

C

509,907

**PAGE NOT
AVAILABLE**

**PAGE NOT
AVAILABLE**

**PAGE NOT
AVAILABLE**

**PAGE NOT
AVAILABLE**

**PAGE NOT
AVAILABLE**

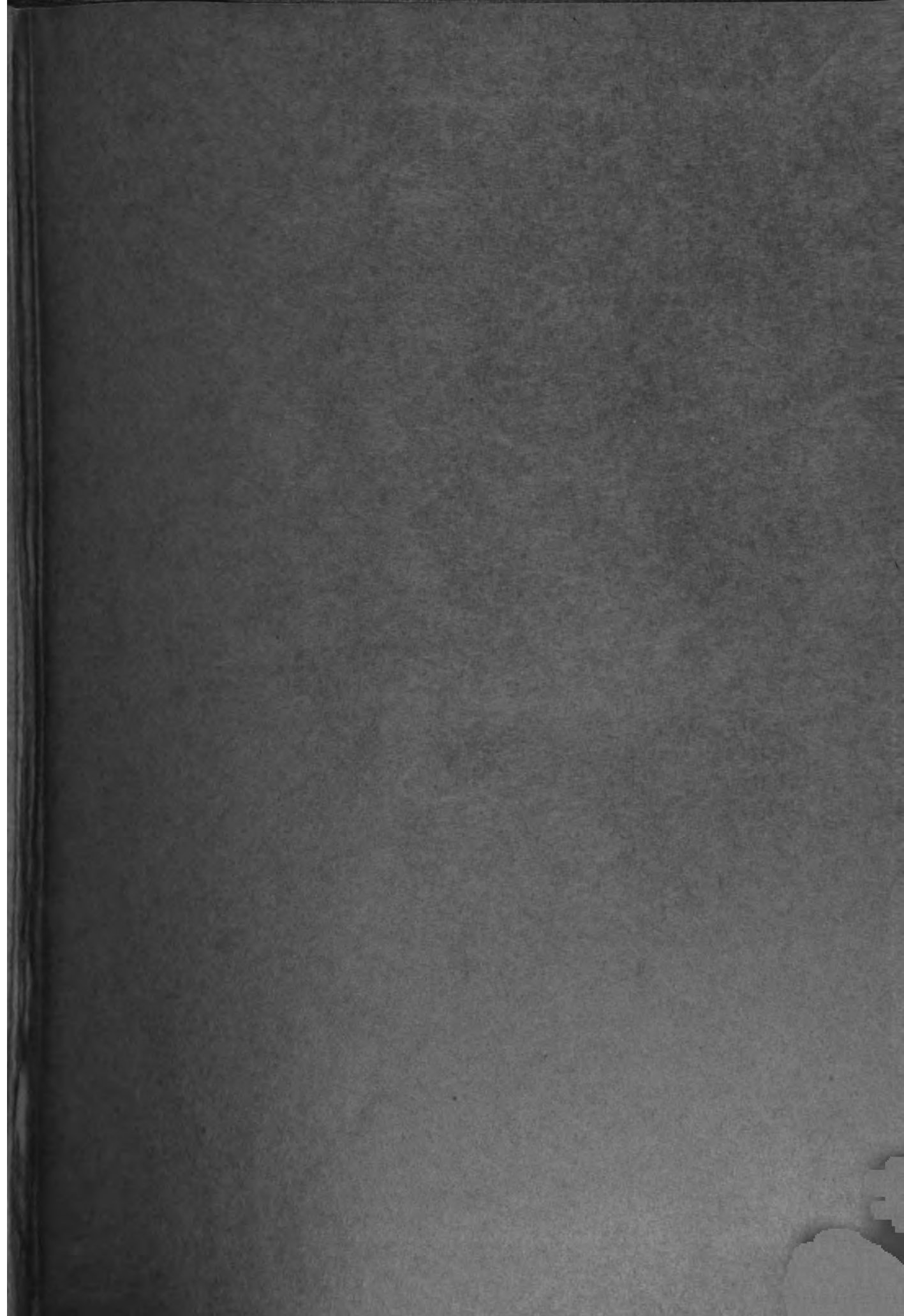
C 509,907

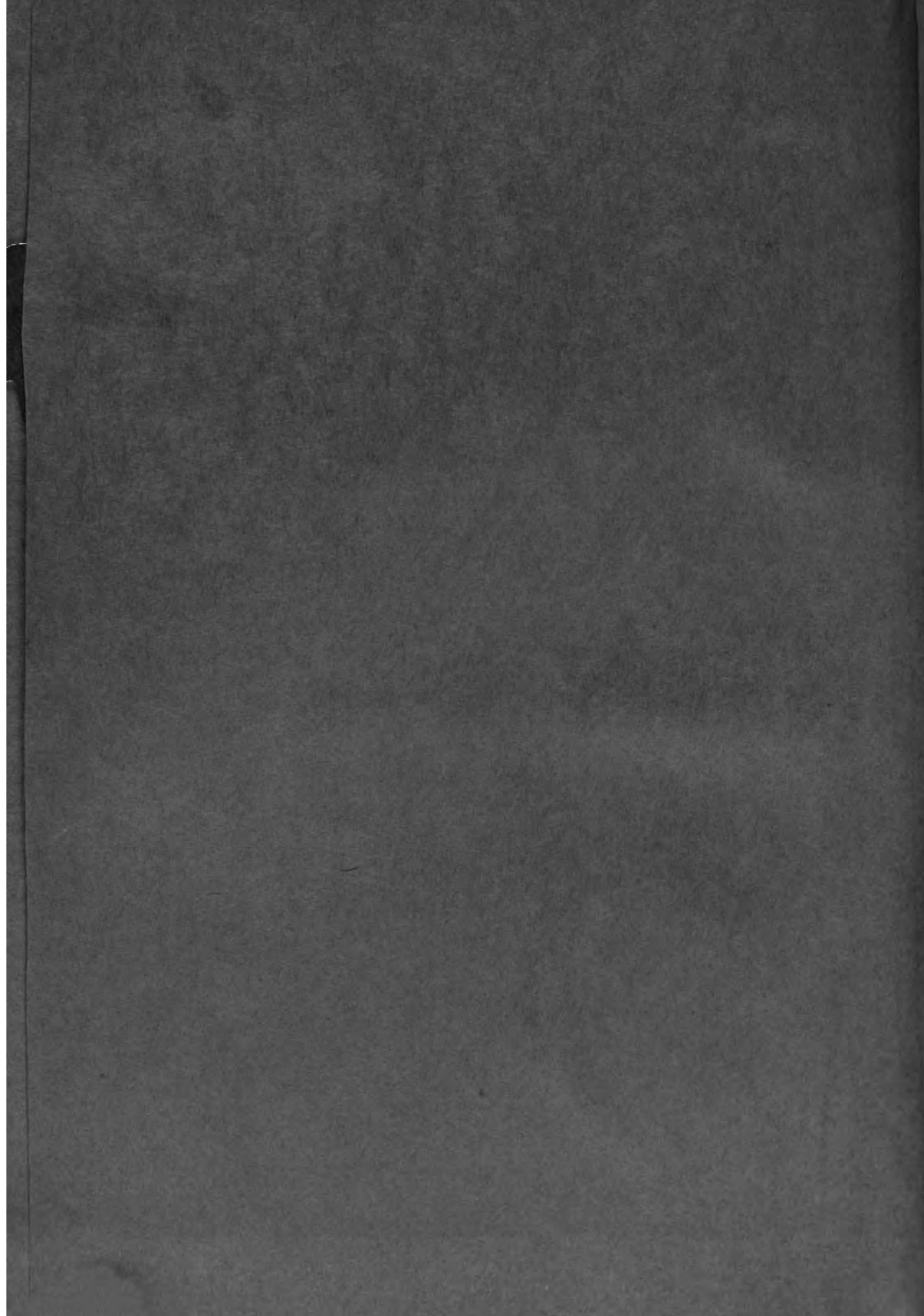


FOUNDED
Hackley Public Library.
MUSKEGON, MICHIGAN
MAY 25TH 1888.

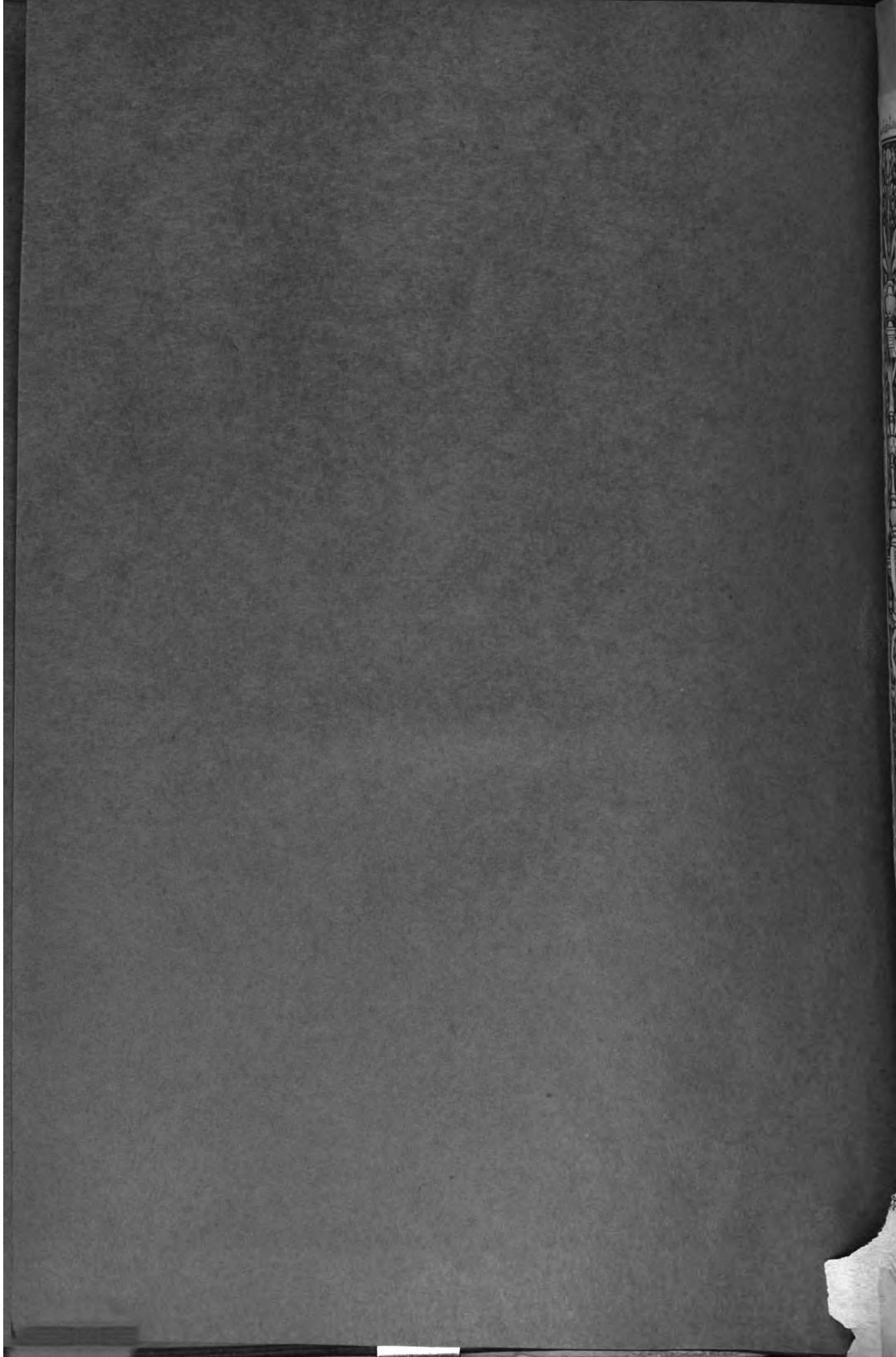
UNIVERSITY OF

ARIES









DK Brown

te
99
7



Dom fels zum Meer

Spemann's
Illustrirte Zeitschrift
für das
Deutsche Haus.



Stuttgart
Verlag v. W. Spemann

G. Thierich

Zweiter Band.

(April bis September 1889.)

Börsenleben 1
960
Berliner Wäp 1223

AP
3/2
1889
Apr.-Sept.

Handwritten signature or text, possibly "H. B. ..."

Stuttgart.

Druck von Gebrüder Kröner.

—*—

13445

Inhalt.

Zweiter Band (April bis September 1889).

I. Romane, Novellen, Plaudereien etc.

Band, Moriz. O, du Himmelblauer See	1067
Laubitz, Sophus. Vergeudete Kräfte	27
Laubitz, Alphonse. Die schöne Nivernaislerin. (Uebersetzung von Wilhelm Kiehne)	124
Deutschländer, Martin. Gespenster	1472
Edelstein, Ernst. Universitätsleben in der römischen Kaiserzeit	1528
Felskiel, Ludovica. Ein Wortbruch	577
Goff, Bernhard. Auch eine Art Missionär. (Deutsch von Emil Jonas)	517
Lehn-Siegel, Anna. Eine Episode aus Hermann Hendrichs Künstlerleben	346
Kautzner, Fritz. Sein letzter Toter	289
Koldenhauer, Paul. Der Adept von Helmstedt	183
Költhausen, Balduin. Das Haus Montague 55. 481. 758. 980. 1249.	1636
Kötel, Louis. Lebende Bilder. Historische Erzählung	255
Korn, Anton. Trinkgold	1553
Kerfall, Anton Freiherr von. Das Erdmannshaus	214. 374. 643
Kochlau, Emil. Franks	1114
Kortersch, R. G. Zur Naturgeschichte der Heilame	1676
Koderik, Albert. Frühe Kulafsch auf der hamburgischen Gewerbe- und Industrie-Ausstellung	1405. 1684
Kreuer, C. M. Schlagichatten	898. 1337
K Schmidt, Rudolf. Der Himmel hängt voller Geigen. Geschichte eines Musikers. (Autorisierte Uebersetzung von J. Langfeldt)	806
Kreierhöfen, H. v. Aus den Papieren meines Oheims	1153
Kelthusen, Andreas. Der Sirius	245

II. Länder- und Völkerkunde, Städtebilder.

Klantenstein, A. M. Zwei Tage in Alger	1314
Koch, Dr. W. Deutschlands Stellung in der Südsee. Mit 11 Illustrationen	10
Krugisch-Pascha, H. Im Lande der Tataren. Mit 21 Illustrationen	1201
Kronberg im Taunus	1403
Kreidmeyer-Jenny, J. Die Pilatusbahn. Mit 8 Illustrationen	865
Kreffe-Wartegg, Ernst v. Eine Badereise längs des englischen Kanals. Mit 12 Illustrationen	1006

Kesse-Wartegg, Ernst v. Bei den französischen Pflanzern von Neumadien. Mit 9 Illustrationen	1507
Jagow, Eugen v. Pariser Gefängnisse	95
— — Streifzüge durch die Pariser Ausstellung, durch Stadt und über Land. Mit 32 Illustrationen	694
Karpeles, Gustav. Eine alte Fürstentadt. Mit 5 Illustrationen	1279
Katscher, Leopold. Wie die Armen in London wohnen	620
Keil, Robert. Tiefurt. Ein Frühlingsmorgen an klassischer Stätte	970
Müller, Karl. Eine Sommerfrische in Kalifornien. Mit 11 Illustrationen	935
Prümer, Karl. Eine Bergfahrt in den steirischen Alpen	1048
Rosset, C. W. Elefantenjagden auf Ceylon. Mit 1 Illustration	165
Schwebel, Oskar. Greifswald. Ein deutsches Städtebild. Mit 7 Illustrationen	520
— — Elsfasser Bilder. Mit 7 Illustrationen	1606
Trinius, A. Die Ruhl	670
Ulmann, S. Die Kaffeehäuser Wiens	954
Vetter, Ferdinand. Eine Besteigung der Hella. Mit 3 Illustrationen	598
Weinlich, Eduard. Aus der grünen weißen Steiermark. Mit 9 Illustrationen	169

III. Naturwissenschaft, Heilwissenschaft, Technologie etc.

Alberg, Moriz. Ein Schutz- und Trugbündnis zwischen Tier und Pflanze	511
Binder, Otto. Naturwissenschaftliches. Ein Problem für Elektrotechnik	639
Dessoir, Max. Hypnotismus und Telepathie	684
Gräbner, Fr. Ein außergewöhnlicher Hund. Mit 1 Illustration	107
Habenicht, Oberförster. Der Laubaussbruch der Buche. Mit 11 Illustrationen	403
Hellborn, J. M. Wächtervögel. Mit 7 Illustrationen	1081
Klumpfen, Dr. C. Was thun wir, um uns abzuhalten?	180
Kendenfeld, R. v. Gebirgscharaktere. Mit 7 Illustrationen	1441
Magnus, Hugo. Das Schönheitsgefühl als Funktion des Auges	1539
Murr, J. Die heimlichen Laubmoose. Mit 34 Illustrationen	1293

Obersteiner, Dr. Heinr. Geisteskrankheiten	1399
Schleiffarth, L. Aus dem Gebiete der Luftschiffahrt	1107
Spitaler, R. Die moderne Amateurphotographie. Mit 9 Illustrationen	790

IV. Geschichte und Kulturgeschichte.

Angermann, C. Kriegsdrangale einer sächsischen Landpfarre	730
Donner-Richter, Otto. Die Porträtmalerei der Alten	1093
Egelhaaf, Gottlob. Die französische Revolution	413
Friedlieb, Werner. Vom Reichstag des alten deutschen Reiches	877
Heigel, Karl Theodor. König Max II. und Leopold v. Ranke	1499
Kaden, Woldegar. Deutsche Sprachinseln in Italien	540
Lord, R. Das Plantin-Haus in Antwerpen. Mit 23 Illustrationen	323
Schurk, H. Der Fremdenkultus in Deutschland	1606
Wiltsdorf, Oskar. Schloß Stolpen und die Gräfin Cosel. Mit 7 Illustrationen	132

V. Literatur.

Björnsterne Björnson. Mit 5 Illustrationen	3
Erdmann, Gustav Adolf. Der Dichter des „Quickborn“. Mit 1 Porträt	790
Johnsen, Wilhelm. Ludovica Felskiel. Mit 1 Porträt	532
Lange, Dr. R. Der Sänger der „bezauberten Rose“	133

VI. Artikel verschiedenen Inhalts.

Arendt. Friedliche Gesellschaft. Illustration	550
Berg, Leo. Ein Schlachtenbild	1196
Castner, J. Die Schnellfeuergeschütze und ihre Bedeutung für den heutigen Krieg	616
Eisenhart, Dr. A. Basen und ihre Verzierungen. Mit 37 Illustrationen	451
Falke, Jakob v. Was ist Kokos?	1
Klaufmann, Oskar. Abfälle	960
Kniest, Ph. Börse und Börseleben	1223
Lammers, Mathilde. Vermögensverwaltung	472
Poten, A. Die Anforderungen an die Offiziere des Beurlaubtenstandes	

Poten, B. Die neuen Regiments-	Seite
namen im preussischen Heere . .	1018
— Die Lanze als Reiterwaffe . .	1243
Schmidt, Dr. F. A. Die künstliche	
Kinderernährung. Mit 3 Illustrationen	1390

VII. Gedichte.

Avenarius, Ferdinand. Kornspitz .	1372
Bequignolles, Hermann v. Der Tri-	
berger Wasserfall	1079
Bodenstedt, Friedrich v. Aus Omar	
Chejam	325
Bolke, A. Liebe, Glaube, Hoffnung	896
Brunold, Fr. Im Wiesengrund . .	934
Dickmann, G. Spruch	9
Hafner, Dietrich. Frühlingsgruß .	480
Hartwig, Gustav. Die Glücksummer	691
Heinzmann, Arthur. Aus Vitezslav	
Haleks Gedichten	1604
van Hoffa, Friedrich. Der Rhein an	
die Mosel	597
Kunze, Wilhelm. Am Waldesteich .	1113
Littauer, Hugo. Pessimistisch . .	1683
Paulus, Eduard. Genesung	1416
Schad, Adolf Friedrich Graf v. Der	
Mönch von St. Bernhard	448
Schanz, Frida. Der Mond spielt in	
den Blattgeflechten	1127
Schultes, C. Zu Wallendar am Rheine.	
(Lied im Volkston)	1200
Sturm, Julius. Einem jungen Mäd-	
chen	1248

VIII. Sammler.

(Die mit * bezeichneten Artikel sind illustriert.)

*Abortanlage mit Torfmüll	849
Abstammung, über die, der Hohen-	
zollern. Von Dr. Kaufmann . . .	284
Äußerungen, von mechanischen,	
der menschlichen Willenskraft . .	1440
Ärterlei	1711
Antwort, gute	570
Augenentzündung, etwas von der	
ägyptischen	848
*Auswandererzug, ein, in Berlin .	287
*Beetblumen, neue	1131
Bodenstedt, Friedrich v., zum 70.	
Geburtstag	265
*Boscos Taubenkunststück	850
Charakter und Handschrift. Von	
H. Amselmann	276
Die Mode in der Pariser Welt-	
ausstellung. Von Ida Barber . .	1148
*Dorf, ein, in der Eifel	573
*Findungen, neue	1432
*Fante, die, zur See	1147
Fischer, der. Von Ferd. Luthmer .	553
Fischer, der wiedererfetzte	1711
Fischer, der mit Tinte	852
Fischer, kleine, von Elleder. (Zu-	
houette)	1417

*Flamingo und Marabu	Seite
Fragen	280
Für junge Mädchen	569
*Gebetsmühlen, durch Wasser	
getriebene	268
*Geburtshaus, das, Dantes	1425
Gemüsepflanze, eine neue	571
*Gnom, der unsichtbare	1434
*Göta-Kanal, der	1426
Goldschmiedekunst-Ausstellung,	
die große, in Wien. Von Ida	
Barber	857
Grillparzerdenkmal, das, in	
Wien	1433
*Hausgarten, unser. Von D. Hüttig	
Heimatkolonie Friedrich-Wil-	
helmstädter, die, bei Bremer-	
haven	1711
*Heliopolis	1437
Hessen-Cassel und der Soldaten-	
verkauf	1134
Himmel, der gestirnte 282. 564.	
862. 1140. 1427. 1704	
Hüttig und Nötel	573
*Im Wald. Von Julius Sturm . .	1438
*Insekten, die, in ihren Be-	
ziehungen zu den Pflanzen.	
Von D. Hüttig	842
*Kalender, immerwährender	568
*Kopferbrechen, zum 277. 565.	
853. 1141. 1429. 1705	
Küche und Haus, aus. Von L. v.	
Bröpper 285. 570. 847. 1144. 1427.	
1698	
Kunstbeilagen, unsere 276. 564.	
849. 1148. 1423. 1710	
*Leben in Holland	1716
*Lianen. Von D. Hüttig	1693
*Magazingewehr, das öster-	
reichische. Von J. Castner . . .	1708
*Mark Twains Schloß	856
*Muskelstärker, ein neuer	561
*Neues für unsere Hausfrauen	
571. 860. 1145	
*Osterhase, der	283
*Photographieren, das, ohne	
Apparat. Von Herm. Schnauß .	1699
Postkartenwesen, das. Von Oskar	
Rennewitz	845
Reisezeitung, unsere. Von L. W.	
Soutup	274. 559. 859. 1438
Sago, vom. Von D. Hüttig	556
*Salonmagie	281
*Schloß Naubers	1139
*Schreiben, das, auf der Ma-	
schine	863
*Sommerabend	1129
Sommerbild, ein, vom Bodensee	
Sonntag-Nachmittag, ein, in	
London. Von Wilh. J. Brand . .	1135
Venus, die, von Milo	1148
*Verkäuferin in Rußland	573
Waldmeisters Einzug	558

Was die Mode Neues bringt.	
Ida Barber	571
Was Frau Mode Neues bring	
Von Ida Barber	561
Wein aus Johannis- und Stachel-	
beeren. Von D. Hüttig	561
Werke, neue philosophische . . .	561
Wesen, das, der Träume. Von	
Eduard Löwenthal	561
Wint, ein, zu gunsten der deut-	
schen Ornithologie	562
*Zauberschlüssel, der	1144
*Zigeunerin, die	1687
Zu Murets englischem Lexikon	
1147	
*Zur Zeit der Sänfte	861

IX. Vollbilder.

Düne, auf der. Von Max	
Schmidt	1056
Familienfreude. Von Hugo Kauf-	
mann	1441
*Frühling, im	562
Grablegung Christi. Von Fried-	
rich Keller	384
Hafen, der, von Bodoe in Nor-	
wegen. Von A. Normann	1392
Heimkehr vom Kirchgang. Von	
A. Guillon	480
Jungfrau, die. Von J. Schönerer	
Kronberg im Taunus. Von A.	
Chelius	1344
Lenz, der, ist gekommen. Von	
Messerschmitt	816
Lenzeslust. Von Robert Bey-	
schlag	289
Mailänder flieg. Von Messer-	
schmitt	577
Markt, auf dem, in Kairo. Von	
L. C. Müller	192
Musikunterricht. Von Ernst Zim-	
mermann	1681
Nachtwandlerin, die. Von Sucho-	
dolska	769
Opiumraucher. Von G. Ferrier.	
1585	
Nichelleu bei der Belagerung von	
La Rochelle. Von G. Motte . .	12.3
Rosert, mein herziges. Von Fr.	
v. Defregger	865
Schafe im Stall. Von G. Bügel	
1104	
Schuhplattler. Von Nettig	1489
Städtchen, andre, andre Mäd-	
chen. Von Max Volkhart	1153
Stunde, eine bange. Von Ben-	
jamin Vautier	144
Weide, auf der. Von J. Dupré	
672	
Waldweben. Von G. Zuber	240

X. Extrabeilagen.

Immerwährender Kalender.

Was ist Rokoko?

Von

Jakob von Falke.

Es war einmal ein Künstler — und vielleicht lebt er noch — der verstand sich sehr gut auf das Rokoko, wenigstens glaubte er es. Er nahm ein paar Muscheln, einige kantige Steine, etliche Waben, etwas Kohl und anderes Gemüse, und sonstige Ingredienzien, wie sie ihm eben zur Hand waren, würfelte alles durcheinander, schaute sich das Ding von fern an und sein Rokokomotiv war fertig. Sollte er ein neues haben, brauchte er nur das Potpourri wieder umzurühren.

Dieser Künstler kommt mir immer in den Sinn, wenn ich jemand wiederum für das Rokoko schwärmen sehe. Wie schnell doch die Dinge heutzutage gehen! Vor einigen Jahren noch wurde man gesteinigt, wenn man nicht in den nationalen Stil der deutschen Renaissance einstimmte, dann wurde die Fahne für das Barocco geschwenkt, und noch sah man dieses Panier in den Zeiten wehen, als schon die Schwärmerei im Rokoko begann. Hinter dieser erscheint nichts der langweilige Empirestil mit seiner Gröziat, der auch schon wieder seine Verehrer gefunden hat, und ohne Zweifel wird sich auch die Gotik wieder erheben, welche ohnehin ihren kirchlichen Stolz behauptet. War das höchste aber, was wir in Wien sagen, ist der Enthusiasmus für Japan und seine Kunst. So sind wir wieder mitten im Stilgedränge, auf einem Kampfsplatz, wo die Kämpfer von allen Seiten herbeistürmen, alle gegen alle, jeder gegen jeden.

Unter solchen Umständen ist es immer und nützlich, wenn man sich die Dinge anschaut und fragt, was Geistes Kinder sie sind, was ihre Berechtigung bildet. Wir haben es in diesen Blättern einmal mit dem Japonismus versucht, werfen wir diesmal die Frage auf: Was ist Rokoko? Eine wohl aufzuwerfende Frage, denn es kam sich ja in diesen Jahren erst die herbeiziehendsten Geschichtschreiber der Kunst bemüht, uns zur Klarheit über Begriff, Herkunft, Fortschritt des Rokoko zu verhelfen. Es ist mit immer schärferer Faser von Zahn und Springer und anderen wieder worden und in jüngster Zeit erst, was uns bedünkt, am besten von Cornelius

und es that wohl not, denn wie man weiß, wenigstens nicht mit Sicherheit, was eigentlich das Wort „Rokoko“ bedeutet, wann es entstanden, wann es gebraucht, so betrachtete man ja

überhaupt lange Zeit die ganze der Renaissance nachfolgende Kunst höchst oberflächlich und unterschied gar nicht zwischen ihren eigentümlichen, ja in Gegensätzen sich entwickelnden Stilarten. Man faßte die ganze, zwei Jahrhunderte dauernde Kunstbewegung mit dem Worte „Barock“ zusammen oder belegte sie mit dem Ehrentitel des Popses. Dann unterschied man allerdings zwischen Barock und Pops und gab jene Bezeichnung dem siebzehnten, diese dem achtzehnten Jahrhundert. Nun haben wir aber im Fortschritt unserer kunstgeschichtlichen Studien auch auf diese bisher vernachlässigte Epoche unsere Aufmerksamkeit gerichtet und haben dann gefunden, daß es, wie gesagt, gar bedeutende Unterschiede und selbst Gegensätze gibt, daß eine ständige Bewegung, eine Entwicklung vorhanden ist, die nicht erlaubt, alles in einen Topf zu werfen, alles mit einem einzigen Schlagwort zu bezeichnen.

Die Franzosen haben das zuerst erkannt, wie natürlich, denn es war im wesentlichen ihre Kunstgeschichte, welche in Frage stand. Sie haben die Unterschiede erkannt und bezeichnen die Stilarten nach ihren Herrschern. So haben sie eine Stilart Louis XIII., Louis XIV., einen Stil der Regentenschaft, sodann Louis XV. und Louis XVI. und endlich den Empirestil. Sie wissen, was sie damit sagen wollen, aber geschichtlich ist es wohl nicht ganz richtig, denn die Grenzen der Stilarten fallen mit den Daten der Herrscher nicht immer genau zusammen, wie denn z. B. derjenige nach dem Regenten Philipp von Orleans genannte Stil die wenigen Jahre der Regentenschaft lange überdauert selbst bis zur Mitte der Regierungszeit Ludwigs XV. Sodann ist zwischen der Kunst in der zweiten Hälfte der Regierung dieses Königs und derjenigen unter seinem Nachfolger kein wesentlicher Unterschied, wenigstens nicht im Charakter. Ein wesentlicher Unterschied aber, ja ein Gegensatz, der Beginn einer neuen Bewegung tritt genau in jenen mittleren Jahren der Regierungszeit des fünfzehnten Ludwig (um 1750) ein, so daß diese zwei ganz verschiedene Stilarten besteht, nicht nebeneinander, sondern nacheinander. Auch das siebzehnte Jahrhundert scheidet sich nicht so einfach in Louis XIII. und Louis XIV. Vielmehr gehen vom Anfang bis zum Ende zwei Strömungen, zwei Kunstrichtungen nebeneinander her, von denen sich nur die eine mit dem Worte

Barock bezeichnen läßt. Es ist vorzugsweise in der Architektur, aber auch in der Malerei — man vergleiche Poussin und Lebrun — wo sie zum Ausdruck gelangen.

Die eine dieser Richtungen setzt die Renaissance insofern fort, als dieselbe auf dem Studium der antiken Bauwerke beruht, welche in Italien noch aufrecht standen oder in sichtbaren Trümmern vor Augen lagen. Diese Ueberreste wurden gezeichnet, gemessen, dabei Vitruv studiert und hieraus entwickelte sich eine Kunsts litteratur mit einem Kanon, welcher die Regeln der klassischen Kunst feststellte, d. h. der klassischen Kunst, wie man sie an diesen römisch-italischen Bauwerken vorfand. Diese Richtung mit ihren strengen Regeln gestaltete sich zu einer Schule, welche mit einem gewissen Recht den Namen des Klassizismus erhalten hat. Ihr künstlerisches Haupt war Palladio. Die Schule ging fort durch das ganze siebzehnte Jahrhundert in das achtzehnte hinein und fand ihre Vertretung nicht bloß in Italien, von wo sie ausgegangen war, sondern ganz besonders in Frankreich und in England, wo die Schule selbst den Namen von Palladio annahm.

Das war die eine Richtung, die Schule der strengen Regeln, des festen Kanons nach klassisch römischer Art. Aber damit waren nicht alle Geister zufrieden. Dem Zwang der Regeln trat die künstlerische Freiheit entgegen, das Recht des genialen Künstlers, seinen eigenen Weg zu gehen, sich über die Regeln hinwegzusetzen und der Welt neues zu zeigen. Dies war die zweite Richtung oder Strömung, welche von dem gewaltigen Michelangelo ihren Ausgang nahm und geniale Künstler, die Architekten und Bildhauer Borromini und Bernini, den Architekten und Maler Pietro da Cortona, zu ihren Hauptvertretern zählte. Dies ist die Richtung oder die Schule, welche mit dem Worte Barock bezeichnet wird und allein zu bezeichnen ist. Sie hatte ihren Hauptsitz in Italien und dann in Süddeutschland und Oesterreich, auch wohl in den katholischen Niederlanden. In Frankreich hatte sie als Architektur nur geringe oder gar keine Bedeutung, wohl aber als Innendekoration und in der Kleinplastik. Alle großen Pariser Bauten des siebzehnten Jahrhunderts vom Louvre bis zum Palaste in Versailles gehören der gelehrten palladianischen Richtung an; Bernini hatte in Paris trotz aller Ehren, welche ihm

ermiesen wurden, keinen Erfolg, wohl aber der große Dekorateur, der Maler Charles Lebrun, der in den Fußstapfen Pietros von Cortona wandelte.

Wer wollte das Recht der Individualität, das Recht der künstlerischen Freiheit bestreiten, wie es diese Schule behauptete! Wer möchte heute noch den Eindruck leugnen wollen, den die gewaltigen Schöpfungen jener Meister der Baukunst machen! Sie haben ein neues, lebensvolles Element in die Kunst eingeführt und sind insofern dem Vorgange der größten Künstler der Renaissance treu geblieben, als sie Architektur, Plastik, Malerei zu gemeinsamer Wirkung zu vereinen bestrebt waren. Und sie thaten es in großartiger Weise. Allein die Freiheit wurde bei ihnen zur Willkür; was jede Kunst als ewiges Gesetz in sich trägt, abgesehen von der Eigenart der Zeiten und der Völker, das wurde bei ihnen zum Spiel. Sie spielten mit der Architektur und ihren Gesetzen, nicht mit den klassischen, sondern den statischen Gesetzen. Was seiner Natur nach gerade sein muß, machten sie krumm, was wirklich sein muß, machten sie zum Schein. Sie schweiften den Grundriß wie die Dachlinien und die Gesimse, drehten die Säulen, selbst die Türme, und erbauten Scheinarchitekturen mit künstlicher Perspektive, wie sie in Wirklichkeit kaum ausführbar waren. Sie wollten mit Gewalt neu, originell, anders sein, als es herkömmlich war; sie waren es, aber auf Kosten der Vernunft oder der Vernunftmäßigkeit.

Diese Richtung nahm zu an Willkür in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, insbesondere in der Dekoration und Ornamentik. Alle Architekturteile drangen als Ornamentmotive in die Dekoration ein und verbanden sich dort in gewaltiger Weise mit grotesk geschwungenen, nach bedeutender, großartiger Wirkung strebenden Pflanzenmotiven. Auch im Mobiliar begannen die Linien in Bewegung zu geraten und die Strukturgesetze, Symmetrie und Gleichgewicht misachtet zu werden.

Dies ist die Stilart, welche man nach Ludwig XIV. benennt: schwer, mächtig, gewaltig, stand sie immer noch unter einem gewissen Maß. Das Maß hörte aber auf, als (1715) Philipp von Orleans die Regierung Frankreichs übernahm. Wir erinnern nur daran, daß unter ihm Zucht und Sitte sich aller Bande entledigt fühlten, seine kurze Epoche durch Orgien, Schwindel, Zügellosigkeit sich berühmt, vielmehr berühmter gemacht hat. Von diesem Charakter trägt auch die Kunst vieles an sich, zwar nicht die Architektur, denn sie hatte in den wenigen Jahren kaum Zeit dazu, wohl aber die Dekoration, das Ornament, die Kleinkunst. Die schlimmen Charakterzüge des Barocco, das willkürliche Umspringen mit den Formen, die Verachtung der geraden Linie, die Schweifung aller strukturellen Glieder, das artet in der neuen Stilart, welche man nach dem Regenten benennt und die auch in der That seines Geistes Kind ist, in völlige Verwilderung aus. Es treten aber zu diesen alten Zügen

neue ornamentale Motive hinzu, welche der Stilart der Regentschaft einen ganz eigenartigen Charakter geben. Dies sind einerseits Motive und Gegenstände der Liebe, Amoretten, die sich in alles drängen, auf allen Wänden herumfliegen, auf allen Möbeln herumreiten, in Feld und Wald und Busch und Wiese einherflattern, dann die Schäfer- und Hirtenjungen, die Chineserie, das Komödiantentum und was Welt und Leben sonst von falschem Scheine darboten. Insbesondere aber ist es ein ganz eigenes Ornament, welches sich so in jeglichen Kunstzweig eindringt, daß es das eigentliche Erkennungszeichen der Stilart dieser Epoche bildet. Das ist das Stein- und Muschelwerk, damals rocaille genannt. Mit seiner beabsichtigten Unsymmetrie, mit seiner gänzlichen Normlosigkeit, mit seinem fieberhaft unruhigen Abspringen nach rechts und links, bevor nur eine Linie ausklingen kann, spottet es aller natürlichen Gesetze. Dies kann nun sehr geistreich, auch sehr anmutig geschehen, und so geschieht es auch wohl, immerhin aber ist es doch nur die Entartung, die Verwilderung des Barocco, denn selbst jenes scheinbar eigenartige Stein- und Muschelornament findet Erklärung und Ursprung in der Vorliebe der Barockzeit für Nachbildungen von Tropfsteinhöhlen und mit Muscheln ausgeschmückten Grotten.

Diese griffenhafte Stilart, welche einer kapriziösen Gesellschaft gefiel, überlebte die Regentschaft, unter welcher sie entstanden war, noch um ein Vierteljahrhundert. So lange mag man auch die Nachwirkung der wilden Epoche des Regenten rechnen. Da kam in der That ein neuer Geschmack, ein neuer Kunststil, dessen Gegenfähigkeit gegen Geist und Charakter des Barocco man wohl bisher viel zu wenig hervorgehoben hat. Genau um 1750, da Madame de Pompadour regierte, hört in der französischen Kunst das Stein- und Muschelwerk auf, die Konstruktion kommt wieder zu ihrem Recht, die gerade Linie löst die geschweifte ab, und in das Ornament treten griechische Motive ein, insbesondere die späten italisch-griechischen, wie sie zum Teil schon aus der Maffaezeit bekannt geworden, nun aber durch die wiederaufgebeckten Städte Campaniens in reichster Fülle mit ihrer unvergänglichen Grazie an das Licht gebracht wurden.

Dieser neue Stil, der Stil Louis XV. in der zweiten Hälfte seiner Regierung, der also genau um die Mitte des 18. Jahrhunderts entstand, ist wohl als eine Fortsetzung oder Wiedergeburt der klassizistischen Richtung zu betrachten, aber er ist doch so eigentümlicher Art, so neu und originell in seiner Weise, daß er als Beginn einer neuen Kunstbewegung zu gelten hat, deren Hauptcharakterzug in der Annahme der antiken Motive beruht. Denn diese Eigenschaft der Gräzifizierung, welche im engen Zusammenhange mit der Wiederbelebung der klassischen Studien und der neuen Wissenschaft der Archäologie steht, geht mit raschen Schritten weiter.

wächst an in der durchaus neuen, benannten Stilart Louis XVI. und ihre Höhe im Stil Empire, am Sturze des Kaiserreichs und der des Ancien régime in raschem Falle verschwinden.

So war in der That die Kunstbewegung. Das Barocco beginnt mit Michelangelo und entartet und endet mit dem Stil der Regentschaft; parallel läuft der nach Palladio benannte Klassizismus. Im Zusammenhang mit demselben und doch eigentümlich erhebt sich der gräzifizierende Stil um 1750 mit Louis XV. und endet mit dem Sturz des Empire.

Wo bleibt nun das Rokoko? Zwischen hat es keinen Platz. Keine dieser Stilarten benennt sich zu ihren Lebzeiten mit dem Worte Rokoko, und doch muß es für eine derselben Gültigkeit haben. Das Wort erscheint zum erstenmal gegen Ende des 18. Jahrhunderts, in der Litteratur gebräuchlich wird es erst im 19. und auf fallenderweise vorzugsweise in Deutschland, während sich die Franzosen wissenschaftlich sowie in der Kunstpraxis dieses Wortes nicht bedienen. Welche Stilart also ist damit gemeint?

Als das Wort zum erstenmal vorkommt, wird damit in spöttischer Weise ein bereits veralteter und verkommenen Stil bezeichnet. Da dies zur Zeit des Stils Louis XV. oder Louis XVI. geschieht, so kann damit nur der Stil der Regentschaft gemeint sein, der ja seit 1700 in Frankreich aus der Mode gekommen war. Und damit stimmt auch die Ableitung des Wortes, soweit sie mit einiger Sicherheit festgestellt werden kann. Wir erinnern uns, daß in der Stilart der Regentschaft ein willkürliches Stein- und Muschelwerk das hauptsächlichste Motiv des Ornamentes ist und dieses allgemein, künstlerisch wie literarisch, mit dem Worte rocaille bezeichnet wurde, für welches wieder roca, Stein, Fels, das Stammwort bildet. So erscheint Rokoko nur als eine Umbildung des Wortes rocaille und zwar, wie uns bedünkt will, mit seiner seltsamen Form als ein Spottwort, ein Epitheton für die allgeliebte und bald allverachtete Stein- und Muschelwerk; es erscheint als ein Epitheton, der im Künstlermunde, in den Ateliers entstanden und in denselben sich fortgepflanzt hat, bis er nach einem halben Jahrhundert in die Schriftsprache und in die Litteratur eindrang, um heute zur vielgebrauchten, rechtsgültigen Bezeichnung eines Kunststils zu gelangen, ohne jedwede spöttische oder verächtliche Nebenbedeutung.

Rokoko ist demnach dieselbe Stilart, welche die Franzosen als die der Regentschaft bezeichnen, eine Stilart, welche aus der Umbildung und Verwilderung des Barockstils gegen das Jahr 1720 entsteht und mit dem Jahr 1750 aus der Mode kommt. Geblüht also hat das Rokoko nur ein einziges Menschenalter und ist rasch wieder in Verachtung gesunken. Das aber hat nicht verhindert, daß man noch hier und da länger in diesem Stile gearbeitet hat, besonders außerhalb Frankreichs und

vor allem in Deutschland, wo das Rokoko vielleicht, wenn nicht seine originellste und reichste, doch seine üppigste und wildeste Entfaltung gefunden hat. Frankreich hat kaum dem etwas an die Seite zu stellen, was sich an Rokoko noch heute an deutscher Fürstenthümern und in bischöflichen Residenzen erhalten hat.

Von Anfang bis zu Ende brach sich das Rokoko in Frankreich an dem Widerstand der Klassizisten. Dieser Widerstand ist verhindert, daß das Rokoko ein Architekturstil geworden ist, nicht aber, daß es als Dekorations- oder Ornamentstil alle Innenräume erfüllte. In einfach, trocken, nüchtern gebauten Häusern und Palästen zieht es, in Relief wie gemalt und verguldet, Kassetten, Thüren und Wände mit seinem krausen, immer abspringenden, niemals Ruhe gewährenden Ornament, raum mit seinen Schnörkeln Defen und Kamine, steigt in geschmiedetem Eisen an den Windungen der Stiegen empor, löst die Rahmen der Spiegel, der Gemälde, der Kellungen in schiefe Schnörkel, geschweifte Ranken und rauhes Steinwerk und bringt die Möbel aus jeder symmetrischen Form, schneidet Beine, Rücken und Lehnen und begleitet sie mit starrem, schlichtem Ornament. Nirgends ist Ruhe, nirgends ein Halt, nirgends kann das Auge rasten, um sich an diesem oder jenem zu erfreuen. Wenn man mit längerem Blick betrachtet, was z. B. die überausmaligste Laune — wir geben zu, mit leicht und findiger Phantasie — in unaufhörlicher Abwechselung auf der Amalienstraße bei München, in Bruchsal oder im Ludwigsburger Schloß geschaffen hat, so schwindet und verwirrt sich alles vor unseren Augen.

Die Franzosen betrieben das Rokoko reichlicher mit mehr Maß und Grazie als die deutschen Künstler, unter denen man die Dekorateurs der genannten Schlösser fast eine wunderbare Begabung, die volle Empfindung für die eigenthümlichen Reize dieser Stilart nicht absprechen wird. Die frivole, kokette, kapriziöse, aber feine und geistreiche Gesellschaft fand verwandte Künstler, und diese schufen eine gleichgerichtete Kunst kokett, sprudelnd, launenhaft, bis zu den Fingerspitzen.

An den Hauptmeistern der Franzosen ist sich die Umbildung des Rokoko aus dem Barockstil deutlich verfolgen. Oppenord, der als der Vater des Rokoko gilt, bildete sich in Italien an den Barockbauten und trat noch mit einem Fuß, mit seiner letzten Lebenszeit im Stil Louis XIV. Man kann an seinen Kompositionen verfolgen, wie die Detailformen der Architektur in schwingende Bewegung geraten, die Zimmerräume verlieren, in ein Ornament sich verwandeln, von dem man nicht weiß, ob es der Architektur oder der Pflanzenwelt an; man kann sehen, wie nach und nach erst das Stein- und Muschelwerk tritt, um zuletzt die Oberhand zu gewinnen. Alle Kompositionen Oppenords tragen noch etwas von der Schwere des Barockstils an sich; er konnte sich nie davon

befreien. Freilich die Gesellschaft wandelte mit ihm denselben Weg aus den letzten Jahren des alternden Ludwig XIV. durch die kurze Zeit des Regenten hindurch. Als der fünfzehnte Ludwig zur eigenen Regierung gelangte, waren Gesellschaft und Kunststil beide in ihrer Art fertig. Für diese war nun Meissonnier der große, der eigenste Meister des Rokoko, der die volle Leichtigkeit, Zierlichkeit, Beweglichkeit und jene Grazie besaß, wie die Gesellschaft selber. Seine künstlerische Zeit trifft genau mit der Lebenszeit des Rokoko in Paris zusammen. Er sorgte für alles, was der Rokokogeschmack bedurfte, sei es an Dekoration, sei es an Mobiliar und Gerät. Andere Künstler standen gleich fruchtbar neben ihm, aber keiner übertraf ihn gerade in dem, was den Reiz des Stiles ausmacht und was der Welt gefiel. Einer vielleicht ausgenommen, der aber mit seiner Kunst, gleich Oppenord, noch zum Teil rückwärts schaut. Dies ist der Maler Watteau, dessen kurze Lebenszeit schon endete, als das Rokoko noch nicht sein zweites Jahrzehnt zurückgelegt hatte.

Entsprechend dieser seiner Lebenszeit wendet Watteau das Stein- und Muschelwerk noch bescheiden an. Seine Dekorationen, seine Ornamente, mit denen er Wandfelder, spanische Wände, Kächer und was sich sonst an bequemer Fläche darbietet, erfüllt und schmückt, leiten sich aus jenen Arabesken und Grotesken her, wie sie von der Frührenaissance begonnen, von Raffael antikifiziert, von seinen Schülern weitergeführt, dann umgewandelt und unter Ludwig XIV. französisiert wurden. Von hier nimmt die Dekoration Watteaus ihren Ausgang, aber er macht völlig sein Eigen daraus, das sich von seinen Vorgängern und Nachfolgern unterscheidet, sein Eigen, d. h. die echteste Dekoration im Stil des Rokoko, geistreich, launenhaft, willkürlich, aber gemäht von einem wahren Schönheitsgefühl, erfüllt von vornehmer Grazie, freilich im Sinne der französischen Gesellschaft. Chineserie, Allegorie und Mythologie, Liebesgötter, die Theaterwelt, Hirten und Hirtinnen, alles wie es eben der Zeit gefällt, nimmt er in seine Dekorationen auf. Seine Gemälde sind einzig der Liebe und den Freuden dieser Welt gewidmet, aber es liegt der Schleier der Melancholie darüber, als ob er das Schicksal dieser Gesellschaft ahnte. Doch es ist mehr Sehnsucht als Melancholie, denn früh leidend und jung gestorben, war ihm vom Schicksal wenig zu teil geworden von dem, was er darzustellen liebte.

Diese zweite Seite, das Gegenständliche im Malerischen, darf man nicht übersehen, wenn man wissen und verstehen will, was das Rokoko ist. Formell ist das Stein- und Muschelwerk mit allen seinen Auswüchsen das entscheidende Kennzeichen, innerhalb desselben aber spielt die Liebe, die Galanterie, das Theater, die erträumte Idylle des Land- und Hirtenlebens. Die ausgelassene Weltluft unter dem Regenten von Orleans hat das Rokoko geschaffen. Es ist der Stil jener vornehmen Gesell-

schaft, voll Reiz wie diese selber, wenn reich und üppig, und zugleich gezügelt von vornehmer Grazie, sinnlos aber, langweilig und armfelig, wenn es sich zur bürgerlichen Welt herabläßt und nichts weiter thut und kann, als ihr Mobiliar mit einigen Schnörkeln auszustatten.

Das Rokoko endete in Frankreich in der Mitte des Jahrhunderts. Im Jahre 1750 erschien bereits ein Ornamentbuch ohne Rocaille. Madame de Pompadour, selber eine Künstlerin, liebte diesen Stil nicht; sie zeichnete nach griechischen Kameen und stach diese Zeichnungen in Kupfer. Sie liebte die neuerstandene Dekorationsweise von Herkulanum und wurde mit Unterstützung ihres Bruders, des Großmeisters der schönen Künste in Frankreich, und mit Hilfe ihrer künstlerischen Freunde die Begründerin des neuen Stils, der durch die zweite Hälfte der Regierung des fünfzehnten Ludwig und durch die Zeit des sechzehnten Ludwig hindurch zum Empiré führte und mit diesem abschließt. In Deutschland hatte das Rokoko noch ein kurzes Nachleben. Hier fallen die großen Rokokodekorationen noch in die vierziger und fünfziger Jahre, aber auch nur in einem Teile Deutschlands, denn in Oesterreich und zumal in Wien und in Prag, geht der italienische Barockstil fort und fort und läßt dem Rokoko nur einen bescheidenen Platz. Selbst das Kunstgewerbe, das sich teilweise, wie in der geschmiedeten Eisenarbeit oder im Porzellan, dem Rokoko willig gebeugt hatte, hält nicht länger aus. Ein paar Jahrzehnte nur, und die Herrlichkeit des Rokoko, rasch gekommen, ist ebenso rasch wieder verschwunden, um nur noch mit Spott- und Spitznamen bezeichnet zu werden.

Und sollte das Rokoko von heute, wie es uns wiederum gepriesen und als das Heilmittel des Geschmacks empfohlen wird, glücklicher sein? Die moderne Kunstbewegung, welche die Renaissance und die nachfolgenden Stilarten geschaffen, hat dazu drei- bis vierhundert Jahre gebraucht. Heute haben wir dieselbe Bewegung in fünf- und zwanzig Jahren durchgemacht. Rechnen wir auf jede Stilart im Durchschnitt fünf Jahre, so haben wir nach fünf Jahren auch das Rokoko wieder überstanden. Die Zeit, wie sie ist, verlangt den Wechsel, sie verlangt immer nach neuem, und zum neuen gehört nun heute das Rokoko. Wenn aber alles, was alt geworden, wiederum als neues durchgefärbt und nichts mehr übrig ist, dann, so scheint es, wird man nach dem Schönen und Guten fragen und an diesem festhalten.

— Spruch. —

Schreib, Freund, in dein Gedtenbuch ein,
— Mag auch das Gleichnis hinken —:
„Auf fremde Größe stolze zu sein,
Das heißt berancken sich am Wein,
Den andre für dich trinken.“

H. Dickmann.



Kokospalme (S. 12).

Deutschlands Stellung in der Südsee.

Von

Dr. W. Böhm.

Der in der Südsee zwischen dem 13. und 14. Grade südlicher Breite und dem 169—173. Grade westlicher Länge von Greenwich gelegene Samoaarchipel wurde europäischerseits zuerst im Jahre 1722 von dem holländischen Seefahrer Roggenveen, dann seit dem Ende der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts von Schiffen verschiedener Nationen, Franzosen, Engländern, Amerikanern und Russen besucht. Von dem französischen Weltumsegler Bougainville, welcher die Inseln 1768 anließ und eingehender durchforschte, erhielten sie wegen der Geschiedlichkeit, mit der die Eingebornen ihre eigenartigen kleinen Fahrzeuge zu handhaben verstanden, den Namen Schifferinseln. Regelmäßig werden sie von Europa und Amerika aus erst seit 1830 be-

sucht, als englische Missionare, wie es sich zeigte, mit gutem Erfolge die Bekehrung der Eingebornen zum Christentum unternahmen.

Die gesamten zur Samoagruppe gehörigen Inseln enthalten einen Flächenraum von 3010,84 Quadratkilometern oder 54,63 deutschen Quadratmeilen, also wenig mehr als das Großherzogtum Strelitz, aber mit noch nicht voll 38 000 Bewohnern. Dieses Areal und die Bevölkerung verteilt sich auf die einzelnen Inseln, von Westen nach Osten gerechnet, wie folgt: Savaii mit 31 Quadratmeilen und 12 000 Einwohnern, Upolu mit 16 Quadratmeilen und 20 000 Einwohnern, Tutuila mit 2 1/2 Quadratmeilen und 3700 Einwohnern, Manua 1 1/2 Quadratmeilen mit 1300 Einwohnern; kleinere Inseln sind Apolima, Nu-

utele, Ofu u. a. Wie alle Südseeinseln sind auch die Samoas vulkanischen Ursprungs mit meist erloschenen Kratern in der Höhe bis zu 1300 m; noch 1866 fand auf dem Eiland Olofenga bei Matua eine unterseeische Eruption statt. Die Küsten sind meist hoch und steil und bieten wenig gute Häfen, darunter der bedeutendste der von Apia an der Nordküste von Upolu. Das Innere zeigt zwischen den Gebirgsketten schöne reich bewässerte Ebenen; die Hauptflüsse auf Upolu sind der Sigago, Baiwaja und Bailele. Das Klima ist gesund, häufige Regen mildern die tropische Hitze und bedingen die Ueppigkeit der Vegetation, im Sommer herrschen unbeständige Ostwinde, in der ersten Hälfte des Winters frische Passatwinde vor, selten von Windstillen und leichten Südwestwinden unterbrochen.

Die hauptsächlichsten vegetabilischen Erzeugnisse der Inseln sind tropischen Charakters, voran Kokospalmen (S. 10), dann Brotfruchtbäume, Zuckerrohr, Yams, Biskaj. Die animalische Welt ist arm an Arten, größere Säugetiere fehlen ganz, sofern sie wie unsere Haustiere nicht durch Europäer eingeführt sind; dagegen ist das Meer reich an Fischen und Schildkröten.

Was nun die ursprünglichen Bewohner dieser Inseln betrifft, so gehören sie zu dem hellfarbigen polynesischen Menschengeschlechte, einer wohlgebauten kräftigen Rasse, nicht ohne mancherlei geistige Anlagen, wenngleich früher im Rufe gelegentlicher Menschenfresserei stehend. Sie sind von jeher gute Fischer und Schiffer gewesen, wozu die Umgebung des Meeres sie anweist, wohnen in wohlgebauten Hütten, die zu Dörfern vereinigt sind; eine Art Hausindustrie, die meist von den Weibern betrieben wird, besteht in der Herstellung von Zeugen und Matten aus den Fasern der Kokospalme. Ihre Waffen waren in der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft mit den Europäern Keulen und Schleudern, leider haben sie seit längerem auch mit Feuerwaffen umgehen gelernt.

Als eine samoanische Sprachprobe mag hier die Einleitung des zwischen Deutschland und Samoa abgeschlossenen Freundschaftsvertrages neben der deutschen Uebersetzung folgen:

Seine Majestät der Deutsche Kaiser, König von Preußen etc. etc., im Namen des Deutschen Reichs einerseits, und Ihre Excellenzen die Herren der Taimua, im Namen der Regierung von Samoa andererseits, von dem Wunsche geleitet, ihre freundschaftlichen Beziehungen und ihre Interessen gegenseitig zu fördern und zu befestigen, haben beschloffen, einen Freundschaftsvertrag abzuschließen.

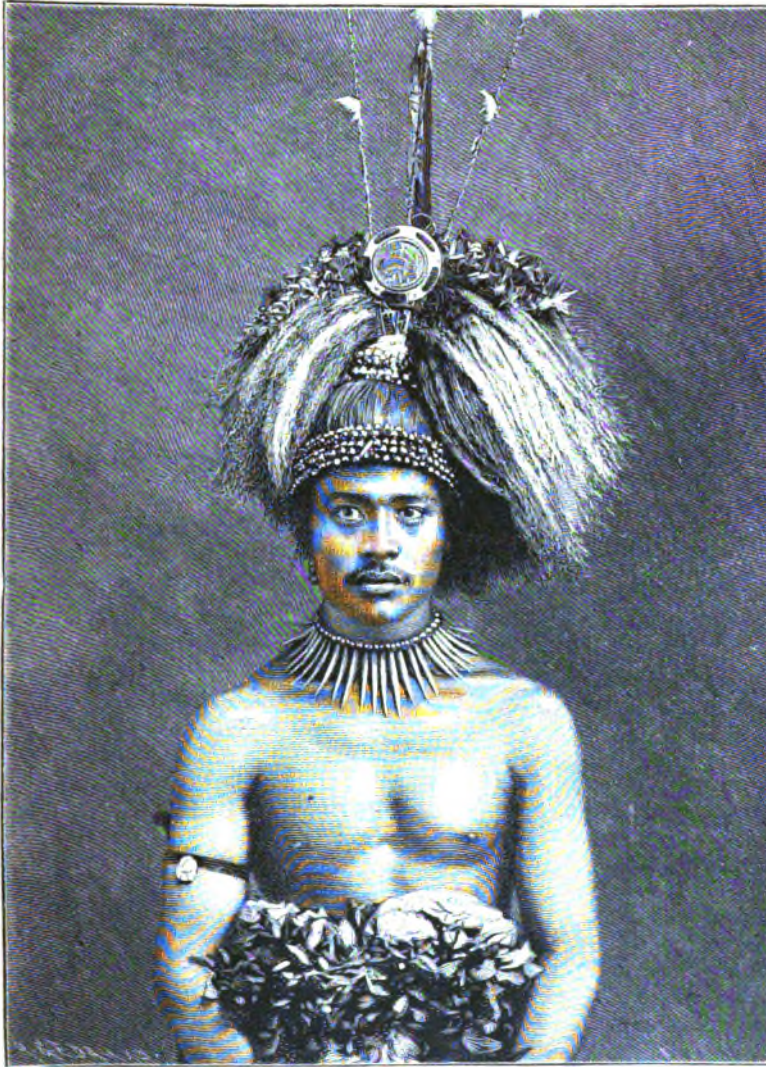
Ua finagalo Lana Afioa le Kaisa — Tupu Sili — o Siamani Tupu o Polusia etc. etc., ona o le Malo o Siamani i le tasi itu, ma Latou Susuga o Alii Taimua, ona o le Malo o Samoa i le isi itu, ona faatupu ma faamauiua o le tasi i le tasi o le faalofani ma mea uma o lóo la masani ai ma mea uma foi ua tataua ia i laua.

In politischer Hinsicht ist die Bevölkerung in eine große Anzahl kleiner Dorfstaaten zerfallen, fast jeder unter einem eigenen Häuptling oder „König“, die in fast ununterbrochener Fehde miteinander leben und daher zu der grauenhaften Verminderung des Volkes beitragen; gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wurde die Kopfzahl derselben noch auf 180 000 geschätzt, heute, wie gesagt, beträgt sie noch nicht 38 000, jedoch soll in den letzten Jahren eine kleine Zunahme bemerkt worden sein. Unter den unzähligen aller kleinste Nationen treten zwei größere Parteidruppen, die der Taimua und Poletua, hervor. Die Bemühungen, ein geordnetes Staatswesen unter wirklichen Oberherren, wie Maletoa oder Tamasefe herzustellen, haben bisher noch kein befriedigendes Resultat erkennen lassen.

Für die Europäer ist der wichtigste Teil des ganzen Archipels die Insel Upolu; sie ist nämlich fruchtbarer, weniger gebirgig im Innern als das größere Savaii und besitzt den vorzüglichen Hafen von Apia. Von den Nationen, welche seit einem halben Jahrhundert hier Handelsanbahnungen gesucht und Kolonisationsbestrebungen gepflegt haben, kommen nur die Deutschen, die Engländer und Nordamerikaner in Betracht und es kann gleich vorweg gesagt werden, daß unter diesen die ersten bei weitem am einflußreichsten sind und den größten Besitz haben. Das deutsche Gebiet auf Upolu umfaßt etwa 24 000 Hektaren oder 96 000 Morgen, dagegen das englische und amerikanische je etwas über 3000 Hektaren. Dazu kommt, daß die Engländer und Amerikaner so gut wie gar keinen Plantagenbau treiben, während auf den deutschen Ansiedelungen, wie ein auf persönlichen Wahrnehmungen beruhender Artikel der Kreuzzeitung neulich ausführte, der Anbau der Kokospalme auf rationeller Grundlage betrieben wird; ferner wird auf den meisten deutschen Plantagen Kaffee, Tabak, Mais und Baumwolle gepflanzt, auch die Rindviehzucht gedeiht, so daß die beiden deutschen Plantagen Baiwase und Baiteke die ganze Inselgruppe mit

Fleisch versorgen. Erworben wurde dieser Besitz durch legitimen Ankauf von den Eingebornen.

In Rücksicht auf den Betrieb der Plantagen bemerkt die angezogene Korrespondenz, daß derselbe ausnahmslos durch fremde Arbeiter geschehen muß. Denn der Samoaner arbeitet nicht oder nur dann, wenn ihm die Not auf den Nägeln brennt, er ist außerdem in der Arbeit unzuverlässig. Infolgedessen werden die Arbeiter von



Jünger Häuptling von Samoa.

anderen Inseln, welche notorisch tüchtige Leute liefern, wie den Salomonsinseln, den Gilbertinseln, der Ellicegruppe, dem Bismarckarchipel u. a. unter Aufsicht von Konsulatsbeamten geholt und für eine dreijährige Thätigkeit angeworben; außerdem werden sie ärztlich untersucht, erhalten ein Drittel ihrer Löhnung während der Anwesenheit auf den Plantagen und die übrigen zwei Drittel entweder in Geld oder was sie vorziehen, in Waren, wie Tabak, Kleiderstoffen, Messern und Eisenwaren beim Abgang von den Samoainseln; unter Beaufsichtigung des Konsulats werden sie nach ihrer Heimat zurückgebracht.

Sehr anschaulich schildert Dr. Schellong in Königsberg diese Arbeiterwerbungen: „In den meisten Fällen ist das Werbegeschäft eine mühsame und zeitraubende Sache; ich habe am Nordkap und an der Südwestküste von Neu-Mecklenburg solche Rekrutierungen mit angesehen. Man geht mit dem Schiff so nahe wie möglich an Land; dann wird der Werber im kleinen Boot abgesetzt, in welchem sich außer einer zuverlässigen Bootsmannschaft die sehr wichtige Kiste (trade box) befindet, in welcher

Tabak, Streichhölzer, Thonpfeifen, rotes Tuch, Messer, Beile, Nerte, Glasperlen, kurz die ganzen Reichtümer des „weißen Mannes“ enthalten sind. Das Boot wird schnell durch die Brandung gebracht und versammelt alsbald um sich die Schar der Eingebornen,

welche die Neugierde halb scheu — halb ängstlich herantreibt. Der Werber macht ein freundliches Gesicht, spricht und gestikuliert lebhaft und verteilt reiche Geschenke; je nachdem er das erforderliche Vertrauen gewonnen zu haben

glaubt, gibt er sodann früher oder später seine eigentliche Absicht zu erkennen: er fragt, ob jemand mit dem Schiff mitgehen wolle, und läßt es dabei an allen möglichen und unmöglichen Versicherungen nicht fehlen: not to much work; plenty kaikai; plenty lawa lawa (seine harte Arbeit bei reichlichem Essen und gutem Lohn); er findet zunächst nur unglaubliche Gesichter und geht deshalb ruhig an Bord zurück, um zu gelegener Zeit wieder vorzusprechen, bis

etwaige Entschließungen bei dem einen oder dem andern ausgereift sein möchten. Zahlreiche Kanus umgeben dann das Schiff; es entspinnt sich der übliche Tauschverkehr, so manches dieser Naturkinder klettert an Bord und bewundert das riesige Fahrzeug, sieht auch ein paar schwarze Kameraden, welche sich aus dem großen Rodtopf (für solche Zwecke stets an Bord genommen) zufrieden ihre gekochten Yamknollen herausholen; dann empfindet auch er vielleicht etwas wie Neugier und entschließt sich zum mitgehen; er bezeichnet diejenigen seiner Angehörigen, an welche ein Handgeld von Nerten, Messern zc. entrichtet werden soll,

und der Werber darf dann nicht sparen, er zahlt bis zum Werte von 20 Mark. Hat sich so erst einer bereit gefunden, so folgen die andern leichter nach. Ohne weitere Abschiedszeremonie werden sie an Bord gebracht, und ohne viel zu überlegen, machen sie ein Kreuz unter den Vertrag, welcher ihnen vorgelegt und so weit als möglich verdolmetscht wird."

Den Grund für die blühende Entwicklung deutschen Handels und deutscher Kultur in der Südsee hat das Hamburger Handelshaus Godefroy gelegt, welches

sich den berühmten deutschen Kaufmannsfirmen früherer Jahrhunderte, den norddeutschen Hanseaten, den Augsburger Fuggers seit hundert Jahren würdig zur Seite stellte und seine Verbindungen von den Schifferinseln aus über weit entfernte Inselgruppen

ausdehnte. Zu den mächtigsten der stolzen Schiffskolosse „bei den Vorseken“ im Hafen zu Sankt Pauli bei Hamburg zählten viele Jahre lang die riesigen Dreimaster Godefroys, ihre Ladung von Kopra und Kokosöl zu löschen. Aber ungünstige Konjunkturen, schwere Unfälle trübten den Glanz des alten Hauses, dessen Thätigkeit dann von der deutschen Südsee-Plantagen-Gesellschaft aufgenommen und bis gegenwärtig fortgesetzt worden ist. Eine Zinsgarantie bis zur Höhe von 300 000 Mark für diese Gesellschaft zu übernehmen lehnte der Reichstag bekanntlich im Jahre 1880, wesentlich auf die Autorität des Abgeordneten Bamberger hin, ab, obgleich große Gefahr vorhanden war, daß der großartigste deutsche Besitz in der Südsee für Deutschland verloren gehen könnte. Die Erfolge der Plantagen-Gesellschaft haben zum Glück diese Gefahr abgewendet.

Wie bedeutend der deutsche Schiffsverkehr auf den Samoainseln den der

T a g g e.	1884.			1885.		
	Anzahl der Schiffe.	Zahl der Besuche.	Raumgehalt. Brit. Reg. Tons.	Anzahl der Schiffe.	Zahl der Besuche.	Raumgehalt. Brit. Reg. Tons.
deutsch	31	161	13 966	37	187	14 588
englisch	19	42	9 073	29	43	4 048
amerikanisch	11	28	2 728	20	20	2 619
verschiedene	1	1	550	2	2	748
zusammen	62	232	26 317	88	252	22 003



Deutsche Pflanzung auf Samoa.

übrigen in Betracht kommenden Nationen übersteigt, zeigt ein Blick auf die Schiffsliste für den Hafen von Apia in den Jahren 1884 und 1885. Es liefen ein (siehe oben):

Der Wert der Einfuhr betrug in denselben beiden Jahren nach chilenischen Dollar ausgedrückt:

Durch Kaufleute	1884.	1885.
deutscher Nationalität	258 178	281 613
englischer "	36 328	95 000
amerikanischer "	65 565	92 000
zusammen	360 071	468 613

Die Ausfuhr von Landesprodukten aus Samoa wies folgende Zahlen auf:

Durch Kaufleute	1884.	1885.
deutscher Nationalität	346 033	294 800
englischer "	10 025	43 385
amerikanischer "	10 000	31 000
zusammen	366 058	369 185

chilenische Dollar.

und Geschick errungenen Vorsprung wieder abzugewinnen und ihn möglichst aus den Felde zu schlagen.

„Die Kaiserliche Regierung,“ heißt es schon in dem Weißbuch von 1879, „hat es als eine nationale Pflicht erachten müssen die deutschen Unternehmungen im Stillen Ozean nicht lediglich ihrem eigenen Schicksal zu überlassen. Die zunächst angeordnete Entsendung und bezw. dauernde Stationierung Kaiserlicher Kriegsschiffe zum Zeigen der Kriegsschlacht, oder zur Sühne und Verhütung von Gewaltthätigkeiten seitens unzivilisierter Inselvölker erhöht mit dem Ansehen des deutschen Namen die Sicherheit der deutschen Handelsflagge in jenen Meeren.“ Gleichzeitig aber war darauf Bedacht zu nehmen, daß diese erfreuliche Entwicklung nicht durch Eingriffe von dritter Seite gestört wurde. Dazu schien das wichtigste und zweckmäßigste Moment die Beseitigung der politischen Zersplitterung der Inseln unter vielen Häuptlingen durch ein modernes

Bei diesem Uebergewicht des deutschen Handels über denjenigen aller anderen Nationen ist es natürlich, daß von den letzteren große Anstrengungen gemacht worden sind, um demselben den bisher unter manchen Opfern und Gefahren durch Fleiß, Ausdauer

Kingdom, wie die Idee in Tonga und Samoa durch die Könige George Tubou und Ramahamea praktisch bisher ganz be-
riedigend ausgefallen ist. Unter Mitwir-
kung der Konsuln von Nordamerika, Eng-
land und Deutschland wurde der Häuptling
Malietoa (S. 25) als König eingesetzt
(1874), welcher aber keine der auf ihn
gesetzten Hoffnungen erfüllte. Indem er
sich ganz dem Einfluß eines amerikani-
schen Günstlings namens Steinberger über-
ließ, vermochte er nicht nur den fortwäh-
renden Fehden der Eingebornen unter sich

kein Ziel
zu setzen,
sondern
ließ es
auch
wieder-
holt zu
blutigen
Zusam-
men-
stößen
mit den
Mann-
schaften
der eng-
lischen
und
amerika-
nischen
Schiffe
kommen.
Raum
daß die
Deut-
schen im
Jahre
1877 u.
f. durch
eine
Reihe
sich ab-
losender
Kriegs-
schiffe,
Augusta,

Bertha, Ariadne, Albatros u. s. w. ihren
Beizschützen konnten. Zwischen Petitionen
an England und Nordamerika um Protektion
oder Annexion schwankte die Regierung die-
ses Königs hin und her. Zu seiner sonstigen
Charakteristik trägt in drastischer Weise
folgende Stelle des letzten Weißbuchs bei:
„Es ist nicht die Unfähigkeit des Herr-
schers allein, die in Betracht kommt, auch
als Mensch hat Malietoa durch seine Auf-
führung Achtung und Ansehen nicht nur
bei den Europäern, welche ihn kennen,
sondern auch bei seinem eigenen Volke
verschafft. Daß Malietoa die fremden
Vertreter und darunter auch den deutschen
um kleine Geldvorschuße angegangen und
solche von demselben erhalten hat, kenn-
zeichnet weniger seine Persönlichkeit, als
die Thatsache, daß Schuldscheine, in welchen
er sich „Malietoa, König von Samoa“
untersigniert und den ersten besten Händler
um Tabak oder Lebensmittel im Werte
von häufig ganz geringen Beträgen unter
dem Versprechen demnächstiger Zahlung

ersucht, in großer Anzahl in Apia er-
stieren.“

Schlimm war es, daß die Unfähigkeit
dieser sogenannten Regierung den Auf-
hegereien der eifersüchtigen englischen und
namentlich amerikanischen Händler gegen
die Deutschen sich dienstwillig zeigte. Als
die Deutschen in Apia (S. 28) am Abend
des 22. März 1887 nach der Feier des Ge-
burtstages Kaiser Wilhelms I. das Fest-
lokal verließen, wurden sie von Anhängern
Malietoas überfallen, mit Steinen ge-
worfen und zum Teil schwer verletzt. Da



Pflanzung von Arbeitern auf Samoa.

machte Fürst Bismarck kurzen Prozeß. In
aller völkerrechtlichen Form wurde an
Samoa der Krieg erklärt, Herr Malietoa,
der sich selbst stellte, arretiert und von den
Samoaïnseln entfernt (August bis Sep-
tember 1887). Der eigentliche Krieg hatte
ohne Blutvergießen zwei Tage gedauert.

Nachdem König Malietoa auf Seiner
Majestät Schiff „Adler“ untergebracht
worden, schritt das freie Volk von Samoa
zur neuen Königswahl, aus welcher mit
drei Vierteln aller Stimmen der Häuptling
Tamafese (S. 23) hervorging. Auch von
den meisten Anhängern Malietoas wurde
ihm gehuldigt. In der That schien die Wahl
eine glückliche zu sein. Tamafese war
wirklich bemüht, eine geordnete Verwal-
tung für die Inselgruppe einzuführen; er
teilte den Konsuln der fremden Mächte
mit, daß er die internationalen Verträge
treu beobachtet werde, führte in Apia
eine reguläre Polizei ein, ernannte einen
Municipalrichter, bestellte Verwaltungs-
beamte für die einzelnen Bezirke u. s. w.

Am 28. und 29. September veranstaltete
König Tamafese zu Ehren des deutschen
Geschwaders ein Fest, welches unter über-
aus zahlreicher Beteiligung der samoani-
schen Bevölkerung stattfand; es sollen mehr
als 6000 Personen dabei gewesen sein.

Aber gerade, daß der neue König die
Deutschen auszeichnete, daß er den ihm
von der Plantagengesellschaft empfohlenen
Hauptmann a. D. Brandeis zu seinem
Ratgeber, deutsche Richter und Polizeichefs
ernannte und seine Leibwache nach deut-
schem Reglement einexerzieren ließ, erregte

aufs
neue und
heftiger
als zu-
vor die
Eifer-
sucht der
Eng-
länder
und na-
mentlich
der
Ameri-
kaner.
Von sei-
ten
Deutsch-
lands
war Ta-
mafese
ohne
Weige-
rung an-
erkannt
worden,
die Ver-
treter
von
England
und
Nord-
amerika
verharr-
ten in
ihrer

ablehnenden Haltung. Der amerikanische Ge-
neralkonsul, Sewall, von allen Seiten als ein
ganz junger, hochmütiger und leidenschaft-
licher Mann geschildert, zog nach der Fest-
nehmung Malietoas seine Klage ein,
politische Abenteuerer namentlich amerika-
nischer Staatsangehörigkeit, die sich ohne
erkennbare andere Thätigkeit auf den
Inseln umhertrieben, suchten, von ihrer
konsularischen Vertretung begünstigt, oder
doch geduldet, Gelegenheit, um Konflikte
mit der neuen samoanischen Regierung
und den Deutschen herbeizuführen. Ameri-
kanische Schiffe brachten Gewehre, Hinter-
lader aller Systeme, Patronen in Hülle
und Fülle zur Bewaffnung der Eingebornen,
die dafür ihre Kopraernten im voraus ver-
pfändeten. Ein Führer der Unzufriedenen
war bald in der Person des Häuptlings
Mataafa (S. 35) gefunden, der, obgleich
vorher selbst ein Gegner des vertriebenen
Malietoa, sich doch kurzer Hand selbst zum
König Mataafa Malietoa II. ernannte;
freilich wurde die Proklamation, die er

an den Straßenecken von Apia ankleben ließ, von Tamaseses Polizeidienern einfach wieder abgerissen.

Um die Mitte September des vorigen Jahres kam es zum offenen Kriege zwischen Mataafa und Tamasese. Am 9. dieses Monats liefen übereinstimmende Meldungen ein, daß die Aufständischen aus dem Lager in Faleula durch die deutsche Pflanzung Baitele nach Apia vorgerückt waren. Etwa 600 mit Gewehren bewaffnete Leute hatten in einer nach samoanischer Sitte auf bevorstehenden Kampf deutenden Ausrüstung (wie Bemalen des Gesichts mit schwarzer Farbe u. a.) eine halbe Wegstunde von Savalalo, demjenigen Teile Arias, der die Faktorei der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft umfaßt und wenige Minuten von Mulinuu entfernt ist, Aufstellung genommen. Am 12. September kam es zur ersten „Schlacht“ zwischen den „Armeen“ Tamaseses und Mataafas, wobei durch mehr als 30 000 Schüsse fünf Mann getötet und vierzig verwundet wurden. Auf jeder Seite sollen etwa 800 bis 1000 Krieger gestanden haben. Am meisten wurden Häuser und Bäume beschädigt, die deutschen Pflanzler mußten vor verirrtten Kugeln mit den Frauen und Kindern viele Stunden Zuflucht in den Kellern suchen. Die Schlacht hatte ein Ende, als beide Teile keine Patrone mehr hatten; wie es auch in europäischen Kriegen schon vorgekommen ist, schrieben sich beide Teile den Sieg zu, und beide Teile zogen sich zurück, Tamasese auf die Halbinsel Mulinuu, westlich, Mataafa nach Matautu, östlich der Bucht von Apia. Der Krieg wäre in kurzer Zeit von selbst erloschen, wenn nicht aus schnöder Gewinnsucht englische und amerikanische Schiffe auf neue Waffen und Munition für die Kriegführenden herbeigeschafft hätten. Um den Amerikanern den Vorwand zu nehmen, als befände er sich in Mulinuu auf amerikanischem Boden, ging Tamasese später zur See nach Saluafata, einem Hafen an der Nordküste von Upolu östlich von Apia.

Von Seiten der deutschen Regierung war man von vornherein entschlossen, in diesem inneren Kriege eine strenge Neutralität zu behaupten. Unter dem 8. November 1887 schon schrieb der Staatssekretär Graf Herbert Bismarck an den kaiserlichen Konsul Becker in Apia: „Der Herr Reichskansler hatte gehofft, daß die

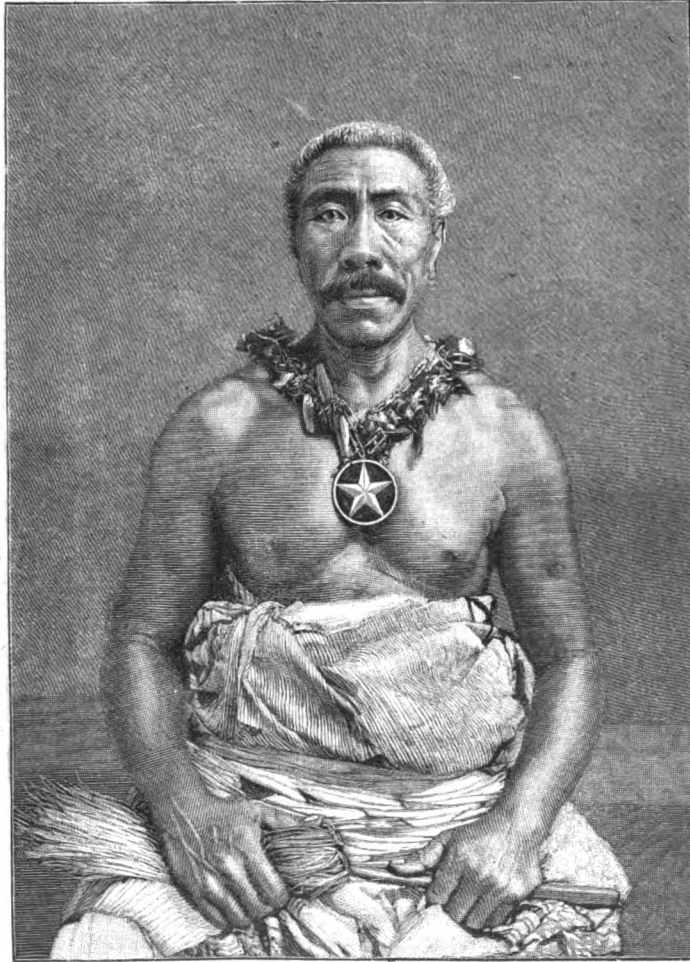
Beseitigung unseres Gegners Malietoa und die Einsetzung des deutschfreundlichen Königs Tamasese genügen würden, um den Schutz unserer Landsleute und ihrer Handelsinteressen zu sichern. Die Okkupation Arias durch deutsche Streitkräfte wird, auch wenn sie nicht zu Kollisionen mit den dort ansässigen Amerikanern und Engländern führt, der Presse in den australischen Kolonien und in den Vereinigten Staaten den willkommenen Vorwand bieten, unsere Politik auf den Samoainseln zu

Stärkung und Unterstützung daher seitigen Interesse liegt.“ Unter dem 10. Oktober 1888 telegraphierte das Auswärtige Amt unter dem Eindruck der Schlacht vom 12. September: „Sie wollen sich häufig auf Schutz der Reichsangehörigen und ihrer Interessen beschränken. Falls letztere durch neue Regierung geschädigt werden, bitte ich Sie, kurz telegraphisch zu berichten.“

Auch als die befürchteten Schädigungen deutscher Interessen in der That eintraten, als von den Rebellen nicht nur Nahrungsmittel, Vieh und Geräte gestohlen, andere Besitztümer mutwillig zerstört wurden, der Schaden allein der Plantagengesellschaft weit über 20 000 Mark stieg, wurde von Berlin aus noch immer Mäßigung und Vermeidung einer Vergeltung von Feindseligkeiten anbefohlen, da man beim Friedensschluß entschädigt werden würde. Erst am 14. Dezember wurde der deutsche Konsul in Apia ermächtigt, die Hilfe der deutschen Kriegsschiffe zu requirieren, „falls die Räubereien gegen deutsches Eigentum fort dauern“.

Fast scheint es, als ob diese vorsichtige Zurückhaltung auf die Partei Mataafas das Gegenteil der beabsichtigten Wirkung hervorgebracht habe. „Die Stimmung unter den Angehörigen Tamaseses“, berichtet der Konsul am 7. Oktober, „ist gedruht. Die andauernde Agitation seitens hiesiger Ausländer hat sie eingeschüchtert. Diese Agitation scheut keine Mittel der Lüge, Entstellung und Drohung. Der amerikanische Kriegsschiffskapitän und der konsularische Vertreter der Vereinigten Staaten unterstützen die Partei Mataafas ganz offen und reizen dieselbe zu energischer Fortsetzung des Kampfes.“

Die Anhänger Malietoa-Mataafas haben sich vor Ausschreitungen gegen deutsches Eigentum nicht gescheut. Soweit es bei den Machtmitteln des einen hier befindlichen deutschen Kriegsschiffs möglich war, ist weiteren Ausschreitungen vorgebeugt worden. Das kleine Besitztum eines Reichsangehörigen, Schröder, bei Faleula war geplündert worden. Auf den Pflanzungen der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft innerhalb des von den bewaffneten Scharen Mataafas besetzten Umkreises nahmen die Diebstähle an Früchten und Vieh in erschreckender Weise

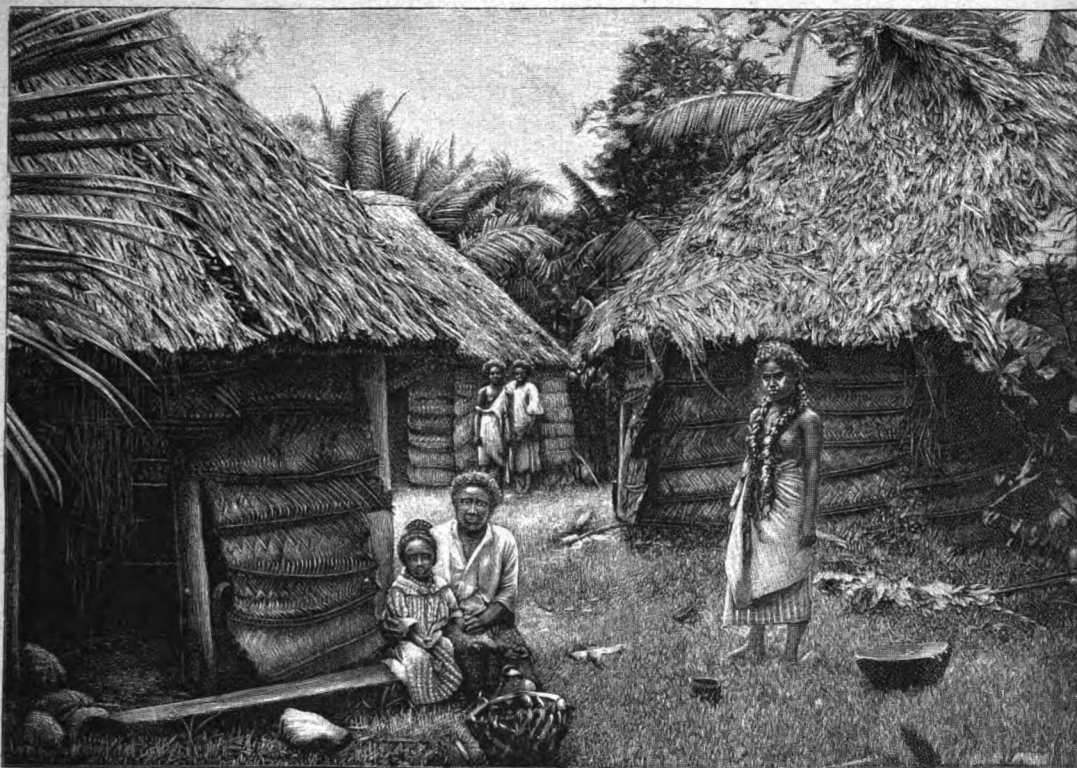


König Tamasese (S. 20).

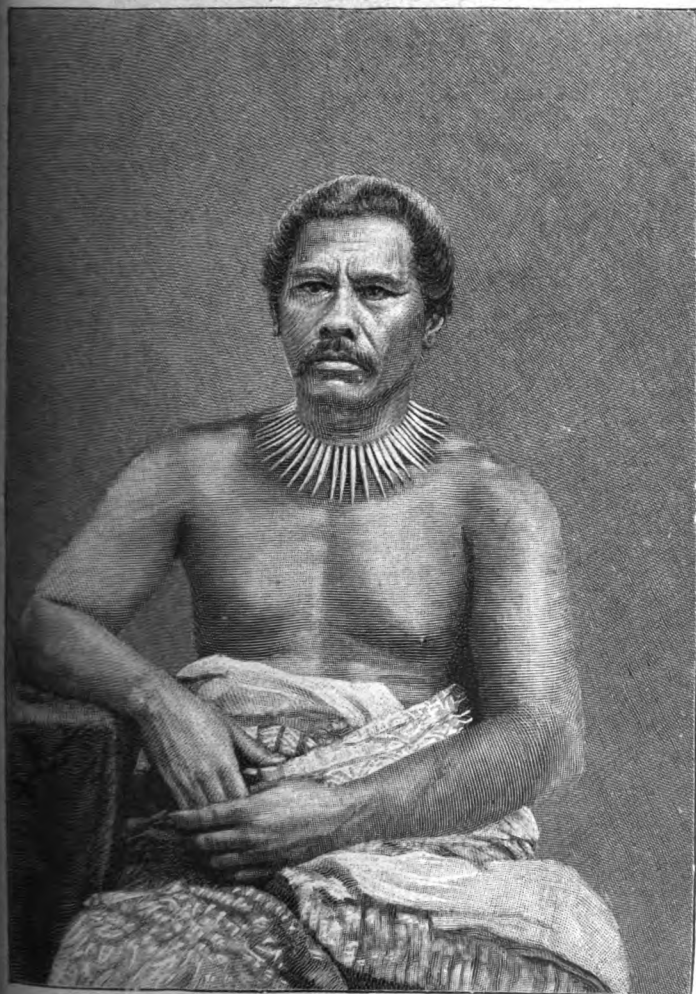
verdächtigen und uns die Absicht einer Machterweiterung und einer Vergewaltigung der vertragsmäßigen Rechte anderer in der Südsee interessierter Staaten unterzuschieben. Unter diesen Umständen ist es erforderlich, die Okkupation thunlichst abzukürzen und, solange sie dauert, alles zu vermeiden, was ihr den Charakter einer lediglich zur Unterstützung des von uns anerkannten Königs Tamasese getroffenen Schutzmaßregel nehmen könnte. Auch unsere weitere Aktion ist nicht im eigenen Namen und unter Berufung auf speziell deutsche Interessen zu führen, sondern im Namen der jetzigen Samoaregierung, welche die Aufgabe hat, an Stelle der unter Malietoa herrschenden anarchischen Zustände Ruhe und Ordnung wiederherzustellen, und deren

zu. Am meisten hatte die Pflanzung Bai-tele zu leiden. Die Krieger Mataafas lagerten sich in derselben, raubten die Früchte, erschossen fast den ganzen Viehbestand, bedrohten die schwarzen Arbeiter und beantworteten die Proteste des deutschen Pflanzungsverwalters mit übermütigen Reden; dem deutschen Konsul wurde ein Pferd aus dem Stall gestohlen u. s. w."

Das Uebermaß der fast über jede Grenze der Geduld ertragenen Gewaltthätigkeiten erreichte endlich das Aeußerste, und am 17. Dezember teilte der Kaiserliche Konsul Knappe in Apia dem Korvettenkapitän Fribe den Auftrag, mit den Schiffen „Adler“,



Dorfansicht auf Samoa.



König Mafetoo (S. 19).

„Olga“ und „Eber“ zur Entwaffnung der kriegsführenden Parteien und damit zur Beendigung des Krieges zu schreiten. Unter wie schmerzlichen Verlusten für unsere brave Marine, am wesentlichsten durch die schändliche Verrätereie des amerikanischen Renegaten Klein diese Expedition ausgeführt wurde, ist aus den Tagesblättern noch in frischem Gedächtnis; 17 der Tapferen blieben tot; 37 wurden schwerer oder leichter verwundet.

Der deutsche Reichskanzler hat sich neulich in privatem Kreise vertraulich dahin geäußert, wir müßten uns hüten, wegen unserer überseeischen Angelegenheiten Trübungen in den Beziehungen zu Mächten eintreten zu lassen, die lange mit uns verbündet und befreundet seien, weil auch die leiseste solcher Trübungen große Schädigungen unseres gesamten Handels im Gefolge habe. Aber ebenso dürfen wir überzeugt sein, daß die Ehre und die Interessen Deutschlands auch fern im Stillen Ocean unter den Händen des Fürsten Bismarck am besten gewahrt sind. Die für die nächste Zeit in Aussicht genommene Berliner deutsch-englisch-amerikanische Samoaconferenz wird das ergeben.

Vergeudete Kräfte.

Von

Sophus Bauditz.

Cand. phil. Adolf Petersen war das einzige Kind eines Schullehrers in Jütland, dem es nur mit großen Schwierigkeiten möglich gewesen war, ihn studieren zu lassen. Der Ehrgeiz des Vaters war zunächst dahin gerichtet gewesen, den Sohn einstens als Pastor des heimatischen Kirchspiels zu sehen; aber dazu kam es nicht: als Adolf Student geworden war, mußte er sich nämlich zumeist durch Erteilung von Privatunterricht



Ansicht von Uppsala (S. 20).

fortbringen, und er bekam immer mehr Lust, die Theologie an den Nagel zu hängen, bis er das definitive Aufgeben derselben nach Verlauf einiger Jahre dadurch bezeichnete, daß er sich nicht mehr „stud. theol.“, sondern „cand. phil.“ schrieb. Ein Opfer von seiner Seite war es indessen nicht: er befand sich überaus wohl als Stundenlehrer, und in den Instituten, in denen er unterrichtete, war man nicht weit davon entfernt, ihn zu vergöttern. Er hatte damit begonnen, daß er in einigen Mädchenschulen Religionsstunden in den unteren Klassen übernahm; da es sich aber herausstellte, daß er besondere Talente zum Unterricht im Dänischen und in der Litteraturgeschichte besaß, und da es sich außerdem zeigte, daß er selbst ein Dichter sei, wurde er in kurzer Zeit ein gesuchter Lehrer in diesem Fache für halb und ganz erwachsene Mädchen in den besten Instituten. Die Vorsteherinnen, an deren Etablissements er festgebunden war, hatten gleich von Anfang an ein eigentümliches Vertrauen zu seinem geistvollen und dabei für einen so jungen Mann ungewöhnlich ernsten Wesen gefaßt; niemand konnte bei den Lehrerkonferenzen in solchem Grade interessiert über die Elevationen sprechen wie er; einer jeden Anlage und ganzer Charakter schien Gegenstand seines beständigen Denkens zu sein, und seinem Votum über Olga Jønsens oder Hulda Sørensens intellektuellen und moralischen Standpunkt wurde deshalb ein Gewicht beigelegt, wie nur wenig anderen. Seine Vorträge über dänische Litteraturgeschichte waren so begeistert, daß nicht nur die Schülerinnen hingerissen wurden, sondern auch die Lehrerinnen, welche freie Zwischen-

stunden hatten, sich regelmäßig in seine Klasse hineinsetzten, um ihre Kenntnisse zu erweitern und ihren Geist zu bilden; und ihn eine Dichtung vorlesen zu hören, galt als ein wirklicher, künstlerischer Genuß. Die Schülerinnen — namentlich jene zwischen 14 und 16 Jahren — schwärmten natürlich für ihn. Diejenige, deren Stilübung gelobt oder gar vorgelesen wurde, konnte acht Tage davon leben; jede seiner geistreichen Bemerkungen über dänische Dichter wurde gewissenhaft nachgeschrieben, und es konnten manchmal drei bis vier Beilichenbouquets für ihn auf dem Katheder liegen, und zwar zu einer Jahreszeit, wo das Stück 25 Dore kostete. An seinem Geburtstage erhielt er in seiner Eigenschaft als beliebter Lehrer eine Anzahl von Briefen — zumeist anonym — mit Glückwunschkarten und gepressten Blumen, und er hatte im Laufe einiger Jahre eine so große Sammlung gestickter Lesezeichen angelegt, daß er damit alle besten Stellen bei den vornehmsten Klassikern hätte bezeichnen können.

Kandidat Petersen war indessen weder unempfindlich noch undankbar gegenüber all der Freundlichkeit, die ihm von seiten der Vorgesetzten und der Schülerinnen entgegengebracht wurde. Bei allen Schulfeiern war es denn auch eine selbstverständliche Sache, daß er sowohl eine Rede hielt als auch die Leier schlug; keiner konnte wie er mit erhobener Stimme und erhobenem Glase die Gesundheit der Vorsteherin ausbringen oder einer Sache „gedenken“, an die niemand anderer gedacht hat; keiner konnte mit so sichtlichem Behagen lauwarmen Thee schlürfen — er war so gebildet, kein Bier zu trinken — und kein

anderer schrieb so reizende Gelegenheitssterte zu nicht unbekannten Melodien. Die Ergebenheit seiner Schülerinnen verstand er ebenfalls zu würdigen; sagte er einer ein Lob oder dankte er für eine Blume oder ein Lesezeichen, so blickte er die Betreffende so eindringlich und väterlich liebevoll an, daß sie vor Freude und Scham errödete; seine Stimme bekam einen eigenen, gedämpften Klang, und er konnte des Mädchens kleine Hand länger in der seinigen, großen, halten, als es eigentlich notwendig war. Auch außer der Unterrichtszeit beschäftigten sich seine Gedanken vielfach mit den Schülerinnen; es hatte einen eigenen Reiz für ihn, der Individualität der Einzelnen auf den Grund zu dringen; aber obgleich es zunächst ein rein psychologisches Interesse war, das ihn erfüllte, hatte

daselbe doch so viel Erotik, daß er auf Grund seiner wechselnden Stimmungen von der Schule her die kleinen Gedichte schreiben konnte, welche er häufig Bazar-sammlungen und überhaupt Büchern, die zu wohlthätigem Zweck herausgegeben wurden, schenkte. Diese Gedichte, deren Grundton in der Regel eine resignierte Sehnsucht nach etwas unerreichbarem Unbekannten ausdrückte, machten verbientes Glück, namentlich bei jüngeren weiblichen Lesern, und trugen in hohem Grade dazu bei, den Nimbus zu verstärken, der Kandidat Petersen umgab. Man glaubte allgemein, daß er eine platonisch-feurige, aber unerwiderte Liebe zu einem Weibe genährte, welches seiner vermutlich nicht würdig gewesen, und diese Liebe ihn beständig mit sanfter Wehmut erfülle, welche ihn teils in Stand setze, die vielen Gedichte zu schreiben, teils ihn in tieferem Verstande gegen jeden weiblichen Liebreiz unempfänglich mache, was ja für jede Institutsvorsteherin sehr beruhigend war.

Die Jahre verfloßen und Adolf Petersen war dreißig Jahre alt geworden. Immer fester verwuchs er mit den Schulen, an denen er wirkte, und in immer weiteren Kreisen drang seine Dichtung durch: jetzt begnügte er sich nicht mehr damit, nur Gedichte für Schulhefte und Bazarzeitschriften zu schreiben, sondern seine Poesie wurde bei Grundsteinlegungen zu größeren Mylen und anderen ähnlichen auf „Bürgerglück“ abzielende Institutionen gesucht; er schrieb Gedichte zum Andenken berühmter Männer, welche starben, mehr als eine Zeitschrift druckte seine vaterländischen Romanzen, und ein größeres Blatt stellte ihn als festen Theaterkritiker an.

Da geschah das Unglaubliche: er verlobte sich. Er hatte in Frau Bissers höherer Bildungsanstalt mehrere Jahre hindurch des Tischlers Holm einzige Tochter Anna unterrichtet, ohne ihr aber eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken. So wurde sie gegen 16 Jahre alt, ward konfirmiert und vertauschte die kurzen Kleider mit langen, und nun gewahrte er plötzlich, wie überaus reizend sie war: keine andere in der ganzen Klasse hatte ein so frisches

und dabei frommes Gesicht; ihre ganze Gestalt hatte die Feinheit des Kindes und den Liebreiz der Jungfrau, und wenn sie ihre dunkelblauen Augen zu ihm aufschlug — was sie immer that, wenn er sprach — war eine Tiefe und eine Reinheit in ihrem Blick, die ganz bezaubernd wirkten. Er wurde in den Unterrichtsstunden noch herabgedrückt als er es früher gewesen, und er merkte es selbst; er verweilte besonders bei den Auslassungen der Dichter über die Liebe, hielt eine Reihe von Vorträgen über weibliche Gestalten in der dänischen Dichtung und las Heibergs „Die Neuvermählten“ vor, mit einem Grundzug von Erotik, der gleich überwältigend auf alle Zuhörerinnen wirkte, obgleich Petersen sich in Wirklichkeit nur eine einzige als Publikum dachte. Anna Holms dänische Aufsätze wurden stets belobt und regelmäßig vorgelesen; sie waren nicht nur fehlerfrei, von einem philiströsen Sprachlehrerstandpunkt betrachtet, sondern er fand in denselben eine Reinheit in der Beobachtung und eine echte Heiligkeit, die ihn zuletzt mit solchem Interesse für die Verfasserin erfüllten, daß seine

Gedanken sich länger und häufiger mit ihr beschäftigten, als sie es je früher mit einer Einzelnen gethan hatten. Nun schrieb er auch viel häufiger wehmütige Gedichte, als es sonst seine Gepflogenheit war; er borgte ihr Bücher aus seiner Privatbibliothek und sprach mit ihr über das Gelesene, kurz: er war, was man gewöhnlich genannt haben würde: verliebt; aber von hier war nach seiner Meinung ein weites Stück bis zu dem bloßen Gedanken, sich zu verleben. Die viele Erotik en detail hatte ihn nämlich allmählich daran gewöhnt, einen leichten Zustand der Verliebtheit

als normal und recht angenehm zu betrachten; und obgleich er noch so jung war, daß er sich kaum erst „in den besten Jahren“ befand, war er doch so alt geworden, daß er nicht lange von einer Zukunft als Chemann phantasierte, ohne sich alsbald zu erinnern, daß er kein Weib würde ernähren können, es sei denn, daß er die — übrigens nicht übertriebenen — Anforderungen, die er sich im Laufe der Zeit zu stellen angewöhnt hatte, bedeutend herab-



Højer Hæupsting.

setzte; das mußte ja sehr unangenehm sein, und er besaß deshalb, wie gesagt, Selbstbeherrschung genug, um seine Phantasie an strammeren Zügeln zu führen, wenn sie durchzugehen begann. Aber es kam ganz anders, als er gedacht hatte.

Der Tag, an dem Anna Holm zum letztenmale das Institut besuchen sollte, nahte mit mächtigen Schritten, und Kandidat Petersen fühlte beinahe eine Art Eifersucht bei dem Gedanken, daß das hübsche Mädchen ihm plötzlich entrisen werden sollte, daß es herumschwärmen, auf Ballen und in der Gesellschaft fettert werden, sich von jungen

Studenten den Hof machen lassen und überdies vielleicht sich verloben werde. In dieser Stimmung schrieb er ein Gedicht, welches „Der Abschied“ betitelt war und schilderte, wie er am Strande stehe und mit den Augen dem Schiffe folge, das sie ihm für immer entführe, sie, der er sich doch niemals anzuvertrauen gewagt hatte. Es gelang ihm auch, dasselbe in die „Sonntags-Post“ zu bringen, ein Blatt, in welches Anna Holm öfters ihren Schulimbiß eingewickelt hatte, und von dem er daher nicht ohne Grund vermutete, daß es bei ihr zu Hause gehalten werde.

Tags darauf, nachdem das Gedicht im Blatte gestanden hatte, war Anna zum letztenmale in seiner Stunde zugegen. Als er in die Klasse hineinkam und sich auf den Katheder setzte, suchte sein Blick den ihrigen; sie erröte wie eine Rose und schaute zu Boden; es zuckte nervös um ihre Mundwinkel — es war zweifellos: sie hatte seinen „Abschied“ gelesen und war davon erfüllt.

Die Stunde war zu Ende und er mußte gehen. Aber draußen in dem finsternen Korridor kam Anna verlegen auf ihn zu und stammelte mit Thränen in den schönen Augen einen Dank für Alles, was er ihr gewesen, einen Dank für all die begeisterten Worte und für all seine Freundlichkeit; sie werde sich Alles merken und es nie, nie vergessen. Er wurde selbstverständlich gerührt, sowohl über ihre ungeheuchelte Ergebenheit wie über alles, was er für sie hätte sein können, und so nahm er ihre Hand, um das letzte Lebewohl zu sagen. Nach seiner Gewohnheit hielt

er die Hand in der seinigen, während er sprach — und wie sprach er nicht! Bewegliche, gedämpfte Worte darüber, wie er in Gedanken immer seine Schülerinnen in die große Welt hinaus begleite, wenn sie die Schule verließen, welche bisher über ihre human-sittliche Entwicklung gewacht habe; und noch beweglichere Worte darüber, wie er doch niemals eine mit solchem Interesse, ja, er könne sagen Liebe, begleitet habe wie sie. Möchte es ihr doch beständig wohl ergehen, möchte sie doch ihre liebenswürdige Reinheit bewahren, jetzt, wo die Schule und er sie verlieren sollten, die liebste

Schülerin — nein, verlieren, davon konnte nicht die Rede sein: er könne sie nicht ganz verlieren, das fühle er jetzt! Und, nicht wahr, er werde sie auch nicht verlieren? — Und Kandidat Petersen legte väterlich-erotisch seine linke Hand wie segnend auf ihr Haupt, indem er sich, so sehr auch die Situation auf ihn eingewirkt hatte, seine Schlussbemerkung, daß er sie nicht verlieren werde, doch zunächst so ausgelegt dachte, daß er ihr auch in Hinkunft Bücher borgen und im ganzen noch weiter für ihre ästhetische Entwicklung sorgen werde.

Aber so legte Anna Holm seine Worte nicht aus. Sie, die ihn drei Jahre lang bewundert und ein Jahr aus dem Grunde ihrer jungfräulichen Seele geliebt hatte, blickte strahlend zu ihm auf und warf sich schluchzend an seine Brust, indem sie sagte: „O Gott! nein, ist es wirklich wahr! So hab' ich mich nicht getäuscht!“

Als in diesem Augenblicke Frau Bissrup in den Korridor hinaus kam, flog Anna ihr an den Hals und flüsterte unter Weinen und Lachen einige unzusammenhängende Worte, welche die würdige Institutsvorsteherin doch so weit verstand, daß sie selbst sehr erschüttert zu dem ganz überwältigten Kandidaten Petersen sagte, es sei allerdings sehr, sehr unerwartet gekommen, doch hätten ja andere eigentlich nichts dareinzureden; sie könne daher — so überrascht sie auch, wie gesagt, sei — doch natürlich nur wünschen, daß es zu beider Glück ausschlagen möge u. s. w. Was Kandidat Petersen antwortete, daran konnte er sich später selbst unmöglich mehr erinnern, so sehr er sich auch anstrengte, um sich seine eigenen Worte ins Gedächtnis zurückzurufen, und er ging wie im Traume dahin, als er Anna nach Hause begleitete und beim Auseinandergehen versprach, abends zu ihren Eltern zu kommen. Halb betäubt kam er in seine Wohnung, warf sich aufs Sopha und begann nachzudenken.

— War es auch Wirklichkeit, das Ganze! War er es, der sich heute Mittag auf dem Korridor bei Frau Bissrup verlobt hatte, er, cand. phil. Adolf Petersen, der jetzt eine Braut hatte? — Es war im Grunde entsetzlich, so kopfüber in eine

Entscheidung für das ganze Leben hineingeworfen zu sein — es war ihm überhaupt zuwider, einen entscheidenden Beschluß zu fassen! — Und dann die Zukunft! Ja, ausziehen mußte er natürlich; aber das war ja das Geringste von allem, obgleich er ein paar recht hübsche Zimmer hatte; aber sonst ganz im allgemeinen — was, wann, wie und weshalb? — Der routinierte Sprachlehrer gebrauchte alle Frage-Pronomina und Adverbia der Sprache,



Mataafa (S. 21).

aber ohne zu einem Resultat zu kommen und ohne eigentlich zu wissen, ob er über das Geschehene glücklich oder unglücklich sein sollte.

Nachdem er indessen den Abend in dem gemüthlichen Heim des Tischlers Holm verbracht hatte und dort mit der Herzlichkeit aufgenommen worden war, welche die braven Eltern im voraus dem Zukünftigen ihrer vergötterten Tochter gegenüber nährten, sowie auch mit sichtlicher Freude darüber, daß er ein studierter Mann sei; und nachdem er die Seligkeit genossen, für die wohl niemand ganz unempfänglich ist:

das Empfangen und Geben des ersten Kusses, da begann er sich in seinem Schicksale merkwürdig wohl zu befinden, und dieses Wohlbefinden stieg von Tag zu Tag.

Anna verhielt sich beinahe anbetend, lauschte gläubig jedem Worte der Weisheit, das von seinen Lippen floss, und fühlte ihr Herz von Stolz geschwellt, wenn er ihr auf einsamen Spaziergängen Pläne zu größeren Dichtungen anvertraute, die er über Jahr und Tag zu schreiben gedachte.

Als dies schmeichelte ihm, und wenn er sich mit dem einnehmenden Mädchen am Arme zeigte und die Leute sie betrachteten, so nahm er dies als eine Art von Tribut hin, der ihm gebührte, und war stolz darauf, mit so viel Jugend und Schönheit verlobt zu sein. Dies hinderte ihn indessen nicht, rasend, ja beinahe verrückt eifersüchtig zu sein; er sah es ungern, wenn sie mit anderen Männern sprach, und eines Abends, als sie im Theater gewesen waren und „Die Frauenzimmerschule“ gesehen hatten, hielt er ihr einen längeren ethisch-ästhetischen Vortrag darüber, wie es im Grunde ein großer Fehler Mollières wäre, Arnolphi's Theorie von der Ehe lächerlich zu machen; und als sie einmal zusammen mit ihren Eltern auf einen Ball in dem gesellschaftlichen Vereine „Die Harmonie“ gingen, setzte er es durch, daß sie in einem puritanisch hochgeschlossenen Kleide erschien und nicht tanzte. Aber dieses kleine Opfer brachte sie ihm gern; er hatte sie ja so unsäglich glücklich gemacht, und von Tag zu Tag fühlte sie sich mehr zu Dank verpflichtet — nicht am wenigsten gegen Weihnachten hin,

da er sie mit einer kleinen, im eigenen Verlag erschienenen Gedichtsammlung überraschte, die den vielsagenden Titel „An sie!“ trug und worin ihr voller Name vor dem Inhaltsverzeichnis gedruckt stand. Es waren zwar nicht alle Gedichte darin ganz neu, da er, um dem kleinen Bande eine passende Größe zu geben, auch einiges von seiner früheren Erotik abgedruckt hatte; aber das konnte ihm auch niemand verbieten, da es doch seine eigenen Gedichte waren. Gegen Frühjahr wurde Hochzeit gehalten. Der Schwiegervater lieferte eine respectable Aussteuer — Möbel von ausgesuchtem Holze

— ein Freund Petersens dichtete einen Gesang, worin er den Bräutigam aufforderte, er möge Eros und den Genius der Poesie Hausgötter in seinem Heim sein lassen; und hierauf bezogen die Neuvermählten eine Wohnung im vierten Stock in der Admiralgasse, von wo aus man eine weite Aussicht über die Dächer und die herrliche Morgen-sonne hatte.

Sie richteten sich auch recht gemütlich ein; besonders hübsch war sein Zimmer, in welchem der Boden mit einem Teppich bespannt war und all die Kupferstücke,

welche ihm dankbare Schülerrinnen als Hochzeitsgabe gereicht hatten, gesammelt und angebracht wurden. Der Schreibtisch stand schräg in der Ecke, zunächst dem Fenster, dahinter thronte auf einer Holz-

Säule eine Statuette von Holberg, und an der Wand gleich vorn hing ein Bild von Ewald — niemand konnte im Zweifel darüber sein, daß hier das Heim eines Dichters war.

Adolf Petersen würdigte auch vollauf seine Frau sowohl wie sein Heim, und in der ersten Zeit der Ehe freute er sich den ganzen Vormittag darauf, nach Hause zu kommen, Annas herzliche Begrüßungen zu hören und den Fuß unter seinen eigenen Speisetisch zu setzen.

Dann saßen sie nach dem Mittagessen zusammen auf dem Sopha und sprachen darüber, wie glücklich sie wären, machten hierauf einen kürzeren oder längeren Spaziergang, und des Abends las er vor, während sie neben ihm saß und aus lauter Entzücken ganz ihre Näharbeit vergaß. Am Sonntag gingen sie häufig in den Tiergarten hinaus, und es waren ihr unvergeßliche Stunden, wenn er, ihren Arm unter dem seinigen, den Gang eines größeren philosophischen Romans oder eines den

ganzen Abend füllenden dramatischen Werkes entwickelte, die er zu schreiben gedachte, wenn er einmal gesammelte freie Zeit gewinnen konnte. Vorläufig blieb es jedoch bei kleinen Gelegenheitsdichtungen und Kantaten; aber dies war ja auch gut: Alle waren darüber einig, daß sie sehr geschmackvoll und sehr fein in der Stimmung waren.

— Die Sommerferien kamen und Anna hatte ein wenig gehofft, daß ihr Adolf jetzt wenigstens eine der größeren poetischen Arbeiten beginnen werde, die er geplant hatte; aber er erklärte mit einem resign-

behaute, daß sie dieselbe besonders liebe. Zuerst fand er, daß es ungemütlich für ihn sei, so gewissermaßen allein zu essen; aber allmählich fand er sich darin und richtete sich in diesem Punkte unbedingt nach dem Wunsche seiner Frau.

Bei alledem war er indessen nicht immer so frischen und leichten Sinnes, als sie es wünschen konnte, und sie hatte bisweilen Skrupel bei dem Gedanken, daß er ihretwegen mehr arbeiten mußte als er es sonst nötig gehabt hätte, so daß er oft müde war und stundenlang auf dem Sopha liegen

konnte, ohne sich mit irgend etwas zu beschäftigen; kam sie dann aber zu ihm und sprach sich darüber aus, so wies er ihren Rummer hochmütig zurück. „Habe ich geratet,“ sagte er, „so muß ich auch die Konsequenzen tragen,



Hütte im Walde auf Samoa.

nierten Lächeln, daß es hier in der dumpfigen Stadt unmöglich sei, sich zu etwas Größeren zu sammeln; könnten sie alle beide, wie er es bisher gethan, irgendwohin aufs Land gehen, dann wäre es etwas anderes; aber dazu hätten sie ja nicht die Mittel. So beanugten sie sich, ein Abonnement fürs Tivoli zu nehmen, wo sie die Abende verbrachten, und im übrigen ruhte sich Adolf daheim gründlich aus, um nach den Ferien mit frischen Kräften seine Unterrichtsthätigkeit wieder zu beginnen.

Das that er denn auch; und er gab noch überdies einige Privatstunden bei sich zu Hause, um sein Einkommen zu vergrößern. Anna erhob anfangs auf das bestimmteste dagegen Protest und erklärte, daß sie mit dem, was sie hätten, sehr gut ihr Auskommen finden könnten; da er aber gleichwohl die Stunden übernahm, sorgte sie dafür, daß er immer eine recht kräftige Extrakost zu Mittag bekam, während sie selbst sich in der Regel mit einer Milchpeise begnügte, von der sie allerdings

das versteht sich von selbst, und ich arbeite ja auch nicht mehr, als es verschiedene andere thun müssen. Aber freilich, etwas Größeres werde ich wohl niemals schreiben können, dazu bleibt mir keine Zeit — aber, mein Gott, ich werde mich wohl darin finden; man muß ja auf so vieles auf dieser Welt verzichten!“

Nun gab es indessen nichts, wovon die kleine Frau sich weniger denken konnte, daß ihr Adolf und die Welt darauf sollten verzichten können, als seine großen Dichtungen entstehen zu sehen, und sie spekulierte daher lange Zeit hin und her, bis es ihr endlich gelang, einen Ausweg zu finden. Eines Tages im Juni, ein Jahr nach ihrer Verheirathung, kam Adolf ermüdet nach Hause und war augenscheinlich in ziemlich schlechter Laune. Nach dem Mittagessen setzte er sich hin, um Stilübungen auszubessern; als er aber ein paar davon erledigt hatte, legte er sich in den Stuhl zurück, gähnte und seufzte. Anna erhob sich sogleich, trat auf ihn zu und beugte

sich über ihn, küßte ihn auf die Stirn und fragte, was es gebe.

„Ach, es ist nichts!“ antwortete er.

„Ja, sag' es mir nur, Adolf! Was bedrückt dich in der letzteren Zeit? Es ist wohl etwas.“

„Ach, es ist nichts Bestimmtes!“

„Hör', sag' es mir doch!“

„Nun, du könntest dies wohl selbst denken, daß es nicht besonders lustig ist, sich voll von Ideen und Plänen zu wissen, aus denen etwas zu machen wäre, wenn man seine Freiheit hätte, die aber jetzt, wo man nie aus der Treitmühle kommt, nicht weiter gelangen als bis hierher!“ — Dabei zeigte Adolf auf seine Stirn.

„Da sich' einmal Frederik Masmussen oder Karl Brøndum an: ich darf wahrhaftig, ohne unbescheiden zu sein, behaupten, daß ich doch wohl mehr Poesie in mir habe als die beiden Diebe zusammen; aber Gott bewahre! Die können Bücher herausgeben, dicke Bände jedes Jahr, und es werden Stücke von ihnen am Königl. Theater aufgeführt, bloß weil sie das haben, was mir fehlt: Däum! — Ja, ich mache dir natürlich keinen Vorwurf, mein liebes Kind; du bist ja sparsam genug; aber es ist gleichwohl hart genug zu denken, daß ich, wenn ich nur einen Monat im Sommer an einem hübschen Orte in ungestörter ländlicher Ruhe verbringen könnte, jedenfalls das romantische einaktige Drama, du weißt schon, schreiben würde; so aber wird nie etwas daraus werden!“

„Ist es wirklich wahr, Adolf?“ fragte Anna freudestrahlend.

„Ja, sonst würde ich's natürlich nicht sagen. — Aber was hast du — bist du froh darüber, daß ich —“

„Nun, so kann ich es denn nicht für mich behalten. Ich hatte mir vorgenommen, nichts zu verraten, bis die Ferien kämen; aber jetzt muß ich's dir erzählen! Siehst du, Vater und Mutter haben mir zu Weihnachten fünfzig Kronen auf einen neuen Mantel gegeben; ich kaufte mir aber keinen, da der alte noch ganz hübsch ist. Dann habe ich auch ein wenig für ein Indusriegeschäft gestickt, ohne daß du davon eine Ahnung hattest — du warst ja immer mit deinen Schulheften und deinen Bücherbesprechungen beschäftigt —; es ist zwar nicht viel, aber es sind doch immer über dreißig Kronen. Und nun kommt das Wesentlichste: ich habe den ganzen Winter hindurch an meinem Wirtschaftsgelde gespart — und du hast doch immer dein gutes Essen gehabt, nicht wahr? Ich habe über hundert Kronen beiseite gelegt, so daß du sehen kannst, daß uns nicht viel von zweihundert Kronen fehlen, die wir zur Verfügung haben. Sobald du nun Ferien bekommst, mieten wir uns zwei kleine Zimmer, wo du willst, und dann schreibst du das Drama!“

„Aber, liebe Anna, wie könntest du doch —!“ sagte Adolf halb unruhig und streichelte ihr lieb vorwurfsvoll die Wangen; „so war es ja nicht gemeint!“ Und seltsam genug: er sah durchaus nicht so fröhlich aus, als sie gemeint hatte, daß er werden würde.

Als aber die Ferien kamen, zogen sie hinaus nach Rungstedt und Anna war beinahe außer sich vor Freude. „Denke, das sind wirklich wir zwei, die wir da auf dem Lande wohnen, wie andere feine Leute, und du wirst dichten! Das ist beinahe nicht zu ertragen!“

Die ersten acht Tage war Adolf indessen zu müde von der strengen Examenzeit, um arbeiten zu können; aber er holte sich gut, sagte er selbst, machte lange Spaziergänge und hatte einen untadelhaften Appetit. Nun hätte er ja endlich schreiben können; aber da schien entweder die Nachmittagssonne so heiß auf seine Wohnung, daß er es kaum aushalten konnte — und gerade nachmittags war er immer in der besten Stimmung — oder er kam allmählich zur Einsicht, daß die Muse — jedenfalls seine Muse — sich nicht so kommandieren lasse, sich zu einer bestimmten Zeit des Jahres einzustellen, und das Drama wurde daher nicht geschrieben.

Anna kränkte sich darüber nicht und konnte nur zu gut verstehen, daß Adolf oft schweigsam und gereizt war; — „das mußte er ja werden nach einer solchen Enttäuschung!“ — und so bestrebte sie sich auf jede Weise, es ihm so gut zu machen als möglich: sie forderte ihn selbst auf, nicht zu sehr an dem Heim zu hängen, sondern Eindrücke und Einwirkungen im Leben draußen zu suchen; sie schlug ihm vor, wenn er ins Theater mußte, nachher in einem Restaurant zu speisen, wo er Bekannte treffen und sich erheitern konnte, kurz: sie riet ihm immer auf die beste Weise, und Adolf Petersen sah es ein und folgte dem Rate seiner verständigen Frau. Sie war so viel allein, nicht nur den ganzen Vormittag über, sondern auch oft des Abends, und eigentlich zusammen lebten sie ja im Grunde nicht, da er, wenn er zu Hause war, immer vollauf mit Schularbeiten, kleinen Gedichten und Rezensionen zu thun hatte. Die Spaziergänge und Ausflüge wurden auch immer seltener, und da sie sich keinen Dienstboten hielten, und sie selbst des Morgens zeitlich aufstehen mußte, konnte sie nicht so lange aufbleiben wie er, der in der Regel erst nach Mitternacht zur Ruhe ging und dann noch, im Bette rauchend, das Abendblatt las. Aber sie war dennoch glücklich. Sie hatte ja den Einzigen zum Manne erhalten, den sie geliebt, sie konnte für ihn leben, und er schätzte auch sie hoch, das zeigte er ja auf mannigfache Art.

Kandidat Petersen war übrigens noch immer der anerkannte und von den Institutsbesitzerinnen gesuchte Lehrer und blieb auch ferner der Gegenstand der Bewunderung und des Zutrauens von seiten der Schülerinnen. Während der Zeit seiner Verlobung war er dies natürlich weniger; aber allmählich war die alte Verehrung sich so natürlich wieder zurückgekehrt: sein Interesse für jede einzelne Schülerin war nämlich offenbar eben so groß wie früher, sein Vortrag aber so geistvoll und sein

Händedruck ganz so väterlich-warm wie damals. Auch seine Poesie schien nichts verloren zu haben; im Gegenteil: noch immer konnte jede Schulfestlichkeit sicher auf ihn Mufe rechnen, er geleitete die großen Männer mit seiner stummwundenen Harfe zu Orel, und er gab eine Sammlung „Gedichte zum Auswendiglernen“ heraus, worin man mit Vergnügen den Herausgeber durch und bisher ungedruckte vaterländische Romane vertreten fand.

Adolf Petersen war bereits sechs Jahre verheiratet, als er an einem Nachmittage im November in ungewöhnlich guter Laune nach Hause kam. Er hatte eine große deutsche Novelle für die Zeitung überreicht, für die er Theaterkritiken schrieb, und da für ein größeres Honorar erhalten, als er erwartet, nämlich ganze siebzig Kronen. Dies erzählte er Anna, die darüber selbstverständlich ebenfalls sehr erfreut war und sie wollten sich eben zu Tische setzen, als er sagte:

„Ja, richtig: es soll in vierzehn Tagen ein großer Ball stattfinden aus Anlaß der Ueberseelung von Frau Bisserups Zuhause ins neue Gebäude; da werden wir wohl nicht wegleiben dürfen.“

„Wir?“ frug sie verwundert.

„Ja, du auch; ich kann bei dieser Gelegenheit nicht allein kommen.“

„Ach, ich glaube, du willst ... Ich habe auch wirklich kein Kleid.“

„Dann mußt du dir eines anfertigen lassen!“

„Ein Ballkleid?“

„Ja, natürlich!“

„Ausgeschnitten?“

„Ja, warum nicht?“

„Ach, ich meinte bloß,“ — Anna lachte. — „erinnerst du dich noch, als wir verlobt waren, setztest du Himmel und Erd in Bewegung, daß ich mit hochgeschlossenen Kleide erscheine!“

„Ja, das war damals!“ antwortete er mit einem überlegenen Lächeln und seine frühere Thorheit.

„Bist du nicht mehr eifersüchtig?“

„Nicht im Geringsten! — Wollen wir nicht zu Tische gehen?“

Der nächste Tag war bedeutungslos für Frau Anna. Sie war in einer Modengeschäfte, um sich einen Seidenrock für ein Kleid zu wählen — sie entschied sich für eine lichte Cremefarbe — es wurde ihr das Maß genommen, und einige Tage später mußte sie wieder kommen, um das Kleid zu probieren. Dies geschah indes nicht ohne verschiedene Einwendungen von seiten der Frau: sie entsetzte sich beinahe, als sie hörte, daß man dermalen gar kein Ärmel trage, und fand das Kleid zu viel ausgeschnitten; allein die Dame, welche ihr daselbe anprobirte, erklärte bestimmt, daß die Frau doch wie andere Menichen aussehen müsse, und daß man schon im Ballanzug erscheinen könne, wenn man eine solche Figur habe. Endlich einigte man sich zu einem Kompromisse, zufolge dessen die Armöffnungen und der Halsausschnitt mit Spitzen besetzt wurden, gleichwohl ging aber Frau Anna in ein

feherhaften Spannung herum, bis der Balltag und das Kleid kamen.

Nachmittags, als sie mit ihrer Toilette beginnen wollte, fiel Adolf plötzlich ein, daß er absolut zu dem Herausgeber eines illustrierten Kalenders, dem er schon vor längerer Zeit bestimmt einen poetischen Beitrag versprochen hatte, gehen und ihn bitten müsse, sich nur noch einige Tage zu gedulden. — „Aber komm nur nicht so spät nach Hause, damit du beim Ansehen nicht haften mußt!“ bat Anna.

„Nein, ich werde schon zur rechten Zeit zurückkommen!“ antwortete er und ging.

Als er zurückkam, war es schon spät geworden, und er eilte ins Schlafzimmer. Er öffnete rasch die Thür, blieb aber unglücklich an der Schwelle stehen und bewachte so einige Augenblicke. Vor dem Türrandschloß, auf dem zwei Lichter brannten, saß Anna im vollen Staat; die beiden herrlich geformten, mattweißen Arme waren erhoben, um eine dunkle Rose in dem leicht geträufelten, aschblonden Haar zu befestigen; als sie aber sein Kommen bemerkte, ließ sie dieselben rasch fallen, und bevor sie sich nach ihm umwandte, konnte er im Spiegel sehen, daß sie errotete.

— „Du sagst gar nichts, Adolf! findest du, daß du eine hübsche Frau hast?“ fragte er halb verlegen.

Und sie erhob sich und stellte sich vor ihn hin, legte die Hände auf seine Schultern und sah ihm in die Augen.

Hiemals noch hatte Adolf Petersen geträumt oder bloß geahnt, daß Anna so wunderbar schön sei! War das wirklich sein Weib? Gehörte all diese blendende Schönheit ihm? Er konnte kein Wort hervorbringen vor lauter Verwunderung, sondern ergriß mit beiden Händen ihre Arme, zog sie selbst an sich und küßte sie mit einer ganz anderen Wärme, als er es sonst zu thun pflegte.

„Ja, es ist eigentlich schrecklich,“ fuhr er fort, in einem solchen Anzug sich sehen zu lassen — und ich weiß, es wird mich tödnen; ich bin noch nie mit bloßen Armen ausgegangen! — aber du wolltest es ja so!“

Und die junge Frau sah halb neugierig auf sich selbst nieder und erröthete wieder wie eine sechzehnjährige Braut.

„Jetzt fehlen mir nur noch die Schuhe — ich habe sie selbst mit Seide überzogen — ah, hilf mir doch sie anzuziehen, dann lieb du lieb, Adolf!“

Und Adolf kniete ohne Einwendungen vor ihr nieder — er hatte es früher nie gethan — und sie streckte ziemlich kokett das reizende Köpfchen unter dem Kleide hervor.

„Seidenstrümpfe!“ rief er. „Nein, was für einen herrlichen, gedämpften Glanz sie haben!“

„Ja, es ist das einzige Paar, das ich habe; es sind dieselben, die ich bei der Hochzeit trug. — Nein, ich glaube schon, ich werde mir lieber selbst helfen, du drückst mich zu stark! — So, nun bin ich fertig; — ach du dich nun auch!“

Ein wilder, wahrwüthiger Gedanke stieg plötzlich in ihm auf: sie, die heute Abend schön, bezaubernd war wie keine andere, sie mußte ja die Königin des Balles werden, gefeiert und umschwärmt von allen; freche Männer werden sie umschlingen und an ihre Brust drücken; sie werden ihr fade Schmeicheleien ins Ohr flüstern, und er, der Mann, ihr rechtmäßiger Herr, wird dastehen und zusehen müssen! Zum Teufel mit dem verfluchten Ball! Noch war es Zeit! Sie konnten ja zu Hause bleiben: er brauchte nur Kopfschmerzen vorzuschützen, und Anna werde sicherlich die erste sein, darauf zu verzichten! — Nein, das wäre doch zu feig! Und seine Kantate, die bei Tisch gesungen werden sollte, er bekäme sie ja gar nicht zu hören! — Nein, sie mußten gehen, wie gern er auch geblieben wäre! — In wenigen Minuten war er angekleidet, der Wagen hatte bereits vor dem Hause gewartet, und so rollten sie denn davon.

Es war keine Täuschung möglich: Frau Anna erregte gleich bei ihrem Eintreten in den Festsaal Sensation; Frau Bissrup nahm ihren lieben Kandidat Petersen auf die Seite und vertraute ihm an, daß seine Frau die allerschönste sei; halb und ganz erwachsene Mädchen blickten sie an und flüsterten zusammen neidisch bewundernd, und all die jüngeren Lehrer hatten im Laufe von fünf Minuten Frau Petersens Tanzordnung mit ihren Namen bedeckt. Unter anderen Umständen würde Adolf Petersen sich hierdurch geschmeichelt gefühlt haben; aber in der Stimmung, in der er sich jetzt befand, betrachtete er es beinahe als ein Verbrechen, daß sie anderswo sein konnte als bei ihm und die übrigen ihm sein Eigenthum entreißen konnten; niemand sollte es ihm jedoch anmerken, am allerwenigsten sie, und so tanzte er denn wie ein professioneller Ballkönig mit allen anderen Damen, war geistreich und liebenswürdig, lachte und sagte allerlei Annehmendes und engagierte endlich Marie Berner, die fünfzehnjährige aber voll entwickelte Schönheit des Institutes zum ersten Tanz nach Tische.

Er war wie verjüngt. Für gewöhnlich war seine Haltung nicht sonderlich gerade, und er machte im ganzen keine gute Figur; aber an diesem Abend nahm er sich vortrefflich aus, und Anna war glücklich, auch ihren Mann als Ballkavalier bewundern zu können. Wenn sie nur zuweilen seinem Blick hätte begegnen können; aber er sah nicht auf sie — er war wohl allzusehr in Anspruch genommen!

Bei Tische übertraf er sich selbst. Die Kantate machte großes Glück, er strich viele Komplimente ein und trank jedermann zu — viele Gläser — und zuletzt hielt er eine Rede für die Damen, welche selbst Frau Bissrup für die beste und ritterlichste erklärte, die sie noch von ihm gehört hatte. Beim Rotillon trat Anna auf ihn zu und verbeugte sich vor ihm.

„Du hast nicht ein einziges Mal mit mir getanzt, du abscheulicher Mann!“ sagte sie. „Aber nun entkommst du mir nicht!“

— Ah, halte mir unterdessen meine Bouquets! Da sieh: ich habe deren ganze sieben erhalten! — Bist du nicht stolz, daß solch eine alte, verheiratete Frau noch Glück machen kann?“

Hierauf tanzten sie hinaus und sie flüsterte:

„Wie du ausgezeichnet führst! O, ich unterhalte mich so herrlich! Ich könnte die ganze Nacht hindurch tanzen — mit dir natürlich!“

Man brach verhältnismäßig früh auf — es waren ja nicht wenig halberwachsene junge Leute zugegen — und gegen zwei Uhr war das Ehepaar zu Hause. Sowie er die Lampe im Schlafzimmer angezündet und seinen Frack ausgezogen hatte, dachte er einen Augenblick, sich seiner Frau um den Hals zu werfen, sie um Verzeihung zu bitten — er wußte selbst nicht für was — seine grenzenlose, wahrwüthige Eifersucht zu gestehen und — aber dann ward er plötzlich wieder anderen Sinnes und sagte in seinem gewohnten geschäftsmäßigen Tone: „Geh du nur zu Bette! Ich werde noch schreiben.“

„Jetzt, in der Nacht? Das kannst du nicht meinen! Ach, Adolf —“

„Ja, ich glaube gerade, daß ich jetzt schreiben kann! — Ich bin in der richtigen Stimmung!“ fügte er in einem eigenen Tone hinzu. „Gute Nacht, Anna!“

Er zog seinen Schlafrock an, ging ins Arbeitszimmer und setzte sich an den Schreibtisch; und hierauf schrieb er — nie waren ihm die Verse so leicht aus der Feder geflossen wie jetzt!

Gegen die Morgenstunde war er fertig und begab sich zur Ruhe; als er sich aber über Anna beugte, bemerkte er, daß sie im Schlafe geweint haben mußte: es hingen noch einige Thränen zwischen den langen Augenwimpern, die Wangen glühten, sie atmete schwer und gleichsam schluchzend.

Am nächsten Tage erhielt der Herausgeber des illustrierten Kalenders Adolf Petersens Gedicht, und es war die höchste Zeit, denn es brauchte nur noch der letzte Bogen des Buches gedruckt zu werden, eine Woche darauf erschien dasselbe.

Dann saß der Dichter einige Tage später des Abends an seinem Schreibtisch und besserte Schulhefte aus; allein er mußte sie jeden Augenblick beiseite legen — es war ihm unmöglich, seine Gedanken beisammen zu halten, wie es ihm schon seit jenem Ballabende unmöglich gewesen war. — Was war es doch nur mit ihm? Was für eine sonderbare Unruhe hatte sich seiner bemächtigt? War er eifersüchtig? — Auf wen? — Auf ein unbestimmtes X? oder vielleicht eher auf die ganze Welt? — Nein, ernstlich eifersüchtig war er nicht — aber wie herrlich Anna doch damals gewesen . . . und wie herrlich sie auch jetzt war, wie sie dort auf dem Sofa saß! — Aber was hatte denn auch sie? So kurz und einsilbig, wie sie seit dem Balle war! sie wich jeder Annäherung von seiner Seite aus, während er gerade — nein, sie war eine ganz andere geworden! Und sie hatte in den letzten Tagen öfter geweint! Sollte

gleichwohl? — nein, es war unmöglich! Sie mußte ja glücklich mit ihm sein; es war lächerlich, etwas anderes zu denken! Es läutete, und Anna erhob sich, um zu öffnen; man brachte das Abendblatt. Er machte sich wieder an die Hefte, und sie warf einen Blick in die Zeitung.

„Du bist hier erwähnt,“ sagte sie plötzlich.

„Na, das wird das Gedicht im Kalender sein.“

„Ja, aber du bist gelobt, sehr gelobt. Komm, und lies!“

Und hierauf lasen sie zusammen die Besprechung, welche mit der Bemerkung schloß, daß Adolf Petersens Gedicht „Pygmalion“ das beste im Buche sei. „In diesem Gedichte“ — hieß es — „hat der Dichter, der bisher sein Talent an allzu viele Bagatellen verschwendete, etwas wirklich Bedeutendes hervorgebracht. Während seine früheren Gedichte hübsche Kleinigkeiten ohne Gepräge eines tieferen Gefühls und ohne Energie im Ausdruck gewesen waren, hat er in „Pygmalion“ eine wirkliche Inspiration gezeigt, und hier ist die Erotik echt. Man muß hoffen, daß dieses Gedicht einen Wendepunkt in seinem literarischen Schaffen bilden und daß er imstande sein werde, noch manch ähnliches hervorzubringen.“

„Aber ich habe ja das Gedicht gar nicht gelesen!“ sagte Anna. „Weshalb hast du es mir nicht gezeigt?“

Er gab ihr den Kalender und sie las es.

Die alte Mythe von Pygmalion, dessen schöner Statur die Götter Leben schenkten, war hier auf eine ziemlich feine Weise behandelt. Das Gedicht schilderte zuerst, wie das Leben in dem weißen Marmor erwachte, wie das Blut gleichsam von innen heraus in diese üppigen Formen aus blinkendem Schnee strömt und ihnen einen gebämpften Glanz warmer Karnation verleiht, wo die feinen Adern sich bläulich auf dem herrlichen Arm und den runden Schultern zeichnen, wie der erste Atemzug die feste, jungfräuliche Brust hebt, und wie Galathea wie im Traume die Augen öffnet, und ob ihrer eigenen keuschen Schönheit errödet. Pygmalion wird von Entzücken erfaßt, aber im nächsten Augenblicke auch schon von Wahnsinn ergriffen: ihre Schönheit gehört nicht ihm allein, er kann sie ja nicht, ohne ungerechtfertigte Gewalt zu üben, einsperren; er kann sie nicht ganz besitzen, kann es nicht verhindern, daß auch andere Blicke als nur der seine auf ihr ruhen, und in unbändiger Naserei hebt er den Hammer und zertrümmert mit einem einzigen Schläge sein lebendiges gewordenes Ideal. — Immer stärker bewegt das Anna die klingenden, leidenschaftlichen Verse, und als sie mit dem Lesen fertig war, brach sie in heftiges Schluchzen aus, verbarg das Gesicht mit den Händen und sank über dem Tische zusammen.

Menäslisch und verwirrt ließ Adolf herbei und wollte seinen Arm um sie legen; aber Anna sprang auf, und in einem Tone, den er früher nie gehört hatte, rief sie:

„Rühr' mich nicht an! Ich errag' es

nicht! — Ja, es ist wahr, was in der Rezension steht: es ist Erotik in diesem Gedichte und sie war früher niemals in einer Zeile von dem, was du geschrieben! Nun kann ich es sehen! — O, ich hab' es ja geahnt gleich seit dem Male — jetzt bist du verliebt! Und mich — mich hast du niemals geliebt! — Nein, verantworte dich nicht! Ich bin blind gewesen, ich werde es aber nicht länger sein! — Auf wen ist das Gedicht geschrieben? Antworte mir, ich will es wissen! Welche hat diese weißen Arme und den —“

Entsetzt, wie vom Blitz getroffen über die Wirkung, welche seine Poesie geübt hatte, rief Adolf abwehrend:

„Anna! aber Anna!“

Und in einem ruhigen, verlegenen Tone fügte er hinzu: „Aber, Herrgott, das bist ja Du! Wer sollte es denn sonst sein?“

„Ich?“ rief sie aus.

„Ja, bei Gott, du!“

Und hierauf folgte eine Erklärung, ein flüsterndes Geständnis eigener Schuld und Schwäche: die kleine Frau mußte nun weinen und lachen zu gleicher Zeit, und keines von beiden las an diesem Abende mehr das Zeitungsblatt.

„Nun wirst du richtig dichten!“ sagte sie am nächsten Tage. „Und in den Sommerferien gehen wir aufs Land!“

Aber Adolf Petersen schrieb kein Gedicht mehr, das in gleicher Weise durchschlug wie „Pygmalion“; es schien, als ob seine Erotik ihren Höhepunkt erreicht und eine einzige Blüte abgesetzt hätte, um niemals wieder eine ähnliche zu entfalten.

Sie zogen auch dieses Jahr nicht aufs Land, denn mitten in den Sommerferien kam der Storch mit einem reizenden kleinen Mädchen zu ihnen, und sie beide — besonders aber sie — waren außer sich vor Freude.

Die Familie Petersen ist glücklich und befindet sich in guten Verhältnissen, denn Adolf hat eine Anstellung als Mitdirektor eines größeren Institutes erhalten und die Familie ist später nicht vermehrt worden.

Die Anforderungen an die Offiziere des Beurlaubtenstandes.

Von
B. Poten.

Die treue Waffenbrüderschaft der Kameraden von Nord und Süd einten das Reich; Blut und Eisen schweißten die Glieder desselben zu einem untrennbaren Ganzen zusammen und nach Friedensschluß gingen die bewährten Einrichtungen des Norddeutschen Bundes auch auf den Süden, soweit er sie nicht schon vorher angenommen hatte, über. Das Gesetz über die Verpflichtung zum Kriegsdienst vom 9. November 1867 erhielt Geltung für das ganze Reich; ein am 2. Mai 1874 er-

lassenes „Reichsmilitär-gesetz“ gab der Grundgedanken der geltenden Vorschriften erneuten Ausdruck und die als Ausführungsbestimmungen für dieses und die übrigen maßgebenden Gesetze ergangene Wehrrordnung vom 28. September 1874 sowie die als Ergänzung derselben dienende Wehrrordnung vom nämlichen Tage verkündeten den Ausbau des Gebäudes. Das selbe unterschied sich von dem 1867 angeordneten nur wenig.

Wir wenden uns deshalb gleich zu den gegenwärtig in Kraft befindlichen. Sie beruhen auf der am 22. November 1874 erlassenen Wehrrordnung und der Wehrrordnung vom nämlichen Tage. Beide waren nötig geworden, nachdem durch das Gesetz vom 11. Februar 1888 die in Betreff der Wehrpflicht geltenden Gesetze erhebliche Abänderungen erfahren hatten.

Wie dieses Gesetz dem gesamten Volke vermehrte Lasten auferlegte und an alle zur Erfüllung ihrer Wehrpflicht Herangezogenen größere Anforderungen stellt, so verlanget es insbesondere von denjenigen größeren Leistungen, welche den Anspruch erheben, in den Tagen der Gefahr zu den Führern gehören zu wollen.

Die Kriegskunst ist in raschem Fortschreiten begriffen. Auf dem Gebiete der Waffentechnik treten stets neue Erfindungen und Entdeckungen zu Tage. Sie nötigen zu Änderungen in der Kampfweise und zu immer größerer Vervollkommenheit im Gebrauche der Waffen und aller sonstigen Streitmittel. Stillstehen wäre Rückschritt. Angestrebten Fleißes und vermehrter Übung bedarf es daher für den Offizier des Beurlaubtenstandes, wenn er der seiner harrenden Aufgabe jeden Augenblick gewachsen sein will.

Die gegenwärtig geltenden Bestimmungen.

Die Pflanzschule für die Offiziere des Beurlaubtenstandes sind nach wie vor die Einjährig-Freiwilligen.

Wer seiner Dienstpflicht als Einjährig-Freiwilliger genügen will, muß zunächst um die Berechtigung dazu nachsuchen. Im allgemeinen darf dies nicht vor zurückgelegtem 17. Lebensjahre, muß aber spätestens bis zum 1. Februar des ersten Militärpflichtjahres, d. h. desjenigen geschehen, in welchem das 20. Lebensjahr vollendet wird. Es geschieht mittelst schriftlicher Meldung bei der Prüfungskommission für Einjährig-Freiwillige desjenigen Bezirkes, in welchem der Nachsuchende anstellungspflichtig sein würde. Der Meldung sind ein Geburtszeugnis, eine Erklärung des Vaters bezw. Vormundes über die Bereitwilligkeit, den Freiwilligen während einer einjährigen aktiven Dienstzeit zu bekleiden und auszurüsten, sowie die Kosten für seine Wohnung und seinen Unterhalt zu übernehmen, wozu die Fähigkeit obliegendlich zu bescheinigen ist, und ein Unbescholtenheitszeugnis beizulegen, welches den Zeugnissen höherer Schulen der Direktor, allen anderen die Polizei oder ihre Dienstbehörde ausstellt. Außerdem ist die

wissenschaftliche Reise, entweder durch Beibringung eines Schulzeugnisses oder durch Erlangung einer Prüfung nachzuweisen. Diejenigen Zebranstalten, welche zur Ausstellung der Zeugnisse berechtigt sind, werden öffentlich bekannt gemacht; im allgemeinen sind es die sogenannten höheren Schulen; zugleich wird bestimmt, welche Klasse derselben erfolgreich besucht sein muß, um die Befreiung von der Prüfung zu erlangen. Wenn wir auch hier dem Brauchbrauche folgen, um sie zu bezeichnen, so muß die Klasse für Prima eines Gymnasiums vorhanden sein, eine sehr erhebliche Verschärfung in den Ansprüchen an wissenschaftliche Bildung, denn bisher ist der einjährige Besuch von Universitäten genügt und hier brauchte das Zeugnis nicht verdient zu sein, sondern es wurde erlassen werden. Wer das Zeugnis nicht beibringen vermag, muß bei der Prüfung, welche im Frühjahr und im Herbst vorgenommen wird, den jenem Zeitpunkt entsprechenden Bildungsgrad erweisen.

Wer den Ansprüchen genügt und den Befreiungschein erhalten hat, darf den Truppenteil, bei welchem er einzutreten wünscht, selbst wählen; in größeren Garnisonen erfolgt die Verteilung auf die Truppenteile der gewählten Waffe jedoch durch die Militärbehörde; Feldartillerie und Train an Orten, wo Truppen zu Fuß garnisonieren, zur Annahme von Freiwilligen bis zur Zahl von vier bei einer jeden Kompanie bzw. Kompanie verpflichtet.

Während ihrer Dienstzeit wird den einjährig-Freiwilligen nach Möglichkeit Gelegenheit gegeben sich in ihrem eigentlichen Lebensberuf fortzubilden. Wer studiert, kann dies auch während seiner Dienstzeit bleiben. Er verliert dann wenigstens keine Zeit. Ob er in litteris viel arbeitet, ist eine andere Sache.

Der Eintritt kann, mit Genehmigung der Kommissionskommission bis zum 1. Oktober des nächsten Jahres verschoben werden, in dem das 23. Lebensjahr vollendet ist; ausnahmsweise darf Zurückstellung bis zum 26. erfolgen. Der Eintritt findet im Train am 1. November, bei den übrigen Waffengattungen am 1. Oktober statt, während er früher bei der Infanterie bis am 1. April geschehen konnte. Mediziner, welche in das Sanitätskorps aufgenommen zu werden wünschen, dienen das halbe Jahr mit der Waffe und, nach erfolgter Approbation als Arzt, ebenso als Unterärzte. Wer die Approbation als Militärarzt besitzt und eine Prüfung im Fache bestanden hat, darf, nach halbjähriger Dienstzeit mit der Waffe, zum einjährig-Freiwilligen Unteroffizier befördert werden. Apotheker können ihrer Dienstzeit in einer Militärapotheke genügen. Die einjährig-Freiwilligen müssen für die Bekleidung und ihren Unterhalt sorgen. Die Ausrüstungsgegenstände, einschließlich der Heftzeugstücke werden ihnen gegen Zahlung des durch den Etat festgesetzten Preises geliefert; die Waffen werden teilweise überlassen und auf ihre

Kosten in Stand erhalten. Es ist gestattet und empfohlen, die Bekleidung durch die Bekleidungskommissionen gegen Zahlung der Etatspreise zu beschaffen; es ist dies die billigste Art und sie leistet Gewähr, daß die Stücke vorschriftsmäßig angefertigt sind.

Der von den einjährig-Freiwilligen für ihre Verittmachung mit Dienstpferden zu zahlende Preis hatte schon früher eine erhebliche Steigerung erfahren. Es zahlt der Kavallerist und der reitende Artillerist 400, der der nichtreitenden Artillerie und des Trains 150 Mark, außerdem entrichtet jeder derselben ein Pauschquantum für Fußbeschlag und Pferdebearbeitung und den Preis für das Futter. Der Aufwand, welcher hierdurch erforderlich wird, richtet sich nach den Marktwerten für das Futter und nach der Waffengattung, welcher der Freiwillige angehört; gegenwärtig ist er auf etwa 350 Mark zu veranschlagen.

Wenn der einjährig-Freiwillige mit seiner Truppe die Garnison verläßt, so wird er wie erstere einquartiert; er hat dafür den gesetzmäßigen Betrag und, wenn es mit Verpflegung geschieht, für letztere täglich 2,50 Mark zu zahlen. Werden den Truppen die Lebensmittel geliefert, so entrichtet er für seinen Anteil 50 Pfennig. Wird er in das Lazarett aufgenommen, so zahlt er 1,20 Mark täglich. Während der Dauer einer Mobilmachung wird er wie jeder andere Soldat bezw. Unteroffizier verpflegt.

Sämtliche einjährig-Freiwilligen werden, soweit sie sich dazu eignen, zu Offizieren des Beurlaubtenstandes ausgebildet. Dazu werden sie, neben ihrem sonstigen Dienste, spätestens von Beginn des vierten Monats ihrer Dienstzeit an, durch einen dazu beauftragten Offizier praktisch und theoretisch unterwiesen. Wer sich nicht zum Offizier eignet, wird zum Unteroffizier ausgebildet. Die Ernennung zu Gefreiten kann, wie früher, nach sechs, und nach neun Monaten kann die Beförderung zum Unteroffizier erfolgen.

Kurz vor Beendigung ihrer Dienstzeit werden diejenigen, welche sich nach dem auf die Beurteilung des Kompanie- oder Regimentschefs und des mit der Unterweisung beauftragten Offiziers gestützten Urteile des Truppenbefehlshabers zu „Reserveoffiziersaspiranten eignen“, einer praktischen und theoretischen „Offiziersaspirantenprüfung“ unterworfen, nach dem Bestehen zu „Reserveoffiziersaspiranten“ ernannt und, wenn sie noch nicht Unteroffiziere waren, dazu befördert. Ihre weniger glücklichen Kameraden können als „Unteroffiziersaspiranten“ entlassen werden.

Die praktische Prüfung besteht in Voregerieren eines Zuges, Vorinstruktion einer Abteilung über ein gegebenes Thema, Führen eines Zuges in der Kompanie, resp. Lösung einer Felddienstaufgabe mit Gegner, über welche eine Meldung nebst einfacher Skizze anzufertigen ist. Die theoretische Prüfung ist schriftlich und mündlich. Die schriftliche besteht in der Abfassung kurzer Arbeiten über Aufgaben

aus dem Exerzierreglement, der Felddienstordnung, der Schießvorschrift, der allgemeinen Dienstkenntnis, dem Technischen der eigenen Waffe (Waffen, Schießbedarf, Pferdekennzeichen etc.), wozu je eine Stunde Zeit gewährt wird. Die mündliche Prüfung erstreckt sich auf alle Gebiete des Erlernten.

Die Entlassung erfolgt zur Reserve der eigenen Waffe, doch dürfen einjährig-Freiwillige der Garde zur Provinzialreserve, der Jäger und Schützen, der Pioniere, Eisenbahn- und Luftschiffertruppen zur Infanterie, der Kavallerie zum Train entlassen werden.

Zur Ergänzung der Offiziere des Beurlaubtenstandes dienen außer den Reserveoffiziersaspiranten diejenigen Offiziere, welche aus dem aktiven Dienst in den Beurlaubtenstand übertreten und Mannschaften, welche sich vor dem Feinde auszeichnen.

Die Reserveoffiziersaspiranten haben nun zunächst, um die volle Befähigung zu Offizieren zu erlangen, zwei achtwöchentliche Übungen abzuleisten; früher war es nur eine. Dieselben finden in den beiden ersten auf die Entlassung folgenden Jahren statt. Die Vorschläge dazu gehen von den Bezirkskommandos an die obersten Waffenbehörden. Es sind dies für das Gardekorps das Generalkommando desselben, für Provinzialinfanterie, Kavallerie, Feldartillerie das betreffende Generalkommando, für Jäger und Schützen die Inspektion, für Fußartillerie und Pioniere die Generalinspektion, für Eisenbahner und Luftschiffer der Chef des Generalstabes der Armee, für den Train die Inspektion. Für die Zuweisung an den einzelnen Truppenteil ist dessen Bedürfnis im Mobilmachungsfall maßgebend. Beide Übungen geschehen in der Regel bei dem nämlichen Truppenteil. Wünsche der Aspiranten in Betracht des letzteren werden berücksichtigt, soweit das Dienstinteresse es zuläßt.

Die erste Übung findet im Standorte des Stabes des Truppenteils statt. Der Aspirant thut Unteroffiziersdienst und wird durch einen Offizier praktisch und theoretisch weiter unterrichtet. Am Schluß der Übung findet für diejenigen, welche dienstlich und außerdienstlich befriedigt haben, die „Reserveoffiziersprüfung“ statt. Sie ist mündlich und schriftlich und erstreckt sich auf die Taktik der eigenen und in großen Zügen, der verbundenen Waffen, Lesen von Karten und Anfertigen von Skizzen, Kenntnis der eigenen Waffen und Schießvorschrift und allgemeine Begriffe über andere, Pionierdienst der eigenen Waffe, Grundzüge der Armeearganisation, Dienstkenntnis, insbesondere Kenntnis der ehrengerichtlichen Bestimmungen, Militärbriefstil und bezw. Pferdekennzeichen.

Sein Endurteil über den Aspiranten faßt der Kommandeur in dem gewichtigen Worte zusammen, welches im Ueberweisungsnationale die Übung als „erfolgreich“ oder „ohne Erfolg“ bezeichnet. Wenn das erstere gefällt wird, so erfolgt gleich-

zeitig die Beförderung zum Rizefeldwebel bzw. Rizewachmeister.

Die erste Uebung hieß die Uebung A. Es folgt Uebung B, welche thunlichst wiederum beim Stabe des Truppenteils stattfindet. Sie ist zur praktischen Ausbildung im Dienste des Offiziers bestimmt, welche wiederum durch den von einem Offizier zu erteilenden Unterricht gefördert wird; ihr Ergebnis wird einer praktischen Prüfung unterworfen. Fällt letztere günstig aus, so hat der Truppenkommandeur, unter Berücksichtigung der außerdienstlichen Haltung des Aspiranten, sich in dem Ueberweisungsantrage darüber auszusprechen, ob er damit einverstanden ist, daß der Aspirant zum Reserveoffizier seines Truppenteils in Vorschlag gebracht wird.

Uebungen, welche „ohne Erfolg“ gewesen waren, dürfen wiederholt werden; wenn die Uebung B auch dann das gewünschte Ergebnis nicht geliefert hat, so bleibt dem Aspiranten noch die Hoffnung, daß der Kommandeur ihn „als geeignet zum Offizierstellvertreter im Kriegsfalle“ bezeichnet; geschieht auch das nicht, so verfällt er ganz dem Schicksal des Reservemannes.

Während der Uebungen wird der Aspirant wie jeder andere Unteroffizier gehalten; er wird also vom Staate bekleidet, besoldet, versorgt und beritten gemacht. Außerdienstlich gehört er jetzt in die Gesellschaft der Offiziere, damit diese beurteilen können, ob er würdig sei, ganz in ihren Kreis zu treten. Den Einjährig-Freiwilligen trennt von ihnen eine Kluft, welche je nach seiner Lebensstellung und namentlich nach der Garnison, in der er steht, größer oder geringer ist. In einer kleinen Stadt überbrückt sie sich leichter als in einer größeren; wo nur wenige die Brücke beschreiten, trägt sie dieselben leichter als wo der Zubrang groß ist, wie in Berlin, in einer Universitäts- oder großen Handelsstadt.

Es folgt nun die Wahl. Sie findet durch das Offizierskorps desjenigen Landwehrbezirks, welchem der Offiziersaspirant angehört, im Kriegsfalle durch das Truppenteils statt. Nur solche Aspiranten dürfen zur Wahl gestellt werden, welche mit Rücksicht auf ihre Lebensstellung und ihr außerdienstliches Verhalten zu Offizieren geeignet sind, eine gesicherte bürgerliche Existenz besitzen und sich mit ihrer Beförderung schriftlich einverstanden erklärt haben; nur solche dürfen gewählt werden, welche „bei ehrenhafter Gesinnung eine dem Ansehen des Offizierstandes entsprechende Lebensstellung besitzen“.

Bei der Wahl entscheidet Stimmenmehrheit. Ist mindestens ein Drittel der abgegebenen Stimmen gegen die Wahl gewesen, so werden ihre Gründe derselben in die Wahlverhandlung aufgenommen.

Wer gewählt ist, wird zur Beförderung zum Offizier, und zwar in der Regel bei demjenigen Truppenteile, dessen Kommandeur sich damit einverstanden erklärt hat, in Vorschlag gebracht. Er hat sich zu verpflichten, daß er mindestens drei Jahre als Reserveoffizier dienen will.

Wie der Landwehroffizier, gehört der Reserveoffizier zum Offizierskorps desjenigen Landwehrbezirks, welchem er überwiesen wird; seine Gesuche und Meldungen gehen, wenn er nicht zum Dienst eingezogen ist, an das Bezirkskommando. Im Dienst erscheinen Reserve- wie Landwehroffiziere stets in Uniform. Während der Beurlaubung dürfen sie dieselbe bei feierlichen Gelegenheiten, insbesondere bei Festen der Kriegervereine zc. anlegen. Sie unterliegen den ehrengerichtlichen Bestimmungen.

Die Reserveoffiziere können während der Dauer dieses Verhältnisses dreimal zu vier- bis achtwöchentlichen Uebungen herangezogen werden; in der Regel soll an dem höchsten zulässigen Maße der Dauer festgehalten und es soll die Uebung nach Kräften für die kriegsgemäße Ausbildung ausgenützt werden. In der Regel finden die Uebungen beim eigenen Truppenteile statt. Die Zugehörigkeit zu den Reserveoffizieren ist für den Einzelnen nicht mehr, wie früher, auf eine bestimmte Reihe von Jahren beschränkt; sie wird jedoch über die gesetzliche Zeit (das 7. Dienstjahr) hinaus nur unter der Bedingung zugestanden, daß der Betreffende sich zu besonderen für seine Ausbildung nötig erachteten Uebungen bereit erklärt. Die Beförderung erfolgt mit dem Hintermann im Linientruppenteile, die Befähigung dazu wird bei den gewöhnlichen Uebungen dargelegt.

Die Einberufung der Offiziere der Landwehr ersten Aufgebotes richtet sich nach ihrer Mobilmachungsbestimmung. Ihre Befähigung zur Beförderung haben sie durch vier- bis achtwöchige Uebungen bei Linientruppenteilen nachzuweisen, im übrigen sind sie nur zur Teilnahme an Landwehruübungen verpflichtet. Offiziere des zweiten Aufgebotes haben eine solche Verpflichtung überhaupt nicht. Die Beförderung von Landwehroffizieren erfolgt nach ihrem Dienstalter in den zugehörigen Linientruppenverbänden (z. B. Infanteriebrigaden, Kavalleriedivisionen, der gesamten Fußartillerie zc.).

Während ihrer Einziehung zu Uebungen erhalten die Offiziere des Beurlaubtenstandes Diäten und zwar der Hauptmann 7,50, der Premierlieutenant 3, der Sekondelieutenant 2,50 Mark, daneben beim Verlassen der Garnison die Kommandozulage der Linienoffiziere, außerdem bei jeder Einziehung ein Equipierungsgeld im Betrage von 210 Mark für den Hauptmann zc., von 150 Mark für den Lieutenant. Zu den Uebungen haben die Offiziere der Kavallerie und reitenden Artillerie ein Reitpferd mitzubringen, außerdem wird ihnen ein Dienstpferd vom Truppenteil gestellt; für beide empfangen sieationen. Bei der nicht reitenden Feldartillerie und dem Train werden sie durch den Truppenteil beritten gemacht.

Im Falle einer Mobilmachung sind die Gebühren der Offiziere des Beurlaubtenstandes denen der Linienoffiziere

gleich. Einberufene Zivilbeamte behalten ihre Zivilbesoldung, auf welche die Militärbefoldung angerechnet wird; eine Auszahlung der ersteren findet für diejenigen, welche einen eigenen Hausstand haben, nur dann statt, wenn beide Befoldungen zusammen mehr als 2400 Mark betragen.

Eine äußere Anerkennung langer, und das gesetzliche Maß hinaus und mit besonderem Interesse geleisteter Dienste erfolgt durch Verleihung eines Ehrenzeichens der „Landwehr-Dienstauszeichnung“. Es gibt zwei Klassen derselben. Die erste ein silbernes Kreuz, können nur solche Offiziere und Sanitätsoffiziere des Beurlaubtenstandes erhalten, welche mehr als zwanzig Jahre dem stehenden Heere und der Landwehr ersten Aufgebotes angehört haben; die zweite Klasse „die Schnalle“ ein farbiges seidenes Band in eiförmiger Einfassung, wird an Personen verliehen, welche nach Erfüllung ihrer Dienstpflicht im stehenden Heere und in der Landwehr ersten Aufgebotes einen Feldzug mitgemacht oder mindestens noch drei Monate aktiv gedient haben.

Nach erfüllter Landwehrrpflicht darf der Offizier des Beurlaubtenstandes um seine Entlassung nachsuchen. Er tritt dann zum Landsturm über, um „wenn einst das Volk im Sturm bricht los“ die Waffen mit neuem zu ergreifen. Beim Auscheiden kann ihnen das Recht verliehen werden, die Landwehr- oder auch die Reimentsuniform fortzutragen. Auf Pension haben sie im Frieden nur dann Anspruch, wenn sie durch unmittelbare Dienstbeschädigung invalid geworden sind. Im Kriege stehen sie auch in dieser Beziehung den Berufsoffizieren ganz gleich.

* * *

Die Verpflichtungen und Lasten, welche der Offizier des Beurlaubtenstandes als Gegenleistung für die aus seiner Stellung ihm erwachsenden Vorteile und Vergünstigungen auf sich nimmt, sind nicht gering. Aber die Opfer werden gern gebracht. Der stetig wachsende Zubrang zum Dienst als Einjährig-Freiwillige und zu weiteren Beförderung, welcher gestattet hat, daß immer mehr sichtbar werdenden Bedürfnis besserer Ausbildung der Offiziere des Beurlaubtenstandes durch eine Erhöhung der Ansprüche zu genügen, beweist es. Die manias Söhne sind auf dem Wege, die Wehrrpflicht zu einem Wehrrrecht zu gestalten; sie wollen das Dichternwort, welches das Psalms ausruft über den Schatz hinter dem Ofen, zur Wirklichkeit machen. Schon fragt man bei dem jungen Mann aus den höheren Ständen, welcher der Offizier ist: „Warum ist er es nicht? Des Kaisers Rock ist der höchste Schmuck mit dem der Offizier der Reserve und der Landwehr an seinem Ehrentage sich schmückt, auch nach seinem Austritt aus dem Dienst wünscht er denselben zu tragen; für ihn bedeutet „Wehrlos — ehelos!“

Das Haus Montague.

Erzählung in drei Bänden von

Balduin Möllhausen.

(Fortsetzung.)

Ich neigte meinen Kopf vor den Professor hin; um einer Berührung der Drentel entgehen, strich ich das halblange Haar dem Hinterkopf hinauf. Trotzdem, wie ich schaudern eine warme breite Wertschätzung über meinen Nacken hingeleiten; triumphierendes heiseres Lachen drang meinen Ohren, und an dieses schlossen die Worte an, mit welchen die alte Mutter dem Professor eine Erklärung erteilte, unter dem Haar fast verblühenden Zeichens gab.

„Und das soll ein Muttermal sein?“ wie sie geringschätzig, „da müßte die Mutter wunderbar gezeichnet haben, um eine solche Zeichnung zuwege zu bringen.“ Der Strich wollte ich noch gelten lassen, als die Pfeilspitze da vorn und die alte Farbe? Ja, ja, schon früher sah ich welche Mal; ich sah es, als die Nadelspitze, durch welche es hergestellt wurde, nicht ganz geheilt waren. Und mehr sah ich: auf einem anderen Gesicht sah ich ein ähnliches Mal, aber in roter Farbe ausgeführt, wahrscheinlich um die beiden Kinder voneinander unterscheiden zu können; denn mit dem blauen Bändchen am roten, die sie um den Hals trugen, war es doch eine unsichere Sache.“

Ich hatte mich aufgerichtet, und des Professors nicht achtend, der unter dem Vorwand der neuen Ueberraschung schwieg, strich ich mich hastig der Drentel mit den Worten zu: „Ich besitze also einen Zwillingenbruder?“

„Vermutlich.“ hieß es selbstgefällig zurück. „wenn überhaupt Kinder, die in derselben Stunde von derselben Mutter geboren wurden, den Namen Zwillinge verdienen.“

„Aber meine Mutter und deren Name?“ rief ich in fieberhafter Erregung fort.

Da fragten der junge Herr mehr, als zu beantworten weiß,“ beteuerte die Mutter, „ich sah weder eine Mutter, noch eine ich Namen. Es war eben alles darauf bedacht, daß ich selber trotz meiner Dienstpflicht im Dunkeln bleiben sollte; es sollte mich sonst nicht gereuen, Ihnen das zu verraten.“

Ich sah auf den Professor, der plötzlich seinen Mund mit so viel Ueberlegung schließenden Pläne verloren zu haben schien. Er bedurfte eben der Zeit, mit neuen Enthüllungen sich vertraut zu machen und deren mögliche Ausnützung erwägen.

„Unmöglich!“ rief ich aus, „und doch Zweifel unzulässig. Ich mußte um Mal, denn manchen bösen Hohn trug

es mir ein, insolge dessen ich mich daran gewöhnte, es ängstlich zu verheimlichen.“ Hier überwältigte mich die Erregung, und der Drentel mich zulehrend, fragte ich beschwörend: „Wo finde ich meinen Bruder? Nur das sagen Sie mir, und ich will es Ihnen lohnen so hoch, wie es in meinen Kräften steht.“

„Sie verlangen mehr, als ich beim besten Willen zu leisten vermag,“ antwortete diese mürrisch, „ich dachte, es wäre schon eine große Sache, zu wissen, daß wenn Sie jemand mit nem ähnlichen Merkmal ausfinden, Sie ihn als Bruder anreden mögen.“

„Beide Kinder befanden sich in Ihren Händen,“ beteiligte der Professor sich nunmehr wieder an dem Gespräch, „das eine übergaben Sie dem Irländer O'Neil, da müssen Sie sich entsinnen, wohin Sie das andere brachten.“

„In meinen Händen hielt ich beide, das räume ich gern ein, was aus dem zweiten geworden, erriet ich dagegen nie, und fragen durfte ich nicht. Ich wiederhol's, man mißgönnte mir 'nen klaren Blick in die Angelegenheit; trennte man aber die Kinder voneinander, so geschah's mit schlaum Bedacht. Mir wurde ganz wirr im Kopfe vor allen Heimlichkeiten; nicht um die Welt hätte ich über Dinge reden mögen, von denen ich fürchtete, daß sie mich in Ungelegenheit bringen würden.“

Matlos betrachtete ich den Professor. Dieser sah grübelnd vor sich nieder. Erst nach einer Pause des Schweigens richtete er sich wieder auf und bemerkte zögernd: „Welche Erwartungen müssen sich auf der einen Seite an die beiden Zwillinge geknüpft haben, und welche Befürchtungen auf der anderen, um zu deren Beseitigung und gleichzeitiger Vernichtung der Spuren ein derartiges Gewebe von Mäusen zu spinnen. Wir stehen vor einem undurchdringlich erscheinenden Rätsel, und doch dürfen wir deshalb die letzte Hoffnung auf dessen Lösung nicht aufgeben. Nicht Mühe noch Kosten dürfen wir scheuen, den schwer geschädigten Brüdern zu ihrem Recht zu verhelfen.“

„Beschränkte der ganze Erfolg sich darauf, daß ich meinen wahren Namen erführe, so wollte ich es mit vollen Händen danken,“ fiel ich wieder leidenschaftlich ein, „ich wollte davon absehen, diejenigen zur Rechenschaft zu ziehen, die sich an mir verführten, nur der einzigen Aufgabe leben, meinem Bruder nachzuforschen. Doch wir müssen noch mehr wissen,“ kehrte ich mich der Drentel wieder zu, „alles, alles,

was nur immer zu Ihrer Kenntnis gelangte, müssen wir hören. Die kleinsten Nebenumstände können eine Bedeutung von größter Wichtigkeit gewinnen, wenn wir sie in Zusammenhang mit anderen Ereignissen bringen. Erzählen Sie daher ausführlich, wie Sie überhaupt in Beziehung zu den Zwillingen gelangten, und fürchten Sie nicht, ein Wort umsonst zu sprechen.“

Unter unseren gespanntesten Blicken sann das Weib eine Weile ernst nach, dann hob es an: „Wie lange es her ist, kann der junge Herr an seinem eigenen Lebensalter abmessen, da kam eines Abends ein Herr, der mich ohne Zeugen zu sprechen wünschte. Ich vermutete, in irgend welchen Geschäftsangelegenheiten; allein er fragte nur an, ob ich geneigt sei, ihn gegen hohes Entgelt auf einer Reise zu begleiten und zwei Waisenkinder für ihn in Empfang zu nehmen. Damals lebte ich in glänzenden Verhältnissen, daß ich's nicht nötig gehabt hätte; allein da er über die Hunderte von Dollar redete, als brauchte er sie nur auf der Straße aufzulesen, meinte ich, daß solche Bekanntschaft ihr Gutes haben möchte, und bereitwillig sagte ich zu. War ich doch jung, hübsch — ich hörte es wenigstens alle Tage — und leichtlebig; auch gefiel mir's, daß es sich um eine geheimnisvolle Angelegenheit handelte. Mit heiligen Eiden mußte ich beschwören, nie eine Silbe über unseren Verkehr verlauten zu lassen, und solche beschworene Geheimnisse machen sich in den meisten Fällen gut bezahlt und begründen nicht selten eine recht haltbare Freundschaft. Wir begaben uns also auf den Weg, und nach zwei Tagen ununterbrochener Fahrt auf Eisenbahnen und in Postkutschen erreichten wir unser Ziel. Dort hielten wir uns nicht länger auf, als gerade notwendig, zwei Kinder, welche die eigene Mutter, wenn sie noch lebte, nicht voneinander zu unterscheiden vermocht hätte, in unsere Obhut zu nehmen, und mit derselben Eile reisten wir heimwärts. Hier in New York kehrten wir in einem Gasthause ein; das brachte mich auf die Vermutung, daß der Herr wohl anderweitig zu Hause gehöre. Ein unansehnliches Kothaus war's obenein zu meinem Erstaunen. Heute könnte ich es selber nicht mehr herausfinden; mögen auch längst andere Gebäude an dessen Stelle getreten sein. Dort warteten wir bis Abend. Dabei gestattete der Herr mir nicht einmal, in meiner eigenen Wohnung vorzusprechen, von wegen der Kinder, wie er meinte, die meiner Pflege bedürften. Erst nachdem es dunkel geworden war, zahlte er mir den ausbedungenen Preis bis auf den letzten Cent aus, dann forderte er mich auf, das eine der beiden Kinder, die gerade schliefen, in eine Decke zu hüllen und auf den Arm zu nehmen. Ich griff nach dem ersten beiden, und wie ich jetzt weiß, war's das mit dem blauen Mal. Gleich darauf sahen wir in einer Mietstutche, die uns schnell an den Hudson brachte. Dort setzten wir nach Brooklyn über, wo wir in einer anderen Mietstutche abermals eine Strecke fuhren. Auf einer ein-

samen Stelle in der Vorstadt stiegen wir aus; die Kutsche fuhr zurück, wir aber gingen noch einige hundert Ellen. So lange hatte der Herr kaum ein Wort gesprochen. Jetzt aber wies er auf das erhellte Fenster eines kleinen Bauwerks, mich zugleich beauftragend, das Kind da hineinzubringen und den daselbst hausenden Leuten mit einigen kurzen Aufträgen zu übergeben. Mehr zu reden brauchte ich nicht, riet er; ich möchte mich indeß beileben, wieder zu ihm zu kommen. Pünktlich führte ich alles aus, und eine unheimliche Wohnung war's, wo ich das Kind absetzte, und nicht minder unheimlich schauende Leute, die mich erwarteten, daß ich den armen Wurm ordentlich bedauerte. Doch das ging mich wenig an — war ich doch eingeschworen — und schleunigst begab ich mich auf den Rückweg zu dem Herrn. Zu meinem Erstaunen war er verschwunden. Hin und her lief ich in meiner Besorgnis; auch verriet ich durch gedämpfte Rufe meine Anwesenheit, allein alles vergeblich. Viel Suchen gab es in der finsternen Nacht überhaupt nicht, und da blieb mir schließlich nichts anderes übrig, als nach dem Gasthause zu eilen, wo ich den Herrn bei dem anderen Kinde vorzufinden hoffte. Dort aber erfuhr ich zu meinem Erstaunen, daß der Herr mit seinem Söhnchen — ja, Söhnchen sagten die Leute — bereits nach Hause gefahren sei. Zuvor hatte er seine Rechnung bezahlt, auch einen schönen Gruß an mich zurückgelassen. Damit endigten meine Erfahrungen mit den Kindern. Weitere Nachforschungen anzustellen, hatte ich ja keine Ursache — bei der Vorsicht des Herrn wären sie nebenbei vergeblich gewesen —, auch erschien's mir nicht ratsam, eine Sache, von der ich wußte, daß sie nicht ordnungsmäßig, in die Öffentlichkeit zu tragen. Da ich den Herrn nie wieder sah, nie von ihm hörte, auch nie über meine Erlebnisse mit ihm befragt wurde, so schwand die Angelegenheit bald aus meinem Gedächtnis. Ich hätte sie ganz vergessen gehabt, wäre ich vor langen Jahren nicht durch Sie selber daran erinnert worden.

„Entsinnen Sie sich des Namens jenes Herrn?“ forschte der Professor nach einer Pause des Schweigens.

„Was thut der Name?“ meinte das Weib geringschäßig grinsend, „wer auf heimlichen Wegen wandelt, hütet sich wohlweislich, den richtigen anzugeben. Stuart nannte er sich, soviel ich mich erinnere.“

Der Professor neigte das Haupt beipflichtend und fragte weiter: „Sie würden ihn vielleicht wiedererkennen, wenn er plötzlich vor Sie hinträte? Es wäre nämlich nicht unmöglich, daß wir eines Tages in die Lage gerieten, Ihr Zeugnis anrufen zu müssen.“

Törmlich höhnisch klang der Person Stimme nunmehr, indem sie erklärte: „Wenn Sie dem Herrn das Aussehen von damals zurückgeben, möcht's mir gelingen; doch auch dann wär's noch zweifelhaft. Hab's zu oft erlebt, daß Gentlemen, die nicht erkannt sein wollten, durch künstliche Mittel sich im Aeußeren gänzlich umwan-

delten; warum sollte der es nicht ebenfalls gethan haben?“

Der Professor sann wieder nach. Das Zutreffende dieser Erklärung leuchtete ihm ein; und da ich selbst in meiner krankhaften Erregung unfähig, mit in das Gespräch einzugreifen, fuhr er fort: „Es bleibt uns also nur noch übrig, festzustellen, wohin damals die Reise führte. Besinnen Sie sich recht genau. Vielleicht sind sie im Stande, nicht nur den Weg so zu beschreiben, daß wir ihn zu verfolgen vermögen, sondern auch das Haus, aus welchem Sie die Kinder entführten, ausfindig zu machen. Wäre es doch nicht unmöglich, daß wir dort namentlich über deren Eltern Auskunft erhielten.“

„Ich will's versuchen,“ hieß es zweifelnd zurück, „doch ich wiederhol's: Der Herr Stuart hatte es sich zur Aufgabe gemacht, mich zu verwirren. Auf Schritt und Tritt überwachte er mich, daß ich mit den Leuten, von welchen wir die Kinder in Empfang nahmen, kein ordentliches Gespräch anknüpfen konnte.“

Auf ein Zeichen des Professors säumte sie, bis er Taschennach und Bleistift hervorgezogen hatte, dann erzählte sie mit einer gewissen durch Zweifel erzeugten Unsicherheit: „Ueber die Haupttrichtung der Fahrt war ich im klaren, und die lief nach Kanada hinaus. Auf unserer Reise berührten wir Utica; dann ging's in der Nachbarschaft des Lorenzstromes eine kurze Strecke nach Kanada hinein, wo wir in dem Dertchen Dundee übernachteten. Von da fuhren wir in einem Mietswagen über Land an die drei Stunden, bis wir ein Gehöft erreichten, das ich Harrys Rabin nennen hörte, und da fanden wir die Kinder. Harry hieß nämlich der Eigentümer der Farm, und der war ein vollblütiger Indianer, aber in seinen Manieren ein Weißer. Also Harrys Rabin, und die war weit und breit bekannt, denn der Herr Stuart brauchte nur danach zu fragen, um jedesmal auf den richtigen Weg gewiesen zu werden. Vielleicht ist's heute noch so.“

„Das sind allerdings nur dürftige Spuren,“ versetzte der Professor, welcher die Namen der Reihe nach niedergeschrieben hatte, sichtbar entmutigt; allein wir dürfen es uns nicht verdrießen lassen, dieselben bis ans Ende zu verfolgen. Dort müssen wir unser Glück weiter versuchen. Wer weiß, ob Harrys Rabin heute noch steht. Und doch sollte man glauben, daß die Erinnerung an die Zwillinge, die jedenfalls ihre mehr als alltägliche eigene Geschichte hatten, wenigstens in der Nachbarschaft nicht gänzlich erloschen sein könnte.“

Damit war der Zweck unseres Besuches bei der Drentel erfüllt. Einer Harpye ähnlich überwachte sie uns, während wir den versprochenen Lohn in kleineren Münzen abzählten, worauf sie den ganzen Betrag mit der Eier einer Schwäne in den Falten ihres Kleides verschwinden ließ.

„Ich spreche noch einmal bei Ihnen vor,“ bemerkte der Professor, indem er sich

erhob, „besinnen Sie sich unterdessen auf allen Kräften auf weitere Namen und Umstände, welche uns das Auffinden von Harrys Rabin erleichtern, und bauen Sie darauf, daß ich für jede Nachricht, die mir ein wenig mehr werth als nichts, mit erkenntlich zeige.“

Mit einem kurzen „Gott befohlen“ trat er mir voraus auf den Hof hinaus. Dort wurden wir abermals von der wilderten Brut des Glends und des Verbrechens, die bis dahin kühner und dringlicher geworden war, belästigt und verhöhnt. Erst als wir auf die Gasse hinausschritten, ließen die jugendlichen Bösewichter von uns ab. Statt dessen begegneten wir wieder Gestalten und Wägen, in welchen der ganze Haß sich ausdrückte zu dem man sich jedem besser gekannt. Menschen gegenüber für berechtigt hielt.

Mit beschleunigten Schritten und jeder Bemerkung enthaltend, erreichte wir bald lichtere Stadtteile. Tief atmete ich auf.

„Mir ist, als sei mir eine Last von erdrückender Schwere aufgebürdet worden,“ redete ich den Professor an, „eine Last, die vor mir hingestellt worden, die mich bis an mein Lebensende beunruhigen wird. Sie von mir zu weisen, bin ich unendlich obwohlt ich mir sage, daß irgend ein Erfolg selbst von den ernstesten Bemühungen nicht zu erwarten.“

„Take it easy, Kohlmeise,“ erwiderte der Professor, und in seiner Stimme offenbarte sich das herzlichste Wohlwollen. „rede nicht von deinen Bemühungen, sondern von den unsrigen. Deine Sorgen sind ja die meinigen seit den Tagen, in welche Magthe über dich frei verfügte, durch ihren Zauberspruch die bunt geprenkelte Kohlmeise in einen samtweiß gefiederten Blauvogel verwandelte. Eine solche Aufgabe ist vielmehr dazu, den Menschen freudig und thatkräftig zu erhalten, das an Schwermühen grenzende Träumerische, welches du in der Ferne dir zu eigen machtest und worin hier gewaltig erzeugte Scheu den Boden ebnete, von dir auszuscheiden und an deiner Stelle unternehmungslustige Mannhaftigkeit treten zu lassen. Fühle ich selbst eine gewisse Erleichterung, seitdem ich die ganze Seele Dinge ins Auge fasse, welche mich ein wenig mehr schmerzlichen Betrachtungen zu entreißen versprechen. Take it easy, wie ich es thue; gerade in erbitterten Kämpfen mit den Verhältnissen werden starke Charaktere ausgebildet. Und dann vergebewärtige dir den Triumph, wenn auch nur der kleinste Erfolg ein gemeinsames Wirken lohnt. Erreichte wir aber trotz der äußersten Anstrengungen wirklich gar nichts, so bliebe uns immerhin das beruhigende Bewußtsein, daß im Schicksalsbuche nicht anders geschrieben stand. Ob du als Dirl Göße dein Leben wandelst, ob als Baron, Graf oder Herzog: Der Wert des Mannes wird durch solche leere Beigaben nicht erhöht. Und daher nochmals, Kohlmeise: take it easy. Zu Ruße wollen wir zu unserer Penelope heimkehren; was wir ihr

haben, erfährt sie ein Stündchen immer noch früh genug. Auch sah wir im gemächlichen Einherwandeln nur fürs Auge und damit für den Geist. So, wie der Himmel sich rötet, während die Sonne der Erde „Gute Nacht“ bietet. Ja, daß die Häusermassen uns jede Nacht rauben. Ich bin sonst nicht schlaflos, und das spanische Rohr drehte sich herausfordernd in Radform, „allein uns leichter ums Herz wurde mir trotz dem, seit ich die schrecklichen Pflanzstätten des Verbrechens hinter uns weiß. Einer solchen Schadenfreude vermag ich mich nicht zu erwehren, die einst in Zinn und Seide, Gold und Edelgestein — alles Blutgeld — prangende Drentel zu reinster Moralität der Verworfenheit und des Glücks gefunden zu haben. Leider war solche, mit jedem Laster innig verknüpfte Scheufale sich nur zu leicht in der Umkehr ihrer Lage.“

So sprang der Professor in seiner Unterhaltung von einem zum anderen über, und ich begriff es ja, freundlicheren Gedanken zugänglich zu machen. Auch dachte er, daß er auf mein Wohlwollen mit ihr hoffe. Möchte es mich zum Thronen kosten, meinte er, so warte das Nachrufen wehmütiger Erinnerungen doch wie ein Segen auf bezauberte Gemüter ein. Den vereinstigten Hof des Hauses Montague aber nannte er einen Verbrecher, gegen welchen Raub nicht Engel genannt zu werden vermag. Denn diese, erklärte er in verknüpftem Grimm, der in seltsamem Widerspruch zu seinem sanften Charakter stand, seien in Ausübung ihres finsternen Geschlechtes Gefahr, Freiheit, Kopf und Kragen zu verlieren, müssen also mit Mut auszurücken sein, mit Gleichgültigkeit gegen das eigene Leben. Um dagegen ein zartes, bescheidenes Wesen zu martern, zu mißhandeln und zu zertreten, es gewissermaßen einen Nagel zu stellen mit den Verbrechen ihres Geschlechtes, dazu sei der menschliche Feigling stark genug. Wüßte er, daß keine Strafe folge, niemand da sei, der ihn zur Rechenschaft ziehe, die Strafe aber, die um Gerechtigkeit zum Tode führe, gehört verhalte, bevor sie über das Dach des Hauses hinausgetragen. Wie Hohn klang sein gedämpftes Lachen und: „Arme, arme Magthe“, floß es aus der tiefen Herzenslage von seinen Lippen. „Arme Magthe“, wiederholte ich erschauern und gleichsam unbewußt.

Wir befanden uns an Bord des Fährschiffes, der uns nach Brooklyn hinüberführte. Schweigend ließen wir unsere Blicke über das noch immer reich belebte gewaltige Hafenbeden hinschweifen. Dämmerung war bereits eingetreten. Nur noch war wahrte das letzte Abendrot. Es zeigte sich in einer über der Miesenstadt verhangenen Dämmerung, dem Brodem, das unablässig vielen Tausenden von Menschen umflutete. Meine Gedanken wanderten weit fort nach jenen Tagen, auf welchen die Luft so rein, der Himmel so klar.

25. Kapitel.

Harrys Rabin.

Viel Mühe hatte es uns gekostet, viel des Fragens und Forschens von Ort zu Ort, um endlich nach Dundee auf der Kanadaseite zu gelangen. Dort erst erwiesen sich die nachträglich eingeholten Mitteilungen der Drentel von höherem Wert, indem wir dadurch in die Lage versetzt wurden, wenigstens die Haupttrichtung nach Harrys Rabin, von der man in Dundee nichts wußte, zu verfolgen. Zu diesem Zweck hatten wir einen leichten Mietswagen angenommen; es trug uns die Hoffnung, allmählich eine Gegend zu erreichen, in welcher die Bezeichnung: „Harrys Rabin“ wenigstens keinen fremden Klang hatte.

In später Morgenstunde von Dundee aufbrechend, waren wir nicht allzuweit gefahren, als der Professor auch schon mit seinen Nachforschungen begann. An jeden uns Begegnenden richtete er die betreffende Frage, ohne nur einmal eine ermutigende Antwort zu erhalten. Obwohl auf der ganzen Reise uns nichts ferner lag, als überschwängliche Hoffnungen, bemächtigte sich unserer insolge dessen doch eine gewisse Unsicherheit. Einsilbiger wurden wir in unserem Verkehr, nichts sagender die kurzen Bemerkungen, in welchen wir schon jede Mahnung an den Zweck der Reise umgingen. Ich hatte sogar die Empfindung, als ob unser ganzes, auf den unsichersten Mitteilungen begründetes Unternehmen in den Bereich kindlich abenteuerlicher Pläne gehört habe.

Zwei Stunden waren wir gereist, und der Professor wagte kaum noch, diesen oder jenen uns Begegnenden nach Harrys Rabin zu fragen, als wir in einem nur aus wenigen Gehöften und Geschäftshäusern bestehenden Dörfchen eintrafen. Die Mittagszeit war nahe, die Pferde bedurften einer kurzen Rast; wir entschlossen uns daher, in dem bescheidenen Gasthause einzufahren und uns ebenfalls zu erfrischen. Vor der Thür stand ein einspänniges Wägelchen, dessen Pferd aus einer vor daselbe hingeschobenen Krippe sein Mahl hielt.

In das Gastzimmer eintretend, fiel unser erster Blick auf einen bereits ins Greisenalter getretenen Herrn mit ehrwürdigem Aeußeren, der vor einem gedeckten Tische saß. Unseren Gruß beantwortete er mit freundlicher Höflichkeit; nachdem der Professor auch für uns ein Mahl bestellt hatte, fügte er beinahe schüchtern die gewohnte Frage nach Harrys Rabin hinzu.

„Harrys Rabin?“ versetzte der Wirt zweifelnd, „nun ja, den Namen höre ich nicht zum erstenmal,“ und während mir vor freudiger Erregung der Atem stockte, entdeckte ich, daß in des Professors Antlitz heller Triumph aufleuchtete. „Harrys Rabin?“ wiederholte der Wirt nachdenklich, „die muß irgendwo hier herum in der Nachbarschaft liegen.“ Er kehrte sich dem fremden Herrn mit den Worten zu: „Herr Doktor, in den dreißig Jahren oder

mehr, die Sie unsere Gegend bereisen, dürfte kaum ein Winkel weit und breit vor Ihnen verborgen geblieben sein; vielleicht wissen Sie näheres über Harrys Rabin.“

„Gewiß,“ antwortete der alte Herr zuvorkommend, „das ist das Gehöft des greisen Profesen Harry. Ich kenne die Rabin wie deren Besitzer, obwohl ich nur sehr selten dort vorsprach, das letzte Mal vor zwei Jahren, als es galt, Harrys Frau die letzten Liebesdienste zu erweisen. Die Eingebornen, selbst die zivilisierten wie Harry, geben immer noch mehr auf ihre alten angestammten Hausmittel, als auf die Kunst wirklicher Ärzte; daher kommt es, daß sie in den meisten Fällen erst dann zum Doktor schiden, wenn menschliche Hilfe nichts mehr auszurichten vermag, und die nächste Folge ist Mißtrauen.“

Er hatte kaum ausgesprochen, als wir vor ihm standen und der Professor mit einer gewissen Begeisterung uns vorstellte. Dann setzten wir uns zu ihm, den Wirt beauftragend, unser Mahl dort anzurichten.

„Ich begrüße es als ein günstiges Zeichen, mit jemand zusammenzutreffen, der, wie ich hörte, seit mehr als dreißig Jahren mit Land und Leuten dieses Distriktes vertraut,“ nahm der Professor nunmehr eifrig das Wort, „und ich gehe wohl nicht fehl, wenn ich darauf hin voraussetze, durch Ihre Güte über Ereignisse unterrichtet zu werden, die vor etwa vier- undzwanzig Jahren gerade in Harrys Rabin stattgefunden haben.“

Der Doktor warf einen freundlich forschenden Blick auf mich. Die heftige Spannung, welche sich auf meinen Zügen ausprägte, konnte ihm nicht entgehen und mochte ihn noch mitteilbarer stimmen; denn dem Professor zugewendet, hob er bereitwillig an: „Vierundzwanzig Jahre sind freilich eine lange Zeit; es gibt indessen Ereignisse, die auf Grund der sie begleitenden rätselhaften Umstände in der Erinnerung sich nie ganz verwischen. Zudem ich aber den genannten Zeitraum in Beziehung zu dem ehrenwerten alten Profesen und seiner Rabin bringe, meine ich, es könnte nichts anderes Sie zu Ihren Erkundigungen bewegen, als das Schicksal einer jungen Frau, welche in jenen Tagen unter Hinterlassung von Zwillingssöhnen dort das Zeitliche segnete.“

„Das ist's, ja, das ist's!“ rief der Professor erregt aus, und über den Tisch hin drückte er des alten Herren Hand, während ich selbst förmlich bestürzt meine Blicke zwischen den beiden Herren hin und her schweifen ließ. „Ja, das ist's, mein teurer Doktor, und wenn ich im allgemeinen nicht sonderlich auf die sogenannten Schicksalsfügungen gebe, so beschleicht mich jetzt doch ein eigentümliches Gefühl des Erstaunens, gerade hier mit dem Einzigen zusammenzutreffen, von dem ich zuverlässige Kunde aus jenen Tagen erwarten darf.“

„Nichts Erstaunliches,“ erklärte der Doktor lächelnd, „meine Praxis er-

vorzugsweise auf das Land, da bin ich beinahe täglich zu dieser oder jener Stunde hier zu finden. Nebenbei gewährt es mir große Befriedigung, nach besten Kräften in einer Sache zu dienen, welche damals meine innigste Teilnahme wachrief, zumal die arme junge Frau bis zum letzten Atemzuge sich in unlösbar erscheinende Rätsel hüllte."

"Woraus hervorgeht, daß Sie in irgend welche Beziehung zu ihr getreten waren?" fragte der Professor eifrig.

"Ich behandelte sie bis zu ihrem Tode —"

"Und erfuhren sicher das eine oder das andere über ihre Vergangenheit?" fiel der Professor ein, "doch ich schicke voraus, mein teuerster Doktor, was auch immer Sie aus jenen Tagen berichten: Der kleinste Nebenstand kann von den weittragendsten Folgen begleitet sein."

"Ich wiederhole: bei dem scharf ausgeprägten Willen, über ihre persönlichen Verhältnisse das strengste Geheimnis zu bewahren, konnte ich nur wenig über die arme Dulderin in Erfahrung bringen. Als ein Verbrechen galt es mir dagegen, sie auf ihrem Sterbelager noch mit ungehörigen Fragen zu beunruhigen. Hätte sie doch nichts gehindert, mir, ihrem Arzt, volles Vertrauen zu schenken. Aber ich begriff, ihr Geheimnis war ein derartiges, daß sie von dessen Durchbarwerden Nachteil für ihre Kleinen fürchtete. Als ich zu ihrem Beistand gerufen wurde, hatte sie sich bereits sechs oder sieben Monate in der Obhut des indianischen Ehepaares befunden, welches mit rührender Teilnahme für sie sorgte. Ihre eigentliche Pflegerin war die hochbetagte Mutter Harrys, und mußte sie von deren beinahe eiferfüchtiger Aufmerksamkeit nicht genug zu erzählen. Wie ich durch Harry erfuhr, war sie eines Abends auf ihrer Flucht nach Kanada hinein bei ihm eingekehrt, wo Schwäche und Uebermüdung sie zwangen, einige Tage zu rasten. Sie schickte daher den in Dundee gemieteten Wagen zurück, und da mag bei den guten Leuten in der stillen Abgeschiedenheit der Entschluß gereift sein, gänzlich dort zu bleiben. Ueber die Richtung ihrer Flucht hatte sie nur verlauten lassen, daß sie aus dem Süden gekommen sei, was mich auf die Vermutung brachte, daß sie die hinter ihr liegenden Spuren vorsichtig zu verheimlichen wünschte —"

"Aber ihr Name, Herr Doktor, ihr Name?" fiel ich unter dem Einfluß tödlicher Spannung mit einer Hastigkeit ein, welche den alten Herrn sichtbar befremdete.

Er antwortete indessen freundlich: "Shields nannte sie sich, doch konnte ich mich des Eindrucks nicht erwehren, daß dieser Name ein angenommener, wahrscheinlich um die sie etwa Verfolgenden irre zu leiten. Als ich zum erstenmal zu ihr gerufen wurde, erkannte ich sofort, daß ihre Tage gezählt seien. Die beiden Kinder erfreuten sich dagegen des besten Wohlbefindens. Nicht allzu kräftig, waren es doch hübsche Burschen, welche sich durch ungewöhnlich starkes braunes Haar auszeich-

neten. Wenn die Ärmste aber glaubte, ihre Flucht gänzlich verschleiert zu haben, so hatte sie sich getäuscht. Auf alle Fälle war es ihr nicht gelungen, ihre Spuren vollständig zu verwischen. Zwei Monate ungefähr waren nämlich seit meinem ersten Besuche verstrichen, als ich eines Tages hier jemand vorfand, der mich dringend zu sprechen wünschte. Damals lebte das geheimnisvolle Auftauchen der jungen Frau und ihrer Zwillinge in aller Munde; ebenso wußte man, daß ich sie behandelte; da konnte es nicht überraschen, wenn jener Fremde gerade mit mir eine Zusammenkunft suchte. Als einen Herrn Stuart stellte er sich vor, der, in naher verwandtschaftlicher Beziehung zu der Frau Shields stehend, gekommen sei, um ihr Trost zu bringen. Nach seinen Mitteilungen war sie seit Jahresfrist Witwe und hatte auf Grund trüber Familienverhältnisse durch die Flucht sich jedem Verkehr mit ihren Verwandten und denen ihres Mannes zu entziehen getrachtet. Ich leugne nicht, dieser Stuart mit seinem unstäten eifrigen Blick und der thönernen Stimme gefiel mir nicht. Ich vergegenwärtigte mir die nimmer schlummernde, wenn auch versteckte Angst der Mutter, und ohnehin zum Argwohn geneigt, ließ ich in meinem Verkehr mit ihm die größte Vorsicht walten. Als er aber den Wunsch äußerte, Frau Shields persönlich seine Aufwartung zu machen, schlug ich ihm denselben rundweg ab. Ich berief mich darauf, daß ihr Befinden ein zu bedenkliches, um sie den Gefahren der aus einem überraschenden Besuch hervorgehenden Erregungen aussetzen zu dürfen.

"Mit Widerstreben fügte er sich meinem Willen, zumal ich ihm zu verstehen gab, daß die Leute, unter deren Obhut sie lebte, den strengsten Befehl erhalten hätten, niemand, wer es auch sei, zu ihr zu lassen. Ich gewann überhaupt die Ueberzeugung, daß er vorläufig damit zufrieden, der Ärmsten Zufluchtsstätte ausgedient zu haben. Auf seine Frage über ihre äußeren Verhältnisse unter Hinzufügung des Versprechens, daß er bereit sei, sie durch meine Vermittelung ausgiebig zu unterstützen, konnte ich nur antworten, daß Mangel ihr augenscheinlich fern liege. Indem wir darauf abermals ihren hoffnungslosen Zustand besprachen, bat er mich, im Falle ihres Ablebens ihm sofort unter einer bestimmten Adresse in New York Nachricht zu geben, damit für die kleinen Waisen und deren Zukunft gesorgt werde. Er meinte noch, diese dürften nicht unter dem Einfluß des Eigensinns leiden, durch welchen Frau Shields ihr eigenes Leben und das anderer ihr sehr nahe stehender Personen verbittert habe. Da dies Verlangen mir gerechtfertigt erschien, sagte ich zu und damit endigte unsere Zusammenkunft. Noch zur selbigen Stunde begab Stuart sich auf den Heimweg, wogegen ich selbst meine Fahrt nach Harrys Kabin fortsetzte.

"Nun schwante ich, ob ich der armen jungen Frau Mitteilungen über den abgelehnten Besuch Stuarts machen solle.

Sobald ich aber wieder in ihre ängstlichen Augen sah und in denselben gewöhnlich verheimlichte Angst erstand ich endgültig davon ab, sie zu unruhigen. Konnte ich doch auch wissen, ob ich mit der von mir als getroffenen Entscheidung in ihrem Leben gehandelt hatte.

"Monate gingen wieder dahin, auch der Tag kam, an welchem die Dulderin schmerzlos hinüberchlammte und dann der Tag, an welchem sie einem traulichen Waldeswinkel zur Ruhe gebettet wurde. Außer mir begleiteten nur noch die Bewohner Harrys Kabin sie auf ihrem letzten Weg. Was auch immer im Leben sie an die Geheimnisse und Rätsel, welche in ihrer Brust barg, alles, alles hatte mit sich in die Erde hinabgenommen nicht die leiseste Andeutung war ihr schlüpft, welche es mir ermöglichte, irgend welche Schritte zu thun. Ich verstandlich benachrichtigte ich jenen Tag von dem traurigen Ereignis, wußte um Ratschläge betreffs der Kinder suchend. Die baldigst eintreffende Post lautete dahin, daß dringende Geschäftsangelegenheiten ihn hinderten, den Ablauf von sechs Wochen selbst nach Zwillingen zu sehen, und daß sie bis dahin in der Pflege der Professorenschaft bleiben sollten. Wer beschreibt daher meine Erstaunen, als ich nach vierzehn Tagen bei einem gelegentlichen Besuch in Harrys Kabin die Kinder nicht mehr vorfand. Schon eine Woche früher war, wie ich mir erzählte, ein Herr, nach der Beschreibung kein anderer als Stuart, in Begleitung einer Dame daselbst eingetroffen, hatte die beiden Kleinen an sich genommen und nach ganz kurzem Aufenthalt die Reise wieder angetreten. Während er sich als deren nächsten Verwandten in gesetzlichen Beschüßer vorstellte, erwiderte die Dame sie fast mit Küßen und Zärtlichkeiten, so daß Harry und dessen Angehörige gegen die Entführung keinen Einspruch zu erheben wagten. Auch in Papiere, Briefen und sonstigen Dokumenten hatte Stuart geforscht, jedoch das Geringste vorzufinden. Wenn er etwas den ehrlichen Profesen über die Zukunft seiner Schutzbefohlenen beruhigte, geschah es dadurch, daß Stuart die Summe von zweitausend Dollar, welche er Frau Shields in Verwahr hielt, ihm Lohn für deren sorgsame Pflege zuerkannte. Mir erschien die Summe allerdings hoch, um hinter derselben nicht irgend eine Teufelei zu ahnen, wie Frau Shields eine solche vielleicht längst fürchtete. Eine gewisse Bestätigung fand mein Verdacht darin, daß der Brief, welchen ich Stuarts mir aufgegebene Adresse in New York richtete, mit dem Vermerk 'bestellbar' in meine Hände zurückgeliefert wurde. Es ging daraus mehr als zur Genüge hervor, daß, wie die junge Frau einst ihre eigenen Spuren zu verwischen trachtete, man jetzt ähnlich mit denen ihrer Schwester

jahr. Was solchem rätselhaften Thun Grunde gelegen haben mag, wird schwer- jemals enthüllt werden; so oft ich die arme junge Dulderin mir vor- emwärts, nie geschieht es, ohne ihren unbekannten Jerne weilenden Kindern em aufrichtigen Segenswunsch nachzu- den."

Der schloß der Doktor. Durch das slich eingetretene Schweigen erschreckt, sch empör und gerade in die Augen alten Herrn, der mich mit unverkenn- t freundlich Teilnahme betrachtete. Ich des Professors Blicke waren auf mich setet, als hätte er in meinem Innern Iden gesucht. Ob er irgend eine Kund- zung von mir erwartete, ich weiß es t, aber in meiner tiefsten Erregung einem unigen Gefühl der Dankbarkeit nach- tend, reichte ich dem Doktor die Hand. ant war die Frage beantwortet, die t auf den Lippen schwebte und die zu llen er rücksichtsvoll vermied. Seinem hen Erlaunen aber folgten die Beweise euten Wohlwollens, und manch freund- des, wenn auch Behmut erzeugendes ch rauberte er in herzlichen Worten vor ch hin, indem er einer längst Entschlaf- en gedachte.

Stunden saßen wir noch in lebhafter Inerhaltung beisammen. Neue Anhalts- hatte für unsere ferneren Forschungen or der Doktor indeß nicht, auch glaubte t nicht, solche bei dem alten Profesen aussetzen zu dürfen; dagegen billigte t untern Plan, bei demselben vorzu- raden, und geschähe es auch nur, um me eigenen Mitteilungen bestätigt zu erten. Nachdem er uns den Weg nach eutens Kabin noch einmal genau beschrie- en hatte, trennten wir uns wie lang- zehnte Freunde voneinander.

Nach einer halben Stunde waren wir anen, als wir von der Landstraße auf euter behahrenen Wege in eine lichte, r schmalen Wiesenstreifen durchschossene eldung einbogen. Nur noch eine kurze Ende und wir befanden uns an unserem eld. Obwohl noch immer unter dem Ein- eud des wunderbaren Zufalls, der uns un dem Doktor zusammengeführt hatte, wa seiner ungeahnten Mitteilungen, waren t doch schweigsam geworden. Wir sagten us, daß für unsere Zwecke im Grunde t wenig gewonnen, scheuten aber, die stehenden Bedenken vor einander zu e waren. Wir lebten eben unter dem Ein- uß der Besorgnis, mit Harrys Kabin eich die Grenze zu erreichen, über welche r ein Blick hinüberzuwerfen uns versagt lten sollte.

Eine größere Lichtung dehnte sich end- ch vor uns aus. Auf derselben, um- rat von eingefriedigten Feldern und be- denen Gartenanlagen, erhob sich das e Geschloß. Ein aus Balken und Bret- r errichtetes, weiß angestrichenes Wohn- us bildete dessen Mittelpunkt. Indem t uns demselben näherten, unterschieden wir einen nach Sitte der Weißen geklei- ten Indianer in reiferen Jahren, der sich auf dem seit umzäunten Vorhofe mit

dem Behauen eines Balkens beschäftigte. Ein wenig abseits von ihm vergnügten zwei halb erwachsene braune Burschen sich mit der zärtlichen Pflege mehrerer Pferde. Wie ein Bild des Friedens lag es vor uns, gleichsam überwacht von einem run- zeligen braunen Greise, der neben der Hausthür auf einem bequemen Armstuhl saß und mit beinahe starrer Ruhe eine lange, seltsam geschmückte Steinpfeife rauchte. Diese und das rotgewürfelte Tuch, welches er turbanartig um sein bis auf die Schultern niederfallendes ergrau- tes Haar geschlungen hatte, waren das Einzige, was an die indianische Geschmads- richtung erinnerte.

"Wohnt hier der Profese Harry?" fragte der Professor hinüber, als der Wagen in gleicher Höhe mit dem Hause anhielt.

"Der Profese Harry," antwortete der Mann auf dem Vorhofe, sich nachlässig auf seine Art stützend, "zu Hause ist er ebenfalls, wenn die Herren ihn zu sprechen wünschen," und er wies auf den Alten, der uns mit unerfütterlichem Gleichmuth betrachtete.

"So dürften wir Ihre Gastfreundschaft auf einige Stunden in Anspruch nehmen?" fuhr der Professor fort.

"Auf heut, auf morgen und länger," hieß es bereitwillig zurück, "Platz genug im Hause für ein halb Duzend Gäste. Mehr noch finden an unserem Tisch Platz; hartkörniger Mais für die Gänse ist eben- falls vorhanden!"

Wir stiegen vom Wagen. Fast gleich- zeitig eilten die munteren braunen Burschen herbei, um beim Ausspannen der Pferde hilfreiche Hand zu leisten.

Die Empfindungen, welche mich an- gesichts des Daches beschlichen, unter wel- chem meine eigene Mutter lebte, litt und starb, unter welchem ich einst mit einem Zwillingbruder eng zusammengebetet lag, sind unbeschreiblich. Schmerzlicher denn je zuvor durchzitterte mich das Bewußt- sein, nie Elternliebe kennen gelernt, die holde Bezeichnung "Mutter" nur gewohn- heitsmäßig an ein unglückseliges elendes Geschöpf verschwendet zu haben. Unter solchen Einbrüchen fand nicht einmal der gerechtfertigte Haß gegen meine grausamen Feinde eine Stätte in meiner Brust. Wie auf geweihtem Boden schritt ich einher, während die Gedanken in meinem Kopfe sich gleichsam sinnverwirrend kreuzten. Erst als der braune Farmer uns freundschaft- lich begrüßte, trat die Aufgabe, welche uns dorthin führte, wieder in den Vorder- grund. In seiner Begleitung begaben wir uns zu dem alten Harry hinüber, durch einen Gruß des Doktors uns gewisser- maßen bei ihm einführend. Auch er hieß uns willkommen, und auf einen Ruf von ihm trug ein schönes, ernstes braunes Mädchen zwei Stühle aus dem Hause her- bei, auf welche wir uns dem Alten gegen- über niederließen.

"Wir sind von weit hergekommen," eröffnete der Professor ohne Zäumen das Gespräch, "um über zurückliegende Zeiten von Ihnen zu hören."

"Ich bin sehr alt," antwortete Harry grämlich in fließendem Englisch, nur in der Wahl seiner Vergleiche zuweilen an die indianische Redeweise erinnernd, "in einem alten Baum vertrocknet das Mark, in einem alten Kopf das Gehirn, daß die Gedanken keinen Platz mehr finden."

Der Professor warf mir einen besorg- ten Blick zu. Er begriff, daß der greise Harry diese Bemerkung bedachtam voraus- schickte, um sich jederzeit auf die Schwäche seines Gedächtnisses berufen zu können, sobald es Dingen galt, die zu berühren ihm wenn auch nur unbequem. Er wählte daher den Ausweg, nicht nur unser Zu- sammentreffen mit dem Doktor zu schil- dern, sondern die zwischen uns gewechselten Worte, namentlich die Erzählung des Dok- tors zu wiederholen. Harry lauschte unter- dessen ohne jedes äußere Zeichen von Teil- nahme. Nicht eine Linie seines runzeligen Antlitzes regte sich. Nur die leichten Rauch- wölkchen, welche er in regelmäßigen Pau- sen abwechselnd durch die Nase und mit den schmalen Lippen von sich blies, wie ein gelegentliches zustimmendes Neigen seines Hauptes verrieten, daß warm pul- sierendes Leben in dem hageren Körper wohne. So entsprach seinem ganzen Wesen auch die Antwort, welche er erteilte, nach- dem der Professor geendigt hatte.

"Der Doktor ist ein kluger Mann," erklärte er, "was er sagte, ist Wahrheit. Ich weiß nichts mehr hinzuzufügen."

"Aber wie," fuhr der Professor sicht- bar enttäuscht und daher um so eifriger fort, "wie, wenn der eine jener Knaben jetzt vor Ihnen säße?" und er wies auf mich.

Harry warf einen langen forschenden Blick auf mich. Endlich glitt ein mattes Lächeln des Mißtrauens über seine brau- nen Züge, und wieder vor sich ins Leere starrend, hob er an: "Wer erkennt ein Kind, nachdem es ein Mann geworden? Sehe ich heute aus wie vor siebzig und mehr Jahren? Eine junge Frau wohnte in meinem Hause. Sie war meine Augen- weide. Sie kannte nur gütige Worte. Sie besaß zwei Kinder, die waren in der- selben Stunde geboren. Ich betrachtete die Kinder oft mit Wohlgefallen. Jedes hatte seinen eigenen Namen. Ich konnte sie nicht voneinander unterscheiden. Sie waren wie junge Hirsche, welche dieselben Abzeichen trugen. Meine Mutter war eine kluge Frau. Sie liebte die Zwillinge und deren Mutter und pflegte sie Tag und Nacht. Doch auch sie wußte nicht, wer von den beiden Turvil hieß, wer Cyrus. Da knüpfte deren Mutter um den Hals des einen ein rotes Band, um den des andern ein blaues, und mit dem Zweifeln hatte es ein Ende. Nachdem die junge Frau gestorben war, sorgte meine Mutter getreulich für die Kinder. Wir glaubten, sie bei uns zu behalten, bis sie Männer geworden sein würden. Da verlor der eine Knabe des Nachts sein Bändchen, und meine Mutter sagte: 'Verlieren beide ihr Abzeichen oder es vertauscht sie jemand, so ist's mit dem Unterscheiden vorbei. Ich

will ihnen ein Merkmal geben, das nicht verloren gehen kann.' Darauf nahm sie seine Nadeln, Schießpulver und Vermillion: rot, und im Nacken unterhalb der Haare, wo es niemand hinderte, ätete sie jedem einen Pfeil ein; dem einen gab sie den roten Pfeil, dem andern den blauen. Dann war alles gut. Als die Tätowierung kaum ausgeheilt war, kamen Menschen und holten die Zwillinge ab. Wir konnten es nicht hindern; sie hatten ein Recht dazu. Viele Jahre sind seitdem verstrichen, und heute noch warten wir auf die Rückkehr der beiden Brüder. Kommt jemand und sagt, ich bin Turvil' und er vermag den Pfeil nicht vorzuzeigen, so spricht er falsch, ebenso verhält es sich mit Cyrus."

Da neigte ich mich vor den Alten hin, und das Haar vom Nacken zurückstreichend, bot ich ihm einen freien Anblick des seltsamen Mals. Eine Weile verharrte er in Schweigen; dann fühlte ich, wie seine Finger über meinen Hals hinglitten, als hätte er die Echtheit der Farbe prüfen wollen. Damit nicht zufrieden, rief er seinen Sohn herbei, und erst nachdem auch dieser erklärt hatte, daß er das Zeichen wiedererkenne, also kein Irrtum walte, gab er meinen Kopf wieder frei. Eine Weile betrachtete er mich durchdringend, wie in meinem Gesicht nach Ähnlichkeiten suchend, und nicht achtend des Professors, der uns gespannt überwachte, reichte er mir die Hand.

"Meine Augen sind alt, die meines Sohnes jünger," bemerkte er mit der ihm eigentümlichen, beinahe ausdruckslosen Ruhe. "Sehen vier Augen dasselbe, so muß es wahr sein. Sie sind heute nicht zum erstenmal hier. Das Bett Ihrer Mutter steht auf seiner alten Stelle, darinnen mögen Sie übernachten. Die Geister der gestorbenen Mütter suchen ihre Kinder. Vielleicht erscheint sie Ihnen im Traum."

Ich war so bewegt, daß ich nicht gleich eine Erwiderung fand, noch weniger war ich fähig, an eine Nutzenanwendung des Vernommenen zu denken. Da unterbrach der Professor das plötzlich eingetretene Schweigen mit den Worten: "Und jetzt, alter Freund, sagen Sie uns, ob es Turvil oder Cyrus, der hier vor Ihnen sitzt. Der Name wurde ihm vor fünfundsiebenzig Jahren geraubt, und er sehnt sich, so gerufen zu werden, wie es ihm gebührt."

"Shields hieß seine Mutter," antwortete Harry zögernd. Dann spielten Zweifel auf seinen tief gefurchten Zügen. Erst nach einer Pause angestrengten Nachdenkens fügte er misshütig hinzu: "Wer ist Cyrus, wer ist Turvil? Ich weiß es nicht. Meine Mutter nahm das Geheimnis mit sich in die Erde hinab. Wer hätte daran gedacht, sie darum zu befragen?"

"Nenne dich hinfort Cyrus Turvil," verfechte der Professor zu mir gewendet, "und du führst auf alle Fälle den dir in der Taufe beigelegten Namen. Haben wir so viel ausgekundschaftet, mag ein gutes Glück uns auch weiter begünstigen."

"Ich sah nur den blauen Pfeil; wo

ist der rote?" fragte Harry, der mich fortgesetzt mit unverkennbarem Wohlwollen überwachte.

"Wenn wir das wüßten!" entgegnete der Professor, "wie man den Zwillingen den Namen raubte, trennte man sie auch hinterlistigerweise voneinander; uns aber ist die Aufgabe zugefallen, nach dem Verschollenen zu forschen, und müßten wir die ganze Welt nach ihm absuchen."

"Meine Mutter war eine sehr weise Frau," erklärte Harry sinnend, "sie mochte bedacht haben, daß die Kinder voneinandergerissen werden könnten; daher gab sie jedem ein untrügliches Erkennungszeichen mit ins Leben."

"Was jest als ein großes Glück erscheint," verfechte der Professor aus vollem Herzen, "und ich gebe es immer noch nicht auf, in unserem ferneren Verkehr mit Ihnen diesen oder jenen Anhaltspunkt zu gewinnen, der mit dazu beiträgt, uns zunächst auf die Spuren derjenigen zu führen, die sich berufen fühlten, mit störender Hand gewissenlos in das Leben der Zwillingenbrüder einzugreifen."

Harry war nachdenklich geworden. Erst allmählich wurde er wieder gesprächiger. Erfuhren wir nichts Neues mehr, so gewährte es mir doch einen eigentümlichen, von Wehmut durchwobenen Genuß, ihn von meiner Mutter erzählen zu hören.

26. Kapitel.

Der Brief der Mutter.

Nach dem Abendessen, zu welchem sich außer uns nur braune charakteristische Gestalten um den langen Tisch reiheten, blieben wir noch eine Weile im ersten Gespräch beisammen. Dann führte der alte Harry uns über den schmalen Flurgang nach einem größeren Gemach, welches er als die Wohnung meiner Mutter bezeichnete. Freundlich, wenn auch einfach eingerichtet, schien es nur wenig in Gebrauch genommen zu werden. Für mich genügten die an dasselbe sich knüpfenden Erinnerungen, es mit einem Gefühl der Andacht zu betreten, teilnahmsvoll jeden einzelnen Gegenstand zu betrachten, von welchem ich voraussetzte, daß einst die Blicke einer armen verfolgten Dulderin auf ihnen ruhten. Bevor die gewöhnlichen melancholischen Träumereien vollständig Besitz von mir ergriffen, stellte Harry die Lampe auf den Tisch, und uns einladend, vor demselben Platz zu nehmen, ließ er sich ebenfalls nieder.

"Was gelten einem Manne Ruhe und Schlaf, wenn viele Gedanken sich in seinem Kopf begegnen?" hob er darauf an. "Ich habe noch manches zu erzählen, und dazu ist jetzt die rechte Zeit. Ich bin zufrieden: Was mir vor vielen Jahren aufgetragen wurde, heute kann ich es erfüllen. Mein Sohn braucht es nicht für mich zu thun, nachdem ich selbst meine alten Augen geschlossen habe." Er räunte einige Sekunden, und in unseren Zügen nur den einzigen Ausdruck ernstster Spannung entdeckend, fuhr er in seiner eintönigen Weise

fort: "Die Mutter der Zwillinge war ein Blatt der Pappelweide, welches vor dem leiftesten Lufthauch zittert. Sie zitterte beim Anblick jedes Fremden; in jedem Fremden fürchtete sie einen Feind. Als sie fühlte, daß es mit ihr zum Sterben ging, bat sie mich und meine Frau, über ihre Kinder zu wachen, für sie zu sorgen, auf daß sie nicht aufwüchsen wie das Getier des Waldes. Sie sollten lernen, viel lernen, um sich dereinst einen guten Lebensdurchs Leben zu bahnen. Sie beauftragte mich, wenn der Tod sie plötzlich überraschen sollte, alle ihre Schriften an mich zu nehmen und nie aus den Händen zu geben, wer auch immer mich darum anzufragen möchte. Ebenso vertraute sie mir ihr ganzes Geld an — etwas über zwanzigtausend Dollar waren es — das sollte ich zum Besten der beiden Knaben verwenden. Einen großen Brief hatte sie geschrieben und doppelt versiegelt. Der sei nur für die Augen ihrer Söhne bestimmt, meinte sie, aber ich dürfte ihnen denselben erst einhändigen, nachdem sie achtzehn Jahre alt geworden; vorher möchte es ihnen Schaden bringen. Hätte sie mir mehr gesagt, möchte ich die Kinder nicht von mir gelassen haben. Sie glaubte, daß sich keiner mehr um sie kümmern würde, und als ein Herr und eine reiche Lady eines Tages kamen und sie von mir forberten, gab ich sie heraus. Ich konnte nicht anders. Auch nach Briefschaften forschten sie, und die verheimlichte ich. Nur von dem Gelde redete ich, und das verlangten sie nicht. Ich glaube, es waren sehr schlechte Menschen; denn als ich wissen wollte, wo die Kinder geblieben seien und der Doktor darum schrieb, erhielt er keine Antwort. Ich konnte mein Versprechen nicht erfüllen. Sechzehn Jahre wartete ich, ich wartete achtzehn, ich wartete vierundzwanzig Jahre; von den Zwillingenbrüdern sah und hörte ich nichts. Ich glaubte, daß sie gestorben seien oder schlechte Menschen sie hinderten, zu mir zu gehen. Mein Herz war traurig; jetzt ist es froh. Vor mir sehe ich den einen Zwillingenbruder; ich gebe ihm, was seine Mutter mir für ihn anvertraute."

Mit den letzten Worten griff Harry unter das auf seiner Brust sich bauschende rote Planellembd, und ein sorgfältig in Leder eingeschlagenes Paketchen hervor, ziehend und vor sich auf den Tisch legend, öffnete er es behutsam. Ein Bündel zusammengeschürter alter Schriften kam zunächst zum Vorschein, dann ein mit zwei Siegeln verschener starker Brief. Diesen überreichte Harry mir mit den Worten: "Da drinnen steht mehr, als ich weiß. Nur Ihre Augen und die Ihres Bruders allein ist die Schrift bestimmt; ich brauche nicht mehr zu erfahren. Mein Versprechen habe ich gehalten; es ist gut so."

Zitternd vor Erregung hatte ich den Brief in Empfang genommen. Indem ich die Blicke auf die in seinen Zügen ausgeführte Aufschrift senkte, flimmerte es mir vor den Augen. Schwerfällig entsifferte ich die Worte: "An meine Söhne Cyrus und Turvil", und immer wieder las ich

he, ohne an den Inhalt des Schreibens zu denken.

Da ertönte des Professors Stimme, indem er, meinen Gemütszustand erratend, mir ermutigend zurief: „Take it easy, Kahlmeise, take it easy. Streife ab die trümmerte Schüchternheit; fasse klaren Blickes ins Auge, was auch kommen mag, ob Gutes, ob Böses. Einem Feinde mit der Waffe in der Faust unerschrocken zu begegnen, macht nicht allein den Mann.“

Tief auf seufzte ich. Gewaltfam entwand ich mich dem unheimlichen Bann, von welchem ich noch eine Spur aus den Stubenjahren mit ins reifere Alter hinargenommen hatte; gleich darauf breitete ich das erste Blatt des geöffneten Briefes vor mir aus.

„Teuerster Cyrus, teuerster Turvil! Jung geliebte Kinder,“ las ich nunmehr mit wachsender Selbstbeherrschung, „wenn meine bangen Wünsche sich erfüllten, meine besten Gebete erhört wurden, so befindet ihr euch beim Lesen dieses Briefes in einem Alter, in welchem ihr für euch selbst zu denken und zu handeln vermögt. Als Cyrus und Turvil Shields seid ihr aufgewachsen und, sofern Gott es nicht anders will, dank der treuen Fürsorge Harrys mit Kenntnissen ausgerüstet, wie solche zu der vor euch liegenden schweren Aufgabe erforderlich.“

So weit war ich gekommen, als ich, unumwiderstehlichen Dränge nachgebend, den Schluß der Mitteilungen suchte. Kaum aber hatte ich einen Blick auf die Unterschrift geworfen, als der Brief meiner Hand entfiel. Ein lähmendes, mir die Brust gleichsam zusammenschürendes Gefühl, welches ich heute noch nicht zu bezwingen vermag, bemächtigte sich meiner. Der letzten Kraft beraubt, sank ich zurück. Die Augen starr auf die verbanntvolle Unterschrift gerichtet, war ich unerschütterlich dafür, daß der Professor schmerzhaft auf mich hinsah, sogar Harry ansehnd die niederschmetternden Wirkung, welcher ich unterworfen war, beunruhigt darzustellte.

„Kahlmeise,“ brach der Professor das gelungene Schweigen, und tiefe Verleumdung offenbarte sich in seiner Stimme, „was ist es, Kahlmeise? Take it easy und zeige dich als ein Mann. Bist du in anderen Dingen doch kein zagendes Mädchen.“

Ich war so erschüttert, daß ich keine Erwiderung hervorbringen vermochte. Zerknend legte ich den Finger auf die Unterschrift und mit unsicherer Bewegung hob ich dem Professor den Brief vor. Gleich starrte ich in sein Antlitz, um den Eindruck kennen zu lernen, welchen die ungeahnte Kunde bei ihm hervorrufen würde. Und wie ich, beugte auch er sich vor einem an Entsetzen grenzenden Schreden. Lange dauerte es, bevor er die Hand erhob und mit notdürftig erzwungener Besonnenheit begann: „Ellen Montague. Das ist freilich eine ungeheure Lösung des Rätsels,“ und es mochte ihm verdröben, daß es ein Montague,

durch welchen Agathe, die einst seine ganze Herzensfreude bildete, so namenlos elend geworden. „Ja, Kahlmeise, Ellen Montague hieß deine arme Mutter, damit ist indessen nicht gesagt, daß du, selber ein Montague, in näherer Beziehung zu einem Hause stehst, aus welchem ein so schweres Verhängnis auf unseren Liebling, also auch auf mich hereinbrach. Beruhige dich also und gewöhne dich endlich daran, da, wo Unklarheit herrscht, nicht alles in der schwärzesten Farbe zu sehen.“

Während dieser Rede hatten die Gedanken sich wie Wille in meinem Kopfe gekreuzt. Als sei plötzlich die Gabe des Hellschens über mich gekommen, gestaltete vor meinem Geiste sich alles zu einem einzigen figurenreichen Bilde. Ich sah die O'Neils, die mich aus den Händen des schrecklichen Weibes in Empfang genommen hatten und demnächst ein bestimmtes Monatsgehalt aus der Kasse des Hauses Montague bezogen. Ich sah dessen Chef — und ein anderer konnte es nicht gewesen sein — der bei meinem unerwarteten Anblick sichtbar heftig erschrak und mit grausamer Härte mich abfertigte. Ich sah ihn vor mir mit seinem schleppenden Gang, hier in den glänzenden Geschäftsräumen, dort auf dem Ufer des Stromes, als der verbrecherische Irlander mich an Bord des segelfertigen Schiffes lieferte. Ich sah seinen Sohn, jenen boshaften Knaben vor mir, dessen Ausbrüche der Verachtung und Mißhandlung ich über mich ergehen lassen mußte, und laut aufschreien hätte ich mögen in meiner Verzweiflung. Aber weiter arbeitete meine wild errate Phantasie, Jahre und Ereignisse gewissermaßen in Zeitatome zusammendrängend. Was damals meiner kindlichen Beurteilungsgabe entging: in diesen Sekunden gewann es überwältigend Leben. Die Ähnlichkeit zwischen mir und dem braunlockigen jungen Bösewicht konnte nicht abgelenket werden, ebensowenig, daß mein Erscheinen in den Kassenräumen die Ursache gewesen, wegen deren ich so schnell außer Landes geschafft wurde. Dann erfüllte nur noch ein einziger Argwohn mein ganzes Sinnen und Denken, der furchtbare Verdacht, daß es mein eigener Bruder, der mich einst mit Küßen trat, mein eigener verworfener Bruder, welchem Agathe schamlos geopfert wurde. Wo sollte ich eine Erklärung dafür suchen? Durch die unerhörtesten Umstände bedingt, war der erste Verdacht ins Leben gerufen worden, und ebenso schnell entwickelte er sich zu einer entsetzlichen Ueberzeugung.

„Ich sehe nicht zu schwarz,“ antwortete ich dem Professor mit einer Heftigkeit, die ihn förmlich erschreckte, sogar den greisen Profeten sichtbar befremdete, „aber in einen Höllenpfuhl blicke ich, in welchem alles sich einigt, mich um den Verstand zu bringen. Wie nahe die Verhinderung, in welcher ich zu dem Chef des Hauses Montague stehe, errate ich nicht. Wohl aber weiß ich, daß ich meinem eigenen Bruder begegnete, als wir beide noch im Knabenalter standen, demselben Montague, der

später Agathe sein Eigentum nannte!“ und gehässig lachte ich auf, daß es durch das ganze Haus schallte.

Der Professor erbleichte, für mich ein Beweis, daß er meine Ueberzeugung, wenn auch nur meine Anschauungen teilte, und eine Weile dauerte es, bevor er sich hinlänglich gesammelt hatte, um zu antworten: „Kahlmeise, ich warne dich, laß dich nicht zu Mutmaßungen verleiten, für welche du keine sichere Unterlage findest und die nur dazu dienen können, dich heillos zu verbittern, dein klares Denkövermögen in einer ernstlichen Sache zu beeinträchtigen.“

„So geben auch Sie wenigstens die Möglichkeit zu?“ rief ich mit einem Hohn aus, welchen ich heute noch tief bereue.

Des Professors gütiges Antlitz erhielt einen strengen Ausdruck, und feierlich klang seine Stimme, indem er erwiderte: „Nichts gebe ich zu, Kahlmeise, oder ich machte mich einer ähnlichen Unbesonnenheit schuldig wie du. Hier ist der Brief deiner Mutter. Den lese zuvor, und ich mußte mich sehr täuschen, enthielte er nicht Aufschlüsse, welche diese deine krankhaften Phantasiegebilde heilen.“

Ich nahm den Brief schweigend zur Hand, hatte indessen kaum die ersten bereits bekannten Zeilen gelesen, als die Buchstaben vor meinen Blicken ineinander verschwammen. Ich fühlte, daß ich unter den verwirrenden Eindrücken ohne jegliches Verständnis fortfahren würde, und schob den Brief mit einer ungestümen Bewegung dem Professor wieder zu.

„Ich kann nicht, ich kann nicht!“ rief ich erbittert aus, „lesen Sie vor; aus Ihrem Munde klingt alles anders — mögen es immerhin die Worte meiner armen sterbenden Mutter sein,“ und abermals meiner Verzweiflung nachgebend, fügte ich gehässig hinzu: „Warum konnte ich nicht in der nordischen Heimat zwischen den verschwiegene Bergen und den treuherzigen Menschen bleiben —“

„Take it easy,“ fiel der Professor freundlich warnend ein, als hätte er gewußt, daß diese drei Worte von seinen Lippen, geheiligt durch vieljährige Erinnerungen, einen besänftigenden Einfluß auf mich ausübten, „take it easy, Kahlmeise, und verschließe dich nicht allen Vernunftgründen. Ich begreife deine Erregung, aber auch, daß in der Einsamkeit zwischen den starren Gebirgsmassen, welche du heute fälschlich Heimat nennst, deine Phantasie zügellos geworden. Beherrsche dich, Kahlmeise, und ist es wirklich dein Wille, so lese ich gern für dich. Du findest unter dessen Mäße, dich zu beruhigen, dich gewissermaßen vorzubereiten für vielleicht peinliche Erfahrungen, die nicht umgangen werden können.“

Er nahm den Brief, dadurch mich einer Gegenbemerkung überhebend, und begann:

„Wenn meine bangen Wünsche sich erfüllten, meine heißen Gebete erhört wurden, so befindet ihr euch beim Lesen dieses Briefes in einem Alter, in welchem ihr für euch selbst zu denken und zu handeln

vermögt. Als Cyrus und Turvil Shields seid ihr aufgewachsen und, sofern Gott es nicht anders fügte, dank der treuen Fürsorge Harrys, mit Kenntnissen ausgerüstet, wie solche zu der vor euch liegenden Aufgabe erforderlich. In bescheidenen Verhältnissen habt ihr gelebt und euch ausgebildet. Das ist für euch ein größerer Gewinn, als hättet ihr, umringt von Ueberfluß und Glanz, streng gebotene Einschränkungen nie kennen gelernt. Nicht ungeahnter Reichtum auf euch herein, so werdet ihr euch dadurch nicht verblenden lassen. Wie eurem bisherigen Namen — ich bezweifle es keinen Augenblick — werdet ihr auch dem einzigen euch rechtlich gebührenden Ehre machen. Nie aber werdet ihr gegen eure Mutter einen Vorwurf daraus erheben, daß sie euch den Namen eures Vaters so lange vorenthielt. Ich mußte so handeln, wollte ich die Gefahren, welche euch schon bei meinen Lebzeiten bedrohten, noch über mein Grab hinaus ausdehnen. Bei dem Todesknecht Harry seid ihr sicher genug untergebracht; ich darf mich daher der Zurechtweisung hingeben, daß in den beiden unter seinen Augen aufwachsenden Shields niemand die Miterben des weltbekannten Handelshauses Montague auch nur entfernt vermutet. Ich schreibe diesen Brief bei erträglichem Wohlbefinden. An das Glück, euch noch einmal als Männer zu sehen, glaube ich indessen nicht, und so will ich mit diesen Mitteilungen an euch gewissermaßen mein Haus befestigen.

„Ja, ihr seid zwei Montagues, und was in eurer ersten Jugend euch verweigert wurde, das wird im reiferen Alter, sofern ihr euch dessen nicht unwert zeigt, in um so reicherm Maße euch zu teil werden.

„Der jetzige Chef des Hauses, also euer Großvater, der schwerlich noch lebt, wenn ihr eure Ansprüche geltend macht, ist ein Mann von ungewöhnlicher Gemüthsstärke. Ich schreibe dies nieder ohne Gehässigkeit, obwohl er die Quelle aller meiner Leiden, sondern nur, um euch mit allen Verhältnissen vertraut zu machen, auf welche die gegen euren ehrenwerten Vater begangenen Ungerechtigkeiten zurückzuführen sind. Er gehörte aber zu jenen Menschen, bei welchen sogar die heiligsten Familienbeziehungen hinter irdischem Vortheil zurückstehen müssen. Ich behaupte damit nicht, daß er keine Liebe zu seinen Angehörigen hege, dagegen bemißt er deren Glück einzig und allein nach seinen eigenen Anschauungen, ohne sie selbst um ihre Wünsche zu befragen. Sein Gott ist der glänzende Name seiner Firma, sein einziges Streben, denselben zu einem weltbeherrschenden zu erheben. Solchen Neigungen opfert er kaltblütig die Wohlfahrt der Seinigen.

„Zwei Söhne waren ihm beschieden. Der ältere, Frederik, war euer armer, mir und euch zu früh entrißener Vater; der andere, Reginald, also euer leiblicher Onkel, wird zu der Zeit, in welcher ihr dieses lest, längst als Chef des Hauses

an die Stelle eures Großvaters getreten sein. Lebte euer Vater noch, so wäre dadurch nichts geändert worden; denn zwischen ihm und seinem Vater bestand ein Zerwürfniß, welches durch nichts ausgeglichen werden konnte, zumal euer Onkel Reginald alles in seinen Kräften Stehende aufbot, eine Annäherung zwischen beiden unmöglich zu machen. Und was hatte euer Vater verbrochen, um den unversöhnlichen Zorn des gefühllos berechnenden Familienoberhauptes gegen sich wachzurufen? Nicht mehr und nicht weniger, als daß er sein treues Herz einer armen Handwerker Tochter schenkte und durch den ihm entgegengestellten, von den ernstesten Drohungen begleiteten Widerstand nur noch unerschütterlicher in seiner aufrichtigen Zuneigung zu ihr wurde. Sogar meine dringenden Vorstellungen scheiterten an seinem Willen, und doch liebte ich ihn so sehr, daß wir eines Tages ohne Sang und Klang vor den Altar des Herrn hintraten, um als Mann und Frau die Kirche wieder zu verlassen.

„Damit war der Bruch als unheilbar besiegelt. Hätte später wirklich eine Ausöhnung mit eurem Großvater angebahnt werden können, so trug der eigene Bruder dafür Sorge, daß die Gegensätze sich immer noch mehr verschärften. Was dabei spielte, welche Mittel aufgeboten wurden, euren Vater und besonders mich herabzusetzen, mag Gott wissen. Ich für meine Person hatte indessen stets die Empfindung, als ob die gegen den Willen seines Vaters vollzogene Verheirathung nur als willkommene Handhabe benutzt worden wäre, um eine endgültige Auseinandersetzung und Enterbung zu bewirken. Eine verhältnismäßig kleine Summe wurde eurem Vater wohl als Pflichttheil angeboten, allein der wies sie mit Entrüstung zurück. Seine ungeschmälerten Rechte verlangte er, oder nichts. In seiner treuen Herzensliebe zu mir fühlte er sich stark genug, sich aus eigenen Kräften emporzuarbeiten.

„Doch es sollte nicht sein. Gleich nach unserer Verheirathung siedelten wir nach Louisvill über. Dort hatte euer Vater in einem umfangreichen Bankgeschäft eine Stellung gefunden, welche uns eine mehr als auskömmliche Einnahme sicherte und immer noch besser zu werden versprach. Dasselbst verlebten wir beinahe drei Jahre, die ich mit dem Himmel auf Erden hätte vergleichen mögen, wäre der Schatten nicht gewesen, welchen die unglückseligen Familienverhältnisse auf unser ganzes Dasein warfen. Eine neue Sonne ging indessen für uns auf, als ihr beide geboren wurdet. Eine Sonne des Entzückens; eurem Vater aber war es nicht vergönnt, sich daran länger zu erfreuen, als etwas über sechs Monate hinaus. Dann legte er sich hin, um nicht mehr zu erstehen. Von Hause aus schwächlich, hatten Ueberanstrengung, vielleicht auch Kummer und heftige Gemüthsbewegungen über das ihm zugefügte unerbittliche Leid dazu beigetragen, sein Ende zu beschleunigen. In meinen Armen starb er, das niederdrückende

Bewußtsein mit sich hinübernehmend, daß ich vor dem Beginn eines Kampfes ums Dasein stehe, in welchem auch ich schließlich unterliegen müsse. Meinen Zustand zu schildern, als ich mit einigen wenigen Freunden ihn zu Grabe geleitete, unternehme ich nicht. Was mich in dieser furchtbaren Prüfungszeit aufrecht erhielt, waret ihr allein mit euren kleinen lachenden Gesichtern. Nicht einmal euer Onkel erschien, um dem armen Toten die letzte Ehre zu erweisen. Ebenso wenig erfüllte sich meine stille Hoffnung, daß das auf mich hereingebrochene Unglück die ehernen Rinde schmelzen würde, welche sich um die Brust eures Großvaters gelegt hatte. Erst nach Ablauf von sechs Wochen traf Reginald eines Tages bei mir ein, um Vorschläge vor mir zu offenbaren, die mir heute noch, da ich dies niederschreibe, das Blut der Entrüstung ins Angesicht treiben. Eingeleitet wurden dieselben durch versteckte Anklagen, daß ich meines Bruders Verderben herbeigeführt habe; hieran aber schloß er den Rat, samt euch, meinen Kindern, die jetzt mein Einziges und mein Alles, meinen Mädchennamen wieder anzunehmen. Als Entgelt bot er mir eine hohe Summe, die Bedingung hinzufügend, daß ich nicht nur nach einer anderen Landschaft verziehe, wo niemand mich kenne, sondern auch mich verpflichte, die Namensänderung als unverbrüchliches Geheimniß der Vergessenheit anheimfallen zu lassen.

„Ob euer Großvater um den Vorschlag wußte, vermag ich nicht zu entscheiden. Dagegen bezweifle ich nicht, daß alles nur darauf berechnet war, eurem Onkel und dessen Nachkommen die Firma Montague und das ungeheure Vermögen als unbestreitbar zu sichern.

„Empört über die schamlose Zumuthung, und aufs tiefste verletzt in der Seele eures edlen, rechtschaffenen toten Vaters, wies ich das Anerbieten einer sorgenfreien Zukunft für mich und für euch zurück. Es geschah mit Worten der Erbitterung, die indessen an dem verhärteten Gemüth eures Onkels wirkungslos abprallten; nur einen anderen Vorschlag zeitigten sie. Als ob ich unehrlich gewesen oder der Liebe eures Vaters mich unwürdig gezeigt hätte, bot er mir eine lebenslängliche hohe Rente unter der Bedingung, euch an ihn auszuliefern, damit ihr zu wahren Montagues ausgebildet werden könntet. Woher er den Mut zu einem solchen Ansinnen nahm, ist mir ungreiflich. Ich kenne nur die einzige Erklärung, daß er als der Besitzer von Millionen sich für berechtigt hielt, einer aus der unteren Volksschicht hervorgegangenen schutzlosen Frau gegenüber jede Rücksicht aus den Augen zu setzen. Zugleich flammte in meinem armen, wirren Kopfe der Argwohn auf, daß der finstere Plan ihn beherrsche, euch auf die eine oder die andere Art seinem Gesichtskreise zu entziehen und das an euch auszuführen, was selbst zu thun ich mich weigerte, nämlich Schritte einzuleiten, welche euch um den Namen und die gerechten Ansprüche eures Vaters brachten.

„Meine Antwort auf diese schreckliche Zumutung lautete dahin, daß nur der Tod mich von meinen Kindern trennen könne, daß ich für meine Person gern allen Ansprüchen entlage, die mir als einer Montague vielleicht zuständen, dagegen nimmermehr eine solche Verpflichtung auch auf euch ausdehnen würde.“

Ein böser Blick aus seinen kalten Augen traf mich nach dieser Erklärung. Um seine Lippen zuckte ein feindseliges Lächeln — in meiner gänzlichen Ratlosigkeit überwachte ich ihn genau — und die Achseln zuckend sagte er, daß er es gut genug mit mir im Sinne gehabt habe, ich aber mich nicht belügen dürfe, wenn ich unter den Folgen meines Eigenwillens und der aus diesem hervorgehenden Entscheidung zu leiden haben würde. Auch riet er mir von jedem Versuch ab, in irgend welche Beziehung zu ihm oder seinem Vater zu treten. Dadurch, daß ich ihnen jeden Einfluß auf eure Erziehung verweigere, habe ich das letzte Band zwischen ihnen und euch durchschnitten, und fanden nunmehr die mit Rücksicht auf euren Vater getroffenen Bestimmungen nur auf euch ihre Anwendung.

Inwiefern Derartiges rechtskräftig bezeugt werden konnte, ahnte ich nicht; die Nachforschungen, welche ich darüber anstellte, dienten am wenigsten dazu, mich zu beruhigen. Wo ich anfragte, riet man mir, den Wünschen eures Onkels und Vaters Nachsicht zu tragen, und euch dadurch eine glänzende Zukunft zu sichern. Wenn um solchen Preis euch von mir zu trennen, das hätte ich nicht über mich genommen, und wäre mir die heiligste Bürgschaft für die Verwirklichung solcher Vorsetzungen geleistet worden. Nur den einzigen Erfolg hatten diese Ratschläge, daß ich auch gegen diejenigen argwöhnisch wurde, welche sie mir erteilten. Ich konnte mich von dem Verdacht nicht lossagen, daß euer Onkel mit seinem Reichtum alle Menschen auf seine Seite zog. Was hätte ich überhaupt von jemand erwarten dürfen, der sich kein Gewissen daraus machte, ein gequältes und gequältes Mutterherz förmlich zu zermalmen?

Nur sich ununterrichteter Sache reiste Reginald ab. Erleichtert atmete ich auf, als ich ihn nicht mehr sah; sein letzter Blick aber brannte in meiner Seele fort, daß ich keine Ruhe mehr finden konnte. Als ich ging und stand, und nie mehr, als wenn ich euch vor mir sah, folterte mich namenlose Angst. Ich vermochte mich von dem Bewußtsein nicht loszusagen, daß jemand, der mit den schamlosesten Fortsetzungen vor mich hingetreten sei, keinen Augenblick schwanken würde, bei der ersten besten sich bietenden Gelegenheit zu irgend einem selbstmörderischen Zweck meiner Kinder mich zu berauben. In dem Gefühl, daß die ununterbrochene Angst um euch meine ohnehin tief erschütterte Lebenskraft nur noch schneller aufreibe, entledigte ich mich daher zunächst meines ganzen Eigentums. Nur das Notwendigste behielt ich zurück, und so trat ich eines Tages meine Flucht nach Paris an. Als Frau Montague schied

ich von dem Grabe eures Vaters und von den Stätten, auf welchen ich das höchste irdische Glück genossen hatte; als Frau Shields überschritt ich die Grenze von Kanada, wo ich glaubte, gegen alle ferneren Nachstellungen sicher zu sein. Mein Ziel lag ursprünglich tiefer im englischen Gebiet; als aber der Zufall, einen Fingerzeig des Himmels möchte ich es nennen, mich nach Harrys Kabin führte, gab ich die Fortsetzung meiner Flucht auf. Harry und die Seinigen gewannen eben mein ganzes Vertrauen, so daß der Gedanke, euch über kurz oder lang ihrer Obhut allein hingeben zu müssen, weniger Beunruhigendes in sich birgt. Wie lange ich noch lebe, steht in Gottes Hand. Auf alle Fälle findet ihr in dem ernststen Trosten und seinen Angehörigen Freunde, von deren Gewissenhaftigkeit ich überzeugt sein darf. Was ich euch raten soll, weiß ich nicht. Aber ihr seid zur Zeit Männer, die der Aufgabe gewachsen sind, den Kampf mit denjenigen aufzunehmen, welche sich an eurem Vater, an eurer Mutter und an euch selber so schwer versündigt. Nur die eine Bitte richte ich aus bangem Herzen an euch: Wo man zur Sühne geneigt ist, da laßt Milde und Versöhnlichkeit walten. Sucht nach besten Kräften die Gegenstände auszugleichen, und es wird euch reichen Segen eintragen. Wo hingegen die alten feindseligen Gesinnungen die langen Jahre überdauerten, wo Habgucht und Herzlosigkeit sich einen, um euch zu unberufenen, unberechtigten Eindringlingen zu stempeln, da wahrte eure Rechte mit allen gesetzlichen Mitteln, schon allein um eurer Eltern willen, und ihr braucht nicht zu befürchten, daß der Tadel eurer Mitmenschen euch trifft.

„Und nun noch einige Worte der innigsten, heiligsten Liebe an euch, meine teuren, teuren Kinder, wie sie jetzt, da ihr so sanft in eurem Bettchen schlummert, noch keinem Verständnis bei euch begegnen —“

Hier verstummte der Professor. Mit schnellem Blick überflog er die letzten Seiten und die Blätter sorgfältig zusammenfaltend und vor mich hinlegend, kehrte er sich mir mit den Worten zu:

„Was folgt, liebe Kohlmeise, ist kaum geeignet für deine augenblickliche Stimmung. Du wirst es lesen, wenn du allein bist, dann aber einen doppelten Genuß darin finden, mag immerhin Wehmuth denselben durchweben, deiner regsamten Phantasie freien Spielraum zu gewähren. Was zu wissen uns not thut, das haben wir erfahren. Wir besitzen die Mittel, dir zu deinem Recht zu verhelfen und das ist mehr, als je zu erringen wir erwarten durften.“

Vielleicht war es besser, der Professor hätte mit Lesen fortgefahren, denn als er schloß, da kannte ich nur allein die Regungen einer tiefen Erbitterung. Unter deren Einfluß lachte ich gehässig auf und unsäglich herbe fuhr ich fort:

„Weder freiwillig noch erkämpfte Sühne geben mir das zurück, was mir schamlos geraubt wurde. Ungeschehen kann nicht gemacht werden, was über mich und meinen Bruder verhängt wurde. Mich selbst hegte

und jagte man wie ein schädliches Tier in die Welt hinaus, wogegen man den Bruder zu einem Verbrecher erzog —“

„Halt an, Kohlmeise,“ fiel der Professor streng ein, „stelle nicht Behauptungen auf, von deren Wahrheit du unmöglich überzeugt sein kannst.“

„Ich bin davon überzeugt,“ versetzte ich rauh, „Sie selbst erzählten, daß mein Onkel Reginald seine Kinder bis auf eins verloren habe. Wer bürgt dafür, daß er nicht alle hingab und, um einen Erben für seine Firma zu sichern, den ersten besten von den beiden Zwillingen herausgreifen ließ? Gedenten Sie des Scheusals in der Verbrecherhöhle und dessen Enthüllungen. Den einen der beiden Brüder aus dem Wege zu schaffen, wurde diesem Weibe übertragen, mit dem anderen verschwand Reginald Montague spurlos. Und kein anderer als er war es, das sagt der gesunde Menschenverstand, und wundern sollte es mich nicht, wenn bei einer erneuten Anfrage die Drentel sich seines schleppenden Ganges entäußern, er müßte denn den ihn lähmenden Unfall erst nach jenen Tagen erlitten haben.“

„Und wäre Agathes Mann wirklich dein Bruder, was erst erwiesen werden soll,“ wendete der Professor mit etwas unsicherer Stimme ein, „so bliebe er immer der Sohn deiner Mutter. Sein Dahinsinken dürfte weniger ihm selbst, als denen zur Last gelegt werden, deren Aufgabe es gewesen wäre, darüber zu wachen, daß seine sträflichen Leidenschaften die besseren Regungen nicht überwucherten.“

Ich sah den Professor starr an. Unbegreiflich erschien mir die Milde seines Urteils über jemand, durch welchen er selbst so schwer gelitten hatte. Er mochte meine Gedanken erraten, denn nach kurzer Pause fuhr er, indem er mir die Hand reichte, noch gütiger fort:

„Wir wollen heute nicht weiter darüber sprechen. Du bedarfst der Zeit ungestörten Ueberlegens und Erwägens, müßt dich mit dem eben Vernommenen ausgiebig vertraut machen, bevor du zu einer bestimmten Anschauung dich bekennen darfst. Ein Endurteil ist überhaupt erst dann möglich, nachdem wir einen tieferen Einblick in alles gewonnen haben, was jetzt noch vor unseren geistigen Blicken als wirre Masse durcheinander wogt. Folge daher meinem Rat und lege dich nieder. Die Nacht ist weit vorgeschritten. Auch ich fühle mich erschöpft. Mit unserem alten Gastfreunde hier, dem wir so viel verdanken, wird es nicht anders sein. Versuche zu schlafen. Wenn die Morgen Sonne erst wieder ihre belebenden Strahlen uns zuwendet, wird alles, was dich jetzt bedrückt, dir in einem andern Lichte erscheinen.“

Bereitwillig gab ich meine Zustimmung. Stille und Dunkelheit lehnte ich herbei, um mit mir allein zu sein. Meine Vergangenheit war ja keine derartige, daß es mir durch sie erleichtert gewesen wäre, mich unter den so plötzlich empfangenen Eindrücken hervorzuheben. Zu viel war mit einem Schläge auf mich hereingebrochen.

Nachdem der alte Profese sich unter Zurücklassung der zusammengeschnürten Briefe entfernt hatte, begaben wir uns zur Ruhe. Die Lampe erlosch. Nur noch wenige kurze Bemerkungen wechselten wir, dann herrschte im ganzen Hause tiefe Stille.

Ich lag in derselben Bettstelle, in welcher meine arme, verfolgte Mutter einst ihren letzten Atem aushauchte. Früher, als ich es erwartet hätte, entschlief ich; doch nicht die Mutter besuchte mich in meinen fieberhaften Träumen, wie der ehrliche Profese voraussetzte, sondern Gestalten, unter deren Feindseligkeiten ich in meinen jungen Jahren zu leiden gehabt hatte. Allen voraus schritt ein schöner braunlockiger Knabe im schwarzen Sammetkleide. Mich verhöhrend und verlachend, stieß er fortgesetzt mit den Füßen nach mir, ohne daß ich ihm zu wehren vermochte. Es wiederholten sich in mir genau die Empfindungen jener weit zurückliegenden Tage. Ich fühlte sogar den Schmerz, welchen er mir durch die heftigen Stöße verursachte. An der Hand führte er Agathe. In ihrem roten Anzug prangte sie. Weinend suchte sie sich von dem Griff des boshaften Knaben zu befreien, allein es gelang ihr nicht. Vergeblich rief sie mich zu Hilfe. Ich besaß nicht die Kraft, mich zu rächen, nicht den Mut zu Drohworten; denn im Hintergrunde erkannte ich die mich bei jeder Gelegenheit verfolgenden Gespenster: Neife O'Neil, wie er den Riemen über seinem Haupte kreisen ließ und neben ihm Ben Groats, Arm in Arm mit Madge in ihren schlotternden Röcken und auf dem dünn behaarten Haupte das lächerlich schwankende Haarknäuel.

Lange, lange dauerte es, bevor undurchdringlicher Schatten alles vor mir verhüllte. —

Folgenden Morgens führte der erste Gang uns vor das Grab meiner Mutter. Ein traulicher Winkel im schattigen Walde war es, wo sie schlummerte. Kleinere und größere Hügel umringten den ihrigen. Alle trugen die Merkmale pflegender Hände. Ein verwittertes Brett mit dem schwer zu entziffernden einfachen Namen „Shields“ kennzeichnete ihr letztes Heim. Mit Bewußtsein hatte ich die Mutter nie kennen gelernt; und dennoch, wie durchzitterte mich tiefes Weh, als ich auf den kleinen Hügel niedersah. Eine Welt des Leids verlorperte sich gleichsam in dem vor meinen Blicken verschwimmenden Namen. Binnen kürzester Frist sollte an Stelle der verwitterten Platte sich eine Tafel mit ihrem vollen Namen: Ellen Montague erheben. —

Den Tag verbrachten wir noch in Harrys Rabin. Den größten Teil unserer Zeit verwendeten wir dazu, die von meiner Mutter hinterlassenen Briefschaften aufmerksam zu prüfen, und manches fanden wir unter denselben, was den letzten Zweifel an dem Erfolg des vor uns liegenden Unternehmens als ausgeschlossen erscheinen ließ. Der sich vor mir eröffnenden Aussichten vermochte ich nicht froh zu werden. Ueber das, was meine Stimmung umdüsterte,

verlor ich zu dem Professor indessen kein Wort mehr. Er dagegen erriet leicht, was an meinem Inneren nagte und vermied ebenfalls, an Umständen zu rühren, welche wie eine mein ganzes Dasein verfinsternde Wolke über meinem Haupte hingen.

Gegen Abend schieden wir von Harrys Rabin und deren treuherzigen Bewohnern. Alle Möglichkeiten erwägend, hatten wir die genauesten Verabredungen mit ihnen getroffen. In Dundee beabsichtigten wir zu übernachten. Von dort sollte die Reise uns nach dem Süden führen.

27. Kapitel.

Eine Schreckensbotschaft.

Zehn Tage waren verstrichen, seitdem wir uns zur Reise nach Harrys Rabin rüsteten, und zwei nach unserer Heimkehr von Louisville, meiner Vaterstadt. Was nur immer dazu dienen konnte, meine Geburt und die damit verknüpften Anrechte festzustellen, hatten wir an uns gebracht; dagegen entdeckten wir nichts, wodurch der einmal in mir wachgerufene schreckliche Argwohn abgeschwächt worden wäre. Die in mir lebende tiefe Erbitterung hatte infolgedessen einen Höhepunkt erreicht, daß ich förmlich krankhaft die Stunde herbeisehnte, in welcher ich meinem Onkel als Ankläger gegenüber treten würde. Der Professor durchschaute mich offenbar, und wenn wir mit unserem Besuch bei Reginald Montague länger säumten, so geschah es auf seine Veranlassung. Freundlich beschwichtigend redete er fortgesetzt auf mich ein, jedoch ohne mehr zu erlangen, als mein Versprechen, ihm allein die Leitung des Verfahrens anheimzugeben. Und so standen wir endlich vor demselben Portal, vor welchem ich einst mit den Empfindungen eines zum Leben unberechtigten ängstlichen Geschöpfes in jedem mir Entgegentretenden einen Feind zu erblicken meinte. Wie viel hatte sich seitdem geändert. Sogar das prachtvolle Gebäude vor mir schien an Umfang verloren zu haben, es blendeten mich nicht länger Marmorsäulen und Vergoldungen. „Montague und Sohn,“ las ich im Vorbeigehen die Inschrift des gußeisernen Schildes. „Montague und Sohn,“ hallte es feindselig in meinem Innern nach, während wir langsam die breiten Marmorstufen erstiegen. „Was wird die nächste Zukunft bringen?“ fragte ich mich zähneknirschend; „wer ist Montague, wer der Sohn?“

Die Kontorstunden waren längst abgelaufen. Zwei jungen Männern, augenscheinlich Buchhalter, begegneten wir noch. Im eifrigsten Gespräch begriffen, würdigten sie uns kaum eines Blickes. Als wären auch sie meine Feinde gewesen, betrachtete ich sie finster von der Seite. Wie würden sie aufgehört haben, hätte ich ihnen die Wahrheit zugeflüstert!

Auf der obersten Stufe blieben wir stehen, um die Inschriften der verschiedenen Thüren zu lesen. Ein Kontordienner, unsere Unsicherheit gewahrend, trat uns mit den Worten entgegen, daß die Geschäftsräume seit einer Stunde geschlossen seien.

„Nicht Geschäftsangelegenheiten führen uns hierher,“ antwortete der Professor ruhig, „sondern der Wunsch, Herrn Reginald Montague einen kurzen Besuch abzustatten. Ich hoffe, wir treffen ihn zu Hause.“

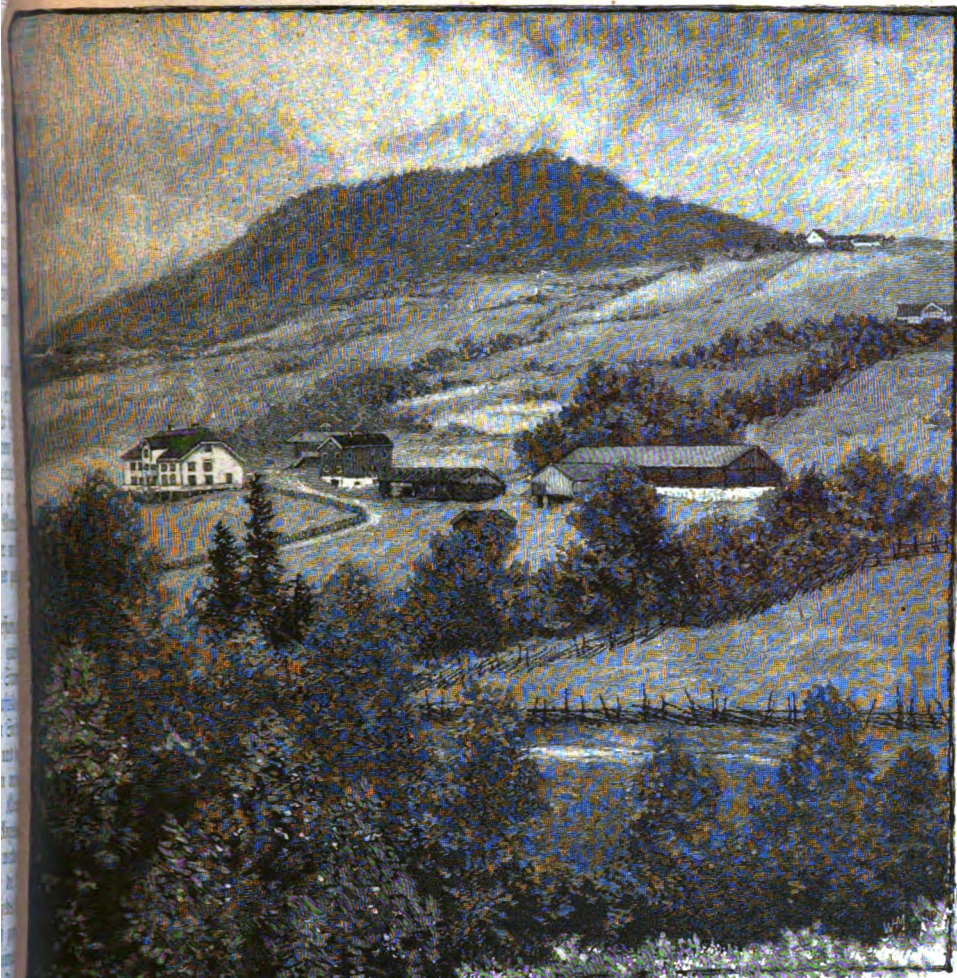
„Zu Hause wohl,“ hieß es zurück, „allein es ist die Zeit, um welche Herr Montague keine Audienzen zu erteilen pflegt.“

„Gut, mein Freund,“ versetzte der Professor gelassen, „es gibt aber Besuche, die zu jeder Stunde vorgelassen werden müssen. Gehen Sie nur hinein und melden Sie den Professor Trepphold an.“

Der Diener führte uns in ein fürstlich ausgestattetes Vorzimmer, wo er uns nur eine Minute zu verweilen. Er selbst verschwand durch eine mit kostbarem Teppichstoff verhangene breite Flügelthür. Nach kürzester Abwesenheit kehrte er mit der Nachricht zurück, daß Herr Montague im Begriff auszugehen, er daher um Wiederholung des Besuchs zu einer gelegenen Zeit bitte.

In der Seele des Professors gekränkt sah ich zu ihm auf. Sein gutes Antlitz hatte sich leicht gerötet; seine Stimme klang dagegen vollständig leidenschaftslos, indem er antwortete: „So begeben Sie sich abermals hinein, mein Freund, und sagen Sie Herrn Montague, ich sei den weiten Weg von Brooklyn nicht wegen Kleinigkeiten gekommen, sondern in einer Angelegenheit, die keine Stunde aufgeschoben werden darf. Fügen Sie hinzu, ich wälze die Verantwortung für die Folgen jedes Säumnisses von mir ab, wenn ich gezwungen werde, unverrichteter Sache heimzukehren.“

Wiederum verschwand der Diener äräuschos, um uns gleich darauf bei seinem Gebieter einzuführen. Beim ersten Schritt über die Schwelle gewann ich einen vollen Anblick von ihm. Offenbar um der Notwendigkeit überhoben zu sein, uns zum Sitzen einzuladen, stand Reginald Montague neben seinem Schreibtisch, in Haltung und Miene eifigen, unnahbaren Hohen mit zur Schau tragend. Obwohl zwei Jahre verstrichen waren, seitdem ich ihn zum ersten- und letztenmal flüchtig sah, erkannte ich ihn doch auf der Stelle wieder zu tief hatte damals sein Bild sich in meine geängstigten Gemüth eingepägt. Ja, stand er, mit seinem farblosen, von braunen Haar und Bart eingerahmten Antlitz und dem unerbittlich strengen kalten Blick mehr einer Statue, als einem Gebilde von Fleisch und Bein ähnlich. Vergeblich hätte man in seinen Zügen nach irgend einer Regung, gleichviel ob feindseliger oder verjöhnlicher Natur, gesucht. Ihm sah niemand an, daß inmitten seiner ungezählten Schicksalsschläge nach dem anderen auch ihn hereingebrochen war. Weiß und Rot hatte er ins Grab gelegt; von demjenigen, der in seine Fußstapfen treten sollte, durch die Luft ihrer verschiedenartigen Regungen weit getrennt, war trostlose Vereinsamung sein Teil geworden, und noch immer hob er sein Haupt, als hätte er neben der starren Haltung auch die Unempfindlichkeit eines Jenseits beseffen. (Fort.)



Björnsterne Björnsons Gut (S. 93).

Björnsterne Björnson.

Solbaken" das Licht der Welt. — „Solbaken" heißt: eine sonnige Bergstelle. Und voller Sonnenschein hatte auf diese Erstgeburt eines großen Dichters herabgelacht. Nicht nur in idealer Hinsicht. Auch materieller Erfolg blieb nicht aus und dieser Sonnenschein half in dem feimenden Genius neue und reifere Früchte zeitigen.

Björnson erzählte dem Schreiber dieses mit Behagen mehrere Anekdoten, welche die schnelle und plötzliche Berühmtheit, die den Autor der reizenden Novelle lohnte, kennzeichnen mögen. Bald nach Erscheinen des Werkes traf er z. B. auf einem Dampfer einen vornehmen Dänen, der großes Interesse an Norwegen bekundete. Dies sei lezt hin noch verstärkt durch eine entzückende Dichtung aus Norwegens Hochlanden. Damit wies er der errötenen Autorentität ihr eigenes corpus delicti vor! Gegenseitige Vorstellung folgte — der Fremde war der damalige leitende Minister Dänemarks.

Geraume Zeit nachher erwartete unsern Dichter eine ähnliche Ueberraschung in einer Münchener Kneipe. Zwei Herren, die sich lebhaft über Skandinavien unterhielten, sich zugesellend, wird er gefragt, ob er von Björnson gehört habe. „Der bin ich selbst!" Und wer waren die beiden Herren? Verleger und Uebersetzer von „Synnöve Solbaken".

Ja, so reich an harten Kämpfen das Leben dieses außerordentlichen Mannes war und ist, über Mangel an Anerkennung hat er sich nie zu beklagen gehabt. Das Wesentliche zu seinem europäischen Ruhme haben aber wir Deutschen beigetragen — sagen wir es mit Stolz.

Wie immer. Jeder Skandinave, Russe, Ungar u. s. w. wird durch das Medium unserer enthusiastischen Aufnahme der Welt vermittelt, während das Volk der Dichter und Denker seiner eigenen Litteratur vielfach große freventliche Gleichgültigkeit entgegensetzt. Der Dank ist meist der gebräuchliche.

Auch hierin, wie in so manchem anderen, stellte sich Björnson seinen Landsleuten schroff gegenüber. Es sei ihm nicht vergessen, daß er während des französischen Krieges allein seine deutschfreundliche Gesinnung hochhielt. Und doch bleibt er in seiner persönlichen Vorliebe für die romanische Rasse der echte — nun ja, eben der echte Germane. Wer mag ihm verübeln, daß er von seinem

einseitigen Standpunkt des norwegischen Republikaners aus jede geistige Fühlung mit dem Deutschen Reich verloren hat! Diese Mißstimmung mit den politischen Zuständen Deutschlands, deren historische Verrechtigung und genetische Entwicklung er als Fremder schwer zu würdigen vermag, reißt ihn wohl zu ungerechtem und oberflächlichem Aburteilen fort. Können doch auch wir die Verhältnisse Skandinaviens von hier aus nur wenig beurteilen. Es gibt freilich auch Leute genug unter uns, die ohne irgend welches Verständnis für den Dichter denselben einfach aus politischer Sympathie für seinen Radikalismus großschreien. Der dänische Litterarhistoriker Brandes, früher ein Feind Björnsons, ist jetzt zum Herold seines Ruhmes geworden, sobald Björnson vom mystischen Puritanismus seiner Jugendzeit sich zum rücksichtslosesten Skeptizismus bekehrte. Charakteristischerweise läßt Brandes aber die eigentlichen dichterischen Vorzüge Björnsons unbeachtet, um seine ganze

Vor drei Jahren feierte Björnsterne Björnson sein fünfundsiebenzigjähriges Dichterjubiläum, das in ganz Skandinavien freudig begrüßt wurde.

Zust vor fünfundsiebenzig Jahren hatte ein blutartermer und blutjunger Student einem Kopenhagener Verleger sein Erstlingswerk angetragen. Leider nur eine Bauerngeschichte, ohne alle romantische Zuthat. Der erschrockene Buchhändler ließ sich endlich bewegen, ein so wenig versprechendes Opus anzulassen. Seine Barmherzigkeit bewilligte sogar ein Honorar von ganzen drei — Speziesthalern. So erblickte „Synnöve

Aufmerksamkeit der neuesten Entwicklungsrichtung Björnsons in dessen französisierenden Salonstücken zuzuwenden. Unter diesen Stücken sind es gerade die unbedeutendsten, denen Björnson seine Popularität bei der Masse verdankt: „Das Fallsissement“, dessen Schluß uns recht wenig erbaut, und der meiste, aber nicht sonderlich tief angelegte Zweifler „Die Neuvermählten“. Hoch darüber erheben sich „Leonarda“, „Das neue System“ und das gewaltige, ob schon schwerfällige Problemstück „Ueber menschliche Kraft“, das wie ein cyklopischer Felsblock von der Vereinbarkeit des Hochlandsdichters herniederrollte. Die innere Wucht dieses Genies, dessen Schöpfungen sich wie vulkanische Naturerscheinungen von ihm absondern und lösen, wirkt ihrem Wesen nach so überwältigend, daß man manchmal bangt, der Schöpfer werde von der gedankenüberladenen Urgewalt seines Schaffens, dessen tiefbohrende Reflexion sich aus den innersten Eingeweiden des Weltgeheimnisses zu gebären scheint, selbst widerstandslos mit fortgerissen. Bezeichnend genug, daß in dieser wunderbaren Halluzination der nordischen Vergnatur (als ähnliche Bodenerzeugnisse sind Jbsens „Peer Gynt“ und „Brand“ zu begreifen) ein Vergnatsch den deus ex machina bildet. Einem Vergnatsch, einer Steinlawine gleicht

diese ganze Dichtung, zu welcher Björnsons erster größerer Roman „Thomas Rendalen“ eine Ergänzung bildet, und welche in dem neuesten Werke des nordischen Magus eine Art Abschluß findet.

In „Thomas Rendalen“ wird einer-

die Dramen „Maria Stuart“ und „Gulda“ in welchen, wie in den ersten Novellen, dem Weltchmerz der übliche Tribut gezollt wird. Björnson ist auch hier durchaus national. Der Weltchmerz des Nor-



Björnstjerne Björnson.

seits der direkte Einfluß Darwins, zu dessen begeisterten Anhängern sich Björnson zählt, andererseits der indirekte Einfluß Zolas erkennbar. Hier soll das Problem der Vererbung in höchst eigenartiger Weise an einer Stufenreihe individueller Entwicklung von den Urahnen her zergliedert werden.

Eine jugendliche Vorliebe für Darstellung dämonischer Weiblichkeit verraten

wird jedoch der vorbereitende Kampf mit dem eigenen Selbst überstanden und die Epoche der Reife beginnt.

Hiermit korrespondieren die Mammes gestalten. Da sehen wir zuerst den jungen träumerischen Bauer mit seiner unbewußten Idealität (Thorbjörn, Gyvind, Arne), der sich hinaussehnt „über die hohen Fjällen“. Der junge Björnson verschmilzt mit ihnen

Kampfwut und Viskingelust. Den landschaftlichen Hintergrund der wilden Tragödie

„Gulda“ bildet zwar der kurze norwegische Sommer, in den schon der Winter in der Ballade „Niels Him“ hereinblickt; aber die schwarze, blasse, lahme Gulda und ihr Geliebter sehnen sich nach Island, der alten Heimat der Freiheit, wo die Flammen des Hells unter ewigem Schnee schlummern, wie die Leidenschaft unter verstellter Kälte. Die Flammen brechen hervor: sie stirbt den Feuertod mit ihrem Geliebten: „Das ist die Flamme meiner Liebe, Eitolf.“

Eine ähnliche dämonische Frauennatur tritt uns auch in der wundervollen Novelle „Das Fischermädchen“ entgegen. Hier



Björnstjerne Björnsons Studierzimmer.

sein eigenes Selbst und man versteht sie nur halb, wenn man die Natur nicht kennt, aus welcher sie herausgewachsen.

Am 8. Dezember 1832 zu Quisne im Dorefsfeld geboren, hat Björnson seine Jugend abwechselnd in dieser Steinwüste und in Romsdal zugebracht. Dort starren die Gipseniterberge, die Trollfinerne, wo Eulen und Drachen Wache halten, während am Ende des Thals das majestätische Romsdalshorn sich in die Wolken bohrt. Aus diesem Felsgefängnis führt nur ein Thor, aber ein weltweites: der Oean. Dorthin nach Molde, der paradiesischen Blumenstadt am Gollstrom, hatte der junge, träumend in sich verschlossene Genius in die Schule zu wandern. Wenn dann Millionen von Glühwürmchen überm Meer zu tanzen schienen und die Inselalpen im Alpenglühen verschwammen, da keimten in ihm die Gedanken, deren Frührot seinen Pfad bescheinen wird bis zum großen Abendrot der Erfüllung.

Seine zahlreichen weltberühmten Novellen aus Norwegens Hochlanden geben all diese Eindrücke mit wunderbarer Frische wieder. Das köstliche Erdbearoma dieser Poësie vereint sich mit dem stählenden Hauch einer Hochlandsluft, die alles Unreine beiseite fegt. Der Dichter steht von seinem Bergthron aus alle Gebreite und Erbärmlichkeiten, an denen unsere Kulturmenschen krankt, „hinter ihm in wesenlosem Scheine“ liegen.

Die eigentümliche Heldenrasse in Björnsons erster Periode wird in der zweiten von einer anderen Gattung verdrängt. Das sind keine Kraftgenies und schwärmerische Jünglinge mehr. Diese Herrschernaturen haben die unklare Gärung überwunden. Weil sie nicht nach Menschen jagung, sondern nach dem „Recht über den Sternen“ ihr Auge richten, schimpft man sie Irre, Tolle, Teufel.

Die Trilogie „Sigurd Slemb“, das großartigste Werk Björnsons und der gesamten skandinavischen Litteratur, stellt eine Reichte, eine Selbstbekenntnis dieses Kampferlebens dar. — Weil der treuherrige Jüngling das Ungewöhnliche als Möglichkeit im Innern trägt, hält man ihn für einfältig. Er wird verbittert und mit angeborener Demut verbindet sich erwachendes Selbstbewußtsein und Ahnung künftiger Größe. Unaufhaltsam reißt es ihn fort in abenteuerliche Bahnen; das ist „Sigurds Flucht“ (Teil I). — Früh berühmt, irrt „Sigurd in der Fremde“ (Teil II) umher und von seinem Ahas-

Verbrechen, entweicht sich als Brudermörder mit der Natur. Das Gesetz der Menschen stößt ihn aus und sein Rechtsbewußtsein wird durch die Neue der Schuld getrübt. Er fällt. Aber sein Besieger gibt zu, daß man unrecht gehandelt, aus Furcht, seiner Kraft ein geeignetes Feld zu verwehren. Denn sobald ein solcher Geist in den Kampf mit der Welt gedrängt wird, tritt er sie entweder zu Boden oder wird vernichtet. Doch das Große, das hier nur stückweise offenbart wird, kann sich nach dem Tode zu herrlicher Bedeutung sammeln. Mit dieser Hoffnung stirbt Sigurd, sich selbst zur Sühne in die Gewalt der Feinde liefernd, einen grauenvollen Martertod, indem er das „Kreuzfahrerlied“ anstimmt, mit dem er seine Irrfahrten begonnen. Und das ist nun wahrhaft „Sigurds Heimkehr“ (Teil III).

In dem Drama Björnsons „Zwischen den Schlachten“ spricht eine ähnliche Figur, König Sverre, über sich die großen Worte gelassen aus: „Es kann ja Männer geben, die über viel Volks gesetzt sind, deren Haupt und Stütze sie bilden. Sie müssen sich verschließen vor der Sorge, denn sie sollen allen Mut verleihen, wenn sie auch selbst keinen haben. Aber ich kenne einen, der so seelenstark ist, daß er so lange aushalten kann, bis sowohl Gott als Menschen einsehen: es war doch das Rechte, was er wollte.“ — Ob diese aus dem

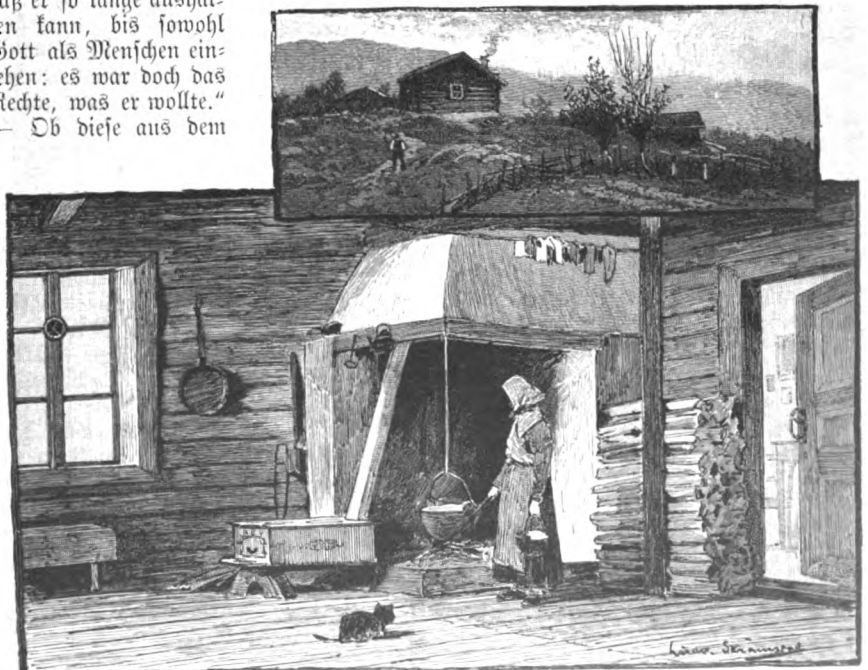
tiefften Innern des Dichters hervorquellenden Worte je in volle Erfüllung gehen werden und ob es wirklich das Rechte war, was er wollte, wer weiß es? Aber, daß er stets nach bestem Wissen und Willen wirkte, wird keiner zu bestreiten wagen, der je mit ihm in persönliche Berührung kam.

„Eine Wahrheit beginnt wie ein Säusen im Korne an einem Sommertage und wächst zu einem Brausen über den Wäldern. Doch, bis das Meer sie mit Donnerstimme dahinträgt und nichts mehr vernommen wird außer ihr.“ (Lied an das Freiheitsvolk im Norden.)

Der Dichter lebt seit einigen Jahren in Paris, in Gesellschaft seiner geistvollen Gattin und seiner siebzehnjährigen Tochter. Sein Gut Aulestad, seinen früheren ständigen Aufenthaltort, verwaltet sein jüngster Sohn¹⁾. Dies Gut (S. 85) liegt in der gesündesten und lieblichsten Gegend Norwegens, in Gausdal, einem Nebenthal des großen Thälerzuges Gudbrandsdalen auf dem Wege nach Drondheim, wo sogar ein Sanatorium für Schwindsüchtige wegen der ungewöhnlich milden Luft errichtet wurde. Die Höhen ringsum sind niedrig, die Waldungen herrlich. Um die Villa zieht sich rundherum eine hölzerne Veranda. Die Nebenbauten liegen übrigens näher aneinander, als man nach dem Bilde urteilen sollte.

Im Sommer 1886, wo Björnson auf einige Monate nach Norwegen zurückkehrte und schon im Christinia-Fjord durch einen großartigen nationalen Ehrenempfang er-

1) Sein ältester Sohn Björn Björnson, der seine ganze Jugend und Lehrzeit in Deutschland, anfangs Musiker, dann Schauspieler (in Deutschland bei den Weinungen, in St. Gallen und am Hamburger Stadttheater engagiert) nimmt jetzt eine sehr geachtete Stellung in Christiania als Regisseur ein und wird zweifellos noch Bedeutendes leisten.



Am Herd eines Hauses in Gausdal.

freut wurde, sah Schreiber dieses Aulestad wieder nach langen Jahren. Es war viel Wasser zum Meere geflossen, seit ich zuletzt als angehender Weltfahrer mich dort umhergetrieben.¹⁾ Aber das Bild stand noch so lebhaft vor meiner Seele und alles war mir so altvertraut, daß ich bestätigen konnte, was man mir als Gruß entgegenrief, als spräche man von gestern: „Es hat sich nichts verändert.“ Außer dem Wasserfall, wo ich damals gefallen sei, da habe man eine Holzrinne gelegt, um das Ausgleiten auf dem schlüpfrigen Stein zu verhindern. Unter einem kleinen natürlichen Wasserfall baden Björnsons nämlich dort an wärmeren Tagen in freier Luft.

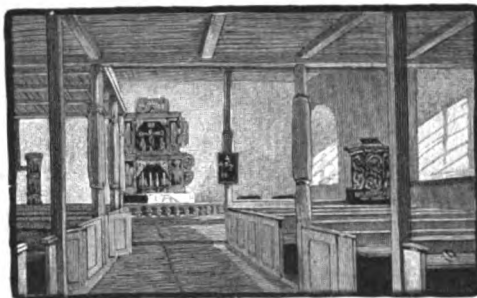
Man fährt morgens von Christiania mit der Bahn bis Hamar, wo der Kurierzug nach Trondjem für die Nordstapreisenden sich abzweigt, und von da mit dem Dampfer über den ganzen Njösensee, den längsten Norwegens, bis Lillehammer, wo man abends anlangt. Von da erreicht man Aulestad in 2½ Stunden mit Skyds, jenen einsitzigen zweirädrigen Karriolen, mit einem Pferd davor. Nur wenige jener karmoisinrot angestrichenen Holzhütten, die man im Hochland findet, beleben das einsame Thal. Ich selbst habe die Tour jüngsthin von Hamar aus ganz allein mit Skyds gemacht, immer am Ufer des Fjords entlang durch die sternklare Sommernacht, etwa zwölf Stunden Skydfahrt, welche die große Anstrengung überreich belohnte.

Unvergeßlich wird es mir bleiben, wie das weiße Haus Aulestad austauchte und auf der Veranda — es war Sonntagvormittag, Familie und Gefinde in die Kirche oder auf einen Spaziergang im Thale ausgesprochen — eine hohe breit-schulterige Gestalt erschien und ein breit-krempiger Kalabreser sich winkend in Schwingungen versekte. Björnson hatte mich schon in der Ferne erkannt und kam dem Gefährt entgegen. Keinerlei Veränderung schien mir in den altbekannten Zügen vorgegangen. Das mächtige Haupt hob sich immer noch so stolz und gebietend über die Köpfe der Menschen empor. Ueber der Granitwand dieser breiten steilen Stirn sträubte sich das blonde Löwenhaar in der alten üppigen Fülle, nur wenig ergraut. Durch die Brille leuchteten die stahlblauen Nordlandsaugen unter buschigen Brauen mit dem alten scharfen Glanz. Die fest aufeinander gepreßten Lippen und das eherne Kinn trugen unermattet den Stempel unbeugbarer Willenskraft.

In seinem elegant und traulich eingerichteten Studierzimmer steht seine Büste aus jüngeren Jahren. Er muß das Modell eines Sigurd, eines Wikingskönigs gewesen sein. So denke ich mir Harold Harbraba, der mit dem Rabenbanner „Land-Cida“, was da heißt „Weltverwüster“, die Meere

durchzog. So denke ich mir auch Wilhelm den Eroberer, vor dessen Schlachtruf „Notredame et Dex aide!“ die tapfersten Paladine der Franken den Rücken wandten.

Mit wuchtig tapfigen Schritten, wie sein Wappentier und Namensvetter (Björn heißt „Bär“) wandelt er dort der Länge nach die Stube auf und nieder, indem er seine Pläne in diesem Schädel wälzt, der an eine Cyclopmauer erinnert, hinter welcher ein Riese seine Waffen schmiedet.



In der norwegischen Kirche.

Pariser Gefängnisse.

Von

Eugen v. Jagow.

Diejenigen Pariser Gefängnisse, welche den größten geschichtlichen Namen befigen, sind längst in Staub gesunken, und niemand wird die Force, das Chatelet und last, not least, die Bastille zurücksehen, deren Nachahmung auf dem Marsfelde ein Hauptschmuck der Weltausstellung sein wird. Saint-Lazare und die Conciergerie haben freilich die Stürme der großen Revolution überdauert, aber die Tage wenigstens des erstgenannten Frauengefängnisses sind ebenfalls gezählt, und auch dieser Schande für Paris wird von niemand eine Thräne nachgeweiht werden, es sei denn von den verderbtesten Insassen, welche sich nur in dem Brodem der empörendsten Promiskuität und einer quetschenden Enge in ihrem Elemente fühlen.

Wer weiß, vielleicht werden die Namen der modernen Gefängnisse unseren Nachkommen eine ähnliche Fülle geschichtlicher oder romantischer Vorstellungen erwecken, wie die Bastille oder die Conciergerie uns, vielleicht werden ihnen die Figuren Zolas und seiner Jünger so lebendig vor Augen stehen, wie uns diejenigen des älteren Dumas oder Eugène Sües. Die arme Marie Antoinette wird dann durch Luise Michel ausgestochen sein, und statt für Latude und die geheimnisvolle eiserne Maske, deren unschuldiger Träger zu lebenslänglichem Verlust seiner Freiheit und seiner Sprache verdammt war, wird man sich für das größere Rätsel interessieren, wie Wilson, der Schwiegersohn des ehemaligen Präsidenten der Republik, trotz seiner sonnenklaren Schuld in Freiheit bleiben konnte.

Paris besitzt zwei Männergefängnisse für die wegen eines Vergehens oder Verbrechens in Untersuchungshaft Befindlichen, nämlich Mazas und die Conciergerie, außerdem drei Strafgefängnisse, sogenannte Korrektionshäuser, nämlich Sainte-Beaue, die Grande-Moquette und die Santé. Für die Frauen dagegen — gleichviel ob sie verurteilt sind oder nicht, ob sie gestohlen haben, wohl gar der Sittenpolizei unterstehen oder nur gegen ein Reglement verstoßen haben, vielleicht gar unschuldig sind — gibt es nur ein Gefängnis: das schon genannte Saint-Lazare. Das Gesetz fordert eine strenge Sonderung nicht nur dieser verschiedenen Kategorien, sondern auch derjenigen Personen, welche die Einzelhaft vorziehen, in Zellen. Letztere sind indessen nicht einmal in den Männergefängnissen in genügender Zahl vorhanden, noch weniger aber in dem verbauten ehemaligen Kloster von Saint-Lazare, das eigentlich nur für 500 Personen Raum hat, im Januar dieses Jahres aber 900, ja, in einem

früheren Jahre sogar einmal 1800 beherbergte. Diese höchst summarische Statistik läßt die Lichtstadt in der That in einem recht seltsamen Lichte erscheinen.

Der Weg nach den Gefängnissen führt meistens durch das Polizeigewahrsam der verschiedenen Arrondissements von Paris und durch das Zentrallager der Polizei-präfectur, und gerade diese beiden Etappen verdienen vielleicht eine größere Beachtung als manches der genannten Gefängnisse.

Der Aufenthalt im Violon — so nennt der Volksmund das Gewahrsam der verschiedenen Polizeiwachen — gehört nicht gerade zu den Pariser Annehmlichkeiten. Der neue Akademiker Graf d'Haussonville, dessen zahlreiche Arbeiten ich im folgenden vielfach benutzen werde, beschreibt ihn bis in die geringsten Einzelheiten.

Stellen Sie sich einen Maskenball in der Großen Oper vor. Schon die Treppe, auf deren Stufen je fünfzig Personen nebeneinander stehen können, gibt eine Vorstellung von den Größenverhältnissen des Innern. Der Zuschauerraum strotzt von Gold, das Foyer von buntem Marmor, und all diese Herrlichkeiten sind vom magischem Lichte übergossen. Hinter einem der zahllosen schwarzen Dominos verbirgt sich das holde Antlitz einer neugierigen oder eifersüchtigen Ehegattin, welche, wie in etlichen Lustspielen und bisweilen auch in der Wirklichkeit, heimlich den Ball besucht hat. Unser modernes Aschenbrödel will sich endlich heimlich fortstehlen; aber es findet draußen seinen Wagen nicht, aufdringliche, champagnerfrohe Masken verfolgen sie, man täuscht sich über ihre Person und — man führt die Zammer, die unbarmherzig in das nächste Polizeigewahrsam. Es befindet sich in einem Hintergebäude des Opernhauses selbst.

Die Zauberphantasie der Märchendichter hat keinen entgeglicheren Gegensatz erdacht, und die Umkehrung des berühmten Goethe:

¹⁾ Bei einer Verwundung am Fuß mußte ich damals wiederholt von Björnson in mein Zimmer getragen werden und der Meister rief mir lächelnd zu: „Na, Sie können doch sagen, Sie sind von Björnson im wörtlichen Sinne auf Händen getragen.“

erles: „Vor mir den Tag und hinter mir die Nacht“ gibt nur eine unvollkommene Vorstellung von dem, was unsre zartnervige, unschuldige Dame beim Eintritt in den Kerker empfinden muß. Der Polizeikommissar schläft daheim den Schlaf des Gerechten und will nicht geweckt oder — dem Tanzen in der Oper nicht derangiert werden, und sein Vertreter, der „chien“, hat die Dame barsch abgewiesen: er ist an solche Ausreden gewöhnt. Seine Kunden wollen alle unschuldig sein. Er kennt das, und kurz und gut, Madame wird die Nacht statt in ihrem mit zarten Stoffen ausgelegenen Schlafzimmer, statt in dem spitzengeschmückten Bett auf einer Polbank in einem eiskalten, vier Meter breiten und langen, finsternen Loch zubringen — und noch dazu in welcher Gesellschaft! Ein andre weibliche Wesen sitzen zum Beispielfall da und empfangen die Kletterer mit einem Schnapsdunst, mit dem Rallen der Trunkenheit, mit Bervünflungen wegen Störung der Nachtruhe oder gar mit schmutzigen Spottworten. Aus dem benachbarten Violon tönt das Schnarchen der Verhafteten männlichen Geschlechts, von Vagabunden und Trunkselbsten, unheimlich herüber, aus dem Hinterhof dasjenige der Gardiens de la paix. Die Unglückliche findet nirgends Ruhe, sie schwiegt, duldet und weint.

Am andern Morgen wird sie vom Untersuchungsbeamten verhört und, wenn sie schuldig ist und der Irrtum sich auflärt, entlassen. Andernfalls muß sie den Gefängniswagen, den sogenannten „panier à salade“, besteigen, welcher die Inhaftierten dreimal täglich nach dem Zentraldepot der Polizeipräfektur schafft.

Die beiden engen Säle für die Frauen ordnen sich dort wie die der männlichen Gefangenen in den Kellerräumen des Zentralgefängnisses. Es fehlt an Licht, Luft und Raum; der Herr Architekt hatte, wie man sieht, die praktischen Zwecke des Baues aus dem Auge verloren und ist im Vergleich mit dem Raum wahrhaft verblüffend umgegangen.

In dem einen Saale fauern an einhundertfünfzig meist noch jugendliche, weibliche Wesen zusammen, deren frecher Blick erraten läßt, welcher Kategorie sie angehören. Etliche von ihnen verbüßen dort, statt in Saint-Lazare, die übliche Strafe von vier Tagen, also mitten unter denen, die noch gar nicht verurteilt sind. In dem andern Saale, in welchem die Schwestern vom Orden Marie-Joséph ebenfalls die Aussicht führen, werden die weiblichen Gefangenen untergebracht, welche gegen das gemeine Recht verurteilt haben oder gesündigt haben sollen. Obgleich in den Zellen. Letztere befinden sich sämtlich auf einem langen Gange, und der Anblick, welcher sich einem durch die kleinen Thürfenster bietet, ist oft gar jämmerlich. Finsterner Trost in den Gesichtern, bedeckt mit Thränen und Verzweiflung, welche oft nervöse Krämpfe verursacht und die Ueberführung der Kranken ins Lazarett der Polizeipräfektur erforderlich macht. Und

manche der Armen hat wahrlich Ursache, dem Schicksal zu grollen!

Eine Wöchnerin wird zu früh aus dem Spital entlassen. Sie sinkt ohnmächtig auf der Straße zusammen und verlegt sich noch dazu am Kopfe. Man schafft sie nach der Polizeiwache, und da sie obdachlos ist, wird sie — als Vagabundin ins Zentraldepot geschickt. Zu all ihrem Elend auch noch die Schande der Verhaftung! Und man denke nicht, daß das Unglück dagegen immer abstumpft! Haussonville erzählt von einer Spitzenarbeiterin, die ihr Augenlicht beinahe völlig eingebüßt hatte. Mitleidige Seelen verwenden sich bei der Polizeipräfektur mit Erfolg für ihre Unterbringung im Bettlerasyl von Villers-Cotterets, das jener untersteht. Da die Unglückliche indessen keine Pariserin ist, so muß sie zuvor für kurze Frist als Vagabundin im Zentraldepot verweilen. Dazu will sie sich aber nie entschließen, obgleich man ihr klar zu machen sucht, es geschehe ja nur um der Form willen und sie solle dort die ganze Zeit im Lazarett gepflegt werden. Eines schönen Tages verschwindet sie spurlos.

Gar rührend ist auch die von Haussonville mitgeteilte Geschichte jener blindgeborenen Klavierlehrerin, welche sich für eine große Romanschriftstellerin hielt. Aus der Pension entlassen, wo sie ihr Lehramt vernachlässigte, versank sie bald in tiefes Elend und ward schließlich wegen Prostitutions- und Obdachlosigkeit verhaftet. Alle ihr angebotenen Geschenke wies sie stolz zurück, sie forderte nur eines: einen Verleger.

Vor dem Verlassen des Zentraldepots werfen wir noch einen flüchtigen Blick auf die Männerzelle, welche der Volksmund Blusen- und Hutsaal nennt. In letzterem wird die Aristokratie untergebracht, welche man, nach Balzac, am besten an ihrem Hute erkennt. So ernst und still es hier zugeht, so lustig und lärmend in dem Blusensaal, wo von den zweihundert Inassen wohl zwei Drittel den edlen Müßiggang, die Bettellei und die Strauchdieberei zum Lebensberuf erwählt haben. Unmöglich kann sich der Wächter unter ihnen aufhalten, denn sie würden ihm eines schönen Tages in einem Anfall von schlechter Laune eine sogenannte „pousse“ geben, d. h. an der Wand zerquetschen. Er thront daher auf einem Holzbalkon. Den mit Gebrechen Befassten würde es vielleicht ähnlich ergehen, jedenfalls würden sie von diesen Wölfen in Menschengestalt verhöhnt werden, und man bringt sie daher in den Zellen unter. „Das Elend erregt kein Mitleid mit dem Elend,“ bemerkt Haussonville melancholisch.

Unsre Bekannte aus dem Opernball ist von demjenigen Beamten, welcher den Inhalt der „paniers à salade“ sondert, den Mörder vom bloßen Verurtheilten, die Vitrioleuse von der Kupplerin scheidet und einem jeden seinen Weg vorschreibt, voraussichtlich sofort entlassen worden. Sie ist ja auch für ihre Neugier genügend bestraft. Aber nehmen wir nun an, ihr Gatte habe sie, — wie es seit der Einführung der Ehescheidung oft geschieht, —

wegen Ehebruchs verhaften lassen. Dann wird sie zunächst in die „Souricière“ und von dort aus vor das Zuchtpolizeigericht geführt, dessen Säle über der „Mausefalle“ liegen, um dann, nach ihrer Verurteilung, abermals den grün und gelb bemalten „Salatkorb“ zu besteigen und die Reise nach Saint-Lazare anzutreten. Handelt es sich übrigens um ein schwereres Vergehen oder um ein Verbrechen, so wird auch die Untersuchungshaft im Gefängnis verbüßt.

Die Seingefängnisse stehen bei den Vagabunden beiderlei Geschlechts wegen ihres milden Regimes, wegen der guten Gesellschaft, die man dort trifft, wegen der Freiheit, die man genießt, im allerbesten Rufe, und wer sich, zumal in der kalten Winterszeit, vom Staate verpflegen lassen will, der läßt sich mit Vorliebe in Paris festnehmen. Es ist das Nizza der Arbeitsunlustigen.

Raum in Saint-Lazare angelangt, müssen die neuen Gäste ihre mehr oder weniger seidenen Kleider mit der unschönen grauen Gefängnisstracht vertauschen, gleichviel welches Vergehens sie sich schuldig gemacht haben. Eine schreiende Ungerechtigkeit, die freilich mit derjenigen nicht verglichen werden kann, welche ehrbare Frauen mit den elendesten Dirnen unter ein Dach zwingt. Saint-Lazare hat in der That einen so bösen Ruf, daß ein Aufenthalt darin einen ewigen Makel hinterläßt. Und doch kann eine Gewerbetreibende, eine Marktfrau beispielsweise, nur weil sie gegen das Reglement verstieß, ebenso gut damit behaftet werden wie etwa Frau Clovis Hugues, die doch später, mit Recht oder Unrecht, glänzend freigesprochen wurde. In kurzer Frist wird Saint-Lazare freilich nur noch eine bestimmte Klasse weiblicher Wesen aufnehmen, um schließlich ganz zu verschwinden und durch einen Neubau ersetzt zu werden.

In demjenigen Viertel des Gefängnisses, in welchem die in Untersuchungshaft Befindlichen untergebracht werden, geht es selten ohne Weintramp und heftige Empörung ab. In zwei niedrigen Sälen auf kleinen, eng aneinandergerückten Stühlen verbringen dieselben den Tag, und die unschuldigen Verhafteten, die vielleicht von der Nachsucht oder vom Reidebeizigt worden sind, sind unfreiwillige Zeuginnen vertraulicher Gespräche zwischen den verworfensten Geschöpfen. In der Nacht verdoppeln sich die Qualen. Man bleibt zehn Stunden ohne Licht und in der Gesellschaft von zwei Leidensgefährten in einer engen Zelle. Es beargwöhnt sich, daß dieses enge Zusammenleben, welches auch im Viertel der Verurteilten die Regel ist, entsetzlich wirken muß. In der That verläßt manch junges Mädchen, welches bei seinem Eintritt in das Gefängnis der Stimme der Tugend und der Ehre noch nicht unzugänglich war, Saint-Lazare als abgefeimte Sünderin.

Es finden sich allerdings in Saint-Lazare auch einige Zellen, die aber kaum so groß sind wie ein Käfig für wilde Tiere und im Winter wegen ihrer Kälte, im Sommer wegen ihrer Hitze unbewohnbar sind.

Auf die Dauer, schreibt Hauffonville, widersteht keine Natur den bösen Einwirkungen dieses Aufenthalts, und — ein wahrer Hohn auf Paris, die Stadt der Zivilisation par excellence! — die Erlaubnis, seine ganze Strafzeit in solcher Zelle zu verbringen, gilt trotzdem als eine Gunstbezeugung des Direktors.

Die Bewohnerinnen von Saint-Lazare sollen zur Arbeit, zum Säumen von Taschentüchern, Laten zc. und zu strengstem Schweigen angehalten werden. Die Praxis aber kümmert sich um den Buchstaben des Gesetzes wenig; man arbeitet so gut wie gar nicht, sondern schwätzt unablässig, natürlich in erster Linie über die Toiletten, die man schmerzlich entbehrt. Was mag aus dem Papagei, aus dem Hündchen geworden sein, die in der Wohnung zurückgeblieben sind? Oder man rühmt sich seiner vornehmen Verwandten, man hat Bou langer oder Gambetta gekannt. Nicht selten handelt es sich in der Dunstatmosfera dieser dicht aneinandergebrängten Weiber natürlich auch um schlüpfrigere Dinge.

Und was geschieht, um die Unverdorbenen vor dem Kontagium des Lasters und vor den bösen Ratsschlägen zu schützen? — so gut, wie nichts. Eine Lehrerin erteilt unter Aufsicht der Ordensschwestern denen, welche es wünschen, Unterricht. Dieser zielt im wesentlichen auf die Hebung des Sittlichkeitsgefühles hin, auch fehlt es nicht an guten Ratsschlägen, wie man sich nach der Entlassung aus dem Gefängnisse Arbeit und Unterkunft verschaffen kann. Diese neue Einrichtung soll schon einige gute Früchte getragen haben; inessen genügt sie nicht. Man braucht nur die katilinarischen Exstensen zu beobachten, welche in aller Frühe vor dem Gefängnisse stehen, um ihre aus demselben entlassenen, sich scheu umblickenden Opfer in Empfang zu nehmen, und man begreift, warum die Mehrzahl der letzteren rückfällig werden muß.

In den Männergefängnissen sind drei verschiedene Systeme planlos durchgeführt: in Sainte-Pelagie sind die Gefangenen Tag und Nacht beisammen, in der Grande-Moquette nur bei Tage, in der Santé oder wenigstens in einem Teile derselben ist dagegen die Einzelhaft durchgeführt.

Sainte-Pelagie ist im eigentlichen Sinne des Wortes ein „fideles Gefängnis“ oder ein „schlecht gehaltenes Gasthaus“, wie Hauffonville sich ausdrückt. Es hat kaum für 500 Platz und beherbergt 700, die zum Teil den Korridor als Wohnraum benutzen müssen. Eine Ueberwachung ist also schon bei Tage nicht möglich, geschweige denn in der Nacht. Besitzt doch Sainte-Pelagie nur zwei Schlafsäle und etliche kleine Zimmer, in welchen letzteren Gruppen von drei bis zwölf Personen ohne jede Sichtung untergebracht werden. Daß die Lehrlinge, welche vor dem gemeinen Recht noch ein wenig Respekt haben, hier fast immer ihren Meistern, ihren Lehrmeistern finden werden, versteht sich ganz von selbst.

Sainte-Pelagie war, wie Saint-Lazare, ein ehemaliges Kloster. Seltsame Metamorphosen, zu denen das Schicksal diese

fromme Institution verurteilt hat! Das genannte Gefängnis war übrigens unter dem zweiten Kaiserreiche als das der politischen Gefangenen berühmt, und der bekannte Journalist Armand Carrel, der von Girardin im Zweikampfe erschossen wurde, schildert es schlimmer als die Kerker Benedigs und des Spielberg. Vermutlich hatte er Silvio Pellico und Anastasius Grün indessen nicht gelesen. Wie dem auch sei, jene Zeiten sind vorüber. Viktor Hugo ist in Frankreich gestorben und selbst Rochefort ist es gestattet, im Heimatlande den „Intransigant“ zu leiten und das schöne Schauspiel seiner Verwandlung aus einem Antinonapartisten in einen Boulangisten vom reinsten Wasser in Paris selbst zu bieten. In der That sind die Gefangenwärter der politischen Abteilung zu Siebenschläfern geworden und sogar im wunderschönen Lenz fast erstaunt, wenn sie vom Kirchhofe des Père Lachaise her einige Gäste erhalten. Es handelt sich natürlich nicht um die umgehenden Geister der auf den Barrikaden gefallenen Kommunarben, sondern um die, welche deren Gedächtnis mit roten Blumen und Fahnen, Flammenreden und Pistolenschüssen feiern. Aber selbst die Herren Possibilisten, Jankuisten, Joffrinisten und Anarchisten sind, wie gesagt, seltene Gäste von Sainte-Pelagie, welche sich jetzt — zumal nach Abschaffung der Schulhaft — im Verein mit der Santé, fast ausschließlich den kleinen Sündern am gemeinen Rechte widmet. Beide Gefängnisse beherbergen dieselbe Kategorie von Verbrechern, das eine empfängt diese in den ersten drei Tagen der Woche, das andre in den letzten drei, — und doch herrscht in Sainte-Pelagie Gemeinschaftshaft, in der Santé, deren Name eher auf ein Spital schließen läßt, teilweise wenigstens die Isolierhaft. Kann man sich etwas Inkonsequenteres, etwas Widersinnigeres vorstellen, und zwar etwas um so minder zu Rechtfertigendes, als über die Unzweckmäßigkeit der erstgenannten Form bei den Sachverständigen kein Zweifel mehr herrscht und es sich nur um eine finanzielle Frage handelt? Diese Knauferei an falscher Stelle ist um so — man könnte fast sagen unmenschlicher, als Frankreich für seine Verwaltung, seine öffentlichen Bauten und Weltausstellungen hundertmal mehr vergeudet, als zu einer gründlichen Gefängnisreform erforderlich wäre.

Die Santé ist bedeutend jüngerer Datums, d. h. sie wurde wenige Jahre vor dem Untergange des Kaiserreichs erbaut, und zwar zu einer Zeit, wo man — nach einem leidenschaftlichen Selbstzuge gegen die Einzelhaft — für die Gefängnisfrage wieder gleichgültig geworden war; hängen doch selbst diese tief ins Volksleben einschneidenden Prinzipienfragen leider von der Mode ab. Sobald es aber an dem mächtigen Antriebe der öffentlichen Meinung gebricht, so waltet leicht die Beamtenwillkür, deren nachteilige Folgen sich vor allem aus dem Mangel jeglicher Einheitlichkeit, aus der fehlenden Durchführung eines alleinigen Grundsatzes offenbart.

Das Ministerium des Innern schwärmt für das Gemeinschaftssystem, die Präfectur für das der Zellen, und da beide Recht behielten, so entstand eben die Santé, d. h. ein Zwitter, an dessen Beseitigung — eben um seiner verhältnismäßigen Jugend willen — nicht zu denken ist. In dem gemeinschaftlichen Viertel ist zwar für die Nacht eine Trennung durchgeführt, welche übrigens einen mündlichen Verkehr mit Hilfe der Abzugsröhren und Kanten nicht ganz ausschließt, aber dafür geht es bei Tage fast noch unangenehmer her als in Sainte-Pelagie. Das Rauchen — ein Sonderrecht in den bei der Verbrechervelt gut beleumundeten Pariser Gefängnissen — ist nur das geringste Uebel. Man behauptet mit Recht, daß jene Diebs- und Einbrecherbanden, welche besonders die exzentrischen Viertel und Vorstädte von Paris unsicher machen, sich in den Gemeinschaftsgefängnissen gebildet und zusammengekommen haben. In der That ist es in keinem derselben möglich, die Insassen zu regelmäßiger Arbeit anzuhalten, zunächst, weil die Arbeitsäle zu klein sind, alsdann, weil es von dem Adjubikator der Arbeiten abhängt, wieviel er arbeiten lassen will. Eine dienstliche, erzieherische Maßregel wird mithin einem geschäftlichen Interesse untergeordnet.

Das Gemeinschaftssystem der Santé ist übrigens ein besonderes; es ist nämlich in sogenannte Viertel geteilt, welche die verschiedenen Verbrecherklassen sondern, so die wegen Bettellei, oder Landstreicherei, oder Diebstahl, oder Sittlichkeitsvergehen. Verurteilten. Und doch ist diese Einteilung eine ganz oberflächliche und höchstens dazu geeignet, unter den Verbrechern Spezialisten auszubilden. Eine vernünftiger dagegen, welche die mehr oder weniger verstockten Uebelthäter absonderte, d. h. den sittlichen Maßstab wählte, scheint praktisch unausführbar. In der That sieht man sich oft gezwungen, in Ermangelung von Raum in einer der Abteilungen beispielsweise die Bettler in die Abteilung der Diebe zu schicken und umgekehrt. Unter solchen Verhältnissen, bei solchem Ueberwiegen der materiellen Rücksichten kann natürlich von einer vernunftgemäßen Zonderung, welche wenig Gefangene und ein zahlreiches Aufsichtspersonal, die Möglichkeit, sich um jeden einzelnen der wenigstens im Sommer unfreiwilligen Gäste zu kümmern, notwendig voraussetzen muß, noch viel weniger die Rede sein. Uebrigens hätte auch diejenige Absonderung, die nur als wünschenswert bezeichneten, so lange keinen Sinn, als sie nicht auch für die Nacht durchgeführt wird. Gegenwärtig verfügt man in dem dem Gemeinschaftssystem huldigenden Vierteln zwar über fünfhundert Zellen, aber diese genügen nicht, und vier mächtige, stets gefüllte Schlafsäle bleiben fast ohne jede Aussicht.

Die Grande-Moquette birgt, wie Hauffonville es treffend bezeichnet, die allergeringsten Verbrecher, nämlich — den Paria. Es führt den offiziellen Namen: „Der Verurteilten“ und diente ursprünglich

nur dazu, die vom Zuchtpolizeigericht zu mehr als einjähriger Freiheitsstrafe Verurteilten, die Zuchthäusler und die zur Deportation nach Neu-Caledonien und Innere Verbannten provisorisch aufzunehmen. Seit jener Zeit werden auch die vom Zuchtpolizeigericht zu mehr als dreimonatlicher Freiheitsstrafe Verurteilten in die Grande-Moquette geschickt, wo ebenfalls, wie schon erwähnt, ein Mischsystem herrscht, welches mit dem von ihm nachgeahmten Auburnsystem wenig Verwandtschaft besitzt, fernermalen in Amerika selbst zu Tage und trotz des gemeinsamen Namens jeder mündliche Verkehr untersagt ist, während in der Grande-Moquette gerade das Gegenteil der Fall ist. Hören wir nun Haussonville: „Wenn einer unserer modernen Romanziers, wie bereinst Eugène Sue oder Balzac, einige Szenen des Gefängnislebens hätte wiedergeben wollen, so würde er seine Chourineurs oder Bananiers in die Grande-Moquette versetzt haben. Aber ich glaube, daß selbst Zola vor der schillernden Medeweise zurückschrecken würde. Und doch ist die Grande-Moquette seit Anfang des Jahres 1887 ihres gefährlichsten und turbulentesten Elementes, der Zuchthäusler, entledigt worden, und zwar wegen einer Empörung, welche diese angestiftet hatten und deren Beweggrund auf die Zügel in unsern Gefängnissen ein merkwürdiges Licht wirft. Der Polizeiwachtmeister, welcher über die Ruhe im Innern des Gefängnisses wacht, hatte es für zweckmäßig erachtet, einen jungen Menschen von achtzehn Jahren, Liebling der Zuchthäusler, von dem gemeinsamen Hofe in das sogenannte „Viertel der Abgesonderten“ (für Angeber oder begnadigte zum Tode verurteilte Verbrecher) zu versetzen. Darauf wurde der Wachtmeister von einer ganzen Bande empörter Zuchthäusler umringt, welche ihn zu ermorden planten. In der That verdankte er sein Leben nur der Dämmerkunst eines Gefangenen, welcher ausrief, der Wachtmeister sei im Grunde genommen ein braver Mann und habe recht gehabt. Seit dieser Empörung sind die Zuchthäusler in die Santé geschickt, wo sie in einer Zelle den Zeitpunkt ihrer Abreise erwarten.“

Die von Haussonville geschilderte Empörung war übrigens keineswegs die erste. Als einige Zeit zuvor zugleich mit dem Wechsel der Direktion ein Wechsel der Anordnung eintrat, welche den Herren Betrachtern nicht behagte, erhielt der neue Direktor einen Kopfschlag gegen die Brust, welcher, dank der Geistesgegenwart seiner Unterbeamten, glücklicherweise nicht das Vorbild zu einem Morddrama wurde. In Frankreich, oder doch jedenfalls im nördlichen, sind Kopf und Fuß nämlich die beliebtesten Waffen, in deren Handhabung sich zumal der Pariser Verbrecher als sein größter Meister zeigt als mit der Faust.

Nach dieser kurzen Schilderung der verschiedenen Gefängnisse nur noch einiges wenige über zwei sehr verschiedenartige, aber gleich interessante Punkte, über die

Geschichte des Zellenystems in Frankreich und über die Bettelei.

Bis zum Jahre 1875 huldigte man in Frankreich noch völlig dem Irrglauben, daß das „Zellenystem verrückt mache“. Von der kleinen Gruppe, welche in der Nationalversammlung den Antrag auf eine völlige Umgestaltung des Gefängniswesens stellte, zeichneten sich in erster Linie Herr Voisin und der als Jurist hervorragende Senator Bérenger aus. Der erstere hatte die holländischen und belgischen Gefängnisse sehr eingehend studiert, der letztere die französischen. Bérenger stellte durch eine sehr gründliche Statistik fest, daß die Einzelhaft, selbst auf lange Jahre, nicht mehr Fälle von Irrsinn erzeuge, als dies bei dem Gemeinschaftssystem der Fall sei. Voisin dagegen zeigte, daß die Einzelhaft in Holland in sehr viel rationellerer Weise gehandhabt werde, denn sie trenne zwar die Verbrecher voneinander und schütze sie so gleichsam vor Ansteckung, setze aber eine starke moralische Einwirkung seitens des Gefängnisdirektors und der Mitglieder des Uebervachungsausschusses voraus. Außerdem beschäftigte man alle Gefangenen. Aus dem schon erwähnten rein praktischen Gründen — es fehlte an Geld zu Neubauten oder Umbauten! — ging der erwähnte Antrag im französischen Parlamente nicht durch, und es liegt noch heute im Gefängniswesen gar vieles im argen, aber wenigstens ist das Zellenystem als das vernunftgemäßeste jetzt allgemein anerkannt, und jedes Jahr bringt Frankreich der Verwirklichung eines zweckmäßigen und einheitlichen Gefängnisystems immer näher.

Bettelei und Landstreichertum spielen zumal in Paris, eine bedeutsame Rolle. Vor etlicher Zeit erschien — ebenfalls in der „Revue des Deux Mondes“ — eine sehr bemerkenswerte Studie von Magime du Camp über jenes merkwürdige Thema. Die Gesamtheit der Bettler erschien einem darin wie eine weitverzweigte, wohlorganisierte Genossenschaft mit verschiedenen Rang- und . . . Vermögensklassen, Bettlerbörsen und Agenturen, Arbeitgebern und Arbeitnehmern, mit einem Sonderrecht, das sich als ein Gewohnheitsrecht charakterisierte und — im Gegensatz zu dem der Diebe oder der Kollektivisten — Eigentums- und Erbrecht streng aufrecht erhält.

Es würde zu weit führen, wenn wir alle Berufsclassen der edlen Bettlerzunft aufzählen wollten; die Mitglieder der letzteren sind fast durchweg Spezialisten, gleichviel ob sie den durch Erbschaft und Verschwägerung erworbenen Platz vor der Modedürche innehalten oder im Abfassen zweckmäßiger, der Person des Angebettelten entsprechender Bittschriften den höchsten Grad der Kunst erreicht haben.

Der neue Pariser Polizeipräsident, welcher sich von sämtlichen Polizeikommissaren der Arrondissements statistisches Material hat liefern lassen, scheidet die Bettler — freilich rein äußerlich — in Straßen- und Hausbettler. Die erste Kategorie bewohnt mit Vorliebe gewisse Straßen in solchen Häusern, die mit Schnaps- und Wein-

wirtschaften versehen sind. Im Durchschnitt gewinnt der Bettler zehn Frank täglich. Die meisten von ihnen sind wirklich Krüppel, etliche aber simulieren, oder suchen, wenn sie beispielsweise blind sind, das Mitleid noch durch das Erheucheln eines andern Leidens, wie nervöses Gesichterschneiden, zu erhöhen. Gewisse Krüppel sind bereits als Kinder zu bettlerischen Zwecken verunstaltet worden, so die, welche von den Pariser Bettleragenturen aus Spanien verschrieben und ausgebeutet werden, auf einem Rollwagen leben und darauf sogar in der Nacht, neben zehn oder zwanzig Leidensgefährten, in einer Remise zubringen. Die kleinen Blumenmädchen spielen selbst im zartesten Kindesalter eine Rolle, welche oft weit über die Straßenbettelei hinausgeht und nicht selten im Gerichtsgebäude abschließt. Die den Berufsbettlern gemachten Geschenke an Viktualien oder Buns auf Brot und Fleisch werden von ihnen grundsfählich verkauft und meist — vertrunken.

Die Hausbettelei bringt noch mehr ein, auch ist sie minder gefährlich, und zwar aus dem guten Grunde, weil der, welcher sich durch schöne Worte und sein gutes Herz hat täuschen lassen, bei der Polizei selten eine Klage anhängig macht. Auch die Hausbettler haben in Paris einen Mittelpunkt, und zwar im Maubertviertel, das außerordentlich verkehrsreich ist.

Es wurden in Paris im Jahre 1886 9955 Personen, darunter 4660 männliche, wegen Bettelei verhaftet; nicht weniger als 14 685, darunter 13 579 männliche, wegen Landstreicherei. Da während des genannten Jahres im Zentraldepot nur 42 167 Personen weilten, so ergibt sich daraus, daß die Hälfte aller Verhaftungen in Paris dem Gend und der Trägheit zuzuschreiben ist. Von den erwähnten Bettlern und Landstreichern wird allerdings nur ein kleiner Teil (die dreimal Rückfälligen) vor Gericht gestellt und wiederum nur ein Bruchteil derselben verurteilt. Schon aus diesen Angaben erhellt die Unmöglichkeit, das Uebel zu beseitigen, ja selbst die Schwierigkeit, es auch nur zu verringern. Die große Zahl der Rückfälligen kreist beständig zwischen der Straße, dem Zentralbureau und dem Gerichtshofe, und der Versuch, diesen Strom einzudämmen und von Paris abzulenken, ist um so aussichtsloser, als die Seinegefängnisse, wie wir gesehen haben, nichts weniger als gefürchtet sind. Sie bilden eben ein Konversationshaus; unterscheiden sich aber freilich u. a. auch darin von den Casinos der Modedäber, daß sie nicht im Sommer, sondern vor allem im Winter gesucht sind.

Haussonville berichtet von zwei merkwürdigen Fällen, welche für die von ihm gewählte Hauptenteilung der Bettler, nämlich in die von Beruf und aus Not, charakteristisch sind. Der eine der ihm im Zentralbureau vorgestellten Bettler „war ein Mann von leidlich anständigem Außern, der einer ehrenwerten Familie angehörte. Sein Sohn hatte im Lehrfache eine ziemlich hohe Stellung inne; er selbst, ehe-

maliger Steuerbeamter, bezog eine kleine Pension. Die Bettelei war bei ihm eine Leidenschaft, eine Manie, welche seinen Zigeunergewohnheiten entsprach. Er zog es vor, zu hummeln und von Kneipe zu Kneipe zu wallen, Zigarrenabfälle vom Bürgersteige aufzulesen und zu betteln, wenn ihm die Hilfsquellen ausgingen, als in seiner Wohnung ruhig zu leben und eine ehrenwerte Pseife am Kaminfeuer zu rauchen"

Minder romanest und sehr viel trauriger ist folgender Fall: „Eine arme Frau, die aus dem Gefängnis von Saint-Lazare entlassen worden ist! Rechtmäßige Gattin eines Pariser Arbeiters, war sie von diesem nach ihrem dritten Kinde verlassen worden. Von Beruf war sie Sadnäherin und ihr Einnahmeetat nur zu leicht aufzustellen. Sechs Sous für einen Sack und fünf Sacke den Tag (vorausgesetzt, daß die Bestellungen nicht ausblieben) macht dreißig Sous (oder nach deutschem Gelde etwas über eine Mark). Um drei Personen zu ernähren, unterzubringen und zu kleiden, war das doch nicht völlig genug. In der That gewöhnte sie sich allmählich ans Betteln, um auskommen zu können. Verhaftet, wieder in Freiheit gesetzt, hatte sie sich mehrmals wieder abfassen lassen. Auf diese Unglückliche traf völlig die Definition des Gesetzes zu: Bettlerin aus Gewohnheit und arbeitsfähig. In der That wurde sie vom Gericht zu drei Tagen Gefängnis verurteilt, und es handelte sich alsdann um die Frage, ob sie nach dem Bettlerdepot geschickt oder ihren Kindern zurückgegeben werden würde. Letzteres geschah. Und doch gehört dieser Fall offenbar in den Wirkungskreis der öffentlichen Wohlthätigkeit, und er erwies gleichzeitig die schlechte Organisation und die Unzulänglichkeit der von den Wohlthätigkeitsbüreaus verteilten Unterstützungen. Diese schlechte Organisation und diese Unzulänglichkeit der öffentlichen Wohlthätigkeit sind ein Schlussergebnis, zu dem man notwendig gelangen muß, wenn man erster Arbeit unfähige Greise und Greisinnen, hilflose Krüppel, die aus den Spitalern als unheilbar Entlassenen unter der Anklage der Landstreicherei oder Bettelei erblickt. Alle diese im Kampfe ums Dasein Besiegten müßten aufgelesen werden wie die Verwundeten auf dem Schlachtfeld; statt dessen läßt man sie im vollen Licht der Sonne ihr Elend und ihre Wunden zur Schau stellen . . ."

In der That ist das Armenbudget unzureichend und befindet sich überdies im Defizit, so daß die Unterstützungen und sogar die Zahl der auf der Liste der Hilfsbedürftigen Stehenden verringert werden müssen, während die der Hilfsbedürftigen wächst. Bei der außerordentlichen Kostspieligkeit der französischen Verwaltung und im besondern der Pariser Stadtverwaltung ist das freilich nicht verwunderlich. Trotzdem gilt es noch immer für ein Axiom, daß ganz Europa Paris um dieselbe beneidet. Wir bezweifeln das,

während es andererseits zweifellos ist, daß die Pariser Hilfsbedürftigen sie dem großen Europa von Herzen gönnten.

Der vorstehende Aufsatz bliebe unvollständig, wenn wir nicht hinzufügen, daß das Frauengefängnis von Saint-Lazare, wie oben angedeutet, inzwischen eine tiefgreifende Reform erfahren hat. Immerhin bleibt das, was wir über dasselbe gesagt haben, von geschichtlichem und sitten-geschichtlichem Interesse. Die zu geringen Freiheitsstrafen Verurteilten werden von jetzt ab in Nanterre, die zu längeren Gefängnisstrafen Verurteilten in Doullens untergebracht werden, so daß in Saint-Lazare nur die unter sittenpolizeilicher Aufsicht stehenden Frauenspersonen zurückbleiben, welche — da jetzt mehr Raum zur Verfügung steht — durchweg in Zellen isoliert werden können. Voraussichtlich wird aber auch das alte Kloster von Saint-Lazare demnächst durch einen Neubau ersetzt werden. Bemerkenswert ist übrigens die Betrachtung, welche eines der hervorragendsten Pariser Blätter, der „Temps“, über die Veränderungen in Saint-Lazare anstellt.

„In dem Gefängnis von Saint-Lazare,“ schreibt das Blatt, „lebten wild durcheinander gewürfelt und zusammengedrängt in entsetzlichster Promiskuität alle Frauen und selbst die kleinsten Mädchen, welche wegen Vergehen wider das gemeine Recht oder wegen schlechten Lebenswandels verurteilt sind. In gewissen Jahren weilten da 1800 in Untersuchungshaft Befindliche, Verurteilte und Prostituierte. Erwägen Sie ferner, daß die Gebäude nicht für ihre jetzige Bestimmung errichtet wurden. Die Ueberwachung

und die Aufrechterhaltung der Disziplin (— kann man das Wort hier mit Monarchie verdeutschend? —) waren bei der Ueberfüllung doppelt schwierig. In der That hatte man ja die Gefangenen in drei Sektionen geteilt: die in Untersuchungshaft Befindlichen oder Verurteilten, die Dirnen und die kleinen Mädchen, welche eine bestimmte Zeit in einer Besserungsanstalt zubringen haben. Den Tag über ließ man sie in den betreffenden Sektionen arbeiten, aber mit der Nacht kam auch die Vermischung in den Schlafsälen. Es lag in der Natur der Sache, daß die Schlechten die Guten verdrängten. Eine Frau, welche infolge eines geringen Vergehens das Gefängnis betrat, verlor es, unrettbar entehrt und verloren. Saint-Lazare war so ein Korruptionsherd geworden, der unter großen Kosten mitten in Paris unterhalten ward. Man hat das Uebel oft gekennzeichnet; alle Welt blieb taub. Heute, wo man die bessern Hand angelegt hat und man sich von der klaren Rechenschaft gibt, was das Gefängnis an Fehlerhaftem und sogar Unethischem aufwies, schlägt jeder die Hände über dem Kopf zusammen und begreift nicht, daß man einen Flecken auf der Stirn von Paris selbst solange gebuldet hat. Sie fragen, warum man diese Form nicht schon vor siebenzehn Jahren freier Stadtverwaltung vornahm. Ganz einfach deshalb nicht, weil unsre Aedilen sich um andre Dinge zu kümmern haben. Die reine Politik oder richtiger die reine philosophische Politik beschäftigt sie mehr als die Sorge um die Geschäfte, als die Lage der Frauen und Kinder in den Gefängnissen. De minimis non curant consules.“



Ein außergewöhnlicher Hund.

Von
Fr. Gräßner.

Wenn einer oder der andere Leser an der Wahrheit einzelner Züge aus dem Leben des hier vorgeführten Hundes zweifeln sollte, so ist der Verfasser in der glücklichen Lage, sich auf das Zeugnis einer genügenden Anzahl lebender, glaubwürdiger Personen berufen zu können, welche Gelegenheit hatten, das Leben des geistig und körperlich außergewöhnlich entwickelten Tieres zu beobachten und seinem zum Teil unglaublich erscheinenden Leistungsvermögen mit eigenen Augen angesehen haben.

Während meiner Stellung als Rektor in einer großen, im nordwestlichen Deutschland gelegenen Industriestadt wurde ein neues Schulgebäude für die meiner Leitung unterstellte Anstalt in einer damals sehr einsamen Gegend errichtet. Nur zwei Häuser lagen in ziemlicher Entfernung davon. Ihre unmittelbare Umgebung deutete aber keineswegs auf die Nähe einer großen Stadt. Die zahlreichen angrenzenden, mit mannshohen undurchdringlichen Weißdornhecken eingefriedeten

laten Gärten, zwischen denen enge, versteckte Wege hindurchführten, ließen vielmehr auf die Nachbarschaft eines großen Dorfes schließen. Der den ganzen Komplex durchkreuzende tiefe Hohlweg harrte zu dieser Zeit noch auf die Wohlthat einer Pflasterung und Beleuchtung durch Straßenlaternen. Es war deshalb nicht zu verwundern, daß die Gegend am Tage fast ausschließlich sogenannte Sonnenbrüder der Stadt, vulgo Bummeler, vereinigte und als Nachts einen beliebten Schlupfwinkel für allerlei lichtscheues Gesindel bildete.

Das größere Haus, bisher von drei Eisenbahnunterbeamten und ihren Familien bewohnt, war infolge der in die verschiedenen Tageszeiten fallenden Dienststunden des Beamten Winter und Sommer niemals verschlossen und aus diesem Grunde von einigen jener Bassermann'schen Gestalten regelmäßig als Nachtquartier benutzt worden. Natürlich hatte ich von diesen Verhältnissen keine Ahnung, als ich das Haus, um in der Nähe der Anstalt zu wohnen, mietete und nach einer gründlichen Renovation bezog. Man denke sich meinen Schrecken, als mir am ersten Morgen nach erfolgtem Einzuge zwei Männer, die auf dem Boden genächtigt waren, auf der Treppe begegneten. Sie erzählten mir, daß die Eingangstür des Nachts verschlossen gewesen war, wahrscheinlich von der Abenddämmerung in das Haus gekommen. Ihr Besuch gab die Veranlassung, mir einen großen Hund anzuschauen, der nicht nur als Wächter des Hauses, sondern auch als Beschützer meiner trachtenen Töchter bei abendlichen Ausgängen dienen sollte. Meine Wahl fiel auf eine fünf Monate alte deutsche Dogge, von Eltern infolge ihrer Größe, Zähigkeit und Treue bei den Hundeliebhabern der ganzen Umgegend in hohem Ansehen stehend, zugleich aber auch wegen ihrer Bosartigkeit gefürchtet waren.

Als ich den Hund ins Haus brachte, war man über sein tappisches Wesen und einen bösen Blick nicht sonderlich erbaut. Er hatte sein Leben bisher in einem einsamen Hofe zugebracht, selten einen fremden Menschen gesehen, niemals ein Zimmer betreten, war daher vollständig verblüfft, als ich ihn in die Wohnstube führte und ihn von der Stelle zu bewegen, nachdem er keine Beine, um größeren Widerstand leisten zu können, wie ein Sägebock auseinander gespreizt hatte. Nach Verlauf einiger Stunden legte er sein unbeholfenes Wesen aber schon etwas ab und fühlte sich in seinen neuen Verhältnissen ziemlich wohl. Trotz der plebejischen Verhältnisse, in denen er aufgewachsen, hat er niemals die geringste Unreinlichkeit zuzulassen kommen lassen. Auch durch andere Umgebungen, welche jungen Hunden häufig anhaften, Zerkrabbern von Schuhwerk und Verbeißen von Gegenständen, Benaßchen von Speisen u. s. f. hat er uns niemals einen Anstoß bereitet, obwohl er den größten Teil des Tages sich allein überlassen blieb.

Schon am zweiten Abend nach seiner

Ankunft gab er uns einen glänzenden Beweis von seiner Wachsamkeit und seinem mannhaften Mute. Kurz zuvor, ehe wir uns zur Ruhe begeben wollten, sprang er plötzlich von seinem Lager auf und verlor dabei leise knurrend, ins Freie gelassen zu werden. Nachdem wir ihm Stuben- und Haustür geöffnet, erscholl auf der Treppe vor der letzteren plötzlich der ängstliche Ruf: „Halten Sie den Hund, der beißt!“ Unser junger Wächter stellte ein bekanntes arbeitsscheues Subjekt, das leise die Thürklinke niedergerückt hatte, um zu versuchen, ob es seine bisherige Schlafstätte nicht auch unter den jetzigen Bewohnern des Hauses zu behaupten vermöchte.

Seit diesem Abend hat keiner der ehemaligen nächtlichen Stammgäste diesen Versuch zu wiederholen gewagt; auch am Tage blieb das umher streichende Gesindel unserer Haus gänzlich; und öfterer waren wir Zeuge, daß noch entfernt von unserer Wohnung ein Strolch dem andern zurief: „In das Haus dort geh' nicht; da ist ein schlimmer Hund, der beißt!“

Von seiner maulwurfsglänzenden schwarzen Farbe, nur Brust und Pfoten besaßen weiße Abzeichen; erhielt er den Namen „Tom“. Bei seiner Ankunft wog er 30 kg; in seinem dritten Lebensjahre erreichte er das Gewicht von 61 kg (war also bedeutend schwerer als Tyras, der Reichshund), maß bis zur Schulterhöhe 94 cm und von der Nasen- bis zur Schwanzspitze 1,75 m.

Selbstverständlich wurde er mein beständiger Begleiter auf meinen täglichen Ausflügen. Hier entwickelte er eine ungeahnte Lebhaftigkeit und Regsamkeit seines Wesens. Da ich mich selbst mit ihm nur wenig beschäftigte, verschaffte er sich auf eigene Art und Weise allerlei Kurzweil, verfolgte vorzugsweise mit unausgesetzter Aufmerksamkeit alles Thun und Treiben der Menschen und griff ohne weiteres in dasselbe ein, sobald es ihm unstatthaft erschien. Zank und Streit waren ihm z. B. höchst zuwider. Selbst wenn ziemlich weit entfernte Personen in heftigen Wortwechsel miteinander gerieten, stürzte er auf sie zu, stellte sich knurrend und zähnefletschend zwischen die Streitenden und brachte sie bald auseinander. Ebenso duldete er es, daß jemand im aufgeregten Zustande auf mich einsprach. Als einmal in meiner Nähe betrunkenen Arbeiter eine Dame in der gemeinsten Weise belästigten, ich sie deshalb zur Rede stellte und sie mich darauf verhöhnend und unter Drohungen auf mich einbrangen, warf sich Tom sofort dem Hauptschreier entgegen, richtete sich an ihm in die Höhe, legte beide Tagen auf seine Schultern und knurrte ihm zähnefletschend ins Gesicht. Gab es eine Balgerei, so packte er den Oberliegenden beim Kragen, warf ihn auf die Seite und zeigte ihm ebenfalls sein glänzendes Gebiß, sobald derselbe sich ungehalten über seine Annäherung zeigte. In seinem löblichen Bestreben, Frieden und Ordnung herzustellen, erlaubte er sich frei-

lich mitunter auch völlig unberechtigte Eingriffe in die Thätigkeit der Menschen und bereitete mir ernste Unannehmlichkeiten. So stellte er sich z. B. jedem Reiter drohend in den Weg, der im Galopp daher gesprengt kam, vielleicht weil ich und er durch einen solchen einmal mit Not bespritzt worden waren. Das Tanzen duldete er ebenfalls nicht, selbst nicht einmal in meinem Hause, wahrscheinlich in der Meinung, es sei ein allem Anstand und guter Sitte zuwiderlaufendes Vergnügen. Als er einst bemerkte, wie eine Mutter ihren widerspenstigen Knaben auf dem Felde mit Stockschlägen strafte, sprang er auf die Frau zu, faßte sie am Arme und hielt die zum Tode Erschrockene fest, ohne sie zu beißen. Am meisten ärgerte er sich, wenn Fuhrleute ihre Pferde mißhandelten. Zunächst nahm er in drohender Haltung neben den gequälten Tieren Stellung; wagte ihr Peiniger dann nur noch einen Schlag, so wurde er mit solcher Vehemenz zu Boden geworfen, daß ihm Hören und Sehen verging. Sah er dagegen, daß jemand kaum imstande war, einen schwer beladenen Schubkarren von der Stelle zu bringen, so eilte er hilfsreich hinzu, erfaßte den Bod des Fuhrwerks mit den Zähnen und zog, mit rückwärts gerichtetem Körper, aus Leibeskräften.

Einen heillofen Respekt hatten die in dortiger Gegend zahlreich vertretenen Schnapsbrüder vor ihm. Wenn er einen derselben im sinnlos betrunkenen Zustande liegend fand, betupfte er ihn mit seiner kalten Nase im Gesicht oder streichelte ihn in nicht besonders subtiler Weise mit seiner Vorderpfote so lange, bis er sich regte, hielt ihm dann sein drohendes Gebiß dicht vor die Augen und zwang ihn, sich ruhig zu verhalten. Begegnete er einem solchen Trunkenbold später im nüchternen Zustande, umfreiste er ihn knurrend, so daß er stehen bleiben mußte, bis ich den Hund an mich rief.

In geradezu sündhafter Weise wurden von der lieben Jugend, ja selbst von vielen Erwachsenen, die Getreidefelder beim Einsammeln von Feldblumen zertreten. Nachdem ich nur ein einziges Mal einer müßigen Knabenschar um dieses Frevels willen einen Verweis erteilt, duldete Tom das Vorgehen eines Getreideackers in keinem Falle mehr. Ebenso verschuchte er aus eigenem Antrieb regelmäßig die im Garten sich einstellenden Späßen, seitdem er bemerkt hatte, daß diese Räuber dort nicht geduldet wurden. Kaum hatte er einige Male beobachtet, daß ich im Garten stoßende Maulwürfe erbeutete, indem ich durch einen Schlag mit dem Spaten den unterirdischen Wühler betäubte und dann ausjoh, als er sich in ähnlicher Weise und ganz auf eigene Faust an dieser Jagd beteiligte. Sobald er durch seinen Geruch einen Maulwurf in der Erde witterte, stürzte er sich in einem mächtigen Sprunge mit den beiden aneinandergelagerten Vorderpfoten auf denselben und stieß ihn dann mit der Nase aus dem Bau. Uebrigens tötete er diese Tiere nur mit großem Widerwillen. Alle Felder der Umgegend säuberte

er gründlich von den hier herumlungern- den, für das Heimwesen völlig wertlosen Ragen. Wenn er einen solchen Wild- und Vogelfeind aufgestöbert hatte, wartete er mit einem Angriffe so lange, bis er vor ihm Reißaus nahm, holte ihn dann mit wenigen Sägen ein, ergriff ihn am Rückgrat und zermalnte es mit einem einzigen Biß. Nur ein einziges Mal wurde ihm von einem alten Kater, der sich auf den Rücken warf und den Angriff durch blitzschnelle Pfotenhiebe zu parieren verstand, die Schnauze förmlich zerfleischt; sonst liefen diese Kämpfe ohne die geringste Verwundung des Hundes ab und wurden zu Ende geführt, ehe ich einzuschreiten vermochte.

Eine komische Szene fand jedesmal statt, wenn ich zur Herbstzeit auf einem Kartoffel- oder Rübenacker einen Felddieb bemerkte. Möchte derselbe noch so weit entfernt sein, Tom stürzte wie ein Pfeil auf ihn zu, sobald ich mit dem Finger nach dieser Gegend zeigte und ein leises „Faß!“ ausstieß. Vergeblich war dann das Ausreißen des Spitzbubens, umsonst das Wegwerfen des gestohlenen Guts, um besser laufen zu können; der leichtfüßige Hund überholte ihn bald und stellte ihn, bis ich heran kam oder er vermittelst der Peitsche zurückgerufen wurde.

Häufig führte uns der Weg an einer großen, eingefriedigten Wiese vorbei, auf welcher fast immer 40—50 Mastkühe und Bullen weideten. Sobald die Herde den ungewöhnlich großen Hund gewahrte, brauste sie wuschelnd bis an die Umzäunung heran und forderte ihn durch Brüllen und Aufschaukeln der Erde mit den Hörnern zum Kampfe auf. In der Regel beachtete Tom ihr Gebaren nicht und trollte ruhig weiter, in welchem Falle uns die aufgeregten Stiere bis ans Ende ihrer Weide folgten; wenn er aber glaubte, mir eine Unterhaltung zu verschaffen, nahm er das Spiel an, setzte dann blitzschnell über die hohe Einfriedigung, schoß, teils über die gelenkten Köpfe hinweg, teils zwischen den Füßen hindurch, mitten durch den zusammengebrängten Haufen, umkreiste ihn einigemal lustig, jagte dann plötzlich, wenn ihn das Spiel ermüdete, in gerader Linie nach dem an der entgegengesetzten Seite vorüberfließenden breiten, Bache, verfolgt von den sich wie toll gebärdenden Wiederkäuern, erwartete sie hier bis zu dem Augenblick, wo sie abermals die Hörner senkten, um ihn zu durchbohren, brachte sich dann durch einen gewaltigen Satz nach dem jenseitigen Ufer in Sicherheit und bellte von hier aus seine verblüfft darschauenden Verfolger übermütig an.

Nicht selten bereitete er mir eine angenehme Ueberraschung, indem er gestohlenes Gut, welches die Diebe vorläufig im dichten Gestrüpp oder hohen Getreide versteckt hatten, aufspürte. Mit stolzem Selbstgefühl trug er mir dann dasselbe zu, um das wohlverdiente Lob in Empfang zu nehmen. So beförderte er auf einem Spaziergange ein Paar neue Stulpsiefeln, einen Reitzaum, eine Reitpeitsche

und ein wertvolles Hundehalsband der Reihe nach aus einem hohen Roggenfelde. Der Eigentümer dieser Gegenstände hatte noch keine Ahnung von seinem Verluste, als ich ihn auf den Hund Toms aufmerksam machte.

In große Aufregung wurde er versetzt, wenn er bemerkte, daß mir die Ueberwindung von Hindernissen auf unseren gemeinsamen Ausflügen, z. B. das Ueberspringen von Gräben und Bächen, Ueberklettern von Einfriedigungen der Viehweiden Mühe und Anstrengung verursachte; ich hatte dann meine wahre Not, um mich seiner Hilfe zu erwehren; unbeschreiblich war schließlich sein Jubel, wenn die sich mir entgegenstellenden Schwierigkeiten glücklich überwunden waren; wie besessen rannte er dann, laut bellend, im Kreise um mich herum.

Am liebsten begleitete er eine zahlreiche Gesellschaft, besonders meine Klasse, 15 bis 17jährige Mädchen; er umschmeichelte dann alle Teilnehmerinnen der Partie so lange, bis sie ihm einen Schirm, Korb oder einen anderen Gegenstand zu tragen gaben; mit diesem Schritt er stolz eine Strecke dem Zuge voraus, hatte dabei aber immer acht, daß niemand zurückblieb. In seiner Begleitung ging kein Mitglied der Gesellschaft verloren, mochte dieselbe auch noch so zahlreich sein. Nachdem ich einstmals mit 28 Schülerinnen soeben einen Wald, in welchem die Mädchen sich längere Zeit mit Blumen- und Beerenpflücken beschäftigt, passiert hatte und mit ihnen in einem nahe gelegenen Wirtshaus Einkehr halten wollte, rannte auf einmal der Hund, trotz alles Rufens und Pfeifens, in den Wald zurück. Ich zählte jetzt nochmals die Häupter meiner Lieben, wie ich vor einer Minute gethan, und siehe, ich hatte mich vorhin verzählt; es fehlte eine Schülerin. Sie traf erst nach längerer, in qualvoller Unruhe verstrichener Zeit in Begleitung Toms bei uns ein. Er hatte sie ziemlich tief im Walde aufgesucht. Ob er ihr Rufen gehört oder ob er sie aus irgend einem Grunde vermißt hatte, ist mir ein Rätsel geblieben.

Obwohl er durch den ununterbrochenen Verkehr mit allerlei fremden Menschen scheinbar ganz harmlos geworden, er ließ sich z. B. von jeder unverdächtigen Person streicheln und lieblosen, so rächte er sich doch für die geringste Neckerei oft recht empfindlich. Gassenbuben, die ihn durch Zurufe, Grimassen oder Werfen auf der Straße reizten, verfolgte er regelmäßig bis ins Haus, ja selbst bis in die Stube hinein, glücklicherweise ohne sie zu beißen. Wenn er, mit den Vorderpfoten auf dem Gesims eines geöffneten Fensters im Parterre liegend, wie ein von Langerweile geplagtes Menschenkind die Passanten auf der Straße musterte, Bekannte durch Wedeln des Schwanzes begrüßte, mißliebige Personen ankurrte, so durste ein übermütiger Kolbold von Lehrlinge nur die ausgesetzten Finger auf die Nase zu setzen, ihn anzugrinsen oder einen Gruß zuzurufen und er wurde in demselben Augenblicke von

dem wie durch eine Feder aufgeschmetzt und zum Fenster hinausfliegenden Hunde zu Boden geworfen. Als ein auf einem sogenannten Rollwagen vorbeifahrender toller Braufnecht es einmal wagte, ihm in dieser Situation einen Hieb mit der Peitsche über den Kopf hinweg zu versetzen, faßte ihn in demselben Moment der Hund auch schon am Kragen und schleuderte ihn mit solcher Wucht rückwärts auf sein Fuhrwerk, daß er dasselbe der ganzen Länge nach durchmaß und durch den unverschlossenen Hinterteil beinahe auf die Straße gestürzt war. Einstmals begleitete ich eine meiner Töchter in Gesellschaft des Hundes auf einer Landpartie. Unser Weg führte an einem tiefen Wasserbecken vorbei. Dort befanden sich 20—30 Feuerwehrmänner, die eine Uebung veranstaltet und, wie es schien, dem eben Verstenfakt etwas reichlich zugesprochen hatten. Als sie den vorauseilenden großen Hund gewahr wurden, neckten sie denselben durch allerlei Zurufe und Bewegungen. Tom sah mich fragend an, wußte er sich zu diesen Herausforderungen verhalten sollte. Nachdem ich ihm ein leises „Faß!“ zugerufen, trabte er mit aufgehobenem Schwanz auf die lärmende Gruppe zu, die aber, je näher er kam, mehr und mehr verstummte und schließlich einer Reihe von Bildsäulen gleich, als da der Hund unter sie trat. Ohne sie nur eines Blickes zu würdigen, schritt er auf die in ihrer Mitte befindliche Feuerspritze los, hob den einen Hinterfuß zu einer gewissen Verrichtung in die Höhe, wahrscheinlich um seiner Umgebung auf hündische Weise seine Ueberlegenheit oder Verachtung gegen ihr Benehmen auszudrücken, und trollte dann mit einer Seelenruhe, als ob er sich allein hier befände, zu uns zurück. Obwohl nicht ästhetisch, wirkte die Szene doch so hochkomisch, daß sämtliche Wehrleute hinterher in ein herzliches Gelächter ausbrechen mußten. Es wäre eine Darstellung für den Pinsel eines Deniers gewesen.

Seiner gewaltigen Größe entsprach auch seine Körperkraft. Spielend trug er z. B. einen Eiskorb von einem halben Zentner Gewicht weite Strecken. Ein ausgewachsener Heidschnudenhammel, den ich beim Vorübergehen gestoßen, wurde mir, ohne die geringste Verletzung zu erleiden, über zwei Einfriedigungen eine Eisenbahn hinweg zugetragen. Einen mütenden, drohend auf mich zuschreitenden Ochsen, der mit einer Anzahl Kühe an Weide getrieben wurde, hielt er so nachdrücklich am Halse fest, daß das Tier bei Schmerz laut aufbrüllte und entsetzt davonlief, als es von seinem Angreifer befreit wurde. Die Wände einer starken aus neuen Brettern hergestellten Transportkiste, in welcher er zur Zeit einmühsam versandt werden sollte und von welcher der Schreiner meinte, dieselbe sei für einen Tiger fest genug gearbeitet, zermalnte er schon auf der kurzen Strecke bis zur Bahnhofe zu Spänen. War er im Begriff, sich auf einen Gegenstand zu stürzen, der ihn in Wut versetzte, vermochte selbst der stärkste Mann nicht zu bändigen

er wurde wie ein Kind umgerissen und weidlichst.

In allen Familienerlebnissen nahm er ein Mensch Anteil. Wurde z. B. jemand bettlägerig, so saß er stundenlang an dem Lager des Kranken, schaute unermüdet nach dessen Angesicht und legte ihm Schнауze oder Pfote leise auf die entgegengestreckte Hand, um sein Mitgefühl auszudrücken. Kam ein Familienmitglied mit nassen Kleidern nach Hause, wuschte er dieselben mit größtem Eifer, um sie zu trocknen. Er besaß nämlich eine geradezu lächerliche Furcht vor einem Regen, teils weil er infolge der schmutzigen Thronen gegen das in den Gängen eindringende Wasser sich nicht zu wehren vermochte, teils aber auch, weil er leicht fror und deshalb glaubte, auch dem anderen Geschöpf sei die Kälte so unangenehm wie ihm. Erreichte ihn im Regen ein Regenguß, so suchte er zunächst seinen Schirm als schützendes Obdach mitzunehmen; wehrte ich ihn ab, so stürmte er voraus und verkroch sich bis zu meiner Kehle hinter einem beliebigen Gegenstand der Deckung gewährende; bot sich die Möglichkeit dar, so suchte er in seiner Verwirrung nicht selten Schutz in Häusern an, gleichviel, ob dieselben ihm bekannt oder unbekannt waren, nahm dann Platz neben dem warmen Ofen, unbekümmert um die im Zimmer versammelten, durch sein plötzliches Erscheinen nicht wenig erschrockenen Bewohner. Bei dieser Gelegenheit ist zu erwähnen, daß er, nicht gerade zum Vorteil der Schösser in unserem eigenen Hause, alle nicht fest verschlossenen, sondern nur eingeklinkten Türen zu öffnen vermochte. Traf eine Postsendung von einem in der Ferne weilenden Kinde ein, so konnte er vor Freude kaum die Zeit erwarten, bis der Inhalt ausgepackt wurde, worauf dann den ersten besten, zum Vorhanden gekommenen Gegenstand und eilte damit zu allen Familienangehörigen im Hause, die beim Auspacken nicht zugegen waren, um sie auf diese Weise von dem freudigen Ereignis in Kenntnis zu setzen. War er eine längere Zeit abwesend, so kehrte er ein Mitglied von der Reise zurück, während ich mich in der Schule befand, so lief er sofort dahin, obgleich er es sonst nicht wagte, mir dort eine Visite zu machen, und suchte, indem er mir Stock und Hut überreichte und sich vor Freude wie unbeschwert gebärdete, mich zum Fortgehen mit ihm zu bewegen. Gelang ihm dieses, so warnte er vor mir ins Haus und brachte mir irgend ein Besitztum des Angekommenen entgegen, um mir anzudeuten, weshalb er mich geholt. Reiste dagegen ein lieber Besuch wieder ab, so suchte er die Abfahrt zu verhindern, schleppte das Gepäck wieder aus dem Koupee und verabschiedete den abfahrenden Zug eine weite Strecke mit Bellen und Heulen. Bei abfahrenden, Kraft beanspruchenden Verrichtungen im Hause war er stets mit seiner Arbeit bereit; so trug er z. B. Kartoffeln und Kohlen im Henckelforb aus dem Keller, beförderte die Waschkörbe nach der Bleiche

und der Mangel u. s. f.; besaß überhaupt das Bestreben, jedem nach eigenem Wunsch und Gefallen zu leben. Kein Wunder daher, daß er bald der Liebling der ganzen Familie, besonders der weiblichen Mitglieder des Hauses wurde, die ihn freilich leider auch mit der Zeit verhätschelten und unangenehme Unarten, welche später viel Verdruß und Ärger bereiteten, anfangs als interessante Eigenheiten betrachteten, anstatt sie zu bestrafen. Fühlte er sich z. B. auf seinem harten Lager, einer Strohmattlage, unbehaglich, so pflegte er während meiner Abwesenheit auf meinem Sofa der Ruhe; bereiteten ihm absichtlich darüber gebreitet harte Gegenstände sein Vorhaben, so nahm er auch mit dem härteren Sofa in der Kinderstube vorlieb. Auf diesem hatte er mit Erlaubnis die bekannte Krankheit, der die meisten jungen Hunde unterworfen sind, in schwerer Weise überstanden, wurde aber nach derselben ebenfalls nicht mehr darauf gebuldet. Ueberrumpelte man ihn dennoch ein oder das andere Mal auf der verpönten Ruhestätte und rief ihm dann zu: „Tom! bist du krank?“ so blieb er ruhig liegen, schloß die Augen, stöhnte und ächzte laut, so daß jeder Fremde, der seine Verstellungskünste nicht kannte, annehmen mußte, er liege im Sterben. In der Regel gelang es ihm aber, sich, ehe die Thür geöffnet wurde, mit einem Satz vom Sofa zu schnellen; in diesem Falle stellte er sich mit der unschuldigsten Miene von der Welt daneben, suchte seine Verlegenheit durch lautes Gähnen und Dehnen seines Körpers zu vertuschen und war, wenn er nicht ausgescholten wurde, überzeugt, seine List sei ihm geglückt. Natürlich nahm er dann sein Ruheplätzchen von neuem ein, sobald er sich wieder allein im Zimmer befand. Gelang es ihm nicht, ein Sofa zu erobern, so begnügte er sich mit einem weichen Kopfkissen, indem er sich einen Puff von einem Sofa oder ein Paar Strümpfe aus dem Strumpfkorb im Nebenzimmer auf sein Lager herbeiholte. Die wollene Decke, welche über das letztere gebreitet war, glättete er mit Hilfe von Nase und Pfoten mehrmals täglich so sorgfältig, daß sie nicht das geringste Fältchen zeigte; auch reinigte er sie von Zeit zu Zeit von dem auf ihr haftenden Staube, indem er sie mit den Zähnen faßte und heftig hin und her schüttelte.

Am ergößlichsten war sein Benehmen, wenn sich ihm die Gelegenheit darbot, meinen Töchtern einen Gegenstand, mit welchem sie sich gerade bei ihrer Handarbeit beschäftigten, etwa ein Paar zusammengefaltete Strümpfe, einen großen Wollentnäuel u. s. f. heimlich, wie er sich einbildete, wegzustibigen und in seinem großen Nachen verschwinden zu lassen. Suchten dieselben dann den geraubten Gegenstand absichtlich mit auffällender Emsigkeit, so hatte er seinen Zweck erreicht, er nahm unter besonders gemessener Haltung eine möglichst einsältige Miene an, um zu zeigen, daß er keine Ahnung von dem Grunde der stattfindenden Auf-

regung habe und gab das Vermisste unter schlaunem Blinzeln nicht früher heraus, als bis man sich direkt an ihn mit der Frage gewandt hatte: „Tom! weißt du denn nicht, wo . . . hingekommen ist?“ War ich zufällig bei diesem Spiel zugegen, so kam er, ehe jene Frage an ihn gestellt und er mit einem Blick auf die Mädchen sich überzeugt, daß er nicht beobachtet wurde, unaufgefordert zu mir, sperrte sein Maul so weit auf, daß ich den gesuchten Gegenstand erblicken mußte, warf mir einen verständnisinnigen, schelmischen Seitenblick zu, um dann im Umdrehen das vorher gezeigte dumme Gesicht wieder anzunehmen und auf seinen Platz zurückzukehren.

Mir gegenüber erlaubte er sich niemals einen solchen Scherz. Ließ ich auf einem Spaziergange einen Gegenstand absichtlich fallen, so nahm er ihn entweder sofort auf und stieß mich entweder in demselben Augenblick mit der Nase an, um mich zum Umdrehen zu bewegen, oder er trug mir das Verlorene unverdrossen so lange nach, bis ich anfang zu suchen, um es mir hierauf, strahlend vor Freude, zu Füßen zu legen; natürlich erntete er in jedem Falle das für seinen Dienst erwartete Lob ein.

Unglaublich war sein schnelles Verständnis für unsere Wünsche und Befehle. Es sei mir gestattet, nur einige Thatfachen als Beleg anzuführen. Einmal hatte er mit seinen schmutzigen Füßen das frisch geschauerte Wohnzimmer arg verunreinigt. Er wurde auf sein Vergehen aufmerksam gemacht, ausgeganft, vor die Thür gewiesen und belehrt, wie er sich auf der vor derselben liegenden Strohecke zu reinigen habe. Seitdem hat er sich nicht wieder erlaubt, eher einzutreten, als bis er seine Füße selbst nach Möglichkeit vom Schmutz befreit hatte. Fehlte zufällig der Abtreter, so bellte er bittend so lange vor der Thür, bis jemand mit einem Lappen herauskam und ihm die Füße, die er dann der Reihe nach aufhob und zum Reinigen hinhielt, abrieb. Obgleich er die Schule aus eigenem Antrieb zu allen Tageszeiten besuchte, um die aus den Papierkörben von dem Kastellan gesammelten Viktualien in Empfang zu nehmen, wagte er niemals, wie bereits erwähnt, mir dort einen Besuch abzustatten. Ließ man ihm dagegen zu Hause zu: „Tom! lauf schnell nach der Schule und hole den Papa!“ so stürmte er zunächst nach meinem Zimmer im Schulgebäude; fand er mich hier nicht, so ergriff er meinen Hut und brachte ihn nach dem Zimmer, in welchem ich mich gerade aufhielt. Begreiflicherweise waren mir diese Ueberrälle im höchsten Grade unangenehm, wenn ich mich, was einigemal vorkam, zufällig in einer Klasse oder Konferenz befand; denn auf meine Umgebung nahm der Hund in seinem Eifer nicht die geringste Rücksicht; mit Hilfe seiner Vorderzähne riß er mit einem heftigen Ruck plötzlich die Thür auf und reichte mir die Kopfbedeckung entgegen, um anzudeuten, daß ich folgen sollte. Auch im eigenen Hause vermittelte er häufig die gegen-

seitigen Wünsche zwischen der Familie und mir. Mein Arbeitszimmer lag eine Etage höher als die Familienräume. Faßte ich plötzlich zu einer ungewöhnlichen Zeit den Entschluß, mit meiner Frau auszugehen, so brauchte ich nur zu sagen: „Tom! lauf zur Mama! wir wollen spazieren gehen!“ und er flog wie ein Pfeil die Treppe hinab, suchte meine Frau auf und zog sie nach der Kleiderspinde. Sie verstand, was er wollte; kleidete sie sich nun wirklich an, so kehrte er mit freudigem Wollen in mein Zimmer zurück; gab sie dagegen einen ablehnenden Bescheid, stellte er sich mit langsamen Schritten und trauriger Miene wieder bei mir ein.

Selbst wenn die Ausführung einiger Befehle seiner ganzen Natur widerstrebte, vollzog er sie nach kurzem Kampfe mit sich selbst. Wie schon angegeben, besaß er einen grenzenlosen Abscheu vor dem Wasser und blieb, trotzdem ihm die Ausflüge über alles gingen, bei Regenwetter lieber zu Hause, ehe er sich der Gefahr aussetzte, bis auf die Haut durchnäßt zu werden. Da warf ich an einem heißen Sommertage meinen Spazierstock in einen tiefen, hochuferigen Teich und befahl dem Hunde, ihn herauszuholen. Unentschlossen umkreiste er, kläglich bellend, einige Augenblicke das unheimliche Gewässer, dann stürzte er sich todesmutig in das verhasste Element und apportierte den Stock wie ein dressierter Fudel. Nachdem er für seine mutige That nach Gebühr belobt worden, forderte er mich von selbst auf, das Experiment noch einmal hintereinander zu wiederholen und befreundete sich nach und nach in einem solchen Grade mit dem Wasser, daß er nicht nur freiwillige Schwimmtouren unternahm, sobald sich die Gelegenheit darbot, sondern sogar allerlei, vor seinen Augen hineingeworfene, unter sinkende Gegenstände vom Grunde desselben herausholte und es schließlich im Tauchen mit jedem Neufundländer aufzunehmen vermochte. Er würde im Notfalle sicher auch einem in der Gefahr des Ertrinkens Schwebenden seine Hilfe nicht versagt haben; denn als mich in seiner Gesellschaft der Weg einmal an einer Badeanstalt vorüberführte, wo zufällig ein Knabe vom Sprungbrett sich in die Tiefe stürzte, warf sich der Hund sofort ins Wasser, schwamm ihm nach, ergriff ihn bei der Badehose und wollte den Widerstrebenden mit Gewalt ins Trockene bringen. Das Schießen mit Gewehren in seiner unmittelbaren Nähe brachte ihn geradezu in Verzweiflung. Um ihn zu kurieren, nahm ich ihn einmal mit ins Manöver. Als er bei dieser Gelegenheit ganze Salven um sich her aushalten mußte, verlor er völlig den Kopf, und ich hatte anfangs Mühe, ihn vor dem Durchbrennen abzuhalten. Nach und nach gewöhnte er sich aber so an den Gewehrknall, daß ich ihm kein größeres Vergnügen bereiten konnte, als Jagdausübende gelegentlich zu begleiten. Man sah es ihm dann an, daß er vor Ungebuld kaum die Zeit erwarten konnte, ehe der Jäger von seiner

Schußwaffe Gebrauch machte. Das erlegte Wild apportierte er tadellos. Bei seinem ausgezeichneten Geruchssinn würde er in geeigneten Verhältnissen gewiß ein vortrefflicher Jagdhund geworden sein.

Es würde die Darstellung zu sehr ermüden, wenn ich alle seine übrigen Fähigkeiten und Begabungen, die man sonst als charakteristisches Merkmal nur bei gewissen Hunderrassen voraussetzt, anführen wollte; bloß noch zwei Belege für seine außergewöhnliche Intelligenz will ich mir erlauben, hier mitzuteilen.

Eines Tages befand ich mich in Begleitung des Hundes in der Nähe des Bahnhofes, als eben ein Personenzug einlief. Gewohnheitsmäßig überblickte ich den Train, um vielleicht ein bekanntes Gesicht an einem Koupeefenster zu entdecken. Dabei wurde ich gewahr, daß Tom abwechselnd bald den Zug, bald mich aufmerksam beobachtete, offenbar in der Meinung, daß ich jemand erwartete. Begierig, zu wissen, ob ich seine Gedanken erraten, rief ich ihm zu: „Na, Tom! lauf!“ Da stürzte der Hund blitzschnell den Bahnkörper hinauf und hinter dem Zuge her, dem Bahnhof zu. Auf einem kurzen Umwege eilte ich ebenfalls dahin. Ich kam noch zur rechten Zeit, um mit ansehen zu können, wie er zunächst hastig alle angekommenen Reisenden durchmusterte, dann die geöffneten Koupees zweimal visitierte und schließlich, als er kein bekanntes, liebes Wesen angetroffen, traurig den Rückweg antrat. Seit dieser Zeit diente uns der Hund als der zuverlässigste Empfänger aller erwarteten, dem Hause nahestehenden Reisenden, besonders zur Nachtzeit. Sobald der betreffende Zug ankam, drängte er sich durch den dichten Menschenhaufen auf dem Perron bis an die Waggons heran, begrüßte schwänzelnd die erhofften Gäste, schmeichelte ihnen ein Gedächtnis ab, schritt mit demselben stolz voraus, bildete deshalb zugleich einen vortrefflichen Bahnbrecher und führte sie uns außerhalb des Perrons stehenden auf dem kürzesten Wege zu.

Wie eine Münchhausensjade wird manchem Leser das folgende Erlebnis mit dem Hunde erscheinen. Kein Geringerer, als der Verfasser des „Tierlebens“, welcher zur Zeit in meinem Hause verweilte, war Zeuge desselben und würde es jedenfalls als einen Beweis für die ungewöhnliche geistige Entwicklung eines Tieres in eine spätere Auflage seines berühmten Werkes aufgenommen haben, wenn ihm das Schicksal ein längeres Leben beschieden hätte. Regelmäßig gegen 7 Uhr morgens und abends passierte den Weg vor meiner Wohnung der Nachtwächter des nahe gelegenen Bahnhofes in Begleitung zweier großer Hunde. Wahrscheinlich hatte Tom mit den beiden früher einmal ein kleines Scharmügel gehabt; denn sobald sie in die Nähe meiner Wohnung kamen, mochten sie auch noch so still und ruhig vorüber trollen, sprang er erregt ans Fenster, donnerte sie mit seiner gewaltigen Stimme an und verlangte grollend, hinausgelassen zu werden, um mit ihnen einen frischen, fröhlichen

Kampf zu beginnen. Damit es aber nicht zu einem solchen kommen sollte, wurde um die angegebene Stunde die Thür sorgfältig unter Verschuß gehalten. So war auch an dem betreffenden Tage die Zeit herangekommen, in welcher der Wächter seinen Dienst anzutreten pflegte. Im Freien herrschte eine ziemlich Dunkelheit, obgleich hoher Schnee die Erde bedeckte. Wie gewöhnlich begrüßte Tom auch heute seine vierbeinigen Gegner mit wütendem Gebell durch das Fenster. Während sich sonst seine Aufregung wieder legte, sobald die letzteren sich aus der Umgebung des Hauses entfernt hatten, nahmen heute seine feindseligen Kundgebungen kein Ende und steigerten sich zu immer heftigeren Wutausbrüchen, so daß ich mich schließlich veranlaßt sah, selbst ans Fenster zu treten. Da zeigte er mit der Pfote auf eine dunkle Stelle mitten im Wege, offenbar in der Meinung, daß ein Hund des Wächters sich dort befinde und durch sein Verweilen ihm zu höhnen wage. Der vermeintliche Feind war aber nichts weiter als die mit einem eisernen Gitter verschlossene Öffnung eines Kanals, welcher das ablaufende Wasser einiger Brauereien und der soeben in Ruhe gesetzten Lokomotiven aufnahm, dessen durch das sogenannte Mundloch des Kanals entweichende Dämpfe den Schnee in seiner Umgebung hinweggeschmolzen und dadurch den dunklen Fleck erzeugt hatten. Damit der Hund sich selbst von seiner Täuschung überzeugen sollte, ließ ich ihn ins Freie. Während stürzte er dem Loche zu, beschnüffelte es von allen Seiten zweifelnd und knurrend einen Augenblick, kehrte dann mit wenigen Sätzen ins Zimmer zurück, prüfte vom Fenster aus nochmals die verdächtige dunkle Stelle und begab sich dann erst, wieder völlig beruhigt, auf seine Ruhestätte. Sein wiederholtes leises Knurren und Bellen in hohen Pfisteltönen während seines Schlafes zeigte jedoch, daß er sich auch im Traume noch mit dem Ereignis beschäftigte.

Wer wäre nach einer solchen erlebten Thatsache noch im Stande, dem Tier ein Seelenleben abzusprechen?

* * *

Leider besaß der Hund, wie bereits mitgeteilt, neben seinen glänzenden Eigenschaften auch verschiedene üble Angewohnheiten, die schon in seiner Jugendzeit das von ihm entworfene Bild wie vereinzelte dunkle Punkte trübten, mit seinem fortschreitenden Alter zum Teil aber einen solchen unheilvollen Charakter annahmen, daß sie das Zusammenleben mit ihm immer mehr verleideten. Schon die Eier, mit welcher er trotz seiner reichlichen Fleischkost dem Nas nachstellte, das sich häufig unter dem Miße auf dem Felde befand, machten die Spaziergänge in seiner Gesellschaft un-erträglich. Hatte ich ihn nicht fortwährend im Auge, so mußte ich befürchten, daß er, sobald ihm der Wind den Duft eines solchen Lederbissens zuführte, mit vorgestreckter, schnüfflender Nase schnurstracks durch Dick und Dünn auf denselben

bestärkte, auch wenn er noch so weite Entfernungen von unserem Wege entfernt lag. Hatte er seinen Appetit gestillt, so kam er als warmer Sünder zurückgeschlichen, wohl mit der Hoffnung, daß er der verdienten Züchtigung nicht entging, bestärkte sich aber keineswegs, sondern wurde von Jahr zu Jahr leidenschaftlicher auf ein solches ekelhaftes Mahl. Während seiner Jugendzeit durften die Menschen sich unbedenklich den Scherz erlauben, in seiner Gegenwart einen beliebigen Gegenstand in recht sichtbar zur Schau zu stellen, um ihn zu schmeicheln und zu belächeln; er knurrte und bellte wohl diesen Leuten an, zeigte jedoch durch sein komisches Gebärden, daß der an den Tag gelegte Spott nur ein erkünstelter war; aber schon nach wenigen Jahren nahm sein Wesen bei diesem Spiel einen solchen bedrohlichen Charakter an, namentlich wenn es Menschen oder Tiere waren, die ihm bevorzugen wurden, daß man es aufgeben mußte, ihm nicht ein Unglück heraufzubeschwören. Je älter er wurde, desto mehr steigerte sich sein Haß gegen solche Hunde, mit welchen er früher einen Konflikt gehabt hatte. Diesen Haß trug er auch auf die Träger derselben über und nahm gegen sie eine eben so feindselige Haltung an, wie gegen ihre Hunde, so daß einige es nicht mehr wagen durften, die Straße vor seinem Hause zu passieren, wenn sie sich nicht der Gefahr aussetzen wollten, von ihm injuliert zu werden.

Aus Furcht vor unliebsamen Händeln mit Hund und Menschen mußten die Menschen auch darauf verzichten, ihn als Begleiter mit nach der Stadt zu nehmen; denn es gab schließlich fast keine Straße mehr, in welcher nicht ein Hund sein Domizil gehabt hätte, mit dem er auf Kriegsfuß stand. Traf er mit einem solchen Kampen zusammen, so war ich allein noch imstande, ihn von einem Kampfe auf Leben und Tod abzuhalten, allen übrigen Personen verweigerte er den Gehorsam, riß sie zu Boden, wenn sie seinen Angriff verhindern wollten, schleppte sie bis zu seinem Lager und erwürgte denselben. Hatte er sich schon in seiner Jugend durch unbedingte Ausübung der Straßen- und Feldpolizei bei einem großen Teil des Proletariats verhaßt gemacht, so verfeindete er sich jetzt auch noch mit der Klasse der Wohlhabenden. Zugleich nahm er ein immer unheimlicheres und mürrißcheres Wesen gegen die Kinder an und zeigte sich selbstbewußt in seinem Auftreten erwachsenen Personen gegenüber. Während er früher z. B. den Schulklassen durch Schmeicheleien zum Lachen oder die Lektoren enthalten den Schluß zu bewegen suchte, packte er ihn später, wenn er ihm nicht augenblicklich zu Willen war, mit allen Zeichen wirklichen Zorns am Arme und zog ihn mit Gewalt nach derselben. Hatte er sich in seinen ersten Lebensjahren außerordentlich feinfühlerig gezeigt, so daß ihn ein unbedeutendes Wort bitter trankte, nahm er von den Meinigen jetzt Schelte und selbst Prügel mit völliger Gleichgültigkeit hin und drohte zu beißen, wenn ihm die

Behandlung nicht paßte. Nur mir gehorchte er noch unbedingt und ertrug demütig die ihm wegen seines widerspenstigen Wesens erteilten Züchtigungen. Seine Anhänglichkeit und Sorge für mich schien sogar mit seinem Alter zuzunehmen. So warf er z. B. jeden sofort zu Boden, der mich anzufassen wagte. In welche seltsame Lage ich durch seine beständige Wachsamkeit für meine Person zuweilen veretzt wurde, mag der nachstehende Fall illustrieren. Eines Nachts überfiel mich ein Unwohlsein; ich machte Lärm, brachte dadurch das ganze Haus in Aufregung und schreute zugleich auch den Hund von seinem Lager im Nebenzimmer auf, so daß er meinem Bette zuerte. Er begriff augenscheinlich, daß ich mich in einer gewissen Notlage befand, faßte aber in seiner großen Erregung die Situation falsch auf; denn als meine Frau die Schlafstube betreten wollte, fiel er sie drohend an und gestattete ihr nicht, sich meinem Bette zu nähern. Vergeblich waren alle Bemühungen, ihn durch Lederbissen und Schmeicheleien wegzulocken, er hielt treulich neben mir Wacht und zeigte auch jedem andern Eindringling fleischend die Zähne. Da nahte die Zeit, um welche der erwähnte Bahnwärter seinen Heimweg antrat; jetzt verließ mein grausamer Beschützer auf einen Augenblick seinen Posten und stürzte nach dem Fenster meiner Arbeitsstube, um von dort seine Donnerstimme nach der Straße erschallen zu lassen. Dieser Moment wurde zu seiner Einschließung benutzt und ich von seiner Fürsorge befreit.

Er stand jetzt in seinem 7. Lebensjahre. Was bewährte Kenner der Hunderrassen mir längst vorhergesagt hatten, traf ein: sein ursprüngliches, bössartiges Naturell, das Erbteil seiner gefürchteten Eltern, schien durch den stetigen, jahrelangen Verkehr mit Menschen erlöst, kam wieder zum Durchbruch, sobald er gereizt wurde. Wie unbezähmbar dann seine Wut war, zeigte er ganz harmlosen Geschöpfen gegenüber. Spürte er z. B. einen Jgel auf, so verletzten ihn die Verwundungen, welche er sich bei seinem Angriff auf denselben zuzog, in solche Maseren, daß er jedes Gefühl für Schmerz verloren zu haben schien; denn obgleich er sich die Schnauze so jämmerlich zerfleischte, daß er tagelang hinterher nicht imstande war, einen Bissen hinunter zu würgen, zermalmte er den armen Stachelhäuter regelmäßig zu einer unförmlichen Masse. Noch hatte er glücklicherweise bis jetzt keinen Menschen ernstlich verletzt. Da veröffentlichten die Zeitungen in kurzer Zeit hintereinander zwei Fälle, in welchen deutsche Doggen sich wie wilde Bestien gegen ihre eigene Herrschaft benommen hatten. Die eine zerriß ihren Herrn, einen katholischen Geistlichen, als sie derselbe für ein Vergehen züchtigen wollte; die andere überfiel Mutter und Tochter, als beide nachts in ihr Besitztum, eine Villa bei Wiesbaden, zurückkehrten, zerfleischte die letztere und würde auch die Mutter, welche sie bereits in einer gräßlichen Weise zugerichtet hatte, getötet haben, wäre sie nicht noch rechtzeitig von der her-

begeizten Dienerschaft erschlagen worden. Wie ein drohendes Gespenst verfolgte von jetzt ab mich Tag und Nacht der Gedanke, welche Schuld ich auf mich laden würde, wenn durch Tom ein ähnliches Unglück herbeigeführt werden sollte. Trotzdem er mir unentbehrlich geworden, konnte ich mich der Ueberzeugung nicht verschließen, es sei unbedingt notwendig, mich von ihm zu trennen. Ihn für schnödes Geld fremden Händen zu überlassen und einer ungewissen Zukunft preiszugeben, würde mir wie ein Verrat an meinem besten Freunde erschienen sein; ich beschloß daher, ihn an eine befremdete Person, welche sichere Garantie für eine liebevolle Behandlung bot, zu verschenken. In diesem Falle war ja auch die Hoffnung nicht ausgeschlossen, daß in fremder Umgebung, in welcher keine unliebsamen Erinnerungen so oft seine Mauthlust erregten, der Hund nicht eine stete Gefahr für Menschen und Tiere sein werde. Er ging in die Hände eines entfernt wohnenden Herrn über, der häufig und immer auf längere Zeit in unserem Hause verkehrte, sich dann viel mit ihm beschäftigte und welchem der Hund fast ebenso zugehörig war, wie einem Familienmitgliede. Wir waren daher gewiß zu der Erwartung berechtigt, daß er sich in seinen neuen Verhältnissen bald heimisch fühlen werde, hatten uns aber gründlich getäuscht; das treue Tier vermochte die Trennung von uns nicht zu überwinden. Trotz der steten Fürsorge seines neuen Herrn blieb er völlig gleichgültig gegen denselben; mußte er ihn begleiten, so schlich er traurig und niedergeschlagen, ohne die geringste Teilnahme gegen seine Umgebung, hinter ihm her; befand er sich allein, so verriet er sein Heimweh durch laute, klagende Töne; nichts machte ihm Vergnügen; er hatte alle Lust am Leben verloren, magerte immer mehr ab und wurde schließlich ganz stumpfsinnig. Wir ließen ihn deshalb zurückkommen. Bei seiner Ankunft bereitete er uns ebenfalls eine unermutete Täuschung. Anstatt, wie wir erwarteten, vom Hundesoupee aus im tollen Lauf nach unserer Wohnung zu stürmen, schritt er wie ein armer Sünder, mit gesenktem Kopfe und Schwänze, hinter seinem Herrn her, würdigte keinen von uns eines Blickes, berührte keinen der dargebotenen Lederbissen, sondern suchte sofort seine alte Ruhestätte auf. Seine frühere Munterkeit erlangte er nicht wieder. Ein gut gezielter Schuß bereitete seinem Leben ein jähes, völlig schmerzloses Ende.

Welche schweren Kämpfe zwischen Vernunft und Herz vorausgegangen, ehe der Entschluß in mir reifte, den Hund töten zu lassen, vermag nur der zu ermessen, welcher selbst einem lieben Geschöpf seine ganze Neigung zugewendet hat. Meinen Schmerz um den treuesten und opfermüthigsten meiner Freunde teilten sämtliche Familienmitglieder. Heute, nach vier Jahren, wird er fast noch mit derselben Wehmut betrauert, wie ein abgeschiedenes, uns nahe gestandenes menschliches Wesen. Wir werden ihn nie vergessen.

Die schöne Nivernaiserin.

Von

Alphonse Daudet.

(Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Riehne.)

I.

Ein Schlag ins Gesicht.

Paris. Die Straße Enfants-Rouges im Templeviertel. Eine Straße, nicht breiter wie ein Straßentanal, mit stockenden Gassen, Schmutzpfützen, fauligen Gerüchen und weit offenen, unreines Wasser abführenden Hausrinnenausgängen.

Zu beiden Seiten turmhohe Häuser mit kasernenartigen Fenstern, zerstörten Scheiben, hinter denen keine Vorhänge sichtbar werden. Es sind diese Häuser teils Wohnungen von Arbeitern, Stubenhandwerkern und Maurern, teils Nachtlogis auswärts Beschäftigter.

Im Erdgeschoße Krämerläden, Schweine-schlächtereien, Weinstuben, Maronenhandlungen, Brotbäckereien, Kofffleischläden.

Auf der Straße keine gepuhten Damen und promenierenden Herren, nur hin und wieder ein Verkäufer aus den „Vier Jahreszeiten“, der den Warenausschuss dieses Handlungshauses anbietet, oder ein Trupp aus den Fabriken kommender Arbeiter mit der Arbeitsbluse unter dem Arm.

Es ist der achte im Monat, der Tag, an welchem die Miete zu zahlen und an welchem die Hauseigentümer, die oft schon haben vergeblich darauf warten müssen, das arme Volk auf die Straße setzen.

Da wimmelt die Straße von Umzugskarren, die mit eisernen Bettstellen, mit den Füßen nach oben gerichteten Tischen, aufgeschlagenen Matratzen und allerlei Küchengeschirr besetzt sind. Obwohl diese ärmlichen, arg verstümmelten Möbel von dem häufigen Transport aus den Bodenkammern, die schmierigen Treppen herab in die Kellerräume und umgekehrt schon viel gelitten haben und des ständigen Wechsels müde zu sein scheinen, hat man doch nicht vergessen, sie zu ihrer Schonung mit Stroh zu verpacken.

Die Dunkelheit bricht herein. Nacheinander entzünden sich die Gaslaternen, deren matter Schein sich in den Schaufenstern und den Wasserpfützen auf der Straße widerspiegelt.

Kalter Nebel senkt sich herab. Schnell eilen die Passanten aneinander vorüber.

In dem behaglichen Lokal einer anständigen Weinhandlung steht Vater Louveau, am Ladentisch angelehnt, und trinkt einem Schreiner zu.

Das biedere, stark gerötete und benarbte ungeheure Seemanns Gesicht hellt sich in ein behäbiges Lachen auf, wobei sich die Augen weit öffnen.

„Die Sache wäre also abgemacht, Vater Dubac, Sie kaufen meine Holzladung zu dem vereinbarten Preise.“

„Hand darauf!“

„Auf Ihr Wohl!“

„Auf das Ihrige.“

Sie stoßen miteinander an und Vater Louveau leert mit zurückgeneigtem Kopfe und halbgeschlossenen Augen das Glas und schnalzt, den Wein auf seinen Geschmack prüfend, kräftig mit der Zunge.

Was ist dabei? Jeder Mensch hat seine Fehler und Louveaus Schwäche ist der Durst. Deshalb braucht man aber noch kein Trinker zu sein. Warum nicht gar! Auch würde eine geschickte Hausfrau das Schwelgen nicht dulden. Aber bei einem Leben, wie es der Seemann führt, der fast immer die Füße im Wasser hat, während der Schädel dem Sonnenbrande ausgesetzt ist, ist es durchaus nötig, ab und zu ein Glas hinter die Binde zu gießen.

Allmählich ist Vater Louveau in Geschmack gekommen, und als er auf dem Ladentisch, zwar nicht mehr ganz deutlich, einige Kupfermünzen bemerkt, schmunzelt er vergnüglich, da sie ihn an den Haufen blanker Thaler denken lassen, den er morgen bei der Holzlieferung einstreichen wird.

Noch ein letzter Händedruck — noch ein letztes Gläschen, und man trennt sich.

„Auf morgen also!“

„Rechnen Sie auf mich!“

Und der angeheirte Seemann geht, sich vergnüglich reckend und streckend und mit der ausgelassenen Freude eines Schülers, der ein gutes Zeugnis in seiner Tasche mit nach Hause bringt, der Seine zu.

Was wird Mutter Louveau, seine geschickte Frau, sagen, wenn sie hört, daß er das Holz auf den ersten Schlag verkauft und dabei ein so gutes Geschäft gemacht hat?

Noch ein- oder zweimal solchen Handel, dann kann man sich ein neues Schiff kaufen und die „schöne Nivernaiserin“, die bereits anfängt, leck zu werden, ausrangieren.

Das soll kein Vorwurf für sie sein, nein, denn sie war ehemals ein stolzes Fahrzeug, doch nun wird sie morsch und gebrechlich, gleich Vater Louveau, der auch nicht mehr so auf den Weinen ist wie in der Zeit, wo er auf den Flößen der Marne Schiffsjunge war.

„Aber was ist da unten los?“

Vor einem Hause hatte sich ein Haufen neugieriger angesammelt, und inmitten des Menschenmülls stand ein Schutzmann, der auf seinem Mützenbuckel schrieb.

Nicht minder neugierig als die anderen trat auch der Seemann heran.

Was wird's sein?

Vielleicht ein überfahrener Hund, ein festgefahrener Wagen, ein im Minutengang liegender Trunkenbold, irgend eine Schenke würdigkeit — nein, ein kleines, auf einem Scheitel sitzendes Kind, mit zerzaustem Haar und einem Zuckerbrot im Munde. Es reibt sich die Augen. Es weint, und durch die herabgeschlossenen und auf dem ungewaschenen Gesicht herumgewickelten Thränen sind auf demselben allerlei wunderlich gestaltete Schmutzflecken zurückgeblieben.

Ungerührt und pedantisch, als ob er einen eines Verbrechens Angeklagten vor sich habe, stellt der Beamte verschiedene Fragen an den kleinen Knirps und macht Notizen.

„Wie heißt du?“

„Totor.“

„Viktor wohl?“

Keine Antwort; doch fängt der Kleine desto lauter an zu weinen und zu rufen: „Mama! Mama!“

Da tritt eine zwei Kinder nach sich ziehende, häßliche und schmutzige Arbeiterfrau aus der Menge hervor und wendet sich an den Schutzmann mit den Worten: „Lassen Sie mich machen!“

Sie kniet nieder, pudt dem Kleinen die Nase, trocknet ihm die Augen und ihm die Wangen streichelnd, spricht sie zu ihm freundlich: „Wie heißt deine Mama, mein Liebling?“

Aber auch sie brachte nichts aus dem Kinde heraus; es wußte offenbar nichts weiter.

Da wandte sich der Polizeimann an die Zunächststehenden: „Weiß denn niemand Auskunft zu geben?“

Und sich an den Kastellan des betreffenden Hauses wendend, fuhr er fort: „Sie müßten doch die Leute kennen.“ Doch auch dieser wußte nichts Näheres. Niemand hatte den Namen der Mädchen erfahren. Der Wohnungswechsel kam zu oft vor.

Man wußte nur, daß die Mieter einen Monat dort gewohnt, daß sie nie einen Sou bezahlt und daß der Hauseigentümer sie, um sie endlich los zu werden, auf die Straße gesetzt habe.

„Was fingen sie denn den ganzen Tag an?“

„Nichts! Den Tag über tranken die Eltern und abends schlugen sie sich. Sie bewiesen ihre Zusammengehörigkeit nur dadurch, daß sie beide auf ihre Kinder losprügelten, zwei Knaben, welche in den Straßen bettelten und ausgestellte Waren stahlen. Eine nette Familie, wie Sie sehen.“

„Glauben Sie, daß sie ihr Kind suchen werden?“

„Es wird ihnen gar nicht einfallen. Der Umzug gab ihnen die schönste Gelegenheit, es los zu werden. Es ist nicht das erste Mal, daß so etwas in den Umzugstagen vorkommt.“

„Hat niemand die Eltern fortgehen sehen?“ fuhr der Beamte fort.

Es stellte sich heraus, daß sie am Morgen abgezogen waren, der Mann.

enen Karten schiebend, die Frau, einen Eck in ihrer Schürze, hinterher die Taschen mit den Händen in den Taschen. „Nest würde sie wohl niemand mehr erwischen“, meinten die Auskunftgeber.

Jemand eine verabschauende Bemerkung machend, wandten sich die meisten ab und ließen ihren Weg fort.

Zeit Mittag wartete hier der Kleine. Seine Mutter hatte ihn auf einen Stuhl gesetzt und ihm gesagt: „Sei artig, ich komme bald wieder.“

Doch sie kam nicht.

Der Hunger quälte ihn entsetzlich. Die Köchlerin gegenüber hatte ihm ein Butterbrot gegeben, aber das war lange veraltet, und der Kleine fing wieder an zu weinen vor Hunger und auch vor Angst vor den um ihn herum bellenden Hunden, vor der Dunkelheit, die immer mehr hereinbrach, vor den fremden Gesichtern, die ihn von allen Seiten anstarrten. Sein kleines, ängstliches Herz schlug so heftig, wie das eines sterbenden Kindes.

Als noch immer mehr Leute zusammenkamen, nahm der Beamte, dem die Gelehrte nachgerade zu langweilig wurde, das Kind an die Hand, um es nach der Wochstube zu führen.

Niemand macht also Anspruch darauf!

„Einen Augenblick!“

Alle Augen wandten sich nach der Richtung hin, woher die Stimme kam. Und man erblickte eine wohlbeleibte Gelehrte mit rotem Gesicht und kupfernen Ohrringen, welche vergnügt lächelte.

„Einen Augenblick! Wenn niemand es will, nehme ich es.“

Aus der Menge ertönten laute Beifallsrufe: „Das ist brav, das ist schön von Ihnen, daß Sie das thun wollen.“

Der durch den Wein, den Erfolg seines Handels und die allgemeine Zustimmung leicht angeregte Vater Louveau drängte sich mit über der Brust gekreuzten Armen durch den Kreis von Cassern.

„Na, freilich, was ist dabei, das ist doch eine einfache Sache.“

Unter Beifallsrufen folgten ihm die Neugierigen zu dem Polizeikommissar, der ihn, wie üblich, einem Verhöre unterzog. „Ihr Name?“

„Franz Louveau, Herr Kommissar, verheiratet und das, ich sage es offen, mit einer geschickten Frau, und das ist ein Lob für mich, denn ich, ich bin gerade nicht sehr schlau. Ich bin kein Genie.“

„Franz ist kein Genie“ sagt meine Frau.“ So bereit war er noch nie gewesen. Die Junge fühlte er sich wie gelöst; er war aufgelegt, wie jemand, der eben ein gutes Geschäft gemacht und eine Flasche Wein getrunken hat.

„Ihr Beruf?“

„Seemann, Herr Kommissar, Schiffscapitän der „schönen Nivernaiserin“, ein altes Fahrzeug, das durch die Bemannung ein wenig ansehnlicher wird. Ah, das eine famose Schiffsmannschaft. Fragen Sie die Schleusenmeister von der

Marinebrücke bis Clamecy. Kennen Sie Clamecy, Herr Kommissar?“

Die Umstehenden lachten. Doch fuhr Vater Louveau unbeirrt, freilich stammelnd und die Silben zum Teil verschluckend fort: „Ein schöner Ort, Clamecy, wissen Sie, mit einem schönen, reichen Holzstand, schönes Holz, Nupholz, was alle Schreiner wissen. Da kaufe ich auch meine Holzschläge. He, he! ich habe Renommee durch meine Schläge. Ich habe Verständnis dafür, ich habe Ueberblick. Meinen Sie nicht? Doch das liegt nicht an meiner Klugheit — ich bin kein Genie, sagt meine Frau —, aber Ueberblick habe ich gewiß.“

„Angenommen, ich sähe mir einen Baum an, von einer Stärke wie Sie, mit Erlaubnis, Herr Kommissar, so umwidelte ich ihn mit einem Strick, wie dieser hier —“

Er hatte den Schutzmann ergriffen und umschlang ihn mit einem Bindfaden, den er aus seiner Tasche hervorgeholt.

Der Beamte sträubte sich.

„So lassen Sie mich doch in Ruhe!“

„Aber wenn — aber wenn — Ich will Ihnen, Herr Kommissar, zeigen — ich schlinge ihn um und dann, wenn ich das Maß habe, multipliziere ich, multipliziere ich — ich weiß wirklich nicht mehr, was ich multipliziere, das rechnet meine Frau aus, eine geschickte Frau, meine Frau.“

Die Zuschauer ergötzten sich ungeheuer, selbst der Kommissar ließ sich hinter seinem Tische zu einem Lächeln herab.

Als die Ausgelassenheit sich ein wenig beruhigt, fragte er: „Was werden Sie aus dem Kinde machen?“

„Einen Rentier nicht, sicher nicht; ich glaube, in der ganzen Familie war kein Rentier; aber einen Seemann, einen tüchtigen Schiffsjungen, wie ich solche aus meinen anderen auch machen werde.“

„Sie haben Kinder?“

„Ob ich Kinder habe? Eins, das schon läuft, eins, das noch saugt und eins — he, he, he! Etwas zu viel von dem Uebel, nicht wahr, für einen, der kein Genie ist. Mit dem Jungen werden es vier werden, doch was schadet das! Wenn drei Platz haben, werden auch vier unterkommen. Man drängt sich ein wenig aneinander, zieht den Leibriemen etwas an und versucht für sein Holz etwas mehr zu bekommen.“

Und seine Ohrringe, durch sein herzhaftes Lachen in Bewegung gesetzt, schwangen hin und her, während er einen Blick der Venußguthung über die Anwesenden schweifen ließ.

Der Kommissar schob ihm ein großes Buch zu. Da Vater Louveau nicht schreiben konnte, machte er ein Kreuz unten auf die Seite, worauf ihm der Kommissar das Kind zuführte.

„Nehmen Sie den Kleinen mit, Franz Louveau, und ziehen Sie ihn gut auf. Wenn ich etwas Näheres über seine Person erfahren sollte, werde ich Sie benachrichtigen; doch ist es nicht wahrscheinlich, daß ihn seine Eltern jemals reklamieren werden. Was Sie anbetrifft, so

scheinen Sie mir das Aussehen eines braven Mannes zu haben, ich habe Vertrauen zu Ihnen. Folgen Sie nur immer Ihrer Frau! Auf Wiedersehen! Trinken Sie auch nicht zuviel!“ —

Die finstere Nacht, der kalte Nebel, das gleichgültige Auseinandergehen der Leute, die sich beeilten, nach Hause zu kommen, alles dieses war dazu angethan, den armen Tropf bald zu ernüchtern.

Raum fühlte sich der Seemann mit seinem Stempelbogen in der Tasche und seinem Schutzbefohlenen an der Seite in der Straße allein, als er plötzlich seine Animiertheit schwinden fühlte und ihm das Außergewöhnliche seiner Handlungsweise zum Bewußtsein kam.

Er wäre doch immer derselbe, sagte er sich, ein Einfaltspinsel, ein Prahlhans. Konnte er nicht auch wie die anderen seinen Weg gehen, ohne sich in etwas zu mischen, das ihn nichts anging.

Dann stellte er sich die Wut seiner Frau vor.

Himmel, welcher Empfang! Es ist doch schlimm für einen armen, gutmütigen Mann, eine geschickte Frau zu haben.

Nie durfte er sich nach Hause wagen.

Ebensowenig ging es, zum Kommissar zurückzukehren.

Was anfangen? Was machen?

Sie schritten im Nebel weiter.

Er fing an zu gestikulieren, vor sich hin zu sprechen, daß es aussah, als präpariere er eine Rede.

Viktor schleppte sich mühsam durch den Schmutz.

Als Vater Louveau das gewahr wurde, blieb er stehen, nahm ihn auf seinen Arm und hüllte ihn in seine Jacke.

Die kleinen Arme schlangen sich ihm um den Hals, und bei ihrer Berührung schien er wieder Mut zu bekommen.

Er setzte seinen Weg fort.

Es war doch immerhin eine riskante Sache, setzte er seinen Gedankengang fort; wenn Mutter Louveau sie nicht einließ, wäre es zu spät, den Jungen nach der Polizei zurückzubringen; doch vielleicht behielt sie ihn doch eine Nacht, und dann hatte er wenigstens einmal ordentlich zu essen bekommen.

Sie hatten die Musterlizbrücke erreicht, wo die „schöne Nivernaiserin“ vor Anker lag.

Der süßlich fade Duft der Holzladung erfüllte die Luft.

Auf dem in der Dunkelheit fast verschwimmenden Fluße schaukelte eine ganze Flotte von Fahrzeugen.

Infolge der Wellenbewegung schwankten die Schiffslaternen hin und her und verursachten die sich kreuzenden Ketten ein kreisendes Geräusch.

Um sein Schiff zu erreichen, mußte Vater Louveau zwei durch Stege verbundene Barken passieren.

Mit unsicheren Schritten, ängstlich zitternden Beinen schob sich der durch das Kind, das ihm den Hals fast zusammenpreßte, beengte Seemann langsam vorwärts.

Ringsum dunkle Nacht!

Eine einzige kleine Lampe, deren matter Schein durch das Fenster der Schiffskoje fiel, und ein unter der Thür durchdringender Lichtstreifen erhellten spärlich die in der Stille der Nacht ruhende „schöne Nivernaiserin“.

Aus der Küche erscholl die Stimme der Mutter Louveau, die ihre Kinder ausjankte.

„Wirst du nun aufhören, Klara?“

Zum Umkehren war es nicht mehr Zeit; Louveau stieß die Thür auf.

Ueber die Pfanne geneigt, drehte ihm Mutter Louveau den Rücken zu, ohne sich durch seinen Eintritt stören zu lassen.

„Bist du es, Franz? Weshalb so spät?“

In dem sprudelnden Del hüpfen die Kartoffeln, und von dem aus der Pfanne aufsteigenden Brüten beschlugen die Fenster der Kabine.

Franz hatte den Jungen niedergelegt, und als der Kleine in der im Zimmer herrschenden angenehmen Wärme seine Finger aufstauen fühlte, verzog er den Mund zu einem Lächeln und sagte mit seinem dünnen Stimmchen: „Schön warm.“

Mit einem Ruck drehte sich Mutter Louveau um, und indem sie auf das mitten im Zimmer stehende Kind zeigte, rief sie ihrem Manne in aufgebrachtem Tone zu: „Was ist das? Was soll das?“

„Eine Ueberraschung, he, he, he, eine Ueberraschung!“

Um seine Fassung nicht zu verlieren, lachte der Seemann laut auf; im Grunde wünschte er sich weit fort.

Und als seine den Zusammenhang halb erratende Frau ihn mit wütenden Blicken ansah, stotterte er die Geschichte in ganz anderer Weise, wie er sich vorgenommen, sie zu erzählen, mit furchtsam bittenden Augen gleich einem mit Schlägen bedrohten Hunde heraus.

Seine Eltern hätten es verlassen, er habe das Kind weinend auf der Straße gefunden.

Man hatte gefragt: „Will es denn keiner mitnehmen?“

Da habe er sich seiner angenommen, und der Kommissar habe ihm gesagt: „Das ist schön von Ihnen; nehmen Sie es!“

„Nicht wahr, Kleiner?“

Jetzt aber fuhr Mutter Louveau los: „Entweder bist du verrückt oder hast zu viel getrunken. Ist einem jemals eine solche Dummheit vorgekommen? Sollen wir denn ganz und gar verhungern? Denkst du denn, wir seien reiche Leute? Meinst du, wir hätten zuviel Brot zu essen oder zuviel Platz zum Schlafen?“

Franz blickte, ohne zu antworten, auf seine Schuhe nieder.

„Glender, sieh uns doch an! Dein Schiff ist durchlöchert wie mein Schaumlöffel und dir kann es noch einfallen, anderer Leute Kinder von der Straße aufzuheben.“

Das hatte er sich schon alles selbst gesagt, der arme Tropf. Er dachte gar nicht daran, zu protestieren. Wie ein Ver-

urteilter, dem die Anklage vorgelesen wird, ließ er seinen Kopf hängen.

„Du bringst das Kind dem Polizeikommissar zurück. Wenn er Umstände macht, es wieder anzunehmen, sagst du ihm, daß deine Frau es nicht wolle.“

Mit drohend erhobenem Arm, die Pfanne in der Hand, ging sie auf ihn zu.

Der gute Kerl versprach, alles thun zu wollen, was sie wünsche.

„Daß nur gut sein, ärgere dich nicht weiter, ich habe es gut gemeint. Doch du hast recht. Soll ich ihn gleich wieder zurückbringen?“

Die Untwürdigkeit ihres Mannes befänstigte Mutter Louveau. Vielleicht kam ihr auch der Gedanke, wenn es eins von ihren Kindern wäre, das in der Nacht verloren, den Vorübergehenden das Händchen verlangend entgegenstreckte.

Sie wandte sich wieder um, um die Pfanne auf das Feuer zu setzen, und sagte mürrisch: „Heute abend ist's zu spät dazu, das Bureau ist geschlossen und da du ihn angenommen hast, fannst du ihn auch nicht wieder auf die Straße schicken. Diese Nacht müssen wir ihn schon behalten, aber morgen früh —“

Mutter Louveau war wieder dermaßen in Wut geraten, daß sie das Feuer so heftig schürte, daß die Funken umherflogen.

„Aber morgen früh gnade dir Gott, wenn du mir das Hindernis nicht aus dem Wege räumst!“

Einen Augenblick war es still.

Ungestim trug die Hausfrau das Tischgerät auf, dabei die Gläser zusammenstoßend und die Gabeln hinwerfend.

Klara zog sich erschrocken in einen Winkel zurück.

Der Säugling schrie auf seinem Lager. Viktor sah verwundert in die Kohlenglut; wahrscheinlich hatte er noch nie Feuer gesehen.

Noch mehr Freude war es für ihn, als er, eine Serviette um den Hals, einen Haufen Kartoffeln in der Schüssel, bei Tische saß.

Er schluckte wie ein Rotkehlchen, dem man an einem Wintertage Brotkrümchen hinstreut.

Mutter Louveau bediente den Kleinen ärgerlich, im Grunde jedoch ein wenig gerührt durch den großen Hunger des Kindes.

Die kleine, wieder dreist gewordene Klara streichelte es mit ihrem Löffel.

Der ganz konsternierte Louveau wagte nicht mehr, die Augen aufzuschlagen.

Als das Essen abgetragen und die eigenen Kinder zu Bett gebracht, setzte sich Mutter Louveau an das Feuer und nahm den Kleinen zwischen ihre Kniee, um ihm ein einigermaßen anständiges Aussehen zu geben.

„Man kann ihn doch nicht so im Schmutz zu Bett legen. Er hat sicher noch keinen Ramm gesehen.“

Das Kind drehte sich wie im Kreisel unter ihren Händen.

So gewaschen und gereinigt hatte der

arme, kleine Bursche mit seinem roten Stumpfnäschen und seinen runden Armen gar kein so häßliches Aussehen.

Mit einem Anflug von Genugthuung betrachtete ihn Mutter Louveau.

„Wie alt er wohl sein mag?“

Franz nahm seine Pfeife aus dem Munde, seelenvergnügt, wieder einmal ein Wort mitsprechen zu können.

Es war das erste Mal an diesem Abend, daß man an ihn eine Frage richtete, und wird man erst wieder gefragt, dachte er, so heißt das doch, daß man wieder in Gnaden angenommen sein soll.

Er erhob sich und zog seinen Bindfaden aus der Tasche.

„Wie alt? he, he! ich werde es dir sagen.“

Er schlang seine Arme um den Jungen und wickelte den Faden um ihn, als habe er einen Baum von Clamecy vor sich.

„Was machst du denn da?“

„Vogtausend! ich nehme Maß.“

Doch schon hatte sie ihm den Strid entrissen und warf ihn in die entgegengesetzte Ecke des Zimmers.

„Du armer Tropf, was für unsinnige Manieren hast du doch. Ein Kind ist doch kein Baum.“

Allem Anschein nach hatte Franz heute abend kein Glück.

Ganz verlegen zog er sich zurück, während Mutter Louveau Viktor zu Klara ins Bett legte.

Das schlummernde Töchterchen nahm, die Hände ineinandergelegt, den ganzen Raum des Bettes ein.

Sie schien zu fühlen, daß man etwas an ihre Seite lege, streckte die Arme aus, stieß ihrem Schlafkameraden die Ellbogen in die Augen, drehte sich um und schlief weiter.

Man löschte die Lampe aus.

Die Seine, deren Wellen rings um das Schiff anschlugen, schaukelte das Bretterhaus hin und her.

Das aufgenommene Kind fühlte eine angenehme Wärme über sich kommen; mit dem ihm fremden Gefühle, als habe ihm eine lieblosende Hand über die Wangen gestrichen, schlossen sich seine Augen.

II.

Die schöne Nivernaiserin.

Klara war stets frühzeitig munter.

Als sie am Morgen erwachte, war sie ganz erstaunt, daß ihre Mutter nicht mehr da war und neben ihr auf dem Kopfkissen ein anderer Kopf lag.

Mit ihren kleinen Fingern rieb sie sich die Augen, ergriff ihren Nachtkameraden bei den Haaren und schüttelte ihn, ligelte ihn dann mit ihren boshaften Fingern am Halse und zupfte ihn an der Nase. Unter solchen Martern erwachte Totor.

Mit weit geöffneten Augen blickte er verwundert um sich; er glaubte noch immer zu träumen und war ganz überrascht, daß sein Traum kein Ende nehmen wollte.

Ueber ihnen scharrten Tritte.

Man war damit beschäftigt, die Bretter

aus dem Schiff auf den Kai zu bringen, wodurch ein dumpfes Geräusch verursacht wurde.

Klara hob betroffen den Kopf, hielt den Finger an die Nase und zeigte dann nach oben, als wollte sie sagen: „Was ist das?“

Dubac, der Tischler aus der Vorstadt, war frühzeitig gekommen, um das Holz zu holen.

Vater Louveau war kaum wieder zu erkennen, so eifrig war er bei der Arbeit.

Die ganze Nacht hatte der gute Mann an dem Gedanken, das frierende und kranke Kind dem Kommissar zurückzugeben zu müssen, kein Auge zugethan.

Er hatte sich für den Morgen auf eine neue Szene gefaßt gemacht, doch merkwürdigerweise kam Mutter Louveau nicht auf Viktor zu sprechen; sie schien andere Gedanken zu haben.

Mit der Verzögerung der Entscheidung konnte Franz viel zu gewinnen.

Er suchte deshalb seiner Frau aus den Augen zu kommen; sie sollte nicht an ihn denken. Er arbeitete, daß ihm der Schweiß von der Stirn rann, da er dachte, wenn sie ihn müßig da stehen sah, könne sie ihm zurufen: „Ach, du hast wohl nichts zu thun, bringe doch den Kleinen wieder dahin, woher du ihn geholt hast.“

Er arbeitete.

Der Bretterhaufen im Schiff wurde zusehends kleiner.

Dubac hatte schon drei Fuhren geholt. Mutter Louveau stand auf dem Stege, den Kleinen auf dem Arme tragend, und schien gerade Zeit zu haben, die an der Vorübergetragenen Hohlen zu zählen. Franz suchte sich die längsten und stärksten aus.

War ihm einmal ein Balken zu schwer, so rief er die Schiffsmannschaft herbei, um zu helfen.

Die Schiffsmannschaft der „schönen Nivernaiserin“ bestand aus einem einzigen Matrosen, der noch dazu einen Stelzfuß hatte.

Er war einst aus Mitleid aufgenommen worden, und als man sich erst an ihn gewöhnt hatte, behielt man ihn.

Der Invalide stemmte seinen Stelzfuß fest auf, hob mit aller Kraftanstrengung den Balken in die Höhe, und der von der weit gebeugte Louveau schritt mit ihm langsam die schwebende Brücke hinab.

Wie leicht hätte er da Malheur haben können!

Mutter Louveau dachte nicht daran.

Sie kam und ging und war dabei immer in Betrachtung des kleinen Emil, der ihr an der Brust lag, versunken.

„Nimmer durstig, dieser Emil,“ dachte sie, „wie sein Vater.“

Er, Louveau durstig? — Heute nicht, ganz und gar nicht.

Während des ganzen Morgens war nach Wein noch nicht die Frage gewesen.

Er hatte sich kaum die Zeit genommen, den Schweiß von der Stirn zu wischen, und weniger einmal mit Dubac anzustoßen.

Sogar als Dubac ihm vorschlug, erst ein Gläschen zu trinken, antwortete er kurz: „Später, jetzt haben wir keine Zeit.“ Er, ein Glas Wein ausschlagen!

Mutter Louveau war das ein Rätsel. „Er wird doch wohl bei Sinnen sein?“ dachte sie.

Auch mit Klara schien eine Veränderung vorgegangen zu sein.

„Es ist bereits acht Uhr vorüber, und noch hat sich die Kleine, die es sonst nicht im Bette läßt, nicht gemeldet.“

Und eilig, um zu sehen, wie solches zugehe, begibt sie sich in die Kabine hinab.

Franz, der es bemerkt, bleibt stehen, läßt die Arme sinken und, als ob ihm ein Knochen in der Kehle stecke, preßt es sich aus ihm heraus: „Jetzt kommt's! Sie hat sich Viktors erinnert, holt nun die Kinder herauf, und ich muß mich auf den Weg zum Kommissar machen.“

Aber was ist das? Mutter kehrt ganz allein zurück; sie lacht, sie winkt ihm.

„Sieh es dir nur einmal an, es ist zu spaßhaft.“

Der arme Tropf konnte diese plötzliche Fröhlichkeit kaum begreifen und mit vor Erregung schlotternden Beinen folgte er ihr wie ein Automat.

Die beiden Aeffchen saßen im Hemde und mit nackten Füßen auf dem Bett-rande.

Sie hatten sich die von der Mutter in eine Ecke gestellte Suppenschüssel herangeholt, und da für die beiden Mäulchen nur ein Löffel vorhanden, stopften sie sich abwechselnd wie Vögel im Neste den Mund voll. Klara, die nicht genug kriegen zu können schien, hielt ihren Schnabel lachend vor den Löffel.

Zwar hatten auch Augen und Ohren ein paar Krümchen abbekommen, doch hatten sie nichts zerbrochen, nichts verschüttet.

Wenn man so die beiden Kleinen sitzen sah, mußte man unwillkürlich lachen.

Und Mutter Louveau lachte wieder.

„Sie unterhalten sich so gut, daß wir uns gar nicht um sie zu kümmern brauchen.“

Von der Wendung, die die Dinge zu nehmen schienen, glücklich gestimmt, kehrte Franz eilig an seine Arbeit zurück.

Die Lieferungstage waren für ihn gewöhnlich Ruhepausen, in welchen er alle Seemannssneipen am Bercy-kai aufsuchte. Auch dauerte die Abladung meist acht Tage, ohne daß Mutter Louveau böse darüber wurde. Aber dieses Mal gönnte sich Louveau weder ein Gläschen noch eine Erholungspause; eine fieberhafte Mut, sein Versenken wieder gut zu machen, hatte ihn gepackt, er arbeitete ohne Rast.

Der Kleine, als ob er verstünde, was ihm seine Sache gewinnen könne, that seinerseits alles, was Klara belustigte.

Zum erstenmal in ihrem Leben ging der Tag ohne Weinen hin, ohne sich zu stoßen, ohne die Strümpfe zerrissen zu haben.

Ihr Spielfkamerad ließ es sich anlegen sein, sie auf das beste zu unter-

halten; sie prügelte ihn dafür, neckte ihn beständig, und wenn sie ihn an seinem Lockenhaar herumzog, sah es aus, als habe sich ein Spiz über einen Büdel hergemacht.

Mutter Louveau entging Klaras zunehmende Zufriedenheit nicht, und sie mußte sich gestehen, daß sie von diesem kleinen Kindeswärter wenig Last haben würden. Man könne ihn vielleicht so lange behalten, bis das Holz abgeliefert, und es würde ja bei der Abreise noch Zeit genug sein, ihn wieder zurückzubringen, meinte sie im stillen.

Am Abend machte sie darum auch keine Anspielungen auf das Zurückschicken des Kleinen, stopfte ihn mit Kartoffeln voll und brachte ihn etwas früher zu Bett.

Klara betrachtete den Kleinen schon ganz als ihr Brüderchen; beim Einschlafen schlang sie ganz zärtlich ihre Arme um seinen Hals.

Die Ausladung der „schönen Nivernaiserin“ dauerte drei Tage, während welcher sich der gute Mann keine Zerstreuung, keine Abwechslung gestattete.

Am Mittag des dritten Tages war die letzte Fuhre geladen, das Schiff geleert, so daß es am folgenden Tage bugsiert werden konnte.

Franz hielt sich den ganzen Tag über auf dem Zwischendeck verborgen und besetzte die Vordrücke aus, wobei ihn die ihm seit drei Tagen in den Ohren summenenden Worte verfolgten: „Bringe ihn dem Kommissar zurück.“

Ach, dieser Kommissar!

Es war dieser auf dem Schiffe ebenso gefürchtet wie der in einem Puppentheater.

Er war zu einem Schreckgespenst geworden, und wenn Mutter Louveau Klara zur Ruhe bringen wollte, brauchte sie nur dieses Wortes Erwähnung zu thun.

Und der Kleine, sobald er sie diesen fürchterlichen Namen aussprechen hörte, schaute sie mit einem flehenden Blick traurig an. Er schien zu verstehen, was für eine Bedeutung dieses Wort für ihn hatte.

Das bedeutete für ihn mehr als Klara, mehr als Liebesungen, mehr als Kartoffeln; es bedeutete die Rückkehr zu dem Elende, zu den Tagen ohne Brot, zu der Nachtruhe ohne Bett, zu dem Erwachen ohne Ruß.

Er kannte die Bedeutung dieses Wortes gar zu gut. Man hätte nur sehen sollen, wie er sich an Mutter Louveaus Kleid hing, als Franz am Tage der Abreise mit Zittern in der Stimme sagte: „Nun, soll ich ihn zurückbringen, entweder oder?“

Mutter Louveau antwortete nicht.

Es schien, als sinne sie über ein Vorhaben nach, das es ihr ermöglichte, Viktor unauffällig zurückbehalten zu können.

Klara wälzte sich mit vor Thränen erstickter Stimme am Boden, schluchzte, daß sie ohne ihren Freund nicht leben könne, und mit schwermütiger Stimme sprach endlich die geschickte Frau:

„Armer Tropf, du siehst wohl ein, daß du wieder einmal einen dünnen Streich gemacht hast. Jetzt müssen wir darunter leiden. Das Kind hat sich an uns ge-

wohnt, Klara ist unzertrennlich von ihm, und es würde schwer halten, sie von ihm zu reißen. Ich muß versuchen, es zu behalten. Aber daß du dabei mithilfst. Das erste Mal, wo Klara wieder ungezogen ist, oder du dich betrinkst, kommt der Junge wieder zum Kommissar."

Vater Louveau war überglücklich.

Er wollte keinen Tropfen mehr trinken.

Mit glückstrahlendem Gesicht lichtete er die Anker und von einer ganzen Schiffsflotte begleitet zog die „schöne Nivernaiserin“ von dannen.

III.

Unterwegs.

Viktor war unterwegs.

An der Landschaft vorüber, die sich mit ihren Häusern und Hütten im Flusse widerspiegelte, vorüber an gewaltigen Krebsefelsen, vorüber an Berg und Thal, den durch Schleusen aufgehaltenen ruhigen Lauf des Nonnekanals entlang nach den in ewigem Grün prangenden Wäldern von Morvan.

Franz war standhaft.

An das Steuerruder seines Schiffes angelehnt, hörte er nicht auf die ihm freundlich zrusenden Schleusenmeister und Weinhändler, die erstaunt waren, ihn gemächlich vorüberfahren zu sehen.

Er mußte sich freilich an das Steuer anklammern, um die „schöne Nivernaiserin“ zu hindern, an den Schenken anzulegen.

So oft hatte das Schiff dieselbe Reise gemacht, daß es die Anhaltepunkte zu kennen schien und gleich einem Omnibusgaul bei den Stationen wie ganz von selbst anhielt.

Auf dem Bug hantierte die hinkende Schiffsmannschaft trübsinnig einen mächtigen Bootshafen, stieß die Hindernisse zurück oder rundete die Wendungen ab.

Sie hatte gerade nicht sehr viel zu thun, trotzdem hörte man Tag und Nacht auf dem Deck das Stampfen ihres Stelzfußes.

Der Mann war einer von denen, denen alles im Leben schief gegangen.

In der Schule hatte ihm ein Kamerad ein Auge ausgestoßen; ein unglücklicher Arthieb hatte ihn zum Krüppel gemacht; in einer Zuckersiederei war er in einen Bottich gefallen und darin abgebrüht worden.

Er würde als ein Bettler Hungers gestorben sein, wenn ihn nicht Louveau, der immer Ueberblick hatte, in einem Graben liegend aufgefunden und nach überstandener Krankheit als seinen Gehilfen auf sein Schiff genommen hätte. Es war damals zu einem eben solchen Streite wie Viktors wegen gekommen.

Die geschickte Frau war aufgebracht gewesen.

Louveau hatte klein beigegeben.

Und schließlich hatte man die Schiffsmannschaft behalten. Jetzt nahm sie teil an der Instandhaltung der „schönen Nivernaiserin“ und genoß kein größeres Ansehen als die Rabe und der Hahn auf dem Schiffe.

Vater Louveau steuerte so gut, und die Schiffsmannschaft manövierte so flott,

daß die „schöne Nivernaiserin“ in zwölf Tagen den Fluß und die Kanäle passiert hatte und an der Brücke von Corbigny vor Anker ging, um in Frieden ihren Winterschlaf zu halten.

Von Dezember bis Ende Februar fahren die Seeleute nicht. Sie bessern während dieser Zeit ihre Schiffe aus und nehmen die Wälder in Augenschein, um die Frühlingsschläge auf dem Stamme zu kaufen.

Wenn sie sie zu einem billigen Preise ersten konnten und auch das Herbstgeschäft ein gutes war, ist diese Ruhezeit eine angenehme Erholungspause.

Die „schöne Nivernaiserin“ wurde zur Ueberwinterung vorbereitet: man nahm das Steuer ab, barg den Mast im Zwischendeck, entfernte alles Bewegliche vom Oberdeck, daß dieses einem Spiel- und Tummelplatz glich.

Wie hatte doch Viktors Leben sich geändert!

Während der ganzen Reise war er ganz scheu und verblüfft, gleich einem in einem Käfig groß gewordenen Vogel, dem die Freiheit wiedergegeben wird und der vor Erstaunen vergißt, seine Flügel zu gebrauchen.

Die Schönheit des vor seinem Auge sich entrollenden Landschaftsbildes machte noch keinen Eindruck auf ihn; stumm ließ er alles an sich vorübergehen, so daß Vater Louveau, der ihn stillschweigend beobachtete, immer wieder zu dem Schluß kam: „Er ist taubstumm.“

Doch der kleine Pariser aus dem Templeviertel war es keineswegs.

Hätte er nur begreifen können, daß er nicht in sein früheres Elend zurückkehren müsse, daß der „Kommissar“ keine Schrecken mehr für ihn bedeute, seine Zunge würde sich gelöst haben.

Allmählich fing er an aufzublühen, wie eine Kellerspinnweb, die ans Sonnenlicht gebracht wird.

Er kauerte sich nicht mehr in den Winkel, sondern war zuweilen ausgelassen wie ein Wiesel. Die tiefstehenden Augen unter seiner gewölbten Stirn verloren ihre unruhige Beweglichkeit, und obwohl er meist zurückhaltend blieb, fing er doch an, in Klaras helles Lachen zuweilen einzustimmen.

Das Töchterchen liebte seinen Kameraden mit Leidenschaft, soweit man bei Kindern, die sich schlagen und vertragen, von einer solchen sprechen kann.

Obwohl sie eigensinnig wie ein kleiner Esel, hatte sie doch ein gutes Herz, und, wie gesagt, um sie artig zu machen, brauchte man nur des Kommissars Erwähnung zu thun.

Eben war man in Corbigny angekommen, da kam eine kleine Schwester zur Welt.

Da der kleine Emil erst achtzehn Monate alt und man trotz allen Fleißes nicht so viel erübrigen konnte, um eine Magd halten zu können, so mehrten sich damit die Lasten. Da hatte die Schiffsmannschaft, der es mit ihrem Holzbein schon schwer genug wurde, noch mehr zu thun, und dies that Mutter Louveau leid.

Niemand aus der ganzen Gegend küm-

merte sich um sie, wohl aber hielten die Landleute mit ihrer Meinung über Louveau vor dem Herrn Pfarrer nicht zurück, und ihnen den Seemann als Beispiel hinstellte.

„Das ist alles recht gut, Herr Pfarrer, aber wenn man selbst schon drei Kinder hat, sich noch mit fremden abzugeben, das zeugt von keinem guten Herzen. Aber die Louveaus sind immer so gewesen. Da armseligen Ruhm haben sie, und alle Rückschläge, die man ihnen geben wollte, werden sie nicht ändern. Wir wünschen ihnen nichts Böses, doch wäre es ihnen ganz gesund, wenn sie einmal eine ordentliche Züchtung bekämen.“

Der Herr Pfarrer war ein braver Mann, ohne Falsch, der sich leicht überzeugen ließ und sich schließlich stets einer Stelle der heiligen Schrift oder der Kirchenväter erinnerte, um sich über seine Sinnesänderung zu beruhigen.

„Meine Pfarrkinder haben recht,“ sagte er sich, dabei mit der Hand über sein glattrasiertes Gesicht streichend. „Man muß die göttliche Vorkehrung nicht versuchen.“

Da aber die Louveaus sonst brave Leute waren, machte er ihnen gelegentlich einen Besuch.

Er fand die Mutter in einer alten Bluse und damit beschäftigt, Viktor eine Hose zu machen; denn der Burche war ohne alles gekommen, und Lumpen duldet die Hausfrau nicht.

Sie bat den Pfarrer, Platz zu nehmen, und als er auf Viktor zu sprechen kam, dabei geschickt einflüchelnd, daß man ihn vielleicht in einem Waisenhause unterbringen könne, fiel ihm Mutter Louveau, die vor niemand ein Blatt vor den Mund nahm, rasch ins Wort: „Daß der Kleine eine Last für uns ist, ist ohne Zweifel. Der Pfarrer, und damit, daß Franz ihn mitbrachte, hat er wieder einmal bewiesen, daß er kein Genie ist.“

„Mein Herz ist auch nicht von Stein, doch wenn mir der Junge in den Weg gekommen, ich hätte ihn, obwohl es mir schwer geworden wäre, gelassen, wo er war.“

„Doch nun, wo wir ihn einmal angenommen haben, wollen wir ihn uns auch nicht wieder vom Halse schaffen, und wenn wir einst feinewegen in Verlegenheit kommen sollten, werden wir doch bei niemand um Erbarmung betteln.“

In diesem Augenblick trat, Emil auf dem Arme tragend, Viktor in das Zimmer.

Der Kleine, dem es gar nicht behagte, entwöhnt worden zu sein, wollte, wie um sich zu rächen; nicht mehr laufen. Bei der Annäherung jemandes verzog er das Mäulchen zum Weinen.

Durch den sich ihm bietenden Anblick gerührt, legte der Herr Pfarrer die Hand auf das Haupt des armen Jungen und sprach feierlich: „Die großen Familien segnet Gott.“

Und erfreut darüber, daß ihm eine der Situation so angepaßte Sentenz in den Sinn gekommen, ging er fort.

Es war so, wie Mutter Louveau gesagt hatte: Viktor gehörte jetzt zur Familie.

Bei allem Brummen und Sagen, den

mael wieder zum Kommissar zurückzu-
men, hatte sich die geschiedene Frau an
kleinen, der immer an ihrem Nocke
bereits gewöhnt.

Als Louveau einmal äußerte, daß er
nicht gehäßt werde, antwortete sie wie
gewöhnlich: „Du hättest ihn nicht nehmen
sollen.“

Von seinem siebenten Jahre an schickte sie
mit Klara zusammen in die Schule.
Auf dem Wege dahin trug Viktor stets
Bücher und Bücher.

Um ihr Vesperbrot vor dem unstill-
baren Appetit der jungen Morvanier zu
sichern, tritt er sich mutig mit ihnen herum.

Ob so groß wie sein Kampfesmut
war seine Arbeitslust, und obgleich er nur
am Ende des Winters, wo man nicht schiffte,
die Schule besuchte, hatte er nach seiner
Zurückkehr die kleinen, wie ihre Holzschuhe
besessenen Bauern, die des Jahres zwölf
Monate hintereinander über dem Abcbuch
dauern, bald überholt.

Auf dem Heimwege von der Schule
sah Viktor und Klara fast immer durch
den Wald, wo sie den Holzhauern beim
Schneiden der Bäume zuschauten. Oft schickte
Viktor, der als ein schlinker und ge-
schickter Junge bekannt war, in die Gipfel
der Tannen, damit er das zum Fällen
benötigte Seil befestige. Wenn er Klara,
die so sehr, desto kleiner zu werden
kam und am höchsten Ende angekommen
war, meinte sie oft aus Furcht, daß er
fallen könne; und er, furchtlos wie er war,
bedachte sich dann, um sie zu necken, be-
sonders hart.

Zuweilen besuchten sie auch Herrn Mau-
gendre auf seinem Zimmerplatze.

Der Zimmermann war ein wie ein
dick trockener und magerer Mann.

Er wohnte, fern von allem Verkehr,
am Rande des Dorfes mitten im Walde.

Die ländliche Neugierde wurde durch
die Zurückgezogenheit und das beständige
Fehlgehen dieses Unbekannten, der aus
dem Nachbarort gekommen war, um sich
einen entlegenen Zimmerplatz einzurichten,
noch auf die Folter gespannt.

Seit sechs Jahren arbeitete er mit allen
Kräften, ja! ohne sich einmal eine Er-
holungspause zu gönnen, wie ein Tagelöhner,
der sich zu viel zu seinem Leben ausgab,
große Geschäfte machte und oft den Notar
von Corbigny aufsuchte. Dem Herrn Pfarrer
hatte er eines Tages mitgeteilt, daß er
heiraten wolle. Mehr wußte man nicht
von ihm.

Wenn Maugendre die Kinder heran-
kommen sah, legte er seine Säge beiseite
und plauderte freundlich mit ihnen.

Er hatte Viktor in sein Herz geschlossen
und suchte ihn damit zu unterhalten, daß
er ihn aus den Holzfällen kleine Boote
hauen lehnte.

Eines Tages sagte er zu ihm: „Du erin-
nerst mich immer an ein Kind, das ich
verloren habe.“ und als fürchte er, zu viel
zu haben, setzte er hinzu: „O, es
ist lange, lange her.“

Ein andermal sprach er zu Vater
Louveau: „Wenn du Viktor nicht mehr

behalten möchtest, laß ihn mir. Ich habe
keine Erben, würde es mich um ihn etwas
kosten lassen, ihn in die Stadt auf das
Gymnasium schicken und nach bestandenen
Examen in die Forstakademie eintreten lassen.

Franz aber wollte davon nichts wissen
und lehnte das Anerbieten ab. Doch gab
Maugendre die Hoffnung noch nicht auf,
sondern wartete geduldig darauf, daß der
Zuwachs der Familie Louveau oder irgend
eine bedrängte Lage dem Seemann den
Geschmack an die Adoptionen verleiden
würde.

Der Zufall schien seinem Wunsche ent-
gegenzukommen.

Mit Viktor schien das Unglück auf der
„schönen Nivernaiserin“ eingeleitet zu sein.
Alles ging seit der Zeit schief.

Das Holz fand schwer einen Käufer,
und hatte man einen solchen gefunden, so
stieß der Schiffsmannschaft am Tage vor
der Lieferung sicher ein Unfall zu.

Schließlich wurde, als man eines
schönen Tages im Begriffe war, nach
Paris abzureisen, Mutter Louveau krank.

Bei dem unaufhörlichen Kindergeschrei
verlor Franz den Kopf; er verwechselte
die Suppe für die Kinder mit der Arznei
für die Kranke, wodurch dieselbe so erregt
wurde, daß er ihre Verpflegung Viktor
überlassen mußte.

Zum erstenmal in seinem Leben kaufte
der Seemann kein Holz. So oft er auch
mit seinem Faden die Bäume umwickelte,
immer wieder daselbe Maß nahm, stets
verrechnete er sich; Mutter Louveau fehlte
eben.

In großer Aufregung machte er sich
auf den Weg nach Paris, gab unterwegs
das Kommando meist ganz verkehrt und
fiel schließlich auf einen unredlichen Käufer,
welcher den Umstand benutzte, ihn zu dü-
pieren.

Mit schwerem Herzen kam er zurück.
„Arme Frau, werde bald gesund, oder
wir sind verloren.“

Allmählich erholte sich Mutter Louveau.
Hätten sie Mittel gehabt, sich ein neues
Schiff kaufen zu können, das Geschäft
wäre bald wieder flott geworden, aber
durch die Krankheit waren alle Ersparnisse
daraufgegangen, und der Verdienst reichte
gerade hin, die „schöne Nivernaiserin“, die
immer der Reparatur bedurfte, ausbessern
zu lassen. Viktor wurde eine schwere Last
für sie. Er war nicht mehr das vierjährige
Kind, das man in eine Jacke steckte und
das der Handel nebenbei ernährte.

Er war jetzt zwölf Jahre und aß wie
ein Mann, obgleich er mager geblieben
war und man es ihm nicht ansah, daß er,
wenn die Schiffsmannschaft sich irgendwie
verletzt hatte, im Stande war, das Schiff
flott machen zu helfen.

Mit diesem ging es von Tag zu Tag
schlechter. Auf der letzten Reise hatte man
es kaum noch von der Stelle gebracht.
Das Wasser drang an allen Seiten durch,
Flicken konnten nicht mehr helfen, man
hatte das ganze Boot neugestalten oder
noch besser es durch ein neues ersetzen
müssen.

An einem Märzabend, es war tags
zuvor, als das Schiff nach Paris unter
Segel ging, suchte Louveau Maugendre
auf, um sich sorgenbedrückt von ihm zu
verabschieden.

Der Zimmermann, nachdem er seine
Holzrechnung geregelt, nötigte ihn, in
seinem Hause eine Flasche zu trinken.

„Ich möchte mit dir ein Wort reden,
Franz.“

Sie traten ein.

Maugendre füllte ein paar Gläser,
und sie setzten sich einander gegenüber an
den Tisch.

„Ich bin, wie du vielleicht wissen wirst,
nicht immer ein Einsiedler gewesen. Es
gab eine Zeit, wo ich alles besaß, was
dazu gehört, um glücklich leben zu können,
ein wenig Vermögen und eine Frau, die
mich von ganzem Herzen lieb hatte. Das
war einmal. Ich habe es verloren und —
durch meine Schuld.“

Der Zimmermann hielt einen Augen-
blick inne; das Geständnis, das er auf
den Lippen hatte, schnürte ihm die Kehle
zusammen.

„Ich bin niemals ein schlechter Mensch
gewesen, aber ich hatte ein Laster —“

„Du?“

„Ja, ich habe es noch; ich hänge zu
sehr am Gelde. Das ist schuld an meinem
Unglück.“

„Aber wie ist das möglich, lieber
Maugendre?“

„Du sollst es wissen. Bald nach
unserer Verheiratung, nachdem uns ein
Kind geboren, kam mir der Gedanke,
meine Frau nach Paris zu schicken, da-
mit sie dort eine Nahrungsstelle für sich
ausfindig mache. Sie wollte sich nicht
von ihrem Kinde trennen. Aber, lieber
Mann,“ sagte sie mir, „wir verdienen so
viel, wie wir brauchen; das viele Geld
macht uns nicht glücklicher. Ueberlaß
solchen Nebenverdienst den armen, mit
Kindern belasteten Familien und erspare
mir denummer, mich von euch trennen
zu müssen.“ „Ich wollte nichts davon
wissen und zwang sie, nach meinem Willen
zu thun.“

„Und dann?“

„Ja, meine Frau fand eine Stelle,
da sie aber das Kind nicht bei sich be-
halten konnte, gab sie es einer alten Frau,
die ihr versprach, das Kind zu mir zurück-
zubringen, und begleitete es noch nach der
Eisenbahn. Seitdem haben wir nichts
wieder von ihm gehört.“

„Und was sagte deine Frau dazu,
armer Maugendre?“

„In den Folgen des Schreckens, den
sie bei dieser Nachricht bekommen, ist sie
gestorben.“

Sie schwiegen beide. Louveau war
von dem eben Gehörten im Innersten er-
griffen, Maugendre überwältigt von den
wieder wachgerufenen Erinnerungen.

Der Zimmermann ergriff zuerst wie-
der das Wort.

„Um zu fühlen, was ich verschuldet,
verurteilte ich mich zu dem Leben, das ich
bisher geführt. Zwölf Jahre habe ich so

gelebt, von allem zurückgezogen. Länger ertrage ich es nicht. Es schaudert mir bei dem Gedanken, sterben zu müssen, ohne einen Menschen um mich zu haben. Hast du Erbarmen mit mir, so gib mir Viktor als Ersatz für das Kind, das ich verloren habe."

Louveau war in großer Verlegenheit.

Viktor hatte sie schon viel gekostet, und wenn man sich jetzt, wo er eben anfang, sich nützlich zu machen, von ihm trennen wollte, würden alle Opfer, die man ihm gebracht hatte, vergeblich gewesen sein.

Maugendre erriet seine Gedanken.

"Natürlich," sagte er, "werde ich dich für die Ausgaben, die du seinetwegen gehabt, entschädigen. Auch würde es für den Kleinen gut sein, wenn du ihn mir liehest, und ich, so oft mir im Walde ein Forstseileve in den Weg kommt, muß ich mir sagen, daß mein Junge auch so ein schmucker Kerl hätte werden können. Viktor ist kein Sausewind, er gefällt mir und ich würde ihn, wie du mir glauben wirst, wie meinen Sohn halten. Laß ihn mir!" —

Am Abend, als die Kinder zu Bett gebracht waren, sprach Vater Louveau mit seiner Frau über diese Angelegenheit.

Mutter Louveau schien auf Maugendres Begehren eingehen zu wollen.

"Sieh, Franz, wir haben sicher für das Kind gethan, was in unseren Kräften stand. Gott weiß, daß wir es gern behalten möchten. Da sich nun aber einmal eine Gelegenheit bietet, es los werden zu können, ohne es dem Elend wieder preiszugeben, muß man sich ein Herz fassen."

Trotzdem sie so sprach, konnte sie nicht umhin, unwillkürlich ihr Antlitz nach dem Bette zu wenden, in dem Viktor und Emil fest und ruhig, wie es nur Kinder thun, schliefen.

"Armer Kleiner!" ent schlüpfte es Franz. Dann war es eine Zeitlang still. Das Wasser schlug bald leise, bald heftiger gegen das Schiff, und ab und zu durchdrang das schrille Pfeifen der Lokomotive die Nacht. Wölflisch brach Mutter Louveau in Schluchzen aus. "Gott erbarme sich unser! Franz, ich behalte ihn."

IV.

Schicksalsschläge.

Viktor stand in seinem fünfzehnten Jahre; mit einemmale war er in die Höhe geschossen, aus dem kleinen Burschen ein kräftiger, breitschulteriger Knabe geworden.

Wie ein alter Seemann kannte er die Fahrstraße, wußte er die Untiefen, witzerte er den Wasserstand, lenkte er das Steuer. Er trug eine bauschige Bluse, die von einem roten Gürtel zusammengehalten wurde.

Hatte Vater Louveau ihm das Steuer überlassen, so kam Klara, die zu einem großen Mädchen herangewachsen war, zu ihm heran, setzte sich, mit dem Strickzeug in der Hand, an seine Seite und ließ dabei ihren Blick mit Wohlgefallen auf der ebenmäßigen Gestalt und seinen gewandten Bewegungen ruhen.

Die Reise von Corbigny bis Paris war das letzte Mal eine äußerst gefährvolle gewesen. Durch ungeheure Herbstregengüsse angeschwollen, hatte die Seine alle Abdämmungen weggeschwemmt und wälzte sich mit reißender Schnelligkeit dem Meere zu.

Da der Fluß bereits bis zu den Kais gestiegen war, beschleunigten die besorgt gewordenen Seeleute ihre Lieferungen, zudem auch die von den Schreibern abge sandten Depeschen keine angenehmen Mitteilungen enthielten. Schon wurden Nachrichten laut, daß auch die Nebenflüsse ihre Dämme durchbrächen und das Land überschwemmten — und noch immer stieg die Flut.

Auf den Kais wimmelte es von Arbeitern, Gassern, und Fuhrwerken, und unaufhörlich bewegten sich die großen Arme der Dampffrähne.

Bald wurden die Weinkeller ausgeräumt und der Zucker in Kisten auf Rollwagen verladen.

Die Schiffer verließen ihre Raje, auch die Kais, an denen das Wasser immer höher emporstieg, wurden menschenleer, und die am Landungsplaze aufgefahrene Wagenreihe machte sich vor dem nahenden Hochwasser gleich einem fliehenden Heere eilig von dannen. Infolge des Hochwassers wollten auch die Louveaus fast daran verzweifeln, ihr Holz noch zu rechter Zeit liefern zu können.

Bei der großen Not mußten sie alle bis spät in die Nacht hinein bei dem Scheine der Gaslaternen auf dem Kai Hand mit anlegen, das Schiff zu räumen; gegen Mitternacht war die ganze Ladung am Landungsplaze aufgestapelt. Aber der Wagen Dubacs, des Tischlers, kam nicht mehr; endlich suchte man schweren Herzens sein Lager auf.

Es war eine schreckliche Nacht; laut rasselten die Ketten bei dem beständigen Schwanken der Schiffe; die „schöne Nivernaiserin“ machte ein Geräusch, das wie das Seufzen eines von Schmerzen gepeinigten Kranken klang.

Da niemand ein Auge zu schließen vermochte, so erhoben sich Vater Louveau, seine Frau, Viktor und die Schiffsmannschaft schon bei Tagesanbruch; ihre Kinder ließen sie zurück.

Während der Nacht war die Seine noch gestiegen. Heftig bewegt und weit wie das Meer rollten ihre Wogen unter dem tief auf sie herabhängenden Himmel fort.

Auf den Kais zeigte sich nicht die geringste Spur von Leben, und kein Boot war auf der weiten Wasserfläche zu sehen, wohl aber Trümmer von Dächern und Räumen, die die Strömung mit sich gerissen hatte. Aus der hinter den Brücken aufragenden Nebelwand trat in undeutlichen Umrissen die Notre Dame hervor. Man durfte keine Sekunde verlieren, denn schon hatte der Fluß die niederen Brüstungen des Hafens überstiegen und hatten die bewegten Wogen die Holzstöbe ergriffen.

Eine mit Mühlsteinen beladene Barke

schloß mit voller Wucht auf den Kai zu und zerspaltete von vorn bis hinten; ein heftiger Strudel folgte und noch ganz erfüllt von diesem Schiffbruch, hörten die Louveaus auf dem Landungsplaze plötzlich ein lautes Jammergeschrei hinter sich.

Bei dem heftigen Wirbelstoß hatte sich die „schöne Nivernaiserin“ losgerissen und entfernte sich bereits vom Ufer.

„Meine Kinder!“ stieß Mutter Louveau aus.

Viktor war aus der Raje gestürzt und erschien, den Kleinsten auf dem Arm, auf dem Deck.

„Nimmhen!“

„Ein Boot!“

„Ein Tau!“ schwirrte es durcheinander. Was sollte man machen? Es war nicht mehr möglich, sie noch zu erreichen.

Ganz aus der Fassung gebracht, hürte die Schiffsmannschaft von einem Bord zum andern.

Beim Anblick des bestürzten Mannes und der jammernden Kinder wurde Bitter von Mut und Thatkraft befeelt.

Laut ertönte sein Kommando: „Zu ausgeworfen! — Noch einmal! — Zupassen!“

Dreimal versuchten sie es, doch hatte sich die „schöne Nivernaiserin“ schon zu weit vom Kai entfernt; das Tau fiel ins Wasser.

Ohne sich einen Augenblick zu besinnen stürzte Viktor ans Steuer, indem er rief: „Habt keine Angst, ich werde es schon machen!“

Und er schien es fertig bringen zu können, das Schiff sicher zu führen, da mit einem kräftigen Stoß richtete er das Boot, das sich bereits auf die Seite gelegt hatte, wieder auf.

Louveau verlor den Kopf. Um seinen Kindern zu gelangen, machte er sich Anstalten, sich ins Wasser zu stürzen, da Dubac hielt ihn am Arme fest.

Mutter Louveau bedeckte, um das Schreckliche nicht zu sehen, ihr Gesicht mit den Händen.

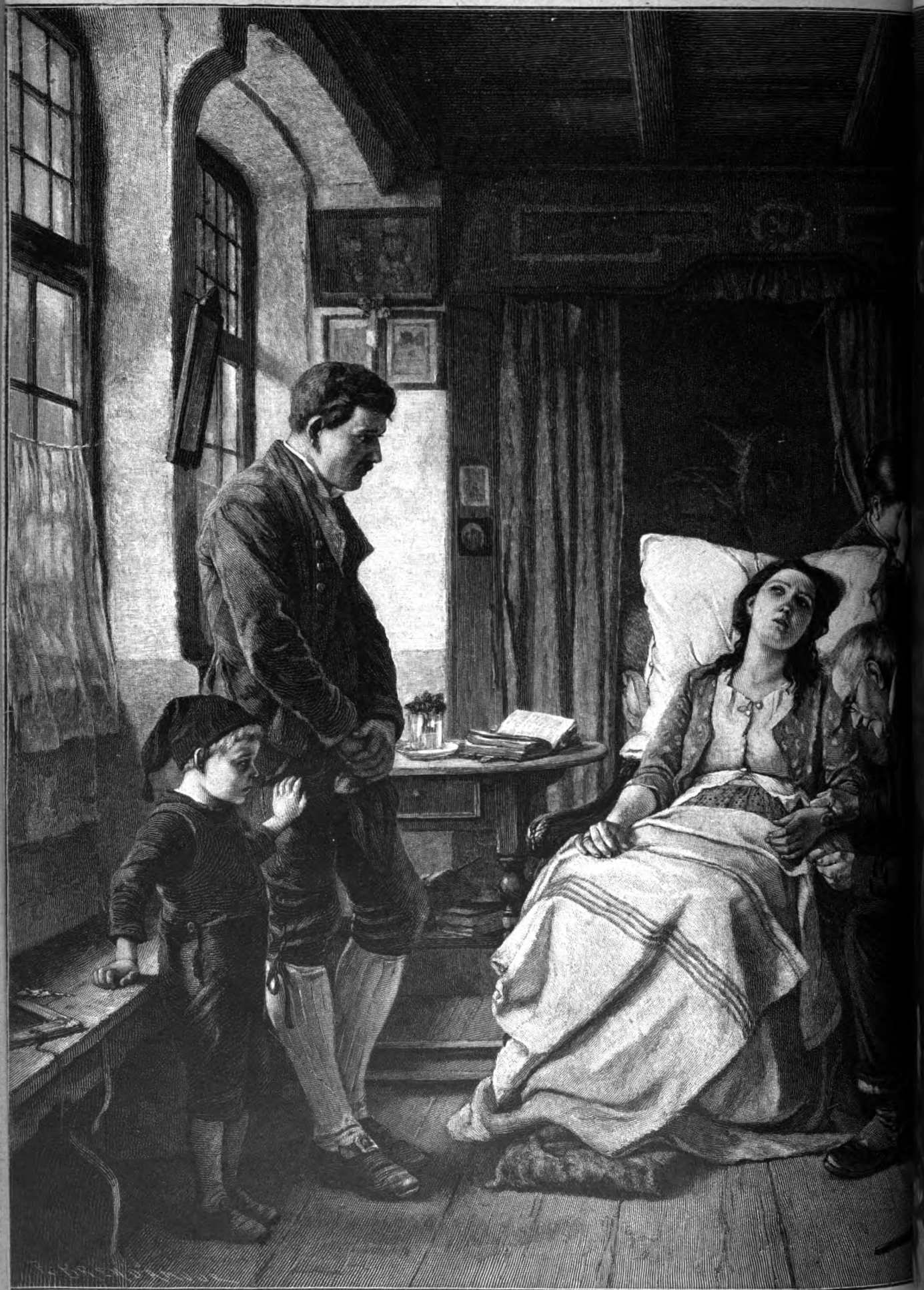
Die „schöne Nivernaiserin“ war bereits mitten in der Strömung und schoß mit reißender Schnelligkeit auf die Aufstelsbrücke zu. Ruhig angelehnt saß Viktor am Steuer, den Kleinen Mut einsprechend, der Schiffsmannschaft Befehle ertheilend. Er hatte die Gewißheit, in gutem Wasser zu sein, denn er manövierte das Schiff in der Richtung der roten Fahne, die in der Mitte des Hauptbrückenbogens aufgehängt war, um den Seeleuten den Weg anzuzeigen.

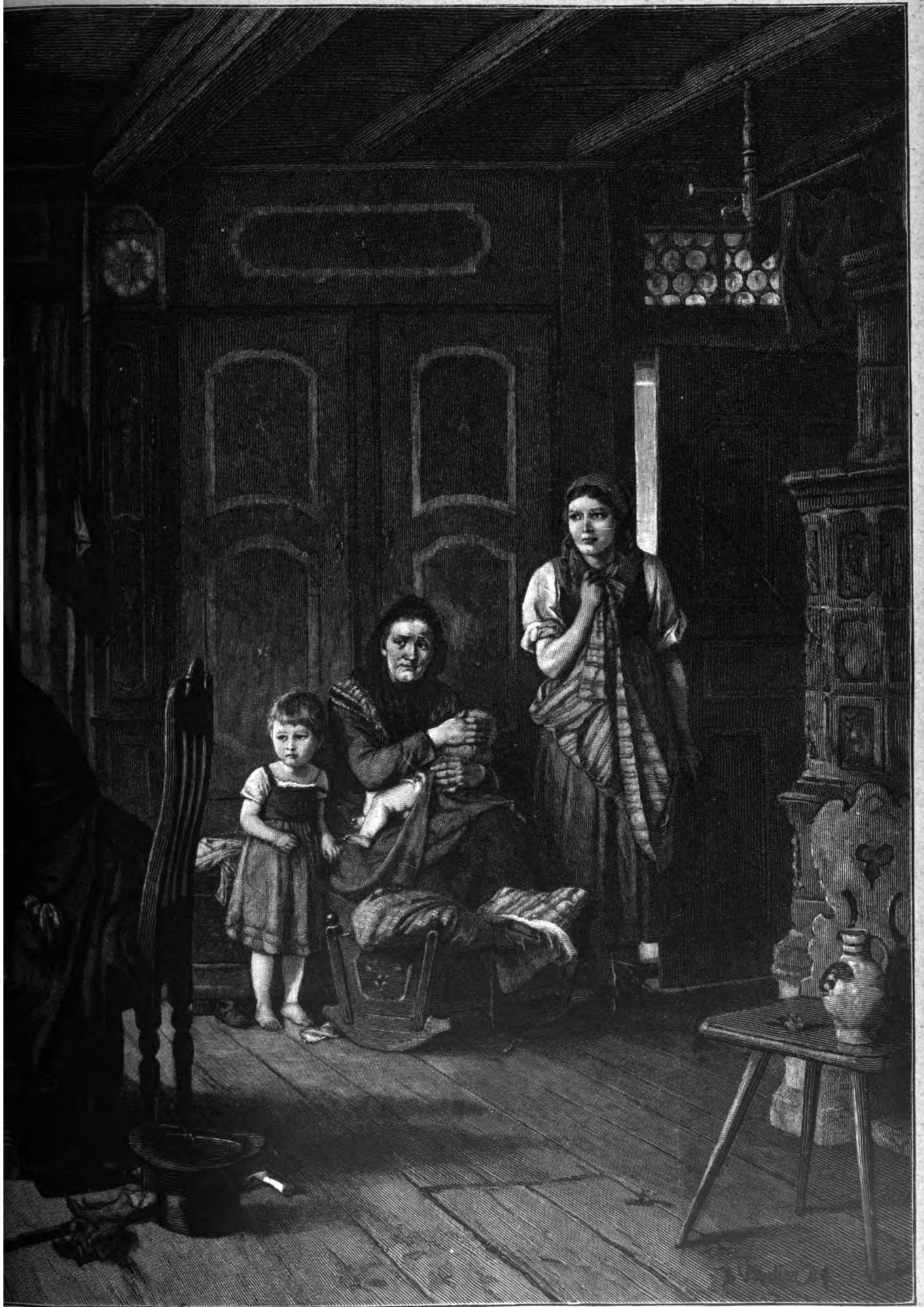
Würde man aber auch an den Brückenpfeilern vorbeikommen? Mit rasender Geschwindigkeit näherte sich die Brücke.

„Bootschaken zur Hand, Schiffsmannschaft! — Du, Klara, laß das Kind los!“

Mit aller Kraft klammerte er sich an das Steuer an. Die Brücke war erreicht.

Mit furchtbarem Geräusch verschwand die „schöne Nivernaiserin“ unter dem Jochbogen. Die auf der Brücke angesammelten





Reihenmenge konnte sehen, wie der Mast mit dem Stelzbein mit dem Bootszahn fehlte und platt auf den Bauch fiel, während der Knabe am Steuer schrie: „Guten Hafen! einen Hafen!“

Jetzt war die „schöne Nivernaiserin“ unter der Brücke. Ganz erstaunt sah Viktor, daß er Zeit fand, die in die Eismauern der Pfeiler gehauenen unheimlichen Wappen, die Fugen der Wölfe über seinem Haupte und weiterhin die Reihe der anderen Brücken zu betrachten. Das Schiff stand.

Brückenleuten, die die Gefahr erkannt, war es gelungen, einen Hafen in die Vordrehung zu werfen. Viktor sicherte beständig das Tau und, einem neuen Impulse gehend, näherte sich das Schiff mit der Schiffsmannschaft, den Kindern und dem fünfzigjährigen Kapitän langsam dem Kai von Jourdelle.

Ich, welche Freude am Abend, sich um die dampfende Mahlzeit in der Kesselstube wiederzufinden, ohne Sorge darüber, daß die „schöne Nivernaiserin“, die das sichere verankert und angekettet, sich niemals befreien könne.

Der kleine Held hatte den Ehrenplatz, der Kapitänspatz, inne. Der Appetit war endlich nach dem schrecklichen Vorkommnis im Morgen nicht sehr groß, doch war das ganze Herz leicht geworden, man atmete. Louise und seine Frau blinzelten über den Tisch zu mehreren Malen verdächtig zu. Die Blicke schienen zu sagen: Wie war's geworden, wenn wir ihn im Kommissar zurückgeschickt hätten?

Mit zärtlichem Blicke überschaute Vater Louise sein wieder vollzähliges Völkchen und lachte mit dem ganzen Gesichte.

So groß war die Freude, daß man nicht meinen konnte, es wäre ein großes Glück hier eingekehrt, ein neues Schiff zu erwarten, das große Los gewonnen.

Der brave Seemann schlug Viktor mit den Fingern halb tot, eine Art, ihm seine Furchtsamkeit zu bezeugen.

Ein Prachtstück, der Viktor! — Welches Kauern! — Hast du es gesehen, Schiffsmannschaft? — Ich selbst hätte es nicht hier machen können, he, he, ich, der Kapitän!

Vierzehn Tage lang stieß er solche Kurse aus, lief auf die Kais und schaltete jedermann von Viktors That.

„Hören Sie zu! Das Schiff lag schon auf der Seite. Da er — Ruft!“ und mit einer Handbewegung ahmte er den Kopf nach.

Allmählich sank die Seine und damit die der Tag der Abreise heran.

Eines Tages, als Vater Louise und Viktor damit beschäftigt waren, das einströmende Wasser aus dem Schiffe zu pumpen, überbrachte der Postbote einen Brief, der ein Siegel mit dem Stadtwappen trug.

Der Seemann erbrach das Siegel, mit der Hand ein wenig leuchtend, und da er nicht viel besser lesen konnte, sagte er zu Viktor: „Schickst du mir das!“

Viktor las:

„Bureau des Polizeikommissars. 12. Bezirk. Herr Louveau (Franz), Schiffspatron, wird hiermit aufgefordert, sich schleunigst in dem Bureau des Polizeikommissars einzufinden.“

„Ist das alles?“

„Ja, alles.“

„Was mag man von mir wollen?“

Louveau kam den ganzen Tag über nicht nach Hause.

Als er abends zurückkehrte, merkte man nichts mehr von seinem sonstigen heiteren Wesen, vielmehr war er mürrisch, finster und verschlossen.

Mutter Louveau wußte nicht, was sie dazu sagen sollte, und fragte ihn endlich, die Kleine spielte gerade auf dem Deck: „Was ist dir denn passiert?“

„Ich habe Kummer.“

„Wegen der Holzlieferung?“

„Nein, Viktors wegen.“ und er erzählte seinen Besuch beim Kommissar.

„Du kennst die Frau, die ihn verlassen hat?“

„Die war nicht seine Mutter.“

„Wirklich?“

„Sie hatte ihn gestohlen.“

„Wie hat man das erfahren?“

„Sie selbst hat es auf dem Sterbette dem Kommissar gestanden.“

„Hat man dir den Namen der Eltern mitgeteilt?“

Louveau bebt am ganzen Leibe.

„Warum sollte man ihn mir sagen?“

„Weil man dich kommen ließ.“

Franz wurde verstimmt.

„Wenn ich ihn wüßte, würde ich ihn dir sicher sagen.“

Mit vor Zorn gerötetem Gesicht ging er fort und schlug die Thür hinter sich zu. Mutter Louveau blieb bestürzt zurück.

„Was mag er nur haben?“

Ja, was er hatte. Als man an diesem Tage abfuhr, kannte man ihn kaum wieder. Er aß nicht, schlief unruhig und sprach im Traume. Er verantwortete sich sogar gegen seine Frau, zankte mit der Schiffsmannschaft, fuhr alle an und Viktor nicht zum wenigsten.

Wenn die Mutter ihn erstaunt fragte, was er vorhätte, antwortete er barsch: „Nichts habe ich; was wollt ihr nur von mir? Scheint alle verschworen gegen mich zu sein.“

Schließlich kam die arme Frau zu dem Gedanken: „Er wird wirklich noch verrückt.“ Und als er eines Abends, als das Gespräch auf Maudgrendre gekommen war, sich wie ein Nasender gebärdete, hielt sie ihn für vollständig wahnsinnig.

Man war am Ziele der Reise, kam in Clamecy an; Viktor und Klara plauderten vergnügt von der Schule, und eben hatte der Knabe geäußert, er freue sich, Maudgrendre wiederzusehen, als Vater Louveau auffuhr: „Höre mir von Maudgrendre auf, ich will nichts mit ihm zu thun haben.“

„Was hat er dir denn gethan?“ kam die Mutter dazwischen.

„Er hat mir gethan — hat mir ge-

than — das geht dich nichts an, was er mir gethan hat; ich bin der Herr!“

In der That, er spielte jetzt so gut den Herrn, daß er es fertig brachte, statt wie gewöhnlich in Corbigny vor Anker zu gehen, noch zwei Meilen höher vor einem dichten Walde anzulegen.

Er erklärte, daß Maudgrendre sie nur beim Handel zu übervorteilen gedächte, er könne mit anderen Käufern bessere Geschäfte machen.

In die Schule zu gehen, daran konnten Viktor und Klara bei der großen Entfernung nicht denken. Den ganzen Tag über trieben sie sich herum und machten sich aus den in Menge vorhandenen Weidenruten Flöten.

Waren sie ermüdet, warfen sie sich in die Wiesenblumen aufs Gras; Viktor zog ein Buch aus der Tasche und Klara las daraus vor.

Mit wahrhaftem Entzücken sahen sie der untergehenden Sonne nach, deren Strahlen zwischen dem Grün der Bäume durchdrangen und zitternde Lichter auf sie warfen, die ihnen das Haar vergoldeten; um sie das Summen von Tausenden von Käfern, in der Ferne die tiefe Stille des Waldes.

Da fühlten sie sich so wohl, so überaus glücklich, daß sie oft den Heimweg vergaßen und eilen mußten, um nicht zu spät nach Hause zu kommen. Dann ging's im raschen Tempo den bekannten Waldweg entlang, über den die hohen Fichten ihre Schatten warfen, und nicht eher mäßigten sie ihren Schritt, bis sie in einiger Entfernung vor sich den Mast der „schönen Nivernaiserin“ und in dem leichten, über dem Flusse lagernden Nebel einen schwachen Feuerschein erblickten. Da, wußten sie, war Mutter Louveau, welche im Freien über einem Reisigfeuer die Abendmahlzeit bereitete, ihr zur Seite Mimile, ganz zerzaust, gleich einem alten Federfittig, und die kleine Schwefster, die sich auf der Erde herumkollerte.

Louveau und die Schiffsmannschaft rauchten gemächlich ihre Pfeife.

Eines Abends um die Essenszeit sahen sie jemand aus dem Holze treten und auf ihr Schiff zukommen.

„Sieh da, Maudgrendre!“

Es war der Zimmermann, dem man auf den ersten Blick ansah, daß er sehr gealtert, sehr weiß geworden war; in der Hand trug er einen Stock als Stütze; sein Sprechen klang beklemmt. Er kam auf Louveau zu und reichte ihm die Hand.

„Du hast mich verlassen, Franz; warum das?“

Der Seemann stammelte eine ganz verwirrte Antwort.

„Laß nur gut sein; ich will nichts von dir!“

Er sprach das mit so mattem Ausdruck, daß Mutter Louveau davon ganz gerührt wurde; und ohne die schlechte Laune ihres Gatten im geringsten zu berücksichtigen, nötigte sie ihn, sich zu setzen.

„Sie sind doch nicht krank, Herr Maudgrendre?“

„Doch, ich habe mich stark erkältet,“ kam es langsam und leise von seinen Lippen; er erzählte dann, daß er seine bisherige Wohnstätte verlassen, um in Hinter-Mière von seinen Renten zu leben.

„Ich kann sagen, ich bin reich, habe viel Geld, aber was nützt das mir; mein verlorenes Glück kann ich nicht wieder erkaufen.“

Mit gerunzelter Stirn hörte Franz zu, und Maugendre fuhr fort: „Meine Einsamkeit verpüre ich mit jedem Tage schrecklicher; je älter ich werde, je mehr leide ich darunter. Früher zerstreute mich die Arbeit noch, aber seitdem ich dazu die Kraft nicht mehr habe, finde ich an nichts Gefallen mehr.“

Unwillkürlich fiel sein Blick auf die Kinder; eben kamen Viktor und Clara mit einem Bündel grüner Weidenzweige zurück. Kaum hatten sie Maugendre bemerkt, da warfen sie ihre Last ab und eilten auf ihn zu.

Freundlich empfing er sie, wie immer, und sprach zu Louveau, der immer noch verdrießlich vor sich hinlarrte: „Wie glücklich bist du doch, daß du Kinder hast; ich habe keins,“ und ein tiefer Seufzer entfuhr ihm. Dann erhob er sich. „Adieu, Viktor, sei immer fleißig und deinen Eltern gehorsam!“ dabei legte er ihm die Hand auf die Schulter und sah ihn lange an. „Wenn ich ein Kind hätte, denke ich mir, würde es wie Viktor aussehen.“

Louveau zog das Gesicht in zornige Falten, als wollte er sagen: „Mache, daß du fortkommst!“

Und doch, als der Zimmermann sich zum Gehen anschickte, kam es wie ein Anflug von Mitleid über ihn, daß er nicht unterlassen konnte, zu sagen: „Ich doch einen Teller Suppe mit uns.“

Wie gegen seinen Willen war es ihm über die Lippen gekommen und in einem Tone, der nicht gerade einladend war.

Kopfschüttelnd antwortete der Alte: „Danke, ich habe keinen Hunger. Sieh, wenn man so traurig gestimmt ist, wird es einem schwer, anderer Glück mit anzusehen,“ und auf seinen Stock gestützt, entfernte er sich.

Den ganzen Abend sprach Louveau kein Wort mehr. Während der ganzen Nacht wanderte er ruhelos auf dem Deck umher und am Morgen ging er fort, ohne jemand etwas davon zu sagen.

Er begab sich zu dem Pfarrer.

Das Pfarrhaus lag neben der Kirche; es war ein großes, einfaches Gebäude, vorn mit einem Hofe, hinten mit einem Gemüsegarten.

Vor dem Eingange scharrten Hühner und suchten sich ihre Nahrung; nicht weit davon weidete eine angebundene Kuh.

Louveau, der sein Herz durch den Entschluß, den er gefaßt hatte, erleichtert fühlte, öffnete mit einem schwachen Seufzer das Gitterthor, sich dabei sagend, daß er, wenn er wieder heraustrete, von seinem Kummer befreit sein würde.

Er fand den Herrn Pfarrer in der Kühle seines Speisezimmers sitzend; allem

Aufsein nach hatte er eben seine Mahlzeit beendet und schlummerte ein wenig, den Kopf etwas nach vorn über sein Gebetbuch geneigt. Durch Louveaus Eintritt erweckt, schloß er, nachdem er die Seite angemerkt, das Gebetbuch und lud den Seemann, der fortwährend seine Mühe zwischen den Händen drehte, ein, Platz zu nehmen.

„Da sind Sie ja, Franz, was wollen Sie denn von mir?“

Er wollte Rat suchen, wie er sagte, und bat, seine Geschichte erzählen zu dürfen.

„Sie wissen, Herr Pfarrer, ich bin nicht sehr klug, ich bin kein Genie, he, he! sagt meine Frau,“ und nach dieser Vorrede trug er seine Angelegenheit in einem Atem und beständig seine Mühe betrachtend vor.

„Sie erinnern sich wohl, Herr Pfarrer, daß Maugendre Ihnen mitteilte, er wäre Witwer. Vor fünfzehn Jahren nämlich war seine Frau nach Paris gegangen, um eine Stelle zu suchen. Wie es Brauch ist, hatte sie ihr Kind dem Arzte gezeigt, und es dann einer Ammenbesorgerin anvertraut.“

Der Pfarrer unterbrach ihn. „Was ist das, eine Ammenbesorgerin?“

„Das ist eine Frau, Herr Pfarrer, welche man beauftragt, neugeborene Kinder zu Ammen in der Provinz zu bringen. Solche Kinder werden von diesen Frauen in Menge in einem Korbe wie kleine Kägen, die ertränkt werden sollen, hingeführt.“

„Das ist ja ein drolliges Geschäft!“

„Es befassen sich aber ganz ehrbare Leute damit, Herr Pfarrer, aber Mutter Maugendre war auf eine Frau gefallen, die niemand bekannt war, auf ein böses Weib, das Kinder zu erhaschen suchte, um sie an Tagelöhne zu vermieten, die sie, um Mitleid zu erregen, auf ihren Bettelgängen mitnahmen.“

„Was muß ich hören!“

„Die reine Wahrheit, Herr Pfarrer; diese Schurkin von Frau hat Scharen von Kindern an sich gebracht, unter ihnen auch das Maugendres. Bis zu seinem vierten Jahre behielt sie es bei sich, um ihm das Betteln beizubringen. Da es sich aber als Sohn eines braven Mannes stets weigerte, die Hand auszustrecken, verließ sie es eines schönen Tages auf der Straße, wodurch es seinem Schicksale überlassen war. Vor einem halben Jahre jedoch, als sie in einem Hospitale im Sterben lag, wurde sie von Gewissensbissen gepeinigt. Was das sagen will, Herr Pfarrer, weiß ich aus Erfahrung, das macht Höllequalen,“ und als wollte er den Himmel zum Zeugen dafür anrufen, daß seine Worte Wahrheit seien, richtete der arme Mensch seine Augen gegen die Zimmerdecke. „Schließlich hat sie den Kommissar kommen lassen, hat ihm den Namen des Kindes genannt, und dieser hat ihn mir wiedergefagt. Er ist — Viktor.“

Dem Pfarrer entfiel das Gebetbuch. „Viktor wäre Maugendres Sohn?“

„So ist es.“

Der Geistliche konnte kein verständliches Wort hervorbringen, so betroffen war er; er stotterte etwas wie: „Armes Kind, Jesus Gottes.“ Er erhob sich, ging eilends im Zimmer auf und ab, stürzte ein Glas Wasser hinunter und blieb schließlich, die Hände in seinen Gürtel gekleidet, vor Louveau stehen. Er schien über ein Schicksal nachzusinnen, das er an das Kind anknüpfen könne, da ihm aber kein solches einfallen wollte, sagte er einfach: „Man muß das Kind natürlich seiner Vater wiedergeben.“

„Das ist ja gerade mein Kummer, Herr Pfarrer. Sechs Monate lang hat ich ihn bei mir getragen, ohne jemals etwas darüber zu sagen, selbst meine Frau nicht. Um des Kindes willen habe wir uns so viel Entbehrungen auferlegt, so viel Elend durchgemacht, daß ich nicht weiß, wie ich es fertig bringen werde, mich von ihm zu trennen.“

Louveau sagte die Wahrheit, und man mußte den armen Franz nicht weniger bemitleiden als den beklagenswerten Maugendre. Das empfand auch der Herr Pfarrer, der, nicht wissend wie er Louveau trösten könne, mit erhobenem Antlitz in Erleuchtung von oben flehte; endlich, ehn daran zu denken, daß Louveau gekommen war, sich von ihm Rat zu erbitten, sprach er mit erstarrter Stimme: „Ja, Franz, was ist da zu machen; was würden Sie an meiner Stelle thun?“

„Ich glaube doch, daß Maugendre Viktor wieder haben muß, Herr Pfarrer. An dem Tage, an welchem Maugendre unvermuthet zu uns kam, ist mir das recht zum Bewußtsein gekommen. In innersten Herzen that es mir weh, ihn so alt, so gebrechlich, so niedergedrückt zu sehen. Ich kam mir vor, als hätte ich ihn beraubt, war beschämt wie ein ertappter Dieb. Da konnte ich mein Geheimnis nicht mehr länger bei mir behalten, ich mußte es Ihnen offenbaren.“

„Und das haben Sie recht gemacht, Louveau,“ entgegnete der Pfarrer, in darüber, daß ihm dieser selbst seine Meinung von Viktor vorschlug. „Einen Rath gut zu machen, ist es niemals zu spät. Ich werde Sie zu Maugendre begleiten, gestehen Sie ihm alles.“

„Morgen, Herr Pfarrer.“

„Rein, Franz, sofort,“ und den Schmerz des armen Tropfs erkennend, der lauthersivisch seine Mühe drehte, fügte er hinzu: „Ich bitte Sie darum, Louveau, da wir doch einmal entschieden haben.“

V.

Maugendres Stolz.

Ein Sohn!

Maugendre hat einen Sohn!

Im Eisenbahnzuge, der mit rasender Geschwindigkeit Nevers zueilt, sitzt er gegenüber und läßt ihn nicht aus den Augen.

Ohne auch nur ein Dankeswort zu sagen, hat der Alte seinen Sohn an sich gerast und sich gleich einem Bauer in dem großen Lose mit ihm darübergeworfen.

Wohlt länger wollte er sein Kind seinem schicksaligen Schicksale überlassen, dazu hat er es zu lieb, nicht minder lieb als sein Geld; auch will er es für sich allein haben. Was gehen ihn andere an?

Vor Maugendres Ohren summt und summt es unaufhörlich; sein Kopf glüht vor der Kohlenfeuer der Lokomotive des Dampfwagens, der ihn davontreibt.

Doch schneller, als ein Dampfstoß es zu tun vermag, schneller als der schnellste Eilzug sind seine Gedanken; sie durchfliegen Tage, Monate, Jahre und weilen bei dem manigjährigen Viktor, der, bis zum Altertum mit Geld vollgepfropft, ein dunkelrotes Kleid trägt, bei dem Schüler der Forstakademie mit dem Degen an der Seite und dem Klemmer auf der Nase, in der Uniform, wie sie die Studenten tragen, mit Treiben und Goldborten besetzt.

Man kann das ja bezahlen. Da werden die Herren den Hut vor ihm ziehen und die jungen Damen bis über die Ohren in ihn verliebt sein, und etwas beiseite wird ein Alter mit schwieligen Händen stehen und sagen: „Das ist mein Sohn.“

— „Seht, mein Sohn.“

Und „mein Sohn“ — er träumt davon — ob auch von Varet und goldenem Vorganon? — Es wird ihm schwer, die Tränen zurückzuhalten. Es war alles so glücklich gekommen. Noch brennt ihm das Knie auf der Wange, sieht er, wie der Nouveau sich abwendet, das bleiche Gesicht von Mutter Louveau, und Mimile um ihn zu trösten, ihren Suppennapf halten. Er denkt an alle.

Wie wird es bei ihnen ohne ihn sein! Wie wird er ohne sie leben können! Der kleine Forstakademiker ist so geistesabwesend, daß er seinem Vater auf dessen Frage nicht anders zu antworten weiß als: „Ja Herr Maugendre.“

Und der kleine Seemann von der „schönen Nivernaiserin“ ist noch nicht am Ende seiner Lausale. Es ist nicht so leicht, ein „Herr“ zu werden; das kostet nicht allein Geld, auch Mühe und Entbehrungen.

Nach ist Viktor in solche Gedanken versunken, als der Zug mit schrillum Pfeifen die Flußbrücke in die Vorstadt Nevers führt. Die engen Straßen mit den dunklen Fenstern, an denen statt der Vorhänge Lumpenfetzen herunterhängen, kommen ihm so bekannt vor; es ist ihm, als wäre er das schon irgendwo vor langer Zeit einmal gesehen haben.

Jetzt haben sie das Pflaster unter den Füßen. Um sie kreist und lärmt das Bahndampfwagen, das Durcheinander von mit Lasten beladenen Männern und Frauen, die Rollen der Droschken und schwerfälligen Omnibusse, die von mit Taschen und Kisten gepackten Reisenden im Sturm vorüberkommen werden.

Viktor und sein Vater verlassen mittels Treppchen den Bahnhof. Der Zimmermann in seiner Gedankenverwirrung: Viktor muß ihn eingeleitet werden, beharrend, führt seinen Sohn gerademwegs zu dem Akademiker. Beim Eintritt in den eleganten Laden öffnen ihnen neugekleidete

Herren, die denen auf den an den Wänden aufgehängten kolorierten Kupfern gleichen, mit einem etwas herablassenden Lächeln die Thür, und ehe Maugendre sein Begleichen kundgethan, legen sie ihm das neueste Blatt der Modes illustrees vor, welches einen rauchenden Gymnasten in Gesellschaft einer Amazone, eines Gentlemans im Jagdkostüm und einer Braut in weißem Seidenkleide darstellt. Der Schneider ist gerade mit einem eleganten Waffenrockmuster mit karierten Schößen und goldenen Knöpfen beschäftigt; er legt es dem Zimmermann vor, und mit vor freudigem Stolz strahlenden Augen ruft dieser: „Darin wirst du wie ein Militär aussehen.“ Ein ein Zentimetermaß um den Hals tragender Herr in Hemdsärmeln nähert sich dabei Viktor und nimmt ihm Maß. Bei dieser Verrichtung kommt dem zukünftigen Forstakademiker unwillkürlich der Gedanke an Vater Louveau, wie dieser ihm hat auch Maß nehmen wollen, und an die Erregtheit seiner geschiedenen Frau über Louveaus Thorheit. Alles, was er verlassen, tritt ihm wieder vor die Seele, und seine Augen füllen sich mit Thränen.

Vor den großen Wandspiegel tretend, erkennt Viktor in dem sich ihm darbietenden Bilde eines stattlichen Jünglings im Uniformanzuge den Schiffsjungen von der „schönen Nivernaiserin“ nicht wieder, und als er den Schneider seine alte Bluse wie ein Bündel Lumpen mit dem Fuße verächtlich unter den Arbeitstisch schieben sieht, ist es ihm, als habe er nun mit seiner Vergangenheit abgeschlossen, als solle ihm auch die Erinnerung daran geraubt werden.

„Die bedenklichen Folgen Ihrer ersten Erziehung müssen mit aller Energie beseitigt werden,“ sagte der Anstaltsdirektor streng bei Viktors Aufnahme, und um dem Zöglinge diese Umwandlung zu erleichtern, bestimmte man, daß er nur an jedem ersten Sonntage im Monat die Schule einmal verlassen dürfe.

O, wie er am ersten Abend in einem Winkel des kalten und finsternen Schlafsaales weint und schluchzt, während die übrigen Zöglinge laut schnarchen und der Aufseher beim trüben Schein der Nachtlampe einen Roman verschlingt. Wie sehr er in den Erholungsstunden leidet, während seine Kameraden ihn hänseln und necken.

Wie traurig er im Unterricht auf sein Pult niederblickt, zitternd vor den Zornausbrüchen des Magisters, der von Zeit zu Zeit heftig auf das Katheder klopft und dabei stets wiederholt: „Ein wenig Ruhe, meine Herren!“

Diese keisende Stimme rührt in Viktors Innern die ganze Fülle der schrecklichen Erinnerungen wieder auf und vergiftet ihm damit die Lebenslust. Die trüben Tage der ersten Kindheit treten wieder lebhaft vor seine Seele; die schmützigte Wohnung der Templevorstadt, die Prügel, die er täglich bekommen, das ewige Ranten. Alles, was er schon vergessen zu haben glaubte, taucht wieder auf in ihm.

Um davon abzukommen, zwingt er sich andere Vorstellungen auf, von Klara, von

der „schönen Nivernaiserin“, die wie Sonnenblicke in dem Dunkel seines Lebens sind, und das ist sicherlich die Ursache davon, daß der Präzeptor zu seinem Erstaunen auf allen Buchseiten Maugendres Zeichnungen von Schiffen findet, und mit hartnäckigem Eigensinn immer wieder dasselbe Fahrzeug, bald auf den schmalen Seitenrändern, wie in einen Kanal einlaufend, bald mitten im Lehrsaal und den geometrischen Figuren im Sturme scheiternd, bald auf den Meeren der Landkarte mit vollen Segeln einherfahrend, dargestellt.

Der Direktor, dem man über diesen sonderbaren Vurfsen immer und immer wieder eingehend berichtet hatte, ließ endlich Vater Maugendre kommen, der ganz erstaunt war, das von seinem Sohne zu hören.

„Er ist doch ein so ruhiger Junge.“ „Starrköpfig und eigensinnig wie ein Esel.“

„So begabt.“

„Nichts begreift er.“

Darum ist es jedermann unerklärlich, daß er mitten im Walde bei so kurzem Schulbesuch hat lesen lernen können und nicht auch ebenfogut unter der Zucht eines gelehrten Magisters die Mathematik verstehen lernt.

Vater Maugendre war ganz verzweifelt. Seine Vorstellung von dem Förster schien schnell zu erlöschen. Er wurde aufgebracht, dann flehte er wieder, machte allerlei Versprechungen.

„Willst du Privatstunden, besondere Lehrer? Ich will alles anwenden.“ Viktor blieb.

Doch blieb er ein schlechter Schüler, was die Quartalzeugnisse schonungslos bestätigten.

Er selbst glaubte an seine Unfähigkeit. Täglich mehr versank er in sein dumpfes Brüten.

Was würden Klara und die andern sagen, wenn sie ihn in einem solchen Zustande sähen. Wenn sie doch kommen würden und ihn aus diesem Kerker befreiten; wie gern wollte er mit einem Stücke trockenen Brotes vorlieb nehmen.

Und sie leiden in der That Not. Immer schlechter gehen die Geschäfte, immer gebrechlicher wird das Schiff. Viktor weiß das aus Klaras Briefen, welche er von Zeit zu Zeit mit einem von dem Direktor, dem diese heimliche Korrespondenz nicht gefällt, ärgerlich mit rotem Stift getrigelten „vidi“ von ihr erhält.

„Ach! wenn du doch bei uns wärst,“ sagen Klaras immer gleich zärtliche, aber auch immer betrübter geschriebene Briefe, „wenn du doch bei uns wärst! Es ist, als hätte uns mit dir auch unser Glück verlassen, und ich glaube, daß alles wieder gut würde, wenn du wiederkämfst.“

Nun wohl, Viktor wird auch alles wieder gut machen — wird ein neues Schiff erwerben — wird Klara glücklich machen — den Handel wird er in Schwung bringen — wird beweisen, daß man seine Liebe an keinen Undankbaren verschwendet hat; doch um das alles zu können, ist es nötig,

ein thatkräftiger Mann zu werden; zu erwerben, muß man etwas gelernt haben.

Mögen ihn die Kameraden necken, möge der Magister noch so heftig auf sein Pult schlagen und gleich einem Papagei immer wiederholen: „Meine Herren, ein wenig Ruhe“: Viktor wird nicht mehr duckmäuerig dastehen, auch keine Schiffe mehr zeichnen; er wird nun arbeiten — arbeiten. —

„Ein Brief für den Schüler Maugendre.“

„Ah,“ denkt er, „das ist Klaras Weihe zu meinem Entschluß; sie will mir Mut machen, im Hinblick auf die bereinstige Freiheit.“

Viktor neigt sich über sein Pult, um die Adresse zu küssen, die sauber geschriebene, doch mit zitternder Hand, wahrscheinlich von der Schiffschwankung hervorgerufen. Doch nein, nicht daher rührt die Unsicherheit der Schriftzüge. „Es ist vorbei, mein teurer Viktor; die ‚schöne Nivernaiserin‘ wird nicht mehr fahren; sie ist ruiniert, und wir sind es mit ihr. Man hat ein Schild darangehängt mit der Aufschrift: ‚Auf Abbruch zu verkaufen‘; Leute sind gekommen, die alles taxiert, alles numeriert haben, von dem Bootshafen bis zur Wiege der kleinen Schwester. Ich glaube, man will uns alles nehmen und verkaufen. Was soll aus uns werden? Die Mutter wird vor Kummer sterben und der Vater macht mir bange —“

Weiter las Viktor nicht; die Wörter tangten ihm vor den Augen; sein Kopf glühte, in seinen Ohren summt es unaufhörlich. An das Studium dachte er nicht mehr — er fing an zu delirieren. Er wählte sich auf dem Schiff mitten auf der Seine, wollte hinabtauchen in den Fluß, um seine Stirne zu kühlen. Dann war es ihm, als höre er den Ton einer Glocke, wohl von einem Bugfrierer herrührend, der im Nebel vorbeifuhr; dann wieder war's wie das Brausen des Hochwassers, daß er rief: „Die Flut, die Flut,“ und ein Schauder ergriff ihn.

Auch den Inspektor mit seinen langen Haaren sah er in seinen Visionen und hörte ihn sagen: „Sie sind krank, Maugendre.“

Ja, Maugendre ist sehr krank. Freilich schüttelt der Herr Doktor, als ihn der arme Vater, der ihn aus der Krankenstube hinausgeleitet, mit vor Bangigkeit zitternder Stimme fragt: „Nicht wahr, er wird nicht sterben?“ sein ergrautes Haupt, doch merkt man es ihm an, daß er über den Zustand des Kranken nicht beruhigt ist.

Von dem grünen Rode ist keine Rede mehr, nur wieder gesund werden, ist jetzt der einzige Wunsch.

„Wenn er davontäme,“ hat der Doktor gesagt, „müßte er sofort aus der Anstalt entlassen werden.“

Ja, wenn er davontäme!

Der Gedanke, sein eben wiedergefundenes Kind schon zu verlieren, dieser Gedanke läßt alle ehrgeligen Wünsche des weich gewordenen Vaters vergessen. Vorn will er auf die Verwirklichung seiner Träume verzichten, den Schüler der Forstakademie mit eigenen Händen begraben, wenn ihm

nur Viktor erhalten bleibt. Er wirft sich über Viktors Bett. Der starke Baum ist bis auf den Kern zerspalten, Maugendres Herz weich geworden.

„Werde nur wieder gesund, mein Junge, du sollst reisen, sollst zu ihnen zurückkehren, wieder fahren, und das ist auch für mich gut, da ich dich doch dann öfter sehen kann.“ —

Die Ferien sind gekommen; nicht läutet die Glocke mehr zu den Arbeits- und Erholungsstunden, zum Mittag- und Abendessen, der Lehrsaal ist verödet, die Zöglinge weilen in der Freiheit.

In dieser stillen Zeit wird der Kranke nach Hause gebracht.

Ganz überrascht, sich in einem weißen Bett mit behagliche Dämmerung um ihn verbreitenden Vorhängen zu finden, schaut er um sich. Ihn gelüstet es, sich aufzurichten und umzusehen, wo er sich befindet, die Vorhänge beiseite zu schieben, doch hat er, obwohl er sich wie neu belebt fühlt, nicht die Kraft dazu.

Was ist das? Flüsternde Stimmen und ein leises Gehen wie auf Fußspitzen, und dann noch ein ihm sehr bekannt vorkommendes Geräusch, wie von dem Rehren mit einem Besen herrührend. Wo war doch das? War es nicht auf dem Deck der „schönen Nivernaiserin“? Natürlich, das ist es. Und seine ganze Kraft zusammennehmend, ruft der Kranke mit schwacher Stimme, die ihm freilich sehr laut scheint: „Heda! Schiffsmannschaft, heda!“

Da schieben sich die Vorhänge beiseite, und von der auf ihn hereinströmenden Lichtfülle halb geblendet, gewahrt er alle die teuren Seinen, die er in seinen Phantasien so oft gerufen hatte.

Alle! Klara, Maugendre, Vater Louveau, Mutter Louveau, Mimile, die kleine Schwester und der alte abgebrühte, wie sein Haken magere Reiherr, der mit dem ganzen Gesichte lacht. Alle strecken ihre Hände aus, neigen sich über ihn, küssen ihn, drücken ihm die Hände, überstürzen sich mit Fragen — und er: „Wo bin ich? Woher kommt ihr?“

Doch der Herr Doktor hatte streng Schonung befohlen, und der Alte mit dem grauen Haar spaßte nicht dabei.

Man steckt dem Genesenden die Arme unter die Decke, und um ihn am Sprechen zu hindern, läßt Maugendre ihn nicht zu Worte kommen.

„Denke dir nur, schon sechs Wochen liegt du krank. Ich war gerade bei dem Direktor, um mich bei ihm über dich zu erkundigen. Zu meiner großen Freude teilte er mir mit, daß du jetzt arbeitest wie ein Tagelöhner und sichtlich Fortschritte machst. Ich hatte soeben darum gebeten, dich einmal sprechen zu können, da stürzt ganz außer sich der Inspektor herein und sammelt, du habest ganz plötzlich einen Nervenanfall bekommen; ich eile zu dir, doch du erkennst mich nicht, hast Augen wie Feuerflammen und phantasierst stark. Mein armer Junge, du bist sehr krank gewesen. Keine Minute habe ich dich verlassen, fortwährend sprichst du von der

„schönen Nivernaiserin“, von Klara, von neuen Schiffe und was weiß ich noch alles. Dann erinnerte ich mich an deinen Brief, an den Brief von Klara, den man dir aus den Händen genommen und ihn mir gegeben und an den ich in der Aufregung gar nicht mehr gedacht hatte. Ich ziehe ihn aus der Tasche, lese ihn, schlage mich mit der Hand vor den Kopf, mir jagend, daß ich über meinen Kummer nicht die Not meiner Freunde zu vergessen braucht, und schreibe an sie, erhalte aber keine Antwort. Da mache ich mich eines Taars, wo es mit dir besser ging, auf und laß sie in mein Haus, wo sie auch jetzt wohnen und so lange wohnen werden, bis ihre Sache geordnet ist. Nicht wahr, Louveau?“

Allen stehen die Thränen in den Augen und trotz der Warnungen des Doktors zieht Viktor die Arme unter der Decke hervor und schlingt sie um seinen Vater. Maugendre fühlt, was er noch nie hat empfinden können, den Ruß eines zärtlichen Kindes auf seinen Lippen.

Am folgenden Tage eröffnet Maugendre seinen Hausgenossen, daß er nach Clamecy reisen werde, um für Louveau bei Bekannten, die eine große Holzlieferung übernommen, Beschäftigung zu suchen und die einen so tüchtigen Seemann sicher in offenen Armen aufnehmen würden. Klar möge solange bei Viktor bleiben, ihn unterstützen und dadurch die bitteren Arzneien versüßen. Mutter Louveau würde die Wirtschaft führen und Franz den Boden des von ihm übernommenen Gebäudes in der Grande Straße beaufsichtigen.

Bald kam Viktor das Bett verlaßend. In einem Fauteuil sitzend, rollt ihn Klar ans Fenster und plaudert mit ihm, ist ganz allein.

„Klara, weißt du noch, wenn ich an Steuer saß und du mit dem Strickzeug in der Hand an meiner Seite warst?“

Errötend schlägt Klara die Augen nieder, und beide sind eine Weile stumm vor Glück.

Er ist nicht mehr der kleine Bürd mit der roten Mütze, dessen Füße, wenn er auf dem Bettrande saß, nicht den Boden berührten, und sie gleicht einer eben aus Jungfrau erblühenden Mädchenknospe.

„Komm recht früh, Klara, und mach solange du kannst,“ wiederholt er jedesmal, wenn Klara ihn verläßt.

Wie schön muß es aber auch für sie sein, so bei einander am Fenster hinter den Vorhängen zu sitzen, miteinander zu sprechen zu plaudern, sich der ersten Kindheit zu erinnern, wo sie auf dem Bettrande demselben Löffel ihre Brotsuppe aßen. Diese Kindheits Erinnerungen! Sie sind von dem einen auf das andere zurück, daß man immer Neues zu erzählen hat. Ein Paar achtzigjährige Eheleute dem nicht mehr als die beiden in der Krankenstube an die Vergangenheit.

Kommt es ihnen aber denn nicht in den Sinn, auch an die Zukunft zu denken? — Ah, sie denken wohl daran, wenn sie nicht davon reden. Das ist ja aber

nicht von nöten. Ein Händedruck, ein leises Lächeln sind deutlicher als Worte, und in dieser Sprache reden sie den ganzen Tag, daher es auch wohl kommt, daß sie oft so schwermüthig sind und daß ihnen die Tage so schnell dahinfließen und ihnen unmerklich ein Monat verstrichen ist.

Viktor kann wieder hinaus.

Zu dieser Zeit kehrt Vater Maugendre von seiner Reise zurück. Er findet alle bei einander. Sogleich fragte ihn der arme Louveau gekränkt: „Nun, kann man mich so unten gebrauchen?“

Maugendre kann ein schmunzelndes Lächeln nicht unterdrücken: „Ob man dich haben will, Alter? Man gebrauchte einen neuen Schiffspatron, und als ich ihnen den Vorschlag, waren sie freudig einverstanden.“

„Wer denn, sie?“

Aber in seiner Freude fragt er nicht weiter, und ohne mehr erfahren zu haben, schenken sich alle auf nach Clamecy.

Die Freude, als sie am Kanal ankommen!

Da, am Kai, ragt der Mast eines wunderbar neuen, prächtigen, von oben bis unten bewimpelten Schiffes aus der ruhigen Flut.

„Das schöne Schiff!“ tönt es von den Lippen.

Louveau traut seinen Augen nicht; er öffnet seinen Mund und so erregt, daß er die Thüringe hin und her schwingen, steht er da.

„Das ist zu schön! Ich würde es niemals wagen, mit einem solchen Schiffe zu fahren, das ist zu gut zum Schiffe. Man hat es unter eine Glasglocke setzen.“

Maugendre ist genötigt, ihn vorwärts zu der Brücke zu schieben, von welcher aus die Schiffsmannschaft winkt.

„Wie! Sogar die Schiffsmannschaft restauriert? Sie hat ja einen neuen Mast und ein ganz frisches Holzbein. Das ist sehr hübsch von dem Schiffsbauer, der ein umsichtiger Mann sein muß. Wie zweckmäßig hat er alles eingerichtet lassen! Das Oberdeck von einer Holztrabe umgeben, mit Sitzbänken und einem Zeltdach vor dem Wetter geschützt. Der Schiffsraum faßt noch einmal so viel wie ein anderes Schiff, und keine Kojen, o die Kojen! Drei Zimmer, eine Küche, Fenster!“

Ganz überwältigt zieht er Maugendre zu sich heran und stottert: „Aber mein alter Maugendre, du hast noch etwas vergessen, hast mir noch gar nicht gesagt, für wie ich fahren soll.“

„Wachtest du das wissen?“

„Na, freilich!“

„Nun, für dich!“

„Wie — denn — das Schiff —“

„Hörst du dir!“ —

Die Ueberraschung! Ein Glück, daß der wichtige Unternehmer auf dem Deck des Kanals hat anbringen lassen. Louveau tritt darauf zusammen.

„Das ist ja nicht möglich — wie kann man das annehmen!“

„Doch Maugendre weiß ihm zu ant-

worten: „Du denkst wohl nicht mehr an meine alte Schuld, hast wohl ganz vergessen, was dich Viktor gekostet hat. Sei ruhig, Franz, ich bleibe immer noch dein Schuldner.“

Und mit Thränen in den Augen fallen sie sich in die Arme und halten sich umschlungen wie Brüder.

Da, wie Maugendre es gewünscht, naht ein Zug aus dem Walde mit dem Herrn Pfarrer und einem Musikkorps an der Spitze.

Ganz Clamecy in Prozession ist gekommen, um dem Feste der Schiffsweihe beizuwohnen.

Und das Banner fliegt im Winde.

Und die Musik spielt: Jim! bum, bum!

Und alles jubelt.

Und über dem allen lacht freundlich die Sonne, in deren Strahlen das Silber des Kreuzes und die Musikinstrumente funkeln.

Ein schönes Fest!

Da verschwindet ein graues Segel vom Hinterteil des Schiffes und in goldenen Lettern auf blauem Grunde erscheint der Name: „Die neue Nivernaiserin“.

Ein Hurra durchbraust die Luft. Ein Hoch der „neuen Nivernaiserin“, daß sie so alt werden möge wie die alte, und in ihrem Alter glücklicher wie diese sein möge.

Indessen ist der Herr Pfarrer ans Schiff herantreten. Hinter ihm haben sich die Sänger und Musikanten gereiht. Das Banner senkt sich.

„Benedicat Deus —“

Baten sind Viktor und Klara. Der Herr Pfarrer hat sie zu sich herantreten lassen; zitternd halten sie sich an der Hand; ganz verwirrt stammeln sie die Worte nach, die ihnen ein Chorfabe vorflüstert, während sie der Herr Pfarrer mit Weihwasser überstrengt:

„Benedicat Deus —“

Man möchte sie für ein junges, vor dem Altar stehendes Paar halten. Dieser Gedanke kommt allen, vielleicht ihnen selbst, denn sie wagen nicht aufzusehen und fangen immer mehr an zu zittern.

Endlich ist die Zeremonie zu Ende. Die „neue Nivernaiserin“ ist geweiht; allmählich zerstreut sich die Menge. Vater Louveau wendet sich zu den Musikanten und stößt mit ihnen an; Maugendre hat währenddessen die Baten an die Hand genommen, und indem er Louveau zublinzelt, wendet er sich an den Herrn Pfarrer mit den Worten: „Die Taufe ist vor sich gegangen, Herr Pfarrer, wann die Hochzeit?“

Viktor und Klara werden über und über rot. Mimile und die kleine Schwester klatschen in die Hände, und inmitten des allgemeinen Enthusiasmus hängt sich der etwas angeheiterte brave Seemann an die Schulter seiner Tochter, lacht mit dem ganzen Gesichte, und sich über seinen schlechten Witz schon vorher freudig, spricht er: „Nicht wahr, Klara, jetzt könnten wir wohl Viktor dem Kommissar zurückbringen?“

Der Sänger der „bezauberten Rose“.

Von

Dr. R. Lange.

Seit Kaiser Wilhelm I. in der stillen Charlottenburger Gruft den Todeschlaf schläft, um auszuruhen von den Thaten eines wunderbar reichen, Heil und Segen in Fülle spendenden Lebens, ist der 22. März, der Tag, an dem einst das ganze deutsche Volk sein „Macte senex imperator“ dem Vielgeliebten jubelte, ein Tag der stillen Behmüt und schmerzlicher Erinnerung für uns Deutsche geworden. Er ist vor allem dem Andenken des Geschiedenen geweiht und soll und wird es bleiben. Dennoch mag es mir vergönnt sein, bei der diesjährigen Wiederkehr dieses Tages den Leser auch an einen andern Sohn unseres Vaterlandes zu erinnern, dessen Haupt freilich keine Fürstenthrone, wohl aber der Dichterlorbeer schmückte und der seinerzeit in demselben Kampfe mitgefochten hat, in dem auch Kaiser Wilhelm als jugendlicher Prinz zuerst die Schreden, aber auch die Ehren, die der Krieg bringt, kennen lernte. Ich meine Ernst Schulze, den Dichter der „bezauberten Rose“. Denn wenn er auch nicht zu den größten und ruhmreichsten Sängern Deutschlands gehört, so verdient doch auch er in der Erinnerung seines Volkes weiter zu leben. Zwar ist er früh ins Grab gesunken, ehe er zur völligen Reife sich emporgerungen hatte, aber in der kurzen Zeit, die ihm zu leben vergönnt war, hat er viel mehr Schönes und Treffliches geschaffen, als die meisten ahnen.

Ernst Konrad Friedrich Schulze wurde am 22. März 1789 zu Celle als Sohn des dortigen Bürgermeisters geboren. Er ward ein frischer, munterer, zu Jugendstreichen aller Art aufgelegter Knabe, dabei gutberzig und offen. Daß es ihm an Anlagen nicht fehlte, zeigte sich bald, aber von Ordnung und geregelterm Fleiß mochte er damals nichts wissen. Er betrachtete sich, da er von anderen immer so beurteilt wurde, bald auch selbst als einen Menschen, aus dem nie etwas Rechtes werden würde. Erst später zeigte sich seine dichterische Anlage und der Hang zur Schwärmerei und Romantik, der ihm dann durch sein ganzes Leben hindurch treu geblieben ist. Als er fünfzehn Jahre alt war, verbrachte er oft lange Wochen auf einem abgelegenen Landgute einige Meilen von Celle, das sein Vater zu verwalten hatte und in dem ein Pächter mit seiner Familie hauste. Der junge Romantiker aber lebte dann trotz der immer erneuten Aufforderungen des Pächters nicht in dessen Haus, sondern bezog mütterseelenallein das halbverfallene Herrenschloß, das in einem ganz verwilderten Parke lag, und spann sich hier im großen Hittersaal oder im alten Himmelbett ganz in seine phantastischen Träume ein oder streifte draußen durch Moor und Heide und lauschte dem Klauschen des Windes, der durch die alten Tannen fuhr.

Siebzehn Jahre alt, bezog er 1806 die Universität Göttingen, um Theologie zu studieren. Sonderliche Neigung brachte er dazu nicht mit, und so war es denn natürlich, daß er sehr bald auf andere Gedanken kam. Gleich von Anfang an hörte er fast nur die ästhetischen und litterarhistorischen Vorlesungen des von ihm hochverehrten Professors Friedrich Bouvier, der später (1822) seines Schülers sämtliche poetische Werke herausgab. So wurde er zum Philologen und ist es geblieben. Sein Wunsch war später, eine Professur in Göttingen

gen zu erlangen, und er hat später auch Vorlesungen gehalten. Aber wenn er auch, freilich nicht ohne Unterbrechungen, sehr fleißig und ernsthaft sich seinen Studien gewidmet hat, wenn es auch Zeiten gab, wo er, wie er selbst erzählt, „wie ein verlierter Schiffer tagelang einer einzigen Konjektur nachschlich und sie mit himmlischer Zufriedenheit durch die Sandwüste mächtiger Folianten verfolgte“, so hat er doch eine wirkliche Liebe zum philologischen Studium nie empfunden; oft genug spottet er ingrimmig über die Beschäftigung mit dem „Gefindel“, wie er die alten Schriftsteller nennt, und über „die heilige Philologie, die ihn in ihre knöchernen Arme genommen“. „Gelehrt wird man freilich auch wider Willen,“ meint er, „aber was bleibt von Geist und Phantasie übrig? Mir zum Glück noch so viel, um auf meine eigene Narrheit und auf meinen Jammer ein Spottgedicht machen zu können!“ Sein eigentliches Feld war und blieb immerdar die Poesie, für sie schlug sein Herz — und für die Liebe.

Jahrelang lebte er in Göttingen fröhlich dahin, und da er, auch darin ein wahrer Dichter, immer nur sang, was er lebte und fühlte, so atmen auch seine Gedichte aus jener Zeit Heiterkeit, Frohsinn, Lebenslust. Das Leben lag vor ihm, wie ein blühendes, duftendes, sonnenburchglänzendes Gefilde. Das war die Zeit, von der er in seinen Elegieen sang: Wahrlich, ich habe gelebt! Nicht reut mich die fröhliche Willkür;

Fest an die feurige Brust drückt' ich das blühende Zein,
Küßte die scheidende Lust, und der nahenden Lacht' ich entgegen.

Und zur geliebtesten Braut ward die Minute mir stets.

Das wurde anders, als er — es war gegen Ende des Jahres 1811 — Cäcilie Tyche, die siebzehnjährige Tochter eines Göttinger Gelehrten, kennen lernte. Nur ein kurzes Jahr hat er sie gekannt, dann nahm der Tod sie hinweg — aber dieses Jahr entschied über sein ganzes späteres Leben. Cäcilie war ein schönes, außerordentlich begabtes, für alles hohe empfängliches, tief empfindendes Mädchen, aber so zart besaßet, so ätherisch, daß man frühzeitig schon ahnen konnte, sie sei für die rauhe Erde nicht geschaffen. So wie sie entwickeln sich nur zu oft die Menschen, die dann in der Jugend schon hinweggenommen werden; es ist, als ob sie, da ihnen die Zeit zum Leben so kurz zugemessen ist, schneller sich entfalten, rascher alle Schätze des Geistes und Herzens sammeln und wieder spenden müßten.

Bei der ersten Bekanntschaft zog Cäcilie den Dichter nicht an, und er machte sich später Vorwürfe, daß er sie anfangs fälsch beurteilt habe. Bald aber lernte er das seltene Mädchen lieben, und seine Liebe ward immer inniger, obwohl Cäcilie sie wenigstens nicht in dem Maße erwiderte, wie sie ihr entgegengebracht wurde. Sie war freundlich zu ihm und dankbar für seine Anhänglichkeit, aber weiter scheint sie nicht gegangen zu sein. Und der Dichter war damit zufrieden, mußte es schon deshalb sein, weil er nach kurzer Bekanntschaft schon erkannte, daß die Geliebte einem frühen Grabe zuwanke. Schon darum ist es zu einer bestimmten Erklärung zwischen beiden nicht gekommen.

Die Liebe zu Cäcilie ließ für den Dichter alles andere in den Hintergrund treten; sie bewirkte, wie er nach kurzer Bekanntschaft schon empfand, eine vollständige Umwandlung seines Wesens. Durch der Geliebten Einfluß erst erwachte in ihm die Liebe zum bedrängten Vaterlande, erst sie stimmte ihn religiös; aber freilich raubte ihm die Liebe auch seine Heiterkeit und Seelenruhe; dafür aber gab sie ihm erst die Dichterweihe und uns außer seinen poetischen Erzählungen auch eine Reihe

der schönsten und zartesten Lieder und Gedichte. Ich erinnere hier an jene an Cäcilie gerichtete Epistel, von der er selbst sagt, hier sei, während er doch sonst unendlich viel schlechte Verse gemacht habe, eine solche Zartheit des Gefühls, eine so geistige Empfindung, daß man das Gedicht aus Lust gewebt nennen möchte. Und fürwahr, er hat recht; und da dies Gedicht für Schulzes ganze Art zu empfinden und wohl auch zu schwärmen, so bezeichnend ist, möge wenigstens eine Stelle daraus hier Platz finden:

„Als dich zuerst mein ird'isches Aug' erblickte,
Nicht Traumen war's, was da mein Herz empfand,
Du warst mir längst verbunden und bekannt,
Und jeder Traum, der früher mich entzückte,
Er ließ von dir sein gauleisches Gewand.
Wie ließ mein Herz die süße Hoffnung schwinden,
Ginst' wird' ich auch auf meines Lebens Pfad
Den Genius des Traumes wiederfinden,
Der freundlich oft vor meine Seele trat.
Viel helbe Bilder nahen mir und schweben
Im raichen Tanz des ird'ischen Gauleibels,
Umflochten mich mit leicht zerriss'nen Banden
Und wiegen sich, vom Rauch der Lahn' enttanden,
Auf Fluten nur des geringen Gefühls.
Doch unentweicht umflöß das heil'ge Feuer
In meiner Brust ein namenloses Bild,
Kein fremder Reiz zerschneid' den jarten Schleier,
Worin es still und dämmend sich gebührt.
Da sah ich dich, und sich, der Flor entbiete,
Der höchste Reiz, der mir im Herzen lehte,
Der schönste Traum der Sehnsucht war erfüllt.“

Eine ganze Anzahl von Gedichten sind an Cäcilie gerichtet; er kannte damals kaum etwas anderes, was ihm wert schien, besungen zu werden, und in immer neuen Worten und Bildern gesteht er ihr, wie teuer, wie heilig sie ihm sei:

„In jedem Bild, in jedem gedämpften Laut,
Im stummen Gram und in des Frohsinns
Sonnigem Lächeln enthüllt mein Herz dir.

Daß du allein ihm Leben und Liebe bist,
Daß zart und innig jedes Gefühl in mir
Dein Eigentum ist, daß dein Bild nur
Kraft in die Brust mir und Milde senkt.

So weht belebend um das entseimte Grün
Mit duft'gem Flug des süßen Lenzes Pouch,
So gaukelt freundlich in der Caille
Niedelndes Silber der Rose Bildnis!“

Wie schon erwähnt, mußte der Dichter bald erkennen, daß der Geliebten Tage gezählt seien. Da kam immer gewaltiger die Schwermut über ihn. Ab und zu brach zwar wieder ein Sonnenstrahl der Hoffnung durch des Kummers dunkles Gewölke — aber schnell verschwand er wieder. Cäcilie hatte früher an einer heftigen Nervenkrankheit gelitten; seitdem war sie nie wieder ganz gesund geworden, und nun verzehrten sich ihre Kräfte mehr und mehr. Sie selbst sah den Tod kommen und sprach viel von ihm. Daß ihr Sänger auch in dieser schweren, hoffnungsarmen Zeit treu bei ihr ausharrte, sie zu erheitern, zu trösten suchte, ihr tausend kleine Liebesdienste erwies, blieb nicht ohne Eindruck auf des Mädchens Herz. Sie war dankbar für soviel Liebe, und das machte den armen Schwärmer so glücklich!

Und endlich starb sie, noch nicht achtzehn Jahre alt — es war am 3. Dezember 1812. Des Dichters Schmerz war tief und schwer. Trost gab ihm zuerst wieder die Dichtung. Der Gedanke stieg in ihm auf, die Verlorene in einem großen epischen Gedichte zu verherrlichen. Er wollte darin, wie er selbst schreibt, ihren Charakter bis in seine kleinsten Züge darstellen. Deutsch sollte es sein, wie ihr Gemüt, und die Religion sollte das Hauptmotiv werden. In Cäcilie wollte er die christliche Sehnsucht nach dem Himmlischen und Ewigen darstellen. Maßlos ging er an die Ausführung seines Planes, und so entstand in verhältnismäßig kurzer Zeit sein bedeutendstes Gedicht, die romantische Epopöe „Cäcilie“. Die Form ist die freie Strophe des Lirons. Das Ganze enthält zwanzig Gesänge und be-

handelte den Sieg des Christentums über den Odinssdienst in Dänemark; es spielt zur Zeit Ottos I. Cäcilies Wundergestalt führt das christliche Heer zum Siege. Gelesen wird das Gedicht jetzt wohl nur noch wenig; das aber verschwindet, wie Schulze selbst erkannte, nur im Nebel, und die Gestalten haben kein reelles Leben. Aber bewundernswert ist auch die des Dichters reiche Phantasie und die Kunst der Schilderung, die sich ganz besonders in einzelnen prächtigen Episoden zeigt. Vor allem aber ist auch in diesem Gedicht der Vers mehrheitlich gehandhabt: in Beziehung auf metrische Klangfülle, auf leichten mühelosen Abroll der Rebe scheint die „Cäcilie“ den Vergleich mit den besten Werken nicht.

Die letzten Jahre von Schulzes Leben sind wenig erquicklich. Nicht als ob er sich sehr untreu geworden und etwa gesunken wäre; nein, er blieb, der er war, und unerschütterlich war der Quell seiner Lieder. Was uns das wenig erfreulich anmutet, ist die diese ganz spätere Zeit ausfüllende eigentümliche Doppeliebe des Dichters. Er blieb seinem eigenen Geständnis nach bis zum Tode Cäcilien treu und doch sah er sehr bald nach ihrem Tode eine schwärmerische Liebe auch zu ihrer Schwester Adelheid. Er sah in der lebenden Schwester gewissermaßen ein anderes Ich der Gestorbenen; beide verschmolzen für ihn zu einer einzigen Gestalt. Er beweinte und beklagte die Tote und verlangte nach dem Leben der Lebenden. So sagt er selbst:

„Mein Singen soll nur eine Herrin preisen,
Die doppelt stets mein zweifelh' Aug' erblickt:
Dort in des Grabes ewig stummen Ähren
Hier mit des Lebens freud'gem Reiz geknickt.
Und wenn auch hier zwei Namen sie benennen,
Wie kann mein Herz die holden Bilder trennen.“

Neben der toten widmet er nun auch der lebenden Schwester seine Lieder, und auch unter ihnen find nicht wenige Edelsteine; finden sich besonders in dem „Poetischen Tagebuch“, das von 1813 bis 1817 reicht und in dem der Dichter in oft klassisch schönen und reinen Versen sein Fühlen und Denken, sein Lieben und Leiden uns enthüllt. Nur einige Stellen darf ich hier anführen. Vom 6. Januar 1814 stammen die Verse:

„Was, wo ich weilt' und achte,
Miß Verlangen mir erregen,
Gewiß ist von süßem Wehe
Mir die volle Brust erfüllt,
Und du kommst auf allen Wegen
Mir entgegen,
Hohles Bild!“

„Nicht ich dich, so muß ich leiden,
Leiden, wenn ich dich erblicke,
Immer zwischen Seh'n und Weiden
Schwauet mein Herz im raichen Streit,
Und mir naht, wohin ich blide,
Leid im Glücke,
Glück im Leid.“

Wenige Tage später schrieb er die folgenden nieder:

„Wenn ich still an deinen Blicken bange,
Küßt in mir ein wunderbares Leben
Und der Träume bunte Geister spielen
Um mich her in zauberischem Tanz.
Wie die Tön' im goldenen Gartenkranz,
Leis' und laut sich ineinander weben,
So verfließt von wechselnden Gefühlen
Hell und dämmend sich der holde Kranz.
Liebesflüsse reut mir dann mein Sehnen,
Und in meinem Arme ruht mein Hoffen,
Was ich träumte, steigt vom Himmel nieder,
Aus dem Grab erhebt, was ich verlor,
Und es ist die Bahn zu allem Schönen,
Und des Sieges goldenes Thor mir offen.
Und es strebt mit mächtigem Gesieder
Mutig der erstölte Geist empor.“

Will uns schon die Doppelliebe des Dichters an und für sich nicht recht behagen, so das ganze Verhältnis uns unklar erscheint, so steigert sich dies Gefühl noch dadurch, daß Schulze, obwohl Adelheid seine Liebe nicht erwiderte, doch nicht aufhörte, um ihre

gung zu werben und ihr immer wieder sein Leid zu klagen in einer Weise, die uns jetzt nicht mehr so recht als eines Mannes würdig erscheinen will. —

Dauernde Heiterkeit kam nie wieder in des Dichters Seele, seit Cäcilie gestorben war. Zu dem Schmerz über seinen unersehbaren Verlust und zu der unglücklichen Liebe, die ihn quälte, kam noch, daß auch seine Gesundheit zu wanken begann. Traurig und öde lag das Leben vor ihm. Da trieb's auch ihn, mit in den Krieg zu ziehen, durch den der Nebenbuhler des fremden Eroberers vollends gehrochen werden sollte. Mit großer Freude hatte er im Jahre 1813 die deutschen Waffen Sieges auf Sieges ersehnten sehen, und immer von neuem war der Wunsch in ihm aufgeleuchtet, auch zum Schwert zu greifen. Zum Preise der wieder errungenen Freiheit schrieb er sein bekanntes Gedicht: „Cäcilie, eine Götterstimme“, und am 1. November jenes Jahres zeichnete er in sein „V. Poetisches Tagebuch“ das schöne Gedicht ein, das mit den Worten beginnt:

Rosie wiehern, Waffen blinken,
Deutschlands Rächer sind genahet,
Und die bunten Fahnen winken
Zu des Ruhmes goldenem Pfad.
Soll ich stets dem Kummer dienen
Schmucklos und hoffnungslos?
Nimmer blüht die That des Kühnen
In der Ruhe trägem Schoß.“

Am 8. Dezember trat der Dichter in das Grubenbärgische Jägerbataillon ein. Im Frühling erst zogen die Jäger ins Feld, um Dänemark aus Hamburg vertreiben zu helfen, und nach einigen hitzigen Gefechten zog Schulze mit ihnen in die befreite Stadt ein. Das ungewohnte Kriegsleben hatte ihm wohl gethan, und frischer kehrte er nach Göttingen zurück; hier aber begann die alte Qual von neuem. Ab und zu schien er sich zwar im Verkehr mit Freunden aufzuraffen, aber das dauerte nie lange. Immer mehr verdüsterten Gram und Nüchternheit sein Gemüt. Ein Kolleg über Homer, das er eröffnete, wurde wenig besucht, und alle seine Bemühungen, eine feste Stellung zu finden, scheiterten. Sein wachsender Dichterruhm vermochte ihn über all' sein Leid nicht zu trösten. Als der Krieg wieder ausbrach, entschloß er sich nach einigem Schwanken, wieder mitzuziehen. Er wollte wieder in ein Jägercorps eintreten, das sich auf dem Harz bildete; da er aber hier zu spät kam, kehrte er wieder nach Göttingen zurück. Immer dunkler wurde es in seinem Innern. „Wenn ich noch lange so in meiner stillen Abgeschiedenheit sitze,“ schrieb er damals an Adelheid, „und Vergangenheit und Gegenwart vergleiche, muß ich fürchten, wahnsinnig zu werden. In manchen Augenblicken kommt es mir vor, als sei ich es schon.“ — Die Familie der Geliebten und diese selbst wurden immer kühler und zurückhaltender gegen ihn; und endlich raffte er sich dazu auf, jeden Verkehr mit ihr abzubrechen. Der lange Brief (vom 25. und 26. Mai 1816), in dem er endlich Abschied von Adelheid nimmt, zeigt, wie furchtbar schwer ihm auch jetzt noch dieser Entschluß wurde.

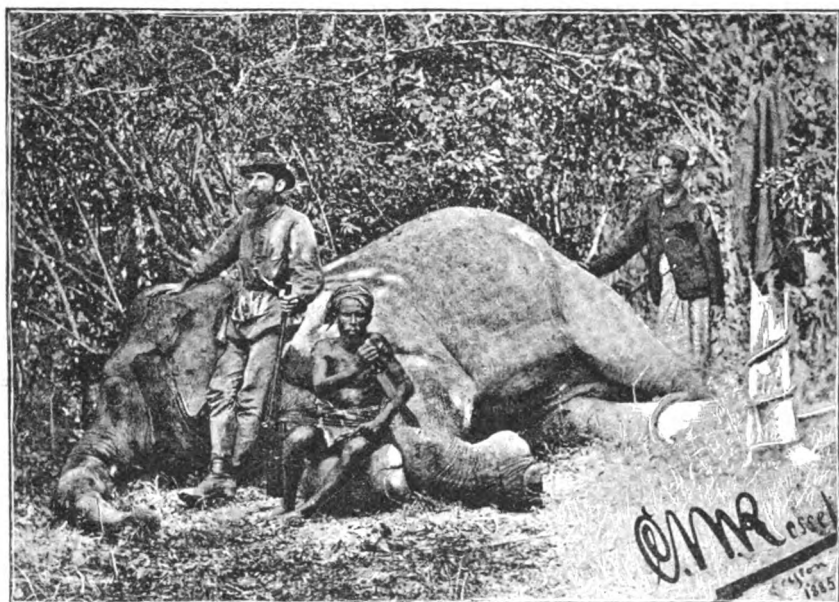
Er ersahnte er den Tod:

Ich bin von aller Ruh' geschieden
Und treib' umher auf wilder Flut,
An einem Ort nur find' ich Frieden,
Des ist der Ort, wo alles ruht.

Und wenn die Wind' auch schaurig sausen
Und tollt der Regen niederfällt,
Doch mag ich dort viel lieber sausen,
Als in der unbefängten Welt.“

Er ahnte nicht, daß, was er ersahnte, ihm so nahe war! Von seiner Mutter hatte er die Anlage zur Schwindsucht ererbt, und seine Tage waren gezählt. Noch bis zum Anfang

des Jahres 1817 blieb er in Göttingen; seine ganze Sehnsucht und sein Wille standen nach Italien, nach Rom, wohin zu kommen ihn einige seiner Freunde dringend aufforderten. Dort hoffte er, die Vergangenheit endlich vergessen und „sich für sein ganzes künftiges Leben Ruhe erkaufen zu können“. Die Hoffnung auf das Land seiner Sehnsucht sollte sich nicht erfüllen, aber sie hat ihn noch bis zu seinen letzten Tagen freundlich umgaukelt. Und noch eine andere Freude ward ihm zu teil. Schon erkrankt, hatte er seine „Bezauberte Rose“ geschrieben und sich mit ihr um den Preis beworben, den Friedrich Arnold Brockhaus in Leipzig für die beste poetische



Elefantenjagden auf Ceylon (S. 164).

Erzählung ausgeschrieben hatte. Schulzes Gedicht wurde einstimmig für das beste erklärt und verdiente den Preis auch in der That trotz der nicht abzuleugnenden Weichlichkeit, die sich vielfach zeigt, schon durch die geradezu musterhafte Behandlung der wohlklingenden Stenzen, durch die Anmut und den Liebreiz, der über dem Ganzen liegt. Nur wenige Tage, nachdem der Dichter die Nachricht von seinem Siege erhalten — er war unterdessen ins väterliche Haus nach Celle übergesiedelt — schied er am 29. Juni 1817 aus dem Leben, das ihm soviel Lust und soviel Qual bereitet hatte. —

Ernst Schulze war ein echter Minnesänger, ein warm und tief empfindender Mensch, der, was er dachte und empfand, aus seinem über-vollen Herzen hinausdrängen mußte. Auch ihm gab die Gottheit, zu sagen, was er litt:

Wie im Lenz an blühenden Zweigen
Immer junge Knospen keimen,
So entspringt mit ew'gem Drange
Mir im Wuslen Lied auf Lied.

Singen oder ewig schweigen,
Sterben muß ich oder träumen,
Weil im Traum nur und Gesange
Mein verwelktes Leben blüht.“

Seine Kunst zu einem Gewerbe zu machen oder auch nur zum Lebensberuf, daran dachte er nicht; schon seine Gedichte drucken zu lassen, kostete ihm Ueberwindung. Es wäre ungerrecht, wollte man ihn nur beurteilen nach seinen poetischen Erzählungen: gerade in den kleineren lyrischen Gedichten, vor allem in denen des „Poetischen Tagebuchs“, zeigt er

die größte dichterische Kraft und den ganzen holden Liebreiz des Minnegejangs. Was uns nicht zusagen will, ist schon hervorgehoben; wer aber weiß, ob der Dichter, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, Italien zu sehen, wenn er reiser, selbstbewußter zurückgekehrt wäre und nicht so bald hätte scheiden müssen von der süßen, freundlichen Gewohnheit des Daseins, ob er dann nicht auch jenes Weichliche und Gestaltlose abgestreift hätte? Wohl möglich, daß er dann bei seiner unvergleichlichen Formbeherrschung und seiner tiefen Empfindung uns noch ganz andere Werke geschenkt hätte; doch — das Schicksal hat es nicht gewollt. Wir können ihn nur messen nach dem,

was er uns wirklich hinterlassen hat; auch das ist viel, und sein Volk soll es ihm danken!

Elefantenjagden auf Ceylon.

Von

C. W. Rosset.

Elefantenherden sind auf Ceylon noch zahlreiche namentlich in den wasserreichen Ebenen des Ostens und Südens, auch des Nordostens, während sie in geringerer Menge auch in der gebirgigen Zentralprovinz bis zu dem 5000 Fuß hohen Ruwera Ellia vorkommen. Die Gefahr einer Elefantenjagd wird gewöhnlich für viel zu schlimm angesehen. In der That gefährlich sind nur die sogenannten Rote-Elefanten, alte Männchen, die im Laufe der Zeit sich von der Herde getrennt haben und, infolge ihres Einsiedlerlebens mutwillig und böseartig geworden, alles zerstampfen, zerbrechen und zerstören, was ihnen in den Weg kommt, und bisweilen sperren sie den Eingeborenen sogar die Verkehrsstraßen.

Im Januar 1885 rüsteten wir uns zu einer dreimonatlichen Elefantenjagd. Wir hatten von der Regierung auf Ceylon die Erlaubnis bekommen, so viel Elefanten zu schießen, wie wir wollten. Anfangs Februar machten wir uns von Paradenya aus, das in der Nähe von Kandy liegt, auf den Weg. Meine Jagdbegleitung bestand aus zwei Freunden von mir, den beiden Dr. S., zwei sing-

halefischen Dienern, einem Koch und etwa 20 Kutis, die als Träger dienten. Die Ausrüstung wurde von zwei Ochsenspannen und einem kleinen Eingeborenenwagen befördert. Wir legten die ganze Tour zu Fuß zurück, 8—12 englische Meilen täglich, und wandten uns zunächst nach der Ostprovinz zum Moogam Tana, etwa 20 Meilen von Batticaloa an der Ostküste. Am Tage vor der Jagd ruhten wir uns aus und setzten Gewehre, Munition und Proviant in Bereitschaft. Unsere Elefantenreiber (Tracter) mußten den Aufenthaltsort der Tiere auskundschaften.

In aller Frühe des Jagdtages verließen wir unser Lager mit einem Diener und etwa 20 Trägern, die Proviant und Waffen nachtrugen. Um 6 Uhr erreichten wir die erste Fährte. Die Gegend war eine große bewaldete Ebene mit vielen Bächen und kleinen Seen. Die Waldung, bestehend aus hohen, dicken Bäumen mit dornigem Gesträuch als Unterholz, bot ein verhältnismäßig günstiges Terrain dar, denn gewöhnlich haufen die Elefanten in unzugänglichen, 8—10 Fuß hohem Dorngebüsch, das sie ohne Schwierigkeit durchwandern, wie eine Herde Schafe das Heidekraut. Bevor wir die Jagd antraten, stärkten wir uns durch einen kleinen Ambiß mit einem saftigen Schluck Whisky und Sodawasser. Der Treiber ersicht sofort an der Fährte, ob der Elefant ein Männchen oder Weibchen ist. Da der Dichthäuter auf der Flucht alle fünf Minuten Lösung fallen läßt und Zweige abknickt, so kann man daraus seine Nähe oder weitere Entfernung schließen, je nachdem die Lösung noch rauchig und das abgerissene Gezweig noch frisch ist oder nicht. Im ersten Falle heißt es: „Aufgepaßt!“ Ein Treiber schüttelt beständig an einem zu diesem Zwecke mitgenommenen Aschenfächchen, damit an der fortgewehten Asche die Windrichtung gesehen werden kann. Weht der Wind nach dem Elefanten hin, so muß ein großer Ummweg gemacht werden. Das leiseste Geräusch macht das Tier aufmerksam; er sieht sehr schlecht, hört und wittert aber um so besser. Mit Hunden kann man ihm daher schlecht beikommen, Lösung und Fährte bewiesen uns ein Weibchen mit einem zweijährigen Jungen. Hierbei war nun noch mehr Vorsicht nötig, als bei einem Männchen oder einer ganzen Herde. Nach mehr als sechsständiger Verfolgung verloren wir denn auch die Fährte vollständig. Denn der Dichthäuter verstand, uns meistens in die Irre zu leiten, indem er meistens lang Hufkläufe aufwärts ging und sich ebensowenig scheute, über Berge zu klettern. Es war schon Mittag 1 Uhr und alle Hoffnung auf einen Erfolg der Jagd dahin. Die heiße Mittagssonne nötigte uns zur Rast, und wir wurden ziemlich träge. Indes durch die mitgebrachten Erfrischungen zu neuen Unternehmungen ermutigt, machten wir uns wieder auf die Suche, und die Müdigkeit war sofort verschwunden, als wir gegen 3 Uhr eine frische Fährte fanden, die augenscheinlich von einem Moge-Elefanten herrührte. Es mußte ein prächtiges Tier sein, zur hohen Rasse gehörig, wie die Eingeborenen sich ausdrücken, d. h. ein ausgewachsenes und schönes Exemplar. Durch dick und dünn, über Felsen und Flüsse ging die Verfolgung. Um 5 Uhr hörten wir in einem See ein Spritzen und Plauschen. Einige Treiber beschlichen den Elefanten von der Seite. Sobald er ihrer ansichtig wurde, wandte er sich sofort aus dem See dem Walde zu. Die Treiber eilten zurück und führten uns geradeswegs zu der Stelle, wo der Elefant das Wasser zu verlassen im Begriff war. So wurde ihm der Weg abgeschnitten. Plötzlich erblickte ich das stolze Tier in 20 Schritt

Entfernung. Todesstille trat ein. Ein stattlicher Riese war es, etwa 11 Fuß hoch, wie man ihn in den zoologischen Gärten Europas vergeblich sucht. Die Färbung war mattgrau und sehr sauber. Dieses imposante und aufregende Anblickes werde ich Zeit meines Lebens gedenken. Jetzt langsam und fast geräuschlos, Kopf und Rüssel hin und her wiegend, stolz auf den Elefant gerade auf uns zu. Wir knieten in einer Reihe nieder, hinter uns Treiber und Diener mit ihren Reserveflinten. Der Dichthäuter wendet sich links um, und beiläufig erwähnt sei die merkwürdige Thatsache, daß Elefanten, sei es zum Angriff, sei es zur Flucht, stets links um lehren machen. Unser Elefant nähert sich auf 10 Schritt. Wir zielen in die Gegend zwischen Augen und Rüsselwurzel. Jetzt gebe ich das Kommando zum Feuern. In einem einzigen Knall entladen sich drei Schüsse. Ein ohrzerreißendes Gebrüll! Im Stehen geben wir noch eine Salve in die Gegend des Gebrüls. Denn vor Pulverdampf konnten wir nichts mehr sehen. Plötzlich ruft einer, der Dr. S.: „Feuer! Feuer! Hier noch einer!“ Durch das Gebüsch zu seiner Rechten sprengt ein gewaltiger Dichthäuter. Unsere Gewehre sind wieder geladen, und wir senden dem Flüchtling mehrere Schüsse nach, verfolgen ihn wenige Schritte und große Blutspuren zeugen von schwerer Verwundung. Wir kehren nun zu der Stelle zurück, wo der erste Elefant zusammengefunken sein mußte, und wollen uns die Siegestrophäe, seinen Schwanz, holen. Aber wie erstaunen wir, als wir den Platz leer finden! Nur große Blutlachen bedecken den Boden, und eine lange Strecke von Blutspuren an Bäumen und Gesträuchen zeigt uns die Richtung, in der das Tier entflohen war. Es wurde uns gleich klar: der Elefant, auf den wir zuerst feuerten, war derselbe, den mein Nachbar später zu seiner Rechten sah. Die Kugeln waren vermutlich zu hoch gegangen, und wenn sie oberhalb einer zwischen Augenlinie und Rüsselwurzel befindlichen Vertiefung einschlugen, so fand sie gefahrlos. Von der Seite ist eine größere Treffsicherheit mit tödlichem Ausgange an der Schläfe möglich.

Die Sonne ging unter, und der erste Jagdtag war zu Ende. Gut, daß der Elefant gewöhnlich im Kreisbogen seine Flucht sucht; so waren wir nicht allzu weit vom Lager entfernt. Aber trotzdem verfehlten wir den Rückweg in dieser stockfinsternen Waldung, und erst nach langem Umherirren kamen wir 11 Uhr nachts todmüde in unserm Lager an.

Eine zweite Jagd unternahmen wir etwa 15 englische Meilen westlich von Batticaloa an einem See. Sumpfiges Terrain, mit fast undurchdringlichem Dorngebüsch bewachsen, bedeckte eine Fläche von etwa 50 engl. Quadratmeilen. Hier hatten wir als Lagerplatz ein sogenanntes Bungalo, d. h. ein für die Aufseher des Tangs, sowie für die Ingenieure der Regierung erbautes Haus. Mobiliar und Proviant mußten wir mitbringen. Schon einige Meilen bevor wir in diesem Bungalo ankamen, sahen wir die frischen Fährten zahlreicher Dichthäuter. Nach Aussage des Bungalo-aufsehers sollte sich schon seit mehreren Nächten eine Herde im See zum Bade eingefunden haben. Wir machten uns zur Jagd auf den folgenden Tag fertig. Leider fehlten uns tüchtige Treiber und von einem guten und erfahrenen Führer hängt der Erfolg der Jagd ab.

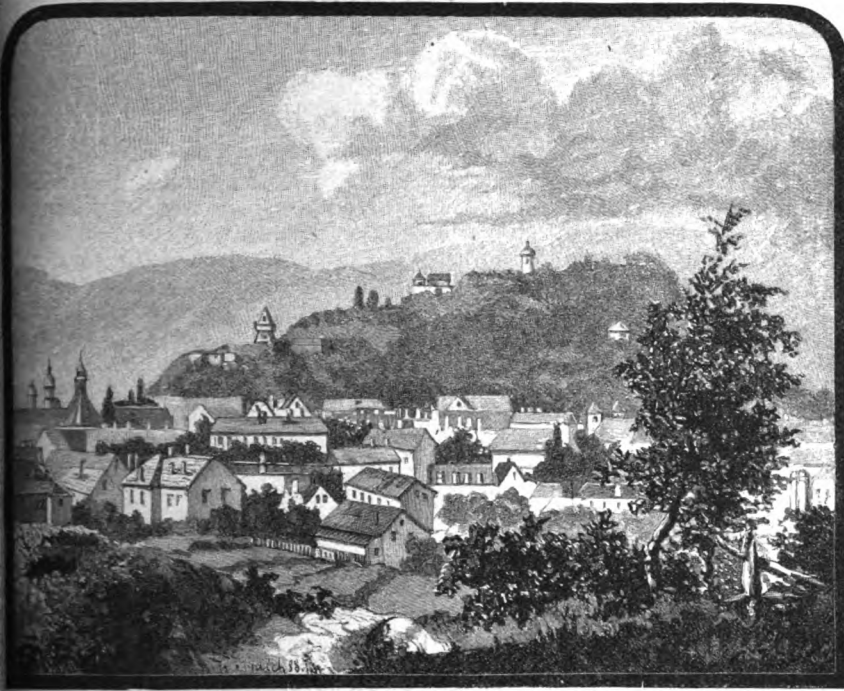
Etwa 200 m vom Bungalo entfernt, trafen wir eine frische Fährte, die wir auch sogleich verfolgten. Als wir uns bei einem frugalen Mahle befanden, hörten wir wieder in wenig Schritt Entfernung ein starkes Geräusch. Kaum hatten wir Zeit, zu unseren Gewehren

zu greifen. Wir erblickten einen Dichthäuter im dichtesten Dorngebüsch. Als wir uns näherten, hob er Kopf und Rüssel in die Höhe, das Zeichen zum Angriff. Unsere Stellung war äußerst ungünstig. Wir konnten nicht aufrecht stehen und den Elefanten wegen der Dichtigkeit kaum sehen. Wiederholte Geschüsse und der Anblick so vieler Leute erschreckten den Dichthäuter. Er erhielt einen Schuß in den Rücken und stürzte zusammen. Das schrecklich brüllende Tier ward durch den Pulverdampf unsichtbar; eine erwartungslos lange Pause entstand. Aber mit dem Rauch war auch der Elefant verschwunden. Der Treiber meinte, der große Blutverlust komme nur von einem Schuß in die Rüsselwurzel herrühren, und das Tier werde bald verbluten. Wir begannen eine stundenlange Verfolgung und achteten weder der Dornen noch unserer Müdigkeit. Der Tag neigte sich, und wir mußten von der Jagd absteigen. Wir sahen wir aus! Die Jaden perstet und Gesicht und Arme blutüberströmt. Wir schimpften den Treiber gehörig aus, daß er uns in so ungünstiges Terrain geführt habe.

Nach einigen Tagen Rast begannen wir eine neue Jagd unter Führung eines Treibers, der die Jagden des berühmten Elefantenjägers Gordon Cumming mitgemacht hatte. Der wußte die Sache geschickter anzufangen. Bald hatte er uns in unmittelbare Nähe eines Elefanten geführt. Wir schlichen uns unsähen heran und stellten uns in schräger Linie hintereinander. Auf ein Zeichen von mir legten alle drei an, und dem ersten Schuß, den ich abfeuerte, folgten sofort die beiden anderen der Herren S. Ohne einen Laut von sich zu geben und ohne zu zucken, war er sofort maulgetot. Die drei Schüsse waren sämtlich in die Schläfe gegangen. Um jedoch ganz sicher zu sein, gaben wir noch einen Schuß auf diese tödliche Stelle ab. Der Elefant, etwa 10 Fuß hoch, hatte nur einen Stoßhieb. Die Siegestrophäe, der Schwanz, war eines Tages mir durchs Los zugefallen. Ich machte mich sofort daran, ihn abzuschneiden, aber ich fand nur noch einen verwachsenen, etwa 14 cm dicken und 8 cm langen Stumpf. Noch heute laufen viele Elefanten auf Ceylon ohne Schwanz umher. In früheren Zeiten, so wird erzählt, machten englische Sportsleute große Wetten miteinander, wer vor dem Kreis die meisten Elefanten erlegte, und um Beweis mußte immer der Schwanz des erlegten Tieres vorgezeigt werden. Wenn der Jäger mitten in eine Elefantenherde geteilt springen sie nach dem ersten Schuß verzweifelt im Kreise herum. Hierbei hat ein gelber Schuß Gelegenheit, mehrere Dichthäuter nacheinander zu treffen, wovon indes viele nur betäubt niedersinken, da die Kugel zwar in die Nähe des Gehirns passiert, aber nicht hineinbringt. Der Schwanz wird ihnen abgehauen, ehe sie erholen sich wieder und laufen dann davon.

Unser Bild (S. 164) ist von den beiden Dr. S. vermittelst meines photographischen Apparats aufgenommen worden. Es zeigt den Schrei dieser Reien, wie er sich, seine Flinte in der Hand, an den erlegten Elefanten anlehnt. Auf einem Beine des Dichthäuters sitzt der Tracter, und im Hintergrunde steht einer meiner singhalefischen Dienern. Der abgehauene Schwanz liegt auf einem der Hinterbeine.

Wir führten noch mehrere Jagden mit Erfolg aus. Aber unseren Zweck, Elefantenembryone zu bekommen, erreichten wir nicht. Bald trennte sich unsere Gesellschaft. In der Elefantenjagd aber hatte ich bald schon ein Sachverständigkeit erlangt, daß ich auch ohne Tracter erfolgreiche Jagden ausführen



Graz gegen Westen (S. 172).

Aus der grün-weißen Steiermark.

Von

Eduard Weinlich.

Grün-Weiß, das sind die Farben der Steiermark; und grün ist das liebe Land allerorten zu schauen, bis zu den Höhen hinauf, wo weißschimmerndes Felsenstein und blinkender Schnee an die Stelle der Wälder und Matten tritt.

Kommt man vom Norden her durch die grauen Schluchten des Semmering, so fällt einem diese Eigenschaft gar lieblich auf. Das Auge sieht noch die wildprächtigen Felszacken, die schwindelnd tiefen Klüfte und Tobel, welche die verwegene Bahnlinie auf zahllosen kühn gewölbten Mauerbögen überseht, und ist noch voll all dieser pittoresken, schauerlich schönen Bilder, während uns schon die Finsternis des letzten Tunnels umfängt; nun überschreiten wir im Schoße des Berges die Grenze zwischen Niederösterreich und Steiermark und zugleich auch die höchste Stelle der Bahn und sehen, während wir wieder ins Freie rollen, mit Staunen, daß die Gegend mit einem Schlage eine ganz andere geworden ist. —

Weiße üppige Matten liegen zu beiden Seiten des Schienenweges, herrliche, hochstämmige Wälder ziehen sich an den sanfter gerundeten Bergen hinan und im Thale liegen idyllische Ortschaften lieblich zerstreut auf dem grünen Plane. —

Und es ist, als sei hier Laub und Gras viel frischer und lebhafter in der Farbe als anderswo; mit innigem Behagen

sehen wir den Kontrast mit den Felswüsten jenseits des Berges. —

So lieb und freundlich bleibt nun die Gegend bis hinab zur Hauptstadt; auch sie ist ringsum von Grün umgeben, überall taucht zwischen ihren roten Dächern die augenerfrischende Landesfarbe auf, und in ihrer Mitte, da baut sie sich gar zu ansehnlicher Höhe empor, denn mitten im dichtesten Häusergewirre ragt der grüne Schloßberg; er gibt der Stadt das charakteristische Gepräge, er bestimmt ihre Physiognomie und weithin von allen Seiten sieht man seine waldige Höhe, das Wahrzeichen von Graz. —

Es ist nicht anders, als hätte das Waldgebirg des Landes hier eine Stadtwohnung genommen. Unter den Menschen hat es ihm aber gar wohl gefallen; die Fichten und Tannen, die Eichen und Buchen gedeihen so fröhlich inmitten der großen Menschenansiedlung, als stünden sie weit draußen auf freier Höhe, an den Wänden des Hochschwab oder der Veitsch. Freilich, seine liebsten Freunde sind dem guten Wald hier treu geblieben: alle Vögel, die nur irgend in den Wipfeln wohnen, sind ihm hierher gefolgt, sie werden sorgsam gehegt und gepflegt; das Hochgebirg aber sendet ihm von Norden und Westen seine alpenfrischen Grüße hernieder. —

So steht der Schloßberg, ein Vorposten

des Waldes inmitten der großen Stadt, und Häuser und Gassen drängen sich um seinen Fuß (S. 175). —

Er ist ganz isoliert und hängt mit keinem der Berge ringsum zusammen; im Norden der Stadt hat er aber einen kleinen Bruder, den Kalvarienberg; die beiden Felsbrocken soll niemand geringerer als der Teufel hierher geworfen haben.

Er wollte nämlich dem platten Schöckl, dem höchsten Berge der Umgebung, einen stattlichen Kopf aufsetzen, die Steine dazu hatte er gar aus Afrika herbeigeht; aber eines der üblichen Hindernisse — hier eine fromme Wallfahrerschar — vereitelte seine Absicht, und seine Bürde fiel auf das Grazerfeld. —

Frühzeitig mag dieser wichtige strategische Punkt besetzt gewesen sein; urkundlich wissen wir's, seitdem die Türken ihre zahlreichen blutigen Einfälle ins Steierland begannen. Die starke, ehemals für unnehmbar geltende Hochburg krönte noch zu Beginn dieses Jahrhunderts den steilen Felskegel, zuletzt wurde sie 1809 von Major Hacker mit 500 Mann und 26 Kanonen sieben Tage lang gegen 3000 Franzosen verteidigt. Als aber zu Wien der Waffenstillstand geschlossen wurde, mußte auch Graz den Feinden überantwortet werden, und sie rächten sich an der trostigen Bergfeste mit Pulver und Spitzhacken so gründlich, daß wir heute nur noch wenige Mauerreste von dieser ehemals so imposanten Fortifikation mehr finden. Die zwei Türme aber, welche heute noch den Schloßberg so malerisch schmücken, kaufte die Grazer Bürgerschaft den Franzosen mit schwerem Gelde ab.

Später wurde der Berg friedlicheren Zwecken überwiesen, und ein Soldat selbst war es, der Feldzeugmeister Baron Welden, der ihn zu einem Wildparke eigenster Art umgeschaffen hat. Auf schön gepflegten Pfaden, ja sogar im bequemen Wagen kann man die Höhe erreichen. Oben dehnt sich ein schattiges Plateau aus; wenn wir dieses umschreiten, so können wir ganz Graz mit seiner fröhlichen mannigfaltigen Umgebung überblicken, ein Bild von entzückendster Schönheit und überreich an malerischen Einzelheiten (S. 190).

Wir sehen im Norden die steile, grüne Wand des Schöckl (S. 172), des 1342 m hohen Wetterpropheten von Graz, links davon die grauen Felshöhen gegen Gleinalpe und Hochschwab, die nur im Hochsommer von Schnee frei sind. Von dort her schlängelt sich das blaue Band der Mur durch das fruchtbare Gefilde, an der hochragenden Ruine Gösting vorüber.

Im Rundblick reihen sich nähere Waldberge an; schon zeigen sich die Kirchen und Kapellen auf den Bergkämmen, die im südlichen windischen Land so häufig werden. Darüber baut sich der breite Rücken der Koralpe auf, des gewaltigen Wächters an der Grenze von Steiermark und Kärnten. Dann verflacht sich das Land gegen Süden, die Mur zieht in breitem Bette durch die reichbebaute Ebene, am Horizonte sieht man das ferne Bacher-

gebirge und andere Höhen von Untersteier; näher zu uns liegt der langgestreckte Wildonberg. Dann rasch herantretend der villenbedeckte Ruckertberg. Aus dem Waldesdunkel der östlichen Hügel leuchtet die liebliche, doppelttürmige Wallfahrtskirche Mariatrost hervor und dann schließt der Rosenberg den Ring; an ihm ziehen sich die schönsten Gärten, die anmutigsten Landhäuser hinan; mit seinem Genossen, dem waldigen Rainerkogel, legt er sich vor den Schödl. Ringsum, uns zu Füßen, breitet sich die Stadt aus.

Westlich fällt der Schloßberg steil und felsig zur Mur ab. Nur wenige schmale Gassen mit alten, hochgiebligen Häusern schmiegen sich an seinen Fuß.

Östlich schließt der ausgedehnte Stadtpark an den rasch aufsteigenden Wald an; er ist an Stelle des ehemaligen Glacis und mit geschickter Benützung der langen, die alten Wälle überschattenden Alleen angelegt; auf dieser Seite stehen auch noch Reste der Stadtmauern. Südlich ziehen sich die Häuser und Gassen bis an die steile Bergwand hinan und einer der zur Höhe führenden Wege beginnt sogar in einem Hausthore der Sporgasse.

Wir blicken von unserem Standpunkte fast senkrecht auf das stattliche Häusermeer hinab und können uns mit Bequemlichkeit die Punkte aussuchen, die wir später, zu Thal gestiegen, in näheren Augenschein nehmen wollen (S. 169).

Wir sehen im Weichbilde der Stadt vier Brücken den rauschenden Fluß übersezen. Ueber die mittelfte Kettenbrücke geht es wie Ameisengewimmel hin und wieder; sie leitet den Hauptverkehr in die westlichen Stadtteile, und durch die lange Annenstraße zum Südbahnhof, den wir weit draußen, halbwegs von den Bergen liegen sehen. Eine schattige Allee führt von ihm noch weiter, bis an den Rand des ausgedehnten Thalbodens, zum fünftürmigen Schlosse Eggenberg.

Auf der Mur schwimmen Flöße dem Süden zu; seit kurzem bemühen sich auch zwei kleine Schraubendampfer, die reißende Strömung zu überwinden; aber das wilde Bergwasser scheint sich diese Neuerung nicht

recht gefallen lassen zu wollen. Drüben, jenseits der Mur liegen die meisten industriellen Etablissements, hier herrscht die Arbeit.

Auf der entgegengesetzten Seite der Stadt bleiben die Häuser nicht lange zu engen Gassen vereinigt, Gärten und Anlagen schieben sich dazwischen, und bald jenseits des Stadtparkes beginnen die Villen und Landhäuser, oft von verschwenderischer Pracht; hier sind die Heimstätten des Luxus und des Wohllebens.

Gegen Süden läuft die breite, stattliche Herrengasse mitten durch die Stadt; sie geht vom dreieckigen Hauptplatz aus, den das Denkmal des Erzherzogs Johann schmückt. Links drüben in den neuen Vierteln des Sübostens ragt der hohe, schlanke Turm der Herz-Jesulirche empor und zwischen diesen markantesten Punkten breitet sich die Stadt aus, von deren roten Dächern das allenthalben hervorbrechende Grün gar lieblich abblüht.

Etwas unterhalb des eigentlichen Schloßbergplateaus steht ein massiver achteckiger Turm, der in seinem Innern die größte Glocke des Landes, die „alte Riesel“ birgt. Ihr sonorer, nicht zu verkennender Klang tönt dreimal täglich über die Stadt hin. So haben's die Grazer gehalten seit der großen Türkennot des Jahres 1664. Unter Kaiser Josef wurde diese Übung aufgehoben. Aber den Bürgern ward es alsbald zu bang ohne den gewohnten Ton, und der Kaiser nahm auf ihr Bitten das Verbot wieder zurück.

Noch weiter unten liegt die Feuerbatterie, gleichfalls ein Rest des ehemaligen Festungsbaues, von der aus bei größeren Bränden die Stadt durch Kanonenschüsse alarmiert wird. Man gelangt über eine hohe, gemauerte Brücke zu ihr hinüber, unter der sich ansehnliche Trümmer der von den Franzosen gesprengten Rasematten befinden. Wandern wir durch eine schattige Kastanienallee wieder eine Staffel tiefer, so erblicken wir, scharf gegen die Stadt vorgeschoben, das merkwürdigste Bauwerk des Schloßberges, den viereckigen, untersezten Uhrturm (S. 175). Von einer hohen Dachhaube überragt, steht er trotz auf der steilabfallenden Felsenfanzel und zeigt mit ungeheuren Zifferblättern nach allen vier Weltgegenden, wie viel die Uhr geschlagen hat; das Triebwerk ist äußerst kunstvoll eingerichtet. In diesem seltsamen, halb in der Erde versunkenen Bau soll der berühmte Schauspieler Brockmann das Licht der Welt erblickt haben. Wir schreiten, nachdem wir rasch Umschau gehalten, fröhlich weiter durch

schönen Wald und kommen bald zu einer netten Restauration, dem Schweizerhaus, vor dem die Grazer dem Feldzeugmeister Welben von Hans Gasser ein Standbild errichten ließen. Reizend ist die Aussicht von der Terrasse über die Stadt und die Waldberge. Auf mannigfach sich kreuzenden Wegen können wir nun vollends zu Thal steigen und betreten bei dem altersgrauen Paulusthor den wohlgepflegten Stadtpark, in dem uns zunächst das weißleuchtende Marmordenkmal des Dichters Anastasius Grün (Graf Auersperg) in dunkler Laubnische vor Augen tritt. Dann sehen wir einen stattlichen Monumentalbrunnen, der im Jahre 1873 den Mittelpunkt der Rotunde in der Wiener Weltausstellung bildete; dahinter liegt ein Kaffeehaus, bei dem sich zur Sommerszeit, wenn Musik hier spielt, die elegante Welt von Graz sammelt. Da hört man viel italienisch sprechen, denn Graz wird von zahlreichen Familien aus Triest, Görz, Fiume als Sommerfrischort benutzt.

Wir blicken durch die schattigen Bäume links in die breite palastgeschmückte Elisabethstraße hinein, an deren Ende der Turm von St. Leonhard sichtbar wird, und biegen dann rechts ab, um durch das niedrige Burgthor in das Innere der Stadt zu gelangen.

Zunächst kommen wir zu der Domkirche. Sie wurde von Kaiser Friedrich III. im Jahre 1446 erbaut; am westlichen Portale hat er auch seinen bekannten Sinnpruch A. E. I. O. U. angebracht. Der Bau ist groß und stattlich, es frönt ihn aber nur ein kurzes, stämmiges Türmlein, kaum viel größer als ein Dachreiter.

Gleich daneben sehen wir ein prunkvolleres Gebäude. Hier hat sich Kaiser Ferdinand II. ein Mausoleum gebaut (S. 180), dessen reiche Fassade eine der bemerkenswertesten Zierden der Stadt bildet. Wir müssen ein paar Schritte links in die Bürgergasse hinabgehen, und dann die breite Treppe hinaufsteigen. Die interessante Zusammenstellung von übereinander gereihten Rundgiebeln und Attiken macht im Verein mit den wohlproportionierten ionischen Säulen einen ganz prächtigen Eindruck. Im Innern ruhen die Eltern des Erbauers, Erzherzog Karl II. und seine Gemahlin in einfachem Grabgewölbe. Auch Erzherzog Johann war bis 1861 hier beigesetzt.

Dem Dome und dem Mausoleum gegenüber liegt die Karl-Franzens-Universität, auf der anderen Seite der Straße der kleine Burrgarten. Wir kommen dann weiter am landschaftlichen Theater und dem Franzensplatz vorüber, durch die steile, enge Sporgasse auf den Hauptplatz (S. 178). Rechts und links altertümliche hochgieblige Häuser mit abenteuerlichen Wasserspeicern, unten an der Ecke des „Luegga“, mit Lauben und mannigfacher Stuckarbeit an den dunkeln Wänden.

Den Hauptplatz ziert das Erzherzog Johann-Denkmal, ein in großem Stile angelegter Monumentalbrunnen. Um die Statue des allverehrten, unvergeßlichen



Der Schödl (S. 171).

Gönners und Förderers der Steiermark, reihen sich vier schönbewegte weibliche Gestalten, welche die Hauptflüsse des Landes, Enns, Mur, Drau und Save repräsentieren. An der Ecke der allzeit belebten Herrengasse steht das 1807 erbaute Rathaus, es wird eben bedeutend erweitert. Auf dem Platze, zu dem der Schloßberg überaus malerisch hereinblickt, fiel im Dezember 1671 das Haupt jenes Grafen Tattenbach, der als Statthalter der Steiermark mit Briny und Frangepan in die Besselenische Verschwörung verwickelt war.

Seine Genossen liegen auf dem Kirchhof von Wiener-Neustadt. Nun führt uns der Weg in die städtische, menschen- und wohnmelnde Herrengasse. Hier herrscht lebhaftester, großstädtischer Verkehr, hier findet man die schönsten

Läden der Stadt. Rechter Hand ruht uns eine verwitterte Tafel mit der Jahreszahl 1588 an der grauen, ersten Fassade des Landhauses zu: „Das niemand sich untersteht in diesem hochbefreiten Landhause zu rauchern, die Wöhr, Tolsch oder Brodmesser zu zucken, gleichfalls mit andern Wöhren ungebühr zu üben, oder Maulstreich auszusprechen.“ — Im Hofe fallen uns edelproportionierte Bogengänge und eine wunderschöne, schmiedeeiserne Brunnenlaube auf. Die Stadtpfarrkirche auf der linken Seite birgt in ihrem Innern eine Himmelfahrt Mariä von Tintoretto.

Nun öffnet sich bald der Jacominiplatz, an den rechts der schöne botanische Garten des Joanneums anstößt, während links die schattigen Alleen des Karl-Ludwig- und Burgring uns wieder zum Stadtpark zurückführen. Wir finden manch lauschiges, reizendes Plätzchen; sehen auch noch eine hübsche Erzstatue von Brandstätter, die „Waldblüte“, aus Kofegggers „Waldschulmeister“, und eine Schillerbüste. Hier steht das zweite Theater von Graz,

und nicht weit davon das Denkmal Kaiser Josefs. Dann mögen wir an der netten protestantischen Kirche vorüber längs den Häusern der Glacisstraße weiterstreiten, welche den Stadtpark östlich umsäumt; da gibt's noch eine Merkwürdigkeit zu schauen, die älteste Kirche von Graz, die Leechkirche (S. 182), bescheiden in einer Seitengasse gelegen. Sie ward von den Babenbergern gegründet und von den Habsburgern in ihrer heutigen Gestalt 1275 erbaut. Jetzt gehört sie dem deutschen Orden.

Das Bild von Graz ist nicht vollstän-

haufe, von dessen Giebel uns freundliche Sprüche grüßen, vorüber, steigen wir durch prächtige Tannen zum Aussichtsturm hinan; seine bequeme Wendeltreppe erhebt uns rasch über die Wipfel der Bäume. Da liegt nun wieder die liebe Stadt mit ihren roten Dächern, ihren Türmen und dem allerorten hervorragenden Grün vor uns. Der Schloßberg zeigt sich von Osten gar stattlich. Wir sehen ihn im Profil und er verbirgt uns keinen seiner interessanten Punkte. Darüber blauen die Berge der anderen Thalseite, rechts schließt der Schöckl

an und im Rückblick schaut man in die Waldthäler des östlichen Landes. Wandern wir am Hilmteich links vorüber, so kommen wir zur weit hin sichtbaren, doppel-türmigen Wallfahrtskirche Maria-Trost (S. 188). Eine steile Treppe führt hinan; oben



Partie am Schloßberg (S. 171).

dig, wenn wir die Stadt nicht auch noch von einem außerhalb ihrer Grenzen gelegenen höheren Punkte sehen können, von dem aus sie sich, ihr grünes Wahrzeichen in der Mitte, dem Auge darstellt. —

Dazu eignet sich eine neue Anlage, der hohe, schlank Turm der Hilmwarte, oberhalb des Hilmteiches (S. 185), ganz besonders gut. Ich möchte nicht gerade behaupten, daß der fabrikschlotartige Rohziegelbau mit der gekünstelten Dachkonstruktion just eine Zierde der Gegend wäre; aber seinen Zweck als Schaugerüste erfüllt er vortrefflich. —

Den lieblichen Hilmteich, auf dem sich die Grazer im Sommer mit Rahnfahren, im Winter mit Schlittschuhlaufen vergnügen, erreichen wir mittels Pferdebahn oder auch zu Fuß durch hübsche Villenstraßen sonder Mühe in einer halben Stunde. Er liegt am Rande der östlichen Waldgehänge. An einem schmucken Holz-

blickt man durch das tannendunkle Thal gegen Graz hinaus; und von allen Seiten drängen sich die Nadelbäume heran, die schöne, stille Kirche zu umfassen. —

Unten im Thal führt die Straße weiter gegen Weiz an die junge Raab, und links abbiegend zu dem wunderthätigen Kaltwasserbade Madegund, das auf weiter Berg-halbe, am Fuß der dräuenden Schöcklwand gelegen, einen herzerhebenden Rundblick über die ganze südöstliche Steiermark bis nach Ungarn hinein bietet. Am Horizont blaut der steile Felskegel der Riegersburg, an den Hohentwiel gemahnend; rechts davon sieht man jene zwei ähnlich geformten Berge, von denen Bad Gleichenberg den Namen führt. —

Von Madegund gelangt man in kaum zwei Stunden auf das Schöcklplateau. Die Aussicht ist umfassend und steht mit ihrer hehren Pracht in keinem Verhältnisse



Hauptplatz (S. 174).

zu den geringen Mühen des Aufstieges. — Kehren wir von Maria-Trost heim, so mögen wir auf halbem Wege rechts einschwenken und auf guter Fahrstraße zum Rosenbergs hinansteigen. Auf ihm reihet sich Garten an Garten, Landhaus an Landhaus. Ein stattliches Gebäude hat Professor Krafft-Ebing hier aufgeführt, so schön gelegen und so fröhlich zu schauen, daß man darüber die traurige Bestimmung desselben vergißt: es dient Gemütskranken zum heilsamen Aufenthalt. Auf der Höhe finden wir den „Stoffbauer“ und die „Rose“, zwei Ruheplätze, die allen hungerigen und durstigen Wanderern angelegentlich empfohlen sein mögen. In lauschiger Waldschlucht am Fuß des Rosenberges liegt das stille Kirchlein Maria-Grün (S. 188). Herzerhebend ist allenthalben der Ausblick über die Stadt und ihre Gärten, über die Berge und die blühende Ebene, vom silbernen Bande der Mur durchzogen. Wer noch mehr und weiter sehen will, der kann auf dem Bergeskamme weitererschreitend die „Platte“ mühelos erreichen. Die oben befindliche „Stefaniewarte“ schimmert weit und breit ins Land hinaus.

Anderer reizende Ausflüge gibt es, mehr als ich in diesem engen Rahmen beschreiben kann. Da ist das waldbumhegte Tobelbad, dann Zudendorf mit dem zierlichen Wallfahrtskirchlein Straßengel; die malerische Ruine Gösting, auf steilem Felsen über der Mur gelegen; die Burg von Thal, Schloß Eggenberg und noch unzählige schöne, leicht erreichbare Punkte.

Man kann in jedem Konversationslexikon nachlesen, daß die Hauptstadt der Steiermark bei 100 000 Einwohner zählt; und der alte Cicerone oben auf dem Schloßbergplateau, der jedem, in dem er einen Fremden erkennt oder vermutet, ungebeten allerlei statistische Daten über die Stadt mitteilt, weiß uns genau zu berichten, wie viel „Pensionisten“ sich darunter befinden, allein bei hundert Generale

nen; es schlägt ihnen hier gut an, sie werden sehr alt, ein Beweis, daß es sich hier gar angenehm haufen läßt. — Aber die Jugend ist, Gott sei Dank, doch auch zur Genüge vertreten.

Die Karl-Franzens-Universität lockt von allen Seiten, namentlich auch aus den südlichen Provinzen der Monarchie Lernbegierige an; ebenso die technische Hochschule, die eben in einen neuen Prachtbau übersiedelt. Die Garnison stellt ein stattliches Kontingent flotter Offiziere, und der weibliche Teil der Jugend ist durch seine Anmut weithin berühmt: so sind alle Bedingungen gegeben, um das Gesellschaftsleben zu einem fröhlichen und angenehmen zu gestalten. —

Die jungen Damen, und noch mehr die verehrten Frauen Mamas beklagen sich zwar, daß in Graz so wenig geheiratet werde; es gäbe unter den disponiblen Herren nur Studenten, die noch nicht — oder Pensionisten, die nicht mehr zu Hymens Fackel schwören wollen; aber das ist schnöde Verleumdung und ließe sich durch statistische Daten widerlegen.

Das geistige Leben findet mannigfache Anregung; eifrig und mit Verständnis wird die Musik gepflegt; die Litteratur aber ist vor allem durch zwei Berühmtheiten vertreten, durch Hammerling und durch Rosegger.

Der Name der Stadt dürfte windischen Ursprungs sein, aus gradeo „Burg“ entstanden; die ehemals übliche Bezeichnung „Grätz“ ist längst verschwunden. Die Gegend war bis ins achte Jahrhundert slawisch, und wir brauchen auch heute noch gar nicht mehr weit gegen Süden vorzudringen, um in den Bereich windischer Sprache zu ge-

des Ruhestandes. Das ist charakteristisch. Die Zahl der Beamten und Offiziere, die sich nach mehr oder weniger rühmlich vollstreckter Dienstzeit hier angesiedelt haben, wächst mit jedem Jahre, daher denn Graz auch die „Pensionopolis“ von Oesterreich genannt wird.

Allenthalben begnügt man den strammen alten Herren, die auch im Zivilkleide den ehemaligen Militär nicht verleugnen können.

langen. Das heutige Graz selbst aber ist kerndeutsch; es weht hier eine frische, energische Luft in jeder Beziehung, das bringt die Nähe der Berge mit sich. Der deutsche Steirer gehört ja überhaupt zur Elitbevölkerung von Oesterreich, es ist ein wohlgebildeter, thatkräftiger, intelligenter Stamm, dem's nicht leicht einer gleichthut in den weiten Marken der Monarchie. Er weiß auch, was er wert ist und ist stolz auf sein schönes Land, in dem sich's so gut wohnen läßt. Der wackern Hauptstadt aber hab' ich nunmehr meinen Dank abgestattet; ich war ihr ihn schuldig; — denn aus ihren Mauern hab' ich mir mein süßes, holdes Weibchen geholt. —

Was thun wir, um uns abzuhärten?

Die Frage nach einem Mittel sich abzuhärten hängt so innig mit der allgemeinen Pflege der körperlichen Gesundheit zusammen, daß ich im Grunde am einfachsten thäte, auf eines der zahlreichen Bücher über Gesundheitspflege zu verweisen. Wer das befolgt, was die Hygiene lehrt, wird hart genug sein, um überwindlichen Schädlichkeiten des Lebens siegreich entgegenzutreten.

Da aber mein Lehrbuch der Hygiene noch nicht gedruckt ist, überhaupt vorläufig nur aus zahlreichen unbeschriebenen Bogen Normalpapiers besteht, mir auch mehr daran liegt, selbst Leser zu haben, als meinen schriftstellenden Kollegen Wißbegierige zuzuführen, so will ich heute versuchen, einige Punkte herauszugreifen, die besonders geeignet sind, die gewöhnlichsten Aufklärungen zu geben.

Wenn alle Menschen gleich wären, was sie zum Glück für den Abwechslung verlangenden Geist des Beobachters nicht sind, so würde es sehr einfach sein, eine Methode aufzustellen. Da nun aber ein jeder seine eigene Natur hat, die sich aus seiner Herkunft, Erziehung,



Museum (S. 174).

Gewöhnung und Lebensweise erklärt, ist es grundfalsch, alle über einen Leisten schlagen zu wollen, wie es die überzeugungsstarken Befürworter eines selbstprobten Verfahrens gewöhnlich gerne möchten. Wenn Herr A. die Folgen seiner überreichen Nahrungsaufnahme durch reine Pflanzenkost beseitigt und seine Gesundheit dadurch auf einen beneidenswerten Standpunkt gebracht hat, so folgt daraus für ihn, daß nun alle Menschen Vegetarier werden sollten; wenn Frau B. ihren schwachen Magen nach Boes's Vorschrift durch allmorgendliches Trinken von warmem Wasser kuriert hat und Herr C. seit dem Gebrauch negetotierter Unterleiber keinen seiner bekannten furchtbaren Schnupfen mehr durchzumachen hatte, so möchten diese Glücklichen in uneigennützigster Menschenfreundlichkeit auch anderen diese Segnungen zu teil werden lassen. Die Absicht ist gut, aber — eines schickt sich nicht für alle, und jeder thut am besten, sich allein des Gewonnenen zu freuen und die Belehrung anderer den Fachmännern zu überlassen, welche in jedem Falle das Für und Wider erwägen können.

In der That lernt jeder am besten aus eigener Erfahrung, was ihn vor Erkältungen und ähnlichen Leiden schützt. Nur gewisse allgemeine Regeln gibt es, die zu besprechen schon deshalb Wert hat, weil auch ihre Uebertreibung Schaden bringen kann.

Die Abhärtung läßt sich niemals erzwingen, sondern immer nur allmählich und durch beobachtetes Vorgehen erreichen. Wohl dem, der als Kind verständige Eltern und Erzieher gehabt und unbewußt zur Festigkeit und Gesundheit erzogen ist. Der kleine Körper des Kindes erleichtert die Mäßigkeit sehr, welche bei weitem die wichtigste ist: das Baden. Hier wird nun freilich durch Uebertreibung sehr viel gesündigt. Wer der Ansicht ist, daß man sich nur in recht kaltes Wasser zu begeben brauche, um sich abzu härten, wird bald mit blauer Nase und frostroten Händen den Kampfplatz verlassen. Das gesunde Bad soll wenig unter der 28° R. betragenden Körpertemperatur liegen, bei Kindern 27—26, bei Erwachsenen 27—25° R. warm sein; seine Dauer 5—10 Minuten. Das Aufbad, in dem ausgiebige Körperbewegung möglich ist, kann wesentlich kühler sein; im Seebade, dessen Salzwasser die Haut stärker reizt, werden Wärmegrade bis 11 und 10 herab noch günstig wirken, wenn die Dauer kurz genug bemessen wird, um das unübertreffliche Urteil einzutreten zu lassen, das in dem wohligen Wärmegefühl nach dem Bade liegt. Wer sich nach dem Bade matt und kühl oder gar übel fühlt, hat zu kalt oder zu lange gebadet oder — was sehr zu beachten ist — sich nicht schnell und energisch genug abgetrocknet.

Wer sich nach genommenem Bade wohl fühlt, wozu beim warmen Wannenbade eine nachfolgende kühlere Brauseb douche beiträgt, wird die abhärtende Wirkung bald verspüren. Dazu gehört nun noch, daß man auch sonst sich vernünftig versorgt, was Speise und Trank, Kleidung und Umgebungswärme betrifft. Mäßigen große Anstrengungen zu ertragen ist ebenso unzweckmäßig, wie allzu große Pausen zwischen den einzelnen Mahlzeiten zu lassen. Soll die Maschine gleichmäßig arbeiten, so muß sie regelrecht bedient werden. Die drei größeren und zwei kleineren Abtheilungen unseres Klimas sind gute Erziehungsorte jahrhundertelanger Volkserziehung. Wer sich für gewöhnlich regelmäßig und genügend nährt, kann am ehesten ohne Schaden im Notfall einmal eine Mahlzeit entbehren.

Wer sich zu warm kleidet, verweichlicht sich, das ist allgemein bekannt. Ebenso richtig aber ist, daß wer sich ungenügend kleidet, sich nicht etwa abhärtet, sondern seine Widerstandskraft herabsetzt. Trotzdem wird gegen diese Thatsache außerordentlich oft gesündigt, gerade in der Absicht sich abzu härten. Die Jugend in der Entwicklungsperiode hat ohnehin eine gewisse Reigung, Ueberzieher und ähnliche praktische Kleidungsstücke zu verschmähen, sei es weil das Anlegen derselben zu umständlich ist, sei es weil irgend ein bevorzugter Genosse keinen solchen trägt oder weil es flotter ansieht und was dergleichen Schülergründe mehr sind. Auch die Wärme der Umgebung soll weder zu groß noch zu gering sein.

unterzuziehen, als abzuwarten, bis durch Gewöhnung sein Leiden chronisch geworden ist. Dr. C. Klumpfen.



Reichthum (S. 176).

Wer dauernd im zu kühlen Zimmer sitzt, wird sich niemals abhärten, sondern höchstens eine chronische Erkältung davontragen. Sehen wir uns nur die Leute etwas genauer an, welche damit renommieren, daß sie stets im Kalten sitzen, ohne Ueberzieher gehen, den ganzen Morgen nüchtern bleiben u. s. w. — wir werden an ihnen allen manches auszufinden. Ich habe wenigstens noch keinen solchen Abhärtungsferen gefunden, mit dem ich hätte tauschen mögen. Es läßt sich eben dem Menschen seine Natur so wenig abgewöhnen, wie dem Pferde das Futter. Der Bauer, der erzählet, er habe seinem Gaul jetzt gerade das Fressen ganz abgewöhnt und da sei er zum Unglück gestorben, findet viele Spötter, aber fast ebenso viele Nachahmer, denn der Mensch thut gern selbst das, was er bei anderen betritt.

Man kann nicht Kräfte bekommen, ohne sie zu üben, aber es wird niemand einfallen, durch unausgesehte Arbeit dahin zu gelangen. So kann man sich auch nicht abhärten, ohne sich regelmäßig und immer wieder der frischen Luft und anderen Einflüssen, denen man widerstehen will, auszusetzen, aber auch dieser Arbeit, die der Körper leistet, muß zur rechten Zeit die Ruhe folgen. Und wohl gemerkt, wie nicht in jedem Arm die Fähigkeit steckt, Herkuleskünste zu verrichten, so ist auch nicht jeder in der Lage, es an erkannten Abhärtungsmeiern gleich zu thun. Wer ohne Unterzeug bei kaltem Wetter Schnupfen und Rheumatismus bekommt, thut besser, ein wollenes oder baumwollenes Hemd abzuwarten, bis durch Gewöhnung sein

Der Adept von Helmstedt.

Von

Paul Moldenhauer.

Wenige Meilen nordöstlich von Braunschweig liegt in der Nähe der waldbedeckten Hügel des Elm in anmutiger, wenn auch nicht eben malerischer Gegend das Städtchen Helmstedt, welches sich, heute nur wenig genannt und aufgesucht, bis in das erste Jahrzehnt unseres Jahrhunderts als ansehnliche Universitätsstadt eines weitverbreiteten Rufes und zahlreichen Zulaufs erfreute. Im Jahre 1575 vom Herzog Julius von Braunschweig begründet und durch sorgsame Wahrnehmung ihrer Interessen seitens der Nachfolger des Stiflers erfolgreich gefördert, hatte sich die Julia Carolina zu einer bedeutungsvollen Pflanzstätte der Wissenschaften entwickelt. Sie sollte jedoch ein jähes Ende finden; denn als in unseres Vaterlandes unglücklichster Zeit der Fälschungskönig Jerôme in Westfalen seinen erbärmlichen Thron aufschlug, befand er es — im Dezember des Jahres 1809 — für gut, die Universität aufzuheben und Helmstedt mit einem Schläge seines Rufes und Glanzes zu berauben.

Dieser Willkürakt des Königs Lußt traf die Stadt gerade zur Zeit ihrer höchsten Blüte; nie zuvor hatte sie einen regeren Besuch von Jüngern der Wissenschaft zu verzeichnen gehabt, und es war niemand zweifelhaft, daß sie auf bestem Wege war, selbst das berühmte Göttingen zu überflügeln.

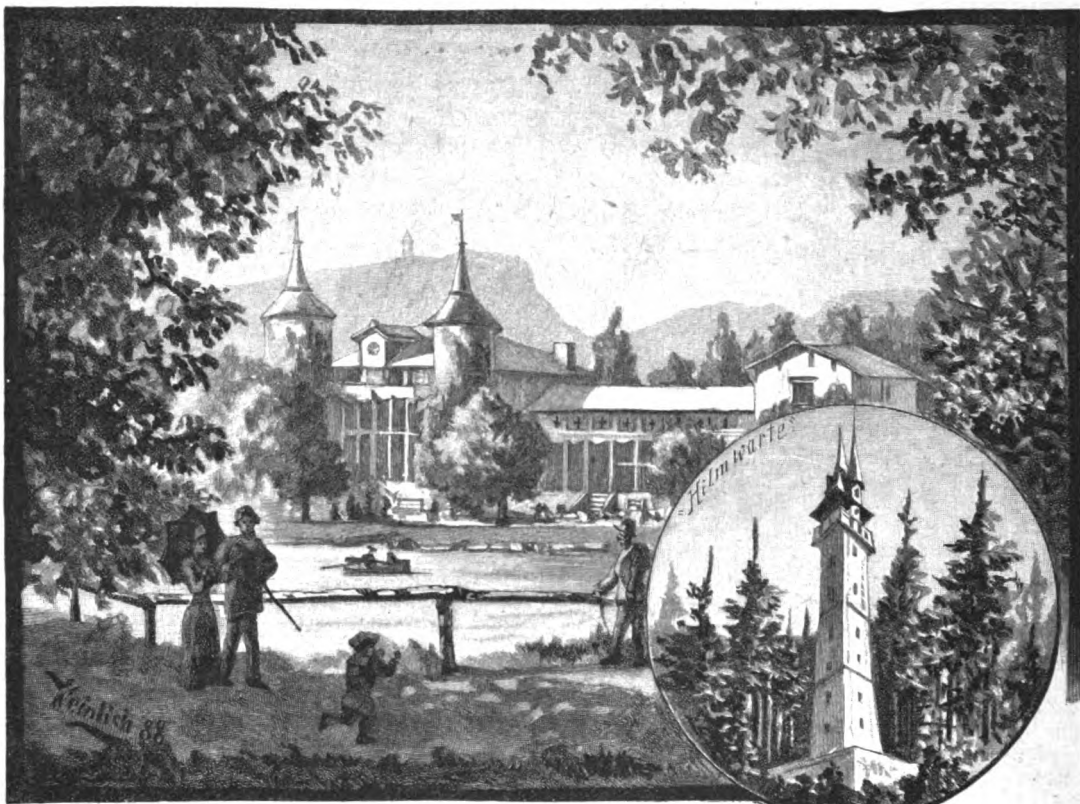
Ohne sich der Uebertreibung schuldig zu machen, darf man behaupten, daß Elm-Äthen, wie Helmstedt im Munde der für ihre alma mater begeisterten Studenten hieß, seine Bedeutung in den letzten fünfzig Jahren seines Bestehens fast ausschließlich einem einzigen Manne auf dem akademischen Lehrstuhle der medizinischen Fakultät zu verdanken hatte; in ihm war der Magnet zu suchen, der nicht allein die Hörjale mit wissenschaftlichen Jünglingen füllte, sondern auch gelehrte und ungelehrte Män-

ner, Angehörige des Volkes wie der höchsten Stände veranlaßte, in großer Zahl den Ort seiner Thätigkeit aufzusuchen. In dessen nicht sein fabelhaftes, durch Viel-

seitigkeit bestehendes Wissen, nicht die Art, wie er das selbe seinen lauschenden Schülern mitzuteilen verstand, nicht auch die wohlverdiente Be- rühmtheit als ausübender Arzt, oder sein unbestreitbarer Ruf als einer der ersten Chemiker seiner Zeit

war das Motiv, das die Mehrzahl seiner Bewunderer ihm zuführte; zu zählen waren die wenigen, welche der innere Drang, dem großen Manne ihre persönliche Verehrung darzubringen, oder ein wirklich wissenschaftliches Interesse nach Helmstedt trieb. Der große Haufe der ihn aufsuchenden Fremden ließ sich lediglich durch das ganz absonderlich Geheimnisvolle und Rätselhafte seines Auftretens anziehen. Halb als Gelehrter, halb als ein Charlatan und Renommist sich darstellend, hatte der „Primarius Professor Medicinae, Chemiae, Chirurgiae, Pharmaceutices, Physices, Botanices et reliquae historiae naturalis, Präsident der allerhöchst gestifteten medizinischen Gesellschaft, Mitglied medizinischer, physikalischer, ökonomischer, litterarischer Vereine, und Dominus praedii Weidensee,“ wie sich der Herzoglich Braunschweigische Hofrat Gottfried Christoph Beireis mit unnachahmlichem Stolz zu zeichnen liebte, zu einer ans Unglaubliche grenzenden Anzahl von Fabeln und skurrilen Schnurren Anlaß gegeben, die sich teils an seine Person, teils an seine selbstgeschaffene häusliche Umgebung knüpften. In wunderbarem Grade mußte er, der Eigenart jedes seiner Besucher sich anschmiegend, seine Kenntnisse und Besitztümer in stets neuen, immer aber gleichenden Farben schillern zu lassen, dergestalt, daß man in diesem fieberhaften Bemühen, sich unter

allen Umständen ein in die Augen stechendes Mir zu geben, sein eigentliches Lebensziel zu erkennen glaubte; sein sonstiges Wirken als Lehrer und Arzt verschwand



Am Hilteich (S. 176).

für den minder genauen Beobachter fast völlig. Das äußerliche pomphafte Beiwerk, mit dem der rätselhafte Gelehrte sich wie mit einem goldstrosenden, verschnörkelten Rahmen umgab, blendete die meisten seiner Mitbürger und fremden Besucher, seiner Amtsgenossen und Schüler, und verstimmte sie zum Teil. Je weniger sie sich aber imstande oder berufen fühlten, Beireis' Bedeutung als eines wahrhaft edlen Menschen und großen Gelehrten von seiner maßlos eitlen Selbstvergötterung zu scheiden, um so mehr ließen sie sich daran genügen, auf seine letztere und, darf man getrost behaupten, fast einzige Charakter- schwäche alles Gewicht zu legen und durch Entstellungen, ja selbst Erfindungen das Auffinden der echten Goldkörner seines Wesens dem unbefangenen, sein Wirken gegen seine Worte genau und sine ira et studio abwägenden Beobachter erheblich zu erschweren. Gegenüber den Schriften, in welchen Beireis auf Grund wahllos aneinander gereiht, zum Teil gänzlich unverbürgter, zum Teil entstellter und in ihrem Zusammenhange mit wirklichen Vorfällen schwer erkennbarer Anekdoten als ein verlogener, charakterloser Charlatan und Schwindler hingestellt wird, verschwinden beinahe die Bemühungen wohlmeinender Männer, das psychologische Rätsel, welches Beireis ohne Frage war, unter Berücksichtigung seiner persönlichen Anlagen und

der Strömung seiner Zeit zu lösen; noch heute ist das Urteil über den Toten nicht immer ein vorurteilsfreies. Die Entstehungsgeschichte derartiger Anekdoten anzudeuten, werden wir später mehr- fach Gelegenheit finden; es wird sich als- dann er- geben, daß, falls sie nicht gänzlich aus der Luft ge- griffen oder mißver- ständlich geändert worden sind, Beireis eine in Wirk- lichkeit vorhan- dene That- sache wohl ausge- schmückt

und ruhmredig übertrieben habe in dem von niemand zu leugnenden Bestreben, seine Person stets in das hellste Licht zu stellen; aber nur solchen Leuten mag er wohl gerabzu selbsterdachte Märchen aufgebunden haben, bei denen er voraussetzen konnte, daß sie ihre Unsinngkeit auf den ersten Blick einsehen und als guten Scherz belächeln würden, oder die ihn durch gar zu kritische Einsicht und Leichtgläubigkeit fesselten, seiner kühnen Phantasie schrankenlos Thür und Thor zu öffnen. Was die letzteren persönlich für einen Eindruck von ihm erhielten, konnte ihm gleichgültig sein; derjenige, den die von ihnen verbreiteten, nun ihrerseits als glaubhaft hingestellten Fabeln in der großen Menge erweckten, war ihm nicht unangenehm, da er stets seiner Eitelkeit schmeichelte. Von ersterer Klasse seiner Bewunderer aber meinte er wohl eine gänzliche Verkenntnis seiner Absichten nicht befürchten zu müssen; es waren nur wenige, die diese Erwartung recht- fertigten.

Um zunächst einen Begriff von den Wunderlichkeiten zu geben, welche jeden Besucher ohne Ausnahme in Beireis' Wesen und Häuslichkeit erwarteten, bitten wir den Leser, mit uns das Haus des „Zauberers von Helmstedt“, wie ihn Goethe nennt, zu betreten. Die Zeit der Besichtigung, welche der Hofrat nach tags zuvor erfolgter Anmeldung zu bestimmen pflegte,

werden wir später mehr- fach Gelegenheit finden; es wird sich als- dann er- geben, daß, falls sie nicht gänzlich aus der Luft ge- griffen oder mißver- ständlich geändert worden sind, Beireis eine in Wirk- lichkeit vorhan- dene That- sache wohl ausge- schmückt

war eine sehr verschiedene; der Fremde mußte es sich gefallen lassen, zu jeder Stunde des Tages, am frühesten Morgen sowohl wie spät am Abend „bestellt“ zu werden. Dafür aber bot ihm Beireis' lebenswichtige Gastfreundschaft und die bereitwillige, eingehende Vorzeigung und Erläuterung aller Sehenswürdigkeiten volle Entschädigung. In der sich automatisch öffnenden Thür des durchaus nicht altertümlichen und düsteren, sondern hell und freundlich aussehenden Hauses, dessen Fenster in dem seltenen Glanze von Spiegelgläsern strahlten, empfing den Eintretenden des Hofrats treuer Diener Leonhardt, dem mit seiner Familie ausschließlich die Mitbenutzung des umfangreichen Gebäudes gestattet war; Beireis selbst zeigte sich dem Fremden erst in einem hinteren Bierzimmer, zu dem man über einen mit verschiedenen Seltenheiten bestandenen, im übrigen einfach ausgestatteten und geräumlichen Flur gelangte. Hier befand sich u. a. der große Magnet, dessen Pole einst, nach der üblichen, an jedem Gegenstande hängenden Anekdote einen Bauersmann an den Metallknöpfen seines Rockes angezogen und festgehalten haben sollten. Auch in dem Vorraale sah man bereits, gleichsam als Vorspiel, einige Wunderwerke, so einen Mohren aus Holz, der eine mit Tabak gefüllte Pfeife behaglich rauchte, und ein graues Männchen, das in der Hand eine kleine Kugel hielt, nach deren Entfernung aus der Hand ein hoher Wasserstrahl aufstieg. Hierdurch wurde der Besucher gleich beim Eintritt in eine Stimmgasse veretzt, die bei vielen, wohl bei den meisten, die mitgebrachte, allgemein verbreitete Vorstellung von dem „Charlatan“ Beireis und den Wunsch, sich mit ihm und möglichst auch über ihn zu belustigen, nährte. Wie ganz anders wirkte dann aber das Eintreten des Hofrats selbst. Dieser nicht eben große Mann mit wachsblichem Antlitz, in dem die hohe, vornehm gewölbte Stirn, die edelgeformte Nase, das kluge, bis zum höchsten Greisenalter unverändert scharf blickende Auge begründete Aufmerksamkeit erregte, dessen altmodische, zwar kostbare, aber von dem erwarteten aufdringlichen Prunk gänzlich freie Kleidung ihm durchaus nichts einem Charlatan Ähnliches, sondern eher eine gewisse feierliche Würde verlieh, seine Art, je nach dem Thema, ruhig oder begeistert unter lebhaften Gesten zu sprechen und gern und so recht aus dem Herzen zu lachen — alles dies hatte so unendlich wenig Lächerliches und machte im Gegenteil einen so gewinnenden Eindruck, daß man sich doppelt enttäuscht fühlte, wenn Beireis im weiteren Verlaufe der Unterhaltung seiner prahlerischen Eitelkeit freies Spiel ließ. Erlaubte man sich aber

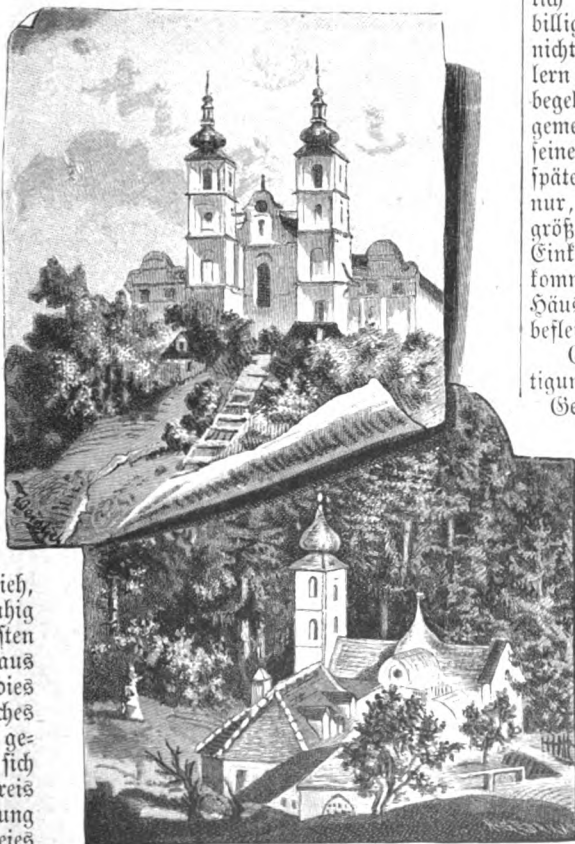
dann, angesichts seiner Schätze und seines unbestreitbar großen Wissens die Thatsächlichkeit seiner der Selbstberäucherung dienenden Geschichtchen zu bezweifeln, ohne jedoch auf besserem Wissen beruhende Gründe hierfür angeben zu können, so begann der Wunderliche das Gebiet des allenfalls Wahrscheinlichen gänzlich aufzugeben und seiner ausschweifend fühlenden Phantasie die Zügel schießen zu lassen, bis niemand mehr Wahrheit von Dichtung sich zu unterscheiden getraute.

Die Sehenswürdigkeiten, welche Beireis' Haus enthielt, bestanden aus Sammlungen der verschiedenartigsten Dinge in seltener Vollkommenheit; ihr Umfang veranlaßte den Besitzer, jedem seiner Besucher die Frage vorzulegen, welche derselben er denn zu besichtigen wünschte. Die alsdann regelmäßig erfolgende Antwort: „Wenn es angeht, doch alle, Herr Hofrat“, gab ihm stets erwünschte Gelegenheit, mit einer seine Ueberschätzung kennzeichnenden und als typisch anzusehenden Uebertreibung lächelnd zu erwidern: „Ja, mein Lieber — da werden Sie sich darauf einrichten müssen, ein halbes Jahr bei mir zu verweilen.“ Es war in der That nicht zu leugnen, daß eine einigermaßen genaue Musterung der angehäuften Schätze einen Aufwand von mehreren Tagen erfordert hätte; dem allergeringsten Teile der Besucher aber war es vergönnt, öfter als einmal zur Besichtigung wiederzukommen; mit den meisten durchwanderte Beireis einmal die Sammlungen, ihnen zeigend und erörternd, wozu sich ihm gerade

Anlaß bot. Dennoch verließen ihn alle hochbefriedigt von den gesehenen und gehöreten Wunderdingen. Bei allem wissenschaftlichen und künstlerischen Werte, der zweifellos den Sammlungen eigen war, verwandte der Besitzer nicht die geringste Mühe darauf, sie zu ordnen oder auch nur vor dem Verderben zu schützen; in einem entsetzlichen Chaos lag, stand und hing alles durcheinander, angeblich, damit die größten Kostbarkeiten, unter dem Wust versteckt, hierdurch am sichersten vor Entwendung geschützt würden. Der größte Reiz dieser Unordnung lag für ihn aber augenfällig darin, daß er dem staunenden Besucher spielend die enorme Kraft seines Gedächtnisses vorführen konnte, indem er alles, dessen er gerade bei seiner Erörterung benötigte, ohne Besinnen aus diesem Wirrwarr hervorzuarbeiten im Stande war. In sonderbaren Widerspruch zu dieser Vernachlässigung trat die fast bei jedem Stück von neuem hervorgehobene Kostbarkeit, der unablässig betonte Geldwert jedes Objectes, unter denen verschiedene präsentiert wurden, deren Erwerb Ansummen gekostet haben sollte und deren Weiterveräußerung er selbst gegen fürstliche Gebote ablehnen zu müssen vorgab. Natürlich war auch dies eine seiner beliebten Uebertreibungen, darauf berechnet, sich selbst, den Besitzer so unerschwinglicher Seltenheiten, in den Augen der Welt über alles zu erheben. Immerhin bleibt es im höchsten Grade erstaunlich, woher ein Privatmann die Mittel zur Beschaffung derartiger Sammlungen gewonnen habe; denn obwohl Beireis nachweislich viele seiner Schätze bei Gelegenheit billig erwarb, zögerte er in anderen Fällen nicht, seinen allorts thätigen Unterhändlern zum Ankauf eines ihm besonders begehrenswert scheinenden Gegenstandes ungemessene Vollmachten zu geben. Ueber seine Vermögensverhältnisse werden wir später Näheres erfahren; bemerkt sei hier nur, daß er, ein echter Sammler, den größten Teil seiner nicht unbedeutenden Einkünfte seinem Stedenpferde zu gute kommen ließ und sich für seine Person und Häuslichkeit der genauesten Sparsamkeit befleißigte.

Gehen wir nunmehr unter Berücksichtigung der einschlägigen charakterisierenden Geschichtchen und Anekdoten die Hauptstücke seiner Sammlungen durch.

Das lebhafteste Interesse bei Laien, denen der wissenschaftliche Teil weniger bedeutsam erschien, erregten stets die Automaten, welche Beireis an erster Stelle zu zeigen pflegte. Er rühmte sie, die trotz ihrer kunstvollen Zusammensetzung kaum eine andere Bezeichnung als mechanischer Spielereien verdienen, als unerreichbare Kunstwerke, Wunder der Mechanik von unschätzbarem Werte; vor allem machte er auf die goldstrotzende Kostbarkeit ihrer äußeren Bekleidung aufmerksam und brüstete sich mit den ungeheuren Summen, die er für ihre Er-



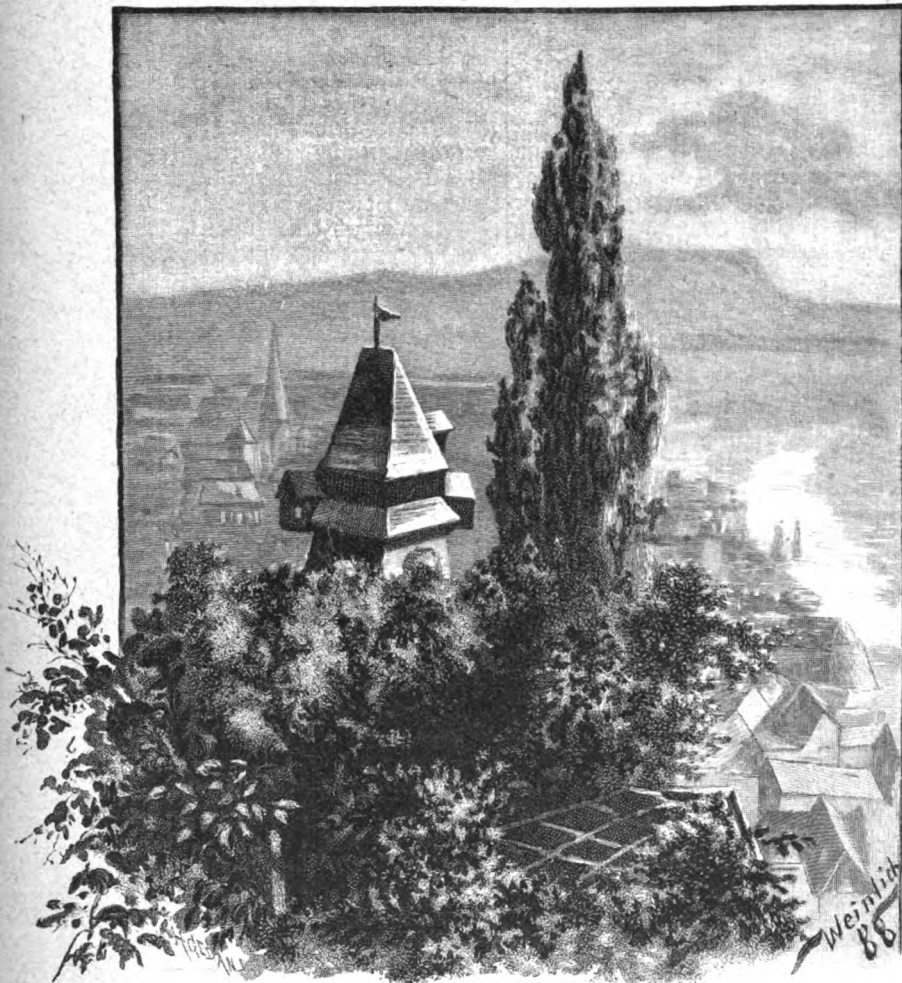
Maria-Trost (S. 177). — Maria-Stün (S. 178).

werbung und die etwa nötig gewesenem Reparaturen aufgewendet haben wollte. In erster Linie erwähnenswert sind die bekannten Baucanson'schen Kunstwerke: eine Ente, welche sich natürlich bewegte, schnatterte, unter Wasser tauchte, Körner fraß und — verdaute; ein provençalischer Pfeifer, der in sitzender Stellung mit der Linken ein Flageolet an den Mund führte und mit der Rechten in den von den Melodien erforderten Modulationen eine basische Trommel schlug; endlich der welt-

ten Gartenzimmer stand, war durch Staub und Rost außer Thätigkeit geraten; ein in Helmstedt zufällig anwesender französischer Uhrmacher wurde von Beireis beauftragt, das Werk wiederherzustellen, machte sich aber, nachdem seine Kunstfertigkeit demselben völlig den Rest gegeben hatte, plötzlich auf Nimmerwiedersehen davon. Als man Beireis über die Thätigkeit des Franzosen befragte, antwortete er scherzend, er lasse jetzt dem Flötenspieler eine Einrichtung geben, daß

indessen pflegte er sich hiernit nicht lang aufzuhalten, da die physikalischen, astronomischen und mathematischen Apparate wenig Anlaß boten, selbstverherrlichenden Geschichten vorzubringen.

Es folgten sodann die Naturalien, welche kostbare Seltenheiten enthielten, aber — in welchem Zustande! Die ausgestopften Tiere waren haarlos oder erfiel, die Herbarien von Insekten geplündert, die Weingeistpräparate verrotten, die Skelette auseinandergefallen. Diese Vernachlässigung, die er, wie wir bereits laien als absichtlich hervorgebracht hinzustellen suchte, war nicht sowohl die Folge der Gleichgültigkeit und Indolenz des Kurators, als vielmehr seiner thatsächlichen Unfähigkeit, in eigener Person dem Befalle zu wehren; einen anderen aber, wäre es der treue Leonhardt gewesen, der Ordnung seiner zahllosen Schätze zu nehmen zu lassen, hätte er nie überlassen gebracht. So ließ er denn die Dinge ihren Verlauf nehmen und suchte die Miene zum bösen Spiel zu machen, indem er u. a. dem über den Mottenfraß einer prächtigen Kollektionsammlung befragten Goethe erklärte, er habe das Ungezieher hierher konzentriert, damit seine übrigen Sammlungen davon verschont blieben. Alles dies störte ihn jedoch keineswegs in seinem Eifer, die Sammlungen stetig zu vermehren. Nur insofern wurde er vornehmer, als er in den letzten zehn Jahren seines Lebens die neu erworbenen, oft so wertvollen Seltenheiten nicht mehr zu den bisherigen gesellte, sondern sie nach und nach nur einmaliger prüfender Besichtigung in ihre Kisten gepackt und mit konservierenden Stoffen bedeckt beiseite brach und ihren Besitz sogar konsequent verleugnete. An die anatomischen Präparate knüpfte sich manche heitere und kennzeichnende Erzählung. Dieselben waren aus verschiedenen Privatsammlungen zusammengekauft und gaben ihrem derzeitigen Besitzer eine nie übersehene Gelegenheit, in der hierzu angeblich erforderlich gewesenem Aufwendung unendlicher Summen zu prahlen. Unter denselben heben wir von dem berühmten Anatomen Johann Nathanael Lieberkühn angefertigten hervor; sie bestanden aus 128 hermetisch zwischen zwei Glasplatten und 157 feinen Goldblättchen in Messingtafel unter geschliffenen Gläsern eingeschlossenen Präparaten, welche die feinsten Organe zur Anschauung brachten: das Nervensystem der Retina, die aufsteigenden Papillen des Magens, die zarteren Verästelungen der Bronchien. Ausgezeichnet waren auch die Nachbildungen, sie waren hergestellt nach Wachsmodeellen, welche in Gips gehüllt und alsdann ausgebrannt wurden; die entstandenen Hüllen waren mit Silber ausgegossen und bildeten nach Beseitigung der Gipsrinne die eigentlichen Objekte. Der Wert der Theile der Beireis'schen Sammlungen ist ein unbestreitbarer; der Hofrat freilich, der der allgemeinen Anerkennung nicht zuwider, stellte denselben als unerreichbar



Blick vom Schloßberg (S. 171).

berühmte Flötenspieler, der unter naturgetreuer Bewegung der Finger und des Kopfes, sowie der Zunge und Lippen zwölf einfache Stücke auf der Flöte vortrug. Von den zahlreichen Fabeln, welche, angeblich aus Beireis' Munde stammend, über die Automaten verbreitet waren, führen wir nur die folgende an, welche für die Entstehung vieler der bestehenden Märchen und den ihnen beizulegenden Wert für die Beurteilung von Beireis bezeichnend ist. Der Flötenspieler, welcher mit den anderen Automaten — darunter eine astronomische Uhr von Johann Baptist Homann, eine Zauberuhr von Pierre Jacques Dooz, und eine von Goethe praktisch erprobte Rechenmaschine — in einem feuch-

er jedes Stück vom Blatt spielen könne; nach dem heimlichen Entweichen des Uhrmachers führte er den Scherz offenbar weiter, indem er den sich Erkundigenden mitteilte: der Franzose hole jetzt die Noten! Diese Worte wurden weiter erzählt, bis man ihren scherzhaften Charakter verkannte und sie für ernsthaft gemeint hielt; so kam es denn schließlich sogar so weit, daß ein hochachtbarer holländischer Gelehrter in einer seiner Schriften als eine von Beireis persönlich behauptete Thatsache angab: „Der Flötenbläser spielt jedes Stück vom Blatt!“

Nach den Automaten pflegte Beireis seine Instrumente zu zeigen, welche zum Teil von großem praktischen Wert waren;



Auf dem Markt in Kairo. Von E. C. Müller.

erwehl ähnliche Sammlungen dieser Art sich im Besitze verschiedener Gelehrten befinden; mit gewohnter Ueberschwenglichkeit behauptete er: nur nach seinen Präparaten könne man die Heilkunde studieren, nichts könne sich außerhalb Helmstedts jemand zum Arzte ausbilden, solange er allein diese Präparate besitze. Vielfach nahm er sich auch der von ihm selbst angefertigten Präparate, unter denen sich „unrichtbare“ befinden sollten. Freilich liete er deren Besichtigung unter den schwahten Vorwänden zu umgehen, indem er u. a. einmal behauptete, sie seien in Verwahrung bei einem Kollegen, nach dessen Tode er sie erst zurückerhalten werde; ein andermal erzählte er, es erfordere mehrere Stunden an Zeit, um sie in den Brennpunkt seines — beiläufig noch einfachen — Mikroskops zu bringen. Besondere ist auch folgende, verbürgte Anekdote, welche C. v. Heister mittheilt: „Eine große Rolle in den Aufschneidereien spielte die Fibra simplicissima, welche heraus sich im Kolleg aus der Wade geschlitten haben wollte. Doch was sah man? Nichts eigentlich, als einen einfachen Strich. Rudolphi wurde sie auf einer Pinzette präsentiert; er sah aber nur ein ganz feines Haar. „Das ist nicht möglich — doch richtig, da hat mir wieder ein Acanus den Streich gespielt, das Thierat wegzufressen und sein Gespinnst an die Stelle zu setzen“, war des Hofrats erste Ausruf.“ Man kann nach allem kaum umhin, Beireis' angebliche „Fibra simplicissima“ für Gebilde seiner im Dienste der Eitelkeit so viel des Unglaublichen schaffenden Phantasie zu halten.

Nur im Vorübergehen lassen sich die ebenfalls durch wertvolle Seltenheiten und seltene sich daran knüpfende Schnurren auszeichneten Sammlungen von Gemmen, Edelsteinen und Stuckereien, Büchern und Kupferstichen erwähnen; die Bücherammlung namentlich enthielt — nach C. v. Heister — u. a. 77 kostbare Manuskripte, 13 chinesische und türkische Werke, 56 Antiquitäten u. dgl. mehr. Wie Beireis zu behaupten liebte, besaß er jedes Werk in drei Exemplaren, eins zum Privatgebrauch, ein zweites für die Vorlesungen, das dritte zur Reserve! Die Wahrheit mag er damit freilich nur hinsichtlich eines anatomischen Werkes von Gautier Mead. Bezüglich der Münzen, deren Sammlung eine nahezu vollständige war, rühmte er sich, neugierige Frager mit dem Edeln abzuweisen, daß er ständig bei Hermann Leute sich halte, die für sein Cabinet graben und suchen mühten, so daß die von der italienischen Regierung angestellten Arbeiter sich am Abend entzogen hätten. Bewundernswert war seine reichhaltige Gemmdegalerie — ein Zimmer, in dem auf- und übereinander Aufstellungen der bedeutendsten Künstler aller Zeiten und Länder regellos und ungeordnet hingen und standen. Wenn ein Gelehrter Kenner neben echten, wunderbaren Kunstwerken eines Holbein, eines Cranach, Rembrandt, Dürer, Cor-

reggio, Tintoretto u. a. auch obdunkle Nachwerke, fade Kopien entdeckte und es wagen wollte, dem Hofrat diese Meinung vorzutragen, dann legte sich Beireis ins Zeug, um an der Hand von kritischen Auktionskatalogen und der von ihm gezahlten, oft riesigen Rechnungen zu beweisen, daß nichts Unrechtes in seiner Sammlung sei; höchstens gab er zu, in den angeführten Schaustücken Jugendwerke des von ihm vorgegebenen Urhebers zu sehen. War es doch, wie er in un-nachahmlicher Selbsttäuschung behauptete, der Grundgedanke dieser Sammlung, daß sie, eine Art praktischer Kunstgeschichte, an je drei Werken jedes nur existierenden Malers die Entfaltung seines Könnens darlegen sollte, und zwar sei es ihm gelungen, bis auf ein ihm noch fehlendes Jugendwerk von Cimabue, von sämtlichen großen Künstlern das Erstlings- und Meisterwerk zusammenzubringen.

Wir schließen hieran die Anführung einer höchst charakteristischen Anekdote, die sich an eine von Beireis' ethnographischen Seltenheiten knüpfte. Der Berghauptmann August Ferdinand Graf von Veltheim hatte ihm ein japanisches Gewehr zum Geschenke gemacht, das jedem Fremden gezeigt wurde. Als Veltheim einmal persönlich einige Besucher dem Hofrat zuführte, erzählte dieser bei Besichtigung der Waffe mit gewohntem Stolz, daß ihm der Kaiser von Japan selbst dieselbe als Anerkennung seiner in aller Welt bekannten Verdienste habe überreichen lassen; und dies im Beisein des wahren Gebers! Man wird doch wahrlich nicht annehmen können, daß Beireis diese Geschichte seinen Gästen habe für wahr ausgeben wollen, wenn die Gefahr, einer offenkundigen Lüge überführt zu werden, so handgreiflich nahe lag. Es zeigt sich vielmehr hier wie in vielen anderen Fällen, wo er gelegentlich Kollegen und anderen kenntnisreichen Männern Anekdoten von offenkundiger Widersinnigkeit und oft lächerlicher Unwahrscheinlichkeit vortrug, daß es ihm einzig und allein darauf ankam, sich selbst zu verherrlichen, und war es auch nur, daß er scherzhaft übertreibend sich lobte; ihm genügte es, da das Erzählen dergleichen Späße seine Lieblingsgewohnheit geworden war, wenn der erste Eindruck derselben auf den Gast ein ihm schmeichelnder war; gewann sein Zuhörer bei kurzem Nachdenken dann die Ueberzeugung, eine Unwahrheit gehört zu haben, so kam diese doch entweder ihm vorläufig kaum zum Bewußtsein, dank des Hofrats nimmer rastender, stets mit Ueberraschungen spielender Unterhaltung, oder aber Beireis verstand es, wie wir oben gelegentlich der Fibra simplicissima sahen, sich geistreich aus der Verlegenheit zu ziehen.

Am Schlusse unserer Wanderung durch Beireis' Sammlungen — er selbst gab ihre Anzahl auf 8, 13, auch 17 an — wollen wir das anziehendste und merkwürdigste Stück derselben, den vielgenannten großen Diamanten, nicht übergehen, über den allein so viel Fabeln in die Welt geschickt wurden, daß sie ein eigenes Buch

füllen würden. Wenn man des Besitzers Worten trauen wollte, so war dieser der kostbarste Edelstein der Welt, an Wert die Summe der größten sonst bekannten Diamanten weit überragend und für den fürstlichsten Preis nicht feil. Letzteres war angeblich auch der Grund, weswegen er den Stein, der nach Goethe die Größe eines Gänseeies hatte, völlig klar und durchsichtig war und an den Seiten schwach nierenförmige Wölbungen aufwies, nicht schleifen ließ; wenigstens erklärte er dem Prinzen Heinrich von Preußen, er wolle gern die Million opfern, die der Schliff erfordern würde; aber welcher König wäre imstande, dann den Stein, der nur eine Königskrone zieren dürfte, ihm abzukaufen? Beiläufig tagierte er den Stein auf 6400 Karat, was nach der üblichen Berechnung unter Berücksichtigung des beim Schleifen unausbleiblichen Gewichtsverlustes einen Wert von etwa 2 Milliarden Mark ergeben hätte. In der That ein Kleinod ohnegleichen — wäre es nur wirklich ein Diamant gewesen! Wie aber die im wesentlichen übereinstimmenden Mittheilungen zuständiger Sachleute erwiesen haben, war der Stein nur ein immerhin selten großes und darum verhältnismäßig wertvolles Topasstück. Der wohl häufig vorgebrachte Zweifel an der von Beireis unter Anführung von mindestens 20 Proben behaupteten Echtheit, dem er sich höchst wahrscheinlich selbst auf die Dauer trotz seiner unerhörten Selbsttäuschung wohl nicht entziehen konnte, veranlaßte ihn, in den späteren Jahren seines Lebens mit der Vorzeigung seines Schatzes zurückhaltender zu werden; spähhaft und für ihn bezeichnend waren die Ausflüchte, mit denen er die neugierigen Fragen seiner Besucher zu befriedigen suchte. So gab er vor, er habe ihn fortgegeben, um im Königreiche Westfalen — im Jahre 1808 — nicht zu unerschwinglicher Vermögenssteuer herangezogen zu werden; bald hieß es, er sei unter Schloß und Riegel und könne vor zwei Stunden nicht ausgepackt werden, bald: die Kaiserin Katharina II. habe soeben ihn zu sehen befohlen. Behauptet wurde auch, daß Beireis sich die Fähigkeit angemacht habe, ihn augenblicks nach jedem beliebigen Orte hin und wieder nach Helmstedt zurückzubahnen; indessen läßt sich diese Fabel auf Beireis' Worte nicht direkt zurückführen, sondern vermutlich aus der Thatfache erklären, daß er einem neugierigen Engländer den Stein als „gerade in Indien abwesend“ ausgab, denselben aber mit größter Gemütsruhe hervorholte, als sein Gast tiefere Sachkenntnis verriet; es ist anzunehmen, daß zu dieser Zeit Beireis selbst noch die unumstößliche Ueberzeugung von der Echtheit des Diamanten befeßen haben muß, denn später hütete er sich vor allem davor, Sachverständigen die Besichtigung zu gestatten. Aus dieser Verjagung, daß einmal, vielleicht nach seinem Tode, das Nonplusultra eines Edelsteins seinen Nimbus einbüßen und nach seinem wirklichen Werte bemessen werden könnte, erklärt es sich, daß der Diamant unter

dem Nachlasse des Hofrats nicht aufgefunden wurde; wahrscheinlich hatte ihn der Besitzer zuvor vernichtet. Andeutungen dieser Absicht hatte er zeitweilig ziemlich offen, natürlich nicht ohne die ihm eigenen Hyperbeln, gegeben; wenigstens läßt es sich in diesem Sinne deuten, wenn er geheimnisvoll von dem Steine sagte: Aufsteigen soll er zum Urquell, von dem er ausging. Ferner erklärte er ein Jahr vor seinem Tode ganz unzweideutig einem Großneffen, daß man nach seinem Ableben den Diamanten nicht vorfinden würde. — Ebenso räthelhaft und völlig unaufgeklärt wie der Verbleib des Steins war auch seine Herkunft. Unter den zahllosen Varianten, die Beireis hierüber zum besten gab, führen wir nur an, daß er bald der Lohn für einen wunderbaren Heilerfolg sein, bald aus der ältesten Diamantengrube Bengalens zu Sumelpur (Sumulpur) am Flusse Gruel durch besondere Sendlinge des Hofrats gewonnen sein sollte; auch hörte man, er sei vom Kaiser von China Beireis als Pfand für eine vorgestreckte Geldsumme gegeben, deren Rückerstattung wegen ihrer unberechenbaren Größe nie zu erwarten sei!

Die mit ungeahnter Reichhaltigkeit und in stets überraschendem Wechsel auf den Besucher anstürmenden Eindrücke machten die Besichtigung von Beireis' Sammlungen zu einer höchst ermüdenden, zumal der Hofrat bei jeder vorgezeigten Seltenheit die Echtheit und den gezahlten Preis aufs umständlichste an der Hand von Katalogen, einschlägigen Werken und Rechnungen zu erörtern pflegte. Dessenungeachtet aber ging keiner seiner Besucher von ihm, ohne hochbefriedigt, ja in seinen Erwartungen übertroffen zu sein; wohl im Sinne aller derer, die jemals Beireis' Gäste waren, sprach sich der Hofrat R. W. Böttiger in folgenden, seinen „Reisebemerkungen“ entnommenen Worten aus: „Ich verließ diesen Mann mit einem sonderbaren Gefühl, mit einem Gemisch von Empfindungen, und es war mir ungefähr so zu Mut, als wenn man ein Märchen in Tausendundeine Nacht gelesen und neben den abenteuerlichsten Orientalismen die sublimsten Züge von dichterischer Einbildungskraft bewundert hat. Und doch hatte ich noch so wenig vom Ganzen gesehen!“ Eben dieser liefert auch zu der häufiger berührten Legendenbildung nach ziemlich harmlosen von Beireis herrührenden Aeußerungen einen Beitrag, den wörtlich herzusetzen wir uns wegen seines hervorragenden Interesses nicht verlagen mögen: „Als die Verlegung der Akademie von Helmstedt nach Wolfenbüttel vom Herzog mit vielem Eifer betrieben wurde, mußte jeder Professor einen Anschlag einreichen, wieviel wohl der Transport seiner Effekten, Bibliothek &c. kosten würde. Beireis, der sich schon an und für sich gegen diese Neuverlegung sehr ereiferte, schrieb geradezu, daß sein Transport gar nicht zu taxieren, zu bewerkstelligen sei. Mündlich setzte er hinzu, daß viele, besonders exotische Seltenheiten, mit ganz eigener Kenntnis verpackt und vorgelesen

werden müßten; daß er wohl vordem einen Kerl zum Aufwärter gehabt hätte, der dieses alles verstanden, daß dieser aber mit anderen Braunschweigern in den Amerikanischen Krieg gegangen und nie wiedergekommen wäre. Dieses veränderte die Jama bald dahin, daß Beireis gesagt habe, um seinen Transport zu besorgen, müsse er die Leute aus Amerika verschreiben. Ein Witzling schmückte es noch besser aus und verbreitete die Sage, Beireis müsse aus allen fünf Welttheilen Leute zum Transport seiner Sachen haben, weil die Kuriosa jedes Welttheils nur durch Eingeborene fortgeschafft werden könnten. In dieser letzten Gestalt hatte sich mir das Märchen auch wirklich schon in Braunschweig präsentiert.“

Die bisherigen Ausführungen lassen leicht ersehen, daß für einen oberflächlichen Beobachter, der nur nach den auf Auge und Ohr wirkenden Erscheinungen an Beireis' Wesen urteilen mochte, die Gefahr nicht so sehr fern lag, in dem Hofrat einen zweiten Münchhausen oder mindestens einen durch seine Wunderlichkeiten recht amüsanten Kauz zu erblicken und dieses einseitige, persönliche Urteil über den „Wundermann“ mit vollster Ueberzeugung als wahr zu verbreiten. Bei der jedem Menschen innewohnenden und gerade angelegten räthelhaften Erscheinungen zu Tage tretenden „Lust zu fabulieren“ darf man auch die dem großen Publikum zur Last fallende Uebertreibung und Entstellung der Beireis zugeschriebenen „Lügen, welche hundert compurgatores nicht zur Wahrheit machen können“, nicht eben sehr tragisch nehmen, soweit man die Ueberzeugung hegen zu dürfen glaubt, daß sich dieselbe nicht auf böse Absicht zurückführen läßt. Um so entschiedener Vorwurf aber verdient es, daß gerade von denjenigen, welche sich ein Recht zur Beurteilung von Beireis' Wesen anmaßten, am wenigsten Mühe angewandt wurde, die über ihn verbreiteten Gerüchte zu prüfen und nach Maßgabe ihrer Thatsächlichkeit zu beschneiden.

Unter „dem 2. Martii 1730“ findet sich in dem Kirchenbuche von Sanct Blasius zu Mühlhausen, der ehemaligen freien Reichsstadt, folgende Notiz: „Herr Cammerchreiber Johann Christian Beyreis ein Sohn getauft, genant Gottfried Christoph. Der Pathe war der Herr Geheimrath Stüler.“ Hieraus ergibt sich, daß es in Mühlhausen Gepflogenheit war, die Neugeborenen am zweiten Tage nach der Geburt zu taufen, daß Beireis am 28. Februar 1730 das Licht der Welt erblickte. Sein Vater, einer seit mehreren Generationen hochangesehenen und nicht unbegüterten Familie angehörig, bekleidete in Mühlhausen die Aemter eines Senators, Kammersehreibers und Kriegskommissärs; er war ein begabter und hochgebildeter Mann, der namentlich den Naturwissenschaften ein reges Interesse entgegengebracht zu haben scheint. Dieser Umstand im Verein mit den ungemein glücklichen Erfolgen, die er dank seiner Energie und Umsicht bei Ausübung seiner Amtspflichten in politisch bewegter Zeit zu verzeichnen hatte, verliehen ihm

selbst über die Mauern seines Wohnortes hinaus einen nicht unbedeutenden Ansehens nach welchem er sich sogar im Besitze übernatürlicher Kräfte befinden sollte; so erzählte man sich, er wäre imstande, Feuerbrünste zu besprechen und durch in die Blut geworfene Holzplättchen, die man seltsamen Figuren bezeichnet gewesen seien, zu dämpfen! Es dürfte zweifellos sein, daß der jugendliche Gottfried Christoph an dem Vater gezollten Bewunderung auch das eigentümlich berauschende Gefühl kennen lernte, welches den Sohn eines ausgezeichneten Mannes gewöhnlich zu besessen pflegt und ihn widerstandslos antreibt, nun seinerseits den Vater womöglich noch zu überflügeln; in diesem Gefühle eines im Grunde berechtigten, strebsamen Stolzes dürften wir den Keim zu dem maßlos gesteigerten Ehrgeiz finden, der Beireis bis zu seinem Tode gänzlich in Beschlag nahm und sein Leben wie ein roter Faden durchzieht. Schon in frühester Jugend zeigte er viele Sonderbarkeit in seinem Wesen; er erschien auffallend ernst und nachdenklich, zog sich still vor den Altersgenossen zurück und legte eine leicht reizbare Erregbarkeit, blühende Phantasie, für ihn ein Danaergeschenk der Natur, und staunenswerte, ihm das Lernen zum Spiel machende und bis in das höchste Alter ihm treu bleibende Gedächtniskraft an den Tag. Die harmlosen Spiele einer glücklichen, mit dem Augenblick zufriedenen Knabenzeit hat er nie kennen gelernt, sondern hat ein über derartige Tändeleien sich hoch erhebendes Selbstbewußtsein zur Schau getragen. Fast möchte man, wäre eine derartige Frühreise nicht gar zu unwahrscheinlich, behaupten, er habe schon damals sich mit der bewußten Absicht getragen, einmal der Erste im Besitze alles irgendwas Begehrten und Wissenswürdigen zu werden. In diesem Sinne führte er häufig selbst eine Thatfache an, deren Nichterkenntnis von einem seiner Verwandten verbürgt wird. Hiernach habe die Beschreibung der bekannten Baucansonischen Automaten, die man ihm als Knaben zu Lesen gegeben, einen derartigen Eindruck auf ihn gemacht, daß er seinem Vater begeistert erklärte, er müsse dieselben einst sein eigen nennen. Wegen dieser Vermessenheit vom Vater gestraft, habe er unter Thränen gerufen: „Ich werde sie besitzen“. Und 40 Jahre später besaß er sie. Sein gern vortragener Wahlspruch war: der Mensch kann alles erreichen und vollbringen, was vernunftgemäß wolle, und die Befolgung dieses Wahlspruchs hatte in der That den eisernen Fleiß, den er auf seine Studien verwendete, die Beharrlichkeit bei Verfolgung seines einmal erwählten Zieles, die Herrschaft jeder erniedrigenden sinnlichen Leidenschaft zur Folge; sie aber war auch, der man sein jähes Festhalten an seinen Gewohnheiten und einmal gefaßten Meinungen, mochte deren Irrthümlichkeit auch längst erwiesen sein, zur Last legen darf. Bereits in seinem zwölften Jahre betrieb er, neben den alten Sprachen natürlich, das Studium des Französischen, En

den und Italienischen, ferner der Geometrie, Physik, Mathematik und Musik, und leistete in allen Disziplinen für sein Alter Erstaunliches. Obwohl auf dem Gymnasium unfleißig, war er dennoch in allen sämtlichen Klassen der Erste. Dies erklärt sich aus dem Umstande, daß seine ausgedehnten Studien, unter der Leitung der Hauslehrern betrieben, ihn fesselten und mit Leichtigkeit die Aufgaben der Schule einholen, ja überholen ließen. Auch im Vater veräumte nicht, ihm aus seinem eigenen reichen Wissensschatze mitzuteilen.

Das eifrige Interesse, welches der junge Beireis für die Naturwissenschaften bewies, bewog den Stadtphysikus Zuch, einen Freund seines Vaters, ihm im Unterrichten der Knaben auf diesem Gebiete zu helfen. Jedoch Art aber war die Weisheit, die der Wissensdurstigen hier gepredigt wurde! Die Naturwissenschaft war zum Teil noch unentwirrt von Vorstellungen, die oft in krassem Aberglauben und Unverstand ihren Ursprung hatten.

Dieses ziellose Umhertappen, das aus der kindlichen Hervorhebung von äußerlichen Tugenden für einen so außergewöhnlich hoch begabten Knaben wie Beireis natürlich amüsant und anziehend, und er säumte nicht, seine leicht erfassende, glühende Identität mit dem bunten Formenschemen zu verwechseln; welchen Einfluß derselbe auf ihn trotz aller Beanlagung untreuen, zu selbständigem Denken noch nicht fähigen, gewöhnliche denn geschulten Geist haben mußte, ist nicht erklärlich. Beireis ist von diesem Verlaß bis zu seinem Tode nie völlig los geworden: daher das Charlatanische in seiner äußeren Erscheinung. Es ist aber nicht wirklich Charlatan wurde, sondern namentlich als Arzt mit seinen althergebrachten Entartungen der Wissenschaft aufräumte, ist ein glänzendes Zeugnis für seinen scharfen, in das Wesen der Dinge eindringenden Verstand.

Der außerordentliche Eifer, mit dem er seine Arbeiten oblag, der enormen Erfolge, der ihn krönte, erregte den halbherzigen Aufmerksamkeits, die sich in der schmeichelhaftesten Bewunderung des heranwachsenden zeigte.

In seinem 21. Lebensjahre bezog er, nachdem sein Vater verstorben war und die Familie nicht in den besten Verhältnissen zurückgelassen hatte, die Universität Jena. Dem Wunsche des Verstorbenen, wie den Familienüberlieferungen getreu, widmete er sich zu Anfang dem juristischen Studium; bald aber gewann seine unbesiegbare Vorliebe für die Naturwissenschaften die Uebermacht über ihn und er vernachlässigte Pandekten und Institutionen, um mit gewohntem Rieseneifer sich auf das Studium der Physik, Chemie und Mathematik zu werfen. Obwohl er aber mit altem Fleiße seine Arbeiten betrieb, so war er gelegentlich praktisch als Arzt thätig und über interessante Fälle mit berühmten Medizinern wie Prof. Stengel in Jena, Bubenberg und Junker in Halle in Briefwechsel stand, entzog er sich keineswegs mehr wie früher dem fröhlichen

Treiben seiner Altersgenossen; so erzählte er später noch gern von den bedeutenden Trinkproben, die er in fieberlicher Gesellschaft hätte ablegen müssen. Mehr aber, als zu den oft rohen und müden studentischen Gelagen fühlte er sich zu idealerem freundschaftlichen Verkehr hingezogen, wie er sich ihm in der „Gesellschaft der Verehrer der Dichtkunst“ bot; in einem überschwenglichen, dem Geschmacke seiner Zeit entsprechenden Gedichte feierte er u. a. sein inniges Verhältnis zu einem Herrn von Huggen.

Neben seinen wissenschaftlichen und schöngeistigen Bestrebungen betrieb er eifrig gymnastische Übungen; in der Fechtkunst erreichte er eine unbestrittene Meisterschaft, mit der er sich noch als Greis gern brüstete. In der That besaß er bis zum höchsten Alter eine außergewöhnliche Körperkraft und liebte es, dieselbe bei jeder passenden Gelegenheit zur Schau zu tragen. Ließ er doch von seinem Diener wohl eine Goldbarre in das Auditorium schaffen, die er dann zum Staunen der hierzu nicht fähigen Zuhörer mit ungebogenem Arme aufhob; und wenn es keinem der Hörer im Kolleg gelingen wollte, die schweren Halbkugeln der Guericke'schen Luftpumpe auf den Tisch zu heben, so nahm der alte Herr den Apparat in die Hand und setzte ihn kaltblütig an seinen Platz. An der Erhaltung seiner Kraft hatte aber nicht allein deren stete Übung, sondern in wohl noch höherem Grade Beireis' „rationelle“ Lebensweise den Hauptanteil.

Er pflegte sehr einfach zu speisen: Kräutertee mit altem Zwieback, Gemüse, Obst, altbackener Kuchen, zum Abend eine Wasseruppe waren seine ständigen Gerichte; Fleisch genoß er nur selten und sog es alsdann nur aus, um mit der bloßen Fleischfaser ohne Nährwert den Magen nicht zu belasten. Reichlichen Genuß von Zucker hielt er für heilsam und — für ein Zeichen von Geistesstärke; dagegen erklärte er Hülsenfrüchte und namentlich die Kartoffel für dem menschlichen Körper höchst nachteilige Vegetabilien. Von letzterer behauptete er, daß ihr die Schuld zuzuschreiben sei, wenn die Menschheit von Generation zu Generation dem Idiotismus zuschreite; er hatte Gelegenheit, einst scherzhaft eine kleine Probe dafür an sich selbst zu machen. Die Gattin eines Freundes setzte ihm nämlich bei einem Mittagessen ein von Kartoffelmehl bereitetes Gericht vor, das er, mit seiner Zusammensetzung unbekannt, sich vortrefflich munden ließ. Man lachte ihn darauf unter Hinweis auf seine stete Behauptung aus; er aber erwiderte mit vortrefflichem Witz: „Da sehen Sie, wie ich mit meiner unablässigen Warnung im Rechte bin; die Kartoffeln haben mich so dumm gemacht, daß ich sie gar nicht einmal erkannt habe.“ Ebenso verwarf er den gewohnheitsmäßigen Genuß von Bier, Kaffee, Thee und Tabak; was namentlich den letzteren betrifft, so litt er das Rauchen in seinem Hause nie und ging nur in Gesellschaften, in denen ihm ein besonderes Zimmer vorbehalten war, um fern von dem

Tabaksqualm und dem ihm gleich verhassten Kartenspielen sich unterhalten zu können. So frugal er aber auch für seine Person lebte — wenn er Fremde bei sich zu Gäste geladen hatte, was mehrmals geschah, entwickelte er in Speisen und Getränken den größten Luxus; nur das Giftgewächs der Kartoffel war und blieb von seinem Tische verbannt. — Seine verständige Lebensweise war das Arkana, daß er körperlich wie geistig bis zu seinem Todestage sich einer fast jugendlich frischen Mäßigkeit erfreute und während der letzten fünfzig Jahre seines Lebens nicht einen einzigen Tag des Krankseins zu verzeichnen hatte; dazu trat als miterhaltende Kraft seine Thätigkeit, die, obwohl ihn aufs äußerste anstrengend, ihm mehr Vergnügen als Mühe war. Wenn er unter diesen Umständen von sich sagte: „Ich habe meiner Seele so viele angenehme Unterhaltungen verschafft, daß ich jetzt in meinem 79. Lebensjahre noch immer nicht fühle, daß ich älter als 18 Jahre bin“, so liegt unseres Erachtens kein Anlaß vor, diese Worte als „in die Kategorie seiner beliebten Fiktionen fallend“ zu bezeichnen, wie es gleichwohl geschehen ist.

Doch wohin sind wir geraten!

Wir verließen Beireis in Jena, wo er mit unermüdlichem Eifer seinen wissenschaftlichen Studien oblag und neben denselben sich auf einem Gebiete praktisch bethätigte, welches wir demnächst einer genaueren Betrachtung unterziehen wollen. — Ohne seine Studien zum Abbruch gebracht zu haben, trat Beireis plötzlich im Juli des Jahres 1753 von Jena aus eine Reise an, als deren Ziel unter seinen Universitätsfreunden, die dem Scheidenden ein warmempfundenenes Abschiedsgebet widmeten, Frankreich angesehen wurde. Thatsächlich aber ist sein Aufenthalt in den nächsten, auf die Jener'sche Periode folgenden Jahren nicht minder wie seine Beschäftigung während derselben in ein unaufgeklärtes Dunkel gehüllt. Wie leicht erklärlich, bot der räthselhafte Umstand, daß er eine nicht unbedeutende Spanne Zeit wie spurlos verschwunden war und sich kaum ein einziges sicheres Merkmal für seinen Aufenthalt an irgend einem Orte auffinden ließ, der geschwägigen Fama eine prächtige Gelegenheit zur Verbreitung der wunderbarsten Fabeln, die um so leichter Glauben fanden, als Beireis in der ersten Zeit nach seinem Wiedererscheinen es mit fast ängstlicher Sorgfalt vermied, von jenen Jahren zu sprechen. So erzählte man sich und glaubte es auch, da er nie das Geringste an derartigen Märchen in Alrede zu stellen pflegte, daß er Spanien, Holland, Italien besucht und in Aegypten durch Pyramidenpriester (!) die magische Kunst kennen gelernt haben sollte. In dem von der Neugierde differtierten Streben, aus seinem eigenen, sonst doch wahrhaftig nicht mit selbstverherrlichenden Geschichten sparsamen Munde die Bestätigung jener Phantasiestücke zu vernehmen, fragte man ihn häufig und immer wieder nach den Erlebnissen seiner Reisen, ohne jedoch lange Zeit den gering-

sten Erfolg zu haben. Auf Beireis übte freilich das wiederholte Anhören der ihm zugeschriebenen Erlebnisse einen durchaus natürlichen und namentlich bei seiner Eigenart verständlichen Einfluß aus: er konnte sich, trotz seines festen Vorsatzes, ein ewiges Schweigen über seine — angeblichen — Reisen zu bewahren, der Versuchung, auf die ihm vorgetragenen Fabeln bestätigend einzugehen und endlich sie in seiner beliebigen Weise zu erweitern, nicht erwehren; so kam es denn, daß er im Alter sogar aus eigenem Antriebe dieses von ihm doch anfänglich energisch gemiedene Thema mit Vorliebe anschlug und ausnützte. Mögen seine ersten Mitteilungen über die Reisen mit Wahrscheinlichkeit auch nur als geistreiche Abfertigungen ausdringlicher Neugierde angesehen werden dürfen und seine späteren, eigenerfundener Märchen sich aus der noch jeden Tag wahrnehmbaren Erfahrung erklären, daß mancher Erzähler lustiger Geschichten dieselben als selbst-erlebte ausgibt, um ihre Wirkung zu erhöhen, so muß man immerhin gestehen, daß Beireis als Erzähler seiner Reiseerlebnisse recht wenig vertrauenerweckend erscheint. Aus der großen Menge von Thatsachen, die für diese Behauptung sprechen, führen wir nur die folgenden an, welche vielfach verbürgt ist und unwiderleglich zeigt, mit welcher Selbstgefälligkeit der Hofrat sich über seine Reisen zu verbreiten gelernt hatte, aber auch — welche Schlingen er sich selbst in seinen Erzählungen ahnungslos legte. Er befand sich einst bei dem bereits erwähnten Berghauptmann von Beltheim in einer größeren Gesellschaft, welcher u. a. der als Satiriker bekannte Hofrat Schrader beizwohnte. Als Beireis von seinen Reisen zu erzählen begann, zeichnete Schrader genau auf, wie lange Zeit jener sich an den einzelnen Orten aufgehalten haben wollte; am Ende des Vortrags fragte er Beireis nach seinem Alter und rief, als er es erfahren hatte, in gemachter Verwunderung aus: „Sie sind doch in allem wunderbar und ganz außerordentlich! Sind Sie ja doch nach dieser Berechnung bereits dreizehn Jahre vor Ihrer Geburt gereift!“ Beireis ließ sich freilich durch die eklatante Blöße, die er sich gegeben, nicht verwirren, sondern setzte sich und die peinlich erstaunte Gesellschaft mit einem Scherz darüber hinweg. Bezeichnend für die Ungelehrtheit, mit der er sich das umfassendste Wissen annahm und zugleich für die schlagfertige Geistesgegenwart, mit welcher er die ihm gestellten Fragen umging, ist folgendes Geschichtchen, das mehrfach verbürgt ist: In einer Gesellschaft legte man, augenscheinlich um seine oft gerühmte und, da man ihn nicht kontrollieren konnte, bewunderte Kenntnis der chinesischen Sprache auf die Probe zu stellen, ihm eine Thee- (oder Tschu-) Etikette vor, deren Ursprung und eigentliche Bedeutung durch Beschnitzungen und Zerreißen der Mänder unkenntlich gemacht war. Gebeten, die darauf enthaltenen chinesischen Worte zu erklären, rief Beireis, der den gespannt Zuhörern wohl die verräterische Absicht,

ihn zu blamieren, als echter Menschenkenner anmerkte, mit Emphase aus: „Wie kommen Sie in den Besitz dieses Papiers? Es enthält eine Stelle aus dem besten Romane, den Chinas Litteratur besitzt!“ Spöttisch sah man ihn an; er ließ sich aber nicht beirren, sondern erfand im Augenblick einen spannenden Roman, den er so hinreißend vortrug, daß er aller Empfindungen feiste und seine gesamte Zuhörerschaft die Veranlassung zu dieser Erzählung ganz und gar vergessen machte. Bei der interessantesten Situation erhob er das unscheinbare Zettelchen mit den Worten: „Dies ist die Stelle!“ Am Ende des Romans waren alle derart begeistert, daß niemand mehr an die Prüfung der chinesischen Kenntnisse des Hofrats dachte und alle sich widerstandslos der Nührung seiner weiteren Unterhaltung überließen.

Im September des Jahres 1756 kam Beireis plötzlich nach dreijährigem Verschollensein in seiner Vaterstadt Mülhhausen zum höchsten Erstaunen seiner Angehörigen wieder zum Vorschein; ihre Verwunderung wuchs, als er, der als wenig bemittelter Student nach Jena gegangen war, sie in seinem Koffer gewichtige Goldbarren und einen unbekannten roten, nach seiner Aussage wertvollen Stoff sehen ließ. Der Schleier, der über den Erwerb dieser Schätze von ihrem Besitzer gebreitet wurde, war indessen leicht zu lüften, wenn man Beireis' Thätigkeit während seiner Studienzeit verfolgt hatte, und mit Lösung dieses Rätsels war auch eine Handhabe gegeben, um seinem Aufenthalt während der Jahre 1753—56 wenigstens auf die Spur zu kommen. Bereits oben hatten wir den Stand der Naturwissenschaften und ihren Einfluß auf den jugendlichen Beireis im allgemeinen angedeutet. Die in seiner Knabenzeit ausgesäeten Reime hatten sich in ihm naturgemäß bei eingehenderem Studium der Gesetze, welche man damals den Erscheinungen der Natur unterlegte, in der einmal gegebenen phantastischen Richtung entwickelt, und es war somit nicht zu verwundern gewesen, wenn er, der wie wenige andere zu lebhaftester Bethätigung gerade der Phantasie neigte, endlich auch auf die noch rege betriebene Alchimie verfiel.

Beireis selbst hat es niemals gelehnet, daß er sich mit der Kunst des Goldmachens befaßt habe; er hat niemals gegen den ihm mit Vorliebe beigelegten Ruhm eines erfolgreichen Adepten Widerspruch erhoben; vielmehr hat er zu wiederholten Malen selbst seine Zuhörer in den Glauben versetzt, als ob er jenes vielbegehrte Ziel thatsächlich erreicht habe. Indessen hütete er sich wohl, mit unumwundenen Worten seine Meisterschaft in der Alchimie zu behaupten; nur in Andeutungen wies er darauf hin, mit Sicherheit rechnend, daß seine Hörer den beabsichtigten Sinn in seinen Worten wohl selbst herausfinden würden. Was ihn zu dieser sonst ungewohnten Zurückhaltung veranlaßte, war daselbe Motiv, welches ihn abhielt, die häufig aus höchsten fürstlichen Kreisen an ihn ergangenen Aufforderungen zur prak-

tischen Bethätigung seiner angeblichen Kunst regelmäßig abzulehnen: seine unerschütterliche in seinem Charakter begründete und nur von einer maßlosen, aber dennoch mand zum Schaden gereichenden Eitelkeit überwucherte Niedlichkeit. Daß er die Ueberzeugung gewonnen hatte, das Gold machen sei ein Ding der Unmöglichkeit, daran darf nicht gezweifelt werden; schreibt er doch — allerdings datiert der Brief erst vom 20. März 1767 — an den Leibmedicus Brückmann in Braunschweig u. a., daß er sehr in Anspruch genommen sei „mit Beantwortung so vieler, im alchimistischen Labyrinth herumirrender Goldsucher, Abfertigung der Afterschlüssen, die aus Küchenfalsch mit großem Vorteil Salpeter machen wollten u. s. w.“ Auch aus Stellen anderer Briefe, sowie mündlichen Äußerungen läßt sich schließen, daß er die alchimistischen Operationen in der Erkenntnis ihrer Erfolglosigkeit eingestellt hatte, und zwar mag dies aller Wahrscheinlichkeit nach gegen 1760 geschehen sein.

Wenn nun auch Beireis so wenig wie andere Adepten Gold herzustellen verstand, so läßt sich doch mit Sicherheit behaupten, daß er thatsächlich schon als Student und mehr noch in späteren Jahren aus seiner Beschäftigung mit der Alchimie Gold gewann — nämlich in Gestalt von Honoraren für die bei dieser Gelegenheit von ihm gemachten Erfindungen. Wie 1677 der Hamburger Alchimist Brandt, der in dem menschlichen Urin das große Arkanum der Goldbereitung suchen zu sollen glaubte, infolge seiner vielfachen Versuche mit dem Urin der Entdeckung des Phosphors wurde, und wie viele andere Alchimisten durch die zufällig erzeugten chemischen Präparate der Wissenschaft und Industrie unbeabsichtigt Dienste zu leisten sich in der Lage sahen, so hatte auch Beireis die Beschäftigung mit den in der Alchimie in Frage kommenden Metallurgyen auf eine höchst reiche Erfindung geführt, welche nach seiner Vermutung in die Zeit seines Jenaer Studiums fällt und ihm bereits damals zu reichen Geldmitteln verhalf, mit deren Hilfe er — eben jene rätselhaften Alchimie auszuführen vermochte. Es waren aus Farbstoffe, deren Bereitung sein Geheimnis war und ihm enorme Summen einbrachte. Selbst bezeichnete eine „Schmalte“ genannt, Farbe als von ihm herrührend, deren Bereitungsart in einer Programmrede 1759 mitteilte. Die Hauptrolle spielte jedoch eine andere Farbe; welcher Art diese war, hat bisher nicht bestimmt nachgewiesen werden können; am wahrscheinlichsten bleibt die von Goethe aufgestellte Ansicht, daß dieser vielbegehrte, karmirne Stoff, der, wie erweislich auch bei der Rückkehr des Hofrats nach Mülhhausen allgemein angestaunt wurde, ein veredelter Krapp, also kein Metall gewesen sei. Die bedeutenden Einnahmen, die er lange Jahre aus der Herstellung seiner Präparate und ihrer geschäftlichen Verwertung zog, verbunden mit den Einkünften aus seiner Thätigkeit als Privat-akademischer Lehrer, machten ihn allmählich zu einem reichen Manne.

Außer seinen Farbbepräparaten werden ihm noch andere, industriell sehr wertvolle Erfindungen zugeschrieben, wie ein Verfahren, schnell und billig Essig zu bereiten, oder die Herstellung eines dem Cognac ähnlichen Branntweines. Sicherer ist hierüber nicht bekannt geworden; dagegen steht es fest, daß er mit weitsehendem Blick den wahren Wert von zielbewußt geleiteten chemischen Operationen ohne Phantasterei zu ermessen wußte, da er behauptete, es könne der erfahrene Chemiker aus dem des Wegwerfens Werten den größten Gewinn ziehen — ein Ausspruch, dem der heutige Stand der industriellen Chemie in wunderbarer Weise recht gegeben hat. Dieses prophetische, von ihm vielleicht weniger objektiv als vorstehend angeführte Wort hat vielfach Anlaß zu der Behauptung gegeben, er habe sich gerühmt, alles erfinden zu können. Hatte er dies tatsächlich einmal gesagt, so konnte, ja mußte ihm diese Prahlerei als die ungeheuerlichste Selbstüberschätzung ausgelegt werden; und tatsächlich finden wir in vielen bezüglichen Äußerungen über Beireis diese ihm in den Mund gelegte Aeußerung aufs schärfste verurteilt. Wie ganz anders aber, wie einfach und entlastend lieft sich die nachstehend wiedergegebene Stelle aus dem der Kasseler Allgemeinen Zeitung vom Jahre 1810 abgedruckten Aufsatz eines Schülers, der, weit entfernt, seines großen Lehrers Schwächen beschönigen zu wollen, nur mit gesundem Urteil ohne Voreingenommenheit Beireis' Charakter zu ergründen suchte und sich vielfach als zuverlässiger Gewährsmann gezeigt hat: „Beireis behauptete, alles erfunden zu haben, und diese Behauptung wird ihm als die größte Windbeutelerei angerechnet. Bedenkt man aber, daß er denn doch außer sich noch zwei ganze Nezie jagab, die doch auch etwas erfunden haben mußten, so ist man wohl berechtigt anzunehmen, daß jene Behauptung einen edleren, höheren Grund hatte als Eitelkeit und Windbeutelerei. Wir ist es sehr wahrscheinlich, daß Beireis größtenteils Autodidaktos war, und wer sich ohne Lehrer streng und ernsthaft mit den Wissenschaften, besonders mit den mathematischen und physikalischen beschäftigt, der kommt durch sein Nachdenken auf Sätze und Resultate, wovon er mit Recht behaupten kann, er habe sie nur sich aufs neue erfunden. Daß dies die Beireis Meinung war, davon hat mich eine Aeußerung desselben unter Freunden und Vertrauten, daß er manches sage, um die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer zu reizen, überzeugt. Und in der That, nichts war angenehmer und lehrreicher, als wenn er uns darstellte, wie er etwas erfunden habe. Man sah hier den Gang des menschlichen Geistes in der Erforschung der Wahrheit und Auffindung der wichtigsten Entdeckungen, obgleich Beireis Zeiträume von Jahrhunderten in ein halbes Jahr zusammen drängte. Er lehrte hierdurch gewissermaßen die Kunst, zu entdecken und zu erfinden. Bei der Lebhaftigkeit seines Geistes konnte es aber auch hier nicht fehlen, daß Ueberreizungen vorkommen mußten.“

Wie wir bereits erwähnten, hatte Beireis seine Beschäftigung mit der Alchimie in richtiger Erkenntnis ihrer Fruchtlosigkeit wenige Jahre nach der Rückkehr von seiner Reise aufgegeben; aber auch die Verfolgung und weitere Ausnutzung seiner praktischen chemischen Erfolge unterblieb seit dem Jahre 1761.

In Mülhhausen, wohin Beireis nach dreijährigem Verschollensein zurückgekehrt war, hielt er sich nur ganz vorübergehend auf; er begab sich alsdann über Braunschweig nach Helmstedt, welches er fortan nur noch auf Stunden bis an sein Lebensende verließ, ohne seine Heimat und seine Angehörigen ein einziges Mal wiederzusehen. Da er jedoch aus der Ferne in regem Briefwechsel mit ihnen blieb und sie reichlich unterstützte, so liegt kein Grund zu der Annahme vor, daß er sich überhebend oder durch einen Zwist entfremdet von ihnen zurückgezogen habe. Einzig und allein seine ungeheure Thätigkeit, die ihn unlöslich an Helmstedt fesselte, hat ihn abgehalten, die Familienbeziehungen eifriger zu pflegen. War ja doch auch hierin hauptsächlich der Grund dafür zu suchen, daß er sich niemals einen eigenen Herd, ein eigenes Familienleben gründete. Man hat behaupten wollen, daß Beireis ein Weiber- und Kinderfeind gewesen sei, und hat häufig aus dem Mangel eines veredelnden weiblichen Einflusses seine Sonderbarkeiten erklären wollen. Doch steht es als sicher fest, daß Beireis in der ersten Zeit seines Aufenthalts in Helmstedt die ernste Absicht gehabt hatte, sich mit der jungen und geistreichen Witwe eines in Helmstedt verstorbenen — angeblichen — Kabinettsrates zu vermahlen; aber die durch seinen Hund herbeigeführte Entdeckung unzweifelhafter Untreue der bereits mit ihm Verlobten hintertrieb die Ausführung dieser Absicht. Wenn Beireis auch später dem Herzog von Braunschweig gegenüber den Grabstein dieses Hundes als das Denkmal seines besten Freundes, dem er viel zu verdanken habe, bezeichnete, so war doch dieser fatale Zwischenfall weit entfernt, ihn tatsächlich zu verbittern. Er fühlte sich im Gegenteil stets in Damengesellschaft aufs angenehmste angeregt und schlug eine Einladung zu einer solchen nur in den zwingendsten Fällen aus. Aus diesem Umstande, sowie aus der Thatsache, daß Beireis als lebenswürdig galanter und geistvoller Erzähler die Kosten der Unterhaltung in geschicktester Weise ganze Abende hindurch zu tragen pflegte, nahm Goethe, der sich in seinen Tag- und Jahreshäften häufig als ein wenig in Beireis' Charakter eindringender Kritiker zeigt, Veranlassung, den Gelehrten als einen eiteln, sogar von unlauteren Motiven erfüllten Gecken zu schildern: „Bei den Gastmahlen spielte der seltsame Mann seine jugendliche Rolle mit Behagen fort; er scherzte mit den Müttern, als wenn sie ihm auch wohl früher hätten geneigt sein können, mit den Töchtern, als wenn er im Begriffe, ihnen seine Hand anzubieten, wäre . . . Gewiß war niemand gewandter und geschickter, Erbschleicherei

zu erzielen, als er; ja es schien Maxime zu sein, sich dadurch eine künstliche Familie und die fromme Pietät einer Anzahl Menschen zu schaffen.“ Und an anderem Orte: „In Gesellschaften, besonders aber bei Tische gab er seiner Galanterie die ganz eigene Wendung, daß er sich als ehemaligen Verehrer der Mutter, als jetzigen Freier der Tochter oder Nichte ungezwungen darzustellen wußte; und man ließ sich dieses oft wiederholte Märchen gern gefallen, weil zwar niemand auf den Besitz seiner Hand, wohl mancher aber gern auf einen Anteil an seinem Nachlasse Anspruch gemacht hätte.“

Dagegen ist Beireis' vorurteilsfreier Biograph R. v. Heister in der Lage, einen ihm seitens „einer hochverehrten Frau, welche ihren Namen nicht genannt haben will“, zur Verfügung gestellten Brief mitzuteilen, welcher der wörtlichen Anführung wohl wert erscheint; derselbe lautet, soweit hier von Interesse: „Was Goethe 1805 bemerkt haben will, ist gänzlich falsch. Beireis war gegen alle Frauen, alt oder jung, hübsch oder häßlich, äußerst galant, dabei in den Häusern fast aller Professoren ein gewissenhafter und treuer Arzt. In dem sehr geselligen Helmstedt war er ganz den Frauen überwiegen; er spielte nicht Karten und rauchte keinen Tabak, kam sehr pünktlich und gab selbst viel Gesellschaften, wobei er sich mehr mit den Frauen unterhielt. Es war wohl keine, die ihm nicht Dankbarkeit für ärztliche Hilfe schuldig war, in deren Familie er nicht Lebensretter gewesen. Kein Wunder also, daß sich jede bemühte, ihm Aufmerksamkeiten zu erweisen und ihm zuzuhören, worin die gesellschaftliche Unterhaltung bestand. Als Mädchen, von 15 Jahren an, habe ich oft stundenlang neben ihm gesessen, ihm zugehört und mich seines Vortrags erfreut, der stets sehr belehrend war; und wie fühlte ich mich geehrt, wenn er mich dann zu Tisch führte.“

Nach dieser Abschweifung kehren wir zu dem Zeitpunkt zurück, mit welchem Beireis sich in Helmstedt niederließ. Sein aus dem Jeneser Studium herrührender Mangel an praktischen medizinischen Erfahrungen, welcher ihm persönlich während einer heftigen Krankheit fühlbar geworden war, veranlaßte ihn, sich von neuem als Student der Heilwissenschaft einschreiben zu lassen. Er hätte keine bessere Gelegenheit finden können, sein Wissen zu vervollständigen, als in Helmstedt unter der persönlichen Leitung des hochberühmten Lorenz Heister, welcher, seine Genossen auf dem Lehrstuhle weit an Gelehrsamkeit überragend, in Beireis mit sicherem Blick denjenigen Schüler erkannte, welcher ihm allein fähig schien, seine von dem damaligen Stande der Wissenschaft nicht selten abweichenden Lehren zu verstehen und weiterzubilden. Da Beireis dieses Vertrauen in seine Fähigkeiten durch eifrigen Fleiß und eifrigste Hingabe an sein Studium lohnte, wurde er bald statt Heisters Schüler sein beständiger Assistent und Freund, der ihn in seiner Praxis bei allen

Behinderungen vertrat. Heister starb in seinen Armen 1758, aber nicht, ohne den Weg des vielversprechenden Studenten durch rühmliche Empfehlungen, namentlich bei dem Herzog, nach Kräften geebnet zu haben. Der Erfolg, mit dem Beireis weiterarbeitete, konnte keinem Einsichtsvollen verborgen bleiben; seine erste Frucht war es, daß im Jahre 1759 der junge Arzt an Stelle des eben verstorbenen Professors Krüger als Professor publ. ordinarius auf den Lehrstuhl der Physik berufen wurde, ohne zuvor Privatdozent oder außerordentlicher Professor gewesen zu sein, ja ohne sogar, wie sonst unerlässlich, zum Doktor promoviert zu haben. Letzteres holte er indessen zwei Monate nach seiner Berufung nach.

Zwei Jahre später, am 17. März 1762, ernannte ihn der Herzog unter gleichen Umständen zum Professor der Medizin; auch in diesem Falle erfolgte die Promotion erst einige Monate darauf. Wenn wir nun sehen, wie nunmehr eine Erhebung, eine Beförderung nach der anderen eintrat, fast Schlag auf Schlag, während Beireis sich sagen mußte, daß sie alle wohlverdient und eine schuldige Anerkennung seiner Fähigkeiten und Leistungen waren, so war es nicht verständlich, wenn er sich hierdurch in seiner stolzen Eitelkeit bestärken und keine Gelegenheit vorbegehen ließ, sich selbst in schmeichelfachster Weise durch Anführung der ihm von allen Seiten zu teil gewordenen Günstbezeugungen zu verherrlichen.

Seine Verdienste fanden auch außerhalb seines engeren Wirkungskreises in Helmstedt reiche Anerkennung, welche in mehrfachen Versuchen, den berühmten Gelehrten als Dozenten an andere Universitäten oder als Leibarzt an Fürstenhöfe zu ziehen, sich äußerte; Beireis jedoch lehnte die verlockendsten Anerbietungen ab, um seiner Julia Carolina treu zu bleiben. Dafür aber konnte er bei passenden Gelegenheiten es nie unterlassen, sich dessen zu rühmen, daß es in seiner Macht gelegen hätte, dem einen oder anderen Fürsten durch Annahme der Berufung einen Gefallen zu erweisen.

Es war in der That kein Wunder, wenn von zahlreichen Seiten der Wunsch laut wurde, einem Manne wie Beireis einen größeren, seinen Fähigkeiten angemessenen erscheinenden Wirkungskreis zu geben; denn die Thätigkeit, die er als akademischer Lehrer und ausübender Arzt entwickelte, war eine geradezu unbegreiflich umfassende und erstreckte sich, worin ihr größter Wert gesehen wurde, fast ausschließlich auf Verfolgung praktisch-nützlicher Ziele, ohne sich von fruchtloser Theorie ablenken zu lassen. Es ist erstaunlich, welche Arbeitskraft in dem nicht eben besonders kräftig erscheinenden Gelehrten verborgen lag. Wie R. v. Heister erzählt und auch anderweit verifiziert wird, schlief Beireis nur drei Stunden täglich, und zwar von 12 bis 3 Uhr des Nachts. Er aß äußerst wenig, was einen verlangsamten Stoffwechsel und vermindertes Schlafbedürfnis bedingt. Von den 21 Stunden,

welche er täglich lebte, verwendete er 1787, wo er auf dem Höhepunkte seiner Thätigkeit stand, 13 zu Vorlesungen, also wöchentlich 78 Stunden, während heute durchschnittlich der vierte Teil für übergenug gilt. Freilich minderte sich diese Zahl mit dem Fortgange seines Lebensalters; immerhin aber bleibt es wunderbar, daß er auch nur einige Jahre hindurch beharrlich an dieser gewaltigen Anstrengung festhalten konnte.

Die öffentlichen Vorlesungsverzeichnisse der Universität Helmstedt geben uns einen Begriff, wie vielseitig das Wissen war, über welches Beireis verfügte. Wir geben nachstehend eine aus denselben zusammengestellte Blütenlese der Gegenstände, welche Beireis im Laufe seiner Lehrthätigkeit vorgetragen hat. Es waren nach dem Verneburgischen Manuskript: Geschichte, Theorie und Encyclopädie der Arzneiwissenschaft; generelle und spezielle Pathologie; über die Nerven; über die Muskeln; Semiotik; über Kinderkrankheiten; Diätetik; allgemeine und besondere Therapie; Materia medica; Pharmazie; Kommentation zum württembergischen und braunschweigischen Dispensatorium; Medicina forensis; Geburtshilfe; Interpretation der Aphorismen des Hippocrates.

Theoretische und experimentale Naturlehre; Optik, Dioptrik, Katoptrik; Hydrostatik, Hydraulik, Aerometrie, Pyrometrie.

Theoretische und experimentale Chemie; Farbenlehre.

Naturgeschichte der Tiere; Botanik mit Exsiccationen; Mineralogie; Metallurgie; über das Kochsalz.

Mathematik; Astronomie; Logik; Aesthetik; Musik; Malerei; Münzen.

Oekonomie; Gartenkultur; Forstwissenschaft; Bergwerkskunde; Gymnastik.

De generatione hominum.

Ueber die Kunst, zu erfinden.

Ueber die Kunst, mit Nutzen zu reisen.

Es ist begreiflich, daß bei einem derartigen Repertoire nicht an eine alle Tiefen erschöpfende Bewältigung des gewählten Themas zu denken war, um so weniger, als Beireis die Gewohnheit hatte, sich beständig in Nebenbemerkungen und Anführungen, sowie im Erörtern von nicht direkt in seinen Vortrag gehörenden Thatsachen zu ergehen. So hieß es denn auch allgemein, daß man bei dem Herrn Hofrat eigentlich wenig von dem lernte, wofür man das Honorar erlegt habe; aber dessenungeachtet waren seine Kollegien, namentlich die naturwissenschaftlichen, stets bis auf den letzten Platz gefüllt, weil man überzeugt sein konnte, wenigstens an allgemeinerem Wissen gefördert zu werden. Beireis selbst war sich dieser Eigenart sehr wohl bewußt; „man wirft mir vor,“ pflegte er nach Lichtenstein und anderen Gewährsmännern zu sagen, „daß ich so viel von Dingen rede, die nicht zur Sache gehören; aber ich habe auch die Zeit dazu. Denn ich fange meine Stunden pünktlich an, ich schnupfe keinen Tabak, räuspere mich nicht und stottere nicht, womit meine Herren Kollegen so manchen Augenblick in ihren Kollegien einbüßen.“

Er hatte recht, wenn er sich so im Gegensatz zu seinen Amtsgenossen stellte; denn die ganze Art seines Auftretens als akademischer Lehrer hatte etwas derart vom Herkömmlichen Abweichendes, daß er als bahnbrechender Neuerer in der akademischen Lehrmethode angesehen werden kann. Während der Universitätsprofessor jener Zeit einzig und allein seiner Wissenschaft, oder besser seinem speziellen, eng abgeschlossenen Lehrfache leben durfte, ohne durch ein Nebenamt, eine bürgerliche Thätigkeit von derselben abgezogen zu sein, zeigte sich Beireis als ebenso tüchtiger, praktischer Arzt, wie als die Theorie erörternder Dozent, als ein ebenso umsichtiger Geschäftsmann bei Verwertung seiner chemischen Erfindungen und Vermehrung seiner Sammlungen, wie als wissenschaftlicher Forscher. Seine Kollegen waren — noch lange Zeit nach ihm — in allen Dingen des gemeinen, namentlich gesellschaftlichen Lebens völlig unwissend, ja unbehilflich bei den einfachsten Verrichtungen; je mehr sie sich in ihre Studien vertieften, desto mehr vermieden, ihre Studenten nur auf dem Katheder, das „profanum vulgus“ nur bei feierlichen Gelegenheiten mit ihrem Anblick beehrten, um so mehr galten sie als Gegenstand allgemeiner Ehrfurcht. Anders Beireis. Er besaß und zeigte bei jeder Gelegenheit ein elegantes, weltmännisches Auftreten; er war ein angenehmer Unterhalter und darum gesuchter Gast in den Gesellschaften aller Kreise, dazu freundlich, human, selbst opferwillig für den niedrigsten Bauersmann und last not least, ein wahrer Freund seiner Schüler, die es ihm nach Kräften dankten; denn wenn es auch viele gab, die unter seinem sonderbaren Auftreten seine wahre Bedeutung nicht verstanden, so war doch keiner unter ihnen, der sie nicht geahnt, der seine Bemühungen roh mit Hohn und Spott vergolten hätte.

Das den Studenten im Hörsaal bietende Bild des Dozenten war bis dahin überall ein durchaus — man verzeihe das häßliche Wort — uniformes gewesen, bei welchem vornehmlich die gewaltige Monoperücke als unzertrennlich erachtet wurde von der Würde des Professorenams. Beireis zeigte sich, den Brauch nicht achtend, ohne eine solche, das eigene Haar im Haarbeutel untergebracht. War dies schon gleichsam ein stummer Protest gegen seine in allen Schwächen der Pedanterie befangenen Kollegen, so dokumentierte er sich mehr noch durch seine Vortragsart als Vorkämpfer einer freieren akademischen Richtung, als welcher er sich nicht scheute auch gegen den veralteten Disziplinanzwang offen die Fehde anzusagen. Und, im übrigen zweifellos höchst achtungswerten und grundgelehrten Dozenten seiner Zeit war es Sitte, aus einem von dem Meister zu Semester buchstäblich das gleichbleibenden Kollegienhefte, welches un wandelbar in Sätzen, Glossen und Noten war, in gleichförmigem, ein besondere Interesse weder erweckendem, noch

verratendem Tonfall vorzulesen. Beireis hielt — unerhört! — einen freien, belebten und anregenden Vortrag, den er mit zahlreichen, für ihn nicht selten kostspieligen Experimenten fesselnd unterstützte. Wenn auch er zu Beginn des Kollegs einen Vortrag anführte oder einen kurzen Abschnitt zur Uebersicht diktierte, so ließ er sich hierdurch keineswegs in seinem vom Augenblick gebotenen Gedankengange beirren; so schrie er selbst an den öfters genannten Zimmermann: „... Meine eigenen Grundsätze arbeite ich zu eben der Zeit aus, da ich sie in die Feder vortage, und folglich raubt mir diese Arbeit in der Woche keine Stunde.“

Nur so erklärt es sich auch, daß er trotz der überreich bemessenen Stundenzahl der Vorlesungen noch Zeit genug übrig behielt, um seine umfangreiche ärztliche Praxis in glänzender Weise versehen und sich wissenschaftlich bethätigen zu können.

Vielach wurde Beireis' wissenschaftliche Thätigkeit von seinem Fürsten, dem Herzog von Braunschweig, in Anspruch genommen, welcher ihm unter schmeichelhafter Anerkennung seiner Verdienste die Anfertigung von Gutachten über Vorkommnisse auf den verschiedensten Gebieten übertrug und ihn wiederholt mit Visitationen wirtschaftlicher Etablissements beauftragte.

Daß er die Anstrengungen aller dieser Arbeiten, mit denen sich nun auch noch seine ärztliche Praxis verband, bis in sein hohes Alter ertragen konnte, ist erstaunlich; in einem an Zimmermann gerichteten Briefe äußert er sich darüber: „Meine Seele ist von Jugend auf zu übertriebenen Arbeiten angewöhnt worden und sie hat daher eine Fertigkeit zu denken erlangt, die den Körper nicht angreift. Einige hintereinander folgende schlaflose Nächte, wenn nemendige und keinen Aufschub leidende Privataufträge in ökonomischen, chemischen, physikalischen und medizinischen Dingen von Auswärtigen von mir verlangt werden, können freilich auch einige Zeit meinem Körper ein krankhaftes Ansehen geben; allein in einigen Tagen ist alles wieder verbessert.“

Es ist selbstverständlich, daß er häufig Ausdrücke der schmeichelhaftesten Bewunderung über diese unermüdbare Arbeitskraft und die durch sie erzielten Erfolge zu hören bekam; bedauerlich aber ist es, daß er sich hierdurch verleiten ließ, sich ihnen weniger bevorzugten Kollegen gegenüber in oft unglaublicher Weise zu überheben; ja, er beurteilte auch fernerstehende, anerkannte Gelehrte in absprechender Form. So sagte er u. a. einmal dem mehrfach erwähnten Hofrat Böttiger: „Hahn war ein großer Mechaniker und dieser verdient Achtung; da hat aber die Kanaille, der Leibniz, auch so etwas — es handelte sich um eine Rechenmaschine — erfinden wollen. Dieses hat er nur anderen abgesehen.“

Wenn der sonderbare Gelehrte auch in der ärztlichen ersten Hälfte seiner Wirkthätigkeit als Lehrer in manchen Fällen nicht ohne Berechtigung sich zu den Kollegen

in Gegensatz gestellt hatte, so verlor er dieses Recht im Laufe seiner späteren Lebensjahre mehr und mehr. Da er nicht Zeit hatte, durch eigene Forschung die neu ins Leben gerufenen Hypothesen gleichsam nachzuentdecken, beharrte er mit starrem Eigensinn auf seinen veralteten Systemen, wohl wissend, daß mit dem Lodern eines einzigen Grundsatzes der ganze alte, so oft von ihm verteidigte Bau zusammenstürzen mußte. Ein schlagendes Beispiel für dieses betrübende Stehenbleiben auf veraltetem Standpunkt bietet folgende, einem Briefe an den Superintendenten Helmuth zu Calvörde entnommene Stelle: „... Es läßt sich alles sehr deutlich widerlegen, was jetzt fast alle Physiker angenommen haben. So auch die närrisch ausgedachte Entstehung des Wassers aus Oxygen und Hydrogen, wovon noch neulich (ein) Herr Professor der Naturlehre aus Paris hier versicherte, daß es nun a priori durch Lavoisier und a posteriori von demselben und in Holland durch die Elektrizitätsmaschine deutlich erklärt wäre.“

Seine Praxis war eine ungemein ausgedehnte; sie umfaßte außerhalb Helmstedts die Umgegend in meilenweitem Umkreise und kein Tag verging, ohne daß Rutschen und Reitpferde vor seinem Hause hielten, um ihn abzuholen; seine Studenten sprachen daher viel von seiner „reitenden Praxis“. Selbst brieflich wurde er in zahlreichen Fällen, so von Berlin aus, konsultiert und es ereignete sich mehrfach, daß er Patienten, die von weither ihn persönlich aufgesucht hatten, in seinem eigenen Hause auf gastfreundlichste Unterkommen gewährte. Zu jeder Stunde am Tage oder des Nachts zur Hilfeleistung bereit, machte er keinen Unterschied, ob ein Armer oder Wohlhabender seiner bedurfte; wie er es verstand, von Vermögenden reiche Honorare und kostbare Geschenke als schuldigen Ausdruck ihrer Dankbarkeit in Gemütsruhe anzunehmen, so bedachte er sich anderseits nie, die materielle Not bedürftiger Patienten durch reichliche Gaben aus eigenen Mitteln zu lindern. Während sind die Dankungsbriefe, die ihm, selbst in Poesie, die überströmenden Gefühle glücklich Genesener ausdrückten. Es gab nicht wenige, die in seinem feierlichen Auftreten den Kranken gegenüber eine Bethätigung seiner Eigenliebe sehen wollten. Es war in der That auffallend, daß er stets in gewählter Toilette, säuberlich frisiert, gleichviel ob es Tag oder Nacht war, die Patienten besuchte, alsdann, bevor er ein Rezept schrieb, in einer Ecke des Zimmers betete und den Zeitpunkt der Genesung in vielen Fällen mit unfehlbarer Wiene auf den Tag bestimmte. Seine Verordnungen waren einfach, bestanden zumeist im Verschreiben von Pflanzenjäten, die er in seinem eigenen Laboratorium häufig selbst bereitete; mit erstaunlich sicherem Blick wußte er die jeweilige Krankheit nach Art und Höhegrad zu erkennen; sein wirksamstes Heilmittel, das bei folgsamer Anwendung seine Kraft selten verlor, war eine klug bemessene Diät, und eben dieses diätetische Prinzip

seines Heilsystems ermöglichte es ihm, sich von dem Gange eines Leidens nach überstandener Krise auf lange voraus ein selten irrendes Bild zu entwerfen.

Bemerkenswert ist es, daß Beireis zahlreiche und schöne Erfolge auf dem Gebiete der Psychiatrie zu verzeichnen hatte, auf welchem man zu seiner Zeit noch fast völlig im Dunkeln tappte; freilich verdankte er diese Erfolge wohl weniger einer vorgeschrittenen theoretischen Erkenntnis der Seelenstörungen als seiner umfassenden Menschenkenntnis und der von wahrer Herzensgüte diktierten gewinnenden Freundlichkeit und Milde, mit der er jedem Patienten ausnahmslos begegnete.

Während seine Thätigkeit als akademischer Lehrer in seinen letzten Lebensjahren an Bedeutung verlor, zeigte er sich als Arzt fast bis zum letzten Atemzuge im Dienste der leidenden Menschheit thätig, unbekümmert um die ihm erwachenden Mühen und Gefahren. Diese Selbstlosigkeit, die ihn keinen Hilferuf eines Erkrankten überhören ließ, war denn endlich auch unmittelbar die Ursache seines Ablebens. Ueber seine letzten Tage berichtet K. v. Heister: „Im September 1809 herrschte in Helmstedt die Gallenruhr. Der Achtzigjährige besuchte unermüdblich, Tag und Nacht, die zahlreich Erkrankten und stieg zu den armen Leuten viele Treppen hinauf. Er wurde selbst von der Krankheit ergriffen. In der Apotheke erschraf man über die riesigen, fast widerwärtigen Mittel, welche er sich selbst verschrieb. Von seinem Tode überzeugt, wies der Kranke jeden Beistand zurück, auch besondere Pflege, Nachtwachen, Besuche. Ohne Schmerzen, nur mit Gott und sich selbst beschäftigt, erwartete er heiter und in höchster Seelenruhe den Tod, welcher am Morgen des 18. September erfolgte. Er wurde allgemein und auf das innigste in Helmstedt betrauert; denn wie vielen war er Helfer, Ratgeber, Wohlthäter gewesen!“

Zamohl — er war es gewesen; und wie zeigte sich die schulbige Dankbarkeit seiner Zeitgenossen? Kein Denkstein schmückte sein Grab, selbst dann nicht, als der Friedhof, der seine Asche barg, geschlossen und verlegt wurde; so ist denn heute nicht einmal die Stelle bekannt, wo der merkwürdige Mann, der verdienstliche Gelehrte und gutherzige Mensch, die ewige Ruhe gefunden hat. Und auch den Mangel einer äußeren Anerkennung seiner Verdienste würde man weniger zu bedauern haben, wenn diejenigen, die sich mit der Weiterverbreitung von Schilderungen aus seinem Leben befaßten, ernstlicher bemüht gewesen wären, seine unleugbaren Verdienste ge rechter gegen seine gewiß ja nicht zu übersehenden Schwächen aufzurechnen. Aber selbst dies ist nur vereinzelt geschehen; in den Augen der meisten überwoog Beireis' Erscheinung als unnahnahmlicher „Virtuos der Persönlichkeit“ all seine Bethätigung auf dem Felde der Wissenschaft und echten Menschenliebe.

Das Erdmannshaus.

Von

Anton Freiherr von Perfall.

(Fortsetzung.)

„Also, Familienangelegenheiten! — Habe schon davon gehört — daß Fräulein Tochter und der junge Graf — man spricht ja sogar von einer geheimen Verlobung. — Gratuliere! Gratuliere! Eine große Ehre.“

Erdmann ward feuerrot.

„Sie hören ja allen Teufel,“ fuhr er jäh auf, „ich möchte Ihnen aber raten, dieses Gehörte nicht weiter zu erzählen, Herr Lehmann, sonst — sonst müßte ich mich an Sie halten. Hüten Sie sich davor und kümmern Sie sich nicht um anderer Leute Geschichten!“

Die drohende Haltung des Schmiedes ließen Lehmann einen eilenden Rückzug ratsam erscheinen.

„Nur nicht so hitzig. — Habe ja geglaubt, Ihnen Angenehmes zu sagen. — Wenn Sie wollen, bin ich schweigsam wie die Nacht. Adieu, Herr Erdmann, gute Geschäfte! — Und wie gesagt — wenn Sie mich brauchen — bin zu jedem Dienst bereit.“

Mit dem Stöckchen herumfuchtelnd ging er bis auf respektvolle Entfernung rückwärts, wohl um den hitzigen Schmied nicht aus den Augen zu verlieren. Dann wandte er sich rasch und ging zur Hofthür hinaus.

Andreas spuckte mit einer verächtlichen Bewegung auf das Pflaster, warf noch einen schmerzlichen Blick auf die schwer gefährdeten Waffen und ging der Thür zu, über welcher in großen Lettern „Gutskanzlei“ stand.

Der kurze Aufenthalt in diesen ehrwürdigen Räumen hatte eine eigentümliche Wandlung in ihm hervorgerufen, gegen die er selbst vergeblich ankämpfte, es drückte ihn etwas auf den Nacken, den er nicht mehr so gerade erheben konnte, wie er sonst gewohnt war. — Seine ganzen Lebensanschauungen und Neigungen griffen zurück auf längst vergangene Jahrhunderte, und es regte sich in ihm wieder die Ehrfurcht vor allem Althergebrachten. Graf Perin war jetzt, trotz seiner schlechten Verhältnisse, für ihn eine Respektperson.

Er trat ein. Ein wohlgenährter alter Herr saß an einem massiven Schreibtisch von alter Arbeit und sah ihn mit einem ärgerlichen Ausdruck an, ohne seinen Gruß zu erwidern, während der große, auffallend schlanke Herr in tadelloser Salontoilette, der am Fenster lehnte, ihm sofort freundlich grüßend entgegentrat; eine stattliche Erscheinung, ein schneeweißer, mit großer Sorgfalt gepflegter Spitzbart gab dem edelgeschnittenen Angesicht mit dem milden, gewinnend blauen Auge etwas Ehrwürdiges. Eine kleine Hand von tadelloser Weiße, an

der ein Brillant blitze, stützte sich auf das Schreibpult. — Graf Perin!

Es war derselbe Kopf, der draußen am Gange aus Rüstungen und Hermelinen von allen Seiten auf Andreas herabblitzte.

„Was wünschen Sie?“ fragte er mit einer angenehmen, wohllautenden Stimme, während des Verwalters Miene am Tische immer mürrischer wurde.

„Mein Name ist Erdmann. — Der Schmied Erdmann aus der Burggasse,“ erwiderte Andreas.

Des Grafen Antlitz zog sich in Falten, seine ganze Haltung ward plötzlich eine andere, auch seine Stimme klang härter.

„Ach, Sie kommen wohl betreffs Ihrer Tochter und meines Sohnes Sergius? Eine unangenehme Geschichte — sehr unangenehm, Herr Erdmann — hat mir schon sehr viel Verdruß gemacht. — Aber Sie werden doch einsehen, Herr Erdmann —“

„Aber, Herr Graf,“ fiel Erdmann ein, der sich auf eine solche Anrede nicht gefaßt gemacht.

„Lassen Sie mich ausreden,“ unterbrach ihn dieser mit einer zurückweisenden Bewegung — „Sie werden doch einsehen, daß daraus nichts werden kann, daß das ganze Verhältnis nichts ist, als einer der vielen leichtsinnigen Streiche meines Sohnes, den Sie als vernünftiger Bürger nicht unterstützen sollen.“

Erdmann verließ jetzt seine Ruhe.

„Herr Graf, sparen Sie sich jedes Wort!“ entgegnete er heftig. „Eigentlich sollte das erst zuletzt kommen, aber unter diesen Umständen muß ich es Ihnen gleich sagen, Herr Graf, wie die Unterstützung ausgefallen hat, die Ihr Herr Sohn von mir erfahren. Ich habe ihm rundheraus mein Haus verboten, habe ihm erklärt, daß ich meine Tochter nur einem Mann geben kann, der auch eine Familie ernähren kann.“

Der Graf biß die Lippen zusammen und trommelte mit den zarten Händen auf der Platte des Schreibtisches.

„Daß mir ein noch so hoher Name nichts helfen kann, ja, daß ich selbst ein Feind bin von solch unnatürlicher Ehe. Das alles habe ich ihm gesagt, dem jungen Herrn, und auch das noch, daß ich von ihm als Ehrenmann erwarte, daß er meiner Gilde nicht hinterwärts nachstelle. — Er hat es aber doch gethan, und ich hätte den Herrn Grafen selbst ersucht, der Sache ein Ende zu machen, erst später allerdings, nachdem ich die Hauptfache erlebte, wegen der ich eigentlich hier bin, da Sie mich aber selbst darum anreden, mußte es gleich heraus.“

„Wenn die Sache sich so verhält, und das Mädchen wirklich von Ihnen nicht unterstützt wird, so beruhigen Sie sich, ich werde das Meinige dazu thun. Aber offen gesagt, Herr Erdmann, der Verdacht, daß das Verhältnis von den Eltern des Mädchens unterstützt wird, liegt sehr nahe, viel näher als die Annahme einer so schroffen Abweisung Ihrerseits, die fast noch unglaublicher wird, wenn man die Gründe hört, die Sie dazu bewegt haben sollen. Mangel an sicherer Existenz und dergleichen! Wie kommen Sie dazu, bei einem Grafen Perin sich darum Sorge zu machen?“ entgegnete, eine reservierte kühle Haltung annehmend, Graf Perin.

„Ich sehe, Sie halten mich für einen Lügner, was dem Erdmann allerdings noch nie begegnet ist! Sie können es nicht begreifen, daß der Erdmann sich nicht glücklich schätzt, seine Tochter Gräfin Perin werden zu sehen? — vielleicht können Sie es begreifen, wenn ich Ihnen sage, warum ich eigentlich hier bin.“

Das schroffe Benehmen des Grafen machte es Erdmann leichter, mit seinem Anliegen herauszurücken.

„Ihr Herr Sohn Sergius,“ fuhr er fort, „ist ein Freund meines Sohnes Sirtus — Corpsbruder sogar. Die jungen Leute denken einmal anders über die Geburtsunterschiede als wir Alten. — Leider! — Mir paßte der Umgang auch nicht. Ein Graf Perin hat andere Ansprüche ans Leben und Bedürfnisse, wie ein Erdmann haben soll. Aber was kümmern sich heute zutage die Herren Söhne um die Ansichten der Väter! Es kam so, wie ich gedacht, mein Sirtus wurde in ein Leben hineingerissen, das für seine Verhältnisse viel zu kostspielig war.“

Der Graf konnte einen Seufzer nicht unterdrücken.

„Die Folge davon waren Schulden und auch diese wurden von den beiden Herren in Kompanie gemacht. Auch Ihr Sohn lebte über seine Verhältnisse. Es wird Ihnen gewiß schon Sorgen gemacht haben! Ich zahlte, solange ich konnte, aber jetzt sind schlechte Zeiten, man kann sich selbst kaum durchhalten, da kommt der Bursch heute daher mit einer Ehrenschuld von tausend Thalern. Haben Sie denn von der Geschichte nichts gehört, Herr Graf?“

Der wurde sichtlich ungeduldig.

„Aber wie komme ich denn dazu, von einer Schuld Ihres Sohnes zu hören, mein Herr? Oder wollen Sie vielleicht meinen Sergius verantwortlich machen? Was kann er dafür, wenn Ihr Sohn in Kreisen sich bewegt, die für ihn nicht geeignet sind?“

„Also kein Wort hat er Ihnen davon gesagt, der Herr Sohn?“ fuhr in irreger Ton der Schmied fort, „das ist allerdings stark! So hören Sie es von mir, Herr Graf, die tausend Thaler sind die Schuld Ihres Sohnes, mein Sirtus hat nur zugestanden mit seinem Namen für die Summe, die er sonst nicht bekommen hätte. Und da er sein Ehrenwort nicht einlösen konnte

wohl zu feig war, seinem Vater ein offenes Bekenntnis abzulegen, überließ er die ganze Geschichte seinem Freunde. Der arme Erdmann sollte bezahlen! Jetzt, Herr Graf, begreifen Sie vielleicht auch, daß ich kein Lügner bin und mich nicht danach schreie, meine Gilde als Gräfin zu sehen."

Die Entrüstung, die wieder in ihm wüstete, riß ihn mit fort. Der Graf, der nur mühsam eine gewisse Ruhe bewachte — die Blässe seines Antlitzes, die zitternde Hand strafte ihn Zügen — hieß mit einer kurzen Bewegung den Schreiber am Tisch sich entfernen; mit einem cynischen Lächeln verschwand dieser.

"Sie kommen natürlich," begann der Graf, ohne sich im geringsten wegen des dem Schmiede angethanen Unrechts zu entschuldigen, "um von mir die Zahlung der Summe zu fordern? Nicht mehr als billig! Und wann ist der Termin?"

"Morgen!" entgegnete Erdmann kurz. Der Graf wachte sich über die feuchte Stirn, seine Züge wurden schlaff, wie die eines plötzlich Erkrankten.

"Morgen," wiederholte er, "und Auf Ehrenwort steht unter dem Namen meines Sohnes?"

"Und unter dem des meinen," fügte Erdmann bei, in einer häßlichen Regung jenen Moment die Seelenangst des Grafen mit Genugthuung betrachtend.

"Dann ist er verloren! Er muß seinen Tod aussuchen — ich kann bis morgen die Summe nicht zahlen."

Er schien in seiner Herzensangst diese Worte zu sich selbst zu sprechen und auf den Schmied ganz vergessen zu haben; plötzlich hob er mit einem ganz veränderten Ausdruck das geknickte Haupt.

"Sie wissen ja selbst als Geschäftsmann, wie oft eine Zahlung sehr ungewiss kommen kann. — Ich hatte große Ausgaben in der letzten Zeit — es fällt mir wirklich schwer in diesem Augenblick."

Trotz der angewandten Energie lag doch die größte Verzweiflung in den Zügen des Grafen. — Der Schmied sah ihm fest ins Auge.

"Es ist Ihnen nicht nur schwer in diesem Augenblick, sondern unmöglich, Herr Graf," sagte er. "Zu was diese Verstellung unter Männern?"

Der Graf fuhr mit einer schlimmen Widerung auf der Lippe auf. Erdmann legte seine Hand auf seine Schultern, der Ausdruck seiner ernsten und doch so milden Augen mußte faszinierend wirken auf Graf Perin — er ließ das stolze Haupt schweigend sinken.

"Ich bin selbst in einer schlimmen Lage, Herr Graf, da hat man einen gehässigen Blick, aber auch ein mitfühlendes. Was ich in der Sache thun kann, tue ich ja gerne. — Der Sigtus ist ja am Ende mit schuld daran — aber wie sagt, es ist zum Teufel holen, daß es gerade jetzt sein muß."

Er traute sich ärgerlich das noch immer kypige Haar.

"Nichts davon, Herr Erdmann," erwiderte, seinen ganzen Stolz zusammen-

nehmend, der Graf. "Gerade weil Ihr Sigtus gut stand, ist es eine doppelte Ehrenschuld meines Sohnes und kann von einem Bezahlen Ihrerseits keine Rede sein." Er versank wieder in Nachdenken.

"Wären Sie nur um eine Viertelstunde früher gekommen — oder halt" — er fuhr sich an die Stirne — "ich kann ihn ja zurückholen lassen, er kann noch nicht weit sein."

Graf Perin wollte eben die Glocke am Tische berühren. Der Schmied fiel ihm in die Hand.

"Den Herrn, der eben das Zimmer verließ, als ich gekommen, wollen Sie holen lassen?" fragte er, starr den Grafen anblickend, der noch immer die Hand an der Glocke hatte.

"Kennen Sie den?" fragte der Graf.

"Er sprach mit mir eben am Gang draußen. — Der Lehmann, nicht? Und was soll der Lehmann?"

"Aber Herr Erdmann," fuhr der Graf auf, "Sie sind neugierig!"

"Die schönen Waffen soll er Ihnen abkaufen für tausend Thaler, nicht? die da draußen hängen?" fuhr der Schmied unbekümmert um die Erregung des Grafen fort. "Das dulde ich aber nicht. Nein! das dulde ich nicht!" Er schlug mit der Faust auf den Tisch.

Der Graf trat fast ängstlich zurück, als habe er es mit einem Verrückten zu thun. "Wie kommen Sie zu einer solchen Vermutung, und wie können Sie vom 'Dulden' und 'Nichtdulden' sprechen in meinem eigenen Hause?" entgegnete er.

"Er selbst, der Jude, hat es mir aber gesagt," fuhr Erdmann fort, "daß er die Waffen gern haben möchte, daß Sie aber einen zu hohen Preis dafür verlangen. Herr Graf! Sehen Sie, ich bin ein Bürgersmann, ein einfacher Schmied, aber wenn ich nur ein Stück aus dem Erdmannshaus hergeben müßte! — mein Gott, es wird ja vielleicht bald so kommen — aber es wird dann sein, als schnitten sie mir ein Stück Fleisch heraus. Und Sie, ein Graf Perin — wollen die Waffen, die Ihre Ahnen ruhmreich geschwungen, die ihre starke Faust vielleicht noch im Tode umklammert hielt, dem Lehmann geben? Herr Graf, das kann nicht sein! Es muß Ihnen das Herz brechen — eher alles! alles!"

"Wenn aber das Alles schon geschehen ist, Herr Erdmann?" erwiderte der Graf, der, anfangs schmerzlich betroffen, seine entsetzlichen Verhältnisse vor diesem Mann so aufgedeckt zu sehen, plötzlich von dem warmen, ihm ganz unerwarteten Interesse an seinen auch ihm heiligen Familientraditionen tief erschüttert war. "Wenn es das Letzte ist, womit ich bis morgen die Ehre meines Sohnes retten kann?" Das blaue Auge war feucht.

"Dann, Herr Graf, dann nehmen Sie die angebotene Hilfe eines ehrlichen Mannes ohne weitere Bedenken an — und — und — behalten Sie die braven Waffen!" Auch Erdmanns Stimme stockte.

Graf Perins Stolz war gebrochen —

Thänen rollten in den schneeweißen Bart, die kleine zitternde Hand ergriff die derbe Schmiedef Faust und drückte sie fester, als man ihr zutraute. Einen Augenblick war es mäusestill.

"Ich nehme es an. — Sie sind ein Ehrenmann. — Verzeihen Sie mein Mißtrauen von vorn. — Ich bin krank. — Es lastet so viel auf mir. — Ich werde es Ihnen nie vergessen" — brachte der Graf abgerissen, stückweise hervor — es kam aus einer gequälten Brust.

"Ich verlange nur eines dafür, Herr Graf," entgegnete Erdmann, "halten Sie Ihren Sohn von meinem Mädel fern. Sie hat heißes Blut und will oben hinaus. Wenn ich eine Schande erleben müßte — es brächte mich um."

"Seien Sie versichert, er wird den Retter seiner Ehre zu achten wissen. Bei allem Leichtsinne ist er doch ein Edelmann."

Erdmann atmete schwer auf, eine böse Ahnung lastete auf ihm, die er nicht los werden konnte.

"Also abgemacht," sagte er, sich zum Gehen wendend, "den Wechsel übernehme ich bis auf weiteres und die Waffen bleiben im Hause."

"Auf baldiges Wiedersehen, Herr Erdmann." Der Graf reichte ihm nochmals die Hand. "Sie werden den Weg nach Herrenwörth hoffentlich bald wieder finden, dann will ich Ihnen noch vieles zeigen aus alter Zeit, da Sie solch eine Freude daran haben. Jetzt habe ich ein anderes, minder angenehmes Geschäft. Ich will meinem Sohn ins Gewissen reden, ihm sagen, daß ein maderer Handwerksmann seine Ehre und die braven Waffen, wie Sie sie nennen, gerettet hat."

Als Erdmann den Korridor entlang schritt, schmunzelte er zufrieden beim Anblick des Rüstzeuges an der Wand.

Es war ihm als winkten ihm die alten Herren da oben aus den stählernen Halsbergen und Spikenträgen freundlich zu. Er dachte den Augenblick nicht an die tausend Thaler, die er aufbringen mußte bis morgen.

Die Croquetsspieler im Parke waren verschwunden.

Ein heftiger Wind brauste in den uralten Linden, in den Akazien, beugte die schlanken Pappeln, wirbelte flirrend das vorjährige Laub von den Wegen auf und jagte schwere, dunkle Wolkenballen von Westen über das Schloß hin.

Erdmann fürchtete sonst kein Gewitter, jetzt war ihm bang wie einem Kinde. Wenn der Blitz das Erdmannshaus trafe und er nur noch seine rauchenden Trümmer anträte?!

Er beschleunigte seine Schritte.

Kapitel VI.

Das waren böse Tage im Erdmannshaus, nach dem Besuch des Andreas in Herrenwörth! Monikas Augen waren verächtlich gerötet und geschwollen, sie ruhten immerwährend mit forschendem Ausdruck auf den abgehärmten, düsteren Zügen des

Andreas, dem auch die Arbeit nicht mehr über seine Sorgen hinweghalf.

Gilbes jetzt immer verdrossenes, unzufriedenes Gesicht, ihr teilnahmsloses, kühles Wesen, das nur den Aergers widerspiegelte, durch die schlechten Verhältnisse in ihrem Aufwande behindert zu sein, trug nicht dazu bei, die Last auf Andreas' Schultern zu erleichtern. Auf Sirtus hatte die Szene mit dem Vater keinen so nachträglichen Eindruck gemacht als es den Anschein hatte.

Der Wechsel war bezahlt vom Vater — das erfuhr er von Sergius, der ihn mit Dankesworten überschüttete — auf welche Weise bezahlt, das las er in dem kummervollen Antlitz des Vaters, und da ihm dieses Lesen peinlich war, ließ er sich selten sehen unter dem Vorwand ernststen Studiums.

Valentin allein hatte sich nicht geändert. Sein einfacher, genügsamer Sinn, das stolze Bewußtsein seiner Arbeitskraft half ihm über alles hinweg. Sein ganzes Wesen wurzelte mehr in der Gegenwart, als das des Vaters, dessen ausgeprägten Sinn für Althergebrachtes er zu dessen Verdruss nicht geerbt. Ihm war die Arbeit für sich Lebenszweck und Genuß, und wenn alles zusammenbrechen sollte, dann schwang er eben in Gottes Namen seinen Hammer in einer fremden Werkstätte. Mit diesem Gedanken, der für Erdmann fürchterlich war, hatte er sich im stillen schon lange ausgesöhnt; und noch einen Schatz bewahrte seine breite Brust, ein kindliches Gottvertrauen, einen tieferreligiösen Sinn, dem das skeptische Lächeln Sirtus' und selbst die derben Späße des Vaters, die in dieser Beziehung sehr freie Ansichten hatten, nichts anhaben konnten. Er dachte nicht, er fühlte bloß, und so blieb ihm der Glaube.

Es kam nicht selten vor, daß er nach Feierabend einen Sprung in die der Schmiede gegenüberliegende „Heiligegeistkirche“ machte. Da herrschte eine so frische Kühle in dem hohen Gewölbe. Diese heimliche Stille that ihm so wohl nach dem Lärm des Tages, und ohne ein Gebet zu sprechen, fühlte er so erhaben. Diese riesigen Pfeiler und Wölbungen zogen seine ganze Seele gleichsam nach oben — diese purpurnen dunkelblauen Lichter, die, durch die Glasmalerei brechend, in allen Winkeln und Ecken ihr mystisches Wesen trieben, versetzten ihn, dessen Phantasie durch den Gedanken nicht gestört wurde, in eine andere geheimnisvolle Welt, die hoch erhaben war über die, in der er sich des Tags über bewegte. Das war für ihn eine unendlich süße, fast wollüstige Ruhe, die er nicht mehr missen konnte.

Es war in der zweiten Woche nach dem Besuche in Herrenwörth. Der Vater mußte schlimme Nachrichten erhalten haben, er arbeitete den ganzen Tag nicht und schloß sich in sein Zimmer ein; des Abends kam er in die Werkstatt. Valentin erschrak bei seinem Anblick. Die ganze starke Gestalt war förmlich in sich zu-

sammengesunken, die Augen lagen in grauen Höhlen, der Bart war zerzaust, unordentlich, er sah nicht wie sonst nach der Arbeit der Gefellen.

„Blag dich nicht, Valentin,“ sagte er mit bitterem Ausdruck, „damit ist nichts mehr geholfen. Ich muß morgen den Banterott ansagen, — es geht nicht mehr,“ sprach er leise. „Die Maschinenfabrik Böhme und Kompagnie hat heute ihre Zahlungen eingestellt, der Posten ist so gut wie verloren, Graf Berin kann auch nicht zahlen, die tausend Thaler könnten mich noch retten, es wäre ein Betrag zum Weiterwirtschaften.“

Valentin schnitt die Verzweiflung des Vaters mehr ins Herz, als diese Nachricht, die ihm nicht unerwartet kam. „Kopf oben, Vater,“ sagte er, den Hammer weglegend, „ich wußte es ja schon längst, wie es kommen würde mit dem verdammt Eisenhandel. Wir sind Schmiede und keine Händler und hätten beim Handwerk bleiben sollen.“

Und wer ist denn schuld, daß ich nicht dabei geblieben?“ meinte Andreas ein. „Meine Kinder, der Sirtus und die Gilbe, für die der Ertrag des ehrlichen Handwerks nicht mehr langte, da habe ich mich verleiten lassen —“

„So müssen wir eben wieder werden, was wir waren, Vater, — einfache Schmiede — Arbeiter! Unser Herrgott hat uns ja tüchtige Arme verliehen, die helfen überall durch.“

„In fremden Dienst — nicht?“ entgegnete der Schmied. „Das sagst du so ruhig, und im Erdmannshaus soll von nun an ein Anderer arbeiten. Und du glaubst, daß ich das ertragen kann, daß ich mich so mir nichts dir nichts auf die Straße setzen lasse wie einen Hund? — Ja, Herrgott! Was habe ich denn für Söhne? Der Eine hat mich mit seinem Herrenspielen zu Grunde gerichtet, der Andere nimmt geduldig sein Werkzeug und verläßt ohne umzuschauen sein Vaterhaus, in dem seit Jahrhunderten die Erdmanns gegessen.“

Andreas achtete in seiner Erregung gar nicht mehr, daß das Lärmen der Hämmer um ihn her aufhörte, die Gefellen die Köpfe zusammenstreckten und erstaunt auf den wütenden Meister herüberblickten.

„Und was hilft das Toben, Vater?“ entgegnete gefaßt Valentin. „Sag selbst, was kann uns denn retten, wenn es einmal so weit ist, als die Arbeit, die ja auch unter einem anderen, fremden Dache keine Schande ist. Ich weiß recht gut, was das für dich ist, aus diesem Haus zu müssen, und ich wäre recht schlecht, wenn ich dabei gleichgültig sein könnte, aber ein Schmied, der immer mit dem spröden Zeug da herum arbeitet, der muß auch ein bißchen geerbt haben davon, meine ich, und auch einige feste Schläge ertragen können, ohne in Stücke zu gehen. So schlechtes Zeug hast du immer verachtet! Was soll denn die arme Mutter thun, wenn wir so ratlos sind?“

„Höre mir mit der Mutter auf,“ entgeg-

nete der Schmied etwas ruhiger, die ist ja an allem schuld mit ihrem Hochmut. Wenn's nach ihr gegangen wäre, wärst du ja auch ein Herrischer geworden, und ich säße jetzt allein da in meinem Jammer.“

Der Gedanke beruhigte offenbar den furchtbaren Sturm in seinem Inneren. „So habe ich wenigstens dich, Valentin, der mich nicht verlassen wird, was auch kommen mag. Was du vorhin von dem Eisen gesagt, da hast du schon recht, auch ich will gerade nicht zu dem schlechten Zeug gerechnet werden, aber du weißt nicht, Valentin, wie das schmerzt, hinaus zu müssen aus diesem Haus, das ich so lieb gehabt, das mein Stolz war! Das weißt du nicht, Valentin.“

Das Haupt sank schwer zur Brust herab, die eine Hand krampfte sich in die Schultern des Sohnes, während die andere sich vor das Gesicht legte, um die Thränen zu verbergen, deren sich der starke Mann schämte.

„Vertrau auf unsern Herrgott, Vater!“ erwiderte in felsenfester Ueberzeugung Valentin, „wenn er will, gewinne ich mit meinen Armen das Erdmannshaus wieder zurück, und wäre es tausendmal verloren.“

Andreas schüttelte ungläubig den Kopf. „Damit hat's gute Wege, armer Junge. Aber ich danke dir, es trägt sich leichter, wenn man solche Worte hört. Laß es in nur nicht rauben das Gottvertrauen, ich geb' was drum morgen!“

Er strich dem Sohn über die üppigen blonden Locken, sah ihm tief in die treuen Augen, als suche er darin einen Schatz, der ihm fehlte, und verließ tiefgebeugt die Werkstatt.

Jetzt erst packte es auch Valentin, als er die gebeugte Gestalt des Vaters verschwinden sah, er fühlte jetzt die ganze Wucht des Schlages, der morgen die Schultern treffen sollte. Die Gefellen waren wieder an der Arbeit, sie achteten nicht auf sein plötzliches Verschwinden. Er trieb ihn hinüber in die Heiligegeistkirche. Da ward ihm noch jeder Herzenssturm erleichtert; er wußte es von der besten Zeit her, wo Jovi ihn verließ.

Tiefe Schatten breiteten sich schon über das Mittelschiff, aus denen das eintönige, rhythmische Gemurmel Betender in die helle Wölbung hinaufstieg. Auf dem Hauptaltar brannten vier Lichter, deren flackernder gelber Schein die nächste Umgebung beleuchtete. Dunkle Gestalten bewegten sich in der Dämmerung doppelt so groß erscheinend, dazwischen räusperte und hustete es in allen Ecken — es war wohl Meisfranz. Das war kein Platz für Valentin. Diese sinnlosen Gebete wälzen keine Last vom schwerbedrängten Herzen, das nur eine stumme, sich ganz in das Mystische versenkende Andacht einer gläubigen Seele.

Er schlich auf den Fußspitzen, niemand zu stören, an den Betenden vorbei, einer Seitenkapelle zu, die er zu besuchen pflegte. Dort befand sich ein Madonnenbild, das er besonders verehrte. Er verstand nichts von Malerei, aber d-

selige Beisammensein der Gottesmutter mit ihrem liebrenden Kinde, das den ganzen bestrickenden Zauber Rafaelscher Künstergestalten an sich hatte, ergriff ihn zu Thränen, ein überirdisches Glück leuchtete aus diesen jungfräulichen Zügen, das ihn immer selbst förmlich ansteckte. Er mußte immer mit dem Kinde lächeln, das seine Arme jubelnd nach der Mutter ausstreckte, und ohne daß er es wußte, stand er ganz im Banne der Kunst, die in dem jungen Schmiede ihre hohe Mission ganz und voll erfüllt hatte.

Ein matt violettes Licht fiel durch das farbige Fenster und erfüllte unendlich sanft jeden Raum der fast ganz abgeschlossenen Kapelle. Im Hintergrunde flüsterte es. Valentin wandte sich um, es kam aus dem mit grünen Vorhängen behangenen Beichtstuhl. Eine weiße Soutane leuchtete daraus und eine männliche Hand lag auf der dunkeln Brüstung, die sich hier und da heftig bewegte. Der Sünder war nicht schüchtern.

Valentin kehrte sich wieder zu dem Madonnenbild. Da lag ja eine Welt von Verjüngung und Liebe darin, wie sie der Priester dort nicht bieten konnte. Er kniete in den alten, wurmfressigen Betstuhl und konnte kein Auge wenden von diesem göttlichen Antlitz, um das jetzt glorienhafte Lichter spielten. Er kispelte kein Wort, aber in seinen feuchten, ansehnlichen Augen lag ein brünstiges Gebet, zu dem das Gemurmel von draußen wie Sehnklang.

Die Thür des Beichtstuhles knarrte, ein junger Priester in weißem Chorrock rutschte an ihm vorüber in eine Seitenthür verschwindend, dann trat jemand hinter ihm in den Stuhl, wohl das Beichtkind, er wandte sich nicht um, so versunken war er im Gebet.

Lange war es still, nur das ewige Licht in der silbernen Ampel knisterte hier und da auf. Plötzlich schluchzte es hinter ihm mühsam, erstickt. „Ein Leidensgenosse“, dachte Valentin. Doch das Schluchzen wurde zum Weinen — es war ein weiches Weinen. Töne höchsten Seelenschmerzes rangen sich aus einer gemarterten Brust. Valentin wandte sich um.

Ein Mädchen kniete einige Stühle rückwärts und verdeckte, wohl aus Scham, beobachtet zu sein, das Antlitz mit beiden Händen. Die ganze Gestalt kam ihm so bekannt vor, trotz der Dunkelheit, er konnte sich nicht mehr davon abwenden, jetzt entfernte sie die Hände und nestelte am Kleide, wohl um das Taschentuch zu suchen. Valentin sprang in die Höhe — das Mädchen erhob erschreckt den Kopf.

„Frevi!“ flüsterte er, mit vorgebeugtem Kopfe die Dunkelheit durchdringend.

Diese verbarg ihr Antlitz von neuem. „Was hast du denn auf dem Herzen?“

„Daß er dich am Ende verlassen, der Sirtus, weiß's Unglück hereinbricht? Daß ich weh, ich hab's selbst erfahren! —“

Das Mädchen nickte mit dem Kopfe. „Er kennt nicht anders.“

„Konnt' nicht anders?“ erwiderte bitter im Flüsterton Valentin. „Ich weiß einen, der dich nicht verlassen hätte, wenn die ganze Stadt eingestürzt wäre. — Frevi, ich kann dich nicht so weinen sehen.“

Der junge Schmied verließ seinen Stuhl und näherte sich dem verzweifeltsten Mädchen.

„Reiß' raus die Lieb, es ist nicht die rechte, und dann zeigt dir Die da oben —“ er deutete auf das Bild, „vielleicht den rechten Weg. B'hut Gott, ich will dich nicht stören in deiner Andacht.“

Er wandte sich zögernd, als erwarte er eine Antwort.

„Die will nichts mehr von mir hofärtigem, leichtsinnigen Ding wissen“, flüsterte die weinende Frevi.

Valentin wußte, welcher Vorwurf sie quälte, er sah aber auch mit Frohlocken, wie die Neue mächtig in diesem Mädchenherzen sich regte und mit der Neue die Erinnerung an ein treues Herz, das sie leichtsinnig verschmäht.

„Wenn sie aber den, dem du am wehesten gethan durch deinen Leichtsinn, gerade jetzt hergezogen hätt', um dir zu verzeihen, glaubst du dann auch noch, daß sie nichts von dir wissen will?“ kispelte er.

Frevi blickte unter Thränen auf zu dem Schmied.

„Dann thät' ich ihr danken mein Leben“, sagte sie mit innigem Ausdruck.

„So dank ihr, Frevi“, sagte der Schmied, ihr die Hand reichend. „Da ist weiter kein Platz zu solchen Reden, wenn du ein Herz brauchst, was ehrlich für dich schlägt, so frag nach dem Valentin.“ Er warf noch einen Blick auf die Madonna, es war, als ob sie ihre liebesfertigen Blicke einen Augenblick auf ihn richtete, ein wonniges Gefühl durchzuckte ihn. Dann schlich er leise fort in den Kirchenraum, wo eben die Rosenkranzbeter sich lärmend entfernten.

Die Unbeständigkeit Frevi's hatte Valentin tiefer betroffen, als er sich merken ließ. Er hatte sich mit dem Gedanken, sie zu seiner Hausfrau zu machen, schon ganz vertraut gemacht, obwohl das Verhältniß noch lange nicht so weit gediehen war und sich über die gewöhnlichen Liebesstadien nicht erhob. Er wußte, daß Frevi ihn lieb habe, daß sie vortrefflich zusammenpaßten in allen ihren Neigungen, und daß die plötzlich auflodernde Flamme zu Sirtus ein Strohfeuer war.

Auch in dem plötzlich veränderten Wesen Frevi's, die früher so einfach und kindlich, plötzlich die Dame spielen wollte, erkannte er immer den bösen Einfluß Gilde's.

Im geheimen hoffte er auf baldige Heilung von dieser Krankheit, er verlor kein Auge von ihr, und jetzt traf er mit ihr gerade in dem Augenblicke der höchsten Krisis zusammen dort vor dem Madonnenbilde. War das Zufall oder höhere Fügung? Er glaubte in seiner glücklichen Einfalt das letztere und betrat voll neuen Mutes das Vaterhaus, über dem düsteres Schweigen lag.

Frevi kniete noch lange in der stillen Kapelle, aber vergebens flehte sie um einen Strahl der Himmelsklarheit, die aus dem

Auge der Gottesmutter auf sie herableuchtete; der Zwiespalt ihrer Seele wollte sich nicht lösen, ja Valentins tröstende Worte, die sie den ersten Augenblick beglückten, sackten ihn erst recht an. Das alte Gefühl für ihn stieg in ihr wieder auf, und sie verachtete sich ob dieser neuen Unbeständigkeit ihres Herzens. „Zeige mir den Weg, Gebenedeite!“ flehte sie in verzehrender Herzensangst.

Der Tag, vor dem Andreas seit Monaten gezittert, war gekommen. Er wollte wenigstens ehrlich enden. Das gerichtlich Siegel prangte an allen Thüren, die Werkstatt war leer, kalt, dunkel wie ein Grab, zum erstenmal seit Jahrhunderten waren darin die Feuer erloschen. Die Nachbarn standen in Gruppen unter der Hausthür und besprachen mit dem bekannten wohligen Mitleid den Bankrott Erdmann's.

„Da hat sie's mit ihrer Nobelthuerei die stolze Moni! Und was wird jetzt Fräulein Gilde anfangen? Mit dem Grafen ist's jetzt aus, der mag nimmer, da heißt's arbeiten. Arbeit'n? Die Gilde? Oher — Das hat er jetzt davon der Andreas von all dem Ruß und Staub, den er g'schluckt hat das ganze Jahr für seine Kinder!“

Solche Redensarten gingen von Mund zu Mund, selten wurde ein herzliches Bedauern, aufrichtiges Mitleid laut über das Unglück Erdmann's, keiner dieser Leute dachte daran, daß mit ihm ein blühender, kräftiger Zweig von ihrem eigenen Stamm gewaltsam abgerissen und der edle Saft, der aus der offenen Wunde rann, auch ihnen entzogen wurde.

In der Stube oben saß Erdmann in dem alten Lehnstuhl, bleich, verfallen, ein Zeitungsblatt in der Hand. Sein brennendes Auge ruhte auf einer fett gedruckten Annonce.

„Schmiedeanwesen! Zur ekeutiven Freibietung des in die Konkursmasse Andreas Erdmann gehörigen Hauses, Nr. 34 Burggasse, bekannt unter dem Namen 'Erdmannshaus', wurde der erste Termin auf Montag den 30. September, Vormittag elf Uhr, durch das königliche Bezirksamt angeordnet.“

Massenverwalter Dr. Georg Hueber.

In dem Hause befindet sich eine renommierte Schmiede mit alter, vortrefflicher Rundschaft.“

Er fing immer wieder von vorne an, jeder Buchstabe brannte ihm ins Herz und doch konnte er nicht ablassen davon. Besonders der Nachsatz „eine renommierte Schmiede mit alter, vortrefflicher Rundschaft“ preßte ihm das Naß in die Augen. Daneben Moni's mit verweintem Antlitz, stummen Vorwurf in den gramverzehrten Zügen, sie wagte die Augen nicht zu erheben im Bewußtsein ihrer schweren Schuld. In der Fensternische stand Sirtus und Gilde in leisem Gespräch begriffen. Heute war der 30. September, in einer Stunde begann die Auktion.

„Wo ist denn der Valentin?“ unterbrach die Meisterin die banale Stille, „in einer solchen Stunde soll doch keines fehlen von der Familie.“

„Der hat Besseres zu thun, Moni!“ entgegnete Andreas mit einem vielsagenden Blick auf Sirtus, „er sucht eine Stelle für ihn und — und mich.“

Das letzte Wort kam schwer heraus. „Eine Stelle? Was für eine Stelle denn?“ fragte erstaunt Moni.

„Ihr seid konische Leute,“ erwiderte der Schmied, „was für eine Stelle! Eine Schmiedgefellens- oder wenn es gut geht eine Werkmeistersstelle! Von was sollen wir denn sonst leben? Vielleicht von der Wissenschaft Sirtus'? Oder dem Klavierspiel Gilbes?“ Er lachte spöttisch auf.

„Ich werde dir nicht zur Last fallen, Vater,“ bemerkte Sirtus, „ich habe mich schon um eine Stellung umgesehen.“

„Und ich auch nicht,“ fuhr Gilbe auf, „ein junges Mädchen mit meinen Kenntnissen kann sich schon allein durchbringen.“

„Du — du auch nicht, Mädel!“ wandte er sich gegen Gilbe, „du willst allein in die Welt hinaus mit deiner Unerfahrenheit! Daß du dem sauberen Grafen vollständig ins Garn läufst, das er um dich gespannt! Und glaubst du denn, ich muß das jetzt dulden, weil ich ein armer Mann bin? Glaubst du, jetzt hätte ich nicht mehr das Recht, meine Hauschre zu wahren, weil ich kein Haus mehr habe? Feh! geschossen, Mädel! Jetzt halte ich sie erst recht hoch, als das einzige, was ich noch habe, und wehe dem, der danach greift. Ich kann's nicht glauben, Gilbe, daß du deinen alten Vater jetzt verlassen kannst, wo er im Unglück ist! Schau, ich will dir ja keinen Vorwurf machen, du bist jung und schön, und die Eltern sollten die Geschwister sein, aber ganz ohne Schuld an dem heutigen Tag bist du doch nicht. Der Sirtus ist ein Mann, der kann's ja probieren, es wird ihm auch schwer genug fallen nach dem Leben. Nicht wahr, Gilbe, du bleibst bei uns?“ es klang wie eine Bitte, „es soll dir nichts abgehen, Valentin und ich werden dafür sorgen.“

Gilbe ward feuerrot, diese Bitte des Vaters um ihr Bleiben, wo sie nichts als Vorwürfe erwartete, beschämte sie; diese innige Liebe, die darin lag, packte doch ihre mehr leichtsinnige als schlechte Natur. Sie ging auf den Vater zu, umarmte ihn und drückte einen Kuß auf seine bleichen Lippen. „Ich bleibe bei dir!“ sagte sie zärtlich, und ihre Thränen rannen in den Bart des Vaters.

Dieser atmete erleichtert auf und streckte in seiner weichen Stimmung die Hand aus nach Moni, die ihm die ganze Zeit keinen Trost zu spenden wagte. „Komm' her, Mutter!“ sagte er mit einem fast freudigen Ausdruck im Antlitz, „wir wollen uns nicht mehr böse sein und zusammen das Unglück tragen, wie einst das Glück.“

Moni ergriff die dargebotene Rechte und drückte sie schluchzend an die Lippen, Andreas zu Füßen sinkend.

„Na, Sirtus,“ rief der Schmied, „wollst du allein bleiben?“

Zögernd näherte er sich, da riß auch ihn die Gewalt des Augenblicks zu den Füßen des Vaters. „Verzeih,“ stammelte er.

Sie gliehen Schiffbrüchigen, die umtost von den erregten, immer höher steigenden Wellen sich zusammendrängen auf dem Bruch, alle Unterschiede, alle Feindschaft vergeßend, den sichern Tod vor Augen.

Da trat Valentin ein, er stупte beim Anblick der innig vereinten Gruppe, eine solche Harmonie war ihm seit lange fremd in seiner Familie. Was das Glück nicht zustande gebracht, das Unglück hat es vermocht. Sein ohnehin freudiges Antlitz erhellte sich noch mehr. „Vater!“ rief er, „ich komme mit froher Botschaft, ich habe Arbeit für mich und dich.“

„Wo denn?“ fragte mit bitterem Lachen Andreas.

„Bei Böhme in der Maschinenfabrik; sie eröffnet nächste Woche wieder die Arbeit, eine Aktiengesellschaft hat sie gekauft.“

„In einer Fabrik!“ fuhr Erdmann auf, „und gerade in der, die mich zu Grunde gerichtet,“ er schüttelte den Kopf, „und was soll ich denn in einer Fabrik?“ Er sprach das letzte Wort so gehässig, mit zusammengebißnen Zähnen.

„Einen tüchtigen Werkmeister machen, wie sie notwendig einen brauchen, und ich arbeite unter deiner Führung als Geselle,“ entgegnete Valentin etwas verdrossen, daß die Nachricht, auf die er so stolz war, keine freudigere Wirkung hervorgebracht.

„Was Werkmeister und Geselle! Fabrikarbeiter! Nenn's nur beim richtigen Namen.“ Er erhob sich jäh und ging erregt im Zimmer auf und ab.

„Warte doch wenigstens, bis die Versteigerung vorüber,“ meinte Moni, die es dem armen Andreas ansah, wie schwer ihm der Entschluß ankam.

Dieser sah auf die Uhr: „zehn Minuten auf elf Uhr. Die Herren werden gleich kommen, es ist zwar umsonst, es bleibt uns kein Heller, aber zur Fabrik ist ja immer noch Zeit.“

„Ich muß bis Abends Nachricht bringen, es haben sich ein Duzend um die Stelle beworben,“ sagte enttäuscht Valentin.

„Wenn bis dahin sich kein anderer Ausweg bietet, nehme ich's an,“ erwiderte mit gepreßter Stimme Andreas.

Gilbe warf einen unfreundlichen Blick auf Valentin, den wackeren Pilot, der den Schiffbrüchigen Trost zu bringen glaubte. Der Gedanke, ihr Leben als Tochter eines Fabrikarbeiters zubringen zu müssen, entsetzte sie. Das waren ja die Varias der Menschheit, der unterste Stand. Fast reute sie schon ihr Versprechen, das sie vorhin dem Vater in Aufwallung ihres Herzens gegeben. Was wird Sergius dazu sagen, dessen Liebe zu ihr, durch das strenge Verbot des Vaters, durch die immer wachsenden Schwierigkeiten einer Annäherung eher gewachsen war. An dieser Klippe mußte auch die heißeste Liebe zerschellen, ihrer Ansicht nach — ein Graf Perin und ein, sie wagte es kaum zu denken, ein Fabrikmädchen!

Am Fluß unten wurde es laut, Andreas fuhr zusammen. Er trat an das Fenster. Ein Wagen hielt vor dem Hause, ein Herr im schwarzen Anzuge stieg aus; es war

ihm, als handle es sich um ein Begräbniß, und es handelte sich auch um ein Begräbniß, um das Begräbniß des Erdmannshaus. Unter allen Thüren der Nachbarhäuser standen gaffende Menschen. Er fuhr sich ans Herz, atmete schwer auf. „Wartet es heroben ab, Kinder!“ sagte er.

Moni verlor alle Fassung; mit einem jähen Aufschrei „Andreas!“ hing sie sich an seinem Hals. Unfäglicher Schmerz, bitterer Vorwurf, alles hingebende Liebelag in diesem markererschütternden Schrei.

Dieser löste die Arme der erschütternden Frau, drückte einen Kuß auf ihre Lippen — ein göttliches Vergeben! — und verließ eilends die Stube.

Unten war es lebendig. Auf dem Gange, in der Stube, in der Werkstatt drängten sich Kauflustige, das Erdmannshaus war eine gesuchte Ware, die heute für jeden erreichbar, der bezahlen konnte. Man umstand die riesigen Ambosse, probierte unter Gelächter die schweren Hämmer, die die wenigsten heben konnten. Die Herren vom Gerichte nahmen in der Nebenstube Platz.

Als Erdmann sich zeigte, stieß man sich mit der Schulter, ein Gewisper ging umher, kalte Blicke trafen ihn von allen Seiten. Niemand, selbst seine Bekannten nicht reichten ihm die Hand, er war ja jetzt arm — ein Proletarier! Nur einer drängte sich vor, Erdmann stieg die Jörneströte empor, der Lehmann mit derselben schmutzigen Weste, mit demselben schlauen Lächeln wie damals in Herrenwörth.

„Warum sind Sie nicht gekommen Herr Erdmann? Hab's Ihnen doch angeboten. Das Haus war noch Ihr eigen.“

„Auf wie lange wohl?“ entgegnete der Schmied.

Lehmann zuckte die Achseln. „Der weiß man nicht, die Zeiten können ja ändern. Nun ich weiß es wenigstens: ich hätte das Erdmannshaus mit seinen alten Traditionen,“ setzte er spöttisch da, „viel mehr als der Graf Perin seine Waä.“

„Ich hab' sie doch bekommen, ich hab' Ihnen ja gesagt.“

„Wollen Sie es denn kaufen?“ fragte der Schmied.

„Zu was bin ich denn sonst hier und seine — kleinen Augen schweiften forder umher — „von denen da kommt dem Erdmann keiner vor. Es muß Sie doch freuen, Ihr Anwesen in soliden Händen zu wissen.“

Erdmann drehte sich alles vor den Augen. Er dachte an seine Ahnung damals in Herrenwörth — genau so war es gekommen und rascher als er geglaubt. Zum Glück rief ihn ein Gerichtsdiener an, er hätte sonst den Lehmann in seinem Zorn an der Kehle gefaßt.

Die Versteigerung begann, alles drängte in die Stube, voran Lehmann.

Der Auktionator pries die Vorteile des Anwesens, die Rentabilität desselben. Der Schmied sei die älteste, renommierteste in der ganzen Stadt, ein tüchtiger Mann und darauf reich werden.

Das waren alles Geißelhiebe für Andreas, der wie ein Verdammter unter

Thür stand. Die Steigerung ging trotz dem auffallend matt.

Der bleiche Andreas schien allen eine trumme Warnung, er war ja als ein so lüder, tüchtiger Handwerker bekannt, und doch verdarb er auf dem Anwesen. Da mußte es doch seinen Hafen haben! Die näheren Umstände waren ja den meisten unbekannt. Lehmann allein verriet starke Kauflust.

„Ist ein Angebot gemacht worden,“ erlöste seine scharfe Stimme und bot mehr. „Zwölfhunderttausend!“ rief eine Stimme.

„Siebzehntausend,“ schrie nun Lehmann, triumphierende Blicke herumwerfend, mit der schweren Uhrkette spielend. Alles verstummte.

„Siebzehntausend,“ wiederholte der Auktionär heiser. Niemand rührte sich. Ein Gemurmel ging durch die Versammlung. Abschlucken. Viele entfernten sich kopfschüttelnd.

„Siebzehntausend zum erstenmal,“ klang es wieder.

Erdmann hielt sich am Thürpfosten fest, sonst wäre er gefallen. Nicht einmal die Ausstände wurden gedeckt, wenn nicht mehr geboten wurde, und der Lehmann, der Bucherer, den er so haßte, sollte einziehen in das Haus seiner Väter!

„Siebzehntausend zum zweitenmal! Kein Preis, meine Herren, für dieses herrliche Anwesen.“

Der Vorsitzende wurde sehr ungeduldig. Lautlose Stille herrschte, Lehmann trommelte mit den Fingern auf der weißen Weste und lächelte Erdmann zu.

„Siebzehntausend zum dritten und letztenmal. Herr Salomon Lehmann,“ wandte er sich an den Vorsitzenden, der den Namen in das Register eintrug.

Alles entfernte sich lärmend mit ärgerlicher Miene, heftigen Bewegungen. Lehmann trat mit tiefen Bücklingen zu dem Gerichtstisch und unterzeichnete das Schriftstück. Er war jetzt Besitzer des Erdmannshauses. Dann trat er zu Erdmann.

„Verdammt viel Geld für das alte Haus! Siebzehntausend! Wenn ich nicht so viel Interesse daran hätte! Wollen Sie nicht die Schmiede pachten, darüber ließe ich reden.“

Der Antrag kam Erdmann überausend. Einen Augenblick schwankte er. Er konnte dann wenigstens in den lieben Häusern bleiben, in der alten Werkstatt weiter arbeiten. Das wäre am Ende doch nur zu ertragen als die Fabrik! Nur einen Augenblick, dann belehrte ihn ein Blick in das schadenfrohe Gesicht des Bucherers, daß dieses Brot für ihn noch bitterer sei.

Er ließ ihn ohne Antwort stehen und ging nach oben. So steil schien ihm die Treppe noch nie. Er mußte jeden Augenblick stehen bleiben, um Atem zu schöpfen.

Eben hatten sich unterdessen zwei Gruppen gebildet.

Valentin sprach der unglücklichen Mutter Trost zu, so schwer ihm selbst ums Herz war, und gab sich alle erdenkliche Mühe,

ihre Aufmerksamkeit von dem Vorgange unten abzulenken.

Sixtus und Gilbe standen im eifrigen Gespräch vertieft in der Fensternische und machten ihre Pläne für die Zukunft. Ersterer sah ein, daß an ein Weiterstudieren, das hieß bei ihm so viel als von vorne anfangen, nicht mehr zu denken war. Er mußte sich um irgend eine Kanzleistelle bei einem Anwalt umsehen. Ein schlimmer Ausweg, dessen Perspektive sehr düster war. Eine vollständige Trennung von der Gesellschaftssphäre, in der er bisher gelebt, war die notwendige Folge. Ein arbeitsvolles, reizloses, monotones Leben lag vor ihm, vor dem ihm ekelte. Jetzt wäre für ihn selbst Jovi eine wünschenswerte Partie, sie hätte ihn wenigstens vor Nahrungsorgen geschützt. Fast reute es ihn, daß er ihr abgeschrieben. Aber der alte Bäckermeister hätte ihn, den Mittellosen, ja doch zum Hause hinausgejagt. Und Sergius, der es noch toller getrieben wie er, der mit Schuld war an dem Ruin seines Hauses, blieb doch der Graf Sergius und glänzte in seiner Uniform. Das schien ihm eine bittere Ungerechtigkeit. Er fühlte jetzt wieder den alten Haß aufsteigen gegen die bevorzugten Stände, wie damals, als er im Korb lag und sein Vater in diesen fremden Kreis trat, von allen belächelt. Sie waren ja an allem schuld. Zuerst rißen sie ihn in ihren Strudel, ließen ihn seine Herkunft vergessen, solange er Geld im Beutel hatte, jetzt, wo er geleert, werden sie ihm den Rücken kehren. Jetzt ist er wieder der Niedriggeborene, der Handwerkersohn. Er dachte sich das alles so aus, ohne Veranlassung, und sprach sich in einen förmlichen Haß hinein.

Gilbe pries ihn noch glücklich, er könne sich wenigstens frei durchs Leben schlagen und mit einigem Glück doch hinaufkommen; kein Mensch frage dann nach seiner Zukunft. Aber sie sei an die Familie gekettet, verdammt, in der stinkenden Fabrikatmosphäre unter dem niedrigsten Volk in den kümmerlichen Verhältnissen eines Arbeiters weiter zu leben, wenn sie dem Vater ihr Versprechen halten wollte. Was soll Sergius dazu sagen? War es ihm dann noch möglich, mit ihr zu verkehren, ohne seine Stellung zu verlieren? Von Heirat gar nicht zu sprechen.

„Ich kann und darf es nicht! Gerade Sergius zuliebe nicht, den ich mit ins Verderben hineinziehen würde. Er würde mir in die Fabrik folgen und selbst arbeiten, lieber als mich lassen, ich weiß es. Und darum darf ich dem Vater nicht folgen. Was weiß er von unserer Liebe! Von der Aufopferung, deren Sergius fähig ist!“

Sixtus hatte tiefes Mitleid mit der schönen Schwester. Wie sollte dieses verwöhnte, leidenschaftliche, lebenslüchtige Mädchen sich in diese Verhältnisse fügen? Das war ja unmöglich. Er mußte ihr recht geben, nur ihre schwärmerische Ansicht von Sergius teilte er nicht. „Arbeiten wird Sergius nicht, auch deinetwillen nicht,“ sagte er lächelnd, „und da

er nicht zu dir herunter kann, mußt du zu ihm hinauf auf irgend eine Weise, obwohl ich, offen gesagt, überhaupt die Möglichkeit nicht einsehe, wie ihr zusammenkommen sollst! Dein Versprechen dem Vater gegenüber war etwas voreilig. Für jetzt mußt du mit ihm, mit der Zeit wird er selbst die Unmöglichkeit einsehen, dich in seiner Sphäre zu halten. Mir thut er ja so leid, der arme Vater, und auf dich hält er ja alles, es wäre häßlich von dir, ihn jetzt zu verlassen.“

Andreas trat ein und schnitt das Gespräch ab.

„Wir nehmen den Antrag von Böhme an, Valentin,“ sagte er fest. „Lehmann ist der Käufer. Siebzehntausend Mark! Dieses Haus um Siebzehntausend Mark! Er hätte mir die Schmiede in Pacht gegeben, vielleicht hätte ich's thun sollen, aber“ — er riß sich das Hemd auf und rang nach Luft, „aber ich kann's nicht, es fräß' mich auf, man muß so ein Geschwür auf einmal heraus schneiden, wie es auch schmerzt. Komm, Moni, weg mit den Thränen,“ er wischte ihr zärtlich über die Augen, „und frisch daran! Wenigstens sind wir alle beisammen, und wenn wir fest zusammenhalten, wird unser Herrgott doch ein Einsehen haben! Hast du denn allen Mut verloren?“ fügte er bei, als Moni in einen neuen Thränenstrom ausbrach. „Willst am End' auch den Andreas verlassen?“

„Verlassen — ich dich? Den ich ins Unglück gebracht?“ sagte sie, sich an ihn anklammernd, „der jetzt kein schlimmes Wort für mich hat, obwohl ich's so verdienet? Ins Elend gehe ich für dich, wenn's sein muß. Arbeiten will ich wie die unterste Magd, und will keinen Laut von mir geben, wenn ich nur bei dir sein und deinen Kummer mittragen kann bis an mein Ende.“

Sie beugte ihr Haupt an der breiten Brust ihres Mannes. Die Erregung nahm ihr die Stimme. Er war ihr ein Gott in diesem Augenblick, der schwer geprüften, von bitteren Vorwürfen gepeinigten Frau.

Valentin lachte im stillen. Vier kräftige Arme! Arbeit! Und so innige, alles duldbende Liebe! Dann fehlte es nicht so weit, da war überall eine Heimat.

Gilbe und Sixtus nötigte diese Seelenstärke der Eltern Ehrfurcht ab, eines solchen Heroismus waren sie nicht mehr fähig.

Von unten herauf ertönte die Stimme Lehmanns, der sein Eigentum besichtigte. Andreas schnitt sie nicht mehr ins Herz, wie vor einer halben Stunde. Er nahm ja doch einen Schatz mit aus dem Erdmannshaus, den dieser ihm nicht bezahlen konnte, sein treues Weib und seine lieben Kinder; daß ein häßlicher Wurm sich darin eingenistet hatte, ahnte er noch nicht.

Kapitel VII.

Sixtus hielt diesmal Wort, er fiel dem Vater nicht weiter zur Last. Ein Advokat, alter Herr der Ahenania, nahm ihn mehr aus Mitleid als seiner Brauchbarkeit halber in seine Kanzlei. Die Arbeit

kam ihm leichter an, als er sich dachte, nur die geringschätzigste Behandlung, das gänzliche Ignorieren der ab und zu gehenden Klienten des Doktors Stör empörte oft sein Blut. Auch betreffs der Gesellschaft hatte er sich nicht getrrt; alte Bekannte grüßten ihn kürzer, oberflächlicher, die Ahenanen schienen durchaus nicht entzückt, einen gewöhnlichen Schreiber unter ihre Leute zu zählen, und die erbetene Philistrierung wurde ihm aus verschiedenen vorgeschützten Gründen vorderhand nicht gewährt.

Selbst Sergius zog sich auffallend, wenigstens an öffentlichen Orten, von ihm zurück. Der mußte es wohl. Der Verkehr mit einem Kanzlisten wurde gewiß nicht gerne gesehen beim Regiment.

Seine monotone, geisttötende Arbeit ließ ihm Zeit genug, über das „Einst“ und „Jetzt“ seine Gedanken zu machen; diese wurden immer verbissener. Er war zu etwas Besserem geboren, an Geistesgaben seiner Ansicht nach all den anderen, die ihm vorausgeeilt, weit überlegen, und nur das verfluchte Geld hinderte am Weiterkommen. Daß er bei fleißigem Studium schon sein Examen gemacht haben und sich eine ihm angemessene Stellung hätte erwerben können, das gestand er sich nicht. Er war der vom Unglück Verfolgte, Ausgestoßene, ein Opfer der Geburt, der Vorurteile, ein Dulder! Die unselige Halb- bildung, die er sich erworben, gährte in seinem Innern, irgend wo gehörte oder gelesene, schlecht verdaute philosophische Sentenzen, die er sich, wie sie ihm bequem, zurechtlegte, die alten Schlagwörter von Freiheit, Gleichheit, Menschenrecht, wie er sie in den gelegentlich durchblätterten Schriften Rousseaus, St. Simons, Lassalles aufgeschnappt, kamen ihm wieder in den Sinn; er, der sich jahrelang geschämt, der Sohn eines Handwerkers zu sein, der in üppigem, müßigem Genußleben keinen Blick geworfen auf die unter dem Druck der Armut und Not lebende Menschheit, fühlte auf einmal eine sittliche Entrüstung über diese unnatürlichen Verhältnisse. Der Gehalt war, seiner untergeordneten Stellung angemessen, gering. Er mußte nun seine bisherige Wohnung aufgeben und bezog ein bescheidenes Dachstübchen in der Altstadt.

Anfangs kümmerte er sich nicht um seine Stubennachbarn; soviel er von ihnen gesehen, waren es lauter „Kaffern“, ihrem heruntergekommenen Aussehen nach. Keine Gesellschaft für ihn, den noch die Atmosphäre der eben verlassen Welt umgab. Auch diese betrachteten Sirtus in seiner tabellofen eleganten Kleidung, die er aus dem Schiffbruch gerettet, mißtrauisch, wie einen Eindringling in ihrem Revier. Von der geschwätzigen Hausfrau erfuhr er, ohne danach zu fragen, alle Personalien, als sie ihm zum erstenmal den mageren Kaffee auf die Stube brachte.

„Da nebenan der Maler Wölfl, ein braver Herr, aber ein schlechter Zahler, und einen Schmutz, eine Unordnung hat er in seinem Zimmer. Atelier nennt er

es! Der ganze Mensch ist ein großer Delfleck. Und dann wissen Sie,“ sie lächelte verschmigt, „ich bin gerade auch keine Heilige und weiß, wie man's in der Jugend treibt; aber was der für ein Völk da heraufschleppt. Ich danke! Sag' ich was, heißt's: „Aber Frau Dreher, Sie wissen doch, daß ein Künstler Modelle braucht!“ Will ich mein Geld: „Warten Sie nur noch bis zur nächsten Ausstellung, dann nehme ich so wie so ein größeres Atelier und zahle Sie doppelt.“ Nummer dreiundzwanzig, neben dem Wölfl, wohnt ein Litterat, von Strehlen schreibt er sich. Ein lieber, junger Mensch; Augen hat er Ihnen, ich möchte immer weinen, wenn ich ihn anschau. Er schreibt den ganzen Tag, den ganzen Tag, und auch in der Nacht ist noch keine Ruh; da geht er umeinander wie ein Narr und red't mit sich selbst, daß mir ganz angst wird. Aber er kommt doch auf keinen grünen Zweig, er schaut aus wie die Not, aber — zählt pünktlich! Neulich sind Leute vom Gericht gekommen, wie er fort war, und haben alles durchsucht in seinem Zimmer, alles durcheinander geworfen, Schriften und Bücher, auch seinen Koffer haben's aufgesprengt. Er soll's mit den Sozialisten halten. Mein Lebtag nicht. Der brave Mensch mit den guten Augen. Ich habe mich zu tot geärgert. Der daneben auf Nummer einundzwanzig, den Windbeutel, den haben's ungeschoren gelassen und gerad' dem traute ich was Böses zu. Geht Ihnen alleweil daher wie ein Graf, mit einem Diamant am Finger und an der Kravatte, macht die Nacht zum Tag, arbeit' nichts und ein G'schau hat er Ihnen, daß einem unheimlich wird! Zahlen thut er, das ist wahr. Wär' aber doch froh, wenn ich ihn drau- ßen hätt.“

Diese Schilderung machte Sirtus natürlich nicht begierig, seine Hausgenossen kennen zu lernen, höchstens den Litteraten, der es mit den Sozialisten halten soll. Der war aber den ganzen Tag nicht zu sehen. In kurzer Zeit war ihm aber dieses einsame Leben doch verleidet. Seinen früheren Kameraden wollte er sich nicht aufdrängen, wenn sie ihn auch nicht direkt zurückgewiesen hätten; in seiner Familie hatte er keine Aussicht, Zerstreuung zu finden, er hatte sie in ihrem neuen Heim noch nicht einmal während der zwei verfloffenen Wochen aufgesucht. Eines Tages, als er in grämlicher Stimmung vom Bureau heimkehrte, stand die Thüre von Nummer fünfundzwanzig weit offen, Wölfl, der Maler, saß auf einem alten zerstückten Koffer, mit unendlichem Behagen eine Zigarrette rauchend, während unsichtbar hinter der Thüre eine lichernde Mädchenstimme hörbar war. Wölfl, offenbar in seliger Laune, nickte Sirtus freundlich zu.

„Nur hereinspaziert, Herr Erdmann!“ rief er, „oder hat mich Frau Dreher bei Ihnen so schwarz gemacht, daß Sie für Ihre Unschuld fürchten?“

Das Richern artete in helles Lachen aus hinter der Thüre.

„Lili! Lili!“ rief er, mit dem Finger

drohend, „du bringst mich um meinen guten Ruf.“

Sirtus trat ein. Schwerer Del- und Firnißgeruch schwängerte den engen Raum, ein unsagbarer Durcheinander von Farben, Leinwandlumpen, zerbrochenen Bilderrahmen, Tabak, Pfeifen, bunten Kostümstücken erfüllte ihn. Mitten unter dem Trödel Wölfl in einem mit der ganzen Farben- skala beschmierten Leinwandbrettel, ein rotes Fetz auf dem Kopfe. Ein mächtiger, verwilderter Bart mit weit abstehender buschiger Schnurre bedeckte das Gesicht bis unter die klugen, lustigen Augen, die wieder von dicken, an der Nasenwurzel zusammenlaufenden Augenbrauen beschattet waren; die unförmlichen großen Kieferstaken in zeršķissenen Hausschuhen. In der Mitte der Stube, vor Wölfl, stand eine Staffelei mit einem eben in der Arbeit begriffenen Bilde. Auf den ersten Blick war es schwer daraus klar zu werden, obwohl es fast beendet war. Dunkelblaue hochgewölbte Meereswogen, sich überstürzend, rollen gegen wildzerstücktes Felsgestade, auf welchem eine Gruppe bodsfüßiger Satyren, dicht zusammengebrängt, mit gierig faunischen Blicken auf das schneeweiße Meerweibchen zu lauern scheinen, das, in einer Wogenwölbung friedlich ruhend, jeden Augenblick auf den Strand geschleudert werden muß. Ueber das ganze spannt sich blauer Himmel mit leuchtenden weißen Wolkengebilden. Der phantastische Vorgang war lebendig geschildert, die göttlich wohlige, leidenschafts- lose Ruhe in den schönen Gliedern des Meerweibchens, dem das Tosen der See ein süßes Schlummerlied zu sein schien, die urwüchsig und deshalb nicht ver- legende Begierde in den jede Muskel anspannenden Satyren, denen der Humor nicht fehlte, die märchenhafte Stimmung in der Natur war vortrefflich getroffen. Wölfl war offenbar, wenn auch nicht ein Schö- ler, so doch ein Verehrer Meister Bödlins der leuchtenden phantastischen Farbengebung nach, die sich in den schärfsten Kontrasten zu gefallen schien. Natürlich fehlte diese unnachahmliche, mystische Harmonie, die höchste Poesie der Farbe, die uns an die Bilder dieses Meisters fesselt.

Sirtus verstand nicht viel von der Kunst, er hatte, wie die meisten Studenten keine Zeit gefunden, ihr Aufmerksamkeit zu schenken, doch war er sichtlich über- rascht. Nach dem Urteil der Frau Dreher hatte er eine solche Leistung nicht erwartet.

Wölfl, die Beine übereinandergeschi- gen, in der einen Hand die noch nackte Palette, zwinkerte mit den Augen bald nach dem Bilde, bald nach Sirtus, selbst zufrieden vor sich hinlächelnd. Da rauh- es in der Ecke, Sirtus hatte das wei- ße Lachen ganz vergessen über dem Bilde — eine spanische Wand wurde auf die Seite geschoben und ein junges, schlankes Mäd- chen trat hervor, mit einer niedlichen weißen Hand eben den letzten Knopf ihres einfachen Kleidchens zuknöpfend — das Meerweibchen!

„Lili, die Muse meiner Kunst. Wenn ich Glück habe mit dem Mädchen,“ er deutete auf das Bild, „binnen kurzem Frau Welt!“ stellte er das hübsche Mädchen mit dem bescheidenen Lächeln, mit dem schelmischen Augenblick Sixtus vor.

„Und das Bild, wie gefällt es Ihnen? Nicht übel, was? Und das wird in einer solchen Schaluppe gemalt, während in den noblen Ateliers ein Schund — A was! Schumm drüber!“

Er machte eine verächtliche Bewegung. „Vortrefflich, Herr Wölfl! Ich bin, wenn gesagt, selbst überrascht, ein solches Kunstwerk hier zu finden,“ entgegnete Sixtus, dessen Sympathie für den verkommenen, zurückgesetzten Maler sofort regte war. Er war ja sein Leidensgefährte. „Doch glaube ich, hat Fräulein Lili auch großen Anteil daran an dem Gelingen,“ sagte er galant bei, indem sein Blick vergeblich von dem Meerweibchen zu Lili hinüberirrte, auf deren Wangen, zu seinem Erstaunen, eine leichte Röte emporstieg — sie war ja ein Modell!

„Da haben Sie recht, Herr Erdmann, ganz recht! Ja, die habe ich ihnen vor der Nase wegstibigt, den großen Künstler. Die Wut können Sie sich denken! Es ist ihnen unbegreiflich, wie die schöne Lili zu dem armen Teufel, dem Wölfl, kommt. Mein Gott! Ich könnte es ja nicht leisten, aber die Liebe, die göttliche Liebe! — Ja, lachen Sie nur! — Es ist mir selbst ein Rätsel.“

Die kleinen, lustigen Augen gewannen auf einmal einen innigen Ausdruck.

„Das ich dir vor diesem Herrn da leben will, wenn es ihn nicht langweilt. Vielleicht vergeißt er dir dann, daß du mich zu deiner Frau machst,“ fügte Lili bei, der das Erstaunen Sixtus über die Erklärung des Malers nicht entgangen. „Ich bin ein Modell,“ begann sie, „ich mache kein Hehl daraus. Wer weiß, wo ich aufwuchs, wird mir daraus keinen Vorwurf machen. In einer finsternen, schmutzigen Gasse unter unzähligen, ebenso schmutzigen Kindern, Frauen und Männern. Wer eigentlich meine Eltern waren, weiß ich nicht. Da schrie, leiste und schlug alles durcheinander, wir gehörten alle nur einer großen Familie an, dem Elend! Da ersticht es in einer Kinderbrust, Scham, Liebe, Glaube und wie die schönen Dinge alle heißen, die nur im Lichte gedeihen. Ich war noch ein Kind, da starb eine der Frauen, es war gerade die, die mich am meisten gequält und geschlagen — sie hieß mich, es sei meine Mutter. Ich wollte nicht, ich war froh, der Quälerin los zu sein. Da kam ich auf die Straße, lebte in diesen Winkeln war kein Raum mehr für mich. Ich verkaufte Weilschen — wie glücklich war ich jetzt! — In aller Früh ging's zur Stadt hinaus in den Wald, um die duftigen Blumen zu holen, das war eine Lust! Die strahlende, wärmende Sonne, das frische Grün der Wiesen und Wälder, die balsamische Lust, alles war mir neu. Das Geschäft ging, man pflückte die Blumen und blickte lustern nach

der Geberin; man nannte mich schön, überhäufte mich mit Schmeicheleien. Ein junger Künstler malte mich mit meinen Blumen, es war meine erste Sitzung. Das Bild machte Aufsehen, ich wurde mit verlockenden Anträgen überhäuft, jeder wollte mich malen. Solange es Blumen gab, wollte ich davon nichts wissen, es war zu schön draußen im Freien und ich hatte es so lange entbehrt. Da kam der Herbst, die Blumen blieben aus, Arbeit konnte ich keine, die Not begann wieder. Mit Entsetzen dachte ich daran, wieder in die schmutzige Straße zurück zu müssen — das hätte ich jetzt nicht mehr ertragen. Ich nahm einige Anerbieten von Künstlern an, es ist doch keine Schande, sich als Blumenmädchen malen zu lassen! Doch der warme Sonnenschein hatte mich gereift, ich war kein Kind mehr, kein Blumenmädchen ich war ein Weib geworden. Das machte mich den Künstlern noch begehrenswerter. Andere Anforderungen wurden an mich gestellt, ich sträubte mich, ein ungewisses Gefühl in meinem Innern empörte sich dagegen, man verlachte mich, und als auch das nichts half, reizte man meine Eitelkeit, ließ man mich eine Ehre darin erblicken, der Kunst zu dienen, zum Schaffen zu begeistern. Grundsätze hatte ich keine, woher denn? — Wo ich aufgewachsen, war Scham ein unbekanntes Wort. Ich folgte den Jurenden und wurde, was ich noch bin — ein Modell! Mit dem bißchen Sonnenschein, mit den Blumen war es aus. — Was es mit der versprochenen Ehre für ein Bemannnis hatte, bekam ich bald heraus, als ich meine Kolleginnen kennen lernte, und ich konnte den Künstlern ihr geringschätziges, oft geradezu verächtliches Betragen nicht verzeihen. Ich machte Karriere, jede Stunde einer Sitzung wurde mir reichlich bezahlt, ich verdiente das Zehnfache wie mit den Blumen, und doch sehnte ich mich nach ihnen zurück. Ich kam über die verächtliche Behandlung nicht hinweg, die mir zu teil wurde. Woher dieser Stolz in mich kam, weiß ich nicht! — Da kamst du und batest mich um eine Sitzung, du könntest den hohen Preis nicht bezahlen, aber es hing dein ganzer Erfolg davon ab. Deine bescheidene Bitte rührte mich, jetzt konnte ich doch auch einmal im Leben großmütig sein und glücklich machen, ich folgte dir. Du warst ganz anders wie die übrigen, kein schlechter Scherz kam über deine Lippen, und als die Sitzung beendet, drücktest du mir so warm die Hand. Das that mir unendlich wohl. Ich kam wieder und wieder, du erklärtest mir, es ginge weit über deine Mittel, mit einem schmerzlichen Blick auf die unvollendete Skizze. Ich lachte dich aus, ich thate es ja gerne umsonst, da traten dir die Thränen in die Augen und du küßtest mir die Hand. Seit der Zeit liebe ich dich, Hermann.“

Der schelmische Ausdruck war verschwunden aus dem schönen Antlitz während der Erzählung, er hatte einem bald trostigen, bald wehmütigen Platz gemacht;

der bittere Kampf um die Existenz, den sie geführt, spiegelte sich darin; nur zuletzt ruhte ihr großes Auge mit einem seelenvollen Blick auf dem Maler, der seine Zigarette zerkaut, wohl um die in ihm aufsteigende Bewegung zu verbergen.

„Und kein anderer soll dich mehr malen, als der Wölfl — dein Mann!“ rief er, auf sie zueilend und sie umarmend.

Sixtus war starr, er hatte sich nach der Schilderung Frau Drehers den Maler und „was er mit sich schleppt“ ganz anders gedacht.

„Das haben Sie auch nicht gedacht, Herr Erdmann,“ sagte lachend Wölfl, „daß Sie da so mir nichts dir nichts zu einer Verlobungsfeier kommen! Nur schade, daß der Strehlen die Lebensgeschichte Lilis nicht angehört hat, das wäre Wasser auf seine Mühle! — Kennen Sie ihn nicht, den Strehlen?“ fragte er Sixtus.

„Den Schriftsteller nebenan? Nein! Nur gehört habe ich von ihm — ein Sozialist, was?“

„Vom reinsten Wasser, er glaubt selbst daran,“ erwiderte der Maler. „Und das ist verdammt selten.“

„Na, na, ein bißchen Sozialisten find wir alle in der Dachstube,“ sagte Sixtus, „und Sie hätten allen Grund dazu, Herr Wölfl. Bei Gott! Wenn man trotz allem Streben, aller Arbeit nicht fort kommt und sieht, wie andere mühelos prassen —“

„Bravo! Bravo!“ rief Wölfl, „ganz Strehlenscher Ton! Sie werden sich gut vertragen miteinander. Was mich betrifft, pfeife ich auf alle Politik und derlei Schwindel, es wird mir immer schlecht dabei; wir Künstler brauchen ruhige Zeiten. Sagt nicht der Strehlen neulich, es sei ein Verbrechen vom Staate, nur einen Heller für die Kunst auszugeben, die nur von dem geringsten Teil des Volkes verstanden und genossen werden könnte, solange ein Mensch hungert. — Der Teufel hol' solch verrückte Ideen! Hab' selbst schon gehungert und weiß wie's thut, ist mir aber nicht eingefallen, deshalb jeden Reichen zu hassen. Es geht einmal nicht anders und man muß die Sache mit ein bißchen Humor betrachten, dann geht's schon.“

Sixtus ärgerte sich, Wölfl so wenig gereizt zu sehen.

„Fragen Sie doch Fräulein Lili, ob in den schmutzigen Gäßchen, von denen sie erzählte, noch Humor zu finden ist! — Hat dieser Strehlen nicht am Ende doch recht, wenn er behauptet, daß solche Pestwinkeln erst gefäubert gehören, ehe man für die Kunst Geld ausgibt, von der nicht einmal der Name dahin dringt?“

„Falsch, total falsch!“ brüllte der Maler jetzt auf, mit bestiger Bewegung. „Nebensart! Die bildenbe Kunst allein kann auf die Masse veredelnd wirken, mehr als alle Schulen und Kirchen miteinander! Die Griechen haben's begriffen. Ja wohl! Und die veredelte Masse wird dann diese Pestwinkeln selbst nicht mehr dulden, von Juncen heraus muß

die Menschheit sich umformen und bessern, nicht von Außen mit roher Gewalt oder Polizeimaßregeln! Das ist alles umsonst! Definet sie dem Licht diese Bestwinfeln, zerzt sie heraus diese Unglücklichen, füllet mit Gold ihre Taschen, sie werden das Licht gar nicht vertragen können wie die Maulwürfe und mit leeren Taschen bald wieder andere Winkel auffuchen — und es bleibt die alte Geschichte! Von Innen heraus, sage ich Ihnen, Herr Erdmann, muß der Kampf geführt werden und in diesem Kampfe ist die Kunst die Bannerträgerin!"

Den struppigen, vierschrötigen Mann hatte es gepackt wie Begeisterung, die kleinen Augen leuchteten feurig auf unter den buschigen Brauen.

Sirtus schüttelte ungläubig den Kopf.

"Sagen Sie mir einmal, Herr Wölfl, auf welche Weise soll z. B. dieses Bild hier diese Mission der Kunst erfüllen, die Sie ihr zuschreiben? Das begreiß ich nicht! Ein ehrwürdiges Bauwerk, ein Bild, das irgend eine große That aus der Geschichte darstellt, da läßt sich am Ende darüber streiten. Aber dieses Meerweibchen! Bei aller Achtung vor seinen entzündenden Reizen. Diese lusternen Faunen! Was haben die mit der Veredelung des Volkes zu thun?"

"Sehr viel haben sie damit zu thun, wenn es auch das Volk noch nicht ahnt, wenn es auch nur ein Sandkorn ist zu einem gewaltigen Bau. Die Schönheit veredelt in jeder Form und ihr Verständnis führt zur Natur zurück, von der alles Heil kommt. Sie spricht aus diesen rhythmischen Gliedern, aus diesen in wilden Akkorden sich wälzenden Wogen, aus diesem lichtvollen Gewölke, mehr oder minder mächtig, je nachdem es mein Vermögen war, sie zum Ausdruck zu bringen, zu dem Beschauer, und legt dort, wenn auch leider selten genug, einen befruchtenden Keim, der nie ganz verloren geht! Millionen solcher Keime geben dann erst das Samenkorn ab, aus dem die herrliche Frucht der erkannten Schönheit einst sich entwickeln wird, wahre Menschlichkeit, die Harmonie des Vollens! Und sie wird kein Elend dulden, mag es noch so schwere Opfer kosten, weil das Elend häßlich ist, und sie alles Häßliche haßt! Jetzt wissen Sie, wie ich über die Lösung der sozialen Frage denke, ein armer Teufel, der selbst nichts zu nagen und zu beißen hat, aber ein Künstler!"

Sirtus glaubte zu träumen! Lili, das Modell, erzählt eine rührende Liebesgeschichte, aus der trotz allem Elend ein im Innersten unverdorbenes Herz, echte Liebe spricht. Wölfl, „der Delft", der verkannte, verachtete Maler, der sich in einem Dachstübchen herumdrücken muß, trotz seines entschiedenen Talentes, schwärmt von der hohen Mission der Kunst, daß ihm selbst ganz heiß wird. Beiden hatte das Elend, die Not, die Verachtung und Ungerechtigkeit, die sie erfahren, ihre heiligsten Gefühle nicht rauben können, keine Verbitterung klang aus den begeisterten Worten des armen Malers; die Kunst, die ihn

kaum leben ließ, war sein höchstes Ideal, er war glücklich, nur einen unsichtbaren, unendlich kleinen Keim legen zu können zu der künftigen, unendlich entfernt liegenden Wiedergeburt der Menschheit, die ihn darben ließ in der Dachstube. Wie erbärmlich kam er sich daneben vor! „Ich kann nur Ihren Mut bewundern, mit dem Sie alle diese Widerwärtigkeiten des Lebens ertragen," konnte er sich nicht versagen, dem Maler zu erwidern. „Wir sind ja am Ende Schicksalsgenossen, beide Stiefkinder des Glüdes, unser Leben ist ein fortgesetzter Kampf!"

„Schicksalsgenossen?" fragte erstaunt Wölfl. „Und was kämpfen Sie denn für einen Kampf, Herr Erdmann?" Sein kluges Auge sah ihn durchdringend an.

„Gegen was haben Sie schon Ihre geistigen und körperlichen Sehnen angepannt, um Ihr heißestes Wollen zur That zu machen, alle Hindernisse verachtend? Haben Sie schon gehungert dafür, unzählige Nächte schlaflos durchgemacht? Nein, das haben Sie nicht! Ich kenne Ihre Geschichte! Sie sind im Feldlager verweilt, erschlaft, und als dann zum Kampf gerufen wurde, da fehlte es an der Muskulatur des Armes und des Willens. Sie streckten die Waffen, ehe es noch recht begann, und lästern nun über den allmächtigen Feind, den zu bezwingen Sie die Kraft und den Mut nicht hatten! — Nehmen Sie mir das nicht übel, Herr Erdmann, ich meins nicht schlimm und Sie sind ja um so viel jünger als ich, da kann man schon einen guten Rat annehmen. Hüten Sie sich vor dem Strehlen!" Wölfl erhob warnend den Finger.

„Sie sind ein vortreffliches Material für diese Leute! Aber jetzt genug davon. Zünden wir uns eine frische Zigarette an und trinken eins auf den guten Erfolg des Meerweibchen!"

Er lächelte Lili schalkhaft zu, die während dieser Unterredung in den verschiedenen Skizzenmappen herumgestöbert. Wölfl holte eine schon angebrochene Flasche Rotwein unter Del- und Zitrussflaschen herunter und bot Lili und Sirtus die Zigarettenbox an. Die liebliche Lili, die mit so unnachahmlicher Grazie die glimmende Zigarette zum Munde führte, mit ihrem betteren Geplauder, die derben Witze und das schallende Gelächter Wölfls ließen Sirtus alle Sorgen vergessen.

Es war schon spät in der Nacht, als sie aufbrachen, das herabgebrannte Kerzenlicht zwang sie dazu. Sirtus fühlte sich um vieles leichter, seine Situation schien ihm nicht mehr so verzweifelt. Der starke Wein — Wölfl hatte seinen ganzen Vorrat geopfert — mochte wohl mit daran schuld sein, hauptsächlich war es aber die heitere Lebensauffassung des Malers, die diese Wirkung erzielte; daß dieselbe auf einem strengen Pflichtgefühl basierte, daran dachte er nicht. Um eines beneidete er ihn, — um Lili!

Als er auf den finsternen Gang hinaus trat, um sein Zimmer aufzusuchen, fiel ein greller Lichtstreif aus Nr. 23.

Strehlen war noch bei der Arbeit. Wie ein Magnet zog ihn der Streif. „Hüten Sie sich vor dem Strehlen!" jammerte Wölfl. „Ein lieber Mann mit seinen schönen Augen," sagte Frau Dreher. Es wäre doch interessant, den Mann kennen zu lernen. Er war zu aufgeregt, um schlafen zu können, der Wein rumorte in seinem Gehirn, und dieser ließ ihn aus allen Bedenken vergessen, einen Fremden, der noch dazu arbeitet, in so später Stunde zu stören. Er schlich an die Thüre und horchte, das Knistern einer Feder war der einzige Ton, der herausdrang; ohne daß er es wußte, klopfte er leise und trat ein ohne das „Herein" abzuwarten.

Ein junger magerer Mann in dunkler Kleidung sprang von einem mit Schriften und Büchern belegten, von einer Lampe mit grünem Schirm hell erleuchteten Tisch auf. Es entging Sirtus nicht, daß er ein Blatt mit rascher Bewegung in die Tasche schob. Der Ausdruck ängstlicher Erstaunens lag auf den bleichen, regelmäßigen Zügen, die großen, schwarzen allerdings schönen Augen ruhten mit einem gehässigen, bösen Ausdruck auf dem Eintretenden.

„Entschuldigen Sie Herr v. Strehlen, mein ganz unqualifizierbares Benehmen zu so später Stunde Sie zu belästigen," sagte Sirtus. „Mein Name ist Sirtus Erdmann, Ihr Hausgenosse." Der häßliche Ausdruck in Strehlens Gesicht war verschwunden, ein freundliches Lächeln umkränzte den schönen Mund, er atmete erleichtert auf.

„Wir haben etwas stark gekneipt nebeneinander bei Herrn Wölfl. Da sah ich noch Sie bei Ihnen und ich wollte Sie ja schon lange besuchen."

„Keine Entschuldigung, Herr Erdmann," entgegnete Strehlen, einen etwas defekten Strohsessel Sirtus anbietend. „Es freut mich ja von Herzen, Ihre Bekanntschaft zu machen. Also bei Wölfl haben Sie gekneipt? War Lili auch dabei?"

„Gewiß, wir feierten die Verlobung," entgegnete Sirtus.

„Ein komisches Pärchen, nicht wahr?" sagte Strehlen. „Kennen Sie Lilis Geschichte?"

„Sie hat dieselbe vor mir erzählt, es wohl sie mich zum erstenmal gesehen. Ein Unikum als Modell!"

„Wie er als Künstler," entgegnete Strehlen. „Nach allen Mißerfolgen immer der alte Idealist und Schwärmer. Man sieht ihm nicht an! Sie müssen ihn einmal hören, wenn er seine Weltbeglückungsideen entwickelt, das ist drollig!"

„Hab sie eben gehört, jedenfalls gar geistreich, wenn auch phantastisch und undurchführbar!" bemerkte Sirtus.

„Können Sie? Interessieren Sie sich also für soziale Probleme, Herr Erdmann?" Strehlen rückte seinen Stuhl näher zu Sirtus.

„Ich habe allen Grund dazu," erwiderte dieser, „habe ich doch in kurzer Zeit schlimme Erfahrungen in dieser Beziehung gemacht."



Waldweben. Von H. Zuber.

„Wieso?“ Strehlen schien sich sehr für diese Erfahrungen zu interessieren, so rasch ließ er diese Worte hervor, während er die Lampe so drückte, daß ihr voller Schein Sirtus traf, er aber noch im Schatten saß. „Kennen Sie das Erdmannshaus, die Schmiede in der Burggasse?“ fragte Sirtus.

„Kann mich gerade nicht erinnern, und was ist damit?“

„Dieses Erdmannshaus mit der berühmten Schmiede gehörte meinem Vater, es ist eines der schönsten, reichsten Anwesen der Altstadt. Ich studierte als Sohn eines reichen Bürgers Jus.“

„Und?“

„Und heute ist mein Vater Werkmeister in der Maschinenfabrik von Böhme, die jetzt einer Aktiengesellschaft gehört. Mein Vater ebendort Schmiedegefelle, ich Schreiber bei Doktor Stöhr! Das sind doch kleine soziale Veränderungen in kurzer Zeit, die einem nachdenken machen.“

„Diese Veränderungen schienen Strehlen noch mehr Nachdenken zu machen, als Sirtus selbst.“

Er schweig einige Zeit, Sirtus' ganze Gestalt mürrisch. „Allerdings einschneidende Veränderungen“, begann er dann wieder. „Bei Böhme in der Maschinenfabrik arbeitet jetzt Ihr Vater? Als Werkmeister? Hm! Und Sie mußten Ihr Studium aufgeben, das ist hart!“

Er fuhr sich zerstreut über die hohe Stirn. „Und wie trägt Ihr Vater sein Los?“ fragte er weiter.

„Leichter wohl als ich,“ entgegnete Sirtus. „Der Unterschied ist auch nicht so einschneidend wie bei mir. Er ist von Jugend auf an Arbeit gewöhnt.“

„Und Sie nicht?“ warf mit einem herzlichen Lächeln Strehlen ein.

„Ich verkehrte wenigstens in einer anderen Sphäre, in der besten Gesellschaft, während mein Vater von jeher —“

„Aber mit dem Arbeitervolke verkehrte, wollen Sie sagen. — Er war aber doch kein eigener Herr, ein Bürger, jetzt ist er ein Sklave, halten Sie das für leicht? Sie verlieren meiner Ansicht nach beide gleich, und beide das Höchste, die Freiheit! Das andere —!“ Er schnalzte verächtlich mit dem Daumen. „Ihr Vater sieht es vielleicht nicht so wie Sie, aber er wird schon darauf kommen in der Zeit! Waren Sie schon draußen!“

„Bis jetzt noch nicht.“

„Ein Hundeleben, sag' ich Ihnen und selbst kaum das tägliche Brot. Eine Aktiengesellschaft, sagen Sie, hat jetzt die Macht! Dann wird's noch schlimmer, diese Aktionäre sind ja unersättlich, dreißig bis vierzig Prozent, dabei wird dem Arbeiter der letzte Schweißtropfen ausgepreßt! Da wird er schauen, der Vater, und die Fäuste rücken in ohnmächtiger Wut. Da soll man diesen Idealisten, den Wölfl, einmal hinausperren nur auf ein halbes Jahr, ob er dann nicht andere Ideen bekommt. Die Kunst soll die soziale Frage lösen! Wer das erwarten kann!“

„Und wissen Sie einen Weg, worauf

sie schneller gelöst wird, Herr v. Strehlen?“ fragte Sirtus.

„Ja, ich weiß ihn, Herr Erdmann,“ entgegnete fest der Litterat, sein blaßes Gesicht rötete sich.

„Warum machen Sie denn ein Geheimnis daraus?“

„Wer sagt Ihnen, daß ich ein Geheimnis daraus mache? Ihnen gegenüber vielleicht.“

„Das ist unnütz!“ entgegnete verlegt Sirtus. „Ich kenne Ihr Glaubensbekenntnis, Sie sind Sozialist. Jedermann im Hause weiß, warum neulich Ihr Zimmer durchsucht wurde. Ihr Mißtrauen gegen mich ist ungerecht. Gerade gegen mich, der ich am wenigsten Grund habe, Sie zu verraten, der ich, offen gesagt, gekommen bin, um — warum soll ich es leugnen — Ihre Freundschaft zu suchen. Ich bin bis jetzt wie ein Blinder durchs Leben gegangen, mein Unglück hat mir die Augen geöffnet, ich sehe, wie faul und morsch die ganze Gesellschaft, wie ihre ganze Gesichtsseite, eine Geschichte der Unterdrückung der Schwächeren ist. Ich habe nicht im Sinne, in der Kanzlei des Doktor Stöhr zu verkümmern, ich will auch etwas leisten für die Menschheit, für die Reform der Gesellschaft. Ich möchte auch wenigstens ein Samen Korn dazu streuen, wie dieser Wölfl, und da ich kein Künstler bin und ebenso wenig wie Sie an die Frucht gerade dieses Samenkorns glaube, so kam ich zu Ihnen, Herr v. Strehlen. Lernen Sie mich säen. Ich glaube immer, Sie wissen die rechte Art.“ Der Wein, die begeisternden Worte Wölfls, die ihn beschämt, die Unzufriedenheit mit seinem Lebenslos, erwachter Ehrgeiz, vielleicht einmal eine Rolle zu spielen in der, wie er glaubte, nahe bevorstehenden sozialen Umwälzung, das alles garte mächtig in ihm und brach sich jetzt Bahn.

Strehlen betrachtete lächelnd den in seiner normalen echten Begeisterung wirklich schönen Sirtus und ergriff die dargelegte Rechte des jungen Mannes.

„Ich vertraue Ihnen, in Ihrem Alter kann man nicht so lügen. Ich will Sie säen lernen auf meine Art,“ die Hand Sirtus' nervös schüttelnd. „Aber stellen Sie sich das nicht so leicht vor, mit der Ruhe ist es aus, Arbeit und wieder Arbeit, keine Schmiedearbeit, das kommt erst zuletzt, zuvor nur Maulwurfsarbeit, die das Licht scheut — und der Lohn? Das Gelächter der Menge, für die wir arbeiten, die Verbannung, das Gefängnis!“

„Und das Bewußtsein, die Rächer der Unterdrückten zu sein,“ schloß Sirtus von dem eigentümlichen, in die Seele dringenden Blick Strehlens fanatisiert.

„Wenn Sie das haben, Erdmann, dann nenn' ich Sie Bruder, dann sind Sie reif, dann habe ich kein Geheimnis mehr vor Ihnen, Berrat könnte Ihr Tod sein. Kommen Sie morgen zur selben Stunde, da beginnt der Unterricht. Gute Nacht, Sirtus.“ Er drückte innig seine Hand und küßte den Jüngling auf den Mund.

„Und noch etwas — zeige dich in

deinem Wesen nicht verändert, laß den Kopf nicht tiefer hängen wie sonst und verleihe öffentlich nicht mit mir. Man beobachtet mich und gerade deine Unverächlichkeit macht dich uns wertvoll. Auf morgen abend, Sirtus!“

Er winkte dem unter der Thür Stehenden freundlich zu und wandte sich wieder zur Arbeit.

Sirtus wankte betäubt von all den Eindrücken über den finsternen Gang seinem Zimmer zu.

Aus Nr. 23 drang lautes Schnarchen, Wölfl träumte wohl schon von dem Meerweibchen. Aus dem Zimmer des Litteraten zuckte der schmale Lichtstreif wie eine blutige Klinge in sein Auge. Der Ruß des Rächers brannte auf seinen Lippen und ließ ihn nicht schlafen.

Kapitel VIII.

Die Maschinenfabrik Böhme, mit der zugleich ein eigenes Hüttenwerk verbunden war, — jetzt im Besitze einer Aktiengesellschaft — war wieder in vollem Gange. Der frühere Besitzer schien genügend aus dem Schiffbruch gerettet zu haben, um einer der Hauptaktionäre der neuen Aktiengesellschaft zu werden, welche die Fabrik unter Beibehaltung des alten Firmennamens übernommen. Die Arbeitslöhne wurden etwas reduziert, wenn es nicht paßte, wurde entlassen, man hatte so zu viel, und der neue Direktor verstand keinen Spaß. Der erste Jahresabschluß sollte ein großartiger werden, das war sein einziges Trachten. Ein tosender Lärm stieg empor Tag und Nacht aus den unzähligen Schmied- und Schlosserwerkstätten, aus den Hochöfen und Schmelzwerken, die zusammen eine rauchende, pustende, feuerprühende, kohlen geschwärmte Stadt bildeten.

Ein Hymnus der Arbeit, wie er großartiger nicht gedacht werden kann! Und wie das alles ineinandergriff! Diese tausend angespannten Muskeln, diese unzähligen knurrenden, schnurrenden Räder und Nädchen, dicht verschlungene Treibriemen; welche Ordnung herrschte in diesem scheinbaren Durcheinander! Das Ganze gleich einem riesigen Lebewesen, dessen unzählige Glieder und Gliedchen nur von einem Willen und zu einem Endzweck bewegt werden. Und welche Summe von verschiedenartigen Bewegungen, von den riesigen Flamm- und Schachtöfen des Hüttenwerks, in deren Schlund der Arbeiter das rohe Erzgestein schüttet, wie es der Erde entnommen, bis herab zum Polierhaus, wo die fertiggestellte Maschine ihren letzten Schliß erhält. Ein Mikrokosmos, der den Makrokosmos beschämt durch sein Zielbewußtsein, durch sein Ausnutzungs- und Verwendungssystem.

Die Arbeiterquartiere um die Fabrikgebäude sich anschließend, unterschieden sich wenig von diesen, dieselbe Monotonie und Nüchternheit, derselbe Ruß und Rauch. Es waren am Ende auch nur Maschinenmagazine, wie die andern dort, nur daß an die Stelle von Eisen und Stahl Fleisch und Muskeln traten.

Andreas Erdmann hatte es noch gut getroffen, er war wenigstens Werkmeister, das heißt, er hatte sechs bis sieben Gefellen, darunter auch seinen Valentin, unter sich und arbeitete ziemlich selbständig in der Schmiede, die in dem Trakte der Hüttenwerke sich befand. Dadurch hatte er doch wenigstens den Charakter eines Handwerkers beibehalten und war noch nicht ganz aufgegangen in der großen Arbeiterarmee.

Die ihm zugeteilte Wohnung befand sich in dem Schmiedegebäude selbst und wenn sie auch für den ehemaligen Besitzer des stattlichen Erdmannshauses sehr primitiv war, hatte sie doch den Vorteil, von den Massenquartieren getrennt zu sein, in denen jede Individualität, die Familie selbst aufgeht in der Allgemeinheit.

Mom verstand es vortrefflich ihren Andreas, wenigstens innerhalb seiner vier Wände, die alten Gewohnheiten eines wohlhabenden Bürgers nicht missen zu lassen. Verschiedene aus dem Bankrott gerettete, ihm persönlich wert Gegenstände und Möbel gaben den beiden Wohnzimmern ein behagliches, wohlhabendes Aussehen. In ihrem Aeußeren gab sie sich trotz der bescheidenen Verhältnisse alle Mühe, Andreas den Unterschied von einst und jetzt nicht fühlbar zu machen. Auch die Arbeit sagte ihm zu. Die unzähligen Pferde im Dienst der Fabrik waren zu versehen, das ganze Wagenmaterial in Ordnung zu halten, es war doch immer noch selbständige Arbeit. Die Beamten erkannten bald, daß sie in ihm eine tüchtige Kraft erworben, und behandelten ihn mit aller Achtung, dazu kam die konservative Kraft des Familienlebens, sein immer noch reger, durch das Unglück eher noch gehärteter Sinn für das Historische, die Tradition. Kein Wunder, wenn beim Werkmeister Erdmann die kommunistische Luft, die alle diese Räume durchwehte, nicht recht angreifen wollte.

Und sie wehte stark, seitdem die Löhne von neuem herabgedrückt wurden. Düstere Gesichter, heimlich geflüsterte Drohungen, unwillige Arbeit überall.

In der Schmiede da ging es noch, Andreas Erdmann ging ja mit gutem Beispiel voran, mit dem Fleiße und der Zufriedenheit; auch in den übrigen Werkstätten ließ die vielgestaltige, den Geist des Arbeiters doch etwas in Anspruch nehmende Thätigkeit das Sinnieren über diese Verhältnisse nicht recht aufkommen. Aber in dem Hüttenwerk oben, wo die höllische Hitze, die vergiftete Luft böse Gedanken erzeugt, alle Leidenschaften aufstacheln, wo um dürftigen Tagelohn die Menschen zum toten Karren, zum willenlosen Hebel herabgewürdigt, oder an ewig lodernden, ihre Lebenskraft verdorrenden Feuern gebrannt sind, wie Verdamnte, oder den genähten Schwamm vor dem Munde, faulen Auliches unter höllischen Schwefeldünsten hin und her farend, sich Tag für Tag vergiften, da trafen die Ingenieure und Beamten oft Blicke, die sie besorgt machten.

Andreas, der öfters in diesen Räumen zu thun hatte, ergriff ein Schauer, so oft er sie betrat. Diese teuflische Hitze, die lodernden brennenden Feuer ringsumher, deren greller Schein die geschwärzten, halbnackten, von Schweiß erglänzenden Gestalten der Arbeiter phantastisch umzuckte. Das dumpfe, ohrenbetäubende Grollen und Klauschen der aufgeschütteten Erze — der unzählig sich auf und ab bewegenden „Hunte“ — das alles vereinigte sich zu einem Bild, das nur Breughels Pinsel hätte malen können. (Fortsetzung folgt.)

Der Sirius.

Von

Andreas Welthufen.

Wer hätte nicht schon von jenen „Sternen Südafrikas“ gehört, welche fast in der ganzen zivilisierten Welt das Diamantenfieber erzeugten und ganze Ströme von gewinnlüstigen Wanderern in die Flußthäler des Orange und des Vaal lockten?

Es war im Jahr 1867, als auf der Farm eines Boers am Drangefluß ein „blankes Steinchen“ gefunden wurde. Die Kinder des Boers spielten mit dem kleinen glänzenden Dinge, und niemand hatte eine Ahnung davon, wie wertvoll es war. Da kam einer jener reisenden Händler, welche ihre Waren von Ort zu Ort führen und den Farbigen so willkommen sind als den weißen Ansiedlern, und sah das schimmernde Spielzeug.

„Von wo habt Ihr das kleine Ding, Ohm?“ fragte der Händler.

„Weiß nicht, Ohm,“ antwortete der Boer; „die Kinder, glaub' ich, fanden's im Sande. Es glänzt wie jene weißen Steine, von denen schon in der Bibel die Rede ist.“

„Es mag ein Kiesel sein, der so durchsichtig wie Glas ist, vielleicht auch ein Stückchen geschliffenes Glas. Wißt Ihr was, Ohm? Gebt es mir, Cure Kinder sollen dafür ein besseres Spielzeug haben.“

Die Kinder griffen mit Vergnügen nach dem Hampelmännchen, welches ihnen der Händler darreichte.

„Von Herzen gern,“ sagte der Boer lachend und ließ selbst das Hampelmännchen spielen.

Der Händler reiste nach Colesberg und zeigte das „kleine Ding“ den Gästen des Hotels, in welchem er logierte.

„Seht ihr einmal zu,“ sagte er, „was es fein mag; vielleicht ist es ein Edelstein. Ich habe schon versucht, ob es Glas schneidet, und es thut's.“

„Gebt doch her,“ versetzte einer und machte mit dem Steinchen einige Risse in die Fensterscheibe.

„Ach was!“ spottete ein anderer, welcher es in die Hand nahm und von allen Seiten betrachtete; „es sieht nach nichts aus, solche Krügel im Glase macht jeder Feuerstein.“

Damit warf er das Steinchen übermütig zum Fenster hinaus. Glücklicherweise fand der Händler das aus dem Staube hervorglitzernde Mineral wieder, und als er nach Grahamstown gelangt, ließ er es von zwei Naturkundigen untersuchen.

„Es ist ein echter Diamant,“ enthielten diese, „und er wiegt 22½ Karat.“

Der Diamant kam nach Kapstadt in die Hand des Kolonialsekretärs, welcher ihn zur Schätzung nach London schickte. Die Tage lautete auf 500 Pf. St., für welchen Preis ihn der Generalgouverneur erstand. Der Händler strich hochfreudig sein Geld ein und begab sich wieder zu dem wohlthätigen Ohm — dies ist ein unter den Boers allgemein verbreitetes Freundschaftswort. Er brachte ein zweites „kleines Ding“ von 8½ Karat heim, worfür ihm derselbe Käufer 200 Pf. St. zahlte.

Die Sache wurde ruchbar, und nun begann ein Suchen nach den glänzenden Steinen, welches bisher noch nicht aufgehört hat. Die Eingebornen glaubten, es seien Talismane, welche den Weißen als Zaubermittel dienten. Sie suchten mit ihren schnellen und scharfen Augen das Ufer des Drangeflusses ab und entdeckten in wenigen Wochen weitere zehn Wertsteine. Im nächsten Jahre sah man bei Pniel am Vaal Hunderte von Diamantengräbern, welche mit der Pike in der Hand den edlen Sandboden durchforschten und noch ein Jahr später brach das Diamantenfieber aus, welches wie eine ansteckende Krankheit durch die ganze Kapkolonie ging.

Ein Kaster nämlich, namens Swartboi, das heißt Schwarzbursche, fand einen „blanken Stein“ und ging damit nach Hopetown in den nächsten Kaufladen.

„Hier,“ sagte er, seinen Fund auf der Ladentisch legend, „schön Medizin für den Amalungi (Weiße). Wir geben ihm Perlen, Flint, schwarzen Sand (Pulver) rund und Kugel, wollen Deck und viel buntes Bar und 100 Gelb.“ Er meinte damit 100 Pf. St.

Der Gehilfe wollte in Abwesenheit seines Prinzipals eine so große Summe nicht daranwagen und lehnte das Geschäft ab. Swartboi ging mit seinem Schatz zum Farmer Rickirk und forderte hier das Doppelte. Der Farmer verstand seinen Vorteil besser und gab Swartboi 500 Schilling einige Pferde und so viel Waren, daß der glückliche Verkäufer vermeinte, sich damit sein Lebenlang betrinken, puzzen und an Knallen vergnügen zu können. O Swartboi, wenn du gewußt hättest, was dein „Medizin“ wert war! Rickirk erhielt dafür von dem großen Hause Lilienfeld in Brüssel in Hopetown 11 200 Pf. St., nach deutschem Gelde 224 000 Mark.

Und dieser selbe Stein ist es, der mit dem Namen „Stern von Südafrika“ berühmt geworden ist. Es war ein prächtiger rein weißer Diamant von herrlichem Schnitt und 83½ Karat schwer. Zuerst durch Südafrika, dann durch England im Triumf umhergeführt, erregte er durch seine Größe

und Schönheit großes Aufsehen. Der Kronjuwelier Hunt in London kaufte ihn für 11500 Pf. St. und übergab ihn einem Diamantenschleifer in Amsterdam. Erst in dem daraus geschliffenen Brillanten entfaltete sich die ganze Pracht des Steines. Graf Dudley erstand ihn für seine junge Gattin um den Preis von 25 000 Pf. St.

Zu dieser Zeit befand sich ganz Südafrika in fieberhafter Aufregung. Ein Strom von Menschen bewegte sich nach dem Lande der Diamanten. Zunächst die rauhbarsten Voers, welche ihre Familien mit Weib und Kind verließen, dann Kaufleute, Jäger, Hirten, Soldaten, Matrosen, Beamte u. a. Die Dienstherrn hatten ihre Not, denn die Farbigen entliefen ihnen zu Hunderten, um sich Flinten und so viel Geld zu erwerben, um eine Frau kaufen zu können. Und die meisten fanden sich nicht getäuscht, denn in keinem Lande der Welt sind bisher so viele Diamanten in kurzer Zeit gefunden worden als in Ost-Griqualand — so nannten die Engländer den Diamantendistrikt, nachdem sie ihn unmetallisiert und der Kapkolonie einverleibt hatten. Es entstanden ganze Städte, welche von Diggern (Gräbern) und ihrem Anhang bevölkert waren, wie Pniel, Klipdrift, New-Rusch u. a.; und bis auf den heutigen Tag ist die Ergiebigkeit der südafrikanischen Diamantendiggings noch nicht erschöpft.

Im Jahre 1872 ereignete sich der größte Glücksfund, den jemals ein Mensch gemacht hat. Ein junger Franzose arbeitete im Waal, vier Stunden weit von New-Rusch, für den Kaufmann Spalding. Am 6. November vormittags hatte er kaum die ersten Spatenstiche gethan, als ihm ein heller Schimmer plötzlich in die Augen leuchtete. Er griff zu und blieb vor freudigem Schreck in buchstäblichem Sinne des Wortes sprachlos, erst einige Tage später kam er den vollen Gebrauch der Zunge wieder. Es war ein Stein von der schönsten Form, nämlich ein ziemlich regelmäßiges Oktaeder — ein von acht gleichen und gleichseitigen Dreiecken umschlossener Körper — dabei vollständig durchsichtig und fast so groß als ein Hühnerei. Es soll auf der ganzen Erde nur einen einzigen Diamanten geben, welcher größer ist; derselbe gehört dem Sultan von Mattam am Berneo und wiegt 367 Karat. Der belandische Gouverneur hätte ihn gern für seinen König erworben, aber er bot darüber zwei Kanonenboote und eine Million Mark dafür. Spaldings Diamant wog 285 $\frac{1}{2}$ Karat, so daß derselbe also der zweitgrößte Diamant ist, welcher bis jetzt existiert. Allerdings ist er nicht rein weiß, sondern gelblich und hat einen kleinen schwarzen Flecken nahe an der Oberfläche; er wäre sonst unschätzbar gewesen.

Nicht genug daran, derselbe junge Franzose zog im nächsten Augenblicke mit dem weiten Griff noch einen andern ersten Diamanten hervor, welcher schön weiß war und 50 Karat wog. Einige schwarze Flecken in seiner Mitte stellten

ziemlich genau das Bild zweier Fliegen dar, die in den Stein eingeschlossen waren, weshalb er der Fliegendiamant genannt wurde. Beide Steine kamen nach New-Rusch, wo sie gegen ein Eintrittsgeld zur Schau ausgestellt wurden und ganze Scharen von Diggern heranzogen. Wie viele Millionen der glückliche Besitzer für seine Steine erhalten hat, ist hier in der Kapkolonie nicht bekannt geworden.

Dies ist in kurzem die Geschichte der südafrikanischen Diamantensfelder. Ich kannte sie, brachten doch alle unsere Zeitungen wöchentliche Berichte aus West-Griqualand; ich hatte auch manchen Schwarzen gesehen und gesprochen, der aus den Diggings mit seiner Beute zurückgekehrt war: aber ein mohlunterrichteter Digger, von dem ich näheres hätte erfahren können, war mir noch nicht zu Gesicht gekommen.

Da führten mich einmal meine Geschäfte — ich geleitete unsere lang gespannten und mit Wolle hoch beladenen Ochsenwagen nach Durban — in die Hauptstadt von Natal, nach Maritzburg. Hier las ich in einer Lokalzeitung folgende Annonce:

„Ein erfahrener Digger, welcher von New-Rusch nach Europa zurückkehrt, ist bereit, ausführliche Auskunft und Ratsschläge jeder Art über sein bisheriges Geschäft zu erteilen. Man zahlt 1 Pf. St.“

Die Wohnung des seltsamen Ratgebers war genannt. Ich wagte die kleine Summe daran, um meinem Wissensdurst zu genügen, und sollte es nicht bereuen.

Ich fand in dem Digger einen gebildeten Mann. Er war von Geburt ein Deutscher, Schiffskapitän von Beruf, und hatte fünf Jahre lang die Pike gehandhabt. Umgeben von seinem Handwerksgerät, einem eisernen Sortiertisch mit Sortierlineal, Sieben aus Drahtgeflecht und durchlöchernten Zinkplatten, einer Wiege, Rücken, Schaufeln, Eimern aus Ochsenhaut, Seilen und andern Werkzeugen, und angethan mit grober Diggersbluse beschrieb er mir wie man den „Diamantensstoff“ — so nannte er die den Edelstein enthaltende Erde — grub, haßte, hob, siebte oder in der Wiege schüttelte und wusch, und wie man endlich das zubereitete Material auf den Sortiertisch brachte und mit dem eisernen Lineal auseinander schob, um die glitzernden Steinchen herauszulesen. Er zeigte mir die Kiesel der Flußdiggings und die Tuffe der Trockendiggings, wo die kostbaren Steine eingebettet sind. Er berichtete über die „Ropjee“, jene rätselhaften Hügelkuppen, welche in Felsenfessel eingeschlossen die zahlreichsten Diamanten enthalten und gleich Bergwerken bearbeitet werden. Er kannte die verschiedenen Diamantensorten, die Lebensweise der Diggers, die Gefahren und Krankheiten, denen sie ausgesetzt sind, die Uebelstände der europäischen Geselschaft, welche die Spitzbuben begünstige und dem ehrlichen Manne Hemmschuhe anlege, die Diebereien der schwarzen Arbeiter, die Preise der Lebensmittel, der Wohnungen, der „Claims“, das sind die kleinen Landparzellen, welche für ungeheure

Summen verpachtet werden, und beschrieb das alles so genau und anschaulich, daß ich mich vermaß, das Diggerhandwerk binnen einer Stunde begriffen zu haben.

Doch darüber gehe ich hinweg.

Ich bemerkte, daß die Blicke meines Lehrmeisters sich wiederholentlich auf seine linke Hand richteten, wo an dem Ringfinger ein einziger Diamant prangte. Er drehte die Hand oftmals hin und her und ließ wohlgefällig den Stein sich vor seinen Augen spiegeln.

„Es ist ein rein weißer Diamant,“ sagte ich fragend, „den Sie da am Finger tragen.“

„Dies ist der schönste aller Diamanten,“ versetzte er mit Stolz, „die ich jemals gesehen; und ich habe ihn so gefunden, wie Sie ihn sehen, und so einfassen lassen, wie ich ihn gefunden habe. Keines Schleifers Hand hat ihn berührt; die Natur hat ihn vollkommener gebildet, als es irgend ein Künstler vermocht hätte. Er wiegt nicht viel über 3 Karat und würde nach seinem Gewichte kaum 300 Pf. St. wert sein. Aber nun beachten Sie — hierbei zog er den Ring vom Finger und gab ihn in meine Hand — beachten Sie diesen regelmäßigen Kristall; drehen Sie ihn um, und sehen Sie genau zu, ob es nicht das regelmäßigste Oktaeder ist, das es geben kann. Da ist keine Kante, keine Ecke, keine Fläche abgerundet, kein Dreieck ungleichmäßig; dieser Brillant ist vollkommen. Und nun untersuchen Sie die Farbe — so — so — halten Sie ihn gegen das Fenster. Da ist kein Flecken, kein Streifen, kein Riß; alles ist rein weiß und durchsichtig, als wäre es ein kristallisierter Wassertropfen — er ist vom reinsten Wasser. Das Feuer aber — so — so — halten Sie ihn gegen das Licht — sehen Sie diesen hellen Glanz, dieses wundervolle vielfache Farbenpiel? Alle diese Regenbogenfarben? Sehen Sie? Diese Feuerstrahlen? O, und das alles hat die Natur allein geschaffen! Herr des Himmels! Sie hat ihn gebildet, sie hat ihn geschliffen, sie hat ihn poliert! Wunder über Wunder! Ach, ich bin nicht wert, ihn zu tragen!“

Der Mann war in voller Begeisterung, als er so sprach, und steckte mit innig befriedigtem Lächeln das Kleinod wieder an seinen Finger. In der That war das Feuer des kleinen lichtbrechenden Kristalls so strahlend, daß ich mich mit Entzücken daran weidete. Wie man am Probierstein die Goldhaltigkeit eines Metalls prüft, so hätte dieser Diamant einen Probstein abgeben können, um die Reinheit, die Durchsichtigkeit und den Glanz aller übrigen Diamanten danach zu messen.

„Besitzen Sie noch andere Diamanten?“ fragte ich.

„Die meisten habe ich verkauft,“ entgegnete der Digger, während er nach einer schlechten Schwefelholzbüchse langte und den Inhalt derselben auf einen Bogen weißen Papiers schüttete; „aber hier habe ich mir noch zum Andenken an meine harte Diggerlaufbahn eine Auswahl von verschiedenen Diamantensorten aufgehoben.“

Die kleinen Steine glitzerten mir vorführerisch in die Augen, ihr Besitzer aber schob sie gleichgültig auseinander und fuhr dann fort: „Dies hier“ — er gab mir dabei einen weißen Stein in die Hand — „ist ein sogenannter Glasstein und gehört zu der wertvollsten Sorte; allein, was bedeutet er gegen meinen — meinen Schatz hier! Weißt du — ja — aber die Linien und Winkel sind nicht mathematisch genau, und sein Glanz — nun, Sie sehen es selber — nicht wahr? — Ich für mein Teil schätze diesen anderen hier, den man einen Froststein nennt, höher; er wird, obgleich er jetzt wegen seiner gereifelten Oberfläche nur durchscheinend ist, doch in der Hand des Steinschneiders und Polierers das volle Feuer erlangen. Hier sehen Sie einige Phantasiesteine — sie sind braun, violett, auch blau — dieser hier goldlicht — aber von reiner Farbe. Den vierten Rang nehmen diese Diamanten hier ein — sie sind von unreiner Farbe, meist gelblich und spielen mitunter ins Braune und Graue — man hat die letzteren schwarze Diamanten genannt und viel Lebens von ihnen gemacht. Das übrige da ist schlechtes Zeug — schlechtes Zeug, das — Splitter und Schnitzel nennt man sie, wenn sie auch zuweilen bis 20 und 30 Karat schwer gefunden werden — unregelmäßig geformt und ungleich gefärbt. Das ist alles nichts gegen meinen Solitär hier, meine Wonne, meinen Sorgenbrecher, das wundervollste Kleinod, welches Mutter Natur jemals in ihren unterirdischen Werkstätten geschaffen hat.“

„Kennen Sie denn,“ fragte ich, „die großen berühmten Diamanten, den Großmogul, den Kohinor, den Stern des Südens, und wie sie alle heißen? Ich sollte meinen, daß dieselben schon vermöge ihrer Größe einen helleren Glanz verbreiten müßten.“

„Nein, mein Herr, nein und tausendmal nein,“ versetzte der Gefragte eifrig. „Im kleinsten Punkt die größte Kraft — das ist entscheidend. Ob ich sie kenne, jene berühmten Steine? Ich habe sie studiert und einige von ihnen gesehen. Hier sind sie, natürlich nur im Modell.“

Damit brachte er eine Kiste hervor und öffnete sie. Auf weißem Atlas lagen zwölf Modelle, nach Größe und Schliß genau so geformt und ähnlich gefärbt, wie ihre Urbilder, freilich ohne ihre Härte, ihre Durchsichtigkeit, ihren Glanz, ohne „Wasser“ und „Feuer“.

„Dies ist der ‚Sultan‘,“ fuhr mein Mentor fort, indem er auf das größte Stück seiner Sammlung zeigte, „der sich in den Händen eines schwachsinrigen Malaienfürsten befindet. Er hat eine ebene Grundfläche, wie Sie sehen, und ist als Rosette geschliffen, während die meisten übrigen als Brillanten geschliffen sind, d. h. wie Doppeltiegel mit ihren Grundflächen aneinander stoßen. Er soll 367 Karat wiegen. Aber wissen Sie, was der holländische Resident Gronovius von ihm erzählt? Nein? Hahaha! Die alte Sultanin — so erzählt er — hütete den Stein

wie der Drache das goldene Blies; aber sie versprach, ihn mir zu zeigen, ich sollte der erste Europäer sein, der den Schatz der Malaien zu sehen bekäme. Ihr Vater habe jeden zum Tode verurteilt, der einen Zweifel an der Echtheit des Steins äußert, und sie hütete ihn wie das Auge im Kopfe; denn wenn er verloren ginge, so wäre es aus mit Borneo, die Fremden würden das Land vollends erobern und alle Malaien vernichtet werden. Die Alte traf nun alle nur möglichen Vorsichtsmaßregeln und ließ den Palast von Mattum mit Kriegern umstellen und Thore und Thüren verschließen. Darauf führte sie mich in die Schatzkammer und brachte aus den Umhüllungen von vielen Kisten und Schachteln das Kleinod von Borneo hervor. Doch wer malt mein Erstaunen, als ich es in meiner Hand hielt! Es war nichts weiter als ein hübsches Stück Bergkristall, auf einer Seite abgebrochen und auf der anderen mehrfach geschliffen. Ich hätte keine zehn Gulden dafür gegeben. — Hahaha! Das sagt Gronovius, der im Jahre 1829 Resident an der Küste Rayong war. Aber die Welt glaubt noch heute an den ‚Sultan‘, und die Antwerpener, welche das Modell davon verkaufen, lassen es sich gut bezahlen. Haha!“

„Was halten Sie denn vom ‚Braganza‘, welchen der König von Portugal besitzt?“

„Von dem, der 1680 Karat wiegt und größer ist als ein Gänsefuß? O, das ist bekannt. Er ist nichts als ein Topas, immerhin wegen seiner Größe ein kostbarer Edelstein, aber kein Diamant.“

„Mein Großvater hat auf der deutschen Universität Helmstedt studiert und er berichtet, wie in unseren Familienakten von seiner eigenen Hand geschrieben zu lesen ist, daß der berühmte Professor Beireis den größten aller Diamanten vorgezeigt habe.“

„Vorgezeigt? Bitte, mein Herr, erzählen Sie. Die Geschichte der Diamanten ist mir ziemlich bekannt, aber von Beireis habe ich nur als von einem gelehrten Sonderling und Charlatan gehört.“

„Beireis machte große Reisen und kam mit bedeutenden Geldsummen nach Helmstedt, wo er eine Professur erhielt und Leibarzt des Herzogs von Braunschweig wurde. Er besaß eine kostbare Gemäldesammlung, ein reichhaltiges Münzkabinett, sehr gute physiologisch-anatomische Präparate und andere Seltenheiten, wie kaum irgend ein zweiter Privatmann zu seiner Zeit. So hatte er die berühmte Vaucanson'sche Ente erstanden. Sie war von Messing; aber wenn sie wie ein Uhrwerk aufgezogen wurde, so fraß sie das ihr vorgeworfene Futter, wobei sie mit den Klügeln schlug, und gab es verdaut wieder von sich.“

„Haha, mein Herr, haha!“ lachte mein Zuhörer, indem er sich den Bauch hielt. „Eine kostbare — Ente — das — die Guanohändler sollten sie sich anschaffen. Wenn's nur nicht ein ‚Sultan‘ unter den Automaten ist.“

„Keineswegs, Herr Kapitän, die Sache ist vollständig beglaubigt, eben so sicher,

wie die beiden anderen Automaten, welche aus der Hand des Mechanikers Vaucanson in den Besitz des Professors Beireis übergegangen waren. Der eine stellte einen Flötenbläser in Lebensgröße vor, welcher auf seinem Instrument mit den Fingern spielte und Luft hineinblies, ganz so wie ein lebender Künstler. Der andere war ein Esel, der geblümtes Zeug webte. Der Kardinal Fleury nämlich hatte Vaucanson zum Inspektor der Seidenmanufaktur ernannt. Die Weber von Lyon aber hielten die Maschinen des Inspektors für Kunstwerke, und da sie fürchteten, daß dieselben ihren Arbeitslohn schmälern würden, so drohten sie ihn zu steinigen. Zur Strafe dafür fertigte er den webenden Esel.“

„Brächtig! Brächtig! Bitte sehr, sah Sie fort.“

„Mein Großvater hat diese drei Automaten selbst gesehen und zwar in Thüringen, denn der Besitzer zeigte sie den Studenten oftmals. Aber nur sehr selten und nur in vertrauten Kreisen brachte der gelehrte Mann seinen höchsten Schatz, seine Diamanten hervor, den er ‚Kaiser von China‘ nannte. Dieser kostbare Edelstein pflegte er dabei zu sagen, ist ein Diamant von 6400 Karat und so viel wert, daß alle Fürsten der Erde nicht reich genug sind, ihn zu bezahlen. Kienlung, der Kaiser von China, hat ihn mir für eine große Summe verpfändet; aber er hat das Geld für seine vielen Kriege verbraucht, und so fürchte, daß sowohl Kapital als Zinsen verloren sind. Kienlung, der Sohn des Himmels, war der Freund meiner Jugend, wie er überhaupt ein Freund der Christen war, er selbst ein frommer und gelehrter Mann und hervorragender Dichter. Sein Lobgedicht auf den Thee ist berühmt, und er hat es mir mit höchst eigener Hand überreicht. — Wenn der Professor seinen Diamanten sorgfältig wieder eingepackt hatte, holte er regelmäßig einen Band mit deutscher Schrift herbei und las den verdutzten Zuhörern die kaiserlichen Verse vor, von denen sie kein Wort verstanden.“

„6400 Karat! O, über den Schwimmer! Das Meer hat seine Seeischlange die Luft ihre Vögel Rost und Greif. Erde ihre Drachen, und die Berggötter ihren ‚Kaiser von China‘. 6400 Karat sind mehr als zwei Pfund. Hat man jemals so etwas gehört? Was sagte der Ihr Großvater dazu?“

„Der Schluß seines Berichts lautet also: ‚Die Spötter unter uns pflegten sagen, daß der Sohn des Himmels seinen Freunde einen langen Zopf angehängt habe, denn er habe ihm für gutes Gutes wässrigen Thee und — einen Kieselstein angeschmiert.‘“

„Eine köstliche Geschichte das — ‚Sultan‘ ist ein Kind gegen den Kaiser von China.“

Mein Mentor fuhr in seinen Erzählungen fort und knüpfte daran die Geschichte jener bekannten großen Diamanten des „Orlow“, „Großherzog von Toskana“, „Regent“, „Kohinoor“ und so fort.

zum „Sancy“. Endlich kam er zum Modell Nr. 12.

„Erkennen Sie Nr. 12?“ fragte er. „Es ist mein kleiner Afrikaner, und ich glaube er verdient seinen Platz. Obgleich so klein, so ragt er doch über alle seine Nachbarn dadurch hervor, daß die schöpferische Natur allein ihm vollendete Form und Schönheit gab.“

„Sicherlich, Ihr kleiner Afrikaner wurde in einer Sammlung von Diamantkristallen sogar den ersten Platz verdienen, denn ich habe immer gehört, daß eine unzählende vollkommene Kristallisation sehr selten stattfindet. Er ist in dieser Beziehung einzig, wie es der blaue Diamant von Capes und der grüne Dresdener wegen ihrer schönen Farbe sind. Nur ein angemessener Name fehlt ihm noch.“

„Ein angemessener Name! Ja, mein Herr, Sie verstehen mich. Wie oft habe ich mir schon den Kopf zerbrochen, den Namen zu finden! Aber wie ich auch sinne, ich bringe es nicht fertig. Stern — nein — Meier des Lichts — das alles ist verbraucht. Wenn ich nur nicht Meier wäre, so würde ich meinen Namen dazu nehmen, den Namen des Finders; allein Sie sehen ein, das wäre gar zu wenig menschlich.“

„Allerdings“, erwiderte ich lächelnd, „Meier, Müller, Schulze sind zwar gute und gebräuchliche Personennamen, aber für einen Diamanten —“

„Was meinen Sie zu „Feuerstrahl“?“

„Feuerstrahl? Hm! Etwas zu brennend — wie soll ich sagen? — und ein solcher Feuerstrahl ist sehr ungewöhnlich. Wie wäre es mit „Hesperus“?“

„Hesperus — hm — Abendstern — Morgenstern —“

„Oder mit „Sirius“?“

„Sirius — Sirius — ei, das läßt sich hören.“

„Der Sirius ist der glänzendste aller Sterne, er hat ein weißes Licht, die Kanne hat keinen Teil an ihm.“

„Ja, ja, mein Herr!“ rief Kapitän Meier jubelnd aus. „Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen — ich danke Ihnen, dankt Ihnen tausendmal. Sirius! O mein herrlicher Sirius! Sehen Sie, wie er strahlt! Es scheint, als wüßte er — sehen Sie?“

Dabei drehte er seine Ringfinger hin und her und blickte glücklich bald auf mich, bald auf sein geliebtes Kleinod.

„Welche Macht hat doch der Schein!“ lachte ich nicht ohne Absicht. „Ein Stück schwarzer Kohle lassen wir nicht einmal gern an; wenn es aber kristallisiert ist, dann wird es zum Juwel, zum Freudenpendel.“

Auch der Saphir und der Rubin sind nichts anderes als kristallisierte Thon; aber vergessen Sie nicht, daß der Diamant noch immer der seltenste und der kostbarste und der durchsichtigste aller Edelsteine ist, daß er die beste Politur annimmt und bewahrt und daß er das Licht in tausendfachem Farbenspiel bricht wie kein anderer Körper auf Erden. Und nur in einem Punkte machen ihm Rubin,

Saphir und Smaragd den Sieg streitig, nämlich durch die Schönheit ihrer Farbe. Sonst ist nichts in der irdischen Welt mit ihm vergleichbar.“

Nach diesen Worten vertiefte sich der Kapitän wieder in seinen Ring.

„Sie kennen doch Ihren Rückert?“ nahm ich wieder das Wort. „Wissen Sie, welchen Vergleich er aufgestellt hat? Er sagt:

„Der beste Edelstein ist, der selbst alle schneidet, Die andern und den Schnitt von keinem andern leidet;“

Das beste Menschenherz ist aber, das da litte Viel lieber jeden Schnitt, als daß es andre schnitte.“

Der Kapitän horchte auf, und ein wonniges Lächeln ging über seine harten Gesichtszüge, als ich die Verse in deutscher Sprache recitierte — wir hatten bisher englisch gesprochen.

„O, mein Herr,“ sagte er mit Wärme und in deutscher Sprache, indem er mir die Hand schüttelte, „Sie sind ein Deutscher, Sie sind mein Landsmann. Wie glücklich bin ich, nach so langer Zeit wieder einmal die süßen Laute meiner Muttersprache zu hören. Bitte, sprechen wir deutsch miteinander.“

„Meine Mutter war eine Deutsche, und ich habe gleich meinem Vater und meinem Großvater auf deutschen Universitäten studiert.“

„Und wie lauteten doch die schönen Verse Rückerts? Haben Sie die Gefälligkeit und sagen Sie mir dieselben noch einmal her.“

Ich that nach seinem Wunsch, worauf er versetzte:

„Ja, ja, ich verstehe, Sie wollen mir eine Lehre geben und Sie thun recht daran. Aber glauben Sie nicht, daß ich mein Herz ganz und gar an irdische Dinge hänge. Nein, nein, ich habe mit meinem Kleinod etwas anderes vor und Sie sollen hören, was ich meine. Doch dies bleibt vorläufig noch unter uns, denn noch niemand weiß davon. So hören Sie denn, daß ich nicht wert bin, wie ich schon gesagt habe, den „Sirius“ zu tragen; er soll die Hand der Erhabensten, der Herrlichsten zieren, und das ist keine andere als Augusta, die Kaiserin von Deutschland, meine Kaiserin. Seit ich von den großen Thaten gehört habe, welche Kaiser Wilhelm und Bismarck und Moltke und alle die greisen und jungen Helden in Frankreich vollführt, bin ich ein glücklicher Mann, ich bin stolz auf den deutschen Namen. Welche Schmach, welche Schmerzen habe ich nicht erlitten, wenn ich in so viel fremden Ländern unseren Namen verachtet sah! Jetzt sind wir wieder zu Ehren gekommen, jetzt endlich ist mein Vaterland einig und groß geworden. Wie schal und elend kommen mir diese Engländer hier vor! Und diese Schwarzen, mit denen sie sich balgen! Nein, ich gehe wieder nach Deutschland zurück, das in aller Welt herrlich dasteht. Da will ich das Glück und die Ehre genießen, eines solchen Kaisers Unterthan zu sein. Und wenn ich die Freude haben könnte, diesen Stein an der Hand Ihrer Majestät der

Kaiserin zu sehen, den schönsten Stein, den die Erde erzeugt hat, an der Hand der erhabensten Fürstin, so wollte ich mein Haupt in Frieden niederlegen.“

Der Mann war mir mit seinem Diamanten-Enthusiasmus etwas befremdlich vorgekommen, sein Patriotismus erwärmte mich.

„Ich fühle Ihnen nach,“ entgegnete ich, „denn ich liebe das Vaterland meiner Mutter; und wäre ich nicht schon hier gewesen und durch meinen Beruf als Farmer verpflichtet, so hätte ich mich gern in die Reihen der deutschen Helden gestellt.“

„O mein teurer Landsmann!“ sagte der Kapitän, mir seine Hände entgegenstreckend; „ich freue mich, hier in Südafrika solcher Gesinnung zu begegnen. Aber wird Ihre Majestät auch mein Geschenk annehmen? Ich sage mein Geschenk, denn es soll ein Dank sein, wenn auch nur ein geringer Dank für all den Ruhm und all die Ehre, die uns Deutschen geworden ist. Es würde mich tief verletzen, wenn man mir einen Preis oder einen Orden oder dergleichen bieten sollte. Sie verstehen mich. Wird man es nicht für zu kühn halten, daß ich es wage? — Wie?“

„Mein lieber Landsmann,“ antwortete ich, „Ihr „Sirius“ ist kostbar, aber ein patriotisches Herz ist viel köstlicher, und wenn Sie den Dank desselben in solcher Weise abstattet, so wird Ihre Kaiserliche Majestät den Sinn Ihrer Gabe verstehen und sich huldvoll herablassen —“

„Will's hoffen, will's hoffen!“ rief der Kapitän und rieb sich vergnügt die Hände.

Als ich ihn verließ, waren wir gute Freunde geworden. Er begleitete mich noch bis zu meinem Hotel. Ich gab ihm meine Adresse und er versprach mir, von dem Schicksal seines „Sirius“ Nachricht zu geben.

Ein halbes Jahr später lief bei mir folgendes Telegramm ein:

„An den Farmer Andries Welthufen auf Friedrichsrub am Nordbach bei Eastcourt. Mein „Sirius“ glänzt jetzt an der geziemenden Stelle. Meier.“

Lebende Bilder.

Historische Erzählung von

Louis Nötel.

Seit acht Tagen regnete es fast unaufhörlich. Das ist überall unangenehm, sowohl im Gebirge, wie auf flachem Lande, und so auch am Ostseestrande in dem aufblühenden kleinen Badeorte G.

„Das ist ein verpfuschter Sommer,“ sagte der Geheim-Überpostirats von Vienenkorf zu seinem Kousin, dem gleichnamigen Geheimen Oberfinanzrat Vienenkorf ohne „von“.

„Total verpfuscht!“ replizierte der letztere dem ersteren. „Indessen unsereiner kann

sich noch die Zeit mit einem Spielchen oder dergleichen vertreiben, aber die arme Frau — —

„Die malt!“ höhnlächelte der Vetter mit „von“.

„Was denn? Wo denn? Bei solchem Wetter kann man doch unmöglich seine Staffelei auf der Düne aufstellen, und sie malt doch nur nach der Natur.“

„Weiß ja, habe sie neulich am Strande interviewt, sie war gerade dabei, dies Bild da zu entwerfen. 'Sanftleben auf Wassergerölle' nannte sie's ja wohl?“

„Warum nicht gar! 'Meeresstille!' Es ist fertig und harzt nur noch des Rahmens.“

„Kertig! Ah bah, da sehe ich ja noch eine Menge weißer Backen, die müssen doch erst übermalt werden!“

„Wo denn?“

„Na da, da und da!“

„Das sind ja weiße Möwen, die übers Wasser streifend den nahenden Sturm verkünden!“

„So — so — Möwen, — das muß aber dem Menschen doch erst gesagt werden!“ meinte der hohle aristokratische Herr Vetter. „Ja, sie hat Talent — deine Gattin —, das muß ihr der Reiz lassen. Kostspielige — ah, ich wollte sagen — kostbare Sachen das!“

„Nu, nu es geht! — Ein Vergnügen muß der Mensch doch haben! Ich meines teils habe keinen Sinn für so etwas und das ist ihr größter Kummer! Mit den Möwen da ging mir's gerade wie dir, ich sah keine Schnäbel und kein Gefieder! Mein Robert meinte aber, das müsse so sein, es sei dies die moderne Art zu malen —, Sprizarbeit!“

„Dein Robert sollte mit seinen hohlen Bemerkungen doch wenigstens seine nächsten Anverwandten schonen. Er soll's nicht zu weit treiben in seinem tollen Uebermut. Man verzeiht der Jugend zwar manches, aber alles muß seine Grenzen haben. Meine Alte hat ihn gewaltig auf dem Zuge und wäre mein Aribert nicht so ein überaus gutes Schaf, er hätte ihn wegen Insulten schon längst fordern müssen.“

„Höre du — nichts über meinen Robert; das ist meine Freude, mein Stolz. Aus dem wird noch etwas! In dem Jungen ist alles Leben und Bewegung und was er anfaßt, das gelingt ihm! Und Einfälle hat er —, na, wenn der nicht wäre, was sollte dann die Gesellschaft hier vor Langerweile anfangen? Wäre wohl dein Herr Aribert im Stande, etwas zur allgemeinen Erheiterung beizutragen? Im Gegenteil, wer es bei dem elenden Wetter nicht schon längst geworden, der muß in seiner Nähe melancholisch werden. — Im übrigen jedoch sind beide Jungen gut und brav, das wird ihnen niemand bestreiten und am wenigsten ich!“

„Hören wir auf, uns über unsere Sprößlinge zu unterhalten, es weiß ein jeder, was er an dem Seinen hat. Segen wir uns lieber zusammen und machen wir einen vorläufigen Uberschlag, was uns der für morgen projektierte Zauber kosten wird. Du, wenn wir uns bei der Ge-

schichte tüchtig einseifen, ist nur dein gottloser Junge, der Robert, daran schuld, denn er hat die Geschichte mit der Abendunterhaltung und den lebenden Bildern zum wohlthätigen Zwecke ins Leben gerufen!“

„War denn das nicht eine ganz hübsche Idee! Und wurde dieselbe nicht gerade von deiner Gnädigen mit Begeisterung aufgenommen?“

„Leider! Es geht mir stark an den Geldbeutel. Der Anzug für Aribert, und was sonst alles drum und dran hängt! — Na, meinethalben, die Frauen haben ihren Willen und sind vergnügt, und die deine noch dazu — das Arrangement der Bilder. Sie befindet sich in ihrem Fahrwasser. Du mußt ja die letzten Tage über gelebt haben wie Gott in Frankreich!“

„Du beurteilst meine Lage nach der deinigen. Die gnädige Frau Kousine ist ebenfalls um den Finger zu wickeln, seitdem mein Robert freiwillig zu gunsten seines Aribert auf die Darstellung des Liebhabers in den lebenden Bildern verzichtete. Der arme Bursche! Aus seinem Kopfe entsprang die Idee und zum Danke dafür darf er sich jetzt höchstens als Bühnenarbeiter nützlich machen und ungeheßen den Vorhang auf- und niederziehen.“

„Dafür entfallen bei dir auch die Regiekosten. Die Geschichte kostet mich einen netten Backen! Die ganze Garderobe für den Jungen mußte ich nach Angabe der Malmutter — ach entschuldige — deiner Gattin — aus Berlin kommen lassen; na und diese hat in nichts gespart. Warum mußte das nun gerade ungarisches Magnatenkostüm sein? Die Tracht der hiesigen Strandbewohner wäre auch maleisch genug gewesen und jedenfalls weniger kostspielig.“

„Aber dann hätte die ungarische Gräfin, die ehemalige Opernsängerin, ihre Mitwirkung versagt, und diese wurde doch speziell von deiner Gnädigen für die Sache gewonnen, und ihr zuliebe und aus Rücksicht auf die Etikette mußte ja auch, auf Anordnung deiner lieben Ehehälfte, der bürgerliche Bienenkorb dem adeligen Kousin weichen.“

„Vetter, jetzt kein Wort mehr über unsere Söhne! Wollen wir uns etwa gar dieserhalb entzweien. Lassen wir den Dingen ihren Lauf und kümmern wir uns nur um das Materielle bei der ganzen Unterhaltungsgeheiß. Wer zuletzt lacht, lacht am besten! — Und das bist jedenfalls du, denn du behältst dein Geld und ich das Magnatenkostüm! Das kann ich mir dann einpflegen. — Komm, spendieren wir uns einen Kognak auf den Aker!“

Und beide Bienenkörbe verschwanden in einer Nische in unmittelbarer Nähe des Büffetts. —

Der siebzehnjährige Aribert, von welchem seither in für ihn nicht besonders einnehmender Weise gesprochen wurde, war ebenso wie sein Kousin Robert Primaner eines Gymnasiums der Residenz. — Beide jungen Leute waren von der Natur durchaus

nicht stiefmütterlich behandelt worden, aber während bei Robert alle Vorteile eines solchen Naturgeschenkes zu Tage traten und auch von dem Eigner nach Kräften ausgenützt wurden, war gerade das Gegenteil bei Aribert der Fall. Zum größten Merg seiner Mama wurde ihr einziger Sohn, auf welchem allein die Zukunft der Geschlechter derer von Bienenkorb beruhte (sein Großvater war nämlich um irgend eines Verdienstes willen vom verstorbenen Fürsten in den erblichen Adelsstand erhoben worden), in allen und jeden Dingen, die sich vor den Augen der Gesellschaft abspielten, stets durch Robert in den Schatten gestellt.

Anderes verhielt es sich aber mit solchen Eigenschaften, die dem Auge der Welt nicht auf den ersten Blick erkennbar sind und einer der Badgäste, ein finstler blinder dunkler Ehrenmann aus dem Wupperthale, welcher im Hotel wohnte und Ariberts Zimmernachbar war, hatte einmal über diesen sich geäußert: er sei ein Jüngling nach dem Herzen Gottes, während der kette, ungenierte Robert ein Sohn Belials genannt zu werden verdiente.

Aribert war ein durchaus harmloser und gutmütiger Mensch und, wie bereits gesagt, auch ganz und gar nicht häßlich. All das Eßige, das seiner Art, sich zu gerieren, anhaftete, war nicht etwa angeboren, sondern anerzogen. Sein Gesicht konnte sogar für hübsch und seine Erscheinung für angenehm gelten, wenn nicht die weit über das natürliche Maß herabhängenden Augenlider dem erstern einen Anstrich von Blödsinn und die auffallende Steifheit des Ganges dem ganzen Habitus etwas Hölzernes verliehen hätte.

Das Herabhängenlassen des oberen Augenbedels war ihm nach beharrlicher Uebung endlich geglückt. Er hatte sich dieser nicht leichten Aufgabe auf Befehl der Frau Mama unterziehen müssen, welche in dieser Körperverrenkung etwas überaus Vornehmer erblicken mochte.

Die beiden Familien Bienenkorb, wenngleich ziemlich nahe verwandt, waren nicht sonderlich befreundet miteinander. Die beiden Geheimräte trafen sich zwar regelmäßig im Klub und besuchten auch wie Figura zeigte, ein und dasselbe billige Seebad, aber sie konnten sich beide dem Einflusse ihrer besseren Hälften nicht gänzlich entziehen, der darauf gerichtet war, den Verkehr nur insoweit ausbreiten zu erhalten, als ihn das Deforum gebieterisch erheischte. Wie hätten auch die beiden Frauen miteinander sympathisieren können? Die abelstolze Geheimrepositorin und die kunstbegeisterte Geheimrepositorin, die, wie der Leser sich aus einer ihrem Widerpart entchlüpfte Aeußerung entnommen haben mag, in der Gesellschaft den Spottnamen „Die Malmutter“ führte. Daß beide Mütter um stillen darauf hinwirkten, auch den Umgang zwischen ihren beiden in gleichem Alter stehenden Söhnen auf das absolute Notwendigste zu beschränken, wird unter solchen Umständen niemanden verwundern.

So wenig nun auch Robert Ursache gehabt haben mochte, seinen Kousin um irgend etwas zu beneiden, und noch weniger ihn anzuseinden, so hätte er doch die That- sache nicht in Abrede stellen können, daß an die Bevorzugung Ariberts gelegentlich die Mitwirkung in den lebenden Bildern unheimlich doch wurmte. Er, der gefeierte Gelehrte der jüngeren und das verhätschelte Stöpselkind der bejahrteren Damen, mußte nun dabei stehen und zusehen, wie der alterne Herr Kousin mit dem ewig gefestigten Augenbinkel die üppig entfaltete ungarische Rose in den Arminen halten und gar seinen Kuß auf ihre Lippen drücken durfte!

Aber was konnte und durfte er dagegen thun? Die beiden Mütter hatten es beschloffen, die Väter selbstverständlich ungewilligt, und er, der geniale Schöpfer des Ganzen, mußte schon aus Bescheidenheit zu gunsten des von der Gesellschaft ziemlich vernachlässigten Anverwandten vom Schauplatz des öffentlichen Wirkens abtreten. Jedoch der Groll ließ sich nicht unterdrücken, und wie hätte er sich darum die Gelegenheit entgehen lassen können, welche ihm, ganz ohne sein Zutun, der Zufall verschaffen sollte, sich für die erzwungene Zurücksetzung dadurch zu rächen, indem er dem bevorzugten Günstling der schönen Frau Tante zu einer Niederlage verhelfe, welche ihm die Luft, und sei es in schönsten Kostüme, nochmals in lebenden Bildern mitzuwirken, für alle Zeiten entziehen mußte.

Der Abend, welcher für Aribert so erfolglos verlaufen sollte, war anstreichend. Dem Primaner Robert war die Aufgabe zugefallen, während der Pro- duction das Aufziehen und Fallenlassen des Vorhanges zu überwachen. Zwei Minuten lang, so hatte die Malmutter verfügt, und nicht um eine halbe Sekunde länger wird je ein Bild gezeigt; verlangt das Publikum ein oder das andere Bild da capo, so wird der Vorhang nochmals aufgezo- gen und nach Verlauf von nur einer Minute wieder herabgelassen.

Vor gedrängt vollem Saale begann die Vorstellung.

Aribert und die ungarische Gräfin hatten die Nummer vier. Die Situation war diese. Ein ungarisches Edelfräulein in reichem Nationalkostüm kniet halb auf der Erde und pflückt Veilchen, ihr Geliebter in reicher ungarischer Magnatentracht hat unversehens dazu gekommen, hat sie von rückwärts beschlichen und mit dem Kusse um die Taille gefaßt. Erst heftig erschrocken, hat sie sich ihm zugewendet und schreiet nun wonnestrunknen ins liebe Auge.

Während der vorhergehenden Nummer (einer längeren Deklamation) lehnte Aribert in seinem prächtigen Kostüm, eine fast klagende Gleichgültigkeit zur Schau tragend, mit herabhängendem Augenbinkel an einem Pöfien und wartete der Dinge, die da kommen sollten.

Die artistische Leiterin des choreogra- phischen Theiles der Abendunterhaltung, die bekannte Malmutter, stand unweit von Aribert. Sie hielt einen Malerstock in

der Hand, an dessen oberem Ende ein weißes Taschentuch geknüpft war und welches Requisit die Bestimmung hatte, dem am Vorhang postierten Robert das Zei- chen zum Aufziehen und Fallenlassen des- selben zu geben.

Eben hatte die Zwischenmusik begonnen, da richtete die Frau Direktorin in schnei- dendem Tone an den darob erschrocknen Aribert die Frage: aus welchem Grunde er der Vorschrift entgegen den langen Schnurrbart nicht angeklebt habe, und ob er vielleicht gar die Absicht hege, sich noch andere willkürliche Aenderungen in dem von ihr für gut befundenen Arrangement zu erlauben?

„Verzeihen Sie, gnädige Frau,“ er- widerte Aribert in höflichstem Tone, „ich habe mir vom Theaterfriseur in der Resi- denz einen geknüpften Schnurrbart eigens zu diesem Zwecke anfertigen lassen. Der- selbe wird nicht mit Gummi aufgeklebt, sondern vermittelst Drahtklammer am Nasenbein befestigt. Die Klammer aber zwickt etwas stark und so wollte ich bis zum letzten Momente mit dem Einsetzen warten. Hierneben auf dem Tische liegt der Bart bereit, sobald die Musik zu Ende ist, befestige ich ihn am gehörigen Plage.“

„Hm“ machte die Geheimrätin und sich dann zu ihrem Gatten kehrend, der eben einen Rundgang durch die Garderoberräum- lichkeiten beendet hatte, sagte sie: „Eigen- tümlich, alle übrigen mitwirkenden Herren kleben sich die Bärte auf. Der hohe Adel muß natürlich wie gewöhnlich etwas voraus haben!“

„Zawohl,“ meinte der gefällige Gatte und wahrscheinlich, um nur etwas zu sagen, fügte er die Phrase hinzu: „Das Ei will immer klüger sein als das Huhn!“ Da- nach nahm er aus seiner Zuladose eine kräftige Prise Spaniol. Der Herr Geheime Oberfinanzrat war dieses scharfen Tabaks seiner Augen wegen benötigt. Noch aber hatte er die beiden Finger nicht vollständig bis zur Nase erhoben, als sein Blick dem- jenigen seiner Ehehälfte begegnete und ihm vor Schreck darüber die offene Dose aus der Hand und samt ihrem kostbaren Inhalte auf die weltbedeutenden Bretter herabfiel.

Die Malmutter hatte nämlich in voller Entrüstung den Kopf in die Höhe geworfen und ihn mit durchbohrendem Blicke von oben bis unten gemessen.

„Wer ist das Ei und wer das Huhn?“ fragte sie in gereiztem Tone.

Der gutgezogene Chemann verbiß seinen Unmut, nahm die von seinem Sohne ihm dargereichte inhaltslose Dose entgegen und fand für gut, sich unverzüglich rückwärts zu konzentrieren, indem er etwas, das einer Entschuldigung gleichkommen konnte, vor sich hinhurmelte und woraus allenfalls zu entnehmen war, daß er sich nur im Ausdrucks vergriffen und eigentlich Huhn hatte sagen wollen. Niemand von den Anwesenden konnte es bemerkt haben, daß Robert, gleich sei es hier gesagt, einer teufelischen Eingebung folgend, den brau- nen Schnurrbart Ariberts vom Tische ge- nommen und diesen mit einer Gewandtheit,

welche auch einer besseren Sache zu Nutzen hätte reichen können, in dem auf dem Boden liegenden Tabakshäufchen mehrere Male kräftig um- und durchgerieben und dann wieder auf seinen früheren Platz gelegt hatte.

Mit rauschendem Beifalle waren die ersten drei Bilder aufgenommen worden. Ein jedes mußte da capo gezeigt werden.

Nun kam das Vierte und letzte, die Krone des Abends.

Die Frau Geheime Oberfinanzrätin, obgleich eine abgesagte Feindin jeder öffent- lichen und demonstrativen Huldigung, hatte sich dennoch im geheimen vorgenommen, schon um den Reiz ihrer abligen Kousine zu wecken, nach diesem letzten Bilde, dem doch unsehlbar zu erwartenden Verlangen des Publikums nach persönlichem Erscheinen auf der Bühne Folge zu geben und sich für die ehrende, aber wohlverdiente Auszeichnung bescheidenlich durch Verneigen zu bedanken.

Aber der verantwortliche Regisseur denkt und ein Unberufener hinter den Kulissen lenkt — zuweilen!

Aribert hatte, nachdem er den Schnurr- bart an gehörigem Orte befestigt hatte, das Podium bestiegen und die ihm vorgeschrie- bene Position eingenommen.

Zu seinen Füßen, den Körper anmutig- voll zurück gebeugt, kniete die schöne Ungarin. Mit ihren himmlisch schönen Augen blickte sie voll in das schläfrige Antlitz Ariberts, dessen Augenbinkel heute noch länger als sonst herabzuhängen schienen. Starr wie aus Lehm geknetet stand er da. Man hätte annehmen können, er schloße absicht- lich die Augen, um den Gefahren zu ent- gehen, die jeden anderen seines Geschlechtes beim Anblick dieser reizvollen Büste be- droht haben würden.

Das Kommandowort „fertig!“ ertönte; die Malmutter winkte mit der Signalfange und der Vorhang flog in die Höhe.

„Joseph und Potiphar!“ sagte der Fin- sterling aus dem Wuppertthale halblaut vor sich hin.

Niemand achtete darauf; aller Augen waren auf das herrliche Bild gerichtet. Ein Ausruf der Bewunderung entrang sich den Lippen aller Anwesenden und ein nicht endenwollender Beifallsturm durchzitterte die Luft.

Das Künstlerherz der Geheimen Ober- finanzrätin erzitterte vor Freude und gleiches Gefühl schwellte das Mutterherz der Ge- heimen Oberpostträtin, die auf der ersten Sperrsitze saß. Da — plötzlich drohten beide eben erwähnten Herzen mit jähem Rucke stille zu stehen! — War es Augen- täuschung oder entsehungsvolle Wirklichkeit? Die männliche Figur des Bildes schien aus dem Rahmen treten und lebendig wer- den zu wollen! Es mußte so sein, denn nicht nur die scharfen Augen beider betheiligten Mütter hatten es bemerkt, alle, alle im Saale Anwesenden mußten es gesehen haben und noch sehen, denn der frenetische Beifallsjubel hatte sich plötzlich in wiehern- des und weihnisch schallendes Gelächter ver- wandelt. Ja der Geheime Oberpostträtin von Wienentford, obgleich Vater des unalltlichen Mimien, konnte der Natur nicht ge-

und verfiel in einen Lachkrampf, an welchem er fast erstickt wäre.

Und was war die Ursache für solch überraschend schnellen Umschlag in der Stimmung des Publikums?

Aribert von Bienenkorb, welcher von seiner Aufgabe, ein Bild darzustellen, zwar derartig durchdrungen war, daß jede Muskel seines Körpers wie aus Stein gehauen erschien, konnte indessen den Menschen in sich doch nicht so weit verleugnen, daß er auch das Atemholen eingestellt hätte. Bei dieser Funktion, welche durch die Nase bewerkstelligt werden mußte, hatte der Aermste eine beträchtliche Menge des pulverisierten Tabaktrautes in sein bis dahin noch jungfräuliches Riechorgan eingesogen und wie ein Verzweifelter wehrte er sich gegen die unfehlbar zu erwartende Explosion!

Es war auch zu komisch anzusehen! Jeder einzelne Kopfer, jedes Naderchen, jeder noch so verborgen liegende Gesichtsmuskel war in krampfhafter Anspannung verkrampft, um das loszubrechende Ungezwitter so lange wenigstens zurückzuhalten, bis der Vorhang gefallen sein würde. — Aber der niederträchtige Leinwandseher war durchaus nicht entgegenkommend. Die noch fehlende halbe Minute wurde ein Jahr für den in Todesangst schwebenden Jüngling in Magnatentracht. Der böse Wetter am Vorhange hätte die Zeit wohl etwas abkürzen können — aber nein, sein schwarzes Gemüt fand Gefallen an des bevorzugten Betters Todesqualen und der Vorhang fiel nicht.

Endlich war's vorbei mit Ariberts Widerstand gegen die unabwiesbaren Folgen des eingesogenen Reizmittels und ein nervenschütterndes Niesen verhalf dem krankhaft unnatürlichen Zustand zu einem raschen und drastischen Schlusse. Noch hielt er zwar den linken Arm steif in der Luft, da aber folgte dem ersten ein zweites, bei weitem mächtigeres Niesen auf dem Fuße nach, das den ganzen Körper erzittern machte; dabei verlor er das Gleichgewicht, rutschte aus und sank mitamt der auf seinem rechten Arme ruhenden süßen Last unsanft auf den Boden nieder. Die ungarische Attila bedeckte liebevoll den schauerlich komisch schweren Sündenfall.

Für einen Augenblick verstummte das homerische Hohngelächter, denn die allbeliebte schöne Dame konnte Schaden genommen haben. Deutlich hatte man es hören können, wie ihr Hinterkopf auf die Dielen niederschlug, wobei ihr unwillkürlich ein lauter Schrei entfuhr. Gleich darauf aber hörte man ein helles frisches Lachen unter der pelzverbräunten Decke und augenblicklich war die frohe Laune wiederhergestellt; des Klatzens und Lachens war kein Ende.

Da erbarmte sich endlich der Vorhang und fiel!

Dem nicht endenwollenden Verlangen des Publikums nach einer Wiederholung des Bildes konnte natürlich keine Folge gegeben werden, denn erstens hatte die ungarische Gräfin, nachdem sie zuvor ihren ungezogenen Liebhaber recht unsanft zur

Seite geschoben und mit Hilfe des rasch herbeigeeilten Robert wieder festen Boden gewonnen hatte, sofort den Schauplatz ihres tiefen Falles verlassen und sich laut lachend in den Saal begeben, wo sie sofort von ihrem Gatten in Empfang genommen und vom gesamten Publikum beglückwünscht und zugleich bedauert wurde. — Die muntere junge Frau war der Magnet für alle Anwesenden, und heiter und froh unterhielt man sich noch bis spät in die Nacht hinein über das unprogrammatische komische Intermezzo.

Oben aber auf den weltbedeutenden Brettern hatte sich hinter geschlossener Gardine mittlerweile eine andere Szene abgespielt, deren Held der unglückliche Magnatenjüngling war. Nachdem der Vorhang gefallen, stürzte die Malmutter auf die Bühne. Ihre Aufregung war eine derartig große, daß ihr die Worte versagten, sie mußte ihre Zuflucht zur Pantomime nehmen. Mit hochgeschwungenem Malerstock, an dessen oberem Ende das weiße Fahnlein in Schlangenlinien die Luft durchschnitt, fuhr sie auf den unglücklichen Aribert los, der sich unter unaufhörlichem Niesen noch nicht völlig vom Boden erhoben hatte und — wer mag wissen, was hätte geschehen können, wenn nicht Robert seinem Opfer zu Hilfe geeilt und Aribert schützend in seine Arme geschlossen hätte.

„Sie sind ein Ni —“ Das Wort blieb unausgesprochen, denn das Elternpaar des Schlachtopfers trat auf die Szene, und niemand konnte somit erfahren, ob die sonst so sanfte Malkünstlerin den hoffnungslosen jugendlichen Anverwandten als zur Gruppe der bekannten schwerfälligen gehörnten Haustiere, die als überaus nützlich überall anzutreffen sind, oder zu jenen ungeschlachteten gepanzerten Säugtieren gezählt wissen wollte, die sich am Nil und Umgegend umherzutreiben pflegen.

Aribert konnte nichts erwidern als „Hatschi!“, wobei er sich unter fortwährenden Verbeugungen wie ein Kreisel um sich selber drehte.

„So lang Sie sind, so —“ das übrige ließ die Malmutter wiederum unausgesprochen.

„Hatschi! Hatschi!“ brüllte Aribert. „Alles ist verdorben durch diesen —“ Auch hier überließ es die erzürnte Kunsterin den anwesenden Eltern, sich selbst das Ende des Sazes auszudenken. „Hatschi! Hatschi! Hatschi!“ brauste es durch die Luft.

Oben wollte sich das geheimrätliche Ehepaar „von“ Bienenkorb ins Mittel legen, als Robert der peinlichen Situation dadurch ein jähes Ende bereitete, indem er das Klingelzeichen gab und dadurch den noch nicht vollständig erloschenen Applaus im Auditorium zu lebhafter Beifallsvalve anfeuerte.

Der Ruf nach der Arrangeurin des genussreichen Abends war jetzt ein allgemeiner. „Alles von der Bühne!“ kommandierte Robert, „Mama tritt hinaus!“

Wohl oder übel mußten sich Herr und Frau von Bienenkorb zurückziehen und ihren niedergebogenen, niesenden Sprößling mit sich fortnehmen.

Die Malmutter genoß den Triumph sich dreimal vor die Rampe gerufen zu sehen und sich im ganzen neunmal gracios verneigen zu können.

Im ersten Augenblick befürchtete man bei Aribert eine kleine Gehirnerschütterung infolge der gewaltigen Expiration; glücklicherweise erwies sich diese Furcht als grundlos. Das krampfhafter Niesen aber hielt auch dann noch an, als der ominöse Schnurrbart längst aus dem Gesichte entfernt war, denn als schon das Krähen der Hähne den nahenden Tag verkündeten, fand es der im Nebenzimmer einkuartierte Wupperthaler für angezeigt, einen Stiefelzieher gegen die dünne Scheidewand zu schleudern und wutentbrannt auszurufen: „So hören Sie doch endlich einmal auf mit dem ewigen Niesen, das ist ja zum Teufelholen!“ Doch schnell sich verbessernd fügte er hinzu: „Helf Gott!“

* * *

Vielleicht gereicht es der kleinen Geschichte zur Empfehlung, wenn ich sie als nicht vollständig erfunden bezeichne. Im letzten Sommer traf ich auf meiner Ferienreise mit einem Kollegen, dem jungen Schauspieler K., zusammen und gemeinschaftlich machten wir eine Postwagenfahrt nach einem bedeutenden Seebadorte. Unterwegs hatten wir einen mehrstündigen Aufenthalt in einem etwas abseits vom Verkehrs liegenden Strandbörse. Hier, hatte mein Reisegefährte, habe seine theatrale Karriere vor zehn Jahren ihren Anfang genommen, und er erzählte mir die verfliehende kleine Episode aus seinem jetzt vielbewegten Leben.

Mein Kollege war nämlich identisch mit dem, in vorangegangener Erzählung „Aribert“ genannten, damals siebzehnjährigen Primaner. Seine Niederlage, an der er vollkommen unschuldig war, hatte ihm so vielen Spott und Hohn eingetragen, daß er alsbald den festen Entschluß faßte, diese Scharte auszuwechen und sich ausschließlich der Bühne zu widmen. — Er verschwand aus dem Elternhause und kam erst dann wieder zum Vorschein, als er sich in der Kunstwelt schon eines ehrenvollen Rufes zu erfreuen hatte.

„Und Ihr boshafter Anverwandter?“ frug ich.

„Er hatte reumütig alles eingestanden und ich habe ihm nichts nachgetragen. Ich bin ihm im Gegenteile jetzt dankbar, weil er doch die Ursache, daß ich das geworden was ich heute bin, wenngleich es sicherlich nicht in seiner Absicht lag.“

„Und was ist aus ihm selbst geworden?“

„Er ist verheiratet und betreibt und leitet eine ihm von seinem Schwiegervater überlassene Leimfabrik!“

Zu was allem es der Mensch bringen kann? Aus dem melancholischen Jüngling mit den herabhängenden Augen deckeln war also ein Komiker von renommee, und aus dem aufgeweckten und voller Tollheiten stekenden Robert ein Leimsieder geworden!

Kleine Ursachen — große Wirkungen!

Der Sammler

Friedrich v. Bodenstedt.

(Zum 70. Geburtstag.)

Wenn es einem Dichter beschieden ist, ein hohes Alter zu erreichen, so wird ihm die schöne Genußgattung, seine Tätigkeit von den Mitlebenden als etwas Abgeschlossenes und nicht zu ihnen und somit sich selbst als eine in der Zeit der Erinnerungen feststehende Gestalt zu erblicken.

Eine solche Gestalt des Gedächtnisses ist Friedrich v. Bodenstedt. Eine verhältnismäßig früh errungene Vollständigkeit hat ihn seiner Nation wert gemacht und so, da er die Schwelle des Greisenalters überschritten, hat er mit dem, was eigenes Verdienst, wie Anerkennung und Anteil ihm gegeben, vollauf zufrieden sein.

In dem ersten Bande seiner jüngst erschienenen Erinnerungen beginnt er uns mit seinem Dasein selbst bekannt zu machen, eine reiche und willkommene Gabe, deren Fülle in einem zweiten Bande dieser „Erinnerungen“, in im „Allgemeinen Verein für Deutsche Literatur“ in Berlin erscheinen, nahe bevorsteht.

Der erste Band reicht von der Kindheit des Dichters an bis zu seinem Aufenthalt in München, der im Jahre 1846 begann. Es ist also die Zeit des Werdens, Lernens und Wanderns, die uns lebhaft und eingehend geschildert wird. Mehr wie fast

ein zweiter deutscher Poet ist v. Bodenstedt ein Wanderer gewesen der besonders Rußland, den Kaukasus, den Orient und Amerika mit offenen Sinnen, lebendiger Phantasie und bewundernswertem Verständnis und Nachempfinden durchzogen und in seinen Schriften die Kultur und Poesie ferner Länder geschildert hat. Man kennt ihn als verdienstvollen Uebersetzer russischer und germanischer Poesien, zu einer Zeit, da diese großen Dichter im Ausland noch fast unbekannt waren. Als Frucht seiner Wanderung durch die Gebiete der Kolaken erschien bereits 1815: „Die poetische Ukraine“, eine Sammlung von Volksliedern nebst einer jenes Volk betreffenden geschichtlichen Einleitung.

Von Rußland aus durchzog der beobachtende, forschende und sammelnde Dichter über das schwarze Meer, Odesa und Konstantinopel, die griechischen Inseln und Kleinasien und lebte im Jahre 1816 mit Manuskripten, Studien und Erinnerungen reich beladen in die Heimat und nach München zurück. Kurz darauf im Jahr 1818 erschien dasjenige Werk, welches seinen Namen zuerst im Vaterlande bekannt machte: „Die Völker des Kaukasus und ihre Freiheitskämpfe gegen die Russen“ und bald darauf das Reisetagebuch: „Tausend und ein Tag im Orient“, welches einen bedeutenden Erfolg zu verzeichnen hatte. In dasselbe sind Nachbildungen persischer, turkischer, tatarischer, armenischer, georgischer und ischkerfischer Lieder eingeschlossen, die von der seltenen Fähigkeit des Verfassers, in fremde Dichtung, ihren Geist und ihre Form einzudringen, ein erstaunliches Zeugnis ablegen. Wie sehr er die Eigentümlichkeit der durchforschten Gebiete erkannt hat, zeigt dieses Reisetagebuch deutlich und er konnte nach seiner eigenen Aussage mit Vermutungen ausruhen:

„Du großer Kaukasus, ich grüße dich!
In deinem Reich kein fremder Gast bin ich;
Schon oft, gar oft durchzogen meine Träume
Mit dir des Ostens sonnenvolle Räume.“

Neben den erwähnten Werken aber zeitigte der Aufenthalt v. Bodenstedts in Tiflis, wo er den Unterricht des gelehrten Mirza-Schaffy genoss, jene eigenartige Sammlung von Poesien, die unter dem Namen jenes Weisen einen Weltruf erlangten und infolge ihrer orientalischen Sprachweise nachgebildeten Form lange als Uebersetzungen galten, bis es sich herausstellte, daß kein anderer als Bodenstedt selbst der Dichter derselben sei. Diese Lieder sind bekanntlich in sämtliche europäische und viele außereuropäische Sprachen übersetzt worden und als Dichter Mirza-Schaffys wird v. Bodenstedt vornehmlich in der Literatur fortleben, so manche Schöpfung auch später seinem unermüdblichen Schaffensdrang entstrichen ist. An der Anmut, Weisheit und Formschönheit dieser kleinen Dichtungen, die wie kunstvoll geschliffene Edelsteine in vielen Farben und Tönen glitzern, blühen und leuchten, wird noch manches nachlebende Geschlecht sich erfreuen, denn in ihnen vermählen sich orientalische Formschönheit und deutsches Gemütsleben in seltenem Bunde. Diesen Liedern



Von Wasser getriebene Getreidemöhlen in Tibet (S. 268).

folgte bald eine Sammlung „Gedichte“ und ein Epos: „Ada, die Eschierin“, die aber nach dem Erfolg des „Mirza-Schaffy“ nicht den erhofften Eindruck hervorriefen. Der Grund lag zum Teil darin, daß man damals in Bodenstedt vornehmlich den meisterhaften Dolmetscher slawischer und orientalischer Poesie erblickte und der erste Eindruck, den das Publikum von einem Autor erhält, meist lange maßgebend für seine Beurteilung desselben bleibt, bis er zur Genüge und wiederholt bewiesen, daß er auch in anderen Regionen, als den zuerst gewohnten, heimisch ist.

Anzweifel hatte der Dichter auch seine journalistische Begabung erwiesen, indem er im Jahre 1848 die Leitung des damals liberalen „Oesterreichischen Lloyd“ zu Triest übernahm, eine Tätigkeit, die er später als Redakteur der „Wiener Zeitung“ fortsetzte. Im Jahre 1849 war er als Vertreter der preussischen Freihandelspartei in Paris und 1850 in Frankfurt. Wie man ersieht, ist es eine ungemein vielseitige und lebensvolle Persönlichkeit, die uns in dem Dichter entgegentritt. Seine Welt war nicht am Schreibtisch und in der Arbeitsstube abgeschlossen; der Atem des Lebens erhielt auch ihn lebendig und nach manchen Seiten schaffend, anregend und befruchtend. Das Jahr 1854 sah ihn abermals in München und zwar war er dem Ruf des Königs Maximilian von Bayern gefolgt, der ihn als Professor der slawischen Sprachen an die dortige Universität berufen hatte. Hier zählte er zu dem Dichterkreise, der sich um den kunstfertigen und hochgebildeten Fürsten sammelte und welchem Weibel, Henje und Schad angehörten. Im Jahre 1866 übernahm er die Professur der altenglischen Literatur und beteiligte sich auf Wunsch des Königs infolge an der Leitung des Hoftheaters, als er die Auswahl und Einstudierung der slawischen Stücke übernahm. Bedenkt man, daß mit diesen Ämtern eine fruchtbare literarische Tätigkeit Hand in Hand ging, so erkennt man den rastlosen Drang



Cherzger (S. 281).

Bethätigung, der einen hervorragenden Zug in der Physiognomie dieses Dichters bildet. Unzweifelhaft wird der zweite Band seiner „Erinnerungen“ über diese Periode seines Lebens interessante Aufschlüsse bringen. Während derselben erschienen ein neuer Band Gedichte unter dem Titel: „Aus der Heimat und Fremde“, die Tragödie „Demetrius“, das Lustspiel „König Antioch's Brautnacht“ und zahlreiche Prosaschriften, wie Uebersetzungen mehrerer Erzählungen Turgenjews, der durch ihn zuerst einem größeren Teil des deutschen Publikums bekannt wurde. Wie man hieraus erhellt, sind bei aller Mannigfaltigkeit seiner Thätigkeit gewisse leitende Ideen zu erkennen, die alles Zerstreute in einen Brennpunkt zusammenfassen und seine Lebensarbeit als ein Ganzes erscheinen lassen.

In engem Zusammenhang mit seiner Professur der altengl. Literatur steht dasjenige Werk, welches v. Bodenstedt auch einen hervorragenden Platz als Litteraturhistoriker sichert, nämlich: „Shakespeares Zeitalter und die Werke seiner Zeitgenossen“. Es beruht auf gründlichen Studien, die zum Teil in England selbst gemacht wurden. Wohl durch diese Studien angeregt, erschien bald darauf die Uebersetzung von Shakespeares Sonetten, dieser merkwürdigen Sammlung von Selbstbekenntnissen des großen Dichters, welche Bodenstedt mit einer vorzüglichen Einleitung verah, die geeignet ist, manches Dunkle und räthselhafte in den Sonetten zu erklären. Bodenstedts Doppelnatur als Litteraturforscher einerseits und Dichter und Uebersetzer andererseits zeigt sich auch hier in seiner eingehenden Beschäftigung mit der großen Literatur des Inlandreichs. Er thut sich in der Forschung an sich selbst genug; es ist ihm vielmehr daran gelegen, die Geistesgrößen, denen er ein so liebevolles Studium widmet, auch seinem Volk zugänglich zu machen, und so entstand im Verein mit Gildemeister, dem hervorragenden Verdeutlicher Byron's, mit Paul Heyse, Wilbrandt und anderen eine Uebersetzung sämtlicher Dramen Shakespeares, welche in den Jahren 1866–72 in Leipzig erschien und sich durch Treue gegen das Original auszeichnet, wenn sie auch die Arbeiten Schlegels und Baudissins nicht zu verdrängen vermochte.

Durch seine Leitung der klassischen Aufführungen an der Münchener Hofbühne war der bühnenbegeisterte Herzog von Meiningen auf v. Bodenstedt aufmerksam geworden und so berief er den Dichter, dessen litterarischer Ruf bereits festgegründet war, im Jahre 1866 als Leiter der Hofbühne nach Meiningen. Seiner Führung verdankten die „Meiningen“ ein gutes Teil ihrer Erfolge, denn das Litterarisch geleitete Urteil wie die Hingebung an den poetischen Bestandteil der Bühnendichtungen, welche v. Bodenstedt auszeichnete, verleiht den Eindrücken und Einflüssen auf die ihm anvertraute Bühne nicht. Der Herzog lobte den Dichter durch Verleihung des Adels und durch sorgfältige Guld.

Die litterarische Thätigkeit des Kaffosen neigte sich mit zunehmendem Alter wie dem Zuge der Zeit folgend, vorzugsweise dem Epischen und es entstand eine Reihe von Erzählungen, so: „Vom Hofe Elisabeths und Jacobs“, „Aus deutschen Gauen“, „Das Narrenhaus in Eichenwald“, in welchem eigene Erlebnisse dichterisch verarbeitet worden. Aber die Poesie übte noch hin und wieder ihren alten Zauber auf ihn und wie ein Nachklang seiner lieblichen Jugend erschien im Jahre 1874 die Gedichtsammlung: „Aus dem Nachlaß des Mirza-Schaffy“ und 1886 die Gedicht- und Spruchsammlung: „Neues Leben“, dem das Gvos „Sakuntala“ folgte.

Bisher liegen von den „Gesammelten Schriften“ des Dichters zwölf Bände vor, die aber einer Ergänzung durchaus bedürftig sind, um der Mit- und Nachwelt ein treues Bild seiner vielmalsfassenden, schöpferischen Studien und Forschungen mit eigener dichterischer Bethätigung vereinigen Lebensarbeit zu geben.

Seine schon erwähnten „Erinnerungen“ aber werden der Nation einen tiefen Einblick in ein Dasein geben, welches geistig wie räumlich auf Erden weite Kreise gezogen, Kreise, deren Spuren nicht verwischt sind, so daß der Dichter am Abend seines Lebens von sich sagen kann: „Nennst man die besten Namen, Wird auch der meine genannt.“

Ihm ist manche Verehrung zu teil geworden, aber immer ist er ein Freier im Geiste geblieben. Seit Jahren lebt er im Kreise seiner Familie in Wiesbaden, und dort werden ihn auch an seinem siebzigsten Geburtstag die Grüße und Glückwünsche seiner Freunde und Verehrer aus nah und fern antreffen!

Durch Wasser getriebene Gebetsmühlen.

Wie die erhabensten religiösen Ideen und die edelsten Religionslehren der Profanierung und Verbalhornung durch Eigenniebigkeit und Uebersetzung einzelner Befehle verunstaltet und verdorben werden, das zeigt uns namentlich das Religionsbystem des Buddhismus, zu welchem sich die Mehrzahl der Einwohner Asiens, eine Gesamtzahl von mehr als 11/2 Milliarden, bekennen. Die so einfache und sinnige Lehre Gautama Buddhas ist in ihrem Vordringen nach Norden, namentlich in Tibet, ganz abgesehen von Verfall und in leeren Formendienst verwandelt worden. Eine unzählige Menge abergläubiger Bräuche und Aufstellungen und hoher Formen hat sich in die Religion der Tibeter und nördlichen Buddhisten überhaupt eingeprägt und seine unnatürliche Ausbildung in dem kirchlichen System des Lamaismus gefunden. Die Lehre Gautamas legt einen hohen Wert auf das Gebet und namentlich auf dessen Innigkeit und Inbrunn, die tibetanische Religion nur auf die quantitative Seite derselben, auf seine mögliche Wiederholung. Jeder Tibeter führt

daher einen Rosenkranz mit 108 Perlen bei sich, um an diesen seine guten Worte abzu zählen, welche ihm die Stelle der guten Werke ersetzen müssen; aber damit nicht genug, lehren ihn auch seine Priester, daß er selbst leblose Dinge für sich beten lassen kann, damit sie ihm von Gott gutgeschrieben werden. Der einzelne Tibeter errichtet daher „Gebetsbäume“, d. h. hohe Flaggenstangen mit seidenen Bändern und Fahnen daran, auf welchen die sechs heiligen Silben: „Om Mani padme hum“ (wörtlich: Ah, das Juwel ist in dem Lotus, dem Sinne nach: Die selbstschaffende Kraft ist im Kosmos) gestickt oder geschrieben stehen. So oft der Wind die Fahne entfaltet, gilt dies als ein Gebet, welches dem Errichter des Gebetsbaumes Segen bringt. Darum sieht man auch allenthalben in Tibet diese Gebetsbäume. Allein vielleicht die wunderbarste Erfindung, welche der Tibeter erfunden hat, um Segen auf sich zu lenken, sind die bekannten Gebetsräder oder -mühlen — jene merkwürdigen Maschinen, welche, mit auf Papierstreifen geschriebenen Gebeten, Zauberprüchen, Tharanis (magischen Phrasen), oder Stellen aus den heiligen Büchern angefüllt, in den Städten auf jedem freien Platze, auf dem Lande neben jedem Weg und Flusse stehen und sich in jedem Strome drehen oder auf jedem Hügel durch Windmühlengänge bewegt werden. Eine derartige Gebetsmühle, aus drei senkrechten, an einer Art Turbine befestigten Cylindern bestehend, welche irgend ein frommer reicher Mann in einem Flüssen der dreimal heiligen Thäler von Tibet hat aufstellen lassen, um sich des Himmels freigebigen Segen zu verdienen, führt der Holzschnitt unseren Lesern vor.



Gewürznelkenbaum (S. 270).

Unser Hausgarten.

Von

D. Hüttig.

Myrtengewächse.

Es sind dies aromatische Bäume und Sträucher mit gegenüber- oder quirlständigen, immergrünen, lederartigen Blättern und schönen Blüten. Die ungefähr 1800 Arten der Familie sind in den Tropen, in Neuholland und im südlichen Europa einheimisch.

Obenan steht unsere gewöhnliche Myrte (*Myrtus communis* L.), eine bei uns allbekannte und beliebte Topfpflanze, die in den Ländern am Mittelmeer wild oder verwildert wächst, in Portugal große Flächen Landes bedeckt, auch bei Rom und Neapel viel gefunden wird, aber bei Konstantinopel und am ganzen Bosporus entlang angepflanzt ist, aus deren jungen Zweigen die grünen Jungfernen- und Brautkränze gewonnen werden (die Juden ziehen die großblättrige Euphorbia vor, bei der stets drei Blätter quirlartig beisammen stehen), und es ist Gebrauch bei unseren Mädchen, das Bäumchen dazu selbst zu ziehen, weshalb sie schon in der Jugend einen Trieb dicht unter einem Blattpaar abschneiden, ihn in ein Töpfchen mit feuchter Erde stecken und, nachdem sie es angepflanzt, mit einer Glasglocke oder einem Trichter bedecken, das, weil die Erde immer feucht gehalten werden muß, das verdunstende Wasser tropfenweise abgießt und deshalb im Innern öfters abgetropft werden muß. Solcher Sträucher schlägt bald Wurzeln, wonach er die Glasglocke entbehren kann und bald danach in eine kräftigere Erde zu versetzen ist, in eine mit etwas Lehm vermischte Heideerde, in welcher er binnen wenigen Jahren so groß wird, als der Jungfrau Herz ihn sich nur wünschen mag. Wenn sie den Sträucher von einer reich- und gestülptblühenden Pflanze genommen hat, wird ihre Freude an den jährlich im Sommer erscheinenden Blüten groß sein. Uebrigens ist es bekannt, daß das Myrtendämmchen sich am besten des Wochensimmers ganz wohl befindet; wird es groß wie ein Baum, muß man es über Winter in kühlen, aber frohfreuen Raum unterbringen und nur während des Wachstums im Frühjahr stark gießen.



Eichenholzbaum (S. 271).

Reisbushbaum (S. 271).

Die Myrte gilt als Sinnbild der Jugend und Schönheit und war schon im Altertum, bei den Griechen, der Aphrodite geweiht, die sich unter dem schönen Baum zu versetzen suchte, als sie den schäumenden Wogen des Meeres entfliehen war. Die römische Venus Furia wurde mit Myrten bekrönt und auch die eklektischen Priester trugen einen Myrtenkranz; auch wurde bei Triumpfen, wenn der Sieg kein Blut gekostet hatte, die Myrte benutzt, einen Kranz aus ihren Zweigen zu winden, eine Corona ovis, womit man das Cyperien, ein Schaf, zu schmücken pflegte.

Die Blätter der Myrte erscheinen, wenn man sie gegen das Licht hält, wegen der in ihnen befindlichen Öldrüsen stark und vielfach punktiert. Das erklären die Alten durch folgende Sage: Phädra, die zweite Gattin des großen Heliden Theseus, Königs von Athen, Verleger der berühmtesten und schrecklichen Straßendäuber Periphetes und Sinis im Labyrinth von Kreta, aus dem er nur mit Hilfe seiner ersten Gattin Ariadne („Neben der Ariadne“) erlöst werden konnte, der Erleger des Minotaurus, jenes Geschöpfes halb Tier, halb Mensch, welches von den Jünglingen und Jungfrauen lebte, welche die Athener ihm als Tribut liefern mußten, Phädra, jagte wir, die Gattin dieses gewaltigsten aller griechischen Heliden, verurteilt wegen verführerischer Liebe ihren Ehemann Hippolytos, der, vom Vater unabsichtlich verurteilt, auf der Flucht umkam, weshalb sie, die reuige Phädra, in ihrer Schwermut einem bei Tronzen stehenden Myrtendamm die Blätter durchschlug und sich daran erhängte, bei Tronzen, jener uralten Stadt in der Landschaft Argolis im Peloponnes, die, nahe dem jaronischen Meerbusen gelegen, dem Pittirus, Großvater des Theseus, zur Residenz angewiesen war.

Die Früchte des Myrtendammes sind erbsengroße Beeren, die mit Wein übergoßen, in Griechenland als beliebtes Mittel gegen Magenbeschwerden, besonders bei kleinen Kindern, benutzt werden. Dieser Gebrauch scheint schon sehr alt zu sein, denn nach Apicius, dem Verfasser eines lateinischen Werkes „Ueber die Kochkunst der Römer“, wurden die Beeren bis zur Einführung des Pfefferers als Gewürz einer Menge von Speisen beigegeben. — Das berühmte Engelssägewasser (Eau d'ange), das durch Destillation aus den Blüten der Myrte bereitet, obwohl nicht diese, sondern die Früchte und Blätter, besonders die letzteren, aromatisch sind.

Die Bedeutung der Myrte ist groß, aber der mangelhafte Ertrag, welchen der Baum liefert, verhältnismäßig gering. In dieser Beziehung leisten andere Mitglieder der großen Familie viel mehr. So der Gewürznelkenbaum (*Caryophyllus aromaticus* L., S. 269), ein auf den Molukken (Archipel im Stillen Ozean zwischen dem 5.° südlicher und 3.° nördlicher Breite, 142–152° östlicher Länge von Ferro) einheimischer, auf den Antillen u. i. w. angebauter, 9–13 m hoher immergrüner Baum. Derselbe war früher ausschließlich Eigentum der holländisch-ostindischen Kompanie, welche ihn nur auf vier Inseln angebaut hatte; die Ausfuhr derselben war, wie Leuzff's Synopsis der Pflanzenkunde berichtet, bei Todesstrafe verboten. Trotzdem glückte 1770 dem französischen Statthalter von Isle de France, Herrn Poivre, der mit zwei kleinen Schiffen Gewürznelken und Muskatnüsse aufsuchen ließ, den Verfolgungen des holländischen Geschwaders zu entgehen und den gesuchten Gewürznelkenbaum nach den Seychellen, einer Inselgruppe des Indischen Ozeans, und nach der Insel Bourbon zu bringen, von wo er 1773 durch die Franzosen auch nach Cayenne kam, wo er nun sehr gut gedeiht.

Die Lurz vor dem Entstehen abgenommen und dann getrockneten Blütenknospen — an der Abbildung links oben in natürlicher Größe — riechen gewürzhaft, schmecken scharf bitterlich und heißen im Handel Gewürznelken oder Gewürznelken (Caryophylli aromatici des Apothekers), letzteres, weil sie die Gestalt eines kleinen Nagels haben. Sie werden beim Einmachen von Früchten, bei Bereitung verschiedener Liköre u. i. w. gebraucht und sind bei Schwäche des Magens auch heilkräftig. Sie enthalten viel flüchtiges Öl, das Rosendöl (Oleum cary-

phyllum), und einen eigentümlichen Stoff, das Karyophyllum, welches nur in den besten Sorten, in den sogenannten Ambrosia- oder Königsnelken vorkommt. In der Arzneikunde werden die Gewürznelken zu vielen Zusammenstellungen, namentlich zur Gewürzinfusur (Tinctura aromatica) benutzt, welche gewisse Verdauungsbeschwerden beseitigen hilft. Das Karyophyllum wird wegen seiner balsamischen (antiseptischen) Eigenschaften häufig zu Zahninfusuren, Bissen u. a. gebraucht. — Gute Gewürznelken müssen schwer sein, sich aber leicht zerbrechen lassen und ihre Blütenköpfe noch besitzen; sie müssen fein gewürzt riechen und beim Zerbrechen Öl von sich geben, welches ihnen, leider aus Gewinnhabsicht, oft schon vorher durch Destillation entzogen ist. Caryophyllus wird im warmen Gewächshause kultiviert, scheint aber nur in größeren botanischen Gärten, wohl auch bei Haage und Schmidt in Erfurt vorhanden zu sein.

Ein anderer Verwandter der Nelke wurde der Blaugummibaum (Eucalyptus Heric.) bereits im Märzheft 1883 besprochen. Dagegen ist der Janbushenbaum (Jambosa australis DC. u. a., S. 271) zu erwähnen, dessen riesengroße, rosenartige riechenden Früchte von den Tropenbewohnern als Obst gegessen und zu süßenden Getränken benutzt werden. Unser Baum stammt aus Neu-Holland und ist eine Pflanze unserer Gärten im Sommer und später Gewächshäuser im Winter. — Ähnliches gilt vom schuppigen Rajaputbaum (Melaleuca squamea Labillard., S. 272), dessen gewürzhafte Blätter und Früchte als Heilmittel und zum Räuchernd verwendet werden; auch geben sie durch Destillation ein flüchtiges, stark riechendes und grüngelbes Öl, das Rajaputöl, welches in der Heilkunde zu den besten Mitteln gegen Keuchen, Lähmungen, Zahnschmerzen, Krämpfen u. s. w. gehört. — Eine ebenfalls beliebte Pflanze unserer Gärten, Gewächshäuser und Blumenfenster ist der immerblühende Reihersbusch oder Eisenholzbaum (Metrosideros semperflorans Hort., S. 270), der ein hartes, beinahe unzerstörbares Holz besitzt, das zu Antren, Stuerkruben u. dergl. mehr verarbeitet wird. Die Blüten dieser wie der vorigen Pflanze stehen in der Form einer Flaschenbürste zusammen, was ihnen ein eigentümliches Ansehen gibt. — Schließlich sei noch erwähnt, daß auch der Granatapfelbaum (Punica granatum L.) zur Familie der Nelken gehört. Er trägt im südlichen Europa die rot gefärbte Früchte (Granatapfel) mit angenehm säuerlich schmeckenden Samen. Wegen der scharfen und orangefarbenen, im hellen Laube glühenden Blüten (das Sinnbild feuriger Liebe) wird der Baum bei uns viel in Töpfen und Kübeln gezogen; zum Winteraufenthalt genügt ihm ein frostfreier Keller. — Sämtliche hier genannten Pflanzen sind bei den rühmlichst bekannten Herren Haage und Schmidt in Erfurt vorrätig.

seinen Spedganz annimmt; — ein sehr dauerhaftes Gewebe, dem englischen Kammgarneffol ähnlich, wird unter dem Namen Vigouze u. s. in den Handel gebracht und viel verkauft. — Ist es nicht sonderbar, daß, so viel Wert man auch darauf legt, heimische Fabrikate in den Vordergrund der Mode zu stellen, stets ein ausländischer Name die Einführung ermögligen muß? So empfiehlt man



Rajaputbaum (S. 271).

uns als neuestes: Größe rayé, Beige croisé, Großgrain, Cheviot, Ottoman, Cord, alles Stoffe, die im Inlande gefertigt werden; trotz aller nationalen Begeisterung ist man noch immer in dem Wahne befangen, der fremde Name helfe dem heimischen Produkte zu größerer Verbreitung. — Zu den beliebtesten Modestoffen zählt eine Art Wollatlas, mit stumpfen Rippen durchgezogen, ferner ein blaugrün farzierter Tuchstoff, den man gern mit passenden Samt ein. Glatte Wollgewebe mit astrachanartig gerauhten Bordüren, die zum Besatz verwendet werden, erfreuen sich gleichfalls großen Erfolgs. — Von ärztlicher Seite werden die von Ferdinand Jakob (Dinslaken, Rheinprovinz) fabrizierten porzellanfarbenen Stoffe als eine beachtenswerte Neuheit empfohlen. Sie haben den Vorteil vor den gemuntenen Stoffen, daß sie weder riechen, leben noch brechen, bei äußerster Leichtigkeit Gewicht sehr warm halten und wohl die Lust, aber niemals die Feuchtigkeit durchlassen; letzteres ist dadurch ermöglicht, daß nur die Faser der Stoffe durch eine besondere Methode imprägniert wurde, die Poren aber offen blieben. Jeder Stoff, der die Faser in Dinslaken verläßt, ist zuvor einer stündlichen Regenbade unterworfen worden und gelangt erst dann zum Versandt, wenn er sich als vollkommen wasserdicht erwiesen. Man hat lange experimentiert, um einen Stoff zu fertigen, der dem Wasser den Eintritt wehrt, der Luft aber den Austritt gestattet; diese Doppelaufgabe, Wasserdichtigkeit und Porosität, erfüllen gedachte Stoffe, die jetzt in Wolle, Leinen und Voden in den Handel gebracht werden und sich schnell den Weltmarkt erobern werden.

Da gute Wollstoffe ihren Preis behaupten, minderwertige Seidenweberei aber oft zu fabelhaft billigen Preisen eingeführt werden, macht sich bereits eine Vorliebe für leichte Seidenstoffe, die statt der vollenen zu Besuchs- und Promenadestoffen verwendet werden, geltend. Neben schwarzem Seidenfahne behaupten sich für diese Zwecke Beau de soie, ein stumpfes, atlasartiges, sehr solides Gewebe, ferner Pelin mit Diagonalbild, Surah-Pelin in schmalen Streifen; für den Sommer sind wasserichte, indische Foulards (gebütet und gestreift), seidene Spitzenstoffe und seidene Volognawerke in Aussicht genommen. Ein echter Seidenartikell scheint das von G. Henneberg (Zürich) eingeführte Schälzer Seidentuch zu werden; der Fettel dieses als Ersatz für weißwollene Tuch- und Flanellroben zu verwendenden Gewebes ist ganz Seide, die Schußfäden aus best gewirtem Lamawolle gefertigt; da das Seidentuch einen veloursartigen Faltenwurf hat und obgleich billig, sehr distinguirt aussieht, dürfte es sich viele Freunde gewinnen. Man verwendet es jetzt mit Vorliebe zu den Toiletten der Konfirmandinnen, zu einfachen Gesellschaftsleidern und zu den langen, wallenden Theaterbournen, die mit Stahl- oder Silberstickereien umrandet, auch wohl mit plissierten, rachen Spitzen besetzt, im Toilettenrepertoire jeder eleganten Dame Aufnahme finden dürften. — Die an den Kaiserhöfen in Wien und Berlin herrschende Trauer und Halbtrauer hat die Mode nicht unwesentlich beeinflusst. Selbst Damen, die in gar keiner Beziehung zum Hofe stehen, finden es comme il faut, schwarze Toiletten zu tragen. Sie lassen dieselben zum Teil im Genre Sappho fertigen, schlingen die von der Achsel fällig herabwallenden Stofflagen unterhalb der Taille durch breiten Silbergürtel, der aus feinstem Zillgran gefertigt, mit dem Diadem gec überreicht, das die Haarpußen in Häften teilt. Zu den Sapphokleidern ist, da die trockenen Stofflagen die Körperform nicht plastisch hervorheben lassen, ein Wieder durchaus nicht mehr obligat. Damen, die die Bequemlichkeit lieben, haben denn auch auf das zur Zeit der Panzerkassen und Polonaisen unentbehrliche Wieder verzichtet und zählen die im Genre Sappho gehaltenen Kostüme zu den praktischsten, die wir seit Jahrzehnten gehabt; sie sind für schlante wie fürpulsive Damen gleich vorteilhaft und werden voraus-

sichtlich einen Umschwung in der seither gültigen Mode bewirken.

Wie falkenreich und phantastisch man auch jetzt die Kleider gestaltet, so einfach bleibt das Mantelst; es hat immer dieselbe prall anliegende, glatte Form, wird bald aus Perlenstoff, bald aus Metalle oder Samt gefertigt, bald mit Zet, Vossamentieren, bald mit Marabouts oder gefüllten Vordüren besetzt.

Durch recht anmutende Neuheiten haben uns unsere Modistinnen überhäuft. Bei der Preiskonfurreng, die jüngst die „Wiener Mode“ eröffnete, hatten sich 22 Geschäftsbetriebe beteiligt. Der erste Preis von 100 fl. wurde einer reizenden Kapotte aus mauzgrauem Tuch, mit Stahlstickerei geziert, zuerkannt; der zweite (50 fl.), einer Kapotte Violette, aus Strohspitzen und Goldstickerei gefertigt; der dritte (25 fl.), einer Kapotte Adrienne, die einen aus Zet gebildeten Schmetterling darstellte; sämtliche preisgekrönten Hüte sind aus dem Atelier J. Th. Knylar (Wien) hervorgegangen und dürften Schule machen; auffallend, die Schmetterlingskapotte hat viele Nachahmungen gefunden und zeichnet sich durch besondere Reichhaltigkeit aus. — Der Hut hat weder Kopf noch Schirm; zwei hügelartige Zetteln liegen auf einem mit Rollen bedekten Bügel auf; statt des schwarzen Zet werden auch Bronze- und Granatperlen verwendet; der Bügel ist dann mit Blumen gleicher Farbe garniert. Der eigentliche Frühjahrsstich scheint ein Gemisch von Lüll, Blumen und Spitzen, ein echtes Phantastiegebilde, werden zu sollen. Der Directoirehut hält sich vielleicht noch in dieser Saison, wird aber allem Anschein nach im Sommer den kleineren und solid geformten Tonking- und Nizzafigons weichen, runden, tellerförmigen Hüten, die auf einem mit Blumen geschmückten Rand aufliegend, als Rund- wie Kapottstich getragen werden können, je nachdem man sie mit oder ohne Verbindband ausstättet.

Viel Meinung gibt sich für die leichten, aus farbigen Strohspitzen gemachten Schirmlüfte; der Kopf ist aus Hanf, Vließ, oder englischen Stroh, der weite Schirm aus durchbrochenen Fiselieborburen gefertigt. Zum Aufputz dieser lustigen, echt sommerlichen Hüte wird ein zur Strohspitze passender, spinnwebförmiger Gassestoff verwendet, aus dessen kunstvoll gefaltungenen Falten kleine Streublümchen hervorstehen.

Wäachen- und Knabenhüte sind zumeist aus zweifarbigem Stroh genäht, erheben mit breiten Eschlagmaschen, lehren mit gemuntem Gageband garniert. — Die Herrenhüte zeigen wenig Abweichung von denen des Vorjahres; ist ja überhaupt die Herrenmode wenig Schwankungen unterworfen. — Die Pariser, Tailleux- machen Stimmung für mauzgraue Tuchfracks, farzierte Lederjäger, hellseidene Westen u. s. Bei einem Balle, den die dortige Schneidergenossenschaft jüngst im Hotel Continental veranstaltete, erschienen die Herren in grauen Fracks, weißen seidenen Westen, schwarzseidenen Knierstrümpfen und kurzen schwarzseidenen Beinkleidern. Man erzählt, daß die Pariser Jeanneuse dort, die dem Ball wie einer Art Modenausstellung bewohnte, der neuen Tracht volle Anerkennung sollte! — Bei uns wird die Herrenwelt von beartigen Exzentrikeren wenig Notiz nehmen. Wien insonderheit zeichnet sich durch eine sehr einfache und in vornehmsten Stil gehaltene Herrenmode aus. Tonangebend für Wien ist J. Holzberger; seine Hauptstadt des Kontinents hat ein Warenhaus, das wie der Holzberger-Bazar durch alle fünf Stodwerke hinauf mit den einfachsten wie elegantesten Herrenkonfektions gefüllt, elektrisch beleuchtet, im großen Stil eingerichtet ist; es gilt als Sehenswürdigkeit Wiens und wird von Fremden eingehend bewundert. Die große, vom Parkerte in die oberen Stodwerke hinauf führende, im Hofostil gestaltete Freitreppe mit Gittern von Goldbleis und roten Samtstieppenden macht, namentlich bei elektrischer Beleuchtung, einen monumentalen Eindruck. Dem Besucher entsprechend ist die Einrichtung der Warenlager und Ateliers; die Schneider arbeiten an weißen, marmornen Tischen; Zuschneide- und Nähmaschinen neuen Genres sind in Verwendung; während die ersten drei Stodwerke vom Warenlager eingenommen sind, befinden sich im vierten und fünften die Ateliers und die Buchhaltung. Im Souterrain ist eine Abteilung für diejenigen, die nicht gerade mit Glidgütern gefegnet sind, aber doch gern ein Kleidungsstück „aus gutem Hause“ tragen; es ist das die sogenannte „Schwemme“, in der der kleine Mann seinen Bedarf zu mäßigsten Preisen deckt.

Indem ich heute prüfenden Blickes die im ersten Stod aufgestellten Nouveautés mustere, gewahre ich, daß bei aller Solidität der Form doch manche Abweichung sich geltend macht; so werden die Ueberzieher kürzer als im Vorjahre getragen, aus lichten drapfarbigen Cheviots, oder melangiertem Venisien gefertigt; der Renzistoff aus englischem, gestreiftem, oder klein quadrilliertem Stoff gilt als eigentlicher Modestoff. Das Sacco mit feinem Revers und feinem Einfalt, der lange englische Tailleur, rot aus Kammgarn, zweireihig, zum Knöpfen, das Coatsmanjackett mit passendem Gürtel, sind zumeist in dunklen Farben vorrätig. Zu braunen und dunkelbraunen Röden werden lichtere Beinkleider gewandt; der Anzug aus gleichem Stoff ist durch eine gefüllte Weite gehoben. — Die Form der Westen differiert merklich von der des Vorjahres; sie sind tiefer ausgeschnitten, teils mit, teils ohne Schultragen, einreihig wie zweireihig, immer aber so gehalten, daß der Spiegelreflex des Hemdes zur Geltung kommt. Dieser ist nicht mehr glatt wie eine geweihte Wand, sondern geschmackvoll gefaltet, mit Handstickereien geziert, und trägt nicht unwesentlich dazu bei, dem sonst oft recht einförmigen Herrenanzug ein air de noblesse zu verleihen.

Für die Wädhendustrie ist diese Neuerung von unschätzbarem Wert, sie dürfte aber auch für die Herrenwelt selbst nicht unwürdlich sein; die hohe Tuchweite war bei 180 R. gerade kein angenehmes Kleidungsstück; auch bezüglich der Kleidlichkeit ließ sie vieles zu wünschen übrig.

Was die Mode Neues bringt.

Von

Ida Barber.

Jene lebendige Kraft, die draußen in Wald und Flur Wunder schafft, die Natur in neuem Glanz erheben läßt, scheint auch in Kreisen unserer Modedunststellen ihre Wirkung auszuüben. Die großen Werksstätten, in denen gewandte Hände im Dienste der Göttin Mode thätig sind, weilen eine Fülle bemerkenswerter Neuheiten auf; neuer Webmanufakturen sind bemächtigt, die Konkurrenz mit den englischen und französischen aufzunehmen; ihre Erzeugnisse dürfen als gleichwertige anerkannt werden, wenn nicht das Vorurteil, daß alles Gute vom Ausland kommen müsse, noch zu viele in seinem Bannkreis festhielte. Die indischen Modestoffe wie Norma (reine Wolle mit schmalen breiten Streifen), Plaid rayé (mit Kreuzstreifen), Setife (gestreifter Fond mit glattem Streifen), Rem o

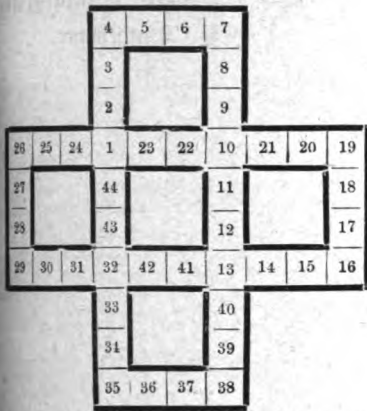


Jamboubaum (S. 271).

Stange mit Haarstreifen) sind diesmal in reizenden Mischungen vorrätig; der Cachemir allemal in Schwarz und Stahlgrau, zu den besten Modestoffen und hat vor den ausländischen Modestoffen den nicht zu unterschätzenden Vorteil, daß er

Zum Kopf-Verbrechen.

Wortkreuzrätsel.



In jedes Feld der obigen Figur ist eine Silbe eingetragen. Dadurch sollen 24 Wörter gebildet werden, deren jedes drei Silben umfasst; die Schlussilbe des vorangehenden Wortes ist immer zugleich die Anfangsilbe des nachfolgenden. Die Schlussilbe des letzten Wortes ist zugleich der Anfang des ersten, so daß eine geschlossene Kette entsteht. Die einzelnen Wörter sind: 1) 1, 2, 3 eine Stadt an der Oder, 2) 3, 4, 5 eine Insel des ostindischen Archipels, 3) 5, 6, 7 ein Maternamen der niederländischen Sprache, 4) 7, 8, 9 ein Monat, 5) 9, 10, 11 ein hervorragender Künstler des Barockstils, 6) 11, 12, 13 eine alte Stadt am Tigris, 7) 13, 14, 15 eine Stadt in Oberitalien, 8) 15, 16, 17 ein ehemaliges Königreich in Europa, 9) 17, 18, 19 ein französischer Klassiker, 10) 19, 20, 21 ein Staat der nordamerikanischen Union, 11) 21, 22, 23 ein Prophet des alten Bundes, 12) 22, 23, 24 eine durch ihre Ruinen bekannte, verfallene Stadt im Vorderindien, 13) 24, 25 eine Stadt in Dalmatien, 14) 25, 26, 27 eine durch eine Schlacht (1866) bekanntes Dorf in Böhmen, 15) 27, 28, 29 ein Reich im Sudan, 16) 29, 30, 31 eine Stadt in Kroatien, 17) 31, 32, 33 eine russische Festung, 18) 33, 34, 35 eine Landenge in Amerika, 19) 35, 36, 37 ein Frauennamen, 20) 37, 38, 39 eine Gasse, 21) 39, 40, 41 ein amerikanischer Baum mit edlerem Marke, 22) 41, 42 eine Vorhalle, 23) 42, 43 eine Geliebte des Zeus und 24) 43, 44, 45 eine Stadt im Portugal.

Charade.

(Dreißilbig.)

[Einer eingezeichneten Schönen ins Stammbuch.]

Schön bist du, wie's nur die Ersten sind.
Die Letzten dein wie sie's nur wagen sind,
Nur gern 'ne Frau, wie du, ich nähme,
Die ganz, doch nicht am Ganzen gleich dir käme.

Homonym.

(Auf die Franzosen.)

Dirweil, der Deutschen Gründlichkeit verspottend,
Ihr's nicht gemessen:
Es wurdet ihr's,
Da ihre Herr zu bedrohten.

G. v. H.

Logogriph.

Es ist ein Vogel,
Ein Freund der Nacht;
Hast ohne Fuß du
Es dir gedacht,
Gehen ihm stetig
Andere voran —
Beim Militär man es
Wahrnehmen kann.

Charade.

Küßt in deinem Herzen brennen
Du das zweite Silbenpaar,
Darf es nie die Erste kennen,
Soll's behändig sein und wahr.
Überall in Wald und Flur
Findest du des Ganzen Spur.

G. H.

Dreißilbige Charade.

Die Erste zielt und ehrt den Mann;
Sie hilft die Not bezwingen;
Denn, der sie nicht bewahren kann,
Wird Großes nie gelingen.
Durch sie kann in den letzten zwei
Sich solche Kraft entfalten,
Daß sie, von allem Wanken frei,
Sich immer gleich erhalten.
Wo sich jedoch das Ganze regt,
Muß streng man widerstreben;
Denn wer es auszuüben pflegt,
Wird viel Verdruß erleben.

G. H.

Rätsel.

Die Gaben sind's, die du den Armen spendest,
Das Beilchen ist's, das im Verborgnen blüht;
Die Bitten sind's, die zum Himmel selbst,
Die Sehnsucht ist's, die dich zur Heimat zieht.
Die Verden sind's, die froh zum Aether steigen,
Nicht ist's der Spatz, auch nicht die Nachtigall,
Die Geister sind es, die dem Wein entfliegen,
Die Männer, Frauen, Kinder sind es all'.
So wenig aber sind's die Menschenkinder,
Als es die Tugenden derselben sind;
Doch merke dir: Sagst du von einem Sünder,
Daß der es sei, ich's in der Ordnung find'.
Verriet ich mehr, ich glaub', zu raten bliebe
Dir nichts, drum jag' noch eins ich nur:
Die Wellen sind's, des Meeres und der Liebe,
Und nun genug! Verfolg' der Deutung Spur! —

Logogriph.

Ein Schiffer, den die Alten warnten,
„Trau nimmer den empörten Wogen“,
Verlacht der Weißen Rat
Und glaubt', er wär — es!
Er schwam in See; da warf ein Wirbel
Zu ihm an schroffe Felsenwände,
Ein Schrei! — dann alles still —
Er war — ein Zeichen mehr!

Rebus.



Logogriph.

Wenn ich, der Sorgen Last erliegend,
Es bin mit u, so nimmst du mir
Mit a und scheuchst die Fellen
Von der Stirn mit linken Rufen. G. v. H.

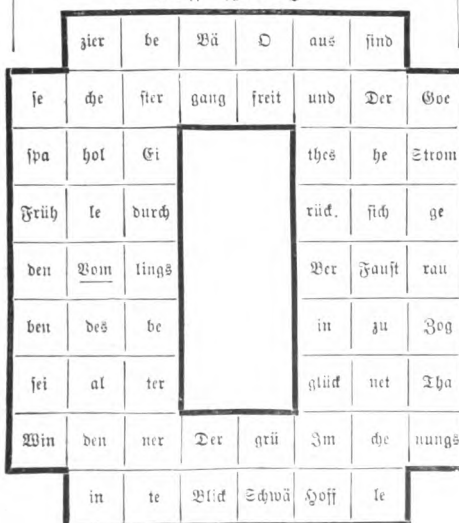
Zahlenrätsel.

(Sechs Buchstaben.)

Fünf, sechs, eins, zwei war ganz mit Recht
Zu seiner Zeit verfaßt bei-Allen;
Denn was als niedrig gilt und schlecht,
Hat stets am meisten ihm gefallen.
Verwunden kann sechs, eins, zwei, drei,
Doch kann's die Schmerzen auch verjagen;
Erschließt sich's umgesehlt im Mai,
Wird jedermann es froh begrüßen.
Sechs, eins, vier, drei liebt Jant und Streit,
Kann rasch der Freundschaft Band zerreißen;
Rein Ganzes ist voll Eufigkeit,
Man mag es süßen oder speisen.

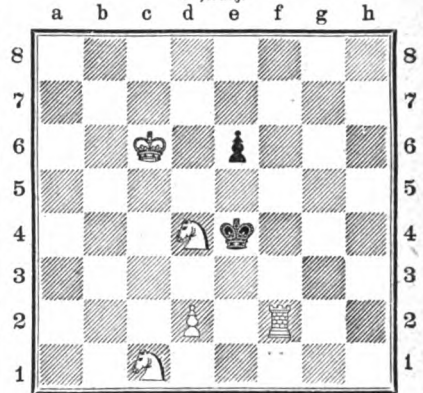
G. V.

Rösselsprung.



Schachaufgabe Nr. 58.

Von E. Reich-Manskopf in Frankfurt a. M.
Schwarz.



Weiß.
(5 + 2 = 7.)

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Schachaufgabe in Typen L.

Von Dr. Konrad Bayer in Osnabrück.

Weiß: Kc7, Dh6, Tb4, g4, Bd2, d3, f5.
Schwarz: Kd5, Sc4, e4, Bb5.

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung von Nr. 57.

1. Tb3-b6 Ke4-f5
2. Tb6-g6 Kf5-g6; e4
3. La4-c2#.
1. Ke4-d3
2. Tb6-b1 Kd3-c4
3. La1-b5#.
2. Kd3-d2
2. Kd3-e4
3. Tb1-d1#.
3. La4-c2#.

Lösung von Nr. XLIX.

1. Se2-d4 Ke5-d4;
2. Lb1-c3#.
1. e7-e6
2. Sd4-c6#.

Auflösung der Damepiel-Aufgabe v. Nr. 7.

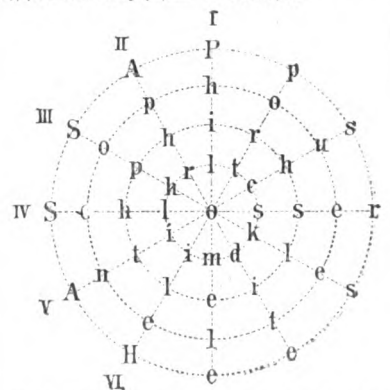
1. d6-c7 b8-d6+
2. e1-f2 Df2-e1+
3. b2-c3 De1-b4+
4. a3-e++++a5-b4+
5. c1-b2 b4-a3
6. b2-c3 De1-b4+
7. e3-c5(g5) + gewinnt.

Schat-Auflösung von Nr. 36.

A hat: Eine nicht zählende Karte in Pique, 3. B. Pique-9, außerdem Coeur-König, Coeur-9, Coeur-8, Coeur-7, Carreau-König, Carreau-König, Carreau-Dame und zwei nicht zählende Karten in Carreau, 3. B. Carreau-9, Carreau-8. A bringt zuerst Coeur-König, C nimmt mit Coeur-König und spielt Mont, worauf A Pique-9 abwirft. Die Gegner erhalten dann noch zwei Pique-Stiche, A gewinnt Carreau-König und Carreau-König und die Gegner haben 61 Points.

Auflösungen zu Heft 7, S. 1993-95.

Dreißilbige Charade: Frauenhut. Anagramm: Hochschule — Hochschule. Zweifelhige Charade: Wortspiel. Doppelsinn-Rätsel: Aiel; Feder- und Schiffsstiel; Hochschule und Kriegsschiffen. Kreuzrätsel:



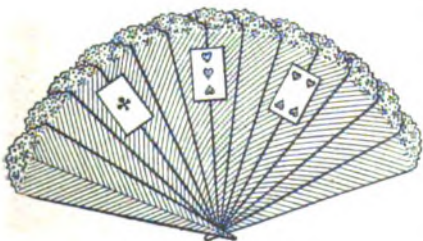
Rätsel: Rheingold. Charade: Feuerlaufe. Rebus: Nimm dich immer in acht vor Denei, welche auch im Jörn ein lächelndes Gesicht zeigen. Palindrom: Weil — lieb. Rebus: Rattener. Auflösung des Rätsels in Heft 6: Die Verstecke „un“ (Unglück — Unversteckter — Unverstand — Unmut — Unbeständigkeit — Unlust — Unde —

Flamingo und Marabu.

Wer den Süden reist und den Bereich des Mittel-
ländischen Meeres betritt, der trifft an der Meeresküste und
namentlich an den Ufern der größeren Seen und den Al-
tarmen der Ströme eine Anzahl größerer Stelzvögel, unter
denen ihm namentlich zwei durch ihre Größe und ihre
Färbung in die Augen fallen. Der eine ist der eigen-
tümlich gebaute weißliche aber mit dem schönsten Rosenrot
überhauchte Flamingo oder Flammvogel, Phoenicopterus
roseus, welcher in sechs Arten über die Alte und
Neue Welt verbreitet ist und durch seine hochragende Ge-
stalt, sein schönes, weit hin sicheres Gefieder und seine
eigentümlichen Stellungen die Aufmerksamkeit des Reisen-
den auf sich zieht. Der Flamingo kommt hier und da,
wenn auch selten, in einzelnen Exemplaren, von Stürmen
verworfen oder unabsichtlich verfliegen, auch bei uns in
Deutschland vor, allein sein eigentlicher Verbreitungsbezirk
fängt schon auf Sardinien und Sizilien an und reicht
von dort über den ganzen
Nordrand von Afrika und
dessen Strandsien bis zum
Eudan und von dort ost-
wärts über Kleinasien bis
zur Wolga. Ueberall bevor-
zugt er Strandsien mit sal-
zigem oder brackischem Was-
ser und den Meeresstrand,
während man ihn an süßen
Gewässern nur ausnahms-
weise und selten findet.
Vom 15° n. Br. nach dem
Äquator hin trifft man den
Flamingo aber auch häufig
zusammen mit dem andern
interessanten Stelzvogel,
der eigentlich einer der Charak-
tervögel des äquatorialen
Afrikas ist, nämlich mit dem
Marabu oder Kropfschärpe,
Leptopterus crumenifer

oder Argala, einem gefräßi-
gen Vorkücker, der von weitem
ausfliehet wie ein Mann
in einem Frack, und den
man im tropischen Afrika
beinahe an jeder Wüste an-
treffen kann, obwohl er seiner
schönen krausen Schwanz-
federn wegen emsig gejagt
wird. Da er aber ziemlich
furcht und leicht zu zähmen
ist, und als Fährer und
Kassträger dem Menschen
und dessen Haushalt wenig
oder keinen Schaden zufügt,
so wird er von den Eingebornen
des dunklen Erd-
teils meist geduldet; er be-
seitigt so eifrig wie ein Kas-
sträger alle tierischen Ueber-
reste und Abgänge, wie Ein-
geweid, Haas u. s. w. Auf
den Europäer machen die
steife Haltung und der
ruhige gemessene Ernst des
Marabu im wilden Zustand
wie in der Gefangenschaft
immer einen mehr oder weniger komischen Eindruck,
obwohl er eigentlich ein herzlich langweiliger Vogel ist,
und in den Tiergärten gewöhnlich den Spitznamen
„Geheimer Rat“ erhält, denn er erinnert mit seinem
rötlichen Kopf, seinen hellen Beinen und seinen dunklen
Flügeln unwillkürlich an einen vom Alter trummgezogenen
und gebühten Hühnerling mit schwarzblauem Frack, engen
weißen Beinkleidern und feuerroter Perücke, welcher in
altväterlicher Grandezza ruhig an einer Stelle stehen bleibt
und sich scheu und ängstlich fortwährend in seiner Um-
gebung umhauert, als fürchte er, irgendwas Anstöß zu
erregen, der aber außerdem eine unermüdete Ruhe be-
obachtet. An passenden Vertilgungsorten lebt der Marabu
scharnweise und baut sich vor dem Eierlegen auf den
Seitenästen großer Affenbrotbäume ein rohes Nest von
dürren Steden, worin er sein ziemlich großes und zahl-
reiches Gehege ausbreitet. Den erfolgreichen Elefanten-
und Nashornjägern folgen immer einige Marabus und
Sattelkropfschärpen, um sich an dem zurückgelassenen Fleisch sol-
cher Rostosse gütlich zu thun.

Fig. 1



Der verzauberte Fährer (S. 281).

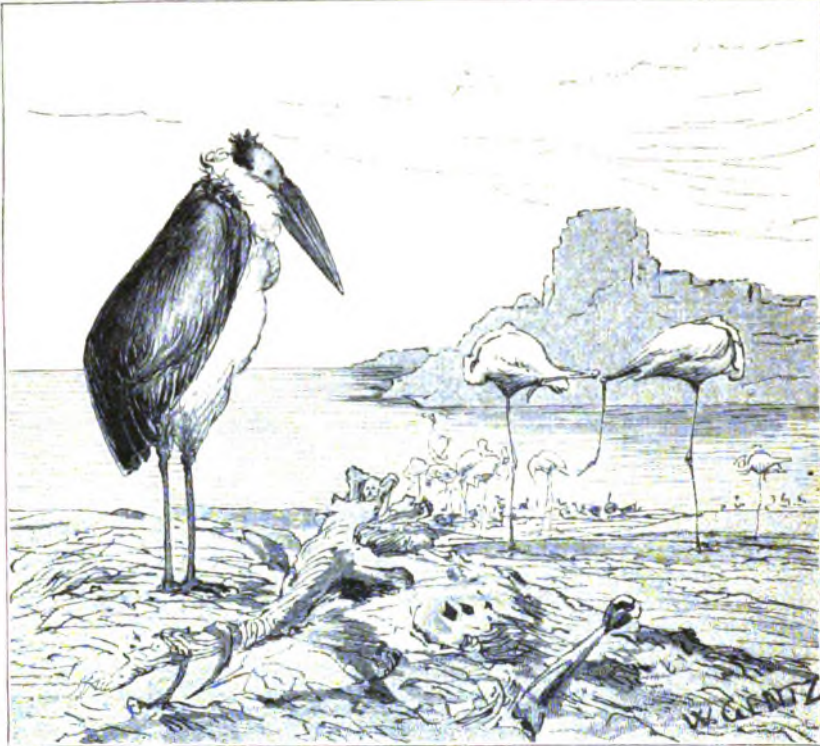
Salonmagie.

Von

Alexander.

Der begauberte Fährer.

Ein hübsches Experiment, welches mit Hilfe eines dazu
vorbereiteten Fährers ausgeführt werden kann, besteht
darin, daß der Künstler drei Karten ziehen läßt, diese in
einen kleinen Kasten legt, den er auf den Tisch stellt.
Alsdann bringt er einen Fährer herbei, den er eine Dame
bittet auseinanderzuhalten, um sich zu überzeugen, daß
weder auf der einen, noch auf der anderen Seite sich irgend
eine Zeichnung oder dergleichen befindet. Nachdem dies
geschehen, erbittet er sich ein Tuch, überdeckt damit den
Kasten, den er unter demselben auseinanderzieht, und
reicht beides einem anderen Personlichkeit mit dem Ersuchen,



Marabu (S. 280).

Flamingo (S. 280).

die Gegenstände etwas hoch zu halten. Alsdann tritt er
zurück, berührt den auf dem Tische stehenden Kasten mit
seinem Zauberstab, öffnet denselben und zeigt, daß die
Karten daraus verzaubert sind, sich gegenwärtig aber
auf dem Fährer befinden. Jetzt nimmt er denselben ent-
gegen, zeigt nach allen Seiten die darauf befindlichen
Karten, klappt ihn zusammen, bedeckt ihn wieder mit dem
Tuche und zeigt bei nachmaligem Öffnen, daß die Karten
wieder verschwunden und in das erwähnte Kästchen zurück-
gekehrt sind. Die Ausführung des Kunststückes beruht
zunächst auf dem dazu besonders präparierten Fährer, die
Herstellung eines solchen ist mit keiner großen Schwierig-
keit verknüpft, zumal die meisten käuflichen Fährer nach
dem Systeme eingerichtet sind, welches zur Ausführung
des Kunststückes erforderlich ist; anderenfalls kann man,
besitzt man einiges Geschick in derartigen Arbeiten, einen
solchen sich selbst anfertigen, oder von einem Wuchler
herstellen lassen. Es kommt nämlich darauf an, daß das
schmale Verbindungsband des Fährers (Fig. 2 a) in der
erforderlichen Weise, in der Mitte eines jeden einzelnen
Flügels, durch den er sich nach dem nachfolgenden hin-
durchzieht, befestigt ist. Nach Umständen ist ein starker
Seidenfaden noch besser dazu geeignet. Fig. 2, welche
drei auseinandergehaltene einzelne Flügel zeigt, wird die
Sache noch verständlicher machen. Das Band a a begibt
sich unterhalb des ersten Flügels durch die Mitte zu der
unteren Seite des zweiten, und von hier in gleicher Weise
nach dem dritten u. s. w. nach den übrigen Flügeln.
Wird dann der Fährer schließlich auf dem Bande zusam-
mengeschoben, nachdem er vorher natürlich mit einer solchen
Verbindungsachse versehen, so muß je die eine Hälfte die
andere decken. Daraus folgt nun, daß, wenn der Fährer
nach links auseinandergehoben wird, eine gänzlich ver-
schobene Seite sichtbar wird. Auf diese Seite nun werden
die drei verschiedenen Karten gemalt, wie Fig. 1 zeigt,
jedoch nicht sichtbar, wenn der Fährer nach rechts
verschoben ist. Bringt also der Künstler den Fährer her-
bei, so zeigt er, denselben nach rechts öffnend, die beiden
leeren Seiten. Auch kann er den geschlossenen Fährer
ruhig einer Dame zum Öffnen geben, da es niemand

einfallen wird, den Fährer nach links zu öffnen, zumal
wenn er denselben bereits etwas geöffnet hat.

Soll aber die Wirkung noch effektvoller sein, so muß
er sich vorher mit einer Dame verständigen, die den Fährer
mitbringt, und der er nach Verhängung des Kunststückes
einen anderen ähnlichen, unvorhergesehenen Fährer, den er
Gelegenheit gefunden, mit diesem zu vertauschen, zurücker-
hält.

Was nun die Karten anbelangt, so wird der Künstler
da freilich auf einige Schwierigkeiten stoßen, wenn er es
nicht vielleicht versteht, die bestimmten drei Karten zu for-
cieren, d. h. jemand zwingen, diese zu ziehen. Diesen
Uebelstand kann man aber dadurch abheben, daß man
von den betreffenden Karten je sechs gleiche im Spiel hat,
zwei oben und sechs unten, und nun von diesen je eine
Dame eine ziehen läßt.

Das Kästchen, in welchem die Karten aufbewahrt werden,
ist länglich viereckig, mit anhängendem Deckel und groß
genug, die Karten aufzunehmen. Derselbe, im Innern
schwarz, hat einen gleichen doppelten Boden, welcher zur
Zeit im Deckel liegt, beim
Schließen aber auf die Kar-
ten herabfällt, sowie beim
Umbdrehen dieselben wieder
zum Vorschein bringt. So
die genaue Herstellung eines
solchen Kästchens bereits in
dem Märchen, Nr. 6, Jahrgang
1886, Seite 1262 be-
schrieben ist, so verweisen wir
dort hin.

Der gestirnte Himmel im April.

Um die Mitte des April
neigt sich im Nordhemi-
sphen die Sternkarte des
Unterhanges zu und mehr
gegen Norden kann man
die strahlende Regula im
Fuhrmann tief am Horizont
erkennen. Im Süden stehen
die unansehnlichen Stern-
bilder des Beckers und des
Radars. Im Osten ist bereits
schon hoch über den Hor-
izont hinaufgekommen und
nordöstlich davon erhebt
man das schöne Sternbild
der Krone, dessen helle Sterne
wie ein Kranz gruppiert sind.
Daran reiht sich gegen den
Horizont hin das Sternbild
des Herkules, welches
durch merkwürdig ist, daß
sich unsere Sonne gegen das
selbe hinbewegt. Unmittel-
bar am nordöstlichen Hor-
izont steht das Sternbild des
Fisches, dessen Kopf
durch den hellen Stern Deneb
leicht aufgefunden werden
kann. Am 6. April steht die
Erde, am 8. erstes Viertel,
am 15. Vollmond, am
18. Mond in Erdnähe, am
25. letzten Viertel, am 30. Ne-
mond. Von den Planeten ist Merkur in diesem Monat
sichtbar, Venus kann als Abendstern noch gesehen werden,
doch neigt sich ihre Sichtbarkeit nun zu Ende, Mars ist
unsichtbar. Namentlich gut kann man jetzt den Jupiter
beobachten, doch geht derselbe erst in den Morgenstunden
auf. Saturn steht 7½ Uhr im Meridian und gewährt
einen prächtigen Anblick im Fernrohr, denn sein Ring
ist weit geöffnet und zeigt uns die Südseite zu. Uranus
steht im Sternbild der Jungfrau, kann aber nur mit Hilfe
einer Sternkarte und eines kleinen Fernrohrs aufgefunden
werden. Für diejenigen, welche diesen Planeten sah-
en wollen, sei bemerkt, daß der Ort desselben am 15. April
ist: Rechtsaufsteig 139° 14' süd. Declination 70° 6'.

Ein Wink zu gunsten der deutschen Ornithologie.

In dem weiten Gebiete der Naturwissenschaften ist
es kaum eine wissenschaftliche Disziplin, welche sowohl als

Fig. 2



Der begauberte Fährer (S. 281).

schickte wie als Sport so viel Genuß und Anregung dar, wie die Ornithologie. Das Leben der Vögel in ihrer Umgebung, ihre Sitten, ihr Kunsttrieb im Bau, ihre Wanderungen, ihre Beziehungen zum menschlichen Haushalt, ihr Gesang, welche alle Erscheinungen und Veränderungen von ihnen, tief wie in unserer engeren Lebensumgebung bemerkt, üben auf den denkenden Menschen einen großen bleibenden Eindruck aus. In der Ornithologie, die sich besonders in England und Amerika geltend, wo die gebildeten Klassen sich häufiger und eingehender mit Ornithologie beschäftigen als bei uns, wo das Interesse für diese Wissenschaft nur bei den Vögelliebhabern noch verhältnismäßig lebendig ist, ist die Ornithologie, obwohl wir Deutsche in dieser Hinsicht schon sehr Bedeutendes geleistet haben und es weiter begehren, welche sich mit dem besten von uns anderen Nationen messen kann. Diese Gedanken kommen uns auf, als wir jüngst eines der besten populären Werke dieses Gebiets prüften, nämlich: „Die Vögel von Mitteleuropa und ihre Eier; eine naturgeschichtliche und systematische Darstellung der Vögel Mitteleuropas“ (Dresden, Witz. Bösch). Dieses Buch enthält eine glückliche Lösung des Problems einer guten naturwissenschaftlichen Darstellung und eine sehr interessante Ergänzung zu allen Naturgeschichten der Vögel, selbst zu dem ausgezeichneten „Viehbuch“ von Brehm, denn es gibt die ganze zentral-europäische Ornithologie, übersichtlich und erschöpfend dargestellt, also das dankenswerthe praktische Material für jeden Ornithologen und Sammler, sei er nun lediglich oder beidseitig er sich schon seit Jahren praktiziert mit der Ornithologie. Das Werk steht auf dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft und folgt einer sehr vernünftigen Einteilung, indem es uns der Reihe nach die Vögel in ihren verschiedenen Gruppen und Sippen, wie: Kuckuck, Sperdögel, Altvogel, die Tauben, Elster, Elster und Schwammvögel, sowohl die einheimischen, wie die vorüberziehenden, vorführt und jede eine Beschreibung und Art nach Gestalt, Lebensweise, Standort und Ernährung mit deutlicher Hervorhebung ihrer charakteristischen Merkmale schildert. Der Text ist kurz und prägnant, klar und erschöpfend für das allgemeine Bedürfnis. Die 24 Tafeln enthalten sehr naturgetreue und hübsch farbige Abbildungen von ebenso vielen Vögeln unserer Mitteleuropäischen Vögel und führen somit leicht und schnell in die Tierkunde ein, welche ein sehr interessanter und wichtiger Teil der Ornithologie ist und namentlich der Jugend zur angenehmen Beschäftigung und zur Förderung von Sammlungen mit Zug angelegentlich empfohlen werden kann, denn Sammlungen von Vögeln sind nicht nur etwas sehr Hübsches und Verehrtes, sondern auch etwas sehr Gutes und Erzieherisches für die Jugend unserer gebildeten Stände, die sich sehr an Studienarbeit und Schularbeit gewöhnt ist. Der allseitige Gehalt lautet zu: „verboten“. Um Eier zu sammeln, Vögel zu fangen für das Museum, in die Natur und in die Natur, muß sich im Freien bewegen, den Wind und alle Sinne schärfen, beobachten und in seinen Augenblicken ein freies, lebendiges, fröhliches Wanderleben über Berg und Thäler, das ihm Kraft und Frische gibt, den Geist zu erheitern und ihn mit der ganzen organischen Natur und ihrem Leben vertraut macht. Die Beschäftigung mit der Ornithologie hat daher einen großen sittlichen pädagogischen Wert, der namentlich in unseren Tagen erheitert und auf bloßen Gedächtnisstudien stützender Bildung nicht zu unterschätzen und sehr zu empfehlen ist, und insbesondere die Beobachtung von Vögeln und Vögeln verdient, denen es an Gesundheit, kräftigende und naturgemäße körperliche, geistliche und seelische Entwicklung ihrer Söhne zu thun ist. Der Glaube und aus eigener Erfahrung vollkommen überzeugt, ist verpflichtet, diesen Punkt zu betonen und seinen Schülern eine derartige Vorliebe und Begeisterung zu suggerieren, welche ihnen lebenslang einen Nutzen und wie angenehmen und interessanten Zeitvertreib für müßige Stunden verleiht. Dabei möchten wir die Verlagsleitung des obigen Werkes nur möglichst mit der Bitte versehen, um sie zu veranlassen, daß sie in dem nächsten Werke noch eine Ergänzung anfüge, nämlich ein Bilderwerk über die zentral-europäischen Vögel mit so getreuen Abbildungen, wie sie in dem oben genannten Werke von Naumann gegeben sind. Wir sind sicher, nützlich und für einen großen Teil der Vögel, nützlich, als wenn die ohne Zweifel vorhandenen Platten des Naumann'schen Werkes dazu verwendet werden, ein Bilderwerk im Anschluß an das obige zu veranlassen, welche das letztere ergänzen und die Ornithologie unserer Zone in guten bildlichen Darstellungen darstellt.

Der Osterhase.

Der Osterhase lebt im Zeitalter der Attraction und ist uns bereits ein denkwürdiger Besuch, eine einmal verpackte Schokoladentafel und zuletzt

logar ein Halbmond befeuert worden ist, hinter denen sich literarische Gaben borgen, ist nun auch der Osterhase, dessen Ursprung zu ergründen den Gelehrten bisher „vergeblich gelungen“, in lebhafter Gestalt statt wie bisher im Reich und Krautfeld, auf dem Völkertisch erschienen. Vor allen Mitbrachbüchern ist der Osterhase jedenfalls das an sich gelungene, denn die papierernen Lebkuchen und Schokoladentafeln stehen in gar keinem Zusammenhang mit ihrem Inhalt, ja befinden sich sogar in einem Widerspruch mit diesem, während das märchenhafte Fabeltier, dem die Eier der Kindheit anvertraut sind, zu einem solchen Scherz wie geschaffen erscheint. Und da handelt es sich auch nicht um „Vorspiegelung falscher Thaten“, wie unsere Juristen sagen würden, sondern hier erscheint Inneres und Aeußeres in ungetrübter Harmonie. Um das originelle Buch, das sein Entstehen der jungen Verlagsleitung von Felix Kraus in Stuttgart, die mit Mehlers „Welteriten“ erfolgreich und würdig ihrer verlegerischen Laufbahn im vorigen Jahre begann, dankt, nicht mit dünnen Worten beschreiben zu müssen, haben wir hier ein verkürztes Kontext auf die erste Seite des Sammlers gesetzt, und bemerken nur, daß das Buch genau in dieser Form vor uns liegt: in Relief gedruckt, farbenprächtig, eine himmlische Kinderlektüre vom Osterfest in seinem Innern bergen, der jeder Fänger den künstlerischen Schmuck im Gehalt von vielen Illustrationen verliehen hat. Eltern! Hört und laßt euch sagen, wenn ihr diesmal dem kleinen Volk die bunten Eier verleiht, steht ihnen den Osterhasen daneben, der als ihr Erzeuger gelten mag. Mit der originellen Erscheinung und dem hübschen Inhalt verbindet er enorme Billigkeit (1 M.) und hat vor seinen Brüdern aus Zuder, Schokolade oder sonstigem süßen Stoff den großen Vorzug voraus — er verdirbt den Magen nicht. Also Glück auf deinem Weg, Meister Lampe, und wie es im Kinderlied heißt:

„Häschen hüpf! Häschen hüpf!“ K.

Ueber die Abstammung der Hohenzollern.

Das in unseren Tagen aus der Reihe der regierenden deutschen Dynastien ausgehende Haus der Welfen gilt als der älteste Fürstentum deutschen Geschlechtes. An der Welfen Juthi Namen knüpft sich das wichtigste Ereignis des frühesten Mittelalters. Der Vertrag von Verdun, die Geburtsstunde der drei modernen Völker: der Deutschen, Franzosen und Italiener, Juthi — Ludwig des Frommen Gemahlin — vererbte der Ehegattin hatte den Anstoß gegeben zu den Kämpfen, die das Resultat herbeiführten. Aber den bedeutenden Einfluß eines einzelnen Gliedes des Welfenhauses übertrifft fast noch an Bedeutung die gewaltige Stellung desselben am Ausgang des 17. Jahrhunderts. Das Nachgebiet Heinrichs des Löwen erstreckte sich über das ganze Norddeutschland und Bayern und enthielt der entwickelungsfähigen Reime genug zu einem gutgeordneten, in sich geschlossenen Gemeinwesen. Es ist der erste deutlich erkennbare Anstoß zu einem wirklichen Staat, ganz geeignet, bereinigt der feste Kern zu werden, um den sich alle deutschen Stämme zur Einheit zusammenfanden. Und darum müssen wir die Zerstörung dieses Welfenhauses durch die Hohenstaufen von unserem heutigen Standpunkt aus als ein Unglück für Deutschland ansehen, so sehr dieselbe auch durch die politische Lage von damals notwendig und gerechtfertigt war. Ja, hätten die Stäufen etwas anderes an die Stelle des Welfenhauses zu setzen vermocht, hätten sie die Einheit auf ihrem Wege durchführen können, dann freilich hätten wir nichts zu beklagen. Nun aber ist es anders gekommen, und nachdem Deutschland durch ein Meer von Blut und Tränen hindurchgegangen, ist den Hohenstaufen, was den Welfen und Stäufen nicht gelungen sollte. Damals freilich waren die Hohenstaufen noch kleine Grafen im Schwabenland, deren künftige Größe niemand ahnen konnte. Und doch hatten sie auch damals schon eine große Vergangenheit hinter sich. Erst der neueren Geschichtsforschung ist es gelungen, das Dunkel aufzuheben, das bisher über dem Urstamm unserer ruhmreichen Herrscherhäuser lagerte. Entgegen der bisherigen Annahme, daß die Hohenstaufen den fränkischen Grafen von Hohenberg abstammten, hat L. Schmidt in Lüzlingen (1884, Lauppische Buchhandlung) nachgewiesen, daß die Grafen von Hohenstaufen die Nachkommen des alten mächtigen Geschlechtes der Bursardinger sind. Der Ahnherr desselben, Gunfried, war unter Karl dem Großen Herzog von Kälten und Ästren und Großgrundbesitzer im südlichen Schwaben. Hier fanden seine Nachkommen das eigentliche Feld ihrer Thätigkeit. Einer derselben, Bursard, rang mit König Konrad I. um die königliche Stellung in Schwaben und büßte dies Streben 911 mit dem Tode; ein anderer Bursard hatte die Stellung unter dem Namen eines Herzogs wirklich inne und schlug den König Rudolf II. von Burgund aus westlichem Stamm 920 bei Winterthur aufs Haupt, der erste feindliche Zusammenstoß zwischen Welfen und Hohenzollern. Auf die Schlacht aber folgte eine Hochzeit und die Geburt jener Adelheid, die als Königin von Italien und Gemahlin Ottos I. von Lotharingen auf die Kaiserpolitik ihres Gemahls gewirkt ist; in ihren Adern sollte bursardingisches (welfisches) und welfisches Blut zugleich. Der letzte Herzog von Schwaben bursardingischen Stammes war Bursard III. Er folgte in dieser Stellung dem Sohne des Kaisers Otto. Vindicta, kämpfte tapfer in der Ungarischlacht auf dem Feldschieß und war der Gemahl der durch Scherf poetisch verherrlichten Herzogin Hadwig, eine Nichte Ottos I. Mit diesem Bursard stirbt die bursardingische Linie des Hauses aus, in verschiedenen

Seitenlinien aber wird das Geschlecht weitergeführt. Diese Seitenlinien als Teile des bursardingischen Gesamtstammes und wieder eine derselben als Wurzel des 1061 zum erstenmal genannten Hohenstaufens nachgewiesen zu haben, ist das Verdienst des Verfassers. Vergleichlich wäre es bei einem solchen Nachweis nach einer Familie mit dem gleichen Namen Hohenstaufen zu forschen, denn dieser Name ist von dem Bursard Hohenstaufen genommen. Die Sitten aber, sich nach einer Burg zu nennen, kommt erst im 11. Jahrhundert bei dem hohen Adel auf. Bis dahin hießen Grafen und Herzöge nach dem Amtssprengel, den sie inne hatten. Erst als das Amt, d. i. die Grafschaft oder das Herzogtum, zerfiel und sie die Reste der zerfallenden Graue zu erblichen Gebieten mit fürstlichen Hoheitsrechten zusammengefaßt hatten, fingen sie an, sich nach den Wohnsitzen zu nennen, von denen aus sie vortagsweise die Verwaltung dieser Gebiete führten. So hieß der bekannte Gegner Heinrichs IV. Graf Otto von Nordheim, nicht „vom Reinegau“, seinem Amtssprengel. Unklar aber war eine andere Sitte: gewisse Kaufmann in ein und demselben Geschlecht immer wiederkehren zu lassen. Nach diesen Namen werden jene Geschlechter noch heute unterschieden. Man spricht von Konrabinern, Brunonen, Bursardingern etc. Diefelben Namen, Bursard und Werner, die im alten Bursardingischen Hause heimisch waren, kehren nun auch bei den Hohenstaufen jahrhundertlang immer wieder. Vor allem aber: diese Hohenstaufen sind bei ihrem ersten Auftreten im Besitz des Scheragaues in Schwaben, d. h. desjenigen Gebietes, das vor ihnen das „Bursardinger“ genannte Haus von Anfang an innehatte. Daher ist es nahezu gewiss, daß die Hohenstaufen mit den Bursardingern eines Stammes sind. Das Auftreten des Namens „Hohenstaufen“ ist also so zu erklären: Die Grafen des Scheragaues, einer der Seitenzweige der alten Bursardinger, nannten sich im 11. Jahrhundert, der allgemeinen Sitte des hohen Adels folgend, nicht mehr Grafen von Scheragaue, sondern nach der in demselben gelegenen Burg Hohenstaufen „Grafen von Hohenstaufen“ und werden als solche 1061 zum erstenmal in einer zuverlässigen Quelle aufgeführt. In ähnlicher Weise läßt sich die Verwandtschaft der Hohenstaufen und der Grafen von Kellenburg mit den Bursardingern nachweisen. Hier dürfte es nun noch von Interesse sein, darauf zu weisen, daß von den Hohenstaufen mehrere Seitenlinien, wie die der Grafen von Hohenberg, sich abzweigten, daß durch Heirat in das Haus des Grafen von Ortenberg frühzeitig elisavithische Besitzungen an die Hohenstaufen kamen, und daß der Stammvater der kaiserlichen und fürstlichen Linie der Hohenzollern, Graf Friedrich III. (gest. um 1200), der erste Burgraf von Nürnberg war.

Dr. Kaufmann.

Aus Küche und Haus.

Von

I. v. Pröpper.

April.

Salat-Sandwichs. Man bestreicht dünne Schnittchen von gutem Roggenbrot ziemlich dick mit frischer Butter, belege die Hälfte mit bestrichenem Schinken, Kalbsbraten oder Geflügel und beträufel dies mit etwas durch Essig verduinnten Senf; gebe dann feingehackte Gurken oder Brunnensellerie oder Schnittlauch darauf, die andere Hälfte der Brotstücken darüber und drücke sie fest aufeinander; teile sie mit scharfem Messer in zierliche Vierecke und garniere sie mit Radisken.

Hühneruppe. Man kochte zwei Hühner richtig, entferne die Haut, schneide die Brust in feine Streifen (Fleisch) und stoße alles übrige mit sechs hartgekochten Eidotteln und zwölf abgezogenen Mandeln im Mörser sehr fein, rühre dann langsam die Brühe daran und laße das Ganze mit ein paar abgerindeten Weißbroten durchkochen, gebe die Suppe durch ein Haarsieb, kochte sie nochmals auf, siehe sie mit drei Eidotteln aus und lege die Füllis hinein.

Dorsch auf der Schüssel. Man schneide den gut gereinigten, gewaschenen, abgetrockneten, jedoch nicht gewaschenen Dorsch in Stücke und bestriche eine starke Porzellan- oder Emailschüssel mit Butter, lege die Fischstücke darauf und auf jedes eine Zitronenscheibe ohne Schale und Kerne und eine Sardelle, streue über das Ganze Salz, Kapern, etwas fein abgeriebene Zitronenschale und kleine Butterstücke und gebe etwas Wein und Essig darunter (für 1½ Kilo Fisch 1 Wein, einen Theelöffel Essig, 60 Gramm Butter). Nun stelle man die Schüssel, fest zugedeckt, über einem Feuer mit kochendem Wasser in den mäßig heißen Ofen (Kohle) und lasse den Fisch weich dünsten, wobei man ihn häufig mit der sich darunter bildenden Sauce begießt, bis er sich von den Gräten zu lösen anfängt (nach einer halben bis dreiviertel Stunde etwa) und garniere ihn beim Servieren auf seiner Schüssel mit kleinen Salzkräutchen, die man mit geschälten Kartoffeln, Petersilie, Paprikas, Estragon bestreut hat.

Sauerampferpüree mit Nudeln. Man nehme etwa vier Handvoll Sauerampfer, den man bloß von den Stielen streift, wäscht, das Wasser etwas ausgepresst und ihn mit Butter und wenig Mehl dämpft, dann Poullion, und eben vor dem Anrichten sauren Rahm und ein paar Eidottel daran thut und Nudeln dazu thut. Nudeln. Man rühre vier Eigelb Mehl, 1 Liter Milch und vier Eier zu einem leichtflüssigen Teig, gieße einen Theil davon in die heiße, nur mit einer Schichtwatte ausgelegte Pfanne und das übrige, was nicht heraus bleibt, wieder heraus, daß ein ganz dünner Kuchen bleibt,



Ein Auswandererzug in Berlin.

der rasch auf beiden Seiten gelb gebacken und gleich zusammenengerollt wird, dann sofort auf eine erwärmte Schüssel gelegt, die folgenden zuerst daneben und hierauf eine zweite Lage, quer darüber und möglichst schnell serviert.

Gebratener Vortel. Man lasse ihn, wenn er jung ist (alte Tiere müssen vor dem Braten gebeizt werden), zwei bis drei Tage ungerupft hängen, rufe ihn dann und wische ihn mit einem Tuch recht sauber ab und aus, denn gewaschen darf er nicht werden, spalte und dreifiere ihn, bestäube ihn mit Salz und umbinde ihn mit Speckseiden; lasse nun in der Bratpfanne reichlich Butter bräunen, lege den Vortel hinein und brate ihn in dem sehr heißen Fett (Röhre) unter fleißigem Begießen mit der Butter, welcher man nach einer Viertelstunde etwas Bouillon zusetzt, schön goldbraun und saftig; fiede ihm beim Anrichten ein grünem Zweig in den Schnabel und umlege ihn mit Brunnenkreise, welche man mit etwas Essig und Salz angefeuchtet hat. Die Sauce wird durchgeseiht, entfettet und mit etwas bidem, lauren Rahm verührt. Ein junger Hahn braucht eine halbe Stunde, ein älterer drei Viertelstunden und es sind diese im Frühjahr, die jungen im Herbst am besten.

Mayonnaise von Trutthuhn-Eiern. Man schneide die hart gekochten Eier (zwölf bis fünfzehn Minuten lang) quer durch in zwei Teile, nehme das Gelbe heraus und an der unteren Seite eine Spitze ab, bereite dann eine Farce aus fein gewiegter Zunge, Sardellen, roten Rüben und Kapern, fülle die aufrecht gestellten Eierhälften damit, träufle ein paar Tropfen seines Öl und Zitronensaft darüber, bedede es mit dem geriebenen Gelben der Eier und richte auf runder Schüssel über Mayonnaise-Sauce an.

Zu dieser gebe man in eine Schale einen halben Theelöffel gebackte Schalotten, einen Theelöffel gebackten Estragon oder Petersilie, einen Theelöffel gebackten Zuder, einen geschlagenen Theelöffel Salz und einen Eidotter, rühre nach und nach vier Eßlöffel Öl und zwei Eßlöffel seinen Essig hinein und eben vor dem Anrichten $\frac{1}{8}$ Liter geschlagenen Rahm.

Maffaroni auf italienische Art (Zimpano di Maffaroni). Man löse $\frac{1}{4}$ Kilo in 10 Zentimeter lange Stücken gebrochene Maffaroni in gesalzenem Wasser

ab, lasse sie auf einem Sieber ablaufen und lege die Hälfte davon in eine mit Butter gut ausgefischene Puddingform; dann mische man einen tiefen Teller voll geriebenen Parmesankäse, $\frac{1}{4}$ Kilo gebackten Schinken, einige in Butter angebräunte fein gebackte Schalotten, die abgeriebene Schale eines Zitronenviertels und etwas weißen Pfeffer untereinander und streue dies über die Maffaroni; gebe die andere Hälfte dazwischen darauf und gieße $\frac{1}{2}$ Liter süßen Rahm, den man mit fünf Eidottern und dem Schaum von fünf Eiweiß vermischt hat, darüber, bade den Pudding etwa eine Viertelstunde und serviere ihn gleich in der mit einer Serviette umfalten Form.

Rhabarberorte. Man belege eine Tortenform mit 1 Zentimeter dick ausgerolltem mürben Teige (180 Gramm Mehl, 125 Gramm Butter, 60 Gramm Zuder, ein Ei), fülle sie mit zu 3 Zentimeter langen Stücken geschnittenem Rhabarber und gebe reichlich Zuder dazu; schließe mit einem Deckel von dem Teige, mache in dessen Mitte eine fingerbreite Öffnung, bestreibe ihn mit verklopptem Ei und bade die Orte schön gelb.

Ein Auswandererzug in Berlin.

In Verbindung mit dem Norddeutschen Lloyd und seinen überseeischen Postschiffen gingen früher und gehen freilich noch an gewissen Tagen sogenannte „Auswandererzüge“ von Berlin ab, welche die aus den verschiedenen nördlichen und östlichen Provinzen der Monarchie, aus Böhmen und Polen kommenden Europäer sammeln, um sie für die an bestimmten Tagen von Hamburg und Bremen abgehenden Lloyd-Dampfer abzugeben und denselben den längeren Aufenthalt in den Hafenschiffen zu ersparen. Der Abgang dieser Züge hatte für den unbefähigten Zuschauer etwas ungemein Ergreifendes. Dem Menschenfreund und Patrioten schmitzt es tief in die Seele, so viele tüchtige Arbeitskräfte aus dem Vaterlande scheiden zu sehen — scheiden mit oft klopflendem Verstand, mit sanguinischen Hoffnungen, mit stumpfem Gleichmut oder mit rohem Jubel — und an das künftige Los so vieler dieser armen Verlorenen denken zu müssen, welche, mittellose und ohne

Land und Leute und die Sprache drüben jenseits des Ozeans zu kennen, diese Reise über See wagen. Als ich den ersten derartigen Auswandererzug in Berlin sah, fühlte ich, als ich die Gasse erblickte, mit welcher sich jung und alt mit dem blassen ärmlichen Hute in die Wagen drängten, in brutaler Selbstsucht um die Plätze plagen und unter dem Einfluß des Brandweins alle menschlichen Eigenschaften des Menschen entfalteten, als ich den wilden Lärm und das selbstthätige Treiben dieser Hunderte sah, welche die Heimath zu verlassen, als in den wenigsten Geschichten dieser Auswanderer auch nur der leiseste Hauch von Wehmuth fehlte, welchen die Thatsache des Scheiterns von der heimathlichen Scholle hervorrief, da trug ich mir das Herz zusammen, und unwillkürlich trat mir das Wort „Völkerverderber“ auf die Lippen. Ja, Völkerverderber es waren unversehensbar so viele verkommene Existenzen, so viele gedankenlose Menschen darunter, welche stumpf und gleichgültig, apathisch in ihr Glend ranneten. Welterregend im höchsten Grade. Die wenigsten ahnten nur entfernt die Mühsale, Prüfungen, Enttäuschungen und Entbehrungen, denen sie entgegengingen, den fortwährenden Kampf ums Dasein, der ihrer wartete, wenn sie sich durchdringen wollten — ein Kampf, dessen heftige Vellehen ihnen auch im Vaterlande das tägliche Brot zu Auskommen gesichert haben würde! Während ich so tief ergreifen so dahind und in das Lärmende Gemüth blickte, kamen zwei reinlich gekleidete junge Leute, scheinend junge Handwerker, mit Vätern und Strögen am Hufe, an mir vorüber und sangen:

Amerika, du nimmst uns an,
Reichst uns die Bruderhand,
Und gibst dem deutschen Völkermann
Ein neues, ein schönes, ein besseres Vaterland.

Der Vers war mir bekannt: er ist aus Gutzkow's Schauspiel „Die Auswanderer“, das ich vor vierzig Jahren einmal hatte aufführen sehen. Arme bedürftige Jünglinge, dachte ich und Thränen traten mir ins Auge; mög' ich nie den rauen Griff dieser schweigenden Bruderhand des Pankes erfahren und wirklich ein besseres Vaterland finden! Und mit tiefer Erschütterung wandte ich dem Schauspiel den Rücken.

Ueber Nervenkrankheiten und Schlagfluß (Eirnlähmung)

Meß bei Dr. A. Duve, Adlerapotheke, Balafstraße 7,
 München bei J. Kietner, Ziehlstraße 2,
 Münster i. W. bei A. & F. Gausmann, Ludgerstr. 27
 und Spielertshof,
 Nöln in L. bei Otto Michelsen,
 Neumünster in Holstein bei W. Benning,
 New-York bei Aich, Springstraße 96,
 Nürnberg bei Sigm. Metzel, Wunderburggasse 5,
 Oberlauffen bei Louis Schütz, Spediteur,
 Paris bei Lemaitre & Co., 30 Rue de l'Equiquier,
 Frauen i. B. bei Rudolf Pfug, Gde der Böbikner-
 und Forststraße,
 Remscheid bei Robert Bigges, Bremerstraße 13,
 Stuttgart bei Heikelmann, Sanitätsbazar, Kronprinz-
 straße 12,
 Würzburg bei M. C. Heraner, Reibellstraße 2 1/2,
 Zwickau bei Hofm von Hofe.

Roman Weissmann.

ehemaliger Landwehr-Bataillonarzt, Ehrenmitglied des ital. Sanitätsordens vom weißen Kreuz.

J. A. Hietel, Leipzig,
Königl. Hoflieferant. [3189]

SCHERING'S MALZEXTRACT
 Ist ein ausgezeichnetes **Kräftigung** für **Kranke** und **Reconvalescenten**
 Gasmittel zur **Ernährung** für **Kranke** und **Reconvalescenten**
 und bewährt sich vorzüglich als **Vinderung** bei **Reizzuständen** der **Athmungsorgane**,
 bei **Katarrh**, **Reizhusten** &c. **Fl. 75 Pf.**, **6 Fl. M. 4.**, **12 Fl. M. 7. 50.**
Malz-Extract mit Eisen gebört zu den am leichtesten verdaulichen, die **Bäune** nicht angreifenden
 (Eisenmitteln), welche bei **Blutarmuth** (**Blutschwäche**) &c. verwendet werden.
Malz-Extract mit Kalk. Dieses Präparat wird mit großem
 (Erfolge geg. **Nachtheil** (sogenannter
 englischen Krankheit) gegeben u. unterstützt vollständig d. **Knochenbildung** d. **Kindern**.
 Preis für beide Präparate: **Fl. M. 1.**, **6 Fl. M. 5. 25.** und **12 Fl. M. 10.** —
Schering's Grüne Apotheke
 Berlin N., **Chaussee-Strasse 19.**
 Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und größeren Drogenhandlungen.
 Briefliche Bestellungen werden umgehend ausgeführt. [3507]



Historisch-kritische Ausgabe.

Unter Mitwirkung
hervorragender Germanisten
herausgegeben von

Joseph Kürschner.

Verlag von

F. Spemann, Berlin und Stuttgart.

Die neuesten Bände enthalten:

Leffings Werke X. Band. Herausgegeben von Dr. R. Borberger. Enthält: Hamburg. Dramaturgie.

Goethes Werke XXIII. Bd. Herausgegeben von Prof. Dr. G. Dünker. Enthält: Aus einer Reise in die Schweiz etc.

Die „Deutsche National-Litteratur“ ist die einzige, nach einheitlichem Plane angelegte wissenschaftliche Ausgabe der gesamten deutschen Litteraturgeschichte von ihren Anfängen bis zur Neuzeit.

Die „Deutsche National-Litteratur“ ist ein nationales Unternehmen von so hervorragender Bedeutung, das mehr als irgend eines Gemeingut der wahrhaft Gebildeten werden sollte.

Weltpost.

R. 45 in Mülhausen. Leider für uns nicht verwendbar. Wir haben das Schriftstück an Ihre Buchhandlung gesandt, von der Sie es abholen können.

D. W. in L. Wieder Ihre Fabel nach Ihre Apophorismen haben uns gefallen. Sind Sie etwa Klempnergehilfe, daß Sie solches Blech verarbeiten?

A. W. in T. Das können wir Ihnen nicht sagen. Gehen Sie aber zu einem Apotheker dort, der wird Ihnen nach jeder Richtung hin Auskunft geben und das Pulver auch machen.

L. W. in W. Das Zusammenlegspiel wollen wir gern gelegentlich verwenden. Wegen des ungebrochenen Exemplars wenden Sie sich am besten an Ihren Buchhändler. Wir hätten Ihnen das Blatt direkt geschickt, doch haben Sie vergessen, Ihre Adresse anzugeben.

L. W. in L. Auf den Umweg über Ihr Gedicht wird sich schwerlich jemand für Torquato Tasso und sein Schicksal begeistern lassen. Das Poem ist kühl bis ins Herz hinein.

R. W. in N. Sie haben sich im Voraus für uns den Kopf zerbrochen, um die Gedanken zu erraten, die uns bei der Festschreibung Ihres Gedichtes kommen werden. Aber Sie haben fehlgeschossen! Wir dachten nur das eine, an das Sie nicht dachten: Es ist unglaublich, welche Albernheit zu lesen einem Redakteur zugemutet wird.

L. Sch. in D. Da Ihre Bestrebungen nach Afrika zu kommen, bisher vergeblich gewesen und Ihnen auch Herr Dr. Meyer auf dreimalige Zuschrift nicht geantwortet hat, raten wir Ihnen, es einmal bei dem Großkaufmann Wörmann in Hamburg zu versuchen.

L. G. in T. „Ich weiß einen Tannenbaum“ (ich weiß sogar mehrere). Sie wissen auch „einen Steinbock“, aber offen gestanden ist diese Wissenschaft zu gering, um Sie zum Dichter zu machen. Auch das „schwarzbraune Schächlein“ hat Ihren dichterischen Kohl nicht fett zu machen vermocht. Also abgeblüht!

W. Th. in D. Das thut uns leid, wenn es uns auch erklärlich und ein Fingerzeig ist.

J. F. in A. Wie vorstehend! Ihnen zu einem Briefwechsel mit einem deutschen Mädchen zu verfallen, können und mögen wir nicht. Wir möchten gern nach allen Richtungen hin dienen, aber nur nicht als Gelegenheitsmacher. Sie scheinen sich auch die deutschen Mädchen anders zu denken als sie sind, die warten nicht auf einen Studenten in Siebenbürgen, der sogar fürs Briefschreiben „Freiheit“ verlangt, sondern sie sind ganz zufrieden mit ihrer guten deutschen Jugend dabeim.

P. St. T. in W. Ein Gedicht auf die Leiden des Kronprinzen Friedrich Wilhelm käme jetzt doch sehr post festum und wir könnten es nicht brauchen, auch wenn es besser wäre als es in der That ist.

F. v. W. in P. Wir haben genug, unser Herz verlangt nicht nach mehr!

Specialität! — Harmoniums

v. M. 120 an, unt. sichere Garantie
Frankfurterg. Preisl., Ref. gratis.
Alfred Merhaut, Leipzig

Für 4 Mark 50 Pf.
senden fco. ein 10 Pf. „Podet seine Mandel“, Rosen-, Beilchen- und Glycerinseife. Allen Haushaltungen sehr zu empfehlen. [3370]
Th. Coellen & Cie, Crefeld,
Seifen- u. Parfümeriefabrik.

Gegen Blutarmut!

Dr. Pfeuffers Patent 20,927.

Die k. Untersuchungsanstalt bezeugt, dass die von Herrn Dr. Pfeuffer bereiteten und anher zur chemischen Untersuchung überschickten Hämoglobin-Pastillen im Durchschnitt 1,3 Gramm Hämoglobin (natürliches Eiseneiweiß) enthielten und dass dieselben frei sind von für die Ernährung ungeeigneten Bestandteilen, wie solche im gewöhnlichen Blute als Excretionsstoffe (Auswurfstoffe) vorhanden sind. Obige Untersuchung bestätigt:

Dr. Rudolf Emmerich (kgl. Professor an der Univ. München).

Dr. Max von Pettenkofer (Geheimrat, kgl. Prof. an der Univ. München).

Dieses vorzügliche, von Aerzten anerkannte Naturheilmittel gegen Blutarmut u. Schwäche empfiehlt für Bleichsüchtige und schwächliche Kinder ganz besonders

Jesslers Ludwigs-Apotheke zu München.

Preis M. 3.—, ausreichend für 3—4 Wochen.

Da ich nicht reisen laße, so officire garantirt reinen, selbstgekelterten, Flaschen-reisen

Rheinwein

Weissen von 45 Pf. an pro Liter bis zu den feinsten Lagen.

Roten 70 Kleinste Gebinde 25 Liter.

Proben und Anweisung zum richtigen Abfüllen der Weine gratis und franko gegen Einsendung von 30 Pf. pro Probe für Glas und Packung.

Rierstein a. Rh.

Franz Hirsch, Weingutsbesitzer.

[3492]

für Nervenschwachen!

Riedel'scher China-Wein

und China-Wein mit Eisen.

Beste Medicinalwein zur allgemeinen Körperstärkung und Kräftigung. Appetit anregendes und Nerven stärkendes Mittel auch für Kinder.

Preis pro Flasche mit Einnehme-Gläschen M. 3.50., bei 6 Flaschen die 7. gratis.

Schweizer-Apotheke Berlin W. Friedrichstraße 173.

[3496]

Collection Spemann

Serie der Gegenwart. Moderne Romane.

Zuletzt ist erschienen:

Band 311. Foggazaro, Malombra. Band 1.

Preis des elegant gebundenen Bandes 1 Mark. Kataloge gratis in jeder Buchhandlung.



PRAG, Böhmen, Zeltnergasse Nr.

Echter

böhmischer Granatenschmelz

Reich illustrierte Preiscourante gratis und franko

Zollfreier Versandt ab Filiale in Berlin

Friedrichstrasse 173 W.

[3497]

Ersparnisse

machen diejenigen Damen, welche vor Beginn grösserer Arbeiten Muster machen

Spezialitäten: Strickwollen, Rock-Decken-Wollen aus engl. Kammerwolle

Zephyr u. Kameelhaar, meine absolut echtfarbigen Baumwollgarne, Häkergarne mit genau pass. Congressstrick

Hoffmanns „Goldetikett“ u. s. w. verlangen. Tausende intelligenter Hausfrauen rühmen die gebotene Auswahl

die Solidität und Billigkeit meiner Zeugnisse.

[3498]

Paul Hoffmann, Ruhrort a. Rh.

Sie husten nicht mehr

Dr. Rob. Bock's Pectoral

(Hustenstiller)

Gegen:
**Verschleimung,
Susten,
Heiserkeit.**



Bei:
**Katarrhen der
Luftwege,
Schnupfen etc.**

Von keinem Hustenmittel übertroffen.

Bock's Pectoral ersetzt Brustthee, Salmiak-Salzpastillen, Malzbonbons etc. etc.

Man überzeuge sich von dem Heilwerth durch Lesen der nach Hunderten zählenden ärztlichen Zeugnisse.

Für Kinder allen anderen Mitteln vorzuziehen.

Dr. Bock's Pectoral ist in den Apotheken à Schachtel 1 Mark zu haben, doch achte man genau darauf, daß die Umhüllung mit einer Etiquette wie obenstehende Abbildung verschlossen ist. Die Bestandtheile sind außen auf jeder Schachtel angegeben.

Dr. R. Bock's Pectoral (Hustenstiller) ist vorrätig: in Aachen Löwen-Apotheke, Altona Löwen-Apotheke, Augsburg Hof-Apotheke St. Anna, Berlin Kronen-Apotheke, Friedrichstraße 160, Bittoria-Apotheke, Friedrichstraße 19, Bromberg Apotheker Aufseßberg, Chemnitz Schloß-Apotheke, Coblenz Apotheker Fuchs, Danzig Apotheker Riehou, Dresden Mohren-Apotheke, Düsseldorf Elefant-Apotheke, Frankfurt a. Main Adler-Apotheke, Frankfurt a. Oder Adler-Apotheke, Götting Strubeische Apotheke, Halle a. Saale Hirsch-Apotheke, Hamburg Dänen-Apotheke, Neust. Neuenweg, Harburg Apotheker H. Müller, Kaiserslautern Löwen-Apotheke, Kiel Alte Rats-Apotheke, Köln Einhorn-Apotheke, Glodengasse, Königsberg i. Pr. Apotheker H. Kahle, Leipzig Albert-Apotheke, Lübeck Sonnen-Apotheke, Wagnburg Löwen-Apotheke, Weß Hirsch-Apotheke, Minden Faberische Apotheke, München Karmeliter-Apotheke, Nürnberg Marien-Apotheke, Oppeln Löwen-Apotheke, Posen Rote Apotheke, Regensburg Löwen-Apotheke, Siedtitz Pelikan-Apotheke, Stralsund Apotheker Berniel, Strassburg i. E. Meisen-Apotheke, Stuttgart Apotheker Reihlen & Scholl, Trier Löwen-Apotheke, Wiesbaden Adler-Apotheke, Würzburg Raim-Apotheke. — Oesterreich-Ungarn: in Wien Apotheker A. Moll, Tuchlauben 9, Budapest Apotheker v. Zádor, Prag Malz Fantasia-Apotheke. — Schweiz: in Genf Pharmacie Sauter.

[3499]

Angenehm und unschädlich

Weltpost.

E. G. in N. Sie fingen:

„Lied der Zeit“, wenn in den Abendstunden
sich ein an dem Fenster tiefe,
aus dem bestrahlten Himmel sehe,
das Lichte, das das Glück mit sich entzündet.“
Ja, da kann es ja mit dem Denken an
die und dem Unglück nicht ganz so schimmern
sein. Denn einmal bestrahlt Sie Ihren
Sinn wie auf die Abendstunden, wo Sie
sich nicht irgend etwas zu thun haben, und
sich haben Sie zu Liebes- und andern
Sorgen einen bestrahlten Himmel nötig. Da
ist es ja an Schmerzensstagen oder rich-
tig nicht. Das stimmt uns aber
nicht genug, um Ihr Gedicht vor
Verachtung zu retten.

H. in G. Diätantag! Spielen Sie nicht
dem Feuer und nicht mit dem großen
Feuer, der als „letzten Glückesstrahl“ im
den Tod am Herz des geliebten Weibes
erschlägt. Dazu gehört ein tieferes,
höheres Empfinden, als aus Ihren schwach-
sinnigen Reimereien zu Tage tritt.

K. in St. D. Ihre patriotische Be-
achtung ist gewiss ehrlich, aber Ihr dis-
tinguieren ist unter Wut. Gedankengang
ist form Ihres Zeugnisgedichtes entsprechen
das wenig selbst den bescheidensten Anfor-
derungen.

M. in B. Es ist das auch ein
„Lied der Zeit“, das angeht das furcht-
bare Drama, das sich in Oesterreich abge-
spielt hat, nationalistische Reporter mit allen
ihnen lägenhaften Notizen ungestraft
zu dem treiben dürfen. Wenn sie die Maje-
stät des Todes fühlt und sie nicht menschen-
würdig bei dem Gedanken der schweren
Sünden, die dem Entschluß des unglück-
lichen Häftlings vorausgegangen sein
müssen, so sollte sie ihr Mitgefühl für die
wenig gewöhnlichen Eltern doch wenigstens
einmal von ihrem rohen und
schlechten, gewissenlosen Treiben abhalten.

A. in S. Sie wollen „ohne jede
Basis“ täglich Jura studieren? Und
das nach dem „possessionen Lehrinstitut“?
Sind sich das Studium der Rechte
und so auszumalen, wie etwa den
Lern in der freiwilligen Presse. Sie kön-
nen Rechte nur auf einer Universität
zu deren Besuch Ihnen wiederum
erforderliche Besuss eines Gymnasiums
haben; wir raten Ihnen aber nach
Ihre Vorse entschieden ab.

J. in C. Wir haben leider das
nicht, um uns selbst den vergnügten
Lern zu verschaffen, danken aber nichts-
weniger für den freundlichen Hinweis.

M. in F. Die betreffenden Verse
sind dem Humoristen Buch.

M. in B. Zur Imitation bunter
Liedern empfehlen wir Ihnen, sich mit
Gedicht von Paul Maude in Berlin
(Liederschatz, 26) in Verbindung zu
das auch sonst für alle Handarbeiten
komplette Auskunft und praktische Unter-
stützung.

Mehrere Abonnenten. Es scheint,
wie Ihnen immer zartener und
zu Runt des Redigierens der reine Cier-
schen den späten Reden „mehrerer
Abenden“ wird. Wie wir nun sehen, ist
das genug, tausendfache Empfindlichkeiten
dazu auf den Text zu schauen, alles
Wort auf den Bildern zuzudecken, was
nicht selten als eitel Spekulation auf
Erfolgsseite ansehn, nun sollen auch
die Menschen mit dem Rad falscher
Schmerzempfindung angeknüpft werden!
Nur, daß eine illustrierte Zeitschrift
auch durch die Illustrationen
„Wort und Geist veredelnd wirken“
sollten sich über die Wiedergabe
einer Landschaft, von denen Sie sagen,
„das Schicksal nur abstoßen und ge-
wisse anziehen“. Die Sache hat eine
Bühne, aber sie hat auch eine sehr
Bühne, denn in Wahrheit fragen Sie
sich an und sündigen gegen das
heilige Gebot der christlichen Religion,
„umfassende Liebe“. Sie vergessen, daß
wäre der Ihnen abstoßend erschein-
ende alle ein menschlicher Geist wohnt
und hat ein Herz, treuer und feinfüh-
ler als das manches Paradies, der mit
ihm das Bild auf den Spiegel beim
Lern Ihrer Illustration in das Wort aus-
sagen dankt dir, Gott, daß ich nicht
bin. Aber auch von allem ab
ist es rationell eine Ungeheuer-
macht zu verlangen, Sie verschlei-
en die Forderung einer Zeitschrift
aus Gebot der Ethnographie, das
ist die Illustration die denkbar gün-
stigen und in vieler Beziehung
höchste Interesse (gerade heute!) bietet.
V. in T. Nichts für uns.

Solide Buckskins das Meter von M. 3.90
ab versendet auch an Private. Muster frei.
[3 93] Bruno Frenzel, Cottbus.

FÜR TAUBE. Eine durch ein einfaches
Mittel von 23jähriger Taubheit u. Ohren-
geräuschen geheilte Person ist bereit,
dessen Beschreibung Jedem gratis zu
senden. Adr.: Nicholson, Wien IX, Koling 4.


Erntefucht
heile ich durch mein vorzügliches Mittel und
liefere auf Verlangen umsonst gerichtlich
geprüfte und eidl. erhärtete Zeugnisse.
Reinhold Retzlaff, Fabrikant in Dresden 10.

Asthma, Katarrh, Bronchitis.
Sehr wirksames Mittel. Man
verlange die [3482]
Zigarretten
von
Kraepelien & Holm,
Apotheker, Zeit (Holland).
Nach Einnahme des Rauchs tritt so-
gleich Erleichterung ein. Jede Zigarrette
ist mit unserem Namenszug versehen.
Preis per Ctn M. 1.50 u. 90 Pf.
In den meisten Apotheken

Soeben erschien folgende hervorragende Neuigkeit schon in 3. Auflage.
Von der Wiege bis zum Grabe.
Ein Cycles von 16 Fantasiestücken für Klavier zu 2 und 4 Händen.
Von **Carl Reinecke**, op. 202.

Inhalt:	2 h.	4 h.		2 h.	4 h.
1) Kinderträume . . .	M. 1.—	1.30.	9) Des Hauses Weihe . . .	M. 1.—	1.50.
2) Spiel und Tanz . . .	1.—	1.30.	10) Stilles Glück . . .	—	80. 1.—
3) In Grossmütterchens Stübchen . . .	1.—	1.30.	11) Trübe Tage . . .	—	80. 1.—
4) Rüstiges Schaffen . . .	1.—	1.30.	12) Trost . . .	—	60. 1.—
5) In der Kirche . . .	—	80. 1.—	13) Geburtstagsmarsch . . .	—	80. 1.—
6) Hinaus in die Welt . . .	—	80. 1.30.	14) Im Silberkranz . . .	—	80. 1.—
7) „Schöne Maiennacht“, wo die Liebe wacht“ . . .	—	80. 1.—	15) Abendsonne . . .	—	80. 1.—
8) Hochzeitszug . . .	—	80. 1.—	16) Ad astra . . .	—	80. 1.—
			2händ. kpl. 2 Hefte à 3 M., elg. gb. 8 M.		
			4händ. kpl. 2 Hefte à 4 M., elg. gb. 10 M.		
Verbindender Text. crypt.			3487		

Ich empfehle diese hinreissend schönen Stücke unseres berühmten Meisters
Prof. Dr. Carl Reinecke allen Musikfreunden angelegentlichst, dieselben
sind ein Schatz für jede Familie, erfreuen und erbauen Jung und Alt.
Zu beziehen durch jede Buch- u. Musikhandlg. od. direkt franko vom Verleger.
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig — St. Petersburg — Moskau.
Dresdner Nachr.: So reizend u. charakteristisch, dass sie nicht verfehlen wer-
den, die allgem. Aufmerksamkeit der musikalischen Welt auf sich zu lenken.
— Prof. Breslau im Klavierlehrer: In feinsten Meisterschaft gezeichnet.
Wir machen die Klavierspielende Welt auf das reizende Werk aufmerksam.




Mouson'sche Toiletteseife

für den deutschen Haushalt

Ein grosser Theil des consumirenden Publikums misst der Toiletteseife, — dem Producte welches mit dem Körper täglich in innigste Berührung tritt — immer noch zu wenig Wichtigkeit bei und Gesundheit und Schönheit haben unter dem Einfluss von geringen und schlecht fabrizirten Seifen schon viel leiden müssen.

Die Toiletteseife „für den deutschen Haushalt“ soll Jedermann Gelegenheit geben sich für bescheidenen Kostenaufwand ein wirklich gutes und reeles Stück Seife zu verschaffen. Die Firma MOUSON & Co übernimmt für die Güte derselben jede Garantie.

Ueberall in Deutschland für 25 Pfennige zu haben.



Pierer's



12 Bände

Konversations-Lexikon

Siebente vollständig umgearbeitete Auflage.

Herausgegeben von
Joseph Kürschner.
Mit
Universal-Sprachen-Lexikon
nach Joseph Kürschners System.
Erscheint in 230 Lieferungen à 35 Pf., oder in 24 Halbbänden à M. 3. 25., oder in
12 eleganten Halbfranzbänden à M. 8. 50.
Der 2. Band ist soeben erschienen.
Zu beziehen durch jede Buch- und Kolorportagehandlung, oder wo eine solche nicht existiert, direkt vom Verleger.
Berlin und Stuttgart. W. Spemann

Weltpost.

H. S. in D. Der Verfasser des Aufsatzes über Nährstoffe der Pflanzen ist Professor in Jena, vielleicht werden Sie sich an ihn; wir sind nicht in der Lage, Ihre Anfrage zu beantworten.

G. L. in D. Der betreffende Aufsatz wurde speziell für uns von einem Mitarbeiter geschrieben, der die Ruinenstadt aus eigener Anschauung kennt. Das Heft können Sie jederzeit nachbezogen.

M. H. in W. Der Verfasser des Gedichts zu unserem Preiswettbewerb ist W. Bihlert, der Komponist des Rätselrings selbst der Redakteur unserer Schachabteilung, Hans v. Windthilf.

Dr. G. H. in G. Wir sind in der Lage, Ihnen Näheres über die Leipziger Fahrrad Ausstellung, welche vom 23. d. M. bis 3. März abgehalten wird, mitzuteilen, was auch andere Freunde des Radports interessieren wird. Die Ausstellung wird eine außerordentlich vielseitige werden und dürfte weiteste Kreise interessieren. So will u. a. der Deutsche Radfahrerbund eine landschaftliche Gruppe nebst Bundesgrenzfest senden. In letzterem werden nur Sachen enthalten sein, die einerseits von dem Umfang und der Bedeutung des Deutschen Radfahrerbundes Zeugnis geben, andererseits sich auf den Beginn des Radfahrports in Deutschland beziehen. Im Mittelpunkt des Festes wird sich die lebensgroße Wüste des Freiherrn von Drais, des Erfinders des Fahrrad, befinden und darunter die von Bundesmitgliedern errungenen Ehrenpreise von gekrönten Häuptern, Fürstlichkeiten oder sonstigen Stiftern außerhalb des Bundes, mehr Sachen von hohem künstlerischem Werte. Gau- und Vereinsbanner werden ganz abgesehen. Zu dem an drei Abenden abzuhaltenden Konfuzienfahrrad sind nicht weniger denn 81 Nennungen erfolgt, die sich wie folgt verteilen: Kampf um die Meisterschaft von Europa im Kunstfahren auf dem Zweirad fünf, und zwar sind hierbei vertreten die Städte Bernburg, Köthen, Hannover, Nürnberg und Ottenen bei Altona; für das Einzelfahrrad liegen acht Nennungen vor, darunter außer den eben genannten noch Berlin und Köthen; am Meisengarten beteiligen sich vier resp. fünf Klubs, am Kunstfahren zehn und am Fußradfahren fünf Herren. Als Preise sind ausgesetzt neben einem goldenen Meisterschaftsrengeneisen, künstlerisch ausgeführte Ehrenurkunden und Wertgegenstände. Auf der Ausstellung werden ca. 150 Aussteller des In- und Auslandes vertreten sein, besonders aus England. Neben Fahrrädern aller Konstruktionen, Fabriken und Marken kommen auch historische Fahrräder zur Ausstellung, darunter das vom Erfinder Freiherrn von Drais selbst gebaute und gefahrene. Einzelteile werden selbstredend in hervorragender Weise da sein, und sind gerade diese ganz geeignet, Zeugnis für die große Bedeutung zu geben, welche das jüngste Kind der Eisen- und Stahlindustrie gewonnen hat. Das Radfahren ist schon lange nicht mehr allein Sport, die ernste, praktische Seite ist nicht zuletzt von den Behörden erkannt, wofür die Ausstattung der höheren Wegebauämtern in Schlesien mit Dreirädern ein Beweis neuesten Datums ist, ganz abgesehen davon, daß das Dreirad für Militärschwade schon längere Zeit Verwendung findet. Nach den bisherigen Anfragen und Anmeldungen zu schließen, läßt sich auf einen ganz bedeutenden Fremdenzufluß rechnen. Um den vielfachen Anfragen zu genügen, bringen wir hier nochmals die Namen des geschäftsführenden Komitees: G. Adolf Simon (Vorsitzender), Theophil Weber (Schriftführer) und Rob. Höfer (Kassierer). Das Ehrenkomitee wird von den Spitzen der höchsten Behörden in Leipzig gebildet. Für genügende und möglichst billige Unterkunft wurde nach Möglichkeit Sorge getragen und gibt der Schriftführer auf Anfragen gern Auskunft. Dauerkarten, gültig zu fortgesetztem Besuch der Ausstellung und sämtlichen Festlichkeiten inkl. der Eröffnungsfeierlichkeiten, werden zum Preise von zehn Mark abgegeben. Als Beweis dafür, daß die Ausstellung nichts weniger als einseitig sein wird, nennen wir heute nur den total in Eisen und Stahl ausgeführten zweirädrigen Pongwagen der Firma Paul Fode & Cie. in Leipzig, der insofern vollständig originell und neu in Deutschland ist, als dessen hohe Stahlräder mit Gummi und dreierlei Anordnung der Stahlspeichen auf Kugellager ruhen, wodurch, wie beim Fahrrad, die Reibung auf ein Minimum herabgedrückt wird.

L. L. in R. Die gewünschte Auskunft müssen Sie sich schon von der deutschen Kolonialgesellschaft direkt holen. Deren Sitz ist in Berlin. Nähere Adresse nicht nötig.

Apoth. Rich. Brandt's

Schweizerpillen

seit 10 Jahren von Professoren, praktischen Aerzten und dem Publikum als billiges, angenehmes, sicheres und unschädliches Haus- und Heilmittel angewandt und empfohlen. Erprobt von:

Prof. Dr. R. Virchow,

Berlin,
v. Gietl,
München (H),
Reclam,
Leipzig (H),
v. Nussbaum,
München,
Hertz,
Amsterdam,
v. Korczynski,
Krakau,
Brandt,
Klausenburg.



Prof. Dr. v. Frerichs,

Berlin (H),
v. Scanzoni,
Würzburg,
C. Witt,
Kopenhagen,
Zdekauer,
St. Petersburg,
Kasan,
Lamb,
Warschau,
Forster,
Birmingham.

bei Störungen in den Unterleibsorganen, Leberleiden, Hämorrhoidalbeschwerden, tragem Stuhlgang, habitueller Stuhlverhaltung und daraus resultierenden Beschwerden, wie: Kopfschmerzen, Schwindel, Beklemmung, Athemnoth, Appetitlosigkeit etc. Apotheker Rich. Brandt's Schweizerpillen sind wegen ihrer milden Wirkung von Frauen gern genommen und den scharf wirkenden Salzen, Bitterwässern, Tropfen, Mixturen etc. vorzuziehen.

zum Schutze des kaufenden Publikums

Set noch besonders darauf aufmerksam gemacht, daß sich Schweizerpillen mit fälschender ähnlicher Verpackung im Verkehr befinden. Man überzeuge sich stets beim Ankauf durch Abnahme der um die Schachtel gewickelten Gebrauch-Anweisung, daß die Etiquette die obenstehende Abbildung, ein weißes Kreuz in rothem Felde und den Namenszug Rich. Brandt trägt. Auch sei noch besonders darauf aufmerksam gemacht, daß die Apotheker Rich. Brandt's Schweizerpillen, welche in der Apotheke erhältlich sind, nur in Schachteln zu Mk. 1 (keine kleineren Schachteln) verkauft werden. — Die Bestandtheile sind außen auf jeder Schachtel angegeben.

Richard Brandt's Schweizerpillen sind in den meisten Apotheken Europas vorrätig, u. a. in Aachen: Löwen-Apotheke, Berlin: Kronen-Apotheke, Friedrichstraße 160, Victoria-Apotheke, Friedrichstraße 19, Breslau: Kränzelmarkt-Apotheke, Chemnitz: Nicolai-Apotheke, Danzig: Apotheker Viehau, Dresden: Mohren-Apotheke, Düsseldorf: Elefanten-Apotheke, Frankfurt a. M.: Adler-Apotheke, Götting: Sternweiche Apotheke, Halle a. S.: Griech-Apotheke, Hamburg: Hafen-Apotheke, Heuß, Neuenweg, Kaiserlautern: Löwen-Apotheke, Kiel: Alte Rats-Apotheke, Köln: Einhorn-Apotheke, Königsberg i. Pr.: Apotheker H. Kahle, Leipzig: Albert-Apotheke, Lübeck: Sonnen-Apotheke, Magdeburg: Löwen-Apotheke, Meck: Griech-Apotheke, Minden: Faberische Hof-Apotheke, München: Karmeliter-Apotheke, Rosen-Apotheke, Nürnberg: Marien-Apotheke, Opatowitz: Löwen-Apotheke, Posen: Rote Apotheke, Schwerin: Sarnowische Hof-Apotheke, Stettin: Pelikan-Apotheke, Stralsund: Apotheker Bernier, Straßburg i. G.: Meisen-Apotheke, Stern-Apotheke, Stuttgart: Apotheker Reichen & Scholl, Trier: Löwen-Apotheke, Wiesbaden: Adler-Apotheke, Würzburg: Hof-Apotheke. — Oesterreich-Ungarn: in Wien: Apotheker A. Moll, Tuchlauben 9, Budapest: Apotheker von Török, Prag: Max Fantasia Einhorn-Apotheke. — Schweiz: in Genf: Pharmacie Sauter, Zürich: Apotheker R. Brandt. — Für Amerika: Brandt's Schweizerpillen Co., New York, Corner Grand Street and Bowery. [3338]



Russische Boots f. Herren, hoch 8 Mk., halbhoch 6 Mk., f. Damen m. Pelz 7,50 Mk., m. Krimmer 7 Mk., Mädchenboots von 6 Mk. an. Kinderboots von 5 Mk. an. Damenschuhe von 2,50 Mk. an. Mädchenschuhe 1,75 Mk. Kinderschuh 1,50 Mk. Herrenschuhe 4 bis 5 Mk. Gummi-Regen- und Staubmäntel in neuesten Façons u. Stoffen. Damenmäntel 10, 15, 20, 25, 30, 40 Mk. Herren-Paletots 10, 15, 20, 25, 30, 40 Mk. Herren-Havelocks 30—60 Mk. Gummi-Wäsche (acht Hyatt). Abwaschbare Spielkarten. W. Krahl, Berlin S. W., Markgrafenstrasse 89. Katal.chirurg. u. med. Specialitäten grat. [3357]

Bewährtestes Mittel gegen Kopfschmerzen, Migräne, Neuralgische Schmerzen, Rheumatismen, Keuchhusten u. A.
(Dosis für Erwachsene 1—2 Gramm) [3485]

ist **Dr. Knorr's Antipyrin,**

zu haben in allen Apotheken; man verlange ausdrücklich „Dr. Knorr's Antipyrin“. Jede Original-Büchse trägt den Namenszug des Erfinders „Dr. Knorr“ in rothem Druck.

Feines

Tafelgeflügel

versendet in Postcollis franco jeder Station des Deutschen Reiches gegen Vornahme die Geflügel-Waarenliste auf Gel Pollanz b. Radkersburg, Oesterreich 1 Postcollis milchgemästetes Geflügel, 1 naturgemästetes. Die Collis können enthalten: 5 Brathühner, 25; oder 3 Gänse; oder 1 Enten, 4 Brathühner; oder 1 Gans, 1 Brathuhn, oder 2 Gänse; oder 1 Truthuhn. [3410]



Friedr. Carl Oettinger
WÜRZBURG

12 grosse Flaschen im

12 vorzüglichen Sorten

Kiste & Packung frei

MARK 19 ab Würzburg

Preisbuch gratis franco

Telephon-Fabrik

Mix & Genest

S. W. BERLIN S. W.



Transport. Tisch-Station.

Wiederverk. illust. Preis. gratis.

Die besten Sänge

liefert unstreitig das größte Kanarienvogel-Versandgeschäft R. Maschke, St. Andreasberg. Inhaberin Frau L. Maschke. Preisliste gratis.

G. C. Kessler & Cie.

Esslingen.

Hofliefer. Sr. Maj. des Königs v. Württemberg. Liefer. Ihrer Kais. Hoheit der Herzogin von Wera. Grossfürstin von Russland.

Liefer. Sr. Durchl. des Fürstent. Hohenlohe, kaiserl. Statthalter in Elsass-Lothringen.

Älteste deutsche Schaumweinkellerei.

Feinster Sect.

Gegründet 1826.



General-Agentur
für
Australien:
Weiler, Heidepriem & Co.,
Melbourne.

Eigenes Haus
in
New-York,
5 Worth Street:
Schilling, Stollwerck & Co.
mit
Abzweigungen
in
Chicago,
St. Francisco,
Yokohama
und
Shanghai.

Chocoladen- und Zuckerwaaren-Fabrik



Gebr. Stollwerck, Köln,
Kaiserl., Königl., Grossherzogl. etc. Hoflieferanten.

General-Agentur
für
England:
J. HARTL,
London,
Herbert-Street 51 & 52.

Zweigniederlassungen
in
Berlin,
44 Kronenstrasse.

Wien,
8 Hohermarkt.
Frankfurt a. M.,
3 gr. Bockenheimerstr.
Breslau,
31 Schweidnitzerstr.
Amsterdam,
101 Kalverstraat.
Brüssel,
76a Boulevard Anspach.

Dampf- und Maschinenbetrieb von 550 Pferdekraft.

Beste Rohmaterialien — sorgfältige Verarbeitung.

Feine
Ess- und Trink-Chocoladen.

Cacao in Pulver und Tafeln.
Schnelllöslicher Puder-Cacao.



Die Fabrik
ist
brevetirte Lieferantin
der meisten
europäischen Höfe
und ihre
Fabrikate
wurden durch
34 Ehren-Diplome
goldene und silberne
Medaillen
ausgezeichnet.



Chocoladen in Phantasie-Packungen in der
reichsten Auswahl; Marzipane, Bonbons,
Confete etc. Feine Dessert-Bonbons,
conservirte Früchte und Marmeladen.
Brause-Limonade-Bonbons
mit verschiedenem Geschmack.

Alleinige Fabrikanten von

Dr. Michaelis' Eichel-Cacao.

Als ein tägliches diätetisches Getränk, sowie als ein
nährendes Heilmittel bei Brechdurchfall und Diarrhoe
von den ersten Autoritäten der medicinischen Wissen-
schaft empfohlen.

Durch die neuesten Verbesserungen unserer Chocolate-Maschinen eigener Construction wird nicht nur in Ge-
schmack, Aroma und feiner Verarbeitung der Chocolate, bedeutender Fortschritt erzielt, sondern auch durch automa-
tisch wirkende Vorrichtungen die Berührung der Chocoladen durch Menschenhand auf die wenigstmögliche herabgemindert.

Stollwerck'sche Chocoladen, Cacaos & Zuckerwaaren sind allerorts käuflich.

Weltpost.

M. S. S. in W. Die Reime in Ihrem Gedicht lassen so winzigen übrig, sonst gefällt es uns. Wenn Sie das wenig geschmackvolle „Tiefen“ herausputzen können, wollen wir das Gedicht gelegentlich bringen.

D. in G. Freundschaft dankend abgelehnt!

H. G. in W. Sie wollen ein „billiges Weltbad“? Da kann Rat werden. Wie aus einem Schriftchen hervorgeht, welches der Verfasser im Selbstverlage für 15 fr. = 25 Pfg. erscheinen lässt, und zwar bereits in 9. Auflage, kann sich der Kranke, der nach Wildbad Gastein zu gehen beabsichtigt, in vielen Fällen dahinein heilen, indem er das Wasser aus Bad Gastein bezieht. Zur Orientierung laufe man sich das Schriftchen: „Ueber Wildbad Gastein und den Gebrauch des verdornten Gasteiner Heilwassers“, dargestellt von Dr. Gust. Prüll, prakt. Arzt zu Meran (Winter) und Bad Gastein (Sommer).

S. R. in W. Die Adresse des Arztes ist Stuttgart, Olgastraße 93.

Den drei hohen Mädelein in Leipzig, die da in der Weltpost der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer“ Heft 3 pro 1888/89 gern Auskunft haben wollen über die Wichtigkeit der Sage des citierten Gedichtes: „Seht sich ein hohes Mädelein . . .“ kann ich dienen, wie vielleicht noch andere Abonnenten in Deutschlands Gauen.

Wandert ihr von dem Bade Juliussthal in Hartzburg, im Hartzgebirge gelegen, in dem Thale der süßlichen und brausenden Kobau flussaufwärts nach dem lieblichen Wasserfall, so paßiert ihr nach ungefähr 20 Minuten rechter Hand den sogenannten Brautstein; der Name ist daran geschrieben mit weißer Oelfarbe. Von dem geht die Sage, welche in obige angefangene Verse gekleidet ist.

Viel Glück zur lustigen Fahrt in nächster Sommerfrische. W. in R.

Der Dilettant.

Musterblätter für Laubsäge, Schnitz-, Einlege- u. d. h. häusl. Kunstarbeiten. Durch sämtl. Buchhandl. u. Postb. pro Halbj. 2 M. zu bez. Proben 20 J. in Briefen. May & Widmayer's Verlag in München.

Gediegene kaufmännische Ausbildung — giebt Stellung und Existenz. —
Prospekt — Brieflicher prämiierter Unterricht —
Probierbrief **BUCHFÜHRUNG** —
Schnell-
Schön-
schrift
gratis.
Correspondenz, Rechnen
Kontorarbeit
Erstes deutsches Handels-Lehr-Institut
Otto Siede — Elbing.

Permanente Ausstellung

von Neuheiten auf haus-
wirtschaftlichem Gebiete.
KARL HIRSCH & Co. BERLIN W.
Leipziger Strasse 2.

FUER UNSERE KRANKEN!

Kostenfrei für Jedermann hat die Direction des Sanjana-Institutes zu Egham (England) eine neue Aufl. der Sanjana-Heilmethode in deutscher Sprache herausgegeben. — Die Sanjana-Heilmethode ist das berühmteste Heilverfahren der Neuzeit und beweist sich von ganz wunderbarem Erfolge bei allen Stadien der Lungenschwindsucht, chron. Lungen-Catarrh, Verhärtung der Lunge, tuberculöser Erweichung, Asthma, Emphysem; bei Nerven-, Gehirn- und Rückenmarks-Leiden, sowie bei allen hieraus resultirenden Krankheitszuständen. Jedermann erhält die Principien dieser Heilmethode gratis u. franco durch den Secretär der Sanjana-Company, Herrn Paul Schwerdfeger zu Leipzig. NB. Zahlreiche Zeugnisse über die erstaunliche Wirkung der Heilmethode sind jedem Exemplare beigegeben. [3399]

Mondamin Brown & Polson

alleinige Fabr.

k. engl. Hofl.

Entöltes Maisproduct. Zu Puddings, Fruchtspeisen, Sandtorten etc. und Entöltes Maisproduct. Für Kinder und Kranke mit Milch gekocht speciell geeignet — erhöht die Verdaulichkeit der Milch.

Grossherzogtl. Sächs. Hofpianoforte-Fabrik

von

L. Römhildt, Weimar.

Prachtvoller
Ton!

Specialität:

Einfache stylgerechte
Gehäuse!

Geradsaitige und kreuzsaitige Export-Pianos in 8 verschiedenen Modellen. Prämiert auf 10 Welt- und grossen Provinzial-Ausstellungen mit ersten Preisen. Lobende Anerkennungen von Dr. Franz Liszt, Hans von Bülow, Lassen, Müller-Hartung und anderen. Kontraktliche 5jährige Garantie bei feuchtestem Standort. — Günstige Ratenzahlungen. — Preis-Kourante gratis.

Garantie-Seidenstoffe

der Seidenwaaren-Fabrik von: von Elten & Keussen, Crefeld,

Fabrikmarke.

direkt aus der Fabrik, also aus erster Hand, zu beziehen.



Gegründet 1873.

In beliebigem Meter-Maass zu Fabrikpreisen:

Garantirt solide schwarze Seidenstoffe, weisse und Crème Seidenstoffe, schwarz und weiss carrirte und gestreifte Seidenstoffe, farbige Seidenstoffe und Rohseidenstoffe, schwarze Sammete und Peluche etc. etc. Man schreibe wegen Zusendung der reichhaltigen Mustercollection. [3208]

Erfrischende, Abführende, Fruchtpastille

TAMAR INDIEN

GRILLON

Gegen **VERSTOPFUNG**

Hemorrhoiden, Congestion, Leberleiden
Magenbeschwerden

Paris, E. GRILLON, 27, rue Rambuteau
IN ALLEN APOTHEKEN.

IN DEN APOTHEKEN:



75 PFENNIGE.

HERMANN SCHERRER
LODEN-ARTIKEL
genielsen
Weltruf
Kataloge
gratis.
Herm. Scherrer, München, Neuhauserstr. 23

Glas-Schreibfedern

3 Stück Proben für M. 1.40. Briefmarken.
VON GUSTAV PICKHARDT in Bonn

Gesetzlich geschützt.



Pflanzen-Nährsalz-Extrakt enthält die für die Blutbildung so nötigen Nährsalze. Per Topf 1,70 M.

Alleinige **Hewel & Veithen, Köln a. Rh.**, Chokoladen-Fabrikanten: Fabrik.

Man verlange und ersehe Näheres aus Gratis-Broschüre.
General-Depôt für England: Andre & Co., Haekney-London.

Dr. med. Lahmann's diätet. Nährmittel.

Nährsalz-Cacao-Pulver, leichtlöslich, ohne schädliche Alkalien (Soda, Pottasche), per Pfund 3 M.

Nährsalz-Chokolade. Beiden Sorten leichte Verdaulichkeit, höchster Nährwert eigen; gewöhnlicher Chokolade vorzuziehen. Blutarmen und schwächlichen Personen besonders empfohlen, per Pfd. 1.60 u. 2 M.

Vegetabile (Pflanzen)Milch. Kindernährmittel, kein Mehlpräparat, macht, vermisch mit Kuhmilch, letztere für Säuglinge verdaulich. Viele dankbare Anerkennungen-Schreiben. Per Büchse 1,30 M. [3364]

Besten Schutz

bietet Jedermann eine gute und zuverlässige Waffe. Wer eine solche anschaffen will, verlange das aut. ill. **Waffenalbum** von Joh. Wahl, Waffengeschäft, Stuttgart. [3189]

Für die
Gebildeten
aller Stände!

„Tägliche Rundschau“

mit täglicher
Unterhaltungs-Beilage
unter Mitwirkung von mehr als
hundert der berühmtest. Schrift-
steller u. Gelehrten Deutschl.
Verlag von B. Brigl, Berlin.
Preis: vierteljährlich 3 Mk. bei
allen Reichspost-
stellen u. Zeitungs-
pediteuren

Weltausstellung Brüssel 1888, gold. Med.

Kranken-Fahrstühle
für Zimmer u. Straße. Schlaf-
u. Ruhebetten, Universal-
Trag-u. Zimmerleibstühle
verschieb. Kopfst. u. d. d.
tische r. i. anert. Güte.
Cat. fr. Köhler & Co. Hofl., Heideck.

Bestes Putzmittel der W.



Man achte auf Firma und Schutzmarke

Fledten, auch Gefäch-
Bartflechten,
mit Erfolg bei
Joseph Gulla, Elberfeld

7 C. L. Flemming

Klohenstein b. Schwarzen-
empf. kleine Leiterwagen f. Kinder
wachsene
m. abgedr.
Eisenachs.

gut be-
schlag.
25 50 100 Ko. Tragfähigk.
7.-, 12.-, 18.- M. pr. St. blan-
Franks nach allen Stat. Deutschl. u.

Ziegenbockwagen, Kinderschl-
Weihnachtsgeschenke für Kinder
wachsene. Illustr. Preislisten

Chem. Tinten

in Pulverform
löslich, gleich
nutzen. — Da
von Dr. PITSCHKE, teste, un-
Chemiker in BONN. liche, nie bla-
Eisen-Gallustint
vom Kaiserl. General-Postamt zum
Fügung empfohlen. Probepäckchen
80 Pfg. Amtlich geprüfte Normal-
Tintenklasse I. a. Liter 1 Mark u.
14 Mark. Alle Sorten feinsten farb-
nach Wahl der Farbe a. 1/2 Liter
Versend. unter Nachn. oder vorh. i.
Preis-Cour. u. Prosp. frei. Wieder-
verkauf

Königliches Conservatorium der Musik zu Leipzig.

Die Aufnahme-Prüfung findet **Mittwoch den 24. April**, Vormittags 9 Uhr statt. Der Unterricht erstreckt sich auf Harmonie- und Compositionslehre, Pianoforte, Orgel, Violine, Viola, Violoncell, Contrabass, Flöte, Oboe, Clarinette, Fagott, Waldhorn, Trompete, Posaune, Harfe — auf Solo-, Ensemble-, Quartett-, Orchester- und Partitur-Spiel — Solo- und Chor-Gesang und Lehrmethode, verbunden mit Uebungen im öffentlichen Vortrage, Geschichte und Aesthetik der Musik, italienische Sprache und Declamation — und wird ertheilt von den Herren: Professor F. Hermann, Professor R. Papperitz, Organist zur Kirche St. Nicolai, Kapellmeister Professor Dr. C. Reinecke, Th. Coccius, Universitäts-Professor Dr. O. Paul, Dr. F. Werder, Musikdirector Dr. S. Jadassohn, L. Grill, F. Rebling, J. Weidenbach, C. Piutti, Organist zur Kirche St. Thomä, B. Zwintseher, H. Klesse, kgl. Musikdirector Professor Dr. W. Rust, Cantor an der Muschelschule, A. Reckendorf, J. Klengel, Kammervirtuos A. Schröder, R. Bolland, O. Schwabe, W. Barge, G. Hinke, Gumpert, F. Weinschenk, R. Müller, A. Brodsky, P. Quasdorf, E. Schüecker, H. Sitt, W. Rehberg, C. Wendling, Bentzsch, P. Homeyer, Organist für die Gewandhaus-Concerte, H. Becker, Frau Professor A. Schimon-Regan, den Herren A. Ruthardt, G. Schreck, C. Beving, F. Freitag.

Die Einweihung des neuen grossen Gebäudes, welches von der Stadt Leipzig dem Königlichen Conservatorium abgetreten worden ist, hat am 5. Dezember 1887 stattgefunden.

Die Direction der hiesigen Gewandhaus-Concerte gewährt den Schülern und Schülerinnen des Königlichen Conservatoriums freien Zutritt nicht nur zu den sämtlichen General-Proben der in jedem Winter stattfindenden Gewandhaus-Concerte, sondern in der Regel auch zu den Kammermusik-Aufführungen, welche im Gewandhause gehalten werden.

In den Räumen des Instituts sind zu Unterrichtszwecken drei Orgeln aufgestellt.

Mit Rücksicht auf die Befähigten zu ertheilende vollständige Ausbildung für die Oper ist in dem neuen Hause eine Uebungs-Bühne errichtet.

Das Honorar für den Unterricht beträgt jährlich 360 Mark, welches in 3 Terminen: Ostern, Michaelis und Weihnachten, mit je 120 Mark pränumerando zu entrichten ist. Ausserdem sind bei der Aufnahme 10 Mark Eintragsgebühr zu zahlen.

Ausführliche Prospective werden vom Directorium unentgeltlich ausgegeben, können auch durch alle Buch- und Musikalienhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden.

Leipzig, Februar 1889.

Das Directorium des Königlichen Conservatoriums der Musik.

Dr. Otto Günther.



Illustrierter Rosenkatalog.
Einzig in seiner Art!
Enthält Eintheilung der Rosen nach Farbe, Duft, Bau und Treibfähigkeit etc.
„Gute Rathschläge“.
Arbeitskalender nach Monaten geordnet, speciell für Rosen.
Versand gratis u. franco.
J. C. Schmidt, Hoflieferant, Erfurt. [3499]
Telegr.-Adresse: Blumenschmidt.

Württemberg. landwirtschaftliche Akademie Hohenheim.
Der Sommersemester beginnt am Dienstag den 2. April d. Js. Prospekt und Antragsformular mit Gutsvertheilungsplan versendet die unterzeichnete Stelle auf Verlangen.
Hohenheim, im Januar 1889.
A. Akademiedirection.
Vossler.

Die „Allgemeine Zeitung“ (mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung) früher in Augsburg erschienen

Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 Mark vierteljährlich, für die zwei letzten Monate, 3 Mark für den letzten Monat des Jahres zu beziehen. Preis bei direkter Versendung unter Streifenband monatlich 4 Mark (M. 5. 60. für die anderen Länder des Weltpostvereins).
Anzugspreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein Mark 12.
Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Artikel, wissenschaftliche und Handelspolitische Aufsätze u. c. in Nr. 29 bis 35.

Die Wahlen-Debatte im Deutschen Reichstag. — Der Geist in der russischen Ca- — Der Tod des Kronprinzen Rudolf. — Die Zukunft Frankreichs. — Die Verwaltungsreform und deren Abschluss. (I.)
Der „Gott der Geister“ in Deutschland. Von G. Guglia. (I, III.) — Zur Erinnerung an Heinrich Wilhelm Heerwagen. — Ausstellung im k. Kupferstichcabinet zu München. — Jean Paul in München. Von P. Kersch. — Hans von Scharf. — Karl Eise (Heterolog.) Von R. Barute. — Zur Alterthumskunde. Von Dr. W. — König Jérôme von Westfalen und seine Residenz. Von H. Brunner. — Die Handelsverträge der europäischen Staaten am Schluss des Jahres 1888.

Aufträge für Streifenbandsendungen an die Expedition in München.



Deutsche Militärdienst- Versicherungs-Anstalt in Hannover.

Eltern von Söhnen unter 12 Jahren werden auf obige, 1878 errichtete, unter Oberaufsicht der Königl. Staatsregierung stehende Anstalt aufmerksam gemacht. — Zweck derselben: Weisentliche Verminderung der Kosten des ein- wie dreijährigen Dienstes für die betr. Eltern, Unterstützung von Berufssoldaten, Versorgung von Invaliden. Je früher der Beitritt erfolgt, desto niedriger die Prämie. Im Jahre 1887 wurden versichert 20,000 Knaben mit M. 23,000,000 Capital. — Status Ende 1887: Versicherungscapital M. 90,000,000; Jahreseinnahme M. 5,500,000; Garantiemittel M. 15,000,000; Invalidenfonds M. 113,000; Dividendenfonds M. 562,000. Prospective u. c. unentgeltlich durch die Direction und die Vertreter. [2872]

Civils Fleisch-Extrakte

liefern die wohlgeschmeckendsten und kräftigsten Suppen.

16 Medaillen und Ehrendiplome.

Bad Chalkirchen bei München Wasserheil- und diätetische Anstalt.

Electrotherapie u. Massage u. v. d. Verrichten selbst ausgeübt. Für Rheumaliden, (Schwäche, Lähmung), Verdauungs- u. Circulationsstörungen, Hysterie u. dgl.; Morphinentziehungen (allmählig). Zimmer sammt ärztl. Bed. u. sammtl. Vädern v. M. 2.50 an p. Tag. Ausführliche Prospective franco u. gratis versendet.

Dr. V. Stammer.

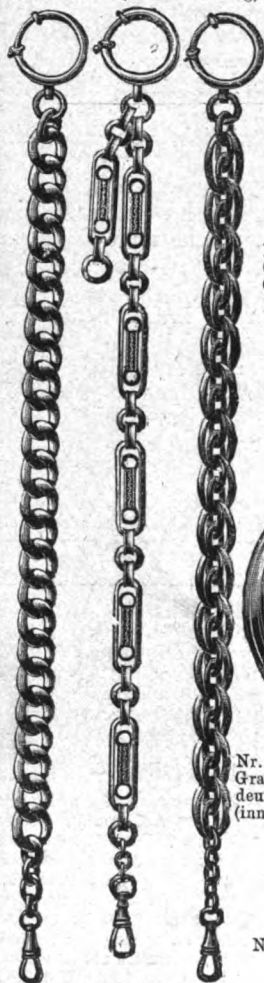
VERSAND-GESCHÄFT MEY & EDLICH

Alle Aufträge
von **20 Mark** an
werden portofrei ausgeführt.

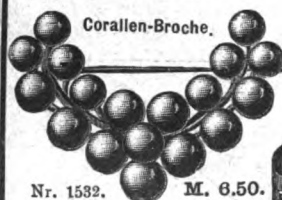
Königl. Sächs.  Hoflieferanten
LEIPZIG-PLAGWITZ.

Nicht gefallende Waaren
werden bereitwilligst zurückgenommen und
umgetauscht.

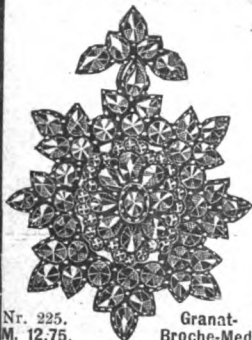
Vergoldete Herrenketten.
Wiener Form (24—25 Cm. lang).



Nr. 457. M. 4.—. Nr. 461. M. 6.—. Nr. 489. M. 7.—.



Nr. 1532. M. 6.50.



Nr. 225. M. 12.75.

Granat-Broche-Med.

Nr. 536. Cravatt-Nadel. M. 5.25.



Nr. 257. Damen-Remontoir-Cylinder. Gravirtes 585/1000 Goldgehäuse, deutscher Stempel, Metallcuvette, vergoldete Zeiger, 8 Steine. M. 45.—.



Nr. 203. Remontoir-Cylinder. Gravirt. 800/1000 Silbergehäuse, deutsch. Stempel, Metallcuvette (innerer Deckel), vergold. Zeig., 4 Steine. M. 23.25.



Nr. 1520. Corall-Ohrhinge. Paar: M. 2.75.



Nr. 245. Granat-Ohrhinge. Paar: M. 2.50.



Nr. 505. Stand-Uhr in matt u. polirtem Nussbaumgehäuse, massives polirtes 8-Tage-Gehwerk, ungefähr 43 Cm. hoch. M. 25.50. Hierzu passende Console M. 7.—.



Nr. 218. Remontoir-Cylinder. Gravirtes 585/1000 Goldgehäuse, deutscher Stempel Metallcuvette (innerer Deckel) vergold. Zeiger, 8 Steine. M. 63.50.



Nr. 265. Damen-Remontoir-Cylinder. Email. 585/1000 Goldgeh., deutsch. Stempel, Metallcuvette, vergoldete Zeig., 8 Steine. M. 57.50.



Nr. 210. Remontoir-Cylinder. Gravirt. 800/1000 Silbergehäuse, mit Goldrand, deutsch. Stempel, Metallcuvette (innerer Deckel), verg. Zeig., 8 Steine. M. 30.—.



Nr. 2140. Halbmassiver Damenring. Mit echter Perle. M. 5.75.



Nr. 2405. Türkis-Ohrschräuben in 13 1/2 kar. Goldfass. M. 8.75.



Türkis-Broche. M. 8. 50.



Nr. 2311. Amethyst-Broche. M. 9.75.



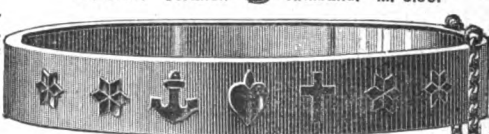
Nr. 1631. M. 8.—. Granat-Broche.



Nr. 1826. Halbmass. Herrenring. Mit grav. Blutstein. M. 5.50.



Nr. 1503. Corallen-Armband. M. 5.50.



Nr. 1031. Silber-Armband. M. 7.50.

Unser Preisverzeichnis über Uhren und Schmuckgegenstände versenden wir unberechnet und portofrei. — Sämtliche Uhren sind auf das Sorgfältigste reguliert und repassirt (abgezogen).

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Leipzig-Plagwitz,
Königl. Sächsische Hoflieferanten.

Nr. 1161. Uhrketten-Anhänger. Gold double. M. 2.50.



Lenzeslust. Von Robert Beyerslag.

100

—❧— Sein letzter Toter. —❧—

Von

Fritz Maunhner.

Die entsetzliche Begebenheit, welche hier erzählt werden soll, hat sich in einer mittleren polnischen Stadt zugetragen. Nicht einmal der Umstand, in welchem der drei Kaiserreiche jene polnische Gegend gelegen ist, darf verraten werden; es ist das nicht eine Geheimniskrämerei, sondern eine fest umgangene Verpflichtung des Erzählers. Da der Leser somit über den Schauplatz der Geschichte getäuscht werden mußte, so kann es ihm gleichgültig sein, wenn auch die Namen und einige hervorspringende Kennzeichen der Personen verändert wurden.

In jener Stadt also machte vor einigen Jahren der Ausbruch einer Epidemie im Hospitale des Zuchthauses nicht geringes Aufsehen. In rascher Folge starben dabei im Laufe eines einzigen Sommers sieben und zwanzig Sträflinge an derselben rätselhaften Krankheit, einem typhösen Fieber, welches sich doch wieder durch einen raschen auf die Stunde regelmässigen Verlauf und durch unbedingt tödlichen Ausgang von den bisher bekannten Erscheinungsformen der Krankheit unterschied.

Wenn gesagt wurde, daß diese Epidemie in der Stadt Aufsehen erregte, so war das nicht ganz genau. Im Grunde erfährt man selbst in der nächsten Umgebung des Zuchthauses anfangs gar nichts von der Gefahr und kümmerte sich auch weiter nicht darum, ob einige Verbrecher mehr oder weniger hinter den starken Mauern atmeten; plötzlich aber belehrte man sich durch die Zeitungen darüber, daß die Epidemie bei allen gelehrten naturwissenschaftlichen Körperschaften von Europa und Amerika zu heftigen Streitigkeiten Anlaß gäbe, und daß angesehene Aerzte aus aller Herren Länder auf dem Wege in der Stadt seien, deren Sträflinge an einer interessanten neuen Krankheit starben.

Da bis jetzt außerhalb des Zuchthauses kein und reich von der Seuche verschont zu bleiben war, konnte der Lokalpatriotismus sich gütlich thun und auf die rätselhafte Krankheit in der Weise stolz sein, wie etwa auf die alte Kirche oder auf die neue Eisenbahn. Und so waren die Bürger denn vergnügt und dankten nicht der Vorhersage dem guten Doktor Wisin dafür, der das interessante Unheil zuerst entdeckt und beschrieben. Er hatte zwar seinen kranken Kranken zu heilen vermocht, war aber so glücklich gewesen, die nahe Verwandtschaft des Typhus Wisini mit Er-

scheinungen festzustellen, wie sie bei einer gewissen neuen Gattung von Tierversuchen zu Tage trat. Doktor Wisin hatte damit nicht nur die Stadt, sondern auch sich selbst bekannt gemacht, und seine Mitbürger nahmen ihm das nicht übel. Sie beschäftigten sich sogar lebhaft mit ihm, und weil er jeden gefälligen Verkehr ablehnte und selbst in den Häusern, welche den Gefängnisarzt jetzt zu ihren Kranken riefen, kein Wort mehr zu sprechen pflegte, als sein Beruf erforderte, so blieb den dankbaren Leuten nichts weiter übrig, als sich hinter seinem Rücken mit ihm abzugeben, seiner Vergangenheit nachzuspüren und eine Erklärung für die Wunderlichkeiten des unheimlichen Mannes zu suchen.

Ganz unbemerkt war Doktor Alexander Wisin schon damals nicht geblieben, als er sich vor etwa einem Jahre niedergelassen hatte. Selbst Männer schauten ihm auf der Straße nach, und die gebildeten Damen verglichen ihn mit dem fliegenden Holländer. Sein langer, schmaler, schwarzer Bart, seine totenbleiche Gesichtsfarbe und sein festgeschlossener dünner Mund mußten alles für die Ähnlichkeit thun. Wenn er den Hut abnahm und sein kahler Schädel etwas prosaisch seine hochgewölbte Stirn fortsetzte, dann litt das Bild des fliegenden Holländers einigen Schaden. Der düstere Ernst, der die weiblichen Kranken entzückte, war gerade mit Beginn der Epidemie von ihm gewichen; er war eben mit Leib und Seele Arzt und Forscher, und da konnte man es ihm nicht übel nehmen, wenn das Auftauchen einer schweren Pest ihn erfreute, wie den Pflanzensammler eine seltene Blume.

Doktor Wisin war russischer Abstammung; hatte in Berlin und Paris studiert und dann viele Jahre auf Reisen zugebracht. Unmittelbar vor seiner Niederlassung im jetzigen Wohnorte hatte er sich einer wissenschaftlichen Untersuchungsreise angeschlossen, welche von St. Petersburg aus nach dem Stillen Ozean und von dort bis nach der Fieberinsel Camorta vorgezogen war, um einer furchtbaren, typhusartigen Landplage mit dem Mikroskop auf den Leib zu gehen. Es hatte in seinem Plane gelegen, sich nach der Rückkunft in Petersburg selbst der Forschung zu widmen und in der neuen Wissenschaft der Bakterienlehre eine Stellung zu erobern, die seinem Ehrgeize entsprach. Durch welche Schicksale der kaum 30jährige Arzt dann nach Polen verschlagen worden war, darüber

gingen die Berichte auseinander. Die einfachste Annahme: daß seine Untersuchungsreisen noch nicht zu Ende geführt waren, und daß er als Gefängnisarzt unter günstigeren Bedingungen die Arbeit vollenden wollte, welche die Wissenschaft von ihm erwartete, diese Annahme schien den wenigsten zu genügen. Einige ältere Aerzte, welche den Doktor Wisin um seinen schönen Bart oder um seinen Ruhm beneideten, brachten seltsame Gerüchte über ihn in Umlauf. Der Leiter jener Forschungsreise habe den jungen Arzt plötzlich heimlich schicken müssen, weil seinerwegen ein gefährlicher Aufstand der Eingebornen ausgebrochen sei; allgemein sei er beschuldigt worden, daß er dem Volke anstatt Heilmitteln nur Gift einspöse. Solche Nichtswürdigkeiten würden zwar den europäischen Aerzten von den Wilden immer nachgefragt, aber es lasse sich nicht leugnen, daß gerade unter der Behandlung Doktor Wisins eine ungeheure Sterblichkeit um sich gegriffen habe. Diese Geschichten hätten in Petersburg gegen ihn so sehr verstimmt, daß man ihn fallen ließ, trotzdem er der einzige war, der von Camorta greifbare Ergebnisse der mikroskopischen Forschungen heimbrachte.

Jüngere Kollegen, welche sich für die neue Methode und den Doktor Wisin begeisterten, lachten über solche Annemärchen und fanden es ganz begreiflich, daß der geniale Entdecker gerade ihre Stadt zum Mittelpunkt seiner Thätigkeit gewählt habe; denn hier seien dieselben topographischen und klimatischen Bedingungen wie auf dem Seuchenerde der Fieberinsel vorhanden, und der divinitorische Scharfblick des Doktor Wisin sei durch das plötzliche Auftreten der Epidemie im Zuchthause glänzend dargethan worden.

Die Damen suchten die Frau im Leben des Doktors. Aber sie konnten nirgends eine ungetreue Gattin oder eine früh verstorbene Braut finden, und konnten sich nicht damit begnügen, die Stiefschwester Wisins, die ernste Sabine, für die Weltflucht ihres Bruders verantwortlich zu machen.

Sabine Wisin hatte nach dem Tode ihrer Eltern, während der langen Reisen Alexanders, bei einer alten Verwandten in der polnischen Stadt gehaust. Noch vor der Rückkehr des Arztes war die Verwandte gestorben; Sabine war in freigeblieben Verhältnissen daselbst zurückgeblieben.

und hatte wohl ihrem Bruder die erste Veranlassung gegeben, gerade diesen Ort zu seiner Heimat zu wählen.

Sicher war für die Herren — die Damen waren anderer Meinung — daß Doktor Wisin für seinen Lebensberuf auch in der liebevollsten Gattin keine solche Hilfe hätte finden können wie in seiner Schwester. Sie war keine berückende Schönheit, und den Bewegungen ihrer großen Gliedmaßen mangelte ein wenig die mädchenhafte Anmut, die gerade in polnischen Gegenden so viel gilt; auch hatten ihre fünfundsanzig Jahre ihr schon das erste jugendliche Rot von den Wangen gestreift; dennoch hatte es ihr mit ihrer mächtigen, wohlgebauten Gestalt, ihren ruhigen, regelmäßigen Gesichtszügen, ihren flackernden, schwarzen Augen und ihrer ungewöhnlich weichen und gewinnenden Sprache an gesellschaftlichen Erfolgen nicht gefehlt. Sie aber lehnte auch für sich jeden Verkehr ab und lebte mit ihrem gelehrten Bruder wie in einer klösterlichen Gemeinschaft. Sie sorgte für ihn, der bei aller berufsmäßigen Eingenommenheit doch in Kleidung und Essen, in Wäsche und Hausrat unwillkürlich die Ansprüche eines vermögenden Mannes stellte, wie die treueste Wirtschafterin; und da sie ihm aus deutschen, französischen und englischen Werken mitunter vorlesen konnte, auch zum Ordnen seiner täglichen Notizen über zahlreiche Tierversuche sich anstellig und zuverlässig erwies, so hatte sie wirklich mehr zu thun als die meisten Damen der Stadt, die gar nicht begreifen konnten, wie Sabine es nur in ihrem Bannhause vor Wangen und Längeweile aushielt.

Dieses Haus, welches Doktor Wisin mit seiner Schwester und seinem unheimlichen Diener, Herrn Schrimm, allein bewohnte, lag allerdings dicht neben dem Zuchthause, weit draußen vor der ehemaligen Stadtmauer. Wenn der Arzt zu einem seiner neuen vornehmen Kranken in die Stadt gerufen wurde, so hatte er bis zu dem nächsten Stadthore mehr als zehn Minuten zu gehen, für die kleinen Verhältnisse ein beträchtlicher Weg. In der Nähe seines Hauses wohnte außer einigen Beamten der Anstalt nur polnisches Gefindel, welches nur äußerst selten nach einem Arzte schickte und ihn dann gewiß nicht durch einen hohen Lohn erfreute. So wuchs seine Praxis durchaus nicht so schnell wie sein Ruf. Aber Doktor Wisin wollte ja auch nicht Geld verdienen; ihm waren alle Krankheiten des Böbels, die keine Verwandtschaft mit typhösem Fieber zeigten, völlig gleichgültig, und die reichen Plagegeister, die ihn wegen jeder Kinderkrankheit und wegen jeder Erkältung von der Arbeit riefen, hätte er überhaupt nicht in Behandlung genommen, wenn ihm nicht daran gelegen gewesen wäre, um seiner Stellung willen die einflußreiche Bürgerschaft günstig zu stimmen.

So lag ihm denn sein Haus ganz bequem, und wenn es auch nach außen hin einen noch so verwitterten Eindruck machte, es bot doch in den großen Räumen zu

ebener Erde und in den kleinen Stuben des ersten Stockwerkes reichlich Raum für ihn und Sabine, für seine Bibliothek und für die Waffensammlung, die er aus Indien mitgebracht hatte. Dazu bot das Grundstück einen stattlichen Garten, in welchem er des Abends ungesehen auf und nieder stürmen konnte, „wenn's ihn packte“, wie der Diener sich ausdrückte; und ein Seitenflügel, ein ehemaliges Stallgebäude, hatte ausgereicht, um in großen und kleinen Käfigen die Tiere aufzunehmen, deren er für seine Versuche bedurfte. Im Garten selbst wühlten immer eine Menge Kaninchen umher, während einige Hunde niedriger Abstammung miteinander und mit den drolligen Karnickeln ihr Spiel trieben wie eine Bande Straßenfinder, die hinter die Schule gelaufen sind; das waren die gesunden Tiere, welche ihre Bestimmung noch nicht erfüllt hatten, das Krankheitsgift eingepflanzt zu bekommen. Ein prächtiger dunkelbrauner Bernhardiner, Pluto, der dem Arzte überallhin folgen durfte und oft vor dem Hause eines Kranken majestätisch hingelagert die Rückkehr des Herrn erwartete, gehörte natürlich nicht zu den Versuchstieren.

Sabine hatte ihr Schaudern kaum zu verbergen vermocht, als ihr Bruder die große Marteranstalt eingerichtet hatte; die unerklärliche Angst, welche den Abschaum, der dort um den Garten herum wohnt, vor jedem Winseln eines Hundes zittern ließ, hatte auch sie befallen. Umsonst zwang sie der Bruder, ihm einmal in die Hundeklinik zu folgen. Sie sollte sich überzeugen, daß aller Lärm nur von den spielenden Tieren im Garten herrührte, daß in dem Versuchsraume selbst fast feierliche Stille herrschte wie in einem gutgeleiteten Hospital; sie mußte zugeben, daß die meisten von den Mäusen, Kaninchen und Hunden in ihren Käfigen ganz munter um sich blickten oder von ihrem sauberen Futter fraßen, daß die schon erkrankten Tiere eben wie Menschen auch mit glanzlosen Blicken dalagen und traurig ihr Schicksal erwarteten. Sabine hatte aber noch etwas anderes gesehen. In einem Schreine von dicken Glasplatten standen in sauber geschnittenen Holzbehältern eine lange Reihe von Glasröhren, von denen jede zur Hälfte mit einer unheimlich gefärbten Masse gefüllt und oben mit einem Pfropfen mit schneerweißer Watte verschlossen war. An jeder Röhre war ein Zettel mit einigen Worten von Doktor Wisins Hand festgebunden. Der ganze Schrein war mit einem Sicherheitschloß versehen, zu welchem der Arzt den Schlüssel immer bei sich trug. Sabine glaubte zu wissen, daß jedes dieser Röhrchen die sicheren Reime zu den grauenvollsten Krankheiten enthielt, und daß die wenigen Tropfen genüßten, um in der Hand von wahnsinnigen Mördern die Erde zu entvölkern, und daß mit diesen Giften hier an den armen Tieren Versuche angestellt wurden. Sie brauchte alle ihre Selbstbeherrschung, um nicht niederzusenken. Eilig floh sie hinaus in das Sonnenlicht des

Gartens, wo der schöne Bernhardiner sie mit Freudenprüngen umstellte. Er war vorhin weder durch Befehle noch durch Schläge zu bewegen gewesen, mit den Geschwistern den Raum zu betreten.

Sabine brauchte dieses Arbeitsfeld ihres Bruders niemals wieder zu schauen. Herr Schrimm war für alle Obliegenheiten ebenso ausreichend wie unerfesslich. Ehemals Anatomiedienstler einer kleinen deutschen Universität, hatte er jetzt die ihm zugewandte Stellung gefunden, nachdem er früher zweimal mit dem Strafgeßel in Berührung gekommen war und dann in so manchem Lande so manches Handwerk gepfuscht hatte. Hinten in Indien, auf der Fieberinsel, wohin er als Handlanger eines der Petersburger Professoren mitgegangen war, hatte er freiwillig den Herrn getauscht, um Wisins Faktotum zu werden. Dieser hatte alle Ursache zufrieden zu sein. In Indien hatte Herr Schrimm — dieser Titel war seine einzige Eitelkeit, seitdem ihn der Strafrichter einfach Schrimm angeredet hatte — die Pflichten von zwanzig dienenden Eingebornen erfüllt und außerdem bei der Forschungsarbeit jeden leichten Wink verstehen gelernt. Jetzt hatte er gar sich als Taufendkünstler offenbart. Die ganze Hundeklinik war das Werk seiner Hände. Er hatte die Käfige gebaut, hatte den Glaschrein zusammengefügt und die eigentümlichen Schieber erfunden, auf denen den Mäusen ihr Fraß vorgelegt wurde; er war es auch, der neue Versuchstiere — die Kaninchen vermehrten sich allerdings mehr als hinlänglich von selbst — zur Stelle schaffte, wenn die alten verbraucht waren; er ließ die Leichname der Opfer verschwinden.

An nichts konnte sich Sabine so schwer gewöhnen, als an die rätselhafte Vertraulichkeit zwischen Alex und diesem Diener. So viel Mühe sie sich auch gab, ihren unwillkürlichen Abscheu vor Herrn Schrimm zu bemeistern, es gelang ihr nur schlecht. Entsetzlich war es ihr lange Zeit, sich von ihm irgend etwas reichen zu lassen. Mit seinem elfenbeinglatten Schädel, seinen hohlen, wimperlosen und braunen Augen, seinem breiten Maule voll großer Zähne, seinem hageren Leibe sah er aus, wie schlechte Mäler des Mittelalters den Tod darstellten. Gesicht und Hände erschienen wie von Pergament überzogene Gerippe; und die Vorstellung drängte sich auf, daß unter den schlappen Gewändern die nackten Rippen verborgen waren.

Und zu diesem Menschen, dem die besseren Straßenkötter mit eingezogeter Schweife auswichen, hatte ihr Bruder mehr Vertrauen als zu ihr.

„Außer uns beiden soll niemand sehen was wir treiben,“ pflegte Herr Schrimm vertraulich zu sagen. Aus seiner gewählten, nur selten den ungebildeten Mann verratenden Sprache war der Tonfall seinem sächsischen Heimat kaum herauszuhören.

Fast gänzlich von der übrigen Welt abgeschlossen, führten so die drei ungleichen Menschen ihr thätiges Dasein

weiter und ließen sich nicht so leicht in ihren täglichen Aufgaben stören. Die berühmten und unberühmten Ärzte, welche aus der Nähe und Ferne kamen, um die Krankheit der Sträflinge zu studieren, rechneten allerdings darauf, von dem Urheber des ganzen Lärms, von dem Entdecker und Tauspaten der Seuche gastfreundlich aufgenommen zu werden. Doktor Wisin beantragte sich aber damit, die Forscher häufig in das Hospital einzuführen und dort alle Notizen, Tagebücher und Apparate, vor allem aber die Kranken selbst vollkommen zu ihrer Verfügung zu stellen. Dem Ansuchen, seine eigenen Arbeiten kennen zu lernen, widersetzte er sich entschieden, bald mit nervöser Hast, bald mit monischem Lächeln. Er habe noch gar nichts erreicht, er müsse sich vor dem Herrn Kollegen schämen, der gewiß viel rascher zu einem Ziele kommen werde. So oft dann einer von den gelehrtesten Herren nach etlichem Kopfschütteln und Achselzucken abgereist war, stürmte wohl Doktor Wisin noch bleicher als sonst im Garten auf und nieder und lächelte doch wieder trotzig, wenn Herr Schrimm auf die Schwelle der Hundeklinik trat und die Universitäten und Professoren verspottete.

Ein einziger Mensch durfte das Bannhaus betreten, ohne von Herrn Schrimm in iediger Weise fortgeschickt zu werden. Es war ein Jurist, der schon seit Jahren die Geldangelegenheiten Sabinens besorgte, dann die Erbschaftsverhandlungen geleitet und auch den Hauskauf für Doktor Wisin geordnet hatte. Rechtsanwalt und Stadtrat Balzer war ein stattlicher, ruhiger Mann von kaum vierzig Jahren und bildete mit seiner guten Laune, seiner frischen Farbe und seinem hellblonden, kurzen Vollbart einen völligen Gegensatz zu Alexander Wisin. Daß auch sein Haupthaar sich schon zu lichten begann, gab ihm selbst Anlaß zu vielen harmlosen Scherzen. Er hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, jeden Sonntagabend im Hause Alexander Wisins zuzubringen, wenn es ihm nicht gelang, die Geschwister zu einem längeren Gang ins Arcis zu überreden. Der Arzt duldete die regelmäßigen Besuche Otto Balzers, weil Sabine bei seinen munteren Gesprächen sichtlich auflebte und ohne eine solche Zerstreuung vielleicht doch einmal daran gedacht hätte, das unfreundliche Heim des Bruders zu verlassen. Das Mädchen selbst empfing den einzigen Freund jedesmal so herzlich, als es überhaupt in ihrer Art lag; aber von irgendwelchem Liebesgetändel war zwischen den beiden nicht die Rede, und Herr Schrimm, der bei der Arbeit hier und da derlei Andeutungen machte, irrte sicherlich. Herr Schrimm war vielleicht nur darum so freundlich gegen den Rechtsanwalt, weil er in ihm einen Bewerber um die Schwester des Herrn sah. Dann wäre Wisin eines Tages mit seinem Diener allein gewesen, und diese Aussicht schien das Fastotum des Jünglings zu ergötzen, als sie den Arzt ent-

machte der Rechtsanwalt plötzlich allen Zweifeln ein Ende.

Sie saßen am äußersten Ende des Gartens in einer dämmerigen Laube von wildem Wein, in deren Mitte ein rundes Tischchen um den Stamm eines riesigen Birnbaums kunstreich angebracht war. Rechtsanwalt Balzer, der sonst die Hauptkosten der Unterhaltung zu bestreiten pflegte, war heute ziemlich schweigsam. Als Sabine plötzlich fortging, um für ihren unablässig qualmenden Bruder frischen Zigarrenvorrat zu holen, blickte er ihr lange nach, wie sie — von den gasstigen Hundebellen umstellt — eilig dahinschritt und doch wieder einen kleinen Umweg nicht scheute, um in möglichst weiter Entfernung an Herrn Schrimm und seiner Hundeklinik vorüberzukommen. Auch Doktor Wisin hatte es bemerkt und zuckte ärgerlich die Schultern.

„Sie wird sich schon gewöhnen,“ sagte er wie eine Antwort, um eine Bemerkung des Rechtsanwalts zu unterdrücken.

Dieser aber warf den Rest seiner Zigarre plötzlich nach einem der Kläffer, der Sabine eben belästigt hatte, faltete dann beide Hände vor sich auf dem Tische und sagte: „Sie wird sich nie daran gewöhnen und sie soll es nicht. Herr Doktor, ich kann es heute ebenfogut vorbringen wie später. Ohne viel Worte: Fräulein Sabine hat es mir angethan. Ich bin so verliebt, als ein Vierziger nur sein kann, und ich glaube, Fräulein Sabine sieht mich ganz gern, wie eben ein so ruhiges gutes Wesen einen alten Knaben wie mich gern sehen kann. Also mit einem Worte: Geben Sie mir Sabine zur Frau! Sie soll es keine Stunde ihres Lebens zu bedauern haben.“

Und nun war Balzer dennoch aufgesprungen und stand mit lebhaft geröteten Wangen vor Sabinens Bruder. Seine Augen wurden feucht, als er wiederholte: „Nicht wahr, Sie geben mir Sabine zur Frau?“

Wisin antwortete nicht gleich. Während er den dichten Tabakrauch in raschen Stößen aus dem Munde paffte, suchte er nach einer höflichen Form der Ablehnung. Der Antrag hatte ihn überrumpelt, aber nicht eigentlich erschreckt. Ja, es war eigentlich ganz gut so. Dieser brave Herr Rechtsanwalt war ihm immer unangenehm gewesen; nun holte er sich seinen Korb und kam nicht wieder. Und ein klein wenig von der Schadenfreude spielte unter dem schwarzen Schnurrbart um die Lippen, als er endlich sagte: „Sie sprechen da von unmöglichen Dingen. Meine Schwester ist nun einmal entschlossen, einem unwürdigen Junggesellen wie ich ihr Leben zu weihen.“

„Aber Sie dürfen das Opfer nicht annehmen, Herr Doktor. Sabine ist nicht dafür geschaffen, in der Gesellschaft von Herrn Schrimm und diesen Hundebellen ihr Leben zu verbringen.“

Nun erhob sich auch Wisin. Er war noch um einen Schatten bleicher als sonst, und aus seinen dunklen Augen schoß es

so böse und so verächtlich, daß Balzer unwillkürlich einen Schritt zurücktrat. Mit seiner leisesten Stimme sagte Wisin: „Ob ich das Opfer Sabinens annehmen soll oder nicht, ob es überhaupt ein Opfer ist, auf die landläufigen Chefreunden zu verzichten, darüber hat ein Fremder nicht zu urteilen.“

„Ich bin . . .“

„Sie sind ein Fremder für uns. Sie hätten das nicht von mir zu hören brauchen, wenn Ihre Gefühle nicht doch jugendlicher wären, als Ihre Jahre glauben lassen.“

Balzer schüttelte langsam die Ueberzeugung ab, mit welcher er die schroffe Abweisung zuerst aufgenommen hatte. Er hatte das einfach nicht für möglich gehalten. Indessen, wenn Wisin sich so feindselig benahm — der Rechtsanwalt war um des Mädchens willen gekommen, und er sprach: „Wir sind fertig miteinander, Herr Doktor. Fräulein Sabine ist die Herrin ihrer Hand. Ich will sie selbst um die Entscheidung fragen.“

„Dort kommt sie eben zurück,“ rief Wisin gleichmütig. „Ich will Sie mit ihr allein lassen, damit Sie nicht glauben, daß ich auf die Entschließung meiner Schwester irgendwelchen Einfluß zu nehmen suche.“

Sabine blieb erstaunt stehen, als sie die Herren erregt einander aufrecht gegenüber sah, denn auch in dem unbeweglichen, bleichen Gesichte ihres Bruders nahmen ihre Augen die Veränderung wahr. Wisin machte es kurz.

„Der Herr Rechtsanwalt hat mit dir zu reden, Sabine,“ sagte er freundlich. „Ich will inzwischen bei den Pensionären des Herrn Schrimm meinen Abendbesuch machen.“

Als Sabine mit dem Rechtsanwalt allein war, setzte sie sich mit niedergeschlagenen Augen auf die Bank, weit von ihm fort, lud ihn mit einer Handbewegung ein, gleichfalls Platz zu nehmen, und schien ihm ebenso rücksichtslos wie ihr Bruder das Wort abschneiden zu wollen.

„Sprechen Sie es nicht aus, lieber Herr Balzer,“ sagte sie leise mit ihrer weichen Stimme. „Welche Veränderung auch immer Sie herbeizuführen wünschen, rechnen Sie nicht auf meine Dankbarkeit. Für meinen Bruder zu sorgen ist mir eine ernste Pflicht. Und seitdem Sie uns in diesem finsternen Hause mitunter auffuchen, fühle ich mich auch gar nicht mehr verlassen. Lassen Sie es damit gut sein und schaffen Sie nicht selbst einen Störenfried in unserem Verkehr.“

„Ich höre nichts, als daß Sie mich gern kommen sehen, und darum sage ich erst recht: Sabine, wenn Sie mich nur ein bißchen lieb haben, so werden Sie meine Frau.“

Das Mädchen blickte einen Augenblick mit einem dankbaren und glücklichen Lächeln zu dem Manne hinüber, der herzlich beide Arme nach ihr ausgestreckt hatte. Sie fühlte, daß sie ihm gut war und daß sie ihm gern gefolgt wäre, wenn er sie mit jugendlicher Lust an sich gerissen, ihr den

Am ersten Sonntage des Septembers

ersten Ruß aufgewungen und sie als seine Braut aus diesem entsetzlichen Hause geführt hätte. Ja, wenn sie beide jünger gewesen wären! Freilich, das Liebesbedürfnis, das sie empfand, deren Lippen noch unberührt waren, war nicht geringer geworden. Aber wenn der Mann, der um sie warb, sie nicht im Sturmeroberte, wenn er so freundlich und besonnen ihr zuredete, dann durfte auch sie nicht unbedacht sein, dann mußte sie ihrer Pflicht genügen, wie es sich für ein verständiges alterndes Mädchen schickte. Und so sagte sie ihm rundweg, daß sie es als ihre Lebensaufgabe betrachte, ihrem Bruder zu dienen.

Noch vor einer Stunde hätte Balzer es für möglich gehalten, daß er sich dem sonderbaren Haushalte anschloß, und daß Sabine ihre Zeit zwischen ihm und ihrem Bruder teilte. Seit dem unerklärlichen Ausritte mit Wisin jedoch und seitdem er das Grauen wahrgenommen hatte, mit welchem das Mädchen sein Lebensopfer brachte, kam er mit einem solchen Vorschlage gar nicht erst hervor. Und dennoch gab Sabine auf den Gedanken Antwort. Für Balzer könnte aus einem Zusammenleben mit Alex kein Glück erwachsen; nur eine Schwester, nur gerade sie hätte Geduld genug für solch ein Amt. Und sie erzählte dem Freunde, wie um sich zu rechtfertigen, die Geschichte ihres geistigen Lebens.

Sie hatte als junges Mädchen in einer modernen russischen Töchterchule einige Blicke in die wissenschaftliche Bewegung der Gegenwart thun dürfen. In einem Kreise von gleichaltrig jungen Damen aus den besten Familien sei sie doch von radikalen, emanzipationslustigen Strömungen umgeben gewesen. Die Brüder und Freunde der Schülerinnen hätten offen und heimlich die materialistische Weisheit herzugeschleppt, die gerade damals, vor etwa zehn Jahren, in halbgelehrten Werken unter dem halbgebildeten Volke zu werben begann. Die Studenten der Medizin, allen voran ihr Bruder Alex, hätten geradezu den Nihilismus, Atheismus und Gott weiß was alles gepredigt. Und aus diesem kindischen Titanengeschlechte sei sie dann plötzlich durch einen Familienratschluß in eine deutsche Schule versetzt worden, wo sie nur plappern und klappern lernen sollte. Und dann habe sie hier im Hause ihrer alten Verwandten noch die Wirtschaft führen und schweigen gelernt.

„Begreifen Sie jetzt, lieber Herr Balzer, wie überaus selig ich war, als mein gelehrter Bruder hierher kam, mich zur bescheidenen Genossin seiner Arbeit machte und mich wieder manchen Blick thun ließ hinter den Vorhang der Furchung, nachdem ich die Jahre hindurch von jedem ernstern, freien, männlichen Gedanken getrennt gewesen war.“

Balzer ließ sich nicht täuschen. Er hörte wohl heraus, daß Sabine in den Büchern ihres Bruders ihr Genügen nicht gefunden hatte, daß sie auf ihre eigenen Emanzipationsgelüste wie auf eine jugendliche Verirrung zurück sah. Und mit gutmütigem Spotte sagte er ihr geradezu,

daß die Enttäuschung, die sie erfahren habe, ihm ganz lieb sei, und daß sie auch bei ihm, einem Rechtsanwalte, eine recht hübsche Bibliothek finden werde und nicht nur juristische Fachschriften.

Sabine gab zu, daß ihr jugendlicher Uebersehmanng vorüber sei, und daß sie jetzt noch eine höhere Aufgabe an dieses Haus fessele. Lange wollte sie nicht deutlicher mit der Sprache heraus; es wären die Geheimnisse ihres Bruders. Doch da Balzer sehr traurig dreinsah, durfte sie auf einmal mittheilbarer werden. Das Geheimnis bestche ja nur darin, welche Methode ihr Bruder anwende und wie weit er gelangt sei. Und davon wisse sie selber kaum etwas. Das Ziel aber, wonach in vielen Städten die ersten Gelehrten der Zeit rangen, das war ja aller Welt bekannt, nur daß es kein anderer früher erreichen durfte als ihr Bruder. Ihre Augen leuchteten. Als wäre es ihr eigenes Werk, so begeistert schilderte sie das Bemühen der Wissenschaft, die Herrschaft über die furchtbarsten Krankheitsgifte zu gewinnen. Bald werde Alex mit dem Fiebergift umgehen können wie mit leblosen, gehoramen Geschöpfen. Er werde die entsetzlichen Bacillen zwingen, sich in seinen Glasröhren langsam zu gutmütigen Wesen zu verwandeln, welche den Menschen gegen die Bosheit ihrer Verwandten schützten, und dann werde er in seinen Glasröhren die harmlosen, schützenden Bacillen langsam ihr gräuliches Gift wiedergewinnen lassen. Er werde eine Wissenschaft gründen, in deren Händen die mitroskopischen Stabtierchen Gehorsam lernen sollten, wie ein Heer Soldaten unter einem genialen Feldherrn.

Balzer unterbrach sie scharf: „Und wenn den kranken Menschen auch nicht geholfen wird und sie den Herren Gelehrten auch keinen Dank schulden, so wird die Wissenschaft wenigstens mit sich selber zufrieden sein. Und aus Eifer für diese Wissenschaft wollen Sie mit Herrn Schrimm in einem Hause weiterleben. Wissen Sie, Fräulein Sabine, daß ich die Wissenschaft von dieser Stunde ab hasse und werde als die herzloseste Tyrannin und Mörderin, die je ein Menschenherz bezwungen hat?“

Sabine hatte erschreckt innegehalten. Jetzt blickte sie wieder zuversichtlich zu Balzer hinüber und nickte.

„Sie haben recht, lieber Freund. Solche Gedanken mache ich mir oft. Meine Schwärmerei für diese Dinge ist Strohfeuer. Ich möchte mich gern überreden und dann spreche ich die wüsten Träumereien nach, mit welchen Alex mich oft bis abends zu quälen liebt. Glauben Sie mir, er leidet furchtbar. Er ist das elendeste Opfer seiner Wissenschaft, er ist von ihr wie besessen.“

„So halten Sie aus Mitleid bei ihm aus?“

Sabine beugte sich über das runde Tischchen und zog Balzer an seinen Händen zu sich herüber. Aus angsterfüllten Augen starrte sie ihn an, dann sagte sie: „Dort steht er an der Schwelle. Schauen Sie

ihn an. Wissen Sie noch nicht, warum ich bei ihm aushalten muß bis zu seiner letzten Stunde? Er ist gezeichnet. Wer das nicht auf seiner Stirn liest, der liebt ihn nicht, wie ich meinen Bruder Alex liebe. Er verläßt sich auf mich. Ihm steht ein früher Tod bevor oder etwas noch Schlimmeres, noch Grauenhafteres, was ich nicht fassen, nicht ahnen kann, worüber ich nicht denken will. Er glaubt an meine unerschütterliche Liebe. Er soll sich nicht in mir täuschen. Ich will frei sein an dem Tage, da er mein Leben braucht.“

Sabine sank zurück, und in einem Strom von Thränen brach sich der Schmerz Bahn, den ihr Entschluß sie kostete.

„Wenn Ihr Bruder krank ist, so sollten Sie alles anwenden, um ihn aus seinem Verufe herauszureißen.“

„Sie haben recht, seine Forderung ist sein Tod, aber sie ist auch sein Leben. Doch was ich für ihn fürchte, das können Sie nicht verstehen, weil ich es selbst nicht sagen könnte. Er ist ja jetzt ziemlich ruhig, ja fast heiter, seitdem die Krankheit im Hospital ihn ganz und gar beschäftigt. Aber Sie hätten ihn beobachten müssen, als er den ersten Fall entdeckte, und schon wochenlang vorher. Wahrscheinlich hatte er in seinen Versuchen eine Lücke gefunden. Die Epidemie kam für den Gelehrten offenbar wie gerufen. Aber sein gutes Herz litt furchtbar darunter, nicht anders, als wenn er für alle Schrecken verantwortlich wäre, als ob nicht Gott, sondern er den Tod in die Welt gesetzt hätte. Der erste Abend war besonders schrecklich. Ohne mich zu begrüßen, stürmte er in den Garten, und mit beiden Händen verzweiflungsvolle Gebärden beschreibend, lief er auf und nieder, zertrat Blumen und Beete und lachte einigemal ganz abscheulich zum Himmel auf, wenn die widerwärtigen Hunde lustig um ihn her bellten, als glaubten sie, er spiele mit ihnen. Ich weiß nicht, ob meine Worte Ihnen deutlich gemacht haben, warum ich in so unsäglich Angit neben ihm her lebe. Jedenfalls schweigen Sie gegen jedermann darüber, und von Ihrer Absicht sei nicht mehr die Rede, wenn Sie wieder herkommen.“

„Es schmerzt mich, Fräulein Sabine, aber nach Ihrem Bescheid muß ich von Ihnen Abschied nehmen. Ich habe vorhin mit Ihrem Bruder heftige Worte gewechselt, und auch sonst würde es mir recht schwer fallen, Sie wiederzusehen und dennoch meine Hoffnungen zu begraben.“

Er hatte sich schwerfällig erhoben und reichte dem Mädchen traurig seine Hand. Zögernd legte sie die ihrige hinein und hatte ihre liebe Not, nicht aufs neue in Thränen auszubrechen.

„Ich weiß, Sie werden mir dennoch gut bleiben“, sagte sie leise mit einem wehmütigen Lächeln. „Ich darf Sie darum geradezu um etwas bitten. Wenn es kommt — und es wird kommen — und wenn ich die Qual allein nicht ertragen kann, so werde ich Sie zu Hilfe rufen und Sie werden mir zur Seite stehen, nicht wahr?“

Balger drückte ihr nur fester als je die Hand und schritt von dannen, um sich nicht auch noch sagen lassen zu müssen, daß er zu rührselig für seine Jahre war. Und so war es ihm ganz lieb, daß Doktor Wisin, der sehr eifrig in Herrn Schrimm eingetreten schien, so that, als bemerkte er das Fortgehen des einzigen Hausfreundes nicht. Um so freier äußerte das Faktotum seine Verwunderung; die Runzeln auf seiner Stirn schoben sich hin und her, als wollten sie ein bedenkliches Kopfschütteln über diesen Ausgang der Werbung zeichnen.

Balger sprach natürlich kein Wort über den aufgeregten Zustand Wisins und über seine eigenen Angelegenheiten; dennoch wollte man in der Stadt bald wissen, daß der allgemein geachtete Rechtsanwalt und Stadtrat mit Wisins gebrochen habe. Und unberechenbar und unvernünftig, wie die Schlüsse der öffentlichen Meinung nun einmal sind, behauptete jedermann, der Rechtsanwalt habe einen Korb bekommen, behauptete aber auch, er meide das unbemerkliche Haus aus tieferen Gründen. Solange er der einzige Freund von Wisins gewesen war, hatte dies wie eine besondere Ehre zu Balgers Ansehen nur beigetragen. Jetzt schien seine Entfremdung plötzlich etwas wie einen Makel auf den Fiebersarzt und seine Schwester zu werfen.

Freilich stand diese Erscheinung nicht ganz allein, der Stern des Doktors Wisin hatte seinen Zenith überschritten, wenigstens für den Horizont der Stadt. Mochte man in Amerika, in London, Berlin und Paris immer noch große Abhandlungen über den Typhus Wisini schreiben, seine Mitbürger trugen an, sich von ihm enttäuscht zu fühlen. Die ungleichartigsten Erfahrungen mochten zusammengewirkt haben, um gegen ihn Zeugnis zu geben. Er hatte die reichen Familien, die ihn zu ihrem Arzte gemacht hatten, als er in Mode kam, vernachlässigt und durch Gleichgültigkeit gegen ihre kleinen Leiden erbittert, er hatte verschiedene Mütter durch den deutlich erhellten Abscheu, den er vor der Ehe äußerte, beleidigt, er hatte dem Pöbel seiner Nachbarschaft höchlich mißfallen, weil er in solchen Fällen sich mehr für die Frage der Väterung und Anstreckung, als für die Schmerzen des Kranken interessierte, und weil er keine Rezepte verschreiben wollte; er hatte endlich die städtische Verwaltung des Hospitals vor den Kopf gestossen, da er auch in Nebenfragen immer rechtshaberischer wurde und sich nicht wie ein Beamter, sondern wie der Herr der Anstalt benahm.

Den Auschlag zu seinen Ungunsten gab aber der an sich ganz erfreuliche Umstand, daß die Epidemie wie auf höheren Befehl auf einmal kraftlos wurde. Seit Mitte Oktober gab es keinen neuen Fall, der tödlich verlaufen wäre. Und rätselhaft, wie manches andere in dieser ganzen Geschichte, war es auch jetzt, daß die Abkämpfung des Giftes ohne jeden Uebergang erfolgte. Alle Sträflinge, welche bis zu einem bestimmten Tage das Hospital betraten und dann daselbst am Typhus

Wisini erkrankten, waren ohne Ausnahme unter ähnlichen Kennzeichen fast genau nach derselben Frist gestorben; und alle anderen, welche nach jenem Tage gemeldet wurden, kamen nach der gleichen Anzahl Tage eines heftigen Fiebers mit dem Leben davon. Nun mochten die gelehrten Herren sich über solche Zufälligkeiten die Köpfe zerbrechen; in der Stadt selbst verlor die Epidemie und ihr Arzt viel an der allgemeinen Achtung, seitdem es keine Tote mehr gab.

In diese Stimmung traf es wie ein langermartetes, erlösendes Wort, als anfangs November aus Berlin endlich auch der erste Fachmann für solche Untersuchungen in die Stadt kam und aus seiner Abneigung gegen den leitenden Arzt kein Hehl machte. In Indien habe Doktor Wisin nur Unheil angerichtet und wissenschaftlich nichts erreicht; hier liege zwar eine merkwürdige Thatsache vor, aber zu ihrer fachmännischen Ausbeutung sei nichts geschehen. Die Krankheitsform sei nicht neu; nur aus Eitelkeit könne Doktor Wisin ihr seinen Namen beigelegt haben. Ueber raschend sei nur die feststehende Gleichartigkeit der an sich nicht seltenen Einzelercheinungen, wenn anders die Tagebücher des Hospitals ehrlich und nicht etwa nach einer vorgefaßten Meinung geführt seien. Unerhört sei auch die plötzliche Ab schwächung, welche fast an die absichtlichen Versuchsreihen bei Vivisektionen erinnere. Item: Wenn Herr Doktor Wisin für die Entwicklung und Entartung der organischen Krankheitskeime eine Erklärung wisse, wenn er die Bacillen gefunden und deren Gift durch Züchtung beherrschen gelernt habe, so möge er sich bei dem Gerichtshofe der europäischen Wissenschaft melden. Wo nicht, so habe er nicht das mindeste Verdienst; dann sei eben eine medizinische Frage mehr auf der Welt, und diese sei nicht von dem strebsamen Doktor Wisin, sondern von den armen Kranken selbst gestellt worden. Eine vorgefaßte Meinung des leitenden Arztes müsse er auch darin finden, daß die Opfer des ersten Zeitabschnittes sofort aufgegeben worden seien und die eigentliche Heilkunde so gut wie nichts für ihre Rettung gethan habe.

Die Erklärungen dieses Professors, die er entschieden genug seinen älteren Kollegen gegenüber abgab, verbreiteten sich nicht ohne Entstellung und Uebertreibung, und Doktor Wisin hatte bald in der inneren Stadt keinen einzigen Menschen mehr, der sich ihm anvertraut hätte. Auch von den ärmsten Leuten ließ ihn nur noch rufen, wer umsonst keinen anderen Arzt haben konnte. Wisin selbst mußte das alles, aber er verlor darum sein böses Lächeln nicht. Er schien doch viel gearbeitet zu haben und seiner Ergebnisse bald gewiß zu sein. Im Hospital, in der Abteilung für Fieberkranke, herrschte er nach wie vor unumschränkt. Trotzdem die Epidemie so gut wie vorüber war, wirtschaftete er lebhaft mit seiner goldenen Nabelspritze umher, und die Sträflinge waren es zufrieden, da er in seiner guten Laune die Küche nicht schonnte und

ihnen die besten Sachen reichlich verordnete. —

Anfangs Dezember beobachtete er eine neue, ganz leichte Form der Epidemie. Die andern Ärzte und die Kranken selbst lachten über seinen Einfall, weil das Fieber diesmal so gering war, daß fast niemand sich von selber dazu meldete und der Arzt es erst mit dem Thermometer nachweisen mußte.

„Wir werden erst krank, wenn er uns die Glasröhre unter die Achsel schiebt,“ sagten sie lachend.

Es war gegen Mitte Dezember, als Wisin einmal zu ungewohnter Zeit nach Hause kam und mit den Worten: „Ich bin entlassen!“ zu Sabine in die Bibliothek trat.

In raschen Fragen und Antworten gaben die Geschwister ihrer ersten Erregung Ausdruck. Sabine, der sich das Herz ängstlich zusammenkrampfte, wollte immer wieder wissen, was man Alex vorzuwerfen habe, und konnte nicht an die Vorwände des Abschieds glauben.

„Sie haben anfangs meine Religion als Hauptfache behandelt. Sie haben gesagt, daß ein Nichtkatholik unmöglich segensreich in einem katholischen Hospital wirken könne. Ich habe sie zuerst ausgelacht und ihnen dann alles mögliche angeboten: mit den Sträflingen in die Kirche zu gehen, oder meinethwegen auch gleich überzutreten, wenn es sein muß.“

„Das hättest du thun können, Alex? Das glaub' ich nicht! Niemals hättest du dich dazu verstanden, deine Ehre preiszugeben und einen Glauben zu heucheln, der nicht der unseres Vaters war! Ich weiß, du bist auch kein Orthodoxer der russischen Kirche! Aber auch der Unglaube gibt kein Recht zum Uebertritt!“

Wisin blickte seine Schwester mit einem bösen Hohnlächeln an.

„Ich habe meinen Forschungen schon so große Opfer gebracht,“ sagte er grimmig, „daß es auf das bißchen Eidbruch gar nicht mehr ankommen kann. Aber sie wollten meine Nachgiebigkeit nicht einmal annehmen. Als es mit meiner Religion nichts war, machten sie mir meine Verschwendung zum Vorwurf. Ich stoll den armen Teufeln, an welchen ich studierte, bald ein Hühnerbein, bald ein Glas Bordeaux zuviel verschrieben haben. Um solcher Lumpereien willen sollte ich mein Werk unterbrechen! Ich hielt noch an mich und versprach, die Kranken von jetzt ab nach Möglichkeit hungern zu lassen. Da rückten sie endlich damit vor: ich hätte den Kranken zu wenig Medicinen verschrieben. Als ob nicht jedem von den Sträflingen damit ein Gefallen geschah, daß er starb! Und als ob gegen den Typhus Wisini schon ein Kraut gewachsen wäre! Da mußte ich natürlich gehen, sofort! Die Standesehre gebot es mir! Die Standesehre! Als ob ich ein Arzt wäre, einer der tausend Quacksalber, welche sich und den Kranken einreden, daß sie helfen wollten und könnten! Als ob wir der Hospitaler wegen da wären! Die Hospitaler sind unsertwegen da, der Wissen-

schaft wegen! Aber was half's auch, wenn ich mit ihnen weiter zankte. Es war beschlossene Sache, mich zu entfernen. Der Stadtrat war darüber einig geworden, auch dein Freund Balzer hat gegen mich gestimmt. Die Herren sind ja Fachleute!"

Wislin hatte sich mit dem Ellbogen auf ein Brett seiner Bibliothek aufgestemmt und ließ den rechten Fuß im raschesten Takte auf und nieder vibrieren. Seine Augen schweiften über eine Reihe gleichmäßig eingebundener Bücher, welche die Klassiker der Medizin von Aristoteles bis Pasteur und Koch enthielten.

Sabine verstand die irren Blicke ihres Bruders. Unter diesen ersten Größen der Wissenschaft sollte sein Hauptwerk über die Fiebererreger seinen Platz finden, sonst war ihm sein ganzes Leben nicht lebenswert. Und weil sie nicht geringer von ihm und seiner Aufgabe dachte, wurde es ihr leicht, den rechten Ton zu finden, als sie mit begeisterten Augen zu ihm trat und ihm zuredete. Er sei ja schon auf dem besten Wege, sei dem Ziele schon nahe und werde es allen Schikanen und Störungen zum Troste ruhmvoll erreichen. Seine Ernte im Hospitale habe er ja schon eingeheimst; jetzt sei es vielleicht gut, daß er abschließe und die gewonnenen Beobachtungen verarbeite; die Epidemie sei ja im Erlöschen. Jetzt solle er alle die unzähligen statistischen Notizen in Ruhe durcharbeiten.

Wislin schien nicht auf sie zu hören. Bei ihren letzten Worten aber schüttelte er langsam den Kopf und sagte kaum hörbar: „Noch ein Vierteljahr nur! Die Kraft wäre wieder gewachsen und der Typhus Wislin hätte den Weg zurückgenommen bis zu seiner stärksten unentrinnbaren Zerstörungswut. Dann wäre ich fertig gewesen und hätte der Welt etwas Großes bieten können: eine Sammlung von tödlichen und von schützenden Bacillen.“

Sabine ließ nicht nach. Sie wolle sich kein Urteil anmaßen; aber nach dem, was er ihr hier und da mitgeteilt habe, könne die Beobachtung neuer Fälle für seine Zwecke nicht mehr viel bedeuten. Er habe ja dafür seine Opfertiere. Und wenn seine Vorhersehung eintreffe, wenn die Epidemie wieder zunehmen würde, so könnte man ihm unmöglich den Zutritt verweigern.

„Die Epidemie ist erloschen, ich habe mich geirrt. Sie kommt nicht zu den Puschern!“ sagte er mit einem müstigen Lächeln. Und während seine rechte Hand nervös mit der Nadelspritze spielte, zog er eine andere Vierteljahrschrift hervor, um über dem Buche seinen Zorn zu vergeßen. Sabine beruhigte sich, wenn sie Alex an der Arbeit sah. Dann überwand er rasch jede körperliche und geistige Verstimmung und rechtfertigte in der That ihren Glauben, daß der Fanatismus seines Forschungsdranges sein Denken zu vollkommen ausfüllte, um für menschlichere Gefühle darin Raum zu lassen. So überließ sie ihn für heute sich selbst und hoffte von dem erzwungenen Verzicht auf klinische Thätigkeit alles Gute; vielleicht stürzte sich Alex jetzt mit

der ganzen zusammengehaltenen Kraft auf die Vollendung seines Werkes und vielleicht wich der Todesschatten von seiner Stirn, wenn er allgemein anerkannt neben den Ersten seines Faches dastand.

Doch es kam anders, und von Tag zu Tag mehr verdüsterte sich das Leben im Bannhause. Wislin ließ bald seine Bücher liegen und verbrachte auch bei Herrn Schrimm morgens und abends nur so viel Zeit, wie die Beobachtungen notwendig erforderten. Er benahm sich wie ein Mensch, der zu einer großen einschneidenden That alles vorbereitet hat und nur mit wachsender Ungeduld das Zeichen erwartet, den Entschluß auszuführen. Während er im Hospitale durch die Epidemie zu übermäßiger Arbeit genötigt wurde, hatten wohl mit seiner fast übermütigen, kampflustigen Stimmung die schweren Stunden abgewechselt, in denen er sich, nur von Sabine und Herrn Schrimm beobachtet und ihrer nicht achtend, wie ein Verzweifelter gebärdete. Jetzt war er wieder so, wie vor dem Ausbruch der Epidemie. Kraftlos und willenlos ging er im Hause und im Garten umher, unruhig und ungeduldig, als erwartete er eine Hilfe von außen. Daß seine wissenschaftliche That ihm allein im Sinne lag, das konnte man wohl an der gänzlichen Stumpfheit merken, die er jeder anderen Anregung entgegensetzte; aber er förderte die Arbeit nicht, weder durch Schreiben, noch durch Sinnen; er schob die Schuld für seine Arbeitsunfähigkeit eigenfinnig auf seine Entfernung vom Hospital.

Umsonst spannte Sabine ihre Aufmerksamkeit aufs äußerste an, um jede kleine Störung von ihm fern zu halten und ihm sein Arbeitszimmer behaglich erscheinen zu lassen, umsonst meldete sich Herr Schrimm täglich einmal, um durch seine Beobachtungen über die Versuchstiere Wislins Geist auf sein Ziel hinzulenken. Alex begegnete der Schwester unfreundlich und jagte Herrn Schrimm zornig in seine Anstalt zurück. Sabine schauderte zusammen, als sie einmal bis in ihre Stube hinauf den Bruder rufen hörte: „Gehen Sie zum Fenster mit Ihren Hundegeschichten! Die berühmten Professoren sind zu Hunden in die Schule gegangen und was von Hunden zu lernen ist, das weiß ich längst. Ich aber brauche Menschen, und die hat man mir genommen, gestohlen. Nicht einmal einen Mörder, der schon zum Galgen verurteilt ist, wollen sie mir gönnen.“

Sabine hörte nicht, was Herr Schrimm erwiderte. Sie vernahm nur sein klangloses Lachen und einen Wutschrei ihres Bruders, der sein Jaktotum diesmal ernstlich mit Schlägen zu bedrohen schien.

Nicht wie ein hungernder junger Arzt, der ohne Empfehlungen seinen Beruf angetreten hat, nein, wie ein frommer Sünder seinen Priester, wie ein Verdurstender einen Tropfen Wasser, so erlaubte Wislin jetzt einen Kranken, einen kranken Menschen, den er studieren konnte — vergebens. In Grabesruhe lag das Bannhaus da. Seit Balzers Verabschiedung zog kein Besucher mehr die Klingel, Sabine glitt unhörbar

von Stube zu Stube, und Herr Schrimm, dem die Verbindung mit der Außenwelt oblag, kam und verschwand wie ein Schatten. Niemand im weiten Umkreis der Stadt dachte mehr daran, den versemten Doktor Wislin zu Hilfe zu rufen.

Da trieb es den Arzt hinaus, um ihn unerkant selber seine Kranken zu suchen. Als Wohltäter betrat er die Hütten der elendesten und schmutzigsten Knechte, brachte Wein und Nahrungsmittel mit; er bestach die Kinder mit Näscherlein und die Eltern mit barem Gelde, bis es ihm gelungen war, und die Familie Vertrauen faßte zu dem unheimlichen fremden Manne. Dann gab er sich wohl als ein Arzt zu erkennen, und wo in den Hütten jemand seiner Hilfe bedurfte, da weigerte er sich nicht. Er verschrieb den armen Leuten keine teuren Rezepte und machte für die Ernährung keine unmöglichen Vorschriften. Die Arzneien brachte er selber mit und gab sie umsonst her, ebenso die köstlichen Stärkungsmittel. Und man sah, welche Freude ihm die Ausübung des Berufs an ihrer selbst willen machte; seine Augen leuchteten wieder, so oft er seine geheimnisvolle Nadelspritze hervorholte und an den armen Leuten seine Künste erprobte.

In der Stadt selbst und in seiner Vorstadt war es ihm freilich nicht gelungen, das Mißtrauen zu durchbrechen. Da nahmen selbst die ärmsten Bettler seine Geschenke nur mürrisch entgegen und ließen ihre Kranken lieber ohne Arzt, als daß sie den Doktor Wislin an ihr Bett gelassen hätten. Aber jenseits der entgegengesetzten Vorstadt drüben über dem Flusse, mitten in einer Sumpfe, unter den verschimmelten Strohdächern einer verkommenen Ortschaft, deren Name zu deutsch „Im Röhrich“ hieß, der hatte er seine Anhänger endlich gefunden, und sie blieben ihm auch dann noch treu, als das Gerücht von seiner Veremung nach Wochen zu ihnen drang. Sie wußten besser als die dummen Städter, was es an diesem veramteten Wundermanne hatte, der selbst gegen die gräßlichste von allen Krankheiten Mittel mitbrachte: gegen den Hunger.

Seit dem Beginn dieser seltsamen Landpraxis hatte sich die Stimmung Wislins langsam, aber stetig wieder gehoben. Die Arbeitslust war wieder da und die schweren Anfechtungen, welche sonst die Freuden der Forschung unterbrachen und ihn eintief in den Garten stürmen ließen, hatten sich noch nicht eingestellt. Sehr viel mehr zu der Besserung seines ganzen Wesens, der Stolz auf das Eintreffen seiner Vorhersage beitrugen. Zwar unter den Sträflingen war und blieb die Epidemie erloschen; vielleicht waren die anderen Ärzte, die Puschner, auch nur zu kurz gekommen das Fortschleichen der Krankheitsform zu verfolgen zu können. Aber im Röhrich, da war es, wie Sabine aus einigen Andeutungen erfuhr, Alex schon gelungen, der Typhus Wislin in seiner schwächsten Erscheinungsform nachzuweisen. Die Leute spürten gewöhnlich nur einige Mattigkeit oder fühlten sich auch gar nicht krank, so

rennlicher Arzt jedoch erkannte die Art des Leidens trotzdem und heilte sie und verhielt die Genesenden, so daß sich fast ein Zubrang nach der kleinen Seuche entwickelte und die Befallenen von den anderen getrennt wurden.

Doch von Monat zu Monat nahmen die Erscheinungen an Heftigkeit zu. Im Röhricht schlich sich langsam eine unklare Beängstigung ein, während Doktor Wisin wieder auf dem Höhepunkt seines Forschungsseifers anlangte war. Wieder, wie zur mörderischsten Zeit der Epidemie, gab er sich mit Lust und fast mit Uebermut seiner Aufgabe hin; jeder verbrachte er viele Stunden bei den Leuchstieren; aber wilder denn je gebärte er sich des Abends, wenn der Zweifel über die Verzweiflung über ihn kam. Auch der Schlaf floh ihn; Sabine hörte den armen Bruder ganze Nächte in seiner Stube auf und nieder gehen und mit halblauten Stimmen sich martern. Nur einmal hatte sie in ihrer Angst den Schlafrock übergehoben und an seiner Thür gelauscht; sie hat es nicht wieder. Was sie da hörte, löste ihr ein neues Grauen ein, und unendliches Mitleid mit Alex, der ja der allerschuldloseste Arzt war und sich dennoch mit grundlosen Selbstvorwürfen peinigte. „Abkollution für einen Mörder!“ Das hatte sie deutlich verstanden; als ob Alex nun doch katholisch geworden und sich in einem Verurtheilten eine Schuld bewußt wäre.

Es war gegen Ende April; das Frühjahr hatte sich bisher nur mit Wind und Regen eingestellt; Wisin aber wanderte endlich bei dem abscheulichsten Wetter nach dem Röhricht, wo die Seuche sich inzwischen trotzdem genug entwickelt hatte. Noch war kein Mensch gestorben, noch hatte die Kunst des Arztes jedesmal gesiegt, aber ein furchtbares Fieber hatte viele niedergeworfen, und wo Wisin sich zeigte, da begegneten ihm angstvolle und feindselige Blicke. Man wollte bemerkt haben, daß das Fieber in seiner Hütte ausbrach, wo Wisin nicht schon früher erschienen war. Ein furchtbares Grauen vor dem Wohlthäter, der mit seinem Gelde die Seuche umhertrug, hatte sich der ganzen Ortschaft bemächtigt. Man gab ihm nicht die Schuld, daß er die Leute absichtlich vergifte, man sah in ihm immer noch den Wunderthäter, der zur Rettung der Armut berufen war, aber auch zugleich den von bösen Geistern Umrungenen, der immer an seine Wohlthat das Entsetzen zu knüpfen gezwungen war.

Da schlug die Stimmung auf einmal um. Ein alter Fährmann, der bis vor kurzem das medizinische Drakel der Ortschaft gewesen war und dem eindringenden Stadtarzt feindlich gegenüber gestanden hatte, war durch das Zureden aller Nachbarn dazu gebracht worden, die Hilfe des Doktors in einer schweren Augenkrankheit anzurufen. Das Uebel verschwand mit erstaunlicher Schnelligkeit, und schon wollte die Stellung Wisins sich aufs neue befestigen, als der Fährmann selbst plötzlich von der Seuche gepackt wurde. Die größtenteils Vermuthungen, die er im Fieber gegen Wisin ausstieß, wurden nun vom

ganzen Röhricht wiederholt, und über Nacht vollendete sich der Umschwung. Doktor Wisin war der leibhaftige Gottseibeiuns, der mit seinen Geschenken Leib und Seele der Armen erkaufte. Und als er am nächsten Vormittage von Pluto begleitet durch den strömenden Regen herbeieilte, um nach seinen Kranken zu sehen, da fand er das Röhricht in hellem Aufruhr. Gegen hundert meist ältere Leute standen, mit Heugabeln und Sensen bewaffnet, vor der ersten Hütte und wehrten ihm den Zutritt zum Dorf. Niemand wagte es, ihn zu berühren; die Furcht vor seiner Macht war zu groß. Aber sie drohten ihm mit dem Tode, wenn er sich noch einmal im Röhricht sehen lasse.

Mitten in den Füßen der schlechten Straße, völlig durchnäßt und vom heulenden Winde gepeitscht, hielt Wisin ihnen stand, wohl eine Stunde lang. Umsonst war seine eifrige Beredsamkeit, umsonst versuchte er es, zwei Heugabeln beiseite zu drängen und sich zwischen ihnen einen Weg zu bahnen. Umsonst wollte er den Bernhardiner gegen die Leute heizen. Ueberall starteten ihm Senfenippen entgegen, und er mußte sein Vorhaben aufgeben.

Als er nach dem Bannhause zurückkehrte, sah er zum Erschrecken aus. Aber diesmal war sein Wille nicht gebrochen wie nach seiner Entlassung aus dem Krankenhaus.

Er war zu nahe am Ziele, um sich jetzt noch durch die Feigheit des polnischen Gefindels da draußen um den Lorbeer bringen zu lassen. Mochte der Böbel im Röhricht für sein erbärmliches Leben zittern, mochte der letzte Tagelöhner mit alberner Wertschätzung an seinem Leben hängen, mochte diesem ganzen Abschraum der Menschheit der rühmliche Tod für die Wissenschaft ein fremder, unfassbarer Gedanke sein, Alexander Wisin ließ sich auf seinem Wege nicht mehr aufhalten. Diese Hunde wollten ewig leben, nun, so mochten sie sich immerhin noch eine Weile weiterhungern. Ohne dies hatten die armen Teufel ihr Scherflein für die Forschung längst beige-steuert. Das unter ihnen wüthende Fieber hatte zu schönen Beobachtungen genügt. Wenn er nur noch einen Todesfall hätte untersuchen können, wenn er dann ein völlig gleichen Fall hätte heilen können, so wäre die Undankbarkeit der Leute im Röhricht kaum mehr als ein lustiger Spaß gewesen. Dann war seine Aufgabe abgeschlossen, dann konnte Doktor Wisin mit Ergebnissen hervortreten, die alle verwandten Leistungen der Wissenschaft übertrafen. Ihm hatte Glück und Eifer die ganze Erscheinungsweise, die sonst mühsam durch Tierversuche zusammengebracht wird, an leidenden Menschen gewährt. Nur noch ein einziger, tödlich verlaufender Fall, und Wisin konnte sich für den Herrn des Fiebergifts erklären.

Seine Aufregung war so groß, daß er mit Sabine und mit Herrn Schrimm unaufhörlich über seine Untersuchungen sprach. Nur daß er der Schwester wohl einige Geheimnisse der Wertstatt verschwie, vielleicht weil sie für ihre Ohren zu häßlich waren, vielleicht auch, weil an ihrer Geheim-

haltung wirklich das Schicksal des Entdeckers hing. Dann war es aber doch auffallend, daß Herr Schrimm in alles eingeweiht erschien.

Von Sabine duldete Wisin nicht den leisesten Zweifel, nicht das mindeste Bedenken, von seinem Diener ließ er sich offenen Hohn gefallen. Herr Schrimm hätte sich niemals aus dem Hospital vertreiben lassen, er hätte sich im Zuchthause häuslich niedergelassen und hätte lieber einen Mord begangen, als das üppige Arbeitsfeld zu verlassen. Und dann hätte Herr Schrimm sich durch alle Heugabeln der Welt nicht aus dem Röhricht vertreiben lassen; Doktor Wisin war doch nicht unbewaffnet, er hatte ja seine Nadelsprige. Jedesmal hatte Sabine einen verdorbenen Tag von unerträglicher Pein, wenn sie die Hohnreden des Faktotums zufällig anhören mußte, wie eben in diesen schlimmen Tagen, weil ihr Bruder sich bei dem Streite mit den Bauern ein leichtes Fieber geholt hatte und das unter ihrer Pflege in der Stubenwärme auskochen lassen mußte. Ihre Angst, daß Alex selbst am Typhus Wisini sterben könnte, überwog anfangs die Scheu vor Herrn Schrimm; je wohler aber ihr Bruder sich fühlte, desto mehr wurde ihr ums Herz, so oft der alte Anatomiedienner die Wohnräume betrat. Sie wollte sich einreden, daß nur ein frauenhaftes Vorurteil ihr den Schauer vor der Hundeklinik und deren Beherrscher eingab; aber einige Worte, welche Herr Schrimm gerade an dem Tage sprach, als Alex sich zum erstenmal wieder den Aufenthalt im Freien gestattet, ließ Sabine erkennen, daß das Faktotum wirklich der böse Dämon ihres Bruders war.

Alex ging an ihrem Arm hin und wieder, zu neuer Arbeit lebhaft erregt; schon morgen wollte er wieder auf die Suche gehen und nicht rasten, bis er seinen Toten gefunden hatte. Herr Schrimm arbeitete mit dem Spaten, um das Hauptbeet zu bestellen. Er wollte den Kohl für seine Rantinen wieder selbst zu bauen versuchen. Die Geschwister glaubten, daß er auf ihr Gespräch nicht achtete.

Sabine hatte widerstrebend ihres Bruders leidenschaftliche Sehnsucht nach neuen Opfern der Seuche wahrgenommen.

„Und du bist sicher, Alex, daß diese Menschen nicht umsonst gestorben sind, daß deine Entdeckung den armen Kranken zum Segen gereichen wird?“

Da ließ Herr Schrimm den rechten Fuß, mit dem er eben zustoßen wollte, auf dem Eisen des Spatens ruhen, legte seine Knochenhände kreuzweis über den Griff, ridtete seinen hageren Leib, um welchen das graue Wollhemd und die grüne Gartenschürze im Winde schlotterten, hoch auf und blickte verächtlich vor sich hin. Er sah heute völlig so aus wie der Tod als Totengräber auf alten Holzschnitten; es fehlte nur Sanduhr und Hippe.

Alex hatte gar nicht hingesehen und wußte nicht, warum die Schwester sich ängstlicher an seinen Arm schmiegte. Er hatte innegehalten, um das Mädchen nicht

zu sehr zu erschrecken. Jetzt sprach er wieder laut und eindringlich von der alles überragenden Majestät der Wissenschaft. Sabine dürfe sich nicht mit dem Pöbel im Höhrich auf denselben niedern Standpunkt stellen, dürfe von der hohen Frau, der heiligen Wissenschaft, nicht irdische Vorteile verlangen. Das sei heidnischer Götzendienst wie die Frömmigkeit der Leute, welche die guten Werke um zeitlichen Lohnes willen thun. Der Kriegszug eines Königs werde nicht mit demselben Maße gemessen wie die Thaten eines habgierigen Seeräubers, und so dürfe die Lebensaufgabe eines echten Naturforschers nicht mit der nutzbringenden Geschicklichkeit des Zahnreißers verglichen werden.

„Wir wollen der Menschheit nicht helfen!“ rief Wisin grimmig, während er die Arme verschränkte und mit glänzenden Augen auf die Schollen starrte, die Herr Schrimm aufgeworfen hatte. „Die Menschheit ist nur ein Tropfen in dem Weltmeer der Natur. Und die Natur will sich nicht helfen lassen. Sie spottet unser, wenn wir sie meistern wollen; aber sie hilft uns, wenn wir sie zu erklären suchen. Die Natur ist ein gelehrtes Weib, aber kein Blauschiff; sie ist rücksichtslos. Sie ist die gewaltigste Mörderin. Und die Wissenschaft kann sie nur dann verstehen, wenn sie mit ihr um die Wette mordet.“

„Das ist ja unmenschlich!“ rief Sabine händeringend.

Herr Schrimm wandte ihr frech sein Knochenantlitz zu und sprach hart: „Warum sollen denn die Zweibeinigen so viel vor meinen Tieren voraushaben, gnädiges Fräulein. Es sind die besten Menschen, die nicht lachen und nicht lügen können, wie die Tiere. Was meinen Sie denn, haben denn die Mäuse und Frösche, die wir zerschneiden, und die Schmetterlinge, die wir aufspießen, nicht auch ein Herz?“

Wisin lachte über die mangelhafte Gelehrsamkeit des Anatomiedieners und fuhr fort: „Unsere Wissenschaft, liebe Sabine, kennt Beispiele von erster Seelengröße. Wir wissen von begeisterten Schülern, welche die Wirkung von Giften an sich erprobten, um dem verzweifelden Meister in der Todesnot seiner Forschung beizustehen. Wie sich das schöne Mädchen ans Kreuz schlagen ließ, damit der Vater, ein berühmter Maler, Studien für sein Martersbild machen konnte, so hat es Modelle in der Naturwissenschaft gegeben, die willig starben, um in der heiligen Geschichte der Wissenschaft unsterblich fortzuleben. Was, Herr Schrimm? Sollte man nicht einen Aufruf erlassen, damit sich Freiwillige melden?“

Und mit weitaufgerissenen, gläsernen Augen blickte Wisin bald auf seine Schwester, bald auf den Diener und schien auf ihre Zustimmung zu lauern. Sabine zitterte vor Entsetzen. Herr Schrimm hatte seine Arbeit wieder aufgenommen und sprach tief zur Erde gebeugt: „Auf Freiwillige ist kein Verlaß. Die tollen Menschen leben gar zu gern. Man muß die Rekruten nehmen, wo man sie findet.“

Das mochten so die Scherze sein, wie sie im Seziersaal üblich waren. Was aber im Munde ihres Bruders wie ein dichterisches Spiel der Einbildungskraft klang, das schien Mordlust, wenn der Diener es wiederholte. Sabine konnte sich kaum auf den Knien erhalten. Sie mußte ins Haus fliehen, um dem Bruder ihre Schwäche nicht zu verraten.

Sie fühlte sich tagelang krank und hätte sich auch dann kaum erholen können, wenn sie Herrn Schrimm so bald hätte wiedersehen müssen. Glücklicherweise wurde ihr jetzt durch die Genesung ihres Bruders der Anblick des Jaktotums entzogen.

Alex stürzte sich leidenschaftlich in die Jagd nach der einzigen Beute, die er suchte. Aus Gründen, die er verschwiegen und die mit seinen Prophezeiungen zusammenhängen, mußte er gerade in diesen Wochen einen Fall von tödlichem Typhus Wisini entdecken ober der letzte Strich an seinem Werke mußte wieder für Monate hinausgeschoben werden. Wieder drängte er sich in die Hütten der Armut ein. Während der Frühling in voller Pracht mit Sang und Duft heraufgekommen war, die Heide mit Blumen überdeckt hatte, und auch in jedem Gärtchen der Stadt, vor jedem Strohdach des Pöbels mit hochzeitlichem Geschnitter der Vögel und dem hochzeitlichen Prunk der Blüten seinen jubelnden Einzugs hielt, während Sabine beim offenen Fenster die geheimnisvoll wirkende Heide lust einsog und sich erneute Sehnsucht nach dem guten Freunde Valger in die Seele trank, irrte Alexander Wisin von Flecken zu Flecken, rund um die Stadt, und suchte bei den Vermisten der Armen, in Verbrecherhöhlen und bei hungernden Witwen nach einem Kranken oder nach einem Gefunden, der sich ihm vertraute. Es war vergebens. Sein Erscheinen im Höhrich hatte die ganze Gegend mit Schrecken erfüllt. Man wußte, daß seine Geschenke die Seuche brachten. Jedes Kind kannte ihn und wich ihm aus. Mancher Stein flog aus der Ferne an seinem Kopfe vorüber.

Je fruchtloser seine Bemühungen außerhalb des Hauses waren, desto wilder äußerte sich sein Arbeitstrieb in der Hundeklinik. Er häufte Versuch auf Versuch und hörte nicht auf Herrn Schrimm, der sich dem Vernichtungskriege gegen seine Tiere widersetzte.

Noch war die Frist nicht abgelaufen, binnen welcher Wisin nach seiner eigenen Meinung den tödlichen Fall, das Schlußglied seiner Beobachtungskette, finden mußte, und schon hatte er den ganzen Park seiner Versuchstiere geopfert. Herr Schrimm weigerte sich, den Bestand zu erneuern. Still wurde es im Versuchsraum, still im Garten des Bannhauses. Nur der große Bernhardiner bellte mitunter freudig auf, während er in mächtigen und doch anmutigen Sätzen seinen Herrn umsprang. Wisin betrachtete das treue Tier oft mit nachdenklichen Augen, während seine zitternden Finger mit der goldenen Nadelspitze spielten.

Und eines Morgens lag der Hund mit

geröteten Augen krank auf der Schwelle vor der Bibliothek und widersetzte sich nicht, als ihn Herr Schrimm mit seinem trockenen Lachen in den Versuchsraum schleppte.

Sabine wußte nicht, daß auch der Bernhardiner durch das Gift erkrankt war, als dessen Herrn sich Wisin betrachten durfte. Sie war ohnedies über den drohenden Verlust des schönen und treuen Hundes betrübt genug und gab die Hoffnung nicht gleich auf. So oft ihr Bruder das Haus betrat, mußte er ihr Rede stehen, und wenn er sie heftig anfuhr und ihr verbot, noch einmal nach dem unvernünftigen Vieh zu fragen, so entschuldigte sie ihn mit seiner gesteigerten Erregtheit und seiner sicherlich nur schwer unterdrückten Trauer um den prächtigen Hund. Der war sein Liebling gewesen, wenn Alex überhaupt außer seiner Wissenschaft irgend etwas liebte.

Am dritten Tage nach Plutos Erkrankung überwand sie endlich ihren Widerwillen gegen Herrn Schrimm und sein Reich, nur um sich über das Schicksal des Tieres Gewißheit zu verschaffen. Bis zum Abend hatte sie vergebens darauf gewartet, daß ein freundlicher Blick ihres Bruders ihr den Mut gab, noch einmal zu fragen. Aber Alex war noch gereizter und jähzorniger als sonst. Die Frist, welche er sich selbst für Entdeckung des letzten notwendigen Todesfalls gesteckt hatte, drohte abzulaufen. Heute früh hatte er sich in seiner Verzweiflung auf Umwegen in die elendste Hütte des Höhrichs zurückgewagt, wo der schwarze Hunger herrschte und von nirgends her eine Rettung möglich schien. Dort hin hatte er Branntwein und Brot und sogar Fleisch gebracht, nicht als Kaufpreis, nein, nur um fürs erste Beziehungen wieder anzuknüpfen. Aber der Krüppel, der mit seiner Mutter und seinen zahlreichen Kindern die erte Hütte bewohnte, hatte die Nahrungsmittel mit Ekel auf die Straße geworfen und nur die Branntweinflasche, die glücklicherweise nicht zerbrochen war, vor dem Verderben gerettet. Das war auch was anderes: der Branntwein war so gut, daß ihm nicht einmal die Berührung des Fieberdoktors schadete.

Das und mehr noch erfuhr Sabine: darum wollte sie ihren Bruder nicht durch Ungehorsam aufbringen und entschloß sich selbst nach dem kranken Pluto zu sehen. Sie schlug ein schwarzes Tuch um Kopf und Schultern und eilte durch den dunklen Garten nach dem Versuchsraume, der von einer hängenden Petroleumlampe und von einer eigentümlichen hellen Flamme, welche dem Mikroskope diente, gut beleuchtet war. An der Schwelle blieb sie erschrocken stehen. Ihr Bruder und Herr Schrimm schienen in einem heftigen Streite begriffen. Der Arzt ging mit mächtigen Schritten hin und her und schrie so laut, daß Sabine ihn zuerst kaum verstand. Herr Schrimm puzte gelassen den Glaskrein, ließ aber bei dieser Beschäftigung seinen zornigen Herrn nicht aus den Augen. Ein Blick auf die leeren Käfige überzeugte Sabine, daß kein einziges der Versuchstiere mehr vorhanden war. In dem größten Gefäße

lag Pluto lang ausgestreckt auf der Seite; sie konnte nicht sehen, ob er noch lebte. Sie überlegte, ob es besser wäre, den Streit der Männer durch ihr plötzliches Erscheinen zu schlichten oder ob sie sich zurückziehen und später wiederkommen sollte.

So viel verstand sie sofort, daß ihr Bruder seinem Faktotum vorwarf, ihn im entscheidenden Augenblicke im Stich gelassen zu haben. Der Ton zwischen dem Arzte und seinem Gehilfen war Sabine immer sonderbar erschienen; dennoch erschrack sie jetzt die Roheit der Zornausbrüche bei ihrem Bruder und die kalte Kälte des Herrn Schrimm. Das erste, was Sabine ganz deutlich verstand, war der Ruf:

„Und Ihre Bosheit, Ihr Eigensinn ist unerträglich. Ich möchte Tag und Nacht Versuche machen und Sie haben mir nicht eine elende Maus gebracht.“ Alex hielt die Nadelspitze kunstgerecht zwischen Mittel- und Zeigefinger der rechten Hand; der Daumen lag spielend auf dem Stempel.

„Lassen Sie mich in Ruhe! Sie sind blind mordlustig wie ein tollgewordenes Raubtier. Mit Tieren ist Ihnen nicht gedient. Und weil Sie keinen Menschen finden können, darum sind Sie wütend.“

„Schweigen Sie!“ rief Alex außer sich. Die Hyäne will den Löwen ein Raubtier schimpfen! Sie sind nichtswürdig, hämisch. Sie wissen ganz gut, warum ich gerade jetzt mit meiner Entdeckung heraus muß. Es ist der letzte Augenblick! Ich kann gar nicht daran denken, daß gerade heute ein anderer, einer von den verdammten Professoren, mit der ganzen Arbeit fertig geworden sein kann.“

„Das kann keiner,“ sagte Herr Schrimm mit fester Stimme, und zog seinen Mund noch breiter als sonst. „Um zu thun, was wir gethan haben, muß man eine feste Hand haben, wie Sie, und ohne Vorurteil sein. Ihrer bin ich sicher. Nachdem Sie's dem Pluto beigebracht haben und das bloß zum Zeitvertreib, werden Sie auch einen Menschen nicht verschonen, und wäre es Ihr bester Freund!“

„Schweigen Sie — oder . . .“

Sabine vermochte nicht weiter zu hören. Die Erkenntnis, daß ihr Bruder seinen Liebling zum Opfer gebracht habe, war zuviel für sie. Es war ihr ganz klar, daß Herr Schrimm recht hatte, daß die Wissenschaft aus Plutos Tode keinen Vorteil zog, daß ihr Bruder nur unter dem Zwang einer krankhaften Erregung so abscheulich gehandelt hatte. Aber nein, Alex war nicht so schlecht, er war nur unglücklich! Das Entsetzliche, was sie für ihn erschrickt hatte, jetzt schien es über ihn herabzubrennen. Sie fühlte sich diesen Schrecknissen gegenüber zu schwach; ein Freund, ein Mann mußte zu Hilfe kommen, sie mußte Balzer rufen.

Mühselig schleppte sie sich von der Schwelle der Hundeklinik zum Hause zurück. Schon hatte sie die Hinterthür geöffnet, als sie aus dem Seitengebäude einen wilden Aufschrei ihres Bruders, gleich darauf ein

Gepolter und das laute Hohnlachen des Herrn Schrimm vernahm. Sabine hielt sich an der Klinke fest und sah und hörte, was vorging, ohne etwas anderes dabei zu denken, als:

„Alex darf nicht wahnsinnig werden, Balzer muß uns retten!“

Herr Schrimm stürzte hochaufgerichtet nach rückwärts über die Schwelle in den Garten. In der ausgestreckten rechten Hand hielt er irgend ein glänzendes Ding, womit er den Doktor Wisin abwehrte, und plötzlich stehend bleibend, rief er mit seiner knöchernen Stimme:

„Sie sind verrückt, Herr Doktor Wisin, bleiben Sie mir mit Ihrem Typhusrevolver vom Leibe oder ich wehre mich. Keinen Schritt weiter! Sie sind verrückt, sage ich Ihnen! Machen Sie keine Dummheiten! Suchen Sie sich einen anderen aus, mich werden Sie zeitlebens brauchen. So schnell können Sie mich nicht umbringen, daß ich nicht noch Zeit hätte, Sie vor aller Welt anzuklagen. Hüten Sie sich vor mir, Doktor Wisin!“

Sabine ertrug es nicht länger. Sie überzeugte sich nur, daß Alex den Versuchsbraum nicht verließ; dann wollte sie, von Frost und Angst geschüttelt, an ihren Schreibtisch. Dreimal mußte sie kraftlos die Augen schließen, bevor sie den Rechtsanwalt Balzer in wenigen Zeilen ersucht hatte, wenn möglich sofort oder morgen früh zu ihr zu kommen. Dann raffte sie sich noch einmal auf, steckte das Blatt in einen Umschlag, setzte die Aufschrift darauf und schlich auf die Straße. Sie rief einen Knaben, der vorüberlief, und übergab ihm das Schreiben zur Beforgung. Als sie ihn, vergnügt über ihr ansehnliches Geldgeschenk, forteilen sah, atmete sie freier auf. Aber es wurde ihr schwer, sich wieder in ihre Stube hinaufzuschleppen. Dort brach sie vollends zusammen. Wie leblos lag sie auf dem Sofa und hatte nicht mehr die Kraft, sich zu Bett zu legen oder auch nur eine Decke überzuwerfen. Ein Schüttelfrost hatte sie gepackt.

Sie mochte noch nicht lange Zeit so verlassen zugebracht haben, sie vernahm das Angelusläuten aus der nahen Kapelle des Zuchthauses, als Alex hastig die Thür aufriß und die dunkle Stube betrat. Seine Brust arbeitete schwer. Er konnte sie nicht sehen, und sie war nicht im Stande, ihn zu rufen. So stürmte er eine Zeitlang hin und her, griff mit allen zitternden Fingern hastig in der Luft umher und murmelte dazu stoßweise seine unklaren Reden. Plötzlich, als er eben innehielt und seine linke Hand rasch nach einem Wahngelbde ausstreckte, hörte er einen tiefen Seufzer. Er schrak so heftig zusammen, daß er nicht gleich von der Stelle konnte.

„Bist du es, Sabine?“ flüsterte er fast weinend, wie ein ertappter, feiger Verbrecher. Als ihm wieder nur ein Seufzer antwortete, steckte er eilig Licht an und trat an Sabine heran.

„Du hast ja das Fieber!“ rief er in wilder Bewegung. Dann aber zeigte er

sich sofort als besorgter Pfleger. Er deckte Sabine aufmerksam zu und bereitete ihr rasch einen warmen Trank. Dann faß er, ihre Hand in der seinigen, freundlich da und wartete, daß der Fieberfrost sich legte. Nur seine Augen wanderten unruhig über die Kranke hin, und seine Finger zuckten immer wieder nach seiner Westentasche.

Der Trank that bald seine Wirkung. An Stelle der Kälte trat die Fieberhitze, und als endlich ein tüchtiger Schweiß ausbrach, konnte Sabine wieder klar um sich blicken und ihre Gedanken ordnen.

„Ich habe wohl närrische Reden geführt, während ich hier allein zu sein glaubte?“ fragte Alex mit unsicherer Stimme.

„Ich war kaum bei Bewußtsein,“ erwiderte sie. „Jetzt ist mir viel besser. Ich danke dir. Was fehlt mir denn eigentlich?“

„Du hast das Fieber,“ sagte Alex.

„Dein Fieber?“ fragte sie erschreckt.

Ihr Bruder antwortete nicht, sondern stierte sie wie geistesabwesend an. Sie fühlte sich von Todessehauern bedrängt. Sie hatte heimlich noch auf Glück gehofft und nun sollte sie sterben. Sie schloß die Augen.

So überlegte sie. Ihr Bruder mußte wahnsinnig sein. Nur diese entsetzliche Erkenntnis schützte sie vor der Todesangst. Sie hatte Alex zu oft über den Typhus Wisini reden gehört und mußte, daß die Krankheit zuerst nicht so heftig auftrat. Sie hatte sich eben nur erschreckt. Nicht sie war in Gefahr, sondern Alex. Und sie versuchte einen scherzhaften Ton anzuschlagen: „Das wäre eine hübsche Geschichte für dich und deine Herren Kollegen, wenn der Fall, den du suchst, gerade in deinem eigenen Hause zu finden wäre. Du könntest dann stolz auf deine Schwester sein.“

Wisin starrte sie aus weitaufernden Augen an. „Denkst du wirklich so groß, Sabine? Du könntest mich begreifen? Sabine, ich bin ja dein Bruder! Was mutest du mir zu!“

„Sei nur ruhig, Alex. Ich werde morgen wieder gesund sein. Sei nur ruhig, damit du nicht selbst krank wirst. Nicht wahr, ich habe nicht dein Fieber?“

Alex hatte Daumen und Zeigefinger der rechten Hand in die Westentasche gesteckt und spielte dort nach seiner Gewohnheit mit der Nadelspitze. Plötzlich richtete er sich hoch auf, legte beide Hände auf den Rücken und sagte fast höhnisch: „Gewiß, du wirst ja morgen wieder gesund sein.“

Ein banges Schweigen folgte. Sabine horchte hinaus, ob Rechtsanwalt Balzer nicht zu Hilfe kam. Wisin ging mit schnellen Schritten auf dem Teppich hin und her. Plötzlich blieb er wieder vor dem Sofa stehen und begann: „Das wäre so einer von den tragischen Konflikten, wenn ein liebender Bruder nur durch den Tod der Schwester sein höchstes Lebensziel erreichen könnte. Du mußt nicht erschrecken, Sabine, es ist nur so eine verrückte Doktorfrage. Aber warum soll es nicht sein dürfen? Warum soll ein junges Mädchen sein Leben nicht so opfern dürfen, wie wir? Wir opfern der Wissenschaft

unsere Jugend und unsere Lebensfreude, jeder Blutstropfen und jede Gehirnsfaser arbeitet nur für die Wissenschaft; so bringen wir alle das Opfer eines langen, entjagungsreichen Lebens. Warum soll ein junges Mädchen nicht mit einem einzigen tüchtigen Schritt die Forscher an Mut und Verdienst erreichen können?"

"Gewiß, gewiß," flüsterte Sabine beschwichtigend.

Balzer erschien noch immer nicht. Er hielt es wohl für besser, erst morgen bei Tage zu kommen.

"Du bist sehr aufgeregt," sagte sie. "Du weißt, ich liebe das Mittel sonst nicht und warne dich oft davor. Heute aber bitte ich dich selbst: nimm etwas Morphium und gehe zur Ruhe. Ich kann nicht länger mit dir sprechen."

Alex blickte aus leeren Augen auf sie nieder; seine Züge waren wie gelähmt, er bedurfte einer Anstrengung, um sprechen zu können. Schnell drehte er die Nadelspitze zwischen den Fingern beider Hände. "Wie du willst, Sabine," sagte er endlich. Zweimal bewegte er die Lippen, ohne daß ein Laut hörbar wurde, dann sprach er schwerfällig, als wäre er berauscht: "Auch dir wird eine Morphiuminjektion gut thun. Du würdest sonst nicht schlafen können."

Alex reckte sich empor.

"Ich hole das Nötige aus meinem Arbeitszimmer," sagte er mit fester Stimme. Dann verließ er mit schweren Schritten die Stube. * * *

Rechtsanwalt Balzer, der in behaglichen Verhältnissen das alte, wohl eingerichtete Haus bewohnte, von dessen erstem Stöße aus immer noch seine Mutter für ihn sorgte, hatte seit seiner unglücklichen Werbung nichts mehr von sich hören lassen, aber darum doch nicht auf jede Hoffnung verzichtet, Sabine zur Frau zu gewinnen. Gerade weil er sich als einen ruhigen, gesetzten Mann fühlte, glaubte er, eine Weile zuwarten zu können, bis der Lebenslauf des Dr. Wisin seinen jugendlichen, tosenden Charakter verlor und zwischen sicheren Dämmen nützlich dahinschloß. Seine Kenntnis von Welt und Menschen ließ ihn ein fröhliches Ende vorhersehen. Der wilde Ehrgeiz, der den jungen Arzt plagte und ihn krank machte, dermaßen, daß seine Schwester nur der Sorge um ihn lebte, dieser Ehrgeiz mußte so oder so sich selber verzehren. Entweder Wisin leistete wirklich etwas Außerordentliches, dann wurde er bald berühmt und zufrieden und behäbig, und hörte jedenfalls auf, für Sabine ein Gegenstand des Mitleids zu sein. Oder Wisin scheiterte mit seinen wissenschaftlichen Bestrebungen; dann kam nach einiger Verzweiflung die stillere Zeit der Einsicht, die hohen Ziele wurden in die Rumpelkammer zu anderen Jugenderinnerungen gelegt, und in irgend einer anderen Stadt wurde ganz bescheiden der ärztliche Beruf aufgenommen, es wurde eine gute, hübsche, kleine Frau Doktorin geheiratet und Sabine wurde frei.

So ordnete Rechtsanwalt Balzer nach seiner Geschäftserfahrung die Zukunft und befand sich dabei recht wohl. Er hütete sich, den einen oder den anderen Weg Wisins zu beschleunigen; dazu glaubte er kein Recht zu haben. Als Wisin seiner Stellung im Krankenhause enthoben werden sollte, gab er nach seinem Gewissen seine Stimme ab, mit der Mehrheit des Stadtrats gegen den Arzt. Als das Gerücht anfang, Wisin für einen überspannten, einer Gemütskrankheit verfallenen Menschen zu halten, da widersprach Balzer nicht, hielt jedoch nach seinen eigenen Eindrücken das Urteil der Leute für falsch. Er konnte nicht daran zweifeln, daß Wisin bei aller seiner Ueberreiztheit doch ganz verständig und zielbewußt die Methode der neuen Wissenschaft innehielt. Er war sogar geneigt, eher an einen Sieg, als an eine Niederlage Wisins zu glauben.

Seitdem die tonangebenden Berliner Gelehrten sich jedoch gegen den Entdecker des Typhus Wisini ausgesprochen hatten, und die Stadt deshalb ihn langsam aus dem Kreise ihres Anteils und selbst ihrer Gespräche hatte entschlüpfen lassen, begann der Rechtsanwalt plötzlich den Spuren des Fieberdoktors nachzuforschen. Wenn Wisin nach der Meinung der Sachverständigen seinen wissenschaftlichen Ehrgeiz nicht befriedigen konnte, und wenn er dennoch nicht Verzicht leisten wollte, so entzweiten die beiden Möglichkeiten, die Sabine als Braut in das stattliche Haus des Rechtsanwalts führen konnten. Wenn Wisin in der That ein Gemütskranker war, dann war Sabine an ihren armen Bruder sein Lebenlang gefesselt.

Und was der Arzt jetzt in der Umgegend der Stadt trieb, das erschien in Balzers forschenden Augen allerdings wie das Thun eines Wahnsinnigen. Weder die Behörde noch die anderen Doktoren hatten eine rechte Ahnung von den Ereignissen im Röhricht. Aber Balzer benutzte alle seine Beziehungen zu den Wohltätigkeitsanstalten der Stadt und zu den Beamten des Armenwesens, um genaue Nachrichten über Wisin einzuziehen. Da erfuhr er bald, wie sich der Fieberdoktor unaufhaltsam den Weg in die ärmsten Hütten bahnte, wie er dort erst als Segensspender bewundert und dann als Unheilbringer vertrieben wurde. Auch von den allerlehten vergeblichen Anstrengungen, in anderen Ortsschaften Vertrauen zu erwerben, erhielt der Rechtsanwalt Nachricht.

Nun kam es bei der unwissenden und abergläubischen Bevölkerung häufiger vor, daß einzelnen Persönlichkeiten ungeheuerliche Dinge nachgesagt wurden. Sollte doch beim letzten Auftreten der Cholera vom Frauenverein der Stadt vergiftete Brote ausgeteilt worden sein. Darum wurde das Geschwätz des Pöbels auch von den wenigen, die es kannten, nicht ernst genommen. Nur Balzer ließ es sich nicht verdrießen, der Entstehung der furchtbaren Gerüchte nachzuforschen, und gewann so allmählich die Ueberzeugung, daß der Geist des Doktor Wisin durch die fuge Idee gestört

war, überall einen Fall von Typhus Wisini zu sehen, selbst in den leichtesten Fieberanfällen armer Teufel, welche sonst nicht daran dachten, wegen eines kleinen Unwohlseins gleich den Arzt zu rufen. Noch bedenklicher waren die späteren Erscheinungen, als das heftige Fieber im Röhricht wütete, und vielleicht nur der Aufstand der Ortsschaft den Fiebertod selbst verhindert hatte, das Röhricht heimzusuchen.

Der Gedanke war entsetzlich für den Rechtsanwalt. Kein einziger unter den Gebildeten glaubte zwar an die Schuld Wisins. Wenn aber die Angst des Pöbels das Michtige getroffen hatte, wenn Wisin wirklich die Seuche verbreitete, die er aufzusuchen vorgab, so war er der grauenhaftesten Form des Wahnsinns verfallen. Niemand hätte der gemessene Rechtsanwalt es fassen können, daß ein Forscher bei vollem Bewußtsein und mit Ueberlegung für seine Wissenschaft zum Mörder werden konnte; schon die Marter unzähliger Versuchstiere schien ihm ein Greuel, den er nur gegen sein natürliches Gefühl dem billigenden Urteil der Fachleute überließ.

Daß der Fanatismus der Kirche, daß die Leidenschaft eines Eroberers auch in der Seele eines Naturforschers Raum finden könnte, das fiel ihm gar nicht ein. Wenn Wisin so unmenschliche Verbrechen beging, so war er wahnsinnig. Und Balzer hatte keine Ruhe mehr, seitdem dieser Verdacht in ihm wach geworden war; er durfte den Bruder Sabinens nicht scheuen, er mußte bei der Behörde die Anzeige machen, wenn der Verdacht nur halbwegs begründet war und wenn es dem Unglücklichen gelang, einen neuen Boden für seine tolle, fanatische Thätigkeit zu finden.

In dieser Stimmung, welche den sonst so ruhigen Mann ganz zu verstören drohte, fand Rechtsanwalt Balzer eines Abends in der eben angelangten Berliner Zeitung einen Aufsatz, der seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Nach dem eingehenden Berichte hatte derselbe Gelehrte, welcher zuerst ungünstig über Wisin gesprochen hatte, soeben eine Unteruchung über die Epidemie zu Ende geführt und für die Fachgenossen veröffentlicht.

Balzer begab sich sofort mit dem Zeitungsblatte zu einem befreundeten Arzte um sich erklären zu lassen, was er nicht verstand. Der Berliner Gelehrte behauptete, unterstützt von seinem europäischen Ansehen, daß es einen besonderen Typhus Wisini nicht gäbe, daß sämtliche Erscheinungen im Hospital des Zuchthauses der polnischen Stadt an zahlreichen Tierversuchen nachgewiesen seien, daß er den Krankheitserreger, dessen Gift langsam geschwächt und wieder gestärkt werden konnte, nach mühseligen Arbeiten rein und unabhängig von dem Kranken unter dem Mikroskop sichtbar gemacht habe. Auf den Zufall, daß die Erscheinungen im Krankenhause so hübsch regelmäßig aufgetreten waren, ließ sich der Berliner gar nicht ein; das sei jedenfalls nebensächlich und vermutlich nur eine Selbsttäuschung des immerhin verdienstvollen behandelnden Arztes gewesen.

Balgers Freund gab diese Auskünfte nicht ohne Schadenfreude.

"Damit ist Wisin ein toter Mann," sagte er schließlich. "Wenn er zu Hause wirklich in dieser Sache gearbeitet hat, so ist er von den Berlinern überholt worden. Das wird ihm den Gnadenstoß geben."

Balger kehrte mit schweren Gedanken nach Hause zurück. Es lastete auf ihm, daß er sich über seine Pflicht nicht klar werden konnte. Und nun kam die Sorge dazu, welchen Rückschlag dieses neue Ereignis auf das Leben Sabinens üben werde.

Zu Hause fand er die Zeilen des lieben Mädchens vor, die ihn für heute oder morgen zu ihr beschieden. Gegen sieben Uhr war der Brief abgegeben worden, jetzt war die neunte Stunde vorüber. Nach den Gewohnheiten der Stadt war es jetzt für seinen Besuch zu spät geworden. Schon wollte er zu seiner Mutter hinaufgehen und mit ihr erwägen, was wohl für Wisin zu thun übrigbleiben werde; da plötzlich glaubte er Sabinens Brief nicht mehr deutlich vor sich zu sehen, sondern die Worte in flehendem Tone aus ihrem Munde zu hören. Er stieg den ersten Treppenaufgang nicht vollends hinauf und kehrte um. So sehr drängte ihn die Sorge um Sabine zur Eile, daß er gegen die Mitte des Städtchens einen der wenigen Kleinwagen, der gerade gemächlich die Heimfahrt antreten wollte, anrief und bestieg. Der Kutscher, der den Rechtsanwalt kannte, konnte nicht anders glauben, als daß ein Sterbender seinen letzten Willen aufsetzen wollte.

Als Balger vor dem Bannhause hielt, sah er nur die Wohnstube im ersten Stockwerk erleuchtet; die Arbeitszimmer unten, in denen Wisin bis spät in die Nacht zu studieren pflegte, waren dunkel. Die Geschwister waren also bei einander.

Mit raschen Schritten eilte der Rechtsanwalt hinaus und stand vor der Thür einen Augenblick still; doch bevor er noch angeklopft hatte, hörte er Sabine leise und ungeduldig rufen: "Nicht wahr, Sie sind's, Balger? Herein, herein!"

Er trat ein und eilte auf Sabine zu, die sich mühsam auf dem Sofa aufrichtete. Er bat sie, liegen zu bleiben, ließ sich über ihr Befinden beruhigen und gab für sein spätes Erscheinen die Erklärung.

"Es ist mir doch lieb, daß Sie noch heute so freundlich waren," sagte sie. "Aber Sie dürfen mich nicht verraten; Sie müssen für Ihr plötzliches Kommen einen annehmbaren Grund finden."

Balger dachte an die Berliner Zeitung in seiner Tasche und nickte. Dann faßte er ihre heiße Hand, machte einen ungeschickten Versuch, einen Kuß darauf zu drücken, stellte sich der Freundin ganz und gar zur Verfügung und forderte ihr volles Vertrauen.

"Ich habe Sie ja herbefchieden. Was wollen Sie noch mehr?" sagte sie traurig schweigend. Als sie jedoch den Anlaß zu ihrer verstärkten Angst mitteilen sollte, da stockte sie wieder. Vielleicht war ihr Denken durch die Fieberhitze verwirrt, vielleicht

hielt sie ihren Hilferuf für ein Unrecht an dem Bruder, genug, sie glaubte auf einmal keinen besonderen Grund zur Furcht mehr zu haben. Oder hatte die Nähe Balgers so beruhigend auf sie gewirkt?

Sie ließ ihm ihre Hand und erzählte, was ihr von den Ereignissen der letzten Zeit besonders haften geblieben war. Balger sollte selbst den Schlüssel finden zu dem rätselhaften Gebaren ihres Bruders. Der Rechtsanwalt reichte die einzelnen Thatfachen an die Ergebnisse seiner Nachforschungen, er glaubte seine schlimmsten Befürchtungen bestätigt zu sehen, aber er wunderte sich, daß Sabine ohne ein besonders grelles Vorkommnis nach ihm gesandt haben sollte. Da er das offen aussprach und die leise Frage einschießen ließ, ob Sabine auch ohne einen ungewöhnlichen Schrecken ihn wiederzusehen wünschte, begann das Mädchen erst zögernd, dann immer aufgeregter und hastiger, die Erlebnisse des heutigen Abends zu erzählen. Von dem Streit und Kampf zwischen Alex und Herrn Schrimm hatte sie nur eine unklare Vorstellung, als wie von einer unerwarteten Roheit ihres Bruders. Aber die sinnlose Hinfachlung des Bernhardeners hatte einen fürchterlichen Eindruck auf sie gemacht; sie mußte ihren ganzen Verstand zusammennehmen um sich zu sagen, daß diese That nicht vor den Strafrichter gehöre. Nach ihrem Gefühle war es ein Verbrechen.

"Ich habe es Ihnen ja damals schon gesagt, Balger. Und nun ist es wirklich über ihn gekommen."

Balger widersprach nicht, sondern starrte in ernstem Sinnen vor sich hin. Da rief sie entsetzt: "Nein, er ist nicht wahnsinnig! Sie dürfen mich nicht von ihm trennen! Ich lasse ihn nicht. Er ist nicht wahnsinnig; es ist etwas anderes, größeres. Ich kann es nicht nennen. Er träumt! Sie sollen mir ihn wecken, aber ihn nicht zu Grunde richten. Wer seine Nerven gehört hätte, vorhin, zu mir, er saß auf Ihrem Stuhle und hielt meine Hand so liebevoll wie Sie, wer das gehört hätte, der mußte ihn schon darum für wahnsinnig halten. Aber er ist es nicht, er ist nur so grenzenlos unglücklich."

Balger ließ sich genau berichten, was Sabine seit der Absendung des Briefes gethan und erfahren hatte. Dann erhob er sich. Seine Augen hatten jeden Schimmer ihres freundlichen Ausdrucks verloren, Sabine fürchtete sich vor ihm, aber sie freute sich, ihn gerufen zu haben. Er sah entschlossen aus, wie einer, der helfen kann und will.

"Wo ist Ihr Bruder jetzt?" fragte er kurz.

"Er ging hinunter, eine Morphium-injektion für mich zu besorgen. Er hat recht; ich könnte wohl sonst kein Auge schließen."

Balger verlor beinahe die Haltung, die er gern vor Sabine bewahrt hätte. Er war bleich geworden und wischte sich einige Schweißtropfen von der Stirn. Dann fragte er möglichst ruhig: "Und

sonst hat Ihnen Alex noch kein Mittel gegen Ihr Fieber gegeben? Haben Sie bis jetzt keine Arznei von ihm eingenommen?"

"Nein. Sie wissen ja, er hält nicht viel von Arzneien. Es wird schon wieder gut werden. . . . Wohin gehen Sie?"

"Zu Alex."

"Es ist recht. Aber seien Sie gut und geduldig, meinetswegen. Und entschuldigen Sie vor allem Ihren Besuch."

Balger verließ die Stube, ohne Sabine die Hand zu reichen; sie wäre sonst über die Eiseskälte seiner Finger erschrocken. Als er auf dem Flur angelangt war, sah er die Thür zur Bibliothek weit offen und drinnen helles Licht. Am Tische saß Wisin und starrte in die Flamme. Er mochte eben etwas in das große Buch vor ihm geschrieben haben, seine Rechte mit der Feder ruhte noch darauf, die Linke hielt fast zierlich seine goldene Nadelspitze.

Entschlossen trat Balger mit einem festen Schritt über die Schwelle. Er machte sich auf einen schlimmen Empfang gefaßt. Wisin aber sprang verstört in die Höhe und schien vergessen zu haben, wie unfreundlich er sich von dem späten Gaste und wohl auf Nimmerwiedersehen getrennt hatte. Ohne weitere Begrüßung zeigte er auf das kleine Werkzeug in seiner Linken und sagte rasch, als ob er es eingelesen hätte: "Meine Schwester hat etwas Fieber. Ich fürchte, es wird sich verschlimmern. Hier, das ist Morphinum für die Kranke. Ich war damit drüben bei Herrn Schrimm, um es mikroskopisch zu untersuchen. Solche Mittel erfordern die äußerste Aufmerksamkeit."

Die Verlegenheit, mit welcher er begonnen, hatte sich allmählich in Hohn verwandelt. Balger konnte sich kaum mehr bemeistern. Seine Augen hatten unwillkürlich gesucht, was in dem Buche stand. Da hatte Wisin mit seinen großen Zügen das Datum des Tages aufgeschrieben und darunter: "neuneinhalb Uhr abends, der letzte Versuch."

Wisin wandte sich ruhig zur Thür, als ob er zu seiner Schwester gehen wollte. Da trat ihm Balger schwer atmend in den Weg und rief mit zitternder Stimme, die überlaut begann, um bis zum leisesten Flüsterton zu sinken: "Herr Doktor Wisin, können Sie mir auf Ehrenwort erklären, daß dieses Mittel Ihrer Schwester nicht schaden wird?"

Wisin schien bei dem ersten Worte Balgers zurücktaumeln zu wollen; doch rasch hatte er sich gefaßt und richtete sich gewaltsam zu seiner vollen Höhe empor.

"Dieses Mittel ist zuverlässig," sagte er mit demselben Hohn wie vorhin. Dann warf er den Kopf zurück und sagte mit plötzlich veränderter Stimme: "Und darf ich fragen, Herr Rechtsanwalt, was mir zu so ungewöhnlicher Stunde die Ehre Ihres Besuches verschafft? Ich dachte, wir hätten uns das letzte Mal zur Genüge für unser ganzes Leben ausgesprochen."

Balger ließ den Arzt nicht aus den Augen. Er zog das Zeitungsblatt lang-

sam hervor und sagte mit unerbittlichem Ernst: „Ich habe hier eine Nachricht gefunden, von der ich glaube, daß sie für Ihr Leben von Bedeutung sein kann. Vielleicht gibt sie Ihnen Anlaß, Ihre Beziehungen zu Sabine und zu mir neu zu ordnen. Lesen Sie!“

Wisin entfaltete unter dem Zwange von Balzers strengen Augen das Blatt und blickte widerwillig auf die bezeichnete Stelle. Doch kaum hatte er nur die Ueberschrift gelesen, als Aschfarbe sein bleiches Gesicht überzog. Die linke Hand, in der er die Nadelspitze hielt, zitterte heftig. Er sank kraftlos in den Stuhl nieder und richtete seine Augen wie erstorbend auf den Gast. Balzer rührte sich nicht von der Stelle. Da that Wisin einen tiefen Atemzug und las den Aufsatz langsam und mit Unterbrechungen, wo er wie todmüde die Augen schloß, bis zu Ende. Dann lehnte er sich in seinen Stuhl zurück und schaute den Rechtsanwalt an, als ob er dessen Gedanken lesen wollte. Balzer hielt den Blick nur schwer aus. Ihm war zu Mute, als habe er ein Todesurteil gefällt und der arme Sünder flehe ihn um Gnade an.

Plötzlich stand Wisin auf und machte einige Schritte nach seinen Büchern zu. Als er den breiten Tisch zwischen sich und den Gast gebracht hatte, wandte er sich mit leuchtenden Augen um und sagte höflich:

„Sie fragten eben, ob ich die Unschädlichkeit des Mittels mit meiner Ehre bezeugen kann. Ich will es mit meinem Leben thun.“

Auch wenn Balzer nicht durch sein Entsetzen wie gelähmt gewesen wäre, er hätte es nicht verhindern können. So schnell hatte Wisin mit zwei Fingern der freien Hand die Haut an seinem Halse gehoben und die Nadel eingeführt.

Jetzt stürzte Balzer auf ihn zu. Wisin hatte das Werkzeug müde lächelnd weggelegt und wollte einen Scherz machen; als er aber Sabinens Freund mit gerungenen Händen vor sich stehen sah, da verließ auch ihn seine Selbstbeherrschung, und mit einem übermächtig hervorquellenden Jammerruf warf er sich an Balzers Brust und rief mit gedämpfter Stimme, während sich seine Züge verzerrten:

„Retten Sie Sabine! Schützen Sie auch mich um ihretwillen!“

Beide Männer konnten vor Bewegung nicht weiter sprechen. Balzer fühlte, daß Mitleid ihn gegen seinen Willen weich stimmte, und versuchte vorsichtig den Arzt zu einer Beichte zu bewegen. Wisin aber hatte seine Schwäche überwunden. Er schlug wieder einen ruhigeren Ton an, dankte herzlich für die Mitteilung des Aufsatzes und bat den Rechtsanwalt, er möchte doch recht häufig nach Sabine sehen.

„Vielleicht gehen Sie gleich zu ihr hinauf? Ich bedarf der Ruhe.“

Balzer kehrte nur langsam zu dem Mädchen zurück, um sie nicht durch sein Aussehen zu erschrecken. Etwas gesammelt trat er bei ihr ein und suchte sie nach

Möglichkeit zu beruhigen. Nach seiner Meinung sei Alex körperlich krank und werde eine treue Pflegerin nötig haben; darum müsse Sabine sich nicht weiter aufregen, sondern nur gesund zu werden trachten. Alex habe sich schon schlafen gelegt. Wenn Sabine nichts dagegen habe, so werde Balzer nun häufig herkommen; er habe sich mit Alex ausgesöhnt.

Mit dieser frohen Nachricht ließ er sie allein.

Die beiden nächsten Tage vergingen ohne einen wichtigen Vorfall. Sabine mußte das Bett hüten, war aber etwas heiterer geworden. Der Rechtsanwalt, der früh und abends zu ihr kam, vernahm von ihr, daß Wisin etwas leidend scheine, vor allem aber an hypochondrischen Grillen leide. Er beobachtete sich selbst sehr genau, seinen Puls, seine Temperatur, und trage alles in das wissenschaftliche Tagebuch ein. Gegen Sabine sei er freundlich, ja zärtlich. Von ihm, dem Rechtsanwalt, habe er mit großer Wärme gesprochen als einem zuverlässigen Manne. Und Sabine lächelte beglückt.

Am dritten Tage brach bei Wisin ein furchtbares Fieber aus. Nun ließ es sich Sabine nicht nehmen, ihn trotz ihrer Schwäche zu pflegen. Aber Alex duldete sie nur tagüber an seinem Lager; bei Nacht mußten Herr Schrimm und Balzer abwechselnd bei ihm wachen. Auf dem Nachttisch lag das große Buch, in welches er mühsam Notizen eintrug, so oft er seinem Geiste etwas Klarheit abzwingen konnte.

Während Sabine um ihn war, brachte er auch im schlimmsten Anfall kein deutliches Wort über die Lippen; er schien sich auch jetzt noch in seiner Gewalt zu haben. Vor den Männern scheuten sich seine Phantasien nicht. Bald glaubte er im Röhrich zu sein und Schlangen unter die armen Leute auszuteilen. „Sie schmecken gut, sie beißen nicht!“ rief er dann immer mit grausigem Lachen. Bald lief er auf der westindischen Insel Camorta rastlos umher und suchte seinen letzten Toten. 999 Sträflinge hatte er schon begraben, aber den Tausendsten konnte er nicht finden, und wenn er seinen letzten Toten nicht fand, so zog der Denker von Berlin seine weißen Handschuhe an, und das Bibliothekszimmer war voll von Professoren, die ihn anglohten, während er rastlos auf der Insel Camorta umherlief und sein großes Buch über den Typhus Wisini suchte und es nicht finden konnte.

Der Rechtsanwalt ertrug es kaum. Wenn er aber gegen zwei Uhr morgens von Herrn Schrimm abgelöst wurde und die Augen des Knochenmannes mit kaltem Hohn auf den Kranken gerichtet sah, dann wurde es ihm wieder schwer, diesem die Wache zu überlassen.

Fünf Tage und Nächte waren verfloßen, seitdem Sabine den Freund zu Hilfe gerufen hatte. Mitternacht war vorüber und Balzer saß erschöpft von Wachen und Grauen an Wisins Lager. Der Kranke hatte wieder, wimmernd vor Angst, nach

seinem letzten Toten gesucht, von dem er nur wußte, daß er sein Liebling war und schön bellend konnte wie ein Hund, und ihm freundlich die Hände streicheln wie ein junges Mädchen. Plötzlich richtete Wisin sich empor, nachdem er sich wie in Krämpfen herumgeworfen hatte, und sagte leise, röchelnd vor Anstrengung:

„Morgen wird es zu spät sein. Heute zwinge ich noch die zwei Worte.“

Dann schrieb er beim Scheine des Nachtlichts einige Buchstaben in sein Buch. Doch bald hielt er inne.

„Es geht nicht. Dieses Buch. Dem Berliner, der mir zugekommen ist. Schicken Sie es hin, wenn es vorbei ist. Er soll es benützen.“

„Und Sabine?“ fragte Balzer erregt. „Sind Ihre Beobachtungen, die Sie der Wissenschaft hinterlassen wollen, so wert, daß Sie deshalb das Geheimnis preisgeben wollen?“

„Nur für die Wissenschaft. Für die Menschheit nichts. Vernichten. Vernichten also. Und noch eins. Schwören Sie, Balzer. In der Barade — der Glasschrein — alle Seuchen der Welt sind drin. Ich will Ruhe haben. Aus dem Glasschrein werden sie kommen und die Menschen morden bis auf den letzten Mann. Dann findet sich der letzte Tote von Camorta. Schwören Sie, Balzer. Die Gifte vernichten.“

„Wie sind die Gifte zu vernichten?“ fragte Balzer, den es kalt überlief.

„Nur durch Feuer. Durch Feuer. Durch Feuer. Sonst kommt Herr Schrimm — ich höre ihn schon kommen — und trägt die Seuchen über Land und Meer. Er ist immer so hart gegen Pluto gewesen. Ich habe keine Zeit. Ich muß den Toten von Camorta suchen.“

Und Wisins Bewußtsein verlor sich wieder in schauerlichen Phantasien.

Herr Schrimm kam zur Ablösung, aber Balzer blieb neben ihm bei dem Kranken. Erst als der Morgen graute, wagte er es, heimzukehren. Doch seine Sorge ließ ihm keine Ruhe. Lange Zeit wandelte er in der kühlen Dämmerung hin und her.

Plötzlich wurde es lebendig in einer von den Seitenstraßen. Feuer! hörte er rufen, und er stürzte nach dem Bannhause zurück. Dort mußte Feuer sein! Mit einem Schlage erschienen von überall her Menschen. „Es brennt im Gefängnis — nein — im Bannhause.“

Nach wenigen Minuten war Balzer zur Stelle. Die Feuerspritze des Bannhauses war in voller Arbeit, den Brand der Hundeklinik auf seinen Herd zu beschränken. Mit Balzer zugleich erschien eine städtische Spritze. Das Bannhaus selbst war außer Gefahr.

Oben fand Balzer den Doktor Wisin bewußtlos in seinem Bette; ihm zu Häupten kniete weinend Sabine.

Erst später erfuhr er, was zu erfahren war. Sabine hatte vor Sorge keinen Schlaf gefunden und war plötzlich durch wildes Schreien und einen harten Fall aufgeschreckt worden. In der Krankenstube des

Bruders fand sie Herrn Schrimm, der sich mühsam vom Boden aufrichtete und ihr sagte, der Doktor sei tobsüchtig geworden und mit dem Buche fortgelaufen. Bevor sie noch überlegen konnte, sei Herr Schrimm mit wilden Schlägen hinweggeeilt und aus der Parade habe die helle Flamme herausgeschlagen.

Wisin hatte man so, wie er jetzt da war, im Garten gefunden. Herr Schrimm hatte sich nicht wieder blicken lassen.

Gegen Mittag starb Wisin, ohne sein Bewußtsein wieder erlangt zu haben.

Wenige Tage nach seinem Begräbnis überfiel Sabine in das Haus der Frau Balzer, weil der eine herangerufene Arzt, Balzers Freund, es für wünschenswert hielt, daß sie den Schauplatz so düsterer Regungen verließ; sie wäre durch den Anblick der Brandstätte stündlich an ihren Bruder erinnert worden.

Und die Stadt zu verlassen, dazu hatte

das Mädchen unter der Wucht des ersten Schmerzes keine Kraft, später wohl keine Lust mehr.

Die Bekannten Balzers schüttelten anfangs über diese Anordnung ihre Köpfe; aber sie gewöhnten sich daran, in der Schwester des unheimlichen Fieberdoktors die künftige Frau des Rechtsanwalts zu sehen. Sabine lernte unter der Führung der alten Dame, die in ihrer Jugend auch nur ein bißchen französisch und englisch sprechen und Pianoklängen gelernt hatte, eine stillere, kleine Welt kennen, welche man sich ebensogut mit Pflichten füllen und schmücken konnte, wie die Aufopferung für einen genialen Forscher.

Das Andenken Wisins wurde nicht getrübt. Herr Schrimm blieb verschwunden. Die Aufzeichnungen und Präparate Wisins waren zu Asche geworden, und auf seinem Leichenstein draußen inmitten der Gräber der russischen Gemeinde stand nichts als

sein Name. Balzer schlug eine bezügliche Inschrift vor: „Ein Opfer seiner Wissenschaft.“ Aber Sabine lehnte alles ab. Sie bestimmte zu Ehren des teuern Toten, daß der große Garten des Bannhauses dem Hospitale des Gefängnisses gehören und von den kranken Sträflingen zur Erholung benützt werden sollte, und der Rechtsanwalt erreichte es nach mancher Mühe bei der Verwaltung, daß die Schenkung angenommen wurde.

Das Grab Wisins sollte mit weißen Lilien bestellert werden; doch sie gediehen nicht recht. Der Boden sei zu fruchtbar, sagte der Gärtner. Dafür wuchert es von Heidekraut und giftigem Rittersporn. Und wenn die beiden Knaben später mit einem Feldstrauße vom Grabe des geheimnisvollen Onkels Alex nach Hause kamen, so küßte wohl die Mutter ihre Kinder auf die Augen und warnte sie vor den wilden Blumen.

—❖— Aus Omar Chejam. —❖—

Von

Friedrich von Bodenstedt.

1.

Ich kann nicht Jedem meine tiefsten Gedanken
Entschüllen: sie bewegen sich in Schranken
Es eingeweihte Geister nur zu finden;
Es kann kein Licht anzünden für die Blinden.

2.

Dieser Krug ist, wie ich, unglücklich lebendig gewesen,
In seine Augen und Locken verfließt unverstündig
gewesen.
Dieser Saft am Rande des Krugs war einst ein Arm,
Der in Umfassung der Schönen unbändig gewesen.

3.

Durchstachst das Herz das Geheimnis des Lebens,
So erschließt es den Tod und auch Gott nicht vergebens.
Kannst du heute, noch ganz bei dir selbst, nichts gewahren:
Was riefst du morgen, wenn ganz dir entfremdet, er-
fahren?

4.

Wenn die Himmel sich spalten,
Wenn die Sterne erkalten,
Dann auf deinem Pfade,
Herr der Strafe und Gnade,
Werd' ich dich fragen,
Du sollst mir sagen:
Warum nimmst du das Leben
Das du selbst mir gegeben?

5.

Nicht dich vor den Ohren unwissender Choren,
Vor Nachtigallen darf kein Wort erschallen
Dein Schicksal, Geheimnis zu enthüllen.
O Herr, welche Qual, dies Gebot zu erfüllen!

6.

O Freund, die Zeit droht uns hinzuraffen,
Wir sind in der Welt nicht zum Bleiben erschaffen,
Doch solange wir am Wein hier erfrischen uns,
Glaub, Freund, Gott selber ist zwischen uns!

7.

Lange bin ich zwischen Rosen und Rosen gewandelt,
Dem launischen Schicksal meist schlecht behandelt;
Allein, hatt' ich auch der Enttäuschungen viele,
Such' ich doch keinen andern Weg mir zum Ziele.

8.

Füll' mir den Becher! Mein Herz steht in Flammen,
Und wie Quecksilber nur hält das Leben zusammen.
Des Glückes Erwachen ist nur ein Traum
Und das Feuer der Jugend zerfließt wie Schaum.

9.

Schlank wie die Zypresse seh' ich dich prangen,
Von gutem Geruch, zart wie Tulpen die Wangen:
Doch bleibst mir's ein Rätsel, warum in die Wildnis
Des Lebens der Schöpfer gezaubert dein Bildnis!

10.

Vom Glauben zum Unglauben ist nur ein Sauch,
Wie von der Gewissheit zum Zweifel hin auch;
So mach' uns der winzige Sprung keine Not:
Trennt doch nur ein Sauch selbst das Leben vom Tod.

11.

Im Reich der Hoffnung magst du schwärmend minnen;
Im Reich der Wirklichkeit sei dir ein Freund genug,
Der sich'rer als der Gläubigen Pilgerung
Nach Mekka, dich den Himmel läßt gewinnen.

12.

Da ein Tag dahineist auf flüchtigen Sohlen,
So schnell wie Ausatmen und Atemholen:
Trink Wein, denn du weißt ja, die Welt geht zu Grunde;
So sei's auch mit dem, was du lächrest zum Munde.

13.

O Schicksalsrad, dein Rollen ist Verderben!
Das Herrlichste und Schönste läßt du sterben.
Grausamer als die Erde noch bist du,
Die so viel Schätze deckt mit Erde zu.

14.

Schnell wie der Willenwind entflieht mein Leben;
Allein solange mir Obem noch gegeben,
Mach' ich mir um zwei Tage keinen Gram:
Den Tag der schon verging und den der noch nicht kam.

15.

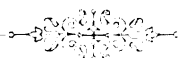
Dieser Prachtrubin kommt aus besonderem Schacht;
Diese Perle ist von ganz besonderer Pracht;
Aller Daseinswunder Rätsel erklärt
Sich nur aus der Liebe besonderer Macht.

16.

Man muß nicht klagend an jede Pforte pochen;
Gute Tage versöhnen mit schlimmen Wochen:
Die goldenen Augen, die deine Blitze
Am Himmel erspäh'n, werfen deine Geschiede.

17.

Den morgigen Tag kannst du heute nicht seh'n,
Schon den bloßen Gedanken daran nicht versteh'n:
D'rum wachsamem Geistes verbring nicht vergebens
Das unwiederbringliche Heute des Lebens!





Front des Plantin-Hauses (S. 329).

Das Plantin-Haus in Antwerpen.

Von

K. Forck.

Das im vergangenen Jahr eingeweihte prachtvolle Buchhändlerhaus in Leipzig umschließt außer der höchst wertvollen Fachbibliothek des Börsenvereins der deutschen Buchhändler auch „das deutsche Buchgewerbemuseum“, das dank der großen Liberalität der kgl. Regierung, sowie der Landstände Sachsens und der lebhaften Beteiligung des deutschen Buchgewerbes bereits Schätze von großem Wert birgt und mit der Zeit ein nationales Institut hohen Ranges zu werden verspricht.

Jedoch so großen Reichtum auch das Museum an Erstlingszeugnissen der Buchdruckerpresse aufzuweisen vermag, so arm ist es an technischen Reliquien, die es klar stellen könnten, wie das Material beschaffen war, mit welchem diese Erzeugnisse in einer Vollkommenheit hergestellt wurden, die uns, nach dem damaligen Entwicklungszustande der Technik, fast fabelhaft erscheinen muß.

Wenn nun eine Anstalt, die sich noch in den ersten schwierigen Entwicklungs-

jahren befindet, sich nach einer Richtung hin noch ein Armutszeugnis ausstellen muß, so hat dies an sich sicherlich nichts Erschreckendes. Das Bedenkliche liegt nur darin, daß so gut wie keine Aussicht vorhanden ist, daß diese Armut sich je in Reichtum umwandeln könnte. Denn kaum steht es zu hoffen, daß es Entdeckerspürsinn oder systematischem Forschen gelingen werde, ein bis jetzt unter Asche und Schutt vergrabenes typographisches Pompeji, Olympia oder Pergamon ans Sonnenlicht zu fördern. Die Nachlösen und Schmelztiegel haben die typographischen Pressen, Schriften, Setzkästen, Holzschnitte u. dergl. aufs gründlichste verschlungen, so daß manches aus der Erfindungs- und ersten Fortbildungsgeschichte der Buchdruckerkunst uns wohl stets unklar bleiben wird.

Zwar hat ein Keller in dem

Gutenbergischen Druckhause (S. 330), „Zum Jungen“ in Mainz dem Buchgewerbemuseum einige mit Ratsiegeln versehene und durch Dokumente beglaubigte Ueberreste einer sehr alten Presse eingebracht; es gehört jedoch ein guter Teil Einbildungskraft dazu, um anzunehmen, daß diese Reste derjenigen Druckpresse angehört hätten, auf welcher Gutenberg ein Meisterstück aller Zeiten, die 42zeilige Bibel druckte.

Nur einer Druckstadt der Welt blieb es vorbehalten, uns in eine Druckerwerkstätte einführen zu können, die, wenn auch nicht der allerersten Periode der Kunst, so doch einer Zeit angehört, die 300 bis 350 Jahre hinter uns liegt. Bedenken wir noch, daß, nach den allerersten Fortschritten, das Druckmaterial vor dem Jahre 1500 keine großen Verbesserungen erfahren haben kann, so würde eine Öffnung aus den Jahren 1480—1500 dem Wesen nach uns kein anderes Bild haben zeigen können als das, welches eine in wirklichem Arbeitszustande erhaltene Druckerei aus dem 16. Jahrhundert, und zwar eine sehr bedeutende, uns bieten kann.

Denn um eine solche handelt es sich in dem vorliegenden Fall, nicht um eine, wenn auch mit größter Gewissenhaftigkeit veranstaltete Sammlung gleichzeitiger Reliquien zu einem Gesamtbild einer alten Druckerei. Thatsächlich stehen wir, indem sich die Eingangsthür hinter uns schließt, inmitten der berühmtesten Druckerei des 16. Jahrhunderts, wie sie aussah, wenn die Arbeiter mit dem Schläge der Mittagsglocke in aller Eile Schürze und Werkzeug beiseite gelegt hatten, um nach Stärkung des Körpers nachmittags die Arbeit wieder aufzunehmen.

Die Stadt, welche das Metka der Jünger Gutenbergs heute bildet und wohl noch weitere drei Jahrhunderte und mehr bilden wird, wo dem Pilgernden nicht bloß eine ferne Aussicht auf das „Paradies des Druckes“ eröffnet wird, sondern wo dies sich ihm sofort erschließt, heißt Antwerpen und das „Paradies des Druckers“ — wie sich ein begeisterter Jünger Gutenbergs und angelegener Schriftsteller im fernen Westen ausdrückt — ist das Druck- und Wohnhaus des berühmten Buchdruckers Christoph Plantin auf dem Freitagmarkt.



Gutenbergs Druckhaus in Mainz (S. 330).



Druckerszeichen Plantins (S. 340).

das, von den direkten Nachkommen und Geschäftsnachfolgern des Gründers durch acht Generationen sorgfältigst gehütet, 1875 in den Besitz der Stadt Antwerpen überging und damit dem Publikum eröffnet wurde.

Bevor wir jedoch das „Paradies“ betreten, haben wir die Pflicht, des Mannes zu gedenken, den wir als Urheber des einzigen Museums zu betrachten haben und dem das irdische Leben sich nicht immer zu einem Paradies gestaltete. Es dürfte um so gebotener erscheinen, demselben einige Gedankblätter zu widmen, da der Tag des Jahres — der erste Juli — im ewigen Kreislaufe der Erde seit dem Todestage Christoph Plantins in wenigen Monaten zum dreihundertstenmale wiederkehrt; denn der verdiente Mann ging, nach 75 meist in Unruhe und Sorgen verbrachten Lebensjahren, am 1. Juli 1589 zur ewigen Ruhe ein.

Christoph Plantin (S. 368), französischer Herkunft, war im Jahre 1514 in der Nähe von Tours geboren. Sein Vater, ein unruhiger Geist, zog mit seiner Familie von einer Stadt zur anderen, so daß Christoph erst ziemlich spät in Caen in die Druckerlehre kam. Er besaß für Buch-

binder- und Vergolderarbeiten ein großes Geschick und ließ sich als Buchbinder in Paris nieder, zog aber 1548 mit seiner Frau, Johanne Rivière, nach Antwerpen.

Diese Stadt war auf Kosten Brügges ein mächtiger Handelsplatz geworden, nahm außerdem in Kunst und Wissenschaft eine bedeutende Stellung ein und bildete einen Mittelpunkt der reformatorischen Bewegung.

Plantin fand dort als Buchbinder eine gute, ihm wohlwollende Rundschau, eröffnete auch noch einen kleinen Buchladen, während seine arbeitsame Frau eine Buchhandlung betrieb. Im Jahre 1550 wurde er in die St. Lucas-Gilde, wohin auch die Künstler und Holzschnitzer gehörten, als Buchdrucker aufgenommen, doch konnte er erst, nachdem er 1555 ein Haus auf dem Freitagsmarkt

erworben hatte, dort eine vollständige Druckerei errichten. Die Zeremonie einer derartigen Aufnahme bezw. Leistung des Bürgereides zeigt das unten wiedergegebene Bild.

Die Anfänge waren nur klein; 1555 erschienen zwei kleine Bücher, 1556 folgten vier; 1557 acht, 1558 bereits vierzehn, zum Teil umfangreiche und bedeutende Werke. Mit dem Beginn der sechziger Jahre war er als Buchdrucker wohl re-

nommiert, leicht hätte es aber ein schlechtes Ende mit ihm nehmen können. Obwohl äußerlich ein guter Katholik, huldigte er doch sektiererischen Neigungen und als 1565 ein fegezerisches Buch in seiner Druckerei gedruckt war, wurde schwere Anklage gegen ihn erhoben, doch gelang es nicht, gegen ihn genügende Beweise der Mitschuld beizubringen, während zwei seiner Arbeiter zu der Galeere verurteilt wurden. Nichtsdestoweniger fühlte er sich nicht sicher und verzog auf anderthalb Jahre nach Paris. Sein Hab und Gut wurde zu gunsten seiner Gläubiger verkauft, doch wohl schwerlich ohne Einverständnis mit Plantin, der nach seiner Rückkehr im Verein mit seinem Hauptgläubiger und mehreren anderen angesehenen Persönlichkeiten eine Geschäftsgesellschaft gründete, deren verantwortlicher Leiter Plantin wurde. Bereits im Jahre 1567 konnte er sich von seinen Geschäftspartnern unabhängig machen, gegen die er nunmehr sich nicht sehr ehrenhaft benahm, indem er sie in den Verdacht der Sektiererei brachte, sich selbst aber in Gunst der oberen Behörden als ein strenger Rechtsgläubiger festzusetzen verstand. Hiermit wuchsen sein Ansehen und sein Geschäft, so daß er gegen Ende der sechziger Jahre 7 Pressen und 40 Arbeiter beschäftigte. Der König von Frankreich und der Herzog von Savoyen machten ihm die vortheilhaftesten Anerbieten. In dem mächtigen Kardinal Granvella hatte er den einflussreichsten Gönner und 1570 ward er vom König Philipp II. von Spanien zum Prototypographus Regius ernannt, was nicht bloß ein Ehrentitel, sondern ein wirkliches Amt war, welches dem Plantin die oberste Aufsicht über die verschiedenen Zünften der Buchdrucker, der Holzschnitzer und der autorisierten Buchdrucker ge-



Eine italienische Familie legt den Bürgereid im Stadthaus ab.

währte, jedoch mit mancherlei Mühen und Verdrießlichkeiten verbunden war, die Plantin veranlaßten, 1576 diese ehrenvolle Stellung aufzugeben.

Sein Hauptansehen durch Jahrhunderte erlangte Plantin durch seine monumentale königliche Polyglott-Bibel. Bereits der berühmte Aldus Manutius in Venedig hatte sich mit einem ähnlichen Gedanken beschäftigt, und eine Probeseite in Folio in lateinischer, griechischer und hebräischer Sprache befindet sich in der Nationalbibliothek in Paris. Der mächtige und gelehrte Kardinal Ximenes brachte den Gedanken zur Ausführung durch die berühmte Complutensische Polyglotta, die in den Jahren 1514 bis 1517 in Alcalá de Henares (Complutum) durch Wilhelm Brocario gedruckt wurde. Diese war aber eine große Seltenheit geworden, als König Philipp II. den Plan eines ähnlichen Werkes faßte und ausführte, nachdem der Kurfürst August von Sachsen den seinigen zu Gunsten des Königs aufgegeben hatte. So entstand in den Jahren 1568—1573 die *Biblia sacra hebraice, chaldaice, graece et latine* Philippi II. reg. cathol. pietate et studio ad sacrosanctae ecclesiae usum Christoph. Plantinus excudit Antwerpiae. Der König bewilligte 24000 Gulden Beitrag zu den Kosten, außerdem einen Vorschuß von 6000 Dukaten und bestellte seinen Kaplan Arias Montanus als litterarischen Ueberwacher, der außer seinem Gehalt vom König jährlich 300 Kronen von Plantin erhielt. Für die Textrevision wurde eine Anzahl tüchtiger Gelehrter gewonnen. Die Schriften lieferte der berühmte Pariser Schriftgießer Wilhelm le Bé. 40 Arbeiter waren fortwährend mit dem großen Werk in acht mächtigen Foliobänden beschäftigt. Die Auflage bestand außer 12 Pergamentabdrücken für den König in 1200 Exemplaren, davon 40 auf Imp.-Velin in zwei Sorten, 200 auf Royal-Velin und 960 auf Royal-Papier. Die Preise waren mäßig gestellt; ein gewöhnliches Exemplar kostete 35 Kronen.

Das Werk brachte Plantin hohe Ehre und indirekte Vorteile, der direkte Nutzen war kaum ein großer, namentlich da der König ihn mit der Zahlung im Stich ließ, und sogar seine augenblicklichen Schwierigkeiten durch neue Aufträge erschwerte. Plantin selbst behauptet, er habe direkte

Verluste gehabt, und erging sich in bittere Klagen, doch sind diese vielleicht nicht so ganz wörtlich zu nehmen, denn Plantin war ein schlauer Geschäftsmann, der sich nicht gern in die Karten blicken ließ. Indes, es waren doch viele große Verdrießlichkeiten mit dem Werke verbunden. Der Papst Pius V. verweigerte seine Approbation, und eine Schlichtung dieser Differenz gelang erst mit dessen Nachfolger Gregor IX. im Jahre 1572. Ferner erhoben sich in Spanien selbst ernste Hindernisse durch die Inquisition und nur mit



Johannes Moretus (S. 336).

großer Mühe gelang es, dem Schicksal zu entgehen, daß das Werk auf den *index librorum prohibitorum* gesetzt wurde.

Doch weder diese Verdrießlichkeiten, noch die ihn treffenden Verluste durch die „spanische Furie“, die Kriegsunruhen und die Belagerung Antwerpens konnten Plantins Thätigkeit hemmen. Mit Zustimmung seiner Kreditoren ging Plantin sogar 1582 nach Leyden, wo er sofort zum Universitätsbuchdrucker ernannt wurde. Erst nach drei Jahren kehrte er nach Antwerpen zurück, die nun eine gut katholische Stadt geworden; aber mit dem Flor der Stadt war es vorbei.

Plantin jedoch ließ sich nicht brechen, wenn er auch sich zu biegen wußte. Großen Gewinn brachten ihm die Privilegien des Druckes der kirchlichen Werke für Spanien

und dessen Kolonien, doch wurde der wissenschaftliche Verlag darüber nicht vergessen. Die Zahl der von Plantin von 1555 bis zu seinem Tode gedruckten Werke reicht an 1500 heran, darunter manche von großem Umfang und wirklicher Bedeutung. Aber mit aller Tüchtigkeit und Charakterstärke würde es Plantin schwer gewesen sein, die bösen Zeiten zu überstehen, wenn er nicht in seinen beiden Mitarbeitern, später Schwiegersöhnen, Franz Raphelingius (S. 337) und Johannes Moretus (Jean Morentorff) (S. 335) zwei

vorzügliche Stützen gehabt hätte, der dritte Schwiegersohn, Giles Bey, ein tüchtiger Buchdrucker, leitete die Filiale in Paris. Raphelingius hatte in Paris eifrig Griechisch und Lateinisch getrieben und seine Studien in Cambridge vollendet. Er wurde von Plantin als Korrektor angestellt. Als dieser jedoch auf Grund der drohenden Belagerung Antwerpens 1582 nach Leyden ging, leitete Raphelingius das Stammgeschäft und den Buchhandel, nach der Rückkehr Plantins ging Raphelingius nach Leyden und wurde dort Professor der hebräischen Sprache.

Als kaufmännische Stütze war Moretus für Plantin noch wichtiger. Durch die Hilfe beider ward es ihm möglich, die wichtige Verbindung mit der Frankfurter Messe in regelmäßigem Gang zu erhalten. In dem Archiv des Hauses befinden sich eine Reihe von ganz detailliert geführten Meßkontobüchern. Das erste Buch stammt aus dem Jahre 1579; die Reihe von 1586 bis 1631 ist vollständig, sie gewährt einen sehr interessanten Einblick in

manche Verhältnisse und liefert wertvolle Beiträge zur Geschichte des deutschen Buchhandels, die auch von dem Geschichtsschreiber des Buchhandels, Fr. Kopp, als solche benützt wurden. Die Reise nach Frankfurt legte man teilweise zu Wagen, teilweise auf dem Schiffe oder zu Pferde zurück, was nicht ohne Gefahren war; so wurde 1586 der Meßgehilfe Plantins, Peter van Thongen, von Soldaten beraubt und gefangen genommen. 1579 sandte Plantin sechs Kässer mit 5212 Büchern nach Frankfurt. Außer seinem eigenen vertrieb er auch fremden Verlag, z. B. die Stiche des berühmten Hubert Goltzius, Globen u. a. m. Die Zahl der Neuigkeiten ist anfänglich unbedeutend. Das Jahr 1565 weist nur einen Artikel auf, 1566 drei, 1567 sechs. Dies ändert sich jedoch sehr mit dem Jahre 1568,

und die Zahl der Neuigkeiten hält sich dann lange Zeit auf 25—35.

Plantin war für die gute Ausstattung und Korrektheit seiner Druckwerke sehr besorgt, wenn er in dieser Hinsicht auch nicht bahnbrechend war. Seine Schriften sind gut, hauptsächlich in den größeren Graden. Beduys der künstlerischen Ausstattung seiner Bücher konnte er über vorzügliche Kräfte verfügen. Auch für die Korrektheit wurden alle Anstrengungen gemacht (S. 356), doch waren seine Korrektoren mehr Redakteure als Buchstabenjäger. Der erste unter diesen war der berühmte Kornelius von Kul (Kilianus), der während seines 50jährigen Wirkens im Plantinschen Hause viel zu dessen Ruhm beitrug. Kilianus war die Anspruchlosigkeit selber und machte Plantin das Leben nicht schwer.

Hilfsreiche Hand leistete ebenfalls der gelehrte Theodor Bullmann, anfänglich von Profession ein Balkmüller, jedoch von Jugend auf den Wissenschaften mit Leidenschaft ergeben. Leider ging Bullmann in seiner kastigatorischen Behandlung der Klaffler oft über die erlaubten Grenzen. Sehr zu staten kam Plantin der innige Verkehr mit dem berühmten Justus Lipsius. Außer den Klafflern druckte Plantin viele prachtvoll ausgestattete Missale, Bibeln und andere künstlerisch geschmückte Bücher.

Die Zahl der von 1555 bis zu seinem Tode, den 1. Juli 1589, gedruckten Bände reicht an 1500 heran, darunter viele von großem Umfang. Sein Nachlaß wurde auf 135 718 Gulden geschätzt, d. h. nach heutigem Geldwert ca. 1 200 000 Frank, oder gerade die Summe, welche die Stadt Antwerpen für die Ueberlassung

des Museums Plantin zahlte. Die erschwerenden Verhältnisse, unter welchen das obige Resultat erreicht wurde, sprechen für die ungemeine Tüchtigkeit und Thätigkeit Plantins, sowie für seine Charakterstärke, der er nur in seinen religiösen Ansichten in einer ihn allerdings nicht ehrenden Weise untreu wurde. In ungemeinem Grad besaß er das Talent, die Kräfte anderer sich dienstbar zu machen; es erstreckte sich nicht nur auf seine litterarischen Mitarbeiter und seine Schwiegersöhne, sondern ebenfalls die Töchter mußten im Kontor und im Korrektorenzimmer gute Dienste leisten. Daß die Frau auch zu den Erwerbenden gehörte, wurde bereits oben erwähnt.

Den Bestimmungen Plantins gemäß, sollte das Antwerpener Geschäft ganz in die Hände des Johannes Moretus gelegt werden, überhaupt stets in einer Hand bleiben. Moretus' Aufgabe war durchaus keine leichte, denn die Hinterlassenschaft bestand in Häusern, Druckereieinrichtungen und Bücherlagern, die selbstverständlich nicht flüssige Kapitalien waren, im Gegenteil folgte zum Betrieb nötig machen und die Zahl der Legate und Renten, welche auf der Erbschaft ruhten, war eine bedeutende. Moretus verstand jedoch die Stellung des Hauses in ehrenvoller Weise zu behaupten. War er auch selbst kein gelehrter Mann, so verstand er es doch vortrefflich, mit Gelehrten zu verkehren. Der Druck der liturgischen Bücher brachte gute Einnahmen. Namentlich ein päpstliches Breve aus dem Jahre 1597, welches ihm für die Dauer von 10 Jahren das Alleinrecht gewährte, die in Rom er-

schienene neue Bearbeitung der Vulgata für alle Länder jenseits der Alpen zu drucken und zu verbreiten, gereichte ihm zum größten Vorteil. — Auch sein ihm nachfolgender Sohn Balthasar I. (S. 344), der Enkel Balthasar II. und der Urenkel Balthasar III. hielten den Namen in Ehren, wenn sie geschäftlich auch dem Stammvater Johannes nicht gerade gleichkamen. Die spanischen Privilegien waren eine reiche Quelle der Einnahmen. Auf die Dankbarkeit der Nachwelt hat Balthasar I. einen besonderen Anspruch, denn ihm schuldet sie einen großen Teil der Kunstschatze, welche das Museum in sich schließt.

Der Rückgang des Hauses datiert von dem Tode Balthasars III. 1699. Während des 18. Jahrhunderts verlor es seine Stellung als

erstes Druckhaus ganz; es war nur eine Fabrik religiöser Bücher, und die Besitzer besaßen sich mehr mit Geldoperationen



Büste von Balthasar Moretus über dem Eingang im Hof.

als mit Bücherspekulationen. Mit dem Jahre 1808 hörten die spanischen Privilegien und mit 1867 jede geschäftliche Thätigkeit auf. Aber das Haus mit seinem kostbaren Inhalt war bis jetzt ungestört erhalten, wenn auch jedem unbefangenen Auge unsichtbar. Nur wenige hatten Kenntnis von dem Schatze, welcher Gefahr lief, den Antiquaren in die Hände zu fallen, oder als altes Holz und Metall verbrannt oder eingeschmolzen zu werden. Glücklicherweise gab es unter den wenigen doch einige Männer in Antwerpen, welche den Wert zu schätzen wußten, und den Versuch wagten, die Sammlungen zu retten. Emanuel Kossels und Max Mooses (jetzt Konservator des Museums) und der für die Sache begeisterte Bürgermeister von Antwerpen, Leopold de Wael, suchten Stadt und Regierung für die Sache zu erwärmen. Letztere schien, angefeuert durch die lebhafte Teilnahme, welche der Graf von Flandern der Angelegenheit zeigte, geneigt, einen großen Teil der Kosten auf sich nehmen zu wollen, doch schrumpfte dieser auf 200 000 Frank zusammen, während die Stadt den hochherzigen Beschluß faßte, 1 000 000 Frank daran zu setzen. Für diese Summen wurde Haus und Inhalt im Jahre 1875 Eigentum der Stadt und hiermit ein graphisches Museum, welches mit jedem Jahr im Wert steigt, für alle Zukunft geschaffen.

Die Straßenfronte des Plantinschen Hauses oder richtiger Häuserkomplexes (S. 328) bietet nichts Hervorragendes und läßt kaum den kostbaren Inhalt erraten. Eine Steinplatte über dem Thorweg zeigt uns eine aus den Wolken über eine Tischplatte herausragende Hand, welche ein Zirkelmaß



Franciscus Raphelengius (S. 336).



Justus Lipsius' Arbeitszimmer.

hält, von dessen Schenkelspitzen die eine auf die Unterlage von der Hand fest angebrückt wird, während die andere, von dem Daumen und dem Zeigefinger der Hand geführt, einen Kreis beschreibt. Eine Unterschrift um diesen lautet: „Labore et constantia!“ Der Nachmann erkennt das Druckerzeichen Plantins (S. 331) und er weiß somit, daß er vor dem Druckhaus des berühmtesten Buchdruckers des 16. Jahrhunderts steht, er weiß auch, daß er in der sinnbildlichen Darstellung eine Andeutung der Festigkeit, verbunden mit Beweglichkeit, zu suchen hat, Eigenschaften, die, verbunden mit Arbeit und Ausdauer, eben den Mann, mit dem wir es hier zu thun haben, so charakterisieren, wie er sich durch sein ganzes Leben bewährt hat.

Das Innere des Hauses ist mit ungemeinem Geschick von dem Architekten Pierre Dens restauriert. Nichts erinnert an die Gegenwart; nichts Fremdartiges stört die Illusion; Wände, Decken, Fenster, Möbel, Gemälde, Bücher, Pressen, Schriften, Inventar, alles ist aus einem Guß und versetzt den Besuchenden mit einem Schlage um 300 Jahre in der Zeit zurück. Die Täuschung ist so groß, daß es kaum jemand stutzig machen würde, wenn er die Thür zum Konferenzzimmer (S. 350) aufmachte, dort am eichenen Tische den Plantin in eifriger Verhandlung mit Rulas, Justus Lipsius, Arias Montanus und seinen getreuen Mitarbeitern erblicken würde.

In dem ersten Zimmer wird man noch wenig an das Buchgewerbe erinnert. Das Auge wird zunächst durch ein Fenster in Oktogonform angezogen, welches auf

den Hof geht und diesen durch die bunten Gläser mit seinen monumentalen Erinnerungen an die Nachfolger des Plantin und deren Frauen in farbigem Lichte erscheinen läßt. Dann schweift das Auge empor zu den schweren Deckenbalken und wieder an den alten gewebten Tapeten herunter und ruht auf einer großen, mit Schildpatt ausgelegten Tafelplatte; auf einem schweren, eichenen Büffett, besetzt mit seltsam geformten Töpferarbeiten und auf einem noch seltsameren Gemälde: Straßenleben im alten Antwerpen.

Ueber dem Kaminkörper des zweiten Raumes hängen die Bilder Plantins und der Jeanne de Riviere, eine Frauengestalt, wie sie uns Rembrandt vorzuführen liebt.

Plantin ist in seinem 64. Jahre gemalt, ein unzweifelhaft strammer, sich raschen Gehorsam verschaffender Mann, ein Franzose aus der alten Schule, nervig, mutig und ausdauernd mit der Type eines Condé oder Coligny. Auch die Bilder einiger der Töchter schmücken die Wände. Wer jedoch die ganze weibliche Familie abgebildet sehen will, muß sich in den Dom bemühen, wo er sie, auf einem Flügel des breiteiligen Altarbildes über dem Grabdenkmal Plantins, von van den Broeck gemalt, erblicken wird (S. 346).

Weiter treffen wir noch auf die Bilder von mehreren der gelehrten Freunde Plantins, darunter den ernsthaften Beichtvater Philipps II. und Justus Lipsius. Ein Schaukasten in der Mitte des Saales umfaßt Zeichnungen von fast allen zeitgenössischen Künstlern Antwerpens. Nicht am wenigsten interessiert eine quittierte Rechnung Rubens über 328 Stiche des

Hubert Goltzius, bezahlt mit 4920 Gulden in Geld und 1000 Gulden in Büchern.

Mit Front nach einer Nebenstraße befindet sich der alte Buchladen mit den ursprünglichen Möbeln und Inventar, selbst die Goldwaage ist vorhanden. Eine bunt-schichtige Büchersammlung ist in den Regalen aufgereiht. Angehängt ist ein Verzeichnis verbotener Bücher, wozu Plantins Offizin, welche auf den Befehl des Herzogs Albas das Verzeichnis druckte, zwei Beiträge selbst geliefert hat. Ein anderer Anschlag des Rats verzeichnet die für eine Anzahl vollständiger Werke zulässigen Preise, wer höhere sich zahlen läßt, wird mit einer Buße von 25 Gulden belegt. Die Töchter des Plantin arbeiteten hier in einem, durch eine Glaswand abgetrennten Raum und erschienen in dem Laden, wenn der Bursche die Anwesenheit von Käufern ihnen anzeigte.

In dem anstoßenden Raum befindet sich eine Anzahl von gewirkten Tapeten und interessanten Möbeln, ein großes Büffett mit altem Porzellan, Schränke aus Eichen- und Ebenholz, prächtig geschnitzte Stühle und Tische. Am merkwürdigsten ist ein Harpsichord mit drei Reihen Tasten, allerdings erst im Jahre 1735 von dem Drucker und Organisten am Dome zu Roermond Jak. Joh. Coenen angefertigt, aber von einem ganz altertümlichen Aussehen.

Das Korrektorenzimmer (S. 352) ist im einfachsten Stil gehalten mit einem schweren, eichenen, über zwei Fenster hinwegreichenden Arbeitstisch, an den Wänden hängen die Porträts von Pullmann und Kilianus.

Der DruckerSaal (S. 349 u. 361) gibt nicht das rechte Bild von der Bedeutung der Druckerei, als Plantin 22 Pressen beschäftigte; für diese hätte der jetzt vorhandene Raum nicht genügen können. Er befindet sich in dem Zustand von 1576 mit 7 Pressen mit den Farbetischen und den Auslegebänken, sowie mit einer Anzahl von Seppulken. Wie winzig sehen diese Pressen aus, wie klein ist die Druckfläche, wie roh alles Zubehör. Und doch stammen von diesen Pressen die königlichen Polyglotten und das römische Missale mit seinem heute noch tiefschwarzen und glühendroten Druck. „Aber der Mann ist größer wie die Maschine, und Plantin ist der Mann, der über seinen Pressen steht.“ Die Kosten solcher Pressen waren nicht groß, ungefähr 50 Gulden per Stück. In dem Ausgabenbuch steht notiert 45 Gulden für kupferne Platten für die Pressen. Man sieht also, daß Plantin die Vorteile des sauberen Drucks vollkommen würdigte.

Sieben Räume sind der Ausstellung von Stichen und Holzschnitten (S. 354) gewidmet, von Abdrücken sowohl als von Platten.

Die Zahl der Kupferplatten beträgt etwa 2000, der Holzschnitte etwa 15 000. Keine Druckeri vor dem 19. Jahrhundert kann etwas der Zahl nach Annäherndes aufweisen, und was den innern Wert betrifft, fragt sich, ob aus dem 19. Jahrhundert Konkurrenz vorhanden ist. Rubens, van Dyck, Jordens, Tenniers, Bolswert, Vorsterman, Pontius, Edelinck zc. finden sich in den prachtvollsten Abdrücken vor. Zwei Räume enthalten die Ueberreste der Schriftgießerei. Die ersten Schr. istgießereien, die für Plantin arbeiteten, waren Gujot und van Everbroeck in Antwerpen, Stempel lieierten Rob. Granjon in Lyon, Guillaume le Bé in Paris, auch Hautin in Rochelle, van der Keere in Tours und Bomberghe in Köln. 1563 zog Plantin selbst. Eine eigentliche Bedeutung erhielt jedoch die Schriftgießerei erst im Jahre 1600. Wir sehen in diesem Raum das ziemlich rohe Handwerkszeug, die Probeabzüge der Schriften u. dgl. (S. 362).

Für die Freunde alter Möbel und alten Hausgerätes ist das Schlafzimmer des letzten Moretus sehr anziehend. Die große Bettstelle, in Eichenholz geschnitten, welches durch das Alter ganz schwarz geworden ist, wird von einer gestickten Seidenbede bedeckt, ein Meisterstück der Handarbeit; daneben steht ein ganz dunkel gewordener Bettschemel und ein ebensolcher Kleiderschrank, der sich schwach in dem stumpf gewordenen Spiegel abzeichnet.

Die Wände sind mit gedruckten, vergoldeten Ledertapeten bedeckt, darauf hängen alte Stiche und ein in Holz geschnittenes Kreuzfig. Seiner Zeit ist alles elegant gewesen, jetzt ist es zwar bewundernswert, aber tot und reizlos in dem kleinen Raum; ohne Leben und Wärme, wie in der Schriftgießerei die Ofen und die Schmelztiegel. Es ist nicht ein Raum vorhanden, in welchem sich nicht Gegenstände von Interesse finden, seien es Bilder oder Reliquien, genug, um den Enthusiasmus selbst des grämlichsten Beschauers zu erwecken. Doch konzentriert sich das Hauptinteresse in dem Museum eines Druckers auf dessen Bücher. Mit Recht bildet deshalb die Bibliothek den Schluß des Ganzen und den Kulminationspunkt.

Dieselbe ist reich an den ältesten wertvollsten Büchern, darunter die 36zeilige Bibel, die man jetzt vielfach ebenfalls für ein Werk Gutenbergs und zwar für ein noch älteres als die 42zeilige hält. Diese Schätze sind nicht vom Standpunkt des Bibliophilen oder Bibliomanen gesammelt, sondern der Textvergleichung bei den neuen Ausgaben wegen.

Die Sammlung der eigenen Druckwerke Plantins ist eine äußerst reiche, jedoch keine

König und den höchsten Behörden, mit Künstlern und Männern der Wissenschaft, daneben die Rechnungen der Arbeiter, Verkaufsanerbietungen, Inventuren, Anweisungen in betreff des Druckes von Werken, Zänkereien mit Geldverleihern über die zu hohen Zinsen und die zu großen Sicherheiten, die sie verlangen, das Handeln mit den Gelehrten über das Honorar, mit Buchhändlern um den Rabatt, die Klagen über ausgebliebenes Manuskript,

Berechnung über die Trinkgelder, die Plantin an Hoch- und Niedrigstehende zu verabreichen hat. So reich wie das Museum ist, um das häusliche Leben im 16. und 17. Jahrhundert zu erläutern: die Klarheit, welche das Archiv über das geschäftliche und häusliche Leben Plantins gibt, ist doch eine noch größere.

Das Auge ermüdet zwar nicht an dem Schauspiel, welches sich demselben darbietet; doch der Kopf kann das nicht alles auffassen, ordnen und behalten, was sich ihm aufdrängt. Ruhe ist nötig, um alles zu sammeln. Wo sollen wir diese besser suchen als auf der Bank unter dem Bogengang des Hofes (S. 365), wo Plantin und Moretus an heißen Tagen die Kühle aufsuchten, wo sie ihre

Pläne durchsprachen und zur Reise brachten, wo sie sich über die Einteilung der vorhandenen Mittel berieten, um jedem gerecht zu werden, wo sie des Tages Freude und des Tages Last treu miteinander teilten.

Wahrlich, dieser Hof ist in seiner vollkommenen Abgeschlossenheit

und doch den Gedanken Stoff zur Unterhaltung bietend, wie gemacht, um die Nerven für das Getriebe zu stärken, welches uns erwartet, sowie die Straßenpforte sich uns wieder aufthut. Der Hof bildet ein großes Viereck, von welchem drei Seiten noch das ursprüngliche Aussehen bewahren, während die vierte Seite von einem niedrigen Bau neueren Datums eingenommen wird.

Unter den rechten Flügel und unter einen Teil des Hintergebäudes zieht sich der oben erwähnte Bogengang hin. Ein 300jähriger Weinstock bedeckt vollständig den ganzen Flügel, durch die Zweige und Blätter lugen die bleigefärbten Fenster her-



Palthazar Moretus. Nach einem Gemälde von Erasmus Quellyn (S. 338).

ganz vollständige. Sie ist nicht chronologisch geordnet, es ist deshalb notwendig, den Katalog Rubens' zu Hilfe zu nehmen, wenn man die Fortschritte Plantins von Jahr zu Jahr verfolgen will. „Er ist ganz Geist,“ schreibt Montanus, „an Essen, Trinken und Ruhen denkt er wenig, er lebt nur, um zu arbeiten.“

Den wertvollsten Teil der ca. 14 000 Bände bilden jedoch nicht die gedruckten, sondern die geschriebenen Bücher. Hier zeigt sich Plantin als der vollendete Geschäftsmann, wir lernen ihn nicht allein in seinem Handeln, sondern auch in den Motiven zu einem solchen kennen. Hier finden wir seine Korrespondenz mit dem

vor, hinter welchen Lipsius seine Bücher schrieb und Raphelingius, Pullmann, Kilianus, Arias Montanus u. a. ihre aufreibende Treitmühlenarbeit des Emendierens und Kastigierens unverdrossen einen Tag nach dem anderen betrieben. Wie oft mögen der hofmännische van Dyck und der heitere Rubens, schön angethan in Samt und Seide, glitzernd von Juwelen, durch den Hof geschritten sein! Selbst den blutigen Herzog Alba und den verschmitzten Kardinal Granvella konnte man dort treffen, nicht zu reden von weltlichen und geistlichen Würdenträgern aller Art. Hier kreuzten sich jüdische Patriarchen und Rabbiner mit Kapuzenträgern aus Rom, schwarzrobige Professoren aus Leiden, spitzbüttige Puritaner, Gelehrte aller Art.

Doch wir dürfen nicht vergessen, daß das bunte Leben des 19. Jahrhunderts, wo für Träumer kein Raum ist, auf uns wartet. Darum lebe wohl, du anspruchsloses und doch so dauerhaftes Monument, welches durch treue Verbindung der Feder mit Gutenberg's Kunst dem einfachen Bürger errichtet wurde, während die prunkvolle Statue des auf hohem Piedestal thronenden Herzogs Alba, welcher die Welt mit dem Schwerte reformieren wollte, längst gestürzt wurde und spurlos verschwunden ist!

Eine Episode aus Hermann Hendrichs Künstlerleben.

Von

Anna Löhn-Siegel.

Wenn Hermann Hendrichs, der berühmte Held und Liebhaber des Berliner Hoftheaters in den Fünfziger und Sechziger Jahren, Freunde oder Bekannte durch seine mit Merkwürdigkeiten und kostbaren Andenken geschmückten Wohnräume führte, pflegte er die Geschichte des Erwerbes der einen oder andern Herrlichkeit hinzuzufügen. Ich hätte ihn stundenlang plaudern hören können, wie er mit liebenswürdigem Humor Thatfachen und Persönlichkeiten um einen interessanten Gegenstand seiner Sammlung gruppierte und seine Mitteilungen mit charakteristischem Mienen- und Gebärdenpiel begleitete.

Entzückt blickte ich u. a. auf eine äußerst

kunstvoll emaillierte, reich mit Brillanten besetzte Taschenuhr altlicher Form, die in einem Kästchen präsentiert wurde, welches



Jeanne de Rivière und ihre sechs Töchter. Nach einem Altarbild von van den Broek (S. 341).

—wunderlich genug— mit einem schwarzen übersponnenen Knopf und seidener Schlinge geschlossen wurde, als der Besitzer des Kleinods folgendes erzählte:

Mit dieser Uhr und diesem Knopf

von einem Frack hängt eine schnurrige Geschichte aus meinen Jugendtagen zusammen. Es war nicht lange nach Erfindung der Eisenbahnen. Nur erst wenige Schienenwege kreuzten die Landschaft, überall mußte sich die Post ins Mittel schlagen. Ich führte, als ich mich noch nicht lange auf dem Rothurn bewegte, einmal einige Zeit lang den Namen „Sternwald“, spielte an einem Stadttheater mit großem Beifall und lebte sehr heiter und gesellig. Landestrainer brachte dem Theater einige Tage Ferien, dies benutzte einer meiner reichen Gönner, der Bankier Wendhaupt, und lud mich zu einer solennen Jagdpartie ein, 10 oder mehr Meilen von meinem Engagementsort entfernt. Auf dem Rückwege wollte ich einen guten Freund besuchen, der seit kurzem unter die Landwirte gegangen war und ein ansehnliches Bauerngut in jener Gegend besaß. Da mußte ich denn erst mit der Post ein kleines Nest von Städtchen erreichen, um von dort aus zu Fuß nach dem Dorfe zu gelangen, das meines Freundes Wohnort geworden war. Das kleine Nest, in welchem die Post mündete, hatte jüngst einen Spitznamen erhalten: Beutelloch, denn eines Tages sollten sämtliche Postbeutel eingeschnittene Löcher gehabt haben. Ein günstiger Zufall — wie ich später erfuhr, ein fein angelegter Plan — vermittelte, daß mir auf halbem Wege derjenige entgegenkam, den ich auf seiner Hufe auffuchen wollte.

„Hollaho! Sternwald!“ schmetterte es aus einer unscheinbaren Halbhaise hervor, die von einem trägen Alkergaul gezogen wurde. „Dich suche ich!“

„Und ich dich, Freund Hillmann! Woher weißt du, daß ich komme?“

„Vom Bankier Wendhaupt, bei dem du zur Jagd geladen warst. Ich hatte auch eine Einladung erhalten, konnte aber nicht abkommen. Feldarbeit, viel Feldarbeit! Nach Beutelloch mußt du jedenfalls, um die Eisenbahn zu erreichen. Die Jagdpartie war gestern zu Ende — ergo —“

„Prächtig, prächtig, Herzensbruder! Aber trotz deiner Berechnung hätten wir uns doch verfehlen können. Man braucht nicht gerade über Beutelloch zu fahren, um den Schienenstrang zu erreichen, man kann auch über Selzheim —“

„So war' ich bis Selzheim gefahren. Ich hätte dich gesucht, wie Orpheus seine Ehehälfte, bis ich dich fand. Du sollst

eine Komödie am hellen Tage spielen. Ich habe es heilig versprochen, dich zu bringen. Ja, eine Komödie! Nur für einige Stunden. Nicht länger, als ihr im Theater braucht, um ein großes Trauerspiel abzuschlagen. Und deshalb setze dich zu mir in die Chaise und laß dich von mir nach Beuteloch zurückfahren. Dort steht doch wohl dein Garderobekoffer? Jagdkostüm und Gesellschaftsfrack? Du hast doch sicherlich einen pompösen Frack mit? Deinen besten? Bei Wendehauts wird ja viel auf feine Toilette gehalten. Die gnädige Frau läßt ohne Frack niemand zum Handkuß heran."

Ich hörte einigermassen verdutzt zu. Endlich sagte ich kopfschüttelnd: "Du kommst mir etwas sonderbar vor, Bruder. Einen guten schwarzen Anzug hab' ich mit, versteht sich. Das Hauptsouper wird bei dem großen Börsenfürsten stets in Galatoilette eingenommen, nicht im Jagdkostüm. Aber welche Absichten hast du mit meinem Frack?"

"Setz dich zu mir, Sternwald, und nun vorwärts. Hü! Hü! Mein Gaul ist faul —"

"Und ich bin gespannt, Hillmann! Was ist denn bei dir los, daß du den Komödianten in mir suchst?"

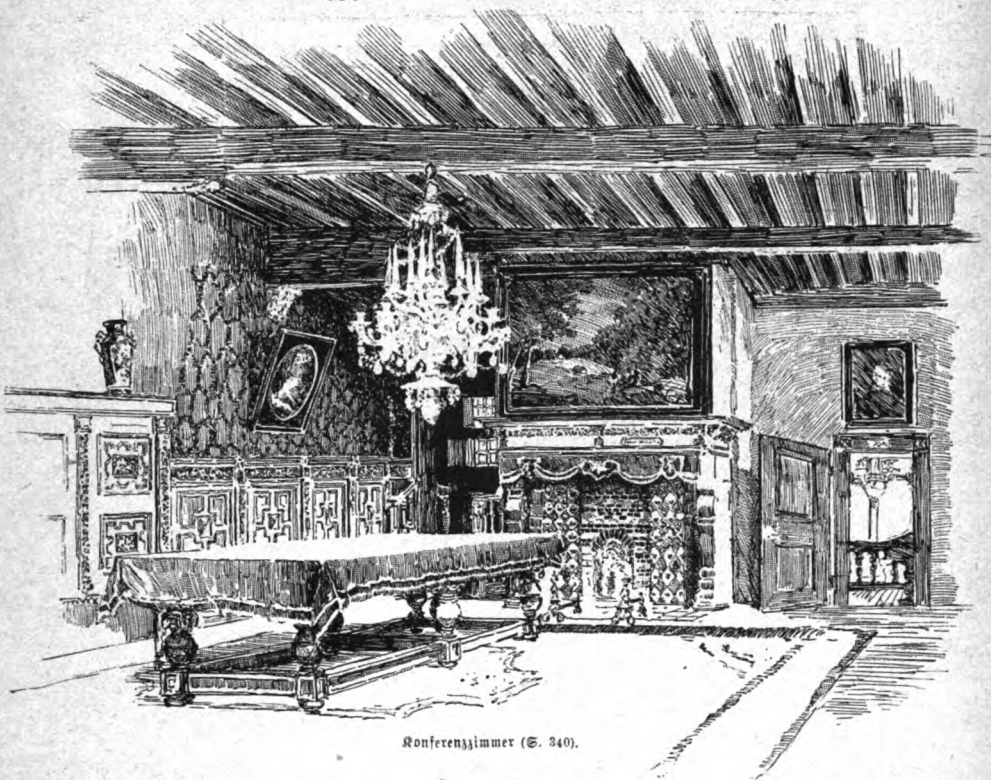
"Höre andächtig zu. Graf B. ist der Schloßbesitzer in unserm Dorf. Ein erzvornehmer reicher Herr, ein Großgrund-

besitzer, dem alle Rittergüter in der Nachbarschaft gehören —"

"Ich weiß, ich weiß. Du hast ihn mir schon einmal genannt, aber nicht gerade als einen der umgänglichsten Aristokraten geschildert."

"Dennoch bin ich ihm verbunden. Weit mehr aber noch der Frau —"

"Ei, Freundchen, wie soll ich das verstehn? Gehst du etwa auf Kourmacherfüßen?"



Konferenzzimmer (S. 340).

"Das fehlt! Aber ich bin Gutsbesitzer im gräflichen Bezirk, und die Frau hat überaus freundlich und uneigennützig vermittelt, daß mir der Graf eine große Gefälligkeit bezüglich der Regulierung einer Feldmark erwies. Er ist nämlich so etwas wie ein Sonderling, und da muß man sich an die höchst einsichtsvolle, weltkluge Gräfin halten, um das zu erlangen, was er gewähren oder abschlagen kann. Und weißt du, bei so nahen, nachbarlichen Beziehungen, wie die unsern, wo die Besitztümer an Feld und Wald aneinander grenzen, ist es von großer Bedeutung —"

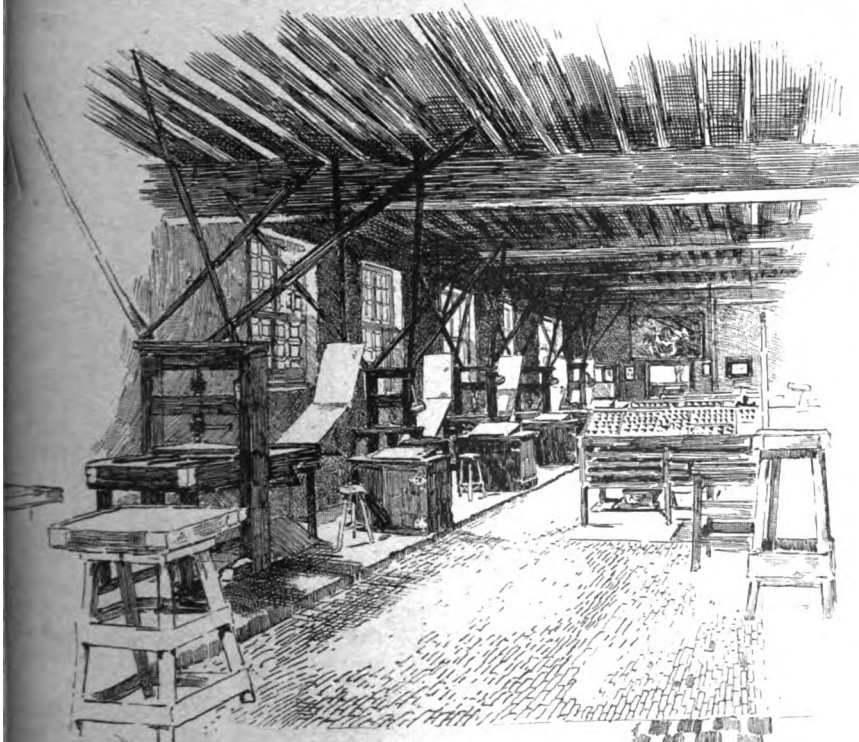
"Ich verstehe vollkommen. Gute Nachbarn und desgleichen. Aber ich? Soll ich der Gräfin aus Dankbarkeit für die dir erwiesene geschäftliche Vermittlung bei ihrem sonderbaren Gemahl in meinem Kavalerfrack eine Komödie vorspielen?"

"Nein, Sternwald, der Gräfin nicht, aber dem Grafen. Die Gräfin muß mitspielen."

"Höre, das wird ernsthaft. Ich bin zu jedem lustigen Karnevalsstückchen bereit — da kennst du mich. Aber einem solchen mächtigen Herrn einen Streich spielen —"

"Laß mich ausreden, Bruder — ah, da sind wir schon in Beuteloch und — holla! was seh' ich? Da steht ja des Grafen Phaethon mit den vier schwarzen Hengsten vor dem Postgebäude? Teufel, das geht schief! Ist denn der Schloßherr von seiner Reise schon zurückgekehrt? Er sollte doch wenigstens acht Tage fortbleiben? Hm! Hm! Was ist da zu thun? Er darf dich nicht sehen."

"Mich nicht sehen? Und ich soll ihm doch eine Komödie vorspielen? Eine unsichtbare? Das wäre neu. Freundchen, es ist doch im Oberstübchen bei dir richtig?"



Der Druckersaal (S. 342).



Korrekturenzimmer (S. 342).

Oder hast du ein starkes Frühstück mit Madeira zu dir genommen?"

"Brrr! Brrr!" redete inzwischen Hillmann seinen Gaul vertraulich an, und der Faulpelz stand mit Vergnügen still, aber wir hielten im freien Felde an.

"Nimm die Zügel, Sternwald!" rief der Freund; „ich eile zum Postgebäude und sehe, ob es der Graf selbst ist oder die Gräfin mit dem Sohn. Der junge Herr dürfte in diesen Tagen nach Haus kommen, die Militärakademie hat Ferien —“

Ich nahm die Zügel und drückte nochmals mein Bedenken über das räthelhafte Vorhaben aus. Die Sache wurde mir unheimlich. Mit großen Herren ist nicht gut Kirichen essen, und nun vollends gar Komödie spielen!

Hillmann rief zurück: „Wenn ich winke, so kommst du mir nach!“

Es dauerte nicht lange, so flatterte das gelbseidene Taschentuch Hillmanns in der Luft und ich und der Gaul näherten uns auf dies Stichwort langsam dem Gebäude.

Hillmann übergab dem Hausknecht sein Gefährt und führte mich in ein Privatzimmer des Posthalters, mit welchem letzterem er befreundet war. Dann flüsterte er mir zu:

„Hier bist du sicher, der Posthalter überläßt uns das Zimmer auf ein Stündchen!“

„Sicher?“ fragte ich staunend. „Bin ich denn in Lebensgefahr?“

Hillmann antwortete nicht, sondern ging seinem Gegenstand direkt zu Leibe.

„Es ist die Gräfin mit dem jungen Sohne!“ versicherte er tröstend. „Sie sind im vorderen Wartezimmer und nehmen den Kaffee. Der Graf ist gottlob! noch verreist. Ich lasse deinen Koffer herherschaffen, du ziehst den Frack an —“

„Was in aller Welt soll mir immer mein Frack bei der Geschichte?“ rief ich halb lachend, halb ärgerlich. „Laß mich endlich klar sehen, Freund, oder ich thue nicht mehr mit, wie wir Schauspieler zu jagen pflegen.“

„Deine Rolle wird dir die Gräfin in höchst eigener Person übertragen und auseinanderlegen, ich gehe, sie von deiner Ankunft in Kenntnis zu setzen, während du hier Toilette machst. Sie wird entzückt sein.“ —

Hillmann verschwand eiligst, ein dienstbarer Geist brachte mir den Koffer, ich kleidete mich um, schwarze Pantalons, schwarzer Frack, weiße Weste und Krawatte, Klapphut, Handschuh, seidenes Taschentuch, Perloques an der Uhrkette — ich fand, daß ich nobel aussah, ohne Renommage!

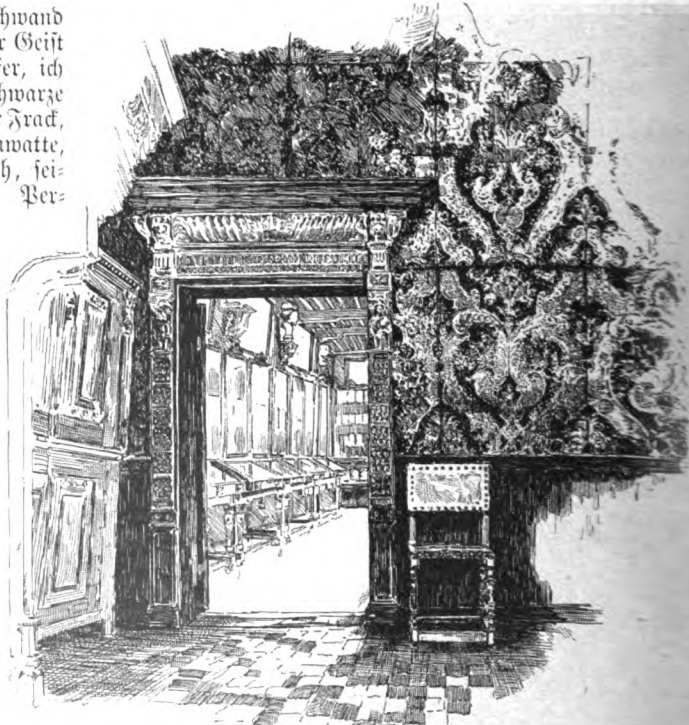
Aber plötzlich fiel mir wieder ein, daß ich mich doch gar zu übereilt zu einer Komödie hergegeben habe, deren Zweck und Inhalt ich nicht einmal kannte, und die mir möglicherweise die Feindschaft eines mächtigen Aristokraten auf den Hals heben konnte. Allerdings garantierte

Hillmanns Charakter und rechtschaffene Gesinnungsweise für die Unverfänglichkeit der dramatischen Vorstellung; aber ich konnte mich doch auch unsterblich lächerlich machen. Der Ruf meines Fiasko in der „Komödie am hellen Tage“ würde bis in die Stadt und an das Theater dringen, an welchem ich angestellt war, die Zeitungen würden im Auftrage meines hochgräflichen Feindes über mich herfallen, meine Stellung in der Gesellschaft, mein Engagement stand auf dem Spiele! Ich gestehe es: der Mut, auf der leichtsinnig betretenen Bahn weiter vorwärts zu schreiten, verließ mich, trotz aller Neigung, dem Freunde gefällig zu sein und ein heiteres Komödiantenstüchchen zu liefern.

„Ausziehen! Abkommandiert! Jeder ist sich selbst der Nächste,“ mur-

melte ich verdrießlich und zog den Frack wieder aus. Als ich aber die weiße Weste abkommandieren wollte, trat mein Freund ins Zimmer. Seine freudestrahlende Miene bedeckte sich mit den Wolken des Unmuts, als er mich im Auskleiden begriffen fand.

„Du bist wohl verrückt? Willst mich blamieren? Man sieht deinem Erscheinen mit heißem Sehnen entgegen!“ rief er finster, und ohne meine Bedenken, die ich mit schlechtverstehtem Zorn hervorsprudelte,



Eingang zu dem Stickskabinett (S. 342).

zu beachten, hing er mir den vielberufenen Rad wieder auf, drückte mir Handschuhe und Klapphut in die Hände, erfaßte mich am Arme und riß mich zur Thür hinaus. „Die Gräfin wartet!“ flüsterte er ärgerlich, und ich, ganz verblüfft durch seine energische Behandlung meiner Toilette und meiner Person, forschte nur noch leise, ob wir in das Zimmer, worin sich die Dame befand, eintraten:

„Aber welche Rolle soll ich jetzt spie-

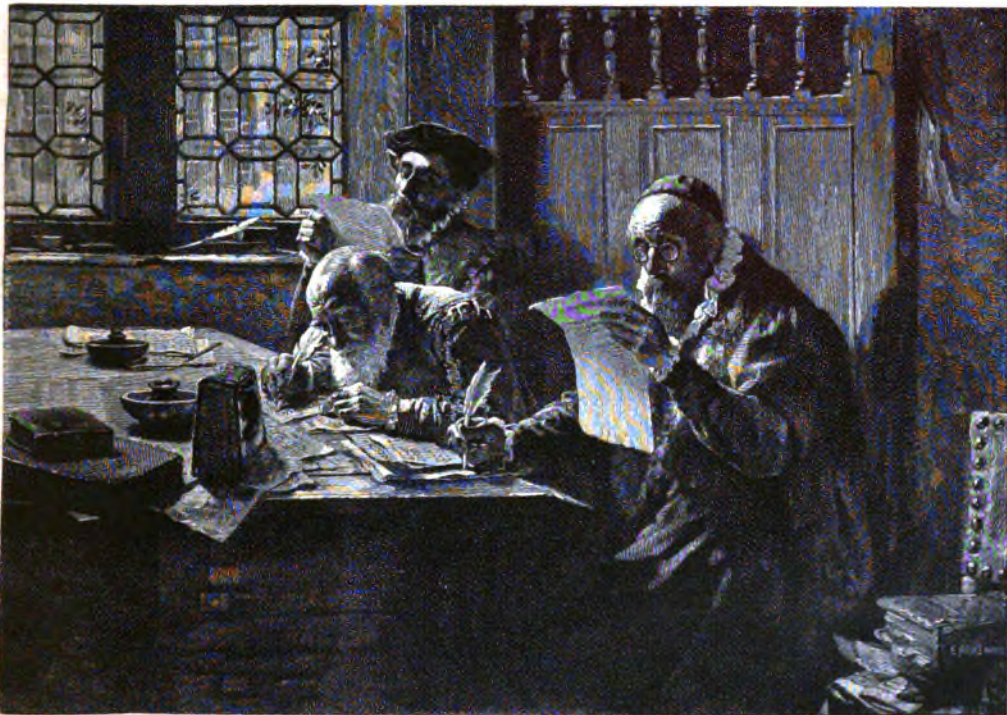
le? Gelegter Liebhabe? Unternehmender Held?“
Keiner! Wann! Wann von Welt! Galantuomo!“
gischelte der Freund, und im nächsten Augenblick stand ich vor einer hochgewachsenen, eleganten Dame in mittleren Jahren, einer noch immer hervorstechenden Schönheit unter den Bräutlingen, welche lächelnd die goldene Vorgnette ansetzte, um mich zu beaugenlässern, während sie mir einen gnädigen Gruß zunickte.

Der erste leise Anstoß kam, als der gräfliche Bediente eintrat und unterthänigst fragte, ob der Kutscher ausspannen solle

Sohn und meine Wenigkeit, als die hohe Frau sich zutraulich zu mir neigte und mit gewinnendem Lächeln sagte: „Herr Hillmann, Ihr Freund, hat mir versichert, Sie würden die Güte haben, mich durch Uebernahme einer Rolle, die ich Ihnen kennzeichnen werde, und die für Ihr schönes Talent eine Bagatelle ist, zu großem Danke zu verpflichten.“

Ich verbeugte mich anstandslos, aber schweigend, ganz im Charakter Appianis.

Die Gräfin fuhr nach einem kurzen Räuspern fort: „Es handelt sich darum, auf einige Stunden den Baron von Brandenstein darzustellen, einen Mann von Einfluß in den Kunstkreisen der Residenz, denselben, der kürzlich für den Umbau des Museums mit Nachdruck eingetreten ist. Sie haben vielleicht davon gehört?“



Korrekturen bei der Arbeit. Nach einem Gemälde von Pierre van der Cubera (E. 337).

oder ob die Gnädige bald wieder abzufahren beabsichtige.

„Nicht ausspannen!“ befahl die Gräfin, und absichtlich laut richtete sie die Frage an mich: „Sie begleiten uns doch, Herr Baron?“

Der Diener warf, nachdem er sich verbeugt hatte, noch einen neugierigen Blick auf den „Herrn Baron“ und Gast des gräflichen Hauses und ging ab.

Also ich war zum Baron avanciert, war baronisiert worden, ohne einen Schimmer von Baronie zu besitzen. Nun, das passierte mir auf dem Theater fast täglich. „Daß uns nur niemand stört, Herr Hillmann,“ lispelte die Gräfin, indem sie sich grazios nach meinem Freunde umwandte, der hinter ihrem Stuhle stand.

„Ich sorge dafür, gnädige Frau!“ antwortete dieser dienstbeflissen und verließ das Zimmer, während er mir mit Händen und Augen Zeichen machte, die ich nicht verstand. Ich warf ihm einen Blick zu, der bedeuten sollte: „Nur Baron? Eine Art Baron Schniffelinski aus der Post? Der Kammerdiener? Wenn's weiter nichts ist? Ich war schon manches dutzendmal Kaiser und König!“ Kaum befanden wir uns allein, die Gräfin, der Herr

„Ich bedaure,“ sagte ich mit leichtem Achselzucken. „Aber ich muß um nähere Andeutungen bitten, gnädige Frau.“

„Das versteht sich,“ flüsterte die Gräfin und begann nach einer kleinen Pause in lebhafterem Redetempo: „Wir besitzen eine kostbare Familiengalerie, zum größten Teil von der Hand bedeutender Künstler, sie füllt drei Säle des alten Schlosses, ein beneidenswerter Schatz, den unsern Nachkommen integer zu überliefern heilige Standespflicht ist.“

Der junge Sohn, Graf Arthur, machte hier eine beteuernde Kopfbewegung und eine hohe Röte überflog seine Stirn.

Die Gräfin runzelte die ihrige, indem sie zögernd sprach: „Mein Gemahl denkt leider in diesem einzigen Punkte anders als seine Standesgenossen, ich will mich nicht weiter aussprechen, es würde gegen Delikatesse und Anstand sein. Daß ich mich kurz fasse: er hat die kostbare Familiengalerie, das zum Teil uralte teure Vermächtnis unserer Ahnen, dem Fürsten des Landes für das Museum der Residenz zum Geschenk angeboten. Der Fürst hat sich über die Absicht äußerst anerkennend ausgesprochen, aber glücklicherweise noch nicht den Akzept. Ich und mein Sohn

Die Gräfin schien mit meinen „Alüren“, die sie sorgfältig beobachtete, zufrieden zu sein. Ich durfte die Fingerspitzen ihrer schönen Hand küssen, sie lud mich zum Sitzen ein, ließ mir Kaffee präsentieren, stellte mich dem gräflichen Sohne vor, einem Jüngling von beiläufig 16 Jahren, und lächelte meinem Freunde Hillmann verbindlich zu, gleich als wollte sie sagen: „Ich danke dir, du hast mir den rechten Mann geliefert.“

Hillmann war außerordentlich vergnügt, sein Zorn über meine beabsichtigte Abwesenheit hatte sich gelegt, als ich so geschmiegelt in Frack und Krawatte vor ihm saß und den Galantuomo aus allen Prädikamenten spielte, etwas, das mir einer schönen Frau gegenüber nicht die geringste Ueberwindung kostete. Im Gegenteil, seitdem ich die Schönheit meiner Partnerin in der Komödie konstatieren mußte, fand ich das Abenteuer überaus

jedoch sind fest entschlossen, die Sache zu hintertreiben.“

Übermalige, lebhaft bestätigende Kopfbewegung des jungen Grafen.

„Die ältere Schwester des Fürsten, die ihm sozusagen Mutter war, ist mir sehr wohlgesinnt,“ redete die Gräfin immer bewegter, während ihre Wangen sich hold röteten, ihre Gestalt sich hoch aufrichtete. „Ich habe ihr geschrieben, sie begreift meine Sorge vollkommen und sagt mir ihre Hilfe zu. Aber leider ist sie kränklich und wird noch einige Zeit im Süden verweilen müssen, ehe sie herbeieilen und dem Plane meines Gemahls mit Entschiedenheit entgegenwirken kann. Dennoch hat sie die Güte gehabt, ihrem Bruder zu schreiben, er möge mit dem Aussprüche des Accepts warten, bis sie ihm eine auf den Gegenstand bezügliche interessante Mitteilung werde machen können. Aber nun ist vor allen Dingen mein Gemahl zu fürchten, dem die Sache schon zu lange dauert. Sobald er von seiner Reise zurückgekehrt sein wird, will er sein unbegreiflich hochherziges Anerbieten wiederholen und die schleunige Annahme des Geschenkes durch einen Freund in der Umgebung des Fürsten zu bewirken suchen. Dann wäre alles verloren. Sie würden, mein Herr, die Gefahr in ihrem ganzen Umfange begreifen, wenn Sie die Sinnlosigkeit meines Gemahls kennten. Was er sich einmal als edel und hochherzig in

den Kopf gesetzt hat, das sucht er zur Ausführung zu bringen, es koste, was es wolle, und sollte er es später auch wieder bereuen.“

Die Gräfin hatte sich in eine ungeheuchelte Erregung hineingesprochen. Der junge Sohn wischte sich den Schweiß von der Stirn. Ich blieb in der Rolle Graf Appianis, ich drang nicht in die heftig bewegte Dame und harrete mit ernstester, doch teilnahmvoller Miene, die sich in meinen zusammengezogenen Augenbrauen und gekniffenen Lippen dokumentierte, ihrer weiteren Auseinandersetzungen, obgleich ich ihre feudalen Empfindungen nicht nachzufühlen vermochte. Was ging denn den berühmten Ahnen ab, wenn sie in das berühmte Museum eintraten? Sie konnten nur noch berühmter werden, während sie jetzt, unbekannt und unbeachtet, in einem alten Schlosse hingen und immer rembrandtischer nachdunkelten. Die trefflichen Künstler, die sie gemalt hatten, würden jubeln, wenn sie ihre Werke im Museum zu vollster Geltung kommen sähen.

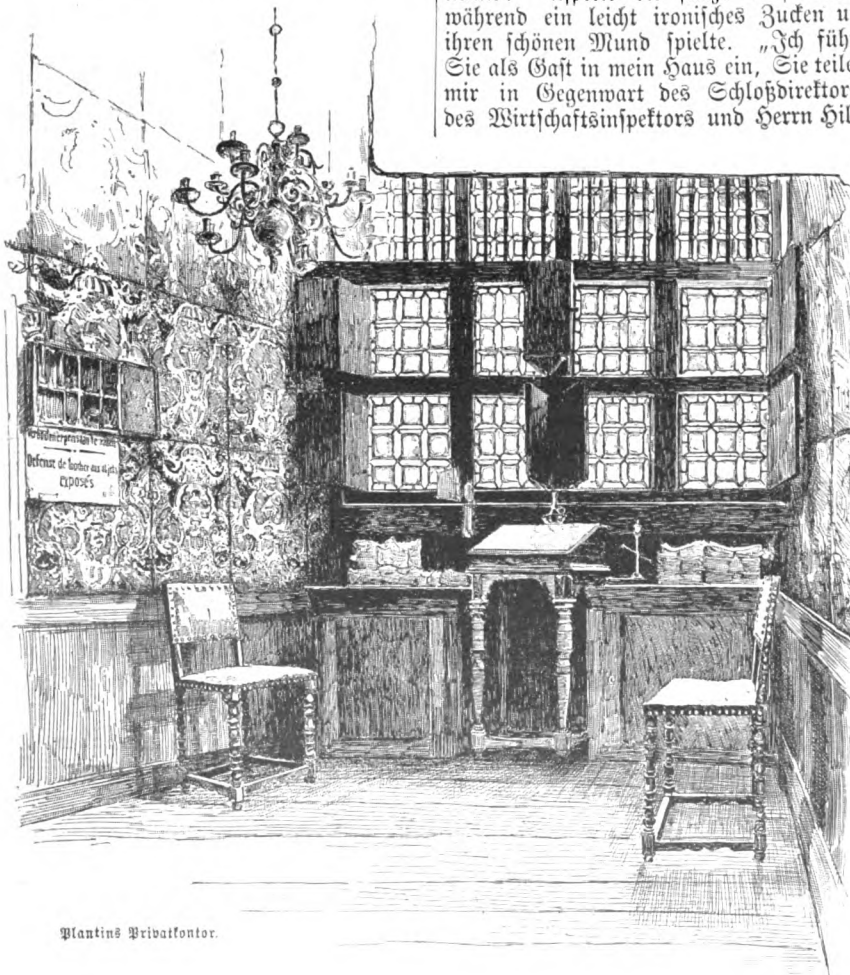
„Und nun zu Ihrer Mission, Herr — Sie erlauben mir, daß ich Sie schon jetzt, um der Gewöhnung willen — Baron nenne?“ lispelte die stolze Aristokratin, während ein leicht ironisches Zucken um ihren schönen Mund spielte. „Ich führe Sie als Gast in mein Haus ein, Sie teilen mir in Gegenwart des Schloßdirectors, des Wirtschaftsinspectors und Herrn Hill-

manns mit, daß Sie, Baron von Brandenstein, im Auftrage des neuernannten Direktoriums des Kunstmuseums kommen, um meinem Gemahl vertraulich mitzuteilen, daß er sich mit der Antwort auf sein großmütiges Angebot noch gedulden möge, weil der Umbau des Museums noch nicht definitiv beschloffen sei. Die Auf-



Zimmer im Plantin'schen Haus.

nahme einer Anzahl von Gemälden, die den Raum von drei großen Sälen beanspruchen, bedürfe einer reichlichen Uebersetzung. Sie verstehen, mein Herr, es gilt nur, die Hast und Dringlichkeit meines Gemahls zu mäßigen, möglichst abzufühlen, ja, ihn durch die halbe Ablehnung, die seine Empfindlichkeit in der Verzögerung der Antwort erblicken wird, zu verstimmen. Da er nicht zugegen ist, und da die Angelegenheit in meiner Darstellung kennen lernt, so darf ich mit Sicherheit annehmen, daß ich die Galerie für unsere Familie rette und ihm selbst Neue erspare. Denn Sie müssen wissen, daß der Graf schon manches Mal gern rückgängig gemacht hätte, was er vorher — seltsamerweise — mit einem Eifer erstrebte, der einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Es ist dies eine Eigentümlichkeit, die mich zuweilen nötigt, einzuschreiten, wo Frauen ihre Hände sonst nicht einzumischen pflegen. Ihr Freund hat ähnliches in Erfahrung gebracht, und daher rührt seine freundliche Gefälligkeit für mich, die mir zu Ihrer werten Bekanntschaft verholfen hat. Mein Gemahl wird also, wenn Baron Brandenstein seine vertrauliche Mission überzeugend ausgeführt hat, keinen weiteren Schritt thun, um das Accept zu beschleunigen, das verbietet ihm sein Rittertölpel. Er müßte auch fürchten, ein Dilemma zwischen dem Fürsten und dem Direktorium des Museums heraufzubeschwören, wenn er gar zu dringlich aufträte, und wird es also vorziehen, zu warten — bis — nun, bis unsere hohe Gönnerin und gütige Vermittlerin, die Schwester des Landesoberhaupt's, zurückgekehrt sein wird.



Plantin's Privatfontor.

Und nun bitte ich um Ihre Entscheidung, mein Herr, die mir augenblicklich am wichtigsten ist."

Eine Pause trat ein. Mutter und Sohn sahen gespannt auf mich. Der Sohn mehr forschend, die Mutter etwas siegesgewisser, vielleicht im Gefühl ihrer anmutigen Persönlichkeit.

Was sollte ich thun? Ich war doch schon zu weit gegangen, um noch jetzt nein zu sagen. Auch stärkte mich das Bewußtsein, eine so hohe Alliierte zu haben, die Schwester des Fürsten, eine Dame von Geist und großem Einfluß auf die Regierungsgeschäfte. Dem Herrn Grafen selbst eine spätere Neue zu ersparen, war sogar verdienstvoll und dankbarer Anerkennung wert. Da ich im übrigen frei, d. h. nicht am fürstlichen,

Zeremoniell, das die Wichtigkeit meiner Person und Sendung ins hellste Licht stellen sollte, in die Prachtgastzimmer. Grüne Atlaspapeten, grüne Samtmöbel, grüne Stoffvorhänge an Fenstern, Türen und Himmelbett! Noch heute, wenn ich daran denke, schimmert alles grün vor meinen Augen. Ich bekam einen besonderen Kammerdiener, hatte aber nichts weiter zu befehlen, als: er solle mir Wasser über die Hände gießen, denn da mein Koffer nicht mitgenommen worden war, konnte ich an meiner Toilette nicht die geringste Aenderung vornehmen. Die vorsichtige Gräfin sandte mir inzwischen eine schriftliche Instruktion, in welcher sie von mir, die unterstrichen, als vom Baron Brandenstein



Statuette der Madonna mit dem Kinde im Trudefaut (S. 342).

redete, und die ich, an schnelles Memorieren beim Theater gewöhnt, sofort auswendig lernte. Ich war eben damit fertig geworden, als man mich zu einem Dejeuner à la fourchette hinab ins erste Stockwerk rief. Mit Grandezza öffnete der Diener die Thür zum Speisesaal, mit freiem Anstand

beigerufenen Arzt des Dorfes und dem Direktor auf den gräflichen Eisenhütten vorgestellt, oder umgekehrt, die Leute mir, der Respektsperson! Alles gelang unbeschreiblich feierlich, ich redete wenig und langsam, in kurzen Sätzen, was ich sehr vornehm fand, und dachte immer an Emil Devrients Graf Appiani, eine anerkannt treffliche Leistung. Endlich erhob ich mich und ergriff das Glas mit Sekt. In einen Toast auf den Grafen als eminenten Protektor der Künste wandelte ich das wohlmemorierte Skriptum der Gräfin um, und auch das von der schönen Intrigantin darin ausgedrückte tiefe Bedauern, daß möglicherweise gebieterische Umstände verhindern würden, das hochherzige Anerbieten des Schlossherrn bezüglich der Familiengalerie abzulehnen, wußte ich mit hinreichend schmerzlicher Betonung hervorzuheben, und mit einem gewissen Zögern und halb verlegenem Niederblick auf meinen silbernen Teller zu unterstützen, so daß Freund Hillmann mir später versicherte, er habe sich allen Ernstes geängstigt, ich würde stecken bleiben.

Die Gräfin spielte meisterhaft. Ich gewann die Ueberzeugung, daß in ihr eines der großartigsten Schauspielertalente für seine Charakter- und Intrigantenrollen dem Theater verloren gegangen sei.

"Ah," sagte sie mit scharfer Betonung und einem ungnädigen Blinzeln der Augen, "Sie sind der Vertrauensmann des Direktors und sollen so zart als möglich die bevorstehende Ablehnung vorausverkünden, Herr Baron? Wir sind nicht schwer von Begriff, Sie brauchen sich nicht deutlicher zu erklären, wir verstehen alles."

Ich wollte etwas erwidern, d. h. ich that so, denn ich wußte in der That nicht, was ich sagen sollte, aber die Gräfin ließ

sondern an einem Stadttheater des Landes angestellt war, konnte selbst ein Fiasco in der aufgezwungenen Baronsrolle keinen ungünstigen Einfluß auf meine Stellung ausüben, höchstens als Reklame für mich dienen und mich in der Aristokratie des Landes interessant machen.

Also frisch drauf los geschauspielert, der Graf ist ja meilenweit entfernt und mit Wirtschafts- und Schloßinspektoren will ich schon fertig werden.

"Gnädigste Frau," sagte ich mein Ultimatum zusammen, "ich bin zu Ihren Diensten."

Mutter und Sohn standen freudig bewegt auf und drückten mir die Hände. Ihre Gesichter strahlten, die Lippen der Gräfin zitterten leise, als sie einige gerührte Dankesworte stammelte. Ich hätte diese feingeförnte dunkelrote Mundblüte nur gar zu gern geküßt. Es mußte auch wohl ein Funke in meinen Blicken sprühen, der nicht auf tugendhafte Entsagungsfreudigkeit schließen ließ, denn die hochgeborene Dame zog rasch die Hand aus der meinigen und ihre Züge drückten eine tiefe Kühle aus.

Schnell schwang ich mich auf mein Appiani-Piedestal zurück und wir fuhren im besten Einvernehmen ab.

Hillmann und sein Adergaul stolperten hinterdrein. Er hatte mir einen Blick vollkommener Zufriedenheit zugeworfen, die Gräfin auch nickte ihm mit dankbarem Ausdruck, der Sohn salutierte militärisch und lächelte.

Ich fand eine glänzende Aufnahme im Schloß, man führte mich mit ausgesetztem

trat ich ein, die Gräfin blickte mit Wohlgefallen auf ihr Geschöpf. Ich wurde der Zeugnishaft, d. h. dem Schloßdirektor, dem Wirtschaftsinspektor, dem in Eile her-

mich wohlberechnet nicht zu Worte kommen. Ich hätte ja möglicherweise etwas Dummes sagen können, die schriftliche Instruktion war ja bereits abgewickelt.



Die Schriftstube (S. 343).

Gewiß ist übrigens, daß wir beiden Improvisatoren für die anwesenden Beamten undurchdringlich waren. Sie suchten die Direktive für eine etwaige Aeußerung in den Mienen der erhabenen Herrin zu lesen, und nur der Schloßdirektor wagte eine selbständige Bemerkung, indem er sagte, die Ablehnung würde ihn als treuen Diener seines Herrn zwar schmerzlich berühren, aber im Gefühle des gerechten Stolzes auf den hohen Familien- und Kunstbesitz, der dem Schloß alsdann verbliebe, würde dieselbe ihn auch erfreuen.

Die Gräfin war, wie wir am Theater sagen, bombenfest in ihrer Rolle, sie hob rasch und mit scheinbar mühevoll unterdrückter Empfindlichkeit die Tafel auf und trat gleich wie in heftiger Erregung zum nächsten Fenster, indem sie ihr Taschentuch zwischen den Fingern zerrisserte.

Desto schlechter spielte der Herr Sohn. Sein Antlitz leuchtete vor Freude, er schnalzte sogar mit der Zunge. Die Mutter ignorierte alles. Als sie sich von ihrer gut in Szene gesetzten Bewegung erholt hatte, trat sie wieder zur Tafel und schlug mir einen Besuch der Galerie vor, damit ich — fügte sie mit köstlicher Ironie hinzu — beurteilen möge, welcher Verlust dem Museum bevorstehe.

Ich verneigte mich schweigend. Nur der junge Graf und Hillmann begleiteten uns, die anderen Herren mochten die altchwürdigen Galeriegesichter schon zu oft gesehen haben und blieben vergnügt bei der Flasche zurück, wobei ich ihnen gern Gesellschaft geleistet hätte, wenn ich nicht — leider Baron von Brandenstein gewesen wäre.

Die größte Anstrengung für mich kam jetzt. Schmeichelhaftes über die alten

Verüden, Wämser und Harnische zu sagen, die für den Schauspieler höchstens ein Kostüminteresse haben konnten, eine lange Reihe von Herren und Damen, deren Erscheinungen ohne hervorragenden Reiz waren, und doch von der Gräfin und ihrem Sohne förmlich angegeschwärmt wurden —

das ging über meine Kräfte. Ich mußte einen Kampf mit mir selbst bestehen, um einige fastige Kulissenwitze von meinen Lippen zu bannen, die sich mir beim An-

würde, als die Gräfin laut triumphierend das durch unsere Hände gesponnene Schicksal pries, wodurch auch dieser Held dem Schlosse seiner Ahnen erhalten bliebe, als der junge Graf ebenso pathetisch als anachronistisch erklärte, der Hochherrliche mit dem Haarbeutel habe schon unter Gottfried von Bouillon um Jerusalem mitgekämpft, da wurde urplötzlich die auf dem Schloßhofe unter den hohen Fenstern unseres Saales herrschende Ruhe durch Laufen, Rufen und Hundegebell unterbrochen. Zugleich ertönte Pferdegetrappel, eine Karroßerollte schwunghaft über das Pflaster und hielt vor der Rampe des Hauptgebäudes still.

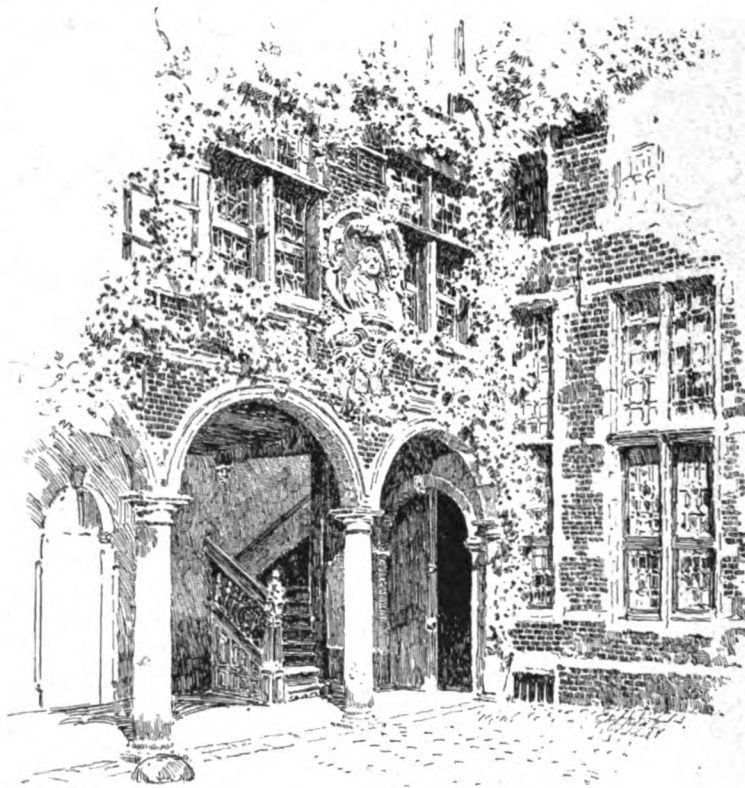
Wir sahen uns betroffen an, die Gräfin erbleichte, stotterte eine Vermutung: Gäste möchten gekommen sein — aber im Ahnensaal von einer bösen Ahnung überfallen, blickten wir sämtlich gespannt zur Thür. Sie öffnete sich auch schon, der erste Kammerdiener trat ein und meldete, der Herr Graf sei soeben zurückgekehrt.

Einen Augenblick lang stand die Verfasserin der bisher so wohl gelungenen Komödie, die jetzt in ein Trauerspiel umzuschlagen drohte, verwirrt, auch ich muß etwas von einem Ritter von der traurigen Gestalt zur Schau getragen haben, denn als meine edle Partnerin sich ein wenig gefaßt hatte galt ihre erste Sorge mir.

„Bleiben Sie fest in Ihrer Rolle,“ raunte sie mir zu. „Vornehm-sicher — nur das kann uns retten. Mein Gemach kennt den Baron von Brandenstein nicht, er hat ihn nie mals gesehen.“

Und du, Arthur, „flüsterst sie dem Sohn ins Ohr, den die Lehrreich Rede über den Anherrn, den Gottfried von Bouillon zum heiligen Grab geleitet hatte zur Hälfte in Halse stecken geblieben war.“

„du, Arthur, benimm dich klug, verrät dich nicht durch unzeitiges Lächeln. Du der einstige Erbe, ererbst die Erhaltung dieses hochherrlichen Familienbesitzes nicht minder lebhaft als ich, zeige, daß du würdest, einst in diesen Räumen zu herrschen.“

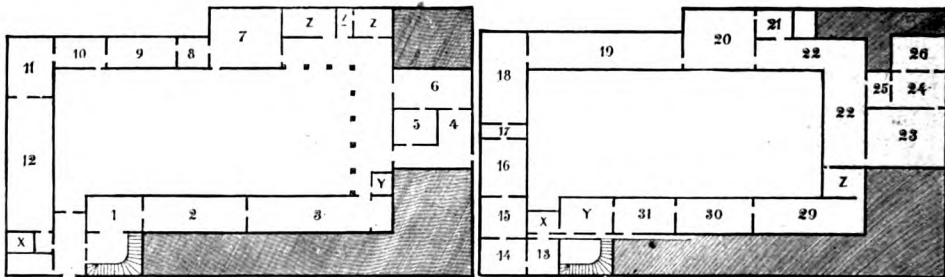


Im Hof des Plantin-Hauses (S. 345).

blick der alten Herrschaften mit ihren Wapen, Hunden, Vögeln, Grafenkronen, Schloßabbildungen, und was dergleichen feudale Abzeichen mehr waren, unwillkürlich aufdrängten.

Nur die Liebesswürdigkeit der Gräfin und ihre feinen Lobsprüche über meine „charmanten Komödie“ erhielten mich auf der Höhe der mir aufgedrungenen gesellschaftlichen Position.

Als ich mich gerade in heitere Betrach-



Plan des Plantin-Moretus-Museums. Portiere: 1, 2, 3 Vorläge, 4, 5 Westflakt, 6 Saal der gewirkten Tapeten, 7 Korrektorenzimmer, 8 Bureau Kontor, 9 Zimmer von August Kipflus, 10 Vorräum (Vorlaß), 11 Schriftmaggazin, 12 Druckerlaß, X Verriesszimmer, Y auf dem Hof lebendes Treppenhaus, Z Dienerraum. 1. Stof: 13, 14 Vorderzimmer, 15, 29, 30 Bibliothek, 16, 18, 22 Kolographie, 17 Vorräum, 19 Kupferstichplatten, 20, 24 Strehzimmer, 21 Zimmer für die Glaubensurteilung, 23 Saal der Antwerpener Kolographen, 25 Hinterzimmer, 26 Schlafzimmer, 31 Archiv, X Legezimmer, Y Bureau des Direktors, Z auf dem Hof führendes Treppenhaus.

tungen über den gewaltigen Haarbeutel auf der blanken Stahlrüstung eines der hervorragenden ritterlichen Herren verzenken wollte und bei diesem Beutel schon ganz vergnügt an die Post von Beutelloch dachte, die mich bald heimwärts tragen

Der Sohn nahm eine stramme militärische Haltung an und salutierte vor der imponierenden Mama. Ja, imponierend war sie. Wie eine Kaiserin Katharina gebärdete sie sich. Schreck und Verwirrung waren aus ihren klaffenden Zügen verschwunden und ein diplomatisches Lächeln spielte um ihren feinen Mund, als sie mit der siegesgewissen Ruhe eines erprobten Feldherrn vor der Schlacht, uns folgendermaßen haranguierte: „Also Ruhe, Sicherheit, Heiterkeit. Die da droben segnen unter Beglücken! Bewegen wir uns gegen die Eingangstür, um den Schlossherrn gebührend zu empfangen. Es ist gut, daß er uns gerade hier in der Familiengalerie findet, und daß er durch den Schlossdirektor den Zweck Ihres Besuchs Herr Baron, bereits erfahren haben wird. Der Direktor ist ein treuer Beamter, als solcher eine Perle, aber er kann nichts auf dem Herzen behalten. Manche nennen ihn deshalb plauderhaft. Im vorliegenden Falle ist das möglich. Vorüberlegung, Ausmündelung wird überflüssig und erspart Verlegenheiten — besonders Ihnen, Herr Ba.“

Die Saalthür öffnete sich, zwei Diener traten in Marschtempo voraus und pflanz-

ten sich zu beiden Seiten der Thürflügel auf. Ich gestehe, daß mich ein Gefühl beschlich, als solle ich vor das hochnotpeinliche Halsgericht treten, mein Herz

— Schweißtropfen, rieselt nicht herab auf die weiße Baronsweste — — der Graf stand vor mir.

Die ersten Worte, die er zu mir sprach, vernahm ich nicht. Im Vollbewußtsein der verhängnisvollen Situation, in die ich mich durch meine Gefälligkeit gegen Freund Hillmann und durch eine nicht wegzuleugnende schauspielerische Abenteurerlust versetzt hatte, stiegen mir die Blutwellen des Herzens mit einemmale zu den Ohren empor und machten dort ein dumpfes Geräusch! Dazwischen krachten wie Völlerschüsse durch mein Hirn die Gedanken: „Hinauswerfen steht mir bevor! Schmachvollster Treppenhinauswurf! Kammerdienerfäuste werden meinen besten Frack bearbeiten. Beulen, die meine jugendliche Männer-schönheit und meinen Applanianstand auf einmige Zeit von der Bühne verbannen, Beulen und Wunden werden die einzigen Lorbeeren sein, die mir dies unglückselige Flötenspiel einträgt —“ doch still, der Graf war-

tet auf eine Antwort und ich weiß nicht, was er zu mir gesagt hat. Jetzt rettete mich aber thatsächlich der Schauspieler. Mir fiel eine Rede aus dem damals oft gegebenen Lustspiel „Diplomatenstück“



G. Plantin. Nach einem Stich von H. Goltzius (S. 331).

klopfte hörbar — der letzte Schauspielerwiz, der wie ein erstorbenes Klämmchen in mir aufzuckte, stammelte auf gut berlinisch: Hoher Herr Gerichtshof, Herr Präsident — aber still, klopfendes Herz

den" ein, worin ich einen Herrn von Nader gespielt hatte, der sich in allen Verlegenheiten durch wohlklingende, aber nichtsagende Phrasen zu helfen weiß. Nader sagt in einer ähnlichen Lage, wie die meine war: „Herr Graf, ich hatte die Hoffnung schon aufgegeben, der Ehre teilhaftig zu werden, Sie persönlich zu begrüßen. Da es ein unerwartetes günstiges Ereignis aber so fügt, so bitte ich Sie, die Versicherung nicht als Phrase aufzunehmen, daß ich dies Glück vollkommen zu würdigen weiß.“

Der Schlossherr schien von der mit künstlerischer Gewandtheit gesprochenen und mit einer hochanstandsvollen Verbeugung begleiteten Rede nicht unangenehm berührt zu sein und ich hatte — Hauptsache! durch den Herrn von Nader meine Fassung wiedergewonnen. Die Gräfin blinnte abermals mit Stolz auf ihren Partner. Ich haßte sie im selben Augenblicke ein wenig. „Du bist an allem schuld, Intrigantin, Kaiserin Katharina, Ahnenbilderstürmerin!“ durchzuckte mich ein raschfüchtiges Empfinden. Sie aber lächelte dem Gatten firenenhaft zu und schien zu denken: „Einst wird er es mir noch danken, daß ich ihm, seinem Sohne und seinen Urenkeln die teuerwerteste Galerie erhalten habe.“

Der Graf küßte ihr die Hand und sagte: „Mein liebes Kind, das Gericht hatte wieder einmal übertrieben. Mein persönliches Erscheinen auf deinen Gütern wäre nicht nötig gewesen, um die verdrießlichen Angelegenheiten mit dem Oberinspektor zu ordnen. Das Vorgefallene hätte sich durch Berufung einiger Vandalen ebensowohl beglichen lassen. Jetzt sind Ruhe und Ordnung wiederhergestellt.“

Der Sohn erhielt einen kräftigen Händedruck und salutierte vor dem Familienoberhaupt. Hillmanns Verbeugung wurde mit einem herablassenden Nicken erwidert.

Aber jetzt wandte sich der Graf wieder an mich, und zwar mit gerunzelter Stirn und zusammengezogenen Brauen: „Was Ihre Sendung betrifft, Herr Baron von Brandenstein, so kenne ich bereits den Inhalt derselben. Kein Ja! Kein Nein! Geduld! Warten, Umbau des Museums! Recht schön, aber ich höre die grundsätzliche Ablehnung aus allen Floskeln heraus — Sie verzeihen den unziemlichen Ausdruck, der mir in der Erregung entschlüpfte. Er galt nicht demjenigen, den man der vertraulichen Mitteilung an mich wert hielt, sondern der Mitteilung selbst. Der Gesandte, dessen Bekanntschaft mich erfreut, kann das Herbe der Sendung ja nur mildern.“

Ich verbeugte mich mit Aplomb.

„Aber setzen wir uns,“ sagte der Graf in einem weniger alterierten Tone und trat bei dieser Gelegenheit zum erstenmale aus dem Schatten der hohen, mit zum Teil lebensgroßen Bildern bedeckten Wände.

Er war offenbar viel älter als seine Gemahlin. Reste einstiger Schönheit dämmerten aus den faltigen, bartlosen Zügen hervor, der Gesichtsschnitt war edel, aber es lag etwas Strenges, Hartes in diesen

Linien. Der kalte Strahl aus den hellblauen Augen unterstützte den Eindruck noch. Die hagere, knochige Gestalt überragte die volle, statliche seiner Gemahlin nur wenig. Neben der Gräfin erschien der Schlossherr und Großgrundbesitzer fast unbedeutend. Die Bewegungen waren rasch und energisch, nicht selten gebieterisch. Man konnte leicht die Ueberzeugung gewinnen, daß dieser Mann halsstarrig an einer Lieblingsidee haften würde, wenn es nicht gelänge, seinen Stolz bis zur freiwilligen Aufgabe derselben zu reizen.

„Setzen wir uns,“ wiederholte er und fuhr sich mit der Hand rasch durch das wellige Grauhair. Seine Stimme klang gezwungen höflich. An meinem zögernden Schritt mochte Kaiserin Katharina erkennen, daß mir (dem Opfer ihrer Verlegenheitskomödie) immer schwüler zu Mute wurde. Sie senkte das Haupt und sann zweifellos auf Rettung.

„Ich muß Sie doch bitten,“ begann der Graf von neuem, indem er auf mehrere altväterische, hochlehniige Stühle in der Ecke des Saales deutete, die aus Wallensteins Senzimmer hierher gekommen zu sein schienen, „ich muß Sie bitten, Herr Baron, mir noch einige nähere Andeutungen über diejenigen Herren des Direktoriums zu geben, deren Ansichten meinem uneigennütigen Angebot feindlich gegenüberstehen, wie ich nur zu wohl begerfe. Auch in der Abteilung für Kunstfachen im Ministerium des Innern vermute ich — wohl nicht mit Unrecht — daß Gegner vorhanden sind, denen der Bau oder die Einräumung von drei Sälen ein zu — kostbares Äquivalent für das Geschenk einer ganzen, hochansehnlichen Familiengalerie dünkt.“

Der neuerdings verschärfte Ton des Grafen und das ungnädige Blinzeln seiner Augen überzeugten mich, daß ich, wenn ich diesen Stoß nicht zu parieren wußte, verloren, verraten war. Das Museumsdirektorium und die ministerielle Abteilung für Kunstfachen bildeten eine unbekannte Wüste in meinem Hirn. Ich raffte mein schauspielerisches Können zusammen und während ich tief empfand, daß ich hier nicht weiter konnte, fiel mir wieder etwas von dem Phrasentum des Herrn von Nader ein, dessen Situation im letzten Akte die größte Ähnlichkeit mit der meinigen hatte. Mit Gemessenheit entgegnete ich meinem Peiniger: „Herr Graf, einem auf den Höhen der Gesellschaft und des Lebens stehenden Manne brauche ich nur anzudeuten, daß es Fälle gibt, wo Schweigen minder empfindlich berührt, als die redlichsten Versuche, unliebsame Thatsachen abzuschwächen. Erlassen Sie mir eine Aufgabe, die ich mit meiner Dankbarkeit für den Empfang, der mir persönlich hier geworden ist, nicht in Einklang zu bringen wüßte.“

Ein Blick aus den schönen Augen der Gräfin sagte mir, daß ich ins Schwarze getroffen, und vermittelt Herrn von Nader den Niesel für pinwolle Erörterungen vorgeschoben hatte.

Der Graf erhob sein Haupt, strich

langsam sein bartloses Kinn, kniff die Lippen zusammen und sagte mit einer Empfindlichkeit, die selbst der Weltmann in ihm nicht zu dämpfen versuchte: „Ich verstehe. Brechen wir ab. Allein ich höre dennoch —“

„Herr Gott! was denn noch?“ tönte es angstvoll in meinem Innern. „Was wird denn noch kommen, um mich Unseligen schonungslos zu entlarven? Nader! Samiel! Hilf!“

Und Samiel half — durch die Gräfin, die schöne Lucifera. Sie begriff längst das Qualvolle meiner Lage und wußte nur nicht sogleich, welche Rettungsstange sie mir hinreichen sollte, daß sich ihr sinkender Schwimmer daran klammere.

„Mein teurer Freund,“ sagte sie mit ihrem süßesten Diplomatenlächeln zum Grafen, „ich muß dir eine schmerzliche Täuschung bereiten, aber die Zeit drängt. Unwerter Gast hat es mir zur Pflicht gemacht, ihn zur rechten Stunde an sein Rückfahrt zur Poststation zu erinnern, weil er noch heute abend in der Residenz sei und beim englischen Gesandten zum Whistklub eintreffen muß. Es ist ja natürlich, daß du ihn gern länger an dein Haus fesseln möchtest und die Hoffnung ausgesprochen wolltest, er werde unsere Gaf freundschaft nicht verschmähen, allein die Zeit ist da, an welche zu mahnen ich ihn versprochen hatte.“

Ich dankte äußerst lebhaft und versicherte, ich würde ohne dieses gütige Mahnwort in so schätzbare Gesellschaft mich und den englischen Gesandten total verpaß haben.

Der ältliche Mann einer jünger schönen Frau schien es angenehm zu empfinden, daß die Holselige keinen W auf das längere Verweilen meiner jugendlichen, damals wahrlich nicht übeln Persönlichkeit legte. Ein wirksames Moment, das i Schlaue gewiß in Betracht gezogen hat.

Er stimmte höflich bedauernd ein, d die Zeit allerdings da sei, ich schilde das englische Rendezvous dringlich, beantwortete einige Fragen des Grafen u dem Gesandten Britannias, den ich natilicherweise nicht kannte, mit kühnen Suppositionen, und wir verließen den Ahnenia in welchem sich die beängstigende Ahna bis zu einem gewissen Grade vermischt hatte.

Der Graf befahl, daß mich seine Ep page nicht zur Poststation nach Deutels sondern direkt zur Eisenbahn bringen sol er ersuchte Hillmann, wenn es seine Erlaube, mich zu begleiten, wir schwang uns wie neu belebt in die blaumal Halbhaufe — ein zeremonielles Verbeu des Schlossherrn, ein militärisches Gruß des gräflichen Jünglings, über dessen Gesicht ein frohes Lächeln schlich, ein le Druck von der Hand der schönen Reie Katharina, als ich ihr die Fingerringe küßte, und hui! flogen wir zum Schloß hinaus, daß Ries und Funken stob.

Hillmann hatte nicht übel Lust, n zu umarmen, ich lehnte mit einem B auf den Kutsher jede Vertraulichkeit

— noch immer im Charakter Graf Appiani. Da drückte er mir unter der lebernen Bedeckende die Hand, daß die Knöchel knirschten. Auf der Eisenbahnstation durch die Kraft der herrlichen gräßlichen Schim- mel wie im Flug angelangt, drückte mir Hillmann nochmals die Hand, jedoch um mich zu zwingen, ein großartiges Trink- geld für den Kossaken anzunehmen, denn er wußte, daß meine Kasse damals an der Abzahlung von Schulden verschiedener Art leidierte, und ich mußte die Hilfe annehmen, um Appiani bis zum Schlusse zu bleiben.

Im Wartezimmer erster Klasse, das immer einsam ist, angelangt, begann ich zu und her zu rasen und zu stöhnen: Nie, nie, nie wieder in meinem Leben trägt man mich zu solch einer Komödie im hellen Tage, und wenn statt einer Ahnengalerie ein Kaiserreich auf dem Ziele stände —“

Hillmann versicherte, er habe seine Idee selbst herzlich bereut, als der Graf erwartung zurückgekehrt sei, aber ich könne nicht sein, daß ich die Rolle so glänzend zu Ende geführt.

Während dieses flüchtigen Gedanken- wustels trockneten wir uns die letzten Tropfen Angstschweiß von der Stirn und ich hauchte: „Außerdem bleibt noch immer unentschieden, ob der Graf seinen hart- näckigen Sinn beugt und den kränkenden Andeutungen Baron von Brandensteins Gehorsamkeit leistet —“

In demselben Augenblicke donnerte der Graf herbei, Hillmann geleitete mich mit beschleunigtem Zeremoniell zu einem Koupée der ersten Klasse, der gräßliche Kutscher und Empfänger des hohen Trinkgeldes trat wie ein Soldat vor dem Kommandierenden und ich ignorierte ihn vornehm und stieg ein. Im Wohlgefühl, von dem uner- wartlichen Zwang erlöst zu sein, vergaß ich mich noch im allerletzten Augenblicke auf den noch im Freiraum vom Koupée aus- geschickte Koffer und meinen Koffer.

Diesmal war Hillmann der bessere Kossak, er sah sich gar nicht nach mir um, sondern redete den Bahnhofsinspektor an, als habe mein Ruf ihm gar nicht ge- hört. Brief und Koffer kamen bald an. Auf der ganzen Linie! lautete der Inhalt des ersten. Der Graf, unmerk- lich geleitet von der schönen Intrigantin, schickte sich jetzt, weil sie das Gefühl der Beleidigung über die indirekte Ab- weisung seines Angebots in ihm wach zu halten und zu steigern verstand, ebenso auf den Fortbesitz der Galerie, als er früher die Aufnahme derselben in das Museum betrieben hatte. Ja, er setzte ein Dokument auf, das die Bestimmung enthält, die Galerie habe unter allen Um- ständen in den drei Sälen des Schlosses zu verbleiben, die sie jahrhundertlang be- zogen, es sei denn, daß das Gebäude abgehe und ein Neubau sich notwendig er- zeige.

Mutter und Sohn waren übergelukkig. Der Sohn, der als Schauspieler nichts

taugte, hatte sich als gutes Kind gezeigt und gegen Hillmann sein Bedauern über die unabwiesliche Notwendigkeit dieser „schlechten Komödie“ geäußert.

Die adels- und familienstolze Mutter dagegen war von ihrem Recht, diese Kriegs- list um eines erhabenen Zweckes willen auszuführen, so tief durchdrungen, daß sich in ihrer Seele keine Empfindung regte, die einem Bedauern ähnlich sah. Sie dankte mir — nicht mit Worten, denn die hätten sie als Verfasserin des Gelegenheits- stücks verraten können — aber durch Ueber- sendung der kostbaren Uhr, die Sie hier soeben bewundert haben. Der Zeiger deutet die dritte Stunde an, dieselbe, zu welcher

der Graf zu unserem Entsetzen in den Schloßhof fuhr.

Ein Zettelchen lag im Kästchen, worauf stand: „Keinen Dankbrief, ich bitte! Dieses Zettelchen muß verbrannt werden.“

Ich aber habe nie wieder eine solche Improvisation übernommen. Adieu! Baron ohne Lampenlicht, Appiani am Tage! Von dem vielbesungenen Frack, in welchem der arme Teufel von Komödiant geschwitzt hat, um hohen Familieninteressen zu dienen, die ihm ganz gleichgültig waren, trennte ich einen Knopf ab und befestigte ihn zum Andenken an die unfreiwillige Lustspielleistung an dem Kästchen, welches die Uhr enthält.“

Das Erdmannshaus.

Von

Anton Freiherr von Persall.

(Fortsetzung.)

War es ein Wunder, wenn mitten in dieser Hölle dem heimatlosen, fami- lienlosen Arbeiter, der, auf einige Stun- den erlöst von seiner Qual, seine verödete kalte Wohnung dort im Arbeiterheim flieht, um in der Kneipe Vergessenheit zu suchen seines Hammers, das Phantasiegebilde der sozialistischen Menschheitsfamilie verlockend vor sich weht?

Was Andreas aufrecht erhielt im Un- glück, das alles fehlte diesen, der Trost der Familie, der Stolz der Tradition, die Menschenwürde, die das Leben eher er- haltende als zerstörende Arbeit, und Erd- mann war zu gerecht, um das nicht ein- zusehen, um den Geist der Empörung in diesen Räumen nicht verzeihlich zu finden. Vergebens zerbrach er sich den Kopf, wor- an es da eigentlich fehle? Wie den Leuten zu helfen sei? Die Arbeit mußte ja ge- than werden! Bessere Löhne? Was war damit im großen gebiet, diese Leute gleichen Soldaten im Felde. Wo die Lebensdauer so fraglich, wer wird da sparen wollen! Materielle Sicherung des im Dienste der Gesellschaft beschleunigten siechen Alters? Und warum sind gerade diese dazu prädestiniert zu einem frühen und siechen Alter? lautet die Gegenfrage. Und wenn die kommunistische Idee, die in diesen Köpfen spukt, verwirklicht würde, wenn die große, vielgerühmte Gleichheit nach Besitz und Recht durchgeführt wäre? Wer wird dann hier arbeiten wollen? Wer kann dazu gezwungen werden? Und doch braucht man dann auch noch Eisen und Stahl!

Die Natur selbst, die Allbezwingerin, die keine absolute Gleichheit kennt, welche besteht und ewig sich ergänzt, durch den

Wechsel und die Mannigfaltigkeit der For- men, wird binnen kurzem neue Scharen diesen Werkstätten zuführen im nie endenden Kreislauf.

Valentin, an dessen Ohr die Flüster- stimmen der Unzufriedenheit ebenso deut- lich trafen, hatte dafür absolut kein Ver- ständnis. Was wollte man denn? striken? revoltieren? Die Gesellschaft ruinieren, die einem das Brot gab? Was war denn damit gethan? Hatten sie nur einen ge- ringen Anteil an dem Ertrag des Ganzen, so hatten sie dafür auch gar keinen Anteil an den Sorgen und Gefährnissen des- selben. War der Vater doch selbst Ar- beitgeber und vielbeneidet von den Ge- sellen, die in aller Seelenruhe ihren Lohn einstrichen, während dieser grau wurde von Sorge und Kummer und zuletzt ebenso- wenig hatte wie diese. Der Begriff des Risikos, welchen die arbeitende Klasse so wenig besitzt, war ihm aus eigener Er- fahrung klar. Mit derben Worten wies er alle Versuche zurück.

Am schwersten fügte sich Gilda in die neuen Verhältnisse. Es war ja eine andere Welt, in der sie jetzt lebte, vollständig ab- gesondert von der bisherigen, und in dieser Welt war alles nivelliert, aufgesaugt. Wie die unzähligen Gebäude alle denselben An- strich, alle dieselbe Form und Monotonie besaßen, so war es auch bei den Menschen, welche darin wohnten, der ewige Rauch und Kohlenruß überzog alles mit einer gleichmäßigen schwarzgrauen Schichte — Häuser, Menschen!

Gilda hing noch mit allen Nerven an ihrem früheren Leben und dachte auch nicht daran, diese zu zerreißen, knüpfte sie doch einer daran, der ihr überhaupt unzerrei-

bar schien — ihre Liebe zu Sergius! Aber auch in ihren äußeren Gewohnheiten machte sie ihrer neuen Sphäre keine KonzeSSIONen.

Sie kleidete sich noch ebenso geschmackvoll. Hatte sie doch einen Vorrat von Toiletten, der gewiß einige Jahre vorhielt. Sie trug das Köpfchen ebenso hoch wie früher.

Erstaunt fragte man sich anfangs, wenn sie über den schwarzen Hof auf den Fußspitzen trippelte, mit einer eleganten Bewegung die Schleppe an sich ziehend, um sie nicht zu beschmutzen, wer die junge Dame sei? Hieß es dann: Fräul. Gilbe, die Tochter des neuen Werkmeisters Erdmann in der Schmiede, so ärgerten sich die Arbeiter, welche größtenteils die frühere Stellung des Mädchens nicht kannten, über diese Ueberhebung, während die jungen Beamten sich mit den Augen vielsagend zulächelten und die Damen oben im Direktionsgebäude ihre spitzen Bemerkungen machten über die „Eiserne Gräfin“, ein Spitzname, der, von einem lustigen Gesellen ausgehend, die Munde in der ganzen Fabrik machte.

Sie bemerkte wohl diese Blicke und Reden, und wenn sie denselben auch ihren ganzen Stolz entgegensetzte, so brachten sie ihr doch tiefe Wunden bei.

Andreas that alles, um seiner Gilbe, die ihr Versprechen treu gehalten, das Leben nur einigermaßen erträglich zu machen, aber er fühlte sehr wohl, daß ihm eben alle Mittel dazu fehlten, daß sein Kind allmählich verkümmern müsse in dieser fremden Atmosphäre; und das war sein größter Kummer. Andererseits hoffte er, daß sie die Unmöglichkeit ihres Verhältnisses zu Graf Perin, dessen Fortbestehen er wohl wußte, obwohl er es ihr gegenüber vollständig ignorierte, endlich einsehen würde, und so der Hauptgefahr entginge, die ihr seiner Ansicht nach drohte. Doch gerade darin irrte sich Andreas. Ihr ganzes früheres Leben erschien ihr gerade von hier betrachtet, doppelt verlockend, doppelt wünschenswert; je weniger sie das Leben genießen konnte, desto eifriger arbeitete ihre rege Phantasie, desto heftiger wuchs ihre Begierde danach, und Sergius erschien ihr in dieser verhassten Umgebung doppelt verführerisch, wie ein Erlöser. Tag und Nacht beschäftigte sie sich mit ihm, es war ihre letzte Hoffnung; wie eine Ertrinkende klammerte sie sich an ihn. Sie hatte ihn seit der Katastrophe im Erdmannshaus nicht sprechen können, er war im Manöver und schrieb aus dem Lager so leidenschaftliche, so feurige Briefe. Er hatte noch keine Ahnung von ihrem Unglück und sie wagte es nicht ihm zu schreiben, er sollte es aus ihrem eigenen Munde hören, dann erträgt er es eher.

Endlich erhielt sie Nachricht, er sei wieder in der Stadt. Der Brief war noch immer an das Erdmannshaus adressiert, er wußte noch immer nichts. Was kümmernt sich ein junger Offizier — er war Lieutenant geworden — um solche Verhältnisse! Nichts hielt sie mehr zurück, all ihre Nerven waren gespannt auf das

Wiedersehen — er wird irgendetwas Großes, Unerwartetes erfinden, um mich aus diesem Jammer zu retten, dachte sie.

Die Mutter, welche seit dem Verlassen des Erdmannshauses von einer Geheimthuer hinter dem Rücken Andreas' nichts mehr wissen wollte, und nun selbst die Unmöglichkeit dieses Verhältnisses einsah, mußte hintergangen werden.

Das war nicht so leicht! Sie kannte ihre Schliche, die sie ja bisher unterstützt. Da kam ihr ein Brief Frevi sehr gelegen, die sie dringend zu sprechen wünschte; da konnte die Mutter auch nicht nein sagen, die selbst leider das Haus nicht verlassen konnte.

Gilbe flog nur so über die mit Kohlengrües belegten Wege der Fabrik, um ja keine Minute der kurz bemessenen Zeit zu verlieren. Zu Frevi mußte sie, die Mutter konnte ja nachfragen. Diese, voll Mitleid, wollte alles hören über die neuen Verhältnisse Erdmanns, besonders über Valentin, wie er sich in die neue Lage finde, was er für Aussichten habe. Was wußte Gilbe davon! Der Boden brannte unter ihren Füßen. Frevi konnte sie nicht halten. Plötzlich brach sie auf, unter irgend einem Vorwand, und eilte zum Rendezvous mit Sergius.

Er war nicht da. Das war zum erstenmale. Eine unsagbare Angst besiel sie. Wenn er nicht käme? War nicht mehr käme? Die ganze Furchtbarkeit dieses Falles stand ihr jetzt vor Augen. Mit ihr erlosch ja der letzte Funke von Hoffnung. „Ich will zu ihm, ich muß zu ihm, wenn er nicht kommt,“ sagte sie sich nach weiteren 5 Minuten. Sie vergaß alles! Ihren Stolz! Ihren Vater! Ihre Ehre! Da bog er um die Ecke — nicht in Uniform — in Zivil! Sie erkannte ihn von weitem und eilte ihm entgegen.

„Sergius!“ rief sie. Er winkte abwehrend mit der Hand und sah sich nach allen Seiten um. Was hatte er doch heute? Sie ergriff seine Hand und ließ sie nicht mehr los, ihre ganze Gestalt bebte von höchster Erregung, Thränen rannen über ihre blühenden Wangen, heiße Leidenschaft, kühne Hoffnungen trieb ihr Blut, spannte ihre Nerven bis zur äußersten Möglichkeit. Sergius war sichtlich betroffen von diesem elementaren Ausbruch, er zog sich gewissermaßen verlegt in sein Inneres zurück und erschien auffallend kalt. „Ich habe alles von Sirtus erfahren,“ begann er ohne sichtliche Erregung, „es ist entsetzlich, nichts als Unglück bei dir und mir, was läßt sich denn da machen?“

Kein Wort des Mitleides, des Schmerzes über ihre Leiden, über ihre gefährdeten Hoffnungen!

Gilbe schauderte in ihrem Innern.

„Du mußt mich retten, Sergius!“ sagte sie mit zitternder Stimme, „ich kann so nicht leben, ich bin für dich verloren, da wo ich jetzt bin.“

„Ich weiß es! Ich weiß es! Wer konnte das ahnen!“ entgegnete er offenbar ratlos. „Aber wie denn? Wie denn?“

Er ging mit Gilbe unter einen Thor-

weg, da die Vorübergehenden bereits aufmerksam wurden auf das in seiner Erregung nichts achtende Mädchen.

„Ich besitze nichts, es wäre ohnehin schwer gegangen, man hat in dieser Beziehung eigene Ansichten beim Militär, aber jetzt, wo dein Vater alles verloren und in der Fabrik arbeitet — du glaubst nicht wie das häßlich klingt für uns — Fabrikarbeiter! Jetzt sehe ich nicht mehr hinaus! Es ist zum Verzweifeln!“

Er sah Gilbe im Nachdenken verfallen an.

Das in seiner Erregung bezauberte Antlitz der Geliebten, ihre von inneren Schmerz verklärten Augen, dieses unendliche Hingebende, Vertrauende in ihrem ganzen Wesen erregte die alte glühende Leidenschaft in der im Anblick der unüberwindlichen Hindernisse fast schon erkalteten Braut Sergius'.

„Gib selbst einen Rat!“ sagte er in weichem Tone.

„Wie kann ich raten?“ versetzte Gilbe verzweifelt, „da hilft kein Rat, nur allverachtende Liebe, und die — die schenkt dir wohl — für mich, Sergius!“

Sie brach in Thränen aus.

„Aber Gilbe, sei doch nicht ungerade! Was soll ich denn thun? Fliehen? Zusammen? Mit was? Wohin?“ Bei schwiegen, vergebens einen Ausweg suchend. „Vor allem mußt du aus der Fabrik heraus!“ begann Sergius nach einer Weile. „Ich hast ja viel gelernt, du kannst dich in irgend eine Stellung umsehen, als Lehrerin, Gouvernante. Vielleicht hast du Talent zur Bühne. Die Verlobung mit einer Schauspielerin oder Sängerin ist nicht Auffallendes in unseren Kreisen. Ich habe eine kleine Erbschaft gemacht und kann vorberhand für dich sorgen. Mein Vater ist deinem verpflichtet wegen der 1000 Thal mit denen er ihm ausgeholfen, kurz, es kann gehen! Einen andern Weg weiß ich nicht.“

Gilbe richtete sich wieder auf, das war ja ihr sehnlichster Wunsch, dieser Vorrede Sie ging mit Enthusiasmus darauf ein. „Wenn nur der Vater einwilligt!“ bemerkte sie.

„Er muß einwilligen! Er hat Recht dich zu halten. Außerdem bist du majoren — und willst er nicht einmischen, nun so mußt du eben wählen zwischen mir und ihm — auch ich bringe Opfer!“

„Und mir soll keines zu schwer sein,“ entgegnete Gilbe.

„Morgen verlasse ich die Fabrik, entweder im geheimen, niemand soll mich haben und eile zu dir.“

Sergius war einen Moment betroffen von diesem kühnen Entschluß. Es schien ihm fast, sie dazu getrieben zu haben. Jetzt ab war er verantwortlich für das Schicksal, doch er konnte nicht mehr zurück und am Ende winkte ihm verführerisch das ungestörte Beisammensein mit der Geliebten.

„Ich werde für passenden Aufenthalt sorgen, steige nur morgen im Hotel Imperial ab, wenn du wirklich standhaft bleibst, ich werde dich des Abends aufsuchen.“

„Ich komme, Sergius!“ flüsterte selig ilbe, die am Ziele ihres Wunsches angekommen zu sein glaubte, „und vertraue auf ich!“

„Also abgemacht, auf Wiedersehen!“ Sergius küßte ihre glühende Wange, und die leichten Schrittes davon, als fühle nicht die furchtbare Verantwortung, die eben auf sich geladen.

Gilde eilte mit hochschlagendem Herzen zur Fabrik zurück. Ihr ohnehin schon feststehender Entschluß wurde beim Anblick des verhaßten Ortes noch bekräftigt. Heute noch wollte sie mit dem Vater sprechen.

Der war eben von der Arbeit heraufgekommen mit Valentin, und saß an dem über gedeckten Tisch beim Abendbrot, das Moni eben austrug. Das gemütliche reizende Stübchen, das jetzt der sanfte Schein der Lampe wohligh beleuchtete, das saubere Tischzeug, die zufriedenen Gesichter der beiden Männer, die offenbar mit gesundem Appetit die wohlverdiente Mahlzeit erwarteten, welche die sorgsame Hausfrau eben empfindend hereinbrachte, dieses ganze Innere bildete einen schneidenden aber unheilvoll wohlthuenden Kontrast mit dem Lärm und Lärmen mit dem rastlosen Treiben draußen, mit dem grellen, einer Feuerzunge gleichenden Schein der zum Nachtmittel emporschlagenden Feuer aus den Kaminen.

Erdmann ahnte es nicht, daß in diesem Kontraste vielleicht allein die Lösung liegt der großen Frage, mit der er sich oft das Herz gemartert. Wie können diese Leute in ihrem Lese ausgeföhnt werden? Durch die Familie, durch das Bewußtsein, Heim zu haben, sei es noch so ärmlich.

Gilde trat in den Lichtkreis. Die Mutter machte sie mit mißtrauischen Blicken.

„Wo warst du so lange?“ fragte Andreas, ihr gerötetes Gesicht, ihr fliegender Blick fiel ihm auf.

„Bei Nevi!“

„Bis jetzt?“ fragte ungläubig der Vater.

„Und noch anderswo.“ Sie warf ihm Ueberrumpfung auf das Bett und setzte sich in den Schatten. Die Mutter suchte kommen.

„Anderswo? Du wirst doch nicht —“, er blickte ängstlich auf den Vater, dessen Stimme sich in Falten zog.

„Ich suchte eine Stellung; ich kann nicht will euch nicht länger zur Last fallen,“ sagte sie fest.

Andreas warf zornig das Messer auf den Tisch.

„Madel!“ fuhr er auf. „Laß mich in Ruhe mit deinen Stellungen. Du bleibst, es geht dir nichts ab bei uns, denke ich.“

„Aber Vater, ich beklage mich ja nicht, aber du kannst doch nicht verlangen, daß ich hier verkrümmere nutzlos. Was soll ich hier aus mir werden? Zu was hast du mich denn erziehen lassen? Doch nicht zu eine Maschinenfabrik?“

Andreas stand auf, der Appetit war ihm vergangen. Er konnte ihr in seinem Innern nicht einmal so unrecht geben, es war wirklich zu gut für hier, aber er konnte auch ihren Charakter, er wußte sehr

wohl, daß Graf Sergius noch immer ihr Geliebter war und jetzt das arme, hilflose Mädchen als willkommene Beute betrachteten und vollends bethören wird. Es funkelte ihm vor den Augen bei diesem Gedanken, er durfte sie nicht fortlassen.

„Und welche Stellung willst du denn suchen?“ fragte er.

„Als Gouvernante, in einem Geschäft. Ich habe bereits Aussicht, eine zu bekommen.“

„In M. selbst?“ fragte der Vater weiter.

„Wenn irgend möglich in M., schon um in eurer Nähe zu sein,“ setzte Gilde, wie sie glaubte, in schlauer Berechnung bei.

Andreas aber lachte bitter auf.

„Oder vielmehr in der Nähe des Grafen Perin,“ fuhr er auf, der Name allein genügte, ihn in Wut zu versetzen. „Ja, deshalb willst du in M. bleiben, oder vielmehr deshalb willst du fort von hier — und deshalb!“ — er blieb vor ihr stehen und durchbohrte sie mit seinem Blick — „lasse ich dich keinen Schritt fort! Oder glaubst du vielleicht, ich sei so blind, das alles nicht zu bemerken? Glaubst du denn, wir wissen nicht, wo du so lange warst?“

Gilde bebte an allen Gliedern, so hatte sie den Vater nie gesehen, sie wagte kein Wort mehr zu sagen. Auch Moni und Valentin schwiegen. Andreas war auf das äußerste gereizt, jedes Wort hätte seine Wut zum Ausbruch bringen können, und dann war er fürchterlich! Aller Friede, alles Glück, das eben noch über diesem Raum zu liegen schien, war weg. Das Abendbrot stand unberührt auf dem Tisch.

Gilde weinte laut hinten in der finsternen Ecke.

„Gehe zu Bett und lasse das Weinen,“ herrschte der Vater, seinen Gang durchs Zimmer unterbrechend. „Vielleicht bist du morgen vernünftiger.“

Gilde folgte dem Befehl und verließ das Zimmer.

„Keinen Schritt kommt sie mir aus dem Haus,“ tobte der Alte von neuem, den der Gedanke an den jungen Grafen nicht mehr verließ.

„Andreas,“ wagte Moni vorsichtig zu entgegnen, „behandle die Sache doch ruhig. Mit Gewalt machst du es noch schlimmer. Wenn sie ihren Kopf aufsetzt und uns trotz! Was können wir machen; sie ist mündig.“

„Und weil sie mündig ist, hat sie deshalb das Recht, eine — Dirne zu werden?“

„Andreas,“ fuhr entsetzt Moni auf vor dem schrecklichen Wort, ihr Antlitz in die Hände verbergend.

„Nun ja, das ist ja doch das Ende vom Liede, und ehe ich das dulde, ehe dieser Graf!“ — er hob die Faust drohend empor — „eher kümmerne ich mich nicht um dieses Recht und sperre sie ein. Geh zu Bett, Moni, und laß mich allein; ich habe meine böse Stunde, und da könnte allerhand mit herauskommen, was mir später leid thäte. Vielleicht ist's morgen besser. Geh, Moni!“

Sie reichte ihm die Hand mit einer flehenden Gebärde. „Rege dich nicht noch mehr auf. Ueber solche Dinge muß man schlafen.“

Er nickte ihr zerstreut zu — und war allein.

Er lehnte an dem Fensterkreuz und blickte hinaus in die von den hochlobenden Flammen taghell erleuchtete Nacht.

Das Rasseln der Hunte, das metallene Rauschen der Kohle, das Knistern und Knirschen der ewig genährten Flammen drangen aus dem Hüttenwerk herüber, über dem ein dunkelrot glühender Dampf in schweren Schwaden auf und ab wallte. Ein unendliches Weh hob die breite Brust, und die sehnigen Finger umklammerten krampfhaft das Fensterkreuz, als wollten sie es zerdrücken. Sein ganzes Leben zog an ihm vorüber. Die glückliche Jugend im Erdmannshaus, wo er unter des guten Vaters Führung das Handwerk erlernt. Sein Vater, der stolze, eigenartige Mann, wenn der ihn jetzt sähe! — hier! er seufzte schwer auf bei dem Gedanken. Seine junge Liebe zur schönen Moni — und dann, wie er einzog als Meister in die bekränzte Werkstatt, noch bei Lebzeiten des guten Vaters! Das war ein Tag! Die ganze Burggasse sprach davon, und im „Bären“ war ein großes Mahl. Dann kam der Valentin, wie er ihn über den Amboss hielt, „Valentin, der Schmied!“ Da jauchzten die Gefellen und schwangen die Hämmer! Eine Thräne kullerte in den ergrauten Bart. Dann Sixtus und Gilde! Da begann sie, die Verwitterung, die Fäulnis. Zwei kernige, gesunde Aeste wurden abgehakt vom väterlichen Stamme, und durch die offene Schnittwunde drang sie ein und fraß sich bis zum Kerne. Dann kam der Sturm und warf ihn zu Boden.

War er nicht tausendmal unglückseliger wie die da oben, deren dunkle Gestalten um die Feuermündungen gaukelten wie Höllenerscheinungen? Doch nein! Er hatte ja noch seine Familie, die ihm alles tragen half, die er rechtlich ernähren konnte, und diese mußten allein Schlimmes ertragen oder das Elend eines hungernden Weibes, verkrümmten Kindes dazu. Und diese Familie, sein Einziges noch, sollte auch in Trümmer gehen? Am Ende entehrt, geschändet werden? Dann! Ja dann, das fühlte er jetzt, dann war er zu allem fähig! Dann war der Groll der Gequälten da oben eitel Kinderdspiel gegen seinen Grimm. Dann war er der König der Gequälten, der ihr Schicksal Verfluchenden! Und das Aergste war ihm dann das Nächste!

Lange stierte er, von wilder Phantasie verfolgt, in die jäh aufschießenden Flammenzungen, bis der Schlaf ihn übermannte.

Des andern Tages schien alles vergessen zu sein. Andreas war ununterbrochen bei der Arbeit. Gilde war still und kleinlaut und versicherte die Mutter auf ihr Befragen, sie habe ihren Plan vorberhand aufgegeben. Beim Mittagessen wollte niemand die Sache berühren, man hatte an der geistigen Aufregung genug. Die nervöse Aufregung, in der sich Gilde

zu befinden schien, die Blässe ihres Antlitzes, das Zittern ihrer Hände, der unsichere, scheue Blick wurden für eine Nachwirkung der gestrigen Szene gehalten, und Andreas bereute seine Heftigkeit bei diesem Anblick.

Als sie dann des Abends mit rotgezeigten Augen und mit einer kindlichen Zärtlichkeit, die er seit lange an ihr vermisse, den Eltern frühzeitig „Gute Nacht“ sagte — sie fühlte sich unwohl und wollte früh zu Bett — da hätte er selbst bald geweint und verzieh ihr alles. Sie war ja ein herzengutes Kind, und daß es ihr hier nicht behagte, konnte er ihr nicht verdenken.

Andreas fühlte sich wieder der schwersten Sorge ledig; die bösen Gedanken von gestern am Fensterkreuz blieben heute aus.

Gilbe hatte sofort eingesehen, daß sie mit dem Willen des Vaters das Haus nie verlassen werde. Sein nur zu begründeter Verdacht betreffs Sergius' verdaß alles, so mußte es denn wider seinen Willen geschehen. Sie mußte fliehen. Den Thatfachen gegenüber wird er denn schon Vernunft annehmen.

So fest dieser Entschluß in ihr stand, er kam ihr doch härter an, als sie dachte. Unfangbare Vangigkeit überkam sie den Tag über. Die ungewisse Zukunft, die vollständige Abhängigkeit von Sergius lag ihr schwer auf der Seele. Außerdem fühlte sie jetzt zum erstenmale die heiligen, unzerreißbaren Bande, die jedes Kind, auch das verdorbenste an die Familie, an die Eltern bindet. Sie dachte des tödlichen Schmerzes, den sie ihm bereitet für all seine Opfer. Sie dachte mit Furcht an den unbezähmbaren Zorn, welcher den Vater ergreifen würde; und als er ihr ahnungslos abends die Hand reichte und sie auf die Stirn küßte mit den Worten: „Ich danke dir, Gilbe, es wird schon noch recht werden!“ da schwankte sie, da hörte sie noch einmal die Stimme ihres guten Genius: „Geh nicht.“

Sie schlief allein eine Stiege höher. Sie hörte den Vater die Hausthür schließen, dann das Schlafzimmer betreten. Sie beugte sich zum Fenster hinaus, das Licht unten erlosch, alles war still im Hause. Sie seufzte schwer auf und blieb lange mitten im Zimmer stehen. Noch kämpfte es in ihrem Innern. Plötzlich nahm sie einen Ueberrumpfung über die Schultern, das kleine Köfferchen in die Hand, das bereit stand, und verließ auf den Zehenspitzen das Zimmer. Die Treppe knarrte so laut. Sie blieb stehen und horchte. Es war stockfinster im Treppenhaus. Sie mußte an dem Schlafzimmer der Eltern vorbei. Es war mäusestill darin. Das Herz schlug ihr bis an den Hals. In die Werkstatt führte eine eigene Thür vom Erdgeschoß aus, diese blieb immer offen, von da aus mußte sie durch das fast den Boden berührende Fenster den Ausgang gewinnen. Vorsichtig tappte sie in der schwarzen Finsternis an den Wänden umher. Jetzt hatte sie die Thür zur Schmiede erreicht, sie war wirklich offen. Ein greller, wogender

Schein drang ihr entgegen und erleuchtete die ganze Schmiede. Er fiel durch die hohen Fenster herein! Die Hausmütze des Vaters lag auf dem blinkenden Amboss, die sie ihm einst zum Christfest gestiftet. Seltsam! Der Anblick dieses unbedeutenden Gegenstandes erschütterte sie tief, machte sie noch einmal zaudern. Ein heißer Kampf spiegelte sich in ihren vom Feuerschein hell erleuchteten Zügen. Mit einer gewaltsamen Bewegung kehrte sie sich dann ab, öffnete das Fenster, ließ das Köfferchen hinab und sprang gewandt wie eine Kage nach ins Freie.

Die Feuer erhellten den ganzen Weg vor dem Hause. Leicht konnten Arbeiter aus dem Hüttenwerk sie beobachten, sie mußten sie ja für eine Diebin halten. Vergebens suchte sie einen anderen Weg, sie mußte über den Platz — sie setzte an, wie ein gehektes Wild, und war mit einigen Sprüngen in dem Schatten verschwunden, den die gegenüberliegenden Schuppen warfen. Jetzt war sie frei! Sie atmete auf und wischte sich den Angstschweiß von der Stirn. Vor ihr lag die Schmiede, in glühende Rothe getaucht, hinter ihr die in finsterner Ruhe sich dehnende Maschinenstadt, weiter hinaus die glänzende Lichterreihe von M., deren Strahlen wie glühende Pfeile von allen Seiten in ihr Auge schossen. Dieser wandte sie sich zu und verschwand in der Dunkelheit.

Als Moni des andern Tages erwachte, war ihr erster Gedanke „Gilbe“. Was könnte sie denn nur dem armen Kinde für eine Freude machen, daß es sich wenigstens etwas mit ihrem Lose aussöhne? Sie zerbrach sich vergeblich den Kopf. Was gibt es denn für eine Freude für ein junges Herz, das hoffnungslos liebt? Sie kleidete sich an und ging die Treppe hinauf, sie wollte einmal recht herzlich mütterliche Zwiesprache mit ihr pflegen. In der Morgenstunde, nach einem erquickenden Schläfe, allein mit ihr, der Mutter, der Geschlechtsgenossin, wird sie gewiß auftauen und ihr ganzes Herz ausschütten. Zuerst horchte sie an der Thür. Das arme Kind schlief wohl noch. Kein leiser Atem drang heraus. Vorsichtig drückte sie die Klinke und beugte sich in das Zimmer.

Das Herz stand ihr still. Das Bett war unberührt, die Kommode stand offen — Wäsche und Kleinigkeiten lagen umher — überall Spuren einer plötzlichen Abreise. Moni wankte die Kniee, sie mußte sich niederlegen, um nicht zu fallen. „Gilbe war entflohen — zu“ — sie stöhnte schmerzlich auf — „zu Sergius geflohen“. Der plötzliche Umschwung von der schönsten Hoffnung, ihr Kind durch den ganzen Reichtum ihrer mütterlichen Liebe wieder zurückzugewinnen zu können, zu dem verzweifeltsten Bewußtsein, es auf immer verloren zu haben, war zu groß. Die arme Frau fühlte ihre Glieder, ihr Gehirn den Dienst verlagern. Lange saß sie so — stumpf, gedankenlos. Da ertönte von unten die schallende Stimme Andreas' aus der Werkstatt — sie fuhr zusammen.

Wenn er das erfährt! — und er muß

es erfahren, und zwar gleich! Noch ist vielleicht etwas zu thun!

Mühsam schleppte sie sich die Treppe hinab, zur Werkstatt. Andreas sah erstaunt von der Arbeit auf, als Moni eintrat, bleich, verstört. Sie ließ sich sonst nie in der Werkstatt sehen.

„Hast du Gilbe nicht gesehen, heute?“ fragte sie, nicht ohne plötzlich erwachte schwache Hoffnung, das Mädchen könnte doch in aller Frühe schon ausgegangen sein.

„Aber, Moni, du weißt doch, daß Gilbe keine Frühaufsteherin ist!“ entgegnete Andreas. „Aber was ist denn mit dir? Wie siehst du denn aus?“ Er sah ihr besorgt in das Gesicht.

„Sie ist nicht in ihrem Zimmer, Andreas“, sagte Moni, mit Entsetzen den aufsteigenden Verdacht in dem Gesicht ihres Mannes beobachtend.

„Nicht in ihrem Zimmer? Am Ende gar nicht im Hause?“ fragte der Schmied in höchster Unruhe.

Moni ergriff ihn bei der Hand. „Nimm dich zusammen“, flüsterte sie ihm zu, „die Gesellen beobachten dich — Gilbe ist fort!“

„Fort? ganz fort? — Durchgebrannt, also?“ schrie er trotz der Mahnung Monis ihre Hand von sich stoßend. „Durchgebrannt — diese Nacht?“

Die Mutter nickte, ihr Antlitz hinter der Schürze verbergend.

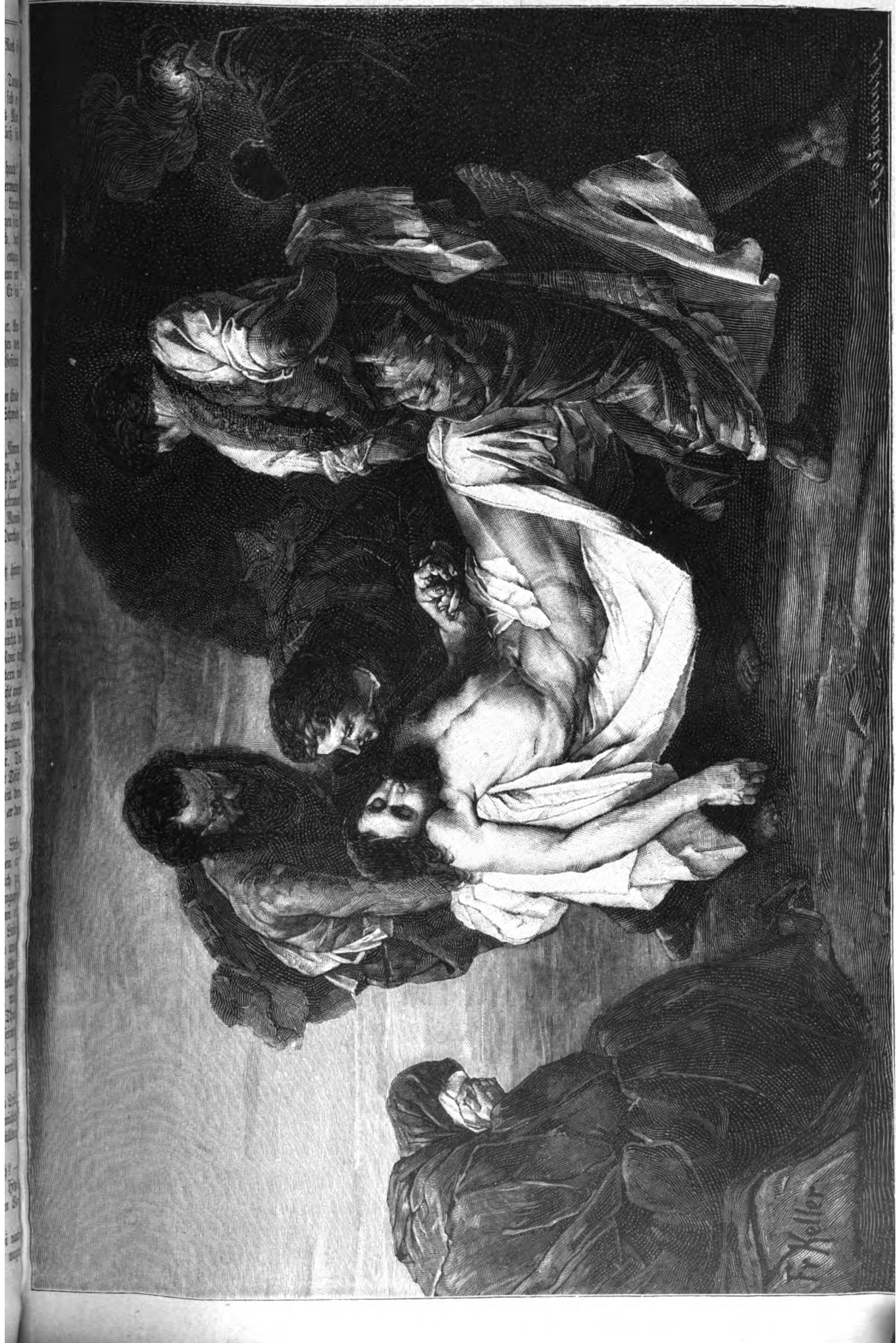
„Valentin!“ rief der Schmied streng, winkte dem jungen Mann, der, an dem Feuer beschäftigt, die Szene gar nicht beobachtet hatte, und verließ mit Moni die Werkstatt. Dieser folgte den Eltern im Wohnzimmer. Der Vater war nicht mehr zu kennen, sein verzerrtes, bleiches Antlitz, seine wild rollenden Augen hatten etwas Teuflisches. Er ging mit schweren Schritten die Hände auf dem Rücken, umher. Die Mutter saß in Thränen aufgelöst am Tisch. Valentin war an derlei Szenen seit den letzten Wochen gewöhnt, doch so sah er den Vater noch nie.

„Gilbe ist durch — zu ihrem Liebhaber!“ leuchtete er hervor. „Mitten in der Nacht! Du gehst augenblicklich Sigis in die Stadt —; Mariengasse Nr. 12 über vier Stiegen — wenn noch einen Funken von Ehre im Leib hat, soll er das Mädel zurückbringen und seinen sauberen Freund, den Grafen, von den Haufen schießen wie einen tollen Hund! Er ist ja satisfaktionsfähig, er's nennen, diese Ehrenmänner! Du er's nicht — ist ihm der Schänder seiner Schwester zu gut dazu — thue ich's — aus freier Hand! mit dem Hammer, wenn sein muß!“

Jede Muskel an dem hertulischen Leibe des Mannes war gespannt; es lag nicht Menschliches mehr in den hasserfüllten Zügen.

„Auf was wartest du denn noch? — Bringt dich das auch noch nicht in die Menschengattung?“ herrschte er den zaghaflichen Valentin an.

„Ich möchte erst bei der Frau nachfragen, vielleicht ist Gilbe bei ihr,“ wollte dieser zu bemerken.



WPS

„Zum Teufel mit deiner Fei!“ schrie er ihn an. „Glaubst vielleicht, die ist besser? Dann geh' ich selbst — aber nicht zu Sirtus, sondern gleich an den rechten Platz.“ Er warf seinen Ledersack in die Ecke und griff nach seinem Rock.

Moni flehte mit aufgehobenen Händen zu Valentin hinüber.

„Bleib, Vater, ich gehe zu Sirtus und komme so rasch als möglich zurück, gewiß mit besserer Nachricht, als du erwartest. Ich hab's nun einmal nicht von der Gilde.“

Andreas sah ihn fast verächtlich an. „Du du was glaubst,“ sagte er verlegend. „Du Tenes,“ geht's freilich lang her, mit dem albernem Vertrauen!“

Valentin warf der Mutter einen verzweifelten Blick zu und entfernte sich.

Bei Andreas trat die Reaktion ein. Er hatte sich weig getobt. Er sank auf sein Kissen und weinte wie ein Kind.

Nest war für Moni die Zeit gekommen. „Und wenn nun der Graf wirklich von der Flucht Gildes nichts weiß, wenn sie wirklich nur eine Stellung suchen will, und wenn Sirtus wirklich, der Aufzeichnung folgend, den Grafen fordert und das Duell anders ausgeht als du erwartest? Was dann? Dann opferst du in einem unbändigen Zorn nutzlos dein armes Kind und machst das Unglück noch größer. Und was soll denn überhaupt das Duell? Wird dadurch Gilde wieder besser, wenn sie wirklich unehrenhaft sich verhalten sollte? Bei ruhigem Blut kannst du das nicht wollen.“

Andreas erhob den Kopf und horchte auf die Worte seiner Frau. Von des armen Mitschuld war er allerdings fest überzeugt, aber der Gedanke am Ende am Ende seines Sohnes schuld zu sein, den Moni jetzt eingegeben, entsetzte ihn. Wo war dann die Rache? Er schritt gegen das Fenster, ob Valentin noch zu sehen, doch der war schon verschwunden.

Du hast recht, Moni,“ sagte er etwas trübselig. „Ein Duell ist ein Unfinn. Gott, Sirtus aber nicht glauben, daß so was möglich bleiben soll! Sie kann's ja nicht einmal erinneren haben, die Gilde. Ich kann's nicht glauben von ihr! Aber wenn Sirtus deshalb — Herrgott, daß ich das nicht gedacht! Meinen Ueberrock, Moni, reich!“

Eine Angst erfaßte auf einmal Andreas. „Ich muß Valentin nach, zu Sirtus. Es ist ja nicht sein!“

Moni holte das Verlangte. „Aber dich nicht wieder hinreißen, Andreas!“ rief sie. „Ueberlaß alles Sirtus, der kann am besten alles wieder in die Reihe bringen. Gilde hält viel auf ihn.“

„Nur zu viel!“ entgegnete Erdmann, der noch anziehend, „wenn er am Ende auch im Spiele wäre! Himmel! der Gedanke ist mir noch gar nicht gekommen.“

„Was dir nicht alles einfällt — der Sirtus wird sich eine solche Last aufbürden,“ beschwichtigte ihn die Mutter. „So Ruhe, Alter!“ sie drohte mit erregtem Lächeln, das ihr nicht vom Antlitz kam, mit dem Finger — „es ist

vielleicht nicht halb so schlimm als wir denken.“ Sie küßte Andreas, der sich in höchster Eile zum Gehen wandte, auf die Wangen, und sah ihn dann besorgt über den Hof der Stadt zuschreiten; zwar kannte sie den schnell aufflammenden Zorn ihres Mannes, der sich rasch legte und der Besonnenheit Platz machte, aber doch war ihr unendlich bang, wie sich alles entwickeln werde.

Andreas hatte Sirtus seit dem Verkauf des Erdmannshauses nicht mehr gesehen. Es gefiel ihm, daß er den Entschluß, sich selbst durchs Leben zu bringen, so energisch durchführte. Er hatte ihm diese Willensstärke gar nicht zugetraut, ja er verzieh ihm darüber sogar sein rücksichtsloses Fernbleiben von der Familie.

Er stieg, ohne einem Menschen zu begegnen, die vier Treppen empor. Frau Dreher öffnete ihm.

„Ist Herr Erdmann zu Hause?“

Mit einem forschenden, mißtrauischen Blick betrachtete sie den Schmied, dessen Toilette nichts weniger als sorgfältig war.

„Zu Hause ist er schon. Er steht halt wieder drüben bei seinem Freund, dem Herrn von Strehlen. Aber ich will ihn holen. Gehen Sie nur da hinein in Nr. 21.“

Erdmann folgte der Weisung, erleichtert aufatmend. Er war also Valentin zuvor gekommen, der sich wohl bei Fei verhalten hatte.

Das Zimmer war ärmlich, ein Bett, ein Stuhl, ein offener Koffer mit Wäschestücken, ein Tisch; auf letzterem die Unordnung eifriger Arbeit. Eine Broschüre lag aufgeschlagen in der Mitte. Andreas betrachtete sie. „Was wir wollen“, stand auf dem Umschlag.

Sirtus trat ein, höchlich erfreut von dem Besuch des Vaters, eine Herzlichkeit sprach aus seiner Begrüßung, die Andreas seit lange fremd an ihm war.

„Sei nicht böse, daß ich euch so lange nicht aufgesucht,“ begann er, „ich weiß, es ist unverantwortlich, aber meine neue Thätigkeit — und offen gesagt — ich wollte dir nicht unter die Augen treten sobald; ich dachte, es müßte dir der Groll aufsteigen bei meinem Anblick — aber heute wollte ich dich aufsuchen. Du mußt wissen, daß dieser verfluchte Monat einen anderen Menschen aus mir gemacht; die liebe Not ist die beste Lehrmeisterin. Aber sag mir, was führt denn dich hierher?“

„Ein Unglück — was sonst!“ entgegnete Andreas.

Sirtus erblickte. „Ist der Mutter etwas zugestoßen?“

„Nein, aber Gilde!“

„Was ist mit Gilde?“

„Das weißt du nicht?“ Ein stechender Blick traf Sirtus.

„Nichts weiß ich, gar nichts, spreche doch.“

„Du weißt wirklich nichts davon, Sirtus, auf deine Ehre nichts?“

„Auf meine Ehre nichts! Spreche, was ist damit?“

Andreas war sichtlich erleichtert durch die Versicherung des Sohnes.

„Gilde ist fort! Entflohen! Zum Grafen Sergius wohl!“ sagte der Schmied, seinen Argwohn noch nicht ganz fallen lassend.

„Zu Sergius? Das ist unwahrscheinlich,“ entgegnete Sirtus, den die Flucht der Schwester nicht sehr zu überraschen schien. „Sie ist entflohen, weil du sie freiwillig nicht gehen ließest, wohl um eine Stellung zu suchen. Das mußte so kommen! Offen gesagt, Vater, da draußen ist kein Platz für Gilde. Aber zu Sergius, das glaube ich nicht. Das wäre von beiden Wahnsinn!“

Andreas war starr über die Ansicht Sirtus', „es mußte so kommen“. „Du findest es also natürlich, daß eine Tochter bei Nacht ihr elterliches Haus verläßt, wie eine Diebin? Gut! Ihr seid einmal anders geartet wie wir. Aber ich sage dir, sie ist mit Sergius im Einverständnis, ich lasse mir das nicht nehmen. Und verlange von dir, du sollst diesen — diesen — er unterdrückte mit Mühe seinen aufsteigenden Zorn — „diesen Herrn, der ja doch dein Freund ist, zu Rede stellen, ihm sagen, daß es braver Leute Kind ist, das er verführt, das Kind des Mannes, der seinen Vater aus den Händen des Lehmann gerettet. Nein! Das sag ihm nicht. Der alte Graf hat ja die tausend Thaler redlich zurückbezahlt vorige Woche — leider um zwei Wochen zu spät. Das wäre häßlich, ihn daran zu erinnern. Sag ihm —“

„Aber Vater,“ fiel Sirtus ein, „vor allem muß ich doch erfahren, ob Sergius überhaupt in die Sache verwickelt ist. Ich sehe nicht mehr gut mit ihm. Seit ich Kanzlist bin, ist es aus mit der Freundschaft des Herrn Grafen. Ich werde ihm schreiben, er wird mir die Wahrheit sagen, dann ist es noch immer Zeit zum Handeln. Am besten wäre es, Gilde nachzusuchen. Aber wo finden? Kurz, überlasse die Angelegenheit mir, sei versichert, ich werde ihn nicht schonen, wenn etwas daran ist. Meine Sympathie für diese Herren ist ziemlich erloschen — mehr als erloschen. Hat Gilde aber das Haus nur deshalb verlassen, um sich eine ihr angemessene Stellung zu suchen, dann, Vater, mußt du vernünftig sein, darin kann ich ihr nicht unrecht geben; sie ist einmal für das Leben erzogen und würde bei euch draußen geradezu zu Grunde gehen.“

Andreas seufzte schwer auf. „Glaubst du wirklich? Nun denn — es ist hart — aber in Gottesnamen, wenn sie sich ehrlich durchbringen kann — ganz wird sie deshalb ihren Vater doch nicht vergessen.“

Es klopfte an der Thür. Von Strehlen trat ein, wandte sich aber, eine Entschuldigung murmelnd, zum Gehen, als er Andreas bemerkte.

„Bleib doch, Strehlen,“ forderte ihn Sirtus auf. — „Mein Vater — mein Freund, Herr von Strehlen, Journalist.“

Strehlen verneigte sich achtungsvoll vor Andreas. „Habe schon viel von Ihnen gehört durch Sirtus,“ begann er. „Ihr Schicksal hat mich tief ergriffen. Es muß

Ihnen schwer ankommen, nach solchen Tagen, wie Sie erlebt, die Arbeit bei Böhme."

"Arbeit kommt mir keine schwer an, mein Herr," versetzte Andreas, dem nichts zumiderer war, als Mitleid zu erwecken. "Und ich kann mich auch nicht beklagen. Für meine früheren Tage können ja die Herren bei Böhme nicht."

"Das allerdings," Strehlen schloß sein schönes Auge halb und lächelte gewinnend. "Allerdings! Arbeit ist ja unser aller Los, aber es handelt sich nur um die Verteilung, meine ich — nur nicht alle Arbeit für den einen — aller Genuß für den anderen — das meine ich, Herr Erdmann. Bei Ihnen mag's ja gehen, Sie sind Wertmeister, aber sehen Sie sich die übrigen an. Im Hüttenwerk oben z. B., die armen Teufel haben doch ein Recht sich zu beklagen, meine ich, nicht, Herr Erdmann?" Das große Auge öffnete sich und ruhte mit einem gewinnenden, unendlich anziehenden Ausdruck auf Andreas, der sich seinem Einfluß, trotz der Antipathie, die ihm dieser, ihm weiblich erscheinende Mann einflößte, nicht ganz entziehen konnte.

"Die sind schlimm daran, allerdings. Da haben Sie recht, sie sind mir selber leid. Aber können Sie's ändern?"

"Ich nicht," versetzte der Journalist.

"Und wer denn?" fragte Erdmann.

"Die Gesamtheit, die Masse kann es, die Millionen Köpfe und Arme, die im klawischen Dienste einer lächerlichen Minderheit, um erbärmlichen Lohn sich abquält. Die Millionen der Arbeit gegen die Tausende des Genußes! Eins zu tausend! Was sagen Sie zu der Gleichung?" Das Angesicht des Journalisten war gerötet, sein Auge schoß Blitze.

"Daß es zum Glück Millionen Köpfe und Arme, und nicht ein Kopf und ein paar Arme mit der Kraft einer Million sind! Wenn das einmal der Fall wäre, könnte es sich blutig lösen das Gleichnis, das gebe ich zu. Gott sei Dank hat es damit noch gute Weile!"

"Gott sei Dank?" Strehlen zuckte mitleidig die Achseln.

"Und wer sagt Ihnen denn, daß es nicht jeden Augenblick der Fall sein kann, daß sich ein solcher Kopf findet? Des Armes braucht es gar nicht, der diese Million Kraftteile zu einer Riesenkraft vereint, die er leitet und lenkt?"

Andreas mußte fast lachen, es kam ihm der Gedanke, dieser schwächliche, engbrüstige Bursche da vor ihm maße sich am Ende an, diesen Kopf zu besitzen.

Er konnte dieses "Nedervolt" von jeher nicht recht vertragen, das, wie er glaubte, schon so viel Unheil angerichtet in der Welt. Da hatte er jetzt ein Prachtexemplar vor sich.

Und doch, wider seinen Willen, packten ihn die Worte dieses Mannes, es lag etwas Erschreckendes darin, in der Vorstellung dieser Millionen Arme im Dienste einer einzigen Idee, etwas alles Vernichtendes, und der schwächliche Mann vor ihm wuchs zu einem Riesen.

"Sie meinen also auf deutsch, mit Gewalt müßten sich die Leute helfen?" sagte er.

"Gewalt gegen Gewalt, der Schwächere muß dem Stärkeren weichen, das ist das Gesetz der Natur."

"Und der Schwache ist bis jetzt der Arbeiter, bis der Kopf sich findet," sagte lachend Andreas.

"Ihn zum Stärkeren zu machen, ist unsere Aufgabe," entgegnete Strehlen.

"Ihre Aufgabe?" fragte erstaunt Andreas.

Strehlen war verwirrt.

"Unsere! Damit meine ich die Aufgabe eines jeden Menschen, der es mit dem Arbeiterstand redlich meint. Also auch Ihre, da Sie selbst diesem Stande angehören."

"Und wie sollen wir diese Aufgabe anpacken?" fragte der Schmied, der mit diesem interessanten Gespräch selbst Gilde vergessen hatte.

"Sehr einfach. Wir müssen dem Arbeiter zeigen, worin seine Stärke beruht. In der wohlorganisierten Association gegen das Kapital, die Arbeitgeber, die vor keinem Opfer des Einzelmannes zurückschreckt, sei es auch das Leben! Das geht freilich nicht auf einmal. Das ist ein Werk, das Zeit braucht und einen Fleiß, ein Werk, wobei man das scheinbar Unbedeutende, Zwecklose nicht aus dem Auge verlieren darf. Es würde mich sehr interessieren, die Zustände bei Böhme genau zu studieren; gewiß können Sie mir dabei behilflich sein. Wenn Sie erlauben, komme ich nächstens mit Sirtus zu Ihnen, morgen vielleicht —" Strehlen wurde immer jubringlicher, das mißfiel Andreas.

"Wenn Sie wollen," erwiderte er in dem gewissen zweideutigen Tone, worin sein Nichtwollen lag.

Doch Strehlen schien diese Nuance gar nicht zu beachten und nahm mit Dank die "Einladung", wie er es nannte, an.

"Uebrigens, Sirtus," sagte Andreas, "haben wir etwas Wichtigeres zu thun, als über den Sozialismus zu disputieren. Sie entschuldigen, Herr von Strehlen, aber ich habe mit meinem Sohne über Familienangelegenheiten zu sprechen."

"Das heißt, ich höre — nun, wir werden schon noch besser bekannt werden, Herr Erdmann, und Sie werden mich noch einmal besser verstehen. Also auf Wiedersehen morgen bei Böhme."

Ein von Andreas unbemerkter Augenwink Strehlens hatte zur Folge, daß Sirtus auf einige Minuten mit ihm das Zimmer verließ.

"Du gehst also heute noch zu Sirtus," sagte Andreas zum rasch zurückgekehrten Sohne.

"Heute abend, vorher ist er nicht zu treffen, da er den ganzen Tag Dienst hat. Es wird am besten sein, du bleibst unterdes in der Stadt und wartest irgendwo auf mich, bis ich dir Nachricht bringe," meinte Sirtus.

Dieser Vorschlag fand bei Andreas Beifall, es war unterdes Mittag geworden. Valentin war noch immer nicht gekommen,

man wartete auch nicht auf ihn. Sie gingen in Sirtus Stammkneipe zum Essen.

Andreas machte kein Hehl daraus, daß die Gesellschaft Strehlens ihm für seinen Sohn gar nicht recht passe, er fiede ihn am Ende an mit seinen verrückten, übertriebenen Ideen. Sirtus verteidigte ihn mit einer Wärme, daß Andreas annehmen mußte, seine Befürchtungen seien bereits eingetroffen.

Und so war es auch. Sirtus war seit einer Woche ganz im Banne dieses Mannes, es war, als ob er ihn mit dem Ruß in jener Nacht ganz verzaubert hätte. Was er sprach, war so sonnenklar, schien so unwiderleglich, seine Begeisterung schien so echt, und was Sirtus am meisten schätzte, so uneigennützig; mit diesem Talent hätte Strehlen sich ja eine sorgenlose Existenz verschaffen können, anstatt sich in der Dachstube mit dem Volkswohl zu beschäftigen. Er erschien ihm im verklärten Lichte eines Märtyrers der Menschheit, seine Züge, seine geisterhaften Augen hatten etwas Asketisches, Ueberfinnliches. Das war ein anderes Feld der Thätigkeit, als die Schreibstube des Doktor Stöhr. Alle guten geistigen und sittlichen Kräfte, die so lange gebannt in ihm waren, traten jetzt wieder energisch hervor, und er glaubte sie nicht besser verwenden zu können, als in der Thätigkeit, die Strehlen ihm bot, in der Sorge für das Wohl der Unterdrückten. Das seine eigene Verbitterung, die bösen Erfahrungen, die er gemacht, die Zurücksetzung, die er erduldet, ein Hauptmotiv dazu war, gestand er sich nicht ein.

Strehlen weihte ihn in die gefährlichsten Geheimnisse ein, vor denen selbst der mutige Sirtus anfangs zurückschreckte; zuletzt reizte den überreizten, moralisch doch ungefunden jungen Mann, diese Abenteuerlichkeit.

Strehlen war ein Hauptmitglied der internationalen Propaganda. Er stand in Verbindung mit allen Ländern, er kannte alle Fäden, alle Maschen des großen, vererblichen Netzes, das sich nur für den Eingeweihten sichtbar über ganz Europa ausspannte. Er war auch der Redakteur des "Alarm", der in Zürich gedruckt, jede Woche in Tausenden von Exemplaren über die deutsch Grenze geschmuggelt, dann in geschickter Weise an die verschiedenen Agenturen zur Verbreitung unter das Volk, hauptsächlich unter den Arbeiterstand, verteilt wurde. Und Sirtus war seit einer Woche sein Mitarbeiter. Bisher wollte es ihm in M., das für große Fabriksbevölkerung besaß, nicht gelingen, den "Alarm" an den Mann zu bringen, und schon lange richtete er sein Augenmerk auf das Böhmesche Etablissement. Trotz aller Findigkeit konnte er keine Gelegenheit gewahren, "dort zu arbeiten", wie er sich ausdrückte. Da kam ihm die Bekanntschaft mit Sirtus sehr gelegen, er wartete mit Sehnsucht auf die Zeit, und er mußte seine ganze Selbstbeherrschung bewahren, als Sirtus damals in sein Zimmer trat und selbst seine Anwesenheit anbot.

Was seine Uneigennützigkeit betraf, so schien dieselbe auf den ersten Blick durch die Dürftigkeit seiner Erscheinung, seine Wohnung bewiesen zu sein; indes schien diese Arbeit doch ihren Mann zu ernähren, denn Strehlen besaß weiter kein Einkommen, und die spärlichen Artikel, die von seiner Feder hier und da in einem Lokalblatt erschienen, mit möglichst unverfäglichem Inhalt, waren mehr ein Deckmantel für die sonst der Polizei zu verdächtigen Blößen seiner Existenz. Auch ein gereifterer Menschenkenner als Sirtus konnte diesen Mann nicht ganz durchschauen. Diese Mischung unerschütterlicher flammender Begeisterung, die unmöglich ganz gefälscht sein konnte, mit einem fast abstoßenden Eynismus machten oft ebenso irre, wie seine bald humoristischen, die edelsten Gefühle ausstrahlenden, bald unendlich heimtückisch und besartig blickenden Augen.

Sirtus war überhaupt viel zu oberflächlich, als daß er seinen Freund auf die Echtheit geprüft hätte. Ihm genügte der scheinbare Schein, die phrasenhaften, verführerischen Menschenbeglückungsideen, die in einem zermühten, mit sich und der Welt unzufriedenen Gemüte, einen günstig vorbereiteten Nährboden fanden. Sein Nachdenken warnte oft vergebens. Was sollte der Narr mit seinen utopischen kindlichen Träumen von der Schönheit den unerschütterlichen Deduktionen Strehlens gegenüber?

Ein neues, wie Strehlen glaubte, überliefert dankbares, geeignetes Opfer war der alte Schmied. Das erkannte er auf den ersten Blick, trotz der ziemlich kühlen Aufnahme, die ihm dieser zu teil werden ließ. Verdorrene Bürger und Handwerker kamen nie im Stich, dachte er sich. Als sich doch wohl oder übel entfernen mußte, schämte er es nicht, Sirtus, der ihm zum Augenblick folgte, rasch ein Lokal zu zeigen, wohin er nachmittags den Vater bringen sollte, um dieses spröde, aber gute Material weiter bearbeiten zu können.

Sirtus war so an Gehorsam gewöhnt, Strehlen gegenüber, daß nicht einen Augenblick in ihm ein Bedenken aufstieg, mit dem Vater ein solches Spiel zu treiben. Als dem Essen schlug er ihm einen kleinen Zunderübergang vor und wußte es so einzurichten, daß er an dem bewußten Lokal verweilen konnte. Es war eine Destillation, der er schon oft mit Strehlen aufgesucht. Der Schnaps ist das Getränk des Volkes, und wir, als seine besten Freunde, müssen uns das mit ihm teilen. Es steckt was Revolutionäres darin und das bedarfst du in deinem etwas verdickten, trägen Bürgerblut," sagte dieser lachend, als er Sirtus zum erstenmal hinaufführte, der gegen das Lokale begreiflicherweise eine starke Abneigung zeigte.

Sirtus war es ein leichtes, den im ersten Gespräch begriffenen Vater mit sich zu erwischen. Sirtus durchschritt das Lokal. Der Wirt nickte ihm wie dem alten Bekannten zu. Daneben befand sich eine kleine finstere Kneipe, mit von althergebrachten Dünsten geschwängelter Luft er-

füllt, von zwei trübe flackernden Gasflammen erleuchtet.

Einige Arbeiter saßen an dem einen Tisch, ihre Thonpfefen rauchend. Sie flüsternten sich gegenseitig zu, als Andreas mit seinem Sohne eintrat. Dieser nahm an dem nachbartische Platz. Sirtus bestellte zwei Absinth. Strehlen trank ihn so gern, da gewann er ihm bald auch Geschmack ab.

Andreas fühlte sich offenbar nicht heimisch, und er drückte Sirtus seine Verwunderung aus, wie er, der doch sonst den Kopf so hoch trug, in dieser Kneipe sich heimisch fühlen könne.

Sirtus behauptete, er käme da sehr interessanten Menschenstudien nach, und da er stark im Sinne habe, sein Brot mit der Journalistik zu verdienen, sei das ja die Hauptsache. Ein bleiches Mädchen brachte zwei Absinth. Andreas hatte in seinem Leben noch keinen getrunken. Er nippte und schob das Gläschen mit einer Bewegung des Ekels zurück.

"Das ist nichts für mich," sagte er.

"So habe ich auch gedacht, das erste Mal. Aber die Wirkung ist großartig! Weckt alle Lebensgeister und macht alles leichter ertragen," meinte Sirtus.

Das Gespräch kehrte wieder zu Gilde zurück. Plötzlich öffnete sich die Glasthür zum Verkaufslokal und Strehlen trat ein. Die Arbeiter grüßten am Tisch daneben, er schien die Erdmanns nicht zu beachten und wollte sich eben zu diesen setzen, da rief ihn Sirtus, obwohl ihm der Vater ein Zeichen gab, er soll ihn nur sich setzen lassen.

Strehlen schien sehr erfreut über dieses glückliche Zusammentreffen und setzte sich zu ihnen. Er ließ Wein kommen, als er das unberührte Glas von Andreas sah, und bewirtete die beiden wie seine Gäste. Das Gespräch kam bald rasch in Gang und Strehlen wußte so viel Interessantes aus seinem Leben zu erzählen, daß Andreas darüber seine Abneigung ganz vergaß und aufmerksam zuhörte. Dabei trank er, ohne daß er es merkte, ein Glas nach dem anderen, der Wein mundete ihm. Zuletzt gelang es Strehlen, gewandt das Gespräch von neuem auf die sozialen Verhältnisse hinüberzuspielen; seine genaue Kenntnis in allem, was das Handwerk, die Lohnverhältnisse betraf, bis zu den kleinsten Details der verschiedenen Handierungen herab, das warme Interesse für alle Leiden seines Standes, das alles überraschte den Schmied. Was hatte am Ende der arme Teufel, der sich kümmerlich durchs Leben schlug, davon. Die scheinbare Uneigennützigkeit, die Sirtus bestach, bestach jetzt auch Andreas. Er sah Strehlen jetzt mit ganz anderen Augen an wie vorher. Hatte er nicht selbst solche Gedanken, als er damals in der Nacht hinüberblickte auf die Hüttenwerke? Der starke, ungewohnte Wein rötete sein Antlitz, erzeugte kühne Gedanken in seinem Gehirn; zuletzt mischte er sich selbst mit Eifer in das Gespräch und merkte nicht mehr auf die verrinnende Stunde. Plötzlich fiel ihm doch wieder Gilde ein. Er blickte auf die Uhr.

"Donnerwetter, schon sechs Uhr. 's ist höchste Zeit, daß du den Grafen auffuchst," sagte er zu Sirtus.

"Und du erwartest mich hier," sagte dieser.

"Zuerst muß ich etwas frische Luft schöpfen. Ein verdammt Qualm da herinnen," sagte Andreas, mit der Hand über das gerötete Gesicht fahrend. "Ich begleite dich ein Stück weit."

Man brach auf, Strehlen mit. Im Laden vorne trank man noch einen Bittern.

Draußen war schon die Nacht eingefallen, die Laternen brannten. Als Andreas an die Luft kam, fühlte er einen Schwindel, er mußte sich an Sirtus anhalten, seine Schritte waren unsicher. Sie traten in die Hauptstraße. Alles drängte sich auf den Trottoirs, an den hell beleuchteten Läden vorbei. Vor dem Theater, dessen Eingang hell erleuchtet, rollte Wagen auf Wagen. Es wurde eine neue Oper gegeben. Einen Augenblick war es unmöglich, vorbeizukommen, und die drei sahen dem Gedränge zu.

Plötzlich packte Andreas Sirtus an der Schulter und deutete auf einen Wagen, der eben vor dem Portal hielt. Ein Herr und eine Dame stiegen aus. — Sergius mit Gilde!

Sirtus ergriff unwillkürlich die Hand des Vaters, der seine Sprache verloren zu haben schien. Plötzlich riß er sich los. "Schurke!" schrie er auf und sprang in den leeren Raum, den ein Polizist frei hielt vor der andrängenden Menge. Er war nahe daran, Sergius zu ergreifen, der im ersten Augenblick wohl nicht wußte, daß dieser Ruf ihm galt. Da packte der Polizist den sich sträubenden Andreas und drängte ihn zurück. Sergius und die Dame, die sich ängstlich an ihn drängte, verschwanden im Theater. Sirtus und Strehlen drängten sich durch die Menge, die jetzt voller Neugierde den Polizisten und den wütenden Schmied umstand.

"Der Mann ist etwas angetrunken und hat sich in der Person geirrt," beschwichtigte Sirtus den Polizisten. "Er wird sich sofort mit uns ruhig entfernen."

Unterdes war Andreas auch wieder zur Vernunft gekommen und verhielt sich ruhig. Der Polizist, am Ende froh, den Skandal beendet zu sehen, ließ ihn gehen. Die Menge zerstreute sich lachend, den Vorfall besprechend.

"Nun, wer hat denn jetzt recht?" wandte sich der Schmied zu Sirtus. "Willst du jetzt noch zu dem Schurken gehen und ihn fragen, ob er von Gilde weiß? Meine Gilde vor der ganzen Welt herumschleppen wie eine Dirne! O, es ist zu erbärmlich!"

Seine Stimme klang wie von Thränen umschleiert.

"Und warum wagt er es? Weil sie ein Arbeiterkind, ja wohl! Die muß es sich ja noch zur Ehre rechnen! Aber warte, das Arbeiterkind soll bitter gerächt werden! Sie haben recht, ganz recht, Herr von Strehlen, es muß anders werden! Sie nehmen unseren Schweiß und unsere Töchter dazu! Der Teufel halte da still! Kommt, wir

wollen zurück in die Schnapsbude. Du sagst ja, es trägt sich leichter mit dem Absinth, Sirtus!"

Die furchtbare Erregung machte ihn noch mehr betrunken. Sirtus und Strehlen nahmen ihn in die Mitte und gingen von neuem der Destillation zu. Ersterer war nicht minder erbittert als der Vater, er dachte gerade so wie er. Sergius hätte es nie gewagt, sich mit seiner Schwester öffentlich zu zeigen, solange er selbst seiner Gesellschaft angehörte, bei der Schwester des Schmiedes, der Tochter des Fabrikarbeiters lag ja nichts daran. Dazu hegte Strehlen, im Innern triumphierend über den günstigen Zufall.

Es ging lärmend zu in der Kneipe. Andreas war außer Rand und Band, die Dämonen des Branntweins schlangen über ihn ihre Geißel. Sirtus hörte, die Unterlippe kauend, den Vermüthungen und Drohungen des Vaters zu, er dachte an wirksame, sichere, treffende Rache. Strehlen faßte die Sache von einem ganz anderen Standpunkte aus auf. „Das seien die ganz natürlichen Konsequenzen der modernen Gesellschaftsorganisation. Es sei ganz falsch und zeuge von einer kleinlichen Seele, sich in den einzelnen Fällen an einzelne Personen zu halten, auch wenn einen dieser einzelne Fall ganz besonders beträfe und verlege. Das große Ganze müsse man immer im Auge behalten; die unwürdige, der Wichtigkeit seines Berufes durchaus nicht angemessene Stellung des Arbeiterstandes, nicht das daraus resultierende frivole Benehmen eines Kavaliers; den ganzen Stand der Besitzenden, nicht diesen unbedeutenden, leichtsinnigen Grafen.“ Doch für diese Sophismen schienen beide Erdmanns nicht recht reif zu sein, auch waren sie in einer zu großen Erregung, um darauf zu hören.

Bald beschloß Andreas zu warten, bis das Theater zu Ende und dann dem Pärchen abzupassen; bald, auf der Polizei die Anzeige zu machen.

Strehlen lachte zu diesen kindlichen Beschläffen. Im ersten Falle würde er einfach arretiert werden, im zweiten Falle ausgelacht. Was kümmere sich die Polizei um die entlaufene Tochter eines Arbeiters!

Dann kam er wieder auf das Duell zurück. Er kam jetzt erst dazu, Sirtus von der Sendung Valentins zu unterrichten, der sich wohl bei Frevi, wo er Gilde vermutete, zu lange aufgehalten. „Wenn er den Elenden über den Haufen schöffel!“

„Oder er mich,“ wandte Sirtus ein, „er ist gewandter in diesem Handwerk. Nein! Ich weiß eine sicherere, vernichtendere Rache!“ Er lachte böse vor sich hin.

Andreas und Strehlen waren neugierig, die Art derselben zu erfahren.

„Ich züchtige ihn öffentlich, wie er Gilde öffentlich schändet. Dann muß er seinen Noß ausziehen nach militärischen Grundsätzen. Gelernt hat er nichts, arm ist er, was bleibt ihm dann über? Eine Kugel oder Arbeit! Und ich glaube, er wählt die erstere, dann ist Gilde gerächt und gerettet!“

Andreas, den der bittere Gram und der Branntwein ganz verändert zu haben schien, war entzückt von diesem Plane; auch Strehlen mußte die Unmittelbarkeit dieser Rache zugestehen, er fürchtete nur für die Ausführung. Sergius werde sich im Bewußtsein seiner Schuld wohl vor ihm in acht nehmen.

Man trank auf guten Erfolg. Sirtus betäubte die in ihm aufsteigende Besorgnis, die Strehlen geweckt, sein Vorsatz möge mißlingen; Andreas seinen verzehrenden Kummer, seine Schmach, die Verachtung seines eigenen unwürdigen Zustandes. Nur Strehlen blieb immer gleich nüchtern, nicht einmal um eine Schattierung geröteter erschien das bleiche Gesicht.

Als endlich der Wirt die Lichter löschte — die Polizei sah ihm streng auf die Finger — verließen sie das Lokal.

Andreas schwankte bedenklich, trotzdem nahm er das drängende Anerbieten Sirtus', ihn zu begleiten, nicht an; ja, er geriet in heißen Zorn. Er sei nicht betrunken, das sei nur die innere Wut, die ihn ganz wirr mache.

„Besorg's ihm nur gut, dem Räuber meiner Gilde!“ rief er Sirtus mit schwerer Zunge zu. „Auf Wiedersehen morgen in der Fabrik, Herr Strehlen.“ Er schützelte dem Journalisten wie einem alten Freund die Hand. 's ist nicht alles in Ordnung! Sie haben ganz recht! Kommen Sie nur.“

Andreas stammelte immer mehr und machte sich, laut vor sich hinräsonierend, schwankenden Trittes auf den Heimweg.

Die Straßen der Vorstadt waren leer, dürrig von Gasflammen erleuchtet. Er stolperte jeden Augenblick auf dem holperigen Pflaster.

An der Ecke standen Polizisten. Sie beobachteten argwöhnisch den wilden, abgebrochene Worte ausstoßenden Mann mit dem unsicheren Schritte, folgten ihm wohl eine Zeitlang.

Endlich gingen die Häuser aus, der Lärm der Hüttenwerke drang durch die Nacht, wie ein riesiger Brand zuckten die feurigen Lohsen zum Firmament; den Weg weithin beleuchtend, rollten die blutroten, von innen heraus erglühenden Dämpfe über die in ihrem grellen Schein schwarz hineinragenden Hütten, Hallen und Schloten.

Andreas brachte dieser Anblick etwas zur Besinnung. Er blieb stehen, wie gebannt von dem düster prächtigen Anblick.

Es kam ihm vor, als stünde die ganze Welt in Flammen und die Millionen Arme, von denen Strehlen gesprochen, schürten unablässig. Wohin er blickte, Blut! Hei, wie das brannte! Das ganze Werk, die ganze Stadt mit dem Erdmannshaus, mit Gilde und ihrem Buhlen! In ihm selbst brannte es, in seinen Eingeweiden, auf seinen glühenden Wangen, und heißer Dampf versengte sein Gehirn! Er lachte hell auf und drehte sich im Kreise. Flammen überall, in ihm, außer ihm! Alles mußte verbrennen, auch sein Elend, seine Schande! Plötzlich griff er sich an die Stirn und rannte wie ein Rasender

den Flammen zu, oft strauchelte er und richtete sich schmutzbedeckt wieder auf. Er achtete es nicht. Keuchend, schweißtriefend stand er auf einmal vor der Schmiede. Das Wohnzimmer zu ebener Erde war erleuchtet. Er blickte hinein.

Von der Lampe Schein getroffen, lag Monis ergrautes Haupt auf dem Tische, die Hände waren zum Gebet gefaltet. Der Schlaf hatte sie überrascht. Der Anblick erweckte ihn aus seinem fürchterlichen Traume. Sie lebt, sein Haus stand noch. Und er — er griff sich an die nasse Stirn, er sah herab auf seine beschmutzte Kleidung — er war wohl betrunken! Er, der Schmied Erdmann, von Branntwein trunken! Er sank in die Knie und verbar sein Antlitz in den Händen vor Scham. Plötzlich erhob er sich und pochte an das Fenster. Moni fuhr erschreckt auf, einen Schrei ausstoßend.

„Ich bin's,“ rief er, „öffne!“ Er wischte den Schmutz von seinen Kleidern, ordnete mit den Fingern den verzerrten Bart, das zerzauste Haar. Wie ein Kind, das die Mute fürchtet, suchte er alle Spuren seines Zustandes zu verbergen. Moni öffnete und wollte ihm, von der peinlichen Angst über sein langes Ausbleiben erlöst, in ihrer Freude um den Hals fallen.

Doch wie vor etwas Entsetzlichem scheute sie zurück. Der Geruch des Branntweins, die unsichere Haltung Andreas' verrieten ihr alles! Sie ging in das erleuchtete Zimmer und betrachtete, zitternd an allen Gliedern, die beschmutzte, wankende Gestalt ihres Mannes.

„Andreas! Nur das nicht!“ schrie sie auf und sank in den Sessel. Er aber der riesige Mann, fiel vor ihr auf die Knie und barg sein Haupt in ihren Schoß.

„Verzeih,“ stammelte er, „ich thue in der Verzweiflung. Gilde ist eine Verlorene!“

Das war ein Stich in das Mutterherz, es zuckte zusammen und die Hand griff nach der Wunde. Doch ein Blick auf den durchsichtigen Scheitel in ihren Schoße ließ sie ihren wilden Schmerz unterdrücken; sie beugte sich auf ihn herab und küßte ihn und nekte ihn mit ihren heißen Mutterstränen.

Die Dellampe erlosch mit einem schluchzenden Ton, wie der letzte Seufzer eines Sterbenden. Der Feuerchein, der von draußen hereinfiel, übergieß das in tief versunkene Paar mit roten Glut.

Kapitel IX.

Strehlen und Sirtus kamen den anderen Tag nicht, wie sie versprochen hatten. Andreas war froh darüber. Ehe noch der Tag anbrach, war er schon bei der Arbeit. Eine finstere Wolke lag auf seiner Stirn. Er konnte niemand in die Augen sehen, und als Valentin sich entschuldigte, er habe sich bei Schwarz etwas lange aufgehalten, die so viel Teilnahme zeigten, sei darüber zu spät zu Sirtus gekommen, gab er ihm gar keine Antwort. Daß von dem gestrigen Zustande des Paares

keine Ahnung hatte, er lag schon längst im Bette, als dieser heimkam, schob er das finstere, scheue Wesen des Vaters auf das Un Glück mit Gilda, das ja auch ihn schwer bedrückte; er hätte gern Näheres erfahren, wagte aber nicht zu fragen. Jovi mußte seinen Aufschluß zu geben, dafür aber vom Herzen kommenden Trost. Sie schien ihrem ganzen Aussehen nach, das seine trübere Frische und Jugendlichkeit wieder erlangt, von ihrer Herzenskrankheit geheilt zu sein. Und was Valentin besonders freute, er traf sie wieder wie früher im einfachen Arbeitskleide in der Bäckerei beschäftigt, das schien ihm das sicherste Zeichen der Heilung; er vergaß darüber fast den Zweck seines Herkommens.

„Siehst du,“ sagte er zu ihr, „daß der dir den rechten Weg gezeigt; ja, sie ist niemand im Stich, der an sie glaubt, wenn's auch oft lange dauert, bis man ihre Hilfe merkt.“

Jovi verstand den traurigen Blick, der bei den letzten Worten aus den treuen Augen Valentins traf.

Wenn's noch solange dauert, man muß nur Geduld haben und festes Vertrauen, dann kommt's doch, wie man sich's denkt.“ Sie drückte die Hand Valentins, in diesen Worten die Verheißung des künftigen Glückes hörte, das er so oft träumte von der Madonna in der kleinen Seitenkapelle. Kein Wunder, wenn ihm heute alles leichter vorfam und es ihm wieder wehe that, dem Vater gar nicht helfen zu können. Daß es bittere Scham war über seine gestrige Aufführung, die dem Vater die Augen niederdrückte, ahnte er wohl nicht. Moni sprach kein Wort darüber und gab sich alle Mühe, in ihrem ersten Benehmen nicht den geringsten Anstoß merken zu lassen.

Ein Brief von Gilda war in der Frühe angekommen. Sie öffnete ihn mit zitternden Händen.

Vergeht meine Flucht, Ihr habt mich ja dazu gezwungen. Ich bin fest entschlossen, mir eine meinen Kenntnissen entsprechende Lebensstellung zu suchen und so der Hand meines geliebten Sergius, unter dessen männlichem Schutze ich mich befinde, würdig zu werden. Sergius ist ein Edelmann und ich bin noch immer eure Gilda, die dem Vater eine Schande machen wird, wenn er es nicht selbst thut durch unbedachtes, gewaltthames Benehmen wie gestern vor dem Theater. Halte ihn davon ab, liebe Mutter, es führt zu nichts Gutem, und ich lasse mich durch nichts abbringen von meinem Plan.

Es küßt Dich Deine Gilda.“

Es sprach aus diesen Zeilen eine Charakterfestigkeit, die sie etwas beruhigte. Eine Verlorene, wie der Vater meinte, war sie sicherlich noch nicht. Sie hoffte, aus diesem Briefe auch diesen etwas zu erfahren, und las ihm denselben vor.

Er tief offenbar in dem Schmied verdorrte Gefühle wach. Einerseits konnte die ruhige Entschlossenheit, die aus den letzten Worten sprach, nicht leugnen,

das war nicht die Sprache eines leichtsinnigen Mädchens, das nur dem Genuß nachläuft, darin lag volle Kampfbereitschaft; anderseits verletzte ihn die scharfe Beurteilung seines gestrigen Auftretens tief, um so tiefer, je mehr er die Verurteilung dieses Vorwurfs einsah. Er hatte sich wirklich erbärmlich benommen, nicht nur aus sittlicher Entrüstung über Gilda, sondern mehr noch, weil er angetrunken war, und heute wird sich sein Sohn Sirtus noch erbärmlicher benehmen, mit seiner Billigung. Siedend heiß stieg es ihm auf beim Anhören des Briefes. Er fühlte sein ganzes Unrecht, wie er selbst die Sache mit Gilda durch seine Hitze auf die Spitze trieb. Aber jetzt konnte er nicht mehr zurück, sein unseliger Eigensinn ließ ihm das als Schande erscheinen. So mußte er sich denn nicht anders zu helfen, als sich von neuem in eine Wut gegen Sergius hineinzureden, der an allem Unglück schuld sei und gezüchtigt werden müsse. Das, was die Gilda von ihm schreibe, sei alles dummes Geschwätz eines verliebten Mädchels, dem der Graf den Kopf verrückt, er denke gar nicht ans Heiraten. Man müsse die Rache mit einem Gewaltstreich enden und Gilda wider ihren Willen aus dem Neze des Verführers befreien. Sirtus sei derselben Ansicht und habe vielleicht den Gewaltstreich schon vollführt.

Moni erschraf. Was konnten sie gestern beschlossen haben? Wenn Andreas in seinem trunkenen, aufgeregten Zustande am Ende den Sirtus zu einer unseligen That aufgereizt hätte, die er heute im nüchternen Zustande selbst nicht mehr billigen könne? Sie bat vergebens um näheren Aufschluß, die Ungewißheit vergrößerte noch ihre Verzweiflung.

Nachmittags kam Strehlen — allein! Er traf keine freundlichen Gesichter. Andreas war viel zu natürlich, um nicht ein peinliches Gefühl bei seinem Anblick zu verraten. Der ganze gestrige Tag erschien ihm ja wie ein müßiger Traum, aus dem er, Gott sei Dank, erwacht. Strehlens Anblick stellten ihm alle häßlichen Szenen von gestern wieder vor Augen. Moni, der sich der Journalist in lebenswürdigster Weise vorstellte, empfand eine instinctive Abneigung gegen diesen Menschen, die sich noch steigerte, als sie erfuhr, daß er der Genosse, wahrscheinlich der Anstifter der gestrigen Ausschweifung ihres Mannes war. Dies alles schien Strehlen nicht aus der Fassung zu bringen. Auf die gespannte Frage des Schmiedes nach Sirtus, der doch versprochen habe, mitzukommen, teilte ihm Strehlen mit einer lächelnden Miene mit, es sei alles so gekommen, wie er erwartet, das käme davon, wenn man auf seinen Rat nicht höre.

Andreas wurde unwohl bei dieser Einleitung, die schlimme Nachrichten verhieß. „Der Racheplan ist kläglich mißlungen,“ erzählte Strehlen. „Sirtus suchte den jungen Grafen in einem Cafehause auf, wo die Herren Offiziere gewöhnlich verkehren, er war richtig dort. Sirtus trat an seinen Tisch, wo er mit einigen Kameraden Karten

spielte, und wollte dem Ahnungslosen einen Schlag in das Gesicht versetzen. Es wäre ihm auch gelungen, Graf Sergius war eifrig im Spiel vertieft, aber einem Kameraden, der dem Spiele zusah, fiel das aufgeregte Wesen des eilig hereinkommenden Sirtus auf, er witterte etwas, parierte den Schlag und packte ihn. Großer Aufruhr im Lokal natürlich! Das Ende, wie ich voraus gesagt, daß man einen Verdammten holte und Sirtus, übel zugerichtet, arretierte. Der Schlag, der den Grafen unmöglich machen sollte, machte ihn für alle Zeiten in der Gesellschaft unmöglich und der Graf lachte ihn aus. Es wird ihm einige Tage Gefängnis kosten.“

Strehlen konnte eine gewisse Genugthuung, so richtig prophetisch zu haben, nur schwer verbergen, vielleicht hatte er auch noch andere Gründe, sich über den Ausgang zu freuen.

Auf Andreas machte diese Nachricht einen vernichtenden Eindruck. Die guten Geister hatten in seinem Innern wieder die Oberhand gewonnen, er empfand die tiefste Reue über sein gestriges Benehmen; er sah sehr wohl ein, daß sein Zorn ihn zu weit geführt. Aber jetzt bei dieser Nachricht stürmten wieder von neuem die Dämonen der Rachsucht, des Hasses auf ihn ein. Sirtus, der doch von ihm selbst zu dieser unüberlegten That getrieben ward, war öffentlich blamiert; Sergius, der Unglücksstifter, triumphierte, verachtete ihn! Das konnte er nicht erwinden. So war er denn wirklich machtlos diesem Menschen gegenüber und mußte sein Kind mit sehenden Augen ins Verderben ziehen sehen?

Ein bitterer Groll gegen die ganze Gesellschaft stieg in ihm empor, die solches Unrecht duldet und die zündenden Worte Strehlens von gestern klangen wieder an sein Ohr.

Als dieser ihn an sein Versprechen erinnerte, ihn in der Fabrik herumzuführen, weigerte er sich nicht, wie er zuerst sich vorgenommen. Strehlen interessierte alles. Er knüpfte mit den Arbeitern harmlose Gespräche an, die ihn um seiner genaueren Kenntnisse willen für einen Sachverständigen hielten, fragte nach ihren Löhnen, nach ihrer Arbeitszeit, nach ihren Wohnverhältnissen und Familien. Er mußte durch scheinbar unverfängliche Fragen die Leute auf ihre Zufriedenheit und Unzufriedenheit zu prüfen; wo erstere sich zeigte — es war zu seiner Freude auffallend selten — drückte er seine Verwunderung aus über die Genügsamkeit der Betreffenden, „so tüchtige Leute könnten doch mehr fordern“; wo letztere, da glitt ein bitterer, weltschmerzlicher Zug über sein schönes Antlitz und ein „Schändlich“, „Unverantwortlich“, „Arme Leute“ kam über seine Lippen; oder sein ausdrucksvolles Auge richtete sich gegen den Himmel, wie um von dort Hilfe für die Armen zu erflehen. Besonders im Hüttenwerk oben hatte er zu letzterem reichliche Gelegenheit. Da war die Unzufriedenheit eine unverhehlte und machte sich in den derbsten Ausdrücken gegen die Direction und die Gesellschaft Luft. Da mußte denn

auch er derber heraus mit seinen Ansichten; der Boden brauchte hier keine Sonde, er sah bis auf den tiefsten Grund. Während er eben mit einigen Heizern, die bei den Flammöfen beschäftigt waren, in eifrigem Gespräche begriffen war und sich, wie es schien, die Einrichtung der Defen erklären ließ, unterhielt sich Andreas mit einem Aufseher über geschäftliche Dinge. Strehlen benutzte diese Gelegenheit und drückte im geheimen einem der Arbeiter ein Zeitungsblatt in die Hand.

„Vorsicht!“ flüßelte er ihm zu, der nicht verständnisinnig; er wußte wohl, um was es sich handle.

„Ihr werdet darin manches finden, was Ihr einmal brauchen könnt. Gebt es weiter, wenn Ihr es gelesen habt.“

Andreas bemerkte davon nichts. Strehlen drängte weiter und fand noch oft auf seinem Rundgang die gleiche Gelegenheit. Mit zufriedener Miene, in der heitersten Laune kehrte er in Andreas' Haus zurück. Als er sich mit herzlichem Dank empfahl und sein baldiges Wiederkommen mit Sirtus versprach, zögerte er einen Augenblick — seine rechte Hand ruhte in der Brusttasche, als wollte sie etwas herausziehen — plötzlich zog er sie zurück, mit einem forschenden Blick auf den Schmied, und ging.

Die nächsten Tage verflossen in stetiger, ruhiger Arbeit; nur Andreas ging es nicht mehr so von der Hand. Er stand oft, die längste Zeit grübelnd, in der Werkstatt, ohne einen Schlag zu führen, und was Valentin an Andreas am meisten in Erstaunen setzte — kaum war Feierabend, begab er sich, wenn auch nur auf kurze Zeit, in die Arbeiterkneipe hinüber, die in der Fabrik selbst, von der Gesellschaft aus, gehalten wurde, „um auf eine Stunde wenigstens seines Kummers ledig zu werden.“ sagte er der ihn schüchtern zur Rede stellenden Moni. Diese schrieb auch das dem bösen Einfluß dieses verdächtigen Strehlen zu und teilte diese ihre Meinung Valentin mit, der bei dem letzten Besuch desselben gerade abwesend war. Dieser hatte bereits in der Fabrik manche Nachfrage nach diesem sonderbaren Fremden vernommen, den sein Vater dort eingeführt, und sein natürliches Gefühl gab ihm ein, daß es damit eine besondere Bewandnis haben müsse. Was wollte dieser Mann, der doch der ganzen Schilderung nach kein Arbeiter war, da außen? Er beschloß, auf der Hut zu sein und ihn zu beobachten.

Einige Tage darauf kam er mit Sirtus. Andreas und Moni erschrafen über das Aussehen des letzteren. Diese eingefallenen gelben Wangen, die tief liegenden von dunklen Rändern umgebenen Augen! Die Gefängnisluft allein konnte das nicht bewirken; es war, als ob in seinem Innern ein alles verdorrendes Feuer brenne. Und das brannte auch, das Feuer des Hasses, den er gegen die ganze menschliche Gesellschaft empfand, das Feuer des Neides, der Mißgunst, gekränkten Ehrgeizes! Das höhnte seine Wangen, machte seinen Blick fiebern. Die Folgen seines unüberlegten Angriffes auf Sergius waren für ihn sehr

schlimm. Das Korps sprach perpetuelle Dimission aus auf die Beschwerden des Grafen; Doktor Stöhr entließ den öffentlich Blamierten aus seiner Kanzlei. Er stand verlassen, brotlos da, und hätte ihm sein Freund Strehlen nicht das großmütige Anerbieten gemacht, vorderhand für ihn zu sorgen, er hätte wieder zum Vater zurückgemußt oder zu Hade und Schaufel greifen müssen.

Von jetzt ab war er ein gefügiges Werkzeug Strehlens, des litterarischen Proletariats, der an dem Staat, dessen Einrichtung und Gewalten er haßte in der Meinung, von ihm in seiner Existenz betrogen worden zu sein, am empfindlichsten durch heimliche Angriffe auf die Gesellschaft sich rächen zu können glaubte.

Sirtus fühlte sich ja in demselben Falle. Jetzt war er im vollsten Sinne des Wortes ein Genosse Strehlens.

Das Gift, von dem er voll war, veräumte er nicht, auch in die Brust des Vaters zu träufeln, bei dem in umgekehrter Weise der Groll auf die Gesellschaft in Groll gegen den Staat sich verwandelte. Auf verschiedenen Wegen näherten sich beide erschreckend rasch dem gemeinsamen Ziele. Die Umgänge in der Fabrik wiederholten sich. Sirtus und Strehlen wurden immer vertraulicher mit den Arbeitern, man begrüßte sie von allen Seiten mit heimlichen Blicken.

Der „Alarm“ hatte die weiteste Verbreitung gefunden. Den Aufsehern und Beamten waren diese beiden etwas abgeriffen aussehenden Individuen lange aufgefallen; doch die Auskunft, die sie erhielten, der eine sei der Sohn des Werkmeisters Erdmann, lenkte ihre Aufmerksamkeit wieder ab, da war ja nichts Auffallendes daran.

Andreas verlor durch diese Besuche viele Stunden Arbeit, auch konnte er es nicht vermeiden, mit den beiden hier und da ein Gläschen Absinth in der Konsumkneipe einzunehmen.

Was ihn jetzt am meisten auseinanderbrachte, das waren die höhnischen Lebensarten, die über „die eiserne Gräfin“, deren Flucht kein Geheimnis blieb, in der Fabrik umhergingen. Einmal kam es zu einer ernstlichen Kauferei in der Kneipe, wobei Erdmann seine mächtigen Fäuste derart spielen ließ, daß es einige Verwundete gab, und die Nachricht davon bis zur Direktion kam. Ein derber Verweis mit Androhung der Entlassung waren die Folge.

Valentin fühlte von der ersten Begegnung an einen instinktiven Haß gegen Strehlen, und derselbe schien auf Gegenseitigkeit zu beruhen. Schon in ihrem Äußeren lag ein so krasser Widerspruch, der jedem auffallen mußte, der sie nebeneinander sah.

Valentin, der jetzt in seiner Vollkraft strotzende Jüngling mit dem ehrlich offenen Blick, den derben Arbeitsfäusten, ein ideales Modell der erhaltenden, frisch sprossenden Kraft im Staate. — Strehlen mit dem schwindstüchtig verbrauchten Körper, den fieberig glänzenden Augen, mit dem weichlich weiblichen, unbeständigen Blick, den zarten

nervös zitternden Händen — ein ideales Modell der Verwitterung, des schleichenden, verderblichen Fiebers im Staatskörper.

Er bat im Verein mit der Mutter Andreas, diesem Schleicher die Thür zu weisen. Das sei doch kein Umgang mit ehrlichen Arbeitern, dieser schwachhafte Nichtsthuer, der überall umherjchleicht wie das Unglück und einem nicht gerade in die Augen schauen kann. Den Sirtus habe er schon angesteckt, und nun wolle er sich auch noch an den Vater machen.

Der sonst so ruhige, etwas phlegmatische Valentin geriet in eine bei ihm unbegreifliche Wut, wenn nur der Name Strehlen genannt wurde.

Andreas dagegen verteidigte ihn energisch. Er habe ganz vernünftige Ansichten, wenn auch oft übertrieben; jedenfalls habe er ein Gefühl für seine Leiden, und an Sirtus habe er als wahrer Freund gehandelt. Kurz, die warnende Stimme seines Sohnes verhallte ungehört. Strehlen war der Hausfreund. —

Unterdessen wurde es Silbe durchaus nicht so leicht, wie sie und Sergius geglaubt, eine passende Stellung zu finden, das heißt, was sie und Sergius passend fanden.

Mit der Hände Arbeit, das ging nicht, behauptete er, für eine künftige Gräfin zu einer Erzieherin hingegen langte die oberflächliche, größtenteils schon vergeßene Errungenschaft der Pension nicht mehr. Ihre letzte Hoffnung war die Bühne. Schönheit und Geist waren hier allein maßgebend, und diese beiden Eigenschaften besaß sie ja im höchsten Maße, wie sie glaubte. Auch fühlte sie das Bewußt ihrer jetzigen Stellung sehr wohl, als Sophismen halfen ihr darüber nicht hinweg. Graf Sergius war ihr Ernährer. Sie hatte genügend Lebenserfahrung, um die daraus folgenden Konsequenzen beurteilen zu können, abgesehen davon, daß Graf Sergius nicht die Mittel besaß, die Verhältnisse länger fortzusetzen.

Nach Hause zurückkehren, oder Mangel leiden — lieber sterben! In den wenigen Wochen hatte sie an der Seite Sr. Majestät das großstädtische Leben mit all seinen Reizen und Vergnügungen vollauf genossen, eigentlich erst recht kennen gelernt, die Rückkehr aus diesem Taumelleben schien ihr unmöglich.

Sergius that alles, um ihren Wunsch betreffs der Bühne zu verwirklichen. Er mußte ja selbst, daß seine Mittel kein Monat mehr reichen würden, den geringen Aufwand Gildes zu bestreiten. Er verschaffte ihr einen alten tüchtigen Schauspieler als Lehrer, der Gildes alles Talent absprach, obwohl er kein Geld daraus machte, daß sie mehr auf ihre ideo Erscheinung als auf dieses bauen mußte.

Bereits wurde sein Vater und ne mehr sein Oberst auf dieses Verhältniß aufmerksam. Er trug es auch in sich durch die Freiheit des Umganges immer mehr wachsenden Leidenschaft zu unsonnen zur Schau. Warnungen waren ihm zu teil, Androhung der Verurteilung. Man glaubte von dieser Seite, Sergius

rei in die Reize einer schlaun Kurtisane gefallen, und gab sich alle Mühe, ihn wider seinen Willen daraus zu befreien.

Unter diesen Umständen mußte er sich eilen, Gilde unterzubringen. Hatte sie einmal eine Stellung an einer Bühne, lag ja die Sache anders und die Ausbeuten hörten auf. Nach vielen Bemühungen gelang es ihm, einen Direktor einer der untergeordneten Bühnen der Stadt zu einem Engagement zu bewegen.

Ein Graf Sergius als Gönner, dachte der berechnende Geschäftsmann, der die Verhältnisse des jungen Mannes nicht kannte, das hat prächtige Toiletten und braucht wenig Gage; hübsch ist sie auch, das übrige wird sich finden.

Gilde trat unter dem vielversprechenden Namen „Belloni“ in das Engagement und verständigte in einem Brief ihre Eltern voll Selbstbewußtsein von ihrem neuen Berufe.

(Schluß folgt.)

Der Laubausbruch der Buche.

Von

Oberförster Habenicht.

Noch ist der Wald an den Nordhängen und in den Hochlagen, wohin die warmenden Strahlen der Frühlingssonne nur spärlich dringen, in die schneeige Decke des Winters eingehüllt und die darunter ruhende, von Moospolstern nur hin und wieder unterbrochene Laubschicht dem späheren Blick verschlossen, noch hat hier, wo die erstarrten Bäume aus dem festgelagerten Schneeregungslos hervorragen, kein Frühlingshauch die ersten Spuren der Vegetation mahnen, noch die Natur ihren Winterschlaf nicht beendet — und schon scheinen dort an den südlich geneigten, mit niedrigem Gesträuch lüdig bedeckten Felsstellen, wo die frühlingswarme Sonne den Schnee längst weggeschmolzen, die Erdrinde bloßgelegt und erwärmt und die in ihr schlummernden Keime hervorgekocht hat, die ersten Vorboten des Frühlings, welche verheißungsvoll die Zeit des wiedererwachenden Lebens der Natur in Wald und Flur verkündigen.

Herangewachsen unter den Bäumen des Waldes, in dessen Boden und unter dessen Schirm sie eine gedeihliche Heimatsstätte fanden, und das in der Natur pulsierende Leben mit ihnen teilend, geben sie uns durch ihre Blütezeit ein Erkennungszeichen für das Aufsteigen des von den Wurzeln aufgenommenen, in die Zellen und Gefäße des Baumes und der Knospen überführten Nahrungsaftes, damit zugleich die erste Lebensfähigkeit des Baumes andeutend. Vermögen wir doch nur aus bestimmten äußeren Anzeichen des Pflanzenlebens auf die im Innern des Baumes vorgehenden, der Beobachtung sich ent-

ziehenden Veränderungen zu schließen, und dürfte es deshalb nicht überflüssig erscheinen, die in dieser Beziehung in Betracht kommenden, als Frühlingsboten bezeichneten, in ihrer Blütenfolge gewissermaßen eine Skala von dem Beginn der Ernährungstätigkeit bis zum Laubausbruch der Bäume bildenden Waldpflanzen hierunter folgen zu lassen.

Da ist zuerst der allen anderen noch im Winterschlaf verharrenden Knospen und Keimen seiner Umgebung vorausgeeilte Seidelbast, *Daphne mezereum*, ein trotz seiner schädlichen Eigenschaften beliebter Zierstrauch des Waldes, dessen dicht zusammenhängenden rosenroten, mit dem braunen Gebüsch seltsam kontrastierenden Blüten je nach der Strenge des Winters von Anfang Februar bis Ende März sich entfalten. Bald nach ihm erhebt das liebliche Schneeglöckchen, *Leucojum vernum*, mit seinem schneeweißen, am Rande gelbgrün gezackten, am aufrecht stehenden grünen Stengel hängenden Glöckchen das Köpfchen aus der Erde, unbefümmert darum, ob es die vom Herbst vorsorglich über sein Keimbett gelegte Laubschicht mit dem jungen Sproß durchbohren muß, um seinen frischen Frühlingsgruß dem Menschenherzen zuzurufen. An Schönheit unter den Waldblumen vielleicht von dem Maiglöckchen, *Convallaria majalis*, übertroffen, wird doch keines mit lebhafterer Freude begrüßt als dieses zarte, nach den Worten des Dichters „den Frühlings einläutende Schneeglöckchen“. Warmer Sonnenschein läßt schon einige Tage nach dem Erscheinen der ersten Blattsprossen die Blüte aus der Blätterheide hervortreten. Aber noch sind seine letzten Blüten nicht verweltet, noch birgt das Gesträuch, wo es sich dichter schließt, einzelne verspätete Nachkömmlinge, so treten schon neue Geschlechter an die Stelle. Erst vereinzelt und verborgen, die Blüte kaum halb geöffnet, bald aber in größeren Trupps beisammen, sehen wir aus dem lichten Gebüsch des Waldes das an das Weilchen erinnernde Leberblümchen *Hepatica triloba*, dem sich hin und wieder das Windröschen, *Anemone nemorosa*, zugesellt, aufblühen — ein buntes Bild von Blau und Weiß auf dunklem Waldgrunde. Ihre Blütezeit erfolgt, wenn nicht durch ungewöhnliche Witterung gezeitigt oder hinausgerückt, in der Regel in der ersten Hälfte des Monats April und ist gleichsam das Signal zum Erscheinen aller noch im Schoße der Erde ruhenden Keime, sowie der in den Knospenhüllen geborgenen Blätter. Wir könnten die Reihe der frühlingverfündenden Waldpflanzen noch vervollständigen, wollten wir alle, deren Blütezeit in diese Periode fällt, aufzählen, allein für den vorliegenden Zweck genügt es, die durch ihr äußeres Wuchsverhalten für das gesamte beginnende Pflanzenleben besonders bezeichnenden, speziell der Kalkflora angehörenden Waldblumen namhaft zu machen.

Wenn wir uns die Aufgabe gestellt haben, die ersten Lebenserscheinungen des Laubholzes nach dem Winterschlaf, ins-

besondere die bei dem Ausbruch der Knospen, bei der Bildung der Blätter und Triebe sich vollziehenden Wandlungen mit Hilfe der nebenstehenden, nach der Natur entworfenen Zeichnungen näher ins Auge zu fassen, so darf nicht unerwähnt gelassen werden, daß die nachfolgenden Beobachtungen sich auf die Buche als die am weitesten verbreitete Holzart beziehen, um so weniger, als die verschiedenen Holzarten ungleich organisierte Knospen haben und folglich auch unter anderen Bedingungen ihren Trieb entwickeln.

Um uns die den Knospen zur Hervorbringung des neuen Stammgebildes obliegenden Arbeitsleistungen zu erklären, müssen wir uns zunächst eine Vorstellung von der Organisation der Knospe verschaffen, und wird deshalb dieser Stamnteil nach seiner äußeren und inneren Beschaffenheit einer näheren Betrachtung zu unterziehen sein.

Die Knospe ist ein Vermehrungsorgan, welches sich als ein kleiner, elliptisch geformter und mit vielen Deckschuppen besetzter Ansatz an dem Stamme darstellt. Da schon aus der Endknospe des Sämlings sich ein Trieb mit Knospen entwickelt und in der Regel alle Knospen zur Bildung künftiger Triebe benutzt werden, aus den Trieben aber immer wieder neue Knospen und aus diesen wieder neue Triebe hervorgehen, so ist es erklärlich, daß mit jedem Jahre die Zahl der sich ausbildenden Triebe größer wird und demgemäß eine stetige Vermehrung des Stammes eintritt. Jeder aus dem Knospovermehrungsorgan hervorgehende neue Stamnteil gleicht innerlich wie äußerlich dem Mutterstamme, welchem er seine Entstehung verdankt.

In der Knospe ruht der Embryo zur Entwicklung eines neuen Stammgebildes so weit vorbereitet, daß Achse und Blätter des künftigen Triebes, obgleich in minimaler Größe und dicht zusammengedrängt, doch mit bloßem Auge sich genau unterscheiden lassen. Da jedoch der mit der Spitze der Achse fortwachsende Sproß die meisten Blätter erst später erzeugt, so bemerken wir nur eine verhältnismäßig kleine Anzahl derselben, welche an der Achse abwechselnd so übereinander gestellt sind, daß die ersteren die folgenden regelmäßig bedecken. Von bleicher blaugrüner Farbe sind diese Blätter in der Richtung der Seitenerven dicht gefaltet und mit vielen weichen Wimpern besetzt, wesentlich deshalb, damit sie im Schoße der Knospenhülle warm gebettet ruhen.

Zu ihrer Entwicklung bedarf die Knospe einer langen Zeit, denn sie wird gleichzeitig mit der Bildung der Blätter erzeugt und erreicht ihren vollständigen Ausbau erst im nächsten Frühjahr vor dem Ausbruch neuen Laubes. Ist dieselbe nun während dieser langen Dauer den verschiedensten Witterungseinflüssen ausgesetzt, so folgt, daß sie ebensowohl gegen die Hitze des Sommers als gegen die Kälte des Winters, außerdem aber noch gegen Regen, Schnee, Hagel und Eis geschützt

sein muß, wenn anders die äußerst empfindlichen Teile des jungen Triebes lebensfähig erhalten bleiben sollen. Daß das in der That der Fall ist, zeigt die außerordentliche Ausrüstung der Knospe, zu deren Umhüllung 25 bis 30 meist trockenhäutige Schuppen dienen, die wie die Ziegel eines Daches dicht und fest übereinander liegen und den im Innern eingeschlossenen Stammembryo gegen alle Unbilden schützen. Von den atmosphärischen Einwirkungen abgesehen, ist diese Sicherheit auch insofern geboten, als der junge Trieb mancherlei anderen, namentlich durch Tiere verursachten Beschädigungen ausgesetzt sein würde, in welcher Hinsicht auch die braune korkenähnliche Färbung der Knospenhülle jedenfalls nicht ohne Bedeutung ist, die z. B. bei Bergahorn aus grünen, bei Eichen aus schwarzen Schuppen besteht und darum auch viel eher in die Augen der Insekten fallen muß.

Lösen wir die Deckschuppen eine nach der anderen von der Knospe ab, so werden wir wahrnehmen, daß die äußeren Schuppen braun, chlorophylllos und am Grunde nur etwas bewimpert sind, wobei die ersten, in der Entwicklung zurückgebliebenen, an der Basis der Knospe gedrängter stehen als die folgenden, daß dagegen, je mehr wir uns dem Mittelpunkt nähern, die Schuppen allmählich zarter und weicher werden, auch durch eine bleiche, blaßgrüne, den jungen Laubblättern ähnliche Farbe, sowie durch eine reichere Bewimperung sich von den äußeren unterscheiden. Sind wir so bis zu dem ersten Laubblatt vorgedrungen, dessen blattähnliche Form und weißbewimpelter Rand sofort ins Auge fallen, so ist es leicht, auch die übrigen Blätter, von welchen jedes einzelne wieder durch Hüllschuppen von dem vorhergehenden getrennt ist, loszulösen. Bei fortgesetzter Abtrennung der Hüllschuppen sind wir im Stande, aus der Knospe 5—6 deutlich erkennbare, eiförmig gestaltete Laubblättchen samt der Achse mit dem feinen, büschelig erscheinenden Endtriebe freizulegen. Mit der Erzeugungskraft ausgestattet, den jungen Trieb bis zu seiner vollen Entwicklung auszugestalten, bildet letzterer die Vegetationsspitze der mit den Blättern besetzten Achse.

Die Knospen unserer Laubhölzer entspringen bekanntlich aus den Blattwinkeln der Äste und Gipfel. Dieser Stellung entsprechend werden nun die aus den Blattwinkeln der Äste hervorgehenden Triebe Seitentriebe oder auch Äste, die aus dem Gipfel zur Verlängerung des Stammes oder der Äste sich bildenden Triebe Gipfeltriebe genannt. Eine Uebereinstimmung der Äste mit der Stellung der Blätter darf daraus jedoch nicht gefolgert werden, weil häufig Unregelmäßigkeiten dadurch eintreten, daß nicht jedes Blatt eine Knospe birgt und ebensowenig jede Knospe einen Trieb hervorbringt. Hinsichtlich der Verbindung der Knospen mit dem Aste bleibt noch zu erwähnen, daß jene nicht unmittelbar aufsitzen, sondern durch einen kurzen, etwas

höckerigen Ansatz mit dem Aste verbunden sind, wogegen die Gipfelknospen auf einer ebenfalls höckerigen, aber verlängerten Fortsetzung des Triebes haften.

Fig. 1 stellt eine Knospe im Ruhezustande, Fig. 2 eine ebensolche mit freigelegtem Sproß dar. In dem Ruhezustande beharrt die Knospe so lange, bis Sonnenlicht und Wärme, diese beiden treibenden Faktoren, die Lebensfähigkeit des Baumes erwecken, d. h. die Wurzeln und Gefäße zum Auffaugen der Flüssigkeiten anregen, wobei der Druck des Nährstromes stark genug ist, um bis zu dem höchsten Gipfel eines Baumes zu dringen und die kleinste Knospe zum Schwellen zu bringen.

Von dem Moment des Schwellens ab beginnen die Knospenorgane eine rege Thätigkeit. Die Achse streckt und erweitert sich und nötigt dadurch die Knospenhülle zur Längenausdehnung, mit der Achse rücken die aufsteigenden Blätter auseinander, um ihrer weiteren Ausformung obzuliegen, wobei sie die Seitenwände der Hülle nach außen drücken; aus dem Endtriebe entwickeln sich inzwischen neue Blattgebilde zu den vorhandenen, welche sich während dieses Vorganges intensiver mit Chlorophyll färben.

Mit diesen inneren Veränderungen lockern und weiten sich gleichzeitig die an Umfang in demselben Verhältnis wie jene zunehmenden Deckschuppen, um ihre Schützlinge, die jungen Triebblätter, nicht vor der Zeit der freien Luft auszusetzen. Die Erweiterung der Deckschuppen tritt hauptsächlich an ihrer Basis ein, soweit der untere bedeckte, mehr blattartige Teil der Schuppe reicht, der obere trockenhäutige Teil partizipiert an dem Wachstum dagegen fast gar nicht. Jedoch wohnt

denn während wir an den oberen, etwa von der dritten bis vierten Schuppe an eine ziemlich beträchtliche Ausdehnung nach der Spitze hin bemerken, zeigen die unteren Schuppen selbst bis zum Ausbruch der Blätter nur eine mäßige Vergrößerung. Der Grund dafür ist darin zu sehen, daß den äußersten Deckblättchen die Wachstumsfähigkeit fehlt, da sie durch nichts geschützt waren. Aber gerade deshalb mußten noch andere Hüllblättchen folgen, die mit dem Vileglinge fortwachsend die Aufgabe des Schützens besser erfüllen konnten.

Um die in der Knospe enthaltenen Organe weiter auszubilden, ist dieselbe mit einer Reservenernährung versehen, welche teils im jungen Triebe selbst, teils in den ihn umgebenden Hüllschuppen, teils auch in der Nachbarschaft des Mutterstammes aufgespeichert liegt. Von dieser Substanz müssen die Organe so lange zehren, bis die Blätter ausgewachsen und im Stande sind, die Stoffverarbeitung selbst zu übernehmen.

Durch die den Blättern obliegende Assimilation des Nahrungsaftes, Umwandlung unorganischer in organische Stoffe, wird das ganze Leben und Wachstum der Pflanze bedingt.

Die Figuren 3—6 veranschaulichen Knospen in angeschwelltem Zustande.

Vergleichen wir die Knospe im Ruhezustande mit der geschwellten kurz vor dem Laubausbruch, so fällt ebensoviel der gestreckte Bau und Umfang als die Ausdehnung der Hüllschuppen ins Auge. Wir finden eine Erklärung dafür in der fortschreitenden Verlängerung der Achse, aus deren Endspitze sich immerfort neue Blattgebilde loslösen, in der immer weiteren Ausgestaltung der vorhandenen und der fort und fort hinzutretenden Blätter, so wie in der Fähigkeit der Deckschuppen, sich bis zu einem gewissen Punkte in demselben Maße auszudehnen, wie die inneren Organe an Umfang zunehmen. Das Wachstum der Deckschuppen ist erst zu Ende, sobald die Lebensquelle derselben versiegt, der Vorrat an Reservenernährung verzehrt ist, in welchem Falle die jungen Blätter sofort die Hülle durchbrechen, anfangs nur mit dem durch Wimpern geschützten Rande, bis nach und nach die ganze Blattfläche zum Vorschein kommt. Es wird in dieser Weise ein Stück nach dem anderen vorgeschoben, um das Blatt an den freien Stand, je nach der Temperatur, bald rascher, bald langsam zu gewöhnen.

Die die Hülle zuerst verlassenden Blätter sind in der Regel am weitesten ausgeformt, erreichen auch die normale Größe am frühesten, während die später erscheinenden, von dem oberen Teile der Achse ausgehenden und von den Hüllschuppen nur kurze Zeit beschützten Blätter beim Heraustreten meist noch im Anfangsstadium ihrer Ausbildung befinden. Erst nachdem 4—5 Blattpaare ausgebrochen sind, tritt auch das zu unterst der Achse befindliche, von den Hüllschuppen am längsten eingeschlossene Blattpaar heraus, ohne sich aber in der Maße wie die vorangegangenen zu ent-



Fig. 1.

Fig. 2.

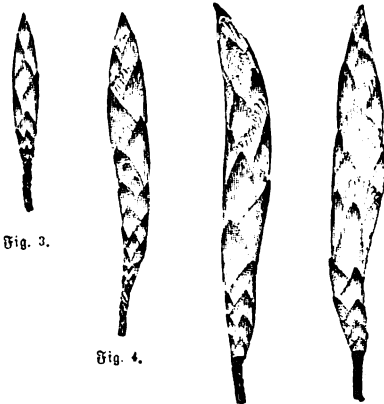


Fig. 3.

Fig. 4.

Fig. 5.

Fig. 6.

nicht allen Deckschuppen die Eigenschaft des Mitwachsens in gleichem Grade bei,

wickeln. Der Grund für diese Erscheinung ist zweifellos auch hier in der Entwicklungsperiode der Knospe zu suchen, da ihre Schuppen einen Mantel bilden, der nicht mitwachsen konnte, die Schutzbefohlenen daher bei früherem Heraustreten der ungewohnten sonnigen oder auch rauen Außenwelt preisgegeben sein würden.

Bei Beobachtung des Blattausbruchs können wir die Wahrnehmung machen, daß innerhalb des Waldes die Knospen der nicht weit über der Erde sich erhebenden Zweige mindestens um einige Tage früher die Blätter entfalten, als die Kronen der Bäume, ein Umstand, welcher einestheils in dem Schutze gegen rauhe und kalte Winde, andernteils in der wärmeren Temperatur im Innern des Waldes vermöge der größeren Nähe der wärmeausstrahlenden Erdoberfläche eine Erklärung findet. Betrachten wir nun den Blattausbruch einer Knospe, so zeigt sich, daß die Blätter weder gleichzeitig noch in bestimmter Reihenfolge heraustreten, sondern daß die Mittelblätter der Achse zuerst aus ihrer Hülle scheiden und nach ihnen die am meisten entwickelten, sei es nun in der Richtung nach aufwärts oder nach abwärts, so also, daß die Blattentfaltung von der Mitte ausgeht und von hier aus sich nach oben und unten fortpflanzt.

War schon angedeutet, daß das Blatt in der Knospe mit vielen Wimpern besetzt ist, so muß noch hervorgehoben werden, daß diese einige Zeit nach dem Laubausbruch verschwinden, bis dahin aber teils zum erwärmenden Schutze dienen, teils ähnlich wie die Blätter durch Einschränkung der Flüssigkeiten funktionieren, teils auch wohl eine allzu schnelle Ausdünnung der saftreichen, aber noch äußerst zarten Blätter so lange verhindern, bis diese lederartiger geworden sind.

Die im Schoße der Knospenhülle eingebetteten Blätter sind bei dem für ihre Entwicklung sehr beschränkten Raume in eine mit den Seitennerven des Blattes korrespondierende Faltenlage gebracht, welche die denkbar kleinste Ausdehnung einnimmt — eine Einrichtung, die unwillkürlich an einen zusammengeschlagenen Fächer erinnert. Infolge dieser Faltenlage erscheint der Rand des Blattes nach dem Heraustreten aus der Hülle anfangs gekrümmt, später, nachdem die Falten des Blattes sich etwas verflacht haben, mehrenteils gebuchtet und erst nach vollständiger Entwicklung desselben ganzrandig, wie bei dem normalen Blatt. Es leuchtet ein, daß die Blattentfaltung nur dadurch möglich werden kann, daß die Blattachse sich verlängert und so die ursprünglich nahegelegenen Blattrippen mehr und mehr voneinander entfernt werden, wodurch eben erst die Ausspannung des Blattgewebes zustandekommt.

Das Wachstum der Blätter nimmt in gleichem Verhältnis mit der Temperatur zu und ab, und es macht dabei Tag- oder Nachtzeit keinen wesentlichen Unterschied.

Die mit den Blättern an demselben Punkte haftenden und gleich diesen mit der

Längenausdehnung der Achse auseinander gerückten Hüllschuppen schrumpfen nach dem Ausbrechen des von ihnen versorgten Blattes zusammen und sitzen wie braune, bandförmige Flattern an dem jungen Triebe,



Fig. 7.



Fig. 8.

um über kurz oder lang zu Boden zu fallen. Sie haben die ihnen obliegende Aufgabe, den zarten Sproß gegen schädliche Witterungseinflüsse und sonstige Gefahren zu schützen, ferner die Organe desselben während ihrer Entwicklungsdauer mit der nötigen Nahrung zu ihrer Ausgestaltung zu versorgen, erfüllt und bedecken nun zu Milliarden — ein willkommenes Material für den Nestbau mancher Waldsänger — den Boden des Buchenwaldes.

Die Figuren 7—9 zeigen den ersten Ausbruch der Blätter.

Bei näherer Betrachtung des Blattes bemerken wir auf der von Chlorophyll



Fig. 9.

durchdrungenen Fläche desselben zunächst einen vom Stiel nach der Spitze sich erstreckenden Haupt- oder Mittelnerv, von dem aus sodann nach beiden Seiten eine Anzahl schwächerer, durch ein die Assimilation bewirkendes feines netzartiges Gewebe miteinander verbundener Nerven nach dem Rande des Blattes hinauslaufen.

Als Träger der Blattoberfläche sind diese Nerven zugleich die Kanäle, welche die Zu- und Abfuhr der Nahrungssäfte nach den zwischen ihnen liegenden Zellen und Gefäßen vermitteln und nehmen insofern eine wichtige Stelle im Wachstum der Pflanze ein. Als Zuleitungskanal der Säfte

vom Stamme nach den Blättern, insbesondere nach den Blattnerven, dient das die Fortsetzung des Mittelnervs bildende, aus dem Stamme hervorragende Nöhrensystem, welches wir Blattstiel nennen.

Wenden wir uns wieder der Entwicklung des jungen Stammgebildes zu. Solange die Sproßspitze noch von Hüllschuppen eingeschlossen ist, wächst auch der junge Trieb fort, indem dessen Achse sich immer weiter vorschiebt und mit neuen Blättern besetzt, wenn diese auch infolge des frühzeitigen Erscheinens im Anfange den zuerst entfalteten an Umfang erheblich nachstehen. Erst nachdem die Hüllschuppen bis zu den letzten Blattgebilden sich losgelöst und in vertrocknete Anhängsel umgewandelt haben, nachdem an Stelle der wachsenden Endspitze ein kleines, die Reihenfolge der Blätter abschließendes Blättchen getreten ist, kann der Trieb als beendet angesehen werden. Sein Wachstum ist damit übrigens nicht abgeschlossen, dieses dauert vielmehr so lange fort, bis die Achse des Triebes verholzt ist, die Blätter zu ihrer natürlichen Größe sich ausgeformt haben und gleich-



Fig. 10.

zeitig die Ansätze neuer Knospen in den Blattwinkeln erfolgt sind.

Der in verhältnismäßig kurzer Zeit erwachsene Trieb verlangt zu seiner vollständigen Ausgestaltung, Reife und Verholzung eine weit in den Sommer reichende Dauer. Welche Ausdehnung derselbe erreicht, hängt von mancherlei Umständen ab: Witterungsverhältnisse, Bodenzustand und Alter des Mutterstammes können bei Voraussetzung günstigen Zusammenwirkens denselben bis zu 1 m Länge heranwachsen lassen, wie sie andernfalls wieder 20 bis 30 cm lange Triebe und diese ohne Frage in weit größerer Anzahl hervorbringen.

Die Zeit vom Schwellen der Knospe bis zum Laubausbruch ist von der Temperatur des Frühlings abhängig; reichen für gewöhnlich 8—14 Tage, so kann diese Zeit sich verdoppeln, wenn milde Witterung in andauernd rauhe und kalte umsetzt.

In den Figuren 10 und 11 sind die entwickelten Triebe im ersten Stadium dargestellt.

Nachdem bis dahin die Knospe mit dem Knospentriebe Gegenstand der Er-



Fig. 11.

örterung war, erübrigt noch, uns die Verwandlungen kurz zu vergegenwärtigen, welche der Wald in dieser, seine Blattentfaltung umfassenden Periode darbietet. Nichten wir zu diesem Zweck unseren Blick in die Laubholzberge — sofern in deren Nähe zu wohnen uns vergönnt ist —, so werden wir wahrnehmen, wie mit dem Beginn des Frühlings das knospenbraune Kronendach des Waldes unmerklich in eine violette Färbung übergeht, die sich allmählich mehr und mehr aufhellt, wenn zwischen den braunen Schuppen der Knospen die jungen Blätter hervortreten, wie hier nach erst an dem einen, dann an dem anderen Punkte ein grüner Zweig oder Baum auftaucht, wie bald darauf die frischbelaubten Zweige und Bäume an immer mehr Stellen erscheinen, einen Schimmer auf dem violetten Grunde verbreitend, als ob ein grüner Schleier darüber gezogen sei, wie dann derselbe um so intensiver wird, je mehr ihn die belaubten Kronen durchbrechen und je dichter Baum an Baum ergrünen, bis endlich diese alle zu einem Laubdach sich gewölbt haben und nun der Wald in seiner vollen Frühlingsherrlichkeit, in seinem ganzen Blätter Schmuck vor uns erscheint.

Wie und wo uns auch der Frühling entgegentritt, nirgend wird das neuerwachte Naturleben in uns lebhafter zum Ausdruck kommen, als beim Anblick eines grüngewordenen, berg- und thalbedeckenden, in sonnenhellem Licht erglänzenden Buchenwaldes.

Die französische Revolution.

Von

Gottlob Egelhaaf.

Die Franzosen schieden sich heute an, das Jubiläum ihrer „großen“ Revolution zu begehen, welche vor hundert Jahren ihren Anfang genommen hat und ohne Frage zu denjenigen Ereignissen der Geschichte gehört, welche das ganze Leben der französischen Nation und weiterhin den politischen, moralischen und gesellschaftlichen Zustand von Europa umgestaltet haben. Die Feier wird freilich von keinem einzigen Volke begangen werden. Die Partei, welche in dem vor einem Jahrhundert erfolgten Bruch zwischen Königtum und Volk die Quelle alles Unheils erblickt, von dem Frankreich seither getroffen worden ist, erhebt sich in berechtigtem Abscheu gegen den Versuch, den 1793 verübten Königsmord angesichts der Lehren der Geschichte aufs neue zu verherrlichen oder doch zu beschönigen, wie dies noch im September 1888 durch keinen geringeren als den Minister Lockroy bei der Enthüllung der Bildsäule Dantons in Arcis sur Aube geschehen ist. Die furchtbare Schuldrechnung der dritten französischen Republik ist nicht geeignet, die Nation zum Schwingen des Weibrauchsfasses für die erste Republik zu ermutigen. Trotzdem wird man von den Republikanern eine Fülle von schönen Worten über den Segen zu hören bekommen, welcher durch den 1789 eingeleiteten Umsturz der alten Ordnung der Dinge auf die Nation ausgeströmt sein soll, und es ist sehr möglich, daß eine große Zahl von Leuten jenseits und noch mehrere vielleicht diesseits des Rheins diesen Schilderungen Glauben beimesen werden. Es ist deshalb von ganz hervorragender Wichtigkeit, daß man sich ein nicht von Redensarten umhülltes, sondern der Wahrheit entsprechendes Bild von Ursprung, Verlauf und Wesen der französischen Revolution mache und die Frage beantworten lerne, ob ihren Grundzügen etwa auch fernerhin nachgelebt werden soll oder ob denselben Widerstand entgegengesetzt werden muß.

Der Ursprung der Revolution kann nur erkannt werden, wenn man die Zustände Frankreichs vor der Revolution untersucht hat. Man bezeichnet die Ordnung der Dinge, welche vor der Revolution bestand, als „das alte Regiment“, l'ancien régime.

I.

L'ancien régime.

Die Grundlage des alten Regiments ist die nationale Monarchie, wie sie während des Mittelalters, namentlich von Ludwig VI., VII. und IX., von Karl VII. und Ludwig XI. und XII. begründet, nach

den Stürmen der Bürger- und Religionskriege durch Heinrich IV. hergestellt und durch Richelieu und Ludwig XIV. ausgebaut worden ist. Man kennt das Schlagwort des letzteren, das er nach einer freilich unverbürgten und im einzelnen nicht einmal wahrscheinlichen Erzählung im April 1655 vor dem Pariser Parlament, dem er im Jagdrock und die Peitsche in der Hand gegenüber getreten wäre, ausgesprochen haben soll: „l'état, c'est moi“, d. h.: der Staat ist sozusagen in mir, dem Könige, verkörpert; beide sind untrennbar; wer dem König nicht gehorcht, vergeht sich wider den Staat. Ob das Wort jemals gesprochen worden ist oder nicht — auf alle Fälle entspricht es dem Sachverhalt, wie er sich unter Ludwigs Regierung allmählich herausgebildet hat. Raum war er durch den Tod des Kardinals Mazarin seines bisherigen Leiters und Lehrers entleert, so nahm er alsbald die Zügel der Regierung in seine Hand und umgrenzte selbst den Geschäftskreis seiner Minister, die von nun ab nicht mehr einem Premierminister Bericht zu erstatten hatten, sondern ihm, dem König, selbst. Es gab, wie Voltaire es ausdrückt, in Frankreich vom März 1661 an nur noch einen Herrn und sonst lauter Unterthanen. Nicht in dem Sinne freilich ist dies zu verstehen, als ob der König etwa alle Rechte seiner Unterthanen aufgehoben hätte. Er ließ ruhig die Landtage der einzelnen Provinzen beschließen, daß sie diese oder jene Steuer nicht bewilligen wollten, und trieb sie doch ein. Er ließ ebenso ruhig städtische Magistrats von den ihnen zustehenden autonomen Rechten Gebrauch machen und legte ihnen dann so lange Soldaten ins Quartier, bis sie sich beugten. Der Adel hatte eine gewaltige gesellschaftliche und wirtschaftliche Stellung; ihm waren tatsächlich alle höheren Ämter bei Hof und im Heere vorbehalten: ein Bürgerlicher brachte es höchstens zum Staatsrat. Aber auch der Adel kam mit Zittern den Geboten des Herrschers nach; Turenne ist 1668 vom Calvinismus zur katholischen Kirche übergetreten, weil es ihm nicht gezieme einen anderen Glauben zu bekennen, als sein Herr. Ein furchtbares Mittel des königlichen Despotismus waren die lettres de cachet, die Verhaftungsbefehle. In Frankreich gab es keine Habeas corpusakten, wenn ein königlicher Verhaftungsbefehl traf, der wanderte ohne richterliches Verfahren oft auf Jahre, manchmal auf immer zu ein Staatsgefängnis; die Opposition ward mit einem Schlage gründlich stumm gemacht, wenn es dem Selbstherrscher

beliebte. Fortwährend allerdings bäumte sich der Geist der Selbständigkeit in den fünfzehn obersten Gerichtshöfen oder Parlamenten auf, vor allem in dem von Paris; diese römischen Juristen übertrugen, was sie im *corpus juris* fanden, auf ihre Zeit und ihr Land; sie behaupteten, daß sie jetzt in Frankreich das seien, was einst im kaiserlichen Rom der Senat gewesen war, die einzige den Cäsar beschränkende Körperschaft, und sie forderten, daß einem königlichen Erlaß erst dann Gültigkeit zuerkannt werde, wenn sie ihn in ihr Protokollbuch „eingeregistriert“ hätten. Aber auch den Widerstand der Parlamente zu brechen gab es ein Mittel: der König — in den Provinzen sein Statthalter — erschien in eigener Person in der Sitzung des Pariser Parlaments und hielt ein sog. *lit de justice* ab; er befahl, daß das Gesetz gebucht werde, und vor dem bestimmt kund gegebenen Willen des Monarchen verstummte der Widerstand. Die katholische Kirche war in Frankreich mit gewaltiger Macht ausgerückt, aber einen großen Teil ihrer Bränden besetzte der König; er schützte die „gallikanische“ Kirche in ihren Rechten gegen Rom; hinwiederum spielte er die Parlamente gegen die Kirche aus, wenn dieselbe ihre Befugnisse zu überschreiten schien, und ließ durch Beschlüsse dieser Parlamente die Rechte des Staates verteidigen; so gewann er von verschiedenen Seiten her entscheidenden Einfluß auch auf die Kirche. Nirgends, sagt Voltaire, als in Frankreich ist der Alerus ein staatlicher Stand geworden.

Es ist sonach wahr, was Franz August Mignet in seiner trotz mancher Mängel klaffenden „*Histoire de la révolution française*“ gesagt hat: „Die Regierung war in Frankreich seit Ludwig XIV. mehr noch willkürlich als despotisch; denn die Monarchen konnten viel mehr, als sie thaten. Schwache Schranken standen dem maßlosen Gebrauch dieser ungeheuren Autorität entgegen. Die Krone verfügte über die Personen durch die Verhaftsbefehle, über das Eigentum durch die Einziehung desselben, über das Einkommen durch die Steuern.“ Es war so weit gekommen, daß man sich darüber stritt, ob in Frankreich überhaupt noch von einer Verfassung die Rede sein könne, oder ob nicht vielmehr der einzig sichere Satz der sei, daß alles ins Belieben des Königs gestellt sei. Ludwig XIV. hat in diesem Sinne die Frage erwogen, ob ihm nicht so gut wie dem Schah von Persien oder dem Sultan das Eigentumsrecht auf alle Acker seines Reichs zustehe; er erklärte dem Papst, er sei dazu da, anderen als Beispiel und Muster zu dienen, nicht aber nach anderen sich zu richten. Und wie er in seinem Innern dachte, so scholl es ihm von außen entgegen. „Die Könige sind Götter“, erklärte der Bischof von Meaux; sie tragen auf ihrer Stirn ein göttliches Zeichen.“

Nun braucht man nicht zu denken, daß diese königliche Allgewalt an sich notwendig etwas Unpopuläres und unmittelbar Schädliches hätte haben müssen. Wie es demo-

kratische, wie es aristokratische Zeitalter gibt, so gibt es auch monarchische, ja absolutistische; keine Verfassung ist die unbedingt und unter allen Umständen nützliche und gute: die Zeiten schaffen sich jeweils diejenige, welche sie bedürfen. So war im 17. und noch am Anfang des 18. Jahrhunderts die geschichtliche Strömung dem Absolutismus günstig; denn derselbe brach die Macht des Adels, welche schwer auf den Massen lastete, und er ward so ein Zuchtmeister zur Gleichheit aller und weiterhin zur Freiheit. In Dänemark und in Schweden ist so vom Volk selbst das Königtum mit schrankenloser Gewalt bekleidet worden; niemandem auf Erden, erklärte der schwedische Reichsrat 1693, sei der König Rechenschaft schuldig; als christlicher Fürst könne er sein Reich ganz nach seinem Gutdünken regieren. Die Voraussetzung war dabei allerdings, daß der König, seiner Pflicht vor Gott sich bewußt, zum Wohl des Volkes regiere; aber in Frankreich ist dies auch lange der Fall gewesen. Mit welcher unermüdlichen Sorgfalt hat Heinrich IV. an der Herstellung des durch dreißigjährigen Bürgerkrieg zerrütteten Volkswohlstandes gearbeitet; wie großer Ernst war es ihm mit dem Wort, das ihm zugeschrieben wird: „Ich will, daß jeder Bauer am Sonntag sein Huhn im Topfe habe.“ Und auch Ludwig XIV. war auf seine Art gewiß bemüht, zum Wohl des Volkes zu regieren; auf seiner Seite und der seines Ministers Colbert war stets das lebendige Gefühl für das allgemeine Interesse, das es oft genug gegen die Selbstsucht der Einzelnen zu verteidigen galt, denn niemand Bahn brach, wenn es nicht die paar Männer an der Spitze der Regierung waren. Man darf nur an das großartige Straßennetz erinnern, mit welchem Colbert das Land überdeckte, an die Schaffung und Beschirmung so vieler Gewerbszweige, an die Gründung von Seehäfen, die Anlegung des Kanals von Languedoc, welcher das Mittelmeer mit dem Atlantischen Ocean verband, an die Organisation der Kolonien, die Errichtung einer Handelsflotte, die Unterdrückung einer Menge von Mißbräuchen im Steuersystem, die Vereinfachung der Steuerverwaltung. Nimmt man dazu die Blüte von Kunst und Wissenschaft, für welche der König und sein Minister gleich lebhaft eintreten, so begreift man wohl, wie sich in Frankreich die Ansicht bilden konnte, es gebe vier Epochen des Glanzes in der Geschichte: erstlich das Jahrhundert von Perikles bis Alexander, zweitens die Zeit des Cäsar und Augustus, drittens die Renaissance und viertens die Zeit Ludwigs XIV.

Es ist aber auch bekannt genug, daß dieses vierte Blüte-Zeitalter nicht allzu lange gedauert hat. Die Gelder, welche Colbert durch Entwicklung der wirtschaftlichen Thätigkeit und sparsame Verwaltung dem Staatsschätze zugeführt hatte, dienten am letzten Ende vornehmlich dazu, die Banden von Mißlac und Monclar zu bewaffnen; eine Aera der gewaltsamsten Er-

oberungskriege erweiterte die Grenzen Frankreichs nach allen Seiten hin, legte ihm aber auch die furchtbarsten Opfer auf und führte schließlich dazu, daß die kaum geordneten Finanzen wieder in heillose Zerrüttung gerieten. Während des pfälzischen Kriegs standen Tausende von Webstühlen in Lyon und Tours still; Raperschiffe raubten zahllose Rauffahrer aus; der Salzhandel des Nordwestens nach Spanien und Portugal hörte auf; Lille allein mußte „200000 Patacons zu des Königs Dienst herschießen“; eine Masse neuer Aemter wurde geschaffen und an Leute verkauft, welche sich dann am Volk schadlos hielten; so das Amt der Bier-, Wein- und Gemüseaufsichter, der Korn- und Mehlmesser, der Butterbeschauer, der Bart- und Perückenbeschauer; man rechnet, daß so von 1691 bis 1709 volle 40000 großen- teils unnütze Aemter geschaffen wurden, um mit dem für sie gezahlten Gelde die steigenden Anforderungen an die Kriegskasse jeweils von heute auf morgen zu bestreiten. Alle Wirtschaften wurden enormen Berufsabgaben unterworfen; die Steuer vom Faß Bier, vom muid, stieg von 1 Livre 17 Sous auf 5 Livres 5 Sous. Noch Colbert selbst sah sich genötigt, des holländischen Krieges wegen das von ihm begründete System weiser Besteuerung zu verlassen; bei seinem Tode — 1683 — soll er gesagt haben: „Ich will vom König nichts hören; hätte ich für Gott so viel gethan, wie für diesen Menschen, so würde ich zweimal selig; so weiß ich nicht, was mir bevorsteht.“ Man setzte seine Leiche bei Nacht bei, weil man einen Auslauf fürchtete; zwei Spottgedichte liefen um, nach welchen Charon ihn alsbald erfauft haben sollte, aus Angst, er möchte auf seine Barke und die Ueberfahrt eine Steuer legen; sein Tod sei ein Beweis, daß Frankreich ganz herabgebracht sei: denn wenn es noch etwas zu holen gäbe, so wäre dieser Dieb nicht gestorben.

Trotz alledem war Ludwigs XIV. Regierung nicht ohne Großartigkeit. Man vergaß ihm die Siege über die Spanier, Engländer, Holländer und Deutschen nicht; selbst die Niederlagen von Höchstädt, Turin, Malplaquet hatten ihn nicht gedemütigt; der Friede von Utrecht-Mastatt-Baden ließ Straßburg in seinen Händen. Nun aber folgte auf ihn von 1715—1774 sein Urentel Ludwig XV., und unter ihm erlitt das Ansehen des Königtums einen furchtbaren Stoß. Der König selbst war ein schwacher, von Weibern abhängiger Mensch, der allmählich in einen solchen Pöbel der Unsitlichkeit versank, daß niemand mehr ihn achtete; vollends als die schmutzig-habsüchtige Dubarry Einfluß auf ihn gewann und im *pare au cerfs* eine mit geraubten oder verführten Mädchen gefüllte Anstalt für den alternenden Lustling gegründet wurde. Von Arbeiten, Nachdenken, Prüfen war bei Ludwig XV. keine Rede; er entschied niemals aus gerechter Abwägung von Für und Wider, sondern so wie es ihm bequem war; wenn Minister vor ihn traten und Reformen

vorschlügen, so setzte er ihnen behaglich auseinander: so sei es von jeher gewesen und sie würden es auch nicht ändern.

Fehlte unter diesem Herrscher der Monarchie das, was sie vor allem bedarf, die unbedingte Hingabe ihres Trägers an seinen hohen Beruf und das daraus erwachsende sittliche Ansehen beim Volke, so ward sie noch überdies von weiteren Schlägen getroffen. Die auswärtigen Kriege, welche Frankreich führte, brachten ihm zwar 1735 die Aussicht auf Lothringen und 1766 dessen wirklichen Besitz; aber aus dem österreichischen Erbfolgekrieg ging das Land ohne Gewinn, aus dem siebenjährigen ging es mit dem Verlust von Canada hervor, und die französischen Waffen waren durch die schmachvolle Niederlage von Rossbach und die Zuchtlosigkeit der Soldaten vor aller Welt bloßgestellt worden. „Unsere Feldherren im Siebenjährigen Krieg,“ gesteht Albert Duruy zu, „waren nicht bloß unglücklich, sie waren lächerlich; Friedrich II. sparte sich gegen die Österreicher und Rußen und ließ die Franzosen seit Rossbach nur durch seine Lieutenants bekämpfen.“ Dazuhin waren die Staatsfinanzen durch die kolossalen Kosten der beiden Kriege in einen trostlosen Zustand geraten; man hat berechnet, daß der österreichische Erbfolgekrieg 1192, der siebenjährige 1289 Millionen Livres verschlungen habe und daß durch beides die jährlich zu zahlenden Zinsen der Staatsschuld um über 120 Millionen vermehrt worden seien. Diese furchtbare Steigerung der öffentlichen Lasten ward nun aber nicht etwa auf die Schultern von ganz Frankreich verteilt; sie lastete vielmehr zum größten Teil auf dem sog. tiers-état, dem dritten Stande der Bürger und Bauern. Die beiden bevorrechteten Stände, der Adel und der Klerus, zahlten ihren vollen Teil nur an den 308 Millionen Verbrauchssteuern; dagegen an den 171 Millionen, welche die Grund- und Kopfsteuer abwarf, entrichteten sie 33 Millionen zu wenig; man kann leicht berechnen, daß weitere 26—27 Millionen für Provinzialmiliz und Straßenbauten ausschließlich von den Bauern zu tragen waren, welche ja unentgeltlich fronen mußten; die Kirche erhob rund 150 Millionen an Zehnten und Gebühren, der Adel 40 Millionen an Zöllen und Stempelgebühren. Wenn H. von Sybel in seiner unvergleichlichen „Geschichte der Revolutionszeit“, I 37, die Gesamtsumme aller Jahresabgaben in Frankreich auf 880 Millionen anschlägt, so kann man den Satz ruhig aussprechen, daß der dritte Stand davon zum voraus fast ein Drittel, nämlich 250 Millionen, allein aufbrachte und erst an den übrigen 630 Millionen Adel und Klerus ihren Teil trugen. Man kann sich denken, mit welcher Bitterkeit die 29/30 der Nation, welche den tiers-état ausmachten, auf das Dreißigstel blickten, welches sie erstens ausjag und zweitens selbst nur einen ungebührlich kleinen Teil der Staatskosten trug. Und dazu kam, daß man sich durch Kauf eines privilegierten Amtes von der Pflicht, Steuer

zu zahlen, befreien konnte; wer nicht bereit war, hatte dann einfach den entstandenen Ausfall durch höhere Beiträge seinerseits zu decken. So ist es vollkommen wahr, wenn Albert Sorel in seinem Buch „L'Europe et la révolution française“ I 95 sagt: „à mesure que les impôts s'élèvent, on étend les privilèges qui en exemptent. C'est le système de l'impôt progressif à revers.“ Wenn sonst die Steuer mit dem Vermögen steigt, so stieg sie damals in Frankreich mit dem Unvermögen; wer wenig hatte, von dem ward um so mehr gefordert. Man kann sich ausmalen, wie eine solche Belastungsnamentlich auf die zahlreiche Klasse der Kleinbauern wirkte; diese hatte nach den Beobachtungen Arthur Youngs, eines ausgezeichneten Landwirts, welcher Frankreich kurz vor der Revolution bereiste, ein Drittel des gesamten Bodens inne, und Turgot klagt wohl darüber, daß ein Grundstück, welches für eine Familie ausreichend wäre, bei eintretendem Erbgang unter fünf bis sechs Kinder geteilt werde; es sei unmöglich, daß diese Leute alle vom Ertrag ihres Bodens leben könnten. Young fand, daß vigneron und miserable, Weingärtner und Armseliger, Begriffe seien, welche sich deckten; und auf diese, stets mit Hunger und Verzweiflung ringende Bevölkerung wälzte man nun ohne Erbarmen Steuer auf Steuer. Dabei brach das zahlreiche Wild oft in die Satten der Bauern, und wenn ein Landmann sich selbst das Jagdrecht anmaßte, so lief er Gefahr, auf die Galere zu kommen.

Es ist nun freilich wahr, nicht überall lagen die Dinge so schlimm: in der Provinz Anjou hatte sich der Adel noch die alte Schlichtheit der Sitten erhalten; er blieb auf dem Lande und verpraßte nicht in ein paar Monaten hauptstädtischen Genußlebens, was das Jahr einbrachte; seine Bauern wurden deshalb von ihm geschont, sie waren wohlhabend und der Aristokratie ergeben; in der Vendée war es ähnlich bestellt. Solche Ausnahmen sind tröstlich; aber sie waren selten und es gab auch sehr unerfreuliche Ausnahmen, insofern die Lasten oft in benachbarten Gegenden sehr ungleich waren. Die Stadt Compiègne, mit 1671 Feuerstätten, zahlte 8000 Frank Grundsteuer; das nahe Dorf Comly mit 148 Feuerstätten zahlte 4475, also im Verhältnis etwa sechsmal so viel. Man kann sich denken, daß solche Ungleichheiten die Verbitterung der Benachteiligten im höchsten Grade hervorriefen; man vermisse die ausgleichende Hand der Gerechtigkeit, das rettende Eingreifen des Staates, und man ward notwendig unzufrieden und wünschte einen gründlichen Umschwung.

Der ausgezeichnete französische Historiker Alexis Tocqueville († 1856) hat nun in seinem tiefgründenden Werke „L'ancien régime et la révolution“ (S. 45 ff.) den wahren Satz ausgesprochen, daß zwar in ganz Europa damals dieselben Einrichtungen, die sich als Ueberreste des mittelalterlichen Feudalismus darstellen, noch

ebenso bestanden wie in Frankreich, ja daß sie teilweise in schrofferer Gestalt bestanden und einen härteren Druck auf das Volk ausübten, als in Frankreich selbst dies der Fall war: daß aber trotzdem der Umsturz des Feudalsystems deswegen gerade von Frankreich ausging, weil die Bauern eben nicht mehr Leibeigene, sondern freie Kleingrundbesitzer waren und deshalb die Unbilligkeit des auf ihnen lastenden Druckes stärker empfanden. Der Adel hatte seine politische Bedeutung verloren; um so härter fühlte man es, daß er sozial noch bevorzugt war, daß sein Wild die Saaten des Bauern zerstampfte und abtrah, ohne daß man es erlegen durfte, daß man an der Brücke ihm Maut entrichtete, auf seinen Märkten für das ausgebotene Korn Zoll bezahlen, das Getreide in seiner Mühle mahlen und das Brot in seinem Ofen backen mußte. „Und war man mit dem Adel fertig, so erschienen andere Leute in schwarzen Mäßen und beanspruchten den besten Teil der Ernte. Man stelle sich die Lebenslage, die Bedürfnisse, den Charakter, die Leidenschaften solcher Leute vor und ermesse, wenn man es vermag, die Unsumme von Haß und Neid, welche in ihren Herzen sich aufgehäuft haben.“ Sie fühlten, daß sie nur halb vom Adel emanzipiert waren: gerade weil sie die Freiheit zu kosten angefangen hatten, wollten sie derselben ganz teilhaftig werden. Es war derselbe Fall, wie im 16. Jahrhundert in Deutschland, wo vielfach das Gedeihen der Bauern den Bauernkrieg ebenso veranlaßte wie ihr Elend.

Aber es kam nun in Frankreich noch etwas anderes hinzu, was diese Empfindung vorhandener Unbill schärfte. In Frankreich traten nämlich im 18. Jahrhundert neue Meinungen auf, durch welche das Bestehende gänzlich verurteilt wurde; die Mißbräuche und Uebelstände erweckten von selbst den Geist der Kritik. Voltaire richtete seine scharfen Pfeile wider die katholische Kirche, welche ihm als der organisierte Aberglaube erschien; diesem Aberglauben galt sein bekanntes Wort: „écrasez l'infame!“ Und die Materialisten der „Encyclopédie“ erklärten bald nicht bloß der römischen Kirche den Krieg, sondern jede Form von Religion und religiösem Leben. Den Despotismus ließ Voltaire gelten; aber es mußte derjenige sein, welchen damals Friedrich der Große vertrat, der aufgeklärte Despotismus, welcher den Wahlspruch hatte: „Nichts durch das Volk, aber alles für das Volk!“ Tuldung und Aufklärung, das müssen nach Voltaire die Leistungen des Herrschers sein. Einen Schritt weiter geht Montesquieu, welcher in seinem „Esprit des lois“ 1748 den Despotismus für verwerflich und die Republik für undurchführbar erklärte und demgemäß das Heil in einer gemischten Verfassung erblickte, wie sie seiner Meinung nach in England bestand, wo die Monarchie mit der Volksfreiheit versöhnt war. Er warnt alle Staaten davor, ihren Grundsaß zu überspannen und zu mißbrauchen; dabei gehen alle zu Grunde; maßvoll

Bestätigung ihres Wesens allein sichert ihnen Dauer. Die Verfassung, wie sie zur Zeit in Frankreich besteht, wird sonach von Montesquieu verurtheilt; man muß sie reformiren, man muß den in England bestehenden Zustand auch diesseits des Kanals herstellen und die gesetzgebende, ausführende und richterliche Gewalt jede für sich getrennt organisiren. Die Freiheit besteht darin, daß man alles thun darf, was die Gesetze erlauben; aber die Gesetze selbst werden zur Gefahr, wenn ein Monarch oder ein Senat die Fähigkeit hat, bürgerliche Gesetze zu erlassen und sie bürgerlich auszuführen. Ist weiterhin die richterliche Gewalt mit der gesetzgebenden verknüpft, so sind Leben und Freiheit der Bürger der Willkür preisgegeben, weil der Richter zugleich Gesetzgeber ist; ist endlich die richterliche Gewalt mit der ausführenden verknüpft, so würde der Richter die Gewalt eines Unterdrückers erlangen. Vollends ist alles verloren, wenn ein Mann oder eine Körperschaft alle drei Functionen in sich vereinigt, wie es unter den Monarchien in der Türkei, unter den Republiken in Venedig der Fall ist; in diesen Staaten bedient sich die Regierung derselben gewaltsamen Mittel, um sich zu behaupten. In der Trennung der Gewalten liegt also das Heil — das ist Montesquiens praktisches Ergebnis. Es ist freilich sehr selten, daß er, welcher den venetianischen Despotismus so scharf kritisiert und charakterisiert, den wahren Abstand der englischen Dinge nicht erkennt, wo thatsächlich das Parlament fast die Gewalt in sich vereinigte. So ist es gekommen, daß durch Montesquiens Schule, welcher bald alle wirklich aufgestellten und zugleich praktischen Staatsformen angehörten, die Lösung auffam: Freiheit wie in England! während diese, bei strenger Dreiteilung der Gewalten bestehende, Freiheit in England selbst genau betrachtet gar nicht existierte.

Montesquiens Ideal ist im ganzen die gemäßigte Monarchie. Ihn aber überbietet in diesem der Genfer Jean Jacques Rousseau, welcher in seinem 1762 erschienenen „Contrat social“ die äußerste Demokratie als die an sich einzig naturgemäße Verfassung preist. Er will, wenn man ihn um seine Herzensmeinung fragt, nichts wissen von einer Monarchie, sondern einer solchen von Gottes Gnaden; in einem Gedicht an Friedrich den Großen nennt er sich l'ennemi des rois. Die Grundlage aller staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung ist vielmehr die absolute Gleichheit und Freiheit aller Menschen. Da nun aber der Schwache vom Starken fortwährend bedroht wird, empfiehlt es sich, daß ein Vertrag geschlossen wird, welcher alle ursprünglichen Freiheiten nummehr bindet, aber auch allen Schutz, allen Anteil an der Regierung sichert. Die Souveränität ruht in allen, und im Volke; alle Beamten, selbst die Könige, sind nur auf Widerruf angestellt; das Volk muß von Zeit zu Zeit die doppelte Frage vorgelegt werden, ob es die be-

stehende Regierung nicht ändern und ob es die Beamten nicht wechseln will. Der Wille der Mehrheit ist als allgemeiner Wille anzusehen; in dringenden Verwaltungsfällen reicht eine Stimme Mehrheit hin, um den „allgemeinen Willen“ zu stande zu bringen.

Man hat Rousseau schon oft so mißverstanden, als ob er, „der Prophet der Revolution“, diese absolut demokratische Staatsform, bei welcher das Volk niemals Abgeordnete wählt, sondern über alles selbst direkt abstimmt (das jetzt sog. Referendum), habe überall eingeführt sehen wollen. Das ist seine Ansicht entschieden nicht gewesen. Er gibt ausdrücklich zu, daß für große Staaten die Monarchie thatsächlich doch am besten passe, und meint einmal sogar, wenn eine Aristokratie aus lauter Weisen gebildet werden könnte, so wäre das die beste Staatsform. Sein demokratisches Staatsideal erklärte er für ausführbar nur in kleinen Staaten, wo die Menschen vom Landbau leben und einfache Sitten bestehen; je größer der Staat, desto weniger kann das Volk selbst seine Geschäfte besorgen: das sieht Rousseau sehr wohl ein; aber, wirft er ein, im Altertum hat es solche Stadtstaaten gegeben und solche fordere ich. Aber eben die Bedingungen nun, an welche Rousseau selbst die Durchführbarkeit seiner Ideen geknüpft hat, wurden von seinen Anhängern übersehen. Der Schule Montesquiens, welche die gemäßigte Monarchie anstrebte, trat bald übermächtig die Schule Rousseaus entgegen, welche die unbedingte Demokratie überall, auch in großen Staaten, verlangte. Und da diese Demokratie ihrer Ansicht nach das allein Berechtigte, weil allein Vernunftgemäße war, so entwickelte sich folgerichtig die Lehre vom allmächtigen demokratischen Staat. Die *volonté générale*, die in der Volksversammlung ermittelt wird, ist befugt, allen individuellen Widerstand zu zermalmen. Es sind die Ideen des Robespierre, St. Just und Gouthon, welche naturgemäß aus der Saat emporsprossen, welche der *Contrat social* erstmals ausgestreut hat.

Fassen wir alle Momente des Zustandes zusammen, wie er beim Tode Ludwigs XV., am 10. Mai 1774, sich darstellt. Die Person des Königs war tiefster Mißachtung verfallen; die Institution des Königtums selbst begann in Zweifel gezogen zu werden, mindestens forderte man dessen Beschränkung durch eine Verfassung mit Volksrechten; die Finanzen waren zerrüttet; gegen die feudalen Privilegien hatte sich der darunter leidenden Massen eine gewaltige Erbitterung bemächtigt und die Theorie brach über dieselben den Stab. Nicht in Frankreich nur war man unter diesen Umständen gewiß, daß eine totale Umwälzung vor der Thür stehe: der Deutsche Forster schrieb schon 1779: „Die Dinge können nicht bleiben, wie sie sind; alle Anzeichen deuten darauf hin;“ und 1782: „Europa steht vor einer schrecklichen Revolution; die Masse ist so verdorben, daß ein Uderlaß wohl notwendig werden

kann;“ und Jacobi erklärte, er wünsche eine allgemeine Ueberschwemmung durch Barbaren, damit dieser stinkende Sumpf aus Europa weggeschwemmt und die jungfräuliche Erde bloßgelegt werde. Eine Ueberschwemmung durch Barbaren — das waren wieder Rousseaus Gedanken, welcher von der Vernichtung der Ueberkultur, von der Rückkehr zu der seit Jahrtausenden verlassenen Natur allein das Heil erwartete. In der heutigen Gesellschaft ist nach Rousseau alles Zwang, Unnatur und Unterwerfung; wir werden geboren, leben und sterben in der Sklaverei: hier kann nur eine totale Zerstörung Hilfe bringen.

II.

Die Anfänge Ludwigs XVI.

Der neue Monarch ward mit ausschweifenden Hoffnungen von seinem Volke begrüßt, das in seiner ungeheuren Mehrheit trotz allem noch bis ins Mark der Knochen royalistisch war. Wer den Franzosen Abneigung einflößte, das war nicht Ludwig XVI. selbst, sondern seine Gattin, die „Deserterin“ Marie Antoinette oder, wie die Franzosen sagen, Antoinette, die Tochter Maria Theresias, damals 19 Jahre alt: schön, heiter, lebenslustig, sehr lebhaften Geistes, gemütsvoll, eine liebevolle Gattin, aber von ihren Hofleuten verleumdet, dem Volk stets eine Fremde, in der Politik immer mehr österreichisch als französisch gesinnt, in ihrem Benehmen nicht stets so vorsichtig, daß eine bössartige Kritik nicht hätte Handhaben finden können. Der König selbst war, wie treffend gesagt worden ist, ein Fürst, wie er in Idyllen und moralischen Erzählungen vorkommt, voll Herzensgüte, treu gegen alle, welche er einmal in sein Herz geschlossen hatte, bescheiden, sanft, von aufrichtiger Frömmigkeit. Aber diese Fähigkeiten, welche in ruhigen Zeiten genügt hätten, den König zum beliebtesten Manne in Frankreich zu machen, ihm eine glückliche Regierung zu ermöglichen, waren gänzlich unzureichend unter den außerordentlichen Verhältnissen, welche Ludwigs XVI. Eingreifen erheischten. Frankreich brauchte einen Monarchen, wie es deren schon viele gehabt hatte, welcher nicht bloß „zu lieben, zu verzeihen, zu leiden und zu sterben, sondern zu regieren verstand“: welcher, wie einst seine Ahnen im Mittelalter, entschlossen die Sache des dritten Standes zu der seinigen machte, ihn von den Lasten befreite, unter welchen er seufzte, und so das Volk gerade dadurch leitete, beherrschte, in der Hand behielt, daß er seinen Wünschen nachkam. Wenn das geschah, so war mit Sicherheit zu erwarten, daß die nationale Monarchie, weit entfernt durch die Revolution weggeführt zu werden, vielmehr neue Wurzeln treiben würde durch die Reform. Es war eine schicksalschwere Stunde; die französische Nation erwartete von ihrer Dynastie, daß sie, wie so oft schon, sich größer zeigen werde als die ihr gestellte Aufgabe, daß sie das Vaterland retten und so abermals dorthin werde, daß die Monarchie, weil sie

von allen Staatsformen am meisten Initiative besitzt und am raschesten den Dingen auf den Leib zu rücken vermag, auch die, praktisch genommen, für alle diejenigen Zeiten beste Staatsform ist, welcher große soziale Aufgaben gestellt sind, welche neue Organisationen der Gesellschaft zu gründen haben.

Es war eine entscheidende Probe für die französische Monarchie. Und mit Betrübnis und Schmerz muß man es sagen: der Monarch, welcher damals an der Spitze des Staates stand, hat diese Probe nicht bestanden: so macker und ehrenwert er an sich war, ein König im eigentlichen Sinne des Wortes war er nicht. So ward die Monarchie gewogen — und zu leicht befunden.

Ein König muß erst prüfen, dann sich entscheiden, endlich wollen — wollen aber mit ganzer Kraft. Gerade hier jedoch versagte Ludwigs Natur gänzlich. „Die Schwäche und Unentschlossenheit des Königs,“ sagte sein eigener Bruder Stanislaus, Graf von der Provence, der spätere Ludwig XVIII., „sind über allen Begriff. Man stelle sich eingeeölte Eisenbuckeln vor und versuche sie beisammen zu halten, das wäre noch leichter, als meinen Bruder dahin zu bringen, daß er folgerichtig ein Ziel im Auge behält und es bis zur Erreichung verfolgt.“ So geschah es, daß der König, statt die Dinge zu leiten, bald genug ihr Spielball wurde, bis er zu Grunde ging.

Zunächst schien es, als ob in der That die Monarchie einen entschlossenen Anfang mit der Politik der Reformen machen werde. Ludwig berief in sein Ministerium Männer wie St. Germain, Malesherbes und Turgot, die als entschiedene Vertreter der neuen Ideen galten. St. Germain that Großes für die Herstellung des unter Ludwig XV. so namenlos verwahrlosten Heeres, führte im wesentlichen die Lineartaktik Friedrichs des Großen ein, ohne die alte, zum Vorstoß mit blanker Waffe so geeignete Kolonnenstellung ganz fallen zu lassen, welche bei vielen als dem ungefüimen nationalen Charakter allein entsprechend galt, und brachte das Heer auf 208 Bataillone, 216 Schwadronen und 7 Artillerieregimenter; im amerikanischen Krieg hat dieses Heer durch tapfere Thaten und strahlende Manneszucht die Schmach von Rossbach in Vergessenheit gebracht. Malesherbes hat als Vorstand des Obersteuerhofes das Fiskalwesen zu reformieren versucht und Preß- und Gewissensfreiheit, Erneuerung des die Calvinisten schützenden Edikts von Nantes: Abschaffung der lettres de cachet erstrebt; er besuchte selbst die Gefängnisse und setzte die Verhafteten in Freiheit. Turgot trat an die Spitze des Finanzamtes; er war von allen dreien der größte und entschiedenste Reformier; als man ihn dem König als Gottesleugner verdächtig machen wollte, gab Ludwig, dieser fromme Christ, die Antwort, welche Voltaire noch mit Entzücken vernahm: „Er ist ein ehrlicher Mann; das genügt mir.“ Auf Turgots Antrag verfügte der König im

Januar 1776 die Aufhebung der Kornzölle, die beim Uebergang des Getreides von einer Provinz in die andere erhoben wurden, und dem Getreideverkehr so großen Vorschub leisteten, ferner die Auflösung von Zünften und Gilden, die Beseitigung der Zehnden; Turgot beantragte, daß die Stelle aus dem Königs-Eide wegfalle, welche den König zur Ausrottung der Ketzer verpflichtete. Turgot war vollkommen freisinnig, aber eben deshalb war er dafür, daß dem König die absolute gesetzgeberische Gewalt zustehe; er wußte wohl, daß vorläufig die Annahme des Montesquieu'schen Staatsideals von der räumlichen Teilung der drei Gewalten nur den Verzicht auf alle Reformen bedeutete hätte, und kannte auch den Starrsinn der Parlamente, welche, von Ludwig XV. fast vernichtet, von Ludwig XVI. aber soeben neu bestätigt, sich gegen alle Maßregeln auflehnten, welche den Adel, dem auch sie an gehörten, zu verfürzen geeignet waren. Man erlebte ein lit de justice, durch welches der König die Protokollierung der Januar-Erlasse erzwang; aber es war ein Pyrrhussieg der Reform. Leider hat die Königin, deren Hofhalt von Turgot eingeschränkt wurde, an der Ministerarbeit gegen ihn und Malesherbes sich beteiligt; am 12. Mai 1776 erhielt letzterer auf sein Ansuchen die Entlassung, während er eine energische Rundgebung des Königs zu seinen Gunsten hätte erwarten dürfen, und Turgot empfing den Befehl sich zurückziehen: er, von dem der König kaum erst bezugt hatte: „Nur ich und Turgot lieben das Volk.“ „Sie sind glücklicher als ich; Sie können abdanken,“ sagte der König damals zu Malesherbes. Das sind Worte, die besser als alles die Schwäche des Monarchen charakterisieren. Man entnimmt ihnen, daß Ludwig Malesherbes und Turgots Absichten teilte, daß er, wie seine Minister, des Widerstandes, der sich erhoben hatte, überdrüssig war. Für einen Mann von dem Schlag Heinrichs IV. wäre das ein Anlaß gewesen, die Gegnerschaft mit einem Quos ego! niederzuknietern; Ludwig XVI. wich vor ihr zurück. Man braucht nicht mehr, um ihn von Grund aus kennen zu lernen: kaum, daß er sich seiner Gemahlin versagte, welche Turgot in die Bastille, das alte Gefängnis für Staatsverbrecher, zu schicken vorhatte.

Zwei Jahre und einen Tag hatte die Periode der Reform gedauert, wenn man sie von Ludwigs Regierungsantritt an rechnet; der 12. Mai 1776 ist ein verhängnisvoller Tag in der Geschichte Frankreichs. Nunmehr folgte ein grundstößiges Hin- und Hertasten, ein System der bloßen Ausflüchte, der Palliativmittel, wodurch das Uebel nicht beseitigt, sondern nur zeitweise gemildert und vertuscht werden konnte. Zunächst ward die Leitung der Finanzen dem aus Genf stammenden Bankier Necker übertragen, welcher aber als Protestant, als Fremdling, als Bürgerlicher so viele Rücksichten auf den Klerus, die nationalen Empfindlichkeiten, den Hof und den Adel zu nehmen hatte, daß von durchgrei-

fenden Maßregeln auch dann nicht hätte die Rede sein können, wenn Necker ein Mann von großen Gesichtspunkten und durchgreifendem Willen gewesen wäre. Er erhob keine neuen Steuern, weil das seit Turgots Auftreten moralisch unmöglich geworden war, und deckte dafür die klaffenden Lücken des Staatshaushaltes mit fortwährenden Anleihen zu. Unter ihm wurde die Finanzfrage, die schon vorher dringlich gewesen war, die brennendste von allen, weil der amerikanische Krieg wieder ungeheure Summen erforderte; binnen fünf Jahren nahm Necker 530 Millionen auf. Im Jahre 1781 trat er zurück, weil er sah, daß tiefgreifende Maßregeln nicht länger verschoben werden konnten, und nun folgten die Ministerien von Joly de Fleury, Vergennes, Ermeillon und 1783 Calonne, unter welchen namentlich letzterer durch leichtfertiges Schuldenmachen die Not des Staates aufs äußerste steigerte. Als Calonne nicht mehr aus noch ein wußte, so veranlaßte er im Dezember 1786 den König zur Berufung der Notabeln, d. h. angesehener Männer. 144 an der Zahl, unter welchen sich neben einer Masse von 123 Edelleuten und 14 Erzbischöfen und Bischöfen nur 7 Bürgerliche befanden — ein sprechendes Beispiel von dem Wesen des ancien régime. Diesen Notabeln schlug Calonne mit einem politischen Anpassungsvermögen, das erstaunlich ist, als zweckdienlichstes Heilmittel die Abschaffung aller Steuervorrechte von Adel und Klerus vor; er erklärte, es sei ein wahres Glück für den Staat, daß so viele Mißbräuche in ihm bestünden: man könne dadurch so leicht Geldquellen für ihn erschließen. Das Wort bezeichnet schlagend die Leichtfertigkeit des Ministers; er verlor darüber im April 1787 seinen Posten, zwei Tage nachdem ihm Ludwig noch aufs bestimmteste seine Unterstützung zugesichert hatte. Aber das Wort „Beseitigung der Vorrechte“ war einmal von amtlicher Stelle gefallen; Calottes Sturz hat wie der von Turgot die Krisis nicht aufgehalten, sondern nur beschleunigt. Die Notabeln selbst erklärten, daß sie, weil bloß vom König berufen, nicht als Vertreter des Volkes gelten und also auch nichts bewilligen könnten; das Pariser Parlament forderte mit klaren Worten, daß man die Stimme der Nation vernehmen und den seit 1614, also seit 173 Jahren nicht mehr berufenen Reichstag, die états généraux, einberufen solle. Das Ministerium Brienne, das diesen radikalen Umschwung, den Sturz des absoluten Systems, durch Eintreibung von Stempelsteuern vermeiden zu können hoffte, brach im August 1788 unter dem Druck der mächtig erregten öffentlichen Meinung zusammen; indem der König Necker, in dem alle Welt den Bahnbrecher einer neuen Zeit zu sehen naiv genug war, zum zweitenmal ins Amt berief, war auch die Frage entschieden, ob die Monarchie abhelfen bleiben könne oder ob sie die Hilfe des Reichstags zur Abstellung eines Zahlungsbetrags im Staatshaushalt bedürfe, welcher jährlich auf volle 198 Millionen Lira,

schlagen war. Ludwig willigte in die Berufung der Reichsstände; das ancien régime erklärte damit vor aller Welt, daß es bankrott geworden war; wie 1302 rief das Königtum selbst die Nation herbei, um eine schwere Krisis mit ihr zusammen zu überwinden. Aber sofort erhob sich eine neue Frage. Im Jahre 1614 hatte die Reichsversammlung aus drei Kammern bestanden, welche gesondert berieten und schloßten: aus der Kammer der Abtlichen, der Geistlichen und der der Bürgerlichen. Es erschien der neuen Zeit und ihren Aufgaben nicht entsprechend, daß diese Scheidung aufrecht erhalte; das alte den neuen Wein in alte Schläuche fassen; Abt Sieyès mahnte in einer berühmten gewordenen Flugschrift, daß der dritte Stand nichts bedeute, während er doch die große Mehrheit der Nation ausmache: er wolle von jetzt ab etwas gelten. In dieser Frage waren auch viele Abtliche, welche sonst liberal dachten, unzugänglich. Aber benoht am Ende den König zu einer neuen Maßregel: der dritte Stand sollte doppelt so viel Abgeordnete wählen, als einer der bevorrechteten, so daß rund 600 Bürgerliche 300 Abtlichen und 300 Geistlichen gegenüberstanden. Sollte dieses Übergewicht etwas bedeuten, so mußten die 1200 in einer Versammlung vereinigt sein: das war durch die klarste Folgeentscheidung gefordert; aber die Regierung, welche sich weigerte, hütete sich zu sagen. So ließ sich wieder am Ende das abtragen, was sie selbst angebahnt hatte und nun vornherein als freie Gabe hätte gewähren sollen. Seit 1788 waren die Verhandlungen zum Reichstag im Gang; am 1. Mai 1789 erfolgte die Eröffnung des Reichstages im Königschloß zu Versailles. In der Stätte, wo Ludwig XIV. seinen Absolutismus zur Schau gestellt hatte, zog die neue Zeit ein.

III.

Verfassungsgebende Versammlung (Constituante) bis zum 6. Oktober 1789.

Die Frage, welche zur Berufung der Reichsstände geführt hatte, war die der Abheilung des Defizits; Necker hielt hierüber gleich am Tage der Eröffnung einen kurzen Vortrag, in welchem er die Höhe des jährl. Abmangels auf 56 Millionen wies, während sie in Wahrheit 198 Millionen betrug; er leitete daraus die Möglichkeit her, einen so unbedeutenden Fehlbetrag durch Erparnisse an den Ausgaben zu decken, und daraus wieder zog er den Schluss, daß die Berufung des Reichstags eigentlich nicht notwendig gewesen und somit ein Ausfluß der königlichen Gnade sei. Wie er die finanzielle Lage verschleierte, so hütete er sich, die politischen Verhältnisse in reich galonierten Mänteln, in Regen und Federhut, rechts die Prälaten in farbigen Prachtgewändern und

weißen Chorhemden und die Landpfarrer in ihrer bescheidenen Amtstracht; die bürgerlichen Abgeordneten in schwarzen Röcken, von denen hinten ein schmales seidenes Mäntelchen herabhäng, füllten den Hintergrund des Saales aus. Man gab ihnen zu fühlen, daß sie erst an dritter Stelle ständen; aber bald zeigte sich, daß die Dinge in Wahrheit ganz anders lagen, als die Höflinge sich dieselben dachten. Die Vertreter des dritten Standes hatten die Empfindung, daß sie das Volk vertraten, dem geholfen werden müsse; sie standen auf dem Standpunkt, den Sieyès entwickelt hatte: sie wollten zur Geltung kommen, und sie hatten einen Anhaltspunkt für ihr Verhalten an den sog. cahiers, den „Heften“, in welchen nach der alten Gepflogenheit die Wähler den Gewählten ihre Beschwerden und Wünsche schriftlich übergaben. Die cahiers, welche dem dritten Stand seine Aufgabe vorzeichneten, forderten Abtötung in einer Reichsversammlung nach Köpfen, Abschaffung aller feudalen Vorrechte, gleiches Erbrecht, Gleichheit der Steuern, Befreiung der Bedürfnisse der Armen von der Steuer, Wahl der Geistlichen durch das Volk, Abschaffung oder doch Verminderung der Klöster, der geistlichen Stiftungen und Zehnten; Gesetzgebung durch König und Volk zusammen; Steuerbewilligung erst, nachdem eine Verfassung errichtet ist. „Gebet der Himmel,“ sagt ein Dorf der Normandie, „daß der Monarch die Verteidigung des armen Bürgers, welcher durch die Schreiber, die Herren, die Richter und den Klerus tyrannisiert wird, in seine Hand nehmen möge.“ „Sire,“ schreibt ein Dorf der Champagne, „alles, was man uns von Eurer Seite schickte, zielte immer darauf ab, Geld zu erhalten. Man machte uns Hoffnung, daß das aufhören werde, allein es wurde immer ärger. Wir hielten uns deshalb nicht an Euch, so sehr liebten wir Euch, sondern an Eure Beamten, welche ihre eigenen Geschäfte besser zu besorgen verstehen als die Euerigen. Wir glaubten, daß sie Euch täuschten, und wir sagten uns in unserem Kummer: wenn unser guter König das wüßte!“ Wenn Ihr die armeligen Hütten sähet, die wir bewohnen, die elende Nahrung, die wir zu uns nehmen, so würdet Ihr gerührt sein; das würde Euch besser als unsere Worte sagen, daß wir nicht mehr können und daß man uns erleichtern muß!).“

Welch rührende Anhänglichkeit an den König, welch unerschütterliches Vertrauen spricht aus solchen Aktenstücken! Aber wenn geholfen werden sollte, so mußte der dritte Stand in die Lage versetzt werden, die Uebellwollenden unter den Privilegierten zu überstimmen: er bestand deshalb auf der Forderung der einen Kammer und nahm am 17. Juni auf Antrag von Sieyès den Namen *assemblée nationale* an, womit ausgesprochen war, daß außerhalb dieser Versammlung die Nation nicht existiere, daß also die Kurien von Adel und Klerus,

welche noch für sich tagten, nicht als Teile der rechtmäßigen Volksvertretung angesehen werden dürften. Jetzt gelang es der reaktionären Hofpartei, den König zum Eingreifen zu bewegen; am 20. Juni ward der Sitzungsaal der Nationalversammlung geschlossen und öffentlich angekündigt, daß am dritten Tag der König selbst vor den Ständen erscheinen werde, um seinen Willen kundzutun. Die Erklärung war so rücksichtsvoll als möglich gehalten; aber über ihre Tragweite konnte sich niemand täuschen: die Nationalversammlung beschloß denn auch nicht zu weichen, und den Sinn der bevorstehenden königlichen Kundgebung noch nicht kennend, aber ihn als sicher annehmend, leisteten ihre Mitglieder den Schwur, „daß sie sich niemals von der Nationalversammlung trennen und sich allenthalben versammeln wollten, wo die Umstände es gestatten, bis die Verfassung des Königreichs vollendet und auf festen Grundlagen errichtet sein werde.“ Diesen Eid haben die Abgeordneten auch gehalten. Als der König am 23. Juni in feierlicher Sitzung befohl, daß die drei Stände nach drei Kammern beraten sollten, da antwortete einer der Abgeordneten dem Oberzeremonienmeister Marquis de Brézé, welcher den Befehl ausgeführt wissen wollte: „Wenn Sie Auftrag haben, uns aus diesem Saal zu entfernen, so lassen Sie sich auch den Befehl zur Anwendung der Gewalt geben; denn wir werden unsere Plätze nur vor den Bajonetten räumen.“ Auf den genauen Wortlaut, welcher in ein paar Einzelheiten nicht durchaus feststeht, kommt es hier so wenig an als bei den Worten, mit welchen Luther in Worms beteuert hat, daß er im Gewissen gebunden sei, sich nur vor Gottes Wort zu beugen. Der Sinn war, daß die Nationalversammlung da sein und da bleiben werde, nach der königlichen Erklärung wie vor derselben; und als Ludwig XVI. dies wahrnahm, soll er gesagt haben: „Nun, wenn sie nicht gehen wollen, so mögen sie bleiben!“ Die Anwendung von Gewalt lehnte er ab; er wollte kein Blutvergießen. Das ist menschlich schön; das Wort selbst jedoch konnte nur ein so absolut bestimmbarer König aussprechen. Der Abgeordnete aber, welcher dem unwiderruflichen Entschluß der „communs“ von Frankreich lapidaren Ausdruck gegeben hatte, war der fähigste Kopf der ganzen Versammlung, der einzige große Staatsmann des damaligen Frankreich, Gabriel Honoré Riquetti Graf von Mirabeau, geboren am 9. März 1749, der Altersgenosse Goethes, ein Mann von stürmischer Vergangenheit, welcher selbst schwer unter den Willkürlichkeiten des ancien régime gelitten hatte: Viermal, auf der Insel Rhé, in Manosque, auf Schloß If bei Marseille, im Fort de Jouy hatte er infolge von lettres de cachet gefangen gesessen, war auch, und das nicht ohne Grund, wegen Entführung der Frau eines Gerichtspräsidenten, zur Enthauptung im Vilbe und zu 40 000 Livres Entschädigung verurteilt worden. So gewaltig sein Wesen war, so groß war seine Einsicht

1) *Le Peuple, Les origines de la France contemporaine*, I, 485–486.

und seine Thatkraft; als einen Vorkämpfer gegen den Despotismus fandte ihn die Stadt Aig in die Reichsstände, weil seine Standesgenossen nichts von ihm wissen wollten.

Wie der König seinen eigenen Worten vom 23. Juni keinen Nachdruck zu geben wagte, sondern vor der Nationalversammlung die Waffen streckte, so gingen allmählich die meisten Geistlichen, voran die Landpfarrer, und die meisten Edelleute zum dritten Stand über. Schon am 22. Juni waren 148 Geistliche im Sitzungssaal der commons erschienen; am 25. fand sich des Königs ränkevoller Vetter, Philipp Herzog von Orleans, mit 47 Adligen ein; am 27. erteilte der König, damit er nicht vollkommen beiseite liegen bleibe, den förmlichen Befehl, daß alle drei Stände sich vereinigen sollten. Es war das unbedingte Gegenteil dessen, was er vier Tage zuvor urbi et orbi als seinen Willen verkündigt hatte; alle Welt wußte von jezt ab, daß dies schwache Noth sich von jedem Winde beugen lasse. So gab auch die Reaktionspartei ihre Sache noch nicht verloren; sie hatte eine Niederlage erlitten, aber der Feldzug war damit noch nicht entschieden. In der zweiten Juliwocde bemerkte man, daß immer mehr Truppen, bis zu 30 000 Mann, nach Paris und Versailles gezogen wurden; die Nationalversammlung bat auf Antrag Mirabeaus den König um Rücknahme dieser Maßregel, an welche sich schweres Unheil knüpfen werde: als Antwort erfolgte am 11. Juli die Entlassung Neckers, verschärft durch den Befehl, daß derselbe ohne Säumen noch Aufsehen den Boden des Königreichs verlassen solle. Die Aufregung über dieses Ereignis war ungeheuer; alsbald stecken die Patrioten, von einem jungen Advokaten Camille Desmoulins dazu aufgefordert, grüne Blätter als Erkennungszeichen an ihre Hüte; auf dem Rathause bildet sich am 12. ein Ausschuß, welcher über die Sicherheit und Ruhe der Hauptstadt wachen soll, und dieser ruft eine Bürgerwehr von 48 000 Mann unter die Waffen. Schon hat der König wieder nachgegeben und den Abmarsch der von der Opposition bearbeiteten und ganz unzuverlässigen Truppen angeordnet, als am 14. eine Volksmasse sich auf das Invalidenhaus stürzt, dort 28 000 Flinten und 20 Kanonen raubt; ein anderer Schwarm wälzt sich gegen die Bastille als die Zwingburg von Paris, das Symbol des Despotismus. Die alte Feste, nur von 138 Mann — einer Handvoll Invaliden und einer Schar Schweizer — verteidigt, wird genommen und der Befehlshaber Delaunay samt seinem Major ermordet: das Gebäude selbst wurde später niedergedrückt. Es war ein Sieg des bewaffneten Pöbels, und vor diesem beugte sich zunächst alles; in den Provinzen führte die Nachricht erst von einer drohenden Reaktion und dann vom Sturm auf die Bastille zu einem furchtbaren Ausbruch der seit lange mehr und mehr angeschwollenen Unzufriedenheit. Die Bauern wollten unter keinen Umständen

das Joch länger tragen oder gar ruhig zusehen, daß es neu befestigt werde: sie erhoben sich und eine neue „Jacquerie“ wie im 14. Jahrhundert brauste durch das Land; allein im Maconnais sind 74 Schlösser verwüstet worden; in der Freigrafschaft brannte jeden Tag ein anderes Schloß. Der König hatte sofort nach dem 14. Juli Necker zum drittenmal ins Ministerium berufen und war selbst in Paris erschienen, um die Gemüther zu beruhigen: er steckte die Farben von Paris, blau und rot, an seinen Hut; er genehmigte die Wahl Baillys, des Präsidenten der Versammlung, zum Oberbürgermeister von Paris und die des freisinnigen Marquis de Lafayette, welcher vor zwölf Jahren den Amerikanern auf eigene Faust zu Hilfe gezogen war, zum Befehlshaber der Bürgerwehr, welche garde nationale heißen und Paris gleichermaßen vor der Reaktion wie vor der Revolution beschützen sollte. Es schien alles wieder in ruhige Bahnen zurückzuführen; an der Nationalversammlung aber war es, durch einen entschlossenen Schritt dem Erreichten die gesegnete Weiße zu geben und aller Welt kundzutun, daß es im Punkt der Abschaffung der mittelalterlichen Lasten kein Rückwärtsgehen mehr gebe. Diesen Sinn hatten die Beschlüsse, welche in der berühmten Nacht des 4. August gefaßt wurden. Man schaffte hier die Zehndienste ohne alle Entschädigung der Herren, die sonstigen Lehnrechte gegen eine gewisse Schadloshaltung ab; zum Gedächtnis dieser Sitzung, die von abends 8 Uhr bis morgens 2 Uhr dauerte, sollte eine Münze geschlagen und Ludwig XVI. als „Wiederhersteller der französischen Freiheit“ begrüßt werden. Noch war die Mehrheit der Versammlung gut monarchisch gesinnt, und wie falsch die Meinung ist, als ob die beiden bevorrechteten Stände insgesamt von schroffer Selbstsucht verblendet, allen Reformen abgeneigt gewesen wären, das sieht man daran, daß der Anstoß zu den Beschlüssen von dem Herzog von Aiguillon ausging, welcher dadurch doch enormen Schaden an Geld erlitt, und daß die Prälaten ihm ohne viel Umstände beipflichteten. Es war ein echt französischer Schwung in die Versammlung gekommen; sobald einmal das Eis gebrochen war, folgten sich die Erklärungen der Bevorrechteten, daß sie auf dies Recht und auf jenes Verzicht leisten wollten; auch die städtischen Vertreter gaben ihre Zünfte auf. Es ergab sich, wie wahr die Ansicht war, daß alle Welt die Privilegien an sich verwerfe und jedermann nur gerade seine Privilegien zu verteidigen gewillt sei, nicht aber die anderer: so ward die Reform gerade deshalb so leicht durchgeführt, weil sie so radikal war, weil sie alle Vorrechte mit einem Schlage mit sich fortnahm. Wenn aber seitens mancher Betroffenen laute Klagen geführt und in Erinnerung an einen anderen Augusttag — des Jahres 1572 — von einer „Bartholomäusnacht des Eigentums“ gesprochen ward, so ist dagegen mit Recht gesagt worden, daß der

4. August nur das begrub, was seit dem 14. Juli ohnehin tot war. Niemand hätte es wagen dürfen, die Ungleichheit unter den Menschen, die Ausbeutung der Bauern durch ihre Herren aufrecht zu erhalten, beziehungsweise wieder herzustellen.

Mit dem 4. August war ein Hauptziel der Bewegung erreicht; es blieb noch übrig die Vereinbarung einer Verfassung und die Beseitigung des Defizits. Zunächst nahm die Nationalversammlung die erste Aufgabe in Angriff, getreu dem Schwur, welchen sie am 20. Juni im Ballsaal geleistet hatte. Als eine Art von allgemeinem Programm wurden am 27. August die sog. droits de l'homme, die „Menschenrechte“, verkündigt: die Menschen werden frei und gleich in ihren Rechten geboren und jede politische Verbindung hat den Zweck, ihnen die Güter der Freiheit, des Eigentums, der Sicherheit und des Widerstands gegen Unterdrückung zu erhalten. Es folgte auf diesen Tag wohlmeinender, aber vieldeutiger und widerspruchsvoller Phrasen eine Reihe von harten, aber ideenreichen Kämpfen um die Grundpfeiler der Verfassung: die Rechte des Königs und des Parlaments. An der Monarchie hielt man fest; aber man umschränkte sie so sehr als möglich. Die Forderung eines Oberhauses wie in England, wofür die Montesquieu'sche Schule eintrat, wurde unter dem Eindruck der Lehren Rousseaus abgelehnt: es sollte nur eine einzige Kammer geben und sie sollte als Vertreterin des Volks nicht unter dem König stehen, sondern neben ihm. Man war sich bewußt, daß man den Engländern jetzt im Punkt der Freiheit voran sei: man hielt sich für zu aut, um von ihnen zu lernen. Der heftigste Kampf erhob sich über die Abgrenzung der Befugnisse der einzigen Kammer; es ward ihr sogar das Recht der Entscheidung über Krieg und Frieden zugeteilt, und bei der Frage, ob der König befugt sein sollte, gegen Beschlüsse des Parlaments Einspruch zu erheben, forderte die äußerste Linke die Beseitigung jedes monarchischen Vetos. Dagegen focht Mirabeau für das Veto und zwar für das absolute im Gegensatz zum bloß suspensiven, also für das Recht des Herrschers, einen ihm gefährlich erscheinenden Beschluß der Kammer ein für allemal durch sein Nein abzuthun, nicht aber seine Durchführung bloß für bestimmte Zeit aufzuschieben. Ewig denkwürdig bleiben diese Kämpfe deshalb, weil man damals klar empfand, daß das suspensive Veto als das Grab der Freiheit, als die Errichtung der Tyrannei der vielköpfigen Parlamentsmehrheit anzusehen sei, weit tausendmal schlimmer ist als die Tyrannei eines einzigen. Im Namen der Freiheit selbst mußte die Befugnis für die Kron gefordert werden, die Minderheit durch das absolute Veto zu schützen, sich in Wall aufzuwerfen gegen die Maßlosigkeit einer im Wahlkampf siegreich gebliebenen Partei. Die Konventswirtschaft ist der schlimmste aller politischen Uebel: er Frankreich binnen weniger Jahre

agenen Zeile schauernd erlebte, das riet Mirabeau, solange es Zeit war, zu verziehen. Es war vergeblich, weil Necker schwach genug war, dem König zu raten, er solle das suspensive Veto als eine Art von Ausgleich zwischen den äußersten Standpunkten — absolutes und gar kein Veto — gefallen lassen. So wurde am 11. September in der That dem König mit 673 gegen 225 Stimmen ein bloß suspensives Veto zuerkannt, worauf vier freisinnige, vier aufrichtige Royalisten aus dem Versammlungsausschuß austraten, und nachdem der König sich den Beschlüssen der Versammlung anbequemte hatte, wurde am 21. September das Veto näher so bestimmt, daß, wenn das Parlament in drei Legislaturperioden (eine zu zwei Jahren gerechnet) nacheinander denselben Antrag wiederholt angenommen hat, derselbe Gesetzeskraft erlangen soll, auch wenn der König ihm nicht beistimmt. Das war die verheißte Republik: das Parlament kann von nun ab, wenn es nur will, dem Monarchen seinen Willen aufzwingen, während der Monarch seinerseits kein Mittel hat, ebenso mit dem Parlament zu verfahren. Jede wahre Verfassung beruht auf der Gleichberechtigung der in ihr vereinigten Gewalten; das Gleichgewicht aber war in dem französischen Staatswesen von nun ab zwischen der Nationalversammlung verschoben. Man kann das, historisch betrachtet, wohl begreifen; die Franzosen kamen von der absoluten Monarchie her und meinten den König, dessen sie doch nicht entraten wollten, auf alle mögliche Weise sichern zu müssen, daß er nicht wieder in den alten Absolutismus zurückfalle. Soll, so ist gefragt worden, ein Mann sich der Einsicht aller widersetzen dürfen? Aber sehr richtig fragte Mirabeau dagegen: wenn das Parlament tyrannisch ist, was gibt es dann beim suspensiven Veto für ein anderes Mittel, sich des Tyrannen zu entledigen, als den Aufbruch?

Die schiefe Ebene war betreten; man schritt langsam, aber unaufhaltsam auf ihr vorwärts. In Paris herrschte Brotmangel; man glaubt, daß des Königs Vetter, der Herzog Philipp von Orleans, den man künstlich gesteigert habe, um einen Aufstand herbeizuführen, seinen Vetter zu entronnen und sich als Regenten für den verjährigen Dauphin einsetzen zu lassen: er kamte sich später, um den Revolutionären genehm zu sein, Philipp Egalité; er hatte unter der Monarchie eine ähnliche Rolle wie unter dem zweiten Kaiserreich der „rote Prinz“ Jerome Napoleon; er sah sich als den fortgeschrittensten unter den Prinzen des königlichen Hauses aus. Es ward die Forderung ausgegeben, daß der König unter seinen Pariserern wohnen müsse, damit er ihre Not sehr und ihr steure; am 5. Oktober zogen 40000 Menschen, Männer und Weiber der Halle, nach Versailles und erpreßten von dem König die Abkage, er wolle die Ueberfiedelung des Paris in Erwägung nehmen. Als noch morgens 2 Uhr alles die Ruhe

gesucht hatte, erfolgte plötzlich um 6 Uhr ein Ueberfall auf das königliche Schloß; die Königin konnte sich kaum noch in ihre Kleider werfen, um zu ihrem Gemahl zu flüchten; die Gardien wurden niedergemacht; erst nach einer entsetzlichen Stunde erschien Lafayette mit der Bürgerwehr und stellte die Ordnung her. Der Spott der Frau von Staël war wohl verdient: „Diese Herren sind wie der Regenbogen; sie erscheinen immer nach dem Gewitter.“ Aber das Ende war, daß König und Nationalversammlung noch am 6. Oktober nach Paris überfiedelten; inmitten einer von revolutionären Leidenschaften erfüllten entzündlichen Masse entbehrten sie jetzt aller Bürgschaften für die Freiheit ihrer Entschlüsse.

IV.

Die Revolution vom 6. Oktober 1789 bis zum 21. September 1791.

Ueber die Ereignisse der nächsten Epoche der Revolution müssen wir kürzer hinweggehen. Mit dem Augenblick, da König und Nationalversammlung sich an Paris ausgeliefert hatten, war die Notwendigkeit eines festen Steuermanns für das durch Klippen segelnde Staatsschiff eine besonders dringliche geworden; aber der Mann, welcher dazu befähigt gewesen wäre, Mirabeau, wurde durch einen von Neid und Thorheit eingegebenen Beschluß des Parlaments vom 7. November von der Ergreifung der Zügel abgehalten: kein Abgeordneter sollte diesem Beschlusse gemäß zugleich Minister sein dürfen. Es war dies das genaue Gegenstück zu England, wo das Parlament seine Allmacht gerade darauf gründete, daß die Minister aus seiner Mitte entnommen werden mußten. Den Einfluß auf die Beratungen des Parlaments, den eine gewaltige Popularität, eine mächtige Rednergabe und große staatsmännische Anlagen gewähren, konnten die Feinde Mirabeau nicht rauben; aber das konnten sie verhindern, daß Regierung und Nationalversammlung von einem klaren und festen Willen geleitet wurden. Die Versammlung begann, nachdem die Grundlagen der Verfassung festgestellt waren, sich mit der Neuordnung aller übrigen Verhältnisse und der Beseitigung des Defizits zu beschäftigen; zu letzterem Zweck wurde am 20. Dezember auf Antrag des Bischofs von Autun, Talleyrand, beschlossen, die Kirchengüter bis zum Betrag von 400 Millionen Livres zu verkaufen und die gleiche Summe an Papiergeld auszugeben, die sogenannten Assignaten, jede zu 1000 Livres, mit 5% verzinsbar, an allen Staatskassen zum vollen Werte anbringlich, mit Gültigkeit bis 1795; dann sollen sie vernichtet werden. Es war ein einfacher Akt des Raubs; man nahm der Kirche ihr Eigentum, weil man sich anders nicht zu helfen wußte und weil man die Macht hatte; man erklärte zur Begründung, daß das Kirchengut prinzipiell Nationalgut sei. Natürlich mußte der Staat nun für den

Unterhalt der Kleriker sorgen; es wurde also bestimmt, daß jeder Pfarrer sein Haus und mindestens 1200 Livres jährlich haben soll, womit für die Mehrzahl besser gesorgt war als bisher; die Bischöfe und Erzbischöfe sollen entsprechend höhere Bezüge haben. Bald folgte, am 12. Juli 1790, die sogenannte „Zivilkonstitution des Klerus“ nach, welche in echt Rousseauischer Weise die Geistlichen nicht mehr aus der Einsetzung durch den Bischof, sondern aus der Volkswahl hervorgehen ließ; ebenso sollten die Bischöfe selbst gewählt werden. Es war ein radikaler, ja ein tödlicher Eingriff in das innere Leben der Kirche; er entsprach aber der fast allgemeinen Strömung in der Versammlung, welche alles dem Volkswillen untergeordnet sehen wollte; auch die Richter sollten gewählt werden (und nur auf sechs Jahre), ganz wie der *contrat social* dies bezüglich der Beamten gefordert hatte. Damit der Volksstaat seiner Kleriker sicher ist, sollen sie laut Beschluß vom 27. November den Eid auf Gehorsam gegen König und Gesetz und auf die Aufrechterhaltung der Zivilverfassung schwören. Wie in Kirche und Justiz alles erneuert wurde (die 15 Parlamente wurden unter der Form unbestimmter Serien aufgehoben), so in der Verwaltung; an Stelle der alten historischen Provinzen Isle de France, Normandie, Picardie u. s. w. traten 83 Departements; die Leitung derselben untersteht je einem Präfecten; für jedes Departement soll es einen Bischof geben, über je zehn Bischöfen soll ein Erzbischof stehen. Am 20. Juni 1790 wurden alle Adelstitel: *marquis, chevalier, écuyer, comte, vicomte, messire, prince, baron, vidame, noble, duc* u. s. w. abgeschafft; es sollte keinen Erbadel mehr geben und jeder Bürger nur seinen Familiennamen führen. Am 14. Juli 1790 ward dann das große Verbrüderungsfest auf dem Marsfelde begangen, wozu fast eine halbe Million Menschen herbeiströmte; der König wohnte mit seiner ganzen Familie der Feier an, auf welcher die Fahnen der Nationalgarden der Departements geweiht und von allen Anwesenden, denen Lafayette die Formel vorsprach, Gehorsam der Nation, dem Gesetz und dem König geschworen ward; Ludwig seinerseits gelobte, daß er seine verfassungsmäßige Gewalt anwenden wolle, um die Verfassung aufrecht zu halten und die Gesetze auszuführen.

Die Eintracht, welche an diesem feierlichen Tage zu herrschen schien, war freilich mehr auf der Oberfläche als in Wahrheit vorhanden. Der König hatte als katholischer Christ schwere und sehr gerechtfertigte Bedenken gegen die Zivilkonstitution des Klerus, welche zwei Tage vorher von der Versammlung nach dreimonatlicher Beratung angenommen worden war. Er sah von ihr den Beginn des Bürgerkriegs voraus; denn so „philosophisch“ die Versammlung in ihrer Mehrheit war, so katholisch waren die Massen; es litt keinen Zweifel, daß sie hinter den Geistlichen stehen würden, welche von dieser Laizierung und Revolutionierung der Kirche

nichts wissen wollten. Aber Ludwig XVI. fühlte sich nicht stark genug, der Versammlung zu trotzen; leider war der Mann, welcher Freiheit und Autorität zu verschöffen sich bemühte, welcher seit geraumer Zeit des Königs geheimer Ratgeber war und von ihm einen Monatsgehalt bezog, Mirabeau, in dieser Sache, so scheint es wenigstens, so radikal und verblendet wie die Mehrheit der Versammlung; so viel an ihm lag, hat er die Herausforderung an das katholische Gefühl noch verschärft. Mit innerstem Widerstreben, aber keine Möglichkeit des Entkommens sehend, unterschrieb Ludwig am 24. August die Zivilkonstitution, und als der Papst derselben seine Genehmigung, wie er dies mußte, wirklich versagte, und nun nach Voidsels Antrag am 27. November jener Eid von den Geistlichen bei Strafe der Absetzung gefordert ward, da hieß er am 26. Dezember auch dieses Strafgesetz gegen die „réfractaires“ vom Klerus gut. Aber er war sich bewußt, daß damit die Grenzlinie zwischen dem, was er hinnehmen durfte und was nicht, überschritten sei. Solange es sich nur um ihn als König handelte, hatte er alles ertragen; seit aber sein katholisches Gewissen beunruhigt, sein Seelenheil in Frage gestellt wurde, seitdem war er entschlossen zum Kampf und erwartete nur die dazu günstige Zeit. „Ich würde lieber König von Mex als von Frankreich in einer solchen Lage sein,“ sagte er, nachdem er den Beschluß gegen die eidweigernden Priester unterzeichnet hatte; „aber das wird nicht mehr lange dauern.“ Selbst Mirabeau war seit langem der Ueberzeugung, daß der König sich mit der Versammlung nicht vertragen könne; er dachte sogar daran, die Unbeliebtheit der Zivilverfassung des Klerus zum Ausgangspunkt einer royalistischen Reaktion zu machen; er riet dem König, an das Volk Berufung einzulegen und durch Wahl einer neuen Versammlung die monarchische Stellung, aus welcher man ihn verdrängt hatte, zurückzugewinnen. Ein solches Vorgehen war freilich nur möglich, wenn Ludwig nicht in Paris war; sonst war er sofort Ziel eines Aufstands, einer *journée*, wie er sich ausdrückte. Mirabeaus ursprüngliche Ansicht war, daß der König sich kurzerhand der hauptstädtischen *Radicaille* dadurch entziehen solle, daß er sich in eine gut freisinnige und gut königliche Stadt der Provinz, etwa nach Rouen, begeben. Aber seit der große, leidenschaftliche Mann am 27. November dem Antrag Voidsels beigestimmt hatte, vielleicht doch nur, weil er von einer Opposition gegen denselben den Zusammenbruch seines Einflusses auf das Parlament fürchten mußte — schon lange galt er den Meißten als Verräter — seitdem war er dem König verdächtig und ohne alle Geltung bei demselben. Er starb vier Monate hernach, am 2. April 1791; man begrub ihn im Pantheon; nun er dahin war, kam es jedermann zum Bewußtsein, was man an ihm verloren hatte. Sein Verschwinden ließ eine Lücke, die niemand ausfüllen konnte; für den König gab es jetzt vollends kein

Bindeglied mehr mit der Versammlung. Schon lange trug er sich mit Fluchtgedanken; man lenkte seinen Willen auf Mex, wo der General Bouillé über treue Regimenter verfügte; von seinem Bruder, dem Grafen Artois, und anderen „Emigranten“, welche der Bastillesturm zur Auswanderung getrieben hatte, kamen die erlogensten Berichte über die Absichten des Kaisers Leopold II.: er sollte am 15. Juli 150 000 Mann absenden wollen, um seine Schwester, Marie Antoinette, zu befreien; der König könne das in Ruhe in Paris abwarten, weil ein Manifest des Kaisers die Stadt für alle Gewaltthaten, welche etwa vorkämen, verantwortlich machen werde. Diese, den wahren Absichten des Kaisers ganz entgegengesetzten Berichte erschreckten den König aufs äußerste; er wollte nicht mit Hilfe fremder Bajonette sein Recht wieder zurückerobern, sondern dieselbe durch die Dankbarkeit seines Volks wieder erhalten, dem er gesicherte Zustände, Religion und Freiheit zu gewähren vorhatte. Aus diesen psychologischen Voraussetzungen, der Abneigung gegen die atheïstischen Demokraten und der Furcht vor unzeitigem Eingreifen des Auslands, erklärte sich die Flucht des Königs vom 20. Juni 1791; sie ward so heimlich vollzogen, daß sie gelungen wäre, wenn den Flüchtlingen nicht mit den steigenden Aussichten der Rettung selbst allmählich die nötige Vorsicht abhanden gekommen wäre und wenn sie sich von vornherein mehr beeilt hätten. So wurde der König am 21. Juni im Varennes festgenommen und nach Paris zurückgebracht. Es war eine an dem Staatsoberhaupt vollzogene gewaltsame Handlung; denn wer konnte an sich demselben verwehren, daß er sich nach Mex begab? Die Flucht und deren Verhinderung zeigen deutlich, was die wahre Lage Frankreichs war; die Gewalten, welche in der Verfassung vereinigt werden sollten, waren vom tiefsten Mißtrauen gegeneinander erfüllt; die Versammlung erklärte den König, sobald seine Flucht bekannt ward, einstweilen für seines Amtes enthoben, und drei Monate hatte man in Frankreich die vorläufige Republik. Dieser Zustand bedrohte den Frieden Europas; Kaiser Leopold II., so abgeneigt er dem Kriege war, so wenig er auch jetzt auf das leidenschaftliche Drängen der Emigranten nach Gewalt hörte, konnte doch seine Schwester nicht ganz verlassen und nicht ruhig zusehen, wie in Frankreich die Monarchie zusammenbrach. Hier gab es ein monarchisches Gesamtinteresse; dieselben Autokraten, welche sich bisher oft genug befehdet hatten, mußten sich eng aneinander schließen, um das Obliegen der antimonarchischen Prinzipien zu verhüten. In Pillnitz bei Dresden kamen Leopold und Friedrich Wilhelm II. von Preußen zusammen und erließen hier eine Erklärung, welche die Herstellung der Ordnung und der Monarchie in Frankreich als eine für ganz Europa wichtige Sache bezeichnete und mit thätiger Einmischung drohte, falls alle Mächte sich zur

Mitwirkung herbeilassen würden. Der Kaiser mußte genau, daß dieser Fall schlechterdings nicht eintreten würde, weil England für kriegerische Maßnahmen nicht zu haben war; er betrachtete auch durchaus nicht, wie Gustav III. von Schweden dies that, als einziges Heilmittel *le fer et le canon*; er war bei seinem Schwager und bei den gemäßigten Mitgliefern der Versammlung für einen gütlichen Ausgleich thätig; die Erklärung sollte nur die Pariser Demokraten schrecken; insofern war sie, wie Mallet du Pan gesagt hat, „eine erhabene Komödie“. Thatsächlich wurde Leopolds Wunsch erfüllt; am 16. September genehmigte Ludwig XVI. die ganze Verfassung, in welcher ihm nach harten Kämpfen persönliche Unverletzlichkeit gewährleistet war, und trat damit als konstitutioneller Monarch aufs neue an die Spitze der Nation. Er war überzeugt, daß er nicht anders handeln könne: „die niedere Klasse schwärmt für Ungebundenheit, die höhere für Gleichheit; jene sieht sich beachtet, diese erblickt nichts mehr über sich“. Es war keine Wahl als abwarten, ob der Traum der Nation sich erwahren würde, „welche von der Verfassung einen seligen Zustand erhoffte“; nur wenn es anders kam, als alle Welt annahm, so ließ sich eine Zustimmung des Volks zur Abänderung dieser Verfassung erwarten. Am 21. September ging dann die Versammlung auseinander, nachdem sie ihren Schwur gehalten und Frankreich eine Verfassung gegeben hatte. Außerdem hatte sie die mittelalterlichen Vorrechte beseitigt und neue Einnahmequellen erschlossen; im ganzen hatte sie den Erwartungen, welche auf sie gesetzt worden waren, in der That entsprochen.

V.

Die gesetzgebende Versammlung.
1791—1792.

Die Aufgabe der nach einem kleinen Zensus in indirekter Abstimmung neu gewählten Nationalversammlung wurde schon durch den Namen bezeichnet, welchen sie führen sollte: *Assemblée législative*. Die Verfassung war abgeschlossen, die Grundlage des öffentlichen Lebens stand fest; es galt nunmehr die Gesetzgebung Frankreichs so zu gestalten, daß sie mit der Verfassung übereinstimmte. Das war eine ungeheure Aufgabe, welche die äußerste Arbeitsamkeit bedingte und auch mit der größten Hingabe von einer einzigen Versammlung nicht zu lösen war; man darf nur an die Schwierigkeit der Schaffung eines nationalen Rechtsbuchs denken. Jedenfalls erforderte diese Aufgabe den Geist vollster Sachlichkeit und ausdauerndsten Fleiß. In Wahrheit hat die Legislative, obwohl am 1. September 1791 745 Mitglieder 400 Juristen kamen, es also an Arbeitskräften nicht fehlte, ihre Aufgabe kaum in Angriff genommen, geschweige gelöst. Durch einen feltamen Mißgriff hatte die Konstituante verboten, daß eines ihrer Mitglieder in die Legislative eintreten dürfe; diese sollte etwa

ganz Neues sein, nicht gebunden durch irgend welche Rücksicht, noch irgend welche Beziehung zur Vorgängerin. Nachdem Frankreich 175 Jahre lang ohne reichshandliches Leben gewesen war, hatte es in den Jahren 1789—1791 etwas parlamentarischen Kapital angesammelt; kaum war es gewonnen, so faßte man den Beschluß, sich seiner nicht zu bedienen. Die Folge war, daß alle erprobten Männer aus der Legislative ausgeschlossen waren; sie bestand aus Neulingen, aus mittelständischen Menschen, welche sich von den umwandelten Mednern bestechen ließen, und die waren, wie das so zu sein pflegt, meist auf der Linken zu finden. Die konstitutionelle Rechte, die sog. feuillants, welche durch die Verfassung samt dem Königtum aufrecht halten wollten, zählten nur 100 Mitglieder, das ihnen nahe stehende, aber nicht zuverlässige Zentrum 60. Mehr als doppelt so stark war die Linke, die Jakobiner; sie mußerte 330 Mann. Die Mehrheit aber in der Versammlung hatte weder die Rechte noch die Linke; sie hing ab von etwa 250 in der Mitte stehenden Abgeordneten, welche bald nach rechts, bald nach links fielen, im ganzen aber den Haß gegen den Hof, die Aristokraten, die Priester erfüllt waren und die Revolution gegen die Gegenrevolution nur durch schneidende Maßnahmen schützen zu können glaubten. Bei dieser Stimmung waren sie leichter für die Linke zu gewinnen als für die Rechte. Mit einem Wort: die Verfassung vom Jahre 1791 konnte, kaum in Kraft getreten, schon als halb verloren gelten; nicht ganz ein Viertel der Nationalversammlung stand ehrlich zu ihr.

Die Jakobiner zerfielen wieder in die äußerste Linke, welche von dem als Mitglied der Konstituante außerhalb der Versammlung stehenden Robespierre geleitet wurde, und in die sogenannten Girondins oder Brissotins, so genannt, weil sie am guten Teil in dem Departement der Gironde gewählt und von Brissot geleitet waren, einem ruhelosen Agitator, welcher die bedenkllichsten Mittel nicht scheute, um an sein Ziel zu kommen; er war, sagt ein Bericht über ihn, ohne allen Sinn für die Wahrheit, ohne moralischen Takt, ohne Verständnis für die Tragweite des Wortes. „On disait brissoter pour intriguer.“

Mit Brissot verband sich auch einer der abtrünnigen Priester, Abbé Sieyès; er haßte den Hof wie Brissot und war überzeugt, daß Ludwig XVI. sich niemals leicht mit dem neuen Zustand der Dinge abfinden werde; ein Wechsel der Dynastie erschien ihm notwendig, um denselben zu bekräftigen. Für einen solchen Fall hielt sich des Königs Vetter Philipp von Orléans in Bereitschaft; was 1830 thatschlich geschah, daß die Bourbons von ihren Ketten abgelöst wurden, das suchte er schon 1791 durchzusetzen. Brissots Gedanken aber gingen weiter; er hielt nicht an einen Wechsel der Dynastie für notwendig; er durchdrang sich mit dem Gedanken, daß die Revolution sich mit dem

alten Europa im Kampfe messen und daselbe vernichten müsse. Weil er England, Holland, die Schweiz und Amerika gesehen hatte, so hielt er sich vor allen für befähigt, die auswärtige Politik zu beurteilen. Die Versammlung bildete 23 Ausschüsse für alle möglichen Angelegenheiten und nahm damit den sechs Ministern ihre Geschäfte ab; es war schon das System parlamentarischer Allgewalt, das später der Konvent auf die Spitze trieb und das man deshalb mit dem Namen der „Konventswirtschaft“ zu bezeichnen pflegt. In dem diplomatischen Ausschusse, welcher aus zwölf Mitgliedern bestand und auf je drei Monate gewählt wurde, führte Brissot das große Wort. Mittels dieses Ausschusses ist es den Girondisten gelungen, den Krieg mit Oesterreich, Preußen und dem Deutschen Reich unvermeidlich zu machen, trotz der Friedensliebe, welche aus den trüffigsten Gründen in Berlin und Wien herrschte, von Regensburg gar nicht zu reden. Der einzige wirkliche Beschwerdegrund, den Frankreich hatte, war der gewesen, daß man in Deutschland die Emigranten sich in Koblenz hatte bewaffnen, organisieren und zum Krieg schüren lassen; jeder Anlaß zur Klage war aber dadurch beseitigt worden, daß der Kurfürst von Trier die Entwaffnung und Zerstreung der Auswanderer geboten hatte. Dagegen war von französischer Seite nichts geschehen zur Entschädigung der im Elsaß begüterten deutschen Reichsfürsten, welche durch die Aufhebung der feudalen Lasten schwer in ihren Einkünften geschädigt waren und auf die doch die französischen Gesetze nicht als anwendbar angesehen werden konnten. Die Girondisten wollten aber von Einlenken gegenüber dem alten Europa nichts wissen; sie hielten Avignon fest, welches doch seit mehr als 400 Jahren dem Papste gehörte, sie drängten den König zu einem Dekret, welches die eidweigernden Priester aller bürgerlichen Rechte beraubte und sie auf dem gleichen Fuß behandelte, wie Ludwig XIV. die Calvinisten behandelt hatte. Dieses Dekret zu unterschreiben, weigerte sich der König standhaft; aber am 25. Januar ward er gezwungen, an seinen Schwager Leopold die Anfrage zu richten, ob er auf alle Unternehmungen gegen Frankreich verzichten wolle: wenn der Kaiser verneinend antwortet, so soll ihm am 1. März der Krieg erklärt werden. Auf ein so schroffes Vorgehen war nur eine Antwort möglich; die deutschen Mächte, welche über göttliche Vorstellungen niemals hatten hinausgehen wollen, setzten sich in Verteidigungszustand; an Stelle Leopolds, welcher am 1. März 1792 starb, nahm sein Sohn Franz II. den Handschuh auf. Am 10. März sprengten die Girondisten das gemäßigste Ministerium und zwangen dem König eins aus ihrer Mitte auf; am 20. April mußte er mit schwerem Herzen den Krieg gegen Oesterreich beantragen, aus dem der gegen Preußen mit Notwendigkeit folgte.

Dieser Krieg begrub die Monarchie; die Girondisten hatten in dieser Richtung nicht falsch gerechnet. Am Volk war man

überzeugt, daß der König und seine Gemahlin, die verhaßte Autrichienne, den Sieg der Deutschen innerlich wünschten; ein unvorsichtiger Satz im Manifest des Herzogs von Braunschweig, welcher ein österreichisch-preussisches Heer gegen Paris führen sollte, gab diesen Empfindungen noch erneute Nahrung: der Herzog drohte Paris für den Fall, daß dem König und seiner Familie irgend welcher Zwang angethan werde, mit „einer exemplarischen und für immer denkwürdigen Rache und einer gänzlichen Zerstörung“. Das ließ den König offen unter den Schutz der deutschen Bajonette stellen, welche Frankreich bedrohten; er erschien als der Verbündete der Feinde. Nichts konnte seinen Gegnern in Paris gelegener kommen; schon am 20. Juni hatte wieder eine journée stattgefunden, weil Ludwig in die Deportation der eidweigernden Priester nicht willigen wollte: stundenlang war der König in der Gewalt der Rebellen gewesen. Jetzt schritten die äußersten Jakobiner zur Gewalt, weil sie die Nationalversammlung denn doch abgeneigt fanden, den König kurzerhand abzusetzen. Am 10. August erhoben sich die Massen von Paris: das Schloß der Tuileries ward im Sturm genommen, die Schweizergarde niedergemacht; die Versammlung sprach unter dem Druck des Entsetzens die vorläufige Amtsenthebung des Königs aus, welcher mit seiner Familie bei ihr Schutz gesucht hatte. Die Geschichte kennt wenige solche Tage des Bluts, des Verrats, des Schreckens und der Gewalt wie diesen 10. August. An ihm triumphtierte eine kleine, aber rührige und mächtige Partei über den König, die Nationalversammlung, die Nation selbst; auch die Gironde gehörte zu den Besiegten; ein solches Vergehen war selbst ihr zuwider. Das Entscheidende war, daß die Jakobiner eben am Morgen des 10. August den rechtmäßigen Gemeinderat von Paris gesprengt und einen aus ihrer Mitte gebildet hatten; seitdem beherrschte „die Commune“ von Paris ganz Frankreich. Einer der folgerichtigesten unter den Parteigängern der Republik war Danton, welcher nunmehr Minister der Justiz ward: er wollte das Werk des 10. August vervollständigen und, nachdem man den König und seine Familie im Temple gefangen gesetzt hatte, die königliche Partei unschädlich machen. Mit der Losung: „Il faut faire peur aux royalistes!“ wurden die gräßlichen „Septemblemorde“ vollzogen, d. h. etwa 2000 eingekerkerte Priester und Monalisten nach einem äußerst summarischen Verhör hingerichtet. „Kinder,“ erzählt Heinrich von Sybel, „ließ man das Blut der Aristokraten trinken; Weiber verstümmelten die Leichname . . . In der Salpêtrière, einem Frauengefängnis, befriedigten die Arbeiter der Commune an den Opfern zuerst ihre Wollust, dann ihren Blutdurst; in Bicêtre mickelte man unter mehreren hundert Gefangenen 43 Knaben unter 16 Jahren nieder und wandte Artilleriefeuer an, um in kurzer Frist eine mög-

lichst große Menschenmenge hinzuschlachten . . . Mehr Detail zu wiederholen, als erforderlich ist, um Triebfedern, Urheber und Zweck der Frevel zu bezeichnen, hieße den Beruf des Geschichtschreibers besetzen."

Unter dem Eindruck dieser Greuel ward die convention nationale gewählt, welche über die künftige Verfassung Frankreichs entscheiden sollte. Am 21. September 1792 trat sie zusammen: am Tag vorher scheiterte der Herzog von Braunschweig an den „Thermopylen Frankreichs“, an Dnmouriez' Stellung bei Valmy, und indem die deutschen Heere auf den Rhein zurückwichen, ergossen sich die französischen Scharen auf allen Seiten über die Grenzen: am Ende des Jahres 1792 waren Belgien, Mainz, Savoyen in ihren Händen.

VI.

Der Konvent. Schreckensherrschaft.

Der 10. August hatte über Ludwigs XVI. Schicksal entschieden: er war vorläufig abgesetzt und gefangen, um bald ganz abgesetzt und auf Leben und Tod angeklagt zu werden. Die Royalisten waren hingerichtet worden: weshalb sollte man den Roi selbst schonen? Am 21. September sprach der Konvent auf den Antrag der Girondisten den Satz aus: „Das Königtum ist abgeschafft;“ die Heere, welche in die Nachbarstaaten einbrangen, ließen den Ruf erschallen: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit; Friede den Hütten, Sturz den Palästen!“

Aber mit der völligen Beseitigung des Königtums waren die äußersten der Jakobiner, welche seit Sommer 1792 den Namen „Der Berg“ führten und von Robespierre geleitet wurden, noch nicht zufrieden. Sie wollten den Tod des Königs, um jede Wiederkehr der Monarchie unmöglich zu machen; eine Nation, welche das Blut Ludwigs XVI. vergossen hatte, würde, so rechnete der Berg, sich niemals mehr mit seiner Dynastie ehrlich ausöhnen; und wer möchte leugnen, wenn er die französische Geschichte seit 1792 überblickt, daß die satanische Verrechnung ihren guten Grund gehabt hat? Die Bourbons sind wohl 1814 wiedergekehrt, aber nur, um 1815 abermals, nach 15 weiteren Jahren ein drittes Mal zu verschwinden. Als die Gironde die Absicht des Berges erkannte, da hat sie versucht, das Ungeheure zu verhindern; sie ahnte, daß mit dem König das Bollwerk dahinsinken würde, das Leben und Freiheit jedes Franzosen vor der blutdürstigen Willkür der Radikalisten unter den Radikalen beschützte. Ein Kampf von unerhörter dramatischer Spannung entwickelte sich zwischen den Parteien, welche bis vor kurzem brüderlich zum Sturz der Monarchie zusammengewirkt hatten; seit Jahren war die Person des Königs nicht von solcher Bedeutung gewesen als jetzt, da er arm, verlassen, gefangen im Temple saß, ohne jedes Mittel auf die Gestaltung seiner Zukunft einzuwirken. Die Gironde stellte den Antrag, daß man die Entscheidung über das Los des Königs einer allgemeinen

Abstimmung des Volks unterbreite; es konnte nichts Demokratischeres geben, als diesen Vorschlag. Aber die Männer des Berges, welche sich rastlos als die wahren Vertreter der Volksfreiheit aufspielten, waren gegen die Befragung des Volks, weil sie wußten, daß daselbe, wenn es zum Worte gelassen werde, mit ungeheurer Mehrheit, seinen royalistischen Gefühlen getreu, die Freisprechung Ludwig „Capets“ beschließen werde. „Das Volk,“ so sagte der Berg, „ist nicht reif zu einer solchen Abstimmung; es wird sich von den Aristokraten, den Verrätern, bethören lassen und für sein eigenes Verderben stimmen, für das Leben des Tyrannen.“ Die Berufung ans Volk ward am 13. Januar mit 424 gegen 283 Stimmen abgelehnt; noch blieb die Hoffnung, anstatt des Todes eine andere Straftat, etwa Kerker, durchzusetzen. Aber auch diese Hoffnung war eitel; die Männer des Berges sahen ihr Opfer so gut wie am Boden liegen; sie ließen es sich nicht mehr entgehen. Die Septembermörder drangen auf die Galerien, in den Saal des Konvents selbst; sie bedrohten jeden, welcher für Gefängnis stimmte, mit der Rache des Volks. So ward am 17. Januar mit 361 Stimmen der Tod des Königs beschlossen. Rechnet man die gegnerischen Stimmen zusammen, welche für Aufschub des Todes oder für Gefängnis sich aussprachen, so erhält man die Zahl 360. Mit einer einzigen Stimme Mehrheit ward das Verbrechen des Königsmordes beschlossen; es verdient für ewige Zeiten aufbehalten zu bleiben, daß die Mehrheit nur dadurch zu Stande kam, daß des Königs tüdlicher Vetter, Philipp von Orleans, genannt Egalité, „aus Pflichtgefühl“ für den Tod des Tyrannen stimmte: er hätte es freilich nur unter einer Bedingung wagen dürfen, von der Masse der Jakobiner abzuweichen, welche ihn längt an der Kehle hielten: um den Preis seines elenden Lebens, das er dann doch nur gefristet, nicht gerettet hat. Am 20. Januar nahm Ludwig XVI. Abschied von den Seinen: „es war,“ wie Heinrich von Sybel an einer seiner großartigsten Stellen sagt, „ein Ausbruch lang gehäuften Jammers zwei Stunden hindurch, eine einzige, nicht endende, mit Schluchzen erfüllte Ummarmung — nun ist auch das überwunden, sagte der König nachher, warum muß man auch lieben und geliebt sein in solchen Schmerzen; denken wir jetzt an das eine, was not thut, an das ewige Heil.“ Am Morgen des 21. ward Ludwig zum Blutgerüst geführt: er erlitt den Tod mit christlicher Geduld und königlicher Größe; an diesem Tage, wo er, das Ende vor Augen, noch seines armen, von blutdürstigen Tyrannen niedergeworfenen Volkes mit väterlicher Liebe gedachte, offenbarte er alles, was von Tugenden an ihm war. „Er war der einzige Mensch in Paris,“ — so sagt wieder Sybel, „und wer vermöchte es besser zu sagen? — der an jenem Tage den Frieden in seiner Seele besaß. Die zahllosen Anhänger der Revolution wandten sich unter dem Druck des Gewissens, die Gironde sah den eigenen

Sturz vor Augen, die Jakobiner knirschten über die Einsamkeit ihres Siegesjubiläums. Den Tag über blieben alle Läden in Paris geschlossen, die Stille eines dumpfen Staunens lag auf der Stadt, abends wurden die auf Befehl eröffneten Theater spärlich besucht. Die Frauen waren an jenem Tage traurig,“ sagt ein jakobinisches Journal, „das trug nicht wenig zu dem düstern Anblicke der Stadt bei.“

Einscharfblinder englischer Beobachter schrieb damals: „Das Los des unglücklichen Ludwig XVI. gibt sehr ernste Gedanken über das Benehmen unserer oppositionellen Schriftsteller ein. Die literarischen Banditen, welche jetzt Frankreich regieren, haben ihr Werk damit begonnen, daß sie den Privatcharakter des Königs lächerlich machten; vom Lächerlichen gingen sie über zur Schmähung; von der Schmähung zum Verrat. Die erste Spottschrift, welche den König in den Augen seiner Unterthanen herabsetzte, hat ihm vielleicht schon den Weg vom Palast zum Schafott geöffnet.“

Das Urteil trifft mit zermalmender Wucht die Gironde, welche mit unglaublicher Kurzsichtigkeit gegen den König und für die Schreckensmänner gearbeitet hatte. Sie stand vor dem Abgrund, und es vergingen nicht viel über vier Monate, so war sie hinabgestürzt. Am 2. Juni wurde der Konvent von den Pariser Volksmassen, den Chuehosen, sansculottes, gezwungen, die Häupter der Gironde gefangen setzen zu lassen, 2 Minister und 30 Abgeordnete. Zwei Drittel der Konventsmitglieder enthielten sich aus Scham der Abstimmung; 50 Mitglieder der Rechten erhoben sich sogar, vom Zorn übermannt, für die Girondins; aber der Berg stimmte mit Ja und er behielt recht. Der Konvent hat sich dadurch selbst verstümmelt; er war nichts mehr als lignum atque cadaver, unbedingt in der Hand der Robespierre und Genossen. Diese legten noch im Juni 1793 dem Volk selbst die „Verfassung vom Jahre 1793“ vor, welche alle möglichen Freiheiten enthielt, und in 7000 Gemeindeversammlungen ward sie gutgeheißen. „Es gab,“ sagt Taine, „naive Leute, die noch an amtliche Erklärungen glaubten und durch die Verfassung in stand gesetzt zu werden hofften, mit der Wahl einer neuen Versammlung (welche die Verfassung verheißt) die ehrenhaften Abgeordneten zurückzuführen und die herrschende Schufte auszuschließen.“ Es war eine grausame Täuschung. Als bald setzten die Machthaber die Verfassung außer Kraft, weil sie erst nach Beendigung des Krieges ohne Schaden in Wirksamkeit treten könne, und es ward allen klar, daß die Jakobiner jetzt so wenig als im Januar willens waren, dem französischen Volke das Recht freier Selbstbestimmung zu lassen; denn der erste Gebrauch, den es davon gemacht hätte, wäre die Vernichtung des Verrats gewesen. Der Nation blieb nur ein Recht: ihren Tyrannen zu gehorchen. Dahin war man mit der Revolution gelangt, daß eine weit schlimmere Despotie als die des

neien régime sich über Frankreich legte. Das Land hat diese Vergewaltigung nicht schweigend hingenommen; es erhob sich der Norden, voran die Normandie, der Westen, vor allem die königstreue und katholische Vendée, der Süden mit Lyon, Toulon, Marseille; der Stahl einer hochherzigen Normande, Charlotte Corday, traf rächend den scheußlichen Demagogen Marat, „der alle Fehler des Menschengeschlechts in sich vereinigte“. Aber die Heerscharen des Konvents warfen diese konservative Bewegung blutig zu Boden; Lyon ward größtenteils in die Luft gesprengt, Toulon verlor drei Viertel seiner Bevölkerung; bei seiner Einnahme ging zum erstenmale das militärische Gestirn Napoleon Bonapartes leuchtend auf. Am furchtbarsten wütete Carrier, welcher als Deputierter des Konvents, will thatsächlich sagen seiner Bezirksrichter, Nantes zu züchtigen hatte: er ließ, um rascher aufzuräumen, die „Verurtheilten“ auf die sog. bateaux de soupape bringen auf Schiffe, deren Boden weggezogen werden konnte: in der ersten dieser „voyages“ wurden 90 eidweigende Priester ertränkt, bei der zweiten kamen 129, bei der dritten 800 „Verräter“ an die Reihe. Carrier ließ dabei Ehegatten oder Brautpaare aneinander binden: man nannte das in der Sprache der Sansculotten les mariages de Vendée. Am 16. Oktober ward Marie Antoinette guillotiniert, welche zur Kummer trotz ihrer erst 38 Jahre alt gemacht hatte; am 31. folgten ihr die Häupter der Girondins im Tode; am 4. November fiel das Haupt Egalités, weil auch er ein Capet, also ein Verräter war. Er war es, allerdings nicht an den Jakobinern, aber an seinem Hause, an Ehre und Pflicht; sein Tod gewährt fast eine düstere Genugthuung inmitten so vieler Greuel. Am Ende wurden in Paris täglich durchschnittlich 60—70 Menschen vom „Revolutionstribunal“ verurteilt und durch das Fallbeil hingerichtet; man demokratisierte dadurch die Guillotine, man nahm dem Tod seine Schrecken; im Uffangnis wurden von denen, welche ihres Lebens nicht mehr einen Tag sicher waren, Theaterstücken aufgeführt und Liebschaften angedeutet; die natürliche Lebenslust rang dem Grauen noch vergnügte Stunden ab. Am 19. Mai 1794 ward auch des Königs Schwester, Madame Elisabeth enthauptet; der „Dauphin“, bezw. der rechtmäßige König Ludwig XVII., ein Knabe von acht Jahren, ward schon im Sommer 1793 dem tohen Schuster Simon übergeben, unter dessen Behandlung seine Gesundheit, wie man dies seitens der Sansculotten wünschen mußte, bald untergraben ward; im Juni 1795 ist er 16jährig gestorben. Wie man den Thron gestürzt hatte, so den Altar; im Oktober 1793 ward die Religion abgeschafft und am 10. November das Fein der Vernunft begangen, wobei eine schöne Opernsängerin Mailard in durchsichtigem Morkleide die Göttin der Vernunft darstellte und dem Konventspräsidenten Valoi den Schwesterfuß applizierte. Damals beantragte Hebert, man

solle alle Kirchenthürme abtragen, weil sie gegen die allgemeine Gleichheit verstießen; die christliche Zeitrechnung ward abgeschafft und nach Jahren der Republik gerechnet, deren erstes mit dem 22. September 1792 begann; die Monate, die Tage erhielten neue Namen (so der Mai und ein Teil des Juni Prairial, weil die Wiesen, les prairies, sich da begrünen); auch den Kindern wurden heidnische statt der christlichen Namen beigelegt. Handel und Wandel lagen entseßlich danieder, nicht bloß infolge des Krieges, welcher seit Sommer 1793 eine für die Republik immer günstigere Wendung nahm, sondern weit mehr infolge des Schreckensregiments; die Begriffe reich, Aristokrat, Verräter wurden allmählich gleichbedeutend. Wer Geld hatte, verbarg es; unter der Konstituante, sagt jener englische Bericht, hatte man sein Gold versteckt, unter der Legislative sein Silber; jetzt, unter dem Konvent verbirgt man das Kupfer; wir leben in einem neuen eisernen Zeitalter; Eisen ist das einzige Metall, das man noch sieht. Den täglichen Bedarf bestritt man mit Assignaten; da aber die kleinste noch auf 5 Livres lautete, so konnte man auf kleinere Einkäufe nichts herausbekommen; am Ende schufen die Gemeinderäte Scheine bis zu 5 Sous abwärts, die aber auch rasch verschwanden; so „depopularisierte“ das Papier die Revolution, die ohnehin wenig Popularität genos.

Ganz unglaublich war die moralische Schlechtigkeit der Führer dieser Revolution. Sie gingen aus den untersten Schichten des Volks hervor oder stützten sie sich doch auf dieselben; die Proletarier lebten auf Kosten der Reichen; wer die Volksversammlungen der „Sektionen“ besuchte, bezog 2 Frank täglich; das Brot bekam einen höchsten Preisfuß, über welchen die Bäcker nicht hinausgehen sollten; damit sie bestehen konnten, gab ihnen der Staat Zuschüsse, die natürlich aus den Taschen der Reichen bestritten wurden. Kein Wunder, daß die öffentlichen Ausgaben sich unter dem jakobinischen Regiment vervierfachen; in vier und einem halben Jahr verschlangen Revolution und Krieg 5350 Millionen über die ordentlichen Ausgaben hinaus. Das Wesen der Regierung der Schreckensmänner war wirtschaftlich angesehen räuberischer Kommunismus; und Räuber verdienen alle die 5—6000 Menschen zu heißen, welche damals Paris und Frankreich beherrschten und ausgoßen. Nach Taines Schilderungen „waren alle diese 6000 von demselben Haß erfüllt gegen die Verbrecher in Säften, gegen die Reichen und Besitzenden. Diesen Leuten hat die Revolution eine reiche Weib für ihre Begierden und Laster zur Verfügung gestellt; bestrafte Diebe, Fälscher, Betrüger, Sträflinge aller Art, Handwerker mit der geringsten Kenntnis der Orthographie, Trunkenbolde leiteten überall die Geschäfte. Man sehe sich nur einmal einen solchen Mann in der Nähe an wie Buchot, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, den Robespierre selbst zweimal als einen

braven, fähigen, energischen und für die wichtigsten Geschäfte brauchbaren Mann bezeichnet hat, in Wahrheit ein Schulmeister aus dem Jura, dessen Unwissenheit und gemeine Art alle Phantasie übersteigen. Seine Untergebenen meiden ihn, und er selbst befindet sich nie in seinem Bureau. Um eine Unterschrift zu erlangen, muß man ihn im Café auffuchen, wo er im Trunk seine Tage verbringt. Dabei ist er noch ein unschädlicher Mann. Schlimmere Seiten weist der Kommandant der Nationalgarde, Henriot, auf, dessen Tagesbefehle wahre Kunstwerke des Blödsinns eines Trunkenboldes und eines im Brantweinfaß rasenden Tyrannen bilden.“ In ähnlicher Weise „fällt auch die Provinz in die Hände ihrer Provinzial-, Kreis-, Stadt- und Dorfbanditen, und es setzen sich Konfiskationen mit Unterschlagungen und Erpressungen in ununterbrochener Reihe fort“.

Es war unmöglich, daß ein solches Regiment über eine hochgebildete Nation Dauer hatte. Im April 1794 fiel Danton durch Robespierre und seinen Anhang; der Urheber der Septembervorgänge übertas des Lebens und seiner Schallheit gelassen in den Tod. Robespierre stellte die „Verehrung des höchsten Wesens“ wieder her; er war Voltairianer, nicht aber Atheist. Das „Triumvirat“ Robespierre, St. Just und Couthon entwarf jetzt den Plan, welcher von der bis zum Wahnsinn getriebenen radikalen Folgerichtigkeit dieser Männer Zeugnis ablegt, alle Kinder nach den Grundfäßen der kommunistischen Revolution zwangsweise erziehen zu lassen und so eine ganz neue Generation zu schaffen. Es war auch eine Idee, die auf Rousseau zurückgeht; aber es kam nicht einmal zum Versuch der Ausführung. Am 9. Thermidor, am 27. Juli, ward Robespierre von seinen Gegnern im Konvent niedergestimmt; das Revolutionstribunal verurteilte ihn zum Tod, den er am 10. Thermidor erlitt; mit ihm wurden 22 Jakobiner guillotiniert, unter ihnen St. Just, Couthon und Henriot. Als Robespierres Haupt fiel, klatschten die Zuschauer mehrere Minuten lang.

So hatten die Schreckensmänner nach einer Herrschaft von nicht vierzehn Monaten sich selbst aufgerieben; „die Revolution fraß gleich Saturn ihre eigenen Kinder“. Mit dem 10. Thermidor begann eine Reaktion, welche zunächst zur Errichtung der gegenüber den radikalen Ansichten sehr konservativ angehauchten Verfassung vom Jahre III (1795) führte, durch die ein Direktorium von fünf Mitgliedern an die Spitze des Staates gestellt wurde. Dieses konnte aber nur dadurch ins Amt treten, daß sowohl die Jakobiner und Sansculotten (am 20. Mai 1795) als die Monarchisten (am 5. Oktober) mit Waffengewalt überwältigt wurden; dort wurde die Rückkehr zur Commune, hier die zur Monarchie gefordert. Die Niederwerfung der Monarchisten war das Werk Napoleon Bonapartes; als die Direktoren durch Bestechlichkeit und Unfähigkeit sich ebenfalls abgemüht hatten,

da setzte er sie mit dem Degen weg und ließ sich am 10. November 1799 zum ersten Konful ausrufen. Es war der Anfang zur Herstellung der Monarchie; im Mai 1804 wählte die Vertretung Frankreichs Bonaparte zum Kaiser, und am 2. Dezember ward er in der Kirche Notre Dame feierlich gekrönt.

Wir sind am Schlusse. Frankreich hat allen Grund, diejenige Revolution zu feiern, welche dem Absolutismus und den feudalen Vorrechten ein Ende bereitere;

die Menschheit wird diese Feier mitbegehen können. Aber diese Revolution ward im wesentlichen im Herbst 1789 abgeschlossen. Was nachher folgte, die Vergewaltigung von Religion und Kirche, der Königsmord, der Volksmord, die Revolution der Jahre 1792—1794, das gehört zu denjenigen Theilen der Geschichte, welche man aus den Jahrbüchern der Menschheit weg-wünschen möchte; diese furchtbaren Erinnerungen zu verherrlichen, ist eine Schmach, die der Idee wahrer Freiheit und Volks-

wohlfahrt angethan wird. Die alten Aegypter, sagt Laine in seiner Vorrede, hatten in ihren Tempeln goldgeputzte Vorhänge, hinter welchen der Gott des betreffenden Heiligtums wohnen sollte. Lüftete man den Vorhang, so zeigte sich ein Krokodil, eine Schlange oder ein anderes Ungetüm. In ähnlicher Weise birgt sich hinter den demokratischen Phrasen, womit die Revolution verherrlicht wird, ein blutdürstiges Ungeheuer, nicht der Verehrung wert, sondern des Abscheus.

Der Mönch von St. Bernhard.

Von

Adolf Friedrich Graf von Schack.

Durch des St. Bernhard Felsenklüfte segte
Dezembersturm schon hin den Winterschnee.
Der bis zu seinem Fuß hinauf sich legte.

Auf steilen Pfaden, rings durch die verwirrten
Fels-labyrinth eilend, mühten sich
Die Mönche um die Rettung der Verirrten.

Und emsig war in seiner Pflicht kein andrer
Wie Bruder Jacobone, oft erschien
Ein gottgesandter Engel er dem Wanderer.
So finster, daß er sich hinaus nicht wagte.
War keine Nacht, kein Abgrund ihm so tief.
Daß er in ihn hinabzuklimmen zagte.

Und bis der Tag mit matten, gelben Streifen
Am Himmel aufstieg, gönnt' er sich nicht Rast,
Ein durch des Berges Wüstenei zu schweifen.

Sobald er eines Wandrers Spur gefunden,
Durch Flockentreiben und des Sturms Geheul
Folgt er ihr nach mit seinen treuen Sunden.

Wo sie Verlorne witterten, fortscharrten
Den Schnee die Klugen, und heran in Last
Flog er zur Rettung der schon halb Erstarrten.

Er taut mit seinem Sauch die Eisesdecke,
Die sie umgibt, und drückt auf ihren Mund
Den seinen, daß er sie zum Leben wecke.

Er legt, zu prüfen, ob sich's drin noch regt,
Die Hand auf ihre Brust und jubelt, wie
Er fühlt des neubelebten Herzens Schläge.

Und während mehr und mehr das Blut in warmen
Strömungen sie durchfließt, ins Kloster trägt
Er die Geketteten auf seinen Armen.

Stets vor den Mönchen hüllt er sich in Schweigen:
Sie ahnen, daß er ein Geheimnis birgt,
Allein sein Inn'res will er keinem zeigen.

Nur Einem, der Italiens Heimat nannte
Gleich ihm, dem greisen Piero, hier und da
Gönnt er's, daß er das Schweigen vor ihm kannte.

Einst, als der Mond in wolkenloser Helle
Herabstiegt und den Wanderer nicht Gefahr
Bedrohte, sah er mit ihm in der Zelle

Und nahm das Wort: „Am was du oft mich katest,
Von meiner Jugend Tagen will ich dir
Erzählen, wie du's von den deinen thatest.

Wer mit der Kette hier in enger Kluft
Nicht sieht, ahnt nicht, welch stolzes Wappenschild
Das Thor geschmückt an meinem Vaterhause.

Im Meer Neapels hatten meine Ahnen
Nach eigener Wahl gedient, und ich, wie sie,
Trat früh schon unter der Bourbonen Fahnen.

Im alten Schlosse von Castellamare,
Das mich mit andern Jünglingen des Kriegs
Umsing, verfloßen mir die Knabenjahre.

Freund, wie zum Zwillingesbruder mir erschaffen,
War mir Michele, stets im Lernen mir
Gesellt, wie in den Übungen der Waffen.

Die Felsenhöhlen erklimmen wir zusammen
Und lachten froh einander zu, wenn wir
Vereint die blaue Meeresflut durchschwammen.

Der Freiheit, die von Land zu Land die Kronen
Der Zwingherrn niederwarf, zusauchten wir
Und jubelten beim Sturze der Bourbonen.

Und Treue — lache nicht der zwei Kabetten
Und ihrer Schwärmerci — zuschwuren wir
Der Göttin, welche Kerker sprengt und Ketten.

Als dann zu Jünglingen erblüht wir waren,
In einem Bataillon ausrückten wir
Nach Norden mit Victorios Kriegerscharen.

Bei Tri und bei Jondi bald entspannen
Gesichte sich, denn durchs Gebirg verprengt
Noch streiften Söldnertruppen des Tyrannen.

Indessen ich die Augen um die Schläfe
Wir sausen hörte, dacht' ich kange: Weh,
Wenn ihrer eine nun Michele trafe!

Fort ohne ihn zu leben — es zu denken
Vermocht' ich nicht und steht empor zu Gott,
Daß in derselben Schlacht wir beide sanken.

Dem Kreuz Savoyens folgten vor die Feste
Gefährte wir: dort Trost dem neuen Herrn
Noch flogen des Bourbonenheeres Reste.

Das Lager schlugen wir, umringt von Schanzen,
Vor ihren Mauern, und wir hofften, bald
Italiens Banner auf den Wall zu pflanzen.

Doch — daß ich Tapferkeit am Feind auch rühme,
Gehet die Pflicht mir — nicht so schnell gelang
Der Sturz Götter unserm Unglücke!

Träg schwandten Wochen hinter Wochen; selten
Kam Wechsel in das Einerlei, indem
Uns Tag auf Tag hinkloß in unsern Zelten.

Die Eine Kurzweil hatten wir: zum Feste
Lud die und jene wohl von uns Graf M.
In seine Villa hier und da als Gäste.

Mit hangenden Balkonen und Estraden
Aus Klünder gärten Mitte sah das Schloß
Sinnunter zu den lachenden Geländen.

Die Gräfin Adalida, mit dem Geiste
Durch Zwang vermählt, sah flüchtig nur und kurz
Ich in der andern Festgenossen Kreise;

Alein so oft ihr Blick auf meinem ruhte,
War mir: mit Glück fürs ganze Leben sei
Für mich erfüllt die schwebende Minute.

Wenn ich ins Lager heimgekehrt, noch lange
In hohen Schlägen ging mein Herz, veranlaßt
War mir das Ohr von ihrer Stimme Klang.

In ihrer Augen Strahlen mich zu sonnen
Zweimal ward ich begnadigt, dann nicht mehr.
Und wie ein Traum war alles mir zerronnen.

Vor jedem bließ ich stumm; allein Michele
Ward mein Vertrauter; saltelos ja lag
Vor ihm stets ausgebreitet meine Seele!

Und insgeheim nun, wie mir's sei beschieden,
Nur einmal noch die Herrliche zu schaun,
Sah er mir Rat ersinnen, Pläne schmieden.

Des Morgens, als wir uns im Zelt versieten,
Ein Briefchen bracht ein Knabe mir und sprach:
Die Gräfin läßt Euch ihren Gruß entbieten.

Ich nahm das Blatt und las: Für eine, die,
Die nächste Nacht allein, ist fern der Graf,
Erstret durch Euer Kommen Adalide!

Die Lippen auf das Schreiben wonnetrunken
Geheslet, kaum erwarten konnt' ich mehr
Die Stunde, bis das Tagesgeln gesunken.

Im Rausch, der alle Sinne mir berückte,
Schon sah ich's Abend werden, als dahin
Durchs Hirn mir plötzlich ein Gedanke zuckte.

Zum Herzen drang es mir gleich einem kalten
Dolchstich: Die Reibe traf mich diese Nacht,
Die Wache nächst dem Festungsthor zu halten.

Verloren nun das Glück, das meiner harrte!
Allein: Die Wache halt' ich gern für dich,
Rief mir der Freund zu, als ich finster starrte.

Einmal und abermal, um ihm zu danken,
Sank ich ihm feurig an die Brust und flog
Zum Schlosse, als die Abend Schatten sanken.

Ahust du, mein Piero, nun, warum der Frieden
Auf immer von mir wich? Der Morgen kam,
Doch ewig Nacht ist es um mich hienieden.

Als Leiche, da ich wiederkam vom Schlosse,
Fand ich Michele; auf der Wacht ereilt
Satt' eines ihn der feindseligen Geschosse.

Der Einzige, der Ehrenerke von allen,
Die ich auf dieser Erde je geküßt,
Um meinethalb, durch mich war er gefallen.

Doch ob auch aus der Wunde — schrecklich offen! —
Sein Blut vorquoll, lang glauben mocht' ich nicht,
Daß ihn ins Herz das heisse Blei getroffen.

Erst als das Grab ihn deckte, miß von dannen
Stürmt' ich, um in der harten Kette mich
In diese Bergeswüsten zu verbannen.

Hier, wenn ich die im Schnee Verirrten suche,
Wenn ihrer Eines Rettung mir gelingt,
Fühl' ich die Seele freier von dem Fluche.

Ich sink' auf den Erstarrten, überdecke
Mit Küssen ihn, und atmet er, glaub' ich,
Daß ich Michele neu zum Leben wecke!

Schöst du? der Föhn erwacht, vom Bergang drücken
Bedroht Lawinenturz die Wanderer:
Ich eil' hinaus, um meine Pflicht zu üben.“



Fig. 11. Aus Engbelsfeld.

Vasen und ihre Verzierung.

Von

Dr. H. Eisenhart.

Die Vasen haben in der Kunstgeschichte eine hervorragende und sehr interessante Rolle gespielt und nehmen auch noch im heutigen Kunstgewerbe eine bedeutende Stelle ein. Ihre Verzierung ist kein unwesentliches Element in der allgemeinen Kunstgeschichte und folgt unbedingt gewissen allgemeinen ästhetischen Regeln, welche sich aus der Entwicklungsgeschichte der Vasentechnik herausdemonstrieren lassen und ein kunsthistorisches Interesse beanspruchen. Wir versuchen daher in nachstehendem Aufsatz nicht sowohl eine Geschichte der Vasentechnik als vielmehr eine Untersuchung der Entwicklung der Vasenverzierung zu geben, welche in ästhetischer wie in kunstgewerblicher Beziehung nicht uninteressant und einigermaßen lehrreich sein dürfte.

Was verstehen wir zunächst unter Verzierung? Genau genommen heißt Verzieren: die Schönheit irgend eines Gegenstandes

erhöhen, indem wir ihm Zierat oder vielleicht Farbe hinzufügen und etwa so seinen Eigenwert erhöhen. Diese Verzierung kann im vorliegenden Falle plastisch oder malerisch sein, und es kommt hierbei darauf an, wenn wir ein Gefäß verzieren: ob die Verzierung dann nur um des Gefäßes willen, das man verziert, vorgenommen wird, oder ob das Gefäß nur zur Unterlage, zum Träger eines Kunstwerkes dient. Im erstern Falle ist die verzierende Arbeit nur eine dienende Kunst, im zweiten Fall erhebt sie sich zur freien, selbständigen Kunst. Die Geschichte der Vasentechnik zeigt uns beide Fälle, auch Uebergänge und Ausschreitungen beider im Verlauf ihrer Entwicklung, sowie augenfällige ästhetische Gesetze, welche dabei zur Geltung kommen und aus den zu verzierenden verschiedenartigen geschweiften Formen mit Notwendigkeit entstehen. Der Verzierer ist an diese Gesetze mehr oder weniger gebunden, denn er muß die Formenscönheit einer gelungenen Vase achten; er darf ihr durch seine Malerei oder Plastik nicht widersprechen oder sie aufheben, sondern er muß sie zu erhöhen suchen. Inwiefern daher in irgend einer Arbeit das malerische oder das dekorative Element vorwalten dürfe, darüber kann nur jenes Gefühl für Harmonie und Anstand entscheiden, welches gewissermaßen das künstlerische Gewissen bildet und gleich dem sittlichen Gewissen ebenfalls der Zucht und Schulung bedarf.

Wenn man daher Skulptur oder Malerei auf irgend einen Gegenstand anwendet, so müssen die malerischen oder plastischen Elemente und das Dekorative im Verhältnis zu der unabhängigen Wichtigkeit des Gegenstandes stehen. Besitzt dieser Gegenstand schon Schönheit für sich, so hat die Verzierung nur diese Schönheit zu heben,

darf aber nicht die Aufmerksamkeit davon abwenden. Eine gelungene Vase ist an sich schon plastisch oder architektonisch schön; die Verzierung soll diese hervorheben, accentuieren, sie darf derselben nicht feindlich und unsympathisch gegenüberreten; die Kunstform, welche als Zierat angewendet wird, muß etwas von ihrer eigenen Freiheit aufgeben und gleichsam dem Aussehen des zu verzierenden Gegenstands Rechnung tragen. Es ist damit wie mit der Frauen-tracht: das schönste Gewand sieht nicht gut aus, wenn es der Trägerin nicht paßt, und die Trägerin sieht, was noch weit wichtiger ist, in demselben nicht gut aus. Wir alle kennen Personen, deren Kleider (um einen vollstümlichen Ausdruck zu gebrauchen) aussehen, als hätte man sie ihnen mit einer Gabel übergeworfen; und dies ist gerade die Art und Weise, in welcher ein großer Teil der Verzierung



Fig. 2. Aus Andegs „Keramische Kunst in Japan“.



Fig. 1. Aus Andegs „Keramische Kunst in Japan“.

angewandt wird. Da der wirkliche Zweck ein malerischer ist, so werden überall Verzierungen angebracht, wo nur Raum dafür vorhanden ist, und das Ergebnis davon hat dann das überladene schlampige Aussehen einer mühsam und überreich schlecht gekleideten Frau. Natürliche Formen sind in dieser Hinsicht die mühsamsten: sie haben einen Eigensinn, welcher sie wider-

spenstig macht, sich der Gestalt irgend eines anderen Gegenstandes anzupassen. Die Oberflächen der verzierten Vasen sind so gekrümmt und modelliert, daß sie durch



Fig. 3. Aus Uchleys „Keramische Kunst in Japan“.

Verkürzung alles verdrehen, was darauf angebracht wird. Es gibt Teile ihrer Oberflächen, wo diese Verzierung eine außerordentliche ist und das Fortlaufende der Zeichnung in einer Weise unterbrochen wird, daß jede darauf angebrachte natürliche Gestalt verzerrt und ruiniert wird. Man sollte meinen, man brauche diese Bedingungen nicht erst hervorzuheben, aber sie werden doch beständig verletzt.

Es fragt sich nun: welche Motive soll man zu Verzierungen wählen? Hier gibt es eine unerschöpfliche Menge von Formen, welche die Menschen für diese Zwecke erfunden haben und die für dieselben passen und denen noch unzählige neue so schnell hinzugefügt werden können, als Dekorateure sie zu erfinden imstande sind. Ein Kreis oder Halbmond, eine Rosette oder ein Schnörkel war durch Verkürzung nicht entstellt oder durch Biegung um die Schulter einer Vase nicht verzerrt, während ein belaubter Zweig, und noch weit mehr eine Menschen- oder Tiergestalt durch Verzerrung ihren ganzen Reiz verliert, verwandeln sich diese einfacheren Formen nur in neue und harmonische Gestalten. Ihre gedrängte Anordnung gibt eine Reihe eng verwandter Gestalten, welche einen neuen Reiz darbieten, wie geschickte Variationen über ein melodisches Thema. Derartige Stoffe liefern daher eine bessere dekorative Zeichnung, als schönere natürliche Formen. Eine flache Platte kann mit irgend einem Gegenstand in beliebigem Umfang bemalt werden, da sie dann kein verzierter Gegenstand, sondern ein Gemälde ist und als solches be-

urteilt werden muß. Die meisten Vasen haben Teile mit einer vergleichsweise flachen Oberfläche, wo sich dekorative Beschränkungen nicht sehr fühlbar machen und wo sorgfältig gewählte und angewendete natürliche Formen mit mehr oder weniger Freiheit der malerischen Behandlung angewandt werden können. Andere Teile ihrer Oberfläche, stark modelliert oder eng begrenzt, erfordern eine streng dekorative Behandlung, und es sind daher solche Formen aus ihnen zu verbannen. Manche Vasen — worunter z. B. eine chinesische und japanische — von einfacher Gestalt und wenig oder gar keiner Gliederung legen dem Dekorateur nur geringen Zwang auf, geben ihm aber auch nur Spielraum für seine dekorative Geschicklichkeit. Andere Vasen, z. B. griechische, mit sorgfältig gegliederten Formen und schiefer begrenzten Einteilungen der Oberfläche, nehmen ihn sehr für seine Aufgabe in Anspruch, spornen ihn aber auch zur besten Anstrengung seines Könnens an.

Sorgfältig verzierte antike Vasen werden beweisen, daß diese Unterscheidungen auch ihren Malern bewußt waren (vgl. Fig. 7, 9, 14 u. 20), und einiges Nachdenken wird zeigen, daß unsere heutigen Dekorateure diesen Punkt zu ignorieren suchen und nur die chinesischen und japanischen Vasen nachahmen, welche aber neuerdings keine Kunstwerke mehr sind wie früher, sondern nur Erzeugnisse des Kunstgewerbes, welche gleichsam nach der Schablone oder Mode angefertigt und mit denen wir von Japan aus überschwemmt werden. Wenn wir auf die früheren sorgfältigeren Arbeiten der japanischen Töpfer zurückblicken, so werden wir finden, daß sie sich so sorgfältig nach den Gesetzen der wirklichen Dekoration richteten wie die Griechen selbst. Sie strebten niemals so angelegentlich nach der reinen Form wie die Griechen und haben daher dieselben in diesem Stücke auch nicht erreicht. Ihre Eigentümlichkeit war stets mehr oder weniger Vorliebe für Naturalismus und malerische Behandlung, und hier sind die Unterschiede zwischen der griechischen und japanischen Kunst am



Fig. 4. Aus Laus „Chinesischen Vasen“.

augenfälligsten. Allein es ist interessant, wahrzunehmen, daß in dem uns hier beschäftigenden Kunstzweig das System der Technik so ziemlich das gleiche und die Reihenfolge der Veränderungen trotz der großen Divergenz des Charakters einander sehr ähnlich gewesen ist. In beiden reicht die Entwicklung von einem frühen Zeitraum des Formalismus zu einem späten der Freiheit — bei den Japanern sogar zu einem Zeitraum großer Zügellosigkeit. Bei beiden ist in ihrer schönsten Periode weder Freiheit noch Formalität zur absoluten Herrschaft gelangt, und wir können meines Erachtens füglich sagen, daß der Gipfelpunkt jeder natürlich entwickelten Kunst, welche eine Zeit strenger Formalität durchlebt hat, eine Zeit der Be-



Fig. 6. Aus Uchleys „Keramische Kunst in Japan“.

schränkung gewesen ist, welche sich durch ein Gleichgewicht zwischen Regelmäßigkeit und Freiheit auszeichnete, und daß der Untergang der Ordnung in der Freiheit immer ein Anzeichen von Verfall ist.

Wenn wir zwei von den vier Abbildungen japanischer Vasen, welche wir hier geben (Fig. 2 u. 3), untersuchen und sie mit griechischen Exemplaren vergleichen, so werden wir sehen, daß die Vertretung und Anwendung der Dekoration bei beiden dieselbe ist. Wir können meines Bedünkens sehen, daß dem Japanesen etwas mehr am Verhältnis seiner Ausschmückung an sich lag und der Grieche größere Sorgfalt auf seine Vase verwandte, oder daß der Japanese mehr deren malerischen Anblick und weniger deren Gestalt im Auge hatte, als der Grieche. Gleichwohl trug der eine so gut wie der andere dabei Sorge, seine malerische Ausschmückung auf die breitere Oberfläche zu beschränken, wo die Darstellungen am wenigsten verzerrt werden würden. Augenscheinlich war die hauptsächlichste Verzierung auch berechtigt, den bedeutendsten Raum einzunehmen; aber dies ist nicht alles. Man wird sehen,

daß die Ränder, die Verbindung der Glieder, die Stellen mit einer jähen Biegung, wo das angewandte Ornament einer groben Verletzung ausgesetzt ist, mit Gestalten von sehr verschiedener Art bedeckt sind, welche durch ihre Anordnung nicht leiden, sondern vielmehr gewinnen.

Während die breitere Fläche des Vasenkörpers in jedem Falle mit einer freien Darstellung natürlicher Formen bedeckt ist, sind die Gliederungen des Randes und des Fußes oder der Grundlinien, wo, wie in Fig. 4 beim Fuß vorhanden — selbst die Vereinigung von Rumpf und Hals, obwohl diese nicht gegliedert ist — gewissermaßen durch ein konventionelles Ornament begrenzt, das so gewählt ist, daß es sich der Anschwellung oder Zusammenziehung des Umrisses anpaßt: die steigenden Linien um die Basis herum und der herunterfallende Verlauf am Halse bezeichnen die aufrechte Tendenz der Vase: Die Strahlung, welche diesen Linien durch die Verzierung gegeben wird, erhöht die Wirkung der Modellierung, die perspektivische Anhaufung der ornamentalen Formen gegen den Umriss hin, rechts und links, hebt ihrer Anordnung eine reizende Mannigfaltigkeit und zeigt die Gestalt der Vase durch die Betonung ihrer Rundung. Das breite Band um die Naht der Sathuma-Vase (Fig. 2) herum ist notwendig, um ihren ungewöhnlichen Hals zu vermitteln. Ich vermute sogar, daß dieses Band ein Verkommen in dem Ueberbleibsel eines anderen Streifens hat, welcher in anderen Vasen von derselben Ware die Anheftung zweier Ringe anstatt der Griffe oder Handhaben (entweder) bezeichnet, und daß diese selbst nach meiner

Konjektur Ueberbleibsel der Ringe sind, welche zu einem ähnlichen Zwecke an Bronzevasen befestigt waren. Wir müssen auch auf die Mühe achten, welche man bei der Sathuma-Vase gegeben hat, in einen Uebergang von der Strenge des konventionellen Ornaments in die Freiheit des Gemäldes einzuführen, indem man den mit Hörnern versehenen Strich an Grunde und das deutlicher bezeichnete und von ähnlichem Charakter an der Verbindung des Halses dazwischen angebracht hat.

Fig. 6 veranschaulicht einen japanischen von mehr archaischem Typus, auf welchem gar keine natürlichen Formen an-

gebracht sind, sondern nur konventionale, aber feinen Linien sorgfältig angepaßte Ornamente. Die Wirkung des Ganzen in Farbe, Behandlung und Detail ist merkwürdig ägyptisch. Fig. 1 gibt das entgegengesetzte Extrem freier Ungebundenheit in der Behandlung. Es ist ein moderner nachgemachter Sathuma-Krug und vertritt gut



Fig. 5. Nach einer Vase in der Münchener Sammlung.

diejenige Phase japanischer Kunst, an welche wir am meisten gewöhnt sind. Die Malerei ist in ihrer Art trefflich, und diese Art ist gerade diejenige, welche am häufigsten zum Muster genommen wird. Die Formen haben gar keine Beziehung zur Vase selbst, sondern sind nur darauf gelegt. Könnte man sie abstreifen, so würde man sie ebenso passend auf irgend einem andern Stücke eines ganzen Speisefervices anbringen können. Der Krug hat allerdings keine nennenswerte Gestalt, und so ist er keinem sonderlichen Unrecht wegen der Geringschätzung ausgesetzt, mit welcher seine Gestalt behandelt wird. Behufs klaren Urteils müssen

wir zwischen der malerischen Eigenschaft der darauf angebrachten Malerei und der Schwäche der Verzierung unterscheiden. Wir dürfen dem Gemälde, das sich auf unserem vorstehenden Holzschnitt nur unvollständig darstellt, die Vorzüge der japanischen zeichnenden Kunst zuschreiben: Freiheit, Genauigkeit, Sicherheit, Bestimmtheit und malerischen Charakter der Zeichnung und Reiz der Farbe. Betrachtet man es aber als eine Dekoration, als eine Bekleidung der Vase, so ist das Gemälde weiblich und fade. Die beiden zusammen machen keine Zeichnung. Ohne die einzige Bemühung um Abwägung, welche sich darin kundgibt, daß das Gemälde im Umlauf um den Krug wieder in sich selbst zurückkehrt, könnte man es ebenso gut aus dem nächsten chromolithographischen Abziehbild heraus schneiden und auf den Krug kleben. Wir kaufen solche Dinge und betrachten sie mit Genugthuung; wir freuen uns über ihre geschickte Ausführung und ihren malerischen Effekt und übersehen ihre dekorative Unzulänglichkeit, wie wir die Stimme des Pfaus über dem Glanz seines Gefieders vergessen. Allein, wenn wir erwägen, was wahre Dekoration ist, oder wenn wir uns nach Mustern zur Nachahmung umsehen, so müssen wir uns von ihrer Unzulänglichkeit Rechenschaft geben.

Selbst die morgenländischen Völker, bei denen wir uns nach Strenge des Vorbildes umzusehen am wenigsten geneigt sind, haben dieselbe Lehre für uns. Wenn z. B. ein persischer Künstler eine Zeichnung für irgend einen Gewebestoff zu liefern hat, so mag er sich mit voller Freiheit des reichen Ornaments mit Pflanzen und Tieren (Fig. 8 b)

bedienen. Handelt es sich aber um einen Teller mit seinem fest umschriebenen Umriss, seinem Rand und seiner vertieften Mitte, so muß er ein nahezu geometrisches Ornament wählen, wie das in Fig. 8 a.

Werfen wir nun einen Blick auf die Verzierung von griechischen Vasen. Die Grundsätze, welche wir erörtert haben, finden sogar in dem sehr alten archaischen Stil Anwendung. Als die Menschen zuerst ihr Töpfergeschirr zu bemalen begannen, war ihr einziger Zweck dabei, es nach besten Kräften aufzuputzen, und sie lernten gut verzieren, ehe sie gut zeichnen lernten. In den Fig. 16 und 17 sehen wir die

Basis schon mit einem strahlenförmigen Ornament gleich der Krone einer Blüte geschmückt, welche die schwellende Gestalt und das Emporstreben dieses Teils der Vase veranschaulicht. Die Ähnlichkeit mit den von uns untersuchten japanischen Vasen springt hier in die Augen. Dieses Ornament wechselt im einzelnen und kommt wegen seiner besonderen Angemessenheit und Verwendbarkeit von dem frühesten bis zum spätesten Zeitraum, wo die schwarze Glasur alles gemalte Ornament verdrängte, beharrlich vor. Dasselbe stammt offenbar aus Ägypten, wo man es um die Basis des Schafts der Lotossäulen hervorspringen sieht, welche merkwürdigerweise dem unteren Ornament an der japanischen Flasche (Fig. 3) gleicht. In den späteren Vasen mit erhabener Arbeit ist es gewöhnlich ersetzt durch nebeneinander liegende Rundstäbe, Rinnen und Kannelierungen (Fig. 7, 18 und 19), welche noch immer den Meridianlinien des Körpers, wie sie aus dem Fuße entspringen, folgen, diese veranschaulichen und der Form Schwung geben.

Die wichtigste Gliederung oder Einteilung ist der Ansatze des Halses, und auf diesen verwendet der Dekorateur daher besondere Sorgfalt. Gerade wie es zu allen Zeiten der Instinkt der Frauen gewesen ist, ihren Hals und Handgelenke mit Bändern und Spangen zu schmücken und ihre Taillen mit einem Gürtel zu umgeben, so griff der Dekorateur nach den Gliederungen seiner Amphora oder seines Lecythus als dem natürlichen Ruhepunkt seines Ornamentes. Die Schulter, wo der Körper der Vase zusammengefaßt wird, und die große Veränderung der Form vertritt, ist wiederum der Ort, wo die Meridianlinien von Wert werden. Demzufolge zeigt sich hier die allgemeine Anordnung, diesen Punkt mit einem strahlenbildenden Ornamentstreifen zu umgeben, welcher sich über die Schulter hinunter verbreitet und diese Linien in gleicher Weise bezeichnet, wie sie in der Basis bezeichnet sind (Fig. 9 und 10). Natürlich wird diesem abwärts hängenden Ornament nicht derselbe elastische Schwung gegeben, wie demjenigen an der Basis.



Fig. 7. Die Vase von Sestibio.

Hier sehen wir wieder um eine Analogie bei der natürlichen Neigung der Frauen, um Hals und Nacken einen sich ausbreitenden Spitzenkragen oder ein Halsband von Perlen oder Gehängen zu tragen, welche über die Brust und Schultern herabfallen. Die Schulterzieraten an

vielen Amphoren gleichen so sehr den Formen antiker Halsbänder und Krägen, daß sie uns den Gedanken nahelegen, der Maler habe auf seiner Vase diesen Zierat kopiert, womit er seine Geliebte schmückte, und einigermaßen mit derselben Neigung. Fig. 20 ist ein reizendes Beispiel von dieser halsbandartigen Verzierung.

Wir dürfen nicht verfehlen, auch noch den weiteren Dienst zu beachten, welchen diese beiden strahlenbildenden Bänder versehen, indem sie das Auge, das eine nach oben, das andere nach unten, bis zur

Mittelfläche der Vase lenken und die Aufmerksamkeit auf das mittlere Gemälde leiten, welches wahrscheinlich der wichtigste Teil von des Künstlers Arbeit ist und das Interesse des Ganzen in dem dominierenden Teile konzentriert. Es ist eine vorzügliche Eigenschaft in einem Randbände, wenn es so gezeichnet ist, daß es die Aufmerksamkeit auf den Gegenstand leitet, welchen es umschließt, und dies ist ein Grund, weshalb Randbänder mit ausstrahlenden Linien sehr hübsch und passend sind, wenn es gilt, eine zentrale Verzierung oder ein Gemälde recht hervorzuheben, während laufende Bänder am wirksamsten sind, wenn sie einen leeren Mittelpunkt umgeben. Man sieht jedoch oft auch eine deutlich bandartige Verzierung gürtelartig um die Schulter einer Vase laufen, als sollte sie sie fest zusammenhalten. Dies mag, besonders bei den späteren Vasen, die Stelle bezeichnen, wo die Henkel angebracht werden, wie in Fig. 7, 12 und 13. Derartige Bänder werden oft in anderen Lagen gebraucht, so oft die Zeichnung einer Verstärkung oder Stütze bedarf und ist, bis



Fig. 8. Aus Racinet's „Polychromem Ornament“.



b



Fig. 9. Nach einer Vase im Museo archeologico in Florenz.

einander zu verbinden suchen.

An späteren Vasen fanden wir den Hals mit dichten Gürteln von Beeren, Epheu- und anderen Kränzen (Fig. 20, 23), oder mit freiem Palmenornament (Fig. 23) oder mit einer Figurenverzierung (Fig. 13, 14) verziert. In den frühgriechischen, weitmündigen Amphoren hohen Kratern ward es Mode, einen Zierat von reichem und verwickeltem Rollenwerk (Fig. 35) anzuwenden, um hier etwas verweilen, um aufmerk- sam zu machen, wie ungeschicklich den Fig. 4 und 13 das Panel mit scharfen Winkeln den Fehler in der Gestalt der Vasen hervorhebt, die Ausbauchung in der Krümmung breitesten Punkte, eine Wirkung,

anscheinend in einer früheren Zeit und auf rein dekorativen Erwägungen. Hals sehr wurde natürlich für eine besondere Verzierung ausgespart. Da manchmal dichtes Rollenwerk von Schalen, das symmetrisch um eine vertikale Linie sich und dessen Elemente in gleicher Weise oben und unten und so Glieder und unter

einer perspektivischen Ansicht zwar ge-
ändert werden, aber nicht ganz verloren
gehen würde. Auf dem Uebergangspunkte
von den roten Vasen zu den schwarzen
ginge sich die Neigung, das Bild auf dem
Kumpf der Vase in einem viereckigen Feld
auf einem roten Grunde darzustellen,
während der größte Teil der Vase schwarz
war; dies war ein natürlicher Schritt in
der Entwicklung, aber vielleicht nicht der
schlichteste. Und gleichwohl entstand eine
solche Mannigfaltigkeit und eine Gelegen-
heit für viele Kraft und Reichtum der
Verzierung, als erst einmal die teilweise
Einteilung angenommen

die verhältnismäßige
Einteilung der Massen
Licht und Dunkel
bewußten Zwecke
bedeute. Viele der
dieser Weise ver-
zierten Vasen ge-
hen zu den zier-
lichen und wir-
kungsreichsten,
die sich bis
unserer erhalten
sind. Fig. 14 ist
ein gutes Beispiel,
wobei unsere Zeich-
nung leider unvoll-
ständig ist.

Schon von einer sehr
alten Zeit an pflegte man
den Rand und Henkel da-

zu hervorzuheben, daß man sie mit dem
dunklen Firnis bedeckte, in welchen die
Ornamente hineingemalt wurden, und diese
Verzierung wurde in den meisten Fällen
unterbrochen fortgesetzt, bis zu den
obenstehenden Beispielen. Es war die natur-
gemäße Behandlung für Teile, welche
ihre Stellung die stärksten sein
sollten, denn jedermann fühlt, um wie-
viel stärker die dunklen Teile irgend einer
Form dem Auge erscheinen als die
hellen. Man hat diesen Brauch von einem
alten Wunsche abgeleitet, das Aus-
sehen von Metallarbeit nachzuahmen und
dies hervorzuheben, als verstärkte man
schon durch Versteifung der geschwäch-
ten Glieder mit Bronze. Wie dem nun
sein mag, der natürliche Wunsch,

diesen schlankeren Teilen ein stärkeres Aus-
sehen zu geben, und der künstlerische Drang,
die begrenzenden Glieder der Zeichnung
stärker hervorzuheben, sind genügende Rech-
fertigung für diese Methode. In einigen
Vasen, wo der Rand, die Henkel und so-
gar der Fuß nackt gelassen (wie in Fig. 23)
oder nur mit einer leichten Verzierung
bedeckt worden sind, wie wir es in Fig. 22
sehen, da geschah es mit einigem Opfer
der Sonderung in der Wirkung der Zeich-
nung. Nur die mühsam verzierten, über-
ladenen Vasen scheinen vernünftige Ver-
suchung abzugeben zu haben, den verschwem-
merischen Prunk ihrer Verzie-
rung auch auf diese Glieder
auszudehnen. Wir sehen

dies in Fig. 5, wo der
vorwaltende Reich-
tum sogar bis zur
architektonischen
Verzierung des
Randes getrieben
wird. Allein
selbst hier ist der
Fuß einfach ge-
halten — er ist
in der That so
klein, daß er für
nichts zählen würde,
wenn er nicht als so-
lche Masse gelassen wor-
den wäre — und doch ver-
hindern der Reiz des Um-
risses und die Kraft der

Wirkung nicht den Wunsch, es möchte um
des Kontrastes willen am oberen Ende eine
einfache Fläche vorhanden sein. Die Gestalt
der Henkel und des Randes zeigen keine,
beiläufig bemerkt wie der Handgriff an vielen
anderen Vasen, den Einfluß der sogen.
Metalltechnik, sie hätten zierlicher gewesen
sein mögen, wenn sie von rein plastischer
Zeichnung gewesen wären, allein sie passen
wenigstens gut zum allgemeinen Umriß
der Vase.

Die Anheftung der Henkel war immer
eine kritische Sache, denn sie übte einen
großen Einfluß auf die Schönheit der
Kontur, und in der Verzierung bemüht
man sich, ihre Anbringung so innig wie
möglich zu machen. Zu diesem Zweck
bediente man sich eines besonderen Orna-
ments, um den Henkel mit dem Kumpf
zu verbinden, so daß jener sozusagen aus
diesem entsprang, oder vom Verbindung-
spunkte ausstrahlte. Es war gewöhnlich
eine Gruppe von Palmen und Knospen,
an gewundenen Stengeln aufgereiht (Fig.
15, 24, 25), zuweilen auch ein einzelnes,
gleich einem Flügel angebrachtes Anthem-
ion (Fig. 26), gerade am Grunde des
Henkels. Derselbe Zweck verführte den
Zeichner der Vasen mit erhabenen Figuren,
gelegentlich den Henkeln die Gestalt von
Weinreben zu geben, deren Nebenzweige
und Triebe sich um den Becher der Vase
rankten und sie umkreisten wie bei der
Warwick-Vase (Fig. 27). Allein dieser
glückliche Gedanke überholte sich selbst,
denn die Henkel, wenn sie auch noch so
hübsch an die Vase angepaßt sind, simu-

lieren doch ein
fremdartiges
Wachstum und
eine verschiedene
Substanz und
scheinen immer
auf dem Punkte
zu stehen, aus
ihrer gezwungen-
nen Verbindung
sich ablösen zu
wollen. Was
gar die von
Schlangen ge-
bildeten Henkel
betrifft, so sa-
gen wir wohl
von diesen so
wenig wie mög-
lich.

Wenn wir uns zu den Vasen von der
einfachsten Form wenden, z. B. dem flachen
Becher oder der Trinkschale (Fig. 10), so
werden wir hier die Bedingungen weniger
verwickelt, aber sorgfältig berücksichtigt fin-
den. Die Verzierung ist hier ausnehmend
gelingen. Die Grenze der Zeichnung und
der Umriß der Höhlung sind durch eine
Einfassung fest bestimmt. In einer rein
dekorativen Zeichnung würde der Mittel-
punkt natürlich entweder durch ein zentrales
Ornament oder durch die Ausstrahlung des-
selben von der Mitte bezeichnet werden;
allein bei der malerischen Behandlung ist
dies nicht thunlich. Auch gibt es eigent-
lich in einer runden Scheibe, wie wir sie
hier haben, kein Oben oder Unten, um
die Bedeckung derselben mit einer figür-
lichen Komposition zu rechtfertigen, welche
sich eigentlich nur unter einem Gesichts-
punkte gut macht. Allein man findet eine
Entschuldigung in der Stellung der sonst
nutzlosen Henkel, welche, wie unsere Zeich-
nung zeigt, direkt auf dem Rande ange-
bracht sind. Sie bilden eine horizontale
Achse, gleichsam einen Horizont für das
Gemälde, und dies war, nach meiner
Mutmaßung, wohl der wirkliche Beweg-
grund, sie in dieser Stellung anzubringen,
welche für die Gestalt der Schale nicht
besonders vorteilhaft ist. Die figürliche
Komposition selbst ist merkwürdig gedrängt
und mit wunderbarer Geschicklichkeit dem



Fig. 16. Aus Laus Vert.



Fig. 10. Aus der Moses'schen Samm- lung.



Fig. 12. Aus Laus "Chinesischen Vasen".



Fig. 13. Aus Laus "Chinesischen Vasen".

wie zuvor, sondern wurde frei, natürlich und anmutig, seine Haltungen mannigfaltig und malerisch, seine Komposition geschickt. Die Zeichenkunst der Vasen mit den roten Figuren dieser Periode, einer Art Blütezeit, ist merkwürdig; in Anbetracht der technischen Forderungen derart sind die besten Vasen dieser Periode kaum zu schätzen.

Die Vase hatte sich mittlerweile aus einer roten in eine schwarze verwandelt. Der glasierte Überzug hatte sie in Beschlag genommen. Erst wurde ein Band oder zwei vom Rot angepart, um mit Linien von schwarzer Verzierung (Fig. 9, 13, 14) bedeckt zu werden; allein diese verschwanden bald und das ganze Ornament ward eingeschlossen gleich den Figuren. Das war mühsam, und der rein ornamentale



Fig. 23. Aus dem Mosaikischen Wert.

Teil ward wahrscheinlich einer minder geübten Hand übertragen und verschlechterte sich. Die Menge der Verzierung vermehrte sich, die Figurenkomposition ward vereinfacht, bis wir nur eine schwarze Vase mit einer oder zwei frei behandelten Figuren in Rot an den Seiten finden, und zuletzt überzog die Glasur das ganze Gefäß, Gemälde und Verzierungen verschwanden und mit der Vasenmalerei war es zu Ende.

Vor dem endlichen Untergang fand noch eine Art Wiederaufleben statt in den sogen. überladenen Vasen, die besonders für die Kolonien in Großgriechenland charakteristisch sind. Diese Vasen waren sehr groß, zuweilen vier oder fünf Fuß hoch und mit einer mühsamen Komposition oder Nebeneinanderstellung von Figuren bedeckt und reich in Rot, Gelb, Orange und Weiß auf ihrem schwarzen Grunde prangend. Das Profil der großen Kratere oder Amphoren dieser Periode (Fig. 5) ist oft sehr schön; ihre Verzierung ist überladen und hat viele von den Eigentümlichkeiten verloren, welche der besten griechischen Arbeit das gaben, was wir Stil nennen; allein in all ihrer Überwucherung wurde Klarheit und Angemessenheit in der Ausgestaltung des Ornaments und seinem gehörenden Verhältnis zur Vase rein aus dem Auge verloren.

Bei allen Theorien über Verzierung

hängt die Art, wie der Dekorateur sein Töpfergeschirr behandelt, in Wirklichkeit von dem Werte ab, welchen er auf daselbe legt. Der Krug, wie er aus dem

sich nach irgend einem anderen Gegenstand, welcher ihm eine passende und augenfällige Vertlichkeit dafür darbietet, und greift auf die Vase, wie sich die Fliege auf

einen Gipsabguß setzt. Hier z. B. (Fig. 33) ist eine be- hufs der Veröffentlichung angefertigte und als Modell angebotene Zeichnung, welche als Dekoration für einen Krug bezeichnet ist. Aber der Künstler hatte keinen besonderen Krug im Auge und es konnte ebenso- gut eine Zeichnung für eine gemalte Fensterscheibe, einen blechernen Wassereimer oder einen Stuhlschoner sein. Die Linien, welche er um die- selbe legte, haben keinen Wert; es ist keine dekorative Zeichnung, sondern nur eine Skizze von einem Weizenstrauch, welcher unten kantig abgeschnitten worden ist, weil sie einen

Ab- schluß haben muß. Diese Art von Zeichnung ohne Inhalt und Be- deutung hat sich über das ganze Kunst- gewerbe verbreitet, entbehrt aber allen künst- lerischen Wert und

ist als ein Aus- wuchs künstleri- scher Bestrebun- gen zu betrachten. Man kann keine Zeichnung für die Verzierung einer Vase im allge- meinen entwer- fen, sonst sinkt die Vasenmalerei zur Potichomanie herab. Jeder Ent- wurf zu einer Va- senmalerei muß einem konkreten Fall nach Gestalt und Größe der

Vase angepaßt werden und verlangt einen tüchtigen findigen Künstler. Alle Mängel, Verirrungen und Unzulänglichkeiten des sogenannten Dekorateurs rühren von seiner Gleichgültigkeit gegen den zu verzierenden Gegenstand her, und die Wurzel dieser Gleichgültigkeit ist meines Erachtens nur ein Mangel an Empfindung und Empfänglichkeit für die Eigen- schaften der Form.

Und so werden wir wieder zu- rückgeführt auf die Gedanken, von denen wir im Anfang dieses Auf- satzes ausgingen: auf die Wichtig- keit des Studiums der schönen Form. Mit dieser muß auch die Verzierung im Verhältnis und Einklang stehen, und darauf haben die Alten sich trefflich ver- standen. Die Kunst des gegenwärtigen Jahrhunderts hat gegenüber von derjenigen des vorigen ganz entschiedene Fortschritte gemacht — wir erinnern nur an Landschaft und Kolorit, — aber in der Ornamen-



Fig. 21. Aus Laus „Chinesischen Vasen“.



Fig. 22. Aus Laus „Chinesischen Vasen“.

Brennofen kommt, hat zu seiner Empfeh- lung nichts als seine Gestalt. Ist diese dürftig und uninteressant, so wird der Ver- zierer sich keine große Mühe geben, sie zu entfalten. Hat sie eine Schönheit, die ihn nicht anspricht, so wird er sich keine Mühe geben, dieselbe hervorzuheben. Der griechische Künstler liebte seine Vase: er betätigte seine Verwunderung für sie durch seine Behandlung derselben; er versah sie mit einem wohlgewählten Gewande und hing ihr ein hübsches Halsband um den Nacken. Unser heutiger Verzierer betrachtet eine Vase teilnahmsloser — sie ist ihm nur ein Raum, auf welchem er seine Verzierungen anbringen soll. Zart modellierte und ge- gliederte Formen sind ihm eher ein Hin- dernis als eine Anregung; er bevorzugt die flachsten Oberflächen und die einfachsten Gestalten, und wir dürfen ihn darob nicht mit Strenge tadeln; seine Arbeit ist oft sehr geschickt und angenehm, wie es nur als Verzierung sein kann — es ist nur am unrichtigen Orte angebracht. Darunter leidet sowohl die Arbeit selbst, wie der Gegenstand, auf welchem dieselbe verwendet wird. Sie sollte sich auf Flächen, Wand- felder oder andere Lagen und Gegenstände beschränken, für welche eine derartige Be-



Fig. 25. Aus Laus „Chinesischen Vasen“.



Fig. 24. Nach Laus „Chinesischen Vasen“.



Fig. 26. Nach Laus „Chinesischen Vasen“.

handlung passend. Wenn er

dies ver- gibt, so sieht er



Fig. 28. Aus Haus „Chinesischen Vasen“.

tation sind wir nicht in gleicher Weise fortgeschritten, obwohl wir Leistungen zu verzeichnen haben, auf welche wir, soweit es sich um Farbe handelt, stolz sein dürfen. Da aber gerade in der Ornamentation noch ein weiterer mächtiger Faktor, die Mode, mitspielt, so ist uns Modernen der Takt und das feine Gefühl in Beziehung auf Verzierung im allgemeinen etwas abhanden gekommen, wie auch aus dem oben Erörterten über Vasen genugsam hervorgehen dürfte.

Vermögensverwaltung.

Von

Mathilde Lammers.

Es gibt in England einen Edelmann, den Herzog von Portland, dessen Einkommen allein aus seinem Baarvermögen, abgesehen von dem Ertrag seiner liegenden Gründe, sich auf tausend Pfund Sterling, gleich zwanzigtausend Mark täglich belaufen soll. In Deutschland ist vielleicht ein solcher bedauernswerter Krösus nicht zu finden, wenn auch manche Leute da sind, denen die Aufgabe geworden ist, jährlich ein paar mal hunderttausend Mark zu verbrauchen. Ungleich größer ist die Anzahl derer, die es mit aller Anstrengung kaum auf ein paar hundert Mark jährlich bringen. Dazwischen die ganze Stufenleiter von dürftigen, kleinen, mittleren, reichlichen, reichen Einkommen, deren jedes in seiner Art besondere Schwierigkeiten in der Verwaltung bietet und daher eine besondere Verwaltungskunst nötig macht. Dem Reichen fällt die Sorge zu, den unzähligen Anforderungen gerecht zu werden, die von allen Seiten an seinen Beutel gestellt werden, und den Ueberschuß sicher und ge-
dehlich anzulegen. Der Wohlhabende muß sein Schiffslein zwischen zwei Klippen hindurchsteuern; er gerät leicht in Gefahr zu

leben wie ein Reicher, und schon dadurch, aber auch sonst leichter als dieser, in die Gefahr, so viel von seinem Besitz einzubüßen, daß er nicht mehr zu den Wohlhabenden gehört. Bei den geringer Bemittelten aller Stufen ist große Sorge das Auskommen: das heißt die Deckung der Lebensbedürfnisse nach dem Maß ihrer Dringlichkeit, mittels einer gegebenen Summe, die nur einen mehr oder minder engen, oder auch gar keinen Spielraum läßt.

Ergibt nun schon die Höhe der Einkünfte eine lange Stufenleiter, von den paar hundert Mark der armen Fischerwitwe zu den hunderttausenden oder Mil-



Fig. 27. Warmid-Vase nach dem Rokokostil.

lionen des Börsenfürsten, so ist noch viel länger und mannigfaltiger die Reihe der Dinge, für welche diese Summen in einem einzigen Lande mit gleichartiger, christlich-zivilisierter Bevölkerung ausgegeben werden. Die sechstausend Mark, von welchen die eine gebildete Familie ein ganzes Jahr lang lebt, gibt eine andere, nicht höher gebildete für die Sommerreise allein, für die Einrichtung eines Zimmers, für ein einziges Fest aus. Wiederum verbrauchen jene, die doch schon zu den Leuten gehören, welche sich einschränken müssen, für ihr Vergnügen vielleicht das Jahr hindurch so viel, daß ein armer Tagelöhner mit vielen Kindern Wohnung und Kleidung davon bestreiten könnte. Die Bedürfnisse sind eben unendlich verschieden, und nach den Bedürfnissen richten sich die Ausgaben. Wer ein Ver-



Fig. 29. Aus Haus „Chinesischen Vasen“.

mögen zu verwalten hat, darf nicht bloß fragen: Wie schaffe ich mir Einnahmen? und denken, das weitere finde sich von selbst; sondern er muß vor allem fragen: Wonach haben sich meine Bedürfnisse zu richten?

Die gewöhnlichste Antwort, welche diese Frage, wenn nicht ausdrücklich, so durch die Praxis findet, ist: Nach dem Hergebrachten. Das haben wir im Elternhause, das haben wir von Anfang unserer Ehe an so gehabt, das haben unsere Bekannten, unsere Standesgenossen so! aus diesen Vorderfragen folgt für die allermeisten Leute mit mathematischer Sicherheit: Das muß man so haben! was so viel heißen soll als: Das müssen wir haben. Es ist auch gar nicht zu bezwei-

feln, daß diese Art der Entscheidung über die Bedürfnisfrage nicht nur eine sehr bequeme, das Nachdenken ersparende, sondern in vielen Fällen die richtige ist. Freilich, die älteren von uns Jetztlebenden wissen, daß innerhalb eines Menschenalters in allen Ständen unseres Volkes die Bedürfnisse nach Zahl, Art und Kostspieligkeit ganz überraschend, schneller als zu irgend einer Zeit vorher, gestiegen sind. Ein Handwerker lebt jetzt besser, das heißt reichlicher, üppiger, als vor fünfzig Jahren ein hoher Beamter. Eine Erzieherin in einer bürgerlichen Familie würde sich schlecht behandelt fühlen, wollte man ihr ein solches halbdunkles



Fig. 31. Aus Haus „Chinesischen Vasen“.

Kämmerlein mit dürftigster Einrichtung anweisen, wie dasjenige war, in welchem Se. Excellenz der Wirkliche Geheimrat und herzoglich sächsische Staatsminister J. W. von Goethe den letzten Atemzug that. Die Grenzlinie zwischen Bedürfnis, Annehmlichkeit und Ueberschuß ist außerordentlich schwanfend, nicht bloß nach den verschiedenen Zeitaltern, Ständen, Gesellschaftsklassen, örtlichen Verhältnissen, auch nach Art der Familien und einzelnen. Im ganzen aber kann man behaupten, daß der Ueberschuß die Neigung hat, zur bloßen Annehmlichkeit zu werden, die Annehmlichkeit die Neigung, sich als Bedürfnis aufzuspielen. Die weise Regel: Erst muß man für das Notwendige, dann für das Nützliche, danach für das bloß Angenehme sorgen, ist also erst dann anwendbar, wenn man für seine eigenen Verhältnisse darüber im reinen ist, was man als Bedürfnis, was als Annehmlichkeit, was als Ueberschuß anzusehen hat. Vor dreißig Jahren gab es viele bürgerliche Kreise in Deutschland, deren gesunde Mitglieder im Sommer im Flusse badeten, warme Bäder aber überhaupt nicht nahmen. Jetzt sehen in den selben Kreisen viele Leute ein wöchentliches warmes Bad als eine Notwendigkeit, ein Badeeinrichtung im Hause als eine große Annehmlichkeit an; ja, nicht wenigen ist diese Annehmlichkeit bereits Bedürfnis geworden.

Gewiß muß hierin jeder dem Herkommen einen beträchtlichen Tribut zollen. Jeder ist in seinem Lebenszuschnitt bis



Fig. 30. Aus dem Laufenden Werk.

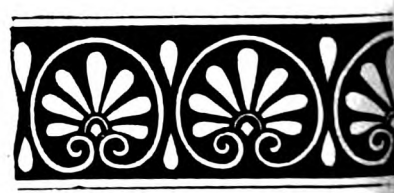


Fig. 30. Aus dem Laufenden Werk.

einem gewissen Grade von den Gewohnheiten seiner Familien- und Standesgenossen abhängig; er muß also die Grenzen zwischen Bedürfnis, Annehmlichkeit, Ueberfluß im allgemeinen so ziehen wie sie. Und doch gilt wieder für jeden einzelnen, wie für jeden Stand und jede Volksklasse: Die Bedürfnisse müssen sich nach den Einnahmen richten. Sobald dieser Grundsatz verlassen wird, ist der wirtschaftliche Untergang nur eine Frage der Zeit.

Das Bestimmungsrecht in letzter Instanz darf sich daher auch niemand nehmen lassen, denn er bleibt zuletzt für sein Schicksal verantwortlich. Es ist, von einzelnen Adelskreisen abgesehen, nicht Sache der Standesgenossen, einen wirtschaftlich schiffbrüchigen über Wasser zu halten; die Rücksicht auf standesgemäße Lebensweise kann daher bei der Ausmessung der Bedürfnisse auch nie die letzte und höchste sein.

Einen zuverlässigen

Gradmesser für die Höhe des Verbrauchs im ganzen gibt dagegen die Einnahme ab. Wachsende Bedürfnisse sind also nur bei steigenden Einnahmen zulässig; ein Fallen der Einnahme bedingt mit Notwendigkeit, daß man manches als überflüssig aufgibt, was bis dahin als Annehmlichkeit oder Bedürfnis Ausgaben veranlaßt hat. Schließlich ist es der eigene Wille, der in den meisten Fällen entscheidet, ob eine Aus-



Fig. 32. Moderne Vasenzeichnung.

Der Reichshaushalt ist in den fünfzehn Jahren von 1872 bis 1887 in Einnahme und Ausgabe auf mehr als das Doppelte gestiegen: von rund 340 Millionen auf rund 696 Millionen Mark. Das Volksvermögen in Württemberg, d. h. der gesamte Besitz an Grund und Boden, Gebäuden, Verkehrsmitteln wie Eisenbahnen u. a., beweglichen Gütern und Forderungen an das Ausland, wurde im Jahre 1863

auf 4646 Millionen Mark, im Jahre 1884 auf 9006 Millionen, also fast das Doppelte, geschätzt; auf den Kopf der Bevölkerung berechnet, verhält sich diese Steigerung aber schon nicht wie 4,6:9,0, sondern wie 3:5. Nach diesem Maßstab würde das gesamte Volksvermögen im Deutschen Reich in jenen einundzwanzig Jahren von 102600 Millionen auf 211600 Millionen gestiegen sein. Vielleicht ist diese letzte Ziffer reichlich hoch gegriffen, und es muß dabei be-

dacht werden, daß die Bevölkerung sich gleichzeitig von 38 Millionen auf 46 Millionen gehoben hat. Für unsere Untersuchungen wichtiger ist das Volkseinkommen, denn danach läßt sich erst annähernd beurteilen, wie weit eine Erhöhung des Lebenszuschnitts: Verwandlung des Ueberflüssigen ins Notwendige, berechtigt ist. Für Preußen schätzt ein bekannter Volkswirt das Volkseinkommen im Jahre 1872 auf 6969 Millionen Mark, im Jahre 1881 auf 8228 Millionen. Das bedeutet aber, wenigstens für die Jahre 1877 bis 1880, nicht etwa eine Steigerung, sondern der frühere Kopfbetrag von 323 Mark war auf 308 Mark im Jahre 1881 heruntergegangen. Beruhen diese Angaben auch alle nur auf ungefähren Schätzungen, so würde doch die letzte allein schon Grund zu der Frage geben: Ist unsere Wirtschaftsführung gesund zu nennen? Denn niemand wird behaupten wollen, daß unser gesamter Lebenszuschnitt seit dem Beginn der achtziger Jahre irgendwie erheblich eingeschränkt worden sei. Man mag den Gelehrten überlassen, jene Frage für das ganze Reich zu entscheiden; es ist jeden-

falls hochwichtig, daß der einzelne sie sich für seinen eigenen Haushalt vorlege und sich klar mache, ob sein gesteigerter Verbrauch von einem in demselben

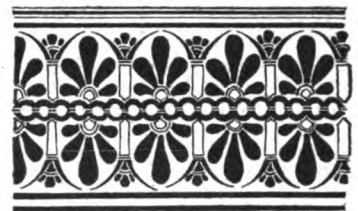


Fig. 33. Aus Laos, "Chinesischen Vasen".

Verhältnis steigenden Einkommen gedeckt ist. Müssen viele einzelne das verneinen, so befinden wir uns als Volk auf einer schiefen Ebene, welche durch alle unsere politischen Erfolge, durch alle unsere Machtstellung nach außen nicht gerade gerichtet werden kann.

Abgesehen von örtlichen Verschiedenheiten wird man wohl sagen dürfen, daß um die Mitte unseres Jahrhunderts eine gebildete Familie des Mittelstandes durchschnittlich 800 bis 1000 Thaler im Jahr verbrauchte. Wenigstens fand man es damals berechtigt, wenn ein Beamter, ein Geistlicher, ein Lehrer sich verheiratete, sobald sein Einkommen der niedrigeren von diesen beiden Summen nahe gekommen war, und die Fälle waren und sind ja in Deutschland selten, daß der Ertrag der Arbeit des Mannes durch Kapitalbesitz erheblich gesteigert wird. Heute wird eine gebildete Familie mit einer Durchschnittszahl von fünf oder sechs Köpfen, wenn sie dieselbe gesellschaftliche Stellung einnimmt wie die vorhin genannten, mit weniger als 6000 Mark kaum reichen, ein Einzelhaushalt in diesen Ständen in der Regel an 2000 Mark hinankommen.

Jeder nun, der am Schlusse des Jahres keine Schulden und gar noch ein paar Goldstücke in der Kasse hat, ist anscheinend berechtigt, sich für einen guten Wirt zu halten, da sein Verbrauch seine Mittel nicht überstiegen hat, ob er auch viel reichlicher gelebt habe, als es vor vierzig Jahren Sitte war. Aber wenn man genauer zusieht, so ist das doch ein Trugschluß. Mag es immerhin die nächste Pflicht eines jeden sein, mit den ihm zufließenden Mitteln seinen Bedarf zu decken, so sind wir doch nicht 46 Millionen Einzelwesen, die zufällig zusammen auf derselben Scholle wohnen und deren jedes nur an sich zu denken hätte. Sondern wir bilden, in Familien, Gemeinden, Kreise, Provinzen zusammengeschlossen, ein Volk, ein Reich, und je mehr wir in unseren Tagen Grund haben, uns dieser Reichsgenossenschaft zu freuen und

Gott dafür zu danken, desto mehr sind wir auch verpflichtet, jeder an seinem Teile dieses Reiches Wohlfahrt zu fördern, seinen Bestand sichern zu helfen. Der



Fig. 35. Geschmücktes Ornament, aus Laos, "Chinesischen Vasen".

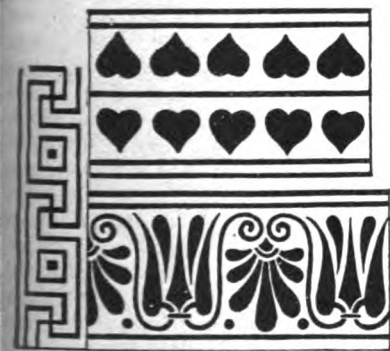


Fig. 34. Aus Laos, "Chinesischen Vasen".

hab gemacht werden soll oder nicht; es ist aber sehr selten möglich, nur durch den eigenen Willen die Einnahmen zu steigern oder ihr Sinken aufzuhalten.

Wenn es auf der Hand liegt, daß sich in unserem Vaterlande seit einem Menschenalter die Bedürfnisse ganz gewaltig gesteigert haben, so müßte daraus — eine gesunde Wirtschaftsführung vorausgesetzt — der Schluß gestattet sein, daß auch eine dementsprechende erhebliche Steigerung des Nationalvermögens stattgefunden habe. Allerdings ist dasselbe seit länger Zeit in stetigem Wachstum begriffen.

geschieht aber nicht bloß dadurch, daß man seine Steuern bezahlt, seine Wehrpflicht ableistet und ein oder das andere öffentliche Ehrenamt bekleidet.

Wir haben oben als Kopfbetrag des Einkommens in unserem Vaterlande für das Jahr 1881 die Ziffer 308 Mark festgestellt. Wäre sie von da bis heute (wo für mir die Angaben fehlen), was aber nicht unwahrscheinlich ist, auf rund 300 Mark herabgegangen, so erhielte daraus mit aller Sicherheit eins: daß der Kopfverbrauch auch nicht mehr als durchschnittlich 300 Mark jährlich betragen dürfte. Das ist aber in Wirklichkeit nicht der Durchschnittsbetrag, sondern etwa das Mindestmaß unseres Verbrauchs. Mit Ausschluß der Kinder in den ersten Lebensjahren dürfte es heutzutage schwerlich irgendwo in Deutschland möglich sein, die gesamten Bedürfnisse eines einzelnen Menschen mit weniger als jener Summe zu decken. Diejenigen, welche mehr als den Durchschnitt einnehmen, haben also offenbar die Pflicht — falls wir in einem geordneten Staat und einem christlichen Lande leben — das Untermaß wettzumachen, welches den Durchschnitt an der anderen Seite begrenzt: denen, die nicht das zum Leben Nötige haben, von dem Ihrigen mitzuteilen. Insofern aber ein großer Teil der allermeisten Einkommen, besonders in Deutschland, Arbeitsertrag in Gestalt von Lohn, Gehalt, Geschäftsgewinn ist, und insofern erfahrungsgemäß bei den wenigsten Menschen die Arbeitskraft unvermindert bis ans Lebensende vorhält, hat jeder die Pflicht, für die Zeit der verminderten oder ganz ausgehenden Erwerbsfähigkeit zu sorgen. Das wirtschaftliche Gedeihen unseres Vaterlandes ist erst dann als gesichert anzusehen, wenn alle, deren Einkommen jenen Durchschnitt übersteigt, ihr Einkommen zu drei gesonderten Zwecken anwenden.

Der erste und nächste ist natürlich das Auskommen. Das bedeutet zunächst, daß man seine sämtlichen Bedürfnisse mit seinen Einnahmen deckt, und wo die Einnahmen nicht hinreichen, die Bedürfnisse beschränkt. Soviel versteht sich in der Theorie für einen rechtlichen Menschen ganz von selbst, wenn auch die Praxis oft zu wünschen übrig läßt. Der zweite Zweck des Einkommens ist die Vorsorge für die Zeit und die Fälle, wo es nicht reicht, und läßt sich wieder in drei Zweige sondern: die Sorge für die Zukunft der Kinder, die Altersversorgung, die Ansammlung von Kapital. Manchmal ist mit dem dritten das zweite gegeben; es sollte aber nie als gleichbedeutend mit dem ersten angesehen werden. Das heißt, nicht damit ist die Zukunft der Kinder genügend versorgt, daß die Eltern ein Kapital für sie sammeln. Denn Kapitalien können verloren gehen, und selbst wenn sie vorhalten, so lebt der Mensch nicht von Brot allein. Sondern die Kinder sind versorgt, wenn jedes beim Eintritt ins reifere Alter die Ausbildung für einen bestimmten Lebensberuf mitnimmt, durch dessen Ausübung ihm die wirtschaftliche Selbstständigkeit gewährleistet ist. Das

gilt von Töchtern so gut wie von Söhnen. Nur für den Fall, daß schwach sinnige oder sonst mit starken Gebrechen behaftete Kinder da sind, darf die elterliche Fürsorge von der Erziehung zur Lebensarbeit absehen und ihr Augenmerk auf eine Versorgung durch Stiftungen oder durch Vermögensanhäufung allein richten.

Sind Kinder da, so verdient diese Verwendung des Einkommens gleich neben dem Auskommen berücksichtigt zu werden, die Altersversorgung, wenn sie nicht, wie bei den meisten Beamten, durch Ruhegehalt bereits gegeben ist, in Gestalt von Einkauf in gewisse Klassen, von Lebensversicherung und ähnlichem an zweiter Stelle. Denn wenn tatsächlich nicht beides möglich wäre, so ist aus leicht erkennbaren Gründen für den, der Kinder hat, jenes die nähere Pflicht und wird im Notfall bei gut geratenen Kindern auch einer Altersversorgung gleichkommen.

Den dritten Zweig dieses Zweckes aber, die Fürsorge für die Zukunft durch Ansammlung eines Kapitals, obgleich er für dringlicher angesehen zu werden verdient, als jetzt bei uns wohl im allgemeinen der Fall ist, sollte man nie gesondert voran, sondern entweder gemeinsam mit dem letzten Zweck alles Einkommens, oder hinter denselben bedenken. Dieser letzte Zweck, auf den wir als Reichsbürger und Christen nicht minder verpflichtet sind als zur Verrichtung unserer Bedürfnisse und zur Fürsorge für die Zukunft, ist die Sorge für die, die nicht genug haben, für Arme und Notleidende aller Art, für alles, was dem gemeinen Nutzen dient. Das ist eine Wehrpflicht, zu der jeder Reichsangehörige berufen ist, dessen wirtschaftliche Kräfte irgendwie dazu ausreichen, so wie zur militärischen Wehrpflicht alle körperlich tauglichen Individuen berufen sind. Wer da meint, nur reiche Leute könnten und müßten regelmäßig einen Teil ihres Einkommens für diese Zwecke verwenden, der müßte in unser Volksherr nur Einjährig-Freiwillige und Kadetten eintreten lassen. Man kann getrost sagen, jeder der nicht selbst zu den Unterstützten gehört, hat die Verpflichtung, andere zu unterstützen. Es kann sein, daß kein Geld dafür aufzubringen ist — obwohl das Scherflein der Witwe eine mächtige Sprache redet —; nun, so ist in Ablösung dieser Pflicht nicht selten der Einsatz von Kraft und Zeit, ein guter Rat, eine Fürbitte, freundliche Teilnahme mehr wert als Geld.

Unmöglich ist, allgemeine Regeln für das Verhältnis aufzustellen, in welchem diese drei Zwecke aus einem gegebenen Einkommen bedacht werden sollen. Je niedriger das Einkommen, desto höher der Prozentsatz, welchen die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse, namentlich die Nahrung in Anspruch nehmen, desto geringer also der Rest, den sie für den zweiten und dritten Zweck überlassen. Jener französische Bauer, der Heinrich dem Vierten sein Budget von zwölf Sous täglich vorlegte, hatte einfach drei gleiche Teile gemacht: vier Sous verbrauchte er, vier

Sous wandte er an seine Kinder, was er zugleich als seine Kapitalanlage bezeichnete, und vier Sous gab er seinen alten Eltern, was er Schuldentilgung nannte. Der Pharisäer, auf den wir alle mit gerechter Verachtung herabsehen, gab den Zehnten, also den zehnten Teil seines Einkommens, an die Armen. Ich fürchte, so hoch wie jener Bauer und dieser Israelit gehen nicht viele von uns in der Bemessung der Liebesgaben; es mag auch wohl nicht mehr thunlich sein. Aber eine gute Vermögensverwaltung ist nur die, welche zum Gedeihen des Ganzen beiträgt, und sie ist nur möglich, wenn wir uns unsere Bedürfnisse nicht über den Kopf wachsen lassen.

Frühlingsgruß.

Der Lenz ist gekommen!
 Schon prangt es im Walde,
 Schon schließt es und spriest es
 Und grünt's auf der Saase;
 Schon braunt es und schallt es
 In jubelndem Klängen.
 Und knospende Blümlein
 Zum Lichte sich ringen
 Schon schmettern die Vöglein
 Welltauchende Lieder,
 Welljubelnde Sänge,
 Denn — Frühling ward's wieder!
 Und — Frühling ward's wieder!
 So klingl's allerwegen
 Mit himmlischen Tönen
 Dem Menschen entgegen.
 Und es schwinden im Fluge
 Die Sorgen und Schmerzen,
 Und göttliche Wonne
 Zieht ein in die Herzen.
 O Dank drum dem ew'gen
 Allmächtigen Vater.
 Dort über den Wäldern
 Dem treuen Berater,
 Der wieder so gnädig
 Nachummer und Leiden
 Gesandt nun die Tage
 Der seligsten Treenen.
 Doch du, der so oft schon
 Die Sorgen genommen,
 Auch dies Jahr von Herzen
 Sei, Frühling, willkommen!

Ja, so werd's nun Frühling allen
 Denen noch in Weh und Schmerz,
 Denen noch in tiefem Leiden
 Sucht das schmerzgetroffene Herz;
 Deren Auge voller Thränen,
 Wenn der erste Morgen grauet,
 Deren Auge voller Thränen
 In die Abendsonne schauet.
 Frühling in Palaß und Gütte!
 Frühling allen Armen, Kranken!
 Frühling allen Schmerzgeprüften,
 Allen sorgenden Gedanken!
 Frühling dir auch, teurer Kaiser,
 Stofier Heß aus stolzem Stamme,
 Welchem unausschlich glühet
 Heißiger Begeisterung Flamme!
 Enkel unsers Wilhelm, Frühling
 Dir noch viele lange Jahre,
 Lange Jahre deinem Volke,
 Der Allmächt'ge dich bewahre!
 Frühling unserm Vaterlande,
 Unserm teuern, unserm lieben!
 Woll's machen froh und mächtig,
 Wie es immer noch geblieben!
 Deutsches Reich, du herrlich böses,
 Land des Ruhmes, Land der Jugend,
 Klüh', o Hermanns heilig Erbe,
 In der Vollkraft ew'ger Jugend!
 Und nun endlich allen, allen
 Allen heil'gen Frühlingsfrieden!
 Frieden, schönste Sinnenlaube,
 Sei auch ferner uns beschieden!
 Bleib' mit deinem milden Segen
 Alle Zeiten uns erhalten
 Als der Bürge wahrten Glückes
 — Gott im Himmel woll' es wachen!



Heimkehr vom Kirchgang. Von A. Guillou.

105

Das Haus Montague.

Erzählung in drei Bänden von

Balduin Möllhausen.

(Fortsetzung.)

Unsern höflichen Gruß beantwortete er durch leichtes Neigen seines Hauptes. Einen prüfenden Blick warf er auf den Professor. Als er darauf mich ähnlich betrachtete, wälzte ich das Fagen, welches mich beim ersten Wiedersehen beschlich, schwinden. Meiner Eltern gedenkend, von deren Gräbern ich vor wenigen Tagen erst fortgegangen war, richtete ich mich höher auf. Anstatt seinen Blick zu meiden, sah ich mit hinterem Troß, gleichsam herausfordernd in seine Augen.

„Ihrem dringenden Gesuch habe ich nachgegeben,“ eröffnete Montague alsbald das Gespräch, und ausdruckslos, wie das Tonen eines angeschlagenen Riefels, klang seine Stimme, „ich erlaube mir aber, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß die von Ihnen gewählte Stunde eine sehr ungewöhnliche. Ungern opfere ich viel von der mir nur färglich zugemessenen Muße.“

„Ungewöhnliche Ereignisse bedingen ungewöhnliche Maßnahmen,“ versetzte der Professor mit tiefem Ernst, „ich würde es sehr schwerlich über mich gewonnen haben, eine Schwelle zu überschreiten, auf deren anderer Seite, wie mir zur Genüge bekannt, ich als unwillkommener Gast erscheine.“

„Sprechen Sie offen, Herr Professor,“ lautete die frostige Antwort, „Sie wollen mich daran mahnen, daß ich meiner Schwiegerschwager den Verkehr in Ihrem Hause verweigere, nicht geneigt war, zu dulden, daß Fremde, Unfriede stiftend, zwischen Sie und meinen Sohn traten.“

In des Professors Antlitz schoß die Welle des Unwillens; er erwiderte indessen mit ruhiger Höflichkeit: „Indem Sie dieses Limitandes in Gegenwart eines Ihnen Unbekannten erwähnen, offenbaren Sie ein gewisses Vertrauen zu demselben. Ich danke Ihnen sehr, daß Sie es ab, jetzt auf die von Ihnen angedeuteten Verhältnisse näher einzugehen. Andererseits fühle ich mich verpflichtet, Ihnen zunächst in diesem jungen Mann einen Herrn Montague vorzustellen, den ich als Zwillingssohn der in Kanada in einem Kabin verstorbenen Frau Montague, der Gattin Ihres nur zu früh dahingegangenen Bruders.“

Wäre das Dach des Hauses mit bedrohendem Krachen niedergebrochen, um uns alle zu zermalmen und zu begraben, hätte die Wirkung auf Reginald keine bedeutendere sein können, als sie jetzt war. Die ruhige, einfache Mitteilung wirkte wie ein Blitz. Und dennoch bewies er eine Selbstbeherrschung, die sie eben nur im Laufe vieler Jahre

herzlosen Benehmens entstanden sein konnten. Nur die Lehne des ihm zunächst stehenden Stuhls ergriff er, um sich zu stützen, während sein Antlitz den äußeren Charakter vergilbten Marmors erhielt. Ausdruckslos suchte er in des Professors Augen. Er wollte offenbar Zeit gewinnen, sich für eine Erwiderung zu entscheiden. Sich mir zuzufehren, der ich ihn mit tödlicher Spannung unverwandt anstarrte, scheute er sichtlich. So verrann beinahe eine Minute in lautloser Stille; dann hob Reginald mit merklich veränderter, jedoch noch immer eifriger Stimme an: „Herr Professor, ich hoffe, Sie finden gerechtfertigt, wenn ich Sie ersuche, meine Familienangelegenheiten nicht zu den Ihrigen zu machen; ebenso gerechtfertigt, irgend welchen zufällig entstandenen Märchen, die Ihnen, wer weiß, woher zugetragen wurden, ohne weiteres Glauben beizumessen.“

Der Professor warf mir einen ängstlich beschwichtigenden Blick zu. Dann zog er ein Paket Papiere aus der Tasche, und auf dieselben weisend, sprach er, jedes einzelne Wort besonders betonend: „Ich erwartete Ihre Zweifel und verjah mich mit allem, was dazu dienen kann, Ihren Unglauben zu besiegen. Ich ersuche Sie daher, mir zu gestatten, die betreffenden Beweismittel Ihrer Prüfung zu unterbreiten.“

„Die Wahrheit bedarf keiner Beweismittel,“ versetzte Reginald mit etwas weniger Sicherheit, „und die lautet dahin, daß die Familie meines verewigten Bruders ausgestarb. Was darüber hinausreicht, entzieht sich meiner Beurteilung. Versetzen Sie sich in meine Lage, und Sie werden meine Anschauung teilen. Weit entfernt davon, die Ehrenhaftigkeit des jungen Herrn da anzuzweifeln, lebe ich doch unter dem Eindruck, daß er sich zu Besserem hätte hergeben können, als, wenn auch in gutem Glauben, an Stelle eines längst Verstorbenen zu treten —“

Er verstummte vor der geräuschvollen Heftigkeit, mit welcher ich ihm einen Schritt näher trat. Meine sonst schwer zum Durchbruch gelangende Leidenschaftlichkeit war mit einem Schlage nachgerüttelt worden. Ich fühlte mich als Mann vom Kopf bis zu den Fehenspitzen hinunter, fühlte mich frei von jener träumerischen Zaghaftigkeit, welche der Professor vielfach an mir tadelte.

„Herr Reginald Montague,“ redete ich ihn zuversichtlich an, und woher mir plötzlich die Worte kamen, ich weiß es nicht, „der Beweise, die Ihnen aus Höflichkeit geboten wurden, bedarf es nicht weiter.“

Hier stehe ich vor Ihnen, der Sohn Ihres verratenen Bruders und einer armen, ins Grab gehegten Dulderin. Hier stehe ich vor Ihnen, ebenso berechtigt zu dem Namen Montague, wie Sie selber. Ich stehe vor Ihnen, um Rechenschaft zu fordern für die Verfolgungen, welche Sie aus leicht erklärlichen Gründen gegen meine Mutter einleiteten; Rechenschaft dafür, daß Sie einer verworfenen Person sich bedienten, um die hilflosen Zwillinge jener armen Mutter, nachdem dieselbe faum zur Ruhe gebettet worden, einem stillen, sicheren Heim zu entreißen. Rechenschaft von Ihnen zu fordern, daß Sie einem elenden irischen Verbrecher mich überantworteten, um mich vielleicht in dessen Fußstapfen treten zu sehen! Rechenschaft dafür, daß Sie mir Namen und Heimat raubten, Rechenschaft für alles, was ich litt und erduldet. Mag ich im Verkehr mit einfachen, aber ehrlichen Leuten selber nur ein einfacher Mann geworden sein, so beging ich doch nichts, wodurch ich des Namens meines Vaters unwürdig geworden wäre. Mit denselben Augen, wie jetzt, betrachteten Sie einst den mißhandelten Pflegetohn jenes O'Neil, als er, nach dem Blutgelde ausgehändigt, hier in diesem Hause vor Ihnen stand und der Entschluß in Ihnen reifte, mich übers Meer zu schicken, von woher die Rückkehr mir abgeschnitten, ich also nicht mehr Ihnen unter die Augen treten konnte.“

Nachdem ich, nunmehr auf dem Gipfel meiner wilden Erregung, genädigt hatte, warf ich einen zweifelnden Blick auf den Professor. Erstaunt, wie seinen Sinnen nicht trauend, sah er auf mich hin. Ob ich seinen Tadel verdient hatte, ob er mein Vorgehen billigte, ich erriet es nicht. Meinen nächsten Gedanken auszuspinnen hinderte mich Reginald, indem er, einem gewissen Selbsterhaltungstribe blindlings nachgebend, eigentümlich schneidend fragte: „Sind Sie fertig, junger Mann?“

„Nein, noch nicht,“ antwortete ich entschlossen, „nicht eher, als bis ich weiß, was aus meinem Bruder geworden ist; nicht eher, als bis Gerechtigkeit geübt worden. Ja, im vollsten Umfange mache ich meine Ansprüche geltend; und nicht etwa um des elenden Reichthums willen — der möchte meinethwegen in Feuer und Flammen aufgehen — sondern um der Erinnerung an meine Eltern willen, um nachträglich zu sühnen, was an ihnen verbrochen wurde, und zwar von denjenigen, die, anstatt in treuer Anhänglichkeit —“

In dem Vorzimmer ertönten hastige Schritte. Die Thür wurde aufgerissen und herein stürmte ein Mann, der offenbar zu den Beamten des Hauses gehörte. Auf seinem verstörten bleichen Gesicht prägte sich aus, daß er der Träger einer unheilvollen Kunde, Entsetzen ihm die letzte Besonnenheit geraubt hatte.

„Herr Montague!“ rief er nach Atem ringend aus, und er beachtete weder mich noch den Professor, „ein furchtbares Unglück hat sich ereignet. Die Pferde sind mit dem jungen Herrn durchgegangen — er fuhr selber — den Kutcher trifft keine

Schuld — der Wagen zerschmetterte an einer Hausecke — der junge Herr ist tot — die Dame, die ihm zur Seite saß, schwer verletzt — sie bringen ihn —

„Seine Frau?“ fiel der Professor erblichend ein und ich fühlte, wie das Blut in meinen Adern stockte.

„Nicht seine Frau,“ antwortete der Mann über die Schulter, und wieder zu Reginald gewendet, fuhr er dringender fort: „Was soll mit dem jungen Herrn werden? Nach seiner Wohnung war es zu weit — sie bringen ihn hierher —“ er kam nicht weiter. Reginald, dessen Antlitz während dieser überstürzten Mitteilungen mehr und mehr ein leichenhaftes Aussehen erhielt, schien Sprache und Empfindung zugleich verloren zu haben. Einigemal griff er mit beiden Händen nach der Stuhllehne, jedoch ohne sie zu fassen, dann taumelte er zurück, daß der Ueberbringer der niederschmetternden Nachricht kaum Zeit fand, einen Stuhl heranzuziehen, auf welchen er kraftlos niederfiel.

„Tot — tot,“ flüsterte er, und stier sah er ins Leere, „tot — verwaist die Firma —“ Ein Schauer durchrieselte ihn, als durch die offenen Thüren das durch die Entfernung gedämpfte Geräusch hereindrang, mit welchem Männer, unverkennbar eine Last zwischen sich tragend, langsam die Treppe erstiegen.

Erschüttert starrte der Professor auf den gänzlich gebrochenen Mann nieder, der eben noch wählte, vermaßen jeder Schicksalsfügung trotzen zu können. Ich selbst hatte die letzte Fassung verloren. In meinen Ohren heulte es, meine Augen blickten wie geblendet. Für mich hatte das jähe Ende des jungen Mannes eine doppelte Bedeutung.

Aus diesem einer Betäubung ähnlichen Zustande weckte mich der Professor.

„Kohlmeise,“ raunte er mir zu, und mit festem Griff meine Hand packend, zog er mich mit sich fort der Thüre zu, „hier ist unseres Bleibens nicht länger. Wo das Schicksal seinen Schiedspruch fällt, da müssen die Stimmen der Sterblichen schweigen. Weshalb konnte das Unglück nicht früher oder später auf ihn hereinbrechen? Weshalb mußten wir gerade jetzt bei ihm sein? Das ist mehr als Zufall. Will der Himmel jemand strafen, so weiß er ihn gerade dann zu treffen, wenn es ihn am tiefsten beugt. Wunderbar — wunderbar; der alte Mann da drinnen ist jetzt ganz vereinsamt.“

„Er war es längst,“ presste ich beinahe unbewußt zwischen den fest aufeinander ruhenden Zähnen hervor. „Er klagte um die verwaiste Firma, nicht um den Sohn. Was konnte ihm der sonst noch gelten.“ Wirre Bilder, sich grauenhaft durcheinander windend, drohten meinen Geist zu umnachten.

„Take it easy,“ drang es von des Professors Lippen wie ein besänftigender Zauberpruch zu meinen Ohren, „take it easy, gute Kohlmeise. Komm, komm. Lassen wir hinter uns Nacht und Finsternis. Nichte deine Blicke nach vorne; wer

weiß, wie bald ein freundliches Morgenrot dich grüßt.“

Wir waren in die Vorhalle hinausetreten, von welcher die breite Treppe ins Erdgeschoß hinabführte. Die Männer, zwischen sich auf ausgespannten Tüchern den Verunglückten tragend, hatten bereits die obersten Stufen erreicht, uns dadurch den Weg verlegend. Nach einem flüchtigen Blick auf die unheimliche Last kehrte der Professor sich schauernd ab. Ich dagegen, einem furchtbaren Zauber unterworfen, vermochte meine Augen nicht von ihr abzugiehen. Ja, da lag er vor mir auf der Notbahre, derselbe Knabe, der mich einst mit den Beweisen seiner Verachtung überschüttete, derselbe Mann, der zu Agathes Verderben geboren wurde. Das von braunen Locken umwogte Antlitz mit dem gefallsüchtig emporgedrehten Schnurrbart war noch immer schön. Mochte der Tod ihm seine unverkennbaren Merkmale aufgedrückt haben, so ruhte es auf den erstarrten Zügen doch wie ein seltsamer Ausdruck des Hohnes. Das unzweideutige Gepräge eines überfättigten Wüstlings war durch die letzten Nervenzuckungen festgebannt worden. Fern blieben mir in jenen Minuten Regungen des Mitleids, aber auch der Befriedigung. Ich war überhaupt keines Gedankens fähig, fühlte nur Säusen und Heulen in meinen Ohren, kannte nur die einzige Empfindung namenlosen Grauens. Eine Donnerstimme glaubte ich zu hören, welche mir befahl, den Nacken des Toten zu prüfen. Ich hob die Hand, ließ sie indeß schauernd wieder sinken. Ich fürchtete ein Geheimnis zu enthüllen, von welchem ich eine vernichtende Wirkung voraussetzte. Dumpf wog ich marternde Angewissheit und eine gräßliche Offenbarung gegeneinander ab, ohne zu einer Entscheidung zu gelangen. Ein derartiger Kampf war zu viel für mich, ich wählte, auf der Grenze des Wahnsinns zu stehen.

Da fühlte ich die Hand des Professors in der meinigen. Die Treppe war frei. Wie betäubt folgte ich meinem gütigen Freunde ins Erdgeschoß hinab. Schweigend verließen wir das fluchbelastete Haus. Eine weite Strecke waren wir gegangen, als der Professor, vollständig im klaren über meine Stimmung, in feierlichem Tone anhub: „Was wir in der letzten Stunde verlebten, Kohlmeise, erzähle es in späteren Tagen, und du wirst Zweifeln an deiner Glaubwürdigkeit begegnen. Wie ich heute, wird man fragen: Weshalb konnten wir nicht zwei Tage früher dorthin gehen, weshalb unseren Besuch nicht aufschieben? Weshalb mußten wir gerade zugegen sein, als die entsetzliche Kunde eintraf? Wer vermöchte die Laune des Geschicks zu ergründen? Es geht seine eigenen Wege, ohne die Sterblichen um ihre Wünsche und Hoffnungen zu befragen. Hier zermalmt und vernichtet es, dort richtet es freundlich auf. Und so wirst auch du die jüngst empfangenen Eindrücke allmählich überwinden und wieder frei und fröhlich, wie der Vogel, dessen Namen ich dir scherzhaft

beilegte, die Tage an dir vorbeiröhlen lassen. Aber einer anderen gedenke ich, die nicht dazu geschaffen, verhängnisvolle Heimfuchungen ohne die nachtheilhaftesten Folgen über sich ergehen zu lassen. Ich meine Agathe. Wie wird sie diese neue Prüfung ertragen? Wer wird ihr die furchtbare Nachricht überbringen? Wie gewöhnlich, geht man auch in diesem Falle ohne Zweifel rücksichtslos zu Werke. Wer weiß, ob man es für der Mühe wert hält, sie heute schon über alles zu unterrichten? Da habe ich mich denn entschlossen, jetzt zu ihr zu gehen. Vorsichtig will ich sie vorbereiten, bevor ein anderer ihr das Schreckliche zuschreit. Begib dich also nach Hause und erzähle der guten Penelope unsere Erlebnisse. Ich stehe unterdessen dem armen lieben Kinde zur Seite — heute hindert mich ja keiner. Ist auch eine unerträgliche Fessel gefallen, so geschah es doch auf eine Art, die zu entsezensvoll, als daß das arme Herz unter diesem neuen Verhängnis nicht zusammenbrechen sollte. Ja, Kohlmeise, geh und erwarte mich, wenn es auch spät werden sollte.“

Mit einem Händedruck schieden wir voneinander. Wie ich nach Hause gelangte, ich weiß es nicht. Ich sah nichts, hörte nichts während meines langsamen Einerschreitens. Mechanisch zog ich an dem bekannten Glockengriff. Erst als Frau Bainelow zwischen den Gitterstangen hindurch mir grüßend die Hand reichte, fuhr ich wie aus tiefen Träumen empor. —

Die Nacht war weit vorgeschritten, als der Professor endlich heimkehrte und Frau Bainelow und ich, die wir in banger Erwartung und ersten Gesprächen nachhängend so lange bei einander gesessen hatten, ihm den Thorweg öffneten. Geneigten Hauptes begab der Professor sich in seine Wohnung, wohin wir ihm folgten.

„Er ist also tot,“ erzählte er düsteren Blickes, und erschöpft sich auf seinen Stuhlwerfend, fuhr er fort: „gestorben in seinen Sünden; denn diejenige, die sich an seiner Lustfahrt beteiligte und jetzt mit gebrochenen Gliedern im Spital liegt, ist dieselbe verworfene Person, welche es verstand, ihn nicht nur hinterlistig auszubeuten, sondern ihn auch seiner Häuslichkeit zu entfremden. Ich wiederhole nochmals: Wenn der Himmel zu strafen gedenkt, den weiß er auch zu finden.“

Mich durchrieselte es eilig. Nur mit den das furchtbare Ereignis begleitenden Nebenumständen beschäftigt, hatte der Professor offenbar vergessen, daß seine Mitteilungen mich doppelt qualvoll ergreifen mußten. Da keine Erwiderung folgte, unsere Blicke dagegen mit ängstlicher Spannung an seinen Lippen hingen, nahm er nach kurzer Pause in unendlich schwerem müdigem Tone seine Mitteilungen wieder auf: „Als ein Glück preise ich, daß der Verstorbene nicht zu Agathe gebracht wurde, mithin das Nähere über seine Todesfahrt verborgen blieb. Arme Agathe, war denn nicht genug, daß deine Mutter die letzten Lebenstage in Gram und Sorge verbrachte? Mußte auch dir ein Leid-

schon nach dem anderen gereicht werden? Anne Agathe, wie schwoll mir das Herz vor Jammer, als ich vor dich hintrat und deine Augen so bange schauten, als hättest du für unmöglich gehalten, daß meinem erwarteten Erscheinen etwas anderes, als traurige Ursache zu Grunde liege. Ja, sie sah zu mir auf, als hätte mein Anblick allein ihr schon die Wahrheit verraten gehabt. Kein Wort vermochte sie hervorzubringen. Erst als ich sie zu ihrem Sitz zurückführte, neben ihr Platz nahm und ihre Hand mit meinen beiden ergriff, rief sie klagend aus: „Sprich es aus, was abermals auf mich hereingebrochen ist — die Ungewißheit, sie tötet mich.“

„Da drückte ich ihre Hand fester, und ihr tief in die durch Angst vergrößerten Augen schauend, sagte ich, daß ihr Mann eines jähren Todes gestorben sei. Darauf senkte sie ihr Haupt tief und wie plötzlich der Lebenskraft beraubt, sank ihre sonst so anmutige Gestalt erschöpft in sich zusammen. Sie hatte sich entfärbt; aber kein Laut der Klage verließ ihre Lippen, noch blieben ihre Augen. Und sie wäre die Letzte gewesen auf Gottes großer Welt, neben den sanften Regungen des Mitleids und Erbarmens heuchlerisch Empfindungen zur Schau zu tragen, wie sie solche in Wahrheit nie kennen lernte, ich meine Empfindungen inniger Zuneigung zu ihm, in dessen Gewalt es immerhin gelegen hätte, wenigstens ihre Achtung zu erwerben.“

Stumm saß sie da. Indem ich das Ereignis so weit schilderte, wie für ihr Alter geeignet, schienen meine Worte spurlos an ihr vorüber zu gehen. Um irgend welche Betrachtungen über ihre augenblickliche Lage anzustellen, war sie zu tief erschüttert. Den Unglückseligen hatte sie nie geliebt, nie Vertrauen zu ihm gefaßt, aber ein Verbrechen wäre es gewesen, ihr Raum für den Gedanken zuzuschreiben, daß eine Fessel gelöst worden, die ihr oft genug ärger als der Tod erschienen war. Nein, Betrachtungen, wie sie mich selbst fortgesetzt bestürmten, konnten in ihrem Gemüt keine Wurzel schlagen. Aber zu mir auf sah sie wehevoll und von ihren Lippen floß es mit dem Ausdruck einer stillen Ueberzeugung, eines tiefen inneren Gedankens: „Gott ist mein Zeuge, daß ich die Klachten gegen ihn nie verlegte; nie etwas unternahm, wodurch ich seines Vertrauens unwert geworden wäre. Wie im Leben, will ich auch im Tode getreulich zu ihm stehen. An seine Seite gehöre ich —“

Ich schnitt ihr das Wort ab, wies darauf hin, daß man nicht einmal für eine gehalten habe, sie von dem Vorgefallenen in Kenntnis zu setzen, mein Verbot bei ihr nicht geahnt werde, sie daher warten möge, bis der Ruf an sie ergehe. Entsetzt weinte sie zu meiner Erklärung. In dem Gefühl einer demütigenden Zurücksetzung und gänzlicher Vereinsamung nahm ich meinen Rat mit demselben kindlichen Vertrauen entgegen, wie einst hier in diesem Hause. Und befremden konnte mich nicht, wenn sie nicht nach ihm forschte, in die wenigsten Nächte und auch dann

nur die Morgenstunden nach den mühen Schwelgereien im eigenen Hause verbrachte. Ja, sie war tief erschüttert, wenn auch nicht in der Weise, wie wohl geschieht, wenn zwei Herzen auseinander gerissen werden und das überlebende sich verblutet. Daher gelang es mir auch trotz des Ernstes der Stunde, ihre Aufmerksamkeit allmählich anderen Dingen zuzuwenden. Von dir sprach ich, daß du wieder unter den Lebenden aufgetaucht seiest und nur die dringendsten Rücksichten dich gehindert hätten, sie aufzusuchen. Das Weitere verschwiege ich, muß verschwiegen bleiben, bis wir erst selbst volle Klarheit in der ganzen Angelegenheit gewonnen haben.

„Indem ich deiner gedachte, mochten die hier verlebten jugendlichen Tage ihr doppelt rosig vorschweben, mochte sie einen Vergleich aufstellen zwischen dem trostlosen Dasein, welches sie an der Seite eines ungeliebten — o, mit an Widerwillen grenzender Scheu betrachteten Mannes führte, und den Stunden, in welchen ihr hier alle Herzen so warm entgegenschlugen. Denn als ich mich verabschiedete, sprach sie mit einer mir sonst an ihr fremden düsteren Entschiedenheit: „Ich werde in der nächsten Zeit einen schweren Stand haben. Man verzeiht mir nie, daß ich mein kleines Kindchen so bald wieder hingeben mußte, und manche Demütigungen werde ich deshalb noch über mich ergehen lassen müssen. Mich soll das indessen nicht abhalten, dem Toten bis ans Grab getreu zu sein, wie ich es einst vor dem Altar gelobte. Doch die schweren Tage gehen dahin und andere folgen; Tage, in welchen ich meine Zukunft selbst berechtigt ins Auge fassen darf. Dann aber komme ich zu dir und Frau Paine-low, um nie mehr von euch zu gehen. Die Opfer, welche von mir gefordert wurden: einem heillosen Zwange nachgebend, habe ich sie gewissenhaft gebracht. Jetzt ist es an mir, über mich selbst zu verfügen und zu entscheiden.“

„Sie küßte mich zärtlich, wie in den holdesten Kindestagen, und die innigsten Grüße trug sie mir an ihre Kahlmeise und die liebe Frau Paine-low auf. Ihre letzten Worte enthielten die Bitte, mich vorläufig fern von ihr zu halten. Sie sei stark genug, meinte sie, das zu tragen, was ihr auferlegt worden; jeder von meiner Seite unternommene Versuch einer freundlichen Vermittelung würde ihr nur neue Demütigungen eintragen.“

„So sprach Agathe, und mein Herz krampfte sich zusammen, wenn ich erwäge, daß sie für den vereinsamten alten Mann in der That nie mehr, als eine seiner stolzen Firma dienende Sache gewesen, ein Exempel, in welchem er sich verrechnete.“

„Wie sieht das arme Kind aus?“ fragte Frau Paine-low schüchtern, als hätte sie die Antwort gefürchtet. „Jahre sind verstrichen, seitdem ich zum letztenmal in das liebe Gesicht schaute; da mögen Gram und Herzeleid es arg gezeichnet haben.“

Diese Frage war aus meiner Seele gesprochen. Ich richtete mich auf, und wie die Augen der guten Alten, hingen auch

die meinigen in tödlicher Spannung an den Lippen des Professors.

„Gehen Sie in den Garten, meine liebe Frau Paine-low,“ antwortete er trübe, „da stehen weiße Lilien, die noch nicht lange ihre Kelche erschlossen. Unter diesen suchen Sie eine, welche ihre Schönheit und ihren süßen Duft noch nicht verlor, deren Haltung aber verrät, daß giftiges Gewürm ihr Mark benagte, und Sie haben ein Bild Agathes.“

Frau Paine-low neigte das Haupt und weinte heiße Thränen auf ihre gestalteten Hände. Ich selbst hatte die Empfindung, als ob jemand mit kräftiger Faust mitten in mein Herz hinein gegriffen habe, um es grausam zu zerfleischen.

Der Professor war nachdenklich geworden. Eine Weile saßen wir noch schweigend bei einander, dann trennten wir uns mit beinahe stummem Gruß. Was waren alle meine früheren Erlebnisse, die Erlebnisse vieler Jahre, im Vergleich mit den Erfahrungen des heutigen Tages?

III. Band.

27. Kapitel.

Die junge Witwe.

Zwei Wochen waren verstrichen; das Grab hatte sich über dem jäh aus dem Leben Gerissenen geschlossen, und noch immer zögerten wir, unseren Besuch bei Reginald Montague zu wiederholen. Es schwebte uns vor, daß wir abgewiesen werden würden und erwogen bereits, für welche Schritte wir in solchem Falle uns am geeignetsten zu entscheiden hätten, als ein Brief eintraf, in welchem Reginald den Professor aufforderte, zur bestimmten Stunde, jedoch ohne Begleitung, sich zu ihm zu bemühen. Willkommen hieß ich, zurückbleiben zu dürfen, und schwankend zwischen ernstern Befürchtungen und unbestimmten Hoffnungen begab der Professor sich auf den Weg.

Als er zu Reginald hineingeführt wurde, erschraf er über die Veränderung, welche innerhalb der verhältnismäßig kurzen Zeit in dessen Aeußerem stattgefunden hatte. Ein Bild der Hinfälligkeit sah er auf seinem Armstuhl vor dem mit Briefschaften überladenen Schreibtisch, ein sicheres Zeichen, daß die furchtbarsten Gemütsbewegungen ihn nicht hatten hindern können, als Chef den Gang seines weitverzweigten Geschäftes selbst zu überwachen. Wie in früheren Tagen war er auch heute sorgfältig gekleidet und frisiert. Sein Antlitz, noch hagerer, schien sich in Holz verwandelt zu haben. Schärfer senkten die Falten sich in seine fahle Haut, den Ausdruck finsterner Entschlossenheit erhöhend. Auf ein einladendes Zeichen nahm der Professor ihm gegenüber Platz, und nur in seltenen Fällen seinen Blicken flüchtig beagend, hob Reginald mit einer Stimme an, die fast noch thönerer klang, denn je zuvor: „Ich habe Sie zu mir gebeten, um mit Ihnen noch dieses oder jenes zu verhandeln, bevor ich mich endlichsie-“

Schuld — der Wagen zerschmetterte an einer Hausecke — der junge Herr ist tot — die Dame, die ihm zur Seite saß, schwer verletzt — sie bringen ihn —

„Seine Frau?“ fiel der Professor erbleichend ein und ich fühlte, wie das Blut in meinen Adern stockte.

„Nicht seine Frau,“ antwortete der Mann über die Schulter, und wieder zu Reginald gewendet, fuhr er dringender fort: „Was soll mit dem jungen Herrn werden? Nach seiner Wohnung war es zu weit — sie bringen ihn hierher —“ er kam nicht weiter. Reginald, dessen Antlitz während dieser überstürzten Mitteilungen mehr und mehr ein leichenhaftes Aussehen erhielt, schien Sprache und Empfindung zugleich verloren zu haben. Einigemal griff er mit beiden Händen nach der Stuhllehne, jedoch ohne sie zu fassen, dann taumelte er zurück, daß der Ueberbringer der niederschmetternden Nachricht kaum Zeit fand, einen Stuhl heranzuziehen, auf welchen er kraftlos niederfiel.

„Tot — tot,“ kispelte er, und stier sah er ins Leere, „tot — verwaist die Firma —“ Ein Schauer durchrieselte ihn, als durch die offenen Thüren das durch die Entfernung gedämpfte Geräusch hereindrang, mit welchem Männer, unverkennbar eine Last zwischen sich tragend, langsam die Treppe erstiegen.

Erschüttert starrte der Professor auf den gänzlich gebrochenen Mann nieder, der eben noch wähnte, vermessen jeder Schicksalsfügung trotzen zu können. Ich selbst hatte die letzte Fassung verloren. In meinen Ohren heulte es, meine Augen blickten wie geblendet. Für mich hatte das jähe Ende des jungen Mannes eine doppelte Bedeutung.

Aus diesem einer Betäubung ähnlichen Zustande weckte mich der Professor.

„Kohlmeise,“ raunte er mir zu, und mit festem Griff meine Hand packend, zog er mich mit sich fort der Thüre zu, „hier ist unseres Bleibens nicht länger. Wo das Schicksal seinen Schiebspruch fällt, da müssen die Stimmen der Sterblichen schweigen. Weshalb konnte das Unglück nicht früher oder später auf ihn hereinbrechen? Weshalb mußten wir gerade jetzt bei ihm sein? Das ist mehr als Zufall. Will der Himmel jemand strafen, so weiß er ihn gerade dann zu treffen, wenn es ihn am tiefsten beugt. Wunderbar — wunderbar; der alte Mann da drinnen ist jetzt ganz vereinsamt.“

„Er war es längst,“ presste ich beinahe unbewußt zwischen den fest aufeinander ruhenden Zähnen hervor. „Er klagte um die verwaiste Firma, nicht um den Sohn. Was konnte ihm der sonst noch gelten.“ Wirre Bilder, sich grauenhaft durcheinander windend, drohten meinen Geist zu umnachten.

„Take it easy,“ drang es von des Professors Lippen wie ein besänftigender Zauberpruch zu meinen Ohren, „take it easy, gute Kohlmeise. Komm, komm. Lassen wir hinter uns Nacht und Finsternis. Nichte deine Blicke nach vorne; wer

weiß, wie bald ein freundliches Morgenrot dich grüßt.“

Wir waren in die Vorhalle hinausgetreten, von welcher die breite Treppe ins Erdgeschloß hinabführte. Die Männer, zwischen sich auf ausgespannten Tüchern den Verunglückten tragend, hatten bereits die obersten Stufen erreicht, uns dadurch den Weg verlegend. Nach einem flüchtigen Blick auf die unheimliche Last kehrte der Professor sich schauernd ab. Ich dagegen, einem furchtbaren Zauber unterworfen, vermochte meine Augen nicht von ihr abzugiehen. Ja, da lag er vor mir auf der Notbahre, derselbe Knabe, der mich einst mit den Beweisen seiner Verachtung überschüttete, derselbe Mann, der zu Agathes Verderben geboren wurde. Das von braunen Locken umwogte Antlitz mit dem gefallsüchtig emporgedrehten Schnurrbart war noch immer schön. Mochte der Tod ihm seine unverkennbaren Merkmale aufgedrückt haben, so ruhte es auf den erstarrten Zügen doch wie ein seltsamer Ausdruck des Hohnes. Das unzweideutige Gepräge eines überfälligen Wüßlings war durch die letzten Nervenzuckungen festgebannt worden. Fern blieben mir in jenen Minuten Regungen des Mitleids, aber auch der Befriedigung. Ich war überhaupt keines Gedankens fähig, fühlte nur Säusen und Heulen in meinen Ohren, kannte nur die einzige Empfindung namenlosen Grauens. Eine Donnerstimme glaubte ich zu hören, welche mir befahl, den Nacken des Toten zu prüfen. Ich hob die Hand, ließ sie indessen schauernd wieder sinken. Ich fürchtete ein Geheimnis zu enthüllen, von welchem ich eine vernichtende Wirkung voraussetzte. Dumpf wog ich martrende Ungewißheit und eine gräßliche Offenbarung gegeneinander ab, ohne zu einer Entscheidung zu gelangen. Ein derartiger Kampf war zu viel für mich, ich wählte, auf der Grenze des Wahnsinns zu stehen.

Da fühlte ich die Hand des Professors in der meinigen. Die Treppe war frei. Wie betäubt folgte ich meinem gütigen Freunde ins Erdgeschloß hinab. Schweigend verließen wir das fluchbelastete Haus. Eine weite Strecke waren wir gegangen, als der Professor, vollständig im klaren über meine Stimmung, in feierlichem Tone anhub: „Was wir in der letzten Stunde verlebten, Kohlmeise, erzähle es in späteren Tagen, und du wirst Zweifel an deiner Glaubwürdigkeit begegnen. Wie ich heute, wird man fragen: Weshalb konnten wir nicht zwei Tage früher dorthin gehen, weshalb unseren Besuch nicht aufschieben? Weshalb mußten wir gerade zugegen sein, als die entsetzliche Kunde eintraf? Wer vermöchte die Laune des Geschicks zu ergründen? Es geht seine eigenen Wege, ohne die Sterblichen um ihre Wünsche und Hoffnungen zu befragen. Hier zermalmt und vernichtet es, dort richtet es freundlich auf. Und so wirst auch du die jüngst empfangenen Eindrücke allmählich überwinden und wieder frei und fröhlich, wie der Vogel, dessen Namen ich dir scherzhaft

beilegte, die Tage an dir vorbeiröllen lassen. Aber einer anderen gedente ich, die nicht dazu geschaffen, verhängnisvolle Heimfuchungen ohne die nachtheiligsten Folgen über sich ergehen zu lassen. Ich meine Agathe. Wie wird sie diese neue Prüfung ertragen? Wer wird ihr die furchtbare Nachricht überbringen? Wie gewöhnlich geht man auch in diesem Falle ohne Zweifel rücksichtslos zu Werke. Wer weiß, ob man es für der Mühe wert hält, sie heute schon über alles zu unterrichten? Da habe ich mich denn entschlossen, jetzt zu ihr zu gehen. Vorsichtig will ich sie vorbereiten, bevor ein anderer ihr das Schreckliche zuschreit. Begib dich also nach Hause und erzähle der guten Penelope unsere Erlebnisse. Ich stehe unterdessen dem armen lieben Kinde zur Seite — heute hindert mich ja keiner. Ist auch eine unerträgliche Fessel gefallen, so geschah es doch auf eine Art, die zu entgegenseßvoll, als daß das arme Herz unter diesem neuen Verhängnis nicht zusammenbrechen sollte. Ja, Kohlmeise, geh und erwarte mich, wann es auch spät werden sollte.“

Mit einem Händedruck schieden wir voneinander. Wie ich nach Hause gelangte, ich weiß es nicht. Ich sah nichts, hörte nichts während meines langjamten Einerschreitens. Mechanisch zog ich an dem bekannten Glockengriff. Erst als Frau Pamelow zwischen den Gitterstangen hindurch mir grüßend die Hand reichte, fuhr ich wie aus tiefen Träumen empor. —

Die Nacht war weit vorgeschritten, als der Professor endlich heimkehrte und Frau Pamelow und ich, die wir in banger Erwartung und ersten Gesprächen nachhängend so lange bei einander gesessen hatten, ihm den Thormweg öffneten. Geneigten Hauptes begab der Professor sich in seine Wohnung, wohin wir ihm folgten.

„Er ist also tot,“ erzählte er düsteren Blickes, und erschöpft sich auf seinen Stuhl werfend, fuhr er fort: „gestorben in seinen Sünden; denn diejenige, die sich an seiner Lustfahrt beteiligte und jetzt mit gebrochenen Gliedern im Spital liegt, ist dieselbe verworfene Person, welche es verstand, ihn nicht nur hinterlistig auszubeuten, sondern ihn auch seiner Häuslichkeit zu entfremden. Ich wiederhole nochmals: Wo der Himmel zu strafen gedenkt, den weiß er auch zu finden.“

Mich durchrieselte es eifig. Nur mit den das furchtbare Ereignis begleitenden Nebenumständen beschäftigt, hatte der Professor offenbar vergesen, daß seine Mitteilungen mich doppelt qualvoll ergreifen mußten. Da keine Erwiderung folgte, unsere Blicke dagegen mit ängstlicher Spannung an seinen Lippen hingen, nahm ich nach kurzer Pause in unendlich schweremütigem Tone seine Mitteilungen wieder auf: „Als ein Glück preise ich, daß der Verstorbene nicht zu Agathe gebracht wurde, mithin das Nähere über seine Todesfahrt verborgen blieb. Arme Agathe, war denn nicht genug, daß deine Mutter in ihren letzten Lebenstage in Gram und Sorge verbrachte? Mußte auch dir ein Leid-

Ich nach dem anderen gereicht werden? Anne Agathe, wie schwoll mir das Herz vor Jammer, als ich vor dich hintrat und deine Augen so bange schauten, als hättest du für unmöglich gehalten, daß meinem unerwarteten Erscheinen etwas anderes, als traurige Ursache zu Grunde liege. Ja, sie sah zu mir auf, als hätte mein Anblick allein ihr schon die Wahrheit verraten gehabt. Kein Wort vermochte sie hervorzubringen. Erst als ich sie zu ihrem Sitz zurückführte, neben ihr Platz nahm und ihre Hand mit meinen beiden ergriff, rief sie klagen aus: „Sprich es aus, was abends auf mich hereingebrochen ist — die Ungewißheit, sie tötet mich.“

Da drückte ich ihre Hand fester, und ihr tief in die durch Angst vergrößerten Augen schauend, sagte ich, daß ihr Mann eines jähren Todes gestorben sei. Darauf neigte sie ihr Haupt tief und wie plötzlich der Lebenskraft beraubt, sank ihre sonst so anmutige Gestalt erschöpft in sich zusammen. Sie hatte sich entfährt; aber kein Laut der Klage verließ ihre Lippen, noch blieben ihre Augen. Und sie wäre die Letzte gewesen auf Gottes großer Welt, neben den sanften Regungen des Mitleids und Erbarmens heuchlerisch Empfindungen der Schau zu tragen, wie sie solche in Wahrheit nie kennen lernte, ich meine Empfindungen inniger Zuneigung zu ihm, in dessen Gewalt es immerhin gelegen hatte, wenigstens ihre Achtung zu erwerben.

Stumm saß sie da. Indem ich das Ereignis so weit schilderte, wie für ihr Ohr geeignet, schienen meine Worte spurlos an ihr vorüber zu gehen. Um irgend welche Betrachtungen über ihre augenblickliche Lage anzustellen, war sie zu tief erschüttert. Den Unglückseligen hatte sie nie geliebt. Die Vertrauen zu ihm besessen, aber ein Verbrechen wäre es gewesen, ihr kaum für den Gedanken zuzuschreiben, daß eine Fessel gelöst worden, die ihr oft genug ärger als der Tod erschienen war. Nein, Betrachtungen, wie sie mich selbst fortgesetzt bestürmten, konnten in ihrem Gemüt keine Wurzel schlagen. Aber zu mir auf sah sie wehevoll und von ihren Lippen floß es mit dem Ausdruck einer verhassten Ueberzeugung, eines tiefen inneren Leidens: „Gott ist mein Zeuge, daß ich die Mächten gegen ihn nie verlebte; nie etwas unternahm, wodurch ich seines Vertrauens unwert geworden wäre. Wie im Leben, will ich auch im Tode getreulich zu ihm stehen. An seine Seite gehöre ich —“

Ich schnitt ihr das Wort ab, wies darauf hin, daß man nicht einmal für einen gehalten habe, sie von dem Vorgefallenen in Kenntnis zu setzen, mein Verbot bei ihr nicht geahnt werde, sie daher warten möge, bis der Ruf an sie ergehe. Hitzig weinte sie zu meiner Erklärung. Aus dem Gefühl einer demütigenden Zurücksetzung und gänzlicher Vereinsamung nahm sie meinen Rat mit demselben kindlichen Vertrauen entgegen, wie einst hier in diesem Hause. Und befreunden konnte es nicht, wenn sie nicht nach ihm forschte, ob sie wenigstens Mächte und auch dann

nur die Morgenstunden nach den wüsten Schwelgereien im eigenen Hause verbrachte. Ja, sie war tief erschüttert, wenn auch nicht in der Weise, wie wohl geschieht, wenn zwei Herzen auseinander gerissen werden und das überlebende sich verblutet. Daher gelang es mir auch trotz des Ernstes der Stunde, ihre Aufmerksamkeit allmählich anderen Dingen zuzuwenden. Von dir sprach ich, daß du wieder unter den Lebenden aufgetaucht seiest und nur die dringendsten Rücksichten dich gehindert hätten, sie aufzusuchen. Das Weitere verschiebe ich, muß verschwiegen bleiben, bis wir erst selbst volle Klarheit in der ganzen Angelegenheit gewonnen haben.

„Indem ich deiner gedachte, mochten die hier verlebten jugendlichen Tage ihr doppelt rosig vorschweben, mochte sie einen Vergleich aufstellen zwischen dem trostlosen Dasein, welches sie an der Seite eines ungeliebten — o, mit an Widerwillen grenzender Scheu betrachteten Mannes führte, und den Stunden, in welchen ihr hier alle Herzen so warm entgegenschlugen. Denn als ich mich verabschiedete, sprach sie mit einer mir sonst an ihr fremden düsteren Entschiedenheit: „Ich werde in der nächsten Zeit einen schweren Stand haben. Man verzeiht mir nie, daß ich mein kleines Kindchen so bald wieder hingeben mußte, und manche Demütigungen werde ich deshalb noch über mich ergehen lassen müssen. Mich soll das indessen nicht abhalten, dem Toten bis ans Grab getreu zu sein, wie ich es einst vor dem Altar gelobte. Doch die schweren Tage gehen dahin und andere folgen; Tage, in welchen ich meine Zukunft selbst berechtigt ins Auge fassen darf. Dann aber komme ich zu dir und Frau Paine-low, um nie mehr von euch zu gehen. Die Opfer, welche von mir gefordert wurden: einem heillosen Zwange nachgebend, habe ich sie gewissenhaft gebracht. Jetzt ist es an mir, über mich selbst zu verfügen und zu entscheiden.“

„Sie küßte mich zärtlich, wie in den holdesten Kindstagen, und die innigsten Grüße trug sie mir an ihre Kahlmeise und die liebe Frau Paine-low auf. Ihre letzten Worte enthielten die Bitte, mich vorläufig fern von ihr zu halten. Sie sei stark genug, meinte sie, das zu tragen, was ihr auferlegt worden; jeder von meiner Seite unternommene Versuch einer freundlichen Vermittelung würde ihr nur neue Demütigungen eintragen.

„So sprach Agathe, und mein Herz krampfte sich zusammen, wenn ich erwäge, daß sie für den vereinsamten alten Mann in der That nie mehr, als eine seiner stolzen Firma dienende Sache gewesen, ein Exempel, in welchem er sich verrechnete.“

„Wie sieht das arme Kind aus?“ fragte Frau Paine-low schüchtern, als hätte sie die Antwort gefürchtet. „Jahre sind verstrichen, seitdem ich zum letztenmal in das liebe Gesicht schaute; da mögen Gram und Herzeleid es arg gezeichnet haben.“

Diese Frage war aus meiner Seele gesprochen. Ich richtete mich auf, und wie die Augen der guten Alten, hingen auch

die meinigen in tödlicher Spannung an den Lippen des Professors.

„Gehen Sie in den Garten, meine liebe Frau Paine-low,“ antwortete er trübe, „da stehen weiße Lilien, die noch nicht lange ihre Kelche erschlossen. Unter diesen suchen Sie eine, welche ihre Schönheit und ihren süßen Duft noch nicht verlor, deren Haltung aber verrät, daß giftiges Gewürm ihr Mark benagte, und Sie haben ein Bild Agathes.“

Frau Paine-low neigte das Haupt und weinte heiße Thränen auf ihre gefalteten Hände. Ich selbst hatte die Empfindung, als ob jemand mit fräulicher Faust mitten in mein Herz hinein gegriffen habe, um es grausam zu zerfleischen.

Der Professor war nachdenklich geworden. Eine Weile saßen wir noch schweigend bei einander, dann trennten wir uns mit beinahe stummem Gruß. Was waren alle meine früheren Erlebnisse, die Erlebnisse vieler Jahre, im Vergleich mit den Erfahrungen des heutigen Tages?

III. Band.

27. Kapitel.

Die junge Witwe.

Zwei Wochen waren verstrichen; das Grab hatte sich über dem jäh aus dem Leben Gerissenen geschlossen, und noch immer zögerten wir, unseren Besuch bei Reginald Montague zu wiederholen. Es schwebte uns vor, daß wir abgewiesen werden würden und erwogen bereits, für welche Schritte wir in solchem Falle uns am geeignetsten zu entscheiden hätten, als ein Brief eintraf, in welchem Reginald den Professor aufforderte, zur bestimmten Stunde, jedoch ohne Begleitung, sich zu ihm zu bemühen. Willkommen hieß ich, zurückbleiben zu dürfen, und schwankend zwischen ernstest Befürchtungen und unbestimmten Hoffnungen begab der Professor sich auf den Weg.

Als er zu Reginald hineingeführt wurde, erschraf er über die Veränderung, welche innerhalb der verhältnismäßig kurzen Zeit in dessen Aeußerem stattgefunden hatte. Ein Bild der Hinfälligkeit sah er auf seinem Armstuhle vor dem mit Briefschaften überladenen Schreibtisch, ein sicheres Zeichen, daß die furchtbarsten Gemütsbewegungen ihn nicht hatten hindern können, als Chef den Gang seines weitverzweigten Geschäftes selbst zu überwachen. Wie in früheren Tagen war er auch heute sorgfältig gekleidet und frisiert. Sein Antlitz, noch hagerer, schien sich in Holz verwandelt zu haben. Schärfer senkten die Falten sich in seine fahle Haut, den Ausdruck finsterner Entschlossenheit erhöhend. Auf ein einladendes Zeichen nahm der Professor ihm gegenüber Platz, und nur in seltenen Fällen seinen Blicken flüchtig begegnend, hob Reginald mit einer Stimme an, die fast noch thönerer klang, denn je zuvor: „Ich habe Sie zu mir gebeten, um mit Ihnen noch dieses oder jenes zu vereinbaren, bevor ich mich endlichsie, zu gunsten meines Hauses wichtige Ent-“

scheidungen zu treffen. Sie wissen, mein Sohn ist gestorben. Die von meinem Vater begründete und jetzt von mir vertretene Firma würde also nach meinem Tode in Verfall geraten. Das darf nicht geschehen; ein Vermögen, welches gleichbedeutend mit einer Weltmacht, darf nicht zersplittert werden. Vor einigen Wochen stellten Sie mir einen jungen Mann unter dem Namen Montague vor. Ich setze voraus, Sie hätten damit gezögert, befänden sich nicht unanfechtbare Beweise dafür in Ihren Händen —

„Sie stehen zu Ihrer Verfügung,“ hob der Professor, in die Brusttasche greifend, an, als Reginald ein ablehnendes Zeichen gab und fortfuhr:

„Ihr Wort, daß jener junge Mann ein wirklicher Montague, sogar ein Enkel meines verstorbenen Vaters, genügt mir vollkommen. Es handelt sich jetzt nur darum, ob er die Eigenschaften besitzt, welche ihn befähigen, nachdem er in eine streng geregelte Thätigkeit eingeführt worden und einige Übung erlangte, zu seiner Zeit die Leitung meiner Firma zu übernehmen.“

„Ich bürgе dafür,“ antwortete der Professor förmlich verwirrt, wie er mir erzählte, durch das Entgegenkommen, welches nach allen bisherigen Erfahrungen so weit außerhalb seiner Berechnung gelegen hatte. Ob aber Reginald in seinen Rundgebungen irgend welchen, durch den jüngsten herben Schicksalschlag erzeugten milden Regungen nachgab, oder geleitet wurde durch den starren Willen, die angehäuften Schätze über seinen Tod hinaus in einer Hand zusammengehalten zu wissen, verstand er mit seinem ehrlichen Gemüt nicht zu unterscheiden, kümmerte ihn auch wenig.

„Er scheint nicht ungebildet zu sein,“ bemerkte Reginald ohne den leisesten Tonfall in seiner Stimme.

„Der Same zu höherem Wissen, welcher einst in die junge Brust gelegt wurde,“ erklärte der Professor, „ist nicht nur aufgegangen, sondern er selbst hat es auch verstanden, trotz der schwierigsten Verhältnisse seine Kenntnisse noch zu bereichern. Sogar in einem kaufmännischen Geschäft bewegte er sich mehrere Jahre als wirkendes Mitglied.“

„Das will nicht viel sagen,“ versetzte Reginald gelassen, „die Grundsätze, welche einem Krämer vorwärts helfen, können auf eine Weltfirma keine Anwendung finden. Aber immerhin: Ihre Mitteilungen lassen auf einen gewissen Grad von Energie schließen, und das ist eine Hauptbedingung. Es berechtigt zugleich zu der Voraussetzung, daß er durch Fleiß und Ausdauer das zu ersehen sucht, was zu lernen er bisher keine Gelegenheit fand; nebenbei ist er ein Montague, und die zeichneten sich von jeher durch eiserne Willenskraft aus. Nachdem Sie mich darüber aufklärten — und ich habe keine Veranlassung, Ihre Darstellungen zu bezweifeln — stehe ich nicht an, einzuräumen, daß ich geneigt bin, den jungen Mann zu meinem Nachfolger auszubilden.“

An ihm ist es dagegen, sich des in ihn gesetzten Vertrauens würdig zu zeigen, und ich werde sicher noch lange genug leben, um das zu beurteilen. Schließe ich derneinst meine Augen, so muß es in der Ueberzeugung geschehen, daß die Ordnung meines Hauses keine Störung erleidet.“

Er runzelte die Stirn leicht und sah vor sich nieder, das einzige Merkmal der Ueberwindung, welche es ihn kostete, seine Erklärungen weiter auszuspinnen. Der Professor beobachtete ihn mit ängstlicher Spannung. Begrüßte er einerseits frohlockend, daß die Wandlung seiner Lage ohne große Schwierigkeiten sich zu vollziehen versprach, so berührte es ihn andererseits schmerzlich, in Reginalds Worten und Wesen nicht den leisesten Anklang an sanftere Gemütsbewegungen zu entdecken. Ob ein Sohn seines Bruders oder jeder andere zu dem Namen Montague Berechtigte: der eine war ihm offenbar so willkommen wie der andere, um ihn als Haupttriebrad der gewaltigen Handelsmaschine einzufügen, wenn er nur die zupersichtliche Hoffnung auf den Fortbestand der Firma und das ungehemmte Anhäufen neuer Schätze hienieden durfte.

„So weit wären wir im klaren,“ nahm Reginald nach einer längeren Pause seine Mitteilungen wieder auf, als hätte er reichlich überlegte Willensäußerungen jemand in die Feder diktiert, „nur eine Bedingung stelle ich noch, bevor ich fortfahre, und ich bezweifle nicht, daß Sie als einsichtsvoller Mann dieselbe zu würdigen wissen. Seit meiner frühesten Jugend bin ich gewohnt, überall, bis wohin auch immer mein Wirkungskreis reicht, meinen Willen allein als maßgebend gelten zu lassen. Der Erfolg hat gelehrt, daß ich stets das Richtige traf, wenigstens soweit menschliche Kräfte und menschliche Berechnung den Ausschlag gaben. Entschied das Geschick in anderen Dingen gegen meine Wünsche, so kann das nicht mir zur Last gelegt werden — doch das gehört nicht hierher. Ich wollte damit nur andeuten, daß auch in Zukunft mein Wille allein entscheidet. Um nichts will ich befragt werden, am wenigsten dürfen meine Familienverhältnisse und das, was in irgend einer Beziehung zu denselben steht, jemals berührt werden. Es könnte sich sonst ereignen, daß ich mich von allem zurückzöge und die Welt ihren Lauf nehmen ließe. Das prägen Sie dem jungen Manne dringend ein, damit er lernt, seine schnelle Zunge im Zaume zu halten. Er steht zu mir überhaupt nur in dem Verhältnis eines Kontorarbeiters, wie jeder andere, den ich in meinem Hause beschäftige. Ich hoffe, Herr Professor, Sie werden meinen Anschauungen ihre Berechtigung nicht aberkennen und auf meine Bedingungen eingehen.“

„Zuverlässig geschieht das,“ antwortete der Professor, und er gewann den Eindruck, als ob er selbst das einzige fühlende Wesen in dem Hause gewesen wäre. „Ihre Bedingung wird als Befehl geachtet und geachtet werden.“

Reginald neigte das Haupt billigend

und sprach weiter: „Soviel ich weiß, besitzst oder besaß der junge Mann einen Bruder oder vielmehr Zwilling Bruder. Da stelle ich Ihrem Schützling zunächst die Aufgabe — mit seinem Eintreten in das Kontor eilt es nicht, zumal ich noch immer einer großen Lebenskraft mich erfreue — nach seinem Bruder zu forschen und damit nicht länger zu säumen, als es durch etwaige Vorbereitungen bedingt wird. Ich will Gewißheit haben, ob derselbe noch lebt oder wo und wie er sein Ende nahm. Ich muß mein Haus dagegen schützen, daß später jemand aufsteht und Zwistigkeiten in mein Geschäft trägt; denn solche bilden den ersten Grund zu dem Verfall selbst der stärksten Firma. Nur ein Wille darf herrschen. Was Familienhaber verdirbt, kann weder durch Scharfsinn noch durch Umsicht, am wenigsten aber durch sentimentale Gemütsregungen ersetzt werden.“

Durch die Offenbarung solcher Grundsätze förmlich eingeschüchtert, bemerkte der Professor eifrig: „Ihr Auftrag steht im vollsten Einklange mit den Wünschen Dirks —“

„Dirk? Wer ist Dirk?“ fiel Reginald ruhig ein, „ich kenne keinen Dirk. Ich hoffe, Sie sind Ihrer Sache hinlänglich sicher, um den jungen Mann Montague zu nennen. Ich für meine Person will wenigstens keinen anderen Namen hören.“

Der Professor verneigte sich zustimmend und sprach weiter: „Also Montague. Ueber den Vornamen bin ich noch im Zweifel, ob Cyrus, ob Turvil —“

„Nennen wir ihn Turvil. Ein möglicher Irrtum kann später berichtigt werden,“ warf Reginald wieder ein und der Professor fuhr fort: „Von ganzem Herzen verpflichte ich Ihnen bei. Ich wollte mir nur erlauben, darauf aufmerksam zu machen, daß es sehr schwierig, mit Nachforschungen zu beginnen, solange keine Spur vorliegt, von welcher man ausgehen kann.“

„Ich mußte glauben, daß auch nach dieser Richtung hin Sie mit allem Erforderlichen ausgerüstet seien,“ hieß es ausdruckslos zurück.

„Bisher stand ich von dem Verlaufe genauer Erkundigungen ab, weil andere Ereignisse in den Vordergrund traten,“ erklärte der Professor und fügte berechnend hinzu: „auch widerstrebte es mir, mich abermals an die Quelle zu begeben, aus welcher ich die ersten Aufschlüsse über vergangene Tage schöpfte.“

Reginald legte seine farblosen Lippen etwas fester aufeinander, erwiderte aber schon in der nächsten Sekunde beinahe klanglos: „Ich verstehe Sie nicht, bin Ihnen bereit, da, wo Ihre eigene Kenntnis nicht ausreicht, mit einigen Andeutungen nach besten Kräften auszuweichen. Die Gelegenheit ist zu wichtig; denn bevor ich Gewißheit über jenen Cyrus erlangt, unternehme ich keinen endgültigen Schritt. Ich halte nämlich die Möglichkeit nicht für ausgeschlossen, daß Cyrus sich noch bei zu meinem Nachfolger eignet, als Turvil.“

von einem Vorzug der Erstgeburt kann in diesem Falle nicht gesprochen werden."

"So würde Turvil Montague mit Freunden zurücktreten," versetzte der Professor in seiner herzlichen Freundschaft für mich zuversichtlich, "er besitzt ein warmes Gemüt und unbegrenzte Selbstlosigkeit."

"Gute Eigenschaften," meinte Montague frohlich, "bei einem Handelsmann dürfen sie aber nicht die Vernunft überflügeln. Doch das nebenbei. Jetzt vernahmen Sie — und nochmals bitte ich, mit Fragen mich zu versehen, wogegen ich selbst so ausführlich sein werde, wie es mir möglich: Eine Straße am Hudson hinauf, da, wo der eigentliche Geschäftsverkehr aufhört, liegt inmitten von Holzbohlen ein einsames Häuschen — ich werde zu seiner Zeit einen Kassendiener beauftragen lassen, Ihnen den Weg dorthin zu zeigen. In dieser Hütte lebt eine alte Kapitänswitwe namens Blount, welche bei dem Tode ihres Mannes, der eines meiner Schiffe fuhr, eine Pension von mir erhielt. Zu der begeben Sie sich und lassen Sie nach einem gewissen John Blount, der einst ihrem Manne anvertraut wurde, und ich müßte mich sehr täuschen, wäre die nicht im Stande, Sie wenigstens auf dessen Spuren zu bringen. Im übrigen soll sie eine geschwätzige Person sein, der man nicht jedes Wort glauben darf. Was Sie da erfahren, kümmert mich nicht, will ich auch nicht wissen — ich meine, es braucht nicht zwischen uns zur Sprache gebracht zu werden. Hegen Sie die Hoffnung, daß die Spuren, auf welche Sie dort setzen, Ihren jungen Mann an sein Ziel führen, so stellen Sie ihm anheim, sich diese großen Zeitverlust auf den Weg zu geben. Vorher werde ich Sie noch sehen und Ihnen Kreditbriefe für ihn ausfertigen lassen. Als ein Montague muß er so gehalten sein, daß er in Verfolgung seines Kredites mit den ihm zur Verfügung gestellten Mitteln nicht zu geizen braucht. Dafür erwarte ich von ihm, daß er mir entweder jenen Cypris zuführt oder die verbürgte Nachricht seines Todes überbringt. Ich binde ihn ebenförmig an das wie an begrenzte Summen."

"Dürfte er sich vorstellen, um seine Aufträge persönlich in Empfang zu nehmen?" fragte der Professor.

"Es wäre überflüssig," hieß es kalt zurück, "besitzt er ersten Willen und ausreichende Mittel, so findet das übrige sich von selbst. Damit betrachte ich diese Angelegenheit als erledigt und gehe zu einer andern über: Die Witwe meines Sohnes, die mich in meinen zuversichtlichen Erwartungen so bitter täuschte, wird sich in dem großen verödeten Hause ihres verurteilten Mannes wahrscheinlich verheimlichen fühlen. Da sie durch einen Schicksalsschlag vollkommen unabhängig geworden und über ihr ansehnliches Vermögen verfügen darf, so hindert sie nichts, ihren Wohnsitz nach eigenem Ermessen zu wählen. Unter meiner Obhut wird sie in unserer beiderseitigen Erinnerungen nicht so schwerlich bleiben mögen. Eben-

förmig traue ich ihr viel Sehnsucht nach ihren Verwandten im Süden zu. Daraus folgere ich, daß sie am liebsten, wenigstens vorläufig, zu Ihnen übersiedelt. Doch ich wiederhole: sie kann handeln, wie es ihr am meisten zusagt — teilen Sie ihr das ausdrücklich mit — ich habe kein Anrecht mehr an sie. Weder mir noch irgend einem anderen ist sie Rechenschaft über ihr Thun und Lassen schuldig. Nur auf eins möchte ich dringen, nämlich, daß sie mit ihrem Besuch mich verschont, überhaupt davon absteht, irgend welche Rückschlüsse von mir selbst nachzuziehen. Deuten Sie das indessen nicht als eine Anwandlung kindischer Schwäche, sondern als einen Ausfluß des wohlwollenden Willens, uns beiden Gespräche zu ersparen, welche doch immer den Charakter des Erzwingenen tragen würden. Ich werde ihr einen gewissenhaften, mit den Verhältnissen einigermaßen vertrauten Buchhalter schicken, der ihre Vermögensangelegenheiten ordnen und auch fernerhin im Auge behalten soll. Eine Frau Montague muß frei von Sorgen bleiben bis an ihr Ende."

"Damit ist alles erledigt, was mich veranlaßte, um die Ehre Ihres Besuchs zu bitten. Ich stehe aber weiter zu Diensten, wenn ich über dieses oder jenes mich nicht klar genug ausgedrückt haben sollte, oder über die nächsten Schritte noch Zweifel bei Ihnen walten sollten."

Der Professor, gleichsam fröstelnd unter dem Einfluß der empfindungslosen Kälte, mit welcher Reginald zu ihm gesprochen hatte, und in dem Gefühl, daß dieser seiner Gesellschaft entzogen zu sein wünschte, erklärte sich mit allen Anordnungen einverstanden. Sich erhebend, warf er einen Blick des tiefsten Mitleids auf das geneigte Haupt Reginalds, dessen ganze Kraft es sichtbar erforderte, die eiserne Rinde, welche sich um seine Brust gelegt hatte, nicht zerbrechen zu lassen. Dann fügte er hinzu: "Sollten wirklich Zweifel auftauchen, so ist nach Ihrer Auffassung die heutige Zusammenkunft ja nicht die letzte, zu welcher Sie mir Gelegenheit geboten haben. Dagegen mögen Sie mein Versprechen hinnehmen, daß Ihren Wünschen bis ins kleinste hinein Rechnung getragen werden soll."

"Meine Wünsche drehen sich in einem Kreise, dessen Mittelpunkt die Wohlfahrt meiner Firma," antwortete Montague ablehnend; gleich darauf lag die Thür zwischen ihnen.

Als der Professor auf die Straße hinaus trat, so schilderte er mir seine Empfindungen, atmete er auf, als hätte die Atmosphäre in dem Hause des Millionärs ihm die Brust beengt gehabt. Befriedigte ihn auf der einen Seite der Erfolg, um welchen reicher er heimkehrte, so peinigte ihn auf der anderen das Bewußtsein, denselben nur allein auf herzlose Berechnungen zurückführen zu dürfen. Er hatte einen Egoismus kennen gelernt, in welchem alle milderen Regungen, selbst die heiligsten, im Laufe der Jahre gestorben waren. Zugleich bewunderte er die Umsicht und Ent-

schiedenheit, mit welcher Reginald jeden Anfang an die Vergangenheit ein für allemal gewissermaßen aus seinem Gesichtsfeld bannte.

Freundlich grüßte ihn dagegen die Hoffnung, Agathe, seinen Liebling, in nächster Zeit wieder unter seinem Dach zu sehen. Was Reginald dazu bewegte, sich gleichsam von ihr loszusagen, kam jetzt ja nicht mehr in Betracht. Es erfüllte ihn der einzige Gedanke, sie, das Vermächtnis einer geliebten Verstorbenen, in sicherer Obhut zu wissen, sie zu hegen und zu pflegen, sie neu erblühen zu sehen, wie eine erkrankte Lieblingsblume im Garten, die er vor allen ihren frischen und fröhlichen Schwestern liebevoll bevorzugte.

Zu Hause eintreffend, wo Frau Paine-
low und ich seiner ängstlich harreten, erzählten seine Mitteilungen namenloses Erstaunen und die innigste Freude. Frau Paine-
low weinte, während ich der Zeit bedurfte, um mit dem Wechsel meiner Lage mich zu befreunden. Ermutigend, wie die von Reginald mir zuerkannte Aufgabebelastung: Ich hatte zu viel erlebt, war allmählich zu mißtrauisch geworden, um hinter seinen Anordnungen nicht eine neue Verrätereie zu argwöhnen. Vergeblich wies der Professor auf die letzten an mich gerichteten Worte meiner Mutter hin, daß der freiwillig gebotenen Sühne Verhältnissen entgegengetragen werden sollte: Ich konnte mich von dem Verdacht nicht lossagen, daß es sich abermals darum handle, mich, den lebendigen Zeugen heilloser Ränke, zu beseitigen, wenn auch nur, um durch meinen Mord nicht an die Vergangenheit erinnert zu werden. Und was sollte ich davon denken, daß ich jetzt plötzlich auf die Spuren meines Bruders geführt wurde? Wer war mein Bruder? Wer war jener John Blount? Für mich gab es nur ein Mittel zur Ueberzeugung: Der rote Pfeil. Wie das Bewußtsein eines begangenen Verbrechens lastete auf mir, durch Jagdstreife gehindert worden zu sein, die Hand prüfend an einen Toten zu legen. Wo und wie ergründete ich heute noch die ohne Zweifel sorgfältig verheimlichte Wahrheit?

"Du weißt jetzt alles," endigte der Professor folgenden Tages ein zwischen uns geführtes langes ernstes Gespräch, "da schwebt mir vor, daß es Agathe doppelte Freude bereitet, wenn du selber sie über alles deine Person Betreffende unterrichtest. Ja, wohlweislich, geh zu ihr. Sei der Träger meiner Botschaft an das liebe Kind, und wenn ich glaube, daß du mit deinen Nachrichten zu Ende gekommen, geselle ich mich zu. Ich selber will Agathe bitten, mir die Stunde zu bestimmen, in welcher ich ihre Uebersiedelung bewirken soll."

Eine Stunde später ließ ich mich bei Agathe als Turvil Montague anmelden; so war es zwischen dem Professor und mir vereinbart worden. Da sie irgend eine Botschaft von Reginald voraussetzte, wurde ich ohne Zeitverlust vorgelassen. In ein prunkhaft ausgestattetes Zimmer eintretend, fiel mein erster Blick auf eine etwas über die Mittelgröße hinausragende

schlanke Frauengestalt im einfachen Traueranzuge. Sie mit der rechten Hand leicht auf den Tisch stützend, rief es den Eindruck hervor, als ob sie gegen eine Umwandlung von Schwäche kämpfe. Sie schaute indessen niederzusehen, offenbar um nicht in die Lage zu geraten, einen ihr fremden Verwandten zu längerem Verweilen einladen zu müssen.

Nach der ersten höflichen Verneigung blieb ich in der Nähe der Thür stehen. Ich fühlte, wie ich erblickte, die Empfindungen, welche mich beim Anblick des einst so vertrauten lieblichen Kindes bestürmten, sich in meinen Zügen ausprägten. Scharf zu der schwarzen Bekleidung kontrastierend, leuchtete mir ein zartes Marmorantlitz entgegen. Ein Marmorantlitz, und doch von einer so überwältigenden madonnenhaften Schönheit, wie es im Schmuck der üppigsten Farben blühender Gesundheit nicht bezaubernder hätte gedacht werden können. Ein Ausdruck rührender Ergebung beherrschte das Antlitz. Es wirkte auf den beinahe durchsichtigen Zügen das matte Ringen nach Festigkeit. Aus den großen Augen strahlte dagegen statt des einstigen kindlichen Frohsinns tiefe Schwermut. In ergreifender Weise schienen sie um Nachsicht, um Erbarmen zu flehen. Der Fassung beraubt, sah ich auf das Wehmut erzeugende Bild hin. Es stockten die Worte, welche mir auf den Lippen schwebten.

Ja, da stand sie vor mir, die holde Gespielin meiner Knabenjahre. Jeden Zug des lieben Antlitzes erkannte ich wieder, und doch war kein einziger derselben geblieben. Meine Brust schwoll mächtig, indem ich das rotwangige Kind früherer Tage mit den wildwogenden Locken mir vergegenwärtigte, und jetzt in dem bleichen Antlitz eine einzige lange Leidensgeschichte las; eine Geschichte, erzählend von dem jähen Zusammenbrechen aller frohen Jugendhoffnungen, von dem Abschieden mit allem, was geeignet, dem Leben Reize zu verleihen, die entschwindenden Tage mit freundlichen Lichtern zu schmücken.

Auch Agathe betrachtete mich regungslos. Sichtbar eingeschüchtert durch das Schweigen des ihr Fremden, durch meine Starchheit und die wohl in meinen Augen zum Ausdruck gelangende schmerzliche Teilnahme, sah sie schärfer zu mir herüber. Wie zu einer Frage öffnete sie die Lippen, und Befangenheit, sogar Scheu gewann wieder die Oberhand; in ihrer Haltung verriet sich die Neigung, sich zu entfernen.

Doch nur einige Sekunden dauerte diese Regung. Dann vergrößerten ihre Augen sich in unsäglichem Erstaunen. Als aber das einst so vertraute: „Agathe“, wie es Jammer und Freude zugleich aus meiner Brust emportrieben, ihr Ohr erreichte und damit die längst verhollenen Zeiten überwältigend neues Leben in ihrer Erinnerung gewannen, da war es, als ob verjüngte Kraft ihre zarte Gestalt durchströme, ein rettendes Gestade ihr winkte nach langem trostlosen Umherirren auf unendlicher oder Wasserwüste.

Ihren Halt gab sie auf; sich von der

Stelle zu rühren vermochte sie dagegen nicht. Aber beide Hände streckte sie mir entgegen, und während heiße Thränen ihren Augen entstürzten, verließ ihre Lippen nur das einzige, ihre ganze Freude, ihren aus dem Kindesalter mit herübergenommenen unveränderten Sinn verratende Wort: „Kohlmeise“, daß es mich bis ins Mark hinein erschütterte. Doch im nächsten Augenblick stand ich vor ihr, ihre Hände ergreifend, und abermals ertönte es so innig und doch so wehewoll: „Kohlmeise, liebe Kohlmeise“, wie in den goldnen Kindertagen küßte sie mich. Dann lächelte sie schwermütig, zwischen Thränen hindurch; ein rosiges Hauch eilte über ihre Wangen, während ihre schlanken Finger sich krampfhaft in meine Hände einstellten.

„Ach, Kohlmeise,“ fuhr sie, gegen Mühsung kämpfend, fort, „so bist du dennoch zurückgekehrt — der Professor erzählte es mir bereits — ich konnte es kaum glauben. Daß ich das noch erleben durfte. Ich hätte es nie zu hoffen gewagt.“ Sie mochte in meinen Augen schmerzliche Bewegung lesen, denn wie sich entschuldigend, fügte sie hinzu: „Ja, Kohlmeise, wir haben uns sehr verändert in den langen Jahren — ich erkannte dich nicht — auch lag mir der Gedanke so fern, daß du gerade hierher kommen würdest;“ und mit wachsender Lebhaftigkeit, wie um mich nicht zu Worte kommen zu lassen: „In uns dagegen ist keine Wandlung vor sich gegangen, das lese ich in deinen Augen, mag immer unsägliches Leid auf mich hereingebrochen sein“ — und ihre Stimme zitterte — „denn was ich erduldet, wie die Menschen mich feindselig verfolgten, du kannst es nicht ahnen —“

„Alles wird anders jetzt, Agathe,“ fiel ich tröstlich ein, „anders und besser. Von dem Professor komme ich; er selbst beauftragte mich, dir freundliche Nachrichten zu überbringen, wenn sie dir nicht schon auf einem anderen Wege zugegangen sein sollten. Alles ordnete er in deinem Sinne. Von dir allein hängt es ab, wie bald du zu ihm und Frau Pamelow übersiedelst. Sie wie Haus und Garten, alles, alles erwartet dich sehnsuchtsvoll, um dir zu Diensten zu sein.“

Agathe sah erstaunt zu mir auf. Wie Unglaube lugte es aus ihren Augen.

„Ist das wahr, Kohlmeise?“ fragte sie befangen, und sie mochte den vor ihr stehenden gereiften Mann mit dem eingeschüchterten Knaben vergleichen, der einst nach ihren Angaben eingekleidet wurde, denn das regsame Blut schmückte plötzlich ihr weißes Antlitz mit einem Hauch frischer Jugendfarbe, „ist es denn wirklich wahr? Soll mir ein Traum erfüllt werden, welchen ich so lange über die Grenzen des Möglichen hinauswies?“

„Er wird erfüllt, baue darauf,“ beteuerte ich aus überströmendem Herzen. „Aber eine lange Geschichte ist es; viel, was ich dir anzuvertrauen habe. Erst, nachdem du alles erfährst, wirst du keine Zweifel mehr hegen.“

„Dann komm, komm,“ antwortete

Agathe, nach der ersten heftigen Aufregung sichtbar erschöpft, und meine Hand ergriffend, führte sie mich nach dem Sofa hinüber, auf welches wir uns nebeneinander niederließen.

„Doch weshalb wähltest du meinen eigenen Namen, um dich bei mir einzuführen?“ bemerkte sie träumerisch, „das alte vertraute Kohlmeise“ hätte genuat, daß ich dir entgegengeeilt wäre.“

„Der Leute wegen mußte ich meinen wahren Namen nennen,“ hob ich an, als Agathe erbleichend einfiel:

„Dein Name? Du bist ein Montague?“

„Turvil Montague,“ bestätigte ich freundlich, „du weißt, über meine Vergangenheit schwebte geheimnisvolles Dunkel, und du kannst nicht mehr erstaunen, als ich vor kurzem erst bei der verbürgten Kunde, daß mein verstorbener Vater der Bruder des jetzigen Chefs des Hauses Montague gewesen.“

Während dieser Enthüllung hatte Agathe ihre Hand leise aus der meinigen zurückgezogen. Verwirrung prägte sich auf ihrem guten Antlitz aus. Menigstlich schlug sie die Augen vor meinen Blicken nieder. Daß auch ich ein Mitglied jener Familie, von welcher ihr so viel Kummer und Gram gekommen, schien sie schmerzlich zu berühren. Ihre bisherige Vertraulichkeit zu erschüttern. Ich erriet ihre Empfindungen, und ihre Hand wieder nehmend, sprach ich liebevoll zu ihr, wie ein Bruder: „Meine Schuld ist es nicht, wenn ich ein Montague geworden. Dich aber bitte ich so recht von Herzen, in mir nie etwas anderes zu sehen, als deine getreue Kohlmeise aus des Professors Garten. Wer weiß, ob unter dem veränderten Namen und im Besitze von Reichthümern ich jemals so glücklich sein werde, wie in jenen Stunden, welche wir gemeinschaftlich unter dem Schutze unseres väterlichen Freundes und der guten Frau Pamelow verlebten. Beruhige dich alle. Wie du einst frei über mich verfügtest, mit Ratschläge erteilest, ich aber deine Anordnungen als unumstößliche Befehle hinnahm, so höre du jetzt auf mich. Und im Grunde spricht der Professor ja durch meinen Mund zu dir, und lange dauert es nicht, bis er selber dich hier begrüßt und meine Worte bekräftigt.“ Dann begann ich zu erzählen, wie die Tage mir verstrichen, seitdem ich gewaltsam entführt worden, mein Ringen und Kämpfen in der Fremde, die herben Enttäuschungen und die Grausamkeit, mit welcher mein holder Liebestraum unheilbar vernichtet wurde; zu schildern meine Heimkehr und endlich die Ereignisse, welche auf die letzten Wochen entfielen. Sorgfältig vermied ich dabei, das zu erwähnen, was ihre Scheu vor meinem Dunkel hätte erhöhen können. Wie beiläufig berührte ich das peinlich Wirkende, um mit wachsender Wärme der von unserem gemeinschaftlichen Verwandten getroffenen Bestimmungen zu gedenken.

Aufmerksam lauschte Agathe. Immer wieder suchten ihre gespanntten Blicke meine Augen. Ich las in ihren Zügen, wie in dem Erstaunen über die wunderbaren Er-

stänke sich Betrachtungen über die Wandlung gestellt, welche im Laufe der Jahre in dem Wesen des blöden Spielgefährten stattgefunden hatte. Die ernste, überzeugungsstarke Sprache der einstigen Kohlmeise ließen sie nicht lassen zu können. Es entging mir nicht, daß sie, die vor Zeiten im ausschweiflichen Verkehr in herzoglicher Residenz tyrannisierte, jetzt meine Ueberlegenheit anerkannte, indessen ohne dadurch sich mir entfremdet zu fühlen. Beruhigt lag sie neben mir. Es beherrschte sie in der That die Freude über das ungeahnte Wiedersehen, und von solcher getragen, lächelte sie Stunde auf Stunde, ohne mich nur ein einziges Mal zu unterbrechen. Und wie lange, wie sehr lange war es her, daß jemand so aufrichtig, so liebevoll zu mir sprach, ängstlich ihre Lage berücksichtigte und das, was bisher eine Quelle nie verlassenden Grams für sie gewesen, daher in der leisesten Berührung einen bitteren Nachhall in ihr erwecken mußte. —

Als der Professor eintraf, saßen wir noch immer in ernste Gespräche vertieft beisammen. Kaum aber erblickte sie ihren alten väterlichen Freund, von welchem sie, das auf dessen jüngsten Besuch, seit Jahren wenig geschieden gehalten wurde, da warf sie sich an seine Brust, und so heftig schloß sie, als ob ihr armes geknechtetes Herz nunmehr gänzlich gebrochen wäre. Sie weinte sich aus, wie damals, wenn sie nach irgend einem erlittenen kleinen Unfall von ihm aufs Knie gehoben wurde, in dem Bewußtsein, nunmehr gegen alle Schicksale der wechselnden Zeiten gesichert zu sein, sich jählich an ihn anschmiegte.

Spät erst brachen wir auf. Was auch immer uns bewegte: Es trug uns das Bewußtsein, einen Trost zurückgelassen zu haben, welcher Agathe's Augen gewiß seit so langer Zeit zum erstenmal wieder zu einem friedlichen Schlummer, zu tröstlichen, von freundlichen Hoffnungen durchwebten Träumen schloß. —

28. Kapitel.

Bei der Witwe Blount.

Eine Woche sollte noch entschwinden, bevor Agathe ihre Uebersiedelung bewirkte. Es erforderte diesen Zeitraum, nicht nur um die ihr zunächst liegenden Angelegenheiten zu ordnen, sondern auch die für sie bestimmten Räume einzurichten. Der ihr in Obhut stehenden Dienerschaft gedachte sie gütlich zu entsagen. Sich mit dem Besuche ihrer geliebten Frau Bainelow zu begnügen, erschien ihr wie ein Geschenk des Himmels. Durch nichts mehr dachte sie an den Glanz erinnert werden, welcher so lange das Traurige ihrer Lage geistlich verhüllte. —

Unermüdet in seiner Sorge für andere, hatte der Professor schon den folgenden Tag zu unserem Besuch bei der Kapitäns-Witwe bestimmt und bedacht die Vorkehrungen dazu getroffen. Ein Kontorherr Reginald's führte uns so weit, daß wir in der Wahl unseres Zieles nicht mehr zögern konnten, dann entließen wir ihn.

Einige hundert Schritte wanderten wir noch, und vor uns lag ein unansehnliches einstöckiges Haus, welches nur dadurch gegen das Ueberwuchern durch immer weiterhinausrückende Straßen, Holzhöfe und Lagerplätze geschützt wurde, daß Reginald das kleine Grundstück von einem sehr umfangreichen Besitz abgegrenzt und der alten Frau bis an ihr Lebensende zugesichert hatte. Eine besonders große Wohlthat durfte es kaum genannt werden, indem die Zinsen des auf das Häuschen zu berechnenden Kapitals durch das Wachsen des Bodenwertes vielfach ausgeglichen wurden. Außerdem war das hüttenähnliche Gebäude in zwei Hälften geteilt, deren eine die Kapitäns-Witwe bewohnte, während die andere dem Wächter des Holzplatzes, einem invaliden Matrosen, eingeräumt worden war.

Durch einen einfach umzäunten, mit erträglicher Sorgfalt gepflegten Vorgarten gelangten wir auf einen engen Flurgang, welcher die beiden Wohnungen voneinander schied. Der Matrose befand sich in seiner Wärterbude. Es bedurfte daher keines weiteren Nachforschens. Wir brauchten nur durch eine unverschlossene Thür zu treten, und vor uns sahen wir Frau Blount. Auf einem altgedienten gepolsterten Wiegenstuhl saß sie neben dem Tisch am offenen Fenster, trotz der herrschenden Sommerwärme eine wollene Decke über Füße, Kniee und Schoß gezogen. Sehr freundlich nahm ihre Umgebung sich nicht aus, zumal Sauberkeit nicht als erstes Hausgesetz galt, allein es fehlte doch nichts, was zur Bequemlichkeit des im allgemeinen anspruchslosen hohen Alters hätte beitragen können. Am wenigsten einladend erschien die Greisin selber. Unter einer gehäkelten greisfarbigen wollenen Haube lugte nämlich ein lederartiges Gesicht hervor, in dessen jeder Falte ein Uebermaß von Mißtrauen und Gehässigkeit sich eingeknistet hatte. Die dünnen Hände hatte sie auf der Krücke eines Stodes übereinander gelegt, und so verbissen spähte sie mit den entzündeten Augen über die große Hafennase, die eingefallenen Lippen des zahnlosen Mundes und das vorspringende, mit weißen Bartproben besetzte spitze Kinn hinweg, daß man sie mit einer menschenfeindlichen Märgengestalt hätte vergleichen mögen.

„Sind wir richtig hier bei der Witwe Blount?“ redete der Professor sie alsbald an.

„Den Herren zu dienen,“ antwortete das Weib, welches unstreitig schon durch das Fenster unserer ansichtig geworden war, wunderbar grinsend, „ich kalkulier', es muß ein wichtiges Gewerbe sein, welches die Gentlemen dahin führt, wo sonst nur Gesindel aus und ein geht.“ und belustigt lachte es, als es scharfsinnig in meinem Gesicht entdeckte, wie es an dem düsteren Ort mich unheimlich anwehte. Schwelte mir doch vor, daß wie ich selbst einst ruchlosen Händen durch noch ruchlosere Mittelspersonen überantwortet worden war, man mit jenem räthselhaften John Blount ähnlich verfuhr.

„Ja, gute Frau, ein wichtiges Gewerbe,“

bestätigte der Professor, „und es soll Ihnen nicht unbelohnt bleiben, wenn der Zweck, welcher uns zu Ihnen führte, auch nur einigermaßen erfüllt wird. Wir wünschen nämlich Auskunft über ein Kind zu erhalten, welches vor ungefähr fünf und zwanzig Jahren Ihren Händen anvertraut und später vermutlich zur See geschickt wurde.“

„Fünf und zwanzig Jahre sind eine lange Zeit, kalkulier' ich,“ erwiderte die Alte, und mir so wenig wie dem Professor entging, daß es wie Verständnis in den verfinsterten schwarzen Augen aufleuchtete, „da gehört schon ein scharfes Gedächtnis dazu, um darüber hinauszudenken. Sind manche Kinder unterdessen zwischen hier und New York groß geworden, und mag der Henker wissen, ob Sie bei mir vor die richtige Thür gekommen.“

„Ich meine den Knaben, auf dessen Rechnung Sie heute noch ein Monatsgeld beziehen,“ erklärte der Professor.

„Monatsgeld?“ fragte das Weib giftig, „auf Rechnung eines Kindes? Der Teufel reitet Sie, wenn Sie dergleichen behaupten. Ja, ein Monatsgeld beziehe ich, aber das gilt meinem verstorbenen Manne; der war ein Schiffskapitän, der anderen Leuten ein gut Stück Geld verdiente.“

„Vielleicht entsinnen Sie sich eines Knaben, der auf dem Nacken, dicht unterhalb des Haars ein seltsames Muttermal trug?“ fragte ich selber jetzt mit gleichsam atemloser Spannung.

„Muttermal?“ hieß es abermals grimmig, „ja, ein Knabe ist von mir mühsam herangefüttert worden, und Male trug er ebenfalls, aber die rührten von Dornen oder Schlägen her, und keinen Tag kam er nach Hause, ohne ein neues mitzubringen. Die ärgsten waren solche, die er in seine Kleider riß, denn die heilten nicht aus, wie seine zerfetzte Haut. Und unter dem Haar meinen Sie? Kalkulier' wenn ich ihn kämmt, hatte ich nach anderen Dingen zu suchen, als nach elenden Muttermalen, die meist vom Teufel selber gezeichnet werden.“

Ich sandte dem Professor einen trostlosen Blick zu. Mein Mut war gesunken. Ich fühlte mich unfähig zu neuen Fragen, die indessen von dem Professor alsbald wieder aufgenommen wurden.

„Wohlan, gute Frau,“ fuhr er fort, „Sie erwähnen eines unter Ihrer Obhut herangewachsenen Knaben; das kann nur jener John Blount gewesen sein. Liegt es in Ihrer Gewalt, mir Auskunft über dessen späteren Verbleib zu erteilen, so soll die kleine Mühe Sie nicht gereuen.“

Die Alte grinste schadenfroh, jauchte und antwortete geheimnisvoll: „Wer weiß, ob das Untier noch lebt; denn hier ist's nicht älter geworden, als höchstens fünfzehn Jahre. Wohin es dann gekommen, weiß ich nicht. Aber ich kenne jemand, der es Ihnen verraten kann, wenn ihm der Kopf danach steht, und der hat ihn zuletzt gesehen, kalkulier' ich.“

„Die erste Jugend verbrachte er wenigstens bei Ihnen,“ nahm der Professor wieder das Wort, nachdem er sich überzeugt

hatte, daß es mir widerstrebte, zu neuen Enthüllungen die Hand zu bieten.

„Die ungeratene Brut wohnte freilich bei mir,“ bestätigte die Alte höhnisch, „und wenn je ein Sündenkind den Tag dreimal Schläge verdiente, kalkulier' ich, so war's der John Blount — Gott sei's geklagt, daß er meinen ehrlichen Namen trug. Versuhr er doch mit den Menschen, als hätte er's mit Viehzeug zu thun gehabt, dem man ungestraft jeden niederträchtigen Streich spielen darf. Ja, so war's mit dem John Blount, und ist's heute wohl noch, wenn er nicht am Galgen endigte. Lebte er aber, so gedenkt er meiner täglich, kalkulier' ich, denn heimgezahlt hab' ich's ihm nach Gebühr, und nachdrücklicher wär's geschehen, hätte ich selber nicht Furcht vor ihm gehabt, daß er mich einmal nachstens in meinem Bett abmürgte. Gutes steckte wenigstens nicht in ihm drinnen; denn ein Kind, das nur 'nen Blick in ein Buch zu werfen braucht, um zu verstehen, was da geschrieben steht, in dem steckt der Böse leibhaftig, kalkulier' ich. Weil er aber mehr verstand und trotz seiner Faulheit mehr lernte, als die Nachbarskinder, versuhr er mit ihnen, als wären's seine Nigger gewesen. Wie ein Mal so beweglich war er, und aus seinen Augen sprühte richtiges Höllefeuer, sobald er Schläge erhielt oder Holz und Wasser nach der Küche schleppen sollte. Zu träge zur Arbeit, rührte er seinen Körper nur gern, wenn es seinen Streichen galt, dann aber waren seine Knochen wie aus Stahl zusammengeschweißt. Kein Tag verging, an dem er nicht andere Burschen, die älter und stärker, als er, mißhandelt hätte oder braun und blau geschlagen nach Hause gekommen wäre. Dabei klagte die verstoßte Satansbrut nie. Er wäre lieber unter meinen Händen gestorben, bevor er eine Thräne vergossen oder Besserung angelobt hätte —“

Hier unterbrach heftiger Husten die Alte, die sich allmählich in eine wahre Wut hineingeredet hatte. Was ich über ihre Mitteilungen denken sollte, blieb mir rätselhaft. Ich fragte mich nur, was aus einem solchen jungen Bösewicht geworden sein könne. Zugleich vergegenwärtigte ich mir Agathes toten Gatten. Die Aufschlüsse, welche ich in dem einen Augenblick wünschte, fürchtete ich in dem anderen wieder. Dampfwog ich die Fehler des einen gegen die des anderen ab. Unter solchen Eindrücken fragte ich, nachdem die Alte ihren Husten anfall niedergelämpft hatte, mit einer gewissen Todesverachtung: „So beging er wenigstens keine schlechten Streiche?“

„Sind die noch nicht schlecht genug?“ lautete die mit erneuten Kräften erteilte Antwort. „Gestohlen hat er zwar nicht, auch nicht gelogen; allein gerade darin lag seine Niedertracht, kalkulier' ich. Sogar ohne darum befragt zu werden, redete er die Wahrheit. Vor mich hin stellte er sich, und die Arme über der Brust gekreuzt, erzählte er mir zum Hohn, was er wieder verbrochen hatte, und das war arg genug. Während die Kärner ein Viertelhündchen beim Branntwein saßen, hatte er des einen

oder des anderen Pferd ausgespannt, um darauf herumzureiten. Wenn dann die Leute nicht wußten, wo sie ihr Viehzeug suchen sollten, brachte er's selber bis in die Nachbarschaft, und bevor ihn einer fassen konnte, lief er davon, um aus der Ferne alle zu verhöhnen. Sogar nach den Schiffen schlich er hinauf, wo er die Masten erkletterte und Knoten in die Wimpel schlug. Die Matrosen aber, anstatt ihn über Bord zu senden, lachten zu seinen Streichen, hießen ihn 'nen fixen Jungen, und das verdaß ihn vollends. Denn mich nannte er 'ne alte Hexe und behauptete, daß ich des Teufels Großmutter wohl sein möchte, aber nimmermehr seine leibliche Mutter. Und das sollte kein Sündenkind gewesen sein? Da gäbe es überhaupt keine auf Erden, und meinem Schöpfer dankte ich, als ich die Brut endlich auf gute Art los wurde. Geschah's nicht wegen der zwölf Dollars, so hätte ich ihn schon nach den ersten Kinderjahren aus dem Hause gejagt; damit wäre ihm selber freilich am meisten gedient gewesen, kalkulier' ich. Denn ein Straßenräuber steckte in ihm drinnen, das reden mir ein Duzend Advokaten und Geistliche nicht aus.“

Verstört sah ich auf den Professor, der meine Bitte verstand und sich der Alten mit der Frage zukehrte: „Entsinnen Sie sich, wer das Kind einst zu Ihnen brachte?“

„Wohl ist mir noch gegenwärtig, daß der Schlingel eines Abends da war,“ versetzte Frau Blount redselig, „wer ihn aber herbeibrug, hat selbst mein Mann bis zu seinem seligen Ende nicht erfahren. Er wurde nämlich vor die Thür gerufen — damals wohnten wir der Stadt näher und in einem geräumigeren Hause — und da händigte ihm jemand ein großes Paket und einen Beutel mit hundert Dollars ein, auch eine Schrift, auf welche er allmonatlich in irgend 'nem Geldgeschäft zwölf Dollars erheben sollte. Wir seien kinderlos, da möchte ein angenommener Sohn uns willkommen sein, hatte er ihm noch im Dunkeln zugerannt, und bevor mein Mann in seinem Erstaunen recht um sich wußte, war er verschwunden. Das Bündel enthielt denn auch ein Büschchen, dem man nicht ansah, was drinnen steckte, und so sehr es uns gereute, trotz aller Nachforschungen wurden wir es nicht wieder los. Anfänglich ging's auch, ich meine die ersten Jahre, als es aber erst über den Tisch sehen konnte, nahm die Not mit dem Unband kein Ende, daß ich tausendmal den Abend verwünschte, an welchem er uns ins Haus schneite, kalkulier' ich.“

„Wie kam er schließlich aus Ihren Händen?“ forschte der Professor weiter.

„Das ist bald gesagt,“ antwortete die Alte mit verbissenem Hohn. „Mir selbst war der Taugenichts eine rechte Last geworden, daß ich meinem Manne, so oft er heimkehrte, jedesmal die Ohren vollklagte. Da kam's ihm denn gelegen, als er eines Tages eine Zuschrift erhielt, laut deren unser John fürs Seefahren bestimmt wurde, wir das Monatsgeld aber weiter beziehen sollten.“

„Von wem die Pension stammt, wissen Sie nicht?“

„Nicht mit 'ner Silbe. Wußte es mein Mann, so hat er's verschwiegen. Mag auch wohl den Rat erhalten haben, den Schlingel irgendwo abzusetzen, denn er nahm ihn mit fort, brachte ihn aber nicht wieder zurück. Steckt irgend ein Unrecht dahinter, ist's für uns ein Geheimnis geblieben, und da es heute keinem mehr schadet, mag ich frei darüber reden. Im übrigen ist an dem Taugenichts wenig gelegen. Ehre hätte er uns nimmermehr eingetragen.“

Grübelnd sah der Professor vor sich nieder. Ich wußte, daß er zur Zeit allein an mich dachte, sich die Stimmung gegenwärtigte, in welcher ich mich nur befinden konnte. Die Blicke der Alten flogen unterdessen neugierig zwischen uns hin und her. Ihr war es gleichgültig, welchen Eindruck ihre Schilderungen auf uns ausübten. Der rätselhafte John Blount war ihr stets ein Dorn im Auge gewesen, daher gewährte es ihr eine gewisse Befriedigung, nachträglich noch für die von ihm erlittenen Unbilden sich an seinem Andenken gewissermaßen zu rächen.

„Ich wünsche, Sie hätten freundlicheres über ihn zu berichten gehabt,“ bemerkte der Professor endlich, und er legte ein Geldstück auf den Tisch, welches die Alte sofort in der kralligen Hand verschwinden ließ.

„Mehr, als die Wahrheit, kann ich nicht verraten,“ hieß es schadenfroh zurück, „was nicht auf gutem Boden gewachsen ist, kann nicht in 'ne gute Frucht umgewandelt werden, kalkulier' ich, und da war's sündhaft, einem Taugenichts Heiligkeit anreden zu wollen.“

„So bleibe nur übrig, den Mann aufzusuchen, der über den Verbleib John Blounts genauere Auskunft zu erteilen vermag,“ erwiderte der Professor halb offenbar um die Wirkung „des schlechten Bodens“ bei mir zu verweisen.

„Da brauchen Sie nicht weit zu gehen, kalkulier' ich,“ versetzte das Weib grinsend. „Keine zweihundert Ellen stromaufwärts, da finden Sie auf unserem Holzplatz 'nen kleinen Bratterbau, der sich ausnimmt, wie 'n richtiges Quarterdeck. In dem wohnt er als eine Art Kettenhund von wegen des Holzbiebstahls — Vanish heißt er — und an 'ner Kette liegt er ebenfalls mit seinem Schaden im Rückgrat, der ihn an der freien Bewegung hindert. Es ist an Wetter heute, da haben Sie nicht nötig, viel nach ihm zu suchen. In solchen Tagen sitzt er gerne vor der Thür, kalkulier' ich, und benützt den Tabak auf dreierlei Art. Er raucht nämlich, laut und schnupft, und setzt dabei ein Gesicht auf wie 'n richtiger Kettenhund, der jedem die Zähne zeigt. Den reden Sie also mit Vanish an, und zeigen Sie ihm ein Stück Geld zu Tabak, so mag er Ihnen wohl Rede stehen. Also seien Sie vorsichtig,“ fügte sie boshaft hinzu, „denn geben Sie ihm ein Wort, da ihm nicht ansteht, so wirft er Ihnen bei der Auskunft ein Scheit Holz an den Kopf, daß Ihnen Hören und Sehen verdirbt.“

„So wollen wir unser Heil bei ihm versuchen,“ versetzte der Professor, und nur einen Wink gebend, schritt er auf die Türe zu. Das höhnische Lachen der verzerrten Geislin beantwortete er mit einem kurzen Scheidegruß, und gleich darauf befanden wir uns auf der Straße.

„Seine beneidenswerte Aussichten, die sich vor mir eröffnen,“ redete ich den Professor an, nachdem wir einige Schritte gemacht hatten. „Die Schil-

atmutigen mich voll-
sount? Das seltsame

„Ihr nimmermehr entgehen können. Dichter zieht sich für mich der Schär um das Geheimnis zusammen. Ich weiß nicht mehr, was ich fürchten, was ich hoffen soll. Hier eine zügellose Kamburnatur, dort in seinem Grabe ein gekunkener Wüstling: Wer ist der Sohn meiner Mutter? Wo finde ich Aufklärung? Was von dem Hause meines Vaters ausgeht, was von seinen Kreator: ich glaube nichts mehr. Ueberall bemerke ich Mänke, darauf berechnet, mich zu verwirren und auf Abwege zu lenken.“

„Take it easy, meine liebe Kohlmaße,“ beruhigte der Professor in seiner ruhigen Weise, „dein erbittertster Feind sind eben deine Wahnvorstellungen. In den Jahren, in welchen du vorzugsweise auf den Verkehr mit deiner Phantasie angewiesen warst, hast du ihr zu viel Gewalt über dich eingeräumt. Sie überwacht dein logisches Denken und schafft sich Bilder, wo du nur freundlichen und an diese sich anschließenden ermutigenden Hoffnungen Raum geben solltest, und daraus erwachsen dir die vielen bitteren Stunden. Von dem Versuch, meine Anschauungen zu den deinigen zu machen, wenigstens in der vor uns liegenden Ansehbarkeit, stehe ich ab. Es würde mir nie gelingen, deine Zweifel zu beseitigen, einmal ich selbst von manchen Dingen nicht als von vollendeten Thatfachen sprechen kann. Aber einen Rat erteile ich dir aus vollem Herzen: anstatt dich immer wieder mit ernststen Bedenken und trüben Mutmaßungen zu beschäftigen, fasse dir das gesteckte Ziel ins Auge, und ohne nach rechts oder links zu sehen, arbeite schritt auf dasselbe zu. Zu häßlichen Fabeln ist es früh genug, wenn du der Thatiaden stehst, die nicht mehr abändert werden können, dann aber deine ganze Aufmerksamkeit, deine ganze Willenskraft erheben, selbst den trübsten Verhältnissen Lichtseiten abzugewinnen, oder, wo solche nicht zu entdecken, ihnen solche zu schaffen.“

„Gut und überzeugend, wie des Professors Stimme klang: meine Zweifel wurden dieselben. Er konnte den Glauben nicht erschüttern, daß mein Gefühl mich stärker führe, als ihn sein bedachtames Urtheil. Ihn zu widerlegen versuchte ich nicht, aber noch in tiefster Erregung über das, was ich von der alten Kapitanin erfahren hatte, stieß ich förm-

lich hervor: „Was aus meinem Bruder geworden sein mag und wie auch immer die Rätsel sich lösen: ich fühle mich außer Stande, je wieder mit dem erbittertsten Feinde meiner toten Eltern in persönlichen Verkehr zu treten.“

„Ueber kurz oder lang wirst du anderen Sinnes werden,“ versetzte der Professor zuversichtlich, fast streng, „denn das Schicksal versteht es, selbst den zähsten Willen mürbe zu machen. Vergiß nicht die Worte deiner Mutter, die bangen Herzens zur Versöhnlichkeit ermahnte, wo die Sühne freiwillig geboten werde.“

„Wer bürgt für die Aufrichtigkeit der freiwillig gebotenen Sühne?“ fragte ich herbe, und bevor ich fortzufahren vermochte, drang des Professors begütigendes: „Take it easy“ zu meinen Ohren.

„Ja, Kohlmaße, take it easy,“ wiederholte er einbringlicher, „und wenn du mir eine Freude bereiten willst, so vermeide in Zukunft so viel wie möglich, unser Gespräch abermals in diese unsicheren Bahnen zu lenken. Es kommt nichts dabei heraus. Wo meine Ratschläge nichts fruchten, da muß es dem Geschick überlassen bleiben, dich zu belehren.“

Statt zu antworten, drückte ich des Professors Hand. Er verstand die stumme Bitte um Nachsicht, das bewies sein kräftiger Gegendruck.

An einer hohen Umzäunung hinschreitend, hatten wir einen breiten Thorweg erreicht. Durch denselben tretend, fielen unsere ersten Blicke auf gewaltige Vorräte von Bauhölzern. Zwischen denselben her- vor froh gleichsam an zwei Krücken ein Mann, dessen Ziel eine seitwärts stehende Hütte, wie sie uns von der Witwe Mount beschrieben worden war. Oben vollständig gesund und kraftvoll gebaut, hatten die Beine infolge eines Unglücksfalls beinahe die letzte Widerstandsfähigkeit verloren. Durch die gekrümmte Haltung bedingt, schien er seit den Knabenjahren im Wachs- tum zurückgeblieben zu sein, um so auffälliger traten dafür seine breiten Schultern hervor und das zottig behaarte Stierhaupt mit der weit nach hinten geschobenen blauen schottischen Filzmütze, ihm in der That gewisse Ähnlichkeit mit einem Kettenhunde verleihend. Das Geräusch unserer Schritte erregte seine Aufmerksamkeit. Er blieb stehen, und sich schwerfällig her- umarbeitend, zeigte er uns ein breites, wetterzerzerrtes Gesicht, welches, oben von ergrautem buschigen Haupthaar, unten dagegen von einem unförmlichen Kehlbart eingerahmt, wiederum die Bezeichnung „bißig“ verdiente. Entstellt wurde dasselbe noch besonders durch eine Aufreibung der linken Wange, welche als Tasche für einen ansehnlichen Tabaksvorrat diente. Zwischen den Zähnen hing eine Thonpfeife, die so kurz, daß es den Eindruck hervorrief, als hätte die derselben entströmende Hitze die gerötete fleischige Nase angelesenat gehabt. Dabei wirbelte der ihr entquellende Dampf so dicht vor seinen kleinen braunen Augen vorüber, daß er fortgesetzt gezwungen war, zu blinzeln.

„Wir suchen einen gewissen Vanish,“ redete der Professor die gnomenhafte Erscheinung ohne Säumen an, „hierher wurden wir gewiesen und hoffen, vor die richtige Thür gekommen zu sein.“

Vanish brachte seinen Körper mit Hilfe der Krücken ins Gleichgewicht, und mit der dadurch frei werdenden Hand die Pfeife aus dem Munde nehmend, prüfte er uns zunächst grimmig mißtrauischen Blickes; dann erklärte er mit heiser knarrender Stimme: „Vor die richtige Thür, Mann, und des Hensers will ich sein, wenn Gentlemen von Ihrer Sorte oft hier anlaufen. Ich rechne, wenn Sie den Bob Vanish suchen, müssen Sie auch die Ursache irgend einer Art haben.“

„Zuverlässig,“ bestätigte der Professor, „aber mit wenigen Worten ist das nicht gesagt; daher möchte ich Ihnen raten, irgendwo niederzuliegen und es Ihren Gliedern bequem zu machen.“

„So kann nur ein Gentleman reden,“ meinte Bob Vanish unwirsch. Die Pfeife wanderte wieder zwischen die Zähne; er selbst schwankte auf seinen Krücken herum, und nach der Bretterbude hinüber- hinsend, ließ er sich vor derselben auf eine aus vier Pfählen und einer kurzen Planke hergestellten Bank nieder. Doch erst nachdem er die Krücken mit dem oberen Ende dicht neben sich auf die Bank gelegt und, dieselben als stützende Unterlagen benutzend, die kraftlosen Beine über deren schrägen unteren Teil gehoben hatte, nahm er das Gespräch wieder auf.

„Ein richtiger Gentleman,“ begann er, „tagiert sich nicht zu vornehm, da drinnen aus meiner Wacke zwei Schemel herauszuholen, rechne ich. Namentlich Sie da, alter Gentleman, sind wohl bejahrt genug, um unbequemes Sitzen bequemem Stehen vorzuziehen.“

Während der Professor das Zutreffende dieser Behauptung bereitwillig anerkannte, holte ich die Schemel herbei, und vor dem alten Vollenbeißer Platz nehmend, hob der Professor ungehäut an: „Ich halte Sie für einen Mann, der sein Freund von vielen Umwegen; da will ich die Ursache, welche uns hierherführte, mit kurzen Worten vorausschicken —“

„Recht so, Mann,“ knurrte Bob Vanish, seine Worte mit mehreren qualmigen Rauchwolken begleitend, „wo's ohnedem geht, bringt's Rieren und Wenden nur Zeitverlust; steuern Sie daher geruhig auf Ihr Merkmal los.“

„Gut, mein lieber Vanish,“ fuhr der Professor fort, „ich erblicke in Ihnen eine einsichtsvolle Natur, die mir meine Aufgabe erleichtert, und so merken Sie auf: Wir befinden uns nämlich auf der Jagd nach einem gewissen John Mount, der seine Knabenjahre im Hause des Kapitän Mount verlebte und von diesem an Bord seines Schiffes genommen wurde. Ich schicke voraus, daß ich für jeden Dienst, welchen Sie uns durch Ihre zuverlässigen Mitteilungen leisten, mich erkenntlich zeige.“

„John Mount?“ wiederholte Vanish mit einem durchdringenden Blick zu-

auf mich und dann auf den Professor. „Also John Blount? Verdammt! Mit dem Erkenntlichzeigen hat's indeß seine guten Wege, rechne ich. Müßte es sich doch zuvor herausstellen, ob meine Mitteilungen auch mehr als 'n Strohhalbm wert sind. Nun ja denn,“ und schärfer sah er in meine Augen, „den John Blount kannte ich einst so genau, wie mein eigen ehrlich Gallion im Rasierspigel. Berechne ich aber die Zeit, die seitdem verstrich, und betrachte ich mir den jungen Gentleman da, sollt's mich nicht erstaunen, wäre er selber der John Blount. Nur die Wildheit fehlt in seinen Augen — die legt sich freilich zuweilen mit den Jahren — und dann, rechne ich, wie ich ihn kannte, besaß er auch mehr Anlagen, ein handfester Maat zu werden, wogegen der junge Herr hier an 'nen Hering gemahnt —“

„Nein, der ist nicht John Blount,“ fiel der Professor lebhaft ein, und in dem Blick, welchen er mir zuwarf, offenbarte sich heller Triumph über die Verwechslung der Person, „aber verwandt ist er vielleicht mit ihm, eine Vermutung, welche durch die von Ihnen hervorgehobene Aehnlichkeit bestätigt wird. Damit haben Sie zugleich eine Erklärung dafür, daß uns an zuverlässigen Nachrichten über den verschollenen jungen Mann so viel gelegen.“

„Von 'ner richtigen Aehnlichkeit redete ich nicht,“ erklärte Vanish, und das eine Auge zukneifend, betrachtete er mich mit dem anderen um so schärfer, „denn nach einer solchen mag jemand lange suchen, wenn er sie zwischen 'nem glatten Kindergesicht und dem Gallion eines Mannes abschätzen soll, dem ein ordentlicher Bart ums Kinn gewachsen ist. Es verhält sich damit, wie mit 'ner Lustjacht und 'nem Vollschiff; eins ist dem anderen ähnlich und auch wieder nicht.“

Jetzt suchte ich des Professors Augen, und ich fürchte, mit einem Anfluge bitteren Spottes. Der aber hatte sich abgekehrt und ließ seine Blicke mißmutig über die Holzvorräte hinschweifen. Vanish dagegen, nachdem er, wie zu einem besonders schwierigen Werk sich rüstend, den dreifachen Zweck des Tabaks gemächlich zum erneuten Ausdruck gebracht hatte, begann zu erzählen:

Kapitel 29.

Bob Vanish.

„Viel weiß ich selber nicht von dem John Blount; was ich aber weiß, ist zuverlässig wie 'ne richtige Längen- und Breitenberechnung, und reicht bis zu der Stunde, in welcher ich mich von ihm trennte. Seitdem sind an die zwölf, dreizehn Jahre verstrichen. Hab' recht oft an ihn gedacht in dieser Zeit, und was aus ihm geworden sein möchte; doch der war eine verwegene, aufzässige Natur, und solche Leute gehen nicht leicht zu Grunde. Ich selber fuhr nämlich 'ne Reihe von Jahren als Bootsmann unter dem Kommando des Kapitäns Blount. Der war

verruhen wegen seiner grausamen Menschenquälerei; trotzdem wurde ich ziemlich gut fertig mit ihm. Trug er aber dem John Blount keine große Freundschaft nach, so konnt's nicht erstaunen; denn so oft er von der Reise heimkehrte, fand er 'ne ganze Ladung Salunkenstreiche vor, die sein Pflgekind ausgeführt hatte, und für die er obenein oft genug mit Geld auskommen mußte.“

„Hoffentlich wurden ihm keine unredlichen Handlungen zum Vorwurf gemacht?“ warf der Professor, offenbar um den alten Teer in seinen Mitteilungen zu lenken, bedacht ein.

„Gestohlen hat er nicht,“ bestätigte Bob Vanish der Witwe Blount vorausgegangene Aussage, „denn dreht jemand den Leuten Nasen, so liegt immer noch keine Unehrlichkeit drinnen. Ich selber konnte ihn gut leiden von wegen seiner Wildheit und tollen Lustbarkeit, und hatte er einmal seinen eigenen Kopf aufgesetzt, so machten weder Drohungen noch Schläge ihn anderen Sinnes. Deshalb sagte ich schon immer: der wird noch einmal totgeschlagen, sagte ich, oder er wird ein großer Mann; denn schreiben konnte er wie 'n Schiffsreeber, und vorlesen wie 'n Dorfkrüster, der seine Schriften auswendig kennt. Doch ich wollte erzählen, wie es sich ereignete, daß er von hier fortkam.“

„Wir hatten Ladung eingenommen und sollten ums Kap Horn herum nach San Francisco, zuvor aber Acapulco anlaufen. Da nahm der Kapitän mich am letzten Tage vor dem Ankerheben beiseite und sagte zu mir: ‚Bob Vanish,‘ sagte er, ‚mit dem John hab' ich's satt. Der ist uns nämlich über 'n Kopf gewachsen, trotz seiner Jugend,‘ sagte er, ‚da gedente ich, ihn an Bord zu nehmen, wo er bald fähiger werden wird. Du aber sollst auf ihn obacht geben, auf daß er nicht alles im Mutwillen kieloberst feht, sondern ordentlich mit Hand anlegt.‘ Er meinte noch, das Metier als Schiffsjunge würde dem Schlingel nicht gefallen und wir möchten unsere Not haben, ihn mit Güte an Bord zu schaffen; wenn hingegen jemand glaubte, daß er das Salzwasser scheue, so hatte er sich mächtig verrechnet. Denn einen zweiten Jungen sah ich nie, der gleich ihm von Anbeginn die schwere See stand, und ein Eichhorn hätte nicht munterer in 'nem Hickorybaum mit reifen Nüssen herumklettern können, als er sogar bei steifer Kühle in der Takelage lustwandelte. Ich sagte auch zu ihm, ‚John Blount,‘ sagte ich, ‚wenn je 'ne echte Salzwassernatur auf dem Festlande ausgebrütet wurde, so bist du es.‘

„Da verhöhnte er mich lästerlich, daß ich ihm an den Kragen wollte; doch bevor ich ihn packte, sah er 'n halb Duzend Ellen hoch in den Wanten, und mich lustig angrinend, redete er zu mir herunter: ‚Bob Vanish,‘ sagte er, ‚du bist eine gute Haut, jedoch um mich zu schlagen, bist du lange nicht gut genug. Und das sage ich dir,‘ sagte er, ‚zu Hause habe ich mehr als zu viele Mißhandlungen aufgeladen;

schlägt mich jetzt noch jemand, so stoße ich ihm mein Rappmesser in den Leib, und im nächsten Augenblick springe ich über Bord. Seien wir also lieber gute Freunde,‘ redete das Bürschchen auf mich ein, als wär's gleichalterig mit mir gewesen, dafür will ich dir auch anvertrauen, daß ich von einer Seemannsnatur gerade so viel an mir habe, wie du von 'ner Kanzelnatur. Thue ich indeß meine Schuldbiligkeit und noch 'ne Klezigkeit drüber,‘ haate er, ‚so geschieht's, weil ich keine fremde Finger in meinen Haaren fühlen möchte, und Schläge höchstens einem tüchtigen Hunde gebühren. Sonst ist mir das Salzwasser genau ebenso lieb, wie deinen Augen 'ne Brise Tabak aus deinem Hammelhorn. Ich hasse, an ein Schiff gebannt zu sein. Frei bewegen muß ich mich können,‘ sagte er, ‚und sind meine eigenen Füße nicht schnell genug, will ich einen Gaul zwischen den Knien fühlen. Was thut' ich mit 'nem Schiff,‘ sagte er, ‚das stumm und ohne Widerrede dem Steuer gehorcht und keinen Atem hat? Da ist's mit den Gäulen anders. Die sind so viel stärker als der stärkste Mann, und doch müssen sie ihn tragen; eine rechte Lust aber muß es sein, mit 'nem Pferde um seinen freien Willen ordentlich ringen,‘ sagte er, ‚und bevor ich 'das veruchte, geb' ich mich nicht zufrieden. Doch das sage ich nur dir allein,‘ sagte er. ‚Kein anderer darf's wissen, am wenigsten der Kapitän. Verräthst du mich dennoch, so magst du auf der Hut sein, daß ich nicht im Schlaf dich abmürge, wie ich's der alten Heze daheim androhte, so lieb ich dich sonst habe,‘ sagte er.“

„Ja, so redete das Ding von 'nem Jungen, daß ich schier erstaunte über die Gedanken, die in seinem Kopf spukten und die er so fein verständlich in Worten von sich gab. Dabei lugte er mit seinen großen blauen Vortopplichtern so mutwillig und doch so mannhaft zu mir nieder, daß ich ihm angelobte, weder ich noch eine andere Hand sollte ihn je in Feindschaft berühren, und er möchte nur unbesorgt herunterkommen.“

„Er kam auch — sein Vertrauen auf mich ausnehmend — gab mir die Hand und meinte, ich sei der ehrlichste Seehund, der je in seiner Jugend ums Hängen herumgeviert sei, sagte er. Verdammt, so redete er. Ueber alte ausgewachsene Leute stellte er sich, und doch konnte man ihm nicht gram sein.“

„Gut also. Wir gingen ums Kap Horn herum und erreichten endlich den Hafen von Acapulco, wo wir beileger um dieses und jenes zu löschen und anderes einzunehmen. Als wir nach Ablauf einer Woche uns anschickten, wieder loszumachen, nahm der Kapitän mich abermals beiseite. ‚Bob Vanish,‘ sagte er, ‚du bist ein verständiger Mann und wirst längst eingesehen haben, daß wenn ich den John wieder heimbringe, die Not um meiner Frau von vorn anfangt,‘ sagte er. Auch für den Jungen ist es ratsamer, er bleibt in der Fremde. Der mit seiner

Bewegenheit kommt überall durch. Nimm also die Felle und rudere mit ihm nach der Stadt hinüber. Dann nehmt euern Kurs 'ne Strecke landeinwärts,' sagte er, und da läßt du ihn auf die eine oder die andere Art abtreiben. Wie du's anfängst, ist deine Sache. Nur so viel sage ich dir: an Bord bringst du ihn nicht zurück,' sagte er.

Als ich das vernahm, dauerte mich das Durcheinander, daß ich Einwendungen machen wollte, schwieg indessen, weil ich nichts geändert hätte, und überholte die Felle ordentlich in meinem Kopf. Den John Blount kannte ich von Grund aus; da rechnete ich, daß er auf jeder anderen Stelle besser geborgen sei, als in der Obhut des Kapitäns und seiner Frau dastumm. Wie gesagt, so geschah es. Wir machten ans Land, tranken zuvor eins in der Stadt, dann redete ich Blount vor, ich hätte für den Kapitän in der Nachbarschaft ein Gewerbe auszurichten, und er möchte mich begleiten. Dazu lachte der Junge wie ein Spigbube, kehrte sich aber um es vor mir zu verheimlichen, und so machten wir los."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schutz- und Trutzbündnis zwischen Tier und Pflanze.

Von

Moritz Alsberg.

Es ist jetzt etwa ein Jahrzehnt entschwunden, seitdem der inzwischen verstorbene Straßburger Botaniker de Bary die Aufmerksamkeit der Naturforscher zu sich auf eine höchst bemerkenswerte Verbindung organischer Wesen zum Zwecke gegenseitiger Hilfeleistung hinlenkte — eine Vereinigung, für welche er die Bezeichnung „Symbiose“ (wörtlich: Zusammenleben) in die wissenschaftliche Terminologie einführte. Während es sich bei den bekannten Tierstaaten der Bienen und Ameisen um ein Verhältnis handelt, wobei eine Anzahl von Wesen der nämlichen Gattung und Art zu einer der natürlichen Organisation ähnelnden Gemeinschaft miteinander verbunden sind, und während bei dem Parasitismus (Samarogertum) der eine Organismus regelmäßig auf Kosten des anderen lebt — im Gegensatz hierzu finden wir bei der Symbiose völlig verschiedene Lebewesen, unter Umständen sogar Tier und Pflanze zu einem Bunde, der für beide Teile gewisse Vorteile bietet, aneinanderkettet. Daß Wesen, die in ihrer körperlichen Bildung sich sehr erheblich voneinander unterscheiden, doch im Stande sind, gegenseitig wichtige Dienste zu leisten, hierfür bietet das Zusammenleben des Rindenkrebse (Bernhardtrebes) mit der orangefarbigten Seerose (Adamsia

palliata) einen interessanten Beleg. Der besagte Krebs birgt nämlich seinen nackten Hinterleib regelmäßig in Muschelschalen, die zugleich der Seerose einen Anheftungspunkt bieten, und indem er die Muschelschale mit sich fortzuschleppt, erhält die Seerose Gelegenheit, den Ort zu wechseln und auf diese Weise an verschiedenen Stellen des Meeresbodens, Nahrung zu suchen. Andererseits besteht der Gegendienst, den die Adamsia dem Einsiedler leistet, darin, daß sie aus den zahllosen Reisskapseln, womit ihre langen Fangfäden bedeckt sind, ähnlich den Haaren der Brenneisel einen ägenden Saft ausscheidet und auf diese Weise ihren Genossen gegen die Nachstellungen seiner Feinde schützt. Vom Gesichtspunkte der Symbiose müssen auch die über die ganze Erde verbreiteten Flechten beurteilt werden. Während man vor de Bary dieselben noch für einfache Pflanzen hielt, unterliegt es jetzt keinem Zweifel, daß die Flechte eine Vereinigung von Algen und Pilzen — also von zwei wesentlich verschiedenen pflanzlichen Lebewesen — zu einem gemeinschaftlichen Haushalt darstellt. Während die Pilze in der Gestalt von farblosen verzweigten und zu einem Netzwerk verbundenen Fäden die Hauptmasse der Flechte ausmachen, sind in den Maschen des Geflechts die kugelförmigen, bald grün, bald gelb gefärbten Algenzellen — die sogenannten Gonidien — enthalten. Auch beruht die Unterstützung, welche die zur Flechte vereinigten Pilze und Algen sich gegenseitig leisten, auf der verschiedenen Ernährungsweise der in Rede stehenden Organismen. Indem die Maschen des Pilzgeflechts die für das Gedeihen der Algen unentbehrliche Feuchtigkeit zurückhalten, und indem die Pilze von jenen löslichen Salzverbindungen, die sie ihren Substraten entziehen, einen Teil an die Algen abgeben, wird das Gedeihen der letzteren gefördert, während andererseits die zerfallenden Algen den Pilzen die zu ihrer Ernährung erforderlichen organischen Stoffe bieten. Indem also Pilze und Algen bis zu gewissem Grade in ihrer Ernährung sich ergänzen — auf diese Weise entsteht aus dem symbiotischen Verhältnis dieser beiden niederen pflanzlichen Lebewesen ein zusammengefügter Organismus von außerordentlicher Lebensfähigkeit, der als Pionier der organischen Natur an Orten, wo sonst nichts Lebendiges bestehen kann — im Eise der Polargegenden und auf den höchsten Alpengipfeln, auf humusfreien und wasserleeren Felsen und an ähnlichen Punkten — noch fortzukommen vermag. Ein Verhältnis wie das soeben erwähnte pflegen einzelne Naturforscher auch als „Mutualismus“ (d. h. gegenseitige Dienstleistung) zu bezeichnen, und nach dem Ansprüche Hertwigs unterliegt es keinem Zweifel, „daß in den besagten Fällen die beiden zu einem Haushalte verbundenen Lebewesen sich ebenso verhalten wie zwei Socii in einem wohlgeordneten Geschäft, welche sich in ihrer Arbeit unterstützen und den erzielten Gewinn redlich teilen.“ Auf einem symbiotischen Verhältnis be-

ruht auch das Vorkommen der Mycorrhiza an den Wurzeln zahlreicher Bäume, insbesondere aus den Pflanzenfamilien der Rupuliferen, Salicinaceen, Koniferen u. s. w. Aus der letzterwähnten Pflanzengruppe sind es beispielsweise die Kiefer, Weimutskiefer, Nichte, Tanne und Lärche, an deren Wurzeln der besagte Pilz besonders häufig angetroffen wird. Derselbe dient offenbar dazu, den Bäumen außer dem nötigen Wasser und den mineralischen Bodennährstoffen auch noch organische, direkt aus dem Humus und den verwesenden Pflanzenresten entlehnte Stoffe zuzuführen — eine Tätigkeit, bei der er zugleich die für das eigene Bestehen erforderlichen Nährsubstanzen findet. Auf ein symbiotisches Verhältnis sind ferner auch jene Beobachtungen zurückzuführen, denen zufolge bei einer ganzen Reihe von niederen Tieren, wie z. B. bei Infusorien und auch bei etwas höher organisierten tierischen Wesen, wie z. B. beim Armpolypen (Hydra), beim Süßwasserchwamm (Spongilla) u. s. w., grüneliche pflanzliche Zellen vorkommen sollen — eine Beobachtung, aus der man anfangs folgern zu müssen glaubte, daß das Vorkommen des Chlorophylls (Blattgrüns) in den Zellen keineswegs eine besondere Eigentümlichkeit des Pflanzenreichs darstelle und daß eine scharfe Scheidung zwischen Tier- und Pflanzenwelt überhaupt nicht durchzuführen sei. Die oben erwähnte Thatsache hat nun in neuerer Zeit ihre Erklärung dahin gefunden, daß die bei den besagten Tieren vorkommenden grünelichen Zellen nichts anderes sind als Algen, die zu den Tieren, in denen sie leben, in einem symbiotischen Verhältnis stehen. Gewisse Versuche haben nämlich dargethan, daß diese in keiner Weise von anderen niederen pflanzlichen Gebilden sich unterscheidenden Zellen in den betreffenden Tieren die für ihre Existenz erforderlichen Bedingungen finden und daß dieselben andererseits durch ihre Assimilationsprodukte den Tieren, die sie bewohnen, bei ihrer Ernährung zu gute kommen.

Als eins der bemerkenswertesten Beispiele von Symbiose, ja geradezu als ein Schutz- und Trutzbündnis zwischen Tier und Pflanze ist jenes Verhältnis zu bezeichnen, in welchem zufolge neuerer Untersuchungen gewisse Ameisengattungen im tropischen Amerika zu gewissen Bäumen jener Region stehen. Daß der südamerikanische Armleuchterbaum (Cecropia adenopus) von der Aztekenameise (Azteka instabilis) bewohnt wird, diese Thatsache ist schon seit einiger Zeit bekannt; indessen war man über die Natur dieses Zusammenlebens bis vor kurzem nicht genügend unterrichtet, und ist es das Verdienst des Bonner Gelehrten M. T. W. Schimper¹⁾, bei Gelegenheit einer kürzlich nach Brasilien unternommenen Forschungsreise in Gemeinschaft mit dem daselbst

1) Schimper hat seine in Brasilien gemachten Beobachtungen in dem Buche „Die Wechselbeziehungen zwischen Pflanzen und Ameisen im tropischen Amerika“ Jena 1888, niedergelegt.

lebenden deutschen Naturforscher Fritz Müller, Genaueres über das besagte Verhältnis festgestellt und zugleich in klarer Weise den Einfluß nachgewiesen zu haben, den die Ameisen im tropischen Amerika auf die Ausbildung der dortigen Vegetation ausüben. Eine der bemerkenswertesten Erscheinungen im tropischen Amerika sind die daselbst lebenden Blattschneiderameisen. Ebenso wie bei uns gewisse Kulturgewächse von der Raupe des Kohlweißlings heimgesucht werden und wie zu gewissen Zeiten in ausgedehnten Länderstrecken Asiens und Afrikas grüne Wälder und Felder durch verheerende Heuschreckenschwärme in Einöden verwandelt werden — in analoger Weise sind es die zuletzt erwähnten Ameisen, die, indem sie in großen Scharen die Bäume überfallen und mit ihren Oberkiefern Fragmente bis zur Größe von Zehnpennistücken aus dem Rande der Blätter herauschneiden, der Vegetation Südamerikas höchst gefährlich werden. Nun ist es aber bemerkenswert, daß nicht alle südamerikanischen Bäume in gleicher Weise von der zerstörungsfähigen Ameise zu leiden haben. Während die aus der Alten Welt stammenden Kulturgewächse, sobald sie in Brasilien angesiedelt werden, sofort den Verheerungen des Insektes unterliegen, haben doch gewisse eingeborne Bäume Südamerikas sich ein Schutzmittel höchst bemerkenswerter Natur zu erwerben verstanden. Dieses Schutzmittel besteht nämlich darin, daß die betreffenden Bäume gewisse Eigenschaften zur Entwicklung bringen, welche eine andere Ameisengattung dazu veranlassen, auf bezw. in ihren Stämmen ihren Wohnort aufzuschlagen und auf diese Weise eine ständige Besatzung zu bilden, welche den betreffenden Baum in erfolgreicher Weise gegen die Angriffe der Blattschneiderameise verteidigt. Der bereits erwähnte Armleuchterbaum der Provinz St. Katharina wird nach Schimper und Müller ausschließlich von Aztekenameisen bewohnt, denen die quergefächerten Hohlräume des Stammes eine für ihre Nester sehr geeignete Lokalität bieten. Die Besiedelung junger Stämme erfolgt in der Weise, daß ein befruchtetes Weibchen — die spätere Königin des Ameisenstaates — durch eine von ihr genaue Öffnung in eine der obersten Kammern des Stammes eindringt. An der verletzten Stelle entsteht eine Wucherung, welche die Öffnung wieder verschließt und zugleich für die Königin reichliche saftige Nahrung erzeugt. In jenen seltenen Fällen, wo der Armleuchterbaum an seinen Blättern die von der Blattschneiderameise bewirkten Zerstörungen erkennen ließ, fehlte nach den Beobachtungen der oben erwähnten Gelehrten regelmäßig die als Besatzung des Baumes fungierende Aztekenameise, während andererseits auch nicht ein einziges unverletztes Exemplar des besagten Baumes sich fand, das nicht auch zugleich von der letzt erwähnten Ameisenart bewohnt war.

Auch lassen die Untersuchungen Schimpers keinen Zweifel darüber bestehen, daß gewisse Vorrichtungen des in Rede stehenden Baumes offenbar dazu dienen, die ihm schutzgewährende Ameise anzulocken. Wenn man jene oben erwähnte Eingangsöffnung genauer untersucht, so stellt sich heraus, daß dieselbe regelmäßig in einem Grübchen am oberen Ende einer flachen Rinne sich befindet, die in senkrechter Richtung von der Ansatzstelle des nächstunteren Blattes nach oben geht. Auch fehlen an der bezeichneten Stelle des Armleuchterbaumes alle verholzten oder irgendwie zähen und das Durchbohren erschwierenden Gewebselemente. Mit anderen Worten: durch die besagte Struktur wird es der die Schutzbesatzung bildenden Ameise ganz außerordentlich erleichtert, in das Innere des Baumes behufs Besiedelung desselben einzubringen.

Muß schon die oben erwähnte Einrichtung, welche mit höchster Wahrscheinlichkeit als eine Anpassung des Baumes an gegebene Verhältnisse zu betrachten ist, unser Erstaunen erregen, so wächst dieses Erstaunen noch, wenn wir erfahren, daß dem Armleuchterbaum noch ein anderes Hilfsmittel zur Verfügung steht, welches ganz besonders dazu angethan ist, die Verteidigung des Baumes zu einer möglichst vollständigen zu machen. Auf den Blattstielen der Ameisen-Cecropia befindet sich nämlich ein brauner samtartiger Haarüberzug, in welchem, lose durch die Haare festgehalten, zahlreiche Insekteneciern gleichende Körperchen liegen. Letztere, welche Eiweißstoffe und fettes Öl in beträchtlichen Mengen enthalten, sind zu Nahrungsmitteln für die Ameisen in hervorragender Weise geeignet und werden daher von denselben aufs eifrigste gesammelt. Auch liegt es auf der Hand, daß das Einsammeln dieser aus der Rinde des Blattpolsters sich bildenden, nach dem zuvor erwähnten Naturforscher als „Müller'schen Körperchen“ bezeichneten Nahrungstoffe dem Armleuchterbaum indirekt zum Vorteil gereicht. Bei nahe jeden Tag kommen an jedem einzelnen Blattpolster einige neue Körperchen zur Reife, und indem die Schutzameisen Veranlassung haben, Tag für Tag die Blätter des Baumes nach den besagten Nahrungstoffen abzusuchen, üben sie damit zugleich eine Art Patrouillendienst aus, welcher sehr wohl geeignet ist, die zerstörungsfähigen Blattschneiderameisen von dem Baume fern zu halten. Daß die Pflanze jene wichtigen Nährstoffe absondern sollte, ohne einen entsprechenden Nutzen davon zu haben — dies ist absolut undenkbar; zudem erhält der Schluß, daß die Erzeugung dieser Körperchen lediglich durch Nüchternheit auf die dem Baume nützlichen Ameisen zu erklären ist, noch dadurch eine besondere Stütze, daß einer dem Armleuchterbaum nahe verwandten Cecropia-Art sowohl die als Ameisen-Nahrung dienenden Körperchen, wie das oben beschriebene, das Eindringen der Ameisenkönigin in das Innere des

Stammes erleichternde Grübchen vollständig fehlen. Der letzt erwähnte Baum ist vermöge seiner wachsartigen, überaus glatten Oberhaut für alle nichtfliegenden Insekten — somit auch für die Blattschneider — absolut unzugänglich und bedarf daher keiner solcher Einrichtungen, wie diejenigen es sind, welche bei dem Armleuchterbaum für die Anlockung, den Unterhalt und Nachdienst der Schutzameisen sich als besonders zweckmäßig erweisen. Wenn wir das höchst bemerkenswerte Verhältnis in Betracht ziehen, in welchem die Aztekenameise zum südamerikanischen Armleuchterbaum steht, so sind wir gewiß berechtigt, von demselben als von einem „Schutz- und Trugbündnis zwischen Pflanze und Tier“ zu reden. Auch ist — wie wir hier einschalten wollen — der Armleuchterbaum keineswegs das einzige Gewächs, bei dem sich Einrichtungen, wie wir sie oben beschrieben haben, nachweisen lassen. Etwas ganz Ähnliches findet sich zufolge neuerer Forschungen bei einer mittelamerikanischen Akazienart (*Acacia sphaerocephala*), welche in hohlen Stacheln den Ameisen Wohnung und in napfförmigen an der Blattspindel befindlichen Nektarien, sowie in eigentümlichen an der Spitze der Blättchen befindlichen Gebilden, die in jeder Beziehung den „Müller'schen Körperchen“ ähnlich sind, auch Nahrungstoffe liefert. Bei einem von Beccari neuerdings auf Borneo entdeckten Gewächs (*Clerodendron fistulosum*), dessen hohle Stengelglieder Ameisen beherbergen, sind die Bohrstellen in gleicher Weise wie beim Armleuchterbaum durch besonders zarte Ausbildung des Gewebes ausgezeichnet.

Ueberhaupt häufen sich von Jahr zu Jahr die Beobachtungen, welche die zwischen Tieren und Gewächsen insbesondere zwischen Insekten und der Pflanzenwelt bestehenden Beziehungen immer deutlicher hervortreten lassen. Wer hat z. B. noch vor zwei Jahrzehnten auch nur eine Ahnung davon gehabt, daß die auffallende Färbung und der Wohlgeruch der Blüte insofern für die Gewächse sich als nützlich erweist, als durch diese Eigenschaften die von Blume zu Blume fliegenden und durch Verschleppung des Blütenstaubes die Befruchtung bewirkenden Insekten angezogen werden?

Was endlich noch die Frage anlangt, ob nicht der Mensch ebensolche Hilfsmittel wie sie in den oben beschriebenen Fällen den Gewächsen zum Schutze dienen, in seine Zwecke mit Vorteil verwenden konnte, so ist L. Rny nur einem von der Natur gegebenen Winke gefolgt, wenn er neuerdings vorgeschlagen hat, bei besonders wertvollen Bäumen durch gezieltes Bestreichen derselben mit Zuckerlösung Ameisen als Schutzwache gegen Raupen in den Baumkronen anzusiedeln.

Auch eine Art Missionär.

Von

Bernhard Hoff.

Deutsch von Emil Sonas.

Ich verleumde nie mehr einen Leierkasten. Und noch mehr, um eine Sünde aus alten Tagen abzubüßen, wo ich so oft die Leierkastenmänner verflucht habe, ihnen wenig Wienige gab, damit sie endlich aufhören sollten, Kranke im Hause gelogen zu haben, um sie damit zu verjagen — lasse ich jetzt ohne Widerspruch selbst General Bernanis veraltete Abschiedsflage über mich wehen.

Und weshalb? Ich will es kurz erzählen — weshalb mir seit vorigem Jahr der Ergelebrecher eine Art Missionäre hier in der Welt zu sein scheinen, ja wirkliche Missionäre: sie predigen auch ihr Evangelium und sogar an den Orten, wohin das „Licht des Evangeliums“ sonst nicht dringt.

Es war in Tirol, wo ich bekehrt wurde. Mitten in dem Schloßleben — dem Hochschon gewidmet —, das wir bei Sophie Wenter auf Schloß Itter führten; in den langen, unendlichen Träumereien unter den Bäumen des Schloßberges, die Augen auf das Thal gerichtet: bei der köstlichen Nahrung und der guten Verdauung mitten in dieser echt paradiesischen Gegend gab es gewisse Schreckenstage, welche unbarmherzig uns daran erinnerten, daß kein Glück vollkommen ohne Wollen ist.

Wenn Johann — „der musikalische Diener“ genannt, weil er beim dritten Wahnwitz gewisse heimliche Fingerübungen auf dem schmerzlich jammern den Flügel der Schloßfrau zu beginnen pflegte — wenn dieser Johann meldete, daß er bereit sei, und einer der Herren blaß die Gesellschaft verließ, um sich mit Johann in dem Badezimmer einzuschließen, fühlten auch wir, die das Los an diesem Tage nicht traf, eine gewisse Beklemmung.

Was er selbst fühlte, er, der steif vor Schreck unter Johanns unbarmherzig rasierendem Messer litt — das will ich nicht zu beschreiben versuchen.

Wie gesagt, der Prozeß ging im Badezimmer vor sich. Das heimliche Gemach wurde „die Holterlammer“ genannt. Ich glaube, jeder von uns träumte des Nachts von Johanns fürchterlichem Messer.

Waches Wunder also, daß wir alle plötzlich nach dem Strohhalme einer Hoffung griffen, die in der plötzlich auftauchenden Mitteilung enthalten war — wir vermutete, daß sie von Johann selbst mit Freude verbreitet worden ist; denn der musikalische Diener war selbst so wenig von seiner eigenen Tüchtigkeit in der Leierkastenkunst erbaut, daß er vor Angst am ganzen Körper zitterte, während er uns

marterte — was übrigens keineswegs die Annehmlichkeit und Gefahrlosigkeit der Behandlung erhöhte —, daß in Hopfgarten sich ein Schneider befände, der sich mit Barbieren beschäftige.

In der Ueberzeugung, daß der Schneider uns jedenfalls nicht schlimmer behandeln würde — wallfahrteten wir zu ihm hinab. Nie ist ein armseliger Tiroler Flecken schmutziger, finsterner und enger gebaut worden als die Stadt Hopfgarten. Gassen schlängeln sich hin und her zu einem wahren Labyrinth, in welchem die Sonne und das Licht des Himmels nur als ein reines Märchen bekannt zu sein scheint. Bau- fällige Brücken führen plötzlich über Bäche, die sich zwischen den Häusern — und welchen Häusern! — verirren.

In einem dieser Häuser fanden wir den Schneider.

In einem kleinen Raum mit niedriger Decke und halb finster selbst jetzt, wo die Julisonne klar über Land und Berge schien, arbeiteten die beiden jungen Söhne des alten Meisters gebeugt über das heiße Bügeleisen. In einer Ecke sah man den Herd, längs der Langwand standen zwei breite Betten und zwischen den Fenstern hing die Mutter Gottes mit dem Jesuskinde auf dem Arm.

Man sah es sofort: hier drinnen glitt das ganze Leben dieser Menschen dahin. Hier arbeiteten sie, hier kochten, speisten, schliefen sie — und beteten sie. Hier wurden sie geboren, hier wurden sie alt und hier starben sie.

Und unwillkürlich beugte ich mich, obwohl mein Riinn ganz voll Seife war, vornüber, um zu sehen, welche Aussicht man wohl von diesen Fenstern aus habe.

Dicht vor den Fensterseiben lag ein altes Haus, ein finsternes, schief hängendes Haus, ganz so wie das des Schneiders.

Nachdem ich diese „Aussicht“ gesehen hatte, richtete ich die Augen auf den jungen Mann — einen der Söhne —, der das Bügeleisen auf dem Tische geführt und mich mit seiner Seife eingeschmiert hatte. Es war ein hübscher Bursche, schlank und hager, vielleicht vierundzwanzig oder fünf- undzwanzig Jahre alt mit einem Paar melancholischer Augen in einem regelmäßigen Gesicht. Er sprach am ersten Tage kein Wort, aber seine Augen folgten uns unablässig, bis wir gingen.

Und später — besonders wenn ich nur in Gesellschaft mit Bassili, dem Russen, kam — begann er zu sprechen (mit einer eigentümlich furchtsamen und zaudernden Stimme, welche den Eindruck machte, sie habe er nie den Mut gehabt, sie zum lauten Sprechen zu gebrauchen): Er wußte, wir kamen vom Schloße Itter. Wir wohnten wohl dort während des Sommers? Aber sonst wären wir vielleicht aus Wien?

„Nein, nicht aus Wien. Weit, weit, viel weiter her als aus Wien.“

„So — weiter als aus Wien?“ Es war, als ob seine Gedanken oder selbst seine Träume nie einen längeren Weg als nach Wien gefunden hätten, und erst das

nächstmal, als wir kamen, fragte er: „Woher sind Sie denn?“

Wir erzählten, Bassili, daß er aus Rußland, und ich, daß ich aus dem Norden sei. Und wir erzählten ihm von diesen fernen Ländern und von seinem Wien — denn auf Wien kam er doch gar oft in seinen Fragen zurück — während er unserer Erzählung mit einer sehnuchtsvollen Andacht in seinen melancholischen Augen zuhörte.

Der Juli war fast zu Ende und es begann August zu werden.

Da fragte er eines Tages und eine plötzliche Röte stieg in seinem Gesicht auf —: „Wann werden . . . Sie reisen?“

Es lag etwas in dem Ton dieser Worte, daß ich ihn sofort verstand: jetzt reisten wir bald, wir, die ihm eine Botschaft vom Leben gebracht hatten; und dann kam der weiße Winter und die finsternen Tage, die langen Abende.

Und ich sagte: „Aber weshalb reisen Sie nicht selbst? Können Sie nicht singen — oder auf der Zither spielen?“

„Ja,“ sagte er.

„Dann sollten Sie reisen.“

„Der Vater ist zu alt, und hernach,“ fügte er hinzu, „wird es zu spät.“

Ich sah mich forschend in der dunklen Stube des Schneiders um an diesem Tage, als ich ging. — Und dann gingen Bassili und ich hinab zum Schneider, um uns dort zum letztenmal barbieren zu lassen. Wir waren ganz betrübt, wir beide, sowohl Bassili als auch ich. Wir konnten es gar nicht aussprechen, es sei heute das letzte- mal, daß wir hier seien, und daß es jetzt mit dem Barbieren zu Ende sei.

Aber er hatte es erraten oder es sich ausgerechnet.

„So reisen Sie also jetzt?“ sagte er.

„Ja, jetzt reisen wir.“

Noch sehe ich die Stube vor mir, das halbfinstere Zimmer, den Herd, die Madonna und die beiden Betten und die beiden jungen Männer, bleich auf ihrem Tisch am Fenster — mit der Aussicht auf das Haus des Nachbarn.

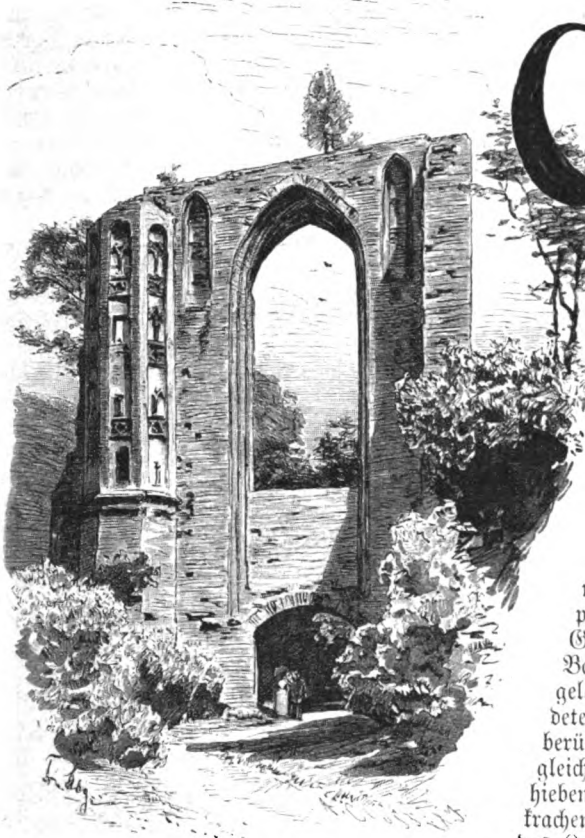
„Ja, jetzt reisen wir.“ . . .

Da, als Bassili diesen Satz wiederholte, hörten wir ein Instrument anstimmen, eine Drehorgel, die draußen auf der Gasse den „Fatinigamarsch“ ableierte . . . und schnell mit einem ganz fröhlichen Gesicht öffnete der junge Mann das Fenster, so daß die heitere Musik klar und deutlich zu ihm hereindrang.

Die Musik von Wien. Die Lebensfreude — ausgesetzt für die Drehorgel, aber doch eine Botschaft aus der Welt, jener großen Welt, die hinter der Mauer des Nachbarhauses verborgen lag.

Die Drehorgel fuhr zu spielen fort, während wir gingen.

Nun wohl, — seit jenem letzten Tag, wo ich von dem Schneider in Hopfgarten barbiert wurde, sage ich kein böses Wort mehr über die Drehorgel, selbst wenn sie noch so falsch spielt.



Ruine Eldena (S. 522).

Mönche und dem deutschen Kaufmanne waren die Pfade fortan auch auf Rügen und in Vorpommern geebnet.“

Vier Jahre darauf, um 1172, erfolgte die Stiftung des Klosters Dargun nördlich vom Rummower See im „Lande der Circipaner“. Freigebig verließ Fürst Rastimir von Pommern den Schülern des heiligen Robert, den Brüdern von Cisterziern, zu ewigem Eigentum, was ihnen die Edlen Zulmar, der Sohn Tesseners, Wregraw, Monck der Mundschent und Rotimar an Geländen, Fischereien und salzhaltigen Quellen in dortiger Gegend zu ihrem Seelenheile geschenkt hatten; ehrfurchtgebietend erhoben sich bald darauf die hohen Giebel eines noch heute vorhandenen Gotteshauses, während die Heidengräber und die vom Beile gezeichneten Bäume allmählich verschwanden: der Klosterkirche von Dargun.

Ein Menschenalter später, ums Jahr 1200, widmete sich auch der von Pommern unabhängige Fürst Jaromar von Rügen dieser so heilsamen, so reichgesegneten kolonisationsarbeit. „In dem niedrigsten Teile von Vorpommern — dort, wo das Klüßchen Hilda, die spätere Necknitz, Rega oder der Ryck, mit fast unmerklichem Gefälle in die Meeresbucht einmündet, lag auf dem linken Ufer, in dichtem Eichen- und Buchenwalde, ein Gehöft, nach jenem Flusse gleichfalls

Greifswald.

Ein deutsches Städtebild.

Von

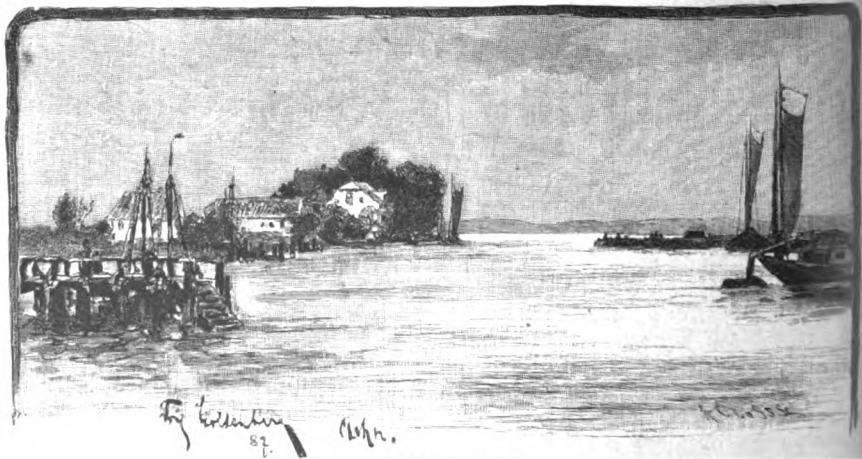
Oskar Schwebel.

Geschichtliche Erinnerungen weihvoller Art schweben auch über dem rügisch-pommerschen Küstenlande. — „Es war am Tage des Märtyrers St. Veit, am 15. Juni des Jahres 1168, als es den vereinten Bemühungen des Dänenkönigs Woldemar, der Pommernfürsten Rastimir und Bogislaw, des Abodriten Pribislaw, sowie der Bischöfe Absalon von Roskilde und Berno von Schwerin nach heißem Kampfe gelang, die Tempelfeste Swantowits, des lichten Gottes der raniischen oder rugianischen Slawen, auf dem Vorgebirge Arkona zu erobern. Bischof Absalon, schimmernd im Schmucke der Waffen, warf mit eigener Hand die Brandfackel in die Burg des rügischen Gözen; prasselnd loderten die Flammen auf, bald hatten sie die Zinnen der Götterburg erreicht und die Staniza, das geweihte, lorbeerverleihende Banner des Gottes, zu Asche verwandelt. Die überwältigten Heiden gelobten, die Lehre Christi anzunehmen. Am folgenden Tage aber vollendeten die Dänen Esbern und Suno Ebbeson die Zerstörung der hochberühmten Tempelstätte: die Vorhänge, welche das riesenhafte Götterbild gleich purpurnen Wolken verhüllten, wurden gelüftet, und von den Artzgieben des Bischofs Absalon getroffen, stürzte die Statue Swantowits trachend zu Boden. Damit war der Fall des slawischen Heidentums auch für das Land der Ranen endgültig entschieden; der große, edle Bischof Berno konnte segensvoll nun seine stillfriedliche Wirksamkeit entfalten: dem deutschen

Hilda genannt, zu welchem auch all die Salzquellen in der Nachbarschaft gehörten: Martin, Jaromars Münzmeister, hatte dieselben dem Kloster Dargun einstmalig mit frommem Sinn vermacht. Das Waldrevier ringsum war fruchtbar und anmutig; man hatte den Forst an einzelnen Stellen bereits gerodet. Auch die Nähe der See lud zu einer Ansiedelung ein. Im Nordwesten freilich lag noch ein weites Moor, von Salzadern durchzogen. Hier winkte den frommen Brüdern von Dargun eine reichlich lohnende Arbeit. Wild aber und von Waffenklang durchdröhnt war immer noch die Zeit; das junge Kloster

Dargun selbst wurde in den Kriegen des Königs Kanut VI. von Dänemark und der rügischen Fürsten mit den Pommern zerstört.

Fürst Jaromar von Rügen berief daher im Jahre 1207 den Konvent der Mönche aus Dargun und einige Anhänger des seeländischen Klosters Esrom nach der Marienkirche von Hilda. Auf diese Weise entstand am 18. Februar 1207 das berühmte Kloster Hilda oder Eldena (S. 520). Jaromar schenkte demselben, wie er in der Stiftungsurkunde selbst sagt, „ein Maßiges von seiner nur mäßigen Habe“, das Dorf Nedos, sowie die Sülze, die Höfe von



Rydmündung (S. 523).

Kampen, Leist und Darßin, das Dorf Remitz und den Wald zwischen Hilda und Güstrow, bald darauf, 1209, aber auch noch andre Güter und die Berechtigung, Dänen, Deutsche und Slawen, Handwerker und Künstler auf seinem Grund und Boden anzusiedeln, Kirchen und Pfarren zu stiften, sowie Wirtshäuser und Herbergen nach dänischem, deutschem oder slawischem Brauche zu eröffnen. Der erste Abt des Klosters Hilda oder Eldena, welches an der „dänischen Nyck“ im Lande „Wusterhujen“ unfern der Flußmündung Hilda erbaut wurde, war ein Däne, welcher von seinen Landsleuten Livinus, von den Slawen aber Iwan genannt wurde.“

In dieser Weise geben uns die Greifswalder Professoren Berthold und Pyl, die Geschichtsschreiber von Pommern und Rügen, ein Bild von der Kolonisierung der Landschaft an der Mündung des Nyckflusses. Es war eine harte Arbeit, welche den Ansiedlern hier oblag; selbst die mächtigste Stauflut trieb das jumpfige Wasser damals landeinwärts; allein es hat ein reicher Segen den vielgetreuen Bemühungen der Ansiedler auch hier nicht gefehlt. In hochseitsvoller Ruhe ergießt der Nyck sich heut ins Meer, von Segeln reich belebt, schiffbares Gut, wie ihm gebührt, ins Land hineintragend, schiffbares Gut nicht minder auch versendend (S. 522).

Getreu bewahrten nun die edlen Fürsten von Rügen dem neuen Kloster Hilda ihre Gunst. Auch Wizlaw II. bestätigte im Vereine mit dem Herzoge Wartislaw III. von Pommern den Mönchen die Befugnis, „Fremde im Klostergebiete anzusiedeln und Markt zu halten“. Diese letzterwähnte Berechtigung aber war's, welche sehr bald die Veranlassung dazu wurde, daß westlich von der Abtei auch ein Flecken entstand. Schon im Jahre 1248 taucht derselbe unter der Bezeichnung „Greifswald“ in der Geschichte auf. „Greifswald!“ — war doch der Greif, der schützende, das gemeinsame Wappentier, in all den sonst so verschiedenartig geschmückten Bannern und Schilde der Fürsten von Rügen und der Herzöge von Pommern, welche letztere sich selbst als das Geschlecht der „Greifen“ zu bezeichnen pflegten! — Der alte Chronist Schwarz weiß es freilich anders und erzählt uns, daß die Mönche vom Kloster Hilda im Walde einst ein Greifenneß gefunden und die geflügelten Ungetüme mit zauberkräftigen Worten in wüste Ferne verbannt hätten: eine Legende, welche den Sieg der deutschen Arbeit, der Pflugschar und des Beiles, allegorisch darstellt.

Im Jahre 1249 nahm der Herzog Wartislaw III. von Pommern den neuerrichteten Flecken Greifswald mit der Vogtei vom Kloster Hilda zu Lehen; Abt Sueno II. übertrug ihm in der Klosterkirche von Eldena vor einer glänzenden Versammlung von Geistlichen und Edlen die Fürsorge für das Gedeihen der neuen bürgerlichen Ansiedelung. Am 14. Mai 1250 erhielten die Bürger von Greifswald durch herzogliche Gnade auch

das lübische Recht. Damit aber war die mönchische Anlage des Klosters Hilda dem prangenden Kranze der deutschen Städte an der Ostsee einverleibt. Wettfeiern regten sich nun alle Kräfte, um Glück und Ordnung, Recht und Freiheit zu begründen. Fürwahr, wohl war es eine Lust, damals zu leben!

In der That, es waren Tage unvergeßlicher, wunderbarer Regsamkeit, welche damals all jenen Stätten gekommen waren, auf welchen deutsche Gemeinwesen erwuchsen. In Scharen kamen die Ansiedler, oft Fremde, wie es z. B. die von

Professor Dr. Theodor Pyl uns mitgeteilten Namen alter Greifswalder Familien, derer von Bornholm, Gotland, Calmar, von England, von Stockholm, der Dänen, Jüten, Friesen, Fläming, derer von Utrecht, Mafstricht und Moermunde bezeugen, zum größeren Teile aber Westfalen, Niedersachsen und Holsteiner, wie z. B. die hochangesehenen Geschlechter von Dortmund, von Herford, von Minden, von Soest und von der Lippe, die Sasse, Westfal, Holst, von Kiel und von Quistorp, vielleicht auch Slawen, wie die von Corswant, Lezenitz und Plubenow. Langsam und mit feierlicher Würde stiegen nunmehr die Kirchen und Hospitäler auf, zuerst St. Nikolai, dem gütigen Patrone der Kaufleute und Seefahrer geweiht, dann St. Marien, das Heiligtum der holden Himmelskönigin, welche als „der Stern der Meere“ galt; zuletzt „der heil. Geist“ als Zufluchtsstätte einheimischer Siedler und „St. Georg“ als Herberge der Fremden, der Heimatlosen und der „Elenden“ im besonderen Sinne jener Zeit, d. h. der Ausfähigen und der von heiliger Fahrt gebeugt heimkehrenden Pilger. Vor allem aber galt es, die junge deutsche Stadt mit doppelten Wällen und mit drei-

fachen Gräben, mit zinnengekrönten Mauern und mit trutzenden Weichhäusern zu schützen. Dann erst wandte man sich der inneren Einrichtung des Gemeinwesens zu; man erwählte einen Rat, welcher nachmals aus drei Bürgermeistern, den sogenannten Prokonfuln, und aus 24 Ratsherren, den Konfuln, zusammengesetzt war. Ihm lag vor allem der Verkauf der Hausstellen an die einziehenden Bürger ob, ihm auch die Pflicht der Stadtverteidigung und die Rechtspflege, welche er den Schöffen übertrug. Nach lübischem Vorbilde gestaltete sich auch die



Giebelhaus am Markt (S. 531).

Handelsgesetzgebung der jungen Stadt, die Einrichtung des Rat- und Kaufhauses, des Marktes mit seinen Schranken, der Harnischammer und selbst diejenige des Judenhofes. Allmählich bildeten sich dann die Namen der Straßen und Thore heraus.

Außer den Ruh-, Brück-, Knopf-, Büch-, Fisch-, und Hummenstraßenthoren, welche die Verbindung mit dem Nyckflusse und mit dem Voltenhäger Teiche, der seeartigen Erweiterung des Nycks von Wackerow bis Lavenhagen, durch Schiffe und Schuten vermittelten, erhielt die Stadt vier starkbefestigte Hauptthore, von welchen die nach Wolgast und Güstrow hinführenden Ausgänge nach den „Müllern“ und „Fleischern“ benannt wurden, während die nach Stralsund, sowie nach Grimmen und Loitz hingewendeten Thore von den Geschlechtern Steinbecker und Bette ihren Namen empfingen. Am Ausgange der „Langenfuhrstraße“ befand sich außerdem noch das

„heimliche Thor“; zwischen dem Betten- und Fleischerthor aber lag die „porta Anglorum“ und beim „Schuterhagen“ eine Pforte zur Ueberfahrt über den „Boltenhäger Teich“, welche vermittelt einer „Schute“ erfolgte. Die Straßennamen aber wurden zum Teile von den Gewerben ihrer Bewohner, zum Teile von Familien entlehnt. Wir finden deshalb Bezeichnungen wie die „Ratower“-, die „Steinbecker“-, die „Capunen“-, die „Stremelower“-, die „Fleischer“-, „Messerschmiede“-, „Eisenmenger“- und „Weißgerberstraße“, die „platea Judaeorum“ und den „Schuterhagen“ in Alt-Greifswald vor.

Unter der milden Lehnsherrlichkeit der Mönche von Hilda, unter der wohlwollenden Pflege sowohl der Fürsten von Rügen wie der Herzöge von Pommern wuchs die junge Stadt Greifswald mit überraschender Schnelligkeit heran. Schon ums Jahr 1264 begegnet wir neben den altstädtischen Kirchspielen von St. Nikolai und St. Marien auch dem neustädtischen Sprengel von St. Jakobi; das Heilige-Geist-Hospital hatte den Patronat dieses dritten, dem Patrone der Wallfahrer, dem Geleiter der Schiffer geweihten Gotteshauses inne. In jenem Jahre 1264 aber wurde die Neustadt mit der Altstadt Greifswald auf ewige Zeiten zu einem einigen Gemeinwesen verbunden. Ein Vogt nur sollte sein, wie Herzog Wartislaw III. bestimmte, ein Forum und ein Recht.

Wie alle Bürgerschaften des Mittelalters suchte indessen nummehr auch die Stadtgemeinde von Greifswald sich daheim vor böser Nachbarschaft zu wahren. Die Verhältnisse lagen eigentümlich genug. War doch die Stadt auf einem Plage erbaut, auf welchem die Grenzen von acht Territorialherren einander berührten! So lag die Steinbecker Vorstadt im Gebiete der Fürsten von Rügen. Jenseits des Ryckflusses nach der Dösee zu aber war Greifswald von den elbenaer Klostergründen Neuentirchen und Ladebo umgeben, während es an der Stralsunder Landstraße die Herren von Grifow, eine Seitenlinie der rügischen Fürsten, und die von Dotenberg zu Nachbarn hatte. Das südliche Stadtfeld ferner war den Herzögen von Pommern unterthan; weiterhin aber erreichte man durch das Fleischerthor die Grafschaft Gützkow

und durch das Bettenthor die Herrschaft Loitz. Es zeugt für die große Klugheit des Rates der jungen Stadt, daß er mit all diesen Herren und Herrlichkeiten ein ziemlich friedliches Einvernehmen herzu-

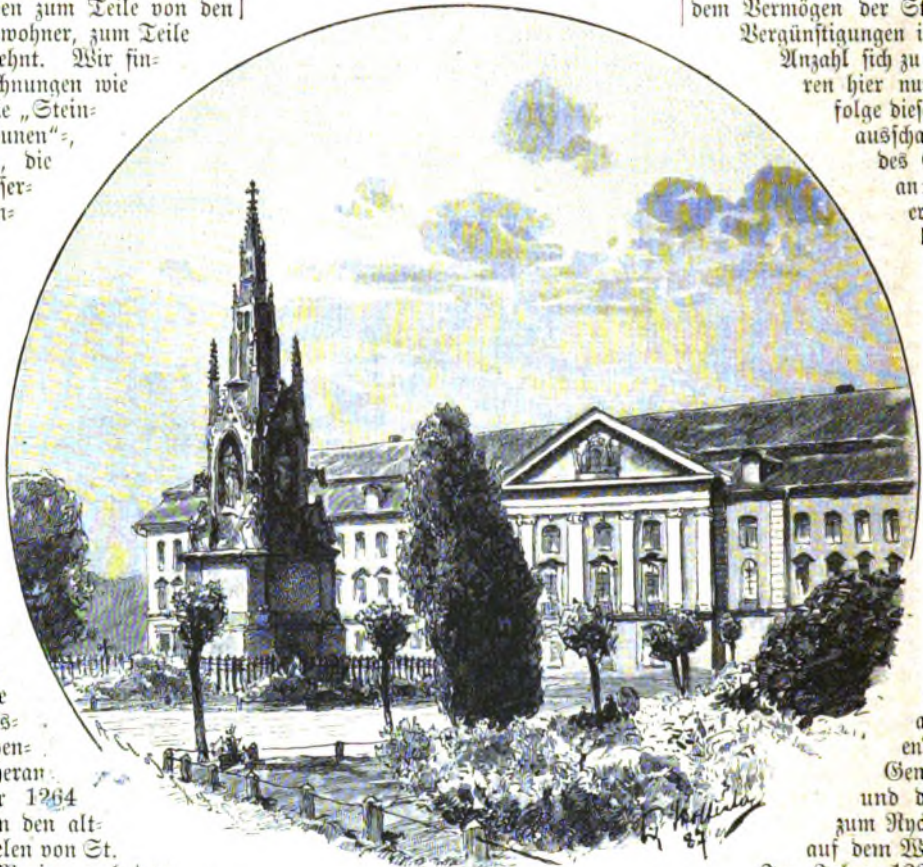
mit der Befugnis, sich dort Fischerhütten zu erbauen und für die Zeit der schonischen Märkte einen Vogt zu bestellen, welcher das hohe und das niedere Gericht, sowie den Blutbann über seine Landsleute auszuüben hatte. Gern opferte der Rat von dem Vermögen der Stadt, um derartige Vergünstigungen in möglichst großer Anzahl sich zu sichern. Wir finden hier nur zwei weitere Folgen dieses klugen und weit-ausschauenden Verhaltens des Greifswalder Rates an: „Im Jahre 1296

erließ Herzog Bogislaw IV. von Pommern der Stadt die Kriegsfolge, so daß die Bürgerschaft hintor nur zur Verteidigung ihrer eigenen Ringmauern verpflichtet blieb; er verzichtete ferner auf sein Recht, einen Wohnhof in der Stadt zu erbauen und eine Burg im dem Gebiete zwischen der Borne und dem Meere anzulegen; erschenkte endlich der Stadt, das Gewässer von der Borne und dem Ruden ab bis zum Ryck mit allen Rechten auf dem Wasser und dem Ufer.

Im Jahre 1297 gestattete dann Fürst Wizlaw II. von Rügen den Greifswaldern die Anlage eines neuen Hafens am Ausflusse des Ryck „neben der dänischen Wye“.

Zu Selbständigkeit erstarbt, von ge- rechtem Vertrauen auf die eigene Kraft und von kühnem Unternehmungsgeiste be- seelt, schloß sich bereits um diese Zeit die Stadt der deutschen Hanja an; die „Bergenfahrer“ und die „Schonenfahrer“ aber fanden sich in dem Bewußtsein der alten Wahrheit, daß Macht und Einfluß nur durch Eintracht zu erreichen sind, zu „Kompagnien“ zusammen. Diese „oberste“ und „unterste Kompagnie“ haben mit eigen- tümlichen Gesetzen und getrennt bis in das 18. Jahrhundert hinein fortbestanden.

Wer aber um die Wende des 13. Jahr- hunderts mit Hoffnung auf Gewinn und Ehren sein Auge in die Ferne richten wollte der mußte eins vor allen Dingen sein ein waffenkundiger Mann. Die Kaufleute und Seefahrer des Mittelalters waren da- her zu einem guten Teile Krieger. Diese kampfesfrohe Geist bethätigte sich innerhalb der Bürgerschaft von Greifswald schon sehr früh, und auch er hat sich erhalten durch die Flucht der Jahrhunderte, die Einwohner bald mit Lorbeerreizen über- schüttend, bald aber auch sie beugend unter harte Not. Mutig hatte Greifswald



Universität (S. 535).

stellen mußte und sich auch die mütterliche Freundschaft des Klosters Hilda oder Eldena im großen und ganzen zu erhalten verstand.

Bald aber trieb es diese regsamten Bürger des 13. und 14. Jahrhunderts in die Ferne. Die Stadt war durch ihre Lage auf den überseeischen Verkehr ange- wiesen; mit frischem Mute, mit einem kühnen Drange nach Erwerb und Thätig- keit gab die Einwohnerschaft sich dem Handel und der Schifffahrt hin. Auch die Greifswalder huldigten jenem Wahlsprüche, wel- cher an dem Bremer Hause „zur Schiff- fahrt“ aufgezeichnet ist:

„Navigare necesse est;
vivere non necesse!“ —

„Es ist unsere Pflicht, die See zu pflügen; ob wir dabei sterben, darauf kommt es nicht an.“

Mit Norwegen schloß die Stadt schon im Jahre 1262, mit Dänemark im Jahre 1280 einen Handelsvertrag ab, in welchem die Könige Haquin IV. von Norwegen und Erich VII. von Dänemark den Greifswalder Bürgern volle Handelsfreiheit in ihren Lan- den zusagten. Bei Falsterbo auf der Küste von Schonen erhielten neben den Stralsun- dern nun auch die Greifswalder eine „Witte“

den Jahren 1311 und 1312 an dem Kampfe der Hansestädte gegen den König Erich Menved von Dänemark teilgenommen; unglücklich aber war des Streites Ausgang; im Jahre 1313 hatte die Stadt den Dänen nicht weniger denn 3000 Mark Silber als Buße zu entrichten. Ein solcher Mißerfolg erschütterte jedoch den festen Sinn der Bürger nicht. —

Um den St. Martinstag des Jahres 1325 erlosch das Geschlecht der alten Fürsten von Rugen mit jenem Wiglaw III., dessen süßer Liebesmund zur Minnesinger-Harfe einst so sehnende und so jubelnde Weifen ermaestimmt hatte. Nach einem Erbvertrage von 1321 betraf der Herzog Wartislaw IV. von Pommern das Recht der Erbfolge, welches ihm indessen von dem Könige Christoph von Dänemark bestritten wurde. Während des hierüber ausgebrochenen Zwistes starb Herzog Wartislaw am 1. August 1326 zu Stralsund, nur unmündige Söhne hinterlassend. Da gaben die Bürger von Greifswald die Lösung aus: „Lieber den Tod als Dänemark“; mit Freuden nahmen sie den jungen Herzog Bogislaw, den ältesten der Prinzen Wartislaws, in ihren starken Mauern auf. Mannhaft setzten sie dann vor allen anderen Hab' und Leben an die Verteidigung des guten Rechtes der Greifen auf die rügische Erbschaft.

Es nahte jetzt eine Zeit schwerer Gefahren: auch die Fürsten von Mecklenburg und Welle gesellten sich zu den Feinden Greifswalds. Unbeirrt aber durch die Zahl ihrer Dränger führten die Bürger von Greifswald die verwitwete Herzogin Agnes in die Wohnung des damaligen Propstes Konrad, in das heutige Kreisgerichtsgebäude, ein; die Söhne der verwitweten Fürstin aber brachten sie aufs Rathaus. Wie die treuen Männer da das edle, hilflose junge Blut erblickten, erwachte ein Sturm begeisterter Opferfreudigkeit. Unter den wallenden Fahnen mit dem Greifenbilde zogen die Bürger, die Söldner aus; die Anklamer und Demminer stießen zu ihnen; Loitz wurde erstürmt, ein Anschlag auf Greifswald aber abgewiesen. Dann kam's am 2. Oktober 1327 beim Dorfe Griebenow zum Kampfe. „Blutig wurde auf beiden Seiten gestritten, bis Gott den Städtern den Sieg verlieh.“ Das erbeutete Banner der Feinde wurde in Greifswald eingebracht. Freilich, alle schwergerüsteten Greifswalder Reiter bedeckten mit den mecklenburgischen Königen zugleich die Wahlstatt. In einem weiten Treffen bei Bölschow gleichfalls siegreich, verstanden sich Herzog Heinrich von Mecklenburg und der Dänenkönig Erich dann am 27. Juni 1325 zu dem Frieden von Brodersdorf; die rügische Insel und das rügische Festland wurden für immer mit Pommern vereint. Die Bürger von Greifswald hatten etwa 38000 Mark Silbers für ihre jungen Fürsten geopfert. Im Jahre 1331 stifteten sie eine jährliche „Siegesmesse“ und das „Fürsten- oder Heiligenfest“, bei welchem Bier und Weizen an die Armen verteilt wurde, — alles zum Gedächtnisse der Heldenthaten vor Loitz und Griebenow. Die jungen Herzöge aber

erließen der Stadt die Orbede und forderten jährlich fürder nur ein Ehrengeschenk von einer Tonne Meth und einer Tonne Rheinwein.

Ebenso mutig und männlich bewiesen sich die Greifswalder auch in dem zweiten rügischen Erbfolgekriege von 1351 und in dem großen Kampfe der Hanse gegen König Waldemar III. Atterdag („Es ist noch ein

holds Worten „solcher Glanz über deutschen Städten gestrahlt“.

Nicht minder ruhmvoll wurde dann aber von Greifswald auch der Kampf gegen jene furchtbaren Seeräuber aufgenommen und durchgeführt, welche unter dem Namen der „Witalienbrüder“ oder der „Lifendeeler“ am Schlusse des Jahrhunderts ihre Häupter so übermütig erhoben, — der



Nikolaitirche (S. 531).

Tag!“ von Dänemark. Der Dänenkönig spottete freilich in seiner derben Weise:

„Seven und seventigh henssen
Heft seven und seventigh gensen;
Wo mi de gensen nich biten:
Na de henssen frage ik nich en sh!“

Allein die „Henssen“ siegten glänzend bei Kopenhagen und bei Helsingör; ingrimig raubten und brannten sie dann auf Seeland und auf Fühnen. Am 24. Mai 1370 endlich wurde der glanzvolle Friede von Stralsund abgeschlossen. Schonen verblieb als Pfand im Besitze der Hansestädte, und die Wahl der Dänenkönige wurde fortan von der Bestimmung deutscher Bürger abhängig. Nimmer wieder hat nach Bert-

Kampf gegen Godete Michels und den sagenberühmten Störtebecker. Diese Heldenzeit der Stadt Greifswald, welche den Bürgern auch goldene Beute brachte, ist zwar dem deutschen Volke heute nur noch wenig gegenwärtig; wer Greifswald aber selbst besucht, der erblickt es, wie sie in prangenden Beuten ihren monumentalen Ausdruck gefunden. Damals entstanden diese herrlichen drei Siebelhäuser an der Ostseite des großen Marktes, von welchen unsere Abbildung (S. 525) uns eines vorführt, damals die kirchlichen Neubauten in blühendem, gotischem Stile: der Chor der Jakobikirche, der Turm und der Chor der Nikolaitirche (S. 530), die Turmvorhalle und die südliche

Kapelle bei St. Marien (S. 533). Der fromme Sinn der alten Bürger von Greifswald aber bethätigte sich glänzend auch noch in der Stiftung von zehn Armenhäusern, von welchen das „Waisen- und Arbeitshaus“, sowie zwei sogenannte „Konvente“ in der Rastowerstraße noch heute fortbestehen, und in lehtwilligen Verfügungen über Almosenverteilungen und Seelenmessen.

Schon das 15. Jahrhundert bezeichnet indessen auch für die Stadt Greifswald eine Zeit des Niederganges. Unzählige endlose Fehden zerrissen das Pommerland; Zucht und Ordnung zerfielen: es war jedermanns Hand wider den andern. Ganz allgemein aber ward die Friedlosigkeit und das Verderben, als nach dem Tode des Herzogs Wartislaw VIII. der stolze Stralsunder Oberkirchherr Cordt Bonow für die Herzogin Agnes und deren Söhne die Regentschaft übernahm.

Der arge Prälat, in nahem Verhältnisse zu der verwitweten Herzogin stehend, wurde endlich zwar von dem Marschall Degener von Buggenhagen im Jahre 1419 beim Dorfe Groß-Riesow erschlagen; aber die Ruhe kehrte doch noch nicht zurück. Die Sippe des Getöteten, die Behr, Voss und Zepelin, übernahmen die Blutrache; Vieße Behr spaltete dem Marschall Degener in Gegenwart des Herzogs Wartislaw IX. auf der Mühle von Garbodenhagen bei Stralsund das Haupt. Jetzt verfolgten die Greifswalder ihrerseits jene Edelleute aufs blutigste; ihre Burg Süßerow wurde gebrochen; ein Henning Behr wurde durch die Stadt geschleift und gerädert. Mit Kraft und Entschiedenheit trat endlich Wartislaw IX. diesen blutigen Greueln entgegen; er stiftete ein Landgericht und erteilte den Bürgern von Stralsund, Greifswald, Anklam und Demmin das „goldene Privilegium“, welches dieselben gewissermaßen zu Hütern der öffentlichen Ordnung bestellte.

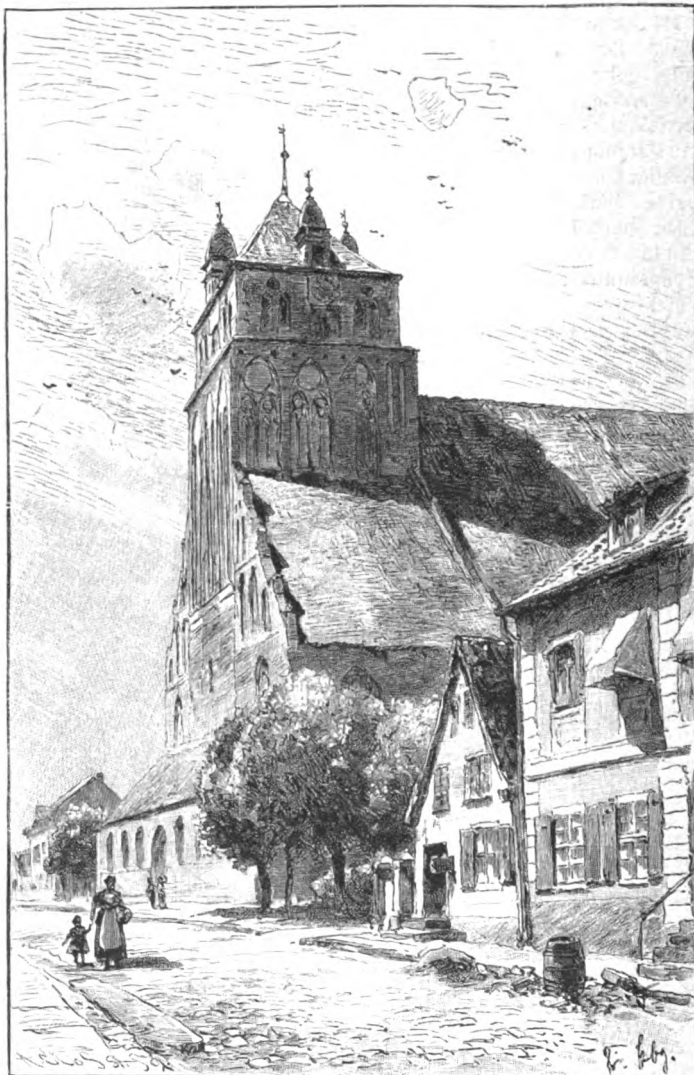
In dieser schweren Zeit wuchs ein Mann heran, der einst ein Wohltäter seiner Vaterstadt Greifswald werden sollte. Es war Herr Heinrich Rubenow, alt-patrizischen Geschlechtes, welcher seine gelehrtte Bildung auf der Universität Rostock erhalten und im Jahre 1447 auf der Hochschule Erfurt die Würde eines Doktors des kaiserlichen Rechtes erworben hatte. Als Synbikus und Bürgermeister von

Greifswald, als Rat des skandinavischen Unionskönigs Erich und des Herzogs Wartislaw IX., als Staatsmann und als Krieger gewann er sehr bald die leitende Stellung in der pommerischen Hanse. Für Greifswald aber übernahm er die Ordnung der Geseke, des Marktverkehrs und des gelehrten Unterrichts. Drei große Werke waren es, die er den kommenden

vern der Hochschule mit Domherrenstellen gern und reichlich lohnen.

Es war indes ein blutiges Ende, welches Heinrich Rubenow, der große Wohltäter seiner Mitbürger, finden sollte. Wider das Recht der Stadt jagte Herzog Erich II. von Pommern im August 1457 im Walde von Horst, welcher der Stadt verpfändet war; ja, er zwang die Unterthanen von Greifswald zu Jagdfrondiensten. So zog Dr. Heinrich Rubenow gewarnt aus und überfiel am 22. August die Jagdgeellschaft. Die letztere stieß auseinander; Herzog Erich selbst entkam; aber er gelobte dem Bürgermeister und Kanzler blutige Rache. Ein Mann wie Rubenow, das wußte der Herzog, mußte Feinde haben; Erich benutzte den Dr. Heinrich Bulow, den Bürgermeister Dietrich Lange und den Magister Johann Hane, um einen Aufstand gegen Rubenow zu erregen.

Der letztere floh am 22. September 1457 von Greifswald nach Stralsund. Wohl kehrte er schon am 12. Dezember desselben Jahres mit Ehren zurück; — Herzog Erich hatte bei Kordeshagen, unweit von Stralsund, Kaufleute, welche nach Bard zogen, räuberisch überfallen, was man nachmals als der „schnellen Markt zu Bard“ bezeichnete; er hatte die Hanse hierdurch tödlich verletzt; — dennoch erlos Dr. Heinrich Rubenow endlich dem Haße seine Feinde. Dietrich Lange und der Doktor Bulow nahmen im Einverständnisse mit Klaus von Osten den Höcker Klaus Hürmann und einen gewissen Damerow in Sol um Rubenow zu ermorden. Am 31. Dezember 1457 befand sich der Bürger-



Marienkirche (S. 532).

Geschlechtern hinterließ: die „17 Statuten“ und die „Bürspreke“, sowie die Universität. Mit rastlosem Eifer hatte er sich um das Zustandekommen einer pommerischen Hochschule bemüht; am 17. Oktober 1456 trat dieselbe, das „studium generale“, Rubenows „novella plantatio“, endlich auch ins Leben. Herzog Wartislaw IX. bestellte Rubenow zum Vizkanzler der Hochschule und zu seinem eigenen Vizdominus; er übergab ihm die silbernen, mit goldenen Kronen geschmückten Zepter der Universität. Die Nikolaikirche zu Greifswald wurde durch den Bischof Henning Zven von Ramin gleichzeitig zu einer Dom- und Kollegialkirche erhoben; man wollte den Leh-

ster in der Ratschreiberei, „in der Winkelstube nahe am Ofen“. Da trat Klaus Hürmann ein; er zog ein Beil und dem Mantel hervor und spaltete die Arglosen das Haupt. Rubenows blutbefleckte Wand und Estrich.

Auf Greifswald lag nunmehr der Schatten der bösen That; nimmer vermochte man in nächster Zeit, Frieden und Ruhe erlangen. Bald hieß es: „Die Freuen Rubenows sollen in Säcken in den Markt geworfen werden!“ — Bald wiederum: „Der Herzog Erich naht mit Heeresmacht.“ Endlich ermannte sich die Stadt. Der Mann Henning Hennings, ein Schwesohn der Witwe Rubenows, der Kathan

Hilgemann, erhob sich als der Rächer Rubenows; er ließ den fühnefordernden Ruf: „To Jodute!“ ertönen, stürmte mit dem Kolte nach den Wohnungen der Mörder Rubenows, erschlug Dietrich Lange wie Klaus von der Osten und ließ deren Leichname am 13. August 1463 auf Räder flechten. Juchbare Ereignis; — „allein eine verjöhnende Hand trug sie nachmals in die Annalen der Universität ein“. In ihnen liest man:

„Mögen alle zu ewigem Frieden ruhen, dieweil sie große Gönner und Erhalter der hohen Schule gewesen.“ —

Noch heute blüht Rubenows Stiftung in hohem Segen fort; das jetzige Universitätsgebäude (S. 527) ist freilich erst im Jahre 1759 von Andreas Meyer errichtet worden. Denkmäler aber auf Dr. Heinrich Rubenow, den hanseatischen Staats-

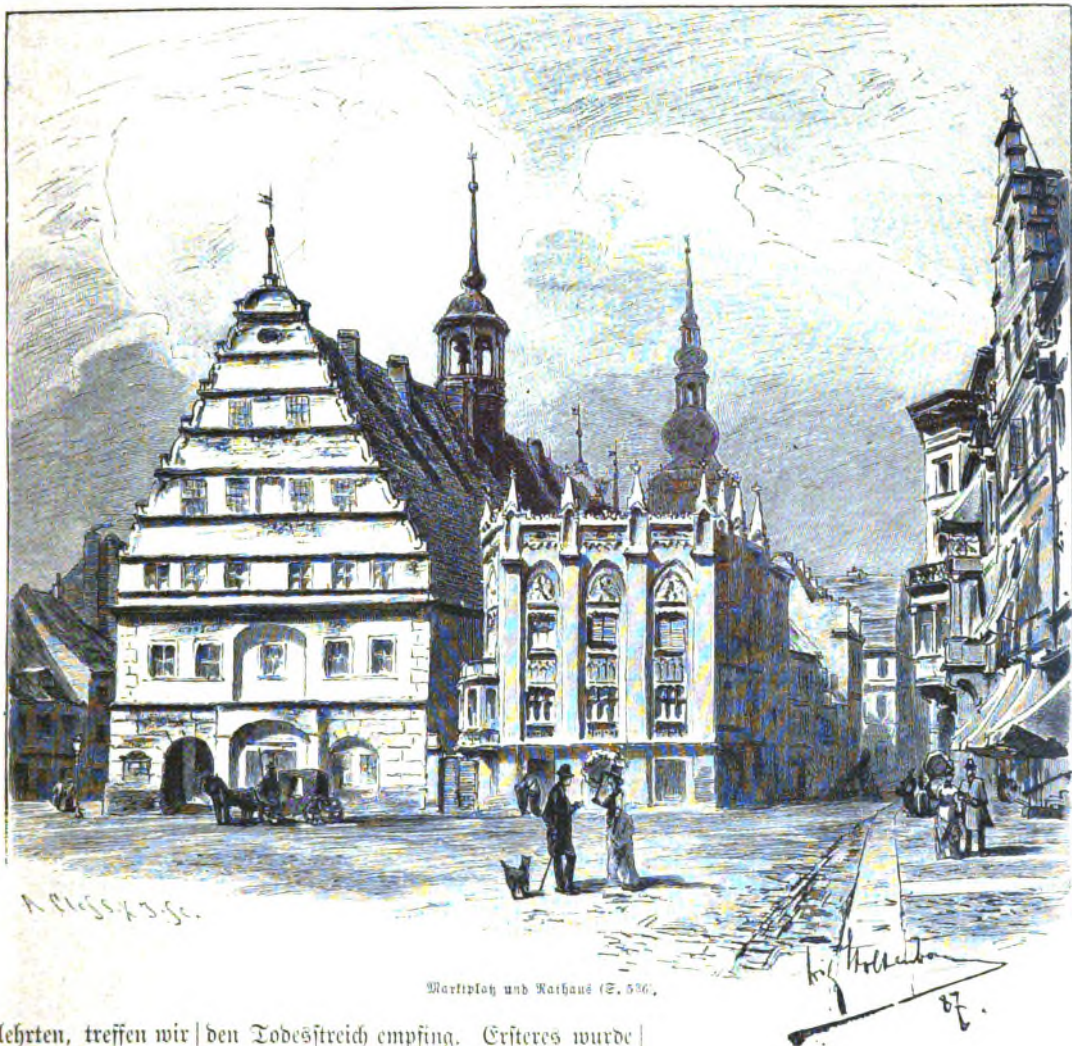
mann, Krieger und Gelehrten, treffen wir auch in dem modernen Greifswald noch an vielen Orten an. In St. Marien befindet sich noch jetzt ein gravierter Denkstein mit dem Bilde des Gekreuzigten, St. Marias und einer knieenden Figur. Auf ihm die Inschrift:

„Up en nyen jares avende des lesten daghes des jars der bort christi MDLXII wart slagen her hinrich rubenow, doctor in beyden rechten und borgbmester hyr.“

In St. Nikolai befindet sich das sogenannte „Rubenowbild“, den Herzog Wartislaw mit den ersten Professoren der Universität und Dr. Heinrich Rubenow darstellend. Man besigt auch sonst noch Rubenowbilder; „sie alle zeigen ein ernstes, entschlossenes Antlitz mit einem Zuge von Melancholie, mit herabhängendem, kurzem Haar und kleinem Barte. Vesteidet ist der Doktor mit einem Purpurmantel und einer mit Belz verbrämten Mütze.“ Ein Denkstein freilich in der Franziskanerkirche, welcher die bedeutungsvolle Inschrift: „Erbarmet euch unser, weil uns die Hand des Herrn getroffen hat!“ entzweit und auch Katharine Hilgemanns Bild, ist untergegangen. So auch Rubenows Wohnhaus, welches mit den drei Wandspielen seines Wappens geschmückt war, und die „Schreiberei“, in welcher er

den Todesstreich empfing. Ersteres wurde im Jahre 1800, — letztere ward 1878 abgebrochen. Bei den Kleinodien der Universität, dem Purpurmantel und der Kette des Herzogs Ernst Bogislaw von Croy, dem Teppiche der Herzogin Anna von Croy und dem Siegelringe Bogislaws XIV. wird ferner auch noch heute der Ring eines Eber Bürow aufbewahrt, welcher ein Freund und Verwandter des Rubenowschen Hauses gewesen. Einen größeren Bürger als den Doktor Heinrich hat die Stadt Greifswald nimmer gesehen; mit Zug und Recht befindet sich daher das Reliefporträt Rubenows an jenem Denkmale von bronziertem Zink, welches, fast 14 m hoch, im Jahre 1856 zur 400-jährigen Jubelfeier der Universität vor dem Universitätsgebäude errichtet worden ist. Auch Rubenows wertvolle Bibliothek ist noch im Besitze der Hochschule. Oft schien's uns im Verkehr mit Greifswalder Studenten mit den waderen „Bommern“, „Westfalen“ und „Preußen“, als sei etwas von Rubenows mannhaft-stolzem Geiste noch heut ein Erbe der akademischen Jugend von Greifswald.

Allgemeines Interesse gewinnt die Geschichte der waderen Hansestadt Greifswald nun erst wieder in der reformatorischen Zeit. Da waltet auf dem hochgegiebelten Rathause (S. 536), gewaltig wie Rubenow,



Marienplatz und Rathaus (S. 536).

der Bürgermeister Nikolaus Smiterlöw, bis ihn die Zünfte vertreiben; da ziehen die Bürger, in Waffen starrend, aus, um Wolde, das Raubschloß der Malzan, zu brechen; da lehrt der berühmte paduanische Professor Peter von Ravenna — „der seltsamste Vogel Minervas, der je über die Alpen geflogen“ — an der Hochschule, um im Jahre 1503 doch endlich dem unstillen Drange seines Herzens zu folgen, nach Köln zu wandern und ein Opfer mönchischer Verfolgung zu werden. Er ist spurlos in der Fremde verschollen. „Da wird auch Hutten, heimatlos und krank, der 21-jährige Poet, im Jahre 1509 nach Greifswald verschlagen.“ Der Bürgermeister Wedigo Loeck nahm ihn in sein Haus auf. Noch heut ist's dunkel, warum Ulrich von Hutten an einem eisigen Morgen des Winters 1509 das Patrizierhaus wieder verlassen hat, „nur seine Gedichte im Bündel“, — warum die Loeck, Wedigo und Hemming, Vater und Sohn, die Stadtknechte dem Ritter nachgesendet und die ihm dargereichten Kleider ihm auf dem eingefrorenen Sumpfe zwischen der Westvorstadt und dem Heiligen-Geist-Hofe wieder entrißen haben. Hutten entflohenach Rostock; von hier aus schleuderte er dann den Loecken die ingrimmigsten An-

klagen und den heißendsten Spott entgegen. An Ehren freilich hat auch der Ritter Hutten bei dem Handel nicht gewonnen. —

Nur unter harten Kämpfen errang die neue Lehre in Greifswald den Sieg. Noch immer stand die Stadt in einem nahen Verhältnis zur Abtei Eldena; aber der „fürstlich-reiche“ Konvent des Klosters drohte bereits zu veröden; der Abt Ewald Schinkel sendete damals den Bruder Lorenz bis nach den Niederlanden hin, um Novizen anzuwerben. Dennoch hielt sich der Katholizismus in Greifswald und Eldena bis in die Jahre 1533/34. Da erschienen die Kommissare der Herzöge Philipp und Barnim auch am Hgk; sie visitierten und registrierten mit habgierigen Blicken das Kirchengut und verhalfen dem lutherischen Prädikanten „Ehren“ Kniepstro, der als Studiosus zu Frankfurt an der Oder im Jahre 1518 mit Johann Tegel einst gar scharfe Lanzen im Disputatorio gebrochen, zu einem hoch-erwünschten Siege. In Eldena aber trat der „Doktor Pommer“, Herr Johann Bugenhagen, zugleich mit Ernst und Milde auf; er prüfte die Mönche, ob sie zum Studium nach Wittenberg gesandt werden könnten. Die Herzöge Philipp und Barnim bemächtigten sich unterdessen des Klosterschazes und schenkten dem Sakristan Anton Nennmeling dafür — eine buntgestickte Kasel. Abt Ewald Schinkel selbst nahm mit einem Leibgedinge von 75 Mark Silber vorlieb. Das Greifswalder Domstift ging nunmehr in den Besitz der Universität über; in den hehren Kirchen der Stadt, in St. Nikolai und St. Marien, aber wurde der Schmuck des alten Kultus zum größten Teil beiseitegelegt. Es ist den Greifswalder Kirchen nicht viel mehr verblieben als hier und dort ein Grabstein, ein Bild, eine Schnitzerei, eine Inschrift, ein lateinischer Spruch oder ein altpatristischer Wappenschild. Hier in St. Marien die Zeichen der Grusel, Corswant und Völischow; dort in St. Nikolai das Denkmal des Abtes Hartwich von Eldena und die ersten Sprüche:

„Generatio advenit, generatio praeterit, Tene prudentiam, vita stultitiam.“

Das ist nicht viel von alter Kunst. Veredt aber sprechen diese Gotteshäuser gleichwol von der alten Zeit. Obwohl die Turmspitzen entweder nicht vollendet worden oder im Laufe der Zeiten zusammengefallen sind, steigen diese Backsteinkirchen machtvoll auf, wuchtig und trugig wie althänisches Bürgertum, Marken dem Schiffer auf der See, mit ihrer imposanten Ruhe Frieden ihm nicht minder in die Seele träufelnd als dem bedrängten und geängsteten Menschenkinde, welches zu Lande ihnen naht. —

Mit dem Abschlusse des Mittelalters verliert die Geschichte von Greifswald ihren dramatischen Reiz. Nicht etwa, daß die bürgerlichen Kämpfe jetzt für immer schwinden; allein sie werden eben so kleinlich wie überall im Deutschen Reiche; die althänische Größe war eben unwiederbringlich dahin. Doch weiter! Der 30jährige Krieg

entladet sich gleich einem furchtbaren Gewitter auch über Greifswald; die Kaiserlichen nehmen unter dem Obristen Perussi hier ihren Sitz, während Stralsund sich glorreich gegen Wallenstein verteidigt. Da wächst die Not in furchtbarer Weise; man muß Münzen aus Zinn herstellen; sie tragen die Inschrift:

„Necessitas Gripswaldiae.“

Endlich wird Perussi am 11. Juni 1631 von schwedischen Reitern erschossen; König Gustav Adolf zieht ein: man feiert fortan ein „Perussifest“. Gütig sucht noch Bogislaw XIV., der letzte seines Stammes, seiner Stadt Greifswald dauernd dadurch aufzuhelfen, daß er Kloster Eldenas rauchgeschwärtzte, heut so hold umgrünte Trümmer samt 21 Dorfschaften ihr verleiht. Dann aber geht der letzte edle Greif zur Ruhe; er verschied am 20. März 1637 auf dem Schlosse zu Stettin. Treue Diener hüteten seine Leiche 17 Jahre lang, bis sie 1654 endlich im Dome zu St. Otto der Oberstadt Stettin in die heimische Erde versenkt ward.

Pommern befand sich nunmehr unter schwedischer Herrschaft; von einer Zugehörigkeit Greifswald zur Hanse war nunmehr die Rede. Auf der „Die“, jener kleinen Insel, welche die Einfahrt in den Greifswalder Bodden bewacht, hatte jetzt der Feldmarschall Wrangel sich festgesetzt. Man kann nicht sagen, daß es den Pommeren unter schwedischer Herrschaft schlecht ergangen sei; die Greifswalder waren daher auch wenig geneigt, sich dem Großen Kurfürsten zu ergeben, als er sein Erbrecht auf Pommern geltend machte. Mutig schlugen die Bürger unter dem schwedischen Kommandanten Müller von der Lühe im Jahre 1659 den Angriff Friedrich Wilhelm zurück, und auch 1678 kapitulierte der Obrist Winting erst dann, als der Große Kurfürst nach vier Monate währende Belagerung sein furchtbares Bombardement begann. Das Tagebuch des Kammerherrn von Buch gibt anziehende Einzelheiten aus diesen Kämpfen vor Greifswald an.

Indes, noch währte es lange Zeit, ehe das Haus Hohenzollern erhielt, was ihm rechtmäßig gebührte: das Erbe der Greifen. Noch kamen für Greifswald die Tage der „Burggrafen“ König Karls XII., wie jetzt die Bürgermeister hießen, die Stürme des Siebenjährigen Krieges und der Franzosenzeit; erst im Jahre 1815 gelangte Greifswald mit Neuvorpommern an Preußen. Die alte, ehrenreiche Hansestadt hatte damals nur etwa 7000 Einwohner; jetzt zählt sie deren dreimal soviel. Erst die Hohenzollernzeit hat dann auch die Liebe zu den großen Erinnerungen Greifswalds wieder erweckt; erst sie hat die Altortümer, diese ragenden Kirchen und Giebelbauten, sorglich gepflegt und Hubenows Stiftung, das Kleinod der alten Bürger, zu neuem Ruhme geleitet.

Ehe wir indessen die Stadt mit ihren lieblichen Wandelbahnen und den schattigen Anlagen auf den Stromen der alten Wälle verlassen, begeben wir uns noch einmal zu jener Stätte, welche wir zuerst betreten haben.

„Mein Eldena, um deine grüne Trümmer Rankt die Erinnerung sich, dem Epheu gleich.“

Singt auch der Greifswalder Busch und der Schüler der landwirtschaftlichen Hochschule von Eldena (S. 520). Welch köstliche Ruhe hier im „Elisenhaine“ und drüben bei dem Fischerdorfe Wyk, dem beliebten Badeort! In den herrlichen Ruinen des Klosters aber treffen wir noch manchen grauen Grabstein an; Aelte des Stiftes, geharnischte Soldaten des alten Hauses der Zepel mit lockigen Häuptern, friesische Bürger von Greifswald treten uns auf ihnen entgegen. — betend, das Schwert oder den Altar und das Breviertäschlein haltend. Wie uns das so lebendig in die alte Zeit versetzt! Nicht fern im Walde aber steht eine Eiche von vier Metern im Umfang, mit Epheu bis in die höchsten Zweige umrankt. Die Gruppe macht einen gewaltigen Eindruck; „sie bildet ein Stüd Urwald, welches uns mitten in dem wohlgepflegten Park hoffentlich noch recht lange erhalten bleiben wird“. Ja, wenn die Eiche und der Epheu berichten könnten von den fromm-sittlichen Vätern des Klosters und von den mannhaften, hochsinnigen Bürgern von Greifswald, die hier einst Ruhe gesucht! — Lebensvoller würde dann die alte Zeit vor unsern Blicken stehen.

Deutsche Sprachinseln in Italien.

Von

Woldemar Kaden.

„Der Zweig eines Volkes, der über ein völkerfeindliches Gebirge sich hinüberwindet, wird unüberwindlich nach und nach in ein fremdes Volk eingeschmolzen, wenn nicht die Bürgerschaft der eigenen Nation sich außerordentliche Anstrengungen aussetzt, seine Sprache und Sitten zu retten.“
(Fr. Th. Vischer, „Altes und Neues“)

In der deutschen Nordseeküste, abgesehen vom Mutterfestlande, liegen weder durch Natur noch durch Kunst geschützt, die kleinen Eilande der Halligen. Das Meer umringt sie, oft geht seine Flut über sie hin; die Woge nagt an ihren Saume und bröckelt jedes Jahr neue Stüd von ihnen los, und ihre Bewohner können die Jahre und Tage zählen, wo der Rest das Erbteil ihrer Kinder für immer dahin gegangen sein und das Dampfboot unangesehen über die Tiefen dahingleiten wird in denen ein gutes Stüd gesunden Deutschtums wie ein märchenhaftes Vineta dahin gesunken.

Diesen Halligen gleich liegen im Süden des deutschen Sprachkontinents, über seiner Grenze, jenseits der völkerfeindenden Alpen zahlreiche deutsche Sprachinseln, die einst, zur Zeit der Völkerstürme, der Völkerwanderungen und von der Muttererde sich losgerissen, als Neubildungen aus dem Meer die Lingua romana hervortraten und den Jahrhunderten mit der germanischen Mutter

Führung behielten. Aber die fremde Völkerwelt umwoogte sie unausgesetzt, sie nagte an ihnen; viele deckt bereits die Flut und nur ein gutes Auge vermag die Schollen und Trümmer in der Tiefe zu erkennen; aber wenige trotzen dem Anprall, und gleichgültig fahren heute die deutschen Gedenkenschiffe über die Stellen hinweg, wo in solches Stück Vaterland im Grunde liegt.

Wer, wenn er in seinem südwärts, die Brennerstraße hinabstehenden Eisenbahnzuge sitzt, und des Weges fährt, den einst die Cimbern und Teutonen, die deutschen Kaiser, die deutschen Heere zogen, wird berührt durch den Gedanken an dem Untergange geweihte, an bereits untergegangene deutsche Sprachinseln? Er ist in Südtirol, in dem von Jung-Italien so sehr begehrten Trento, und welsche Laute ertönen es; er steigt in die Ebene von Verona hinab und einzig das Italienische hat noch Berechtigung, kaum daß er bei dem Namen Veronas sich erinnert, welche Bedeutung diese Stadt in der gotisch-lombardischen Zeit besaß, da der Stigotenkönig „Diétrich von Bern“, d. h. Theoderich von Verona, hier seinen Sitz hatte und die „homines teutonici“ in den Thälern und Bergen ringsum in Ehr' und Ansehen standen und mitten unter den Welschen ihre deutschen Burgen bauten, ihr selbständiges Wesen führten.

Es mag wohl kommen, daß ein absonderlicher Fußwanderer, der es nicht so sehr nach Florenz, Rom und Neapel hat, als in die Veroneser Berge, ins Friaul tritt, irgend einen alten Mann, ein altes Weib fragt und zu seiner Verwunderung in einem verschollenen Dialekte hört: „Graslar a Berne?“ (Seht Ihr nach Verona?) Der daß ein blonder Knabe ihm auf die Frage nach seiner Herkunft antwortet: „Di an Cimbar!“ Und die Alten: „Bir kint Cimbar; bir prechten Cimbar.“ (Wir sind Cimbern, wir sprechen cimbarisch.) Der Wanderer steht alsdann am Ufer einer der bekannten Sprachinseln in Italien, die von Leuten germanischen Stammes bewohnt sind, wie man bei näherem Zusehen aus ihrer Sprachweise, aus gewissen Sitten, Legenden, ihrer Tracht, ihrer Art zu bauen, oder aus Dokumenten, die den Gebrauch der deutschen Sprache in früheren Jahrhunderten bezeugen, erkennen kann.

Das vornehmste dieser Gebiete ist das deutsche Südtirol, das mittagswärts vom Brenner das Eisack-, Wipp- und Buxtehthal, das obere Etschthal mit seinen Nebenthälern umfaßt und sich bis Salurn unterhalb Bozen erstreckt.

Von geringerer Ausdehnung, aber wichtiger und interessanter sind die deutschen Sprachinseln, die gewisse Thäler und Gebirgshänge an den Wasserläufen der venetischen Abdachung und im Po-Boden einnehmen.

Ihrer Gruppierung nach werden sie gewöhnlich (s. Arturo Galanti, „I Teleschi sul versante meridionale delle Alpi“) in drei Regionen zusammenge-

faßt: eine zentrale in Welschtirol, eine östliche im Friaul, eine westliche in Piemont.

In der zentralen Region finden sich im Norden des Rocethales, im Roethale die rein deutschen Gemeinden Laurein, Proveis, St. Felix und Unsere Frau im Walde oder Frauenwald. Auch der Hauptort Fondo muß einst deutsch gewesen sein, wie aus Inschriften an Häusern, aus ganz deutschen Familiennamen und vielen deutschen Benennungen häuslicher Geräte u. a. erhellt, jetzt aber sind die Leute Italiener. In Proveis jedoch sind sie Deutsche und wollen Deutsche bleiben; es fällt hier keinem Burschen oder Mädchen ein, wenn sie die italienische Sprache auch gut inne haben, eine Ehe mit einem italienisch Redenden einzugehen. An den Quellen der Brenta, nicht weit von Pergine, liegt eine Dörfergruppe, Nischlait, Gereut, Floruz und Palai, von Deutschen bewohnt, welche den sonderbaren Namen der „Mocheni“ führen. Zur Etymologie dieses Namens, der als Spott- und Uebername gebraucht wird, ist gesagt, er sei entstanden, weil diese Leute in ihre Rede gar häufig das Wort „moch“ (machen) verflochten haben. Zu diesen Mocheni mag auch Bignola gerechnet werden. Weiter über den Quellen des Astico findet sich St. Sebastian, daneben das enge Thal Folgoreit, und drei Stunden von St. Sebastian, gegen Osten, am Rand einer Hochebene Luserna. Diese Hochebene ist jene der vielgenannten „Sette Comuni“, sie ist bereits mit Ausnahme des zum Trento gehörenden Luserna italienisches Gebiet.

Jenen ebengenannten deutschen Gemeinden Welschtirols wären noch die Orte anzufügen, von denen nachgewiesen wird, daß in ihnen einst das deutsche Element vorherrschte. Diese sind Nave S. Rocco, Grumo, Mezzotedesco (Deutschmeh) und Rovere della Luna (Eichholz) auf dem rechten, Lavis, Tacho und St. Michael auf dem linken Etschufer. Deutsch sprach man ferner zu Casleß und in den anderen Gemeinden des Avisiothales, in dem ganzen Thal und in der bergigen Zone von Pinè zwischen Pergine und dem Val Cembra, selbst in der Gemeinde Pergine und in ihrer Nachbarschaft; am Caldenozzosee, in Castagne, Cento, Mattaro und Calceranica; ferner in Lavarone (Lafraun), auf allen Höhen, welche die Brenta linksseitig begleiten, bis Borgo in Valsugana und endlich in den Thälern der Ronchi und des Terragnolo, in Mallarja und auf den Bergen westlich von Rovereto längs des Etschufers des Gardasees.

Die Deutschen, welche noch heute zerstreut und vergessen in den Thälern des Avisio, des Terzina, der Brenta und des Noce sich finden, werden auf gegen 7000 geschätzt.

Von den Tridentiner Alpen gehen wir zu den Venetischen über und stoßen hier auf die „Sette Comuni“ im Vicentinischen, und auf die „Tredici Comuni“ im Veronesischen, zwei gebirgige Gebiete an der äußersten Ostgrenze der

Nätischen Alpen: das eine oberhalb Veronas, das andere oberhalb Vicenzas. Nur in wenigen kleinen Ortschaften ertönen heute hier noch deutsche Laute; ganz zweifellos aber ist, daß unsere Sprache vorzeiten in diesen Gegenden große Verbreitung hatte.

Die „Sieben Gemeinden“ liegen auf der Gebirgslinie, die zwischen dem Astico und der Brenta sich hinzieht, zum Teil auf einer ziemlich ausgedehnten, bis 1000 m ü. M. sich erhebenden Hochfläche, zum Teil am östlichen und südlichen Hange derselben, mit einem Flächenraum von etwa 6000 Hektar und einer Bevölkerung von annähernd 26 000 Seelen. Diese Gemeinden heißen Asiago (Siege), Roane (Roban), Rozzo (Roz), Gallio (Ghael), Fozza (Wütsche), Enego (Genebe), S. Giacomo di Lusiano (Lusan). In Lusiano und Enego ist die germanische Sprache schon längst verklungen, in den anderen Gemeinden findet sie als Trümmerwert sich neben der italienischen. In Roane und Fozza ist es die Sprache des Hauses und der Familie.

Durch Luserna, das, wie bereits erwähnt, auf derselben Hochfläche liegt, aber zu Tirol gehört, werden die VII Comuni mit dem deutschen Gebiete des Trento in Verbindung gebracht.

Die diesen VII durch Sprache und Sitten verwandten XIII Comuni liegen östlich von der Etsch zwischen Verona und Ala ebenfalls auf einer Hochfläche und auf Bergzügen, die von der Lessinifette mittagswärts sich abzweigen und in der Ebene verlaufen. Ihre Namen sind Erbezzo, Bosco Frixolane oder Chiesanuova, Val di Porro, Cerro, Roverè di Velo, Porcara oder Taverole, Saline, Velo, Azarino, Campo Silvano, Badia Calavena, Selva di Prognò, S. Bartolommeo tedesco. Die deutsche Sprache lebt aber ausschließlich nur noch in zwei Ortschaften: in Campo Fontana (Fonta) und in Ghiazza (Gliezen). Die Bevölkerung beträgt gegen 14000 Seelen.

Die VII und die XIII Gemeinden sind deutsche Sprachinseln sozusagen und als Ueberreste eines Sprachkontinents anzusehen, denn nicht nur, daß die heute entschieden getrennten einst mit dem Norden und unter sich durch Zwischenglieder in Verbindung standen, es breitete sich dieses Sprachgebiet auch auf viele Ortschaften weiter gegen Süden hin aus. Die beiden Sprachinseln sind Hochflächen, wurden also in ihrem Eigenwesen durch die Natur ihrer Lage länger erhalten, während die deutsche Sprache im Flachlande, allen Einflüssen preisgegeben, rascher von der italienischen aufgesaugt, dahinschwand. Nachgewiesenermaßen sprach man im 17. und 18. Jahrhundert noch deutsch in Meoaro und in Velo d'Astico; im 16. in verschiedenen Gemeinden des Chiampothals, im Agnothal, in den Thälern der Conti, der Signori, von Posina und zu Enna zwischen Tretto und Meoaro; ebenso in den jenen VII Comuni sich westlich anschließenden Ortschaften und in Torrebelticino bei Schio und in Tonessa; im

15. Jahrhundert in Schio und in Tretto, auf den Höhen von Malo zwischen Schio und Vicenza und in Priambona, Campopiano, Faedo und Laguzano.

Orts- und Familiennamen deutschen Ursprungs finden sich noch zahlreich im Val Posina oberhalb Recoaro, in Recoaro selbst, in Tretto, Schio, St. Orso, in Magrè bei Schio und bis in die Nähe des Lago di Simon, südwestlich von Vicenza. Freilich ist es schwer, aus Grove: Gruben, aus Visele: Wiese, aus Loata: Leite, aus Sea: See heraus zu lesen und zu hören. Priester aus Deutschland gekommen oder berufen, standen bis ins 15. und 16. Jahrhundert hinein den Gemeinden von Arzignano, Nogarola und Durlò (im Chiampothal), den Gemeinden des Agnothales, von Conco, Rodegliano, Arsiero, Caltrano und Chiuppani, von Montecchia (zwischen Vicenza und Verona) und einiger Ortschaften selbst zwischen Vicenza und Padua, hauptsächlich auf den Monti Bericini, u. a. vor.

Deutschen Ursprungs soll der Name des Berges Baldo, Ostufer des Gardasees, sein, so auch verschiedene Ortsnamen in lombardischen Alpenthalern, wie Dorso, Anfuro (Anfuhr), Erbanno (Heerbann), Lando (Land), Borno (Born) u. a. Diese Namen können freilich nicht als Beweis dienen dafür, daß das ganze anliegende Gebiet, über das jene deutschbenannten Orte und Schlösser ausgefaßt lagen und liegen, ausschließlich von Deutschen besetzt war.

So viel vorläufig über die Zentralregion.

In dem östlichen oder friulanischen Gebiet gelang es den Deutschen, nur in drei Ortschaften sich wirklich festzusetzen: in Bladen oder Bladen (it. Sappada), in Zahre (it. Sauris) und in Tschelwang oder Tschlein (it. Timau), drei getrennte, aber benachbarte Inseln, die man oberhalb Impezzo und Tolmezzo, zwischen den Quellen der Piave und des Tagliamento (Karnische Alpen) zu suchen hat. Bladen ist eine aus dreizehn kleinen Ortschaften bestehende Gemeinde von 1400 Einwohnern, Sauris hat deren 800, und nur wenig mehr zählt Timau. Revò, eine Häusergruppe bei Timau, erscheint in den alten Kirchenbüchern als Nupdorf, und seine Bewohner, wie jene des nahen Fleckens Ziguolo, haben deutsche Familiennamen.

Wandert man von Sappada und Sauris aus gegen Fordenone, Udine und Cividale, so stößt man auf Orte und Berge, deren Namen in der Ueberlieferung unter zwei verschiedenen Formen: friulanisch und germanisch, auftreten. Impezzo, deutsch Pitsch, Tolmezzo = Schönfeld, Venzone = Felsendorf, Gemona = Clemaun (einst Claudia Emona), alter Mittelpunkt des Handels mit Deutschland, Castelnovo = Neuenhaus, Fordenone = Fortenau, Cividale = Sibidat, Udine = Weiden, Monfalcone = Neumarkt, Viglia = Fiedelsdorf, Duino = Tybein, Mestre = Meisters.

Thomassin von Zirkläre (Tommasino dei Gerchiari), ein Dichter des 15. Jahr-

hunderts, zu Gemona lebend, dichtete in deutscher und romanischer Sprache.

Viele Schlösser in Friaul (s. Zahn, „Die deutschen Bürger in Friaul“) hatten im Mittelalter deutsche Namen. Man findet sie gleichsam in zwei Reihen aufmarschiert, die eine, gegen Cividale gerichtet, im Südosten, die andere, dem Laufe des Tagliamento folgend, im Südwesten; auf letzterer Reihe liegen Solimberg (Schönberg), Spilimberg (Spingenberg), Nidimweld (Reichenfeld), Moccumburg (Münchenberg); die Südoftlinie bilden Starhenberg, Affenstein, Satimberg (Schattenberg), Nabinstein, Pattinsein (Perchtenstein, ital. Partisagno), Grafenberg, Grusberg (Urus- oder Auersberg), Gronumberg (Kronen- oder Grünberg), Dorinberg, Haumberg und Straßold.

Auf Schloß Grafenberg oder auf Soffunberg dichtete Hartmann von Aue ausgangs des 12. Jahrhunderts. Viele deutsche Adelsfamilien (wie die Andechs, Bedau, Grafen von Görz, Herzöge von Oesterreich und von Sachsen, Herbertstein, Ech, Mels, Auersperg, Eppenstein, Ortenburg u. a.) besaßen im Friaul Güter, auch viele deutsche Klöster und Abteien fanden sich, und was die lombardischen und friulanischen Burgen deutschen Namens betrifft, so irrt man nicht in der Annahme, daß sie fast alle oder wenigstens zum größten Teil von mittelalterlichen Lehensträgern gegründet waren. Den Burgen und Besitzungen ist kaum der deutsche Name geblieben, um sie herum wohnt kein Bauer, der nicht friulanischen Dialekt spräche. Alle diese Herzöge, Grafen und Barone, Vasallen und Hörige, die auf dem breiten italischen Sprachmeer vereinzelt schwammen, mußten bald in diesem untergehen; während jene, die in einem größeren, vorher schon bestehenden germanischen Zentrum standen, wo frisches Blut vom Mutterlande zufließen konnte, Sprache und Sitten auf länger hinaus erhielten.

Frenn würde, wer auf Grund der großen Verbreitung des Deutschtums im Friaul annehmen wollte, daß dieses ein ganz deutsches Land gewesen.

Wir schreiten hinüber zur westlichen oder piemontesischen Region. Diese liegt, wie ihr Name sagt, in der Provinz Piemont. Nur eine dieser westlichen Inseln gehört zum schweizerischen Kanton Tessin: Bosco, denn sie liegt im Val Novana, nordwestlich von Locarno, am Lago Maggiore. Im Westen haben wir die Val Maggia, und von dieser, durch eine Bergkette geschieden, wendet sich mittagswärts die Val Formazza oder das Pomatterthal, das piemontesisch ist. Hier nun ist die Vorgemeinde Pommat oder Pommat an den Tosaquellen deutsch. Geht man dieser Tosa in Val d'Ossola nach bis nahe an ihrer Mündung in den See, so gelangt man nach Ornavasco (Ornavasch) an der Simplonstrasse. Wendet man auf dieser Strasse sich gegen das Wallis, so trifft man, noch vor der Pashöhe, in Val Bedro auf den deutschen Dialekt des Oberwallis

in zwei von Brieg abhängenden Pfarren: Simpelen (Simplon, ital. Sempione) und Nuden (Gondo).

Weiter gegen den Monte Rosa zu, in den im Süden und Osten ihm anliegenden Hochthälern, finden sich sieben von deutscher Bevölkerung bewohnte Gemeinden, von Albert Schott als Silvier (Monte Rosa = Mons Silvius) bezeichnet. Am oberen Laufe des Lys, eines Nebenflusses der Dora Baltea im Lyssthal, liegen in einer Höhe, wo schon ganz alpines Klima herrscht, zwischen Kastanienwäldern zunächst Affime, höher hinauf Gabi, dann Gressoney St. Jean und dicht am Rande der Gletscher Gressoney la Trinité; an den Sefiaquellen im großen Sefiathal: Allagna; an einer Quelle des Sarmenta, eines Nebenflusses des Sefia: Rima San Giuseppe; an den Anzaquellen, deren Wasser der Tosa anfließen, im Anzascathal: Macugnaga; und endlich, inmitten italienischer Gemeinden, südlich vom letztgenannten Thale: die Gemeinde Rimella.

Es ist verwunderlich, in einem Orte mit ausgesprochen französischem Namen wie Gressoney St. Jean deutschredende Bewohner zu finden. Das mag wohl einen Etymologen zur Deutung des Namens als „Kressen-Au“ verleitet haben, während andere Sprachgelehrte ihn gar von „grex sonax“, Herde mit Glöckchen, läutende Herde, herführen wollten.

In den genannten sieben Gemeinden zählt man gegenwärtig 7400 Einwohner; das deutsche Element am Fuß der piemontesischen Alpen muß aber dereinst eine weit größere Ausdehnung gehabt haben; die deutschen Gemeinden grenzen auch hier dicht aneinander und außerdem sprach man deutsch noch in zahlreichen anderen Gemeinden, wie man denn jetzt noch Spuren deutschen Gepräges in den Dialekten des großen Nostathales, längs des Laufes der Dora Baltea, in den Typen und dem anthropologischen Charakter der Bewohner und in vielen Urkunden gefunden hat.

So schrieb der Schweizer Historiker Tschudi in seiner „Gallia Comata“ im 16. Jahrhundert, daß in Valfesia es ein deutsches Kirchdorf, genannt Presmell (Preshmild) gab, dessen Einwohner alle treffliche Maurer und Steinmeggen bekannt waren. Von diesem Dorfe ist keine Spur übrig geblieben.

Im Val d'Ayas, westlich vom Tosathal, heißt ein kleiner Bezirk „Canton degli Alemanni“, deutsch wird nun hier zwar nicht mehr gesprochen, aber viel Familien und Besitztümer führen noch deutsche Namen. In der Valle Beana, wo jede Spur lebendigen Deutschtums längst verwehte, erinnern noch Namen von Orten an die Zeit, wo es auch hier blühte; wie an alten Märchen klingt es herüber: Wall-Hoch, Platte, Grabe, Tanne, Stog, Gra-Scilte.

Auch in den sieben Gemeinden in der Deutschen stark im Rückgange, es lebte so eigentlich nur noch in Gressoney und Formazza. Nachzuweisen ist, daß in Ornavasco bis 1771 deutsch gepredigt, in N

mella bis 1829 deutsche Schule gehalten ward.

In den VII und den XIII Gemeinden und in jenen am Monte Rosa also spricht man deutsch? Was für deutsch? Die Frage erscheint trotz der Hunderte von Büchern, die über dieses Thema veröffentlicht wurden, noch nicht befriedigend gelöst zu sein. Der ruhige Franz Tappeler sagt in seinen „Studien z.“ 1883, daß die deutschen Sprachforscher über die deutsche Mundart der genannten „Inseln“ sich noch nicht klar ausgesprochen haben. Kunster und Björnstahl erkannten in den Sprachen der VII und XIII Gemeinden eine gewisse Verwandtschaft mit der alten Sprache der südlichen deutschen Stämme, also mit dem Althochdeutschen; Murators, Maffei, William Edwards, König Johann von Sachsen u. a. mit dem Niederdeutschen, andere mit der skandinavischen Sprache, noch andere mit dem Griechischen. So sagt man in Gressoney, Nume u. a. O. Otto oder Atta für Vater, und Atta findet im Gotischen sich neben Aadar; föden in den VII Gemeinden, fuden in den XIII; hjedan am Monte Rosa bedeutet reden, gotisch apithan, ahd. quedan. Ein Nebenfluß des Eys (Eisa) heißt Lö-Bach, und Loo (ahd. Loh) ist ein uraltes deutsches Wort und heißt Wald; es findet sich in vielen Ortsnamen als -loo, -lau, -loch vor.

Der bairische Philolog Schneller, der den „cimbrischen“ Dialekt am eingehendsten studierte, fand, daß er den Stempel einer Sprache trage, die nicht über das 12. und 13. Jahrhundert hinausreicht, also dem Mittelhochdeutschen angehört; auch von den anderen deutschen Gemeinden wurde das Gleiche behauptet. Nun aber sollen die Namen der Flüsse Brenta und Bacchiglioni, die auf eine gewisse Strecke der deutschen Zone Venetiens und Trients anachören, deutschen Ursprungs sein. Die Brenta, im Altertum Medoacus, wird mit dem Namen schon in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts genannt, wo Venanzio Fortunato di Valdobbiadene in seiner „Vita S. Martini“ schreibt: „Hinc ubi Brinta fluens iter est.“ Daraus also, und wenn man den Namen von Brünz (im Altd. Quelle bedeutend, jetzt Brunnen) ableitet, wäre zu schließen, daß Deutsche schon vor dem 6. Jahrhundert an den Brentaquellen geessen haben. Und so entspringt der Name des Bacchiglione dem germanischen Bach (Bächele, Bächlein).¹

Die Leute der Gemeinden selbst nennen sich, wie oben gesagt, Cimbern und ihre Sprache die Cimbrische, und so hat man sich denn nach Kräften bemüht, sie als Nachkommen jener Cimbern darzustellen, die im 2. Jahrhundert v. Chr. aus dem germanischen Norden kamen und das römische Meer vernichteten, zuletzt an der Athesis (Etsch) D. Lutatius Catulus aus dem verschanzten Lager trieben, als Marius sie auf den Raubischen Felsen bei Verona vernichtete. Nun wäre

die Sache sehr einfach: die Reste der geschlagenen Cimbern warfen sich, obgleich der Weg dahin ziemlich weit war, in die Berge nördlich von Verona, wo ihnen die rauhen Bewohner der Rätischen Alpen Land anwiesen, wo sich ihre nordische Sprache durch sechs Jahrhunderte der Römerherrschaft erst und dann über diese hinaus erhielt bis auf unsere Tage. Das wäre recht ehrenhaft, und die Leute in den VII und den XIII Gemeinden glauben daran wie an das Evangelium. Als 1709 Friedrich IV., König von Dänemark mit großem Gefolge von Vicenza nach Asiago hinaufstieg, wurde er mit dem Geschrei: „Es lebe unser König“ von den „Cimbern“ empfangen, denn aus Dänemark sollten die ja möglicherweise kommen. Diese cimbrische Erinnerung ist aber nichts als eine rein literarische im 14. Jahrhundert aufgekommene, und die „Volksüberlieferung“ thut nichts, als diese wiederholen. Ganz zweifellos hatten die Bewohner der VII und XIII Gemeinden ihre eigentliche Abstammung und Herkunft vergessen, nahmen nun die von den Litteraten der Renaissance Vicenzas erdichtete Legende sehr wohl auf und halten sie in ihren Nachkommen für wahr. Schneller in seiner Schrift: „Ueber die sogenannten Cimbern“ war der erste, der diesen Ursprung nachwies. Was wurde, auch in diesem Jahrhundert noch nicht alles zu dem Cimberbeweis hervorgehoben: Eigennamen wie Cimberle, Cimberlin, Gerätsnamen wie „Cimberache“, wie auf cimbrisch die Art heißen sollte, die sich als einfache Zimmerhacke entpuppt. Und so mögen wir bei diesen Namen viel eher an Zimmerleute, Zimmer, Zimbar (Holzbau ahd.), Zimbra, ein altdentscher Ortsname, und selbst an die Völkerhaft der Symbri denken, nicht mehr aber an die eigentlichen Cimbern.

Uns genügt, daß wir es mit germanischen Lauten und Leuten zu thun haben, obgleich es uns schwer fällt, eine Verständigung mit ihnen zu erzielen, was schon Francesco Corna, ein Dichter des 15. Jahrhunderts erkannte, wenn er sagt:

„La lingua loro al germanico pende
Ma con buoni Tedeschi non s'intende.“

Aber ihre Weise ist deutsch. So ist ihre Art zu bauen germanisch, wie Tacitus in seiner „Germania“ sie beschreibt: „Sie dulden keine aneinander gebauten Wohnungen. Einsam und abge sondert bauen sie sich an, wo eine Quelle, eine Aue oder ein Gehölz ihnen wohlgefällt. Dörfer legen sie an, nicht wie wir (Römer) mit fortlaufenden aneinander gebauten Häusern. Jeder macht sich einen freien Platz vor sein Haus, entweder zur Abwehr von Feuersgefahr oder aus Unkenntnis der Baukunst.“ In den deutschen Gemeinden der italienischen Alpenhänge finden wir nur ein kleines Zentrum von Gebäuden, deren Kern die Kirche ist; an diese schließen sich an die Pfarre, die Schule, das Gemeinde- und Gasthaus; der Rest der Wohnungen ist zerstreut in langen Abständen und bildet nur hier und da kleine Gruppen wie die italienischen

„Casali“. Mag nun der Name der Zentralfstätten keltisch und ligurisch, rätisch oder romanisch sein, die einzelnen Höfe und Weiler haben immer rein deutsche Namen gehabt, was darauf deutet, daß die Deutschen als Einwanderer zu betrachten sind. Die ersten mögen ja als Flüchtlinge gekommen sein, die sich auf sicheren Höhen ansiedelten, dann aber wurden sie stärker, auch durch neue Zuzüge, und stiegen von den Bergen in die fruchtbareren Thäler herab. Fanden sie da an einem von Eingeborenen schon bewohnten Hauptorte einen Namen schon vor, so modelten sie diesen sich nach deutschem Munde, die neubegründeten wurden deutsch getauft.¹ Das waren jedoch nur Neuzerlichkeiten, sie blieben aber auch ihrem Wesen, ihren Sitten und Gebräuchen treu. Molon schreibt über die VII Gemeinden: „Charakteristisch ist ihnen die Treue gegen die Häupter, traditionell die Achtung vor den Vorgesetzten. Die Sitzungen wurden öffentlich gehalten; die verschiedenen Lebensabschnitte, Verträge und häusliche Ereignisse feierte man durch Gelage, in denen die Unmäßigkeit hergebrachte Sache war. Die Verhandlungen führte man beim Glas, wo niemand sich verstellte, die Beschlüsse wurden bei nüchternem Zustande gefaßt. Sie tätowierten sich, wie es die alten Germanen gethan haben sollen“ u. v. a. m.

Christian Schneller („Skizzen und Kulturbilder aus Tirol: Innsbruck 1877“) hatte damals noch Gelegenheit, in Giazza mit cimbrischen Leuten zu reden, und auf seine Frage an eine Alte, ob die verlebten Burschen der VII Gemeinden auch „Fensterlen“ gehen, wird ihm die Antwort, daß solches gegen die gute Sitte sei, trotzdem aber mancher Knabe abends ins „Ailo“, um mit seinem Schatz zu sprechen, aber...

„An botte (una volta) ist gawest a buobe, dear ist gangen a filo gan ar diaru verre ute Junta (weit außerhalb Fontane) ze röden 'n dar diaru. Ar hat garödt a weil, und dofo (nachher) ist ar gangen huam. Wenne ar ist gawest an halbern weg, saint gawest zwai tötschen (teza. Henschöber), halb oane vor saite (auf jeder Seite einer); huach ute he tötschen ist gawest an Orke (Orco, ital., Menschenfresser), und dear hat gatan öppes, was ich net ma' für'n (köden, sagen). Der buabe hat gasordtet sich, hat gahan in der gajosse (Tasche) a Pistol, hat gaschiaset au drin und ist gangen per aria a looch faur (Feuerlohe). Ma hat im gaschaitart (zerstütert, zerrissen) de haut und hat ime gatan weach. Dofo hat er sich gebündet, ist kent huam und hat sich medi-

¹ In Vicenza und in Padua heißt er bis in das 13. Jahrhundert Metrone.

¹ Christian Schneller teilt in seinen „Skizzen und Kulturbildern aus Tirol“ aus dem Wäldlein eines Thales der XIII Gemeinden, Marco Pizzo, „Novissimi illustrati monumenti dei Cimabri ne' monti Veronesi etc.“ (Verona 1875), verschiedene deutsche Weilernamen u. (weilens auch Familiennamen) mit: Leia oder Liata, Weisgarde, Laita, Zeder, Ralch, Mitteroben, Mitteral, Weisprann, Furgel, Ariador, Zagar, Lant, Ober, Gries, Zuden (Zuden), Zor, Lab, Zieiler (Zäulter), Zich, Mür, Bazar, Rundi, Valtari, Zycher, Gade, Ariadorbe, Wärl, Balzi, Wäldende u. a. m. Nur wenige derselben sind in neueren Karten noch angedeutet. Ganz südlich bei Tregnago begegnet man noch einem 28. Ortsnamen Wäldelant. Wäldelant nimmt in Val dei Signori sich ein Weilername „Wäldel“, d. i. Weiswende, aus.

kart (furiert). Sei Muatter hat köndt (gesagt): gea net mear ba nacht in volta (herum); an andre botte (ein andermal) toffarter (halb ital. von tocarre, be-
geggen, halb deutsch: dir) mear ubal. Ar hat gavolgat und ist net mear gangen gan dar diaru."

Eine andere solche Geschichte ist:

"An botte saint gawest ba nacht a kutte (Menge) leute in amma stalle und han gasingat. Saint gawest anche (ital. auch) drai diarn, und ist kent oans an de tur (ist jemand zur Thür gekommen) und hat köndt: Wear hat gasinget? Und hat köndt a diarn: De kua (Kuh) hat gasinget. Alla mattina (ital.: am Morgen) saint sie gawest alle kua toat. Was ist gawest, vun deme woasset ma nicht, ma ist gawest an Orke. War nacht muaf ma net enkou'n (d. i. enköden, antworten, vgl. got. and-quithan) 'n niaman, darweil che ma woasset nicht, wear es ist."

Eine Probe des Dialektes der Monte-Rose-Gemeinden entnehme ich dem Werke Giovanni Papantis: „I Parlari italiani ecc. Livorno 1875.“ Es ist die 9. Novelle des ersten Tages aus Boccaccis „Decamerone“, die Papanti in allen Dialekten Italiens erzählen läßt, darunter sind auch

die deutschen Dialekte von Allagna, For-mazza, Macugnaga, Gressoney und die aus den VII und XIII Gemeinden.

Wir führen den von Macugnaga in Valle Anzasca:

"So denn inn-ech daß en denne zitte vam ierschte Henig (König) van Cipri, derna daß hett der Gottifre van Buglione gwonnet di Helgo-ierter, ischt fshien, daß en edilfrau van Guasconia ischt canget en antheise zem Grab, und wi esch van da ewegcanget, und emomkon zt' Cipri, isch kuon van es par owatlig manna groblich tra-tirti; wi, anni en fein droscht, hetschi van dem gibrescht, hett rennot zcan hlagoschi zem Henig; aber era ischt kon gseiz van es welem, daß schia tete varlire d'arbet, vege or wiere fzin van setege schlechte Cettag, und van selig wienig gutesch, daß er nit noma hette, nit mit rechtikeit fshtrafet der andro unrechti, aber er hette noch clettet (gelitten) die weli find em kon anni borge chandlich gmacht: en der deschi, daß itlis daß hette kan appos brascht, der hettischi entladet mit im zmacho appos schand."

Nun hier ist wohl der Fall, wo das Wort des oben erwähnten italienischen Dich-
ters wahr wird:

„Ihre Sprache mag sich ums Deutsche drehen, Mit Hochdeutschen wird sie sich schwer ver-
stehen.“

Etwas menschlicher ist die Sprachweise der „Gebildeten“ in Gressoney St. Jean und Gressoney la Trinité. Hier eine Probe davon, die Novelle fährt fort:

"Auf das verlor d'Frau alle Hoffnung der Rache, und zur Trost was Chummers sann sie, dem Cheneg, sie Glend vorz'wise. Sie stellte sich also weinend vor en und sagte: „Herr, e chemme ni vor dir um Rache z'verlange wegen der erlittenen Schmach, aber daher erbete ich doch, med z'lere, wie du jene, die, wie ech höre man dir antiege, duldest, damet ech durch diese Lere ersuare, mine mit Geduld z'vertuare, die ech dir, Gott weis's wenn's möglich wäre, giere oberge täte, denn du best so ä guete Träger."

Allagna (Valsesia) schließt die Novelle ab: „Der Chinig, bis dua blumde und fule, als wenn er wäre erwached vom Schlof, hed ongsonge stroffe die schand die ist gshi gthoni der Frau, und van dam unweg ist er gshi a strenke verfolgter alleru derjenigu die eswos schind bgange gegen die Ehr finer Chroo."





Der Fächer.

Von

Ferd. Luthmer.

Den Fächer wollen wir eine kurze Betrachtung widmen — der mächtigsten unter den Waffen im Arsenal der Schönheit — der vielseitigsten, weil sie gleichzeitig Vertheidigungs- und Angriffswaffe ist. Aber man erwarte von uns keine kritische Unterweisung über den Gebrauch der Fächer — ebensowenig könnte eine Encyclopädie über den Gebrauch des Fächers geschrieben werden — und eine Dame, die aus der Handhabung des Fächers lernen müßte, thäte wohl, das gefähliche Küßzeug nie in die Hand zu nehmen! — Was uns hier kurz beschäftigen soll, ist das Fächerkunst, das sich von alters her an den Fächer geknüpft hat.

Ja, von alters her — denn ziemlich so alt wie die Menschheit selbst wird auch dies Gerät sein; wenn auch das Palmblatt, mit welchem die Göttinnen von Sem, von und Japhet sich Kühlung zuweilen haben, von dem modernen Klappfächer kaum minder verschieden ist als die Bekleidung dieses letzteren von seinen Vorfahren in der alten Welt. Die moderne Dame, die noch einen letzten verächtlichen Blick in den Spiegel wirft, der ihre Ballkleide zurückstrahlt, und dann als allerletztes nach dem Abendfächer greift: sie denkt wohl kaum daran, daß der Ursprung dieses prächtigen Gerätes ein Vorrecht von Königen und hohen geistlichen Würdenträgern war. Die Ägypter und Mesopotamier, die so freundlich waren, uns in dieser Beziehung wie solid ausgeführten Wandbildern

genaue Kunde von den intimsten Kleinigkeiten ihres Kulturlebens zu geben, weisen prachtvolle Exemplare von Fächerfächern auf. Meist einen festen Halbtreis bildend, werden dieselben an langen Stielen in der Umgebung der Fürsten bei Aufzügen einhergetragen und dienen ebenso dem praktischen Bedürfnis, die distinguished Person vor dem tropischen Sonnenbrand zu schützen, wie sie zur Großartigkeit und dem Pomp der Aufzüge wirksam voll beitragen.

Die griechischen Vasenbilder zeigen uns die Damen des alten Athen und Korinth in graziosen Bewegungen mit dem Fächer beschäftigt, der, meist die Form des Palmblattes nachahmend, ein ebenso wichtiges und kunstreich behandeltes Toiletteutensil gewesen zu sein scheint, wie der Handspiegel. Daß die Römerinnen auch hierin nicht hinter ihren Geschmacksheaven in Hellas zurückblieben, ist uns aus zahlreichen Citaten der römischen Dichter und Historiker ebenso bekannt, wie daß zur Zeit der allgemeinen Sittenerlassung unter den späteren Kaisern der Fächer auch zur Ausstattung des durch die Thermenfälle flatternden Elegants männlichen Geschlechtes gehörte.

Das Mittelalter berichtet nicht weniger von Fächern, die durch den Reichtum ihrer Ausstattung imponierten. Alle diese Fächer scheinen die ursprüngliche Form des Palmblattes beibehalten zu haben, welche meist durch bunte, an einem Stiel befestigte Federn gebildet wurde.

Erst die Renaissancezeit bringt uns eine abweichende Form, die auch wohl aus dem Orient stammt und auf dem Seewege über das mächtigste Emporium des Mittelalters, Venedig, ins Abendland Eingang fand. Es sind kleine Fächer, viereckig oder rund geschnitten, aus Pergament und Seide, mit Malerei und Stickereien, oft auch mit einem Federrand versehen, die mit einer Seite lose an einen Stab befestigt sind, um welchen sie sich schwingen lassen. — Aber auch diese Form, die man speziell venezianische Fächer nennt, für welche aber die Sammlung des Prinzen von Wales herrliche indische Muster aufweist, wird bald verdrängt durch den Klappfächer, der im 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart im ganzen Abendlande die Alleinherrschaft führt. Auch er ist ein zuerst in Italien nachgeahmtes Geheiß der Ost-Asiaten; ja, wahrscheinlich haben wir in ihm das erste Beispiel des Einflusses zu sehen, den Japan auf unser Kunstgewerbe ausübte, und der sich neuerdings namentlich in der französischen Industrie so gewaltig auszubreiten beginnt.

Der ursprüngliche Klappfächer war für unsere Vorstellung enorm groß. Erst im 17. Jahrhundert sehen wir ihn bescheidene Maße annehmen. Immer bietet die ausgebreitete Fläche willkommenen Gelegenheit zu künstlerischem Schmuck durch Malerei, Stickerei und die verschiedenen Techniken der Spitzenbereiung. Wie groß der Luxus dieses Schmuckgerätes war, ergeben wir aus der Notiz, daß ein Fächer, den die Königin Margarete von Navarra der Margarete von Lothringen schenkte, den für das Ende des 16. Jahrhunderts hohen Preis von 1200 Thalern kostete. Derselbe war von Perlmutter, mit Perlen und Edelsteinen besetzt.

Neben dem materiellen, leben wir den künstlerischen Wert des Fächers im 18. Jahrhundert enorm gesteigert. Neben einer Unzahl namenloser Maler, deren Grazie und Geschmack heute einen respektierten Platz in der



Künstlerwelt sichern würden, sehen wir bedeutende Künstler, wie Watteau und Boucher sich

Ägyptisch-griechisch-orientalischer Fächer.

mit dem Malen von Fächern beschäftigen. Kein Wunder, daß die Hand dieser Männer den für die Mode geschaffenen Werken einen dauernden Wert verlieh und sie auch heute noch zu geliebten Gegenständen der Sammlungen macht. Wenn wir hören, wie die Kaiserin-Witwe von Rußland, die Kaiserin Eugenie und eine Baronin von Rothschild in dieser nobelsten aller Sammlerpassionen rivalisiren, und wie letztere allein drei echte Watteau-Fächer ihr eigen nennt, so muß man betonen, daß es hier wieder die Kunst im Hause ist, welche ein Luxusgerät wahrhaft geädelt hat.

Eine andere Form des Fächers, welche noch mehr als der durch seine Faltungen der Zerstörung ausgeleihte Klappfächer zu künstlerischer Ausbildung einlädt, ist der namentlich in Frankreich ausgebildete „Ecran“, der Kaminfächer, eine in einen leichten Rahmen gespannte Fläche zartesten Stoffes, welche beim Aufklappen am Kamin das Gesicht vor den direkten Strahlen des Feuers zu schützen bestimmt ist.

Unter den tausend Diensten, zu welchen der Fächer in der Hand einer schönen Frau bestimmt ist, kann unter Umständen auch der des Präsentiertellers auftreten, um eine Rose, eine Karte oder einen anderen leichten Gegenstand grazios zu überreichen. Ein Dilettant dagegen, aus Thee- und Milchkannen, Zucker- und Theelöffeln damit zu präsentieren, wäre ein Gebante, der ängstlichen Gemüthern Schreden verursachen könnte. Und doch gibt es zu solchem Behuf halb ausgebreitete Fächer aus Porzellan oder Metall — ein Beweis, wie sinn- und geschmacklos noch immer unsere Fabrikation im Fortschritt nach neuen Motiven neben das Ziel trifft.

Der moderne Fächer nimmt, wie das im Zug unserer Zeit liegt, seine Dekorationsmotive mit freier Willkür aus allem, was die Vergangenheit uns hinterlassen hat, und schafft damit — wer wollte es leugnen, auch für solche, die sich keine echte Watteau oder Boucher gestalten können. Der Klappfächer ist die überwiegende Form, doch hat auch der feste Fächer reizende Bildungen aufzuweisen. Eine der präziösesten ist das natürliche, getrocknete Palmblatt mit einer leichten Dekoration aus frischen Blumen und Bändern, die natürlich zu jedem Gebrauch erneuert werden müssen. Und im Gebrauch des Fächers geben unsere Damen ihren Vorgängerinnen an dem galanten Hof der französischen Könige nichts nach. Man



„Ecran“, venezianischer Fächer, französischer Klappfächer.

darüber nicht beredet sprechen, als die geistvolle Johanna von Eyndow, deren Worte hier den Schluss bilden mögen: „Wenn die Lippe schweigt und das Auge nicht reden darf, da spricht der Fächer. Ein peinlicher Moment, eine ungeschickte Lage im Salon — der Fächer hilft darüber hinweg. Er verbirgt und verrät. Das Entzücken der Männer — die Vergewillung der Damen, die Tarnkappe, die im geeigneten Moment herabfällt und eine holde Ueberrumpelung, einen reizenden Misfaß verbirgt, ist der Fächer vielleicht das gefälligste Spielzeug, das wir haben.“

Vom Sago.

Von

B. Hüttig.

Der Sago wurde von dem berühmten italienischen Reisenden Marco Polo (geb. 1256, † 1323) in den ersten Proben nach Venedig gebracht; erst 1741 wurde er in Deutschland bekannt; er ist weiß, braun oder rötlich und heißt Perl-Sago, wenn er aus gleichmäßig runden Körnern besteht; er wird aus verschiedenen Palmarten gewonnen und ist deshalb an Güte sehr verschieden. In Frankreich unterscheidet man den alten molukkesischen Sago (Sagou moloukkes) von dem Tapioka-Sago (Tapioca). Letzterer stammt von der Wurzel des Maniok oder Kassaia, Strauch *Latropha Manihot* L. oder *Manihot utilisima* Pohl, im 2–21 m hoher Strauch aus dem tropischen Amerika, wo er eine der wichtigsten Nahrungspflanzen ist, deren Wurzel (Yuca oder Stärke-wurzel) auch in Spanien benutzt wird, weil sie außerordentlich reich ist an Stärkemehl, dabei aber einen heima-abführenden, milchsauren Geschmack enthält, der aber, ähnlich wie er ist, durch Auspressen, Wälzen, Trocknen, Kochen oder Rösten der Wurzel entfernt wird, wonach ein Mehl übrig bleibt, das den Süßamerikanern, namentlich den Brasilianern, auch den Spaniern und Portugiesen, in Asien u. s. w., wie uns die Kartoffel, ein unentbehrliches Nahrungsmittel geworden ist. Das mit Pflanzen-säften noch vermischte, also noch nicht vollständig gereinigte Stärkemehl heißt Kassaia oder Manioka und ist dem Mehl die beinahe einzige Nahrung; dagegen wird das gereinigte, also feine, bei den Portugiesen Tapioka genannte Stärkemehl zu Brot gebacken und zu feinen Speisen benutzt; es hat die Form des Sago und kommt als solches in den Handel, wird auch bei uns in Suppen gekocht und so gegessen. Zur Bereitung des leicht verdaulichen Kassaibrot werden die feinsten, oft 15 kg schweren Wurzelknollen zerrieben, mit Weizenmehl vermischt und in runde flache Kuchen geformt und im Ofen gebacken; auch bereiten die Indianer aus ihnen ein brauendes Getränk; aus den Wurzeln bereitet man Salat oder Gemüse. Die Samen sind abführend und erzeugen Erbrechen. Die Pflanze, welche zur Familie der Wolstuldgewächse (Euphorbiaceae) gehört, ist in unseren Warmhäusern, namentlich in den botanischen Gärten, nicht selten, denn sie ist schön, hat handförmige, 3–5mal geteilte, langgestielte Blätter, hübsche Blüthenrispen und fagel-förmige Früchte. Während der wärmsten Sommermonate im Halbschatten auf dem Boite stehend, wird sie dem Ziergarten eine hervorragende Zierde sein. Samen und Pflanz-mehrere Arten sind bei Haage und Schmidt in Genuß vorrätig.

Der echte oder molukkesische Sago ist in kaltem Wasser unlöslich und darf sich in heißem Wasser nur auflösen, aber, und nachdem er durcheinander geworden, seine Form nicht ändern. Er besteht aus reinem Stärkemehl, und deshalb glaubt man, aus der Kartoffel auch Sago, den Kartoffel-Sago, bereiten zu können; aber dieser ist zwischen den Fingern leicht zerbrechlich und wird in heißem Wasser zerfließt, d. h. zum Brei. Der echte Sago wird aus dem Mumpfs-Sagopalme (Sagus oder Metroxylon Rumphii W. oder Metroxylon sagus Roxb.) geknetet, auch von anderen Arten wie *Sagus farinifera* Lam. der mehligenden, und *S. laevis* Rumph., der glatten Sagopalme, die in Ostindien, besonders auf den Molukken, unter dem oder wenig nördlich vom Äquator — zwischen Celebes und Neu-Guinea — ganze Wälder bilden oder auch angebaut vorkommen. Es sind Fiederpalmen (im Gegensatz zu Fächerpalmen) mit 5–9 in hohem Stamme und trockenen, wie Tannenzapfen schuppigen, aber glänzenden Früchten und 6–8 m langen Blättern. Der innere Teil des Stammes besteht ganz aus einem weichen weichen Marke, das von einer nur 5 cm dicken Holzhaut umgeben ist. Das Mark liefert, wie bereits gesagt worden, den echten Sago des Handels; in Ostindien dient es, auf verschiedene Weise zubereitet, zur täglichen Nahrung der Einwohner. Der Stamm wird zum Zweck der Ernte gefällt und gespalten; das Mark nimmt man heraus, schneidet es durch Wasser und rührt das Samehl durch Gefäße mit kleinen runden Löchern, und der Sago ist so gut wie fertig. Die Indianer benutzen das meiste Sagemehl, von dem ein Baum bis 250 kg liefern kann, zu Brot in Kuchenform oder zu einem wech-selnden Brei; die Kuchen werden in rebe, vorher erhitzte Formen gedrückt und sind in wenigen Minuten fertig; sie haben in der Mitte ein Loch, vermischt welches sie auf einem Stod aufgerichtet und so auf den Markt ge-bracht werden, wo sie namentlich vom ärmsten Volke ge-gen gekauft werden, dessen Hauptnahrung sie bilden. — Die Blätter dienen zum Decken der Hütten, die Blattscheitel zu Männen, Sesseln u. s. w. — Die hohe Sagopalme (*Sagus elata* Rainw.) von Celebes liefert eine geringe Sorte von Sago, aber der Stamm von hartem Holz den Stoff zur Verfertigung von Werkzeugen. Das fleischhafte

Gewebe der Samen, sogen. Tahiti- oder Steinnüsse, der Sagopalme aus den Südpazifischen (*Sagus amiricarum* Wendl.) wird zu Äpfeln u. dgl. verarbeitet. Die Blatt-scheiden der fadenförmigen Sagopalme (*S. filaris* Rumph.) dienen als Weichholz. — Die Sagopalmen sind sehr schön, bei uns aber nur in botanischen Gärten vor-handen; in den uns vorliegenden zahlreichen Pflanzen- und Samenverzeichnissen europäischer Handelsgärtner haben wir sie nicht gefunden; vorrätig sind doch Samen von Mumpfs-Sagopalme bei H. Dammann d. j. in Breslau.

Der echte Sago kommt bei uns kaum oder nur sehr selten vor, desto mehr aber der, welcher aus dem Mark der Fiederpalmen oder Palmfarne (Cycadeen) bereitet wird. Die hierher gehörenden Pflanzen sind sehr alten Ursprungs, denn sie bildeten in der Dolithen-Periode oder während der Juraformation unserer Erde einen Hauptbestandteil der damaligen Flora; sie mochten wohl in jener Pflanzenwelt aus; sie waren und sind heute noch hohe wälgige, mit fadenförmigen gestielten, brei-ge-liebten Blättern besetzte Stämme, die bei der überall gleichen Wärme sich ziemlich gleichmäßig auf der ganzen Erdoberfläche verteilt fanden. Heute findet man sie in der mäßig warmen Zone, in China, Japan, Ostindien, Australien, auf dem Kap der guten Hoffnung, in Mexiko u. a. O. Bei uns gehören sie über den Winter in das wärmere Gewächshaus oder ins Wohnzimmer; während des Sommers kann man sie halbdark in den Treiben, z. B. unter hohen Bäumen des Blumen Gartens, aufstellen. Einige wenige Arten, die vom Indischen Archipel, sind im Warmhause unterzubringen, wie *Cyvas Ruminiana* Ret., *Rumphii* Miq., *Glaucus* Miq.; auch die von Hildebrandt von Ostafrika eingeführte *C. Thourassi* R. Br. — Alle diese Gattungen und Arten bieten in unseren Gewächshäusern Winter- und Sommergärten gern gesehenen Pflanzensamen die, schneidartig eingetrollte oder „großblättrige“ Sagopalme (*Cyvas circinalis* L.) und der „ungetrollte“ Palmfarne (*C. revoluta* L.). Von letzterer dienen die jungen, eben entwickelten Blätter den Bewohnern von Sumatra als Gemüse, d. h. die Stiele werden wie bei uns der Spargel zubereitet und gegessen. Die Früchte werden mit Zucker vermischt; aus dem Mark bereitet man Brot und eine Sorte Sago, der dem von der echten Sago-palme (s. o.) wohl ähnlich ist, ihm im Geschmack aber bedeutend nachsteht. Der „ungetrollte“ Palmfarne entwickelt feine, schneidartige und getrollte Blätter; die in den ersten Wochen der Lebenszeit die Form eines Stachelbundes zeigen; mit reiferen Lebensalter sind sie überall, wenigstens in Deutschland, als „Palmwägel“ zur Ausschmückung von Ziergärten und Gräbern, wie zur Anpflanzung von Trauerkränzen, mehr beliebt als die von anderen Arten der Palmen und Fiederpalmen, weshalb sie einen bedeutenden Handelsartikel bilden und die Pflanzen selbst in eigens für sie bestimmten Gewächshäusern gezogen werden. Das Mark im Stamme und der Same (im Zapfen) dieser Palmfarne werden in China, Cochinchina und Sibirien zu Brot gebacken und die Samen derselben heißen deshalb Kaiserbrot, auch die der Hymeniten *Encephalartos lanuginosus* Jacq. und *E. caffer* Thibrg.

Zu den Fiederpalmen gehören noch zwei schöne Arten, nämlich Hildebrandts, der berühmten aber verur-achteten Wirrafarne, *Protopalme* (*Encephalartos Hildebrandti* A. Br. et Be.) und die „lodige“ *Protopalme* (*E. villosus* Lohm.) aus Natal; der letzteren Blätter sind weilig und die Wäldchen (die mit dem Stengel zusammen das Blatt oder den „Wedel“ bilden) mit 3–5 fadenförmigen Fäden versehen. — Hierher gehört auch das exotische Dioon (*Dioon edule* Lindl.) aus Mexiko; es entwickelt mehr als einen Meter lange Wedel mit regelmäßig gestielten, harten und fadenförmigen Blättern. Letztere sind wie die Blattscheitel grau-grün und weilig, während die Fäden und am Stamme stehenden Blattscheitel braunwollig erscheinen. Die Samen sind geflügelt und werden gern geessen. — Zahlreiche Gattungen und Arten der Fiederpalmen sind in ihrer Heimat ganz außerordentlich nützliche Bäume und mögen hiermit den Kolonialwärtern aus besten empfohlen sein; es gibt von ihnen etwa neunzig Arten, über deren Anpflanzung und nützlichen Kultur der im Juli 1888 in Afrika am Zambiesee verlebte Heinrich Semler durch sein ausgezeichnetes Buch „Die tropische Ackerkultur“ (Wismar 1886, Minsterische Hofbuchhandlung) genügend ausführliche Mitteilungen macht. Was die Kultur der Fiederpalmen in unseren Gewächshäusern und Sommergärten betrifft, so ist sie ziemlich einfach. Die Pflanzen überwintern am besten bei 10–12° C. (8–10° R.) Wärme; nur kurz vor dem Austreiben und während des Wachstums verlangen sie eine höhere Temperatur und viel Feuchtigkeit in der Luft wie an den Wurzeln; im Hochsommer, also nach Abbruch des Wachstums, können sie in halbschattiger Lage im Freien stehen, und sie werden sich dann auch mit weniger Wasser begnügen. Beim Ver-pflanzen, was jährlich vorzunehmen nicht nötig sein wird, schneidet man etwa abgetrocknete und ranke Wurzeln aus, läßt aber die geknauten ganz unberührt. Eine Mischung von Laub- und Mistbeete, warmen Lehm, Heerde, scharfen Sand oder grober Kalkstein mit feinen Korn-spienen, Holzspänen oder Riesel- und Kalksteinen jagt ihnen am besten zu; man vergesse nur nicht eine Schicht von Holzspänen oder Rieselsteinen, Torfmoos oder dergl. auf dem Boden des Gefäßes zur Verhinderung des Abflusses von Wasser, das bei allen Fiederpflanzen fortwährend wecheln muß, weil es sonst veranlaßt, die Pflanzen zu kochen, die bei jeder Verpflanzung fast frant werden; auch sollte der mit einer Antriebswille beginnende Stamm stets auf, nicht in der Erde stehen.

Die Vermehrung der Fiederpalmen kann durch Samen und Stammstücke geschehen. Erstere, meist aus dem Vaterlande eingeführt, keimen nur selten dem

Viebhaber; dagegen sind die eingeführten Stämme am z-gebrauchlich, die gewöhnlich ohne Wurzeln und ohne Samen im Innern oft frant, aus ihrer Heimat zu uns kamen. Diese Stämme muß man stets untersuchen, indem man unten ein Stück abschneidet und, das Innere frant, eine Scheibe nach der anderen abläßt, bis man den An-fang des gesunden Stammes erreicht. Dieser, der mit Holzspänen eingetrichtert, sonst in Moos einzet, wird auf der wärmsten Stelle des Warmhauses aufzu- am besten, auf warmen Fuß, auf ein Kissen und mit einem Glasfassen von der äußeren Luft abgedrückt, ihm wieder zugeführt wird, sobald er keimt, Wurzeln und gleichzeitig Wurzeln zu bilden. Einige Stämme können, als Stecklinge behandelt, junge Pflanzen liefern. — Die abgeschnittenen Stammteile mit ihrer Rinde werden nach dem von ihrem saftigen Innern gereinigt und in Holzspänen eingetrichtert worden, durch Strohkissen aus dem Innern geleitete Stämme in kleine Stücke zer-teilt und als Stecklinge behandelt, weil unter der Rinde schlafende oder auch Nebenknospen vorhanden sind, die starker Wärme durchdringen und leicht wachsende St- teile; dann kann man die Stecklinge nehmen, so viele Stämme herstellen, als Triebe mit Wurzeln han-den sind. Das Austreiben solcher Stämme bewirkt am leichtesten in sehr warmer, feuchter Luft unter ein Glasglocke oder Glasdecke, von welcher der auf der inneren Seite sich bildende Tau täglich abzutropfen muß.

Schließlich müssen wir noch der Barte der indischen Kartoffel (*Ipomoea batatas* L. oder *Solan-tas edulis* Choix., in Indien Patatoos) gedenken, die dies eine ausdauernde, in beiden Indien unter der Schlingpflanz mit 3 m langem Stengel und hakenförmigen Wurzeln, die roh oder sonst verschiedenartig zubereitet, bei uns die Kartoffeln ersetzen werden; der Stengel wird ebenfalls zu Sago verarbeitet oder zu Brot verar-beitet, wie halb die Pflanze in den tropischen und subtropi-schen Ländern, im nördlichen Afrika und in Südamerika gebaut wird. Die saftigen, meist wachsenden nachbarlichen Wurzeln (auch Knollen genannt, in Abturgung des geistlichen, also hochlandischen Wortes Namens (*acacanthos*) schneiden sehr angenehm auf die Weindürre beruhen aus ihnen durch Gärung mit Salz ihren Mochy (*Marmoda* der Portugiesen), ein sehr schmeckendes brauendes Getränk, welches sich über fünf oder sechs Tage hält. Die Wurzeln sind in manchen Ländern Amerikas, z. B. Brasilien, mit Mais die Haupt-nahrung der Arbeiter und werden in vielen Ziergärten angebaut, weshalb sie auch für unsere Kolonien zu empfehlen sind. Nicht minder wichtig ist eine nahe Verwandte der eben genannten Pflanze, nämlich die Jalousie-Trichterwinde (*Ipomoea purga* Hayne oder *J. Jalapa* L.) aus Mexiko, eine ausdauernde Pflanze, deren fadenförmige Wurzelnknollen als *Radix jalapae* ein sehr heilvolles Heilmittel geben, auch zur Anfertigung von Pillulen purgantes und einem medizinischen *W.* (*Panis laxans*) verwendet werden, weshalb auch die Pflanze zum Anbau im tropischen bzw. subtropischen Afrika bestens empfohlen sein mag.

Waldmeisters Einzug.

Zur Zeit, wo uns Schnee und Eis verläßt und z-iger Waldesduft uns hinanzuflutet, mit vollsten S- draußen neuen Lebensodem zu trinken und auszu-atmen und Erde zu weichen, da grüßen uns wieder knospenreichen Bäumen Waldmeister und Maiglöckchen, Herold im Triumphzuge die segensreichen jungen K- linge. Waldmeister grüßt die deutschen Wälder in Jünglinge, Maiglöckchen die deutschen Frauen und Ju- frauen. Insondere deutsch sind diese lieblichen Frühling-boten, und sie teilen sich mit der deutschen Zanne — der Weibhadscheime — in den seltsamen Braut, umhüllt in hohen Wäldern und heißen Süden an deutschen und deutsche Sinnigkeit zu mahnen und bezaubern in der Fremde zu frägen; vor allem aber bringen ihre traute Heimat in den allerersten Gedächtnis. Waldmeister teils getrocknet, teils als Pfanz — ein- des Gefäßes — zur Erhaltung seiner Kulturform in weite Welt, so geht dagegen Maiglöckchen als pflanzen- fähig in der preislichen Provinz Sachsen eine große Maiglöckchenkultur, welche die Morgen-Länder ein- faches Härtchen darüber wird unsere Zeit gen- eilen. Im Oktober, wenn der Sommer am Ende hat, beginnt in der alten Vaterstadt Wittenberg, in Erfurt und Quedlinburg die Ernte der Maiglöck- keime. Die Wittenberger Reime werden von allen K- nern und Gärtnern bevorzugt und besser bezahlt als andere. Eigentümlich ist es, daß sich die Kultur nur wenigen Orten und noch seltener mit solchen Ertr- gen in Wittenberg, ermöglichen läßt, und auch dort nur auf die Schlotvorstadt beschränkt, deren überaus barer, mit Sand gemischter Moorboden sich dazu eignet. Erst vor etwa zehn Jahren ist es ge- wesen — wenn wir nicht irren, durch die Gedächtnis — dort eingeführt, wo man jetzt selbst einen G- Maiglöckchenbeet bald von größerer, bald von ge- Ausdehnung sehen wird, während der größten K- Feder bis zu fünf Morgen mit Maiglöckchen be- Die Kultur ist hier eine zweijährige, in geringerer zu sind drei Jahre notwendig, am blühenfräftig zu er-zielen; doch werden die unreifenwilligen dreijähr- zu üppig. Hauptnischlagstelle für Maiglöckchen Berlin; die dortigen Großhändler schicken schon im Jahr und im Sommer mit den Züchtern über die

Produktion des nächsten Herbstes ab; Wittenberg hat schon im März nichts mehr abzugeben für den nächsten Winter. Von Berlin aus, wo Anfang Oktober die ersten Einfuhren der Rüben eintreffen, gehen die Reime nach allen Richtungen, nach Frankreich, Italien, den nordischen Ländern, besonders Rußland, vorzugsweise aber nach England und von da nach Nordamerika. Dort werden die Reime wieder der Erde anvertraut und treiben schneller oder langsamer, je nachdem wann sie ihre wahren Wurzeln im fruchtbarsten Boden der Menschen darbringen sollen. Waigolden bilden den beliebtesten Schmutz auf dem Weihnachtsbäume der vornehmen Häuser in Rußland. Wenn der Schnee draußen knirscht und die Giebeln der Häuser tragen, wenn die Schellen der Schlitten in jeder Gasse durch die Straßen klingen, dann läßt unter dem kahlen Tannenbaum im hellen Lichtschein das kalte, deutsche Waigolden den heiligen Christabend in voller Blütenpracht ein, leise flüsternde Zweigspitzen halb mit dem kummern nördlichen Eiseiseln, dem es erzählt ein wundervolles Märchen von dem sonnigen deutschen Frühling, der es zur Zeit in den heimatischen Wäldern wachst und ihm den Bräutigam geleitet, den lustwandenden, langgestreckten Waldmeister.

Unsere Reisezeitung.

Von

F. W. Soukup.

Kurzer und Neuestes über den Kaukasus. Durch die vorjährigen Ereignisse im kaukasischen Hochgebirge und die darauf gefolgten Berichte und Erörterungen in Fachzeitschriften ist dieses, bis nun im allgemeinen weniger beachtete Gebirge mit einemmal in den Vordergrund des Interesses gerückt worden. — Wir haben in der letzten Nummer unserer „Reisezeitung“ von einer Beschreibung des Kaukasus, dem einen der zwei bekanntesten Gebirge des Kaukasus, der zweite ist bekanntlich der Elbrus, durch Olfenotz genommen. Wir sind heute in der Lage, zu diesem interessanten Thema weiteres zu bringen. Der bekannte Reisende M. v. Döbner in Budapest veröffentlicht in der „Mitte d. D. u. Ost A.“ einen Aufsatz, der uns zunächst auf einige Arbeiten der jüngsten Zeit, die auf den Kaukasus Bezug haben, hin. In dem Werke „Der Kaukasus und seine Völker“ von R. v. Erdt findet sich eine sehr richtige Ausführung. Der Verfasser sagt nämlich darin, daß unter dem Namen Kaukasus im gewöhnlichen Leben etwas Doppeltes verstanden wird, d. h. es werden zwei nicht ganz identische, mit diesem Namen verbundene Begriffe nicht gehörig unterschieden, und zwar der Kaukasus als Gebiet oder Landschaft und als Gebirge oder Gebirgsland. Das Hervortreten dieses Unterschiedes ist nur zu wichtig. Der Verfasser sagt in schöner Sprache: „Der Gebirgsrücken des Kaukasus ist die Kette der kaukasischen Welt, das Knochengestütz für die Natur der Landschaft, der Kern zum Fleisch und Blut der Bevölkerung.“

Eine höchst wertvolle Bereicherung hat die Kaukasus-Literatur durch die neueste Publikation des Dr. Gustav Hildebrand erhalten, welcher mit seinem „Aus den daghestanischen Hochalpen“ die geographische Kenntnis des östlichen Teiles der Kaukasus-Kette in ihrem Kammthale vom Schachdagh zum Duzlu und Bogos wesentlich fördern wird. Wohl am meisten wird die Alpenisten das im „Alpine Journal“ veröffentlichte Tagebuch einer 1887 unternommenen Reise im jenseitigen Kaukasus des Herrn D. W. Freyhold, Oberstleutnant der geographischen Gesellschaft in London, interessieren. Freyhold hat sich unvergängliche Verdienste um die Erforschung des kaukasischen Hochgebirges erworben. Als der zwei von Freyhold im Jahre 1887 überflossenen Gebirgszweigen ist jetzt die Zahl der von Reichenberg besprochenen Übergänge über die Kette, welche zwischen dem West- und dem nördlichen Kaukasus steht, auf sechs gestiegen und zwar wurden zum erstenmal überflossen: 1888 der Dargulifurtenpaß von Freyhold, Moore und Zuder, 1884 der Dschikopaspaß von Dschikopaspaß und der Zuber-Dschikopaspaß von Döbner, 1887 der Darg-Mestopaspaß und der Darg-Mestopaspaß von Döbner und Freyhold.

Der Gottesglaube der Neger auf der Goldküste. Der Missionar Schmid in Aburi teilt hierüber im „evangelischen Heidenboten“ folgendes mit. Die Eingeborenen unterscheiden sehr bestimmt zwischen Gott, dem Schöpfer und Erhalter der Welt, und den von ihm erschaffenen und ihm untergeordneten Geistern oder Dämonen. Was sie von Gott wissen, drückt sich in den Namen aus, die sie ihm geben. „Onyame“, zu deutsch „der Bräutigam“, ist die gewöhnlichste Bezeichnung. Außerdem nennen sie ihn den „Gewaltigen“ und den „Allmächtigen“, den „über alles Hinausragenden“, den „Schöpfer der Dinge“ u. s. w. Zeit uralter Zeit aber sieht Gott mit Menschen nicht in unmittelbarem Verkehr, und eben deshalb sieht sich die Neger veranlaßt, ihm durch Opfer und Gebet oder sonstige ihre Verehrung zu bezeugen. Aber die Liebe zu Gott, noch die Furcht vor ihm macht sich im Leben der Neger als eine bestimmende Macht geltend. Doch sehen Spuren von Gottesfurcht nicht ganz. Wenn zwei miteinander eine böse That planen, so schaut die eine im letzten Augenblick noch einer von ihnen an und gibt als Grund an: „Willst du Onyame“, d. h. „Ich fürchte Gott.“ Uebrigens sind die Gedanken und Vorstellungen über Gott bei den Negern sehr verschwommen. Nach dem einen ist Gott das sichtbare, sichtbare Himmelsgebäude, das sich über Erde und Meer ausbreitet, nach dem andern ist der Himmel nur „Gottes Angesicht“. — Daß

Gott den Menschen Böses zufüge, Unglück und Leiden schicke oder sie gar um ihrer Sünden willen strafe, das traut ihm im Grunde niemand zu. Er ist vielmehr der Güte und Barmherzigkeit, der sich namentlich der Unterdrückten und der Vertriebenen unter seinen Geschöpfen annimmt. Diese Anschauung kommt in vielen Sprichwörtern zum Ausdruck.

Die Indianer Kanadas. Der Generalinspektor für Indianerangelegenheiten in Kanada, Dewdney, beantwortet in seinem kürzlich ausgearbeiteten Berichte über das Jahr 1888 die Weiterverfolgung der bisher eingehaltenen Politik, die Indianer nach und nach mit der übrigen Bevölkerung zu verschmelzen. Dies wird hauptsächlich dadurch zu erreichen gesucht, daß man sie in Ackerbau und Handwerken unterweist und den Sinn für sesshaftes Leben und Häuslichkeit in ihnen zu wecken trachtet. Die günstigsten Resultate wurden in dieser Beziehung bis nun mit den Indianern in Ontario erzielt. Die Gesamtzahl der Indianer im Jahre 1888 war 124 589.

Aus Aquila in den Abruzzen werden heftige Erdbeben gemeldet. Die bald in schwächeren, bald stärkeren Erschütterungen, fast ununterbrochen seit etwa einem Monate andauern. In den höher gelegenen Stadtteilen sind die Stöße weniger heftig wahrnehmbar. Die geringste Bevölkerung hat die Gefahr verlassen und sammelt sich auf den freien Plätzen an.

Auf dem Gaisberge bei Salzburg, welcher von der Gaisbergbahngesellschaft angekauft worden ist, soll durch diese Unternehmung eine Anzahl von Hotels nach einem eigenen Plane neu errichtet, resp. umgebaut werden und so soll auf dem Gaisberge ein Establishment entstehen, welches mit der Zeit gleich dem Rigi, vom internationalen Reisebublikum besucht werden wird.

Eine Fahrpreisermäßigung für Bergführer im Umfange von 50%, haben die Generaldirektion der österreichischen Staatsbahnen, sowie der Südbahngesellschaft über eifriges Bemühen der alpinen Vereine gestanden.

Tour- und Retourkarten für weitere Distanzen zu sehr ermäßigten Preisen für die Zeit vom 1. Mai bis 30. September einzuführen, hat die k. k. priv. Südbahngesellschaft beschlossen. Dieses neue Zugeständnis der populären Bahngesellschaft wird in den Kreisen der Bergführer sehr begrüßt, da der Sommerfriseur gewiß sehr sympathisch aufgenommen werden.

Das Oberammergauer Passionsspiel wird im künftigen Jahre, nach einem Zeitraum von 10 Jahren, wieder in wenig veränderter Form zur Darstellung gelangen.

Aus dem Isergebirge (Böhmen), wird von der furchtbaren Not der dortigen Waldbewohner, hervorgerufen durch den steten Rückgang der in diesem Gebiete heimischen Glasindustrie, berichtet. Schleunige Hilfe thut dringend not. Der Stadtrat von Glatz hat sofort eine Sammlung zur Unterstützung der Bedürftigen eingeleitet und werden freundliche Gaben an denselben erbeten.

Die originellen „Hörnerstiegenfahrten“, die seit langer Zeit von den Bergen des Riesengebirges herab ausgeführt werden, sind infolge des Schneesalles als ein neuer Sport auch in der wägenen Gegend eingeführt worden.

Die neue Alpinbahn von Jenbach zum Ahensee (Tirol) ist im Bau bereits so weit vorgeschritten, daß die Eröffnung zum 1. Juni d. J. zu erwarten ist.

Die Geographische Schwedens sind nach den langjährigen Forschungen von Dr. Svenonius, über welche dieser kürzlich der geographischen Gesellschaft zu Stockholm berichtete, viel bedeutender, als man bisher gewöhnlich meinte. Sie zerfallen in etwa 20 verschiedene Gruppen, welche sämtlich zwischen 67 und 68½° n. Br. liegen; ihre Gesamtzahl beläuft sich auf mehr als 100 und sie bedecken eine Fläche von mindestens 400 qkm Inhalt. Die größte Gletschergruppe ist die Sorstgrupp, deren Gletscher zwischen 65 und 75 qkm Fläche bedecken. (Glabert, „Der Tourist“).

Ausgeführte Wintertouren.

Gratkopf (2415 m) 25. Dezember v. J., Zirk; 10 St. Nadelegab (2613 m) 2. Januar d. J., Waltenbergerhaus — Oberdorf; 14 St.

Zugspitze (2910 m) 26. Dezember v. J., Ehrwald; 9 St. Sonntagshorn (1962 m) 19. Januar d. J., Sofer; 14 St.

Gestorben. Carl Deschmann, als Gletscherforscher für Krain bezeugt, am 11. März 1889.

Periodische Literatur. „Mitteilungen des Deutschen und Oester. Alpenvereins“ Nr. 4, 5. „Oester. Touristenzeitung“ Nr. 5, 6. „Der Tourist“ (Berlin) Nr. 18. „Globus“ Nr. 11, 12. „Glückauf“ (Organ des Erzgebirgsvereins) Nr. 2. „Mit-

teilungen der geographischen Gesellschaft zu Jena“, Band VII, Heft 3 und 4.

Ein neuer Muskelfärker.

Die mangelnde Muskelbewegung gilt nach Aussage von Ärzten als die Quelle zahlreicher Erkrankungen und Funktionsstörungen. Gelährte, Beamte, alle die besser situierten Frauen, die es — Gott sei Dank! — nicht nötig zu haben glauben, selbst Hand anzulegen, leiden infolge mangelnder Muskelthätigkeit eminenten Schaden an ihrer Gesundheit; Nervosität, Zitterbewegungen, Podagra, Herzverrückung treten ein und alle Kunst der Ärzte, Baderen und Massage erwiesen sich in den meisten Fällen nutzlos, wenn dem Organismus nicht durch eine Art hygienischer Arbeit geholfen wird, die die Muskelkraft hebt, den Fettanlag beseitigt, die Respiration fördert.

Es ist das große Verdienst eines jungen Wiener Arztes, des Dr. Gustav Gärtner, einen Apparat erfunden zu haben, der besser als Reiten, Turnen, Schwimmen, Bergsteigen und alle sonst zur Kräftigung empfohlenen Kuren auf die Muskelthätigkeit einwirkt; es ist des der Ergo-stat, zu deutsch Arbeitssteller, eine Maschine, die in jeder Wohnung plaziert werden kann und sich ihrer hygienischen Vorzüge wegen überraschend schnell eingeführt hat.

Dr. Gärtner steht auf Seite derjenigen Ärzte, die die physische Arbeit als eines unserer größten Heilmittel ansehen; sein Ergostat basiert auf der Anschauung, daß die großen und kräftigen Körpermuskeln durch eine andere Bewegung, als sie Reiten, Schwimmen, Bergsteigen u. s. w. gewöhnen, intensiv getätigt werden müssen; das Bergsteigen beispielsweise ist eine Arbeit, die fast ausschließlich von der Muskulatur der Untere Extremitäten aufgebracht wird; das Reiten ist für den Geistes schon keine Arbeit mehr, beim Turnen werden vielfach nur die oberen Körpertheile angekräftigt, der Ergostat will aber, indem er den Patienten die Kurbel drehen läßt, Kräftigung aller Körpermuskeln bewerkstelligen. Es ist durch tausendfältige Erfahrung erwiesen, daß ein Mensch an seiner anderen Vorrichtung mit solcher Leichtigkeit große Arbeitsleistungen aufbringt, wie an der Kurbel. Die Kurbelarbeit hat den seither noch nicht genug gewürdigten hygienischen Vorteil, daß die größten Muskelmassen des Körpers, die Muskeln der Wirbelsäule, der Hüften angekräftigt und getätigt werden.

Die Muskulatur aller vier Extremitäten greift unterstühend ein. Der Mensch legt sich zunächst auf die Kurbel, wobei neben der Wirkung seines Körpergewichts auch die Muskulatur der Vorderfläche des Bauches und die Beuger des Hüftgelenkes in Thätigkeit geraten; dann aber erhebt er sich und die Kurbel mit Hilfe der Stütze und des Hüftgelenkes. Die Muskeln der Arme werden während jeder Umdrehung ebenfalls angekräftigt, ohne gerade die relativ schwache Muskulatur der Vorderarme und der Hand über Gebühr in Anspruch zu nehmen.

Ein großer Vorzug der Arbeit an der Kurbel ist auch darin zu finden, daß sie keinerlei Gefährlichkeit erfordert, also von jedermann geleistet werden kann. Die Kurbelarbeit bewirkt ohne Einwirkung der Atmungsorgane eine rhythmische Veränderung des Brustkastens, da unwillkürlich die Atmung in Uebereinstimmung mit dem Rhythmus der Drehungen gebracht wird. Die durch die Arbeit am Ergostat erzielte Ventilation ist um so ausgiebiger, da die schwere Arbeit das Sauerstoffbedürfnis wesentlich erhöht.

Hat sich der Ergostat durch diese Vorgänge allen jenen, die an Atemnot, Asthma u. s. leiden, förderlich erwiesen, so noch weit mehr den von übergroßer Körperfülle Geplag-



Muskelfärker.

Wetterologische Berichte aus den Ostalpen (Januar 1889). Zusammengefaßt vom Deutschen und Oester. Alpenverein.

Station	Luftdruck			Temperatur			Niederschlag — Menge des Monats in mm
	Mittel	Maximum	Minimum	Mittel	Maximum	Minimum	
	mm	mm	mm	° C.	° C.	° C.	
Vindau	—	—	—	—2,49	+5,4	8.	—9,1
Wendelsteinhaus	617,94	926,8	28.	—5,41	+4,8	18.	—15,4
Wolfsheim	726,6	736,5	28.	—3,3	—6,7	31.	—14,2
Fraunheim	712,2	721,0	28.	—4,0	—7,7	31.	—14,0
Zugspitze	727,6	739,6	28.	—1,8	—4,0	30.	—12,2
Untersbergshaus	618,62	627,7	28.	—5,0	—3,4	17.	—16,2
Frieden	701,9	710,07	28.	—4,2	—2,0	11.	—11,7
Reichenau	721,9	730,5	28.	—3,0	—4,0	31.	—11,5
Toblach	662,0	671,0	28.	—7,5	—1,0	1.	—22,0
Alpenfurt	727,37	737,2	28.	—5,88	—2,4	21.	—19,4
Gochobitz	593,0	601,5	18.	—8,1	—0,9	1.	—20,2

ten. — Es zeigte sich, daß fast in allen Fällen die Einwirkung der körperlichen Arbeit in das gewohnte Tagesverhältnis genügt, um eine sehr energische Entfaltung mit Gewichtsabnahme von mehr als 1 kg in der Woche zu bewirken. Die Patienten brauchen sich, um diese Gewichtsabnahme zu bewirken, durchaus nicht in ihrer Diät einzuschränken; sie spüren sehr bald, daß der Herzschlag kräftiger, der Puls voller wird, daß die Atmung leichter von Statten geht. — Ein dankbares Publikum hat sich der Ergostat ferner in Kreisen der Nervenkranken erworben. Uebereinstimmend wird von all diesen Patienten berichtet, daß von dem Tage an, wo die Ergostatarbeit begann, die schlaflosen Nächte aufhörten und ein erquickender, fester Schlaf sich einstellte.

Ein nicht zu unterschätzender Vorteil des Ergostats ist ferner, daß er Schlaf und Verdauung vorteilhaft beeinflusst, die Zirkulation des Blutes beschleunigt, Stauungen und Hämorrhoidalbeschwerden hebt. Menschen, die angestrengt geistig arbeiten, infolgedessen oft an Kongestionen leiden, sehen nach andauernder Gehirnthatigkeit die Arbeit am Ergostat als eine Wohlthat an, die wesentlich zur Hebung der ungeschwächten Funktionstätigkeit des Gehirns beiträgt. — In England geht man bereits daran, den Ergostat zur Heilung von seitlichen Verkrümmungen der Wirbelsäule anzuwenden. Es ist klar, daß die richtige Verwendung des Apparats eine kräftige Entwicklung der Wirbelsäulenmuskulatur herbeiführen und damit das Entstehen jener gefährlichen Verkrümmung hintanhaltend muß.

Obwohl die Erfindung noch neu, sind bereits mehr als 800 Apparate nach aller Herren Länder verschickt worden. Wer einmal den Segen der Arbeit am Ergostat kennen gelernt, möchte ihn um keinen Preis verlieren. Die Firma Walder, Wagner und Wenda, f. f. Hoflieferant (Wien), hat das Patent erworben und diese treffliche Erfindung dem großen Publikum zugänglich gemacht. Wie seiner Zeit Professor Bod sagte: „In keinem Familienzimmer sollte ein Turnapparat fehlen“, so möchten wir heute sagen, daß in keiner Familie, in der man auf rationelle Gesundheitspflege hält, der Ergostat fehlen dürfte. — Geheimrat v. Hübner sagte jüngst in einem Vortrage, den er im chemischen Hofsaal in München hielt: „Ich bezweifle nicht, daß der Ergostat zum Wohle der Kinder eine bedeutende Vergrößerung erfahren wird. Wer sein Gehirn viel anstrengen muß, seine Gelegenheit hat zu größeren Muskelarbeiten, wie Bergsteigen, Gartenarbeit, Schreinererei, Holzspalten, würde mit dem größten Vorteil einen solchen kleinen Apparat gebrauchen, der billig ist, in jedem Winkel Platz hat und eine vortreffliche Entlastung des Gehirns und der Nerven bewirkt.“

Im Frühling.

(Zu dem Frühlingbild von H. Darnaut.)

Wenn der Schnee aus den Thälern und Hängen weicht und nur da und dort noch in schattigen Halden und Schluchten langsam der Sonne weicht, welche seit der Tag- und Nachtfröhen etwas mächtiger geworden, dann lacht es den Menschen ins Freie, um den Genuß des Frühlings auf Schritt und Tritt zu belohnen. Mit der ganzen belebten Natur fühlt sich der Mensch auch neu be-
lebt, in seinen Kräften erfrischt, in seiner Stimmung er-

heitert, das Herz erleichtert und von Thatkraft geschwellt, Geist und Körper von einer regen Empfindung wohliger Daseinsfreude durchdrungen. Schon der erste Schritt hinaus in den Garten zeigt uns die ersten, bald schüchtern bald kräftigen Regungen neuen Lebens: die noch entblätterten Gewächse bekommen Farbe und schwellen ihre Knospen. Riesenwurz, Schneeglöckchen und Seidelbast entfalten ihre Blüten, die Sahlweide und der Haselnußstrauch zeigen ihre Köpfe, die Kornelkirsche ist im Begriff ihre gelben Blüten zu entfalten, Krokus, Hyacinthen, Tulpen und Narzissen reden ihre Spikes aus dem Boden, alle immergrünen Gewächse zeigen eine kräftigere Färbung. Die Bienen fliegen aus, die Vögel zwitschern und bereiten sich zum Nestbau, und in den Teichen zeigen sich die ersten Frösche. Ueberall sproßt und ringt neue Lebenstätigkeit. Es zieht den fühlenden, denkenden, empfänglichen Menschen

uns der Zeichner unseres vorstehenden Bildes mit wenigen Strichen eine so traute und anschauliche Skizze zu geben gewagt hat, macht einen tiefen und wohlthuenden Eindruck auf unser Gemüt. Wer aber diesen Eindruck noch vertiefen und die dadurch hervorgerufene Stimmung noch verstärken will, der wandle kurz vor Sonnenuntergang noch gemütlich durch den Wald oder dem Waldsaum entlang und versenke sich in die Natur. Dieser stille Frieden, dieses sanfte Säuseln der Wipfel, dieser frische Waldhauch, dieser mannigfaltige Vogelgeflatter, moos von der sinkenden Dämmerung allmählich Stille um Stille verhaucht, bis der Abendstern am Firmament aufleuchtet und das Jauchzen der Gule den Anbruch der Nacht verkündet und der ganze Wald sich in Dunkel und Schwingen hüllt — ein solcher Abendspaziergang ist für den Menschen von Gemüt und Naturgefühl ein unübertroffener Genuß und erfüllt ihn ganz mit jener goldenen Ruhe und jenem stillen Frieden, welcher aus dem ganzen Frühlingswehen so innig und mächtig in unserm Gemüte spricht.



Im Frühling. Von Hugo Darnaut.

mit Nacht hinaus aus dem Qualm der Städte, ins Freie, in Feld und Wald, in die weitere Flur, die, getränkt von der Winterfeuchtigkeit, ein emsiges Regen neuen Pflanzenwachstums zeigen und den Menschenleib ermuntern und herausfordern zur Bestellung der Felder. Schon leben wir den Landmann mit Flug oder Hade oder Spaten draußen in den Aedern, schon knabbern die Schafe auf dem Ager das junge Gras vom Rasen und die Enten gehen in die Felder um Schreden und Varnen und Wimmer zu suchen. Im Dorfe ist schon alles im Freien geschäftig, froh der engen dampfenden Stube entronnen zu sein; jung und alt erfreut sich des frischen Windes, welcher die Luft reinigt und den Ueberdruck der Feuchtigkeit aufsaugt, und achtet selbst des polternden Frühlingssturmes nicht, welcher hier und da noch leichte Schneeflocken oder Hagelförner daher trägt, mit denen der verdorrte Winter Abschied nimmt. Es ist als ob über der ganzen Natur eine neue besondere Stimmung liege, gemischt aus Frieden und Hoffnung, voll losender Versprechungen, welche der grünen Regen, die grüne Erde, die knospenreichen, der Blüte nahen Obstbäume, der säuselnde Wald uns entgegenbringen. Besonders der Abendfrieden, der uns auf dem Saum des Dorfes gleichsam umweht und von dem

bar. Saturn kommt immer früher in den Meridian und geht zuletzt schon um Mitternacht unter, so daß seine Sichtbarkeit beschränkt ist.

Unsere Kunstbeilagen.

Im vorigen Heft befand sich ein angeblich von Angler herrührendes Bild: „Zu Tode müd“. Diese Bezeichnung ist irrig und war durch eine falsche Buchung des betr. Stodes veranlaßt worden. In Wirklichkeit ist der Künstler ein Italiener Namens B. Guisano, der sein Bild „In sich gegangen“ getauft hat, was wir hiermit im Interesse des italienischen Malers und zur Ehre der Wahrheit mitteilen. — Unter unseren diesmahligen Beilagen mahnt Kellers tiefempfundene „Grabmalung“ an das heilige Osterfest. R. Wegschlag hat in dem Bilde „Lebenslust“ die Zeit des Frühlings auf sein Bild gesetzt und Natur und Menschen mit seiner Harmonie gutgemischt. Einen französischen Meister, A. Guisano, hat das Bild „Heimkehr vom Kirchgang“ zum Schluß, das sowohl in der Gesamtanlage wie in der Durchführung der Details den befriedigendsten Eindruck hervorruft.

Der gestirnte Himmel im Mai.

Mitte Mai glänzt gegen 10 Uhr abends das Sternbild des Bootes hoch am Südhimmel; östlich davon liegen Krone und Gefährtes und die Konstellation der Leier ist nun schon ziemlich hoch über dem nördlichen Horizont emporgekommen. Der große Bär steht im Nordwesten und neigt sich immer tiefer. Korpella ist im Nordwesten am Untergehen. Im Norden endlich steht am Horizont das Sternbild der Kassiopea. Wendet man sich von hier östlich, so kann man auch schon den größten Teil vom Sternbild des Schwan erkennen und ebenfalls einen Teil der Konstellation des Aries. Im Südosten endlich streift der Skorpion den Horizont und man erblickt dort den glänzenden Stern Antares.

Am 3. Monats in Erdferne, am 8. ersten Viertel, am 15. Vollmond, am 16. Neumond, am 21. letzten Viertel, am 28. Neumond, am 31. Neumond in Erdferne.

Merkur steht am Abendhimmel und lang gegen Ende des Monats gut gesehen werden. Venus geht der Sonne voraus, ist aber anfangs noch unsichtbar, später strahlt sie sehr hell. Mars bleibt unsichtbar. Jupiter geht anfangs um Mitternacht, später schon um 10 Uhr abends auf, wird immer besser sichtbar.

Im Kopf-Berbrechen.

Becher-Arithmoglyph.

1	2	3	4	5	6	7
2	6	8	9	3		
6	2	6	7	10		
8	11	7	3	2		
12	13	3	2	7		
14	6	15	16	3		
11	6	9	10	16		
	17	3	3			
17	5	11	3	2		
5	6	18	11	5	15	17

Wenn man die Zahlen der obigen Figur durch die entsprechenden Buchstaben ersetzt, so erhält man 10 Wörter, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, den Namen eines berühmten Komponisten und Virtuosen ergeben. Die Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, nennen einen berühmten Romanschriftsteller unserer Zeit. Die einzelnen Wörter bezeichnen:

1. Einen beliebigen Romanschriftsteller und Dichter um 1800.
2. Einen berühmten Geschichtsforscher.
3. Einen bedeutenden französischen Physiker.
4. Einen großen Strom.
5. Einen Kleinen.
6. Einen dramatischen Dichter unserer Zeit.
7. Einen alttestamentlichen, männlichen Namen.
8. Ein Gewässer.
9. Ein Sternbild des Tierkreises.
10. Einen berühmten Geschichtsschreiber.

Anagramm-Aufgabe.

aus je zwei Wörtern soll durch Umstellung der Buchstaben ein neues Wort gebildet werden. So wird aus:

1. Serben und Trug ein sagenberühmter Berg im Schlammergut.
2. Heu und Main ein Bad in Hessen.
3. Evans und Pija ein römischer Kaiser.
4. Harde und Sieg ein Vogel.
5. Ai und Hunger ein geeigneter Gau im deutschen Siedland.
6. Hut und Horn ein Teil des Auges.
7. Aline und Kestor eine politische Partei in Frankreich.
8. GOLF und Main ein Vogel.
9. Amiel und Fuder eine Operette von Strauß.
10. Reiter und Tang ein Vergnügungspfad der Berliner.
11. Kaki und Rand ein hoher Würdenträger.
12. Goer und Laon eine Zierpflanze.
13. Reiter und Lurm ein Vierfüßler.
14. Renal und Siam eine Weinorte.
15. Gran und Teil ein Musikinstrument.
16. Geld und Bruno ein deutsches Land.
17. Feder und Ulan eine südamerikanische Insel.
18. Anam und Aki eine australische Insel.

Charade.

(2 Silben.)

Das Ganze war das Ziel, das ich mir setzte;
Doch weil es auch das Erste war,
Braucht es das Zweite,
Was ich das Ganze erreicht. G. v. H.

Homonym.

Entkiesst du dem, was es dir sendet,
In ihm, so magst du Glück du sagen;
Auf Erden hast du's sonst vollendet,
Vollendet Freuden und auch Klagen.

Whist-Aufgabe Nr. 12.

A spielt mit dem Strohhmann. Carreau ist Atout.
Strohhmann hat: Carreau-Ah, Carreau-König, Carreau-Dame, Carreau-Bube, Carreau-10, Carreau-9, Carreau-8, Carreau-7, Carreau-6, Carreau-5, Carreau-4, Carreau-3, Carreau-2, Carreau-1.
A hat: Carreau-8, Carreau-7, Carreau-6, Carreau-5, Carreau-4, Carreau-3, Carreau-2, Carreau-1.
Wie sieht den Trid. Wie sahst und wie fielest du.

Silbenrätsel.

Folgende Silben sind zu 13 Wörtern zusammenzustellen. Wenn diese richtig geordnet, ergeben die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, den Namen eines den Lesern von „Vom Fels zum Meer“ schon mehrmals entgegengetretenen Schriftstellers, während die Schlusszeichen, in der Richtung von unten nach oben, einen seiner in dieser Zeitschrift veröffentlichten Aufsätze bezeichnen.

as ar aet ac ad di de en ee el er er em ev fie gh he hs it ke ka len lu me ma nh ng ne ne ni nd oe os p rb rh ri si tic us wacy zu

Die Wörter bezeichnen: 1. einen jauchenden Zuruf, 2. ein Oefonomiegerät, 3. einen deutschen Schriftsteller der Gegenwart, 4. eine Stadt im Rheinlande, 5. einen spartanischen König, 6. Stadt in England, 7. einen Fürstenschmud, 8. eine allgemeine Eigenschaft der Körper, 9. den Namen einer weiblichen Person, 10. einen italienischen Schriftsteller, 11. eine County der Grünen Insel, 12. ein sagenhaftes Ungeheuer, 13. eine Stadt in Frankreich.

Rebus.



Logogriph und Homonym.

Es gibt sich reich an krasen Widersprüchen:
Der eine strebt von ihm mit schweren Flügen,
Der andre möchte wohl Tag und Nacht drin weilen,
Der dritten sieht man rastlos es durchleilen.

Nun nimmt es noch ein Zeichen in sich auf,
So endet drin dein id'scher Lauf;
So mancher König ward schon drauf geschlagen,
Und Künstler hat's zu hauf getragen.

Willst du zum Schluss ihm noch ein Zeichen schenken,
Wirft du gleich an alte Zeiten denken;
Denn wer nicht Recht und Gottes Wort heut spricht,
Der braucht das ganze Jahr es nicht.

Skat-Aufgabe Nr. 37.

Bei einem Ruß-Grand hat A (Vorhand) die folgenden Karten: Treff-Bube, Pique-Bube, Treff-Ah, Treff-König, Coeur-10, Coeur-König, Coeur-7, Carreau-Ah, Carreau-10, Carreau-8.

Die Karten sitzen für A so einflussig, daß er in seinen Stichen 92 Points mehr erhält als die Gegner. Im Skat liegen zwei leere (nicht zählende) Karten.

B hat in seinen zehn Karten 4 Points mehr als C. Wie sind die Karten verteilt? Wie ist der Gang des Spiels?

Füllrätsel.

	i	*	*	o
	l	*	*	e
	s	*	*	m
	r	*	*	i
	o	*	*	o
	s	*	*	r

Wohnort des artistischen America. 4. Ein hervorragender Maler des 19. Jahrhunderts. 5. Ein berühmter englischer General. 6. Ein alttestamentlicher männlicher Name. 7. Ein Fest. 8. Ein Stein.

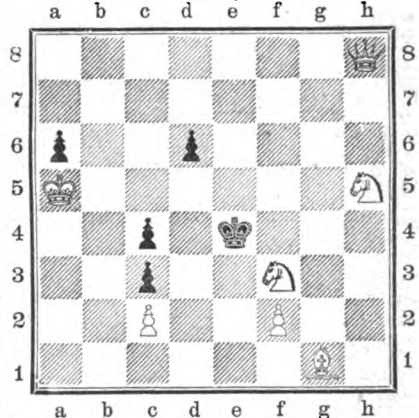
Homonym.

Wären es meine Töchter bereits, sagte ein Familienvater, meine Miene wäre es nicht.

Schachaufgabe Nr. 59.

Von H. Pauli in Bieslar.

Schwarz.



(7 + 5 = 12.)

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Schachaufgabe in Typen LI.

Von Fr. Herben in Eittard.

Weiß: Ke2, Td4, Ld8, f7, Se3, Bb4.

Schwarz: Ke5, Bd7.

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung von Nr. 58.

1. Tf2-e3 e6-e5 1. Ke4-d1
2. d2-d3+ Ke4-d1 2. Tf2-f1+ Kd1-e5
3. Sc1-e2+ 3. Tf1-d3+.

Lösung von Nr. L.

1. d3-d4 Kd5-d1 1. S zieht
2. Dh6-d6+ 2. Dh6-c6 oder e6+.

Eingelaufene Lösungen.

XLIX wurde gelöst von Dr. Walz in Heidelberg, Paul Heubauer in Chemnitz, Nr. 56 von Dr. Walz in Heidelberg, Dr. Friedrich in Berlin.

Domino-Aufgabe Nr. 11.

A, B und C nehmen je acht Steine auf. Vier Steine, darunter zwei mit der einen Hälfte blank, bleiben verdeckt im Talon. Es wird nicht gekauft. C hat auf seinen Steinen 10 Augen mehr als A, aber 10 Augen weniger als B.



A hat
A setzt Doppel-Vier aus und gewinnt die Partie dadurch, daß er sie bei der fünften Runde mit blank-Vier sperrt. B mußte bei der ersten und dritten Runde passen und setzte bei der zweiten Runde Doppel-Drei. C setzte vier Steine mit zusammen 31 Augen. Die Summe der Augen auf den 11 gelegten Steinen beträgt 80.
Welche Steine lagen im Talon? Welche Steine bezieht C? Wie war der Gang der Partie?

Auflösungen zu Heft 8, S. 277-279.

Wortkettenrätsel: 1. Kalibor, 2. Vorneo, 3. Ostade, 4. Dezember, 5. Bernini, 6. Ninio, 7. Verona, 8. Navarra, 9. Racine, 10. Nevada, 11. Daniel, 12. Gloria, 13. Nagusa, 14. Sadova, 15. Wabat, 16. Bria, 17. Anapa, 18. Panama, 19. Maria, 20. Algaia, 21. Agave, 22. Veranda, 23. Danae, 24. Evara. Charade: Ein Bild, Bildung, Einbildung. Homonym: Nüchtern. Logogriph: Nachtrabe, Nachtrab. Charade: Nüchtern. Dreifüßige Charade: Nutville. Rätsel: Zweifüßig. Logogriph: Geheiter, geheimer. Rebus: Karolinen. Logogriph: Ammutig, unmutig. Zahlenrätsel: Köhne (Mero, Gros, Rofe, Gris). Mönchsprung: Vom Fels befreit sind Strom und Bäche Durch des Frühlingss holden, belebenden Bild; Im Thale grünet Hoffnungsalid; Der alte Winter in seiner Schwäche Zog sich in rauhe Berge zurück. (Der Osterpaziergang aus Goethes Faust.)

Immerwährender Kalender.

(Zu der Erstbeilage in diesem Heft.)

Tafel I. Wochentag und Datum.

Zur sicheren Bestimmung eines Tages sind zwar drei Angaben ausreichend, nämlich Jahr, Monat und Monatszahl, man pflegt aber gern noch viertens den Wochentag hinzuzufügen; derselbe ist zwar überflüssig, wird aber doch in vielen Fällen gewinnhaft. Es entzieht daher häufig die Aufgabe: Zu einem gegebenen Datum den Wochentag zu finden. Zu diesem Zweck gibt es seit unendlichen Zeiten allerlei Hilfsmittel, Formeln und Tabellen. Die hier vorliegende Tafel I löst diese Aufgabe für alle Jahre der christlichen Zeitrechnung mit der größten Leichtigkeit und zwar ebenso wohl für den Julianischen, als auch für den Gregorianischen Kalender.

Die nötigen Anweisungen für den Gebrauch finden sich auf der Tafel selbst; man sieht z. B., daß das Jahr 1616 von 1. März an den Julianischen Sonntagsbuchstaben F und den Gregorianischen Sonntagsbuchstaben H besitzt; daraus ergibt sich weiter, daß der 6. April 1616 nach dem alten Stil (Todestag von Shakespeare) auf einen Dienstag — nach dem neuen Stile (Todestag von Cervantes) auf einen Samstag fällt.

Dieselbe Tafel ist auch zur Lösung der umgekehrten Aufgaben zu gebrauchen, nämlich zur Bestimmung von Jahr, Monat und Monatszahl, wenn jedesmal die drei anderen Elemente gegeben sind; doch haben diese Aufgaben im allgemeinen mehr als eine Lösung und können nur durch besondere Angaben oder zufällige Umstände eindeutig gemacht werden. So findet man z. B., daß im Juli 1885 die Monatszahl auf 6, 13, 20, und 27 fallen; — ferner, daß im Jahr 1886 nur der August mit einem Sonntag beginnt — endlich, daß es in diesem Jahrhundert nur noch zwei Jahre gibt, in denen der 24. Dezember auf einen Sonntag fällt, dies sind nämlich die Jahre 1893 und 1899.

Für die Zeit vor Christo ist die Tafel auch zu gebrauchen; man versteht dabei wie folgt: Die Jahreszahl aus der Zeit vor Christo subtrahiert man von der Zahl 701 oder 1101, oder 2101 u. s. w., überhaupt von einer Zahl, welche um 1 größer ist als ein Vielfaches von 7001; dadurch findet man die Zahl eines Jahres nach Christo, welches im alten Stil in Bezug auf die Wochentage genau mit jenem Jahre vor Christo übereinstimmt. Man sieht hieraus u. a., daß in der Zeit vor Christo die Jahre 1, 5, 9, ... (allgemein 4n - 1) als Schaltjahre zu betrachten sind.

Um ein Beispiel anzuführen, benutzen wir den ersten Schöpfungstag*, wie ihn der berühmte Chronologe Petavius angibt, nämlich den 26. Oktober 3981. Subtrahiert man diese Jahreszahl von 2101, so findet man 217, dieses Jahr nach Christo hat den Buchstaben K, und danach findet sich, daß der 26. Oktober ein Sonntag ist, wie es auch dem Molaischen Schöpfungsbericht entspricht. — Jean Paul, der im „Titan“ eine Gelegenheit benutzte, um vom Geburtstag der Welt zu reden, gibt ebenfalls auf Petavius sich berufend) fernerhin den 22. Oktober an, als den Tag, an dem die Welt auf die Welt gekommen sei.

Tafel II. Der Eiertovollmond.

Auch auf dieser Tafel findet eine doppelte Einstellung statt, die erste erfolgt mit Hilfe des Grusses X und gibt für jedes Jahr nach Christo die sogenannten „goldene Zahl“; — die zweite gibt auf der mittleren Spalte für jede goldene Zahl den zugehörigen Eiertovollmond, und zwar je nach der Stellung der Wochentage für den alten Stil (Julianisch) oder für den neuen Stil (entsprechend der in Rede stehenden Mondperiode). — Man findet z. B. für das Jahr 1827 die goldene Zahl 2, und danach als Julianischen Eiertovollmond den 25. März; der darauf folgende Sonntag ist nach Tafel I der 26. März; der Sonntagsbuchstabe des Jahres ist A. Eterni sel also im Jahr 1827 auf den 26. März; an diesem Tage wurde Kaiser Konrad II. zu Rom gekrönt.

Als Beispiel für den neuen Stil möge der Todestag des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen dienen; derselbe starb nämlich am Pfingstfest (d. i. gerade 7 Wochen nach Ostern) des Jahres 1840. Dies Jahr hat die goldene Zahl 17, also bei der Stellungszahl 3, den Eiertovollmond am 17. April. Der Sonntagsbuchstabe ist D, folglich ist Ostern am 19. April und Pfingsten 19 Tage später, d. i. am 7. Juni.

Auch die umgekehrte Aufgabe läßt sich mit Hilfe der selben Tafel lösen, man kann nämlich diejenigen Jahre bestimmen, in denen Ostern auf einen gegebenen Termin fällt. Zu diesem Zwecke muß man zunächst die Jahre aufsuchen, in denen der Eiertovollmond in die Woche vor dem gegebenen Datum fällt; allerdings ist man dabei immer auf einen gewissen Zeitabschnitt, etwa auf ein Jahrhundert, beschränkt. Man kann sich z. B. auf diese Weise leicht davon überzeugen, daß Karl von Weimar in seinem Leben nur einmal das Verlangen hatte, seinen Geburtstag am 1. Eiertovollmond zu feiern, nämlich in den Jahren 1866, 1877 und 1888.

Wer sich für den nächsten Neikalendar interessiert, kann hieran leicht noch manche andere Aufgabe aufstellen; z. B.: In welchen Jahren fällt Neukalendar auf Sonntag? Eine einfache Überlegung lehrt, daß dies nur dann geschehen kann, wenn Ostern auf den 25. April fällt, und dies geschah in unserem Jahrhundert nur einmal, nämlich im Jahre 1886.

*) Es erklärt sich dies dadurch, daß es ein Jahr 0 nicht gibt.

Für junge Mädchen.

Es ist allezeit Schriftsteller und noch mehr Schriftstellerinnen als dankbare Aufgabe erschienen, jungen Mädchen den Weg aus der Kinderstube ins Leben zu weisen und besonders das letzte Jahrzehnt hat uns von Eranes Preyer angefangen eine ganze Reihe von Werken besichert, die jene Aufgabe zu lösen versuchen. Jetzt stellt sich diesen Büchern ein neues zu unter dem Titel „Aus der Tochterstube ins Leben“ — herausgegeben von Amalie Büch (Stuttgart 1889, Teutische Verlagsgesellschaft), das in zwei Hauptabteilungen Antwort gibt auf die Fragen: wie soll ein Mädchen sein und was kann ein Mädchen werden? Die Herausgeberin, die sich tüchtiger Mitarbeit verdienste, von der aber doch die hübschsten Kapitel selbst herrühren, hat es verstanden, dem Charakter des Ganzen das Einheitliche zu geben und jedenfalls dankt ihr der Leser, daß die jungen Damen nicht mit leeren Abbildungen gelangweilt, sondern durch anziehende Plaudereien gereizt werden. Es sind weniger spezifische Angaben, als Anregungen und Gesichtspunkte, welche die Herausgeberin bietet, und gerade dadurch wird dem Buche der Charakter des Allgemeinlichkeits gewahrt, der nur zu leicht verloren geht, wenn der Herausgeber solcher Bücher seine Leserinnen mit Anekdoten und Wunderauszügen, Anekdöten und was dergleichen mehr in aufwartet. Das artet auch bei erstem Verlesen leicht in eitel Spiegelschmuck aus, während hier ohne alle Ausrüstlichkeit der junge Geist auf den rechten Weg geleitet, aber seiner Individualität es überlassen wird, die Anwendung des Gehörten für seine Verhältnisse zu machen. — Junge Mädchen, die gewöhnlich für einen eigenen Beruf zu wählen, möchten nur besonders auf den zweiten Teil verweisen, in dem die verschiedenen weiblichen Berufsarten behandelt, die Evidenzen sind, die sie voraussetzen, sowie ihre Glanz- und stehende Mängel dargestellt werden. Da ist man beherzigungswertes Buch zu finden. Für die praktische Seite dieses Buches möchten wir der Verfasserin für eine zweite Auflage die Bahlsen'schen „Mathische Kammer“ empfehlen, deren gerunde und verständliche Ausdrucksformen sich noch zur Verdeutlichung beitragen werden. Im ersten Teil dürfte der Abschnitt über die Feste eine Umarbeitung erfahren, besonders müßte das Verzeichnis der Feste erweitert werden oder ganz weggelassen, das den „Grundriss der Geistesgeschichte“ mit einem vieldeutigen „unter anderen“ beginnt und dem nichtigsten „andere mehr“ beilegt. Zu einem „Grundriss der Geistesgeschichte“ auch für junge Mädchen gehören doch wohl außer Aesthetik (Bildner), Schach (Zornmeter), John (Mozart), Springer (Napoleon) u. dergl. (ganz Romanen), ganz abgesehen von vielen Neuen, auch manche Dichter der klassischen Periode, bei deren Auswahl der Verfasser das betreffende Abschnitts besonders Widemad und Fast bewiesen konnte. Wir hätten dafür, unbeschadet ihres bedeutenden Wertes lieber John und Springer vermisst, die ohnehin kaum überall dem Verständnis junger Damen angemessen sein dürften. Den Reichtum des Buches macht ein gutes Namen-, vorzugsweise aber Sachregister, wodurch das Buch zugleich zum Nachschlagewerk wird. — Gediegene Ausstattung vereint sich mit dem guten Inhalt und so kann „Aus der Tochterstube ins Leben“ auch nach dieser Richtung hin mit Recht als vortreffliches Geschenkbuch für junge Mädchen empfohlen werden.

Fragen.

Was hat ein guter Witz mit einem Paar Solzschinken gemein? (Antwort: Ze teodener sie sind, desto besser klappen sie.)
Welches ist die Spitze eines Kreises? (Antwort: Der Landrat.)
Wozu sind die Hühneraugen? (Antwort: Damit die Hühner leben können.)
Wann hat das Streichholz Sonntag? (Antwort: Wenn es ausgeht.)
Welche Soldaten tragen die größten Helme? (Antwort: Die die größten Kröpfe haben.)
Welches weiche Säugtier kann hinten und vorn nichts sehen? (Antwort: Ein blinder Schimmel.)
Weshalb steht der Storch auf einem Bein? (Antwort: Weil er das andere bedrängten hat.)
Woran ist Wangel gebunden? (Antwort: Am Pariser Platz.)
Wo liegt der Ha'e am wärmsten? (Antwort: In der Pratschanne.)
Wo gibt es die meisten Soldaten? (Antwort: Beim Militär.)

Aus Küche und Haus.

Von

I. v. Pröpper.

Mai.

Premer Kalbspö. Man gebe eine Gerte in Pouillon, und wenn diese ein Stundchen gedieh hat, Blumenkohl, Mörtchen, Sellerie, grüne Erbsen, Petersilie, Girschen, Salz und Pfeffer dazu und laße es zusammen eine Viertelstunde kochen, thue nun einen hübschen, in Stücke geschnittenen Kalb hinein und ziehe, wenn dieser gar ist, die Suppe mit Girschen, süßem Rahm und Zitronensaft ab.

Italienische Zucken-Croquetten. Man dampfe eine gute Portion gerösteter und abgeseigter Zucken (Zverginge) mit Butter, Weißwein, Rahm und Zwiebel,

stöße sie dann fein und treibe sie durch ein Sieb; fülle längliche Croquetten davon, worin sie in verflüssigtem und Mehl um und brate sie in Butter.

Gratinierter Spargel mit Rauschfleisch. Man kochte 1 k schöne Spargel in gewöhnlicher Salz- aber nur halbwasser, lege ihn auf eine längliche Schale und übergehe ihn mit 1 l Rauschfleisch; überdecke mit 80 g geriebenem Weißbrot, Zwiebeln oder Petersilie, gebe 60 g Butter in Stücken darauf, drück es durch ein Sieb, im Ofen (Kocher) bei guter Hitze eine Viertelstunde und serviere in der Schüssel, mit Rauschfleisch, in 4 Scheiben geschnitten und mit Petersilie garniert, das Rauschfleisch. Man laße 20 g Butter bei Seite.

Hamburger Rauschfleisch. Man halte ein gutes, saftiges, etwa 3 k schweres Stück Rindfleisch stark kochendes Wasser, nehme es aber gleich wieder heraus und reibe es mit feinem Salz und etwas Salzpefe; koch und so lange, bis es ganz weich ist; thue es dann in ein sauberes Töpf, decke es zu und laße es vier Tage kochen, währenddessen man fleißig nachsieht, ob das Fleisch zu viel oder zu wenig kocht, welches nicht sein darf, und man kochte das Fleisch gleich braten muß, wodurch der Saft nicht zu sehr verdampt. Nach den vier Tagen wird es in Butter gebunden und vier Tage lang vollständig getrocknet. Es ist so hart wie Stein und ein ganz feines Fleisch, das Schinken, wo man diesen, aus einem Stück, so ziemlich der Größe der Mode gekommenen Trichinen, leicht nicht gerne essen möchte.

Garbierter Kalbschlagel mit buntem Rauschfleisch. Man durchschneide an der langen Seite die Haut und schneide vorsichtig die Haut darunter, so daß die Haut der oberen Seite sich löst; streiche dann mit einem breiten Messer die unten angegebene Fülle auf die Haut und nähe diese wieder zusammen, brate den Schlagel unter fleißigem Waschen mit braunem Fett und zuletzt mit 1 l kautem Rahm, etwa zwei Stunden und laße Rauschfleisch dazu reifen.

Zur Fülle habe man 80 g Butter, 125 g gewaschene Sardellen und zehn, im eigenen Saft eingeweichte Champignons ganz fein und vermische es mit einer halben Tasse weißem Pfeffer, ganz wenig fein abgeriebenen Zitronenschale und 75 g zu feinem Schaum geschlagenen Eiweiß.

Bunter Kartoffelsalat. Man schneide die kochten Mörtchen, Sellerie, rote Mörtchen, sowie laute Gurken in ganz feine Würfel, von jedem einen Gefäß voll, schneide auch von einigen hartgekochten Eiern das Weiße und die Hälfte der Dotter feinstmöglich, fuge auch ein wenig fein geschnittene Petersilie hinzu und mische es untereinander; streiche die übrigen Gewürze durch ein Sieb, vermische sie mit reichlich Del, halbsoviel Essig, ganz abgeriebenen Chutot, Salz, einer Prise Pfeffer und etwas Johannisbrotzucker, gebe die vorbereitete Anzahl dazu und das Ganze über die in der Schale gelegenen Mörtchen in nicht zu dünnen Schichten geschnittenen Kartoffeln aufschichten und schmecke sie damit.

Tauben-Auflauf. Man kochte, am besten am Vorabend, ein paar schöne, junge Tauben in lauem Wasser und bade, wenn man nun die Speise bereiten will, zwei Girschen, nur auf einer Seite hellgelb; lege sie auf einen auf den Boden einer Porzellan-Auflaufform mit einem mundgerechten Stückchen getrockneten Tauben, etwas zerbröckeltes, fein geschnittenes Rauschfleisch, Champignons, 2 k wenig Pfeffer und reichlich geriebenen Parmesan; decke es mit 1 l, mit vier Eiern verflüssigten Rahm darauf ab, bedecke es mit dem zweiten Auflauf, bestreue es noch etwas Parmesanpulver und bade den Auflauf drei Stunden lang.

Sagokuchen. Man wasche 125 g echten Zuckers in warmem Wasser und drück ihn mit feinem Mehl ab; laße ihn eine Viertelstunde darin stehen, dann nimm den festesten Theil und schütte ihn nun durch ein Sieb auf eine Schüssel. Unterdessen rühre man 125 g Zucker zu Schaum, gebe sechs Eigelötchen, den Zuckerschaum und einen Schüssel, worin Zitronen, vermischt mit 2 Stunden lang, wirge mit Zucker und Eiern und bestreue den Schnee von sechs Eigelötchen darunter, fülle es mit gebutterter und mit geriebenem Weißbrot bestreut, bade und bade den Kuchen schön gelb, stürze ihn um und in einer Sauciere Johannisbrotzucker dazu.

Proter Brot. Man bereite aus 1 k Mehl, 1 k Butter, zwei Eiern, fünf Dottern, drei Eigelötchen und sechs Eigelötchen Milch einen Teig und laße ihn gehen; stöße dann 1 k abgeseigter Mandeln mit 1 k Zucker und füge die klein geschnittene Schale einer Zitrone, drei Eier und vier Dotter hinzu; rolle nun den Teig in fingerdick aus, bestreue ihn mit der Mandelmehlschale, bestreue ihn mit fein geschnittener Zuckade, rolle ihn zusammen und forme ihn zu einem Kranz, bestreue ihn mit Butter bestreuten und in guter Hitze backe.

Gute Antwort.

Der alte Professor Tholud in Halle, der sowohl Theolog, als auch in Gemeinschaft mit Studenten, Spaziergänger zu machen und sie durch unerwartete Fragen zu überraschen und in Verlegenheit zu setzen.

Als er eines Tages mit mehreren jungen Studenten eine Straße in Halle passierte, fragte er einen der Studenten, während man einem alten baufälligen Hause gegenüberstand:

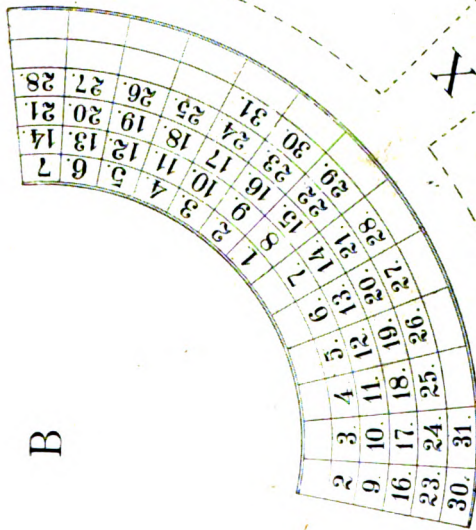
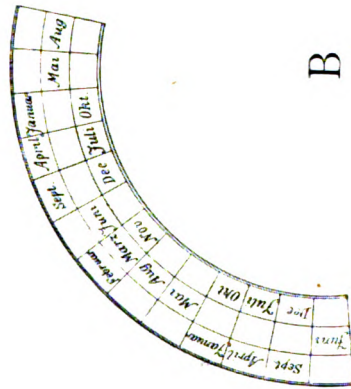
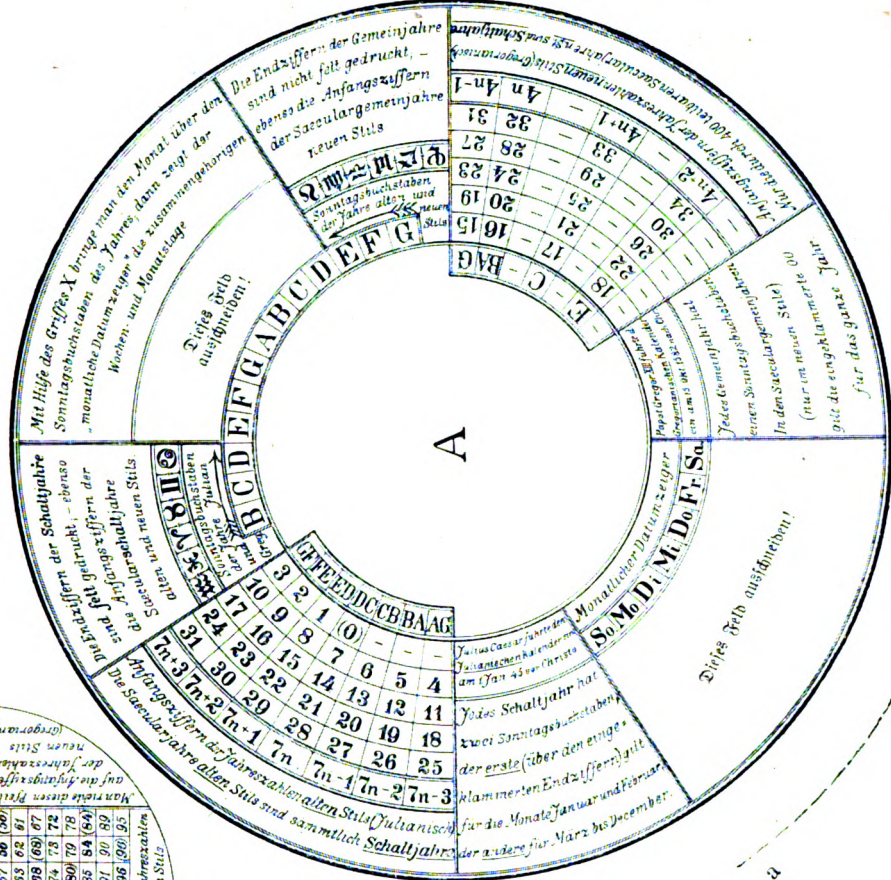
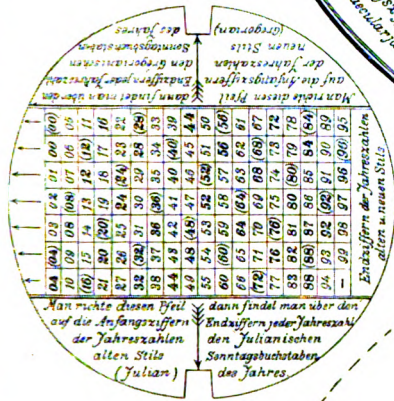
Immerwährender

Zusammenfassung

im untenstehenden Horizontalschnitt sind zwei Messungstafeln vom Waassenfluat; durch das eine wird ein Stiff gesteckt, der Kopf recht nach unten, das Stiffen dann darauf; dann folgt Pappschiffchen E; dann die große runde Scheibe B; dann die

Kalender.

Saupttafel A darauf, Griff X durchschicken; dann Pappschiffchen D; dann das andere Messungstafelchen; dann wird der Stiff abgekissen und umgenietet, aber nicht zu fest, der besten Drehung halber (wenn man zu fest vernietet, dreht sich mit der einen Scheibe auch die andere); endlich die ob. runde Scheibe mit Leim auf das ob. Pappschiffchen aufgelegt.



Die Mitte a-b ist durchzugeschnitten.

Obere runde Scheibe (Flainora)

„Was würden Sie sagen, wenn das Haus jetzt plötzlich einstürzte?“
Eine Zögern erwiderte derselbe: „Was für Einfälle doch mitunter so ein altes Haus haben kann!“

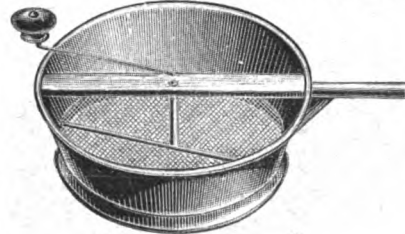
Eine neue Gemüsepflanze.

Vor einigen Jahren hat ein Herr Dr. Bressanone eine in China und Japan heimische Pflanze, deren botanischer Name *Stachys tuberosa* ist, nach Paris geschickt, da dieselbe eine ungewöhnliche Bedeutung als Gemüsepflanze besitze. Seitdem sind besonders in den auf dem Gebiete der Gartenkultur berühmten Züchtereien zu Paris Kulturversuche mit der Pflanze angestellt worden, welche die Erwartungen übertroffen haben. Im vergangenen Winter kamen bereits zahlreiche Knollen der Pflanze nach Berlin, wo sie die größte Anerkennung fanden. Die Pflanze, welche deutsch mit dem Namen Knollen-Ziest bezeichnet wird, treibt gleich unserer Kartoffel unter der Erde zahlreiche, jedoch gegliederte Ausläufer, an deren Enden knollenförmige, kurzgestielte Knollen entspringen, die freilich ziemlich klein sind. „Diese Kleinheit“, sagen die „Jas. Bl.“, denen wir diese Mitteilung entnehmen, mit Recht, ist allerdings ein Uebelstand, der aber gewiß durch mögliche Züchtungen gehoben wird, wie es auch bei der Kartoffel der Fall war. Von der Kartoffelknolle, dem weitverbreiteten Volksnahrungsmittel in unseren Flachländern, unterscheidet sich diese Knolle dadurch, daß sie nicht so lange Zeit aufbewahrt werden kann, sondern sie muß frisch als Gemüse zubereitet werden und besitzt dann einen überaus angenehmen Geschmack, der ungemein und während an Kaffeebohnen erinnert. Gerade dieser Umstand, wie auch die Reichhaltigkeit der Ernte und die geringen Ansprüche, die diese Pflanze an den Boden und an das Klima stellt, denn sie ist an allen Orten, wo sie bislang zu Kultur gelangte, sehr kräftig und gleichmäßig entwickelt worden, sichern derselben eine allgemeine Einführung bei den europäischen Kontinenten und eine ausgedehnte Verbreitung. Ueber den Nährwert dieser neuen Gemüsepflanze möchte ein Vergleich mit der Kartoffel eine brauchbare Uebersicht gewähren. Den Hauptbestandteil aller Nahrungsmittel bildet Wasser; die Kartoffel enthält davon im Durchschnitt 75,5%, der Knollen-Ziest fast dreifach, 74,2%. In dem Restteile, der Trockensubstanz, sind verschiedene chemische Körper enthalten, welche für die Ernährung in Betracht zu ziehen sind, so das Stärkemehl, die Proteinsubstanzen, die Fette und die mineralischen Alkali, deren Phosphorsäuregehalt von großer Wichtigkeit ist. Ausgutes und nicht als ernährendes Faktor zu verwenden ist die Holzfasern. Nun führt die Kartoffel an Stärkemehl 20,7%, der Knollen-Ziest 17,8%, erhitte an Proteinsubstanzen 2,0%, letztere 4,3%. Der Gehalt an Fett bewegt sich noch in auffallenden Verhältnissen: die Kartoffel hat 0,1%, der Knollen-Ziest 0,5% Fette, mineralische Bestandteile sind in der Kartoffel im Durchschnitt 1,0%, in dem Knollen-Ziest 1,8%, mit 0,3% Phosphorsäure enthalten. Die Holzfasern ist endlich in der Kartoffel mit 0,7%, in dem Knollen-Ziest mit 1,3% vertreten. Aus dieser vergleichenden Uebersicht erhellt der nächste Wert dieses neuen Knollengemüses auf den ersten Blick. Die Proteinsubstanzen, reich an Stickstoff, dienen zu einem Körper zum Aufbau und zur Erhaltung des Muskelgewebes und der Nervensubstanzen — die Zufuhr des Fettes hindert das Oxidieren, d. h. den Verbrauch der ausgebeizten Fettkörper. In beiden Beziehungen verleiht die chemische Zusammensetzung unseres Ziestes Gutes zu leisten; rein der Kartoffel fast gleichkommender Gehalt an Stärkemehl befähigt diese Pflanze im Verein mit dem hohen Wassergehalt, in gleicher Weise für eine günstige Anbahnung neuer Fettkörper in unserem Organismus zu sorgen, und der bedeutende Reichtum an Phosphorsäure, den die Wurzeln aufzuweisen haben, kommt der allgemeinen Ernährung vorzüglich zu statten. Mit der Verbreitung dieser überaus empfehlenswerten und vielversprechenden Pflanze kann dem Gartenbau nur gebührt sein. Allerdings müssen noch zahlreiche Züchtungsversuche und die verschiedenartigen Kreuzungen zwischen den europäischen Varietäten, welche sich bald an den einzelnen Standorten und Klimaten herausbilden werden, vorgenommen werden, um zu rationellen Ausbeuten durch die Züchter zu gelangen. Aber es sind alle Anlagen in dieser neuereingeführten Pflanze vorhanden, um derartige Erwartungen erfüllen zu können.“

Neues für unsere Hausfrauen.

Neues Mählied mit Rotationsbewegung. Zur Reinigung von Wadwert und Mähliedern wird das Mählied bekanntlich vorher fein geriebt, was bisher geschah, wenn man es mit einem Quirl durch ein Sieb rührte. Manchem nimmt aber dieses Durchrühren, wobei es sich besonders um das Zerdrücken der zahlreichen Mähliedstümpfe handelt, längere Zeit in Anspruch, andererseits staubt das Mählied bei dieser Arbeit in unangenehmlicher Weise. Das neue patentierte Mählied hilft nun diesen Uebelständen in jeder Hinsicht ab. Unmittelbar auf dem Drahtblech befindet sich eine, mittels einer Kurbel zu bewegendes Blechpaar; sobald das Mählied in das Sieb hineingehoben ist, legt man die Kurbel und mit ihr die Blechpaare in Bewegung, wodurch man das Mählied in kürzester Zeit durchsiebt und die in demselben befindlichen Klumpen als leichte Angeld. Da dies nur die untere Mählied bewegt wird, das höher liegende Mählied aber vollkommen ruhig liegt, so kann sich bei Be-

nutzung des patentierten Siebes auch nicht der geringste Staub entwickeln. Ferner sei darauf hingewiesen, daß das neue Gerät — wenn auch hauptsächlich für Mählied bestimmt, sich ebenso zweckmäßig zum Durchsieben von anderen Lebensmitteln wie Zucker, Schokolade, geriebenes



Neues Mählied.

Brost u. dergl. erweist. Die Ausführung des Mähliedes, dessen Wandung aus Weichblech und dessen Boden aus verzintem Drahtgewebe besteht, ist eine außerordentlich feste und übertrifft die der gewöhnlichen Saartische bei weitem, so daß solches auch nach dieser Richtung hin bestens zu empfehlen ist. Das Sieb wird in drei Größen und zwar mit einem Durchmesser von ca. 20, 24, 28 cm gefertigt und kostet 2,25, 2,75, 3,75 Mark.

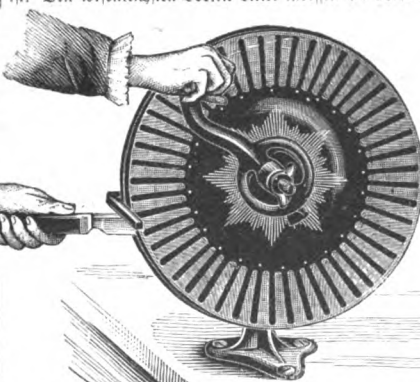
Neue Patent-Stahlbrautbürste. Zum Reinigen von Parkett-Fußböden bedient man sich bekanntlich vielfach zusammengebafter Stahlpäne, mit denen man auf dem Holz des Fußbodens umherfährt. Das Parkett wird hierdurch allerdings von dem darauf haftenden Staub und Schmutz befreit, indessen ist diese Arbeit eine äußerst umständliche und zeitraubende. Die untenstehende abgebildete Stahlbrautbürste zum Reinigen von Parkett-Fußböden erfüllt diesen Zweck weit besser und ist außerordentlich bequem und leicht zu handhaben. In der Form gleicht sie einer gewöhnlichen Schürbürste und besitzt lange stählerne Drähte, so daß sie der baldigen Abnutzung nicht ausgesetzt ist. Zweifelslos wird das kleine



Patent-Stahlbrautbürste.

Hausgerät gern von allen, welche bisher beim Reinigen des Parketts auf die vorerwähnte primitive Art verfahren, an Stelle der Stahlpäne eingeführt werden, da die Vorteile derselben klar ersichtlich sind. Der Preis der Patent-Stahlbrautbürste beträgt 4,50 Mark.

Neue englische Messerputzmaschine (The „Sun“, Knife Cleaner). Zum schnellen Reinigen der Tischmesser bedient man sich seit Jahren englischer Maschinen in Trommelform und erzielt mit denselben, wenn sie gut gearbeitet sind und meist recht zufriedenstellende Erfolge. Diese Maschinen sind indessen ziemlich teuer, so daß von ihrer Anschaffung häufig Abstand genommen wird und man billigere Apparate kauft, deren Qualität keine gute ist und welche ihren Zweck nur mangelhaft erfüllen, die Messer sogar häufig verderben. Die untenstehende skizzierte Maschine leistet nun trotz ihres immerhin mäßigen Preises außerordentliches, sie putzt nur ein Messer auf einmal, indessen mit solcher Schnelligkeit, daß binnen kurzer Zeit eine größere Anzahl vollkommen gereinigt ist. Den wesentlichsten Vorteil bietet indessen die überaus



Englische Messerputzmaschine.

einfache Konstruktion dieses Apparates, welche Reparaturen, die bei den bisherigen Maschinen so häufig vorkommen und meist recht kostspielig sind, fast zur Unmöglichkeit werden läßt. Die neue Messerputzmaschine besteht aus zwei stählernen, an ihren Außenseiten in Federn auslaufenden, runden Platten, welche am Munde mit Lederreifen versehen sind. Die stählernen Federn drücken diese letzteren

seit gegeneinander, so daß das Messer, welches man dazwischensteckt und mit dem Rücken der Schneide gegen den für diesen Zweck am Apparate angebrachten eisernen Stab drückt, aufs schnellste gepulvt und poliert wird. Neben der Kurbel befindet sich eine Feinregulierung, welche die Aufnahme des Schmirgelpulvers bestimmt ist, das sich von hier aus durch das Drehen der ganzen Fläche der Lederstreifen verteilt. Für den Gebrauch ist zu bemerken, daß das Messer, wie bereits oben angegeben, mit der scharfen Seite nach unten zwischen die Platten geschoben wird, wobei man dasselbe nur ganz langsam bewegt, während die Kurbel so rasch als möglich zu drehen ist. Der Erfolg, den man auf diese Weise erzielt, wird in jeder Hinsicht zufriedenstellen. Die neue englische Messerputzmaschine wird in zwei Größen und zwar in einem Durchmesser von ca. 36 resp. 28 cm gefertigt und kostet 33 resp. 22 Mark. Für Haushaltungen ist die kleinere Nummer im allgemeinen ausreichend.

Bezugsquelle sämtlicher Neuheiten: Königl. Hoflieferant G. Cohn, Berlin S. W., Leipzigerstr. 88.

Ein Dorf in der Eifel.

Das öde und unfruchtbare Plateau ist der nordwestliche Teil des niederrheinischen Schiefergebirges, von Mosel, Rhein und der belgischen Grenze eingeschlossen, eine verarmte, dünnbevölkerte, verkehrslose Gegend, obwohl seit 1871 durch die Eisenbahn Düren-Kall-Trier dem allgemeinen Verkehr nähergerückt. Die Landschaft dieser großwüchsigen Hochebene ist für den Geologen sehr interessant, aber nur teilweise malerisch, obwohl die vielen vulkanischen Bildungen und die vielen tief eingeschnittenen waldigen und felsigen Hälzer dem Gelände einige Mannigfaltigkeit geben und teilweise sogar hohe landschaftliche Reize entfalten. Ueber den Schiefer, welcher den Untergrund des ganzen Hochlandes bildet, über die Sandsteine und Dolomite lagern schladige Basalte und Trachyte und beugen im Verein mit den langhin sich erstreckenden Lavaströmen, den wasserführenden Kratern und kraterförmigen Höhlen, den sogenannten „Maaren“, daß hier einst vulkanische Kräfte thätig waren und das unterirdische Feuer zu Tage trat. Aber zwischen den fahlen Höhen und den waldigen oder felsigen Hälzern liegen auch einzelne, einfache, anpruchslos traumliche Dörfer, umgeben von einem dünnen Kranz mühsam erhaltener Obstbäume, und tragen den Stempel der Armut und Genußlosigkeit ihrer Bewohner; und eines dieser schönsten, beinahe weltlichen Eifelstädter führen wir unseren Lesern auf umhendem Holzschritt (S. 573) vor. Manche dieser Dörfer machen einen beinahe melancholischen Eindruck, und doch begrüßt sie der Wanderer als angenehmen Kontrast zu den zurückgelegten rauen und einsamen Strömen mit einer gewissen dankbaren Freude, sich wieder unter Menschen zu sehen.

Verkäuferin in Russland.

Der Kleinhandel im Umherwandern ist in Russland noch üblicher als bei uns und trägt wesentlich zur Belebung des Straßenverkehrs bei. Alle kleineren und direkteren Lebensbedürfnisse werden von umherwandernden Händlern und Hausfrauen unter lautem Anpreisen feilgeboten, denn der Russe hat einen angeborenen Handelsgeist und zieht jede Art des Verkaufs dem ruhigen Betrieb eines feststehenden Handwerks vor. Dieser lebhafteste Verkehr der Händler und Hausfrauen auf den Straßen verleiht dem Fremden eine willkommene Gelegenheit, einen Blick ins Volksleben zu thun und sich mit der schwierigen Sprache bekannt zu machen und die Typen des Volks kennen zu lernen. Schade, daß dieses Volksleben heutzutage nicht mehr so bunt und eigenartig ist wie früher, denn auch in Russland kommen die Volkstrachten immer mehr ab, weil die Armen sich nicht mehr in die selbstgewebenen Stoffe und die herkömmlichen Trachten kleiden, sondern denselben die erbetelten abgelegten Kleider der besseren Stände und die Kleider vom Trödelmarkt vorziehen. Selbst in dem heiligen Moskau, der russischen aller russischen Städte, die in so vielen Dingen ungemein konservativ ist, scheint die Volkstracht, namentlich beim weiblichen Geschlechte, noch ein Zeichen von einiger Wohlhabenheit zu sein und wird mit Eiferhaltung vorwiegend von den Dienerrinnen guter Bürgerhäuser und vornehmer Adelsfamilien getragen, während die Mehrzahl der gewöhnlichen Händlerinnen und Hausfrauen sich in den verbliebenen und verkommenen Ueberresten der modischen Tracht kleidet wie die Straßenhändlerin auf unserem Bild (S. 574). Mit der Tracht aber geht sehr häufig auch der spezifische nationale Typus verloren, wie anderwärts auch.

Hüttig und Nötel.

„Vom Fels zum Meer“ hat abermals zwei Mitarbeiter durch den Tod verloren, den Gartendirektor Bernhard Hüttig und den Hofkassapfeiler Louis Nötel. Der erstere hat jahrelang im „Sammler“ gärtnerische Artikel veröffentlicht, die, wie eine reiche aus ihnen sich entwickelnde Korrespondenz bewiesen hat, stets lebhaftes Interesse fanden. Seine fleißige, nummernreiche Feder hat uns in die Lage versetzt, daß wir noch bis zum September Hüttigs Manuskripte an der altgewohnten Stelle zum Abdruck bringen können. Hüttig ist nur 61 Jahre alt geworden (geb. Kauscha, 1. April 1827). Seine praktischen Handbücher für den Gartenbau sichern ihm ein gutes Andenken. — Von Louis Nötel enthielt noch das letzte Heft dieser Zeitschrift einen Artikel, der nun der letzte an dieser Stelle geworden ist. Ein Wiener Schriftsteller schreibt uns über den Dahingeshiedenen das Folgende:

Der kürzlich in Wien verstorbene Komiker und Schriftsteller Louis Nötel war am 25. Januar 1837 zu Darmstadt geboren. Er konnte weder im Leben noch auf der Bühne die Darmstädter Mundart verleugnen. Diese Eigentümlichkeit trat jedoch der Wirkung seiner Rollen selten hindernd in den Weg; selbst in klassischen Stücken hatte man sich an das Darmstädter-Deutsch dieses Komikers gewöhnt. Mit der mundartlichen Ausdrucksweise verbanden sich freilich eine große Deutlichkeit und eine geradezu unübertriffliche Natürlichkeit. Man hatte bei Herrn Nötel nie den Eindruck, daß er auswendig gelernte Worte spreche, daß er die Gedanken eines anderen zum Ausdruck bringe, sondern man glaubte stets Selbstgedachtes und Selbstempfundenes von ihm zu hören. Unsere ersten Hofschauspieler achteten denn auch die künstlerische Eigenart dieses kleinen Mannes in außerordentlich hoher Art. Emerich Robert, der treffliche „Koriolan“, der gewaltige „Oedipus“ des Burgtheaters, sagte uns einmal, der Darsteller kleiner komischer Rollen stehe im selben Verhältnis zum tragischen Schauspieler, wie der humoristische Sittenmaler zu dem Schöpfer großer Geschichtsbilder. Der Vergleich mag, wie die meisten Vergleiche, auf einem Fehle hinken, aber er schließt doch eine gewisse Wahrheit in sich. Ebenfalls gehört viel Selbstverleugnung, viel Pflichtgefühl und viel künstlerische Disziplin dazu, um einen so eng begrenzten Wirkungskreis stets — einer ersten Bühne würdig — auszufüllen. Nun, diese für den Schauspieler so wertvollen Vorzüge besaß Nötel in hohem Grade. Er fühlte sich vollständig von der Ueberzeugung durchdrungen, daß er mit der sorgfältigen



Ein Dorf in der Eifel (S. 573).

Ausarbeitung und gewissenhaften Durchführung seiner kleinen Rollen dem Ensemble des Burgtheaters wichtige Dienste leistete, und sein Ehrgeiz war nicht: Großes, sondern das Seinige gut zu machen.

In seiner Laufbahn war Herr Nötel niemals sonderlich vom Glück begünstigt. In Künstlerkreisen ist sein „Pech“ geradezu sprichwörtlich geworden. Als Franz Jauner das Ringtheater übernahm, holte er den (von den meisten unbemerkten) Komiker aus der „Burg“ hervor und ernannte ihn zum Oberregisseur seiner Bühne. Auch als Schauspieler nahm Herr Nötel im Ringtheater eine erste Stellung ein. Bei der Eröffnungsvorstellung gab er den Bürgermeister im „Rattenjäger von Hameln“ und an kommenden Lustspielabenden spielte er zur Uebersiedung der Wiener erste komische Rollen in sehr wirksamer Art.

Da kam jener furchtbare 8. Dezember, und mit ihm der Brand des Ringtheaters, welcher das Haus einäscherte und die Künstlerjahre auseinanderjagte. Nötel wurde zwar nicht von der Behörde zur Verantwortung gezogen, aber die Aufregung jener Tage setzte ihm stark zu. In den Gerichtsverhandlungen kam die tragikomische Einzelheit zu Tage, daß Nötel beim Ausbrechen des Feuers ein Päckchen Bittarten „gretlet“ hatte. Der arme Teufel war eben in solcher Verwirrung, daß er das Nächtliche ergriß, was ihm in die Hände fiel, und damit das Freie suchte. Das Nachtgefühl, welches Nötel als künstlerischer Leiter einer großen Bühne empfand, die Genugthuung, welche ihm die Durchführung großer Rollen bereiten mochte, die Annehmlichkeit, einen bedeutenden Gehalt zu beziehen — dies alles war rasch vorüber. Nötel mußte sich glücklich schätzen, daß ihn der damalige Direktor des Hof-

burgtheaters, Adolf Wilbrandt, wieder aufnahm, daß er ihm seine bescheidene Stellung wieder zurückgab.

In jener Zeit hatte Baumeister den komischen Einfall, den vom „Pech“ Verfolgten jemand mit den Worten vorzustellen: „Herr Nötel, der das Ringtheater angezündet hat!“ Der andere konnte das Dachen kaum halten, und Nötel ließ seine blauen Augen weit aus den Höhlen hervortreten, so daß Baumeister rief: „Aha, er steht da Knöpfle raus.“ Die Augen Nötels hatten in der That etwas „Knöpfartiges“, sie konnten seinem Gesicht den Ausdruck großer Dummheit und Blödsinn verleihen — was dem Komiker sehr häufig zu Ratten kam. Als dummfrecher Bedienter oder als bornierter Kleinbürger lernte Nötel meist köstliche Figuren.

Daß diese Dummheit nur gespielt war, und daß Nötel in Wahrheit Geist und Bildung besaß, beweisen seine zahlreichen Schriften. Freilich hat der Verfasser auch als Schriftsteller im ganzen wenig Glück gehabt. Sein Lustspiel „Der deutsche Michel“ wurde zwar im Burgtheater aufgeführt, aber der Erfolg war kein glänzender, und im ganzen dürften die dramatischen Werke Nötels wenig Geld und wenig Ehre eingetragen haben. Sein Pech als Tragödiendichter hat Nötel selbst einmal in launiger Weise geschildert. Das dramatische Genie, das „Glück“, in fast alle deutschen Freiheitskriege Eingang zu finden; weil die an solchen Orten aufbewahrten Bücher selten oder nie benutzt würden, sei Auslicht vorhanden, daß sein dramatisches Erbschaftsgeld späteren Geschlechtern nicht ganz verloren gehe. Das gleichfalls in gebundener Sprache verfaßte Trauerspiel „Karl der Große“ wurde durch den Buchhandel vertrieben und in alle Welt gesendet.

Zwei Jahre später waren sämtliche Exemplare wieder zum Verleger zurückgekehrt bis auf eines, welches von einem Apotheker in Ungarn gekauft worden war. „Karl Ungarn hatte ich alle meine Tage ein Faible; nicht so der Apotheker; jeht liebe ich auf diese.“ — Auch die Tragödie „Er war einmal“ ist nicht lebendig geworden. — Die humoristischen Erzählungen „Dom Theater“, welche in den Jahren 1879–1883 in Leipzig bei Reclam erschienen sind, mögen wohl viele Leser gefunden, wenn auch dem Verfasser wenig Geld eingetragen haben. Die Lustspiele „Eine Frau vom Theater“, „Im Banne des Vorurteils“ und „Die Kofenprinzessin“, die Lustspiele „Sternschnuppen“ und „Moses“ konnten es sämtlich nicht zu kräftigen Bühnenerfolgen bringen. Im Vereine mit dem Schauspieler Herrn Dr. Rudolf Tyrrol verfaßte Nötel eine Festschrift „Schuh ins Schwarze“, welche im Wiener Fürstentheater, einer sommerlichen Praterbühne, gegeben worden ist, ohne großen Beifall zu finden.

In der letzten Zeit eröffnete sich für den Schriftsteller und Familienvater Nötel durch das Entstehen des „Deutschen Volkstheaters“ eine neue Hoffnung. Der Verfasser bene teilte sich sehr lebhaft an der Gründung dieser Bühne; er gehörte sogar dem Ausschuss des Theatervereins an. Als man ihn darüber zur Rede stellte, daß er als Hofschauspieler an der Gründung eines anderen Wiener Theaters mitwirkte, gab er mutig zur Antwort: „Ich bin nicht nur Hofbeamter, sondern auch Schriftsteller und Familienvater!“

Das Haus des Volkstheaters ist gebaut, aber Nötel mußte vor der Einweihung dieses Hauses sterben. Wir wollen nur hoffen, daß die neue Bühne der Frau und der Tochter ihres Mitbegründers, welche beide Schauspielerinnen sind, eine bleibende Heimstätte zu weihen möge.

Die traurige und schmerzvolle Art, in welcher Nötel gestorben ist, hat die Sympathien für ihn und sein Hinterbliebenen noch gesteigert. Mit einer geringfügigen Selbstoperation am Fuße verurteilte Nötel das Leben, dem schließlich sein Leben zum Opfer fiel. Er mußte seinem Tode noch die Vertümmelung seines Körpers erdulden. Der Tod mag ihm wohl eine Erlösung gewesen sein; vielleicht das größte Glück seines Lebens! Der Wiener Theatergeschichte hinterläßt Nötel einen, wenn auch nicht prunkvollen, so doch ehrenvollen Namen, und wenn seine Gebeine vermodert sind, werden vielleicht aus seine Stätte zur Aufführung gelangen.

Kaufliche
Verkaufserin
(S. 573).



Historisch-kritische Ausgabe.

Unter Mitwirkung
vornehmender Germanisten
herausgegeben von
Joseph Kürschner.

Verlag von

J. Neumann, Neudamm und Stuttgart.

Der zweite Band enthält:

Goethes Werke, X. Band.

Herausgegeben von Prof. R. J. Schöler.
Inhalt: Dramen, 5. Band, Fragmente
aus dem Charakter, Spiegelungen der
Weltanschauung.

Die „**Deutsche National-Litteratur**“ ist
bisher, nach einheitlichem Plane angelegte
wissenschaftliche Ausgabe der gesamten
deutschen Litteraturgeschichte von ihren Anfängen
bis zur Gegenwart.

Die „**Deutsche National-Litteratur**“ ist
ein nationales Unternehmen von so her-
vorragender Bedeutung, das mehr als
je ein Bewusstsein der Wahrheit
schärfen werden sollte.

Weltpost.

J. D. in R. Wir respektieren Ihren
Wunsch und über an Ihren Gedichten keine
Fehl (die sie ohnehin nicht verdienen).

G. H. in B. Senden Sie uns den
Preis, wenn werden wir ihn befördern.

R. R. 205. Ihre Lösung traf ein,
das Resultat der Befragung bereits mit-
geteilt. „Ja, ja!“

E. S. in G. Das gehört in das Ge-
biet der, der besseren Weisheit weiß
von Dingen als wir.

M. 2. in G. Gefordertes Liebeslied,
von Tausenden von Dichtern als Vor-
bild, wirkungsvoll dichterisch neu zu
machen, ist Ihnen die Kraft.

G. H. in B. Ja irgend ein „Stahl-
büchse“, nachfolgende Fragen, die
ich Ihnen an mich selbst zu beantworten
wären ihm sehr dankbar.

Die Firma baut in Deutschland die
sichersten, sogenannten Sicherheitsfahr-
räder.

Wohr bezieht die deutsche Armee die-
se sind es Sicherheitsfahräder ober-
halb?

Wohr bezieht in Graz wird hier-
über berichtet, daß eine Sendung un-
terstützt an ihn als unbestätigt zu-
rückgeht.

E. S. in G. Handschriftenbeurtei-
lung, wie schon öfter hier ange-
geben, nicht erteilt.

M. 2. in B. Ihre Gedichte stehen über
den von uns jumeist eingehenden
Gedichten, aber wir haben doch keine Be-
wertung dafür. Die Handschrift sandten
wir an Sie.

J. in R. Behalten Ihren Wunsch
und bringen nächsten Sommer den
Preis längst vorbereitet.

R. in B. Wenn Sie wirklich sich
„Kann“ fühlen, weil Sie nicht
wie Sie mit Ihren gedruckten Grün-
den lassen, so kann Ihnen ge-
hen: gehen Sie in die nächste
Buchhandlung und verlangen Sie die
von R. R. R. Probaturum est.

E. S. in G. Ihr Graphologe ist recht
natürlich, weil er in Ihren
Gedichten, die „schöne Seele“ nicht erkannt
hat, wie die Gedichte auch nach
den Beurteilen sollten, würden wir
noch viel größer sein. Berufen
hier die Redaktionsgötter nicht.

M. 2. in G. Ihre „Devoten“ (woher
der mehr im vorigen als im lau-
fenden abtäglichen Titel aufgeflogen?)
bei Shakespeare, d. h. in einer
Übersetzung des Camlet heißt: „die
und unerpreßlich“. Am schlagend-
sten die Droße „Auf meine Saalbüche“,
die der Schluss fehlt.

Wohr bezieht der Mensch vom Schwein,
schon jener rein.

Wohr bezieht immer noch! „die
in L. Borträufelarten, und
sich in Berlin, Goldgraben, 5.

Stottern

heilt **Rudolf Denhardt's** An-
gründl. Honorar nach **Eisenach** Prosp.
Heilung. (früher Burgsteinfurt).
Gartenlaube 1878 No. 13, 1879 No. 5. **Einzelne**
Anst. Deutschl. diemehrstaat. ausgezeichn.

An Jedermann!

werden gegen Vereinfachung oder Nachnahme
besandt: Drei Stück elegant carterte schwere
Fuchsteppiche (Zürvorlagen) verschiedener
Größe, mit hochfeiner Gocofaserinlage, sehr
dauerhaft gewoben, für M. 2. —. Vießlich
plüschähnliche japanesische Muster von
vollendeter Schönheit u. Stärke, 40x60 cm
groß, per Stück M. 1. —, 50x75 cm groß,
per Stück M. 1.50, 60x90 cm groß, per
Stück M. 2. —. Bekannt schöne Gocofaser-
Tigerfuchsteppiche (Tigerfarbig), 2 cm breit,
das farbenprächtige und gangbare Fabrifat
dieser Art, kosten klein M. 3. —, mittel
M. 4. —, groß M. 5. —. per Stück. Größere
Brima-Fußbodenbeläge und Treppen-
läufer etc. werden nach genauer Maßnahme
solid und in den reigendsten Desifns gewoben.
Aufträge nur von M. 10. — an (innerhalb
Deutschl.) portofrei! Verpackung frei. Ge-
schäftsgrundlag: Massenverfand nur folider u.
schöner Waare. Adresse: **Fuchsteppich-Ver-
fand-Gesellschaft in Murrhardt (Württbg.)**
NB. Dagest sind 100 Stück Briefmarken
in 50 verschied. Sort. worunter bedeutende
Exemplare, gegen M. 1. — franco erhältlich.

1000 Briefmarken, ca. 200 Sorten
60 Pf. bei **G. Hagemeyer,**
Münberg. Ankauf. Tauch. [3526]

ADRESSEN

unter Garantie: Inter-
nation. Adressen-Verl.-An-
stalt (C. Herm. Serbe) Leipzig
(gegr. 1864). Katalog, ca. 950 Branchen = 5000000 Adressen,
für 50 Pf. = 25 Kr. 6. W. in Postmarken franco.

Nahrungsmittel für Magen- kranke.

**Verbesserte Leber-Rosenthalische
Fleisch-Extraktion**

Zu beziehen
durch alle Apotheken
des In- und Auslandes.

Dr. Mirussche Hofapotheke (R. Stütz) Jena.

C. W. Möller 40 Alexanderplatz
Berlin
versendet das gr.
Muster-Album von
1889 m. 512 Abbild.
sein. weltberühmt.
Fabrikate in Meer-
schaum, Bernstein
u. Elfenbeinwaaren
geg. Eins. v. 50 Pf.
i. Briefm. all. Länd.

Zu beziehen
durch
alle Welt-Groß-Handlungen.

Kupferberg Gold.

Deutscher Seet. feinst. Qualität
Chr. Ad. Kupferberg & Co., Mainz.
Hochfeinereiten Str. Königl.
von Hessen und bei
Rhein.

Ca. 70 Tausend Probe-Nummern Abonnenten. gratis und franco. **Berliner Tageblatt**

und Handels-Zeitung

nebst seinen werthvollen 4 Separat-Beiblättern:

**Illustrirtes Wochblatt „Ulk“, belletristisches Sonntagsblatt
„Deutsche Lesehalle“, feuilletonist. Beiblatt „Der Zeit-
geist“, Mittheilungen über Landwirtschaft, Gartenbau
und Hauswirtschaft.**

Durch seinen reichhaltigen, gediegenen Inhalt hat sich das „**Berliner
Tageblatt**“ die besondere Gunst der

gebildeten Gesellschaftskreise

erwunden. In Folge seines ausgedehnten Leserkreises in Deutschland und im
Ausland ist das „**Berliner Tageblatt**“ die am weitesten verbreitete
große deutsche Zeitung

geworden; das „**Berliner Tageblatt**“ entspricht aber auch allen Anforderungen,
welche man an eine solche zu stellen berechtigt ist, in vollem Maße.

In den Theaterfeuilletons von Dr. Paul Lindau

werden die Aufführungen der bedeutenden Berliner Theater einer eingehenden
Beurtheilung gewürdigt, während in dem täglichen Feuilleton die **Original-
Romane** der hervorragenden Autoren Aufnahme finden, so erscheint
im nächsten Quartal ein neuer spannender Roman der beliebten Schriftstellerin

E. Vely, unter dem Titel: „Malaria“.

Man abonniert auf das täglich 2 mal in einer Abend- und Morgen-
ausgabe erscheinende „**Berliner Tageblatt** und
Handels-Zeitung“ nebst seinen 4 Separat-Beiblättern bei allen Post-
anstalten des Deutschen Reiches für alle 6 Blätter zusammen für 5 Mk.
25 Pf. vierteljährlich. [3512]

SCHERING'S MALZEXTRACT

ist ein ausgezeichnetes **Kräftigungsmittel für Kranke und Reconalescenten**
Hausmittel zur
und bewährt sich vorzüglich als Linderung bei Reizzuständen der Athmungsorgane,
bei Catarrh, Keuchhusten etc. Fl. 75 Pf., 6 Fl. M. 4. —, 12 Fl. M. 7. 50.

Malz-Extract mit Eisen gehört zu den am leichtesten verdaulich-
en, die Zähne nicht angreifenden
Eisenmitteln, welche bei Blutarmuth (Weichsucht) etc. verordnet werden.

Malz-Extract mit Kalk. Dieses Präparat wird mit großem
Erfolge g. Nahrungsmittel (sogenannte
englischen Brandt) gegeben u. unterstützt wesentlich d. Knochenbildung d. Kindern.
Preis für beide Präparate: Fl. M. 1. —, 6 Fl. M. 6. 25, und 12 Fl. M. 10. —

Schering's Grüne Apotheke

Berlin N., Chaussee-Strasse 19.

Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und größeren Drogenhandlungen.
Briefliche Bestellungen werden umgehend ausgeführt. [3507]

Kein Schwindel, höchst reell!

Diese Abbildung zeigt eine neu patentirte **Accord-
Zither-Harfe**. Dieselbe ist einzig in ihrer Art, ist für
Alt und Jung, innerhalb einiger Stunden kann man ohne
einen Lehrer die schönsten Stücke spielen. Durch den Apparat,
welcher die Accorde hervorbringt, erhält die Zither einen
wundervoll. starken Ton. Die schwierige Notenkennzeichnung fällt
auch weg, denn d. Noten sind durch Zahlen erkannt. gemacht.
Die Preise sind wie folgt, ä u herst billig:

Nr. 52 kostet mit 3 Accordreihen und 15 Metallsaiten, gelb lackirt	M. 3. 50.
Nr. 54 mit 3 Accordreihen und 22 Saiten	M. 5. 50.
Nr. 67 Mahagoni polirt, 3 Accordreihen, 19 Metallsaiten und 3 Baisaiten	M. 8. —
Nr. 75 5 Accordreihen, 3 Baisaiten und 19 Metallsaiten in C u. G spielbar, gelb lackirt	M. 7. —
Nr. 76 fein polirt, sonst wie Nr. 75	M. 8. 75.
Nr. 78 Kirschbaum polirt, extra fein	M. 10. 50.

Zu jeder Zither-Harfe wird eine Anleitung nebst 16
Musikstücken beigegeben. Jede Zither befindet sich in einem Pappcarton. Riste u. Verpackung
beträgt für Nr. 52: 50 Pf., für die anderen Nrn. 75 Pf. Verandt pr. Cassa od. Nachnahme

A. Zuleger, Leipzig,
gegründet 1870.

I. Meinen illustr. Preis-courant über Schweizer Spielbogen, Phantasiariffeln mit Musik,
sowie über das neue, unübertreffliche **Symphonion** und **Manopan**
lieferer auf Verlangen gratis und franco.

II. Ebenso meine illustr. Preisliste über Blas- und Streichinstrumente, sowie deren Be-
standtheile, Saiten u. f. w. gratis und franco.

A. Zuleger, Leipzig (gegr. 1870).

1889 München

Jahres-Ausstellung

von Kunstwerken aller Nationen im kgl. Glaspalast
= 1. Juli bis 15. Oktober. =

Anmeldetermin bis 20. April. Einlieferungstermin 1. bis 20. Mai.
Die Ausstellungspapiere können erst Ende März versendet werden.
Die Münchener Künstler-Genossenschaft.



Illustrierter Rosenkatalog.

Einzig in seiner Art!
Enthält Eintheilung der Rosen
nach Farbe, Duft, Bau und
Treibfähigkeit etc.

„Gute Rathschläge“.
Arbeitskalender nach Monaten geordnet,
speciell für Rosen.

Versand gratis u. franco.

J. C. Schmidt, Hoflieferant,
Erfurt. [3499]
Telegr.-Adresse: Blumenschmidt.

Riedel'scher China-Wein

und China-Wein mit Eisen.
Sehr Medicinalwein zur allgemeinen Körperhärtung und Kräftigung. Appetit
anregendes und Nerven stärkendes Mittel auch für Kinder.
Preis pro Flasche mit Einnehme-Gläschen M. 3.50., bei 6 Flaschen die 7. gratis.
Schweizer-Apothete Berlin W., Friedrichstraße 173. [3496]

Cibilo

Fleisch-Extrakte

liefern die wohlgeschmeckendsten und
kräftigsten Suppen.

16 Medaillen und Ehrendiplome. [3427]



Sehr reichhaltige
schöne Musterauswahl von
waschechten

Els. Kleiderstoffen

in
Baumwolle und reiner Wolle.

Neuheit:
Els. Wollendruck 1889,

nur beste Qualitäten.

Ferner selbstfabricirte

Hausmacher- u. Zwirnstoffe

sowie

Schürzenleinen.

Proben direct an Private

gratis und franco.

Francke & Co.

Weberei u. Versandhaus

Gnadenfrei i. Schl.

[3544]

K. Württemberg. landwirtschaftliche Akademie Hohenheim.

Das Sommersemester beginnt am Dienstag den 2. April d. Js. Propekt und
Vorleseungsverzeichnis mit Gutsverwaltungsplan versendet die unterzeichnete Stelle auf Ver-
langen gratis.

Hohenheim, im März 1889.

A. Akademiedirektion.
Vossler.

Da ich nicht reisen lasse, so offerire garantirt reinen, selbstgetesteten, Raschen-
reifen

Rheinwein

Weissen von 45 Pf. an pro Liter bis zu den feinsten Lagen.

Roten 70 Kleinste Gebinde 25 Liter.

Proben und Anweisung zum richtigen Abfüllen der Weine gratis und franko gegen Ein-
sendung von 30 Pf. pro Probe für Glas und Packung.

Rierstein a. Rh.

Franz Hirsch, Weingutsbesitzer.

Erfrischende, Abführende, Fruchtpastille

TAMAR INDIEN GRILLON

Gegen **VERSTOPFUNG**

Hemorrhoiden, Congestion, Leberleiden
Magenbeschwerden

Paris, E. GRILLON, 27, rue Rambuteau
IN ALLEN APOTHEKEN.

Gesetzlich geschützt.



Dr. med. Lahmann's diätet. Nahrungsmittel.

Nährsalz-Cacao-Pulver, leichtlöslich, ohne
schädliche Alkalien (Soda, Pottasche),
per Pfund 3 M.

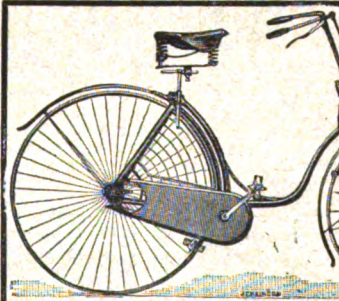
Nährsalz-Chokolade. Beiden Sorten leichte
Verdaulichkeit, höchster Nährwert eigen;
gewöhnlicher Chokolade vorzuziehen.
Blutarmen und schwächlichen Personen
besonders empfohlen, per Pfd. 1.60 u. 2 M.

Vegetabile-(Pflanzen)Milch, Kindernähr-
mittel, kein Mehlspräparat, macht, ver-
mischt mit Kuhmilch, letztere für Säug-
linge verdaulich. Viele dankbare Aner-
kennungs-Schreiben. Per Büchse 1.30 M.

Pflanzen-Nährsalz-Extrakt enthält die für die Blutbildung so nöthigen
Nährsalze. Per Topf 1.70 M. [3364]

Alleinige Fabrikanten: **Hewel & Veithen, Köln a. Rh.,** Chokoladen-
Fabrik.

Man verlange und ersehe Näheres aus Gratis-Broschüre.
General-Depôt für England: Andre & Co., Haekney-London.



The [3513]
Coventry Machinists Co.,
Coventry.

Alle Zwei- u. Dreirad-Meister-
schaften sind auf
unsere Maschinen
gewonnen
worden. — Auch
halten sie die
meisten Records.
Gen.-Vertreter:
Heinr. Kleyer
Frankfurt a. M.
Illust. Prospekte
g. 10 Pf. Porto-M.

Bad Thalkirchen bei München

Wasserheil- und diätetische Anstalt.

Electrotherapie u. Massage v. v. d. Verten selbst ausgeübt. Für Rheumaleiden, (Schwäche-
zuständen), Verdauungs- u. Circulationsstörungen, Reizsucht u. Gicht; Nervenleiden, (Schwäche-
zuständen). Zimmer sammt ärztl. Bef. u. sämtl. Bädern v. R. 2.50 an p. Tag.
Ausführliche Prospekte franco u. gratis versendet

Dr. V. Stammler.

[3513]

Van Houten's Cacao.

Bester — Im Gebrauch billigster.

Ueberall zu haben in Büchsen à
Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.

Weltpost.

N. G. in W. Das größte Kunst-
wert der Gegenwart überwiegen Sie Ihren
Aufsatz. Und um was handelt es sich? Um
den geschmacklosen Eifelturm, der uns nichts
anderes bedeutet, als die Eiserne gewordene
Hefen des 19. Jahrhunderts. Auch die
„Wunder der Konstruktion“ sind uns nicht
eben „Wunder“, wie wir denn überhaupt
der Meinung sind, daß in den technischen
und Naturwissenschaften der praktischen Ver-
wendbarkeit und Verwertung der entdeckten
Geleise gegenüber der Anerkennung dieser
Entdeckung selbst eine viel zu große Hoch-
achtung bewiesen wird.

N. G. jr. in W. Unser Redaktions-
Büro hat uns Ihren Brief stumm und
ohne die Präzise: Alles schon dagewesen!
überreicht, denn Ihre Zeilen enthalten zum
erheblichen Teil das, was dieses Blatt die in-
haltschwere Frage: „Was soll man thun,
um Kunstfreier zu werden?“ Und Sie fragen
gleich nach einem Institut, wie man etwa
nach einem Polytechnikum oder einer Uni-
versität fragt. Eder Junior, da ist unser
Vater zu Ende! Wir sind zwar täglich ge-
zwungen, den Gier nach Wissen der spitz-
zungen unserer Beurteiler auszuführen, aber
das ist doch mehr Selbsterhaltung als Kunst-
reiter und in dieser „Kunst“ sind wir ledig-
lich Autodidakten. Wenn Sie jedoch ernstlich
alle Schiffe hinter sich verbrannt haben und
im Zirkus Ihr Glück zu finden hoffen, so
sei Ihnen gesagt, daß Herr Direktor Krenz
jedenfalls der Eingeweihte ist als wir.

B. Oberförster in G. Freundschaften dank
für Ihre gültige Zuschrift. Die Welt hat
gewiß nicht so böse gemeint und jedenfalls
Zeiten und vielleicht auch Gegenstände im Auge
gehabt, in denen die Verhältnisse betreffs der
Förster noch anders liegen.

M. W. in W. Wir stehen ganz auf
Ihrer Seite, so sehr wir die Meinung
unserer schönen Sprache von fremden Zu-
hören begreifen, ebenso sehr stehen wir doch auf
Seiten der Männer, die jetzt energisch den
Leuten auf den Hals kommen, die der lächer-
lichen Sucht verfallen sind, neue Worte in
Handhabe für gute alte zu schaffen. Im
übrigen trösten Sie sich: gekannte Herren
regieren nicht lange, und die Reaktion bricht
nichts als.

D. v. H. Lassen Sie doch die Nie-
derkeit unterwegs. Wenn man diese ewigen
Lamentos von Gräbern, Weh, Schmerz,
Grabeshügeln und was dergleichen anmutige
Dinge mehr sind, immer und immer wieder
lesen soll, kriegt man schließlich das Gedächtnis
im allgemeinen und die Weltpost im beson-
deren satt. Während der Wölschinn à la bon-
heur, aber diese fade Schmerzensmusik
muß auch den ruhigen Menschen schließlich
aus den Ohren klingen. Nicht klagen,
nicht jammern, sondern sich gegen
die Gründe der Klage und des Jammers,
da liegt's!

Abonnent in Linz. Druckfehler-Ent-
stellung.

M. in A. Ein deutsches Drama wollen
Sie an einer deutschen Bühne andringen und
sind gänzlich unbekannt? Das heißt: Sie
wollen den Boden des Ausstrinken oder den
Rigi auf den Kreuzberg setzen, oder was
immer nach gemeinen Begriffen undenkbar
und unglaublich ist. Nehmen Sie das Genie
Goethes und die dramatische Meisterhaft
Schillers und steigen Sie von einem Ende
Deutschlands bis zum anderen und erlangen
der Konzeptionen — so ist all Ihre Mühe
umsonst und alle Ihre Hoffnung vergeblich.
Wer da noch glaubt, daß die Güte eines
Stückes für seine Annahme maßgebend sei,
der hat — die allgeringsten Aussichten.
Aber machen Sie doch einmal einen Versuch
mit dem Deutschen Theater in Berlin oder
mit Barnab eben, oder aber suchen Sie
Ihr Glück bei irgend einem Theateragenten —
die Hoffnung lassen Sie aber überall draußen.

G. W. in F. Wenden Sie sich an den
Direktor des Oriental. Seminars, Professor
Dr. Sachau in Berlin. Für Chinesisch so-
wohl wie für Japanisch sind je drei Lehrer
angestellt.

Apoth. Rich. Brandt's Schweizerpillen

seit 10 Jahren von Professoren, praktischen Aerzten
und dem Publikum als billiges, angenehmes, sicheres
und unschädliches Haus- und Heilmittel
angewandt und empfohlen. Erprobt von:

Prof. Dr. R. Virchow,

Berlin,
v. Gielt,
München (†),
Reclam,
Leipzig (†),
v. Nussbaum,
München,
Hertz,
Amsterdam,
v. Korczynski,
Krakau,
Brandt,
Klausenburg.



Prof. Dr. v. Frerichs,

Berlin (†),
v. Scanzoni,
Würzburg,
C. Witt,
Kopenhagen,
Zdekauer,
St. Petersburg,
Soederstadt,
Kasan,
Lamb,
Warschau,
Forster,
Birmingham.

bei Störungen in den Unterleibsorganen, Leberleiden, Hämorrhoidalbeschwerden, trägem Stuhlgang, habitueller Stuhlverhaltung und daraus resultirenden Beschwerden, wie: Kopfschmerzen, Schwindel, Beklemmung, Athemnoth, Appetitlosigkeit etc. Apotheker Rich. Brandt's Schweizerpillen sind wegen ihrer milden Wirkung von Frauen gern genommen und den scharf wirkenden Salzen, Bitterwässern, Tropfen, Mixturen etc. vorzuziehen.

Zum Schutze des kaufenden Publikums

Sei noch besonders darauf aufmerksam gemacht, daß sich Schweizerpillen mit täuschend ähnlicher Verpackung im Verkehr befinden. Man überzeuge sich stets beim Ankauf durch Abnahme der um die Schachtel gewickelten Gebrauchsanweisung, daß die Etiquette die obestehende Abbildung, ein weißes Kreuz in rothem Felde und den Namenszug Rich. Brandt trägt. Auch sei noch besonders darauf aufmerksam gemacht, daß die Apotheker Rich. Brandt's Schweizerpillen, welche in der Apotheke erhältlich sind, nur in Schachteln zu Mk. 1 (keine kleineren Schachteln) verkauft werden. — Die Bestandtheile sind außen auf jeder Schachtel angegeben.

Nach kurzem Gebrauch unentbehrlich als Zahnputzmittel.

Schönheit der Zähne
KALODONT
Neue amerikanische
GLYCERIN-ZAHN-CRÈME
(sanittobehrdlich gepulvert)
F. A. Sarg's Sohn & Co.
k.k. Hoflieferanten
in WIEN.

— Zu haben bei den Apothekern und Parfumeurs 1 Stück 65 Pf. —
General-Depôt für Württemberg, Bayern, Baden und Hessen:
bei **Louis Duvernoy** in Stuttgart.
„ „ für Norddeutschland:
bei **J. D. Riedel** in Berlin N. 39.

LIEBIG Company's
Fleisch-Extract

Nur aecht wenn jeder Topf
den Namenszug
in **BLAUER FARBE** trägt.



Cognac

der Export-Cie. für
Deutschen Cognac
Köln a. Rh., Saliering 55,
beigleicher Güte bedeutend
billiger als französischen.
Man verlange stets Etiquettes mit unserer
Firma.
Director Verkehr nur mit Wieder-
käufern.

Rich. Maune,
Dresden-A.
Falkenstr. 10.
Fabrik von
Kranken-
Fahrstühlen
für Zimmer & Strasse
Kranken-Selbstfahrer, Ruhestühle
Universalstühle
Tragestühle, Bettische,
verstellb. Kopfkissen.
Leseplatte, Fusslager,
Zimmerclosets etc.
Grösste Auswahl!
Katalog gratis!



PRAG, Böhmen, Zeltnergasse Nr. 1
Echter
böhmischer Granatschmuck
Reich illustrierte Preiscurante gratis und franco
Zollfreier Versandt ab Filiale in Berlin
Friedrichstrasse 175 W.

Telephon-Fabrik
Mix & Genest
S.W. BERLIN S.W.

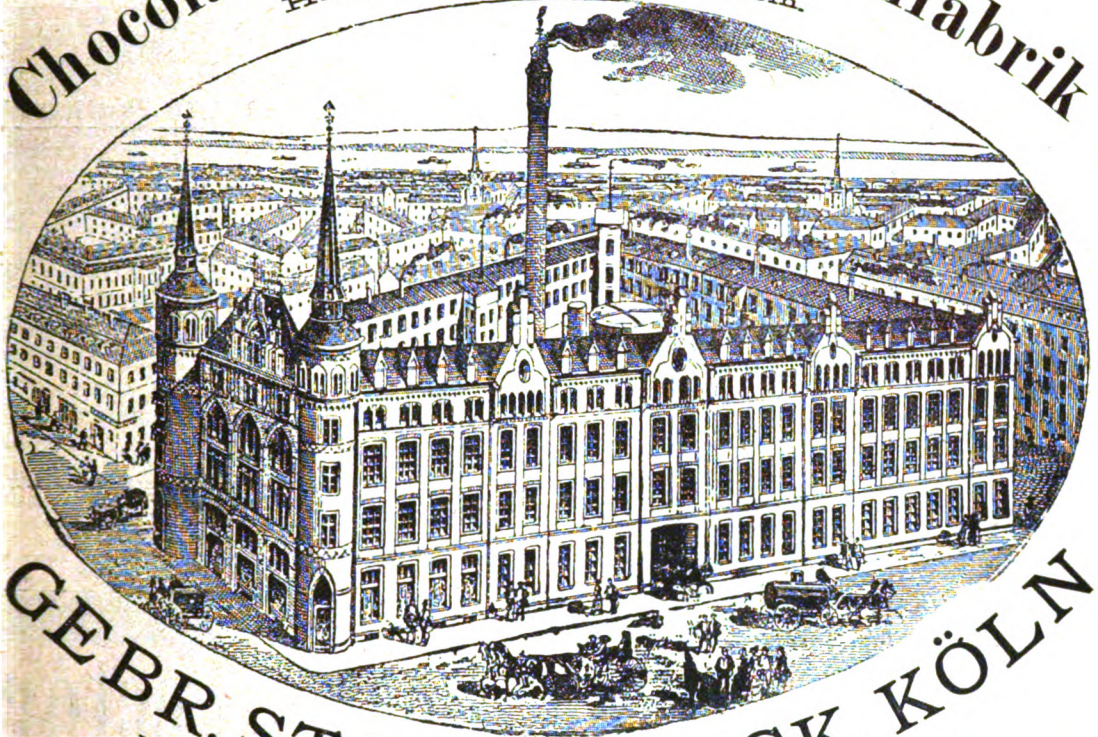


42
Gold. etc. Medaillen.

27
Hof-Diplome.

Chocoladen- u. Zuckerwaarenfabrik

Haupt-Fabrik-Gebäude in Köln.



GEBR. STOLLWERCK, KÖLN

Königl. Preuss., Kaiserl. Oesterreich. etc. Hoflieferanten.

Dampf- und Maschinenbetrieb von 550 Pferdekraft.
— Ende 1888 über 1000 Personen beschäftigt. —

Sachgemässe Einrichtungen, wie sie nur durch den Gross-Betrieb ermöglicht werden können, haben den oben veranschaulichten Fabrik-Anlagen zu einer Ausdehnung verholfen, welche nur von wenigen der Branche auf dem Continent erreicht wird. — Der grosse Verbrauch ermöglicht den Einkauf der Rohmaterialien und deren geeignete Auswahl direct in den Productionsländern; hierdurch und durch die Fabrikation im grösseren Massstabe entstehen Vortheile, welche dem Consumenten in Qualität und Preisen zu Gute kommen.

✿ Feine Ess- und Trink-Chocoladen. ✿

Dessert-Chocoladen und Bonbons

in feinen Qualitäten und in den elegantesten Ausstattungen.

Puder-Cacao in vorzügl. Qualität.

Alleinige Fabrikanten von
Dr. Michaelis'
Eichel Cacao

Brause-Limonade-Bonbons
mit verschiedenem Geschmack.

Conservirte Früchte und Marmeladen.

Stollwerck'sche Chocoladen, Cacaos u. Zuckerwaaren sind überall käuflich.

Verlag der **Photographischen Gesellschaft in Berlin**. Die reich illustrierte März-Nummer unserer „Kunstberichte“ enthält folgende Artikel: Ein neues Bildnis Kaiser Wilhelms II. — Zwei Hohenzollernbilder der Camphausens in Aquarellendruck. — Neues von Gabriel Max. — Aus englischen und amerikanischen Malerwerkstätten. — Vier Tierbilder von Guido v. Maffei und wird gegen Einsendung von 20 Pf. in Briefmarken direkt von der Verlagshandlung zugesandt. [3545]

Solide Buckskins das Meter von M. 3.90 ab verendet auch an Private. Muster frei. [3493] **Bruno Frenzel, Cottbus.**

Besten Schutz
bietet Jedermann eine gute und zuverlässige Waffe. Wer eine solche anschaffen will, verlange das ausl. **Waffenalbum von Joh. Wahl**, Waffengeschäft, Stuttgart. [3486]

Weltpost.

B. Stouveni. Das Wort „Ist“ ist uns nicht bekannt und wir können Ihnen auch nichts darüber sagen, da es uns nicht gelang, dasselben habhaft zu werden. Hat es wirklich so viel Aufsehen erregt, wie Sie annehmen, so thun Sie am besten, bei der Redaktion irgend einer kritischen Zeitung nachzufragen, etwa der der „Blätter für literarische Unterhaltung“.

S. G. in B. Es ist nichts so dumm, daß es nicht in Reime zu bringen wäre. Eine alte Wahrheit, die immer neu bleibt und immer neu bewiesen wird. Auch von Ihnen! Sie heben Ihren Gedächtnisfluß also an:

Von der Straße fern es hallt:
Still und träumend ruht der Wald.
Still und träumend liegt der See,
Unhet nichts von Menschenweh.

(Und nichts von dachtenden Damen, Ach, der Glückliche.)

Lüfte, Lüfte schmeichelnd wall'n,
Dürre Blätter klagend fall'n,
Herz und Auge thun mir weh,
Nicht! sie kühl'n im tiefen See.

(Wir haben nichts dagegen!)

In einem Gedichte, das verheißungsvoll überschrieben ist:

„Ich bin so jung, ich bin so warm!“
heißt es:

Wenn ich im Walde wandeln geh'
(Da möchten wir wohl dabei sein!)
Und auf dem Wiesenrain,
Wenn ich den frischen Dämm' erfuhr
In der gesunden Luft,
Wenn an der Eichen die Hand' ich kühl'
(Da hätten Sie sich den See von vornhin
ersparen können.)

In übermüth'ger Luft,
Wenn ich ein Menschenauge schau,
Das tief in meines blüht,
Das wiejengrün und himmelsblau
(Wiejengrüne Augen? Da find Sie wohl
das Lämmchen, das auf dieser Wiese weidet?)
So hoch, wie mich, entzünd.

In Opus 3, betitelt:
„Will nur einen Bild der Liebe!“
findet sich folgende geistreiche Bemerkung:
Augen find der Seele Spiegel,
Bis ins Inn're kann man sehen;
Augen find der Seele Spiegel,
Doch man muß sich drauf verstehen.
(Nun, Sie müssen's ja wissen.)
u. f. f.

M. B. L. in G. „Dorfschulmeister.“
Wir bringen gern das nachfolgende Eingekandt eines Lesers hier zum Ausdruck:

Wie die erbarmungslose Kritik dieser verehrlichen Zeitschrift bereits bemerkt, ist Ihre „Wälderwelt“ mehr „Wälder“ als „Wiese“. Aber meine Ansicht geht dahin, daß Sie bei ordentlicher Ausbildung im Deutschen und in der Lyrik entscheidenden Brillanten leisten würden, denn Ihre unsymmetrischen und ungrammatischen Verse (z. B. „mitthoden“) zeugen von einer gedankenreichen Anschauungsweise, von einem guten Bild und einer hübschen poetischen Auffassung. Das Reiz erinnert etwas an schlechte Besoldung. Veräumen Sie nicht, sich hauptsächlich mit Metrik zu beschäftigen (Kleinpaul etc.); vielleicht ist es Ihr Glück, namentlich wenn Sie noch jung sind.

Ein Leser G. G. in Fr.

Garantie-Seidenstoffe

der Seidenwaaren-Fabrik von: **von Elten & Keussen, Crefeld.**

Fabrikmarke. direkt aus der Fabrik, also aus erster Hand, zu beziehen.

In beliebigem Meter-Maass zu Fabrikpreisen:

Garantirt solide schwarze Seidenstoffe, weisse und Creme Seidenstoffe, schwarz und weiss carrirte und gestreifte Seidenstoffe, farbige Seidenstoffe und Rohseidenstoffe, schwarze Sammete und Peluche etc. etc.

Man schreibe wegen Zusendung der reichhaltigen Mustercollection. [3208]

Gegründet 1873.



Deutsche Militärdienst-Versicherungs-Anstalt in Hannover.

Eltern von Söhnen unter 12 Jahren werden auf obige, 1878 errichtete, unter Oberaufsicht der Königl. Staatsregierung stehende Anstalt aufmerksam gemacht.

— Zweck derselben: Wesentliche Verminderung der Kosten des ein- wie dreijährigen Dienstes für die betr. Eltern, Unterstützung von Verwundeten, Versorgung von Invaliden. Je früher der Eintritt erfolgt, desto niedriger die Prämie. Im Jahre 1887 wurden versichert 20,000 Knaben mit M. 23,000,000 Capital. — Status Ende 1887: Versicherungscapital M. 90,000,000; Jahreseinnahme M. 5,500,000; Garantiefonds M. 15,000,000; Invalidenfonds M. 113,000; Widbendenfonds M. 562,000. Prospekt etc. unentgeltlich durch die Direction und die Vertreter. [2872]

Bestes Putzmittel der Welt!



Man achte auf Firma und Schutzmarke!

● Stellung und Existenz ●
gediegene kaufmännische Ausbildung durch

Brieflichen prämierten Unterricht

BUCHFÜHRUNG

Correspondenz, Rechnen, Kontorarbeit.
Prospekt u. Probebrief gratis u. franco.

4 Bitte zu adressiren:
Erstes Deutsches Handels-Lehr-Institut
Otto Siede — Elbing

Jede Schrift wird elegant und gefällig

Verlagsgesellschaft
Verlagsgesellschaft
Verlagsgesellschaft

Glasen-Nachricht:
Unterbrechung seit 1868, 4 mal vertheilt
silberne Medaille Amsterdam 1873
Nürnberg 1883 für vollkommene
Ausführung der Fabrikation
jeder Beziehung.
Jahreszahl 1883

Sie husten nicht mehr

Dr. Rob. Bock's Pectoral (Hustenstiller)

Gegen:
**Verschleimung,
Husten,
Heiserkeit.**



Bei:
**Katarrhen der
Luftwege,
Schnupfen etc.**

Von keinem Hustenmittel übertroffen.

Bock's Pectoral ersetzt Brustthee, Salmiak-Salzpastillen, Malzbonbons etc. etc.

Man überzeuge sich von dem Heilwerth durch Lesen der nach Hunderten zählenden ärztlichen Zeugnisse.

Für Kinder allen anderen Mitteln vorzuziehen.

Dr. Bock's Pectoral ist in den Apotheken à Schachtel 1 Mark zu haben, doch achte man genau darauf, daß die Umhüllung mit einer Etiquette wie obenstehende Abbildung verschlossen ist. Die Bestandteile sind außen auf jeder Schachtel angegeben.

Dr. R. Bock's Pectoral (Hustenstiller) ist vorrätig: in **Aachen** Löwen-Apothete, **Altona** Löwen-Apothete, **Augsburg** Hof-Apothete St. Afra, **Berlin** Kronen-Apothete, Friedrichstraße 160, **Victoria**-Apothete, Friedrichstraße 19, **Breslau** Kränzelsmarkt-Apothete, **Bromberg** Apotheker Kupffender, **Chemnitz** Schloß-Apothete, **Coblenz** Apotheker Buchs, **Danzig** Apotheker Viehau, **Dresden** Mohren-Apothete, **Frankfurt a. Main** Adler-Apothete, **Frankfurt a. Oder** Adler-Apothete, **Görlitz** Strubeische Apothete, **Halle a. Saale** Hirsch-Apothete, **Hamburg** Löwen-Apothete, **Neust. Neuvorweg**, **Harburg** Apotheker G. Müller, **Kaiserslautern** Löwen-Apothete, **Kiel** Alte Rats-Apothete, **Köln** Einhorn-Apothete, **Glodengasse**, **Königsberg i. Pr.** Apotheker G. Kahle, **Leipzig** Albert-Apothete, **Lübeck** Sonnen-Apothete, **Magdeburg** Löwen-Apothete, **Meißen** Hirsch-Apothete, **Minden** Faberische Apothete, **Münster** Karmeliter-Apothete, **Nürnberg** Marien-Apothete, **Oppeln** Löwen-Apothete, **Posen** Rote Apothete, **Regensburg** Löwen-Apothete, **Stettin** Pelikan-Apothete, **Stralsund** Apotheker Bernier, **Strasbourg i. G.** Welfen-Apothete, **Stuttgart** Apotheker Reihlen & Scholl, **Trier** Löwen-Apothete, **Wiesbaden** Adler-Apothete, **Würzburg** Reine-Apothete. — **Oesterreich-Ungarn**: in **Wien** Apotheker A. Moll, **Ludlau** 9, **Budapest** Apotheker v. Sörst, **Wien** Mag. Fantus Einhorn-Apothete. — **Schweiz**: in **Gené** Pharmacie Sauter. [3438]

Angenehm und unschädlich

Photographische Apparate!

komplet von 50 Mark (kein Spielzeug).
 Opt. Mäße. Catalog gratis und franco.
 Joh. Sachs & Co.,
 Kellerei Trockenplattenfabrik Deutschlands.
 Berlin S., Ritterstr. 88. [3523]
 Aug. Spangenberg,
 Berlin S.O., Schindlerstr. 23.
 Marken-Fahrräder, Schlei-
 rad, Kettel, Universal-
 Fahrrad, 24 u. 26 Zoll, an-
 schließbare Kopfstützen,
 Schalen in 20 versch. Färbungen, Tragstühle etc.



Permanente Ausstellung
 von Neuheiten auf haus-
 wirtschaftlichem Gebiete.
KARL HIRSCH & Co. BERLIN W.
 Leipziger Strasse 2.

IN DEN APOTHEKEN:

ENGELHARD'S
 Isländisch Moos-Pasta
 gegen
 KUSTEN- u. HEISERKEIT
 75 PFENNIGE.

Post. Briefmarkenzeitg. gratis!
 Briefmarken billigst! 6 Brasil
 6 Salgar. 20 6, 4 Guatemala 35 6,
 20 6, 5 Monaco 25 6, 4 Persien
 20 6, 14 6 etc., alle verschieden.
 Ernst Hayn, Berlin N., 24.

Schluditz & Bernhardt
 Dresden [3340]
 empfehlen ihre feuer- und
 diebstahlsicheren
**Stahlpauzer-
 Geldschränke**
 mit den neuesten Ver-
 besserungen u. den besten
 Schlössern versehen. Franto
 Lieferung. Briefsch. prä-
 miert. 30. Preisreduktion
 gratis u. franco.

Preis 352,000; das verbreitetste
 Zeitungsblatt überbaupt;
 dem erscheinen Ueberlegun-
 gen zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt
 Illustrierte Zeitung
 für Toilette und
 Handarbeiten. Mo-
 natlich zwei Num-
 mern. Preis viertel-
 jährlich M. 1.25 =
 75 Kr. Jährlich
 erscheinen:
 24 Nummern m. Toi-
 letten- u. Handarbei-
 ten, enthält gegen
 2000 Abbildungen
 mit Beschreibung,
 welche d. ganze Ge-
 biet der Garderobe
 umfasst. Damen, Mädchen u. Knaben,
 das jüngerer Kindesalter umfassen,
 die Toilette für Herren und die
 Tischwäsche etc., wie die Hand-
 arbeits- in ihrem ganzen Umfange.
 mit etwa 200 Schnittmustern für
 Kleider der Garderobe und etwa
 1000 Zeichnungen für Weiß- und
 farbige Damen- u. Herren-
 Kleider, Kamen- u. Giffren etc.
 werden jederzeit angenommen
 in den Buchhandlungen u. Postanstalten.
 Briefsch. gratis und franco durch die
 Verlagsanstalt.
 Berlin W., Potsdamer Str. 38;
 Verlagsanstalt.
 [3343]

auch Gesicht- und
 Bartflechten, heilt
 mit Erfolg brieflich
 Dr. Galla, Elberfeld.

Mondamin Brown & Polson

alleinige Fabr. k. engl. Hofl.

Entöltes Maisproduct. Zu Puddings, Fruchtspeisen, Sandtorien etc. und
 zur Verdickung von Suppen, Saucen, Cacao etc. vortreflich.
 In Colonial- u. Drog.-Hdlg. 1/2 u. 1/4 Pfd. engl. à 60 u. 30 c. Central-Geschäft Berlin C.

OTTO HERZ & Co.
 Frankfurt a. Main.
 anerkannt
 bestes
 Fabrikat
 beruht
 durch
 SOLIDITÄT
 ELEGANZ
 u. d.
 vorzügliche
 PASFORM

EN GROS EXPORT
 DETAILVERKAUF in allen besseren
 Schuhhandlungen des In- & Auslandes.

Bewährtestes Mittel gegen **Kopfschmerzen,
 Migräne, Neuralgische Schmerzen,
 Rheumatismen, Keuchhusten u. A.**

Dosis nach ärztlicher Verordnung.
 (Für Erwachsene in der Regel 1—2 Gramm.)

ist **Dr. Knorr's Antipyrin.**

zu haben in allen Apotheken; man verlange ausdrücklich
 „Dr. Knorr's Antipyrin“. Jede Original-Buchse trägt den
 Namenszug des Erfinders „Dr. Knorr“ in rothem Druck. [3185]

Mouson'sche Toiletteseife
 für den deutschen Haushalt.

Ein grosser Theil des consumirenden Publikums misst
 der Toiletteseife — dem Producte welches mit dem
 Körper täglich in innigste Berührung tritt — immer noch
 zu wenig Wichtigkeit bei und Gesundheit und Schön-
 heit haben unter dem Einfluss von geringen und schlecht
 fabrizirten Seifen schon viel leiden müssen.
 Die Toiletteseife „für den deutschen Haushalt“ soll
 Jedermann Gelegenheit geben sich für bescheidenen
 Kostenaufwand ein wirklich gutes und reelles Stück Seife
 zu verschaffen. Die Firma MOUSON & Co übernimmt
 für die Gute derselben jede Garantie.

Ueberall in Deutschland für 25 Pfennige zu haben.

Kürschner's Taschen-Konversations-Lexikon.

Preis gebunden 3 Mark.

Dresdner Velocipedfabr. Schluditz & Bernhardt
 empfehlen ihre vorzüg-
 lichen Dreiräder, Zweiräder u.
 Sicherheitsmaschinen
 Germania-Rover.
 Preisliste geg. 10 Pf. Marke.



Musterblätter f. Laubfäße,
 Schnitt-, Einlege- u. Holzmaterialar-
 beiten, 800 Nummern. Mäße, Verzeich-
 niss 20 Pf. in Briefm. [3383]
 Mey & Widmayers Verlag in München.

Die besten Sänger

liefert unstreitig das grösste
 Kanarienvogel-Versandgeschäft
R. Maschke, St. Andreasberg i. H.
 Inhaberin Frau L. Maschke.
 Preisliste gratis. [3358]

FUER UNSERE KRANKEN!

Kostenfrei für Jedermann hat die
 Direction des Sanjana-Institutes
 zu Egham (England) eine neue
 Aufl. der Sanjana-Heilmethode
 in deutscher Sprache herausge-
 geben. — Die Sanjana-Heilmethode
 ist das berühmteste Heil-
 verfahren der Neuzeit und be-
 weist sich von ganz wunderbarem
 Erfolge bei allen Stadien der
 Lungenschwindsucht, chron.
 Lungen-Catarrh, Verhärtung der
 Lunge, tuberculöser Erweichung,
 Asthma, Emphysem; bei Nerven-,
 Gehirn- und Rückenmarks-
 Leiden, sowie bei allen hieraus
 resultirenden Krankheitszustän-
 den. Jedermann erhält die Prin-
 cipien dieser Heilmethode gra-
 tis u. franco durch den Secretär
 der Sanjana-Company, Herrn
 Paul Schwerdtfeger zu Leipzig.
 NB. Zahlreiche Zeugnisse über
 die erstaunliche Wirkung der
 Heilmethode sind jedem Exem-
 plare beigegeben. [3399]

C. L. Flemming
 Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.

empf. kleine Leiterwagen f. Kinder u. Er-
 wachsene
 m. abgedr.
 Eisenachs.
 Illustr. Preislisten gratis.



25 50 100 Ko. Tragfähigkeit.
 — 12, 18, 24 M. pr. St. blau.
 Franko nach allen Stat. Deutschl. u. Oesterr.

Ziegenbockwagen, Kinderschiffchen,
 Weihnachtsgeschenke für Kinder und Er-
 wachsene. Illustr. Preislisten gratis.

Jeder Zweifel ausgeschlossen.

Hochstehende Persönlichkeiten und Aerzte attestiren

die

Heilkraft von Warner's Safe Cure

als

erfolgreiches Heilmittel bei Krankheiten

der

Nieren, Leber, Wassersucht, Gicht und Rheumatismus.

— Nichts wirkt mehr überzeugend wie thatsächliche Beweise. —

Jeder der Gesundheit hochschätzt wird nicht zögern diese Medizin in Anwendung zu bringen.

Berlin, 27. Dezember 1888.
Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen meinen Dank auszusprechen für den guten Erfolg, welchen Ihre Warner's Safe Cure bei meiner Gemahlin hatte.

Sie war längere Zeit mit einem schweren rheumatischen Leiden behaftet und die beste und sorgfältigste Behandlung war ohne Erfolg, bis eine befreundete Dame, welche ebenfalls Warner's Safe Cure mit großem Erfolg angewandt hatte, den Gebrauch dieses Mittels anrieth.

Nach Gebrauch von 6 Flaschen sind die schrecklichen Schmerzen gänzlich verschwunden und erfreut sie sich jetzt guter Gesundheit. Ich werde Ihre Medizin in meinem Bekanntenkreise bestens empfehlen.

Potsdamerstr. 104.

Ergebenst
von Drigalski,

General der Div. 6. der kais. Ottom. Armee,
Adjutant Sr. kaiserl. Majestät des Sultan.

Schrenkfeld-Cöln a. Rh., 6. Januar 1889.

Es gereicht mir zur Freude, Ihnen mitteilen zu können, daß Ihr ausgezeichnetes Heilmittel Warner's Safe Cure mich von einem langjährigen und hartnäckigen Leber- und Nierenleiden, verbunden mit Fieber und Nervenschwäche, gründlich geheilt hat. Ich litt fortwährend an Müdigkeit, Schlaf- und Appetitlosigkeit, Niedergeschlagenheit, Kopfschmerz, Schwindel und Schmerzen in allen Gliedern. Jede Behandlung war erfolglos. Vor einiger Zeit rief mir ein befreundeter Arzt, Warner's Safe Cure zu gebrauchen. Ich befolgte seinen Rath und schon nach Gebrauch der ersten Flasche trat eine merkliche Besserung in meinem Zustande ein. Die allgemeine Schwäche ließ nach, ein gesunder Schlaf und Appetit stellte sich ein und heute, wo ich dieses schreibe, fühle ich mich gleichsam wie neu geboren! Wenn ich über diese Heilung vermittelst Warner's Safe Cure berichte, so geschieht es nicht allein aus dem Grunde, der Wahrheit die gebührende Ehre zu geben, sondern auch um ähnlich Leidende auf dessen Heilkraft aufmerksam zu machen.

Möge dieses ausgezeichnete Präparat recht, ja recht viel Segen stiften. Dies ist der Wunsch Ihres ganz ergebenen

Meyerstr. 21.

Peter Balthasar,
Lehrer a. D. und Zeitungscorrespondent.

Bamberg, 4. April 1888.

Ich theile Ihnen mit, daß ich seit acht Jahren an Nierenkrankheit gelitten. Mein Urin war angefüllt mit Sand und Eiweiß und alle Zeichen einer heftigen Nierenkrankheit vorhanden. Ich hatte bereits die Hoffnung aufgegeben, je wieder geheilt zu werden, denn in der letzten Zeit konnte ich nicht mehr aufrecht stehen. Nun las ich in Ihrer Broschüre von Warner's Safe Cure und gleich nach Gebrauch der ersten zwei Flaschen hatte sich mein Zustand so wunderbar gebessert, daß ich wieder an meine Arbeit gehen konnte, und jetzt nach Gebrauch von zwanzig Flaschen bin ich wieder ganz gesund und ist es mein Bestreben Ihre Medizin zu empfehlen.

Weidenbamm 1.

S. Schornstein,
Schuhmachermeister.

Langeln b. Wasserleben, den 11. October 1887.

Theile Ihnen ergebenst mit, daß die Warner's Safe Cure bei dem Eattler Herrn Hofmeister gegen chronischen Blasenkatarrh mit gutem

Erfolg angewandt worden ist, ebenso bei dem Verwalter Herrn Libbos gegen Leberleiden.
Fr. Boettcher, Arzt.

Hamburg, 15. Dezember 1888.

Im Interesse der leidenden Menschheit halte ich es für meine Pflicht Ihnen mitzutheilen, daß ich nach Gebrauch von 10 Flaschen Warner's Safe Cure, von einem ca. 9 Jahre lang währenden Leiden, welches sich durch Verfall der Kräfte, ab und zu auftretender, theilweiser Lähmung — die der rechten Gesichtshälfte, der ganzen linken Körperhälfte, beider Extremitäten — und zuletzt sogar einer vollständigen lähmungsartigen Schwäche des ganzen Körpers, Urinverhaltung verbunden mit furchtbaren Schmerzen, Stimmern vor den Augen und Hemmung des ganzen Denk- und Sprachvermögens documentierte, vollständig hergestellt worden bin. Während dieser langen Zeit bin ich von verschiedenen Aerzten, jedoch vergeblich, behandelt worden, so daß im Frühjahr 1887 meine Pensionierung als Beamter bei einem Alter von 45 Jahren erforderlich wurde. Indem ich Ihnen, werther Herr S. H. Warner, die Versicherung meiner aufrichtigsten Dankbarkeit erstatte, bitte ich Sie von Vorstehendem im Interesse der leidenden Menschheit durch Publikation in den Zeitungen 2c. Gebrauch zu machen. Zu Auskunftserteilung ist stets bereit

Weiden-Allee 59.

Ihr ergebener
S. G. Boneh, pens. Polizei-Beamter

München, 26. Juli 1888.

Teile Ihnen ergebenst mit, daß mir Ihre Warner's Safe Cure b meinem hartnäckigen Nieren- und Blasenleiden vorzügliche Dienste leistet. Auskunft ertheile brieflich oder mündlich an jeden Kurbedürftigen.
Bergerstr. 25.
Mich. Blumberger.

Hilden, Rheinprovinz, 23. Juli 1888.

Meine Schwägerin war in sehr gefährlichem Zustande, sie litt 5 Monaten an geschwollener Leber, die furchtbaren Schmerzen stellten sich ein, welche immer 20 Stunden anhielten, außerdem wasserfüchtige Anschwellungen am ganzen Körper und tägliches Erbrechen von Galle und Speie. In den letzten vier Wochen konnte sie weder Speie und Trank zu sich nehmen, auch verweigerte der Magen die Annahme der verordneten Medizin. Alle ärztlichen Mittel erwirkten gerade das Gegen- Das Leiden verschlimmerte sich von Tag zu Tag und der Zustand Kranken war ein trauriger. Nun begann ich in letzter Hoffnung Warner's Safe Cure zu geben, worauf schon nach den ersten paar Löffeln voll das Brechen zurückließ. Nach weiterer Verabreichung schritt die Genesung Erstaunen aller Nachbarn voran und nach Gebrauch von 1 1/2 Flaschen Warner's Safe Cure war die Krankheit gehoben, so daß sich meine Schwägerin jetzt bester Gesundheit erfreut.

Obige Erklärung bestätige ich persönlich und verdanke Warner's Safe Cure mein Leben.
Wittne Fuchmann

Neuenburg (im Württemb. Schwarzwald).

Ich mache die ergebene Mittheilung, daß das Töchterchen des Schmiedemeisters Stedter, welches längere Zeit von mir und anderen Aerzten mit allen möglichen allopath. und homöopath. Mitteln an chron. Bright's Nierenkrankheit vergeblich behandelt worden ist, durch Warner's Safe Cure geheilt wurde.
Oberamtsarzt Friedl.

Haupt-Depots und Versandstellen von Warner's Safe Cure:

Engel-Apotheker, Frankfurt a. Main. — Einhorn-Apotheker, Cöln. — Engel-Apotheker, Leipzig. — Weiße Schwan-Apotheker, Spandauerstr. 77, Berlin C. — A. F. Niemann & Co. Nachfolger, Hamburg. — Hofapotheke zu St. Afra, Augsburg. — Wilsch. Bergmann, Breslau. — Hirsch-Apotheker, Stuttgart und Schwanen-Apotheker, Eßlingen.

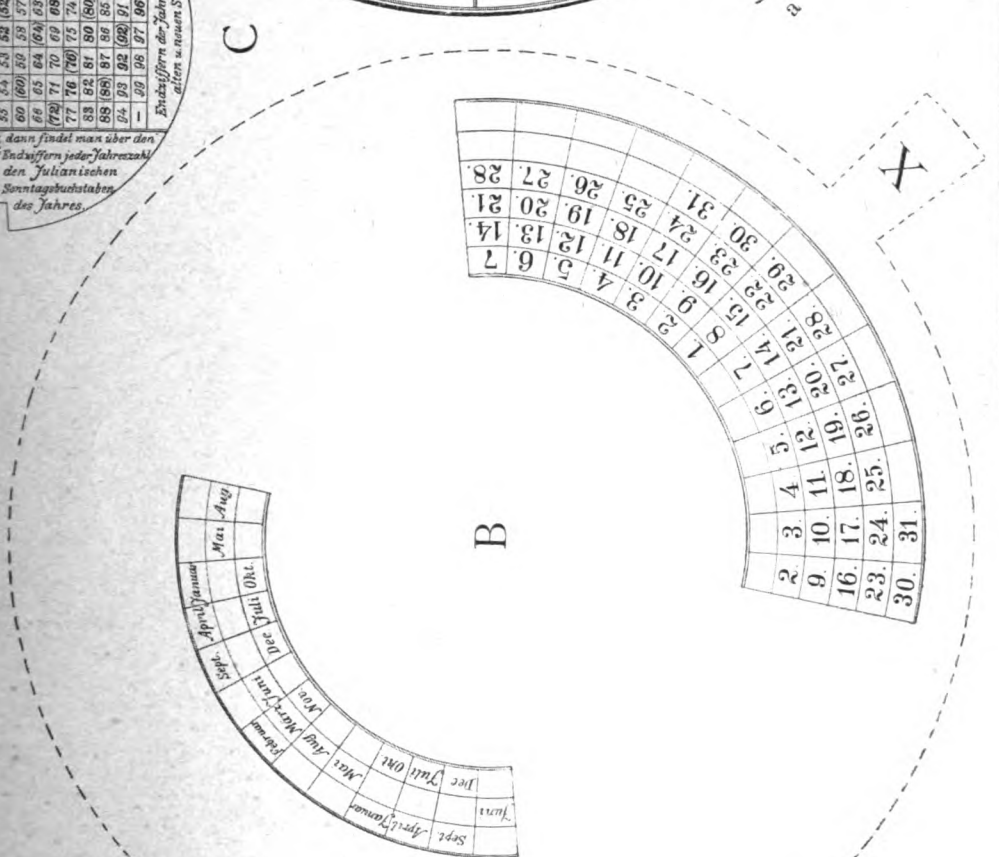
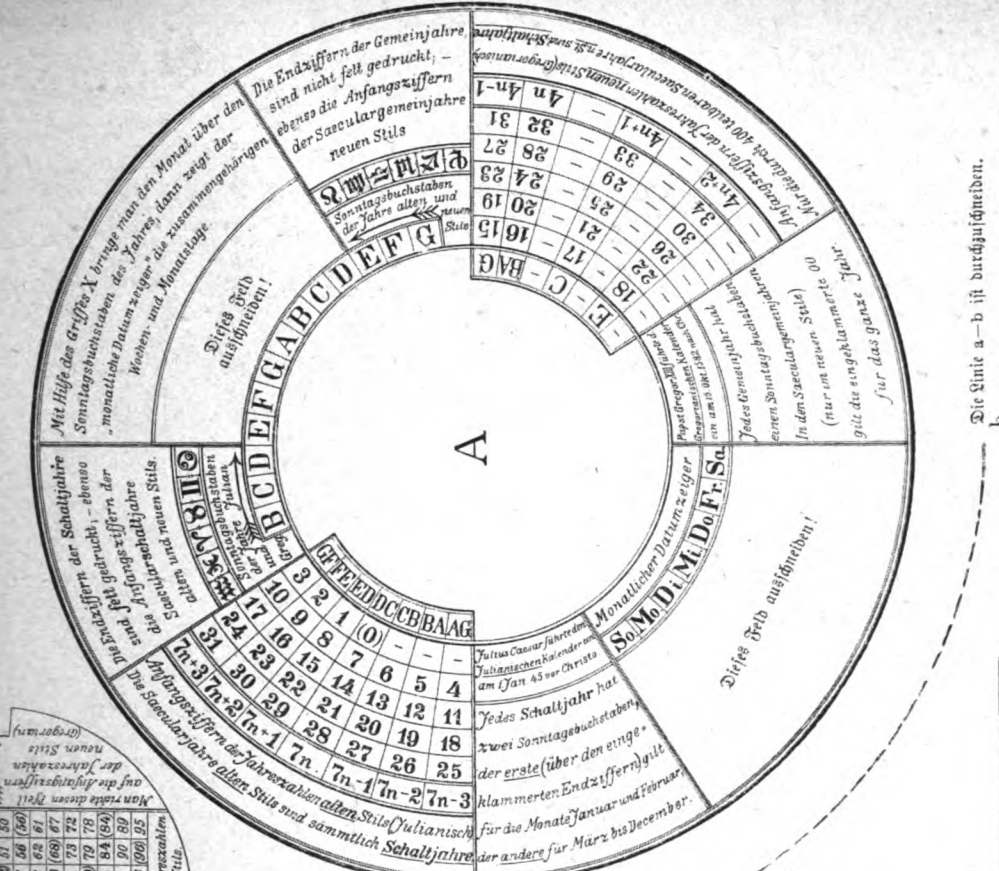
Immerwährender

Zusammenfassung.
Im unteren stehenden horizontalen Durchschnitt sind zwei Zeitungsblätter vom Wechselkurs; durch das eine wird ein Stift gestrichelt, der Kopf steht nach unten, das Stille-then darauf; dann folgt Papstschreiben E; dann die große runde Scheibe B; dann die

Table with 12 columns and 12 rows, showing dates and corresponding numbers for the Julian calendar.

Haupthaus A darauf, Griff X durchschneiden; dann Papstschreiben D; dann das andere Zeitungsblatt; dann wird der Stift abgekniffen und umgekniffen, aber nicht zu fest, der besten Drehung halber (wenn man zu fest verkniffet, dreht sich mit der einen Scheibe auch die andere); endlich die ob. runde Scheibe mit Leim auf das ob. Papstschreiben aufgelegt.

Kalender.



Die Einheit a-b ist durchzuführen.

C Obere runde Scheibe (feinere)

D Papstschreiben

A Große viereckige Haupttafel

B Untere, große runde Scheibe

E Papstschreiben



Maikäfer flieg
Dein Vater ist im Krieg
Deine Mutter ist im Exil
Das Heerland ist abgebrant

Ein Wortbruch.

Von

Ludovica Hefekiel.

I.

Am Abend vor dem Feste Johannes des Täufers Anno 1598 drängten sich die Pariser in Massen nach dem Grèveplatz, wo ein mächtiger Scheiterhaufen errichtet war. Auf demselben erblickte man die Gestalt eines überbewaffneten Mannes, der sich freilich bei näherem Hinschauen als eine hölzerne Puppe erwies. Der Platz rund um den Scheiterhaufen war durch eine Schnur abgesperrt, die um Stäbe aus Eichenholz geschlungen war. — Starke Männer mit narbenvollen Gesichtern standen in kurzen Entfernungen voneinander hinter dieser Schnur, um das andrängende Volk abzuwehren; sie hielten Fackeln in den Händen, die den Platz hell erleuchteten. Diese Männer waren aus den sogenannten „verlorenen Kindern“ gewählt, das heißt, aus den Reihen derjenigen Soldaten, die auf die Vorposten geschickt oder an die erste Stelle beim Angriff gestellt wurden, die man eigentlich als „verloren“ ansah. Aus den „verlorenen Kindern“ sind später die Grenadiere hervorgegangen. Diejenigen aber von den „verlorenen Kindern“, die wirklich ihr Leben davonbrachten, die wurden vom ganzen Volke als Helden betrachtet, und darum jauchzte auch heute die Menge den riesigen Fackelträgern zu, die unbeweglich wie aus Erz gegossen dahanden. Drüben über der Thür des Stadthaus zeigte sich von buntfarbigem Lämpchen umgeben das Bild König Heinrichs IV., wie er wie der Franzose ihn sonst zu sehen gewohnt war, zu Pferde im Panzer, sondern auf dem Throne, in königlichen Gewändern, das Szepter in der Hand, umgeben von den allegorischen Gestalten des Sieges, der Gnade und des Friedens. Am des Friedens, denn vor wenigen Tagen war zu Paris verkündet worden, daß zu demis König Philipp von Spanien und Maria Heinrich von Frankreich Frieden geschlossen hatten, und seitdem hatte sich mit an Fest gereicht. Mit dem heutigen Abend sollten nun die Festlichkeiten enden und schon nahte sich der Hof, von einem schönen: Vive le roi! begrüßt. Einige Stimmen begannen zu singen:

Vive Henri Quatre
Le roi vaillant!

Und dazwischen klang die süße Liebesweise, die Heinrich selbst gesungen für seine reizende Gemahlin. Er hörte es wohl und ein Lächeln spielte um seine Lippen.

So viele Frauen er auch geliebt, die „charmante Gabrielle“ ging ihm doch über alle. Vor dem Scheiterhaufen war eine Tribüne errichtet worden, auf der die Herren und Damen des Hofes sich niederließen, während der König selbst aus den Händen eines Kavaliere eine Fackel entgegennahm und den Scheiterhaufen anzündete. Das trockene Holz knisterte und prasselte, man sah jetzt, daß rund um die bewaffnete Puppe zer-splitterte Lanzen, Trommeln, Flinten, Helme, kurz alles Beiwerk des Kriegs aufgehäuft lag und unter lautem Jubel des Volks zu brennen begann. Auch der Hof jubelte, nur weniger laut, man schwärmte gerade einmal für Frieden in Frankreich; nur ein Gesicht blieb unbewegt, ernst und stolz, das war das Antlitz des Connetable. Heinrich Montmorency, Marschall von Frankreich, hatte keine Freude an diesem Abend; er liebte den Krieg und haßte den Jubel der Massen. Seine ernsten Augen folgten jetzt einem prächtig in hellgrünen Atlas und Gold gekleideten Kavaliere, der sich vergeblich mühte, die Reihe, in der er Platz genommen hatte, zu verlassen, und dessen Augen suchend umherspähten. Da winkte ihm der Connetable und sofort machte alles Platz. In wenigen Minuten stand der vielleicht vierzigjährige Herr, den Federhut in der Hand, vor dem Connetable.

„Herr von Avranches,“ redete dieser ihn an, und etwas wie der Schatten eines Lächelns flog über sein Antlitz, „dort drüben neben der Dame in Rot und Silber sitzt Frau von Avranches und hat Ihnen schon zweimal mit dem Fächer gewinkt.“

„Meinen unterthänigsten Dank, Herr Marschall,“ entgegnete Herr von Avranches mit tiefer Verneigung, „ich konnte mit meinen blöden Augen Frau von Avranches nicht entdecken, soviel ich auch umhersuchte, dies Fackellicht verwirrt mich vollends.“

„Seltsam,“ bemerkte der Connetable, „die meisten unserer Kavaliere suchen nach jeder anderen Dame als nach ihrer Ehefrau und der einzige, der nach der seinigen seufzt wie ein verliebter Schäfer, kann sie nicht finden.“

Es war in spottendem Tone gesagt, aber es klang eine tiefe Bewegung hindurch; der Connetable von Frankreich hatte noch Respekt vor solcher Liebe. Der Chevalier von Avranches fühlte das auch ganz gut, denn er verneigte sich abermals tief und erwiderte: „Zuletzt aber findet der

Schäfer seine Schäferin doch, denn es gibt noch mächtige und uneigennützigte Freunde.“

Der Connetable reichte dem anderen die Hand. „Erhalte Ihnen Gott Ihr Glück, es ist selten geworden in Frankreich!“

Damit trennten sich die beiden Männer und es gelang dem Chevalier, in die Nähe der Dame zu kommen, die ihm der Connetable bezeichnet hatte. Frau von Avranches war keine blendende Schönheit, aber die etwa dreißigjährige Dame hatte etwas ungemein Anziehendes, selbst in der steifen spanischen Tracht, die damals alle Höfe beherrschte. Ihre hellen schwarzen Augen leuchteten auch, als Herr von Avranches sich ihr näherte und mit lieblichem Lächeln streckte sie ihm die feine, beringte Hand entgegen, von der sie den duftenden, gestickten Handschuh abgezogen hatte.

„Charmante Gabrielle,“ flüsterte Herr von Avranches, ehe er die Hand seiner Gemahlin an die Lippen zog, und ganz leise kam es zurück: „Philippe!“

Als aber Herr von Avranches aufblickte, sah er zu seinem Erstaunen, daß in den schönen Augen seiner Gemahlin klare Thrämentropfen standen, und ein wehmütiger Zug um ihre rosigen Lippen lag, nicht scharfer, stechender Schmerz, sondern tiefe Wehmut.

„Gabrielle, was ist geschehen?“ fragte Philippe, unbekümmert um das Hohnlächeln der eleganten Herren und Damen, das er infolge seiner Kurzsichtigkeit auch nicht einmal bemerkte. Sie fanden es zu abgeschmackt, die geistreichen Hofleute, daß ein Ehepaar nach zehnjähriger Ehe nicht nur sich noch liebte, sondern sich das sogar merken ließ.

„Ich habe eine Botschaft erhalten, mein Freund,“ entgegnete dann Gabrielle, „die mir einen langjährigen Wunsch erfüllt und die mich doch tief betrübt.“

Sie zog einen Brief aus dem perlen-geschmückten Nieder ihres Kleides und reichte ihn ihrem Gemahl. Er entfaltete ihn und hielt ihn dicht unter seine kurz-sichtigen Augen; nicht ohne Mühe las er: „Nun: sich Gabrielle von Avranches überwinden, den Mann, der ihr sein Wort brach, noch einmal zu sehen, so wird sie einem Sterbenden sein Ende erleichtern. Er erwartet sie in Saint-Germain im Hause des Abbé Sauval.“

Herr von Avranches faltete das Blatt zusammen und reichte es seiner Gemahlin

zurück. „Wir müssen zu ihm!“ sagte er entschieden, „daß er uns so nahe sein könnte, ahnte ich nicht.“

„Wie sollen wir aber jetzt fortkommen?“ fragte Frau von Avranches, „du kannst“ — sie nannte ihren Gemahl wirklich du — „jetzt dich nicht verabschieden, in einer Stunde beginnt der Ball, wir sind Gäste des Königs.“

Avranches sann nach, dann sagte er die Hand seiner Gemahlin, beugte sich zu ihr nieder und sagte leise: „Ich entführe dich!“

Gabrielle war Französin. Der Gedanke, von ihrem eigenen Ehemann entführt zu werden, war ihr so komisch und so rührend zugleich, daß sie wie ein Kind in die Hände klatschte. Herr von Avranches trat zurück und verlor sich in der Schar der Hofleute. Als das letzte Symbol des Krieges niedergebrannt war und der Hof aufbrach, näherte sich ein Page der Frau von Avranches, der einen weiten Mantel über dem Arm trug und den Finger auf die Lippen legte. Sie folgte ihm schweigend, ließ sich in den Mantel hüllen und zu einem Wagen führen. Dann trat der Page ehrerbietig zurück, Frau von Avranches aber lag lachend und weinend zugleich am Herzen ihres Mannes.

„Was sind das für Zeiten,“ seufzte Herr von Avranches, der nicht ohne einen Anflug von Bedanterie war, „hätte ich jetzt um Erlaubnis gebeten, mit meiner Gemahlin den Ball des Königs verlassen zu dürfen, weil ein Mann, dem wir alles verdanken, im Sterben liegt, man hätte mir den Hof verboten; als ich auf ein Liebesabenteuer anspielte, kam man mir entgegen und bot mir jede Hilfe an. Pfui!“

Gabrielle drückte ihre Hand auf den Mund Philippes. „Es ist nicht alles schlecht in unserer Zeit,“ sagte sie ernst, „denk an unsre Liebe und an die des Mannes, zu dem wir jetzt fahren; je dunkler die Nacht, desto heller die Sterne.“

„Mein heller Stern,“ wiederholte Herr von Avranches und so fuhren sie auf Saint-Germain zu. Bei Hofe erzählte der eine, Frau von Avranches habe sich von einem Kavalier entführen lassen, und der eifersüchtige Ehemann setze dem Paare nach, andere wollten wissen, Herr von Avranches sei mit einer Dame entflohen, und Frau von Avranches spüre dem ungetreuen Ehemann nach, nur der Connetable ließ das Haupt auf die Brust sinken und sagte ernst: „Ich glaube es nicht, muß ich es aber eines Tages doch glauben, dann weiß ich, daß es keine Treue mehr gibt auf Erden, aber noch glaube ich's nicht.“ Selbst der König lächelte über seinen Connetable.

II.

Herr und Frau von Avranches waren immer ein Rätsel für den französischen Hof gewesen, wenn sie an demselben erschienen, was übrigens nicht oft geschah. Meist lebten sie auf ihren Gütern in der Champagne sich und ihren vier Kindern, wie denn der Landadel sich schon damals

vorteilhaft von dem eigentlichen Hofadel unterschied. Ganz rätselhaft aber wurde das Ehepaar der Hofgesellschaft nach der angeblichen Entführung, man sah es nämlich wenige Tage darauf wieder beisammen und zwar ganz in alter Weise; sollte man sich doch getäuscht haben? Die Friedensfeste hatten unterdessen ein Ende genommen, der lustige König Heinrich und sein großer Minister Rosny, später Herzog von Sully, sorgten unablässig für Frankreichs Wohl, und mochten auch dunkle Schatten auf des Königs Privatleben fallen, sein Volk fühlte sich glücklich unter seinem milden Zepher. Mehr als zwei Jahre nachdem Frau von Avranches sich von ihrem Gemahl hatte entführen lassen, weilte das Ehepaar wieder für ein paar Tage im Louvre, dem mächtigen Königsschloß, das durch Heinrich zum Teil neu gebaut worden war. Der Connetable kam dem Ehepaar mit dem alten Wohlwollen entgegen, aber sein Auge ruhte oft prüfend auf den Zügen Philippes wie Gabrielles. Suchte er nach den Spuren einer Schuld, die jene Zeit in ihrer entsetzlichen Frivolität fast als ein Verdienst ansah? Aber die Züge beider verrieten nichts, die scharfen Augen Gabrielles, wie die kurzichtigen Philippes blickten rein und klar wie ehedem, und der Connetable murmelte vor sich hin: „Ich habe doch recht gehabt.“ Der Connetable, der einst zu den Füßen Maria Stuarts gelegen hatte, verstand sich auf Menschen, aber es war eigentümlich, daß er, der von den Fehlern seiner Zeit nicht frei war, eine solche Freude hatte an zwei so harmlosen, reinen Menschen, wie Herr und Frau von Avranches. Gedachte er seiner zweiten Gemahlin, der schönen Louise Budos, die auch so treu und rein gewesen war, und die er doch oft mit seiner Eifersucht gequält hatte. Gedachte er des Tages, da er den Burghof von Ecouen, wo sie wohnte, mit Flintensteinen pflastern ließ, so daß selbst der König nicht mehr nach Ecouen mochte, weil er das Feuermeer scheute, das sich unter den Hufen seines Rosses erhob? Wie dem auch sein mochte, zu dem Feste, das der Connetable im August des Jahres 1600 in seinem Hotel auf der Straße Grenelle in Paris gab, hatte er auch Herrn und Frau von Avranches eingeladen und zeichnete sie sichtlich vor seinen anderen Gästen aus.

Gegen Ende des Festes hatte sich eine kleine Gesellschaft von etwa zwölf Personen in einem prächtig in Weiß und Gold dekorierten Zimmer, dessen Wände mit Bildern von Clouet und Cousin geschmückt waren, zusammengefunden. Der Connetable selbst befand sich darunter, ebenso Herr und Frau von Avranches. Das Gespräch war sehr lebhaft, Diener gingen ab und zu und füllten die feinen venetianischen Gläser, die auf ihren schlanken Füßen seltsamen Blumen glichen, mit dem funkelnden Frontignac, während sie den Damen in silbernen Körbchen süßes Backwerk anboten. Das Gespräch drehte sich um das alte nie ausgesprochene Thema, um die Liebe. Eine schöne üppige Brünette, die

gar nicht aussah, als wolle oder könne sie große Opfer bringen, hatte die auch schon damals nicht mehr neue und bis auf diesen Tag weder bewiesene noch zurückgeschlagene Behauptung aufgestellt, nur die Frau vermöge es, ihrer Liebe ein Opfer zu bringen.

„Und doch habe ich einen Mann gekannt,“ bemerkte Frau von Avranches, „der brachte einer Frau das Höchste zum Opfer, was er besaß, seine Ehre!“

Der Connetable horchte auf. „Ein Mann, der um einer Frau willen ehelos ward,“ sagte er ertaunt.

„In seinen Augen wenigstens,“ antwortete die anmutige Frau und eine Thräne schimmerte in ihrem Auge, „denn die Frau, der er das Opfer brachte, hält ihn nicht für ehelos, sie segnet ihn noch heute!“

„Frau von Avranches sollte sich deutlicher ausdrücken,“ meinte eine der Damen, „sie war immer berühmt als Geschichtserzählerin.“

„Sie kann sich der Königin von Navarra an die Seite stellen,“ bemerkte galant einer der Kavaliers.

Frau von Avranches errötete wie ein junges Mädchen, dann sagte sie, ohne sich lange zu sträuben: „Ja, ich will erzählen, ich will die Ehre eines lange verkannten Mannes retten, es ist wohl kaum einer am Hofe, der nicht den Kapitän von den Dragonern, Herrn von Captal, gekannt hätte.“

„Roland Captal,“ fuhr der Connetable auf, „er hat oft an meiner Seite gekämpft, vor etwa fünfzehn Jahren schied er mit seinen Degen zurück; in einer Unglücksstunde hat er ein feierlich gegebenes Wort gebrochen und ein Ehrlöser dürfte nicht mehr unter den Fahnen Frankreichs federn. Dann ist er spurlos verschwunden und ich habe nie wieder von ihm gehört.“

„So hören Sie denn heute, warum Herr von Captal sein Wort brach, und dann hören Sie, ob er ein Recht hatte, sich ehelos zu nennen,“ begann Frau von Avranches. „Der Kapitän liebte damals eine junge Dame, die aber, obgleich sie ihn hochschätzte, ihr Herz schon einem anderen geschenkt hatte, einem glänzenden, lustigen Kavalier, dem alle Frauen zu Füßen lagen. Er schmeichelte der Dame nicht wenig, daß der Kavalier sie allen anderen vorzog, daß er sie nicht als leichte Eroberung betrachtete, sondern sie zu seiner Gemahlin machen wollte. Sie hatte übersehen, daß sie eine reiche Erbtöchter, ihr Freier ein verdammteter Spieler war, oder vielmehr sie hatte keine Ahnung davon und wiegte sich in den süßen Träumen, der schöne, glänzende Mann werbe nur à cause de ses beaux yeux um sie. Da hatte sie denn ein Auge für das stille Werben des Kapitän von Captal, besonders da sich ihrer allerlei Hindernisse entgegenstellten. Der Bruder der Dame nämlich, unter der Vormundschaft sie stand, wußte mehr von dem Freier derselben als sie selbst und widersetzte sich einer Heirat mit dem bewußten Herrn — wir wollen ihn Captal nennen, in Wirklichkeit hieß er anders, die Dame mag Claudine heißen. — Da-

aber machte die beiden Liebenden nur um so hartnäckiger, der Bruder verstand indessen keinen Spaß und drohte der Schwester mit dem Kloster, wenn sie ihre thörichte Liebe nicht aufgebe. Da machte denn Claudine ausnehmend gute Miene zum bösen Spiel und saß einsam trauernd in dem weiten, den Hotel ihrer Familie zu Paris; ihre einzige Gesellschafterin war eine alte halbwilde Kousine, denn ihr Bruder war noch unvermählt. Die Kousine war alt, sehr heftig und sehr streng, das Wort Liebe verursachte ihr fast Krämpfe und mit den Lagen eines Falken hütete sie ihre junge Verwandte, die sich um ihren Gaston fast zu Tode grämte."

Frau von Noranches hatte die letzten Worte ganz leise gesprochen und es dabei mächtig vermieden, ihren Gemahl anzusehen, der aber lächelte vor sich hin und traute dann, als höre er eine ganz fremde Stimme: „Sind denn dieser schöne, kluge Gaston keinen Weg, um zu Claudine zu gelangen?“

Frau von Noranches drohte ihrem Gemahl mit dem Federfächer und fuhr dann fort: „D ja, wenigstens gelang es ihm, dir Nachricht zu senden; an käuflichen Diensthofen ist ja nie Mangel, auch die schlaueste Kousine wird überlistet und ist täglich fand ein Brieflein den Weg zu Claudine. Heiße Sehnsucht, glühende Liebe atmte aus jeder Zeile; endlich machte schon dem angebeteten Mädchen, wie er die eitle Thörin nannte, den Vorschlag zu einer gemeinsamen Flucht auf seine Güter, wo dann die Heirat stattfinden sollte. Alles war vorbereitet dazu, sie hatte nur dafür zu sorgen, daß sie aus dem Hause und das zu einer vor der Stadt gelegenen Stube gelangte, wo ein Wagen ihrer warten sollte. Aber gerade dies Aus-dem-Hause-gelangen war das Schwerste. Claudine verbrach sich den Kopf; sie hatte keine Freundin, keinen Freund, niemand, dem sie sich hätte anvertrauen, von dem sie um Beihilfe hätte erwarten können. Nur ein Mann verkehrte im Hause, nur einer durfte sie sehen und sprechen, der Kapitän von Capital, den ihr Bruder ihr zum Gemahl bestimmt hatte, und der sie, wie schon gesagt, aufrichtig liebte. Das stille Werben des ernststen Mannes war zu leidenschaftlichem Begehren geworden, Claudine gewann eine solche Macht über ihn, daß sie mit einem Wink ihrer Augen alles von ihm erreichte. Der Kapitän litt sichtlich unter dieser Leidenschaft, er schämte sich weilen vor sich selbst, daß er sich so zum Sklaven eines Mädchens gemacht hatte, er kämpfte mit aller Macht gegen seine Liebe, aber sie war mächtiger als er und gerade dadurch, daß Claudine seinem Werben gegenwärtig kalt blieb, steigerte sich seine Leidenschaft. Bis dahin hatte Claudine sich ehrlich und redlich bemüht, den Kapitän von Capital von seiner Leidenschaft zu heilen, niemand durfte er vorwerfen, daß sie ein kokettes Spiel mit ihm spiele, jetzt aber, wo Gaston zu einem entscheidenden Schritte drängte und nirgend einen Ausweg sah, beschloß sie, die Liebe Capitals zu gunsten ihrer

eigenen zu benützen. Das war nicht ehrenhaft."

„Nah, der Liebe ist alles erlaubt," unterbrach einer der Kavaliere, „im Krieg und in der Liebe gilt jede List."

Frau von Noranches schüttelte wie mißbilligend den hübschen Kopf und erzählte weiter: „Der Herr von Capital, der in allen Punkten der Ehre dachte wie ein preux chevalier aus den Tagen Bayards, hatte oft geäußert, daß dem Manne ein gegebenes Wort heilig sein müsse und daß ihm ein Ehelmann, der sein Wort breche, sei es aus welchen Gründen es sei, ihm ehelos dünke. Dies Wort klang Tag und Nacht in Claudines Ohren und dies Wort ward das Unglück des Kapitäns von Capital."

III.

Die Erzählerin machte eine lange Pause, ehe sie den Faden ihrer Geschichte folgendermaßen wieder aufnahm: „Eines Morgens war der Kapitän wieder in Claudines Haus erschienen, hatte aber deren Bruder nicht zu Hause angetroffen und wollte sich eben wieder fortbegeben, als er sich von des Fräuleins Jose aufgehalten sah, die ihn zu ihrer Dame bat. Das Blut schoß dem Kapitän nach dem Herzen, wie er später selbst erzählt hat, eine solche Günst war ihm noch nie zu teil geworden und in heftiger, glückseliger Aufregung folgte er der Dienerin in das Zimmer des Fräuleins. Dieses war doch etwas verlegen und mußte nicht recht, wie es das Gespräch beginnen sollte. Der Kapitän selbst war es, der die verhängnisvolle Frage that, ob er so glücklich sei, dem Fräulein einen Dienst leisten zu können. Da nickte Claudine, meinte aber seufzend, er werde ihn ihr nach reiflicher Erwägung doch nicht leisten. Der Kapitän aber, berauscht von seiner Liebe, vermaß sich hoch und teuer, er sei zu jedem Dienst bereit, auch wenn derselbe mit seinem Blut erkauf werden sollte. Der arme Mann hatte in diesem Augenblick vergessen, daß er noch etwas kostbarer besaß als sein Blut. Claudine aber verlangte sein Ehrenwort, daß er thun wolle, was sie von ihm begehre, verlangte sein Ehrenwort, daß er nie einem Menschen mitteilen wolle, was sie ihm anvertrauen werde. Da stutzte er doch einen Augenblick, aber Claudine sank weinend vor ihm nieder und hob die gefalteten Hände zu ihm auf, und der edle, stolze Mann unterlag den Thränen eines kindischen, verliebten Mädchens."

Die Gesichter der Zuhörenden waren ernst geworden, obgleich die anwesenden Männer fast alle bereit waren, den Kapitän zu entschuldigen.

„Und als Claudine also dem Kapitän sein Ehrenwort abgeschmeichelt hatte," fuhr Frau von Noranches mit leiser, trauriger Stimme fort, „da stieß sie ihm den vergifteten Pfeil ins Herz und sagte ihm, daß sie einen anderen liebe, und daß er dazu helfen solle, sie mit ihm zu vereinen. Zeichenblaß ist der Kapitän geworden und es ist wohl sofort eine Art Ernüchterung

über ihn gekommen, aber er hatte sich gefangen in einer Schlinge, aus der er sich nicht zu befreien vermochte. Es lag ein Anstrich von Verachtung in dem eiskalten Tone, mit dem er dem unseligen Mädchen antwortete, er harre ihrer Befehle und bitte nur um den Namen seines glücklichen Nebenbuhlers. Als Claudine Gaston nannte, da hat er furchtbar aufgeschrien und jetzt hat er sich aufs Knie geworfen, um Claudine zu vermögen, von diesem Manne zu lassen, der ihrer nicht würdig sei. Aber es war vergebens, Claudine hing zu fest an dem Geliebten und vertraute ihm, wie eben ein Weib dem Manne vertraut, den es liebt. — Und so blieb denn dem armen Kapitän nichts übrig, als sich den Wünschen der Dame zu fügen. Sie verabredeten den Plan zu einer Flucht, die Claudine mit ihrem Gaston vereinen sollte; in des Kapitäns Kopfe aber reifte noch ein anderer düsterer Plan. Er hatte den Entschluß gefaßt, Gaston sofort zu fordern und ihn mindestens so schwer zu verwunden, daß die beabsichtigte Flucht Claudines unmöglich dadurch werden mußte. Schon das war nicht ganz seinem Ehrenworte gemäß, denn er hatte geschworen, Claudines Wunsch zu erfüllen, und das hieß zur Vereinigung mit Gaston helfen, nicht sie zu verhindern. Aber der arme Kapitän sollte nicht zur Ausführung seines Vorhabens kommen, der Befehl des Königs rief ihn noch am selben Tage ins Lager und er mußte Paris verlassen. Mit blutendem Herzen gab er noch die nötigen Anweisungen für Claudines Flucht, sandte dieser auch noch einen Brief und saß nun in seinem Zimmer vor dem gepackten Koffer; im Hofe wieherte sein Schlachtroß und er konnte sich nicht entschließen, es zu besteigen, denn in seinem Gehirn arbeitete es fieberhaft, er hatte nur den einen Gedanken: Wie kann ich Claudine vor Gaston retten? Nirgend ein Ausweg, er durfte ja niemandem sein Geheimnis mitteilen, sein Wort, dessen Sklave er war, band ihn. Und wenn die Geliebte ihm auch nie angehören würde, in Gastons Hände durfte sie nicht fallen und er hatte nur noch eine halbe Stunde Zeit, dann war er von ihr getrennt, vielleicht auf immer, denn er will dem Feinde entgegen. In diesem schweren inneren Kampf wurde der Kapitän unterbrochen durch den Eintritt seines besten Freundes, den ich Mené nennen will und den er in letzter Zeit wenig gesehen hatte. Sie stammten aus demselben Teile Frankreichs, waren durch ihre Mütter weitläufig verwandt und hingen mit großer Liebe aneinander. Es war wieder die unglückselige Claudine, die an der zwischen beiden eingetretenen Entfremdung die Schuld trug, denn auch Mené gehörte zu ihren Verehrern. Bei seinem Eintritt zuckte durch das fieberhaft erregte Hirn Capitals der Gedanke: „Den schickt dir Gott," und in der Angst um das geliebte Mädchen that er, was er sein Lebenlang bitter bereut hat — er brach sein Wort und teilte dem Freunde alles mit, was ihm Claudine anvertraut hatte, indem

er ihn beschwor, sie an der Vereinigung mit Gaston zu hindern. Daß er ihr sein Ehrenwort gegeben hatte, zu schweigen, sagte er nicht. René ward bleich bis in die Lippen hinein, als er vernommen, was ihm Capital mittheilte. 'Du hast recht,' sagte er, 'sie darf dieses Elenden Weib nicht werden, weder sie noch du könnt ahnen, wie weit die Verderbtheit dieses Burschen geht. Durch eine seltsame Fügung bin ich im Besitz eines Geheimnisses, dessen Mittheilung auch Fräulein Claudine hindern wird, sich ihm anzuvertrauen fürs Leben.'

„So theile es ihr rasch mit," bat ihn Capital, 'jede Stunde Zögern erhöht die Gefahr, und sage ihr, sie soll mir nicht fluchen, wenn ich auch durch sie, für sie ein ehrloser Mann geworden bin!'

„Was meinst du damit?" fragte René erstaunt, der den Freund nicht begriff und jetzt erst sah, daß derselbe bebte wie ein angeschossenes Wild. Und todestraunig wie die eines waidwunden Rehcs sahen seine Augen aus.

„Was ist dir?" fragte René erschrocken.

„Nichts, nichts," wehrte Capital ab, 'geh' zu Claudine, ehe sie sich auf die Flucht begibt oder besser halte ihren Wagen bei der Schenke 'zum lustigen Gascogner' an, du kennst sie, wir haben dort manchen guten Trunk gethan, und sie muß dieselbe passieren. Wolltest du jetzt bei ihr vorgelassen werden, sie empfinde dich nicht.'

„Es soll geschehen," erwiderte René.

„Und nun lebe wohl," nahm Capital ernst das Wort, 'denke meiner als eines Toten.'

„Was hast du nur," fuhr René auf, während Capital nach seinem Schwerte griff, 'willst du mir nicht wenigstens zum Abschied die Hand reichen?'

„Ich, meine Hand, dir?" Es schien ein Schauer durch seinen Körper zu gehen, mit Miesenträften riß er sich los von dem Freunde, der ihn zurückhalten wollte, stürmte die Treppe hinunter, warf sich aufs Pferd, jagte davon und — René sollte ihn erst als Sterbenden wiedersehen. Doch davon nachher."

IV.

„Claudines Flucht war ins Werk gesetzt worden und insoweit geglückt, als sie nicht weit mehr von der Schenke 'zum lustigen Gascogner' war, wer schildert aber ihr Entsetzen, als ihr Wagen plötzlich aufgehalten wurde. Etwa sechs berittene Diener in einer Livree, die der Dame bekannt war, zwangen Kutscher und Diener des Kapitäns Capital, welche dieser der unseligen Claudine zur Verfügung gestellt hatte, anzuhalten. Ein Herr im Hofkleid, der einen feurigen Braunen ritt, näherte sich dem Schlage, nahm seinen Federhut ab und sagte mit der ausgezeichnetsten Höflichkeit: 'Mein Fräulein, wenn Sie, wie ich höre, die Absicht haben, den Marquis Gaston de *** im 'Lustigen Gascogner' zu treffen, so muß ich Sie um Ihrer eignen Ehre willen ersuchen, umzukehren. Ich habe die Ehre von Ihnen gekannt zu sein, mein Name ist René de ***.'

„Claudine stieß einen Schrei aus. 'Sie wissen, mein Herr,' fuhr sie auf, 'ach, dann hat mich der Kapitän von Capital verraten, der Ehrlose gab mir sein Wort zu schweigen.'

„In wildem Schmerz fühlte René sein Herz aufzucken, jetzt, jetzt verstand er den Freund. Jetzt mußte er, warum ihm derselbe seine Hand verweigert hatte; er hatte sein Wort gebrochen, um die Geliebte zu retten, er fühlte sich ehrlos, und sie, für die er dies ungeheure Opfer gebracht hatte, war die Erste, die ihn mit dem Namen nannte, den er sich selbst beigelegt hatte. René liebte Claudine sehr, in dem Augenblick hat er sie, glaube ich, gehaßt."

Frau von Avranches sah wieder nach ihrem Gemahl hinüber, der bemerkte ihren Blick in seiner Kürsichtigkeit freilich nicht, aber er hatte doch ihre Worte gehört und schüttelte leise das Haupt, während Frau Gabrielle fortfuhr: „René ließ Claudines ersten Schmerz sich austoben, dann sagte er traurig: 'Wir wollen hier nicht darum streiten, mein Fräulein, ob der Kapitän von Capital jene harte Bezeichnung verdient, die Sie ihm geben, jedenfalls hat er Sie durch seinen Wortbruch vor einem schweren Unglück, ja vor einem Verbrechen bewahrt.'

„Mit beiden Händen mehrte Claudine ab; 'ich glaube nichts Böses von Marquis Gaston,' rief sie, 'und ich will sein Weib werden.'

„Vergebens suchte René ihr diesen Gedanken auszureiben, sie hörte nicht auf ihn und warf sich in die entgegengekehrte Ecke des Wagens zurück. Da stieg René vom Pferde, öffnete den Wagen und setzte sich ihr gegenüber; mag dem ritterlichen Manne sauer geworden sein, also gewalthätig gegen eine Dame zu verfahren! 'Claudine,' sagte er ernst und traurig, 'so muß ich es Ihnen denn ohne weitere Umschweife sagen, Sie können nicht das Weib Gastons werden, denn der Marquis ist bereits vermählt.'

„Claudine fuhr zusammen, sie wollte lachen, schreien, es ist nicht wahr! aber sie war wie zu Stein erstarrt, ein Blick in das Gesicht Renés zeigte ihr, daß er die Wahrheit gesprochen habe. René aber fuhr fort: 'Es war meine Spielgefährtin, die Tochter unseres Gärtners, die er als Jüngling in wilder Leidenschaft mit sich fortriß und zu seinem Weibe machte. Anders hatte sie ihm nicht folgen wollen und Gaston konnte damals noch ein Opfer für seine Liebe bringen.'

„Beweise!" keuchte Claudine.

„Genügt Ihnen das Wort eines Edelmannes nicht?" fragte René.

„Sie lachte bitter. 'Nein,' sagte sie hart.

Flammende Röthe überzog Renés Antlitz; er wußte, worauf sie zielte. 'Nun wohl,' erwiderte er ernst, 'so werde ich Sie in die Schenke 'zum Lustigen Gascogner' begleiten und Aug' in Auge mit dem Herrn Marquis ihm meine Anklage ins Gesicht schleudern. Wir wollen doch sehen, ob er die Stirn hat, sie zurückzuweisen.'

„Claudine richtete sich hoch auf; noch einmal begann sie zu hoffen, das Vertrauen

zu dem Geliebten war noch nicht ganz erschüttert, sie klammerte sich an den letzten Strohalm, ja, gewiß, er mußte die Klage zurückweisen, er mußte unschuldig sein. Sie antwortete dem armen René nicht mehr, sie ließ es geschehen, daß er ihr gegenüber sitzen blieb, aber in stummem Angst rang sie die Hände und verzweifelte sie nach einem Gebet.

„So hielt der Wagen vor dem 'Lustigen Gascogner'; das Haus lag öde und eintönig da; es verkehrten nur wenig Reisende demselben, darum hatte Gaston es in der Schenke gebracht, weil man hier nicht in Gefahr war, Bekannte zu treffen. In einem Mantel gehüllt, einen dunklen Hut auf schwarzer Feder auf dem Haupt, trat er an den Wagen, den er schon erwartet hatte, fuhr aber leichenblaß zurück, als er im Innern desselben René erblickte. Er machte er mit halb zorniger, halb ironischer Miene, 'meine Dame hat sich ein anderes Beschützer erkoren.'

„Gaston, Gaston," flehte Claudine mit aufgehobenen Händen, 'befreie mich von diesem Manne, der uns voneinander trennen will.'

„Die Augen Gastons flammten in dem Zorne auf. 'Wie, mein Herr,' rief er mit einer Stimme, die von verhaltener Wut bebte, 'Sie haben so wenig edle Sitte, daß Sie sich einer Dame aufdrängen, die Ihre Gegenwart nicht wünscht.'

„René blieb unerschütterlich ruhig. 'Die Dame wird von meiner Gegenwart befreit so wie ich sie selbst aus Ihren Hand befreit habe,' entgegnete er mit ruhiger Kälte.

„Herr," fuhr Gaston auf und griff nach seiner Waffe, die er unter dem Mantel trug.

„Ruhig," Herr Marquis, wehrte René ab, 'was wir beide nachher miteinander auszumachen haben, das wird sich finden. Für jetzt handelt es sich um die Dame. Sie beabsichtigen Fräulein Claudine zu heiraten.'

„Ja," entgegnete Gaston, 'beabsichtigen Sie im Namen ihres Bruders die Sprache zu erheben?'

„Nicht im Namen ihres Bruders fuhr jetzt René mit Donnerstimme, sondern im Namen von Fleurette Marquise von ***!'

„Wie von einer Schlange gebissen, fuhr Gaston zurück und Claudine barg laut und schreiend das Gesicht in den Händen. Sie wußte jetzt, daß sie betrogen war. In erloschenen Augen stierte Gaston den Boden noch immer an, dann murmelte mit bleicher Lippe: 'Fleurette ist tot.' Noch einmal, eine einzige Sekunde, richtete sich etwas wie neue Hoffnung in Claudines Herzen, aber Renés ruhig gesprochenen Worte: 'Sie lebt, noch vor wenig Zeit sah ich die blasse, abgehärmte Frau ihres Vaters Grabe knien,' tödteten den letzten, leisen Hoffnungsschimmer.

„Gaston wollte sich ihr nähern, um zu sprechen, aber sie streckte wie abwehrend die Hand aus. 'Fort, fort,' stöhnte sie, 'ich will Sie nie wieder sehen; bitte, ...'

tr. wandte sie sich an René, „bringen Sie mich nach Haus, erzählen Sie es nur ganz Paris, erzählen Sie es meinem Vater, wie furchtbar ich betrogen wurde.“ „Mit Ihnen, mein Herr, spreche ich nicht,“ knirschte Gaston zwischen den Zähnen. „Ich bin morgen den ganzen Tag im Hause des Vicomte Lavres, bei dem ich Sie zu sprechen,“ entgegnete René kalt, und wandte sich der Dame zu, die in ihren leidenschaftlichen Anklagen zu den Thränen überging und endlich die Hoffnung verlor. Das Letzte, dessen sie sich erinnerte, waren die voll zärtlichen Blicke auf sie gerichteten Augen René's, der ruhige Augen, die so viel Verzagen einlöschten; sie fühlte einen fast leidenschaftlichen Haß gegen René, sie dachte nicht an, daß er sie vor entsetzlicher Schmach wandte, sie fühlte nur, daß er ihr das Herz des Geliebten in den Staub gezogen, für immer von ihm getrennt hatte und daß dieses Haßes hatte sie ein Gefühl der Freiheit, des Geborgenseins in seiner Gegenwart, daß sie sich ihrer wilden Worte fast schämte, bis sie endlich überhaupt nichts mehr von sich wußte.

Als sie wieder zu sich kam, lag sie in dem Vaterhause, in ihrem eigenen Zimmer, ihre Zofe saß an demselben und fragte sie, ob sie sich nun wieder erholt habe. „Wovon?“ fragte Claudine erstaunt. „Nun, der Herr M. von *** brachte doch Fräulein zurück und sagte, es habe bei der Rückkehr von der Messe in den Straßen von Paris verlaufen und sei durch einen Herumschwärmer erschreckt worden, nachdem er es glücklich befreit und in dem Wagen zurückgebracht habe. Was ist denn aber das Fräulein für eine, die begangen haben, daß der Herr M. ihm eine so schwere Buße auferlegt hat; zu Fuß bis zur Kirche Saint Louis gehen, das ist doch zu hart für eine vornehme Dame wie mein Fräulein, auf den Gassen nicht Bescheid weiß.“ „So schwatzte das Mädchen unaufhörlich weiter; Claudine lag still da mit starren Augen und bewunderte die List, mit der sie versucht hatte, ihr eigentümliches Verwinden und Heimkehren zu erklären. Sie wußte nicht, was es ihn für Opfer Zeit und Geld gekostet hatte, um das Kutscher und Diener zum Schweigen zu bringen. Hätten nicht damals die Pferde den ganzen Hof beschäftigt, so hätte doch wohl etwas von der verurteilten Entführung in weitere Kreise gelangt, jetzt erfuhr niemand etwas davon, einmal Claudines Bruder. René hatte sich der Dame seines Herzens nicht an, er saß still auf dem väterlichen Sofa und waltete unter seinen Füßen und schien Paris ganz vergessen zu haben. Mit Gaston hatte er sich, wie das anders zu erwarten war, geschlagen, eine leichte Verwundung davongetragen, die jedoch bald heilte. Gaston selbst unverletzt geblieben, fiel aber schon beim Anbruch des Krieges, in den er sich verstrickt hatte, da er ohne das Geld seinen Erbin, auf das er so sicher

gerechnet, nicht mehr aus noch ein wußte. Nach dem Zweikampf hatte er seinem Gegner René auf Ehrenwort versichert, daß er wirklich geglaubt habe, seine von ihm längst verlassene Frau sei tot. Das schrieb René an Claudine und sie bewunderte das Zartgefühl, mit dem er es ihr möglich machte, doch wieder besser von dem unseligen Manne zu denken, der nach einem schuldbesleckten Leben wenigstens einen ehrlichen Kriegerstod gestorben war. Daß aber René sich ihr so gar nicht wieder näherte, dünkte sie seltsam, sie hätte ihm doch gern gedankt für seinen Ritterdienst, denn der Haß, der einen Augenblick gegen ihn in ihrer Seele aufgewallt war, den hatte sie längst vergessen. Völlig verschwunden blieb der Kapitän von Capital, er war nie bei seiner Kompanie eingetroffen, kein Auge sah ihn wieder. Viel geforscht wurde nicht nach ihm, er stand allein ohne nähere Verwandte in der Welt, seine Dienerschaft mußte auch nichts, sie mochte untereinander von jenem Abend munkeln, da sie eine Dame zur Schenke zum lustigen Gascogner und wieder zurückgefahren hatten, mit dem Verschwinden ihres Herrn konnten sie dies Abenteuer nicht in Zusammenhang bringen, denn der war gar nicht dabei gewesen. Nur einer begriff das Verschwinden des Kapitans, das war René; er begriff, daß der Mann, der sein Lebenlang so peinlich auf seine Ehre gehalten hatte, unter dem Druck seines Wortbruches es nicht vermochte, in den alten Verhältnissen weiterzuleben. Aber wo war er geblieben? Hatte er seinem Leben ein Ende gemacht? René konnte es nicht glauben, denn der Kapitän war ein treuer Sohn der Kirche gewesen, die den Selbstmord als Todsünde verdammt. Und so war er denn der Einzige, der im stillen noch immer nach dem Verschwindenen forschte, aber vergeblich.

„Auch Claudines Gefühle hatten sich in Bezug auf Capital geändert; sie sah mehr und mehr ein, was sie seinem Wortbruch verdankte, sie nannte ihn nicht mehr einen Christen in ihrem Innern und auch sie begann leise zu ahnen, daß sein Verschwinden mit jenem gebrochenen Worte zusammenhängen müsse. Da begann sie mit sich selbst ins Gericht zu gehen, sie fragte sich, wie es nur möglich gewesen sei, daß sie ein solches Wort von ihm hatte verlangen können, ihre ganze Liebe zu Gaston erschien ihr in einem trüben Licht. Von Leidenschaft war sie verblindet gewesen und hatte einen edlen Mann um sein ganzes Leben betrogen. Wie die Aufgabe ihres Lebens kam es ihr vor, nach dem Kapitän zu suchen und ihn um Verzeihung zu bitten. Claudine wurde sehr ernst, wozu auch der Einfluß der jungen Frau wesentlich beitrug, die ihr Bruder bald nach jenen Ereignissen in das alte Haus seiner Väter heimgeführt hatte. Diese junge, fromme Frau war aber eine Koufine René's, und so kam es, daß dieser endlich wieder das lange gemiedene Haus betrat. Die Veränderung in Claudines Wesen entging ihm nicht, aber sie schien seinen Beifall zu haben,

denn er begann sich ihr aufs neue werbend zu nähern. Schüchtern wagte Claudine eine Frage nach dem Kapitän, unter Thränen gestand sie, wie sie ihn jetzt ganz anders beurteile, sie bat und beschwor René die Forschungen nach dem Entschwundenen nicht aufzugeben. Solches Forschen und Suchen aber, so vergeblich es auch war, führte die beiden immer näher zusammen, Claudine lernte es erkennen, welch ein köstlich Ding es sei um die reine ernste Liebe eines Ehrenmannes, und sie reichte endlich dem treuen René ihre Hand. Unbeschreiblich glücklich sind die beiden geworden durch den Wortbruch des armen Kapitans, aber von diesem selbst hörten sie nie wieder etwas, bis nach langen Jahren eine Botschaft von ihm sie traf, die sie nach Saint-Germain rief. Mitten aus einem großen Hoffest heraus rief sie diese Botschaft, aber weder sie noch René zögerten.“

„Lassen Sie die Maske fallen, Gabrielle,“ unterbrach sie ihr Gemahl, der sie vor Zeugen nicht mit dem sonst zwischen ihnen gebräuchlichen Du anredete, „sagen Sie es nur offen, daß Ihr eigener Mann Sie damals entführte, um Sie an ein Sterbebett zu geleiten.“

Mehrere der Anwesenden bissen sich auf die Lippen, sie hatten damals spöttische Bemerkungen genug über das Verschwinden des Ehepaares gemacht, auf diese Lösung des Rätsels waren sie freilich nicht gefaßt gewesen. In den Augen des Comtable blühte es auf, er hatte an Treue geglaubt mitten in einer wüsten, treulosen Zeit, da man den Bruch eines Ehrenwortes verdammt, den Schwur am Altar aber nicht als solches ansah, und er hatte recht behalten mit seinem Glauben.

„Nun wohl,“ nahm Frau von Avanches den Faden ihrer Erzählung noch einmal auf, „so heiße es denn statt Claudine Gabrielle und Philippe, mag es zu meiner Strafe gehören für das, was ich an dem Kapitän gesündigt, daß ich so offen Beichte darüber ablege; ja, ich war die Unselige, die ihn ins Elend getrieben, denn dem armen Kapitän hat nie wieder ein Schimmer des Glückes gelächelt. Als gemeiner Reiter hat er unerkannt unter Frankreichs Fahnen gekämpft, dann hat er sich's in den Kopf gesetzt, auch das dürfte er nicht. Wie ein Gespenst ist der Gedanke an das gebrochene Wort neben ihm hergegangen und ich hatte das Gefühl, als sei zu Zeiten sein Verstand getrübt gewesen. Dann ist er als Pilger zu allen möglichen Wallfahrtsstätten gezogen, aber es hat ihn immer wieder nach Frankreich zurückgetrieben und dort hat er auch von meiner Heirat, meinem Glück erfahren. Das hat ihm wohl und wehe gethan zugleich. Zuletzt hat er müde und krank, gebrochen an Leib und Seele eine Zufluchtsstätte gefunden bei einem alten Freunde, einem frommen Abt in Saint-Germain. Der hat mit milden Worten Frieden in die arme Seele geträufelt, der hat ihn bewogen, mir Botschaft zu senden und so hab' ich sein Angesicht noch einmal gesehen, hab' seine Verzeihung erfleht und

erhalten. In meinen Armen ist der Mann gestorben, der für mich sein Wort brach und dadurch mein Glück begründete. O ja, auch ein Mann kann Opfer bringen, ich hab's erfahren."

Frau von Avranches schwieg tief bewegt, große Thränen rannen über ihr Antlitz, auch die anderen schwiegen, die Damen drückten einen Augenblick die Fächer an die feuchten Augen, die Männer blickten nachdentlich in die dunkelrote Flut des Frontignac, aber — man war am Hofe König Heinrichs, die Fächer sanken und die Augen bligten verführerisch wie vorher, die Gläser wurden erhoben:

Vive Henri Quatre
Le roi vaillant!"

Klang's durch den Raum.

Nur der Connetable blieb ernst.

Ludovica Hefekiel †.

Am 6. April d. J. schlossen sich zum ewigen Schlummer zwei gar liebe, treue, blaue Augen. Das waren dieselben Augen, deren Besitzerin vierzig Jahre zuvor Ludwig Tieck zu dem prophetischen Ausspruch veranlaßte: „Das Kind hat Dichteraugen!“ Und Dichteraugen hat sie bejessen, die liebe Heimgegangene, wie eben nur eine rechte, echte Dichterseele durch solche offene, klare Fenster in die Welt hinaus und einem geistesverwandten Freunde in die Seele hineinschauen kann. Und weit hinaus haben sie geschaut, diese Augen, in Gottes schöne Welt nach Nord und Süd und in die Spuren des denkenden und schaffenden Menschengeistes, die rückwärts führen in der Väter denkwürdige Tage. Und was sie gesehen mit ihren Augen, was sie gelesen in den großen Folianten, vor ihr aufgeschlagen da draußen so nachtaufrisch und daheim hervorgeholt heimlich und still — schon als Kind — aus ihres vielgeliebten Vaters und geistigen Mentors feierlich ernstem Büchergestell zeitgebräunter Pergamente, das wußte sie zu verarbeiten sich und anderen zu Freud' und Frommen. Und wie prädestiniert zu hoher Geistesarbeit wölbte sich über den tiefen Augen eine freie, breite Stirn, deren fast männlich ausgeprägter Charakter gar wunderbar kontrastierte zu den in schlichtem Kranz um den Kopf geschlungenen prachtvollen, dicken blonden Zöpfen. Ueber dieser Haarfrisur nüchterne Einfachheit, die sie, unbeirrt von jeder Mode, getragen alle Tage, von dem Tage ihrer Einsegnung in das Leben, wie am Tage ihrer Aussegnung aus dem Leben, erschraf so mancher stolze

Kavalier, der mit ihr zugleich als „des Kaisers Gast“ die Treppen zum Palais „Unter den Linden“ emporstieg, erschraf und staunte, wenn er dann bei der großen Kur in den Festsälen zufällig, oder von Neugierde getrieben, vernahm, wie huldvoll und leutselig Ihre Majestät die Kaiserin Augusta sich zu dem armen „Blaustrumpf“ mit den blonden Zöpfen wandte: „Ach, da ist ja auch Unsere liebe kleine Hefekiel!“

Doch, wer ist diese liebe kleine Hefekiel, von der wir reden, der wir mit diesem Erinnerungsbild einen Lorbeerkranz zu Füßen legen möchten?

Nun, sie ist es wohl wert, daß wir ein



Ludovica Hefekiel.

Stündchen daran wenden, uns ihr Lebensbild und ihren Lebensgang zu vergegenwärtigen, die sie von den 42 Jahren, die ihr auf Erden zu leben und zu wirken vergönnt gewesen, fast 25 Jahre der deutschen Litteratur, bei ihrer tief patriotischen Gesinnung dürften wir wohl auch sagen, „dem Vaterlande“ geweiht hat.

Ludovica Hefekiel wurde geboren zu Altenburg den 3. Juli 1847 als das erste Kind ihrer Eltern, denen später noch ein Sohn und eine Tochter geboren ward, welche letztere noch heute mit der Mutter zusammen in Potsdam lebt. Die Mutter der Ludovica entstammte einem alten Offiziersgeschlecht, der Vater, der Familienchronik zufolge, einem ungarischen Grafengeschlecht, dessen ältester bekannter Sproß um des Glaubens willen aus Ungarn ausgewanderte und sich in Sachsen unter dem als Protestant angenommenen biblischen Namen Hefekiel niederließ. Der Großvater der Ludovica war Generalsuperintendent in Altenburg und auch ihr Vater George Hefekiel sollte seinen Brüdern gleich

Theologie studieren, wandte sich aber dem Studium der Litteratur und Geschichte zu. Er war ein hervorragend begabter Mann, bekleidete nie im Leben ein Amt, sondern lebte ausschließlich von der Feder, für die Feder. Seine nachgelassenen Werke bezeugen sich auf weit über hundert Bände.

In Altenburg redigierte Dr. George Hefekiel ein kleines Blatt, dem man revolutionäre Tendenzen insinuierte. Als 1848 die Umstürzbewegung in Frankreich ihren Wellenschlag auch nach Deutschland trieb, mußte George Hefekiel von Altenburg flüchten, Weib und Kind zurücklassend. Er fand bald in Berlin als Redakteur an

der „Kreuzzeitung“ eine feste Anstellung, die er zeitlebens innegehabt. Die anderthalbjährige Ludovica wurde später durch die Barrikaden von Altenburg hindurchgeschwemmt und entkam mit der Mutter und einer sie pflegenden Tante glücklich zum Vater nach Berlin.

Diese Flucht vor den Umstürzmächten hat sich gleichsam instinktiv dem Leben und Denken Ludovicas eingeprägt. Alles Negative und Destruktive war ihr in der Seele verhaßt. Der aller Hefekiels eigene feudale Zerrücktheit in ihr den Höhepunkt. Man muß dies verstehen, um sie als Schriftstellerin verstehen und würdigen zu können.

In Berlin genoß Ludovica im Institut eines Fräuleins von Wangenheim die denkbar beste und sorgfältigste Erziehung. Sie lernte spielend. Mit sechs Jahren konnte sie fließend lesen und mit zehn Jahren durcharbeitete sie französische Gesellschaftswerke, die sie in der Bibliothek ihres Vaters gefunden. Vor ihrer Lesemanie war nichts im Hause sicher, und der Vater hat Not, in- und ausländische Werke, die für ein so zartes Geschöpf gewesen, vor ihr Argusaugen zu verbergen. — Sie war ein sehr gut geartetes Kind, das mit inniger Liebe an Vater und Mutter, Tante und Schwester hing, war aber gleichzeitig ein fast leidenschaftlich erregtes Kind, und ihre körperliche wie geistige Pflege erforderte die größte Sorgfalt.

Hatte einst Emanuel Geibel die kleine Hefekiel aus der Taufe gehoben und neben Ludovica den Namen Emanuela auf den Lebensweg gegeben, so waren in Berlin Dichter, Künstler und hervorragende Politiker, die im Hause des Vaters der als Autorität in seinem Kreise um Hauptes Länge überragte, ausgingen und durch geistvolle Gespräche über Tages- und Zeitfragen, auch über getragene Dichtungen oder offene Diskussionen ihrer Lebensanschauungen und bestimmend auf die geistige Entwickelung

des von allen zärtlich geliebten Kindes werthen. — „Ich bin ja eine so artige Geliebte, bitte, lieber Vater, laß mich hier bleiben; ich bin ganz still und störe euch nicht!“ bat sie, wenn abends die Männer im rauchenden Gedankenaustrausch sich im Hause des Hebräers Hefesiel vereinigten, wo nicht nur müßigerweise disputiert, sondern auch manchmal ein Stück Weltgeschichte, wo nicht gemacht, doch vorbereitet wurde. Da hatte sie dann — der Vater war ihr gegenüber immer schwach — bis spät in die Nacht hinein als zehn- und zwölfjähriges Mädchen auf einem Schemel an der Thürsitze mit weit vorgestrecktem Kopf, daran die prächtigen blonden Zöpfe losgelöst herabhängten, und daraus die tiefen blauen Strahlen, unergreiflich wie Sterne, hervorbrachten, — selbst das lebende Bild eines Dichters.

Nach den Kinderjahren entwachsen, kam sie ihrem Vater bei dessen schriftstellerischen Arbeiten zu helfen. Manche von ihm angefangene Erzählung, die zu vollenden er die Lust verloren, schob er ihr an seinem großen Schreibtisch zu: „Da, voll mach's fertig, ich mag's nicht mehr!“ So schrieb sie bereits mit 16 Jahren, lange vorher, ehe es ihr zum klaren Bewusstsein gekommen, daß sie wohl selbst einen schriftstellerischen Beruf haben könne.

Im Jahre 1869 erschien als ihre erste selbständige Arbeit „Eine brandenburgische Hofjungfer“, die, wenn auch mit manchen Mängeln der Jugend befaßt, doch eine durchaus freundliche Aufnahme erhielt. — Jetzt war die Schriftstellerlaufbahn betreten, und mit der ganzen großen, der innerwohnenden Energie verfolgte sie ihr Ziel: Vertiefung ihrer Arbeiten durch immer gründlichere historische Studien. Und sie hatte herrliche Erfolge.

Es hat keine Bedeutung, ihre sämtlichen Werke, nach der Zeit ihres Erscheinens geordnet, einzeln hier aufzuführen. Diese Aufgabe erfüllt in vollkommener Weise der Deutsche Literaturkalender, wozu die Deutsche selbst die Notizen geliefert. Kleinere novellistische Arbeiten und verschiedene kulturhistorische Studien, sowie Uebersetzungen aus fremden Sprachen abgerechnet, umfassen ihre Werke eine Bücherreihe von ca. 40 Bänden. Welch eine Arbeit, schon rein äußerlich gefaßt, für eine so zarte kleine Frauenhand! Natürlich findet sich unter dieser Bücherzahl bei der überaus großen Produktivität der Verfasserin auch manches Mindermertige. Ihre großen literarischen Romane (sie selbst liebte die Bezeichnung: „Erzählung aus dem . . . Jahrhundert“) besitzen bleibenden Wert. Ihre Sterblichen haben Berühmtheit errungen. Ihre Mitter- und Junfergestalten sind von unachahmbarem Kolorit. Jede einzelne derselben repräsentiert eine ganze Epoche. Mit tieferem Verständnis und mit wärmerer Empfindung sind die Junfergestalten der Mark Brandenburg nie geschildert worden. Kein Wunder, daß bei der Kunde ihres Todes das Auge so mancher Menschen feucht geworden! Wir denken nur an „Herrn und Feudal“ und

„Unterm Sparrenschild“ zu erinnern, und laut klopfen noch heute ungezählte Herzen. Ihr „Münchberger Land“, gleichsam Duvertüre zu Wilkenbruchs „Quikows“, ist noch in frischer Erinnerung. Der bedeutendste ihrer Romane ist wohl „Templer und Zohanniter“, wenn nicht das letzte Werk die Meisterin krönen wird: „Andernach und Clairvaux“, das mit einem glanzvollen Hofburglager Friedrich Barbarossas schließt und z. B. noch im geheimnisvollen Dunkel einer renommierten Zeitungsredaktion schlummert, aber im Lauf des Sommers erscheinen soll.

Ihre wertvollsten Werke mit Illustrationen zu versehen, ist die verheißungsvolle Aufgabe eines Künstlers, der sich finden wird.

Die Erzählung, die dieses Heft der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer“ eröffnet, der Ludovica Hefesiel seit Beginn eine freundliche Mitarbeiterin gewesen, ist nicht das Letzte, was die Leser aus ihrer Feder zu gewärtigen haben. Noch harret ein anspiegender Aufsatz über das schöne Koburg im Krankenland der Wiedergabe, den die nun Verbliebene erst kurze Zeit vor ihrem Abscheiden der Redaktion zur Verfügung stellte.

Noch haben wir einige Daten aus dem Leben der Frühvollendeten anzuführen. Kurz vor Ausbruch des deutsch-französischen Krieges erlebte ihr Herz den ersten größten Kummer. Sie war glückliche Braut und mußte aus Rücksichten ihre Liebe opfern. 1870/71 arbeitete sie unter dem roten Kreuz in den Berliner Baracken und erwarb sich das eiserne Kreuz. Sie wurde später noch öfter mit höchsten Auszeichnungen bedacht. — Der zweite große Kummer traf ihr Herz, als ihr Vater, erst 54 Jahre alt, ihr und den Ahrigen durch den Tod entrißen wurde. Die Familie Hefesiel übersiedelte jetzt von Berlin nach Potsdam, wo sie ein eigenes Grundstück erwarb. Von dem kleinen Hause in der Jägerallee zu Potsdam sind die vielen großen Manuskripte in die Welt gezogen. — Mitglied auch verschiedener Wohlthätigkeitsvereine, hat sie die Wintermonate hindurch stets fleißig studiert, und zwar aus den Quellen, wozu viele Bibliotheken in Bewegung gesetzt wurden; im Sommer pflegte sie größere Reisen zu machen, an der bald die Mutter, bald die Schwester teilnehmen mußte. Im stillen friedlichen Leben der kleinen Familie Hefesiel, bei stets regem Verkehr mit den geistigen Größen des Volkes, bei voller Befriedigung in ihrem literarischen Schaffen, das die schönsten Früchte trug und den Kreis ihrer Verehrer mit jedem Jahre erweiterte — so verstrich die Zeit, und Ludovica Hefesiel stand an der Schwelle der vierziger Jahre, an Geist gereift, aber an Herz und Gemüt wie ein reines unschuldigtes Kind. Ganz selbstlos geworden in ihres Herzens Wünschen, war ihr noch ein Glück aufbehalten, ein inniges, tiefes, reiches, aber spannelkurzes Glück. — Ludovica Hefesiel war die Braut eines koburgischen Pfarrers geworden. Als Braut vollendete sie bei vierwöchigem Aufenthalt auf dem Schloß zu Schleiz das Lebensbild „Agnes,

Fürstin Reuß j. L.“ — Am 20. Oktober 1887 stand sie dann mit weißseidenem Kleid, Schleier und Myrtenkranz an der Seite des Diaconus Johnsen von Neustadt bei Koburg vor dem Altar der Friedenskirche in Potsdam. Im Pfarrhause zu Neustadt streckten vier Kinder die Arme ihr entgegen, die Augen strahlten und wurden feucht. Das jüngste Kind, Kleinsildegard, meinte, nun sei die selige Mama vom Himmel wieder gekommen. In der Gemeinde wurde sie eine Pflegerin der Armen und Kranken, überall geliebt und verehrt bei Vornehm und Gering. Das Verhältnis der Ehegatten zu einander war ein tief inniges; ihr Leben und Arbeiten gestaltete sich nahezu ideal. — Heftige Kopfschmerzen um die Weihnachtszeit brachten die erste Todesahnung, und noch vor Ostern lag sie — die Hefesiel führen die Lilie im Wappen — eine gebrochene Lilie mit ihrem Brautschmuck im Sarge. — Sie starb, wie sie gelebt, unwandelbar „fromm und feudal“. — Lorbeerkränze ruhen in Külle auf ihrem Hügel und Palmenzweige decken kreuzweise die Manuskripte auf ihrem Schreibtisch. — Abschied der treuen Seele! Wilhelm Johnsen.

Der Rhein an die Mosel.

Von

Friedrich van Hoff's.

Das Denkmal kennt ihr auf dem Niederwald
Und jenes Sockelbild, aus Erz gegossen,
Wo Vater Rhein ein mächtig Wächterhorn
Der schmucken Mosel ernstern Blickes deut.
Wohlan, so höret, was dem Dichterohr
Vernehmbar Vater Rhein zur Mosel spricht:

„Nimm hin das Horn, Mosella, nimm es hin!
Ich habe lang genug die Wacht gehalten,
Die deutsche Mark beschirmt mit treuem Sinn,
Nun wolle du des schweren Amtes walten!“

„Wie möge der Franzosen Rachedrang
Die Töne dieses guten Hornes wecken!
Doch wenn sie nahn, soll sein gewalt'ger
Klang,

Nach Osten gellend, bis ins Mark sie schrecken.

„Dann braust das deutsche Heer, der deutsche
Trost

Wie Sturm gen West; in meinem Spiegel
blinken
Millionen Waffen. Kein französisch Roß
Soll diesseits Meß aus deinen Fluten trinken.

„O käme bald die Zeit, von Gott gesandt,
Wo Freundesgrüße deine Wellen tragen
Aus deinem wunderschönen Heimatland!
Dann wird der wahre Völkerfrühling tagen.“



Krater der Hekla, von oben (S. 610).
Isländische Lavalandchaft, Marabastus.

Hekla mit Völuftraun
(S. 606).

Eine Besteigung der Hekla.

Von
Ferdinand Vetter.

Unter den zahlreichen thätigen Vulkanen Islands ist die Hekla der bekannteste, da sie in dem bevölkertsten südwestlichen Teile der Insel liegt, der zugleich der Sitz der ältesten Kultur und Litteratur des Völkchens ist.

Seinen Namen, Heklußjall, Hekla, Mantelberg, Mantel, hat der Berg von dem glänzenden Schnee, der auch zur Sommerszeit den schwarzblauen Körper des schönen Kegels zur Hälfte bedeckt.

Eine Rauchsäule, wie der Vesuv, trägt

sein isländischer Bruder in gewöhnlichen Zeiten nicht; dagegen machen ihn als Vulkan die gewaltigen Lavaablagerungen kenntlich, welche, von der Höhe, etwa von dem benachbarten Thrihyrningur aus gesehen, wie Fluten von Tinte um ein Tintenfaß herumliegen, in der Nähe aber, wo sie verhältnismäßig jung sind, sich als gleitscherartige schwarzgraue Gebirge darstellen, die Abhänge steil, zerissen und wenig bemooßt, die Oberfläche in den wunderlichsten Formen gefurcht und ausgezackt.

Die ältere Lava ist nicht vegetationslos; sie trägt oft Gras und Birkengestrüppe und wird bebaut, d. h. beweidet, und bewohnt; auf weite Strecken aber ist der Boden mit vulkanischem Flugande bedeckt, welcher je nach der vorherrschenden Windrichtung im Laufe der Jahre sein Gebiet ändert und noch in neuerer Zeit ganze Höfe öde gelegt hat.

Wie anders muß es hier ausgesehen haben in den Tagen der ersten Besiedelung durch die Norweger, in der sogenannten Landnahmezeit, da der große Häuptling Ketil hier sich Wohnung und Tempelplatz zu Stóri Hof (Großer Tempel) erkor! Die ärmliche Bae (spr. Bei = Hof), die jetzt diesen stolzen Namen trägt und ums Jahr 1000 unter Valgarðh, dem Gegner des jagenberühmten Njal, eine feste Burg des absterbenden Heidentums war, hat vor etwa 150 Jahren wegen des Flugandes ihren Standort ändern müssen. Die Sandstürme haben auch, nach acht Jahrhunderten, hier die Menschengrube wieder ans Tageslicht gebracht, welche von dem in der Njalsage geschilderten Heldenkämpfe Gunnars und seiner zwei Brüder gegen 30 Feinde herrühren sollen.

Wir, d. h. ich und mein Führer Johannes, unsere sechs Pferde und unser Hund Vausi, kamen am 13. August des Jahres 1887 im Laufe eines trüben Nachmittages, nach einformigem Ritt durch die weiten Sandstrecken von Keldur, bei dem Hofe Selsund (Sennhüttenbucht, Weidebucht) an.

Wir bogen am Fuße des Selsundsfjall (S. 608), des südwestlichen Ausläufers der Hekla (diese selbst stak fortwährend im Nebel), in eine grüne Bucht des Lavagebirges ein, aus welcher uns ein klarer Bach entgegenkam und in deren Grunde die ärmliche Farm an die Lavamauer angeschmiegt lag. Von den beiden parallelen Tuffrücken, welche hier von der Hekla südwestwärts streichen, macht nämlich der südliche eine kleine gegen Westen sich öffnende Einbiegung; die Lava, welche sonst, in der Richtung der Rücken fließend, die Fläche zwischen ihnen ganz ausfüllt, hat auf ihrem Wege diesen Winkel vergessen und sodann erstarrend als mächtiger Wall den Thalgrund gegen die Sandstürme der nahen Flussebene geschützt.

Von Selsund aus kann man, zwischen den beiden Bergzügen emporsteigend, in etwa fünf Stunden auf die Hekla gelangen. Bei dem auf den Höhen lagernden Nebel hatte ich aber schon des Morgens für heute auf eine Besteigung verzichtet; auch jetzt war zwischen dem Selsundsfjall und dem Völkel hindurch nur der Fuß des Berges sichtbar. Ich wünschte nun wenigstens

diesen Abend ihm so nahe als möglich zu kommen, um morgen allenfalls doch droben eine tüchtige Stunde abwarten zu können. Ich sagte es also durch, noch bis Raefurholt zu reiten, von wo nach der Karte und nach meinem kleinen englischen Reisehandbuch der kürzeste Weg zur Hekla sein müßte. Johannek warnte mich vor der „schlechten Røe“ und dem ärmlichen Unterkommen; aber ich erwiderte: bequem könne ich's zu Hause haben und ich wolle Island ganz kennen lernen, schwang mich auf meinen Sporthur (Scheffel) und trabte voraus, er brummend hintendrein mit dem Röhrlinter Karamane, die sich bereits in dem schönen Gras häuslich einzurichten begonnen hatte.

Dem ging es wieder zwischen den Zaunmauern aus dem grünen schwarz umspülten Burghof hinaus, den die Natur hier eingetieft, dann um den nördlichen Höhenzug herum und diesem entlang das breite Thal der äußern Rangá hinan, im Vorblick den steilen blauen Fjall, zur Linken die weite sandige Fjallene. Nur dem Berg entlang kann sich die Kultur gegen die Sandstürme halten. Hier liegt, ganz an den steinigten Abhängen des Fjall angelehnt, der Hof Raefurholt, auf der andern Seite gegen die Ebene geschützt durch einen niedrigen Höhenzug vor welchem ein kleiner See, von einer Familie wilder Schwäne belebt sich ausbreitet. Umgeben von dem mit Mäsenmauern eingefassten Hof (Grasplatz) erheben sich zur Seite des schäumenden Baches fünf oder sechs kleine, niedrige, mit den Langseiten aneinandergebaute Hütten, jede nur ein Stübchen enthaltend, von Steinen und Holz aufgeführt, mit Mäsen gedeckt und mit hohen breiterverkleideten Dachschilde in einer Reihe uns zukehrend.

Raefurholt ist der letzte Hof des Nærnes (Nangarvallasveit) in der Richtung gegen das Innere; dahinter beginnt völlig menschenleere, höchstens als Beweidung (astr-tur) für Schafe benutzte Fläche, und wenn wirklich dort einmal eine Anbelagerung bestanden hat, wie aus dem uns erhaltenen Hofnamen (Frostastadur) hervorzugehen scheint, so ist sie schon seit Jahrhunderten den Sand- und Schneestürmen überlassen worden. Solche Abwärtigen beweisen an sich noch nichts von der angeblichen Verschlechterung des islandischen Klimas; auch in der Schweiz tragen früher die Winterdörfer höher hinauf und tiefer hinein ins Gebirge als heute, wo veränderte Lebensweise und Schneefälle des Gletscherstandes — ohne nennenswerte Ausdehnung desselben — die Bevölkerung teilweise andere Wohnsitze zu suchen lassen. Wenn man freilich nur im 17. Jahrhundert aufgeschriebene Überlieferungen glauben dürfte, so müßte man Zeit Loptis, eines Sohnes eines des Weissen, der Hof Raefurholt an den Wurzeln des Berges errichtete, inmitten des bebauten Landes und 300 eiserne Thüren gehabt, aus dem Hause Dins, mit Balhall,

gewetteifert, das 540 Pforten besaß! Ohne Zweifel waren die altisländischen Wohnungen weniger kleinlich als heute und mehr hallenartig angelegt in wenigen größeren Räumen: das beweisen die erhaltenen Reste, und gewiß haben die adeligen und freigebohrenen Einwanderer und ihre ersten Nachkommen weit glänzender gewohnt, als ihre heutigen Enkel, wenn auch manches von den dichterischen Schilderungen der Sagen mag abzugiehen sein. Lopt aber war ja nicht bloß selber durch seine Vorfahren königlichen Stammes, sondern auch durch seine Gattin, eine natürliche Tochter des Königs Magnus Barfuß von Norwegen, mit Königen verschwägert.

Unser Raefurholt allerdings hat mit dem alten nicht einmal mehr den Boden gemein: „Gamla (Alt-) Raefurholt“ liegt eine halbe Stunde weiter nördlich in Trümmern, umstarrt von den grauschwarzen Mauern des Lavaströms von 1845, welcher gerade bis hierher seine stoßenden Wogen wälzte, nahe genug, um dem Hof alle seine grünen Nahrungsquellen zu entziehen.

Auch gegen Norden, jenseits der Thjörfa, ist, dank den Ausbrüchen der Vulkane, nun schon längst Wüste, wo zu Njals Zeit die blühende Niederlassung Gauks von Stöng (Stange, Pfahl) lag und von den Wäuden des Thales sogar ein Schiff soll gebaut worden sein. „Das waren andere Tage“, so lautet in dieser Gegend das Sprichwort von der Königin Bertha oder von der guten alten Zeit, „da Gauk gewohnt in Stang; da dächte nach Steinastadhir niemand der Weg zu lang“.

Der Name Raefurholt, Raefraholt würde auf schweizerdeutsch „Birchand“ lauten; denn neben birki und hris braucht der Isländer für seinen einzigen in Betracht kommenden Baum auch das Wort naefur; naefurafolla bezeichnet die Birkenrinde, welche hin und wieder, aus Norwegen eingeführt, als Unterlage des Dachrasens dient anstatt des sonst auf die Holzbalken gelegten Birkenreisigs. Der Hof ist auch heutzutage noch einer der wenigen auf Island, wo ausschließlich Holz zur Feuerung benutzt wird. Vor dem sehr beschiedenen Wohngebäude liegen große Mengen von Birkenreisig unordentlich aufgeschichtet längs der Mäsenmauer des Tuns, welche mit Tierschädeln, den hier üblichen Melkschmeln, garniert ist.

Der Bauer Ötjaur (= Ambrosius) Jónsson von Raefurholt war nicht zu Hause. Eine ältere und eine jüngere Frau, beide von wenig einladendem Aussehen, begrüßten uns und wiesen uns auf unsere Frage nach einem Nachtquartier mit verlegtem Lächeln und vielen Entschuldigungen durch den dunkeln Gang einige Stufen hinauf in den gemeinsamen Wohn- und Schlafraum, die sogenannte Badhstofa (S. 607). Der Name dieses Hauptgemachs der isländischen Bauernwohnung stammt aus einer Zeit, da die isländischen Bauern noch badeten und sich wuschen, was heute selten

mehr vorzukommen scheint. Unsere „Badstube“ war einfach das einzige Zimmer des Hauses und nahm fast den ganzen Raum des Mittel- und Hauptgebäudes bis unter den Dachstuhl ein. Die unverklebten Sparren reichten an beiden Langseiten bis nah an den Fußboden herab und waren durch drei rohe senkrechte Pfosten auf jeder Seite gestützt. Zwischen diesen waren aus grob gefügten Brettern fünf gleich große Betttröge hergestellt, zwei an der Eingangs-, drei an der gegenüberliegenden Wand, auf denen sich mehrere schmutzige Kinder wälzten. Das vorderste Bett rechts, das mir bestimmt sein sollte, stellte offenbar das Ehebett vor. Es zeigte mit dem Kaffischiten aller Ehebetten, dem des Odysseus, außer der Eigenschaft, von dem Haus- und Dachpfosten getragen zu sein, wenig Ähnlichkeit; dagegen war es ausgezeichnet durch ein kleines Bücherbrett, das von dem Pfosten zum Sparren hinüberging und einige Wändchen mit geistlichen Liedern und Betrachtungen aufwies, wie sie Odysseus und Penelope jedenfalls noch nicht gekannt haben. An dem einen Ende des schmalen Ganges, der zwischen den Bettstellen hinführte, stand ein kleiner Tisch und darüber öffnete sich ein winziges verglastes und solid zugenageltes Fenster, die einzige Lichtöffnung für den ganzen Raum. Am anderen Ende des Ganges führte eine kleine Thür in einen engen dunkeln Bretterverschlag. Hier lag auf der Britsche, mit einer zerrissenen Decke bis zum Kinn verhüllt, ein anscheinend kräftiger Mann mit schwarzem Bart und müden Augen, neben ihm auf einer Art Schemel zwei Näpfe mit Speise und Trank. Auf meine Frage: ob er krank sei, deutete er traurig nickend auf seine Stirn. Es war der Bauer Halldór, bis vor kurzem einer der rüstigsten Männer und Heklaführer der Gegend, jetzt an stillem Irresein leidend und von seinen Verwandten wie ein Kind gepflegt, d. h. durch dürftige Ernährung in freudlosem Leben erhalten.

Unsere Wirthein brachten eilig herbei, was Küche und Keller vermochten, d. h. eine Schüssel mit Skyr (isländisches Nationalgericht aus Milch) und einen Topf Milch, wozu ich freilich diesmal gern den eigenen Löffel und Becher benutzte. Ich tafelte, auf dem Bette sitzend, an dem kleinen Tischchen und gedachte der Zeit, wo im dreihundertthürigen Naefraholt für die gemeinsamen Mahlzeiten die Hochstige mit den reichgeschmückten heiligen Zeitepfeilern inmitten der beiden Bankreihen errichtet waren und der Gast zur Seite des Wirtes und unter dem Gesange des Skalden aus Gold und Silber speiste. Heute gibt es im isländischen Hause nicht einmal mehr einen Familientisch; die Hausbewohner speisen ort- und zeitlos auf ihren Betten oder am Herde sitzend.

Da das kloß- und riegellose Fensterchen schlechterdings nicht zu öffnen war, begab ich mich für den Rest des Abends gern aus dem dumpfigen und übertriehenen Gemache ins Freie hinaus, wo Johannes beschäftigt war, die Pferde aus

dem magern und schlechtbesorgten Lún zusammen- und auf eine entferntere Weide hinauszutreiben. Auch der sechsjährige Helgi kletterte einem der Nöflein am Schwanz hinauf, setzte sich oben fest und freute sich königlich, bei der Heggjagd behilflich sein zu können. Ich schlug inzwischen meinen Sitz auf der Schwelle des Heugadens auf, vor welcher mir eine unserer Saumkisten als Schreibtisch diente, und suchte mir zugleich die beste Ecke in dem reichlichen und kräftig duftenden Heu aus für den Fall, daß die Badstofa auf die Länge als Schlafgemach mir zu eng werden sollte. Als am trüben Himmel die Sonne sank, stieg ich noch den Berg hinan, um von dem Sattel nach der Hekla auszuschaun. Da fund sie vor mir, im tief blaushwarzen Untergewand von Lava, über welches in weißen Streifen und Feldern der Schneemantel herunterhing, Schulktern und Haupt in einen neidischen Wolfenschleier gehüllt. Nötlche Krater und grauschwarze Lavamauern lagerten um ihren Fuß; zur Rechten schloß sich in der Richtung des Hauptgebirges zuges ein Gefolge von niedrigeren parallel verlaufenden Bergrücken an, deren schwach begrünte Seiten wiederum einen alten, lang gestreckten und breit emporgewölbten Lavaström einschlossen. Zwischen dem nähern dieser Rücken und demjenigen, auf dem ich selbst fund, dehnte sich abermals eine breite fast ebene Lavafläche aus, die obere Hälfte schwach bemoost und begrast, die untere, wohl infolge häufiger Wasserablagerung von den Bergen herab und aus deren Einschnitten heraus, kahl und stellenweise mit Sand überführt, am äußersten Ende in einen kleinen grauen See übergehend. Unten ist nämlich das schwach geneigte Thal verriegelt durch die blockbesäte Endmoräne eines vorweltlichen Gletschers, welche seither teilweise von dem späteren Lavaström überflutet worden ist. So sieht man hier die Jahresringe, aus denen sich während der jüngsten Weltensjahre die äußerste Erdrinde des Landes gebildet hat, noch ganz deutlich übereinander hergeschichtet.

Der Sattel, auf dem ich mich nun in allem Sturm zum Zeichen setzte, war ein nur wenig begrastetes Trümmerfeld, von demselben tuffartigen Gestein, das den ganzen Kamm, einen nordöstlichen Ausläufer des Bjölfell, bildet. Zur Linken erhob sich derselbe schroff und zerklüftet zu bedeutender Höhe. Eine der dunklen Felszacken schien sich zu bewegen; ein fallender Stein und der jetzt an der Bergkante deutlicher erscheinende Umriß verriet mir, daß ich es mit einem Menschen zu thun hatte, der wohl da oben nach verlaufenen Tieren suchte. Ich sandte einen Rauchzer hinüber, aber er blieb unbeantwortet; diese Sprache scheint hier in den menschenverlassenen Einöden unbekannt zu sein; nur die mit scharfem Klang von Absatz zu Absatz springenden Steine begleiteten den melancholischen Abstieg des einsamen Schlafbuben.

Zurückgetehrt schrieb ich noch bis nach

9 Uhr auf meiner Schwelle und legte mich dann auf gut Glück in den etwas fragwürdigen Kasten in der Badstofa, nicht ohne zuvor die Bettwäsche — den Ausbruch in sehr uneigentlichem Sinne genommen — heimlich mit Insektenpulver bestreut zu haben. Johannes schnarchte bereits in dem Trog mir gegenüber; zu seinen und meinen Füßen krochen die beiden Weiber in den ihrigen, jede mitten in ein Rudel Kinder hinein, das gerade und quer, wie es eben kam, unter den schmutzigen Decken lag; auch drei Hunde kauerten zusammengeklumpt in und unter den Bettstellen. Die altgermanische Sitte, ohne Schlafgewand im Bette zu liegen, ist auf Island noch sehr verbreitet und war wenigstens zu Jón Thoroddsens Zeit auch in dem gebildeten Neufjavit noch üblich).

Einen andern uralten Brauch konnte ich in voller Bethätigung beobachten, als gegen 10 Uhr der Hausherr heimkam und mich aus dem ersten Schläfe weckte. In der letzten Dämmerung, die noch immer in dem Gemache herrschte, sah ich Mann und Frau, nebeneinander im Bette sitzend, sich gegenseitig mit Fingern und Nägeln den Rücken bearbeiten und hörte wohl zehn Minuten lang das Krageräusch, das diese im übrigen lautlose Arbeit begleitete und für die bevorstehende Nacht gerade nicht die beste Zuversicht erweckte. Das Frosttieren war auf Island in alter Zeit, wie es scheint, ein stehender Teil der Toilette: die Männer setzten sich vor dem Schlafengehen in der „Feuerhütte“¹⁾, wo des Tages die Frauen zu arbeiten pflegten, rücklings an die offene Herdflamme und ließen sich den Rücken streichen oder reiben. Der junge Taugenichts Grettir mußte seinerzeit diesen Dienst seinem Vater erweisen; aber er haßte diese „Lumpenarbeit“, die der Alte ihn gern in der ärgsten Hitze vollziehen ließ; einst griff er im Zorn zu einer Wollfardie und ritzte dem Vater den Rücken blutig. Vielleicht stand ursprünglich in der Sage statt jenes Werkzeugs einfach die fünfzählige Gabel des jungen Thunichtgut; denn in der alten Skaldenweise, die uns darüber erhalten ist, rühmt sich Grettir, er habe den „Ringverstreuer“ (Mann) bearbeitet mit „ungeschnittenen Nägeln“, was in poetischer Sprache allerdings auf die Zähne des Wollkamms, aber auch ganz gut auf die kratzenden Fingernägel gehen kann, welche offenbar schon vor 900 Jahren in der Feuerhütte zu Þjarg am Eismeer dieselbe Arbeit verrichtet haben, wie ich sie heute in der Badstube zu Raefurholt ausführen sah.

Die Nacht verlief im übrigen über Erwarten gut; nur von Zeit zu Zeit hörte man einen Hund sich kratzen oder den kleinen Helgi wimmern. Der gute Junge hatte Schrennweh, wie die Mutter entschuldigend erklärte.

¹⁾ Þiltur og stúlka, Kap. 26.

²⁾ Ueber die zeitlich wechselnde Bedeutung von eIdhús, eIdaskáli (wie überhaupt über altislandische Nausenirungen) vgl. Dasent, the Story of Burnt Njal I, XCIX ff. (mit Abbildungen); Weinhold, Altnordisches Leben.

Nachdem sich am Morgen die Frauen vorsichtig in ihren Betten angeliebet und einige schmutzige Lumpen um die Hüften gebunden hatten, warf auch ich meinen Mantel um und eilte ins Freie. Von Ungeachtet hatte ich nichts gespürt; doch schien nach solchem Nachtlager eine gründlichere Reinigung immerhin angezeigt. Ich lotete mich eingeseift in das eiskalte Wasser des seichten Baches, der hinter den Hütten im lebhaftem Laufe herunterfließt, und ließ mich von einem kleinen Wasserfalle über und über abspülen. Die übrige Toilette ward ebenfalls draußen abgethan und auch der Kaffee vor dem Hause auf dem Maurechen serviert.

Frisch und rein wehte die Luft vom Berge her, als ein Viertel nach 7 Uhr endlich die nötigen Pferde zur Stelle waren: zwei für mich und Johannes, eines für Oseigur, der als Führer mitkam. In nordöstlicher Richtung der Bergkette entlang ging es über leidlich grünen Boden bis zu einer Klus, welche neben einem schäumenden Bache zwischen den Ausläufern des Bjölfell durch auf das Lava- und Seeplateau führt, das sich zwischen den beiden parallelen Höhenzügen ausdehnt. Diese Lavafläche ist in ihrem oberen Teile reichlich bemoost und trägt daher den Namen Mosar; der Hof des Pörs des versinkt in graugrünen Rinsen der isländischen Mooses (die Leute nennen e genüßigam Þjallagras, Berggras) und hind oft auch hinunter in unsichtbare Spalte und Höhlen, die von der trügerischen Decke überhohen sind.

Nicht lange, so hielten wir am Fuß einer graubemoosten Lavabank, eines starkten Feuerfataraktes, der in unbekannter Vorzeit, von keinem Menschenauge gesehen sich hier zwischen den Felsen- und Steinbergen heruntergewälzt hat. In einem geschützten Winkel hat sich auf etwas feuchtem Boden reichliches Gras angesiedelt. Es war die letzte Stütze, die mir unsern Pferden bieten konnten; sie ließen sie mit Muße grasen und sie schienen sich instinktmäßig diesmal besonders reichlich versorgen zu wollen. Nun ritten wir durch die Einsenlungen der Lavabank hinauf auf das sogenannte Þáluhraun (Eisstein), hinter welchem ein gewaltiger mit ganz reinen Schlacken besetzter Krater, der Randöldur (Roter Kessel) aufsteigt. Ich ließ ihn rechts liegen und gelangte bald über die nackte Lava, bald über Sand- und Lehmmulden, auf denen dichte Büschungen von fußhohen grauen Flechten wucherten, an einen lavafreien Abhang der eigentlichen Hekla, unterhalb des Kraters von 1845. Der Lavaström, der sich diesem vorletzten großen Ausbruch des Vulkans aus der südwestlichen Ecke des Berges heraus ergossen hat, sieht links wie eine verwitterte Mauer an wie eine erstarrte Brandungswelle schwarz mit wenigen grauen Moosen, die Oberfläche zerissen gleich springendem Schaum, wie die Thätigkeit der abkühlten Gase sie während der Abkühlung gestaltet. An einer Stelle sah ich ein

gebilde über die Fläche herausragen in der Form einer riesigen Hand mit fünf wohlausgebildeten Fingern.

Hier mußten wir die Pferde zurücklassen, da sie zu der Lava- und Schneewanderung nicht mehr zu gebrauchen waren. Es war 9 Uhr morgens und angenehm warm. Die drei armen Tiere wurden, jeweils Kopf an Schwanz, zu einem gleichschenkeligen Dreieck zusammengebunden und hatten in dieser trübfeligen Stellung, ohne ein Hälmchen Gras oder ein Tröpfchen Wasser, unsere Rückkunft zu erwarten.

Wir stiegen nun erst den abgeschwemmten und von den trockenen Wasserläufen durchfurhten Abhang hinan, wo aus dem lehmigen Boden hier und da eine Kanunkel, eine Pinquicul oder Soldanella sproß, und betraten dann das wildzerissene Lavafeld.

Das war noch etwas ganz anderes als die ebenen Graunflächen, die ich bisher, allerdings tagelang, an der Südlippe genossen hatte. Hier waren, bei der starken Neigung des

steile Schneefelde hinunter in den Krater von 1845. Er mag wohl eine Viertelstunde im Umfang messen, ist westlich

Keilhacks wohl vereinigen läßt. Jener Kegel ist gewiß ein alter Krater; aber im Jahre 1845 hat sich in der bergwärts gelegenen Einsenkung nebenan ein neuer Krater gebildet, dessen zurückgesunkene

Lava nun ebenfalls wie von Kraterändern eingerahmt ist: in der Richtung der Heklatette durch den westlichen und den mittleren Aschenkegel, in der Querrichtung durch einen Aschen- und Schlackenbamm

einerseits, durch den Lavastrom von 1845 andererseits. Auswürfe überhaupt hatten damals an verschiedenen Stellen des Heklarückens statt: man fand nach dem Aufhören der Ausbrüche (1846) längs dem Kamm fünf thätig gewesene Krater, drei größere und zwei kleinere.

Ueber einen lose gebauten Abhang von vulkanischen Aschen und Tuffen, worin

ich einmal unvermutet mit dem einen Fuß in eine verborgene Höhlung einbrach, wandten wir uns nun nordostwärts dem zu-

von roten, östlich von schwarzen Schlacken- und Lavarändern eingefast und bis weit hinauf mit schwarzgrauer Lava gefüllt, welche spaltig und zerissen daliegt, so wie sie einst zurückbeugend in sich selbst verbrodelt ist. Der Ort ist ohne Zweifel derselbe, welchen Keilhack in seinen Reisebildern aus Island meint mit der tiefen Einsenkung zwischen dem mittlern Krater und dem westlichen, der einen Lavaström nach der Richtung des Hauptgipfels hin entsendet habe. Wir ward der beschriebene Trichter von meiner Begleitung mit aller Bestimmtheit als

der „Krater von 1845“ bezeichnet, und die Thatfache, daß das „Graun von 1845“, höher liegend als der zurückgesunkene Lavaboden dieses Trichters, von jenem westlichen Aschenkegel durch eine tiefe Mulde getrennt ist, spricht für die Richtigkeit dieser Angabe, die sich übrigens mit derjenigen

sammenhängenden Schneefelde zu, welches sich links von dem Haupttrüden, zwischen diesem und einem parallelen Zuge alter Lava und dann breit über den Rücken und sämtliche Gipfel hinaufzieht bis in den obern Krater hinein. Keilhack und Schmidt waren vor vier Jahren, da man sie vor dem Schnee gewarnt, führerlos über den schneefreien Rücken selbst emporgestiegen. Dieser Weg ist jedenfalls für den Geologen lehrreicher, aber auch weiter und anstrengender. Der unfrige unterschied sich nicht wesentlich von einer Schneewanderung in den Alpen. Erst wenn man sich dem Gipfel nähert, beginnen die bezeichnenden vulkanischen Erscheinungen. Schwarzer Lavasand liegt schichtenweise auf dem Schnee und zwischen den einzelnen Lagen desselben, wie man in den tiefen Schmelzwasserrinnen deutlich gewahrt. Stellenweise ist unter der dunkeln Decke der stärker schmelzende Schnee zu porösem Eise zusammengeworren, dessen Fläche von zahlreichen tiefen Kanälen durchzogen ist und in eine Menge von schwarzen glatten Hügelchen aufgelöst erscheint. Links steigt aus dem Abhange des Schneefeldes ein einzelner hoher Kegel empor, auf der Südseite schneefrei und von kräftig roter Farbe:



Islandische Hochlandsschaf (S. 611).

Hekla mit Seilaußfall und Erlundbrenn (S. 609).

Islandische Boddytosa (S. 602). — Islandische Alpenklubben.

Stromes, die Lavamassen chaotisch übereinander hingestürzt und hergewälzt; tiefe Klüfte und scharfe Zacken erschwerten abwechselnd das Vordringen; einige Schneefelder boten willkommene Erleichterung. Nach fast einer Stunde Gehens in östlicher Richtung kamen wir durch eine

offenbar auch der Rest eines alten aus Asche und Schlacken aufgebauten Kraters. Gerade vor uns aber öffnet sich ein breites Thor in dem mächtigen Schanzentring, welcher in blendender Weiße den eigentlichen und Hauptkrater umgibt. Wir stiegen, um zunächst den Blick über das Ganze und in die Ferne zu haben, wo sich bereits Nebel und Wolken ballten und jagten, auf die Schanze zur Rechten, die südliche, hinauf, wo sich nun bereits ein großes Stück Horizont aufthat. Es war noch leidlich klar nach Süden und Osten; nach den übrigen Richtungen standen uns die gegenüberliegenden höheren Wände des Kraters im Wege. Dieser selbst zeigte sich hier in seinem Innern stellenweise schneefrei und an zwei Punkten durch leichte Dampfvolken verhüllt.

Es war drei Viertel auf zwölf Uhr, viereinhalb Stunden nach dem Ausbruch von Naefurholt. Wir setzten uns, stillten unsern Durst mit Kognat und Schneewasser und speisten von dem schmalen Proviant, wie ihn eben die isländische Art zu reisen dem Touristen mitzunehmen gestattet. Die gefasene Butter von Varrastadhir machte die Trümmer der Reyjaviker Zwiebackeisen ganz genießbar, und der Inhalt der Sardinenbüchse erregte das Entzücken Oseigurs, der auch das letzte Tröpfchen Teles schmatzend austrank und nebenbei noch durch Ueberlassung der Flechtapfel hoch beglückt ward.

Nun ging es fast eben auf der stellenweise schneefreien Lippe des Kraters dem mir von meinen Führern bezeichneten „höchsten Punkte“ zu, einer mäßigen Erhebung des östlichen Landes, welche durch einen kleinen Steinmann (kerling oder vardhi) bezeichnet ist. In wenigen Minuten war das primitive Bauwerk erreicht. Es bot nichts Merkwürdiges, nur zwischen zwei Steine eingeklemmt, eine Karte mit dem Namen „Georges Rohn“. Ein schlagenderes Zeugnis für die Allgegenwart des deutschen Zuben konnte mir nicht werden als dieser hebräisch-deutsch-französische Name auf dem Gipfel der Hekla.

Ich stellte mit Hilfe einiger frevelhaft von dem Steinmann geraubter Blöcke meinen Photographierapparat fest, um das seltene, wenn auch in diesem Falle künstlerisch nicht sehr dankbare Bild eines Vulkankraters (S. 598) aufzunehmen. Der Kessel vor mir bot nicht den elementarisch bewegten, schauerlich schönen Anblick, wie ich ihn im Frühjahr 1878 auf dem Besuv genossen. Die linke Seite des Kraters (nach dem Thor zu gesehen) lag ganz unter einer Schneedecke, die auch den tiefsten Grund des Beckers füllte und noch etwas an dem gegenüberliegenden Abhang sich hinauf zog. Dieser Abhang, die Sonnenseite der ganzen etwa 60 m tiefen Mulde, war schwarz, gelb und rot von Schlacken und Aschen; nicht weit unter uns wehten kleine Dampfseiler, die man auf einem andern Berge für Nebel oder stehenden Schnee hätte halten können. Ueber den niedrigeren Süd- und Westrand hinaus sah man in bereits ziemlich unbestimmten Umrissen die Berge

und Gletscher des Südländes, die Deltaebene mit den schimmernden Stromadern und mit ihr verschwimmend die weite Meeresfläche (S. 608).

Den Hekla nach Nordosten, wo es noch hell und sonnig war, hemmte der weiße Berggücken, und es ward mir bald klar, daß unser „höchster Punkt“ mit dem Steinmann keineswegs der wirklich höchste sein könne. Meine Begleiter widersprachen, folgten mir aber willig über den nicht sehr weichen Schnee dem Kamm entlang und durch eine kleine Mulde (wohl auch einen ehemaligen Krater) auf einen weiteren Gipfel, der sich als die Südostlippe eines letzten östlichsten Kraters erwies. Der höchste Punkt derselben und, wie wir jetzt alle deutlich sahen, der höchste des Berges überhaupt¹⁾, wies keine Menschenspuren; ich bestimmte ihn durch Visieren von hier und vom Steinmann aus als in einer Linie liegend mit diesem, mit dem Ausflußbecken der Thjörfa und mit der ungefähren Mitte des breiten Vatnajökuls; diese Linie läuft ziemlich genau nach Ostnordost (Ost 25° Nord, soweit sich dies nach der Karte und, bei der starken Deklination der Magnetnadel auf Island, nach dem Kompaß bestimmen ließ). Dieser östlichste Krater, den auch Keilhach und Schmidt, von ihrem Standpunkte am Hauptkrater aus, als den höchsten schätzten, ist oval und nur in der Tiefe (wo er ganz rot ist) und stellenweise oben auf den Kändern schneefrei; hier treten an zwei Stellen schwarze Lavamauern zu Tage. Zur Zeit, da sie entstanden sind, müssen die Aschen-, Tuff- und Schlackenränder des Kraters bedeutend höher gewesen sein, denn der Ausfluß der Lava hat seinerzeit gewiß auch hier durch ein Thor oder einen Riß des Kegels stattgefunden. Die früher den Lavaström übertragenden Mäander sind entweder nach und nach verwittert oder auch durch die Gewalt späterer Ausbrüche, welche den Krater erschütterten und erweiterten, heruntergeworfen worden. Vielleicht hat also die Sage einiges Recht, daß während des siebenmonatlichen Ausbruchs von 1845 der Berg 500 Fuß an Höhe verloren habe. Der Engländer Burton macht sich zwar über diese Angabe lustig, da der Krater von 1845 sich erst neu und weit unten geöffnet habe. Aber auch die übrigen Krater waren damals in Thätigkeit, wovon am Hauptkrater die Produkte noch massenhaft zu finden sind; Lava freilich ergoß nur jener unterste.

Der höchste Gipfel oder Kraterrand der Hekla liegt unter einer dichten Schneedecke; die zwei niedrigeren Lavamauern gegen Osten tauchen wie Inseln daraus hervor. Diejenige rechts ist schon fast ganz aufgelöst in einzelne Trümmerhaufen, und die Schneehalde unterhalb ist dicht besetzt mit unzähligen, regelmäßig gebauten Kegeln oder Mundpyramiden schwarzen feinen San-

des. Diese durch ihre Regelmäßigkeit und Massenhaftigkeit verblüffende Erscheinung ist wohl ebenso entstanden, wie die zahllosen Maulwurfsbauengebilde, welche Keilhach und Schmidt am Hábegissfell beobachtet und photographiert haben¹⁾ und wie die oft sehr mächtigen runden Sandhaufen, die man auf unsern Gletschern und am Fuße derselben sehen kann. In Island ist die Sandbildung und Sandbewegung dank den Vulkanen und den heftigen Stürmen noch eine viel lebhaftere als bei uns. Hier an der Hekla ist eine Firmschneehalde mit dem feinen Verwitterungsand überführt oder überweht worden; dann hat sich eine neue Schneelage über die Sandschicht gebreitet, und bei der Abschmelzung dieser Lage haben zahlreiche Wasserrinnen die loseren Teile des Sandes fortgespült und nur die fester gelagerten oder zusammengefrorenen stehen lassen; das übrige haben die Regengüsse des Frühjahrs und Sommers gethan. In ähnlicher Art sind vielleicht auch teilweise jene vielen kleinen Hügeln (Thufar) entstanden, welche so große Strecken des schönsten Grasbodens auf Island bedecken und seinen Ertrag beeinträchtigen, nur daß hier, wie auf den Alpweiden, noch die präbildende Einwirkung des Viehhuß und die humusbildende Thätigkeit der Grassecke dazugekommen ist.

Wir errichteten nun aus den losen Lavatrümmern nach Klubbistenbrauch einen stattlichen Steinmann, in welchem wir unsere Namen hinterließen. Ich setzte mich in den Schnee und hielt mir, da ich den Photographierapparat beim Hauptkrater zurückgelassen, mit einigen sehr unzureichenden Strichen das Bild der Aussicht fest, die sich, noch immer sonnebeglänzt, gegen Nordosten aufthat. Da schimmerte vor allem einen großen Teil des Horizontes einnehmend, der gewaltige Vatnajökul herüber, eine weiße, oben fast geradlinige Mauer, der größte Gletscher Europas, ja der bekannten Welt, sofern man das Innere von Grönland nicht dazu rechnet, der größte jedenfalls, den je Menschenfuß überschritten. Davor eine weite öde Gebirgslandschaft, aus welcher nur da und dort violette Berge von teilweise sehr kühnen Formen aufragten und blaue Seespiegel, in freundliche Gruppen vereinigt, lebhaft emporstimmten. Hier geht es in das geheimnisvolle Herz des Landes; um den großen Gletscherpatriarchen herum führt der Vatnajökulsweg, der Thjörfa entlang der Sprengisandsweg nach dem Osten und Norden der Insel. Rechts vom Vatnajökul liegt näher, nur durch ein gewaltiges Lavafeld von uns getrennt, der finstere Torfajökul, an welchen sich die wohlbekannten breiten Formen des südlichen Gletschergebietes bis zum meerübersehenden Eyjafjall anschließen; vor ihnen, südwärts uns gerade gegenüber, der kühnere Tindfjall, dessen rötliche Fäcen auf das weiße Schneefeld scharfe blaue Schatten werfen. Die Ebene zu unsern Füßen hier nach Osten und Süden ist eine grauenvolle

¹⁾ Dieser mißt nach der Gunnlaugsson-Olsen'schen Karte 4961, nach Thoresdottir (Vulkaner 2. 19. 153) 4956 (dänische) Fuß oder 1556 m, nach Maalund ungefähr 5000, nach Godt 5107'; die geogr. Lage ist auf der Karte zu 64° 50' 02" n. Br., 22° 19' 02" w. L. von Kopenhagen angegeben.

¹⁾ Zeitfchr. d. Dtsch. geolog. Gesellsch. a. a. C. 44 und Taf. XI, 2, welche nebeneinander.

Lavawüste, aus welcher nur da und dort die parallelen Luffrüden emporsteigen, welche für das Heklagebiet bezeichnend sind. Hier, zwei Wegstunden von dem Centrum der sonstigen Ausbrüche, hat vor neun Jahren (1878) die letzte Eruption unseres Vulkans stattgefunden, die achtzehnte in historischer Zeit bezeugte, wobei vierzehn neue Krater sich bildeten und ein Thal zwischen zwei Bergrücken mit einer frischen Schicht Lava füllten.

Und nun gegenüber, nach Westen hin, schier unüberschaubar in die Tiefe und in die Ebene sich verlierend das schwarze viel leicht auf Jahrtausende unfruchtbare Schollenfeld des Lavastroms von 1845, darüber hinaus einige Stromspiegel, und dann ein endloses Blaugrau, nach links übergehend in das Blau des endlosen Meeres — überall Unendlichkeit!

Man verzichtet gern auf die Reize einer zahmen, grünen, bebauten Gegend angesichts des Ewigen in Stoff und Raum und Zeit.

Die Isländer fühlen den eigenartigen Reiz des Elementaren in der Natur ihres Landes. Meine Begleiter stimmten ein Lied an, das ein neuerer isländischer Dichter auf die Aussicht von der Hekla und auf seine geliebte Heimat verfaßt hat:

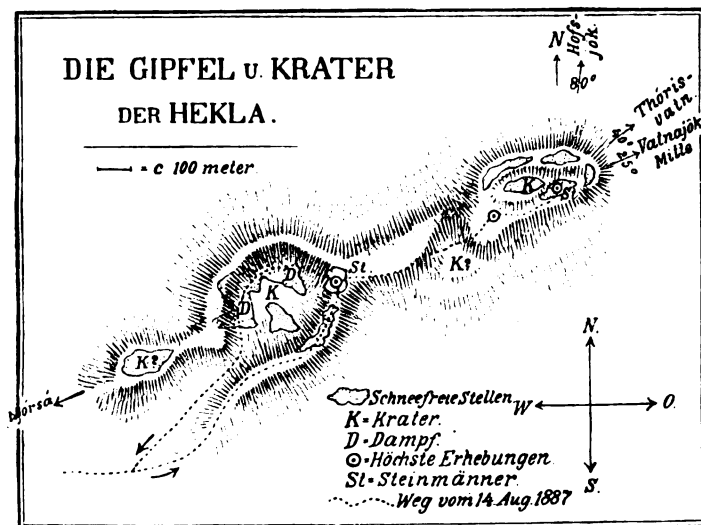
Du stundst auf Heklas Gipfelschnee,
Du sahst das schöne Land sich dehnen,
Wo hell von grünen Bergeslehnen
Die Ströme ziehn zur blauen See —
Und drunten Loki festgeschlossen,
Begraben unter Eiskolossen:
O sag, schien dir nicht Island da
Das Schönste, was je Auge sah? *)

Und sie kennen auch die Sagen, welche ihre Vorfahren angesichts dieser gewaltigen Natur und über sie gedichtet haben. „Zum blauen Aegir“ heißt es im Original statt „zur blauen See“ und jedes Kind auf Island weiß, daß Aegir in alten Zeiten der Gott des Meeres gewesen ist. Oefigur kannte auch den Loki recht gut: „rifinn sem gjörir jarðhjálfstíð“ (der Riese, der des Erdbeben macht) erklärte er auf meine Frage. In der jüngern Edda wird der Unabstößige Loki in einer Höhle mit den Gedärmen seines eigenen Sohnes über drei Felsen festgebunden und eine Giftschlange über seinem Haupte aufgehängt, damit der brennende Eiter ihm ins Antlitz träufle; sein treues Weib aber hält ein Becken unter; nur von Zeit zu Zeit muß sie das Gift weggießen und dann zuckt der Gefesselte unter den fallenden Tropfen zusammen, daß die Erde zittert: das nennen die Menschen Erdbeben. So wird Loki gefesselt liegen bis zum Götteruntergang.

Von Westen kam eine graue Wolke herangesegelt, und ehe wir's uns verfahren, waren wir aus hellem Sonnenschein in

ein richtiges Schneegestöber hineinversetzt. Wir kehrten über den Grat nach dem Hauptkrater zurück und stiegen nun, an der schneefreien rechten Seite seiner Höhlung hinunter, dem alten Loki noch näher auf den Leib. Der Abhang bestand aus lauter Schlacken und teilweise anstehenden Bimssteinen von allen Farben; einige lebhaft gelbrote Stücke brach ich ganz heiß mit dem Stöcke aus einer kleinen Bimssteinbank, unter welcher der Dampf in starken Wolken aus Spalten und Poren hervorbrang. Die lose hingestreuten Steine waren

und vor dem Besitz höherer Kenntnisse und Fertigkeiten. Aber der Bauer lächelte dazu; die heutigen Isländer begleiten die Engländer auf die Hekla und die Askja, und ein Isländer hat eine „Geschichte der isländischen Vulkane“ geschrieben! So tritt auch hier der Mensch der ewigen Natur immer mehr als ein Lernender, Begreifender, ihren Befehlen Untergeordneter gegenüber, statt als ein mit ihr und ihren Mächten Kämpfender, ihre Befehle willkürlich Durchbrechender; auch hier ist der Mensch und der Gott kleiner, die Natur größer geworden.



nicht mehr so wohl erhalten wie die anstehenden mit ihren schönen offenliegenden Poren, und teilweise in jene Stücke und Körner zerklüftet, welche die Neapolitaner rapilli nennen. Die Schlacken, besonders solche von einer lebhaft blauvioletten Färbung, sahen oft wie ausgekocht oder ausgebrannt aus zu moos- oder flechtenartigen Gebilden. Der tiefste Grund des Kessels war ganz mit Schnee bedeckt, also offenbar völlig kalt. Ich photographierte nun auch den Blick von der Tiefe des Kraters nach oben, nach dem Steinmann hinauf und mit dem Schneehang zur Rechten. Oefigur sah meinem Thun sehr aufmerksam zu und erklärte es schließlich, halb scherzend halb ernsthaft, kurzweg als „galbur“ (Zauber).

Merkwürdig! Als vor bald achthundert Jahren der gelehrte Saemund hier heraufgestiegen war und bald darauf das „Heklafeuer“ zum erstenmal die Bewohner Islands schreckte, da sollte auch Zauber im Spiele gewesen sein: der große galdradur habe ein Rißchen da hineingeworfen, das ihm eine verlassene Geliebte in Deutschland (Saxland), ein Zauberweib (norn), aus Rache zugesandt. Und heute galt mein unschuldiges Beginnen in dem nun wieder geschlossenen Krater, der freilich jeden Augenblick aufs Neue verderbenbringend aufbrechen kann, wiederum als Zauber! So eingewurzelt ist dem Naturmenschen die Scheu vor der Natur

Seit jenem ersten sagenhaft eingekleideten Ausbruch von 1104 hat es auf und an der Hekla achtzehnmal rumort und sind ihr Lavaströme entfloßen, wogegen diejenige ihrer europäischen Brüder Aetna und Vesuv kleine Bächlein sind. Noch viel weiterhin haben die mit den Ausbrüchen verbundenen Menschen Schaden angerichtet. Im Jahre 1300 ward die Asche über das ganze Nordland hingetragen und bewirkte ein großes Vieh- und Menschensterben; im Jahre 1597, wo man den Berg über die ganze Insel hin brüllen hörte und ihn ringsum im Feuer stehen sah, erlitt Westisland dasselbe Schicksal. Bei der großen siebenmonatlichen Eruption von 1845 flog die Asche bis zu den Shetlands-Inseln; die Rauchsäule über dem Berge stieg zu einer Höhe von 4500 m; die ausgeworfene Lava ward auf 14400 Millionen Kubikfuß berechnet. Im ganzen hat die Hekla im Laufe der Zeit 700 qkm Landes mit Lava bedeckt, ein Gebiet annähernd so groß wie das Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt! Auch die Verwüstung des nahen Thjór-fárdal im 14. Jahrhundert kommt vielleicht zum Teil auf ihre Rechnung; die Gebirgskette der Rauðhufambar (roten Rämme), von welcher die Verheerung ausging, ist vom Centrum der Heklatette höchstens fünf Wegstunden entfernt.

Um 3 Uhr traten wir wieder aus dem Krater hinaus und nun ging es, bei wiederum hellem Himmel, denselben Weg hinunter.

*) Im Isländischen, mit Stabreim:
Þú stóðst á tindi Heklu há
og horfðir yfir laudidh fridha,
þar sem um grænar grundir lidha
skinandi ár aðli ægi blám —
enn Loki bundinn beiddi í grótum
bjargstaddum undir jókulrotum:
thótti þjær ekki Island þá
yfirbragðsimikidh til að sjá?

den wir gekommen waren. Die zu geringe Neigung der Schneefelder und der stellenweise etwas weichgewordene Schnee gestatteten keine Abkürzung durch Rutschten; doch legten wir den ganzen Rückweg in zwei und dreiviertel Stunden zurück, mit eingerechnet den halbstündigen Aufenthalt, den das Wiedereinfangen der Pferde veranlaßte. Die armen Tiere hatten bei unserem langen Ausbleiben doch Mittel gefunden, sich zu befreien oder wenigstens einen andern Halteplatz aufzusuchen, was ihnen gar nicht zu verdenken war. Diefur fand sie weit unten auf der ersten magern Grasfläche und brachte die keuchenden und schwigenden Ausreißer im Galopp den Berg hinauf zu uns zurück.

Das Styr schmedte nun trefflich auf dem Mäuerchen vor unserem Quartier, wo uns sämtliche Bewohner neugierig zusahen. Aber ich kannte nun die Wertwürdigkeiten von Raufurholt und hatte nichts gegen den Vorschlag des Folgemanns, in dem nur eine gute halbe Stunde entfernten Galtaläsur Nachtquartier zu nehmen, wo uns nach den Anstrengungen und Abenteuern unserer Hstlabesteigung eine ruhige Nacht bei freundlichen Leuten auf die Fortsetzung unserer Reise nach dem alten Bischofsitze Eiholt und nach den Wundern des Geyßirgebietes vorbereitete.

Die Schnellfeuergeschütze und ihre Bedeutung für den heutigen Krieg.

Von

J. Kastner.

Nichts Neues unter der Sonne“ könnte man mit Den Alida bei Betrachtung der heutigen Schnellfeuergeschütze sagen, denn die mittelalterlichen Orgelgeschütze sind dem äußeren Ansehen nach unverkennbar ihre Urahnen; inbess, bei näherem Eingehen werden wir dieserhalb doch auf einige Bedenken stoßen. Man könnte jene mittelalterlichen Waffen eine „Idee an sich“ nennen, die in ihrer praktischen Ausführung nach unseren heutigen Begriffen hart an der Grenze der Spielerei stand. In jener maschinenlosen, tüfteligen Zeit, in der das Handgeschick, die Handfertigkeit des Einzelnen in ganz anderer Weise zur Geltung kam und gepflegt wurde als heute, erregten diese Waffen viel und berechtigtes Aufsehen, fragen wir aber nach ihrem Nutzen für den Kampf, worauf es doch bei Kriegswaffen ankommt, so erhalten wir nur spärliche Kunde. Nicht viele Fälle, die meist den niederländischen Kriegen angehören, werden genannt, in denen Orgelgeschütze zur Verwendung gekommen sein sollen. Wäre aber ihre Wirkung nur einigermaßen ihrem kunstvollen Bau entsprechend gewesen, so wäre die Ueberlieferung davon ohne Zweifel auf uns gekommen. Die Erfolgslosigkeit dieser Geschütze hatte aber ihre technischen und auch ihre taktischen Gründe. In ersterer Beziehung konnte ein Mißerfolg nicht ausbleiben, weil die Technik damals außer stande war, einen gasdichten Abschluß von Hinterlabungswaffen herzustellen. Außerdem fehlte den Orgelgeschützen der Bewegungs-

mechanismus für ein andauerndes, ununterbrochenes Feuern, wie es von den heutigen Schnellfeuergeschützen verlangt wird, und was sie auch gestatten. Ob es der damaligen Technik, welcher außer einer wenig vollkommenen Drehbank keine Arbeitsmaschinen zu Gebote standen, überhaupt möglich war, Mechanismen wie die der Gatling- und Hotchkissrevolverkanone herzustellen, bezweifeln wir. Jedenfalls wäre jedes derartige Geschütz ein kostbares Unikum geworden, das wohl den Kunststammler entzücken, aber nicht den Feind in Schrecken jagen konnte. Außerdem bedürfen solche Geschütze der Einheitspatronen, die damals noch nicht erfunden waren und auch nicht erfunden werden konnten, weil die Alchimisten die knallsauren Salze zur Herstellung von Rundsätzen noch nicht entdeckt hatten. Kurz und gut, der technischen Mängel waren viele; wer indessen möchte behaupten, daß ihre Verwältigung nicht hätte gelingen sollen, wenn thätlich ein Bedürfnis dazu vorhanden gewesen wäre? Die Kriegswaffen unterliegen im Völkertleben ebenso dem Kausalitätszwange, wie organische Gebilde im Reiche der Natur. Sind die Existenzbedingungen vorhanden, so entstehen die Waffen und die Organismen.

Die Schnellfeuergeschütze stehen heute auf der obersten Entwicklungsstufe derjenigen Waffen, bei denen auf eine möglichst große Feuergeschwindigkeit ein besonderer Wert gelegt ist. Das Bedürfnis nach ihnen hat sich fühlbar gemacht, um den Feind, dessen Kampfbewegungen immer schnellere wurden, dennoch mit einer hinreichenden Anzahl von Geschossen überschütten zu können. Das, was die heutige Kampfweise von der früherer Zeiten vornehmlich unterscheidet, ist die Schnelligkeit aller Kampfhandlungen vom strategischen Aufmarsch mittels der Eisenbahnen bis zu den taktischen Bewegungen auf dem Schlachtfelde im feindlichen Feuer. In dieser Kette wechselseitiger Beziehungen bilden die schnellfeuernden Geschütze und Handfeuerwaffen ein notwendiges Glied. Nun denke man sich aber neben einem Gevierthausen Landsknechte, oder neben einer Batterie von Kartäunen und schweren Feldschlangen, welche am Tage vor der Schlacht von den Büchsenmeistern mit 8–12 Pferden und Hilfe der Stüdlknechte und Schanzbauern auf die Stelle des Schlachtfeldes gefahren und zum Schießen hergerichtet wurden, wo sie während der Schlacht unbeweglich stehen blieben, eine Batterie Revolverkanonen aufgestellt! Was sollten sie dort? Sie wären ein Anachronismus gewesen, dessen Einreihung in die damaligen Verhältnisse ein überflüssiges Spiel der Phantasie sein würde. Die damaligen Orgelgeschütze haben dem Feinde ebensowenig genützt, wie dem Feinde geschadet.

Sehen wir von einigen unvollkommenen Vorläufern der letzten 40 Jahre ab, so haben wir als das erste moderne und kriegsbrauchbare Schnellfeuergeschütz die Gatlingkanone zu begrüßen, die bereits zu Anfang des nordamerikanischen Bürgerkrieges 1861 von Gatling in Indianapolis (Connecticut) erfunden, im Laufe des Krieges verbessert, noch im Jahre 1865 vom General Butler in den Kämpfen am James River mit Erfolg zur Verwendung kam. Die technischen und taktischen Vorbedingungen für diese Waffe waren vorhanden. Die Infanterie war bereits mit Hinterlabungsgewehren, die Kavallerie sogar mit Repetierkarabinern bewaffnet und bei allen die Metallpatrone im Gebrauch, durch welche das Problem der Verschlussabdrückung endgültig gelöst war. Der Krieg gab fast zu allen Zeiten zu vielen Kämpfen um befestigte Stellungen, namentlich an den Ufern großer Ströme unter Mitwirkung der Marine, Veranlassung. Waren

somit auch für die Herstellung und wirksame Verwendung der Schnellfeuergeschütze günstige Vorbedingungen gegeben, so werden wir anderseits nicht feßlgreifen, wenn wir der den Amerikanern eigentümlichen Vorliebe für weitgehende Anwendung von Maschinen auch einen Einfluß auf die Entstehung und erste Verwendung jener Geschütze zuschreiben. Wenn man den Krieg zu einer Maschinenarbeit machen könnte, wäre der Amerikaner der erste, der dies thäte.

Der Deutsche behandelte die neue Erfindung in gewohnter Weise bedachtlos prüfend, nicht ohne Vorurteil, was den Amerikanern gegenüber ja auch wohl seine Berechtigung hat, und gab ihr nur den noch heute gern gebrauchten Namen „Kugelspritze“. Die Franzosen dagegen entflammten in heller Begeisterung; in ungezügelter Phantasie schwelgten sie im Vorgefühl unbegrenzter Erfolge des niedermähenenden Kugelregens solcher Geschütze! So entstanden die französischen Mitrailleusenbatterien, deren Erfolge im Kriege 1870–71 aber so weit hinter den gehegten Erwartungen zurückblieben, daß man ihre Geschütze alsbald nach dem Kriege aus der Feldarmee in die Festungen verwies und nahe daran war, sie als eine Thorheit ganz beiseite zu werfen, ohne sich zu fragen, ob denn die Ursache des Mißerfolges in der Waffe selbst, oder etwa nur in ihrer falschen Verwendung zu suchen sei. Das erinnert an die vom alten Lord Palmerston gegebene Erklärung für „Schmutz“. Er sagte bekanntlich: „Schmutz ist eine gute Sache am unrichtigen Ort! Auf meinem Rod ist Butter Schmutz, nicht aber auf meinem Brot!“

Im Laufe der Zeit, nachdem die früher zum Himmel erhobene und dann abgrundtief gestürzte Waffe in dem Hochwert der sachlichen und öffentlichen Besprechung von dem anhaftenden tauben Gestein geläutert worden, kam sie nicht nur wieder zu Ehren, sondern wurde sogar zur tonangebenden Tagesfrage und als ein Geschütz angesehen, dem noch eine große, bedeutungsvolle Zukunft bevorstehe. Diesmal aber kam die Ehrenrettung von einer anderen Seite und zwar von der Marine.

Um die Mitte des vorigen Jahrzehnts gelang es, Dampfboote von großer Fahrgeschwindigkeit zu bauen und dieselben besonders für den Gebrauch von Fischtorpedos als „Torpedoboote“ derart zu vervollkommen, daß sie eine tiefgreifende Umgestaltung der Seetaktik in Aussicht stellten, die denn auch nicht lange auf sich warten ließ. Den Torpedoboote wurde für den Seekrieg bald die letzte Aufgabe übertragen, welche von den Boporien und Schützenwärmern im Landkriege ausgeübt wird. Sie sollen demnach sowohl den Sicherheitsdienst auf See ausüben, wie das Gefecht eröffnen. Jedes Schlachtschiff, unter denen die schweren Panzerschiffe zu verstehen sind, soll beständig von 4–6 Torpedoboote begleitet werden, so daß also ein Geschwader von vier Schlachtschiffen einen Schwarm von etwa 20 Torpedoboote voraussenden würde. Diese kleinen Boote, welche in Rücksicht auf leichte Beweglichkeit aus 3–4 mm dicken Stahlblech gebaut werden, mit den schweren Kanonen der Panzerschiffe bekämpfen zu wollen, hieße Mücken mit Keulen schlagen. Man kann sich dieses Ungeheuer nur mit Geschützen kleiner Kalibers von großer Feuerechnelligkeit und solcher Einrichtung vom Leibe halten, welche einen beständigen Richtungswechsel auch während des Feuerns gestatten, um den henden Booten stets mit den Schüssen folgen zu können. Hier bot sich also für die Schnellfeuergeschütze eine Verwendung, die so recht ihrem eigentlichen Wesen entspricht, nur an

größeren Kaliber mußte ihnen gegeben werden, so daß sie eiserne oder stählerne Granaten werfen konnten. Die Gatlingkanonen und französischen Mitrailleusen hatten ein Gewehrkaliber von etwa 15 mm und feuerten lange Spitzgeschosse. Den gestellten Anforderungen entsprach am besten die Revolverkanone von Hotchkiss mit 37 mm Kaliber, deren Granaten von mehr als 600 m Entfernung die Seitenwände der Torpedoboote durchschlagen konnten. Aber auch die Mitrailleusen vom 6 mm-Kaliber waren der Marine sehr willkommen, denn während der wenigen Augenblicke, in denen im Seegefecht zwei Schiffe hintereinander vorbeifahren, kommt es darauf an, ihr Oberdeck mit Geschossen derart zu durchhauen, daß niemand, der nicht schußsicher gedeckt steht, ungetroffen bleibt. Zu diesem Zweck finden solche Geschütze in den Kanonen und auf der Schanzkleidung um Pinots besonderer Aufstellung.

Der vornehmlich gewordene Wettstreit zwischen Geschütz und Panzer ist eine Erscheinung, die sich als ein Kampf ums Dasein in dieser oder jener Form im Kriegswesen nicht wiederholt. So war es bald nicht mehr zweifelhaft, daß sich ein Torpedoboot den künftlichen Schiffe nicht mehr auf Torpedobootzeit nähern können, ohne durchschossen zu sein wie ein Sieb — vorausgesetzt, daß es rechtzeitig entdeckt wird. Die Torpedoboote wurden nun größer, stärker und widerstandsfähiger gebaut, sie erreichten eine immer mehr: Fahrgeschwindigkeit, welche heute bei den Schiffsartigen Booten schon 27 Seemeilen, d. h. 50 km in der Stunde beträgt! Die Geschwindigkeit der 3,7 cm-Revolverkanonen war nun nicht mehr ausreichend. Um gegen die Torpedoboote oder Torpedobootjäger, sowie auch gegen die neueren schnellfahrenden Kreuzer eine ausreichende Geschosswirkung zu erhalten, mußte zur Vergrößerung des Kalibers geschritten werden, ohne die Möglichkeit des Schnellfahrens aufzugeben, denn nur hierin liegt die Stärke, die schnellen Schiffe mit Erfolg bekämpfen zu können. Diese Bedingungen forderten nun aber aus technischen Gründen eine Erhöhung der Geschwindigkeit. Während die Mitrailleusen, Revolverkanonen oder Maschinenkanonen, wie die Engländer sie nennen, von 11 bis zu 47 mm Kaliber zur Förderung der Geschwindigkeit mehrere Läufe haben, deren Zahl bei den französischen Mitrailleusen 25, bei den belgischen sogar 37 betrug, konnte bei den größeren Kalibern nur ein Lauf und ein Verschlußmechanismus in Anwendung kommen. Als letztere Geschütze in Aufnahme kamen, hatte unser deutsches Nationalgefühl bereits einen solchen Grad von Selbstständigkeit gewonnen, daß man es wagte, ihnen einen deutschen Namen zu geben, man nannte sie, zum Unterschiede von den mehrheitlich französischen, Schnellfeuerkanonen. Bis heute aber wollte es nicht gelingen, für jene Welterläufer einen deutschen Namen einzubürgern. Daher mag es kommen, daß dieses Rückwärts sich immer mehr in die Zukunft der Schnellfeuergeschütze eindrängt, unter denen wir aber im Nachfolgenden grundsätzlich die einläufigen verstehen wollen.

Ohne uns in technische Einzelheiten zu verlieren, die nur Fachverständigen nützlich sein könnten, möchten wir zum näheren Verständnis der Eigentümlichkeit schnellfeuernder Kanonen doch einige Punkte hervorheben. Einerseits ist der Gebrauch metallener Kartuschhüllen, statt des Kartuschens aus Zeugstoff anderer Geschütze, weil bei jeder besonderen Abdichtung des Verschlußes im Geschützrohr entbehrlich machen. Dies gestattet unter Wegfall jeden Einpressens

des Verschlusses ein leichtes, schnelles Öffnen und Schließen des letzteren und Abfeuern mittels eines Schlagbolzens wie beim Gewehr. Man hat ferner diese Geschützrohre in eigentümliche Lafetten mit hydraulischer Bremse gelegt, die nach dem Schuß nur einen Rücklauf von wenigen Zentimetern gestatten und dann sogleich selbsttätig in die Feuerstellung wieder vorlaufen. Die aus allen diesen zeitfördernden Einrichtungen erzielte Zeitersparnis kommt der Feuer Schnelligkeit zu Gute, welche auf diese Weise bei den kleineren Kalibern bis zu 40, bei den größeren bis zu 15 Schuß in der Minute gesteigert werden kann.

Wollte man nun aber annehmen, daß es nur einer Uebersetzung dieser Einrichtungen auf die anderen Hinterladungsgeschütze bedürfe, um dieselben zu schnellfeuernden zu machen, so würde man bald auf ernste Schwierigkeiten stoßen, denen wir zunächst in der Herstellung der Kartuschhüllen begegnen. Unseres Wissens gibt es auch heute noch nur eine Fabrik, welche dieselben anfertigt und zwar die von Lorenz in Karlsruhe. Franzosen, Amerikaner und Engländer verwendeten anfänglich aus Messingblech gerollte Hüllen mit angenieteter Bodenplatte, mußten dieselben aber wegen ungenügender Haltbarkeit und der dadurch verursachten Ladehemmungen aufgeben. Lorenz stanzte und zieht dieselben aus einem Stück Messingblech. Nach und nach ist es ihm gelungen, bis zu den Hüllen für 15 cm-Kanonen fortzuschreiten, ist aber, soviel bekannt, noch

nicht darüber hinausgekommen. Auch diese Leistung verdient schon unsere vollste Bewunderung, denn sie ist in mehrfacher Beziehung eine technische Leistung allerersten Ranges. Auch hat sich für die Marine bis jetzt ein Bedürfnis nach größeren Kalibern kaum geltend machen können, denn die Kruppische 15 cm-Kanone reicht aus, alle heute die See befahrenden oder noch auf Stapel liegenden geschützten Kreuzer, auch die mit den stärksten Panzern, erfolgreich zu bekämpfen.

Damit aber hat denn auch dieser Wettstreit zu Schuß und Trutz in den Kriegsmarinen seine vorläufige Erledigung gefunden, Angriff und Abwehr kämpfen wieder mit ebenbürtigen Mitteln. Das durch das Vorausschießen schnellfahrender Torpedoboote und Kreuzer von seiten des Angriffs gestörte Gleichgewicht ist durch die neuesten Schnellfeuergeschütze großen Kalibers wieder hergestellt. Ob dieser Ruhezustand von langer Dauer sein wird, läßt sich zwar nicht voraussehen, aber nach den bisherigen Erfahrungen kaum erwarten. Inzwischen hat sich den Schnellfeuergeschützen ein neues Kampffeld erschlossen und zwar das des Festungskrieges, sowohl in wie vor den Festungen, wo dieselben aller Voraussicht nach zu einem Einfluß gelangen werden, der demjenigen im Seekriege an Bedeutung keineswegs nachsteht. Wie sich hier die Verhältnisse in jüngster Zeit entwickelt haben und welchen Zielen sie entgegengehen, darüber wollen wir in einem nächsten Aufsatze berichten.

Wie die Armen in London wohnen.

Von

Leopold Katscher.

Ich hatte Gelegenheit, Wilde aller Art auf allen Stufen der Verkommenheit kennen zu lernen, aber ich habe nie etwas Verkommenes, Trübseliges und Elenderes gesehen als das Leben, welches ich im Osten Londons hinter mir ließ. Der Wilde, der nach Tagen des Ueberflusses wieder Hunger leiden muß und niemals für den nächsten Tag seines Daseins sicher ist, besitzt wenigstens ein selbständiges Leben; er ist keine Maschine, aus der so viel Kraft herausgepreßt wird, als die ihm zugeteilte schlechte Nahrung hergibt; und ich muß allen Ernstes sagen, daß, wenn mir die Wahl gestellt würde, das Leben jener Wilden oder das jener Armen im Ostende Londons zu führen, ich das erstere vorziehen würde.

Diese Worte des berühmten Physiologen Huxley machten einen so tiefen Eindruck auf mich, daß ich den Entschluß faßte, das Leben der Parias der Londoner Gesellschaft aus eigener Anschauung — so weit dies eben thöulich — kennen zu lernen. Je mehr meine Bekannten mich warnten, dieses „gefährliche“ Unternehmen auszuführen, desto mehr reizte es mich. Sollte es wirklich in einer Stadt wie London, wo jährlich Millionen für die Bekleidung der Zulus, der Südseeinsulaner u. gesammelt werden, ein solches Elend geben wie Huxley andeutet und George

N. Sims, Howard J. Goldsmid und andere englische Autoren es in so entsetzlichen Farben schildern? Ist es denkbar, daß die „Königin der Städte“, die in sanitärer Beziehung allen ihren Mitbewestern als Vorbild dient, solch menschenunwürdige, gesundheitschädliche Höhlen in sich birgt und zwar in unmittelbarer Nähe der vornehmen Viertel, ohne daß der sonst so leicht unzufriedene, alles bemäkelnde John Bull mit seinen berben Fäusten eingreift und Abhilfe schafft? Erst im Jahre 1883 wurde durch die erschütternden Schilderungen, die George Sims in der „Pictorial World“ und dann als Buch¹⁾ erscheinen ließ, die Aufmerksamkeit des großen Publikums in größerem Maßstabe auf diese Mißstände gelenkt. Ein allgemeiner Entrüstungsschrei ging durchs ganze Land und man bemüht sich seither nach Kräften, das grenzenlose Elend, das sich mit Worten kaum beschreiben läßt, zu lindern.

Edle Frauen, wie Octavia Hill, auf die wir später noch zurückkommen, und verschiedene Vangeseellschaften, die sich gebildet haben, sind in erster Linie darauf bedacht, billige und doch menschenwürdige Wohnungen für die Armen und Aermsten zu bauen. Denn in der leidigen Wohnungs-

¹⁾ „Wie die Armen leben.“ London, Chatto und Windus, 1881.

frage ist das Hauptelend zu suchen. Wer das Gastend mit seinen Sadgassen, seinen verfallenen, schmutzigen Häusern, dem Unrat vor und in denselben nicht gesehen, kann sich unmöglich einen Begriff davon machen, welches Dasein seine beklagenswerten Bewohner fristen! Einzelne Seitenstraßen sehen aus, als ob ein feindliches Heer sie mit seinen Kanonen bombardiert hätte; die meisten Fenster Scheiben sind zerbrochen und mit Papier verklebt, die Dächer schief und jeden Augenblick zum Einstürzen bereit. Die „Zimmer“ (!) dieser Karaden werden größtenteils nur einzeln vergeben und zwar zu dem unerhörten Preise von 2½ bis 6 Mark die Woche.

Als ich zum erstenmal eine mir bekannte arme Familie in Bell Street besuchte, konnte ich es kaum fassen, daß Menschen von Fleisch und Blut in einer solchen Atmosphäre und einer solchen Umgebung zu leben vermögen. Die Leuten hatten früher bessere Tage gesehen, aber der Ernährer, ein tüchtiger Schneidermeister, starb und hinterließ die Frau mit sechs Kindern, von denen das älteste zehn Jahre zählte, das jüngste ebensoviele Wochen. Schmalhaus wurde bald Küchenmeister. Sie mußten ihre kleine, aus drei Zimmerchen bestehende Wohnung in High Street (Whitechapel) aufgeben und mit einem Zimmer in Bell Street zufrieden sein, für welches sie 3 Mark wöchentlich bezahlten; aber in welchem Zustande befand sich dieses! Die Wände feucht und zerbröckelt, der Fußboden schlecht, die Zimmerdecke rauchgeschwärzt und voller Spalten und Risse, durch die Wind und Regen freien Zutritt ins Innere hatten. In dieser Stube kochte, aß und schlief Frau M. mit ihren sechs Kindern! Bei dem Hauswirt auch nur die kleinste Reparatur zu erwirken, war unmöglich, denn die arme Frau setzte sich der Gefahr einer sofortigen Kündigung aus. Gibt es doch Duzende von Familien, die mit Freuden ein solches Heim bezögen, das schließlich noch immer besser ist, als unter freiem Himmel auf einer Bank eines Parks oder unter irgend einem Brückenpfeiler seine Nächte zu verbringen! Man findet ja unter den Wirten, die sich im allgemeinen an dem Blute ihrer armen Mitbrüder bereichern, auch weisse Raben, die die Wohnungen ihrer Mieter ausbessern lassen; „aber fragt mich nur nicht wie.“ Die Rabennatur kommt doch zum Vorschein und der Pferdefuß hinterher, denn man kann ganz sicher sein, daß der betreffende Herr für die kleinste Erleichterung, die er geschaffen hat, den Mietpreis sofort um mindestens 25 Pf. die Woche erhöht. Die vorhin geschilderte Stube gehört noch zu den „anständigen“. Die beiden Brüder der besagten Frau M. wohnen noch ganz anders. In der Nähe der Bell Street befindet sich ein sogen. „Square“, der aber mit den umzäunten, im üppigen Grün prangenden Plätzen der besseren Stadtteile nichts gemein hat, als eben den Namen. Statt der Bäume und Blumen sieht man hier Berge — von Unrat, Gutmüßabfällen, Lumpen u. dergl. mehr, statt der gleichförmigen, sauberen Hohlziegel-

gebäude elende Spelunken, die jeder Beschreibung spotten. Die Haustüren stehen zumeist offen und haben weder Schloß noch Kiegel. Der Flur, den eine erstickende Luft erfüllt, ist gewöhnlich so dunkel, daß man nur mit Mühe die morsche Treppe findet. In dem Dachstübchen eines solchen Hauses vegetieren nun die Brüder der Frau M. mit ihren Familien. Der ältere hat Frau und drei Kinder, der jüngere Frau und zwei Kinder, macht zusammen neun, sage neun Personen. Hat man den halsbrecherischen Ausgang erstiegen, so kommt man auf einen noch dunkleren Vorplatz; am schrecklichsten ist jedoch die Stube selbst: kahl und leer, in dem baufälligen Kamin glimmt auch bei der größten Kälte nur eine Handvoll halbausgebrannter Kohlen.

Von Mobiliar keine Spur; dieses — der Himmel mag wissen, aus was es bestand — hatte der Wirt wegen rückständiger Miete gepfändet. An einer quer durchs Zimmer gezogenen Leine hingen ein paar Lumpen und an beiden Längsseiten desselben lagen schmutzige, halbvermoderte Strohfäcke, die Lagerstätten der beiden Familien. Die zehnjährige Molly saß auf dem einzigen Schemel, auf ihren Knien schaukelte sie ein bleiches, aus Leibeskräften schreiendes, in Lumpen gehülltes Baby von wenigen Monaten, während die drei anderen zum Doppelhaushalt gehörenden Kinder in nicht minder jämmerlichem Zustande spielend auf der kalten Diele kauerten. Die eine der Mütter ist tagsüber in einer Knopflochwerkstatt, die andere in einer Kaninchenrufftube beschäftigt. Die erstere verdient, wenn sie vom frühen Morgen bis zum späten Abend arbeitet, täglich 1 Mark; sie kann, wenn sie sehr geübt ist, ein Duzend Knopflöcher in der Stunde machen und bekommt dafür 1, sage einen Penny, wobei sie aber Zwirn und Nadel selbst liefern muß. Noch schlimmer ist das Kaninchenruffen, denn die Härchen erfüllen die Luft, werden mit eingeatmet und wirken höchst nachteilig auf die Lungen und dabei ist der Verdienst so gering, daß man verhungern kann, 10 bis 12 Schillinge die Woche bei täglich 12stündiger Arbeit!!

„Molly, warum gibst du dem Jungen keine Milch? Er schreit vor Hunger,“ sagte Julia, die vierzehnjährige Kousine der ersten, die mich an diesen Ort des Jammers begleitet hatte.

„Milch!“ rief Molly und dabei flammte es begehrlieh in ihren matten Augen auf. „Ja, wenn ich die hätte! Mama hat ja gestern mein Sonntagskleid und unsere letzte Decke ins Verkaufamt getragen, damit wir heute Brot haben. Du weißt ja, Vater und Onkel sind seit drei Wochen ohne Arbeit, und was Mutter und Tante verdienen, genügt kaum für Brandy. O, Julia, ich habe solchen Hunger und die Babies auch,“ rief das Kind laut schluchzend.

Kann man sich etwas Herzerreißenderes denken? Von Hunger und Kälte geplagt, in steter Angst, von der heimkehrenden, halbtrunkenen Mutter gezüchtigt zu werden, muß so ein armes Wesen, das selbst noch

bringend der Pflege und Aufsicht bedarf, treu auf ihrem Posten ausharren! Werden da nicht alle kindlichen Gefühle im Keime erstickt? Hunger und Kälte waren noch nicht das Schlimmste! Die Unsitlichkeit, das Laster! Kann man erwarten, daß diese in Elend und oft auch Verbrechen großgezogenen Menschen, auf die auch nicht der kleinste Lichtstrahl des Daseins fällt, die niemals Sonnenschein und Luft, Feld und Wald kennen gelernt haben, dem Staate nützliche Mitglieder werden? Sims führt in seinem „How the poor live“ einen Fall an, der in jenem Stadtviertel nicht etwa zu den Ausnahmen gehört. Auf einem seiner vielen Streifzüge kam er auch nach E. . . Str. Eine noch junge Frau, die eben — es war 12 Uhr mittags — aus dem Bette gestiegen zu sein schien, denn sie hatte nur einen abgetragenen Mantel über das Hemd geworfen, öffnete ihm die Thür. In der kleinen, dumpfen unaufgeräumten Stube saßen zwei ärmlich, aber sauber gekleidete Mädchen von elf und dreizehn Jahren gerade bei ihrem einfachen Imbiß. Als er eintrat, erhoben sie sich und grüßten artig; er stellte mehrere Fragen an sie, die sie mit Verständnis beantworteten. Er erfuhr, daß sie regelmäßig die Schule besuchen und gute Fortschritte machen; sie wissen „Mein“ von „Dein“ und „Gut“ von „Böse“ zu unterscheiden, die ältere hat sogar einen Nickel preis gewonnen. Und doch, welche Zukunft steht diesen beiden Kindern bevor, die in einer Stube mit ihrer Mutter wohnen, die sehr lasterhaft lebt?

Man sollte meinen, daß eine Gießgattung, welche Kinder vor körperlichen Verletzungen schützt, auch Sorge tragen müßte, sie vor moralischen zu schützen. Die schlimmste Folge der Armenüberbevölkerung ist unstreitig die sittliche Verkommenheit der heranwachsenden Generation. Statt Irren- und Armenhäuser, Gefängnisse und sonstige Myle für die Beseitigung des Gastends zu errichten, sollte der Staat diese Anstalten dadurch minder nötig machen, daß er billige und gute Wohnungen erbaut — statt dies einzelnen Philanthropen oder von diesen angeregten Gesellschaften zu überlassen — um sie von dem Trude der grämlichsten Vampire, der „Landlords“, zu befreien. Man muß selbst einen Gang durch Ost-London gemacht und die Leute in ihren Höhlen und Kellern aufgesucht haben, um die Tragik ihres Schicksals zu begreifen. Es ist wahrlich kein Wunder, daß das Armenviertel mit ihrem Drum und Dran Herde aller möglichen Verbrechen, Schandmüßel der Langfinger, Einbrecher, Mörder, der unzähligen Prostituierten und kurz aller, die das Licht, vor allem aber die Diener der Herrschaft scheuen! In diesem modernen Sodom und Gomorrah leben auch viele fleißige und nützliche Mitglieder der Gesellschaft, die das Böse verabscheuen und dagegen ankämpfen, denn es aber täglich, stündlich in allen Gefühlen vor Augen tritt. Es führt sie in Verführung, bis sie, durch die äußerste Not gezwungen, selbst in den Sündenpfad

heran. Die gefährlichsten Versucher sind die „Public Houses“ (die Wirtshäuser). Von den wenigen Pfennigen, die vielleicht der Gendelher für das letzte anständige Nahrungsmittel gegeben, eilt man nicht etwa zu hundert hundernden, frierenden Familien, sondern in den „Schnapspalast“. Da es so heiß und angenehm! Der Schnaps vertreibt einen bald in jenen Zustand, in dem man der hungernden Kinder, des Gendelher, dem man die Miete schuldet, kurz, alles Böse vergißt. Ja, im „Public Palace“, dieser vom Höllenmeister erdachten Kalkverschreiber, sich ihm die meisten über. Trunkenheit bedeutet für diese armen Menschen — wenn man die verkommenen, zur Verweisung getriebenen Individuen so nennen kann — Glück, Vergessen des Erdenjammers.

Es ist erstaunlich, daß die Temperenzbewegung, die über ein großes Vermögen zehren, nicht in der Uebervölkerung und jammerwürdigen Behausung der Armen die Wurzel des Übels, den Hang zur Trunksucht finden, diese auszurotten und damit nur die Zahl der Verbrechen vermehren, sondern auch die Zahl der wahren des Mannes erzeugten Kinder. Sie führen nach Tausenden, sind entweder blöde, verwundbar oder fränlich und überfüllen die Armen- und Krankenhäuser Londons, von den vielen Mißgeburten gar nicht zu reden!

Nicht immer sind Hunger und Not die letzten Motive zur Trunksucht. Ein Beispiel für viele. Mrs. F. . . , die in der Nachbarschaft als der größte Saufaus bekannt ist, befindet sich in einem jämmerlichen Zustande. Ihr Gesicht ist voll Schweiß und blutunterlaufen. Der rechte Arm ruht in einer Schlinge, sie stöhnt und weint vor Schmerzen. Auf die Frage eines Beamten der Schulbehörde, weshalb ihre Tochter aus der Schule fortbleibe, antwortete sie mit fallender Zunge:

„Ich bin noch so schwach auf den Beinen und kein ist das einzige Wesen, das mir nicht sieht. Das Bett könnte unter mir in Klammern aufgehen und ich wäre nicht im Stande, ohne Hilfe aufzustehen.“

Sie sollten das Trinken aufgeben, dann bräuchten Sie keine Pflegerin.“

Sie haben recht, gnädiger Herr. Es kommt alles vom Trinken, aber ich kann nicht mehr davon lassen. In den letzten fünf Jahren war ich noch keinen Tag nüchtern. Hahaha! Erst Sonntag wurde ich total berauscht zur Polizei gebracht als zum 75. Mal wegen Trunksucht bezuht. Krüher war ich nicht so. Mein einziger Sohn John machte die Bekanntschaft unseres Nachbarn, eines berühmten Einbrechers, und das Ende war, daß ich nach Jahren schweren Kerkers verurteilt wurde. Seit damals bin ich nicht mehr nüchtern. Es brach mein Herz und ich dachte mich aufs Trinken, um zu vergessen. Aus Verdruss über mich folgte mir das meinem Beispiel und kehrt jede Nacht betrunken heim. Hahaha! was wir in ein nettes Paar sind!“

Die Geschichte dieser armen Frau ist

wahr; der betreffende Beamte hat nachgeforscht und erfahren, daß sie und ihr Mann als wandernde Obst- und Gemüsehändler schlecht und recht ihr täglich Brot verdient hatten, ehe ihr einziger Sohn auf Abwege geraten war. Hätten die Leute nicht Thür an Thür mit Einbrechern und Dieben gewohnt, ihr Junge wäre schwerlich zum Verbrecher geworden. Es bleibt immer die alte Geschichte: „Böses Beispiel verdirbt gute Sitten.“ Solange die arbeitenden Klassen Londons gezwungen sind, in jenen Vierteln zu hausen, kann das grenzenlose Elend kein Ende nehmen.

Die Leser werden fragen, wieso denn die arbeitenden Klassen gezwungen sind, in dem von Verbrechern bevölkerten Stadtteil zu leben und warum sie nicht lieber in die Vorstädte ziehen, wo sie für 3 bis 4 Schillinge die Woche lustige und saubere Wohnungen haben könnten. Die besseren Handwerker mieten auch schon vielfach in den von den verschiedenen Baugesellschaften errichteten „Cottages“ und „Blocks“ und machen dadurch im Innern der Stadt Wohnungen für die Allerärmsten verfügbar. Aus dem Jahresbericht der „Peabody-Stiftung“¹⁾ geht hervor, daß die wöchentliche Durchschnittseinnahme ihrer Mieter sich auf 23 1/2 Schillinge beläuft und das ist mehr als der gewöhnliche Fabrikarbeiter und Tagelöhner in London im besten Fall verdienen kann. Von 23 1/2 Mark ist man, bei richtiger Einteilung im Stande, circa 5 Mark Miete und 2 Mark Jahrgelder bezahlen zu können, es bleiben noch immer 16—17 Mark zum Leben. Wie aber sollen die Tagelöhner, deren Zahl Legion ist, bei dem geringen Lohn von durchschnittlich 8—12 Mark die Woche und dem Ueberangebot an Arbeitskräften ermöglichen, 6—7 M. Miete und Jahrgelder zu erschwinnen? Dann kommt noch dazu, daß die Arbeiter, die in den Häfen, Lagerhäusern und Landungsplätzen Beschäftigung suchen, schon in den allerersten Morgenstunden am Plage sein müssen, wenn sie überhaupt etwas verdienen wollen. In den „West-India-Docks“ z. B. werden an manchen Tagen bis 2500 Arbeiter angestellt und man kann sich leicht vorstellen, daß die Möglichkeit, Arbeit zu finden, täglich die doppelte und dreifache Zahl hinauslockt. Zuweilen begnügt man sich mit „Rampfung um Arbeit“ schon um 4 Uhr morgens — zumeist jedoch erst zwischen 5 und 6 Uhr. Die Szenen, die sich während

1) Peabody, ein Amerikaner von Geburt, kam im Jahre 1837 nach London und erwarb sich in kurzer Zeit ein ungeheures Vermögen. Von 1862 bis zu seinem im Jahre 1869 erfolgten Tode schenkte er eine Summe von über 10 Millionen Mark zur Verbesserung der Lage der Armen und Forderungen Londons und zur Förderung ihres Wohls, was wohl am besten durch die Herstellung guter und billiger Wohnungen zu erreichen wäre. Seine Vertrauensmänner nahmen diesen Gedanken auf und bauten sofort einen großen Häuserkomplex an — „Whitechapel“ — in nächster Nähe des Zentrums von London — auch „Peabodystadt“ genannt, überbragt z. B. circa 5000 Arbeiter in 1883 Wohnungen. Vom Januar 1881 bis Ende 1883 hat die Peabodystiftung allein für 6000 Personen Wohnungen erbaut und sie schreitet seither in ihren Bestrebungen tapfer fort. Doch kommt dies nicht nur der besseren Arbeiterklasse zu gute. Der Raum gestattet uns nicht, näher auf diese segensreiche Stiftung einzugehen. Wer sich eines genaueren darüber unterrichten will, lese das sehr bemerkenswerte Buch: „Die Wohnungen der arbeitenden Klassen in London“ von Dr. Wilhelm Havrecht (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht's Verlag, 1884).

dieser Stunden vor den Thoren der Docks abspielen, sind geradezu herzzerreißend und die Arbeit, die der Erledigung harret, ist nicht die leichteste. Die Stärken tragen auch hier den Sieg davon. Es bleibt diesen Ärmsten nichts übrig als sich Viehherden gleich im überfüllten Stenbe zusammenzudrängen. Den Berichten der Enquete-Kommission, die 1883 berufen wurde, zu erforschen, wie die arbeitenden Klassen wohnen, entnehmen wir folgendes:

„In Clerkenwell gehört es nicht zu den Seltenheiten, daß 16 Häuser nur einen Abort haben . . . In St. Luke's befinden sich die Klosetts im Keller, zumeist in unbeschreiblichem Zustande und in nächster Nähe der Wasserleitung. In den ärmsten Teilen Londons werden diese ebenso unreinen als ungesunden Orte, die jedem zugänglich sind, da die Haushalten weder Schloß noch Kiesel haben, von Obdachlosen als Schlafplätze benützt.“

Dieselben Kommissäre berichten weiter auf Grund der Angaben des Inspektors der dem Londoner Schulkollegat unterstehenden städtischen Schulen, daß in der Metropole 88% der Armenbevölkerung mehr als den fünften Teil ihres Einkommens für Miete aufwendet, und zwar zahlt der größte Teil ein Viertel und auch die Hälfte des Einkommens. Die hohen Mietpreise sind die naturgemäße Folge der übergroßen Nachfrage und diese wieder die der unerhörten Uebervölkerung. Eine enorme Anzahl der Bewohner des Armenviertels ist, wie bereits erwähnt, unbedingt gezwungen, in der nächsten Nähe ihrer Arbeitgeber zu wohnen, weil viele derselben — wie Schneider, Schuhmacher, Rahmenfabrikanten etc. — es zur Bedingung stellen. Die Ärmsten sind demzufolge ganz der Willkür der wucherischen Landlords preisgegeben, die für die denkbar elendesten Stuben hohe Preise fordern und auch bekommen. In den letzten vier Jahrzehnten hat sich die englische Gesetzgebung vielfach mit der Verbesserung der Arbeiterwohnungen beschäftigt; eine Zusammenfassung der Gesetze ist jedoch noch nicht veröffentlicht, so daß das große Publikum über dieselben im unklaren bleibt. Die 1851 von Lord Shaftesbury angeregte und nach ihm benannte „Laboring Classes Lodging Houses Act“, wonach „alle Häuser, Fabriken, Werkstätten, Arbeitsräume, Senkgruben u. dgl., die von der zur Prüfung ausersehenen Kommission als ungesund befunden werden, zu demolieren sind“, hat mehr Böses als Gutes gestiftet. Auf Grund dieser Verordnung wurden nämlich ganze Häuserreihen niedergerissen, ohne daß man für das Unterkommen der obdachlos Gewordenen Sorge getragen hätte. Infolge der dadurch entstandenen Mehrnachfrage stieg der Mietpreis noch um ein beträchtliches und die auf die Straße gesetzten Familien, die in der Nähe der City bleiben mußten, waren trotz desselben gezwungen, im Stenbe zu bleiben. Die vorerwähnte Kommission betont auch, daß die großen Eisenbahngesellschaften ihre Gesetzspflicht, Leute, die infolge der Straßendemolierungen zu

gunsten neuer Eisenbahnlinien obdachlos geworden sind, unterzubringen, nicht erfüllen. Diese Vorschrift ist, wie so manches andere einschlägige Gesetz, ein toter Buchstabe geblieben, und es wurde bislang kein Fall bekannt, daß auch nur eine der Gesellschaften die auf die Straße gesetzten Mieter untergebracht, oder auch nur entschädigt hätte! 1868, 1879 und 1882 sind noch die Bestimmungen hinzutreten, daß „Häuser, die gesundheitschädlich befunden werden, Luft oder Licht entbehren und dadurch die Nachbarhäuser schädigen könnten,“ oder solche, die „für menschliche Wohnungen ungeeignet sind, geschlossen oder niedrigergerissen werden müssen, sobald der Gesundheitsbeamte bei der Lokalbehörde Anzeige erstattet.“ Infolgedessen demolierte man ganze Straßen, tausende Familien wurden ihres Heims beraubt, ohne daß man, wie das Gesetz ebenfalls vorschreibt, neue Gebäude errichtet hätte. Die Plätze stehen zum großen Teil noch heute unbebaut und das Elend der Armen wird immer größer. Ein Zimmer, für welches sie früher 2 Mark bezahlt, bekommen sie jetzt nicht für den doppelten Preis und sie können weniger denn je Anspruch auf etwaige Reparaturen erheben, denn sie müssen froh sein, überhaupt unter Dach und Fach zu kommen.

In diesem Meer von Jammer, in dem Hunderttausende von Mitmenschen zu versinken drohen, taucht eine Erlöserin namens Octavia Hill auf. „Sie ist die einzige Person, die für die ärmsten Klassen in ausgedehntem Maße Wohnungen schafft. Sie hat sich einen Stab von Helferinnen, jungen und älteren, verheirateten und unverheirateten Damen herangezogen, die, von ihrem Geist beseelt, ihr in dem schweren Werke beistehen. Ihr leitender Grundsatz ist, die Armen mit guten, gefunden und billigen Wohnungen zu versorgen, ohne sie durch Geschenke zu demoralisieren, ohne ihnen das Bewußtsein zu rauben, daß jeder seines eigenen Glückes Schmied. Obwohl sie Häuser auf Grund und Boden errichtet hat, welcher teurer ist als der, auf dem irgend eine der vielen Baugesellschaften Häuser erbaut hat; obwohl sie ferner an die ärmste Klasse, welche nur eine geringe Miete zahlen kann und von der andere Hauswirte überhaupt die regelmäßige Zahlung der Miete nicht erreichen zu können behaupten, vermietet hat, bringen sämtliche Häuser eine 4- bis 5prozentige Verzinsung ein und außerdem wird noch eine Entschädigung für das Einammeln der Miete erzielt. Octavia Hill führt das gute finanzielle Ergebnis auf zwei Gründe zurück: die Abwesenheit von Mittelspersonen und große Strenge im Bestehen auf pünktlicher Zahlung der Miete. . . Der Mietpreis in ihren Häusern beträgt Mark 1.25 bis Mark 2.75 die Woche für eine Stube. Um ihre Mieter zu veranlassen, mehrere Räume zu bewohnen, wenn es ihre Mittel irgend erlauben, gibt sie ein zweites und drittes Zimmer erheblich billiger als ein einzelnes.“ So schreibt Dr. W. Knaprecht,

der der großen Philanthropin in seinem bereits erwähnten interessanten Buche viel Raum widmet. Wie könnte es auch anders sein! Octavia Hill hat sich in der That um die Armenwohnungsfrage die größten praktischen Verdienste erworben und sie, die von Fortuna durchaus nicht reich bedacht wurde — sie ist Lehrerin, unterrichtet Latein und gibt Musikstunden — hat bereits eine ganz beträchtliche Reihe von Häusern und Blocks angekauft und verwaltet dieselben zum Wohle der Armen mit größter Strenge. Vor vielen Jahren hat sie einen Plan eronnen, wie den Ärmsten des Castens zu helfen wäre und diesen Plan Mr. Austin vorgelegt. Derselbe fand seine Anerkennung in so hohem Maße, daß er Miß Hill eine sehr große Summe zur Ausführung bewilligte. Heute beträgt das Kapital, das zu ihrer Verfügung steht, 1¹/₂ Millionen Mark. Sie baut nicht nur neue Häuser, sie kauft auch alte an und gestaltet sie menschenwürdig. Sie geht, wenn sie ein Haus erworben, unerschrocken in die verrufenste Straße, zu den rohesten Leuten, teilt ihnen mit, daß sie Besitzerin desselben sei und ihnen gestatte, in demselben zu verbleiben, falls sie sich verpflichten, die ermäßigte Miete pünktlich zu bezahlen und sich allmählich an Kleinlichkeit zu gewöhnen. Allwöchentlich am bestimmten Tage holt sie oder eine ihrer Helferinnen die Miete ein; dadurch kommt sie in die Lage, den Mietern persönlich näher zu treten; sie ist ihre beratende, tröstende und erziehende Freundin geworden. Sie sieht darauf, daß die Kinder die Schule besuchen, die Eltern Ersparnisse zurücklegen und das Wirtshaus meiden; sie sucht den Arbeits- und Stellenlosen Beschäftigung zu schaffen. Ausbesserungen, welche in ihren Häusern vorgenommen werden sollen und nicht sofortiger Erledigung bedürfen, werden bis zur „toten Zeit“ aufgeschoben und dann den männlichen Mietern gegen Bezahlung zur Ausführung übergeben. Für jedes Haus ist jährlich eine bestimmte Summe für etwaige Reparaturen ausgesetzt; wird davon etwas erspart, so bestimmt einer der Bewohner, wozu der Ueberschuß verwendet werden soll, um die Annehmlichkeit des Hauses zu vergrößern. Dieses Verfahren hat ausgezeichnete Folgen und die Beschädigungen der Wohnungen durch rohe Mieter kommen immer seltener vor. Trotz der anscheinend strengen Behandlung, die ihnen von Miß Hill zu teil wird, fühlen die Mieter ihre hingebende Menschenliebe und sind dankbar dafür. Sie sorgt aber auch für ihre geistige Entwicklung, indem sie ein großes Versammlungszimmer für sie erbaut, wo die Knaben zweimal, die Mädchen einmal wöchentlich in verschiedenen für sie nützlichen Fächern unterrichtet werden. Im Sommer werden gemeinschaftliche Wanderungen ins Freie unternommen, damit die Armen, welche sonst nie Gelegenheit hatten, Wald und Flur kennen zu lernen, in dem Anblick der herrlichen Götternatur wenigstens auf einen Tag ihr Elend vergessen. Die edle Philanthropin geht von

dem Grundsatz aus, daß die Bewohner nur ihre Umgebung zugleich verbessert werden müssen; hierzu genügt es aber nicht, Geld mit vollen Händen zu streuen. Mitfühlende Menschen müssen sich an dieses Werk der Nächstenliebe wagen, die Armen aufsuchen und allmählich veredelnd auf sie wirken. Namentlich ist das weibliche Geschlecht dazu berufen, sich ein Beispiel an ihrer englischen Mitschwester zu nehmen. Elende und Hilfsbedürftige gibt es überall, in erster Linie in den Großstädten, wo der Kampf ums Dasein ein doppelt erbitterter ist. Auch unter den deutschen Frauen wird sich früher oder später ein Octavia Hill finden, die genug Mut und Energie besitzt, in ihre Fußstapfen zu treten. Wir wollen hoffen, daß der Hinweis auf die Erfolge der tapieren Engländerin eine Deutsche zur baldigen Nachahmung anspornen wird. Not thäte es!

Wir haben uns bemüht, den Lesern ein Bild jener Armen zu entwerfen, die obgleich an Körper und Seele gebrochen, doch wenigstens ein schützendes Dach haben. Aber es gibt in der Fünfmillionenstadt noch unglücklichere Geschöpfe — solche, die nicht die Wohlthat eines eigenen Heims genießen und daher angewiesen sind, die Haupt auf einer Bank in Regents Park, unter Brückenseilern, Thormwegen u. u. betten, wenn sie die 3—4 Pence, die man dem „Deputy“¹⁾ eines Common Lodging House für die Nachtherberge zahlen muß, tagsüber nicht verdienen können. Dams Hölle mit all ihren Qualen mag ein angenehmer Aufenthaltsort sein im Vergleich zu einer solchen Schlafherberge im Dunde, in der die Hefe der menschlichen Gesellschaft ihre Nächte zubringt. „Hefe der Gesellschaft“ sage ich — das ist nicht richtig, denn nicht nur Arbeitscheu und Verbrecher findet man dort, wie oft in täuschlich vorausgesetzt wird, sondern auch einen großen Prozentsatz solcher, die bittre Tage gesehen: tüchtige Handwerker, infolge schlechten Geschäftsganges bankrott geworden, unvorsichtige Ausländer, welche die Jagd nach Gold in die Thormetropole verschlägt, Advokaten, Aerzte, Künstler jeder Art, die dem Kampf ums Dasein nicht gewachsen waren. Die Wunden, denen man hier begegnet, gehören nicht zu den verkommensten und sind so widerwärtig wie ihr Beruf, dem sie Nacht für Nacht in den Straßen, Matrosenhäusern und Diebstellern nachgehen. Nur sehr in kalten Winternächten, verirrt sich eine brotlos gewordene Näherin, eine Witwe mit ihren Kindern oder eine ihrem brutalen Gatten verstoßene Frau in diese Höhle — aber dann sind die dauerndesten gewöhnlich auch verlor-

¹⁾ Deputy — im Volksjargon „Deputy“ — Wächter eines Common lodging house, also ein Stellenvormieter.

selben in seinem Buche „Dottings of a Duffer“), Enthüllungen über das innere Leben und Treiben in den niedrigen Londoner Schlafhäusern.“ Man glaubt einen entsetzlichen Hintertreppenroman zu lesen und doch beruhen alle Daten auf strenger Wahrheit. Wenn der Leser das Gruseln lernen will, wolle er uns an der Hand unseres Gewährsmannes in eines der „besten“ Common Lodging Houses, „Beehive“ (Wienwied) genannt, begleiten.

Bevor Goldsmid seine Studienreise antrat, suchte er sein Aeußeres so viel als möglich demjenigen seiner zukünftigen Genossen ähnlich zu machen. „Ich bin überzeugt, meine eigene Mutter hätte mich in dem zerlumpten, unordentlichen Aufzug nicht erkannt.“

Ein enger, schmutziger Korridor führt in das Innere des „Beehive“. An der Thür steht eine alte Hexe als Cerberus und erst nachdem man vier Pence bezahlt und dafür ein fettiges Stück Papier in Empfang genommen, auf dem z. B. geschrieben steht: Sat. 259. p. — zu deutsch: „Sonntags, Bettnummer 259, bezahlt“ — wird man eingelassen. Das sogenannte „Lesezimmer“ ist vollständig dunkel und fast niemals besucht. „Man nennt es Lesezimmer, weil man darin nichts zu lesen findet“, meinte ein Witzbold. Von dort führt eine Thür in die „Küche“, dem Versammlungsorte der „Duffer“. Man konnte sie mit mehr Verechtigung ein Kettenloch nennen, so dunkel, niedrig, schlecht ventilirt und ungesund ist sie. Einige rohgezimmerte Bänke und Tische haben umher; an den beiden Längsseiten der rauchgeschwärzten Wände befinden sich Kamine, in denen ein kleines Feuer brennt. Die Anwesenden sind: Dodarbeiter, Taschendiebe, Straßenlehrer, Streichhölzchenverkäufer u. dgl. Es ist noch früh und der Raum nicht überfüllt; der Theekessel brodelt lustig auf dem Feuer, die Bewegung des kochenden Wassers ist in den vier Pence mit inbegriffen. Das ganze Gemach strotzt von Schmutz, die Luft ist schon jetzt erstickend. Kein Landwirt würde seine Schweine in einem so gesundheitsgefährlichen Raum unterbringen. . . . Die Konversation entspricht demselben; man hört Medensarten und Flüche, die einem das Haar zu Berge steigen machen. Es kommen immer neue Gäste, die ihr mitgebrachtes kärgliches Mahl verzehren; der Geruch von gebratenen Heringen, Speck und allerlei Spirituosen trägt nicht zur Verbesserung der Atmosphäre bei. Mr. Bluegown, dessen Gunst ich mir durch eine Flasche Bier erworben, stellt mich bezeichnend interessanten Persönlichkeiten vor — wie dem „Red John“, einem geschickten Einbrecher, der der Polizei viel zu schaffen macht; dem „Bull-head“, einem Taschendieb, der eine besondere Art hat, Taschentücher zu ziehen, dem „Beer of England“, einem greisen Streichhölzchenverkäufer und einem Landedelmann. Bluegown ist seit Jahren ständiger Gast hier und verdient

sich sein täglich Brot durch das Waschen von Hemden der Besucher des Hauses. Er läßt sich vier Pence fürs Stück bezahlen, wahrlich ein geringer Preis, wenn man sieht, in welchem Zustande die Hemden sind — der Sammelpfad aller möglichen Insekten und Würmer, von dem Schmutz gar nicht zu reden! Um 12 Uhr nachts ist es in der Küche kaum mehr zum aushalten. Die Atmosphäre wird immer dicker, die Flüche werden immer derber, bis sich die Leute schließlich in ihre Schlafkammern zurückziehen. Aber welche Szenen bieten sich erst hier! Die Räume sind noch schlechter ventilirt, die schmalen Bettstellen stehen so dicht nebeneinander, daß ein Mann kaum dazwischen stehen kann. An den Wänden hängen die polizeilichen Verordnungen, welche besagen, wieviele Betten in einem Zimmer stehen dürfen u. dgl. mehr. Alle Schläfer gebrauchen die Vorsicht, ihre Kleider unter das Kissen zu legen — ein bezeichnendes Zeugnis für den Charakter der Leute. Die Bettklappen, die schmutzige Decke und die Kissen weisen in einer Ecke die Inschrift auf:

„Gestohlen aus
J. Smith's
Beehive Chambers
Brid Lane.“

Halb und ganz betrunkene Männer füllen den Raum; die Ausdünstungen und das überlaute Schnarchen machen den Aufenthalt fast unerträglich. „Ich weiß nicht, was auf meine Sinne ekelregernder wirkte: die ganz nackten Menschen, die ihr einziges Hemde während der Nacht von Bluegown reinigen ließen und sich unruhig auf den von Ungeziefer wimmelnden Betten wälzten, oder diejenigen, die in schmutzfarbender, in allen Farben des Regenbogens gefärbter Wäsche dalagen. Es war ein jammervoller, entsetzlicher Anblick! Von Schlaf, wirklichem erquickendem Schlaf keine Rede. Nach etwa einstündigem, unruhigem, von bösen Träumen gequältem Schlummer wachte ich auf und beeilte mich in meine Kleider zu schlüpfen, um in die erfrischende Nachtlust zu kommen, die meinem fieberheißen, von Insekten arg zugerichteten Körper eine unaussprechliche Linderung brachte. Ich würde das meiner daheim harrende Bad nicht gegen alle Schätze des Paradieses eintauschen. Während ich durch die menschenleeren Straßen meiner Wohnung zuhause, beschäftigt mich der Gedanke: wie mögen die anderen Common Lodging Houses aussehen, wenn eines der besten schon so entsetzlich ist!“

Worte vermögen nicht die Verkommenheit und Armut zu schildern, die in Flower und Dean Street (Spitalfields) herrschen. Es ist eine der schlimmsten Straßen des Ostends und die Bewohner sind ihrer würdig. Trotzdem Goldsmid vorher schon ein halbes Duzend „Lodging Houses“ besucht hatte und vor nichts mehr zurückzuschrecken glaubte, kostete es ihn eine große Ueberwindung, einen Teil der Nacht im „Little Wonder“, das in obgenannter Straße zu finden ist, zuzubringen. Der Name hat seine Berechtigung, denn es ist wirklich ein „kleines

Wunder“ an Schmutz und üblen Gerüchen, an Armut und Verkommenheit seiner Gäste, die sich einer Sprache und eines Benehmens befleißigen, wie man dergleichen sonst wohl nirgends begegnet; du lieber Himmel, was für Männlein und Weiblein kommen hier zusammen!

„Alle armen Leute haben gute Herzen.“ Charitas hat selbst in diesem Tempel des Lasters und der Verkommenheit ihre Priester und Priesterinnen. Es kommt nicht selten vor, daß diese Leute, die selbst nichts haben, als das, was sie auf dem Leibe tragen, für erkrankte oder gestorbene Genossen Sammlungen veranstalten, damit die ersteren gepflegt, die letzteren begraben werden können. Unarmherzig und unbittlich sind nur die Vermieter. Wer sein Schlafgeld nicht voll vorausbezahlen kann, wird trotz Kälte, Regen oder Schnee nicht eingelassen; er mag verhungern oder erfrieren!

Ein Mann mit einem ungefähr zweijährigen schlafenden Kinde im Arm tritt in die „Küche“ ein, draußen tobt der Sturm und bindfadenartig fällt der Regen zur Erde. Er sieht oft erwartungsvoll nach der Thür, endlich erscheint ein abgezehrt, geisterhaft bleiches Weib in derselben, ein wenige Monate altes Kind fest an die Brust gedrückt. Beide sind bis auf die Haut durchnäßt und zittern vor Kälte.

„Bringst du?“ fragt der Mann gespannt.

„Gar nichts. Meine Schwester hat ihr letztes Kleid versetzt, um Milch für ihr krankes Baby zu kaufen und auch Bob konnte mir nichts leihen, sein Wirt hat ihn gepfändet.“

Ohne ein Wort zu sagen, nahm der Mann den schlafenden Jungen wieder auf den Arm und schritt zur Thür. Die Frau folgte ihm schweren Herzens. Ein etwa 16jähriges, in dünne Nähhaken gekleidetes Mädchen, das, wenn der Hunger es nicht so sehr entstellt hätte, hübsch gewesen wäre, kauerte in der Nähe derselben. Das nasse Kleid der armen Frau streifte ihre halb-nackten Beine, sie sprang auf und reichte dieser ihre letzten vier Pence. „Die armen Kinder sollen nicht in die grausige Nacht hinaus; bleiben Sie mit ihnen hier; ich werde schon unter einem Brückenpfeiler Schutz finden.“ Nur zögernd wurde das Opfer angenommen.

„Bravo! Rebekka, du bist ein Goldfund! Ein Engel!“ ertönte es im Kreise. „Die Würmchen müßten sich draußen den Tod holen!“ Der Wirt stand gleichmütig dabei, ohne dem mitleidigen Mädchen zu gestatten, die Nacht in seinem Hause zu verbringen.

Derartige Szenen kommen leider nicht so oft vor, wie Schlägereien und Zänkereien zwischen den Megären, welche die „Küchen“, wie der Fachausdruck für das gemeinsame Zimmer lautet, überfüllen. Es wäre ein Irrthum, wenn man glauben wollte, daß alle diejenigen, die sich abends in der „Küche“ versammeln, auch die Nacht über in dem Hause geborgen sind. Ne-

wahre. Den „Regelmäßigen“, d. h. denjenigen, die, wenn sie das nötige Geld haben, immer in daselbe Lodging house einkehren, wird von dem Besitzer auch dann, wenn sie kein Geld haben, gestattet, den Abend in der Küche zu verbringen. Um 12 Uhr jedoch — die gesetzliche Sperrstunde — müssen sie, wenn keiner der Bekannten sich ihrer erbarmen will oder kann, auf die Straße und zusehen, wo sie sich, den Himmel als Decke, betten. Das Gesetz kann wohl Menschen verhindern, sich wie Viehherden auf einem Platz zusammenzudrängen, aber es kann denselben nicht Wohnstätten oder lohnenden Verdienst schaffen.

Der Mittellosen liebste Ruhestätten sind die Parks und ihre besten Freunde die Polizeimänner, unter deren hartem Meißeln oft ein mitleidiges Herz schlägt. Sie drücken, soweit es ihre Pflicht gestattet, ein und auch beide Augen zu und vermeiden es, an den versteckten Bänken, die den Obdachlosen als Schlafstellen dienen, vorbeizukommen. Die Stufen vor den Haustüren in der Thrawl-, der Flower- und Dean- und der Dorsetstraße sind Nacht für Nacht mit Schlafenden überfüllt. Auch sieht man unzählige Leute mit übermäßigen Gesichtern und vor Müdigkeit halbgeschlossenen Augen diese Straßen auf und ab gehen; viele verdienen zwar kein Mitleid, aber andre wieder sind unverschuldet ins Elend gekommen. Sie waren ehrliche, strebsame Arbeiter, die infolge der allgemeinen geschäftlichen Notlage ruiniert worden sind und nun trotz der größten Bemühungen keinerlei Beschäftigung finden können. Ich kenne eine alte Frau, die mit ihren drei Enkeln den ganzen Sommer „Wasserkresse“ und den ganzen Winter „Kattenfleisch“ (Fleisch — zumeist Abfälle — für Katzen) verkauft. Sie wandert zu Fuß, ihre Ware feilbietend, von Stadtviertel zu Stadtviertel und hat am Abend nicht so viel verdient, um mit ihren Enkeln unter Dach und Fach schlafen zu können. Der jüngste Burische — drei Jahre alt — weiß gar nicht, wie ein Bett aussieht. Und das ist durchaus kein einzelner Fall.

Als ich einmal nach Mitternacht aus einer Gesellschaft heimkehrte, führte mich mein Weg über „Primrose-hill“ — einen im Nordwesten Londons gelegenen hügeligen Kinderspielplatz — an einer Bank vorüber, auf der ein etwa 20-jähriges, abgemagertes Mädchen zusammengelauret saß und bitterlich weinte. Auf mein Befragen, was ihr fehle, erzählte sie mir, daß sie seit zwei Tagen fast nichts gegessen und die dritte Nacht hier zubringe. Sie sei Hosennäherin, könne aber keine Arbeit finden; ihr letzter Arbeitgeber habe ihrer Ehre nachgestellt und sie entlassen, als sie seinen Wünschen nicht willfahrte.

„Ich will lieber verhungern, als Dirne werden,“ sagte sie schauernd. Die arme Frau M., die ich eingangs erwähnte, bot ihr eine Unterkunft in ihrem Hause und als das Mädchen endlich Arbeit fand, zahlte sie ihre Schuld ab. Wie ich höre, ist sie jetzt an einen Uhrmacher verheiratet. Doch

nicht allen ergeht es so gut, viele verfallen schließlich doch dem Laster. Ganze Familien, Mann, Weib und Kinder trifft man oft an, wie sie ziellos durch die Straßen wandern. Hohläugig, zu Tode erschöpft, schreiten sie wortlos vorwärts, um, wenn sie die Augen nicht mehr offen halten können, gegen einen Laternenpfahl oder eine Mauer gelehnt, einen Augenblick einzunicken. Die Schlafstellen mit ihrer vergifteten Atmosphäre, ihren Wärmern und Insekten, ihrem Schmutz, ihren harten Betten sind wohl schlecht, aber den Ärmsten, die Nacht für Nacht obdachlos die Straßen durchwandern müssen, weil sie kein Schlafgeld haben, dünken sie ein Paradies. Im Frühjahr und Sommer, wenn linde Lüfte sie umfächeln, mag ihr Schicksal noch erträglich sein; aber im Herbst und Winter, wenn der unbarmherzige Regen in gleichmäßigen, endlosen Strahlen herunterfällt, oder dichter Nebel die Straßen umhüllt, oder Eis und Frost das Blut erstarren macht, ist ihr Elend grenzenlos.

Gibt es denn in London keine Asyle für Obdachlose, keine Armenhäuser? Gibt es keine Gesetze, die Schlafvermieter zwingen können, ihre Spelunken menschenwürdiger auszustatten und billiger zu vermieten? Doch. Aber die ersten sind, trotzdem sie selbst von den Ärmsten nur im alleräußersten Notfalle aufgesucht werden — die Gründe zu erörtern würde uns hier zu weit führen —, namentlich im Winter stets überfüllt. Auch der Gesetz gibt es eine Menge, aber sie sind teils veraltet, teils mangelhaft und werden außerdem von den Vermietern nicht befolgt. Das Gesetz bedeckt die Ärmsten der Armen Londons ähnlich, wie es einst die Sklaven in den Vereinigten Staaten bedacht hat. Es läßt sie, solange sie sich gefallen lassen, so unglücklich und elend sein, wie jene es waren, bis sie es nicht länger zu tragen vermochten, ihre Fesseln sprengten, sich auflöbten, ihre Unterdrücker mordeten und deren Besitzungen vernichteten. Wer weiß, ob die weißen Sklaven des Londoner Ostendes dieses Beispiel nicht eines Tages nachahmen werden, wenn nicht bald radikale Abhilfe erfolgt!

Es ist wahrscheinlich, daß die „dossers“ besser daran wären, wenn es überhaupt keine Lodging house-Gesetze gäbe. Die Pächter würden dann vielleicht durch ihre Kunden gezwungen werden, die Häuser sauberer zu halten, das Ungeziefer zu vertilgen und den Aufenthalt gemüthlicher zu gestalten, während sie jetzt die denkbar schlechtesten Höhlen vermieten, und dann auf die an den Wänden befestigten Polizeiverordnungen zeigen und sagen: „Ich handle nach den Vorschriften des Gesetzes.“

„Der Pächter eines ‚common lodging house‘ oder sein Vertreter hat die Pflicht, jedem Polizeibeamten zu jeder Zeit den Eintritt in das Haus oder einen Teil desselben zu gestatten.“ Aber die Polizei hat schon ohne „die gemeinen Schlafhäuser“

genug zu thun und bekümmert sich daher leider sehr wenig um diese. Wäre es anders, dann hätte die vorstehende Bestimmung einen großen Nutzen; aber der ganze Zweck ist verfehlt, solange die Inspektion stets am Tage stattfindet. Der Inspektor — ein Polizeikommissär — sucht die Zimmer, wenn sie leer und von den üblen Gerüchen der vorangegangenen Nacht einigermaßen gelüftet sind; er sieht, daß die kleinen Stuben voll Betten stehen, aber er sieht nicht die Insekten und Würmer, die diese während der Nacht unerträglich machen. Er weiß, daß so und so viele Menschen in dem Raum schlafen werden, aber er weiß nicht oder will nicht wissen, welche Sorte von Menschen. Er berechnet so und so viel Kubikmeter Luft a Person, vergißt aber, daß die Besucher, schnupstarr und zumeist halb oder ganz betrunken, schon nach kurzem Aufenthalt gezwungen sind, so und so viel Kubikmeter Gestank statt Luft zu atmen. Die Inspektion ist eine Komödie, denn die Pächter werden vorher avisirt, an welchem Tage und zu welcher Stunde der Beamte zu erscheinen gedenkt und richten sich danach. Die Kunden der Schlafstellen sagen es offen, daß die Polizeibeamten von den Pächtern bestochen werden und das klingt nicht ganz unwahrscheinlich, wenn man sieht, in welchem Zustande sich die Häuser befinden. Die Inspektion ist jedoch nicht auf die Regelung der Schlafkammern beschränkt, das Gesetz schreibt ferner vor:

„Der Pächter ist verpflichtet, alle Zimmer, Gänge, Treppen, Fußböden, Fenster, Türen, Wände, Wasserleitungen, Abtritte und Abgüsse gründlich reinigen zu lassen, so oft es die Behörde für notwendig erachtet und außerdem noch in der ersten Woche der Monate April und Oktober eines jeden Jahres Wände und Zimmerdecken zur Zufriedenheit derselben Behörde tünchen zu lassen.“

Die Behörde scheint eben sehr leicht zufriedengestellt werden zu können! Es ist für die Pächter ein leichtes, an den Tagen, wo sie die angekündigten Inspektoren erwarten, das Haus so weit in Ordnung bringen zu lassen, daß diese nichts daran auszufinden finden. Können sie einmal unerwartet und in später Nachtstunde, dann würden sie erfahren, wie schändlich das Gesetz umgangen wird!

Wenn typhöses Fieber oder eine andre ansteckende Krankheit die armen „dossier“ ans Bett fesselt, dann schreitet das Gesetz ein, aber nicht im Interesse der Erkrankten, sondern in dem des Publikums, und zwar desjenigen, das außerhalb des Ostens wohnt. „Der Pächter des Hauses muß sofort von der Erkrankung Anzeige erstatten und zwar bei der Polizei, beim Armenarzt und beim Armenkommissär des Bezirks, in welchem das Haus steht. Die Polizei kann dann die Ueberführung des Patienten in ein Krankenhaus und die Vernichtung oder Desinfizierung des Bettes anordnen und dem Besitzer Entschädigung anbieten.“ Dies alles kann sie thun, wenn sie es für nöthig erachtet. Zumeist thut sie es jedoch nicht.

Die Klausel spricht nur von der erkrankten Person und verfügt nicht, daß das ganze Haus, in welchem oft über 50 Menschen übernachten, desinfiziert werde.

Wenn der Rächter oder Verweiser einer Schlafherberge zum drittenmal angesetzt ist, die Gesetze oder eines derselben übertreten zu haben, so können die Richter, vor denen diese dritte Anklage schwebt, wenn sie es für notwendig erachten, bestimmen, daß der Angeklagte fünf Jahre, oder auch nur eine kürzere Zeit, kein Lodging house pachten, kaufen oder leiten darf. Nach abgelaufener Zeit muß er bei der Behörde um eine neue Lizenz einkommen, die ihm diese bewilligen oder verweigern kann¹⁾.

Wie leicht ist es doch, auch diese Strafe zu umgehen! Und sie wird stets umgangen, denn der Betreffende mietet in einer anderen Straße ein anderes Haus unter dem Namen seines Verweisers und läßt sich in demselben nicht blicken. Außerdem steht es ja der Polizei frei, eine Lizenz zu erteilen. Wir sehen also, daß die Gesetze nicht sind und ihre Durchführung noch viel schlechter ist.

Viele Leser werden vielleicht der Ansicht sein, daß es für die Rächter kaum möglich wäre, die Häuser sauber und nett zu halten, da sie von so unsauberen Kunden besucht werden. Wir wollen jetzt wieder Goldsmid („Dottings“) sprechen lassen:

„Ich bin der festen Überzeugung, daß, wenn die Schlafhäuser reiner wären, ihre Rächter es bald auch würden, daß, wenn sie in denselben Licht, Luft und etwas Komfort fänden, sie nach und nach die verschiedenen Aufgaben. Man kann von Goldschöpfen, die das unerbittliche Muß und die Gesetze verdammen, den schmutzigsten Dingen gleich zu vegetieren, nicht verlangen, daß sie sich wie gesittete Menschen benehmen. Man müßte sie allmählich gewöhnen, feste Normen anzunehmen. Wäre es nicht möglich — in London, wo alles möglich ist — Gesellschaften zu gründen, die die Schlafstellenpächter ausbilden, die elenden Hütten niederreißen und an deren Stelle menschenwürdige Wohnungen für die Dossers²⁾ bauen? Und zwar einfache, kleine Häuser mit großen, luftigen und gut ventilierbaren Zimmern, Badeeinrichtungen und reinlichen, gut funktionierenden Klosets? Die Möbel müssen sehr einfach aber stark konstruiert sein. Auch wäre es wünschenswert, billiges aber gesundes Essen zu verabreichen, damit die Leute auch ordentlich Nahrung zu sich nehmen. Das Unternehmen müßte als ein rein geschäftliches behandelt werden, denn es ist gegen die menschliche Natur, Wohlthaten zu empfangen, die sie doch lehnt. Würde sich dieses Unternehmen lohnen? Bestimmt. Die Gesellschaft zahlt 10–12 Prozent Dividende bekommen und das wäre bei den heutigen Zeiten nicht zu verachten. Der Gewinn der Herbergenpächter ist riesig, die Ausgaben sind unbedeutend. Im „Beehive“

z. B. stehen 300 Betten, die ungefähr 35 Pfund Sterling wöchentlich einbringen, während die Ausgaben — nach Aussage des „Deputy“ — höchstens 15 Pfund Sterling ausmachen, es bleibt also ein Reingewinn von 20 Pfund Sterling!“

Dieser Vorschlag Goldsmids wird hofentlich Beachtung finden. Warum sollte eine „Gesellschaft“ die „Dossers“ nicht ebenso zur Reinlichkeit und Ordnung erziehen können, wie Octavia Hill ihre Mieter erzogen hat? Es bedarf dazu allerdings viel Geduld und fester Hände, aber was kann man nicht bei gutem Willen erreichen? Es wäre den armen Leuten, die jahraus, jahrein sich abrackern, um das Schlafgeld zu verdienen, wahrlich zu gönnen, daß sie wenigstens reine Betten und gemütliche Räume fänden!! Sie bezahlen jetzt 4 Pence für die Nacht, für ein Doppelbett 8 Pence; macht 4 Schilling und 8 Pence für die Woche. Für dieses Geld könnten die Leute ja schon ein kleines möbliertes Zimmer mieten. Ja wohl, aber welcher Hausherr würde Mieter annehmen, die ihm gar keine Garantie zu bieten vermögen, die nichts besseres als die Lumpen, die sie am Leibe tragen? Für diese Sorte Menschen, die so von der Hand in den Mund leben, nützen all die „Idealstädte“ gar nichts, die von den verschiedenen philanthropischen Baugesellschaften in den südlichen und nördlichen Vorstädten Londons ins Leben gerufen worden sind. Die Cottages der „Gesellschaft für Handwerker-, Arbeiter- und andre Wohnungen“, welche für je eine Familie bestimmt und vortrefflich eingerichtet sind, kosten jährlich von 312 bis 624 Mark und bestehen aus sechs, vier und drei Zimmern, Küche, Waschküche etc. Zu jedem dieser Häuschen gehört ein Vorder- und Hintergrätzchen. Die Gesellschaft besitzt bereits drei „Estates“ mit über 4000 Häusern und überall sind die Straßen breit und sauber. In den Fenstern sieht man wohlgepflegte Blumentöpfe. Auch für das geistige und religiöse Bedürfnis der Bewohner und für ihre Erholung im Freien wird reichlich gesorgt. Kirchen, Schulen, Lesezimmer, Versammlungsorte und öffentliche Gärten sind für sie errichtet worden, dagegen findet man nicht ein einziges Wirtshaus. Die gute Luft, die Reinlichkeit und die Enthaltensamkeit von geistigen Getränken bringen es schon mit sich, daß die Leute sich eines gewissen Grades von Wohlbehagen erfreuen. Und ähnlicher Baugesellschaften gibt es außer den bereits erwähnten noch viele kleinere und größere. Doch sie alle sorgen nur für die bessern Handwerker und Arbeiter — und das ist allerdings schon sehr viel — aber für die „Dossers“ („Feinbrüder“) bleibt noch künftigen Menschenfreunden viel zu thun übrig. Wir wollen hoffen, daß Octavia Hill und ihre sich stets vergrößernde Schar von Helfern und Helferinnen im Stande sein werden, das grenzenlose Elend zum Teil wenigstens zu lindern und daß sich, durch ihr mutiges Beispiel angespornt, im Inn- und Auslande bald recht zahlreiche wackere Nachahmerinnen finden!

Naturwissenschaftliches.

Von

Otto Binder.

Ein Problem für die Elektrotechnik.

Seit der Zeit, da man die Natur der Steinkohlen erkannt hat, ist es klar, daß die in Kohle verwandelten Wälder einzelner geologischer Zeitabschnitte nicht unerschöpflich sein können. Nur wenige Schichten der Erdrinde enthalten diese Ueberreste einer längst vergangenen Vegetation, da nicht immer die Bedingungen zur Erzeugung eines so ungeheuren Pflanzenmaterials gegeben waren, wie es zur Bildung von Kohlenflözen notwendig ist.

Als daher der Verbrauch dieses Brennstoffes für die Industrie ungeheure Dimensionen annahm, lag es nahe, durch Forschung und Rechnung zu bestimmen, wie lange werden die Kohlen noch reichen? Wenn nun auch nach diesen Erhebungen, soweit solche überhaupt möglich sind, der Vorrat noch einige Jahrhunderte ausreichen soll, so ist es vielleicht sehr reich, nach andern Wärmequellen zu suchen.

An einen Ersatz der Kohlen durch Holz ist nicht zu denken, weil durch den großen Verbrauch die Wälder sehr rasch verschwinden würden. Es wäre also dann nach sehr kurzer Zeit derselbe Mangel wieder vorhanden, wozu sich ein weiterer, infolge der Ausrottung der Wälder erst entstandener gesellen würde, nämlich der Mangel an Wasser. In entwaldeten Gegenden treten nämlich an die Stelle eines gedeihlichen Wechsels von Regen und Sonnenschein lange regentlose Perioden, unterbrochen von heftigen Wolkenbrüchen und wo einst vom blendenden Firm der Gletscherbach durch grüne Wälder brauste, um in der Ebene zum Strom zu werden, würden kahle Felsmassen in den wolkenlosen Himmel ragen, von denen mächtige Regengüsse auch die letzten Spuren von Vegetation wegwaschen würden; Verhältnisse, wie sie ähnlich schon in Ländern bestehen, welche keinen Forstschutz haben.

Durch Untersuchung hervorragender Gelehrter über die Wärme ist festgestellt worden, daß die Wärme eine Bewegung der kleinsten Teile (Moleküle) des erwärmten Körpers ist, und daß es möglich ist, Wärme in Bewegung überzuführen, und umgekehrt kann Bewegung in Wärme verwandelt werden. Ersteres ist längst bei den Dampfmaschinen ausgenutzt, letzteres benützt schon seit Urzeiten der Wilde, um sich Feuer zu verschaffen.

Obengenannte Forschungen haben auch ergeben, daß eine gewisse Wärmemenge einer bestimmten Bewegungsgröße oder Arbeitsmenge äquivalent ist.

Durch viele und oft wiederholte Versuche ist bestimmt worden, daß diejenige Arbeit, welche nötig ist, um 1 kg 424 m hoch, oder was daselbe ist, 424 kg 1 m hoch zu heben einer Wärmeeinheit¹⁾ entspricht.

Außer durch die Verbrennung von Holz und Kohlen ist es also nach vorstehendem auch möglich, durch Arbeit Wärme zu erzeugen. Hierfür stehen drei Arbeits- oder Kraftquellen zur Verfügung: die Arbeit des fließenden oder fallenden Wassers, die Arbeit des Windes und die Arbeit von Ebbe und Flut.

Wenn es nun gelingt, die Arbeit, welche von einer der obengenannten Naturkräfte ge-

¹⁾ Eine Wärmeeinheit ist diejenige Wärmemenge, welche nötig ist, um die Temperatur von 1 kg Wasser um 1° C zu erhöhen.

¹⁾ Common Lodging Houses Act 1853, § 12.

leistet wird, auf rationelle Weise in Wärme überzuführen, so wäre eine neue Wärmequelle gefunden. Diese Verwandlung kann durch die elektrische Maschine geschehen. Leitet man einen elektrischen Strom durch Wasser, so wird dasselbe in seine Bestandteile Wasserstoff und Sauerstoff, 2 Gasarten, zerlegt. Ersterer, der Wasserstoff, von welchem das Leuchtgas bis zu 50 % enthält, ist brennbar und entwickelt hierbei eine außerordentlich große Wärmemenge.

Wenn man von allen Verlusten absieht, so liefert nach theoretischen Berechnungen eine Pferdekraft in 24 Stunden 4,9 cbm Wasserstoff. Die Kosten einer Pferdekraft stellen sich, wenn dieselbe von einem Wasserwerk geliefert wird, auf 16 Pfg. pro Tag, so daß hiernach 1 cbm Wasserstoff auf 3 Pfg. kommt. Es ist gewiß nur eine Frage der Zeit, elektrische Maschinen zu bauen, welche mit solchem Rußeffect arbeiten, daß die Kosten für 1 cbm Wasserstoff obengenannten Preis nicht übermäßig übersteigen. Schon jetzt werden elektrische Maschinen zur Gewinnung von Kupfer gebaut, welche fast die gesamte mechanische Arbeit in chemische Arbeit umsetzen.

Nun hat aber der Wasserstoff die Eigenschaft, daß er bei seiner Verbrennung nur Wasser liefert, also keine lästigen oder schädlichen Produkte, welche durch einen Kamin entfernt werden müßten, und mit welchen oft 50—80 % der erzeugten Wärme nutzlos in die Luft entweichen.

Wie oben erwähnt, wird neben dem Wasserstoff noch Sauerstoff erzeugt, ein Gas, das in der Technik eine große Anwendung finden würde. Ferner kann durch die Verbrennung des Wasserstoffs im Sauerstoff ohne große Kosten ein sehr intensives Licht hervorgebracht werden.

Vorstehende Betrachtungen auf einen speziellen Fall, nämlich auf den Niagara in Amerika angewendet, ergeben folgende Zahlen. Der Niagara liefert in 24 Stunden 120 000 000 000 000 Kilogrammometer, welche in Wärme umgesetzt, einem Kohlenquantum von ca. 707 970 Ztr. entsprechen würden.

Sowohl die Wärme, die wir durch Verbrennung der Steinkohlen erhalten, wie die Arbeit eines Wasserfalls entstammen der Sonne. Die atmosphärische Kohlen säure wird in der Pflanzenzelle durch die Sonnenwärme zerlegt und auf langem Wege schließlich in Kohle verwandelt. — In den Tropen aber erwärmt die Sonne die ungeheuren Flächen der Meere und hebt das Wasser in Form von Dämpfen; Passatwinde führen dieselben nach Norden und Süden, wo sie in der Form von Regen oder Schnee niederfallen, um dann als Wasser von den Bergen fließend, eine unererschöpfliche Quelle von Kraft zu liefern. Auf letzterem Weg wird also die Wärme der tropischen Sonne direkt nach höheren Breiten getragen.

Die Rolle, welche bei der Bildung der Steinkohle die Pflanzenzelle spielt, übernimmt bei der Verwandlung der Arbeit in Wärme der elektrische Strom. In beiden Fällen ist der Vorgang genau der gleiche; die Sauerstoffverbindung eines Elementes wird zerlegt, um bei ihrer Rückbildung Wärme zu erzeugen.

Verbreitung der Krankheiten durch Pilze.

Nach den neueren Forschungen wird eine große Zahl von Krankheiten durch Pilze verursacht; diese Pflanzen können nicht, wie die höher organisierten, die in der Luft enthaltene Kohlen säure zu ihrer Ernährung benützen, sondern sie brauchen hierzu kompliziert zusammengebaute Verbindungen, wie sich solche in den höheren Pflanzen oder im Tierorganismus vorfinden, deshalb leben dieselben nur

an Tieren oder Pflanzen oder auf deren Zerkleinerungsprodukten. Ein weiterer Unterschied von den anderen Pflanzen ist der, daß sie keinen grünen Farbstoff, Chlorophyll, enthalten. Die Fortpflanzung der Pilze geschieht durch sehr kleine Zellen, Sporen genannt, die sich auf verschiedene Weise aus den Mutterzellen bilden. Viele dieser Sporen sind von sehr großer Widerstandsfähigkeit gegen äußere Einflüsse, und ihr Leben ist noch gar nicht gefährdet, wenn höhere Organismen schon längst tot sind. Um also der Verbreitung von vielen Krankheiten vorzubeugen, ist es nötig, diese Ursachen der Krankheit zu zerstören oder doch wenigstens ihre Vermehrung auf ein Minimum zu beschränken; eine Sache, die sehr einfach zu sein scheint, oft versucht, aber fast ebenso oft nicht erreicht wird.

Um sich ein Bild von der Größe dieser Organismen zu machen, möge nebenstehende Zeichnung dienen. Die Pilze sind durch die kurzen dicken Striche dargestellt 500mal vergrößert, in demselben Maßstab gezeichnet ist dann die Linie a $1/1000$ cm und die Linie b $1/10000$ cm. Es ist einleuchtend, daß Körper von solcher Kleinheit an Orten noch in großer Zahl sich aufhalten können, die wegen ihrer geringen Dimensionen ein Eindringen und Angreifen von mechanisch und chemisch wirkenden Mitteln unmöglich machen oder wenigstens sehr erschweren. Die Zerstörung dieser Ansteckungstoffe durch chemisch wirksame Flüssigkeiten (Desinfektantsmittel) wird aber weiter erschwert, weil eine fast nie fehlende Fettschicht die Berührung der Flüssigkeit mit der Haut zc. verhindert.

— So kommt es im täglichen Leben sehr häufig vor, daß man bei kleinen Verwundungen zu einer Karbolsäure greift, um die Wunde zu desinfizieren, d. h. um dieselbenfalls in die Wunde gelangen und die in deren nächster Umgebung auf der Haut befindlichen Keime zu töten, denn die Karbolsäure ist für die Pilze ein heftig wirkendes Gift. Man wäscht also die Wunde und die benachbarten Hautflächen etwas mit Karbolsäure und glaubt, nun alle Schädlichkeiten beseitigt zu haben, während die meisten Teile der gewaschenen Hautfläche gar nicht mit der Flüssigkeit in Berührung gekommen sind. Die Haut ist immer fett, infolgedessen rollt die Flüssigkeit auf ähnliche Weise wie über die Federn der Schwimmvögel hin, ohne sie vollständig zu berühren. Um einer Berührung der Lösung mit der Haut sicher zu sein ist es notwendig, dieselbe mit Seife oder einer Sodaaflösung zu waschen, also zu entfetten, und erst nachdem die Waschlösung mit reinem Wasser entfernt wurde, die Karbolsäure anzuwenden. Oft mögen Mißerfolge daher gekommen sein, daß die Wunde selbst genügend desinfiziert wurde, während auf benachbarten Hautstellen die Pilze nicht zerstört wurden und erst nachträglich in die Wunde gelangt sind. Selbstredend muß eine so behandelte Wunde auch mit pilzfreien Stoffen, wie sie jetzt von den Verbandstofffabriken sehr billig geliefert werden und auch in jeder Apotheke zu erhalten sind, verbunden werden, denn was nützt die sorgfältigste Reinigung, wenn durch einen unreinen Stoff eine Ansteckung erfolgen kann.

Nehmen wir den einfachen Katarrh, um die Schwierigkeiten zu zeigen, welche sich oft darbieten, wenn die einmal eingekisteten Keime aus unserer Umgebung zu vertreiben sind. Die bei dieser Erkrankung erzeugten Auswurfstoffe, welche die Keime enthalten, gelangen in die Taschentücher, hier trocknen sie oft ein, lösen sich ab und gelangen dann als Staub wieder in die Atmungsorgane. Kommt das Taschen-

tuch wieder in die Wäsche, so wird allerdings der größte Teil der Krankheitserreger entfernt, zieht man aber die ungeheure Kleinheit dieser Individuen in Betracht, so wird man einsehen, daß ein Teil der Pilze in der Luft haften bleiben und erst nach und nach durch den Gebrauch sich losrennen wird, um seinen Kreislauf von neuem zu beginnen. Aber es ist gar nicht nötig, daß die Pilze, die sich einmal festgefangen haben, die Ansteckung verursachen. Unsere Stoffe sind ja tote Pflanzen oder Tierkörper, auf ihnen können dieselben sich ungehindert vermehren, sie wachsen nach außen, überziehen die Oberfläche, von der sie dann leicht ablösbar sind, und warten nur auf eine günstige Gelegenheit, um ihren Kreislauf von neuem zu beginnen. Auf ähnliche Weise mag eine Unzahl leichter und schwerer Erkrankungen lange Zeit fortgeschleppt werden und immer wieder von neuem auftauchen. Wer wird hier nicht an die Geschichte jener in Indien lebenden Familie erinnert, in der ein Jäger von einer Brillenschlange gebissen wurde und starb. Sein Nachlaß ging an einen Verwandten über und nach einiger Zeit starb derselbe auch an den Erscheinungen, die infolge von Schlangenbissen auftreten, und so ein dritter, bis man die Entdeckung machte, daß in der Fußbelleidung, die von dem Gebissenen herrührte und die auf die beiden anderen vererbt worden war, sich die abgebrochene Spitze des Giftzahns festgeklemmt hatte und so durch eine unbedeutende, vielleicht gar nicht bemerkte Verletzung den Tod der Erben veranlaßt hatte.

Bei der Uebertragung von Krankheiten ist aber der Weg oft viel mehr verwickelt, so es können Jahre hingehen, bis überhaupt eine Ansteckung erfolgt.

Nehmen wir den Fall an, es stirbt jemand an einer durch Pilze verursachten Krankheit und die Gebrauchsgegenstände, die mit Ansteckungstoffen behaftet sind, kommen in andere Hände. In den meisten Fällen werden diese vererbten Sachen in jüngere Hände, es ist keine Disposition für die Krankheit vorhanden und die Ansteckung erfolgt nicht, trotz der Anwesenheit der Krankheitserreger. Wenn aber nach kürzerer oder längerer Zeit, vielleicht oft nach Jahren, der schlummernde Keim zu neuem Leben erwacht, so sind die Erinnerungen getrübt, und an einen Zusammenhang von einst und jetzt wird gar nicht mehr gedacht.

Das einzige Mittel, der Wiederansteckung entgegenzuwirken, ist die Zerstörung aller Wäsche- und Kleidungsstücke, die mit Krankheitstoffen in Berührung gekommen sind oder doch wenigstens deren sachgemäße Desinfizierung, deren Ausführung oder Ueberwachung die Apotheken übernehmen könnten, denn beim bloßen Waschen werden, wie oben angedeutet, diese Keime nicht zerstört, da es eine mehrere Stunden dauernde Einwirkung einer hohen Temperatur nötig ist, um die Pilze oder ihre Sporen zu zerstören.

Eine der Hauptursachen des so günstigen Einflusses, der sogenannten übertriebenen Keimlichkeit resp. der Hautpflege, liegt ohne Zweifel in der fortwährenden Entfernung der Ansteckungstoffe, denn hierdurch bekommen dieselben keine Gelegenheit sich in größerer Zahl anzusammeln und, wenn es auch nicht gelang, dieselben auf diese Weise gänzlich zu vertreiben, so wird doch die Wahrscheinlichkeit der Ansteckung eine viel geringere.

Mit Recht werden deshalb die öffentlichen Bädanstalten immer mehr benützt, aber das Baden muß zu einer regelmäßigen Gewohnheit werden, denn Pilze können zufällig auch in Berührung kommen und nur eine fortgesetzte Bekämpfung derselben kann zu einem Erfolg führen.

Das Erdmannshaus.

Von

Anton Freiherr von Perfall.

(Schluß.)

Andreas erfreute davon nichts, als daß Gilde wenigstens so viel Achtung vor dem Namen Erdmann hatte, daß sie einen andern annahm. Einer andern Zeit angehörig, der Künstlerwelt von jeher fern stehend, in streng bürgerlichen Ansichten erogen, war ihm der Schauspielerstand von jeher verächtlich — „fahrendes Volk“ — und er änderte darin auch nicht seine Ansichten als einfacher Arbeiter. Gilde war einmal für ihn verloren, und unter einem fremden Namen konnte sie ihm wenigstens keine Schande machen. Der Frau verbot er energisch den Verkehr mit ihr; diese dachte anders darüber, sie hatte im Gegenteil eine große Verehrung für diesen Stand, der sie so oft zu Thränen gerührt. Im stillen hoffte sie, Gilde werde einmal ein großer leuchtender Bühnenstern werden und dann werde der Vater auch anders denken. Neue Hoffnung zog in ihr Herz. Natürlich schwieg sie dem Vater gegenüber.

Sergius täuschte sich in seiner Annahme, Gilde werde sich bis auf weiteres nicht durchbringen. Die Wage war ihren Leistungen entsprechend — gering, die Anforderungen an die Toilette eine um so größere, ihre Lebensart war dieselbe geblieben. Ungestraft zerbricht kein Mädchen die erste geheiligte Schranke ihres Geschlechts, und Gilde nicht. Die natürliche, jedem Mädchen angeborene Scheu, von einem Mann materiell abhängig zu sein, hatte Gilde schon längst verloren. Die lockere Gesellschaft einer Vorstadtbühne, in der sie sich jetzt befand, bespleumigte die Zerlegung in ihrem Innern. In diesen Kreisen galten ja Verhältnisse wie das baldes als selbstverständlich. Die Besuche von persönlichem Stolz, Ehrenhaftigkeit, Scham vermischten sich hier unter dem falschen Schein genialen, aufklärten Leichtsinnes. Sie lernte Kollagen kennen, die noch weniger Wage hatten wie sie und ein fürstliches Leben führten, und der es ihnen bot, war nicht einmal ihr Verlobter, ihr künftiger Gatte; um wie viel mehr konnte sie von Sergius wenigstens eine kleine Hilfe verlangen. Dazu hegten sie die guten Freunde auf, die es zu dumm von ihr fanden, so belächelten in ihren Ansprüchen zu sein, wenn sie wirklich einen Grafen zum Verlobten hatte. Er sei gewiß reicher, als er sich ausbebe, und wolle nur mit dem Gelde nicht recht heraus.

Gilde war eine gelehrige Schülerin, sie hatte den guten Ratsschlagen, und wirklich hatten die guten Freunde recht zu haben.

Sergius ließ sie nicht im Stiche und

sorgte wie früher für sie. Die besorgte Miene des jungen Mannes, der sich Tag für Tag langsam verblutete und zu schwach war, Gilde etwas abzuschlagen, bemerkte sie nicht in ihrem Taumelleben.

Aber der alte Graf merkte sie, dem das Verhältnis seines Sohnes zu einer Vorstadtschauspielerin Namens Belloni nicht fremd war. Daß diese Belloni die Tochter seines Retters aus der höchsten Not war, davon hatte er keine Ahnung, sonst hätte er vielleicht anders gehandelt. Er sah den sicheren Ruin seines Sergius, den er nicht verhindern konnte, er mußte auch — wohl aus eigener Erfahrung —, daß Ermahnungen, Warnungen in diesem Fall vergebens seien. So that er denn einen Gewaltstreich. Er wandte sich an den Obersten seines Sohnes, der hatte die Verpflichtung, seine Offiziere vor dem Verderben zu bewahren. Dieser war über den Bericht des Vaters nicht erstaunt, er hatte Sergius schon lange beobachtet, Erkundigungen eingezogen und erfahren, daß er immer tiefer in Schulden gerate. Wenn er noch gerettet werden sollte, mußte es gleich geschehen! Der Oberst hatte Praxis in solchen Dingen.

„Man muß das Uebel bei der Wurzel fassen“, sagte er zum Grafen, „diese Belloni muß fort, es scheint ein gefährliches Subjekt zu sein und wird Sergius nimmer loslassen.“

„Aber wer kann ihr befehlen, sich zu entfernen?“ meinte der sorgenvolle Vater.

„Das überlassen Sie mir, Herr Graf!“ entgegnete mit einem Lächeln der Oberst. „Es gibt noch Mittel, junge leichtsinnige Männer, die im übrigen ein tüchtiges Material für die Armee sind, von solchen ‚Vampiren‘ zu befreien.“

Der Graf entfernte sich, beruhigt durch die Versicherung des Obersten, die Sache endgültig ordnen zu wollen.

Einige Tage nach dieser Unterredung erhielt Andreas Erdmann eine Vorladung vor die Polizeidirektion in M.

Er erschraf nicht wenig, die Vorladung stand gewiß in Verbindung mit Strehlen. Am Ende war er verdächtig sozialistischer Umtriebe! Oder sollte Sixtus zu weit gegangen sein? Er sagte Moni kein Wort davon und machte sich bangen Herzens auf den Weg. In dem Bureau, das in der Vorladung angegeben war, stand ein kleiner, alter Herr an dem Stehpult, in die Arbeit vertieft. Er blickte den Eintretenden mit dem in diesem Raum üblichen forschenden Blick unter der großen Brille hervor an.

„Was wünschen Sie?“ fragte er trocken.

„Mein Name ist Erdmann, ich bin hierher vorgeladen“, versetzte der Schmied.

„Der Erdmann sind Sie?“ erwiderte der Kleine in einem mitleidig klingenden Tone, ihn von neuem fixierend. „Hm, eine unangenehme Geschichte!“ Er fragte sich den kahlen Scheitel und wußte offenbar nicht recht, wie er sein Anliegen vorbringen sollte.

„Sie haben eine Tochter?“ fing er plötzlich an, „beim Theater, mit dem Namen Gilde Belloni, nicht wahr?“

Andreas wurde feuerrot, sollte er sein Kind verleugnen? Er schwieg einen Augenblick.

„Und was ist mit der Belloni?“ fragte er ausweichend.

„Diese Belloni“, erwiderte der Beamte, jetzt im amtsmäßigen Tone, „muß aus der Stadt, und zwar sofort.“

Andreas ließ seinen Hut zur Erde fallen vor Entsetzen und starrte den Beamten wortlos an.

„Sie hat sich Dinge zu schulden kommen lassen, die ihre Ausweisung nach sich ziehen.“

„Die — die Belloni!“ brachte Andreas an allen Gliedern zitternd hervor, „die Belloni, irren Sie sich denn nicht? Ja, was denn für Dinge?“

„Die Belloni vom Ariontheater erwiderte der Beamte. Sie hat einen jungen Offizier aus einer unserer besten Familien ruiniert und wird nach diesem wieder einen anderen ruinieren! Das geht aber nicht, das werden Sie einsehen, nicht wahr? Da muß die Polizei einschreiten. Da aber die Polizei nicht so unbarmherzig ist, wie ihr Herren gewöhnlich glaubt, so läßt sie den Vater dieser Belloni kommen und warnt ihn, um den Skandal zu vermeiden. Nehmen Sie Ihr Mädel zu sich, oder schicken Sie dieselbe fort von hier und die Geschichte ist aus. Glaub's ja, daß es hart ist für einen Vater, so etwas von seinem Kinde zu hören.“ Er blickte mitleidig auf den niedergeschmetterten Erdmann, der in den Boden hätte versinken mögen vor Scham. „Aber es läßt sich nicht ändern und noch weiß niemand davon.“

„Ich erkläre Ihnen aber“, fuhr plötzlich der Schmied, sich emporrichtend, mit fester Stimme auf, „daß diese Belloni mein Kind nicht ist, daß Sie dieselbe ausweisen können, soviel Sie wollen.“

Der Beamte lächelte sarkastisch, ein eigentümlicher Blick traf Erdmann, dem diese kurze Erklärung offenbar schwer ankam; sein Antlitz war fahl, seine Brust hob sich schwer, sein Auge schimmerte naß.

„Nicht Ihr Kind?“ Der Kleine legte seine Hand auf Erdmanns Arm und sah ihn mit einem herzlichen Ausdruck, den man in diesem Raume kaum zu finden hoffte, an. „Wirklich nicht Ihr Kind? Es ist hart, ausgewiesen zu werden, Herr Erdmann, hilflos, ehrlos, elternlos! Die Belloni ist noch jung, sie kann sich bessern.“ Er machte eine lange Pause, Erdmann hielt seinen Blick nicht aus und schwieg.

„Sie leugnen — oder vielmehr,“ ver-

besserte sich der Beamte, „Sie erkennen diese Belloni nicht als Ihr Kind an?“ begann er dann wieder im Amtstone.

„Nein, ich habe keine Tochter!“ sagte energisch Andreas; „mehr,“ klang es dumpf hinterher, kaum vernehmlich. Er starrte wortlos auf den Boden.

Der Beamte zuckte mit den Achseln.

„Dann müssen wir handeln. Sie können gehen, Herr Erdmann.“

Er ging. Vor der Thür blieb er noch einmal stehen, schwer aufatmend.

„Nun, wollen Sie noch etwas?“ fragte der Alte.

„Nichts, ich danke Ihnen,“ sagte in ermatteter Tone Andreas und verließ das Bureau.

Im ersten Augenblick beherrschte Andreas vollständig der bittere Schmerz über die Schmach, die Gilde ihm angethan. Der grausame Entschluß, Gilde zu verleugnen, den er plötzlich fassen mußte, nahm seine ganze Kraft in Anspruch. Als er sich aber jetzt auf der Straße befand, griff er sich unwillkürlich an die Stirn.

„Und warum wird Gilde das Gräßliche geschehen?“

„Weil sie dem alten Grafen Perin, dem er in höchster Not geholfen, im Wege steht, weil der junge Herr Graf gerettet werden mußte. Deshalb wird sein Kind ausgewiesen, das doch von eben diesem jungen Grafen verführt wurde, das elterliche Haus zu verlassen!“ Die Wahrheitsliebe, daß der alte Graf unter der Belloni am wenigsten die Tochter des Schmiedes Erdmann suchte, kam ihm gar nicht.

Er machte sich einen Augenblick Vorwürfe, sein Kind verleugnet und in dieser gefährlichen Lage verlassen zu haben; er war nahe daran, umzukehren, sich als Vater zu bekennen, da stieg in ihm der Gedanke auf, daß sie ihn ja zuerst verleugnet, daß sie trotz seiner Warnung, seinen Witten, all ihren Stolz vergessend, sich weggeworfen habe an diesen Mann, daß ihre Rückkehr in sein Haus sie nicht mehr retten könne, sondern dasselbe nur mit neuer Schande bedecken werde. Eine Bitterkeit bemächtigte sich seiner, die alle versöhnenden Gedanken ausschloß. Er fand zuletzt eine grausame Freude daran, alles im Geiste aufzuzählen, was er erlebt in so kurzer Zeit. Er fragte nicht mehr nach den Gründen und warum er es erlitten, welche Schuld ihn selbst vielleicht traf; er betrachtete nur das traurige Resultat und reizte seine Phantasie zu Haß auf gegen die ganze Gesellschaft. Die Ausweisung Gildes machte das Maß voll zum Ueberlaufen, er klammerte sich förmlich an diese scheinbar himmelschreiende Ungerechtigkeit, um die in ihm aufsteigenden wilden, rachsüchtigen Gedanken zu entschuldigen. Er war durch und durch gereift für die Pläne seines neuen Hausfreundes Strehlen.

Jetzt empfand er eine ordentliche Sehnsucht nach ihm und Sirtus, um ihnen sein neues Leid zu klagen. Strehlen stampfte mit dem Fuße und biß erregt auf die Unterlippe, als er das Schicksal Gildes vernahm.

„Glauben Sie jetzt daran, daß es so nicht mehr weitergehen kann?“ fragte er Andreas, „bin ich noch ein Nichtsthuer, wie mich Ihr Herr Sohn nannte, wenn ich es mir zur Lebensaufgabe setze, gegen solche Verhältnisse anzukämpfen?“

Andreas that ihm förmlich Abbitte. Sirtus weinte Thränen der Wut bei dieser neuen entsetzlichen Nachricht. Beide schworen Strehlen zu, ihn in seinen Bestrebungen mit all ihren Kräften zu unterstützen.

Andreas wurde feierlich aufgenommen in dem „die Umgestaltung der Gesellschaft auf seine Fahne schreibenden Bund“, wie sich Strehlen ausdrückte. Einige Nummern des „Alarm“ wurden ihm übergeben zur zweckmäßigen Verteilung, der Eintritt in den Bund mit einigen Gläsern Absinth in der Destillation „zur Bruderschaft“ besiegelt.

Und es war, als habe Erdmann mit dem Eintritt in die umgestaltende Gesellschaft alles abgestreift, was die Menschen der alten Gesellschaft zusammenzuhalten pflegt. Er wettete und schimpfte in der Fabrikneipe auf Gott und die Welt, er ließ die Arbeit oft tagelang ruhen, er war rauh, abstoßend gegen sein treues Weib, dem das so veränderte Wesen ihres Andreas das Herz brach. Als sie das Schicksal Gildes durch eine unvorsichtige Aeußerung Andreas', der ihr die Sache geheim halten wollte, erfuhr und ihm im Verein mit Valentin heftige Vorwürfe machte, kam es zu häßlichen Auftritten.

Die Beamten beobachteten lange Zeit mit großer Geduld und Nachsicht die veränderten Verhältnisse in der Schmiede; auch eine gewisse revolutionäre Stimmung unter den Arbeitern der ganzen Fabrik, die immer mehr sich ausbreitete, entging ihnen nicht, und sie brachten die beiden Umstände nach alter Erfahrung in Verbindung. Sirtus und Strehlen, die jetzt fast täglich bei Erdmann und in der Fabrik sich sehen ließen, wurden ihnen immer verdächtiger, und als eines Tages ein Aufseher ein Zeitungsblatt, betitelt „Der Alarm“, angefüllt mit aufreizenden Redensarten, das er bei den Defen gefunden, auf die Direktion brachte, mußte man dort sofort, woher es stamme. — Jetzt wäre Nachsicht ein Verbrechen gewesen.

Andreas erhielt eines Tages seine Entlassung als Werkmeister, man machte ihm aus Barmherzigkeit mit Moni, die allgemein bedauert wurde, das Zugeständnis, als einfacher Arbeiter in der Fabrik weiterzudienen zu können — unter der Bedingung, daß er allen Verkehr mit seinem Sohne Sirtus und dem Freund desselben aufhebe. Das war ein Blitzstrahl in der Erdmannfamilie, der selbst Andreas wieder etwas zur Besinnung brachte. Jetzt erst fiel ihm die gebrochene Gestalt seiner Moni auf, die auch diesen Schlag mit einer bewundernswürdigen Resignation ertrug, und noch einmal rang sich sein guter Genius durch, durch all den häßlichen Wust, der seine Brust erfüllte. Noch einmal zerriß der Nebel vor ihm und zeigte ihm den furchtbaren Abgrund, dem er in totem

Lauf zueilte, und ein Blick auf die leidensmüde Dublerin Moni sagte ihm, daß es ein Verbrechen wäre, sie mitzuziehen auf diesem Wege. Er unterdrückte seinen inneren Ingrimm und nahm das Anerbieten der Fabrik als Gnade an, so sehr auch Sirtus und Strehlen über seine Zeitgibt, wie sie es nannten, sich empört zeigten. Im stillen waren sie überzeugt, daß dieser Anlauf, den sich Andreas nahm, ein vergeblicher sei, und hofften ihn bald zurückkehren zu sehen.

So kam denn der Tag, wo die Erdmanns von neuem auswandern mußten, aus dem kaum gegründeten neuen Heim — da zog ja der neue Werkmeister ein — hinüber ins Arbeiterviertel. — Da herrschte große Aufregung. Das war eine pilante Abwechslung in dem ewigen Einerlei, der ehemalige wohlhabende Bürger von M., Andreas Erdmann, dem das schöne Haus in der Burggasse gehörte, zog jetzt bei ihnen, den Namenlosen, Besitzlosen ein, mußte sich mit zwei Zimmern im 4. Stod begnügen, Nr. 246 und 248. Man empfand eine gewisse Schadenfreude, eine gewisse wohlige Zufriedenheit über die Rücksichtslosigkeit des Schicksals, das alle Stände blind durcheinanderschüttelt.

Frauen und Scharen von Kindern drängten sich um das für diese Räume fürstliche Mobiliar, das eben angefahren kam. Im kohlen geschwärzten, ewig finsternen Hof, auf der schmutzigen Treppe, überall wimmelte es von Frauen und Kindern und flüchtige Blicke hinter den unzähligen offenen Thüren, den endlosen Korridoren machten Moni, welche kaum die vier Treppentritten konnte, schaudern. Hier konnte auch ihre milde Hausmutterhand keine Heimat mehr gründen für Andreas; da frabbelte und froch, zankte und schwätzte, borgte und haufte alles zusammen! Die Grenzen der Familie flossen ineinander in den monotonen Gängen mit den unzähligen Thüren, die nur durch die Nummern unterscheidbar waren. Eine Absonderung war unmöglich, es wäre als Empörung betrachtet worden gegen die große, Hunderte von Köpfen zählende Arbeiterfamilie, zu denen sie jetzt gehörten. Das erkannte sofort Moni, die von allen Seiten gute Ratschläge, bittere Klagen, Freundschaftsvorschläge für die Zukunft in wirrem Durcheinander zu hören bekam, — die ganze Geschichte dieses Vollenstodes.

Andreas und Valentin fanden sich raub daren, besonders ersterer, für den die Männer eine besondere Hochachtung zu haben schienen; die Gründe seiner Entlassung als Werkmeister waren ja in der ganzen Fabrik schon bekannt. Sein Interesse an dem Wohl und Wehe des Arbeiterstandes war daran schuld, wußte nichts, und dieses wurde ihm um so höher angerechnet, da man es bei wohlbestallten Werkmeistern sonst selten zu finden wußte, dazu kam sein offenes, männliches Wesen, das er noch nicht verloren, seine mächtige Erscheinung. Man hatte in diesen Kreisen den „Alarm“ gelesen: „Sucht euch gar penweise einen Führer, der euer Interesse

vertritt, lernt von eurem erbittertsten Feind, dem Militarismus; bildet erst Kompanien, Bataillone — bald werden auch die Regimenter, die Armeekorps nicht mehr fehlen.“

Der Erdmann war dazu der rechte Mann, und ein Bataillon konnten sie stellen zum großen Aufgebot, von dem der „Marm“ schwärmte. Dieser nahm die Führerrolle, ohne daß von beiden Seiten viel darüber gesprochen wurde, stillschweigend an. Sein blinder Ehrgeiz, der unendlich kindische Gedanke, wenigstens auf diese Weise seinem Namen noch einmal Ehre zu machen, ließ ihn im Grunde guten Vorzüge, sich von dem Geizhals, dessen Wichtigkeit und Zwecklosigkeit er einen Moment eingesehen, loszureißen, sich verweigern. Dazu kam seine jetzt innige Verbindung mit dem Arbeitervolk, der wirklich in wirklich bedauernswerten, der Masse bedürftige Zustände, das schürte noch seinen Eifer. Er trat in geheime Verbindung mit Strehlen und Sirtus. Diese wollten ihm klar zu machen, daß die erste Bedingung, um einen Truppenkörper bewußtlich und selbständig zu machen, das Geld sei; man müsse, wie an andern Forderungen überall der Fall, eine gewisse Mittelklasse gründen, zu der jeder beisteuern müsse, dann würde die absolute Abhängigkeit der Arbeiter vom Arbeitgeber wenigstens einigermaßen beschränkt; man könne bei etwaiger Lohnverminderung wenigstens so lange durch Streik Opposition machen, bis letztere nachgeben müßten. Es sei dieses System schon oft mit Erfolg angewandt worden.

Andreas, der sofort für diesen Plan Verwendung machte, fand überall die größte Freiwilligkeit; man fürchtete so wie so jeden Augenblick am Lohn weitere Verkürzungen, da das Geschäft, wie allgemein bekannt, nicht sehr glänzend ging.

Zammungen verbreiteten sich über die ganze Fabrik, das ganze Hüttenwerk. Andreas wurde zum Kassier bestimmt. Er konnte in kurzer Zeit an Strehlen eine bedeutende Summe abliefern. Die Leute brachten sich die Beiträge vom Munde ab, in dem ausgedrängten Glauben, dadurch der verhassten Direktion seiner Zeit entgegen zu kommen.

Dieses geheime, das Licht scheuende neue System entfremdete Andreas immer mehr der Familie, die sein letzter Halt hätte sein sollen. Mußte er sich ja auch der Moni und am meisten vor Valentin in acht nehmen, der trotz des schweren Lebens, das er ebenso mittragen mußte, fest bei seiner Ansicht beharrte, es käme ihnen zu. Das selbstverschuldete Los männlich zu ertragen und durch verdoppelten Fleiß sich wieder emporzurichten, wie unzählige andere tüchtige Männer, die von Geburt aus nichts beisehen und doch durch ihrer Arbeit emporgekommen. — So war es in seinen eigenen Wänden ein Fremder. Ein Wunder, daß sie ihm jetzt verhasst wurden und er sie nicht öfters aufsuchte, da absolut nötig war. Die neue gedankliche Arbeit — er war jetzt der Schrauben-

fabrik zugeteilt — war ihm eine Last und gewährte ihm Zeit, immer mehr seinen finstern Gedanken nachzujagen.

Moni wurde immer kränklicher, sie konnte das Zimmer nicht mehr verlassen, „das Herz that ihr so weh“, wie sie sagte.

Von Gilde erhielt sie einen offenbar in höchster Erregung geschriebenen Brief aus Berlin. „Geheime Intrige des alten Grafen Perin habe sie von ihrem Sergius getrennt, der darüber der Verzweiflung nahe sei, daß sie sich beide fest entschlossen, sich nicht entmutigen zu lassen und nimmer voneinander zu lassen, der ganzen Welt zum Trost.“ Diese Standhaftigkeit war ihr noch ein Trost, und sie konnte ihren Groll gegen Andreas, der gegen Gilde viel strenger war als gegen sich selbst, nicht verwinden. — Kurz, es war ein trauriges, häßliches Verhältnis bei Erdmanns. Keine Spur mehr von dem alten häuslichen Glück.

Da traf das wirklich ein, was man schon lange gefürchtet. An einem Tag wurde sämtlichen Arbeitern die Eröffnung gemacht, daß die Direktion sich genötigt sehe, die Löhne um zehn Prozent herabzusetzen, um überhaupt das Geschäft aufrecht erhalten zu können. Man war nicht überrascht, nicht erschreckt. Man sah sich verständnisvoll an und entfernte sich trübselig ohne Widerrede; die Beamten hatten große Vereiztheit erwartet.

Am Abend desselben Tages ging es lärmend zu im Arbeiterquartier. Die Frauen standen auf den Gängen und Stiegen umher, unter Thränen und lautem Gejammer sich ihr Leid klagend, Verwünschungen ausstoßend gegen die Härte der Direktion; manche schalteten die Männer Feiglinge, daß sie sich das gefallen ließen. Diese hatten sich fast vollzählig bis auf die, welche Nachtarbeit hatten, in einem großen Lokale zu ebener Erde vereinigt, um ihre Beschlüsse zu fassen; jetzt sollte es sich zeigen, was man mit der Opposition erreichen könne, die Vereinskasse war ja gut gefüllt.

Es herrschte eine wilde, erregte Stimmung! Alle befehlte ein Gedanke, aber es schien, als ob sich niemand fände, der diesem Gedanken eine feste Form geben könne. Noch fehlte Andreas, man fragte stürmisch nach ihm. Plötzlich trat er ein, gefolgt von Strehlen und Sirtus. Ein gewöhnlicher Arbeitsanzug machte beide unkenntlich.

„Der Redakteur des „Marm“, Herr von Strehlen!“ stellte Andreas ihn der Versammlung vor.

Er wurde mit Akklamation begrüßt und zum Reden aufgefordert. Anfangs zitterte seine Stimme, er war sichtlich erregt. Das war ja die Erfüllung seiner phantastischen Träume. Auf das Schild gehoben vom Volk! — Dann riß ihn die Begeisterung mit fort, seine Worte zündeten. Er erklärte ihnen, daß ihre Vereinskasse hinreiche, alle auf Wochen mit Brot zu versorgen, seien sie dann noch nicht müde oben in der Direktion, so garantiere er ihnen auswärtige Geldhilfe — damit sei der Erfolg des beabsichtigten Streiks gesichert.

So lange könne man die Arbeit nicht ruhen lassen. Fremde Arbeiter würden es nicht wagen zu kommen, selbst wenn die Direktion es wollte — aus Furcht vor bewaffnetem Widerstand. Die Hauptsache sei nur, den Streik zu einem allgemeinen zu machen, es müssen diese Nacht noch die Hüttenarbeiter verständigt werden, die keinen Augenblick zögern werden, wie er bestimmt wisse. Der Erfolg war für die kurzschichtigen, durch die Phrasen und Scheinschlüsse Strehlens ganz betäubten Leute so sicher, daß allgemein beschloffen wurde, es dürfe morgen niemand sich zur Arbeit stellen.

Andreas selbst ging in die Hüttenwerke hinauf, wo er alles schon in gespanntester Stimmung fand. Die Aufforderung, die er brachte, ging von Mund zu Mund, von Feuer zu Feuer, bis in die äußersten Winkel, und stieß nirgends auf Widerstand. Der „Marm“ hatte ja vorgearbeitet. Von morgen ab sollte kein Ofen mehr brennen. Auch in die Maschinenwerkstätten, in denen nachts gearbeitet wurde, wurden Sendboten geschickt. — Bis Mitternacht war die Verschwörung eine vollständige. Einige wenige, ruhig denkende Arbeiter, die ihre Warnungsstimmen erhoben, waren machtlos — sie mußten sich der Mehrheit fügen, um sich nicht dem Schlimmsten auszuweichen.

Ein trüb-er Novembervormorgen brach an. Ein feiner Sprühregen senkte sich herab aus dichten Nebelschleiern. Das Rieseln der Dachrinne war der einzige Lärm, den man heute vernahm. Kein Pochen und Hämmern, kein Schnaufen und Stampfen, nur düstere, durch die Ungewohntheit erschreckende Stille. Aus den Hochöfen schlug keine Flamme empor, nur dicker, schwarzer Rauch, der sich in der feuchten Luft nicht erheben konnte, und in schweren Schwaden über den Gebäuden hing. Auch die Arbeiterquartiere waren still, man wartete dort in ängstlicher Spannung die erste Wirkung des Gewaltstreiches ab.

Um so lebendiger ging es in den Büreaus und im Direktionsgebäude zu. Gesandte wurden von dort abgesandt zu den Arbeitern, um sie zur Vernunft zu bringen, man sei durch die schlimmen Zeiten gezwungen gewesen, die Lohnreduzierung eintreten zu lassen, es könne aber unmöglich lange dauern, wenn die Arbeit trotzdem fortgeführt würde. — Umsonst! — Man sah darin nur, daß der Hieb gesessen, die Gesellschaft in tödlicher Verlegenheit war, und gab sich der besten Hoffnung hin. „Nicht nachgeben!“ war die Parole.

Andreas freute sich unverhohlen über den großen Einfluß, den er besaß. Ohne ihn hätte es Strehlen nimmer fertig gebracht. Valentins bittere Vorwürfe — er gehörte auch zu denen, welche nur gezwungen dem Streik beigetreten, und er hatte sich vergeblich alle Mühe gegeben, eine größere Partei für sich zu bilden — verlachte er: „Er ließe sich freilich in seiner kindischen, un männlichen Geduld alles gefallen.“

Moni schwieg, sie wußte, daß Andreas nicht mehr auf sie höre; sie war über-

haupt stumpf von all dem Leid, was sie erduldet, und sagte zu Valentin mit einem schmerzlichen Ausdruck: „Es dauert ja so nicht mehr lange mit mir. Versprich, daß du den armen Vater nicht verläßt, er wird deiner noch bedürfen!“ Valentin schwur es ihr zu.

Drei Tage wartete man vergebens auf weitere Botschaft von der Direktion. Das ersparte Geld ging zu Ende. Schon murrten einige Ungebuldige, und besonders die Hausmütter befiel bange Sorge. Da sandte Strehlen, der sich jetzt sorgsam fernhielt, Geld aus der Vereinskasse an Andreas zur Verteilung.

Das hob wieder den Mut; bis das erschöpft war, gaben sie gewiß oben nach, und baten um gutes Wetter. Das Bewußtsein, endlich einmal ihren Willen durchsetzen, einen Druck ausüben zu können auf das verhaßte Kapital, dessen Sklaven sie waren zeitlebens, hob jede Brust, man gab sich gern mit halben Nationen zufrieden und trank Wasser.

Nach weiteren drei Tagen — die Nationen wurden immer kleiner, die Hausfrauen begannen schon ihre Männer zum Nachgeben aufzufordern, sah man besorgt zu den Büreaus hinüber. — Da rührte sich nichts. Der Direktor fuhr wie sonst mit seiner jungen, hübschen Frau spazieren. — Keine Spur von Nachgeben! — Ja, sie machten nicht einmal den Versuch, sie zur Weiterarbeit unter den früher angebotenen Bedingungen zu bewegen.

Das Ungeheuer Kapital zehrte an seinem Fetz!

Andreas wurde es bang, er fühlte die Verantwortung, die auf ihm lastete; die Vereinskasse war zwar noch nicht ganz erschöpft, aber auf länger als eine Woche reichte sie nicht mehr. — Was dann? — Dann versprach ja Strehlen auswärtige Hilfe. Wenn er nur kam, der Strehlen?! Schon fing sich eine Gegenpartei zu bilden an aus den von Anfang an nur gezwungen Streifenden; andere, von ihren Frauen aufgehetzt, schlossen sich an. Valentin war ihr Haupt; noch waren sie zu schwach, sich rühren zu können. Und Strehlen kam noch immer nicht mit neuen Hilfsmitteln.

Andreas sandte einen Boten an Sixtus, er solle sofort von Strehlen Mittel aus der Kasse verlangen, es sei alles verloren, wenn er keine bringe.

Andreas erwartete zur Nachtzeit ungeduldig den Sohn, er ließ lange auf sich warten. Schon ging es gegen Mitternacht. Er verließ das Fenster nicht mehr, in banger Erwartung.

Finster, schweigend lagen die Werke, kein Lichtstrahl fiel mehr aus dem kasernenartigen Wohnhaus. Man hatte ja kein Brot mehr, und Hunger und Sorge verzehrten sich am besten.

Aus der Nebenküche tönten die unruhigen Atemzüge der kranken Moni. — Auch in ihm war's finster, böse Ahnung stieg in ihm auf. Da knirschten Schritte auf dem Sand — Sixtus!

Erleichtert atmete er auf. Wie lange

er die Treppe herauf brachte! Er steckte Licht an. Sixtus trat ein, er glied einem Wahnsinnigen! Der Atem ging röchelnd, er mußte den ganzen Weg gelaufen sein. Die Augen waren blutunterlaufen, Entsetzen lag in den Zügen.

„Hait du das Geld?“ fragte der Schmied, Böses ahnend.

„Nichts!“ Klang's heiser; Sixtus sank auf den Stuhl, „nichts!“ er riß sich im Zorn das Halstuch los und schlug sich die nackte Brust. „Die Kasse ist erbrochen! — Beraubt! — Strehlen hat sie beraubt und ist entflohen. Seit gestern schon.“

Andreas lagte auf wie ein Wahnsinniger.

„Eine Lüge!“ kreischte er dann auf, Sixtus beim Halse packend, „eine erbärmliche Lüge — Strehlen ist kein Dieb — eher — eher — du! Gesteh's, Elender — du hast das Geld gestohlen.“

Sixtus wand sich unter den Griffen des rasenden Vaters.

Plötzlich ließ ihn dieser los. „Sag's, daß du gestohlen hast,“ bat er jetzt mit aufgehobenen Händen, mit ganz veränderter Stimme, „Sixtus, gesteh's ein, und ich danke dir noch dafür. Es macht mich wahnsinnig, wenn Strehlen es gethan. Strehlen! — Dann — dann ist ja auch alles andere Trug und Lüge gewesen, was er mir gesagt, und ich bin ein Narr! — ein Narr! Nein, ein Verbrecher!“

Sixtus, selbst aus allen Himmeln gestürzt, fassungslos, kam kaum zum Wort. „Ich schwör' dir's, daß Strehlen der Dieb ist, kein anderer“, stammelte er, „und wir sind seine Mitschuldigen, seine Werkzeuge.“ Andreas war zerschmettert, wie ein Kartenhaus fiel der ganze kühne Plan zusammen. Sie werden ihn verantwortlich machen morgen für alles! Aber was ihn ganz verzweifeln machte, das war der Gedanke, daß er einem Phantom alles geopfert, seine Existenz, sein krankes Weib, seine Ehre, alles! alles! Und ein Dieb hatte ihn verführt; was er für uneigennütigen Opfermut gehalten, war schlaue Berechnung eines Hochstaplers.

Sixtus wühlte in seinem Haar, er suchte von dem Wahn, der ihn beherrschte in seinem Innern, noch die Trümmer zu retten.

Strehlen war ein Elender, das war ihm klar, aber deshalb fielen in seinen Augen noch nicht die Prinzipie, die er vertreten. Das Edelste, Höchste in der Welt wird ja von Unwürdigen in den Schmutz gezogen. Die Idee blieb in ihm lebendig, sie war ihm in Fleisch und Blut übergegangen. Für Andreas aber fiel mit Strehlen alles zu Staub, er war zu ungeschult, die Sache von der Person zu trennen, und darum warf es ihn ganz zu Boden.

Da zuckte es plötzlich hell auf am dunklen Firmament! Ein immer mehr anschwellendes Getöse wurde laut. Vater und Sohn erwachten aus ihrem Brüten.

„Feuer!“ schrie Sixtus.

Sie eilten ans Fenster. Andreas fuhr zurück, er glaubte zu träumen. Flammen

zuckten aus den Hochöfen, Lärm der Arbeit erscholl aus den Hüttenwerken.

„Sixtus, was ist das?“ fragte der a seinem Verstand zweifelnde Andreas.

„Sie haben die Döfen angezündet, ächzte dieser dumpf.“

„Wer? Von unsern Leuten niemand, entgegnete Andreas.“

„Dann haben es andere gethan, Fremde!“

„Fremde Arbeiter? Und unsere hier von heute an dann überflüssig! Sie wollen sich zu helfen, die Herrn! Uebrigens gleich viel, morgen wäre der Streik ja so zu Ende,“ entgegnete Sixtus.

„Und du glaubst, wir sehen da nur zu, wie man uns das Brot von der Nase wegschnappt? Herrgott! Wenn ich an nichts mehr glaube, das darf nicht geduldet werden.“

Jetzt wurde es laut auf den Gängen. Männer, halbangezogen, traten unten aus dem Hause und blickten stumm nach den Flammen. Dann erschollen drohende Rufgeballte Häupte erhoben sich, in allen Arbeiterhäusern erschienen Lichter, im Nu hatte sich die furchtbare Kunde verbreitet: „fremde Arbeiter haben die Arbeit aufgenommen.“

Andreas eilte mit Sixtus hinab. Man wurde er gesehen, umringte man ihn von allen Seiten. Alles erwartete von ihm Rat — Hilfe! Und er war fest entschlossen diese Männer, die ihm vertraut, die verführt zum Widerstand und um ihren spärlichen Lohn betrogen, nicht im Stich zu lassen. Außerdem packte ihn doch unbändiger Zorn über die rücksichtslose Hinterlist der Direktion.

Die Flammen loderten immer lauter aus den Ofenschächten. Es war kein Zweifel, die regelmäßige Arbeit hatte in fremden Kräften begonnen. Die Meisten kehrte jetzt ihre Spitze gegen die fremden Arbeiter, die ihnen die Frucht des Streiks stahlen. Man schleppte Werkzeuge aller Art herbei, Eisenstangen, Hämmer, blickten im Feuer Schein. Man verlangte immer stürmischer die gewaltsame Vertreibung der neuen Arbeiter.

Valentin, sich auch unter der Men befindend, beschwor den Vater, die zur Ruhe zu ermahnen, die Direktion be jedenfalls ihre Vorbereitungen getroffen zum Schutze ihrer neuen Arbeiter.

Einen Moment horchte er auf, aber gewaltsam drängte der Haufe. Eine Warnungsstimme verhallte nutzlos, man schob ihn förmlich vor sich her, der Hölle.

„Du mußt,“ flüsterte ihm Sixtus, „sonst werden sie dich einen Verräter nennen, wenn sie morgen den Diebstahl in der Kasse erfahren.“

Diese Erinnerung wirkte entscheidend. „Sie sollen mich keinen Verräter nennen morgen. Verlaß dich darauf!“ im ahnungsvoll Andreas, schwang sein Schmiedehammer und sprang an die Spitze des Haufens.

„Andreas! Andreas!“ tönte eine flehentliche weibliche Stimme herab aus dem vierten Stock des Arbeiterhauses. — Er wand sich noch einmal um, es war Monis Stimme.

ach der kampflustige Haufe drängte sich
 wild, wilde Ruße ausstoßend nach, er
 hörte nichts mehr und stürmte
 vorwärts, an der noch immer ruhenden
 Leinwandwerfstätte vorbei, den Hochöfen
 zu. An seiner Seite Sirtus, die Brust
 erfüllt von Gefühlen, als kämpfe er fürs
 Land. Er kämpfte ja um mehr, seinem
 Leben nach, für die Menschheit!

Andreas wollte zuerst die Arbeiter auf-
 wecken, freiwillig den Arbeitsplatz zu ver-
 lassen, zuvor verbot er energisch jede Ge-
 waltthat.

Den hatte man ihren Ansturm wohl
 bemerkt. Die Arbeiter, die sonst zer-
 streut an den einzelnen Defen, bei den
 Feuerbeschäftigungen waren, hatten sich alle
 zum Haufen vereinigt und den Haupt-
 schürstange befestigt. Sie waren bedeutend
 in der Anzahl, doch konnte man bei der
 Hitze, welche die Feuer hinter ihrem Rücken
 emporstrahlten, wohl bemerken, daß sie Wider-
 standsbereit waren. Schürstangen, an dem
 Ende noch glühend, ragten drohend aus
 dem Haufen hervor; man rief ihnen War-
 nungsworte entgegen.

Andreas hatte ein wilder Taumel er-
 griffen. Der wilde Lärm hinter ihm, vor
 ihm der Feuererschein, der die kriegerische
 Luft phantastisch beleuchtete, ließ ihn
 rasen. Wollüstige Kampfwut
 über ihn ganz. Er dachte an Valentin,
 an ihn, und schwang den Hammer über
 sein Haupt.

Einige Schritte vor dem Eingang machte
 er Halt. Andreas erhob seine gewaltige
 Stimme.

„Wenn ihr ehrliche Arbeiter seid, laßt
 ich hier ruhen und gebt euch nicht
 an Werkzeug der Unterdrückung eurer
 Freiheit her, die eine Woche lang gebungert,
 um ihr gutes Recht zu erzwingen! Wir
 wollen euch nichts Böses, wenn ihr unserer
 Forderung folgt, wenn aber nicht, so
 sind wir fest entschlossen, euch mit Gewalt
 zu vertreiben.“

Ein Hohngelächter antwortete ihm. Die
 Schürstangen richteten sich wie Lanzen
 gegen die Angreifer, glühende Eisen wur-
 den über die Köpfe geschwungen.

„Drauf!“ schrie der wütende Schmied
 zum Haufen zu, „schmeißt sie in ihre
 Feuer, die Halunken!“

Ein wilder tierischer Schrei erhob sich,
 Andreas mit seinen Leuten stürzte sich
 in den Feind. Er schleuderte seinen
 Hammer mitten unter die Menge, ergriff
 mit beiden Händen eine der Schürstangen,
 die Lanzen ihm entgegenstarrten, und
 schlug, dieselbe als Sturmwidder be-
 nutzt, mit Aufwand aller seiner Kraft
 in den Haufen, der zu einem Klum-
 men zusammengeballt war, zurück. Feuer-
 sprünge flogen heraus, glühende Erzstücke,
 die der Wut, des Schmerzes, Mocheln
 der verwundeten erfüllte die Luft.

Der Haufe wankte unter dem Anprall
 Andreas. Plötzlich gab er nach. An-
 dreas und seine Scharen hatten den Ein-
 gang gewonnen und drängten die Eindring-
 linge gegen die Feuerung zurück. Von
 den Schuttrücken herab schleuderte man

Erzstücke auf die Angreifer. Mancher stürzte
 getroffen zu Boden. Da hinauf stürmte
 jetzt Andreas, sich tollkühn jeder Gefahr
 aussetzend; wäre Valentin nicht gewesen,
 der mit einer riesigen Hebestange all die
 unzähligen tödlichen Hiebe parierte, die dem
 Vater galten, er wäre längst danieder-
 gestreckt. Unten wandten sich schon ein-
 zeln zur Flucht. Der Drohung Andreas'
 „ins Feuer mit ihnen“, stand nichts mehr
 im Wege und die bestialische Wut der
 Angreifer ließ das Vergiste erwarten. Oben
 vertrieb Andreas mit einigen Leuten die
 Bombardeure, ja, er war eben im Begriff,
 in seiner Tollwut einen die Höhe herab-
 zustürzen, als ihn Valentin daran verhin-
 derte. Der Kampf war entschieden. Der
 Widerstand hatte fast ganz aufgehört, die
 Fremden flohen in wilder Hast aus dem
 Werke. Verwundete, Getödete lagen auf
 der Erde. Die Siegestrunkenen achteten
 nicht darauf. Mit „Hurra“ wurden die
 Wassererschleusen an das Reservoir angelegt,
 und zischend fuhr der Strahl in die Feuer-
 stellen.

Stickender Qualm wälzte sich heraus und
 erfüllte den Raum. Die Zerstörungssucht
 war losgelassen. Valentin, jetzt von An-
 dreas unterstützt, suchte vergebens Einhalt
 zu thun. Die plötzlich abgekühlten Defen
 zeigten schon überall Sprünge und Risse
 und drohten einstürzend unter ihren Trüm-
 mern ihre Zerstörer zu begraben. Man
 lachte über die hilflose Direktion, die nicht
 einzuschreiten wagte, man zertrümmerte,
 vernichtete alles. Da erschollen plötzlich
 taktmäßige Tritte, Kommandoworte ertö-
 nten, mitten aus dem Rauch und Qualm
 ringsumher bligten Bajonette. Einen
 Augenblick stutzten die Leute, der ange-
 borene Respekt vor dem Militär machte
 sich geltend. Nur einen Augenblick, dann
 richteten einige Verwegene unter lautem
 Hurra der übrigen die Schläuche auf die
 Mannschaft.

„Fertig!“ ertönte es kurz und scharf.
 Das Geräusch der bereitgemachten Gewehre
 folgte dem Befehl, dichte Rauchwolken
 wälzten sich davor, alles verbergend.

„Zurück, Wahnsinnige, die Schläuche
 weg!“ donnerte der Schmied. „Was wollt
 ihr von den Soldaten, sie thun ja nur ihre
 Pflicht!“

Sein Befehl wurde befolgt. Er trat
 vor, um mit dem Führer der Truppe zu
 sprechen. Der Rauch verzog sich einen
 Augenblick, eine Kompanie Füsiliers mit
 angeschlagenem Gewehre wurde sichtbar.
 Andreas trat auf den jungen Offizier zu,
 der ihm den Rücken kehrend mit erhobenem
 Säbel jeden Augenblick bereit war, das
 Zeichen zum Feuern zu geben. Jetzt wandte
 er sich um. Ein unartikulierter Schrei
 entrang sich Andreas, wie ein Panther
 sprang er auf ihn los.

„Hab ich dich, Schurke!“ schrie er und
 stürzte sich auf ihn.

Der Angriff kam beiden Parteien so
 überraschend, daß einen Moment nichts
 geschah, augenblickliche Stille eintrat. Der
 junge Offizier, Graf Sergius Perin, er
 war es, erhob, unter den eisernen Griffen

des Schmiedes röchelnd, den Säbel. Ein
 Schuß fiel aus den Reihen der Soldaten,
 Andreas sank, wie vom Blitz getroffen,
 mit den Armen wild um sich schlagend, zu
 Boden. Bei diesem Anblick löste sich alles
 in wilder Flucht, noch drohten zehn sicheren
 Tod sprengende Läufe.

Sergius blickte starr auf den sich am
 Boden windenden Andreas, den Valentin
 eben in seine Arme nahm. Jetzt erst er-
 kannte er den Schmied Erdmann, den
 Vater seiner Gilde; der ihn mit einem
 Blick des Hasses anstierte.

Auch Sirtus, der weiter rückwärts be-
 schäftigt war und die ganze Szene nicht
 gesehen hatte, war jetzt bei der schrecklichen
 Kunde, welche ihm die Fliehenden zu-
 riefen, herbeigeeilt.

„Mörder!“ rief er beim Anblick des
 todblickenden Sergius.

„Es war nicht meine Schuld, der Na-
 sende wollte es selbst nicht anders,“ sagte
 dieser, dem hasserfüllten Blick Sirtus' aus-
 weichend und sich seiner Truppe zuwendend.

Die Soldaten marschierten dem Ein-
 gang zu, dort Stellung nehmend. Toten-
 stille herrschte in dem, jetzt von spärlichen
 Glutten erhellten Raum, nur das Röcheln
 der Sterbenden, das Rasseln der nassen
 Kohle in den Defen war hörbar.

„Sirtus!“ stöhnte Andreas, aus dessen
 Antlitz aller Zorn gewichen, „denk' nicht
 an Rache, ich hab's nicht besser verdient!
 Daß gerade der es sein mußte, der dich
 und mich so weit gebracht, ist ja nur ein
 blinder Zufall, — ich sterbe um nichts,
 um einen leeren Wahn! — Im Augen-
 blick des Todes sieht man klar! Valentin
 hat recht — Arbeiten! Arbeiten! —

Darin liegt unsere Ehre, unser Glück
 und die schlechten Gedanken bleiben fern,
 die nur zerstören, nicht aufbauen können.
 Folge ihm, Sirtus, laß dich nicht von
 einem Zweiten bethören, sie sind alle
 Schurken, diese Maulhelden, und du
 Valentin —“ Er wandte sich mühsam,
 um ihm in die Augen zu sehen, „beschütz'
 die arme Mutter, sie wird's zwar nicht
 lange überleben. Ich lasse sie um Ver-
 zählung bitten, — ich habe schlecht ge-
 handelt an ihr. Und wenn du es einst
 zuwege bringst, Valentin, mit deinem
 Gottvertrauen und deinem Fleiß, und du
 erringst am Ende unser altes Erdmanns-
 haus wieder zurück, dann gedenke meines
 unglücklichen Vaters nicht mit Unwillen
 und sage deinen Kindern nichts davon,
 wie er geendet — der Andreas. Nicht
 wahr, Valentin, das versprichst du mir!“

Sein Haupt sank auf die zerschossene
 Brust, die Besinnung schwand. — Va-
 lentin forderte Sirtus auf, Hilfe zu holen.
 Der entfernte sich, noch einen schmerzlichen
 Blick auf den Sterbenden werfend, er
 wußte es, er sah ihn zum letztenmale.

Valentin suchte vergebens mit seiner
 Hand den Todesstrom aufzuhalten, der
 aus der Wunde quoll. Die Agonie des
 Todes verzerrte schon die Züge des An-
 dreas. Noch einmal blickte er mit fried-
 lichem Lächeln zu Valentin empor.

„Grüß' mir die Mutter — Gilde —“

sein Blick verschwamm, „und —“ er wollte sich noch einmal aufrichten, fiel aber kraftlos zurück, „und — das Erdmannshaus!“ Ein Blutstrom quoll aus seinem Mund, Andreas war nicht mehr.

Valentin warf sich in rücksichtslosem Schmerz über die Leiche. Sirtus eilte unterdes hinab, um Hilfe zu holen. — Eine Panik mußte die Leute ergriffen haben, niemand war zu sehen. Einzelne Posten standen, die Waffen bereit, an den Eingängen zu den Werkstätten. Er eilte an ihnen unbehelligt vorüber.

Der Morgen rang sich matt durch schwere Regenwolken. Auf dem Platz vor dem Arbeiterquartier begegneten ihm mehrere Männer mit Tragbahren, von einem Soldaten geführt.

„Lebt er noch?“ riefen sie ihm zu.

„Als ich ihn verlassen, lebte er noch,“ entgegnete Sirtus, „aber eilt euch, sonst kommt ihr zu spät. — Er liegt in den letzten Zügen.“

„Es ist auch besser,“ murmelte einer der Träger, der Sirtus nicht erkannte, „dann gehen sie doch zusammen, er und sie, und das Elend hat auf einmal ein Ende.“

„Wer geht zusammen?“ fragte Sirtus, von einer bösen Ahnung gepackt.

„Er und sie. — Der Schreck hat sie getötet, als sie die Nachricht erhielt.“

„Die Frau Erdmann?“ fragte entsetzt Sirtus.

„Seine Frau, wer sonst?“ erwiderte der Träger, mit den übrigen rasch vorwärts schreitend.

Die Mutter und der Vater. Wie Donner des jüngsten Gerichtes traf die Nachricht Sirtus' Ohr. Er flog nur so über den Platz, die Stiege hinauf. Laute Weiberstimmen drangen ihm entgegen. Die Thür zur Stube stand offen. Sie war von klagenden, wirr durcheinander sprechenden Frauen erfüllt.

Er drängte sich durch, die Mutter lag im Lehnstuhl mit geschlossenen Augen, tot. Der Herzschlag hatte sie gerührt. Er sank zu ihren Füßen und ergriff die schon erstarrte Hand; kein leiser Puls mehr, — ergreifender Ernst lag auf den schon starren Zügen, die im fahlen Dämmerlicht weiß erglänzten.

„Machen Sie sich durch,“ flüsterte ihm eines der Weiber zu. „Die Polizei war hier und suchte Sie.“

Auch das noch! Wie ein gehegtes Wild sprang er auf. — Ein Gedanke durchzuckte ihn, — wenn man seine Wohnung durchsuchte, wäre er verloren! — Die gräßlichsten Beweise seiner Schuld an dem Aufstande fanden sich dort. Er mußte schleunigst hin. Es war ihm, als sähe ihn die Mutter vorwurfsvoll an, ihn, den sie einst so heiß geliebt, dem sie jedes Opfer gebracht, und der zum Dank dafür ihr Mörder ward. — Ja, ihr Mörder! — Und des Vaters Mörder und der Mörder der andern, die oben lagen. Ein Schauer ergriff ihn vor sich selbst. Er ließ die Hand der Toten fahren und eilte hinaus, wie von Jurien gejagt, die Treppe hinunter

über den Hof. Oben bogen die Männer mit der Währe auf den Platz, unter deren schwarzem Tuche Andreas lag. Es packte ihn kalt in den Nacken, er schrie auf vor Entsetzen und floh gegen die Stadt seiner Wohnung zu. Da angekommen versagten ihm die Kniee, er konnte kaum die Treppe hinauf. Da vernahm er hinter sich Schritte. — Sie suchten ihn wohl. — Er sprang hinauf. Wölfl rief ihm etwas zu, er hörte es nicht und stürzte in sein Zimmer. Er prallte zurück. — Ein Herr saß an seinem Schreibtisch und hatte eine Nummer des „Alarm“ in der Hand. Seine Briefschaften lagen am Boden umher. — Er wollte zurück. „Bleiben Sie,“ befahl dieser, „es nützt Ihnen doch nichts. Sie sind mein Gefangener.“

Sirtus versagte die Kraft zur Flucht, es hätte ihn auch wirklich nichts genützt, auf der Treppe stand ein zweiter, ihn erwartend. Auf seine Fragen, wessen man ihn beschuldige, hieß es kurz, „das werden Sie schon erfahren“. Dann packte der Herr all seine Briefe und Schriften und befahl ihm, gutwillig zu folgen, sonst müßte er Gewalt anwenden. Der auf der Treppe verschwand nach unten. Alles war verloren. — Sirtus hat nur noch schüchtern um einen Wagen, er konnte sich nicht mehr auf den Füßen halten.

„Kommen Sie nur, der steht unten,“ sagte der Herr trocken und nahm ihn unter dem Arm.

Wölfls Thür stand offen. Der Maler saß, in seine Arbeit vertieft, vor der Staffelei, hinter ihm stand Pili, sein junges Weib. Sirtus blickte mit bitterem Blick auf dieses stille Glück.

Da saß er, der von ihm verachtete Mann, der ihn so oft gewarnt, und säte unermüdlich, unverdrossen für die unendliche ferne, heilige Ernte, während er in seinem blinden Wahn Blut gesät und Fluch geerntet, vernichtet anstatt geschaffen. Er wollte ihm lebwohl sagen, sein Begleiter wehrte es ihm und führte ihn rasch vorbei die Treppe hinab.

Wölfl bemerkte ihn nicht in seinem Eifer. Unten erwartete ihn ein Wagen.

Neugieriges Volk stand umher, Frau Dreher schlug die Hände über dem Kopf zusammen. Der Schlag fiel zu. Er war ein Gefangener. — Die Vergeltung begann für die böse Saat.

Letztes Kapitel.

In einem der vielen Cafés von M... war im Januar des Jahres 1874 ein schwächlicher, hüftelnder Mann, der von einer schweren Krankheit aufgestanden zu sein schien, Stammgast; er hatte wohl kein anderes Quartier, und der Winter 1874 war bitterlich kalt. Er kam in der Frühe, wenn geöffnet wurde, wühlte in den neu angekommenen Zeitungen und las nur immer die Annoncen, wie der Kellner bemerkte, der schon lange auf den felsamen Gast aufmerksam wurde, er suchte wohl eine Stellung. — Oft sprang er mit gerötetem Antlitz plötzlich auf und eilte davon, nach einer Viertel- oder halben Stunde

kam er wieder zurück, eben so blaß wie zuvor, noch finsterner blickend, und versank sich von neuem in den Zeitungen.

Ein durchsichtiger, schwacher Blick umrahmte das Gesicht, das einst huber gewesen sein mußte, jetzt schien es von Krankheit und Sorgen, den Spuren bitteren Kampfes, entstellt, die Haare waren ausgefallen, das große Auge hatte sich gematten, fieberigen Glanz, ein heftiger Schüttelstöße jeden Augenblick die fadenförmige Gestalt in dem abgetragenen schwarzen Anzug. Traten Gäste ein, verlor er sich noch tiefer hinter den großen Marmor und warf nur hier und da einen misstrauischen vorsichtigen Blick hervor. — In solchen Momenten sah das blaße Gesicht mit den kurzgeschorenen Haar recht böse und bedächtig aus. Eine Tasse Kaffee und fünf bis sechs Gläschen billiger Likör war seine ganze Nahrung; auch mit dem Kellner sprach er nie ein Wort. Kein Wunder, daß dem Personal zuletzt dieser Mann bedächtig schien und allerhand munkelte.

Nachdem der Mann acht Tage hindurch im Café verkehrte, wurde ihre Neugier auf überraschende Weise befriedigt.

Ein Polizeikommissär, der in der letzten Zeit auffallend oft im Café sich sehen ließ, kam eines Tages zum Besizer desselben und bat unter vier Augen, auf den Mann dort im schäbigen schwarzen Rock etwas aufzupassen, wer ihn hier auffuche, wenn er verkehre u. s. w.

„Und warum das?“ fragte der Cafetier, der mehr wissen wollte. „Es ist ja doch ganz ruhiger Mensch, der überhaupt niemand verkehrt! Was soll denn dorthin gethan haben?“

„Der?“ erwiderte ärgerlich über diesen Zweifel, den man in seine Kindlichkeit bei der Kommissär. „Na, das ist gut! Kommen Sie sich vielleicht an den Skandal in der Wölmischen Fabrik erinnern? — Es ist jetzt sechs Jahre.“

„Wo der alte Schmied von den Wölmischen erschossen worden ist?“ fragte der Cafetier.

Der Kommissär nickte. „Und der ruhige Mann dort ist der Anstifter gewesen der ganzen Geschichte, der Schicksal des Schmieds, — kurz, der Sirtus Erdmann, der zu fünf Jahren schweren Arbeit verurteilt wurde, und jetzt seit einem halben Jahre in Freiheit ist, aber unter polizeilicher Aufsicht steht. — Jetzt müssen Sie aber —“ er legte den Finger auf den Mann.

Der Cafetier, der ordentlich brandet die Nachricht seiner Frau und seiner Familie zu erzählen, versicherte seine beständige Schweigensart. — Der Polizeikommissär entfernte sich und unter vier Augen erblühte noch in derselben Stunde alle Anwesenenden, wer der blaße Mann dort hinter der Treppe sei. — Die meisten behaupteten, etwas schon lange geahnt zu haben, sie betrachteten den Menschen mit einem Gemisch von Bewunderung über sein unsterbliches, immerhin interessantes Verhalten, und Abscheu über den langen Aufenthalt im Zuchthaus, dessen heftige Atmosphäre an ihm zu haften schien.

antworten, mein Entel muß ja etwas für mich thun," erwiderte er in abgewandtem Tone. „Ja, wenn du die Kommandantur, die sich bei einem solch unglücklichen Verfall, dann ist es möglich," flüsterte die Dame ihrem Gefährten ins Ohr.

Dieser wandte die Achseln und starrte das Glas stumm auf einen Fuß hinunter.

„Das kannst du aber nicht. — Oder kannst du es wirklich? —“ Sie neigte ihren Kopf vor und sah dem Mann ins Auge. — Ihr Profil wurde dem lauschenden Sirtus einen Augenblick sichtbar. — Ein echtes Profil, nur raubte ihm eine auffallende Härte alles Annehmliche. — Sirtus starrte raumstoslos darauf hin. — „Du nimm dich in acht, du kennst mich noch nicht, Sergius," vollendete die Dame ihre Rede.

„Sergius!" Sirtus fiel die Zeitung aus der Hand. Der Herr wandte sich dem Geräusche zu.

Sirtus sprang auf, sein blaßes Gesicht war jetzt dunkelrot, — auch die Dame wandte sich erstaunt nach ihm.

„Gilde," rief Sirtus, diese wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt anstaunend.

Diese schien noch immer zu zweifeln, doch der Ausruf, wer konnte sie hier Gilde nennen.

„Sirtus, bist du es wirklich?" Ihren Begleiter ganz vergessend, sprang sie auf und fiel dem Bruder um den Hals. — Zum Glück war das Lokal gerade leer, auch kein Melker anwesend, sonst wäre sicherlich der Kommissar sofort benachrichtigt worden. Die beiden fanden lange keine Worte, die Bewegung war zu mächtig.

Sergius, er war der Begleiter Gildes, war sichtlich unangenehm betroffen von dieser Begegnung, er trommelte ungeduldig mit den Fingern auf der Tischplatte, und als die beiden noch immer keine Miene machten, sich zu trennen, stand er auf.

„Jetzt bin ich überflüssig," sagte er und wollte sich entfernen.

„Weiben Sie, Graf Sergius," rief ihm Sirtus zu, die Schwester von sich entfernend. „Ich werde Ihnen keine Vorwürfe mehr machen. — Gewiß nicht! — Sie haben ja auch bitter geküßt wie ich, — scheint es." Sein Blick glitt an der Gestalt Sergius' hinab, der unwillkürlich seine etwas verschobene Krawatte zurecht-rückte und die schmutzige Manschette zurechtshob. „Und jetzt brauchen Sie sich meiner auch nicht mehr zu schämen. Jetzt, meine ich, sind wir ziemlich gleich. — Ständesamhörige! — Darum keine Feindschaft." Er reichte ihm die Hand, und eine innere Genußnahme leuchtete aus seinem Auge, die Sergius nicht entging. Letzterer ergriff sie und nahm wieder Platz.

„Momentan haben Sie recht, Herr Erdmann," erwiderte der Graf. „Was kann man gegen das Recht! Aber es wird nicht lange bleiben, mein Entel —"

Gilde lächelte spöttisch. Sergius machte ein beleidigtes Gesicht und schweig. Den beiden Geschwistern lag so viel auf den Herzen, sie hatten sich so viel zu sagen

und zu erzählen, daß sie gar nichts fragten und saßen und lange Zeit schwiegen. Gilde blühte höchst in das lebende Gesicht des Bruders, den die Aufregung noch blüher a-macht.

Welche Nacht von Bildern war in der Seele kauer verweilt, während sie sich so schweigend einige Minuten gegenüberstehen. — Sergius steckte sich unterdessen eine Zigarrette an. Wenn unglücklich brennende Tränen auf der Junge liegen, nach langer Trennung wieder einander nahekehrender Menschenkinder, erkannte es sich gewöhnlich, daß eine ganz fernliegende, bedeutungslose Wirt auch achtsam wird.

So fragte Sirtus plötzlich Gilde, ob das nicht derselbe Pelz sei, den sie damals getragen, als er mit ihr und der Mutter auf den Ball ging. — Und gerade diese geringfügige Frage ergriff Gilde am tiefsten. — Sie verbarg ihr weinendes Gesicht, in das Sorge und ein schnelles Leben ihre Geschichte geschrieben, mit den Händen. — Das war ja gerade der Wendepunkt in ihrem Leben, worauf jetzt Sirtus absichtslos hinwies.

Sie sah alles deutlich vor sich! Sich selbst in Jugend und Schönheit prangend, voll seliger Hoffnung! — Die gute besorgte Mutter! — Den Vater, der ihr so ernst nachblickte, die Treppe hinab! — Der Mann war gebrochen. — Alle gemeinsamen Erinnerungen wurden aufgeschüttelt! Die erste Jugend im Erdmannshaus, — dann die schönen Ferienzeiten. — ihr erster Eintritt in die Welt! —

Es duftete und sproßte um sie ein Zauerkraut, dessen bewäuschende Blüten die rauchgeschwärzten, monotonen Wände des Cafés ringsumher verhüllte und auf ihren sorgenverfärbten Zügen ein Zacheln süßer Erinnerung weckte. — Bald war man mit der Mitternacht zu Ende. — Das Zacheln verchwand und stumme vorwurfsvolle Mide flogen hin und her. — Das Gespräch stockte; — keines wollte den Vorhang lüften, den die Zeit gezogen vor dem furchtbaren Drama, das sich einst vollzog, — den Schluß lesen sie ergreifend in ihren früh gealterten, gramdurchfurchten Gesichtern, in ihrem herabgekommnen Aussehen, und Sirtus' schmerzlicher Husten gab eine erschütternde Melodie dazu.

Sie schlichen wie Diebe vorbei an der nächsten Vergangenheit! Nur das wollte Sirtus erfahren, wie Sergius so weit gekommen? Sein Haß gegen ihn flammte wieder auf beim Anblick des Leides seiner Schwester.

„Lebt Ihr Vater noch in Herrenwörth?"

„Romische Frage! Wäre ich dann in dieser Lage?" entgegnete der Graf. „Mein Vater ist tot seit zwei Jahren. Herrenwörth gehört dem Juden Lehmann, er hat eine Eisfabrik daraus gemacht! — Sie transit gloria mundi! — Er warf lachend seine Zigarrette weg.

„Ich mußte Schulden halber den Dienst quittieren. — Sie wissen ja, ich stak schon ziemlich tief, als Ihre Schwester mich damals verließ. —"

„Verließ — ist gut!" wandte Gilde

ein. — „Sirtus mußte, weil er Vater — das mein daran reden!"

„Was sagt — als mich verließ mußte?" fuhr Sergius fort, und jedenfalls unglücklich an der Gedächtnis. Sie wissen es ja aus eigener Erfahrung, wenn man einmal darin steckt, kommt man nicht mehr heraus! Die Erbschaft — als ich — so mußte leben! — Ich streichen als ehemaliger Offizier und in Berlin ohne Geld! — Die Verwandten waren atrophisch, sie fütterten mich. Ich suchte eine Stellung als Journalist — als Schreiber. — Ich wollte etwas thun, um diese bittere Noth nicht gemüß zu müssen. — Unmöglich! — Niemand nahm einen Grafen Berlin sich aufbinden. Da traf ich vor einem Jahr wieder die Gilde zusammen. — Sie hatte wieder ein Engagement am Mariontheater. Die Geschichte war verfallen — und ich liebte uns noch wie früher!"

Gilde warf einen Blick in ihren Dorn für dieses Wort auf Sergius.

„Zeit dieser Zeit bin ich ihr zur Seite — Es ist zum Ansehen! — Treuen Sie sich der Sache, Herr Erdmann! — Es ist so, — seit der Zeit forat sie mich, und hat selber nicht genug, seit ihr Traun verlor und nur die Souffleur machen muß."

„Sergius, sprich nicht so," bat Gilde. „Ich thue nichts für dich — gar nicht! Es ist nicht wahr, Sirtus, was er sagt."

„Ja, es ist wahr," fuhr Sergius selbst verachtend auf, „aber beim Teufel was soll ich thun? — Eine Kugel in das Hirn, wollen Sie sagen? — Mein Gott! Ich kann's nicht! — Ich habe ich einen Entel, der will mir helfen, wenn ich Gilde lasse, und nun sagen Sie selbst, ist es nicht ehrlicher, ich verlaß sie, als dieses Leben weiterführen? — Was hat sie denn noch von mir?"

Ein edler Junge glommt hier noch um Mide und Schutt. — Das fühlte Sirtus und er hätte ihn so gern zu einer Gnade gemacht. „Ehrlicher wäre es, meine ich, erwiderte er, „Sie verschaffen sich irgendetwas Arbeit, — sei es mit der Hand und nehmen die Gilde zum Weibe. — Mein Gott! Wenn ich noch Ihre Mutter hätte." Er seufzte schwer auf. „Dann"

„Was dann?" fragte der Graf.

„Dann wäre ich jetzt Gefelle in der Werkstatt meines Bruders Valentin Erdmannshaus," sagte Sirtus.

„Und am Ende habe ich sie noch. — Glauben Sie, daß ich sie noch habe? — Bei Gott! Ich fühle mich auf einmal werden, als könnte ich es noch leisten. — Höre, Gilde," — er ergriff die Schwester, welche die Erzählung des Sergius schweigend angehört, beim Arm — „gehen Sie zusammen hin zu Valentin! Gleich jetzt — Er wird sich freuen und kann vielleicht brauchen, und wenn mich nicht so doch Graf Sergius."

„Er wird uns nicht sehr freundlich empfangen, denke ich! Abgesehen davon, daß ich doch beim besten Willen kein Schmiedegesellen mehr abgebe —"

Sirtus lachte auf.

„Da haben wir's wieder, das alte verurtheilte Vorurtheil! — Es wird erst mit der Welt untergehen! Aber du, Wilde, gehst mit. Ich bitte dich darum.“

Er erfaßte diese Idee mit plötzlichem, unheimlichem Feuer. Wilde zögerte.

„Ich habe es schon oft gewollt, — aber ich habe es nie fertig gebracht. — Es vor das Haus kam ich oft. — Aber allein, — das ging nicht,“ sagte sie.

„So versuch' es mit mir! Komm!“ Er zog sie gewaltsam in die Höhe. „Beleuchten Sie uns, Graf Sergius.“

„Warum nicht, Sie stehen doch wieder am vor dem Hause. Ich sage es Ihnen heraus.“

Wilde folgte willenlos. — Es war um 5 Uhr und Nacht auf der Straße. Sirtus hatte eine nervöse Hast ergriffen, er eilte mit der Schwester am Arme, Sergius voran, der Burggasse zu. Ein heftiger Sturmwind setzte ihnen entgegen und zwang ihn zum Husten. — Er mußte oft stehen bleiben, um Atem zu bekommen. — Seine Wangen waren geröthet. — Und doch fühlte er sich so kräftig wie noch nie.

Plötzlich standen sie vor dem Erdmannshaus. In der Werkstatt war's lebendig. Aus den Fenstern derselben fiel ein greller Schein auf die Schneedecke heraus.

Sirtus mußte sich auf die Bank vor dem Hause setzen, es schwindelte ihm einen Augenblick. Dann blickte sie beide vorstehend durch das Fenster.

Ein mächtiger Mann mit rotem Vollbart stand vor dem Amboss, eine Eisennagel bearbeitend. — Es durchschauerte ihn, — es war, als erblickten sie den Geist des Vaters — Valentin war's! Gefallen waren hinter dem Ofen den Flammen, und zu deren flackernden Schein im Hintergrund eine junge Frau traf, ein Kind in der Brust. Ein Junge spielte vor ihr am Boden.

„Frevi!“ flüsterte Sirtus, sich die Brust bedeckend, als schmerze sie ihn. — Wie fest blickten sie hinein.

Da drinnen lag wie ein Traum — das, was sie verloren, — reines, echtes Glück, auf Arbeit und Liebe aufgebaut. Sie drückten die heiße Stirn gegen die Kacheln, und ihre heißen Thränen schmolzen den Schnee vom Gesims.

„Komm, treten wir ein!“ sagte plötzlich Sirtus, Wilde bei der Hand fassend. Sie wandte sich um, Sergius stand vor ihr. „Kommst du mit?“ fragte sie.

„Nein, was thät ich dort! — Aber laß dich von mir nicht aufhalten!“ erwiderte er.

Wilde sah ihn mißtrauisch an. — Er sprach dies in einem Tone, der sie entsetzte. Er wollte sie wohl abschütteln in dem Vaterhaus. — „Ich gehe mit dir, Sergius,“ sagte sie plötzlich fest.

„Versuch's allein, ich bin verloren für das Haus.“

Sie riß sich von Sirtus los, ergriff Sergius' Arm, zog ihn weg, und als könne sie ihn retten, eilte sie mit ihm über den Hof und verschwand in der dunklen Gasse.

Das ging so rasch, daß Sirtus sie nicht aufhalten konnte. Sein Entschluß stand fest. Er warf noch einen raschen Blick hinein, dann ging er an die Thür und öffnete sie.

Erstaunt blickte der Mann vom Amboss auf, der Eintretende stand im tiefen Schatten.

„Was wünschen Sie?“ fragte er.

„Arbeit!“ klang es hell und klar.

„Was für Arbeit denn?“

„Jede Arbeit, die Sie mir geben wollen. Nur Arbeit.“

Der Schmied beugte sich vor, um die Gestalt des Eintretenden zu erkennen; als er die schmale Gestalt im langen, schwarzen Rock erblickte, lachte er hell auf.

„Aber, lieber Freund, hier ist ja eine Schmiede! — Das ist doch keine Arbeit für Sie, — das werden Sie doch einsehen!“

„Weil ich zu schwach bin, meinen Sie?“ entgegnete Sirtus mit zitternder Stimme. „Ich bin aber nicht schwach zum Arbeiten, ich sehe nur so aus. — Ich war lange Zeit krank,“ — ein Husten befiel ihn wieder — „sonst bin ich stark genug.“

Die Gesellen, die jetzt näher getreten, lachten laut auf bei seinem Anblick und machten schlechte Witze. Auch Valentin konnte sich des Lachens nicht erwehren, sogar Frevi hinten und der Kleine am Boden lachten.

Aber dieses Lachen klang teuflisch für Sirtus, in dem Wut und Scham zusammen kämpften.

„So will ich's euch denn zeigen!“ schrie er auf, stürzte zu dem Amboss und ergriff den schweren Hammer, den Valentin eben weggelegt, und schwang ihn mit hochgerötetem Antlitz triumphierend über das Haupt und ließ ihn mit einer Kraft auf das glühende Eisen niedersausen, die er selbst nicht geahnt. Staunend standen die Gesellen und Valentin! Und er schwang immerzu, — immerzu, — sein Gesicht glühte, — sein Atem ging pfeifend, — eine Tollwut hatte ihn ergriffen! — Alles sprühte und brannte um ihn her! — Auf einmal sank der erhobene Hammer aus seiner Hand, — einen wilden Schrei ausstoßend, sank er zu Boden. Ein roter Strom quoll aus seinem Munde.

Die staunenden Zuschauer eilten herbei, voran Valentin. Er beugte sich auf den Liegenden herab.

„Kennst du mich jetzt, Valentin?“ sagte er mit einem unendlich lieblichen Lächeln, das sein Angesicht verklärte.

„Sirtus!“ schrie jetzt der Schmied auf, der jetzt erst den Bruder erkannte.

„Einen Arzt, Bursche! Holt einen Arzt! — Warum hast du mir das gethan, Sirtus? — Helfst mir, ihn in die Stube tragen! — Frevi, der Sirtus!“ schrie er ratlos durcheinander.

Diese war schnell herbeigeeilt und kniete vor dem Sterbenden.

„Lasse mich hier sterben,“ bat mit schwacher Stimme Sirtus. „In der Werkstatt, die ich nie hätte verlassen sollen! —

Ich — ich bin halt doch als Schmied gestorben! — nicht wahr, Valentin? — Du kannst es bezeugen. — Ich konnte den Hammer schwingen.“ — Er lachte vor sich hin.

„Dann laß mich aber auch als deinen Gefellen, — als Schmiedegesellen begraben! — Als Schmiedegesellen! — nicht wahr? Ich werd's dafür auch dem Vater erzählen, wie du das Erdmannshaus zurückerworben, und daß ich dann gestorben als — Schmiedegeselle! — Das wird ihn freuen!“ Sein Blick war starr nach oben gerichtet, als habe er eine Vision.

„Gerade wie der Vater, — da war's auch so blutig.“ Er wischte sich mit der Hand das Blut vom Munde.

„Frevi, nicht wahr, — du verzeihst, — und Valentin auch?“

Die Gesellen und Valentin knieten nieder und sprachen Sterbegebete. — Ein rothiger Schein der ausgehenden Feuer verklärte die ganze Gruppe! — Da unterbrach der kleine Junge hinten, der von allen dem nichts verstanden, und ruhig weiter gespielt, mit lautem Gelächter das feierliche Gebet.

„Andreas!“ rief zürnend Frevi.

„Reicht mir den Andreas,“ flüsterte nun Sirtus.

Frevi vollzog seinen Willen.

Mit letzter Kraft erhob er den Jungen mit beiden Armen und küßte ihn.

„Andreas, der Schmied, wie einst der Vater!“ rief er frohlockend, sank zurück in Frevi's Arme und hauchte den letzten Seufzer aus.

Drei Tage danach war das Begräbniß des „Schmiedegesellen Sirtus Erdmann“, wie die Anzeige lautete.

Während er in der Familiengruft der Erdmanns beistattet wurde und der Pfarrer eine ergreifende Ansprache an die zahlreich Versammelten hielt, fand in einem verlassen Winkel des Friedhofes ein einfaches Begräbniß statt. Es waren dabei nur zwei Gräber und ein Tagelöhner beschäftigt. — Keine Geistlichkeit, — keine Leidtragenden!

Und als Vorübergehende fragten, wer denn da so erbärmlich eingescharrt werde, hieß es: „Eine Selbstmörderin namens Belloni.“ Weitere Auskunft konnten sie nicht geben. Die brachte erst in einigen Tagen die Zeitung.

„Das Ende eines Liebesromans!“

Fräulein Belloni, die Souffleuse des Ariontheaters, hat sich vor einigen Tagen im Rotbach, unweit der Burggasse, ertränkt. Wie man vermutet, aus unglücklicher Liebe zu einem stadtbekannten, verkommenen Cavalier.“

Das Geschlecht der Grafen Perin ist ausgestorben. Sein letzter Sproß, Sergius, trug die Last seiner Schuld übers Meer und ist dort verlohren. Die gewaltige amerikanische Völkerstampfmaschine hat ihn wohl ergriffen und zermalmt zu neuer, frischer Bildung.

Das Erdmannshaus aber steht in voller Blüte!

Eine Burg des echten, ehrlichen Hand-

werks, allen Stürmen trogend, die diesen drohen.

Und Valentin, der Burgherr, und sein treues Weib Jevi sorgen dafür, daß ihre fernigen Nachkommen das Banner stets hochhalten, auf dem die Devise steht:

„Erdmann, der Schmied!“

Die Ruhl.

Von

H. Crinius.

Es giebt nuir ei Ruhl in der Wealt!“ So singt in aufjauchzender Freude Ludwig Storch, der Thüringer Dichter, in seiner heimatlichen Ruhlaer Mundart, dem Ort seiner Wiege, dessen Schönheit und Eigenart begeistert und beredt preisend, im Herzen jedes Thüringer zustimmendes Echo weckend.

Ja, es gibt nur eine Ruhl in der Welt! Ein Wort, so stolz, so tief empfunden und so wahr! Selbst dem flüchtigen Wanderer wird sich dieser Thüringer Walddort als ein scharf umgrenztes Bild aus der Fülle seiner Erinnerungen abheben; wer aber sommerlang hier einmal rastete, die Wälder dieser sich hart anschmiegenden Bergriesen zu durchschweifen oder mit hellen Augen und liebevollem Sinn in das frischgrüne, von fröhlichster Schaffenslust durchpulste Leben Ruhlas zu versenken, der wird mit dem Dichter fühlen und singen:

„Kei Nirt im ganzen dütschen Rieh
Lät sich mit unser Ruhl verglich!“

Landchaft und Menschenlag, Sitten und Sprache, Handel und Wandel, alles eint sich hier zu einem farbenreichen, kräftig nachhallenden Akkord. Wie viel auch unsere alles gleichmachende Kultur bereits von der Eigenart Ruhlas fortgeschwemmt hat, ihre unerfättlich nagenen Wogen werden noch manch harten Kampf zu bestehen haben, ehe der letzte Rest dieser so überaus anziehenden, frischen Ursprünglichkeit vernichtet sein wird. Denn gerade diese Eigenart in allen Erscheinungen und Lebensformen ist es, welche Ruhla uns noch heute so interessant macht, der letzte Atemzug einer wehmütig verklingenden Zeit, die einst mit Stolz und heiterem Selbstbewußtsein ihr eigenes Gepräge trug, jahrhundertlang ein wehrend Schild gegen Verflachung und öde Verallgemeinerung. Denn unser Jahrhundert ist voller Widersprüche. Unter den Nationen gärt wie ein Fieber die Sehnsucht nach strafferer Stammeszusammenghörigkeit, während dessen die Kultur in rastloser Niesenarbeit sich daran gemacht hat, alles Trennende und Unterscheidende in den Lebensäußerungen der einzelnen Völker abzuschleifen und zu ertöten. Wäre es nicht gar zu traurig, man möchte gähnen angesichts der sich aufstuhenden weiten, öden Steppe.

Von welcher waldbüerrauchenden Höhe man auch in das betriebsame Thal niedersteigt, längs dessen von steilen Wänden

eingengtem Grunde die Häuser und Hütten Ruhlas sich zu beiden Seiten des Erbfusses, eines munter sprudelnden Wadbaches, dicht aneinander drängen, immer wird es ein Anblick sein, der uns anmutet und dem überraschten Auge stilles Behagen und lieblichen Ruhepunkt gewährt. Wie gewaltig steigen zu beiden der schmalen Schlucht die prächtigen Berge empor! Man meint, ein einziger Atemzug derselben müsse das tief unten sich bergende Walddorf einmal im Schlafe erdrücken. Im Osten lagert sich der massige Breitenberg (2176 Fuß) hin, ihm gegenüber erhebt sich der 1841 Fuß hohe Vermer oder Värenberg, an welchen sich, dem Gebirgsrücken zu, der Engenstieg und Donsenberg anschließen, während nach Norden hin der dunkle Ringberg (1990 Fuß) den langgestreckten Thalseffel abschließt, ein Bergkranz, der scheinbar nirgends einen Ausgang aus dieser von Menschen, Wohnhäusern, Fabrikanlagen, Sommerfrischen und Gasthäusern dicht besäeten Kesselkammer gewährt. Ueber eine Stunde lang zieht sich Ruhla, das gegen 5000 Einwohner zählt und den größten Marktflecken Thüringens darstellt, zu beiden Seiten des Erbfusses, welcher den Ort in eine größere (gothaische) und eine kleinere (weimariische), am linken Ufer belegene Hälfte teilt, entlang, in der Hauptsache nur eine einzige Straße bildend.

Im grünen Rahmen der von Laub- und Nadelholz bedeckten Berghänge, welche ein zauberisches Gesamtbild, welches ein Reichthum malerischer Einzelgruppen, reizvoll bewegter, farbenfrischer Ausschnitte! Jeder Zoll dieser grünen Thalschlucht ist den Menschen und ihren wechselnden Bedürfnissen dienstbar gemacht worden. In dichten Massen, fast ängstlich über- und durcheinander geschachtelt und aneinander gedrückt, drängen sich die Häuser zusammen, längs der Hauptstraße fast wie unwillig ein wenig Raum gebend, dem lebhaften Verkehr eine schmale, oft kaum hinreichende Bahn zu überlassen. Und hart neben der holprigen, steil anklimmenden Straße hüpfet der am Schwarzenberge entspringende Erbstrom fröhlichen Sinnes dahin, hier offen und frei, dort überbrückt, überbaut und fast Schritt für Schritt menschlichem Fleiße und menschlicher Erfindungskraft unterthänig gemacht. Wo die Thalsohle sich ein wenig weitet, löst sich das Häusermeer zu Gruppen stattdlicher Landtage, von Gärten, Terrassen und grünen Matten umkränzt. Von der Straße aus klettern die Häuser fest die Höhen hinan, hier sich stufenweise übereinander türmend und schiebend, dort sich in Seitenthäler und Bergfalten verlierend oder wie schwebelnde Nester sich droben an die Wände klebend, zwischen bunten farbigen Saat- und Ackerstreifen, welche man mühsam den Felshängen abrang. Auf jeder Landesseite des schmucken Ortes grüßt ein hellglühendes Kirchlein nieder, das gothaische rechtwinklig in zwei Flügeln ausstrahlend, die dort zusammenstoßen, wo Kanzel und Altar stehen. Der Glockenklang seiner Gotteshäuser ist jedem

Ruhlaer tief ins Herz geprägt. Die Töne künden ihm, wenn die Sonne längst hinter den Höhen schwand, die Abendruhe nach dem heißen Werkeltage an und rufen ihn zu den Festen der Christenheit. Wenn aber am Vorabend der Kirmes die Glocken auf und ab das Thal erklingen, das dünt dem Ruhlaer doch der beste Ton im Jahre:

„Hörst du nicht aus den jauchzenden Klängen
Tropiger Jugend wildlustiges Blut?“

Ja, du überfeliges Kirmesgeläute!
Noch den alternden Dichter faßt's mit
Entzücken:

„Kirmesjubil und Kirmesglocken,
Völlerschüsse, o einziger Klang,
Wo ich als Knabe mit goldnen Lodern
Selig die seligen Kirmser umsprang!“

Anziehend und anmutig wie die Landschaft und Lage der Ruhl sind auch ihre Bewohner, ein schöner Menschenlag von geschmeidiger Kraft, lebhaft, lebens- und sangeslustig, leicht erregbar, voll Schmelz sinn, Mutterwitz, empfänglich für Natur und Kunst, arbeitsam und von einer peinlichen Sauberkeit. Die dunklen Haare und feurig blühenden schwarzen Augen geben den Ruhlaern noch einen eigenen Reiz. Der Ruf von der naturfrischen Schönheit der Rühler Mädchen war einst weitberühmt. Die immer noch überhandnehmende Beschäftigung in den zahlreichen Fabriken und vor allem das fast gänzliche Verschwinden der alten, kleidamen Tracht, beide Umstände haben freilich diesen Ruhm allmählich verblassen lassen. Die Zeiten, wo Scharen lustiger Studenten nach der Ruhl wallfahrteten, die Schönheit der schalkhaften Dirnen begeistert zu bewundern, ist dahin, und wenn auch der stolze Mann nicht macht: mit der poetischen Volkskraft ging doch ein Teil der Ruhlaer Eigenart und frischer Ursprünglichkeit seiner Bewohnerinnen verloren, von denen der Dichter sang:

„Fast in der Welt du schon schönre Kinder
Als die Mädchen in Ruhla gesehn?
Wissen wohl andre anmutiger, geschwinder
Sich mit dem Tänzer im Kreise zu drehn.
O bekenne, gewandter Knabe:
Nirgend, so weit mir der Himmel gelaunt
Und mir die Fiedel erklingen, ich habe
Schon so köstliche Tänzerin gesehnt!“

Die Nationaltracht der Rühler Mädchen bestand aus roten Pantoffeln, weißen Strümpfen mit blauen Zwickeln, grauer oder rotem Randalet, Grünmerino-Mieder oder -Jacke, gelbem oder grellrotem Baret und buntem Kopftuch (Häslappen), das nach orientalischer Sitte turbanartig den Kopf umwand, wobei der Zipfel kokett über das linke Ohr niederfiel und das gekrauste Haar hier und da schalkhaft-übermütig unter dem Turban sich aus Stirn und Schläfe hervorstahl.

Hochinteressant ist der Ruhlaer Dialekt, die „Rühler Sprach“, ein ebenso edelwürdiges als für jeden Fremden wohl unverständliches Idiom, vielleicht das einzigste in ganz Deutschland, das noch zum Teil jene schöne, biegsame und uralt Sprache widerspiegelt, in welcher einst die Lieder der Nibelungen und verwandte



Helbensagen gesungen worden sind. Ein wissenschaftliches Denkmal hat der „Rühler Sprach“ Karl Regel in Gotha, ein Meisterkennner thüringischer Mundarten, gesetzt; Ludwig Storch hat sie in seiner bekannten Novelle „Vörmerts-Häns“ ebenfalls verewigt.

Den alten Ruhlern bleibt es in der That unbenommen, „Tüfelsgezüht önger manner mielat geschwa“, denn — niemand würde sie verstehen. Wie wissen sie das R zu umgehen, das sich so wenig in ihre singende Sprachweise einschmiegen will; wie verstehen sie durch Quetschen, Schleifen, Ziehen der harten deutschen Sprache Melodie und Schmelz zu leihen? Welche wunderbaren, schnörkelhaften, koboldartigen Spitznamen und Fremdwörter treten uns hier entgegen, welche überwindende Geschicklichkeit und staunenswerten Spürsinn entwickelt das Völkchen in oft geradezu verblüffenden und rätselhaften Zusammenfügungen einzelner Namen! Die behagliche Lust, selbst in den Eigennamen durch Verbrechen, Kürzen und Umschmelzen in das heimische Idiom eine Scheidgrenze nach außen hin zu ziehen, springt geradezu in die Augen. Nur ein paar Beispiele:

„Bären Hennes Welmchen“: Wilhelm, der Sohn von Heinrich Bär; „Bast Christels Behanne Heine Hänche“: Das Hänschen von Joh. Heinrich, dem Sohne von Sebastian Christian; „Klapperschusters Farbwein“: Barbara Sabine, die Tochter eines am sogenannten Klapperberge wohnenden Schuhmachers. Welch fremdartig klingende Bezeichnungen und Ausdrücke sind doch folgende: „Bruinschnelzen“: Preiselbeeren; „Wuhverböhrer“: Gespensker; „Mollenstäf“: Schmetterling; „Weilzer“: Wachstelzen; „Umpfel“: Amsel; „Emeken“: Ameisen; „Kahlerötchen“: Rotkehlchen; „Fürjoh“: Feuer; „Lihwett“: Leinwand; „J du Bögen!“: J du Gott!; „Iwezahn“: unter zehn Fällen einmal; „dennriet, alleriet“: damals, allemal.

Gehalt, Charakter, Tracht und Sprache erschöpfen aber noch nicht die Eigentümlichkeiten der Ruhl, auch den Liebhabern ihrer Bewohner könnte man ein lautes Kapitel widmen, wenn wir auch nicht hinzufügen müssen, daß auch hierin in den letzten Jahrzehnten ein Rückgang festzustellen ist, auch in der Ruhl der neue Kampf ums Dasein, zersetzende Einflüsse der Neuzeit und verstärkte Anteilnahme an den politischen Geschicken des Vaterlandes die häusliche Poesie, einst eine Quelle stillen Frohgenusses, mehr und mehr vernichtet hat. Wohl steht ein guter Finkenschlag noch immer hoch in Ehren, aber die Tage sind doch dahin, wo man für einen trefflichen Schläger eine Jögern eine Ruh opferte, und wo ein Bettler, der nach seiner Gewohnheit vor den Häusern, aus denen er eine Gabe erwartete, ein Vaterunser betete, dasselbe dem Schmetterling eines Finken plötzlich mit dem entzückten Ausruf: „Schwerenot, er schlägt einen Wirbel!“ unterbrach, um dann sein Gebet fortzusetzen. Die Kunst

des Abrichtens von Finken steht aber heute immer noch in Blüte, und je mehr der Schüler „klimpert, wirbelt und trommelt“, um so reicher fühlt sich der Lehrmeister für seine Mühen und Sorgen belohnt. Wohl an dreißig verschiedene Finkenschläge vermochte man früher zu unterscheiden. Am höchsten standen der Doppelgesang und Weingefang in Ehren. Ersterer setzte sich aus dem Schmalkalbener (heute ausgestorben) und dem Harzer Gesang zusammen, letzterer aus dem Guten Wein- und dem Waldweingefang. Von den übrigen Finkenschlägen seien hier nur noch angeführt: Drnshäuser, Schärfer, Gutjahrgesang, Würzgebühr, Wütjuh, Rutscher, Högig, Härzgerwirr, Tollgutjoir, Rienöl, Quackfienöl, Witscheer und Boischeer.

Auch die Taubenliebhaberei ist noch heute in der Ruhl im Schwange, wenn auch die frühere Leidenschaft dafür sich etwas abgekühlt hat. Eine seltenfarbige Taube galt ehemals auch zuweilen eine Ruh wert. Von einem Drechsler wird erzählt, daß er einst für ein schönes Stück seine Drechslerbank hingab, und als ihm eines Tages durch Unvorsichtigkeit das freiheitslüsterne Täubchen entwich, da rief der unglückliche Mann schmerzbeengt aus: „Doa flüügt mi Drehboant hin!“ Ein anderer Taubenzüchter ließ es nicht bei einem ähnlichen Verluste bei thatenloser Klage bewenden. Er mußte, wo sein Liebling Unterschlupf gesucht hatte, und als der neue Besitzer die Zugelogene nicht wieder herausgeben wollte, steckte der erzürnte Bittsteller die Scheune desselben in Brand, namenloses Weh damit über seine Familie labend. Er mußte flüchten, irrte dann eine Zeitlang in den dichten Bergwäldern umher, bis er schließlich seinem Leben durch einen Sturz in ein Bergloch bei Beiroda ein gewaltiges Ende setzte.

Weit mehr als die Finken- und Tauben- zucht ist die einst berühmte Nelsen- und Aurikelnzucht der Ruhl rückwärts gegangen. Der brennende Ehrgeiz, alleiniger Besitzer einer seltenen Art zu sein, trieb oft manchen Ruhlauer zu den sonderbarsten Ausschreitungen. Als ein namhafter Nelsenzüchter eines Tages in einem Garten eine Nelke entdeckte, welche er bisher vermeinte allein zu besitzen, ging er den Besitzer an, ihm dieselbe käuflich zu überlassen. Für den Preis von vier Kronenthalern wird man endlich handelseinig. Kaum daß der Käufer die Nelke in den Händen hält, als er sie auch schon vor den Augen des Nelsenzüchters mit dem Federmesser in kleine Stücke zerschneidet. „Ich will und muß der einzige im Orte sein“, ruft er aus, „welcher die „Grenoble“ besitzt!“ Da geht der andere zur Thür hinaus und bringt bald darauf einen zweiten Nelsenstock derselben Art. Wieder werden dem „Nebenbuhler“ vier Kronenthaler geboten, diesmal aber kommt kein Kauf zu stande und den Stachel im Herzen muß der Armste mit nur halb verrichteter Sache heimkehren. — Rechnet man zu all den bisher angeführten Eigentümlichkeiten noch die Fülle von Sagen, seltsamen Sitten, wie so manche letzte Ueberreste eines altheidnischen Kultus, so bedarf

es nicht mehr starker Betonung, um darzuthun, welch ein hochinteressantes, fesselndes und liebenswürdiges Volkstum hier im Sterben liegt. —

Zu den sehenswerten Punkten Ruhlas, welche kaum ein Fremder unbefucht läßt, gehört unstreitig das hoch oben am Bärmer horstende, von laubumzogenen Terrassen und Lauben eingerahmte Gasthaus „Bellevue“, zu dessen Füßen sich ein entzückendes Bild der gewerbsleißigen Ruhl auf und nieder entrollt. Eine andere Sehenswürdigkeit ist der Zieglerische Garten, dessen berühmte, ehrwürdige Lebensbäume, einst die schönsten und größten in Deutschland, leider vor einigen Jahren eingegangen sind. Trotzdem bleibt dieser am Südbahang des Bärmer belegene Park mit seinen seltenen ausländischen Baumarten und malerischen Baumgruppen ein köstliches Kabinettstück deutscher Landschaftsgärtnerei, doppelt bewundernswert, wenn man sich die hier feindlich entgegenstehenden Boden- und Witterungsverhältnisse vergegenwärtigt. Den stimmungsvollsten Hintergrund zu diesem kleinen Juwel lieh freilich die allgütige Mutter Natur selbst mit ihren eng einrahmennden, steilen Walbergen und dem dazwischen sich öffnenden samtgünen, poesieüberhauchten Thale.

Oberhalb dieses Berggartens zweigt ein Waldweg zu einer Felsgrötte ab, wo man einen gewaltig hingelagerten Felsblock den „Steinernen Sarg“ oder auch „Sarkophag“ getauft hat. Die Felswand der offenen Grötte ist auf eine sinnige Anregung des nun auch verstorbenen thüringischen Schriftstellers, Alexander Ziegler, gleichsam in eine Ehrentafel gewandelt worden, auf welche Ruhla die Namen seiner hervorragenden Söhne zur dauernden Erinnerung einschreibt. Ein eisernes Gitter umfriedet diese geweihte, kränzeschmückte Stätte. Vier Bronzetafeln, Bildnis und Inschrift zeigend, zieren bis jetzt dieselbe. Sie sind dem Andenken von J. A. Stumpf, Hartmann Schenk, Ludwig Storch und Alexander Ziegler geweiht.

Stumpf (gest. 1846) war ein tüchtiger Harzenfabrikant in London und mit einer Reihe deutscher Dichter und Tonkünstler, besonders Beethoven, freundschaftlich verbunden. Schenk (gest. 1681) war geistlicher Lieberdichter und Verfasser des noch heute im Gebrauch befindlichen Gesangbuchliedes: „Nun Gott Lob, es ist vollbracht!“ Der bedeutendste Sohn, auf den die Ruhl stolz sein darf, bleibt Ludwig Storch (gest. 1881). Von seinen zahlreichen Volkserzählungen, Novellen und Gedichten ist freilich längst wieder ein gut Teil der Vergessenheit anheimgefallen. Sie vermochten, wie so vieles andere, dem starken Wogenprall der Neuzeit nicht standzuhalten, wie warm und begeistert sie auch einst die Herzen des Thüringer Volkes rührten. Aber manche seiner Schöpfungen werden noch still fortleben, manche seiner waldfreudigen Lieder noch lange fortgesungen werden. Sein Talent war ein eng beengtes. Aber innerhalb der ihm von Natur und Anlagen gezogenen Schranken: welch tiefes

Heimatgefühl, welch edler Freiheitsdrang, hoher Schwung der Begeisterung! Es rauscht und singt und klingt um uns, als schritten wir durch den Bergwald dahin, hoch über uns Blättergewirr und Himmelsblau und tief unten die Welt mit ihren Sorgen und Leidenschaften. Welche Reinheit des Gemüts, Anspruchslosigkeit und Freude an Natur und Menschenangehört, Eigenschaften des Herzens, welche unsere zäh ringende Neuzeit mehr und mehr abzustreifen scheint.

Wurzelt Storchs eigenste Natur tief im Boden der Thüringer Heimat, so darf man Alexander Ziegler (gest. 1887) den Weltumsegler aus der Ruhl nennen, wie sehr auch sein Herz an der Stätte hing, die einst seine Wiege trug, an der freilich nicht die Sorge und Armut Wache gehalten. Durch ein gütiges Geschick aller äußeren Lasten und Lebenskämpfe enthoben, durfte er seinem Drange in die blaue Ferne Genüge thun. Die Früchte dieser Wanderschaften kreuz und quer unseres Erdballs hat er in einer Reihe interessanter Werke niedergelegt. Das Werk freilich, das seinen Namen in weiteste Kreise trug, hatte nicht den Stoff fremden Erdteilen entlehnt. Die eigene Heimat war es hier, die ihm Töne des Herzens lieh, als er sein Wanderbuch: „Der Rennsteig des Thüringer Waldes“ schrieb, unter den Schriftwerken über Thüringen eins der besten. Auch zahlreiche technische Schriften sind von dem rastlos schaffenden Manne herausgegeben worden. Die Ruhl aber verehrt in dem nun Heimgegangenen ihren edlen Wohltäter. Und das mit Recht! Wilden überhaupt schon die Ziegler's einen wichtigen Bestandteil innerhalb der gemeinnützigen und fortbildenden Bestrebungen Ruhlas, Alexander Ziegler war einer der würdigsten Vertreter dieses hier altangelegenen Geschlechts. In Wort und Schrift, mit Tat und That ist er bis zuletzt freudig bemüht gewesen, seiner Heimat die Segnungen fortschreitender Entwicklung zu erschließen, seiner Ruhl Liebe und Achtung auch draußen in der Welt zu gewinnen. Aus seinem schmucken Schweizerhause droben am Bärmer blickte er mit Stolz nieder auf den Ort, der immer gedeihlicher emporblühte. Er war es, der die Geschichte und Industrie der Ruhl in trefflichen Werken beschrieb, er begründete am „Sarkophag“ die Denkmalsgrotte; anregend und fördernd wirkte er in allen das Gemeinwohl Ruhlas betreffenden Fragen; Stiftungen tragen seinen Namen und hoch oben auf dem Klingberge erbaute er 1867 den nach dem Großherzog von Weimar benannten „Karl-Alexander-Turm“, der einen der schönsten Ausblicke über den Thüringer Wald gewährt und in dessen Briefkasten tausende dankbar gestimmter Seelen ihre Visitenkarte niederlegten. —

Die Geschichte Ruhlas ist verhältnismäßig arm an Ereignissen, am interessantesten aber jedenfalls noch da, wo sie, rückwärts geschaut, in das Reich der Sage und Ueberlieferungen hinüberweht und der Phantasie Spielraum gewährt, über die Mythen der heutigen Rühler Vermutungen

anzustellen. Die auf eine Lautähnlichkeit sich stützende Sage, daß „die Ruhl“ aus Tyrol ihre ersten Ansiedler empfangen habe, darf von vornherein zurückgewiesen werden. Bei der Besiedelungsfrage muß vor allem ein Umstand ins Auge gefaßt werden. Ruhl, Broterode und Steinbach zeigen in ihrer Bevölkerung, deren Sitten, Trachten, Gesichtsschnitt, Sprache und vielen Eigentümlichkeiten eine solch merkwürdige Verwandtschaft, daß man bestimmt folgern darf, die Bewohner aller drei genannten benachbarten Ortschaften sind unzweifelhaft slawischen Ursprungs und also eingewanderte Fremdlinge. Denn wäre dies nicht der Fall, so würden all diese Kennzeichen über weit mehr Waldorte verbreitet sein und größere Uebereinstimmung mit den übrigen Waldbewohnern aufweisen. Es waren Slawen, Wenden, vielleicht aus Böhmen (der Rühler Dialekt verrät noch heute hier und da böhmische Elemente!), vielleicht auch aus dem Fichtelgebirge, wo nachweislich Slawen Bergbau betrieben haben. Den Rennstieg entlang schreitend, find sie dann in das Thal der Ruhl (jetzigen Erbstromes) gestiegen, wo sie sich als Vergleute und Köhler niederließen und das gewonnene Eisen an die Eisenhämmer an der Nesse bei Eisenach abliefernten. Zahlreiche Halben und versallene Gruben deuten in der Umgebung Ruhlas auf jene erste Menschenthätigkeit hin. Aber selbst die ortsübliche Bezeichnung „die Ruhl“ gibt den sichersten Beweis von einer slawischen Urbevölkerung, die späterhin durch hennebergische und thüringische Elemente mehr und mehr zersetzt und zurückgebrängt wurde. Denn role (böhmisch), rola (serbisch) und rolja (russisch) heißt das Feld, und so werden wohl die ersten Ansiedler die neubegründete Niederlassung nach dem mühselig gewonnenen ersten Stücke Ackerlandes genannt haben. Wenigstens erscheint diese Annahme einleuchtender als jene, welche den Namen Ruhla von dem Rollen des Wassers ableiten möchte. Daß die ersten Ansiedler Vergleute waren, geht aus einer alten Chronik hervor, welche berichtet, daß im 11. Jahrhundert Eisenschmiede sich in der Ruhl als „erste“ Einwanderer niedergelassen hätten, aus dem Eisenschmiedischen kommend, „wohin früher das Eisen aus der Ruhl geschafft worden sei“. Zeitgestellt ist ferner, daß überhaupt die ersten Zeisner und Erzwäcker in Deutschlands Bergen Slawen gewesen sind.

Die erste Ortsanlage befand sich übrigens oberhalb des heutigen Aletens, wo sich das Thal in fastigen Matten ausdehnt und noch heute die „alte Ruhl“ heißt, womit sich freilich die Sage von dem eisernen Landgrafen nicht recht in Einklang bringen läßt, da die heutige „Landgrafen Schmiede“, ein stattliches, mit entsprechenden Reliefs geschmücktes Wohnhaus, sich inmitten der neuen Ruhl befindet. Trotzdem berichten alle thüringischen Chroniken einstimmig, daß im Jahre 1161 Landgraf Ludwig II., der auf einer Jagd sich verspätet hatte, um noch zur Wartburg zurückkehren zu können, bei einem Waffenschmiede in Ruhl Unterchlupf für die

kommende Nacht suchte. Ermüdet war er sich auf das ihm angewiesene Lager, hier Schlaf zu suchen. Dem Schmied gegenüber hatte er sich für einen Jagdburschen des Landgrafen ausgegeben. Dicht aber war bei Nennung des landgräflichen Namens aller Barm über die Zustände des armen Landes aufgebraust, das unter den Bedrückungen einer hochfahrenden Mitterschaft bitter und schmachvoll zu leiden hatte, und unwirsch rief er nun bei jedem michtigen Hammerschlage die Worte aus: „Landgraf Ludwig werde hart!“ Das fiel dem nebenan rastenden Fürsten schmerzlich auf Herz. Am anderen Morgen bat er den Schmied um Aufklärung seiner sonderbaren Worte. Da wettete der wackere Mann in Ausdrücken grimmer Wut über die klägliche Zeit, den Uebermut der Edlen und die blinde Teilnahmslosigkeit des Landgrafen für sein getreues Volk. Dem Landgrafen gingen die Augen auf und fortan nahm er fest und streng die Zügel der Regierung in die Hände. Wie er seine Vasallen demütigte, davon erzählt der Ederader unweit der Reichenburg oberhalb Wartburg an der Unstrut. Das Thüringer Volk aber atmete hoch auf und segnete den eisernen Landgrafen Ludwig II., dessen Andenken noch heute nicht erloschen ist und in bunten Sagen und Liedern noch fortlebt und wiedertönt.

Urkundlich wird „villa Rula“ erst 1321 erwähnt; aus dieser Aufzeichnung geht auch hervor, daß die Ruhl mindestens schon im 13. Jahrhundert als ein geschlossenes Gemeinwesen bestanden hat. Ein eigenes Schicksal erfuhr der bisher still ausblühende Ort im 17. Jahrhundert, wo ihn Pest und die Leiden des Dreißigjährigen Krieges arg verheerten. Im Jahre 1628 nämlich, in welchem Herzog Johann von Weimar starb, wurde die Ruhl unter die Doppelherrschaft seiner beiden Söhne Albrecht und Ernst (der Fromme) geteilt. Der Waldbach, bisher Ruhl geheißener, ward als Scheidegrenze festgesetzt und empfing den Namen Erbstrom. Seit jenen Tagen besteht die unselbige Teilung eines Landes in zwei Regierungsgebiete, und nur dem gemerbrüthigen, wenig engherzigen, demokratischen Sinne der Rühler ist es zu danken, wenn trotzdem bis heute ein einziges Band herzlichster Eintracht beide Gebietsteile umschlang. Trotzdem war eine politische Verschmelzung, vielleicht durch Tausch anderer Landgebiete hergestellt, nur zu erwünschen und bleibt jedenfalls noch ein goldener Zukunftsraum in die einst gewaltigsten zerrissene Ruhl.

Mit dem Verfall der Burgen und dem allmählichen Verschwinden des eigentlichen Nittertums sank auch die einst in der Ruhl so blühende Waffenschmiedekunst. Die Waffenschmiede wandelten sich in Messerschmiede. Doch auch dieses Kunsthandwerk begann eines Tages niederzulegen und folgte ein großer Teil der hiesigen Messerschmiede freudig dem Hufe Friedrichs des Großen und wanderte in den Jahren 1744 bis 1750 nach Neustadt-Eberswalde. Ein Ereignis für die Ruhl war

als man 1737 eine heilkräftige Eisenquelle entdeckte, so daß der Ort einige Jahrzehnte ein ziemlich besuchter Badeort wurde. Auch Herzog Karl August von Weimar und Goethe sind damals oft in der Ruhl als Badegäste eingekehrt und unter den schattigen Bäumen des hübschen Kurplatzes geschwandelt. Ende vorigen Jahrhunderts ist dann das Stahlbad Ruhla wieder aus der Mode gekommen und war fast vergessen, bis sich 1853 eine Aktiengesellschaft bildete und dem Bade neues Leben einhauchte. Trotzdem wird Ruhlas Bedeutung sich immer nur auf seine Industrie beschränken. Der arbeitsame Waldort besitzt in der That keine Zeit, sich den Wünschen und Bedürfnissen städtischer Sommerkurgäste in solcher Weise unterzuordnen, wie es die Pflicht eines emporstrebenden Badortes nun einmal bedingt.

Reiches Leben brachte auch die durch Thierforst König 1809 erfolgende Verleihung der von Cotta in Jizlbach begründeten Forstschule nach Ruhla, bis dieselbe 1849 dann nach Eisenach übersiedelte. Unter den Forstleuten, die sich in Ruhla erhielten, befand sich auch Schillers ältester Sohn Karl, der 1857 als Oberförster starb. Charakter und Ansehen hat die Ruhl von jeher allein nur ihrer Industrie zu danken gehabt. Wenn Arbeit adelt, so hat Ruhla, das trotz der Armut des kleinen Mannes keinen Bettler aufzuweisen hat, den vollgültigsten Beweis dafür. Bräute und Köhler waren die ersten Kulturträger der Ruhl, ihnen folgten die Schmiedemeister, welche späterhin von der Zeit der Messerschmiede abgelöst wurden. Als dann im vorigen Jahrhundert durch ortsmässige Händler der Vertrieb der Waren, welchen bis dahin Schmiede und Schmiedler auf eigene Rechnung veranstalteten, den meisten entzogen wurde, letztere in ein Abhängigkeitsverhältnis gerieten, da kam auch die Messerschmiedekunst in Verfall. Im Anfang unseres Jahrhunderts war es in der Ruhl ungefähr noch 6 Meister, in den vierziger Jahren erfolgte dann diese Industrie vollständig. Ein anderer Stern war über Ruhla aufgegangen! Die Messerschmiede am Erbstrom hatte sich in eine Pfeifenkopffabrik umgewandelt, welche heute die ganze rauhe Welt des Erdballs mit ihren reizvollen Erzeugnissen versorgt und für welche außer der Bevölkerung Ruhlas noch eine Reihe benachbarter Dörfer, wie Thal, Seebach, Schmerbach, Schwarzhäusen, Winterbach, Karnroda, Kittelsthal, Mosbach unermesslich thätig sind. Zahlen werden am besten für den schwunghaftesten Handelsverkehr sprechen. Nach statistischen Mittheilungen stellte sich in einem regelrechten Jahre die Ausfuhr der Ruhlaer Pfeifenindustrie ungefähr wie folgt:

10 200 000	Stück	Spitzen für Tabakspfeifen,
9 600 000	"	Zigarrenspitzen;
5 400 000	"	beschlagene Porzellanpfeifenköpfe;
4 800 000	"	mindestens unechte Meerschamköpfe;
2 700 000	"	Holzspfeifenköpfe;
540 000	"	Thon- und Lava-Pfeifenköpfe;
60 000	"	echte Meerschamköpfe;
	"	Tabaksbeutel u. s. w.

Der Umsatz der ungefähr vierzig Meerscham- und Pfeifenkopfabriken, welche zusammen vielleicht 7000 Menschen beschäftigen, beträgt alljährlich mindestens sechs Millionen Mark.

Außer den die verschiedensten Zweige der Pfeifenindustrie vertretenden Fabriken besitzt Ruhla noch eine Reihe anderer Fabriken, unter denen besonders die Metallwarenindustrie in den letzten Jahren hervortragenden Aufschwung genommen hat. Großartige Werkstätten, ausgestattet mit den sinnreichsten und vorteilhaftesten Maschinenerfindungen der Neuzeit, haben sich aufgethan und durch ihre Bauten rein äußerlich schon der betriebamen Ruhl einen anderen Stimmungsgehalt hier und da gegeben, der sich freilich nicht mehr so recht dem traulichen Bilde von ehedem anpassen will. Außerdem bestehen hier noch Schnitz-, Drechsler-, Horn-, Bernstein- und Alabasterarbeiten-Werkstätten, Journierschneide-, Etuis- und Hemdenknopf-Fabriken, Billardfabriken. Für Hebung der Kunst im Handwerke wirkt in anregendster Weise als Leiter der Gewerbeschule ein vortrefflicher Künstler: Hofbildhauer Professor Kugel.

Neben Ruhla sind es noch Lemgo, Wien, Paris und New York, welche hauptsächlich echten Meerscham verarbeiten. Wien, das jährlich ungefähr 1 Million echter Meerschamspitzen anfertigt, ist also Ruhla auf diesem Absatzgebiete wie auch wohl in künstlerischer Hinsicht überlegen, dafür nimmt Ruhla den Ruhm in Anspruch, daß aus ihm die Erfindung des unechten Meerschams hervorging und die genannten Städte dem schlichten Dorfe einen Teil ihrer Industrie seitdem verdanken. Unbestritten auch bleibt die Ruhl der Hauptort der Herstellung sämtlicher Rauchgegenstände und es muß mit Bewunderung erfüllen, wie es dieser tief in den Bergen eingekerkerte, stille Thüringer Waldort, der bis vor anderthalb Jahrzehnten noch nicht einmal einen Anschluß an das große Schienennetz Europas besaß und seine Rohstoffe doch aus aller Herren Länder beziehen mußte, es möglich gemacht hat, sich zu einer solch weltbeherrschenden Stellung aufzuschwingen.

Es war im Jahre 1739, als ein gewisser Simon Schenk aus der Jizlbach den Beschlag der Pfeifenköpfe in Ruhla einfuhrte. Naturgemäß führte dies bald zur Herstellung von Tabakspfeifen aller Art. Und eines Tages hielt auch der echte Meerscham Einzug in dem grünen Thal des Erbstromes. Ein alter Bericht erzählt, daß ein Ruhlaer, Wolfgang Jffert, auf der Leipziger Messe eine Kiste roher Meer-

schaumköpfe von einem polnischen Juden gekauft, dieselbe mit nach Ruhla gebracht und dort weiter verarbeitet habe. Leider mit wenig Glück, da er weder das Brennen noch die sonstige Behandlung recht verstand. Erst die Ziegler in Ruhla hätten dann diesem neuen Material Vollkommenheit gegeben und es wirklich nutzbar gemacht. Mithin wäre Jffert der erste gewesen, welcher den Meerscham eingeführt habe. Dies muß vor 1750 geschehen sein, denn laut dem „Göttinger Anzeiger von gelehrten Sachen“ vom Jahre 1781 ist 1750 das Jahr der Erfindung des unechten Meerschams. Da nun aber letzterer erst nach Einführung des echten erfunden sein kann, Jffert laut Kirchenbuch jedoch erst 1745 geboren ward, so stimmt entweder die Angabe des gelehrten Anzeigers nicht, oder wir sind gezwungen, den Säulenheiligen der Ruhl, Wolfgang Jffert, mit herzlichem Bedauern von seinem Ruhmespostamente zu heben. Der Erfinder des unechten Meerschams war Joh. Chr. Dreiß, der 1766 zum erstenmal die Michaelismesse in Leipzig mit unechten Köpfen besucht haben soll. Vervollkommenet hat diese Erfindung aber erst Severus Ziegler, der Begründer der größten Pfeifenkopffabrik Ruhlas, Gebrüder Ziegler, der laut Geschäftsbuch 1767 die Messe in Jizlda mit den neuen Handelsfabrikaten bezog.

Der anerkannt beste Meerscham wird bei Eski Schehr in Anatolien (Kleinasien) gefunden, woher auch Ruhla seinen Bedarf von jeher bezog. In einzelnen Knollen und nierenförmigen Stücken findet man ihn lose oder in Kalk und Serpentin eingesprenkt. Frisch gegraben erscheint er weich wie Wachs, erhärtet aber, sobald er der Luft ausgesetzt wird. Von allen äußerlichen Verunreinigungen befreit, kommt er dann in den Handel, den seit einem halben Jahrhundert in Eski Schehr sich niedergelassene europäische Firmen vermitteln. Je reiner und besser der Meerscham ist, um so leichter ist er auch von Gewicht. Die guten Sorten werden in Stücken zwischen Baumwolle in Kisten von Kiefern- oder Pinienholz (70—80 Pfund Gewicht) verpackt und auch kistenweise verkauft, der Abfall wird nach Gewicht abgegeben. Der Preis des Meerschams, ehedem ganz bedeutend, ist in den letzten Jahrzehnten nicht unerheblich heruntergegangen. Auch hier hat sich der Bedarf der launischen Göttin Mode unterwerfen müssen.

Von Eski Schehr, das mit ungefähr 4000 Arbeitern vorläufig noch einen wahren Raubbau betreibt, wird der gereinigte Meerscham, nachdem er sortiert (ca. 40 Sorten) und verpackt worden ist, mittelst Kamelen, Pferden oder Maultieren bis zum Meere geführt, sofern nicht auflauernde Räuberscharen schon vorher die Traaktiere der Last entledigten. Im Golfe von Nicomeden (Karamursal) werden dann die vorher verpackten Kisten auf Dampfboote geladen und über Konstantinopel oder Triest auf den europäischen Markt gebracht. Eingeschaltet sei hier noch, daß ein Vorjahr

10 000 000	Stück	Pfeifenbeschläge verschiedene Materialien;
1 000 000	"	Tabakspfeifen-Schläuche, Ketten;
100 000	"	Pfeifenrohre;
10 000	"	völlig zusammengesetzte Tabakspfeifen;

des Grafen Andrássy 1724 die allerersten Meerschäumpöfe besessen haben soll, die ihm sein sehr geschickter Schuster Karl Kovács aus einem unbekannten porösen Steine (Meerschäum) geschnitten hatte.

Wenn der Meerschäum durch Sägen, Schneiden und Schaben seine entsprechende Gestalt empfangen hat, wird ihm auf der Drehbank hinten und vorn ein Loch angebohrt, mittels Flachmeißels erhält er dann die beabsichtigte Form, worauf er vollständig durchbohrt wird, eine Arbeit, welche die größte Aufmerksamkeit erfordert. Nachdem dann durch die Kunst des Bildhauers der Pfeifenkopf mit den betreffenden Figuren verziert worden ist, beginnt der Prozeß des Wachsiedens. Auch hier ist der Geschmack der Raucher von jeher verschiedener Wege gegangen, wie das die bekannten schwarzgebrannten, echten Meerschäumpöfe und die braunglänzenden, einst sehr beliebten „Delpöfe“ beweisen. Selbstverständlich richtet sich je nach der zu erzielenden Farbe auch das Siedeverfahren.

Was früher als Abfall unter dem Meißel des Schnitzers verloren ging, hat sich seit der Erfindung des unechten Meerschäums, der „Masse“, in eine segensreiche Fundgrube verwandelt. Heute geht kein Teil des kostbaren Meerschäums mehr verloren. Die Herstellung des unechten Meerschäums ist aber folgende. Die Abfälle des echten Meerschäums werden mit einem hölzernen Stampfer in Wasser gestoßen und auf einer Mühle zwischen zwei Steinen gemahlen, in Fässern geschlemmt, und die dünne, fast flüssige Masse drückt man hierauf durch leinene Tücher oder durch Pferdehaarfieße, damit sie ganz gleichartig wird. Sodann wird die Masse in einem Kessel mit einem Zusatz von kieselaurer Thonerde zu einem Brei gekocht und in viereckige, auf leinene Tücher gestellte Holzkästen geschüttet, die oben und unten offen sind. Nachdem die Masse wieder ziemlich fest geworden ist, werden die Holzkästen aufgehoben, die Masse dann in Stücke geteilt, wie sie für die Herstellung von Pfeifen oder Zigarrenspitzen erforderlich sind, in das Trockenzimmer gebracht und einer Hitze von 60–70° Reaumur ausgesetzt. Sind die Stücke soweit getrocknet, daß sie wie Seife geschnitten werden können, gibt der Arbeiter mittels der Hand ihnen ungefähr die Form, welche sie erhalten sollen, und jetzt erst beginnt die Arbeit des Schnitzers. Die weitere Bearbeitung des künstlichen Meerschäums ist von hier ab der des echten Meerschäums völlig gleich. Mit dem Abfall des künstlichen Meerschäums verfährt man nun ebenso wie mit dem des natürlichen und erhält so künstlichen Meerschäum zweiten und dritten Grades, bis dann die Masse endlich so schlecht wird, daß sie nicht mehr zusammenhält. Der künstliche Meerschäum ersten Grades (weißmassig) kommt bei sorgfältiger Behandlung dem echten so nahe, daß selbst Fabrikanten die daraus angefertigten Pfeifen oft kaum von echten Meerschäumpfeifen unterscheiden können.

Auch in der Herstellung des künstlichen Meerschäums hat die Ruhlaer Weltfirma „Gebrüder Ziegler“ die Führerrolle übernommen. Ihre ausgedehnten Fabrikeinrichtungen sind nach den neuesten Systemen ausgeführt worden. Ein Gang durch die einzelnen Anlagen dieser Fabrik sowie durch die Musterräume des ehrwürdigen Handelshauses gehört mit zu den interessantesten Sehenswürdigkeiten, welche die Ruhla den Fremden bieten kann. Hier finden wir Erzeugnisse, deren Billigkeit uns in Erstaunen setzt, ansteigend bis zu Kunstwerken, die ein kleines Vermögen darstellen. Und bewundernswert bleibt es, wie dieser Ruhlaer Industriezweig es verstanden hat, sich dem launischen und sonderbarsten Geschmacke aller derer anzupassen, welche dem „Laster“ des Rauchens behaglich lächelnd wirbelnde Opferglut darbringen, wie hier in allen Formen und Farben der Pfeifenköpfe sich eine Mustervarietät sämtlicher Völker des Erdballs widerspiegelt, bis auf unsere neuesten schwarzen Brüder in Kamerun. „Aus den Ruhlaer Pfeifen“, so schreibt Alexander Ziegler, „raucht der Russe und Schwede, der Ost- und Westindier, der Neger und Malaie, der Magyar und der Slowake der Böhme und der Kroat. Und ich selber habe in Hammerfest, der nördlichsten Stadt der Welt, auf den Shetland-Inseln (dem Ultima Thule der Römer), an den Ufern des Mississippi und Missouri, in den zauberischen Tropen Indiens, in den Steppen Afrikas und in den alten Kalifenstädten Cordoba, Granada und Damaskus die Leute aus Ruhlaer Pfeifen rauchen sehen und mitgeraucht.“

Ja, der Dichter hat recht, der, den Aufschwung dieses einzigen Thüringer Walddorfes preisend, zum Schluß frohlich singt:

„Und mit Ruhm ist nun gekrönt
Ruhla seit langen Jahren her,
Und der Kunstfleiß seiner Hände
Wandert über Land und Meer.“

Zahllose Sagen gehen noch heute in der Ruhla still von Mund zu Munde von großen Schätzen und kostbaren Edelsteinen, welche tief in den Schachten der ringsum steil ansteigenden Waldberge ruhen sollen. In früheren Zeiten erschienen noch zuweilen den Sonntagskindern wundersame Gestalten, welche geheimnisvoll den Reichtum der Ruhla zu künden suchten. Trotzdem blieben die Schätze ungehoben und so wird es auch fürderhin sein. Der schöne Glaube an solche Dinge ist uns abhanden gekommen. Wir wissen längst, daß bei thatenlosen Träumen uns heute kein Goldregen mehr durch's Dach träufelt. Arbeit und Pflichttreue ist unser Lösungswort geworden. In diesem Zeichen können wir nur noch siegen. Die Ruhla bietet uns ein leuchtendes Vorbild dafür. Möge bei diesen Tugenden ihren Bewohnern niemals auch die Liebe zur Heimat, das treue Festhalten an dem von den Vätern Ererbten erlöschen, einmündend des stolzen, schönen Wortes ihres eigenen Dichters:

„Es giebt nur ei Ruhla in der Welt!“

Hypnotismus und Telepathie.

Von

Max Deffoir.

Wer heutzutage an der Thatsächlichkeit der hypnotischen Erscheinungen zweifelt, muß schon sehr unwissend oder namenlos verstockt sein. Aber nur wenige von denen, welche sich endlich zu dieser Anerkennung gezwungen sehen, wissen von der unübersehbaren Mannigfaltigkeit der Probleme, die im Gefolge der neuen Wissenschaft sich eingestellt haben. Denn wie zum Hohn tauchen in der unmittelbaren Gegenwart Fragen von neuem auf, wie sie vor hundert Jahren ernsthaft verhandelt, dann aber verächtlich beiseite geschoben worden sind, und der gewissenhafte Beobachter unersätzl. Geisteslebens kann unmöglich diesen Zug der Zeit außer acht lassen. Was die berühmten Vertreter des modernen Hypnotismus auszeichnet, ist eben vollkommene Vorurteilslosigkeit; da wird nichts ohne Prüfung zurückgewiesen, sondern alles mit sorgfamer Vorsicht untersucht. Wahrlich, ein kühnes und bewundernswertes Vorgehen: liebt es doch die große Masse, solche Männer mit dem furchtbarsten Anathem, dem Fluch der Lächerlichkeit, zu beladen.

In den Schriften der alten Mesmeristen finden sich manche Berichte über die wunderbare Fernwirkung des Willens. Der Magnetiseur braucht kein Wort zu sprechen, so meint du Potet, auch nicht im selben Zimmer wie die Versuchsperson zu sein, sondern nur seinen Willen genug zu konzentrieren und das Medium wird sofort in tiefen Schlaf verfallen. Nun hat zwar eine genauere Prüfung dieser Erzählungen ergeben, daß in den meisten Fällen das Sujet von der Absicht des Operators wußte, es sich also um das handelt, was die Neueren Autosuggestion nennen, oder daß andere Fehlerquellen nicht beachtet wurden, indessen bleibt doch ein kleiner Rest von gut beglaubigten Vorgängen übrig, bei denen die gewöhnlichen Erklärungen nicht ausreichen. Dem gegenüber helfen sich die meisten sofern sie überhaupt genauere Kenntnis davon haben, mit der bequemen Berufung auf die seltsamen Fügungen des Zufalles und in der That muß zugegeben werden, daß das so gesichtete Material ein etwas dürftiges ist. Glücklicherweise jedoch sind gerade in unseren Tagen so wertvolle und verhältnismäßig zahlreiche Beiträge hinzugekommen, daß es an der Zeit scheint, auch dem deutschen Publikum eine Uebersicht über dieselben zu geben.

Der erste Fall wurde von einem Pariser Arzt, Dr. Dufart, im Mai 1875 in der „Tribune médicale“¹⁾ veröffentlicht. Die Versuchsperson war ein vierzehnjähriges

¹⁾ Für diejenigen Leser, welche etwa das Credo nachlesen wollen, darf ich verweisen auf die genaue Beschreibung in meiner Bibliothographie des modernen Hypnotismus (Berlin, Carl Dunder, 1888) worin die obengenannte Aufsatz trägt die Nr. 617 und ist nicht nur weit ausführlicher als der hier zu gebende kurze Auszug

haptisches Mädchen, das Dr. Dufart sehr empfänglich für hypnotische Einflüsse fand. Er bemerkte bald, daß die sogenannten magnetischen Striche — eine bekannte und sehr wirksame Art der Einschläferung — wirkungslos blieben, sobald nicht seine Erwartung angespannt auf das Resultat gerichtet war, und dies brachte ihn auf den Gedanken, die rein mentale Suggestion (im Gegensatz zur verbalen) zu versuchen. Eines Tages, bevor die gewöhnliche Stunde zur Erweckung der Patientin gekommen war, gab er ihr den geistigen Befehl, aufzuwachen. Die Wirkung trat augenblicklich ein. Nun legte er sich, ihr den Rücken zukehrend, nieder und plauderte mit anderen Personen, ohne ihr scheinbar irgend welche Aufmerksamkeit zu schenken; aber sein unausgesprochener Wunsch, die Kranke solle wieder einschlafen, wurde sofort erfüllt. Mehr als hundert Versuche dieser Art wurden unter verschiedenen Bedingungen, aber mit gleichmäßigem Erfolg vorgenommen. Bei einer Gelegenheit verließ Dr. Dufart das Mädchen, ohne ihr den gewöhnlichen Befehl: sie solle bis zu einer bestimmten Stunde schlafen, zu geben. Als es ihm auf dem Wege einfiel, formulierte er, ungefähr 700 Meter vom Hause entfernt, innerlich die Worte und suchte am nächsten Morgen um 7 Uhr seine Patientin wieder auf. Er fand sie im Somnambulismus und erhielt auf seine Anfrage die Antwort, daß sie jenem Befehle gehorcht habe. Er sagte: „Sie irren sich, ich vergaß gestern, Ihnen den Schlaf aufzutragen,“ worauf sie erwiderte: „Ganz richtig, aber fünf Minuten früher hörte ich deutlich Ihre Stimme zu mir sagen, ich solle bis acht Uhr schlafen.“ Dr. Dufart bemerkte nun der Patientin, sie würde so lange hypnotisiert bleiben, bis er sie wecke, und wies ihre Eltern an, die genaue Stunde ihres Erwachens anzugeben. Um zwei Uhr nachmittags gab er in einer Entfernung von 700 Metern den Befehl, welcher pünktlich ausgeführt wurde. Dieses Experiment wurde in verschiedenen Zeiten und zu verschiedenen Stunden erfolgreich wiederholt.

Nach einigen Wochen setzte Dufart seine Versuche aus, und der Vater des Mädchens wählte an seiner Statt daselbe zu hypnotisieren. Ungefähr vierzehn Tage nach dieser Aenderung kam unserem Arzt, als er zehn Kilometer von dem Hause entfernt war, der Gedanke, eine neue Probe seiner Kraft zu machen, und er wollte, daß die Patientin sich nicht hypnotisieren lassen solle; nach einer halben Stunde gab er, in der Erwartung, daß die Wirkung schädlich für sie sein könne, den geistigen Gegenbefehl. Am nächsten Morgen in der Frühe empfing er zu seinem Erstaunen einen Brief des Vaters, in dem dieser ihm mitteilte, daß ein Tage zuvor er nur nach langwierigen Bemühungen seine Tochter habe hypnotisieren können und daß diese, endlich eingeschlafen, erklärt habe, ihr Widerstand sei durch Dr. Dufarts Befehl veranlaßt und nicht gemindert, als dieser es ihr gestattete. Der nächste Bericht (Bibliogr. Nr. 652) ist von Dr. J. Héricourt verfaßt, einem

ausgezeichneten Mediziner und eifrigen Mitarbeiter an der „Revue scientifique“. Die Beobachtungen stammen aus dem Jahre 1878, wurden aber erst 1886 veröffentlicht, „pour des raisons faciles à comprendre“. Die Versuchsperson, Frau D., war eine junge Witwe, bei der sich, nebenbei bemerkt, keine Spur von Hysterie entdecken ließ. Dr. Héricourt fand sie außerordentlich leicht hypnotisierbar und konnte sie schon nach zwei Wochen ohne Wort oder Geste, durch seinen Willen allein in Schlaf bringen, manchmal während Frau D. sich mitten in lebhaftester Unterhaltung befand. Andererseits konstatierte er, daß alle die gewöhnlichen physikalischen Methoden völlig wirkungslos blieben, sobald sein Wille nicht mitwirkte. Er begann bald, die Entfernung zwischen sich und seinem Sujet auszudehnen und erzielte denselben Effekt, wenn er in einem anderen Haus oder selbst in einer anderen Straße war. Das erste Experiment dieser Art ist besonders interessant. Während Héricourt eines Nachmittags drei Uhr seine Gedanken zu dem bekannten Zweck konzentrierte, wurde er plötzlich zu einem schwerkranken Patienten gerufen und vergaß darüber völlig seinen Versuch. Hernach erinnerte er sich, daß er mit der Frau D. verabredet hatte, sich um 4 1/2 Uhr auf der Promenade zu treffen, fand sie aber nicht auf und kam nun zu der Ueberzeugung, daß sein Experiment geblüht sei. Gegen fünf Uhr wünschte er intensiv, daß die Versuchsperson erwache. Am Abend teilte ihm Frau D. freiwillig mit, ohne daß er die leiseste Anspielung auf ihre nachmittägliche Abwesenheit gemacht hätte, daß sie gegen drei Uhr von einem unwiderstehlichen Schlafbedürfnis ergriffen worden sei, obwohl sie sonst nie am Tage schlafte. Sie konnte sich noch gerade in das Nebenzimmer schleppen und aufs Sofa legen und fiel dann in einen todähnlichen Zustand, in dem sie kalt und bewegungslos dalag. Das Mädchen vermochte durch keinerlei Mittel, sie aufzuwecken. Alles, was Frau D. während dieser Zeit empfand, war ein heftiger Kopfschmerz; beides, die Starre wie der Schmerz, hörte um fünf Uhr auf.

Dieses Experiment war das erste einer längeren Reihe, während derer verschiedene Personen von wissenschaftlicher Bedeutung die Bedingungen in exakter Weise anordneten und änderten. Die Vermutung von der „gespannten Erwartung“ scheint durch die Erfahrung widerlegt; denn wenn Dr. Héricourt der Versuchsperson mitteilte, er wolle sie aus der Ferne einschläfern, aber in der That das Gegenteil wünschte, so blieb sie in normalem Zustand und bildete sich ein, daß der Versuch mißlungen sei.

Großes Aufsehen hat seiner Zeit in Frankreich und England eine dritte Serie von Experimenten erregt, die wir ihres Umfanges wegen nicht einmal auszugswise wiedergeben können. Die Untersuchungen fanden in Havre statt und wurden von Professor Pierre Janet, dem bekannten Psychologen, und Dr. Gibert, dem ersten Arzt der Stadt und „Doyen du Syndicat médical de la France“ geleitet; die Ver-

suchsperson war eine Frau B., eine ehrliche, aber völlig ungebildete Bauernfrau, die in ihrer Jugend an Anfällen von natürlichem Somnambulismus gelitten hatte. (Vgl. Bibliogr. Nr. 654, 655, 664.) Schon bei den ersten Versuchen zeigte sie einen ausgeprägten „Rapport“ mit demjenigen, der sie hypnotisiert hatte, d. h. sie reagierte nur auf etwas, was von ihm ausging, konnte aber nur hypnotisiert werden, wenn der Operator seine Gedanken darauf konzentrierte. Was die fernwirkende Hervorrufung der Hypnose anlangt, so wurden 21 Versuche in einer Distanz von mindestens 500 Metern gemacht, und davon einzelne unter den ungünstigsten Bedingungen. Wenn man als Mißlungen alle die Experimente bezeichnet, bei denen das Sujet bei dem stets folgenden Besuch der betreffenden Herren nicht im Somnambulismus gefunden wurde — was meistens in ganz besonderen Umständen begründet war, beispielsweise darin, daß die Frau B. sich durch Waschen mit kaltem Wasser wach erhalten hatte —, so bleiben doch noch fünfzehn präzise Erfolge, eine die Wahrscheinlichkeit ungemein übersteigende Zahl. Und was noch besonders hervorgehoben werden muß: während dieser ganzen Zeit fiel die Versuchsperson nicht ein einziges Mal spontan in Hypnose.

Ein Vorfall sei noch kurz erzählt, nicht als Musterbeispiel, sondern weil er von den bisher geschilderten Vorgängen in wesentlichen Punkten abweicht. Am Abend des 22. April 1886 dinierten Dr. A. T. Myers, Prof. Dr. Schorowicz, Prof. Dr. Janet und Dr. Marillier bei Dr. Gibert, und letzterer beschloß, obwohl die früheren Versuche stets nachmittags gemacht worden waren, sogleich ein neues Experiment zu wagen, nämlich Frau B. durch bloße Willenskonzentration von ihrer Wohnung in der Rue de la Ferme zu sich in die Rue Séry zu rufen. Um 8 Uhr 55 Min. zog er sich in sein Arbeitszimmer zurück, während die oben genannten Herren sich in die Rue de la Ferme begaben, doch so, daß sie vom Hause der Frau B. aus nicht gesehen werden konnten. Um 9 Uhr 22 Min. bemerkte Dr. Myers, daß die B. halb zur Thür heraustret, aber wieder zurückging; die anderen Herren, welche sie mehr in der Nähe sahen, bemerkten, daß sie völlig im somnambulen Zustand war und unaufhörlich vor sich hin murmelte. Um 9.25 kam sie wieder, die Augen, soweit man sehen konnte, geschlossen, eilte an den Herren Janet und Marillier vorbei, ohne sie zu bemerken, und ging nach der Richtung von Giberts Haus, wenigstens nicht auf dem gewöhnlichen und kürzesten Wege. Sie wich den Laternenpfählen, Wagen u. s. w. aus, kreuzte aber unaufhörlich von einer Seite der Straße nach der anderen. Nach acht bis zehn Minuten wurde sie viel unsicherer im Gange und stockte mit einem Male, als wollte sie niederstürzen. Dr. Myers notierte die Zeit in der Rue Faure; es war 9.35. Gegen 9.40 wurde sie wieder fähiger und um 9.45 trat sie in die Straße

gerade gegenüber von Dr. Giberts Haus. Dort traf sie ihn, nahm aber keine Notiz von ihm und ging in die Villa hinein, wo sie geräuschvoll von einem Zimmer des Erdgeschosses in das andere lief. Erst als Gibert sie an der Hand faßte, erkannte sie ihn und wurde ruhiger.

Dr. Gibert sagte, er habe von 8.55 bis 9.20 intensiv, von 9.20 bis 9.35 schwächer gedacht und um 9.35 das Experiment aufgegeben; er habe dann Billard gespielt, aber in wenigen Minuten wieder seinen Willen zu konzentrieren begonnen. Die merkwürdige Uebereinstimmung mit dem Vorfall um 9.35 kann freilich ein rein zufälliges Zusammentreffen sein.

Schließlich sei noch auf eine hochbedeutungsvolle Arbeit über unseren Gegenstand verwiesen, die erst nach Drucklegung meiner Bücherliste erschienen ist und zwar in den Proceedings der „Society for Physical Research“, Teil XII, S. 18—168 (London, Trübner, Juni 1888). Sie stammt von dem bekannten Herausgeber der „Revue scientifique“, Dr. Charles Richet, Professor der Physiologie an der medizinischen Fakultät von Paris, und enthält zahlreiche Beispiele des telepathischen Hypnotismus. Aus der Fülle der überaus gewissenhaft angestellten Versuche hebe ich nur einen hervor, der in seiner Anschaulichkeit das meiste Interesse erwecken dürfte. Die Versuchsperson hieß Léonie mit Vornamen und war bei Richets Freund, Prof. Ferrari, zum Besuch; sie wurde gewöhnlich des Nachmittags zu Versuchen benutzt. Eines Freitags jedoch kam Richet etwas verspätet an und erklärte Léonie, da er des Abends in die Oper gehen wollte, daß er sie heute nicht hypnotisieren würde. Léonie geht in die Küche und sagt zum Mädchen: „Prof. Richet braucht mich sichtlich nicht mehr; ich werde Sonntag abreisen.“

Unser Gewährsmann berichtet nun weiter: Im Augenblick des Abschiedes, während ich mit Frau Prof. Ferrari auf der Thürschwelle plaudere, kommt mir die Idee, jetzt gleich einmal die Fernwirkung zu versuchen. Nach einem Augenblick des Zögerns sage ich zur Hausfrau: „Um so schlimmer für die Oper; die Wissenschaft geht vor; ich will Léonie einzuschläfern versuchen.“ Ich schließe geräuschvoll die Thür, als wenn ich fortgegangen wäre, und trete ganz leise in den Salon zurück, von Frau Ferrari begleitet. Darauf zieht diese sich in ihr Zimmer zurück, und ich empfehle ihr ausdrücklich an, weder Léonie noch das Dienstmädchen zu sehen, aus Furcht, sie könne durch irgend welche Worte oder Bewegungen den Plan verraten.

Es war 6 Uhr 20 Minuten. Ich versuche, auf Léonie einzuwirken. Um 6.25 höre ich sie durch das Vorzimmer schreiten und in ihre Stube hinaufgehen. Ich fahre fort bis 6.34, wo Frau Ferrari wieder in den Salon kommt. Ich ersuche sie, durch Vermittelung des Mädchens Léonie herabzurufen. Sie sagt dem Mädchen: „Witten Sie Léonie, herabzukommen. Es ist kalt und sie könnte in dem ungeheizten Zimmer krank werden.“ Die Magd ahnt

natürlich keinen Augenblick, daß ich geblieben bin. 6.38 kommt Léonie herunter, und ich beginne um 6.42 wieder die Fernwirkung, nachdem ich von 6.34 an ausgehört hatte. Das dauert bis 6.55.

Léonie ist nun in der Küche, mit dem Mädchen zusammen, das mich fortgegangen glaubt oder vielmehr weiß. Die Küche ist von dem Salon so weit entfernt, daß man nicht hören kann, was sich dort zuträgt. Frau Prof. Ferrari ist bei mir im Salon.

Um 6.45 sagt Léonie mitten im Gespräch zu dem Mädchen, daß sie am ganzen Körper zittere und Lust zum Schlafen hätte. Um dem Schlaf zu entgehen, steckt sie die Hände ins Wasser, ein Mittel, welches sie gewöhnlich anwendet, um den Eintritt der telepathisch erzeugten Hypnose zu verhindern, aber diesmal ohne Erfolg. Das Mädchen rät ihr, sich Kopf und Stirn mit kaltem Wasser zu bespritzen, doch folgt Léonie diesem Rat nicht, glücklicherweise, da er mutmaßlich eine heftige Nervenkrisis hervorgerufen hätte.

Um 6.49 setzt sie sich, stützt sich auf den Küchentisch, lehnt das Haupt auf die linke Hand und spricht nicht mehr. In dieser Lage findet sie 6.52 Frau Ferrari, als sie in die Küche tritt. Sie benachrichtigt mich von diesem Resultat, ohne Léonie oder das Mädchen gesprochen zu haben.

Um 6.55 trete ich in die Küche und finde Léonie in vollkommenem Somnambulismus. Ich sage ihr, sie solle sich erheben und zu mir in den Salon kommen. Sie antwortet: „Warum haben Sie nicht gewartet? Ich wäre ganz allein in den Salon gekommen; Sie haben mich ja gerufen.“

Wenngleich die in Vorstehendem gegebenen Auszüge niemand, der sich selbst ein Urteil über diese Phänomene bilden will, davon entbinden können, die Originalien nachzulesen, so werden sie doch genügen, um dem Leser ein ungefähres Bild von den Erscheinungen zu geben; und wenn es mir gestattet ist, meine persönliche Meinung auszusprechen, so muß ich gestehen, daß mir nunmehr die fernwirkende Erzeugung des hypnotischen Schlafes für einige Fälle exakt bewiesen zu sein scheint. Es erhebt sich jetzt die Frage, wie diese so überaus merkwürdige Thatsache sich mit verwandten Thatsachen in Zusammenhang und unserem Verständnis näher bringen läßt.

Die alten Mesmeristen glaubten, daß ein magnetisches Fluidum unbehindert durch räumliche Entfernung und materielle Schranken vom Magnetiseur auf das Medium überströme, und noch Schopenhauer hielt die metaphysische Lehre vom allmächtigen, magisch in die Ferne wirkenden Willen für einen genügenden Erklärungsgrund. Neuere Erfahrungen haben uns gelehrt, das Wesentliche des Prozesses in einer anders als durch die bekannten Sinnesorgane erfolgenden Perception entfernter Vorgänge zu finden; auf der Thatsache der übersinnlichen Gedankenübertragung im

weitesten Sinne des Wortes baut sich die Wissenschaft der Telepathie auf. Es läßt sich kaum noch leugnen, daß in manchen Fällen Vorstellungsbilder, die unausgesprochen im Geiste einer Person ruhen, von einer anderen aufgenommen und wiedergegeben werden können. Nehmen wir nun an, daß in gleicher Weise wie die experimentell nachgewiesene Uebertragung von Zeichnungen, Zahlen u. dgl. mehr die Vorstellung des Einschlafens telepathisch übermittelt wird, so würde nur noch der zweite Teil des Vorganges, nämlich der in dem Empfänger, einer näheren Erläuterung bedürfen.

Wir denken uns also, daß gewisse Bewegungen der Gehirnmolekel von A, etwa auf Aetherschwingungen fortgepflanzt, in B einen analog gestimmten Ananias finden und sich dort gemäß dem Gesetz der Reproduktion zu dem gleichen Gedanken von neuem entwickeln. Indessen findet dies nicht in demjenigen Teil der Seelenthätigkeit statt, die wir als die bewusste bezeichnen, sondern in jener dunkleren Sphäre, welche in der Hypnose in die Erscheinung tritt: es ist jenes zweite Selbst gemeint, das sein besonderes Gedächtnis, seine eigene Individualität, seine spezifischen Eigenschaften befißt und demnach nicht mit dem sogenannten Unbewußten verwechselt werden darf. Daraus erklärt sich auch, daß die Versuchspersonen erst bei eingetretener Somnambulismus sich über das Ereignis völlig klar werden und — was besonders wichtig ist — die Person des Operateurs kennen, denn bei allen derartigen Versuchen scheint die ständig in dem Menschen schlummernde Vorstellung seiner selbst gleichsam unterirdisch mittransportiert zu werden. Sobald aber erst der Impuls zum Schlafen und unlöslich mit ihm verbunden die Idee von dem Urheber des Impulses vorhanden ist, entwickelt derselbe sich ebenso, als wenn er durch hörbare Worte oder sichtbare Zeichen eingepflanzt worden wäre. Schon die von den Franzosen gewählte Bezeichnung „Suggestion mentale“ deutet an, daß wir es hier mit einer richtigen Suggestion zu thun haben, die nur in ihrer Herbeiführung, nicht in ihrer weiteren hypnogenetischen Wirksamkeit von der gewöhnlichen Verbal-eingebung verschieden ist.

Die so gewonnene Erkenntnis läßt noch weitere Anwendungen zu, über die der treffliche Gurney neuerdings eingehend gehandelt hat. Janet, Héricourt und Luquet haben übereinstimmend beobachtet, daß bei ihren Sensitiven — nicht etwa bei den gewöhnlichen hypnotischen Versuchspersonen — der Glaube, sie würden beeinflusst, nicht zur Hypnotisierung genügt, sobald die Willenskonzentration seitens des Operateurs fehlte. Also auch bei den üblichen nicht telepathischen Experimenten kann etwas über die Suggestion und die physischen Reizungen hinaus im Werk sein, was wir aus Gründen der Analogie und der Zweckmäßigkeit in der mentalen Suggestion finden.

1) Vgl. Dessoir, Das Doppel-Selbst. II. 2. Aufl. Schriften der Gesellschaft für Experimentell-Physik. Berlin. 1889.

mäßen und für identisch halten können mit jenem undefinierbaren spezifischen Einfluß gewisser Magnetsphäre, von dem auch heute

nach eine Reihe bedeutender Forscher auf unserem Gebiete, freilich im Gegensatz zu der Masse moderner Hypnotisten, überzeugt ist.

So eröffnet die Verbindung von Hypnotismus und Telepathie nach verschiedenen Richtungen hin neue Ausblicke.

Die Glücksnummer.

(Häufiglich!) von

Gustav Hartwig.

Sechshundert Gulden! Ist's wirklich wahr?
Es war' ein Glück! Hier — es ist klar —
Hier steht die Kummer und deutlich dabei:
Sechshundert Gulden Gewinn. — Jubel!

Nun ist's vorbei mit Elend und Not,
Mit Sorge um mein kärglich Brot,
Wie andre Menschen kann ich nun
Mir auch einmal was Gutes thun.

Wenn's jetzt mich friert, so heiß' ich ein
Und sitz' im warmen Kämmerlein,
Und hungert's mich, für Speis' und Trank
Kann ich jetzt sorgen, Gott sei Dank!

Und morgen, ob's auch friert und schneit,
Dann gehe ich zu guter Zeit,
Auf daß vor Nacht zurück ich bin,
Zur Stadt und hebe den Gewinn. —

Ich breitet über's stille Land
Sich aus der Dämmerung Gewand;
Zur matt aus trüben Wolken bricht
Es graun'den Tages karges Licht.

Es bebt es sich vom dunkl'gen Stor,
Ein dunkler Schatten tritt hervor,
Zu schneebedeckten Weg entlang
Ein Wand'rer zieht mit rüß'gem Gang.

Leutlich erkirbt der Schritte Schall
Im Schnee, ganz still ist's überall;
Doch, ob auch einsam und allein,
Es schaut der Wand'rer froh darein.

Ob's auch von Eis und Schnee rings starrt,
Er denkt des Glücks, das seiner harrt,
Denkt seines Schatzes, mit dem Schein
Des Tags trifft er am Ziele ein.

Am 1. Jan. 1888. „Mähr. Schlef. C.“ aus Groß-
Wirkau, Januar 1888: „In unserem Dorfe trug sich
am 1. Jan. 1888, daß ein Gewinn in der Zahlenlotterie die
Waise des toten eines Menschen wurde. Ein armer
Eigenthümer aus Pöchlitz gewann in der Lotterie 600 Gul-
den. Soll Freude ging derselbe zur Zeit der heftigen
Eiswinter vor Neujahr nach Mährisch-Schönberg (Eu-
ropa) um seinen Gewinn zu heben. Im heftigen Schnee-
sturm verlor er denselben den Weg und wurde später er-
fahren aufgefunden. Die 600 Gulden fanden sich wohl-
erhalten in seiner Tasche.“

Er nimmt auf seinem Glückesgang
Sechshundert Gulden in Empfang
Und gönnt, bevor zurück er kehrt,
Sich Speis' und Trank, so oft entbehrt.

Freudig, gestärkt tritt er alsdann
Von Dank erfüllt den Rückweg an;
Durch gramgefurchte Züge bricht
Ein Strahl des Glücks. — Der Schnee fällt dicht.

Bis in der Bäume Kronen spannt
Sich aus das weiße Schneegewand;
Wohin der Blick dringt, schimmert bleich
Und grell die Stur und Strauch und Zweig.

Des Pfades Spur im Schnee verschwand,
Der Wand'rer hält, zum Ziel gewandt,
Die Richtung, die er nie verfehlt,
Sitzt ein, von Zuversicht befeelt.

Ob ihn auch Schnee umwirbelt dicht,
Noch leuchtet ihm des Tages Licht
— Will's Gott — bis zu dem nahen Ziel.
Weh, wenn die Nacht ihn überfiel.

Da fliebt, vom Windeshauch erfasst,
Der Schnee herab von Strauch und Ast,
Und tausend wirft in raschem Lauf
Ein Windstoß Schneefraubwolken auf.

Der Wand'rer bebt, ein kurz' Gebet
Die Lippe spricht, er weiß, es steht
Ihm schwerer Kampf bevor und jetzt
Heißt's alle Kräfte eingesetzt. —

Tief in den Schnee sein Fuß sich senkt,
Doch unbeirrt den Schritt er lenkt,
Von Gottvertrau'n und Mut belebt,
Dem Ziele zu, nach dem er strebt.

Es rauscht, es wirbelt um ihn her. —
Wie Gischt im aufgewühlten Meer
Setzt sich der Schnee, der sturmbedrängt
Von allen Seiten ihn umringt.

Nie hatte sich ein Glückesstrahl
Zu ihm verirrt, zum erstenmal
Erglänzt in froher Hoffnung Schein
Das Ziel, sein armes Kämmerlein.

Und jetzt soll's unerreichbar sein?
„Nein!“ zuckt's durch jeden Nerv ihm „Nein!“
Und Schritt vor Schritt entgegen stemmt
Er sich dem Sturme, der ihn hemmt.

Er kann nicht fern der Heimat sein,
Schon bricht die Dämmerung herein,
Zur Seite seines Weges ziehn
Sich Bäume bis zum Dorfe hin.

Es späht sein Blick entlang den Pfad,
Ob sich Erlösung noch nicht naht,
Ob noch kein schirmend' Dach ihm winkt,
Kein Lichtstrahl ihm entgegenblinkt.

Der Sturm peitscht Schnee ihm ins Gesicht
Und er vermag im Dämmerlicht
Nicht mehr die Bäume jetzt zu seh'n,
Die an des Weges Saume steh'n.

Er schreitet rechts und links im Raum,
Vorwärts, zurück — da ist kein Baum,
Kein Stamm zu tasten, noch zu seh'n,
Herr Gott! Was liebst du geschah'n!

Sein Blut gerinnt, unsäglich Weh
Zieht in sein Herz. — Verirrt im Schnee,
Von Nacht umhüllt, im Sturmgebräus!
Das Ende naht, der Kampf ist aus.

Nach welcher Richtung er sich schlägt,
Wohin sein müder Fuß ihn trägt,
Liegt tiefer Schnee und seine Kraft
In hoffnungslosem Kampf erschläft.

Er ist zum Opfer auserseh'n,
Hin ist die Kraft zu widersteh'n.
Er hält, es wiegt die schwere Last
Des Tags ihn ein zur letzten Rast.

Und eine süße Ruhe schleicht
Sich über ihn, die Sorge weicht,
Von schönen Bildern traumgewebt
Ist er im sanften Schlaf umschwebt.

Das arme Herz, das freudig schlug,
Als heimwärts seinen Schatz er trug,
Steht still; er ruht, jedweden Weh
Auf immerdar entrückt, im Schnee.

Streifzüge durch die Pariser Ausstellung, durch Stadt und über Land.

Von

Eugen v. Jagow.

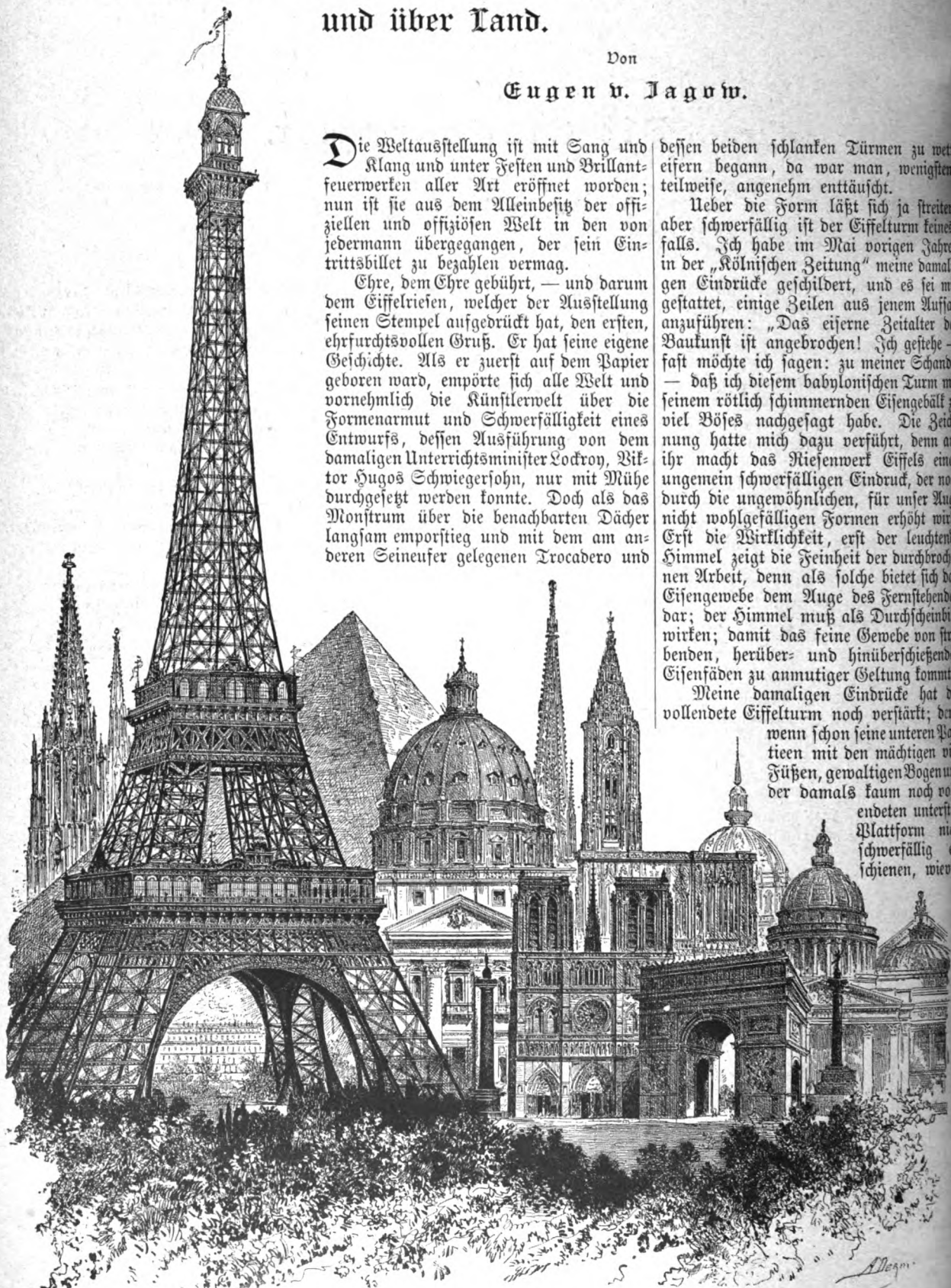
Die Weltausstellung ist mit Sang und Klang und unter Festen und Brillantfeuerwerken aller Art eröffnet worden; nun ist sie aus dem Alleinbesitz der offiziellen und offiziellen Welt in den von jedermann übergegangen, der sein Eintrittsbillet zu bezahlen vermag.

Ehre, dem Ehre gebührt, — und darum dem Eiffelturm, welcher der Ausstellung seinen Stempel aufgedrückt hat, den ersten, ehrfurchtsvollen Gruß. Er hat seine eigene Geschichte. Als er zuerst auf dem Papier geboren ward, empörte sich alle Welt und vornehmlich die Künstlerwelt über die Formenarmut und Schwerfälligkeit eines Entwurfs, dessen Ausführung von dem damaligen Unterrichtsminister Lockroy, Viktor Hugos Schwiegersohn, nur mit Mühe durchgesetzt werden konnte. Doch als das Monstrum über die benachbarten Dächer langsam emporstieg und mit dem am anderen Seineufer gelegenen Trocadero und

dessen beiden schlanken Türmen zu weiteisen begann, da war man, wenigstens teilweise, angenehm enttäuscht.

Ueber die Form läßt sich ja streiten, aber schwerfällig ist der Eiffelturm keinesfalls. Ich habe im Mai vorigen Jahres in der „Kölnischen Zeitung“ meine damaligen Eindrücke geschildert, und es sei mir gestattet, einige Zeilen aus jenem Aufsatz anzuführen: „Das eiserne Zeitalter der Baukunst ist angebrochen! Ich gestehe fast möchte ich sagen: zu meiner Schande, — daß ich diesem babylonischen Turm mit seinem rötlich schimmernden Eisengebüß zu viel Böses nachgesagt habe. Die Zeichnung hatte mich dazu verführt, denn auf ihr macht das Riesenwerk Eiffels einen ungemein schwerfälligen Eindruck, der noch durch die ungewöhnlichen, für unser Auge nicht wohlgefälligen Formen erhöht wird. Erst die Wirklichkeit, erst der leuchtende Himmel zeigt die Feinheit der durchbrochenen Arbeit, denn als solche bietet sich das Eisengewebe dem Auge des Fernstehenden dar; der Himmel muß als Durchscheinebild wirken; damit das feine Gewebe von strebenden, herüber- und hinüberschießenden Eisenfäden zu anmutiger Geltung kommt.“

Meine damaligen Eindrücke hat der vollendete Eiffelturm noch verstärkt; denn wenn schon seine unteren Partien mit den mächtigen vier Füßen, gewaltigen Bogen und der damals kaum noch vollendeten untersten Plattform nicht schwerfällig erschienen, wieviel



Cölnner Dom.
Stefansdom.

Eiffelturm.

Cheops-Pyramide.

Peterskirche. Dom in Rouen.
Vendomesäule. Strasburger Münster.
Notre-Dame.

Dom der Indaliden. Pantheon.
Triumphbogen. Juliasäule.

Palais
Große Oper.



Eugénie-Palais (S. 735).

weniger kann das jetzt bei dem Gesamtwerk der Fall sein, das sich immer ätherischer verjüngt! Man kann dem 300 m hohen Eiffelturm sogar den umgekehrten Vorwurf machen, daß er nämlich zu sehr einem Gerippe, einem bloßen Gerüste gleicht. In der That erzählt man sich eine niedliche Anekdote von einem Bäuerlein, das auf die Frage, wie ihm denn die Ausstellung gefallen habe, die Antwort gab: „Sehr, sehr gut! Wenn ich nur den Eiffelturm schon hätte sehen können!“ Jetzt, wo die erste Plattform, auf der vier Restaurants untergebracht sind und die, ich weiß nicht für wieviel tausend Menschen Raum hat, gedeiht und also undurchsichtig geworden ist, macht sie, besonders von der Nähe betrachtet, allerdings einen etwas massiven, präsentier-
 tellerartigen Eindruck, ja, es will mir scheinen, als laste sie ein wenig auf den sie umschließenden, an Gartenanlagen und kleineren Pavillons überreichen Teil des Marsfeldes. Und doch befindet sich diese Plattform, zu welcher der Aufzug einen für zwei Franken hinausbefördert, so hoch, wie die Türme der Notre-Dame!

Ueber die Form des eisernen Riesengebäudes, von dessen Höhe man auf das Paris der Ausstellung, auf die ferneren Stadtteile und die Seine, die sich silbern durch die hellergrüne, villen- und hügelreiche Landschaft schlängelt, eine wahrhaft atemberaubende Rundschau hat, läßt sich, ich wiederhole es, streiten und ebenso über dessen schreiend bunte Bemalung. Letztere verurteilt, wenn ich so sagen darf, das böse Gewissen des Architekten. Man könnte nach Art des Bauern sagen: „ich sehe zwar Linien, aber keine Architektur!“ Von einer künstlerischen Gliederung, von einer räumlichen Gegenüberstellung der Motive, von jener reichen Abwechselung des Zierats, wie wir sie bei der Gotik bewundern, kann nicht die Rede sein. Es fehlt der Plan oder wenn es einen solchen gibt, so ist es doch jedenfalls kein künstlerischer, sondern ein mathematischer. Möglich ist, daß unsere Epigonen dieser durch den Eiffelturm inaugurierten Eisenarchitektur ohne Vollwände, ohne Schatten und Licht, dieser plain air-Kunst, wenn ich so sagen darf, Geschmack, sogar künstlerischen Geschmack abgewinnen werden

wahres architektonisches Perpetuum mobile,“ so schrieb ich im Mai vorigen Jahres. Also möglich, daß das, was uns heute eintönig oder gar tot erscheint, dereinst als das Leben selbst empfunden werden und daß die vervollkommnete Eisen-technik vielleicht noch zu vollkommeneren Formen dieser neuen Kunst führen wird.

„Aber wir verlangen ja gar keine Kunst!“ hat man mir schon oft auf jene und ähnliche Einwände erwidert: „wir leben im Zeitalter der Wissenschaft. Es handelte sich gerade auf dem modernen Boden der Weltausstellung, welche dem Gewerbesleiß, dem Maschinenbau, dem Handel einen unverhältnismäßig größeren Raum zuweist, als der Kunst, in erster Linie darum, dem Zeitalter des Dampfes, der Elektrizität, des Maschinenwesens ein Triumphmal zu errichten. Eiffel wollte zeigen, was die Technik heute zu leisten vermag und wie man mit Eisen und mit nichts als Eisen bauen kann!“

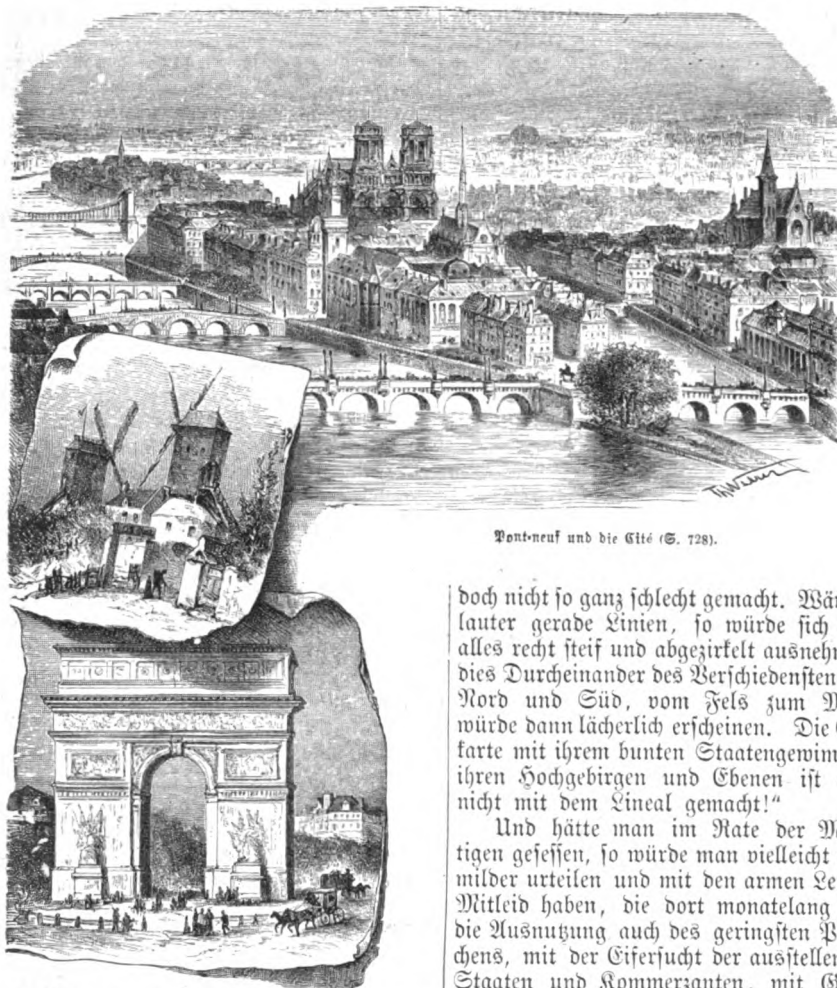
Wir fehlt der Raum zu ästhetischen Kontroversen. Lassen wir jene Frage daher ganz auf sich beruhen, oder vielmehr werfen wir eine andere, mit ihr zusammenhängende, auf: konnte von der Wissenschaft wirklich nichts Besseres erdacht werden, etwas Nützlicheres und darum Großartigeres, als diese dürftige Konkurrenz mit einem echten architektonischen Kunstwerk? Welch magerer Triumph, daß man den höchsten Turm der Welt erbaut hat! Ein kleines Türmchen auf der Höhe eines Mittelgebirges ist ja doch ein besseres Observatorium, als das des Eiffelturms. Bleiben die elektrischen Experimente übrig, die man versuchen wird und die in einer Großstadt ja besonderen Wert haben können. Aber das ist doch zu wenig. Und doch wird der Name Eiffels nicht durch seinen Viadukt über das Thal der Truypère, nicht durch den Viadukt von Garabit unsterblich werden, sondern durch seinen Ausstellungscoloss am Ufer der Seine. Irdische Gerechtigkeit!

Treten wir nun eine Wanderung durch das Weltausstellungsgebäude an, das, wie die Leser gewiß schon wissen, drei wohlgeschiedene Gruppen bildet: das des Marsfeldes, gewissermaßen die Zentralgruppe, das des Trocadero am anderen Ufer der Seine und das der Esplanade des Invalides, welche durch die lange, darmartig an dem dampferreichen Fluß entlanglau-

fende landwirtschaftliche Ausstellung mit dem Marsfeld verbunden ist.

Ich möchte mit den in Meterzahl ausgedrückten Höhen- und Längenverhältnissen, die man in jedem „Leitfaden durch die Ausstellung“ finden kann, nicht Mißbrauch treiben, denn es gibt kaum etwas Trocheneres, minder Anschauliches. Es genügt die Bemerkung, daß das Ausstellungsgebiet so groß ist, daß man sich genötigt sah, eine übrigens sehr merkwürdige Eisenbahn zu konstruieren, welche nicht nur das Marsfeld wie ein Gürtel einschließt, sondern auch an der vorerwähnten landwirtschaftlichen Ausstellung entlang die beiden am linken Ufer der Seine gelegenen Ausstellungsgebiete verbindet. Fügen Sie diesem Verbindungsmittel eine große Zahl von Mauleseln, Rollwägelchen und anderen Transportmitteln bei, und Sie werden sich wenigstens eine kleine Vorstellung von dem bunten Hin und Her auf diesem relativ kleinen Stücklein Erde machen können, das in Palästen und Pavillons, in Gärten und Cafés, dreihundert Meter über der Erde bis tief unter die Erde hinab in die geologische Ausstellung des Trocadero täglich hunderttausende von Besuchern durcheinanderschüttelt und versorgt, mehr, als manche weltberühmte orientalische Hauptstadt über-

Turm von St. Jacques (S. 743).
Am Ofe des neuen Louvre (S. 733).



Pont-Neuf und die Cité (S. 728).

Die Mühle de la Galette (S. 726). — Triumphbogen (S. 735).

haupt Einwohner zählt. — Doch bevor wir uns mit diesem überaus bunten internationalen Gewimmel beschäftigen, ein schneller, schweifender Blick auf die vorerwähnten drei Ausstellungsgebiete.

Wer ohne Situationsplan nach gankeln der Schmetterlingsart von den Ausstellungsblüten nippt, dem kann leicht ähnliches begegnen, wie in der großen Weltstadt und in einem ihrer alten Stadtteile: er verirrt sich. Ein paar Hauptstraßen, die man Avenues heißt, aber daneben eine solche labyrinthische Fülle von Gassen und Gäßchen, von geheimnisvoll gewundenen Gartentpfaden, von Hallen, Zwischenhallen, Eingängen und Ausgängen — selbst die Sackgassen fehlen nicht! — daß man wohl schließlich nach langem Irren ärgerlich ausruft: „Hole der Teufel die Konfusionariusse, welche dies künstlerische Chaos geschaffen haben!“ Ermüdet und durstig begibt man sich dann endlich zu einer der zahllosen Trinkhallen, setzt man sich vor eines der Cafés, deren es nicht weniger als dreißig gibt — französische, russische, tonkinesische, algerische, grönlandische und, wenn ich nicht irre, feuerländische etc., — erfrischt man sich. Die Zigarre, wenn es nicht gerade eine Monopolzigarre ist, schmeckt auch gut, man atmet wieder auf, wird gerechter und denkt: „Die Konfusionariusse haben es am Ende

doch nicht so ganz schlecht gemacht. Wären's lauter gerade Linien, so würde sich doch alles recht steif und abgezirkelt ausnehmen; dies Durcheinander des Verschiedensten von Nord und Süd, vom Fels zum Meer, würde dann lächerlich erscheinen. Die Erdkarte mit ihrem bunten Staatengewimmel, ihren Hochgebirgen und Ebenen ist auch nicht mit dem Lineal gemacht!“

Und hätte man im Räte der Mächtigen gesessen, so würde man vielleicht noch milder urteilen und mit den armen Leuten Mitleid haben, die dort monatelang um die Ausnutzung auch des geringsten Platzchens, mit der Eiferfucht der ausstellenden Staaten und Kommerzanten, mit Geld- und Zeitfragen, mit Uebelwollen und Kleinigkeitskrämerei zu ringen hatten, ja, als wenn sie einen Kürschnerschen Litteraturkalender zu schreiben gehabt hätten.

In erster Linie handelte es sich natürlich darum, die Hauptgrundzüge des Ausstellungsplanes festzulegen. Der Trocaderopalast hatte schon in der letzten Weltausstellung des Jahres 1878 seine Rolle gespielt. Er und die, wie der Name sagt, gottlob, schon recht alte Zenabridge, deren Verlängerung seinen Mittelpunkt trifft, waren gegebene Größen, mit denen man auch diesmal rechnen mußte. Man verlängerte also die genannte, ideale Linie auch über das linke Ufer hinaus über das ein längliches Viereck bildende Marsfeld, das sie halbiert. Man plazierte den Eiffelturm unfern der Seine derart, daß jene Linie unter ihm hindurchläuft, hinter ihm eine breite Avenue bildet, die von Gärten eingefast ist und auf das Palais des Expositions diverser ausmündet.

Damit war der Grundplan des Marsfeldes festgelegt. Dasselbe bildet in seiner Mitte einen mächtigen Garten, den Jardin central, welcher mit den Pavillons etlicher europäischer und überseeischer Kleinstaaten, sowie mit Cafés und Kiosken bunt genug ausgestattet ist, die monumentalen Gebäude und Galerien mehr oder weniger absondert und für die Abwechslung sorgt.

Auf der einen Seite des Oblongums haben wir also den Eiffelturm; rechts und links von ihm auf den Längsseiten den

Palast der Beaux-Arts und den der Arts libéraux. Ihm gegenüber, wie schon erwähnt, das Palais des Expositions mit dem Hauptstock der ausgestellten internationalen und nationalen Schätze, bestehend aus einer größeren Zahl von Galerien, die parallel nebeneinanderlaufend sich hufeisenartig nach den Längsseiten des Vierecks umbiegen und von letzteren noch ein gutes Stück einnehmen. Hinter diese Galerien, ebenfalls parallel zu ihnen laufend, sie weit überragend und mit ihnen ein mächtiges Ganze bildend, die Maschinenhalle, die dem Eiffelturm gewissermaßen das Gegengewicht hält. Letztere hat — und hier sei eine Ausnahme von der Regel gestattet, die Leser nicht mit Zahlenangaben zu ermüden, — eine Länge von 410 Meter, eine Breite von 150 Meter, eine Höhe von 45 Meter, und sie umfaßt einen Flächenraum von über 48324 qm. Diese Maschinenhalle ist wohl unstreitig das Großartigste, was die Weltausstellung überhaupt aufzuweisen hat, den Eiffelturm nicht ausgenommen, der in erster Linie den Zweck hat, das große Publikum anzulocken und zu blenden.

So einfach dieser Grundriß erscheinen mag, er hat denen, die ihn zu entwerfen hatten, doch, wie gesagt, viel Kopfschmerzen gemacht, und zwar um so mehr, als es sich darum handelte, auch den kleineren Ausstellern Raum zu gewähren, den verschiedensten Ansprüchen des Publikums auf ein fröhliches, jahrmartartiges Treiben auf einen leichteren Genuß zu entsprechen, als ihn mächtige Galerien mit ihren zusammengepreßten Schätzen zu gewähren vermögen. Reichliche materielle Ausstattungen, gastronomische Paläste, Probeweinstuben, Panoramas, ein Spielhaus für Kinder



ein Heidelberger Faß im vergrößerten Maßstab, Theater, Feste, Feuerwerk und tausenderlei andere Zerstreungen erschienen notwendig, wenn man sich nicht dem Vorwurf aussetzen wollte, etwas Langweiliges erdacht und erbaut zu haben. Aber wo und wie diese Möglichkeiten schaffen, wo und wie alle diese bunten Bilder, lauschigen Plätzchen, Tempelchen, Rasenflächen, elektrisch erleuchteten Fontänen derart anbringen, daß sie mit der Umgebung in keinen allzuschreienden Widerspruch gerieten?

Und es ist den Männern, welche diesen Stein der Weisen zu entdecken hatten, doch gelungen. Alles steht in Harmonie und die Weltausstellung macht den Eindruck einer Erde im verkleinerten Maßstab mit ihren Bodenerzeugnissen, ihrem edlen Gestein, ihrer üppigen Palmenwelt und ihrer eismürrigen Vegetation, ihren kostbaren Geweben, ihren Hütten und Palästen, ihren Kirchen und Moscheen, ihrer Technik, ihrer Wissenschaft, ihrer Kunst.

Das Gelände, das vom hochgelegenen Trocaderopalaste zur Seine allmählich hinabsteigt, ist im wesentlichen dasselbe geblieben wie im Jahre 1878. Hinzugekommen ist nur die geologische Abtheilung in eben den unterirdischen Räumen, wo dereinst die edle Champignonzucht betrieben wurde. Wer sich für die Paläontologie interessiert und die Lehre von der Entstehung der Erde mit ihrer festen Kruste und ihren Schichten an zahllosen Beispielen bestaunt sehen will, der ist hier am rechten Platz. Und wenn er ein ähnliches Interesse für die allmähliche Entstehung unserer heutigen Wunderpaläste aus der prähistorischen Höhle und den Pfahlbauten unserer Vorfahren besitzt, so braucht er nur die Zénabridge zu überschreiten und er findet das alles zur Rechten des Eiffelturms von Garnier allerdings mit einiger Phantasie „rekonstruiert“, wie der Franzose sagt. Garnier, der Erbauer des prachtvollen Opernhauses in einer jener primitiven Behausungen sitzend, die einer seiner Berufsgegnossen aus der Urzeit mit nackter Faust oder mit einem Steinmesser gezimmert hat, welch ein Gedanken anregendes, felsenartiges, lebendiges Bild! Und es gibt noch immer Menschen, welche nicht an den Fortschritt des Menschengeschlechts glauben!

Doch kehren wir schnell zum Trocadero zurück, von dem wir uns vom Marsfelde wieder hatten abblenden lassen. Eine zweite und große Neuveränderung ist die Obst- und Blumenausstellung, die alle 14 Tage einer neuen weichen wird und zumal auf die Damenwelt eine bedeutende Anziehungskraft ausüben dürfte. Wo Blumen sind, da fehlt auch das Wasser nicht, und so werden denn die prächtigsten Rasen mit ihren Sprühregen deren zarte Kelsche nehen.

Die Esplanade des Invalides dürfte vielleicht neben dem Eiffelturm der Clou der Ausstellung sein, wohlverstanden für die, welche keine Fachleute sind, -- und das

position coloniale stößt, welche in einem 250 m langen oblongischen Raum von den Erzeugnissen der Kolonien eine ziemlich erschöpfende Vorstellung gibt.

Nachdem ich nun eine allgemeine Skizze der Weltausstellung und ihrer drei Gruppen gegeben habe, wollen wir nun planlos hierhin und dorthin schweifen, um dies

oder jenes herauszuheben, ist es doch eine völlige Unmöglichkeit, in den mir gegebenen engen Rahmen den überreichen Stoff hineinzudrängen oder ihn gar zu erschöpfen.

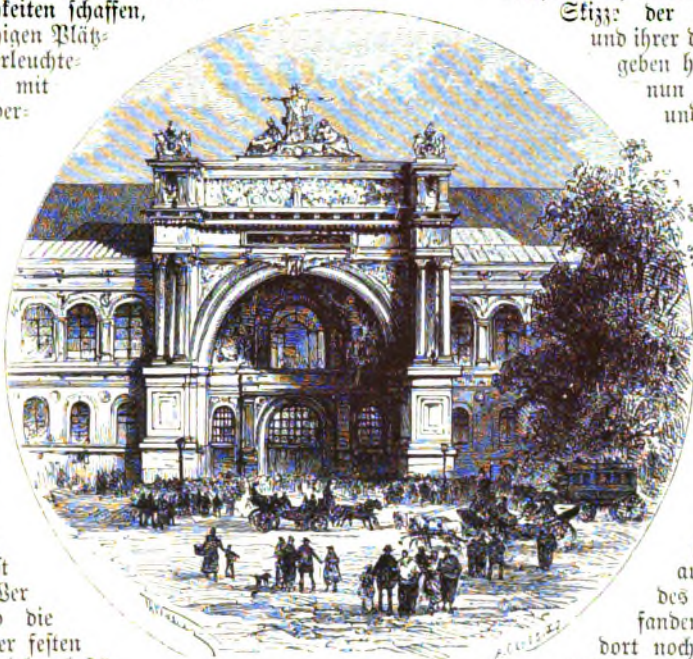
Da wir uns zuletzt gerade auf der Esplanade des Invalides befanden, so wollen wir dort noch ein wenig verweilen, und zwar zunächst in dem algerischen Viertel. Den

Haupteingang zu demselben bildet eine reich mit Arabesken und anderem Zierat verfehene Thür mit vier Säulen, wie man sie in den prächtigsten maurischen Häusern Algeriens findet. Daneben das überaus schlanke, die anmutigsten Linien aufweisende 22 m hohe Minarett der Moschee des Sidi-Abd-el-Rhamman. Zur Linken dieses mit einer Treppe und zwei arabischen Loggias ausgestatteten Turmes eine große Galerie für die schönen Künste und das Kunstgewerbe Algeriens. Im Zentrum dieses Palastes ein maurischer Hof, wie man ihn schon im südlichen Spanien häufig findet, aber mit der afrikanischen Flora geschmückt.

Auch die tunesische Abtheilung ist reich an Nachbildungen. Das Grab des Sidi-Ben-Aruk in Tunis, die monumentale Kuppel des Mihrab der großen Moschee von Kerkennan, ein tunesischer Bazar in den roten und grünen Farben des Propheten verdienen die eingehendste Betrachtung. Zum Ueberfluß kann man auch noch tunesische Arbeiter bei ihrer Arbeit sehen, tunesische Konzerte hören und sich vor einem etwaigen tunesischen Sonnenbrande in tunesische Cafés flüchten.

Die Militärausstellung hüllt sich in die Rüstung des Mittelalters; Festungsgraben, Zugbrücke, Zinnen, zwei trotzende frenalisierte Türme, nichts fehlt, um dem Besucher schon von fern ihren Charakter anzukündigen. Daneben eine Ausstellung der Post und Telegraphen, sowie eine solche für die Hygiene. Man sieht, jedes Interesse ist vertreten und kein Besucher geht völlig leer aus.

Wir haben uns der Gürtelbahn be-



Invalidenpalast in den Champs Elysées (S. 741).

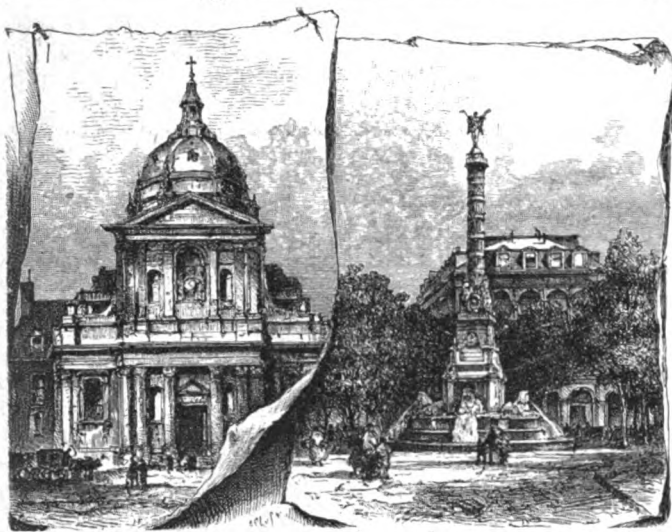


Sternwarte (S. 736).

find doch schwerlich die meisten. Es gilt hier, Frankreichs Kolonien, zumal Algerien und Tunesien ein Loblied zu singen oder vielmehr diese Kolonien selbst sich besingen zu lassen. Aber auch der Senegal, auch Madagaskar, auch die amerikanischen, asiatischen und australischen Kolonien sind nicht vergessen.

Freilich wird man hier vergeblich nach mächtigen Palästen suchen, die auch nur dem Invalidenhotel gleichkämen, vergeblich nach der Kuppel einer Moschee, welche mit der vergoldeten Kuppel des Invalidendoms, der Gruft des ersten Napoleon, rivalisieren könnte, aber man wird um so mehr überaus malerische Paläste und Pavillons, ja ganze Dörfer finden, die in allen Farben schillern und die wunderbarsten Formen aufweisen, Dörfer aus dem Senegal, aus Tahiti, aus dem Tongking.

Nichts einfacher, als sich in dieser dritten Gruppe der Weltausstellung zurechtzufinden. Eine einzige große Avenue durchschneidet die Esplanade, von der Seine kommend und mit dem Invalidenhotel einen rechten Winkel bildend. Zu ihren beiden Seiten reihen sich die genannten Dörfer und Paläste einander an, bis man endlich auf die eigentliche Ex-



Die Sorbonne (S. 737). — Fontäne der Victoire auf der Place du Châtelet (S. 749).

dient, um wieder zum Marsfelde zu gelangen, und haben im Vorüberfliegen einen Blick auf die Bastille geworfen, die übrigens schon ein alter Bekannter vom vorigen Jahre für uns ist. Diese Nachahmung des berühmten Gefängnisses und der daselbe umgebenden Gassen des vorigen Jahrhunderts wurde den Pariser schon vor beinahe Jahresfrist eröffnet, vielleicht um ihnen einen Vorgeschmack der Weltausstellung zu geben und möglichst viel Geld herauszuschlagen, an dem stets Mangel ist. Da es an Zeichnungen und Dokumenten keineswegs fehlt, so wäre es nicht schwer gewesen, selbst die geringsten Einzelheiten mit peinlicher Gewissenhaftigkeit neu erstehen zu lassen. Aber es gebrach auch hier an Raum. Und so findet denn der geschichtliche Forscher manche Verstöße gegen die Ueberslieferung. So war das alte Bollwerk des Absolutismus, dessen Erstürmung für das Datum des republikanischen Nationalfestes bestimmend war, von allen Seiten von einem mächtigen Graben umgeben, den Latude bekanntlich nur mit großen Schwierigkeiten überwand. Am Marsfelde dagegen lehnen sich die übrigens sehr merkwürdigen Verkaufsbuden und Häuserchen an die schwarze Wand der Bastille unmittelbar an. Auch der Grundriß ist erheblich verjüngt; dagegen entspricht die Höhe derjenigen der Ueberslieferung, denn nach oben hin hatte man selbst auf dem Weltausstellungsgelände Raum, und Schwierigkeiten boten sich in der Beziehung für die vervollkommnete Technik unserer Tage natürlich nicht. Wie hoch waren die Zinnen der Bastille dem Zeitalter des Sonnenkönigs erschienen! Heute dünken sie uns neben der benachbarten Maschinenhalle oder gar neben dem alles überragenden Eiffelturm geradezu verschwindend klein.

Wir haben, so nehme ich an, auf der Gürtelbahn zum Zweck einer Orientierungsreise das ganze Marsfeld umkreist und sind im Bahnhof an der Avenue Suffren ausgestiegen, welche letztere, beiläufig bemerkt, noch vor einem Jahr eine beinahe ver-

gelehrtesten Abhandlungen, veranschaulicht dort das Bild die ungeheuren Schwierigkeiten, welche Lesspess überwunden hat und zum Teil leider noch zu überwinden hat, ohne daß ihm letzteres gelingen dürfte. Manchem Aktionär der Panamapapiere dürfte jener Pavillon daher als eine Art von Mausoleum erscheinen, während die Amerikaner, die ihn besuchen, vielleicht Mühe haben werden, ihre Schadenfreude zu unterdrücken, und sich in demselben schon ganz heimisch fühlen dürften.

Etwas weiter die Ausläufer der brasilianischen Ausstellung nebst einer Bierausstellung, welche sich in bedenklicher Nähe von einem künstlichen, mit Felsen umschmückten See befindet; ferner die Pavillons von Venezuela, Mexiko, der höchst merkwürdige Pavillon der Telephongesellschaft, der Gasgesellschaft, ein finnländischer Pavillon, ein norwegisches Chalet, der Eiffelpavillon, eine Diamantenschleiferei, der Pavillon der Staatsmanufakturen, das Theater der Folies Parisiennes, der Pavillon der Presse, der Stadt Paris etc. Unmöglich, auch nur für eine Aufzählung all der großen und kleinen Wunder den nötigen Raum zu finden!

Man kann sich übrigens vorstellen, daß auch das Seineufer, ja, die Seine selbst vom Ausstellungsfieber nicht verschont geblieben sind. Während am anderen Ende des Marsfelds die Maschinen stöhnen und arbeiten,

rufen, menschen- und häuserarme Straße war, heute aber, wie auf einer Perlenschnur, Café an Café, Bazar an Bazar, Kiosk an Kiosk reiht. Nur wenige Schritte davon befindet sich der Pavillon der Kompanie von Suez und Panama, dessen Inhalt gerade für die Leser von „Vom Fels zum Meer“ ein besondres Interesse haben dürfte.

Klarer, als die

haben wir hier die Wassermühlen, Turbinen, Boote, Pumpen, Hebemaschinen, und selbst ein Austerpark fehlt nicht.

Ueberhaupt ist für Wasser, das nun einmal zur Belebung einer Landschaft, wenn man das Ausstellungsgebäude so nennen darf, unumgänglich notwendig ist, reichlich gesorgt. Die Rasaden des Trocadero, die Seine, die kleinen Seen und schließlich zwei monumentale Springbrunnen, deren einer unmittelbar unter dem Eiffelturm, der andere auf der von diesem zum Palais des Expositions diverses führenden Avenue seine Künste spielen läßt.

Den beiden Zwillingspalästen der Beaux-Arts und dem der Arts libéraux widmet der Besucher natürlich eine weit längere Zeit, als den Pavillons von Uruguay, von San Domingo, von Paraguay, von Guatemala, von Monaco und selbst dem Pavillon der Aquarellisten, denn der erstgenannte ist derart mit Tableaux, Zeichnungen und Skulpturen vollgepfropft, daß er trotz seiner ansehnlichen Größe viel zu klein erscheint. Wenn man erwägt, daß der fremde Kunstfreund, der zum erstenmal nach Paris kommt, außer dem genannten Palais auch noch den Louvre, den sogenannten Salon in den elyseischen Feldern, die Galerie am Luxembourg und manche andere Heimstätten der Kunst zu besichtigen hat, so gilt hier wirklich das Wort: embarras de richesses.

Auch das Palais des Arts libéraux dürfte zahlreiche Liebhaber finden. Es birgt die Ausstellung des Ministeriums für den öffentlichen Unterricht; Druckereien, Buch-



Eine Kneipe am Point du Jour (S. 751).

Halle der Dampfschiffe (S. 751)



handel, Schulmaterial, Photographie, medizinische und chirurgische Apparate, Präzisionsinstrumente, Karten, Pläne und zahllose andere Dinge, u. a. alles, was auf die Geschichte der Arbeit, auf deren Entwicklung Bezug hat. Man sieht, an bezeichnendem Material fehlt es in der Ausstellung nicht, und wer seinen Kursus fleißig durchmacht und nicht, wie die Herren Studenten Luteias, zu oft in den Cafés und Restaurants vorspricht, kann lernen: wie die Erde entstand, wie die Wohnungsfrage sich entwickelte, welche Stadien die Arbeit durchgemacht hat, wie es vor anderthalb Jahrhunderten in Paris aussah, wie es jetzt in den französischen Kolonien und schließlich wie es in der ganzen Welt aussieht, und wenn er letzteres gar Tag für Tag wissen will, so braucht er sich nur nach dem Zeitungstempel zu begeben. Dort kann er unentgeltlich des Morgens und Abends und sogar Mittags familiäre Zei-

runge be-
gonnen
haben. So
aber höre
ich damit
auf, um an-
zudeuten,
daß der Feil-
letonist

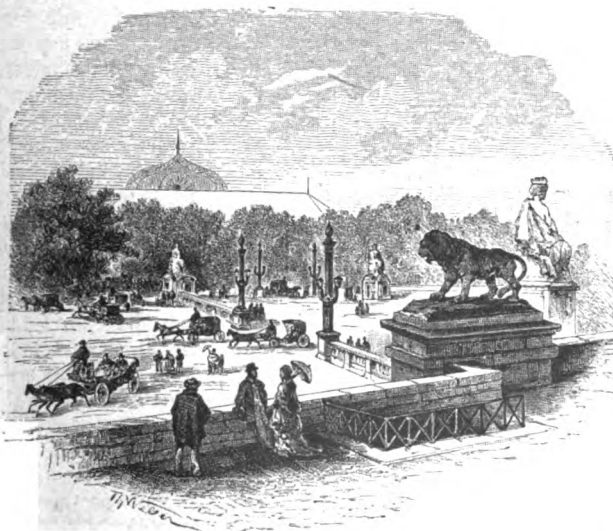
sein flüchtiges Werk dort vollendet hat, wo der Fachmann mit seinem gelehrten Vortrag ansetzt, indem er Warenballen an Warenballen vor unseren staunenden, aber vielleicht etwas ermüdeten Augen vorüberziehen läßt, die ausländischen Produkte mit den inländischen und unter sich vergleicht und uns für australische Wolle, englische Stahlfabrikation, Lyoner Seide, amerikanisches Petroleum zu begeistern, für nationalökonomische, technische, merkantilische Fragen zu interessieren sucht. Ich

versteht und die am geeigneten Orte und erst nach langem Studium von einem Fachmann gründlich erörtert zu werden verdienen.

Die Maschinenhalle ist, wie ich schon angedeutet habe, vielleicht die bedeutendste Leistung der Weltausstellung. Auch in ihr herrscht das eiserne Zeitalter, und mit einer unvergleichlich größeren Majestät als im Eiffelturm. Ihre himmelhohen Schornsteine, welche sie nach der Avenue de la Motte-Piquet begrenzen, machen den Eindruck von als Schildwache ausgestellten Riesen aus der Urzeit. Und doch hat diese gewiß nie etwas ähnlich Gigantisches aufzuweisen gehabt!

Die Halle, die in ihren überreichen Partien aus Glas in allen Regenbogenfarben schimmert, weist auch im Innern einen reichen Schmuck auf. Wandgemälde, Wappen und andere Dekorationen bedecken einen Flächenraum von 18000 m. Diese bloße Zahl erweist aufs deutlichste, in welchem großen Maßstab in diesem aus Eisen zusammengefügtten Pariser Kristallpalast alles angeordnet und durchgeführt ist. In dem Maschinenhof befinden sich nicht weniger als dreißig Maschinen, welche keinen andern Zweck haben, wie die tausende von Kollegen in der Halle in Bewegung zu setzen. Von zwei Rollbrücken aus genießt man des überaus großartigen Ausblicks auf diese gigantische Gesamtarbeit von Hunderttausenden von Rädern und Nadeln inmitten eines Gelärmes und Gebrauses, welches an das des Niagara-falls erinnern mag.

Die Galerien der Expositions diverses bedecken einen Flächenraum von 90000 m. Man weiß, daß die politische Bedeutung der Weltausstellung, welche das Cente-



Fontaine de la Liberté (S. 739)

für meine Person fühle dazu weder Neigung noch Beruf, und wenn es etwas Widerliches gibt, so ist es ganz gewiß jenes phrasenhafte Klugschwätzen über Dinge, die man nur halb oder gar nicht

lesen, und wenn ihm auch das noch nicht genügt, — doch nein, es muß ihm genügen, denn wenn der brave Cyprius dem braven Herkules heute seine zwölf Arbeiten aufzugeben hätte, würde er ihn ganz gewiß nicht die Stätte des Augias, sondern den Zeitungstempel reinigen lassen, und selbst dem Sohn des Jupiter, dem Eiffel der griechischen Mythologie, würde es nicht gelungen sein. Und nun noch einige Worte über das, was ich als die

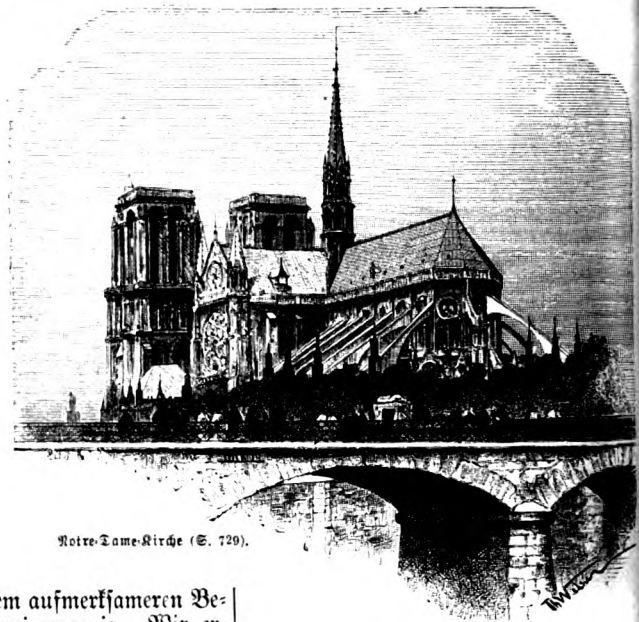
morceaux de résistance der Weltausstellung bezeichnen möchte, über die Maschinenhalle und das Palais des Expositions diverses. Hätte ich ein längeres Werk zu schreiben gehabt, so würde ich zweifellos mit dessen Schilde-

narium der ersten Revolution verherrlicht, viele Staaten veranlaßt hat, von einer offiziellen Beteiligung abzusehen. Das hat natürlich viele Private, die durch derartige Rücksichten nicht gebunden sind, keineswegs verhindert, dennoch an der Ausstellung sich zu beteiligen, und so ist denn an Komitees und Unterkomitees wahrlich kein Mangel. Die Privatunternehmer haben in Ermangelung einer staatlichen Subvention selbst ein Garantiekapital zusammengebracht, so England ein solches von anderthalb Millionen Franken, so Italien, Oesterreich-Ungarn und leider — auch Rußland, um von China ganz abzusehen, dagegen haben beispielsweise Belgien, Spanien, Rumänien, die Schweiz, Norwegen, Dänemark, Portugal mehr oder weniger große Unterstützungen zwischen 100 000 und 600 000 Franken bewilligt.

Die einzigen europäischen Länder, die nicht repräsentiert sind, sind Deutschland — und zwar Deutschland aus naheliegenden Gründen — sowie Schweden, die Türkei und Montenegro, welches letztere in der That wohl wenig auszustellen gehabt haben würde.

Aber das Schauen macht Leib und Geist müde, und wir suchen irgendwo in einem der Cafés oder Restaurants einen Stuhl zu bekommen, um etwa auszuweichen, eine Zigarre anzustecken und nach alter Germanensitte ein Glas Bier zu trinken. Wir sind froh, einigermaßen dem Menschengewühl entgangen zu sein, in welchem wir uns bisher Ellbogen an Ellbogen herum und hindurch drücken mußten. Wir atmen auf und ordnen unsere Gedanken und Empfindungen. In beschauliche Ruhe können wir uns aber nicht einwiegen, denn bald nimmt der Menschenstrom, welcher uns umwoht, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Der Mensch ist ja doch immer der interessanteste Gegenstand der Beobachtung für den Menschen, und hier bietet er sich uns in allen ethnologischen und sozialen Nüancen, Rassen, Varietäten dar, ohne daß wir ihn mit der Diogeneslaterne suchen müssen. Es ist eine kosmopolitische Menschenwohle, welche uns umrauscht; ungesucht drängen sich uns physiognomische Studien auf und wir sondern aus dem wirren Allgemeinen das Konkrete — wir finden beinahe unbewußt Typen auf, welche uns mehr oder weniger anregen und amuzieren. Wir schauen forschend und sondernd in die kaleidoskopische Menge, welche im Hin und Her sich an uns vorüberdrängt. Das Typische und Charakteristische fällt uns zunächst auf, das Spezifische der verschiedenen Nationalitäten. Am vorwiegendsten und augenfälligsten gibt sich, trotz allem Nivellierenden, was die Zivilisation, die Mode und das ganze moderne Leben mit sich bringen, der nationale Typus kund: das parisißche Element ist nicht zu verken-

nen und liefert den Grundton, die Lokalfarbe für die bewegte Szene vor uns. Der moderne Franzose hat eine nicht zu verleugnende Physiognomie, und diese offenbart sich in besonders kennzeichnender Weise am Pariser; welchem Stande und Alter er auch angehöre, welchen Grad der modernen Bildung, welches Geschlecht, welche Stufe von Wohlstand er auch repräsentiere, immer ist er, wie er sich dem aufmerksameren Beobachter darbietet, sui generis. Wir erkennen den Pariser in dem eleganten Stutzer, dem gomme, dem jungen Cavalier aus dem Jockeyklub, dem kleinen Rentier, dem Kleinbürger, dem Geschäftsmann, der sich zur Ruhe gesetzt hat, dem Börsenmann, dem Gelehrten. Sei er auch noch so blasirt, noch so gelangweilt, noch so vertraut mit dem Prinzip des nil admirari, sei er Republikaner oder Monarchist, Bonapartist oder Orleanist, er erscheint uns erfüllt von dem Bewußtsein, vor allem Pariser zu sein, Bürger der Weltstadt, Mitglied der Grande Nation, meist stolz auf seine Weltausstellung, welche wieder einmal die Augen der ganzen Welt auf sich lenkt und die Millionen bewundernder



Notre-Dame-Kirche (S. 729).



Museum de Clugny (S. 735).

Fremden anzieht. Und dieses Selbstgefühl kleidet ihn sogar gut und erscheint uns ernster und intensiver als eine bloße Eitelkeit ad hoc, denn angesichts dieses farbenschildernden, in

Millionen Facetten spiegelnden und schimmernden Mikrokosmos, ist dasselbe auch berechtigt, und der Rationalstolz des Franzosen, wie leicht er auch in manchen Dingen über die Schnur haut, ist doch insofern legitim, als ihm der Unparteiische zuerkennen muß, daß seine Nation und daß insbesondere die Pariser Einwohnerschaft es meisterlich versteht, derartigen Echauffements ein blendendes Gepräge, einen wirksamen Zauber, ein spezifisches Prestige zu geben. Das haben ja alle bisherigen Weltausstellungen in Paris bewiesen, auch wenn sie an Umfang, Großartigkeit und Vielseitigkeit die gegenwärtige nicht erreichten. Dieselbe Erscheinung bieten auch daneben die Frauen in Paris, von der wirklich vornehmen Dame bis herunter zur Riche und Grisette — in aller Gebaren zeigt sich ein gewisser Stolz, ein Selbstgefühl, welches mit der Ausstellung mehr oder weniger direkt zusammenhängt. Sonst bekümmert sich die Pariserin vorwiegend nur um den Eindruck, welchen sie selbst macht. Jetzt glaubt sie den fremden Gästen die Honneurs machen zu müssen, und unbewußt oder absichtlich zeigt sie sich von ihrer gewinnendsten Seite, in potenzierter Lebenswürdigkeit. Ihre Toiletten sind noch frischer, ihr reizender Gang noch grazioser, ihr Lächeln noch gewinnender, ihr Augenspiel faszinierender. Es ist ein Genuß, ihr mit den Blicken zu folgen, und unwillkürlich vergleicht man sie mit den zahlreichen Besucherinnen anderer Nationalität, von denen sie sich wie von einer dunklen Hölle abhebt. Da ist die schlanke Britin, die anspruchsvolle Amerikanerin, die blasirte Russin, die lebhaft Italienin, die kleine graziose Spanierin mit den dunklen Brauen, da sind üppige Frauen aus dem fernen Südosten, von der Balkanhalbinsel aus der Levante — alle sind beflissen, den vorteilhaftesten Eindruck zu machen, aber alle reichen nicht an den pikanten, feinsten Reiz, welcher die Pariserin kennzeichnet.

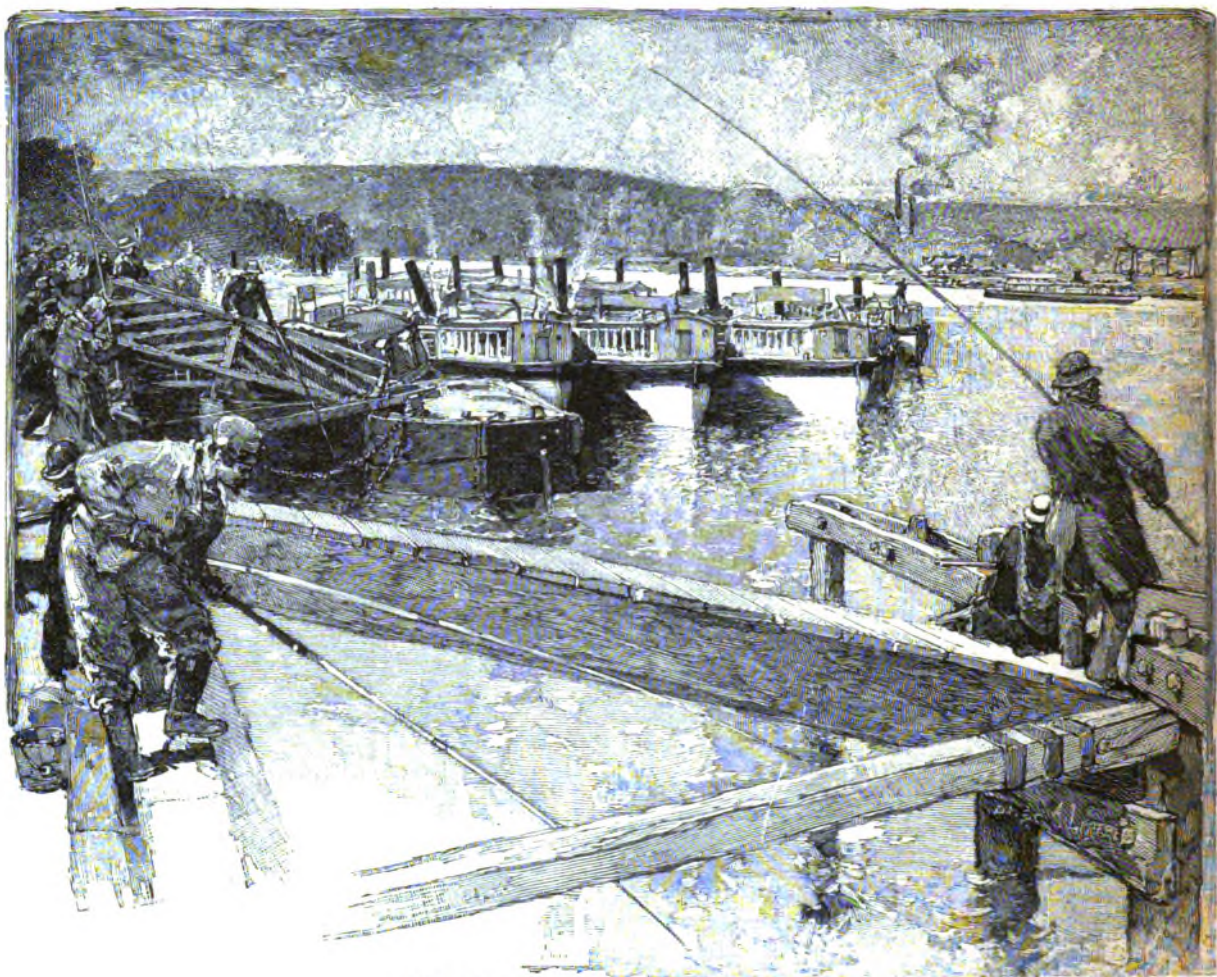


Musikbühne für den Markt (S. 750).

und die sich der Vorteile bewußt ist, welche
sie vor den Töchtern der Fremde voraus
hat. Ja, die Pariserin, wenn auch nicht
immer schön oder auch nur hübsch, weiß,

daß sie das ewig Weibliche ist, welches
die Männer alle nach Paris hin anzieht.
Es liegt ein unbeschreiblicher Reiz in dem
behaglichen Flanieren auf dem Stuhle irgend

eines Cafés, um so die vielgestaltige wechsel-
volle Menge an sich vorüberziehen zu sehen
und angesichts dieser Menschenausstellung
physiognomische Studien zu machen, wie



Haltestelle der Omnibus-Schiffe am rechten Seineufer (S. 750).

sie an keinem Orte der Welt gemacht werden können. Alle Völkertypen, alle Stände ziehen hier an uns vorüber und fordern unsern Scharfblick, unsere Beobachtungsgabe, unsern Scharfsinn und unser Kombinationstalent heraus, um ihre Eigenart, ihren Beruf, ihre Nationalität herauszufinden. Viele sind leicht zu erraten: hier ein Trupp Pariser Studenten, die sich geräuschvoll herausfordernd und selbstbewußt als höhere Gamins präsentieren; dort eine Gruppe französischer Offiziere, die an ihrem bramarbasierenden Gebaren trotz ihrer Zivill Kleider leicht erkennbar sind und sich als die Elite der Nation aufspielen möchten. Den französischen Bauer erkennen wir, auch wenn er seine landschaftliche Tracht nicht trüge; den Duvrier verrät auch ohne seine Bluse der trotzig, finster lauernde Blick, der harte wölfische Zug um den Mund. Die semitische Finanzwelt verrät sich durch die schlechtgebauten Beine, durch den gefuchten Lugs der Toilette ihrer Damen. Die Dame vom Quartier de Breba und die Biche unterscheiden wir leicht von der wirklichen Dame am Blick und Haltung und der ostentösen Erscheinung. Der Büreaumensch und der Gelehrte haben ihr besonderes Gepräge, welches wir bald physiognomisch ermitteln, und den Priesterstand verraten Gang und

Haltung auch ohne Soutane. So lernen wir bald die einzelnen Klassen der Franzosen unterscheiden und machen uns noch leichter mit den anderen, fremden Nationen und ihrem Stande vertraut. Je länger wir das Einzelne aus dem Ganzen herauszufinden versuchen, desto mehr entwickelt sich in uns das Vermögen einer sozusagen intuitiven Erkenntnis. Jede Nation gewinnt für uns ein stummes Schibboleth, mit dem wir sie „ansprechen“ lernen, wie der Weidmann das Wild an seiner Fährte. Den Briten erkennen wir leicht an Tracht und Gang und Gebaren, den Amerikaner an seinem zuversichtlichen anspruchsvollen Auftreten, harten Blick und seiner lauten Rede.

Den Italiener verrät uns der natürliche, graziose Anstand seiner Haltung, sein lebhafter Blick, seine geschmeidige Beweglichkeit, den Spanier sein aufrechter stolzer Gang, der würdevoll ernste Blick; den Skandinavier verrät uns der nachdenkliche sinnende Ausdruck seiner Züge und etwas Gehaltene in seinem ganzen Gebaren. Der Brasilianer und der Kreole von den Antillen und dem ehemals spanischen Amerika tragen ebenfalls ihren besonderen Stempel, den wir oft nicht so gleich definieren können, der uns aber selten irre leitet. Noch deutlicher differenzieren wir den Franken aus der Levante und den

Gräcoslawen von den übrigen Völkern des Südens und von den Männern aus den Kolonien, und ein großer Teil von Besuchern der Ausstellung, besonders aus Asien und Afrika, kennzeichnet sich durch Tracht, Hautfarbe, Schnitt des Gesichts und andere Eigentümlichkeiten.

Ja, diese Menschausstellung ist eine Gratiszugabe der Pariser Exposition und gewiß nicht der uninteressanteste Teil derselben, und jedenfalls einer der lehrreichsten, wechselvollsten und der am mindesten ermüdenden. Stundenlang könnten wir so dasitzen und in das Menschengewoge blicken, der Körper ruht und der Geist ist angeheim beschäftigt. Das viele Schauen an Gegenständen der Kunst, des menschlichen Scharffsinnes und Kunstfleißes überfättigt und ermüdet, aber die Menschenwelt in sich in ihren Myriaden von Erscheinungsformen zieht uns immer von neuem an, fesselt uns, enthüllt uns tausenderlei neue Erscheinungen, Eigenschaften, Ideenverbindungen — es ist ein Stück Naturstudium, ein Einblick in die Schöpfung Gottes, in das Buch der Menschheit, das reichhaltigste, großartigste und vielseitigste Bilderbuch, welches dem Menschen dar geboten wird und das an Mannigfaltigkeit, Lehrhaftigkeit und Interesse alle anderen Bücher der Welt übertrifft!

So anziehend nun aber auch die Weltausstellung selbst und das Treiben in derselben sind, man kann darin nicht ewig verweilen. Selbst der elektrische Zauber und anderes nächtliches Blendwerk müssen einmal ein Ende haben, und man kehrt ermüdet in sein Hotel zurück. Und tags darauf? — vielleicht wird mancher Ausstellungsbesucher, dem Paris noch unbekannt ist, auch die Stadt, auch etwas von ihrem Volksleben kennen lernen und, wenn er Zeit hat, sogar einen Ausflug nach Versailles und Saint-Germain oder gar nach dem herrlichen Fontainebleau unternehmen wollen. Diesem Teil meiner Leser seien die nachfolgenden Zeilen gewidmet. Also zunächst einmal eine Wanderung durch die jetzt so fieberhaft erregte Weltstadt und sogar ein flüchtiger Rückblick auf deren Geschichte.

Die guten Pariser sind noch nicht so lange Pariser, wie es sich die meisten von ihnen einbilden mögen. „Grande nation“ klingt zwar außerordentlich pomphaft, aber die Römer könnten diesen Titel weit eher beanspruchen, wenn das Alter der Hauptstadt den Maßstab dafür abgibt. Paris hieß



Ball am Point-du-jour (S. 752).

ursprünglich Lutèce oder vielmehr auf lateinisch Lutetia, Lutetia Parisiorum, zu deutsch: Rotstadt der Pariser. Aber der französische Etymologe, eitel wie seine Landsleute, möchte nicht, gleich anderen Sterblichen, aus Staub und noch weniger aus Schlamm geboren sein, sondern er hält es mit einer ganz anderen Etymologie: Lutetia kommt nicht von dem lateinischen lutum (Rot), sondern vom griechischen leukos, Anspielung auf die weißen Gipsbänke, welche die Stadt umgeben und dieser noch heute ein vortreffliches Baumaterial liefern.

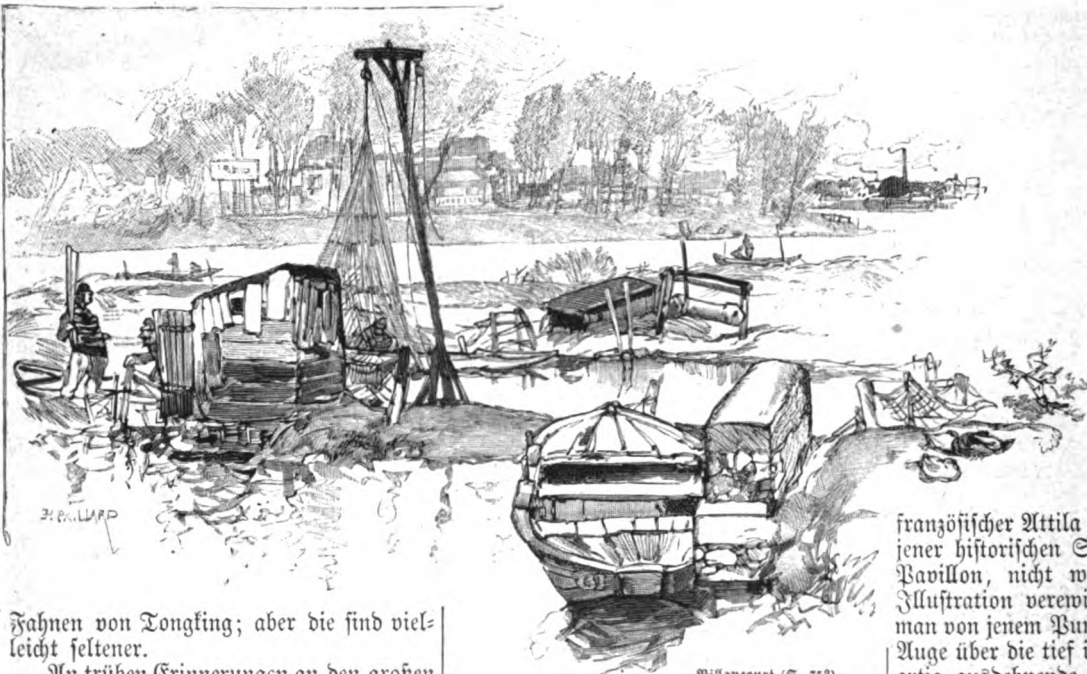
Aber er eifern wir uns über den Ursprung des Wortes „Lutèce“ nicht; was ist uns Lutetia! Zu den Zeiten Dagoberts, also im siebenten Jahrhundert, begann sich der Name Parisii einzubürgern, so daß eine anonyme Chronik jener mittelalterlichen Ära uns berichtet: ab urbe quae Lutetia sive Parisii vocatur, d. h. die Stadt wurde Lutetia oder Parisii genannt. Unter Karl dem Kahlen (845) ist nur noch von Parisii die Rede, aber immerhin ist diese Bezeichnung noch eine lateinische. Die Französisierung findet erst unter der Regierung Philipp Augusts, des Prächtigen, statt,

wie aus folgender Stelle der Villehardouinschen Chronik hervorgeht: „Eut un saint homme qui eut nom Fouques de Neuilly; ce Neuilly sief entre Lagny-sur-Marne et Paris.“ O, Triumph, — Paris hat sich endlich, wie heute der erste beste Findling oder wie ein verkanntes Genie, seinen Namen gemacht, — Paris wird Weltstadt. Freilich nicht sogleich, — aber diese Kämpfe zu schildern, die es, gottlob! nur für kurze Zeit, zu einer Art von europäischer Hegemonie emporgebracht hatten, das ist begreiflicherweise nicht meine Aufgabe. Ludwig XIV., der sogenannte Sonnenkönig, mit seiner absolutistischen Sonne ist tot, und, seltsame Fügung des Weltgerichts, in eben dem Invalidendom, dessen Bau seiner Initiative zu danken ist, ruhen die Gebeine des anderen großen Weltdepoten, des Gefangenen von St.-Helena. Wer im Jahre 1870/71 an der Belagerung der Seine-metropole teilgenommen, für den ist die berühmte vergoldete Kuppel jenes Domes unvergänglich; sie erschien uns als die strahlende Repräsentantin des Pariser Capua, von dem man soviel gelesen, und das man doch nur mit dem Fernrohr betrachten durfte, halb neugierig, halb Heimweh im Herzen.

Im Innern der alten Kirche St. Louis, die vom Dom der Invaliden getrennt ist; fast all die Fahnen, die in ihr prangen, sind unter Louis Philipp in Algerien erobert worden; es fehlen nur noch die



Typus einer Pariserin (S. 741).



Fahnen von Tongking; aber die sind vielleicht seltener.

An trüben Erinnerungen an den großen Krieg mit Deutschland — trübe für die Franzosen! — fehlt es übrigens in Paris noch immer nicht. Anfang der siebziger Jahre war es so eine Art von modernem Pompeji, und hunderte von schnell aufgenommenen Photographieen haben uns diese Bilder überliefert, für deren Vorhandensein übrigens weit weniger die Granaten der Deutschen als die Petroleumflasche der Kommune verantwortlich ist. Nach dem Wort des Dichters ist inzwischen neues Leben aus Ruinen erblüht, aber mit einer gewissen Rokerterie oder, richtiger gesagt, mit einer gewissen chauvinistischen Tendenz hat man einige Ruinendenkmäler der Sedanzeit sorgsam erhalten, und zwar in der sehr perfiden Voraussetzung, daß das Volk mit seinem kurzen Gedächtnis darin nicht mehr die Schandthaten der Kommune, sondern die angeblichen Schandthaten der ... Preußens erblicken würde. Das gilt z. B. für den Rechnungshof, die Cour des Comptes, welche während der Ausstellung von einigen in ihrer französischen Orthographie nicht ganz satteften Vergnügungsreisenden als „Grafschhof“ angestaunt wurde. Wenige Schritte von dieser Kriegsrüine entfernt steht, gleichfalls in der Rue de Lille, das deutsche Botschaftsgebäude, dessen Front, wie bei den meisten eleganten Hotels des aristokratischen Quartiers Saint-Germain, nicht mit der Straßenfront abschneidet, sondern sich eines Vorhofs erfreut.

Bevor wir uns mit den hervorragenden Gebäuden und sonstigen „Sehenswürdigkeiten“ beschäftigen, ist es vielleicht zweckmäßig, von hoher Warte aus einen orientierenden Blick auf die Seinestadt zu werfen. Es gibt wohl auf Erden kaum eine Stadt, wo einem das so leicht wird. Kirchtürme finden sich ja freilich überall, wenn sie auch vielleicht nicht so hoch sind wie die Türme der berühmten Notre-Dame, aber der hochgelegene Schaupunkt macht es nicht allein,

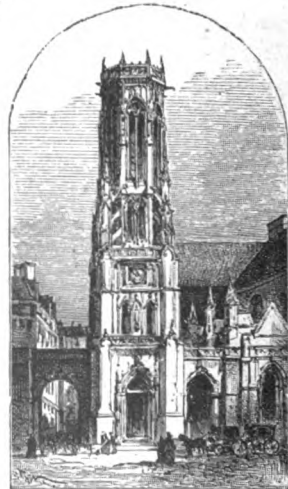
die Stadt selbst muß sich auch gliedern und, dank der Terrainkonfiguration, dem Auge allerlei Anhaltspunkte und scharf getrennte Gruppen bieten. Trotzdem Paris die zweitgrößte Stadt der Welt ist, kann man sich in ihr, glaube ich, doch schwerer verirren, als in so mancher kleineren. Alle Straßen streben nämlich mit leichter Neigung der von zahllosen Dampfmaschinen belebten Seine zu, welche die Stadt von Osten nach Westen durchfließt; auf dem linken Ufer liegen u. a. das vorerwähnte hochvornehme und gleichzeitig etwas bigotte Faubourg Saint-Germain und das fidele Studentenquartier, das sogenannte Quartier Latin, mit dem prächtigen Luxembourgpark; auf dem rechten Ufer das Louvre, der Eintrachtspatz und die elegantesten Boulevards der Finanzwelt. Ueber diese Boulevards hinaus, die man mit der Wiener Ringstraße vergleichen könnte, thront im Norden, Paris beherrschend, der Montmartre mit seiner Arbeiterbevölkerung und seinen grandiosen, an kostbaren Denkmälern so reichen Kirchhöfen; im Süden markiert sich die orographische Grenze erst später, und zwar über die endlosen Vorstädte hinaus, in den Höhen von Clamart, Bellevue und Saint-Cloud, die durch den Belagerungskrieg so berühmt geworden sind. — Dort, oberhalb von Saint-Cloud mit seinem kaiserlichen Ruinenschloß und seinem prächtigen, jetzt verkommenen

Park, liegt die Höhe, auf die der Kaiser und Moltke von Versailles aus — an dem zukünftigen Sterbehause von Gambetta vorbei — fast täglich ritten. Ein wunderbar schönes Bild, das sich ihnen von diesem beherrschenden Punkt aus bot. Was mag unser verwirrter Heldenkaiser dort empfunden haben, wenn er sich im Geiste in jene Zeit zurückversetzte, in der unsere Ahnen, seinen Zeitgenossen, der gewaltige Bonaparte als er

französischer Attila erschien! Heute steht an jener historischen Stelle nur ein hölzernes Pavillon, nicht wert, daß er durch eine Illustration verewigt werde. Aber blickt man von jenem Punkt aus mit bewaffnetem Auge über die tief im Grunde sich polypenartig ausdehnende, von einem mächtigen Fortgürtel umschlungene Weltstadt hinüber, so erkennt man auf dem Montmartre jene zwei oder drei Mühlen, welche dem Sturm der Zeit noch getrotzt haben.

Le Moulin de la Galette — unsere Illustration (S. 700) veranschaulicht dieses Mühlenpaar — dient seinem eigentlichen Zwecke längst nicht mehr; wer weiß, vielleicht könnte auch er irgend eine Geschichte erzählen, welche an die des Müllers von Saint-Jouci erinnert! Ueberliefert ist freilich nichts davon; die Mühle ist stumm und erzählt uns nicht einmal mehr von den Eindrücken der Pariser, welche von dieser stolzen Höhe des Montmartre aus im Jahre 1870 neugierig auf die belagernden bösen Deutschen herablickten. Noch heute pilgern unzählige Personen — und nicht immer fremde — dort hinauf, um sich des wunderbaren Rundblickes zu erfreuen.

den dieser Aussichtspunkt bietet. Von hier aus sieht man nicht nur Paris mit seinen hochragenden Opernhäusern, der Notre-Dame, seinen unzähligen Kirchen, des Mont Valerien und anderen Forts, nein, auch die nördliche Ebene mit ihren Arbeitervorstädten mit Le Bourget, die Grabstätte so vieler hienigen Deutschen, mit den Höhen von Montmorency, kurzum eine Landschaft, welche dem Boulevard pariser durch den steil aufsteigenden Montmartre völlig verdeckt ist. O, welche Rundlungen im Laufe der Jahrhunderte! Mont-



Die Kirche St. Germain (S. 733).

martre bedeutet den Hügel der Märtyrer und die Legende erzählt von jenen Zeiten der Christenverfolgungen die kläglichste

Dinge. Heute ist die eben erwähnte Galette-mühle — (Galette ist der Name eines Pariser Kuchens) — ein Anner eines Kongressgartens, in dessen ursprünglich eingerichteten Ballsaal die aller dunkelsten Existenzen

ihre glieder-
verrenkenden
Tänze auffüh-
ren. Mont-
martre! — ich
brauche nur
den Namen zu
nennen, und
die Leser wis-
sen sofort, daß
man mit die-
sem — Clé-
menceau ist
bekanntlich der
Deputierte
des Mont-
martre — die
allermodern-
sten, radikal-
politischen
Tendenzen be-
zeichnet. Die
Wilhelm-
straße bedeu-
tet Bismarck,
der Quai
Trjay-Herrn
Floquet, wie
auch Freycinet.

Spricht man aber vom
Montmartre, so bedeutet das nicht nur
Clemenceau, nein, sondern die radikale
Arbeiterpartei, die mit Belleville Hand
in Hand geht.
Freilich vereint auch der atheistische
Montmartre in sich die Gegensätze, besitzt
er doch seinen Wallfahrtsort, die „Eglise
du Sacré-Coeur“. Ihr Grundstein wurde
1874 gelegt, und die Kosten, über zwanzig
Millionen Franken, erschienen lange Zeit
durch so unerschwinglich, daß sie in der
That noch heute, nach dreizehn Jahren, nicht
ganz vollendet ist. Aber der Chauvinismus
bringt in Frankreich alles fertig, selbst
ohne Deroulède, und dies merkwürdige,
der Revanche für Elsaß-Lothringen gewid-

mete
Ani-
lum ist
jetzt
endlich
soweit
vollen-
det,
daß
wenig-
stens in
einigen
Eren-
ta-
zellen
schon
ein
paar
Sichter
bren-

nen können zum Nutzen und Frommen der
Bereinigung Deutschlands. Neben dieser

Christi-Herz-Kirche hat sich natürlich die aller-
widerrwärtigste spekulative Industrie ein-
genistet. Nicht nur, daß ein prächtiges
Hotel du Sacré-Coeur daneben errichtet
ist, daß für die Pilger und Wallfahrter

prangt. Diese „neue Brücke“ wäre nämlich
im vorigen Jahre infolge ihrer Alters-
schwäche fast eingestürzt, und man be-
dient sich noch jetzt der Brücke. Das soll
uns aber nicht hindern, von ihr aus

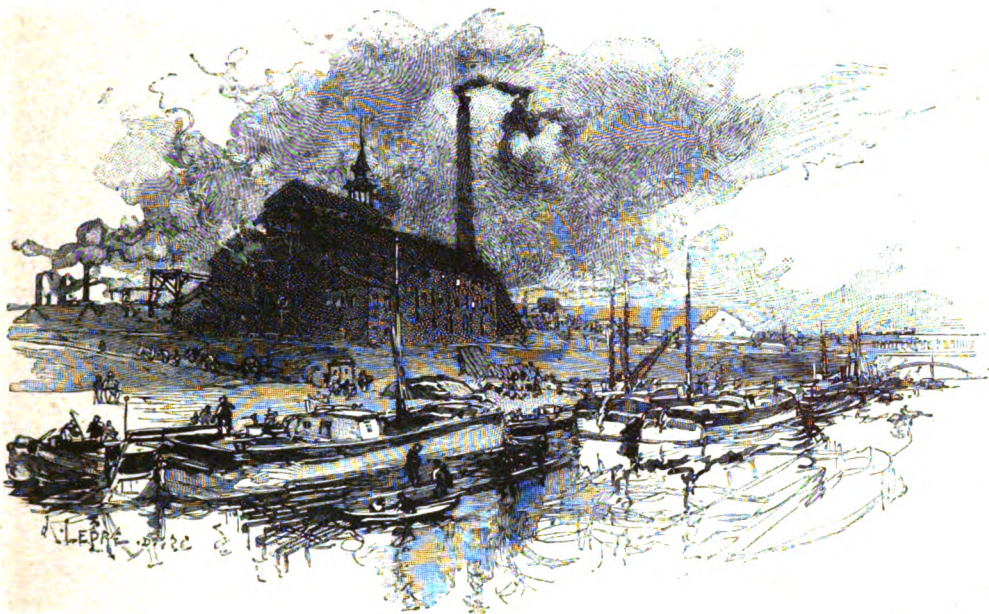
(S. 701) ei-
nen Blick auf
die „gute
Stadt Paris“
Heinrichs IV.
zu werfen.

Freilich muß
man noch viel
weiter zurück-
denken, und
zwar bis ins
Mittelalter
hinein, um sich
die ursprüng-
liche Bedeu-
tung der
Seineinsel zu
vergegenwärti-
gen. Heute
stehen die
Notre-Dame,
der neue Ju-
stizpalast, ein
zum Teil mo-
dern gebauter
Stadtteil (die
Cité) darauf,

und zahllose
breite Brücken verbinden sie auf das be-
quemste mit dem Festlande. Dereinst aber
bildete diese Insel oder richtiger gesagt
dieses Inselpaar eine natürliche Festung
gegen die Raubritter, gegen die franzö-
sischen Duitzows, welche etwa nach ihrem
Besitze gestrebt hätten. Es sind noch alte
Karten von Paris vorhanden, welche die
Ausdehnung dieses letzteren auf jene Inseln
beschränken. Statt der heutigen Seine-
Quais der Saum endloser Waldungen, in
denen hier und da ein Kloster die Kranken
und Verfolgten gastlich aufnahm und
schützte.

Wenn die Notre-Dame (S. 714), deren
Bau im 12. Jahrhundert begonnen wurde,
auch den Kathedralen von Amiens und Reims
nicht ganz eben-
bürtig
ist, so
muß
man sie
immer-
hin zu
den
edel-
sten
Er-
zeug-
nissen
der
Gotik
rech-
nen;
zumal

die Fassade mit ihren drei sich verjüngenden
Portalen, einer mächtigen Fensterrose und



Dampfschiffe auf der Seine.

Refektorien und Unterkunftsräume gebaut
sind, nein, es werden in mehreren eigens
dazu errichteten Buben auch allerlei Reli-
quien und Heilige und antideutsche Trak-
tätlein feilgeboten.

Steigen wir nun von den Höhen des
Montmartre herab, um uns auf den Pont-
neuf zu begeben (S. 700). Mit dem
Pont-neuf verhält es sich nun freilich wie
mit den verschiedenen „Neustädten“ in
Deutschland. Die Leute, welche ihre Stadt
„Neustadt“ taufen konnten, waren gewiß
Egoisten, die nur an sich und nicht an ihre
Nachkommen dachten. Es gibt bei uns
manches „Neustadt“, das über seine ur-
alten, lustarmen Gassen schamrot werden
müßte, und Ähnliches gilt auch für den



Heim in einem Eisenbahnwagen.

Pont-neuf, auf dem Henri IV., der Mann
mit dem „Hühnchen im Topfe“, in Metall

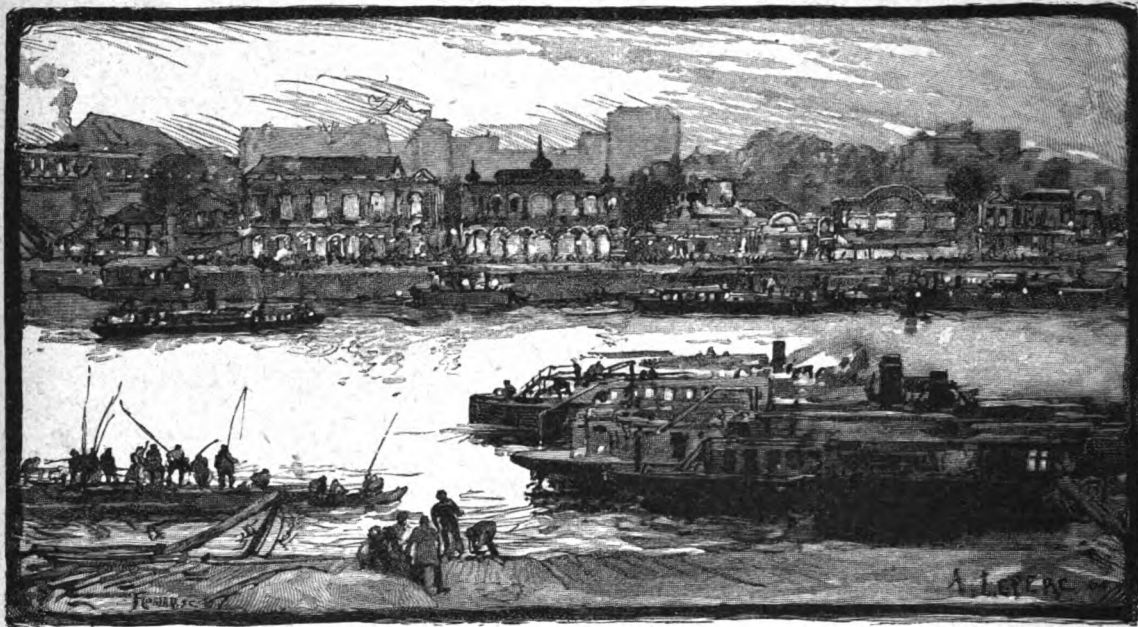
die Fassade mit ihren drei sich verjüngenden
Portalen, einer mächtigen Fensterrose und

Spitzbogenfenstern ist von wunderbarer Schönheit. Die Türme sind unvollendet, und da sie es seit mehr als einem halben Jahrtausend sind, werden sie es wohl für immer

von denen die Boulevardblätter fingen und sagen, dabei selbstverständlich auch der dort entfalteten Toilettenpracht ausführlich gedenkend; hier findet man die, statt in

Auch das Pantheon hat, ähnlich wie die Madeleine, an allen Wandlungen der neueren Geschichte Frankreichs teilgenommen. Es liegt hoch oben auf dem

Genèvevohügel, wo die Schutzheilige von Paris nach der Sage ihre letzte Ruhestätte fand. Dort seiner beherrschenden Lage wurde dieser Hügel nicht nur 1848 von den Insurgenten aufs hartnäckigste verteidigt, sondern auch 1871 von den Kommunisten gegen die stürmenden Versailler Truppen, und zwar fanden hier die letzten Kämpfe auf dem linken Seineufer



Cafés d'antants am Point-du-jour (S. 752).

bleiben; man ist in Paris nicht mehr übermäßig religiös gesonnen, und die Zeiten, da Frankreich seine edelsten Söhne zur Wiedereroberung des heiligen Grabes ausschickte, sind lange vorüber. Heute entsendet es dieselben lieber nach Mexiko, Tunesien, Tongking oder Madagaskar. Alle meine Leser haben Viktor Hugos berühmten Roman „Notre-Dame de Paris“ gelesen; trotz der Monstruosität der Charaktere verdient er in der That seinen Ruf, und zwar hauptsächlich um des historischen Kolorits und der poesievollen Schilderung der mittelalterlichen Architektur willen. Wie es der Dichter versteht, sie vor uns so lebendig werden zu lassen! Die prächtigen Glasmalereien, die in Holz geschnittenen Basreliefs, das geringste Kleeblattkreuzchen der Notre-Dame beginnen plötzlich, aus vielhundertjährigem Schlummer erwacht, von verklungenen Zeiten neues bereitetes Zeugnis abzulegen.

Da wir gerade von Kirchen sprechen, so wollen wir auch bei ihnen bleiben. Die lateinische Basilikenform ist in Paris nicht selten; als würdigste Repräsentantin derselben muß St. Vincent de Paul bezeichnet werden, welche in der Mitte unseres Jahrhunderts von einem Deutschen, dem Kölner Hittorf, erbaut wurde. Die Trinité ist noch jünger und im Spätrenaissancestil gehalten; sie ist neben der Madeleine so recht die Pariser Modellkirche, wozu sie durch ihre Lage, in nächster Nähe des Finanzviertels der Chaussee d'Antin, und durch ihre reiche und glänzende Ausstattung von vornherein berufen erschien. Hier oder in der Synagoge werden die reichen Finanzgehen geschlossen,

Sack und Asche, in Sammet und Seide büßenden Magdalenen, hier kofettieren sie, ihrem innersten Wesen getreu, sogar mit der Religion.

Von der Madeleine gilt, wie gesagt, Ähnliches; die elegantesten Boulevards und Straßen von Paris umgeben diesen modernen griechischen Tempel, der weniger dem Christengott als der heidnischen Göttin Flora geweiht zu sein scheint; ist doch nicht nur sein Inneres mit Blumen, deren Glanz sich in dem Marmor der Wände lieblich spiegelt, überreich geschmückt, nein, auch zu den Füßen seiner eleganten korinthischen Säulen wird ein Blumenmarkt abgehalten. Napoleon I. hatte diesen prächtigen Bau in eine Ruhmeshalle für seine Armee verwandeln wollen und dekretiert, daß dieselbe alljährlich am Jahrestage der Schlachten von Austerlitz und Jena glänzend illuminiert werde; aber er hatte ohne Leipzig und Waterloo gerechnet.

Welche politischen Wandlungen! Es war mir vergönnt, an dem Einzuge unserer siegreichen Truppen im Jahre 1871 teilzunehmen. Mit welchen seltsamen Empfindungen wir damals vom Eintrachtsplatze aus eben diese Madeleine betrachteten, welche am Ende der von den glänzendsten Palästen eingefassten Rue Royale liegt und der französischen Gloire als Tempel hatte dienen sollen! Eine durch finstereineblickende Nationalgardisten bezeichnete Demarkationslinie wehrte leider ein weiteres Vordringen, und nur die Phantasie malte sich den üppigen Reichtum des weltberühmten Boulevard des Italiens aus, der nebst dem Boulevard des Capucines die Fortsetzung der genannten Straße bildet.

statt. Die Freitreppe, welche nach der Beisetzung Viktor Hugos mit Tausenden von Kränzen überflutet war, wurde damals mit Blut überschwemmt; und wenn das Pantheon nicht, wie die Tuilerieen, vom Erdboden verschwunden ist, so lag das sicherlich nicht an dem guten Willen der Kommunisten, die nur nicht die Zeit fanden, die in den Gruftgewölben aufgeschauften Pulverfässer zu entzünden. Jetzt ruhen dort die sterblichen Ueberreste des von den Parisern vergötterten Chefs der romantischen Schule. Die Leser erinnern sich noch der heißen parlamentarischen Kämpfe, welche wenige Tage nach dem Tode Hugos um das Pantheon ausgekämpft wurden, galt es doch, dasselbe zu entkirchlichen und seiner ursprünglichen Bestimmung, welche die Ueberschrift „Aux grands hommes la patrie reconnaissante“ klar genug andeutet, für immerdar zurückzugeben. Hier würde Gambetta ruhen, wenn sich sein Vater, als kirchlich gesinnter Mann, dem nicht widersezt hätte; vielleicht kommt es später doch noch dazu, ist doch dieser überschätzte Held des Krieges bis aufs Messer bereits zu einer legendarischen Lieblingsfigur der französischen Chauvinisten geworden.

Uebrigens ist es mit der Ruhe, welche die Toten im Pantheon genießen, ein eigentümliches Ding. Die Leichen Mirabeaus und Marats fanden sie nur kurze Zeit, da der Konvent sie ihnen dort nicht gönnte; Rousseaus und Voltaires sterbliche Ueberreste wurden heimlich entfernt, da die klerikale Restauration für sie erklärlicherweise keine Sympathieen hatte. Erinnert man sich nun auch noch der schmerz-

lichen Entweihung der Königsgräber in der Kathedrale von Saint-Denis, so kommt man schließlich zu einem Ergebnis, welches dem Philosophen manches zu denken gibt, daß man nämlich ein unberühmter Mann sein muß, um eines ruhigen Schlummers nach dem Tode sicher zu sein. Vielleicht, daß das launische Schicksal uns so noch nachträglich für das entschädigen will, was es uns durch die Vorenthaltung von natürlichen Gaben, Glück und Geburt dereinst Böses gethan.

Am besten hätte Viktor Hugo in der Notre-Dame de Paris geruht, da er sie in seinem berühmtesten Romane verherrlicht hat; aber sein religiöser Kreitsinn und sein Jüßelbegräbnis machten die Ausführung dieses in der Presse angeregten Gedankens völlig unmöglich. Uebrigens war sein auf Kosten der Nation veranaltetes Leichenbegängnis wohl das großartigste, das die Welt je gesehen; speziell machte das Pantheon in seinem Trauerornat einen gewaltigen Eindruck. War doch u. a. das an zwanzig Meter hohe Säulenportal fast bis zur Höhe des mit einer vielberühmten Hochreliefgruppe von David d'Angers geschmückten Giebelsfeldes schwarz ausge schlagen!

Werfen wir noch einen flüchtigen Blick auf die aus dem 15. Jahrhundert stammende Kirche St.-Germain-l'Auxerrois, deren ornamentale Ueberladung die Verzopfung der reinen, durch die Harmonie ihrer Gliederung wirkenden Gotik deutlich genug erkennen läßt.

Von dem Turm herab, den unser Bild (S. 725) zeigt, tönte das unheilvolle Blodensignal, welches zu den Greuelstzenen der Bartholomäusnacht aufforderte.

Eines der größten Wunder von Paris ist das Louvre, von dem unser Bild (S. 699) kaum den zehnten Teil zeigt, und zwar ein Teilstück des sogenannten „neuen Louvre“. Der Stil des letzteren ist indessen im großen und ganzen derselbe wie der des alten; die von Kuppeln überhöhten Pavillons, die korinthischen Halbsäulen, eine

reiche Stuckarbeit sind das Charakteristische für den in Privathäusern tausendfach nachgeahmten Louvrestil. Wie es unmöglich ist, durch Bild oder Wort von diesem ausgedehnten Gebäudekomplex mit seinen mächtigen Höfen eine richtige, dem unmittelbaren Eindruck des Besuchers entsprechende Vorstellung zu geben, so auch,

Millionen kosten, um das Louvre bis an den Tuilerieenpalast zu verlängern. Letzterer ist nun spurlos verschwunden, so daß man vom Hofe des neuen Louvre aus über das neue Gambettadenkmal, den jetzt etwas entmodeten Tuilerieengarten, über die Place de la Concorde und die Champs Elysées hinweg bis zum hochgelegenen Triumphbogen, dem größten der Welt, blicken kann. Durch diesen (S. 700) zogen 1871 die Deutschen ein.

Doch kehren wir zum Louvre mit seinen zahllosen Sälen zurück, welche die prächtigsten Werke der Malerei und Skulptur enthalten, u. a. die „belle jardinière“ Raphaels, die „Hochzeit zu Kanaan“ Paul Veroneses, „Mariä Empfängnis“ Murillos, fast alle bedeutenden Gemälde der französischen Maler, ferner, unter den Meisterwerken der Bildhauerkunst, die berühmte „Venus“ von Milo, den Borghefischen „Fechter“ und die „Minerva“ von Bellettri. Aber es ist ja nicht möglich, die Werke ersten Ranges auch nur aufzuzählen, geschweige denn näher auf sie einzugehen. Diese eine Bemerkung muß genügen, daß die Kunstschätze des Louvre denen von Rom und Florenz kaum an Wert nachstehen.

Für Spezialisten hoch interessant ist das Musée de Cluny (S. 713) mit seinen römischen und mittelalterlichen Altertümern und den Ueberresten römischer Bäder.

Von sehr viel geringerer Bedeutung als das des Louvre ist das Museum des Luxembourgs mit seinen Werken lebender Maler.

Nach wollen wir hierbei nicht verweilen. Wer den Namen Luxembourgs ausspricht, denkt an das Palais (S. 697), das Maria von Medici im Jahre 1615 erbauen ließ und das im Stil des Palazzo Pitti gehalten ist, — der denkt an den Senat, der in seinen Räumen tagt, und an den prächtigen Park, welcher ungleich anmutiger und größer ist als der Tuilerieengarten. Die Prachtbäume, die hier standen, sind zwar den Granaten der deutschen Belagerungsarmee fast sämtlich zum Opf-



Das Parc.

wenigstens in dem Rahmen des mir zu Gebote stehenden Raumes, von seiner Geschichte und seinen Kunstschätzen. Das Louvre ist der französische Königspalast par excellence, den die Bourbonen im Laufe der Jahrhunderte beständig vergrößerten; Ludwig XIV. opferte ihn freilich Saint-Germain und seinem gleichsam aus dem Sandboden herausgestampften Versailles, dem Eldorado des absolutistischen Königtums. Napoleon III. ließ es sich eine Summe von beinahe hundert

gefallen, aber eine junge grüne Welt gedeiht vortrefflich und bietet den Lustwandelnden des lustigen lateinischen Viertels bereits willkommenen Schatten. Reizende Blumenparterres, zahllose Marmorbilder, Terrassenbassins, zwei Cafés und Militärmusik bieten die reichste Abwechslung und jeglichem Geschmacke etwas.

Vom Luxembourg-Garten aus erblickt man am Ende einer Allee die schwer zugängliche Sternwarte (S. 703) mit ihrer etwas schweren und plumpen Architektur; hier entdeckte Cassini die Satelliten des Saturn; hier wirkten François Arago,

orientierender Blick, um wenigstens den allgemeinen Eindruck mit nach Hause zu nehmen, und dann weiter in fieberhafter Hast!

Sorbonne und Akademie (S. 706), welche großen Erinnerungen wecken sie uns! Unser Bild zeigt uns die Kirche der Sorbonne, welche das Grabmal Richelieus enthält. Ihr schließt sich ein langes, finsternes Gebäude an, das sehr bald einem neuen



Platz machen dürfte. Es ist die Pariser „Universi-

tät“, um mich eines in Deutschland üblichen Ausdrucks zu bedienen. Ihren historischen Weltruf verdankte sie indessen lediglich ihrer theologischen Fakultät; hier blühte die Scholastik, deren Häupter dereinst selbst dem Papste Gesetze zu diktieren und, wie dieser selbst, die Ketzer in den Bann zu thun wagten, und auch auf die Politik und auf die Geschichte der Dyna-

nannt, nachdem das Wort „Calembourg“ veraltet ist) als die „unsterblich Langweiligen“ bezeichnet. Es handelt sich dort freilich um eine Intoleranz besonderer und harmloserer Art, die mit der Religion nichts zu thun hat: man duldet nämlich ungern Originale in seiner Mitte. Sobald ein Mitglied dieses Vierziger-Ausschusses stirbt, muß der Neuaufgenommene, der seltsamerweise als Kandidat der Unsterblichkeit auftreten und um Stimmen zu werben hat, eine Lobrede auf den Verstorbenen halten; demnächst wird auch ihm von seinem jüngsten Vorgänger — er ist beispielsweise Dichter, dieser Mathematiker! — obligatorischer Wehrausch gespendet. Diese ganze speichelleckerische Methode ist unwürdig und erklärt es, warum sich unabhängiger Geister, wie Zola, von der Kandidatur in der Regel fernhalten. Die vielberühmte und vielverspottete Akademie mit ihrem obligaten Schönrednerum ist ein Institut der goldenen Mittelmäßigkeit und eine Ruhmesversicherungsgesellschaft auf Gegenseitigkeit. So begreift man auch, daß die „Rezeption“ eines neuen Mitglieds von der vornehmen Pariser Welt, zumal von den Damen, als eine Premiere betrachtet wird, bei der die funkelneulernen Geistreichigkeiten der Redner gegen die funkelneulernen Toiletten der schönen „mondaines“ oft den kürzeren ziehen.

Von dem Zolaschen Romane her kennen die Leser das vielzitierte Wort vom „ventre de Paris“; für die Versorgung dieses unersättlichen Magens dienen im Herzen von Paris die ganz aus Eisen aufgeführten Markthallen oder sogenannten „Zentralhallen“. Sie besitzen eine ungeheure Ausdehnung und zum wenigsten ein volles Dutzend Pavillons, von denen jeder ein vierteltausend Verkaufsstände enthält. Die unterirdischen Gewölbe bilden ein wahres Labyrinth; in ihm waren während der Pariser Belagerung endlose Vorräte von Lebensmitteln aufgespeichert, welche dort verfaulen, während die Leute Hungers starben. Unzweifelhaft hat die durch diese fast unglaubliche Thatsache erzeugte Erbitterung nicht wenig dazu beigetragen, um den Kommuneaufstand herbeizuführen.

Da wir uns nicht weit von der Börse befinden, so wollen wir den Besuch derselben nicht versäumen, sei es auch nur, um uns einen oberflächlichen Begriff von dem entsetzlichen Trubel und Gelärm zu machen, der während der Börsenstürme in ihrem Innern und im Sommer sogar im Freien in dem Säulengang mit seinen vierundsechzig korinthischen Säulen, sowie auf der Freitreppe herrschen. Ueber die Bedeutung der Pariser Börse mit ihrem Nothschilds, Ephrussys, Hirsch und Bischoffs heim brauche ich kein Wort zu verlieren; sie steht der Londoner Börse kaum nach. Die Börsenkrachs, welche zu Anfang des Jahres 1882 eine allgemeine Panik hervorriefen und, zumal unter den kleinen Rentiers, zahllose Opfer forderten, erregten ja



Eingang zu
Rousseaus
Arbeitszimmer
(S. 759).



Milet's Haus (S. 759)

Laplace und Lagrange. Die Leser wissen, daß nicht alle Geographen nach dem Längengrad von Ferro zählen; die Sternwarte von Paris (120° östlich von Ferro), in der das berühmte Bureau des Longitudes sich versammelte, beansprucht bekanntlich für sich die stolze Nummer Null.

Aber wir dürfen nicht allzulange mehr bei den einzelnen Sehenswürdigkeiten von Paris verweilen; es geht uns wie den Gebirgsreisenden, die sich beim Genießen gewisser Aussichtspunkte verspätet haben und nun, à tout prix, die verlorene Zeit wieder einbringen müssen. Ein kurzer,

stieen einen mächtigen Einfluß übten. Die Sorbonne war es, welche Jeanne d'Arc für eine Zauberin erklärte; sie bietet Philipp II. die Krone an und erklärt sich unter Ludwig XIV. gegen Rom für die gallikanische Kirche, sie ist bald revolutionär, bald royalistisch, aber immer intolerant und jesuitisch. Diese Zeiten sind, gottlob! vorüber und mit ihnen der Geist der Intoleranz.

Vielleicht herrscht er indessen doch noch ein bißchen in der Akademie mit ihren vierzig sogenannten „Unsterblichen“, welche der Pariser Kallauer (heute „blague“ ge-



Röhler im Wald von Fontainebleau (S. 757).

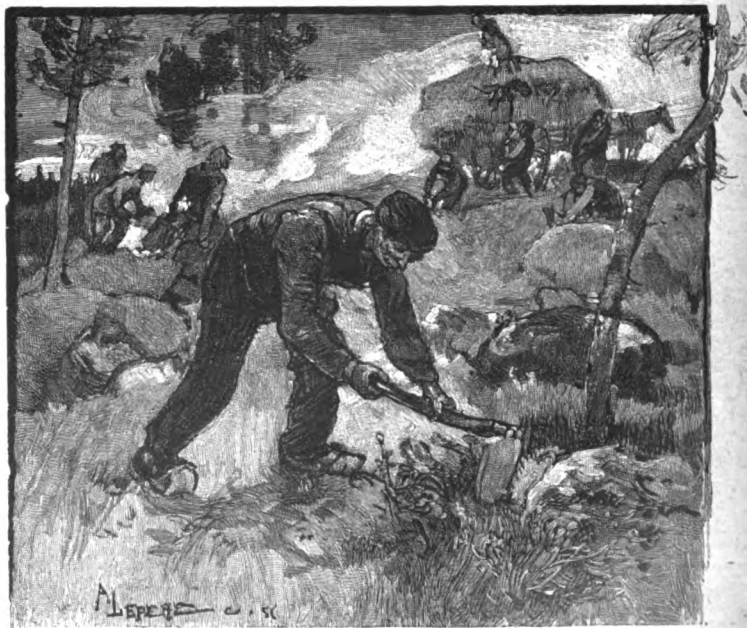
Bekanntlich in ganz Europa und sogar in Amerika das gewaltigste Aufsehen. Die Könige Schlacht, welche sich die Anarchisten in diesen, dem Goldenen Kalbe geweihten prächtigen Räumen lieferten, ist neueren Datums und daher gewiß noch frisch im Gedächtnis aller eifrigen Zeitungsleser.

Schon mehrfach habe ich die Place de la Concorde (S. 710) erwähnt, welche unsere Illustration von dem sie im Osten begrenzenden Tuilerieengarten aus zeigt, und zwar mit dem Blick auf die Elysäischen Felder. Unzweifelhaft einer der größten und schönsten Plätze der Welt, der in den Abendstunden feenhaft beleuchtet ist. Auf der Rechten, immer vom Tuilerieengarten aus gesehen, wird der Eintrachtsplatz, auf dem das Haupt Ludwigs XVI., Marie Antoinettes, Charlotte Cordays, Dantons und Robespierres dem Henker zum Opfer fiel, durch die prächtige Rue de Rivoli mit ihren Ministerien und Riesen-Hotels begrenzt, auf der Linken durch die Seine. Aber der Blick schweift ungehindert über diese und die Eintrachtsbrücke hinweg bis zum Palais Bourbon, in dem die Deputierten heute ihre parlamentarischen Schlachten schlagen und der große „tombeur des ministères“, Clémenceau, der Entdecker Boulangers, seine unblutige Henkerarbeit verrichtet, — und bis zu der schimmernden Kuppel des Invalidendomes. Auf diesem weltberühmten Plage prangen der Obelisk von Luxor, zwei prächtige Springbrunnen und acht gewaltige auf Marmorsockeln ruhende Marmorfiguren, welche die größten Städte Frankreichs versinnbildlichen. Die einziehenden und auf der über 350 m langen Place de la Concorde bivaquierenden Deutschen erblickten zu ihrem Staunen die Statue Straßburgs ganz von Trauerflor umhüllt, und noch jetzt pilgern die Garvinistischen Vereine, mit Herrn Déroulède an der Spitze, am Nationaltage alljährlich zu ihr, um zu ihren Füßen Kränze

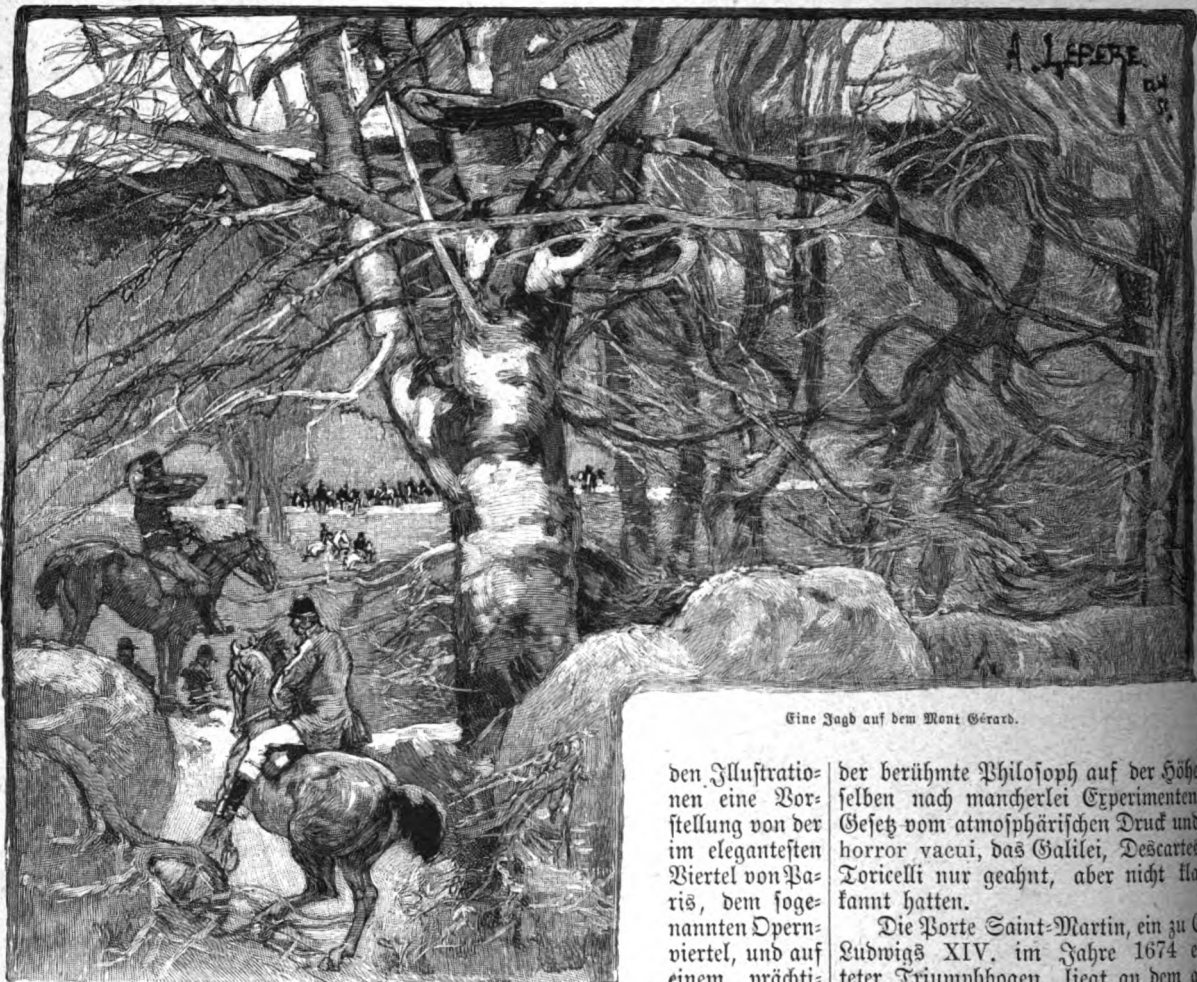
niederzulegen und das heilige Feuer der Revanche zu schüren.

Zahllose prächtige Equipagen, welche von den großen Boulevards und dem aristokratischen Viertel des Faubourg Saint-Germain kommen, fahren, zumal in den Nachmittagsstunden, über diesen Platz hinweg nach den Champs Elysées, dem kürzesten und fashionablesten, durch den Triumphbogen hindurchführenden Wege zum Boulogner Gehölz. Folgen wir denselben. Wer die Champs Elysées, den Pariser Prater, zum erstenmale betritt, der vermeint, es handle sich um einen Korso; aber so bunt und belebt geht es im Sommer alle Tage zu. Die Elysäischen Felder bilden zuerst einen von den vielberühmten Cafés Chantants, Marionettentheatern, Scheibenständen und tausenderlei Buden belebten englischen Lustgarten, dann verengern sie sich ein wenig zu einer immerhin noch außerordentlich breiten, von den stolzeften Privatgebäuden eingefassten Straße. Zur Rechten und nicht zu weit vom Eintrachtsplatze entfernt steht das Elysée, Sadi Carnots Residenzschloß, und diesem gegenüber,

aber durch die ganze Breite des vorerwähnten Lustwäldchens getrennt, der durch unser Bild (S. 704) veranschaulichte Industriepalast. Derselbe ist staatliches Eigentum und wird daher zu den verschiedensten Zwecken verwertet, beispielsweise für den Concours hippique und für die berühmte Bilderausstellung lebender Maler, kurzweg als „Salon“ bezeichnet. Die im Monat Mai stattfindende Eröffnung desselben, „Vernissage“ genannt, ist ein großer Tag nicht nur für die Künstlerwelt, sondern auch für die vornehme Ganz- und Halbwelt, weil sie denselben gleichzeitig zum Ausstellungstage der Frühlingstoiletten benutzt. Unser Bild (S. 721) zeigt eine dieser eccentricen Damen, welche an dem genannten Tage eine so hervorragende Rolle zu spielen



Sammler von Heidekraut (S. 757).



Eine Jagd auf dem Mont Gérard.

pflegen. — Der diesjährige Salon unterscheidet sich dadurch von den früheren, daß er nicht nur die zum erstenmal zur Preisbewerbung kommenden, im Laufe des Jahres vollendeten Werke, sondern auch eine geschichtliche Rundschau der künstlerischen Thätigkeit der zehn letzten Jahre bringt. Kein Zweifel, daß die Schule der sogenannten Impressionisten innerhalb dieser Frist an Terrain außerordentlich gewonnen hat. Selbstverständlich fehlt mir der Raum, um auch nur auf die hervorragendsten Werke des diesjährigen Salons näher einzugehen zu können. Nur der Perle desselben sei flüchtig gedacht, der „Britonnes au Pardon“ des noch jugendlichen, schnell zur Berühmtheit gelangten Malers Dagnan. Die Gruppe der im Grase sitzenden, einer frommen Lektüre andächtig lauschenden Mädchen ist überaus stimmungsvoll.

Ueber die Theater nur wenig Worte. Die, welche gut sind, wie die Comédie und das Gymnase, erfreuen sich keines in architektonischer Beziehung hervorragenden Außern; in der Pariser Neuen Oper singt man schlecht, aber das Gebäude ist desto schöner und an bestimmten Abonnements-Tagen das Rendezvous der vornehmen Pariser Welt. Da sich indessen das gute Spiel derer im Hause Molières graphisch leider nicht veranschaulichen läßt, so schien es mir zweckmäßiger, den Lesern durch unsere bei-

am Boulevard des Capucines und dem der Italiener gelegenen Großen Oper und seinem luxuriös ausgestatteten Innern zu geben. Das von dem Architekten Garnier 1874 vollendete Gebäude deckt einen Raum von über elftausend Quadratmeter und ist somit das größte der Welt; seine Bühne ist 55 m breit, 66 m hoch und 25 m tief. Die verschiedensten und kostbarsten Marmor-, Granit- und Porphyrsorten sind aus aller Herren Länder bestellt und so überreich verwertet worden, daß der Gesamteindruck ein wenig der Ueberladung ist. Die verhältnismäßig niedrige, siebenbogige Eingangshalle läßt übrigens die Front etwas gedrückt erscheinen; das berühmte Foyer ist von feenhafter Pracht, nicht minder die Treppe.

Betrachten wir zum Schluß noch einige bemerkenswerte Baudenkmäler von Paris. Zunächst die Tour Saint-Jacques (S. 699). Trübselig mag dieser im reinsten gotischen Stil erbaute Kirchturm auf die Rue de Rivoli herabbliden, auf deren Terrain sein Kumpf bis zum Ausbruch der ersten Revolution gestanden; wer weiß, vielleicht wäre auch er selbst verschwunden, wenn er nicht 1836 — bis dahin gehörte er Privatleuten und zwar einem . . . Metzger! — vom Staate angekauft und 1853 restauriert worden wäre! Genau zwei Jahrhunderte vor dieser Restaurierung entdeckte

den berühmte Philosoph auf der Höhe desselben nach mancherlei Experimenten das Gesetz vom atmosphärischen Druck und dem horror vacui, das Galilei, Descartes und Toricelli nur geahnt, aber nicht klar erkannt hatten.

Die Porte Saint-Martin, ein zu Ehren Ludwigs XIV. im Jahre 1674 errichteter Triumphbogen, liegt an dem gleichnamigen Boulevard und führt von da in das Faubourg Saint-Martin, wie sie ihren heiligen Namen auch dem benachbarten Theater gegeben hat, in dem die nicht weniger als heilige Sarah Bernhardt im vorigen Jahre ihr Théodora-Anwesen trieb.



„Der Wüterich“, alter Baum in Fontainebleau (S. 377).



Heidekrautbrenner im Wald von Fontainebleau (S. 757).

Die Fontaine Saint-Michel ist erst in
sechziger Jahren dieses Jahrhunderts
entstand; eine monumentale Fontäne mit

einer Nische und einer Bronzegruppe, welche
den heiligen Michael mit dem besiegten Dra-
chen darstellt. Wenn die Herren Studenten

der Medizin und der Rechte de l'autre côté
de l'eau, d. h. vom rechten Ufer der Seine
zurückkehren, so begrüßen sie diesen heiligen

Michael wie einen alten Freund oder wie den Grenzwächter ihres Reiches, denn die schöne breite Straße ist der Boulevard Saint-Michel, welcher das lateinische Viertel in seiner ganzen Länge durchschneidet. Auf dem „Boul' Mich“ wird wohl mehr gescherzt und lustiger

Unfug getrieben, zumal in der Fastnacht, als im ganzen übrigen Paris zusammengekommen.

Die Vendomesäule (S. 695) ward 1805 von Napoleon I. zum ewigen Zeugnis für seine Siege über die Oesterreicher und Russen errichtet. Im Jahre 1871 wurde sie von den Kommunarden umgestürzt, doch hat man sie, nebst der Kaiserstatue, später wieder aufgerichtet. Auf dem hochgelegenen Vendomeplatz hatten die Kommunarden ihr Hauptquartier. Wohl um zehn Meter höher ist die gleichfalls hochberühmte Julisäule (S. 696) auf dem von einer Arbeiterbevölkerung umwohnten Bastillenplatz, der von dem berühmten, 1789 vom Volk gestürzten Gefängnis glücklicherweise keine Spur mehr aufweist.

Auch die Fontaine de la Victoire, welche unser Bild (S. 707) darstellt, ist von dem, wie man sieht, höchst verherrlichungsbedürftigen Napoleon I. zu Ehren seiner Siege errichtet worden; unten plätschern lustig die Kaskaden, oben schwebt eine vergoldete Viktoria, die, so freigebig wie der Brunnen sein Wasser, Lorbeerfränze auszuteilen scheint. Das Siegesdenkmal steht auf dem schönen Châteletplatze. Dort, wo heute das Châtelettheater prangt, in dem die Feerie ihre Heimat hat, erhob sich dereinst das gleichnamige Gerichtsgebäude, und wo jetzt Feen und Gnomen ihre Reigen ziehen, wurden die Verbrecher öffentlich hingerichtet. Der Zufall hat mir ein 1806 erschienenenes, höchst seltenes Werk in die Hände gespielt, welches das Paris der damaligen Zeit schildert. In demselben finde ich unter anderem folgende verwunderliche Chronik: „Der Châteletplatz würde größer sein, wenn man die beiden kleinen Häuser entfernte, welche sich an das Gefängnis anlehnten.“ Das ist nun inzwischen geschehen. „Diese beiden Häuser werden von einem Traiteur bewohnt, dessen Aushängeschild die Worte trägt: Au veau qui tete (zum saugenden Kalbe); Lederhosen von Hammelfüßen à la Sainte-Menehould, à l'anglaise, à l'égyptienne. Dieser Traiteur bereitet die Hammelfüße in so verschiedener Weise zu, daß er eine Mahlzeit mit zehn Gängen aus nichts als Hammelfüßen

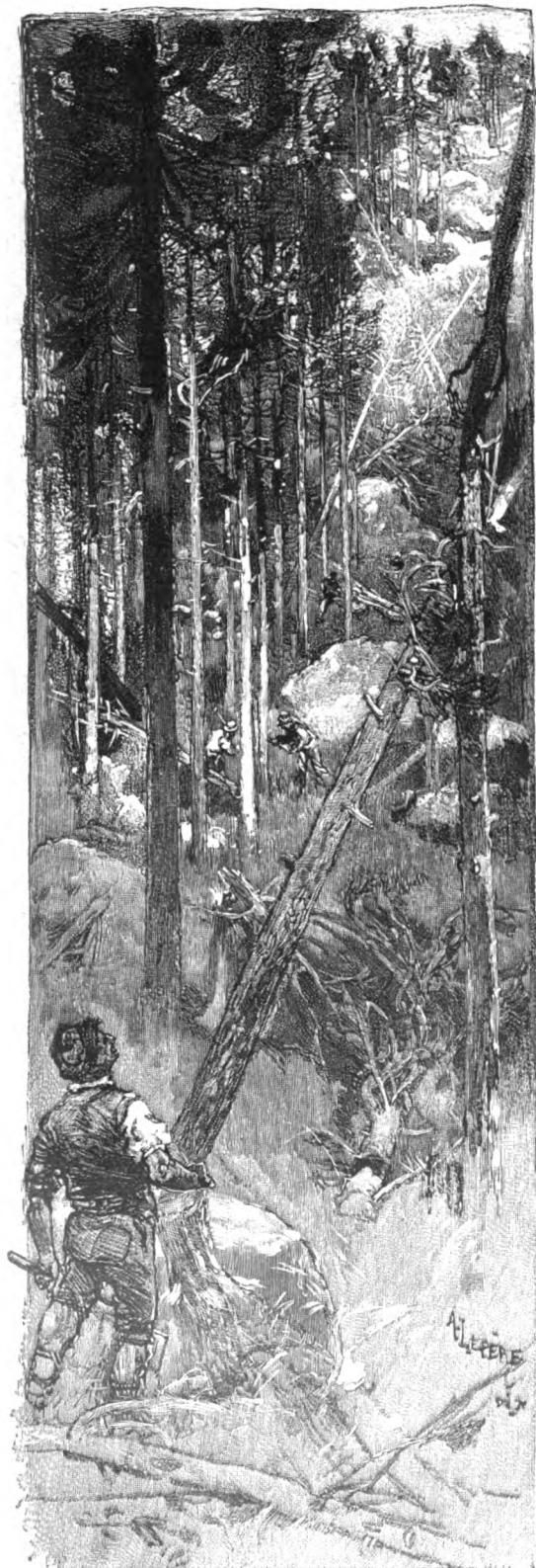
herrichten kann. Auf diesem Platze werden die Zwangsversteigerungen abgehalten. Jeden Morgen sehen Sie auf dem Platze des großen Châtelet die Gerichtsvollzieher und die Tröbler sich um die letzte Habseligkeit des Unglücklichen streiten. Aus Furcht, daß die Gerichtskosten nicht allen Gewinn absorbieren, stellen sie bei dem Kostenverzeichnis in einem griechischen Stile sorgfältig die Ausgaben für das Frühstück in Rechnung, das im „Saugenden Kalbe“ mit Hammelfüßen und dem besten Weißwein eingenommen wird. Man erbaut jetzt auf dem Châteletplatz ein Fontänenmonument. Hoffen wir, daß die Gerichtsvollzieher Wasser in ihren Wein thun werden.“

Die oben geschilderte Fontäne wurde in der That ein Jahr später, also 1807, errichtet, sie hat das „Saugende Kalb“ überlebt, aber dessen Hammelfüße à la Sainte-Menehould sind noch heute in Ehren, was leider auch von den Gerichtsvollziehern gilt, die immer noch kein Wasser in ihren Wein thun.

Doch nun genug von dem Labyrinth der Pariser Straßen und der Gassen. Der Frühling grünt und wir rufen mit Faust: „Flieh! auf! Hinaus ins weite Land!“ Und wir besteigen abermals den Seinedampfer, der uns schon so manches liebe Mal bis zur Weltausstellung befördert hat. Doch für diesmal hemmt die Jenaerbrücke nicht die göttergleiche Fahrt, und unser Auge gleitet von der Spitze des Eiffelturms zu den belebten Ufern der Seine hinab, welche fast ebenso sehr wie die Themse, ein buntes Bild industrieller und kommerzieller Betriebamkeit bieten.

Auf einem Punkt des Kais mit seinen spiegelglatten Sandsteinböschungen sehen wir ein improvisiertes Zeltdorflein auf einer solchen Fülle von Obstkörben (S. 710), daß man sich fast besorgt fragt, ob die Zentrallen auch Platz genug für all den Reichtum haben werden. Dann passieren wir zahllose, schwimmende Badehäuser und daneben leider auch die Waschanstalten, die sogenannten Lavoires, welche Zola in seinem berühmten „Assommoir“ so drastisch geschildert hat. In endloser Reihe stehen da die Virginies und Gervaites, den geröteten Arm im Wasser, während die Wellen Dampfschiffe gegen ihre Holzschuhe mit gegen einen übermächtigen Felsen übermächtig branden.

Nach wenigen Minuten taucht ein mächtiger Ankerplatz (S. 709) vor unseren Blick auf, wo sich Dampfschiff an Dampfschiff drängt, zumal die bateaux mouches, kleinere Gattung der Seinedampfer, welche nur bis zu den Fortifikationen und dem Pont du jour gehen. Jedes freie Plätzchen, das sich in diesem kleinen Hafen (S. 709) findet, bildet zugleich das Jagdgebiet der zahllosen Angler, welche die Pariser Küche mit so beliebten und schmackhaften kleinen „Friture de la Seine“ versorgen. Wir haben dort wie allenthalben mit Anglern den Beruf und mit Anglern aus Leidenschaft zu thun. Die Zahl der letzteren in Paris vielleicht größer als in irgend



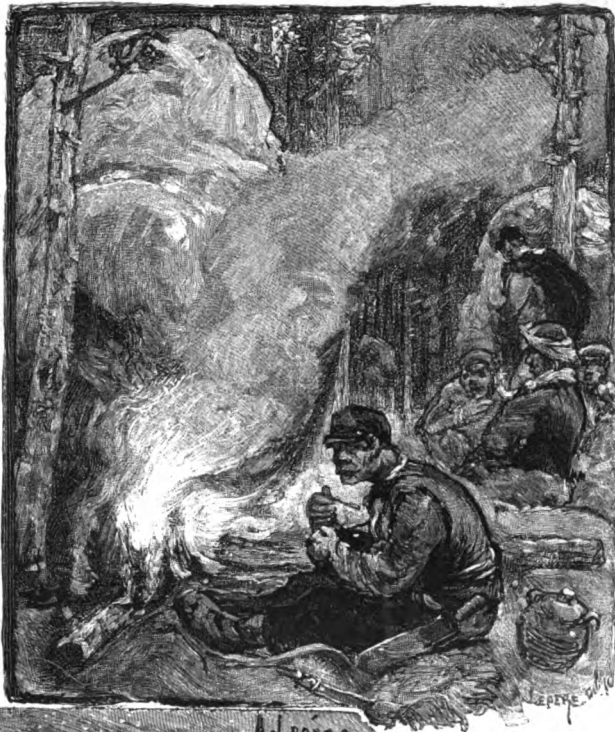
Fällen der Tannenbäume im Wald bei Fontainebleau.

anderen Stadt der Welt. Bei der quecksilbernen Natur des Franzosen sollte man das kaum für möglich halten, und doch ist es der Fall. Es gibt Anglerklubs in Hülle und Fülle, und in der That spielt sich die Leidenschaft für diesen Sport auch in der französischen Litteratur in verschiedenster und in höchst bezeichnender Weise ab. Der Bigame von Alfortville, dessen Prozeß vor Jahren als eine cause célèbre erachtet wurde, — und das will in Paris etwas bedeuten — war einer der eifrigsten Angler, und zwar in dem Grade, daß er über seiner Leidenschaft für das stummen Bewohner der Seine und seine nicht nur seiner Frauen, sondern sogar auch der allerelementarsten Vorsichtsregeln vergaß.

Hinter den Dampfschiffen und Frachtschiffen, zu welchen auch die den Lesern bekannten „Bom Fels zum Meer“ wohlbekannte „Schöne Nivernaiserin“ Daudets gehört, in dampf- und feuerspeiendes Ungeheuer, welches das in Paris wohlbekannte „Eau de Cologne“ herstellt. Letzteres hat mit dem „Eau de Cologne“ allerdings nur eine entfernte Verwandtschaft, es ist nämlich das „Eau de Cologne“ der Wäscherinnen und — anzusehn! — chlorfrei, gegen welche kühne Behauptung indessen die Leibwäsche in beider durchsichtiger Form protestiert.

In mächtigem Bogen überspannt die Brücke den Zügen der Gürtelleisenbahn täglich wohl Hunderte von Malen befahrene Brücke des Point-du-jour (S. 709) unmit-

gehaltene, grünumrankte Gebäude, wo das Volksleben erst im Frühjahr erwacht, um im Herbst mit den fallenden Blättern wieder abzusterben (S. 730). Jenseit der Brücke, aber an demselben Ufer neue, womöglich noch niedrigere Cafés, ein noch jahrmartartigeres Treiben mit zahllosen Karussells, deren schnarrende Leierkasten ein unge-



Waldbreiter beim Abendbrot
(S. 757).



Waldbpartie bei Mondschein.

bar an den Fortifikationen die sich erstreckende Seine. Von ihrer Höhe aus genießt man, wie unser Bild erraten läßt, einen herrlichen Ausblick auf die Seine und bis zu jener grünen Hügelkette, in welche sich reizenden, walddreichen Sommerfrischen Clamart, Meudon, Sevres und Saint-Germain einbetten.

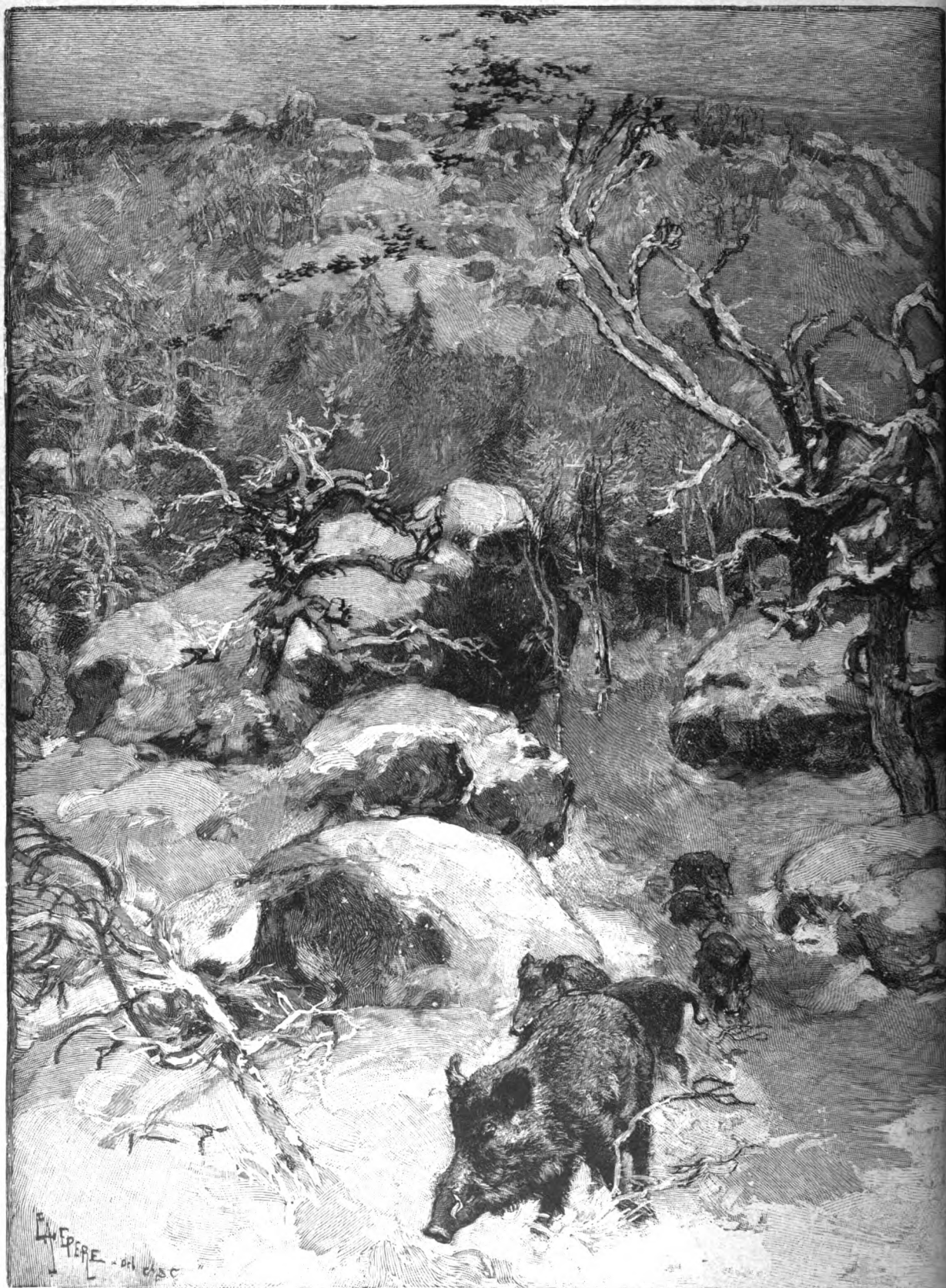
Das Dampfschiff hält übrigens noch die Brücke am rechten Ufer der Seine, wo die merkwürdigsten Cafés (S. 708), amüsante, Tangelangel aneinanderreihen, drüben, halb und halb im Schweizerstil

heures Getöse machen. Daneben Schießbuden, Buden mit Waffeln und gebratenen Kartoffeln, Seiltänzer und all die Wesen und all das Leben, welche nun einmal in deren Gefolge sind (S. 722). Ihre Wagen dienen zugleich als Nachtherberge, und die Arbeiterwelt, die hinter dieser ambulanten Kolonie in elenden Baracken wohnt, bildet die Hauptkundschaft etlicher Alismoirs, die bei Nachtzeit zu besuchen nicht gerade rätlich ist. Dort werden die schlimmsten Gifte, ein arsenikgrüner Absinth, Scheidewasserschaps und ähnliche magenstärkende Ge-

tränke verschenkt. Freilich gibt's auch bessere Gasthäuser, in denen man sich begnügt, einem neben Bratfisch und ähnlichen wohl-schmeckenden Dingen nur chemische Weine vorzusetzen.

Trotz all dieser Unzuträglichkeiten verdient der Point-du-jour doch einen Besuch, wohlverstanden nur, wenn die liebe Sonne teilnimmt an dem bunten Treiben der unteren Schichten der Pariser Gesellschaft. Bis in die grünen Gräben der Stadtumwallung breitet sich dann das muntere Völkchen aus, und die schrillen Rufe einer spielenden Schar von nicht selten barfüßigen Mägen über tönen noch die Leierkasten und Ziebeln, die zum Tanz im Freien aufspielen. An solchen Tagen begegnet man denn auch seinesgleichen, Leuten, welche dies eigenartige Volkstreiben auch einmal aus eigener Anschauung, statt aus Büchern, kennenlernen wollen.

Ein Spaziergang von einer Viertelstunde am Ufer der Seine entlang, oder auch eins der größeren Dampfschiffe führt uns nach Billancourt, der ersten Pariser Sommerfrische. Der Ort steht mit dem Point-du-jour fast schon in ununterbrochener Verbindung. An jedem freien Platz ist irgend eine provisorische Gastwirtschaft oder ein Landhäuschen errichtet, an dessen Fenster man nur zu oft das vielsagende Wörtlein: „à louer“ liest. In der That sieht es dort immer noch ein bißchen kahl und städtisch aus, und wenn ich die Wahl hätte, so würde ich mir einen etwas ferneren, mehr im Grünen und an den villenreichen Hängen am linken Ufer der Seine gelegenen Sommeraufenthalt wählen. Gegenüber von Billancourt (S. 724) mit seinen Booten und Fischerneben liegt die Insel Robinson. Da sieht's schon hübscher aus. Eine langgestreckte, sehr schmale Seinsinsel, fast ganz mit Bäumen bewachsen, der Wallfahrtsort des Pariser Kleinbürgertums. Natürlich fehlt die Gastwirtschaft nicht und ebenso wenig die unvermeidliche Schaukel und die nach obhiesigen Mustern in der Baumeskrone gezimmerte Laube. Dazu Spazierritte hoch zu Gel und noch höher zu Noß, also alles, was das Herz derer begehrt, welche den Pariser Staub von den Sohlen geschüttelt haben



Ft. Felsen von Cuvier-Gâtillon (Fontainebleau).

und sich fessellos vergnügen wollen. Zahllose Dampfschiffe führen dann am Sonntagabend die animierte Gesellschaft in die städtische Sklaverei zurück; fröhlicher Gesang, meist derberen und minder elegischen Inhalts als das „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,“ tönt von ihrem Deck weit über die flimmernde Flut hinaus, während die Feuer Augen der Lokomotive von dem hochgelegenen Bahnhof des Point-du-Jour wie ein lauerndes Ungetüm auf die hartlos nahende Beute herabblickt.

Wir haben die Wahl, ob wir nach Norden, nach Westen, nach Süden unseren Ausflüg unternehmen wollen, denn alleenthalben ist es schön, in Montmorency so gut wie in Versailles und Rambouillet mit ihren prächtigen Schlössern, wie in Fontainebleau mit seinem an Kunstschätzen nicht minder reichen Schloß. Nachen wir uns wie der Präsident Carnot, der im vorigen Jahre seinen Sommeraufenthalt zu wählen hatte — entscheiden wir uns für den Süden, für den fernsten Ort, für Fontainebleau, in dessen uraltem Schloß die schwedische Königin Christine ihren erachteten Stallmeister Monaldeschi ertröten ließ, wo Heinrich IV. sich von der Königin Gabriele d'Estree unter tausend Thränen für immer trennte, wo Bis VII. als Gefangener weilte und der große Bonaparte von seinen Garden Abschied nahm. Iedehaupt flossen hier viel Thränen und venigen brachte der Aufenthalt im Schloße Glück. Das herrlich ausgestattete Schlafzimmer Marie Antoinettes steht in unheimlichem Gegensatz zu unserer Erinnerung an ihr tragisches Ende auf einem elenden Bretterstülpstühl.

Und schwermütig und düster ist auch der Wald — einer der größten und herrlichsten Frankreichs —, der Fontainebleau von drei Seiten umfängt und dank seinen unvergleichlichen Felspartien und Schluchten, den „Rochers et Gorges de France“, nach denen sich etliche Cafés und Kaffeehäuser der kleinen, stillen Stadt benennen, dank seiner „Roche qui pleure“, dem Felsenmeer von Apremont, der Caverne des Brigands, dem Bas-Bréau (S. 734) und den anderen in unseren Bildern dargestellten Sehenswürdigkeiten das Ziel unzähliger Reisenden ist. Kein Wald, so feint es, bietet dem Maler so herrliche Motive, keiner eignet sich so sehr, wie er, zu plein air-Studien, und so hat sich denn in den kleinen Dörfern Marlotte und Barbizon eine ganze Künstlerkolonie niedergelassen. Wer für schöne, uralte, phantastisch geformte Bäume schwärmt, der ist hier am rechten Ort. Viele von ihnen führen rührende Namen (S. 744) und haben ganzen Galeriegenerationen als Modelle gedient, ob fünfzig Jahren ebenso frisch und grün wie dereinst, und nur noch ein wenig „embelliert“. Könnte man doch auch in den Modellen aus Fleisch und Blut solche behaupten!

Seider hat ein Riesenbrand vor sechs oder sieben Jahren manche der am herrlichsten bewaldeten Ruppen kahl gemacht. In Blick auf unsere Abbildungen (S. 739, 746 und 752) läßt erraten, wo jener Brand entstand. Die beste Zerstörung des Heidekrauts durch Feuer, die zahllosen Köhler, welche in jeder eine Fläche von 17000 Hektar beackende Wälder hauen, urwüchsige Hünenstellen, wie man sie sonst in Frankreich nur noch selten findet — erklären ihn nur allzu gut. Aber all die schönen Legenden, die geschichtlichen Erinnerungen, welche das weite Gebiet üppig überwuchern, hat der Brand nicht zu zerstören vermocht.

Hier hatte, etwa zur Zeit Karls des Großen, ein dänischer Pirat Bier, Cotte-de-Fer, sein Raubnest sich errichtet und jagte, wie die Chronik berichtet, gleichzeitig Tiere und Menschen. Hier zeigte der kluge Jagdhund Bléau seinem verschmachtenden Herrn, einem Nachkommen Hugo Capets, eine Quelle, und er nannte sie dankbar Fontaine Bléau = Fontainebleau. Hier jagte Ludwig der Heilige, um sich von den Strapazen des Kreuzzuges und seinen frommen Fußübungen zu erholen. Hier trieb der wilde Jäger sein Wesen und höhnte Heinrich IV., der mit leeren Händen von der Jagd heimkehrte, auf dem Hifthorn mit einer Siegesfanfare. Hier wappnete sich Philipp Auguste in eine ganz mit Rasiermessern gepanzerte Rüstung eigener Erfindung, um — in verderbenbringender Unarmung einen furchtbaren Lindwurm zu erdrücken.

Liebenswürdiger und menschlicher ist die Sage von der schönen Gisela. Ihr Bräutigam war in den Kreuzzügen tödlich verwundet worden. Die Fee Remorosa, welche in den Legenden von Fontainebleau überhaupt eine große Rolle spielt, verkündet ihr, daß sie mit einem Rosenstrauch den Geliebten retten könne. Aber man befindet sich mitten im Winter. Gisela sinkt vor einem Muttergottesbilde in die Kniee, tief im Schnee, und fleht unter Thränen um die lebenspendenden Rosen. „O, Mutter Gottes, du bist auch Königin der Erde, und wenn du wolltest, könntest du heute Blumen sprießen lassen, so schön wie die des Lenzes!“ Und Notre-Dame erwidert mit sanfter, zarter Stimme: „Deine Thränen haben das Wunder vollbracht.“ Gisela blickt zur Erde, und siehe da, jede Thräne hatte aus dem Schnee eine Rose emporsprossen lassen.

Bevor wir den schönen Wald wieder verlassen, bringen wir dem Gedächtnis der berühmten Maler Millet und Rousseau, deren ausdrucksvolle Züge unser Medail-

lonbild (S. 737) zeigt, den schuldigen Zoll der Hochachtung. Beide lebten lange Zeit in dem schon genannten Dörfchen Barbizon, wo der Feldhüter unter den Honoratioren den ersten Rang einnimmt. In Rousseaus Atelier, in seine Wohnung und sogar in seine Scheunen hat sich die internationale Künstlerchar eingeknistet, wie die Schächer in den Tempel, und wo unsere Pietät seines schöpferischen Geistes Hauch zu spüren vermeint, da rollen jetzt profane Billardkugeln, denn man vergnügt sich in der Einsamkeit so gut, wie es eben geht. Die Zerstreungen der Weltausstellung bietet Barbizon nicht.

Für Millet, dessen Haus (S. 737), wie man sieht, recht bescheiden ist, habe ich stets eine besondere Vorliebe gehabt. Wie tief hat er die Seele der Natur erfasst, wie charakteristisch gestaltete er den Landmann, wie belauschte er die Aehrenleferin, den Mäher bei ihrer schweren Arbeit im vollen Brand der Mittagssonne! Und welch ein heiliger Friede ist über die verbäuernde Landschaft gebreitet, die er in seinem unsterblichen Meisterwerk, dem „Angelus“, dargestellt hat, wie tiefergreifend Antlitz und Haltung der Beterin, die im Augenblick, wo die Kirchenglocke aus der Ferne herüberschallt, in schlichter Andacht die Hände faltet.

Angelus gehörte lange Zeit der berühmten Galerie des Financier Secrétan an. In den Kupferdruck mit hineingezogen, sieht sich derselbe genötigt, seine kostbare Sammlung zu versteigern. Das Sprichwort: „Habent sua fata libelli“ gilt in der That auch von den Bildern und vielleicht noch in höherem Maße. In dem tiefen Frieden der Waldeseinsamkeit gemalt, ist der Angelus nun in den wilden Kampf der Börse um Leben und Tod, in das Getümmel des Hotel Dronot geraten, vielleicht, um seinem kunstsinigen Besitzer noch einen letzten Liebesdienst zu erweisen und ihm — ein rettender Engel zu sein.

Das Haus Montague.

Erzählung in drei Bänden von

Balduin Möllhausen.

(Fortsetzung.)

Nach 'ner guten halben Stunde stetigen Einerschreitens auf niederträchtigen Wegen bergan gelangten wir auf den Höhenkamm, welcher den Hafen von allen Seiten einschließt. Da legten wir uns im Schatten auf den Rasen und ich sagte zu John Blount: „John,“ sagte ich, „du bist ein vernünftiger Junge und ich halte ein Stück auf dich, daß ich's nicht übers Herz bringe, dich zu belügen. Würde es mich doch wurmen, dächtest du später, ich habe als ein Verräter an dir gehandelt. Das mit dem Gewerbe ist nämlich Wind;

ich erhielt von dem Kapitän nur den Auftrag, dich irgendwo hier herum abtreiben zu lassen. Er will dich einfach los sein. Da rechne ich, es ist besser, wir scheiden als gute Freunde voneinander.“

„Und was antwortete der Satansjunak? Verdammte! Wer den übertrumpfen wollte, hätte früher aufstehen müssen.“

„Jetzt will auch ich dir etwas sagen, Bob Vanish,“ sagte er, und er lachte und grinste wie ein halb Duzend Teufel auf einmal. „Landeinwärts hast du mich wohl gelotet, allein mich an Bord zurückzu-

schaffen, wär' dir nicht gelungen, und hättest du dir die Kielhölzer bis an die Kniee abgelassen,' sagte er. 'Schon früher vertraute ich dir an, daß ich Schiffe hasse; da lauerte ich nur auf eine Gelegenheit, auszurücken. Gib dir also weiter keine Mühe, geh ruhig an Bord und bestelle dem Kapitän, daß ich ihn samt seinem ganzen Schiff, dich ausgenommen, zur Hölle wünschte,' sagte er, 'auch wär's ein Glück für seine Hausherre, daß ich dieses Mal nicht zu Hause geblieben sei; denn ich hätte schon 'nen Plan entworfen gehabt, wie ich sie in einer handlichen Schlinge einfangen und an den Hafen oberhalb der Thür aufhissen wollte,' sagte er.

"Da sah ich John Blount verstört an. In seinem Angesicht meinte ich zu lesen, daß solche sündhafte Worte ihm vom Herzen kamen. 'John,' sagte ich erstaunt, 'ich glaube, in dir steckt eine leibhaftige Räubernatur.' Da wälzte er sich auf dem Rasen und wollte vor Lachen ersticken, wie 'n gestrandeter Bottwal. 'Bob Vanish,' sagte er, 'wenn das Räubermetier mir gefällt, so werde ich ein Räuber, und lieber noch Räuber als Knecht des Kapitans und Nigger seines Weibes, dieser giftigen Hege,' sagte er.

"Ein Stündchen plauderten wir noch mitsammen, ich beinahe schwermütig, er munter, wie 's Kielwasser hinter dem Steuer bei guter Fahrt, und als ich endlich losmachte, um wieder an Bord zu gehen, da hielt er sich seitwärts von mir. Er meinte, was er auf freiem Felde solle; er ginge lieber unter Menschen, um sich Broterwerb zu suchen, sagte er. Dagegen konnte ich nichts einwenden, aber zwei Dollar gab ich ihm, damit er in den ersten Tagen nicht zu hungern brauchte.

"Ich nehm's,' sagte er über die Schultasche, und er schob sie in die Tasche, als wären's zwei verrostete Nägel gewesen, er selber aber der Mayor von New York, ja, ich nehm's, weil du ein guter Kerl bist,' sagte er, 'und einem hier schwerlich die gebratenen Tauben ins Maul fliegen. Das heißt,' sagte er, 'ich nehm's nicht geschenkt, sondern nur geborgt, um es dir zu seiner Zeit zurückzugeben,' sagte er, und man mußte ihn sehen, oder man hätt's nicht geglaubt, daß es nur ein Bürschchen, welches so redete.

"So gelangten wir allmählich in die Stadt, wo wir in den letzten acht Tagen das Fahrwasser einigermaßen kennen gelernt hatten. Da tranken wir als gute Maats abermals einen und trennten uns mit 'nem festen Händedruck und 'nem ehrlichen: 'Gute Fahrt!' voneinander. Mir selbst war ordentlich schwermütig ums Herz, wenn ich bedachte, daß dieses Ding von 'nem Jungen nunmehr seinen Kurs allein durchs Leben peilen sollte. Er hingegen schaute drein wie ein Wiesel, das eben 'ne Bruthenne abwirte, so vergnügt und zufrieden. Bevor ich am Ende der Straße zum Wasser hinunter ging, lugte ich noch einmal rückwärts. Da machte ich ihn aus, wie er an einen Montetisch¹⁾

¹⁾ Ein bei den Negianern beliebtes Glückspiel.

herangetreten war und seine zwei Dollar verpielte. Mag auch gewonnen haben — was weiß ich's? Aber in mich hinein lachte ich über den Jungen; denn der dachte, wie das Geter im Walde, und kümmerte sich wenig um den anderen Tag, solange ihm heut noch die Sonne leuchtete."

Mit beinahe fränkhafter Spannung hatte ich den Mitteilungen des ehrlichen alten Teers gelauscht, und als er endigte, fragte ich hastig: "Sie kannten den John Blount so lange und so genau. Entdeckten Sie jemals ein Abzeichen an ihm, ich meine einen auf seinem Nacken unterhalb des Haars eintätowierten roten Pfeil?"

Vanish sah nachdenklich vor sich nieder. Wie um sein Gedächtnis dadurch aufzufrischen, zog er ein zur Schnupftabaksdose umgewandeltes kleines Hammelhorn aus der Tasche. Nachdem er geräuschvoll eine Prise genommen hatte, bemerkte er mit einer gewissen Entschiedenheit: "Male trug er sicher, auf der Brust wie auf beiden Armen, und die tätowierte ich ihm selber grobartig ein. Da waren Schlangen zu sehen, Herzen und zwei Sternchen und Streifenbanner, die lagen über Kreuz. Von 'nem schönen Anfer mit darumgewundenem Tau wollte er dagegen nichts wissen. Dagegen mußte ich ihm 'nen Gaul mitten auf die Brust zeichnen; der gelang zwar nicht ordentlich, aber er war zufrieden damit und meinte, im Sturm sei jeder Port gut genug, und dabei blieb's. Sonstige Male habe ich nicht an ihm ausgemacht."

"Hörten Sie jemals wieder von ihm?" fuhr ich ungestüm fort, und ich fühlte förmlich des Professors Blicke, die ängstlich auf mir ruhten.

"Nie wieder," lautete die Antwort, "ich hegte wohl große Lust, mich nach ihm umzuthun, allein in den nächsten Jahren hielten wir nicht auf Acapulco, und dann traf mich's, daß ich durch die Decke bis in den Kielraum hinunterstürzte, da war's mit meinem Seefahren vorbei. Auch der Kapitän vergaß eines Morgens das Erwachen, und so ist John Blount allmählich in Vergessenheit geraten."

"Halten Sie für möglich, daß er zur Zeit noch in Acapulco oder in der Nachbarschaft lebt?" forschte ich weiter.

"Möglich ist alles," gab Vanish zu, "ich rechne, es kommt darauf an, ob er daselbst eine gute Brotstelle fand; denn mit Geringem war der nicht zufrieden. Aber immerhin, wer nach ihm aus ist, möchte in Acapulco wohl 'ne Spur von ihm auspeilen, der er nur nachzufolgen brauchte. Ging er noch nicht kopfüber, so muß er zur Zeit ein gehöriger Mann geworden sein. Sollten die Gentlemen wirklich Jagd auf ihn machen und Sie finden ihn, dann möcht' ich Sie bitten, es mich wissen zu lassen. Zu gern erfuhr' ich, wohin es mit jemand gekommen, der neben einer großen Gutmütigkeit auch ein Stück vom leibhaftigen Satan mit sich herumtrug."

"Ich werde nach Acapulco reisen und

alles anbieten, Näheres über ihn in Erfahrung zu bringen," erklärte ich entschlossen, "lehre ich zurück, so spreche ich wieder bei Ihnen vor. Hoffentlich wird ich dann, wer dieser John Blount eigentlich ist." Ich legte fünf Dollar in der erstaunten alten Teers Hand und fügte hinzu: "Der Sicherheit wegen erlaube ich Ihnen schon jetzt die zwei Dollar nebst Zinsen zurück. Finde ich ihn, so sollen Sie von ihm hören; vielleicht sucht er selber Sie noch einmal auf."

Vanish schob das Geld in die Tasche und bemerkte grunzend: "Mit dem Finder hat's seinen Hafen. Wenn die ganze Welt zu klein ist, der bleibt schwerlich lange in solchem Nest."

"Und wäre es bis ans Ende der Welt, so folge ich seinen Spuren nach," versicherte ich ungeduldig, daß ich nachträglich über mich selbst erstaunte, "nicht eher ruhe er, bis ich weiß, woher dieser John Blount stammt und was aus ihm geworden ist."

Ich erhob mich und reichte dem alten Bullenbeißer die Hand zum Abschied. Der Professor, wie eingehüchelt durch mein heftiges Wesen, folgte meinem Beispiel. Gleich darauf befanden wir uns auf der Straße, wo wir uns der Stadt zuwendeten. Eine Weile schritten wir schweigend nebeneinander einher. Dann bemerkte ich in der That unbewußt: "Da sind keine schöne Aussichten, welche ich vor mir eröffnen. Weder die Mitteilungen des alten Weibes noch die des Bootmanns haben große Hoffnungen in mich wachgerufen. Sollte ich indessen mit diesem John Blount zusammentreffen und wirklich meinen Zwilling Bruder in ihm erkennen, so werde ich nie vergessen, daß er der Sohn meiner Eltern."

Bitter, sogar bedrohlich mochte meine Stimme geklungen haben. Trotzdem erfüllte den Professor, wie er mir ins Auge eingestand, eine gewisse Genugthuung, daß angesichts der schweren Aufgabe mich und mehr die Weichheit aus meinem Wesen schwand, an Stelle des träumerischen Schwankens männliche Entschlossenheit sich in erhöhtem Grade geltend machte. Und so hob er mit dem Kopf wohnten lieben "Take it easy" an.

"Ja, Kohlmeise, take it easy," wiederholte er, "und gib es auf, dich jetzt hin mit Phantasien zu martern, die zu sehr geeignet, den deinen Jahren unbührenden Frohsinn zu beeinträchtigen. Ein schönes Bild entwarfen beide jedoch nicht von deinem — ich meine von dem rätselhaften John Blount. So viel leuchte indessen aus ihren Mitteilungen hervor, daß neben der Zügellosigkeit seines Charakters auch bessere Eigenschaften ihren Platz fanden. Sie können zu einem gesitteten Lebenswandel, aber auch abwärts in niedrige Sphären geführt haben; hängt davon ab, in welche Lagen die Verhältnisse er geriet. Beide nannten ehrlieh; das ist eine Bedingung, die leicht Versumpfung im Gefolge hat."

Ich lachte herbe vor mich hin.

„Ob dieses oder jenes,“ erwiderte ich demüthig, „ist er in der That mein Bruder, und muß er, tätowiert wie ein Krieger und geneigt zum Spiel wie zur Unenthätigkeit, zu den Verlorenen gezählt werden, oder fand er ein verfrühtes, frühiges Ende, so mache ich denjenigen für verantwortlich, der uns auf gleiche Art erbarmungslos in die Welt und in Verhältnisse hinausjagte, von welchen es ein Wunder, wenn sie nicht zu unserm unheilvollen Untergange führten.“

Nicht doch, Kohlmeise,“ begütigte der leiser vaterlich, „warte mit einem entscheidenden Urtheil, bis das Ergebnis deiner Untersuchungen unzweideutig vor dir liegt. Du bist ein Montague und als solcher verpflichtet, den Namen deines Vaters nicht zu halten. Agathe wurde eine Montague, das verpflichtet dich doppelt, alles um ihr fern zu halten, was niederdrückend auf sie einwirken könnte. Sie erduldet zu viel; ihr Gemüt darf nicht noch mehr belastet werden.“

Ich antwortete nicht; aber meinen Arm legte ich auf den des väterlichen Freundes, dem wir unseren Weg heimwärts weiter schritten. — Wochen gingen noch dahin, es ist so weit war, um meine Reise anzusetzen zu können. Vollständig unbekannt mit der spanischen Sprache und den merkwürdigen Landesverhältnissen, bedurfte ich eines Leiters, um mich wenigstens notdürftig zu orientieren. Reginald sah ich in der Zeit nicht wieder. Es besorgte mich sehr. Zwischen ihm und mir vermittelte der Professor. Nicht einmal ein Rat wurde mir von dem Bruder meines Vaters erteilt. Den mir zugefertigten ungebundenen Brief begleitete die einzige dürre Mahnung, nicht zu vergessen, daß ich ein Montague und als solcher standesgemäß aufzutreten habe. So wurde ich auch mit trüben Berichten und Anfragen auf den Professor verwiesen, von dem ich fernerhin über das von mir zu beobachtende Verhalten unterrichtet werden sollte.

Agathe war unterdessen nach dem stillen Tod des Professors übergesiedelt, wo sie mit Freudenthränen willkommen geheißen wurde. Als ein Aufatmen nach langem schweren Leid hätte man es bezeichnen können, als sie, dem gleißenden Glanz entgegen, als sie, dem einfachen, jedoch überaus reichlich eingerichteten Räume ihrer neuen Wohnung bezog. Etwas unendlich Rühendes lag in dem stillen Entzücken, mit dem sie die einst so vertraute Umgebung, sogar die starraugigen Bestien erkannte und in die altbekannte Hausordnung sich einlebte. Traumhaft wiederholte sich dabei die Gedanken und Eindrücke, welche einst den Kopf der kleinen mutwilligen Elfe erfüllten, hier im saublen der verschollenen Luft entweichend, dort eine Thräne der Begeisterung.

Wie ist doch alles anders geworden,“ sagte sie, als wir zur abendlichen Stunde im Garten ergingen, und zutraulich, wie im früheren Tagen, lehnte sie mir ihr Köpfchen an, jantes Antlitz voll zu, „die Wege sind breiter und zierlich begrenzt, der Rasen

so glatt geschoren, die Blumenbeete kunstgerecht erneuert und gepflegt — gerade wie wir,“ fügte sie schwermütig lächelnd hinzu. „Auch wir mußten uns in die den dahintrollenden Jahren entsprechenden Formen einzwängen. Aber schöner war es damals, als der Garten noch eine Wildnis, wo das Unkraut ungehemmt wucherte und wir bei unserm wilden Einherstürmen nicht zu befürchten brauchten, Schaden anzurichten.“

„Schöner, weit schöner damals,“ bestätigte ich begeistert, „als unsere Herzen noch so leicht wie die der Falter, nach denen wir haschten, wir noch keinen anderen Kummer kannten als den, daß die Tage so unabsehbar lang, die zwischen dem einen Sonntag und dem anderen sich ausdehnten. Ja, Agathe, im Verkehr mit dir und den beiden guten Alten wurde auch mein Herz leicht, vergaß ich so gern, daß mein Leben ähnlich dem einer Raupe, welcher von der Natur zuerkannt worden, heute ein kriechendes, von jedem Fuß bedrohtes Dasein zu führen und morgen auf breiten, schillernden Schwingen sich zu wiegen. Wie es war, kann es freilich nicht mehr werden; aber aufleben wirst du und neu erblühen in dem Bewußtsein deines eigenen freien Willens und der herzlichen Liebe, deren unzweideutige Beweise dir, wo auch immer du weilst, entgegengetragen werden.“

Agathe sann eine Weile nach. Es kostete sie sichtbar Mühe, sich von den Bildern loszureißen, welche ich vor ihren Geist hingezaubert hatte. Dann sprach sie, ihre großen freundlichen Augen mit einem Ausdruck unerschütterlichen Vertrauens auf die meinigen richtend: „Nachdem du die Reise angetreten hast, wirst du mir sehr fehlen. Auch dem Professor und der guten Pamelow. Es hätte doch vieles anders sein können, so daß du nicht auf so lange fortzuziehen brauchtest. Ich werde mich nach dir sehnen zu jeder Stunde; es ist ja so natürlich. Denn mag ich mit meinem ganzen Herzen voll Liebe an den beiden guten Alten hängen, so erscheint das Verhältnis zwischen uns beiden mir doch anders — vertraulicher möchte ich sagen.“ Sie lächelte trübe und doch so süß und fügte unbeschreiblich sanft hinzu: „Es kann ja nicht befremden, Kohlmeise, denn vergebenswärtig dir nur die schrecklichen Geheimnisse, welche damals zwischen uns schwebten: abgebrochene Obstbaumzweige, unreife Äpfel, mit Tinte bespritzte Taschentücher, die versteckt wurden und als verloren galten, und wer weiß, was sonst noch.“

„So wird auch fernerhin unbegrenztes Vertrauen zwischen uns walten,“ erklärte ich gerührt, und Agathes Hand ergreifend, zog ich ihren Arm unter den meinigen, „ein Vertrauen, welches nicht das kleinste Geheimnis zwischen uns duldet, und ich weiß, es wird uns beiden zum Segen gereichen — und im Grunde gehören wir zu einander, schon allein durch den gemeinschaftlichen Namen.“ Ich entdeckte, daß bei dieser unvorsichtigen Mahnung ein Schatten über das liebe Antlitz eilte und

fuhr etwas lebhafter fort: „Leider kann die Reise nicht umgangen werden; ich unternehme sie indessen in der stillen Hoffnung, daß meine Mühen von Erfolg gekrönt werden. Wohin ich verschlagen werde und wie lange ich fortbleibe, das ruht freilich verborgen im Schoße der Zukunft —“

„Nur nicht zu lange, Kohlmeise,“ fiel Agathe sanft flehend ein, „nein, nicht zu lange, denn ich kann es dir nicht verschweigen: vergeblich kämpfe ich gegen die traurige Ahnung, daß ich nicht allzu lange mehr lebe — nicht doch, Kohlmeise, erschrecke nicht so, ich bin ja noch da; und wenn ich dir meine heimliche Beforgnis eingestehle, so betrachte das als einen neuen Beweis meines unbegrenzten Vertrauens. Zu dem Professor und der guten Pamelow darf ich nicht darüber sprechen, und so bist du der einzige, vor dem ich zur eigenen Beruhigung meine Bedenken offenbaren kann. Und dann, Kohlmeise, es muß ja nicht gleich sein, auch mag ich mich erholen; aber erwäge, was ich in den letzten vier Jahren erlebt und erduldet,“ und Thränen drangen in ihre Augen, „unter solchen Bedingungen hätte wohl eine kräftigere Natur als die meinige untergraben werden müssen.“

„Die Wirkung des überstandenen Leids unterschätze ich nicht,“ nahm ich nach der ersten Bestürzung gefaßter das Wort, „andererseits solltest du die voraussichtliche Wirkung der für dich beginnenden neuen Lebensweise nicht unterschätzen. Was dem Körper zum Vorteil gereicht, die liebevolle Pflege, das vervollständigt die zurückgewonnene Ruhe des Geistes, der ungestörte Frieden, in welchem deine Tage fortan verfließen werden. Für gefährlich halte ich dagegen, Betrachtungen nachzuhängen, die allerdings eine natürliche Folge der kummervoll verlebten Tage, jedoch mit ein wenig Willenskraft erfolgreich bekämpft werden können.“

„Möchtest du recht behalten,“ versetzte Agathe, und leise bebte ihre Stimme vor Wehmuth, „möchte wirklich heiterer Seelenfrieden allein mich beherrschen, die Trauer auslöschen, welche ich bei dem Gedanken empfinde, daß mein ganzes Leben ein verfehltes gewesen. Doch so gern ich auch möchte, Kohlmeise, ich glaube nicht, daß es noch möglich. Sprechen wir lieber nicht weiter darüber — ich sehe ja, wie schwer es dir wird, darauf einzugehen. Nur die Beteuerung nimm noch hin, daß ich mein Aeußerstes aufbieten will, zu gesunden, deine Rathschläge zu befolgen. Neue Kräfte will ich versuchen zu sammeln, damit die Freude deiner Heimkehr dir nicht durch mich verbittert werde. Wenn wir aber scheiden und das letzte: „Auf Wiedersehen“ miteinander austauschen, dann wollen wir freudig und hoffnungsvoll blicken und dadurch uns gegenseitig ein tröstliches Erinnerungszeichen mit auf den Weg geben — da kommt Frau Pamelow, um uns zum Abendessen zu rufen, wie in den alten Zeiten — um Gotteswillen — Kohlmeise, was ist dir? schaue nicht

so nachdenklich. Sie ist so klug, sie errät, was zwischen uns zur Sprache gekommen."

Förmlich gewaltjam richtete ich mich auf. Ein Bild hatte mir vorgeschwebt, welches mich bis ins Mark hinein erschütterte. Was Agathe mir anvertraute, es wollte nicht mehr aus meinen Gedanken weichen. Aber schöner noch und holdseliger erschien sie mir, als sie von mir forttrat, um ihre alte Freundin zu begrüßen; schöner und holdseliger mit ihrem schlanken, geschmeidigen Wuchs und dem wunderbaren Ausdruck himmlischer Verklärung auf ihren Zügen.

Als die Stunde der Trennung endlich gekommen, wie wurde der Abschied mir so unsäglich schwer; wie durchzitterte es mich wehevoll, als Agathe, wie einst dem schüchternen Gespielen, mir beide Hände auf die Wangen legte und mich zärtlich küßte! Wie bebte mein Herz, als sie mich innig bat, nicht zu lange fortzubleiben, sondern heimzukehren so bald wie möglich und wohlbehalten, um mich zu überzeugen, daß sie meiner Ratsschläge eingedenk geblieben. Die letzten gewechselten Worte erstickte tiefe Wehmut. Ueber uns dagegen lächelte der Himmel so blau, strahlte die Morgensonne so goldig und sang die Drossel im Garten so süß, als hätten das alte Haus und dessen Bewohner weit außerhalb des Bereichs düsterer Schatten gelegen. —

Viertes Buch.

Der Vaquero.

30. Kapitel.

Carlota.

Aus dem winterlich beeisten Skandinavien nach dem tropisch beschatteten Litorale der Südsee: Welch gewaltiger Kontrast! Hier spiegeln sich immergrün belleidete Bergabhänge in dem zauberisch eingerahmten, einem Binnensee ähnlichen Hafenbecken von Acapulco, bestimmen anmutige Palmenformen gemeinschaftlich mit den Riesenspalmen der Bananenstauden den Charakter der Landschaft; dort starren, wie Träume aus der Urzeit des einst kältere Räume durchdringenden Erdbörpers, beinahe endlose Gletscherreihen ausdruckslos gen Himmel, erzittert der norgische Granitpanzer unter dem Andrang des erzürnten, nimmer rastenden Weltmeeres. Doch hier wie dort: Eine Nacht ist es überall. Gleichviel, ob die Sonne in ungetrübtem Glanze mit belebendem Licht alles überströmt oder fuhle Nebel die Fernsicht verkleinern, ob die Nacht ihr kostbarstes funkelndes Geschmeide anlegt oder schwarzes Gewölk zukende Flammen entzündet: Wo die Empfänglichkeit des Gemütes nur ein wenig über den Instinkt vernunftloser Geschöpfe hinausragt, da webt sich ein geheimnisvolles Band zwischen dem Sterblichen und einer gewaltigen, alles umfassenden Naturkraft; ein Band, stärker und heiliger, als es durch die Lehren irdisch Geborener geschaffen werden kann. Je schärfer die Kontraste in der Natur, um so nachhaltiger die Wirkung. Das eine hebt das andere.

Zu Vergleichen herausfordernd, schmückt sich gegenseitig mit den zauberischen Farben einer glühenden Phantasie, was, durch Erdhälften voneinander getrennt, in der Erinnerung sich lieblich und erhaben zugleich aneinander reiht. —

Draußen regte der Ozean sich unwirsch. Als mächtige Hügelketten rollten die schaumgekrönten Wogen auf die mexikanische Küste ein. Mit hohlem Tröhnen brandeten die schweren Dünungen gegen das felsige Gestade. Die Nacht war hereingebrochen. Ein leuchtender Schaumgürtel schied Meer und Festland voneinander. Den Tag über hatte es scharf geweht. Die jetzt ermattete Luftströmung strich an dem von der See aus nicht sichtbaren Hafen von Acapulco vorüber. Nur in der gewundenen Einfahrt machte das Grollen des erregten Ozeans als träge auslaufende Schwelungen sich noch bemerklich. Das umfangreiche Hafenbecken selbst, ringsum geschützt durch Berge, lag ruhig. Den Winden unzugänglich, strahlte es mit der Regungslosigkeit einer Glascheibe den dürrig gestirnten Himmel zurück. Dürftig! Denn der Mond war bereits über die östlichen Höhen hinausgestiegen. Mit bläulichem Licht überströmte er die ihm erreichbaren Bergabhänge und den größeren Teil des Hafenbeckens. Bläuliche Lichter ruhten auf den Mauern und Turmeden des alten Forts, welches mit seinen Geschützen die Einfahrt beherrschte, wie auf den Gesimsen der flachen Dächer der Stadt. Bläuliche Lichter spielten mit den hoch hinaufragenden breiten Blättern der Musaceen und den träumerisch gekrümmten Wedeln der Palmen. Wohin die Beleuchtung des Mondes ihren Weg nicht fand, da vervollständigten tiefe Schlag Schatten das erotische Gemälde. Es war eine Zaubernacht. —

Zwei größere Schiffe und mehrere kleinere Fahrzeuge ankerten der Stadt gegenüber. Mehr nach dem westlichen Winkel hinein hatte der von Panama heraufgekommene Kaliforniadampfer sich neben das als Steinkohlenmagazin dienende Gerüst gelegt, um zur Fortsetzung der Reise neuen Brennvorrat einzunehmen. Mit den zahlreichen erleuchteten Fenstern erschien es wie ein Gasthof ersten Ranges. Nur das Poltern, das Rasseln der Ketten, das Rollen der Taue durch die Blöcke und gelegentliche kurze Kommandos, unter welchen die an der Ma emporgeschifften vollen eisernen Kästen ihren Inhalt in die Maschinenräume hinabstapften, verhinderten eine vollständige Täuschung.

Die auf den verhältnismäßig schmalen Strand mündenden Straßen der Stadt waren erleuchtet wie zu einem Volksfest. Laternen und offene Lampen brannten dicht gedrängt, hier auf Montetischen, wo geräuschvoll zum Glückspiel eingeladen wurde, dort auf Gerüsten mit Muscheln oder Süßfrüchten aller Art. Das Eintreffen des Dampfers, dessen Verweilen gegen sechs Stunden dauerte, hatte alles hinausgetrieben, was nur immer hoffte, mit den ankommenden Fremden in lohnenden Handelsverkehr zu treten. Ebenso waren auf dem

Dampfer nur diejenigen zurückgeblieben, die durch Pflicht, Trägheit oder Ekel vor den in dem Gewühl zwischen den Buden zuweilen sich abspinnenden bedrücklichen Szenen gefesselt wurden.

Nachmittags war der Dampfer eingelaufen; jetzt mochte es neun Uhr sein, also eine Stunde nach Sonnenuntergang. Gruppenweise begannen die Reisenden wieder einzuschiffen. Boote, gerudert von halbnackten bräunlichen Burischen und schlauäugigen Mädchen flogen zwischen dem Dampfer und der Stadt hin und her. Noch noch eine Stunde, und der erste Kanonenstoß, welcher die letzten Nachzügler an Bord rief, weckte das vielfältige Geklingsum zwischen den Bergen.

Bis dahin hatte ich an Bord gefahren. Mir widerstrebe, mich in das Geklingsum der sorglosen Menschen zu begeben, welche ich vielleicht gehindert wurde, dem kleinen Ort nach einem geeigneten Quartier mich umzusehen. Wie auf der Fahrt von New York her, beherrschte mich auch jetzt eine Stimmung, welche mich zum Verkehr mit anderen untauglich machte. Neben der Brüstung des Hinterdecks saß ich, gleichsam schwelgend in dem Anblick, welchen die märchenhaft beleuchtete Umgebung mir bot. Erst nachdem eine große Anzahl Fahrgäste zurückgekehrt war, trat ich mich, und über Bord spähend, trat ich unter den beweglichen Bootsführern.

„Will noch jemand zur Stadt, so rudere ich ihn für eine Kleinigkeit hinüber!“ tönte eine helle melodische Stimme aus der Vorderdeck hinauf.

Ich neigte mich etwas weiter über. In dem hellen Mondlicht erkannte ich eine junge Mexikanerin, ein Mädchen von höchstens siebzehn Jahren, welche mir gleich nach dem Anlegen des Dampfers durch ihre große Schönheit und kindlich unschuldige Fröhlichkeit aufgefallen war. Zu meinem Unternehmen nach jeder Richtung hin mich vorbereitend, hatte ich Zeit auf dem Schiff redlich dazu benützt, wenigstens mit den notwendigen spanischen Lebensarten mich vertraut zu machen, und so antwortete ich dem hübschen Kinde: „Sennorita, willst du mich zu meinem Koffer hinüberschaffen, so rudere ich es dir nicht nur mit guten Willen, sondern auch mit dem doppelten Willen, welchen du forderst.“

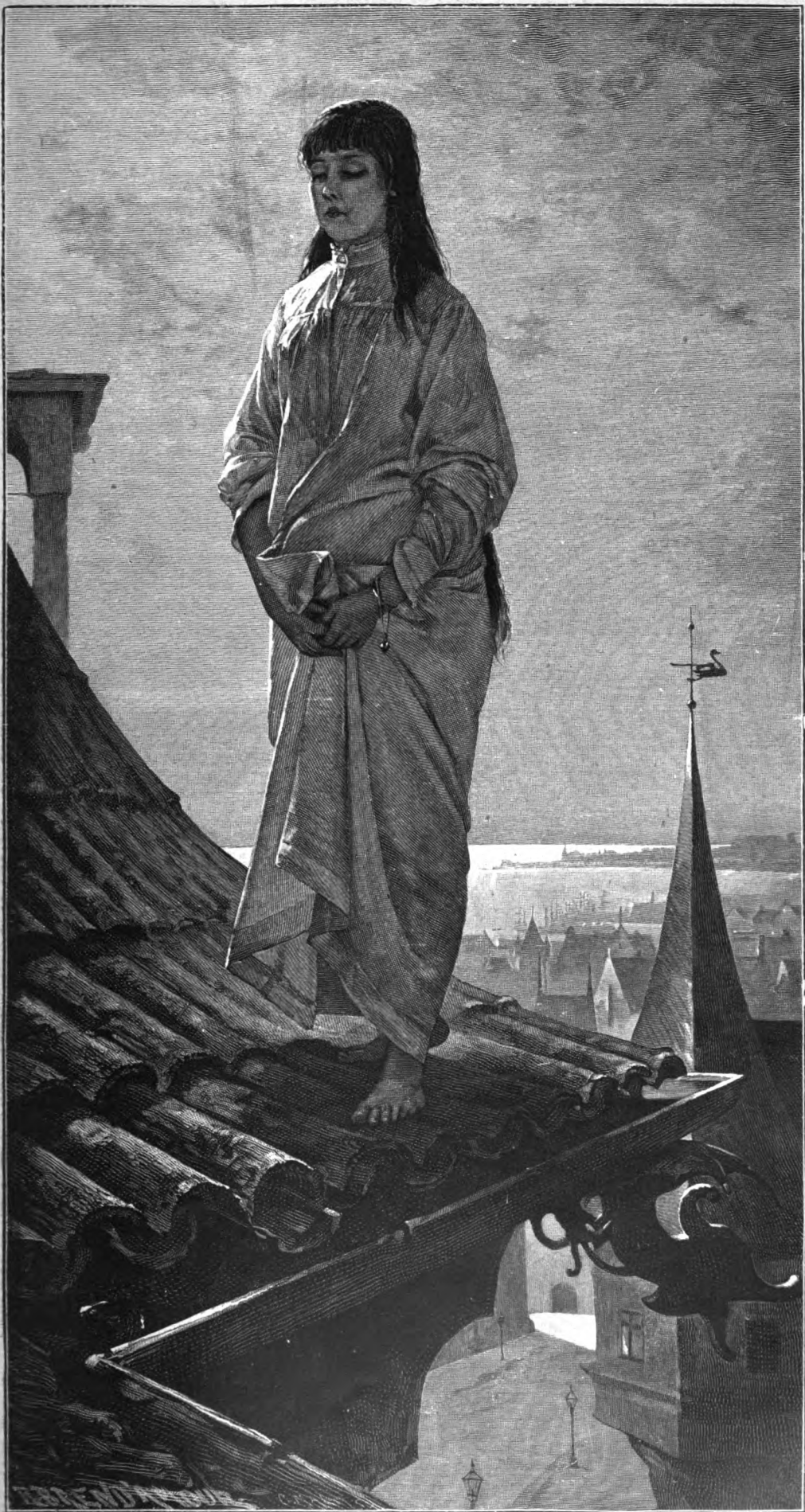
„Wenn ich aber einen ganzen Dollar fordere?“ fragte das Mädchen lachend herauf, in dem Glauben, die unerhörten Ansprüche zu erheben.

„So gebe ich dir zwei Dollar,“ antwortete ich ergötzt.

„Wenn Sie am Lande nur das reden wollten,“ spöttelte die muntere Botschafterin. „Der Weg bis dahin ist lang, aber lang genug, um auf demselben zu verfallen.“

„Keine Not, Kind,“ rief ich hinunter, „ich zahle im voraus und stelle nur die Bedingung, daß du einen Umweg machst. Ich möchte ein wenig Umschau halten. Rudere die Füße auf festen Boden stellen.“

„Für zwei Dollar rudere ich Sie



Die Nachtwandlerin. Von Suchodolska.

ganze Nacht. Santa Maria! sogar noch eine Stunde nach Sonnenaufgang."

"Ein halbes Stündchen genügt," erklärte ich, "bringe dein Fahrzeug neben die Treppe; in zwei Minuten bin ich unten."

Ich rief einen Aufwärter herbei, welchem ich meinen Koffer zur Beförderung übergab. Gleich darauf saß ich der jungen Mexikanerin gegenüber, die alsbald die Riemen in die Fluten tauchte und ihr Boot von dannen trieb.

"Wohin, Sennor?" fragte sie glückselig, es wären die zwei Dollar in ihrer Tasche für sie der Inbegriff alles irdischen Reichthums gewesen.

"Ein wenig weiter nach dem Hafen hinaus," rief ich; "eine freie Aussicht auf die Stadt möchte ich gewinnen und auf das dort da drüben. Strenge dich nicht übermäßig an; je langsamer du ruderst, um so lieber soll es mir sein. Ich gebe nämlich nicht an Bord zurück, sondern beachtliche, kurze Zeit in Acapulco zu bleiben."

"Ob langsam oder schnell, die Arbeit ist dieselbe," hieß es sorglos, "aber immerhin" — und sie mäsigte den Takt der Ruderschläge — "es ist eine schöne Nacht und unsere Stadt verdient wohl, nicht nur bei Tage sondern auch bei Nacht bewundert zu werden; oder sah der Herr jemals einen schöneren Ort in der Welt?"

"Keinen schöneren in seiner Art," erklärte ich bereitwillig, "aber ich finde, du sprichst ziemlich fertig englisch. Wo lernst du das?"

Ein silberhelles Lachen schallte in die stille Atmosphäre hinaus, dann sprudelte es förmlich von den frischen Kirschlippen: "Man lernt so allerlei im Leben, man braucht nur Ohren und Augen offen zu halten. Der Herr muß übrigens furchtbar reich sein, daß er mit Dollars um sich wirft, als brauchte er sie nur von der Straße aufzuslesen. Heilige Mutter Gottes! ich bin es sonst gewohnt, daß die Handelnden um fünf Cent feilschen, als käme es darauf an, sich vom Fegeseuer loszuhandeln."

"Ich bin doppelt belohnt, wenn ich die eine Freude bereite. Deshalb braucht man nicht gleich über Berge Goldes zu gehen."

"Eine große Freude, Herr; denn von den zwei Dollar gebe ich fünfundzwanzig Cent an meine Hausherrin — der gehört nämlich das Boot — und das übrige ist mein rechtliches Eigentum. Doch sagen Sie, wie gefällt Ihnen unsere Stadt? Hat sie nicht da, wie ein Stückchen Paradies? Freilich, im Paradiese geht es wohl etwas friedlicher zu als da drüben. Hat der Herr, wie sie da schreien?"

"So wohnt dort eine streitsüchtige Sorte von Menschen?"

"Nicht streitsüchtiger als allwärts. Wohl! nicht werden da die Messer etwas loser in der Scheide, als an manchem anderen Ort allein ärger noch sind die Burschen mit ihren bösen Blicken. Die sehen mich nämlich an, als hätte ich ihnen etwas angetan."

"Vielleicht ihre Herzen; da möchten sie das beinige haben."

"Jeder besitzt nur ein einziges Herz. Santa Maria! Wenn ich das fortgab, kann ich kein zweites mehr verschicken."

"Das klingt lieblich, mein schönes Kind. Ich errate, du hast jemand gefunden, welchem du dich gänzlich zu eigen geben möchtest."

"Ich möchte wohl, allein das mag noch lange dauern. Kommen Hunger und Durst zusammen, fliegt die Liebe zum Fenster hinaus. Wir werden noch manches Jahr arbeiten und sparen müssen, bevor so viel beisammen, wie notdürftig dazu gehört, einen eigenen kleinen Hausstand zu gründen."

"Wie viel gehört dazu?"

"Furchtbar viel. Ich mag es gar nicht aussprechen. Mindestens einhundertundfünfzig Dollar."

"Nicht mehr? Das ist ja eine Kleinigkeit."

"Für Sie vielleicht, doch nicht für jemand, der Cent um Cent beiseite legen muß, um einen Dollar daraus zu machen. Und dennoch, des Sparens halber jeder Lust zu entsagen, wäre wohl zu viel verlangt."

"Wer ist dein Schatz und was treibt er?"

"Zunächst ist er der schönste Mann der Welt. Und was er treibt? Maria Joseph! Er liebt mich über alle Maßen; er würde sterben — o, umbringen und morden, was ihm begegnete, wenn ich ihm untreu würde. Nebenbei ist er Baquero und ein Reiter, wie kein zweiter geboren wird. Das mildeste Pferd ist in seinen Händen ein Lamm; den Lasso wirft er — ich möchte sagen: besser mit dem Fuß als manche andere mit der Faust. Und dann sein Tanzen — heilige Mutter Gottes! Herr, den sollten Sie sehen! Wenn er auf dem Fandango die Füße rührt, stehen alle und erstaunen. Es ist nicht zu glauben, was er leistet, wenn Guitarre, Geige und Triangel klingen. Woher er's hat, mögen Gott und alle Heiligen wissen."

"Wie heißt er denn?"

Das Mädchen lachte glücklich und antwortete: "Das ist mein Geheimnis. Sagte ich es, so wären Sie ebenso klug, wie ich selber, und eine Kleinigkeit muß ich vor Ihnen voraus haben. Doch ernstlich, Herr, wüßten Sie seinen Namen, so möchten Sie ihn auf mein Geheimnis anreden, und das gefiele ihm schwerlich. Er ist nämlich schrecklich eifersüchtig — natürlich ohne allen Grund."

"So darf ich wenigstens deinen Namen erfahren?"

"Sicher, Herr; Carlota heiße ich, Carlota Cumbro."

"Ein schöner Name, mein liebes Kind."

"Lieber hieße ich Barbara, um der mächtigen und süßen Schutzheiligen willen. Zu der wollte ich beten Tag und Nacht, daß sie uns beistünde. Gehlen uns doch mindestens noch hundertundzwanzig Dollar."

"Wer weiß, wie bald dir die in den Schoß fallen," versetzte ich innig erregt durch die holde Einfalt des lieblichen Mädchens; "das Glück, wenn es den Menschen

sucht, kommt oft im Traume. Aber ich pflichte dir bei: im Mondenschein gefällt es mir fast noch besser hier als am hellen Tage. Sieh doch, wie die Lichter in der Stadt so munter herüberflimmern und sich im Wasser spiegeln; und doch ist das nichts im Vergleich mit denen, welche der Mond ausstreut. Und dann das Feuer, welches du mit deinen Riemen aus dem Wasser schlägst. Man möchte es für flüssiges Silber halten. Ferner das Kielwasser, wie da die kleinen glatten Wellen leuchten."

"Eine günstige Nacht fürs Meerleuchten," versetzte Carlota mit hochweisem Ausdruck; "schöner sah ich selber es nie, wenn auch ebenso schön. Man sollte nicht glauben, was für Geheimnisse es gibt. Da reden kluge Menschen zwar von unsichtbaren Tieren, die wie Stahl und Stein zusammenprallen und dann Funken sprühen; aber reden läßt sich viel, beweisen dagegen nur wenig. Säge es nicht so milde und feierlich aus, möchte man die feuchten blauen Flammen weit eher für Teufelswerk ansehen."

Vom Bug des Dampfers zuckte eine Feuergarbe. Fast gleichzeitig krachte der Schuß herüber, mit welchem die noch in der Stadt weilenden Jahrgäste an Bord gerufen wurden.

"Still," rief Carlota eifrig und ihre Stimme etwas dämpfend, während sie die Riemen in der Schwebel hielt, "jetzt werden Sie ein Wunder erleben. Horden Sie aufmerksam."

Bierfaches dumpfes Krachen antwortete kurz hintereinander aus verschiedenen Richtungen. Dieses erzeugte wiederum seinen Widerhall und immer wieder, bis es endlich in leises Rollen überging und verstummte, um abermals aus größerer Entfernung einen gedehnten Ton herüberzuenden, welcher dem hohlen Brausen eines aufspringenden Windes ähnlich. Mit dem Entschlummern des fernen Schos versank ich in schwermütige Träumereien. Carlota mochte instinkartig herausfühlen, daß ich mit meinen Betrachtungen allein zu sein wünschte, denn auch sie schwieg. Leise tauchte sie die Riemen in die Fluten und weiter glitt das Boot vor den gemessenen Schlägen. Wie so häufig in meinem Leben wanderten meine Gedanken ihre eigenen Wege. Vergessen hatte ich den Zweck, welcher mich nach Acapulco führte. Das Verhalten des Schos erzitterte mich an das hohle Brausen, welches im fernen Norden das Bersten der Eiskelder und Niederbrechen überlasteter Gletscherteile begleitete. Wo befand Isbergasich zur Zeit? Wie verlebte Agathe den heutigen Abend? Als hätten sie zu einander gehört, tauchten beide Gestalten vor meinen geistigen Blicken auf. Es umringten sie andere, die mir so vertraut geworden, wie liebe Freunde nur werden konnten. Fern blieb alles, was geeinigt gewesen wäre, feindselig zu wirken. Milder Friede durchwebte die Wehmut erzeugenden Visionen. Mechanisch überwachte ich das unter den regelmäßig geschwungenen Riemen plätschernde Wasser. Jede lei-

Störung des regungslosen Elementes, jede noch so kleine, jedoch gewaltsame Bewegung zauberte wunderbar helles, phosphorisches Leuchten hervor, gleichsam wetteifernd mit dem auf dem Wasser schwimmenden Spiegelbild des Mondes. Weit abwärts war das Boot getrieben, aber deutlich, wie aus nächster Nähe, schallte der Lärm herüber, mit welchem die verspäteten Reisenden die Boote bestiegen und den Rückweg nach dem Dampfer einschlugen. Da weckte Carlota's Stimme mich aus meinem Brüten.

„Sieht der Herr den Schatten auf dem Wasser?“ fragte sie geheimnisvoll. „Man sollte glauben, es sei ein Felszacken. Aber er regt sich, oder er schaffte keine feurige Bahn hinter sich.“

Ich folgte der angedeuteten Richtung mit den Blicken und entdeckte einen dreieckigen Gegenstand von der vierfachen Größe einer flachen Hand, welche in der Entfernung von etwa zwanzig Ellen gleichen Schritt mit dem Boot hielt.

„Das ist die Rückenfloße eines Hais,“ fuhr Carlota gedämpft fort, als hätte die Nähe des Ungetüms ihr Schreien eingeblüht. „Der wittert Nahrung im Hafen, sonst wäre er nicht hereingekommen. Ginge einer von uns über Bord, so verschlänge er ihn in einer halben Minute. Möge die allerheiligste Jungfrau darüber wachen, daß da drüben kein Boot umschlägt oder ein Taucher seine Künste versucht um ein paar Cent. Kein Vogel fliegt schneller, als er hineinwürde, um seine Beute zu packen.“

„So sind diese Scheusale gefährlich hier?“ fragte ich, den Hai aufmerksam beobachtend.

„In der Nähe der Stadt nicht, da ist das Wasser zu seicht für sie, um sich beim Angriff auf den Rücken zu werfen, aber hier vermöchte kein Mensch ihm zu entkommen. O, ich könnte Ihnen schreckliche Geschichten von diesen grausamen Tieren erzählen. Der da ist mit dem Dampfer hereingekommen. Er mag ihm schon seit Tagen gefolgt sein. Hoffentlich begleitet er ihn wieder hinaus.“

Ich spähte um mich. Die engen Straßen der Stadt hatten sich offenbar geleert, denn die Lichter bei den Tischen und Buden erloschen eins nach dem anderen.

„Wir wollen umkehren,“ rief ich, „die Fremden sind abgezogen, da gelingt es mir leicht, mich nach einem Hause durchzufragen, in welchem ich auf einige Tage oder Wochen Unterkunft finde.“

Carlota warf das Boot mit einigen geschickten Ruderschlägen herum, zugleich den Hai überwachend, der einen weiten Bogen beschrieb und in gleicher Höhe mit uns ebenfalls die Richtung auf die Stadt zu verfolgte.

„Wäre es Tag, dann möchten die jungen Männer sich wohl mit Geräten auf den Weg begeben, um den bösen Feind auf eine ordentliche Angel beißen zu lassen,“ erklärte sie mit scharf hervorklingender Gehässigkeit, „aber in der Nacht? Santa Maria! wer möchte es da mit einem solchen Ungeheuer aufnehmen.“ Und in

freierem Tone: „Der Herr ist also nach einem guten Unterkommen aus?“

„Ja, mein Kind, ob gut oder schlecht. Ich bin nicht vermöhnt und begnüge mich mit einer erträglichen Lagerstätte.“

„Da kann ich dem Herrn raten,“ hieß es bereitwillig, „ich stehe nämlich in Dienst bei guten Leuten, die halten ein Gasthaus offen für Fremde. Auch spricht die Frau englisch. Sie ist nämlich eine Amerikanerin, aber schon seit einer Reihe von Jahren im Lande. Sie heiratete einen Mexikaner, den Don Senato. Will der Herr mir folgen, so führe ich ihn dahin. Er wird freundlich aufgenommen werden, und junge Männer sind genug am Strande, die ihm für einige Cent den Koffer nachtragen.“

„Besseres wünsche ich mir nicht, Carlota,“ antwortete ich erfreut, „da folge ich dir gern, wohin auch immer du mich führen magst. Habe ich aber durch dich irgend welche Erleichterungen zu erwarten, so baue darauf, daß ich noch etwas zu dem fehlenden Heiratsgut beitrage.“

„Und Sie mögen darauf bauen, daß Sie mir nur einen Wink zu geben brauchen, um mich sogleich zu Ihren Diensten zu haben,“ erwiderte Carlota hoch beglückt, und schärfer peitschte sie die Flossen und vergessen war das Meerungeheuer, welches uns nur noch bis dahin begleitete, wo die Seichtigkeit des Wassers es in seinen freien Bewegungen hinderte.

Fast in demselben Augenblick, in welchem das Boot auf den Sand auflief, donnerte der zweite Kanonenschuß von dem Dampfer herüber; gleichzeitig setzte das stolze Schiffsgebäude sich mit wachsender Schnelligkeit in Bewegung. Mehrere junge Männer waren unterdessen, sobald sie Carlota erkannten, herbeigeeilt, und auf beiden Seiten die Bootsänder packend, schleppten sie es unter mutwilligem Jauchzen die letzte kurze Strecke durchs Wasser und nach dem trockenen Strande hinauf. Dort bedurfte es nur eines Wortes Carlota's an die ihr mit unverkennbarem Wohlwollen begegnenden wilden Gesellen, um eine neue Bewegung unter ihnen zu erzeugen. Nach kurzem geräuschvollen Ringen um den Vorzug, ihr zu dienen, nahmen zwei den Koffer zwischen sich, und gefolgt von den lustigen Bemerkungen ihrer Genossen schlugen sie die Richtung nach dem Gasthause ein.

31. Kapitel.

Im Gasthause.

Nachdem ich mit meiner lieblichen, kindlich heiteren Führerin etwa fünf Minuten Wegs auf der mäßig ansteigenden Straße, welche in ihrer Verlängerung als niedrige Allee sich nach dem Fort hinzog, zurückgelegt hatte, bog Carlota auf ein umfangreicheres Gebäude zu. Einstöckig und mit flachem Dach trug es ein echt mexikanisches Gepräge. Fenster und Thüren standen weit offen. Durch dieselben drang verhältnismäßig heller Lichtschein ins Freie. Carlota ging voraus, und erst jetzt, nachdem sie eingetreten war und die Beleuchtung mehrerer Lampen sie voll traf, über-

raschte mich die wunderbare Anmut, mit welcher sie sich trug und einherbewegte. Schlank gewachsen, jedoch nur wenig über die Mittelgröße hinaus, und mit den breiten Hüften schien jede Faser des jungfräulich blühenden Körpers aus geschmeidigem Stahl zu bestehen. Das schwarze Haarsant in langen schweren Flechten tief über ihren Rücken nieder. Ein kurzärmeliges Hemde von geblühtem Stoff umschloß faltig den tadellos gebauten Oberkörper. Von den Hüften fiel dann ein dunkel-farbiger Flanellrock mit oläuem Bandbesatz bis auf zwei Handbreiten oberhalb der zierlich abgerundeten Knöchel nieder und an diese schlossen sich unbekleidete gebräunte Füße an, die so tadellos geformt und so klein, als ob sie im Verlaich mit dem verlockenden Körper im Wachstum ein wenig zurückgeblieben wären.

Ohne sich weiter um mich zu kümmern, schritt sie nach dem mit Flaschen und Gläsern besetzten Schanktisch hinüber, hinter welchem eine vielleicht dreißigjährige, beinahe männlich gebaute Frau mit dem Ausdruck großen Selbstbewußtseins die den Gästen des Dampfers benutzten Trinkgefäße spülte. Zwischen den Lippen hielt sie eine brennende Zigarre, dieselbe in einer Weise behandelnd, welche unzweideutig von langjähriger Gewohnheit zeugte.

„Mucho dinero blanco hoy,“¹⁾ rief Carlota der gutmütig darschauenden Wirtin zu, und eine Handvoll Münzen aus der Tasche hervorholend, zählte sie den für jene bestimmten Anteil ab, worauf sie den auf sich entfallenden Rest unter einigen fröhlichen Bemerkungen in die Tasche zurückschlürfen ließ. Dann wies sie auf mich, die Bewegung mit einigen mir unverständlichen Worten an die Frau begleitend, welche von dieser mit beifälliger Neugier des Hauptes beantwortet wurden.

In demselben Augenblick ertönte ein paar Schritte abwärts im Schatten der geräumigen Halle das ungeduldige Schreien eines Kindes, und als wäre dies ein Ruf für sie gewesen, flog Carlota förmlich herum. Gleich darauf stand sie vor einem eigentümlichen kastenartigen Gestell, welches an zwei Stricken von der Decke niederhing. Nachdem sie einen mit bescheidetigenden Worten geeinten Blick in das selbe geworfen hatte, gab sie ihm einen leichten Stoß, daß es hin und her zu schwingen begann. Zugleich hob sie mit ungewöhnlich heller klangvoller Stimme zu singen an. Ein Wiegenlied war es nach dessen Takt sie die Schwingungen regelte.

Ein Ausdruck herzlicher Befriedigung glitt über das nicht unschöne Antlitz der Mutter hinter dem Schanktisch. Sie neigte die Zigarre aus dem Munde, und mit gespitzten Lippen eine recht ansehnliche Rauchwolke von sich blasend, lehnte sie sich zu. „Kleine hilflose Kinder verdienen allem Aufmerksamkeit,“ redete sie mich in unserer gemeinschaftlichen Muttertongue an, „und jetzt stehe ich Ihnen ganz

¹⁾ Viel klein Geld heute.

Diensten. Carlota sagte mir, Sie wären nicht abgeneigt, auf unbestimmte Zeit hier Wohnung zu nehmen. Ist es bei uns nicht wie im Astorhause in New York, so ist es Ihnen doch an nichts fehlen, was zur Bequemlichkeit gehört. Und ein guter Landsmann darf schon etwas höhere Ansprüche erheben als jeder andere. Mein Mann befindet sich auf einem Geschäfts-ausfluge ins Innere des Landes, sonst würde er Ihnen dasselbe sagen."

Ein gewisses Zutrauen erweckendes Lächeln offenbarte sich in ihrer Stimme, und die Zigarre zwischen die Lippen nehmend, verschleierte sie ihr Antlitz abermals mit einer Raichwolke.

Ich war zu ihr herangetreten und reichte ihr unter Ausdrücken der Dankbarkeit die Hand. Dann mit den Armen mich auf den Tisch lehrend, fuhr ich fort: „So soll es mein Erstes sein, daß ich in einem Glase Rotweins Ihnen ein gutes Glück für Sie und Ihre Nachkommenschaft zutraue, vorausgesetzt ich fordere nichts Unmögliches."

„Nichts Unmögliches," antwortete die Frau selbstbewußt, und unter den Tisch gehend, zog sie eine umfangreiche Korbflasche hervor, „hier finden Sie so feurigen Rotweins, wie nur je welcher in den Kellern von San Francisco seine Reife erlangte." Sie füllte ein großes und ein kleineres Glas, und ersteres mir reichend, fuhr sie fort: „Auch sollen Sie nicht über Mangel an guter Sitte klagen, da daß ich Ihnen nicht herzlich entgegenkommen wäre." Sie stieß mit dem kleineren Glase an das meinige und meinte lachend: „Wer hierher verschlagen wird, findet nicht viel Großstädtisches; das hindert indessen nicht, daß auch Acapulco seine Schönheiten besitzt. Also willkommen Ihnen und gut Glück zu uns beiden."

Sie leerte ihr Glas in einem Zuge, und mir einen gleichsam kameradschaftlichen Blick zuwerfend, sprach sie redselig weiter: „So, Fremder, jetzt sind wir gute Freunde, und was auch immer Sie wünschen, geben Sie frei kund. Küche und Keller sind zu Ihren Diensten, und sobald Carlota den Koffer — nebenbei mein Jüngster von fernen — in den Schlaf gesungen hat, ist sie Ihnen eine Schlafkammer einrichten, in welcher zu wohnen ein Gobernador sich nicht zu scheuen braucht."

„Vorläufig habe ich keine Bedürfnisse," antwortete ich erköst durch das wunderlich mannhafte Wesen der guten Frau, kann aber nicht umhin, einzusetzen, daß ich mich bereits heimlich unter Ihrem Dach fülle. Hätte ich doch nicht vermutet, hier auf dem anderen Ende des Kontinentes mit einer so freundlichen Landsmännin zusammenzutreffen. Sie müssen schon lange in Acapulco wohnen, um mit dem bösen Klima sowohl wie mit den Landes sitten vertraut gemacht zu haben?"

„Was nennen Sie Landes sitten?" fragte die Wirtin lachend, „etwa daß ich Zigarren rauche wie ein Flaneur auf dem Broadway in New York — ich gehöre nämlich der zu Hause — aber wo alles rauchte,

wollte ich nicht zurückbleiben, und weil die Zigarretten unhandliche Dinger und einem betriebsamen Menschen stets im Wege, griff ich zur Zigarre; die ist obenein besser auf unser Klima berechnet. Ja, an die fünfzehn, sechzehn Jahre bin ich in Acapulco ansässig. Kam als junges Ding auf der Reise nach Kalifornien mit meinem Vater hierher, und als ich meinen Mann kennen lernte, meinte ich, das Brot möchte mir hier nicht schlechter schmecken als in San Francisco, und leid ist mir's nicht geworden bis auf den heutigen Tag."

„So läßt sich voraussetzen, daß Sie mit dem größten Teil der Stadtbevölkerung mehr oder minder bekannt sind?"

„Es läuft kaum eine barsüßige Range über die Straße, deren Name mir fremd."

Ich schöpfte tief Atem. Es kostete mich Ueberwindung, zu erwidern: „Da wäre es nicht unmöglich, daß ich von Ihnen Aufschluß über jemand erhielte, der vor zwölf Jahren ungefähr hier eingewandert sein soll. Damals war er noch ein Knabe. John Blount ist sein Name."

Die Wirtin sandte einen flüchtigen Blick zu Carlota hinüber, die noch immer über die seltsame Wiege hinsah, dann versetzte sie, ihre Stimme ein wenig mäßigend: „John Blount? Wer kennt nicht den John Blount? Thut er doch alles mögliche und unmögliche, um sich bei den Leuten in frischem Gedächtnis zu erhalten."

„Doch nichts Schlechtes?" fragte ich mit verkürztem Atem.

„Schlechtes gerade nicht, aber zu loben ist's nicht, wenn er im Streit jemand mit der Messerklinge durchs Gesicht fährt oder sich am Schmuggeln beteiligt. Nun, das hat er abgelesen oben im Fort mit vollen drei Wochen, da mag ihm die Lust zu dem gefährlichen Gewerbe etwas vergangen sein."

Nicht achtend, daß ich, meine peinliche Spannung verheimlichend, in eine andere Richtung sah, sandte die Wirtin abermals einen rätselhaften Blick zu Carlota hinüber, die, fortgesetzt singend, mit wunderbarer Anmut ihren Oberkörper den Schwingungen des Rastens folgen ließ. Dann kehrte sie sich mir wieder zu.

„Neigen Sie sich mir ein wenig näher, daß ich leiser sprechen mag," bemerkte sie zutraulich, „das Kind da braucht nicht zu hören, was ich sage, und einem Landsmann gegenüber darf man schon etwas mittheilbarer sein. Also den John Blount suchen Sie? Nun ja, der war eines Tages da, als wäre er vom Himmel heruntergefallen, und weil er nicht aus noch ein wußte, gab ich ihm Arbeit ums Brot und Kleidung. Ein anstelliger Junge war er, aber wild wie ein halb ausgewachsener Panther im Gebirge. Ich dachte mir gleich, daß über kurz oder lang jemand kommen würde, um nach ihm zu suchen; meinte ich doch, seines Blut in ihm zu erkennen, weil er sich von keinem anderen als von mir wollte befehlen lassen. Leider hielt er nicht lange bei uns aus. Das Leben war ihm zu einförmig, und von der Arbeit, die ich ihm gab, erklärte das Bürschchen, daß sie gut genug für Mägde, aber nicht für ihn sei.

Dann verschwand er auf lange Jahre, bis er plötzlich wieder einmal da war."

„So lebt er zur Zeit hier in der Stadt?" fragte ich, meine heftige Erregung gewaltsam bekämpfend und von dem einzigen Gedanken beseelt, nunmehr nahe vor der Lösung des mich unablässig martrenden Rätsels zu stehen.

„Der und in der Stadt?" hieß es spöttisch zurück. „Der duldet so wenig vier Wände um sich wie das Getier des Waldes. Freie Luft und keinen Herrn über sich, das sind seine zehn Gebote."

„Also ein Bagabund," versetzte ich, und ein unbeschreibliches Gefühl bitterer Entsagung mochte aus meiner Stimme hervorklingen.

Die Wirtin sah mich scharf an. Erstaunen prägte sich in ihren Zügen aus. Dann rief sie Carlota herbei, und aus Höflichkeit gegen mich der englischen Sprache sich bedienend, sagte sie zu der Herantretenden: „Schau den Herrn an, Carlota; fällt dir an ihm irgend etwas auf?"

Carlota runzelte die schwarzen Brauen ein wenig, wie um dadurch die Schkraft ihrer prachtvollen erotischen Augen zu verschärfen. Meine Blicke hingen unterdessen mit ängstlicher Spannung an dem bräunlichen holden Kinderantlitz. Plötzlich leuchtete es in den samtweichen Zügen hell auf. Dunkle Blut schoß in ihre Wangen.

„Santa Maria!" rief sie aus, ihre Hände im Erstaunen ineinander legend; „man sollte es gar nicht glauben, Sennora! Und daß ich's jetzt erst entdecke! Aber es war schon dunkel, als ich den Herrn von dem Dampfer abholte."

„Dann geh wieder zu dem Kinde, bevor das Bett still steht," sprach die Wirtin, Carlota nicht minder wohlgefällig betrachtend.

Carlota that, wie ihr geheißsen war, stellte sich aber neben dem schwingenden Rasten so auf, daß sie mich im Auge zu behalten vermochte. In dem Bewußtsein, von ihr scharf überwacht zu werden, befließigte ich mich nach besten Kräften einer sorglosen Haltung. Namentlich vermied ich, ihren seltsam forschenden Glutblicken zu begegnen; denn mir war, als hätte sie in meinem Innern lesen müssen, wie da die widersprechendsten Empfindungen miteinander rangen.

„Das ist rätselhaft," sprach ich gedämpft zu der Wirtin, die sich ebenfalls über den Tisch hinneigte und neugierig in meinem Antlitz suchte, „ich gewinne den Eindruck, als ob ich Ähnlichkeit mit irgend jemand trage, wohl gar mit dem verurufenen John Blount."

„Sie sagen es, Herr," bestätigte die Wirtin geheimnisvoll, „und ehrlich gestanden, ich vermute, daß John Blount wohl gar ein Verwandter von Ihnen ist." Obwohl noch immer zweifelnd, neigte ich beinahe unwillkürlich das Haupt zustimmend, und die Wirtin fuhr redselig fort: „Unter solchen Umständen haben Sie ein Anrecht, das Nähere zu erfahren. John Blount und das Mädchen da drüben sind nämlich einig geworden, einander zu heiraten —

armes Gefindel; mit ihren liebeheißigen Herzen und leeren Taschen werden sie noch manches Jährchen warten müssen, daher hüßen sie ihr Ueberkommen vorläufig noch in Geheimnis. Hierher darf John Blount nämlich nicht kommen, oder er sitzt wieder im Fort, eh' er das erste Glas Wein über seine Zunge schüttete; da bleibt dem armen Volk freilich nichts anderes übrig, als ganz verstohlen sich zu sprechen.

„So ist eine neue Missethat auf seine Rechnung gekommen?“ fragte ich, und mein Herz sank in demselben Maße, in welchem die Zweifel über John Blounts Persönlichkeit schwanden.

„Nun ja, wenn Sie es Missethat nennen, daß er dem Alkalde, der seinem Mädchen nachstellte, auflauerte und ihn beinahe zu schanden schlug. Das heißt, er fuhr nicht gleich auf ihn ein, sondern forderte nur Rechenschaft von ihm. Weil der Alkalde ihn aber einen Lump nannte und ihm verbietet, sich um anderer Leute Angelegenheit zu kümmern, ihm auch Höflichkeit anrät und daß er den Hut vor ihm ziehen sollte, schlug er ihn braun und blau. Dabei beschwor er, daß er überhaupt nur vor seinem Herrgott das Haupt entblöße. Nun ist aber solch ein Alkalde selber ein Gott in der von ihm regierten Stadt, daß er den Menschen, die ihm nicht angenehm, das Leben recht sauer machen kann. Nachdem er also seine Schläge aufgeladen hatte, schickte er sogleich Leute aus, um John Blount verhaftet zu lassen, und geschah das, gab's ein großes Unglück. Seine Zeit hätte John Blount wohl ruhig abgeseffen, kam er aber frei, so hätte ich nicht die Asche meiner Zigarre für des Alkalden Leben gewagt. Denn es ist erstaunlich, was für ein Hochmut in dem Schlingel wohnt, und doch kann ihm keiner ernstlich gram sein. So fand sich denn auch jemand, der ihm zutrug, daß der Alkalde ihm an den Ragen wolle, und seitdem hat er sich nicht mehr in der Stadt blicken lassen. Denn auf der anderen Seite der Berge, wo er als Baquero bei den Hacienderos Dienst leistet, möchte man ebenso leicht einen Hirsch lebendig einfangen wie ihn auf seinem Teufelspony. Kein Wunder daher, wenn das mit der Liebe zwischen ihm und Carlota nicht ausgeschrien wird und sie bei ihren Zukunftskünften große Vorsicht walten lassen. Das einzige Gute ist, daß der Alkalde sich nicht mehr um das Mädchen kümmert. Er mag begreifen, daß er vor dem John Blount keine Stunde sicher wäre. Vielleicht trachtet er auch, Carlota auf ihren Wegen überwachen zu lassen, auf daß sie selber ahnungslos zum Verräter an ihrem Schatz werde. Er sollte mit seinen Schlägen nur zufrieden sein, oder die Feindschaft des wilden John möchte ihm noch gefährlich werden.“

„Auf alle Fälle verging er sich schwer gegen die Obrigkeit,“ versetzte ich ernst, „und um der Schande einer längeren Gefangenschaft zu entgehen, wäre es am ratsamsten, er verlasse diese Gegend gänzlich.“

„Das geschieht nimmermehr,“ beteuerte die Wirtin zuversichtlich, „es sei denn,

Carlota begleitete ihn, und dazu gehört mehr Geld, als die beiden je in ihrem Leben vor Augen sehen werden. Nein, nein, damit ist's nichts; denn besäßen sie wirklich Ueberfluß, so würden sie lieber den John von der Strafe freikaufen, und kämen obenein billiger dazu als mit der Flucht.“

„Er könnte also freigekauft werden?“ fragte ich erregt.

„Sicher,“ bestätigte die Wirtin, „denn laut vor Zeugen erklärte der Alkalde, John Blount müßte aufs Fort in den Kerker oder seine hundert Dollar Buße zahlen. Recht wie John klang es, denn woher sollte der so viel Geld nehmen? Vielleicht hegte er auch den Hintergedanken, die Summe selber vorzuschießen, und dadurch wäre der Schlingel sein Beon oder Leibeigener geworden. Und der Alkalde hat eine eigene Art, dafür zu sorgen, daß seine Beons aus den Schulden nicht herauskommen; von John Blount aber weiß jeder, daß er lieber stirbe, bevor er nur einen Tag als Leibeigener vor den Leuten einherginge.“

Nachdenklich sah ich zu Carlota hinüber. Ihr Singen hatte sie eingestellt. Sich über das schlummernde Kind hinneigend, küßte sie daselbe. Einen durchdringenden Blick warf sie auf mich, kehrte sich aber hastig ab, als sie dem meinigen begegnete, und schweigend verließ sie die Halle. Mich der Wirtin wieder zuehrend, entdeckte ich in deren Zügen teilnahmvolle Neugierde. Es mochte eine Ahnung in ihr aufsteigen, daß zwischen John Blount und mir nähere Beziehungen walteten, als einzuräumen ich für gut befand. Da ich mit der Eröffnung eines neuen Gesprächs säumte, füllte sie mein Glas, und es mir zuschiebend, sprach sie freundlich: „Hier, Herr, trinken Sie eins. Wenn jemand sich mit Sorgen trägt, ist ein guter Trunk das beste Mittel, die Raupen aus dem Kopfe fortzuspülen.“

Ich trank mechanisch. Das Bild meines nunmehr mutmaßlichen Bruders tauchte häßlich vergerrt vor mir auf. Ich erschraf förmlich, und mich hastig aufrichtend, fragte ich dringlich: „Es waltet also kein Zweifel, daß die böse Angelegenheit mit Geld ausgeglichen werden kann?“

„Zuverlässig, ich wiederhol's. Fände sich jemand, der für ihn einträte, so bereite das Loskaufen keine Schwierigkeiten.“

„Wo finde ich den jungen Mann?“ fragte ich gespannt; „bevor ich irgend welche Schritte zu seinen gunsten thue — und ich vertraue Ihnen an, daß ich dazu bereit bin — muß ich ihn gesehen und gesprochen haben.“

„Das klingt herzlich,“ meinte die Wirtin, wenn auch nur um Carlotas willen, augenscheinlich von ehrlicher Teilnahme für den wilden Gesellen erfüllt, „doch mit jemand zusammentreffen, der sich verborgen hält und keinen Menschen ohne Argwohn betrachtet, ist leichter ausgesprochen als ausgeführt. Sieht er Sie aus der Ferne und merkt, daß Sie nach ihm ausschauen, so wittert er Verrat und verschwindet, als hätte die Erde ihn verschlungen. Das einzige wäre, daß Sie dem Mädchen heim-

lich nachschlichen, wenn es sich auf den Weg zu seinem Schatz begibt. Ich halte Sie nämlich für einen Gentleman, der nichts Arges gegen das junge Volk im Sinne hat.“

„Gerade das Gegenteil; es schmeckt mir daher vor, Carlota offen und ehrlich um ihre Vermittelung zu ersuchen.“

„Die traut Ihnen so wenig wie jedem anderen, solange auch nur der Schatten einer Möglichkeit des Verrates vorliegt. Nein, Fremder, der Versuch lohnte sich nicht der Mühe. Ich will mir indeß die Angelegenheit beschlafen; denn auf Grund der großen Ähnlichkeit traue ich Ihnen die besten Absichten zu, und da wäre es sündhaft, Ihnen nicht ein wenig zur Hand zu gehen. Carlota muß nächstens wieder über die Berge, um Fehervieh für die Küche einzuhandeln, und das ist die Gelegenheit, bei welcher sie sich gewöhnlich mit John Blount zusammenstiehlt. Ich will sie daher aushorchen und danach meinen Plan entwerfen. Ich vermute wenigstens, daß die beiden die Tage ihrer Zusammenkünfte lange vorausbestimmen, um sich gegenseitig nicht zu verfehlen. Ihnen dagegen rate ich dringend, mit dem Kinde selbst kein Wort darüber zu reden, auch nicht zu thun, als ob Sie um den John Blount wüßten. Denn Carlota ist scharfsinnig wie eine Fischotter; die braucht nur einen Blick in anderer Leute Augen zu werfen, und sie liest deren Gedanken wie in einem Buch.“

(Fortsetzung folgt.)

Kriegsdrangsale einer sächsischen Landpfarre.

Von

C. Angermann.

In den kürzlich durch Erbschaft in meine Hände gelangten Familienpapiere fand ich unter anderen das Bruchstück eines Heftes, das, wie sich ergab, von der Hand meiner mütterlichen Großmutter geschrieben ist. Offenbar hat ihr daselbe ursprünglich lediglich als Ausgabebuch dienen sollen. Aber bei der Eintragung aller der Ausgaben, die ihr das Kriegsjahr 1813 auferlegt, hat ihr die Größe der Ereignisse sozusagen die Feder in die Hand gedrückt, so daß aus dem Ausgabebuch allmählich ein förmliches Tagebuch wird. Mir will es scheinen, als ob gerade jetzt, wo dank der Enttarnung des neuen Deutschen Reiches wir im inneren Deutschland wenigstens ein Gefühl der Sicherheit vor unmittelbarer Kriegsgefahr haben, wie es viele Generationen vor uns nicht hegen konnten, es ganz besonders angezeigt wäre, sich zu vergegenwärtigen, was für Drangsale unsere Großeltern in der Zeit der napoleonischen Kriege sowohl vor Freund wie Feind auszustehen gehabt haben, um dadurch die Gegenwart um so mehr schätzen und lieben zu lernen. Einen Beitrag dieser Art werden, wie ich hoffe,

schlichen und doch in ihrer Weise so bezeichnenden Aufzeichnungen meiner Großmutter abgeben.

Zunächst sei über den Schauplatz und die Zeit der geschilderten Vorgänge, sowie über die handelnden oder vielmehr leidenden Personen folgendes vorausgeschickt.

In nordöstlicher Richtung von Dresden, ungefähr 16 Kilometer entfernt, liegt ein ziemlich ausgedehntes, jetzt blühendes Kirchdorf, das den in Sachsen oft vorkommenden Namen Ottendorf führt. Das weßliche Ende desselben, unweit von Kirche und Pfarre, wird von der von Dresden nach Königsbrück führenden Straße durchschnitten. Letztere Stadt ist ebenfalls in nordöstlicher Richtung ungefähr noch 10 Kilometer entfernt. Ungefähr gleichweit ist es nach der südöstlich gelegenen Stadt Nadeberg, sowie nach dem nordwestlich gelegenen Städtchen Nadeburg. Diese ganze Gegend ward vom Krieg unmittelbar berührt, als Napoleon nach der Schlacht bei Dresden (27. Aug. 1813) den Versuch machte, sich auf Blücher zu werfen, der mit seiner schlesischen Armee am 26. Aug. Macdonald an der Rasbach geschlagen hatte und nunmehr nach Westen vorrückte. Bekanntlich wich Blücher durch seinen berühmten Rechtsabmarsch der von Napoleon schnellst gewünschten Hauptangriffe aus, um weiter nördlich bei Wartenburg am 3. Okt. die Elbe zu überschreiten und so die Nordarmee unter dem unzuverlässigen Kronprinzen von Schweden mit sich fortzureißen. Doch ehe es dazu kam, stießen erst in der Lausitz, dann auf der Elbe, die ungefähr durch die Städte Kamnits (links der Elbe), Bischofswerda, Kulmitz, Königsbrück, Großenhain bezogen wird, einzelne feindliche Abteilungen aufeinander. Bei diesen mannigfachen Verhößen und Rückzügen ward nun auch das Dorf Ottendorf, entsprechend seiner Lage an einer von Dresden, dem Stützpunkt Napoleons ausgehenden Heerstraße, hart in Mitleidenschaft gezogen.

Es kommt noch dazu, daß es an dieser Straße gerade da liegt, wo dieselbe von dem Geradenzuge Bischofswerda = Nadeberg = Nadeburg = Großenhain geschnitten wird.

Was nun die Persönlichkeit der Verfasserin dieser Mitteilungen betrifft, so ist folgendes bemerkt. Johanna Friederike Theodosia war als die dritte Tochter des Stadtkammerers Haase in Pirna am 13. Juni 1772 geboren. Mütterlicherseits stammte sie von dem kurfürstlichen Kamler Bager ab, der einst 1530 das deutsche Exemplar der confessio Augustana auf dem Reichstag zu Augsburg mit so klarer und deutlicher Stimme vorgelesen hat, daß auch die auf dem Hofe Stehenden seine Worte noch hätten verstehen können. Die Schulbildung meiner Großmutter muß eine für die damalige Zeit gute gewesen sein, wie ihre Aufzeichnungen beweisen. Allerdings aber ward sie sicherlich schon in den kinderreichen Elternhaus zur tüchtigen, unerschrockenen und sparsamen Hausfrau erzogen, die jederzeit Herz und Zunge auf

dem rechten Fleck hatte. Im Jahre 1796 verheiratete sie sich mit Heinrich August Richter, der damals Diakonus in Nadeberg, von 1803 an Pfarrer in Ottendorf war. Mit diesem lebte sie in acht- und dreißigjähriger glücklicher Ehe bis zu ihrem 1834 erfolgten Tode. Nicht weniger als zwölf Kinder entsprossen diesem Bunde, aber nur vier von ihnen sind zu reiferen Jahren gelangt, darunter meine Mutter als das jüngste Kind.

Mein eben erwähnter Großvater, geb. 1766, 8. Febr., entstammte einer alten sächsischen Pastorenfamilie, die nachweislich von 1634—1808, wo sein Bruder starb, ein und dieselbe Pfarrstelle, Pouch bei Bitterfeld, innegehabt hat. Nach alledem, was ich über ihn von meinem Vater, seinem Schwiegersohn und Amtsnachfolger, sowie von meiner Mutter und anderen Verwandten erfahren habe, war er ein energischer Mann, der in Haus und Gemeinde streng auf Zucht und gute Sitte sah. Nicht scheute er sich, vorkommendenfalls sich mitten in der Predigt zu unterbrechen und zu rufen: „Ein jeder wecke seinen schlafenden Nachbar auf.“ Noch heute steht bei der ältesten Generation der Gemeinde, der er ein treuer Seelsorger bis zu seinem 1845 erfolgten Tode war, sein Andenken in hohen Ehren. In seiner wissenschaftlichen Bildung ragte er weit über das Niveau der damaligen Landpfarrer hervor. Namentlich wurden seine ausgebreiteten Kenntnisse in Kirchen- und Profangeschichte allgemein gerühmt. Noch wenige Stunden vor seinem Tode erzählte er mit meinem Vater historische Fragen. Den Grund zu seinem Wissen hatte er auf der Universität Wittenberg gelegt, wo er als Student ein begehrter Schüler des Kirchenhistorikers Johann Matthias Schröckh, sowie des nachmaligen sächsischen Oberhofpredigers Franz Volkmar Reinhard gewesen war. Schröckhs zahlreiche Schriften hat er sich nach und nach alle angeschafft, wie er überhaupt eine große Bibliothek hinterlassen hat, die zum Teil, wie z. B. Schröckhs Werke, schließlich in meine Hände gelangt ist.

Nicht unerwähnt will ich lassen, daß einer der nächsten Amtsnachbarn meines Großvaters, der auch in verwandtschaftlicher Beziehung zu ihm stehende originelle Pfarrer Samuel David Koller in Lauscha war, eine der frühesten Erinnerungen meiner eigenen Kindheit. In seinen „Jugend-erinnerungen eines alten Mannes“ hat Wilhelm von Kugelgen da, wo er seinen zweiten Aufenthalt bei dem von ihm hochverehrten Koller schildert, auch meines Großvaters gedacht, als „des würdigen Patriarchen inmitten einer blühenden Familie.“

Die äußeren Verhältnisse meiner Großeltern müssen, wenn auch keine glänzenden — das Einkommen der Pfarrstelle wird Anfang dieses Jahrhunderts kaum siebenhundert Thaler betragen haben — doch wohlhabende und durch Sparsamkeit und Wirtschaftlichkeit trotz ausgedehntester Gastfreundschaft wohlgeordnete gewesen sein.

Wie es früher auf Landpfarren fast allgemein geschah, so bewirtschafteten auch meine Großeltern einen Teil des großen Pfarrgutes selbst. Hierdurch, sowie durch die damals noch üblichen Naturalabgaben der Gemeinde an den Pfarrer wird es erklärlich, daß meine Großeltern den an sie während des Krieges gestellten großen Anforderungen an Lebensmitteln immer noch so ziemlich haben nachkommen können.

Ich lasse nun die Aufzeichnungen meiner Großmutter folgen, indem ich nur die notwendigen Veränderungen in Orthographie und Interpunktion, sowie einige sich nötig machende Zusammenziehungen vornehme.

Noch in die Zeit des bis zum 10. Aug. reichenden Waffenstillstandes gehören folgende Bemerkungen:

Den 26. Juli. Vier Italiener baten um Brot, Butter und Bier. Elende Menschen. 12 Groschen.

Den 7. Aug. Einem sächsischen Kürassierlieutenant, Frhrn. von Sedendorf, Abendessen und Frühstück gegeben. 18 Groschen.

Den 9. Aug. Einen französischen Wachtmeister-Major zu Mittag gehabt mit seinem Bedienten, welchen er an seinen Tisch sitzen ließ und mit selbigem Kameradschaft hatte. Sie machten am andern Tage in Dresden Parade und kamen um 4 Uhr wieder. Am andern Morgen zogen sie ab. Verpflegung 2 Thaler 1 Groschen.

Ueber die Schlacht von Dresden selbst fehlt jede Bemerkung, was auch nicht zu verwundern ist, da dieselbe lediglich auf dem linken Elbufer geschlagen ward. Dagegen stehen offenbar mit Napoleons Zug gegen Blücher die folgenden Aufzeichnungen im Zusammenhang.

Den 3. Sept. Nachts $\frac{1}{2}$ 11 Uhr kam der Amtssteuereinnnehmer und sagte, wir sollen aufstehen, es käme Einquartierung. In das Dorf kamen überhaupt 500 Mann. Wir bekamen 4 Offiziere, 6 Bedienten und 16 Pferde. Heu und Hafer schaffte die Gemeinde, Stroh zum Streuen nahmen wir aus der Scheune von den Pächtern und bezahlten es nachher. Die Verpflegung der gemeinen Soldaten an Brot, Butter, Käse, Bier, Branntwein und Erbsbieren betrug 2 Thaler. Den Offizieren habe ich dreimal Kaffee gemacht. In Zucker waren sie unerfättlich. Die ganze Verpflegung 6 Thaler 12 Groschen. Es waren polnische Ulanen. Sie waren sehr zufrieden.

Dann (4. Sept.) zogen 50—100 000 (!) Mann durch das Dorf. Infanteristen kamen viele herein, nahmen mir mein ganzes Obst, Äpfel und Blaumen, die noch nicht reif waren. Butter, Brot, Bier rissen sie mir aus der Hand. Entsetzlich viel Salz nahm mir einer der Soldaten weg. Konnte ich doch rechnen, daß sie mir auf 4—5 Thaler kosteten. Flaschen und Gläser sind mir beim Durchzug weggenommen. Die ganze Nacht habe ich das Feuer auf dem Herd und im Bratofen unterhalten müssen.

Den 5. Sept. Sechs Soldaten Brot und Butter gegeben, desgleichen den 7. Sept. acht Soldaten Brot, Butter und Bier.

Den 8. und 9. Sept. war großer Marsch. Es kamen Offiziere, die hier Quartier machten, ein Colonel, 7 Hauptleute, 10 Bediente, ein Koch, eine Frau und 7 Mann Wache. Diese mußte ich alle füttern. Auch 21 Pferde waren mit in unserem Hofe. Die ganze Nacht mußte ich Feuer auf dem Herde und im Bratofen erhalten, und die ganze Nacht brannten überall Lichter. Diesen Abend und Morgen 20 Thaler ist nicht zuviel. Dann kam noch dazu, daß unsere Bornwiese ganz ausgehütet wurde. Dies war doch ein Schaden von 4—6 Thaler. Den morgenden Tag (9. Sept.) mußte ich noch jedem Butter und Brot mitgeben und ein Weinglas voll Schnaps. Dann kam ein französischer Obrist, Platzmajor bei der Gendarmerie. Unsere Offiziere waren fort, und die Trainknechte fouragierten entsehrlich um und neben uns herum, nahmen auch andere Sachen mit. Ich klagte dies dem Obrist, der gut deutsch konnte und ein Herz im Busen trug, das ebel war. Diefem erzählte ich unsere Leiden. Teilnehmend hörte er mir zu und sagte: „Jetzt bleibe ich noch eine Stunde bei Sie, dann lasse ich Ihnen einen Gendarm zurück, und da soll ihnen für diesmal kein Leid zugefügt werden.“ Es kam noch ein Offizier. Diese aßen miteinander und wie sie fortgingen, blieb der Gendarm da. Diefem mußten wir dann, nachdem er sich satt gegessen und getrunken hatte, 3 Thaler 16 Groschen bares Geld, eine Boulette Wein, ein großes Stück Braten, einen Wecken, Butter und Brot geben. Zusammen rechne ich diesen Mann 6 Thaler, mußte aber sehr froh sein, daß ich ihn hier hatte. Den Obrist und den Lieutenant, die hier frühstückten, rechne ich 1 Thaler.

Den 10. und 11. Sept. kamen sieben Soldaten, denen ich Suppe reichen mußte, auch Butter und Brot.

Den 15. Sept. kamen viele Kosaken,¹⁾ denen ich Branntwein und Brot geben mußte. Die darauffolgende Nacht war die schrecklichste, die wir erlebt haben. Es war gleich 12 Uhr, als es heftig an unsere Pforte anklopfte. Als wir nicht gleich aufmachten, wurde die Hofthür aufgesprengt. Ein Kosak und zwei Husaren verlangten mit aller Gewalt herein zur Hausthür. Wir mußten ihnen öffnen; denn schon hatten sie das eine Fenster mit ihrer Biße durchstoßen. „Schnaps“ war ihr erstes Wort. Aber sogleich liefen sie auch die Treppe heran, durchsuchten alles in der Stube und verlangten von meinem Mann die Uhr. Auf seine Antwort, er habe keine, nahmen sie ihm den Geldbeutel mit ungefähr 7 Thaler weg, durchsuchten die Betten, schmissen die Kinder in den Betten herum, durchsuchten das ganze Bettstroh, gingen in meines Mannes Bücherschrank, dann in das Schränkchen, das in der Kammer steht, nahmen dann drei Stück silberne Speißelöffel, drei Stück silberne Kaffeelöffel, vier Hemden von

meinem Manne, Servietten, Kopfschieben und Schnupftücher. Aus einem Kasten nahmen sie meiner Fritzel (der ältesten Tochter) ihr neues schwarzseidenes Kleid, mein großes Umschlagetuch, einige Kattuntücher, neue Leinwand, ferner zwei Flaschen Schnaps, verschiedenes, was ich noch nicht weiß, Tabak, Braten, Butter, kurz alles war ihre, und auf Zureben hörten sie gar nicht. Diese Diebsthat rechne ich auf einige 40 Thaler. Wir schrien um Hilfe. Wie Leute herbeieilten, fielen sie über diese her, übermannten sie, warfen sie nieder und nahmen ihnen das Geld aus dem Schubfach. Dies war ganz schrecklich.

So wie der Morgen graute, kam ein Preuße und erzählte, daß sie mit den Franzosen diese Nacht bei Klotzsche scharmuziert hätten. Er bat um ein paar Flaschen Wein für den Major und den Rittmeister. Wir gaben ihm diese und der Vater ging selbst hin. Es mußte Brot geliefert werden. Indem wir noch zusammenpackten und sahen, was uns diese Nacht geraubt worden war, hörten wir es schießen und sahen da entsehrlich viel Soldaten bei der Mühle gehen, reiten und fahren. Ein dicker Herr sprengte die Straße daher und schäumte vor Wut. Mein Mann ging ihm entgegen. Es war der Würtemberger General Normann²⁾, der sehr erboft auf dies Dorf war, weil er in Odrzla (dem Nachbardorf von Ottendorf) gefragt hatte, ob Kosaken hier gewesen wären, und ein Mann ihm mit „Nein“ geantwortet hatte. Nun wollte der General plündern und zünden lassen. Mein Mann suchte ihm immer gut zuzureden und bat ihn, bei uns ein Frühstück einzunehmen. Er ritt aber wieder fort. In einer halben Stunde schickte er einen Soldaten und ließ ein Frühstück für sich und sechsundzwanzig Offiziere bestellen. Das war nun ein sehr starkes Stück und ich mußte nicht, wo ich in der Schnellig-

keit für so viele Offiziere ein gutes Frühstück hernehmen sollte. Jedoch schaffte ich in der Kürze folgendes herbei: 8 Bou- teillen Wein, Schweinebraten ließ ich bei Herings (im Gasthof) holen, 30 Stück Eier hatte ich noch, ebenso Käse, saure Gurken, eingelegte Pilze, Butter, Brot und Kaffee. Dies war es ungefähr, was ich in der Schnelligkeit zusammenbrachte. Ich sollte es ihnen erst heraus schicken, dann kamen sie aber alle herein und frühstückten bei uns. Es kam der Mittag heran, sie verlangten wieder zu essen. Ich schlachtete Hühner, hatte Rindfleisch, machte eine Eiersuppe, prägelte Erbsirnen, machte Fleisch- keulen, kurz alles, was ich hatte, mußte herbeigeschafft werden. Acht Bou- teillen Wein wurden wieder gebracht, Butter ging diesen Tag auf 4 Kannen, Branntwein und Bier, alles war wie bei dem reichen Mann. Der Abend kam und mir wurde nicht wenig bange, als ich auch ein Abend- brot zurechtmachen mußte, und der General mit 10 Offizieren eine Streu verlangte. Der Morgen brach an, ich machte Kaffee und es wurde noch keine Anstalt zum Fort- gehen gemacht. Der General meinte: „Nun, Frau Pfarrerin, Sie werden uns heute noch nicht los; was werden Sie uns zu essen machen? Fleisch sollen Sie bekommen.“ Dies war freilich das aller- wenigste, jedoch kamen auch Hühner. Ich gab her, solange ich was hatte. Drei Tage habe ich die Offiziere ziemlich von meiner Haushaltung erhalten, dann hatten wir aber auch gar nichts mehr, und ich sagte es dem General, der mir zur Antwort gab: „Los werden Sie uns nicht, unsere Wirtin müssen Sie bleiben, jedoch für Lebensmittel will ich sorgen.“ Dies ge- schah auch. Doch habe ich in diesen sieben Tagen, was ich noch weiß, folgendes ein- gebüßt und zugefetzt: In Lichtern und Tabak haben wir müssen den ganzen Generalstab sieben Tage hindurch freihalten. Alle Abende brannten 14 Lichter und zwei Lampen, und 4 Lichter die ganze Nacht hindurch. 10 Pfund Lichter, 8 Pfund Tabak, 2 Kannen Del, eine Tonne Bier, 5 Kannen Butter, 2 Kannen Rahm ziem- lich, außerdem 8 Kannen Branntwein, 2 Pfund Kaffee, 3 Pfund Zucker, 8 Stück Hühner, 3 Schock Eier, die ich mir zum Winter gesammelt hatte. Brot rechne ich nicht. Ich hatte mir 2 Schock Kraut ge- kauft. Das war ein guter Morgen. Möhren, Sellerie, Kohlrabi, Petersilie, Bohnen, Erbsirnen, Zwiebeln, Salz, Essig, — dies rechne ich nicht, aber wohl zu merken, daß mir eine Steingutterrine, 20 Stück Teller, 2 Paar gute Löffel geschenkt wurden, meine große zinnerne Kaffeefanne einschmolz, meine Bratpfannen, Töpfe und Tiegel, alles entzwei gekocht, und was nicht ent- zwei gekocht, mir entwendet worden. Nicht übersehen konnte ich, was mir entwendet worden an Tischzeug und Messern. Den einen Tag über den andern mußte ich neues Tischzeug geben. Früh wurde Kaffee getrunken. Um 9 Uhr wurde warm ge- frühstückt, allemal Suppe, Braten und ein Einschleffen. Zu Mittag mußten

¹⁾ Karl Friedrich Lebrecht Graf von Normann, geb. 1784, war einem alten Adelsgeschlecht Küssens entsprossen, von dem sich ein Zweig nach Würtemberg gewendet hatte. Schon mit fünfzehn Jahren war er in ein österreichisches Kürassierregiment eingetreten, doch schon nach vier Jahren nahm er wieder väterländische Dienste. Bei den verschied- enen Gelegenheiten zeichnete er sich durch Tapferkeit und Keckheit aus, so daß er 1812 bereits als Oberst des Leibschwablagerregiments mit nach Rußland zog. An der Moskwa ward er tapfer kämpfend verwundet. 1813 erhielt er als Generalmajor das Kommando einer Reiter- brigade, an deren Spitze er am 17. Juni bei Aigen un- weit Leipzig — wie man jetzt wohl annehmen darf, hinter- gangen vom französischen General Journer — das Likhowske Freikorps trotz des Waffentillustandes fast ganz aufrieb. Nach der Schlacht bei Dresden, also während der oben in Rede stehenden Zeit, operierte er selbständig zwischen Elbe und Schwarzer Elster. An der Schlacht bei Leipzig trat er am 18. Oktober mit ungefähr 600 Würt- tembergern dergestalt zu den Verbündeten über, daß er sich freien Abzug nach Würtemberg ausmachte. Doch verzog ihm sein König, Friedrich I., diese Genugthuung nicht, so daß ihm erst 1817 unter König Wilhelm die Rückkehr nach Würtemberg, nicht aber nach Stuttgart, gestattet ward. Militärische Rehabilitation konnte er nie erlangen. 1822 begab er sich, als die Hellenen sich vom Zükenjoch zu befreien suchten, nach Griechenland. Am 7. Februar landete er in Navarino, wo er die Verteidi- gung dieses wichtigen Ortes sofort energisch in die Hand nahm. Zum Generalsabdes des Maurofobatos ernannt, zeichnete er sich noch mehrfach aus, starb aber bereits am 15. November 1822 in Missoloungi am Fieber. Wie ein Held auf seinem letzten Leben die Meinung seiner Zeitgenossen gelöst, daß er in verächtlicher Weise die Likhower vernichtet habe. Jetzt kann wohl als allge- mein ausgemacht gelten, daß auch daran Napoleons Ver- legenheit und Heimtücke, die sich so oft gerade den rhein- bündischen Bundesgenossen gegenüber gezeigt, einzig und allein die Schuld trägt.

²⁾ Diese Kosaken werden wohl zu den Truppen des General Waskitschoff gehört haben, der am 15. Septem- ber die drei Stunden von Ottendorf entfernte Stadt Pula- niz besetzte.

geben Schüsseln allemal sein; dann wurde Kaffee getrunken, und Abends vier Schüsseln, auch allemal frischer Braten. Ich mußte nicht, wie mir war. Nachmittags um 3 Uhr bekamen gewöhnlich mein armer Mann und die Kinder was zu essen.

Dies dauerte bis Mittwoch (22. Sept.), da sie früh 5 Uhr fortmarschierten¹⁾. Sie hatten aber auch alles ein. Ich bat um ein bißchen Brantwein, — sie nahmen ein ganzes Faß mit fort, — auch diesen bekam ich nicht. Alle angeschnittenen und ganzen Braten wurden eingepackt, auch sieben Brote, die noch da waren, kurz, es blieb nichts für uns übrig als der Kot, denn unter Haus und Hof sah aus wie ein Schweinefall. Es war schrecklich.

Dieser Tag ging ruhig dahin. Aber am Donnerstag (23. Sept.) brachte wieder neue Angst hervor. Denn sowohl Württemberger als auch Franzosen rückten wieder ins Lager. Zwei Württemberger Offiziere baten uns, ihnen Essen ins Lager zu schicken. Am Kirchhofthor stand eine Kompanie Franzosen. Die Offiziere, drei an der Zahl, waren immer unsere Gäste. Dies dauerte bis des Sonntagnachmittag (26. Sept.), wo der Befehl kam, alles Vieh sollten die Soldaten fortreiben. Dies war ganz schrecklich. Ein guter Offizier, der wie einheimisch bei uns war, mit Namen Rodriguez (?), erhielt uns zur Zeit seine beiden Kühe. Das Lamentieren unserer Bewohner war schrecklich.

In einer halben Stunde, wie die Franzosen fort waren, kamen Russen²⁾, ein Kosakenmajor und sieben Kosaken waren ihre Gäste. Diese gingen den Montag (27. Sept.) wieder fort. An diesem Tag war den ganzen Vormittag Marsch. Sehr viele Preußen, wohl an die 30, kamen herein und baten um ein Stück Brot und Butter, Bier, Milch und Brantwein. Ich schnitt an diesem Vormittag 3 große Brote. Einigen preussischen Offizieren mußte ich auch Braten geben. Zu Mittag gingen alle Russen durch. Es wurde ein Lager gegen. Russische Jäger nahmen uns unser ganzes Grummet weg, auch nicht einen Korb ließen sie da. Alles Bitten half nichts. Es waren wohl zwanzig, die wegholten.

Gleich der General Umanzoff (?), Quartier hier bestellt hatte, so half es doch nichts, und die Offiziere, die wir von der Straße hereinholten und baten, sie sollten uns nur etwas Futter lassen, kamen zwar herein, aber Einhalt thaten sie diesem nachstehend nicht. Dies ist für uns ein Schaden von einigen 40 Thaler, und 8 Thaler hatten wir erst gegeben für Hauen, Fodern und Hereinfahren und nun mußten wir mit trockenem Maule darben.

Diesen Abend hatten wir fünf Offiziere,

worunter ein russischer Doktor war, der mit meinem Mann alles Latein redete. Sie aßen bei uns Suppe, ich hatte vier Tauben und briet ein Ruheuter, dazu machte ich Kartoffelsalat und außerdem noch Brantwein und Bier. Vier Soldaten mußte ich auch zu essen geben. Den andern Morgen tranken sie Kaffee, und ich setzte ihnen dann Butter, Brot und Schnaps vor und hatte Rindsmaulsalat dazu, dies behagte diesen Herren, und sie zogen ihre Straße weiter.

Den 28., Dienstag nachmittags hielten eine Anzahl Kosaken vor unserer Thür. Wir mußten aufmachen, und ein Kosakenobrist mit Namen Silvanoff nahm mit 4 Offizieren und 22 Kosaken hier Quartier. Diese blieben alle hier im Hofe, und ich mußte sie von Dienstag bis zum Freitag (1. Okt.) abends beköstigen und habe weiter gar keine Zubuße gehabt als 2 Gänse, die mir die Richterin brachte. Es ging vornehmer zu als bei dem General Normann. Ein Wort Deutsch konnte nur ein Dolmetscher, ein naseweiser Junge. Dieser peinigte nicht wenig. Diese Tage kosten mich zum wenigsten 20 Thaler. Denn während erst 14 Lichter brannten, brannten alle Abende jetzt 18, und zwei Lichte die ganze Nacht durch in der Scheune, zwei unten in der Stube, zwei Lampen auf den Treppen und im Durchgang, eines bei den Kosaken und zwei beim Obristen. 7 Pfund Lichte gab ich her, überallher ließ ich welche holen, aus Nadeberg, Nadeburg und Königsbrück, und ebenso nahm ich bei den Dorfkrämern die Lichte in Beschlag. Die Kosaken waren so unhöflich, mir immer das Essen, das ich für die Offiziere kochte, aus den Töpfen zu mausen. Wenn ich dazu kam, feigten sie mich an und sagten: „Mutter, Kost gut.“ Was wollte ich mit diesen dummen Kerlen machen? Auch im Garten waren sie sehr ungenügsam. Ich war froh, wie sie Freitag abends fortzogen. Noch muß ich bemerken, daß der französische Generalstab wie der russische die ganze Zeit von unserem Holze sieben Feuer in und außer dem Hof unterhielt. Unser ganzes schönes Holz, das von sieben Jahren her stand, mußten wir preisgeben.

Am Sonnabend (den 2. Okt.) gleich wie wir uns zu Tische setzen wollten, kam ein Kosakenmajor mit seinem Knappen, ein alter Herr, aß da, schlief da und frühstückte bei uns. Es mochte ein sehr guter Herr sein, konnte aber kein Wort deutsch.

Den 3. Okt. kam ein Kosak, verlangte Fleisch, Brot, einen Sack Hafer und eine Bouteille Wein. Fleisch, Brot und Wein bekam er, aber Hafer — damit war es nichts.

Den Montag früh (4. Okt.) kam er wieder, trank Kaffee da und verlangte wieder Wein. Wir gaben ihm ein paar Gläser, dann ging er fort.

Den Dienstag, als dem 5. Okt., zogen der Franzosen eine erstaunliche Menge hier durch. Die letzten blieben da. Wir bekamen zwei Kompanien in unseren Hof.

Ein Kapitän und ein Lieutenant waren unsere Gäste. Schon zuvor waren viele Franzosen hereingekommen, manche hatten höflich um Butter, Brot und Bier gebeten. Ein Grünmantel aber, der sehr gut deutsch konnte, verlangte drei Brote, nahm mir die ganze Butter weg, riß alle Thüren auf, nahm mir Eier und Brantwein aus dem Schrank, kurz, es war ein unbändiger Bube. Am andern Tag kam er wieder und wollte wieder dumm thun und verlangte wieder Brot und Butter. Wie ich ihm dies verweigerte, wollte er den Degen gegen meinen Mann ziehen. Mein Mann faßte ihn aber gleich, stieß ihn an die Wand und hielt ihn fest, er wollte sich wehren, wurde aber jämmerlich zurückgestoßen. Es waren Pfarropächter in der Scheune, diese kamen uns zu Hilfe. Auf das Geschrei, das nun entstand, kamen auch die Droyller unter Führung des Amtssteuereintnehmers herbei. Es waren noch drei andere Soldaten dabei, die waren sehr höflich, wollten gern ein bißchen Brot haben und baten meinen Mann, er solle jenen gehen lassen. Dies that auch mein Mann. Jedoch ein anderer rief meinen Mann wieder heraus. Unterdessen nahm der Grünmantel seine Pistole hervor und legte auf meinen Mann an. Da waren mittlerweile die Droyller angelangt, sie rissen ihm die Pistole aus den Händen, walften ihn jämmerlich durch und wollten ihn arretieren. Die andern aber baten für ihn, und so wurde er wieder losgelassen und mit einem Boten nach Hermisdorf (dem nächsten nach Dresden zu gelegenen Dorfe) geschickt. Unterwegs aber in den Hermisdorfer Tannen wurden sie von Kosaken eingeholt und gefangen. Da hatte der Grünmantel auf den Kosakenoffizier wieder schießen wollen, aber die Kosaken hatten ihn gestochen, und so ist er in Lausa im Hirtenhaus gestorben.

So weit die Aufzeichnungen meiner Großmutter. Es folgen zwar noch einige Mitteilungen, denen jedoch der Schluß fehlt, da von hier an das Heft verstümmelt ist. Immerhin wird das Mitgeteilte genügen, um zu ermessen, welche Drangsale die napoleonischen Kriege über unser deutsches Vaterland gebracht haben. Aber auch noch auf einen Punkt möchte ich hinweisen. So tüchtig auch die Verfasserin in diesen schweren Zeiten sich als Hausfrau bewährt — nirgends bricht eine Spur von patriotischem Gefühl bei ihr hervor. Ob sie Franzosen, ob Russen oder Deutsche zu bewirten hat, ist ihr an und für sich gleichgültig. Und kann man es bei ihr, der Sächsin, anders erwarten? Wurde doch unser tüchtiger Volkstamm damals, zur Zeit der Erhebung und größten Begeisterung, durch die falsche und verzagte Politik seines Königs auf der Seite des Reichsfeindes festgehalten. Auch dafür sei die Gegenwart gepriesen, daß derartige Verirrungen deutscher Fürsten nunmehr sicherlich für alle Zeiten unmöglich sind.

¹⁾ Wahrscheinlich rückten die Württemberger in der Nacht nach Pulsnitz und Bischofswerda vor. Wenigstens am 15. September in dieser Gegend mehrere Ratten.
²⁾ Die Russen mußten zum Korps des Generals Bock geföhrt haben, der am 27. September von Pulsnitz nach Großenhain marschierte, sowie die nachher zum Korps Hock unter Oberst Rahlbein in gleicher Richtung sich bewegte. Rahlbein am 27. September sein Hauptquartier in dem nahegelegenen Königsbrück.

Die moderne Amateurphotographie.

Von

R. Spitaler.



Apparat im Tornister (S. 791).

Noch vor wenigen Jahren war so ein wandernder Photograph eine wahre Zammergestalt. Bepackt wie ein Saumtier konnte er wohl nie der Neugierde des Publikums entgehen, das ihn während seiner Operationen gaffend und wohl auch Späße machend umstand. Wenn er nicht Gefahr laufen wollte, daß seinem Apparate, während er im Dunkelzelte die Platten präparierte oder entwickelte, von böswilligen Buben, von zudringlichem Weidewich oder heftigem Winde nicht gerade die schonendste Berührung zu teil werde, war es unbedingt notwendig, wenigstens einen Diener bei sich zu haben. Landschaftsaufnahmen im Gebirge waren ohne bedeutende Hilfs- und Transportkräfte des massenhaften Krames überhaupt nicht ausführbar. Ich erinnere mich, wohl nicht ohne ein stilles Lächeln unterdrücken zu können, wie ich mit meinem Bruder einmal den Vater, der auch zu den alten „nassen“ Amateuren gehörte, auf einer photographischen Exkursion, die zumeist wohl nicht weit vom Hause weggingen, begleiteten. Während Väterchen im dunklen Kasten, das schwarze Tuch unter den Armen zusammengebunden, mit seinen Platten zauberte, hielten wir unsern Hund herum. Leider kam dieser aber bei einem Rückzuge vor unsern Angriffen mit den Beinen des Künstlers, sowie den Füßen, worauf der Kasten stand, in eine derartige Verwickel-



Das Einstellen (S. 793).

lung, daß alles ins Wanken und Schwanzen geriet, bis Platten, Flaschen, Tassen, Kasten samt dem Amateurphotographen, der sich erst mit Mühe aus seinem verwüsteten, dunklen Versteck losmachen konnte, in einem wirren Knäuel durcheinander lag. Eine silbergeschwärzte Wange meinerseits, die von einer mir unliebsamen Berührung mit der silbergebadeten Hand meines Vaters herrührte, war so ziemlich das beste Bild unserer damaligen Exkursion.

Welcher Photograph von dazumal war nicht schon von weitem an seinen mit geschwärztem Silber besetzten Händen oder durch den Aethergeruch seines Laboratoriums zu erkennen? Jedermann fürchtete sich, einem Photographen für ein paar Stunden ein Zimmerchen zu einem improvisierten Laboratorium abzutreten, da stets an Tischen, Stühlen und Boden die schwarzen Spuren seiner Thätigkeit zurückblieben.

Welcher Gegensatz zu heute!

Ein Tornisterchen am Rücken oder als Tasche in der Hand wandert der heutige Amateurphotograph durch Berg und Thal, durch Stadt und Land, schöne Erinnerungen oder auch wertvolle Studien von den durchwanderten Gegenden sammelnd (S. 790). Ja noch mehr! Ein Paket oder Buch in der Hand, dessen äußere Form den photographischen Momentapparat verdeckt, fängt er auf seinen Platten zusammen, was da freucht und fleucht. Vom Hut hängt ein Schnürchen herunter wie zur Sicherheit gegen den Wind, ein Zug an demselben und das gegenüberstehende Objekt hat sein Bild in der im Hut verborgenen Geheimcamera abgedrückt. Im Knopfloch sitzt das wunderwirkende Kleinod oder als Uhr in der Westentasche. Und mit welcher Reinlichkeit kann gegen früher alles gehandhabt werden. Auf der Reise plagt man sich mit keinen zerbrechlichen Flaschen und Tassen, mit Glaceehandschuhen läßt sich die heutige Amateurphotographie betreiben, weshalb sie sich denn auch schon in allen Kreisen als Liebling eingebürgert hat. Ein fröhlicher Freundeskreis, eine lustige Jagdgesellschaft, eine heitere Tafelrunde sitzt beisammen, da zieht einer ein Kästchen aus der Tasche, entfaltet es zu einem photographischen Apparat und, ehe man sich's verhofft, ist man auch schon auf der lichtempfindlichen Platte festgebannt.

Welcher Jubel, welches Gelächter, wenn uns nach ein paar Tagen das Bild vorgelegt wird! Fröhlichkeit strahlt aus jedem Auge, es ist ein Bild voll Lust und Leben. Der Künstler wird umringt und bewundert, jeder behauptet, noch nie in seinem Leben so gut wie auf diesem Bilde „getroffen“ zu sein. Jeder möchte nun selbst so ein Amateurphotograph werden, wenn die Sache, wie er meint, nur nicht so schwer zu erlernen wäre. Dem ist aber nicht so arg. Während früher im nassen Kollodiumverfahren es fast unbedingt notwendig war, in der Chemie einige Vertrautheit zu besitzen, um nicht sein Geld in verdorbenen Silberbädern und Chemikalien zum Fenster hinauszuerwerfen und von der ganzen Amateurphotographie nichts als Verdruss und Aerger



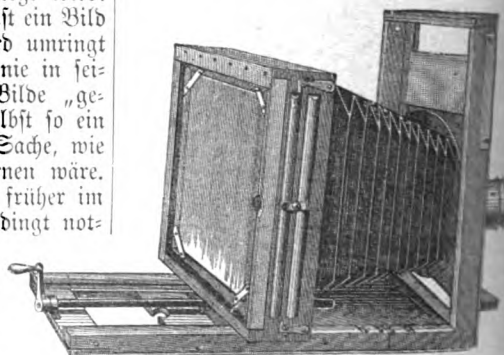
Geflossener Apparat auf dem Stativ (S. 791).

zu haben, braucht man heute, ich wage es getrost zu sagen, wenn man nichts weiter als einige hübsche Bilder, Landschaften, Gruppen etc. machen will, von der Chemie wohl nicht viel mehr zu verstehen als etwa der Bod von der Gärtnerei.

Die Photographie auf Trockenplatten läßt sich ohne Lehrmeister spielend in kürzester Zeit erlernen. Ja, es kommt vor, daß Leute heute vom Händler einen photographischen Apparat mit Laboratorium (S. 795) und Gebrauchsanweisung, oder sagen wir doch mit einem kurzgefaßten Handbuch der Photographie beziehen und in ein paar Tagen bereits im Besitze ganz netter selbstgefertigter Bilder sind. Ich habe in der Kunst- und Kunsthandlung für Amateurphotographie des Herrn R. Lechner in Wien zum wiederholtenmal Gelegenheit gehabt, eingefandte Erstlingsaufnahmen zu sehen, die meine Bewunderung erregten. Und doch darf man dies Resultat nicht allein der Güte des Apparates — Davids photographischer Salon- und Reiseapparat — oder dem Genie des angehenden Photographen, sondern hauptsächlich der Einfachheit des Verfahrens zuschreiben.

Ueberblicken wir einmal ganz flüchtig die Herstellung eines Negativs, von dem dann in beliebiger Anzahl positive Kopien auf Papier hergestellt werden können, welche Arbeit an Leichtigkeit der Erlernung noch den Negativprozeß übertrifft.

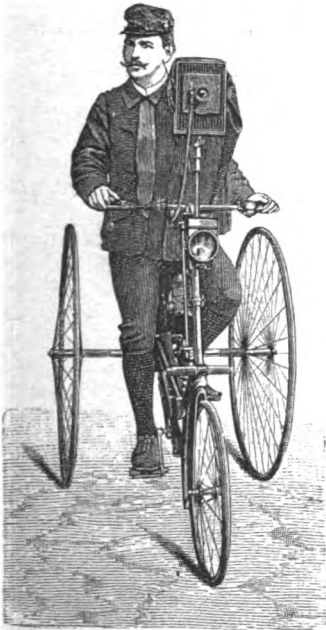
Der im Tornister sorgfältig verpackte



Entfalten des Apparates (S. 793).

Apparat wird auf das zerlegbare oder als Stod verwendete Stativ aufgesetzt und so dann entfaltet (S. 792).

Nach Ansetzung des separat aufbewahrten Objectivs an die Camera wird das aufzunehmende Bild mittels eines Triebes oder einer Schraube und eventueller Zuhilfenahme einer Lupe auf der matten Glascheibe scharfeingestellt (S. 790) und der Apparat zur Vermeidung jeder weiteren Verschiebung mittels der Klemmschrauben am Stativ fixiert. Nachdem man nach der Helligkeit des Objectes die Expositionszeit, die näherungsweise auch aus Tabellen entnommen werden kann, beurteilt hat, wird an Stelle der matten Scheibe die Kassette mit der lichtempfindlichen Platte eingeschoben und exponiert.



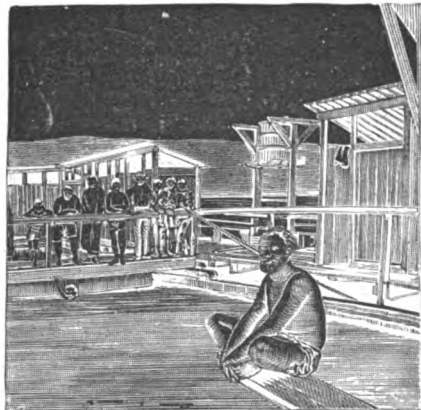
Apparat für Radfahrer (S. 798).

Um mehrere Aufnahmen nacheinander zu machen, sind im Tornister fünf bis sechs Doppelfassetten mit je zwei Platten verwahrt, die hernach in einem dunklen Zimmer oder des Nachts, da man auf Reisen zum meist im Tage mit zehn bis zwölf Aufnahmen ausreicht, beim Lichte einer kleinen roten Laterne ausgetauscht werden. Ob die Platten nach Wochen oder nach Monaten entwickelt werden, ist gleichgültig, nur müssen bis dahin die exponierten Platten gegen jedes Licht und Feuchtigkeit geschützt werden. Zu Hause richtet man sich ein dunkles Kammerchen her, in welchem nun die Platten bei rubinrotem oder braunem Lichte entwickelt werden. Man gibt zu diesem Zwecke die exponierte Platte, auf der noch das Bild verborgen ist, in eine Tasse mit der Entwicklungsflüssigkeit, die man entweder schon vorgefertigt beziehen oder bei größerem Bedarfe selbst leicht herstellen wird. Nach kurzer Zeit zeigen sich bei richtiger Expositionsdauer auf der während der Entwicklung in schaukelnder Bewegung befindlichen Platte die hellsten Lichter als sich allmählich schwärzende

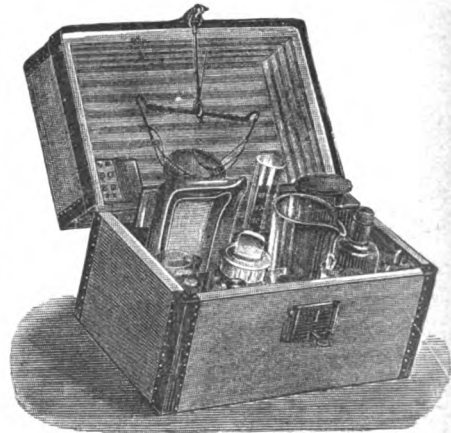
Partien, es tritt immer mehr und mehr vom Bilde hervor, bis endlich dasselbe vollständig detailliert erschienen ist und sich auch auf der Rückseite der Platte zeigt. Hat man etwas zu kurz oder zu lang exponiert, so kann durch geeignete Hilfsmittel der Fehler gleich ausgebessert werden. Nach einigen aufmerksamen Aufnahmen und Entwicklungen trifft man auch die Expositionszeit ziemlich genau. Das entwickelte Bild wird mit Wasser gut abgespült und in das Fixierungsbad gelegt. Das fixierte Bild kann nun ans Tageslicht gebracht werden, wird gut gewaschen und zur Auswässerung der letzten Spuren des sonst die Gelatineschicht zerstörenden Fixiernatrons einige Stunden in öfters erneutes Wasser gelegt. Hierauf wird das Negativ an einem staubfreien Orte getrocknet und eventuell zum Schutze der Gelatineschicht mit einem durchsichtigen Lack übergoßen.

Von diesem Negativ (S. 794) lassen sich beliebig viele positive Abdrücke auf photographisches Papier machen, welches man ebenfalls schon zum Gebrauche hergerichtet in den verschiedensten Sorten zu kaufen bekommt. Will man recht wenig Mühe und trotzdem sehr nette Bilder haben, so empfiehlt es sich, die Bilder auf Liefegangs Kristallpapier zu kopieren. Die Kopien werden, wie sie aus dem Kopierrahmen kommen, in das Tonfixierbad gelegt, wodurch sie gleichzeitig eine schöne Farbe bekommen und, gegen Licht gesichert, fixiert werden. Nachdem man die fixierten Bilder (S. 795) gut gewaschen, werden sie getrocknet und mittels Kleister auf Karton geklebt.

Wenn wir aus dieser flüchtigen Skizze auch noch nicht das Photographieren erlernt haben, so hat sie uns doch gezeigt, daß die Technik der heutigen Photographie sehr leicht zu erlernen ist. Die einst auf einen engen Berufskreis beschränkte Lichtbilderkunst greift immer tiefer und tiefer in das ganze Publikum ein und wird zum Gemeingut aller Menschen. Aber nicht bloß als Spielerei, um sein Album mit selbstgefertigten Porträts und Landschaften zu bereichern, betreibt der eigentliche Amateurphotograph diese schöne Kunst, nein, das ist nur die erste Stufe, die er zu nutzbringendem Wirken betritt. Wir



Negatives Bild (S. 794).

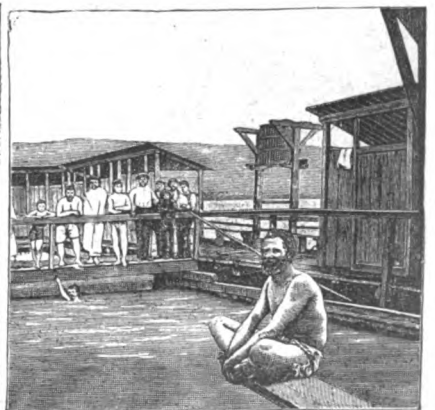


Laboratorium (S. 792).

haben die gegenwärtigen Fortschritte in der Photographie fast ausschließlich Amateuren zu verdanken, die wie Pioniere den Weg immer weiter bahnen und die Photographie zu allgemeinem Nutzen, zu den interessantesten Forschungen in den Naturwissenschaften führen.

Während Elektrizität und Galvanismus, sagt Stein, der sich mit der Anwendung der Photographie in verschiedenen Wissenschaften großes Verdienst erworben hat, für die gegenseitige Annäherung der Völker dienstbar gemacht wurden, während der Dampf den heutigen weltbewegenden Verkehr geschaffen und zur Hebung und Förderung der Industrie in ungeahntem Maße beigetragen, während die Lehre vom Schalle ihre praktische Verwertung in der Musik gefunden, war es den Strahlen der Sonne vorbehalten, auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft und der Kunst durch die Photographie in mannigfacher Richtung Großes und Bewundernswertes zu leisten. Wie die andern genannten Fächer wurde auch sie in erster Linie dem praktischen Leben nutzbar gemacht, bis in der neuesten Zeit ihre Leistungsfähigkeit für wissenschaftliche Studien erkannt wurde, um in kurzer Zeit zu bedeutenden und erfolgreichen Resultaten zu führen.

Durchfliegen wir einmal ganz flüchtig die Bestrebungen und Erfolge, die bis jetzt die Amateurphotographie zu Tage gefördert



Positives Bild (S. 794).

hat, ohne des Umstandes eingehender zu erwähnen, daß die Photographie ihren gegenwärtigen Höhepunkt zumeist Amateuren zu verdanken hat.

Die Astronomie, die Königin der Wissenschaften, hat sich die Photographie als wertvolles Hilfsmittel ihrer Erforschung der Sternwelt dienstbar gemacht. Die photographischen Sonnen- und Mondbilder, die Aufnahmen der Planeten und Kometen, die Erscheinungen auf der Sonne, die insbesondere zur Zeit der Finsternisse sichtbaren Lichtwolken, Protuberanzen, die wie ungeheure Brände und Feuerflammen dem Sonnenkörper entströmen und zu Tausenden von Meilen emporgeschleudert werden, die fernsten Sternhaufen, die mitunter wegen ihrer fast endlosen Entfernung sich für das Fernrohr nur in ein schwachleuchtendes Lichtwölkchen zusammendrängen, die so mannigfach gestalteten Nebelflecke, die der beste Zeichner nicht naturgetreu wiederzugeben vermag, werden in dem Dunkelraum der photographischen Camera festgebannt und drücken durch die Einwirkung ihrer Lichtstrahlen der empfindlichen photographischen Platte ihr Bild auf, der Mit- und Nachwelt zu vergleichenden Studien und zur Belehrung von den großartigen Vorgängen über uns, in dem Bereiche der lautlosen Sternwelt.

Welchen Gegenatz bildet dazu die Mikrophotographie! In der Astronomie fixiert uns die Photographie das unendlich Große, die Geheimnisse des Weltalls, dessen Veränderungen sich meist in großen Zeiträumen abspielen, hier überliefert sie uns das Bild des unendlich Kleinen, eine andere geheimnisvolle Welt. Der Mikroskopiker ist durch die Photographie in den Stand gesetzt, das mühsam präparierte Objekt im Bilde zu fixieren, um daran nicht nur weitere Studien zu machen, sondern auch das, was er nur mit Mühe und Anstrengung gesehen, auch andern zur Belehrung zu übermitteln.

Auch die Meteorologie, die ganze Physik versucht bereits aus der Photographie ihren Nutzen zu ziehen. Der Gang der Quecksilbersäule im Barometer und Thermometer, die Dauer des Sonnenscheins, die Stärke der Tageshelligkeit, die Schwingungen der Magnetnadel, die durch die noch rätselhafte Kraft des Erdmagnetismus in beständiger Unruhe ist, zeichnen sich von selbst am lichtempfindlichen Papierstreifen auf. Der rasche Blitz, der prachtvolle Strahlenkranz des Nordlichtes, die eilig dahinsausende Sternschnuppe werden trotz der Schnelligkeit des Entstehens und Wiedervergehens dieser Phänomene gezwungen, ihr Bild und ihren Weg auf der photographischen Momentplatte zurückzulassen. Der finstere, düstere Meeresgrund, wohin kein Sonnenstrahl mehr gelangt, wird durch geeignete Vorkehrungen gezwungen, sein unheimliches Antlitz durch die lichtempfindliche Platte zu enthüllen; Meeresströmungen in den Tiefen der Weltmeere verraten sich mittels der Photographie. Die der Kanone enteilende Kugel bildet sich mittels geeigneter

Vorkehrungen photographisch ab und läßt ihre rotierende Bewegung, sowie die Form der ihr vorauseilenden Luftwelle erkennen, was für das Studium der Schießtechnik von großem Nutzen sein kann.

Momentaufnahmen von sich bewegenden Menschen oder Tieren, von fliegenden Vögeln zeigen Stellungen, die das Auge gar nie zu erfassen im Stande ist. Wird der Sprung eines Menschen oder Pferdes über ein Hindernis, der nur eine oder ein paar Sekunden dauert, in dieser Zeit 20- bis 30mal photographiert, so ist uns dadurch die ganze flüchtige Erscheinung in die einzelnen Momente analysiert, und wir können das, was so flüchtig vor sich gegangen, sich in einer längeren Zeit abspielen lassen, also die Zeit gleichsam vergrößern. Umgekehrt können wir wieder Erscheinungen von zu langer Dauer, wodurch der Eindruck von dem einen Bild zum andern verloren geht, in einen kürzeren Zeitraum zusammendrängen.

Welchen erhabenen Eindruck müßte beispielsweise die Entwicklung des Menschen vom Kindesalter hinüber in die Blüte seiner Jahre und dann wieder allmählich herab ins ehrwürdige Greisenalter, wo der Mensch wieder zum Kinde wird, auf uns machen, wenn uns in Form eines sich allmählich verwandelnden Nebelbildes ein Menschenalter in wenigen Minuten vor Augen geführt würde!

Ganz unbezahlbare Dienste verspricht auch die Photographie den medizinischen Studien zu leisten, um beispielsweise den Entwicklungsgang einer Krankheit zu verfolgen. Es klingt fast unglaublich, wenn wir hören, daß man mittels der photographischen Kunst im Stande ist, Teile des innern menschlichen Organismus naturgetreu nachzubilden.

Wird Raschheit in der Aufnahme verlangt, um beispielsweise das Leben und Treiben der Tierwelt zu belauschen, so bietet uns die jetzt so überaus vervollkommnete Momentphotographie das einzige Mittel, dies zu erreichen. Die neuesten künstlichen Lichtquellen, z. B. das Blitzpulver, gestatten uns Höhlen mit ihren Tropfsteineingebilden, Bergwerke, Katakomben u. dergl. aufzunehmen, wohin das Tageslicht nicht zu dringen im Stande ist.

Während früher wegen der Umständlichkeit, die das nasse Kollodiumverfahren mit sich führte, die Verwertung der Photographie auf Forschungsreisen mit den größten Schwierigkeiten und Kosten verbunden war, gibt es heute wohl keinen Forschungsreisenden mehr, den nicht ein photographischer Apparat durch Dick und Dünn begleiten würde. Der Tourist, der im Sommer die herrlichen Alpenhöhlen

durchwandert, die im ewigen Eise starrende Gletschermwelt besucht, bringt in seinem Tornister alle diese Herrlichkeiten im Bilde mit und durchlebt an einformigen Winterabenden beim Entwickeln der Platten in seinem stillen Kämmerlein noch einmal die schönen, fröhlichen Stunden, die ihm sein Sommerurlaub geboten hat. Hat er dazu noch seine Aufnahmen mit einem gewissen naturwissenschaftlichen Verständnis gemacht, so werden seine Bilder zugleich eine Bereicherung der Kenntnisse der geologischen, historischen, ethnographischen, wirtschaftlichen u. Verhältnisse der durchwanderten Gegenden bilden.

Forscher in noch unbekannten Gegenden der Erde beleben von nun an ihre interessanten Reisebeschreibungen durch photographische Aufnahmen und übermitteln uns auf diese Weise die Sitten und das Leben fremder Völkerstaaten in staunenswerter Treue. Mit einigen nach der Natur aufgenommenen Photographien sagen sie oft mehr als durch umfangreiche Beschreibung.

Den Ingenieur, den Jäger, den Förster, den Maler, den Radfahrer (S. 793), den Offizier zu Land und zu Wasser, sie alle begleitet heute schon ein photographischer Apparat teils zum Vergnügen, teils zu praktischem Wert.

Im Detektiv- und Polizeiwesen leistet die Photographie vortreffliche Dienste zur Darstellung von Verbrechen, die einen Thatbestand beweisen sollen, oder zur Wiedergabe verdächtiger Persönlichkeiten. Im Paßwesen und bei Legitimationskarten ersetzt eine einfache Photographie die ausführlichste Personalbeschreibung.

Auch im Militärwesen wurde bereits zur raschen Vervielfältigung von Plänen, zur schnellen Aufnahme von Terrainverhältnissen u. s. w. aus der Photographie vielfacher Nutzen gezogen.

Im deutsch-französischen Kriege correspondierte während der Belagerung ganz Paris mittels Luftballons und Taubenpost mit der Außenwelt. Es wurden die Depeschen ganz klein photographiert und zu Tausenden, in einem Federkiele eingeschlossen, durch eine Taube expediert.

So oberflächlich dieser Durchblick über die vielfache Verwendung der Photographie in Kunst und Wissenschaft, sowie im öffentlichen Leben war, so sahen wir doch, wie sich heute die photographische Kunst fast überall ihre Wege gesucht und gebahnt hat und wie ein goldener Faden durch das Leben und Treiben, Forschen und Streben der Menschen zieht. Mögen diese Zeilen ein Scherflein beigetragen haben, Sympathie für die Photographie zu erwecken und ihr neue Freunde zu erwerben.



Apparat im Wagen.

Der Dichter des „Quickborn“.

Von

Gustav Adolf Erdmann.

„Steig' empor aus tiefen Klüften,
Längst verscholl'nes altes Lied;
Zieh' aufs neu' in heil'gen Schriften,
Daß dir jedes Herz erglüh'.“
Wag von Schenkenhof.

Verschollen und vergessen war es, das alte Lied in der weichen, volltönenden niederdeutschen Mundart; es hatte sich vor den schützenden Blicken der hochdeutschen Schwester verloren in einsamem Gemäuer und war in einen tiefen, todesähnlichen Ruhezustand verfallen. Nur noch leise tauchte hin und wieder die Erinnerung an die schlummernde in vereinzelt Dichterherzen auf, wie in sehnlichstem Traum versuchte wohl hier oder der andere in der Mundart der Verstorbenen zu singen; aber das Lied verschwand, wie das Zitiern eines träumenden Geistes während der Nacht. Es fehlte allen, durch die dichten Dornenhecken und dünnen Spinnweben, welche die schlummernde Ruhe der niederdeutschen Sprache dicht umgaben, sich mühsam hindurchzuarbeiten, um die jugendliche mit dem glühenden Flamm der Liebe zu wecken.

Und jetzt? Sie lebt; jubelnd eilt sie durch deutsche Land und schmeichelt sich mit dem süßen Wohlklang in alle Herzen. Wer uns stand wohl noch nicht unter dem Zauber ihrer sieghaften Anmut? Und daß sie ist, und daß sie der Nacht der Vergessenheit entrissen wurde, ist das Werk eines einzigen Mannes, der dies schwierige Ziel allerdings seiner Lebensaufgabe gemacht hatte, an dem Leistung er mit fast beispielloser Energie und Entschlossenheit nun schon vier Jahrzehnte arbeitet. Professor Dr. Klaus Groth ist heute zu einem Greise geworden, der am 3. April d. J. seinen 70. Geburtstag feierte. Ihn halten haben ihm die arbeitsreichen Jahre in Gesicht und Wangen gegraben, aber Herz und Geist sind noch ebenso frisch wie damals, als der etwa 25jährige junge Mann seinen ersten Entschluß faßte, dessen bewundernswürdige Durchführung ihm vom deutschen Volk und von der deutschen Literatur nie vergessen werden wird.

Ein Blick auf den Entwicklungsgang und die Kämpfe des Dichters möge zeigen, wie das große Werk der Wiederbelebung der niederdeutschen Sprache in der Poesie gelang.

Klaus Groth wurde am 24. April 1819 in Rorberdithmarschen geboren. Sein Vater Hartwig Groth war Landmann und Viehhändler und galt für die dortigen Verhältnisse für wohlhabend. Er war ein biederer, warmer Mann, in dessen Herz die freundlichste, selbstbereite Milde wohnte. Von seinen Kindern wurde er hochgeachtet, von seinen Schwestern — er besaß außer Klaus noch zwei Töchter — innig geliebt. Er erkannte aber doch die schwere Kunst, allen Eigenheiten der Kinder gerecht zu werden, mußte er doch die Erziehung mit fester Hand aber ohne Schelten und Strafen führen. Ein einziger Blick genügte, um die Fehler zu regieren. Wer ein recht lebhaftes, kluges Kind dieses seltenen Mannes zu haben wünschte, der lese im „Quickborn“ das schöne Gedicht „De Zünndagmorgen“. In der Geleit des Bodennarigen hat der Dichter seinen Vater ein schönes Denkmal kindlicher Liebe gesetzt.

Die Mutter, eine schöne und sanfte Frau, verloren die Kinder sehr früh; doch blieb ihre Erziehung nicht ohne weiblichen Einfluß. Die Schwester des Vaters, „Tante Christine“, vertrat an ihnen Mutterstelle. Was sie den Kindern, besonders aber Klaus, gewesen ist, darüber befehlen uns die vier Sonette, welche der Dichter ihr später in seinen „Hundert Blättern“ widmete. Sie ist es auch gewesen, die den Samen der Poesie in das Herz des Kindes pflanzte, den Samen, der später so herrliche Blüten und Früchte zeitigte.

An dem munteren und gewedten Klaus fand der alte Großvater besonderes Wohlgefallen und oft erzählte er dem begierig lauschenden Kinde die alten Sagen und Geschichten aus den Freiheitskämpfen der Dithmarschen. Und im Herzen des Dichters lebten diese alten Geschichten wieder auf. „Ut de ol Krönt“, „Wat sit das Volk vertelt“, zwei Abschnitte aus dem „Quickborn“, sind Erinnerungen an jene Erzählungen des Großvaters.

Rechtzeitig wurde Klaus der Bürgerschule zu Heide übergeben. Hier erst zeigten sich seine bedeutenden Geistesgaben im rechten Licht. Sein sicheres Gedächtnis und sein eiserner Fleiß ließen ihn bald zum besten Schüler der Anstalt und zum Liebling aller seiner Lehrer werden. Auch seine Kameraden hatten ihn gern; denn er fand stets noch Zeit genug, sich an ihren Spielen im Freien zu beteiligen und war ein freundlicher Spiegeleser. Im Freien mußte er übrigens viel mehr sein, als ihm lieb war. Da in den Herzogtümern wegen der vorhergegangenen Kriegsjahre die Landwirtschaft arg daniederlag, so war den Landeuten von der Regierung gestattet worden, während der Sommermonate ihre Kinder zu ländlichen Hilfsleistungen aus der Schule zurückzubehalten. Obgleich nun Hartwig Groth auch bezüglich der Ausbildung seiner Kinder ein sehr gewissenhafter Mann war, machte er doch von dieser Erlaubnis der Regierung gern Gebrauch, und so kam es, daß Klaus den Sommer hindurch wohl in Wiese, Feld und Wald, nicht aber in der Schule zu finden war. Der strebsame, ehrgeizige Knabe bedauerte dies tief genug; der Dichter aber wird diesen Zufall kaum genug preisen können. Er kam hierdurch in die engste Verührung mit der Natur, an welcher so viele gut beanlagte Kinder achtlos vorüber gehen müssen, und sie wurde ihm zur Lehrmeisterin und Herzensfreundin. Der stets geistesregere Knabe lernte beobachten, Augen und Ohren gebrauchen und wurde von der Schönheit und Majestät der Alnmutter so gefesselt, daß er später das Studium der Naturwissenschaften zu seinem Lieblingsstudium erhob. Mit vollem Recht kann er heute von sich schreiben: „Von den Naturwissenschaften ist mir kein Zweig unbekannt, selbst mathematische Physik nicht“; und wie wahr er das Wesen der Naturforschung erfaßt hat, geht aus den fünf scharfsatirischen Sonetten: „Evangeliische Naturwissenschaft“ in den „Hundert Blättern“ hervor. Der Dichter aber verdankt seiner innigen Vertrautheit mit der Natur die herrlichen, lebenswarmen Natur Schilderungen, die er uns so zahlreich im „Quickborn“ bietet.

Nachdem nun die Bürgerschule zu Heide absolviert war, richteten sich die Blicke des lernbegierigen Knaben sehnsüchtig auf das Gymnasium als dem Schlüssel zur Universität. Hier aber legte der Vater ein entschiedenes Veto ein. Er meinte, das ginge weit über seinen Stand hinaus und schlug deshalb seinem Sohn die Wünsche nach einem derartigen Weiterstudium rundweg ab. Zunächst blieb nun Klaus noch einige Zeit dem Selbststudium überlassen, bei dem er sich besonders der

deutschen Sprache und der Mathematik zu neigte; dann trat er mit 16 Jahren in den Büreaudienst der Kirchspielvogtei zu Heide. Diese Stellung sah er aber nur als Uebergang an; denn er hatte den Entschluß gefaßt sich später dem Lehrerberuf zu widmen. Da seine Beschäftigung ihm noch viel freie Zeit übrig ließ, benutzte er dieselbe eifrig zu seiner Weiterbildung. In der Bibliothek des „Kaspelvogd“ entdeckte er unsere Klassiker, die bald seine vertrauten Freunde wurden. Auch das Klavierspielen erlernte er zu jener Zeit. Da die Art, wie er diese Kunst als Autodidakt erlernte, ein Beispiel von seiner eisernen Energie gibt, so möge sie hier erzählt sein. Klaus Groth fand eines Tages auf einem Boden ein altes, halberfallenes Klavier. Sofort zimmerte er sich den Rasten wieder etwas zurecht, und nun begann er seine Übungen mit solcher Ausdauer, daß er nach wenigen Wochen leichte Sonaten von Mozart und Beethoven zu spielen vermochte.

1838 bezog Klaus Groth das Seminar zu Londern, auf dem er bis 1841 blieb. Der Fleiß, den er hier auch in alter Weise entwidmete, war von dem besten Erfolge gekrönt; denn er verließ die Anstalt mit einem glänzenden Zeugnis. Auch nahm er mehr Kenntnisse mit aus dem Seminar, als seine Mitschüler. Unablässig hatte er sich dem Privatstudium hingeegeben, bei welchem er fremde Sprachen, Latein, Französisch und Schwedisch besonders bevorzugte. Sogleich fand der tüchtige junge Lehrer eine Anstellung an der Mädchenschule zu Heide. Über welche Arbeit wartete seiner! Nicht weniger als 43 Unterrichtsstunden waren ihm wöchentlich aufgebürdet, übergenug, um auch den begeistertsten Fortbildungseifer gründlich zu ruinieren und aus dem kräftigsten Lehrer einen müden Mann zu machen. Aber Klaus Groth ließ sich das nicht anfechten. Mit ungeschwächter Kraft gab er sich dem erfolgreichsten Selbststudium in der Mathematik, den Naturwissenschaften und der Philosophie — besonders Psychologie und Aesthetik — hin und erlernte so nebenher noch Englisch, Französisch, Italienisch und Griechisch. Wie er das fertig gebracht, dürfte nicht so leicht zu begreifen sein. Man weiß tatsächlich nicht, was man am meisten bewundern soll: die wahrhaft eiserne Gesundheit des jungen Mannes, mit der er allen Anstrengungen Trotz bieten konnte, oder den phänomenalen Geist, der alles, was ihm geboten wurde, so willig assimilierte, oder die heldenhafte Energie, welche ein Ermüden nicht zuließ und die gewiß manchmal in dem jungen Manne auftauchenden Wünsche nach Zerstreuung siegreich bekämpfte. Denn daß Klaus Groth sich bei einer solchen Arbeit nicht den Zerstreuungen und Vergnügungen, denen man sonst in seinem Alter zu huldigen pflegt, widmen konnte, liegt wohl auf der Hand. Seine Erholung bestand in dem Verkehr mit dem Elternhause, in weiten botanischen Exkursionen und in seiner Beteiligung an der Liedertafel zu Heide. Letztere sollte verhängnisvoll für sein späteres Leben werden.

1844 wurde er nämlich durch diese Liedertafel auf das Sängerkongress zu Schleswig geführt. Hier lernte er das herrliche Wellmannsche Schleswig-Holsteinlied kennen, das ihn in ungeahnter Weise für sein Vaterland und für die deutsche Sache begeisterte. In jene Zeit fällt auch die Entstehung der plämiischen Bewegung, jenes patriotischen Bestrebens, der plämiischen Volkssprache ihre lang verkannten Rechte wiederzugeben, die in Klaus Groth einen mächtigen Wiederhall fand und den ersten Gedanken zum „Quickborn“ in ihm wachrief. Und wie oft kleine Ursachen große

Wirkungen hervorbringen, so auch hier. Herr Pastor Johannes Paulsen aus Kropp in Holstein, der bekannte Herausgeber der von Klaus Groth revidierten plattdeutschen Uebersetzung des Neuen Testaments von Joh. Bugenhagen, schreibt mir, daß Groth ganz besonders durch den plattdeutschen Vortrag eines einfachen Handwerfers, der zur Entsagung vom Branntwein aufforderte, für die plattdeutsche Sprache begeistert worden sei. Wie dem nun auch sei: so viel steht fest, daß der junge Lehrer von jener Zeit an nur noch daran dachte, der plattdeutschen Muttersprache einen ehrenvollen Platz in der deutschen Literatur zu erringen. Da die Mundart Volkssprache ist, so beschloß er, in ihr ein Werk zu schaffen, welches ein Bild des innersten Denkens und Empfindens, des ganzen Lebens und Webens des Volkes seiner Heimat geben sollte, und so nahm der Plan zum „Quickborn“ festere Gestalt an. — Sofort ging er ans Werk; er versuchte, einige mundartliche Dichtungen zu schreiben. Bald aber ließ er von diesem Beginnen ab, da er die Unzulänglichkeit desselben einsah. Er erkannte, daß die erste Bedingung zu einem erfolgreichen Weiterarbeiten eine tiefere Erforschung der Sprachgesetze, besonders der Lautgesetze des Plattdeutschen sei, ohne welche alles Mühen vergeblich war. Mit dieser Erkenntnis war er an den Scheideweg gekommen. So groß seine Kraft und Energie auch war, er fühlte, daß er der Doppelaufgabe des Lehrberufes und der tiefgehenden Forschung nicht mehr gewachsen sein würde. Eins mußte aufgegeben werden. Die Wahl wurde ihm aber nicht allzuschwer, und 1847 trat er vom Lehramt zurück, um sich von nun an ganz der Forschung und Dichtkunst zu widmen. Nach dem abgelegenen Landkirchen auf der Insel Fehmarn lenkte er seine Schritte und nahm in dem Hause seines Freundes, des Lehrers Leonhard Selle, seine Wohnung. Mit vollster Hingabe versenkte er sich in seine ernstesten sprachvergleichenden Studien; daneben studierte er eifrig Metrik und stellte viele metrische Uebungen an. Karl Eggers, der verdienstvolle Biograph von Klaus Groth, erzählt nach dem Vorgange des Prof. Karl Müllenhoff, daß der alte Hartwig Groth mit dem Schritt seines Sohnes nicht ganz einverstanden gewesen sei und führt ein recht sentimentales Gespräch zwischen Vater und Sohn an. Demgegenüber erklärt mir Herr Prof. Klaus Groth, daß dies sentimentale Gespräch auf einem Mißverständnis seines Freundes Müllenhoff beruhe. Da der verehrte Dichter wünscht, daß „Hartwig Groth und sein Sohn Klaus nicht als sentimentale Waschlapfen der Nachwelt erscheinen“, so möge hier der wirkliche Inhalt des Gesprächs in der Weise folgen, wie der Dichter ihn mir selbst mitteilte. Zunächst ist es unrichtig, daß Hartwig Groth den Schritt seines Sohnes mißbilligte. Als er aber

sah, wie Klaus durch seine allzuanstrengenden Studien seine Gesundheit untergrub, sprach er eines Morgens zu ihm: „Min Jung, son Arbeiden Nacht un Dag ohn en Erholung geit ni, dat kann keen Minschennatur utholn.“ Klaus: „Dat weet ik.“ Vater: „Denn hol doch mal pust un rau (ruhe) di mal ut!“ Klaus: „St will övern Graben springn un nehm jüs den Tolop. Pust holn geit ni. Nöwer kam ik, ob dod oder lebennig, dat weet ik nich.“

Er ließ sich auch durch nichts von seinen Studien ablenken, weder durch die Bitten

dem Drange seines Herzens folgend, einige plattdeutsche Kriesslieder in die Welt geschickt hatte. Aber keine noch so unangenehme Belästigung durch die Polizei vermochte ihn aus seinem Plaze zu vertreiben; treu harrte er bei seinem Werke aus, das seiner Vollenendung entgegenreifte. Aber es wurde auch Zeit für den Dichter, daß das Werk fertig wurde; der einst so kräftige Körper war durch die jahrelange übermäßige Anstrengung so elend geworden, daß er jeden Augenblick zusammenzubrochen drohte. Noch einmal raffte er alle Kräfte zusammen, noch eine kurze Zeit aufreibende Arbeit, und wenige Wochen vor Weihnachten 1852 erschienen der „Quickborn“ als ein Werk des Volkslebens in plattdeutscher Gedichtendithmarischer Mundart.“ Das große Werk war vollbracht. Der Erfolg war ein ganz unerwarteter, ein überaus glänzender. Im Drange der Lieber Grot in alle Schichten der Gesellschaft ein, in Hütte und auf dem Lande, bei Arm und Reich, eroberten sie sich den Ehrenplatz. Wie sehr sich alle bildeten damals mit dem Dichter unbekannt, der sich beschäftigten, davon weiß C. J. Hansen, Stadtbibliothekar zu Antwerpen in seinem zum 24. April d. J. erschienenen trefflichen Buche, dessen Aushängebogen er in Auftrag zur Verfügung seiner interessanten Einzelheiten erzählen. Die bedeutendsten Männer jener Zeit, Gernius, Gustav Freytag, Ad. von Humboldt, Ernst Moritz Arndt drückten ihm ihre Bewunderung und ihren Beifall aus; und die erste Auflage von 2000 Exemplaren war noch vor Weihnachten vergriffen.

„Herr, laß mich so lang leben, bis ich mein Buch fertig habe. Amen!“ Das war oft genug das kurze Abschiedsgebet des Schaffenden gewesen; und nun das Werk fertig war, nun der Dichter ihn mit Ehre und Anerkennung überschüttete, schien es, als wenn dem Dichter der Lebensfaden durchgeknüpft werden sollte. Von Ueberanstrengung gänzlich aufgegeben, sank er auf ein schweres Krankenlager, in



Klaus Groth.

seines Vaters, noch durch die politischen Ereignisse, die nun bald hereinbrachen. Ich glaube wohl, annehmen zu dürfen, daß ihm angestrengteste Arbeit damals ein Bedürfnis, eine Seelenarznei war; denn es galt, eine tiefe aber unglückliche Liebe niederzukämpfen, eine Liebe, von der die wunderbar ergreifenden, fast heineschen „Klänge“ in den „Hundert Blättern“ so glücklich und auch wieder mit so schneidend schrillum Ton zu erzählen wissen.

Das Idyll auf Fehmarn wurde bereits 1848 gestört, als nach der schleswig-holsteinischen Erhebung sofort dänische Kriegsschiffe sich blicken ließen, die nun nicht wieder von der Küste verschwanden. 1850 wurde die Insel gar von den Dänen besetzt, und nun begannen viele Scherereien für den Dichter, der,

ihn 3 Monate festhielt. Als seine kerrige Krankheit endlich den Feind überwunden hatte, begab er sich der Konvaleszent nach Kiel, um sich in den Wäldern von Düsterbrook völlige Genesung zu holen, die ihm auch wurde. Gleichzeitig aber war er auch wieder litterarisch thätig. Er sammelte seine früheren hochdeutschen Gedichte, die er 18 unter dem Titel: „Hundert Blätter. Paraphrasen zum Quickborn“ herausgab. Wie gleich diese Gedichte nicht mit dem „Quickborn“ in die Schranken treten können, enthalten sie doch zahlreiche echte Perlen Lyrik und haben keinen geringeren als Johannes Brahms zu Tonhöfungen angenommen. Aber das Buch ist von dem Publikum

1) „Klauss Groth in zijn leven en streven als dichter, taalkamper, mensch met reizen en terugblik op de Dietsche beweging.“ Antwerpen

schick worden, es hat leider noch keine erste Auflage erlebt. Und doch bietet es einen tiefen Blick in das innere und äußere Leben des Dichters. Klaus Groth aber hatte durch den ungeheuren Erfolg seines „Quidbörn“ seine nachfolgenden Werke tot macht. Im nächsten Jahre erschienen seine „erlebten“, die ein besseres Schicksal hatten.

Dieses Jahr und die darauf folgenden waren zu den angenehmsten, welche dem Dichter beschieden waren. Er begab sich übermüdet nach Pyrmont an den Rhein, wo ihm reiche Ehren und Freuden erblühen sollten. Einrod, Jahn, Brandis, Arndt, Bettina Armin, Dahlmann u. a. zeichneten ihn auf die eine mögliche Weise aus, und auf Ansehen Dahlmanns wurde der Dichter von der königlichen Fakultät zu Bonn durch Ernennung der Doktorwürde geehrt. Ueber Dresden und Leipzig kehrte Dr. Groth nun 1857 wieder nach Kiel zurück. Hier habilitierte er sich in demselben Jahre als Dozent für die deutsche Sprache und Litteratur und gründete einen eigenen freundlichen Hausstand durch Vereinigung mit einer ebenso lebenswürdigen gebildeten Bremerin.

In dem folgenden Jahre (1858) gab er seine Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch heraus, durch die er, wie bekannt, einen unersüßlichen Streit mit Fritz Reuter verwickelt wurde. Da der hochverehrte Dichter erst kürzlich an dieser Stelle gegen jener Angelegenheit heftig angegriffen worden ist (s. Fritz Reuter und die Gebrüder R. von R. Th. Gaedert, Heft V Spalte 141–141), so muß ich bei diesem Werke mich verweilen.

Man darf freilich zugeben, daß Klaus Groth in den Briefen hin und wieder zu weit gegangen ist, so ist es doch unrichtig, daß die Angriffe Reuters „Läufchen um Himmels“ aus „Mißgunst“ über eine wohlwollende Kritik von Nothke zu erwidern wären. Der Dichter des „Quidbörn“ tritt aus Liebe zu seiner Sache, nicht aus Mißgunst.

Reuter hat sich mit Unrecht gegen Groths Briefe gewehrt. Von dem edlen Charakter des Dichters gibt es nun wieder Zeugnis, als er als der erste namhafte Schriftsteller im Weihnachts 1859 erschienene Buch „Mit dem Kavalier“ schon am 29. Dezember des Jahres im „Altonaer Merkur“ mit den höchsten Lobes besprach. Spalte 41 wird der wahrhaftige Biersinn Reuters rühmend, der unangenehm von Groths Lob abgewiesen wurde. Kennt Herr Dr. Gaedert Reuters Verhältnis zu seinem erst kürzlich verstorbenen Lebensgefährten Karl Schramm? um möglich; denn sonst würde er nicht gar leicht auf den „Biersinn“ gepocht haben! Klaus Groth niemals Annäherungsversuche Reuter nach jener Kontroverse vom Jahre 1858 gemacht hat, ist nicht richtig. Klaus Groth hat weder persönlich unternommen, noch seinen Freunden unternehmen lassen. Allen trotzdem sich vermittelnde Freunde gedankt haben, wovon Herr Professor Groth nichts weiß, so haben diese ohne seine Einwilligung gehandelt. Was nun endlich den Herrn Dr. Gaedert angeht, so sind die angeführten Stellen in ihrem Zusammenhang durchaus nicht trivial. Der Artikel ist auf eine solche Bestellung während einer Nacht geschrieben.

1862 veröffentlichte Klaus Groth sein erstes Gedicht „Rothgeker-Meister Lamp und der Dichter“, eine Dichtung, die auch besonders in den Niederlanden großen und verdienten Beifall fand. Von den späteren Veröffentlichungen des Dichters will ich nur kurz

erwähnen: „Mit dem Jungsparadies“ und „Quidbörn“ Teil II. Zahllos sind die Gedichte, Geschichten und Studien, welche Groth im Laufe der Zeit in den angesehensten Blättern, besonders in der „Gegenwart“ veröffentlichte; er kennt eben trotz seines hohen Alters keine Ruhe, keine Schonung, wenn es gilt, der Sache der plattdeutschen Sprache einen Dienst zu erweisen. In edler Selbstlosigkeit opfert er denjenigen, welche mit ihm ringen, Zeit und Kraft, unbekümmert darum, ob ihm wohl oder übel gelohnt wird.

Von Groths späterem Lebensgange bleibt nicht mehr allzuviel zu berichten. 1863 machte er eine größere Reise durch Frankreich und England und wurde 1866 zum Professor ernannt. 1872 wurde er gelegentlich seines 25jährigen Schriftstellerjubiläums von der Regierung dadurch geehrt, daß man ihm von nun an das Doppelte seines bisherigen Gehaltes gewährte; auch wurde ihm von seinen zahlreichen Freunden ein Ehrengeld überreicht.

Täuschung aber wäre es, wenn man annehmen wollte, das Leben des so hochverdienten Mannes sei nur eitel Sonnenschein gewesen. Schwere Schicksalsschläge trafen ihn, von denen das tieferegreifende Gedicht: „Min Port“ im „Quidbörn“ so einfach und schlicht und doch so erschütternd zu melden weiß.

„Ade! ade! — Un de Port de Knarrt. Un it sitt dar mit min einsam Hart.“

Aber mag der Dichter sich auch einsam fühlen, er ist es in Wahrheit nicht. Tausende eilten in Gedanken an seinem Ehrentage zu ihm, um ihm den Lohn ihrer Bewunderung und Liebe zu entrichten. Nicht allein in Deutschland hat man den 70. Geburtstag Groths festlich begangen, nein, weit darüber hinaus bis nach Amerika ist der Festjubiläum gedungen. Zahllos sind die Verehrer des großen Dichters in Nordamerika. Die plattdeutsche Sprache ist dort für die verprengt lebenden Deutschen ein Zauberband, welches sie eng zusammenkettet. Nicht weniger als drei große plattdeutsche Zeitschriften sorgen in den Vereinigten Staaten dafür, daß die niederdeutsche Sprache den in der Fremde lebenden Deutschen nicht verloren gehe, und

alle diese Journale haben die Sprache und Schreibweise des Dithmarscher angenommen. Treffend charakterisiert G. M. Hein, der Redakteur des plattdeutschen „Weltblatt“ (Grand Island: Nebraska), die Bedeutung Groths für die Deutschen in Amerika: „Du magst di mal ordentlich uflachen, wenn du Reuter un all de annern Jurmakers lesen deifst, wenn du aver as ole Mann wiet von din Heimat in din Sorgenstohl mit R. Groth sin „Quidbörn“ in'e Hand ficht, denn vertellst di jede Siet en Geschicht von de ole Heimat. Du, as Plattbütsche, leest dar en Sprak, de du ganz vergeten harrst, de din Moder to di sprak, as du noch op ern Schoot seest. In Gedanken büst du to Hus bi Bader un Moder un snackst plattbütsch. Du legst din Book ut'e Hand, en stille Tran stift sik velliicht lank de Vaden un in Gedanken brüchst du Klaus Groth de Hand.“

Aber noch bedeutender als in Amerika ist der Einfluß unsers Groth in Belgien. Die Anregung, welche er 1844 aus der flämischen Bewegung empfing, hat er derselben reichlich wieder vergolten; denn Jahrzehnte hindurch haben die Klamen die Kraft zum Ausdauern den Kampf aus den Dichtungen Groths geschöpft, um die sich der schon vorhin genannte Antwerpener Gelehrte, Dr. Hansen, große Verdienste erworben hat. Derselbe erkannte eine Schreibweise, durch welche plattdeutsche Dichtungen, auch ohne Uebersetzung jedem Niederländer, der seine Sprache wirklich kennt, leicht verständlich werden; natürlich auch vice versa. Die großen Verdienste, welche sich Professor Groth um die flämische Sprache erworben hat, sind auch vom Könige Leopold II. anerkannt worden; denn dieser hohe Beschützer der Künste und Wissenschaften hat den Dichter zum Ehrenmitglied der neugegründeten flämischen Akademie ernannt.

Auf dem eng zugemessenen Raum konnte ich selbstverständlich nur oberflächlich den Lebensgang und die Bedeutung Klaus Groths streifen; der Zukunft bleibe eine eingehende Würdigung dieses seltenen Geistes vorbehalten.

Möge dem verehrten Dichter noch ein langer, goldiger Lebensabend beschieden sein!

Der Himmel hängt voller Geigen.

Geschichte eines Musikers.

Von

Rudolf Schmidt.

(Autorisierte Uebersetzung von S. Langfeldt.)

I.

Es steht in einem deutschen Volksliede! Den Zusammenhang habe ich vergessen und kümmerge mich auch nicht einen Deut darum!). Der Himmel hängt voller Geigen — die Zeile ist's, die uns ganz allein angeht. Es muß einem zuweilen mal vorkommen, als wäre die blaue Luft

voll von lauter Streichinstrumenten, und dann muß es einem vor den Ohren klingen, als würden sie von unsichtbaren Händen berührt. Gerade so geht's an den eigentlichen Festtagen zu, wenn man seine besten Augenblicke hat. Dann wallt's in der Seele, mein Lieber! — Wer niemals dies Wallen gespürt, hat auch kein Talent zur Musik, wenn er auch alle Griffe besser lernte, als Sie sie jetzt in den Fingern haben. Wenn ich sage: die besten Augenblicke, so muß man trotzdem einen Unterschied machen. Es gibt Leute, die zu

1) Der Verfasser ist in der deutschen Litteratur besser zu Hause als Grothmann und weiß sehr wohl, daß das Liedwort nur die Ueberschrift eines Liedes in „Des Ritters Wunderhorn“ und zugleich ein bekanntes deutsches Sprichwort ist.

weisen einmal, wenn sie den ganzen Dampf heraufhaben, das Gefühl ankommen kann, als würde ihnen mit einemmal eine von den vielen Geigen da oben unters Kinn geschoben, als umfaßten unsichtbare Finger die ihren und führten sie, so daß sie selbst dazu kämen, an der Musik mitzuwirken, die zu ihnen heruntertönte. Dann haben diese Leuten ihre besten Augenblicke. Sie erreichen, was sich erreichen läßt, wir anderen müssen uns mit der Ahnung begnügen. Sie hat die Natur für die erste Klasse bestimmt, mich für die zweite. — Das ist der Unterschied zwischen uns beiden!"

Der Sprecher war ein ältlicher Herr mit krausem, grauem Haar, dessen wilde Locken infolge unablässigen Hineinfahrens noch mehr auseinanderstrebten. Er wandte sich an einen jungen zweiundzwanzigjährigen Mann von schwächlicher, gebeugter Gestalt, mit einem blassen Gesicht, das einen ungewöhnlich hellen und zarten Teint und merkwürdig klare Augen aufwies.

Der junge Mann hob seinen Kopf und schaute sein Gegenüber mit einem traurigen Lächeln an.

„Und trotzdem spielte ich gestern, daß es ein wahrer Jammer war,“ sagte er.

„Ganz recht! Weshalb aber?“ fiel der alte Herr mit bissigem Eifer ein. „Weil Sie etwas hineinlegen, das Ihr Eigentum ist. Die anderen leierten herunter, was sie gelernt hatten. Wäre das verdammte Muß nicht gewesen, ich hätte Ihnen auch gar nicht erlaubt, öffentlich aufzutreten. Ich weiß am besten, was Ihnen noch fehlt.“

„Ja, die unsichtbaren Finger versagten allerdings ihren Dienst, und zwar in solchem Grade, daß es mich selbst wunder nimmt.“

„Sie haben sich noch nicht zum Dienste gemeldet: da liegt der Hund begraben!“ fuhr der alte Herr fort, mit der Barschheit, die ihm natürlich schien. „Ich weiß aber, daß Sie sich melden werden, und ich verstehe mich auf solche Dinge, hol' mich der Teufel!“

Der junge Mann schwieg einen Augenblick.

„Wenn ich wüßte, daß Sie mir nicht böse würden, so möchte ich Ihnen gern eins sagen.“

„Nur heraus damit!“

Er sprach die Worte in einem Tone, der eben nicht sehr beruhigend klang.

„Daß ich absolut ein Genie sein soll, das ist etwas, was Ihnen Ihr freundschaftlicher Eifer eingeredet hat, und da Sie sich das nun einmal in den Kopf gesetzt haben, so sind Sie auch nicht davon abzubringen. — Ja, ja, nun werden Sie doch böse.“

„Sagen Sie mal!“ fing der alte Herr wieder an und warf dem jungen Mann einen grimmigen Blick zu, „es ist Ihre feste Ueberzeugung, daß Sie ein Pfücher sind?“

„Das eben nicht! Aber welchen Weg ich einschlagen soll, darüber bin ich mit mir selber nicht ins Reine gekommen.“

Student ward ich mit dem dritten Charakter und habe mich nicht auf ein Brotstudium geworfen. Nach zweijähriger Vorbereitung trat ich gestern Abend im Konzert auf und spielte schlecht —

„Niederträchtig!“

„Hier bestand ich also nicht einmal mit dem dritten Charakter, fiel aber eher durch, und das mit Glanz.“

„Stellen Sie beides zusammen?“

„Nicht ganz! Daß ich zum Studieren keine Lust habe, hat mich nie besonders gequält. Daß ich aber gestern Abend eine Niederlage erlitt, das wird einen bleibenden Schatten in meine Seele werfen. Das ist der Unterschied. Aber just in meinem Risiko eine Befräftigung dessen zu sehen, daß ich ein musikalisches Genie bin, den Gefallen kann ich Ihnen mit dem besten Willen nicht thun.“

„So, das können Sie nicht!“ fuhr der alte Herr auf, und seine runden Augen sprühten. „Ja, was verstehen Sie denn auch davon? Gottserbärmlich spielten Sie, schlechter noch als die Schafsköpfe von Kritikern gesagt haben, denn die Art Bursche sieht nur auf das, was Glück macht. Aber sehen Sie, mein Lieber, wenn man so umschmeißt wie Sie, so stellt man sich wieder auf die Beine wie ein Held.“

„Ihr Glaube ist mächtig. — Ich kann ihn leider nicht teilen, obgleich ich der nächste dazu wäre. Ich habe die letzte Nacht viel darüber nachgedacht. Eigentlich war's der Zufall, der mich zum Geigen führte. Nach meinem schlechten Artium erhielt ich von Onkel einen Brief, der augenscheinlich in der Absicht geschrieben war, daß ich mich wie ein begoffener Bubel fühlen sollte. Da wurde der Trost in mir wach — ich fühlte den Trieb in mir, wieder zu arbeiten. In demselben Moment fiel mein Auge auf Vaters alte Geige — Sie haben ihren trefflichen Bau und die vorzügliche Beschaffenheit des Holzes oft genug gerühmt. Vater hatte sie auf einer seiner Reisen erworben und spielte täglich darauf; er selbst hatte mir die ersten Anfangsgründe im Violinspiel beigebracht. Mir wurde merkwürdig weich ums Herz; die einsame und unglückliche Zeit meiner Kindheit stürmte auf mich ein. Zum erstenmale nach vielen Jahren nahm ich die Geige von der Wand herab und fing an zu spielen. Das gab Trost und Erleichterung. Dann kam mir der Gedanke, mir eine größere Fertigkeit anzueignen. Zu diesem Zwecke ging ich zum Organisten Großmann, von dem man mir gesagt hatte, daß er —

„Ein Dohle!“ rief der alte Herr und fuhr sich mit grimmigem Behagen ins Haar.

„Wenn das Ihr Ehrgeiz ist, so täuschen Sie sich. Es gibt keinen, der nicht sieht, daß hinter der Maske des Jähzorns und Aufbrauens ein großes Herz steckt. Ich wandte mich also an Sie, mein lieber, hochsinniger, hitziger Gönner, und bat Sie, mich unterrichten zu wollen, ohne damit im Grunde einen besonderen Zweck zu

verbinden. Nach zwei Monaten weigerten Sie sich, die drei Mark per Stunde zu nehmen, mir ward's, die Wahrheit zu sagen, sauer genug, sie zusammenzubringen. Ich wurde Ihr Liebling, und Ihr wohlmeinender Eifer spiegelte mir eine Zukunft vor, an die ich schließlich selbst zu glauben anfang. Da liege ich nun. Sie geben das Faktum zu, leugnen es aber in einer Weise aus, die Ihrem Naturell entspricht.“

„Mein Naturell sollen Sie ohne Reservation ausgeliefert bekommen — Sie können damit thun, was Sie wollen!“ rief der alte Organist. „Was Sie aber meine Auslegung zu nennen belieben, die Gabe zu sehen und zu verstehen, davon halten Sie mir hübsch die Finger ab — das zu gewinnen, hat mehr gekostet, als sich so 'n Grünschnabel wie Sie vorstellt.“

Ohne daß er in dasselbe gefahren, richtete sich sein graues Haar in die Höhe und bildete widerstrebende Locken, und schnellen Schrittes stampfte er ein paar Mal im Zimmer auf und nieder. Dann blieb er mit einemmal vor dem jungen Manne stehen und sagte in einem sonderbar weichen Tone:

„Es ist am besten, ich sage Ihnen frei heraus, was ich eigentlich darunter hatte, Sie bei dem Konzert zum Auftreten zu bewegen; das Stipendium spielte nicht die Hauptrolle dabei. — Daß Sie durchaus nicht immer gleich glücklich und wußte ich gut. Was Sie innerhalb dieser vier Wände geleistet haben, können Sie nicht jederzeit ungeschehen machen, wenigstens jetzt nicht. Aber Sie waren so weit gekommen, daß Sie künftig Ihr eigener Lehrmeister sein können; — was Ihnen noch fehlte, war die Befreiung von einem gewissen Drucke, verursacht durch Ihre schlechten Umstände und die Scherereien Ihres Onkels. Nun kalkulierte ich: standen Sie im Konzertsaal, so würde die innere Spannung das Ventil plötzlich öffnen, und Sie würden mit einem Schlag als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen. Ich sollte mich geirrt haben, aber auf eine eigentümliche Weise; es geschah nämlich das Gegenteil von dem, was ich erwartet hatte. So gedrückt sind Sie noch nie gewesen, Sie spielten, als wenn Sie auf glühenden Eisenplatten ständen. Das ist schlimm; — die geehrten Herren Kollegen betrachten es als ein Verbrechen, wenn man kein Glück macht. Aber sehen Sie, daß gerade das Umgekehrte eintrat: ist ein Omen, auf das ich mich verlor, und wenn ich mich auch irrte, in eine Stütze irrte ich nicht: diese Stirn hat die Muse mit ihrem Kusse berührt, in die Herzen strömt eine Tonflut aus der Quelle der ewigen Schönheit!“

Ueber das groteske, podennarbige Gesicht war eine merkwürdige Feierlichkeit gekommen, und bewegt streckte er seinen Arm dem jungen Manne entgegen. In seinem Arm war das Wasser in die Augen getreten; er faßte die Hand des Organisten und für einen Moment hatte es den Anschein, als wollte er dieselbe küssen.

Der alte Großmann riß die Hand an sich und begann eine neue Wanderung durch das Zimmer. Wöglich blieb er stehen und bestete einen durchbohrenden Blick auf den andern.

„Sagen Sie mal,“ fing er wieder an, „fühlen Sie sich nicht noch gedrückt als früher, ist nicht etwas extra hinzugekommen?“

Ueber die schiere Gesichtshaut des jungen Mannes ergoß sich ein schwaches Rot.

„Sie haben recht!“ versetzte er langsam. „Es ist etwas hinzugekommen.“

Wöglich erhellte sich das Gesicht des Organisten.

„Ah, ich verstehe!“ rief er aus.

Der junge Mann wurde noch verämer, als er vorher gewesen war. Der Organist gewahrte es, er stellte sich mit vorbereiteten Beinen, die Hände in den Taschen, vor ihn hin.

„Wissen Sie,“ begann er mit sonderbarer jägernder Stimme, „was Bröndsted zu einem unserer Poeten sagte, als er seinen erste Gedichte gelesen hatte? — Ich sage Ihnen an, daß Sie es nicht wissen;“ er sagte: nun müssen Sie sich eine unglückliche Liebchaft anschaffen.“

Soll ich das vielleicht als eine Auforderung ansehen, so thut es mir leid, Ihnen auch in dem Stück nicht dienen zu können; mit einer unglücklichen Liebchaft kann ich nicht aufwarten.“

Eine glückliche thut's auch. — Sie sehen sich also entschlossen, die Einladung Ihres Onkels anzunehmen?“

„Ja.“

Aber Sie hatten ja erst im Sinne, nach Thüringen zu reisen und weite Fußstapfen zu machen. Ist's Geld, woran es fehlt, so weiß ich einen, der Ihnen auf langweilige Konzerte gern einen Vorschuß gewährt, das Geld ist sicher genug.“

Auch dafür danke ich Ihnen! Nein, es ist eine Sehnsucht nach der Gegend meiner Kindheit über mich gekommen. Nun, da es schief gegangen ist, wird Onkel nicht gut zu sprechen sein; ich werde aber dennoch nach Hause.“

„Ja so.“

Es entstand eine lange Pause.

Nit's nicht im Grunde ein dummer Philisterglaube,“ ergriff der junge Mann wieder das Wort, „daß die Liebe im Grunde sein soll, einen Menschen zum Künstler zu machen.“

Vielleicht! — daß aber die Glut in einem angefaßt werden muß, ist kein Philisterglaube. Ich selbst kann als ein Beispiel der entgegengesetzten Richtung dienen. Wollen Sie aufrichtig sein, so sagen Sie zugeben, daß Sie so in aller Eile geglaubt haben, ein Geschick, eine wunderliche Begebenheit habe mich zu dem wunderlichen Knaisterbart gemacht, der ich bin. — Sie haben mich für einen jener Krüger gehalten, die von außen wie ein Satyr geformt und inwendig mit köstlichen Salben gefüllt sind. Weit gefehlt, mein Lieber! Nicht die Spur von Salbe oder dergleichen! Die Wahrheit zu gestehen, so

ist's gerade das Ausbleiben von allem diesem, das mir Unglück gebracht hat. Sie wissen nicht, was aus einem Menschen werden kann, wenn eine unglückliche Liebe fehlt. — Darum gönnte ich Ihnen ein besseres Los!“

Der junge Mann schaute ihn mit einem langen Blicke an und sagte:

„Mag nun ein großer Virtuose aus mir werden oder nicht, so werde ich's stets als ein Glück betrachten, auf meinem Lebenswege Ihnen begegnet zu sein, Herr Großmann. Sie sind ein Mann mit einem großen Herzen.“

„Mit einem infamen, schoseln Herzen!“ rief der Organist mit vor Zorn gerötetem Gesicht. „Nein, ein Mann mit einem großen Herzen ist der da.“

Er deutete auf eine Bleistiftzeichnung, die hinter Glas und Rahmen über seinem Schreibtische hing; es war ein Mann in mittleren Jahren mit einem scharfen, feinen Gesicht, in einem Rocke mit Busenstreif. Das Porträt hing zwischen einem an der Wand befestigten Violinbogen und einem Zweig mit lederartigem, flachgedrücktem Laub ohne eigentliche Blattbildung, der ebenfalls in einen Rahmen gefaßt war.

„Walz und ich sind gleichaltrig,“ fuhr der alte Herr fort. „Ihm danke ich's, daß ich kein Schlingel geworden bin.“

„Heute übertreffen Sie sich selbst, Herr Großmann.“

„Ich bin nicht immer so aufrichtig. — Sehen Sie, als wir jung waren, hielten Walz und ich gute Kameradschaft; wir wollten beide große Männer werden — er wurde einer! Mit mir wollte es nicht recht vorwärts! Was ich komponierte, taugte nichts, und in den Exekutiven fehlte mir das, worauf es eigentlich ankommt, das, was Sie haben. Ich kann nicht leugnen, als Walz' Op. 1 herauskam und gleich die unmäßige Anerkennung errang, welche dieses wunderbare Stück Musik sich später stets zu bewahren gewußt hat, und als dann Op. 2 ein paar Monate später erschien und von allen Kennern als tiefer und tüchtiger angesehen wurde, wenn es auch nicht so viel Glück machte — ja, da fing's an, in mir zu kribbeln. Die einzelnen herabsetzenden Aeußerungen sog ich mit wahrem Behagen ein; in meinem Kopfe begann der Gedanke zu rumoren, alles zu einem Zeitungsartikel zu verarbeiten, der das Publikum aufklären und Walz die Binde von den Augen nehmen sollte; ich wollte ihm natürlich einen Dienst damit erweisen! Dann traf ich Walz gerade vor seiner Hausthür. — „He, Alter,“ sagte er, „laß uns 'mal zusammen ein Stündchen plaudern.“ Er kriegte mich am Nock zu fassen und zog mich mit sich herein. Sein bloßer Griff machte mich so demüthig und gefügig, daß ich unwillkürlich mitging, obwohl ich deutlich sah, daß er von allem Bescheid wisse. — „Nun seß' dich 'mal,“ sagte er, „als wir in seiner Stube waren, und stellte sich vor mich hin, gerade so, wie ich jetzt vor Ihnen stehe. — „Hör' mich 'mal an, Matthias,“ sagte er — ich heiße nämlich

Matthias — inwendig hast du ebensoviel wie ich, und was die Liebe zur Kunst anbelangt, so hast du davon so viel, als ein Mensch nur haben kann. Ihm aber Lust geben, daß es 'was Neues und Großes wird, das kannst du nicht. Du bist wie eine Baumart, die ich im botanischen Garten gesehen habe, die weder recht Blätter noch Blüten treibt, sondern nur Andeutungen von solchen — du bist gehemmt. Soll das nun zwischen alten Freunden Bitterkeit erzeugen?“ — Er breitete seine Arme aus, und ich, der noch nie ein Mädchen geküßt hatte, ich fiel ihm um den Hals und küßte ihn. Von Walz ging ich dann dem botanischen Garten und pflückte mir einen Zweig von dem Baume, der's, wie ich, bei Andeutungen bewenden ließ. Nun hat er da neben Walz' Porträt in fünfzehn Jahren gehangen. Ich hab' mich daran gewöhnt, ihn als mein Porträt anzusehen, ihn als ein Spiegelbild zu betrachten und mir selber zu sagen: Du bist gehemmt, mein Lieber! Aber deshalb thue ich, was ich kann, um Sie, der Sie nicht gehemmt sind, ins Geleis zu bringen.“

Der alte Herr nahm den Violinbogen herunter, der neben dem Porträt hing.

„Sehen Sie sich 'mal den Zettel an, der dabei hängt,“ sagte er. „Es ist eine Bescheinigung, daß er bei einzelnen Gelegenheiten von Paganini gebraucht wurde. Ich bezahlte ihn in Leipzig mit siebenunddreißig Thalern, und darum ist mir viel daran gelegen, bei meinem Glauben zu bleiben. In meinem Leben habe ich keinen getroffen, der größere Anlagen hatte als Sie. Mit Paganini's Bogen schlage ich Sie zum Ritter, Anton Haller, trotz Ihrer Niedr'lage.“

Anton Haller hob abwehrend die Hand empor.

„Nach meinem ersten Siege,“ sagte er, wider Willen ermuntert, „werde ich mich aus eigenem Antriebe finden und Sie um den Ritterschlag bitten. Ich will ihn auch von keiner anderen Hand empfangen — nicht einmal von Walzens.“

„St! Walz ist etwas für sich. War's gestern Abend gut gegangen, so würde ich Sie vorgestellt haben. Nun muß er warten. Wenn ich Sie dazu preßte, bei dem Konzert aufzutreten, so hatte ich auch einen egoistischen Grund dabei, ich wollte einen Trumppf haben, den ich heute Abend bei unserer Jahreszusammenkunft ausspielen konnte. Sie wissen ja, Walz gibt mir jedes Jahr eine glänzende Soiree.“

„So sagten Sie mir.“

„Ich habe Ihnen aber nicht gesagt, weshalb er das thut. Es ist zum Andenken an den Tag, da er mich zu meiner Art stellte und mich unter die Gehemmten einrangierte. An dem Abend gibt Walz mir allein ein Galasouper. Wir essen in seiner Arbeitsstube. Kron- und Wandleuchter sind angezündet. In den Ecken des Zimmers sieht man eine prachtvolle Ausstellung exotischer Gewächse, die bei einem Gärtner gemietet werden. Das Essen ist nach Vorschrift bei Vincent bereitet, und auf dem Tische funkeln Chambertin, Johannisberger

und Tokayer. — Viel wird übrigens nicht davon getrunken. Aber die ganze Anrichtung wird nicht weggeräumt, obgleich seine alte Magd jedes Jahr ein Attentat darauf macht. Haben wir gegessen, so spielt Walz auf dem Fortepiano eine Phantasie. Dann zieht er einen alten weiten Pokal aus venetianischem Glas hervor und gießt eine halbe Flasche Champagner hinein: zuerst trinke ich, und dann trinkt er. Dann drücken wir zwei alte Junggesellen einander die Hand und besiegeln die unverbrüchliche Jugendfreundschaft. Dann erzählt er von früheren Zeiten. — Das ist ein Erzähler, sage ich Ihnen, so erzählt Ihnen kein Mensch! Solche Vereinigung von Schönheitstalent und Humor hat noch keinem Sterblichen zu Gebote gestanden. Es ist ein Tanz von Mäusen und Elfen mit Heinzelmännchen und Kobolden durcheinander. Und während der Mäde verzehren wir eine kandierte Frucht und nippen Tokayer. Nach einigen Stunden kriegt er seine Bratsche her und bewegt mich zum Spielen. 'Hab' ich jemals etwas geleistet, wo die himmlischen Geigen sich hören ließen, so ist es bei ihm gewesen. Zuletzt setzt er sich wieder ans Piano und spielt seine erste Komposition, dieselbe, die den Schlingel in mir wachrief und beinahe einen Musikkritiker aus mir gemacht hätte; aber zuweilen bricht er mit einemmal ab und bläst ein Stück auf dem Haarfamm, den er mit Virtuosität traktiert. Dämmert dann der Tag über dem Balle heraus, so wandere ich heim, glücklich und stolz. — Sie haben vielleicht bemerkt, daß ich den schwarzen Frack nur ungern anziehe und zuweilen mit einem struppigen Stoppelbart in eine Gesellschaft gehe? An dem Abend bin ich immer fein und glatt rasiert."

"Dann will ich gehen, damit Sie mit Ihrer Toilette fertig werden können; denn der Stoppelbart ist wieder da, das läßt sich nicht leugnen."

"Sie haben recht! Die Uhr geht stark auf sieben. — Sie wollen also absolut zu Ihrem Onkel?"

"Ich reise morgen früh."

"So leben Sie wohl!"

Der alte Herr schlug kräftig in die hingehaltene Rechte Antons ein. Als sich die Thür hinter ihm geschlossen hatte, biß der Organist die fleischigen Lippen mit possierlicher Bedächtigkeit aufeinander.

"Er hat es ja mit einemmal höllisch eilig diesen Onkel zu besuchen," sagte er endlich.

Dann fuhr er nach der Thür hin und rief sie auf.

"Heba, noch eins! Nehmen Sie die Geige mit! Sie müssen sich wahrhaftig in den Ferien üben!"

II.

Eine Fahrt den Roeskildefjord hinauf bietet nichts Merkwürdiges. Die Umgebungen sind in Grün gekleidet und freundlich, aber flach und außer stande, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Anton Haller hatte die Fahrt zudem manches Mal gemacht; — der Onkel war in

einer der kleinen am Fjord gelegenen Städte Stadtrichter. Man durfte sich also nicht darüber wundern, daß er in sich versunken dasaß.

Es verhielt sich wirklich so: mitten in der Rjöbnagerstraße hatte er an den Kattegatt und "die Heiden" denken müssen. Mit dieser sonderbaren Pluralbildung bezeichnet man eine Heidestrecke, die, einer breiten Verbrämung gleich, sich dem Meere entlang streckt und in einem Bogen von mehreren Meilen Länge wie schirmend zwischen seine winterlichen Einriffe und den wohlgepflegten, fruchtbaren Ackerboden sich legt. Hier hatte er die ruhigsten Stunden seiner Kindheit verlebt, hatte gehofft und geträumt, indes die Vögel über seinem Haupte dahinslogen. Niemals hatte die Natur ihm die Tröstung und Ruhe ge spendet, als an stillen Sommernachmittagen zwischen den braunvioletten Bügeln, die festere Formen annahmen, deren Abendstimmung aber auf eigentümliche Weise in der Beleuchtung der sinkenden Sonne wechselte, während draußen das Meer sonoren Tones an einem dreifachen Riffenranze sich brach — ganz wie an Rütlands Westküste, nur in bedeutend kleinerem Maßstabe und mit unendlich geringerer Kraft. Nichts hatte ihn dertart in Ruhe gewiegt wie dieser Wellenschlag, kein Anblick hatte sich so weich und friedependend an das Gemüt geschmiegt wie ein stierender Blick über die feingezogenen Wellenlinien der einsörmigen Heidesäcke. Nun, da sein Lebensplan zu nichte geworden, nun, da seine Aussichten dunkler denn je, fühlte er einen unwiderstehlichen Drang, sich von dem wunderbaren Schweigen der Heide umfassen zu lassen. Dort allein konnte er zur Ruhe, Besinnung, Klarheit über sich selber kommen.

Darum wollte er sich auch mit Geduld darein finden, wenn der Onkel, was höchst wahrscheinlich war, kurz angebunden und unbegreiflicher sein werde als früher. In drei Jahren war er nicht in dem Heim seiner Kindheit gewesen. Die Einladung — das verstand er gar wohl — hatte darin ihren Grund, daß sein Name infolge der Kundgebung des Konzertprogramms öffentlich genannt worden war. Der Onkel gehörte zur alten Schule der vierziger Jahre, auf die es stets Eindruck machte, den Namen eines Menschen gedruckt zu sehen. Und dann war in diesem Falle der Name sein eigener: der Neffe war nach ihm genannt worden. Der Empfang würde kein ungemischt herzlicher werden, jetzt, nachdem der Name in den Blättern besudelt worden, in den Blättern, deren Verdammungsurteil Stadtrichter Haller als Sohn seiner Zeit so unbeschreiblich fürchtete, während ihr Lob als unfehlbarer Ausdruck des historischen Urteils angesehen wurde.

Trotz seiner tiefen Niedergeschlagenheit hatte die hitzige Behauptung des alten Musikers einen stärkeren Eindruck auf ihn gemacht, als er sich selber gestehen mochte. Organist Großmann war als ein Mann von genialem Blicke bekannt. Er hatte

dem mißglückten Studenten von Antons an eine große Zukunft verheißen und nun gegenüber der entschiedensten Niederlage hielt er seine Prophezeiung aufrecht. — War er wirklich einer der Ausermählten des Glückes, dem die erste Apfelsine nur durch einen Irrtum nicht in den Turben geworfen worden? Würde das künstlerische Talent plötzlich die Hülle sprengen, und die Besserung des Glückes in einem erwählten, schicksalsreichen Augenblicke sich nahen, groß, voll, reich?

In seiner Seele entlud sich ein Wellenbruch von Sorgen und Ungewißheit; aber zu seiner Ueberraschung hatte er die Empfindung, als dämmere gleichwohl das Licht dahinter. Welches Rätsel konnte der Mensch sich selber sein? Unwillkürlich betete er sein Auge auf den Geigenkasten, den er im Augenblicke der Abreise infolge einer plötzlichen Eingebung an sich genommen, obgleich er am Abend vorher beschlossen hatte, den Rat des Organisten nicht zu befolgen, sondern diese Ferienzeit der Prüfung, Selbsterforschung und dem Nachdenken zu weihen.

Einen merkwürdig durchdringenden Blick besaß der alte eifrige Herr. Da hatte er nun angefangen, von dem Anschaffen eines unglücklichen Liebesverhältnisses zu sprechen! Ja, allerdings, er hatte Helga Karlén, die Tochter des Mittmeisters Karlén, des Besitzers von Sophienberg, ein paar Tage vor dem Konzert vorüberfahren gesehen und mit Bewunderung hatte er gemerkt, wie schön sie geworden, seitdem er als Schüler auf Waldbällen mit ihr zusammengetroffen war. Dieser frühe Reiz, der dem abgedroschenen Gleichnis von Blut und Blut eine neue schlagende Wahrheit verlieh, diese stolzen, blauen Augen, dieses gelbblonde Haar, das ihn plötzlich an einen der wenigen Verse Homers erinnerte, der er auswendig wußte, an den, wo Aphrodite "die Güldne" genannt wird, — alles das hatte unleugbar einen überwältigenden Eindruck auf ihn gemacht. Wie sie Wesen aus einem strahlenden, übersterblichen Menschen erhobenen Dasein war, wie an ihm vorübergefahren. Es gab eine Region der Schönheit und Freiheit, wie er, wie ein Instinkt ihm sagte, hin zu hören; — sie war zum einzelnen, sichbaren Ausdruck für das geworden, was er sehnte und begehrte.

Und der empfangene Eindruck behielt sich mit ungeschwächter Kraft erhalten. Am Morgen des entscheidenden Tages hatte ihm — es war ganz unbegreiflich — nicht geträumt, in einem verwunderlichen Traum machen Naußge hatte er es aber deutlich mit seinen inneren Augen geschaut, wie sie ihm unter dem Jubel der Menge den Kranz auf die Schläfe drückte.

Dann war am Konzertabend der Aufschlag gekommen! Der schwarze gähnende Raum, erfüllt von undeutlichen Gestalten von denen er nur die Gesichter in den vordersten Reihen verschwommen zu blicken vermochte, hatte sofort seine Bestimmung. In der ersten Reihe hatte drei, vier Paar kalte, feindliche Augen



Der Lenz ist gekommen. Von Messerschmitt.

durch die Lorgnette ihn anstieren gesehen. Sein Auftreten war unbeholfen und lachendermaßen gemessen — in jeder Weise dazu gemacht, ihn voraus gegen ihn einzunehmen. Das, wovon sein alter Freund immer und immer gepredigt, das, was sich aus dem innersten Innern meldete und den deshalb der Auffassung von außen zu kommen schien, das, hatte er gefühlt, mühe wie ein Blitz herniederzucken, wenn er nicht rettungslos verloren sein sollte.

Und dann war das gerade Gegenteil eingetreten — es hatte sich zu einer Reihe schillernder Mißtöne ohne Zusammenhang, Kraft, Tonfülle und Sinn gestaltet. Das, wovon der eifrige alte Herr gefaselt, daß es einem sein könnte, als ob die Unsterblichen selber den Bogen in der Menschenseele führten und dem Instrumente ewige Harmonien entlockten — war das nicht in entgegengesetzter Weise bekräftigt worden?

Es gab vieles zu bedenken und zu klären. Heimwärts mußte er, zu „den Herren“ mit dem weiten Ausblick über die Katttegatt — heimwärts, er konnte nicht anders.

Und Sophienberg lag eine kleine Bieralmile von dem Städtchen, wo der Onkel mit der angemessenen Autorität eines Alleinrichters residierte. Er wollte doch einmal hinausgehen und das interessante Hauptgebäude in Augenschein nehmen. — Sie war ja in Kopenhagen.

Was für seltsame Bemerkungen der jährliche alte Mann doch machen konnte; — ein unglücklicher Liebeshandel!

Aber er war sich selber bewußt, daß er an Helga Karlsen binnen Jahr und Tag nicht gedacht hatte. Allerdings! einmal, als vor vier oder fünf Jahren auf einem Feste unter einer Francaise ihre beschützte Hand die seine berührte, war's ihm durch Duft und Wein wie Feuer gefahren. Aber die Erinnerung daran war überdeckt und verdrängt worden, und wenn er jetzt an sie dachte, so war's wie an einen erhabenen glänzenden Repräsentanten der Welt, in welcher er sich mit seiner Kunst den Namen hatte öffnen wollen, von der er aber ausgeschlossen war. Aber von dem war's ein gewaltiger Sprung bis zum Verbleiben in ein Mädchen, das ein paar Jahre mehr zählte als er, und mit dem er kaum zehn Worte gewechselt hatte. Nein, der alte Großmann war auf der falschen Fährte. Es war die Geistesnach der er sich sehnte. — Sie war ja in Kopenhagen.

Die meisten Passagiere waren ehrfame Leute und Kleinbürger aus den Provinzen am Fjord, von denen sich ein Handelsreisender leichten Kaufes als ein eigentümliches überlegenes Element auszuweisen strebten. — Nur ein Mann, höher, heller, eleganter Herr gestalt, offenbar den höheren Gesellschaftsklassen an.

Der Herr war auf dem Verdeck unten hin und her gewandert und hatte immer und wann seine kalten blauen Augen auf den jungen Mann gerichtet. Schließlich, als die schaukelnde Bewegung des

Schiffes gegen die Mündung des Fjords hin seine Motion zu erschweren begann, blieb er stehen und sagte: „Es fängt an zu rollen.“

„Das ist nur in der Breitung,“ versetzte Anton, aus seinen Gedanken aufgeschreckt. „Sobald wir um die Landzunge herum sind, ist's vorüber.“

„Ah, das ist ja Herr Haller! — Sie entsinnen sich wohl noch meiner — Obertribunalsanwalt Bedet?“

Anton maß die hohe, stattliche Erscheinung mit seinen Blicken. — Gewiß, er entsann sich seiner, obwohl er ihn nur ein einziges Mal gesehen hatte, vor etlichen Jahren, als er mit seinem Onkel in einem Kopenhagener Restaurant zu Mittag gespeist.

„Die Seekrankheit ist eine sehr unangenehme Krankheit,“ fuhr der Anwalt fort, „und dann ist man so derangiert, wenn man ans Land kommt.“

Der junge Mensch konnte sich eines Lächelns nicht erwehren. Bedet bemerkte das.

In demselben Augenblick glitt das Schiff um die Landzunge und bewegte sich nun in ruhigem Wasser fort, das jede Furcht vor Seekrankheit überflüssig machte. Umgeben von grünen Bäumen — wie eine Schüssel Kresse! — lag ein Haufen von roten Ziegeldächern zu innerst der kleinen Bucht, welche die Landzunge mit dem entgegengesetzten Ufer bildete. Es war Fjordby. Hinterhand ragte blendendweiß in der Nähe des Ufers das Hauptgebäude Sophienbergs, vor sich zwei mächtige dunkelgelbe Scheunen.

„Famoser Besitz!“ meinte der Obertribunalsanwalt. „Stil! — Der Rittmeister hat das Ganze wohl bedeutend heraufgearbeitet?“

„So sagt man.“

„Ich hoffe, einige amüsante Tage bei ihm zu verleben.“

„Wenn ich nicht irre, so steht er mit Onkel drinnen auf dem Molo.“

„Richtig! — Hm. Die Tochter ist nicht mit.“

„Ist sie zu Hause?“

Die Worte wurden in einem überraschten Tone hervorgestoßen. Der Obertribunalsanwalt betrachtete ihn mit einem durchdringenden Blicke und sagte dann mit eigentümlichem Nachdruck: „Ja, Fräulein Helga Karlsen befindet sich zu Hause.“

Er machte eine kurze Wanderung über das Verdeck und ergriff dann eine „Berlinger“, die ein ehrenwerter Pächter aus der Kajüte mit heraufgenommen hatte, um sie in freier Luft nebst Butterbrot und zubehörigem Schnäpschen zu genießen. — Blöckling wandte er sich an den jungen Mann: „Haben Sie im Sinne, hier Sommerkonzerte zu geben?“

Dieser ahnte, daß in der Frage ein Stachel verborgen lag und war außerdem zu sehr überrascht, um gleich eine Antwort bei der Hand zu haben. Endlich sagte er ruhig: „Nein!“

„Das dachte ich mir. Ich sehe hier im Molo, daß Sie in Kopenhagen kein besonderes Glück hatten.“

Er warf die Berlinger auf das Scheinlicht und heftete einen feindseligen und kalten Blick auf Anton, der seinerseits einen heftigen Unwillen gegen den überlegenen Obertribunalsanwalt in sich kochen fühlte.

Wenige Augenblicke und der Dampfer legte bei der Landungsbrücke an. Thomas Bedet machte eine Bewegung mit der beschuhten Hand und rief einem ältlichen Herrn mit grauem Schnurrbart, der in der ersten Reihe der Wartenden stand, zu: „Das ist schön von Ihnen, Herr Rittmeister, daß Sie selbst kommen.“

Schon hatte ein Kleinbürger der Stadt seinen Fuß auf das Landungsbrett gesetzt, er trat aber unwillkürlich zurück, um dem feingekleideten Gaste des Rittmeisters Platz zu machen. Thomas Bedet nahm sich trefflich aus, als er stramm und statisch, seine kleine Reisetasche in der Hand, ans Land schritt, und das Englische, das über ihm lag, gab ihm in diesem Augenblick das Aussehen eines echten Gentlemans.

III.

„Herr Justizrat Haller — Herr Obertribunalsanwalt Bedet. — Die Herren kennen sich?“

„Wir sprechen uns zuweilen in Kopenhagen; — Herr Bedet wird uns wohl Freitagabend das Vergnügen machen, unsere jährliche Feriengesellschaft mit seiner Gegenwart zu beehren.“

„Versteht sich! Herr Bedet kommt mit Helga und mir. — Hier ist der Wagen, Verehrtester, bitte, steigen Sie ein!“

„Ja, mein lieber Neffe, für dich ist kein Wagen da,“ sagte der Stadtrichter, indem er sich wandte und den jungen Mann gewahrte, der endlich ans Land gekommen war. „Gib Sören deinen Gepäckschein!“

Sören ließ sich den Gepäckschein eingehändigen und fragte, ob er Herrn Haller nicht den Kasten abnehmen solle.

„Den trage ich selber, Sören.“

„Den Violinkasten?“ sagte der Justizrat und sein schmaler Schnurrbart krümmte sich wie ein Paar Zühhörner. „Schöner Aufzug das für einen Bürgermeister und Stadtrichter. — Na, dann laßt uns gehen.“

Sie wanderten schweigend den Damm entlang, der Stadt zu. Als sie die erste Straße erreicht hatten, steckten die Leute hier und da den Kopf zum Fenster heraus; der Stadtrichter heftete aber so zornfunkelnde Augen auf sie, daß sie ihn sofort wieder zurückzogen.

Nur der alte Prokurator Flöjstrup blieb unerschrocken in der Hausthüre stehen und rief: „Freitag soll also das fette Kalb geschlachtet werden, Justizrat?“

„Von wegen der Heimkehr des verlorenen Sohnes? — Jawohl!“

Der Justizrat öffnete hitzig die Hausthür und deutete die Treppe hinauf.

„Deine Kammer ist in Ordnung. Setze den Kasten von dir, sobald wie möglich.“

Mit diesen Worten ging er brummend in seine Schreibstube.

Anton stieg die schmale, knarrende

Treppe hinan und öffnete die Thür zu dem Zimmer, das er als Knabe innegehabt hatte. Es war ein kleines, enges Gelaß, das nicht viel Unheimliches an sich hatte. Er trug indes kein Verlangen, sich unten zu zeigen, bevor es not thäte.

Ueber der Straße lag das Posthaus. Mechanisch folgte sein Auge den Kaufmannslehrlingen, welche die Post für ihre Prinzipale holten, denen es zu lange dauerte, ehe der einzige Postbote der kleinen Stadt herumsam. Endlich sah er den Beamten, den alten Ole, in der Thür und über die Straße auf das Haus des Stadtrichters zukommen.

Gleich darauf hörte er, wie der Onkel in der Kontorstube mit einer Stimme, die ebenso erregt klang, wie seine Augen vorhin geblickt, dem Boten bedeutete, nach oben zu gehen. Es wurden schwere Tritte vernehmbar, einen Augenblick später klopfte Ole wirklich an und gab einen Brief ab. Derselbe trug die Aufschrift:

Herrn stud. Anton Haller

Adr. Herrn Justizrat Haller

Njorrbby.

Der Brief war vom Organisten Großmann. Er war gleichzeitig mit Anton von Kopenhagen abgegangen und mit dem Dampfer angelangt.

Er lautete folgendermaßen:

„Kopenhagen, den 29. Juni 1859.

1 1/2 Uhr morgens.

Walz reist morgen nach Knudstrup.

Er ist Gast des Kammerherrn, der zu seinen alten Freunden gehört. Ich habe mit ihm über Sie gesprochen. — Sie haben hoffentlich Ihre Geige mitgenommen?

Matthias Großmann.

In Walz' Zimmer geschrieben. Ich werfe ihn auf dem Rückwege in den Postkasten.“

Knudstrup war nur eine kleine Meile von Njorrbby entfernt. Anton warf einen ironischen Blick auf den Geigenkasten und sagte bei sich selber: „Ja, ich habe sie mitgenommen. — Sie hat mir schon viel Vergnügen gemacht.“

IV.

Zur selben Zeit fuhr der Rittmeister mit seinem Gaste längs des Strandes auf Sophienberg zu. Noch waren sie nicht lange gefahren, als ihnen an der Stelle, wo ein schmaler Feldweg nach „den Heiden“ abhog, eine junge Dame mit einem feinen Profil und goldblondem Haar begegnete, die den leichten Einspänner, in welchem sie saß, mit eigenen Händen lenkte.

„Aber, Kind!“ rief Rittmeister Karlsen, „du fährst doch mit um und frühstückst mit Herrn Bedet und mir?“

„Bedaure. Ich habe gefrühstückt.“

„Soll's nun wieder zu Holzschuh-Klausens Frau gehen? — Du bist wahrhaftig sehr aufmerksam gegen die Frauensperson.“

„Ich mag gern das Kattegatt sehen.“

Bei diesen Worten flog eine leichte Röthe über ihr Gesicht.

„Herr Rittmeister,“ fiel Bedet ein, „Sie dürfen den Neigungen Fräulein Helgas kein Hindernis in den Weg legen.“

„Es ist auch gar nicht meine Absicht, mich herein zu fügen.“

Ein kurzer Gruß mit der Peitsche, dann berührte sie mit derselben den Rücken des Ponys und bog in starkem Trabe in den Feldweg ein, ohne den ehrerbietigen Gruß zu bemerken, den der Anwalt ihr nachschickte.

V.

Am Abend desselben Tages saß Helga Karlsen allein in ihrem Zimmer und blätterte in einigen Bänden, die sie aufs Geratewohl dem Bücherschrane aus Palisanderholz entnommen hatte. Ein leises Klopfen und Rittmeister Karlsen zeigte sich, nicht ohne eine gewisse Befangenheit, in der Oeffnung der Thür.

„Du erlaubst wohl, daß ich eintrete, liebes Kind? — Danke!“

Es hatte nicht den Anschein, als ob der Rittmeister über die Erlaubnis eben sehr erfreut sei. Statt in dem Lehnstuhle, den die Tochter ihm hinschob, Platz zu nehmen, trippelte er mit sichtlicher Unruhe hin und her. Die Tochter blickte ihn mit dem Ausdruck ruhiger Ironie in ihren blauen Augen an und fuhr dann fort, in ihrem Buche zu blättern.

Schließlich nahm er all seinen Mut zusammen.

„Liebes Kind! So geht's nicht länger.“

„Was denn?“

„Bitte, setze nun kein so verwundertes Gesicht auf. Du weißt wohl, was ich meine?“

„Gut, ich weiß, was du meinst. — Und weshalb geht's nicht länger?“

„Du lieber Gott, Kind, einmal mußt du doch heiraten.“

„Hast du mich satt?“

„Wie kannst du nur so fragen. Gott weiß, wie gern ich dich immer um mich hätte. Aber du gehst nun in dein fünf- undzwanzigstes Jahr. Der eine ist dir nicht recht und der andere ist dir nicht recht. Und von der Jugend gilt das Wort: Kurzer Tanz ist bald gesprungen.“

„Wenn der Tanz vorbei ist, kann man sich ja ruhig niedersetzen.“

„Man wird aber nicht Besitzerin eines Herrenhofes wie Sophienberg, um stillzusitzen und die Hände in den Schoß zu legen. Du hast Verpflichtungen gegen mich und deine verstorbene Mutter, Kind. Es ist, bei Gott, an der Zeit, daß du mit dem ewigen Mäkeln aufhörst. Du mußt endlich mal eine Bestimmung treffen. Da war der Baron zu Kalholm, mit dem du bei Kammerherrn zum Diner warst. Der hatte genug, als du dich mit deiner Ordensdeforation zum Vemmelstokelofter zu Tische setztest. Er hat sonst nicht viel los, das hatte er aber gleich weg. — Den Korb brauchtest du also nicht erst auszu- teilen, und wenn du ihn nicht mochtest — na ja, in Gottes Namen, obgleich er dein Halbvetter ist. Nun ist aber dieser Bedet da. Er ist ein stattlicher Mann und gehört zu den Studierten, den Bürgerlichen, die jetzt am Kluder sind, weil sie den Kopf haben und zu regieren verstehen. Ja, ja, lache nur, ich weiß wahrhaftig wohl, daß

ich es nicht verstehe. Aber diese Leute haben nun einmal die Macht in Händen, und es ist geradezu schrecklich, wie sie einen schikanieren können, wenn sie wollen. Bedet ist nun „eine junge, vielversprechende Kräfte“ — bei Gott, so hat's in ihren eigenen Blättern gestanden. Geld hat er ja nicht übermäßig viel; er wird's aber einmal weit bringen — kann Minister werden. — Was wolltest du sagen, Kind?“

„Ich wollte sagen, daß ich bei einem Diner, wo Herr Bedet zugegen ist, meinen Orden nicht anlegen werde. — Bist du dann zufrieden, Papa?“

„Das ist ja nicht viel, liebes Kind. — Du mußt doch selbst einsehen können, daß —“

„Gute Nacht, Papa.“

Sie legte ihre Arme um seinen Hals und küßte ihn. — Das war etwas, das nur selten vorkam.

„Gute Nacht, Kind!“ sagte der Rittmeister, sich zu gleicher Zeit imponiert und geschmeichelt fühlend. „Ueberleg dir mal die Sache! Du weißt, daß ich nur deinetwegen —“

„Gute Nacht!“

Die letzten Worte wurden in einem Ton gesprochen, der den braven Kriegsmann bewog, mit einer gewissen Hast zu verschwinden. Einigermaßen mit sich zufrieden, schritt er den finsternen Gang hinan. Er trug sich mit dem stolzen Gefühl, daß er, wenn es auch mit Discretion geschehe, von seiner väterlichen Autorität wahrhaftig Gebrauch mache!

Die Tochter schaute ihm mit einem mitleidigen Lächeln nach.

„Armer Papa!“ sagte sie. „Er fürchtet Sie und doch macht er Ihnen die Kourt. Nein, nein, diese Herren mit den glänzenden Ausfichten gefallen mir noch weniger als die unsrigen.“

Ihre Augen fielen auf das Buch, das noch immer aufgeschlagen lag. Es war ein Band von Dehlensschlägers Gedichten. Sie las:

„Reicher Greif kommt sausenb,

Kommt brausenb

Ueber Felsen so mächtig.

Siehst du wohl, du armes Huhn,

Wie meine Federn sind prächtig!“

„So sind Sie gekommen, Herr Bedet, aber Ihre Federn sind aufgeklebte Pfauenfedern.“

Sie las weiter:

„Armes Huhn kommt weichenb,

Kommt keuchend

Ueber Wiesen gegangen.

Siehst du wohl, du reicher Greif,

Wie meine Federn so hangen?“

„Das hat der reiche Greif gesehen!“ sprach beim Mittagstisch in höhnlicher Tone von ihm. Das war kein kluger Zuckzug, Herr Bedet. Allerdings kam er lachend gegangen, als wir ihm nachmittags auf der Ausfahrt begegneten. Selbst gekleidet und in merkwürdig trüber Stimmung. Aber in seinen Augen ist auch das mir gefällt. Ob's wohl der Widder Genies ist? — Genie! Er hat ja nicht gemacht!“

Sie blühte gedankenvoll vor sich hinaus. Es ist in der That ein furchtbar schwieriges Ding, sein Herz an den rechten Mann zu bringen! — Wie müßte er wohl eigentlich sein?

Sie hatte in Gedanken einen neuen Band ergriffen.

„Wieder Dehlenschläger!“ sagte sie.

Es war ein Band seiner Tragödien.

Möglichst flog ein Lächeln über ihr Gesicht.

„Wollen 'mal sehen!“

Mit geschlossenen Augen schlug sie das Buch auf und setzte den Finger mitten auf eine Seite.

Es war Celestinens Monolog im vierten Akte des „Correggio“.

Ihr Finger war bei folgenden Zeilen stehen geblieben:

„Er ist kein Ritter, weniger ein Bürger — noch weniger ein Diener. — Er ist einfach, achselnackend, ungezogen, reinlich, arm; ein schöner Kopf! Wie blaß! Wie edle Züge! Wie hoch die Stirn!“

„Bläß? — Edle Züge? — Nun ja! Aber schön? Das ist nur so. Sonst ist es merkwürdig, wie alles zutrifft. Aber, du lieber Gott, da sitze ich und denke an den Mann des Stadtrichters. Daran ist Bedacht! Wie häßlich sprach er von ihm. Das laut sein gebildeter Mann. — Ob's in der ganzen Welt wohl einen Mann gibt, der es verdient, daß man ihm einen Gedanken schenkt?“

In diesem Augenblick machte sich ein dumpfes Geräusch vernehmbar, wie wenn ein weicher Gegenstand mit aller Kraft gegen die Fensterscheibe anstoße.

„Es ist ein Vogel, den das Licht verblüdet hat. Reicher Greif kommt fäusend, kommt brausend. Nein, nein! dieser Vogel war wohl ein armes Huhn. Sonst würde er die Fensterscheibe zertrümmert haben.“

Sie ließ den Vorhang herunter.

Unten am Fjord ging Anton Haller. Erst heute, am späten Nachmittage, da er dem Rittmeister mit seiner Tochter und dem Kopenhagener Gast begegnet war, hatte er gemerkt, daß Fräulein Karlsen im Grunde das schönste Weib sei, das er jemals gesehen habe. Nun vermochte er nicht zu schlafen und zog es vor, einen neuen Spaziergang zu machen, anstatt aufzuwachen und zu studieren.

Drüben im Hauptgebäude Sophienbergs sah er ein einzelnes Licht schimmern und stellte sich selber die Frage, ob es wohl in einem Zimmer sei.

VI.

Fjordby beherbergte während der Sommerferien eine recht ansehnliche Anzahl Gäste aus der Hauptstadt. Erstlich war da ein Kontingent studierender Söhne, die selten an den väterlichen Herd zurückkehrten, ohne einen guten Freund oder mehrere mitzubringen. Dann waren zugereiste Verwandte da, und endlich hatten auch die Töchter der Beamten und Gutsbesitzer Freundinnen auf Besuch bei sich. Die ganze Sammlung von Menschen lebte in den Ferien wie eine Familie und traf auf Abendgesellschaften, Ausflügen und Vormittagspartien zusammen bis ins Unendliche.

Der nächste gesellschaftliche Umgang des Rittmeisters setzte sich aus dem Beamtenstande des Ortes zusammen. Selbstredend hatte die Tochter diese Zusammenkünfte, auf denen sie wie eine weiße Lilie exotischer Art zwischen mehr ordinären Gewächsen glänzte, von frühester Jugend geteilt.

Den Damen Fjordbys war es von jeher eine Lieblingsbeschäftigung gewesen, Helga Karlsen an jemand zu vergeben, und der hübsche, distinguierte Obertribunalsanwalt, der ausdrücklich als des Vaters Gast herübergekommen, war eine allzu naheliegende Möglichkeit, um nicht sofort ergriffen und ausgenutzt zu werden. Es bildete sich eine phantastische Legende, laut welcher er bereits in Kopenhagen um sie angehalten und das Jawort erhalten habe, daß ferner die Verlobung bei Gelegenheit des großen Balles auf Sophienberg, der stets das den Abschluß bildende Hauptfest der Ferien war, gefeiert werden solle.

Wo man die andern lud, wurde Anton Haller mit eingeladen, und er fand sich ein, weil er nicht wohl anders konnte, wußte er auch, daß sein Ausbleiben von niemand beklagt werden würde. Das Gerücht war natürlich auch ihm zu Ohren gekommen; es hatte in seinem Innern einen eigentümlichen dunkeln Schmerz erzeugt und die feindselige Stimmung verstärkt, die er von Anfang an dem Anwalt entgegengetragen und der dieser durch fortgesetzte Sticheleien übrigens selber die reichlichste Nahrung gegeben hatte. Denn merkwürdigerweise verlor der feine, selbstbewußte Mann dem verunglückten Studenten gegenüber stets das Gleichgewicht, das er sonst unerschütterlich zu bewahren wußte, und aus seinem Wesen trat etwas Uebles heraus, das seiner innersten Natur zu entstammen schien.

Während des Schlaraffenlebens der Ferien geschah es nicht selten, daß an einem Tage ganze zwei festliche Zusammenkünfte stattfanden. Das war eben an jenem Freitag der Fall, da abends beim Stadtrichter Gesellschaft sein sollte. Der alte Prokurator Njöstrop mußte seiner drei sommersprossigen Töchter wegen zur Gesellschaftlichkeit das Seine beitragen, obgleich er es ungern that. Als das Wohlfeilste wählte er stets eine Vormittagspartie im Lustwäldchen der Stadt, wenn es abends einen Schmaus gab, und die Forderungen an das Traktament des Vormittags sich gleichsam von selber verminderten.

Es waren wohl zwölf oder vierzehn, die auf der Tanzstraße sich zusammengefunden hatten, welche von einem spitz zulaufenden Schindeldach, das auf sechs gemauerten Säulen ruhte, überdeckt wurde. Getanzt wurde nicht, aber auf Vorschlag des ältesten Fräuleins Njöstrop war ein Spiel arrangiert worden, während man sich mit Rücksicht auf den etwas bewölkten Himmel unter Dach hielt. — Der alte Spielmann Jens, der stets auf den Beinen war, war allerdings mit seiner Geige unbemerkt herangekommen; aber der Kopen-

hagener Jurist hatte die Gesellschaft sofort von seiner Gegenwart befreit, indem er ihm ein Dreimarkstück in die Hand drückte.

„Was sollen wir mit seiner Musik?“ sagte er. „Wir haben ja selbst einen Künstler unter uns.“

Ein paar Kaufmannstöchter kicherten. Anton Haller fühlte, wie sein Herz vor Aerger stärker klopfte; er besaß aber weder Sicherheit noch Schlagfertigkeit genug, um antworten zu können.

Das Spiel nahm seinen Anfang. Die Form, für welche man sich heute entschied, bestand darin, daß man einen Kreis schloß, worauf ein geknotetes Taschentuch willkürlich von dem einen zum andern geworfen wurde mit den Worten: „Das Schiff ist geladen mit —?“ Es war dann Aufgabe des Empfängers, mit einem Worte zu antworten, das mit einem vorher festgesetzten Buchstaben anfang. Dieser ward durch einen neuen ersetzt, sobald jemand aus mangelnder Geistesgegenwart nicht zu antworten vermochte und daher ein Pfand geben mußte. In der Regel wurde das Taschentuch von einem männlichen Teilnehmer des Spiels einem weiblichen zugeworfen und umgekehrt.

Anton Haller stand wohl nur des Scheines wegen mit im Kreise; denn Fjordbys junge Damen waren allzu wohl-erzogene Mädchen, als daß es ihnen darum zu thun gewesen wäre, zu erfahren, womit das Schiff bei einem Studenten dritten Grades geladen sei.

Das kümmerte ihn nicht sonderlich. Sein Auge hing an Helga Karlsen; wie berauscht ruhte es auf ihrer feinen und zu gleicher Zeit doch stark gebauten Gestalt, ihrer frischen Gesichtsfarbe, ihrem goldigen Haar, das, wie er erst jetzt entdeckte, ins Rötliche fiel.

Sie nahm sich in ihrer hellgrauen eleganten Sommerkleidung vortrefflich aus. War's ein Betrug? aber bisweilen wollte es ihm scheinen, als betrachte sie ihn mit einem eigentümlichen neugierigen Wohlwollen.

„Das Burgfräulein von Sophienberg,“ wie ein Poet unter der studierenden Jugend der Stadt sie genannt, nahm am Spiele ebenfalls keinen besonderen Anteil. Im allgemeinen Bewußtsein galt sie ja zudem als das gesetzliche Eigentum des jungen Advokaten, und in seine Rechte durfte man sich keinen Eingriff erlauben.

Thomas Bedet dagegen wurde stark bombardiert und antwortete stets mit einer Schlagfertigkeit, die ihn davon entband, ein Pfand zu geben.

In einer Weise trat indessen die juristische Erziehung des Obertribunalsanwalts zu tage. Er war bei allen Unternehmungen der ordnende und leitende Geist. Mit sonderbarem machtgerigen Instinkt hatte er das Steuerruder von vornherein an sich gerissen, während er mit unerschütterlicher Selbstbeherrschung den Schein einer herablassenden Nachgiebigkeit zu wahren verstand.

Endlich war B als Anfangsbuchstabe festgesetzt worden, und das Schiff war bereits mit Vitriol, Vögeln, Vasen gelad-

gewesen, als eine junge muntere Gutsbesitzerstochter, die neben Bedet stand, in der Hoffnung, den überlegenen Kopenhagener Herrn endlich in Verlegenheit zu bringen, zuerst eine Bewegung machte, als wollte sie das Taschentuch gerade vor sich hinauswerfen, ihm dann aber dasselbe ruhig in die Hand steckte mit dem stereotypen: „Das Schiff ist geladen mit —?“

„Violinen und Virtuosen!“ rief Bedet. „Die beiden Dinge gehören zusammen; — fragen Sie 'mal Herrn Haller!'“

Wisher hatte er dem stolzen, blonden Weibe, um dessentwillen er hier war, das Taschentuch nicht zugeworfen. Es war ihm bekannt, daß das allgemeine Bewußtsein ihm dasselbe zusprach; aber eben diese Erkenntnis hatte eine Ungewißheit hervorgerufen, die er ungern bekräftigt haben wollte. Da es indes nicht thunlich war, des Rittmeisters Tochter gänzlich unbeachtet zu lassen, so wollte er jetzt, vielleicht auch, um eine dunkle Wolke, die er über ihre Stirn heraufziehen sah, zu verschleichen, eine Annäherung versuchen.

„Das Schiff ist geladen mit —?“

In seiner Stimme lag etwas Weiches und Abbittendes, in der ausgesucht eleganten Weise, auf welche er ihr das Taschentuch zuwarf, eine chevalereske Huldigung.

Ihr blaues Auge streifte das seine sekundenlang mit einem kalten Blicke.

„Vorlauter Verleumdung!“ sagte sie dann mit einer Stimme, deren trockene Ruhe den ganzen Kreis unheimlich erfüllte. „Aber das ist ja auch ein Begriff und kein Ding. Ich muß also ein Pfand geben. — Uebrigens ist es jetzt wohl Zeit, daß die Pfänder eingelöst werden.“

Es fehlte zu einer Fortsetzung die Stimmung. Der Vorschlag wurde mit einem gewissen Eifer aufgegriffen.

Die Pfänder wurden eingelöst, und die Urteilsprüche waren die gewöhnlichen, seit undenklichen Zeiten bekannten.

„Was soll der thun, dem dies gehört?“

„Wenn es ein Herr ist,“ antwortete Anine Flöjstrup, welche die Erfindungsgabe von allen am wenigsten drückte, „so soll er einer Dame, ist es eine Dame, so soll sie einem Herrn ein Kompliment sagen.“

„Fräulein Helga Karlsen!“

Man vernahm einen Laut, der einem kurzen, erwartungsvollen Summen glich. Sie fühlte, wie alle Augen auf sie gerichtet waren, und namentlich merkte sie, daß Bedet sie mit einer eigentümlichen Spannung betrachtete.

Sie trat vor Anton Haller hin und sagte: „Gestern traf ich den Kammerherrn auf Knudstrup; er fuhr mit Professor Walz aus. Walz sagte über Ihr Spiel: es ist der dunkle, dichte Rauch, der ein Zeichen von einem tüchtigen Feuer ist. Ja, eigentlich bin ich nur der Ueberbringer des Kompliments; es ist aber größer als jedes, das ich Ihnen hätte sagen können.“

Begannen die gemauerten Säulen zu wanken? Schoffen Blicke aus heiterem

Himmel? Floß von der hohen, stolzen Gestalt ein Lichtglanz über den Estrich, über die grünen Sträucher und all die verwunderten neugierigen Gesichter? Nur ein einziges Gesicht war weiß wie die kalte Wand, und ein kaltes Augenpaar stierte ihn an mit einem wilden, haßerfüllten Blicke und brachte ihn zu sich und rief ihm die Situation ins Gedächtnis zurück.

„So ist's recht, Kinder!“ rief der Rittmeister, der mit dem Justizrat von der Stabt heraufkam. „Leben in der Bude, so muß es sein!“

„Fräulein Karlsen überraschte uns alle durch ihre Erfindungsgabe,“ sagte Bedet mit mühsam errungener Fassung.

„Im Gegenteile!“ versetzte sie trocken und ruhig wie vorhin. „Ich erfand nichts, ich erzählte.“

„Können wir auch einen Happen Brot und ein Glas Portwein haben, Fräulein Anine?“ sagte der Rittmeister, als er bemerkte, wie die Töchter des Procurators aufgingen, die Tede von dem mitgebrachten Korbe zu nehmen. — Er wollte jeder näheren Erklärung aus dem Wege gehen.

Der Justizrat schaute sich um. Die beiden Ähnen auf seiner Oberlippe krümmten sich wie Spürhaare, was symbolisch eine stille Prüfung der herrschenden Stimmung andeutete. Denn nach dieser sich zu richten, dazu fühlte der Alleinherrscher der Stadt außerhalb seines Amtes einen inneren Verus. Der Justizrat merkte, daß er von einer Volksstimmung emporgetragen werden würde, wenn er dem Meffen gegenüber sich barisch und überlegen zeige.

Und so that er es.

„Donnerwetter, Anton!“ rief er. „Ich hab' vergessen, für heute abend den Klempner zu bestellen, er muß die koulourten Lampen im Garten aufhängen. Kriegt er nicht vor zwei Uhr Bescheid, so läßt er uns im Stich, ich kenne ihn. Du mußt der Ferienfreude schon das Opfer bringen, 'mal hinzulaufen und ihm anzujagen. Deine gesellschaftlichen Qualitäten kann ich der werten Versammlung allerdings nicht ersetzen, am Brotkorb werde ich aber schon deinen Platz ganz ausfüllen. Hö, hö, hö!“

Es wurden einige sekundierende „Hö, hö, hö“ laut. — Anton Hallers gesellschaftliche Qualitäten standen nicht hoch angeschrieben.

Anton fühlte, wie ihm das Blut in die Schläfen schoß, er war nahe daran, eine heftige Antwort zu geben. Aber bereits che der Dufel zu sprechen begann, war es ihm in Gedanken geraten, daß er auf das, was geschehen, der Sammlung und Einsamkeit bedürfe.

Er sagte daher nichts weiter als „Gut!“, wandte sich und, indem er der ganzen Gesellschaft einen kurzen Gruß bot, ging er davon. Seine Augen Fräulein Karlsen zuzuwenden, wagte er nicht. Dem Obertribunalsanwalt, der am Ausgange stand, von wo zwei Treppentufen zum Platze hinunterführten, schickte er dagegen einen Blick voll blühenden Unwillens zu, der jenem eine unbestimmte Furcht einflößte,

etwas, das er sich jedoch nicht selber gestehen wollte.

Unten bei der Ziegelei stand Sören in der Pforte und sprach mit ein paar von den Leuten. Anton sagte ihm wegen des Klempners Bescheid und schlug dann einen Fußweg durch das Korn ein, ohne daß er eigentlich wußte, wo derselbe hinführte.

VII.

„Kommen Sie hierher, mein lieber Annotat, und probieren Sie 'mal Fräulein Flöjstrups Rüfen!“ rief der Rittmeister, das gewaltige Fragment eines solchen in der Hand haltend. „Im Stehen eben nennt man ein 'Sera', nicht wahr? Sie sehen, wir sind hier in Hjordby allweg gut skandinavisch.“

„Fräulein will uns nicht Gesellschaft leisten?“ wandte sich Bedet an Helga Karlsen, die dem Knechte, der in einiger Entfernung die Pferde beaufsichtigte, mit der Hand einen Wink gab.

„Ich überlasse es Papa, meinen Platz auszufüllen,“ versetzte sie sich der Worte des Justizrats bedienend und ging auf den kleinen Einspänner zu, der, wie der Knecht durch Zeichen zu verstehen gab, zur Abfahrt bereit stand.

„Aber, liebes Kind,“ begann der Rittmeister mit etwas stärkerem Nachdruck als gewöhnlich, „Holzschuh-Klaus's Frau kann dich, weiß Gott, heute wohl entbehren.“

„Ich kann sie aber nicht entbehren.“ Sie ging. Einen Augenblick später saß sie im Wagen, grüßte mit der Peitsche und verschwand auf dem geschlängelten Waldwege mit einer Schnelligkeit, die den Vater ganz ängstlich machte.

„Das ist lauter Kofetterie!“ flüsterte Anine Flöjstrup einer der Kaufmannstöchter zu.

„Natürlich!“

„Holzschuh-Klaus's Frau ist sehr glücklich,“ sagte Bedet nach einer Pause. — Trotz aller Selbstbeherrschung war in seiner Stimme ein leises Beben.

„Oho, damit hat's gute Wege!“ entgegnete der Rittmeister. „Der Mann ist ein Schweinigel. Augenblicklich ist er in Zütland wegen einer Erbschaft, die ihnen zugefallen ist. Die Frau stammt aus Zütland. — Sie will gern nach ihrer Heimat zurück, obgleich sie da, wo sie jetzt wohnt, wahrhaftig Heidekraut genug haben. Sie aber für einen Pappenspiel von ihrem Mietskontrakt lösen, dazu hab' ich denn doch keine Lust. Das Haus liegt nur einmal da draußen; — und wen frage ich nachher dazu, hier zu wohnen?“

„Ich hab's Ihnen wohl hundertmal gesagt, Rittmeister! Sie müssen an der Stelle ein Badehotel aufsetzen lassen!“ rief der Stadtrichter.

„Hm. Die Idee ist nicht übel,“ machte Bedet. „Man könnte für den Anfang einen Artikel ins 'Tageblatt' rücken.“

„Schreiben Sie für die Zeitung.“ fragte der Rittmeister.

„Ja.“

Die kurze Antwort wurde wie m:

einem eigentümlichen drohenden Zungen-
schlag herausgeschleudert.

Stadttrichter und Rittmeister blickten
einander unwillkürlich an, und obgleich
sie nichts verbrochen hatten, lief ihnen
an gelinder Schauer den Rücken hin-
unter.

VIII.

Er stand mitten in den „Heiden“; —
wie er dahin gekommen, er wußte es nicht.

Die Güte, die sie ihm erwiesen, er-
füllte ihn mit Angst und Betrübnis. Wen
am Weib schützt und schirmt, dem ist in
ihrem Herzen kein Platz vergönnt.

Er liebte dieses lichte, stolze, königliche
Weib, liebte es, so fühlte er jetzt, mit dem
einen Vermögen seiner Seele, und diese
Liebe war auf das innigste verwachsen
mit dem Streben nach jener Schönheits-
welt, wo er mit einem so schmählischen
Ausgange das Bürgerrecht zu erringen
versucht hatte, der er aber, wie's auch
immer gehen mochte, nachstreben wollte
als einem nie aufgegebenen Ziele, bis ihm
das Herz vor Verlangen und Sehnsucht
brach.

Was anders war die Teilnahme, die
er ihm gegenüber herausgekehrt, als ein
Ekel auf den Weg zu einem Schatten-
dasein in Entzagen und Unbeachtetheit?
Er konnte den Gedanken nicht fahren lassen;
er war wie ein Speer mit Widerhaken,
der sich tiefer und tiefer in die Wunde
kehrte und ständig in ihr gedreht wurde.
Entzagen, das war's, was er am wenig-
sten vermochte, und wäre es auch hundert-
mal das besondere Kennzeichen einer tapfern
und stolzen Seele. Er konnte es nicht;
dann er liebte und begehrte mit sinnloser
Leidenschaft, wild, wahnwitzig.

Wie unglücklich war er!

Er befand sich am Fuße eines niedri-
gen, runden Hügels, hinter welchem ein
zusammenhängender Höhenzug den Aus-
blick aufs Meer wie ein Wall begrenzte.
Mit einemmal war's ihm, als ziehe ihn
das weiche, bräunliche Heidekraut mit un-
siegbaren Armen an sich. Er warf sich
unwillkürlich nieder, und in dem Augen-
blick, da seine Stirn die lockende Pflanz-
decke berührte, brachen ihm die Thränen
erwartungslos hervor; seine Brust hob sich
unter Schluchzen, er weinte, als solle das
Herz ihm zerspringen — lange und un-
aufhaltbar!

Auf dem uralten, so gut wie nie be-
fahrenen Wege, der in zahlreichen Krü-
mmungen zwischen den Hügeln sich zog, ließ
das verhaltene Rollen eines Wagens sich
hören. — Was kümmerte es ihn? Hier
da er an der Brust der Mutter Erde,
versteckt und geborgen, ungesehen von jedes
Menschen Auge, allein mit seinem Schmerze.
War selbst diese gedämpfte Erinnerung an
die Welt, wo Menschen wandelten und
litten, ließ ihm inmitten seines Schmer-
zes eine merkwürdige Sicherheit und Ruhe.
Er fing an nachzudenken.

Was für ein seltsames Etwas war
das Glück! Von außen, meinten kurz-
sichtige Menschen, komme es, und schrie-
ben die Wirkungen seiner Gunst auf Rech-

nung des Zufalls. Er fühlte, daß dem
nicht so wäre! Er fühlte, daß in der Seele
des Menschen ein geheimnisvolles Etwas
sei, das es elektrisch an sich ziehe.

Er war weich, er bedurfte des Glückes.
Und er hatte auf dasselbe gehofft, gehofft,
gehofft!

Sangen sie wirklich dort oben, die
Lerchen?

Ja, sie fangen! Der Tag war warm
und wunderbar klar.

Er stand auf und schaute sich um. In
welche Schöne ward dies unbebaute arme
Stück Erde von diesem reichlich flutenden,
verklärenden Lichte gekleidet! Er fühlte,
daß zu dieser Stunde die Ewigkeit auf
selbige Weise in sein Leben Strahlen ge-
worfen habe. Diesen Gedanken mußte er
festhalten, hier ging der einzige Ausweg. Eine
ungeahnte Ruhe kam über ihn. Was immer
ihm widerfahren mochte, er war nicht der
Sklave des Zufalls: ein Gesetz machte sich
geltend in dem, wie alles gekommen war.

Dem galt's, sich zu beugen! Der ewigen
Schönheit dienen, die in der Töne Spiel
ihm eine Botschaft gesandt, das wollte er,
ohne andres zu fordern, als unter dem
Gesetz zu sein und dasselbe zu verstehen.

Er war auf die schmale Wegspur ge-
raten, die mit tiefen löcherichten Furchen
seit undenklichen Zeiten durch den Heide-
teppich sich wand. Um den sandigen Strei-
fen zu erreichen, der, hin und wieder mit
dem starren, blaugrünen Strandgras be-
wachsen, in einem weißen Gürtel sich dem
Wasser entlang zieht, war der Weg durch
eine Einsenkung gelegt, die, einer launischen
Falte vergleichbar, durch das zusammen-
hängende Erdrück schnitt. Sobald man
aus dieser Aushöhlung kam, befand man
sich am Strande und hatte rechter Hand,
in unmittelbarer Nähe der Hügelwand, das
Haus, das der Holzschuh-Klaus mit seinem
Weibe bewohnte.

Anton bewegte sich durch die Einsen-
kung weiter. Das Meer wollte er sehen, —
den großen, weiten Spiegel, nach welchem
die Sehnsucht so plötzlich bei ihm erwacht
in den sonnigen Straßen der Hauptstadt.

Dies Meer war weichenblau und blank
wie jenes, das Baphos' Küste bespülte.
In die weite lichtfunkelnbe Tiefe wollte
er all' seines Herzens Begehren senken und
harren, was die ständig schaffende und
neu werdende Schönheit mit seinem Opfer
thun werde. — An ihm war's, dasselbe
zu bringen, nichts weiter.

War's Sinnentzug? Oder sah er dort,
wo vom dritten Kliff der Grund jach gegen
das klastertiefe Wasser des Kattegats ab-
fiel, den Anfang einer weiblichen Form,
marmorweiß, wie die Göttin dem Schaume
des Meeres entstieg, aus der Tiefe tauchen,
der Sonne beleuchtet auf ihrem gelösten
Haar, das golden erglänzte, wie aus Phö-
bus' eigenen Strahlen gesponnen?

War's Sinnentzug?

„Was will Er? Will Er sich gefälligst
mal umdrehen!“

Die Sprecherin war ein starkknochiges
Bauernweib. Sie trat auf ihn zu; drohend
zugleich und ärgerlich war ihre Miene,

als machte sie sich Vorwürfe, nicht hin-
reichende Wacht gehalten zu haben.

Wie betäubt stand er da und stierte
das Weib sprachlos und ohne Verständnis
an. Aber die Frau des Holzschuh-Klaus
faßte ihn mit den starken braunen Hän-
den an den Schultern und drehte ihn um,
als ob er ein Kind gewesen wäre.

„Ja, mach' Er nur, daß Er weg-
kommt! Das wird Ihn am besten kleiden.
So'n —“

Es bedurfte nicht der bösen Worte,
die ihm von dem aufgebrachtten Weibe mit
grobem Munde nachgeworfen wurden, um
ihn zu bewegen, davonzuweichen, wie von
einer Schuld getrieben, die ihn zu Boden
drücken würde, wenn er auch nur einen
Moment zögerte.

Erst, als ihm war, als müsse die
Brust wegen Luftmangels zerspringen,
stand er still. Tief aufatmend schaute er
um sich.

Er war in eine Gegend der „Heiden“
gelangt, wo er niemals zuvor gewesen
war. Von der Wegspur war er schon
längst abgekommen. Hier stand er nun
wie in einem Kessel, umgeben von einem
Ringe niedriger, sanfterundeter Hügel.
Die Strahlen der Sonne begannen schrä-
ger zu fallen, und das Heidekraut gab
einen flammenden Kupferschein. War's die
Erde selbst, die ihm ein Abbild seiner
eigenen glühenden Scham vor Augen hielt?

Aber zu seiner eigenen Ueberraschung
brach ein neues Gefühl sich Bahn, das gleich-
sam die Empfindung von Scham und
Grauen niederzuschlug, die ihm Flügel an
den Fuß geheftet, als habe er den Frieden
eines Heiligtums gebrochen. — Freude
war's! Ja — Freude!

Ihm unverstänlich kam sie über ihn
wie ein Trunkensein. Wie lagen alle Um-
risse im Glanze der sinkenden Sonne so
fest und doch mit einer Farbensättigung,
die mit der eigentümlichen brennenden Un-
ruhe des Lebens den empfangenden Schein
zurückgab, an all' den ausgebehten Falten
des Erdenteppichs gebrochen, der in diesem
Augenblick die Pracht eines Königsman-
tels aufwies. So leuchtete es auch im
Wiederfunkeln von seiner eigenen Seele
zurück!

Und wo er sein Auge wenden mochte,
mitten durch das wunderbare Spiel der
Lichtwirkungen, immer sah er ein weißes
Armpaar, eine Fülle flutender, goldig
glänzender Haare. Wohin er auch immer sein
Auge schickte, sie begegneten ihm in un-
faßlicher Wiederholung. Mit der Macht
des Willens suchte er die frühere Stim-
mung der Scham und des Entsetzens zu-
rückzurufen — vergebens! Die Verrauschung
wiederholte sich ständig — er war so wun-
derbar festlich gestimmt, als sei er einem
kommenden unbestimmten Etwas geweiht.
Und doch schaute er nicht vorwärts, dachte
nicht daran, wie das Wiedersehen sich ge-
stalten werde, versenkte sich nur immer aufs
neue in das Gefühl, das sich seiner be-
mächtigt hatte, und schritt wie ein Schwan-
kender voran.

Zwischen zwei Hügeln in einer schmalen

Einsenkung erblickte er wieder in fernem Abstände ein Stück vom Meere. Es war weinrot, in die Farbe waren Streifen flüssigen Goldes hineingesprenkt. Die Mythe vom Thor fiel ihm ein: es war, als reiche ein unsichtbares Trinkhorn aus der Tiefe ihm an den Mund, als schlürfe er in nicht endenwollenden Strömen ihr purpurschimmerndes Feuer, ihre Flamme, ihre Glut.

Aber mit einer Empfindung der Unzulänglichkeit ließ er das Bild wieder fahren. Lieber aufs neue, ungehemmt und ungehindert, sich versenken in das, was seine Seele erfüllte, als nach einem Notbehelfe zu haschen, der demselben einen Ausdrück lieh, der nicht standhielt! Dann löste sich die ganze Summe von Vorstellungen vor ihm auf in einen kreisenden Strom, in welchem alle Gebilde ihre feste Form verloren. Aber aus dem wirbelnden Born seines Innern begann's nun zu klingen und zu tönen, selbst am und unförmlich, aber doch rufend und lockend, als begehrt es der rhythmischen Zucht. Oder tönte es vielleicht von droben herab, wo der Lerchen Gezwitz mit einemal in einen leeren unendlichen Klang sich wandelte? War's ein Nachklingen der ewigen Harmonieen, die aus dem lichtfunkelnden Raume leise auf ihn sich nieder senkten?

Der Himmel hängt voller Geigen!

Unwillkürlich drängten sich die Worte über seine Lippen, ohne daß er an dieselben gedacht. Es war beinahe, als ob nicht er es gewesen, der sie gesprochen hatte.

Er sah jetzt, daß er sich auf der Landstraße befand, die nordher gen Fjorby führte, und daß er drei Viertelmeilen zu marschieren habe.

Nun glaubte er an sich selber. Daß er jetzt hätte spielen können!

IX.

„Ich habe es Holzschuh-Klauses Frau versprochen. Sie reist morgen zu ihrem Manne hinüber. Und dann bleiben sie gleich fort.“

„Aber, Kind, sie sind ja jetzt wohlhabende Leute, und für einen Pappenspiel kann ich, weiß Gott, doch nicht —“

„Ich erstatte dir den Verlust mit meinem eigenen Gelde.“

„Ja, wenn du die Sache so nimmst, so muß ich wohl nachgeben. Ja, ja, Herr Advokat, sie ist daran gewöhnt, daß man ihr gegenüber nachgibt. — Die Rutsche ist gespannt. Wir haben auf dich gewartet.“

Sie saß allein auf dem Rückfize, vor ihr der Vater und dessen Kopenhagener Gast. Es war beschlossen: sie wollte sich in der Gesellschaft zeigen. Ihr erster Gedanke war gewesen, sich vor den Augen aller zu verstecken — der Gedanke war ein falscher. Ihr hatte man die Schmach angethan, es war nicht an ihr, sich zu verbergen. Der Zufall trug die Schuld daran — sei's drum! Aber sie kannte und wußte, mit welchem Sinn es erfaßt worden war. Ein Instinkt hatte ihr gesagt, mit was für Augen Männer in einem Ballsaale auf die entblößten Schultern

eines Weibes sehen. Stolz und Mißtrauen waren die Folge gewesen. Selbst bei Männern, deren Haar ergraut und die man als hochverdiente bezeichnete, hatte sie hinter der ehrerbietigen Huldigung den lauernden Satyr hervorblicken gesehen. War's nicht ein Blick derselben Art, der in seinen Augen funkelte, in den Augen des ansehnlichen, zuversichtlichen Mannes, der ihr gegenüber saß? Doch nein — bei ihm war's wohl eher die andere große Triebfeder, welche die Männer zu Ritterdiensten bewog: die Rücksicht auf ihr Vermögen. — Er war ja ehrgeizig.

Vom Druck und Widerwillen, den dies alles verursachte, hatte die salzige Flut sie befreien sollen. Das hatte Linderung und Erlösung gegeben. Hernach würden die kalten Ströme ihre Glieder wie Feuer brennen. —

Wer? — Ohne sich's selber gestehen zu wollen, reizte auch diese Ungewißheit sie, in dem Zirkel zu erscheinen, wo sie ihn notwendig treffen mußte. Von dem unwissenden Bauernweib war nichts in Erfahrung zu bringen. Für sie war ein Herr aus der Stadt eine Person in seinem Rocke ohne besondere Kennzeichen. Aber sie mußte ihn ausfindig machen und auf seine Stirn Born und Verachtung hernieder schmettern, daß er dieselbe mit Scham und Schande senken mußte.

„Die Aussicht von Holzschuh-Klauses Haus muß etwas Extraordinäres sein. — Sie kommen jeden Tag dahin, Fräulein?“

„Ich setze meinen Fuß nie wieder dahin.“

Sie bemerkte seine überraschte Miene sehr wohl; sie war aber zu stolz und gleichgültig, um nicht das zu sagen, was sie dachte. Mit ironischer Befriedigung gewahrte sie seine tiefe Verwunderung, während sie zu gleicher Zeit für sich wiederholte, daß sie ihren Fuß nie wieder auf diesen Erdenfleck setze. Auch die Bauernfrau mußte fort. Ihr Schweigen hatte sie durch Wohlthaten erkaufte; aber fort mußte sie, ihr nie wieder vor Augen kommen.

„Sie ist verdammt schnippisch,“ dachte Thomas Bedet bei sich. „Ich fasse aber mehr und mehr Mut, mich ihr zu nähern.“

In demselben Augenblick bog der Rutscher auf den alten Stadtrichterhof.

Der Rittmeister hatte stumm dageessen und mit gewissem Vergnügen wahrgenommen, daß auch der Obertribunalsanwalt sich verblüffen lasse. Zum erstenmal während der ganzen Fahrt öffnete er jetzt seinen Mund.

„Was Teufel!“ rief er, „da hält ja der Wagen des Kammerherrn. Dann ist er und Professor Walz auch hier.“

X.

„Wo bleibst du denn eigentlich, Mensch? Der Professor hat nach dir gefragt.“

Es geschah indes ohne aufzubrechen, daß Stadtrichter Haller diese Worte durch das niedrige Parterrefenster an Anton richtete, der bestäubt die Straße hinaufkam. Infolge der Vorfrage des berühmten Mannes war der Reffe aufs neue um verschie-

dene Grade in seinen Augen gestiegen. — Man sah es an dem wohlwollenden, unmerklichen Beben der Spitzen unter der Nase.

Es war überhaupt, als hätte der geniale Mann ein Gefühl für das wirklich Große in diesen Kreis hineingebracht, das demselben sonst fremd war. Der Obertribunalsanwalt merkte, daß ihm nicht die Rücksicht zu teil wurde, an welche er durch seine Verbindung mit dem Gewaltigen der Zeit gewöhnt worden war, und die er während seines Aufenthalts auf Sophienberg sicherlich nicht vermisst hatte. Aber Walz gehörte zu den Unantastbaren; Bedet war daher höflich gegen ihn, was den berühmten Sonderling indes nicht sonderlich rührte.

Im Hause des Stadtrichters herrschte der Brauch, daß den Gästen, die oft einen langen Weg hinter sich hatten, zum Willkommen ein Glas Wein geboten wurde. Man beschuldigte Justizrat Haller, daß er seinen Gästen verschiedene Sorten Wein reiche. Der weiße Portwein, den er dem Professor eigenhändig einschenkte, war ganz vortrefflich.

„Das ist Wein!“ sagte dieser, während er anerkennend mit der Zunge schmeckte. „Aber,“ setzte er mit der Rücksichtslosigkeit eines alten Feinschmeckers hinzu, „ich habe einen zu Hause, der doch noch besser ist.“

Der Justizrat fühlte sich bei dieser unerwarteten Aeußerung etwas verlegen, und es war ihm eine willkommene Unterbrechung, als er im selben Augenblick draußen auf der Straße seinen Neffen gewahrte.

„O nein, kommen Sie nur ohne weiteres herein! — Sie sind wahrhaftig hübsch genug,“ rief der Professor, als Anton am Fenster grüßend vorbeiging.

Was war da zu machen? Er mußte hinein, bestäubt und derangiert, wie er war.

„Also, das sind Sie!“ sagte der Professor, indem er ihn bei den Schultern faßte und seine Adleraugen auf ihn richtete, als ob er ein Objekt wäre, das man ihm zur Untersuchung übergeben habe. „Hm — Großmann glaubt an Sie, und ich glaube nun an Großmann. Was sind das für Augen? Wenn ein Mensch so ausieht, so kann er spielen, wenn er's denn überhaupt kann. — Sie haben doch Ihre Geige mit?“

„Sören soll sie gleich holen!“ rief der Justizrat, und in seinem Eifer half er Sören, der zu Ehren des Tages in eine Livree gesteckt und daher noch steifer und schwerfälliger war als gewöhnlich, mit einem Buß zur Thür hinaus.

„Wir müssen uns ein Ziel setzen,“ fuhr der Professor fort. „Wir wollen in der Gemeinschaft versuchen, diese Miene einer getränkten Königin zu verschleichen.“

Die letzten Worte waren an die Tochter des Rittmeisters gerichtet. Ihre Zorn war unwollt, und die Augen wanderten in suchender Unruhe umher. Jedes Gesicht war der Reihe nach bis in den entlegensten Winkel seiner Seele durchleuchtet und erforscht worden; sie hatte aber nichts entdeckt. Sie fühlte sich von ihrem Geruch stinks im Stich gelassen. Die Ungewißheit war ihr eine unvorhergesehene Qual.

eine Prüfung, die ihr Stolz nicht erwartet hatte. Sie ärgerte sich über die sorglosen, unbedeutenden Gesichter, die nichts zu ver-raten, nichts zu verbergen hatten, und er-machte bei den Worten des Professors wie aus einem bösen Traume.

Der Neffe des Stadtrichters! Hatte ihre Erinnerung ein Loch gehabt, daß sie gar nicht an ihn gedacht? Es mußte wohl daher rühren, daß sie sich seiner Ehrer-bietigkeit und Hingebung versichert hielt. — Ja, sie war dessen gewiß, war aufs innigste davon überzeugt! — Was hatte der berühmte Mann von seinen Augen gesagt?

„Nun spielen Sie, was Sie wollen!“ sagte der Professor zu Anton, indem er sich an das Pianoforte setzte. „Ich werde schon mitfolgen.“

Ohne zu fassen, wie das alles so ge-kommen war, setzte Anton die Geige unter das Kinn. Es war ihm eine Erleichterung, daß er nicht zu reden brauchte.

In dem Augenblick, da der Bogen die Saiten berührte, wußte er noch nicht, was er spielen wollte, und doch war ihm jede Empfindung von Zweifel und Ratlosigkeit fremd. Infolge einer unbegreiflichen Ver-richtigung aller Fäden war's eben gekom-men, wie er's begehrt hatte. Ein neues und nie gekanntes Gefühl der Sicherheit und Erlösung war über ihn gekommen.

Er that den ersten Bogenstrich: es war das eigene berühmte Violin-Solo des Pro-fessors, „Herbstesgedanken“, das er zu spie-len begann — sanft, ernst, unmerklich ver-zieht, mit einem dünnen Schleier von Schwer-trauigkeit über einer Wehmut, die, weich und verlockend, einem Beben zwischen Lächeln und Thränen gleich und in all-der beweglichen Ruhelosigkeit ständig aufs neue, befreit und verjöhnt, in ihrem eige-nen Frieden ausruhte. Weich und bezau-bend, wie der Meister sie selber gefühlt, alit seine Dichtung mit ihrer wunderbaren Sprache an das menschliche Herz über die Saiten. Nun redeten sie das, was er wollte!

Aber was war das? Plötzlich brach ein Schmerz, so qualvoll und verzweifelt, daß er die Stimmung der Wehmut zerriß, unter des Bogens Berührung hervor und erreichte dem Instrumente Schreie wie aus einer bedrängten Menschenseele. Des Mei-sters tiefinnige Gedanken lösten sich mit einemmal in eine Improvisation, der er nicht Herr war. Nur wie ein unterlaufendes Thema fuhren sie fort, hindurchzu-lingen, bald losgelassen, bald wieder auf-genommen, und bildeten die Einfassung zu dem Gedicht, das in ihm selber ward.

Denn ob dies alles gleich unwillkürlich kam, als greife, wie der Organist gesagt, eine fremde Macht ihm um die Finger und lehre sie, ohne daß er selbst wußte wie, so war's doch sein Schmerz, sein eigenes unausgeglichenes Seelenleid, das, befreit und geläutert, von den Saiten schluchzte.

Wie durch einen Nebel fing er den trübsamen Blick auf, den ihm der Meister gewar, und merkte, wie die Begleitung aus dem Piano sich seinem Abpringen an-schmiegte, also daß eine gesamte Wir-kung wie aus einem Gusse zustande kam.

Und nun trieb es ihn unaufhaltsam zum Weiterspielen.

Aus dem in sich versunkenen Brüten des Schmerzes gestaltete sich durch das ihm selber unfassliche Zusammenwirken der Fin-ger und des Bogens eine Resignation und Hingebung, in welcher die Grundakkorde des Daseins nach ihrem tiefsten, langsam begriffenen Sinne hindurchklangen. Dann kam die Sehnsucht nach Licht und Ausblick, und plötzlich klang von den Saiten ein Talatta! jubelnd und sonnenberauscht. Da lag das Meer, in langen und tiefen Bo-genstrichen gezeichnet, da lag's wie ein Ab-bild in klingenden Tönen, schaukelnd und lichterzitternd, schönheitsgebärend und un-ermesslich, vor den Zuhörern, deren An-zahl beständig wuchs. Denn in der Thür zum langen Flur, der nach der Küche führte, wurde das Gesinde sichtbar, eins nach dem andern, mit selbstgenommener Freiheit und in atemloser Spannung lauschend.

Seit dem Moment, da sein Auge in dem einzigen Blicke des Meisters Billigung gelesen, hatte er nichts gesehen. — Alles war ihm in dem unbestimmten Scheine der Lampe verschwommen, der durch die Fenster noch mit dem schwindenden Lichte des Sommerabends kämpfte. Aber nun ward es ihm ein unwiderstehlicher Drang: nun war's ein Augenpaar, das das seine erspähen mußte.

Und da stand sie, rein, licht, lilienweiß, erhaben, in der goldigglänzenden Fülle der Locken und mit einer fragenden Angst in der blauen Tiefe der stolzen Augen, als habe sie dies Begegnen ersehnt und erwartet.

Konvulsivisch krümmten sich die Finger um den Hals der Geige; aber was ihm im Hirne glühte, das teilten sie der aus Darm und Metalldraht gewundenen Be-saitung in wunderbarer Genauigkeit mit, und unter des Bogens magischem Tanz klang von ihr eine Erlösung der Seele in Freiheit und Freude, eine Erlösung, wo die Phantasie die Grenzen der Wirklichkeit sprengt und in ihr Spiel die Bilder der Myrthe und Dichtung zaubert.

Wunderbar war die Wirkung auf den dichten Zuhörerkreis, und nicht am un-deutlichsten war's in den harten, groben Gesichtern dort in der Thür zum Korri-dor zu lesen. Sein Blick streifte sie un-willkürlich. Aber plötzlich war's ihm, als breche er inmitten seines Triumphes ab, denn hinter Sörenss untersehter Figur be-merkte er ein großes, breites Weibsbild mit offenem Munde und runden, aufge-weiteten Augen in die ihr unbekannte Welt hineinlugen.

Es war die Frau des Holzschuh-Klaus. Sobald das Fräulein vom Herrenhose ab-gefahren, war sie nach der Stadt gewan-dert, um dem Bevollmächtigten des Pro-furators des Umzugs wegen Bescheid zu sagen. Und da sie die Wägel des Stadt-richters kannte, hatte sie mit eins in die Küche hineingekaut.

Auch sie blickte unwillkürlich dahin. Die Augen der Frau wölben sich noch stärker, und ihre ziegelroten Wangen wur-den um noch einen Ton dunkler. Das

alles geschah in einem einzigen Nu — es war, wie wenn drei Augenpaare in einem Blicke sich trafen.

Aber nun nahm er den losgelassenen Faden wieder auf. Eine geniale Phan-tasie überbrückte die plötzliche Kluft und trotz aller jähen Abgeschnittenheit bestand ein für das Ohr erkennbarer Zusammen-hang mit dem Vorausgegangenen. Nichts-destoweniger war die Fortsetzung seltsam und unerwartet. Es war, als halle das Verdammungsurteil, das dem Entweiher der Heiligkeit eines Gottes gesprochen, im rasenden Zorne aus der Tiefe der Geige wieder, als ließe sich in kurzen, schneiden-den Strichen der tausende Geißelhieb der verfolgenden Erinnyen vernehmen. Grauen und Scham rebeten mit so deutlichen Zun-gen, daß jedweder im Kreise am Grunde der eigenen Seele eine dunkle Selbstan-klage sich regen fühlte. Aber was küm-merten ihn die blassen Gesichter, die ge-spannten, überraschten Mienen — sein Auge ruhte mit Demut und Angst auf einem Paar anderer Augen, die wiederum mit einem langen, aus dem tiefsten Grunde der Seele geholten Blick ängstlich forschend auf ihn sahen.

Entdeckte er einen Wechsel in ihrem Ausdruck? Mit einem neuen Sprunge, und doch ohne einem guten, inneren Sinne Abbruch zu thun, begann die Geige zu jubeln, anfangs in einem wimmelnden Heere von Tönen, aber gleich darauf in breiten brausenden Harmonieen, in denen ein Bacchuszug von Faunen und Nym-phen, zwischen sich das tigerbespannte Ge-fährt des Gottes, vorüberlangte, und dann erweiterte sich die Harmonie zu noch brei-teren Rängen, bis sie schließlich den un-ermesslichen Luftraum selbst zu umspannen schienen: es war das letzte und höchste Losringen der Seele, ihr Begegnen mit dem ewigen All, das in freisendem Wieder-klingen jedes empfangene Tonopfer zurück-gab, voller, reicher, gewaltiger und stärker.

Er hielt inne.

Gab es solche, die anfangs verstohlen nach dem Professor geblickt, um ihre Mei-nung nach der seinen zu regulieren, in diesem Augenblick hatte man seine Gegen-wart vergessen. Wie ein Donner erschallte der Beifall, von der Straße her, vom Flure, von der im Zimmer versammelten Menge. Bei diesen Menschen allen war Anton's Spiel bis zum ursprünglich Mensch-lichen durchgedrungen, dessen unbeeinflusste Äußerungen stets über der Einsicht des einzelnen steht, wie bedeutend diese auch immer sein möge.

Der Professor hatte sich erhoben, er war sehr blaß. Als er vor den jungen Mann hintrat, entstand eine plötzliche Stille.

„Das ist Spiel!“ Er sagte dies un-gefähr in demselben Tone, in welchem er vorhin gesagt hatte: „Das ist Wein.“ „Und es war besser als mein eigenes.“ fuhr er an den Justizrat gewendet fort. Dieser machte eine tiefe Verbeugung, als habe der berühmte Mann ihm eine per-sönliche Annehmlichkeit gesagt.

„Was Sie hier gemacht haben,“ setzte

der Professor fort und legte seine Hand an Antons Stirn, „das machen Sie vielleicht nie wieder so gut. Aber was Sie von jetzt an leisten, wird genug sein, um Ihnen einen berühmten Namen und gewaltige Honorare zu verschaffen.“

Er wollte seine Nührung offenbar in Scherz hinstreichen. Nach einer kurzen Wendung ergriff er den Arm des Kammerherrn und ging mit diesem in den Garten.

Das gab das Signal zu einer allgemeinen Auswanderung. Sören und die Mäde hatten offenbar darauf gewartet, sie deckten in drei Zimmern an kleinen Tischen. Anton stand bald allein und unbeachtet; denn nachdem der Professor ihn angesprochen, hatte niemand so recht den Mut, ihm etwas zu sagen. Mit einemmal war's ihm, als bewege sich der Fußboden unter seinen Füßen; er fühlte sich einer Ohnmacht nahe und ging schwankend ins Speisezimmer, das augenblicklich leer stand.

Auch Bedekt war wider seinen Willen von der Musik ergriffen worden. Bei ihm ließ der Verstand aber nie die Fäden fahren, selbst wenn das Gefühl noch so stark davongaloppierte. Hier hatte er einen geweihten Augenblick der Nührung, der benutzt werden mußte.

„Fräulein!“ sagte er leise, und seine Stimme bebte. „Bitte, nehmen Sie meinen Arm und lassen Sie mich Ihnen durch den Garten folgen. Erhören Sie mich, Fräulein! ich habe Ihnen etwas zu sagen, das keinen Aufschub verträgt.“

„Garten Sie!“ entgegnete sie kurz. „Vielleicht werden Sie dann vorziehen zu schweigen.“

Sie ging ins Esszimmer. Da saß er, matt und abgespannt, als habe ihn seine Seele völlig verlassen, und doch erfüllt von einer plötzlichen Angst, die sein Herz mit glühenden Angen zwickte. Sie hatte den Kopf abgewendet, während aller Augen auf ihn ruhten. Das mußte in Horn und Unversöhnlichkeit geschehen sein. Vergewissert war das Bekenntnis, das er in seinem Spiele abgelegt, trügerisch die Hoffnung, die unter des Vogens Tanze über die Saiten in ihm sich geregt hatte. Und verhielt es sich so, ja! dann, das fühlte er, würden Finsternis und Grauen ständig in seiner Seele wohnen, ob auch des Weisers Prophezeiung zehnfach sich erfüllte.

Sie stand vor ihm.

„Sie waren es?“ sagte sie und blickte ihm ruhig in die Augen.

Er erhob abtappend seine Hand. Sie ergriff dieselbe und zog ihn, ohne daß er an Widerstand dachte, zur Schwelle des aufstehenden Zimmers. Der Stütze unterhielt sich noch mit dem Stadtrichter und ein paar anderen älteren Herren.

„Vater!“ sagte sie laut. „Ich bin mit Anton Haller verlobt.“

XI.

Fünfzehn Jahre später, an einem klaren Frühlingsnachmittage, standen ein Herr und eine Dame neben einem kürzlich zugeworfenen, mit Kränzen bedeckten Grabe

auf dem Jüdischen Friedhofe. Der Herr war blaß, aber in sein Antlitz waren feine Linien gezeichnet. Die Dame war hoch und hübsch, mit hellblondem Haar. Der Ausdruck in ihrem Gesichte war stolz; aber allemal, wenn sie auf ihren Gatten blickte, breitete sich eine stille Wehmut darüber. In der Hand trug sie ein großes Kreuz aus kostbaren weißen Rosen.

„Wir kommen zu spät,“ sagte der Herr, „obgleich wir zwei Tage und Nächte hindurch reisten. Heutzutage kann alles im Voraus bis auf die Minute geordnet werden, aber zuweilen einmal geschieht es doch, daß eine Lokomotive entzwei geht, um uns daran zu erinnern, daß wir nicht allmächtig sind.“

„Als ich diese Rosen in Montreux pflückte,“ sagte die Dame, „da hoffte ich, daß dein alter Freund sie mit ins Grab nehmen würde. Nun lege ich mein Kreuz zwischen den Kränzen auf dasselbe.“

Sie that es.

„Treue, uneigennützigee Seele!“ sagte der Herr. „Er erreichte das, was er vom Leben begehrte, und nun ging sein letzter Wunsch in Erfüllung: er ruht neben seinem berühmten Freunde, der dort in Bronze auf uns herniederlächelt.“

Vom Grabe nebenan blickte die Wüste des Professors in geistvoller Wiedergabe, mit ihrem unbefreiblichen Zug um den Mund, auf sie herunter.

„Hast du denn nicht erreicht, was du begehrtest?“ fragte die Dame und legte ihren Arm um seine Schulter. „Das arme Huhn verwandelte sich ja doch in den reichen Greif, und wo der sich zeigte, kam er laufend und brausend, wie im Gedichte.“

„Es gehören starke Schultern dazu, das Glück zu tragen. Wer aufgibt, hat keine Bürde.“

„Wer aufgibt, hat keine Kraft.“

„An jenem Sommertage, als ich mit dem Gesicht im Heidekraut weinte, als ob mit den Thränen mein Herzblut davonrieseln sollte, da fühlte ich, daß diesem alten wunderlichen Manne eine Kraft innewohne, wie ich sie nicht besaß. Wäre jener Durchbruch nicht gekommen, ich wäre untergegangen, ob ich auch hundertmal beschloßen hatte, zu entsagen und zu dulden.“

„Du magst recht haben. Ich bin zu stolz auf dich, um an deine Fehler zu glauben.“

„Und, Helga, was schuldest du ihm nicht alles?“

„Das ist wahr: ich schulde ihm, daß ich dich traf, daß sich mir eine weite Aussicht öffnete. — Was hätte ich sonst sollen mit meinem Leben?“

„Das Gute geht nie verloren,“ sagte Anton. „Es ist wie eine Wasserader, die tief unter der Erde im Verborgenen befruchtet. Die Kraft des Guten in dieser treuen Natur ließ das, was Talent in mir war, hervorwachsen. Er hatte sicherlich recht: ich war einer der Ausgewählten des Glücks, obgleich ich Gott danke, daß Schmerz und Seelenangst vorausgingen und das Böse beschritten, ehe es hervor-

kam. Alter Freund! Du schautest meiner gährenden, verschlossenen Seele bis auf den Grund! — Du verstandst mich, noch ehe ich selbst mich verstand. Solche Klarheit kann nur die Uneigennützigkeit und Selbstopferung geben.“

Er ließ seinen Blick über den blauweißen Himmel schweifen und über die Bäume sprossendes Grün. Dann fuhr er fort: „Unsere Fahrt ging durch Europa und Amerika — das alte Land hält einen doch mit unsichtbaren Armen gefangen.“

„Kannst du den korpulenten Herrn, der uns bei der Eisenbahn vorbeifuhr, fragte seine Gattin.

„Ich glaubte, du hättest ihn nicht erkannt, — darum schwieg ich. Thoma Bedekt machte eine gute Partie und kam in die Politik hinein. Nun manövriert er in dem unruhigen Fahrwasser der Parteien, um schließlich einmal Minister zu werden. Wir haben Bedekt zu viel erlebt, erwiesen, indem wir seiner an diesem Grabe gedachten. Aber eins muß ich dir an dieser Stelle vertrauen, geliebtes Weib. Ich schrieb unserm alten Freunde, was an jenem Tage geschah. Werde nun nicht rot: er hatte ein Recht darauf, die ganze Wahrheit zu erfahren! Und außerdem einem mußte ich mich in meinem überströmenden Glücke vertrauen. Es war als müßte ich ein Loch in die Erde graben und meine Heimlichkeit hinunterflüstern. Ich mußte aber, was ich that, wenn ich erwählte. Das sollst du in dieser Stunde erkennen.“

Er zog einen Brief hervor.

„Das war der Brief, den ich in Montreux erhielt, der auf dem Umschlag das Notabene des Juristen trug, der seine Nachlaß geordnet hat. Schau her: „An Anton Haller. Nach meinem Tode un-
uneröffnet zu übersenden.“ Inwendig ist mein eigener Brief, und dann waren die Zeilen angefügt. Lies mal!“

Sie las:

„Lieber Haller!

Nachdem ich Ihren Brief dreimal gelesen habe, versiegle ich ihn wieder. Ich kann ihn nicht verbrennen. Sie dürfen es auch nicht. Ihr W. G.“

„Es hängt nun von dir ab,“ sagte Anton, „ob sein Wunsch erfüllt werden soll. Sagst du nein, so reiße ich den Brief in tausend Stücke und streue sie unter die Blumen auf sein Grab. Aber glaube an dieses ritterliche Herz, Helga! Küßt du mich nach seinem Tode in seinen Willen, so ist es du dich zu gleicher Zeit in den meinigen. Geliebtes Weib! Das darf nicht spurlos aus der Welt verschwinden.“

Sie erröte und sagte, indem sie den Kopf an seine Schulter lehnte:

„Versiegle wieder den Brief! Wäre die Lebenssonne auf unserm Wege, ich darf ihn kein menschliches Auge sehen.“

* * *

Die Lebenssonne ist für Anton Haller und seine Gattin untergegangen. Der Grund des hinterlassenen Briefes ist der Bericht geschrieben.



Das Wesen der Träume.

Die Philosophie hat bis jetzt kein besonderes Verhältniß bezüglich des Wesens der Träume an den Tag gelegt, dieselben vielmehr meistens als zufällige Hirngespinnste bezeichnet, was für manche philosophische Systeme zutreffender wäre, als für manche Träume.

In Wirklichkeit haben wir in dem Traumleben das Vorbild der Emanzipation oder der selbständigen Existenzform unseres Geistes zu erblicken.

Zu unterscheiden sind, wie ich schon anderwärts her-
vorgehoben habe, drei Arten von Träumen:

a) die Reminiszenzträume, die uns Erlebtes während des Schlafes vorführen und zwar infolge mechanischer innerer oder äußerer Anregung. Diese Anregung kann unter Umständen auch das Erwachen zur Folge haben, tritt aber jedenfalls erst mit dem Erwachen in unser Bewußtsein, so daß die Ursache der Wirkung natürlicherweise vorausgeht, aber erst nach der Wirkung in unser Bewußtsein tritt, indem sie eben in letzter Instanz unser Erwachen oder Bewußtwerden mit bewirkt. Du Pirel hat sich in einer Studie „Der Traum als Dramatiker“ in einer Hinsicht unnützlichweise den Kopf zerbrochen, wie aus seinem Buche ersichtlich. Auch die Zeitmaßfrage erledigt sich dadurch, daß die Zeit zwischen der mechanischen Anregung (von innen oder außen) und der Schlafwirkung des Erwachens oder Wiederbewußtwerdens eine ziemlich unbestimmte sein kann. Uebrigens ist kein großer Zeitraum erforderlich, um durch Berührung eines gewissen Nervenstranges des Gehirns ein vorübergehendes Bild eines Erlebnis-Abbildes in zufälliger Zusammenwürfelung gleichsam spontanemäßig zum Vorschein zu bringen. Auch unsere Erinnerung während des Wachens ist bezüglich des Zeitraumes ziemlich unbeschränkt. Daß wir uns aber der Träume selbst noch erinnern, kommt daher, daß unser Bewußtsein auch während des Schlafes nur ruht, nicht aber ganz erloschen ist.

Bei interessanter und von ganz anderer philosophischer Auswertung sind:

b) die *monitorischen* Träume, die uns gewisse Taten und Ereignisse während des Schlafes vor Augen legen, bezüglich deren mehr oder weniger rasch nachfolgende wirkliche Ereignisse uns zeigen, daß jene Traumtaten uns als Warnung dienen sollten. Daraus ergibt sich von selbst, daß derartige Träume uns nur von stehenden Wesen einer höheren Daseinsstufe gleichsam prophetisch eingegeben sein können.

Die dritte Art von Träumen sind:

c) die *divinatorischen* oder direkt prophetischen Träume, die uns bevorstehende Ereignisse, sei es in unvorhersehbarer Weise vorführen oder aber durch Vorführung eines Gegenbildes gleichsam in ironischer Weise zum vorausgehenden Bewußtsein bringen, so daß man z. B. im Traum tanzt oder liebt mit jemand, mit dem man im wachen Zustand in Streit gerät, daß man im Traume Lektüre genießt, während in Wirklichkeit Mangel bevorsteht, daß man im Traume weint, während Freude in der Welt ist und umgekehrt.

Die divinatorischen Träume werden uns entweder, wie die monitorischen, von Wesen einer höheren Daseinsstufe eingegeben, was den objektiven Beweis für das Vorhandensein einer solchen bilden und damit eine philosophische Lösung von unabsehbarer Tragweite bilden würde, oder sie beruhen auf einer während der Ruhe des Körpers, resp. während des Schlafes gesteigerten Fernsicht.

unferes, wenn auch alsdann nur halb-
bewußten Geistes, was den subjektiven Beweis für die Wahrscheinlichkeit der Fortexistenz des letzteren nach dem Tode des Leibes bilden würde.

Indem also die divinatorischen unter allen Umständen auf das Vorhandensein einer selbständigen überirdischen Geisteskategorie und auf unseren Zusammenhang mit ihr bezogen, unseren späteren Lebertritt in dieselbe schließen lassen, so ergibt sich daraus, daß die Träume sicher nicht so bedeutungslos für die exakte Wissenschaft sind, als man bisher in oberflächlicher, wegwerfender Weise angenommen pflegte, daß sie vielmehr einen weit reicheren Wert haben, als ganze Duhende von philosophischen Formeln.

Eduard Löwenthal.

Die Insekten in ihren Beziehungen zu den Pflanzen.

Von

D. Hüttig.

Wenn ich meine verehrten Leserinnen eine lange Reihe von Jahren in einzelnen Heften der ihnen liebgeordneten Zeitschrift durch Darstellung und Beschreibung der schönsten Blumen und Blattpflanzen, aber auch von Kraut, Rüben, Obst u. s. w. zu fesseln versucht habe, so zwingt mich doch das Gewissen eines pflichttreuen Berichterstatters, auch einmal der Tierwelt näher zu treten und zwar derjenigen Gruppe, welche durch ungezählte Milliarden von Einzelwesen gewisser Art einen großartigen Einfluß auf das Leben und Gedeihen unserer Lieblinge ausübt, als welche wir ohne Zweifel die Pflanzen betrachten dürfen: ich meine die Insekten, eine Klasse der sogenannten Gliederthiere, von denen wir Hautflügler, Käfer, Netz- und Halbflügler, Schmetterlinge u. a. kennen und voneinander unterscheiden.

Eine Eigentümlichkeit der Insekten besteht bei der großen Mehrzahl derselben in der Verwandlung ihrer Formen; das vollkommene Insekt, der Schmetterling, der Käfer, die Wespe u. s. w., hat in der Regel nur den Zweck, für die Fortpflanzung der Art zu sorgen; das Weibchen legt nach der Befruchtung die Eier und stirbt dann; aus den Eiern entwickeln sich die Larven, die der Schmetterling Raupen genannt, die bei fortwährendem Wachstum sich wiederholt häuten, und aus diesen die Puppen, welche schließlich wieder das vollkommene Insekt ergeben. Da nun jedes Weibchen eine große Menge

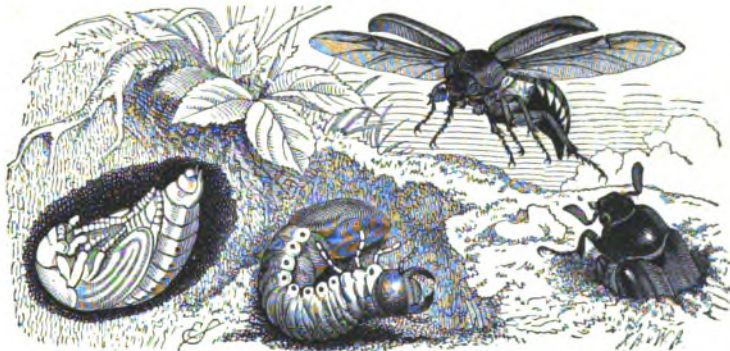
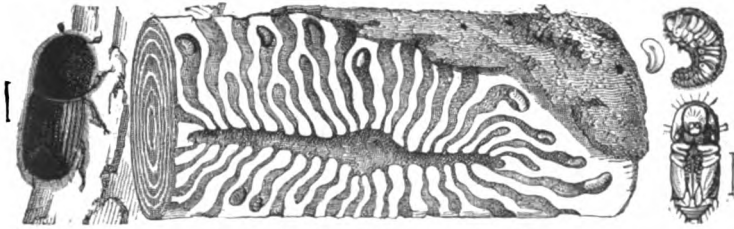


Fig. 1. Maitäfer.

Eier legt, so würde die Zahl der Insekten eines einzigen Jahres „die ganze Welt beherrschen“, wenn die Natur nicht dafür sorgte, daß solcher kolossalen Vermehrung eine Grenze gesetzt werde, entweder durch starke Niederschläge (Wolkenbruch) oder durch außergewöhnlich kalte oder heiße und trodene Winter, oder auch durch Schmarotzer, welche mit und in den Käfern leben, bis sie dieselben getötet haben. Ohne diese Einwirkung der Natur kann der Mensch nur wenig zur Verminderung seiner schlimmsten Feinde thun, auch wenn ihm eine große Zahl der nützlichen Vögel zu Hilfe kommt; er sollte nur dafür sorgen, daß die nützlichen Insekten, die Schmarotzer u. a., geschont werden. — Leider gebietet uns der beschränkte Raum, nur einige wenige Beispiele anzuführen, aus denen man das Leben und Wesen dieser Weltherrscher einigermaßen wird erkennen können.

Beschäftigen wir uns zuerst mit dem von jedermann gekannten Maitäfer (*Melolontha vulgaris* L.), von dem unsere Abbildung (Fig. 1) das vollkommene Insekt, den Weibchen und den männlichen Käfer, in der Mitte die Larve, den jungen Engerling, und links die Puppe zeigt. Der enorme Schaden, welchen der Käfer und die Larve anrichten, wird durch offizielle Listen bewiesen, nach denen im Kanton Bern 1864 und 1865 ungefähr 628 Millionen Käfer und 1 Milliarde 528 Millionen und mehr Engerlinge eingeschleppt und dafür 259 000 Frank oder 227 000 Mark bezahlt wurden; sie hätten sich bis zum nächsten Flugjahre (1867); die Engerlinge brauchen 3 bis 4 Jahre zu ihrer vollen Entwicklung, die Puppen nur wenige Monate) um das dreifache, also bis ungefähr 64 Milliarden 685 Millionen vermehrt; da nun aber nach Oswald Geers (Professor der Botanik, Direktor des botanischen Gartens in Zürich; † 1883 in Lausanne) genauer Forderung jeder Engerling während seines Lebens 1 Kilogramm Nahrungsmittel verzehrt, so würden obige Milliarden Engerlinge ungefähr 65 Milliarden Kilo Pflanzenstoff bzw. Wurzelteile verzehrt haben. Und man leugne noch, daß die Insekten die Beherrscher der Welt seien! — Was der Mensch zur Vertilgung der Maitäfer thun kann, beschränkt sich auf folgendes: der Käfer wird frühmorgens, wenn er erkrankt am Baume sitzt, abgeschüttelt, in Säden gesammelt und in kochendem Wasser getötet, wenn man ihn (sein „Blut“) nicht zu technischen Zwecken verwerten kann. Der Engerling wird vom Maulwurf, der Fledermaus, vom Gänse u. a. verfolgt, die

¹⁾ Vergl. meine Schrift „Die nächste Wissensstufe“ (Jahrg. 1874).

Fig. 2. Buchdruder (*Bostrychus typographus* L.).

also zu schonen sind, aber nicht ganz überwunden; in die von Engerlingen heimgesuchten Aderflächen gräbt man zahlreiche halbmeterweite und metertiefe Gruben, füllt sie mit frischem Pferdemist und tötet beim Ausgraben derselben die, namentlich im Winter angesammelten Larven mit leichter Mühe.

Holzbohrer oder Xylophagen nennt man eine Anzahl kleiner Käfergattungen, welche in größeren Gesellschaften meist unter oder in der Rinde der Obst- und Zierbäume leben und ihre Anwesenheit durch kreisrunde Bohrlöcher von der Größe eines starken Stednadelkopfes verraten. Die Weibchen bohren sich in die Rinde ein, bereiten hier einen sogenannten Muttergang und legen ihre Eier mit der größten Regelmäßigkeit auf beiden Seiten desselben ab. Von hier aus bohren die ausgetretenen Larven seitwärts in einen Voreingang, an dessen erweiterten Ende (die „Wiege“) sie sich verpuppen, um im Herbst oder Frühjahr als vollkommenes Insekt zum Zweck der Fortpflanzung auszukriechen. Unsere Abbildung (Fig. 2) zeigt ein Stüd Fichtenholz, das vom sogenannten Buchdruder (*Bostrychus typographus* L.) bewohnt gewesen ist. Infolge seiner Ueberfälle sollen z. B. 1783 im Harze ungefähr 2 Millionen Fichten wurmtoden, d. h. getötet worden sein. Den Obstbäumen sind verschiedene Verwandte des Buchdruders schädlich, wie *Bostrychus dispar* Hellw. und *B. Saxosini* Rtz. u. a. Sie schwärmen im Mai oder Juni und ihre Bohrtätigkeit verursacht das Verderben der Bäume. Gegen die Annäherung des fliegenden Insektes zum Giebelzweig schützt man den Baum durch Ueberstreichen des Stamms und Astes mit einer Mischung von 1 Kilo Kalk und 2 Kilo Soda in 15 Liter Weimwasser; den bereits angegriffenen Baum reitet man durch Entzünden der befallenen Stellen Mitte Juli und Vestricken der Wunde mit einem dünnen Brei von Lein und Schiefermehl.

Der Kohlweißling (*Pontia brassicae* L., Fig. 3) ist ein Schmetterling, dessen Raupen unsere Kohlspflanzen oft bis auf die Stünke abfressen. Sie erscheinen zuerst im Mai und Juni und ihre Raupen nähren sich von wildwachsenden Cruciferen, wie Gederich, Aderfenchel u. a. Die Raupen und die bald in 100fach vergrößerter Zahl zum zweitenmal erscheinenden Schmetterlinge sollten getötet werden, die nun, im Juli, ihre Eier haufenweise auf die Unterseite der Kohlblätter legen, wo sie leicht zerdrückt werden können, während die Raupen sich über die ganze Pflanze und über das ganze Kohlfeld verteilen, also schwer zu vertilgen sind, es sei denn, daß man sie mit 420 g R. warmem Wasser übertreibt, das sie tötet, den Pflanzen aber nicht schadet. — Ein böser Feind des Kohlweißlings, also einer der besten Freunde des Menschen, ist die Schlupfwespe, *Microgaster glomeratus* (Fig. 4), welche ihre Eier in die Raupen des Schmetterlings legt, in welchen die Larven sich weiter entwickeln und die sie töten, nachdem sie dieselben gezwungen haben, die Nährpflanze zu verlassen und an Ähren, Mauern u. s. w. sich festzusetzen; die Puppen der Wespe kriechen aus und legen in ihren gelben Gehäusen sich auf die Raupen, wo der Mensch in seinem Wahn sie als „Raupenpöcker“ tötet, sie, die als seine besten Freunde sorgfältig geschont werden müssen.

Alle meine verehrten Verehrten kennen die der Familie der Halbfalter zugehörigen Blattläuse (Aphes), welche sich auf den Spizzen junger Triebe festsetzen und mit ihrem durch „das Milchen“ der Amsen in größter Menge hervorgeleitetem Saft die Spaltöffnungen von Blättern u. a. verstopfen, die Lebensfähigkeit der letzteren also hindern und die ganze Pflanze schädigen. In den meisten Fällen wird man gut thun, die mit Blattläusen bedeckten Zweigspitzen abzuschneiden und zu verbrennen; wo das nicht angeht, stellt man die Pflanze in einen verchloffenen Kasten — in großen Gärtnereien das Gewächshaus —, den man mit dem Dampf des kochenden Tabaks ausfüllt und 24 Stunden in solchem Zustande beläßt; die Blattläuse und vieles andere Ungeziefer

werden dann tot sein, von deren Ueberresten die wenig oder nicht geschädigte Pflanze durch wiederholtes Eintauden in lauwarmes Wasser oder durch Ueberstreichen mit solchem zu reinigen ist. — Ein entschiedener Feind der Blattläuse im Freien, also ein Helfer in der Not des Menschen ist der Blattlauslöwe, d. i. die bewegliche Larve der gemeinen Florfliege oder Blattlausfliege (*Chrysopa vulgaris*, Fig. 5), eines zur Familie der Netzflügler gehörenden Insekts von blaugrüner Farbe. Die Larve stellt sich überall da ein, wo Blattläuse in Massen verjammelt sind, und vertilgt diese mit einem unergreiflichen Heißhunger, wobei ihr die großen zangenartigen Kinnladen gut zu flatten kommen, welche durchbohrt sind und als Saugapparat dienen, so daß die Blattläuse nicht gefressen, sondern mehr ausgesogen werden. Die Blattlausfliege legt die Eier in der Weise, daß sie mit dem Hinterende auf das Blatt drückt, einen klebrigen Stoff dort zurückläßt und diesen langsam heßt, wonach die Wespe sich zu einem Faden, dem Stiele, auszieht, der erhärtet und auf dem das Ei abgelegt wird. Die Florfliegen überwintern versteckt im Freien und befruchten sich zeitig im Frühjahr.

Das Postkartenwesen.

Von

Oskar Rennewitz.

Im postfaktischen Verkehr nimmt die Postkarte eine ganz hervorragende Stelle ein und ihr achtzehnjähriges Bestehen hat hingereicht, uns an ihre Existenz so sehr zu gewöhnen, daß wir uns den Postverkehr ohne Postkarte als etwas für die Gegenwart und Zukunft Unmögliches denken.

Es liegt dies in der Billigkeit, Einfachheit und leichten Erreichbarkeit dieses Korrespondenzmittels, denn eine Postkarte und Bleifeder sind überall zu bekommen, während Briefbogen, Rouverts, Tinte und Stahlfeder nicht immer gleich zur Hand sind, und die Ersparnis an Porto ist in ihrer Bedeutung für den Reichen nicht geringer wie für den Armen.

Nur einen Fehler hat die Postkarte, nämlich den der Offenheit ihres Inhalts, welche es sehr oft verbietet, wichtigere Mitteilungen niederzuschreiben, da es nicht ausgeschlossen ist, daß die Postkarte bei ihrer Bestimmung in Abwesenheit des Adressaten in Hände von Personen gelangt, welche dieselbe anrufen lesen. Es erscheint uns dies viel bedenklicher als der Umstand, daß von dem Inhalte der Postkarte auch diejenigen Postbeamten Kenntnis erlangen können, durch deren Hände sie geht, denn diese sind auf ihren Amtseid angewiesen und deshalb zur Geheimhaltung des zu ihrer Kenntnis gelangten verpflichtet.

Es bleibt indeß diese nicht etwa gewerbsmäßig, sondern nur beiläufig erfolgende amtliche Kenntnisnahme des Inhalts der einen oder anderen Postkarte nicht ohne Einfluß auf das Schicksal letzterer, sobald sie eine Verleumdung, Unzüchtigkeit u. s. w. enthält, denn in diesem Falle ist die Bestellung der Karte an den Adressaten nach § 12 der Postordnung zu unterlassen.

Von der „Verkehrszeitung“ ist nun vor kurzem die Frage angeregt worden, ob es sich für die Postverwaltung aus Zweckmäßigkeitsgründen nicht empfehle, alle bei der eingelieferten Korrespondenzkarten ohne Rücksicht auf ihren — vielleicht beleidigenden — Inhalt zu befördern, denn es könne nicht zu den Obliegenheiten eines Postbeamten von vielleicht sehr ansehnlicher Urteilskraft gehöre, dem Urteile des ordentlichen Richters darüber vorzugreifen, ob der Inhalt einer Postkarte beleidigend sei oder nicht, und weiter sei es den Postbeamten ja doch nicht möglich, sämtliche durch ihre Finger gehenden Karten zu lesen.

Von anderer Seite ist nun zwar die Richtigkeit dieser Zweckmäßigkeitsgründe anerkannt, zugleich aber darauf hingewiesen worden, daß damit der Kern der Frage nicht getroffen, vielmehr durch diese ausschließliche Betonung rein praktischer Bedenken nur noch mehr verschleiert werde, indem es den Anschein gewinnt, als dürfe es überhaupt als Aufgabe des Postbeamten gelten, die Korrespondenzkarten auf ihren Inhalt hin zu studieren, soweit die im gebotenen Eile bei Ausübung seines Hauptberufs ihm dies erlaubt. In Wirklichkeit könne vom prinzipiellen Standpunkte aus aber nicht nur nicht die Rede davon sein, daß den Postbeamten eine derartige Aufgabe gestellt ist, sondern die Pflicht des Beamten sei doch eher genau entgegengesetzter Natur. Es wird zwar anerkannt, daß das Reichsgesetz vom 20. Dezember 1875 es unterlassen hat, das Geheimnis des Inhalts der Postkarten zu schützen, indem man sich auf die Unverletzlichkeit des Briefgeheimnisses beschränkt, keinesfalls beachtet worden, die Postkartenkorrespondenz unter amtliche Kontrolle zu stellen. Der Postkartenverkehr beruhe auf der Voraussetzung, daß die Beamten die Postkarten nicht lesen, und wenn diese Voraussetzung vielleicht auch nur eine Fiktion wäre, die sich das Publikum macht, so sei es doch richtiger, nicht an ihr zu rütteln, statt sie umzuwerfen, was geschehe, wenn man der Postverwaltung ein Zensurrecht an dem Inhalte der Postkarten zugebe und die Beförderung der Karten von dem Inhalte derselben abhängig mache.

So viel Gewinnendes diese Ausführungen für den ersten Augenblick an sich haben, so spricht das Gefühl einer eingehenden Prüfung der Sache doch gegen sie. Das in dem Reichsgesetz vom 20. Dezember 1875 ausgesprochene Briefgeheimnis konnte auf die Postkarten nicht angewendet werden, weil bei der Offenheit ihres Inhalts das Briefgeheimnis im Sinne des Ge-



Fig. 4. Schlupfwespe.

heißes gar nicht gewahrt werden kann, denn es genügt ein einziger Blick, um den Inhalt einer beiläufig geschriebenen Postkarte zu übersehen, und bestünde für die Postkarten das Briefgeheimnis in dem oben bezeichneten Sinne, dann würde der Postbeamte wegen Verletzung dieses Geheimnisses schon strafbar, wenn er seinen Blick über die mit dem Inhalt versehenen Rückseite einer Postkarte streifen läßt. Das wäre eine Härte, die jedem gemeinen Gefühle widerstrebt.

Weil nun aber bei den Postkarten das Briefgeheimnis im Sinne des Gesetzes nicht gewahrt werden kann, so brähe das Postdienstes es vielmehr nicht selten mit sich bringen wird, daß den Postbeamten die Rückseiten von Postkarten und somit Bruchstücke des Inhalts derselben zuerst in die Augen fallen, hat der Gesetzgeber in § 12 der Postordnung zur Wahrung der Postbeamten vor der Beihilfe zu Vergehen bestimmt, daß Postkarten mit offensichtlich beleidigendem oder unsittlichem Inhalte nicht befördert sind, denn thätiglich würden sich Postbeamte, welche in dem Inhalte einer Postkarte eine Verleumdung oder Unzüchtigkeit unzweifelhaft erkennen, der Beihilfe zur Verleumdung bzw. Unzüchtigkeit schuldig machen, was sie trotz der davon erlangten Kenntnis die Karte befördern würden, und dies allein ist genügend, Postkarten mit beleidigendem oder unsittlichem Inhalte von der Beförderung auszuschließen.

Eine amtliche Kontrolle des Inhalts der Postkarte findet seitens der Post — wie uns aus Befragen zu einem höheren Postbeamten versichert worden ist — nicht statt, auch würde zu einem gewerbsmäßigen Durchlesen der eingelieferten Postkarten durch Postbeamte keine Veranlassung sein, aber das Recht, welches der Geringste des Volkes besitzt, nämlich augenfällige Thatfachen zu bekunden und die Beihilfe zu einem von ihm entdeckten Vergehen abzulehnen, muß man doch der Post gleichfalls zugestehen.

Es ist nun zwar gesagt worden, daß es nicht zu den Obliegenheiten eines Postbeamten von vielleicht sehr ansehnlicher Urteilskraft gehöre, dem Urteile des ordentlichen Richters darüber vorzugreifen, ob der Inhalt einer Postkarte beleidigend sei oder nicht. Dem ist entgegenzuhalten, daß stets nur solche Postkarten von der Beförderung ausgeschlossen werden, aus deren Inhalt unzweifelhaft eine Verleumdung u. s. w. ergibt. In zweifelhaften Fällen findet eine Ausschließung von der Beförderung nicht statt. Es wird dies auch durch die Thatsache bestätigt, daß trotz der in Frage stehenden postfaktischen Einrichtung immer und immer wieder Verleumdungen

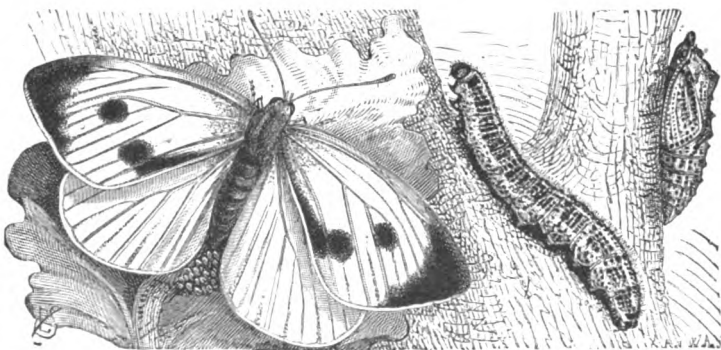


Fig. 3. Kohlweißling.

welche sich auf den beleidigenden Inhalt von Postkarten stützen, vorkommen.

Andererseits scheint es uns aber sehr gewagt, jemandes Urteilsfähigkeit in mutmaßlicher Weise zu kritisieren, wenn es sich darum handelt, daß derselbe sich vor der Beihilfe zu einem Vergehen schämen will, gleichviel, ob dies lediglich vom moralischen Standpunkte aus geschieht (wie man bei der Post wohl annehmen kann), oder aus Furcht vor einer zu erwartenden Strafe. Hier regelt

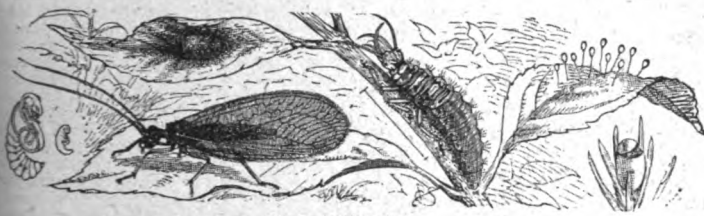


Fig. 6. Blattlausfliege.

die Urteilsfähigkeit das subjektive Verhalten, indem der Urteilsfähiger bei der vollen Erkenntnis der Tragweite seiner Aeußerung oder Handlung weit größere Vorsicht über wird als der minder Urteilsfähige. Wer die sich ihm aufdringende moralische und im weiteren die strafrechtliche Verantwortung für eine That ausschließlich von dem Urteile des ordentlichen Richters abhängig machen würde, der wäre ein schlechter Beschützer seiner Ehre und im Gegenteil ein sehr leichtfertiges Werkzeug in den Händen solcher, denen es auf widerrechtliche und strafbare Handlungen nicht ankommt, somit eines besseren Ansehens nicht würdig. In letzterem liegt aber der Wert des Menschen und seiner Würdungen und deshalb soll man sich hüten, dasselbe durch die Zulassung des Mißbrauchs zu untergraben.

Aus Küche und Haus.

Von

L. v. Präpper.

Jun.

Cajapago (fr. Cahupácho). Man schneidet Weißbrot in Stücke, begießt sie mit einer hinreichenden Menge von Wasser, Del, Essig, Salz, Pfeffer und geriebenem Kümmel und mengt feingehackte Zwiebeln und Sardinen darunter. Diese spanische Nationalgerichte erfrischen ungemein. (Originalrezept.)

Französische Kartoffelsuppe. Man dämpfe einen geschälten Kilo fein gehackten Knobel und ebensoviele Petersilie in 75 g Butter, füge drei Eßlöffel Mehl hinzu und, nachdem dies hellgelb geworden, 3 l Fleisch- und anderthalb Dutzend geschälte, abgekochte, gewaschene und durch einen Sieb geschickene Kartoffeln, weiche Salz, lade die Suppe zwanzig Minuten lang ganz langsam, kochte sie mit drei Eßlöffeln und richte sie mit über Butter gebräuten Weißbrotmürseln an.

Hecht im Mantel. Man lasse einen schönen, wohl gewaschenen Hecht einige Stunden ein, lasse ihn dann mit Salz, Pfeffer, Gewürz und Salz gar und lasse ihn in der Butter erkalten. Dämpfe nun einen Kilo fein gehackten Schalotten in 125 g Butter, füge eine Handvoll Mehl, einige feingehackte Sardellen, 1/2 l sauren Rahm und einige Eßlöffel Salz hinzu, rühre es auf dem Feuer, bis es köchelt, und überziehe, wenn es erkalten ist, den auf dem Kochen geschälten Hecht mit halbfingerringförmig, bestreue ihn mit feingehacktem Weißbrot, bestreue ihn mit zerlassener Butter, bade ihn im Ofen (Röhre) bis er braun und serviere mit Kapernsauce.

Kapernsauce. Man vermische 80 g Butter mit einem Eßlöffel Mehl zu einem weichen Teig, thue ihn in 1 l Wasser, einem kleinen Eßlöffel Salz, einer Handvoll Pfeffer und etwas Muskatnuss in eine Kasserolle und rühre es auf dem Feuer, bis es köchelt, wonach man es abkühlt, den Saft einer Zitrone, noch 30 g geschälte Butter und zwei Eßlöffel Kapern daran thut, so gut umrührt, bis die Butter geschmolzen ist; darf sie nicht kochen und muß gleich serviert werden.

Erbsiger Allerlei mit Hammelskoteletten. Man nimmt dazu sämtliche Gemüse der Saison. Kleine Bohnen werden gepulvt, gewaschen und in Bouillon mit Salz, Salz und etwas Zucker weichgekocht. Einen in eine Reihe geteilten Blumenkohl kocht man in Salz- und etwas Sauerampfer, in 3 cm lange Stücke geschnitten. Die grünen Bohnen schneidet man in schräge Viertel und kocht sie, sowie die grünen Erbsen, in reichlich Salzwasser schnell weich, damit sie recht grün bleiben, so bald als Gemüse gar sind, kühlt man sie ab, wäscht sie in eine Kasse Kasserolle. Jetzt bereitet man aus weißer Sauce (Mehlschwitze) und kräftiger Bouillon eine dicke Sauce, rührt sie mit etwas von dem Sauerampfer und etwas Pfeffer an und läßt sie eine Stunde langsam kochen, entfernt den Schaum, zieht sie mit drei Eßlöffeln eines feinen feinen Sieb über die Gemüse, läßt diese langsam heiß werden, kocht sie vorsichtig um, richtet auf einer runden Platte an und garniert mit Hammelskoteletten.

Hammelskoteletten. Man tauche die wohl gewaschenen Koteletten in zerlassene Butter, paniere sie mit zerhacktem Weißbrot, welches zur Hälfte mit Parmesan-

käse vermischt worden, und brate sie über starker Glut und einem Roste auf beiden Seiten rasch ab.

Hühnersalat. Man brate vier schöne junge Hühnerchen recht saftig und weich, lasse sie erkalten und zerlege sie in zwei Schlegel, zwei Flügel, zwei Bruststücke, lege sie in eine Schale, würze sie mit sechs Eßlöffeln Del, ebensoviel Estragonessig, Salz und Pfeffer und marinire sie so eine Stunde lang. Unterdessen schneide man aus sechs Häuptchen schönem festen Kopfsalat die Herzchen

aus und die übrigen, schönen Blättchen in nadelartige Streifen, welche es zusammen und schwingen es in einer Serviette. Der geschnittene Salat wird dann mit Del, Essig, Pfeffer, Salz und etwas geschnittenen Estragon- und Minzeblättchen gut angemengt

und die Vertiefung einer flachen Porzellanpfanne damit belegt, und darüber richtet man nun die Hühnerstücke gehäuft an, zuerst die Schlegel, hierauf die Flügel herum in vier Teile geschnitten, stellt um die Schüssel rund gefochte Eier, zwischen welche die je nach ihrer Größe in zwei oder vier Teile geschnittenen Salatzergchen gesetzt werden, und begießt den Salat mit der übriggebliebenen Marinade.

Erdbeerauflauf. Man treibe 1 1/2 l recht reife, trockene, nicht gewaschene Walderdbeeren durch ein feines Sieb, vermische zwölf zu feinem Schnee geschlagene Eiweiß mit 375 g feinem Zucker und den Erdbeeren und fülle es in die Form, überziehe mit Zucker und lasse bei gelinder Wärme eine halbe Stunde baden.

Beerenbowle. Man treibe 1 1/2 l Johannisbeeren, Himbeeren oder Erdbeeren durch ein Haarsieb, füge 375 g Zucker, den Saft von zwei bis drei Zitronen hinzu und rühre es mit anderthalb Flaschen weißem Wein an, lasse es noch ein paarmal durch das Sieb laufen und stelle es kalt.

Etwas von der ägyptischen Augenentzündung.

Vor kurzem ging durch viele Zeitungen die Mitteilung, daß im Regierungsbezirk Polen eine Anzahl von Schulen wegen des Auftretens der ägyptischen Augenentzündung geschlossen seien, und es wurde damit wieder einmal die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf diesen Gegenstand gelenkt. Es ist deshalb sicher von Interesse, einiges aus dem Vortrage wiederzugeben, den einer der bedeutendsten Augenärzte Deutschlands, Geheimrat Prof. Förster in Breslau, ein Schüler des berühmten Gräfe, vor einem Kreise von Ärzten diesem Thema gewidmet hat.

Aus seinen Darlegungen ergibt sich, daß die Geschichte dieser Krankheit, obwohl noch nicht ein Jahrhundert alt, eine sehr unverwundliche ist. Seit dem ersten und namen- gebenden Ausbruche epidemischer Augenentzündungen im ägyptischen Heere Napoleons I. (1798) liegen zwar Berichte aus über Epidemien in fast allen anderen europäischen Armeen vor, aber sie fallen sämtlich in die Zeit der ärztlichen Wissenschaft, als noch nicht die Beobachtung, sondern das Aufstellen von Theorien die ärztliche Kunst ausmachte. Deshalb läßt sich nicht einmal feststellen, ob es überhaupt eine bestimmte Krankheitsform war, die damals in Ägypten und später in den anderen Heeren herrschte, oder ob eine Anzahl verschiedener und verschieden bedingter Prozesse unter einem Namen zusammengefaßt wurde. Jedenfalls gibt es nach Prof. Förster in Deutschland gegenwärtig keine Form, welche den damaligen Beschreibungen entspräche; es gibt überhaupt in heutiger Zeit keine epidemischen, sondern nur endemische Augenentzündungen, die hier und da in größerer Zahl auftreten und namentlich hinsichtlich der Gefahr für das Auge keinen Vergleich mit jenen Schilderungen aushalten. Von diesen Endemien sind es zwei Formen, welche zuweilen zu dem erschreckenden Gerücht vom Ausbrechen der ägyptischen Augenentzündung Anlaß geben: das Trachom und der folliculäre Kataract.

Zum Wesen beider Erkrankungen gehören körnige Vorrangungen an der Schleimhaut, welche von der inneren Fläche der Augenlider zum Augapfel hinüberzieht, aber im übrigen sind die Krankheiten äußerlich verschiedene. Das langsam auftretende und deshalb zur Vernachlässigung zu Schrumpfung und damit zu schädlicher Verhärtung der Lidstellung häufig unter Schädigung der Hornhaut und damit der Sehkraft; der folliculäre Kataract dagegen, der trotz erheblicher Unterschiede oft mit jenem verwechselt wird, ist ein durchaus gefahrloses Leiden. Das Trachom war es hauptsächlich, das früher im preussischen Heere geherrschte und auf das die meisten Erbkrankheiten unter dem Militär zurückzuführen sind; heutzutage scheint es nur noch stellenweise endemisch vorzukommen. Jedenfalls ist seine Ansteckungskraft (nach Prof. Försters Beobachtungen während 30 Jahren an Tausenden von Trachomkranken) eine äußerst geringe.

Die weiteren Neuerungen des berühmten Augenarztes beziehen sich auf die Behandlung und bedürfen deshalb hier nicht der Wiederholung. Um so mehr verdienen seine oben skizzierten Ansichten die allgemeinste Beachtung, da-

mit nicht durch ungeduldige Befürchtungen ferner kostspielige Opfer veranlaßt werden!

Abortanlage mit Torfmull.

Die nebenstehende Zeichnung veranschaulicht Abortanlagen nach dem Torfmullabfuhrsystem D. R.-Pat. D. Voppe, Kirchberg (Sachsen). Der Unterschied zwischen diesem zum Wohl der Land- und Volkswirtschaft sich immer mehr einbürgern System und dem seither gebräuchlichen Spülsystem beruht darauf, daß das letztere durch die Fortpflanzung mit Wasser die Stoffe ja nur dem Gesichte entzieht, wofür aber schließlich die endgültige Unterbringung dem Ingenieur wie dem Hygieniker um so mehr Schwierigkeiten macht und eine Verdrängung der Exkremente, damit aber eine Vermehrung und Entwertung derselben verursacht, die die landwirtschaftliche Ausnützung unmöglich macht. Beim Torfmullabfuhrsystem dagegen ist die Vermehrung der Stoffe nur eine geringe durch einen Stoff, welcher die widerlichen Eigenschaften (Anblick) der Exkremente vollständig hebt, diese als einen anerkannt vorzüglichen Dünger durch praktische Form und höchstem Düngewert der Landwirtschaft ausführt. Dieser Dünger wird bezahlt mit 50 Hg. v. Ztr., sein wirklicher Wert ist ca. doppelt so hoch. Die Wirkung des Torfmulls, der aus den unerschöpflichen Hochmooren Deutschlands als ein lichtbraunes Pulver von großer Leichtigkeit und höchster Aufnahmungskraft (1 Teil des besten Torfmulls bindet bis 15 Teile Flüssigkeit) in gepressten Ballen von ca. 3/4 cbm Raum und 2—3 Ztr. Gewicht fabrikmäßig dargestellt wird, beruht auf seiner Abstammung von den Sphagnum- und Polytrichumweiden, jedes einzelne Blättchen dieses Molls besteht aus mikroskopisch kleinen röhrenförmig aneinander gereihten Zellen, die mit erstaunlicher Kapillarkraft die Feuchtigkeit der Exkremente an sich reißen und einschließen, wodurch selbstverständlich die Entfäulnis jeder Fäulnis und auch der Fäulnisgase gehindert wird.



Abortanlage.

Der Gehalt des Torfmulls an 10—20% Huminsäure, die bekanntlich im höchsten Grade antiseptisch wirkt, erhält das Düngemittel stets schwach sauer, verhindert jede alkalische Reaktion und somit nach Prof. Koch auch die Ausfäulnis und Fortpflanzung der Krankheitserreger.

Durch die Selbsttätigkeit bei Benutzung des Abortes wirkenden Streuapparate wird nun je nach Regulierung ein Quantum von 30—60 g Torfmull auf die ausgeschiedenen Exkremente gestreut und dadurch eine ganz gleichmäßige Mischung erzielt. Ein Zentner Torfmull langt also zu ca. 8—1700 Sitzungen. Die Anbringung dieser Apparate ist äußerst einfach und leicht bei vorhandenen Anlagen wie bei Neubauten, gleichgültig ob die Entleerung in Gruben oder beweglichen Gefäßen unmittelbar wie bei Nachtstühlen, oder durch Rohrleitung erfolgt.

Die Konstruktion ist äußerst dauerhaft, die Wirkung sicher, die Ausstattung jeglichen Ansprüchen entsprechend, so daß sich die Anlagen ebenso gut in der Fabrik von Krupp in Essen als in feierlichen und fürstlichen Schlössern bewährt haben.

Unsere Kunstbeilagen.

Spannendes Interesse weckt wohl bei jedem Beschauer das Bild „Nachtwandlerin“ von Elisabeth von Suchbodo'ska, geborene Brauer. Die Dame, aus Leipzig gebürtig, machte ihre ersten Studien bei Professor Jäger daselbst und Professor Grosse in Dresden, wurde dann in Weimar mehrere Jahre Schülerin des Professors Baumwels aus Antwerpen, lebt ebenfalls in Dresden. Nach dreijährigem Aufenthalt in Italien, hauptsächlich in Rom, Neapel und Capri, verheiratete sie sich in die Heimat zurückkehrend mit J. von Suchbodo'ski, Historienmaler, und lebt gegenwärtig in München. Wenn vielen angesichts dieses Bildes nicht die Worte von Heine ein:

Die Lotusblume ängstigt
Sich vor der Sonnenpracht,
Und mit aelstem Haupte
Erwartet sie träumend die Nacht.
Der Mond, der ist ihr Buhle,
Der weckt sie mit seinem Lichte,
Und ihm entschlieferte sie freudlich
Ihr frommes Blumengesicht.

Im vollsten Gegensatze zu dieser fast unheimlichen Nachtstimmung stehen die beiden Bilder von Meserich mitt: „Der Lenz ist gekommen“ und „Maidäer flieg“, über denen lachender Sonnenchein ausgegossen ist. Überall drängt sich hier neues, frisches Leben dem Himmel entgegen und während das eine der Bilder gar herrliche Erinnerungen an die Jugendzeit und die ersten Lenztage des Lebens erweckt, dürfen wir wohl dem freundlichen Paar des anderen nachsehen, daß auch in ihrem Herzen der Frühling der Liebe eingezoogen ist, der wie alles Irdische wohl ein Ende, aber keinen Herbst kennt. Ansprechend ist auch Duprès Bild „Auf der Weide“, das besonders durch die glückliche Wiederkehr der Natur fest.

Boscós Taubenkunststück.

Von

Alexander.

Eines der Lieblingskunststücke Boscós, mit welchem er, ebenso sehr durch die Originalität der Ideen, als wie durch seine unachahmliche Darstellungsweise, das Publikum zu unterhalten und in die heiterste Laune zu versetzen wußte, bestand in seinem sog. Taubenkunststück. Sein Diener brachte in einem Käfig zwei Tauben herbei, von denen die eine vollständig schwarz, die andere ebenso weiß gefiedert war. Diesen erklärte Boscó den Kopf abschneiden, dieselben wieder aufgehen und sie wieder lebendig machen zu wollen. Um jedoch, wie er bemerkte, bei den Damen keinen unangenehmen Eindruck zu machen, sollte sein Diener das Kopfabschneiden der Tauben hinter den Kulissen besorgen. Weiterer begab sich jedoch mit den Tieren zur Seite und brachte dieselben alsbald wieder, in der entprechenden Weise gekleidet, zu Boscó zurück. Boscó zeigte nun die leblosen Körper und Köpfe der beiden Tauben, hielt ihnen eine höchst komische Trauerrede in gebrochenem Deutsch, welche mit allen denkbaren Redensarten aus verschiedenen Sprachen untermischt war, und schloß dieselben in eine unter dem Käfig befindliche Lade ein, dann ergriß er eine geladene Pistole, schoß dieselbe in der Richtung des Käfigs ab, und im selben Augenblicke flatterten die beiden Tauben wiederum lebendig in dem Käfig empor. Aber — o Wunder! durch ein Versehen hatte die schwarze Taube den Kopf der weißen, und die weiße Taube den Kopf der schwarzen erhalten. Unter allgemeinem Gelächter der Zuschauer entschuldigte sich Boscó unter höchst komischen Redensarten, mit dem Bemerkten, dies sonderbare Taubenpaar zur Erinnerung an die merkwürdige Verwechselung zum ewigen Andenken aufbewahren zu wollen.

Der Zusammenhang der Ausführung bestand in nachfolgendem:

Boscó besaß vier Tauben der kleineren Gattung, eine schwarze, eine weiße, sowie eine schwarze mit weißem, und eine weiße Taube mit schwarzem Kopf.

Sobald er seinem Diener die weiße und schwarze Taube mit der Aufgabe sie zu fesseln überreicht hatte, brachte dieser dieselben hinter den Kulissen einfach in einem anderen dort vorhandenen Käfig unter, und statt derselben zwei andere ausgekostete Tauben nebst zugehörigen Köpfen seinem Herrn zurück, der dieselben alsbald, wie bemerkt, in die an dem Käfig befindliche Lade unterbrachte.

Der Käfig (Fig. 1) hatte eine ungefähre Höhe von 26 cm, eine Breite von 33 cm und eine Tiefe von 22 cm. In der Mitte des Gitters, wie aus der Zeichnung ersichtlich, befand sich eine kleine Thür, sowie unten an der Vorderwand in der Mitte des Bodens eine viereckige Oeffnung zum Aufnehmen einer Schieblade, deren noch besonders gedacht werden wird. Im Innern des Käfigs, in dem Bodenspace a b c d, war eine bewegliche Schiebeleinrichtung (Fig. 2) angebracht, welche zwei separate Läden aufnehmen vermochte. Dieselbe bestand nur aus einem Bodenbrett f h und den darauf befestigten Wandbrettern g h. Waren nun in dieser Schiebeleinrichtung die beiden Läden (Fig. 3 i u. k) untergebracht, so ist es ersichtlich, daß durch Seitwärtsziehen bald die eine, bald die andere Lade vor die Mitte der Oeffnung (Fig. 1 c) gebracht und je nach Erfordernis herausgezogen werden kann. Ferner ist auf beiden Seiten des Bodenspace bei a u. c (Fig. 1) ein schwarzes Brettchen oder Deckel angebracht, um die zeitweise darunter befindlichen Läden zu verdecken, während oberhalb des Mittelraumes über o der Platz offen gehalten ist. An dem Schiebeleinrichtung (Fig. 2) ist zur Linken eine kleine Schnur i angebracht, welche an der linken Seite des Vogelbauers zum Vorschein kommt und hier mit einem kleinen Ringe l versehen ist. Dieselbe dient dazu, das Gitter mit den Läden hier herziehen und dadurch die Lade in der Mitte mit der folgenden verwechseln zu können.

Zur Vorbereitung des Kunststückes wird also die Schiebeleinrichtung mit den Läden nach links geschoben, die Lade h (Fig. 2) herausgenommen und in derselben das buntgefärbte Taubenpaar untergebracht und dann wieder zurückgeschoben, was durch die offene Gitterthür leicht zu bewerkstelligen ist. Dann wird die weiße und schwarze Taube ebenfalls in den Käfig gesperrt und auf den darin befindlichen Querslab g gesetzt.

Sobald der Künstler, den Käfig halb mit dem Körper verdeckend, die toten Tauben in die Lade gelegt hat, zieht er mit der Linken die vorderwärtige Schnur i (Fig. 2)

an und bewerkstelligt dadurch den Wechsel der Läden, tritt sofort zur Seite, schießt die Pistole ab und bewirkt dadurch das Emporspringen der beiden lebenden Tauben. Befürchtet man das zu frühe Sichtbarwerden derselben, so kann man der Vorsicht halber den Käfig vorher mit dem Taschentuche bedecken.



Es sei nun noch gestattet, zum Schluß einer Anekdote zu gedenken, die von Boscó erzählt wird, als er obiges Kunststück unter anderem dem Sultan in Konstantinopel vorführte. Letzterer, heißt es, sei im höchsten Grade von diesem Kunststücke überrascht gewesen und habe an den Künstler das Ansuchen gestellt, dasselbe mit einem weißen und einem schwarzen Sklaven ebenfalls auszuführen, worauf Boscó entgegnet habe, es bis jetzt in seiner Kunst nicht so weit gebracht zu haben, dasselbe auch mit Menschen zu bewerkstelligen. Doch hoffe er, daß ihm auch dieses im Laufe der Zeit gelingen und er dann nicht verfehlen werde, dasselbe Sr. Majestät vorzuführen.

Neue philosophische Werke.

Von dem berühmten Werk des leider so früh verstorbenen Philosophen Friedr. Albert Lange, Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart, hat die Verlagehandlung (J. Neuberger, Leipzig) eine wohlfeile Ausgabe veranstaltet. Dieselbe ist von Hermann Cohen besorgt und mit biographischem Vorwort versehen. Wir müssen uns begnügen, von dem lausendfach für und wider feilgekauften Werk die Inhaltsangabe wiederzugeben: Erstes Buch. Geschichte des Materialismus bis auf Kant. Der Materialismus im Altertum. Die Leberangabe. Der Materialismus des 17. Jahrhunderts. Der Materialismus des 18. Jahrhunderts. Zweites Buch. Geschichte des Materialismus seit Kant. Die neuere Philosophie (Kant und der Materialismus). Die Naturwissenschaften (Der Materialismus und die erste Philosophie. Kraft und Stoff. Die naturwissenschaftliche Kosmogonie. Darwinismus und Teleologie. Die Stellung des Menschen zur Tierwelt. Gehirn und Seele. Die naturwissenschaftliche Psychologie. Die Physiologie der Sinnesorgane und die Welt als Vorstellung). Der ethische Materialismus und die Religion (Die Volkswirtschaft und die Dogmatik des Egoismus. Das Christentum und die Aufklärung. Der theoretische Materialismus in seinem Verhältnis zum ethischen und zur Religion. Der Standpunkt des Ideals). Das Werk ist 53 Bogen stark und erschöpft den Gegenstand nach allen Seiten in klarer, meisterhafter Weise.

Die Kritik der alten Griechen betitelt sich ein Werk von mächtigem Umfang von Karl bu Brül (Leipzig, Ernst Günthers Verlag, 1888), das folgende Kapitel aufweist: Tempelheiligt. Orakel. Mythen. Dämon des Sokrates. Der Name des Verfassers, der sich viel mit Mythik beschäftigt hat, bürgt für die Gediegenheit des Werkes. Uebrigens dürfte die Geschichte der Mythik kaum ein interessanteres Thema aufzuweisen haben als dieses.

Eine sehr beachtenswerte Schrift ist das Wesen des Spiritismus, vom physikalischen und physiologischen Standpunkte betrachtet von Dr. Hermann Spiegel (Leipzig, Oswald Rühle, 1888). Der Titel sagt schon hinlänglich, um was es sich handelt. Zum besseren Verständnis jedoch hier das Inhaltsverzeichnis. Unser Gemüt (das Nervensystem des Sympathismus). Das Spino-Gitar-Zentrum von Budge. Der herumschweifende Nerv. Die Reflexbewegung. Das Wesen des Spiritismus. Unser Verstand. Unser Schlaf. Unsere Liebe. Physiologische Gründe. Der Spiritismus im Tierreich. Unser Blut. Der Spiritismus bei den verschiedenen Kulturvölkern. Schluß. Dessen letzter Satz lautet: „Jeder Mensch kann sich zu einem Spiritisten ersten Ranges herablassen, wenn er im Stande ist, seine Peripherie derart zu erheben, wie die Sonne die Lichtstrahlen der Sahara erhebt, andererseits aber, wenn er keine Sensibilität derart von seiner Mobilität (Beweglichkeit der Muskeln und Nerven) trennt, als jene in kompletter Ruhe befindlichen Lichtstrahlen, in welchen sich das Phänomen der Kata Morgana abspielt.“

In hohem Grade zeitgemäß ist das von dem Vorsteher der Klinik für Nervenerkrankungen in der Krankenanstalt Salpêtrière zu Paris, Gilles de la Tourette, bearbeitete Werk Der Hypnotismus und die verwandten Zustände vom Standpunkte der gerichtlichen Medizin. Autorisierte Uebersetzung (Hamburg, Verlaganstalt, vormals J. F. Richter, 1889). Warum wir das Werk als zeitgemäß hinstellen, bedarf wohl keiner Begründung, da jeder weiß, daß mit dem Hypnotismus fast ebenbürtig Unfug und Schwindel getrieben worden ist, als mit dem Spiritismus, und das will viel sagen. Aus dem Inhalt des ebenso wissenschaftlich interessanten als praktisch wichtigen Buches seien folgende Kapitel hervorgehoben: Die verschiedenen hypnotischen Zustände. Die hypnotischen Suggestionen (Einführung, Offenbarungen). Der natürliche und pathologische Somnambulismus. Erscheinungen der Hysterie. Der „zweite“ Zustand. Gefahren des Hypnotismus (für die Gesundheit des Leibes und der Seele). Der Hypnotismus bei Ausübung von Verbrechen und Vergehen. Ausbeutung des Magnetismus (bei der Schwindelheile). Der Magnetismus als Gewerbe vor dem Gesetz u. s. w. Daß es der Mühe wert ist, sich mit dem Spiritismus ernstlich zu beschäftigen, beweist auch die Biblio-

graphie desselben (von Max Dessoir, Berlin, Carl Dunckers Verlag, 1888), die nicht weniger als 812 Schriften und 207 Zeitschriften (letztere ganz oder nur teilweise mit dem Gegenstande sich befassend) aufweist. Von welchen 477 in französischer, 104 in englischer, 88 in italienischer, 72 in deutscher, 22 in dänischer, 16 in spanischer, 12 in russischer, 7 in holländischer Sprache abgefaßt zc. Von den Zeitschriften erscheinen nur 18 im eigentlichen Deutschland. Die Bibliographie greift bis zum Jahre 1855 zurück. Für das Annuaire derselben seit 1880 ergibt sich folgender Maßstab: 1880: 14, 1881: 39, 1884: 78, 1886: 131, 1887: 205, 1888 Januar bis April: 82; bei gleichem Fortgang ergäben für das ganze Jahr also 246 Nummern. Uebrigens muß bemerkt werden, daß vom juristischen Standpunkt sich 43 der erwähnten Werke mit dem Gegenstande beschäftigen.

Ein gewiß nicht wenigen Lesern willkommenes Beitrag zur Religion und Philosophie dürfte der buddhistische Kathedismus von Subhadrâ Bidhân sein. Derselbe ist nach den heiligen Schriften der südlichen Buddhismen zum Gebrauche für Europäer zusammengestellt und mit Anmerkungen versehen. Da die Schrift nur zur Einführung in die Lehre des Buddha Sântama dienen soll, so ist in ihr auch nicht alles wiedergegeben, was der Buddhismus enthält. Sie wendet sich, wie der Verf. in der Vorrede sagt, vornehmlich an diejenigen, welche nicht im materiellen Fortschritt und geistigerem Wohlleben das höchste Ziel des Daseins suchen, sondern, abgesehen von dem wilden Kampfe um irdische Güter, den die Erbsünde täglich erbarmungslos führt und unbefriedigt von den Lehren der herrschenden Religionen, nach jenem inneren Frieden und jener geistigen Erkenntnis verlangen, die allein das Leben wert machen.

„Der erste und sicher einzig wissenschaftliche Beweis — sein Tragisch, auch seine bloße Hypothese — auf Grund der Deisten-theorie, daß es einen persönlichen Gott und eine Unsterblichkeit der Seele gibt“ — so lautet der Titel einer in zweiter Auflage vorliegenden Abhandlung von N. H. Verhag (Leipzig, Gustav Fock, 1888). Leider ist es nicht mit diesem im triumphierenden Ton angeführten Beweis. Die Deisten-theorie lehrt, daß sich die Schöpfung vom Ureinfachstoff aus zu immer vollkommenen Stufen entwickelt. Der Mensch könne daher noch nicht die höchste Stufe der Entwicklung darstellen. Christus, so sagt der Verfasser, bezeichne bereits eine höhere Stufe der Entwicklung. Nun ist die höchste Stufe der Entwicklung die „Vollkommenheit“. Das ist aber der Begriff „Gott“. Wo bleibt nun aber der persönliche Gott, wenn der Mensch schließlich die Stufe der Vollkommenheit erlangt, also selbst „persönlicher Gott“ geworden ist? Oder gäbe es etwa ein „Bis hierher und nicht weiter“ vor der Stufe der Vollkommenheit? Das wäre grausam und könnte nur eine Eingebung der Fiktion sein. Uebrigens bezeichne der Begriff Vollkommenheit selbst eine Grenze und fällt also mit der Deisten-theorie in nichts zusammen.

Die Naturerkenntnis im Lichte des Darwinismus. Vier Vorträge in gemeinverständlicher Darstellung von Emanuel Wurm (Dresden, J. Schönbach, 1888). Der Verfasser kommt zu dem Ergebnisse, daß der Mensch schließlich auch den Kampf ums Dasein überwinden werde. Führe er doch schon seit seinem Vorkommen einen Kampf gegen diesen Kampf!

So war es — so ist es — Doch muß es ewig so währen? Es wäre zu wünschen, daß der Verfasser nicht irrte. Einweilen ist dazu wenig Aussicht vorhanden trotz aller „großartigen Siege, die der Mensch seit der Steinzeit über diesen Gegner errang“.

Ein Theologe dienet um seine Befennnisse unter dem Titel „Im Kampfe um die Weltanschauung“ (3. und 4. Auflage, Freiburg i. Br. 1888, Neuberger-Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr). Können wir alle Theologen so, wünscht man unwiderlich, wenn man das Büchlein liest.

Federhalter mit Tinte.

Die zum Teil sehr primitiven Versuche einen Federhalter zu konstruieren, der fähig ist zum Schreiben zu sein, ist, wozu also der Schreibende kein Lintengefäß benötigt, haben in neuester Zeit zur Konstruktion des sog. „Tintenfüßfederhalters“ Dr. Hermanns System“ geführt, der wiederum ebenfalls in den Handel gebrachten Federhalter die größere Solidität und glattere Funktion, vor der bisherigen Goldfeder die größere Billigkeit voraus hat. Der Federhalter besteht aus einem Reservoir mit rohrförmigem Ausfluß, durch den die Tinte mittels Zurückziehens eines am Reservoir befindlichen Kolbens zunächst in dieses aufgenommen wird, um dann beim Gebrauch durch eine Federbewegung der Feder ausgegossen zu werden. Füllung des Reservoirs und Abgabe der Tinte an die Feder sind denkbar vereinfacht. Der Federhalter wird in zwei Ausführungen fabriziert, die eine für den Schreibstift, die andere für die Feder, und besonders dem letzteren nicht weniger als dem ersten das Wort reden, weil ein solcher Federhalter in unzähligen Fällen für den Federhalter überhaupt die einzige wahre Wohlthat ist. Empfohlen wird der Federhalter von J. C. B. Mohr & Comp. in Leipzig. Herstellung neuer Muster darauf bedacht zu sein, den Federhalter mit den Fingerspitzen in Verührung kommt, wodurch sich in Hartgummi herzustellen, in jedem Falle aber die Ränder der Ausbuchtung über dem Reservoir als unbedeutend (und auch unnötig) fallen zu lassen.

Fig. 1

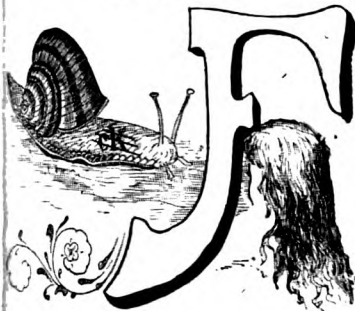


Fig. 2



Im Kopf-Berbrechen.

Rebus.



Rätsel.

Aus einem lieben kleinen Haus
Sah oft ein schönes Kind heraus
Mit Augen, die ins Herz hinein
Sich schmelzen wie Sonnenschein.

Ein Herr, der oft vorüberging,
Sah mit Behagen nach der Süßen,
Wie er zuletzt sich unterfing,
In halbvortrauer Art zu grüßen;
Und bald kam Tag für Tag ein Strauß
Von Blumen in das kleine Haus.

Die Schöne lang sich so benahm,
Als ob dies alles sie nicht rührte.
Doch als er einmal wiederkam,
Da öffnete plötzlich sich die Thüre,
Und in der Rechten einen Brief,
Ein Knabe ihm entgegenlief.

Er nimmt und öffnet mit Entzücken,
Er will ihn an die Lippen drücken;
Doch ach! — er war von Männerhand!
Dort nun, was in dem Briefe stand:

„Gehter Herr! Daß das Sie sind,
Wos ich verheißt, ist klar genug;
Doch Ihr Vermögen verweht der Wind
Wie leichte Vögel in raschem Flug.
Sie fragen überaus: warum?
Wein werter Herr! Ich bleibe stumm;
Doch wenn von dem, was just Sie sind,
Ein einzig Zeichen Sie entfernen,
So finden Sie den Grund geschwind.
Und wollen Sie auch kennen lernen,
Warum ich diesen Brief geschrieben,
So wollen gütig Sie belieben,
An dem, was oben sich als Grund
Des Mißerfolges machte kund,
Ein Zeichen umzuändern nur.
Sie kommen doch wohl auf die Spur?
Was jetzt Sie fanden, bin ich ihr,
Der aller Mädchen Kron' und Bier!
Nie werd ich auf mein Recht verzichten.
Ich bitte, sich danach zu richten!“
Als er den Brief zu End' gelesen,
War er entzückt und gesehnt;
Er eilte fort nach wenig Tagen,
Was mochte wohl der Brief belagen?

Homonym.

Ein Feigling ist, wer sich's nicht thut;
Ein Schaden frei, wer's niemand thut,
Doch wer's in seiner Jugend ward,
Ist glücklich bis zur letzten Fahrt.

Diamant-Rätsel.

Nach dem nebenstehen-
den Muster, in welchem
die sentrechte Mittelreihe
gleich der wagerechten ist,
bilde man eine Wortfigur
mit Hilfe der folgenden
Angaben:

Das oberste Wort
nennt einen männlichen
Borname, das zweite
einen ausgezeichneten Kom-
ponisten des vorigen Jahr-
hunderts, das dritte eine
einen hervorragenden Kom-
ponisten, das fünfte ein europäisches
Land, das sechste einen
französischen Kriegshafen.
Das unterste Wort ist ein poetischer Name für einen großen
Dichter.

Rätsel.

Auf manchem Berg wie ich du mein Erstes
Ich entzündend, oft auch mein Zweites finden.
Doch das mein Zweites gar erlösend,
So kann dein Zug vom Ganzen aus
In nebelgraue Fernen fliegen.

Silbenrätsel.

Aus folgenden 35 Silben sind elf Worte zu bilden,
deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten
gelesen den Anfangsbuchstaben des Vornamens und den
Familiennamen eines in Berlin lebenden berühmten
Staatsmannes und sein wichtiges Werk, eine Ertrun-
gen- schaft des letzten Jahrzehnts, ergeben:
a ber bon can cop e e ge gel hel hos ki kov
kar les les li lis nec o pont pi prum ri rus sa spie
tal te te ten to trut wit

1. Teil des Mitteländischen Meeres, 2. optisches In-
strument, 3. Stadt in Japan, 4. Landschaft des alten
Griechen, 5. Stadt in der Schweiz, 6. Ort in Mähren,
7. Stadt in Spanien, 8. Nebenfluß des Rheines, 9. Ort
in der Provinz Brandenburg, 10. See in der Schweiz,
11. Stadt in Portugal.

Zweifelhafte Charade.

Die Erste, wenn sie alt und echt,
An Wert gewinnt und an Gehalt,
Denn obler Wein wird drum nicht schlecht,
Wenn er geworden schwer und alt.
Die Zweite Gelddienste thut
Da, wo man über Spekt und schicht,
Und wo in wilder Kriegerstut
Man grimmig Menschenblut vergießt.
Das Ganze ist ein Sonnenchein
Im holden Frühling warm und mild,
Ein lichter Engel, schön und rein,
Der Liebe Gottes Ebenbild!

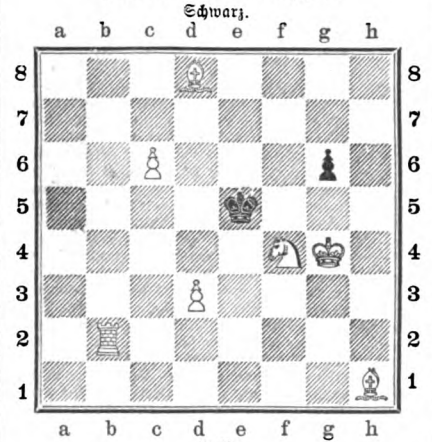
Geographische Kombinations- Aufgabe.

Amiens, Aachen, Bayonne, Bayreuth, Florenz,
Görlitz, Königsberg, Kreuznach, Lissabon, Marienburg,
München, Petersburg, Potsdam, Prentzlaw, Rouen, Trier,
Verden.

Die Namen der Flüsse, an denen die obigen 17 Städte
liegen, lassen sich so ordnen, daß ihre Anfangsbuchstaben
den Leiter eines großen Unternehmens nennen.

Schachaufgabe Nr. 60.

Von W. Cleave in Manchester.



Weiß.

(7 + 2 = 9.)

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Schachaufgabe in Typen LII.

Von Dr. E. Gold in Wien.

Weiß: Ke6, Dc1, Te4.

Schwarz: Ke8, La4, d8, Bb3, b5, d6, g7.

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Lösung von Nr. 59.

1. Sf3-d4 Ke4-d5
2. Dh8-a8+ Kd5-e5,
e5, d4:
3. f2-f4, Sd4-e6+.

Lösung von Nr. LI.

1. Lf7-d5 Ke5-d1: 1. Ke5-d6
2. Ld8-f6+ 2. Se3-c4+.
1. d7-d6
2. Td4-e4+.

Briefwechsel.

Ein Freund des Schachspiels. Für Ihre
freundlichen Mitteilungen (die übrigens nichts wesentlich
Neues darbieten, da Dr. Antonius von der Linde, Dr.
Lange, van der Voss u. a. dieses Thema bereits er-
schöpfend behandelt haben) find wir Ihnen dankbar. Wir
schreiben aber das Wort „matt“ nicht fremdsprachlich,
sondern einfach deutsch „matt“, weil auf fremdsprachliche
Bedeutung nichts ankommt.

Rätsel.

Meine Lehte ist beweglich,
Die Erste gar spröde und hart;
Aus ihr schuf dereinst das Ganze
Ein Denkmahl edelster Art.

Skat-Aufgabe Nr. 38.

A, B und C spielen Points-Ramisch.
A hat Coeur-Bube, außerdem Treff-Aß, Treff-10,
Treff-König, Treff-Dame, Treff-9, Treff-8, Pique-7,
Coeur-Dame, Carreau-8.
A spielt Treff-8 und macht im ganzen acht Stiche mit
zusammen 116 Points.
Bei welcher Sitzung der Karten ist das möglich?

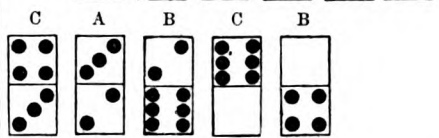
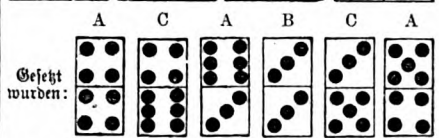
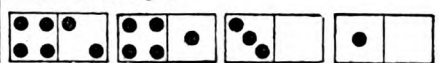
Auflösungen zu Heft 9, S. 565-567.

Whiskaufgabe Nr. 12.

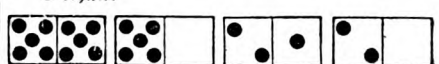
B hat achtmal Treff, außerdem zweimal Atout, 3. B.
Carreau-5, Carreau-4 und Pique-Aß, Pique-6, Pique-4.
C hat achtmal Coeur, Carreau-3, Carreau-2, Pique-
König, Pique-Bube, Pique-2.
Erster Stich: Pique-1, Pique-9, Pique-Bube, Pique-3.
Zweiter Stich: Coeur-2, Coeur-10, Carreau-4, Coeur-
König. Dritter Stich: Pique-6, Pique-10, Pique-König,
Pique-5. Vierter Stich: Coeur-3, Coeur-Bube, Carreau-5,
Coeur-Aß. Fünfter Stich: Treff-2, Treff-Aß, Carreau-2,
Treff-10. Sechster Stich: Pique-2, Pique-7, Pique-Aß,
Pique-Dame. Siebenter Stich: Treff-3, Treff-König,
Carreau-3, Treff-Bube. B und C haben den Trick.

Dominoaufgabe Nr. 11.

Im Talon lagen:



C behält:



Skat-Aufgabe Nr. 37.

Im Skat liegen zwei leere Karten in Pique, 1. B.
Pique-8, Pique-7. B hat: Coeur-Bube, Carreau-Bube,
Treff-10, Treff-Dame, Treff-9, Treff-8, Treff-7, Coeur-
Aß, Carreau-König, Carreau-Dame. C hat: Pique-Aß,
Pique-10, Pique-König, Pique-Dame, Pique-9, Coeur-
Dame, Coeur-9, Coeur-8, Carreau-9, Carreau-7.
Erster Stich: Treff-Bube, Carreau-Bube, Carreau-7.
Zweiter Stich: Pique-Bube, Coeur-Bube, Carreau-9.
Dritter Stich: Carreau-Aß, Carreau-Dame, Pique-9.
Vierter Stich: Carreau-10, Carreau-König, Pique-Dame.
Fünfter Stich: Coeur-7, Coeur-Aß, Coeur-Dame.
A hat nun Rest und in seinen neun Stichen 106 Points.

Anagramm-Aufgabe: 1. Un-
tersberg, 2. Naubheim, 3. Weidastan,
4. Edergans, 5. Rheingau, 6. Horn-
haut, 7. Orleansen, 8. Flamingo,
9. Fiedermaus, 10. Fiergarten,
11. Kardinal, 12. Cleanber, 13. Wur-
metier, 14. Walvasser, 15. Trian-
gel, 16. Oldenburg, 17. Feuerland,
18. Tasmanien.

Charade: Hochzeit.

Homonym: Lauf.

Silbenrätsel: Wachenhusen,
Schlenzunge, Lennep, Terbh,
Gastigkeit, Meufine, Armaah,
Niberae, Herberos, Affiert, Ta-
dem, Goe(ü), Nisanber, Wolbe-
mar Raden — Römische Typen.

Rebus: Kleine Kinder, kleine Sor-
gen; große Kinder, große Sorgen.

Logograph und Homonym:
Welt, Brett, Baret.

Homonym: Versorgt.

Wocher-
Arithmogryph:
Freytag
Ranke
Arago
Niger
Zweg
Laube
Jakob
See
Stier
Tacitus
Franz List
Georg Ebers

Hül-Rätsel:
SIMSON
Platon
Eskimo
Granit
Gordon
Ostern



Mark Twain's Schloß.

Mark Twains Schloß.

Ein solches Schicksal wünscht' ich mir, wünsche es jedem flehigen Schriftsteller, denn wenn irgend ein Stand nicht auf Kosten gebracht ist, so ist es der seinige. Von den Schwierigkeiten, Hindernissen und Widerwärtigkeiten, die sich dem Schriftsteller auf seiner Laufbahn entgegenstellen, hat nur derjenige einen richtigen Begriff, der selbst mitten in diesem Kampfe steht. Ausnahmen gibt's auch hier, aber sehr selten, auf tausend vielleicht eine. Talent und Genie thun's auch nicht immer. Man denke nur, wie es einem unserer größten Dichter und dazu dem populärsten aller großen Dichter, Friedrich Schiller, ging. Man kann ungefähr als sicher annehmen, daß, wenn Christian Gottfried Körner, der Vater Theodor's, sich seiner im Jahre 1785 nicht annahm und im Verein mit anderen Freunden seine Griffsitz auf eine Zeitslang sicherte, er untergegangen wäre. Und damals hatte er schon die Räuber, Fiesco und Kabale und Liebe geschrieben! Vier Jahre später nahm er eine Professorenstelle in Jena mit einem Gehalt von 200 Thalern an.

Doch wir wollten ja nicht von Schiller sprechen, in dessen war dies Beispiel notwendig zur Begründung unserer Behauptung, und wir müssen leider hinzufügen, daß die Verhältnisse heute weit schlimmer liegen als zu damaliger Zeit.

Ist denn Mark Twain etwa mehr als Schiller, daß er ein Schloß besitzt? Nein. Aber er ist eben kein deutscher Schriftsteller, er ist Amerikaner, und die materialistischen Amerikaner lassen sich ihre Schriftsteller schon eher was kosten als die idealen Deutschen, das Volk der Denker.

Freilich, gekostet hat es ihm auch nicht worden; er hat's ethisch verdient, denn ihm sind die großen und langwierigen Kämpfe um eine bessere Christen keineswegs erspart gewesen. Am 3. November 1835 von dem armen Eltern zu Florida im nordamerikanischen Staate Missouri geboren, begann er seine Laufbahn als Bruder, ein Stand, der seinem unruhigen, abenteuerlustigen Geist jedoch nicht zusagte. Er wurde Schiffer auf dem Mississippi, um sich zum Vorken heranzubilden. Hier hatte er als Lehrling zuerst auf Kommando zu arbeiten und eines dieser Kommandos „mark twain“, d. h. markiere zwei (Faden Wasser), nahm er später als Plebeumum an, denn sein eigentlicher Name war Samuel Clemens. Im Jahre 1861 ging er zu seinem Bruder, der Sekretär im damaligen Territorium Nevada war, als Privatsekretär. Dort litt es ihn aber wieder nicht, da es ihm an ausreichender Beschäftigung fehlte und sein Gehalt besaght wurde. Er machte sich auf nach Californien und wurde Goldgräber. Wie es bei so vielen andern der Fall war, sah er sich dabei aber in seinen Hoffnungen getäuscht und wurde nun Zeitungsbeichtstuhler. Dies brachte ihm etwas ein, denn 1864 konnte er eine Reise nach den Sandwüsten inseln nehmen, wo er sechs Monate blieb und dann sein eigentliches Feld als Humorist betrat, indem er in Californien und Nevada Vorträge hielt. Nach mehreren andern Reisen ließ er sich im Staate New York als Redakteur nieder.

Mark Twains Humor entspricht genau dem Charakter des amerikanischen Volkes. Er ist edig, scharfsantig, grobförnig, voller Beweglichkeit und Lebhaftigkeit. Es fehlt ihm das Behagliche des deutschen Humors und des

halb sagt er unserem Geschmac auch weniger zu. Aber er ist ganz der Mann nach dem Herzen der Amerikaner. Sch.

Die große Goldschmiedekunst- Ausstellung in Wien.

Wiens adlige Damen, an ihrer Spitze Fürstin Pauline Metternich, pflegen alljährlich zum Besten der Armen Wiens ein Frühlingsfest zu veranstalten; anlässlich der Hoftrauer mußte es in diesem Jahre unterbleiben. Die gern im Dienste der fees Wohlthätigkeit wirkenden Aristokratinnen kamen nun auf die Idee, ihre Schatzkammern zu öffnen, das Wert- und Kunstvolkste dem Publikum zur Schau zu stellen. So entstand die jetzt in den Prachtställen des Palais Schwarzenberg eröffnete Goldschmiedekunst-Ausstellung, der täglich Tausende den Zoll der Bewunderung darbringen. Die adligen Damen selbst machen die Honneurs. Fürstin Metternich erzählt uns, daß sie einen wahren Raubzug habe unternehmen müssen, um all die Kostbarkeiten, die uns thatächlich des Goetheischen Wortes: „Schlicht, Augen, auch!“ gedulden lassen, zusammenzubringen. Im großen Eichenkloster, der mit feinstem, dem Cumberland-Land geschaffenen Silbergeräth möblier ist, sind Tische aufgestellt, an denen Aepel, Früchte, Konfitüren von satter Hand serviert werden. Mit unnachahmlicher Grazie und Liebenswürdigkeit walten die Fürstin Montenuova, Margräfinin Pallavicini, Baronin Bettina Rothschild, die Gräfinnen Waldheim, Eberzau, Gernini, Felicitas, Potoda, Wydenbruck ihres Amtes. Sie selbst bringen die gewünschten Speisen und wissen so geschickt zu servieren, so anmuthend zu plaudern, nach den Wünschen ihrer Gäste zu fragen, daß es diesen zur Pflicht wird, mit klingender Liebesswürdigkeit zu loben.

Unser Blick schweift, während wir folshare, aus den Rothschuldischen Treibhäusern hervorgegangene Weintrauben zu Wunden führen, über die den Hargen Silberbergweinen entflammenden Maßfassen, durch Größe und künstlerische Ausführung imponierenden Silberbüchse, Spiegel, Stühle, Weinfässer, Terrinen, die gewaltigen Egeje, die, im Voradell gehalten, der Zeit Ludwigs XIV. zu entflammen scheinen. Alles blankes, weißes Silber! Ein Tisch ist in folsharer Reliefarbeit mit dem die Weltfugel tragenden Atlas, ein anderer mit einer den Sturz Phaethons darstellenden Allegorie geschmückt. Unweit davon, dem Herzog von Cumberland gehörenden folsharkeiten ein vergoldeter, im strengsten Renaissancestil gearbeiteter Tisch, Eigentum der Fürstin Eßerbay, der, prächtiger im Relief gehalten, einer vorangegangenen Zeit zu entstammen scheint.

Die sogenannten Hildesheimer Lauben, ein ganz eigenartiger, ehemals beim Friesbüsch von Hildesheim gehörender Tafelmuschel, zeigt den ureigensten Rokoko-Stil. Gruppen von Muscheln unter einem laubenartigen Gang nach Lichte stehend, gleichsam die Tafelmuschel darstellend, sind von so detailliert feiner, wahrhaft künstlerischer Ausführung, daß man diese Arbeit eine der gelungensten jener Zeit nennen möchte.

Die Vitrinen nebenan kennzeichnen das goldene Zeitalter der Becher und Gelage. Alles eitel Gold und Edelsteine! Durch Schönheit der Form und Gediegenheit der

Arbeit saßen die der Oberhoysschen Schatzkammer einheimischen Kräfte und Schenkannen auf; ein Prachtstück der Art ist der im Paradies gehaltenen Waffst. Jedes beständig ein Geldst. der niederhörschreienlichen Luststände an den Tüfensieger von Raab. Eine wahre Federphantasie dokumentiert sich in zwei großen, der Herzog von Cumberland gehörigen Begen, die eine Kombination von vier Manaschewen mit dem in Goa als Stoffage zeigen. Der Traurige Familienbesitz an Wödensigen stehend, ringum mit eigener goldenen Münzen beist, ist gleichfalls ein Bijou eigener Art; die steine, in allen Farben auf durchbrochenem Silbermannen angebracht, heben die Pracht des Ganzen.

Den Uebergang von der Gotik zur Renaissance bezeichnet ein großer, ungewöhnlich reich mit hängenden Festons, die mit Edelsteinen besetzt erscheinen, decorirter Vokal, der, dem Fürsten Esterhazy gehörig, als Kapuskid ersten Ranges gelten kann.

Während sich die Herren zumeist für die im Neben-
saale ausgestellten reich mit Perlen und Goldfäden aus-
gezierten ungarischen und orientalischen Waffen, die topfs-
förmigen Zigaretten, die brillantstrahlenden Orden, Wagnam-
ketten und Antiquitäten interessieren, sieht man die Damen
wie traumverloren vor einer Vitrine stehen, in der nur
weniger als 13 der fortstärksten Brillantdiademe
ausgestellt sind. Man glaubt die Würden von Königin
Wunderlampe wieder aufleben und greifbare Gestalt ge-
winnen zu sehen. Das Auge ist tatsächlich geblendet von
all der Pracht, die diesem einen Schmuckstück entströmt.

Unter den viele Brillantenkrone erscheinenden Diademen der Fürstinnen Metternich, Schwarzenberg, Windisch-Grätz, Montenuovo, Sickingen, Trauttmansdorff sind die schönsten Rollen, Broschen, Boutons, portiert, die Kränze der und Medaillons, die jedes für sich als Schmuckstück gelten können. Der Schmuck der Prinzessin Reuß ist mit den größten Opalen der Welt, der der Fürstin Metternich mit den nächstgrößten Smaragden, der Herzogin von Cumberland mit dem phantasmagorischen Brillanten (es sammtlich der viergrößten der Welt) zählen zu jenen Schätzen, die jeder Begehrte bewundern.

Das goldene Vlies des Staatskanzlers Rettritz der Fongos des Grafen Erdödy sind gleichfalls Ehre, die Kunstflimmer wie Saiten entzünden. Der Wert des einen Vitrine wird auf 10 Millionen beziffert. Neben dem Rasten sitzt ein Wächler, der ununterbrochen Publikum zu muftern hat. Ein Gemälde, wie sehr Brillantstücke die Ausstellungsbefucher fesseln, ist das wenigstens beim Besichtigen in einer Edeleutendehalter gesehen. — Die Steine wirken magisch. — Die schönsten Wünsche wohl bei ihrem Ansehen in den Herzen prallender Frauen aufsteigen mögen. Wie wohl die Melodie: „Ach wenn du wärst mein eigen, antinast! Wer möchte es nachwiegen?“

Obgleich in diesem Schaufenster mehr glänzende Pracht, als feine und solide Kunstarbeit zu finden, so ist er doch zu den besuchtesten der Ausstellung.

Im anstößenden Salon fallen zwei Bittinen, die goldenen Toiletteeinrichtungen der Herzogin von Kurland enthalten, ins Auge; sie sind nicht nur gediegen, sondern wahrhaft kostvoll, jedes einzelne Stück ein Meisterwerk der Goldschmiedekunst.

Ein Mariätennisen eigener Art ist gegenüber positionirt. Er enthält das goldene Reisepeisier des Napoleons, die Uhr, die ihm die Stadt Mailand verehrt, seine Schreibzeug etc. — Viel bewundert wird der dem Grafen Brunneth gehörige, mit einer Kanne geschmückte Ring, die Napoleon selbst aus dem Wägenhand herausgeholt. — In der Ecke prangt eine dem Kaiser-Erzherzogs Wilhelm entnommene Uhr, die eben dem Tod des deutschen Rittersordens war.

Die Vitrine des Grafen Bourgoing enthält eine große Anzahl künstlerisch merkwürdiger Gegenstände, wie Schmuck, Uhren, Dosen, Ohrgehänge, die den Geschmack der verschiedenen Kunstepochen illustrieren.

Unter der großen Anzahl kirchlicher Ortschaften auf dem ersten Blick auf ein ganz eigenartiger formter Reich aus dem Schatz zu St. Stefan mit einem riesigen herzförmigen Smaragd am Fuße, dann die Basilika des Monfranz aus der Kirche zu Jamnik, ein Kreuz aus Bergkristall, welches einst dem Kaiser Maximilian aus Agram gehörte. Die Herbersteinische Zauschloß, ein großer ungarischer Reich sind kunsttechnische Spezialitäten die wohl von den meisten übersehen werden, aber ein Kenner entzünden.

Moderne Arbeiten sind nur in geringer Anzahl, ausgezeichnete Qualität ausgestellt.

Wir bewundern da zunächst die dem Kaiser
 Österreich von Biskizön von Aegypten von
 prachtvolle Goldsitzenstühle (der Goldwert wird
 8500 Gulden angegeben), ferner eine Wiener Arbeit aus
 Atelier L. in d. f., ein Memorial von grobgerader
 heit, das Herrn Rautner von Rasthof zu seinem Zu-
 fests dargebracht wurde; schön gearbeitete allegor.
 Figuren umgeben die Familienporträts sämtlicher An-
 gehörigen wie schickende Genien, die Verstorbenen erheben
 mit Engelsflügeln. —

Ehe wir die Ausstellung verlassen, wird uns durch die Sammlerkreise längs bekannte 4000 Jahre alte Ringanstellung der Frau Ida von Ferrara gezeigt, wir sehen da in Form und Farbe so verschiedenartig modellierte Ringe, solche mit länglichen, runden, ovalen Platten, andere mit Perlen, Edelsteinen, Platten gegiert, daß man, von der vorröhrstlichen Zeit an bis zu den Gesichts des Ringes bis auf unsere Tage zurückgehen können meint. — Die Gesichts spielt wohl auch in dieser Millionen-Ausstellung eine bedeutendere Rolle, der oberflächliche Bräutwerb anzuzeichnen willens ist

Welche Wandlungen haben diese Schätze erlebt?

ist ihre Eigenthümer gewechselt! O, wenn sie reden könnten, wieviel würden sie uns von dem Wechsel des Geschicks und der Vergänglichkeit menschlicher Größe erzählen. — Jedoch wie sie Geschlechter und Schicksale überdauert haben, ihre Zeitumwandlung wohl zu sprechen scheinen, sind sie uns ein Hinweis, daß das wahrhaft Edle, Wertvolle nach seiner Wandelbarkeit beiflüßt wird, daß es, wie sich das Weltall vom Horizont der Zeiten zusammenballen, in ständiger Schöpfung leuchtet, bewundert von Mit- und Nachwelt, ein Wahrzeichen des ewig Lebenden im ewigen Wechsel.

Jda Barber.

Unsere Reisezeitung.

Von

J. W. Soukup.

Im Rattenbaum der Südee. — Missionär W. Ernst Gill in Karotonga teilt der Geographischen Gesellschaft zu Jena hierüber folgendes mit: Der Rattenbaum, Pandanus utilis, von den Eingebornen Rauara genannt, der weder Blüte noch Frucht hervorbringt, wird nach die aus den Wurzeln und dem unteren Theile des Stammes herauswachsenden sprossartigen Vermehrung und Fortwuchs getheilt. Er erreicht bisweilen eine Höhe von 20 Fuß; für gewöhnlich aber wird er durch häufiges Abbrechen der Blätter zur Anfertigung von Matten niedrig gehalten.

Wipfel wärd auf diesen Inseln, wo das Thermometer im Schatten auf 90° (Fahrenheit) steht, unerträglich und überdies noch für die Insekten, die Plage der Tropen, eine wahre Bruststille sein, während dagegen das Innere kühl und reinlich ist. Seit unendlichen Jahren wird dieselbe von Frauenhand aus alten, umgeworfenen Booten gegossen worden, welche letztere wegen ihrer Bildung und passenden Höhe sich gut zur Unterlage eignen. Auf fünf von den sieben Inseln, welche die Herveygruppe bilden, wird Mattenweberei betrieben. — In früheren Jahren versiegte man auch sehr praktische Körbe aus Holz aus den Blättern dieses Baumes.

Geographische Kunde in Spanien. Dem „Journal of the Anthropological Society“ zufolge sind von Herr und Louis Siret in den Provinzen Murcia und Valencia an der Küstengrenze von Cartagena bis Murcia etwa 30 Stationen nachgewiesen und untersucht. Die Wälder umfassen der neolithischen Periode. Nur in einer der fünf Stationen dieser Epoche fanden sich Spuren von Wohnstätten; die Wohnungen bestanden aus steinernen Pfeilern und statt des Mörtels mit Erde vermischten Kalksteinen.

Die gefundenen, genügend erhaltenen Schädel wurden von Dr. Jacques, dem Sekretär der belgischen Anthropologischen Gesellschaft, genauer untersucht; derselbe unterscheidet vier Typen, von denen einer mit der Rasse von Neandertal genau übereinstimmt, während zwei andere zu der dritten Rasse von Quatrefages und Hamy gehören und dem Schädel von Cromle und Burfoot gleichen. Alle drei Typen finden sich bekanntlich heute noch unter den Basques. Der vierte Typus stimmt ganz mit dem Schädel von Neandertal.

Über die prähistorischen Gräberfelder in Krain. Der Herr Dr. Moriz Hoernes einen umfassenden Bericht. Das merkwürdige Gräberfeld lag auf der Felsfläche des Felsens und zeigte eine innige Mischung von Typen der Steinzeit und der La-Tène-Periode, fällt also wahrscheinlich in die Uebergangszeit zwischen diesen beiden Epochen (der sogenannten „ersten Eisenzeit“ und dem beginnenden Eisenalter).

Das Irland wanderten seit dem Jahre 1851 3 276 103 Menschen nach den Vereinigten Staaten, nach Australien, nach Kanada und nach Kanada aus. Die größte Auswanderung, 190 322, wies das Jahr 1852 auf, die geringste, 37 587, das Jahr 1876. Im Jahre 1887 wanderten 83 943 und im Jahre 1888 78 684 Iren aus ihrer Heimat aus.

Mit der Kultur des Theestrauchs hat man, wie der „Botanica“ mittelt, in der englischen Kolonie Natal neuerdings Versuche in größerem Maßstabe angestellt und sind solchen zur Zeitdauer der beteiligten Kreise ausgesprochen. Zur Zubereitung der Blätter wurde auf dem besten Thee nicht ganz für die richtige befunden. Die rechte Goldmine Australiens ist zur Zeit „Mount Morgan“, 42 km südwestlich von Rock-

hampton, in der Kolonie Queensland. Sie liegt auf dem Gipfel des Berges Morgan im Zentrum eines früheren Geislers. Das Riff ist 600 Fuß lang, 300 Fuß breit und von unbekannter Tiefe, und man schätzt seinen Goldwert auf mindestens 20 Millionen Pfund Sterling. Der Ertrag daraus ist ein ungeheurer, und in der Woche vom 17. bis zum 24. November 1888 wurden 25 000 Unzen des feinsten Goldes zu 100 000 Pfund Sterling gewonnen. Das Terrain im Umfange von 640 Acres (259 ha) gehört jetzt einer englischen Kompanie und hat einen Wert von mindestens 8 Millionen Pfund Sterling.

Eine neue Tropfsteinhöhle ist unweit Erlach in Niederösterreich aufgeschlossen worden. Die Höhle, die mit schönen Tropfsteingebilden erfüllt, bis jetzt in einer Länge von 200 Metern begangen wurde, soll durch Erweiterung der Oeffnung, zweckentsprechende Anlage von Wegen etc. in möglichst kurzer Zeit bequem zugänglich gemacht werden. — Die Herren A. Flamaier und Ed. Fink aus Wien, die die Höhle am 24. März besuchten, leiten von dem Leobach, der sich unfern des Höhleneinganges durch die „Seewiese“ schlängelt, den Namen des Grenzflusses zwischen Oesterreich und Ungarn, der Leitha, her.

Der österr. Verein zur Befreiung der Sklaven in Afrika (Bureau: Wien, I. Alsergasse 1) erläßt neuerdings einen Aufruf zur Gewinnung von Mitgliedern und Unterstützungen. Der Jahresbeitrag beträgt für Mitglieder des Vereins 50 Kreuzer. In anbetraucht des schönen Zweckes laden auch wir unsere geschätzten Leser ein, die Unternehmungen des Vereins durch Beitrag zu demselben, durch Spenden etc. zu fördern.

Ausgegrüßte Wintertouren. Thurner kam (3414 m) 24. und 25. März; Taufers-Lutach-Weihenbach-Revererhöhlte; 20 St. St. Gotthard (2100 m) 6. März; Spöththal-Mattfeld-Hörsing-Bal Tremola-Bal Vedretto-Airolo; 6 St.

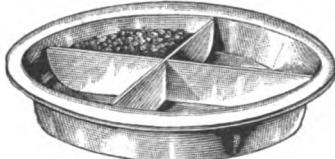
Neue Schutzhütten. Auf dem Golde bei Spittal a. d. Drau wird ein neues größeres Schutzhäus erbaut. Im Fimberthale (Fervallgruppe) wird die neue Schutzhütte bis 1. August d. J. fertiggestellt. Im Rambah- und im Rimmer-Adentale wird je eine neue Schutzhütte aufgebaut.

Verunglückt: Dr. R. Kanig aus Wien stürzte am 25. März d. J. bei dem Absteigen von der Ragnalye in die sogenannte „Wilde Teufelsbadstube“ ab und blieb sofort tot.

Geforken: Alois Pichler in Suden, bewährter und bekannter Driller-Vergilber, am 24. März d. J. Verstorben. **Litteratur.** „Mittheilungen des Deutschen und Oester. Alpenvereins“ Nr. 6, 7, 8. — „Oester. Touristenzeitung“ Nr. 7, 8. — „Der Tourist“ (Gisbert) Nr. 20. — „Globus“ Nr. 13, 14, 15, 16.

Neues für unsere Hausfrauen.

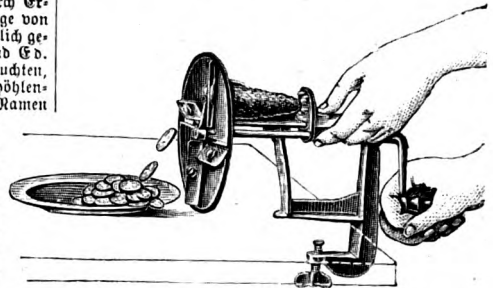
Pariser Gemüserand. Zum feinen schmackhaften Diner gehört nicht nur die tadelloste Zubereitung desselben, nicht nur eine Zusammenstellung ausgefeilter Delikatessen, nicht nur ein geschicktes appetitliches Transchieren sondern auch — und zwar in allererster Reihe — ein für



Pariser Gemüserand.

das Auge behagliches Servieren, vermittelt dessen uns die aufgetischten Speisen oftmals den Genuß derselben erheblich vergrößern und uns leicht dazu animieren, gern und mit gewissem Behagen die aufgetischten Speisen zu genießen. Man hat sich nun schon seit langer Zeit damit beschäftigt, für das Fleisch resp. den Vorrat geeignete Schüsseln und Instrumente herzustellen, ebenso für Fische, für Kartoffeln und für Saucen und ist nun endlich auch

dahin gelangt, an das Gemüsie in dieser Beziehung zu denken; es ist dies gerade in der jetzigen Zeit, in der uns die jungen gelunden und schmackhaften Gemüse geboten werden, von wesentlicher Bedeutung und so wollen wir denn nicht unterlassen, auf den neuen Pariser Gemüserand, der in vorstehender Abbildung genau veranschaulicht ist, hinzuweisen. Es ist dies ein aus fein polirtem vernicktem Metall hergestellter Rand, der auf eine Porzellanschüssel gesetzt, und in welchen dann das Gemüsie gethan wird; das letztere befindet sich dadurch in einem abgegrenzten Raume, trägt stets das Aussehen, als wenn es in einer besonderen Form sich befände, und erleichtert es den Tischgästen, bequemer davon zu nehmen, während



Amerikanische Universal-Schneidemaschine.

es auf der gewöhnlichen Schüssel ohne diesen Rand stets abrubst und zu Ungeschicklichkeiten Veranlassung gibt. — Sollen nun bei Tafel verschiedene Sorten Gemüse serviert werden, so gibt es in den Rändern passend noch Einlagekreuze, die in den Rand gelegt werden (gleichfalls oben abgebildet) und den Raum dadurch in vier gleiche Theile teilen; man kann auf diese Weise 2, 3 oder 4 Sorten Gemüse hineinbringen, ohne daß sie — und das ist sehr wesentlich — durcheinander kommen, jedes Gericht bleibt abgeordnet für sich auf der Schüssel; die Einlagen sind ebenfalls vernickelt und passen genau in die Ränder hinein. Die neuen Pariser Gemüseränder werden in 3 Größen geliefert: Durchmesser ca. 19 21 23 cm. Preis 3.— 3.50 4 Mk.

die passenden Einlagekreuze dazu kosten 2.25 2.50 3 Mk.

Amerikanische Universal-Schneidemaschine. Amerika, das Land der Erfindungen, hat uns so oft schon Stoff zur Unterhaltung über Neuheiten auf hauswirtschaftlichem Gebiete geboten, daß wir uns stets freuen, neuen Erzeugnissen aus diesem Weltteil zu begegnen, wissen wir doch im voraus, welche reges Interesse unsere geschätzten Leserinnen gerade hauswirtschaftlichen Maschinen, sofern sie eine Erleichterung in der Küche schaffen, widmen. Der vorstehend abgebildete Apparat zeigt eine Universal-Schneidemaschine, d. h. eine Maschine, auf der man mit Leichtigkeit und größter Schnelligkeit fast sämtliche in der Küche zur Verwendung kommenden Gemüse etc. wie Rüben, Gurken, Kohl, Kartoffeln u. v. w. in durchaus gleichmäßige resp. gleichstarke Scheiben oder Stücke schneiden kann; der Apparat ist ganz aus Eisen gefertigt, mit 4 starken Stahlmessern versehen, die verschiebbar sind, um je nach Bedarf feine oder stärkere Scheiben zu schneiden, wird an den Tisch geschnitten und dann ohne jedwede besondere Vorrichtung in Betrieb gesetzt. Oben befindet sich eine Platte, auf welche die zu schneidenden Dinge gelegt werden, dahinter ist ein Schieber angebracht, vermittelt dessen man das betreffende Stück an die Messer oder richtiger Messerschneide heranbringt, und wird diese letztere dann durch die auf der Stange sichtbare Kurbel gedreht und zwar so schnell als möglich. Man kann auf diese Weise etwa 3 v. eine Mandel Gurken in höchstens 6—8 Minuten in Scheiben zerhacken, feiner und gleichmäßiger, als es mit irgend einem anderen Instrument zu bewerkstelligen ist. Wir können diese Maschine aus eigener Erfahrung allen Hausfrauen angelegentlich empfehlen. Bezugsquelle beider Novitäten Karl Hirsch & Co., Berlin W., Leipzigerstr. 114 (früher Leipzigerstr. 2). Der Preis ist portofrei im Deutschen Reich und Oesterreich-Ungarn 6 Mark per Stück.

Zur Zeit der Säfte.

Die gute alte, die eisenbahnlose, ja man kann sagen die landstraßenlose Zeit! denn obwohl die alten Römer den Straßenbau bereits zu einer hohen Vollkommenheit gebracht hatten, so war im heiligen römischen Reich deutscher Nation wenig davon zu verspüren. In Westfalen, das seiner schlechten Wege halber allerdings seit jeher benachteiligt war, gab es vor hundert Jahren noch keine Chaussees. Selbst so wichtige Verkehrsstraßen wie die des Hellweges waren tief ausgefahren bei schlechtem Wetter kaum passierbare Hohlwege, um deren Ausbesserung sich niemand kümmerte. Die Wege werden also damals in keinem besseren Zustande gewesen sein als zwei- oder dreihundert Jahre früher; es wird daher eine uns vorliegende Reise-Schilderung aus dem Jahre 1606 ganz gut auf 1789 passen.

Es war eine hanseatische Gesellschaft, die sich im Spätherbst des Jahres 1606 von Hamburg nach Madrid begab. Sie reiste in fünf vierpännigen Wagen und brauchte allein für die Strecke von Hamburg nach Aachen vierthalb

Meteorologische Berichte aus den Othalen (Februar 1889). Zusammenge stellt vom Deutschen und Oester. Alpenverein.

Station	Luftdruck					Temperatur					Niederschlags- menge des Monats in mm
	Mittel		Maximum		Minimum	Mittel		Maximum		Minimum	
	mm	mm	am	mm		am	° C.	° C.	am		
Wien	609.31	626.8	—	—	9.	— 1.34	+ 7.0	19.	— 12.7	27.	146
Prag	718.0	734.0	18.	708.0	9.	— 10.02	+ 2.7	1.	— 17.7	13.	77
Breslau	703.3	719.5	18.	692.5	11.	— 1.87	+ 11.2	3.	— 20.8	14.	97
Leipzig	718.3	736.1	18.	701.3	3.	— 2.9	+ 9.3	1.	— 21.5	11.	167
Berlin	609.78	627.3	18.	599.2	3.	— 1.3	+ 10.3	1.	— 14.0	14.	121
Stettin	691.05	707.07	18.	679.05	9.	— 8.9	+ 2.4	1.	— 17.4	10.	714
Frankfurt	710.8	725.7	18.	697.6	9.	— 3.06	+ 6.04	1.	— 10.0	24.	37
Mannheim	653.0	669.0	19.	613.0	9.	— 0.9	+ 9.6	1.	— 8.0	13.	21
Heidelberg	716.50	732.4	18.	704.3	9.	— 6.4	+ 6.5	18.	— 20.0	14.	24
Speyer	583.9	599.7	18.	572.4	9.	— 5.0	+ 6.4	2.	— 18.1	11.	31.3
Koblenz	—	—	—	—	9.	— 10.3	+ 1.9	1.	— 19.8	23	73

Wochen. Nehmen wir diese Strecke zu 500 km an, so kommt, wenn alle fünf Tage gestoppt wurde, auf den Tag eine Strecke von 25 km, also so viel, wie auch der mittelmäßige Fußgänger bequem zurücklegen kann. Einige Stellen aus der erwähnten Reifebildung werden uns über diese Ungeheuerlichkeit aufklären.

Am 4. December passirten wir auf Steinforde zu Mittag und den Abend aus Hamm; war ein sehr böser tiefer Weg, daß bei ganhen Meilen die Wagen bis zu den Ären im Drede gingen. Am 5. December kamen wir am Abend binnen Dortmund durch bösen unzeitigen Weat. Aus Dortmund schiedeten wir am 7. December, befanden aber einen solchen bergigen eben tiefen Weg, daß wir nicht länger unsre Pferde zween nebeneinander vor dem Wagen gebrauchen konnten, sondern mußten sie in die Ringe voreinander hangen. Der Weg war aber so böß und tief, daß wir den Tag nicht weiter als auf Hagen, sein zwei Meil von Dortmund, kommen konnten.

Wittenbin heißt es: „Wir mußten die Wegle mit Haden
und Widen wider
ter und höher
machen, hatten
viel Warielans
mit den Pferden
und kamen den
Abent ziemlich
späte zu Yennep.
Den 9. December
zogen wir aus
Yennep einen
überaus bößen
Weg! und Berg
binauf, so sehr
tiefe hohle Wege
hatte, die alle
hart gefroren,
also daß man die
Wagen mit Bö-
men und Winden
mußte helfen und
war nicht wun-
der, daß wir Wa-
gen und Pferde
nicht ganz zu
Schanden mach-
ten. Wir konn-
ten die Herstraße
(sic!) nicht hal-
ten wegen des
tiefen Weges,
mußten durch die
Acker und Gär-
ten fahren und
wurden den Tag
mehr als dreißig
Zeune durchge-
brochen und Gra-
ben ausgefüllt,
damit wir furt
kamen!“

In einem Bericht aus dem Jahre 1788 heißt es, es sei nie ein kaiserlicher Reichspostwagen durch das Herzogtum Westfalen gestolpert. Die Wärtner, welche dieses schmerzliche Ungeheuer dem armen Reisenden auferlegte, habe man hier nicht einmal zu erproben Gelegenheit gehabt. In der Grafschaft Mark begann man erst seit 1788 mit dem Bau von Kunststraßen und zwar waren es Heiniß und der Freireiter von Stein, welche den Anfang damit machten, letzterer sogar mit Aufwendung eigener Mittel.

Angelegentlich solcher Zustände kann man sich mit der Sünfte wohl ausöhnen. Sie war keine so unbratliche Erfindung und keineswegs ein Zeichen der Verweiblichung. Freilich, zur Zurücklegung großer Strecken und förmlicher Reisen war sie nicht geeignet.

Der gekürzte Himmel im Juni.

In diesem Monat sieht gegen 10 Uhr abends das Sternbild der Krone am Südhimmel nahe dem Scheitelpunkte. Zieht man von seinem hellsten Stern Gemma in Gedanken eine Linie südwärts, so trifft dieselbe auf einen hellen Stern, der zum Wüde der Schlange gehört. Tief am Südhimmel glänzt Antares. Nordöstlich davon steht das Sternbild des Ophiuchus und noch mehr gegen Osten stehen Adler, Fuchs und Schwan in einer sehr sternreichen Gegend des Himmels, die durch den Glanz der Milchstraße eine besondere Pracht erhält. Am Nordhimmel kommt die Kassiopeia wieder höher heraus, während sich im Nordwesten der große Bär senkt und das Sternbild des Löwen im Untergange begriffen ist.

Am 6. erstes Viertel, am 13. Vollmond, am 13. Mond

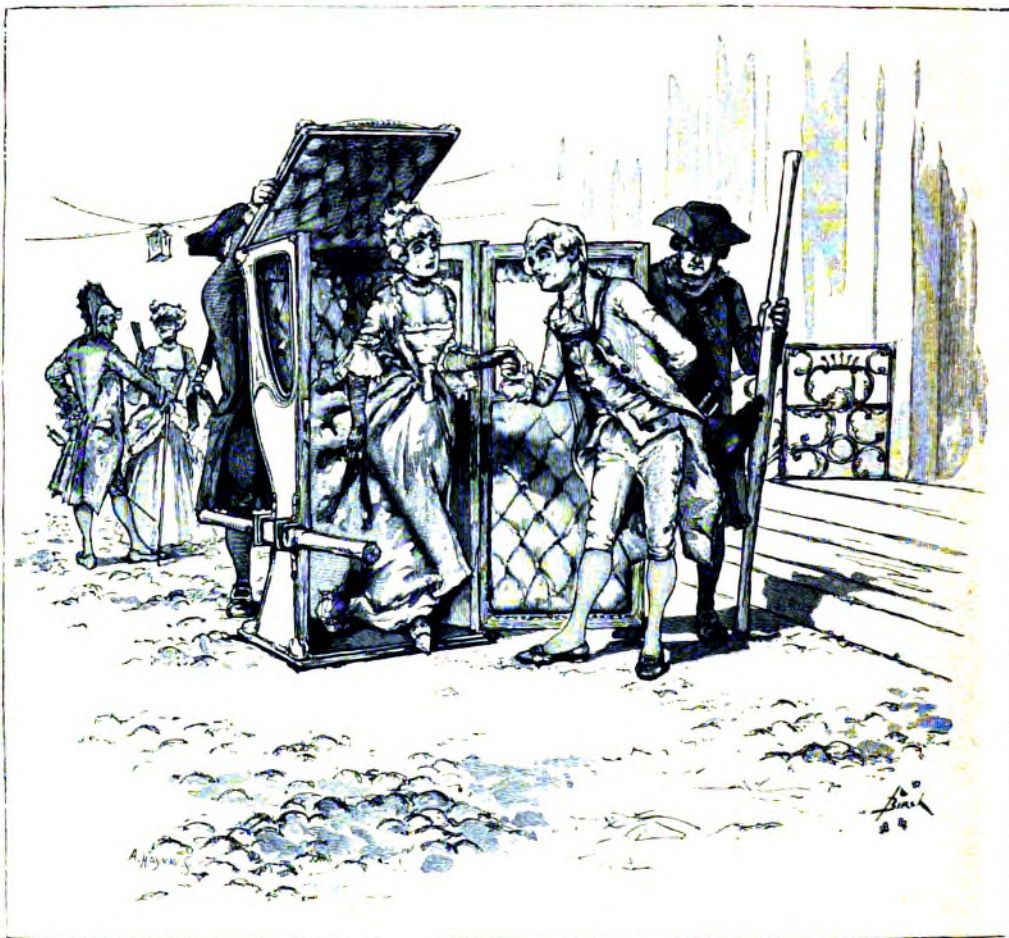
in Erdnähe, am 20. letztes Viertel, am 27. Mond in Erdferne, am 28. Neumond.

Das Schreiben mit der Maschine.

Maschinen überall, wohin das Auge blickt! Für zahllose Arbeiten, die sonst der Mensch mühsam mit seiner fleißigen Hand verrichtete, ein Ertrag und was für ein Ertrag an Kraft und Zeit, und welche Vorzüge in der Pünktlichkeit und Gleichmäßigkeit der Arbeit. Es war nun natürlich, daß, nachdem der Ingenieur der zarten Frauenhand das eigentliche Symbol weiblichen Fleißes aus der Hand genommen hatte, auch ein Kollege von ihm auf den Gedanken kommen würde, die Feder, das Symbol männlichen geistigen Schaffens, durch eine Maschine zu ersetzen. Und in der Tat glaubten sich hierzu viele berufen, aber wie auf den meisten Gebieten, fand auch auf dem technischen nur wenige aussergewöhnlich, das letzte Ziel zu erreichen. Schreiber dieses hat sich mit den Prinzipien ver-

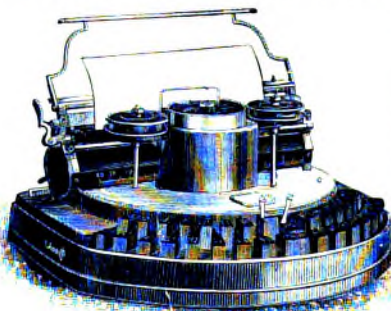
schine für Deutschland, & Schrey in Unterbrachen, den 2
geben den Anhemern die Möglichkeit der Abholung
gestatten, wie solches z. B. bei Nähmaschinen längs der 3
und der bair. Linie in der Gerdung des prähist.
Wettzugs westwärts zu haben. Die Nähmaschine
Maschine ist sehr geistreich erfunden und hat viele
Ehemern große Vorzüge. Wir rechnen dahin nicht ein
die Haschade, daß 30 Tassen gegen 30 Gefäßtücher
geben nicht allein die leicht bequeme und eines re
mäßigen Fingerhals ermöglichende halbfreisfreie Maschi
von zwei Stufen sondern vor allem die Art, wie die 2
auf dem Papier erzeugt wird. Es war für jeden
eine Schreibmaschine zu konstruieren gedachte, wof
nächst der natürlichste Gedanke, den Buchstaben
einen Hammer auf das Papier drucken zu lassen
diesen Hammer durch eine Taste ähnlich wie beim Klavi
zu bewegen. Die Notwendigkeit, Buchstaben neben Buch
haben in geraden Zeilen auf das Papier zu bringen, führt
zu einer Anordnung, die jeden Buchstaben im Bruch
eines Zeilen

eines Kreises der
 Papier treffen
 ließ, wodurch die
 Gestalt zeigte,
 daß bei nicht
 ganz sorgfältiger
 Handhabung
 zwei Hämmer
 sich aufeinander
 treffen, sich also
 was verbiege und
 und dadurch die
 Stellung der
 Buchstaben, beson-
 nentlich auch der
 Zeilenreihe, im
 Frage kommen
 müssen. Gehe
 jetzt dieses Exem-
 plar ein ganz
 gleichmäßiges,
 Anschläge der
 Tasten voraus,
 da im gegenstän-
 digen Falle die
 Buchstaben ver-
 schieden stark
 Färbung anneh-
 men. Die abge-
 ständte Hieb-
 glängend geblie-
 ben der Ham-
 mer. Buchstaben
 auf zwei Krei-
 sen abgeschrieben
 3 Zeilen haben,
 die durch
 Druck der Taste
 so weit geschoben
 werden, daß
 der Stufe, an
 der Buchstaben
 das Papier kom-
 men soll, die
 Taste diesem bei
 gegenübersteht
 und nun ein
 Hammer ge-
 gen das Papier
 schlägt und die
 an die Taste an-
 drückt. Die
 Stärke des Hie-
 schlags ist ein
 Einfluß auf den
 Schlag des Ham-
 mers, da der
 nicht durch die
 Debelndung



Fluß der Zeit der Eönfte

schriebener Systeme vertraut gemacht, das vollendetste, was er bis jetzt fand war das der sogenannten „Hammond-Schnellschreibmaschine“ (s. Abb.), deren weiterer Verbreitung wohl nur der verhältnismäßig hohe Preis von M. 450 im Wege steht. Wir möchten dem Generalvertreter der Ma-



Schreibmaschine.

den durch eine infolge des Laßendruckes ausgeübte
vorgeschleunigt wird. Nicht hoch genug anzuschlagen ist
der Vorteil, jederzeit in der denkbare kürzesten Zeit die
neue neue erstellen resp. mit einer andern Schrift
setzen zu können. Das Gleiche gilt von den Farb
in verschiedenen Farben vorgehenden und deren Far
weise sich auch zum Kopieren und Ueberdrucken an
verwenden läßt. Die Zeilensparnis, die mit der Ma
erzielt wird, ist ungemein; auf der Maschine
Schreiber dieser Zellen in Tätigkeit ist, wurde
wenigen Wochen eine Schnelligkeit von 125 Buch
Minute erzielt, die sich selbst noch steigern
körperlich auch nur entfernt so anzugreifen, wie
anbauendes schnelles Schreiben. Besonders ver
durch das Maschinenschreiben erzielte Erhöhung der
ganz besonders hervorgehoben zu werden. Die Ge
des Schreibens macht gar keine Schwierigkeiten,
weniger, als die Beachtung des von Dr. O. Fr
sachten „Lehrgang zur Einübung des Schreibens
„Gammal-Maschine“ (Berlin 1888) in der rati
Weise Fingerlich und Behaltend regeln lehrt. Ein
geht bei der Maschine verloren: die Intimität des
lichen Ausdrucks, die man, besonders im Primat
gen müssen wird; aber um so empfindlicher ist die Ma
maschine für geschäftliche Korrespondenz, für größere
stücke, da sie vor vielen Handdriften den Zeit und
sparenden Vorzug größtmöglicher Deutlichkeit beiz.



Historisch-kritische Ausgabe.

Unter Mitwirkung
hervorragender Germanisten
herausgegeben von
Joseph Kürschner.

Verlag von

F. Spemann, Berlin und Stuttgart.

Die neuesten Bände enthalten:

Tristan und Isolde und **Flöre und Blanchefleur**. II. Band. Herausgegeben von Dr. Wolfgang Goltner.

Martin Opitz. Weltliche und geistliche Dichtung. Herausgegeben von Dr. H. Desterlch.

Die „**Deutsche National-Litteratur**“ ist die einzige, nach einheitlichem Plane angelegte wissenschaftliche Ausgabe der gesamten deutschen Litteraturgeschichte von ihren Anfängen bis zur Neuzeit.

Die „**Deutsche National-Litteratur**“ ist ein nationales Unternehmen von so hervorragender Bedeutung, daß mehr als irgend eines Gemeinut der wahrhaft Gebildeten werden sollte.

Weltpost.

M. S. in B. Da thun Sie doch am besten, sich an den Rektor derjenigen Universität zu wenden, an der Sie studieren wollen.

B. Storoni. Wir werden nachträglich darauf aufmerksam gemacht, daß das Werk Jis von C. Rodenhausen verfaßt und 1870 in Hamburg bei Otto Meißner erschienen ist.

K. J. 111 S. Auflösung richtig, Kreisrätzel nicht verwendbar, das gewünschte Bild sehen wir Ihnen.

J. Sch. i. P. Sie schreiben uns: „Sollten diese Verse Unfuss sein, so verhehlen Sie es mir, bitte, nicht.“ Warum sollten wir es Ihnen wohl verhehlen? Besonders wenn Sie so schön bitten. — Sie führen uns auf die weite, stille Heide.

Wo Eppich und Heidekraut blüht,
Da liegt ein kranker Zigeuner
Von Fieberhitze durchglüht.

Der arme Kerl!
An seiner Seite die Leier,
Die alte, getreue ruht.

Wir können den Verdacht nicht unterdrücken, daß der Zigeuner diese „Leier“, wie man so sagt, gekauft hat, denn in der Regel führen die Zigeuner Fiedeln, aber keine Leier bei sich.

Es glänzen golden die Saiten
Boght in der Abendglut.
Von Fieberwahn umfungen
Fährt wild der Zigeuner empor.
Es quillt aus fiebernder Stirne
Ein kalter Schweiß hervor.

Quillst? Das muß ein netter Anblick gewesen sein!

Er nimmt zur Hand die Leier,
Und rasch in die Saiten er fällt,
Das kann unmöglich für diese von Vorteil sein.

Daß in ergreifender Weise
Die Laute mächtig schnell.

Leier und Laute ist eigentlich zweierlei, wenn Sie das noch nicht wissen sollten, sei es Ihnen hiermit gesagt. Fast fürchten wir aber, Sie haben die Laute auch wieder mit dem Dudelsack verwechselt, da uns sonst wenigstens das Schwellen nicht recht verständlich ist. Nun, jedenfalls klingt das Instrument

so bang, so traurig,
Sie klingen so süß und weich.
Und als verklingen die Leier,
Da ward sein Antlitz bleich.

Ruhe sanft!

G. L. in Z. Sie sagen selbst, wir hätten Ihnen viel Freude bereitet und nun machen Sie uns so herben Kummer mit Ihren Gedichten. Aber die alte Wahrheit bleibt ewig neu, daß Unand der Welt Vohn ist. Ihr „**Vergleichsmittel**“ ist breit wie eine Staats-Unter acht Silben pro Zeile thun

Methode Gaspey-Otto-Sauer

zur Erlernung der neueren Sprachen.

Die Vorzüge dieser Methode bestehen in der glücklichen Vereinigung von Theorie und Praxis, in dem klaren wissenschaftlichen Aufbau der eigentlichen Grammatik, verbunden mit praktischen Sprechübungen, in der konsequenten Durchführung der hier zum erstenmal klar aufgefassen Aufgabe: den Schüler die fremde Sprache wirklich sprechen und schreiben zu lehren. Die neuen Auflagen werden sorgfältig revidiert und verbessert.

Soeben sind erschienen:

Russische Konversations-Grammatik z. Schul- u. Selbstunterricht. Von Paul Fuchs, weil. Professor und Verfasser zahlreicher sprachwissenschaftl. Werke etc. Bearbeitet von Aug. Ad. Naht, russischer Sprachlehrer an der Königl. Preussischen vereinigten Artillerie- und Ingenieur-Schule und vereidigter Dolmetscher und Translator beim Königl. Kammergericht in Berlin. 2. Aufl. 8°. Geb. in Leinw. M. 5. — (Schlüssel dazu 2 M.)

Die Lehrbücher der Methode Gaspey-Otto-Sauer umfassen bis jetzt Deutsch, Englisch, Französisch, Holländisch, Italienisch, Portugiesisch, Russisch, Spanisch. Sie bestehen aus Grammatiken, kleinen Sprachlehren, Lese-, Übersetzungs- und Konversationsbüchern. Vollständige Verzeichnisse (auch für Engländer und Amerikaner, Franzosen, Italiener, Portugiesen u. Brasilianer, Spanier etc.) gratis und franco.

Zu beziehen von allen Buchhandlungen und gegen Einsendung des Betrags von [3578]

Julius Groos' Verlag in Heidelberg.

Bestes Putzmittel der Welt!



Man achte auf Firma und Schutzmarke!

IN DEN APOTHEKEN:



75 PFENNIGE.

Vorbildungsanstalt für [3299]
Militär und Marine
verbunden mit **Pensio-**
Stuttgart, Hasenbergsteige 5. Hal.
Dirigent: Oskar Hanke
K. Preuss. Ingen.-Hauptmann a.D.

Soeben erschien folgende hervorragende Neuigkeit schon in 3. Auflage.

Von der Wiege bis zum Grabe.

Ein Cyclus von 16 Fantasiestücken für Klavier zu 2 und 4 Händen.

Von **Carl Reinecke**, op. 202.

Inhalt:	2 h.	4 h.		2 h.	4 h.
1) Kindesträume	M. 1.—	1.30.	9) Des Hauses Weihe	M. 1.—	1.30.
2) Spiel und Tanz	" 1.—	1.30.	10) Stilles Glück	" —80. 1.—	
3) In Grossmütterchens Stübchen	" 1.—	1.30.	11) Trübe Tage	" —80. 1.—	
4) Rüstiges Schaffen	" 1.—	1.30.	12) Trost	" —80. 1.—	
5) In der Kirche	" —80. 1.—		13) Geburtstagsmarsch	" —80. 1.—	
6) Hinaus in die Welt	" —80. 1.30.		14) Im Silberkranz	" —80. 1.—	
7) „Schöne Maiennacht, wo die Liebe wacht“	" —80. 1.—		15) Abendsonne	" —80. 1.—	
8) Hochzeitszug	" —80. 1.—		16) Ad astra	" —80. 1.—	

Ich empfehle diese hinreissend schönen Stücke unseres berühmten Meisters Prof. Dr. Carl Reinecke allen Musikfreunden angelegentlich, dieselben sind ein Schatz für jede Familie, erfreuen und erbauen Jung und Alt. Zu beziehen durch jede Buch- u. Musikhandl. od. direkt franko vom Verleger.

Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig — St. Petersburg — Moskau.
Dresdner Nachr.: So reizend u. charakteristisch, dass sie nicht verfehlen werden, die allgem. Aufmerksamkeit der musikalischen Welt auf sich zu lenken. — Prof. Breslauer im Klavierlehrer: In feinsten Meisterschaft gezeichnet. Wir machen die klavierspielende Welt auf das reizende Werk aufmerksam.

Feines Tafelgeflüge „Monopole Hongrois“

(naturell milchgemästet oder getrüffelt)

sowie ungarische Legehühner u. Zuchthähne wegen ihrer vortrefflichen, auf erhöhte Eierproduktion gezielten Eigenschaften:

„Die Perlen des ungarischen Tieflandes“ genannt, liefert als Spezialität von einem Postbraten aufwärts bis zu ganzen Waggonsabladungen unter Garantie für lebende Ankunft die bestrenommierte

Ungarische Hühnerzucht des Victor Haydecker in Püspök-Ladány, Ungarn.

Preise per Stück überallhin franko, zollfrei und emballagefrei.

1888er ausgewachsene (Perlen d. ungar. Tieflandes) legetreue Hühner pr. St. 20. 2. 20.

1888er ausgewachs. Legehühner u. Zuchthähne (ohne Fortdovorschrift) pr. St. 20. 2. 20.

1888er Dreiviertel ausgewachs. Legehühner (in ca. 3 Monaten legend) pr. St. 20. 2. 20.

1889er Küken (kräftige zuchtfähige Hühner) pr. St. 20. 2. 20.

Poularden (getrüffelt) pr. St. 20. 2. 20.

Poularden (fines-herbes Raftung mit jungem zartem Fleisch) pr. St. 20. 2. 20.

Mastküken (Poults), 1889er Brut (äußerst zartes Fleisch), nicht unter 6 Stück pr. St. 20. 2. 20.

Masthähnchen (gemäst. schlachtfähige Exportwaare), nicht unt. 6 St. pr. St. 20. 2. 20.

Jungenten (auf das Fleisch gemästet) pr. St. 20. 2. 20.

Junggänse (auf das Fleisch gemästet mit mäßigem Fettanlag) pr. St. 20. 2. 20.

Eine Probefsendung enthaltend: eine Ente (getopft), eine Poularde (getrüffelt) und eine Poularde (fines-herbes Raftung) mit nur jungem zartem Fleisch oder ein ungarischer Zuchthahn sammt den dazu passenden zwei Legehühnern (von den Perlen des ungarischen Tieflandes) wird für Mark 8.50. überallhin nach Deutschland franko, zollfrei und emballagefrei unter Garantie für lebende Ankunft versendet. [3581]

Erfrischende, Abführende, Fruchtpastille

TAMAR INDIEN GRILLON

Gegen **VERSTOPFUNG**
Hemorrhoiden, Congestion, Leberleiden
Magenbeschwerden
Paris, E. GRILLON, 27, rue Rambuteau
IN ALLEN APOTHEKEN.

Gegen Blutarmut!

Patent 20,927. Dr. Pfeuffers Patent 20,927. München, den 10. Juli 1884.

Die k. Untersuchungsanstalt bezeugt, dass die von Herrn Dr. Pfeuffer bereiten und anher zur chemischen Untersuchung überschickten Hämoglobinpastillen im Durchschnitt 1,3 Gramm Hämoglobin (natürliches Eisenerzeugnis) enthalten und dass dieselben frei sind von für die Ernährung ungeeigneten Bestandteilen, wie solche im gewöhnlichen Blute als Excretionstoffe (Kohlensäure) vorhanden sind. Obige Untersuchung bestätigt:

Dr. Rudolf Emmerich (vgl. Professor an der Univ. München).

Dr. Max von Pettenkofer (Geheimrat, kgl. Prof. an der Univ. München).

Dieses vorzügliche, von Aerzten anerkannte Naturheilmittel gegen Blutarmut u. Schwäche empfiehlt für Bleichsüchtige und schwächliche Kinder besonders

Jessler's Ludwigs-Apotheke zu München.

Preis M. 3. —, ausreichend für 3—4 Wochen. [3503]

Welpost.

Es nicht und doch geht's mit viel weniger.
 Ich bin einmal auf, wir lassen die erste
 gehen, um Ihnen zu zeigen, um wieviel
 so lang ist, und freichen in den folgenden
 es sehr den Reimworten, und doch wird
 es sehr genau wissen, was Sie gewollt
 hat. Also:

In dunklen Raos liegt ein Bad;
 Schattig Dach.
 Dämmerlicht.
 Bergigmeinnicht.
 Fliedertrauf,
 Jägers Haus.
 Sternlicht.
 „Bergig mein nicht.“
 Welt hinaus,
 bohnen zu Haus.
 Ihr Gesicht;
 „Bergig mein nicht.“
 Bamberstab.
 lütes Grab.
 Kuckucklicht.
 Bergigmeinnicht.

Lied im verschiedene Lichter und doch
 in Färbung. Ueberhaupt scheint Ihr
 Gedicht mehr als dörftig, denn Bad,
 Fliedertrauf u. dergl. mehr kommt
 von sehr Ihrer Gedichte zum Vorschein.

Wald im zweiten, das Sie kleiner
 als „Eindringen“ bezeichnen, glühen
 auch die „Sterne“.

Ich mag nicht die Nachtigall im
 „Wald“ zu schaffen und zum Schluß
 es oftmals herhalten, der bekannte
 „Eternenstimmener“.
 Es ergien halten um dich Wacht.
 Ich mag nicht im Mondesstimmener
 den dem Jahr die „Stark Nacht“.
 Schläfe wohl! Schläfe wohl!
 Was ist die blauen Augen zu.
 Schläfe wohl! Schläfe wohl!
 Was ist über süßer Engel du!

Was bin wieder die riesige Breite,
 auch und „einsam“ hätten Sie
 können.

Ich mag nicht im Mondesstimmener,
 Schläfe wohl, du süßes Frauenzimmer.
 Was ist im Heimatsbildern wollen wir
 auch eine Probe hersehen:

Die Silberpappel zittert
 den Abendstimmener geföhlt,
 was vom Gedicht umgittert
 im Land die Reife spielt.

Geheimlich verläßt sie sich nicht.

Was ist im Wiesengrunde
 der Oze Weiser rauscht,
 was ist im manchen Stunde
 der Ewigkeit gelautet.

Ich habe, daß wir nicht mitlaufen

zu. Was ist der Vollmonds blinke

zu. Was ist der Vollmonds blinke

zu. Was ist der Vollmonds blinke

zu. Was ist der Vollmonds blinke

zu. Was ist der Vollmonds blinke

zu. Was ist der Vollmonds blinke

zu. Was ist der Vollmonds blinke

zu. Was ist der Vollmonds blinke

zu. Was ist der Vollmonds blinke

zu. Was ist der Vollmonds blinke

zu. Was ist der Vollmonds blinke

zu. Was ist der Vollmonds blinke

zu. Was ist der Vollmonds blinke

zu. Was ist der Vollmonds blinke

zu. Was ist der Vollmonds blinke

zu. Was ist der Vollmonds blinke

zu. Was ist der Vollmonds blinke

zu. Was ist der Vollmonds blinke

zu. Was ist der Vollmonds blinke

zu. Was ist der Vollmonds blinke

zu. Was ist der Vollmonds blinke

zu. Was ist der Vollmonds blinke

zu. Was ist der Vollmonds blinke

zu. Was ist der Vollmonds blinke

zu. Was ist der Vollmonds blinke

zu. Was ist der Vollmonds blinke

zu. Was ist der Vollmonds blinke

zu. Was ist der Vollmonds blinke

zu. Was ist der Vollmonds blinke

zu. Was ist der Vollmonds blinke

zu. Was ist der Vollmonds blinke

zu. Was ist der Vollmonds blinke

zu. Was ist der Vollmonds blinke

zu. Was ist der Vollmonds blinke

zu. Was ist der Vollmonds blinke

zu. Was ist der Vollmonds blinke



Gutmann's Corset.

(Patent angem.)
 mit neuen, ga-
 rantirt unzer-
 brechlichen,
 elastischen
 Einlagen als
 Ersatz für
 Fischbein und
 Stahl.

Sämtliche
 Einlagen,
 auch die
 Hüftfedern,
 sind rostfrei
 und unzer-
 brechlich

Ueberall
 durch erste
 Weisswaren-
 u. Corsetten-
 geschäfte
 zu beziehen.

Man verlange Gutmann's Corset!

Decius

der
Flötenspieler
 von Ernst Eckstein.

Mit dieser reizvollen Novelle beginnt das illust.
 Familienblatt, die

Neue Musik-Zeitung

das zweite Quartal. Preis vierteljährlich, 6 Nummern mit reichem,
 fesselnden Text sowie ständigen Musik- u. and. wertvollen Beilagen.
 Gegen Einfindung von 90 Pf. in Drei-
 markten erfolgt franco-Zusendung von der Ver-
 lagshandlung. NB. Brief nach der Schweiz
 kostet 20 Pf. [3588]

Carl Grüniger, Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.

Das vielbegehrte u. Aufsehen erreg. Büchlein:
„Morgenstund hat Gold im Mund“
 Anleitung zum frühen Aufstehen
 3. Auflage. Preis 80 Pf.
 ist jetzt in allen Buchhandlungen vorrätig.
 Gegen Einfindung von 90 Pf. in Drei-
 markten erfolgt franco-Zusendung von der Ver-
 lagshandlung. NB. Brief nach der Schweiz
 kostet 20 Pf. [3588]
Zürich. Schröder & Meyer.

Stellung.
 Prospect gratis.
 Stellen-Nachweisung.
 Brieflicher prämiirter Unterricht.

Existenz.
 Probebrief franco.
 Schnell-Schön-Schrift.
 Keine Vorherhaltung.

BUCHFÜHRUNG

Rechnen, Correspondenz,
 Kontor-Arbeit.
 Schnell-Schön-Schrift.
 Keine Vorherhaltung.

Gratis Prospect. Sicherer Erfolg garantirt.

Adressiren Sie genau wie folgt:
 Erster Deutsches Handels-Lehr-Institut
OTTO SIEDE - ELBING.



Boldt & Vogel,
 Hamburg.

empf. als Spezialitäten:
 Brauerei-Maschinen
 Kellerei- u. Apparate
 sowie Pumpen etc.
 51 Prämirungen.
 Welt-Ausst. Barcelona
 höchste Auszeichnung
 Goldene Medaille.

Jeder gebildete Kaufmann

dem daran liegt, sich selbständig in
 fremdsprachl. Correspondenz (9
 Handelssprachen) auszubilden, verlange
 Probelief. gratis, franko. [3579]
 Glogau Verlag, Hamburg, Burstah.

Strumpf-Versandt

an Private

Damenstrümpfe (in Wolle u. Baum-
 Herrenstrümpfe wolle stark und
 Kinderstrümpfe feinfädig in nur
 echt Farben, sowie

Anstricken alter Strümpfe
 [3550] empfiehlt
Mühlhausen i. Thür. F. Recke.

Konfirmationsgeschenke!

Water Unser

in Bildern von Paul Thumann.
 [3551] Für Protestanten:
 Mit einer Dichtung von Martin Luther.
 Für Katholiken:
 Mit einer Dichtung von F. W. Weber.
 Quartf.-Prachteinband in Kalbleder 20 M.,
 Prachteinband in Kaliko 12 M.

Drei große Bilder

von Paul Thumann.
 Jesus im Tempel.
 „Lasset die Kindlein zu mir kommen.“
 „Dein Wille geschehe.“ (Christus a. Delberge.)
 Ausg. in Photographie auf hin. Papier.
 Bildgröße ca. 50 X 37 cm. Preis jedes
 Blattes 15 M.
 Ein herrlicher Wandschmuck für jedes
 christliche Haus.

Verlag von Adolf Eike in Leipzig.

Cognac

der Export-Cie. für
 Deutschen Cognac
 Köln a. Rh., Saliering 55,
 beigleicher Güte bedeutend
 billiger als französischer.
 Man verlange stets Etiquettes mit unserer
 Firma.
 Director Verkehr nur mit Wiederver-
 käufern.



Näh-Maschine
für Kinder.

Sinnreichstes
 Spielzeug für
 kleine Mädchen.

Preis mit Stoff
 und Nähpro-
 ben, Reser-
 nadeln, Faden,
 Gebrauchs-
 anweis-
 ung etc.
 geg. Nachn. od. Einz. feo.
 Incl. Packung, im deutsch-
 österr. Postgebiet M. 3.50.
 Versandt ab Fabrik durch
 Simon Steinhart, Schramberg (Würtbg.).

PATENTE

schnell und sorgfältig durch
RICHARD LÜDERS, Civil-Ingenieur
 in GÖRLITZ.

Griechische Weine



geführt von

Friedr. Carl Ott.

WÜRZBURG

12 grosse Flaschen in
 12 vorzüglichen Sorten
 Kiste & Packung frei
MARK 19 ab Würzburg
 Preisbuch gratis & franco

Apoth. Rich. Brandt's

Schweizerpillen

seit 10 Jahren von Professoren, praktischen Aerzten und dem Publikum als billiges, angenehmes, sicheres und unschädliches Haus- und Heilmittel angewandt und empfohlen. Erprobt von:

Prof. Dr. R. Virchow,

Berlin,
v. Gietl,
München (f),
Reclam,
Leipzig (f),
v. Nussbaum,
München,
Hertz,
Amsterdam,
v. Korczynski,
Krakau,
Brandt,
Klausenburg.



Prof. Dr. v. Frerichs,

Berlin (f),
v. Scanzoni,
Würzburg,
C. Witt,
Kopenhagen,
Zdekauer,
St. Petersburg,
Soederstadt,
Kasan,
Lambd,
Warschau,
Forster,
Birmingham.

bei Störungen in den Unterleibsorganen, Leberleiden, Hämorrhoidalbeschwerden, tragem Stuhlgang, habitueller Stuhlverhaltung und daraus resultirenden Beschwerden, wie: Kopfschmerzen, Schwindel, Beklemmung, Athemnoth, Appetitlosigkeit etc. Apotheker Rich. Brandt's Schweizerpillen sind wegen ihrer milden Wirkung von Frauen gern genommen und den scharf wirkenden Salzen, Bitterwässern, Tropfen, Mixturen etc. vorzuziehen.

Im Schutz des kaufenden Publikums

sei noch besonders darauf aufmerksam gemacht, daß sich Schweizerpillen mit täuschend ähnlicher Verpackung im Verkehr befinden. Man überzeuge sich stets beim Ankauf durch Abnahme der um die Schachtel gewickelten Gebrauchsanweisung, daß die Etiquette die obersichende Abbildung, ein weißes Kreuz in rothem Felde und den Namenszug Rich. Brandt trägt. Auch sei noch besonders darauf aufmerksam gemacht, daß die Apotheker Rich. Brandt's Schweizerpillen, welche in der Apotheke erhältlich sind, nur in Schachteln zu Mk. 1 (keine kleineren Schachteln) verkauft werden. — Die Bestandtheile sind außen auf jeder Schachtel angegeben.

Richard Brandt's Schweizerpillen sind in den meisten Apotheken Europas vorräthig, u. a. in: Aachen: Löwen-Apotheke, Berlin: Kronen-Apotheke, Friedrichstraße 160, Bisthor-Apotheke, Friedrichstraße 19, Breslau: Krönlein-Apotheke, Chemnitz: Nicolai-Apotheke, Danzig: Apotheker Viehau, Dresden: Mohren-Apotheke, Frankfurt a. M.: Adler-Apotheke, Götting: Straube-Apotheke, Halle a. S.: Hirsch-Apotheke, Hamburg: Hafen-Apotheke, Heut. Neuenweg, Kaiserlautern: Löwen-Apotheke, Kiel: Alte Rats-Apotheke, Köln: Einhorn-Apotheke, Königsberg i. Pr.: Apotheker H. Kahl, Leipzig: Albert-Apotheke, Lübeck: Sonnen-Apotheke, Magdeburg: Löwen-Apotheke, Meig: Hirsch-Apotheke, Minden: Fäbische Apotheke, München: Karmeliter-Apotheke, Neuen-Apotheke, Nürnberg: Marien-Apotheke, Pöppeln: Löwen-Apotheke, Posen: Rote Apotheke, Schwerin: Samowische Hof-Apotheke, Stettin: Pelikan-Apotheke, Stralsund: Apotheker Berniel, Straßburg i. G.: Meilen-Apotheke, Stern-Apotheke, Stuttgart: Apotheker Reiblen & Scholl, Trier: Löwen-Apotheke, Wiesbaden: Adler-Apotheke, Würzburg: Hof-Apotheke. — Oesterreich-Ungarn: in Wien: Apotheker A. Woll, Tuchlauben 9, Budapest: Apotheker von Dröf, Prag: Max Fantus Einhorn-Apotheke. — Schweiz: in Genf: Pharmacie Sauter, Zürich: Apotheker R. Brandt. — Für Amerika: Brandt's Schweizerpillen Co., New York, Corner Grand Street and Bowery.

Nach kurzem Gebrauch unentbehrlich als Zahnpulvermittel.

Schönheit der Zähne
KALODONT
Neue amerikanische
GLYCERIN-ZAHN-CREME
(sanitätsbehördlich geprüft)
F. A. Sarg's Sohn & Co.
k.k. Hoflieferanten
in WIEN.

— Zu haben bei den Apothekern und Parfumeurs 1 Stück 65 Pf. —
General-Depôt für Württemberg, Bayern, Baden und Hessen:
bei **Louis Duvernoy** in Stuttgart.
.. .. für Norddeutschland:
bei **J. D. Riedel** in Berlin N. 39.



SCHERING'S PEPSIN-ESSENZ

nach Vorchrift von Dr. Oscar Liebreich, Prof. der Arzneimittellehre an der Universität zu Berlin. Verdauungsbeschwerden, Trägheit der Verdauung, Sodbrennen, Magenverkeimung, die Folgen von Unmässigkeit im Essen und Trinken werden durch diese angenehm schmeckende Essenz binnen kurzer Zeit beseitigt.

Preis p. 1 fl. M. 3.—, 1/2 fl. M. 1.50. Bei 6 fl. 1 fl. Rabatt.

Schering's Grün-Apotheke,

Berlin N., Gausler-Strasse 19. Fernsprech-Anschluss.

Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und den renommirten Droghandlungen. Briefliche Bestellungen werden prompt ausgeführt.

AU BON MARCHÉ

Durch reelle Billigkeit und erprobte Qualität aller seiner Waaren ist das Haus „Au Bon Marché“ a's seines Titels würdig anerkannt.

Firma:
Aristide Boucicaut.
PARIS.

Jede, der Bestellung über den Erwartungen entsprechende Waare men wir a. Belangen a. Schwierigkeit i. Umstand ober geg. Wertberichtig.

Modewaaren-Magazin, welches in allen seinen Artikeln vollkommenste, reellste und eleganteste Auswahl vereinigt.

Seiden, Woll-, Fantasie- und bedruckte Baumwoll-Stoffe, Leinwand, weiße Baumwollstoffe, Gardinen, Tischwäsche, Damen- u. Kinder-Kostüme, Mäntel, Morgen- u. Haus-Kleider, Röcke, Unterröcke, Jersey-Taillen, Herren- u. Knaben-Anzüge, Herren- u. Damen-Hemden, fertige Weißwaaren für Damen und Kinder, Herren- u. Knaben-Hemden, Möbel, Teppiche, Bettstellen und Bettzeug, Bett-, Reise- und Pferde-Decken, Pariser Artikel, Posamenterie, Kram-Waaren, Bänder, Spitzen, Taschentücher, Handschuhe, Strumpfwaren, Cravatten, En-cas, Sonnen- und Regenschirme, fächer, Parfümerie-Waaren u. s. w. u. s. w.

Billige und reelle Bedienung „Au Bon Marché“. Der geschäftlichen Durchführung dieses Prinzipes verdanken wir den, bis heute einzig in seiner Art, unserm Hause verliehenen Aufschwung.

Muster, Kataloge, Albums u. s. w. verdienen wir franco per Post nach allen Welttheilen.

Waarensendungen nach Deutschland, deren Werth 25 Fr. erreicht, sind der beständige Grundlag der „Au Bon Marché“. Der franco Fracht bis zum Bestimmungsorte reist. bis nächst gelegener Bahn- oder Station, mit Ausnahme jedoch von Möbeln, Bettgeräthe und weniger in unsern Katalogen näherbezeichneten Artikeln; Eingangsgeld und Verpackungskosten verbleiben immer in Last der Empfänger.

Die Almagasin „Au Bon Marché“ speziell zur Betreibung eines Modewaaren-Geschäfts errichtet, sind die größten, bedeutendsten und am besten eingerichteten; dieselben enthalten alles was die Erfahrung als nützlich, bequem und angenehm erwiesen und können als der Sehenswürdigkeiten von Paris angeführt werden.

Dolmetscher in allen Sprachen stehen zur Verfügung geübter Fremder, welche Almagazine und deren Einrichtungen zu bequemen wählen.

Das Haus „Au Bon Marché“ ist das vor den Geschäften der Welt, welches ihren Erfolg zu verdienen und seine fortwährend erweiterten Vergrößerungsbauten, welche letzten Jahre großen Umfang, ermöglichen ihm beständig neue Fortschritte zu erzielen und auch jährlich in gegenwärtigem Jahre, bei Anlaß der Welt-Ausstellung, mehr als einen besonderen Reiz und alle möglichen Vortheile unserer geübten Kundschaftern bieten, welche bereits durch Erfahrung gewöhnt, das Haus „Au Bon Marché“ das in der ganzen Welt einzig in seiner Art bestehende Almagazin anerkennen.

Dasselbe hat für den Verkauf weder Filiale noch Reisende, Agenten oder sonstige Vertreter in Frankreich noch im Auslande, und bitten wir unsere geehrten Kunden zu kaufen zu halten, welche sich mißbräuchlich unseres Titels bedienen.

Das Haus „Au Bon Marché“ ist in der Welt-Ausstellung 1889:

1. — Klasse 18. Möbel, Tapetier- und Decorateur-Arbeiten;
2. — Klasse 35. Fertige Weißwaaren für Damen, Herren und Kinder;
3. — Klasse 36. Damen- und Kinder-Doilettten, Herren- und Knaben-Anzüge;
4. — In der Ausstellung von National-Economie vertreten.

Proben frei

Wollstoffe

zu Damenkleider, Regenmäntel etc. offerirt zu billigsten Fabrik-Preisen das Wollwaren-Fabrik-Geschäft **Alwin Tietze, Greiz.** Abgabe jeden beliebigen Einzel-masses direct an Privatleute.



Ersparnisse

machen diejenigen Damen, welche vor Beginn grösserer Arbeiten Muster meiner Spezialitäten: Strickwollen, Rock- u. Decken-Wollen aus engl. Kammgarn, Zephyr u. Kameelhaar, meine absolut echtfarbigen Baumwollgarne, Häkelgarne mit genau pass. Congressstoff, Hoffmanns „Goldetikett“ u. s. w. verlangen. Tausende intelligenter Hausfrauen rühmen die gebotene Auswahl, die Solidität und Billigkeit meiner Erzeugnisse.

Paul Hoffmann, Ruhrort a. Rh.

Figuren, Vasen, Fontainen für Gärten und Gebäude empfehlen wir bewährten, wetterfesten, handhiebigen Materialien

Ernst March Söhne

Thonwarenfabrik, Charlottenburg
Abbildungen mit Preislisten zur Ansicht
C. W. Möller 40 Alexander-Strasse Berlin



42

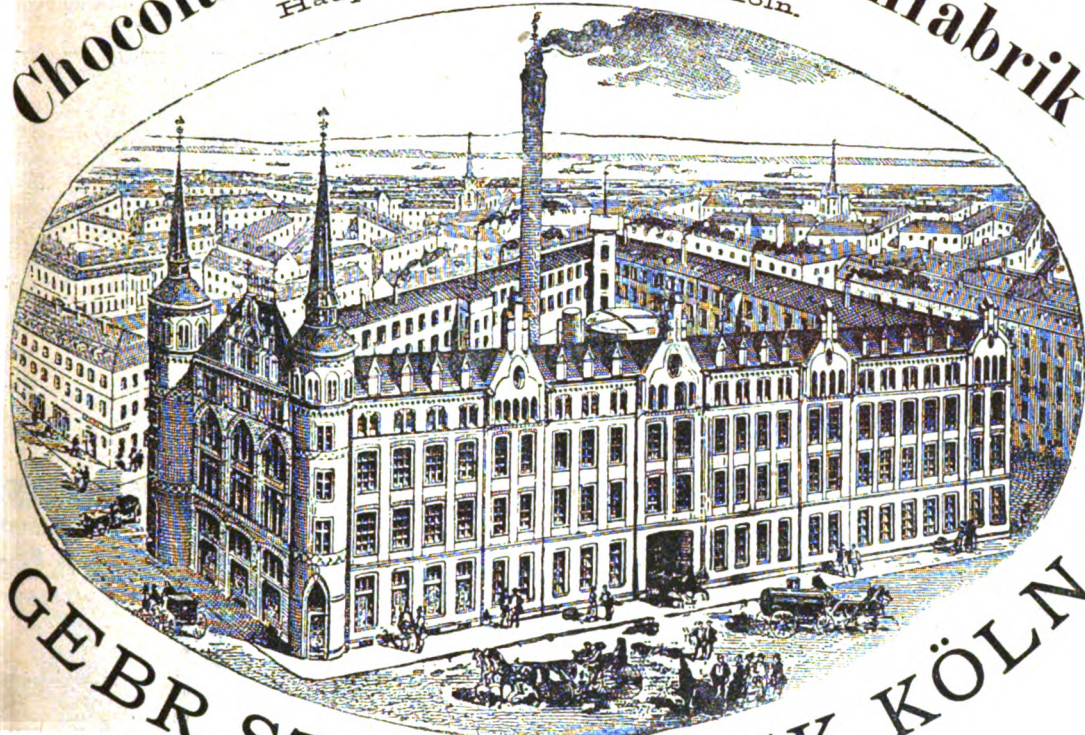
Gold, etc. Medaillen.

27

Hof-Diplome.

Chocoladen- u. Zuckerwaarenfabrik

Haupt-Fabrik-Gebäude in Köln.



GEBR. STOLLWERCK, KÖLN

Königl. Preuss., Kaiserl. Oesterreich. etc. Hoflieferanten.

Dampf- und Maschinenbetrieb von 550 Pferdekraft.
— Ende 1888 über 1000 Personen beschäftigt. —

Sachgemässe Einrichtungen, wie sie nur durch den Gross-Betrieb ermöglicht werden können, haben den oben veranschaulichten Fabrik-Anlagen zu einer Ausdehnung verholfen, welche nur von wenigen der Branche auf dem Continent erreicht wird. — Der grosse Verbrauch ermöglicht den Einkauf der Rohmaterialien und deren geeignete Auswahl direct in den Produktionsländern; hierdurch und durch die Fabrikation im grösseren Massstabe entstehen Vortheile, welche dem Consumenten in Qualität und Preisen zu Gute kommen.

Feine Ess- und Trink-Chocoladen.

Dessert-Chocoladen und Bonbons

in feinen Qualitäten und in den elegantesten Ausstattungen.

Puder-Cacao in vorzügl. Qualität.

Alleinige Fabrikanten von

Dr. Michaelis'
Eichel Cacao

Brause-Limonade-Bonbons
mit verschiedenem Geschmack.

Conservirte Früchte und Marmeladen.

Stollwerck'sche Chocoladen, Cacaos u. Zuckerwaaren sind überall käuflich.

Van Houten's Cacao.

Bester — Im Gebrauch billigster.

Ueberall zu haben in Büchsen à
Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.

Weltpost.

Wichtige Lösungen der Stat.-u. Aufgab. landten uns: Franz J. in München. — Berthold Sch. in Domanje. — Rechtsanwalt B. in Berlin. — Frau Bertha M. in Königsberg. — Dr. F. M. in Heidelberg. — Statthalter in Berlin SW. — Hauptmann a. D. von B. in G. bei Stettin. — Stud. med. Gustav L. in Breslau. — Frh. R. in Kiel.

Schriftsteller S. in Berlin. Siehe: „Das erste Bistum“. Achte Auflage, bearbeitet von S. Illmann (Hartlebens Verlag, Wien), Seite 137. Aufgabe 3.

Stud. phil. Heinrich G. in Berlin. Es ist allerdings möglich, einen Solo (Stat.) mit Jochen zu verlieren, z. B. bei der folgenden Sitzung: der Spieler B (Mittelband) hat: den zweiten, dritten und vierten Buben. Treff-10, König, Dame, 9, 8, Coeur-10, Carreau-10. — A (Vorband) hat: sechsmal Coeur, Bique-Aß, Dame, 7 und Treff-7. Im Stat. liegen Treff-Bube, Treff-Aß, Erster Stich Coeur-Aß, Coeur-10, Bique-10. Zweiter Stich: Treff-7, Carreau-Bube, Carreau-7. Die Gegner erhalten nun noch einen Stich Carreau-10, Carreau-Aß, Bique-Aß und haben dann 63 Points.

M. in B. Es ist uns schwer zu entscheiden, welches von Ihren Gedichten das jämmerlichste ist. Brauchbar ist keines davon.

K. L. in W. Sie haben recht, der auf S. 1999 genannte Verfasser der fälschlichen Charakterzüge heißt Max Oberdreyer.

Adla in B. Mit Ihrer Freundschaft können Sie uns gewogen bleiben und mit Ihrer Poesie. Auch Ihr Gedicht gefällt uns nicht, doch mag es zur Entscheidung der Leser hier stehen.

Auf der Höhe eines Felsens
Steht ein Schloß recht hoch und hehr,
Drinnen schläft der Ritter Jürgen,
Dessen Herz bedrückt war schwer.
Denn er liebt ein schönes Mädchen,
Kunigunden von Brabant.
Oftmals hat er sie gebeten
Um ihr Herz und ihre Hand;
Doch der Vater wollte's nicht leiden,
Denn Herr Jürgen liebt den Wein.
Und er zwang das arme Mädchen,
Ihm zu sagen hart ein „Nein!“
Eines Morgens kam er wieder,
Fleht zum letztenmal sie an.
Doch es spricht die gute Tochter:
Geh, ich will dich nicht zum Mann.
Sprachlos stand der arme Ritter,
Doch er sah sich sehr bald,
Stieß mit einem einzigen Rude
In den Leib das Schwert so kalt.
Kunigunde ganz verzweifelt,
Nahm sofort Arsenik ein.
Dieses merkt auch, o ihr Menschen,
Liebet nicht zu sehr den Wein. Adieu!

G. K. in T. Von unsrer Zeitschrift erscheint alle vier Wochen ein Heft, so erklärt es sich, daß der erste Band sieben, der zweite sechs Hefte umfaßt. Selbstredend werden sämtliche Romane und Novellen mit dem letzten Heft zum Abschluß gebracht. Im übrigen Dank für Ihre freundliche Anerkennung.

M. in R. Alexandersbad liegt in Franken und ist als Wasserheilnast und Stahlab, wie auch als Sommerfrische sehr zu empfehlen. Auskunst dürfte Ihnen sowohl der Direktor Breithaupt, als auch der dirigierende Arzt Dr. F. G. Müller erteilen; der letztere hat übrigens eine Broschüre über das Bad veröffentlicht, welche ein durch mannigfache Abbildungen und Pläne erläutertes anschauliches Bild des herrlich, mitten in solofolien Wäldern 590 m hoch gelegenen Alexandersbades gibt. Sie dürfte Ihnen und dem reizenden Publikum im Bedarfsfälle ein willkommener Ratgeber und Führer sein. Jede Buchhandlung besorgt Ihnen das Büchlein, auch wird es direkt von der Badeverwaltung Alexandersbad bei Wunsiedel gegen Einsendung von 1.10. versendet.

Garantie-Seidenstoffe

der Seidenwaaren-Fabrik von: von Elten & Keussen, Crefeld,

Fabrikmarke.

direkt aus der Fabrik, also aus erster Hand, zu beziehen.

In beliebigem Meter-Maass zu Fabrikpreisen:

Garantirt solide schwarze Seidenstoffe, weisse und Crème Seidenstoffe, schwarze und weiss carrierte und gestreifte Seidenstoffe, farbige Seidenstoffe und Kohseidenstoffe, schwarze Sammete und Peluche etc. etc.

Man schreibe wegen Zusendung der reichhaltigen Mustercollection. [3208]



Franz Christoph's



Fußboden-Glanzlast

sofort trocknend und geruchlos
von Jedermann leicht anwendbar,

in gelbbrauner, mahagoni, nußbaum und grauer Farbe, streichfertig geliefert, ermöglicht es, Zimmer zu streichen, ohne dieselben außer Gebrauch zu setzen, da der unangenehme Geruch und das langsame flebrige Trocknen, das der Lackfarbe und dem Cellat eigen, vermieden wird.

Alle Fiede, früheren Anstrich etc. deckt derselbe vollkommen und giebt gleichzeitig Glanz.

Niederlagen dieses Fabrikats befinden sich in den meisten Städten Deutschlands, wo dasselbe in etikettierten und mit Fabrikmarke versiegelten Gefäßen verkauft wird.

Nur nach Orten, wo keine Niederlage, directer Versandt: Postkoll, hinreichend zum zweimaligen Anstrich zweier mittelgroßer Zimmer, M. 9.50 franco ganz Deutschland. Genaue Gebrauchsanweisung an jedem Gefäß. Jede Auskunft sowie Muster bereitwillig durch die Fabrik.

Beim Kaufe ist genau auf die Firma zu achten, da dies seit ca. 40 Jahren eingeführte Fabrikat häufig nachgeahmt und verfälscht wird.

Franz Christoph,

Berlin NW., Mittelstr. 11.

Erfinder und alleiniger Fabrikant des echten Fußboden-Glanzlast.

Filiale für Oesterreich-Ungarn in Prag, Carolinenthal 197. [3565]



Mousson'sche Toiletteseife für den deutschen Haushalt

Ein grosser Theil des consumirenden Publikums misst der Toiletteseife — dem Producte welches mit dem Körper täglich in innigste Berührung tritt — immer noch zu wenig Wichtigkeit bei und Gesundheit und Schönheit haben unter dem Einfluss von geringen und schlecht fabrizirten Seifen schon viel leiden müssen.

Die Toiletteseife „für den deutschen Haushalt“ soll Jedermann Gelegenheit geben sich für bescheidenen Kostenaufwand ein wirklich gutes und reelles Stück Seife zu verschaffen. Die Firma MOUSSON & Co übernimmt für die Güte derselben jede Garantie.

Ueberall in Deutschland für 25 Pfennige zu haben.

Kürschner's Taschen-Konversations-Lexikon

Preis gebunden 3 Mark.



Telephon-Fabrik
Mix & Genest
S. W. BERLIN S. W.



Transport. Tisch-Station.
Wiederverk. illust. Preis. gratis.

Die grosse Nachfrage u. m. Falsch u. die viel. Anerkennungs-schreiben, ich i. kurz. Zeit erhalten, haben u. v. anlasst, den Käse in gross. Ausst. herzustellen. Ich bin jetzt in der Lage jed. Auftrag postwend. z. Ausführung zu bringen. W. Veth. Gandersheim a. M.

Preussische
Holz-Zeitung
Königsberg i. Pr.
verlangen Sie Proben

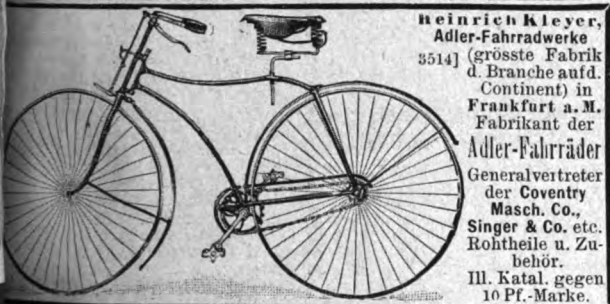
MARIENBAD.

Mineralhaltige, Eisen- und erdalkalische Quellen, Kohlensäure-, Moor-, Stahl-, Dampf-, Gas- und Heissluftbäder, Kaltwasserproceduren. — Grund der Mineralwässer durch die Stift Tepler Brunnenversendung. — Neues Salzsudhaus. — Versand von natürlichen Brunnensalzen, Pastillen durch Pächter Josef Müller. Neuerbaute Colonnade. — Elektrische Stadtbeleuchtung. Saison vom 1. Mai bis 30. September. Frequenz 14,000 Personen (exclusive Passanten). Prospekte vom Bürgermeisteramte gratis. Verlagen der Mineralwässer in Stuttgart bei W. Benz Söhne, Charlottenstr. 9, C. H. Burk, Archivstr. 21 u. 23. [3525]

Bad Chalkirchen bei München

Wasserheil- und diätetische Anstalt.

Electrotherapie u. Massage w. v. d. Herzen selbst ausgeübt. Für Nervenleiden, (Schwäche), Erkältungs- u. Circulationsstörungen, Asthma u. Croup, Morbuntgichtungen (Schwäche). Zimmer sammt arztl. Bef. u. jährl. Bädern v. W. 2.50 an p. Tag. Einseitige Prospekte franco u. gratis versendet Dr. V. Stammler.



Heinrich Kleyer, Adler-Fahrradwerke 3514 (grösste Fabrik d. Branche auf d. Continent) in Frankfurt a. M. Fabrikant der Adler-Fahrräder Generalvertreter der Coventry Masch. Co., Singer & Co. etc. Rohtheile u. Zubehör. Ill. Katal. gegen 10 Pf.-Marke.

Cibils

Fleisch-Extrakte

liefern die wohlschmeckendsten und kräftigsten Suppen.

16 Medaillen und Ehrendiplome. [3427]

Königshofpianoforte-Fabrik

von L. Römhildt, Weimar.

Spezialität: Einfache stylgerechte Gehäuse! Schöne und krenzsaitige Export-Pianos in 8 verschiedenen Modellen. Auf 10 Welt- und grossen Provinzial-Ausstellungen mit ersten Preisen. Die Anerkennungen von Dr. Franz Liszt, Hans von Bülow, Lassen, Müller und anderen. Kontraktliche 5jährige Garantie bei feuchtestem Wetter. — Günstige Ratenzahlungen. — Preis-Kourante gratis.



Deutsche Militärdienst-Versicherungs-Anstalt in Hannover.

Eltern von Söhnen unter 12 Jahren werden auf obige, 1878 errichtete, unter Oberaufsicht der Königl. Staatsregierung stehende Anstalt aufmerksam gemacht. — Zweck derselben: Beiwärtliche Verminderung der Kosten des eins. wie dreijährigen Dienstes für die betr. Eltern, Unterstützung von Berufssoldaten, Versorgung von Invaliden. Je früher der Beitritt erfolgt, desto niedriger die Prämie. Im Jahre 1887 wurden versichert 20,000 Knaben mit M. 23,000,000 Capital. — Status Ende 1887: Versicherungscapital M. 90,000,000; Jahreseinnahme M. 5,500,000; Garantiefonds M. 15,000,000; Invalidenfonds M. 113,000; Dividendenfonds M. 562,000. Prospekte etc. unentgeltlich durch die Direction und die Vertreter. [2872]

Collection Spemann

Serie der Gegenwart. Moderne Romane.

Seeben erschien: Band 283. Fürst Bismarck als Redner. VIII. Band. Preis des elegant gebundenen Bandes 1 Mark. Kataloge gratis in jeder Buchhandlung.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

A. von Humboldts gesammelte Werke

(Kosmos. Reise nach den Aequinoctialgegenden. Neu-Spanien. Ansichten der Natur. Cuba. Lebensbeschreibung.) in neuer vorzüglicher Ausgabe. 30 Lief. à 50 Pf. [3560] Probeheft durch alle soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Friedrich Spielhagens

Ausgewählte Romane

in ca. 60 Lieferungen à 30 Pf.

Verlag von L. Staackmann, Leipzig.

FÜR TAUBE. Eine durch ein einfaches Mittel von 23jähriger Taubheit u. Ohrengeräuschen geheilte Person ist bereit, dessen Beschreibung Jedem gratis zu senden. Adr.: Nicholson, Wien IX, Kelling 4.

FÜR UNSERE KRANKEN!

Kostenfrei für Jedermann hat die Direction des Sanjana-Institutes zu Egham (England) eine neue Aufl. der Sanjana-Heilmethode in deutscher Sprache herausgegeben. — Die Sanjana-Heilmethode ist das berühmteste Heilverfahren der Neuzeit und beweist sich von ganz wunderbarem Erfolge bei allen Stadien der Lungenschwindsucht, chron. Lungen-Catarrh, Verhärtung der Lunge, tuberculöser Erweichung, Asthma, Emphysem; bei Nerven-, Gehirn- und Rückenmarks-Leiden, sowie bei allen hieraus resultirenden Krankheitszuständen. Jedermann erhält die Principien dieser Heilmethode gratis u. franco durch den Secrétaire der Sanjana-Company, Herrn Paul Schwerdtfeger zu Leipzig. NB. Zahlreiche Zeugnisse über die erstaunliche Wirkung der Heilmethode sind jedem Exemplare beigegeben. [3399]

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.



Die Wochenwelt. Illustrierte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern in Toiletten- u. Handarbeiten, enthält gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche d. ganze Gebiet der Handarbeit u. Handarbeiten, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Handarbeiten für Herren und die Bett- und Tischwäsche etc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfang.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Wunstfärberei, Namens-Giffren etc. Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen u. Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Postdamer Str. 38; Wien I. Operngasse 3. [3363]

Äolsharmonika für Gärten und auf Dächern, ertönt harmonisch schon bei schwach. Winde. Stüd M. 6. — mit starkem Ton M. 8. — mit vergoldeter Windfahne M. 4. — mehr. Illustrierte Preisblätter. Adolf Klinger, Reichenberg i. Böhm.

Graue Haare erhält durch mein neues bleichendes u. unschädliches Haar-färbemittel d. ursprüngl. Farbe wieder, blond, braun od. schwarz. 1 Flacon f. 1 Jahr reichend M. 3. fr. Emmerich a. Rh. Wiederverkäufer gesucht: H. v. Gimborn.

Dresdner Velocipedfabr. Schladitz & Bernhardt empfehlen ihre vorzügl. Dreiräder, Zweiräder u. Sicherheitsmaschinen Germania-Rover. Preis cour. ord. 1. Pf. Marke.

Fledhten, auch Gesichtsz- und Bartflechten, heilt mit Erfolg brieflich Joseph Kulla, Elberfeld.

1000 Briefmarken. ca. 200 Sorten 60 Pf. bei G. Bachmeyer, Nürnberg. Anlauf. Lauf. [3526] „Anerkannt bestes Putzmittel“.



Wir warnen ausdrücklich vor Ankauf von Nachahmungen u. achte man daher genau auf Firma und Schutzmarke.

Glas-Schreibfedern

2 Proben für 1 Mark Briefmarken von GUSTAV PICKHARDT in Bonn

7 C. L. Flemming 7 Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.

Empf. kleine Leiterwagen f. Kinder u. Erwachsene, abgedr. Eisenachs.



gut beschlag. 25 50 100 Ko. Tragfähig. Fabrik f. Wagen, Bürstschneider u. div. Holzwaren. Franko nach allen Stat. Deutschl. u. Oester.

Ueber Nervenkrankheiten und Schlagfluß (Eirnlähmung)

Magdeburg bei A. Seber, Jakob
Rue de l'Échiquier. Autorisation

Zwickau bei Holm von Bose.

Patent. Musik Patent.
in allen Staaten.

Die Abbildung zeigt ein
Manopan (Leierkasten).

Das Manopan ist das vollkommenste Instrument, was bis jetzt auf dem Gebiete der Vielerlässe existirt. Man kann durch Auflegen angelegter Pappnotenblätter die größten Musikstücke abspielen. J. B. Die Jubel-Duvertüre, Dichter und Bauer, Polpoturs, vollständige Walzer u. s. w. Tausende von Musikstücken sind bis jetzt erschienen. Das Manopan ist elegant ausgestattet und eignet sich für Salons, Gesellschaften und zum Tanzen vorzüglich. Es übertrifft auch alle

ändern Vielerfalten im Ton und Haltbarkeit.

Nr. I. mit 24 Metalltönen und Rife	R. 33. —
" II. 36	R. 42. —
" IV. 78 starken Harmoniumtönen und Rife	R. 84. —
Mußstücke, einfache zu Nr. 1 und 2	R. 1. —

Ausirte Preiscourante" nebst Notenzetchnis sende bei Einsendung von 50 Pf. in Briefmarken franco zu.

A. Zuleger, Leipzig,
gegründet 1870.

Verandt per Casse oder Nachnahme. ^{gegenüber 1876:} Wiederverkäufer Rabatt.

Gesetzlich geschützt.



Pflanzen-Nährsalz-Extrakt enthält die für die Blutbildung so nötigen

Nährsalze. Per Topf 1,70 M. [3364]
Alleinige Hauptzucht. Kühl. Bl. Chokoladen

Alleinige Fabrikanten: **Hewel & Veithen, Köln a. Rh.,** Chokoladen-Fabrik.

Man verlange und ersehe Näheres aus Gratis-Broschüre.

General-Depôt für England: Andre & Co., Haekney-London.

Dr. med. Lahmann's diätet. Nahrungsmittel.
Nährsalz-Cacao-Pulver, leichtlöslich, ohne
 schädliche Alkalien (Soda, Pottasche),
 per Pfund 3 M.

Nährsals-Zhokolade. Beiden Sorten leichte Verdaulichkeit, höchster Nährwerteigen; gewöhnlicher Zhokolade vorzuziehen. Blutmangel und allgemeinlichen Menschen

Blutarmen und schwächlichen Personen besonders empfohlen, per Pfd. 1.60 u. 2 M.
Vegetabile-(Pflanzen)Milch, Kindernährmittel, kein Mehlpräparat, macht, ver-

mischt mit Kuhmilch, letztere für Säuglinge verdaulich. Viele dankbare Anerkennungs-Schreiben. Per Büchse 1,30 M. enthält die für die Blutbildung so nötigen

M. [3364]
M. K. B. Chokelader

Veithen, Köln a. Rh., Chokoladen-
Fabrik.

sehe Näheres aus Gratis-Broschüre.

England: Andre & Co., Haekney-London.

HAMBURG

unter Beteiligung
der Nachbarstädte
Altona, Ottensen,
Wandsbeck, Harburg

AUSSTELLUNG

Vom
15. Mai
bis
October
1889

Gewerbe und Industrie-
Handels- **Ausstellung**
Kunst- **Ausstellung**
Gartenbau - **Ausstellung**

Da ich nicht reisen lasse, so offerire garantiert reinen, selbstgetesteten, reifen

Rheinwein

Weißen von 45 Pf. an	} pro Liter bis zu den feinsten Tagen.
Roten " 70 " "	

Proben und Anweisung zum richtigen Abfüllen der Weine gratis und franco
 sendung von 30 Pf. pro Probe für Glas und Packung.
Nierstein a. Rh. Franz Hirsch, Weingutsbesitzer



LIEBIG Company
Fleisch-Extrakt
Nur echt wenn jeder Topf
den Namenszug *J. Liebig*
in **BLAUER FARBE** trägt.



Wenfigenalp (S. 875).

Die Pilatusbahn.

Von

J. Hardmeyer-Jenny.

In den ersten Tagen des Juni ist eine Bergbahn eröffnet worden, die, was Rühmlichkeit der Anlage betrifft, alle ähnlichen Schienenwege weit hinter sich zurückläßt, die Pilatusbahn. Sie wird der Touristenwelt eine wahre Überraschung bieten und viel von sich reden machen.

Der Pilatus genießt seit alten Zeiten den Ruf eines ganz absonderlichen Berges. Von ihm wurde gesprochen und über ihn wurde geschrieben zu einer Zeit, da nur die Hirten und Sennen zu Berge stiegen, da einzig die grüne Alpweide, nicht aber die Schönheit der Naturszenen die Menschen auf die Höhen lockten, da die Alpen sozusagen noch nicht entdeckt waren. Der weit gegen das hüggelland vorgehobene Felsfelsen mit seinen steil abfallenden Wänden,

mit seinen Zinken und Zacken wird weiter im Lande herum gesehen, als alle seine Nachbarn. Hell glänzt er im Morgenlicht in alle Ferne, und wenn die Sonne sich neigt, so steht er düster da und wirft dunkle Schatten hin über See und Land. Wenn an schwülen Sommertagen der Horizont sich verfärbt, so brodet es unheimlich droben in den Schluchten des Berges, es leuchten von Blitzen umzuckt die Felszacken in rötlichem Schimmer aus dem schwarzen Gewölk hervor, die Donnerschläge widerhallen in den Schlünden, und von den wilden Höhen brechen Gewitterstürme mit Graus und Verheerung hernieder auf die lachenden Gefilde. Was Wunder, daß in der grauen Vorzeit die Umwohner und alle diejenigen, in deren Gesichtskreis dieser Berg lag, auf den Gedanken kamen, dort droben sei es nicht geheuer? Die erschreckte Phantasie der Menschen bevölkerte die schaurigen Höhen mit einem Heer von Gespenstern, Erdmännlein, schwarzen Geisterroffen, mit Lindwürmern, Schlangen und Drachen von jeder Sorte, und der Luzerner Stadtschreiber Johann Leopold Cysat, der zu Anfang des 17. Jahrhunderts lebte, beschreibt weitläufig und von der Wahrheit dessen, was er sagt,

vollkommen überzeugt, „all das teuflische gespenster und geister Werk mit dem der Berg uff der höhe gar wohl besetzt und erfüllet ist“. Das schlimmste Gespenst aber, das dort droben hauste, war dasjenige, nach dem der Berg benannt ist, der jüdische Landpfleger Pontius Pilatus, der auf ganz merkwürdige Weise da herauf kam. Nachdem er den Heiland den Feinden zur Kreuzigung überliefert hatte, wurde er vom Kaiser nach Rom berufen, um sich zu rechtfertigen. Es gelang ihm nicht; er wurde gefangen gesetzt und that sich im Kerker ein Leid an. Der Leichnam wurde in den Tiber geworfen; allein siehe! es erhob sich über dem Wasser düsteres Gewölk, ein schreckliches Ungewitter brach los und verheerte die Gefilde. „Fort mit dem Unhold!“ hieß es. Die wieder aufgefischte Leiche wurde nach Vienne in Frankreich gebracht und dort in die Rhone versenkt, wo sie am tiefsten ist; doch auch hier entfand Gewitteraufbruch; es war entsetzlich! In Lausanne, wohin der ungebärdige tote Mann transportiert wurde — warum wohl nach Lausanne? — trieb er es noch ärger, so daß man beschloß, ihn in ein wildes Gebirg hinaufzuschaffen, um ihn endlich einmal los zu werden, und fort ging's mit



ihm durchs Land dahin an den vielarmigen See mitten im walddüstern Helvetien und hinauf in die oberste Region des zackigen Berges, der das Seeende überragt. Dort war ganz oben an düsterm Ort im Schatten der obersten Felswand ein kleiner See von schauerlichem Ansehen. Er hatte weder Zufluß noch Abfluß und die Winde glitten über ihn dahin, ohne daß

von dem Unhold. Der kam ihm gerade recht, und er stieg hinauf auf den Berg, um den alten Sünder mit urkräftigen Beschwörungsformeln zu bannen. Es gelang ihm vortrefflich. Doch eine Konzeffion mußte er dem Gebannten machen, die nämlich, daß er je am Charfreitag aus dem Wasser empor tauchen, in Mitte des Sees seinen Prätorstuhl aufrichten und im Dr-



Oberste Partie der Pilatusbahn (S. 870).

geneckt würde, verbot der Rat bei strenger Strafe die Besteigung des Berges. Solche Verbote sind heute noch im Staatsarchiv in Luzern zu lesen. Sie datieren aus den Jahren 1496, 1564, 1578 und 1589. Die wenigen Sennen, welche mit dem Vieh zu Berge fuhren, wurden von Mitgliedern des Rates jedes Frühjahr in Eid und Pflicht genommen, niemand hinaufsteigen zu lassen auf den schlimmen Berg. Da aber immer wieder Ungewitter losbrachen, so forschte man stets nach solchen, die den Landpfleger geneckt haben könnten. Man kam mehreren solcher Missethäter auf die Spur; sie wurden hart bestraft, ja einer soll hingerichtet worden sein. Nur mit großer Mühe gelang es einigen angesehenen Männern, sich vom Rate die Erlaubnis zu erwirken, den Berg besteigen zu dürfen, so dem Herzog Ulrich von Württemberg (1518), dem gelehrten Bürgermeister von St. Gallen, Joachim Vadian und dem zürcherischen Naturforscher Konrad Gesner. Ganze Bücher wurden über die Pilatusgeschichte geschrieben, und es tauchten nach und nach dort Zweifel auf, die immer lauter wurden, so daß zu Ende des 16. Jahrhunderts der Glaube an den pilatischen Spuk schließlich ins Wanken gekommen war. Zu Falle brachte ihn ein Stadtpfarrer von Luzern, Magister Johannes Müller. In zahlreicher Begleitung begab er sich hinauf zum düstern See; er forderte in jeder höhnischer Rede den Geist heraus, warf Steine und Erde ins Wasser und ließ Leute hineinwaten — und siehe, es erfolgte weder Sturm noch Ungewitter, kein Lüftchen regte sich, und blau blieb der Himmel. Nun war's um Pilatus und seine Macht geschehen. Sogar die Herren vom Rat gaben den alten Glauben auf und thaten noch ein mehreres: sie ließen das Seelein abgraben, das nun zu einem kleinen, trägen Sumpfe ward, wo sich nur zur Zeit der Schneeschmelze etwas Wasser ansammelt, um bald wieder zu verschwinden.

Ein Mann der Kirche hat dem Wahne ein Ende gemacht, trotzdem es ohne allen Zweifel kirchliche Autorität gewesen, welche zur Entstehung desselben Jahrhunderte zuvor Veranlassung gegeben hatte. Der Anstand, daß auf einem der Gipfel unsers Berges, dem „Mittaggüpfli“, ein „Gneppstein“, eine „pierre branlante“ vorhanden war, ein Felsstück, das man über ein anderes in der Weise hingelagt hatte, daß es in schaukelnde Bewegung gebracht werden konnte, läßt darauf schließen, daß der Pilatus in den keltischen Zeiten ein heiliger Berg war, auf welchem religiöse Gebräuche vollzogen und Opfergaben dargebracht wurden. Zur Zeit der alemannischen Einwanderung war der Nimbus der Heiligkeit des Berges noch nicht verschwunden, und die Eingewanderten verehrten auf demselben, besonders an Quellen und Brunnen, ihre Gottheiten. Als das Christentum Wurzel zu fassen begann, hatte die Geistlichkeit viel gegen die nicht weichen wollenden heidnischen Gebräuche

eine Welle sich regte. Plumps! hinein mit dem Landpfleger. Nun wird doch einmal endlich Ruhe werden. Allein weit gefehlt! So schlimm hat er's noch gar nie getrieben; er regte Wind und Wolken auf, grausige Gewitter brachen los, so daß weithin alles überschwenmt, verzehagelt, vom Sturm zerstört wurde; ja er nahm bald von allen Höhen Besitz und fuhr als scheußliches Ungetüm die Kreuz und die Quere auf denselben dahin. Da kam zum Glück ein fahrender Schüler aus Salamanca dahergereist. Man erzählte ihm

nate darauf thronen dürfe. Von nun an verhielt sich Pilatus still und manierlich, jedoch nur, wenn man ihn ungestört ließ. Wurde er geneckt, warf man Steine oder Unrat ins Wasser, höhnte man ihn mit Worten, so brach er zornmütig hervor. Es verfinsterte sich der Berg, das Unwetter zog über das Land dahin, so daß überall Jammer und Klage war. So sehr glaubte man an die verderbliche Macht des bösen Toten, daß der Rat von Luzern sich eifrig und eifrig mit ihm beschäftigte. Damit das Gespenst ja nicht geärgert und

zu kämpfen. Um dem Unfug der heidnischen Bergfahrten den Riegel zu schieben, wurde von geistlicher Seite das Mögliche gethan, den Berg zu einem ungeheuerlichen zu machen, indem man ihn, schon bestehende Sagen benützend, mit demjenigen Manne in Verbindung brachte, durch dessen Schuld der Herr den Kreuzestod erlitten. Und siehe, der Zweck wurde erreicht, um so eher, als die Obrigkeit ihren Verboten dem Klerus zu Hilfe kam. Noch lange aber, ja bis in die neueste Zeit hinein, ist ein Rest der alten Scheu geblieben; denn es verlangte erst vor kurzem noch ein Hirte von einem Pilatusbesteiger, er solle sich beim Tümpel des ehemaligen Pilatussees so benehmen, als sei er an einem geheimnisvollen Orte.

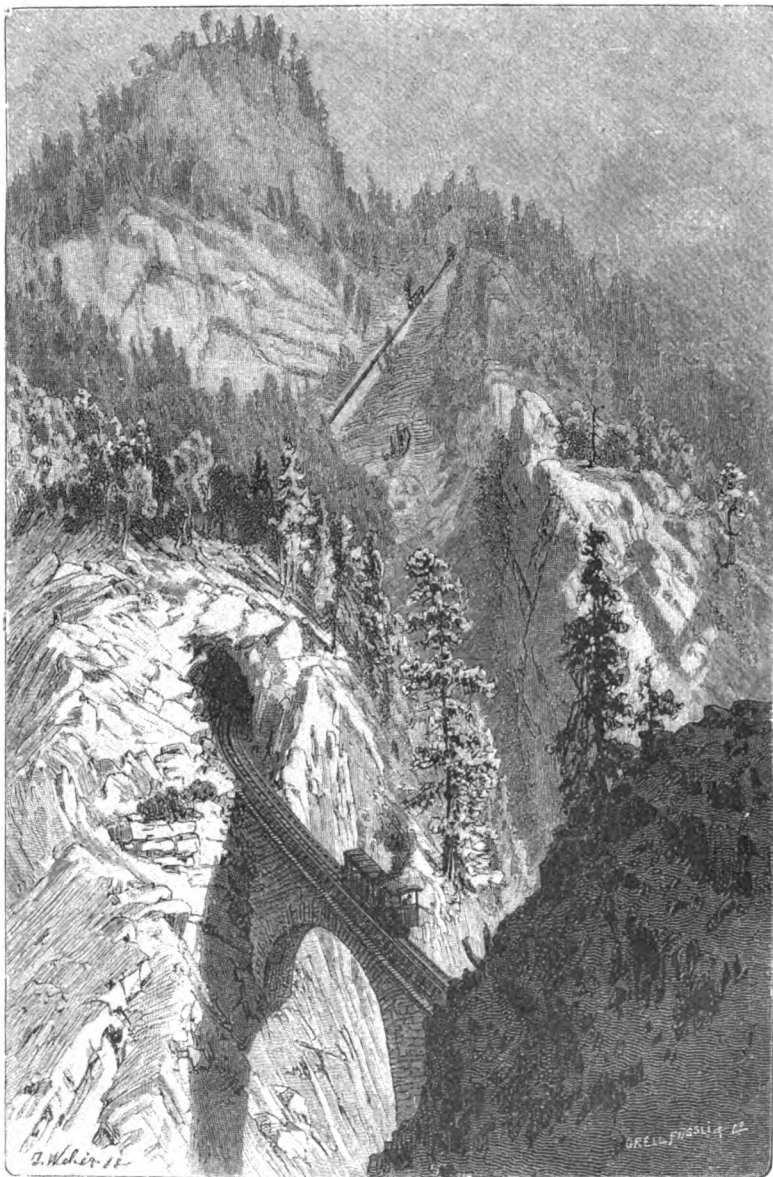
So erweist sich die Pilatussage als ein Echo, das aus grauem Altertum in unsere Zeit herüberklingt und an diejenigen uns mahnt, die Jahrhunderte vor uns in diesem Lande gewohnt haben.

Wenn wir uns im Luzerner Archiv die alten vergilbten Dokumente ansehen, welche die Besteigung des Pilatus strenge verboten, und den Aufruf zur Gründung einer Pilatusbahn-Gesellschaft dagegen halten, welchen die beiden Züricher, Oberst Eduard Locher und Eduard Guyer-Freuler im Dezember 1885 ergehen ließen, so sagen wir uns unwillkürlich: Wie ändern sich die Zeiten! Der Berg, den die Obrigkeit vor drei Jahrhunderten noch als einen verfluchten hinstellte, zu dem sie täglich jeden Aufstieg absperrete, wird heute aller Welt erschlossen und alle Mittel moderner Technik werden in Anspruch genommen, um Hunderte mühelos auf die weitsehende, herrliche Bergzinne hinaufzuheben.

Nicht, daß bis zum Bau der neuen Bergbahn der Pilatus spärlich besucht worden wäre; allein die Zahl seiner Besucher blieb in dem Maße hinter derjenigen der Besucher des Rigi zurück, als seine Besteigung beschwerlicher war als die seines Rivalen. Als dann noch vollends die Bahnen von Vitznau und Arth aus hinzukamen, da wuchs der Besuch des Rigi in einer ungemessenen Weise über denjenigen des Pilatus hinaus, daß, wenn der letztere Berg konkurrenzfähig bleiben sollte, eine Bahn auf dessen Höhe zur Notwendigkeit wurde. Allein, wie sollte man ihm beikommen? Er steigt so jäh, so handlos an, er steht so spröde, so zurückweisend da! Doch, wie alles auf der Welt seine zwei Seiten hat, so auch der Pilatus. Man fährt von Luzern aus aufwärts nach Oberwalden und schaute sich den Berg von der Rückseite an. Hier steigt er weniger jäh an; sollte die Anlage einer Bahn hier möglich sein? Mit großer Einsicht und unendlicher Ausdauer durchstößte Oberst Locher den Hang über Alpnach-Staad, dem kleinen Hafenorte hart am Fuße des Berges. Er sah besonders eine Bergfalte im Auge, ein Rinnthal, das vom See her aufsteigt bis zu den obersten Felsköpfen, die sich aus der Mulde der Mattalp senkrecht aufrichten. Ein altbe-

gangener Felsackpfad führt durch die Falte zu den Alpweiden empor. „Hier“, sagte sich der energische Mann, „hier ist die Anlage meiner Kletterbahn möglich, und vielleicht nur hier. Bin ich einmal oben auf der Mattalp, so werde ich wohl auch mit dem Felsgestein noch fertig werden können.“ Er durchkletterte alle Klüften und Hänge, indem er sein Leben mehr

des Werk bewiesen, daß er nicht nur ein vortrefflicher Ingenieur, sondern auch ein vollendeter Mechaniker ist. Sein Genosse, Ed. Guyer, stand ihm als gewandter Organisator zur Seite. Im rauhen Gebirge ein solches Werk auszuführen, erforderte unendliche Sorgfalt für Unterkunft und Verpflegung der Arbeiter, für Beschaffung und Transport des Materials,



Wolfertsbachviadukt (S. 875).

aufs Spiel setzte als Wildheuer und Gensdarm es thut, er studierte, rechnete, zeichnete und fand endlich sein Tracee. Doch es war so steil, und der Berg ließ sich so gar nichts abmarkten, daß es unmöglich war, mit dem bis jetzt bei Bergbahnen angewandten Zahnradsystem hinaufzugelangen. Es bedurfte anderer Maschinen, einer anderen Einrichtung des Oberbaues. Es war eine schwere Aufgabe zu lösen. Oberst Locher hat sie glänzend gelöst und durch sein einzig dastehen-

für Feststellung des täglichen Arbeitsprogramms, das die Unbill der Witterung gar oft über den Haufen warf. Kein Weg war vorhanden. Unter unsäglichen Schwierigkeiten wurde die Bahn rückweise je von einem Punkte aus erstellt und das fertig gewordene Teilstück mußte sogleich in Dienst treten. Trotz all dieser schlimmen Verhältnisse wurde die Bahn im Verlauf von zwei Jahren vollendet; allein wie kurz waren diese zwei Jahre, wenn man die Tage zählt, an welchen gearbeitet werden

konnte! Es waren der letzteren in beiden Jahren zusammen genau vierhundert.

Den 17. August 1888 fuhr der erste Personenwagen zu Berge und brachte den Verwaltungsrat zu einer Sitzung hinauf ins alte Bergwirthshaus in der Lücke zwischen den beiden Gipfeln Oberhaupt und Esel. Hier war zu vernehmen, daß die Pilatusbahn als solche, inklusive Rollmaterial, Stationsanlagen und Werkstätten, jedoch mit Ausschluß der Hotelbauten und dessen, was damit zusammenhängt, um die in ansehnlicher der außergewöhnlichen Schwierigkeiten bescheidene Summe von 1 900 000 Franken ausgeführt worden ist. Es ist ein schönes, großes Werk geschaffen, das den beiden Unternehmern, Locher und Guyer, zu hoher Ehre gereicht und Tausenden hohen und edeln Genuß verschaffen wird.

Und nun, wie sieht die Bahn aus und wie vollzieht sich die Fahrt? Hart neben der Station Alpnach-Staad der Brünigbahn steht das kleine Stationsgebäude der Bergbahn (S. 881), unweit vom Strande des Vierwaldstättersees, 441 Meter über Meer. Die Länge der Bahn beträgt 4618 Meter bis zur Endstation auf 2070 Meter Meereshöhe. Die Maximalsteigung beträgt nicht weniger als 48 % = 25° 39', die höchste bis jetzt mit Zahnradbetrieb überwundene Steigung. Das Fahrzeug legt bei der Bergfahrt sowohl als bei der Thalfahrt per Sekunde einen Meter zurück, so daß die Fahrt je 80 Minuten dauert.

Der Unterbau bildet vom Seegegestade bis zur Höhe eine urfeste, durchlaufende Mauer, welche mit mächtigen Granitplatten gedeckt ist. Diese wurden — ein bemerkenswerther Umstand — drüben am Südhang der Alpen gebrochen, in den Steinbrüchen von Osogna bei Bellinzona.

Der Oberbau, ganz aus Eisen und Stahl, ist von Meter zu Meter durch gewaltige schmiedeeiserne Schrauben mit dem Mauerwerke verankert. Die Zahnstange, die etwas überhöht zwischen den Lauffschienen angebracht ist, ist beiderseitig gezahnt. In diese Zahnreihen greifen bei jedem Fahrzeug rechts und links je zwei horizontal sich bewegende Zahnräder ein, die jeden Augenblick gebremst werden können und sich überdies automatisch bremsen. Die Sicherheit kann eine absolute, diejenige aller andern Bergbahnen übertreffende genannt werden.

Das Fahrzeug, das uns zu Berge bringen soll, steht schief auf dem Geleise da. Es besteht aus der Lokomotive und vier mit ihr verbundenen etagierten Wagen zu je acht Sitzplätzen. Lustig setzt sich die Maschine in Bewegung und schiebt die Wagen bergan. Es geht lustig hinauf durch Matten mit gewaltigen Eib- und Walnusbäumen, welche im tiefgründigen Boden der Schieferhalde trefflich gedeihen. Aus Holz gefügte und mit steinbeschwerten Schindeln gedeckte Hütten und Ställe stehen da und dort am steilen Hange. Bald ist der Buchenwald erreicht, durch den der Zug hinanleitet. Duster ist's in diesem Walde, wie in allen Bergforsten, deren Nester wie zu besserem Halt

ineinander greifen und nur wenig Licht einlassen. Bei 800 Meter Bahnentwicklung und 900 Meter Meereshöhe fängt unser Staunen an. Wir sind an einer tiefen, jäh zum See abstürzenden Schlucht angelangt, am sogenannten Wolfortbach, wo Wasser eingenommen wird. Eine kühne Baute, der Wolfortbachviadukt (S. 872), überbrückt den Abgrund, durch den wir tief unten den See erblicken. Turmhoch über uns sehen wir auf steiler Fluh die Fortsetzung der Bahn und fragen uns: Wie ist's denn möglich, dort hinaufzugelangen? Wir treten in einen Tunnel ein und in stärkster Steigung geht es die „Nisleten“ hinan, eine mächtige Schutthalde, die das seit Jahrtausenden „niederrieselnde“ Schiefergestein an das Felsgestell des Berges angelegt hat. Die Strecke über die Halde hinauf ist die Schmerzensstrecke der Bahnunternehmung. Sie konnte nur vermitteltst unterirdischer Gewölbeanlagen, gewaltigem Schuttmauerwerk und weitgreifenden Faszinenzügen überwunden werden und hat unverhältnismäßig viel Geld verschlungen.

Es folgen die zwei Synchertunnels und bei 2400 Meter Bahnentwicklung und 1600 Meter Meereshöhe die freundliche Nemsigenalp (S. 866) mit einer Sennhütte und einem Bergwirthshäuschen. Hier könnten wir die herrliche Aussicht beschreiben, die sich darbietet; doch wir haben uns vorgenommen, auf alle Aussichtsbeschreibung zu verzichten, hier und weiter droben, wir würden nie fertig werden. Der Wittertannen aber wollen wir Erwähnung thun, welche die Alpkühe schützen. Schwürdig stehen sie da mit ihren Flechtenbärten und beschatten das Obdach der Wiesen und des Viehs. Jahrhundertlang haben sie den Stürmen und den Angewittern Stand gehalten, jedoch nicht ohne Spuren harten Kampfes an sich zu tragen, denn zerzaust ist ihr Geäst und vom Blizschlag zerfunden die Rinde ihrer Wipfel. Auf Nemsigenalp kreuzen sich die zu Thal und zu Berg fahrenden Züge.

Durch freundliches Alpengelände geht's hinauf in die obere Stufe der Bergweide, in die „Wilde“, wie die oberen Staffeln der Alpen in Obwalden genannt werden, in die Mulde der Mattalp (S. 911), wo wir auf Nigihöhe angelangt sind. Nun aufgeschaut! In imposanter Schönheit, in feierlicher Großartigkeit steht im Halbkreis vor uns die Felskrönung des Berges, die Steigkamm mit dem hausdachjähren Nasenhang, zu dem nur der Wildheuer emporsteigt, der Esel, der eigentliche Kuhl des Berges, das Oberhaupt und das ungeheuer wichtige Matthorn mit seinem vorgeschobenen Eckturm und den senkrechten Schichten, die den Felsblock entzweischneiden und von den Hirten „des Teufels Karrgasse“ genannt werden.

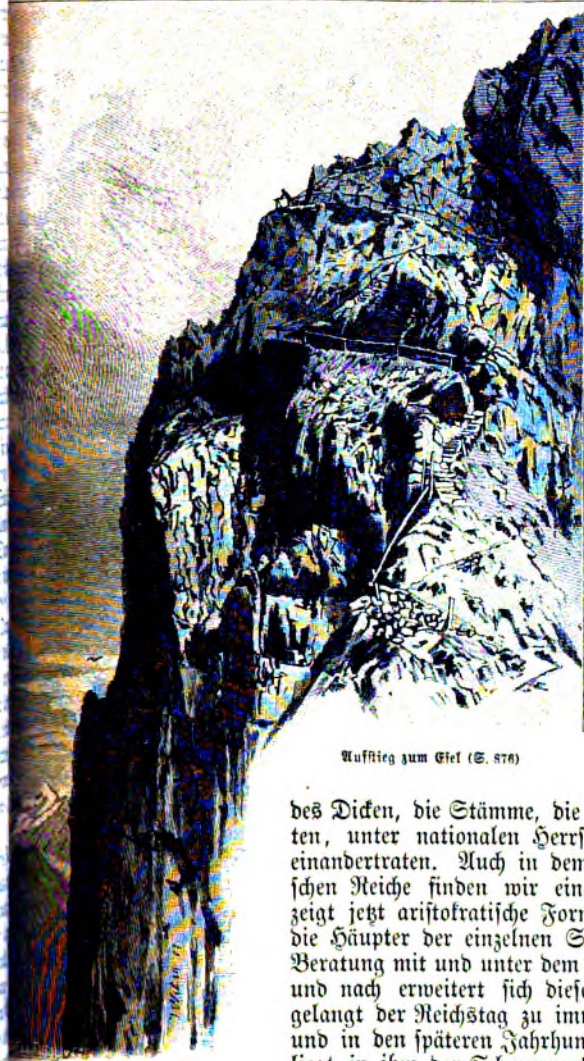
In der trümmervollen Mattalp, deren Felsblöcke phantastische Gebilde darstellen (S. 865), blüht in den ersten Sommermonaten, welche für diese Höhen die erste Lenzzeit sind, eine Alpenflora, die

zu dem Reichsten und Schönsten gehört, was die Alpen aufzuweisen haben. Die Solbanellen beilen sich, überall da schnell hervorzugucken, wo der Rand der Schneeflächen zurückschmilzt, die prächtigen Gentianen in verschiedenen Arten, die wunder-volle Alpenanemone, der Alpenmohn mit seinen seidenleichten Blumenblättern, die ebenso hinfällig sind, wie die des Adermohns in den Ebenen drunten, sie verkünden als Herolde das Aufblühen der Alpenrose, deren herrliches Rot weithin die Gründe und die Hänge schmückt.

Doch für uns ist hier des Verweilens nicht. Die Maschine püstet und leucht. Sie hat noch ein gutes Stück Arbeit vor sich. Allein, wie ist da weiter zu kommen? Die Bahn findet den Weg; sie biegt etwas nach Osten gegen die „Nosegg“ aus und steigt — ein großartiges Stück Schienenweg! — die senkrecht abfallende Eselwand hinauf, welche sie in vier Tunnels durchbricht, um dann wieder an schwindelnden Abstürzen hinzuziehen (S. 868). Zwischen dem zweiten und dritten Tunnel entfaltet sich vor unserm Blick das herrliche Alpenpanorama; besonders großartig tritt der nahe Titlis hervor, der über den grünen Bergen des glücklichen Ländchens Obwalden in seinem firnbedeckten Gletschermantel funkelt und schimmert als ein wahrer Juwel im Kranze der Hochgebirge.

Die Bahn biegt um eine Felsede und die Maschine überwindet, als ob sie einen letzten, entscheidenden Anlauf nehmen wollte, schraubend und mit lautem Rauschen an den Wänden widerhallt, die jetzt in 48 % liegende Steigung und tritt durch ein hohes Portal in ein Gebäude ein, das sich an die Felsmauer des obersten Berghauptes duckt; es ist die Station Pilatuskühl (S. 889), die obere Endstation der Bahn, und wir stehen 1629 Meter über dem Strande des Vierwaldstättersees, 2070 Meter über der Meeressfläche und nur 33 Meter unter dem Gipfel des „Esel“ (S. 877), den wir, trotzig und herrschend wie er, lieber nach seinem alten Namen „Esel“ nennen würden. Die lautliche Abkündigung hat sich an dem herrlichen Felsbau versündigt.

Wenige Schritte nur und wir sind auf der Terrasse des alten Bergbauwerks das in diese allen Stürmen ausgesetzte Lücke hineingebaut ist, und schauen hinab in graufige Schluchten nieder. Die Felsen fallen Hunderte von Metern lotrecht gegen das paradiesische Gekrüppel von Luzern ab, und jenseits des Sees dehnt sich das reizende Hügel- und Schotterland mit seinen blauen und glänzenden Seen und den Flüssen, welche zwischen waldgekrönten Höhen wie Silberfäden das Land durchziehen. Zur andern Seite, am Morgen, Mittag und Abend hin, erschließt sich vor unserm staunenden Auge das Hochgebirge, dessen Anblick nie überwältigend ist, als wenn tief unter uns die Wälder wallen und die Thäler wie in einem Nebel versunken sind. Dann heben sich die Zä-



Aufstieg zum Gief (S. 878)

von Gipfeln in hellster Klarheit in die Luft empor und strahlen und funkeln der Majestät (S. 886).

Vom Reichstag des alten Deutschen Reichs.

Von

Werner Friedlieb.

Wenig beachtet ist vor kurzem ein Gedächtnistag vorübergegangen, an den sich uns Deutsche eine tausendjährige Erinnerung knüpft. In den Tagen der letzten Jahreswende nämlich war ein Jahrtausend verflossen seit dem Zeitpunkt, von welchem das dauernde Bestehen eines selbständigen Deutschen Reiches zu rechnen ist. Noch jenseits dieses langen Zeitraums liegen die Anfänge des deutschen Reiches. Seine Spuren können wir verfolgen in die ältesten deutschen Zustände hinein, in denen uns Tacitus Kunde gibt; hier sehen wir die Stammesgenossen unter

des Dicken, die Stämme, die das Reich gebildet hatten, unter nationalen Herrschern für immer auseinandertraten. Auch in dem so begründeten Deutschen Reiche finden wir einen Reichstag; derselbe zeigt jetzt aristokratische Formen, nur die Großen, die Häupter der einzelnen Stämme, finden sich zur Beratung mit und unter dem König zusammen. Nach und nach erweitert sich dieser Kreis; zugleich aber gelangt der Reichstag zu immer größerem Ansehen, und in den späteren Jahrhunderten des Mittelalters liegt in ihm der Schwerpunkt der deutschen Reichsverfassung. Im 15. Jahrhundert zumal, als die mittelalterliche Weltordnung Stück für Stück in Trümmern auseinanderbrach, war die Reichsversammlung ein Mittelpunkt für die Reformtendenzen, die sich auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens geltend machten. Und als im 16. Jahrhundert die Reform sich vor allem der vernünftlichen Kirche zu bemächtigen strebte, da sind auf den Reichstagen die wichtigsten Schlachten zwischen den Anhängern des alten Glaubens und den Befürwortern der evangelischen Reform geschlagen, auf den Reichstagen ist über die kirchliche Zukunft der Nation entschieden worden. Diese Jahrhunderte bilden den Höhepunkt in der Geschichte des deutschen Reichstags, der in der Folge den Fall des Deutschen Reiches mitmachte und mit demselben seit dem Westfälischen Frieden zu fast völliger Bedeutungslosigkeit herabsank. Doch begleitete er das Deutsche Reich bis zu seiner Auflösung, um sich bei der Rekonstitutionierung desselben 1815 in den Bundestag zu verwandeln, bis er in unseren Tagen bei Begründung des neuen Deutschen Reiches auf neuer Grundlage, aber unter dem alten Namen wieder entstanden ist.

So durchzieht der Reichstag als das

ihren Ältesten oder Fürsten über die Angelegenheiten des Gemeinwohls beraten. Gehen wir weiter, so gelangen wir zu einer Zeit, wo um die Könige aus merowingischem Stamm das Volk der Franken, zugleich Reichstag und Heer, sich alljährlich zum Märzfeld oder Maifeld versammelte. Dann kommt eine Epoche, in welcher aus der Gesamtheit des fränkisch-karolingischen Weltreichs sich ein national deutsches Reich herausbildet, zuerst 843 infolge des Vertrags von Verdun, dauernd aber erst mit dem Jahre 888, danach der Entthronung des letzten gemeinsamen Frankenherrschers, Karls

ehrwürdigste Verfassungsinstitut die deutsche Geschichte von Anbeginn bis zur Gegenwart, und wenn seine Formen je nach den verschiedenen Anschauungen und Verhältnissen der verschiedenen Epochen gewechselt haben, so veranschaulicht er darum in nichts weniger die Kontinuität der deutschen Geschichte überhaupt, welche ja nichts anderes ist als die Entfaltung des deutschen Geistes, der durch alle Jahrhunderte der gleiche gewesen ist. So mag auch heute noch eine Betrachtung des alten Reichstags, wie sie in den folgenden Zeilen versucht werden soll, zeitgemäß erscheinen. Wir haben dabei im besonderen diejenige Epoche vor Augen, welche wir oben als die Zeit der höchsten Bedeutung des Reichstags bezeichnet haben; sie ist dieselbe, in welcher auch die Formen des alten Reichstags am reichsten durchgebildet erscheinen.

Freilich weichen diese Formen zumal von denen unseres modernen Reichstags sehr erheblich ab; auf den ersten Blick möchte es scheinen, als ob beide nur den Namen miteinander gemein hätten. Der alte Reichstag war nämlich nichts weniger als eine Volksvertretung durch frei gewählte Abgeordnete, sondern in ihm wurden die Unterthanen lediglich durch ihre Oberherren repräsentiert, so daß man nach der Art der Zusammenfassung den alten Reichstag weit eher unserm Bundesrat der vereinigten Regierungen an die Seite stellen möchte — freilich aber auch nur in dieser Beziehung. Schon die Zahl der ehemaligen Regierungen im alten Reiche war eine vielfach größere als heutzutage. Neben den Fürsten weltlichen Standes, deren Zahl allein größer war als die der fürstlichen Regierungen des heutigen Deutschen Reiches, stand die große Schar der geistlichen Würdenträger, der Erzbischöfe, Bischöfe und gefürsteten Äbte, denen sich eine Stufe tiefer die Prälaten, d. h. die nicht gefürsteten Äbte und Abtissinnen reichsunmittelbarer Klöster anschlossen, während auf der weltlichen Seite entsprechend auf die Fürsten die fast unübersehbare Schar von Grafen und freien Herren folgte; dazu kamen endlich noch die Vertreter von etwa einem halben Hundert Städten. Diese alle galten als reichsunmittelbar, d. h. sie erkannten keinen Oberherrn über sich außer dem Kaiser als solchem und nahmen daher das Recht in Anspruch, mit diesem sich als die „Stände“ des Reichs auf den Reichstagen zusammenzufinden, um hier über die Nöte und Bedürfnisse des Reichs zu beraten und zu beschließen, sowie die Kosten und Lasten desselben selbständig aufzubringen.

Das gemeinsame Haupt dieser „Stände“ also war der Kaiser. Seit langem bereits hatte dieser in die inneren Angelegenheiten der einzelnen Herrschaften des Reichs nicht mehr viel dreinzureden; aber gerade auf den Reichstagen wies sich seine Bedeutung für das Verfassungsleben des Reiches aus. Hier stand ihm die Leitung und die Initiative zu. Er hatte zu befinden, wann ein Reichstag erforderlich sei, und anzuordnen, mit welchen Gegenständen sich derselbe zu

beschäftigen habe, wenn schon sich diese Beratungsgegenstände natürlich zum großen Teil durch die jeweilige Gestaltung der öffentlichen Dinge von selbst bestimmten. Ihr Kreis war kein abgeschlossener; alles was die gemeinsamen Interessen der Reichsglieder anging, konnte den Reichstag beschäftigen. Seit dem 15. Jahrhundert war es vor allem die Türkenfrage, welche auf den Tagesordnungen der Reichstagsversammlungen einen ständigen Platz behauptete. Daneben sind es Materien, welche sich auf den inneren Ausbau des Reichs beziehen: Ange-

legenheiten des Landfriedens, Polizei- und Gerichtsordnungen, Münzsachen u. a. m., während im 16. Jahrhundert, alle diese Materien an Wichtigkeit überragend, die kirchlich-religiöse Frage das Augenmerk der Reichsversammlungen in erster Linie auf sich zieht. — In der kaiserlichen Kanzlei wurde das Ausschreiben an die Stände aufgesetzt, welches die Beratungsgegenstände kurz aufzählte, Ort und Zeit für den

Reichstag angab und den Ständen unter Androhung der kaiserlichen Ungnade und der Strafen des Reichsrechts, die freilich nicht leicht zum Vollzug kamen, aufgab und einschärfte, sich rechtzeitig in Person einzufinden, es sei denn, daß „ehafte Not“ d. h. vorgültige Gründe sie daran verhinderten, in welchem Falle sie gehalten waren, ihre für alle Beratungsgegenstände bevollmächtigten Gesandten als Vertreter zu entsenden. Als Wahlstatt für den Reichstag pflegte eine der größeren Reichs- oder freien Städte Oberdeutschlands gewählt zu werden; der Kreis derselben war nicht groß, da nur wenige Städte im Stande waren, die zahlreichen Reichstagsbesucher angemessen unterzubringen: so Worms, Speier, Nürnberg, Augsburg, Regensburg. Welche aus diesen jedesmal gewählt wurde, hing in letzter Linie von dem Willen des Kaisers ab, bestimmte sich aber meist noch durch besondere Rücksichten. So verlangte die goldene Bulle, das Reichsgrundgesetz Kaiser Karls IV., daß der erste Reichstag, den ein neugewählter und gekrönter Herrscher abhalte, in Nürnberg stattfinden. Eine der rheinischen Städte aber pflegte zumal dann zur Wahlstatt gewählt zu werden, wenn es dem Kaiser darauf ankam, den vornehmsten Reichsgliedern, den rheinischen Kurfürsten, möglichst zu Willen zu sein; denn diese entfernten sich ungern weit vom Rheinstrom, während den Habsburgern selbst, welche seit der Mitte des 15. Jahrhunderts

die Krone trugen, die östlicheren Städte gelegener waren. Zuweilen belohnte auch wohl der Kaiser treue Dienste einer Stadt dadurch, daß er einen Reichstag dorthin legte; denn ein solcher war für die betreffende Stadt sehr einträglich; wir finden wohl, daß eine Stadt um Berücksichtigung bei der Ansetzung eines Reichstags dringend vorstellig wird, indem sie denselben offen als das geeignetste Mittel bezeichnet, aus finanziellen Nöten befreit zu werden. Stets aber — oder wenigstens mit sehr geringen Ausnahmen — fanden die Versammlungen

zifferte sich oft auf über hundert Personen. In der Regel war diese ganze Gefolgschaft eines Fürsten in gleiche Farben gekleidet, auch wohl mit bestimmten Abzeichen versehen. Für ihre Ausrüstung zur Reise hatte natürlich der Fürst ebenso zu sorgen, wie er die Kosten des Aufenthalts der Seinen am Orte der Reichsversammlung bestritt. Man ermißt daher, mit welchen Ausgaben der Besuch des Reichstags für die vornehmeren Herren verbunden war, und begreift es, daß sie sich oft davon dispensierten und nur einen Bevollmächtigten sandten, wo-

für dann als Gründe „Leibesschwachheit“ des Herrn, die schlechte Verfassung und Unsicherheit der Wege oder dringende Regierungsangelegenheiten im eigenen Lande herhalten mußten.

Mit den hohen Kosten des Reichstagsbesuchs hängt aber ferner das unpünktliche Erscheinen der Stände zusammen, über welches so viel geklagt wurde, ohne daß es doch je besser damit geworden wäre. Denn



Alpnach-Stadt mit Pilatus- und Brünig-Bahnhof (S. 874).

der Reichsglieder auf oberdeutschem Boden statt, freilich zu nicht geringer Unbequemlichkeit für die norddeutschen Stände, die es sich gefallen lassen mußten, zu jedem Reichstag eine weite Reise zurückzulegen. Und eine solche war selbst für die vornehmsten Herren damals keine ganz einfache Sache. Die Unbilden der Witterung waren noch das geringste Uebel, obwohl eine Reise zu Fuß etwa von Berlin nach Regensburg mitten im Winter oder bei dem glühenden Sonnenbrand des Sommers — denn der Reichstag nahm auf keine Jahreszeit Rücksicht — unmöglich eine Annehmlichkeit sein konnte. Was aber die Reisen so überaus beschwerlich machte, waren die schlechten Wege; halperig, uneben, mit tiefen Löchern versehen, schmutzig bis zur Unergründlichkeit scheinen damals selbst die besuchtesten Verkehrsstraßen im Lande gewesen zu sein; oft fanden die Reisenden auch ganze Strecken überschwemmt und sich dadurch zu zeitraubenden, beschwerlichen Umwegen genötigt. Dazu kam die Unsicherheit, die es notwendig machte, sich, ehe man eine Landschaft durchzog, mit Geleitsbriefen und einem Geleitsmann vom Landesherrn zu versehen. Auch der große Troß, der nun einmal für standesgemäß galt, machte das Reisen für die hohen Herren beschwerlich. Mit vierhundert, fünfhundert und mehr Begleitern zogen die vornehmeren Fürsten einher; allein das engere ablige Gefolge derselben be-

umsonst wollte doch niemand gern die Kosten der Ausrüstung tragen, noch die beschwerliche Reise machen, um dann an dem Ort des Reichstags unnütz zu verweilen. Jeder wartete auf Nachricht, daß andere schon unterwegs seien, und keiner wollte der erste sein. So geschah es, daß der angesetzte Termin heran kam und vorüberging, ohne daß in der Regel auch nur ein einziger Reichsstand sich an Ort des Reichstags gezeigt hätte. Freilich war man auch nie sicher, ob der Termin nicht etwa noch im letzten Augenblick „erstreckt“ oder wohl gar der Reichstag abgekündigt würde. Aber auch wenn die voraussichtlich nicht zu gewärtigen war, wartete, wie gesagt, einer auf den andern; höchstens wurden Juriere und Quartiermacher entsandt, die sich zugleich umhören sollten, ob schon jemand, zumal einer der maßgebenden Stände, unterwegs sei oder sein Erscheinen mit Sicherheit zugesagt habe.

Endlich aber, wenn man sich überzeugt hat, daß der Reichstag „seinen Fortgang erlangen werde“, wird es im Reiche lebendig. In den einzelnen Landschaften ziehen die vom Landesherrn aufgebotenen Ritter und Vasallen mit ihren Knappen und Knechten an das Hoflager, um daselbst ihre Ausrüstung zur Reise entgegenzunehmen und von hier aus, ihren Herrn an der Spitze aufzubrechen. Alle Straßen, welche zu Versammlungsstätte führen, beleben

Stolz ziehen die Herren einher mit ihrem, wie schon gesagt, Hunderte von Menschen zählenden, bewappneten Gefolge, ein glänzender Anblick! Bescheidener ist der Aufzug der städtischen Vertreter in schwarzer, bürgerlicher Kleidung, die gleichwohl beritten sind wie die Herren. Gern ziehen die Städter, zumal auch der größeren Sicherheit wegen, in größeren Gruppen, die sich aus den Vertretern benachbarter Gemeinwesen bilden; aber auch befreundete Fürsten verabreden sich, die Reise gemeinsam zu machen, der größeren Kurzweil willen, oder um im traulichen Gespräch während der Reise über ihre Haltung zu den Aufgaben des Reichstags einig zu werden. Außer den berufsmäßigen Besuchern der Reichsversammlung aber zieht noch eine bunte, schier unübersichtbare Menge denselben Ziele zu: Industrielle und Händler, Abenteurer und Glücksritter, Schauspieler, Musikanten, Sänger und Sängerinnen, Gaukler, Lustigmacher und Künstler jeder Art, auch Diebsgesindel und feile Dirnen in großer Zahl, dazu Neugierige, die aus der ganzen Nachbarschaft weit im Umkreise herbeiströmen zu Tausenden, bei der Majestät zu schauen und der mancherhand Kurzweil mit zu genießen, die zu erwarten steht.

Kreudig erregt, aber zugleich sorgenvoll schauen die Väter der Stadt auf die Herbeiströmenden. Wohl berechnen sie den reichen Gewinn, den ihr Gemeinwesen von denselben ziehen wird, aber eine Kleinigkeit ist es wahrlich nicht, alle geziemend und nach ihren Wünschen unterzubringen und zu beköstigen, sowie Ruhe und Ordnung aufrechtzuerhalten. Schon sind Vorbereitungen für alles getroffen: Die Wachen auf den Tünnen und an den Thoren werden verstärkt, der Nachtdienst streng geregelt; für Herbeischaffung von hinreichenden Lebensmitteln wird nach Kräften vorgesorgt; um die Fremden möglichst vor Uebervorteilung zu schützen, sind Tagen aufgestellt, welche sowohl den Wirten der öffentlichen Herbergen die Preise vorschreiben, die sie für Unterkunft und Beköstigung erheben dürfen, als auch die Angelegenheiten der vielfach angebotenen Privatlogis regeln. Andererseits haben die vornehmen Herren, wie schon angedeutet, bei Zeiten ihre Quartiermacher entsandt und Herbergen mieten lassen; in Städten, wo häufiger der Reichstag zusammentrat, wie etwa in Nürnberg und Speier, hatten auch wohl manche der Herren gleichsam Standquartiere, d. h. sie kehrten immer wieder bei denselben Bürger ein, der ihnen ihr altes Quartier von vornherein reservierte, so daß sie des lästigen Suchens nach einer passenden Herberge überhoben waren. Denn doch war wohl nirgends die Auswahl an geräumigeren, gut gelegenen, für einen Fürsten passenden Quartieren in den elegantesten Reichsstädten, wenn schon die Pracht und der Luxus der inneren Ausstattung der Patriizierhäuser es damals sicherlich mit jedem Fürstenschloß aufnehmen konnte. Für ihre Beköstigung sorgten

diejenigen Reichstagsbesucher, die ein größeres Gefolge mitbrachten, in der Regel selbst: die fürstlichen Kuriere kauften vorher Wein, Bier, Getreide, Salzfleisch, Hafer u. s. w. in größeren Quantitäten ein, oder man brachte diese Vorräte aus der Heimat mit, wobei man sich trotz der Transportkosten jedenfalls besser stand, als wenn man den Bedarf in der Stadt selbst bezogen hätte, wo aller Vorkehrungen ungeachtet der Reichstag nie verfehlte, eine erhebliche Verteuerung aller Lebensmittel und Bedarfsgegenstände herbeizuführen.

Täglich gibt es jetzt etwas zu schauen. Im vollen Schmuck ihrer Ausrüstung, voran die Pfeifer und Trommler, sieht man Fürsten und Herren mit ihrem reißigen Gefolge in die Stadt einziehen und von Tag zu Tag gestalten sich diese Einzüge prunkvoller und großartiger, da es die Sitte erheischt, daß die bereits eingetroffenen Herren den später kommenden entgegenziehen und sie eine Strecke vor der Stadt einholen, um dann gemeinsam mit ihnen dieselbe zu betreten. Sogar der Kaiser hält es nicht unter seiner Würde, sich an der Einholung eines Fürsten, den er besonders ehren will, zu beteiligen; anderseits versteht es sich, daß, wenn die Kunde kommt, der Kaiser nahe, keiner in der Stadt zurückbleibt, sondern alle eilen, ihn mit den höchsten Ehren einzuholen.

Das erste, was den eintreffenden Herren und Botschaftern zu thun obliegt, ist, sich bei Hofe und auf der Reichskanzlei, welcher der Kurfürst-Erzbischof von Mainz als des heiligen römischen Reiches in Germanien Erzkanzler vorsteht, „anzugeben“, d. h. sich zu melden und einzuschreiben, wobei die Botschafter ihre Beglaubigungsschreiben vorzuweisen haben. Von der Ankunft der ersten Stände an dauerte es dann freilich in der Regel noch Wochen, wenn nicht Monate, bis eine ausreichende Zahl von Reichsgliedern vertreten war, um die Verhandlungen beginnen zu können. Kaiser und Erzkanzler setzten den Eröffnungstag fest und ließen denselben den Ständen anfragen. Diese versammelten sich am frühen Morgen des betreffenden Tages vor der Herberge des Kaisers, um unter dessen Vorantritt in Prozession nach der Hauptkirche der Stadt zu wallfahren, wo ein feierliches Hochamt begangen und der heilige Geist angerufen wurde, sich auf die Versammelten herniederzusenken und ihrem Vorhaben Gedeihen zu geben. In derselben Ordnung ging der Zug dann vom Münster zum Rathause oder an die Stätte, wo die Versammlung tagen sollte. Man zog in den Sitzungsaal, der Kaiser nahm auf dem für ihn hergerichteten Thronessel Platz, zu den Seiten desselben gruppierten sich nach Rang und Würde die Fürsten; die geringeren Reichsglieder standen dem Kaiser gegenüber. In dieser Gruppierung nahm der Reichstag die kaiserliche „Proposition“ entgegen, welche einer der kaiserlichen Räthe den Versammelten vorlas. Diese Thronrede, wie wir sagen würden, pflegte sich an das Reichstagsauschreiben anzuschließen, indem sie die dort kurz berührten Punkte,

welche der Reichstag beraten sollte, erläuterte und näher auseinanderlegte. Nach ihrer Mitteilung löste sich gewöhnlich die Versammlung auf, die Schreiber der einzelnen Stände aber wurden in die Kanzlei berufen, wo man ihnen die Proposition diktierte, damit jeder Stand den Wortlaut derselben erhalte; denn die Proposition bildete die Grundlage für die nun folgenden Beratungen der Stände, die sich auf Ansagung durch den Reichsmarschall — eine Würde, die im Hause der Herren von Pappenheim erblich war — am nächsten Morgen wieder zusammenfanden, zunächst im Sitzungsaal; doch pflegten sie alsbald nach „Kurien“ auseinanderzutreten, um „kurienweise“ die Beratung über die Proposition zu beginnen. Die Gesamtheit der Reichsstände nämlich zerfiel in die drei Gruppen: der Kurfürsten, der Fürsten und der Städte. Die erste Gruppe oder Kurie, wie der technische Ausdruck lautet, zählte nur sieben Mitglieder, die sieben Kurfürsten, welche an der Spitze der Aristokratie des Reichs eine besondere Ehrenstellung einnahmen. Ihr wichtigstes Vorrecht war bekanntlich die Wahl des Reichsoberhauptes, an welcher kein anderer Stand teilnahm, und schon dieses wichtige Recht hob die Kurfürsten über die anderen Fürsten hoch empor. So fielen auch auf den Reichstagen, wo sie, wie gesagt, die erste Kurie bildeten, ihre wenigen Stimmen meist schwerer ins Gewicht, als das Votum der so viel zahlreicheren Mitglieder der zweiten Kurie. Hier saßen der geistliche Fürstenstand und die weltlichen Herren, die Herzöge, Markgrafen, Landgrafen und gefürsteten Grafen. Aber auch die nicht gefürsteten Grafen gehörten samt den „freien Herren“ und der reichsunmittelbaren Ritterschaft in die zweite Kurie, doch versagten alle diese nicht fürstmäßigen Herren nicht, wie die Fürsten, über Virilstimmen, sondern nur über Kurialstimmen, d. h. es stimmten in ihrer aller Namen nur einige wenige Vertreter; entsprechend verzichtete es sich mit den nicht gefürsteten Prälaten auf der geistlichen Bank der zweiten Kurie. Endlich drittens bildeten auch die Städte eine Kurie, obwohl die anderen Stände sie nicht als gleichberechtigt ansahen. Man behauptete, die Städte seien keine selbständigen Glieder des Reichs und hätten darum keinen selbständigen Anteil an den Verhandlungen der Reichstage zu nehmen, sondern höchstens dasjenige, was die beiden ersten Kurien ihnen vorlegen würden, anzuhören und zu bewilligen. Man hätte die Städte auch wohl ganz von den Reichstagen ausgeschlossen; aber das erwies sich doch als unthunlich, denn einen Gegenstand gab es, bei dem man immer zuerst an die Städte dachte, wenn es sich nämlich um die Aufbringung von Geldern zu Reichszwecken handelte. Da waren die Städte ganz unentbehrlich; bei ihnen fand man stets bares Geld und vielfach wurden die Ausgaben des Reichs von Anleihen bestritten, die man bei den Städten aufnahm und denselben aus den meist gar langsam eingehenden Auflagen

der anderen Stände zurückerstattete. Auf ihrer Finanzkraft beruhte daher recht eigentlich die Zulassung der Städte zu den Reichstagen; hier aber spielten ihre Vertreter, die sich, da man insgemein nur die trefflichsten, erprobtesten Bürger entsandte, meist durch Geschäftsfähigkeit, praktischen Blick und Arbeitsamkeit auszeichneten, in

der Regel keine nebensächliche Rolle. — In den Kurien also sollte die Proposition beraten werden. Wer aber glaubte, daß man dort jetzt ohne weiteres an dieses Geschäft herantreten würde, der hatte die Rechnung ohne den Wirt, d. h. ohne die berückichtigten „Sessionsirrunge“ gemacht, welche ein ständiger Gast auf den Reichs-

tagen waren. Jeder Stand nämlich legte Wert darauf, seinen Sitz nach dem Range einzunehmen, und seine Stimme in der hierdurch gegebenen Ordnung und Reihenfolge abzugeben. Unglücklicherweise aber hatte man es nie zur Aufstellung einer bestimmten Rangordnung zu bringen, noch irgend ein feststehendes Kriterium aus-



Das Rebellmeer vom Pfatus (S. 877)

findig zu machen vermocht, welches jedem Stande seinen Platz unzweifelhaft angewiesen hätte. So erzeugten sich stets aufs neue die ärgerlichsten Streitigkeiten um den Platz und die Reihenfolge bei der Abstimmung, die mit so großer Hartnäckigkeit geführt zu werden pflegten, daß, ehe sie geschlichtet waren, von regelmäßigen Verhandlungen nicht die Rede sein konnte. Aber wie sollte man die Streitenden beruhigen? Sprach man sich zu gunsten des einen aus, so war man sicher, daß der andere der Gesamtheit mit den heftigsten Beschwerden lästig fiel, oder aber stehenden Fußes den Sitzungsaal verließ und die fernere Teilnahme an der Reichstagsverhandlung verweigerte. Gewöhnlich

tes eigene Kommissionen ernannt wurden, welche unzählige Zeugen verhörten, ganze Stöße Papier vollschrieben und wochenlang angestrengt arbeiteten, bis es ihnen gelang, irgend welches Auskunftsmittel zu finden, welches wenigstens für den laufenden Reichstag den Streit beendete.

So lange aber, bis dies Ergebnis erreicht war, ruhten die Verhandlungen, da es ein Werk der Unmöglichkeit war, eine Abstimmung bei den Kurfürsten zu Stande zu bringen. Wohl schütteln wir heutzutage den Kopf über diese Halsstarrigkeit, und über die Geduld der übrigen Stände, welche die Verhandlungen, um derentwillen sie mit großem Kostenaufwand herbeigeeilt waren, lieber wochenlang stocken sahen, als daß sie zugeben hätten, daß auch nur einer seines Rechtes gewaltsam entsetzt werde, und mögen wir uns nicht genug verwundern; aber unmöglich können wir in allem die deutsche Art verkennen, der das Recht, selbst wo es sich um Neußerlichkeiten von geringem Belang handelt, ein geheiligter Besitz ist, den gleichgültig preiszugeben, schmachvoll und unmännlich sein würde!

Endlich war die zeitraubende, gefährliche Klippe der Umfrage und Rangstreitigkeiten umschifft und man mochte die Verhandlungen beginnen. Die Beratung in den Kurien geschah auf folgende Weise: die Kurfürsten, obwohl an Zahl die geringsten, blieben in dem großen Sitzungssaal zurück, da es ihrer Würde nicht entsprochen hätte, hinauszugehen; die zweite und dritte Kurie aber wurde je in ein anderes Gemach gemiesen. Jetzt zogen die Herren gewöhnlich einen oder zwei ihrer vertrautesten Räte herzu, mit denen sie die in Rede stehende Materie durchgingen. Dann traten sie zu einander und gaben — der Reihe nach oder „ungefährlich“ — ihre Voten ab. Gingen diese auseinander,

Bahnhof Pilatussturm (S. 876).

blieb dann nichts anderes übrig, als „ungefährliche Session“ zu beschließen, d. h. jeder solle ohne Beachtung der Rangfolge sitzen, wo er von ungefähr Platz finde; doch entschloß man sich nur ungerne zu dieser Auskunft, da jeder den lebhaften Wunsch hatte, die ihm seiner Ansicht nach zukommende Session auch tatsächlich und öffentlich auszuüben. Eine fast noch ärgere Geißel für die Verhandlungen aber als diese Irrungen in der zweiten Kurie war der „Umfragezeit“ bei den Kurfürsten, der sich lange Zeit hindurch auf jedem Reichstag erneuerte. Es handelte sich hier darum,

wer beim Votieren der Kurfürsten die Stimmen abfragen sollte, ein Ehrenrecht, auf welches gleichzeitig Mainz und Sachsen Anspruch erhoben: der Erzbischof von Mainz in seiner anerkannten Eigenschaft als Haupt des Kurfürstenkollegs, während der Kurfürst von Sachsen die „Umfrage“ als Ausfluß seines Amtes als des Reiches Erzmarschall in Anspruch nahm. Und natürlich wollte auch hier niemand weichen; es kam so weit, daß zur Schlichtung des Strei-

so fragte man ein zweites Mal um, brachte, wenn auch das nicht zum Ziel führte, die Sache nochmals vor die Räte und beruhigte sich meist nicht eher, als bis wenigstens in der Hauptsache Uebereinstimmung in den Voten erreicht war; dann brachte man den Beschluß zu Papier, zunächst in kurzer Skizze, welche ein dazu bestimmter Rat auszuarbeiten hatte; der so gewonnene Entwurf wurde in der nächsten Sitzung — meist fanden vormittags und nachmittags Sitzungen statt — zur definitiven Beschlußfassung der Kurie vorgelegt. Vielfach übrigens warteten auch wohl die Fürsten auf das, was das Kollegium der Kurfürsten ihnen vorlegen würde, um sich dann dem anzuschließen, oder ihre Abänderungsvorschläge dazu einzugeben; die Städte aber wurden regelmäßig erst dann herangezogen, wenn die beiden ersten Kurien unter sich einig waren, worauf man jenen anheimgab, sich anzuschließen; doch blieb es ihnen unbenommen, in eigenen Ausarbeitungen ihren Standpunkt zum Ausdruck zu bringen, und wenn sie, was allerdings wohl nicht oft geschah, selbst der übereinstimmenden Ansicht der Kurfürsten und Fürsten gegenüber eine eigene abweichende Meinung aufrecht erhielten, so geschah es auch wohl, daß die höheren Kurien wenigstens in Kleinigkeiten nachgaben. Denn man hatte den Wunsch, wenn irgend möglich, die Beschlüsse einstimmig zu fassen, weil man nur dann ihrer gebührenden, allseitigen Beachtung und Befolgung sicher zu sein vermeinte; nicht nur durch die Majorität in allen drei Kurien, sondern durch Einstimmigkeit innerhalb einer jeden Kurie sollten die Beschlüsse des Reichstags verbürgt werden.

Die erste Beratung pflegte sich um die Art und Weise zu drehen, wie man die Proposition vornehmen solle. Gewöhnlich einigte man sich ohne Schwierigkeit dahin, die einzelnen Artikel in der Reihenfolge vorzunehmen, in welcher die Proposition sie — insgemein nach dem Grade ihrer allgemeinen oder besonderen Wichtigkeit — aufzählte. War das erledigt, so fragte es sich weiter, ob man die Proposition in den einzelnen Kurien vornehmen oder aber einen Gesamtschuß aus Mitgliedern aller drei Kurien mit der Vorberatung betraue. Die Kurfürsten waren meist der Konstituierung eines solchen entgegen, weil ihr Einfluß gemindert wurde, wenn ihre Vertreter mit den Deputierten der anderen Stände zusammenberieten und womöglich von diesen überstimmt wurden. Auf der anderen Seite waren aus denselben Erwägungen die Fürsten und besonders die Städte für den Ausschuß. Unmöglich aber ließ sich auch verkennen, daß der Weg der Beratung in den einzelnen Kurien (denn eine Beratung ganz im Plenum war, wenn es sich um Gegenstände von größerer Tragweite handelte, durch die Natur der Dinge ausgeschlossen) sehr viel umständlicher war. Wurde nämlich dieser Weg gewählt, so pflegten die einzelnen Kurien aus sich Ausschüsse zu bilden, deren Ausarbeitungen sodann erst von dem Plenum der betreffenden ein-

zelnen Kurie durchberaten werden mußten, ehe man in der Lage war, das schließliche Ergebnis aller dieser Verhandlungen und Beratungen an die anderen Kurien zu bringen. Und falls letztere etwa zu abweichenden Beschlüssen gelangt waren, so war man mit allem kaum von der Stelle gekommen und mußte wieder von vorn anfangen. So wurde denn doch wohl in den meisten Fällen ein Generalschuß zur Vorberatung der wichtigeren Materien konstituiert; in demselben pflegten die Kurfürsten verhältnismäßig am stärksten beachtet zu sein, indem jeder von ihnen einen Vertreter senden durfte; aber da die Deputierten aus den anderen Kurien zusammen zahlreicher waren als die der Kurfürsten, so stellte sich in dem Ausschuß eine naturgemäße Verteilung des Einflusses her. Die Ausschußwahlen erfolgten in der fürstlichen Kurie durch Zettelwahl und mit relativer Majorität, so zwar, daß geistliche und weltliche Fürsten, ebenso Prälaten und Grafen gesondert wählten, jeder Stand so viele aus den Seinen, wie er zum Ausschuß zu stellen hatte. Das Verhältnis war wohl in der Regel so, daß zwei geistliche und zwei weltliche Fürsten, ein Prälat und ein Graf, dazu aus der dritten Kurie zwei städtische Gesandte gewählt wurden, so daß der Ausschuß mit den Kurfürsten fünfzehn Mitglieder zählte; doch kommen je nach der Wichtigkeit des Gegenstandes ebensowohl größere wie auch weniger zahlreiche Ausschüsse vor. War die Geschäftslast groß und die Beratungsgegenstände mannigfaltig, so mochten auch mehrere aus allen Kurien gebildete Kommissionen nebeneinander tagen. Dazu kommen dann aber meist noch Sonderausschüsse der einzelnen Kurien, in denen Angelegenheiten vorberaten wurden, die etwa nur eine Kurie berührten oder bei denen es sich aus irgend einem Grunde empfahl, sie kurienweise beraten zu lassen. Jedenfalls lag der Schwerpunkt der Verhandlungen ganz wie bei den parlamentarischen Körperschaften unserer Tage in den Kommissionen, den General- und Spezialausschüssen. Hier arbeiteten statt der Fürsten selbst meist die Räte; den hohen Herren, welche freilich, wenn sie gewissenhaft waren, die in Arbeit befindlichen Materien mit ihren Räten durchnahmen, blieb gleichwohl Muße zu allerhand Kurzweil und Lustbarkeiten. Unzählig waren die Gastmähler, welche die Reichstagsbesucher einander wechselweise gaben; manche fahntätlich Gäste bei sich, selbst schon zur „Morgensuppe“; die Hauptmahlzeit aber am Nachmittage verzog sich oft bis in die späte Nacht, denn dem Mahle schloß sich gewöhnlich das Spiel an, bei dem es recht hoch hergegangen sein muß; Hunderte von Gulden wanderten beim Spiel der Fürsten aus einer Hand in die andere. Auch Tänze unterbrachen zuweilen den Ernst der Geschäfte, bei denen Fürsten und Herren es nicht verschmähten, den hübschen jungen Bürgerstöchter die Köpfe zu verdrehen und selbst der Kaiser wohl in Person den Ball eröffnete. Häufiger noch

waren ritterliche Spiele, in denen die jüngeren Fürsten ihren Mut und ihre Gewandtheit bewährten und einander aus dem Sattel zu heben wetteiferten. Damit wechselten, wenn die Jahreszeit günstig war, Ausflüge in die Umgegend, Jagdpartien, welche die Herren zuweilen tagelang von der Wahlstatt des Reichstages fernhielten, u. dgl. m.

Inzwischen schlossen die Kommissionen ihre Arbeiten ab. Jetzt trat wiederum das Plenum zusammen, um dieselben entgegenzunehmen und darüber schlußig zu werden. War auf diesem Wege die Willensmeinung der Gesamtheit der Stände zu Tage getreten, so gab man jetzt dem Kaiser von demselben Kunde und unterrichtete ihn, wie die Stände den von ihm in Ausschreiben und Proposition dargelegten Räten und Bedürfnissen des Reichs abzuhefen absähten und für zweckmäßig erachteten. Es handelte sich jetzt darum, ob der Kaiser diese Beschlüsse der Stände annehmen werde. Ist war das ohne weiteres der Fall; man war wohl auch während der Beratung mit dem Kaiser in Verbindung geblieben und die Beschlüsse waren nicht ohne sein Zutun entstanden. Aber es manches Mal erwiesen sich doch auch die Interessen von Kaiser und Ständen abweichend, ja einander zuwiderlaufend, zumal zur Zeit Maximilians I. find die Reichstage wiederholt die Stätten erbitterter Kämpfe gewesen, in denen der Kaiser, welcher seine europäischen Pläne verfolgte, und die Stände, welche die Reichsverfassung in ihrem Sinne umzugestalten suchten, hart aufeinander trafen. Allein man bedurfte doch auch einander: ohne des Kaisers Genehmigung waren die Beschlüsse der Stände ungültig; jener aber bedurfte der Beihilfe der letzteren zu seinen Fahrten und Kriegszügen, und sein Ansehen im Reich beruhte doch auch darauf, daß er der guten Gesinnung der Stände sicher war. Der Kaiser also teilte, wenn er den ihm dergleichen Beschlüssen nicht beistimmte, seine Ausstellungen mit oder trat mit Gegenanträgen hervor, auf welche sich dann wieder die Stände zu erklären hatten, ob und inwieweit ihnen dieselben annehmbar erschienen. Auf diesem Wege kam man einander nach und nach näher und endlich die zum Heil aller erforderliche Uebereinstimmung zwischen Haupt und Gliedern des Reichs.

Uebrigens konnten auf den Reichstagen auch Gegenstände zur Sprache kommen, die nicht im Ausschreiben verzeichnet gewesen waren; doch hatte das seine Schwierigkeiten, da die Gesandten von ihren Herrschaften meist nur auf die Artikel des Ausschreibens instruiert waren und sonst höchstens an allgemein gehaltene Weisungen mitbedachten hatten. Immerhin mochte sich solchen Ausschreiben und Eröffnung des Reichstages manches ändern, und ohne dies war es dem Kaiser unbenommen, alles und jedes, was das Reich auch diesem vorzulegen und selbst wenn eigentliche Beschlüsse darüber nicht ergingen, wenigstens das Gutachten

Stände einzuholen. Vielfach erschienen auf den Reichstagen auch Gesandte fremder Mächte, um die Aufmerksamkeit der Versammelten auf das internationale Gebiet zu lenken, Wünsche oder Beschwerden ihrer Herren vorzutragen u. s. w. Endlich aber konnte auch aus der Mitte der Stände selbst die Gesamtheit angerufen werden, namentlich in Angelegenheiten, die ein einzelnes Reichsglied oder eine abgegrenzte Gruppe derselben betrafen, in Petitionen aller Art, die sich gleichwohl auch mit dem Interesse der Gesamtheit mehr oder minder berühren mochten, oder das Gebiet der Reichsverfassung betrafen, sich gegen frühere Reichstagsbeschlüsse richteten u. s. w.; am häufigsten waren auf diesem Gebiet Beschwerden einzelner Stände gegen die Quote ihrer Heranziehung zu den Lasten des Reichs. Waren Beschwerden dieser Art in besonders großer Anzahl eingelaufen, so pflegte man wohl eine Revision der Anträge vorzunehmen; im übrigen überwies man die Petitionen und Beschwerden, welche Einzelheiten betrafen, einer besonderen Kommission, dem „Aussschuß für die Supplimenten“.

Schon aber beginnt den Reichstagsbesuchern, welche nun lange Wochen oder Monate von der Heimat und Weib und Kind entfernt sind, der Boden unter den Füßen zu brennen; die Landschaft harrt ihres Herrn und von Tag zu Tag wird der Beutel leerer. Schon vernimmt man auch, daß einzelne Fürstlichkeiten und Städtboten abgereist sind, nachdem sie an ihrer Statt bevollmächtigte Gesandte hinterlassen oder ihre Vertretung befreundeten Standesgenossen übertragen haben. Auch den Kaiser drängt es von hinnen zu ziehen; die mannigfachen Obliegenheiten seiner vielen Länder wollen nicht gestatten, daß er allzulange am Ort des Reichstags verweile. So wird auf allen Seiten zum Aufbruch gerufen. Man eilt, mit den Geschäften zu Ende zu kommen, die dabei freilich oft nur allzusehr übers Anie getrieben werden. Winder wichtige Angelegenheiten bleiben ganz liegen; ja, selbst wichtigere werden wohl nur provisorisch geregelt und manches dringende Bedürfnis des Reichs erfährt keine oder doch nur eine mangelhafte Abhilfe; was aber noch zu erlebigen bleibt, wird der Beratung durch einen künftigen Reichstag zugewiesen. So kann man sich endlich dem letzten obliegenden Geschäft zuwenden, der Abfassung des „Reichstagsabschiedes“. Dies geschah meist durch eine eigene Kommission und zwar in der Weise, daß diese die verschiedenen Beschlüsse, über welche der Reichstag übereingekommen war, nach Materien geordnet, zusammenstellte und redigierte. Freilich war wohl noch nicht über alle Punkte Übereinstimmung erzielt; manches hatte man bei der Beratung einstweilen fallen gelassen, dann aber nicht die Zeit gefunden, darauf zurückzukommen. Es galt also, sich jetzt in letzter Stunde darüber zu einigen. Auch kam auf den Wortlaut des Abschiedes, auf die endgültige Redigierung der Reichsbeschlüsse oft nicht wenig

an. So pflegte sich wohl an der schließlichen Beratung über den Entwurf des Abschiedes, wie ihn die Kommission dem Plenum vorlegte, noch einmal der erlöschende Eifer der Stände zu entzünden. Glaubte sich aber ein Stand durch die Fassung, welche man endgültig dem Abschied gab, verlegt, so blieb ihm noch übrig von dem Rechtsmittel des Protestes Gebrauch zu machen, d. h. er beschränkte seine Zustimmung zu dem Abschied durch die feierlich zu Protokoll gegebene Erklärung, daß er in diesem oder jenem Punkte denselben nicht anerkennen vermöge und sich seine Rechte und Ansprüche vorbehalte. In Zeiten tiefgreifender Gegensätze kam es sogar vor, daß einzelne Stände oder Partien, falls der Abschied des Reichs sich allzuweit von ihrem Standpunkt entfernte, ihre Unterschrift weigerten, wodurch sie

dann der Pflicht überhoben zu sein vermeinten, den Bestimmungen des Abschiedes nachzukommen, was freilich die Gegner nicht zugeben wollten. Der Regel nach indes wurde dem Abschied, wenn er in die endgültige Form gebracht war, die Liste der sämtlichen anwesenden Stände und Gesandten angefügt, worauf der Kaiser und einzelne Reichsglieder, je als Vertreter für die verschiedenen Stände, ihre Siegel daruntersetzten. Die Vervielfältigung des Abschiedes fand dann durch die Mainzische Kanzlei statt und zwar schon früh auf dem Wege des Druckes; gegen eine bestimmte Tage mochte jeder Stand ein Exemplar beziehen. Die Handlung des Reichstags aber war mit der Besiegelung des Abschiedes zum Abschluß gebracht, und schneller, als sie gekommen, verschwanden des Reiches Stände und eilten der Heimat zu.

— Liebe, Glaube, Hoffnung. —

Don

A. Bolke.

Sie waren drei, an Jahren sehr verschieden,
Ein Jüngling frisch, ein reifer Mann, ein Greis,
Drei Altersstufen, die das Los hienieden
Gewohnt zu schauen auf verschiedne Weis!
Denn jeder konnt', was seiner harrte, finden:
Des Tages Lust, des Lebens Ernst, das Grab;
Doch jeder trug im Herzen ein Empfinden,
Das seinem Dasein Licht und Wärme gab. —
Da haben sie sich abends einst getroffen,
Am deutschen Rhein, beim edlen Rebenast,
Der, klug genossen, macht die Herzen offen,
Die Rede leicht, verleihet Mut und Kraft.
Und jeder endlich fand ein süßliches Befagen,
Was ihm die Seele füllte, offen auch zu sagen.

Der Jüngling erst; es ist ein Recht der Jugend,
Zu süßen noch mit Auserklim und Gast,
Ihr Vorrecht, es zu nennen Pflicht und Tugend,
Wenn sie vergißt des Lebens Müß' und Last.
Er trank sein Glas und sprach: ich kann nicht nippen,
Wenn mir die Lieb' zersprengen will die Brust,
Trink ich doch auch von meines Mädchens Lippen
In langem Zug den Aush, mit Wonn' und Lust.
Die Liebe ist mir Sonnenschein und Regen,
Sie ist mir Morgenröte, Abendlan,
Sie ist Genossein mir auf allen Wegen,
Durch dieses Lebens schöne Wästenan.
Gebracht sei dir mein Hoch, dir schönstem aller Triebe,
Dir hehrer Himmelsgabe, dir gottgesandter Liebe!

Da sprach der Mann: du bist noch in den Jahren,
Da dich herankst der Traube Wunderlast,
Der Liebe Dost, doch wirst du es erfahren,
Daß Leidenschaft besieget andre Kraft.
Mir ruhet still im Herzen treue Minne,
Denn ich bin des Besihes mir bewußt,
Nicht wilder Wunsch beßhöret mehr die Sinne,
Der Glaube kam, zog ein in meine Brust.
Der Glaube kam, er ist zu jeder Stunde
Mir Galt und Stütze in dem Mhgeschick,
Der Glaube lebt, er heilet jede Wunde,
Er wandelt Leid in Freud und selig Glück.
Drum möge das Geschick mir alle Güter rauben,
Läßt es mir eines nur, läßt es mir nur den Glauben!

Der Greis saß stumm nach seines Glases Reize,
Und ernsten Blicks dann zu den beiden auf,
Es war fast so, als ob er ihnen zeige,
Was übrigblieb von seinem Lebenslauf.
Dann, still die Hände faltend, sprach er leise:
Der Mensch soll lieben, bis er legt das Haupt,
Der schwache Greis liebt auch auf seine Weise,
Er liebt in der Erinnerung, und glaubt.
Doch ist sein Heil ein anderes Empfinden,
Die Hoffnung ist das Gut, um das er wirbt,
Die Hoffnung auf ein Senses stets zu finden
In seinen alten Tagen, bis er stirbt.
Ich abn' die Ewigkeit, ich seß' den Himmel offen,
Dir, großer Gott, sei Dank, du siehest mir das Sessen!

— ❧ — Schlagſchatten. ❧ —

Von

C. M. Sauer.

1.

Im Rauchzimmer.

Die erste Quadrille war zu Ende. Zwei junge Männer in untadelhafter Baltoilette traten in das um diese Zeit noch ziemlich einsame Rauchzimmer dem Haupteingange des Saales gegenüber.

„Hier ist's behaglich!“ sagte der ältere Herr mit der Goldbrille, nachdem er bei dem dienstfertig herzuwinkenden Kellner zwei Schalen Eis bestellt hatte, „ich denke, für heute habe ich meine Schuldigkeit gethan.“

„Hast du die Geschichte schon satt, Gerhard?“ fragte der andere, dem Anschein nach um einige Jahre jüngere, indem er sich an der andern Seite des Tischohens niederließ.

„Mir scheint, ich fange an zu alt zu werden für derlei Unterhaltungen. Das Herumhüpfen ist etwas für junge Springinsfelde gleich dir, mein wackerer Emil.“

„Du und alt? Unsinn! Du denkst wohl, als Doktor der gesamten Heilkunde müßtest du eine gewisse ehrwürdige Miene zur Schau tragen und willst deshalb den Alten spielen. Was?“

„Lache nicht! Ich fühle mich wirklich alt, oder, wenn du lieber willst, weltmüde.“

„Weltmüde? Was soll das heißen? Wie kämest du wohl dazu, der Welt müde zu sein?“

„Es ist doch so! Du kannst mich nur nicht verstehen.“

„Höre, Gerhard,“ sagte Emil, die halbgelerte Eisschale beiseite schiebend und nach seiner Zigarrentasche langend, „wenn ich dich nicht zu gut kenne, so würde ich glauben, du wollest den Blasierten spielen, um dich interessant zu machen. Aber abgesehen davon, daß das heutzutage nicht mehr Mode ist, weiß ich zu wohl, daß dir alle Affekation fern liegt. Also rüde heraus mit der Sprache, alter Junge! Bist du vielleicht verliebt?“

Gerhard machte eine abweisende Bewegung.

„Also, wo steckt's? Mir darfst du schon beichten, denke ich.“

„Ich habe nichts zu beichten. Wäre ich ein Engländer, so würde ich vielleicht sagen, ich laborierte an einem leichten Spleen. Als bescheidener Deutscher darf ich mir jedoch solchen Luxus nicht ge-

statten und sage deshalb, ich bin weltmüde.“

„Aber, Menschenkind, mit deinem weltmüde“ sagst du ja so viel wie nichts! Was weißt du, bei Lichte besehen, überhaupt von der Welt? Bis zu deinem fünfundzwanzigsten Jahre hastest du über den Büchern, tranchiertest Kadaver und kurierdest in den Spitalern herum. Dasselbe hast du ohne Zweifel später in Wien und Paris gethan. Jetzt bist du Privatdozent und ein beliebter Frauenarzt. Hörſaal und Krankenzimmer, das ist deine Welt. Willst du sagen, du siehest dieser Welt müde, so läßt sich das am Ende begreifen.“

„Du kannst mich eben nicht verstehen! Die Ursache davon liegt in unserer so grundverschiedenen Lebensstellung. Dein Reich ist der weite, grüne Wald. Einfache, ursprüngliche Menschen bilden deine Umgebung! Ich aber bin an die Großstadt gewöhnt. Was ich sehe, sind Masken. Das Unleidlichste dabei ist, daß ich selbst die Maske vornehmen muß, um nicht überall anzustoßen.“

Der junge Forstmann sah den Freund nicht ohne Besorgnis an.

„Wahrhaftig, Gerhard, ich glaube fast, du leidest wirklich am Spleen!“ versetzte er. „Als ich nach dreijähriger Abwesenheit wieder hierher kam, hoffte ich in dir einen glücklichen, mit sich und der Welt zufriedenen Menschen zu finden. Man sagte mir, du zähltest trotz deiner Jugend zu den geachtetsten und gesuchtesten Ärzten der Stadt, deine Vorlesungen fanden großen Zulauf und deine Ernennung zum Professor extraordinarius sei nur eine Frage der Zeit. Ich durfte also erwarten, meine Hoffnung nicht getäuscht zu sehen. Und nun klagst du über Weltmüdigkeit! Bist du am Ende gar krank?“

„Warum nicht gar! Ich bin so gesund, daß die Heilkünstler verhungern müßten, wenn sie von meiner persönlichen Rundschau leben sollten! Aber mir fehlt etwas und ich weiß nicht was, das ist alles!“

„Und wenn dieses Etwas nun — eine Frau wäre?“

„Eine Frau?“ rief Gerhard mit komischem Schrecken. „Apagel! Apagel!“

„Oho! Sind der Herr Doktor bei seiner Beschäftigung als Frauenarzt am Ende gar ein Weiberfeind geworden?“

„Warum nicht gar! Welcher Mann

mit gesunden Sinnen könnte den Frauen gram sein?“

„Nun also, weshalb willst du nicht heiraten? Du bist kein übler Durich, hast eine angesehene Stellung, eine schöne Zukunft, ein für deine Wünsche ausreichendes Vermögen, und deine schönen Patientinnen sprechen mit begeisterter Verehrung von ihrem ärztlichen Berater. Auch schickt es sich eigentlich nicht, daß ein Frauenarzt unverheiratet sei. Du solltest somit schon von Berufs wegen zu Hymens Banner schwören.“

„Was du mir da sagst, Emil, haben mir andere, habe ich selbst mir oft genug gesagt. Trotzdem kann ich mich nicht dazu entschließen.“

„Aber welche Gründe hast du, dein Einsiedlerleben fortzusetzen?“

Gerhard blickte nachdenklich in die Rauchwölken seiner Zigarre.

„Eigentlich ist es eine kuriose Geschichte,“ sagte er zögernd, „ich fürchte, du lachst mich aus, wenn ich frei spreche.“

„Das wird sich zeigen! Zunächst rüde heraus mit der Sache.“

„Unsere jungen Damen sind mir zu gebildet!“

„Zu gebildet? Wie ist das zu verstehen?“

„Siehst du, daß du mich nicht verstehst! Also sprechen wir nicht weiter von der Sache.“

„Nein, im Gegenteil! Sprechen wir erst recht davon! Denkst du, ich lasse mich mit einem Rätseltorte abpeisen? Was hast du an der Bildung unserer Frauen auszusetzen?“

„Nichts und alles! Je nachdem du es nimmst!“

„Spielt du schon wieder die Sphinx? Rede doch wie jeder vernünftige Mensch! Willst du, daß deine Gattin nichts weiter sei als eine tüchtige Köchin?“

„Behüte Gott! Aber nicht verbildet soll sie sein.“

„Denkst du, die junge Frauenwelt ist wirklich verbildet?“

„Ich bin davon überzeugt!“

„Das wäre zu beweisen! Glaubst du, ein den besseren Ständen angehöriger Mann, vorab ein Gelehrter gleich du, könne an der Seite eines ungebildeten Weibes glücklich sein?“

„Von ungebildet ist nicht die Rede! Ich sprach nur von verbildet.“

„O, falls ich dich recht verstehe,

„Willst du dir deine Frau selbst heranzubilden?“

„So ist es!“

„Höre, alter Freund, das halte ich denn doch für ein gewagtes Experiment.“

„Weshalb?“

„Weil es, meines Erachtens, um die Erziehung einer jungen Frau durch den eigenen Mann eine ganz absonderliche Sache sein muß.“

„Wenn die junge Frau bildungsfähig ist, so macht sich, denke ich, die Sache von selbst.“

„Das denke ich gerade nicht. Man hat Beispiele, daß ein junges Mädchen den eigenen Lehrer heiratet, und mit ihm eine glückliche Ehe führt, aber in diesem Falle war der Mann vorher der Lehrer, und das Verhältnis der Unterordnung ist ein selbstverständliches. Will aber der Mann nach der Hochzeit die Rolle des Bildners übernehmen, so hört die Frau auf seine Ebenbürtige zu sein, und das rettet die Frauen nun einmal nicht.“

„Bah! das käme auf die Probe an.“

„Jedenfalls eine bedenkliche Probe! — Aber zu was willst du denn deine künftige Frau eigentlich heranzubilden? Zum Metzger etwa?“

„Unfinn!“

„Nun siehst du, es ist nichts mit deinen chrepädagogischen Ideen! Wir müssen uns also mit dem Bildungsstande unserer Frauen schon begnügen.“

„Was nennst du Bildungsstand? — Andere jungen Mädchen lernen, herzlich oberflächlich, zwei, drei fremde Sprachen, etwas Musik, bekommen, weil das jetzt Mode ist, einen Anstrich von positiven Wissenschaften, lesen allerlei Durcheinander und plappern eine Theaterkritik nach. Kannst du das Bildung?“

„Bei einem Manne gewiß nicht, für eine Frau sogar zuviel.“

„Siehst du, wir kommen uns schon näher, mein Sohn!“ rief Gerhild mit einem. „Alles kommt darauf an, daß man sich verständigt!“

„Aber du kannst dir doch unmöglich ein Wissen ohne die heutige, wenn auch oberflächliche Bildung zur Gattin wünschen! Vergiß nicht das alterprobt englische Wort: Never marry beneath you!“

„Der Begriff ist ein relativer. Ich denke mir, ein Mädchen, das dem Manne nach Wahl ihre gesellschaftliche Stellung, ihre geistige Bildung verdankt, muß unbedingt eine vortreffliche Gattin werden, denn zum Gefühle der Liebe tritt bei ihr auch das der Dankbarkeit.“

„Nag sein. Doch lassen wir die akademische Behandlung des Gegenstandes beiseite und halten wir uns ein wenig an das Sachliche. Hast du etwa ein solches Mädchen gefunden?“

„Wie kommst du darauf?“ sagte Gerhild betroffen.

„Ich denke auf die natürlichste Weise von der Welt. Du klagst über Weltmüdigkeit und sprichst dabei so eifrig von deinen Zukunftsplänen, daß man unwillkürlich an einen bestimmten Fall denken muß.“

„Du irrst,“ versetzte Gerhild ruhig. „Ich betrachte, bis jetzt wenigstens, die Sache in der That nur akademisch, wie du sagst.“

„Das ist mir lieb. Ich brauche somit nicht zu befürchten, daß ich mit einer Frage, zu der ich mich als dein alter Freund berechtigt halte, eine Indiskretion begehe.“

„Du machst mich neugierig!“

„Aber ich weiß nicht — vielleicht ist es doch besser, wenn ich schweige.“

„So sprich doch frei heraus! Ich denke, Emil, zwischen uns braucht es keiner Geheimnisse.“

„Du hast recht. Im Grunde genommen bin ich es sowohl dir wie mir selbst schuldig. Also höre: Du bist der ärztliche Berater meiner Tante, kommst als solcher häufig ins Haus und kennst die Familie noch von unserer Studienzeit her. Sage mir offenherzig, Gerhild: Was hältst du von meiner Kousine Klothilde?“

„Fräulein Klothilde von Helling?“

Emil nickte.

„Fräulein Klothilde ist eine ebenso liebenswürdige wie geistvolle junge Dame.“

„Das weiß ich selbst, deshalb frage ich dich nicht.“

„Aber was soll ich dir sonst sagen? du kennst sie ja besser als ich.“

Emils Blick heftete sich prüfend auf die Züge des Freundes.

„Ich hoffe, Gerhild, wir haben keine Geheimnisse vor einander,“ sagte er nicht ohne Nachdruck.

„Wie seltsam du sprichst. Was sollst ich vor dir geheimhalten?“

„Ich glaube dir, Gerhild!“ sagte Emil, dem Freunde über den Tisch die Hand reichend.

„Aber ich verstehe dich wirklich nicht,“ erwiderte dieser treuherzig. „Willst du dich nicht deutlicher ausdrücken?“

„Schon lange wollte ich dich etwas fragen, kam aber nicht dazu,“ nahm der Forstmann nach einer Pause das Wort. „Du bist seit etwa zwei Jahren der Hausarzt meiner Tante. Hast du bei Klothilde nichts bemerkt?“

„Was sollte ich bemerkt haben? Sie hat meine Dienste niemals in Anspruch genommen.“

Emil lächelte.

„Meine Frage richtete sich nicht an den Arzt!“ erwiderte er.

„Du begreifst, daß mein Beruf mir die höchste Diskretion zur Pflicht macht. Ich beschränke mich deshalb überall strengstens auf meine ärztliche Thätigkeit,“ fuhr Gerhild fort.

„Nun denn, so will ich dir sagen, was ich bemerkt zu haben glaube. Ich müßte mich nämlich sehr täuschen, wenn Klothilde in dir nicht mehr sähe, als den Arzt ihrer Mutter.“

„Du meinst doch nicht —“

Gerhild hielt inne. Er sah den Forstmann höchlichst betroffen, fast erschrocken an.

Emil nickte.

„Das ist ja nicht möglich, du täuschst dich!“

„Was bist du für ein seltsamer Heiliger, Gerhild! Sollte man nicht glauben, du entsetzt dich bei dem Gedanken, Klothilde könnte sich für dich interessieren?“

„Aber lieber Junge, ich versichere dich, du bist im Irrtum. Wie käme ich dazu, bei Fräulein Klothilde ein Interesse zu erwecken?“

„Wie du dazu kommst, mußt du besser wissen als ich. Seit den sechs Wochen meines Hierseins habe ich Klothilde aufmerksam beobachtet. Meine Augen sind gut, verlaß dich darauf.“

„Nein, nein, Emil, es kann nicht sein!“

„Höre, Gerhild, du kommst mir immer seltsamer vor! Jeden anderen jungen Mann würde meine Mitteilung glücklich machen; du aber erschrickst darüber! Was hast du an Klothilde auszusetzen?“

„Auszusetzen? Gar nichts!“

„Sie gehört einer sehr guten Familie an, besitzt ein ganz hübsches Vermögen, ist, wie du selbst sagst, eine ganz ausgezeichnete junge Dame. Zu dem allen kommt noch die Aussicht auf eine Schwiegermutter, wie man sie sich nicht besser wünschen kann. Heiraten mußt du ja doch einmal, und da dein Herz noch frei ist, so —“

„Ich bitte dich, Emil, halt ein! Du weißt nicht, wie peinlich mich der Gegenstand berührt.“

„Du bist also doch bereits anderweitig verpfichtet?“

„Nein, tausendmal nein! Ich habe durchaus keine Verpflichtung, mein Wort darauf!“

„Aber so erkläre mir dein wunderliches Benehmen!“

„Vorerst erkläre du mir, weshalb du die Sache aufs Tapet bringst. Daß du nicht in fremdem Auftrage handelst, bedarf keiner Erwähnung. Also welchen Grund hast du?“

„Den Grund sollst du sogleich erfahren. Zuvor aber sage mir ganz aufrichtig: Ist dir niemals der Gedanke gekommen, daß du Klothilde nicht gleichgültig sein könntest?“

„Niemals!“

„Und wenn dies nun doch der Fall wäre, was gedenkst du zu thun?“

„Was kann ich anderes thun, als fortan das Haus deiner Tante möglichst unauffällig meiden?“

„Aber Mensch, bist du denn von Stein? Du weist kaltblütig ein Glück von dir, um das dich hundert andere beneiden?“

„Lieber Emil, dem Herzen läßt sich nicht gebieten! Deine Kousine besitzt alle Eigenschaften, um einen Mann glücklich zu machen. Ich glaube jedoch, daß ich dieser Mann nicht bin, und deshalb muß ich handeln, wie die Rücksicht auf die Familie deiner Tante es mir gebietet.“

Emil schüttelte den Kopf.

„Du bist mir noch die Antwort auf meine Frage von vorhin schuldig,“ sagte Gerhild.

„Die Antwort ist sehr einfach. Ich selbst liebe Klothilde!“

Gerhard prallte zurück.

„Ich liebe sie seit langem im stillen,“ fuhr der Forstmann fort. „Wenn ich mich bemühte, in der Residenz beim Ministerium anzukommen, so geschah es, um Klothilde nahe zu sein. Ich merkte jedoch bald, daß ich zu spät kam. Meine schöne Roufine begt für mich nur die Gefühle einer Schwester.“

„Aber Emil, das ist ja platterdings unmöglich! Vergleiche doch nur einen Augenblick dich und mich!“

Um Emils Lippen zuckte ein seltsames Lächeln.

„Du bist allzu bescheiden, alter Freund,“ sagte er. „Ich begreife recht wohl, daß Klothilde dir den Vorzug gibt. Ich habe die ganze Zeit draußen gelebt unter meinen Waldbauern und bin dabei wohl selbst so eine Art von Waldbmensch geworden.“

„Du, der einzige Sohn des Oberstjägermeisters von Reiffenbühl, ein junger Mann mit der Aussicht auf die glänzendste Lebensstellung, reich, vornehm, dabei ein kerngesunder, prächtiger Bursche, — und ich, der Bücher- und Spitalmensch, zur Zeit noch simpler Privatdozent! Geh, Emil! Du bist in einer seltsamen Täuschung befangen!“

„Sagtest du vorhin nicht selbst, dem Herzen lasse sich nicht gebieten? Wie kannst du dich also wundern, wenn Klothilde deinen geistigen Wert höher anschlägt, als das, was ich ihr zu bieten im Stande bin? Auch dürfen wir nicht vergessen, daß du einen nicht zu unterschätzenden Vorteil voraus hattest. Als ich vor fünf Jahren meinen Posten antrat, war Klothilde fast noch ein Kind. Unterdessen bleibst du am Platze, und ohne daß du es ahnest, war das Glück dir günstig.“

Gerhard war in tiefes Nachdenken versunken.

„Eine fatale Geschichte, vorausgesetzt, daß du recht hast, was ich jedoch noch immer bezweifle,“ sagte er endlich. „Und was soll daraus werden?“

„Das will ich dir sagen. Unsere Freundschaft datiert von der Schulbank her und ist sich durch alle diese Jahre treu geblieben,“ erwiderte Emil, die Hand des Arztes fassend. „Ein solches Band löst man nicht so leicht. Sobald ich wahrnahm, oder, wenn du lieber willst, wahrzunehmen glaubte, Klothilde sei dir geneigt, hielt ich es für meine Pflicht, nichts zu thun, was uns zu Nebenbuhlern oder gar zu Gegnern machen könnte. Ich war entschlossen, dir den Platz zu räumen.“

„Mein wackerer Emil, das siehst du gleich!“ rief Gerhard, den Händedruck herzlich erwidern.

„Ich bin sogar entschlossen, dies noch jetzt zu thun, wie hart es mir auch fallen möge,“ fuhr Emil fort, „denn siehst du, Gerhard, meiner Ueberzeugung nach wäre Klothilde die richtige Frau für dich.“

Der junge Arzt sah den Freund nicht ohne Rührung an.

„Und da behauptet man, es gebe keine wahre Freundschaft in dieser Welt!“ sagte

er. „Nein, Emil, beruhige dich. Für Klothilde empfinde ich kein anderes Gefühl, als das aufrichtigste Hochachtung, und, was sie betrifft, so widmet sie mir gewiß auch nur die Wertschätzung eines alten Hausfreundes. Du hast dich getäuscht!“

„Nun, das wird sich wohl bald zeigen. Nebenfalls bin ich jetzt einer quälenden Sorge ledig. Aber sage mir, Gerhard, wie ist es möglich, daß ein Mann wie du gegen so viele Vorzüge blind sein kann?“

„Es mag das vielleicht eine Folge meiner früheren Verhältnisse sein. Du weißt nicht, Emil, wie schwer ich mich von unten heraufarbeiten mußte. Wäre meine Vaterstadt nicht auch Universitätsstadt, so hätte ich unmöglich meiner Neigung folgen und Medizin studieren können. Schon auf dem Gymnasium mußte ich zur Industrie des Stundengebens greifen, um mir die Mittel zum Studieren und zu einer unabhängigen äußeren Erscheinung zu verschaffen. Ihr habt damals nicht viel davon gemerkt. Ein vielleicht übel angebrachter Stolz hielt mich ab, meine wirkliche Lage kundzugeben; auch hätte es mir schwerlich etwas genützt, wenn ich es gethan haben würde. Seit meiner Kindheit verwaist, war ich fast gänzlich auf mich angewiesen. Als du nach dem Gymnasium die Forstakademie bezogst und ich das Studium der Medizin begann, mußte ich natürlich um so ausdauernder arbeiten, denn da hieß es die Mittel in noch weit größerem Maße als bisher beschaffen.“

„Armer Gerhard!“ unterbrach Emil. „Weshalb liebst du mich niemals etwas von diesen Verhältnissen merken? Es wäre mir ja ein leichtes gewesen, dir durch meine Familienverbindungen zu einem Stipendium zu verhelfen.“

„Mein guter Emil, du weißt nicht, zu wie vielen schweren heimlichen Opfern die Freundschaft eines Aristokraten zuweilen einen Plebejer nötigen kann,“ erwiderte Gerhard lachend. „Ich war stolz darauf, daß du, der Sohn des Oberstjägermeisters von Reiffenbühl, mich allein zu deinem Freunde erwählt hattest. Du brachtest mich in dein väterliches Haus, machtest mich bekannt mit deinen Verwandten. Durfte ich mir da anmerken lassen, daß ich den schönen neuen Rock, die schönen Handschuhe mit mühsam erworbenem Lektionengelde bezahlte? Zum Glück hattest du keine Neigungen zu kostspieligen Vergnügungen, denn sonst hätte ich mich bald zurückziehen müssen, und das hätte mir weh gethan, denn du weißt, ich hatte dich lieb! Nun also, zur Zeit, wo ich neben meinen Universitätsstudien die erwähnte Privatindustrie betreiben mußte, kam ich in so manche wohlhabende Bürgerfamilie. Ich zählte manches hübsche junge Mädchen zu meinen Schülerinnen, und mehr als einmal fühlte ich mich versucht, den Schulmeister gegen eine mir besser zuzugende Rolle zu vertauschen. Aber überall sah ich mich stillschweigend in die mir gebührende Grenze gewiesen. Da fiel es meinem Hagestolz von Theim,

dem Bruder meiner Mutter, welcher, ich weiß nicht warum, mit meinen Eltern nicht zum besten stand, plötzlich ein, das Zeitliche mit dem Ewigen zu vertauschen. Er hatte kein Testament gemacht, und so erwachte ich eines schönen Morgens als der Erbe eines ganz hübschen Vermögens.“

„Dreißigtausend Thaler, falls ich nicht irre?“

„Ganz recht. Ich besaß also eine Rente von fünfzehnhundert Thalern. An ein einfaches Leben gewöhnt, konnte ich damit mehr als doppelt und dreifach meine Bedürfnisse decken. Die Stundengeberei durfte ich jetzt an den Nagel hängen. Nun wohl, Emil! Von diesem Tage an wurde ich der bisher von niemand Beachtete, mit einmallymal Gegenstand des lebhaftesten Interesses für meine schönen Schülerinnen und deren Familien! Man bestürmte mich, die Stunden fortzusetzen, überhäufte mich mit Einladungen zu Lesefränzchen, Hausbällen, Landpartien u. dgl. Wie es scheint, hatte das Gerücht meine Erbschaft noch um ein gutes Stück übertrieben. Meine ehemaligen Schülerinnen machten förmlich Jagd auf mich. Ich hatte alle Hände voll zu thun, um mich dieser schmeichehaften Auszeichnungen zu erwehren. Die Folge von dem allem war, daß ich nach und nach einen wahren Efel gegen die Gesellschaft empfand. Immer mehr schloß ich mich ab, lebte ausschließlich meinen Studien und wurde so allgemach eine Art von Sonderling. Siehst du, Emil, das ist meine Geschichte.“

„Und von Klothilde befürchtetest du wohl etwas Aehnliches?“ fragte Emil lächelnd.

„Gott verhüte, daß ich von Fräulein von Helling jemals etwas derartiges gedacht hätte!“ rief Gerhard hastig, „ich bitte, mich nicht mißzuverstehen! Ich wollte dir nur zeigen, wie es kommt, daß unsere jungen Damen mich kalt lassen. An deine Roufine habe ich dabei nicht im entferntesten gedacht.“

„Das weiß ich, Gerhard. Nun, es ist mir lieb, daß wir uns frei ausgesprochen haben. Aber,“ sagte Emil, nach der Thür sehend, „ich merke, wir haben uns dabei ein wenig verplaudert. Es ist Zeit, daß ich in den Saal zurückkehre. Die Pells geht draußen zu Ende und ich bin mit Klothilde zum nächsten Tanze engagiert. Also, du lässest mir bei meiner Roufine unbedingt freie Hand?“

„Unbedingt!“

„Nun wohl, so werde ich mein Glück probieren! Kommst du mit?“

„Nein! Ich gedenke nach Hause zu gehen. Auf dem Ball der Mediziner habe ich mich gezeigt, das genügt! Bonne chance, Emil!“

„Ich danke!“ sagte der Forstmann aufstehend. „Also, auf morgen!“

„Gute Nacht, und nochmals bonne chance!“

Emil legte den Betrag für das Cü neben die Schale, reichte dem Freunde die Hand und verließ das Zimmer. Da Zurückgebliebene saß eine Weile in der

wen verjunken da, dann zuckte er leicht die Acheln, zündete eine friſche Zigarre an, zählte und ging hinaus, um ſich in den Wärdrobe den Pelz zu holen. Durch die große Glaſthür des Ballſaals ſah er, wie Herr von Reiſſenbühl mit Klothilde in der Mitte ſich zur Kolonne anſtellte.

„Biel Glück, alter Junge!“ murmelte er, ſich gönne dir's von Herzen!“

2.

Dr. Hunold erhält eine Patientin.

Zeit dem Geſpräche im Rauchzimmer zwiſchen Emil von Reiſſenbühl und Dr. Hunold waren etwa drei Monate verfloſſen. Seinem Vorſatze gemäß hatte er ſich die Beſuche bei Frau von Helling an jenem Abend an nach Möglichkeit beſchränkt. Obwohl er Klothilde jetzt aufmerkſamer beobachtete als vorher, vermochte er doch nichts wahrzunehmen, daß Emils Leben beſtätigt hätte. Das junge Mädchen ſah ihm gegenüber vollkommen gleich. Auch von Helling hatte bereits mehrfach die Verwunderung darüber ausgeſprochen, daß Dr. Hunold mit ſeinen Beſuchen ſo ſehr gemindert ſei. Obwohl Klothilde diesmal zugegen war, fand ſie doch keine Veranlaſſung, auch ihrerſeits eine Bemerkung beizufügen. Ahnte ſie, daß ſeine letzten Beſuche einen beſonderen Grund hatten, oder war ihr ſein Kommen oder Ausbleiben überhaupt gleichgültig? Er konnte das letztere annehmen zu müſſen, ſie fand dadurch die Anſicht beſtätigt, daß Emil mit ſeinen Vermutungen auf dem Wege geweſen ſei.

Gerhard mußte ſich geſtehen, daß ihn die Gleichgültigkeit Klothildes keineswegs ſehr beſtürzte. Auch der wenigſt einjährige Mann beſaß ſeine kleine Doſis Eitelkeit. Der Gedanke, eine in jeder Beziehung ſo ausgezeichnete junge Dame zu verſäumen, ſchmerzte ihn nicht. Aber die Unähnlichkeit würdig gehalten, hatte ihm ſich ein wenig geſchmeichelt. Nun zeigte er, wie unbegründet Emils Meinung war. Etwas wie das Gefühl heimlicher, daß von einer leichten Bitterkeit nicht zu ſprechen ſei, überkam ihn bei der Wahrnehmung. „Als ob ſich ein Mädchen von Helling für einen Menſchen mit mir überhaupt intereſſieren könnte!“ dachte er, „trotz meines Wiſſens, trotz der Erfolge, die ich für ſie nur ein wenig erzielt habe! Nun, um ſo beſſer! Wer weiß, ob dieſe Emils ſeltſame Täuſchung nicht einmal den Abſtand zwiſchen der Dignität des ſel. Oberappellationsgerichts-Rathen von Helling und dem ſimpeln Dr. Hunold vergeſſen hätte!“

Obwohl er öfters mit Emil zuſammengekommen war, war der Gegenſtand ihres damaligen Geſprächs doch nicht wieder berührt worden. Er dachte daher auch nicht, wie weit Herr von Reiſſenbühl mit ſeinen Bemühungen die Gunſt ſeiner ſchönen Koufine vorzuziehen ſei. Da Emil nichts darüber ſagte, ſo ſühlte Gerhard ſich nicht berechtigt, eine Frage an ihn zu richten und es vor zu ſchweigen.

Zu Anfang Mai war er durch Profeſſor Mylius, den berühmteſten Frauenarzt der Reſidenz, telegraphiſch nach dem etwa zehn Meilen entfernten Städtchen Oberolz beſchieden worden, um auf einem benachbarten Schloſſe bei einer wichtigen Operation Beistand zu leiſten. Da die Patientin, eine hochgeſtellte Dame, während der Nacht unter Obhut des Profeſſors blieb, ſo konnte Gerhard noch mit dem Abendzuge zurückkehren.

Oberolz iſt berühmt durch ſeine reizende Umgebung. Hart am Fuße des Waldgebirgs liegt der Bahnhof des Ortes. Vom Perron umfaßt der Blick das weitenweit von der Dltz durchzogene Thal. Als Gerhard bei der Station anlangte, ſtand die Sonne noch hoch an dem wolkenloſen Himmel. Wie flüſſiges Gold glitzerten die Wellen des Fluſſes, von den Wäldern wehte ein würziger Hauch herüber, gemiſcht mit dem Duſte der Fliederhecken und Blumenbeete des Reſtaurationsgartens. In den Zweigen der friſchbelaubten Linden wirbelten die Vögel um die Wette, drüben im Walde hämmerte der Specht, und auf dem Teiche des nahen Herrenſitzes zog ein einſamer Schwan in majestätischer Ruhe ſeine Kreiſe.

Selbſt die proſaiſche Eiſenbahn ſchien in dem Frühlingszauber befangen. Keine pufende Maſchine unterbrach mit ſchrillem Pfeife die Stille. Nur drüben im Telegraphenbüro klapperten emſig die Apparate, und aus dem Reſtaurationslokal ließen ſich ab und zu die Stimmen der mit den Vorbereitungen für den zu gewärtigenden Perſonenzug beſchäftigten Dienſtleute vernehmen.

Gerhard war mit der Equipage der Gräfin von Schloß Kirnitz durch den Wald nach der Station gefahren. Auf dem Bahnhofe fand er noch alles öde. Ein Blick auf den Fahrplan zeigte ihm, daß er noch eine volle Stunde bis zum Abgange des Zuges hatte. Er ſetzte ſich in den Reſtaurationsgarten, ließ ſich ein Glas Wein geben und genoß in vollen Zügen den herrlichen Frühlingsabend.

Trotz der heiteren Umgebung verſank der junge Arzt, er wußte nicht warum, allmählich in ſtilles Sinnen. Er dachte zurück an ſeine Beſprechung mit Emil, an die vielen, von niemand geahnten Anſtrengungen, Entbehrungen und Zurückſetzungen, unter denen ſeine erſte Jugend verfloſſen war. Wohl durfte er heute zufrieden ſein! Aber wie ſchwer hatte er das alles erringen müſſen! Und würde er ohne jenen Zufall, der ihm plötzlich die Mittel zum Weiterſchreiten in den Schoß warf, wohl jemals durchgedrungen ſein? Alſo nicht ſeinem Talente, nicht ſeinem eifernden Willen, nicht ſeiner unabläſſigen Thätigkeit, ſondern einem blinden Zufalle verdankte er die Erreichung ſeines Zieles!

Das Pfeiſen der heranbrauſenden Maſchine entriß ihm ſeinen Gedanken. Langſam rollte der endloſe Wagenzug in den Bahnhof. Im nächſten Augenblicke herrſchte lautes, geſchäftiges Treiben an dem vorher ſo ſtillen Orte. Gerhard erinnerte ſich,

daß er noch kein Billet gelöſt hatte. Er trug einem vorübergehenden Packträger auf, den Handkoffer einſtweilen in ein Koupee zu ſchaffen, und eilte nach der Kaſſe.

Vor dem Schalter ſtanden eine Menge Leute. Es dauerte daher eine geraume Weile, bis die Reihe an ihn kam. Als er zurückkehrte, ſah er den Packträger nicht. Das Billet in der Hand ging er die Wagenreihe entlang, um ſeinen Koffer zu ſuchen. Endlich entdeckte er ihn in dem leeren Koupee eines der letzten Wagen. Ohne Zweifel hatte ihn der Träger hier untergebracht, um dem Reiſenden einen bequemen Platz zu ſichern.

Während Gerhard den herzuſeilenden Dienſtman ſah, erſcholl das dritte Läuten. Er ſtieh ein. Gleich darauf erſchien der Schaffner, um das Billet zu koupieren.

„Gehorſamſter Diener, Herr Doktor!“ rief der Mann, ſichtlich erfreut, indem er mit einer bei ſeinen Berufsgenossen ungewöhnlichen Höflichkeit die Mühe abnahm. „Ich habe ſchon lange darauf gepaßt, dem Herrn Doktor wieder einmal zu begegnen!“

„Sie kennen mich?“ fragte Gerhard, ihn ſchärfer ins Auge faſſend.

„Wie ſollte ich nicht? Der Herr Doktor haben mich ja furiert, als ich vor zwei Jahren nach dem großen Eiſenbahnunglücke bei Wörth mit der gebrochenen Rippe im Spital lag.“

„Richtig! Nun erinnere ich mich! Und wie geht es jetzt?“

„O, ſehr gut! Der Herr Doktor haben bei mir ein ſolides Stück Arbeit gemacht! Ihnen danke ich meine Geſundheit.“

„Nun, das freut mich. Nicht immer gelingt es uns ſo gut, gebrochene Rippen wieder ganz zu machen.“

Während der Schaffner koupierete, kam ein junges Mädchen, einen kleinen Reſſekoffer in der Hand, den Plaid auf und den Sonnſchirm unter dem Arme eilenden Schritts über die Schienen gerade auf den Wagen zu.

„Wohin?“ fragte der Schaffner.

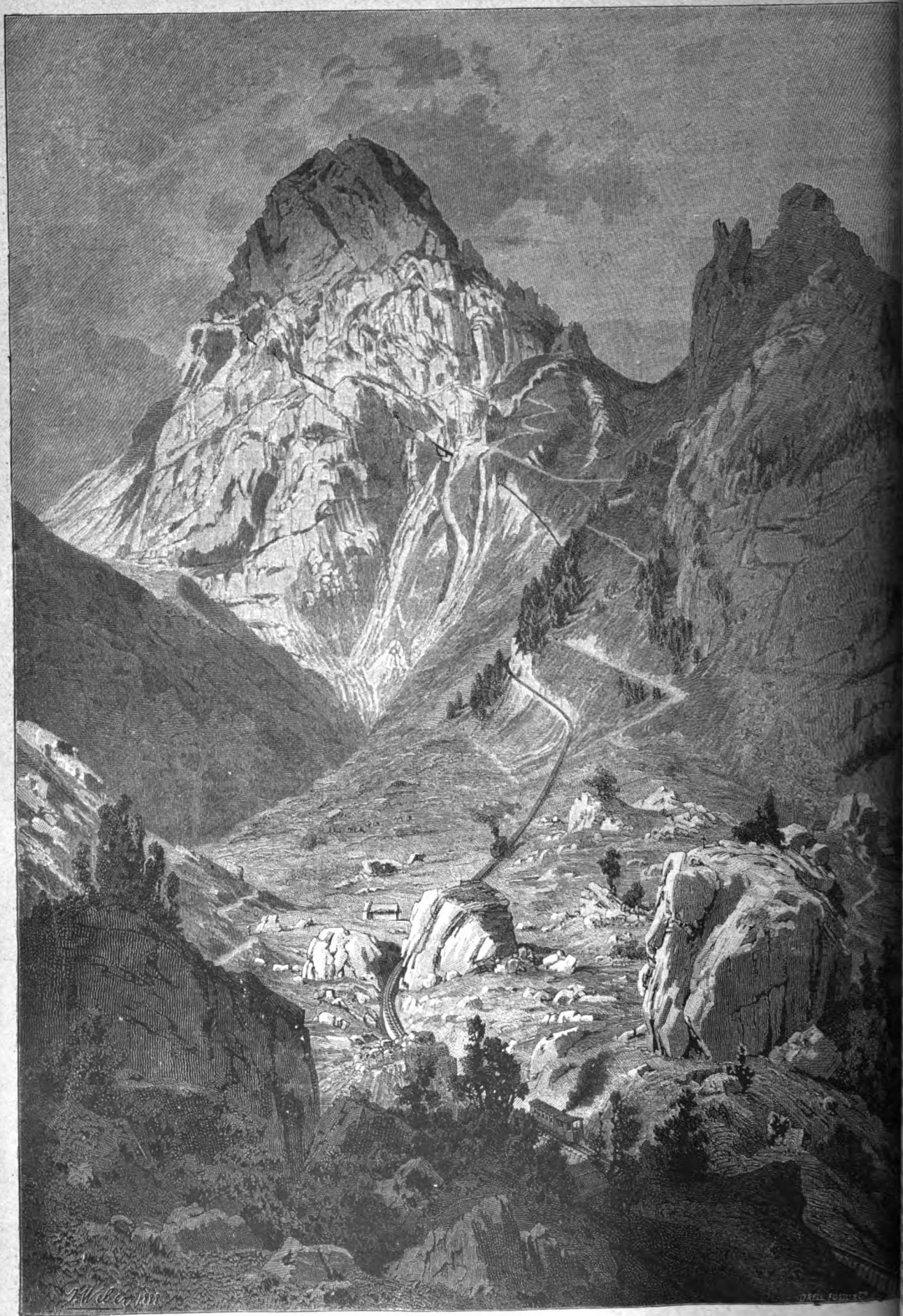
Das Mädchen nannte die Hauptſtadt. In demſelben Augenblicke erſcholl vorn der Ruf: „Fertig!“

„Schnell hier herein, Fräulein!“ ſagte der Schaffner, die Koupeethür öffnend und die Reiſende in den Wagen ſchiebend. „So! Nun iſt's gut! Aber um ein Haar wäre es zu ſpät geweſen! Bitte um das Billet!“

Das junge Mädchen, erſt vom raſchen Gehen, legte den Handkoffer auf den Eis, warf Plaid und Sonnſchirm darüber, nahm das einfache Strohhütchen ab, und ſtrich ſich die Locken aus dem Geſicht.

„U!“ ſagte ſie, tief Atem holend, „diesmal habe ich's noch getroffen! Das Billet wollen Sie? Ja, wo mag das wohl ſein?“

Sie ſuchte erſt in der einen, dann in der andern Taſche des Kleides. „Wenn ich den Zettel beim Laufen verloren hätte!“ rief ſie, „das wäre eine ſchöne Geſchichte! Sie würden mich gewiß auf der nächſten Station wieder an die Luſt ſetzen! Nicht wahr, Herr Schaffner?“



Rattalp (S. 875).

Die Worte waren von einem halb männlichen, halb schelmischen Blicke begleitet. Zugleich bemühte sie sich, mit einem aus dem Portemonnaie genommenen Schlüsselchen den Koffer zu öffnen.

„Nun, wenn auch das gerade nicht!“ verzog sie schmunzelnd der Schaffner; „aber das Fräulein mußte doch ein anderes Billet haben.“

Während das Mädchen in dem Koffer herumfuchelte, hatte Gerhard Gelegenheit, seine Reisegepäckstücke genauer zu betrachten. Sie mochte etwa zwanzig Jahre alt sein. Das Gesicht, nicht eigentlich schön, war dafür ungemein ansprechend. Kleine, perlweiße Zähne blickten aus dem halb zum Scheln geöffneten, tafrischen Mund hervor. Die Augen, von dunklem Braun, vernahnten beim Aufschlagen an den Blick eines Kindes. Auffallend war bei der Fülle der Formen der schlanke Wuchs. Die Taille hätte sich bequem umspannen lassen.

„Hier ist's!“ rief das Mädchen verzückt, indem sie aus einem rotledernen Portefeuille einen bedruckten Zettel hervorzog. „Ich mußte ja, daß ich das Ding mit aufgehen hatte!“

Der Schaffner prüfte das Dokument, riß den Koupon ab und gab es zurück.

„Also, ich danke nochmals für all die Liebe und Güte, die Sie mir im Spital erwiesen haben, Herr Doktor!“ sagte er, zu Gerhard gewendet. „Recht glückliche Reise!“

„Nehmen Sie sich nur in acht, daß Sie nicht wieder in unsere Hände fallen!“ erwiderte Gerhard, freundlich nickend.

„Werde schon gut aufpassen, Herr Doktor!“

Der Schaffner nahm nochmals respektvoll die Müge ab und kletterte auf seinem Leubrette zu dem nächsten Koupée.

Bei den Worten „Doktor“ und „Spital“ hatte die junge Reisende ihren Nachbarn flüchtig, aber mit unverkennbarem Interesse angesehen. Sie schloß die Brieftasche wieder in das Kofferchen, setzte den Koffer auf und rückte in die Ecke beim Fenster.

Der Zug fauchte mit voller Dampfkraft dahin. Das Mädchen saß mit dem Gesicht gegen die Maschine; ihr Haare flogen in der Zugluft. Sie schien es nicht zu beachten.

„Erlauben Sie mir eine Bemerkung, Fräulein!“ sagte Gerhard. „Sie sind noch sehr vom Gehen und Setzen sich in den Zug! Das ist gefährlich!“

„Meinen Sie? Doch ja! Sie verstehen mich besser als ich, denn Sie sind Doktor, und ich vorhin vom Schaffner gehört habe!“

Damit rückte sie gehorsam vom Fenster weg.

„Ich bin allerdings Arzt, und deshalb habe ich mir die weitere Bemerkung, Sie besser daran thun würden, den Zug einzunehmen.“

„Dem Arzte muß man gehorchen!“

antwortete die Nachbarin mit dem Tone seiner Unterwürfigkeit, während sie sich in die andere Bank setzte.

Gerhard gefiel das muntere Wesen seiner Nachbarin.

„Sie haben sich ohne Zweifel ein wenig zu lange mit dem Abschiednehmen aufgehalten und so beinahe den Zug veräußert!“ sagte er.

„Mit dem Abschiednehmen? Ach nein! Das war bald abgemacht! Aber man sagte mir, von Lenzenbrunn bis zum Bahnhofe sei kaum eine halbe Stunde! Vielleicht ist es auch nicht weiter. Wahrscheinlich vergaß ich mich ein bißchen beim Blumenpflücken, während die alte Lene mit dem Kofferchen voranging. Plötzlich hörte ich das Glockensignal von der nächsten Station. Nun hieß es eilen! Bei dem Laufen habe ich denn auch richtig meine schönen Waldblumen verloren.“

„Jedenfalls sind Sie nicht zur Kur in Lenzenbrunn!“ meinte Gerhard mit einem Blick auf die kerngesunde Gestalt.

„Nein, Gott sei Dank! Ich brauche das abscheuliche Wasser nicht zu trinken! Einmal habe ich es aus Neugier gekostet. Aber brr! Ich thue es nicht wieder!“

Die Gebärde des Abscheus bei diesem Brur war von unwiderstehlicher Komik.

„Um so mehr ist die Mama, die Tante oder Schwester zu bedauern, wenn sie alle Tage ihre wohlgezählten fünf Becher trinken muß, nicht wahr, Fräulein?“ fuhr Gerhard lächelnd fort.

„Mama, Tante oder Schwester? Ich war ganz allein in Lenzenbrunn und freue mich, aus dem langweiligen Niste fortzukommen, obwohl mich auch in der Residenz nicht viel Angenehmes erwartet.“

„Lenzenbrunn hat Ihnen also nicht gefallen? Während der Saison soll es dort doch ganz unterhaltend sein.“

„Während der Saison? Wohl möglich! Ich war leider nur während des Winters dort und da war es keineswegs besonders unterhaltend, Herr Doktor!“

„Was Sie sagen! Ich denke, es gibt doch Konzerte, Bälle und auch ein Theater in Lenzenbrunn?“

„Gewiß, aber für mich gab es das alles nicht!“

„Hat man Sie in so klösterlicher Abgeschlossenheit gehalten?“

„Ich mußte mich selbst darin halten, weil ich niemand hatte, um mich zu irgend einer Unterhaltung zu begleiten.“

„Das ist merkwürdig! Sie lebten aber doch wohl bei Verwandten oder in irgend einer befreundeten Familie?“

„Ich lebte in der Familie meines Büreaudieners!“

„Ihres Büreaudieners? Wie kommt eine junge Dame gleich Ihnen zu einem Bureau?“

„Ich sehe schon, Herr Doktor, ich muß mich Ihnen selbst vorstellen,“ sagte lachend das Mädchen. „Ich bin nämlich,“ fuhr sie mit neckischer Gravität fort, „königliche Telegraphistin, war während des Winters dem Amte in Lenzenbrunn zugeteilt und kehre nun, zunächst mit vierwöchentlichem Urlaub, nach der Residenz zurück, um meine kranke Mutter zu pflegen. Vielleicht gelingt es mir, bei dem Haupttelegraphenamte in Verwendung zu kommen und in der Hauptstadt zu bleiben. So, nun wissen

Sie, weshalb ich mich in Lenzenbrunn gelangweilt habe?“

Gerhard betrachtete überrascht den niedlichen weiblichen Beamten.

„Da Sie schon die Güte hatten, sich mir vorzustellen, mein Fräulein,“ sagte er, „so erlauben Sie mir, Ihrem Beispiele zu folgen. Ich heiße Doktor Gerhard Hunold, bin praktischer Arzt und zugleich Dozent an der Universität.“

„Dozent?“ wiederholte respektvoll die Telegraphistin. „Das ist gewiß ein recht hoher Titel, nicht wahr, Herr Doktor?“

„Passiert! Jedenfalls steht er, was den damit verbundenen Gehalt betrifft, dem Ihrigen nach, denn vorläufig bringt er mir soviel wie nichts ein, während Sie, als königliche Beamtin, Ihren festen Gehalt beziehen.“

„Neunhundert Mark alles in allem!“ rief das Mädchen, das Köpfchen zurückwerfend. „Damit soll man Sprünge machen!“

„Nun, Sprünge kann ich mit meinen Honoraren als Privatdozent gerade auch nicht machen!“ rief Gerhard munter. „Darf ich mir erlauben zu fragen, wie Sie dazu kamen, zum Telegraphen zu gehen, mein Fräulein?“

„Warum nicht? Es ist kein Geheimnis! Meine Mutter ist Witwe und bezieht eine kleine Pension; den Vater verloren wir vor zehn Jahren. Vermögen ist keines da. Um halbwegs auszukommen, mußten wir also hübsch knapp leben. Als wir heranwuchsen, meine Schwester Bertha und ich, da hieß es sich gehörig zusammennehmen. Bertha hatte Freude am Lernen. Sie studierte wie ein Professor und brachte es richtig dahin, mit achtzehn Jahren Erzieherin in einem vornehmen Hause in Berlin zu werden. Bei mir war das anders. Ich war, wie unsere Lehrerin zu sagen pflegte, ein kleines Quecksilber. Das viele Studieren beehrte mich nicht. Auch hatte ich keine Lust, Gouvernante zu werden. Aber etwas mußte ich doch ergreifen. Nun, sehen Sie, Herr Doktor, ein Mädchen ohne Vermögen ist wirklich übel dran. Mein Vater war königlicher Beamter, und man ist seiner Familie doch auch eine gewisse Rücksicht schuldig. Zur Lehrerin fehlte es mir an Geduld; um zum Theater zu gehen, an Talent und auch an Neigung. So lernte ich also die Buchmacherei. Gerade als ich damit fertig war, sagte meine Mutter eines Tages zu mir: „Höre, Anna,“ — ich heiße nämlich Anna (Dr. Hunold verwechselte nicht, bei dieser Mitteilung sich höflich zu verbeugen, eine Artigkeit, die Fräulein Anna mit gnädigem Nicken erwiderte) — „gestern war der Herr Kommissar hier, um mir zu sagen, daß ein Kursus für Telegraphistinnen eröffnet wird. Er fragte, ob du nicht Lust hättest, daran teilzunehmen. Wenn du die Prüfung bestehst, bekommst du sogleich eine Anstellung mit fünfshundert Mark.“ — „Warum nicht, Mama?“ antwortete ich. „Den Kopf wird es ja nicht kosten! Ob ich mit Nadel und Schere herumfingere oder mit dem Apparat klappere, kommt auf das gleiche heraus.“ So wurde ich

also Telegraphenelevin, bestand die Prüfung und erhielt vor drei Jahren meine erste Anstellung. Vorigen Herbst wurde ich nach Lenzenbrunn mit neunhundert Mark Gehalt versetzt, und jetzt hoffe ich durch die Verwendung des Herrn Kommissars, eines alten Freundes meines seligen Vaters, beim Haupttelegraphenamte anzukommen, was mir sehr lieb wäre. Sehen Sie, Herr Doktor, nun wissen Sie meine ganze Geschichte!"

Fräulein Anna hatte ihre biographischen Daten mit der größten Unbefangenheit gegeben. Sie plauderte mit Gerhards wie mit einem alten Bekannten. In den Rünften der Kofferterrie schien sie gänzlich unerfahren. Wäre Dr. Hunold ein Mann hoch in den Sechzigern oder ein Mädchen in dem Alter der niedlichen Beamtin gewesen, sie hätte nicht mit mehr Ungezwungenheit sprechen können. In ihrem Wesen lag etwas ungekünstelt Kindliches, das Gerhards ganz merkwürdig angenehm berührte. Es wollte ihn bedünken, als habe er sich niemals einem so reizenden Naturkinde wie diesem Fräulein Anna, wohlbestallter Telegraphistin in Lenzenbrunn, gegenüber befunden.

Wenn ein Schaffner einem Reisenden spezielle Gunst erweisen will, so sorgt er dafür, daß niemand zu demselben ins Koupee steigt. Gerhards Expatient bewies sich als ein besonders dankbares Gemüt. Obwohl sich auf den verschiedenen Stationen Reisende genug vorfanden, blieb das Koupee des Herrn Doktors doch eine unnahbare Freistätte. Unter dem Fenster hing die Tafel mit der sakramentalen Aufschrift: „Dienstkoupee“, und keine Frevlerhand wagte es, nach der dadurch gefeierten Klinkle zu langen.

Fräulein Anna war eine mitteilſame Natur. Sie erzählte Gerhards von ihren kleinen Erlebnissen, im Dienste und schilderte ihre Studien und die „mit Auszeichnung bestandene“ Prüfung mit so drolliger Laune, daß er dabei mehr als einmal laut auflacht. Auch aus ihrem Schulleben gab sie manche heitere Episode zum besten. Darüber verging die Zeit wie im Fluge. Als der Zug bei der vorletzten Station hielt, wunderte sich Gerhards, daß sie dem Ziele ihrer Fahrt bereits so nahe waren.

Hier entstand ein längerer Aufenthalt, weil einige Waggons angehängt werden mußten. Trotz des Zudrangs blieben die Reisenden auch diesmal im Alleinbesitz ihres Koupées.

Fräulein Anna schien über etwas nachzudenken. Sie sah Gerhards einigemal an, als ob sie etwas auf dem Herzen hätte, ohne daß sie es wagte, damit herauszurücken.

„Wie lange haben wir noch bis zur Stadt, Herr Doktor?“ begann sie endlich.

„Ich denke, etwa eine Viertelstunde.“

Die Antwort schien bestimmend auf ihren Entschluß einzuwirken.

„Darf ich Sie etwas fragen, Herr Doktor?“ begann sie zögernd. „Es betrifft nicht mich, sondern meine Mutter.“

„Bitte, mein Fräulein.“

„Ich sagte Ihnen bereits, daß meine

Mutter krank ist und daß ich Urlaub genommen habe, um sie pflegen zu können. Wie sie mir schreibt, ist unser alter Arzt, der Dr. Neureuter, selbst erkrankt. Zu seinem Stellvertreter hat sie kein rechtes Vertrauen. Das Vertrauen in den Arzt ist aber doch wohl die Hauptsache bei einem Kranken, nicht wahr, Herr Doktor?“

„Sie sprechen da eine der tiefsten Wahrheiten der gesamten Heilkunde aus, Fräulein Anna!“ sagte Gerhards lächelnd.

„Wirklich? Nun sehen Sie, da hat wieder einmal eine blinde Henne eine Erbse gefunden! Doch davon wollte ich nicht sprechen. Ich dachte mir, wenn Sie die Güte hätten, meine Mutter einmal zu besuchen, so würde sie zu Ihnen gewiß Vertrauen fassen.“

„Das ist sehr schmeichelhaft für mich, mein Fräulein!“

„Nein, im Ernste! Sie machen kein so schrecklich gelehrtes Gesicht, daß man sich beinahe fürchten muß. Mit Ihnen kann man reden fast wie mit seinesgleichen.“

„Nun, ich werde nicht verfehlen, Ihrem Wunsche zu entsprechen,“ sagte Gerhards, das Notizbuch hervorziehend. „Wenn ich Ihre Mama gesehen habe, hoffe ich, Ihnen sagen zu können, wie es mit ihr steht. Darf ich um die Adresse bitten?“

„Renteigasse Nr. 10, dritter Stock, Frau verwitwete Registrator Wilken,“ diktierte Anna.

„Wollen Sie Ihrer Mama sagen, daß ich morgen gegen zehn Uhr kommen werde.“

„Sie sind sehr gütig, Herr Doktor!“ sagte Anna, sichtlich erleichtert. „Ich war wirklich schon in großer Sorge, und nun hat mir der Zufall mit einemmal aus der Verlegenheit geholfen. Es war also doch gut, daß ich mich in dem Walde aufgehalten und damit beinahe den Zug veräumt habe,“ setzte sie mit der früheren munteren Laune hinzu; „denn ohne diesen Zufall wäre ich schwerlich zu Ihnen ins Koupee gekommen!“

Bei dieser philosophischen Betrachtung Fräulein Annas hielt der Zug im Zentralbahnhofe. Während Gerhards seiner Reisegefährtin aus dem Wagen half, ging, von ihm unbemerkt, eine ältere Dame, gefolgt von einem ihr Gepäck tragenden Diener, an ihnen vorbei, warf einen überraschten, fast boshaften Blick erst auf das Paar und dann in das leere Koupee mit der davor hängenden Tafel, und trat dann zur Seite, um die beiden vorangehen zu lassen. Gerhards begleitete Fräulein Anna zur nächsten Droschke, hob sie hinein und verabschiedete sich mit dem Versprechen, am nächsten Morgen ihrer Mutter die erste Visite zu machen.

3.

Klothilde.

Fräulein von Helling weilte im Kreise ihrer liebsten Freundinnen, der Blumen. Das Gewächshaus nahm die ganze Sommerseite des geräumigen Gartens hinter dem Hause ein. Langsam schritt sie die Reihen entlang, hier einen herabhängenden Zweig aufbindend, dort ein Blatt vom Staube

oder von dem Ungeziefer reinigend. Gerhards sie damals bei seiner Plau mit Emil ebenso liebenswürdig wie voll nannte, so genügte ein Blick auf die edle Erscheinung mit den milden und gleich ernsten Zügen, um das Urteil rechtfertigt zu finden. Klothilde war sogenannte blendende Schönheit. Ihre wenig über die Mittelperson reichende stalt befandete jedoch das reinste Eben. Das tiefschwarze, ins Bläuliche spielende Haar, sowie die großen, dunkeln, ausdrucksvollen Augen deuteten auf eine südkaukasische Herkunft. In der That entstammte Klothilde Großmutter dem europäischen Afrika, d. h. Spanien. Als Oberbefehlshaber der deutschen Truppen, mit deren Hilfe Napoleon die Freiheit der pyrenäischen Halbinsel zu vernichten gedachte, war von Helling bei einem Gefechte in Gerona in die Hände des Feindes geraten. Seiner späteren Gattin verdankte er die Freiheit. Nach Beendigung des Krieges führte er die schöne Carmen de Verano Moreno heim. Klothilde hatte die Mutter noch gekannt und sogar von ihr gelernt, welche Sprache sie später mit Vorliebe pflegte. Die schwarzen Haare und die dunklen Augen waren ein nistisches Familienerbstück; dagegen behielten der helle Teint und das duftige der Wangen germanisches Blut.

Bei dem der milden Mailuft geöffneten Fenster saß Frau von Helling ein Buch in der Hand. Mehr als Lektüre schien indessen ihre Tochter beschäftigt, denn häufig schweiften ihre Blicke über die Seiten hinweg und teten mit mütterlichem Wohlgefalle der Gestalt des jungen Mädchens. Die prächtige, schneeweiße Pudel zu ihren Füßen hatte den Kopf auf das Fußbänkchen gelegt und blinzelte im Halbschlaf bald der Dame des Hauses, bald nach der schen den Gewächsen auf und ab schauend die Klothilde.

Diese war unterdessen näher gekommen. Sie hatte die Gartenschere auf das Beet gelegt und sah jetzt zufällig nach dem Mutter. Ihre Blicke begegneten denen der Mutter.

„Nun, Mama, wie gefällt dir das Buch?“ fragte sie.

„Hm! Die Wahrheit zu sagen, ich kaum ein paar Seiten gelesen.“

„Wie? Während der ganzen Sommerferien?“

„Ganz wohl! Aber zerstreut bin ich doch.“

„Ich dachte über so mancherlei nach, vergaß dabei aufs Lesen!“

„Worüber hat sie denn nachgedacht?“

„Gute Mama?“ rief Klothilde, indem sie den Kopf vom Schemel wegschob und sich zu Frau von Helling's Füßen bückte.

„Stimmt vielleicht die Wochenrechnung nicht? Weshalb wendet man sich in der Falle nicht an meine Klothilde?“

Frau von Helling legte den Arm um den Nacken der Tochter und küßte sie auf die Stirn.

„Ich habe darüber nachgedacht, daß ich anfangs recht alt zu werden.“

„Alt, Mama? Was dir einfällt! Mit achtundvierzig Jahren ist man doch nicht alt! Ueberdies zeigt dir auch der Spiegel, wie sehr du dir Unrecht thust.“

„Es sind nicht die Jahre allein, welche das Alter bestimmen, mein Kind!“ sagte die Mutter, nachdenklich den Kopf wiegend. „Wie viel haben wir erlebt, seitdem dein Vater von uns geschieden ist! Das macht alt vor der Zeit, Klothilde.“

Der Blick des jungen Mädchens umflorte sich.

„Ach ja. In dieser Beziehung hast du recht, Mama. Ich begreife.“

„Wir sind zwei alleinlebende Frauen,“ rief Frau von Helling fort. „Es ist nicht gut, wenn dem Hause der Mann fehlt.“

„Das hast du früher niemals gesagt, Mama. Ist etwas vorgefallen?“

„Ich denke an dich, mein Kind. Was soll aus dir werden, wenn ich plötzlich abgerufen würde?“

„Aber liebe, süße Mama, wie magst du dich mit solchen Gedanken quälen. Bist du nicht wohlher als früher? Kommt Dr. Hunold nicht seit einiger Zeit weit seltener als vorher?“

„Das ist alles wahr.“

„Nun also. Welche Ursache hast du zu so trüben Gedanken?“

„Meine Sorge gilt nicht mir, sondern dir, Klothilde,“ sagte Frau von Helling, die Tochter enger an sich ziehend. „Laß mich offen sprechen. Ich wäre glücklich, wenn ich dich an der Seite eines geliebten, meiner würdigen Mannes sähe.“

Klothilde wechselte die Farbe.

„Mama, du verheißt mir etwas,“ rief sie ängstlich. „Was ist geschehen?“

„Emil war gestern bei mir, während du den Besuch bei Niebers machtest. Er sagte mir, der Minister habe die Absicht, ihn mit einer forstwissenschaftlichen Studienreise ins Ausland zu betrauen, die ihn vielleicht ein Jahr lang fern halten dürfte. Er sprach dabei auch von dir. Ich mußte mich sehr täuschen, wenn Emil nicht ein lebhafteres Interesse für dich empfinde als das eines Roufins zu seiner lebenswichtigen Roufine.“

„Hat er sich in diesem Sinne ausgesprochen, Mama?“ fragte Klothilde mit stemloser Spannung.

„Du begreifst, daß Emil nicht der Mann ist, früher bei der Mutter als bei den Mädchen seiner Wahl anzufragen,“ rief Frau von Helling lächelnd. „Er setzt seine Sache schon selbst am rechten Orte anzubringen. Seit er wieder hier ist, hat er viel mit dir verkehrt. Hast du niemals etwas bemerkt?“

Klothilde atmete auf.

„Er war stets freundlich, zuvorkommend und lebenswürdig, wie immer.“

„Das versteht sich. Aber ich denke, zwischen der Artigkeit eines wohlherzogenen Mannes einer jungen Dame gegenüber und einem tieferen Interesse für dieselbe mußte sich doch wohl ein Unterschied wahrnehmen lassen.“

„Ich habe nichts dergleichen bemerkt. Du bist dich sicherlich getäuscht, Mama.“

„Und du selbst, Klothilde? Sei aufrichtig gegen deine Mutter, die, du weißt es, nur für dich lebt. Ist dir Emil gleichgültig?“

Klothilde erröthete.

„Emil war mein Spielgefährte,“ sagte sie. „Wir waren jeberzeit die besten Freunde und ich bin ihm von Herzen gut. Wie sollte er mir also gleichgültig sein?“

Frau von Helling schüttelte den Kopf. „Du begreifst, daß ich das nicht meine. Ein Mädchen in deinem Alter kennt zu wohl den Unterschied zwischen der Zuneigung zu einem Jugendfreunde und Verwandten und jenem tiefen, die ganze Seele erfassenden Gefühle, als daß ich nötig hätte, dir darüber Erklärungen zu geben. Du weißt, Klothilde —“

„Frau Geheimrätin Ratte,“ unterbrach, die Salonthüre öffnend, der alte Anton.

„Wir sprechen weiter über die Sache. Muß auch gerade jetzt diese langweilige Ratte kommen,“ sagte Frau von Helling verbrießlich. „Ich wette, daß sie uns vor zwei Stunden nicht losläßt.“

Die Geheimrätin, die lebendige Stadtchronik, zählte keineswegs zu den Klothilde sympathischen Persönlichkeiten. Diesmal kam sie ihr jedoch hochwillkommen. Mutter und Tochter gingen der Dame entgegen, welche, Anton beiseite schiebend, in das Gewächshaus trat.

„Ei, da finde ich ja die Damen beisammen, die Blumen unter den Blumen!“ rief sie, einer jeden die Hand zum Gruße entgegenstreckend. „Wie sagt Schiller? Wohl mir, ich sehe die Blume der Tochter, ehe die Blume der Mutter verblüht.“ Schönen guten Abend, meine Damen!“

Leben anderen Absonderlichkeiten besaß Frau Ratte auch die bereits außer Mode gekommene Vorliebe für klassische Citate. Daß es ihr dabei gelegentlich passierte, falsch zu citieren, machte ihr keine Beschwerde. Sie meinte, die Hauptsache bleibe, daß überhaupt jemand den sinnreichen Ausdruck gethan habe. Die Person komme ja nicht in Betracht.

„Allzugütig, Geheimrätin,“ sagte Frau von Helling, einen Stuhl herbeischiebend. „Nehmen Sie Platz in unserem kleinen Blumenreiche. Was bringen Sie Schönes und Gutes?“

„Schönes braucht man Ihnen nicht zu bringen, Präsidentin, weil man es bei Ihnen in reichlicherem Maße findet als anderswo,“ erwiderte die Dame mit verbindlichem Lächeln gegen Klothilde. „Was jedoch das Gute betrifft, so findet man es heutzutage so selten, daß man wahrhaftig nicht mehr weiß, wo man es suchen soll.“

Die pessimistische Schlussbemerkung deutete darauf, daß die Dame irgend eine bedenkliche Neuigkeit aufgeschnappt hatte und eigens gekommen war, dieselbe an den Mann zu bringen. Da sie indessen stets nur auf weiten Umwegen dem Gegenstande näher zu kommen pflegte, so ließen Mutter und Tochter die Anspielung unbeachtet und lenkten das Gespräch auf gleichgültige Dinge.

Auffälligerweise machte die Geheimrätin diesmal eine Ausnahme von ihrer gewöhnlichen Taktik. Sie plauderte von allem möglichen, nur nicht von der Schleichtheit der Zeit, meinte sogar tout comprendre sei tout pardonner, und machte bereits wieder Anstalten zum Aufbruche, als sie plötzlich, zu Klothilde gewendet, mit der gleichgültigsten Miene von der Welt begann: „Upropos, liebes Fräulein, hat Ihr Hausarzt, Herr Dr. Hunold, Ihnen bereits seine Schwester vorgestellt?“

„Seine Schwester?“ fragte Klothilde betroffen.

„Nun freilich. Ich denke doch, es ist seine Schwester.“

Die Frage kam Frau von Helling so überraschend, daß sie von Klothildes, den scharfen Augen der Geheimrätin keineswegs entgehenden Betroffenheit nichts bemerkte.

„Dr. Hunolds Schwester?“ fragte sie. „Meines Wissens hat er keine Schwester.“

„Was Sie sagen, Präsidentin. Das wäre doch merkwürdig.“

„Haben Sie die Bekanntschaft der Dame gemacht?“

„Ihre Bekanntschaft? Das gerade nicht. Ich weiß überhaupt auch nicht, ob es seine Schwester ist. Ich dachte mir nur, sie müsse es sein, und da Dr. Hunold zu den Freunden Ihres Hauses zählt, so setzte ich voraus, er würde sie in diesem Falle Ihnen vorgestellt haben.“

„Von wem sprechen Sie denn eigentlich?“ fragte Klothilde.

„Von einer jungen, ganz allerliebsten Dame, mit der Dr. Hunold vorgestern Abend im Zentralbahnhof ankam, die er dann zu einer Droschke geleitete und mit recht brüderlicher Galanterie in den Wagen hob. Ich kam mit demselben Zuge von Koffingen zurück, und obwohl ich dicht an ihm vorbeiging, bemerkte er mich doch nicht. Natürlich! Er hatte nur Augen für seine Begleiterin! Dabei war das Merkwürdige, daß trotz des überfüllten Zuges die beiden ganz allein in einem Dienstcoupee saßen. Ich schloß daraus, Dr. Hunold müsse dem Schaffner ein gutes Trinkgeld gegeben haben, um während der Fahrt nicht von anderen belästigt zu werden.“

Die Geheimrätin machte während dieses Berichtes das unschuldigste Gesicht von der Welt.

„Herr Dr. Hunold ist Frauenarzt,“ bemerkte Klothilde nicht ohne Nachdruck. „Als solcher wird er öfter zu auswärtigen Patienten gerufen. Wahrscheinlich war dies auch vorgestern der Fall, und die Dame, die Sie für seine Schwester hielten, gehört zu dem betreffenden Hause.“

„Wohl möglich,“ meinte die Geheimrätin, ihre Handschuhe langsam zuknöpfend.

„In diesem Falle liegt die Sache sehr einfach. Nur wundert mich, daß er gar so aufmerksam gegen die junge Dame war, die übrigens durchaus nicht wie eine Haushalterin oder etwas dergleichen aussah. Mir fällt es nicht im Traume ein, von Dr. Hunold etwas Schlimmes zu denken.“

obwohl, wie das Sprichwort sagt, stille Wasser am tiefsten sind, und der gute Dr. Hunold mir ganz den Eindruck eines kleinen, stillen Wassers macht. Nun, mich geht es ja nichts an. Möge jeder stillbeglückt seiner Freuden warten," sagt Goethe. Also, leben Sie wohl, meine Damen! Auf Wiedersehen!"

Damit umarmte sie Mutter und Tochter, nahm die Mantille zusammen, nickte beiden freundlich zu und raufte die Stufen zum Salon hinauf.

"Was hältst du von der Sache?" fragte Frau von Helling, als jene fort war.

"Dr. Hunold ist ein Ehrenmann und die Geheimrätin eine böse Zunge, der es auf eine Verleumdung mehr oder weniger nicht ankommt," erwiderte Klothilde ruhig.

"Du hast recht. Das Geschwätz ist keiner Beachtung wert. Ich bedaure nur, daß die Klatsche uns vorhin unterbrochen hat. Nun, wir sprechen ein andres Mal weiter über die Sache. Jetzt bin ich nicht mehr in der Stimmung dazu."

4.

Frau Wilken.

Seinem Versprechen gemäß machte sich Dr. Hunold am Tage nach seiner Begegnung mit der Telegraphistin auf den Weg nach der Renteigasse Nr. 10, dritter Stock. Das in dem vorzugsweise gewerbetreibenden Stadtteile gelegene Haus war bald gefunden. Auf sein Läuten öffnete ihm Fräulein Anna selbst.

"Wie gut von Ihnen, Herr Doktor, daß Sie so pünktlich Wort halten," sagte sie, ihn mit der Vertraulichkeit eines alten Bekannten grüßend. "Meine Mutter ist auf Ihren Besuch vorbereitet. Leider hat sie eine schlechte Nacht gehabt. Erst seit heute früh vier Uhr konnte sie ein wenig schlafen. Ich habe die ganze Nacht kein Auge geschlossen."

Das übernächliche Aussehen des jungen Mädchens bestätigte ihre Worte.

"Schläft Ihre Mama jetzt?" fragte Gerhard.

"Sie ist wach. Ist's gefällig, einzutreten?"

Die etwas dürrig eingerichtete aber musterhaft rein gehaltene Wohnung befandete die beschränkten ökonomischen Verhältnisse der Witwe. Beim Eintritte des Arztes richtete sich die Kranke mühsam im Bette auf.

"Meine Anna erzählte mir, wie sie gestern auf der Bahn Ihre Bekanntschaft gemacht hat, Herr Doktor," begann sie mit matter Stimme. "Ich danke Ihnen von Herzen dafür, daß Sie sich auf ihren Wunsch zu einer armen kranken Frau bemühen."

"Ich thue nur meine Pflicht, Frau Wilken," erwiderte Gerhard zum Bette tretend, während Anna mit ängstlich besorgten Blicken seinen Bewegungen folgte. "Bitte, machen Sie sich's bequem. Seit wann sind Sie gezwungen, das Bett zu hüten?"

"Seit acht Tagen. Ich schleppte mich fort, bis es nicht mehr ging."

Der Puls der Kranken befandete ziemlich starkes Fieber. Wenn auch eine unmittelbare Gefahr ausgeschlossen schien, mußte Frau Wilkens Zustand doch als keineswegs unbedenklich angesehen werden. Dr. Hunold verordnete einiges, beruhigte die Patientin und versprach im Laufe des Abends wieder zu kommen.

"Nun?" fragte Anna, die Thür des Krankenzimmers sorgfältig hinter sich schließend. "Wie steht es um meine Mutter, Herr Doktor?"

Sie sprach dies mit einer Miene, als erwarte sie den Ausspruch über Leben und Tod.

"Ihre Mutter hat einen heftigen Lungenkatarrh, der leicht zu einem gefährlichen Lungenleiden ausarten könnte. Sie bedarf deshalb der sorgsamsten Pflege."

"Die soll ihr werden. Ich weiche nicht von ihrem Bette, müßten auch derweilen sämtliche Telegraphen des Königreichs stillstehen. Zum Glück habe ich einen vierwöchentlichen Urlaub. Bis er abgelaufen ist, wird meine Mutter wohl wieder gesund sein, nicht wahr, Herr Doktor?"

"Ich hoffe es. Aber allein können Sie die Pflege der Kranken nicht besorgen. Fräulein Anna. Das würde Ihnen zu viel werden."

"Mir wird nichts zu viel. Seien Sie überzeugt, daß Ihre Anordnungen ebenso pünktlich besorgt werden wie der königliche Telegraphendienst."

Gerhard betrachtete mit Wohlgefallen die energische kleine Persönlichkeit. In ihrem einfachen Hauskleidchen erschien ihm Anna fast noch reizender als gestern im Roupee.

"Die Pflege einer Kranken bedingt eine Menge von Vorkehrungen, die eine Person allein auch bei dem besten Willen nicht besorgen kann. Auch würden die fortgesetzten Nachtwachen Ihre Kräfte bald erschöpfen."

"O, ich bin stärker als Sie glauben, Herr Doktor. Für meine Mutter wird mir nichts zu viel. Welch ein Unglück, wenn ich sie verlöre!"

"Das ist wohl nicht zu fürchten. Bei sorgfältiger Pflege wird sich die Kranke schon wieder erholen. Aber Sie brauchen unbedingt eine Beihilfe. Wer war denn um Ihre Mutter, während Sie sich draußen in Lenzenbrunn befanden?"

"Arme Leute, wie wir, müssen sich selbst bedienen, Herr Doktor. Für die gröbere Arbeit hat meine Mutter eine Aufwärterin, die alte Resi hier im Hause, ein herzensgutes, aber ziemlich dummes Ding. Ihr kann ich die Kranke nicht anvertrauen."

Gerhard dachte einen Augenblick nach.

"Während der ersten Woche," meinte er, "muß unbedingt jemand des Nachts bei Ihrer Mutter wachen, denn eine Unvorsichtigkeit könnte die schlimmsten Folgen haben. Sie, Fräulein Anna, sind nicht im Stande alles allein zu besorgen. Es ist deshalb wohl am klügsten, wenn ich Ihnen eine verlässliche Wärterin aus dem Spital besorge."

Anna schien nicht besonders erbaunt von dem Vorschlage, sagte jedoch nichts. Gerhard dachte sich, der Kostenpunkt dürfte bei ihr vielleicht etwas zu schwer ins Gewicht fallen und hätte sie deshalb gern beruhigt, nur mußte er nicht, wie er dies in schonender Weise thun sollte.

"Unsere barmherzigen Schwestern sind derzeit zu stark in Anspruch genommen," sagte er zögernd, "als daß wir so leicht eine erhalten könnten. Wir müssen deshalb doch wohl zu einer anderen Wärterin greifen."

Anna errötete tief. Sie hatte ohne Zweifel die, wenn auch noch so schonend gehaltene Anspielung, verstanden.

"Auf die Kosten kommt es nicht an. Herr Doktor," erwiderte sie. "Ich habe mir so viel erspart, daß ich auch eine größere Ausgabe zu bestreiten im Stande bin. Aber ich kann die Pflege meiner Mutter um keinen Preis fremden Händen überlassen."

"Wir wollen versuchen, die Sache nach Ihrem Wunsche einzurichten, Fräulein. Haben Sie einen leichten Schlaf?"

"Wir Telegraphistinnen wurden in Lenzenbrunn oft genug des Nachts nachgeklappert," meinte Anna. "Deshalb schlafen wir auch wie die Hasen. Das leiseste Geräusch genügt, mich zu wecken."

"Nun wohl, dann ist alles in Ordnung. Die Wärterin wird unter tags bei Ihrer Mutter sein, und Sie können sich so von Ihren Nachtwachen ausruhen. Ich komme heute abend gegen acht Uhr wieder um nachzusehen, wie es geht. Also auf Wiedersehen, Fräulein Anna! Nicht verzagen! Ich hoffe, es soll alles gut werden."

Er reichte Anna die Hand und entfernte sich, um im Spital wegen der Wärterin nachzufragen. Die entsprechende Person war bald gefunden. Als er abends seinen Besuch wiederholte, fand er sie bereits bei Frau Wilken installiert.

Eine Woche verging, ehe sich in dem Zustande der Kranken eine merkliche Besserung zeigte, und auch dann schritt die Genesung nur langsam vor. Gerhard besuchte die Patientin anfangs zweimal des Tages und später jeden Abend. Anna war unermüdet in der Pflege der Mutter, hatte mit ihren grillenhaften Einfällen eine durch nichts zu erschöpfende Geduld, suchte sie durch munteres Geplauder auf andere Gedanken zu bringen, kurz, sie war eine Krankenpflegerin, welche in gleichem Maße die Bewunderung des Arztes und der Wärterin erregte. In dem Maße als Frau Wilkens Genesung vorschritt, kehrte auch Annas heitere Laune, die sie eigentlich niemals ganz verlassen hatte, wieder. Obgleich Gerhard nunmehr seine ärztlichen Besuche hätte erheblich vermindern können, kam doch nach wie vor fast jeden Abend ein halbes Stündchen. Frau Wilken war eine gutmütige, einfache Frau. In beschränkten Verhältnissen aufgewachsen, hatte sie nie mit dem ihr von ihrem Gatten gebotenen Lobe leicht befriedigt. Daß dieses

glänzendes war, schien sie niemals empfunden zu haben. Der einzige große Schmerz ihres Lebens war der vorzeitige Tod ihres Mannes gewesen. Durch eine kleine Pension und die Unterstützungen seitens ihrer Tochter vor drücker Sorge geschützt, trieb sie nur ein quälender Gedanke zuweilen den Frieden des Jenseits im dritten Stocke des Hauses Nr. 10 in der Renteigasse. Die Krankheit, von der sie sich allmählich erholt, war nicht die erste dieser Art. Vor fünf Jahren hatte sie eine schwere Lungenerkrankung durchgemacht, und seitdem genügte oft eine geringe Erkältung, um sie aufs neue aufs Siechbett zu werfen. Was sollte aus ihren Töchtern werden, wenn ein stärkerer Anfall ihrem Leben plötzlich ein Ziel setzte? Die Mädchen standen dann allein in der Welt, denn andere Verwandte besaß Frau Wilken nicht. Der Gedanke plagte sie jetzt öfter als vorher, und in den Unterhaltungen mit Dr. Hunold, der in der kurzen Zeit ihre ganze Zuneigung gewonnen hatte, erwähnte sie manchmal den Gegenstand, namentlich mit Rücksicht auf ihre jüngere Tochter Bertha.

„Aber, Mama,“ sagte Anna, als ihre Mutter auch wieder einmal auf das Kapitel zu sprechen kam, „ich begreife wahrlich nicht, weshalb du dir unsertwegen so viel Sorgen machst. Es hängt ja doch nur von dir selbst ab, daß du nicht wie ein Kant wird, nicht wahr, Herr Doktor?“

„Gewiß, das hängt ganz und gar von dir Mutter ab,“ bestätigte Gerhard, „es braucht nur hübsch auf sich aufzubauen.“

„Da hörst du's! Und wenn nun, was Gott verhüten wolle, wirklich das Unglück eintreffe, glaubst du denn, ich und Bertha sind nicht Manns genug, als anständige Mädchen unser Fortkommen zu finden. Ich nicht königliche Beamtin mit einem hohen Gehalt? Ist Bertha nicht gelehrter als mancher Professor? Wie könnte es da fehlen? Wir wohnen zusammen, ich telegraphiere, Bertha gibt Stunden, in unsern Unterhalt verdienen wir mehr als genug, und so werden wir nach und nach ein paar prächtige alte Jungfern, wie mit Gott und der Welt zufrieden sind, niemals miteinander zanken und schließlich hinübermarschieren in das bessere Jenseits, wo unterdessen Papa und Mama Quartier für uns gemacht haben. Wozu machst du dir also Sorge zu machen um uns?“

„Du bist und bleibst ein Rindskopf, Anna!“ sagte Frau Wilken unter Thränen.

„Das ist alles ganz hübsch,“ meinte Gerhard, „aber etwas haben Sie dabei zu übersehen, Fräulein Anna.“

„Und das wäre?“

„Was wird dann aus den prächtigen alten Jungfern, wenn Sie oder Fräulein Anna oder beide heiraten?“

„Heiraten? Das gibt's nicht für uns, Herr Doktor! Mein Heiratsgut ist der Grammatik! Mein Heiratsgut ist die Grammatik! Heiratet man heutzutage nicht mehr!“

„Nein, nein, es bleibt dabei! Wir werden alte Jungfern! Wer weiß, ob das nicht weit besser ist als heiraten? Was sagst du dazu, Mama?“

„Du magst recht haben!“ erwiderte sinnend die Witwe, „wenigstens bleibt euch dann das Schicksal eurer Mutter erspart. Besser niemals ein Glück besitzen, als es später, gleich mir, verlieren zu müssen!“

Annas Urlaub war abgelaufen. Durch Verwendung des Kommissars hatte sie die erhoffte Stelle im Haupttelegraphenamte mit einer kleinen Gehaltserhöhung bekommen, und „klapperte“ nun wieder rüstig von morgens acht Uhr bis abends um sieben in ihrem Bureau. Da in der Residenz der Nachtdienst von männlichen Beamten besorgt wird, so war sie von da ab frei und konnte sich der Mutter widmen, die, obwohl genesen, doch noch immer großer Schonung bedurfte.

Im Laufe der Zeit waren Anna und der junge Arzt einander näher gerückt, ohne sich dessen bemerkt zu werden. Die Abendvisiten bei Frau Wilken bildeten einen Teil von Gerhard's Tagesprogramm, dem er stets mit einem gewissen Behagen entgegen sah. Er fühlte sich wohl in dem einfachen, an sein Elternhaus gemahrenden, durch Annas muntere Laune belebten Heim. Das junge Mädchen war so gänzlich verschieden von allen jungen Damen seiner Bekanntschaft. Affektation oder Koketterie lag ihr gänzlich fern. Sie schien keine Ahnung davon zu haben, daß der Arzt ihrer Mutter zugleich ein junger Mann war, und daß deshalb der ungewohnte Verkehr mit ihm ihrer Ruhe gefährlich werden könne. Gerhard's persönliche Verhältnisse blieben ihr so unbekannt, wie am ersten Tage ihrer Bekanntschaft. Falls sie sich überhaupt die Mühe nahm, darüber nachzudenken, so mußte sie nach gelegentlichen Erzählungen aus seiner früheren Zeit den Schluß ziehen, er sei ausschließlich auf das Ertragnis seiner Praxis angewiesen. Umgang mit ihren Kolleginnen oder anderen Mädchen ihres Alters hatte sie nicht. Ihr Leben teilte sich zwischen Amt und Haus. Ein Brief Berthas aus Berlin, ein gelegentlicher Besuch des Kommissars bei der Witwe und Gerhard's ärztliche Visiten boten die einzige Abwechslung.

Mit Frau Wilkens Genesung nahm jedoch die Veranlassung zu diesen Visiten ein Ende. Gerhard fühlte dies so gut wie die Frauen. Dennoch konnte er sich nicht entschließen, die Besuche ganz einzustellen. Aber länger konnte das doch nicht so fortgehen, denn zu dem allem kam auch ein Umstand sehr delikater Natur. Ärztliche Besuche müssen honoriert werden. Bis jetzt war der Punkt von keiner Seite berührt worden, aber darum war er doch vorhanden, und wenn auch Dr. Hunold nichts ferner lag, als der Gedanke, sich von der Witwe bezahlen zu lassen, so konnte er ihr doch, ohne sie und Anna in ihrer Armut zu kränken, unmöglich erklären, er verzichte auf ein Honorar. Jeder weitere Besuch vermehrte aber Frau Wilkens

pekuniäre Verbindlichkeiten. Ferner mußte er Annas wegen auch auf die Hausbewohner Rücksicht nehmen. Solange Frau Wilken krank war, hatten die Besuche eines jungen Arztes, den man für den Stellvertreter des erkrankten Dr. Neureuter hielt, nichts Auffälliges. Nun war sie aber wieder hergestellt, und da die Leute in der Renteigasse sehr wohl wußten, daß sich Frau Wilken nicht den Luxus eines Leibarztes gestatten konnte, so mußten Dr. Hunold's fortgesetzte Visiten notwendig Stoff zu unliebsamen Redereien geben.

Zu solchen Betrachtungen, die Gerhard als vernünftiger Mann bei sich anstellte, trat mit zwingender Folgerichtigkeit eine weitere. Was war ihm Anna und was wollte er von ihr? Ein Liebesabenteuer mit ihr zu beginnen, selbst wenn sie sich dazu hergegeben hätte, kam ihm nicht in den Sinn, denn er war eher alles andere als eine Donjuannatur. Auch kannte er zur Genüge den ehrenfesten Charakter von Mutter und Tochter. Konnte er aber daran denken, ein ernstes Verhältnis mit Anna anzuknüpfen? Und weshalb nicht? Vermögen kam für ihn ja nicht in Betracht. Sein persönlicher Besitz, verbunden mit seiner Praxis, war mehr als hinreichend zur Erhaltung einer Familie. Ferner stand er erst im Anfange seiner akademischen Karriere, und ohne das eigene Wissen zu überschätzen, war er sich doch seiner wissenschaftlichen Bedeutung wohl bewußt. Nach dem natürlichen Laufe der Dinge konnte sich seine Zukunft nur in aufsteigender Linie bewegen. Die Unterredung mit Emil im Rauchzimmer kam ihm jetzt öfter in den Sinn. War Anna nicht das Mädchen, wie er es damals dem Freunde geschildert hatte? Ihr konnte man Verbildung sicherlich nicht vorwerfen. Sie besaß gesunden Verstand, lebhaften Sinn, frische, heitere Laune, solide Grundsätze, stand gleich ihm auf eigenen Füßen und brauchte, was Anmut der Erscheinung betraf, keinen Vergleich zu scheuen. Etwas Mangel an feinerer oder tieferer Bildung ließ sich ersehen. Was ihn oft so unangenehm berührt hatte, die Spekulation auf seine persönlichen Verhältnisse, war bei Anna unbedingt ausgeschlossen. Wenn sie ihn liebte, dann durfte er überzeugt sein, daß sie dies ohne Neben- und Hintergedanken that. Aber durfte er annehmen, er sei ihr wirklich nicht gleichgültig? Sie schien sich zu freuen, wenn er kam, und verkehrte mit ihm wie mit einem alten Freunde. Im Grunde besagte das jedoch nur sehr wenig, und es stand dahin, ob sie mehr in ihm sah als den Arzt, dem ihre Mutter die Genesung verdankte.

Das einzige Ergebnis, zu dem Herr Dr. Hunold mit seinen Betrachtungen vorläufig gelangte, war die Ueberzeugung, daß die kleine Telegraphistin einen mehr als vorübergehenden Eindruck auf ihn gemacht habe. Liebt er sie? Das wußte er selbst nicht. Wohl aber wußte er, daß ihre drollige, neckische Mädchenlaune, ihre Natürlichkeit, ihr unschuldig herzliches Wesen ihn ungemein angenehm berührten. Un-

willkürlich stellte er zwischen ihr und Klothilde von Helling Vergleiche an. Welch ein Unterschied zwischen den beiden! Um wie viel war, ganz abgesehen von der gesellschaftlichen Stellung, Klothilde der anmutigen, königlichen Beamtin in jeder Hinsicht überlegen! Und trotzdem senkte sich, alles in allem genommen, die Waagschale zu Annas Gunsten. Warum? Er wäre in Verlegenheit gekommen, hätte er den Grund dafür angeben sollen. Es ist eine keineswegs seltene Erscheinung, daß Männer der Wissenschaft sich mehr zu einfachen als zu geistig höher stehenden, ihnen ebenbürtigeren Frauennaturen hingezogen fühlen. Liegt die Ursache davon in dem allgemeinen Geseze der Anziehungskraft der Gegenstände, oder spielt dabei ein gewisser, vielleicht unbewußt selbstsüchtiger Zug der Menschennatur mit, welcher, selbst beim Gefühle der Liebe, nicht auf die Oberherrschaft verzichten mag? Gerhard war als Arzt mehr Physiologe als Psychologe und gab sich daher mit spekulativen Lüstleien wenig ab. Ohne die immerhin etwas demütigende Ueberzeugung, sich von Klothilde von Helling unbeachtet zu wissen, wäre es ihm wahrscheinlich niemals in den Sinn gekommen, zwischen ihr und Frau Wilkens schönem Töchterchen Vergleiche anzustellen. So aber schuf die Ähnlichkeit zwischen seinem früheren Lebensgange und demjenigen Annas eine Art von Gemeinschaftlichkeit zwischen ihm und ihr und rückte sie ihm näher.

Obwohl Frau Wilken nach wie vor der Schonung und Pflege bedurfte, lag nun durchaus kein Grund zu einer Fortsetzung der ärztlichen Besuche mehr vor. Dr. Hunold hatte ihr dies bei seinem letzten Besuche mit dem Bemerken gesagt, er werde Samstag noch einmal kommen, um ihr Weisungen für ihr weiteres Verhalten zu erteilen.

Seit einigen Tagen war die Witterung umgeschlagen. An die Stelle des bisher so prächtigen Sommerwetters traten regnerische, windige, naßkalte Tage. Als Gerhard Samstag abends die drei Treppen hinaufstieg, empfand er ein eigentümliches Mißbehagen. Es wollte ihm fast unmöglich scheinen, daß er jetzt für längere Zeit aus dem kleinen, ihn so anheimelnden Kreise scheiden sollte.

Es dauerte länger als sonst, bis Anna auf sein Läuten öffnete. Auf den ersten Blick sah er, daß auch in ihren sonst so heiteren Zügen ein Witterungswechsel eingetreten war.

„Wie steht es mit der Mama?“ fragte er besorgt.

„Wie froh bin ich, daß Sie da sind, Herr Doktor!“ antwortete Anna sichtlich erleichtert, „denken Sie sich, als ich heute um ein Uhr aus dem Antel kam, fand ich sie wieder im Bette. Ich wollte sogleich zu Ihnen schicken. Da merkte ich erst, daß ich in meiner Unbesonnenheit bisher nie daran gedacht hatte, Sie um Ihre Adresse zu bitten.“

„Hoffentlich ist die Sache nicht so arg. Vielleicht hat sich Ihre Mutter bei dem

schlechten Wetter wieder ein wenig erkältet.“

„Das glaube ich auch, obwohl sie mir es nicht gestehen will.“

Gerhard überzeugte sich bald, daß keine ernstliche Gefahr vorhanden war, doch mußte Frau Wilken für einige Tage das Bett hüten. Größere Besorgnis machte es ihm dagegen, daß ein so geringes Versehen genügte, um einen Rückfall herbeizuführen. Der Organismus der alten Frau war eben ungemein widerstandsschwach. Mit Bangen dachte er daran, wie leicht da eine Katastrophe eintreten konnte.

Vorläufig behielt er jedoch diese Besorgnungen für sich und suchte die Frauen zu beruhigen.

„Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß meine Tage gezählt sind, Herr Doktor,“ sagte Frau Wilken. „Wie soll ich den harten Winter durchmachen, wenn es schon jetzt, im Sommer, so wenig braucht, mich wieder aufs Krankenbett zu werfen!“

„Machen Sie sich deshalb keine Sorge,“ tröstete Gerhard, „bei solchen Leiden gehören Rückfälle keineswegs zu den Seltenheiten. Mit einiger Vorsicht läßt sich ihnen aber vorbeugen. Dr. Neureuter muß, wie ich heute hörte, zu seiner Erholung ins Bad. Also bin ich von jetzt an Ihr Leibarzt, und ich werde schon aufpassen, daß Sie mir keine Extravaganzen machen.“

Er hatte die letzten Worte halb zu Anna gewendet gesprochen. Es wollte ihn bedünken, als ob dabei ein Strahl der Freude ihre Züge übersföge. Galt dies nur seinen tröstenden Worten, oder war es ihr lieb, daß er nun wieder kommen würde?

Frau Wilken reichte dem Arzte die zitternde Hand.

„Ich weiß nicht, wie ich Ihnen für Ihre Güte danken soll, Herr Doktor,“ sagte sie. „Ich muß Ihr Anerbieten wohl annehmen, obwohl ich fürchte, daß ich nicht im Stande sein werde, mich Ihnen für Ihre Bemühungen so erkenntlich zu zeigen, wie ich es gern thun möchte. Sie kennen unsere Verhältnisse. Ich —“

„Bitte, Mama, kein Wort weiter!“ fiel Anna ein, „diese Angelegenheit werden wir miteinander ordnen, nicht wahr, Herr Doktor?“

„Freilich, freilich!“ rief Gerhard, froh, durch ihr Dazwischentreten einer unbehaglichen Auseinandersetzung überhoben zu sein.

„Sie, Frau Wilken, haben an nichts zu denken als an Ihre Gesundheit. Alles andere geht Sie nichts an. Da wir jedoch schon einmal den Gegenstand berührt haben, so erlauben Sie mir die Bemerkung, daß der Arzt, wenn er seinen Beruf so auf faßt, wie er ihn auffassen soll, den schönsten Lohn in dem Erfolge seiner Thätigkeit findet. Wir lassen unsere Patienten zahlen nach ihrem Vermögen,“ setzte er munter hinzu. „Wenn der Reiche für uns tief in den Sack greifen muß, so können wir dafür dem minder Bemittelten unsere Dienste um so billiger widmen. Wir ma-

chen es nicht wie z. B. Fräulein Anna, die sich ihre Depeschen von allen gleich teuer bezahlen läßt.“

Frau Wilken lächelte schwach.

„Ich verstehe, Herr Doktor und danke Ihnen von Herzen.“

Anna begleitete Gerhard wie gewöhnlich hinaus.

„Es war mir lieb, Herr Doktor, daß Sie mir so freundlich zu Hilfe kamen,“ sagte sie. „Meine Mutter hat sich schon oft wegen unserer Verbindlichkeiten Sorgen gemacht. Ich versprach ihr die Sache heute, wo Sie zum letztenmal kommen wollten, zu ordnen. Wollen Sie mir gestatten, Ihnen für Ihre bisherigen Besuche unsere Erkenntlichkeit nach Möglichkeit zu beweisen?“

Erröthend zog sie ein kleines Rouvert aus der Tasche und hielt es Gerhard mit bittenden Blicken hin.

„Wie, Fräulein Anna, Sie wollen mich bezahlen, ehe ich noch meine Arbeit fertig gemacht habe? Das geht nicht! Das geht wahrhaftig nicht!“

„Aber, Herr Doktor, wenn Sie warten wollen, bis Ihre Patienten wieder gesund sind, wie wollen Sie dann —“

Sie stockte und erröthete noch tiefer als vorher.

„Sie meinen, wie ich dann in der Zwischenzeit leben will?“ erwiderte Gerhard lachend. „Seien Sie deshalb unbesorgt. Wir Aerzte lassen uns gewöhnlich zu Neujahr bezahlen, und da uns nun die gültige Vorsehung vorigen Winter eine reiche Ernte von Magenkatarrhen, Grippe, Gelbsuchten, Scharlachfiebern, Brechiten und ähnlichen Unnehmlichkeiten der menschlichen Erdenwallens beschert hat, so können wir es schon wieder bis Neujahr aushalten. Also, bitte, lassen wir die Sache vorläufig auf sich beruhen!“

„Nun, wie Sie wollen, Herr Doktor! Also bis Neujahr!“

Anna schob, sichtlich erfreut, daß die delikate Angelegenheit zum Austrage gekommen, das Rouvert wieder in die Tasche. Gerhard reichte ihr die Hand, versprach, am nächsten Tage wieder zu kommen, und ließ das Haus als Frau Wilkens meistbestallter Ordinarius.

5.

Unter den Birken.

Frau von Helling kam im Verlauf der nächsten Tage auf die durch den Versuch der Geheimrätin unterbrochene Beziehung mit ihrer Tochter nicht zurück. So sie aus Klothildes Antworten die Ueberzeugung gewonnen, daß eine Bemerksamkeit keine günstige Aufnahme finden würde, oder wollte sie dem Ganzen Dinge nicht vorgehen? Geruig, sie rührte den Gegenstand nicht weiter an. Klothilde fühlte sich noch weniger verlaßt, ihn wieder aufzugreifen. Es fehlte in dieser Beziehung ein stillschweigendes Uebereinkommen zwischen ihnen zu stehen. Was die Mittheilungen der Geheimrätin über Dr. Hunolds „Beziehungen“

seiner Reizegefahrin betrifft, so hatte er bei seinem nächsten Besuche bei Frau von Helling im Laufe des Gesprächs zufällig selbst der Sache Erwähnung gethan, so daß die Verdächtigungen der wackeren Dame, von denen er natürlich keine Ahnung hatte, in nichts zerfielen.

Frau von Helling glaubte es Gerhard schuldig zu sein, daß sie, ohne ihm etwas davon zu sagen, der Geheimrätin das Vernommene mittheilte. Obwohl diese daraufhin nichts weiter sagen konnte, bekundeten ihre Mienen doch zur Genüge, daß sie noch keineswegs von der Unversänglichkeit dieser „Beziehungen“ überzeugt war.

Einige Tage, nachdem Gerhard Frau Willens ständiger Hausarzt geworden war, liegend sich Fräulein von Helling des Abends allein zu Hause, weil ihre Mutter einer Eilegung des Frauenvereins beizuwohnen mußte. Sie saß mit einer Arbeit beschäftigt beim offenen Fenster. Ab und zu schaute sie hinunter in den Garten, wo der halbe Anton mit der Gießkanne hantierte, oder sie lauschte dem Gemwitscher der Vögel in den Zweigen der Ulme, durch deren Laub die sich zum Untergange neigende Sonne vereinzelte Streiflichter auf ihren Ernteträhnen warf. Die milde Abendluft, das eintrönige Geplätscher des Springbrunnens beim Hause, die Stimmen der Vögel umgaben sie allgemein in ein mildes Sinnen. Sie legte die Arbeit auf das Tischchen, schlugte den Arm auf die Fensterbrüstung und sah träumend hinauf nach dem tiefblauen, von leichten Federwölkchen durchzogenen Abendhimmel.

Gedanken aller Art gingen durch ihre Seele. Nicht immer mochten sie erfreulicher Natur sein, denn manchmal umflorte sich ihr Blick und sie ließ das Haupt sinken. Dann, als habe sie einen Entschluß gefaßt, wendete sie den Kopf zurück und ihre sonst so sanften Züge gewannen einen Ausdruck von Energie. Als suchte sie in der Beschäftigung eine Ablenkung von ihren Gedanken, griff sie aufs neue zu ihrer Arbeit. Da hörte sie knirschende Schritte auf den Kieswegen des Gartens. Sie schaute auf und gewahrte Emil, wie er auf den Gärtner zutrat.

„Mit meine Tante zu Hause?“ fragte er. „Die gnädige Frau ist ausgegangen, aber das gnädige Fräulein ist oben,“ antwortete der Alte.

Klothilde stand auf und entfernte sich vom Fenster. Im nächsten Augenblicke lächelte sie über die unwillkürliche Verweigerung. Weshalb sollte sie sich vor Emil verborgen? Sie trat wieder zum Fenster. „Sichere ich, Klothilde?“ fragte Emil invariierend.

„Durchaus nicht! Willst du Mama oben bei mir erwarten, oder ziehst du vor, im Garten zu bleiben?“

„Der Abend ist so schön,“ sagte er mit einigem Besinnen. „Wenn es dir Klothildes Herz pocht doch stärker, als die Treppe hinabstieg. Ohne Zweifel mußte Emil, daß er die Mutter nicht

zu Hause treffen würde; somit konnte sein Besuch nur ihr gelten. In Gedanken überflog sie sein bisheriges Benehmen ihr gegenüber. Wie oft wollte es ihr scheinen, als erwartete er nur ein ermutigendes Wort, einen Blick, um seine Gefühle auszusprechen. Erriet er, was sie sich selbst nicht zu gestehen wagte? Begnügte er sich mit dieser stummen Erkenntnis, oder wollte er sie zu einer Erklärung zwingen? Wenn solches in seiner Absicht lag, so war jetzt der Augenblick der Entscheidung gekommen.

Klothilde gehörte nicht zu den furchtsamen und schwankenden Naturen. Klarheit und Bestimmtheit des Willens war einer der Grundzüge ihres Wesens. Was sie bewegte, war daher auch nicht Angst vor der Entscheidung, nicht mädchenhafte Scheu und Unentschlossenheit, sondern nur die Besorgnis, dem Jugendfreunde, dem sie von Herzen gut war, durch eine Abweisung Schmerz zu bereiten.

„Ich muß morgen wieder hinaus nach Weidenhof,“ sagte Emil, ihr die Hand zum Gruße reichend, „und dürfte kaum vor vierzehn Tagen zurückkommen; deshalb wollte ich euch heute noch lebwohl sagen.“

„Ich denke, Mama wird aus ihrer Vereinsigung bald zurückkommen. Jedenfalls bleibt du den Abend bei uns?“

„Das hängt von Umständen ab.“

„Von Umständen? Hast du über deinen Abend bereits anderweitig verfügt?“

„Das nicht!“

„Nun also! Weshalb willst du nicht bei uns bleiben?“

Klothilde sah, daß Emil mit einem Entschlusse rang. Er blickte sie fortwährend an, als wollte er aus ihren Mienen lesen, ob er wagen dürfe, seinen Gedanken Ausdruck zu geben. Dann bot er ihr den Arm und führte sie schweigend nach der Birkengruppe am Ende des Gartens. Bei der Bank vor dem Boskett angelangt, sagte er: „Du weißt, Klothilde, ich bin gewohnt, aufrichtig zu sprechen. Wir sind allein. Willst du mir einen Augenblick Gehör schenken?“

„Gewiß!“

„Das junge Mädchen sprach das Wort mit einer Ruhe, die wenig Verheißendes für ihn haben mochte. Seine Miene umwölkte sich.

„Laß uns hier Platz nehmen, Klothilde,“ fuhr er fort. „Wie oft haben wir als Kinder an dieser Stelle von unseren Spielen geredet! Manche glückliche Erinnerung knüpft sich für mich an diesen Ort! Die Birken sind herangewachsen gleich uns! Jetzt sitzen wir im Schatten ihrer Kronen!“

„Du hast recht, Emil,“ sagte Klothilde weich. „Es waren glückliche Tage, die Tage unserer Kindheit!“

„Und manchen glücklichen Kindertraum haben wir zusammen geträumt, Klothilde! Wie schade, daß Träume so selten zur Wirklichkeit werden!“

„Weil es eben Träume sind.“

„Aber weshalb sollten unsere Träume nicht in Erfüllung gehen können?“ fuhr der junge Mann, ihre Hand ergreifend,

fort. „Laß mich dir gestehen, Klothilde, was ich schon lange auf dem Herzen trage. Ich stehe im Begriffe, die Heimat für längere Zeit zu verlassen. Darf ich offen sprechen?“

Sie zog die Hand nicht zurück, aber sie wurde blaß und eine Thräne perlte an ihren Wimpern.

„Habe ich dich erschreckt, Klothilde?“

„Nein. Ich erwartete, was du im Begriffe stehst mir zu sagen. Sprich, ich werde dir dann antworten.“

Emil fühlte sich wie von einem kalten Hauche angehaucht.

„Du gibst mir die Antwort, ehe ich noch gesprochen habe,“ sagte er mit schmerzlichem Zucken der Lippen. „Ich sehe bewahrheitet, was ich fürchtete. Ich komme zu spät!“

Klothilde senkte schweigend das Haupt.

Ein Gefühl tiefen Mitleids, das sogar den eigenen Schmerz zurückdrängte, erfaßte Emils Herz. „Klothilde! Meine süße, teure Schwester!“ rief er, sie umschlingend und sanft an sich ziehend. „Sei ruhig! Ich verstehe dich und ehre dein Geheimnis! Nie wird ein Wort davon über meine Lippen kommen! Aber ich kenne dich! Du bist stark und wirfst eine Empfindung bemeistern, die sich deines unbewachten Herzens bemächtigt hat. Die Zeit bringt Heilung für jede Wunde!“

Klothilde trocknete ihre Thränen und reichte dem Forstmann die Hand.

„Mein guter Emil!“ sagte sie aufstehend. „Ich bin dir vor allem Aufrichtigkeit schuldig. Nicht deiner Worte bedurfte es, um mir deine Gefühle kund zu geben. Sei überzeugt, ich wäre glücklich, wenn ich sie erwidern könnte. Aber du hast Anspruch auf ein Herz, das nur für dich schlägt und nur für dich geschlagen hat. Das Schicksal wollte nicht, daß dies mein Herz sein sollte!“

„Deine Worte sind hart, Klothilde,“ rief Emil, traurig zu ihr aufblickend, „aber sie entmutigen mich nicht! Sieh, ich begreife, daß du höhere Ansprüche an den Mann deiner Wahl zu stellen das Recht hast, daß du mehr verlangen kannst, als ein einfacher Waldmensch gleich mir dir zu bieten im Stande ist. Was jedoch mein Herz betrifft, so stehe ich gegen niemand in der Welt zurück. Ich bin bereit, meine Liebe deinem Glücke zu opfern, denn wahre Liebe muß jedes Opfers fähig sein. Es können jedoch Umstände eintreten, wo ein solches Opfer nicht nötig ist. Gestatte mir, diesen Punkt nicht weiter zu berühren. Weshalb sollte ich aber in einem solchen Falle deinem Herzen nicht der nächste sein? Weshalb sollte ich auf jede Hoffnung verzichten?“

Klothilde schüttelte wehmütig den Kopf.

„Laß uns abbrechen, Emil!“ sagte sie.

„Unsere Freundschaft ist eine so alte, daß ich dir nicht zu sagen brauche, wie nahe du meinem Herzen stehst. Aber das Schicksal schreibt einem jeden den Weg vor, den wir wandeln müssen. Was hülfte es, sich dagegen zu sträuben?“

„Sollte man es für möglich halten —“

wollte Emil losbrechen. Doch er bezwang sich. Mit innigem Mitleid betrachtete er die schöne Gestalt an seiner Seite. Dann ergriff er Klothildes Hand und drückte einen Kuß darauf.

„Ich glaube, du hast recht!“ sagte er. „Ja, es gibt ein Schicksal und es ist blind wie das Glück! Doch gleichviel! Auch mit dem Schicksal nehme ich den Kampf auf! Vielleicht kommt doch die Zeit, wo ich dir mehr sein darf als dein treuester Freund! Diese Hoffnung soll mich begleiten in die Ferne! Willst du mir versprechen, Klothilde, daß du, geschehe was da wolle, in mir jederzeit deinen besten, deinen treuesten Freund sehen willst?“

Ihre Hand zitterte in der seinigen; ein wehmütiges Lächeln flog um ihre Lippen.

„Ich verspreche es, Emil,“ erwiderte sie mild, „und danke dir aus ganzem Herzen!“

„Nun wohl, Klothilde, dein Wille geschehe!“ sagte der junge Mann sich erhebend. „Ich sehe, deine Mutter ist zurückgekehrt, sie spricht dort drüben mit Anton. Komm, laß uns gehen!“

„Kein Wort zu ihr, nicht wahr, Emil?“ flüsterte Klothilde bittend.

Er nickte und reichte ihr den Arm. Als Frau von Helling die jungen Leute Arm in Arm herankommen sah, machte sie eine Bewegung wie von freudiger Ueberraschung. Ein Blick auf Emils Gesicht belehrte sie jedoch, daß kein Grund zur Freude vorhanden sei. Ueber ihre Stirn flog ein dunkler Schatten und mit dem Ausdrucke schmerzlicher Ergebung richteten sich ihre Augen gen Himmel.

(Schluß folgt.)

Im Wiefengrund. —

Von

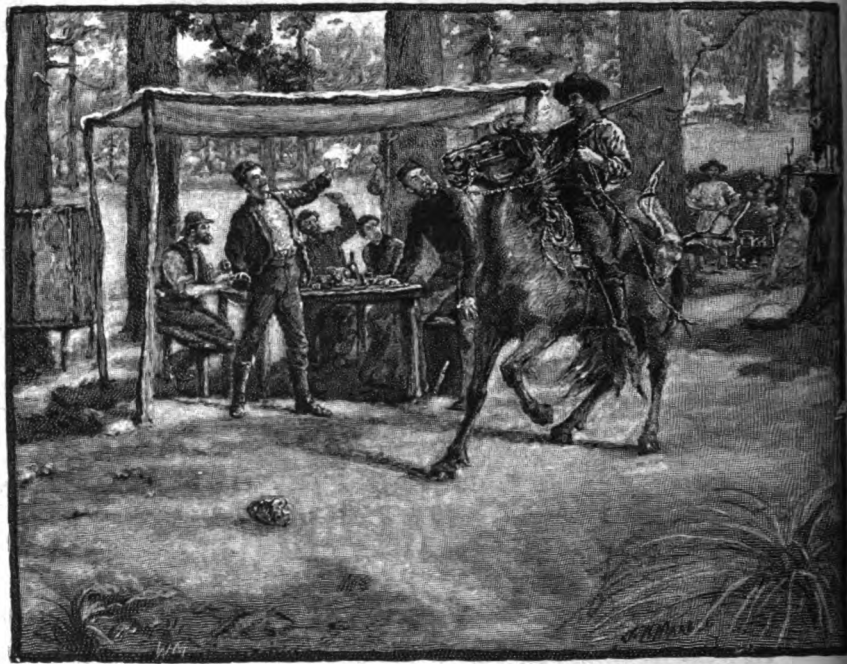
f. Brunold.

Im Wiefengrund, am Waldessaum
Seh' ich ein blühend Röslein stehn;
Ein Mägdlein schreitet wie im Traum,
Wie 's Röslein jung und blühend schön.

Der Fink' singt, die Drossel pfeift,
Ein Gruß ist es von Baum zu Strauch;
Ein Jäger durch die Lichtung streift —
Und trifft sein jung-schön Röslein auch.

O Röslein rot! — o Sommertag!
Wie hast du mir den Traum geweckt; —
Wo sie an meiner Brust mir lag,
Mit Veilchen ist der Platz besteckt.

Ein Sternlein klar vom Himmel fällt,
Am Wiefengrund die Röslein stehn;
Es gibt nichts Schöneres auf der Welt
Als solch zu zwei'n Mitsammengehn!



Der erste Hirsch (S. 949).

Eine Sommerfrische in Kalifornien.

Von

Karl Müller.

Es ist in Kalifornien ein beliebtes Familienvergnügen, als Sommerfrische auf einige Wochen aufs Land hinaus zu ziehen und ein freies Waldleben — camping out, wie man es dort nennt — zu führen. Allein als unsere Gesellschaft sich zu einem derartigen Versuch entschloß, begegnete die Kunde davon bei unseren Bekannten einiger Neugier und vielem Staunen. Wir hatten uns für unsere Sommerfrische eine sehr schwierige Gegend ausersehen, worin wir gleichwohl in ungewöhnlichem Behagen zu leben hofften, nämlich einen Teil des Gebirges im südlichen Kalifornien, fern von Landstraßen und Niederlassungen, und unser Plan ging dahin, in jene Wildnis alle Ausrüstungen eines bescheidenen Sommeraufenthalts mitzunehmen und dort einige Monate lang mit einem Luxus zu leben, welchen die Führer noch nie in einer derartigen Region gesehen hatten. Unser Versuch ist auch in allen Teilen gelungen: das Lager ward zehn Wochen lang im besten Stil erhalten und nur ausgegeben, weil es uns an Fourrage für die Pferde fehlte. In den nachstehenden Spalten will ich zu schildern versuchen, wie wir ohne Mühe in einem entlegenen Gebirge lebten, jagten, fischten, wilde Naturscenen aufsuchten und im Schatten der Kiefern und Nichten bummelten.

Wir waren unser fünf gute Freunde, worunter eine Dame und ein Künstler, und nahmen zu unserer Bedienung einen

Führer und einen chinesischen Koch mit. Unser Ausgangspunkt und unsere Verpflegungsbasis war der kleine Weiler Nordhoff, welcher in einem Gebirgstale voll immergrünen Eichen und Blumen etwa 15 Meilen von der Küste und 40 Meilen von der Stadt Santa Barbara liegt. Unser Reiseziel war ein Höhenzug, der sogen. Pine-Mountain (Fichtenberg), welcher in einer Entfernung von 25 bis 30 Meilen von Nordhoff unter den Ausläufern des Küstengebirges zu einer Höhe von fünf bis sechstausend Fuß aufragt.

Der Berg kann nur auf einem rauen und mühsamen Saumpfad erreicht werden, welcher so wenig begangen ist, daß er sich an vielen Stellen im Wald und Chaparral (Buschdickicht) beinahe verliert, und die erste Vorfrage unserer Expedition war, unser zahlreiches Gepäck, welches zusammen fünfzehn Zentner wiegen mochte, wohlbehalten auf Saumpferden dorthin zu bringen und in zweiter Linie dafür zu sorgen, daß wir auf demselben Wege uns in häufigen Zwischenräumen frische Lebensmittel verschaffen konnten, denn wir waren von vornherein entschlossen, uns nicht von dem groben Speck und gesalzenen Schweinefleisch und den Fleischkonserven in Blechbüchsen abhängig zu machen, welche bei den im Freien bivakierenden Sommerfrischlern den Hauptbestandteil der täglichen Kost bilden. Wir schickten daher unser Gepäck, welches aus Zelten, Betten,

Kochgeräten, Tischzeug, Kleidung und ungefähr zehn Tagesrationen bestand, zu Wagen voraus, soweit nur der Weg fahrbar war, und brachen dann als prunkende Kavallerie von Nordhoff auf. Drei von uns hatten eigene Pferde, die anderen hatten sich die ihrigen nebst einigen Packpferden und einem Pferde für unseren chinesischen Koch, Ah Sing, gemietet, und unser gutmütiger stämmiger Führer brachte sein eigenes Reit- und noch zwei Saumpferde mit, für welche wir ihm die Miete bezahlten. Wir Herren ritten ohne Röcke in Flanellhemden, dauerhaftem Weinleiden und hohen Stiefeln oder Reitgamaschen; die Dame, in einer passenden Kleidung von gestreiftem Dress, saß rittlings zu Pferde, wie man es ihr angeraten hatte, und da jeder von uns noch die Satteltaschen stramm gefüllt und sich und sein Pferd mit allen möglichen nötigen Dingen behangen hatte, so gaben wir in unseren Aufzügen und mit unseren Gewehren ein eigentümliches Schauspiel ab.

So zogen wir als eine imposante Kolonne die paar Meilen fahrbaren Weges dahin, welche noch über Nordhoff hinaus ritten; dann aber begann der Vormarsch in Etappen. Da man nämlich zweihundert Pfund als eine genügende Last für ein Pferd auf einem schwierigen Gebirgs- und beträchtlichen, so hätten wir zur Fortschaffung unseres Gepäcks außer unseren beiden Reitpferden mindestens noch sieben Saumpferde bedurft; allein wir hätten nicht gewußt, wie wir einen Zug von vierzehn Pferden hätten aufreiben, noch unterwegs ernähren und beaufsichtigen sollen. Wir zogen daher mit kurzen Tagesmärschen in zwei Abteilungen: voraus der Führer mit vier Packpferden und zwei Reitern; sobald dann das Nachtlager aufgeschlagen war, kehrte der Führer zurück, um die anderen zu holen, und trieb alle Pferde in einer Koppel vor sich her. Den anderen Tag vereinigte sich dann der Vortrab mit dem Nachtrab. Auf diese Weise ritten sieben Pferde die ganze Arbeit ab. Allerdings mußten der Führer und die beiden Packpferde den ganzen Weg rittlings zurücklegen und wir kamen nur langsam vorwärts; allein wir hatten auch keine Eile, und einige der angenehmsten Tage unseres Sommers waren diejenigen, welche wir auf gemächlichen Märschen oder in den Tagen verbrachten, wo wir unsere müden Tiere ruhen ließen.

Noch habe ich vergessen, der Ruh zu erwähnen, welche wir mitnahmen. Als wir zuerst die Absicht äußerten, eine Ruhepause in die Sommerfrische zu führen, lachten die Leute, wir wollten spaßen, da wir seien noch „zu grün“ für Kalifornien. Allein wir sahen keinen Grund, warum eine Ruhe nicht sollte dahin kommen, wohin ein Pferd ging, und wir uns darüber bei Soper Rats erziehen, gab er unserem Vorhaben seine volle Zustimmung. Die hübsche, sanfte Ruhe, welche wir zu diesem Zweck die Expedition mieteten, erwies sich eines der wertvollsten Mitglieder der

Gesellschaft und machte uns keine ernstliche Beschwerde. Zwar entließ sie uns zwei- oder dreimal und machte sich mit ungewöhnlicher Thatkraft auf den Heimweg; allein gerade die Deutlichkeit ihres Vorhabens machte es leicht, sie wieder zu finden, denn sie hielt sich innerhalb der Wegspur, und trotzdem daß sie ziemlich schnell wanderte, holten wir sie immer nach einer mäßigen Verfolgung ein. Wenn sie aber bis nach Nordhoff gelangt wäre, so glaube ich kaum, daß wir es hätten uns angelegen sein lassen, sie um den Preis des Gespöttes der dortigen Bewohner zu reklamieren.

Wir ritten quer über das höher ge-

und grünen Fleckchen, welche in kurzen Zwischenräumen auf dem Rand erscheinen. Die Felsen nehmen kühne, imposante und phantastische Gestalten an und rücken beinahe hart an die Wegspur heran, welche verschiedene Male über das Fließchen setzt und abwechselnd von jedem steilen Ufer verdrängt wird. Sogar die rauhesten Stellen in der Matilija sind wegen ihrer Blumen berühmt. Die Glorie der Wiesen und Gerstenfelder, von denen alle, die diesen gesegneten Staat bereisen, so viel zu rühmen wissen, war schon im Anfang unserer Reise verblühen; allein in der Matilija verweilen die Blumen länger und erreichen eine reichere Färbung und eine bedeutend-



Wie man sich das Bett verschafft (S. 940).

legene Gelände hin, durch Getreidefelder, deren Aehren unseren Pferden bis an die Schultern reichten, durch Wälder von Lebensseichen, wo der ganze Boden unter den Bäumen mit prächtigen Blüten geschmückt war; und als wir die Bergwand erreichten, welche das Thal nach Norden abschließt, befanden wir uns an der Mündung einer rauhen und glühend heißen Schlucht, des sogenannten Matilija-Cañons, der mit Findlingsblöcken bestreut, von nackten Felsen oder dünnbewaldeten Hügelhängen eingeschlossen war und von Hornkröten, Klapperschlangen und anderen interessanten Reptilien wimmelte. Dies war der abstoßende Eingang zu der malerischen Region, welche wir uns zur Sommerfrische aussuchen hatten. Ein rasches Fließchen kommt den Cañon herab und schrumpft in das öde Bett dessen ein, was einst ein breiter Strom gewesen sein muß und dessen Riesgeschiebe sich noch weit über den nackten Thalboden ausbreiten. Allein sobald man tiefer in die Schlucht eingedrungen ist, erquicht sich das Auge an Waldstrecken

deren Größe als im offenen Lande. Die Büsche waren in voller Blüte, als wir vorüber ritten; eine Salbeiwildnis erfüllte die Luft mit kräftigem Würzhauch; viele von den Abhängen waren ungeheure Massen von blauen und gelben Blumen, und Millionen von Bienen erfüllten das Thal so mit Geräusch und Leben, daß ich mir die Matilija nur als eine große Honigfabrik vorstellen konnte, wie denn auch hier viel Bienenzucht betrieben wird. Die Wagen- und Fußspur war in der That nur hergestellt zur Bequemlichkeit einiger wenigen Bienenfarmen, welche hier mitten im Chaparral erbaut sind und deren eine unserem Führer gehörte, und an dem Thor der letzten von diesen rohen Umzäunungen hört auch die Wegspur vollkommen auf.

Wir machten unseren ersten Halt nahe dem oberen Ende der Matilija, wo ein flaches Becken zwischen den Hügeln mit grasigem, blumenreichem Grunde und einzelnen Baumgruppen und leichten Hainen, sowie einem Saum von Sykomoren, Weiden und Erlen an beiden Ufern des Fließ-

chens einen einladenden Fleck zum Aufschlagen unseres Lagers darbot. Wir pflöckten die Pferde zum Weiden aus, und während die Dame und der Koch unsere erste Mahlzeit bereiteten, luden wir anderen den Wagen ab und öffneten Ballen und Kisten. Wir richteten dem Chinesen eine bequeme Küche ein, bestehend aus einem hohlen Weidenbaum, einem Kochherd aus Eisenblech und einem offenen Feuer für den Kessel; und bald darauf saßen wir auf dem Boden und verzehrten vergnügt ein gemischtes Picknickfrühstück zu welchem uns Körperbewegung und Heiterkeit den Appetit geschärft hatten. Wir verbrachten einen fröhlichen und geschäftigen Nachmittag, schlugen unsere Zelte am Saum des Waldes auf, bauten uns einen Speisetisch (wozu wir die Platte in kurzen Brettern von leichtem halbzölligen Rotholz mitgebracht hatten) und spannten ein Schuttdach darüber aus; wir hieben Baumzweige für unsere Betten und führten sie nach dem Lager (S. 938), nagelten rohe Borde um die Baumstämme herum und stellten unsere Vorräte auf. Eine späte Mahlzeit beschloß den Tag und müde und glücklich gingen wir schlafen.

Wir verbrachten zwei Wochen in diesem angenehmen Lager, und wie kurz und entzückend waren diese Tage! Um das Wetter brauchten wir uns nicht zu sorgen, denn in dieser Region fällt zwischen Mai und November niemals Regen. Die Seenebel reichten zwar zuweilen nachts bis zu uns herauf, aber die Tage waren immer schön und sonnig; die Hitze mäßig und die Luft frisch, da wir in



Der Welter (S. 941).



Harvey (S. 942).

einer Höhe von etwa 1800 Fuß über der Meeresfläche all die frischen Briesen genossen, welche man drunten in den Niederungen nicht fühlte. Eine kühle Quelle ergoß sich wenige Ruten von unseren Zelten in das Flüsschen. Mitten in diesem

lag eine schattige Insel von glattem Kies, auf welchem die Herren nachmittags ihre Decken ausbreiteten, rauchten und Romanen lasen, und nah dabei war ein reiner tiefer Pfuhl, wo sie badeten. Die Hauptunterhaltung bestand im Fischen, denn die

Matilija wimmelt von Forellen, die mit Leichtigkeit gefangen wurden, so daß wir kaum eine einzige Mahlzeit ohne köstliche Forellen während unseres ganzen Aufenthalts hielten, da unsere Gefährten morgens und abends mit ihren Angelruten auszogen und fern und nah mit Erfolg fischten. Im Angeln namentlich that unser Chineser Ah Sing es allen anderen zuvor, und brachte es meist auf einige Dutzend Fische bei jedem Fang. Es war übrigens ein Glück, daß die Fische auf jeden beliebigen Köder anbissen, denn Würmer gab es in

diesem trockenen kieseligen Boden nicht, wir mußten uns jedesmal einen Bodon aus Nordhoff mitbringen lassen, wenn Soper oder der Chineser Lebensmittel von dort holten.

Auch die Jagd gewährte uns eine Unterhaltung, obschon in der Umgegend unseres ersten Lagers das Wild selten war. Rotwild gab es hier offenbar nicht, obwohl der Führer und mehrere von uns halbe Tage lang auf weite Entfernungen hin auf die Firsche gingen und halbe Nächte dem Anstand zubrachten, bekamen sie einen einzigen Hirsch zu Gesicht und wurde geschlachtet. Anderes Wild gab es reichlich viel, namentlich Wildtauben, eine Schopfwachtel (jedoch nicht den Bobolink der Distrikte), und wir erlegten ziemlich viele Vögel und verloren selten einen geschossenen, obwohl wir leider keinen bei uns hatten. In der Jagd auf Vögel und besonders auf Kaninchen hatte der Chineser ebenfalls eine besondere Fertigkeit und große Passion und nützte jeden Augenblick dazu aus, was uns um so mehr war, weil er sein Wildbret auch vorzubereiten verstand. Die Hirschjagd erst später für uns ergiebig werden.

Führer, Hirten und Jäger der Gegend hatten uns auch von Bären erzählt, es in den benachbarten Bergen geben, allein wir lauschten auf diese Geschichten nur mit einem gewissen Skeptizismus, fürchteten uns nicht vor einem Besuch von ihnen; sogar die Dame schlief ganz ruhig. Es trieb sich jedoch an einem der Tage ein Arme der Matilija eine Jagdgesellschaft herum, in deren Camp einer unserer Jäger sehr einmal mit einem Frühstück beschäftigt worden war und die uns beim Marieren die Berge hinein auf ihrem Rückweg begleitete. Sie hatten Felle von schwarzen Bären und von zwei weißen Bären bei sich, allein unser Führer, der kaum etwas anderes als einen

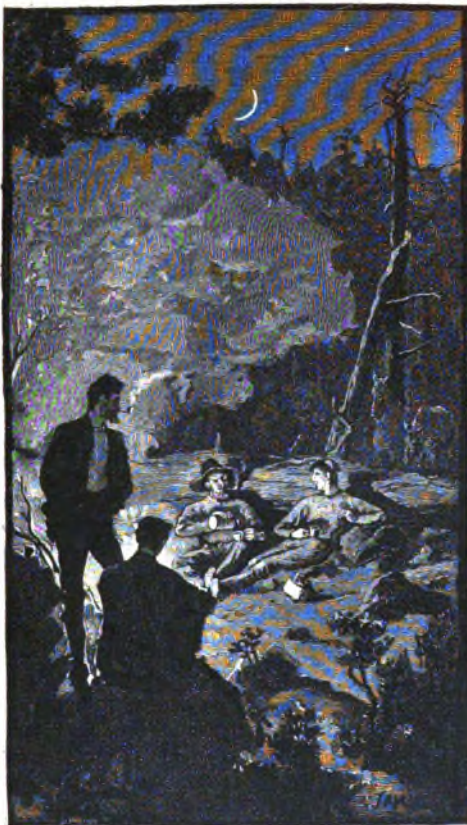
für einen Bären gelten ließ, rümpfte über diese Jagdbeute die Nase und versprach uns andere und wirkliche Bärenjagden erst im Gebirge.

An Spaß und Unterhaltung fehlte es uns übrigens nicht, und ich erinnere mich noch mancher kleinen komischen Züge. So war eines Morgens die Ruh verschwunden, als man sie melken wollte; sie hatte sich über Nacht verlaufen. Augenblicklich rückten wir Männer — der Künstler ausgenommen, welcher schon skizzieren gegangen war — nach allen Richtungen aus, um die Ruh zu suchen. Ich fand endlich frische Fährten von ihr, denen ich nachging; aber der beschriebt mein Erstaunen, als ich beim Heraustreten aus dem Walde den Künstler unweit seiner Staffelei auf seinem Feldstühlchen sitzen sah, in Begriffe, die Ruh zu melken! (S. 942.) Sie war aus dem Walde kommend ihm angelaufen, und er hatte sich gleich sein Frühstück von ihr entnehmen wollen!

Als die Fourage für unsere Pferde ausging, brachen wir das Lager ab und traten den schwierigen Teil unseres Marsches an; die Wegspur war nun zu Ende und der Bergpfad, welcher vor uns lag, so rauh und steil, so gewunden und verwachsen, so an steilen Abstürzen hinführend, daß wir uns schon beim Packen unserer Pferde sehr in acht nehmen mußten, daß ja kein Topf oder Besenstiel hervorrage, der sich an Busch und Fels verfangen und das Pferd von dem unsicheren Pfad hinuntererschleudern konnte. Nicht ohne ein gewisses Bedauern nahmen wir eines Morgens nach dem Frühstück von dem lieblichen Plätzchen Abschied, dessen idyllischer Friede einen so tiefen Eindruck auf uns alle gemacht hatte. Als wir zu Ende des Sommers auf dem Rückwege den Punkt wieder berührten, hatte ein Waldbrand den Holzanflug auf den umgebenden Hügeln vernichtet, denn die Art war an die Bäume gelegt worden und ein abenteuerlicher Anblick klärte hier das Land, um es zu Weiden umzuwandeln.

In geringer Entfernung über dem Lager saß sich die Matilija in drei enge Schluchten, deren jede von einem Bache durchflossen und von hohen Bergen eingeschlossen ist. Wir mußten diejenige zu unserer Rechten einschlagen, und als wir zweimal über den Bach gekost hatten, bogen wir scharf in den Fuß einer vorpringenden Anhöhe, in deren Gehäng wir, immer dem Bache entlang, uns auf steiler Wegspur emporarbeiten mußten. Wir mußten uns so oft strecken und wenden, daß wir zuletzt jede Orientierung verloren, oft in dem Bachbett abwärts aufwärts klettern, durch Busch und Dorn dringen, daß wir Felsen unserer Kleidung daran hängen ließen, und um die gefährlichsten Hohlwege und Schluchten zu vermeiden, allen Ein- und Ausbuchtungen des Gehänges folgen, bis wir end-

lich eine Hochebene erreichten, welche wir kreuzten. Die Wanderung war mühsam, aber für den Naturfreund lohnend, denn Großartigkeit der Umrisse, Glanz der Färbung, mannigfaltiger Charakter, kurzum alle die unterscheidenden Reize des kalifornischen Berglandes kamen in rascher Aufeinanderfolge auf dieser Wanderung zur Geltung. Jenseits der Hochebene ging's wieder steil hinab, und wo sich nur ein Aussichtspunkt bot, da entfalteten sich vor uns in ungemeiner wechselnder Mannigfaltigkeit steile bewaldete Berge, tiefe Canions, liebliche Thäler und Thalbeden und drohende Felsenmassen, oft in den geheim-



Gefächten am Lagerfeuer (S. 948).

nissvollen bläulichen Duft der Ferne geleidet. Ich will diesen Teil unserer Wanderung nicht eingehend beschreiben, sondern begnüge mich hier zu sagen, daß wir noch zweimal über Wasserscheiden hinwegkletterten, namentlich über diejenige zwischen den Flüssen Sesse und Ventura, daß wir einmal über die Berge hin den Stillen Ozean wie einen blassen Nebel erblickten, daß wir durch Urwälder, durch frühere Waldbrände und an Windbrüchen mit riesigen Bäumen vorüberkamen, bis wir endlich aus einer Schlucht in ein breites, heißes, sandiges Thal mit hohem Graswuchs gelangten, jenseits dessen das Ziel unserer Reise, der Pine-Mountain, sichtbar wurde, zu welchem dann der Weg wieder durch Schluchten und über Vorhügel hinweg emporführte.

Wir verbrachten in der geschilderten Reiseweise zu dem Mitt von unserem ersten Lagerplatz nach dem Berge eine volle Woche.

Als wir den Lagerplatz am Sesse erreichten, wo wir eine Menge von köstlichen Forellen und fettes Gras für unsere Pferde fanden, rasteten wir, schickten Soper mit einigen Pferden nach Nordhoff zurück, um Lebensmittel zu holen, und verbrachten einige Tage unter freiem Himmel und in der größten Genügsamkeit, um unser Gepäck nicht mehr als nötig anzugreifen. Sogar nachdem wir unser Reiseziel erreicht hatten, vergingen noch zehn Tage, bevor wir uns die üppigen Bequemlichkeiten unseres Lagers an der Matilija erlaubten. Wir lagerten uns zuerst in einem tiefen und engen Waldthälchen an der Südseite des

Berges, wo ein schöner Quell reinsten Wassers aus einer Höhle trat; da aber dieser Punkt gar keine andere Empfehlung für einen Lagerplatz hatte als dieses Wasser, so vertauschten wir ihn mit einem anderen Punkt auf der Höhe, zu dem wir dann auf einem halbschweren Pfad von einer Meile Länge das Wasser hinaufschaffen mußten — eine Unbequemlichkeit, welche uns bald zwang, uns nach einem dritten, passenden Lagerplatz umzusehen, wo wir uns dann erst häuslich einrichteten. Der gewählte Punkt war ein sanfter Abhang nach Süden, frei von Unterholz, beschattet von einzelnstehenden riesigen weißen Kiefern, welche bis zum Rand des Berges nach oben einen lieblichen Hain bildeten, während uns von hinten, von Norden her, eine Felswand schützte und von dem Kamm des Berges schied. Von diesem aus, welcher von dichtem Waldwuchs umgeben war, konnten wir nach Nord und Süd schauen und die nach Ost und West verlaufenden Vorberge, sowie die parallelen Gebirgszüge überblicken, welche auf ihrer Nordseite immer dicht bewaldet, auf ihren Südhängen meist kahl und steinig waren. Allein so weit der Blick in jeder Richtung reichte, war nirgends ein Haus, ein Zaun, ein Weg, ein Ackerfeld oder irgend welche andere Spur von Menschenleben zu sehen.

Mitten in unserem Hain schlugen wir einen geräumigen Tisch auf, welcher uns nicht nur für unsere Mahlzeiten, sondern auch zur geselligen Vereinigung diente. Wir ebneten eine breite Plattform, errichteten ein starkes Gerüst für ein leinernes Schuttdach, verfertigten Bänke aus gespaltenen Sägeflocken und bauten auf der dem Winde zugekehrten Nordseite eine dicke Schutzwand von verschlungenen Nesten von Schierlingstannen, welche wir mit verschiedenen Haushaltsgerätschaften behingen und nach einiger Zeit mit Hirschhäuten und anderen Jagdtrophäen verzieren. Auf der einen Seite hing ein Trinkgefäß, auf der anderen war eine kleine bedeckte Feuerstelle mit einem Abzugsrohr, das sich so weit an der Hügelseite hinauf erstreckte, daß uns der Rauch nicht belästigte. Hier bereiteten wir den Kaffee und hielten die Geschirre warm, während Al Sing in un-

gestörtem Besitz der Küche blieb, welche ungefähr zwei Ruten weit davon entfernt unter einer Gruppe schöner Bäume stand und mit einer Schutzwand von Schierlingstannenzweigen und altem Segeltuch umgeben war. Wir hatten einen kleinen Kochherd und einen kleinen Backofen von Eisenblech, welche uns vortreffliche Dienste leisteten und auf der Reise leicht zu transportieren waren und dann mit unserer Feldbibliothek und mancherlei Hausrat und Geschirr gefüllt wurden. Wir hatten ferner einen aus Feldsteinen gebauten offenen Feuerherd, auf welchem Hirschkeulen und -rücken geröstet wurden, welche zu groß für unseren Bratofen waren. Wir erbauten einen geräumigen Fleischschrank mit Seiten von Moskitonezwerk, ferner verschiedene Borde um die Bäume herum, worauf unsere Vorräte aufgestellt wurden, und einen verschlossenen Schrank in dem Stamm einer hohlen Kiefer. Da es niemals regnete und die Insekten nicht lästig waren, so bedurften unsere Gewürze nur Schutz vor Sonne und Staub.

Unsere Schlafeinrichtungen zeigten eine große Mannigfaltigkeit. Die verschiedenen Mitglieder unserer Gesellschaft verlegten ihre Betten weit genug von einander und von dem gemeinsamen Mittelpunkt, um sich einen vernünftigen Grad von Zurückgezogenheit zu sichern, und suchten überdies den Schutz von Felsmassen oder Baumgruppen. Wir alle schliefen unter freiem Himmel, außer dem Chinesen, welcher selbst auf dem Marsch sein A-Zelt haben wollte, in der Ueberzeugung, daß es ihn vor Bären und Schlangen schütze. Einige breiteten Kiefernzweige auf dem Boden aus und eine Wolldecke darüber, andere errichteten sich rohe Bettstellen. Die Dame und ihr Gatte hatten leichte Wollmatratzen, welche so biegsam waren, daß man sie für den

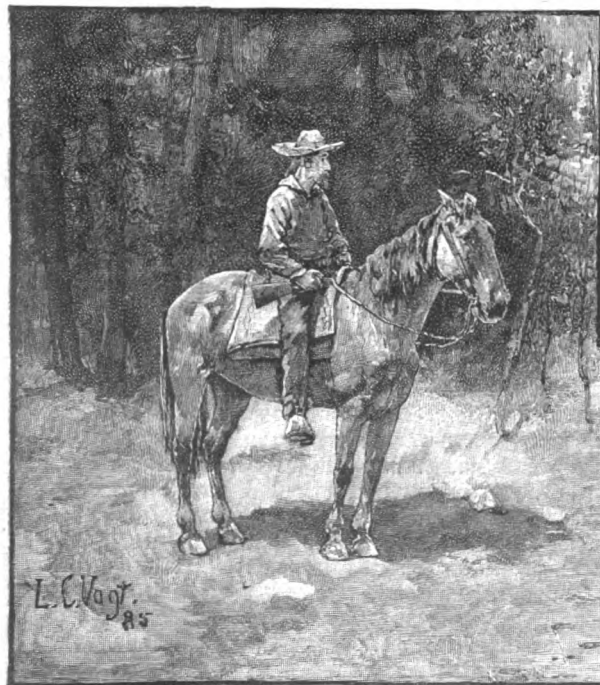
Transport zu Pferde zusammenrollen konnte; legte man diese auf einen Haufen Zweige von weißer Kiefer und eine dichte obere Schicht von Schierlingstannenzweigen, deren abgeschnittene Enden sorgfältig nach unten gerichtet wurden, so gaben sie weiche, elastische, und üppige Betten. Einige von uns brachten Sackleinwand mit, um sich Kötten zu errichten, allein der Versuch, welchen wir im ersten Nachtlager damit anstellten, hatte keinen Erfolg, entweder brachen die Gerüststangen zusammen oder die Leinwand hing zu tief herab, und die Haufen von Fichtenzweigen waren einfacher und bequamer. Ich hatte eine Wolldecke und einen aus einer solchen gefertigten und mit Segeltuch gefütterten Schlafsack. Bei trockenem Boden und einer Unterlage von Teertuch oder Kautschuk liegt man entschieden auf dem Boden wärmer und bequemer als in einem Feldbett und braucht sich bloß mit einem Schleier das Gesicht vor Staub und dürrer Laub zu sichern.

Ein Zelt ist in einem Klima wie der kalifornische Sommer zwar unnötig, aber eine große Bequemlichkeit. Wir hatten zwei solche mit geraden Wänden, je 10 auf 12 Fuß, bei uns im Lager. N. bediente sich des einen nur als Windschirm, als wir das Gebirge erreicht hatten; das andere diente dem Ehepaar als Ankleidezimmer und die Betten desselben waren gerade vor der offenen Thür angebracht; das Zelt hatte eine Bodendecke von gestreiftem Segeltuch, die mit Zeltplöcken ausgespannt und mit einer dichten Schicht Kiefernadeln unterlegt war. Dies gab dem Ehepaar den allergrößten Luxus, den man sich bei solchem Waldleben verschaffen kann — ein reinliches Plätzchen zur Toilette. Die größte Prüfung in einem solchen Dasein ist der Schmutz, und die größte

gegen Wind und Staub, welche namentlich im Gebirge unvermeidlich sind. Ein Zelt aber ist leicht aufzuschlagen und mitzuführen, denn die Zelstangen kann man sich überall im Walde hauen, und es bildet mindestens ein reinliches Obdach.

Vom Jagdvergnügen machten wir nur einen mäßigen Gebrauch. Zwei von uns waren ihrer Gesundheit wegen in die Wälder gegangen, und wir anderen, welche eher ein Gewehr führen konnten, betrachteten das Weidwerk mehr wie eine Erholung als wie eine tägliche Beschäftigung; wir lasen, zeichneten, streiften in den Bergen herum nach malerischen Aussichtspunkten und hatten außerdem alle Hände voll zu thun, um unseren Lagerplatz möglichst behaglich einzurichten und Stühle, Tische, Waschstände und andere kleine Bequemlichkeiten selbst zu verfertigen und eine ordentlich regelmäßige Lebensweise einzuführen: um sieben Uhr morgens Frühstück, um zwölf Uhr Gabelfrühstück, um sechs Uhr abends Hauptmahlzeit; in den Zwischenstunden konnte sich jeder nach seinem eigenen Belieben amüsieren. Nach der Hauptmahlzeit lagerten wir uns gewöhnlich um das Lagerfeuer, rauchten unsere Pfeifen, plauderten oder lauschten den Geschichten unseres neuen Führers, eines äußerst gemeinnütigen und sympathischen Burschen Namens Harvey (S. 940). Als wir unser Reiseziel erreicht hatten, wurde nämlich unser Führer Soper durch Geschäfte an seinen Vienenständen zurückgehalten und schickte uns einen Ersatzmann in der Person Harveys. Dieser war ein englischer Seemann, hatte viele Jahre als Schiffszimmermann auf der britischen Flotte gedient, war dann durch irgend welche Schicksale nach Kalifornien gekommen und hatte sich im Gebirge niedergelassen; er war ein leidenschaftlicher Jäger, ein vorzüglicher Schütze, ein erfahrener Hinterwäldler, vorzüglicher Koch, unermüdlicher Fußgänger und ein wahrer Tausendfüßler als Zimmermann, Tischler und Baumeister, dabei ein unerschöpflicher Erzähler. Wenn er so beim Abendfeuer etwas abseits von unserem Kreise am Boden saß und seine Pfeife rauchte, da überquoll er von Erinnerungen an Jagd- und Seemannsgeschichten und wußte uns köstlich zu unterhalten, bis uns der Schlaf übermannte (S. 944). Am besten gefallen mir seine naiven Erinnerungen aus seinem

Seeleben wegen ihres einfachen Tones und ihrer wirklichen Lokalfarbe. So ward er uns bald unentbehrlich, zumal er die Gegend vorzüglich kannte und da er, wenn wir ihn um Lebensmittel nach Nordhoff schickten, immer sechs Tage hin und her brauchte und uns dann überall fehlte, so trafen wir bald eine andere Einrichtung und veranlaßten Soper, uns jeden Sonntag abend durch einen von



Wo die Hirsche sich äßen (S. 949)



Das Bratfeuer (S. 950).

einen Leuten, einen gewissen Brown, die nötigen Lebensbedürfnisse auf seinen beiden Packpferden nach Pine-Mountain heraufzuführen. Browns Ankunft am späten Abend ward dadurch ein aufregendes Ereignis, denn er brachte uns nicht nur neue Vorräte an Zucker, Kaffee, Thee, Gewürzen, Tabak, Pulver und Schrot, Mehl und anderen Bedürfnissen, sondern auch Briefe, Zeitungen, frische Butter, Gemüse u. Brown blieb gewöhnlich über ein Sonntag bei uns und reiste erst am Montag in aller Morgenfrühe wieder nach Nordhoff zurück, wohin er unsere Briefe und Bestellungen und manchmal ein Präsent an Wildpret für unsere Bekannten mitnahm.

Wir hatten nämlich nun so viel Wildbret, daß wir beinahe ganz von frischem Fleisch lebten, und es ging folgendermaßen zu. Unsere Umgebung war zwar ziemlich reich an Rotwild, Wildtauben und einer Waldbühnart, welche einigermaßen dem europäischen Haselhuhn glich, aber der Zufall hatte sich auf einem Spazierritte nach einem wahren Aepfelpark geführt. Wenn wir jagten, ritten wir gewöhnlich auf die Birsch, stiegen ab, wenn wir ein Wild erblickten, banden das Pferd an einen Baum oder Busch und schlichen uns schußgerecht an das Wild an. Bei einem dieser Ritte ging ich in einen lichten Walde ein Rudel Rotwild auf, das nach der Höhe zog (S. 946). Ich folgte demselben auf der Fährte, gelangte über einen kleinen Hügel hinter nach einer weiten Einsenkung, wo ein Waldland früher einige tausend Hektar Wald zerstört war und ein buschiger junger Anflug von kaum Meterhöhe sich zwischen den verkohlten Stümpfen bildete hatte. Auf dieser weiten Lichtung standen und zogen viele Dutzende von starken Rudeln, und ich hatte wenig Mühe, mich an eines derselben anzuschließen und einen starken Hirsch mit prächtigem Geweih so sicher aufs Korn zu nehmen, daß er durch einen guten Rugelschuß hinter das Blatt im Feuer zusammenbrach. Als ich mit meiner Beute ins Lager einritt, wurde ich mit Jubel von meinen Gefährten empfangen (S. 936), und fortan verging den ein Tag, wo nicht der eine oder der andere in meinen Gefährten einige Stunden vor dem Feuer kniete, um eine Hirschkeule oder den

Rücken eines Spießers zu braten (S. 949). Ich machte nun jene Waldbrandstätte zu meinem Leibgehege, bewahrte seine Lage einige Tage lang als ein Geheimnis und machte manchen guten Schuß darin. Nur schade, daß wir keinen Schweißhund bei uns hatten, denn mehrmals schoß ich Prachteremplare an, welche mir aber verloren gingen, weil ich sie nicht mehr im Wundbette finden konnte. Die starken Hirsche und Hinden nämlich waren in dieser Jahreszeit so gut bei Leibe, daß sie, wenn auch sicher getroffen, nur selten im Feuer

fielen, sondern noch weiterzogen, oft meilenweit, und dann bald nicht mehr „schweißten“, weil der Talg sich vor die Wunde drängte und diese so fest verschloß, daß das Bluten aufhörte. Ich habe mehrmals ein solch angeschossenes Stück Wild stundenlang vergebens verfolgt und gesucht.

Der Doktor war der passionierteste Jäger unter meinen Gefährten und brannte angeichts meines Jagdglücks vor Begierde, einen recht starken Hirsch zu schießen, um dessen Geweih als Trophäe mit nach Hause zu nehmen, und ich weihte ihn deshalb in mein Geheimnis ein und nahm ihn mit nach meinem Leibgehege. Es war uns manchmal weniger um Wildbret zu thun, denn Hirschfleisch ist kein sonderlicher Leckerbissen, sondern man wird desselben bald überdrüssig, und wir verschafften uns von den Schäfern (S. 951), die einige Meilen von uns auf einem kahlen Berghang ihre Herde weideten, ein ganzes Schaf oder Lamm, welches wir um ein paar Dollar erstanden, und aus denen uns unser chinesischer Koch eine Menge delikater Gerichte zu bereiten wußte. Eines Morgens also war ich mit dem Doktor nach dem Leibgehege geritten und wir hatten eine weite Strecke feines Saumes auf der Suche nach einem Hirsch mit starkem Geweih umgangen, als der Doktor plötzlich eines solchen ansichtig wurde. Im Nu war er vom Pferde herunter und schlich, den Zügel am Arm, die schußfertige Büchse im Anschlag, am Rande der Lichtung hin; nach einer Weile blieb er stehen, zielte lange und bedächtig, drückte und — fehlte den Hirsch (S. 952). Ungeduldig wie er war, hatte er die Entfernung unterschätzt und auf ein paar hundert Schritte nach dem Kopf gezielt, und mit dem Knall war der Hirsch auf Nimmerwiedersehen mit dem ganzen Rudel

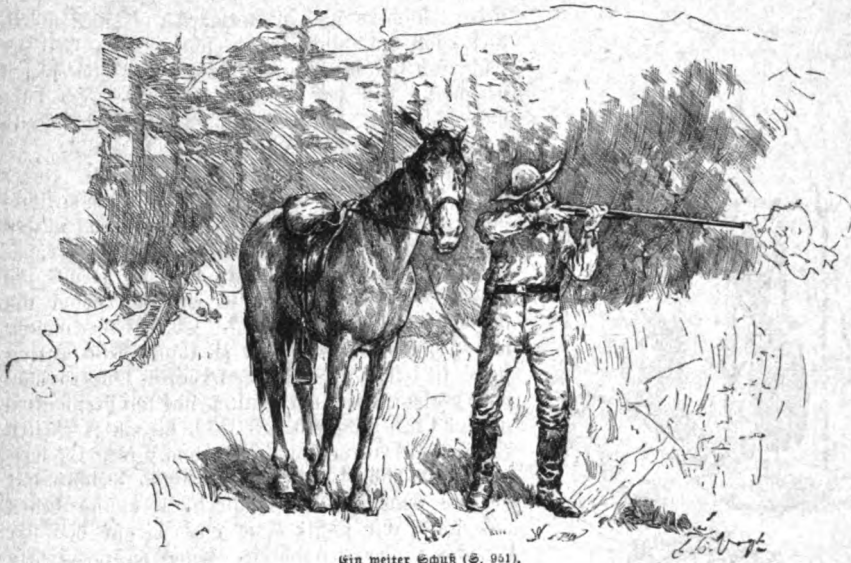


Zwei kalifornische Schäfer (S. 951).

Die Kaffeehäuser Wiens.

Von

S. Ulmann.



Ein weiter Schuß (S. 951).

davon, und der Doktor stand, als ich ihn einholte, wie ein begossener Pudel da, kratzte sich hinter den Ohren und verwünschte bald seine Büchse, bald seine eigene Ungeduld.

So vergingen uns die Wochen, welche wir auf dem Pine-Mountain zubrachten, unerwartet schnell und fast unvermerkt, gewürzt von manchem Intermezzo. Eines derselben will ich hier nicht unerwähnt lassen. Unser Koch Ah Sing vermählte sich hier in der Wildnis den chinesischen Barbier, von welchem er sich alle paar Wochen seinen runden Schädel bis auf den nationalen Zopf rasieren ließ, und auf sein Bedauern hierüber erbot sich unser Künstler, ihm denselben zu rasieren, und so überraschten der Doktor und ich eines Tages die beiden bei diesem Geschäft, das sie etwas abseits von unserem Lager auf einer abgelegenen steinigten Blöße vornahmen — ein Anblick, der überaus komisch war und uns vielen Spaß verursachte (S. 953).

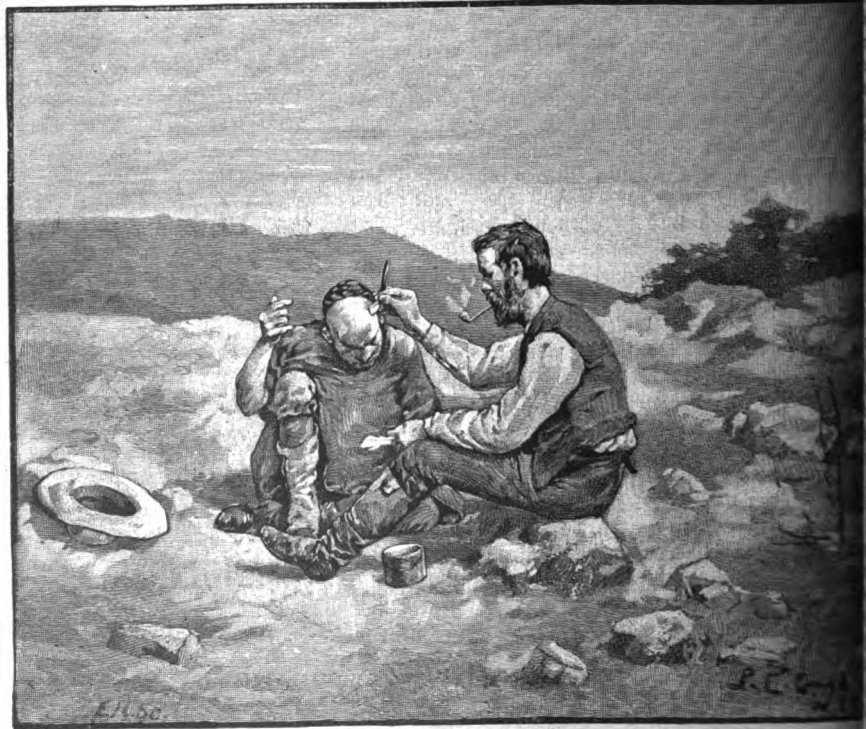
Kurz, wir amüsierten uns immer köstlich und kräftigten und erholten uns in unserer Einsamkeit an Leib und Seele von den Mühsalen und Aufregungen des zivilisierten Lebens in der Stadt und der Jagd nach dem allmächtigen Dollar. Wir dachten kaum an die Heimkehr, obwohl die kühleren Morgen und ihre Nebel schon das Nahen des Herbstes verkündigten. Da bemerkten wir eines Morgens, daß an der Nordseite des Berges, worauf wir gelagert waren, dichte Rauchwolken aufstiegen, und fanden, daß dort der Wald brenne, sei es durch absichtliches Anzünden von seiten der Schäfer, sei es durch einen Unfall.

Das Feuer wütete auf einer Breite von mehreren Kilometern vom Fuß des Berges herauf und rückte uns näher; der reizende Rauch mit seinem Harzgeruch machte sich immer bemerklicher und war nach zwei Tagen uns schon auf eine halbe Meile nahegekommen. Jetzt war unseres Bleibens nicht länger, und wir packten

unsere Siebensachen in Eile zusammen und machten uns auf den Heimweg.

Mit Bedauern stiegen wir von den Bergen herab (S. 956), um in die Kulturwelt zurückzukehren, hoch befriedigt von unserer Sommerfrische und Reise auf gemeinschaftliche Kosten, die so ungemein niedrig waren, daß wir darüber staunten. Wir waren 68 Tage draußen gewesen, und die Abrechnung ergab, daß jeden von uns bei der Generalabrechnung nur ein Beitrag von 138 Dollar 89 Cent traf, also für jeden Tag nur etwas über zwei Dollar, ein fabelhafter Kontrast zu dem, was uns eine Sommerfrische in einem kalifornischen See- oder Heilbade bei minder gesundem und kräftigem Ergebnis gekostet haben würde!

Wohl der größere Teil des öffentlichen Lebens in Wien spielt sich in seinen Kaffeehäusern ab. Die Herren der Schöpfung zumal sind es, die sich zu gewissen Stunden mehrmals des Tags in ihrem Stamme café zusammenfinden. — Schon in den Morgenstunden entwickelt sich ein lebhafter Verkehr; nicht allein der Garçon, auch der Familienvater nimmt sein Frühstück in dem von ihm ständig besuchten Lokale. Lekturer selbst dann, wenn er, wie das in der Regel der Fall ist, seine „Neue Freie“ oder sein „Tagblatt“ fürs Haus abonniert hat. Nachdem er mit großer Aufmerksamkeit sein Lieblingsblatt gelesen, durchfliegt er, ehe er seinem Berufe nachgeht, noch sämtliche übrigen Morgenzeitungen, in der oft irrigen Meinung, in der einen oder anderen etwas Apartes zu finden. — Nach dem Mittagstische ist der „Schwarze“ jeglichem ein unabweisliches Bedürfnis, und es ist nicht etwa der Genuß des anregenden und wohl überall in vorzüglicher Güte kredenzten Trankes, als vielmehr die kurze Erholung nach vorangegangenen Strapazen, der angenehme Plausch mit guten Freunden oder auch nur Bekannten, meist aber ein kleines Spielchen am Billard- oder Kartentische, dessen man ein für allemal nicht entraten kann, noch will. — Die „Jause“ lockt die meisten Besucher neugierig ins Café, die hier mit dem duftenden Koffa und dem schmackhaften „Wiener Gebäck“ zugleich die verschiedenen Abendblätter verschlingen. Aber auch zahlreiche Vertreterinnen des schönen Geschlechts — wir sprechen nur von solchen, die sich eines tadellosen Auftretens erfreuen — verschmähen es nicht, ihre Jause in einem der besseren Lokale zu nehmen und versenken sich dabei oft stundenlang in die Lektüre der in mehreren Exemplaren aufliegenden

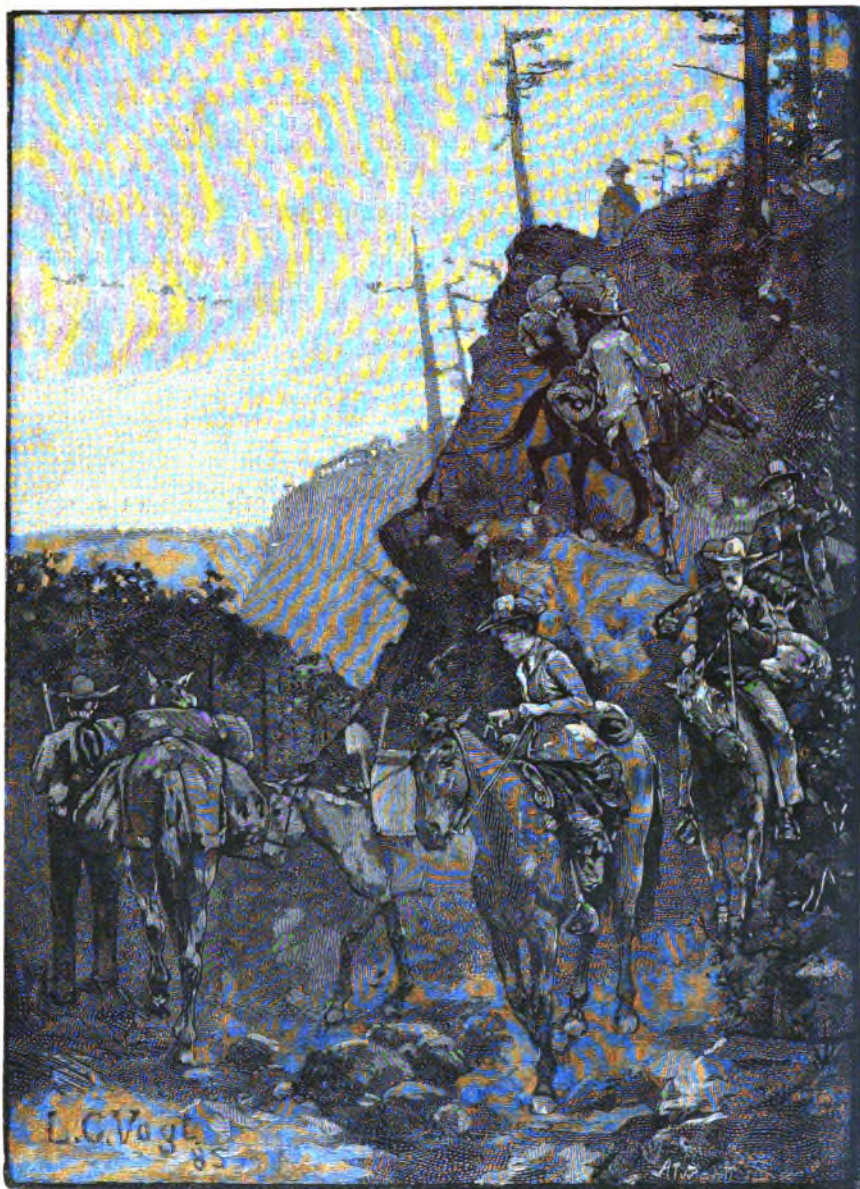


Rasier- und Friseurkafen (S. 952).

deutschen, französischen, englischen und italienischen „Illustrierten Zeitungen“. — Nach beendeter Berufsarbeit finden wir unseren Stammgast endlich auch noch bei seiner ständigen Tarock- oder Whistpartie, und hier erregt es sich nicht selten, daß eine ihm abverlangte „Charentour“ oder ein „dringend gestellter“ Force-Robber es ihm nicht mehr ermöglicht, rechtzeitig zu seiner treuen Ehefrau, zu der seiner harrenden Familie, zum Souper im häuslichen Kreise zu kommen. Daß eine solche Verspätung stets auch eine eingehende Gardinenpredigt nach sich zieht, läßt sich füglich vermuten; die Spielgenossen aber erfahren hievon niemals ein Sterbenswörtchen. — Zur Nachtzeit, nachdem Theater und Konzertsaal bereits geschlossen, ist ein noch regeres Leben im Kaffeehause wahrzunehmen. Da treten oft ganze Gesellschaften in die hell erleuchteten Säle, alsbald an den harmlosen Gruppen bildend, deren fröhliche Stimmung und lebhaftes Konversation, in der sich die Damen in hervorragender Weise betheiligen, recht wohlthuend wirken. Unter den Anwesenden ist auch mancher ständige Gast entweder allein oder in Begleitung von Frau und Töchtern zu bemerken, und es scheint fast, daß der Wiener sein Lager nicht aufsuchen vermag, ohne zuvor noch seinem Wirth, dem Stammcasé, die Abschiedsvisite machen zu haben. — Im Karneval betreten auch beim andbrechenden Tag zahlreiche Gäste das Kaffeehaus; auch diese vermögen eine allmählich durchlebte Ballnacht nicht abzuliegen, ohne in ihrem Lieblingscasé noch eine entsprechende Menge von Punsch oder einige „Knidebeine“ behufs Stimulierung ihres Veranlassens zu sich genommen zu haben.

Das hier entworfen Bild trifft bei den ersten Wiener Kaffeehäusern, deren Gesamtzahl nach dem Mitgliederverzeichnis der „Wiener Kaffeebergengenossenschaft“ mehr als 50 beträgt, im großen und ganzen zu. Die Verschiedenheiten, welche bei vielen derselben zu Tage treten, stehen mit der Verschiedenheit ihres Stammpublikums in engem Zusammenhang.

In dieser Richtung sind es zunächst die „Geschäftskaffeehäuser“, die sich wegen des dort vorherrschenden ernststen, oft allzulebhaften Verkehrs von allen andern scharf abheben. Der Besucher eines solchen Lokales steht die Erholung, der Zeitvertreib, die Restaurierung nur in zweiter Reihe; er besucht es mehrmals am Tage, jedesmal mit längerem Aufenthalt, vornehmlich zu geschäftlichen Zwecken. Die allgemeines Interesse erregenden Tagesereignisse läßt er ganz unbeachtet, in den Zeitungen sucht er stets nur jene Rubriken, die das von ihm betriebene Geschäft betreffen. Hier erfährt er von Agenten oder Geschäftsfreunden die letzten Abschlüsse in seinem „Kittel“, erwartet er einen oder den andern Geschäftsfreund aus der Provinz, hier empfangt er Briefe, Geldsendungen, Telegramme, Warenmuster etc. Das mehrmalige Eintreffen eines Briefträgers nach jedem Posteinlaufe, das Vorlesen des Telegraphenamtes wie der Post u. s. w. verleiht manchem dieser Lokale fast das Aussehen eines Handlungsbüros. Die einzelnen Geschäftszweige haben ihre eigenen Kaffeehäuser, in welchen sich die mit der Branche nur irgendwie im Zusammenhang stehenden Personen für Spiritus, im andern die für Getreide, in einem dritten jene für Schafwolle und sonstige Produkte, in einem vierten die Händler versammeln, dient eine stattliche Anzahl ähnlicher Etablissements den Angehörigen der Manufakturbranche zu ständigen



Unter Abchied vom Gebirge (S. 952).

Zusammenkunftsorten. In den meisten derselben findet der Stammgast den gewünschten Komfort, werden die Erfrischungen in guter Qualität verabreicht, ist die Bedienung eine aufmerksame, zuvorkommende. Dem Billard wie dem Schachspiel wird hier nur wenig gehuldigt; dagegen sind zu gewissen Stunden des Tages, namentlich aber des Abends, die meisten Kartentische von Spielern besetzt, die ihrerseits wieder von einer Schar der in Wien bestgehaften Spezies, der Kiebitze, arg umlagert werden. — Den Jüngern Merkurs jagt eben die geistige Erholung am besten zu, welche die bunten Blättchen bieten. —

Einen angenehmen Kontrast zu dem eben geschilderten Getriebe bildet die tiefe Stille in den prächtigen, mit raffiniertem Luxus ausgestatteten Etablissements der innern Stadt und ihrer nächsten Umgebung, welche mit Recht als Kaffeehäuser ersten Ranges gelten. Das Stammpublikum derselben rekrutiert sich aus den besseren Gesellschaftskreisen. Hohe Militärs und Beamte, Bürochefs von Eisenbahnen, Banken etc., Vertreter der Wissenschaft, der Litteratur wie aller Kunstgebiete, Mitglie-

der des Adels und der Finanzaristokratie, die Jeunesse dorée, Rentiers u. s. w. bilden die ständigen Besucher dieser Lokale, in welchen sich die Intelligenz der Metropole gleichsam Rendezvous gibt. Bei den hier allein üblichen feinen Umgangsformen ist alles Turbulente, jeder leidenschaftliche Verkehr von vornherein ausgeschlossen; dieser verbleibt stets ein ruhiger, selbst dann, wenn, wie das häufig geschieht, das Café mit Gästen überfüllt ist. Der Besucher erhält hier Getränke und sonstige Erfrischungen in exquisiten Qualitäten, die Bedienung ist eine geradezu musterhafte, und man ist oft versucht, in dem einen oder anderen der gleichmäßig und elegant geführten Markteuren einen zweiten Cumberland zu vermuten; wie wäre es sonst möglich, daß er die verborgenen Schwächen, die geheimen Wünsche des Gastes kennt, den er im Leben heute zum zweitenmal gesehen, respektive „bedient“ hat? — Eine Flut von in- und ausländischen Zeitungen jeder Färbung und Schattierung überschwemmt das in der Regel von den übrigen Sälen abgesonderte Lesezimmer. Nicht allein die deutschen, auch die

englischen, französischen, amerikanischen, italienischen und ungarischen großen politischen Blätter liegen meist in doppelten Exemplaren auf; aber auch der zugereiste Russe, Rumäne, Serbe u. findet ein oder das andere bedeutendere Journal seiner Heimat hier vor. — Nur ein geringer Prozentsatz der Gäste verzehrt sich an den Spieltischen; während auf dem Billard die landläufigen Preference- und Carambolepartien kultiviert werden, stehen von den Kartenspielen nur die fashionablen: Whist, Tarock mit Bloß, Pikett, Skattee und Bésigue in Übung. — Für die Bequemlichkeit der Besucher ist nach jeder Richtung hin in umfaßender Weise gesorgt; eine anerkanntswürdige Neuerung, die ihnen häufig zu gute kommt, ist die Verbindung des Lokales mit dem Fernsprechapparat. —

Mannigfaltig sind die Unterschiede, welche die Kaffeehäuser der Vorstädte und Vororte Wiens aufweisen. Für den Systematiker wäre eine Klassifizierung derselben nach Art und Zusammenfassung ihres Stammpublikums nur unschwer herzustellen. Viele dieser Lokale kommen den eben besprochenen ersten Ranges ziemlich nahe, andere hingegen stehen geradezu unter dem Niveau des primitivsten Provinzialkaffeehauses. Eines aber haben die Kaffeehäuser geringerer Kategorie miteinander gemein, den ungebundenen Ton, den ungezwungenen Verkehr ihrer Besucher, welcher durchwegs ein intimer, herzlicher ist. Die Stammgäste bilden hier gleichsam eine Familie; namentlich diejenigen, welche bereits einen eigenen Haushalt gegründet haben, stehen miteinander in so nahen, freundschaftlichen Beziehungen, daß sich dieselben auch auf ihre Familienglieder erstrecken. Ausflüge in die herrliche Umgebung Wiens werden von den Stammgästen mit allen ihren Angehörigen ebenso gemeinschaftlich unternommen, wie der Besuch der vielen Wirtschaften, in denen beim „Heurigen“ die gemütlichen „Weaner Tanz“ unter allgemeinem Jauchzen und „Rätschen“ erebuttert werden. Im Fasching vereinigen die Hausbälle die Familien der einzelnen Besucher des Stammcafés, von denen mancher bei freudigen Ereignissen im Hause des Freundes wiederholt als Taufpate fungiert hat. Wie oft er als „Herr God“ den jubelnden Firmring mit der obligaten Uhr beschenkt, wie die nicht minder obligate Vaterfahrt mit „Wurstel“, „Ringelspiel“ u. gemacht hat, weiß er wohl kaum selbst zu sagen. — Ist doch die Wiener Vorstadt, „der Grund“, einer kleinen Landstadt zu vergleichen, deren Insassen in Leid und Freud eng miteinander verbunden sind. — Auch der Besitzer des Stammlokales nimmt unter seinen Gästen einen gleichberechtigten Platz ein, er ist in der Regel der Intimus der meisten derselben, ihr Du- und Zuzbruder. Der Cafetier ist auch häufig Teilnehmer an einer der Preferencepartien am Billard und springt an den Kartentischen stets da ein, wo ein Partner fehlt. Da wie dort kann ihm ein gewisser Grad von Meisterschaft nicht abgesprochen werden; hat er doch schon von Jugend auf als Marqueur reichlich Gelegenheit gehabt, sich im Billardspiel zu perfektionieren, und sich eine solche auch niemals entgehen lassen, um als fernstehender Zuschauer bei den Kartenspielen in die Geheimnisse dieser einzudringen. „Grüß dich, was ein Meister werden will.“ — Wahrscheinlich fordal kommen die Stammgäste dem Zahlmarqueur entgegen; hierzu veranlaßt sie wohl schon das Dantgefühl für die Pünktlichkeit, mit welcher der alte „Jean“ stets dafür sorgt, daß einer der ihm untergebenen „Zutragern“ dem eintretenden Gäste mit dem „Schwarzen“, „Kapuziner“ oder der

„Melange“ und dem Lieblingsjournal zugleich auch die Pfeife und den etwa tags vorher zurückgelassenen Tabakbeutel serviert. Die altberühmte Wiener Gemütslichkeit hat sich in den erbgelassenen Kaffeehäusern der Vorstädte und Vororte niedergelassen. — An den Villards etablieren sich während der Nachmittagsstunden immer neue Preferencepartien, und es ist sehr begreiflich, daß dieser angenehme Zeitvertreib stets eine größere Zahl von Besuchern herbeilockt. Der inverteirierte Billardspieler scheut auch die Glut des Hochsommers nicht; der Opfermut, mit dem er sich buchstäblich im Schweiß seines Angesichtes abmüht, möglichst viel „Gute zu machen“, ist in der That bewundernswert. Die pièce de resistance aller Vergnügungen im Vorstadtcasé aber bilden die Tarockspiele, von denen wir dem ereignisreichen „Spritzer-Dreier“ (Tapptarock), dem amüsanten „Einssteiger“ (Zwölfertarock) und dem Zerstreuungsmittel der Philister, dem „Königrufen“, am häufigsten begegnen. Hier kommen denn auch die harmlosen Späße des Wiener, sein urwüchsiges Humor so recht zur Geltung. Die Spieler finden sich zu ihrer Tarockpartie allabendlich mit großer Pünktlichkeit ein, sie dehnen dieselbe oft sogar bis zum Eintritt der Polizeisperrstunde aus, und wenigstens einer oder der andere derselben seinem ungeachteten Delfer mitunter einen „Mordpaker“ an den Kopf wirft, so hat ein solcher allerdings auf Reciprocität beruhender Vorgang nichts weiter zu befagen; die Teilnehmer unterlassen es nach wie vor niemals, am Stammtische regelmäßig zu erscheinen. Dieser verbleibt jahraus jahrein die unentbehrliche Erholung für jedes seiner Mitglieder. Mögen auch die vielen Meinungsdivergenzen am Spieltische im Laufe des Jahres manch unangenehmen Auftritt nach sich gezogen haben, am Neujahrstage begrüßen die Spiegelnosse einander stets herzlich mit der stereotypen Versicherung: „Wir bleiben die Alten!“ — Dem Dominospiel werden nur wenig Sympathien entgegengebracht, und es mag den ruheliebenden Stammgästen eine Genugthuung sein, daß die enrangiertesten „Steinellopper“, die Handelsbesessenen der Spezerei- und sonstigen Detailgeschäfte, ihrer geräuschvollen Passion nur an Sonn- und Feiertagen nachgeben. — Die Anhänger des edlen Schach, die in Wien eine große Gemeinde bilden, suchen, wie natürlich, zu Stammlokalen die ruhigsten Etablissements der Vorstädte auf. Hier findet sich neben Gold's „Wiener Schachzeitung“ und Lehner's „Oester. Schachhalle“ oft auch die „Deutsche Schachzeitung“ vor. Es ist selbstverständlich, daß die Freunde des Spiels der hundert Sorgen von diesen Fachblättern den ausgiebigsten Gebrauch machen, nichtsdestoweniger wird ihnen für Ueberlassung der Schachrequisiten kein Entgelt abgefordert. Aus diesen „Schachcafés“ ist mancher Meister europäischen Rufes hervorgegangen, und Zeitgenossen erinnern sich wohl noch, daß Steinik, der Champion of the world, vor mehr denn dreißig Jahren regelmäßige Zusammenkünfte mit seinen Freunden in einem simplen, am Wienfluße gelegenen Vorstadtkaffeehause abgehalten hat.

Ein eigenartiges Gepräge tragen die Kaffeehäuser, die sich im Quartier Latin Wiens, in der Nähe der Universität und des allgemeinen Krankenhauses befinden. Für diese meist elegant eingerichteten Lokale liefert die Hochschule ein starkes Kontingent. Viele akademische Bürger schwänzen die Kollegien, um hier sowohl ihre Kenntnis der physikalischen Lehre vom Stoße auf dem Billard praktisch zu befestigen, als auch die Unwiderleglichkeit des Satzes: tres faciunt

collegium am Tarocktische nachzuweisen. Die Jünger Aeskulaps, Justinians und Platon vertiefen sich in das Seelenleben jedes der drei Tarockmatadoren mit einer Gründlichkeit, die auf das Berufsstudium verwendet, durchschlagende Erfolge bei den Rigorosen sichern müßte. — Scharfsinnige Disputationen, höchst ernste Konzilien, an welchen auch die besten gelehrten Kiebitze teilnehmen, werden an den vielen grünen Tischen abgehalten auf welchen der kleine Schäfer Pagat eine große Rolle spielt, die schönen Fälle den eintretenden Kommilitonen mit allen Einzelheiten wahrheitsgetreu wiedererzählt. — Die „Spieße“¹⁾, welche in einem Studienjahre dem Moloch „Pagat“ geopfert werden, repräsentieren ein respektables Vermögen; für die jungen Gemüter liegt ein um so höherer Reiz darin, den Pagat zu ultimieren, je größer und zahlreicher die Hindernisse sind, welche dieser Operation im Wege stehen. —

Aus naheliegenden Gründen müssen wir von einer Schilderung der Wiener „Nachtcafés“, der Tummelplätze der Adelswelt, absehen; dagegen wollen wir uns nicht versagen, noch einiger Kaffeehäuser zu erwähnen, welche in der Nachtzeit — von 3 bis 6 Uhr — zahlreiche Damen zu ihren Stammtischen zählen. Es sind dies jene in der Nähe des „Kofes“ und der „Freiung“ gelegenen Lokale, welchen die Gemüsehändlerinnen en gros aus der Umgebung Wiens ihren täglichen, richteren nächtlichen Besuch machen und bei diesem in drei kleinen Stunden ein Meer von Melancholie konsumieren, ehe sie mit dem Morgengraue daran gehen, unter Intervention der Fischhändler den Magen der Großstadt zu versorgen. —

So hat in der „gemüthlichsten deutschen Stadt“ das Weib mit der Tragbutte wie der Flaneur der Ringstraße sein „Stammlokal“.

Abfälle.

Von

Oskar Klausmann.

In der Natur geht bekanntlich kein Atom verloren, nur ist alles, was organisch ist, ebenso wie ein großer Teil des Unorganischen in der Welt einer beständigen Veränderung unterworfen. Auch ein wertvolles Delgemälde verbrannt nur so geht wohl ein großer idealer Wert zu Grunde, im realen Sinne aber geht kein Atom, aus dem das Bild bestand, verloren; sie sind nur verändert, Farben und Umwandlung sind zu Asche geworden; einzelne Teile haben sich gasförmig verflüchtigt, ob auch diese verflüchtigten Teile gehen nicht verloren, sie setzen sich irgendwo nieder und werden in den Kreislauf neuer Veränderungen wieder aufgenommen, um gend welchen anderen Zwecken zu dienen.

Die Natur gleicht also durchaus einer sorgfamen Hausfrau, welche dafür sorgt, daß nichts verloren geht, daß auch „Abfälle“ noch gewissermaßen verwertet werden. Die Barmherzigkeit der Natur bildet ein großes, interessantes Kapitel sowohl im Haushalt als im öffentlichen Leben, in der Industrie, und auch

¹⁾ Gulten.



Die Jungfrau. Von J. Schreyer.

Wohin dürfte es interessieren, daselbe einmal näher zu betrachten.

Die Verwendung der Abfälle gehört zu den wichtigsten Dingen, welche eine gute Hausfrau kennen muß. Nicht allein Wert in pekuniärer Beziehung hat dieses Verwenden der Abfälle, obgleich dieser Wert kein geringer ist, sondern auch einen erheblichen Wert für die Kinder. Das vielfältige Verwenden selbst der unbedeutendsten Dinge führt zur Ordnung, Zauberei, Sparsamkeit und zu einer Menge anderer Tugenden, wenn es nur nicht übertrieben wird. Allerdings muß hier gesagt werden, daß eine Anzahl von Hausmännchen manchmal das Verwenden von Abfällen überreibt und sich auf Kleinkunststratagemen einläßt, die der Mühe nicht lohnen, die man sich um ihre Willenheit. Auf diese Virtuosen der Sparsamkeit paßt so recht das Beispiel von dem Kanne, der einen Pfennig sucht und dabei ein Groschenlicht verbrennt.

Manche Frauen aber besitzen eine immense Geschicklichkeit, Verwertungen für Dinge zu entdecken, die man für absolut nutzlos und unüberwindbar halten dürfte. Zigarrenasche ist doch gewiß eine Sache, die man für gänzlich unverwendbar hält, und doch hat sie Wert als Düngemittel für Kammerpflanzen. — Zigarrenspitzen sammeln die Hausfrau, wenn ihr Mann Raucher ist, und bekanntlich wird aus dem Erlöse dieser kleinen Zigarrenspitzen alljährlich ein sehr bedeutendes Kapital zusammengeschlagen, welches zur Unterstützung und Bezahlung von Waisenkindern dient. — Eier- und Hühnerhälften trocknet die Hausfrau und vertut sie an die Hühner, welche sie gern fressen, weil sie Bedürfnis nach dem Kalk haben, der sich in den Schalen vorfindet. — Aus Tuchschmitten werden geschmackvolle Teppiche oder Decken angefertigt; man kann sie auch zum Besatz für Kinderasche, für Unterröcke u. s. w. verwenden. — Eine Untermittelle von Leinwand oder Seidung werden zu Vierecken geschnitten, rechts und links zu Dreiecken umgeschlagen und ergeben so eine Tasche, und eine Anzahl von solchen Taschen vereinigt man zu einem Besatz an Wäsche und zur Dekoration der Nachbretter im Wäscheschrank oder des Tisches am Küchenherd. — Bindfäden von Paketen, von Zuckerhüten u. s. w. werden gesammelt, und immer gibt es für sie im Haushalt eine Verwendung, sei es nur für die Kinder, welche bekanntlich in gewissen Jahren sehr starke Konsumenten für Bindfäden sind, die sie zu den Spielen gebrauchen. — Daß Knochen, zerbrochenes Glas und altes Eisen gesammelt werden, damit es das Kindermädchen oder die Wäscherin verkauft, ist selbstverständlich. — Sogar Papierabfälle bewahrt die Hausfrau sorgfältig auf, weil sie ein vortreffliches Packmaterial sind, wenn man ein Paket wegzuschicken will, welches zerbrechlichen Inhalt hat.

Natürlich läßt sich hier keine Theorie der Verwendung von Abfällen aufstellen. Jede Hausfrau weiß unmögliche Sachen möglich zu machen und noch wertlosere

Abfälle als Papierschnitzel im Haushalt wieder zu verwenden.

Ganz ungeheuerlich und kolossal ist die Verwendung von Abfällen aber in der Industrie, ja es hat sich ein eigener Zweig der Industrie gebildet, der sich lediglich mit der Verwendung von Abfällen beschäftigt, welche bei der Verarbeitung von Rohstoffen entstehen. Es ist hier nicht der Ort, eine vollständige Uebersicht über diese eigenartige Industrie zu geben, es sollen nur einzelne interessante Zweige hervorgehoben werden, um zu zeigen, wie die Fortschritte der Wissenschaft, wie des Menschen Klugheit, Berechnung und Betriebsamkeit es ermöglicht haben, die wertlosesten Abfälle wieder aufs neue zu verwenden.

Unzweifelhaft sind die Fortschritte der Chemie bahnbrechend gewesen für die Industrie der Abfallverwendung, denn ohne die neuen Entdeckungen der anorganischen und organischen Chemie wäre man nie und nimmermehr dazu gekommen, aus vollständig wertlosem Material neue Werte herzustellen.

Kann man sich z. B. etwas Wertloseres denken, als die kleinen Stückchen Korkabfälle von Korkpfropfen oder alte Pfropfen selbst? — Die einzige Verwendung, die man früher wohl dafür kannte, war die, alte Pfropfen zu zerschneiden und in Papptästen zu kleben, wenn sich Knaben Schmetterlings- oder Käfersammlungen anlegten. Heute macht unsere Industrie aus den wertlosesten Korkabschnitzeln, die bei der Fabrikation übrigbleiben, aus alten Korken u. s. w. das Linoleum, die Korkteppiche, welche bekanntlich ein vorzügliches, ebenso haltbares als schönes Material zum Belegen von Korridoren, Treppen und Stuben abgeben, und die Eigenschaften haben, unzerreißbar zu sein und den Schritt vollständig zu dämpfen.

Selbst die allerkleinsten Lederabfälle verwendet man, indem man sie zerfacht, mit Chemikalien vermischt und so eine neue, lederartige Substanz herstellt, welche wieder bearbeitet und zur Fabrikation verwendet wird.

Gehen wir aber zu einer noch originelleren Verwendung von Abfällen über. In Laibach befindet sich eine große Tabakfabrik der österreichischen Regierung. Sie fabriziert vor allem die Virginiazigarren, die sogenannten „Mattenschwänze“, welche nicht nur in Oesterreich allgemein bekannt und beliebt sind, sondern die man auch in Nord- und Süddeutschland in jedem Café findet. Nach Laibach kam vor einer Reihe von Jahren ein Handlungsreisender, welcher wenig Geld, aber viel Klugheit und Geschäftssinn besaß. Dieser verlangte in seinem Hotel Fische oder Krebse, und es wurde ihm bedeutet, daß solche nicht zu haben seien. Die k. k. Tabakfabrik leitete ihr Schmutzwasser in den Flußlauf und habe dadurch alle Fische und Krebse vernichtet. Der Handlungsreisende interessierte sich für die Fabrik und fragte, ob es ihm wohl gestattet sein würde, dieselbe zu besichtigen. Solche Besichtigung steht jedermann frei, und auch der junge Hand-

lungsreisende bemerkte bei einem Rundgange durch die Fabrik die eigentümliche Art und Weise, wie die Tabaksblätter eingeweicht und gebeizt werden, bevor man sie verarbeiten kann; er sah, wie in einem großen Saal die Tabaksblätter in einer eigenen Lauge, deren Zusammensetzung das Geheimnis der österreichischen Tabaksregie ist, eingeweicht und gebeizt wurden, und erfuhr, daß man diese Lauge, welche natürlich außerordentlich viel Nikotin und Tabaksaft enthielt, in den Fluß laufen lasse, da man keine Verwendung mehr für sie habe. Der Handlungsreisende betrachtete diese Lauge sehr genau und kam auf eine Idee. Er ließ sich bei dem Direktor melden und begann mit diesem ein Gespräch über dieses Tabakswasser. Der Direktor gestand zu, daß daselbe eine große Last für die k. k. Fabrik sei. Das Wasser könne man auf keine andere Weise fortbringen, als daß man es in den Fluß laufen lasse; dadurch werde aber das Wasser in demselben verunreinigt, und seit Jahren führe die Direktion eine endlose Reihe von Prozessen mit Leuten, die durch diese Verunreinigung des Wassers sich geschädigt glaubten. Der Handlungsreisende rückte jetzt mit dem Vorschlage heraus, er wolle die Fortschaffung des Tabakswassers übernehmen, und zwar ohne daß es die Direktion auch nur einen Pfennig kosten solle. Der Direktor hielt natürlich dieses Anerbieten nicht für ernst, und als ihm der junge Handlungsreisende gar erklärte, er werde in den nächsten Tagen einige hundert Fässer schicken, in welche die Lauge für ihn gefüllt werden sollte, und sobald die Fässer gefüllt und abgeholt seien, stets für die Zufuhr von neuen Fässern sorgen, da glaubte es der Direktor mit einem Irrsinnigen zu thun zu haben. Aber schon in der nächsten Woche kamen einige hundert Fässer von Triest an, weil der junge Mann einen Kompanion gefunden hatte, der das nötige Geld hergab, und in der That wurden die Fässer, nachdem sie mit Lauge gefüllt waren, fortgeschafft und durch leere ersetzt. Der Direktor erkundigte sich, wohin denn die gefüllten Fässer, die nach Triest zurückgeschafft wurden, gingen, und erfuhr, daß sie per Schiff nach Hamburg und Bremen versendet wurden. Dort wird diese Tabakslauge für schweres Geld von gewissen Zigarren- und Tabakfabrikanten angekauft, welche minderwertigen Tabak mit dieser Lauge beizen und ihn dadurch besser schmeckend und aromatischer machen. Es soll sogar möglich sein, mit dieser außerordentlich scharfen Lauge gewöhnliche Rohblätter in Tabak zu „verwandeln“. Die Direktion der k. k. Tabakfabrik in Laibach kam schließlich so weit, eine Entschädigung für die Abgabe des Schmutzwassers zu fordern, und sie erhielt auch zuerst 300 Gulden und später mehr. Der junge Handlungsreisende mit dem tüchtigen Geschäftsblick war unterdes ein reicher, sogar ein sehr reicher Mann geworden, und das lediglich durch den Tabaksaft, den er in Laibach entdeckt hatte.

Er hatte inzwischen noch eine andere

Verwendung für denselben entdeckt, welche rentabler war als die Abgabe der Tabaksauce an die Tabakfabrikanten. Die kolossalen Schafherden Australiens und Amerikas haben viel zu leiden durch einen Käfer, welcher sich in die Haut der Schafe einbohrt, um dort seine Eier zu legen. Die Maden, welche aus diesen Eiern auskriechen, wühlen sich unter der Haut weiter fort, erzielen eiternde Wunden und verursachen schließlich den Tod der Tiere. Kolossalen Verlusten waren die Schafzüchter durch diesen Parasiten ausgesetzt, bis es sich herausstellte, daß diese Käfer und ihre Brut augenblicklich zu Grunde gingen, wenn sie nur von einem Tropfen des Schmutzwassers getroffen werden, in welchem die Blätter des Virginiatabaks gebeizt wurden. Man machte Versuche in großem Maßstabe und entdeckte in der That in diesem Tabaksaft ein vortreffliches Mittel, um sich gegen die Verwüstungen und Beschädigungen des Bohrkäfers zu sichern. Man konstruierte eine große Douché, aus welcher der Tabaksaft, mit Wasser vermischt, ununterbrochen herabströmte, während unter der Douché hindurch ein Schaf nach dem anderen durch einen schmalen Gang getrieben wurde, so daß man seine ganze Wolle mit verdünntem Tabaksaft durchnäßte. Alle großen Schafzüchter Australiens, aber auch Südamerikas, haben jetzt diese Präservativedouché mit Tabaksaft bei ihren Schafherden eingeführt, und die Abnehmer des Laibacher Tabakwassers senden jährlich Hunderte, ja Tausende von Faß per Schiff nach Australien und Amerika und haben sich eine glänzende Einnahme für diese früher ganz wertlose Tabaksauce gesichert.

Ueberraschen wird es den Leser und auch die Leserin, zu erfahren, daß selbst der Straßengehricht nicht wertlos ist. In Berlin z. B. ist das Fortschaffen des Straßengehrichts an Unternehmer verpachtet, welche dadurch ein Nebengeschäft machen, daß sie diesen Straßengehricht auf Schiffe verladen und auf der Havel und Elbe bis weit hinein in das Land verfrachten, wo dieser Kehricht insbesondere auf nassen Wiesen als vortrefflicher Dünger und zur Verbesserung des Grund und Bodens verwendet wird. Die Einnahme, welche die Pächter aus dem Verkauf des Straßengehrichts beziehen, beläuft sich auf einige tausend Mark, gewiß ein glänzender Beweis dafür, daß in den wertlosesten Dingen doch ein Wert steckt, und daß Wertvolles wertvoll werden kann, wenn es die richtige Verwendung findet.

Es gehört eben der richtige Blick dazu, um Abfälle zu verwerten, ja auch dazu, um Abfälle zu sehen und zu finden. In der Berliner Münze war z. B. jahrelang ein grüner Teppich als Tischbelag im Gebrauch, auf welchem die Goldstücke sortiert und geprüft wurden, bevor man sie in Beutel packte. Der Teppich war einige Jahrzehnte im Gebrauch und schließlich so schlecht geworden, daß man ihn durch einen neuen ersetzen wollte. Da kam einer der Chemiker der Münze auf den Gedan-

ken, daß es sich empfehlen würde, das Gold aus dem Teppich herauszuziehen, welches sich durch das jahrelange Zählen und Hin- und Herschieben von Goldstücken gewissermaßen in ihn hineinverfrohen hatte. Durch das Reiben der Goldstücke an einander, durch das Reiben der Goldstücke an dem Tuch des Teppichs selbst mußten nach der Annahme des Chemikers Partikelchen abgerieben werden, welche allerdings unendlich klein waren, sich aber doch in dem Teppich vorfinden mußten. Er verbrannte den Teppich, behandelte die Asche chemisch und — holte für einige hundert Mark, wenn ich nicht irre, waren es acht-hundert Mark, Gold aus der Asche des verbrannten Teppichs heraus.

Etwas sehr Originelles über die Verwendung von Abfällen erlebte meine engere Heimat, das industriereiche Oberschlesien. Dort entdeckte in den fünfziger Jahren ein Glashüttenmeister durch einen Zufall die hüttenmännische Gewinnung des Zinks. Die ungeheure Bedeutung des Zinks für unsere Volkswirtschaft und unser ganzes Wirtschaftsleben wird jedermann klar, wenn er sich nur daran erinnert, wie viele und unentbehrliche Gegenstände aus Zinkblech bereit werden. Man kannte damals das Zink so, wie man ungefähr jetzt das Aluminium kennt, dessen Herstellung im großen ebenfalls eine Art von Revolution in der Fabrikation von Hausgeräten hervorgerufen wird, man war aber noch nicht in der Lage, das Zink billig auf dem Wege der Verhüttung darzustellen. Die Glashütte zu Weßola in Oberschlesien erhielt, wenn ich nicht irre, im Jahre 1852 den Auftrag auf Lieferung von Flaschen aus dunkelgrünem, fast schwarzem Glase. Dem Glasmeister lag es ob, der Masse, aus welcher das Glas geschmolzen wurde, eine Beimischung zu geben, durch welche der dunkle Ton herauskam. Er machte einen Versuch mit Hochofenbruch, einer Art Schlacke. Wenn ein Hochofen, in welchem bekanntlich das Eisen geschmolzen wird, lange in Betrieb ist, so bildet sich an seinen Wänden ein Ansaß von ungeheuer schwerer und harter, schwarzer Schlacke, welche einen eigentümlich glänzenden Bruch zeigt; dieser Ansaß verstärkt sich von Monat zu Monat, der innere lichte Raum des Hochofens wird natürlich dadurch immer kleiner und von Zeit zu Zeit muß, wenn der Hochofen kalt geblasen ist, durch sachkundige Arbeiter diese Schlacke mit Meißel und Hammer herausgebrochen werden. Man kannte früher keine andere Verwendung für diese kolossal schwere und harte Schlacke, als sie zum Beschoßtern und Ausbessern von Wegen zu benutzen. Als der Glashüttenmeister nun diese Schlacke pulverisierte und in den Glasofen warf, sah er plötzlich flüssiges Zink heraustropfen; die Schlacke erwies sich als außerordentlich zinkhaltig, sie bot Gelegenheit, nun erst auf hüttenmännischem Wege in billiger Weise Zink herzustellen. Jetzt geschah etwas sehr Werkwürdiges und Lächerliches. Das alte Beschoßtermaterial der Straßen wurde jetzt sorgfältig aufgesammelt und wieder

nach den Hütten gefahren, um dort Zink daraus zu gewinnen, und die Zinkfabrikation wurde aus dem Hochofenbruch so lange betrieben, bis man in Oberschlesien selbst die kolossalen Lager von Galmers d. i. Zinkerz, entdeckte, welche es ermöglichten, daß die obereschlesische Zinkindustrie einen Aufschwung nahm, den sie heute noch besitzt, und welcher so kolossal ist, daß Oberschlesien allein mehr Zink liefert, als die ganze übrige Welt zusammen genommen.

Noch eine andere eigentümliche Verwendung von Abfällen knüpft sich an die Verwendung von Abfällen aus den Hochöfen. Während in diesen kolossalen Hochöfen mit Hilfe sehr starker Gebläse das Eisenerz schmilzt und flüssig wird wie Wasser, bildet sich natürlich auch eine wertlose Schlacke, die aus den Hochöfen herausfließt und welche auch alsartiois eigentümlich grün-gelb-bläuliche Stücke mit muschelartigem Bruch bildet, welche man nach dem Hochofenbruch ebenfalls zur Beschoßterung von Straßen und zum Ausfüllen von Löchern und Unebenheiten der Wege verwendete. Noch nicht fünfzehn Jahre sind es her, seit man entdeckte, daß auch diese Schlacke, dieser seit Jahrhunderten für absolut wertlos gehaltenen Abfall, ein wertvolles Material liefert. Noch nicht fünfzehn Jahre sind es her, daß man die Schlackenwolle entdeckte. Dieses Produkt ist eines der originellsten in der ganzen Industrie, und wenn man zum erstenmal diese Schlackenwolle sieht und erfährt, wie sie produziert wird, so glaubt man, der Verstand müsse einen etwas stillstehen. Der Leser hat gewiß schon die sogenannte Schlackenwolle gesehen, welche aus weichen, flaumartigen Fasern besteht, die wie Baumwolle aussehen und von dieser sich nur dadurch unterscheiden, daß sie dunkelgelbe, sandkorngroße, harte Knötchen enthalten. Die Schlackenwolle ist einer der schlechtesten Wärmeleiter, die man sich denken kann und bildet daher ein sehr schätzbares Material zur Dichtung und Umpackung von Röhren, welche nicht Wärme ausstrahlen sollen, zur Ausfüllung von Wänden in Laboratorien, in Kellereien und allen Orten, wo eine gleichmäßige Temperatur erhalten werden soll. Die Entdeckung der Schlackenwolle wurde durch einen Zufall herbeigeführt, die Fabrikation geschieht heute in der Weise, daß ein feiner Strahl kochenden Wassers mit der Kraft von einigen Atmosphären aus einer Metallspitze herauf auf den Strom glühender Schlacke, aus dem Hochofen herausfließt, gerichtet wird und durch sein Zerfließen auf den glühenden Schlackenstrom Partikelchen der Schlacke losreißt, welche herumgeschleudert und an einem senkrecht aufgestellten Drahtnetz aufgefangen werden, nachdem sich die Schlacke unter der Einwirkung der eingeblasenen Luft und des kalten Wassers in die eigentümliche Schlackenwolle verwandelt hat, von da herabgenommen und in den Dampfbädern gebracht werden kann.

Die Kohlenbriketts sind nicht nur bei den Hausfrauen sehr beliebt, sondern

auch bei den Hausherrn; bei ersterer, weil sie ein so bequemes, leicht überfichtliches, einteilbares und verhältnismäßig reines Feuerungsmaterial sind, beim Hausherrn deshalb, weil sie billiger sind als jedes andere Heizungsmaterial; und doch sind die Kohlenbricketts auch nichts anderes, als die kluge Verwendung wertvoller Abfälle. Sie bestehen aus dem sogenannten „Kohlenstaub“, den kleinen Partikeln der Braun- und Steinkohle, der nicht einmal rein ist, sondern sich mit Erde, Lehm oder Schiefer vermischt hat und nicht gut mehr als reine Staub- oder Gruskohle verkäuflich ist. Man setzt dieser verunreinigten Kohle Asphaltabfälle oder ungeräucherten Teer aus Gasfabriken hinzu, um ihre Heizkraft zu erhöhen, preßt sie in festem Zustande in mit Dampf getriebenen Maschinen und stellt so ein billiges und vortreffliches Heizmaterial her.

Da nun einmal des Teeres hier Erwähnung gethan ist, so mag auch auf diesen Abfallstoff der Gasanstalten hingewiesen werden, welcher in früheren Zeiten für ziemlich wertlos galt, da man für den Teer, selbst wenn er gereinigt war, keine genügende Verwendung hatte. Man konnte ihn lediglich zum Bestreichen von Holzteilen, die der Witterung ausgesetzt waren, oder zum Bestreichen der mit Dachrappe belegten Dächer verwenden. Die nämlich aus der Erde machenden Gasanstalten produzierten aber so viel Teer, daß sie nicht mehr wußten, wo sie damit hin sollten, da der Konsum viel zu klein war, bis wiederum ein Mann der Wissenschaft im Jahre 1856 in dem Teer die wertvolle Anilinfarbe entdeckte. Am 26. August 1856 entdeckte W. H. Perkin in London das Anilinviolett und das Anilinpurpur, nachdem schon seit dem Jahre 1826 der Versuch gemacht worden war, die Anilinfarbstoffe zuerst aus dem Indigo und seit dem Jahre 1833 aus dem Steinkohlenteer zu ziehen. Im Jahre 1858 entdeckte der Deutsche Hoffmann das Anilinrot, das Anilin, im Jahre 1859 der Engländer Perkin das Anilinschwarz und im Jahre 1861 zwei Franzosen das Anilinblau. Im Jahre 1863 entdeckte man das Anilingelb und das Anilingrün, und von diesem Zeitpunkt ab entstand eine vollständige Revolution auf dem Gebiete der chemischen Farbstoffe. Die in der Kunstfärberei, welche bekanntlich eine kolossale Industrie repräsentiert, seit Jahrhunderten verwendeten pflanzlichen und animalischen Farbstoffe wurden vollständig durch das Anilin verdrängt, welches sich nicht nur billiger als andere Farbstoffe stellte, sondern so brillante Farbeffekte hervorbrachte, wie man sie früher nie gekannt, ja nicht einmal geahnt hatte.

Wenig bekannt dürfte es sein, daß man z. B. aus den Weintrebern, den Resten und Abfällen beim Weinkeltern, ebenfalls einen Farbstoff fabriziert, und zwar das braunfärbende Schwarz. Die Wissenschaft hat es sogar fertig gebracht, aus den Weintreibern ein Leuchtgas zu erzielen, und im Jahrzehnten gibt sich die Wissenschaft

immer mehr Mühe, selbst aus den wertlosesten Sachen neues Material für verwendbare Stoffe und Produkte zu ziehen. Verwendet man doch sogar den Schweiß, der sich in der Wolle der Schafe vorfindet, indem man ihn aus der Wolle aussondert, und das aus der Wolle auf chemischem Wege gezogene Fett bildet das Lanolin, welches sogar officinell ist und jetzt in der Heilkunde eine nicht unbedeutende Rolle spielt.

Tierische Abfallstoffe werden überhaupt sehr viel und in großen Massen verwendet, und einen ganz wunderbaren Ueberblick über diese Abfallindustrie kann man sich z. B. auf dem städtischen Viehhof von Berlin machen, einem Etablissement, welches einzig in der Welt dasteht und welches mit seinen Gebäudekomplexen einer kleinen Stadt gleicht. Hier stehen, getrennt von den Stallungen und Schlachthäusern, eine Anzahl von Fabriken, in welchen die Abfallstoffe, die sich beim Schlachten der Tiere ergeben, verarbeitet werden. Die eine zieht aus dem Blute der Tiere, welches nicht zu Nahrungszwecken verwendet wird, das Albumin, welches in der Industrie umfassende Verwendung findet; eine Leimsiederei bereitet aus den leimhaltigen Abfällen der Schlachtthiere die verschiedensten Sorten Leim; eine Knochenmühle bereitet das für zahlreiche Fabrikationszweige so notwendige Knochenmehl, aber auch Knochenkohle und andere Nebenprodukte. Die Rückstände von dieser Fabrikation werden wiederum in einer anderen Fabrik, zusammen mit den unverwendbaren Teilen der Schlachtthiere, zu Dünger verarbeitet. Da die Aufsicht eine sehr strenge auf dem Berliner Schlachthof ist, so werden zahlreiche Tiere oder Teile von Schlachtthieren, welche nur einigermaßen verdächtig aussehen, für unverwendbar erklärt und sofort dem Besitzer weggenommen. Eine besondere Fabrik nun ist vorhanden, welche aus trichinösen Schweinen oder selbst aus lungenfrankem Rindvieh das Talg auskocht, um es an Seifenfabriken abzugeben. Ebenso werden wiederum die Rückstände von der Talgkocherei in der Düngerfabrik verarbeitet, so daß wenigstens einigermaßen für die Besitzer von krankem Vieh oder von geschlachteten verdächtigen Tieren eine Entschädigung herauskommt.

Welchen Nutzen die Verwertung von Abfallstoffen stiftet, kann man z. B. an dem folgenden Beispiele sehen: Das Ammoniak ist außerordentlich billig, seitdem es gelungen ist, es in großen Massen aus dem Kondensationswasser der Gasanstalten herzustellen. Diese Erfindung ist zu einem wahren Segen für die Tropen geworden, denn auf der Verwendung des Ammoniaks, welches billig und in großen Mengen zu beschaffen sein muß, beruht die Erfindung der künstlichen Eismaschinen, welche insbesondere in Deutschland (Halle ist ein Hauptfabrikationsort) hergestellt und nach allen Weltteilen, nach Australien, nach den Sunda-Inseln, nach Indien u. s. w., versendet werden. Wo Gasanstalten vorhanden sind, wie in den größeren Städten

der überseeischen Weltteile, dort können die Eismaschinen aufgestellt und die Bevölkerung für billiges Geld mit künstlichem Eis versehen werden, welches einen unendlichen Segen in der unerträglichen Sonnenglut und Hitze bildet, ja sogar günstig die Gesundheitsverhältnisse der Städte beeinflusst, und das alles, weil es gelang, aus einem Abfallstoff ein Produkt zu ziehen, welches wiederum die Basis für eine neue Erfindung wurde.

Diese Kondensations- und Milchwässer der verschiedenen Fabriken, die sogenannten „Abwässer“, spielen überhaupt in der Industrie der Abfallverwertung eine sehr große Rolle. So lohnt es sich z. B. sehr, die Seifenwässer der Tuchfabriken mit Säuren zu versehen, um aus der Seife Fettsäuren auszuscheiden, welche gesammelt und in verschiedener Weise verwendet werden. Man mischt auch die Abwässer mit Kalk, sammelt die abgeschiedene unlösliche Kalkseife, verarbeitet diese auf Leuchtgas oder scheidet daraus die fetteren Säuren ab.

Immer mehr bemüht sich die industrielle Chemie, gerade die Abwässer und Rückstände der großen Fabriken neu zu verwerten und nutzbar zu machen. Neue Zauberkünste erfindet der Chemiker, um aus überflüssigem, wertlosem Wasser, ja selbst aus Gas, welches früher unbenutzt in die Luft ging, wertvolle Rohstoffe herauszugiehen.

Die Soda, welche allen Hausfrauen bekannt ist, da sie im Haushalt eine so wichtige Rolle spielt, erfordert eine außerordentlich umständliche Fabrikation. Bei dieser entsteht Chlornatriumgas, welches früher unbenutzt in die Luft gelassen wurde, jetzt aber in den Fabriken verdichtet und zu Salzsäure gemacht wird. Diese Salzsäure verwendet aber die Sodafabrik wieder zur Fabrikation von Chloralkali, dessen sie bei der Herstellung der Soda dringend bedarf. Bei dieser Verwendung entsteht aber wieder ein neuer Abfall, die sogenannte Manganlauge, aus welcher man das Mangan so wiedergewinnt, daß es nochmals bei der Sodafabrikation benutzt werden kann. Gerade diese Fabrikation ist außerordentlich reich an Verwendungen von Abfallstoffen, welche in der Fabrik in einem gewissen Kreislauf der Fabrikation herauskommen und immer wieder bei der Sodafabrikation mithelfen müssen. Früher ging der Schwefel der in den Sodafabriken benutzten Schwefelsäure vollständig verloren, und die sogenannten Sodarückstände bildeten eine große Last; jetzt wird aus letzteren der Schwefel und selbst der Kalk, mit welchem der Schwefel verbunden war, wiedergewonnen und kann von neuem benutzt werden.

Wir haben mit dieser letzteren Ausführung indes das Gebiet der Klaußerei fast verlassen und müssen hier abbrechen, da es sich nicht um eine technologische Abhandlung, sondern um eine anregende Klaußerei handeln soll. Einer eigentümlichen Verwendung von Abfallstoffen indes mag noch erwähnt werden, welche eine spezifische Eigentümlichkeit von Berlin ist.

Zu Pfingsten wimmelt bekanntlich der bei Berlin gelegene Grunewald von Tausenden und Abertausenden von Berlinern, welche dort Erholung und Erfrischung im Waldesgrün suchen und mit den mitgebrachten Vorräten hinausziehen, um erst spät am Abend wieder nach Berlin mit den Jügen der Grunewald- und der Stadtbahn zurückzufahren. Es bleibt gerade beim Pfingstfest so viel sogenanntes „Stullenpapier“, d. h. Papier, in welches Eßvorräte eingeschlagen waren, im Grunewald liegen, daß am sogenannten vierten Feiertag eine Pappfabrik in Charlottenburg eine große Menge von Männern und Frauen, mit Säcken versehen, nach dem Grunewald schickt und dort das Stullenpapier zusammenlesen läßt, von welchem manchmal vierzig bis fünfzig Zentner nach der Pappfabrik gebracht werden, wo dieses Papier ein vortreffliches Material für die Herstellung weißer und feiner Pappe abgibt.

Tiefurt.

Ein Frühlingsmorgen an klassischer Stätte.

Von

Robert Keil.

Von allen geschichtlich denkwürdigen Stätten, die in Weimars Umgebung erhalten sind, ist Tiefurt die erinnerungsreichste. Im Jlmthale, einem reizenden Dornröschen gleich, liegt das Tiefurter Schloßchen inmitten seines traulichen Parkes, dem Schauplatz des geistig bewegten Lebens und Treibens der Genieperiode. Welche klassische Stätte wäre eines Besuches würdiger als dieses erinnerungsreiche Idyll? Und ist es heute nicht Pfingstfest? Die Sonne strahlt vom wolkenlosen blauen Himmel und frische Morgenluft umweht uns. Wie an dem köstlichen Oftertage im „Faust“ dringt aus dem Thor „ein buntes Gewimmel hervor“.

Jeder sonnt sich heute so gern. —

Sieh! nur, sieh! mich beßend sich die Menge
Durch die Gärten und Felder zerschlägt.

Ziehen auch wir hinaus in den frischen
Festmorgen.

Ueber die Regelbrücke gelangen wir zu dem Erholungsgarten, der durch die dort befindlichen Denkmäler seines ehemaligen Besitzers, des Märchendichters Musäus, und der jugendlichen Schauspielerin Christiane Neumann-Necker (Goethes Euphrosyne) gleichsam die Eingangspforte zu unserer litterarhistorischen Frühlingsausflugs bildet. Wenige Schritte weiter treten wir in eine prachtvolle Kastanienallee, die ihr hellgrünes Blätterdach voll weißer Blüten, den Kerzen mächtiger Christbäume gleich, über uns wölbt. Dann führt uns die breite, saubere Straße durch das leuchtfrische Grün des Wäldchens „Weibich“ nach dem kaum eine Stunde von Weimar gelegenen Dorfe Tiefurt. Es ist dieselbe Straße, welche Goethe am 8. April 1779

ritt, den kleinen Fritz von Stein mit auf dem Pferde. — dieselbe, welche er am 30. März 1780 dahinwandelte, als er, der Dichter an einem Herzogshofe, der dem kunstliebenden Hofe von Ferrara gleich, laut seines Tagebuchs die „gute Erfindung Tasso“ hatte und so die erste Idee zu dem Drama faßte, das er am 10. November begann; dieselbe Straße, welche Schiller am 27. Juli 1787 in einem Wagen mit Wieland fuhr, um in Tiefurt der Herzogin Amalie vorgestellt zu werden. Diese Erinnerungen gehen uns durch den Sinn, während wir durch das junge Grün des Waldes wandern und aus der Tiefe des letzteren der Ruckruf seinen Frühlingsruf ertönen läßt. Beim Austritt aus dem „Weibich“ erfreut uns die reizende Ansicht des Tiefurter Thales mit dem an der Jlm malerisch gelegenen Dorfe, Schloßchen und Parke. Wir wandern hinab und stoßen auch hier auf eine neue, aber schmerzliche Erinnerung. Am 5. September 1811 hatte der „Vater“ Wieland seinen Geburtstag sehr vergnügt in Tiefurt gefeiert, wo seine Freunde ihm ein Fest bereiteten. Am 11. September wiederholte er in Damen-gesellschaft die Fahrt nach Tiefurt, als hier, unweit vom Dorfe, das Geschirr der Pferde riß, der Wagen am Abhange umgeworfen wurde und Wieland sowohl wie seine Tochter Luise schwere Verletzungen erlitten. Wenn sich auch der Greis von diesem Leiden rasch wieder erholte, so mögen sie doch immerhin dazu beigetragen haben, daß er schon nach 16 Monaten, am 20. Januar 1813, aus dem Leben schied.

Oberhalb des Felsenkellers gelangen wir zum oberen Eingang des Parkes, der ebenso wie seine Brüder in Weimar, Belvedere und Ettersburg in dankenswerter Liberalität dem Publikum zu freiem Besuche geöffnet ist, und werden bei einer hohen, von einer Bank umgebenen Linde von der prächtigen Uebersicht des Dörfchens und des maienfrihen Parkes wie von dem Blick auf den zu unseren Füßen blizenden und rauschenden Fluß gefesselt. Es ist der Standpunkt, von welchem v. Knebel gesagt: der Maler sollte Tiefurt von der Höhe nehmen, „rechter Hand ehe man über die Brücke zum Dorf kommt, so daß man die Brücke, den Fluß, Garten und Dorf zugleich sehe; der Fluß sei hier ein Hauptteil wie auch die ansteigende Höhe“. Knebel war der eigentliche Schöpfer dieses fürstlichen Heims. Mit seinem Jüngling Prinz Konstantin, dem zweiten Sohne der Herzogin Amalie, wohnte er hier. Schon damals war hier ein gar heiteres Leben. „Nach zwei Uhr“ — schrieb Goethe im Mai 1776 an Gräfin Auguste von Stolberg — „ging alles nach Tiefurt, wo der Prinz sich hat ein Prachtgut artig zurecht machen lassen. Die Bauern empfangen ihn mit Musik, Böllern, ländlichen Ehrenporten, Kränzlein, Kuchen, Tanz, Feuerwerkspuffern, Serenaden. Wir waren vergnügt.“ Mit Knebels Hilfe erhob die Herzogin Amalie diesen ländlichen Sitz zu einem fürstlichen Lustschloßchen, den ausgedehnten Garten durch reiche Anpflan-

zungen zu dem reizenden Parke, der zwar an Größe denen von Weimar und Belvedere nachsteht, an Romantik und Traulichkeit aber sie beide übertrifft. So wurde Tiefurt der Lieblingsaufenthalt der künstsinnigen und lebensfrohen verwitmeten Herzogin Amalie. Auch in den folgenden Jahren „rastete sie“ — wie sie sich ausdrückt — „nicht, bis sie Tiefurt in einen beinahe ähnlichen Zustand wie Wörlitz gebracht hatte: das Lohhölzchen wurde umgeschaffen und in einen solchen Zustand versetzt, daß Frauen und Nymphen sich nicht zu schämen brauchten, ihren Aufenthalt darin zu nehmen.“

Wald singen auch hier die Steine zu reden an. Verfolgen wir den hochgelegenen Parkweg, so finden wir auf der linken Seite desselben einen Steinwürfel, in den das sinnige Distichon eingegraben ist:

„Steilere Höhen besucht die ernste, forschende
Weisheit,
Sanft gebahnteren Pfad wandelt die Liebe
im Thal.“

Entzückend ist der Anblick der prächtigen Laub- und Nadelholzbäume, an denen Tiefurt so reich ist. Den Gipfel einer nahen Eiche konnte man einst auf einer Wendeltreppe ersteigen, um die Uebersicht des Parkes zu genießen. Durch den hohen Aufwuchs der umstehenden Bäume wurde aber dieser Zweck allmählich vereitelt und daher die wohl hausfällig gewordene Treppe entfernt.

Von diesem hochgelegenen Wege hinabwandelnd, gelangen wir zu einem nicht-ernsten, rührenden Denkmale. Am 27. April 1785 war der Prinz Leopold von Braunschweig, als er, der preussische Generalmajor, in Frankfurt a. d. E. eine Familie beim Eisgang aus der Wasserluts retten wollte, in der Eder ertrunken. Die sehr Herzogin Amalie, seine Schwester, durch diesen Trauerfall erschüttert wurde, geht aus einem erst vor kurzem bekannt gewordenen Briefe ihrer Hofdame Luise von Göchhausen vom 5. Mai 1785 hervor: „Diesmal schreibe ich Ihnen auf Beßel meiner anhängigen Herzogin, die leider wegen einer sehr traurigen Nachricht, die sie gestern erhalten hat, heute nicht im Stande ist, selbst zu schreiben. Es ist nemlich der jüngster H. Bruder, der Prinz Leopold, in Frankfurt an der Oder bey einer großen Wassersnoth, da er andere retten wollte, selbst ums Leben gekommen.“ Sie hat ihm hier in ihrem Lieblingsheim am Ufer der Jlm ein von Dörfel geschaffenes Monument errichtet. Von einer Urne aber ragt, ist das Porträtmedaillon Leopolds angebracht, unter demselben ein Helm, an eine Marmortafel hat die einfach-würdevolle Inschrift: „Dem verewigten Leopold von Amalie.“ Goethe dichtete im Mai 1785 auf das Andenken des edlen Fürsten das schöne Verse:

„Dich ergriff mit Gewalt der alte Herrscher der
Flusses,
Hält dich und theilt mit dir ewig sein
mendes Reich.
Ruhig schlummerst du nun beim stilleren
schen der Urne.“

Die dich stürmende Flut wieder zu Thaten
ermehrt;
Reich werde dem Volke, so wie du ein
Sterblicher wolltest,
Und vollend' als ein Gott, was dir als Men-
schen mißlang."

Noch ein anderes Denkmal inniger
Trauer der Herzogin birgt der Tiesfurter
Park, ein Denkmal der Mutterliebe. Ihr
Sohn Konstantin, der einst mit Knebel
hier in Tiesfurt gewohnt und mit den ge-
malen Schöngemüthern der damaligen Wei-
marischen Zeit so froh und frei gelebt hatte,
das humoristische Gedicht v. Ein-
felds vom 6. Januar 1776 über ihr Ver-
hältnis zu dem Bruder Karl Augusts sagen
konnte, daß sie

des Bruders Respekt so ganz verkennen,
Tout court ihn Bruder Herz thun nennen,
ist von der Mutter selbst in einem origi-
nellen Briefe an Frau Rat Goethe in
Frankfurt vom 9. Juni 1781 kurz und an-
deutlich geschildert worden. Die Stelle
lautet wörtlich: „Mein Sohn Konstantin,
der Ihnen diesen Brief bringen wird, kan
Ihnen alles mündlich sagen, wie es hier
mit uns steht. Sie werden, Liebe Mutter,
den jungen Menschen an ihm finden, der
noch nicht ganz Nide ist, sein Herz aber
ist aus, und ich hoffe, daß die Reife, die
Er jetzt antritt ihm zu einem guten und
brauchbaren Menschen machen wird.“ Dem
geliebten Sohne, der ihr durch den Tod
entzissen wurde, hat die trauernde Mutter
hier ein Denkmal gesetzt, das in seiner
Form antiken Monumenten in der Gräber-
straße von Pompeji gleicht.

Doppelt rührenden Eindruck machen
diese Denkmäler wehmütiger Trauer durch
den Kontrast der sie umgebenden wonnigen
Natur. Ringsum Frühlingsblüte und
Frühlingsduft. Auf den saftig grünen
Wiesen und im Gebüsch leuchten die Ane-
monen und die bunten Wiesenblumen des
Farnes, die maigrünen Bäume und Sträu-
cher tragen prächtigen Blüten Schnee, der
Wind prangt mit seinen reichen duftigen
Tauben, lustiger Vögelgesang erklingt von
den Zweigen, und neben uns blüht und
wächst der Fluß — das Ganze eine Szenerie
von unergleichlichem Liebreiz. Nirgends
andere hätte daher das kleine Bildwerk,
das unsern dem Konstantin-Monumente
den Blick fesselt, so geeigneten Platz fin-
den können als hier. Ueber einer kleinen
Zinnrotte sitzt Amor, auf dem linken Knie
die Nachtigall in ihrem Neste haltend, die
er mit dem Pfeile füttert. Es ist eine
schöne Feiersche Statuette mit den Versen
Goethes vom Jahre 1782:

Du hat Amor gewiß, o Sängerin, fütternd
erzogen,
Wie reichte der Gott dir mit dem Pfeile
die Kost,
Säugend saugtest du Gift in die unschuldige
Stehle,
Das mit der Liebe Gewalt trifft Philomela
das Herz."

Die Stelle dieses Bildwerks ist zugleich
aus besonderem Grunde interessant. Vor
etwas mehr als hundert Jahren, am
22. Juli 1782 zum erstenmal und dann

wieder am 18. September 1782 Goethes
idyllisches Liederspiel „Die Fischerin“, sein
„Wald- und Wasserdrama“, auf dem „natür-
lichen Schauplatz zu Tiesfurt an der Elm“,
teils am jenseitigen Ufer, teils auf dem Flusse
selbst in zauberischer Beleuchtung aufgeführt
wurde. Da drüben flackerte damals das
Feuer auf Dorchens Herde, und die schöne
Korona Schröter, in welcher laut
Goethes Ausspruch „die Natur die Kunst
erschuf“, die Sängerin, die „mit der Liebe
Gewalt das Herz getroffen“, sang nach
ihrer eignen einfachen Komposition zum
erstenmal Goethes Erköning. Mit reichem
Fange kamen auf der Elm der alte Fischer
und Niklas, ein Fischerlied singend, im
Rahn herangerudert und landeten. Noch
jetzt sind die Steinstufen, auf denen sie an-
das Land stiegen, am linken Ufer zu sehen.
Und als die vom Vater zur Hilfe der Tochter
herbeigerufenen Nachbarn herbeieilten —
als erst einzelne Fackeln aufleuchteten, dann
mehr und mehr, bis lodernde Feuer den
Fluß und seine Ufer phantastisch und feen-
haft überstrahlten, war der wirkungsvollste
Hauptmoment des Dramas gegeben. Was
Wunder, daß der Zubrang der Schau-
lustigen namentlich nach der nahen Brücke
als dem günstigsten Standpunkte ein außer-
ordentlich war und die zusammenbrechende
Brücke gar manchem ein — zum Glück
unschädliches — kaltes Bad bereitete?

Wir überschreiten die Brücke und stehen
bald auf der geschichtlich bedeutsamen Stelle
des ehemaligen fürstlichen Liebhabertheaters
von Tiesfurt.

„Wie viel Altäre stiegen vor euch auf!
Wie manches Mauthuerl brachte man euch drauf!
An wieviel Klagen lag, vor euch gebüdt,
Ein schwer befriedigt Publikum entzückt!
In engen Hütten und im reichen Saal,
Auf Höhen Ettersburgs, in Tiesfurts Thal,
Im leichten Zelt, auf Teppichen der Pracht,
Und unter dem Gewölb' der hohen Nacht“ etc.

ruft Goethe in seinem Gedicht auf Nie-
dings Tod den Mäusen dramatischer Kunst
zu. Die Tiesfurter Stätte wird jetzt von
einem kleinen Tempel bezeichnet, in dessen
Mitte sich die Statue einer Muse erhebt.
Bis zum Sommer 1781 wurden hier in
„der Moosshütte“ und im Freien Schäfer-
spiele, Lustspiele und Possen, aber auch
größere ernste Dramen aufgeführt. Hier
brachte im Jahre 1779 Korona Schrö-
ter als erste Iphigenie mit dem geliebten
Dichter als Drest dessen idealste dramatische
Dichtung zur Darstellung, während Prinz
Konstantin den Polyades, v. Knebel den
Thoas spielte. „Noch nie erblickte man
eine solche Vereinigung physischer und geis-
tiger Vollkommenheit und Schönheit, als
damals an Goethe,“ bemerkt darüber ein
Augenzeuge, der berühmte Arzt Christoph
Wilhelm Hufeland. Und Korona Schröter
spielte nicht nur Iphigenie, sie war
Iphigenie.

Wie Zeitgenossen berichten, erinnerten
sich noch nach vielen Jahren „die Kunst-
freunde in Weimar mit Wehmut des schön
gemäßigten Spiels einer Korona Schröter,
für die Goethe ursprünglich seine „Iphi-
genie“ geschrieben; das Junonische ihrer

Gestalt, Majestät in Anstand, Wuchs und
Gebärden nebst so vielen anderen seltenen
Vorziigen der ernsteren Grazie, die sich in
ihr vereinigten, hatten sie vor vielen an-
deren zu einer Priesterin Dianens berufen
und geeignet.“ — Und als im Jahre 1781
wieder der Geburtstag des Dichters kam,
wurde ihm auf dieser Stätte die größt-
Huldigung dargebracht, die wohl jemals
einem deutschen Dichter zu teil geworden.
An der Stelle der früheren kleinen Ein-
siedlerhütte im sogenannten Petit-Collee
zu Tiesfurt hatte die Herzogin Amalie ein
Tiesfurter Hof- und Waldtheater oder, wie
 Wieland im „Tiesfurter Journal“ es nannte,
„einen wie durch einen Feenstab hervor-
gebrachten Tempel der tragi-komiso-panto-
mimisch-ästhetischen Muse“ herrichten
lassen. Am Abend des 28. August wurde
das Theater unter großem Zubrange Schau-
lustiger mit der Tragi-Komödie „Miner-
vens Geburt, Leben und Thaten“, einem
nach Art der chinesischen Schattenspiele
hinter einem großen durchsichtigen weißen
Tuche pantomimisch gespielten sehr ergö-
zlichen Stücke, eröffnet. Karl August
selbst als Vulkan spaltete mit gewaltigem
Schlage den Niesenkopf Jupiters. Korona
Schröter stieg als Minerva daraus her-
vor und empfing Geschenke der Götter.
Zum Schluß verkündigte sie aus Kothos
Buche, daß sie den heutigen Tag im Schid-
salsbuche als einen der glücklichsten be-
zeichnet finde, an welchem vor 32 Jahren
einer der besten und weisesten Menschen
der Welt geschenkt worden, und überreichte,
während ein Genius Goethes Namen in
die Wolken schrieb und „Iphigenie“ und
„Faust“ in feurigen Inschriften erschienen,
die von den Göttern empfangenen Gaben:
Apollons Eier, den Blütenkranz der Muse
und den Gürtel der Venus dem gefeierten
Dichter als Geburtstagsgeschenke.

„Und ruft so die Erinnerung
Den Chor idyllisch heit'rer Stunden
Aus Tiesfurts Hain verklärt heraus“
so feiern zwei Monumente inmitten des
Parkes das Andenken zweier hochverdienter
deutscher Männer, die von der kunstbegeis-
terten Herzogin Amalie besonders geschätzt
wurden. Der eine (um mit den schönen
Versen des Kanzlers v. Müller zu reden)
— reinstem Priesterdienst verbunden —
Ein Morgenstern glänzt er uns ewig auf,
Der hellen Blick der Völker Nacht durchdrungen,
Uns ihrer Stimmen Lust und Leid gesungen,

Ihm, unserm Herder, ist an einem
von Nichten und Tannen stimmungsvoll
beschatteten Plage ein einfaches Stein-
denkmal mit der Inschrift „Herder“ er-
richtet. Den andern, der durch seine Meister-
werke „Figaro“ (1785) und „Don Juan“
(1787) der deutschen Musik neuen genialen
Aufschwung gegeben, feiert ein Denkmal,
das eine Lyra, sowie die tragische und ko-
mische Maske trägt, mit der Inschrift:
„Mozart und den Mäusen“.

Nähe diesen Denkmälern, umgeben von
samtweißen grünen Wiesen, duftenden
Blumenbeeten, Jasminasträuch und blü-
hendem Flieder, mit malerischem Blick auf
die Elmüfer und die waldigen Höhen, steht

ein einfaches, schlichtes Häuschen, das ein einziges Zimmer enthält. Es war der Lieblingsort der Herzogin Amalie, ihr Thee-Salon, in welchem sie ihre geistvollen Abendgesellschaften zu halten pflegte. Hier war es auch, wo sie am 27. Juli 1787 den vielgerühmten jungen Dichter der „Räuber“, den Dichter von „Kabale und Liebe“ und des „Don Karlos“ zum erstenmal empfing. Schiller berichtete darüber an seinen Freund Körner: „Ich traf sie mit dem Kammerherrn v. Einsiedel und einer Hofdame im Gartensaal. In einer kleinen halben Viertelstunde war die ganze Bekanntschaft in Ordnung. Wir waren zwei Stunden dort; es wurde Thee gegeben und von allem Möglichen viel schales Zeug geschwätzt. — Gegen Abend empfahlen wir uns und wurden mit Herrschaftspferden nach Hause gefahren. Wieland, der keine Gelegenheit vorbeiläßt, mir etwas Angenehmes anzukündigen, sagte mir, daß ich sie erobert hätte. Und wirklich fand ich dieses in der Art, wie sie mich behandelt hatte. — Sie selbst hat mich nicht erobert. Ihre Physiognomie will mir nicht gefallen. Ihr Geist ist äußerst borniert, nichts interessiert sie, als was mit Sinnlichkeit zusammenhängt; diese gibt ihr den Geschmack, den sie für Musik und Malerei und dergleichen hat oder haben will.“

Dem in jugendlichem Sturm und Drang begriffenen genialen Dichter mag dies harte und schroffe Urteil verziehen sein; vielleicht findet daselbe in den späteren Sätzen des Briefes die beste Erklärung: „Nunmehr freue ich mich auf die junge Herzogin (Luise), von der mir allerwärts viel Vortreffliches gesagt wird. Bei der alten hatte ich zu überwinden, weil sie meine Schriften nicht liebt und ich ihr fremd war. Die junge ist meine eifrige Patronin und meinen Arbeiten ganz vorzüglich gut.“ Jedenfalls aber ist selten ein ungerechteres Urteil ausgesprochen worden als dasjenige Schillers über Herzogin Amalie. Die Geschichte jener Tage hat das wahre Wesen der Fürstin längst in helles Licht gestellt, und jede neue Veröffentlichung bestätigt nur die Wahrheit dieses geschichtlichen Bildes. Ja, sie hatte, wie sie selbst in ihrem rührenden Selbstbekenntnis sagt, „fast zu warmes Blut, welches durch jede ihrer Adern wühlte“; lebhaftes Sinnlichkeit, frische Lebenslust verbanden sich aber in ihr mit reichen Kenntnissen, großer geistiger Empfänglichkeit, scharfem Verstande, Begeisterung für alles Große und Schöne und menschenfreundlicher Leutseligkeit, welche sie die Begeisterung anderer Menschen als „das glücklichste Gefühl“ empfinden ließ. Durch diese Vereinigung ward sie, wie Goethe sie treffend nennt, eine vollkommene Fürstin mit vollkommen menschlichem Sinn und Neigung. Mit ihrem Eintritt in die kleine Residenzstadt an der Ilm und mit Wielands Berufung zum Erzieher des jungen Erbprinzen Karl August begann für Weimar und für das gesamte Deutschland die literarische Glanzperiode. Als in späterer Zeit Goethe einmal von seinem ehemaligen Privatsekretär, dem wackern

Kat Theodor Kräuter, angeregt wurde, die Herzogin Amalie und ihre Zeit in einer Schrift zu schildern, erwiderte er, das sei leichter gesagt als gethan; „ich wüßte nicht“, fügte er hinzu, „wie ich diese Zeit beschreiben sollte, ich müßte es denn in der Form eines Märchens thun, in dem die Amalie als allmächtige Fee alles belebt und schafft.“

Der Mittelpunkt dieses Schaffens war das Tiefurter Schloßchen, zu dem wir nun die Schritte lenken. In seiner Kleinheit und Einfachheit gleicht es eher einem bürgerlichen Landhause, als einem fürstlichen Schlosse. Und wie es jetzt erscheint, so war es im wesentlichen auch in jener weimariischen Glanzzeit. Zwar litt das Schloßchen nach der Schlacht bei Jena gar sehr unter der gemeinen Noth der Franzosen. Sie plünderten und zerschlugen vieles, sie nahmen sogar die Zeichnungen aus den Rahmen, und in dem neuen Salon drang eine Kanonenkugel über dem Ramin durch die Wand und den dort befestigten großen Spiegel. Auch haben die Neigungen von Amalies Enkel Großherzog Karl Friedrich manche Aenderungen im Haus und in den Seitengebäuden eintreten lassen, und einzelne Erinnerungsgegenstände sind vom jetzt regierenden Urenkel Großherzog Karl Alexander aus dem Tiefurter Schloßchen nach Weimar übergeführt worden, um in dem Wittumspalais zur Vervollständigung des Heims der verehrten Ahnin Herzogin Amalie die würdige Stätte zu finden. Im allgemeinen sind aber die Räume des Schloßchens und ihre Einrichtung noch die alten, der kunstsinige Geist Amalies weht uns überall an.

Hier, in dem traulichen Hause und im engen, vertrauten Kreise von Wieland, v. Einsiedel und dem Hofräulein v. Göchhausen (genannt Thinselda), gab sich die Herzogin ihrer Neigung für Kunst und Litteratur mit ganzer Lebhaftigkeit hin. Hier entstand auch im Sommer 1781 das interessante handschriftliche „Tiefurter Journal“, über welches die Herzogin am 23. November 1781 an Frau Kat Goethe nach Frankfurt schrieb: „Der Herr Gevatter Wieland wird Ihnen ein ganz paquet von Tiefurter Journals schicken, es ist ein kleiner Spaß den ich mir diesen Sommer gemacht habe und der so gut reussiret hat, daß es noch bis jetzt continuiret wird; vielleicht wird es Ihnen auch einige gute Stunden machen. Die Verfasser sind Hätzelhanz¹⁾, Wieland, Herder, Knebel, Kammerherr Sedendorff und Einsiedel. Der Frau Rätin weltberühmte Kennerchaft wird ihr leicht die Stücke von jedem Autor erraten lassen.“ Von diesem Schloßchen aus führte Amalie ihren Briefwechsel, zumal mit der ihr geistverwandten und innig befreundeten Mutter Goethes, worin sich Herz und Geist der Herzogin am unmittelbarsten ausspricht. Von hier aus schrieb sie z. B. am 13. Juli 1781 an Frau Kat: „Was soll ich Ihnen schreiben Liebste Frau Aja!

nachdem Sie mit Kaiser, Erzhertogen, Fürsten und allen Teufel sich herumgetrieben haben, was kan Ihnen wohl weiter interessiren? wenn ich Ihnen schon sagen wolte daß ich hier in denen Gärten von Tiefurth recht vergnügt lebe, so würde das gar klein und gering in den Ohren der Frau Aja klingen; auch konnte ich erzählen, daß der viel Geliebte Herr Sohn Wolff, gesund und wohl ist, daß Er in Ilmenau auf eine Commission gewesen und daneben noch allerley kleine Excursions gemacht und vergnügt und gesund wiedergekommen ist aber dies ist alles zu geringe für Ihnen man muß aus dem hohen St. mit Ihnen sprechen, aber leider ben uns pasirt gar nichts, sogar kein ausländisches Thier gehet durch Weimar geschweige den ein Kaiser. — Doch mein Herz sagt mir daß Frau Aja, bei allem Gaudium Frau Aja geblieben, daß sie doch seitwärts Blicke voll Liebe und Freundschaft auf die Entfernten geworfen hat, und ewig die Liebe gute Mutter ist und bleiben wird Amen!“

Die Herzogin fügte der „lieben Mutter“ ein Paar Strumpfbänder, „die sie selbst fabricirt hatte“, mit den herzlichsten Worten bei: „ich hoffe Liebe Mutter daß Sie wenigstens daraus ersehen wie fleißig wir an Sie denken.“

Der vertrauteste ihrer vertrauten Freunde war aber der treue Wieland, der liebenswürdige und feinsinnige Gelehrte und Dichter, der als ihr Gast hier oft und lange weilte. Mit ihm besprach sie die neuen Litteraturerscheinungen, mit ihm las sie den Aristophanes in der Ursprache. Ihn lud sie nach dem schmerzlichen Verluste seiner Gattin hierher an und suchte den verehrten treuen Freund durch Aufmerksamkeiten, „wie sie“ — laut Wieland — „ein alter Vater von seinen leiblichen Kindern kaum erwarten dürfte“ zu trösten und zu erheitern. Auf seinem Lieblingsplatze im „Lohholzchen“ des Tiefurter Parkes hatte sie eine Büste von ihm aufstellen lassen und zeigte sie den jungen Dichter Schiller bei dessen erstem Besuche im Sommer 1781.

Lenken wir jetzt den Heimweg antretend zum Abschied unsere Schritte diesem Lieblingsplatze Wielands zu. Noch einmal überschreiten wir die Brücke und gelangen auf dem Promenadenwege am rechten Ufer der Ilm zu dieser traulichsten, poetischen Stelle des ganzen Parkes. Einige Stufen führen hinauf zu einer alten hohen Stammbuche, deren Stamm vorsichtig geschützt ist. Im Schatten des frisch-grünen Laubsteht ein steinerner Tisch nebst zwei einfachen Steinbänken. Rings umgibt duntiger blühender Holunder den lauschigen Ort, und nahe dabei rauscht und plätschert die Ilm. Neben dem Tische aber ist an einem Piedestal die porträttreue Büste Wielands errichtet mit den hierzu von Goethe gedichteten, dem aufrichtig verehrten Freunde Wieland, dem Dichter d. Grazien und Mufen, gewidmeten Worten:

„Wenn zu den Reichen der Romane,
Die eine Mondnacht versammelt,

1) Goethe.

Sich die Grazien heimlich
Von dem Olymp gesellen,
Hier belauscht sie der Dichter
Und hört die schönen Gespräche,
Sieht dem heiligen Tanz
Ihrer Bewegungen zu.
Was der Himmel Herrliches hat,
Was glücklich die Erde
Reizendes hervorbringt,
Erscheint dem wachenden Träumer:
Dann erzählt er's den Mäusen,
Und daß die Götter nicht zürnen,
Lehren ihn die Mäusen
Beisammen Geheimnisse sprechen."

Ein eigentümlicher Reiz liegt über die-
sem Orte — ein doppelter heute am won-
nigen Festmorgen. Wie die andern Partien
des Parkes von Pfingstgästen belebt sind,
so hat eine muntere Gruppe die klassische
Stätte eingenommen. Ein anmutiges
Mädchen ordnet die leuchtend-blauen Ver-
schönerungen, die sie auf der nahen Wald-
wiese gepflückt, zu zierlichem Strauß; wer
mag der Glückliche sein, dem so liebe
Hände bestimmt ist? Mit einem Pathos,
wie er ihn gewiß auf seinem Gymnasium
abt, liest der schlanke, blondlockige Bruder
die Goetheschen Verse. Daran anknüpfend
spricht ein älterer Herr sein mit Nebenblut
schattetes Glas „auf die Manen Wielands,
des Dichters vom „Ueberon“. Seine jugend-
liche, lebensheitere Gattin aber vervoll-
ständigt, die Gläser füllend, den Spruch
des Gemahls: „Auf Wieland und das
arme alte liebe Tiefurt!“ und hell und
freudig erklingt das festliche Hoch.

So lebt noch jetzt die warme Sympathie
für diese trauliche Stätte deutscher Poesie.
Die gute Herzogin Amalie starb, es
blühte ihr der alte treue Wieland; in
Tiefurt ward es still und stiller. Aber
die Erinnerungen an die einstigen Tiefurter
Dase lebten fort. Als Eckermann nach
Weimar gekommen, riet ihm Goethe
am 29. Oktober 1823, Tiefurt als Stoff
zu einem Gedichtscyklus zu wählen. „Sie
kennen“ — sagte er zu Eckermann —
„vielleicht noch drei- bis viermal hingehen
und Tiefurt betrachten, ehe Sie ihm die
charakteristische Seite abgewinnen und alle
seiner Attribute sammeln haben; doch scheuen Sie
keine Mühe nicht, studieren Sie alles wohl
und stellen Sie es dar, der Gegenstand
verdient es. Ich selbst hätte es längst
gemacht, allein ich kann es nicht, ich habe
keine bedeutenden Zustände selbst mit durch-
lebt, ich bin zu sehr darin befangen, so
daß die Einzelheiten sich mir in zu gro-
ßer Fülle ausdrängen.“ Und als am
1. September 1825 schon vor 6 Uhr mor-
gens Goethe als der erste Gratulant im
königlichen Hause im weimariischen Park
erschien, um seinen fürstlichen Freund
Carl August zu dessen goldenem Jubel-
tage zu begrüßen, und in tieffter Be-
wunderung nur die Worte zu sagen vermochte:
„Es zum letzten Hauche beisammen!“ —
so gedachte der Fürst der gemeinsamen
frischen und glücklichen Jugendzeit und schloß
mit den Worten: „Gedenken wir aber auch
darin, daß uns heute erfüllt ist,
daß uns einst in Tiefurt vorgesungen
wurde:

„Nur Lust und Licht und Freundeslieb!
Ermüde nicht, wenn dies nur blieb!“

Sie vergaßen Tiefurt nicht, und die
Geschichte deutscher Dichtung wird diese
ihre Wiege, ihr Kleinod, niemals vergessen.

Das Haus Montague.

Erzählung in drei Bänden: von

Balduin Möllhausen.

(Fortsetzung.)

Hier wurden wir durch das Geräusch ge-
stört, mit welchem mehrere junge Män-
ner lebhaft plaudernd und scherzend ein-
traten, um einen Teil des Gewinns, wel-
chen sie aus der Anwesenheit des Dam-
pfers gezogen hatten, mit echt mexicanischer
Leichtfertigkeit wieder zu verjübeln.

Während nunmehr die Wirtin sich be-
eilte, deren Wünsche zu befriedigen, ließ
ich mich abseits vor einem Tisch nieder,
um das Vernommene ungestört noch ein-
mal vor meinem Geiste vorüberziehen zu
lassen. Mochte die liebliche Erscheinung
des kaum dem Kindesalter entwachsenen
Mädchens zu gunsten dieses räthelhaften
John Blount sprechen, mochte die Wirtin
in ihrem Urtheil über ihn mit unverkenn-
barem Wohlwollen Milde und Nachsicht
walten lassen: ein ungetrübtes Bild hatte
ich von ihm, den ich vielleicht Bruder
nennen sollte, nicht gewonnen. Bangigkeit
erfüllte mich, indem ich des bevorstehen-
den Zusammentreffens gedachte. Was hatte
ich von jemand zu erwarten, der unge-
zügelt von einem störrischen Knaben zum
Manne heranreife? Wo und wie sollte
ich in dem trogigen Gemüth nach einer
Handhabe suchen, um auch nur den leise-
sten Einfluß auf dasselbe zu erringen?
Und dabei zitterte es in meinen Ohren,
hakte es in meinem Herzen nach: „Mein
eigener Zwillingssbruder, der Sohn meiner
armen, verfolgten, toten Mutter, meines
früh verstorbenen Vaters. Mein Bruder,
gleich mir, das Opfer heillosen Manks und
feindseliger Nachstellungen.“ Nie mehr, als
in dieser Stunde, fehlte mir der väterliche
Rat des Professors. Andererseits erwuchs
mir aus dem Bewußtsein, in meinen Ent-
schlüssen nur auf mich allein angewiesen
zu sein, erhöhte Zuversicht im Denken
und Entscheiden. Angesichts der Aufgabe,
für eines anderen Wohlfahrt mit allen
Kräften zu wirken und zu entscheiden,
sank mehr und mehr jenes träumerische
Schwanken dahin, welchem ich so vielfach
die Umdüsterung meines Gemüthes ver-
dankte. Nicht mehr mit Scheu erwog ich
die Wahrscheinlichkeit, meinen Bruder in
nächster Zeit kennen zu lernen, sondern
getragen von ersten Hoffnungen. Was
auch aus ihm geworden sein mochte, er
war mein Bruder, und als Bruder wollte

ich über alle Hindernisse hinweg ihm meine
rettende Hand entgegenstrecken.

Eine helle, freundliche Stimme störte
mich in meinem Grübeln. Ich sah auf,
und vor mir stand Carlota in voller, jung-
fräulicher Schönheit, das Bild einer fröh-
lichen, sorglosen Waldbefe. Unhörbar war
sie auf ihren unbekleideten Füßen heran-
getreten. Ich erschrak förmlich, als ich
plötzlich in ihre großen, lachenden, eroti-
schen Augen sah.

„Sennor,“ redete sie mich zutraulich
an, ohne der sich mehrenden Gäste zu
achten, die mit unverkennbarem Wohl-
wollen zu ihr herüberschauten, „wenn es
Ihnen gefällt, dann kommen Sie jetzt.
Ihr Schlafraum ist fertig und wartet auf
Sie. Hergerichtet habe ich alles, wie für
einen König. Santa Maria, da werden
Sie ruhen, wie im Paradiese. Ihren
Koffer schaffe ich etwas später zu Ihnen.“

Näherung heischlich mich, indem ich das
glückliche Kind betrachtete und mir dessen
mögliche Beziehungen zu mir vergegen-
wärtigte. Bereitwillig erhob ich mich mit
den Worten: „Wir mögen ihn gleich zwis-
chen uns nehmen; er ist nicht so schwer,
daß wir auf der kurzen Strecke unter
seiner Last ermüdeten.“

„Sie wollen selber mit Hand anlegen?“
rief Carlota erstaunt aus, „solch feiner
Herr mit so viel Geld in der Tasche?“

Zu der mir beigelegten Eigenschaft ver-
mochte ich eines Lächelns mich nicht zu
erwehren.

„Ich möchte wissen, wer von uns der
Feinere,“ bemerkte ich mit herzlicher Teil-
nahme, und abermals in die kindlich neu-
gierigen Augen blickend, stellte ich mir
vor, wie viel heiße Liebe sie wohl aus-
strahlten, wenn sie das Antlitz des un-
gestümen Geliebten suchten.

„Nun ja,“ meinte sie gleichmüthig und
mit einem sie lieblich kleidenden Selbst-
bewußtsein, „wenn ich Sonntags zur
Messe gehe und mich ordentlich angeputzt
habe, mag ich wohl ein wenig fein aus-
sehen, allein das ist doch nicht die rechte
Art. Auch klinge ich nicht mit Dollars
in der Tasche.“ Sie blickte mich etwas
scharfer an. Während das bewedliche,
schüchtern blut ihre Wangen tiefer färbte,
erklärte sie unbefangen: „Der Herr sieht

in der That jemand ähnlich, den ich kenne, der ist aber weit schöner —“ sie lachte in sich hinein, als hätte sie mehr sagen können, jedoch für geraten hielt, nicht zu offenerzig zu sein. Hastig bückte sie sich zu dem Koffer nieder; zugleich schob sie die kleine Hand durch dessen einen Griff. Ich folgte ihrem Beispiel. Ein wenig später betraten wir ein lustiges Gemach, in welchem sie mittels Matrasen und Decken auf der Erde ein bequemes Lager für mich hergestellt hatte. Uebermäßig einladend nahm es sich freilich nicht aus; doch schon der Gedanke allein, daß die fröhliche, zufriedene Hausgenossin ihr Neuestes ausgedient hatte, mich faust zu betten, ließ alles, woran sie die Hände gelegt hatte, im freundlichsten Lichte erscheinen.

„Buena noche, Señor.“ sprach sie, nachdem sie mit großem Eifer auf alle bescheidenen Vorzüge der Umgebung mich aufmerksam gemacht hatte, und treuherzig reichte sie mir die Hand. Abermals senkte sie einen selbstsam prüfenden Blick in meine Augen, und mit der Anmut einer Gazelle schlüpfte sie aus dem Zimmer.

Folgenden Tages gelang es mir leicht, das Vertrauen der gutmütigen Wirtin in vollem Umfange zu erwerben. Es gipfelte darin, daß sie mich über Carlotas beabsichtigten Ausflug unterrichtete, zu welchem sie den nächstfolgenden Nachmittag bestimmt hatte. Zu Carlota selber verlor ich kein Wort über meine Zwecke, aber so oft ich ihr begegnete, wechselten wir einige freundliche Bemerkungen miteinander. Es war, als hätte die von ihr angedeutete Nehmlichkeit zu meinen Gunsten bei ihr gewirkt, mich ihr gleichsam näher gebracht. Im übrigen verrann die Zeit mir träge, so daß ich in den Nachmittagsstunden zu einem größeren Ausfluge in die Nachbarschaft mich rüstete. Von dem Wunsche geleitet, einen Blick aufs Meer zu werfen, wanderte ich am östlichen Rande des prachtvollen Hafensbeckens hin. Der Einfahrt in dasselbe gegenüber eingetroffen, genügte die eng begrenzte Aussicht mir nicht. Ich setzte daher meinen Weg nach den Höhen hinauf fort, welche gewissermaßen das Bollwerk gegen den Andrang des Ozeans bildeten. Langsam auf ungebahnten Boden mich emporarbeitend und vielfach kämpfend mit immergrünem Gesträuch, erreichte ich den Gipfel der Bergkette erst, als die Sonne nur noch kurzer Zeit bedurfte, um ins Meer hinabzutauchen. Der volle Mond war bereits aufgegangen; klar wölbte sich der Himmel, eine helle Nacht verheißend. Die Heimkehr verursachte mir also keine Sorgen, und so ließ ich mich auf einer Stelle nieder, von welcher aus ich die endlose, still wogende Wasserfläche von der weit geschweiften Linie des Horizontes bis zu der tief unten dumpf seufzenden Brandung zu überblicken vermochte. Träumerische Ruhe lagerte auf dem schlummernden Meere. Es atmete wie ein Leviathan, der sich im letzten Abendsonnenschein behaglich dehnt und reckt. Nur ein kleiner Küstenfahrer,

eine Art Brigantine, befand sich in meinem Gesichtskreise. Vor matt gebauschten Segeln verfolgte er seinen Kurs südllich. Eine Stunde und vielleicht noch darüber, je nachdem die sanfte Abendbrise anhielt, mochte es dauern, bevor er vor der Hafeneinfahrt vorübertrieb. Sinnend betrachtete ich das schlanke Fahrzeug. Als hätten irgend welche rätselhafte Beziehungen zwischen ihm und mir bestanden, versetzte ich mich im Geiste an dessen Bord. Ich gegenwärtigte mir jene Zeiten, in welchen ich als Dirk Vosse hinter dem Steuerrad stand oder die Segel bediente. Szene auf Szene, ferner Vergangenheit entnommen, belebte sich in meiner Erinnerung, und so vertieft war ich in schwermütige Betrachtungen, daß ich der Sonne nicht achtete, die in Gold und Purpur zur Küste ging, nicht der Dämmerungsschatten, welche sich ringsum auf die immergrünen Bergabhänge senkten. Ich sah nur den kleinen Segler, und selbst dann noch, nachdem der Mond die unumschränkte Herrschaft an sich gerissen hatte und in dem bläulichen Licht Segel und Tauwerk zu einem zusammenhängenden Ganzen sich einten. Aufgefallen war mir nur, daß die Brigantine, begünstigt durch die westliche Luftströmung, sich der Hafeneinfahrt immer mehr näherte, jedoch mit der unverkennbaren Absicht, vorbeizusegeln. Noch eine halbe Stunde trügen Einhergleitens, und sie befand sich mir gegenüber und zwar in einer Entfernung von kaum zweitausend Schritten. Im Begriff, aufzubrechen, entdeckte ich, daß sie durch eine Wendung ihre Segel der Einwirkung des Windes entzog. Diese Bewegung gewann erhöhte Bedeutung für mich durch das Geräusch, mit welchem zwei oder drei Boote ins Wasser hinabgelassen wurden, während doch eins zu einem flüchtigen Besuch der versteckt liegenden Stadt genügt hätte. Auch unterschied ich Klirren von Ketten und das Rollen eines durch Flaschenzüge laufenden Taus, ein sicheres Zeichen, daß irgend welche Ladung in die Bote verladen wurde. Mit verschärfter Aufmerksamkeit übermachte ich das rätselhafte Verfahren. Mußte es doch bestreben, daß die Brigantine, anstatt in den Hafen einzulaufen, diesen zeitraubenden Weg des Löschens wählte. Meine Spannung wuchs in einer Weise, daß ich für die nähere Umgebung gewissermaßen die Sinne verlor. Plötzlich aber ertönte auf dem hinter mir liegenden Abhange das scharfe Klingeln, mit welchem ein beschlagener Huf festes Gestein traf. Ich fuhr herum, und aufmerksam lauschend unterschied ich nunmehr dumpfes Dröhnen, erzeugt durch eine größere Anzahl von Pferden oder Maulthieren, die von der Landseite her auf holperigem Boden sich durch das verworrene Gestrüpp wandten. Sie in Beziehung zu der Brigantine zu bringen, lag mir fern, und dennoch sah ich erwartungsvoll dem Erscheinen der Männer entgegen, welche ohne Zweifel die Tiere begleiteten.

Da drang das Klauschen zu mir herüber, mit welchem aus derselben Richtung

ein Mann sich durch das Gebüsch drängte um, wie ich vermutete, den etwas hervorragenden Aussichtspunkt, den ich zur Last gewählt hatte, zu gewinnen. Sogar dreißig Schritte mochte er noch entfernt sein. Ich erhob mich, entdeckte aber nichts, sogar das Geräusch war verstummt. Zum besten vernahm ich eigentümlich schnarren des Fischen. Gedankenlos schrieb ich das selbe einer großen Heuschreckenart zu, zumal dasselbe weiter abwärts seine Fortsetzung fand. Erst als dieses gleichsam mit dem Hufschlag sein Ende erreichte, stieg der Verdacht in mir auf, daß wir auch immer dort heraufgekommen sein mochte, seine Bewegungen zu verheimlichen wünschte. Nicht vertraut mit Landeshitten und Leuten, gedachte ich der geheimnisvollen Gesellschaft auszuweichen. Raum aber hatte ich den ersten Schritt gethan, als ein nicht zu unterscheidender Gegenstand vor meinen Augen vorüberzuckte und ich mittels eines Laffos, der sich eng um meinen Oberkörper legte, zu Boden gerissen wurde. Während, in die Gewandung mexikanischer Räuber gefallen zu sein, bei ich mein Neuestes auf, mich zu befreien, allein vergeblich. Die geschmeidige Leinwand schnürte meine Arme immer fester mit dem Körper zusammen, und ich brauchte nur den Versuch zu machen, mich in eine sitzende Stellung aufzurichten, um alsbald wieder hingestreckt zu werden. Etwa eine Minute hatte ich ohnmächtig gerumelt, als plötzlich ein Mann sich über mich hineigte und, ein im Mondlicht blühendes breitlingiges Messer mit der Spitze auf meine Kehle stellend, mir riet, keinen Laut von mir zu geben, wenn mir mein Leben lieb sei.

Notdürftig hatte ich die in spanischer Sprache an mich gerichtete Drohung verstanden, und ich sann noch auf eine Antwort, als ein zweiter Mann neben mich hintrat, einige Sekunden auf mich nieder sah und kaltblütig bemerkte: „Das ist der Fremde, der gestern mit dem Dampfer kam.“

„Um so gefährlicher,“ meinte sein Genosse grimmig, und das Messer zurück ziehend, richtete er sich auf, „der Teufel traue jemand, namentlich einem Fremden, der hier Wache hält. Wer bürgt dafür, daß der Alkalde ihn nicht mit Spionendiensten beauftragte?“

Auf meinen Lippen schwebte bei dieser Erklärung der Name John Blount, an dessen Vermittelung anzurufen; denn ich bezweifelte kaum noch, daß ich einer der wegenen Schmugglerbande in die Hand gefallen war. Ueber John Blount hatte ich genug gehört, um zu dem Wohn berechtigt zu sein, daß er ein Mitglied derselben. Ich besann mich indes, erwog, daß meine Kenntnis seines Namens allein schon genügen würde, mich als einen gefährlichen Angeber und Verräter erscheinen zu lassen und die trogen Männer noch mehr gegen mich zu erbittern. Und so fragte ich nach kurzem Zögern: „Ist jemand in der Nähe, welcher der englischen Sprache mächtig?“

„Athen Sie,“ antwortete der zuletzt Hingekommene, „so viel lernte ich davon, daß wir uns miteinander verständigen mögen.“

Er stieß einen kurzen Pfiff aus, auf welchen das Geräusch der Hufschläge sich alsbald erneuerte, dann kehrte er sich mir wieder zu.

Wie ich notdürftig unterschied, waren beide ältere Männer, schwarzbärtig, nach Art der mexikanischen Landbevölkerung gekleidet und mit Pistolen und Messern bewaffnet, ein Beweis, daß sie entschlossen, jedem Angriff mit Gewalt zu begegnen. Auf meine Beteuerung, daß ich ein harmloser Reisender, der sich weder um sie noch ihr Treiben kümmern und am wenigsten an Verrat denke, zumal ich als Fremder überhaupt zu nichts berechtigt oder verpflichtet sei, antwortete der Wortführer mit einem spöttischen Lachen, worauf er finstler hinzufügte: „Das bietet keine Sicherheit. Ein unbedachtetes Wort kann uns den Hals bringen. Ich kenne indessen eine zuverlässigere Bürgschaft, und die besteht darin, daß wir Sie da drüben von dem Abhänge hinabsenden. Unten in der Tiefe sieht niemand Ihren gebrochenen Gliedern an, ob Sie durch einen Fehltritt oder von fremder Hand zu Fall gebracht wurden. Blut und Brandung besorgen das weitere.“

Obwohl ich diese Drohung nur als eine beabsichtigte Einschüchterung auffaßte, schloß ich doch das Blut in meinen Adern zusammen. Ich besaß indessen die Ueberzeugung, ruhig zu erwidern: „Was Sie über mich verhängen, muß ich freilich annehmen. Ob die Erinnerung an einen überflüssigen Mord Ihnen viel Freude erbringt, möchte ich bezweifeln. Genügt dem Wort nicht als Bürgschaft, so handeln Sie nach Belieben.“

Diese kaltblütige Antwort schien auf den Schmuggler einen tieferen Eindruck auszuüben, als es durch die dringlichsten Bittstellungen und Versprechungen möglich gewesen wäre. Er sann einige Sekunden nach, und da eben die vordersten Tiere in meinen Gesichtskreis traten, kehrte er sich abwendend ab. Ich selbst lag noch immer reglos, jedoch so, daß ich den nunmehr letzten Pfad zu überblicken vermochte. Das Maultier nach dem anderen, alle mit ihren Padsätteln versehen, tauchte daselbst auf, um nach Zurücklegung einer verhältnismäßig kurzen Strecke auf dem nach der Seileneinfahrt hinunterführenden Abhänge zu verschwinden. Hin und wieder erkannte ich auch Gestalten von Männern, deren einzelne Karabiner oder kurze Büchsen auf der Schulter trugen. Sie zu zählen fehlte mir die Ruhe; aber es mochten gegen achtzig oder zwanzig Tiere und halb so viel Männer vorübergeschritten sein, als ein anderer Reiter den Zug beschloß. In welcher Höhe mit uns eingetroffen hielt sein Pferd an und fragte gleichmütig: „Werden wir da hinfahren?“ Ein kurzes Gespräch folgte, von welchem ich bei der großen Schnelligkeit, mit welcher es

geführt wurde, kaum ein Wort verstand. Ich gewann nur den Eindruck, daß man sich um irgend eine Frage, die unstreitig mich betraf, nicht gleich einigen konnte. Endlich rief der Reiter den mich überwachenden Männern eine kurze Bemerkung zu, und seinem Pferde die Sporen gebend sprengte er, anstatt dem Pfade zu folgen, in nächster Richtung mit einem Ungestim den Abhang hinunter, daß es mich mit Grauen erfüllte. Gleich darauf fühlte ich, wie der mich niederhaltende Lasso sich löste. Ich wollte mich aufrichten, doch schnell packten die drei Schmuggler mich an Händen und Füßen, und bevor ich recht begriff, was sie mit mir bezweckten, lag ich in einer Weise gefesselt da, daß ich kein Glied zu rühren, geschweige denn ohne fremde Hilfe mich zu befreien vermochte. Dabei sprachen sie keine Silbe; erst als ich erklärte, mein Wort sei ebenso haltbar wie der mich vielfach umschlingende Lasso, bemerkte der mit dem Englischen Vertraute wie beiläufig: „Wir kennen Sie nicht, da ist es ratsamer, wir sichern uns den Rücken.“

„Wie lange gedenken Sie, mich hier liegen zu lassen?“ fragte ich, nunmehr über mein Endlos einigermaßen beruhigt.

„So lange, bis Sie uns nicht mehr schaden können,“ hieß es kurz zurück, und in der nächsten Minute befand ich mich allein. Eine Weile hörte ich noch das Geräusch, mit welchem die drei Genossen, den Spuren des Pferdes folgend, ihren Weg abwärts suchten, dann herrschte Totenstille ringsum. Nur das Säuzen und dumpfe Stöhnen der Brandung drang zu mir herauf. Vergeblich lauschte ich dagegen auf den Kludererschlag der Boote, welche ihre Frachten einer Stelle in der Hafeneinfahrt zutrugen, wo sie ohne Schwierigkeit gelandet und auf die Packtiere verteilt und verladen werden konnten. Um das weithin schallende Stoßen der Riemen zwischen den Pfählen zu vermeiden, waren sie offenbar mit Zeugstreifen umwunden worden; man ging überhaupt mit einer Vorsicht zu Werke — meine hilflose Lage bot ja schon allein einen Beweis dafür — die eben nur durch die Verwegenheit der räuberähnlichen Gesellen übertroffen wurde. Zugleich rechnete man wohl auf die träge Handhabung des Steuerdienstes und darauf, daß unter der Bevölkerung von Acapulco sich nur wenige befänden, die den Schmugglern ihren Erfolg mißgönnt hätten.

Obwohl die Schlingen und Knoten, durch welche ich sogar an der kleinsten Bewegung gehindert wurde, nicht unmerklich straff angezogen worden waren, so begann ich doch allmählich unter dem Einfluß der gezwungenen Lage empfindlich zu leiden. Und Stunden verrannen, ohne daß die mich umringende Stille anders als durch das dürftige nächtliche Tierleben und das hohle Schnarchen des Meeres unterbrochen worden wäre. Zu dem krampfartigen Ziehen in den Gliedern aber gesellte sich endlich die Befürchtung, daß die verwegene Bande mit den belasteten Tieren

einen anderen Weg in das Innere des Landes gewählt habe, mir anheimgebend, eilendiglich zu verschwinden. Denn daß der Zufall mir Rettung brachte, war bei der Abgeschiedenheit, in der ich mich befand, ebenso unwahrscheinlich, wie das Zernagen der meinen Röhren unerreichbaren Lederleine unmöglich.

Endlich, endlich, es mochte eine Stunde nach Mitternacht sein, unterschied ich das erste Geräusch, unter welchem die Schmugglerkarawane sich langsam wieder zu mir nach der Höhe heraufarbeitete. Unter äußerster Anspannung meiner Sinne lauschte ich auf die Bewegungen, von welchen ich Erlösung hoffte. Doch bis zum letzten Augenblick folterte mich die Besorgnis, dennoch meinem Schicksal überlassen zu werden, oder daß man der schwerbeladenen Tiere wegen anstatt den Weg wieder über die Höhen zu wählen, vorher abbiegen und sich vielleicht auf halber Höhe des Abhanges halten würde.

Meine Befürchtung schwand, als ich das erste Maultier in meinen Gesichtskreis treten sah. Hoch belastet schritt es auf dem bekannten Pfade vorüber. Ein Mann, es mit Worten und Schlägen antreibend, folgte ihm. An diesen schlossen sich wieder Tiere an, die unter ihrer Bürde keuchten und durch heftiges Schnauben Verfriedigung darüber verrieten, den anstrengendsten Teil des Weges überwunden zu haben. Wie zuvor, waren auch jetzt die Männer zwischen ihnen verteilt. Vergeblich aber hoffte ich, daß einer derselben sich von dem Zuge trennen würde, um mich zu befreien. Meine Stimme dämpfend, rief ich hinüber, allein man achtete meiner nicht; unberücksichtigt blieben meine dringenden Vorstellungen. Erst nachdem das letzte Packtier längst vorüber und ich sehnüchlich auf das Eintreffen des milden Reiters harrete, erschien noch ein einzelner Mann. Anstatt indessen meine Bänden zu lösen, stellte er sich neben mir auf, argwöhnisch lauschend die Blicke dahin gerichtet, woher er gekommen war. Es war derselbe, welcher zuvor zu mir gesprochen hatte. Meine Aufforderung, mich aus meiner entsetzlichen Lage zu befreien, beantwortete er mit einem grimmigen „Karamba!“ Dann fügte er gleichmütiger hinzu: „Haben Sie so lange hier geraftet, bringt eine halbe Stunde mehr Ihnen keinen Verlust. Ich will's offen eingestehen: Auf dem Hafen kreuzen Zollwächter und denen möchten wir nicht begegnen. Sie brauchen nur zu schreien und man hört es unten; so viel aber beschwöre ich bei allen Heiligen, daß Sie den Mund nur zu einem Hilferuf zu öffnen brauchen und Sie verstummen auf ewig. Wir betreiben unser gefährliches Gewerbe nicht, um durch den ersten besten Fremden in den Kerker gebracht zu werden. Erkennen Sie das an, so mögen wir als gute Freunde voneinander scheiden. Sie haben nur nötig, Ihr Wort zu verpfänden — ich halte Sie nämlich für einen Gentleman — über alles zu schweigen, was Sie in dieser Nacht erfahren, fern-

sich ohne Widerrede in meine Anordnungen zu fügen, und vor Tagesanbruch befinden Sie sich wohlbehalten in Acapulco. Wir sind keine Räuber und Mörder, und zu dem Vorteil der Steuer sind wir ebenso berechtigt, wie die Regierung."

Vereitwillig versprach ich alles, und ich war noch in der Erklärung begriffen, daß ich durchaus keine Veranlassung habe, in einem fremden Lande mich um das Treiben der Menschen zu kümmern, als auf dem Abhange das scharfe Klappern laut wurde, mit welchem beschlagene Hufe das Gestein trafen und bald darauf der Reiter in dem Pfade auftauchte. Uns gegenüber hielt er an; ein kurzes Gespräch führte er abermals mit dem Wächter, und sein Pferd antreibend sprengte er davon.

Ohne Säumen ging letzterer nunmehr ans Werk, die Fesseln von meinen Gliedern zu lösen, aber längerer Zeit bedurfte es noch, bevor ich wieder Herr meiner selbst wurde. Geduldig harrete der Mann unterdessen bei mir aus. Als ich endlich einigermaßen fähig, mich einherzubewegen, erklärte er, daß ich ihn begleiten müsse; gleichzeitig traten wir unsere Wanderung an. Im Laufe des Gespräches, welches wir miteinander führten, mochte er sich überzeugen, daß er von mir keinen Verrat zu befürchten habe, denn mehr und mehr gelangte bei ihm jene Höflichkeit zum Ausdruck, durch welche sogar der elendeste mexikanische Maulthiertreiber sich vor den Amerikanern vorteilhaft auszeichnet. Freimütig bekannte er seine Anschauungen über das Gewerbe des Schmuggelns, und die laute, eigentümlich genug. Wohl hütete ich mich, zu widersprechen; trotzdem erreichte ich nicht, von ihm entlassen zu werden. Vorn hätte ich mich nach John Blount erkundigt, doch auch jetzt noch scheute ich, seinen Namen auszusprechen. Waltete doch die Gefahr, daß meine Kenntnis des Namens eines Mitgliedes der Bande neuen Argwohn erregte und dadurch mir neue Schwierigkeiten bereitet würden.

Ein Drangestreiben kündigte den baldigen Anbruch des Tages an, als wir auf der Ostseite des Höhenzuges, welcher den Hafen von Acapulco vom Binnenlande trennt, eine breite Fahrstraße erreichten. Dort blieb mein Führer stehen, indem er mich anredete: "Wenn Sie diesen Weg festhalten, stoßen Sie nach einer halben Stunde auf einen anderen, welcher diesen kreuzt. Dem folgen Sie nach und Sie befinden sich in der Stadt, bevor die Sonne über die Berge lügt. Schweigen Sie also über die Erlebnisse dieser Nacht. Vergessen Sie nicht: Es hätte alles weit ungünstiger für Sie verlaufen können. Männer, die sich mutwilligerweise um ihren Broterwerb, und einen recht sauren obenein, gebracht sehen, lassen nicht mit sich scherzen."

Er reichte mir die Hand zum Abschied und mit einem letzten A Dios trennten wir uns voneinander. —

Die Sonne war in der That den östlichen Höhen noch nicht entstiegen, als ich die Stadt wieder vor mir liegen sah. Bald

darauf schritt ich durch die engen unansehnlichen Straßen, in welchen das erste Leben sich zu regen begann. Das Haus, in welches ich eingezogen war, lag noch still. Indem ich der offenen Thür mich näherte, trat Carlota in dieselbe.

"Santa Maria! Fremder, wie habe ich mich um Sie geängstigt!" rief sie mit ungeheuchelter Freude aus, und kindlich gefallüchtig strich sie mit beiden Händen ordnend über ihr aufgelöstes blauschwarzes Haar, "ich fürchtete, daß ein Panther Sie zerrissen habe. Die Senmora behauptete zwar, das wilde Getier wage sich nicht in die Nachbarschaft unserer gesegneten Stadt, allein das beruhigte mich wenig."

"Nur verirrt hatte ich mich," erwiderte ich bedachtam, "zwischen die Berge geriet ich, und nachdem die Sonne untergegangen war, verlor ich völlig jeden Begriff über die innezuhaltenbe Richtung. Unter einem Strauch rastete ich bis zum Anbruch des Tages."

"Es ist erstaunlich," versetzte Carlota und indem sie ihre Hand nachlässig in die meinige legte, spähte sie mit unverkennbarer Teilnahme in meinen Zügen, "aber vorsichtiger sollte der Herr sein, denn die Nacht unter freiem Himmel zu verbringen ruft bei Fremden das böse Fieber hervor. Der Herr muß übrigens hungrig und müde sein; ich werde Ihnen eine warme Mahlzeit anrichten. Nachher legen Sie sich zum Schlaf nieder, das bringt Sie empor in drei, vier Stunden. Santa Maria! Sie sehen aus, als wäre ein Gespenst vor Ihnen über den Weg gelaufen," und davonkühlte sie in ihrer unvergleichlichen natürlichen Anmut, um zunächst ihre Gebieterin von meiner glücklichen Heimkehr in Kenntnis zu setzen.

32. Kapitel.

John Blount.

Nach einigen Stunden der Ruhe erhob ich mich vollständig erfrischt und gekräftigt, und verhältnismäßig schnell verstrich mir die Zeit bis zum Nachmittage. Meine Erklärung, mich verirrt zu haben, klang zu natürlich, als daß noch irgend welche Zweifel Raum gefunden hätten. Ebenso wenig erhielt Carlota eine Ahnung davon, daß die Wirtin mich genau über die Bewegungen unterrichtete, welche sie mit dem Geliebten zusammenführen sollten. Es konnte sie daher nicht beunruhigen, als ich in der ersten Hälfte des Nachmittages mich abermals zu einem Ausfluge rüstete. Nur Ratschläge erteilte sie mir eifrig und Warnungen, darauf berechnete mich vor dem Verirren zu bewahren. Neugierig spähte sie mir nach, als ich die Straße aufwärts wandelte. Ich entdeckte es, als ich noch einmal zurück sah und ihr einen freundschaftlichen Gruß zusandte. Hegte sie heimliche Besorgnisse, so schwanden dieselben sicher, sobald sie mich eine Richtung einschlagen sah, die entgegengesetzt von der, in welcher sie später selbst zu gehen gedachte. —

So gelangte ich auf einem Umwege

in den mir peinlich genau beschriebenen Pfad, der mich über den nächsten Höhenzug hinüberführte. Dort dehnte eine immergrüne, vorzugsweise mit Buschwerk gesäumte Wildnis sich vor mir aus. In eine Landstraße einbiegend, die sich durch eine gewundene Thalsenkung hinzog, folgte ich derselben bis dahin, wo ein schmaler Pfad sich nördlich abzweigte. Derselbe war im Lauf der Zeit von Fußgängerwegen geschaffen worden, die eine weit geschweitere Biegung der Landstraße abzuweichen wünschten. Auf diesem erreichte ich nach kurzer Wanderung einen sich von Westen nach Osten erstreckenden wallähnlichen Kamm, der, aus festem Gestein und Geröll bestehend, wahrscheinlich von einer der in dortigen Regionen nicht seltenen Erderstürzungen durch vulkanische Kräfte herrührte. Beinahe am Fuße dieser nur dürftig mit Vegetation gesäumten Erhebung lief der Pfad hin, und rüht einhergehend gelangte ich nach kurzer Zeit auf eine Wiesfläche von mäßiger Umfang. Leicht entdeckte ich den mir von der Wirtin bezeichneten flachen Geröllhaufen, auf welchem die dort Wandernden zu rasten pflegten. Dann trat ich in das den natürlichen Wall von der Wiege abgrenzende Gebüsch, mich so niederlegend, daß ich die Steinbank im Auge behielt, aber auch den Pfad eine Strecke aufwärts und abwärts zu überblicken vermochte. Nicht lange hatte ich in meinem Versteck zugebracht, als von der Stadt her Männerstimmen und Schritte sich näherten. Behutsam auslugend wahrte ich vier Mexikaner, die in ihrem seltsamen Aufzuge als ein Mittelschiff von Soldaten und Wegelagerern erschienen. In faltige Beinkleider von weißem Baumwollstoff mit darüber gezogenen Hemden gekleidet, hingen von der rechten Schulter nach der linken Hüfte an Bandelketten breite, fabelartige Messer nieder. In losen, lose Gespräche vertieft, verfolgten sie ihren Weg, der sie dicht vor mir vorüberführen mußte. Mechanisch, jedoch ohne ein Wort zu verstehen, lauschte ich ihren Stimmen. Ein Weibchen spähte ich ihnen nach; sobald sie erst aus meinem Gesichtsfeld getreten waren, hatte ich sie vergessen.

Eine halbe Stunde verrann in dieser Stille, die nur durch das Zirpen zahlloser Heimgen unterbrochen wurde, als ich plötzlich bei einer zufälligen Wendung des Kopfes Carlota in geringer Entfernung vor mir sah. Da sie auch heute barfuß ging, hatte ich ihre Annäherung vollständig überhört. In der ersten Ueberraschung hielt ich den Atem an, und mit innerer Teilnahme beobachtete ich, wie sie sicherer Schrittes einherwandelte, jedoch hin und wieder argwöhnisch um sich spähte. Da sie in der Ferne suchte, glitten ihre Blicken über mich hinweg, oder ich mochte ihren scharfen Augen schwerlich entgangen sein. Ein runder Strohhut bedeckte ihr Haupt, auch hatte sie eine hellblaue gebundene Rattunjacke übergezogen, die lose um ihren anmutigen Oberkörper flatterte. Im nächsten Augenblicke bot sie dasselbe Bild, wie in der Stunde, in welcher sie mich von dem Dampfer abholte.

Vor dem flachen Geröllblock eingezwungen, warf sie den von Kokosfasern geflochtenen Behälter, der zur Aufnahme der Dühner dienen sollte, neben sich hin, worauf sie zunächst die flatternde Jacke um ihren blühenden Körper zusammenhauerte. Eine Weile zupfte und ordnete sie an den Falten, dann sich niederlegend und die langen schweren Flechten über die Schultern nach vorn hebend, öffnete sie dieselben mit sinken Griffen. Bedächtig streifte sie dieselben wieder, jedoch mit jeder ein rotes Band vereinigend und dieses am unteren Ende zu einer Schleife verwickelnd. Eine dreifache Schnur großer blauer Glasperlen, dem Kokosack entnommen, befestigte sie um ihren Hals, so daß ein silbernes Heiligenbildchen tief auf ihren Busen niederhing. Zwei ähnliche Aemänder legte sie um ihre Handgelenke. Wenn ich aber je ein liebliches Bild mädchenhafter Eitelkeit bewunderte, so geschah es hier, als Carlota, so weit ihre Blicke reichten, sich wohlgefällig betrachtete, bald hier, bald da an sich herumzupfte, offenbar um ihrer äußeren Erscheinung einen wirkungsvolleren oder vielmehr unübersehbaren Ausdruck zu verleihen. Etwas Ruhrendes lag in der kindlichen Unschuld, mit welcher sie sich immer wieder putzte und ihren einfachen Schmuck so heimlich ordnete, als wäre es das Schönste gewesen, was nur hätte erdacht werden können.

Endlich war sie fertig und mit ihren klaren Augen lebhaft um sich spähend, wartete sie auf den, für welchen sie zu allen ihr möglichen Mitteln gegriffen hatte, zu ihr Äußeres zu einem bezaubernden zu gestalten. Mit innigem Wohlgefallen sah ich auf sie hin, und mehr noch fühlte ich mich zu ihr hingezogen bei dem Gedanken, daß sie gewissermaßen das Vermittelnde und versöhnende Element zwischen dem verwilderten John Blount und den vorzugen freudlicher Gesittung bildete.

Eine Weile schaukelte ich in meinen Entwürfen. Hatte mir bisher vorgeschwebt, erst nach John Blounts Eintreffen vor die beiden jungen Leute hinzutreten und deren erste Überraschung zu einer beruhigenden Erklärung auszunutzen, so erschien es mir jetzt ratsamer, mich zuvor näher mit Carlota zu befreunden und sie zur Gesprächerin bei ihrem rücksichtslos wachstum Geliebten zu wählen. Leise streich ich mich, und den günstigen Augenblick ersehend, erreichte ich den Pfad, bevor sie mich entdeckte, sie also nur glauben konnte, ich sei bei meinem planlosen Umhertreiben eben erst gekommen. Es blieb mir dadurch die Beschämung des Bewußtseins erspart, während ihres Herausputzens von mir beobachtet worden zu sein.

Schließlich erschrocken kehrte sie auf das Geräusch meiner festen Schritte sich mir zu; sobald sie aber mich erkannte, blieb nur der einzige Ausdruck der Verwirrung auf dem ihrigen bräunlichen Antlitz zurück. Dann folgte das Gepräuge der Hoffnung, das stets gefälligen Fremden auf die eine oder die andere Art entledigen zu können.

„Sie haben sich abermals verirrt,“ redete sie mich dringlich an, noch bevor ich vor ihr eingetroffen war. „Sie müssen umkehren und eine Viertelstunde zurückgehen. Folgen Sie diesem Pfad weiter, so geraten Sie zwischen Dornen und spitzes Gestein, wo sie unfehlbar Schaden nehmen. Von den Schlangen rede ich nicht; heilige Mutter Gottes! lauter Giftschlangen. Die liegen da in dicken Klumpen, daß man nicht weiß, wohin man die Füße stellen soll.“

Bei dieser fürchterlichen Schilderung mußte ich lachen. Es ergötzte mich der rührende Eifer, mit welchem sie zu den tollsten Mitteln griff, nicht durch mich um die Zusammenkunft mit dem Geliebten gebracht zu werden.

„So hast du selber keine Furcht vor den gefährlichen Tieren?“ fragte ich mit einem Anfluge wohlwollenden Spottes.

„Nein, ich nicht,“ hieß es noch eifriger zurück, „sie kennen mich nämlich, weil ich oft hier gehe. Auch weiß ich, wohin ich meine Füße zu stellen habe, um sie nicht zu reizen. Santa Maria! Fremder, Sie glauben nicht, was das für ein Land hier herum ist. Auf Schritt und Tritt lauert der Tod.“

„Recht so, Carlota,“ erwiderte ich und zu ihrem sichtbaren Verdruss setzte ich mich zu ihr auf den Stein, „jeden anderen würdest du mit solchen Erzählungen verschrecken und es geschähe ihm recht. Bei mir dagegen, der ich in herzlichster Freundschaft dir zugethan, erreichst du mit derartigen furchtbaren Vorpiegelungen nichts. Denn höre nur,“ und gewährend, daß sie mich ratlos anstarrte, legte ich eine gewisse Vertrauen erweckende Innigkeit in den Ton meiner Stimme — „ich kam hierher aus keinem anderen Grunde, als um John Blount kennen zu lernen.“

„Der ist noch gefährlicher als die Schlangen,“ unterbrach Carlota mich erschrocken, „führt ihn sein Weg hierher — ich weiß es ja nicht — so bringt er Sie ohne Barmherzigkeit ums Leben.“

„Nein, Carlota, das geschieht nicht, und am wenigsten, wenn ich ihm sage, daß ich von weither zugereist bin, um ihn aufzusuchen. Und dich selber wird es nicht minder erfreuen, zu erfahren, daß er aus einer reichen, vornehmen Familie stammt.“

„Wäre das Wahrheit — aber ich glaube nicht daran,“ fiel Carlota abermals angstvoll ein, „so dürfte er es gar nicht erfahren. Santa Maria! Wüßte er, daß er ein reicher, vornehmer Mann, wohl gar ein Herr wäre, so ginge er davon und in sein Glend. — Sie wollen Ihren Spott mit mir treiben, Sennor, Sie planen Arges — aber ich sage es Ihnen: der John Blount braucht nicht vornehmer zu werden, als er bereits ist,“ und in ihren prachtvollen Augen funkelte es, wie in denen eines gereizten jungen Leoparden, „der ist nämlich so vornehm, daß Sie mit Ihrem vielen Gelbe nicht zu ihm heraufreichen, mögen Sie immerhin aussehen, als wären Sie ihm aus den Augen geschnitten.“

„Beruhige dich doch, mein liebes Kind. Ich beabsichtige ja nichts weniger, als dein oder John Blounts Unglück. Andererseits darfst du ihn nicht hindern, wenn es sich darum handelt, ihm seinen wahren Namen und die damit verbundenen Rechte zurückzugewinnen.“

„Er heißt John Blount,“ rief Carlota nunmehr trotzig aus, „einen schöneren Namen gibt es nicht. Er bedarf überhaupt gar keines Namens, dann mag ich ihn rufen, wie es mir gefällt, jeden Tag anders. Meiner Wirtin aber frage ich die Augen aus, denn sie nur kann Sie hierhergewiesen haben.“

„Deine Gebieterin liebt dich und John Blount. Als ich ihr meine Absicht anvertraute, war sie sogleich bereit, mir zu einer Zusammenkunft mit deinem Schatz die Hand zu bieten.“

„Also auch das verriet sie? Nun ja, ich brauche mich dessen nicht zu schämen, John Blount ist mein Schatz, derselbe Schatz, von welchem ich Ihnen in dem Boot erzählte,“ erklärte Carlota leidenschaftlich, und klagend rief sie aus: „Madre Santissima! Hätte ich Sie lieber nicht gerudert! Die zwei Dollar gebe ich Ihnen mit Freuden zurück, aber jetzt beilehen Sie sich fortzukommen oder es gibt ein Unglück —“

Sie brach ab. Auf der anderen Seite des Walls ließ sich das Klappern flinker Hufe vernehmen, die zwischen dem Gestein stolperten und nach einem festen Halt suchten. Eine dumpfe Ahnung stieg in mir auf. Vertraut erschien mir das Geräusch. Vor meinem Geiste tauchte das nächtlich verschleierte Bild des tollen Reiters auf, welcher die Schmugglerbande begleitete.

„Heilige Mutter Gottes!“ rief Carlota jaghaft aus, „der kommt wieder über's Gestein! Er wird sich noch das Genick brechen mit seinem wilden Reiten! Ihnen aber rate ich: laufen Sie, was Sie können, solange es noch Zeit ist, oder in der nächsten Minute sind Sie ein toter Mann. John Blount ist furchtbar. In seiner Wut fragt er nicht, wen und wie viele er mit seinem Lasso erwürgt.“

„Er wird mir die Hand reichen —“

„Nein, das soll er nicht. Sie möchten ihn verlocken, daß er ein vornehmer Caballero werde und mit Ihnen davongehet —“

„Nicht doch, Carlota,“ fiel ich beschwichtigend ein, „du bist doch sonst so verständig. Betrachte mich und sage, ob ich wie jemand aussehe, der sich an dem Unglück anderer erfreut. Außerdem besitze ich nicht die Macht, Menschen zu etwas zu zwingen, was zu thun ihnen widerstrebt.“

„Nein, Herr, mit Gewalt richten Sie freilich nichts aus; aber Sie haben eine Art der Rede, die schmeichelt, als hätten Sie es von der Schlange im Paradiese gelernt, und dem ist der ehrliche John nicht gewachsen. Vermag ich schwaches Schmeichelwort in einen Heiligen zu verwandeln.“

„So wirfst du auch zwischen ihm und“

mir vermitteln, daß wir gute Freunde werden. Glaube mir, nimmermehr wirst du es bereuen."

Der Hufschlag hatte sich auf der anderen Seite des Rammes etwas entfernt, indem der Reiter wohl gezwungen war, gangbareren Boden für sein Tier zu suchen. Jetzt aber tauchte er oben auf dem Rücken des Wals auf, wo er sofort nach Carlota spähte. Er hatte sie indessen kaum entdeckt und ihr zur Seite einen Fremden, als er sein Pferd rücksichtslos antrieb und, unbekümmert um loses Geröll, den Abhang herunterprengte. Gleichzeitig hatte er die Schlinge des Lasso's, welchen er als Peitsche benutzte, durch Schwingen oberhalb des Hauptes in Kreisform geöffnet, als hätte es dem Einfangen eines Kindes gegolten. Teils infolge der rauen Behandlung, dann aber in dem Trachten, nach dem Stolpern auf dem steilen Abhänge auf ebenem Boden wieder festen Fuß zu fassen, setzte das Pferd in wilden Sprüngen über das Buschwerk hinweg, und unter der kundigen Hand des Reiters auf der ebenen Wiese einen Kreis beschreibend, hielt es plötzlich in der Entfernung von etwa fünfzehn Ellen vor Carlota und mir an. Ich selbst hatte unterdessen Zeit gefunden, mit Blicken, welche durch beinahe krankhafte Erwartung verschärft wurden, das Bild des tollkühnen Reiters bis in die kleinsten Einzelheiten hinein in mich aufzunehmen. Zunächst glaubte ich, den Führer der Schmugglerbande wieder zu erkennen. Das Pferd, einen zottig bemähten, kräftig gebauten braunen Mustang mit tüchtig funkelnden Augen, beachtete ich kaum. Nur noch für den Mann auf dessen Rücken hatte ich Sinn. Und eine Gestalt war es, welche man mit der eines jungen Centauren hätte vergleichen mögen. Wenn aber auf der einen Seite deren zuversichtliche Haltung, in welcher Trotz und Verwegenheit sich spiegelten, meinen Augen schmeichelte, so erfüllte mich auf der anderen ängstliche Spannung angesichts der unverkennbaren Merkmale, daß es am wenigsten friedliche Regungen, welche ihn bewogen, seinen Mustang in beinahe grausamer Weise zu den äußersten Anstrengungen zu spornen.

Gekleidet war er nach Art jener Baqueros oder Viehtreiber, welche ihren kärglichen Erwerb lieber am Montetisch und in der Tanzhalle verthun, als ihn pugsüchtig auf ihren Körper zu hängen. Ein ursprünglich weißes, jetzt aber graues Calicohemd flatterte faltig um Brust und Schultern. Ähnliche Beinkleider bildeten dessen Fortsetzung bis unterhalb der Knie, wo sie durch breittartig harte Gamaschenleder und Schnallriemen eingeschnürt wurden. Seine Füße steckten in einfachen Mokassins mit Sohlen von Mohleder, auf denen das Haar des Kindes noch sichtbar, welches dieselben lieferte. Riesenhafte Schnallsporne, mit klirrenden Ketten und Blechnefeln verziert, hingen so lose auf den Füßen, als hätten sie nur auf die Gelegenheit gewartet, sich ganz von ihnen zu trennen. Ein breiter Riemen

hielt Hemd und Beinkleider zusammen. Anstatt das Messer im Gurt zu tragen, hatte er es in das rechte Gamaschenleder geschoben, wo es ihm am bequemsten erreichbar. Ein abgetragener grauer Filzhut bedeckte sein Haupt. Tief über die Stirn gezogen und mittels einer dünnen Schnur unterhalb des Kinns befestigt, erhöhte er durch seinen Sitz gemeinschaftlich mit dem wild wogenden, halblangen braunen Lockenhaar den Ausdruck des Trozes, welcher sich in jeder Linie des sommerbrannten, auffällig schönen Antlitzes ausdrückte. Wie bei mir, verhäulte ein rötlichbrauner Vollbart die untere Hälfte seines Gesichtes. Es ließ sich nur erkennen, daß die Zähne fest aufeinander ruhten und der Unterkiefer, wie in verhaltenem Grimm, sich ein wenig über den oberen hinausgeschoben hatte. Sogar in den großen blauen Augen, über welchen die starken schwarzen Brauen sich düster runzelten, funkelte es, daß es jedem anderen, als eben mir, als eine böse Drohung erschienen wäre. Hätten jetzt aber noch Zweifel über die Persönlichkeit des gewandten Reiters bei mir gewaltet, sie wären geschwunden beim ersten Blick auf die trotzigen Züge, die in der That eine wunderbare Ähnlichkeit mit den meinigen trugen. Wohl war er kräftiger gebaut als ich, vielleicht auch etwas größer, wohl zeigte der erhobene und den Lasso schwingende reich tätowierte Arm, indem der weite Ärmel zurückgeglitten war, ein Gewebe beweglicher Sehnen und Muskeln, die gewissermaßen im Einklange standen mit denen seines Mustangs: allein in unseren Gesichtern offenbarte sich, trotz des verschiedenen Ausdruckes, für jeden, nur nicht für den leidenschaftlich erregten John Blount, daß wir von denselben Eltern abstammten. Ungeachtet seiner feindseligen Haltung betrachtete ich ihn mit erister Ruhe. Alle anderen Empfindungen überwog in mir der einzige Gedanke, daß er mein Bruder, der gleich mir unbarmherzig in die Welt hinausgeworfen worden, und an dem das Schicksal zu fühlen hatte, was die Menschen einst gewissenlos an ihm verbrachten.

Carlota, die sicher sonst stets dem Geliebten mit offenen Armen entgegenflog, saß da, als hätte sie die Gewalt über ihren jungfräulich blühenden Körper gänzlich verloren gehabt. Der ihr unverständliche Ausdruck zügelloser Eifersucht in John Blounts Antlitz, wie sie einen solchen nie zuvor an ihm beobachtete, machte sie bis in ihr Herz hinein erbeben. Sie ahnte nicht, daß dieser ihre Befangenheit und Regungslosigkeit in der ihm am nächsten liegenden ungünstigsten Weise deutete.

"Carlota!" rief er nach kurzem, unheildrohendem Stutzen zornbeugend aus, und in regelmäßigem Kreise drehte die gefährliche Schlinge sich oberhalb seines Hauptes, "was wirst du sagen, wenn ich dem feinen Herrn da neben dir den Lasso um den Hals werfe und ihn über das Gestein schleppe, bis kein Faden mehr von ihm übriggeblieben? Karamba! um mir

solch Leid anzuthun, hättest du nicht herauszukommen brauchen!"

Da schnellte Carlota auf die Füße empor. Ohne einen Laut von sich zu geben, eilte sie zu ihm hinüber, und mit einer Bewegung, welche ich kaum mit den Blicken zu verfolgen vermochte, hatte sie, die aus dem breiten Holzsteigbügel hervorragende Fußspitze des Geliebten als Stufe benutzend, sich zu ihm emporgeschwungen. Dann mit beiden Armen seinen Hals umschlingend, daß der Lasso seiner Faust entsank, küßte sie ihn, daß er beinahe erstarrte. Erst die Bewegung des über die doppelte Belastung ungeduldrigen Mustangs zwang ihn, seinen Arm um sie zu legen und sie dadurch vor einem Sturz zu bewahren. Auf ein Wort von ihm gab sie sich einen Schwung, durch welchen sie hinter ihn zu sitzen kam, und den einen Arm um ihn legend, schmiegte sie ihr Haupt an seine Schulter, als ob sie nunmehr allen Fährnissen der Welt sich entrückt gefühlt habe.

Ich war unterdessen zu ihm herangetreten. Angesichts der Szene, welche sich vor meinen Blicken entwickelte, hatte mich Rührung ergriffen, und so sprach ich mit einer Herzlichkeit, wie sie eben nur durch meine augenblickliche Lage erzeugt werden konnte: "John Blount, weit bin ich gereist, um dich aufzufinden; nur durch Zeit gelang es mir, das Zusammentreffen mit dir zu bewirken."

John Blount, nunmehr von seinen Regungen der Eifersucht vollständig befreit, lachte auf.

"Du trägst wohl einen besseren Namen als ich," antwortete er trozig, "wer aber von uns beiden der bessere Mann, soll erst ausfindig gemacht werden. Medest du mich an, als wäre ich dein Feind, so spreche ich zu dir, wie zu einem Kameraden. Karamba! Gefällt dir das nicht, so hat der Weg hier zwei verschiedene Richtungen, die eine für dich, die andere für mich."

"Nicht so, John Blount," versetzte ich freundlich, meine Worte seiner Stimmung bedacht anpassend, "so höre ich es gern von dir, und bevor viel Zeit vergeht, wirst du noch viel herzlicher sprechen, als wäre ich nur dein Kamerad," und da er erstaunt auf mich nieder sah und offenbar nach einer Lösung der rätselhaften Ankündigung suchte, fuhr ich fort: "John — noch nenne ich dich so, obwohl dein Name ein anderer — von weit her kam ich, um dich zu finden; nimmermehr hätte ich deine Spur entdeckt, wäre die Frau des Kapitän Blount nicht gewesen —"

"Hat der Teufel die Herge immer noch nicht geholt?" warf John spöttisch mit scharf hervorstingender Gefälligkeit ein.

"Laß die Alte," erwiderte ich begnugend, "denn im Grunde bist du ihr noch zu Dank verpflichtet. War sie es denn, die mich zu deinem alten Freunde im Banisch wies —"

"Dem ich zwei Dollar schuldig geblieben bin? Hätte sie ihm längst zurück erstattet, wäre die Gelegenheit dazu gewesen."

„Er gedachte besser mit großer Freude.“

„Nun ja, er war ein guter Kerl. Karamba! mich freut's, wenn ich Gutes von ihm höre.“

„So viel Gutes, wie nur möglich, wenn jemand sich als Krüppel durchs Leben schlagen muß, den aber Sorgen ums tägliche Brot nicht drücken; so steht es mit ihm. Die besten Grüße schickt er dir, und so viel zu erzählen habe ich, daß es mit wenigen Worten nicht gesagt ist. Komm herunter von deinem Pferde; laß uns mit Carlota niedersetzen und baue darauf: ich bringe so gute Kunde, daß eure Herzen vor Freude lachen sollen.“

John Blount zögerte. Da raunte Carlota, die uns so lange aufmerksam überwacht hatte, ihm zu: „Betrachte ihn ordentlich. Er ist dein Ebenbild. Nur kleiner bist du — Santa Maria! viel kleiner.“

John Blount sah mir schärfer ins Gesicht und jetzt erst fiel ihm die Ähnlichkeit auf. Sichtbar heimelte diese Entdeckung ihn an, allein sein trotziges Selbstvertrauen konnte dadurch nicht in ebenere Bahnen gelenkt werden.

„So sage mir, um was es sich handelt,“ sprach er zuversichtlich, „denn um mich aus dem Sattel zu bringen, bedarf es schon einer großen Ursache.“

„Es handelt sich darum,“ antwortete ich nicht minder fest, „den dir gebührenden Namen dir zurückzugeben. Es handelt sich darum, dich vor die Gräber deiner Eltern zu führen, dir alle Rechte zuzuerkennen, welche einst, als man dem Blount dich überantwortete, dir schamlos geraubt wurden. Es handelt sich ferner darum, dich mit deinem Bruder zu veranlassen, deinem einzigen Bruder, mit welchem du in derselben Stunde geboren wurdest.“

„Nun blidte ungläubig, fragte indessen rasch zum Sinnen wie beiläufig: „So machst du wohl gar selber der Bruder?“

„Dein Zwillingsbruder,“ bestätigte ich festlich, denn in jeder neuen Minute erwartete ich, ihn hohnlachend mit seinem Lachen davonprengen zu sehen. „Ja, John, dein leiblicher Bruder, der bereit ist, in alle uns zufallende Gerechtsame sich teilhaftig mit dir zu teilen, dir treu zur Seite zu stehen mit Rat und That, in allen wie in bösen Zeiten.“

„Glaube es nicht,“ raunte Carlota, „ich bin notdürftig verstanden, in ihrer Mutterssprache ihm zu, und Blicke des Schmerzes und der Besorgnis sprühten von seinen wunderbaren Augen auf mich. „Es sind arge Schmeicheleien. Fort! Ich will er dich, auf daß ich mich zu dem wilden Gesellen empfänglich machen, denn er erwiderte zögernd: „Wärest du nicht, Möchtest du mich aber wirklich zu einem vornehmen Herrn machen, ein Zerkend neue Namen mir anhängen, könnt ich er nur antworten: Ich bin Baquero; unter Pferden und Rindern einherzureiten

gefällt mir besser, als alles andere. Karamba! Ich passe mich zu 'nem vornehmen Herrn gerade so gut, wie hier mein Schatz in ein Kloster; da mag lieber alles so bleiben, wie es ist. Und einen anderen Namen meinst du? Wer mir den richtigen stahl, mag ihn behalten, solange Carlota nur irgend einen weiß, mit dem sie mich anruft.“

Ein Gefühl der Trauer bemächtigte sich meiner bei dieser schroffen Ablehnung. Es entging mir nicht, daß nach seinem letzten Ausspruch Carlota, wie ihren Zauberbann fester schmiedend, sich enger an ihn ansmiegte. Ihr linkes, hinter des Geliebten Schulter hervorlugendes Auge betrachtete mich mit einem Gemisch von Glückseligkeit und Schadenfreude. Ich begriff, daß es nur ein Mittel gab, ihn meinem Einfluß zugänglich zu machen: Es bestand darin, daß ich den Besitz des schönen Mädchens in absehbare Ferne vor ihn hinstellte.

„Du übersehest,“ hob ich an, „daß dein freier Wille dein unbeschränktes Eigentum, aber auch, daß einem Bruder, der es ehrlich meint, daran gelegen sein muß, den nächsten Blutsverwandten in einer sorgenfreien Lage zu wissen —“

„Mit anderen Worten,“ fiel John ein, „du bist nicht abgeneigt, von der Erbschaft unserer Eltern — vorausgesetzt, du bist wirklich mein Bruder — also von dem Vermächtnis mir eine Kleinigkeit herauszuzahlen.“

„Sicherlich. Brüderlich teilen will ich mit dir.“

„Karamba! Geld kann man immer gebrauchen,“ versetzte John Blount über die Schulter zu Carlota, „da möchte es sich lohnen, abzusteiern.“

Er hatte kaum ausgesprochen, da stand Carlota wieder auf seiner Fußspitze, doch nicht eher sprang sie zur Erde, als bis sie ihn geküßt hatte. Gleich darauf besah der Geliebte sich an ihrer Seite. Den Mustang hinter sich führend, schlug er die Richtung nach dem Felsblock ein, welchen er schon so oft mit der Geliebten als Bank benutzt hatte.

Nur eine kurze Strecke trennte von derselben, und doch genügte sie, angesichts des wunderbaren Paares ein ganzes Heer von Gedanken auf mich einstürmen zu lassen. Lange Zeiträume wurden zu Atomen, zu nichts verkürzten sich die weitesten Entfernungen. Ich verglich meinen eigenen Liebesfrühling mit dem der beiden vor mir Einherziehenden, mich selbst mit ihm, der unter denselben Bedingungen, wie ich, und in derselben Stunde ins Leben geschickt wurde, und dennoch, wie unendlich verschieden waren wir unter dem Einfluß äußerer Eindrücke geartet. In mir spiegelte sich — ich mußte es mir eingestehen — der kalte starre Norden mit seiner träumerisch-ernsten Bevölkerung; in John Blount dagegen wie in seinem Mädchen die jengende Blut des ewig grünen Südens, die ganze Leichtfertigkeit und Anspruchslosigkeit, erzeugt durch den fast mühelosen Gewinn der von der Natur üppig gebotenen, unter

einer tropischen Sonne gereiften notwendigsten Lebensbedürfnisse. Als wir dann traulich beieinander saßen, hob ich ohne Säumen an: „Ja, John Blount, die Hälfte des Vermächtnisses gehört dir. Um indessen deine Zweifel vollständig zu beseitigen, fordere ich dich auf, eine Summe zu nennen, welche ich dir im voraus zahlen soll.“

Auf diesen Vorschlag, darauf berechnet, zunächst die Beifügung anzuregen und dadurch den ersten Einfluß auf ihn zu gewinnen, sah John Blount mich durchdringend an. Darauf sprach er zweifelnd: „Dir traue der Teufel; denn nimmermehr geht es mit rechten Dingen zu, wenn jemand derartiges anbietet. Und wer bürgt dafür, daß du überhaupt mein Bruder bist, nicht irgend ein verdammter Gaunerstreich des Alkaliden dahinter steckt, der mich für sein Leben gern einfangen möchte?“

Da ergriff ich seine Hand, und ihm ruhig in die großen, sorglosen Augen blickend, erklärte ich feierlich: „So höre denn: Zwei Zwillinge lagen einst friedlich beieinander in einem kleinen Bettchen. Ueber ihnen schwebte das Verhängnis, getrennt und hilflos ausgesetzt zu werden. Da nahm eine alte Indianerin, um ihnen das Wiederfinden zu ermöglichen, beide, und mit geübter Hand tätowierte sie dem einen im Nacken dicht unterhalb des Haars einen blauen Pfeil ein, dem anderen dagegen einen roten. Die verschiedenen Farben wählte sie, um die zum Verwechseln ähnlichen Brüder voneinander unterscheiden zu können. Den blauen Pfeil trage ich. Bist du mein Bruder, so liefert bei dir das rote Mal den Beweis.“

John Blount hatte mit gespannter Aufmerksamkeit gelauscht. Dieses Erstaunen prägte sich in seinen Zügen aus. Und abermals bemächtigte Mißtrauen sich seiner. „Das hast du ihm verraten!“ kehrte er sich mit einer heftigen Bewegung Carlota zu.

Diese erschraf, antwortete aber fest: „Santa Maria! Wie würde ich dergleichen einem Fremden anvertrauen? Hielt ich das Mal doch für ein Abzeichen des Bösen, daß du solch wilder Geselle sein solltest.“

John Blount runzelte die Brauen und sah vor sich nieder. Wenigstens überwachte ich ihn. Unbegreiflich erschien mir, daß eine Kunde, von welcher ich wähnte, daß sie mit hellem Jubel begrüßt werden würde, so gänzlich jede Wirkung verjaagte.

„Mit dem Mal hast du's freilich getroffen,“ sprach er nach einer Pause und trostlos richtete er sich auf; „bevor ich aber darauf eingehe, muß ich das deinige gesehen haben.“

Statt einer Antwort neigte ich den Kopf vor ihn hin, und das Haar zurückstreichend gewährte ich ihm und Carlota einen vollen Anblick der Tätowierung. Beide betrachteten dieselbe mit unverkennbarem Erstaunen. Endlich brach Carlota das eingetretene Schweigen mit den Worten: „Jetzt zeige das deinige, John. Ich

will die Abzeichen miteinander vergleichen," und gehorham leistete John Blount Folge.

Ein eigentümliches Gefühl der Wehmuth beschlich mich, als ich den mit so viel Sorge gesuchten Pfeil endlich vor mir sah. Den meinigen kannte ich nur aus der Beschreibung. Aus Carolotas Urteil ging indessen hervor, daß beide Male sich nur durch die Farbe voneinander unterscheiden, und das John Blounts etwas mehr unter dem Haar verschwand.

"So wärest du in der That mein Bruder," bemerkte dieser ernst, indem er sich wieder aufrichtete, "glaubst du indessen, daß ich Sie darauf anrede, so irren Sie sich. Ich will's nur eingestehen: bin zu lange vereinsamt gewesen, da gewöhne ich mich schwer an brüderliche Redensarten; auch ist's eine wunderbare Zustimmung, mit geschwisterlichem Vertrauen jemand zu begegnen, den man im Leben nie sah. In Ihnen steckt große Vornehmheit, ich selber bin nur Vaquero; das paßt schlecht zu einander." Bei diesen letzten Worten machte sich eine gewisse Verlegenheit in seinem Wesen bemerklich. Es war ersichtlich, sobald das nahe verwandtschaftliche Verhältnis nicht mehr angezweifelt werden konnte, drängte der Gedanke an die Verschiedenartigkeit unserer Lebensstellungen sich bei ihm in den Vordergrund. Er suchte indessen über die einer Beschämung ähnliche Empfindung hinwegzukommen, indem er nach kurzem Sinnen mit erzwungener Leichtfertigkeit fortfuhr: "Von fremden Menschen nehme ich nichts geschenkt — das lag schon in meiner Natur, als ich noch bei der Satansherde in New York zu Tische saß — und mit einem Bruder, den ich nie kannte, ist's nicht viel anders. Meinen Sie dagegen, daß aus alten Zeiten noch dieses oder jenes auf mich entfalle, so läßt sich das eher hören. Ich selber werde zwar ohne das fertig; allein um Carolotas willen sollte es mir lieb sein, erhielte ich so viel Geld in Händen, wie erforderlich, um sie, wenn auch nur ein einzig Mal, wie die Tochter eines Gouvernors einzukleiden zu können. Karamba! Da würden die Leute doppelt erstaunen über ihre Schönheit," und einen heißen Blick warf er auf das Mädchen, welches vernehmlich vor sich hin lachte.

Ergreifend wirkte die beinahe schüchtern erteilte Erklärung auf mich ein. Was auch immer zu ungunsten des wilden John Blount gesprochen worden: in diesem Augenblick erschienen er und Carlota mir wie arglose Kinder. Von innigster Teilnahme erfüllt, wünschte ich mehr zu hören und fragte daher heiter aufmunternd: "Wieviel würde dazu erforderlich sein? Sage es offen und fürchte nicht, zu hoch zu greifen."

Ein kurzes, leises, in spanischer Sprache geführtes Gespräch folgte; dann kehrte John Blount sich mir zu, und mich fest anschauend, meinte er zweifelnd: "Wie wäre es mit fünfundzwanzig Dollar?"

Carolotas Blicke hingen an meinen Blicken. Sobald sie aber in meinen Zu-

gen herzliche Gewährung entdeckte, raunte sie dem Geliebten erwartungsvoll zu:

"Sage fünf mehr."

"Ich meinte dreißig Dollar," verbesserte dieser sich schnell.

"Das reicht nicht weit," wendete ich ein, "dreißig Dollar sind so gut wie nichts. Auch du bedarfst neuer Kleider; außerdem könnte neues Sattelzeug, wohl gar ein zweites Pferd nicht schaden."

"Santa Maria!" rief Carlota aus, und in freudigem Erstaunen legte sie die beiden erhobenen Hände ineinander. "Da möchten zweihundert Dollar nicht ausreichen."

"Bestimmen wir also vorläufig zweihundert," versetzte ich ermutigend.

John Blount sah mich wieder durchdringend an; zugleich erklärte er zögernd: "Ich traue Ihnen nicht zu, daß Sie Spott mit uns treiben möchten, und doch gehört gute Lust dazu, Ihren Vorspiegelungen Glauben beizumessen." Carlota hatte ihre Lippen seinem Ohr genähert, und notdürftig verstand ich: "Trau' ihm nicht; wer so viel Geld um nichts fortwirft, hält es mit den Bösen," und mit flinker Bewegung bekreuzigte sie sich.

Ich konnte mich abermals eines Lächelns nicht enthalten und erwiderte überzeugend: "Zunächst, John Blount — vorläufig muß ich dich noch so nennen — wirst du es bei dem brüderlichen 'du' bewenden lassen. Findest du hingegen in meinen Offenbarungen Erstaunliches, wohl gar Unglaubliches, so tröste dich damit, daß es mir zu seiner Zeit nicht besser erging. Und mehr noch wirst du erstaunen, wenn ich —"

John Blount warf den Kopf herum und spähte argwöhnisch in das am Fuße des Walles sich hinziehende Gesträuch hinein.

33. Kapitel.

Um die Freiheit.

Was John Blount zu dieser plötzlichen Bewegung veranlaßte, erriet ich nicht. Dagegen entdeckte ich, daß Carlota, welche in dieselbe Richtung sah, jäh erbleichte. Nicht das leiseste Geräusch hatte ich unterschieden. Unverständlich blieb mir daher, daß John Blount sich mir langsam zulehrte, seine bedrohlich funkelnden Augen auf die meinigen heftete und zwischen den zusammengebissenen Zähnen hindurch mit unheilverkündender Ruhe anhub: "Hast du mit deinem verruchten Geschwätz mich in eine Falle gelockt, so gedenke ich es dir. Wärest du zehnmal mein Zwillingbruder, rettete es dich nicht" — leises Klauschen in dem Gebüsch machte ihn verstummen. Dann aber hätte ein gereizter Panther nicht flinker auf seine Beute einspringen können, als er emporschnellte, in zwei Sägen seinen Mustang erreichte und ohne Benützung des Steigbügels sich in den Sattel schwang. Sein nächster Griff war nach dem Lasso, der sich wie durch Zauber in seiner rechten Faust in eine und eine halbe Windung zusammenlegte und oberhalb seines Hauptes vor den sicheren Drehungen zu einer weiten

runden Schleife öffnete. Zu derselben Zeit waren sechs oder sieben Männer, unter welchen ich die zuvor beobachteten Polizistensoldaten wiedererkannte, in kurzen Zwischenräumen aus dem Gebüsch gebrochen und in den Pfad und auf die Wiese hinausgeeilt, wo sie ihm nach allen Richtungen hin den Weg verlegten. Ihre Absicht, ihn auf John Blount zu werfen, während er zwischen mir und Carlota saß, war mißglückt, und so standen sie jetzt enttäuscht da, in den Händen die Stricke, mittels denen sie ihren Gefangenen zu fesseln gedachten.

Beim ersten Erscheinen der Männer hatte Carlota einen kurzen Angstschrei ausgestoßen. Einige Sekunden saß sie wie gelähmt, bevor ihr südliches Blut in Gärung geriet. Den Geliebten bedroht zu sehen und diese Drohung auf sich selbst übertragen zu wissen, genügte, ihren Zorn zu entflammen, zugleich ihr jene Besonnenheit zurückzugeben, mit welcher allein es nur möglich war, Mittel zur Rettung zu erdenken. Fremd dauerndem Kleinmut, sprang sie empor, und sich mir zulehn, stand sie da wie eine verjüngte Nachtgöttin.

"Mein Geheimnis haben Sie ausgesprochen," sprach sie laut genug, um von allen verstanden zu werden, "zum Ruck des hinterlistigen Alkalde haben Sie sich erniedrigt —"

"Carlota!" fiel ich dringlich ein, "bei allem, was dir heilig, beschwöre ich, daß ich jedem Verrat fern stehe —"

"Daß ihn," unterbrach John Blount mich, zu dem Mädchen gewendet, und unabänderlich kreiste die gefährliche Schlinge oberhalb seines Hauptes, "so schlecht kann kein Mensch sein, daß er den Brudernamen benützt, um andere ins Unglück zu stürzen —"

"John Blount, ich verhafte dich im Namen des Gesetzes und auf Befehl des Alkalde!" schrie der Vormann der Polizisten dazwischen, "und ich rate dir, miß Unvermeidliche dich zu fügen, wenn du deine Lage nicht erschweren möchtest. Die vier Wochen für das Aufblehnen gegen den obersten Beamten sind bald abgelaufen, ebenso die sechs Wochen, welche das Schmutzgelb dieser letzten Nacht dir einträgt; nun her bist du wieder ein freier Mann, der sich in der Stadt sehen lassen darf."

John Blount warf einen Blick um sich. Da die zu seiner Verhaftung ausgehenden Männer keine Schußwaffen bei sich führten, mochte seine Lage ihm weniger bedenklich erscheinen, denn höhnisch lachte er auf, jedoch ohne das Schwingen des Lasso zu mäßigen.

"Nicht auf sechs Stunden geh' ich fort!" rief er auf dem Gipfel seiner Ironie, "nicht auf eine halbe Stunde, und muß deshalb der Teufel euch samt eurem Alkalde holen!"

"Du wirst schon freiwillig herangehen an die Strafe, wenn du weißt, daß Carlota und der eine Herr hier in der dunkelsten Kammer des Forts dich so lange verretten, bis du selber kommst," hieß es zurück.

und begreifend, daß der milde Reiter sich überlich einsparen lassen würde, schritt der Mann auf mich zu, um sich meiner und des Mädchens zu bemächtigen.

„Karamba!“ stieß John Blount grimmig hervor, „so magst du zuerst zur Hölle fahren.“ und ein Blick hätte nicht schneller wirken können, als die Wurfscheibe seiner Faust entglitt. Als sich schnell verengender Ring sank dieselbe um den Mann nieder, wurde dann aber mit unglaublicher Sicherheit und unterstützt durch die Verwundung des Pferdes in demselben Augenblick gezogen, in welchem die Schleife in gleiche Höhe mit dessen Knieen gelangte. Wohl griff der Bedrohte nach dem Messer, um den Lasso zu zerschneiden, aber vergeblich. Die Füße wurden unter ihm fortgerissen, daß er rücklings zu Boden sank, und bevor die Gefährten Hilfe zu leisten vermochten, ritt John Blount, sein Pferd hinter sich herschleifend, mit gemäßigter Schnelligkeit davon. Die ihm zugehenden Drohungen lohnte er mit totem Lächeln, gellend schallte seine Stimme über die kleine Lichtung hin.

„Nur noch zehn Schritte näher,“ rief er den Männern zu, „und ich zeige euch, wie mein Gaul auszugreifen versteht. Ueber das Gestein schlepe ich den Hund von einem Spion, daß ihr Fleisch und Knochen nachweise hinter mir zusammenfuchen mögt!“ Und als die Verfolger stehen blieben, hielt auch er sein Pferd an, worauf er wieder sprach: „Will der Alkalde mich sprechen, will er nach Riguels Rancheria kommen. Da ist sein Recht nicht größer als das meine. Dort bin ich bereit, alles mit ihm auszumachen, was zwischen uns schwelt. Ich dagegen, beschwört ihr nicht bei allen toten Todsünden, Carlota unberührt zu lassen, auch den Herrn da, so ist euer Corporal ein toter Mann, bevor einer bis dahin zählt. Karamba!“ fuhr er geistig auf, als sein Gefangener sich aufrichtete und die Füße von der verderblichen Schlinge zu befreien suchte, woran er in einem Augenblick eine heftige Seitwärtsbewegung des Mustangs gehindert wurde, entweder er rührte sich nicht, oder ich verschaffe dir Bewegung, daß dir 's Hören und Sehen nie ewig vergeht.“

„Gib mich frei, John Blount,“ flehte der Gefangene in seiner Todesangst, „ihr bleibt zurück,“ herrschte er den Gefährten zu, „ich beschwör's: Gibst du mich frei, soll hier wenigstens keiner seine Hand nach dir ausstrecken, auch nicht nach Carlota — John Blount — bei der verdammten Jungfrau und allen Heiligen werde ich's zu deinem Vorteil will ich tun.“

„Gib ihm die Freiheit, John,“ bat nunmehr auch Carlota dringlich, denn es reichte ihr vorzujubeln, daß jetzt nur noch ein Wort dazu gehörte, um den wilden Reiter mit der unheimlichen Last hinter sich über den zackigen Wall davonsprengen zu sehen, „höre auf mich, John, thue, was ich dir sage, mache es nicht ärger durch deine Wildheit. Die paar Wochen gehen dahin, und schlechter wirst du nicht,

wenn du die kurze Gefangenschaft über dich ergehen läßt —“

„Diablo!“ fluchte John Blount, „nicht eine Minute der Haft dulde ich, und müßte ich deshalb zehnmal zur Hölle fahren. Arbeiten will ich die Strafe wohl dir zu Liebe, aber meine Freiheit gebe ich nicht auf. Karamba! Der Alkalde mag sagen, wieviel die Schläge wert sind, die ich ihm aufzähle, und seinen Besos handle ich davon ab. Ja, das melde ihm; aber auch, daß er keine Stunde vor mir sicher, ob Tag oder Nacht, wenn er sich auch nur mit einem Blick an dir versündigt.“

Bis dahin hatte ich wie ein unbeteiligter Zuschauer dagestanden. Die Bestürzung, als ich den Polizeisoldaten unter John Blounts tüdischer Waffe zu Boden stürzen sah, hatte mich sprachlos gemacht; Entsetzen ergriff mich bei dem Gedanken, daß es der eigene Bruder, der nur noch durch die größte Vorsicht davor bewahrt werden konnte, eine nie zu sühnende Blutschuld auf sich zu laden. Indem aber das Aechzen des um sein Leben stehenden Opfers zu mir herüberdrang, dessen Ende die ratlosen Genossen durch etwaige Einmischung unfehlbar besiegelten, gewann ich meine Besonnenheit zurück.

„John Blount,“ rief ich ihm zu, „erlöse den Mann aus seiner gefährlichen Lage! Thue es um deiner selbst und um Carlota's willen, doch auch aus Freundschaft für mich. Euch dagegen sage ich,“ kehrte ich mich den Häschern zu, „daß ich für John Blount nach jeder Richtung hin bürgе.“ Einen ermutigenden Blick warf ich auf Carlota, die angstvoll meine Augen suchte, und weiter sprach ich: „Führt mich zu dem Alkalde, und ich versichere euch, nur Minuten soll es dauern, bis er befiehlt, John Blount nicht länger zu belästigen. Und damit ihr's wißt: ich nehme die Strafe, die bis jetzt noch mit Geld auszugleichen, freiwillig auf mich, und was der Alkalde fordern mag, es soll ihm unverfürt ausbezahlt werden.“

Die Polizeisoldaten, durch die sich vielfach wiederholende Begegnung mit den in Acapulco ankommenden Fremden zum Teil notdürftig mit der englischen Sprache vertraut, sahen sich verwundert an. Sie schwankten offenbar in ihren Entschlüssen. Da wurde die Aufmerksamkeit aller auf John Blount hingelenkt. Derselbe war zu seinem Gefangenen herangeritten und lockerte die Schlinge an dessen Füßen. Des sich schwerfällig Aufrichtenden nicht weiter achtend, trieb er den Mustang auf mich zu, und zwar so dicht an den Häschern vorbei, daß diese nur die Hand auf den Zaum zu legen brauchten, um seiner habhaft zu werden. Doch keiner rührte sich. Das blinde Vertrauen des jungen Centauren übte offenbar eine beschwichtigende Wirkung auf sie aus, während ich selbst der von ihm bewiesenen Großmut meine Achtung nicht versagen konnte.

„Ich weiß nicht, wie du heißt,“ redete er mich an, indem er mir die Hand reichte, „aber jetzt glaube ich, daß du mein Bruder bist. Du willst meine Strafe auf dich

nehmen, das dulde ich nicht und müßte ich zweimal zehn Wochen auf dem Fort sitzen. Selber werde ich zu dem Alkalde reiten, um ihm Geld zu bieten. Geht er darauf ein und du legst es für mich aus, so bleibe ich dein ehrlicher Schuldner, bis der letzte Cent abgearbeitet ist. Nur eine Bedingung stelle ich: es soll nicht von mir gefordert werden, am hellen Tage als Gefangener durch die Stadt zu ziehen. Zu tief würde es mich fränken, wiesen die Leute mit Fingern auf mich. Sobald es dunkel, reite ich vor des Alkalde's Haus, um mit ihm zu reden. Das meldet ihm,“ wendete er sich an die herangetretenen Männer, „sagt ihm aber auch, ich erwarte von seiner Ehre, daß niemand Hand an mich lege. Einigen wir uns nicht ums Geld und muß ich aufs Fort, so stelle ich mich daselbst morgen abend freiwillig. Ich könnte meine Strafe gleich antreten, allein ich möchte zuvor mein Pferd in gute Obhut bringen.“

Wie ihren Sinnen nicht trauend sahen die Häfcher auf den sonst so gefürchteten trotzigigen Burschen. Sie hätten offenbar eher an den Untergang der Welt geglaubt, als daß er sich zu einem derartigen Entgegenkommen verstehen würde. Zweifelten sie aber noch an der Aufrichtigkeit seines Versprechens, so wurden sie beschwichtigt durch die ernste, beinahe düstere Ruhe, welche seiner äußeren Erscheinung sogar eine gewisse Würde verlieh.

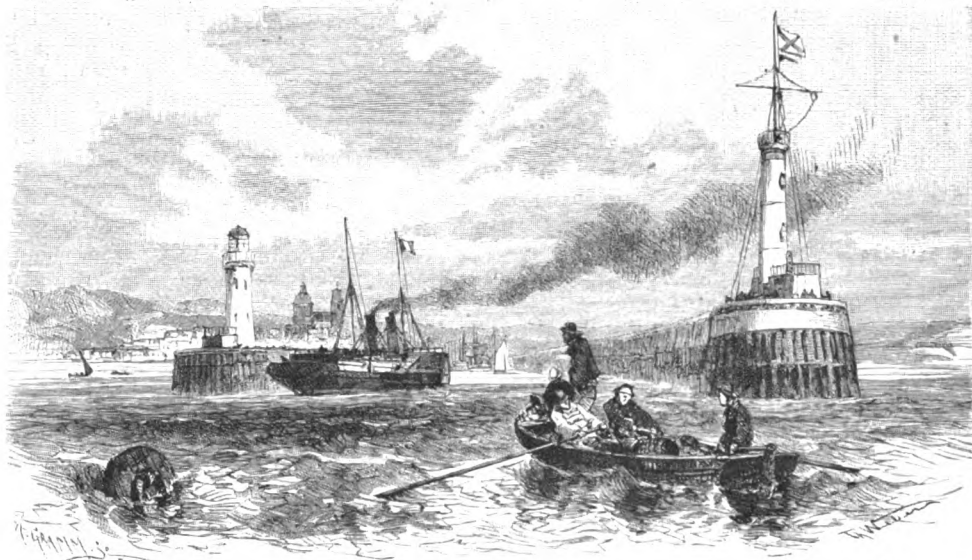
„John Blount,“ nahm der Befehlshaber des Kommandos nunmehr das Wort, „was du gesprochen hast, ich betrachte es als Wahrheit. Den Streich, welchen du mir spieltest, rechne ich dir nicht an. An deiner Stelle hätte ich vielleicht nicht anders gehandelt. Und nebenbei, John Blount, mußt du ins Gefängnis, so bleibst du trotzdem ein ehrlicher Mann. Hat schon manch ein Kaballero um eine Tracht Schläge, die er austeilte, eine Freiheitsstrafe verbüßt, ohne daß ihm jemand einen Vorwurf darüber gemacht hätte.“

Er wollte sich mit seinen Genossen verabschieden, als ich zu ihm herantrat und dem für solche Freundlichkeiten Empfanglichen einige Dollar in die Hand drückte.

„Das ist für Euren guten Willen,“ bemerkte ich dabei, „und wenn Sie den Alkalde sehen, stellen Sie alles, was Sie hier erlebten, ins günstigste Licht. Vereiten Sie ihn darauf vor, daß ich selber käme, um die mißliche Angelegenheit mit ihm zu ordnen, so daß mein Bruder — und mein Bruder ist er ja — morgen aufrechten Hauptes durch die Straßen gehen könne.“

Unter den Ausdrücken des wärmsten Dankes entfernten sich die Häfcher. John Blount blickte ihnen nach, bis sie hinter dem Vorbeergebüsch verschwanden. Dann stieg er vom Pferde, und Carlota, die ihm um den Hals fiel und abwechselnd lachte und weinte, faust von sich abwehrend, reichte er mir abermals die Hand.

(Fortsetzung folgt.)



Die Hafeneinfahrt von Boulogne (S. 1006).

Eine Badereise längs des englischen Kanals.

Von

Ernst v. Hesse-Wartegg.

Ob sich denn unsere Damen, welche die Weltausstellung von Paris mit ihrem Besuch beglücken, mit diesem Besuch allein zufrieden geben werden? ob sie der französischen Hauptstadt so ruhig wieder den Rücken kehren und trockenen Fußes über den Rhein zurückwandern werden? In Paris ist man doch den atlantischen Seefküsten so nahe, und die Weltausstellung hat die zarten Nerven so sehr in Anspruch genommen, daß eine Seebadereise absolut notwendig wird. Nicht wahr? Absolut notwendig. Väterchen oder Gatte, man wird sich zu dem Opfer, welches das zarte Geschlecht so stürmisch oder so schmeichelnd — je nachdem — fordert, doch entschließen müssen. Nun dann wohl! Aber wohin? Trouville, Bawille, Dieppe sind allerdings die nächsten, am schnellsten zu erreichen. Aber sie liegen in direkt entgegengesetzter Richtung von der Heimat: Wie, wenn man von Paris aus mittels der Chemin de fer du Nord direkt nördlich nach Boulogne oder Ostende oder Blankenberghe führe und von dort nach Deutschland zurückkehre? Wer kann den Argumenten der Damen widerstehen? — So fahren wir denn nach Norden und nehmen einen Sack voll Erinnerungen an den Eiffelturm und all die schönen ostasiatischen und südamerikanischen Dinge, die wir auf der Ausstellung gesehen, auf die Reise mit. Wir fliegen mit sechzig Kilometer Geschwindigkeit pro Stunde durch die romantische Picardie und bekommen schon bei Abbeville ein bißchen Seeluft zu

atmen. Gewaltige, kahle, vom Wind zerzaute Dünenberge begleiten uns auf der Weiterfahrt durch die Gefilde von Artois. Jenseits der Dünen liegt das Meer, aber wir können noch nichts davon erblicken. Erst nach vierstündiger Eisenbahnfahrt, in Boulogne, sehen wir es endlich vor uns daliegen, weit und groß und überwältigend, aber an dieser Stelle doch nicht unbegrenzt, denn am äußersten Horizonte scheinen doch bestimmte scharfe Formen durch die Atmosphäre zu schimmern, nichts anderes als die kahlen weißen Klippen von Folkestone, welche England zu dem Namen Albion verholfen haben. — Boulogne wäre als Seebad wahrscheinlich kaum zu solcher Beliebtheit gelangt, läge es nicht auf der großen Hauptverkehrsrouten zwischen England und Frankreich. Jährlich verkehren zwischen Boulogne, dem französischen, und Folkestone, dem englischen Hafen dieser Route eine Viertelmillion Reisende, und da ist es nicht wunder zu nehmen, daß davon einige Tausende hier für einige Wochen kleben bleiben, zumal Boulogne, vom Meere aus gesehen, sich ungemein malerisch ausnimmt. Man braucht hierzu nur in einem der zahlreichen Vergnügungsjachten, welche dem Fremden im Hafen auf Schritt und Tritt mit derselben Beharrlichkeit wie Gondeln in Venedig angeboten werden, eine Seemeile hinaus ins Meer zu segeln. Dann gewahrt man zur äußersten Linken die senkrecht ins Meer hinabstürzenden weißen, kahlen Felswände des Caps Giro nez (graue Nase), auf

welchem der unglückliche Piclatre de Nozier bei seinem kühnen Versuche, von Jena aus per Luftballon nach England zu gelangen, das Leben verlor. Weiter vor uns liegen die zwei, die Hafeneinfahrt von Boulogne bezeichnenden Leuchttürme (S. 1006), und zur Rechten erheben sich abermals weiße Felsentklippen, die vorzeiten mit jenen Englands vereinigt waren. Das weite Thal des Planesflusses unterbricht die hohe Klippenkette, und in diesem Thale, an den beiderseitigen Berglehnen hinauf, liegt Boulogne mit seinen vielen Türmen und Kupeln, und dem hohen Obelisk mit der Bronzestatue Napoleons I., ein Denkmal, welches die große zur Invasion Englands bestimmte Armee 1804 ihrem kaiserlichen Feld-

herrn widmete. — Zu Füßen der Klippen, auf der nördlichen Seite des Hafens, erblickt man lange Batterien von Badefarren, teils am Lande, teils im seichten Strandwasser, von der Brandung bespült. Um sie herum und vor ihnen ergötzen sich die Badenden, andere liegen auf dem trockenen, weichen Dünenstrand und lassen sich die Schwimmkleider vom warmen Sonnenstrahl am Leibe trocknen. Verrostete runzelige Badeweiber in blauen, wollenen Schürzen trippeln ab und zu, Badediener lenken ihre kräftigen normannischen Pferde, welche die Badefarren aus den Meeresfluten ziehen. Ein schwarzer verwitterter Turm, etwa eine Seemeile vom Lande entfernt und von der Brandung umstäubt, hält hier Wache: der berühmte tour d'ordre, den niemand anderer als der brutale Caligula auf seinem Verwüstungszuge durch Frankreich hier erbauen ließ. Damals stand der Turm noch auf dem Festlande, aber dieses konnte dem Andringen des Meeres nicht widerstehen; ein Streifen von der Breite einer Seemeile wurde im Laufe der Jahrhunderte weggespült, und die Turmtrümmer ruhen heute auf einer Felseninsel, die allein dem Ozean Trotz zu bieten verstand. Boulogne ist wohl eine französische Stadt, aber ein englisches Seebad, das ist sofort zu erkennen, wenn man die Konzerte oder Theatervorstellungen in dem hübschen Strand-Kasino, oder die vielen Seheenswürdigkeiten der oberen Stadt besucht, oder längs des ungemein malerischen Strandes des Ausfluges nach Le Crotois (S. 1009) und dem alten Fischerdörfchen Le Portel (S. 1010) unternimmt. Man wird überall nur Engländer treffen. Aber das ist ja der Romantik dieses hübschen Seebades ortes durchaus keinen Eintrag. Boulogne ist besonders an warmen Sommerabenden schön, wenn die untergehende Sonne die bergige Stadt und den Hafen schräg beleuchtet, wenn die kleinen Wellen des Meeres goldig erglänzen und das Bild

des in Feuer getauchten Himmels sich im Meere widerspiegelt. Die beiden massiven steinernen Festungstürme, diese Vortierlogen der Hafeneinfahrt, heben sich mit ihren dräuenden schwarzen Mauern felsenhaft von dieser durchalähten Umgebung ab. — Ist die Sonne untergegangen, die Dämmerung herangebrochen und etwa auch Neumond, dann ist der Hafengier, die „Staccade“ (S. 1012) der Lieblingaufenthalt des jüngeren Teils der Badegäste. Der lange Damm ist in vollständige Finsternis gehüllt — der dienstthuende Zollwächter schläft in seinem Wachthäuschen und so vereinigen sich dann Natur und Menichheit, um Hymens Dienst nach Kräften beizustehen. Ein romantisch angehauchtes Pärchen nach dem anderen huscht an dem schlafenden Zollamtsapostel vorüber, um im Dunkel der Nacht zu verschwinden. — Sie schlendern langsam den langen Einfahrtsdamm entlang; sie stehen an die Brüstung gelehnt und blicken hinab auf den weißen, im Dunklen leuchtenden Meereschaum, der sich an den mächtigen Pfeilern der Staccade bricht; sie ruhen vielleicht in sanfter Umarmung auf den Kugeln, flüstern leise, betrachten die Sterne — —. Wenn dann das Wachtboot der Douane seine Rundfahrt macht, und die hellen Strahlen der Blendlaterne den Hafendamm bestreichen, um nach Schmugglern zu fahnden, dann beleuchten sie nur Schmuggler der Liebe — doch der französische Douanier ist stumm und verzicht in so diskreten Fällen auch blind zu sein.

Die französische Nordbahn bringt uns binnen einer Stunde nach Calais (S. 1015), das den englischen Seeküsten noch um einige Seemeilen näher liegt als Boulogne und demzufolge noch größeren Passagierverkehr aufzuweisen hat, alles nur aus Furcht vor der Seefrankheit. Obgleich die Strecke zwischen London und Paris über Folkestone und Boulogne die kürzeste und demgemäß auch die Reisekosten viel geringer sind als über Dover und Calais, zieht doch die große Mehrzahl der Reisenden den Umweg über Calais vor, einfach



Re Portel bei Boulogne (S. 1008).

nur darum, weil die Seereise auf dieser Route um ein Viertelstündchen kürzer ist! Dieser Bedeutung als Hauptverkehrshafen zwischen England und Frankreich entsprechend, erhält Calais augenblicklich großartige Hafenanlagen mit weiten Docks und Bassins, welche auch größeren Seeschiffen zu jeder Flutzeit die Einfahrt gestatten (S. 1017). Frankreich verwendete viele Millionen zur Herstellung und Befestigung dieses wichtigen Hafens, und die Bequemlichkeiten der achtstündigen Reise zwischen den zwei größten Städten des Erdballs sind heute so groß, daß man aus dem Eisenbahnzuge direkt in den Dampfer steigen kann. Die große London-Chatham-Dover Eisenbahn hat in den letzten Jahren an Stelle der alten kleinen Schiffe große prachtvolle Dampfer in den Verkehr gestellt, luxuriös eingerichtete Fahrzeuge, welche die Ueberfahrt nach Dover in kaum mehr als einer Stunde bewerkstelligen und, dort angekommen, ebenfalls direkt an die Eisenbahnzüge anlegen. Mit dieser großen Erleichterung im Passagierverkehr sind deshalb auch die Ausfahrten

auf die Herstellung eines Tunnels unter dem Kanal in die Ferne gerückt, wenn auch nicht ganz beseitigt worden. Der Besucher von Calais wird ein Viertelstündchen westlich der Stadt am Meeresstrande das alte bescheidene Fischerdörfchen Saugate (S. 1020) finden. Dort ist es, wo der unterseeische Tunnel seinen Anfang nehmen soll, und es sind in der That schon bedeutende versuchsweise Vorarbeiten unternommen worden, welche eines Besuches wohl wert sind.

Als Seebad hat sich Calais bisher noch nicht entpuppt, wohl aber das eine Eisenbahnstunde weiter östlich, schon nahe der belgischen Grenze gelegene Dünkirchen mit seinem hübschen Seebadestrande Rosendaal.

Rosendaal in Frankreich! Der Name allein verrät uns schon, daß wir uns in dem französischen Flandern befinden, dessen Bevölkerung trotz der Herrschaft der Franzosen durch und durch flämisch geblieben ist. Dünkirchen mit seinem Rosendaal lag aber weit abseits von den großen Verkehrsrouten, es wurde so wenig besucht und kam, die starke Festungsgarnison ausgenommen, so wenig in Berührung mit den jetzigen Herren des Landes, daß uns sein durchaus flämischer Charakter nicht wunder nehmen darf. Dazu war Dünkirchen seit jeher, aber wahrhaftig nicht aus Eitelkeit, in gar enger Festungsmieder eingeschnürt, aus welchem statt zweier gleich ein Duzend Bastionen hervorstanden; eine flämische eiserne Jungfrau, welcher im Laufe der Zeit Könige und Herzöge zu Füßen lagen und mit Schwert und Kanonen um ihren Besitz buhlten. Noch heute sind diese Fesseln nicht gesprengt, nur ist die eiserne



Re Grotois bei Boulogne (S. 1008).

Jungfrau etwas zugänglicher geworden. Ihr Hafen wird von zahlreichen Schiffen besucht, durch ihre Pforten brausen Lokomotiven, und der Umgang mit internationalen Touristen hat sie modernisiert. Sie warf eine elegante Pariser Toilette über den eisernen Panzer und gibt sich dem eleganten Leben mehr hin als früher. Dazu gehört nun im Sommer offenbar auch ein Seebad und dieses entwickelte sich, dank der vielen günstigen Bedingungen, die hierfür vorhanden sind, erstaunlich

um aus den elenden, ganz vergessenen, vom Winde verblasenen, sandverwehten Fischerdörfern ganz stattliche Städte mit großen Hotels, prachtvollen Strandpromenaden, mit Gas, Elektrizität, Eisenbahnen und Telegraphen zu schaffen! Immer neue Namen tauchen im Bäder- und Murray auf, und während beispielsweise vor einigen Jahren erst Heyst und Wist-aan-Zee „entdeckt“ wurden, sind heuer Widdlerke, La Panne, Nieuport, Knoke und Gott weiß, welche andere Seebadeorte an der Tagesordnung.

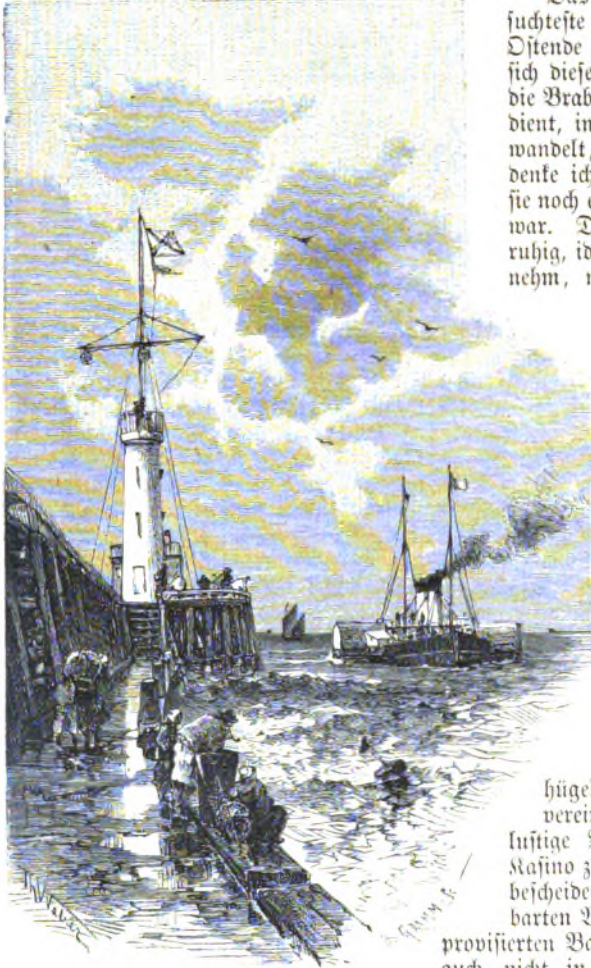
Das größte, bedeutendste, besuchteste aller dieser Seebäder ist aber Ostende geworden. Wie rasch hat sich diese flämische Schöne, welche die Brabançonne als Wiegenlied gedient, in eine Pariser Kofette verwandelt, und fast mit Wehmut denke ich an die schönen Zeiten, da sie noch ein einfaches Fischermädchen war. Das Leben war hier einfach, ruhig, idyllisch, die Gesellschaft vornehm, nur dem Bade, den Promenaden und höchstens ein paar unschuldigen Unterhaltungen geselliger Natur gewidmet. Man streckte mit dem größten Behagen am Morgen seine bloße Rückseite der anstürmenden Brandung des Meeres zum Russe dar und trollte des Nachmittags in dem von dem Winde zusammengeblasenen Sandhaufen längs der Seeküste umher, als wären es lauter Interlaken und Engadins, jeder Grasfleck ein Tannenwald, jeder Sand-

hügel ein Rigi. Des Abends vereinigte sich die junge tanzlustige Welt in dem bescheidenen Kasino zu Ostende oder in dem noch bescheideneren Kursaal des benachbarten Blankenberghe zu einem improvisierten Ball, zu welchem man, wenn auch nicht in Schwimmbädern wie zum Bade, so doch in gewöhnlicher Nachmittags-toilette erscheinen konnte.

Es war ein köstlicher Nirwanazustand, und die aus dem graugesleckten Himmel, dem grünen Meere und den gelben Dünen gebildete einfache Staffage genügte den Besuchern vollkommen. Jeder Mensch, dem die Sonne wahrer Lebensfreude, wenn auch nur durch eine Dachlufe ins Herz hineinschaut, fühlt wohl einmal im Jahre das Bedürfnis, Zepter und Kronen, Schwert und Feder beiseite zu legen und sich ein wenig ungekünsteltem Naturleben hinzugeben. Den ganzen Winter über ist man doch gezwungen, mit den Posamentierwaren gesellschaftlicher Distinktion, Goldstickereien und Ordensbändchen, Achselklappen und Portepées umherzuspatzieren, und welchen Genuß gewähren dem solchermaßen austapezierten Menschen einmal

Wald und Feld, idyllisches Bauern- und Fischerleben! — Dies war nun in früheren Jahren in Ostende und Blankenberghe reichlich zu finden, aber heute ist es dort anders geworden! Die simple Badewelt von damals hat einer aufgeblühten, talim-goldenen Gesellschaft Platz gemacht, die einfach an den Meeresstrand kommt, wäh- es Mode geworden, und welcher als höchstes irdisches Glück Brunt- und Paradies- sucht, Klatzsch und Schwager erscheint. Ostende ist heute kein idyllisches Seebad mehr, wie Heyst und Knoke, La Panne und das herrliche Dornburg bei Blißingen. Es ist ein Babel, ein Pariser Boulevard, ein Stück Ringstraße, ein Hayemarket, an die Seeküste verpflanzt. Ungeheure vier- und fünfstöckige Hotels mit aufgebauhten, anspruchsvollen Fronten, prächtige glanzvolle Villen, große Cercles und Klubs drängen einander, den geräumigen Kursaal, diese Riesen-Karawanen in ihrer Mitte. Die Seebäder scheinen nebenbei eine Art Vorwand für luxuriöses Leben am Meeresstrande zu sein, und es ist nicht der Badeplatz mit seinen Salinen, seinen in tiefen, weichen Sand aufgepflanzten Zelten, sondern der Kai, der Ballsaal, das Kasino, der Klub und — der Spieltisch, um welchen sich das Leben konzentriert. Selbst in den Straßen der Stadt Ostende sieht man diesen luxuriösen Charakter ausgesprochen, und nur im Hafen ist noch alles ursprünglich, urwüchsig geblieben (S. 1018). Es soll damit dem schönen eleganten Seebade kein Vorwurf gemacht werden, denn was dem einen überflüssig erscheint, ist dem anderen ein Bedürfnis. So werden sich im Laufe jeder Saison immer einige finden, welche Ostende als ein irdisches Paradies darstellen, in der Schilderung von Vergnügungen, von Wettrennen, von Klatzsch und Damentolletten schwelgen. Sie schreiben wohl mit jenen leichten, hohlen Kielfedern, den Flügeln einer Gans ent-

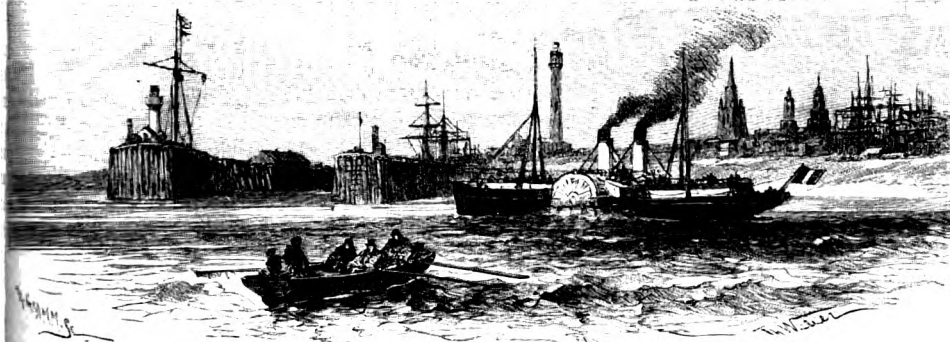
rissen. Wer in Ostende die reine, unverfälschte Natur genießen will, wer sein Bad gerne allein nehmen möchte, ohne vor und neben sich halbweltliche Rajaden in durchschimmernde Gewebe gekleidet passieren zu sehen, der muß Ostende im Hochsommer besuchen. Das Gros der Badegäste hat dann dem Meeresstrande den Rücken gekehrt, um in Baden-Baden oder Homburg die gleiche Lebensweise (selbstverständlich mit Ausnahme der Tableaux vivants im seichten Seewasser) fortzusetzen — man ist mit ein paar gleichfühlenden, gleichdenkenden Menschen allein. Wenn auch zuweilen der Wind ein wenig heftiger bläst und das Meer aus schaumgefrönten Wellen peitscht (S. 1022), wenn auch der Dünen sand vor ihm auf der fahlen Promenade hergejagt, die Luft schärfer, die Abende kühler werden: die Natur bleibt doch gleich groß. Delfinen gleich heben sich die Strandwellen auf dem Meere empor, um, im hohen Bogen auf den Strand fallend, sich dort zu brechen und schäumend wieder zurückzuströmen. In unaufhörlicher Folge eilen die weißen Schaumkämme gegen das Land, als wären



Die Staccade in Boulogne (S. 1006).

schnell. Von Rosendaal aufwärts ist die ganze belgische Seeküste bis an die Mündung der Schelde sozusagen ein einziger Seebadeort. Nichts hat sich so rasch in unser modernes gesellschaftliches Leben eingebürgert als der Aufenthalt an der See. Wo hätten unsere Väter je daran gedacht, ihre lieben Mägen, Spa, Wiesbaden oder Homburg zu gunsten eines Aufenthaltes an der fahlen, sandigen Seeküste zu opfern? Wo hätten sie geträumt, daß wir, ihre Kinder, auf unserer Reise dorthin mit Wohlbehagen an diesen großen schönen Badeorten vorüberreifen würden, ohne auch nur die Nasenpitze, diesen neugierigsten Teil des menschlichen Körpers, aus dem Waggonfenster herauszustrecken?

Eine einzige Generation hat hingereicht,



Galaß (S. 1009).

die weite Reise über den Ozean müde, als sehnnten sie sich, am Busen der Mutter Erde zu sterben.

Ist das große Ostende in den heißen Sommermonaten der Sammelpunkt einer höchst internationalen Gesellschaft, so kann das nahe Blankenberghe (S. 1024) als ein Sammelpunkt des koloniengründenden Deutschlands angesehen werden. Die Kolonie, die es hier am belgischen Meeresstrande geschaffen, hat entschieden eine größere Bedeutung erlangt als alle Kameruns und Angra Pequenas. Es gibt hier kein Palmöl, keine Kokosnüsse; das Hauptprodukt besteht in Nerven- und Heilkräften. Mutter Natur hat den Strand zwischen Ostende und Blankenberghe zur Hauptsache nach freilich auch nur mit solchen Segnungen bedacht wie Angra Pequena: Dünen sand und Meerwasser, der für Badefolonisten gibt es hier doch mehrere Einrichtungen. Der Strand hat eine kaum merkliche Neigung gegen das Meer und ist so eben und flach wie ein Tisch; auf je 100 m Entfernung laufen von den hohen grasüberwachsenen Dünen viele gemauerte Sporne ins Meer, deren Spitze im Wasser stekende Köpfe eine Haube aus Weidengeflecht tragen — Anker für den Strand bildend, der sonst von den Wellen wühlenden, ewig die Küste benagenden Fluten bald weggespült würde. Und damit es die Badenden hier recht bequem haben, hat die Natur den Strand noch mit einer dicken Schichte des feinsten Sandes beglückt, wie Zucker auf einem Gugelhupf. Die Badeverwaltung that das übrige. Zwei schöne Ankleidekabinen auf Rädern, mit man dem zur Ebbezeit weit von der Promenade zurückgehenden Meere fern kann und die Badenden in ihrem elegantesten Kostüm auf dem trocken gelegten Sand nicht Spießruten laufen lassen. Eine doppelte Reihe Bojen (Ankerbojen) bezeichnet die Linie im Meere, wo zur Ebbe- und Flutzeit den Grund verläßt, also die Grenze für Nichtschwimmer; zwischen jedem der Sporne schaukeln überdies Rettungsboote mit geübten Schwimmern, die auf die tolle Badegesellschaft ein wachsames Auge haben.

Alle diese Einrichtungen haben Blankenberghe innerhalb weniger Jahre zu dem beliebtesten und beliebtesten Bade am Nordstrand gemacht. An die zwanzigtausend

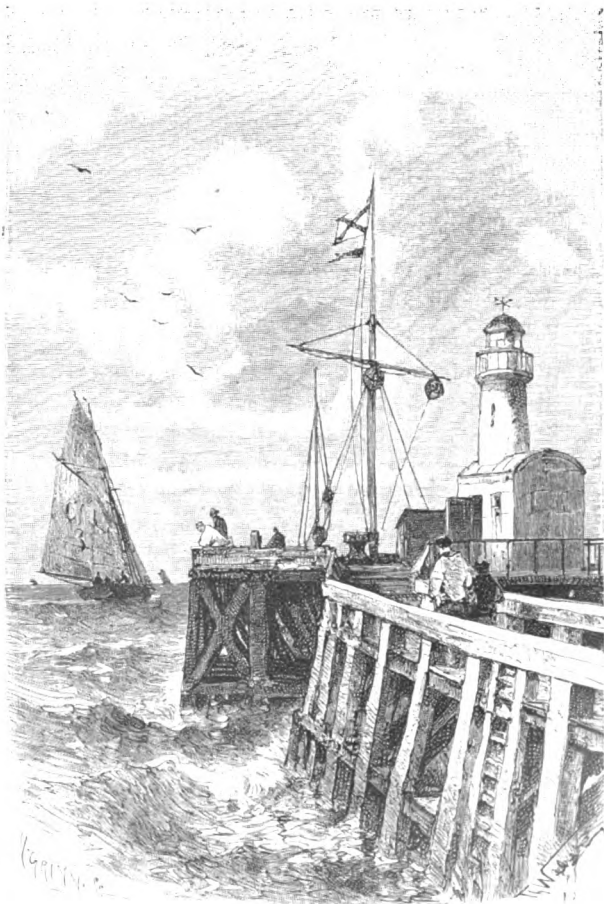
Gäste pflegen alljährlich nach diesem reizenden Sommeraufenthalte zu pilgern. Aber auch hier fängt der internationale Badefarneval bereits an, sich einzunisten. So schlimm wie in Ostende, in Dieppe und Trouville wird es voraussichtlich niemals werden können, dank der nach Hunderten zählenden belgischen Familien, welche sich hier auf der Digue eine 2 km lange Reihe von Villen erbauten, und mit ihren Familien ein höchst ehrbares, ruhiges Stammpublicum bilden. Indessen haben das neue Kasino, die vielen Festlichkeiten, und die Ueberfüllung Ostendes das früher so bescheidene Blankenberghe doch schon mit einem Fuße in den Strudel des fashionablen Badelebens hineingezogen, während es mit dem anderen Fuße noch mitten im

vlämischen Dorfleben zu stecken scheint. Die Ortsverwaltung scheint nicht einzusehen, daß von den zwanzigtausend Kurgästen neunzehntausend hierherkommen, um sich zu erholen, ihre Gesundheit und ihre Nerven zu pflegen; sie will ihnen auch noch Vergnügungen roher Natur aufdrängen und diese haben in der letzten Zeit in unangenehmer Weise überhand genommen. Hat man aus Ostende einen Pariser Boulevard gemacht, so eilt Blankenberghe dank der Fürsorge des bauerlichen Vergnügungsfomitees rasch dem Niveau des Wurstelpraters des Pariser St. Cloud-Volksfestes oder anderen Vergnügungsorten des großstädtischen niederen Plebjes entgegen. Trompetenblasen, Scheibenschießen, Jackelzüge, Wettrennen, lärmende Rekruten und das Gebrüll von Bauern-

gesangsvereinen sind hier im Hochsommer allwöchentlich mehrmals an der Tagesordnung, und Tausende strömen dann aus den umliegenden Ortschaften auf den sonst so ruhigen eleganten Badestrand. Am frühen Morgen schon, wenn die fremden Badegäste noch in den Federn liegen, werden sie dann durch Getrommel und Gebläse aus dem Schlaf geschreckt. Dorfmusikbänden — man weiß, was das heißt — marschieren die Promenade auf und ab, und blasen, um die Mauern

dieses vlämischen Jericho erbeben zu machen. Restaurants und Cafés, vor allem aber der Badestrand sind an solchen „Tours de fetes“ tagsüber mit diesen kuriosen Badegästen gefüllt, die Kurgäste aus ihrer gewohnten Tagesordnung verdrängen.

An solchen Tagen, wenn Tausende fremder, mitunter der Seife recht bedürftiger Dorfgäste die Stadt erobert haben und das Tohuwabohu bis in die Nacht hinein kein Ende nimmt, thut man wohl, sich auf die Sanddünen gegen Heyst oder Knoeke zu flüchten, oder einen Ausflug über die holländische Grenze nach der idyllischen Inselwelt in den Scheldemündungen zu unternehmen, nach Walckeren, dessen berühmter „gouden dyke“ von Norddorf her an hellen Tagen von Blankenberghe aus



Galaß (S. 1010).



Ostende (S. 1014)

gesehen werden kann, und dessen alte Hafenstadt Vlissingen (S. 1027, 1028) dem Aussehen nach ganz in vergangenen Jahrhunderten steckt. Wie Vlissingen, so ist die ganze Insel Walcheren mit ihrer pittoresken Hauptstadt Middelburg, ihren großen parkumgebenen Herrensitzen und ihren reinlichen, blühenden Dörfern eines Besuches wert. Wer weiß, wie lange sie noch in ihrer köstlichen Unwüchsigkeit von heute verharren wird? Wer weiß, ob nicht schon die nächsten Jahre auf jenen Dünen, die heute noch zahllosen Seehunden zum Spielplatz dienen, große Hotels und Kurhäuser entstehen sehen werden? Dann werden die „moje Meisies“ von Ostkapelle und Dornburg ihre Holzpantoffeln, ihre langen schwarzen faltigen Kleider und Halssträusen à la van Dyck allmählich ablegen, und bald ebenso kokett in Stöckelschuhen und strammem Nieder einherstolzieren, wie jene der belgischen Seefüsten.

Die neuen Regimentsnamen im preussischen Heere.

Von
B. Poten.

Gelegentlich der ersten Feier seines Geburtstages, welche er am 27. Januar 1889, dreißigjährig, als Deutscher Kaiser und König von Preußen beging, hat Wilhelm II. einem althergebrachten Brauche, darin bestehend, daß einzelne Regimenter zu Ehren und zum Gedächtnis hervorragender Kriegersleute deren Namen

führen, eine neue Form und weitere Ausdehnung gegeben.

Der Brauch hängt mit dem Ursprunge der stehenden Heere zusammen.

Als nach dem Verschwinden der Lehnsvorfassung die Kriege mit geworbenen Truppen geführt wurden, benannte man die Regimenter in der Regel nach den Namen derjenigen Offiziere, welche dieselben aufgestellt hatten und sie befehligten. Abweichungen von dieser Regel sind selten, sie kommen z. B. bei den Schweden vor:

„Ihr nennt Euch Wrangel?“

„Gustav Wrangel vom blauen Regimente Südermannland“

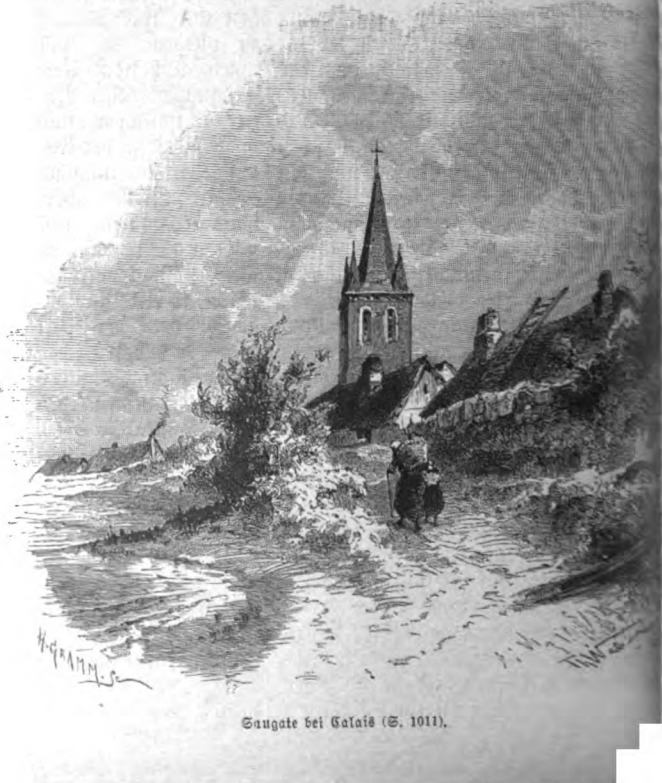
läßt Schiller den schwedischen Abgesandten

auf die Frage Wallensteins erwidern. Auch wo es sich um Garden, Trabanten, Leibregimenter und dergleichen handelt, führen sie die Namen der Obersten nicht. Wurde nach Beendigung des Krieges oder nach Ablauf des Werbevertrages das Regiment aufgelöst, so verschwand auch der Name, um vielleicht an einer ganz anderen Stelle wieder aufzutauken; ward es im Dienst behalten, so erhielt er sich so lange, als der Träger desselben an der Spitze der Truppe stand; mit dem Wechsel in seiner Person änderte sich auch die Benennung des Regiments.

Ähnlich ist es noch jetzt in Bayern, wo jedes Regiment seine Nummer und den Namen seines Inhabers führt. Wechselt dieser, so ändert sich, einige Ausnahmen abgerechnet, auch der Name des Regiments. So war es, aber ohne daß es bleibende Bezeichnungen nach einem früheren Chef gegeben hätte, auch in Brandenburg-

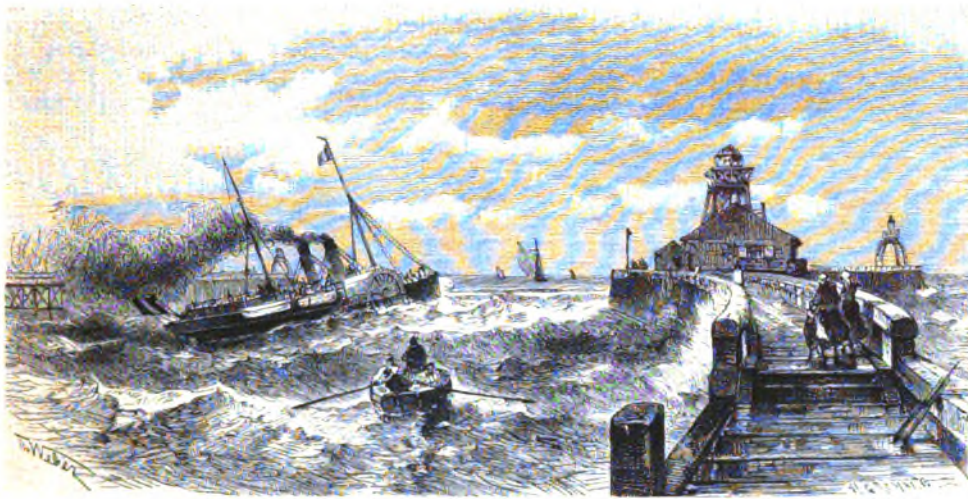
Preußen. Erst nach dem Siebenjährigen Kriege erhielten hier, um der wachsenden Verwirrung, welche aus dem fortwährenden Wechsel hervorging, entgegenzuarbeiten, die Regimenter neben den Namen der Chefs Nummern; im mündlichen Verkehr wurden sie jedoch lediglich nach den Chefs benannt.

Dieses Verhältnis wurde gelegentlich der Neuaufrichtung des preussischen Heeres nach dem Frieden von Tilsit grundsätzlich geändert. Die Veranlassung war eine äußere. Bei der gänzlichen Umgestaltung des Wirtschaftswesens verloren die Chefs die von ihnen bisher dem Namen und geführten Kompanien, samt den aus ihnen gezogenen Einnahmen, und damit einen großen Teil des Interesses, welches sie dahin mit ihren Regimentern vereint hatten; zugleich ward der Offizierersatz ein anderer. Die Regimentschefs büßten den Hauptteil des Einflusses ein, welcher ihnen in Beziehung auf diesen wichtigen Gegenstand eingeräumt gewesen war, und ihre Stellung ward lediglich zu einer Ehrenstellung. Gleichzeitig erhielten die Regimenter, welche jetzt, die Garde zu Fuß, die Gardie-Corps, die Schillischen Husaren und dessen Grenadiere ausgenommen, sämtlich sogenannte Kantons, d. h. Bezirke, denen sie ihre Rekruten bezogen. Die Folge davon war, daß die Regimenter fortan durch Provinzialbezeichnungen und Nummern unterschieden wurden; nur einzelne Regimenter hatten überhaupt noch Chefs. Bei diesen wurde der Name derselben zunächst noch in Klammern neben jenen Bezeichnungen geführt; im Dezember 1809 befahl König Friedrich Wilhelm III. daß er in Dienstschreiben und Listen weggelassen und nur noch im mündlichen Verkehr gebraucht werden solle.



Saugate bei Calais (S. 1011).

So war es während des Befreiungskrieges von 1813/14; jedoch schon nach dem Waffenstillstand vom Sommer 1813 das Garderegiment zu Fuß, Garde du Corps und die Gardejäger mit fortlaufenden Stammmummern, das Garderegiment zu Fuß erhielt, abgefordert von, die Nummer 1 und ein 2. Garderegiment zu Fuß trat ihm zur Seite. Nach dem ersten Pariser Frieden wurde befohlen, daß die Linienregimenter in den einzelnen Appellationsgruppen durch Nummern bezeichnet werden sollten. In mancherlei Hinsicht, von den einzelnen Appellationsgruppen befreit wurde, war die Zeichnung gleich nach Nummer: alle Waffen, die fast ausschließlich



Ostende (S. 1014).

als Norm geworden, als König Wilhelm I. gelegentlich der Neugestaltung des preussischen Heerwesens im Jahre 1860 die Zeichnung nach Nummer und gleichzeitig die der heimatischen Provinz wiederherstellte. Auf die Garderegimenter und die beiden Leibhusarenregimenter ward die landsmännliche Bezeichnung nicht ausgedehnt.

Nur zwei Regimenter führten Namen, Garderegiment Kaiser Alexander und Kaiser Franz. Nach und nach ward diese Auszeichnung ausgedehnt, so finden wir an jenem 27. Januar 1899 bei einer ganzen Reihe von Regimentern neben Nummer und Provinz noch den Namen.

Bevor wir dieselben aufzählen, müssen wir die Änderungen erwähnen, welche während seiner kurzen Regierungszeit Kaiser Friedrich III. angeordnet hatte.

Das Grenadierregiment Kronprinz (Ostpreussisches) Nr. 1 heißt „Kaiserregiment Nr. 1“; das Königsregiment (2. Westpreussisches) Nr. 7 wird, unter Fortfall der Provinzialbezeichnung, nach seinem hochseligen Chef König Wilhelm I. benannt; von des Kaisers Regimentern, deren Chef er als Kronprinz gewesen war, ohne daß sie seinen Namen geführt hatten, erhielt das Grenadierregiment Nr. 11 die Benennung „Grenadierregiment Kronprinz Friedrich Wilhelm“, das 2. Schlesische Dragonerregiment Nr. 8 ward schlichtweg „Kaiserdragonerregiment“ genannt. Es waren hierdurch entümliche Verhältnisse entstanden, so es beispielsweise ein 1. und ein 3.,

aber kein 2. Schlesisches Dragonerregiment gab. Das 2. Leibhusarenregiment hieß „Kaiserhusaren Nr. 2“.

Kaiser Wilhelm II. nahm in diesen Anordnungen von neuem einige Änderungen vor, und so finden wir in der dem Herrscher an seinem Geburtstage überreichten „Rang- und Quartierliste“ an Namen, welche außer der landsmännischen und der ziffermäßigen noch weitere Bezeichnungen enthalten, abgesehen von badischen und

bis zu seinem eigenen Ableben gewesen ist; das 4. Brandenburgische Infanterieregiment Nr. 24 (Großherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin), so benannt zu immerwährendem Gedächtnis seines im Kriege von 1870/71 als Feldherr bewährten Chefs (1823—1883); das Infanterieregiment Prinz Friedrich Karl von Preußen (3. Brandenburgisches) Nr. 64, des großen Heerführers (1828 bis 1885) Namen für immer mit einem

seiner märkischen Regimenter verbindend, die er geschult und die er zu so vielen Siegen geführt hat; das 5. Thüringische Infanterieregiment Nr. 94 (Großherzog von Sachsen), durch diesen Zusatz auf die heimatischen Verhältnisse seines Erbsitzes hinweisend; das Leibkürassier-

anderen nichtpreussischen Regimentern, die nachstehenden:

Die schon erwähnten Garderegiment Kaiser Alexander und Kaiser Franz, das 3. Garderegiment Königin Elisabeth, den Namen der Gemahlin König Friedrich Wilhelms IV. fortführend; das 4. Garderegiment Königin, als dessen Chef die Kaiserin und Königin Großmutter genannt ist; das ebenfalls schon genannte 1. Grenadierregiment König Friedrich III. (1. Ostpreussisches) Nr. 1, das Grenadierregiment König Friedrich Wilhelm IV. (1. Pommersches) Nr. 2; das Grenadierregiment König Wilhelm I. (2. Westpreussisches) Nr. 7; das Leibgrenadierregiment (1. Brandenburgisches) Nr. 8, „wegen des rühmlichen Verhaltens bei der Verteidigung Kolbergs“, bei welcher seine Stammtroppenteile, ein pommersches und ein neumärkisches Reservebataillon, das Grenadierbataillon des tapferen Waldenfels und das Schillsche Fußvolk, sich hervorgethan hatten, schon 1808 durch den Namen „Leibinfanterieregiment“ ausgezeichnet und seitdem im preussischen Heere allgemein nur „Leibregiment“ genannt; das Kolbergische Grenadierregiment (2. Pommersches) Nr. 9; das oben erwähnte Grenadierregiment Kronprinz Friedrich Wilhelm (2. Schlesisches) Nr. 11; das Infanterieregiment Prinz Friedrich der Niederlande (2. Westfälisches) Nr. 15, dessen Chef dieser Prinz (1797—1881), preussischer Generaloberst der Infanterie, Jugendfreund Kaiser Wilhelms I., und Gemahl seiner Schwester, nachdem es ihm nach dem Tode von Bülow von Dennewitz 1816 verliehen worden war,

regiment (Schlesisches) Nr. 1, von welchem weiter die Rede sein wird; das Kürassierregiment Königin (Pommersches) Nr. 2, schon vor dem Jahre 1806 das Regiment der Königin, von dessen Thaten wir noch hören werden; das Ostpreussische Kürassierregiment Nr. 3 Graf Wrangel, in dessen Reihen, als ein Teil desselben Auerdragoner hieß, der alte Wrangel (1784—1877) seine Dienstlaufbahn begonnen hatte; das Brandenburgische Kürassierregiment (Kaiser Nikolaus I. von Rußland) Nr. 6; das Dragonerregiment Prinz Albrecht von Preußen (Litauisches) Nr. 1, bestimmt, das Andenken an Kaiser Wilhelms I. jüngsten Bruder (1809 bis 1872) fortzuführen, der, jüngeren Generalen freiwillig nachstehend, aber nicht gewillt, seinem militärischen Range zuliebe, der Teilnahme am Kampfe zu entsagen, in den Jahren 1866 und 1870/71 größere Reiterkörper befehligte; das bereits genannte Dragonerregiment Nr. 8; die beiden Leibhusarenregimenter; dann vier Husarenregimenter, deren Namen eine Erläuterung überflüssig erscheinen lassen: das Brandenburgische Husarenregiment (Zieten'sche Husaren) Nr. 3, das Pommersche Husarenregiment (Blücher'sche Husaren) Nr. 5, das Husarenregiment König Wilhelm I. (1. Rheinisches) Nr. 7, das Husarenregiment Kaiser Franz Joseph von Oesterreich, König von Ungarn (Schleswig-Holsteinisches) Nr. 16; zwei Ulanenregimenter, welche russischen Kaisern zu Ehren ihre Namen führen, das Ulanenregiment Kaiser Alexander III. von Rußland (Westpreussisches) Nr. 1 und das 1. Brandenburgische Ulanenregiment (Kaiser

Alexander II. von Rußland) Nr. 3; endlich drei Artillerieregimenter, welche hinter ihrem Namen die Benennung (Generalfeldzeugmeister) haben, das 1. und 2. Brandenburgische Feldartillerieregiment Nr. 3 und Nr. 18 und das Brandenburgische Fußartillerieregiment Nr. 3; die gemeinsame Bezeichnung erinnert an den gemeinsamen Ursprung aus der 3. Artilleriebrigade.

Die angeführten Benennungen sind gegenwärtig nicht mehr ganz genau, da im Interesse der Gleichförmigkeit des Ausdrucks einige kleine Aenderungen, meist nur Umstellungen der Wörter, angeordnet sind.

Den bestehenden Auszeichnungen fügte Kaiser Wilhelm II. — eigentlich müssen wir sagen: König Wilhelm II., denn für sein

preussisches Heer ist der Kriegsherr König, die Regimenter desselben sind königliche, nicht kaiserliche — durch eine an das Kriegsministerium gerichtete Kabinettsordre vom 27. Januar 1889 eine Reihe weiterer hinzu. Der Befehl lautet: „Ich will das Andenken an meine in Gott ruhenden erhabenen Vor-

fahren, sowie diejenigen hochverdienten Männer, welche im Kriege und im Frieden ihnen mit besonderer Auszeichnung zur Seite gestanden und sich gerechte Ansprüche auf die dankbare Erinnerung von König und Vaterland erworben haben, dadurch ehren und für alle Zeiten lebendig erhalten, daß ich Regimentern und Bataillonen meiner ruhmreichen Armee ihre Namen verleihe.“

A tout seigneur tout honneur. Wir lassen bei der Aufzählung der 77 Regimenter, welche „zur Erinnerung“ an einzelne Persönlichkeiten und Familien Namen erhielten, diejenigen vorangehen, welche nach den Mitgliedern fürstlicher Geschlechter getauft wurden, und beginnen mit dem Hause der Hohenzollern:

Den Reigen eröffne der Große Kurfürst, der Begründer des brandenburgischen Heerwesens, welches unter ihm schon bei Warschau und bei Fehrbellin ahnen ließ, was es dereinst sein werde. Ein Kürassierregiment, das Schlesische Nr. 1, bisher Leibkürassierregiment zubenannt, ist es, welches seinen Namen führt. Im Jahre 1874 durfte es die Feier desjenigen Tages begehen, an welchem der Oberstleutnant Joachim Ernst von Grumbkow es als „Leibdragonerregiment“ aus den

dragonern“ bildete; drei Jahre vorher hatte er die letzteren zum Zweck der Verwendung als berittene Voten und Meldereiter und als Bedeckung für den kurfürstlichen Troß errichtet.

Nur Grenadierregimentern sind die Namen preussischer Könige verliehen. Nach dem ersten derselben, Friedrich I., der, seit 1688 Kurfürst, am 18. Januar 1701 zu Königsberg die Krone der „Könige in Preußen“ sich auf das Haupt setzte, ist das 4. Ostpreussische Grenadierregiment; nach Friedrich Wilhelm II., seinem Nachfolger, dem Soldatenkönige, der die Grenadiere seiner Potsdamer Riesengarde, die „langen Kerle“, wie seine Kinder liebte und den preussischen Offizierstand schuf, ist

stungen im Siebenjährigen Kriege, der späterschmollend auf dem Schlosse zu Rheinsberg saß; ein Feldartillerieregiment, das Ostpreussische Nr. 1, erinnert an die Verdienste des Prinzen August (1779–1843) um die Waffe, auf dem Rücken nach der unglücklichen Schlacht bei Jena fiel er am 28. Oktober 1806 bei Prenzlau nach heldenhafter Gegenwehr in französische Gefangenschaft, nach Friedensschluß hielt sein königlicher Vetter Friedrich Wilhelm III. den Prinzen an die Spitze der Artillerie, die er, nachdem er 1813/14 eine aus allen Truppengattungen zusammenge-setzte Brigade befehligte hatte, 1815 bei der Belagerung französischer Festungen in genialer Weise zu verwenden wußte.



Montenbergh bei Ostende (S. 1015).

das 2. Ostpreussische Grenadierregiment Nr. 3, den neuesten Forschungen zufolge das älteste Regiment im Heere, benannt; die Ehre, den Namen „Grenadierregiment König Friedrich II.“ zu führen, ist dem 3. Ostpreussischen Regiment Nr. 4 zu teil geworden; das 1. Schlesische Grenadierregiment Nr. 10 erinnert an König Friedrich Wilhelm II.; das Leibregiment hat die Benennung „Leibgrenadierregiment König Friedrich Wilhelm III. (1. Brandenburgisches) Nr. 8“ erhalten; dem Andenken der nachfolgenden Könige waren die Denkmäler, wie wir gesehen haben, bereits gesetzt.

Es folgen die preussischen Prinzen: Louis Ferdinand (1772–1806), im Jahre 1806 der Führer der Franzosenfeinde in Berlin, der am 10. Oktober bei Saalfeld fiel — ein Husarenwachtmeister tötete ihn im Handgemenge, elf Wunden bedeckten seinen Leib —, durch seinen Namen ist das 2. Magdeburgische Infanterieregiment Nr. 27 geehrt; den des Prinz Heinrich (1726–1802) führt das Brandenburgische Füsilierregiment 35, dieselbe Nummer trug in der alten Armee das Regiment des Prinzen, des Bruders Friedrichs des Großen und seines Nebenbuhlers um den Ruhm als Feldherr, hochverdient durch seine Lei-

Regiment, das 7. Brandenburgische Nr. 60, seinen Namen.

Der Benennung des Hohenzollernischen Füsilierregiments Nr. 40 ist zur Erinnerung an den früheren Chef des Regiments, den Fürsten Karl Anton von Hohenzollern (1811–1885), erfolgt, welcher 1849 sein Fürstentum Hohenzollern-Sigmaringen an Preußen abtrat und später als der Haupt des „Ministerium der neuen Verfassung“ an der Spitze der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in Preußen stand. Sein Sohn, Fürst Leopold, ist ihm auch als Chef des jetzigen Füsilierregiments Fürst Karl Anton von Hohenzollern gefolgt.

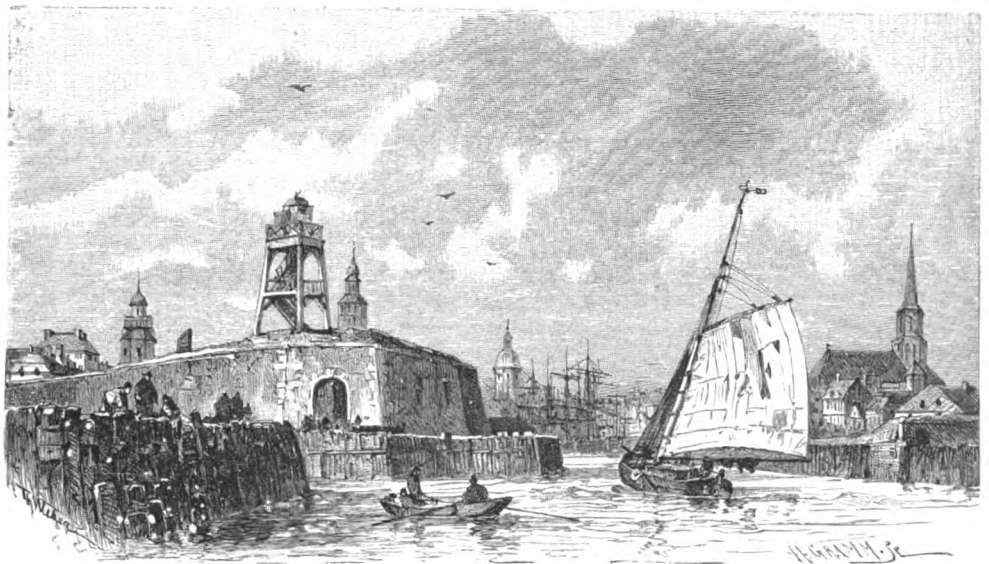
Das Fürstenhaus der Askanier hat von jeher eine große Zahl seiner Mitglieder in den Dienst des brandenburgisch-preussischen Heeres gestellt. Schon unter dem Feldmarschallen des Großen Kurfürsten finden wir den Fürsten Johann Georg II. von Anhalt-Deßau, die neueste Rang- und Quartierliste weist vier Fürsten und Prinzen Anhalt, vom General der Infanterie bis zum Sekondeleutnant, auf. Die Namen von zwei Regimentern mahnen an dieses Verhältnis: der des Infanterieregiments Fürst Leopold von Anhalt-Deßau (1. Magdeburgisches) Nr. 26 und des des Infanterieregiments Prinz Moritz

ihnen rath ein Prinz aus einer Nebenlinie des Könighaus, Brandenburg-Schwedt genannt, der Markgraf Karl (1705 bis 1762) sich an ein Enkel des Großen Kurfürsten, einer der Paladine Friedrichs II., der ihn unbedingte honnête homme, bon patriote et mon bon ancien annennt; mit Recht führt ein brandenburgisches

von Anhalt-Deßau (5. Pommersches) Nr. 42. Die Vaten sind der alte Deßauer (1676—1747), der Waffenbruder und Gefinnungsgenosse König Friedrich Wilhelm I., dem aber der große Nachfolger zeigen mußte, daß der König von Preußen sein Heer selbst befehligen wolle und daß alle, die in demselben dienten, ihm zu gehorchen hätten, und der durch den Sieg bei Kesselsdorf eine lange soldatische Laufbahn glänzend beendete, und der berühmteste unter seinen fünf Söhnen (1712—1760), der auf dem Schlachtfelde von Leuthen, wo Friedrich ihm sagte: „Sie haben mir in dieser Bataille geholfen, wie es noch nie von einem geschehen“, zum Generalfeldmarschall ernannte Prinz Leopold, den tödtliche Krankheit dahinraffte, bevor er den glorreichen Ausgang des Kampfes sehen konnte, in dem er so ruhmvoll gestritten hatte.

Je zwei Regimenter sind nach württembergischen und braunschweigischen Fürsten benannt.

Die der Württemberger sind Reiterregimenter: das Kürassierregiment Herzog Friedrich Eugen von Württemberg (Westpreussisches) Nr. 5 und das Ulanenregiment Prinz August von Württemberg (Posensches) Nr. 10; der Name des ersten erinnert an jenen Friedrich Eugen (1732 bis 1797), der siebzehnjährig als Dragoneroberst in den preussischen Dienst getreten, in diesem den ganzen siebenjährigen Krieg mitkämpfte, in Pommern selbständig gegen Russen und Schweden befehligte und als regierender Herzog im Schwabenlande starb, den Stammvater des jetzigen Königshauses; das Ulanenregiment heißt nach dem



Wittlingen (S. 1018).

Prinzen August (1813—1885), welcher 1866 und 1870/71 das preussische Gardekorps befehligte.

Die beiden Regimenter, welche nach braunschweigischen Fürsten heißen, sind das Infanterieregiment Herzog Ferdinand von Braunschweig (8. Westfälisches) Nr. 57 und das Infanterieregiment Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig (Ostfriesisches) Nr. 78. Herzog Ferdinand (1721—1792), der Held des Siebenjährigen Krieges, bot auf dem Kriegsschauplatz im Westen an der Spitze eines verbündeten Heeres den an Zahl weit überlegenen Franzosen von 1757 an mehr als fünf Jahre lang mit Erfolg die Spitze; Herzog Friedrich Wilhelm (1771 bis 1815) ist jener Herzog von Braunschweig-Deßau, der an der Spitze seiner schwarzen Schar 1809 durch die von allen Seiten ihn umdrängenden Feinde sich den Weg von Böhmen bis zur Nordsee bahnte und am 16. Juni 1815 bei Quatrebras den Heldentod starb. Seine Totenköpfe sind braunschweigische Regimenter; vermutlich ist dies der Grund, weshalb keines derselben des Herzogs Namen erhalten hat.

Je ein Regiment gehört einem mecklenburgischen und einem hessischen Fürsten, ein Bataillon einem Radziwill.

Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz (1785—1837), ein Halbbruder der Königin Luise, welcher 1813 als Brigadeführer durch glänzende Tapferkeit dem strengen York Achtung abnötigte und der später lange Jahre hindurch an der Spitze des Gardekorps stand, für dessen

innere Verhältnisse wie für die des ganzen Heeres die von ihm erlassenen „Dienstvorschriften“ noch jetzt eine Richtschnur bilden, hat durch die nach ihm geschehene Benennung des 6. Ostpreussischen Infanterieregiments Nr. 43 eine Anerkennung gefunden. Dem Andenken des Landgrafen Friedrich II. von Hessen-Homburg (1633—1708), mit dem silbernen Beine zubenannt, seitdem er das fleischene im schwedischen Dienst 1659 vor Kopenhagen gelassen hatte, der des Großen Kurfürsten Vorhut bei Fehrbellin führte, später die Regierung seines Landes übernahm, und den Heinrich von Kleist, allerdings mit dichterischer Freiheit, auf die Bühne gebracht hat, ist durch die Verleihung seines Namens an ein heimisches Regiment, das 2. Hessische Husarenregiment Nr. 14, Gerechtigkeit widerfahren; wenn seine Schwester nach der Schlacht bei Fehrbellin mit Recht schrieb, „dem redlichen Landgrafen ist nicht eins gedankt, vor dem, was er bei Fehrbellin gethan; also geht es in der Welt: die Pferde, die den Hafer verdienen, bekommen am wenigsten“, so ist die Schuld jetzt gesühnt. Nach dem General der Infanterie Fürst Wilhelm Radziwill (1797—1870), welcher bei der Neugestaltung des Heeres im Jahre 1860 an die Spitze des Ingenieurkorps gestellt wurde, ist das Ostpreussische Pionierbataillon Nr. 1 genannt.

Mit den Chefs aus fürstlichen Häusern sind wir zu Ende; wir nehmen jetzt die Zeitfolge zur Richtschnur.

Da sind zuerst drei Generalfeldmarschälle aus der brandenburgischen Zeit: Sparr, Derfflinger und Barfuß. Der älteste unter ihnen, Otto Christoph Freiherr von Sparr (1599—1668), schon im Dreißigjährigen Kriege in des Kaisers Diensten ein namhafter Anführer, trat, nachdem der Westfälische Friede geschlossen war, in die des Großen Kurfürsten, seines Lehnsherrn; er rechtfertigte den Ruf, der ihm voranging, durch seine Thaten bei Warschau und bei St. Gotthard und an manchem



Wittlingen (S. 1018).

anderen Orte; der erste Schauplatz seines Wirkens in des Kurfürsten Heere war Westfalen, und „Freiherr von Sparr“ heißt das 3. Westfälische Infanterieregiment Nr. 16.

Bekannter als Sparr ist Derfflinger, um dessen Jugendleben die Sage einen dichten Schleier gewoben hat; beider Laufbahn hat Aehnlichkeit. Auch Derfflinger, an der schönen blauen Donau in geringem Stande geboren, war schon im Dreißigjährigen Kriege ein angesehener Offizier, im Felde wie als Unterhändler zu gebrauchen; aus schwedischem Dienste trat er, nachdem er, durch seine Verheirathung mit einer reichen Erbtöchter, in der Mark ansässig geworden war, in den des Großen Kurfürsten, der ihm die Bildung und die Erziehung der Reiterwaffe anvertraute; in manchem heißen Kampfe erntete er mit seinen Jünglingen Sieg und Ehren; daher führt ein Dragonerregiment den Namen „Freiherr von Derfflinger“, es ist das Neumärkische Nr. 3, in der Neumark lag Gufow, des Feldmarschalls Besitz, wo er gestorben ist.

Graf von Barfuß (1631—1704), nach welchem das 4. Westfälische Infanterieregiment Nr. 17 heißt, empfing den Marschallstab aus der Hand des Kurfürsten Friedrich III., der ihm als König Friedrich I. bei seiner Krönung den neu gestifteten Orden vom Schwarzen Adler verlieh. An der Spitze von 6000 Mann brandenburgischer Kriegsvölker hatte er im Türkenkriege von 1691 macker mitgethan und zu dem Siege von Szankamen redlich beigetragen.

An die Generale des Großen Kurfürsten schließen sich die des Großen Königs. Wir folgen bei der Aufzählung der Reihenfolge ihrer Regimenter: Es sind je drei der Infanterie und der Kavallerie und zwei der Artillerie.

Zuerst die Infanterie. Die Generale, welche hier die Namen gaben, starben sämtlich auf dem Bette der Ehre: Schwerin, Keith und Winterfeldt.

Das Regiment Graf Schwerin ist selbstverständlich, wie die Familie des Vaten, ein pommersches, das 3., mit der Nummer 14. Der Pate ist Kurt Christoph Graf Schwerin (1686—1757), der Generalfeldmarschall, der mit der Fahne in der Hand, in Erz gegossen, auf dem Wilhelmsplatz in Berlin steht. Er ergriff sie, als in der Schlacht bei Prag, am 6. Mai 1757, die Seinen eines leuchtenden Beispiels bedurften; gleich darauf fiel er, von fünf Kartätschkugeln zu Boden gestreckt. „Sein Tod machte die Vorbeeren des Sieges welken“, schrieb der König, „mit seinem Blute waren sie zu teuer erkauft.“

Der Schotte Jakob Keith (1696 bis 1758), nach dem das Infanterieregiment Keith (1. Oberschlesisches) Nr. 22 heißt, der Bruder des Lord Marjhal, fiel bei Hochkirch. Vergeblich hatte er seinen königlichen Freund gewarnt, indem er ihm sagte: „Wenn die Oesterreicher uns in diesem Lager in Ruhe lassen, verdienen sie gehängt zu werden“, worauf Friedrich er-

widerte: „Wir müssen hoffen, daß sie sich mehr vor uns als vor dem Galgen fürchten.“ Als Daun trotzdem in der Morgenfrühe des 14. Oktober 1758 angriff, fiel Keith, von einer Kugel in die Brust getroffen. Lautlos gab er seinen Helengeist auf. Bevor er 1747 in des Königs Dienste trat, war er russischer Feldmarschall gewesen.

Das Infanterieregiment Winterfeldt ist das 2. Oberschlesische Nr. 23. Es war am 7. September 1757 bei Moya, wo der Generalleutnant Hans Karl von Winterfeldt (1707—1757) die tödliche Wunde erhielt, welcher er in der Frühe des nächsten Morgens zu Görlitz erlag. „Einen Winterfeldt finde ich nicht wieder“, seufzte der König. „Erhalte er sich mir!“ das waren die Worte, mit denen er ihn entlassen hatte, als Winterfeldt sich abmeldete; es sei die einzige Instruktion, die er ihm geben könne. Winterfeldt fehlte ihm fortan mit seiner treuen Hingebung, seinem verständigen Rat und seiner fähigen That und schmerzlich empfand der König den Verlust.

Das kavalleristische Dreigestirn setzt sich aus den Namen Driesen, Seydlitz, Gessler zusammen.

Georg Wilhelm von Driesen (1700 bis 1758) war einer der vielen gläubigen Generale des freidenkenden Königs, gottesfürchtig und fromm. Sein höchster Ruhmesdag war der von Leuthen, wo er fünfzig Schwadronen befehligte. Er hatte sie bis zum entscheidenden Augenblick verdeckt gehalten, dann warf er sich auf den Flügel und den Rücken des Feindes. Das war ein Reiten, „von dem wir nichts mehr kennen, als daß man's nicht mehr kann“, singt Scherenberg, dichterischer Freiheit sich bedienend, deren Berechtigung unsere Reiterleute vorläufig nicht zugestehen. Driesen starb ein Jahr darauf zu Dresden, wohin Prinz Heinrich, dessen Kavallerie er befehligte, ihn krank zurückgesandt hatte. Das Westfälische Kürassierregiment Nr. 4 trägt Driesens Namen.

Nach dem größten Reiterführer, welchen das preussische Heer und wohl die Welt je gesehen hat, ist das Kürassierregiment von Seydlitz (Magdeburgisches) Nr. 7 genannt. Des Generals der Kavallerie Friedrich Wilhelm von Seydlitz (1721 bis 1773) erstes bekanntes Auftreten im Felde endete mit seiner Gefangennehmung, aber die Art und Weise, wie sie erfolgte, war so rühmlich, daß der König dem zweiundzwanzigjährigen Kornett bei seiner Rückkehr eine Schwadron gab. Für Hofenriedberg wurde er Major, für Kolin, wo er eine Brigade unter sich hatte, ward er außer der Reihe zum Generalmajor befördert, bei Rossbach befehligte er, sechsunddreißigjährig, die gesamte preussische Reiterei. Der Erfolg war sein Werk, und nach Zorndorf umarmte ihn der König mit den Worten: „Auch diesen Sieg habe ich Ihm zu danken.“ Daß er bei Kunersdorf verwundet wurde, war einer von den nicht vorherzusehenden Unglücksfällen, die den König an diesem Tage trafen. Zu Berlin zum Zweck seiner Herstellung sich aufhaltend, half er die

Stadt gegen die Russen verteidigen. Dann ging er als Magister equitum zum Prinzen Heinrich nach Sachsen und entschied hier am 29. Oktober 1762 das letztere größere Gefecht des Siebenjährigen Krieges zu gunsten der preussischen Waffen. Den Verdiensten, welche er sich auf dem Schlachtfeld erwarb, ebenbürtig waren seine Leistungen im Frieden: „La cavalerie prussienne doit à ses soins la perfection qu'admirent les étrangers“, ließ Prinz Heinrich auf ein Denkmal setzen, welches er im Park zu Rheinsberg errichtete.

Des Generalfeldmarschalls Graf Gessler (1688—1762) Andenken knüpft sich vor allem an den Tag von Hohenfriedberg, wo er mit dem Regiment Vaireuthdragoner, durch die Lücken der eigenen Infanterie vordrehend, 20 feindliche Bataillone niederritt und 67 Fahnen erbeutete, aber auch bei Gaslau und bei Kesselsdorf und zuletzt noch bei Lowositz bewährte er sich als Reiterführer. Jene Vaireuthdragoner sind jetzt das Kürassierregiment Königin, Graf Gessler heißt ein jüngerer Kürassierregiment, das Rheinische Nr. 8.

Die beiden Namen, welche in der Artillerie an des Großen Königs Zeiten erinnern, sind die von zwei Generalen, die unter ihm an der Spitze der Waffe standen: Linger und Dieskau. General der Artillerie Christian von Linger (1669 bis 1755), bis vor kurzem, wo Kaiser Wilhelm II. den Titel noch einmal verlieh, der einzige, welcher denselben je geführt hat, da die aus der Waffe hervorgehenden Generale sonst Generale der Infanterie hießen, hatte sein Amt seit 1715 inne; während der beiden ersten Schlesischen Kriege lag ihm die Sorge für die Ausrüstung des Heeres mit Geschützen und Geschossen ob, daneben war er auch im Felde thätig; ihm folgte, als er 1755 starb, Wilhelm von Dieskau (1701—1777), damals noch Major, den der König, obgleich ältere Offiziere vorhanden waren, an die Spitze stellte, weil er ein tüchtiger Mann war, daheim und draußen zu gebrauchen; lange Zeit waren Geschütze im Gebrauch, die er hatte gießen lassen, und die Artillerie beweglicher zu machen, und die nach ihm die Dieskauischen genannt wurden. Seines Nachfolgers Holzendorfs Namen, welcher im Publikum vielfach irrtümlich mit der Benennung eines Artillerieregiments in Verbindung gebracht wird, werden wir später begegnen. Die beiden erwähnten Regimenter sind das Fußartillerieregiment von Linger (Ostpreussisches) Nr. 1 und das Fußartillerieregiment von Dieskau (Schlesisches) Nr. 6.

Auch aus dem Unglücksjahre 1806 glänzen hellleuchtende Sterne herüber, die in der Gegenwart sich widerspiegeln. „Wenn es keinen König von Preußen mehr gibt, so bin ich König von Brandenburg“, läßt die Sage den tapfersten Kommandanten der Weichselseite, General L'Homme de Courbiere (1733—1811), den französischen Unterhändler erwidern, die unter Hinweis auf die Lage des preuss-

ischen Staates ihn zur Uebergabe auffordern; standhaft hielt er aus, und der Erfolg lohnte die Treue des Heldengreises; Infanterieregiment von Courbiere heißt das 2. Posenische Nr. 19.

Schlesien schien den Siegern ohne Widerstand in die Hände fallen zu sollen; der Kleinmut der dort in den höchsten Stellen wirkenden Persönlichkeiten ließ das Schlimmste fürchten, da entsandte König Friedrich Wilhelm III. von Königsberg aus seinen Flügeladjutanten, den Major Graf Goergen (1767—1820), einen Sohn des Glognerlandes, mit Vollmacht ausgerüstet, um die nötigen Maßregeln zur Wehrhaftmachung der Provinz zu treffen. Was dazu geschah, war meist sein Verdienst, und ihm an erster Stelle ist zu danken, daß ein guter Teil des Landes in der Verteidiger Hände blieb. Zu den Truppenstücken, welche er errichtete, gehörten die ersten schlesischen Husaren, zu deren Chef er 1808 ernannt wurde. Sie konnten keinen würdigeren erhalten. Heute ist der Graf in sein Recht wieder eingesetzt und „Husarenregiment Graf Goergen“ ist das 2. Schlesische Nr. 6 genannt.

Das Kolbergische Grenadierregiment (2. Kommerches) Nr. 9, dessen Chef Generalfeldmarschall Graf Moltke ist, hat seinem bisherigen Namen den des Grafen Gneisenau (1760—1831) hinzugefügt, einen Namen, der zu den glänzendsten in Preußens Heeresgeschichte zählt: „Er war ein Mann! Sagt alles nur in allem — Wir werden nimmer seinesgleichen sehen.“ Der Name leitet über zu den Helden des Befreiungskrieges, in deren erster Reihe sein Träger glänzte.

In Kolberg wurzelt auch der Ruhm des Namens Schill. Hier errichtete jener Ferdinand von Schill (1776—1809), damals Leutnant bei den Königin dragons, ein Kreiskorps, aus welchem die Schar erwuchs, mit der er am 28. April 1809 von Berlin auszog, auf seine eigene Hand den Krieg gegen Napoleon zu führen. „Magna voluisse magnum“ (Großes geteilt zu haben ist groß), hebt mit Vergils Worten die Inschrift des Denkmals an, welches dem vollstümlichen Helden, nachdem die Leipziger Schlacht geschlagen war, auf dem Kirchhofe zu Stralsund errichtet wurde. Im Straßenkampfe war er in der Stadt am 31. Mai des nämlichen Jahres den Streichen seiner übermächtigen Gegner, Holländer und Dänen, welche Napoleons Befehle vollstreckten, erlegen. Die neuen Sieger trennten das Haupt vom Kampfe und überwiesen es einem Museum. Darauf bezieht sich der Schluß der Inschrift mit dem Worte des römischen Dichters: „Tamen haud sine nomine corpus“ (Doch Leib entbehrt trotzdem des Namens nicht). Und ein Name ist es, hochgeachtet und verehrt, wie sein Inhaber uns ein Vorbild geworden ist und kommenden Geschlechtern ein leuchtendes Beispiel sein wird für alle Zeiten. „Um das Andenken an den Hauptleutnant von Schill, welcher in schwerer Zeit die Hoffnung nicht sinken ließ und die Liebe zum König und Vaterlande mit

dem Heldentode besiegelt hat, dadurch zu ehren und für alle Zeiten in seiner Armee lebendig zu erhalten,“ verließ König Wilhelm III. dem 1. Schlesischen Husarenregiment Nr. 4 den Namen „Husarenregiment von Schill (1. Schlesisches) Nr. 4“. Seit der Zeit, wo die Schill aus Ungarn über Sachsen nach Preußen kamen, war Schlesien ihre Heimat geworden; das Partegängermessen steckte ihnen im Blute. Ferdinands Vater hatte es bereits im Siebenjährigen Kriege unter dem Prinzen Kaver von Sachsen getrieben, und trieb es noch im Greifenalter, für seine Heimat Ostpreußen kämpfend; Ferdinands Bruder Heinrich setzte es in den Befreiungskriegen fort.

Die Reihe der Regimenter, welche ferner an die Helden der Befreiungskriege erinnern, eröffnet das Westpreussische Grenadierregiment Nr. 6 mit dem Namen Graf Kleist von Nollendorf (1763 bis 1823). Den Titel samt dem ehrenden Beinamen verlieh König Friedrich Wilhelm III. dem damaligen General von Kleist für die rettende That, welche am 30. September 1813 nach der verlorenen Dresdener Schlacht die nach Böhmen zurückgehende verbündete Armee aus schwerbedrängter Lage rettete. Das 6. Regiment gehörte seiner Zeit der Niederschlesischen Brigade an, welche nach dem Frieden von Tilsit Kleists Befehlen unterstellt war.

Es folgt, wenn wir von den schon erwähnten Gneisenausgrenadiern absehen, das Infanterieregiment von Grolman (1. Posenisches) Nr. 18. Zu Posen starb als kommandierender General des 5. Armeekorps General von Grolman (1777—1843), der besten einer in Blüchers Hauptquartier, ein Mann des Rats, ein Mann der That, von seltenem Wissen und Können.

An die Erstürmung des damals festen Wittenberg erinnert das Beiwort in dem Namen des Generals Graf Tauentzien von Wittenberg (1760—1824), dessen Ruhm daneben besonders die Schlachtfelder von Groß-Beeren und von Dönnitz künden. „Graf Tauentzien von Wittenberg“ heißt das Regiment, welches jetzt in Wittenberg steht, das 3. Brandenburgische Nr. 20.

Den Namen „Infanterieregiment von Horn“ führt zum Andenken an den Generalleutnant von Horn (1762—1829) das 3. Rheinische Infanterieregiment Nr. 29. Horn hatte sich schon 1807 bei der Belagerung von Danzig durch die Verteidigung des Hagelsberges hervorgethan; als General entschied er am 3. Oktober 1813 an der Spitze eines Bataillons der von ihm befehligten Brigade, durch den Sturm auf einen von Dämmen festungsartig eingeschlossenen Anger, das Treffen von Wartenburg. Da ihm das Schießen zu lange dauerte, sagte er, „dem Dinge muß ein Ende gemacht werden. Ein Hundstott, wer noch einen Schuß thut. Zur Attacke, Gewehr rechts!“ Und einen Morast durchwandelnd, führte er das zweite Bataillon vom Leibregiment zum Siege. „Horn, gegen Euch ist der Bayard doch nur ein Lump gewesen!“ sagte ihm nach dem Kampfe sein Oberfeldherr York, dem der Tag den Zu-

satz zu seinem späteren Grafentitel eintrug, und als York am anderen Tage das tapfere Bataillon an sich vorbeimarschieren ließ, nahm er, einem Brauche aus der alten Armee folgend, den Hut ab und behielt denselben in der Hand, bis dasselbe vorüber war. „Der alte Herr“, wie Horn beim Schlesischen Heere hieß, bei welchem er seiner unvergleichlichen Tapferkeit, seiner Herzengüte und seiner Verbtheit wegen allbeliebt war, starb als kommandierender General des westfälischen Armeekorps.

Den Namen des Generalfeldmarschall von Boyen (1771—1848), des treuen Mitarbeiters Scharnhorsts bei der Neugestaltung des Heeres nach dem Frieden von Tilsit und des eigentlichen Schöpfers des Gesetzes vom 3. September 1814, durch welches die allgemeine Wehrpflicht fest begründet und zu einer bleibenden Einrichtung gemacht wurde, trägt das 5. Ostpreussische Infanterieregiment Nr. 41, die Tochter des Grenadierregiments König Friedrich III. Des letztgenannten Regiments Chef ist Boyen bei seinen Lebzeiten gewesen und dort hatte er, als es noch das Regiment Anhalt hieß, seine soldatische Laufbahn begonnen.

Ein ähnliches Verhältnis besteht zwischen dem General Graf Bülow von Dennewitz (1755—1816), dem Helden von Groß-Beeren und Dennewitz, dem Sieger trotz Bernadotte, dem Eroberer von Holland, und dem nach ihm benannten 6. Westfälischen Infanterieregiment Nr. 55. Das letztere ist die Tochter des 15. Regiments, welches bei Bülows Eingreifen in die Schlacht von Belle-Alliance eine hervorragende Rolle spielte und zu dessen Chef er damals ernannt wurde. Nach seinem Tode erhielt es der Prinz Friedrich der Niederlande, nach dem es noch heute heißt.

Der Brigadefeldkommandeur, unter dessen Befehlen das 15. Regiment damals stand, war General Freiherr Hiller von Gärtringen (1772—1856), nach welchem das 4. Posenische Infanterieregiment Nr. 59 genannt ist. Er führte, als schon der Abend jenes denkwürdigen 18. Juni 1815 hereinbrach, in Napoleons Flanke und fast in seinen Rücken, den vernichtenden Stoß auf Planchenoit, der eine weltgeschichtliche Entscheidung besiegelte. Als er gelungen war, lösten sich im französischen Heere alle Banden der Ordnung, und es begann unter Gneisenaus persönlicher Leitung die Verfolgung, „bei welcher der letzte Hauch von Mann und Roß aufgeboden wurde“. Ein rascher Sprung aus dem Wagen rettete den Schlachtenkaiser vor der Gefangenahme durch die Westfalen. Hillers Vater hatte dort, wo jetzt das 59. seine Garnisonen hat, ein Regiment befehligt, in welches jener eintrat; sein Sohn war der General Freiherr Hiller von Gärtringen, welcher an der Spitze der 1. Garde-Infanteriedivision beim Kampfe um Chlum am Tage von Königgrätz den Tod des Helden starb.

Der Erinnerung an die Befreiungskriege gelten auch die beiden Namen, welche der Jägertruppe zu teil geworden sind, der

des Ostpreussischen Jägerbataillons Nr. 1 und der des 1. Schlesischen Jägerbataillons Nr. 5. Nach dem Generalfeldmarschall Graf York von Wartenburg (1759–1830), dem ersten und vorzüglichsten Lehrmeister der Waffe im Dienst der leichten Truppen, der den moralischen Mut hatte, durch die That von Taurroggen den Bann zu brechen, in welchem Napoleon Preußen hielt, und der wie nur wenige außer ihm dazu beigetragen hat, das von ihm begonnene Werk zu Ende zu führen, ist jenes, nach dem General von Neumann (1786–1865), der an der Spitze der Schlesischen Schützen bei Etoges sich ein bleibendes Denkmal in der Kriegsgeschichte setzte und 1817 der erste Inspekteur der Jäger und Schützen wurde, ist dieses Bataillon genannt worden.

Von Reiterregimentern bewahrt eins das Gedächtnis jener großen Zeit. Es ist das Ulanenregiment von Ragler (Schlesisches) Nr. 2. Generalleutnant von Ragler (1765–1834), führte bis zum Waffenstillstande Blüchers, dann Yorks Vorhut und befehligte sie in manchem harten Strauß. Als Adjutant stand ihm jener Meyher zur Seite, der 1802 als gemeiner Soldat in das Infanterieregiment von Winning eingetreten, 1858 als General und Chef des Generalstabes der Armee starb. Schon 1809 hatte York, als ihm eine Abteilung von Versprengten zu Gesicht kam, die dem Gemegel der Schill'schen in Stralsund entgangen waren, zu seinem Adjutanten gesagt: „Der Wachmeister Meyher ist mir lieber als das ganze Detachement.“ Vor dem Kriege war Ragler Kommandeur der Westpreussischen Ulanen Nr. 1 gewesen, welche nach dem Kaiser Alexander III. von Rußland benannt sind; beide gingen aus den Lanzenreitern der alten Armee, den Towarczys, muselmanischen Ursprungs, hervor.

Drei Artillerieregimenter erinnern an die Helden der Befreiungskriege: das Feldartillerieregiment von Holzkendorff (1. Rheinisches) Nr. 8, das Feldartillerieregiment von Scharnhorst (1. Hannoverisches) Nr. 10 und das Feldartillerieregiment von Clausen (Oberschlesisches) Nr. 23.

Generalleutnant von Holzkendorff (1764–1828), der Sohn des früher erwähnten Generalinspektors der Artillerie, war ein wesentlich fördernder Mitarbeiter Scharnhorsts bei der Lösung seiner Aufgabe, das Heer nach dem Tilsiter Frieden auf ganz veränderten Grundlagen neu aufzurichten; in den darauffolgenden Kriegen verstand er es, die Waffe, welcher er angehörte, auf dem Schlachtfelde im Sinne der von Napoleon vorgezeichneten Weise zu verwenden. 1809 ward er Brigadier der gesamten reitenden Artillerie. 1813 bis 1814 befehligte er die Artillerie Bülow's, 1815 stand er an der Spitze der gesamten Artillerie Blüchers. Er starb als Generalinspekteur des Militärerziehungs- und Bildungswesens.

Die landsmännische Benennung des Feldartillerieregiments von Scharnhorst er-

innert an des Helden Heimat. Von Hannover, wo seine Wiege in dem einfachen väterlichen Hause in jenem Leinewege gestanden hatte, war Gerhard Scharnhorst (1754–1813) nach Berlin gekommen, bereits bewährt in Tat und That, in Wort und Schrift, der Ruf von Menin und von der Geltung, die er als Kriegslehrer erworben hatte, gingen ihm voran. Mit Blücher mußte er die ehrenvolle Kapitulation von Ratkau eingehen; dann war er die Seele der Kriegsführung in Ostpreußen und nach dem Frieden von Tilsit der große Meister, der die Waffen schmiedete für die Befreiung vom Franzosenjoch. Der thätigen Mitwirkung am Kampfe ward er schon durch die Todeswunde entzogen, die er am 2. Mai 1813 bei Groß-Görschen empfing.

Clausen (1780–1831), welchen Scharnhorst unter den Schülern der von ihm vor dem Kriege von 1806 geleiteten Berliner Lehranstalt in erster Stelle nennt und der sich nachmals als deren bedeutendster erwies, war ursprünglich Infanterist; erst später kam er zur Artillerie. Als 1812 Preußen auf Seiten Frankreichs gegen Rußland kämpfen sollte, erbat er den Abschied und ging in russische Dienste, in diesen nahm er 1813–1814 am Kriege teil, dann kehrte er in das preussische Heer zurück. Die in seinem Werke „Vom Kriege“ enthaltenen goldenen Lehren befehlten die Führer, denen in den späteren Kriegen die Siege der preussischen und der deutschen Waffen zu danken waren.

Auch der Name des Pionierbataillons von Rauch (Brandenburgisches) Nr. 3 wurzelt in jener Zeit. General von Rauch (1774–1841) nahm an den Kämpfen der Jahre 1813/14 in Blüchers Hauptquartiere teil, ward nach dem Kriege Chef des Ingenieurkorps und Generalinspekteur der Festungen, war in seinen letzten Lebensjahren Kriegsminister und hat sich namentlich um die Ingenieurwaffe und das Festungswesen bleibendes Verdienst erworben.

Das Andenken an „Lützows wilde verwegene Jagd“ ist in einer anderen Weise gesichert, wie es in Beziehung auf die übrigen, durch die Beilegung von Namen ausgezeichneten Regimentern und Bataillone geschehen ist. Das 1. Rheinische Infanterieregiment Nr. 25, welches aus der Infanterie der Freischär hervorging, während aus der Kavallerie das jetzige Thüringische Ulanenregiment Nr. 6 gebildet wurde, hat nicht „zur Erinnerung an den Generalmajor von Lützow“, wie die sonst allgemein gebrauchte Redewendung lauten würde, den ihm beigelegten Namen „Infanterieregiment von Lützow (1. Rheinisches) Nr. 25“ erhalten, sondern es ist gesagt: „Ferner bestimme ich, um die Hingebung und die Aufopferung zu ehren, mit welcher das Lützowische Freikorps im Jahre 1813 gegen die Fremdherrschaft gekämpft hat, daß das 1. Rheinische Infanterieregiment Nr. 25 den Namen Infanterieregiment von Lützow (1. Rheinisches) Nr. 25“ führen soll.“

Nach der siegreichen Beendigung jener

Kämpfe hatten dichterische Schwärmer und eine im Dienste politischer Parteitätigkeit, dem Dasein eines stehenden Heeres feindliche Geschichtschreibung um die Kriegsführung der Jahre 1813 und 1814 einen Sagenkreis gewoben, welcher die Ereignisse so darstellte, als wenn die Erfolge, wenn nicht ausschließlich, doch zum größten Teil den Freiwilligen und der Landwehr zu danken wären. Neuere, unparteiische und urteilsfreie Forschung hat unwiderleglich das Irrige dieser Anschauung dargelegt und die strengrichtende Kritik hat jedem der Mitstreiter den ihm gebührenden Anteil an Verdienst und Ehren zugewiesen. Da bei haben „die schwarzen Gefellen“ ein gutes Stück von dem ihnen so überhäufend gespendet gewesenen Lobe eingebüßt und ihres Führers militärischer Ruhm ist einigermaßen verbunkelt; nicht von den Leistungen des Korps ist daher bei Verleihung der Auszeichnung die Rede; nur ihre Hingebung und ihre Aufopferung sind ehrend anerkannt.

Die Helden und Heerführer aus den Kriegen der letzten fünfundsiebzig Jahre, deren Namen in der Erinnerung der Nachwelt fortleben sollen, sind der Jetztzeit in frischem Gedächtnis.

Die Benennung des Infanterieregiments Herwarth von Bittenfeld (1. Westfälisches) Nr. 13 erinnert vor allem an des Generalfeldmarschall Herwarth von Bittenfeld (1796–1884) Uebergang nach Altona in der Nacht vom 28. 29. Juni 1864 und an die Elbarmee im böhmischen Kriege von 1866. Die Namensverleihung bedeutet die Wiederanknüpfung eines durch den Zergerissenen Bandes; sie gibt dem Regiment den Namen seines früheren Chefs für immer.

Auch General von Göben (1806 bis 1880), nach welchem das 2. Rheinische Infanterieregiment Nr. 28 heißt, war in seinen Lebzeiten Chef desselben. Auf Spaniens Schlachtfeldern in den Karlistenkriegen früh geschult, hatte er an jenen Uebergängen nach Altona hervorragenden Anteil; im Mainfeldzuge, in welchem er als Divisionskommandeur focht, ließen seine Anordnungen und Leistungen von seinen militärischen Fähigkeiten das Höchste erwarten, und glänzend gingen diese Hoffnungen in Erfüllung, als vier Jahre nach von neuem der Ruf „Zu den Waffen“ erscholl. Der Tag von Spichern, den der 18. August und die Kriegsführung im Norden, deren Oberleitung im Jahre 1871 in des Generals Hand übertrat, und mit dem Siege von Saint-Quentin endete, legen Zeugnis dafür ab.

Wie Göben im Norden, so war General Graf Werder (1808–1887) im Süden der Mann des Tages. Hier wird der Name als der Name desjenigen gepriesen, der die deutschen Marken vor dem erwarteten Einbruch feindlicher Scharen bewahrte. Wie Göben aus Spanien, so brachte Werder aus dem Kaukasus Kriegserfahrung mit, als er 1866 eine Division Pommer nach Böhmen führte. 1870 war seine Waffenthat die Einnahme von Straßburg, dann befehligte er die Badenser, die

Preußen vereint, den Kampf über die Vogesen nach Frankreich hineintrugen und siegreich durchkämpften. Zu den Ehren, durch welche sein König ihm dankte, gehörte auch die Ernennung zum Chef des jetzigen Infanterieregiments Graf Werder (4. Rheinisches) Nr. 30, welches 1870/71 unter ihm gefochten hatte und dessen Chef er war.

Das nämliche Verhältnis bestand zwischen dem Ostpreussischen Jüsilierregiment Nr. 33 und dem Generalfeldmarschall Graf Roon (1809—1877), König Wilhelms treuestem Mitarbeiter an dessen wichtigsten Werken, der Neuaufrichtung des preussischen Heerwesens; dem Verteidiger dieses Werkes gegen die Angriffe einer Kammer, welche die Bedeutung desselben nicht erkannte; dem Meister, welcher die Erweiterung zu einem Alldeutschland umfassen den Bau leitete.

Ebenso zwischen dem Generalfeldmarschall von Steinmetz (1796 bis 1877) und dem Jüsilierregiment von Steinmetz (Westfälisches) Nr. 37. Trotz seiner Benennung nach dem Lande der roten Erde, ist das Regiment ein Posensches, dem 5. Armeekorps angehörend, welches General von Steinmetz von 1864—1870 befehligte; in den Junitagen von 1866 eröffnete dasselbe unter seiner Führung der Kronprinzlichen Armee den Weg nach Böhmen. Steinmetz war damals schon ein alter Soldat, der in den Befreiungskriegen unter Yorck und 1848 gegen Dänemark gefochten hatte; 1870 stand er an der Spitze der 1. Armee.

In dem Kommando des 5. Armeekorps war auf den General von Steinmetz damals General Graf Kirchbach (1809 bis 1887) gefolgt, welcher im Feldzuge von 1866 unter ihm Divisionskommandeur gewesen war. In beiden Stellungen war derselbe Vorgesetzter, und später war er Chef des 1. Niederschlesischen Infanterieregiments Nr. 46, welches zu bleibender Erinnerung an dieses Verhältnis seinen Namen trägt.

Infanterieregiment von Stülpnagel nicht das 5. Brandenburgische Nr. 48. Langjährige Beziehungen bestanden zwischen dem Regiment und dem General der Infanterie von Stülpnagel (1809 bis 1885), der, nachdem er 1866 dem Kronprinz Friedrich Wilhelm als Oberquartiermeister der 2. Armee zur Seite gestanden hatte, 1870/71 die 5. Division befehligte, in welcher die Achtundvierziger gehörten. Bei Spichern begann die gemeinsame Kriegsarbeit, dann folgten der Tag von Bionville-Mars la Tour, der schwerste des Feldzuges, die Einschließung von Metz, die Dezemberkämpfe bei Orleans und, auf Schnee und Eis, der Zug gegen Le Mans. Bei seinem Scheiden aus dem Dienst wurde der General zum Chef des 48. Regiments ernannt.

Die Benennung des 7. Westfälischen Infanterieregiments Nr. 56 nach dem General Vogel von Falckenstein (1797 bis 1885) beruht ebenfalls auf früheren persönlichen Verhältnissen. General von

Falckenstein war, wie Steinmetz, ein alter Soldat, als der Aufstuf des preussischen Mars im Jahre 1864 ihn von neuem zum Kampfe berief. Er hatte die Befreiungskämpfe und den Krieg von 1848 für Schleswig-Holstein mitgemacht; als Chef des Generalstabes bei General von Wrangel zog er von neuem gegen Dänemark zu Felde. Nach dem Kriege erhielt er das Kommando des westfälischen Armeekorps, befehligte 1866 während des ersten Teiles des Krieges die Mainarmee, war dann Generalgouverneur von Böhmen und ward nach Friedensschluß Chef des zu seinem Armeekorps gehörigen 56. Regiments.

Das 3. Hannoverische Infanterieregiment Nr. 79 war unter dem General v. Voigts-Rheze (1809—1877) groß geworden. Aus der Bundesmilitärkommission zu Frankfurt war dieser 1866 an die Spitze des Generalstabes der Armee des Prinzen Friedrich Karl getreten, hatte dessen böhmische Schlachten mitgeschlagen und dann das Kommando des 10. Armeekorps übernommen. Seine Aufgabe war es, dasselbe zu bilden. Als sie erfolgreich gelöst war, ward er zum Chef des 79. Regiments ernannt, und 1870/71, wo er es in Frankreich unter seinen Befehlen hatte, machten seine Jünglinge ihm alle Ehre. Durch Verleihung seines Namens an das Regiment ist das frühere Band von neuem geknüpft worden.

Generalleutnant von Gersdorff (1809—1870), nach welchem das Jüsilierregiment von Gersdorff (Hessisches) Nr. 80 heißt, hat bei seinem Leben nicht die Auszeichnung erfahren, zum Chef eines Regiments ernannt zu werden. Nachdem er in den Kaukasuskämpfen die Feuertafel erhalten, als preussischer Offizier in den Reihen der Schleswig-Holsteiner 1848 und 1849 gegen Dänemark gekämpft und 1866 als Kommandeur der 11. Infanteriebrigade, den Feldzug in Böhmen mitgemacht hatte, ward er im Herbst des letzteren Jahres mit dem Kommando der neuzubildenden 22. Division zu Kassel betraut. Mit dieser zog er 1870 gegen Frankreich zu Felde. Als der kommandierende General des 11. Armeekorps, zu welchem die 22. Division gehörte, am 6. August bei Wörth verwundet war, trat er an dessen Stelle, aber schon am 1. September traf ihn bei Sedan die tödliche Kugel, der er am 13. in einem Dorfe auf dem Schlachtfelde erlag.

Im Kommando seiner Division folgte ihm der damalige Generalmajor von Wittich (1818—1884), welcher bis dahin eine Brigade der heffen-darmstädtischen Division befehligte und mit derselben an den Kämpfen und an der Einschließung von Metz teilgenommen hatte. Er traf die Division vor Paris, und von hier betrat er mit ihr bald darauf jenen Kriegspfad, nach welchem sie die Kilometerdivision genannt wurde. Ihr Weg führte mit den Bayern unter Tann über das Schlachtfeld von Arzenay nach Orleans und von da nach dem Tage von Coulmiers gegen Paris zurück, dann unter dem Großherzoge von Mecklenburg von neuem an die Loire, von hier über Le Mans an die Geste

des Atlantischen Ozeans und schließlich an die Seine; am 1. März 1871 durfte General von Wittich in Paris einziehen. Eins der Regimenter seiner Division heißt nach ihm; es ist das Infanterieregiment von Wittich (3. Hessisches) Nr. 83. Die vielfache selbständige Einwirkung auf den Gang der Ereignisse, welche er als Kommandeur der 22. Division geäußert hat, wird die ihm zu teil gewordene Auszeichnung veranlaßt haben.

Das Infanterieregiment von Manstein (Schleswigisches) Nr. 84 ist durch die Verleihung dieses Namens wieder in ein näheres Verhältnis zu seinem früheren Chef, dem General von Manstein (1805 bis 1877) getreten, der 1864 als Divisionskommandeur seine ersten Lorbeeren in den Elbherzogtümern gesüßt und, nachdem er seine Division 1866 nach Böhmen in das Feld geführt hatte, 1867 mit der Führung des in Schleswig-Holstein neugebildeten 9. Armeekorps betraut worden war. Das letztere befehligte er 1870/71 in Frankreich, wo es vor Metz, an der Loire und bei Le Mans foht.

Sein Vorgänger im Kommando des Armeekorps war Generalfeldmarschall Freiherr von Manteuffel (1809 bis 1885) gewesen, welchen das Dragonerregiment Freiherr von Manteuffel (Rheinisches) Nr. 5 schon bei dessen Lebzeiten seinen Chef genannt hatte, jener allbekannte Manteuffel, welcher, als König Wilhelm I. die Neugestaltung des preussischen Heerwesens unternahm, in seiner Eigenschaft als Chef des Militärkabinetts die schwere Aufgabe der Verjüngung des Offizierkorps mit Geschick und Thatkraft löste, der nach dem Kriege von 1864 gegen Dänemark das Oberkommando in Schleswig führte, von hier mit den ihm unterstellten Truppen gegen Oesterreichs Bundesgenossen zu Felde zog, die Kapitulation von Langensalza abschloß, den Mainfeldzug siegreich zu Ende führte, 1870/71 zuerst das 1. Armeekorps, dann die erste Armee im Norden und zuletzt die Südbarmee befehligte, welche letztere, als alle anderen sich schon der Waffenruhe erkreuten, durch ihren Sieg über Bourbaki und Clinchant den Krieg ruhmreich beendete und der als Statthalter der wiedergewonnenen Reichsländer starb. Das Regiment war ihm verliehen worden, als er das Kommando des 9. mit dem des 1. Armeekorps vertauschte, es gehörte damals dem ersteren an.

Das Ulanenregiment von Schmidt (1. Pommersches) Nr. 4 ist nach dem Generalmajor von Schmidt (1817 bis 1875) benannt, der demselben von seiner Ernennung zum Sekondeleutnant bis zum Stabsoffizier angehört hat und die ihm gewordene Auszeichnung sowohl seinem Verhalten während des Krieges von 1870 bis 1871, in welchem er, an der Spitze eines Husarenregiments ausgezogen, wiederholt die Kavalleriedivision, zu welcher jenes gehörte, befehligte, wie dem Verdienste dankt, welches er sich nach dem Kriege um die Friedensausbildung der Reiterwaffe erworben hat.

Einen anderen Reitersmann finden wir bei der Artillerie. Es ist der General der Kavallerie von Podbielski (1814—1879). Von Haus aus Kavallerist, 1864 Ober-, 1866 und 1870/71 Generalquartiermeister und in letzterer Stellung Wolffes nächster Gehilfe, ward er, in allen Sätteln gerecht, nach Friedensschluß als Generalinspekteur an die Spitze der Artillerie gestellt. Es handelte sich darum, die Einrichtungen der Waffe auf eine den Anforderungen der Zeit entsprechende Höhe zu bringen. Eins der dem General zu teil gewordenen Zeichen der Anerkennung seines Wirkens war die Ernennung zum Chef des Feldartillerieregiments Nr. 5, jetzt Feldartillerieregiment von Podbielski (Niederschlesisches) Nr. 5.

Die Verdienste des Generals von Peucker (1791—1877), an welche der Name des Feldartillerieregiments von Peucker (Schlesisches) Nr. 6 erinnert, bezeugen mehr auf Friedens- als auf Kriegsverdienst. Nicht als ob der General im Felde weniger brauchbar gewesen wäre als bei der Arbeit derjenigen Zeit, in welcher die Waffen ruhten. Hatte doch schon der lobfahrg York im Jahre 1813 die Brauchbarkeit des jungen Adjutanten der Artillerie bei dem von ihm befehligten Armeekorps, seine Beobachtungsgabe und die Art und Weise anerkannt, wie er verstand, Befehle aufzufassen und wiederzugeben, und im Jahre 1849 hatte General von Peucker mit dem ihm unterstellten, aus Reichstruppen zusammengestellten Feldkorps bei Bekämpfung des badiischen Aufstandes das Mögliche geleistet. Aber seine bedeutendste und verdienstvollste Tätigkeit liegt auf dem Gebiete des Militärerziehungs- und Bildungswezens, an dessen Spitze er 1854 trat. Hier hat er bahnbrechend gewirkt; vor allem hat er die Kriegsschulen, wie sie jetzt bestehen, geschaffen. In der schlesischen Artilleriebrigade, aus welcher das Artillerieregiment von Peucker hervorgegangen ist, begann er 1809 seine militärische Laufbahn; mit einem Truppenteile derselben nahm er 1812 am russischen Feldzuge teil.

Den Schluß machen zwei Fußartillerieregimenter: das Fußartillerieregiment von Hinderfin (Pommersches) Nr. 2 und das Fußartillerieregiment Ende Nr. 4. General von Hinderfin (1804—1872), ein eifriger Vorkämpfer auf dem Wege des Fortschrittes, welcher der Waffe durch die Herstellung der Hinterladungsgeschütze und eine Reihe von Erfindungen auf technischen Gebieten eröffnet war, ward 1864, nachdem die von ihm befürworteten Einrichtungen im Kampfe gegen Dänemark sich glänzend bewährt hatten, zum Generalinspekteur der Artillerie ernannt. In den beiden folgenden Kriegen durfte er sich der stets vermehrten Bedeutung seiner Waffe freuen; in den dazwischenliegenden Friedenszeiten arbeitete er eifrig an weiterer Vervollkommenung derselben. Dem General Ende (1794—1860) war es nicht vergönnt, die Früchte reifen zu sehen, für

welche er geholfen hatte, den Boden zu bearbeiten. Ein Bruder des berühmten Astronomen seines Namens, hatte er 1813 im Dienste seiner Vaterstadt Hamburg der heiligen Barbara geschworen, war bald nach Preußen übergetreten und bekleidete hier unter anderen die wichtigen und einflussreichen Stellungen des Generalstabschefs der Waffe unter dem Prinzen Adalbert und als Präses der Artillerieprüfungskommission. Die Nr. 4 des Regiments Ende war in der alten Armee die der von dem General befehligten 1. Artilleriebrigade.

Nachdem die Aufzählung der Regimenter beendet ist, deren Benennung zur Erinnerung an einzelne Persönlichkeiten erfolgte, heißt es in dem Erlasse des Kaisers und Königs weiter:

„Ferner will ich, in Anerkennung der besonderen Verdienste, welche sich einzelne Familien dadurch erworben, daß ihre Glieder seit langen Jahren, in großer Zahl und in bedeutenden Stellungen der Armee angehört haben, verleihen:

1. Dem 4. Pommerschen Infanterieregiment Nr. 21 den Namen: Infanterieregiment von Borcke (4. Pommersches) Nr. 21;

2. dem 7. Ostpreussischen Infanterieregiment Nr. 44 den Namen: Infanterieregiment Graf Dönhoff (7. Ostpreussisches) Nr. 44;

3. dem 7. Pommerschen Infanterieregiment Nr. 54 den Namen: Infanterieregiment von der Goltz (7. Pommersches) Nr. 54;

4. dem 8. Pommerschen Infanterieregiment Nr. 61 den Namen: Infanterieregiment von der Marwitz (8. Pommersches) Nr. 61;

5. dem Holsteinschen Infanterieregiment den Namen: Infanterieregiment Herzog von Holstein (Holsteinsches) Nr. 85;

6. dem 1. Schlesischen Dragonerregiment Nr. 4 den Namen: Dragonerregiment von Bredow (1. Schlesisches) Nr. 4.

7. dem Pommerschen Dragonerregiment Nr. 11 den Namen: Dragonerregiment von Wedell (Pommersches) Nr. 11;

8. dem 2. Brandenburgischen Dragonerregiment Nr. 12 den Namen: Dragonerregiment von Arnim (2. Brandenburgisches) Nr. 12.“

Weit schwieriger noch als bei der ersten genannten Art von Verleihungen, wo es sich darum handelte, einzelne und zwar die richtigen auszuwählen unter den Führern und den sonst um das Ganze wohlverdienten Männern, muß das Suchen und Sichten, das Prüfen und Abwägen gewesen sein, als es galt, die Ansprüche von Familien auf die hohe Auszeichnung festzustellen. Wir wollen versuchen, diese Ansprüche zu kennzeichnen. Die königliche Willensmeinung, wie sie in der Kabinettsordre zum Ausdruck gekommen ist, gibt den Anhalt, indem sie sagt, daß die Zahl der Jahre, die Menge der Familienmitglieder und die Bedeutung der von letzteren eingenommenen Stellungen maßgebend gewesen seien. Es darf nicht über-

sehen werden, daß anscheinend Geschlechter, welche an und für sich Hoffnung auf Berücksichtigung gehabt haben möchten, aus denen aber einzelne Persönlichkeiten solche bereits erfahren hatten, ausgeschlossen sind. So die Kleist, von denen unter Friedrich dem Großen 116 fielen, 22 fielen, 9 wohl meist an Wunden starben, 1 verscholl, so daß der vierte Mann verloren war, und von denen bis 1889 23 es zum General brachten; die Schwerin; die Bülow.

Aus dem pommerschen Geschlecht der Borcke war in den Reihen des preussischen Heeres der erste namhafte der Generalfeldmarschall Adrian Bernhard Graf von Borcke, welcher 1737 diese Würde erhielt und 1741 starb; unter Friedrich dem Großen dienten bis zum Ende des Siebenjährigen Krieges fünf andere Borcke als Generale, darunter Graf Heinrich Adrian, der Gouverneur des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm III.; bis 1889 sind 20 Borcke Generale geworden. Die Rang- und Quartierliste für das letzte Jahr nennt 20 Borcke, meist Sekondeleutnants, der alte Stamm treibt neue Zweige.

Das preussische Grafengeschlecht der Dönhoff war früher zahlreicher als jetzt im Heere vertreten. Bis zum Regierungsantritt des Großen Königs hatte es demselben bereits fünf Generale geliefert. In neuerer Zeit ist es durch besondere Leistungen nicht hervorgetreten, und gegenwärtig gehört dem aktiven Dienststand kein Graf Dönhoff als Offizier an.

Aus der in Pommern und in Preußen angefahrenen Familie der Grafen und Herren von der Goltz war bereits unter dem Großen Kurfürsten, der ihn im Feld und im Kabinett verwandte, Joachim Rudiger Freiherr von der Goltz, General der Infanterie. Er war ein Soldat der Fortuna, der unter seinem Vetter, dem Kaiserlichen Generalfeldzeugmeister Maximilian von der Goltz im Dreißigjährigen Kriege das Handwerk erlernt, dann unter Friedrichs Fahnen gegen die Spanier gefochten hatte und nach einundzwanzigjähriger Dienstzeit in Brandenburg, 1675 in das dänische Heer trat. Auch hier litt er nicht lange. 1680 ward er kaiserlicher Feldmarschall, war 1683 mit der Wien und starb 1688 zu Teschen. Im Denkmale Friedrichs des Großen zu Berlin prangen die Namen von zwei Generalen von der Goltz. Der eine, General Konrad Freiherr von der Goltz, war in jener Märznacht 1741 einer der ersten auf den Wällen von Glogau, entmannt, die Hauptwache und nahm den österreichischen Gouverneur, General Graf Wallis, gefangen, wofür er den Verdienstorden erhielt. Während des zweiten Schlesischen Krieges betraute ihn der König mit der Leitung des gesamten Heeresverwaltungswesens; wenn es aber zum Treßschlagen kam, griff Goltz wieder zum Pallast und führte seine Kürassiere gegen den Feind. Der andere, Karl Christoph Freiherr von der Goltz, gehörte zu den Generalen, welchen der König die Ausführung selbständig zu erledigender Aufgaben über-

trag; bei einer solchen Veranlassung erhielt Goltz den Schwarzen Adlerorden. Von 1640 bis 1889 sind 22 Goltz Generale geworden; noch einen Offizier mehr nennt die Rangliste als in dem letzten Jahre dem Heere angehörig. Dazu kommt noch „Goltz-Bajcha“, der Oberstleutnant Colmar Freiherr von der Goltz, der bekannte Generalstabler und Militärschriftsteller, der jetzt am Bosporus weilt.

Viel tüchtige Männer hat von jeher die märkisch-pommersche Sippe der Marwitz in den Dienst des Heeres gestellt. Heinrich Karl von der Marwitz, ein Enkel Derflingers, befehligte 1744 eine abgesonderte Heeresabteilung in Oberschlesien; ein Generalquartiermeisterleutnant von der Marwitz weigerte sich bei Hochkirch, das Lager abzustechen, weil er es für zu gefährlich hielt; er ist später gefallen. In der Franzosenzeit traten zwei Brüder Marwitz durch Thatkraft und opferfreudige Hingebung an die deutsche Sache hervor; davon stand der älteste, Ludwig, der schon 1807 ein Freikorps errichtet hatte, 1813 an der Spitze der kurländischen Landwehr, befehligte sie am Ehrentage dieser Truppe, in dem Gefecht bei Hagelsberg, und überrumpelte am 25. September in kühnem Zuge die Stadt Braunschweig. Sein jüngerer Bruder Alexander fiel in Frankreich. Auch der unlängst verstorbene altherwürdige Bischof von Culm war Offizier gewesen, bevor er die priesterlichen Weihen empfing, und elf des Namens stiegen bis 1889 zu Generalen auf.

Zu allen Zeiten fast haben Herzoge von Holstein dem brandenburgisch-preussischen Heere angehört. Zur Zeit des Großen Kurfürsten waren es elf, darunter der Generalfeldzeugmeister Augustus Herzog von Holstein-Bloen, der unter den schwarz-weißen Feldzeichen gegen Türken und Schweden focht, und Friedrich Ludwig Herzog von Holstein-Beck, welcher im Spanischen Erbfolgekriege sich auszeichnete und von König Friedrich Wilhelm I. bald nach dessen Thronbesteigung zum Feldmarschall ernannt wurde; sein Sohn, nach dem König Friedrich Wilhelm genannt, wurde ebenfalls Feldmarschall, und dessen einziger Sohn fiel in der Schlacht von Prag als Oberst und Kommandeur des Infanterieregiments von Pful. Unter König Friedrich II. diente außerdem Herzog Georg Ludwig von Holstein-Gottorp, welcher 1741 aus sächsischen Diensten kam, ein tüchtiger und tapferer Offizier, der mit vieler Auszeichnung in den beiden ersten Schlesischen und im Siebenjährigen Kriege focht. Während des letzteren war er zuerst auf dem preussischen Kriegsschauplatz, dann auf dem pommerschen, wo er sich 1758 den Schwarzen Adlerorden verdiente, und auf dem westlichen, wo er unter Herzog Ferdinand von Braunschweig bei Oerfeld, Bergen und Minden focht. Er war etwas phlegmatischen Temperaments; daß er am Tage der Schlacht von Torgau mit seiner Kavallerie zu spät eintraf, vergaß ihm der König nicht, obgleich der Herzog zum glücklichen Aus-

gange der Schlacht durch glänzende Tapferkeit beigetragen hatte. Dieser Umstand und der Stern, der seinem Hause im Osten durch die Thronbesteigung Zar Peters III. ausgegangen war, bewirkten, daß er seinen Abschied nahm und nach Rußland ging. Auch gegenwärtig gehören vier Mitglieder des holsteinschen Fürstenhauses dem Heere an, darunter Herzog Ernst Günther, der Bruder der Kaiserin Augusta Viktoria, als Premierleutnant des Leibgarde-Husarenregiments.

Der Bredow waren bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen vier Generale geworden; bis zum Ende des Siebenjährigen Krieges gelangten noch fünf zu diesem Grade; die Namen von Karl Ludwig, welcher schon den Spanischen Erbfolgekrieg und den Pommerschen Feldzug vom Jahre 1715 mitgemacht hatte und, obgleich er fast ein Siebziger war, in den beiden ersten Schlesischen Kriegen focht, und vonasmus Ehrenreich, der auch Mitglied der Akademie der Wissenschaften war, sind auf dem Friedrichsdenkmal unter den Linden in Berlin verzeichnet. In neuerer Zeit ist besonders bekannt geworden der Generalleutnant Friedrich Wilhelm Adalbert von Bredow. Am 16. August 1870 führte er, an der Spitze seiner aus dem 7. Kürassier- und dem 16. Ulanenregiment bestehenden Brigade, den bekannten todesmutigen Reiterangriff bei Bionville-Mars la Tour, dessen Erfolg ein so schweres Gewicht in die schwankende Waagschale warf. General von Bredow hatte früher die 4. Dragoner befehligt, daher wird es kommen, daß dem schlesischen Regiment der Name einer brandenburgischen Familie verliehen ist.

Die pommerschen Wedell erscheinen erst spät unter den Inhabern höherer Stellungen im Heere. Vielleicht haben sie mehrfach so viel Unglück gehabt wie jener erste General ihres Namens, Johann von Wedell, der 1742 zu Rutenberg in Böhmen an seinen bei Schotusitz erhaltenen Wunden starb, nachdem deren acht, die er von den Schlachtfeldern in Italien, den Niederlanden und in Pommern davongetragen, glücklich geheilt waren. Dann aber führte das Geschlecht sich vollbürtig ein durch den Oberstleutnant Georg von Wedell, der am 19. November 1744 den Elbübergang bei Solonitz in Böhmen gegen große Uebermacht so tapfer verteidigte, daß der König ihn den preussischen Leonidas nannte. Auch er fiel auf dem Felde der Ehre, in der Schlacht bei Soor am 30. September 1745. Sein Bruder war Karl Heinrich von Wedell, dessen militärische Fähigkeiten und kriegerische Leistungen dem Könige ein solches Vertrauen eingeflößt hatten, daß er ihn, unter Uebergehung älterer Generale, mit einer Heeresmacht von 27500 Mann den Russen entgegenstandte. Er sollte bei denselben sein, was zu der Römer Zeiten ein Diktator war, und sollte die Russen angreifen, wo er sie fände. Wedell wurde damals bei Ray geschlagen; der König entzog ihm aber seine Schuld und Gnade nicht, und Wedells spätere Thaten bewiesen, daß Friedrich

recht gethan hatte. Nach dem Kriege stellte dieser ihn an die Spitze der gesamten Heeresverwaltung und verlieh ihm den Titel Kriegsminister; es ist das erste Mal, daß dieser in Preußen gebraucht ward. Unter den sieben Generalen von Wedell, welche bis 1889 dem Heere angehört haben, mögen noch jener Leopold Heinrich genannt werden, welcher, durch einen Zufall der Erschießung als Schiffschiller Offizier entgangen, von Napoleon I. als Sträfling auf die Galeeren geschickt, von seinem Könige zu dessen eigener Vertretung an den glänzenden Hof Kaiser Napoleons III. gesandt wurde, und jener andere Wedell, dessen heldenmütiges Ringen an der Spitze der 38. Infanteriebrigade einen hervorragenden Platz in der Geschichte der Schlacht von Bionville-Mars la Tour am 16. August 1870 einnimmt. Zur Zeit dienen 37 Wedell im preussischen Heere. Es ist mit ihnen, wie mit den Börde, ein Wechsel auf die Zukunft gezogen.

Brandenburgisch sind die Arnim und das Regiment, welches ihren Namen trägt. Ihre Reihe hebt im brandenburgisch-preussischen Heere mit Georg Abraham von Arnim ruhmvoll an, welcher 1734 als Generalfeldmarschall starb, nachdem er fünfundzwanzig Feldzügen beigewohnt und fünfzehn Belagerungen mitgemacht hatte. 1667 in den Dienst getreten, hatte er schon bei Jerebellin gefochten, war bei der Landung auf Rügen und beim Sturm auf Psen gewesen, hatte Bonn erobert, halfen und in den Kriegen gegen Franzosen und Schweden, in den Niederlanden und in Pommern selbständige Kommandos geführt. Sieben Arnim sind bis 1889 Generale gewesen; jetzt dienen 41 ihres Namens in der Armee.

Zahlreich sind auch zu allen Zeiten die Burggrafen zu Dohna, einst in sächsischen Landen die Nebenbuhler der Markgrafen von Meißen, jetzt in Preußen und in Schlesien angesessen, gewesen, und verhältnismäßig viele des Geschlechts sind in hohe und wichtige Stellungen gelangt, zwölf sind Generale geworden. Als der Große Kurfürst eine stehende Kriegsmacht errichtete, erscheint alsbald Graf Christian Albrecht Dohna als Generalfeldzeugmeister in den Reiben; von seinen sechs Söhnen blieben fünf im Felde, der sechste im Zweikampf. Unter Friedrich dem Großen finden sich drei Dohna in der Generalität; der genannteste ist Christoph II., dem es aber selten gelang, den König zufriedenzustellen. An seiner Stelle sollte der Diktator Wedell die Russen schlagen, als er zur Schlacht von Ray auszog. Bedeutend war die Rolle, welche die ostpreussischen Dohna während der Befreiungskriege spielten, und mit der Laufbahn eines ihres Namens aus jener Zeit wird auch die Wahl des Ostpreussischen Ulanenregiments Nr. 8 für die Verleihung ihres Namens zusammenhängen. Es ist Graf Friedrich, der Schwiegerjohn Scharnhorsts, welcher, wie Clausewitz, 1812 den Abschied nahm, russische Dienste zu treten. Als

Einen anderen Reitersmann finden wir bei der Artillerie. Es ist der General der Kavallerie von Poddieleski (1814—1879). Von Haus aus Kavallerist, 1864 Ober-, 1866 und 1870/71 Generalquartiermeister und in letzterer Stellung Moltkes nächster Gehilfe, ward er, in allen Sätteln gerecht, nach Friedensschluß als Generalinspekteur an die Spitze der Artillerie gestellt. Es handelte sich darum, die Einrichtungen der Waffe auf eine den Anforderungen der Zeit entsprechende Höhe zu bringen. Eins der dem General zu teil gewordenen Zeichen der Anerkennung seines Wirkens war die Ernennung zum Chef des Feldartillerieregiments Nr. 5, jetzt Feldartillerieregiment von Poddieleski (Niederschlesisches) Nr. 5.

Die Verdienste des Generals von Peucker (1791—1877), an welche der Name des Feldartillerieregiments von Peucker (Schlesisches) Nr. 6 erinnert, beruhen mehr auf Friedens- als auf Kriegsverdienst. Nicht als ob der General im Felde weniger brauchbar gewesen wäre als bei der Arbeit derjenigen Zeit, in welcher die Waffen ruhten. Hatte doch schon der lobfarge York im Jahre 1813 die Brauchbarkeit des jungen Adjutanten der Artillerie bei dem von ihm befehligten Armeekorps, seine Beobachtungsgabe und die Art und Weise anerkannt, wie er verstand, Befehle aufzufassen und wiederzugeben, und im Jahre 1849 hatte General von Peucker mit dem ihm unterstellten, aus Reichstruppen zusammengestellten Nacharkorps bei Belämpfung des badischen Aufstandes das Mögliche geleistet. Aber seine bedeutendste und verdienstvollste Thätigkeit liegt auf dem Gebiete des Militärerziehungs- und Bildungswesens, an dessen Spitze er 1854 trat. Hier hat er bahnbrechend gewirkt; vor allem hat er die Kriegsschulen, wie sie jetzt bestehen, geschaffen. In der schlesischen Artilleriebrigade, aus welcher das Artillerieregiment von Peucker hervorgegangen ist, begann er 1809 seine militärische Laufbahn; mit einem Truppenteile derselben nahm er 1812 am russischen Feldzuge teil.

Den Schluß machen zwei Fußartillerieregimenter: das Fußartillerieregiment von Hinderfin (Pommersches) Nr. 2 und das Fußartillerieregiment Ende Nr. 4. General von Hinderfin (1804—1872), ein eifriger Vorkämpfer auf dem Wege des Fortschrittes, welcher der Waffe durch die Herstellung der Hinterladungsgeschütze und eine Reihe von Erfindungen auf technischen Gebieten eröffnet war, ward 1864, nachdem die von ihm befürworteten Einrichtungen im Kampfe gegen Dänemark sich glänzend bewährt hatten, zum Generalinspekteur der Artillerie ernannt. In den beiden folgenden Kriegen durfte er sich der stets vermehrten Bedeutung seiner Waffe freuen; in den dazwischenliegenden Friedenszeiten arbeitete er eifrig an weiterer Vervollkommenung derselben. Dem General Ende (1794—1860) war es nicht vergönnt, die Früchte reifen zu sehen, für

welche er geholfen hatte, den Boden zu bearbeiten. Ein Bruder des berühmten Astronomen seines Namens, hatte er 1813 im Dienste seiner Vaterstadt Hamburg der heiligen Barbara geschworen, war bald nach Preußen übergetreten und bekleidete hier unter anderen die wichtigen und einflussreichen Stellungen des Generalstabschefs der Waffe unter dem Prinzen Adalbert und als Präses der Artillerieprüfungskommission. Die Nr. 4 des Regiments Ende war in der alten Armee die der von dem General befehligten 1. Artilleriebrigade.

Nachdem die Aufzählung der Regimenter beendet ist, deren Benennung zur Erinnerung an einzelne Persönlichkeiten erfolgte, heißt es in dem Erlasse des Kaisers und Königs weiter:

„Ferner will ich, in Anerkennung der besonderen Verdienste, welche sich einzelne Familien dadurch erworben, daß ihre Glieder seit langen Jahren, in großer Zahl und in bedeutenden Stellungen der Armee angehört haben, verleihen:

1. Dem 4. Pommerschen Infanterieregiment Nr. 21 den Namen: Infanterieregiment von Borcke (4. Pommersches) Nr. 21;

2. dem 7. Ostpreussischen Infanterieregiment Nr. 44 den Namen: Infanterieregiment Graf Dönhoff (7. Ostpreussisches) Nr. 44;

3. dem 7. Pommerschen Infanterieregiment Nr. 54 den Namen: Infanterieregiment von der Goltz (7. Pommersches) Nr. 54;

4. dem 8. Pommerschen Infanterieregiment Nr. 61 den Namen: Infanterieregiment von der Marwitz (8. Pommersches) Nr. 61;

5. dem Holsteinschen Infanterieregiment den Namen: Infanterieregiment Herzog von Holstein (Holsteinsches) Nr. 85;

6. dem 1. Schlesischen Dragonerregiment Nr. 4 den Namen: Dragonerregiment von Bredow (1. Schlesisches) Nr. 4.

7. dem Pommerschen Dragonerregiment Nr. 11 den Namen: Dragonerregiment von Wedell (Pommersches) Nr. 11;

8. dem 2. Brandenburgischen Dragonerregiment Nr. 12 den Namen: Dragonerregiment von Arnim (2. Brandenburgisches) Nr. 12.“

Weit schwieriger noch als bei der ersten genannten Art von Verleihungen, wo es sich darum handelte, einzelne und zwar die richtigen auszuwählen unter den Heerführern und den sonst um das Ganze wohlverdienten Männern, muß das Suchen und Sichten, das Prüfen und Abwägen gewesen sein, als es galt, die Ansprüche von Familien auf die hohe Auszeichnung festzustellen. Wir wollen versuchen, diese Ansprüche zu kennzeichnen. Die königliche Willensmeinung, wie sie in der Kabinettsordre zum Ausdruck gekommen ist, gibt den Anhalt, indem sie sagt, daß die Zahl der Jahre, die Menge der Familienmitglieder und die Bedeutung der von letzteren eingenommenen Stellungen maßgebend gewesen seien. Es darf nicht über-

sehen werden, daß anscheinend Geschlechter, welche an und für sich Hoffnung auf Berücksichtigung gehabt haben möchten, aus denen aber einzelne Persönlichkeiten solche bereits erfahren hatten, ausgeschlossen sind. So die Kleist, von denen unter Friedrich dem Großen 116 fielen, 22 fielen, 9 wohl meist an Wunden starben, 1 verscholl, so daß der vierte Mann verloren war, und von denen bis 1889 23 es zum General brachten; die Schmerin; die Bülow.

Aus dem pommerschen Geschlecht der Borcke war in den Reihen des preussischen Heeres der erste namhafte der Generalfeldmarschall Adrian Bernhard Graf von Borcke, welcher 1737 diese Würde erhielt und 1741 starb; unter Friedrich dem Großen dienten bis zum Ende des Siebenjährigen Krieges fünf andere Borcke als Generale, darunter Graf Heinrich Adrian, der Gouverneur des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm III.; bis 1889 sind 20 Borcke Generale geworden. Die Namen- und Quartierliste für das letztere Jahr nennt 20 Borcke, meist Sekondeleutnants, der alte Stamm treibt neue Zweige.

Das preussische Grafengeschlecht der Dönhoff war früher zahlreicher als jetzt im Heere vertreten. Bis zum Regierungsantritt des Großen Königs hatte es demselben bereits fünf Generale geliefert. In neuerer Zeit ist es durch besondere Leistungen nicht hervorgetreten, und gegenwärtig gehört dem aktiven Dienststande kein Graf Dönhoff als Offizier an.

Aus der in Pommern und in Preußen angesehnen Familie der Grafen und Herren von der Goltz war bereits unter dem Großen Kurfürsten, der ihn im Felde und im Kabinett verwandte, Joachim Ludwig Freiherr von der Goltz, General der Infanterie. Er war ein Soldat der Fortuna, der unter seinem Vetter, dem Kaiserlichen Generalfeldzeugmeister Maximilian von der Goltz im Dreißigjährigen Kriege das Handwerk erlernt, dann unter Frankreichs Fahnen gegen die Spanier gefochten hatte und nach einundzwanzigjähriger Dienstzeit in Brandenburg, 1675 in der dänische Heer trat. Auch hier litt es ihn nicht lange. 1680 ward er kurländischer Feldmarschall, war 1683 mit der Wien und starb 1688 zu Dresden. An dem Denkmal Friedrichs des Großen zu Potsdam prangen die Namen von zwei Generalen von der Goltz. Der eine, Georg Konrad Freiherr von der Goltz, war jener Märznacht 1741 einer der ersten auf den Wällen von Glogau, entwarf die Hauptwache und nahm den österreichischen Gouverneur, General Graf Wallis, gefangen, wofür er den Verdienstorden erhielt. Während des zweiten Schlesischen Krieges betraute ihn der König mit der Leitung des gesamten Heerwesen; wenn es aber zum Treckschlagen kam, griff Goltz wieder zum Wallis und führte seine Kürassiere gegen den Feind. Der andere, Karl Christoph Freiherr von der Goltz, gehörte zu den Generalen, welchen der König die Ausfüh-

trug; bei einer solchen Veranlassung erhielt Goltz den Schwarzen Adlerorden. Von 1640 bis 1889 sind 22 Goltz Generale geworden; noch einen Offizier mehr nennt die Rangliste als in dem letzteren Jahre dem Heere angehörig. Dazu kommt noch „Goltz-Pajda“, der Oberstleutnant Colmar Freiherr von der Goltz, der bekannte Generalstabler und Militärschriftsteller, der jetzt am Bosporus weilt.

Viel tüchtige Männer hat von jeher die märkisch-pommersche Sippe der Marwitz in den Dienst des Heeres gestellt. Heinrich Karl von der Marwitz, ein Enkel Desslingers, befehligte 1744 eine abgetheilte Heeresabtheilung in Oberschlesien; ein Generalquartiermeisterleutnant von der Marwitz weigerte sich bei Hochkirch, das Lager abzustecken, weil er es für zu gefährlich hielt; er ist später gefallen. In der Franzosenzeit traten zwei Brüder Marwitz durch Thatkraft und opferfreudige Hingebung an die deutsche Sache hervor; davon stand der älteste, Ludwig, der schon 1807 ein Freikorps errichtet hatte, 1813 an der Spitze der kurmärkischen Landwehr, befehligte sie am Ehrentage dieser Truppe, in dem Gefecht bei Hagelsberg, und überrumpelte am 23. September in tühnem Zuge die Stadt Braunschweig. Sein jüngerer Bruder Alexander fiel in Frankreich. Auch der unlängst verstorbene aelchwürdige Bischof von Culm war Offizier gewesen, bevor er die priesterlichen Weihen empfing, und elf des Namens trugen bis 1889 zu Generalen auf.

Zu allen Zeiten fast haben Herzoge von Holstein in dem brandenburgisch-preussischen Heere angehört. Zur Zeit des Großen Kurfürsten waren es elf, darunter der Generalfeldzeugmeister Augustus Herzog von Holstein-Ploen, der unter den schwarz-weißen Feldzeichen gegen Türken und Schweden focht, und Friedrich Ludwig Herzog von Holstein-Beck, welcher im Spanischen Erbfolgekriege sich auszeichnete und von König Friedrich Wilhelm I. bald nach dessen Thronbesteigung zum Feldmarschall ernannt wurde; sein Sohn, nach dem König Friedrich Wilhelm genannt, wurde ebenfalls Feldmarschall, und dessen einziger Sohn fiel in der Schlacht von Prag als Oberst und Kommandeur des Infanterieregiments von Pful. Unter König Friedrich II. diente außerdem Herzog Georg Ludwig von Holstein-Gottorp, welcher 1741 aus sächsischen Diensten kam, ein tüchtiger und tapferer Offizier, der mit vieler Auszeichnung in den beiden ersten Schlesischen und im Siebenjährigen Kriege focht. Während des letzteren war er guerit auf dem preussischen Kriegsschauplaze, dann auf dem pommerschen, wo er sich 1758 den Schwarzen Adlerorden verdiente, und auf dem westlichen, wo er unter Herzog Ferdinand von Braunschweig bei Oesfeld, Bergen und Minden foht. Er war etwas phlegmatischen Temperaments; daß er am Tage der Schlacht von Torgau mit seiner Kavallerie zu spät herauf, vergaß ihm der König nicht, obwohl der Herzog zum glücklichen Aus-

gange der Schlacht durch glänzende Tapferkeit beigetragen hatte. Dieser Umstand und der Stern, der seinem Hause im Osten durch die Thronbesteigung Zar Peters III. aufgegangen war, bewirkten, daß er seinen Abschied nahm und nach Rußland ging. Auch gegenwärtig gehören vier Mitglieder des holsteinischen Fürstenhauses dem Heere an, darunter Herzog Ernst Günther, der Bruder der Kaiserin Augusta Viktoria, als Premierleutnant des Leibgarde-Husarenregiments.

Der Bredow waren bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen vier Generale geworden; bis zum Ende des Siebenjährigen Krieges gelangten noch fünf zu diesem Grade; die Namen von Karl Ludwig, welcher schon den Spanischen Erbfolgekrieg und den Pommerschen Feldzug vom Jahre 1715 mitgemacht hatte und, obgleich er fast ein Siebziger war, in den beiden ersten Schlesischen Kriegen foht, und vonasmus Ehrenreich, der auch Mitglied der Akademie der Wissenschaften war, sind auf dem Friedrichsdenkmal unter den Linden in Berlin verzeichnet. In neuerer Zeit ist besonders bekannt geworden der Generalleutnant Friedrich Wilhelm Adalbert von Bredow. Am 16. August 1870 führte er, an der Spitze seiner aus dem 7. Kürassier- und dem 16. Ulanenregiment bestehenden Brigade, den bekannten todesmutigen Weiterangriff bei Wionville-Mars la Tour, dessen Erfolg ein so schweres Gewicht in die schwankende Waagschale warf. General von Bredow hatte früher die 4. Dragoner befehligt, daher wird es kommen, daß dem schlesischen Regiment der Name einer brandenburgischen Familie verliehen ist.

Die pommerschen Wedell erscheinen erst spät unter den Inhabern höherer Stellungen im Heere. Vielleicht haben sie mehrfach so viel Unglück gehabt wie jener erste General ihres Namens, Johann von Wedell, der 1742 zu Rutenberg in Böhmen an seinen bei Chotusitz erhaltenen Wunden starb, nachdem deren acht, die er von den Schlachtfeldern in Italien, den Niederlanden und in Pommern davongetragen, glücklich geheilt waren. Dann aber führte das Geschlecht sich vollbürtig ein durch den Oberstleutnant Georg von Wedell, der am 19. November 1744 den Elbübergang bei Solonitz in Böhmen gegen große Uebermacht so tapfer verteidigte, daß der König ihn den preussischen Leonidas nannte. Auch er fiel auf dem Felde der Ehre, in der Schlacht bei Soor am 30. September 1745. Sein Bruder war Karl Heinrich von Wedell, dessen militärische Fähigkeiten und kriegerische Leistungen dem Könige ein solches Vertrauen eingefloßt hatten, daß er ihn, unter Uebergehung älterer Generale, mit einer Heeresmacht von 27500 Mann den Russen entgegenstande. Er sollte bei denselben sein, was zu der Römer Zeiten ein Diktator war, und sollte die Russen angreifen, wo er sie fände. Wedell wurde damals bei Kay geschlagen; der König entzog ihm aber seine Milderung und Gnade nicht, und Wedells spätere Thaten bewiesen, daß Friedrich

recht gethan hatte. Nach dem Kriege stellte dieser ihn an die Spitze der gesamten Heeresverwaltung und verlieh ihm den Titel Kriegsminister; es ist das erste Mal, daß dieser in Preußen gebraucht ward. Unter den sieben Generalen von Wedell, welche bis 1889 dem Heere angehört haben, mögen noch jener Leopold Heinrich genannt werden, welcher, durch einen Zufall der Erschießung als Schillischer Offizier entgangen, von Napoleon I. als Sträfling auf die Galeeren geschickt, von seinem Könige zu dessen eigener Vertretung an den glänzenden Hof Kaiser Napoleons III. gesandt wurde, und jener andere Wedell, dessen heldenmütiges Ringen an der Spitze der 38. Infanteriebrigade einen hervorragenden Platz in der Geschichte der Schlacht von Wionville-Mars la Tour am 16. August 1870 einnimmt. Zur Zeit dienen 37 Wedell im preussischen Heere. Es ist mit ihnen, wie mit den Borden, ein Wechsel auf die Zukunft gezogen.

Brandenburgisch sind die Arnim und das Regiment, welches ihren Namen trägt. Ihre Reihe hebt im brandenburgisch-preussischen Heere mit Georg Abraham von Arnim ruhmvoll an, welcher 1734 als Generalfeldmarschall starb, nachdem er fünfundsiebenzig Feldzügen beigewohnt und fünfzehn Belagerungen mitgemacht hatte. 1667 in den Dienst getreten, hatte er schon bei Teyrbellin gefochten, war bei der Landung auf Rügen und beim Sturm auf Osen gewesen, hatte Bonn erobern helfen und in den Kriegen gegen Franzosen und Schweden, in den Niederlanden und in Pommern selbständige Kommandos geführt. Sieben Arnim sind bis 1889 Generale gewesen; jetzt dienen 41 ihres Namens in der Armee.

Zahlreich sind auch zu allen Zeiten die Burggrafen zu Dohna, einst in sächsischen Landen die Nebenbuhler der Markgrafen von Meißen, jetzt in Preußen und in Schlesien angeessen, gewesen, und verhältnismäßig viele des Geschlechts sind in hohe und wichtige Stellungen gelangt, zwölf sind Generale geworden. Als der Große Kurfürst eine stehende Kriegsmacht errichtete, erscheint alsbald Graf Christian Albrecht Dohna als Generalfeldzeugmeister in den Reihen; von seinen sechs Söhnen blieben fünf im Felde, der sechste im Zweikampf. Unter Friedrich dem Großen finden sich drei Dohna in der Generalität; der geannteste ist Christoph II., dem es aber selten gelang, den König zufriedenzustellen. An seiner Stelle sollte der Diktator Wedell die Russen schlagen, als er zur Schlacht von Kay auszog. Bedeutend war die Rolle, welche die ostpreussischen Dohna während der Befreiungskriege spielten, und mit der Laufbahn eines ihres Namens aus jener Zeit wird auch die Wahl des Ostpreussischen Ulanenregiments Nr. 8 für die Verleihung ihres Namens zusammenhängen. Es ist Graf Friedrich, der Schwiegerjohn Scharnhorsts, welcher, wie Clausewitz, 1812 den Abschied nahm, um in russische Dienste zu treten. Als Kom-

mandeur eines Husarenregiments der russisch-deutschen Legion kehrte er heim; als die Legion nach Beendigung des Krieges von 1814 in das preussische Heer übergang, kam mit dem ersten auch Dohna in den vaterländischen Dienst zurück. Es ist eben jenes Ulanenregiment, welches jetzt den Namen seines Hauses erhalten hat. Graf Friedrich Dohna blieb mit demselben im Laufe seines späteren militärischen Lebens in vielfachen Beziehungen; zuletzt stand es unter seinen Befehlen, als er, zum Generalfeldmarschall aufgestiegen, das 1. Armee-Korps in Königsberg befehligte.

Wir sind zu Ende. Lang ist die Reihe der Regimenter und Bataillone, deren Namen an die Verdienste ihrer Träger erinnern; eine stolze Ruhmeshalle, voll der Erinnerung an Kampf und Sieg, an kühnes

Wagen und an standhaftes Ausharren, an hervorragende Leistungen im Kriege und im Frieden. Noch aber ist der Raum bei weitem nicht gefüllt; eine große Zahl von Truppenteilen harret des Vorzugs, welcher zugleich die Beliehenen und diejenigen ehrt, nach denen jene benannt wurden.

„Ich behalte mir vor, ähnliche Auszeichnungen auch in Zukunft zu verleihen,“ heißt es in des Kaisers Befehl.

Gehet hin und verdient sie; der Wettbewerb ist eröffnet. Kühn ist das Müssen, herrlich der Lohn. Einem jeden ist gestattet, um den Preis zu ringen. Wer es nicht selbständig, allein und aus eigener Kraft kann, versuche es als Teil eines Ganzen, als ein Glied seines Geschlechtes, einer muß den Anfang machen, und „Aus dem Soldaten kann alles werden!“

Da singet und jubelt das Herz zum Himmelszelt. Wie bist du doch so schön, o du weite, weite Welt.

Das Lied meckte ein Echo in den Bergen und verhallte in der Ferne. Der Wind spielte in den Baumkronen, wir zogen weiter, immer weiter.

Fernab blauten prächtige Tannenwälder und frisches Weinlaub schmückte die nächsten Berge; von einem Gebirgskamm grüßte uns ein weißgetünchtes Kirchlein.

Es nahte eine Prozession. Gar mühsam trug ein Alter ein Silberhaar ein mächtiges Kreuzifix, und junge Buride schritten hintendrein. Schwere Tropfen perlten auf des Alten Stirn und noch weit war's zum Mirakel. Muß denn das Alter allein alles Kreuz auf sich nehmen?

Während ich rüstig voranschritt, naheten sich ehrerbietig die Landleute, etliche küßten mir die Hand, etliche küßten den Hut und sprachen: „Gelobet sei Jesus Christus!“ „In Ewigkeit!“ entgegnete ich. Verwundert blickten meine Gefährten auf mich und die Grüßenden, bis sich herausstellte, daß mich die Landleute für einen geistlichen Herrn gehalten hatten. War ich doch ein Weltkind und nicht ihres Glaubens. —

Wir erreichten Deutsch-Landsberg, das Paradies der grünen Steiermark. Golden glänzte die Sonne und über uns lachte ein tiefblauer Himmel. Wo ein Tannenzweig die Hausthür schmückte, da kehrten wir ein; bald perlte der Wein im Glase, und die Gläser klangen, und die Herzen wurden so weit, ob aller Sommerpracht. —

Hinauf ging's zum alten, zerfallenen Schlosse. Wir durchwanderten einen Raum nach dem andern, auch die arme Sünderstube wurde uns gezeigt und gerade von dort aus bot sich die prächtigste Aussicht. Das ist zweifacher Tod dort vom Leben Abschied nehmen zu müssen, wo einem die Welt in solcher Pracht und Schöne entgegenlacht wie in der Armenfünderstube von Deutsch-Landsberg! Der Gedanke macht das Herz trübe, fort in die freie Natur! grausames Zeitalter, dein Abschied sei gesegnet!

Dicht an einem Gehänge, wo ein Wildbach schäumt, steht eine alte Eremitage. Der Eremit hat sie verlassen und ist längst eingegangen in jene, wo ewige Ruhe herrscht. Die Hand des Alten hat einst in einen Stein der Einsiedelei die Worte eingegraben: „Bona solitudo, sola beatitudo“. (Glücklich die Einsamkeit, sie ist das einzige Glück.) Dies ist das Verhältniß des Alten.

Wer warst du, alter Einsiedler, was hat dich hergeführt, dich veranlaßt, der Menschheit den Rücken zu kehren, einkerkeln dein Leben zu vertrauern? so mußte ich fragen.

Vielleicht, sagte ich mir, warst du, Alter, mit vollen Segeln in das Leben getrieben, hattest dein Herz an irdische Liebe gebunden und diese Liebe hat dich getäuscht; du brochen jagst du dich zurück, wahnend, die Welt sei nichts als Lug und Trug, nicht wert, daß man ihr eine Thräne weine.

Eine Bergfahrt in den steirischen Alpen.

Von

Karl Prümer.

Das Dampfroß hatte mich der Heimat entführt; vorüber flogen Dörfer, Städte, Flüsse, Berg und Thal, und gar flüchtig war ihr Grüßen; viel inniger grüßen sie den Wandersmann mit Knotenstock und Ränzlein, als jene Gäste, welche in Windeseile vorüberziehen und nicht selten kaum einen Blick für die hehre Schönheit der Natur haben.

Fern von mir liegt die Heimat, ich bin in Graz und rufe aus vollem Herzen: Grüß dich Gott, du grüne, schöne Steiermark! — Das war eine prächtige Fahrt über den Semmering, vorbei an tiefen Abgründen, durch Berge, über Schluchten und Brücken nach Mürzzuschlag und von dort nach der Hauptstadt.

Nast kam es mir vor, als habe sich der Erbauer der Bahn einer Entweihung der Natur schuldig gemacht, als er diese gewaltigen Bergkolosse durchbrach, als er den Frieden dieser großartigen Gebirgswelt störte. Die wildromantische Gebirgsnatur hatte meine Seele eingenommen; es wohnt in dem Anblick dieser Natur ein ernster, feierlicher Schöpfungsgedanke, eine großgeartete Ursprünglichkeit.

Gellemmt in den Bergen ziehen sich die Fußpfade, gar winzig anzuschauen, durch diese Bergkolosse, und in majestätischer Ruhe liegt der Hochwald.

Auf der Station Mürzzuschlag trat eine liebliche, junge Hochwaldblume mit frischen, klaren Augen an mich. „Kausen's Edelweiß, gnä' Herr,“ begann sie und hielt mir einen Strauß dieser Sternlein der steirischen Berge entgegen. Ich nahm ein Sträußchen und drückte ihr einen Silbersechser in die Hand. Mit einem: „Küss' die Hand!“ empfahl sich die Kleine und wanderte weiter mit ihren Alpenblumen. Lange sah ich ihr nach — der Zug setzte sich

in Bewegung. Die arme Hochwaldblume! Um welchen geringen Preis seht sie ihr Leben ein, ein — Zehltritt — ein Schrei — ein Fall — ein dröhnendes Echo — dann Todesstille. — Du Edelweiß, ich mag dich nicht leiden, fort mit dir in den Abgrund! Ich schleuderte den Strauß hinab. Weiter ging's — glücklich erreichten wir Graz.

Vom Schloßberg aus hat das Auge des Wanderers eine liebliche Fernsicht. Prächtige Gebirgszüge werden sichtbar, die Mur durchzieht wie ein Silberband das grüne Thal, und zahlreiche Wohnstätten umgeben weithin den Berg. Seid mir gegrüßt, ihr grünen Matten, eilender Fluß, blaue Berge, seid gegrüßt! Rings warb's still, aus den Kaminen stieg hier und dort blauer Dampf hervor und verschwand im großen All für immer. Von fern sandte eines Kirchleins Glocke ihre Töne zu mir, eine Schar munterer Tauben badete die Brust im goldenen Sonnenstrahl. Wie bist du so schön, du Perle Steiermarks! —

Im Morgen Sonnenstrahl durchwanderten wir die Hauptstadt, ließen die Häuser hinter uns, hinter uns die Schläfer und zogen durchs grüne Thal über Berge und Höhen. Hier und da grüßte uns ein Eichbaum, immer dunkler wurden die Nadelhölzer, farbenprächtig kontrastierten die frischen Landhäuser gegen den dunkeln Wald. Da klangen helle Töne an unser Ohr, wir lauschten, schritten weiter und erblickten unter einer Tanne einen jugendlichen Wanderer. Er hielt ein Horn an den Mund und blies eine gar lustige Melodie.

Da hielt's uns nicht mehr, wir fielen ein, und durch den taufriischen Wald klang unser Sang:

Oder stürmtest du voller Kühnheit ins Leben hinaus, den Kopf voll Plänen, Mühsucht im Herzen, und glaubtest wer weiß welche Rolle spielen zu können, sahst deine stolzen Lustschlösser eins nach dem andern in den Staub sinken und sanft auch du?

War's anders? Hast du das Leben mit vollen Zügen genossen, hast du den Reiz der Freude bis zur Hefe geleert, wie ein Schmetterling aus jeder Blume Genüsse gesogen?

Wärst du gesättigt, schien das Leben dir schal und flach, oder quälte dich die Schuld und glaubtest du Vergebung zu finden durch ein Leben der Entbehrung, der Armut, der Einsamkeit?

Und hatte sie dir das Glück gebracht, als du die Worte in die Steine grubst: „Beata solitudo, sola beatitudo“?

Ich glaube es nicht! Was immer der Grund gewesen sein mag, der dich hieß der Menschheit entsagen, nichts rechtfertigt den Rückzug. Im vollen Leben kannst du Glück und Frieden finden, hilfreich sei und diene der Menschheit, es folgt der schwersten Schuld die Sühne dann. Wärst du ein Heiliger und voller Wissen, allein mit dir, du gätest nichts, wärst wie ein Leinwandblatt, das voll Weisheit einst erröthet, nunmehr vergilbt, ein wertloses Stück, dessen Zeichen niemand deutet. —

Ich zog das Seil und heller Glockenton durchhallte den engen Raum; eine Andernans verließ erschreckt ihren Schlupfrinkel, flatterte unruhig hin und her und fand endlich den Ausweg ins Freie.

Lebte wohl, alte Grenitage, Lehre uns Klüger sein als jener, den du einst zerbergt hast, daß wir wirken zum Wohl der Menschheit, bis wir einrücken in die dunkle Einsiedelei, daraus niemand wiederher!

Wir lenkten die Schritte dem Städtchen zu, um dort zu übernachten und uns dann zu stärken für eine weite Wanderung. Ein Jägermann schloß sich uns an, gefolgt von seinem Hunde. Auf gemessenen Schritten verläßt der Förster die ihm liebgeordnete Stätte, sein altes Jagdrevier, um es mit einem andern in Oberösterreich zu vertauschen. Am Fuße des Berges wandte er sich noch einmal um, hob seinen rauchenden Jagdhund in die Höhe und begann: „Schau her, mach' holt 'n Servus von den Bergen, schau'st sie zum letztenmal; aus ist's, gor ist's, mir zwa müssen. Schau wie der Berg uns grüßt, er ist mit einander auffi fragelt, geschicht er nit mer mehr. Behüt' di Gott, liab's andel!“ Der Jäger schwenkte den Hut, der Hund glitt zur Erde und schweigend trat der Jägermann neben uns daher, schweigend folgte der Hund.

Sie ist gar rührend diese lebendige, welche Liebe der Steirer zur Natur! Wie der Bach redet, es reden die Bäume, die mächtige Gewände hat seine Sprache, in der Tannenwald, der Adler, welcher dem Fluges den blauen Aether durchdringt, die flüchtige Gämse, Baum und Strauch und Blume, sie alle rufen dem

Steirer ein treuherziges: Größ Gott! zu, und der Steirer versteht dies Grüßen, ist zufrieden mit dem, was die Natur ihm bietet, was der Himmel sendet: dem Alpensohne schlägt ein Kindesherz in der Mannesbrust. —

Im „Kautenfranze“ da kehrten wir ein, die Fiedel klang und mitten im Kreise der Gäste nahmen wir Platz.

Zigeuner waren es fern von den Ufern der Theis, von den weiten Ruften des Ungarlandes, wunderliche Gesellen, ohne Hast, ohne Ruh, die den Fiedelbogen schwingen und seltsame eigenartige Melodien den Saiten entlocken. Eine feierliche choralgleiche Weise tönte jetzt an unser Ohr. Wenn der Zuhörer die Augen geschlossen hätte, konnte er vermuten in einer Kirche dem Gottesdienste beizuwohnen, so ernst, so feierlich erscholl die Musik.

Da plötzlich war es, als seien die Spielleute von einem Hauberstrich getroffen, wild und unbändig strichen sie über die Saiten, ein Ton jagte den andern in wilder Hast.

Nirgends fand ich ein getreueres Spiegelbild eines Volkscharakters durch die Musik dargestellt, denn hier.

Das einförmige, wogende Getreidemeer, die öden Steppen und einförmigen Weiden mit ihren hölzernen Ziehbrunnen und ausgehöhlten Baumstümpfen davor als Tränke haben den Bewohnern ein ernstes, melancholisches Gepräge gegeben; der ernste Teil der Musik repräsentiert es. Wie der Umschlag vom Ernsten und Ruhigen zum Wilden, Unerfättlichen ein unmittelbarer in der Natur des Magyaren ist, so in der Musik der Wechsel der Choralmusik zur wilden Jagdmusik ohne alle vermittelnden Akkorde.

Glaubte man bei dieser wilden Musik nicht den Tschikos zu sehen, wie sich unter ihm das wilde Pustpferd gewaltig sträubt, und dann der kühne Reiter in rasender Schnelligkeit die weite Ebene durchsticht, bis das Pferd erschöpft zusammenbricht?

Die braunen Söhne der Pusta schienen in diesem Teile des Steirerlandes zu den Seltenheiten zu gehören, denn gar verwundert blickten die Gäste auf die Spielleute und stillschweigend lauschten sie der fremden Weise, als aber das „Gott erhalte“ ertönte, brach sich lauter Jubel Bahn. Wir suchten das Nachtlager auf; noch lange tönte die Fiedel und die Worte drangen an unser Ohr:

Dieses schöne Land ist mein Heimatland,
Ist mein liebes, teures Vaterland. —

Dämmerung lag auf der Erde, rings war es still. Blöcklich ließ der Haushahn unseres Wirtes seinen Wehruf erschallen. Er durchtönte das Städtchen, und nicht lange währte es, da wurde es allerorten lebendig; in allen Tonarten und Variationen erscholl der gesiederten Sänger Ruf. — Die Erde ruhte noch unter dem weißen, nächtigfeuchten Deckmantel der Nacht und harrete geduldig der goldenen Sonnenstrahlen, die ihn heben sollten, damit Menschen und Tiere, Bäume, Blumen, Gräser Gottes Sonne schauen.

„Ich glaube, alter Freund, wir werden uns den Weg zum Hochgebirge durch dichten Nebel suchen müssen, guten Morgen!“ erscholl neben mir eine Stimme, und mein Reisegefährte, Doktor Rohrmann, einer aus dem Freundeskreise vom „Deutschen Tisch“, steckte das rote Gesicht aus der mächtigen Dämmerung und die kleinen Augen blickten gar lebendig ins Wetter hinein. „Soll uns nicht grämen, Doktor,“ entgegnete ich, „die Sonne wird schon frühzeitig genug ihr Aufräumungs werk vollenden, wenn sich dann der Vorhang hebt, blicken wir auf goldene, lachende Szenen voll Liederlust und Sonnenschein.“ „Würde mich freuen,“ fiel mein Nachbar ein, „wenn es wahr wäre, ich für meine Person werde die Augen weit genug aufreißen, um zu sehen, was zu sehen ist, für einen guten Platz in dieser Opera ist bestens gesorgt. Niemand hat nötig, sich auf die Zehen zu stellen, und kein langbeiniger Vordermann wird uns die Aussicht rauben. Die zweibeinigen Choristen kümmern sich gottlob nicht um Dirigentenstäbe, Regisseure und Partituren, Notenköpfe und Rezensenten. Tirili! schallt's durch den Morgen; ein Juchzer soll folgen, wie ihn urkräftiger das Hochgebirge noch nie gehört hat. Wenden wir die Schläfer.“

Mein Nachbar durchschritt die Hausflur, klopfte an verschiedene Stubenthüren, legte die hohle Hand an den Mund und blies den militärischen Wehruf mit großer Meisterkraft, worauf es alsbald allerwärts lebendig wurde, denn niemand wollte gern der letzte sein. —

Im Gastzimmer wünschten wir uns einen guten Morgen. Auch der behäbige Wirt fand sich ein und begrüßte uns, seine Gäste. „Steigen's mit auffi?“ fragte ihn einer unserer Reisegefährten. „Wann's Wetterglas net lügt, werden wir holt sehr anen scheanen Tag bekommen,“ meinte der Wirt, „aber sie könnten mir schon ganz Steirermarkt geben und 's Kärntnerlandel dazu, i fragelte net mit auffi auf die Alp. Hob eh meine liabe Last, daß i die Treppen auffi kumm, aber wann i mit Jhna ging auf die Alp, gehoriamster Diener! i glaub holt der Kranzwirt kömt holt noch am selben Tage fogen: Behüt' di Gott, du scheane Welt!“ „Na, na,“ fiel unser Doktor ein, „so arg wird's nicht werden, könnst gar net schaden, wann Jhne die Morgensonne a bissel auf den breiten Rücken fiel. Wissen's Kranzwirt, alle Gastwirte, die in ihrem Leben gepantscht haben, kommen in die Hölle und die dichtsten müssen zur Strafe für das Weintaufen bei 50 Grad Hitze die feuer-speienden Höllenberge auffirageln und da dächte i, Sie thäten gut, unsere Einladung anzunehmen, um“ — „mi holt für die Zukunft so a kloas bissel vorüberreiten, eh mi der Knochenmann um die Erdhaut,“ fiel der Wirt ein und lachte dazu. „Dös gibt's net, wann all die Jäßer Vöslauer, Lutzenberger, Jersfalemer, Ofener, Erlauer, Seesgarder und Schömlauer dös hölzerne Schloß vor ihren runden

Mäulern wegthun und reden könnten, würden sie holt sagen: Laßt uns den Kranzwirt in Ruh mit euren spitzigen Stadtzungen, versucht unsern Inhalt, hernocher werdet ihr sehen, daß der Kranzwirt a freuzbraver Kerl ist und koan Haberlump.“ „Laßt gut sein Alter,“ versetzte der Doktor und klopfte den Wirt auf die Schulter, „das Kompliment muß ich Ihna machen, koan bessern Tropfen gibt's als den beim Kranzwirt; seid's zufrieden?“ „Wull, mull, wußt i eh, daß der Doktor mein Getränk net schlecht machen wollt; das Laufen überlaß i holt jedem Durstigen, der die Boaner unter den Tisch vom Kranzwirt stellt.“ —

„Fertig zum Aufstieg!“ kommandierte drauf der Doktor, und alle machten sich bereit.

„Na, Kranzwirt“, begann ich, „wann ich auf der Höhe bin, halte ich Umschau, und sehe zu, ob ich hier unten nicht ein winzig Hüttel find', das Ihnen zu eigen ist; ich werde es von oben herab grüßen, den Vögeln sagen: fliegt zum Kranzwirt und singt ihm ein Liedchen aus froher Brust; dem Sonnenstrahl: Gib auch in Zukunft den Trauben wahres Feuer, daß ihr Saft die Leidenden heile und fröhlich mache alle traurigen Herzen; zum Kranzwirt aber: Behüt' bi Gott, alte, treue Seele, noch manches Jahr!“

Der Wirt schüttelte mir gerührt die Rechte, und als wir Abschied vom Kautenfranz nahmen, stand der Kranzwirt in der Thür, schwenkte die grüne Samtkappe und blickte uns lange nach. —

Wir schritten rüstig voran über Hügel und Berge hinweg. Des Kranzwirts Wetterglas hatte nicht die Unwahrheit gesagt, denn in kurzer Zeit schon hob sich der Nebel und golden strahlte die Sonne.

Uns wurde die Brust weit und immer weiter ob dieser Hochwaldpracht, die Vögel sangen und ein kräftiger Juchzer erscholl in die Berge und weckte fernes Echo.

Höher, immer höher führte uns der Weg, an schwindelnden Abgründen vorbei, die uns schwarz und unheimlich entgegenstarrten, an starren Gehängen und wilden Gießbächen vorüber, deren mächtige Sturzwellen urkräftig auf die Felsen schossen, dann in weißen Gischt und viele Tausende von Tropfen zerstoßen.

In unmittelbarer Nähe eines Abgrundes stand eine mächtige alte Tanne, ein ehrwürdiges Haupt; ich legte die Hände an den Stamm, um den Versuch zu machen, den Baum zu rütteln, da — ein Krach, die mächtige Tanne, anscheinend gesund und doch den Wurm im Herzen, stürzte mit gewaltigem Getöse und verschwand in der Tiefe. Ein dumpfer Ton drang an unser Ohr, dann ward's still. Betroffen blickte ich der Tanne nach, jeder von uns ging ernststen Gedanken nach, keiner wagte zu reden.

Endlich ergriff der Doktor das Wort, mich freundlich auf die Schultern klopfend, begann er: „Alterchen, Alterchen, wie wenig hätte gefehlt und wo jetzt der Baum

liegt, ruhten auch Sie, vielleicht eine willkommene Auhung für junge Adler. Die Tanne mag immerhin mit ihrem Schicksal zufrieden sein; ein solches Grab ist der wilden Tochter des Hochwaldes würdig. Was wäre sonst ihr Schicksal gewesen, wenn sie den Wurm nicht in dem Herzen trug und nicht in der Tiefe ihr Grab fand? Von einem ruhigen Köhler zu Holzkohlen gebrannt zu werden, nachdem sie vorher schon von einem Pechsieder ihres Harzes beraubt ist, wüßte nicht, daß dies ein beneidenswertes Ende für eine Tanne wäre, auch das nicht, zu Brettern zerschnitten zu werden, um einem müden Wanderer als letzte Ruhestätte zu dienen. Zur Herstellung eines musikalischen Instrumentes, eines hübschen Hausmöbels verwandt zu werden, ist ebenfalls noch ein erträgliches Tannenlos. Wäre ich eine Tanne und mein Schicksal in meine Hand gelegt, so würde ich bestimmen: Laßt mich als Mastbaum eines Schiffes pfeilschnell über die Wellen treiben bis die Windsbraut oder ein Wettertschlag meinem Dasein ein Ende macht und ich Ruhe finde im Schoße des Ozeans. Indes unserer Tanne Los ist entschieden, dort unten ist auch Ruhe. „Gottlob, daß ich noch im goldenen Sonnenlichte atme!“ stieß ich hervor.

Ein zersplitterter Baumstumpf blickte, gar traurig anzusehen, aus dem Boden, und die Tannen schauten ernst auf ihn herab. Ein Vöglein hatte sich auf einem Tannenast niedergelassen und ließ sein fröhliches Liedchen erschallen.

„Du hast recht, du kleiner gesiedelter Hochwaldsänger,“ fiel ich ein, „singe dein Liedchen“:

Tirili! Tirili!
Traure nie, traure nie,
Freu dich am Sonnenstrahl
Der Blumen allzumal.
Tirili! Tirili!
Kurz ist dein Lebenslauf,
Bald hört dein Dasein auf;
Hör, was das Vöglein spricht
Und traure nicht.
Tirili! Tirili!

Höher, immer höher! — Ein Stoppelfeld auf dem ersten Viertel des Hochgebirges bereitete uns eine genussreiche Abwechslung, und kam uns der Anblick des Feldes in dieser Höhe ganz unerwartet. Wieviel Mühe und Schweiß hat es gekostet, sagten wir uns, diesem fargen Boden goldene Früchte abzurufen! Hier war das scheinbar Unmögliche möglich gemacht, und das öde Feld predigte in ergreifender Weise: „Labor omnia vincit“. Wer möchte noch Mosis Worte: Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen! aus voller Ueberzeugung einen Fluch nennen. In der Arbeit ist Frieden und Segen!

Dort unten in einem der Häuschen, die kaum dem Auge sichtbar sind, wird das Korn des Hochgebirges zu Broten gebacken, dort unten werden sie verzehrt, die Früchte des fargen Bodens, dort umringen junge Herzen die Mutter und sind froh, wenn ein Teil des Brotes für sie abfällt,

dort unten ist eine glückliche Mutter — sie weiß ihre Kinder gesättigt und gesund.

Wo solcher Lohn der Arbeit wird, da darf die Hand nicht ermatten.

Fahrt fort, nutzt den Tag und die Scholle, denn die kleinste bietet Raum für tausend Samenförner, wie das kleinste Herz für tausend Hoffnungen! —

Wir machten Halt und hielten Umschau über die ganze Strecke, welche wir bereits zurückgelegt hatten, und wahrlich, allen Respekt vor unserer Fähigkeit im Bergsteigen; wir müssen uns diesmal selbst loben und sagen: für die zurückgelegte Strecke und den beschwerlichen Aufstieg haben wir recht tapfer einen Fuß vor den andern gesetzt.

Wir blickten weithin in das Land hinaus und machten den Versuch, uns auf der großen Reliefkarte der Natur zu orientieren. Es gelang uns nicht. Ist es doch für jeden, der darin keine Uebung hat, ein schwierig Ding!

Der Bergkopf und die Bergkette sehen von der einen Seite so aus, von der andern haben sie ein so ganz verändertes Aussehen, daß man sich sagen möchte: Unmöglich kann dies derselbe alte Berg sein, den du so häufig mit vieler Mühe unter Schweißtropfen erstiegen hast. Gelsag nein, mein Berg, du bist es nicht, du so selbstbewußt, kraftvoll und bis zum schön abgerundeten Kegel grün belaubt unter meinen Füßen da standst, als ob du sagen wolltest: Hier hat mich eine erhabene Kraft hingestellt, hier bleibe ich und wehe dem, der mich verdrängen will, an meiner steinernen Stirn soll man's zerschellen. Aber der Berg bleibt stumm — er ist derselbe, den ich so oft erklommen habe und jetzt kenne ich ihn nicht wieder.

Von dieser Seite schaut der Berg ins Land wie der Hinterkopf eines Greises. Verschwunden ist das lebensfrische Grün, nur hier und da, tief unten, wachsen armselige Tannenbäume, während sich oberhalb nackte Felsen bis zum höchsten Berggipfel hinziehen: ein steingewordenes Greisenhaupt, das der Erlösung harrt, steht der Berg da.

Aus dem Tannengrün ragt hier und dort ein Kirchlein, gar einladend anschauen. Die Erbauer haben sich auf der Wahl der Plätze verstanden, das Zeugnis muß man den Leuten geben. Wo der Erde ihr Feiertagskleid anzuhaben idam, wo die Aussicht am prächtigsten ist, da braucht man nicht lange nach einem Kirchlein vergebens zu suchen. Von ein Hügel aus beherrscht es das Städtchen oder das Dorf und nicht gar selten m der müde, fromme Waller noch kurz seinem Ziele Hunderte von Treppentritten erklimmen, ehe ihn die Pforte des Himmels aufnimmt. Man muß es den Menschen nicht zu leicht machen — in auch das Himmelreich schwer zu verdienen. Zu Füßen der Kirche ruhte das Städtchen; wie winzig sehen von hier oben die Hausdächer aus! Golden glänzt die Straße im Sonnenschein. Ein Haus faßt aus wie das andere, die Giebel



Auf der Düne. Von May Schmidt.

1105

fühlen und denken einer fast wie der andere, und doch könnte man mit den Blicken die Wände durchdringen, was alles würde man zu sehen bekommen, daß man sich schier wundern sollte, wie die Häuser selbst eine gar so teilnahmslose Außenseite zur Schau tragen.

Die Sonne lachte auf alle herab und schien auf der Welt nichts als eitel Friede und Freude zu sein.

Nach kurzer Rast ging's weiter. Immer tiefer zog sich der Fußweg über Gerölle hinweg, langsamer wurden die Schritte, da — endlich hatten wir das erste Ziel erreicht: die Sennhütte.

Ein sonderbarer Anblick bot sich uns da. Prächtiqe buntgefleckte Kühe weideten umfern der Sennhütte; unter einem Tiere lag ein Hirtenknecht und sog die Milch aus der Kuh: das war sein Mittagsmahl! Unsere Ankunft störte ihn keineswegs, er sog weiter und schien unersättlich. Als sich bei uns nachgerade Durst und Hunger geltend machten, traten wir in die Sennhütte und mit einem frischen, freundlichen Gruß Gott! begrüßte uns die Sennlerin, wobei kein Zug im Gesicht und kein Ton ihrer Stimme uns verriet, daß unsere Ankunft die Sennlerin überrascht habe, vielmehr machte die Art ihrer Begrüßungen Eindruck, als handle es sich um den Empfang alter, lieber Bekannten. Während die Sennlerin mit uns sprach, blieb sie unverwandt bei der Butterkneife stehen und butterte lustig drauf los. Und die Einladung folgte: „Macht's euch kommod in der Hütten und schaut holt um und um, damit ihr erzählen könnt, wie es aussieht bei der Pepi auf der Alm.“ „Hast recht,“ entgegnete der Doktor, „aber gut war's, wenn wir bald a scheane Aussicht auf was z'essen hätten, Hunger und Durst haben wir grad genug. Hast ka Milch net, Pepi?“ „Ka Tröpfel ist in der Hütten, aber wann aner van euch so lang buttern will, bis i zuruck bin, werd i melten.“ Diesem Vorschlage entsprach der Doktor aufs bereitwilligste, rasch schritt er zur Butterkneife und, während die Sennlerin die Hütte mit einem großen Holzgeschäß verließ, butterte unser Doktor mit einem lobenswerten Eifer bis Pepi wieder erschien und vor uns auf den Tisch das Gefäß mit Milch setzte. Kaum stand es dort, so war es auch mit der ungewohnten Arbeit des Doktors vorbei, er ließ Kerne Kerne fein und Pepi nahm wieder ihren alten Platz ein. Brotreste wurden aus der Tasche gesucht, der Doktor holte aus der Schieblade hölzerne Löffel und nun ging's über die Milch her, daß es schier eine Lust gewesen sein muß, unserm Treiben zuzusehen. Und der Pepi schien unser gesunder Appetit besondere Freude zu bereiten, denn ihre Augen ruhten ohne Unterlaß auf uns, endlich hielt es sie nicht länger, die Butterkneife wurde ihrem Schicksal überlassen, und Pepi schlug voller Erstaunen die Hände über dem Kopf zusammen und rief erstaunt: „Moaner Seel! hast nimmer glaubt, daß die Stadtherrn gar so graulich essen können, wann man

enk so sitzen sieht, sollt man schier denken, soaner hätt' seit a Wochen was z'essen gehabt. Gelt ist doch a scheanes Ding, wann's noch Rüh gibt, 'ne Alp un —“

„So ane blizsaubere Sennlerin wie du,“ fiel der Doktor ein und fuhr fort: „i's gar so ein Wunder, daß wir alleamt 'n gefunden Hunger haben, nachdem wir seit fünf Uhr in der Fruh die Boaner voreinand setzen, uns die Alpenluft um die Nas gemeht und der Magen nit viel mehr bekommen hat, als a bisserl Brot und a kloans Schlusel Wein? Des Alpenmenschen hier oben kennt nit mol, was Hunger und Durst ist, macht's alle gleich und trinkt schon eh ihr durstig seid, habt die Taschen voll zu fauen, seid halt nie hungria, nie satt.“

„Jösas, die Kern!“ fiel Pepi erschrocken ein, eilte darauf zu und begann zu buttern, daß die Milchtropfen davonstoben.

Kaum war Milch und Brot vertilgt, so wurden die kurzen Pfeifen angezündet und Umschau gehalten.

In der That! Pepis Sennhütte war ein Muster von Reinlichkeit. „Schau, Schau,“ hub der Doktor an, „die Pepi will a Stadtdame werden, hat gor a Spiegel; so ein Möbel in der Sennhütte ist schon das Höchste, hab holt immer glaubt für a Sennlerin sei der schönste Spiegel das Alpenbäckerl, dös Stadtding hätt' i nimmer auffi hängt, daß i dir's nur sag, Pepi, i net, wahrhaftig net.“ „Zwegen moaner braucht ka Spiegel dorten z'hängen, aber ma Schatz, der Anderl, hot'n mi zur Kirchmah fast und i hob'n auffi hängt und 'n Sträuferl auffi steckt, es ist holt gewahrt van Herrn Pforrer, so lang's dort obi steckt, schlägt der Bliß net in ma Hütterl.“ „Wär' gescheiter gewesen,“ entgegnete der Doktor, „wann dir der Anderl a Bussel geben hätt', als das sakrische Ding; g'schieht deinem Anderl ganz recht, wenn er hernocher noch a stolze Frau kriegt, die, wie die Stadtdame, a noch a Stadtkleid haben will und seidene Tücherl und Bänder, goldene Ringerl, und hernacher kommt a unzufriedenes Herzl —“

„Daß i net lach,“ fiel die Sennlerin ein, „die Pepi und a Stadtdam — dös gibt's net, und wann's der Pepi a seidene Kleid anzögen und setzten ihr a goldnes Krönerl auf den Kopf, i würd ka Stadtdam' net, i blieb, was i bin, die Pepi von der Alm, dem Anderl sein Schatz.“ „Ist dein Anderl denn ein braver Kerl?“ „Kreuzbrav, hot nie wos z'Leid gethan, bloß das an Mol, als er morgens in der Fruh kam. In der Hand trug er a Sträuferl für mi und den Kopf ließ er hangen, ka Zuchzer habe ich gehört und net antworten gekonnt mit'n Zuchzer. Do hob i ba mi denkt, dem Anderl ist wos passiert und nimmer wos Guts, so wahr i die Pepi bin. Wichtig! als der Anderl mir die Hand gegeben, schau i ihm in die Augen und sag: Anderl, sog's nur, wos di's Herzl druckt, i wos eh, wos recht Schlimms ist's und jetzt sogst's gleich, bin i da Schatz net mehr? Noch immer hot

der Anderl net mit der Sproch auffi gemocht, do hob i ihm den Kopf in die Höh' geruckt, hob ihm in die Augen geschaut und nochmol gefrogt: Sog, Anderl, bin i da Schatz net mehr? Dann hob i's nimmer aushalten gekonnt und hob wanen gemußt, lange — lange. Der Anderl hat mi in 'n Arm nommen, hat auf mi herabgeschaut und gesagt: „Wann's dann wissen willst, wos mi so traurig mocht, so will i reden, 'n por Worte nur, bitterböse Worte: I muß di verlassen, Pepi, muß nach Wean und Soldat werden.“ Da wor's auffi. Hob mir nie denkt, daß wir net immer z'sammen bleiben könnten, jetzt wor ma ganze Freud hin. Noch lange haben wir den Morgen hofammen gessen, wir zwa, aber gesprochen haben wir wenig. Der Anderl hat mi z'lezt den Arm auf die Schulter gelegt, so hob ich ihm a gut Stück Wegs das Geleit gegeben; 'n trauriger Abschied war's, so traurig, wie i ihn nimmer erlebt hob.“

Die Sennlerin schwieg und blickte vor sich hin. — „Ist dein Schatzl noch net zuruck und denkt er auch an di?“ fragte teilnahmsvoll der Doktor. „Er hot mi san Bild geschickt und anen scheanen Gruß, im Frühjahr kehrt der Anderl ham, dann ist san Dienst um und i werd ma Schatzl wiedersehn.“ „Do werd's Bussel'n geben!“ fiel der Doktor lächelnd ein. „Sprich net so, i kann net davon reden hören und freu mi still vor mi hin, weil i oft denkt hob: freust du di z' viel, hernacher gibt's noch a Leid. Und wann 's Herzl mi so druckt, knie i holt vor ma Gnodenbild und sog: Heilige Jungfrau, du mußt mi helfen, daß ich ma Anderl wiederseh, sonst bin i gor so arm, und die Jungfrau schaut mi dann so freundlich an, daß i ba mi denk: sie wird di schon helfen, Pepi, sie läßt di net im Stich.“ „Recht hast du, Pepi,“ ließ sich der Doktor vernehmen, „wer zwa Gnodenbilder im Herzen trägt, kann net z' Schanden werden.“

Die Sennlerin schritt auf den zweiten Raum der Hütte zu, trat ein und kam nach kurzer Zeit mit einem Bilde zuruck, das sie dem Doktor hinhielt.

Wahrhaftig! da stand der Anderl, wie er lebt und lebt, in der Uniform der Hoch- und Deutschmeister, ein prächtiger Burisch und schaute lebensfrisch und froh in die Welt. Und Pepi blickte so seelenvergnügt bald auf das Bild, bald auf uns, als wenn sie hätte sagen wollen: Gelt! für so anen kann man schon was thun, kann 's Herzl a bisserl Sorg und Weh mit in den Kauf nehmen. „Hast ka schlechten Geschmaß gehobt, Pepi, wahrhaftig net,“ meinte der Doktor, „aber nimm di in acht, Dirndl, daß di die sakrischen Stadtmadeln net dran kummen, hernocher ist's gor mit der Liab.“ „Jesas, red net so a dumm Zeug,“ fiel Pepi ein, „ma Schatz hat mir gesagt, daß er mi nimmer vergißt, i glab's ihm und ka Teufel soll mi fogen, daß der Anderl mi net mehr liab hätt.“ Rasch nahm die Sennlerin das Bild wieder an sich und eilte damit von dannen; die Schieblade wurde

geöffnet und — der Anderl war wieder geborgen.

Wir verließen die Hütte, und der Doktor gab Pepi den Auftrag, für den Abendimbisß Sorge zu tragen. Tonerl, Pepis Bruder, war verschwunden; tief unten weideten die Kühe. Die Luft war klar und durchsichtig, wir blickten weit hinein ins schöne Steirerland und dann wieder zum Himmelszelt, das azurblau auf uns hernieder sah.

Hart an der Sennhütte war ein steiler Felsen mit dem sogenannten Wetterloch, das schwarz und unheimlich uns entgegen gähnte. Einer unserer Reisegefährten warf einen Stein hinab; geraume Zeit währte es, bis wir ihn aufschlagen hörten und aus der Tiefe ein dumpfes Echo an unser Ohr drang. „Hüten Sie sich,“ begann der Doktor, „und werfen Sie keinen Stein im Weisheit unserer Sennnerin oder eines andern Bewohners der Alp hinab, wenn Sie nicht deren Freundschaft ein für allemal verschmerzen wollen.“ Wir blickten verwundert den Doktor an, er aber beteuerte: „es ist so wie ich sage, nehmen wir hier auf diesem schönen Rasen Platz und ich teile Ihnen kurz die Geschichte vom Wetterloch mit.“ Wir lagerten uns, und der Doktor erzählte:

„In grauen Zeiten lebte auf dieser Alp ein Ritter, der war fromm und that Gutes an den Leuten; er war sehr reich und seine Besitzungen erstreckten sich über einen großen Teil von Steiermark. Dieser Ritter, Wunibald genannt, hatte auch eine schöne und stolze Tochter namens Adalgunde, die ein Ritter aus dem Kärntnerlande kennen gelernt und liebgewonnen hatte.

„Dieser Ritter, Maurus, war ein tapferrer Mann, schön und gar stattlich anzuschauen, aber er konnte nichts sein eigen nennen, als eine Burg, an der der Zahn der Zeit gar sichtbarlich sein arges Zerstörungswerk verrichtet hatte. Sogar die mächtige Wappentafel oberhalb des Burghores war zerprungen, und die Hälfte des Wappentieres, eines schwarzen Bären, lag in Trümmern unfern des Burgeinganges.

„Der Ritter Maurus hatte das Edelfräulein Adalgunde durch einen sonderbaren Zufall kennen gelernt. Ihr Vater war nämlich ein kühner Jäger vor dem Herrn und hatte die Ritter und Herren der Nachbarschaft zur Jagd eingeladen. Die Eingeladenen erschienen mit ihrem Troß und in der Burg des Ritters Wunibald ging es hoch her. Am folgenden Tage nach Ankunft der Gäste begann die Jagd. Am Eifer derselben war Adalgunde auf einem mutigen Hapen dem Wilde nachgeeist, hatte des Weges nicht geachtet und mußte zu ihrem Schrecken gewahr werden, daß sie sich unerwartet in einer ihr völlig fremden Gegend befand. Adalgunde rief laut in den Wald hinein, aber Niemand gab ihr Antwort; die Nacht nahte, aber kein Ton eines lebenden Wesens drang an der Verirrten Ohr. Voller Angst im Herzen ergab sich Adalgunde mählich in ihr Schicksal und schlief erschöpft ein. — Als der

Tag graute, wurde sie wach; ihr treues Pferd stand neben ihr und graste die dürftigen Grasbüschel ab, die vereinzelt im Walde umherstanden. Entschlossen und voll frischen Mutes bestieg Adalgunde von neuem das Tier, ritt unaufhaltsam den ganzen Tag hindurch und gönnte sich kaum die Zeit, einige Beeren für den Hunger zu pflücken und einen Trunk aus dem silbernen Waldbache zu thun. Nahtlos ging es weiter, schon begann die Sonne zu sinken, als fernes Hundegebell an des Edelfräuleins Ohr drang. Sie ritt weiter und erblickte eine alte Burg. Adalgunde sprengte darauf zu und ein alter weißköpfiger Diener, auch eine halbe Mühle, wie die Burg seines Herrn, führte das Edelfräulein zum Ritter, der ganz erstaunt dreinsah, als in seiner Burg, die seit einer Reihe von Jahren kein weibliches Wesen betreten hatte, die Fremde erschien und in holdseliger Anmut um Obdach für die Nacht bat. Da war nun guter Rat teuer, aber der Alte schaffte Rat.

„Nach Verlauf einer Stunde war ein Zimmer notdürftig hergerichtet und der Rabe im Stall untergebracht.

„Mit der Kochkunst des Alten war es indes nicht weit her, und genug Mühe kostete es ihm, ein kärgliches Mahl herzurichten. Allein so einfach es war, fand es doch des Edelfräuleins ganzen Beifall und zufrühen und gesättigt erhob sich Adalgunde, nachdem sie dem Ritter noch erzählt, daß sie eine Tochter Ritter Wunibalds in Steiermark sei und sich auf der Jagd verirrt habe.

„Voll Erstaunen lauschte Maurus den Worten der Fremden und in seinem Herzen erwachte die Liebe.

„Längst hatte Adalgunde die Ruhestätte aufgesucht, da saß noch der Ritter, den Kopf gestützt, gedankenvoll am Tisch und blickte träumerisch in die Flamme. — Die Nacht kam, aber Maurus fand keinen Schlummer; immer wieder stand vor ihm der Fremden holdseliges Bild. —

„Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als Adalgunde erschien und den Ritter bat, ihr den Diener als Geleit nach ihres Vaters Burg mitzugeben. „Mit nichten,“ entgegnete Maurus, „fern von mir sei es, so viel Schönheit und Anmut dem schwachen Wächter anzuvertrauen, ich selbst werde die Tochter dem Vater zuführen.“ Sprach's und ließ sich sein Pferd satteln, während des sich Adalgunde durch ein karges Frühstück für den weiten Ritt stärkte. — Ein stattliches Paar ritt zum Burghor hinaus, und der alte Graukopf schaute den beiden gedankenvoll nach. In ihm wurden längst vergangene Zeiten wach, jene, als die Mutter des jungen Ritters Maurus, die schöne Mathildis, unter Trompetenklangen, an der Seite ihres Mannes, ihren Einzug als Burgfrau hielt. „Wer weiß es? vielleicht kehren frühlichere Tage wieder bei uns ein,“ murmelte der Alte, machte kehrt und schritt langsam und bedächtig dem Thore zu, die schmale Kettenbrücke rasselte in die Höhe, und still ward's ringsum.

„Maurus ritt, die Seele voll kühner

Gedanken, des Weges daher, seine Augen ruhten mit Wohlgefallen auf dem Edelfräulein, deren Bekanntschaft ihn ein solcher sonderbarer Zufall machen lassen.

„So viel Mühe sich indes der Ritter auch gab, seine Begleiterin zum Neben zu veranlassen, gelang es ihm doch nur höchst selten, daß sie ihr Stillschweigen brach und Maurus mußte sich leider gestehen, daß in des Edelfräuleins Brust ein stolzes Herz wohne, trotzdem glaubte er, ihrer Liebe gewiß zu sein, oder sich wenigstens dieselbe erringen zu können.

„Lange waren die beiden so nebeneinander einhergeritten, als Adalgunde die Führung übernahm. Der Weg führte steil bergan. Da, als beide um einen Kellenbogen, zeigte sich die Burg. „Gottlob!“ begann das Edelfräulein, „dort ist die Burg des Vaters,“ und deutete mit der Hand auf ein stattliches Gebäude, „seien Sie jetzt unser Gast.“ Maurus fiel es schwer aufs Herz, als er am Ziel der Reise war, das Gefühl baldiger Trennung drückte ihn nieder, wie auch die Ungewißheit über den Ausgang seiner Werbung. Die Ritterburg war nahezu erreicht, da begann Maurus: Adalgunde, lassen Sie mich noch einige Worte reden, ehe wir in die Burg des Vaters einziehen, ich werde kurz und aufrichtig sein. Ich liebe Sie von ganzem Herzen, arm bin ich an Schätzen dieser Welt, aber mein Herz ist unaussprechlich reich an Liebe für Sie. Adalgunde, sagen Sie mir, daß Sie mich lieben können!“

„Ritter Maurus,“ entgegnete diese und wandte den Kopf stolz dem Ritter zu, die Tochter Wunibalds gibt ihre Liebe nicht hin, wie dem Bettler das Almosen. Sie haben Anspruch auf meine Dankbarkeit, aber meine Liebe gehört dem Kühnsten der Kühnen, der um diese in heißem Kampfe den Siegerkranz erringt.“

„Gebt mir Gelegenheit, meinen Mut zu zeigen, und ich werde Eure Farben zum Siege führen!“ rief Maurus begeistert. „So hört,“ fuhr das Edelfräulein fort, „wenn der Herbst ins Land kommt, ist zu Wien ein großes Ritterturnier; eilt dorthin, tragt meine Farben und erringt ihr den Sieg, so seid Ihr meiner Liebe gewiß, unterliegt Ihr aber, so lenkt Euer Köpflein getrost nach einem andern Waid, denn in diesem Falle hat in meines Vaters Burg Euer Herz nichts mehr zu hoffen.“ „Euer Wort habe ich,“ entgegnete Maurus, „nur tot oder als Sieger verlasse ich den Kampfplatz.“

„Mittlerweile hatten die beiden die Burg erreicht, der Wächter stieß ins Horn und kaum hatte er Adalgunde erkannt, so ließ er hastig die Kettenbrücke nieder und eilte zu seinem Herrn.

„Dieser war hochbeglückt, als er da Vermißten ansichtig wurde, und hieß den Ritter herzlich willkommen. Drei Tage herrschte lauter Jubel in der Burg, ob der Rückkehr der Vermißten, da nahte der Abschied, und Maurus eilte, reich beschenkt, der Heimat zu.

„Der Herbst nahte, unser Ritter mach-

ich reisefertig und zog gen Wien zum Turnier. Vierzehn volle Tage dauerte das Kampfspiel, manche Lanze zersplitterte und mancher Ritter, der voll kühner Hoffnungen nach Wien gezogen war, sank in den Staub. Ritter Maurus hat als Gegner den gefürchteten Ritter Runibert, der schwarze Wolf genannt. Lange Zeit blieb zwischen diesen beiden der Kampf unentschieden, denn was dem einen an Kraft mangelte, das mangelte dem andern an Gewandtheit. Plötzlich machte Maurus einen gewagten Ausfall und siehe da der schwarze Wolf sank unter dem Jubel der Zuschauer in den Sand. Im Sonnenstrahle glänzte des Siegers blaweißes Band.

Es nahte ein Edelfräulein, schmückte den Ritter Maurus mit dem Siegerkranz, die Kantaren schmetterten lustig drein, und das Volk brach in Jubel aus. Maurus sah und hörte nichts von dem, was um ihn vorging, bleich vor Aufregung lagte er vor sich hin, was galt ihm aller Ruhm der Welt, aller Jubel des Volkes, nachdem er den schönsten Siegespreis, die Adalgunde, errungen hatte.

Nicht lange mehr hielt es Maurus in Wien. Mäuren, Spiel und Tanz konnten ihm nicht reizen, solange ihm seine Krone, die Adalgunde, fehlte. Er wandte das Roß ab, strengte mutig der Burg Wunibalds an, niemals war ihm das Tier träger vorgekommen als diesmal. Am liebsten hätte Maurus fliegen und alsbald aus vollem Hufeisen rufen mögen: Der Sieger bin ich, Adalgunde, du bist mein! So mußte sich der Ritter gedulden, und als die Sonne am letzten Tage, nachdem Maurus aus Wiens Mauern geritten war, sich dem Untergange neigte, erblickte der Ritter die Burg Wunibalds von ferne. Freudiger schlug der Sieger die Brust, er gab seinem Pferde die Sporen und langte in kurzer Zeit vor der Burg an. Die Fenster waren erleuchtet, Trompetenschall drang an des Ritters Ohr. Da nahte ein Diener Wunibalds, und Maurus sprach: „Geda, mein Freund, was für ein freudiges Leben herrscht auf der Burg deines Herrn?“ „Ich fürchte ein Fremdling“, entgegnete der Diener, „sonst müßtest du wissen, jedes Fest wird hier feiern, so höre: Adalgunde, unseres Ritters einzige Tochter, vermählt mit dem mächtigen Grafen Markus, dem Reichsten der Reichen, und heute ist Hochzeit.“ „Ist Hochzeit!“ schrie Maurus und brach fast zusammen; er schenkte enteilt flüchtigen Fußes der Burg. —

Es schien, als wäre Pferd und Ritter zu ein geworden, nichts regte sich, da plötzlich riß Maurus den Kopf in die Höhe und gab seinem Pferde die Sporen. In rasender Eile jagte der Ritter über die Felsen, durch den Hof in den Saal, und die Kanten stoben. — Ein gellender Schrei zuckte Adalgundens Brust, rasch, ehe die Gäste ruhten, was hier vorging, rißte Maurus Adalgunde mit starker Faust, zog sie aufs Pferd und jagte wie im die Nacht hinaus.

Dort auf dem Felsen gab Maurus dem

Pferde die Sporen, hochauf bäumte sich das Tier und — sprang in die Tiefe. Verschollen ist Maurus und Adalgunde, zerfallen die Ritterburg.

„Die Sage sagt, daß der Fels hier, von wo Maurus in den Abgrund sprang, fürchterlich getracht habe und in der verhängnisvollen Nacht jenes schwarze Wetterloch entstanden sei, aus dem noch jetzt schwere Unwetter emporstiegen, sobald einer einen Stein hinabzuschleudere und freventlich die Ruhe des Berggeistes störe. Das ist die Historia vom Wetterloch.“

Wir hatten alle voller Spannung der Erzählung des Doktors gelauscht, und das Wetterloch kam uns jetzt erst recht unheimlich vor, nachdem wir jene Erzählung kannten, welche sich daran knüpfte. Ein Glück war's, daß uns die Sennerin auf andere Gedanken brachte; sie erschien in der Thür, klatschte in die Hände und rief: „Zwegen moaner könnt's holt übers Essen losgehen!“

Mit der Einladung hatte Pepi auch den Hunger bei uns wachgerufen, wir fühlten auf einmal, daß der Magen sein Recht geltend machte.

Als wir in die Hütte traten, saß der Knecht, Pepis Bruder, hinterm Ofen und verzehrte mit Wohlbehagen sein Abendbrot, denn seit langer Zeit hatte es hier oben so vortreffliche Kost nicht gegeben. Knödel und Sterz, dieses echt steirische Leibgericht, war es, was auf dem Tisch prangte, und Pepi, es läßt sich nicht leugnen, hatte eine Fertigkeit in der Zubereitung, die alle Anerkennung verdient.

Auch unsererseits ist sie ihr reichlich zu teil geworden — die leeren Schüsseln sind das beste Lob für die Köchin. Als abgetragen und der Tisch gesäubert war, bereitete uns Pepi eine Ueberraschung, holte aus der Kammer eine Pappschachtel und setzte sie auf den Tisch. Als wir den Deckel lösteten, was war der Inhalt? eine Zither. „Ist dem Anderl san Zither, drauf soll ma Bruder so lang spielen, bis ma Schakerl zurück ist von den Soldaten, hernocher muß der Tonerl selbst für a G'spiel sorgen“, ließ sich Pepi vernehmen. Und jener nahm, ohne sich lange nötigen zu lassen, die Zither, legte sie auf die Knie und spielte einen lustigen Steirischen, wobei sich die Sennerin auf die Felsen stellte, mit Daumen und Zeigefinger das Kleid hielt und sich fröhlich hin und her wiegte. —

Der Steirische war verklungen und der Tonerl schlug noch vereinzelte Akkorde an.

„Kannst a Liederl a?“ fiel der Doktor ein. Tonerl nickte der Pepi zu, die verstand ihn und sang, während jener sie begleitete:

G'rean san die Hollarstau'n,
Was san die Muib';
S'dean san die schwarzen Aug'n,
Freu san sie nie. —

Ein Rödler folgte und Pepi schwieg, worauf Tonerl sich also vernehmen ließ: „Denn die Sternbln san Jungferln,
Die fallen bei der Nacht,

Ma Dirndl, ma Sternbl,
Geh nimm di in acht.
D Schicksal, o Schicksal,
Gewähr mir die Bitt':
Geh, laß mi ma Dirndl
Und nimm es net mit!

— — Es war uns eigen ums Herz, als dieser treuinnige Sang ertönte, der so unmittelbar ohne jedes Beiwerk der Brust entquoll, silberklar und frisch wie der Waldbach. Ohne Falsch hat sich das Volkslied von einer Generation zur anderen fortgeerbt, ist aufbewahrt in einem feinen und guten Herzen und bringt wieder zum Herzen, weil alles an diesem Liede lebens-treue Wahrheit ist, die Einlaß verlangt und ihr Echo findet in jeder Menschenbrust. Ein deutscher Musikschriststeller sagt mit Recht: Das Volkslied ist die Unsterblichkeit in der Musik. Es ist ewig dasselbe, wenngleich es nach seiner Ausprägung nach Zeit und Ort wechselt. Es gehört der grauesten Vergangenheit an, wie der blühenden oder bestaubten Gegenwart und ist zugleich die eigentliche Zukunftsmusik. Es ist die unantastbare Musik von Gottes Gnaden. —

Voller Andacht haben wir lange den Klängen der Zither und den Volksweisen gelauscht, schon standen die Sterne am Himmel, als wir die Ruhestätte aufsuchten. — Die Sennerin ging voran und legte die Leiter an. Wir kletterten auf den Boden und krochen ins Heu; der letzte war Tonerl.

Nur kurze Zeit habe ich mich der Ruhe erfreuen können, zuviel bewegte mein Inneres. Als endlich der Schlaf kam, brachte er mir die wunderbarsten Träume; das Wetterloch gähnte vor mir, wurde größer und immer größer, Ritter Maurus jagte auf einem Klappen daher, aus dessen Rüstern Funken sprühten, und fuhr mit der ungetreuen Adalgunde in den Abgrund. Ich sah im Traume Ritter Wunibald die Hände ringen, hörte fernen Donner, dann zerteilten sich die Wolken, die Sonne schien golden und Tonerl griff in die Saiten und sang:

Geh, laß mi ma Dirndl
Un nimm es net mit!

— — — — — In aller Herrgottsfrühe weckte uns der Doktor. Einer schaute verduht den andern an. Tonerl hatte sich, wie ein Maulwurf in die Erde, ins Heu hineingewühlt, und der Burich blidte ganz verstört ins Wetter, als ihn der Doktor an den Weinen hervorzog. Wir strichen das Heu aus Haar und Kleidern, und kletterten die Leiter hinab; Tonerl mußte Wasser und ein Handtuch holen. —

Noch war es dunkel; im Osten zeigte sich ein langer, lichter Streifen, der Vorbote der Sonne. Das Thal hüllte eine weiße Nebeldecke ein und an den Grashalmen und Bäumen hingen Millionen von Taupropfen. Uns fröstelte.

Als wir eine Zeitlang so gestanden, wurde es in der Zennhütte lebendig, Peri öffnete das Fenster und rief uns ein frohliches: „Grüß Gott!“ zu. „Grüß Gott!“

Bepi!" schallte es zurück, „nun aber a bisserl hurtig, daß wir was Warm's kriegen, hier auf der Höhe ist eine satirisch kalte Luft.“ — „Sollt net lang z'warten hoben.“ entgegnete Bepi, schloß das Fenster und eilte zum Ofen. Wenige Minuten und dem Schornsteine entstiegen blaue Rauchwolken; wie malerisch war der Anblick! In der Hausthür erschien die Sennerin mit dem wohlbekannten Holznapf, eilte zur ersten, braungefleckten Kuh und molk. Unterdes machten wir es uns in der Sennhütte bequem und warteten, in nächster Nähe des Ofens, der Dinge, die da kommen sollten. In der That! Bepi ließ es sich recht angelegen sein, für das Frühstück Sorge zu tragen, ein Holzschicht nach dem anderen flog ins Feuer, es knisterte und knatterte im Ofen, daß es schier eine Lust war zuzuhören.

Die Milch wurde in einem eisernen Topfe erwärmt, dann wieder in den Holznapf gegossen; wir brockten Brot hinein, nahmen die Holzlöffel zur Hand und bald war das Morgenbrot wie Schnee vor der Sonne verschwunden.

Wieder wurden die Pfeifen angezündet, jeder griff zum Wanderstab, wir sagten Bepi Lebewohl und gaben ihr den Auftrag, das Mittagessen frühzeitig bereit zu machen. Sie versprach es, und wir zogen unserer Wege.

Zimmer steiler wurde der Fußpfad und mühsamer der Aufstieg, das Gerölle erschwerte ungemein das Gehen. Nach und nach wurde der Baumbwuchs kärglicher, bis wir endlich nur noch armseliges Knieholz antrafen.

Auf einer Felsplatte machten wir Rast und blickten ins Thal; noch lag dort der Nebel, aber die Sonne war schon hervorgetreten und brachte Leben in die trüben Nebelmassen. Der Kampf begann und als wir den Gipfel des Berges erreicht hatten, da konnten wir sehen, daß die Sonne Siegerin geblieben war. —

Wie prächtig lag zu unseren Füßen das Land! Ueber Schluchten, finstere Tannenwälder, Städte, Wiesen, Hügel schweifte der Blick bis weithin, wo hohe Berge blauen. Wir fühlten uns gehoben bei dem Gedanken, daß es uns vergönnt war, von dieser hohen Warte hinabzuschauen auf die Menschenkinder mit ihren Sorgen und Plagen um den kommenden Tag, mit ihren Freuden und Leiden, ihren Hoffnungen und Enttäuschungen, ihrem Klagen und Gebet, ihrem Haß und ihrer Liebe.

Ich hatte den Kopf gestützt und blickte hinab in die Tiefe, vor mir stand ein mächtiger Felsblock und hob das Haupt gar trübsalig in die Höhe, er stand dort wie ein Prophet aus grauer Zeit und dünkte es mich, als öffnete er den Mund und spräche zu mir: Du, der du zwischen uns Vergrienen wandelst, höre was unser Mund spricht, beherzige es, und lehre es deine Brüder, das Mahnen der Berge: Bringe dein Leben unter einen großen Gedanken!

Während ich mich solchen Betrachtun-

gen hingab, hatte der Doktor sein Fernglas hervorgeholt und blickte empor auf ein schwarzes Pünktchen, das am blauen Himmelzelt befestigt schien. Da plötzlich wurde es dem Zuschauer klar, was es mit der Erscheinung für eine Bewandnis habe.

„Ein Adler! Ein Adler!“ rief der Doktor und deutete mit der Hand gen Himmel. Wir blickten nach der angegebenen Richtung und entdeckten das Tier. Immer größer wurde der Punkt, nach einigen Sekunden schoß der Adler, unsern von uns, in die Tiefe, vielleicht war ihm ein Rehtigchen oder ein Waldbuhn zur Beute geworden. Vergebens warteten wir auf seine Rückkunft. —

Der Doktor nahm dann eine Karte und schrieb darauf: „Die, deren Karten sich hier vorfinden, besuchten die Alp im Monat Septembris A. D. MDCCCLXIII“. Wir legten unsere Karten in die Flasche, der Doktor verkorkte sie, inzwischen wühlten wir mit unseren Stöcken eine kleine Höhlung in die Erde, dorthinein wurde die Flasche gelegt und mit Erdbreich zugedeckt. — Wessen Hand wird sie heben? — Eine Stunde hatten wir uns der Fernsicht erfreut, als wir uns zum Abstieg

wandten, doch nicht ohne vorher auf dem Gipfel ein Liedchen angestimmt zu haben, ein deutsches Lied, aus deutscher Bruth.

Es verklang in der Tiefe und wir schwenkten zum Abschied die Hüte. —

Um die Mittagszeit trafen wir wieder wohlbehalten in der Sennhütte ein und ließen uns das bescheidene Mahl erschmecken. Nach der Mahlzeit zeichneten wir unsere Namen in Bepi's „Fremdenbuch“ ein, schrieben auch einige Worte hinzu, drauf nahmen wir Abschied von dem Lonerl, aufs herzlichste von der Sennerin und zogen unseres Weges.

„Grüßt mi die Leut dort unten!“ hatten uns Bepi noch nachgerufen und der Doktor rief zurück: „Und den Anderl a!“ Freundschaftlich nickte uns die Sennerin nach diesen Worten noch lange zu, zuletzt verabschiedete sie in der Sennhütte und war wieder so ganz allein — doch trug sie den Anderl im Herzen. —

Der Abstieg wurde glücklich vollendet.

In Graz, am „Deutschen Tisch“, saßen wir wieder im Kreise der Freunde, belauschten unsern Worten und gedachten auch wir, der Alp, der deutschen Alp. —

O, du himmelblauer See.

Von

Moriz Band.

Hoch im Norden des herrlich schönen Tirolerlandes, wo die blaumeißen Grenzpfähle das einzige Trennungszeichen zwischen den biedernden Tirolern und den in Herz und Gemüt gleichen Benachbarten Oberbayerns bilden, hat der Schöpfer ein kleines Paradies geschaffen, zu dem alljährlich Tausende und Abertausende wandern, die sich erquicken wollen an dem unendlichen Reize der Natur, der hier in majestätischer Schönheit auf Bergen und Thälern ruht. Die Berge ragen in unvergänglicher Pracht gegen den Himmel empor, gleichsam als wollten sie in Dankbarkeit hinaufstreben und die wechselnde Zeit umkleidet sie ewig und unermüdlich immer mit neuen Reizen. Die ersten Strahlen der Morgensonne küssen ihre Häupter mit den Rosenlippen, der Mittag umgiebt ihre Felsenrippen mit der vollen Glut seines warmen Lichtes und der trauende Abend senkt seine letzten Strahlen auf die Höhen, die in dem Rosendämmerseine der scheidenden Sonne nimmer erbläuen wollen... Vergesszauber! Wer ihn kennt, fühlt noch in späten Tagen sein Herz übergewollt und immerdar zieht es ihn mächtig hin zu den Bergen, den wahren Königen unserer Erde. Doch nicht allein auf der Berge Höhen ruht die Poesie, in den traulichen Thälern lebt und weht dieselbe Empfindung reinsten Genusses, und für Herzen, die es lie-

ben, sich ganz in den Frieden ihres eiaen Ich zurückziehen und in sich selbst o. sinken die Reize der Natur auf sich o. wirken zu lassen, sind die Alpenseen geschaffen, jene treuherzigen Augen der Mann Natur, aus deren Spiegel uns ihre geheimnisvolle Gewalt entgegenstrahlt. Der Zauber der Alpenseen ist noch unergründet worden, aber alle edleren Kinder der Menschheit mettelstern miteinander ihn zu erschöpfen. Die besten Meister der Dichtkunst fingen ihre schönsten Lieder zu ihrem Lobe, die trefflichsten Künstler fassen ihre seligsten Empfindungen zauberisch süße Klänge und die ersten Maler werden nicht müde, das Soubord eines Alpensees mit allen seinen Schönheiten in tausend Abarten auf Leinwand zu bannen. Musik und Poesie haben sich an dem Gestade eines solchen Sees zu einem Idyll verbunden und Geschichte geschaffen, die es wert ist, erzählt zu werden; ist doch mit ihr die Entstehung eines unserer schönsten deutschen Lieder und eine herrinnige Liebesgeschichte verknüpft, welche sich an dem Ufer unvergleichlich schönen Alpensees abspielte.

Man kennt die traulichen Reize des Alpensees, der hart an der Grenze Tiroler- und des bayrischen Landes dahinjieht und mit seinen prächtigen Ufern ein so bezaubernd schönes

netet. Ein herrlicher, edler Menschen-
schlag ist es, der seine Ufer bewohnt und
in idyllischer Ruhe leben die wackeren
Leute dahin. Kein Lärm und Gewoge
des Alltagslebens entweicht die heilige Ruhe
der Stätte und selbst der reiche Strom
der Vergnügungszügel, der im Sommer
den See berührt, naht mit jenem erho-
benen Herzen und Sinne, die jede lär-
mende Rundgebung vermeiden. Es ist ein
wahrer Tempel der Ruhe hier auf dem
einen glatten Spiegel des Sees, der an
Glanz und Frieden mit dem tiefen Blau
des Himmels wetzert. Die schmucken
Schiffboote durchfurchen von kräftigen
Männern getrieben die blaue Fläche und be-
setzen zu allen Zeiten das stille Gewässer.
Fertige Hütten stehen am Ufer umher,
hier und da eine Villa, deren modische
Schönheit zu der bescheiden anmutigen
Umgebung einen seltsamen Kontrast zeigt;
um alle jedoch schließt sich ein herrlicher
Kraus von Bergen, über deren Felsen-
kuppen die Krongipfel der Hochalpen herein-
sinken und über welchen sich das herrliche
Blaue des Himmels spannt.

Es war an einem herrlichen Sommer-
abend. Die letzten Strahlen der scheiden-
den Sonne brachen sich auf der Fläche des
schimmernden Sees, um höher
und höher zu steigen und endlich zu er-
löschen, nur jenen traulichen Dämmer-
raum zurücklassend, in dessen Schatten
das zur Ruhe neigt, um die Stille des
Abends in süßem Nichtsthun zu genießen.
Vor einem schmucken kleinen Häuschen,
das nur wenige Schritte vom Uferstrand
entfernt stand, saß ein blühendes Mädchen
und knüpfte emsig an einem Netze. Das
Mädchen mit dem goldblonden Haar hatte
es auf die Brust gesenkt, daß man kaum
ihren Antlitz sehen konnte. Sie knüpfte ge-
müthvoll darauf los und hob kaum den
Fuß, als schlürfende Schritte aus der
Nähe ertönten.

„Mirzl!“ rief eine alte, etwas zitternde
Stimme.

„Was gibt's, Großvater?“ fragte sie
erwidert, indem sie rasch den Kopf hob.

Sie war entzückend schön. Ein jugend-
liches rundliches Gesicht, mit einem schalk-
haften Zug um den Mund, ein wohlge-
formtes Kinn und ein Augenpaar von
erleuchteter Bläue, dem tiefen See gleich,
in dem sie sich spiegelte.

„Was gibt's denn,“ wiederholte sie,
während der Alte sich mühsam näherte.

„Hast du denn schon das große Zim-
mer hergerichtet, in welches der Herr aus
Sien einziehen soll?“

„Gewiß, Großvater, er könnte gleich
kommen, alles ist bereit, sogar das Klavier
aus München, das auf seinen Wunsch ge-
schickt wurde; ich habe es zum Fenster ge-
setzt, daß er beim Spielen den Ausblick
auf den See hat. Habe ich nicht recht
gemacht?“

„Sicherlich, mein Kind, er wird dir
sehr dankbar sein. Er soll ein so viel guter
Mann sein, der Musiker aus Wien. Ich
habe beim Theater ist er.“

„So, so,“ erwiderte Mirzl, „beim

Theater! na, der wird uns doch wohl keine
Komödie vorspielen.“

„Ah, kein Komödiant, ein Musiker ist
er beim Theater, der die schönen Liebeln
macht, die 's droben am Brett singen!“

Mirzl hörte die Auslegung schweigend
an, die ihr Großvater dem Titel ihres
Sommergastes gab. Dieser hatte brieflich
das Zimmer gemietet, um den Sommer an
dem Gestade des Sees zuzubringen, teils
um sich von den Strapazen des Winters
zu erholen, teils um Kraft und neue An-
regung für ein neues größeres Werk zu
finden, das der junge Theaterapellmeister
im Sinne hatte.

„Du singst heute gar nicht, Mirzl,“
unterbrach der Alte das längere Still-
schweigen, „fehlt dir was?“

Mirzl seufzte. „Nichts,“ sagte sie dar-
auf. Doch ein suchender Blick, den sie
auf den See warf, strafte sie Lügen.

„Du schaust, ob der Hans nicht kommt,“
sagte der Alte lachend, „hast recht, allein
ist es gar zu langweilig an einem so
schönen Abend und zu zweit singt's sich
besser!“

Mirzl bejahte es mit einem Kopf-
nicken.

„Na, wart' nur noch eine Weile. Wenn
der Sommer gar ist, kriegen wir von dem
Zimmer ein schönes Stück Geld, dann
können wir an die Hochzeit denken. Jetzt
geht's noch nicht, Hans muß auch noch
viel über den Sommer verdienen.“

Der Alte klopfte seine kurze Pfeife
aus, schlug die Füße übereinander und
versank in Nachdenken, während Mirzl,
teils auf ihre Arbeit, teils auf den See
hinausblickend, mit Ungeduld etwas zu er-
warten schien, Hans, von dem ihr Groß-
vater soeben gesprochen. Sie ließ die
Arme ermüdet sinken und fast unbewußt
öffneten sich ihre Lippen zu einem Ge-
sänge, dessen sehnsuchtsvolle getragene Me-
lodie ganz ihrem bangen Erwarten des
Liebsten entsprach. Entzückend quollen die
einfachen gemüthsvollen Worte von ihren
Lippen und im Takte bewegte sich das
Haupt des halbgeschlummernden Alten. Sie
hatte eine Weile so fortgesungen, als eine
kräftige Mannesstimme mit einfiel und
in einem jubelnden Fauchzer das Lied
beischloß.

Mirzl sprang auf. Um eine Land-
zunge, deren Gesträuch ein weites Stück
des Sees verdeckte, fuhr jetzt ein Boot
herum, an dessen Spitze ein prächtiger
junger Tiroler stand, der grüßend seinen
Hut schwenkte.

„Seiaho!“

Mit einigen kräftigen Ruderschlägen
führte er das Boot ans Ufer. Mirzl eilte
ihm entgegen.

„Da bringe ich euch euern Gast!“

Jetzt erst sah Mirzl einen in städtisches
Gewand gekleideten Herrn aus dem Boote
steigen und ihr herzlich die Hand entgegen-
strecken.

„Gott zum Gruß,“ sagte er mit freund-
licher Stimme und schritt auf Mirzl zu,
hinter welcher der bereits erwachte Alte
herabtorfelte.

Mirzl erwiderte den Gruß, um dann
rasch auf ihren Hans zuzueilern, der sie mit
einem innigen Kuß umarmte.

„Ah, das ist Eure Braut,“ sagte
lächelnd der Fremde, „fürwahr ein herr-
liches Schätzchen. Ersparen Sie sich die
Erklärungen, Jungfer Mirzl, Hans hat
mir auf dem Wege alles erzählt,“ wandte
er sich an das Mädchen, „er ist ein so
braver Bursche, als Ihr ein hübsches
Mädchen seid!“

Noch wenige Worte wurden gewechselt.
Hans erklärte seiner Mirzl, warum er sich
heute so sehr verspätet; er hatte am Bahn-
hofe in Jenbach den Herrn aus Wien ge-
troffen, war mit ihm den weiten Weg
zum See gewandert und hatte ihn dann,
als er ihm im Gespräch sein Ziel mitge-
teilt, über den See herübergefahren.

„Es ist ein recht lieber, freundlicher
Herr, ein Musikanter, der, wie er sagt,
Lieder macht,“ schloß er seine Mitteilungen.
Er faßte das kleine Handgepäck und alle
begaben sich in das Haus, um den Gast
in sein Zimmer zu geleiten. Der junge
Mann schritt voraus und behagliches
Schmurgeln spielte um seinen Mund.

„Wirklich reizend schön,“ sagte er, das
Zimmer mustern, und trat dann an das
Fenster. „Welch' bezaubernder Ausblick,“
rief er aus, als er den in dunkeln Däm-
merschein gehüllten See erblickte, an dessen
Ufern hier und da ein Licht erblinkte.

„Wenn der Herr nur zufrieden ist,“
sagte der Alte. —

Mirzl hatte sich inzwischen in die Küche
begeben, Hans band das Boot an einen
Pflock und bald versammelten sich alle vier
wieder auf dem traulichen Plätzchen vor
dem Hause. Der Sommergast hatte, um
das Landleben in allen seinen Reizen zu
genießen, sich ausbeugungen, an dem Tische
des alten Schiffers seine Mahlzeiten zu
nehmen und so vereinigte denn gleich die
erste Stunde die neuen Bekannten. Sein
gutmütiges Gesicht und seine offenen ehr-
lichen Augen gewannen ihm sofort die
Herzen der drei braven Leute und nach
einer Stunde standen sie wie alte Be-
kannte vom Tische auf. Hans hatte zum
Schlusse einige muntere Lieder gesungen
und damit vollends das Herz des jungen
Musikers gewonnen, der sich aus dem Zu-
sammenleben mit den trefflichen Menschen
so manchen Genuß versprach.

Hans band nun eine Laterne an einen
Rahn und mit einigen lustigen Jodeln
schied er von dem gastlichen Hause seiner
Braut. Das Licht entschwand immer weiter
und weiter und die drei kehrten nunmehr
in das Haus zurück.

Fast zwei Monate waren in trautem
Beisammensein verfloßen. Der junge Kom-
ponist, ein solcher war der Musiker aus
Wien, hatte, angeregt von der herrlichen
Natur, eine reiche Fülle schöner musika-
lischer Gedanken gesammelt, die in seiner
Mappe der Verwertung harren. Manch
hübsches Lied hatte er auch den stimmbe-
gabten jungen Leuten einstudiert, die all-
abendlich ihren Gesang ertönen ließen,

wenn die Mußestunde sie bei ihrem Hause versammelte, kurz es war ein reizvolles ungestörtes Leben, das der junge Künstler fern von der Welt Getriebe hier führte und das diesen Sommer zu den schönsten seines Lebens zu machen schien. Auch Hans hatte Glück. Der starke Fremdenverkehr in dem schönen Sommer brachte ihm reichlichen Verdienst und mit Freuden zählten die beiden jungen Leute allabendlich ihr Vermögen, das ihnen in so kurzer Zeit ihren eigenen glücklichen Hausstand gründen sollte . . .

Während so am blauen Achensee die Zeit in seliger Ruhe und Weltvergessenheit dahinging, ballten sich am Himmel der Politik dräuende Wolken zusammen und bald hörte man in Wien die Kunde: Der Kaiser müsse Krieg führen. Wie ein Lauffeuer ging es durch die Lande und bald drang die Kunde auch an die friedlichen Gestade des Alpensees, der selbst ein Bild des Friedens, ungläubig seine Wellen schüttelte, als der Sturm der Erregung über ihn hinwegbrauste. Eines Abends kam Hans in seinem Kahne angefahren, still und schweigsam, er, der sonst in lautem Jubel seine Ankunft verkündet. Bleichen Antlitzes trat er zu der seiner harrenden Gruppe und zog einen Bogen Papier aus der Tasche.

„Da lebst, mein Unglück!“

„Einrückungsbefehl!“

Mit lautem Aufschrei sank Mirzl in des Burschen Arme.

„Der Kaiser ruft, ich muß gehorchen.“

Ernst hatte Hans diese Worte gesprochen. Das Gewicht derselben machte alles verstummen und keiner wagte, die Stille zu unterbrechen. Ein schwerer Kampf durchwogte des jungen Mannes Brust und auch der Alte, wie der teilnehmende Freund wußten ihren Schmerz zu würdigen.

„Es geht gegen die Welschen,“ begann Hans nach einer Pause, „verdammt, daß dieser Erbfeind unser Glück zerstören muß, gerade jetzt, wo wir an seiner Schwelle standen! Doch, es muß sein. Mirzl, ich werde kämpfen als ein kaisertreuer Tiroler, wir werden siegen, wie wir es immer gethan, aber eines will ich nicht — sterben! Bete für mich, Mirzl, daß Gott mich beschützt!“

Das Mädchen schluchzte laut auf; der Gedanke, daß sie ihr Liebstes auf der Welt verlieren könne, erregte sie mächtig und machte sie trostlos. „Hans, mein Hans!“ Das war alles, was sie sagte.

„Gott wird Euch beschützen,“ sprach mit Mithrung der junge Meister, „er wird ein so braves und wackeres Paar nicht unglücklich machen. Gewiß, er wird Euch schützen und bald, recht bald in die Arme Eurer Braut zurückführen!“

„Gott, geb’s,“ fiel der Alte ein. Auch er hatte dereinst für seinen Kaiser auf den lombardischen Feldern gekämpft und war gesund aus dem Kriege heimgekehrt, warum sollte nicht auch Hans, den er liebte wie sein Kind, glücklich wieder heimkehren.

In ernster Rede floß der Rest des Abends dahin. Am Sonntag bereits sollte

der junge Soldat sich bei dem Kommando in Innsbruck melden, um mit der Armee auf den Kriegsschauplatz zu ziehen. Man vereinbarte, ihn nach Jenbach zur Bahn zu geleiten und schied dann so ernst, als der ganze Abend gewesen, voneinander. Mit einem schwermütigen Liede begleitete Hans, der seine Ruhe wiedergefunden, die Schläge seines Ruders, während Mirzl thränenersfüllten Auges ihm nachblickte . . .

Ein seltsames Leben erfüllte am Sonntagmorgen den Bahnhof zu Jenbach. Junge Bursche, die alle dem Rufe des Kaisers zu folgen hatten, waren da und alles nahm herzzerreißenden Abschied von seinen Verwandten und Freunden. Auch Hans erschien, ziemlich ruhigen Gemüthes, an der Seite seiner Mirzl, begleitet von deren Großvater und seinem herzlichen Freunde. Kurz aber schwer war der Abschied und wie ein Schwert fuhr es allen ins Herz, als der Zug die Station verließ, hinaus eilte nach dem Süden, auf die Walfstatt, von der so mancher nicht mehr zurückkehren sollte . . .

Trübe verflossen Tage und Wochen. Der Achensee lag wieder in seiner Ruhe und seinem Frieden da, doch aus den Herzen waren dieselben geschwunden. Die Zeitungen brachten wohl Siegesdepeschen, über die sich das Herz jedes Patrioten freute, doch keine Kunde, ob nicht der Sieg dieser Mutter den Sohn, dieser Braut den Liebsten geraubt hatte . . . Es waren bange Tage! Mirzl arbeitete rastlos und voll Unruhe vor sich hin, schon ein Monat war vergangen und hatte ihr keine Kunde von ihrem Hans gebracht. Ihr teilnehmender Gast tröstete sie, so gut er konnte, mit milden Worten, doch auch ihn litt es nicht in dem Hause, er wanderte ruhelos umher und konnte das friedliche Glück nicht mehr finden, das ihm die erste Zeit seines Aufenthaltes verschönt hatte.

Doch eine Kunde sollte kommen. Der Postbote hatte im Vorübergehen gesagt, am Gemeindehause zu Jenbach sei eine Verlustliste der Leute aus der Gegend affigiert. Er hatte dabei einen so bedeutungsvollen Blick auf Mirzl geworfen, daß der Musiker ahnungsvoll erblickte. Er griff nach seinem Hute und eilte hinaus, den See entlang in weitem Bogen. Er lief und achtete nicht der Blicke, die dem sonderbaren Käufer nachgesandt wurden, bis er in Jenbach ankam. Zagend trat er vor den großen Bogen, der in ediger Zierschrift die Namen und den Geburtsort der bei Custozza Gefallenen aufzählte. Er las atemlos und starr blieb sein Blick an dem letzten Namen hängen. Da stand es:

„Johann Gruber aus Mairach.“

Wie vernichtet trat er von dem verhängnisvollen Blatte zurück. Also war es wirklich wahr und eine Feindeskugel hatte das Lebensglück zweier guter Menschen vernichtet . . . Naich war er wieder zu Hause und eine ergreifende Szene war es, als er in forsamler Erzählung Mirzl und den Alten auf die Todesnachricht vorbe-

reitete. Endlich war es geschehen! Mirzls Jammer kannte keine Grenzen und dabei war die Lebensfreude des lieblichen Wesens. Der Geist des Glückes und der Liebe, der bis vor kurzem in dem trauten Heim geherrscht hatte, war verschwunden und stumm. Blicke aus schmerzgefüllten Mienen begegneten sich. Noch Wochen danach konnte man den tiefen und schweren Kummer aus ihren Zügen lesen, der sie alle bedrückte. Mirzl hatte sich wieder ganz ihren häuslichen Arbeiten gewidmet und ihre alte Sangeslust brach unwillkürlich durch die Stille der Trauer, nur daß all ihre Gesänge nur mehr jene schwärmerische Sehnsucht und Liebesklage zum Ausdruck brachten, deren ihr Herz so übergewollt war. Der Zauber allein ward ihr einziger Freund und Vertrauter, dem sie all ihr tiefes Weh und Leid im Liede klagte.

Der junge Meister, der auch sein Zermernglück so jäh unterbrochen sah, zog sich in seine Stube zurück und sein Mitgefühl regte ihn zu einer Schöpfung an, die seine tiefste Teilnahme an dem Unglück des jungen Mädchens zum Ausdruck bringen sollte. An jenen stillen Abenden, an denen Mirzlschwärmerisch ihres Liebsten gedenkend am See hinausblühte, saß er beim Klavier und dachte an eine Melodie, die Mirzl widmen wollte, als Trost in ihrem Leid, als eine Erinnerung an ihren unglücklichen Hans. Er setzte sich an sein Klavier und ließ die Finger über die Tasten gleiten. Eine herrliche Melodie entströmte sich den Saiten.

„Das soll es sein,“ murmelte der Komponist und neue Töne quollen unter seinen Händen hervor, zum Herzen gehend, rührend und doch so voll innig erhebender Freude. Immer herrlicher klang es, prächtiger und bei den wahrhaft entzückenden Klängen, die den Schluß des Liedes bildeten, traten dem jungen Künstler Themen der Freude in die Augen. Er hatte es voll und ganz getroffen, wie er es im tiefsten Herzen empfunden und stürzte zu dem Tische hin, um das Lied zu Papier zu bringen. Rasch war dies geschehen und der überglückliche Meister setzte sich an dem Manuskripte ans Klavier.

Er spielte eine kleine Introduktion, dann erklang das Lied in getragener, zum Herzen gehender Melodie. Er spielte mit dem Auge auf sein Notenblatt gehend, während draußen Mirzl unbemerkt an dem Fenster getreten war und des schönen Liebes Melodie erlauschte. Unwillkürlich sumimte sie mit immer lebendigerer Leuchtheit ihr Auge, während der verrückte Künstler drinnen spielte und mit dem Gebeide Herz tiefinnerst beglückte. Und dem Klange fand sie selbst auch die Melodie und zu dem Spiele drinnen sang sie draußen mit seelenvoller Stimme:

„O, du himmelblauer See!“

Du stillst mein Herzleid nicht,
Stillst nicht mein Weh!“

Der Komponist fuhr auf und erblickte das Mädchen, das sich rasch zu verborgen suchte. Er eilte mit seinem Notenbuche hinaus, ging auf sie zu und sagte, sie

der Hand fassend: „Das Lied soll dir gehören! Für dich habe ich es geschaffen, nimm es als Geschenk eines wahren Freundes!“

Mirzl wußte nicht gleich eine Antwort.

„Ja, du sollst es singen, an diesem herrlichen See, denn für dich und diesen See habe ich das Lied gemacht!“

„Tausend Dank, Herr, für das schöne Lied, ich will es singen, solange ich meines Hans gedenke, ewig, ewig!“

Die Erinnerung an Hans machte beide schweigen. Sie blickten sich stumm in die Augen, dann wandte sich Mirzl zum Gehen.

„Ich werde dir morgen das Lied vorspielen, bis du es singen kannst. Dein Text mag bleiben, du hast für das Lied den rechten Namen gefunden! Auf Wiedersehen!“

Mit einem warmen Händedruck schied sie. Am anderen Tage lernte Mirzl das Lied. Es machte ihr herzliche Freude und sie wußte seinem Schöpfer nicht genug zu danken. Sie sang es nunmehr allabendlich in die dunkle Dämmerung hinaus und von den Bergeshöhen hallte es in hehren Tönen wider:

„O, du himmelblauer See!

Du stillst mein Herzleid nicht,

Stillst nicht mein Weh!“

Der Herbst kam und der junge Meister mußte nach Wien zurück. Es galt nunmehr Abschied zu nehmen von dem ihm so lieb gewordenen Hause und seinen Bewohnern, zu denen er sich in der Zeit ihres Unglückes noch mehr hingezogen fühlte. Er schied wie ein wahrer, echter Freund und versprach im nächsten Jahre wiederzukommen. Ein junger Burche führte ihn im Rahne auf den See hinaus und als er in demselben aufrechtstehend zum Grube sein weißes Tuch schwenkte, tönte es ihm von der Hütte in tiefen Tönen nach:

„O, du himmelblauer See! . . .“

Es war in Wien. Der junge Komponist, den wir am Achensee kennen gelernt, hatte eine besonders glückliche Saison. Seine künstlerischen Arbeiten gefielen und es ging ihm so gut, als er es sich nur wünschen konnte. War oft dachte er an jenes Nothl zurück, das er im Sommer miterlebt und das vom Schicksal so grauam zerstört worden war; doch die Erinnerung an sein herrliches Lied versöhnte ihn stets mit dem herben Geschehe. Was die gute Mirzl jetzt wohl thun mochte? Ob sie noch immer sein Lied auf den See hinaus sang trotz Winterszeit und Schnee. Und der arme Hans! Er ruhte in Frieden auf dem Felde der Ehre und hatte als gutes Tirolerherz für seines Kaisers Sieg ein Leben dahingegeben. . . .

An einem schönen Frühlingstage, so rein und frisch, wie sie nur allein in Wien, der Weltstadt im Grünen, sind, spazierte unser Meister die Ringstraße entlang. Eine reiche Menge wogte dort auf und ab, plauderte und lachte, während er still sinnend seinen Weg dahinschritt. Er mochte wohl ein neues Lied im Kopfe haben, denn er

summte vor sich hin und schien nicht im geringsten darauf zu achten, was um ihn herum vorging. Vor ihm humpelte auf Krücken gestützt ein dem Anscheine nach junger Mann, dem der rechte Fuß fehlte. Er erschraf, der Mann kam ihm bekannt vor; doch Hans war ja tot. Er beschleunigte seine Schritte, bald hatte er den Mann erreicht. . . .

„Hans!! Ist's möglich?“

Wie versteinert blieb er vor ihm stehen.

„Herr, ja Herr, ich bin's,“ stotterte der Krüppel, ebenso überrascht, „ich bin's, wenigstens der größte Teil von mir,“ setzte er mit einem bitteren Lächeln hinzu.

„Seid Ihr denn nicht —“ begann der Musiker.

„Ja, ich bin gestorben, das heißt, ich war gestorben! Kann mir's denken, daß auch Ihr nichts anderes denken konntet, wußte ich doch selbst die längste Zeit nicht, was mit mir wäre!“

Die beiden ließen sich auf eine Bank nieder und Hans begann zu erzählen.

„Herr, ein böser Krieg war's, den wir führten, die Welschen schossen und hauten wie die Teufel und haben so manchen braven Tiroler zu seinem Herrgott geschickt. Auch mich haben sie erwischt. Bei Custozza war's; ich hatte gerade einem solchen Kettenmacher mit dem Gewehrholben seinen Tschako fest in den Hals hineingetrieben, da piff's um mich herum; ich hatte zwei Kugeln bekommen, eine da im rechten Fuß,“ er wies auf seinen Stumpf hin, „und eine in die Schulter. Ich fiel um und war tot. Wenigstens mußte man mich für tot halten. Ich wurde —“ so erzählte man mir später — „auf einen Wagen geladen, über und unter mir tote Kameraden, und ins Hauptquartier geführt. Dort fand man, daß ich am Leben sei. Ich wurde ins Feldspital geführt, lag dort auf dem harten Lager fast einen ganzen Monat lang und als sie mich entließen, hatte ich zwar die Schulter gesund, aber um einen Fuß weniger. Was sollte ich thun? Nach Hause konnte ich armer Krüppel nicht, um meine arme Mirzl nicht unglücklich zu machen; dazu hörte ich, daß ich in der Verlustliste ohnehin schon als tot ausgegeben wurde, so wollte ich es denn für sie bleiben. Ich ließ mich nach Wien als Rekonvalescent in das Garbisonspital schicken und da haben sie mich so ziemlich auf die Beine gebracht! — Allerdings auf zwei hölzerne,“ setzte er mit bitterem Lachen hinzu.

Der Komponist hatte ernst die traurige Geschichte mitangehört. „Nun, und was gedenkt Ihr denn jetzt zu thun?“

„Ich werde mir in Wien eine Arbeit suchen!“

„Und an Euern Achensee nicht mehr zurückkehren?“

„O Gott, nein, unser Land braucht ganze Leute, keine Krüppel, und dann — so kann ich zu meiner Mirzl nimmer heimkehren. . . .“

„Ob Ihr es könnt, Ihr müßt sogar und ich selbst werde Euch wieder heimbringen!“

Damit begann er Hans zu erzählen, was in dem stillen Häuschen am See alles

vorgefallen, seitdem er weggezogen, wie sie immerwährend seiner gedacht und daß er schließlich als ein Vermächtnis Mirzl das schöne Lied hinterlassen, das sie zu ihrem Lieblingsgesange gemacht habe. . . .

„Wie, das habt Ihr gethan und Mirzl denkt meiner auch heute noch. Meint Ihr's?“

„Gewiß und sie wird ihren Hans noch nehmen, wenn er auch einen Fuß weniger hat, wenn nur Herz und Kopf am alten richtigen Fleck geblieben sind!“

„Das sind sie, bei Gott, das sind sie,“ versicherte der Krüppel treuherzig, indem er seinen Gönner warm anblickte.

„Nun, Ihr könnt mit Euren starken Armen noch ein ganz prächtiger Fährmann werden und, gelt, Ihr laßt Euch von mir nach Hause bringen.“

„Nun, so sei's, vielleicht werde ich noch einmal so glücklich, als ich es vor dem unseligen Kriege war! . . .“

Sie standen auf und verabschiedeten sich, nachdem der Invalide versprochen hatte, sich am anderen Tage bei seinem Freunde einzufinden.

Er kam auch und kam alle Tage wieder und der junge Meister war glücklich, den braven Menschen wiedergefunden zu haben. Er sang mit ihm, da Hans seine prächtige Stimme nicht verloren hatte und freute sich mit einem Lieblingsgedanken, den er mit den beiden jungen Leuten ausführen wollte.

„Also in zwei Wochen fahren wir heim,“ schloß einst der Abschied. „Webe bis dahin fleißig das Lied deiner Mirzl!“

„O, du himmelblauer See! . . .“

Es war wieder Sommer. Ein traulicher Dämmer ruhte auf dem spiegelglatten Achensee und goldige Sonnenstrahlen schienen auf die flimmernden Scheiben unseres lieben Häuschens. Vor der Thür saß wieder Mirzl. Sie war fast noch schöner geworden; der schwermütige Zug, der um ihre Lippen lag, die schwärmerisch auf den See ausschauenden Augen, sie hatten das liebreizende Antlitz verklärt. Ihre Lippen sangen leise die schwermütige Melodie, die ihr alles geworden, und emsig knüpfte sie Regenschirmen. Der Alte saß wieder neben ihr.

„Mirzl!“

„Was denn, Großvater?“

„Laß doch einmal schon das Liedel, sing was Lustiges!“

„Ich kann nicht. Ein anderes Lied kann ich nicht mehr singen. Laßt mir doch meine Freude!“

„Zimmer und ewig nur der Hans! Er ist tot, Gott schenkt ihm die ewige Ruh, und du solltest dich mehr um die Lebenden bekümmern.“

„Großvater, du thust mir weh! Laß mich nur mein schönes Lied weiter singen. Wenn ich es so vor mich hin summe, ist es mir immer, als ob ich meinen Hans vor mir sähe und neben ihm den guten Herrn, der das Lied gemacht hat!“

„Dummheiten,“ brummte der Alte verbittert, „es wäre geheimer, du nimmst“

einen andern, ein jeder Bursch vom Achen-see möcht' dich, aber du magst nicht . . ."

"Niemals. . ."

"Reinetwegen, bleib ledig und sing dein Liebel fort in alle Ewigkeit."

Damit ging der Alte kopfschüttelnd in die Hütte.

Mirzl senkte ihr Haupt, faltete die Hände über ihrem Schoße und Thränen perlten aus ihren seelenvollen Augen. Ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust und regungslos starrte sie auf das Wasser hinaus. . . Stille war's, kein Lüftchen regte sich, nur das Zirpen einiger Vöglein ging durch die heilige Ruhe. Der See ruhte spiegelglatt, als wollte er die lezten Küsse der verschwundenen Sonne in sich aufsaugen. Eine Schwalbe streifte jetzt im Fluge die klare Fläche.

Mirzl blickte auf. Sollte dieses Sinnbild des Glückes und Friedens ihr gelten? Nein, das konnte nicht sein; was sollte sie noch vom Leben erwarten? Sie versank wieder in stilles Schweigen. Da auf einmal spitzte sie die Ohren; war's ihr doch als hätte sie Gesang vernommen, den der Abendwind ihr über den See zutragen. Es wird ein verspäteter Seefahrer sein, was weiter! Und wieder hörte sie singen! Sie wurde unruhig und konnte sich keine Rechenschaft geben, warum sie der Gesang so mächtig erregte. Noch hatte sie keine Melodie oder Stimme erkannt! Es war wieder ruhig.

Jetzt rauschte es auf dem Wasser. Kräftige Ruderschläge, die noch in weiter Ferne sein mußten, erregten die klare Fläche. Mirzl stand auf und eilte, von einem unerklärlichen Drange getrieben, an den See, dessen Wellen ihre Füße neigten. Wie ein Reh bog sie den Hals vor und lauschte, die Ruderschläge kamen näher, doch die neidische Landzunge verbarg das Boot noch ihren Blicken. Sie zitterte und wußte nicht warum. Da, auf einmal erblickte ihr hanges Antlitz, wurde wieder rot und ihre Augen blickten starr auf den leeren See. Wie ward ihr doch? Ein Sang, eine Stimme! Sie faßte sich mit beiden Händen am Kopfe und zitterte. Ihr Lied! Sie täuschte sich nicht. Seine Stimme! Es war nicht möglich! Gedanken zuckten durch ihren Kopf; nein! nein! es konnte nicht sein. Er war ja tot! Und doch seine Stimme! Ihr Lied! Ihre Lippen erbeben und sie blieb regungslos wie eine Statue stehen! Hinter dem Gesträuche erklang jetzt in seelenvollen Klängen, was sie vorausgehört, und eine frische kräftige Männerstimme sang:

"Aus der Hütten,
Hint' beim See,
Dulie, dulie, dulie, dulie, haha,
Guck a Diansl
Weiß wia Schnee,
Dulie, dulie, dulie, haha,
Weiß wia Schnee
Und rot wia Blut,
Wann das Diansl
Mir is quatl!
O du himmelblauer See,
Aus is das Herzload,
Aus is das Weh!"

Mirzls Lippen saugen unwillkürlich

mit. Es klang durch die Lüfte wie Sphärenklang, wie Sang der Cherubim — das Duo zweier Glücklichen, die sich im nächsten Augenblicke Herz an Herz lagen!

"Hans!"

"Mirzl!"

Mehr sagten sie nicht, aber in den zwei Worten lag alle Lust des Augenblickes, alles Leid der Vergangenheit. Stumm lagen sie in ihren Armen.

Der junge Meister stand thränenden Auges bei ihnen und der herrlichste Lohn, der ihm jemals von seiner Kunst geworden, machte sein Herz übergroß.

"Jesus, der Hans," rief jetzt eine Stimme. Der Alte kam vom Hause heruntergelaufen. . .

Alles schwamm in Wonne. Hans und Mirzl ließen sich nun von dem jungen Meister alles erzählen und tausend Küsse bedeckten seine Hände, als er geendet hatte. Sein Einsatz, Hans und Mirzl unter den Klängen seines Meisterliedes zu vereinen, war zu kostbar, als daß er sich die geschickte Inszenierung hätte versagen können.

"Man sieht eben die Theaterhand," sagte Hans.

"Run zum Finale!" rief der überfellige

Meister; damit faßte er Hans und Mirzl an der Hand, trat vor das Haus und von allen drei Kehlen scholl es hinaus in die stille Nacht:

"O, du himmelblauer See!
Du stülst mein Herzleid mir,
Stülst mir mein Weh!"

Hans und Mirzl sind ein glückliches Paar geworden. Auch ihr Lied hat Glück gehabt und als es der treffliche Meister in einem späteren Werke auf die Bühne brachte, begann es von hier seinen Siegeslauf in die Welt, in das Volk; allüberall, wo ein blauer Seespiegel zum Himmel lacht, singt und klingt des Liebes Melodie, das zu einem wahren Volksliede geworden, dessen Schöpfer man immer mehr und mehr vergißt. Diese Schuld zu fñhnen, habe ich die anmutige Geschichte erzählt und der junge Meister, dem wir dieses Lied verdanken, ist einer der besten Namen im Reiche der Musik geworden, es ist Karl Willöcker, der Schöpfer vieler tausender Melodien, als deren schönste das unergündlich zaubervolle Liedchen gilt:

"O, du himmelblauer See!"

Der Triberger Wasserfall.

Von

Herman von Bequignolles.

Hei, du übermütiger Schwarzwaldsohn,
Bist mir lachend aus vollen Backen
Kalten Staub ins Gesicht und springst dann
Brausend über das schwarze Gestein.
Ja, je troziger dieses sich aufbäumt,
Desto kühner dein Sprung.
Immer hinab, hinab, du fester Geiße!
Hei, wie dein silberner Gisch
An der nackten Steinbrust emporspritzt,
An den Tannen empor, die in erhabenem Schauen
Ringsum stehn, die haarigen Häupter schütteln.
Und ich höre sie raunen:
„Aber Hundert' von Jahren
Treibt er's nun schon.
Zarte Stämmchen waren wir Graubärte noch
Voll Jugendfrische,
Unerfahren, in Stürmen jagend;
Dort unten im Thale
Stand nicht Hütte noch Haus;
Noch entweichte kein ecker Dampf die reineren Lüfte,
Noch erklang nicht die freche Art des Menschen.
Der sich von unserem Mut nährt
Und uns knechtet.
Ein'am war es und still noch,
Unser Niesengeschlecht beherrschte
Noch in ungebrochener Kraft den herrlichen Schwarzwald,
Und schon damals sprang der Geißel da
Heberluthig einher und sang uns Jungen
Wilde Wanderlieder.

Immer noch ist er das alte Kind,
Dieweil wir älter wurden,
Weise und sturmerprobt.
Doch wenn die Regen rauschen,
Wächst er zum Niesen,
Zum Gebrüll sein kindisches Gellen,
Und wir Uralten selber erzittern
Bis in die Wurzeln vor ihm.
Aber wir lieben ihn alle,
Denn eine Sage geht unter uns Schwarzwaldmann:
Daß er uns rächen wird an den frechen Mördern
Unses Geschlechtes.
Kommen wird eine finst're Sturmnacht,
Hei, da schwillt seine tosende Flut,
Während stürzt sich der Rasende dann
Donnernd hinab in das Thal.
Klopft donnernd an die Thüren der Schläfer,
Bis die Mauern, die Dächer krachend zerbersten.
Dann umsonst ertönt der bebende Angstschrei,
Was nicht die Trümmer begraben, verschlingt die Wälder.
Keiner entrinnt, es breitet ein Bergsee
Ueber das Grab seine schwarze, schweigende Flut —
Dann wird es wieder stille werden im Wald.
Reinere Lüfte wehen dann wieder,
Verstummt ist der scharfe Ton der Holzgert
Und des Jägers Geschöß.
Friedlich graset das Wild am silbernen Bergsee
Und wie in alten Zeiten herrscht wieder im Schwarzwald
Ueber Berg und Thal unser herrlich Geschlecht.

Wächtervögel.

Von

F. M. Hellborn.

Eine der eigentümlichsten Erscheinungen im Tierleben sind die Freundschaften der geistlichen Beziehungen, welche man hier und da zwischen Tieren vom verschiedenen Habitus und Temperament wahrnimmt und die sich dem aufmerksamen Beobachter als das Ergebnis eines gewissen Ausdrucksstriebes oder Eigennutzes darstellen. Wenn man bei derartigen Erscheinungen der Sache näher auf den Grund geht und sich untersucht, warum der kleine Stelzvogel, den wir schon seit dem grauen Alter unter dem Namen „Krokodilwächter“ kennen, eine solch vertraute Freundschaft mit dem stumpfen, brutalen und gefräßigen Krokodil pflegt, oder warum das scheue und unduldsame Nashorn in Afrika den Madenhacker um sich duldet, so gelangt man zu dem Schlusse, daß der gegenseitige Vorteil auch in der Tierwelt ein beinahe so mächtiges Band zwischen den Individuen bildet, wie im Menschenleben. Gefährliche Tierfreundschaften wird man beinahe unwillkürlich an das Diktum

jenes skeptischen französischen Philosophen erinnert, welcher die Freundschaft nur für eine andere Form von Selbstsucht erklärt, denn auch bei diesen Tieren ist es unverkennbar der gegenseitige Vorteil, welcher dieselben miteinander verknüpft.

Schon der alte Herodot erzählt von einem kleinen schnepfenartigen Vogel, dem Krokodilwächter oder Hyas aegyptiacus (S. 1081) der Naturforscher, daß derselbe sich immer in der Nähe der Krokodile herumtreibe, denselben ungeschreckt in dem gefährlichen Nachen herumspaziere und ihnen die Blutegel und Maden aus dem Maule hole, welche sich dort angefaugt haben. Lange war man geneigt, dies für ein Märchen zu halten; allein aufmerksame Beobachtung hat dargethan, daß dieser naturhistorische Zug wahr ist und daß in ganz Nordafrika und bis nach Zentralafrika hinein dieser hübsche, lebhaft, gewandte und schreilustige Vogel an keinem Wasser fehlt und nicht nur beim Krokodil, sondern auch bei allen anderen Geschöpfen, welche auf ihn achten wollen, Wächterdienste verrichtet. Man hat ihn an den Nilufern Oberägyptens, wo es noch ziemlich viele Krokodile gibt, sowie an den Strömen Westafrikas bemerkt. Der hübsche, behende Vogel, zu den Stelzvögeln gehörig und nur 8½ Zoll lang, ist ein ungemein flinker Läufer und fliegt auch, obwohl nicht sehr weit. Er lebt gleich dem Krokodil auf den Sandbänken des Ufers, wo seinem regen Geiste nichts entgeht, was um ihn her vorgeht, und wo er jedes Schiff, jeden Menschen, jedes Tier und jeden größeren Vogel augenblicklich bei seiner Annäherung bemerkt und durch sein warnendes, lebhaftes Geschrei ankündigt. Es ist erwiesene Tatsache, daß wenn das unheimliche, gewaltige Krokodil schlafend am Ufer in der Sonne liegt und seinen Nachen aufsperrt, er darin ohne

Furcht umherspaziert und sich die Blutegel und Würmer holt, die sich dort angefaugt haben, und daß der mächtige Lurch sich dies ruhig gefallen läßt, denn sollte je das Krokodil seine gewaltigen Kinnladen zusammenklappen, so riskiert der kleine Vogel nicht, darin eingeschlossen zu werden, da er sich mit einem leichten Sprung zu retten weiß. Die gewöhnliche Nahrung dieses Vogels sind Kerbtiere aller Art, Sandläser, Fliegen, Wasserspinnen, Würmer, Mollusken, kleine Fische und auch Brocken vom Fleisch größerer Wirbeltiere. Er findet daher in dem Nachen des Krokodils, das von Ungeziefer aller Art verfolgt wird, immer seinen Tisch gedeckt und befreit den Lurch von seinen Peinigern. Da der Vogel überdies bei der Annäherung jedes ihm fremdartig oder gefährlich erscheinenden Wesens sein durchdringendes Geschrei erhebt, so weckt er dadurch das schlafende Krokodil, das dann trotz seiner anscheinenden Stumpfheit es doch für rätlich erachtet, in das tiefere Wasser zu flüchten. So versteht der Vogel Wächterdienste beim Krokodil und der gegenseitige Vorteil verknüpft beide.

Eine ähnliche Rolle spielt in den Dschungeln des heißen Afrikas ein anderer Vogel aus der großen Familie der Stare bei den größeren Säugetieren. Dies ist der Madenhacker, Buphaga, der in verschiedenen Arten von Südafrika bis heraus nach Habesch und zum Senegal vorkommt. Der gemeine Madenhacker, Buphaga africana (S. 1089), etwa 9 Zoll lang, hält sich zum zahmen Rindvieh und den wilden Büffeln und liest denselben die Zecken und die Larven der Biessliegen und Bremsen ab. Ähnlich der etwas kleinere rotchnäbelige Madenhacker, B. erythrorhyncha (S. 1085), der ungefähr denselben Verbreitungsbezirk hat. Beide sind lebhaft und bewegliche Vögel, welche sich vor keinem Tiere scheuen, um so mehr aber dem Menschen mißtrauen; beide sind Insektenfresser und sehr gefräßig. Zecken und Schafläuse kommen nun beinahe in allen Wäldern der Erde häufig vor, am häufigsten aber und in besonders lästigen Arten

in den afrikanischen Wäldern, und sind eine große Plage nicht nur der zahmen Kinder und Rinder, sondern namentlich auch der wilden Büffel, der Flußpferde, Nashorne und Elefanten, denen ihr dickes Fell keinen Schutz vor diesem peinlichen Ungeziefer gewährt. Ja vielleicht steigert dieses dicke Fell nur noch die Leiden dieser großen Vierfüßler, weil es die Möglichkeit erschwert, sie daraus zu vertreiben. Für den Madenhacker aber sind diese Zecken wahre Lederbissen, und sein Schnabel ist so gebaut, daß er sie ohne sonderliche Mühe aus der dicken Haut jener Tiere herausbohren kann. Welche Erleichterung für diese Vierfüßler dies aber ist, das vermag nur der zu werten, der sich schon eine Zecke aus der eigenen Haut herausziehen versucht und den giftigen Kopf darin sicher eingebettet zurückgelassen hat. Kein Wunder daher, daß die zahmen Kinder und auch die wilden Büffel der afrikanischen Dschungeln sich mit dem Vogel befreunden, welcher sie von dieser Plage befreit. Dem wilden Büffel aber mag der Vogel noch willkommener sein, weil sein mißtrauisches gellendes Geschrei ihn zugleich vor der Annäherung des Menschen verwarnet, und alle afrikanische



Krokodilwächter (S. 1082).

sehen Jäger, der weiß sowohl wie die farbigen Wilden, wissen sehr gut, wie schwer es um dieses Vogels willen ist, sich an eine wilde Büffelherde schußrecht anzuschleichen.

Noch merkwürdiger ist die Freundschaft, die zwischen dem Nashorn und dem rot-schnäbeligen Madenhacker besteht, welche so auffallend ist, daß die Eingebornen Afrikas ihn schlechtweg den „Rhinozerosvogel“ nennen. Der Madenhacker teilt mit dem Nashorn Freud und Leid, überwacht dieses bei Tage, thut sich bei Nacht auf ihm nieder und hält bei ihm aus, solange es nur noch einen Zecken in der Haut stecken hat. Und das Nashorn, welches gegen alle anderen Tiere so scheu, mißtrauisch und mürrisch ist, duldet den Vogel gern um sich und läßt ihn so ruhig gewähren, wie es die mit ihm vertrauten Zugochsen und Büffel thun, an denen diese Vögel nach Ehrenbergs Beobachtungen herumklettern wie Spechte an einem Baum. In den tiefen Falten und Rissen der Haut des Nashorns siedeln sich Zecken am liebsten und leichtesten an und hier wird jede Wunde leicht zum Anziehungspunkt für Fliegen und Bremsen, welche das Tier selbst nicht durch Reiben und Scheuern entfernen kann, die aber der Madenhacker sorgsam abliest und herausbohrt, wodurch er dem Tiere Ruhe und Linderung verschafft, so daß das Nashorn den Vogel gern um sich duldet. Von des Madenhackers treuem Wächterdienste zeugt aber auch der bekannte Sportsmann Gordon Cumming, dem der warnende Schrei dieser Vögel mehrfach ein Anpörschen oder Anschleichen auf das Nashorn verdorben hat. Der rot-schnäbelige Madenhacker, welchen Cumming „des Nashorns besten Freund“ nennt, bewohnt vorzugsweise das zentrale Afrika, während der gemeine Madenhacker mehr dem südlichen Afrika angehört, wo er an den großen Säugetieren dieselben Dienste verrichtet.

Bei dieser Gelegenheit will ich noch zugleich eines anderen afrikanischen Vogels erwähnen, welcher zwar weniger Wächter- als Späherdienste versteht und durch seine Dienste mehr anderen nützt als sich selbst, nämlich des weiß-schnäbeligen Honig-luckucks oder Honiganzeigers, *Indicator albirostris*. Wenn nämlich der weiße Jäger gerade die frische Fährte eines der großen Dichthäuter verfolgt, kann es ihm begegnen, daß er sich plötzlich zu seinem Aergern von seinen schwarzen Begleitern verlassen sieht, welche sich durch den Ruf dieses Vogels von ihm haben hinweggelassen. Sobald nämlich dieser Vogel ein Nest von wilden Bienen entdeckt hat und sich an deren Honig gütlich thun möchte, so gibt er dem in der Nähe befindlichen Menschen gern dies Ereignis durch sein Geschrei zu erkennen, um sich

dessen Hilfe zu sichern. Sobald er sieht, daß er von dem Menschen verstanden ist, fliegt er unter mehrfachem Geschrei diesem voraus, führt ihn in die Nähe des Nestes und schwingt sich nahe dabei auf einem Ast ein, um gebulbig die Betäubung der Bienen und die Beraubung des Nestes zu erwarten, denn die Eingebornen lassen ihm immer einen Teil des Honigs übrig, um ihn für seine Führung zu belohnen. Weiß er mehr als ein Bienennest, so führt er den Menschen wohl auch noch zu den anderen Nestern. Allein häufig suchen



Der rot-schnäbelige Madenhacker (S. 1083).

die Bienen auch seinen Verrat an ihm heim, indem sie über ihn herfallen und sich durch wütende Stiche an ihm rächen. Sie wissen aber wohl, daß sein dichtes Gefieder ihre giftigen Stiche ziemlich unschädlich macht; deshalb stechen sie ihn in die Augen und richten ihn so zu, daß er hilflos auf den Boden fällt und elendiglich umkommt. Der Honiganzeiger gehört, wie wir schon angedeutet haben, zur Familie der Luckucksvögel und hat mit unserem deutschen Luckuck auch das gemein, daß er selbst zu faul ist, um ein Nest zu bauen oder seine Eier selbst auszubrüten; daher legt er seine Eier nur einzeln auf den nackten Erdboden, trägt sie nach dem Nest irgend eines fleißigeren Vogels, aus dessen Gelege er ein Ei entfernt, welches er durch sein eigenes ersetzt. Ja noch mehr: er läßt dann nicht einmal der Pflegemutter die Freude, das eingeschnuggelte Junge aufzuziehen, sondern er soll es abholen, sobald es leidlich flügge ist, um es alsdann zu seinem eigenen Vagabundenleben zu erziehen.

Dies bringt uns auf einen anderen merkwürdigen Vogel aus der Luckucksfamilie, welcher allerdings nicht in Afrika, sondern im wärmeren Nordamerika von

Mexiko bis Oberkalifornien hinauf heimisch ist und sich dem Menschen mehrfach nützlich macht. Dies ist der Grund- oder Hahnluckuck, *Geococcyx californianus* (S. 1087) von der Größe einer Elster und buntem aber düsterfarbigem Gefieder und einer ungemeinen Beweglichkeit und einer solchen Behendigkeit im Laufen, daß man ihn kaum auf einem galoppierenden Pferde einholen kann. Der Paisano oder „Bauernmann“, wie er bei den Mexikanern heißt, ist äußerst leicht zu zähmen und ans Haus zu gewöhnen und in Mexiko sehr beliebt, weil er eine Menge Korb- und Weichtiere und namentlich junge Schlangen vertilgt und es besonders auf die Vertilgung der gefährlichen und gefürchteten Klapperschlangen abgesehen haben soll. Erwießenermaßen greift der Grundluckuck Klapperschlangen in offenem Kampfe an und weiß durch seine behenden Bewegungen ihren Giftzähnen zu entgehen. Nach Raffen hat er aber noch ein praktischeres Verfahren, um bei Gelegenheit den Tod einer solchen Giftschlange herbeizuführen. Wenn er nämlich eine Klapperschlange in der Nähe von einigen jener Kaktus- oder Opuntienarten mit starken Dornen findet, welche im südlichen Kalifornien solch undurchdringliche Dichte bilden, so soll er die Schlange eifrig aber in aller Stille mit

einer Mauer von solchen frischgepflückten Opuntienblättern umgeben. Hat er nun die Schlange ganz mit den stacheligen Blättern eingebaut, so soll er sie durch einen Hieb seines kräftigen Schnabels wecken. Die erste Regung der Schlange ist nun, sich zum Schlagen aufzurichten und dann sich zu flüchten; aber vergebens wendet sie sich nach allen Seiten, um einen Ausweg zu suchen — überall starren ihr die Stacheln entgegen. Sie schlägt erst nach den Blättern, bekommt den Nacken voll Stacheln, erschöpft ihr Gift, schlägt sich selbst in der Wut Wunden mit dem scharfen Giftzahn und stößt sich die Stacheln in den Leib, bis sie endlich unter Schmerzen verendet und dem Grundluckuck zum leckeren Mahle wird! — Um seiner Munterkeit, Behendigkeit, Intelligenz und seines Hasses gegen Schlangen und Eidechsen willen wird der Grundluckuck in Zentralamerika, Mexiko und Unterkalifornien häufig zahm gehalten und erweist sich als ein nützlicher Wächter und Schützer des Hausgeflügels gegen Schlangen, und um dieses Nutzens willen verzeiht man ihm auch gern seine gelegentlichen kleinen Diebereien in Haus und Hof.

Bei diesem Anlaß müssen wir noch eines anderen emsigen Schlangenvertilgers aus der Klasse der Vögel erwähnen, nämlich des afrikanischen Kranichgeiers oder Sekretärsvogels, *Serpentarius secretarius*, welcher den letzteren Namen dem hübschen Federbüschel an seinem Hinterkopfe verdankt, der ihm das Aussehen eines Schreibers gibt, welcher sich einige Federn hinter das Ohr gesteckt hat. Dieser kräftige hochbeinige Vogel, welchen



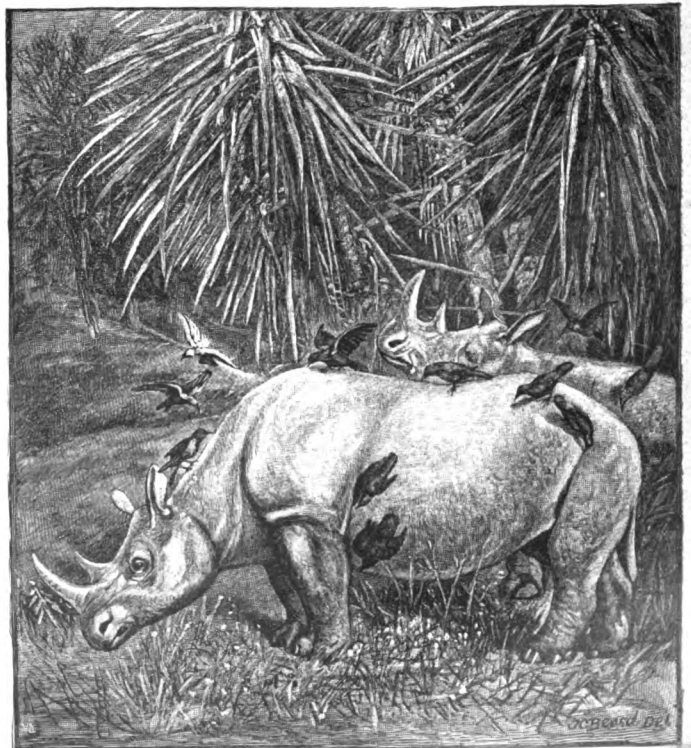
Eine vom Grundfufak eingebaute Klapperschlange (S. 1086).

sein Körperbau vorwiegend auf den Erdboden anweist, nährt sich am liebsten von Schlangen und scheut selbst die giftigsten wie Brillenschlange, Sandvipere u. s. w. nicht. Er greift sie offen an, erwehrt sich der Schläge ihrer Giftzähne mit seinen starken Schwingen, ermüdet sie durch anhaltende Angriffe und flinke Volten, verzehrt ihnen gelegentlich tiefe Bisse und schleudert sie in die Luft, bis sie betäubt oder matt sind, tötet sie dann durch einen geschickten Biss in den Nacken, zerreißt und verzehrt sie. Sein natürlicher Verbreitungsbezirk umfaßt das ganze äquatoriale Afrika vom 15.° nördl. bis etwa zum 15.° südl. Br., vom Roten Meer bis zum Senegal, und er soll auch auf den Philippinen vorkommen. Vor etwa fünfzig Jahren verpflanzten ihn die Franzosen auch nach den Antillen, besonders Martinique und Guadeloupe, um dort unter den zahlreichen Lanzen- und Klapperschlangen aufzuräumen; der Vogel gewöhnte sich leicht an, erfüllte seinen Zweck und ließ sich leicht zähmen, so daß man ihn im Hofe unter dem zahmen Hausgeflügel halten kann, welches er vor Raubvögeln und Schlangen beschützt und in Ordnung hält, so daß er z. B. den eifersüchtigen Kämpfen der Hähne energisch steuert, während er zugleich Ratten und anderes Ungeziefer energisch verfolgt. Aus diesem Grunde werden diese Vögel am Kap der guten Hoffnung und auf den französischen Antillen als Hofvögel gehalten und man verzeiht es ihnen, wenn sie hier und da ein Küchlein, Hühnchen oder junges Entchen pour la bonne bouche verschlucken.

In ähnlicher Weise macht sich dem Menschen ein in Brasilien und dem subtropischen Südamerika heimischer Stelzvogel nützlich, der zwar kein Schlangenfresser ist, aber im gezähmten Zustande das Hausgeflügel kühn und energisch gegen die größeren Raubvögel verteidigt. Dies ist der Tschaja, der *Chauna chavaria* (S. 1091) der Naturforscher, ein hochbeiniger, den Behrvögeln oder Palamedeen nahe verwandter Vogel von der Größe einer Gans, ungemein beweglich und wachsam, harm-

los und friedlich, aber sehr mutig, dessen Verbreitungsbezirk sich über das tropische Süd- und Zentralamerika erstreckt. Sein Gefieder ist grau und braun gemischt und hübsch gezeichnet, seine Nahrung vorwiegend vegetabilisch, aber auch Insekten, Schnecken, Mollusken und niedere Tiere, sein Vorkommen häufig, bald einzeln, bald paarweise, bald in großen Scharen, besonders an den Flußufern und Lagunen. Ihr gellender, lauter, scharfer und heller Ruf klingt beim Männchen wie „Tschaja“ (daher ihr Name), beim Weibchen wie „Tschajali“. Man findet häufig ihre Gelege, läßt die Eier von Hühnern ausbrüten oder bemächtigt sich der Jungen aus den Nestern und hält die Tschajas als Hausvögel auf dem Hühnerhofe, wo sie so zahm werden wie Hühner und diese beschützen, ja selbst das Wächteramt bei Herden übernehmen. So anspruchslos und friedliebend nämlich der Tschaja ist, so beherzt und kühn ist er andererseits und stets bereit, den Schwachen gegen die Tyrannei des Stärkeren zu verteidigen. Seine Waffen sind sein starker Schnabel, das Horn auf seiner Stirn und die beiden scharfen hornernen Sporen an jedem seiner Flügel, mit denen er seine Zungen und seine Pflegesöhne energisch gegen alle Feinde, selbst

Schlangen und größere Vögel verteidigt, weshalb sich der Mensch diese Eigenschaft gern zu nutze macht, um sein Hausgeflügel von ihm beschützen zu lassen. Er darf daher füglich ebenfalls unter die Wächtervögel gerechnet werden, unter denen wir aber auch den in Nordamerika so gemeinen Ruhvogel, *Molothrus pecoris*, eine Starenart, nicht vergessen dürfen. Wie auch unsere einheimischen Stare dem Vieh die Schmarotzer vom Rücken lesen, so findet man in ganz Nordamerika den Ruhvogel immer bei den Herden, zwischen den Pferden und Rindern auf der Weide, um diesen Tieren das Ungeziefer abzulesen, was sie sich gern gefallen lassen. Bei den großen halb-wilden Viehherden in Texas zc. hält sich der Ruhvogel im Sommer immer in ganzen Flügen auf und wählt sich dann seine Schlafplätze im Gebüsch oder Röhricht an den Flußufern. Hier verweilt er bis Ende September, thut sich dann in großen Flügen zusammen wie unser Star und zieht südwärts. Wo er den Winter verbringt, ist unbekannt. Im Norden der Verein. Staaten erscheint er dann zu Ende März oder zu Anfang April wieder in kleinen Flügen und gesellt sich sogleich zum weidenden Vieh. Auch er liebt es gleich dem Ruckuck nicht, selbst ein Nest zu bauen und seine Eier auszubrüten, sondern er legt dieselben einzeln in die Nester anderer sperlingsartiger Vögel und läßt sie von diesen ausbrüten. Einer unserer Freunde, welcher im fernen Westen mehrmals die noch sporadisch vorkommenden kleinen Rudel von Bisons beobachtet hat, versichert uns,



Der Wadenhader und das weiße Nashorn (S. 1083).

daß er in deren Gefolge immer einige Ruhvögel gesehen habe, die bei denselben vollkommen Wächterdienste versahen und die Bisons von der Annäherung jeder Gefahr warnten, so daß es positiv unmöglich gewesen sei, sich auf Flintenschußweite an die Büffel anzuschleichen, da diese, vom Geschrei der Ruhvögel gewarnt, alsbald flüchtig geworden.

Eine besondere, mehr selbstsüchtige Art von Wächterdienst bemerkt man bei dem Männchen des über ganz Indien verbreiteten Homrai oder Doppelhornvogels, des *Buceros* oder *Dichoceros bicornis* (S. 1094), eines vier Fuß langen Höhlenbrüters aus der Sippe der Hornvögel, dessen Schnabel allein zehn Zoll lang ist. Dieser prächtig gefiederte Vogel bewohnt die Hochwäldungen Indiens bis zu 5000 Fuß Meereshöhe und kommt auch in Indonesien noch vor; er ist ein stiller, friedlicher Vogel, der sich vorwiegend von Baum-

früchten nährt, ziemlich schwer fliegt, daher meist in den Baumkronen sich aufhält und gelegentlich ein tiefes gedämpftes Krächzen hören läßt, aber im Affekt oder Schmerz ein gewaltiges Geschrei ausstößt, welches an Klang und Stärke genau demjenigen eines Esels gleichen soll. Eine besondere Eigentümlichkeit des Homrai ist sein Verfahren beim Brüten: wenn nämlich das Weibchen seine fünf bis sechs Eier in die Höhlung eines Baumes gelegt hat, so trägt das Männchen in seinem Schnabel Schlamm herbei und mauert das Weibchen vollständig ein, so daß nur noch der lange Schnabel aus dem Loche herauschaut oder herausgestreckt werden kann. Das Männchen muß daher während des ganzen Brutgeschäftes das Weibchen ernähren und genügt dieser Pflicht auch emsig und gewissenhaft. Nach anderen Beobachtern soll sich das Weibchen selbst einmauern. Jedenfalls ist dieses Einmauern während der Brütezeit eine erwiesene naturgeschichtliche Tatsache und um so erstaunlicher, als der Homrai ein außerordentlich gefräßiger und großer Vogel ist und seine Jungen, welche gleich nach dem Ausschlüpfen die Größe einer Taube haben, ebenfalls viel Nahrung bedürfen. Das Weibchen kommt daher über die Brütezeit durch die enge Haft auch sehr herunter, und verschiedene Beispiele in Indien und auf den Sundainseln, wo man solche Homraiweibchen nach dem Brutgeschäft aus ihren Bruthöhlen ge-

nommen, haben dargethan, daß die Weibchen ganz abgemagert, entkräftet und verkrampft und nicht mehr imstande waren zu gehen und zu klettern, und daß die Jungen lange Zeit nackt blieben, wie denn ein Homrai auch langsam wachsen und bis zu seiner vollkommenen körperlichen Ausbildung volle drei Jahre gebrauchen soll.

Ein Wächtervogel im Sinne des Homrai ist auch unser Kranich (S. 1096), dieser intelligente, scheue und vorsichtige Wander-

fluges unfähig sind, würden sie bei dem Versuche, über das Mittelländische Meer zu fliegen, sicher im Wasser umkommen. Selbst der Zug durch Kleinasien, Syrien und Palästina wäre zuviel für ihre schwache Kraft, und so treibt ihr Instinkt sie an, sich auf den Rücken der Kraniche zu setzen und von diesen mitnehmen zu lassen, und die Kraniche geben sich in der That gern dazu her. Der Kranich tritt bei der ersten Annäherung von herbstlicher Kälte seine Wanderung gen Süden an; er streicht dann niedrig und stößt dabei einen seltsamen Schrei aus; daraufhin fliegen die kleinen Zugvögel auf; schwingen sich — so unglaublich dies erscheinen mag — auf den Rücken ihrer langbeinigen Freunde und reisen auf diese Weise gemächlich und ohne Gefahr, und vergelten ihren Wohlthätern diese Hilfe durch ihr heiteres Gezwitscher und ihren munteren Gesang. Auf dem Rückwege geben die Kraniche sich keine



Der hornbügelige Tschaja, die Haushühner verteidigend (S. 1087).

vogel, der in seinem Sommerlager bei uns gewöhnlich nur im tiefsten Sumpfe an trockener Stelle ein kunstloses Nest baut und in dasselbe seine Eier legt, welche von beiden Geschlechtern umsichtig bebrütet werden. Während nun das Männchen oder das Weibchen auf dem Neste hockt und brütet, hält der andere Vogel des Paares in der Nähe Wacht und entfaltet dabei alle Klugheit, Vorsicht und Bedachtsamkeit, welche bei diesem anmutigen Vogel in solch augenfälliger Weise hervortreten, wenn er gezähmt mit dem Menschen zusammenlebt und seine hervorragenden geistigen Fähigkeiten erst vollkommen entwickelt.

Der Kranich thut sich aber noch durch einen anderen Charakterzug von reiner Uneigennützigkeit und Herzensgüte hervor, welcher uns erst durch die Beobachtungen des Dr. van Lennep enthüllt worden ist und in der Klasse der Vögel beinahe einzig dasteht. Unser Kranich ist bekanntlich ein Zugvogel und nimmt sein Winterlager mit anderen Kranicharten südlicherer Länder im fernen Sudan und Nubien. Er fliegt ungemein leicht und schnell und legt auf diesen Wanderungen ungeheure Strecken zurück. Nun haben wir eine Menge kleiner insektenfressender Vögel, wie Ortolane, Zinken, kleinere Drosseln u. s. w., welche Europa mit einem wärmeren Klima vertauschen müssen, sobald die kältere Witterung eintritt. Da diese eines anhaltenden

Mühe mehr, niedrig zu fliegen, sondern ziehen in bedeutender Höhe, da sie wohl wissen, daß es für die kleinen Vögel keine Mühe macht, sich auch aus bedeutender Höhe zur Erde herabzulassen.

Möglicherweise thut spätere Forschung dar, daß dieses Gebaren des Kranichs das Ergebnis eines minder edlen und uneigennütigen Impulses ist, als es auf den ersten Blick erscheint; allein in Ermangelung des nötigen Beweises in dieser Richtung schadet es nichts, es als eine selbstlose Freundlichkeit anzusehen. Die Natur zeigt uns noch eine Menge ähnlicher, vorerst ungelöster Rätsel.

Unter den Rabenarten sind mehrere, welche wir zu den Wächtervögeln zählen könnten, wie z. B. die Häher und die Krähen. Jeder Weidmann hat erfahren, wie ihm auf dem Büschgang und beim Blatten die Häher das Anschleichen auf einen Rehbock oder Hirsch verdarben, weil sie auch seine noch so leise Annäherung durch ihr Geschrei dem beschlichenen Wilde verrieten und dies zum Sichern oder zur rascher Flucht bewogen. Ganz ebenso verhalten sich die schlauen Elstern, wenn der Weidmann Wildenten anschleichen will. Die Elster, für den Menschen ein schädlicher Vogel, leistet häufig anderen Tieren nützliche Dienste: in England und Schottland erweisen sie den Schafen auf der Weide eine große Wohlthat, indem sie ihnen manche von den Schmaropertieren

ablesen, welche diesen unter ihrer dicken Wolle beschwerlich fielen. In Asien, besonders aber in Indien und China, erweisen die Eßtern denselben Dienst den Wasserbüffeln und dienen zugleich diesen ungeschlachtigen Vierfüßlern zu Warnern vor Gefahr.

Aber auch in anderem Sinne können wir von Wächtervögeln sprechen. Es liegen mehrfache Zeugnisse vor, wie gewisse Vögel beim Ueberhandnehmen schädlicher Insekten in unglaublich kurzer Zeit Hunderte und Tausende ihrer Art herbeiriefen, um die schädlichen Insekten zu zerstören. Wir kennen einige derartige Beispiele von Störchen, die ganz plötzlich in großer Menge auf Rapsfeldern erschienen, die vom Rapskäfer befallen waren; in den ersten Tagen, wo sich das Ungeziefer zeigte, waren nur wenige Störche wie zufällig zur Stelle, aber nachher stellten sie sich scharenweise ein und räumten in Kürze mit dem Rapskäfer ganz auf, so daß die Ernte gerettet wurde. So bemerkten auch die Mormonen, als sie sich 1847 am großen Salzsee niederließen, eines Tages, daß ihre Ernten auf den Neubruckfeldern von ungeheuren Mengen von Wanderheuschrecken überfallen wurden, welche den ganzen Ertrag in Frage stellten. Da erschienen eines Tags einige Löwen, welche über die Heuschrecken herfielen, und in den nächsten Tagen kamen dann Tausende von Löwen von der Küste hereingezogen und richteten unter den Heuschrecken eine solche Verheerung an, daß wenigstens noch ein bedeutender Teil der Ernte den Mormonen gerettet wurde. Es war ein Wächterdienst, der ebenfogut dem Menschen als den Löwen zu gute kam. Das Buch der Natur ist für uns noch immer ein Buch der Wunder, das uns nicht so bald ganz erschlossen werden wird und das für den aufmerksamen Beobachter unbeschreiblich anziehend und lehrreich ist.

Die Porträtmalerei der Alten.

Von

Otto Donner-Richter.

Unsere Kenntnis der Malerei der Alten beruhte bis zu der Wiederauffindung und Ausgrabung von Herculaneum und Pompeji fast einzig und allein auf den in Rom schon im Mittelalter aufgefundenen Wandmalereien in den Thermen des Titus und des Trajan, wie auch in einzelnen Gräbern und Villen, von welchen heute wenig mehr erhalten ist. Sie wurden jedoch von Raphael und seinen Zeitgenossen auf das eifrigste studiert und ohne die Kenntnis derselben, ohne die Einwirkung beobachtet zu haben, welche sie auf Raphael ausübten, ist dessen Entwicklung aus der peruginischen Zeit und Schule heraus kaum zu verstehen, kaum richtig zu würdigen. Ja, wir finden eine Fülle antiker Motive, direkt jenen erhaltenen Malereien entlehnt, durch Raphael in seinen Loggien verwertet, deren ganze Ornamentik überhaupt auf dem Studium jener anmutigen Verzierungsweisen beruht, wie

sie damals der überraschten Künstlerwelt in den ausgegrabenen Räumen der Thermen entgegentraten, und welche man wegen ihrer Auffindung in den unter Erde liegenden Räumen oder "Grotten", Grottesken nannte. Es ist bekannt, daß Raphael, welchem vom Papste die Sorge für die Erhaltung und Auffindung alter Kunstwerke übertragen war, alle jene neu aufgefundenen oder schon bekannten antiken Wandmalereien, Ornamente wie Figürliches, kopieren ließ. In hohem Grade jedoch trug zu der Umgestaltung der Kunst des Cinquecento auch die Fülle antiker Statuen bei, die gleichzeitig aus dem tausendjährigen Schutte ausgewählt wurden und die Bewunderung und das Entzücken der



Doppelhornvogel, sein Weibchen flütelnd (S. 1090).

damaligen Künstler und Kunstfreunde bildeten.

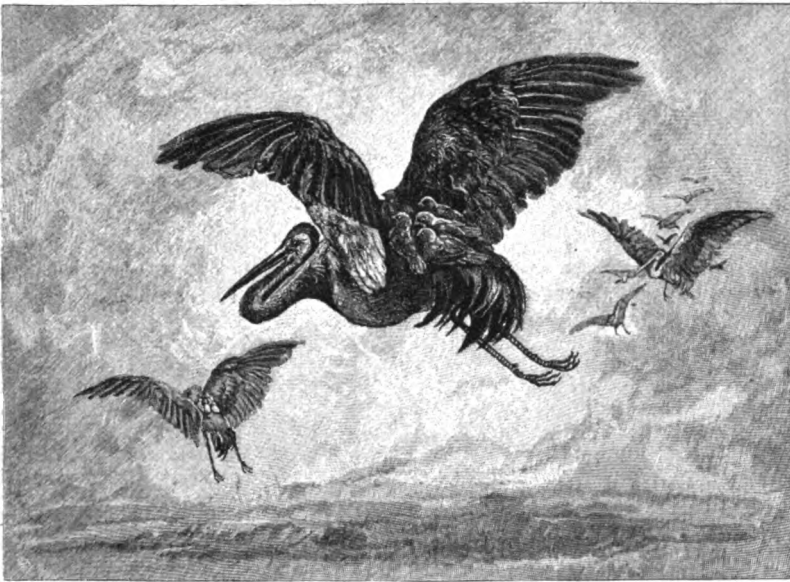
Nicht minder groß aber war die Bewegung, welche sich der ganzen gebildeten Welt, nicht nur der Künstler und Altertumsforscher allein bemächtigte, als Herculaneum und Pompeji entdeckt und die in ihnen verborgenen Schätze an Malerei und Skulptur ans Licht des Tages gefördert wurden! Nicht nur war uns damit ein weiter Ueberblick eröffnet über das private und öffentliche Leben der alten Welt, und zwar einesteils in den aufgefundenen zahllosen Gerätschaften und Schmuckgegenständen jeder Art, andernteils in den dem Verlehr bestimmten Straßen, Plätzen, Gerichtshallen und Tempeln, sondern auch die Malerei der Alten entwickelte sich dem Auge des Kunstforschers auf zahllosen Wänden privater und öffentlicher Gebäude in solcher Fülle, Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit, daß ein fast uner schöpliches Material zur Beleuchtung der alten Kunst, nicht nur jener der Römer, sondern mehr noch ihrer Lehrer und Meister,

der Griechen, dem Kunst- und Altertumsforscher vorlag.

Um so wertvoller waren diese Aufschlüsse, als über die Malerei der Griechen durch sie selbst nur sehr dürftige und ungenügende Nachrichten auf uns gekommen sind. Bei vielen Schriftstellern zerstreut müssen sie mühsam aus denselben herausgesucht und zusammengestellt werden und reizen in dieser Unvollständigkeit mehr die Einbildungskraft, als daß sie durch ein klares Bild befriedigen; ja, es konnte nicht ausbleiben, daß sie gründlich mißverstanden und daß irrige Anschauungen der verschiedensten Art aus denselben entwickelt wurden.

Mit aller Sicherheit dürfen wir annehmen, daß jene Wandmalereien in Herculaneum und Pompeji teilweise von griechischen Künstlern selbst, teilweise durch unter ihrem Einflusse gebildete Italiker ausgeführt worden sind, denn die Anzahl hervorragender Künstler römischer Herkunft, die Plinius uns nennt, ist verschwindend klein. Der Einfluß Griechenlands, der Hellenismus, hatte das ganze römische Leben nach allen Richtungen hin durchdrungen, und am durchgreifendsten auf den Gebieten der Skulptur und der Malerei. In jenen Wandmalereien dürfen wir daher auch einen Abganz der griechischen Kunst in ihren verschiedensten Richtungen erkennen, wir können von denselben zurück auf die ihnen zu Grunde liegenden Vorbilder schließen. Hierfür spricht auf das deutlichste der Umstand, daß wir unter den Gemälden, welche als abgeschlossene Einzelbilder die Mitte einer ganzen Wand oder eines Feldes in derselben bilden, häufig dieselbe Kom-

position in den verschiedensten Gütegraden der Ausführung, also von besseren oder von schlechteren Malern, dargestellt finden, und daß diese Kompositionen meist in ihrer Erfindung auf eine viel größere künstlerische Begabung schließen lassen, als sie bei den Ausführenden ersichtlich ist; es ist augenfällig, daß diesen verschiedenartigen Ausführungen ein und dasselbe Original eines berühmten Meisters zu Grunde gelegen haben muß. Die Dekorationsmaler bedienten sich der Kopien solcher berühmten Vorbilder zu ihren Ausschmückungen der Wände und brachten dieselben, gleichsam wie aufgehängte Einzelgemälde, je nach Gelegenheit an. Gab es doch damals noch keine andere Art derervielfältigung als die Kopie vermittelt der Hand, und so war es Geschäftsfache für jeden jener Zimmermaler, einen Vorrat solcher Kopien nach vorzüglichsten und beliebtesten Originalgemälden zu besitzen, unter welchen er seinem Auftraggeber je nach seinem Geschmacke die Wahl lassen konnte. Wir finden daher auch in jenen Wandmalereien die verschiedenartigsten Richtungen in der Figurenmalerei der alten Kunst, der Megalographia oder Historienmalerei, vertreten, sowohl die streng archaische, als die spätere, ganz frei entwickelte der griechischen Blütezeit und der Zeit nach Alexander dem Großen. In dieser letzteren Periode fand auch die selbständige Ausbildung und Entwicklung des Zweiges der Kunst statt, welchen wir Genre-Malerei nennen, eben-



Kraniche als Träger kleiner Zugvögel (S. 1091).

die der Tiermalerei, der selbständigen Landschafts- und Marinemalerei und des Stilllebens — Gattungen, welche alle in Pompeji ausgiebig zum Schmuck der Wohnräume verwendet sind.

Was uns Moderne bei dieser unbegreiflichen Fülle der herrlichsten künstlerischen Motive stets in Erstaunen setzen muß, das ist der absolut ideale Standpunkt, auf welchem sich diese Malereien zum größten Teile halten, eine Eigenschaft, welche sie ihrem griechischen Ursprunge verdanken. Denn wenn sich auch die griechische Kunst, wie jede andere, selbstverständlich in ihren Gebilden an das Leben anlehnen mußte und dies auch allenthalben in der anmutigsten Weise und in reichster Abwechslung that, so sind doch die Darstellungen in Pompeji und Herculaneum, welche sich an das alltägliche Leben der Straße, des Volkes anschließen, verschwindend wenige und stets nur in Aneipen und den verrufensten Lokalitäten von den gewöhnlichsten Gesellen ausgeführt worden. Wir freuen uns stets zu sehen, mit welcher Energie das Unschöne und Gemeine von jener Kunst ausgestoßen worden ist, mit welcher Phantasie und Formenscönheit sie die Gestalten ihrer Götter- und Halbgötterwelt in die Malerei einzuführen verstand, wie sie in allegorischen Figuren der sinnvollsten Erfindung die Vorbilder für alles Spätere in dieser Richtung geschaffen hat.

Nur in einzelnen Beispielen möge hier an die erwähnten, verschiedenartigen Richtungen und Entwicklungsperioden der griechischen Kunst, welche sich in jenen Wandmalereien nachweisen lassen, erinnert sein. So dürfte der Zeit vor Polygnot, etwa dem Beginn des 5. Jahrhunderts vor Christus, das einem Parisurteile zu Grunde liegende Originalgemälde zugeschrieben werden, welches man selbst in jener späten Zeit bei ganz veränderter Geschmacksrichtung noch des Kopierens für würdig hielt. Die Göttinnen sind in demselben, der Darstellungsweise der archaischen Zeit entsprechend, alle bekleidet dargestellt, die Behandlung der Gewänder zeigt die ganze Strenge des archaischen Stiles und nur die reicher entwickelte Landschaft des Hintergrundes ist als eine Zuthat des pompejanischen Malers, als eine Konzeption an die Zeitrichtung zu betrachten. Als ein Beispiel des entwickelteren, doch immer noch strengen Stiles

des Polygnot und seiner nächsten Nachfolger dürfen wir dagegen das Vorbild zu dem pompejanischen Gemälde des Opfers der Iphigenia betrachten. Der Hintergrund des Bildes ist auf das einfachste als ein wenig variiertes Himmel gehalten, keinerlei landschaftliche Zuthat ist vorhanden, und nur der Altar und das Standbild der Göttin bezeichnen die Verlichkeit. Scharf heben sich von dem hellen Hintergrunde allenthalben die Umrisse der Figuren ab, von welchen keine der andern in Bedeutung oder Farbe untergeordnet ist, sondern die unter sich gleichwertig sind. Selbst in dieser geminderten Wiederholung ist aber dieses Bild durch die Strenge, Einfachheit und Würde der künstlerischen Anordnung bewundernswert und wirkt erschütternd durch die Energie der poetischen Konzeption. Erinnert dieses Gemälde noch an die Anordnung alter Vasenbilder oder Reliefdarstellungen, so erkennen wir dagegen eine durchaus verschiedene, fortgeschrittene malerische Auffassung in dem schönen Bilde, welches Vulkan in seiner Werkstatt darstellt, wie er mit stolzem Bewußtsein seiner Leistung den für Achill bestimmten, glänzend polierten Schild durch einen seiner Gehilfen der bewundernd in vergoldetem Sessel dastehenden Thetis zeigen läßt, deren ganze Figur der Schild wiederpiegelt. Ein anderer Gehilfe ist noch mit dem Rüsieren des Helms beschäftigt, Brustpanzer und Weinschienen liegen vollendet auf dem Boden, Hämmer und Zangen lehnen an dem Ambos, die umgebende Werkstatt ist ein luftiges Säulengemach mit Ausblick auf den blauen Himmel, zum Teil mit großen Draperien verhängt und in Hellbunkel gehüllt, doch mit einer hellbeleuchteten Stelle der weißen Wand, auf welcher sich der tiefdunkle Körper des Vulkan wirkungsvoll abhebt, ein wahres Meisterstück vollendeter koloristischer Anordnung und Empfindungsweise, wie sie die Künstler zur Zeit Alexanders erstrebten und zu erreichen wußten. In der Periode seiner Nachfolger, der Diadochenzeit, wird unter den Künstlern Timomachos von Byzanz von den alten Schriftstellern ganz besonders hervorgehoben. Er lebte zur Zeit Cäsars und namentlich war von ihm eine Medea hochberühmt, dargestellt in dem Seelenkampfe vor der Ermordung ihrer Kinder. Ohne Zweifel ist uns auch von

diesem Bilde eine geringe Kopie in zwei pompejanischen Gemälden erhalten, dagegen von einer ganz vorzüglichen aus Herculaneum leider nur die Figur der Medea allein. Abgesehen von ihrer Bedeutung als künstlerische Leistung ist mir dieselbe für die Bestimmung der Technik der pompejanischen Wandmalereien neben andern Beweismitteln das unumstößlichste für die Thatsache geworden, daß diese Malereien weder a tempera, noch encaustisch, sondern daß sie a fresco ausgeführt sind, eine bis dahin viel umstrittene Frage.

Als Beispiele genreartiger, doch immerhin idealer Darstellungen führe ich nur die anmutigen, in verschiedenartigen Kompositionen vorfindenden Gemälde an, in welchen Liebesgötter zum Kauf angeboten werden, und das anmutige Bild, welches in einer Landschaft ein junges Paar und einige Begleiter darstellt, welche alle ein aufgefundenes Nest mit zierlichen kleinen Ercoten darin freudig erstaunt betrachten. Auch die vielen Einzelfiguren, welche zum Opfer gehörige Gerätschaften tragen oder musizieren, sind dahin zu rechnen.

Einen Zweig der Kunst aber finden wir in Pompeji in auffallendster Weise kaum vertreten, nämlich die Porträtmalerei, und nur ein einziges Beispiel derselben vermögen wir mit Sicherheit daselbst nachzuweisen. Es sind die Halbfiguren des Pompejaners Paquius Proculus und seiner Gattin; der Chemann stützt das Kinn auf eine Schriftrulle, welche er in der Hand hält, die Frau ist dargestellt mit einem Schreibstäbchen in der linken Hand, während sie mit dem Schreibstift (Stylus) nachdenklich die Lippe berührt, beides Darstellungsformen, welche genreartigen Gemälden in Medaillons entlehnt sind, wie wir sie in idealer Auffassung als Verfinlichung des Nachdenkens und Ueberlegens in Pompeji mehrfach verwendet finden. Wir sind selbst übermüdet, dieser idealen Form die nüchternen, nichts weniger als anziehenden Porträtköpfe aufgesetzt zu sehen und selbstam und geschmacklos genug nimmt sich diese Vereinigung von Idealismus und Realismus aus.

Dieses so vereinzelte Vorkommen des Porträts in Pompeji darf uns jedoch kaum in Erstaunen setzen, wenn wir in Betracht ziehen, daß es eine unbequeme Sache ist, ein Porträt a fresco auf eine nasse Wand zu malen, eine Arbeit, welche stets in Eile gemacht werden muß und bei welcher der Maler sich stets herumdrücken müßte, wenn er sein Modell betrachten und konterfeien will. Dennoch wissen wir, daß die Porträtmalerei, nicht minder wie das Porträt in der Skulptur, ein vielfach gepflegter Zweig der Kunst in der alexandrinischen Epoche war, und daß gerade in ihr einzelne Künstler das Hervorragendste leisteten. Daß Apelles zu wiederholtenmalen das Bildnis Alexanders des Großen, seines Gönners, malte, ist bekannt und bei der hinlänglich bezeugten Richtung dieses Künstlers auf das Ideale hin dürfen wir dieselbe auch bei der Behandlung seiner Porträts voraussetzen. Aber auch schon bei seinen Vorgängern ist uns das Streben nach Darstellung der Porträtähnlichkeit, d. h. das Herausstreichen aus dem Typischen hinüber in das Schöne Individuelle bekannt. Wir wissen, daß Polygnot in der Poikile zu Athen auf dem Gemälde der Zerstörung Trojas die Schwester seines Gönners und Freundes Kimon, Elpinike, unter der Gestalt der Laodikeporträtierte, und daß sein Zeitgenosse Panänus, welcher in der Poikile die Schlacht von Marathon malte, die Porträts des Miltiades, des Callimachus und Cynägyrus, sowie jene des Datis und Artaphernes anbrachte. Entsprechend der bei diesen

Künstlern noch weniger entwickelten koloristischen Richtung werden wir uns ihre Porträtdarstellungen mehr in charakteristisch-typischer Auffassung, als in realistischer, alle Geisteskräfte der Erscheinung mit aufnehmender Weise vorstellen müssen.

In überraschendster Weise ist aber unsere Ansicht über das Verhältniß der Porträtmalerei im Altertum durch neuere und neueste Funde einem ganz unerwarteten klaren Einblick in dieselbe gewichen, und zwar von einer Seite kommend, von welcher man keinerlei Veranlassung hatte, derartiges zu erwarten, von dem alten Wunderland Aegypten.

Schon bevor Alexander der Große Aegypten erobert hatte, hielten sich viele Griechen dauernd oder vorübergehend zu Handelszwecken in Aegypten auf, und unter seinen Nachfolgern, unter den Ptolemäern, bevölkerte sich das Land immer mehr und mehr mit Griechen, welche allmählich die alte ägyptische Kultur und deren Träger zurückdrängten, sich ihrerseits deren Einfluß und den Landesgebrauch auch nicht ganz zu entziehen vermochten und manche ägyptischen Sitten und Gebräuche annahmen, so auch das Einbalsamieren ihrer Verstorbenen, ein den Griechen wie den Römern durchaus fremder Brauch. Eine solche griechisch-ägyptische Begräbnisstätte wurde im Herbst 1887 von Fellachen in der Provinz el Fajum in Mittelägypten entdeckt. Hier diese Felskühlen in der Nähe von Ruinat auch schon in einer nicht mehr zu bestimmenden Zeit geöffnet und ausgeraubt worden, so hatten doch die Finder gerade das, was uns am meisten interessirte, nämlich eine Anzahl von in der Umhüllung der Mumien auf einer Stelle des Gesichtes angebracht waren, so auf welchen sich die Porträts der Verstorbenen meist in Lebensgröße, zuweilen auch etwas kleiner, gemalt befanden.

Bis zu diesem merkwürdigen, reichen Funde war uns nur eine einzige derartige, aus Theben in Aegypten stammende Mumie mit wohlerhaltener Umhüllung bekannt, welche schon seit längerer Zeit in dem Münzkabinett der Pariser Nationalbibliothek befand. Diese Umhüllung des einbalsamierten Körpers bestand aus mehreren Lagen von Leinwand gefertigt, über welche ein Ueberzug von Kreide oder Leinwand, unserem modernen Vergoldergrund ähnlich, gelegt wurde, den man glättete und mit ornamentalen und figürlichen Verzierungen malte und vergoldete; auch die Hände wurden auf denselben gemalt. An dem Kopfe endete sich noch, mit einem erhöht ornamentalen bemalten Gipsrand umgeben, die eine Hälfte des Porträtes der Einbalsamierten auf eine dünne Holztafel gemalt, eingeklebt — die andere Hälfte des Porträtes befand sich selbständig in dem Britisch Museum in London — und unter demselben stand auf griechisch die Worte geschrieben: *Εὐδοκίᾳ τῆς Θεοῦ*. Durch diese Inschrift und den Namen der Bestatteten ist dargelegt, daß uns hier ein Beispiel der griechisch-ägyptischen, nicht der rein altägyptischen Bestattungsweise vorliegt. Der Brauch bei den alten Ägyptern war nämlich ein anderer; sie malten die Porträts der Verstorbenen in der gehaltenen, bemalten oder vergoldeten Leinwand in der Mumienhülle an der Stelle des Gesichtes anzubringen; auch die Hände bemalten sie plastisch, wie wir dies aus so vielen Mumien in unsern Museen kennen.

Die ägyptische Sammlung in Dresden besitzt neben Exemplaren dieser Gattung auch seit längerer Zeit zwei Mumienhüllen,

welche sowohl von den altägyptischen wie von der oben beschriebenen griechischen abweichen, indem an ihnen weder Körperteile plastisch gebildet sind, noch auch sind die Porträts der Verstorbenen auf Holztafeln gemalt in der Umhüllung befestigt. Letztere ist nämlich ganz und durchaus aus Stoffstücken gebildet und mit Kreidegrund überzogen; auf diese Grundierung sind sowohl die Gesichter als auch Arme und Hände aufgemalt, gleichsam als wären letztere nicht mit dem Stoff der Hülle umwunden. Die männliche Dresdener Mumie hält in der rechten Hand einen Libationskrug, die weibliche einen Becher; in der linken Hand halten beide eine jener gekrauten Wollbinden, mit welchen bei heiligen Handlungen der Altar geschmückt wurde. Dieser Umstand sowohl wie die griechische Inschrift bezeugen, daß auch diese beiden Mumien griechisch-ägyptischen Ursprunges sind. Sie wurden schon 1615 bei Saqqara in dem Gau von Memphis gefunden.

Losgelöst von ihren zugehörigen Hüllen befanden sich in Paris im Museum des Louvre schon seit längerer Zeit sechs Porträts auf Holztafeln von oben erwähnter Gattung, welche mit der Sammlung von Clot-Bey aus Aegypten dorthin gekommen waren, und ebenso in London im Britisch Museum — abgesehen von der schon erwähnten einen Hälfte der Tochter des Dioskuros — noch zwei andere Tafeln, welche alle, als ich sie im Herbst 1886 zuerst sah, mein lebhaftestes Interesse erregten, sowohl als antike Porträtdarstellungen wie in Bezug auf die Technik, in welcher sie gemalt waren, wenn sie auch als künstlerische Leistungen nicht hoch gestellt werden können. Genauere Untersuchungen derselben waren mir jedoch einestheils dadurch unmöglich gemacht, daß die meisten der Pariser Tafeln mit einem dicken, modernen, ganz braun gemordenen Firnis überzogen worden sind, andernteils durch deren Aufstellung in verschlossenen Glasbüchsen.

Ich war daher aufs freudigste überrascht, als mir im Frühjahr 1888 Herr Theodor Graf, Großhändler in Wien, welcher in Kairo eine Filiale seines Geschäftes unterhält, eine Anzahl Fragmente und vier wohlerhaltene Porträttafeln jenes großen Fundes von Rubajjat zuschickte, welchen er schon im Herbst 1887 in Kairo erworben hatte, und zwar in einer Anzahl von ca. 100 Exemplaren. Konnte ich an dieser Zufundung die Technik der Malerei genau untersuchen, so war es mir sofort im Herbst 1888 auch ermöglicht, die ganze Sammlung in München zu studieren, wo Herr Graf dieselbe zum erstenmale öffentlich ausstellte. Diese erste Ausstellung kann als ein wahres kunstgeschichtliches Ereignis bezeichnet werden, und Künstler wie Archäologen strömten in den Ausstellungsraum und gaben bald mündlich und in zahlreichen Zeitungsartikeln ihrem Interesse Ausdruck. Die erste ausführliche, und wir dürfen sagen grundlegende Arbeit über diesen Fund verdanken wir jedoch unserem berühmten Aegyptologen und Schriftsteller Herrn Professor Georg Ebers.*)

Der erste Blick auf diese Porträts zeigt schon, daß sie von sehr verschiedenartig begabten Künstlern herrühren. Einige derselben sind aber wahre Meisterwerke und überraschen uns durch die ungemein lebensvolle Auffassung und durch die frappante Charakteristik der Dargestellten, verbunden mit einer wahren Meisterschaft in der technischen Behandlung. Gerade aber für die Technik der alten Kunst sind diese Malereien wahrhaft epochemachend

gewesen, weil ein großer Teil derselben in der bis dahin für uns unbekannten enkauptischen Malerei der Alten ausgeführt ist. Nach meinen Untersuchungen*) erwies sich diese enkauptische Malerei, wie es schon nach den dürftigen Nachrichten der Alten zu schließen war, als eine Technik, zu welcher man das sogenannte punische Wachs, d. h. das dreimal in Meerwasser mit Zusatz von etwas natürlicher mineralischer Soda gekochte gelbe Wachs, durch Zusatz von balsamischem Harze und etwas Olivenöl in eine pflasterartige Masse verwandelte, welche nicht mit dem Pinsel, sondern mit einem spatelartigen Instrumente, dem Cestrum oder Verriculum, aufgetragen wurde; eine feine Zahnung des Randes dieses lanzettförmigen Instrumentes ermöglichte ein bequemes Verstreichen der Masse und die leichtere Befestigung zu großer Anhäufungen. Außer dieser Cestrummalerei wendeten die Alten aber auch flüssig geschmolzenes und gefärbtes Wachs zu Anstrichen und dekorativen Malereien an; das rasche Erstarren dieses heißen Wachses gestattete aber keine weitere Durchbildung einer solchen Malerei; sie mußte in raschen Zügen ausgeführt werden. Während bei jenen Porträts die Köpfe selbst in der mühsameren Technik der Cestrummalerei behandelt sind, sehen wir die nur skizzierten Gewänder mit wenigen Ausnahmen vermittelst der Pinsel-Enkauptik gemalt. Nach Vollendung des Gemäldes folgte das Einbrennen, die Operation, welche dieser Technik den Namen der „enkauptischen oder der Einbrenn-Malerei“ gab. Der Zweck dieses Einbrennens besteht darin, der infolge der Behandlung durch das Cestrum und die dicke Paste sehr rauhen und gefurchten Oberfläche wieder eine gleichmäßigere Erscheinung zu geben. Die Ränder der Furchen werden durch die Hitze etwas abgeschmolzen, die Tiefen etwas ausgefüllt, und die ganze Oberfläche erhält dadurch einen gleichmäßigen firnisartigen Glanz. Diese Wirkung ist wahrhaft überraschend. Ein Teil dieser Porträts, namentlich die schlechteren, sind a tempera ausgeführt; ein anderer Teil aber, und darunter einige der vorzüglichsten, mit einem gemischten Verfahren, in welchem das Wachs nicht durch Zusatz von balsamischem Harze, sondern durch Zusammenreiben mit Eigelb, Eiweiß und etwas Olivenöl zu einer weichen Paste umgewandelt wird, welche ebenfalls mit dem Cestrum aufgetragen wurde, jedoch noch einige vollendende Striche mit wirklicher Eitemperaturfarbe zulegt.

Die größere oder geringere Güte der einzelnen Porträts kann uns in Beziehung auf die frühere oder spätere Zeit ihrer Entstehung nur geringe Fingerzeige geben; denn zu jeder Zeit gab es gute und schlechte Maler, wohlhabende und unbemittelte, die nach ihrem Vermögen bessere oder geringere Künstler beschafften konnten. Indessen ist es für die Beurteilung der Auffassungsweise und der Kunstfertigkeit jener Künstler des Altertums von Wichtigkeit, die Frage nach der Zeit zu stellen, in welcher die Bilder entstanden sein mögen. Doch lassen wir besser andere Untersuchungen vorangehen.

Es muß in erster Linie hervorgehoben werden, daß weitaus die meisten der dargestellten Personen rein griechischer oder römischer Nationalität sind; die Typen lassen darüber nicht den geringsten Zweifel. Die Begräbnisstätte von Rubajjat charakterisiert sich also als eine wesentlich griechische oder griechisch-römische, und nach dem Charakter der

*) Zeitschr. zur Alt. d. 1888 Nr. 135, 136, 137. — Dr. Richter, Graul, Die antiken Porträtmalerei etc., Leipzig 1888, bei G. H. Neumann. — Dr. Bruns, Über die gemalten Bildnisse aus dem Fajum etc. in: Bericht der kgl. Acad. Wissensch., Berlin, 1888.

*) Vgl. Zeitschr. zur Alt. d. 1888 Nr. 180, München 30. Juni. Die enkauptische Malerei der Alten von Otto Donner-Richter, beschr. Abdruck in den Verhandl. d. kgl. Acad. d. Wissensch. d. 15. Sept. u. 15. October 1888.

Malerei, die von ägyptischem Wesen gar keine Spur an sich trägt, können nur griechische Künstler diese Porträts gemalt haben. Welche hohe Bedeutung Alexandria für die griechische Kunst unter den Ptolemäern hatte, ist bekannt. Ebenso bekannt ist es, daß auch die Handelsvölker der Phönizier und Juden in großer Anzahl in Alexandria ansässig waren und begreiflicherweise sich auch in andern Städten Ägyptens ihres Handels wegen gerne niederließen. Daß auch sie sich von den bestehenden Gebräuchen nicht ganz ausschlossen, zeigen uns verschiedene der Männerporträts, von welchen Nr. 5, 31, 44, 49 ganz entschieden der semitischen Rasse angehören. Ebenso mochten einzelne Verbindungen mit ägyptischen Frauen von Griechen oder Römern eingegangen worden sein, wenigstens tragen die Frauenbilder Nr. 12, 34 und 39 ganz ägyptischen Typus; so auch das Knabenbild Nr. 67. Der Männerkopf Nr. 64 erinnert dagegen an Negerabkunft, wie Mischung von Rassen in einem Lande, welches unter den Ptolemäern zu einem Hauptverkehrspunkt für die Angehörigen dreier Weltteile geworden war, leicht stattfinden mußte.

Wenige Monate nach Auffindung der Gräffchen Silber fand der Engländer Flinders Petrie gleichfalls in dem Fajjum unweit Sôvara, in der Nähe des alten Crocodilopolis, später unter den Ptolemäern Arsinoe genannt, an dessen Stelle jetzt die Hauptstadt der Provinz, Nebinet-el-Fajjum steht, ein ausgehöhltes, noch unberührtes Begräbnisfeld, welchem er Hunderte von Mumien entnahm, die teilweise noch nach alter ägyptischer Sitte mit Reliefgesichtern versehen waren; andernfalls fand er aber dabeist auch eine Anzahl griechisch-ägyptischer Mumien, deren Hülle mit der ganz identischen Gattung gemalter Porträts geschmückt war, wie sie losgelöst in den Besitz des Herrn Graf gelangt waren. Manche der Mumien waren mit ihrer Hülle direkt in das Scharnier gelegt worden; andere aber fanden sich in langen, viereckigen Kästen gebettet, deren Deckel in der Hälfte ihrer Länge Scharniere haben, so daß die obere Hälfte derselben in die Höhe gehoben werden kann und das gemalte Bildnis des Verstorbenen dem Beschauer entgegensteht. Einige dieser Bildnisse waren umgeben von einem in Gips modellierten und vergoldeten Kranz von Weintrauben und -blättern, der mit der Hülle verbunden war.

Unter diesen Flinders Petrieschen Funden befindet sich jedoch ein entauschtes gemaltes, leider sehr zerstörtes, d. h. abgeblättrtes Porträt, welches nicht in der Mumienhülle befestigt war, sondern, in seinen ursprünglichen Holzrahmen eingefügt, und noch mit einem Teil der Schnur zum Aufhängen desselben an einer Wand des Wohnhauses versehen, nur auf die Mumienhülle gelegt worden war, ein Umstand, welchen ich für die Entstehungsgeschichte dieser Totenbildnisse für entscheidend halte. Diese Holztafel ist handwerksgerecht angefertigt aus einem Mittelteil, der eingelassen ist in vier ihn umfassende, im halben rechten Winkel zusammengefügte Seitenteile, so daß die Gemäldetafel sich nicht verziehen und werfen konnte, worauf man bei allen Tafelgemälden, welche eingerahmt aufgehängt werden sollen, stets alle Sorgfalt verwenden muß. Diese Gemäldetafel findet sich eingeschoben in Nuten in den vier ziemlich starken Rahmentheilen, welche sich an den Ecken etwas überstehend freuzen, wodurch der Rahmen die in neuerer Zeit unter dem Namen „Oxford-frame“ bekannte Form erhält. Eine zweite, in dem Rahmen vor der Bildfläche

rundumlaufende Nut soll nach Herrn Flinders Petries Versicherung ein Glas enthalten haben, von dem er Stücke gefunden haben will, eine Angabe, für welche ich ihm die Verantwortung überlassen muß. In der Regel schützen die Älten nämlich ihre Gemälde, wenn sie es für notwendig hielten, dadurch, daß sie entweder, ähnlich den Wachschreibtafeln, mit einem Scharnier-Klappdeckel versehen, in welchem Falle eine solche Bild- oder Schreiftafel Diptychon genannt wurde, oder daß sie zwei halbe Klappdeckel rechts und links anbrachten, wodurch die Form des Triptychons entstand, welche man bis in das tiefe Mittelalter hinein für Kirchengemälde a tempera, und sogar noch einige Zeit für Ölgemälde zum Schutze vor Staub und Feuchtigkeit beibehalten hat. Die erwähnten Nuten hätten auch zur Aufnahme eines Holz- oder Metallschiebedeckels dienen können, den man herausnahm, da bei der Mumie der Zweck ja war, daß das Porträt gesehen werden sollte. In den pompejanischen Wandmalereien finden wir häufig Tafelgemälde abgebildet und zwar stets in der beschriebenen Rahmenart mit den an den Ecken sich überstehend freuzenden Seitenteilen und mit den Schutzflügeln. Der von Flinders Petrie gefundene Rahmen ist der erste, welchen wir im Original besitzen, wie wir auch bisher noch keine Gemäldetafel besaßen; sie hat die beträchtliche Stärke von $\frac{1}{4}$ englischen Zoll. Dagegen sind alle die in den Mumienhüllen befestigten Porträts auf ganz dünne Täfelchen von Zedern- oder Sykomorenholz gemalt, teilweise so dünn wie moderne Möbelfurniere, nur 1–1½ Millimeter stark, so daß sie durch diese Beschaffenheit dem Verfen und Verziehen sehr ausgeleht sind — sich auch alle gebogen und geworfen haben — gerade wegen dieser Eigenschaft sich aber vortrefflich eigneten auf die Mumienhülle mit einer pech- oder asphaltartigen Masse befestigt und mit ihr verbunden zu werden. Daß sie in der That nur für diesen Zweck gemacht und bemalt worden sind, beweist der Umstand, daß die Täfelchen nach unten nie ganz bemalt sind, daß die Kleidung sogar nur ganz dekorativ, nach unten hin nachlässig aufhörend, behandelt ist und zwar aus dem Grunde, weil die Maler mußten, daß diese Teile durch die Binden und durch die Gipsumrahmung der Hülle ganz verdeckt werden würden. Deshalb sind auch nur die Köpfe wirklich sorgfältig und in der schwierigeren Gestrüm-Technik ausgeführt. Solche unfertigen Silber, auf Täfelchen von so unsolider Beschaffenheit, konnten nicht wohl in Rahmen gefaßt, konnten nicht wohl in den elegant mit Freskomalereien geschmückten Räumen eines griechischen oder römischen Hauses aufgehängt werden.

Bei der ungemeinen Lebendigkeit und bei der ganz hervorragenden Beobachtung aller Besonderheiten der dargestellten Personen muß der Gedanke als ganz ausgeschlossen betrachtet werden, daß man derartige Porträts erst nach eingetretenem Tode aus der Erinnerung hätte herstellen können. Da aber unter den Bildnissen alle Lebensalter vertreten sind, namentlich auch Kinder und viele junge Frauen, so ist nicht anzunehmen, daß Eltern ihre Kinder oder Männer ihre Frauen auf die so beschaffenen Täfelchen schon mit der Absicht hätten früh bei Lebzeiten malen lassen, um sie nach deren Tod für die Mumie zu verwenden. Wohl aber ist es denkbar und sehr naheliegend, daß man vorhandene Porträts, welche in der Wohnung als liebe Erinnerung an eine bestimmte Lebensperiode des Dargestellten eingerahmt aufgehängt waren, nach dem Tode der Betreffen-

den auf jene dünnen Täfelchen kopieren ließ, um das Original zu behalten, die Mumie aber doch erkennbar zu machen. Als solche Wiederholungen der Originalporträts möchte ich daher diese Mumienbilder betrachten, eine Anschauung, die deren hohen Wert in keiner Weise beeinträchtigen kann. Wir dürfen hierbei nicht außer Acht lassen, daß das Altertum keine mechanischen Vervielfältigungsweisen kannte, und daß daher die Künstler in der Kunst des Kopierens sehr große Gewandtheit und Fertigkeit bekommen mußten. Auch ist der Fall nicht ausgeschlossen, daß derselbe Künstler, welcher das Originalgemälde gefertigt hatte, vielleicht hier und da auch noch in der Lage war, die Wiederholung seines Originalgemäldes nach einem unerwartet früh eingetretenen Todesfall zu machen, und kann es nicht bestimmt genug ausgesprochen werden, daß der Eindruck, den die Güte der Porträts hervorbringt, durchaus dem eines nach dem Leben gemalten Porträts gleichkommt. Ja, innerhalb der Gräffchen Sammlung ist die Hand eines und desselben Meisters für verschiedene Porträts mehrfach zu erkennen, und die Verschiedenartigkeit der künstlerischen Auffassung weist zugleich mit aller Bestimmtheit auf ganz ausgeprägte künstlerische Persönlichkeiten hin.

Als Beleg hierfür nenne ich z. B. Nr. 2, das herrliche streng en face gehaltene Porträt einer Schönheit ersten Ranges, einer jungen Frau mit feingewölbtem, bitem Haar fein bläßbrünetter Gesichtsfarbe, schwarzen Halschmuck aus vierfachen Goldketten und vierfachen Perlenreihen bestehend. Dasselbe Bild genau entsprechend in der Farbhaltung, genau gleich in der Größe — beide Köpfe haben 0,18 cm Höhe — genau denselben Halschmuck tragend von gleicher subtilster Ausführung, gleichfalls in voller en face-Ansicht genommen, ja so auffallend in der Ähnlichkeit, daß diese beiden Schönheiten wohl als Schwestern zu betrachten sind, Nr. 81. Leider ist dieses letztere Bildnis durch anhaftenden feinen Sand teilweise etwas verschleiert, doch nicht so, daß man nicht die höchste Feinheit der Zeichnung und des Kolorits, welche es mit Nr. 2 gemein hat, voll kommen würdigen könnte. Merkwürdigerweise wurde auch eines der Goldschmuckstücke wie sie an Nr. 2 gemalt sind, welches der ersten Verräuber der Gräber verloren hatten in dem Sande gefunden und ist nun das Bild angeheftet.

Gleicht die Behandlung des Kolorits dieser beiden Frauenporträts jener der alten Venezianer, des Giovanni Bellini z. B., tritt uns in einigen anderen Gemälden der Künstler entgegen, der nicht das strenge en face, sondern die $\frac{3}{4}$ -Ansicht wählte, seine Köpfe eine anmutige Bewegung gibt, so ihnen ein feines, leuchtend graues, von hellen belebtes, klares Kolorit zu verleihen weiß, wie wir es von Paul Veronese kennen. Zwei Köpfe junger Damen von ganz gleicher Behandlung, die Nummern 30 u. 62, sind ihm vorhanden, welche auch genau die gleichen Maße, bedeutend unter Lebensgröße zeigen.

Einem dritten Künstler lassen sich die Sicherheit der Mädchenköpfe von ägyptischer Charakter, Nr. 34, und der schöne Knabekopf Nr. 27 zuschreiben; auch diese beiden haben genau das gleiche Maß und unterscheiden sich merklich von allen andern durch das tiefwarme Kolorit, welches demjenigen des Giorgione und Tizian zu vergleichen ist. Zu dieser Gattung gehört auch der eines fasthäuptigen Älten von römischer Gesichtsfarbe, das einzige Greisenpor-



Schafe im Stall. Von H. Bügel.

ganzen Sammlung, bei welchem die enkau-
stische Gemalmerei in dickstem Farbauf-
strich auf das virtuoseste behandelt ist und
man den Malereien Membrandis aus seiner
älteren Periode sehr nahe kommt. Der ei-
gentliche Charakter der letztgenannten Por-
träts muß besonders betont werden, weil
in der Mehrzahl der Bildnisse der Grasschen
Sammlung die eigentlich koloristische Rich-
tung tritt gegen das Bestreben, in einfachen,
einen Lokaltönen die charakteristische Zeichnung
möglichst unmittelbar zur Geltung kommen zu
lassen, ähnlich wie unsere altdeutschen Meister,
namentlich Holbein, es thaten.

Sehr auffällig tritt unter den Porträten
der Sammlung der jugendliche Frauenkopf
Nr. 11 hervor, welcher a tempera aus-
sichend sorgfältig ausgeführt, stark model-
liert und von besonders strenger, ja archai-
scher Zeichnung und Formengebung ist, wie
er die von plastischen Werken her kennen.
Diese Erscheinung ist beachtenswert, weil sie
verschiedenartige Gesichtsausdrücke erkennen
läßt, welche der Zeit nach vielleicht gar nicht
so weit auseinander liegen, ja möglicher-
weise nebeneinander hergingen, aber auch für
die Zeit das Vorhandensein der in der Kunst
stark hervortretenden Gegensätze zwischen typisch-
schönheitlicher und realistischer Richtung bezeugen.
Auch in den pompejanischen Wandmalerei-
en macht sich, wie schon erwähnt, die Lieb-
schaft zum Archaischen oder Archaisieren
geltend, und entschieden aber behauptet
man, daß die Porträten die realistische Auffassung
von Mensch und Gesicht hat, somit in Ein-
klang mit der Skulptur, welche schon von der
Zeit des Augustus an in gleiche Bahnen ein-
trat.

Die Zweifel gehören die Grasschen
Porträts verschiedenen Jahrhunderten an.
Die Nase und Barttracht, auch nach dem
Archaischen, die Mehrzahl derselben wohl in
das 1. und 2. Jahrhundert unserer Zeitrech-
nung. Was das Kostümelle anbe-
trifft, liegt die von beiden Schultern an
ein Zirkel der Männer und den Stolen der
Frauen hinablaufenden aufgesetzten oder ein-
gestrichelten Streifen von verschiedenen Farben
als die Zeit bezeichnend. Wir finden dieselben
in Pompeji an den Figuren idealen Charakters
verwendet, dagegen fast ausnahms-
los bei solchen, die dem gewöhnlichen Leben
der damaligen Zeit entnommen sind, z. B.
in den Tunicen aller der in den Weinreihen
beschriebenen, wie uns dies die Wandmalereien
in der Kneipe an der Ecke an via und vicolo
di Mercurio auf das deutlichste zeigen. War
diese Mode schon bei den niederen Volksklassen
in jene Zeit üblich — Pompeji wurde im
Jahre 79 n. Chr. verschüttet — so war sie
zu jener Zeit schon sehr viel früher in den
höheren Ständen aufgekommen, denn es
ist eine in der Geschichte der Moden und
Trachten feststehende Erfahrung, daß die Ver-
änderungen in denselben meist in den oberen
Ständen beginnen und erst allmählich auch von
den Völkern angenommen werden. Wir wer-
den daher den Anfang dieser Mode wohl
in den Beginn unserer Zeitrechnung oder auch
noch jenseits derselben zurückverlegen können;
das Temperabild eines Jünglings, Nr. 7, be-
trifft die übrigen nicht. Auch sprechen die
in die Stirne hinabgefehmten Haare bei
den Monarchenköpfen Nr. 47, 48, 66, und deren
Barblosigkeit, — bei Nr. 66 ist nur ein leicht-
er Anflug vorhanden — dafür, daß sie der
vorhergehenden Zeit angehören. Zur Zeit Kaiser
Nerons begann, begünstigt durch das Bei-
spiel des Kaisers, die Sitte, einen stärkeren
Frisur zu tragen, allgemeiner zu werden, obgleich
der Orient das Bartragen nie so ganz auf-

gegeben worden war, wie im Abendlande;
die größere Anzahl der vorliegenden Männer-
porträts werden wir daher nach diesem Merk-
mal mit Sicherheit in das zweite Jahrhundert
unserer Zeitrechnung setzen können. Jedenfalls
müssen wir uns die Benutzung jener Begräb-
nisstätte von Rubajjat als eine mehrere Jahr-
hunderte hindurch dauernde denken und finden
hierfür, abgesehen von den bereits entwickelten
und hierfür sprechenden Gründen, noch einen
Beweis in dem Umstande, daß sich unter den
Grasschen Porträten eine Tafel befindet, welche
das vorzüglich gemachte, enkauistisch behandelte
Bildnis eines jungen, ganz bartlosen Mannes
trägt, auf ihrer Rückseite aber zum zweiten-
mal mit einem Porträt a tempera von sehr
geringer Beschaffenheit bemalt worden ist,
und zwar diesmal mit einem bärtigen Mann,
welcher dem Zeitalter Hadrians angehören
mag. Um diese zweite Bemalung zu ermög-
lichen mußte also die Gruft geöffnet und die
Tafel aus ihrer Verbindung mit der Mumien-
hülle gelöst werden, es mußte also diese Mumie
selbst wahrscheinlich auch beseitigt worden sein.
Bei der bekannten Seilighaltung der Grab-
stätten im Altertum konnte eine solche Ver-
letzung nur nach einem so langen Zeitraum
geschehen, daß keine Erinnerung an die frühe-
ren Besitzer der Grabstätte mehr vorhanden
war und die späteren Benutzer keinerlei Scheu
mehr vor einer solchen Mißachtung ihrer Vor-
gänger empfanden.

In welche Zeit indessen die spätesten der
Porträts gesetzt werden müssen, ist schwer
zu bestimmen. Einige derselben zeigen, abge-
sehen von der Talentlosigkeit des Künstlers,
auch entschieden den Niedergang in der Technik
überhaupt an. Aber die geringsten der en-
kauistisch gemalten sind immer noch weit bessere
Arbeiten als die schlechtesten in Tempera-
malerei, welche letztere, als die leichter aus-
zuübende Technik, selbst in der schlimmsten
Verfallszeit ihr Dasein gefristet hat, während
die enkauistische Malerei wegen ihrer sehr viel
schwierigeren Ausübungsweise in der Verfalls-
zeit der Kunst aufgegeben wurde, gänzlich ab-
starb und endlich durchaus verloren ging.
Aber selbst die rohesten Temperagemälde der
Grasschen Sammlung stellen noch Nichtschriften
dar, wie Nr. 9, das Porträt einer jugend-
lichen Frau oder eines Mädchens, denn wir
sehen dieselbe mit einer wollenen Opferbinde
und einem Becher in den Händen dargestellt,
welche letztere hier ausnahmsweise auch noch
auf der Gemäldetafel angebracht sind. Das
Christentum suchte bekanntlich mit aller Energie
den heidnischen Gebräuchen ein Ende zu ma-
chen, in Alexandria war es in dem dritten
Jahrhundert, der Zeit des Clemens und Cri-
genes, schon weit entwickelt, und wenn auch
Kaiser Theodosius der Große gegen das Ende
des vierten Jahrhunderts durch scharfe Edikte
der Kirche seine Hilfe gegen heidnische Ge-
bräuche ließ, so mag doch dieselbe in Ägypten
in bezug auf die Einbalsamierung und
auf die mit ihr in Verbindung gebrachte Por-
trätmalerei kaum mehr anwendbar gewesen
sein, denn diese Kunst muß zu jener Zeit
schon als fast ganz erloschen betrachtet werden.

Die Vergleiche mit verschiedenen unserer
bekannten und hervorragenden Künstler des
Mittelalters, zu welchen uns diese griechisch-
ägyptischen Porträts Veranlassung gaben, kön-
nen zur Genüge darthun, daß wir uns in der
Periode ihrer Entstehung einer Kunstauffassung
gegenüber befinden, welche im großen Ganzen
wenig oder nicht von unserer modernen An-
schauung abweicht. Jedoch darf dabei nicht
außer acht gelassen werden, daß alle die ver-
schiedenartigen angeführten Richtungen in weit
höherem Grade von der neueren Kunst ent-

wickelt werden konnten, da ihr die fälschere,
feinerer Nuancierungen fähige Oelfarbe weit
reichere Hilfsmittel an die Hand gibt.

Ich habe schon der Porträt-darstellungen
in den Gemälden des Polygnot und des Micon
im fünften Jahrhundert v. Chr. gedacht und
hervorgehoben, daß wir uns dieselben, dem
ganzen Charakter jener Kunst entsprechend,
in einer strengeren typischen Behandlung
denken müssen, ähnlich wie wir sie bei einem
der Grasschen Porträts auf welches ich wegen
dieser strengeren Kunststrichtung besonders auf-
merksam gemacht habe, dem Frauenkopf Nr. 11,
gefunden haben. Von der reichen Weiter-
entwicklung der Kunst in bezug auf Ver-
vollkommenung aller technischen Mittel und
malerischer Anordnungen bis zur Zeit Alexan-
ders des Großen und von der nachfolgenden
langen Blütezeit derselben vermögen uns die
erhaltenen Wandmalereien von Rom, von
Vergulatum und Pompeji im Verein mit den
Porträten der Grasschen Sammlung nunmehr
ein klares Bild zu geben.

Die letzteren gestatten uns aber auch den
Vergleich mit der Gegenwart, und da dürfen
wir es unbedenklich aussprechen, daß der besten
unter diesen griechisch-ägyptischen Porträten
die besten unserer lebenden Künstler sich nicht
zu schämen brauchen! Aber unsere modernen
Kunstleistungen schließen sich doch wiederum
enge an die großen Meister der Renaissance
und ihre Nachfolger an; und was jene,
Raphael vor allem, der Kunst errungen haben,
verdanken sie zum großen Teile der Wieder-
belebung und dem Studium der Kunstwerke
der Alten, worauf ich bei Beginn dieser
Mitteilungen hingewiesen habe.

Aus dem Gebiete der Luft- schiffahrt.

Von

E. Schleiffarth.

Luftschiffahrt ist ein neuer, allgemein inter-
essierender Gegenstand, man erkennt die
ungeheure Tragweite ihrer Zukunftsziele, und
die Schar derjenigen, welche die Erreichbarkeit
jener Ziele leugnen, ist heute eine winzig
kleine geworden; aber bei alledem ist man doch
nur wenig unterrichtet über die Thätigkeit, die
auf diesem Gebiete herrscht und über die Fort-
schritte, welche letztere im Gefolge hat. Zwar
bringen unsere Tagesblätter häufiger Berichte
über aeronautische Vorfälle, aber leider nur zu
oft sind jene nicht treffend in ihrer Darstel-
lung, sie geben zudem dem gebildeten Leser
nicht die genügende kritische Aufklärung, wo-
durch er nach und nach in die Geheimnisse
der Luftschiffahrt eingeweiht würde, und wo-
durch er seine Vorstellungen von der Sache
berichtigen könnte. Häufig tragen diese Zeit-
ungsnotizen sogar dazu bei, uns den Gesichts-
punkt auf Luftschiffen gänzlich zu verzerren, weil sie
eben, wenn sich ein Unglücksfall ereignet,
niemals sich mit dessen Ursachen näher befassen
und dabei die Frage aufwerfen, ob er hätte
vermieden werden können. Jeder Einsichts-
volle aber wird zugeben, daß bei allen Er-
oberungen für unsere Kultur auch Opfer ge-
fallen sind. Die Natur gibt sich nicht wider-
standslos, nicht ohne Vergeltung zu üben hin,
und wir trösten uns daher mit dem bekann-
ten Sprichwort: „Wo gehobelt wird, fallen
Späne!“

Die freundliche Leserin möchte erwidern,

wenn ich sie gleich mit meiner Einleitung zum Hades führe, wo die Phantasie des Pfarers aus Kaltenleutgeben, die dahingeschiedenen und verunglückten Luftschiffer hinverjagt hat. — Diese vermessenen Menschen, predigte er von der Kanzel, wollten nun gar schon den Himmel stürmen! Dafür büßen sie in der Hölle! — Gewiß eine nicht sehr einladende Aussicht; indes ich ziehe es vor, zunächst einen recht garstigen Hintergrund für die Luftschifferliche Kunst zu malen und auf diesen eine schöne duftige Rose aufzusetzen; ich will erst die Nerven meiner zarten Leserinnen etwas gestärkt wissen, bevor ich eine Luftfahrt mit ihnen unternehme. Allerdings wird das nur eine Luftfahrt der Gedanken durch das Gebiet der Luftschiffahrt werden, welche außer einem etwaigen Gruseln vor schrecklichen Ereignissen keine weitere Unbequemlichkeiten bietet, die aber auch dafür von dem erhabenen Gefühl einer wirklichen Luftfahrt kaum eine Ahnung zu verschaffen vermag.

Vor wenigen Jahren noch war man gewohnt, in einem Luftschiffer einen Waghals zu erblicken, und diejenigen, welche bei öffentlichen Gelegenheiten sich mit Luftfahrten ihr Brot zu verdienen suchten, galten nicht selten für verlorene Existenzen, bei denen ein Reizen des Lebensfadens nicht mehr viel Thränen hervorbringen vermochte.

Ja, wenngleich eine Abnahme solcher Ansichten heute bereits sehr um sich gegriffen hat, dürfte sie doch in den breiteren Volksmassen immer noch fruchtbareren Boden finden. Ich erinnere mich dabei einer kleinen Geschichte, welche mir jüngst ein Luftschifferoffizier erzählte. Derselbe war bei einer größeren Uebung in einem Wirtshaus einquartiert worden, welches mit einem Vorgarten versehen war, in dem Leute aus dem Volke bei einer Pfeife Tabak gemüthlich ihren Schoppen zu trinken pflegten. Was dort unten besprochen wurde, konnte er in seinem Quartier deutlich vernehmen und insofobessen wurde er der unbedachte Zuhörer eines Zwiesgesprächs über die Luftschifftruppe. Nachdem die Technik des Ballonfahrens in einer eigenen Art besprochen war, kam man auf die Personenfrage. „Ja weißt du, dazu paßt nit a jeder,“ begann der eine, worauf der andere erwiderte: „Noja, dozu wird sich halt nit jeder hergebe, die Offiziere, die se dozu nehme, müsse auch schon alle was ausgefreffe habe!“ „Nu freilich,“ bekräftigte der erste, „die habe alle schon ihren Haas weg, man sieht's jo, wos se for verschiedene Uniforme trage, die habe alle nix mehr zu verliere!“

Nun, wir erkennen daraus, daß nicht nur unsere Zivilluftschiffer, sondern auch unsere Militärluftschiffer als verwogene, nichtsnutzige Gejellen im Geiste der Volksmeinung eingeschrieben sind. Hoffen wir, daß dieser Geist sich mehr und mehr aufläre!

Uebrigens erscheint mir das eine unserer Erziehung entfallende natürliche Denkweite für jeden Laien in der Luftschiffahrt zu sein. Als im Jahre 1783 der erste Ballon mit Menschen in Paris auffahren sollte, wollte der König von Frankreich, Ludwig XVI., dem um die Luftschiffahrt wohlverdienten Edelmann Pilâtre de Rozier und seinem Gefährten Marquis d'Arlandes ein solches Unternehmen nicht gestatten, weil es zu halsbrecherisch erschiene. Der König bestimmte vielmehr, daß zwei schwere Verbacher zu diesem Versuch Verwendung finden sollten. Es hat großer Anstrengungen von seiten der Edelleute bedurft und ist nicht zum wenigsten den Intrigen der schönen Frauenwelt am Hofe zu verdanken gewesen, daß der König in letzter Stunde seinen Befehl zurückzog, sonst, o Luftschiff-

fahrt, hättest du mit einem Mörder und einem Diebe angefangen, und ihre Hilber wären dir als deine Auherrn angehängt worden.

Man sagt, daß auch vornehmlich aus Vergeltung für diesen Frauendienst allen Luftschiffern eine besondere Verehrung und Hochschätzung der ehlen Weiblichkeit eigen sei.

Den gewöhnlichen Sterblichen erhebt erst das Weib über die Welt des Irdischen, den Luftschiffer dagegen bringen der Ballon und die Ideale hoch, welche er bezüglich des letzteren in seinem Innern birgt. Der Ballon aber hat erst, wie wir gesehen, durch das Weib emporgehoben werden müssen, bevor er ohne Makel zu den himmlischen Regionen aufsteigen konnte.

Nicht ungerechtfertigt ist der Vorwurf, welchen man alle Augenblicke wieder hören und lesen muß, es seien seit 100 Jahren keine Fortschritte in dem Ballonwesen zu erkennen. Das bedeutendste, was geleistet worden ist, das lenkbare Luftschiff der Hauptleute Renard und Krebs aus dem Jahre 1884/85, wird selber so vielfach nicht richtig aufgefaßt. Es ist geradezu seit jener Zeit eine neue Epoche eingetreten, einer Epoche, welche uns gewährt, daß sich nunmehr in allen Kulturstaaten berufene Personen mit der Sache ernstlich beschäftigen, ja wir können noch weiter gehen: es hat sich doch eigentlich erst seit jenem Versuch eine neue militärische Waffe gebildet, deren Thun und Treiben ausschließlich dem Luftschifferdienste gewidmet ist. Aber man darf nicht unbillige Forderungen an die Technik der Luftschiffahrt stellen. Und doch verlangen die meisten Menschen immer sofort, ein Analogon unserer überseeischen Dampfer in der Luft, ohne sich zu überlegen, wie jetzt schon drei Generationen daran gearbeitet haben, bis wir die Geschwindigkeit von 23 Knoten erreichen konnten und wie viele Hunderte Generationen hatten bereits in der Schiffstechnik vorgearbeitet? Wer aber jetzt mir diejenigen, welche mit den wohlbedachten und ausprobierten Kenntnissen und Erfahrungen für den Bau von Luftschiffen von einem Polytechnikum ausgerüstet in die Welt getreten sind? Wen sollen wir als Baumeister bestellen? Ich könnte so fortfahren, meinen freundlichen Leser mit Fragen in Verlegenheit zu setzen, indes ich befürchte, er könnte mir den Mut verlieren und, in Skeptizismus zurückversinkend, mir zurufen: „Ja, wenn die Gelehrten darüber nichts lehren können, wird wohl nichts Besonderes dahinter stecken!“ Nun darüber dürfen wir uns beruhigen. Es haben sich eine Reihe hervorragender Gelehrter und Ingenieure mit unserem Fache beschäftigt und sehr geistreiche Arbeiten darüber veröffentlicht. Aber — was nützt es? Eine Technik ist keine reine Wissenschaft, welche sich mit Geist, Feder und Papier bearbeiten läßt, sie muß auf etwas Thatsächlichem, auf Versuchen und daraus gezogener Erfahrung beruhen und auf solchen stetig neue Stützen suchen, um vorwärts zu kommen. Solche Männer aber müssen uns erst heranziehen. Man gebe Geld und beschäftige geeignete Personen mit Versuchen zum Bau von Luftschiffen und man wird nach Jahren Lehrer erhalten, welche uns die Grundlage in Gestalt eines geordneten, wahren Systems zum Luftschiffbau auf den Akademien zum Vortrag bringen können; genau so, wie man es heutzutage über den Schiffsbau hören kann. Aber wer gibt Geld, und wenn es geschieht, wenn wird es leider nur zu oft gegeben? Man kann in dieser Beziehung nicht genugfam warnen, um die Interessen der Luftschiffahrt zu wahren.

Die meisten Menschen sind heute immer noch befangen in der Idee, das Luftschiff sei eine Erfindung. In der That ist es nichts

von dem, sondern lediglich eine Konstruction. Es lassen sich dabei eine große Anzahl kleiner Erfindungen machen, der Grundgedanke des Ganzen ist aber ein einfacher: die Bewegung organismen, das Prinzip bleibt, soweit man stets ein Ballon mit in Frage kommt, das selbe, welches bei Unterseebooten und mit torpedos Anwendung findet. Die Schwierigkeiten liegen in der Architektur, der Bau- und Verarbeitung der Baustoffe im Hinblick auf die Festigkeit und Leichtigkeit, der geistlichen Kombination zwischen Schiff und Maschine, der Lastverteilung zur Erhaltung des Gleichgewichts u. s. f. In allen diesen Punkten trifft man Frage auf Frage, die sich nicht durch Rechnung auf dem Papier, sondern nur durch ein wissenschaftliches Versuchen lösen lassen und dabei Aufwand kosten an Arbeit, Zeit und Geld. Wer nicht gründlich hierbei vorgeht, betrügt sich und andere und schadet der Luftschiffahrt.

Wenn ich hierbei von einem „wer“ spreche, so verstehe ich doch darunter zunächst eine Gemeinschaft mehrerer Personen. Die Aufgabe ist zu umfassend, um von einer einzelnen mit Sicherheit fertig gebracht werden zu können. Es gehört dazu zunächst ein in der praktischen Luftschiffahrt wohlgeübter Mann, dem die Erfahrungen früherer Versuche vollständig eingehend bekannt sind, weiterhin dann ein Schiffingenieur und ein Maschineningenieur die hauptsächlichsten Berufe, welche beide, um nicht aufzuaraten, ebenfalls eine Luftfahrt praktisch kennen lernen müßten. Alle das müssen mit einer frischen freudigen Hingabe und Aufopferung an die Arbeit und derselben auch in jeder Weise sein.

Einen Sammelplatz für alle Luftschiffahrt betreffenden Angelegenheiten hat in Berlin befindliche „Deutscher Verein zur Förderung der Luftschiffahrt“, welcher in Wien anfassige Oesterreichische Luftschiffverein. Beide Vereine geben eine Zeitschrift die „Zeitschrift für Luftschiffahrt“ heraus, welche höchst lehrreiche und interessante Aufsätze enthält. Der Deutsche Verein, mit dem wir uns zunächst beschäftigen wollen, besteht bereits seit dem Jahre 1881 und hat in jener Zeit in stiller ununterbrochener Arbeit für die allmähliche Aufklärung der luftschifflichen Begriffe gesorgt. Bei der hundertsten Sitzung, welche der Verein im Juni v. J. abhielt, trug Professor Dr. v. Bezold in spannender Weise über „die Bedeutung der Luftschiffahrt für die Meteorologie“ vor.

Wenn die Luftschiffahrt eine sich emporringende neue Technik ist, so ist die Meteorologie eine eben solche Wissenschaft. Sonderbarerweise sind auch beide aufeinander in vielen Beziehungen angewiesen. Eines ohne das andere hinkt. Wenn Luftschiffer sich dem zu schließen, stellen sie sich selbst damit ein schlechtes Zeugnis aus, und wenn umgekehrt Meteorologen glauben, den alten Schlenker auf statistischen Pfahlsbrückenbauten wandeln zu können, werden sie bald in einen Sumpf geraten. Freilich bleibt es für die Teile gleich bequem, beim alten zu bleiben, der Luftschiffer müßte sonst viel Neues kennenlernen und der Meteorologe schließlich jeder andere Forscher der Natur durch die Beobachtung ihre Geheimnisse ablauden in den Ballon steigen. Es sind auf beiden Seiten zunächst selbständige vorurteillose Charaktere nötig gewesen, welche sich scheuten, mit den althergebrachten Geheuten zu brechen. Eine nicht zu unterschätzende Rolle hat Professor v. Bezold als Forscher des königlichen Meteorologischen

schlitts hierbei gespielt. Ueber die Zunahme der Windgeschwindigkeiten mit der Höhe, über die Naturgeschichte der Wolken kann uns nur bessere Kunde verschaffen als der Luftschiffer. Leider aber entbehren diese Beobachtungen der Aufeinanderfolge und Regelmäßigkeit, welche aus der Statistik auf der heutigen Meteorologie beruht, eine Gesetzmäßigkeit der Erscheinungen häufig feststellen. Professor v. Bezold sagt daher: „Keine Methode der Beobachtung kann die andere weichen, wenn die aus den Beobachtungen gezogenen Schlüsse bindende sein sollen.“

Die Anregungen von dieser Seite haben nun längst einen fruchtbaren Boden bei unseren Militärluftschiffern gefunden, welche sich mühen, alles, was ihnen im Luftmeer begegnet, in Tabellen einzutragen, welche heute bereits ein umfangreiches Studienmaterial sind. Aber nicht hier allein, auch im Deutschen Verein zur Förderung der Luftschifffahrt ist sich ein der Sache mit Begeisterung ergebender junger Ingenieur v. Siegfelsfeld bemüht, dieses Gebiet der himmlischen Meteorologie, wo noch so mancherlei zu entdecken ist, zum Gegenstand seiner Forschungen zu machen und mit Aufopferung dem allgemeinen Wohle zu dienen. Herr v. Siegfelsfeld hat bereits eine ganze Reihe von Luftfahrten gemacht. Im vorigen Jahre aber hatte er am 1. Juni eine ganz besonders gut ausgerüstete Expedition unternommen, welche, wie ich erfahren habe, wertvolle wissenschaftliche Beobachtungen ergeben hat. Zu der Fahrt waren ein Ballon „Verder“ und als Teilnehmer eingeladen: Dr. Krenfzer, erster Assistent am königlichen Meteorologischen Institut und der Luftschiffer Ditz. In der Nacht nach 8 Uhr fuhr der Ballon von der Eisenbahn in Schöneberg auf. Der Korb mit einer Ausstellung physikalischer Instrumente, darunter befand sich eine Anzahl solcher, welche auch dem Kundigen fremd waren, Instrumente, welche von Herrn v. Siegfelsfeld bestimmte Beobachtungen erfunden und konstruiert worden waren. Eine sonderbare Langenkonstruktion war am Ballon angebracht, allein zum Zweck, um unbeeinflusste Temperaturbeobachtungen zu erhalten. Das dabei benutzte Ahmannsche Thermometer, ein Instrument, bei welchem fortwährend mittels des Alaibalges Luft an den Quecksilbergeln vorbeigeblasen wird, hing so 9 Meter vom Ballonkorbe entfernt und wurde von diesem aus durch ein auf der Stange befestigtes Rohr abgelesen. Ein Thermometer eigener Art befand sich im Ballon, um dessen Temperatur zu messen, welche die erschreckende Höhe von ungefähr 50° Celsius ergeben sollte. Der Ballon war außerdem mit einem besonderen Anker nebst Ankerbremse, um Ballonmesser zum genauen Abwiegen ausgeworfenen Sandmassen und verschiedener anderen sinnreichen Apparaten ausgestattet. Die Landung erfolgte nachmittags um 4½ Uhr in der Gegend von Celle, der leider nicht sehr günstigen Umständen. Der Wind hatte erheblich zugenommen und hatte den Ballon einige hundert Meter von einer Kiefernhecke, bevor derselbe zum Landen gebracht werden konnte. Indes, es alles gut abgelaufen und die Beobachtungen nach Resultate von Wert. Es wäre zu wünschen, daß derartige Fahrten öfter unternommen würden und besonders auch anderswo praktischer fänden.

Die vorjährige Berliner Saison hat im allgemeinen wenig Aeronautisches geboten. Der Luftschiffer Damm hat häufiger Auffahrten unternommen und bei einer Landung das seltsame Glück gehabt, mitten in eine Herde

Vorstennvieh hineinzugeraten. Natürlich sind die Dickschäuter ihm nicht aus dem Wege gegangen, sondern haben sich ohne weiteres totschlagen lassen. Unser Luftschiffer hat insofern zweifelhafte Symbole des Glückes mit heimgebracht; er soll indes nicht sehr glücklich darüber gewesen sein. Weniger vom Glück begünstigt war der Berliner Luftschiffer Syring. Derselbe hatte die Absicht, auf dem Tempelhofer Felde zu landen und geriet, da unten einiger Wind herrschte, gegen die Telegraphendrähte der Ringbahn. Der Korb landete an den Drähten einen Widerhalt und der zum Segel gebauschte Ballon riß ihn die Leitung entlang. Hierbei wurden die Korbstücke in kurzer Zeit von den Drähten zerschnitten und Syring fiel mit dem Korbe aus jener Höhe herab und zog sich schwerere körperliche Verletzungen zu.

Ein anderer Luftschiffer, der sich bisher durch seine beständigen Mißerfolge einen Namen gemacht hat, Maximilian Wolff, Vorsitzender des Ballonport-Klubs, ist auch dieses Jahr wieder mit einem „Rajütte-Ballon“ auf der Bildfläche erschienen, indes ist ihm die polizeiliche Genehmigung zur Auffahrt verweigert worden.

Aus leicht begreiflichen Gründen wird über unsere Militärluftschiffer möglichst wenig geplaudert, augenscheinlich hat man das von Frankreich gelernt, wo die Geheimthuerie bereits den Grad des Ungemüthlichen erreicht hat. Nichtsdestominder eignet sich vieles nicht gut hierzu, besonders ein Ballon am Himmel ist recht weit und von vielen zu sehen. Aber was macht das? Ein Ballon ist kein Geheimnis, und solche Ballons, welche aus dem großen Ballonstall der Luftschifferabteilung emporflogen, hatte ich häufiger Gelegenheit zu beobachten und ihren Kurs mit meinem Fernglafe zu verfolgen.

Jede Ballonfahrt ist ein Roman, ein Abenteuer, erzählte mir einer unserer Luftschifferoffiziere. Herrliche Aussicht, pittoreske Wolkenbildungen, farbenprächtige optische Erscheinungen wechseln ab mit Dunst, Nebel, Regen, Schnee und Gewitter während der Fahrt. Ja es kommt auch häufiger vor, daß der Ballon von Landleuten beschossen wird. Die Landung bald sanft und gefahrlos, wie wenn man auf Daunettenbetten herabspringt, bald pikant, wenn man ins Wasser oder in einen Wald fällt, bald gefährlich, wenn ein starker Wind die riesige Stoffmasse des Ballons über den Erdboden fortreibt, den Korb über Stock und Stein durch Busch und Moor nach sich schleifend, weil der Anker nicht faßt, womöglich noch in hohen Sähen nachhüpft. Und den Schluß bildet der Empfang am Landungs-ort, der an Vielseitigkeit den übrigen Erlebnissen nichts nachgibt. Einmal hoch gefeiert auf dem Schloß eines vornehmen Gutsheeren, mit ungeduldrigen Fragen bestürmt und feurigen Blicken beworfen von lieblichen schönen Töchtern, das andere Mal in einer elenden Bauernschänke mit scheelen, mißtrauischen Augen von den Bauern betrachtet, deren Feld der Anker durchfurcht hat. Die Fahrten sind im allgemeinen ein unerschöpflicher Vornicht nur von luftschifferlichen, nein, auch von Lebenserfahrungen.

Bei Gelegenheit der Herbstparade am 1. September hatte Berlin bei Anwesenheit Sr. Majestät des Königs von Schweden das Schauspiel einen militärischen Fesselballon zu sehen, welcher mit seiner Dampfwinde, seinem Gaszerzeuger und Materialwagen gegenüber Seiner Majestät dem Kaiser, hinter dem zweiten Treffen aufgestellt war. Das Wetter war ruhig aber nicht ganz klar, trotzdem wurden photographische Aufnahmen der Parade vom

Ballon aus gemacht, und wie verlautet, sind verschiedene derselben gut gelungen. Die Ballonphotographie könnte gewiß einmal gute Dienste leisten, wenn man von Luftschiffen aus bestimmte Punkte aufzunehmen vermag. Vorläufig erscheint sie aber noch mehr oder weniger eine Art Spielerei, von der anfänglich sehr viel Geschrei gemacht worden ist, die man als große Kunst ausposaunt hat, während sie in der That das Einfachste ist, was man sich denken kann. Der Erfolg hängt wesentlich von der Beleuchtung ab, da die Dauer der Exposition durch den Momentverschluß, welchen man benützen muß, gegeben ist. Es handelt sich also lediglich um eine ganz einfache, sorgsam auszuführende Handtierung des Apparates, die auch jeder Nichtphotograph sehr bald begreift. Auch die Kunst hat sich dieses Jahr in Berlin mit der Luftschifffahrt befaßt. Aus den Ateliers der bekannten Gießerei von Gladenbeck ist von der geübten Hand des Bildhauers Fritz Göring eine Statuette hervorgegangen, welche in Allegorien im Kolossalstil uns den Kampf eines Ballons mit den als Giganten auftretenden feindlichen Elementen darstellt. Die obere Ballonkalotte läßt sich abheben und das Innere des Ballons sich alsdann als Zigarrenständer oder als Bowle etc. benützen. Die Anregung hierzu ist von dem Offizierkorps der Luftschifferabteilung gegeben worden, welches damit ihrem ehemaligen Chef, Major Buchholz, ein würdiges Andenken überreichen wollte.

Am Waldesteich.

Von

Wilhelm Kunze.

Wie liegst du sanft und schön gebettet
Im stillen Walde, dunkler Teich!
Wer aus des Lebens Kampf sich rettet
Zu dir, wird wieder mild und weich.

Dein blaues Auge lächelt Frieden,
Von Hoffnung spricht der Tannen Grün;
Hier ruh' ich, von der Welt geschieden,
Und werfe von mir Sorg' und Mühen.

Doch wie? Ich hör' aus tiefem Grunde
Den Ruf erklingen: „Komm, Genos!
Wir heilen jede Herzenswunde, —
Wir Niren im kristallinen Schloß.“

Ja, singt nur, ihr bethört mich nimmer,
Hier will ich stärken Seel' und Geist,
Damit des Lebens falscher Schimmer
Mich nicht vom rechten Pfade weist.

Noch hab' ich Kraft, wenn's gilt zu streiten
Mit allem, was mir Gott verlieh.
Ein Schwesternpaar soll mich begleiten:
Die Wahrheit und die Poesie.



Franske.

Von

Emil Peschka.

Als Franske ja gesagt hatte, war es ihr, als müßte ihr das Herz zerspringen. Wie Blei lag es ihr auf der Brust, und mitten in der Arbeit, die ihr sonst so flink von Händen ging, ließ sie jetzt müde die Arme sinken, um dann stundenlang mit dem Ausdrücke trostloser Ergebung ins Leere zu starren.

Aber es war geschehen, und wenn sie sich noch länger geweigert hätte, wäre sie ja nur doppelt elend geworden. Sie sah Pieter tot auf dem Sande liegen, bleich, mit gläsernen Augen, das gute Gesicht in wildem Schmerz verzerrt, und ein eisiger Schauer überlief sie. Nein — sie konnte nicht anders — und warum auch? Das war ja doch zu Ende für alle Ewigkeit — es mußte zu Ende sein. Und Pieter, der arme Junge, den sie glücklich machen konnte, er war immer so gut zu ihr gewesen, er liebte sie so sehr. Und seinem Vater war sie wie das eigene Kind, sie schuldete ihm so viel Dank und hätte ihm so gern eine Freude gemacht. Was sollte sie thun? Ihr armer Kopf war ganz wirr geworden und oft sagte sie sich, daß nur eins sie von ihrer Seelenqual erlösen könnte: der Tod. Aber endlich gab sie Pieter ihr Jawort und vier Wochen später war sie seine Frau.

Franske war das Kind eines Steuer-manns der holländisch-amerikanischen Dampfergesellschaft und einer Französin aus New Orleans. Als die Mutter gestorben war, hatte der Vater sie mit nach Europa genommen und sie seinem Vetter Jan in Pflege gegeben, wo sie bleiben sollte, bis er sich ansässig gemacht hatte. Aber es kam anders, als er plante. Der „Prins Hendrik“ stieß im Herbstnebel unweit der englischen Küste mit einem deutschen Paketboot zusammen, und statt ihren Vater wiederzusehen, erhielt Franske die Nachricht, daß sie eine Waise war.

Sie zählte damals vierzehn Jahre und empfand schon den Schmerz des Verlustes. Aber sie hatte eine Heimat gefunden, der alte Jan war ihr wie ein zweiter Vater und Pieter liebte sie wie einen Bruder. Die Wolke, die ihre kindliche Seele verdüstert hatte, war bald geschwunden und sie war wieder das lebensfrohe, muntere Mädchen geworden, das nach der Meinung des alten Jan mehr französisch als niederländisch Blut in den Adern hatte.

Zwei Jahre später ging Pieter nach Batavia, und Jan blieb allein mit Franske in dem einsamen Dünenhaus.

Sie war nun sechzehn Jahre, und sie wurde siebzehn — aus dem hageren, eckigen Ding mit dem schmalen, dunklen Gesichte und der gar zu kräftigen Nase wurde ein

blühendes Geschöpf von einer seltsamen, bestrickenden Schönheit. Zugleich aber regte sich in ihrer Seele eine dunkle Sehnsucht, die kein rechtes Ziel hatte. Sie wurde schwermütig, sie wünschte sich bisweilen Jan herbei und bisweilen wieder träumte sie sich fort aus dieser Einöde. Schattenhafte Bilder von volkreichen Städten, die sie als Kind gesehen, zogen durch ihre Seele, und wenn sich einmal ein Wanderer aus dem Seebade Zandvoort bis in die Nähe ihres Hauses verirrt, dann verfolgte sie ihn so lange mit ihren Blicken, bis er nicht mehr zu sehen war.

Das Haus des Oheims lag einsam in einem Thälchen zwischen den östlichen Dünenreihen. Da bauten schon Großvater und Urgroßvater die „Sandkartoffeln“, die von den Amsterdamer Gourmands so sehr geschätzt werden, und überdies hatte man einen kleinen Torfstich angelegt, dessen Ertragnisse in Haarlem verwertet wurden. Die Familie hatte immer ihr Auskommen gefunden, und da Pieter der einzige Sohn war, hätte er es nicht nötig gehabt, nach Batavia zu gehen. Aber das war eben eines Tages so über ihn gekommen und der alte Jan meinte, das sei holländisch Blut, er möge nur gehen. Er war als Junge nicht weiter als bis Enkhuizen gekommen, aber es war doch eine schöne Zeit, und wäre nicht das mit der Zennete gewesen, dann hätte er's wohl auch bis Batavia gebracht. So ging Pieter eben, und Franske blieb allein bei dem Oheim in dem einsamen Hause.

Als Pieter noch dagewesen, hatte sie diese Einsamkeit nie empfunden. Jetzt kam sie ihr mit einemmal zum Bewußtsein, und es war, als ob dieses neue Gefühl die Verwandlung ihres Wesens beschleunigte.

Manchmal, wenn sie in der tiefen Stille des Sommermittags auf der Bank vor dem Hause saß, wurde es ihr so schwer ums Herz, daß sie weinen mußte. So weit ihr Blick reichte, sah sie nichts als graue Sandberge, auf denen nur hier und da das spärliche Dünen gras wucherte. Kein Laut als bisweilen das Picken der Muschelkrähe, das Rascheln des Dorns, durch den ein scheues Kaninchen schlüpfte, oder der unheimliche Auf der Dünenmöhre, die preis schnell die Luft durchschneidet. Ging sie ein paar Schritte weiter, so hatte sie wenigstens den Anblick des Hänschens, über das ein alter Ahorn schützend seine Zweige legte, und des dürftigen Wärdchens mit seinen von einem grauen Rauch überzogenen Blumen. Aber hier von der Bank aus sah sie nichts als die grauen Hügelreihen, die sich bis in die Unendlichkeit zu dehnen schienen, ein Meer mit seinen Thälern und Bergen,

aber alles tot und starr und grau. Wie Blei sank es ihr dann aufs Herz, die Thronen drangen ihr in die Augen und eine namenlose Sehnsucht erfüllte ihre Seele.

Da geschah es eines Tages — sie war eben in der Stube beschäftigt —, daß ein Fremder in das Haus trat und sie um ein Glas Wasser bat. Er kam von Zandvoort, wollte durch die Dünen nach Bloemendaal gehen, hatte sich aber verirrt und war nun dem Verschmachten nahe.

Franske erfüllte seinen Wunsch und zeigte ihm dann auch den Weg. Als er sich entfernt hatte, sah sie ihm durch das Fenster nach, bis er hinter der Höhe verschwunden war. Und dann wollte er ihr nicht mehr aus dem Sinn und auch in der Nacht erschien er ihr im Traume. Beständig sah sie die elegante, geschmeidige Gestalt, die blühenden Augen, das feine, mit einem blauen Schnurrärtchen geschmückte Gesicht. Es war ihr, als ob sie fieberte, und manchmal schoß ihr das Blut so heftig zu Kopf, daß vor ihren Augen alles zu taumeln begann. Die Stube war mit einem Duft erfüllt, der sie betäubte und sie beständig erröten machte, und als der alte Jan an diesem Abend nach Hause kam, war er nicht im stande, ihm ins Gesicht zu sehen.

Am anderen Tage war sie eben im Begriffe, aus dem Hause zu treten, als plötzlich der Fremde wieder vor ihr stand. Es war es ihr, als wäre alles Leben aus ihr gewichen, und dann schoß ihr das Blut siedendheiß nach den Schläfen. Sie stand nicht, was er sagte, sie hörte nur das beständige Brausen und sah feige Gestalten wie durch einen leuchtenden Nebel. Was so kam es, daß er sie plötzlich umfaßt hatte und erst als seine Lippen die ihren berührten, kam sie wieder ganz zum Bewußtsein und floh.

Aber er folgte ihr und es gelang ihm, ihren Widerstand zu brechen. Vor ihm stand er glühend und zugleich von einem nie gekannten Wonnegesühl berauscht, horchte er seinen Schmeichelworten. Und als er endlich ließ sie es geduldig geschehen, daß er küßte.

Er kam nun jeden Tag, und sie ließ seinem Kommen mit Sehnsucht und Qualen mit Bangen entgegen. Sie liebte ihn an der Tiefe ihrer leidenschaftlichen Seele und doch war eine dunkle Empfindung in ihr, die ihr, ohne daß sie viel von der Welt wußte, doch sofort die Klust zeigte, die zwischen ihnen gähnte.

Er hieß Cornelius van Banvig und gehörte einer Amsterdamer Patrierfamilie an. Und sie war ein armes, unwillkürliches Mädchen, das in einem bunten Rode mit einem schwarzen Wollspenser ging, so anders als die Frauen, die nach Zandvoort oder Bloemendaal kamen. Sie hatte zu viel zu viel niederländisch Blut in den Adern, um nicht auch daran zu denken.

So verging eine Woche und am Samstag fuhr der alte Jan nach Rotterdam. Am nächsten Morgen sollte, wenn alles gut ausfiel, der Dampfer eintreffen, auf dem Jan aus Batavia zurückkehrte.

An diesem Tage hing eine dunkle

Schwüle über den Dünen. Die Luft war so drückend, daß man kaum zu atmen vermochte, und gegen Abend zogen schwere, schwarze Wolken hinter den Sandbergen herauf, so daß es schon um sieben Uhr Nacht war.

Franske hatte ihrem Geliebten gesagt, daß ihr Vater verreise, und ihn gebeten, an diesem Tage nicht zu kommen. Die Heimlichkeit ihres Verkehrs mit dem Fremden war ihr plötzlich drückend aufs Herz gefallen. Von Pieter sagte sie kein Wort, sie erröthete nur, wenn sie an ihn dachte.

Als aber die Stunde kam, zu welcher Cornelius gewöhnlich erschien, erwartete sie ihn doch, und als er dann ausblieb, flossen ihr plötzlich zwei schwere Thränen über die Wangen herab. Hatte er sie verlassen? Liehte er sie nicht so, wie sie ihn liebte? War es nur ein Scherz, den er mit ihr treiben wollte? Nie hatte sie noch so bittere Schmerzen empfunden, wie sie ihr jetzt die Brust zermühlten.

Plötzlich hörte sie Schritte — ein Schauer lief über ihren Körper — das war er. Er kam doch, er hatte sie nicht verlassen. Eine Minute später lag sie an seiner Brust, und dann wieder — sie hatten erst wenige Worte gewechselt — stand sie zitternd in der Hausthür, hinter der verschlossenen Thür und wehrte ihm den Eingang.

Cornelius biß sich die Lippen blutig vor Aerger, aber nur sanfte Schmeichelsprüche kamen aus seinem Munde. Franske gab ihm keine Antwort. Er ging zu Vorwürfen und Drohungen über, flehte dann aufs neue, aber alles war vergebens. Schon flammten die Blitze durch die Luft und der Sturm schlug die Aeste des alten Ahorns an das Dach, daß das ganze Haus erbebt, aber Franske schwieg. Nur ihr aufgeregtes Atmen hörte er zwischen den Windstößen durch die Thür.

„Franske!“ rief er wütend, „du jagst mich jetzt fort, wo man keinen Hund von der Thür jagen würde.“

Aber sie antwortete nicht. Nur der Donner rollte vorüber und der Wind heulte um das Haus.

„Franske!“

Er versuchte es mit den zärtlichsten Worten, er drohte von neuem — sie schwieg.

Er rüttelte an der Thür, aber sie widerstand seiner Gewalt, und Franske gab keinen Laut von sich.

Endlich stieß er einen Fluch aus und ging.

Franske lehnte noch immer, einer Thn-macht nahe, in der Flur des Hauses. Sie hatte die Thüren verschlossen und waagte sich nicht in die Stube. Als ihre Kräfte ermatteten, ließ sie sich auf die Dielen nieder und kauerte in der Ecke zusammen. In ihrem Kopfe brauste es so, daß sie keines klaren Gedankens mehr fähig war. Manchmal glaubte sie Cornelius draußen zu hören, dann sah sie ihn wie einen Schatten im Sturm durch die nächtlichen Dünen wandern. Bald hörte sie sein Jehlen und seine Drohungen, bald sah sie

in dem fahlen Wetterleuchten, wie er in den grauen Sandwolken versank. Immer dumpfer wurde das Geräusch in ihren Ohren und immer wirrer und schattenhafter drängten sich die Bilder vor ihren Augen. Nur wenn ein heftiger Donner Schlag die Erde erbeben machte, wenn der Sturm heulend, als wollte er das Haus hinwegfegen, vorüberfuhr, schrak sie aus ihrer Erstarrung empor und faltete die Hände zum Gebet.

Erst gegen Morgen versiel sie in einen Schlummer, der sie aber wunderbar stärkte. Als sie erwachte und die Sonne durch die Spalten der Thür dringen sah, sank es wie ein schwüler Traum von ihr. Sie öffnete, trat ins Freie und atmete mit vollen Zügen die frische Morgenluft. Zugleich aber sah sie die vom Sturm gebrochenen Aeste der Bäume, und ein Blick nach den Dünen machte sie erbleichen. Die grauen Sandhügel, die nun in der Morgensonne glitzerten, hatten ihre Gestalt verändert. Jeden Tag hatte sie dort Cornelius hervorkommen sehen, so daß eine Täuschung nicht möglich war. Der Sturm hatte wieder Berge abgetragen und Thäler ausgefüllt — und wie mußte er erst tiefer in den Dünen gewüthet haben, wo der Sand noch flüchtiger war! Eine furchtbare Last fiel ihr aufs Herz und sie mußte sich an die Thür klammern, um nicht zu Boden zu sinken. Jene grauen Sandberge waren vielleicht zur Grabstätte geworden und sie, sie war die Mörderin. Dort unter diesen grauen Hügeln lag vielleicht Cornelius, und sie war es gewesen, die ihm die Zuflucht verweigerte. Sie hatte ihn von der Thür gestoßen, ihn grausam in das nächtliche Unwetter hinausgejagt, dem Verderben entgegen. Und nun war er tot, begraben unter den Dünen.

* * *

Am anderen Tage kamen Jan und Pieter, aber Cornelius van Banvig kam nicht mehr. Franske ging umher, als litte sie an einer schweren Krankheit, und Pieter fragte verwundert seinen Vater, was denn mit dem Mädchen vorgefallen sei. Der alte Jan aber schob schmunzelnd sein kurzes Pfeifchen in den Mundwinkel und meinte, ernst sei sie wohl geworden, aber häßlicher doch kaum.

Und da hatte er recht — Pieter konnte sich nicht satt sehen an ihr. Oft genug hatte er an die Gespielin gedacht, unter dem heißen javanischen Himmel und in den langen Nächten auf dem Meere; nie aber war es ihm dabei so sonderbar geworden wie jetzt, wenn er sie nur in der Ferne vorübergehen sah.

Groß und schlank, mit dunklen Augen, schwarzem Haar und bleichen sanft gebräunten Wangen, hatte sie etwas Fremdartiges an sich, das den Reiz ihrer Schönheit noch erhöhen mußte. Pieter fühlte sich berauscht, so oft er in ihre Nähe kam, und war er allein, dann schwebten beständig ihre vollen roten Lippen und ihre von einem seltsamen, düsternen Feuer erfüllten Augen vor ihm. Franske! War

denn das noch das junge Ding, für das er keine anderen als brüderliche Empfindungen gehabt? Die Vogelscheuche mit dem braunen, reizlosen Gesicht, die man neben einer drallen, blühenden Holländerin nur mit einem Lächeln sehen konnte? Und nun war dieses junge Mädchen schön, bezaubernd schön wie eine Blume des Urwalds, und das Blut wallte siedend durch seine Adern, wenn er an sie dachte. Sie mußte sein werden, sein Weib, und er sah sich schon im Paradies mit diesem herrlichen Geschöpf, das noch hundertmal schöner war als die schönen javanischen Damen mit all ihrem erotischen Zauber.

Daß es ihn nur ein Wort kosten würde, um Franskes Einwilligung zu erhalten, daran zweifelte er nicht. Er wußte, daß er ein hübscher Bursche war, breit, mit einem Stiernacken, in dem der Südwester wie festgenagelt saß, hellen, blauen Augen und dem schönsten roten Matrosenbarte, der noch je einen holländischen Jungen geschmückt hatte. Und dann besaß er Haus und Hof und hatte aus Batavia ein schönes Stück Geld mitgebracht — Franske mußte ja vor Freude ganz närrisch werden, wenn er sie zu seiner Frau machte.

Trotzdem fiel es ihm schwer, das eine Wort zu sagen, und Tag um Tag verging, ohne daß er sich damit hervormagte. Franske war so seltsam, er fand sich gar nicht mehr zurecht mit ihr. Und er, nun er war eben etwas schwer, das Wort wollte ihm nie leicht von den Lippen. Vielleicht wären noch Monate vergangen, ehe er gesprochen, hätte es ihn nicht eines Tages ganz toll gemacht, so daß er sie plötzlich in seine Arme nahm und sie küßte.

Das war in den Dünen, auf dem Heimwege von Zandvoort, als sie im Schatten eines der grauen Hügel ein wenig rasteten.

Es war ihm nicht schwer gefallen, sie zu dem Ausflug zu bewegen. Wenn sie nach Zandvoort kam, würde sie gewiß etwas von Cornelius erfahren. War er verunglückt, dann mußte man ihn ja vermissen und gewiß konnte ihr der nächste beste Rede stehen, wenn sie danach fragte.

Zandvoort war damals noch ein im Entstehen begriffenes Seebad. Das kleine alte Kurhaus oberhalb des Fischerdorfes beherbergte fast sämtliche Gäste und da erhielt Franske sicher Auskunft.

Während Pieter mit ein paar Freunden plauderte, schritt sie rasch die Treppe hinan, die vom Strande aufwärts zu dem auf der Düne stehenden Hause führte. Pieter folgte bald, aber sie hatte doch so viel Zeit gefunden, den Portier nach dem Fremden zu fragen.

Herr van Banvig war abgereist.

Ein Stein fiel ihr vom Herzen — es war der erste frohe Augenblick, den sie seit langem hatte.

Er lag nicht begraben unter den Dünen, er lebte und sie war frei von der entsetzlichen Schuld.

Als Pieter zu ihr trat, standen ihr die Thränen in den Augen, aber er glaubte

ihr, als sie ihm sagte, daß sei vom Sande. Sah er sie doch zum erstenmal lächeln, seitdem er von Batavia zurückgekehrt war.

Dann verging eine Woche um die andere unter neuen Qualen. Das Geständnis Pieters war wie ein Blitzschlag über sie gekommen, und in ihrer Betäubung mußte sie gar nicht, was sie ihm zur Antwort geben sollte. Aber sie fühlte, daß sie nie die Seine werden konnte, und sagte es ihm endlich. Und dann, als sie sah, wie schwer ihn das traf, wollte wieder das Mitleid heiß in ihr auf und sie bat ihn um Verzeihung. Er nahm das als eine Wendung zum Bessern und begann seine Werbung von neuem, bis sie ihm zum zweitenmal erklärte, es könne nicht sein. So vergingen ihnen die Tage in beständigen Aufregungen. Pieter war so gereizt, daß man den gutmütigen Burtschen kaum wieder erkannte, und Franks quälte sich ab mit Vordürfen über ihre Undankbarkeit. Warum nahm sie ihn nicht, ihn, den sie immer lieb gehabt hatte, der ihr Bruder war und dessen Glück in ihren Händen lag? Was wollte sie denn eigentlich? Hatte sie Cornelius nicht leichten Herzens verlassen? War sie für ihn mehr als ein Spielzeug? War es nicht Wahnsinn, immer noch an diesen Menschen zu denken? — Ja, es war Wahnsinn, und doch klammerte sich ihre Seele immer zärtlicher an ihn und ein Schauer überlief sie, wenn sie ihn im Geiste neben Pieter stellte. Es gab kein Glück mehr für sie — keine Erlösung — außer dem Tod!

Eines Abends saß sie in der Stube neben dem Fenster und sah dem Fallen der weißen Blätter zu. Es war Herbst geworden und der Himmel war grau wie die Dünen.

In dem Zimmer war es nicht ungemütlich. Ein dicker, rot und schwarz gemusterter Teppich bedeckte den Fußboden, ein Pantherfell, das Pieter aus Batavia mitgebracht, lag vor dem Nähtischchen. Die massiven, gelbbraun polierten Möbel, altertümlich, schwerfällig, aber bequem, deuteten auf Wohlstand, und die seltsamen Gerätschaften und Schmuckgegenstände, die auf den Schränken standen und an den Wänden hingen, erzählten von den Reisen der Familienmitglieder nach den Kolonien.

Der lustig im Kamine prasselnde Torf erhöhte die Behaglichkeit des Stübchens. Aber Franks hatte keinen Sinn dafür. Sie saß da wie erstarrt und sah nur beständig den gelben Blättern zu, die langsam aus den Nesten des Horns hernieder sanken.

Plötzlich öffnete sich die Thür und Pieter trat ein.

Es war so dunkel im Zimmer, daß Franks die furchtbare Aufregung nicht bemerkte, die sich in seinen derben Zügen spiegelte. Sie erwiderte seinen Gruß und stand dann auf, um nach dem Feuer zu sehen. Aber Pieter trat ihr in den Weg und faßte sie derb am Arme.

„Franks!“ stammelte er und jetzt erst sah sie, daß seine Augen mit Blut unter-

laufen waren und daß etwas Schreckliches in ihm sein mußte.

„Was willst du?“ fragte sie zitternd. „Ich habe getrunken, um mir Mut zu machen,“ erwiderte er. „Ich kann nicht ohne dich leben, es geht nicht. Ich muß dich haben, oder ich mache ein Ende. Du kennst mich, Franks, daß ich nicht viel Worte machen kann. Ich frage dich also: Ja oder nein?“

„Pieter — um Gotteswillen!“ fuhr sie ihm erschreckt ins Wort, „was hast du vor?“

„Ja oder nein, zum letztenmal. Du hast mir's angethan und das brennt jetzt wie Feuer in mir, ich kann ohne dich nicht leben.“

„Pieter, sei geschick!“

Sie hatte die Hände flehend gefaltet und die Thränen flossen ihr aus den Augen. Wie furchtbar er aussah, wie seine Hände zitterten! Er wollte ein Ende machen — sterben — o, sie kannte ihn, sie wußte, daß jedes Wort bei ihm zur That wurde, daß er nicht eher sprach, ehe nicht alles fest, unbeugsam in ihm war.

Plötzlich brach sie leidenschaftlich schluchzend zusammen und umfaßte seine Kniee.

Nein, nein, keinen Menschen in den Tod jagen, lieber alles Elend ertragen! Nie mehr diese entsetzliche Last auf das Herz nehmen, nie mehr!

„Nimm mich, Pieter,“ stammelte sie sinnlos, „nimm mich, Pieter!“

Und dann verdunkelte eine Ohnmacht ihre Augen und sie sank kraftlos zusammen. Pieter nahm sie in seine Arme und trug sie auf das Bett, das mit seiner ungeheuren Breite den ganzen Alkoven ausfüllte. Und als sie wieder die Augen aufschlug, kniete er neben ihr hin, küßte ihre Hände und stammelte, während ihm die Thränen aus den Augen rollten, allerlei seltsame Dinge, von denen sie nur eines verstand. „Franks, ich könnte dein Hund sein,“ hatte er gesagt, und ein Schauer überlief sie. Sie atmete tief auf und dann schloß sie von neuem die Augen.

* * *

Zwei Jahre waren vergangen, der alte Jan war gestorben. „Mein Peisichen gebt mir mit, aber gestopft!“ Mit diesen Worten hatte er Abschied genommen von der Welt, und Pieter hatte seinen Wunsch erfüllt und ihm die kleine Holzpfeife in den Sarg gelegt und auch noch ein ganzes Paket von dem Tabak, den er zu rauchen pflegte.

Pieter war nicht glücklich. Es war etwas zwischen ihm und Franks, das er nicht begriff und das keine rechte Herzlichkeit aufkommen ließ. Wäre Franks gewesen wie einst, dann hätte er es jetzt manchmal recht toll getrieben mit ihr. Seine Idee mit dem Dorf hatte sich vortrefflich bewährt, er war auf dem Wege, ein reicher Mann zu werden. Und wenn er so des Abends nach Hause kam, veranlagt über den stetig wachsenden Erfolg, dann hätte er Franks am liebsten in die Arme genommen und wäre mit ihr durchs Zimmer gehüpft wie die Matrosen auf Deck, wenn

sie ihrem Uebermut die Zügel schießen lassen durften. Aber sie war so ernst und kalt, daß er schon den Mut verlor, wenn er ins Haus trat, und an solch gewagte Unternehmungen nicht mehr dachte, sowie er die Thürschwelle hinter sich hatte. Still saß er seine Schuhe in der Hausflur aus und dann ging er seufzend in die Stube, in der die Wiege des kleinen Jan stand.

Auch mit dem Kinde wollte es nicht glücken. Der kleine Jan schwebte beständig zwischen Leben und Tod, und niemand hoffte, daß sich das schwächliche Wesen noch kräftigen würde. Pieter sagte gar nichts dazu. Er sprach überhaupt von Tag zu Tag weniger und neben der Wiege saß er ganz still, mit halbgeschlossenen Augen, als ob er nur dasäße, um einzuschlummern. Er saß aber immer so, daß er den kleinen Jan sehen konnte, und seine Lippen bewegten sich manchmal, als ob er leise zu sich selber spräche.

Vielleicht fiel dem kleinen Jan das Leben so schwer, weil seine Mutter wenig Freude an ihm hatte. Die Zärtlichkeiten, mit denen andere Mütter ihre Kinder überhäufen, fehlten in seinem jungen Leben fast ganz. Und trotzdem war ihr der Knabe nicht gleichgültig, und das geheime Band, das die Eltern mit ihren Kindern verknüpft, empfand sie in seiner ganzen Stärke. Aber sowie es sie drängte, das Kleine in den Arm zu nehmen und sein bleiches, krankes Gesicht zu küssen, stieg ein Widerwillen in ihr auf, den sie nicht zu überwinden vermochte. Ihre Stirn, ihre Wangen, ihr Nacken färbten sich blutrot und der Knabe schien ihr versagen zu wollen. Sie pflegte das Kind, sie durchwachte Nächte an seinem Lager, sie that alles, was in ihren Kräften stand, um sein Leben zu erhalten — aber sie konnte es nicht küssen. Sein Anblick bereitete ihr Schmerz statt Freude, und ihre düsteren Züge erheiterten sich selbst dann nicht, wenn einmal ein leises Lächeln wie ein flüchtiger Sonnenblick über das kleine Gesicht huschte.

Als Franks Pieters Braut geworden, da sagte sie sich, daß sie recht gethan hatte, wie schwer ihr auch ums Herz war. Er sah sein Glück in dieser Heirat und auch der Vater Jan wollte es so. Sie hatte ihn immer wie einen Bruder geliebt und seinem Vater schuldete sie so viel Dank. Und das andere war ja doch zu Ende für alle Ewigkeit — es mußte zu Ende sein. Warum sollte sie nicht Pieters Frau werden? Und hätte sie nein gesagt, dann hätte man ihn tot ins Haus getragen, sie kannte ihn, sie wußte, daß er Wort hielt. Und nur das nicht, nur das nicht! Lieber das bitterste Elend, als noch einmal empfinden, was ihr das Herz zerfleischte, als sie Cornelius van Vanvig im Sande der Dünen begraben sah.

Als aber die Hochzeit vorüber, als Pieters Weib geworden, da wurde das alles ganz anders. Nein, sie hatte nicht recht gethan, unsinnig hatte sie gehandelt. Schmach und Schande hatte sie auf sich geladen. Wie sie sich auch zu betheuern suchte, wie sie sich auch zwang, Pieter

dem besten Lichte zu sehen, es wollte doch beständig in ihrem Herzen empor und Haß und Groll erfüllte sie gegen den Mann, der sie auf Händen trug. Sie liebte ihn nicht mehr wie einen Bruder, sie zitterte vor ihm, sie konnte ihm nicht in die Augen sehen, und ein Schauer überlief sie, wenn er sie umarmte. Er hatte sie betrogen, sie beraubt, er hatte sie gezwungen, daß sie ihn nahm. Nie wäre sie die Seine geworden, hätte er ihr nicht gedroht — mit seinem Tode!

Und in den Schmerzen, die sie sich so bereitet, tauchte immer wieder das schöne Bild des Fremden vor ihr auf. Ihre Phantasie gab ihm beständig neue Farben und neuen Glanz und mit schwärmerischer Jählichkeit hing sie sich an diesen Traum. Sie sah Cornelius, wenn sie einsam in der dunklen Stube saß; sie sah ihn, wenn sie an der Seite ihres Mannes durch die stillen rauhen Dünen schritt; sie sah ihn, wenn sie an dem Lager des kranken Kindes wachte. Ihre Einbildungskraft, einmal aufgereizt, wachte sie immer weiter, und die Einsamkeit, in der sie lebte, gab ihren Träumen beständig neue Nahrung. Hätte sie weniger Zeit gehabt, zu träumen und zu grübeln, sie hätte sie sich sicher auch weniger unglücklich gefühlt. Aber ihrem lebhaften Geist fehlten die Menschen und zu Büchern war sie nie gelangt. Und so war es beständig das eigene Schicksal, was sie beschäftigte, ihr Unglück vergrößerte sich ihr ins Unermeßliche und täglich brach sie in ihren Träumen die Treue.

Manchmal dachte sie daran, alles hinter sich zu lassen und fort in die Welt zu gehen oder zu sterben. Aber nie machte sie auch nur den ersten Schritt dazu und dann sagte sie sich, daß Jan doch ihr Kind sei, daß sie ihn nicht verlassen dürfe und ihn nicht verlassen könne.

Eines Tages — es war im Juli und der heiterste Himmel blaute über den Dünen — lag sie in ihrem Gärtchen, im Schatten des alten Ahorns. Sie hatte die Wiege Jans ins Freie geholt, und da lag er nun und schlummerte, umfloßt von der lauen Sommerluft. Eine Weile betrachtete sie sein trankes Gesicht und dann seufzte sie auf. Er wurde täglich schwächer und wenn das so weiter ging, konnte es jede Stunde sein, daß er einschlummerte ohne wieder zu erwachen. Ihre Augen wurden feucht, und müde setzte sie sich auf den Stuhl neben der Wiege und versank in Träumereien.

Wenn Jan starb, was sollte sie dann noch thun? Sie dachte mit Grausen an ein Leben ohne diese Pflichten und Sorgen. Sie allein ließen sie dieses Leben ertragen. Vor Pieter zitterte sie, wenn er in die Stube trat, und so oft er sich ihr näherte, brauste es auf in ihr: „Ach!“

Wenn Jan starb, dann würd' sie das Haus verlassen und in die Welt gehen.

Wohin?

Da stand Cornelius, lächelnd, mit seinen blühenden Augen und streckte ihr die Hand entgegen. Wie ein süßer Zauber lag es über ihren Körper, ihre Brust hob

sich mächtig und leise sprach sie seinen Namen aus. „Cornelius!“ Welcher Glanz seine Gestalt umfloß, wie weich und schmeichelnd seine Stimme klang.

„Franske!“ hatte er geantwortet.

Tiefaufatmend hob sie die Augen und da — da —

Sie stieß einen heftigen Schrei aus und sprang auf.

Aber er war es wirklich. Er hatte die Gartenthür aufgestoßen — mit zwei Schritten stand er neben ihr und dann hielt er die Sinkende in seinen Armen auf.

„Franske — du liebst mich noch immer!“ flüsterte er zärtlich.

Nun ermannte sie sich und stieß ihn zurück.

„Um Gotteswillen — was thun Sie! ich bin nicht mehr frei, ich bin das Weib eines andern.“

„Aber du liebst mich, Franske, und kein Mensch soll dich mir zum zweitenmal rauben.“

Er umschlang sie aufs neue, und betäubt ließ sie es geschehen, daß er sie küßte.

In diesem Augenblick begann der kleine Jan in seiner Wiege zu wimmern. Franske riß sich los und eilte zu dem Kinde, das wollte sie dort Schutz suchen.

„Gehen Sie, gehen Sie, Herr van Banvig!“ rief sie erregt. „Ich bin Frau und das ist mein Kind.“

Aber er folgte ihrer Aufforderung nicht und trat näher an die Wiege heran.

„Ihr Kind, Franske?“ sagte er ruhiger. „Und dieses Kind fesselt Sie an den ungeliebten Mann, nicht wahr?“

„Es ist mein Kind — o gehen Sie!“ stammelte sie, die kleinen Händchen an ihre Brust drückend.

„Das Kind ist nicht gesund, Franske. Es sieht aus, als ob es jeden Augenblick sterben müßte.“

„O nein, nein, es wird nicht sterben. Jan, mein kleiner Jan, du wirst nicht sterben, du wirst leben, nicht wahr? Jan — sieh mich doch an — mach deine Augen auf — Jan — mein süßer Jan — o nein, Herr van Banvig, Jan stirbt nicht, Jan wird gesund — Jan — mein Herzensjan — mach doch die Augen auf —“

Plötzlich stieß sie einen wilden Schrei aus und warf sich über die Wiege.

Und dann sprang sie auf — leichenblaß — und starrte mit den Augen einer Wahnsinnigen in das Gesicht des Kindes.

„Jan!“

Es lag ein so furchtbarer Schmerz in diesem Rufe, daß selbst Cornelius van Banvig eine leise Mühnung empfand.

„Lassen Sie sich, Franske,“ sagte er, „es war der Rathschluß Gottes.“

„Jan — du lebst — nicht wahr, du lebst? Jan — mein Herzensjan — mach nicht solche Augen — Jan — um Gotteswillen —“

Aber Jan lag da starr und tot. Seine Lippen standen weit offen, seine Augen waren wie Glas. Die kleinen Händchen waren noch zusammengeballt und bläuliche Flecken zeigten sich über den Knöcheln.

Franske lag weinend neben der Wiege,

während Herr van Banvig nach dem Herzen des Kindes fühlte.

„Es ist nichts mehr zu machen, Franske,“ sagte er, „das Kind ist tot. Trösten Sie sich, es war der Rathschluß Gottes.“

Dann, nach einer Weile, als sie noch immer weinte, begann er von neuem: „Franske, Sie müssen jetzt den Schmerz überwinden. Kann ich Ihnen mit etwas dienen?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein — gehen Sie — lassen Sie mich allein mit meinem Kinde.“

Herr van Banvig nickte, ging aber noch nicht, sondern drehte nachdenklich seinen blonden Schnurrbart zwischen den Fingern.

„Ich sehe ein, daß ich in diesem Augenblicke hier nicht am Plage bin,“ sagte er endlich. „Sie kennen meine Gefinnungen für Sie, Franske — Sie lieben mich — und Ihr Kind ist nun tot. Ich bin in Zandvoort; wenn Sie mir Nachricht geben wollen, bin ich im Kurhaus zu finden. Erhalte ich keine Nachricht, dann komme ich selber. Darf ich kommen, Franske?“

Sie schwieg und schluchzte weiter.

„Trauen Sie mir nicht, Franske? Glauben Sie nicht, daß ich es gut mit Ihnen meine? Dann lassen Sie mich Ihnen Beweise geben —“

Sie reichte ihm die Hand, die er rasch an die Lippen führte.

„Ich glaube Ihnen, Herr van Banvig,“ sagte sie, „aber lassen Sie mich jetzt allein.“

„Arme Franske, wie ich mit Ihnen fühle! Aber denken Sie, daß es der Rathschluß Gottes war. Leben Sie wohl, auf Wiedersehen!“

Dann fuhr er sich mit seinem parfümierten Sacktuch über die Augen, seufzte, zog den Hut und ging.

* * *

Mitternacht war längst vorüber, als sich Franske von ihrem Lager erhob, um nach ihrem Mann zu sehen. Als Pieter das tote Kind erblickte, sprach er kein Wort. Er fühlte nach den Händen, dem Herzen, den Schläfen, dann schloß er die Augen und Lippen des Toten, betrachtete ihn noch eine Weile und trug endlich mit seinen kräftigen Armen die Wiege in die Stube, in welcher die Leiche stehen sollte. Dann ging er nochmals nach dem Torfstich, entließ die Arbeiter und beauftragte sie, das Nöthige für die Beerdigung des Kindes zu veranlassen. Wieder nach Hause zurückgekehrt, sagte er Franske, daß alles geordnet sei, und sie möge sich nun trösten, es sei ja nicht zu ändern.

Als es dann Abend wurde, sah Franske nochmals nach dem Kinde und ging endlich zu Bette. Sie fieberte und war so müde, daß sie sich nur halb entkleidete. Ihr Kopf schmerzte, ihre Augen brannten, und statt Schlaf zu finden, sank sie in eine Art Betäubung, aus der sie bisweilen ängstlich emporschreckte, ohne doch die Kraft zu finden, diesen Halbschlummer ganz abzuschütteln. In ihren Träumen sah sie bald das tote Kind und bald Cornelius und bald ihren Mann, wie er Jan ohne

ein Zeichen der Bewegung die Augen zu drückte. Dann hörte sie die Stimme Cornelius', wie er ihr zärtlich zuflüsterte: „Du bist nun frei, Fränke, komm mit mir und sei glücklich!“ und endlich sah sie den alten Jan mit dem Pfeifchen im Mundwinkel und drohend erhobener Hand.

In diesem Augenblick erwachte sie und bald darauf hörte sie die alte Wanduhr Mitternacht schlagen.

Wo war denn Pieter?

Er mußte noch immer bei dem Kinde sein — ein Schauer überlief sie bei dem Gedanken an dieses einsame Wachen bei einer Leiche. Er mußte das Kind doch lieb gehabt haben, trotzdem es immer krank war und er wenig Freude an ihm hatte.

Bei dem Gedanken an das Kind kamen ihr wieder die Thränen in die Augen und nun machte sie sich tausend Vorwürfe, daß sie ihm keine gute Mutter gewesen war.

Noch vor wenig Stunden hatte sie daran gedacht, daß sie frei sein würde, wenn Jan stirbt.

Ohne einen Schmerz zu empfinden, hatte sie sich gesagt, daß sein Tod ihre Erlösung wäre, daß sie dann das Haus verlassen, in die Welt gehen könnte.

Und am Sterbelager ihres Kindes hatte sie das schöne, lächelnde Gesicht gesehen, hatte sie von Cornelius geträumt!

Sie preßte die Nägel in die Brust, als könnte sie so die bittere Qual überwinden.

Wie das brennt und schmerzt, wenn man sich das alles so sagt und es ist zu spät, zu spät!

Aber trug nicht Pieter allein die Schuld, war nicht er es . . . Die Uhr schlug halb eins. Was er nur machte? Es war so still im Hause, daß sie sein Atmen hätte hören müssen. Und kein Laut — kein Schritt — nichts, nichts!

Plötzlich fuhr sie auf. War das nicht seine Stimme?

Gewiß. Er sprach mit jemand — leise — aber sie hörte ihn deutlich.

Mit wem konnte er sprechen?

Eiskalt floß es ihr über den Rücken und dann brannte ihr das Gesicht wie Feuer.

Wenn Jan nicht tot war — wenn er lebte?

Jan!

Wie das durch ihre Adern strömte, wie ein neues Leben!

„O Pieter!“ stammelte sie, „wie gern will ich dein Weib sein, wenn er lebt.“

Zugleich war sie aufgesprungen und über die Türe nach der Stube geeilt, in der die Wiege mit der Leiche stand.

Das Licht schimmerte durch den Spalt der Thür, die nur angelehnt war, Pieter sprach wirklich.

Aber Jan war tot. Er lag da auf seinem weißen Kißen, wie sie ihn hingelegt hatte. Sein kleines schmales Gesicht sah aus wie Wachs, tiefe blaue Ringe lagen unter den geschlossenen Augen, seine Händchen waren über der Decke gekreuzt.

Pieter saß neben der Wiege, seinen

großen Kopf in die breiten Hände gestützt, und sprach leise mit zitternder Stimme vor sich hin.

„Für dich hab' ich gearbeitet,“ sagte er, „an dich hab' ich Tag und Nacht gedacht. Nichts war mir lieb auf der Welt als du und Fränke. Nach Haarlem wären wir gezogen, dort wärst du in die Schule gegangen, wärst was anderes geworden als dein Vater. Jan, mein Kind, was hatt' ich aus dir gemacht, was wär' es für ein Stolz gewesen!“

Er beugte sich über die Leiche und küßte sie, und nun sah Fränke schauernd, daß sein derbes, rotes Gesicht ganz naß vom Weinen war. Ein schneidendes Weh zog durch ihr Herz und sie hätte ihre Hand auf seinen armen Kopf legen mögen.

„Jan,“ begann er dann wieder, „und wenn ich mich blutig hätte schinden müssen, du wärst was Rechtes geworden. Jan, mein Kind, mein Sohn! Nun bist du fort und ich habe niemand mehr, nun ist alles verloren, auch deine Mutter, Jan. Mein Herzblut hatt' ich gegeben für sie — für dich . . . O Jan, es ist närrisch, wie gern man etwas haben kann in der Welt. Aber nun bist du tot, ich habe kein Kind mehr, und alles ist verloren, alles.“

„Nicht alles, Pieter!“

Bewundert sah er auf — Fränke stand vor ihm. Sie war nur halb angekleidet und ihre schwarzen Haare flossen wirr über ihre Schultern. Die Augen hatte sie voll Thränen und ihre ganze Gestalt bebte wie vom Fieber geschüttelt.

Sie faltete die zitternden Hände und sah ihn mit einem Blick voll tiefsten Mitleids an.

„O Pieter!“ stammelte sie, „vergib mir! Ich war ein schlechtes Weib . . . Jan, mein armer Jan!“

Dann sank sie neben der Wiege in ihre Kniee und küßte das tote Kind, während

Pieter seinen Arm um ihren Nacken legte und ihre Hand an seine Lippen zog.

* * *

Als Herr von Danvig ein paar Tage später wieder nach dem Dünenhause kam, trat ihm Fränke mit einer Ruhe entgegen, die ihn nicht wenig verwunderte. Sie war sehr bleich und ihre Augen zeigten die Spuren der Thränen, aber ein rätselhaftes Etwas verlieh ihren Zügen den Ausdruck einer stillen Freude. Das war weder der Mutter mit ihren „überspannten“ Schmerzen, noch die Liebende, die sich dem Geliebten an die Brust wirft, und Herr von Danvig, der sich ein wenig auf Fränke verstand, hatte sofort das unangenehme Gefühl, daß hier etwas vorgefallen war, was ihm möglicherweise einen Strich durch die Rechnung machte.

Er zog ehrerbietig den Hut, aber sie erwiderte kaum seinen Gruß und stellte sich mitten in die Thüröffnung, als wollte sie ihm den Weg vertreten.

„Teure Fränke,“ sagte er zärtlich, „wie geht es Ihnen?“

„Ich habe meinem Manne alles erzählt,“ erwiderte sie kühl, „und Sie werden begreifen, wenn ich Sie bitte, nun nicht mehr zu kommen.“

Er sah sie betroffen an und — lächelte. „Das ist Ihr Ernst, Fränke?“

„Mein Mann kann es Ihnen bestätigen — er ist nicht weit von hier.“

„O danke — ich will ihn nicht belästigen. Also ausgeföhnt? Und ich bin Ihnen gar nichts mehr, Fränke?“

„Dort kommt mein Mann.“

Er zog abermals seinen Hut, zuckte die Achseln, verbeugte sich und wandte sich dann zum Gehen. Fränke aber faltete die Hände und sah nach dem Himmel, während ihr zwei schwere Thränen den Wangen herabrollten.

Der Mond spielt in den Blattgeflechten.

Tagebuchblatt von

Frida Schanz.

Der Mond spielt in den Blattgeflechten,
Duftschwere, schwüle Winde ziehn.
Wie liegt in diesen Blüthenächten
Mein ganzes Wesen auf den Knien!

O jeht die Schwingen auszubreiten
Und aufzugehn in deiner Pracht,
In deinen Sternen-Ewigkeiten.
Du wunderbare Frühlingsnacht!

Auf schwillt der Duft der Blütenbäume
Gleich goldnem Strom zum Aelhermeer.
Wo bist du, Land, von dem ich träume?
Wo geh' ich hin? — Wo kam ich her?

Noch liegt verhasst, ungeboren,
Mein tiefstes und mein bestes Sein:
In Wahn und Weh bin ich verloren!
Du Licht der Wahrheit, brich herein!

Da wird der Sehnsucht heißer Willkür
Zum grenzenlosen Schmerzensschrei!
O brach' ein Sturm jeht durch die Welt,
Und mache mir die Seele frei,

Und lieh sie gleich den Dästen gleich
Und aufzugehn in der Schöpfung Pracht.
In deinen Sternen-Ewigkeiten,
Du wunderbare Frühlingsnacht!



Der Sammler

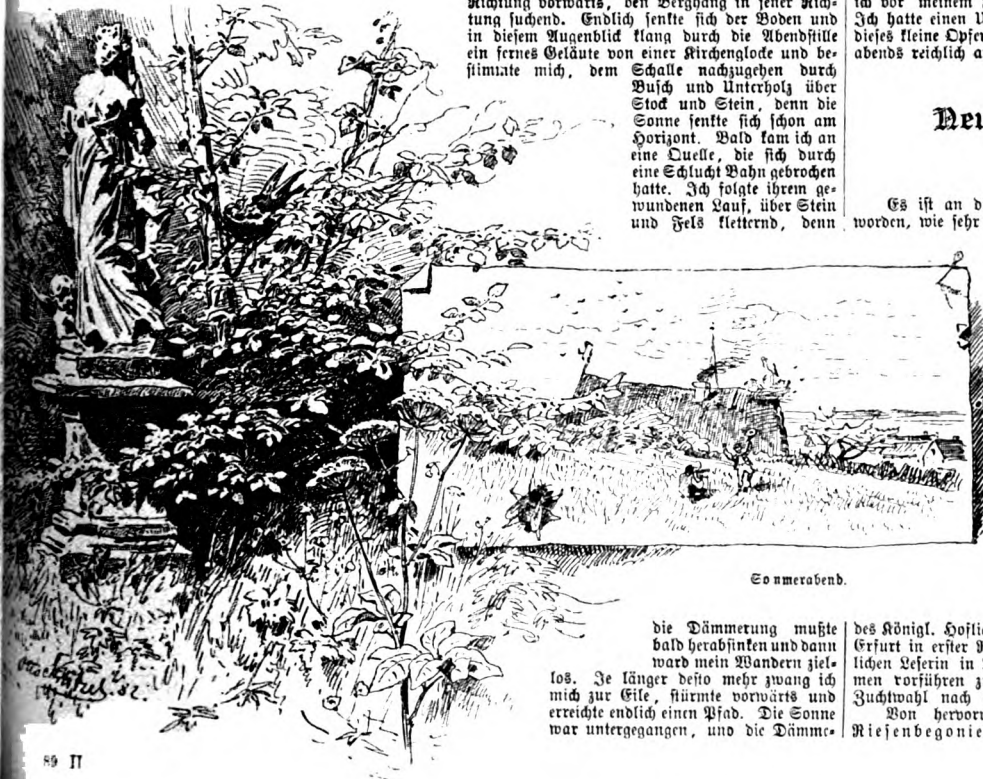
Sommerabend.

Ein Sommertag im Freien, eine Wanderung über Berg und Thal zu seiger Jahreszeit, gehört zu den reinsten Freuden und edelsten Genüssen, welche der empfängliche Mensch sich bereiten kann, namentlich in unsern deutschen Hügelländern, welchem selbst die dichte Bevölkerung noch nicht alle seine lauschigen, heimeligen Plätze, seine kleinen Thäler und Waldschluchten genommen hat, in denen die freie Natur sich noch unverkümmert erhalten kann. Mit innigem Vergnügen und Dankbarkeit erinnere ich mich so vieler Wanderungen nach solchen Plätzen, welche mir in früheren Jahren vergnügt waren, und namentlich einer kleinen Wanderung, welche ich einmal an einem Sommerabend antrat, um den Sonntag bei einem Freunde zu verbringen, der vor kurzem eine Landreise am Fuß der Berge übernommen hatte. Es war am Samstag gegen Abend, daß ich die Eisenbahn verließ, welche mich in die Gegend meines Freundes gebracht hatte. Eine Spezialkarre und eine Nachfrage bei Einheimischen brachten mich die Richtung, welche ich einzuschlagen hatte, und ein näherer Weg über die bewaldeten Berge lockte mich von der etwas weiteren Landstraße ab. Rüstig stieg ich durch jungen Laubwald in die Berge hinein, seelenruhig im Anblick der herrlichen Natur, meinen stillen

Gedanken und dem Gefühl freier Ruhe von der Werktagsarbeit hingegeben, bald ein Liedchen trällernd oder pfeifend, bald eine Blume pflückend, dem Vogelklang lauschend und mit vollen Zügen die köstliche Waldluft einatmend. Die Schneisen und Waldwege leiteten mich allmählich zur Hochfläche hinan, wo würzig duftender Nadelwald mich aufnahm, und heilige Stille und geheimnisvolle Dämmerung mich umfingen, nur hier und da unterbrochen von dem Schrei eines Hähners, der über mir von seinem Sitze in den hohen Kiefern abstrich. Die Sonne sank allmählich und warf nur noch zauberische Streiflichter über die Wipfel, die Waldpfade kreuzten sich, ich mußte den Weg verloren haben, der mir bezeichnet war, aber ich schlug denjenigen Pfad ein, welcher mich in der gewünschten Richtung führen mußte. Ich erreichte endlich den Saum des Tannichts, eine kleine Lichtung bot mir einigen Ausblick, aber ich sah überall nur Wald und Höhen, nirgends ein Dorf, ein Haus oder auch nur den Rauch eines Herdes. Aber es war schon hier oben, ein unaussprechlich süßer Frieden, eine Waldlandschaft in ihrem reichsten Frühlingsgumme. Gleichwohl beunruhigte mich diese Erkenntnis, daß ich mich verirrt habe. Noch einmal holte ich Landkarte und Kompaß hervor, um mich zu orientieren. Ich war zu weit nach Ost gekommen und vor mir lag noch ein Stück Hochebene mit dichtem Laubwald; also dort hinaus, mehr südwärts!

Ueber Wurzeln und Schmielen drang ich in dieser Richtung vorwärts, den Verghang in jener Richtung suchend. Endlich senkte sich der Boden und in diesem Augenblick klang durch die Abendstille ein fernes Geläute von einer Kirchenglocke und bestimmte mich, dem Schalle nachzugehen durch Busch und Unterholz über Stock und Stein, denn die Sonne senkte sich schon am Horizont. Bald kam ich an eine Quelle, die sich durch eine Schlucht Bahn gebrochen hatte. Ich folgte ihrem gewundenen Lauf, über Stein und Fels kletternd, denn

runge sank wie ein leichter Schleier herab; kein Laut des Lebens ringsum. Endlich erreichte ich einen Bretterzaun, eilte demselben entlang und stand plötzlich, um eine Ecke biegend, voll freudiger Ueberraschung vor einer Sandsteinstatue auf einem Postament — erleichtert atmete ich auf und schaute noch um, denn dies war ein Zeichen von Menschennähe, aber der Zaun trennte mich von der Statue und wehrte mir den Eintritt. Ich wanderte den Pfad entlang, zur einen Seite den Zaun, zur andern ein tiefes Waldthal, in dem schon die dunklen Abend Schatten lagen. Der Pfad stieg an, führte über einen kurzen Hügelsporn hinüber vom Zaun hinweg und machte mich zweifelhaft, ob ich ihm folgen sollte. Aber ich wagte es dennoch, denn der Weg war sichtlich begangen. Nach einer Weile senkte er sich zu einer geneigten Ebene; ich trat aus dem Walde heraus auf einen breiteren Weg — Obsthäusern und Baumgärten mit uralten Birn- und Apfelbäumen rechts und links; noch einige hundert Schritte, dann bog der Weg links ab und in einem breiten Mähdenthal lag vor mir ein Dorf im Abenddämmer, der kaum noch die ersten größeren Häuser erkennen ließ. Drüben im Westen der letzte Lichtschimmer am Horizont, und dort im Osten die ersten aufleuchtenden Sterne! Freudig stürmte ich vorwärts und fand am Saum des Dorfs einen Wegweiser, welcher mich veränderte, daß ich mein Ziel endlich erreicht hatte. Wenige Minuten später stand ich vor meinem Freunde unter seinem gastlichen Dach. Ich hatte einen Umweg von zwei Stunden gemacht, aber dieses kleine Opfer wog den Genuß dieses schönen Sommerabends reichlich auf!



Ein Sommerabend.

die Dämmerung mußte bald herabsinken und dann ward mein Wandern ziellos. Je länger desto mehr zwang ich mich zur Eile, stürmte vorwärts und erreichte endlich einen Pfad. Die Sonne war untergegangen, und die Dämmerung

Neue Beetblumen.

Von
D. Hüttig.

Es ist an dieser Stelle schon oft darauf hingewiesen worden, wie sehr die Kunst des Gärtners verstanden hat, durch Zuchtwahl, sorgsame Samenzucht und ganz besonders durch künstliche Befruchtung der schönsten Spielarten unter sich die beliebtesten Blumen zu verbessern, sei es durch Darstellung größerer, auch kleinerer Blüten, als die betreffende Art bisher entwickelt hat, sei es durch Festhalten gefüllter Blüten, wenn der Zufall nur einzelne solcher ergeben hatte, oder durch Entwidlung reiner Farben von hellem oder auch feurigem Glanz; in einzelnen Fällen hat man Blumen in sonst einfachen Farben auch durch Beachtung solcher mit Zeichnungen mehr oder weniger regelmäßig aufgetragener Punkte, Striche, Einfassungen od. dergl. in hohem Grade verbessert. Unter den wenigen deutschen Firmen, welche sich mit solcher Vervollkommenung der beliebtesten Blumen abgeben, steht die des königl. Hoflieferanten Herrn F. C. Heinemann in Erfurt in erster Reihe, und wir freuen uns, der freundlichen Leserin in Wort und Bild einige der schönen Blumen vorführen zu können, die durch dessen sorgfältige Zuchtwahl nach künstlicher Befruchtung entstanden sind. Von hervorragender Bedeutung sind Heinemanns Riesenbegonien, Anklumpflanzen mit aufrechtstehender

Blumen von regelmäßigen Bau und ganz außerordentlicher Größe in den Farben feurig Rot, lebhaft Rosa, Chamois, Lachsrot und Ringelgelb. Die Anzucht und Behandlung solcher Begonien ist in diesen Blättern schon öfters besprochen worden, zuletzt in Nr. 3 dieses Jahrganges, ausführlich im Aprilheft 1884. Die Anzucht geschieht durch Samen im Januar bis März für den Sommer, im Juni, um die Pflanzen noch im Oktober bis Dezember blühend zu haben. Die Knollen sind nach dem Absterben der oberen Teile in trockenem Sand einschlagen frostfrei zu überwintern und desto später anzutreiben, je später man sie blühend haben will, und durch einige Aufmerksamkeit bei der Behandlung ist es leicht, alle Knollenbegonien in echte Winterblüher zu verwandeln. — Eine besondere Gruppe dieser Knollenbegonien wird mit dem Namen der „Kugelförmigen“ (*Begonia hybrida globosa*, Fig. 1) bezeichnet, weil die ganze Pflanze einen weniger schlanken als runden Bau entwickelt mit sitzenden Blättern (ähnlich denen von *B. Rex*), zwischen denen sich die mit roten oder rosenroten Blüten vollständig bedeckten Blütenstängel grazios erheben.

Eine schöne und längst bekannte Pflanzenartung mit knolligem Wurzelstock ist die *Gloxinie* (*Gloxinia L. Herit.*), die man wie die vorige aus Samen erzieht oder aus Blattstücken, aus Blättern oder Blattstielen, die man an den Rand der mit sandiger Erde, Laub- und Mistbeeteerde gefüllten Samen- oder Stedlingschale steckt, in deren Mitte noch ein kleiner umgehüllter Blumentopf sitzt, an dessen Rand man ebenfalls Stedlinge setzen kann, weil sie sich am porösen Topfrand lange frisch erhalten und leicht Wurzeln schlagen, auch junge Pflänzchen ansetzen, die genau wie die Sämlinge zu behandeln sind, d. h. man setzt sie zuerst weitläufig in Samenschalen und dann einzeln in zuerst kleine, später größere Töpfchen mit einer Mischung von Erde, Laub- und Mistbeeteerde mit $\frac{1}{2}$ Sand oder grober Koksasche. Die Schale mit den Samen oder Stedlingen sollte mit einer Glasglocke bedeckt sein. Während des kräftigsten Wachstums sollte man nicht veräumen, dem Gießwasser Dufth geruchlosen Blumendung (zu beziehen durch Herrn Apotheker G. Dult, Berlin N. Invalidenstr. 153 am Pappelplatz), 3 g in 1 l Wasser, beizugeben. Nach dem Verblühen ziehen die

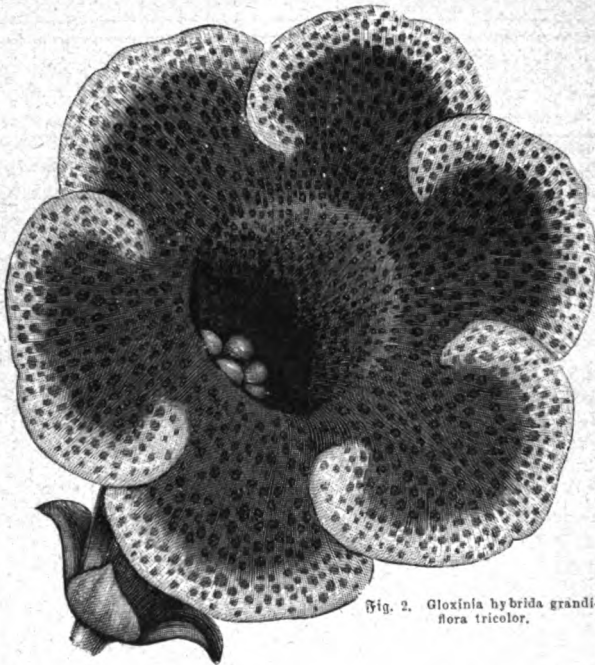


Fig. 2. *Gloxinia hybrida grandiflora tricolor*.

Pflanzen ein“, d. h. der obere Teil stirbt ab, und die Knolle wird in trockenem Sande aufbewahrt, bis sie beginnt, von neuem zu treiben; sie ist dann in frische Erde zu pflanzen und im warmen Raume anzutreiben — desto später, je später man die Pflanze blühend haben will. Auch die *Gloxinien* wird man in dieser Weise allmählich in schöne Herbstblüher verwandeln. Heinemanns neueste Formen sind die Großblumigen roten, nach Art der *Leoparden* gezeichnet, die Großblumigen dreifarbig (Fig. 2), eine farbenprächtige Form von hervorragender Schönheit, und die Großblumige geadernte mit zahlreichen Strichen in allen Farbenabstufungen zwischen Blau und Rot. Die Größe der Blumen ist bisher wohl noch nicht übertroffen worden.

Nabe Verwandte der *Gloxinien* sind die *Achimenes* und *Gesneren*. Von ersterer hat H. eine scharlachrote, von letzterer eine außerordentlich große und starke (*Gesnera robusta perfecta*) Spielart gezogen und zwar in den Farben Goldgelb, Scharlach, Karminviolett, Lachsrot, Weiß, Rosa u. a.

Eine nahe Verwandte der *Gloxinien* und *Gesneren* ist die *Typha*, deren eine Art, die „Liebessüßliche“ (*Typha amabilis* Pl. et Lind.), in den Cordillern von Neu-Granada 2500–3000 m über dem Meere wild wächst. Durch Kreuzung (künstliche Verfruchtung) dieser Art mit einigen anderen, wie *Pieta Dlsn.* (die Gemalte), *Lindemiana* Rgl. u. a. sind verschiedene Hybriden entstanden, auch solche mit großen Blumen (Fig. 3) und von feurig-scharlach- und dunkelpurpurner Farbe, wie Herr F. C. Heinemann sie in vorzüglicher Auswahl zur Verfügung stellt. Die Anzucht geschieht wie bei den *Gesneren* durch Blattstücke oder durch Teilung der Knollen, die zu kleinen Stücken zerbröckelt und wie Samen ausgebreitet werden können; selbstverständlich lassen sie sich auch leicht aus Samen anziehen, besonders unter Glasglocken oder Glasbecken, die nur immer trocken zu halten und rechtzeitig abzunehmen sind, damit die Pflänzchen nicht spillern. Die Anzucht geschieht im warmen Raume; die ausgebildete Pflanze kann über Sommer im Freien halbschattig stehen; die Knollen sind frostfrei in Papierbeuteln oder in Sand zu überwintern.

Wir schließen hieran eine weitere Knollenpflanze: die einfachblühende Dahlie (*Dahlia gracilis* Hort.), welche sich von den formvollendeten gefüllten Sorten durch glänzende, selbst glühende Farben und hübsche Haltung der Blumen auszeichnet, die für den deutschen Blumenstrauß auch mehr geeignet sind als jene, die allerdings in neuester Zeit in einer Kleinheit und Niedrigkeit aufstauden, welche sie für alle Zwecke brauchbar erscheinen lassen. Herr F. C. Heinemann hat sehr hübsche Sorten mit gestreiften Blüten (Fig. 4) in verschiedenen Farben gezogen, die dem Liebhaber warm zu empfehlen sind. Die Pflanzen werden durch spätes Antreiben zu sicheren Herbst- und Winterblüher. Nach dem Abblühen ziehen sie ein, und die Knollen werden dann im kühlen Keller aufbewahrt.

Eine hübsche Sommerblume ist *Fourniers Torenia* (*Torenia Fournieri* Linden) von Kolumbina. Sie hat große hellblaue

u. a. Blumen mit unterhalb gelber Röhre, welche im ganzen Sommer hindurch erscheinen. Eine veredelte Form ist „die Verdichtete“ (*Compacta* Fig. 5) in einigermaßen geschlossenem, abgerundetem Bau, welcher namentlich der Zimmerpflanze sehr gut steht. Die Pflanze wird aus dem sehr feinen Samen gezogen, der nur wenig Erdbedeckung verträgt und der im Februar bis April warm auszusäen ist; die kleinen Sämlinge sind bald aneinander zu pflanzen und später einzeln in Töpfe mit Laub- und Mistbeeteerde zu setzen. Etwaige lange Triebe sind zu entzipfen. Durch Stedlingszucht wird man es der Pflanze einen hübschen ausdauernden Strauch für die Fensterbrett im Zimmer erzielen können.

Eine schöne Blattpflanze ist der *Rizinus* von Kolumbina (Land u. d. Flug in Asien), *Ricinus cambojensis*, eine 1½–2 m hohe Pflanze mit schwarzem Blättern und schwarzen Blattstielen und Stengel. Er ist als Einzelpflanze auf den Raffen wie auch in hohen Blattpflanzengruppen, am besten auf warmem Fuß zu verwenden, besonders wenn er vorher einzeln in kleinen Töpfen und im halbwarmen Mistbeet gezogen wurde.

Eine der beliebten, Kaiser Wilhelm I. entnommenen Lobelien ist die gedrängt gebaute, weiß gezeichnete (*Lobelia Erinus compacta alba oculata*) von Herrn J. C. Heinemann. Die Blume ist sehr groß und reiner dunkelblau mit scharf abgegrenztem, weitem Ringe. Bekanntlich werden die Spielarten und Sorten dieser Lobelien gern und viel zu Teppichbeeten benützt und daher diese neue Sorte hierzu ganz besonders geeignet sein.

Hessen-Kassel und der Soldatenverkauf.

Zur Steuer der Wahrheit, sowie zu Ruhm und Frommen unserer vaterländischen Geschichte möge die Unterzeichnete an dieser so vielen zugänglichen Stelle eine tiefgegründete, einst aus Leidenschaft der Partien geborene Fälschung klarstellen.

Hessen-Kassels gesamte Staatsmännische und kriegerische Geschichte vermag nur im Zusammenhange des Umstandes und im Streben beurteilt und verstanden werden, das durch Landgraf Philipp, und trotz bedrohlicher Kollauden, vollkommene Teilung des Landes in ihren geistlichen Folgen doch minder sich geltend machen sollte. Hessen-Kassels Staatsstund ist seit dem Ausgange des Dreißigjährigen Krieges so redlich deutsch gewesen als



Fig. 4. Dahlien.

die irgend welchen Reichthandes. (Siehe „Deutschland“ Leipzig 1786, Bd. II, S. 276.) Diese deutsche Treue glaubte man durch innige Bündnisse mit der germanischen Großmacht England, bei des Reiches zunehmender Schwäche, noch besonders fügen zu müssen. Die zwei Jahrhunderte fechten heftige und englische Truppen auf allen Schlachtfeldern Schalter an Schalter, es immer ist es der nämliche Feind: Franzosen und Russen! Welche deutsche Sinn fände das nicht dienlich? Um solche Rolle aber spielen zu können, äußerster Entwicklung der Wehrbarkeit des Landes als lässliche Vorbedingung. In manchen Kriegen hat das Sechsfache und mehr — einmal, im Jahre 1794, gar das zwölffache seiner pflichtigen Reichsanstellung geboten. Bei den wirtschaftlich geringen Mitteln des Landes waren diese Leistungen aber nur möglich, wenn man das Heer an den reicheren Bundesgenossen, nach der Zeit, versoldete. Kein Heerführer wird es preisgeben, nicht einmal geringe Strafen durch fremder Oberbefehlshaber in die geschlossenen Reihen der Truppen hinein verhängen. Die geachteten „Feldengelder“ sind in Hessen, wie landständische Aemter



Fig. 1. *Begonia hybrida globosa* (Heinemann).



Fig. 3. Tydaea hybrida. Heinemanns neue Varietäten.

endlich nachweisen, nur dem Lande zu gute gekommen. Dieser unglückliche — vom Landgrafen Karl (1670 bis 1706) an — hat sich mit Schacher der Unterthanen bedeckt. Selbst der Vögel erliefen den Ausbruch „Verkauf“, wo auch dazu die Volksvertretung mehr denn der Fürst die Handreichung gegen Franzosen und Yankee für England wünscht hatte. Nicht diese staatsmännischen Erwägungen durch und hier des Genauerer zu beschäftigen; doch ein Hinweis ist geboten. Wäre Großbritannien in den Jahren 1776 bis 1783, durch den weiteren Verlust Kanadas, der Antillen, ja Japans — wie Frankreich und Spanien es selbst hatten — auf solch ohnmächtigen Rang etwa herabgerückt, nimmer könnte es in den bald folgenden Kriegen wider französische Staatsumwälzung und Korruption dem zugehenden Europa ein Wort der Freiheit und Erlösung geworden sein. So hatten jene 23.000 Hefen-Kaffee und Pfeffer-Plantagen auf ein amerikanisches Geschäftsfeld wahrlich ihre jetztigen Fahren nicht umsonst entfaltet. — Wer sich eingehend mit der heftig-amerikanischen Angelegenheit vertauchen mag, dem sei die kleine, 1892 zu Basel bei G. Gulz erschienene Flugchrift „Vandana's Freiheit II. und die neuere Geschäftsführung“ hier zu empfehlen. v. Pfister.

Ein Sonntag-Nachmittag in London.

Von
Wilh. J. Brand.

„Gefegnete Mahlzeit!“, erkante es plötzlich dicht an meiner Seite.
„Mahlzeit!“, klang es zurück.
Ein hässlicher Händedruck und die beiden gegenseitigen Bekanntschaftsbewörter waren nach verschiedenen Richtungen in den Gedräng verstreut.
Das ist eine Szene, die vielleicht schon vor mir einmal jemand zu beobachten Gelegenheit hatte; ja eine Szene, wie sie alljährlich laum gedruckt werden kann.
Und doch hängt das von Umständen ab. Wenn der heimlich gewohnte Laute im Geviert und Getümmel von London, mitten im Weichbild der Riesennetropole, der Ohr treffen, so klingt das leicht wie ein Gruß aus der Heimat. Und nicht nur war dieses hier der Fall, denn die Worte heimelten mich noch aus einem anderen, in einem mehr prosaischen Grunde an: Ich hatte Hunger! Die acht Kilometer von meiner in einer ländlichen Vorstadt gelegenen Wohnung entfernt, hatte ich den ganzen Sonntag hier in der Gegend vom „Strand“ zu thun gehabt. Es war nahezu drei Uhr und ich hatte noch nicht etwas gegessen. Eben war ich auf der Suche nach dem Restaurant, da kam mir diese zweifach „gefegnete Mahlzeit“ wie ein Fingerzeig: Hier gab es nicht nur ein

Restaurant, sondern sogar ein deutsches Haus mit deutschem Bier und mancherlei von Engländern mit Abscheu betrachteten vaterländischen Delikatessen.

Wahrschaffig, da befand ich mich bereits an der Thür dieses Restaurant. Und indem mir es war, als ob die lang entbehrten heimatischen Lederhosen durch die Achterklärung, die ihnen hier zu teil geworden, mich nur noch mehr anheimelten, indem mir ein Menü bereits durch den Kopf ging, ein Menü, in dem geräucherter Schinken, Sauerbraten, dicke Milch, Salzgurken, rote Gräthe, Heringssalat gar weiselnd — wenn auch im ersten Augenblick nicht gleich folgerichtig geordnet — Bestandteile ausmachten, indem über sie allesamt ein dunkler Strom echten Münchener zu gehen schien, wollte ich eben durch die Thür schlüpfen, als mir der Portier mit den Worten in den Weg trat: „It is close upon three, Sir.“

Ich sah ihn betreten an. Was kümmerte mich's in diesem Augenblicke, daß es „dicht vor Drei“ war. Erst als ich nun bemerkte, daß die Fensterläden neben zugemacht wurden, kam mir es in Erinnerung, es war Sonntag und an diesem Tage sind nicht nur alle Käden in England den ganzen Tag geschlossen, sondern auch alle Restaurants, nur in den Mittagsstunden von eins bis drei und Abends von sechs bis elf Uhr offen.

Da stand ich ratlos! — Essen genug! — Hunger genug! — und selbst Geld genug! — Aber den Hungerigen speisen, ist in diesem christlichen Lande zu Zeiten sündlich, ja es wird selbst mit irdischen Strafen dann streng geahndet.

„Gefegnete Mahlzeit!“ klang es mir vor dem Ohre wieder, aber welche beizende Ironie lag darin für den, der nichts zu beißen hatte. „Gefegnete Mahlzeit!“ —

Wäre ich noch auf dem Lande gewesen, da wäre mir ein Labial nicht verweigert worden, was die Hauptkadt nicht zu bieten vermag. Auf dem Lande darf ein Gasthaus jedem bona fide Reisenden, jedem müden Wanderer am Sonntag Erfrischung verabreichen, der bereits mindestens drei englische Meilen zurückgelegt. Gewöhnlich genügt seine eigene Ausrüstung dafür. Es steht daher wohl zu befürchten, daß diese verführerische Gesehensfälle bereits manchen zum Vagabund gemacht hat. Außerhalb der Stadt hätte ich also von dieser mir offenstehenden Hintertür Gebrauch machen können, ohne nur von der Wahrheit abzuweichen. Denn ich war ja viel weiter als nur drei Meilen von dieser Stätte zu Hause — leider!

Ich konnte doch unmöglich nach Hause reisen — acht Kilometer weit! — nur um zu speisen, vollends da ich noch im Laufe des Nachmittags nach dem in ganz anderer Richtung gelegenen zoologischen Garten zu gehen die Absicht hatte. In der Gegend vom „Strand“ aber, wo zwar die größten Londoner Restaurationen räume, fast sämtliche Theater und andere Vergnügungsorten sich befinden, wohnen wenige einigermaßen gut situierte Privatfamilien. Ich kannte niemand weit und breit, bei dem ich mir ein Stückchen Brot hätte erbetten können — ja erbetten, warum nicht? Fiel doch unter solchen Umständen keinerlei Schmach auf den Bettelnden, sondern höchstens auf den Angebettenen, der doch auf solche Zustände in seinem Vaterlande gewiß nicht mit Ekel blicken konnte.

So wanderte ich unentschlossen über den Trafalgar Square in der Richtung nach Pall Mall und St. James, jenes Quartier, in welchem die großen Londoner Klubs gelege sind. Aber die Klubs, fiel mir plötzlich ein, waren ja offen, Sonntag und Montag, Tag und Nacht. Wer wohlhabend genug ist, einem von ihnen zugehören, dem macht sich das Uebel der geschlossenen Restaurationen nicht so leicht fühlbar — einer der zahlreichen Beweise, daß es in England „ein Geseh für die Reichen und ein anderes für die Armen gibt“. Ich hatte mich nun zwar niemals für reich genug erachtet, an Eintrittsgeld allein 800 Mark auszugeben, um Klubmitglied zu werden, aber ich hatte verschiedene Freunde, die mehreren Klubs zugehörten und in der Hoffnung, den einen oder anderen darin anzufragen, dachte ich bei drei verschiedenen Klubs an, aber vergeblich; es war noch zu früh, keiner meiner Freunde war im Klub.

So war es vier Uhr geworden und um diese Zeit dachte ich längst im zoologischen Garten zu sein, einem neu angekommenen prächtigen Orang-Utang meinen Besuch zu machen. Aber gab es nicht im „Zoo“ eine Restauration? Freilich, eine Restauration, die auch am Sonntag geöffnet war. Der eigentümliche, klubartige Charakter dieses Aftennachmittags gestaltet das und liefert zugleich einen anderen laut zum Himmel aufschreienden Beweis von den Privilegien der wohlhaben-

deren Klassen hierzulande, der tatsächlich darauf hinausläuft, daß für den Armen und den Angehörigen des Mittelstandes, die vielleicht nur am Sonntag Zeit hätten, einen Spaziergang nach dem Regents Park zu machen und ihre zoologischen Kenntnisse zu bereichern, dieses für ein lästiges Unterfangen gelten würde, für sie daher die Thore dieses „Vergnügungsinstituts“ geschlossen sind, für die oberen Klassen aber weit offen stehen. Das ist der nackte Thatsache, der indessen so geschickt bemäntelt ist, daß man die Blöße nicht so leicht gewahr wird.

Das Geseh schreibt vor, daß ein derartiges Unternehmen am Sonntag geschlossen sein soll, d. h. daß gegen Zahlung niemand Eintritt erhält. Der „Zoo“ ist aber ein Aftennachmittagsunternehmen und die Aktionäre nehmen sich das Recht, ihr Eigentum auch am Sonntag zu betreten. Indem man nun aber die Aktien zu verhältnismäßig geringfügigen Beträgen ausgegeben hat, sind alle einigermaßen bemittelten Familien in Stand gesetzt, Klubmitglieder des Gartens zu werden. Zugleich aber haben sie den Beschluß gefaßt, daß ein jeder von ihnen auch seinen Freunden am Sonntag den Eintritt durch Ausstellung einer Karte gewähren kann. Die unteren Klassen also allein sind ausgeschlossen, augenscheinlich weil die Zahlung eines Eintrittsgeldes am Sonntag eine Sünde wäre; die oberen aber haben allesamt Gelegenheit genug zum Besuch des Gartens und lange Zeit galt derselbe zum auserlesenen Sammelplatz der vornehmen Welt, der aber einem launigen Modedikt zufolge für den Sonntag längst in den jedem mann zugänglichen Hyde Park verlegt worden ist.

Mit der von einem befreundeten Aktionär mir zugesandten Eintrittskarte versehen, betrat ich den Garten. Es war eben die Zeit der Rosenfütterung. Ich atmete es nicht; ich dachte an die eigene, die mir bevorstand, und schritt direkt auf die Restauration zu. — Proßt die Mahlzeit!

An der Hausthür empfing mich ein Jüngling mit der impertinenten Frage, woher ich käme. Also auch hier fand das vorhin erwähnte Geseh seine Anwendung, vermutlich für die Fremden wegen, die von den Mitgliedern so zahlreich hier eingeführt waren.

Mir schwebte eine Antwort auf der Zunge, die den jungen Mann wegen meiner Marichförmigkeit hätte in Erstaunen setzen sollen, aber sie wollte nicht über meine Lippen. Das Examen war mir so zuwider, daß mir plötzlich der Appetit vergangen war. Freilich schien die Restauration auch nur von der dürftigsten Art zu sein, in welcher wenig mehr als trodne Semmel, Rüsse u. dergl. zur Verabreichung an die Bewohner des Gartens zu erlangen schienen. Ich blieb daher dem Jüngling die Antwort schuldig, drehte mich kurz um und sah dann einige Zeit nicht ohne Weiden den Bäumen zu. Nachdem ich darauf den Orang-Utang noch besucht, verließ ich den „Zoo“ wieder und schlenderte langsam durch den Regents Park. Es war halb sechs, und von sechs Uhr an galt es ja nicht mehr für so sündlich, den Hungerigen zu speisen.

Geistige oder wenigstens religiöse Nahrung wurde auch jetzt schon überall in Hülle und Fülle dargeboten. Hier hielt ein selbstbetreuer Prediger eine Ansprache an die harmlosen Spaziergänger und mahnte mit den eindringlichsten Worten an „die Reize des Jenseits“. Nicht weit von ihm stand ein anderer, von einem Häuflein Gläubiger umgeben, die in den heiteren Nachmittags hinein eine Hymne zu singen sich beifließen. Ein älterer Herr verteilte religiöse Traktäthen an die Vorübergehenden und draußen den Park entlang zog eben eine Kompanie der



Fig. 5. Toren'a Fournieri „compacta“.



Schloß Naunders.

Seligmachermesse mit Trommeln und Trompeten und fliegender Fahne, im Sturmtritt, als gälte es den Himmel zu stürmen.

Unmutig bog ich den grimmen Kriegern aus und gelangte an ein verhältnismäßig einjames Plätzchen, wo eine kleine Wirtin stand. Ich setzte mich darauf und gewahrte alsbald eine ältere Dame, die zweimal an mir vorüberging und wieder nach mir zurückschielte. Wiederum kehrte sie um und kam dann bedächtig auf mich zu.

„Haben Sie schon Ihr Billet, guter Freund?“ hub sie zögernd an.

Ich verstand sie nicht gleich. Sollte ich ein Billet lösen für den Platz, auf dem ich saß? Nein, diese Wirtin war frei und eine Person, die Zahlung für Stühle im Park erhebt, konnte mich doch unmöglich mit „guter Freund“ anreden. Die Dame war einfach, fast dürftig, doch durchaus anständig gekleidet. Ein freundliches Lächeln spielte um ihren Mund und in ihrem Auge lag etwas so Wohlwollendes, ja Fürsorgliches, daß ich ihr wegen der freundschaftlichen Anrede nicht gram sein konnte.

„Wenn jemand eine Reise unternimmt,“ fuhr meine „Freundin“ fort, „so verheißt er sich mit allem was nötig, mit Proviant, daß ihn nicht hungere.“

Ich dachte an meine Kasse, die ich heute gemacht und gab ihr im Stillen recht. Aber mit Schreden durchfuhr mich der Gedanke: Wollte die Alte mir zu einer Speisung verhelfen! — Ihr Billet — sie sprach so fürsorglich — war es am Ende gar ein Billet für eine besondere Gartische! — Unmöglich! —

„Er nimmt sich ein Billet,“ sprach die Alte jetzt im Preisigerton weiter, „damit ihn der Schaffner nicht zurückweise. Sind Sie, guter christlicher Freund, sind Sie vorbereitet — haben Sie Ihr Billet für die große Reise, die Sie vorhaben — Sie müssen Sie machen — früher oder später — die Reise ins Jenseits!“

Damit drückte sie mir ein Traktatchen in die Hand, auf dem die Ueberschrift lautete, wie ihre Anrede es gethan: „Have you got your ticket?“

In aller Artigkeit wollte ich meine Freundin eben auf ihre ungewöhnliche Zudringlichkeit aufmerksam machen. Aber lohnte es sich denn mit solcherart Fanatikern sich überhaupt in eine Unterredung einzulassen? In diesem Augenblick wollte ich jedenfalls nicht die Zeit verlieren. Ohne ein Wort zu erwiden rannte ich eilends davon. Denn eben schlug es sechs.

Schloß Naunders.

Wer von Landes aus, welches jetzt mit der Artbergbahn so leicht zu erreichen ist, den Weg durch das Oberinntal ins Winklthgauen und zum Eisfer-Joch oder in das

Unterengadin nimmt, der berührt das große Tiroler Dorf Naunders, das außer seiner malerischen Lage allerdings wenig Sehenswerthes hat. Der vollstehende Ort ist im März 1889 durch eine große Feuersbrunst zum größten Teil zerstört worden, aber reinlich und statlich aus seinen Trümmern wieder erstanden. Bedeutung hat es für den Touristen insofern, als es die Wegscheide bildet zwischen den Straßen über die Reichensteinsche nach Mals und Glurns einer- und über Martinsbruck und Remis anderseits nach Tarasp und dem übrigen Unterengadin. Aber uninteressant ist darum Naunders nicht, denn wenn es beschieden ist, dort zu übernachten oder einige Stunden auf Beförderung in der einen oder anderen Richtung zu warten, der thut wohl daran, zu dem hochgelegenen Kirchhof aufzusteigen, von wo man einen überraschend schönen Blick auf den Ortler genießt, oder zum nahe gelegenen Schloß Naunders (oder Naundersberg) gehen, welches der Sitz des Bezirksgerichts ist und dessen malerische Lage, schon von Hunderten von Landschaftmalern als Motiv benützt, in seiner Art kaum feinegleichen im weithlichen Tirol hat und auch eine nicht uninteressante Geschichte besitzt.

Der gestirnte Himmel im Juli.

Um die Mitte dieses Monats glänzt Vega in der Polar nahe dem Scheitelpunkte und in klarer dunkler Nacht erkennt man, wie die Milchstraße sich gleich einem ungeheuren, mild leuchtenden Bogen etwas östlich vom Scheitelpunkte von Norden gegen Süden über den ganzen Himmel erstreckt. Im Osten kommt das Sternbild des Wassermanns allmählich über den Horizont herauf, ebenso im Nordosten der Pegasus und Andromeda. Man findet die letztere leicht auf, wenn man eine Linie vom Nordpol des Himmels über die Kassiopeia gezogen denkt und diese Linie gegen den Nordostpunkt des Horizonts hin verlängert. Im Westen ist das Sternbild der Jungfrau im Untergehen und der große Bär neigt sich immer tiefer.

Am 6. erstes Viertel, am 10. Mond in Erdnähe, am 12. Vollmond, am 19. letztes Viertel, am 24. Mond in Fernhöhe, am 28. Neumond.

Merkur bleibt in diesem Monate unsichtbar. Venus ist Morgenstern und glänzt zwei Stunden nach Mitternacht am Osthimmel. Mars ist unsichtbar. Jupiter kann fast die ganze Nacht hindurch gesehen werden, doch steht er sehr tief am Südhimmel. Saturn nähert sich immer mehr der Sonne und wird unsichtbar. Am 12. tritt eine teilweise Mondfinsternis ein, die in Europa, Süd-Asien, Afrika und Australien gesehen werden kann. Der Mond wird etwa bis zur Hälfte seiner Scheibe von oben her in den Erdschatten eintauchen. In Berlin beginnt die Finsternis um 8 Uhr 57 Min. und endigt 10 Uhr 58 Min. abends.

6. Kongreß des Deutschen Schachbundes zu Breslau 1889 (14. bis 25. Juli).

Spezialbestimmungen für sämtliche Turniere.

Vorbemerkung. Für sämtliche Wettkämpfe ist die Meisterturnier-Ordnung (Modifikation der §§ 1 und 7 nach Beschluß des Frankfurter Kongresses) maßgebend.

A. Meisterturnier. Jeder Teilnehmer hat ein jedes andere eine Partie zu spielen. Einfaß 25 M., so wie Erlegung einer Spielfaution von 25 M., welche nach Beendigung aller Partien zurückgezahlt wird. 1. Preis 1000 M. (Preis des Deutschen Schachbundes), 2. Preis 700 M., 3. Preis 500 M., 4. Preis 300 M., 5. Preis 150 M. Die Normierung weiterer Preise bleibt vorbehalten. Für das Meisterturnier: Herr Generalsekretär Kwangig.

B. Hauptturnier. Die Teilnehmer werden in Gruppen ausgelost, innerhalb deren jeder mit jedem eine Partie zu spielen hat. Die Sieger in den Gruppen haben in gleicher Weise um die Preise zu streben. Einfaß 10 M. 1. Preis 300 M., 2. Preis 150 M., 3. Preis 125 M., 4. Preis 100 M. Weitere Preise vorbehalten.

C. Erstes Nebenturnier. Spielweise in Gruppen oder Gruppen. Einfaß 3 M. 1. Preis 50 M., 2. Preis 30 M., 3. Preis 20 M., 4. Preis 10 M. oder Utenfilien.

D. Zweites Nebenturnier. Spielweise wie ad C. Einfaß 2 M. 1. Preis 30 M., 2., 3. und 4. Preis Schachwerke oder Utenfilien.

E. Lösungsturnier. Es kommen hierbei zwei noch nicht veröffentlichte Probleme, ein Vier- und ein Dreizüger, zur Vorlage. Den Preisbewerbern ist nur die Wahl eines der beiden Probleme zur Lösung gestattet. Für die vollständige und korrekte Lösung der vierzügigen Aufgabe, welche innerhalb 2½ Stunden erfolgt ist und zuerst schriftlich abgegeben wird, ist ein Preis von 20 M. ausgesetzt. Für die Lösung des Dreizüglers binnen 1½ Stunden bei gleichen Modalitäten ein Preis von 10 M. Kein Einfaß.

F. Problemturnier. Das Programm für das Problemturnier ist zur Veröffentlichung gelangt. Die Preise sind wie folgt festgelegt: für die 1. Abteilung (Fierziger) 100, 80 und 60 M.; für die 2. Abteilung (Dreizüger) 80, 60 und 40 M. Außerdem wird die beste Gesamtleistung mit einem von Hrn. Prof. Berger in Graz geschickten Ehrenpreis von 100 M. prämiert. Weitere Preise sind vorbehalten.

G. Freie Turniere. Für die Teilnehmer an dem Hauptturnier und den beiden Nebenturnieren, welche keine Preise errungen haben, bleiben solche vorbehalten.

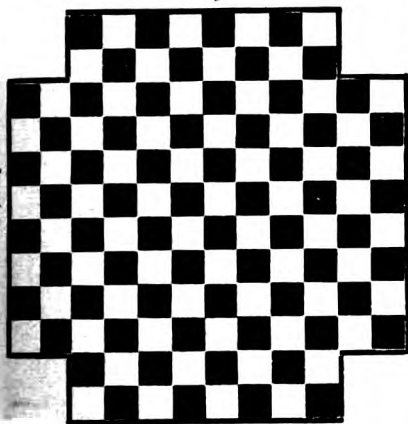
H. Beratungspartien. Für die Partien bleibt die Preisbestimmung ebenfalls vorbehalten. Spielzeit: 15 Züge in der Stunde.

I. Schlussbemerkung. Die Sieger im Meisterturnier, Haupt- und Problemturnier erhalten außer den bestimmten Preisen noch Ehrendiplome.

Im Kopf-Berbrechen.

Das Viererschach.

Weiß.



Weiß.

Dieses erweiterte Schachspiel (der Erfinder ist dem Einfacher unbekannt) ist sehr wenig verbreitet und doch für vier Schachspieler sehr unterhaltend. Wenn auch vielleicht manche Feinheiten des Zweierschachs verloren gehen, so ergeben sich andererseits durch das Gegeneinanderpiel doppelter Parteien Kombinationen, die das Viererschach höchst interessant machen.

Das Viererschach benötigt ein erweitertes Schachbrett, da mit zwei vollständigen Spielen gespielt wird. Zu diesem Zwecke wird an jeder Seite des gewöhnlichen Schachbrettes eine doppelte Reihe von je 8 Feldern angelegt, auf welche die Figuren zu stehen kommen, und zwar die beiden weißen Parteien einander gegenüber, und ebenso die beiden schwarzen, so daß also der eigentliche Raum des gewöhnlichen Zweierschachbrettes freibleibt.

Es werden nun die vier Plätze ausgelost; Weiß spielt mit Weiß gegen die beiden Gegner mit Schwarz. Die Züge sind genau ebenso zu machen, wie beim einfachen Schach; die Hauptfache ist, auch die Züge des Partners zu beobachten, bezw. zu unterstützen. Doch ist unbedingt Stillschweigen zwischen den Spielern, insbesondere zwischen den Partnern notwendig, wodurch der Reiz des Spieles bedeutend erhöht wird.

Jede Partei Weiß kann jede Partei Schwarz angreifen und umgekehrt. Ist eine Partei mattgesetzt, so dürfen derselben keine Figuren mehr genommen werden. Die mattgesetzte Partei ist nur insofern noch passiv thätig, als ihre Figuren noch die Figuren ihres Partners schützen. Der Feind jedoch kann, ohne geschlagen zu werden, seine Figuren an einen Platz setzen, der von einer der mattgesetzten Partei gehörigen Figur besetzt ist.

Der erste Zug wird ausgelost. Die weiteren erfolgen unter den Spielern von rechts nach links gehend, abwechselnd Schwarz und Weiß. Auch Schachbieten ändert nichts in dieser Reihenfolge.

Ein Hauptreiz des Spieles ist, den mattgesetzten Partner wieder frei zu machen, indem man die ihn mattschlagenden Figuren anzugreifen sucht.

Das Wiedererobern von Figuren durch Bauern auf der gegenüberliegenden letzten Reihe ist beim Viererschach nicht thunlich.

Das Spiel ist zu Ende, wenn die beiden weißen oder die beiden schwarzen Parteien mattgesetzt sind. Unbedingt notwendig ist, daß sich die beiden vollständigen Spiele entweder durch Form oder Farbe voneinander unterscheiden.

Charade.

Ich bin nichts Ganzes;
Bereit jedoch mit dem,
Was zwei stets eint,
Erzähl' ich von Getrenntem.

Quadraträtsel.

er	er	ver	ber	haft
ren	ren	be	ge	je
schw	lo	(lu	nun	teit
na)	a	war	du	die
lie	lig	ist	ihm	ne

Die Silben in den Feldern des obigen Quadrats ergeben, richtig geordnet, eine bekannte Stelle aus dem Text von Berdis "Troubadour".

Dekiffrierungsaufgabe.

nnsetsisua. nehamchilreselnueheepedeidheru dreihdnunetlahebiebnegnutuedebnehcilgnurpsrue rhirebanessalrevztalpnhecilritutanerhinebatshcbe idow. eppurgnetwzrednetfirchsmiehegneduztreo hegmmargotpyrkseid.

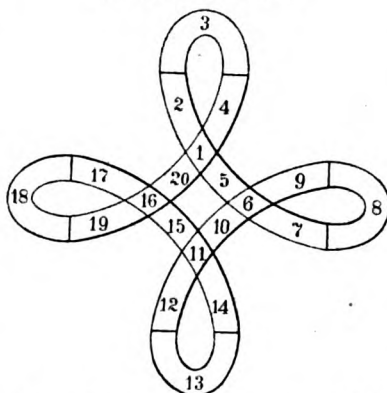
Vorbereitung.

n=18 mal; a=9 mal; r=16 mal; p=5 mal; f=1 mal.
s=10 " m=3 " d=9 " v=1 " y=1 "
e=37 " h=14 " t=9 " z=3 " k=1 "
i=16 " c=8 " b=6 " o=3 "
u=12 " l=7 " g=6 " w=2 "

Die Striche oder den Zahlen bezeichnen die Verdoppelungen.

Die hier ausgewiesene Frequenz der Chiffres zeigt dem Dekiffreur, mit welcher Art von Geheimschrift er sich zu beschäftigen hat.

Wortkettenrätsel.



In jedes Feld der obigen Figur ist an die Stelle der eingetragenen Zahl eine Silbe zu setzen. Dadurch entstehen zwölf dreisilbige Wörter, bei denen immer die Endsilbe des vorangehenden Wortes dieselbe ist wie die Anfangsilbe des nachfolgenden. Die Endsilbe des letzten Wortes ist zugleich die Anfangsilbe des ersten, so daß eine geschlossene Wortkette entsteht. Die einzelnen Wörter sind: 1) 1, 2, 3 ein Wohlergehen, 2) 3, 4, 1 ein Frauenname, 3) 1, 5, 6 eine als Arzneimittel gebrauchte Pflanze, 4) 6, 7, 8 eine Person aus Schillers Don Carlos, 5) 8, 9, 6 eine Gartenblume, 6) 6, 10, 11 eine Waldblume, 7) 11, 12, 13 eine aus dem Kriege Hannibals bekannte Stadt in Unteritalien, 8) 13, 14, 11 ein Erdteil, 9) 11, 15, 16 ein beliebtes Getränk, 10) 16, 17, 18 eine Stadt in Portugal, 11) 18, 19, 16 eine Stadt in Japan, 12) 16, 20, 1 eine altromische Stadt in Italien.

Rebus.



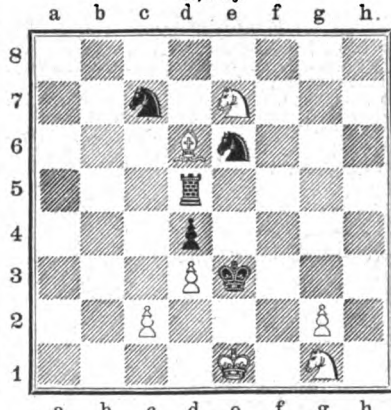
Auflösungen zu Heft 10, S. 853-855.

Rebus: Schneeflocken.
Rätsel: Verlobt, verlobt, verlobt.
Homonym: Trauen.
Rätsel: Ausfluchtsturm.
Silbenrätsel: 1. Helles-pont, 2. Spiegeltelkopf, 3. Tokio, 4. Epirus, 5. Pruntrut, 6. Hofstallow, 7. Alcantara, 8. Nedar, 9. Wittenberge, 10. Egeri(-See), 11. Vissabon. R. Stephan - Weltpostverein. Zweisilbige Charade: Freundschaft. Geographische Kombinations-Aufgabe: Hauptmann Wilmann. Potsdam - Sabel, Bayonne - Adour, Prenglau - Her, Königsberg - Pregel, Vissabon - Tajo, Baireuth - Main, Florenz - Arno, Marienburg - Regat, Kreuznach - Nahe, Atrachon - Wolga, München - Isar, Rouen - Seine, Amiens - Somme, Frier - Mosel, Verden - Aller, Görlitz - Neiße, Petersburg - Neva. Rätsel: Steinbad.

Schachaufgabe Nr. 61.

Von Adolf Steif in München.

Schwarz.



Weiß.

(7+5=12.)

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Schachaufgabe in Typen LIII.

Von Professor B. Kästner in Coburg.

Weiß: Ke7, La5, Se5, g3, Be4, e2.

Schwarz: Ke5, Be3, g4, g5, g6.

Weiß zieht an und setzt in vier Zügen matt.

Lösung von Nr. 60.

1. Kg1-g5 Ke5-d1 1. Ke5-d6
2. Ld8-c7 Kd1-e5, 2. Tb2-b1 Kd6-c5, e5 c3, e4
3. Sf1-e6, Le7-e5 3. Ld8-e7 oder e7-#.

Lösung von Nr. LII.

1. De1-c7 Ld8-c7;
2. Te1-h4 beliebig
3. Th1-h8-#.

Eingelaufene Lösungen.

Nr. 57 wurde gelöst von Dr. Friedrich in Berlin, Paul Renner in Leipzig. Nr. 58 von Dr. Wally in Griedelberg, Paul Renner in Leipzig.

Schachliteratur.

Aufstellung von n Königinnen auf einem Schachbrett von n² Feldern derart, daß keine von einer andern geschlagen werden kann; von n = 4 bis n = 10. Von Dr. August Pein, Oberlehrer. Es betitelt sich eine sorgfältig ausgearbeitete Broschüre in Quartformat, welche als Beilage zu dem Jahresbericht über das Schuljahr 1888/89 der städtischen Realschule zu Bochum erschienen ist und das in den Schachkreisen und auch sonst wohlbekannte Thema von Schachköniginnen behandelt, die auf dem Schachbrett aufgestellt werden sollen, ohne daß irgend eine derselben eine andere schlagen kann. Die mit vielen Tabellen und Beweis- und Beispieldiagrammen ausgestattete, fünf Bogen starke Schrift ist in der Weise des berühmten italienischen Rätselsprachwerkes von Volpicelli abgefaßt und beschäftigt sich in 26 Paragraphen, 7 Figurentafeln und 15 Tabellen eingehend mit der Ausföhrung des gedachten Problems auf Schachbrettern von 16 bis 100 Feldern, indem es gleichzeitig die bereits früher veröffentlichten hier in Betracht kommenden Arbeiten von Dr. Klaus, von C. F. Gauß, P. G. Schumacher, Ratanis, Dr. Siegmund Günther, J. W. V. Gläzler in Cambridge, Lucas und de la Roë würdiger Berücksichtigung unterzieht. Schachspieler interessiert vorzugsweise das Schachbrett von 64 Feldern, während kleinere und größere von 25 bis 100 Feldern für den Mathematiker vielleicht auch in Berücksichtigung zu ziehen sind. Der Fleiß und die Genauigkeit, welche Dr. Pein auf seine Arbeit verwendet hat, verdienen alle Anerkennung und haben im Verein mit Umsicht und Ueberflächlichkeit der Anordnung das Werkchen zu einem schätzenswerten Beitrag zum mathematischen Teil der Schachliteratur gestaltet. Daß Dr. Pein nicht die Weise der Notation unseres 64feldrigen Schachbrettes (von a bis h und 1 bis 8) in Anwendung gebracht hat, sondern von 8 bis 1 (also a bis h und nun von Schwarz, von oben aus nach Weiß zu, 1 bis 8), beziehentlich von a bis k und 10 bis 1 (anstatt 1 bis 10) aufzeichnet, finden wir zwar verwunderlich, aber unwesentlich hinsichtlich des sonstigen Wertes der Schrift.

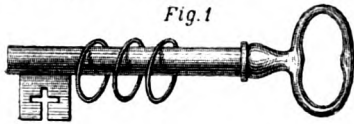
Auflösung der Skatuaufgabe Nr. 38.

B hat einen der beiden ersten Buben, z. B. den Pique-Buben, außerdem Carreau-Bube, Treff-7, Carreau-Aß, Carreau-10, Carreau-König, Carreau-9, Carreau-7, Coeur-Aß, Coeur-10. C hat Treff-Bube, Pique-Aß, Pique-10, Pique-König, Pique-Dame, Pique-9, Pique-8, Coeur-König, Coeur-Dame Coeur-7. Im Skat liegen Coeur-9, Coeur-8. C Greter Stich: Treff-8, Treff-7, Treff-Bube. Zweiter Stich: Pique-8, Pique-7, Pique-Bube. Dritter Stich: Carreau-Bube, Pique-Aß, Coeur-Bube. A hat nun Rest und erhält im ganzen 116 Points.

Der Zauberschlüssel.

Von
Alexander.

Es bringt jemand einen Schlüssel von gewöhnlicher Größe zum Vorschein, auf dem, zwischen Bart und Griff, sich mehrere kleine Ringe befinden (Fig. 1), und stellt die Aufgabe, dieselben von dem Schlüssel herunterzubringen. Nachdem dies von mehreren Seiten vergeblich versucht wurde, bringt der Eigentümer den Schlüssel mit den Ringen unter den Tisch oder einen Hut und macht die Ringe in einem Augenblicke frei.



Das Geheimnis beruht auf einer besonderen Einrichtung des Schlüssels. Derselbe besteht aus zwei Teilen, dem Griff mit einem Ansatze (Fig. 2a), und dem unteren Ende mit Bart b. Letzterer Teil ist gleichmäßig hohl und hat an der Öffnung c eine feste, 2 mm starke Scheibe (Fig. 3) eingelassen. In dieser Scheibe befindet sich eine vieredrige, kleine Vertiefung, wie Figura zeigt, in welche eine Doppelscheibe, die sich (Fig. 2) an dem Griff a bei d befindet, genau paßt, und zwar in der Weise, daß, wenn der Griff mit der Feder vollständig eingedrückt ist, die Seitenteile der Feder hinter den Vorsprung springen und den Griff festhalten, so daß der Schlüssel wie aus einem Stücke bestehend erscheint. Um nun denselben zu öffnen, bedarf man eines kleinen eisernen Nähnagels (Fig. 4), oder eines Stabchens, welches als Nähnagel endet und die Länge des hohlen Schlüsselteiles hat. Schiebt man denselben unbemerkt in den Schlüssel fest hinein, so erfährt es die Feder, rückt diese etwas zusammen und macht den Griff frei, so daß die Ringe mit Leichtigkeit entweder abgenommen oder darauf geschoben werden können.

Will man einen besonderen Effekt erzielen, so hat man sich noch mit einem zweiten, ganz ähnlichen, aus einem Stücke bestehenden Schlüssel zu versehen, den man den Zuschauern vorher zu genauer Unterzückung übergibt und den man mit dem anderen zu verwechseln hat, was besonders dann leicht ist, wenn man sich zur Ausführung des Kunststückes einige Ringe von den Zuschauern borgt, um diese auf den Schlüssel zu bringen.

Vermag man dies in geschickter Weise mit offener Hand, ohne dieselbe zu verdecken, fertigzubringen, wozu natürlich einige Übung gehört, so gewinnt dadurch das Kunststück erheblich.

Aus Küche und Haus.

Von
L. v. Prüssner.
Zuli.

Chambignons schneiden. Man dampfe etwa zwanzig Stück kleine Chambignons mit etwas Zitronensaft, wiege sie ganz fein und verführe sie mit 150 g sehr reicher Butter, streiche sie durch ein Sieb und dann auf heiß geröstete Weißbrotschnitten, welche man aus einer mit Petersilie befüllten Schale, als Hors-d'oeuvre serviert.

Fadensuppe. Man lege in die Terrine 60 g in gelbem Wasser abgekochte und in Würfel geschnittene Makaroni, bestreue sie mit Parmesanfäse, schlage ein Ei darauf und rühre schnell heiße Bouillon, in der man etwas Tapioca vermischt hat, darüber, und Ei und Käse werden dann Fäden bilden. Statt Makaroni kann man auch Suppenbärgel nehmen.

Gulasch à la Jardinière. Man schneide saftiges Rindfleisch, am besten vom Filet, Hammelfleisch und junges, nicht fettes Schweinefleisch, von jedem ¼ kg, in Stücke und zerhacke auch Sellerie, Petersilienwurzel, Breitlauch (Porree), Zwiebel und Möhre, gebe in einen Topf eine Lage Rindfleisch und darüber eine Lage von dem Rindfleisch, dann Salz, etwas Paprika und von den oben genannten Ingredienzien und eine Lage von zu Würfel geschnittenen Kartoffeln; nun kommt eine Lage von Hammelfleisch, wie die von Rindfleisch belegt, und hierauf eine von Schweinefleisch, ebenfalls mit Belag, wieder Rindfleisch und so weiter und oben darauf stets Kartoffeln, jedoch wieder davon noch von den anderen

Zuthaten zu viel, denn das Fleisch muß gut vorherrschen. Der Topf wird jetzt gut zugedeckt und das sehr kräftige und wohlfeilmedend: Gerüst auf mäßigem Feuer, damit es, bei gänzlichem Mangel an Feuchtigkeit, nicht anbrenne, gargekocht und in dem Topfe, den man mit einer Serviette umgeben kann, aufgetragen.

Gefüllter Blumenkohl. Man nehme ½ kg rohes Kalbfleisch, 60 g Riesenfest vom Rindsmaak, einen Theelöffel Petersilie, einen Eßlöffel Zwiebel, beides fein geschnitten, und ein in Milch geweichtes und wieder ausgedrücktes, abgerindetes Weißbrotchen, stoße dies alles im Mörser fein und rühre es mit Salz, Mustard und drei Eiern an. Gabe nun schöne in gelbem Wasser abgekochte und erhaltene Blumenkohlköpfe, belege eine Auflaufform mit einem hart gebutterten Bogen Papier und gebe querschnitts von der Farbe hinein, stelle den Blumenkohl, die Stiele nach oben, dicht zusammen darauf, verteile die übrige Farbe dazwischen, lege wieder ein gebuttertes Papier darüber und lasse eine halbe Stunde im Ofen (Möhre) backen, entferne dann das Papier, stürze den Blumenkohl und umgebe ihn mit einem Kranz von 1 cm dick geschnittener, ziemlich ausgegader Pöbelung.

Hölpfaste mit Eierfräse. Man schneide aus Kleinfingerbrot ausgerolltem Plätterteig eine runde Platte und lege sie über mehrere gut mit Butter bestrichene Papierbögen auf ein Backblech und in die Mitte ein ausgehöhltes Mischbrotchen, welches man in Speisestücken und Papier einhüllt, den Rand der Platte mit verflochtenem Ei bestricht und über das Ganze eine zweite, etwas dünner ausgerollte Platte breitet, rund herum anbräut und das Ueberstehende abschneidet, die Platte mit kleinen Eierfräsen aus Teig kugeln, mit Ei überpinselt und zu schöner Farbe ausbackt. Nun schneidet man vorsichtig oben einen Deckel ab, nimmt Bröckchen, Speck und Papier heraus, hebt die Platte auf eine Schüssel und füllt sie mit dem Eierfräse, legt den Deckel darüber und serviert womöglich gleich, doch kann die ungeschälte Platte auch aufgewärmt werden, ist jedoch frisch aus dem Ofen am besten.

Zu dem Eierfräse lege man ein Duzend Eier hart und schneide sie in nicht zu dünne Scheiben, bereite dann eine Beschemelle (s. Mai), jedoch nur mit Rahm, füge noch zwei Eßlöffel blanchierte und fein gehackte Petersilie hinzu und mische die Eierfräsen vorsichtig, daß sie möglichst ganz klein, darunter.

Natürlich kann man die Hölpfaste auch mit jedem anderen feinen Ragout füllen oder, wenn man sie kalt geben wollte, mit Creme, Rahmschnee, Kompott und dergleichen mehr.

Truthahn auf amerikanische Art. Man reibe das Innere gut mit Pfeffer und Salz ein und fülle ihn mit nachstehender Farcie, brate ihn mit reichlich Butter und bei fleißigem Begießen im Waden (Möhre) und serviere mit eingemachten Preiselbeeren.

Zur Farcie nehme man einen Suppenteller voll abgerindetes, in Wasser geweichtes und fest ausgedrücktes Weißbrot, eine große Tasse voll Äuflern, frisch oder eingelegt, ohne Wasser oder Brühe, Pfeffer, Salz und drei Eier, oder sollte man über Äuflern nicht verfügen, so lege man, wie auch in Amerika häufig geschieht, an deren Stelle Schweinefleisch und Herz und Leber des Truthahns, alles fein gehackt.

Johannisbeerkorte. Man rolle einen mürben Teig (180 g Mehl, 125 g Butter, 60 g Zucker, ein Ei) nicht zu dünn aus und schneide ihn in einer runden Platte, die man mit etwas gestoßenem Zwiebeln bestricht und mit ¼ kg roten Johannisbeeren so belegt, daß ein zwei Querfinger breiter, leerer Rand bleibt, streue reichlich feingehackten Zucker über die Beeren und schlage den Rand heraus, bestreibe ihn mit Ei und backe bei mittler Hitze.

Neues für unsere Hausfrauen.

Vernickelte Spargelplatte (Fig. 1). Ein neues, nach Christofelmodell gearbeitetes Gefäß, auf welchem der Spargel serviert wird und das infolge seiner eigentümlichen Form die sonst übliche, aber wenig geschmackvolle Serviette entbehrlieh macht; das neue Spargelgefäß ist von vernickeltem Metall hergestellt, hat an den Längsseiten 4 nach oben gehende Stützen, um den Spargel, wenn er auf dem Apparat liegt, vor dem Herabrollen zu schützen; ferner ist die Platte, die zur Aufnahme des Spargels dient, der Breite nach durchlöcherig, um das abtropfende, dem Spargel nach anhaftende Wasser durchlaufen zu lassen. Das Gefäß wird auf eine beliebige vorhandene Schüssel gelegt und mit Spargel gefüllt serviert. Preis 7,50 M. der Stück.

Bowlenei mit Rettiiche (Fig. 2). Die Zeit der veredeltesten Bowlenei, unter denen in der Jetztzeit die Bowlone eine Hauptrolle spielt, ist wieder herangerückt, und so dürfte es von Interesse sein, ein neues Bowlenei

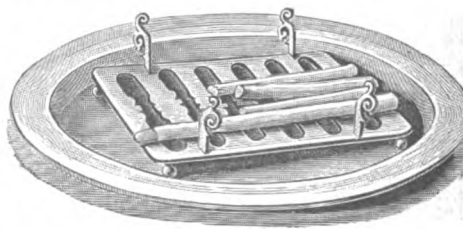


Fig. 1. Spargelplatte.

kennen zu lernen, das den Zweck hat, zur Aufnahme der Rettiiche zu dienen; es fällt durch die Benutzung dieses Bowleneis die Unbequemlichkeit, Rettiiche mit in das Glas zu füllen, gänzlich fort, man thut diese eben in das Ei, läßt das fertige je nach Geschmack längere oder kürzere Zeit in der Bowlone liegen und hebt es dann an der daran befindlichen Kette wieder heraus. Das neue Bowlenei ist von vernickeltem Metall gefertigt, ist von vornherein apert, und wird in zwei Größen geliefert, in einem Durchmesser von 7½ und 10 cm, und kostet 1,50 resp. 3 M.

Einem ähnlichen Zweck hat ein neuer Bowlenei von vernickeltem Metall; derselbe ist mit einem Klobeldeckel, der oben durchlöcherig ist, versehen und hindert beim Ausgießen aus dem Gefäß die Rettiiche, mit in den Koffel und demgemäß ins Glas zu kommen; man braucht also nur oben aufzuschieben die Bowlone auszuschießen, die Rettiiche bleiben von selbst zurück. Preis des neuen Bowleneis 6,50 M.

Neue Radieschen- und Rettiichschale (Fig. 3). Eine geschmackvolle Menage, in welcher die Radieschen und jungen Rettiiche zur Tafel kommen; Fuß und Oberteil, wie die der Rettiiche, sind vernickelt, die mittlere Schale, welche zur Aufnahme der Radieschen dient, und der in Oberteil befindliche runde Behälter, in welchen Salz oder Butter gegeben wird, sind von Glas oder Porzellan, letzteres in blauer Zwiebelmuster- oder buntfarbiger Dekoration. Die ganze Menage ist zerlegt gearbeitet und bildet auf der runden Tafel einen Schmuck. Preis mit Glöskstein 3,50 M., mit Porzellansteilen 4 M.

Butterdofe mit Eisfüllung (Fig. 4). In der heißen Sommerzeit ist es unbedingt erforderlich, die Butter auf Eis zu stellen, um sie fest zu erhalten, in ganz heißen Tagen zerläuft sie noch bei Zimmertemperatur, selbst wenn sie vorher auf Eis gestanden hat; auch diesem Uebelstande ist durch Anschaffung nebenstehend abgebildeter Butterdofe abgeholfen, weil die dazugehörige vernickelte Glöde, wie aus der Durchsichtszzeichnung ersichtlich, doppelwandig ist, um sie mit kleinen Eisküchlein oder Eiswasser füllen zu können. Der Ring oben wird abgedraht und dann das Eis in die Doppelwandung gefüllt, wodurch die Butter ganz fest bleibt. Der Deckel, in welchen die Butter gelassen wird, ist von Glas oder Porzellan in blauer Zwiebelmusterdekoration und kostet die komplette Butterdofe mit Glöde 5 M.



Fig. 3. Radieschen- und Rettiichschale.

Patentierter Reife-Raffee-Apparat (Fig. 5). Sobald wir nur anfangen, an die Sommerzeit zu denken, oder erst beginnen, Reifepläne zu schmieden, ist unsere nie ruhende Industrie bereit, uns neuen Bequemlichkeiten für unsern Ausflüge zu suchen, um uns die Entfernung vom heimlichen Herde in die Möglichkeit zu erleichtern. Ein solches aber sehr wichtiges Sprichwort sagt: „zu Hause schmeckt am besten“; wir wissen sehr wohl, daß die auf Reisen in Hotels eingenommenen Speisen — seien sie auch noch so geschmackhaft zubereitet — hinter der guten berühmten Hausmannskost weit zurückbleiben; es betrifft das eben Gesagte also, was wir am Tage genießen, von dem ersten Frühstück — dem Kaffee — an gerechnet; ja gerade dieser ist es, der uns daran erinnert, daß wir von Hause entfernt sind. In allen Fällen wird es demnach ratsam sein, sich auch, wenn das Kaffee selbst zu bereiten, und dürfte zu diesem Zwecke die nachstehend abgebildete neue patentierte Reife-Raffee-Maschine ein recht willkommenes Reizegebiß sein. Dieselbe hat einen Gehalt von circa ¼ l (zwei Tassen) und eignet sich deshalb vor allen Dingen für einzelne Personen, sowohl auf der Reise, als auch in Junggefellenswirtschaften zc. Der Apparat ist von vernickeltem Metall elegant gearbeitet und kostet nur 5 M.; die sämtlichen dazu gehörigen Teile werden miteinander gepaßt, um auf kleinem Raum zu stehen und liegen in einer dazu gehörenden Packung.

Die Handhabung ist einfach, genau diejenige, schon lange bekannten und bewährten Reife-Raffee-Maschine; der im Innern befindliche Griff A wird an den Behälter E geschraubt, der letztere mit Wasser gefüllt, dann das Sieb B eingesetzt, auf dieses Kaffeepulver geschüttet und das Sieb D darüber geschoben; man rührt nun den in dem Reife-Raffee befindlichen Spiritus an, läßt das Wasser kochen, bis sich starke Dämpfe entwickeln, stößt dann das Glas

Fig. 4. Butterdofe.

Fig. 5. Reife-Raffee-Maschine.

auf die Maschine und dreht dieselbe um, so daß das Glas dadurch nach unten und der Maschinenkörper nach oben kommt; es läuft nun das Wasser durch das Kaffeepulver in das Glas hinein und der Kaffee ist fertig.

Bezugsquelle für sämtliche hiesi. Saisonneuheiten: Karl Hirsch & Comp., Berlin W., Leipziger Str. 114 (früher Leipziger Str. 2), Etablissement für Kücheneinrichtung.

Die Ernte zur See.

Neben dem Bergbau ist kein Gewerbe mit solchen Mühen und Gefahren fürs Leben verbunden als die Seefischerei. Von kleineren Unglücken ganz abgesehen, kommt es nicht selten vor, daß ganze Flotten von Fischern in einem Sturm mit Mann und Maus untergehen. Denn die Fischerboote können nicht die See halten wie größere Schiffe. Hilfe von einer Rettungsstation aus kann ihnen auch nur gebracht werden, wenn sie sich näher an der Küste befinden, und dies ist nicht immer der Fall, denn die ergebliche Fischerzeit ist auf hoher See zu suchen und die Fischerboote sind so klein, daß sie auf größere Entfernungen, insbesondere bei trübem, stürmischem Wetter, sehr schwer zu erkennen sind. Dazu ist die Ernte auch nicht immer möglich. Die Fischer sind daher auch meist arme Leute.

Trotz allen Gefahren und Mühen liebt aber der Fischer sein Gewerbe über alles, ja man kann sagen, daß es gerade diese Mühen und Gefahren sind, welche das Herz des Fischers an sein Gewerbe fesseln. Würde man einen Seefischer an einen Landbesitzer verlegen oder ein sonstiges Binnengewässer, er würde sich sehr bald wieder zum Meere zurückwenden und ohne Zweifel auch wieder dorthin zurückkehren, sobald es die Verhältnisse erlauben.

„Rahn in Ruh“, bedeutet unter Vils (S. 1151). Auch ist der Rahn reichlich ausgefallen und die Fischer schenken sich an das Ergebnis auf kleinen Booten ans Land zu bringen. Auf mancherlei Art wird die Seefischerei betrieben. Im großen erfüllt sie in Strands- und Hochseefischerei. Bei der Strandsfischerei ist die bequemste Art die mit Hilfe von Ebbe und Flut. Zur Ebbezeit werden an hohen, felsigen Stellen angestrichene Stangen Schleppnetze besetzt und auf dem Meeresboden ausbreitet. Mit der Flut kommen hies eine Menge Fische und sonstiger Seetiere, wie Krabbe, Hummern, Krabben nach den Ufern zu, hat die Flut eine gewisse Höhe erreicht, so werden die Netze vom am Eingange der Umhängung emporgezogen, so daß die Fische u. s. w. nicht entkommen können. Dann wird der Fintirt der Ebbe abgewartet und der Fang eingezogen. Eine andere Art Strandsfischerei wird mittels des Grundschleppnetzes betrieben. Dieses Netz hat eine große sackartige Gestalt, dessen Öffnung auf einen vierseitigen eisernen Rahmen gespannt ist. Die untere Seite des Rahmens ist hart oder gegabt und schleift sich wie ein Rechen über den Meeresboden hin. An diesem Bodenstück ist, wie an einem Rechen, eine Gabel befestigt, welche die Haltbarkeit der Vorrichtung erhöht. Von dem Punkt, wo bei beiden Seiten des Rahmens zusammenstreffen, geht wiederum noch eine eiserne Stange aus, die mit einem Ring am oberen Leisten des Rahmens befestigt ist. Geschleppt wird das Netz durch das Schiff. Diese Art Fischerei ist oft ganz erziehbild, denn die Fische sehen von dem Apparat nichts, da er den Meeresboden aufwühlt und das Wasser total getrübt ist.

Die Hochseefischerei, die meist auf Heringe, Schellfische, Makrelen, Dorsch u. s. w. ausgeübt wird, erfolgt mittels einer Schleppnetze, an denen zum Teil Angeln befestigt sind. Das diese Fischerzeit große Geschicklichkeit erfordert, abgesehen von den Gefahren, mit vieler Mühe verbunden ist, bedarf keines Beweises.

Von der Seefischerei leben im ganzen etwa zehn Millionen Menschen und es beläuft sich der jährliche Reinertrag auf etwa 800 Millionen Mark. Davon kommt der Löwenanteil mit 260 Millionen auf England. In zweiter Linie stehen die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit 100 Millionen. Auf Kanada und Frankreich kommen je 50 Millionen. Norwegen erzieht für 50 Millionen. In Deutschland übertrifft die Einfuhr vom Auslande den eigenen Ertrag. Es könnte also hier weit mehr gefischt werden.

Zu Murets englischem Lexikon.

Die Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung (Professor Dr. Langenscheidt) in Berlin sieht nunmehr endlich im Werke, das lang erwartete, bereits vor zwanzig Jahren von Professor Dr. Muret nach dem Vorbilde von Sachs' Werke begonnene und jetzt im Manuscript vollendete

„Encyclopädische Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache“ zu drucken. — Im Interesse der Sache wäre es erwünscht, wenn gedachter Verlagsbuchhandlung oder dem Autor (Berlin, N., Schönhauser Allee 184) noch vor Thoreschluß von Freunden und Kennern des Englischen alle jene Notizen zugänglich gemacht würden, welche gelegentlich des Gebrauchs irgend eines der bisher verfügbar gewesen englisch-deutschen Wörterbücher etwa entstanden sind. Um ein letztwilliges Wert wie Muret der Vollkommenheit und Lückenlosigkeit thunlichst nahe zu bringen, sind die Ergänzungen des Gedruckten, d. h. jene Wünsche bzw. Beiträge unentbehrlich und von besonderem Werte, zu welchen der lebendige Verkehr mit der Sprache und die Benutzung des Wörterbuchs Veranlassung geben.

Unsere Kunstbeilagen.

Sommerlust überall!

Da nahest, Ferientzeit, holde, beglückende, heiß ersehnte! Du läßt uns an aus blauem Himmel, du umrauschst uns im Dicksicht des Waldes, du sprichst zu uns in murmelnden Wägen, wogenden Seen, brandenden Wellen. Du machst uns das Herz frei und leicht, du läßt uns die Trübsal vergessen, die der Winter gebracht, das Böse, was wir im Kampf mit dem Egoismus des Lebens erfahren mußten, und stärkt uns zu neuem Kampf. Sei gegrüßt! Auch bei der Wahl der Bilder, die dieses im Zeichen des Sommers stehende Heft enthält, hast du die Hand geführt und deinen Einfluß geltend gemacht. Führt nicht Max Schmidt's Gemälde „Auf der Düne“ fernhin an den Strand der blauen See, wo die Luft würzig über das sand. Und Wasser streicht? Und die dort oben auf der Düne sitzt, eine Gattin vielleicht oder eine Braut, harrt des Begehren, der mit ihr die Freuden teilen soll. — J. Schönerer geleitet den Blickhauer in die Schweiz, zu Füßen der Jungfrau, die in majestätischer Größe und schneeiger Weiße aufragt zum Genähen, selbst ein Bild des Genähen. — Wer aber einsieht in die bayrischen oder tiroler Alpen, dem wünschen wir, daß ihm so ein so herrliches Motiv das „Fisat Gott“ zuruft, wie es Meißner Defregger als Modell gezeichnet hat. — An Landschaften und abgezeichnete bayerische Scenerie erinnern schließlich auch H. Jügel's „Schnee im Stail“, die der Städter fast nur noch auf dem Lande antreffen gewohnt ist.

Die Venus von Milo.

Die Kenntnisse der alten griechischen Bildhauer von den anatomischen Verhältnissen des menschlichen Körpers sind zweifellos ganz bedeutende gewesen, gerade so wie die großen Meister Michelangelo, Leonardo da Vinci und andere auf diesem Gebiete die eingehendsten Studien gemacht haben. In jüngerer Zeit hat nun Hr. Professor Dr. Karl Haffke, Direktor des anatomischen Institutes der Breslauer Universität, eine äußerst interessante Arbeit zur Anatomie der Venus von Milo veröffentlicht. Er fand aus Messungen und Photographien, daß bei diesem berühmten Kunstwerk des Altertums die rechte und die linke Gesichtshälfte nicht die gleichen Maße zeigen. Der unterhalb der Nase gelegene Gesichtsschnitt des Vorderes, Mund, Lippen und Kinn, ist zwar streng regelmäßig, der ganze oberhalb dieser Grenze gelegene Kopfteil aber ist unregelmäßig; das linke Ohr höher als das rechte; die linke Schädelschale ist breiter als die rechte; außerdem aber erscheint eine bemerkenswerte Unregelmäßigkeit der für den festlichen Ausdruck so wichtigen Augenauge; die linke Seite sieht höher als die rechte; außerdem ist jene der Medianebene mehr geneigt als diese. Professor Haffke, überzeugt, daß die Venus von Milo streng nach einem vollkommenen Modelle anatomisch richtig gearbeitet sei, ging nun daran, bei regelmäßig und kräftig gebildeten Männern und Frauen die beiden Gesichtshälften genau auszumessen und die gefundenen Maße miteinander zu vergleichen. Dabei erab sich, daß beim Menschen in Wirklichkeit beide Gesichtshälften gemeinhin nicht regelmäßig sind, sondern gerade in dem Sinne unregelmäßig, wie es an der Venus von Milo dargestellt ist. „Es erweist“, sagt Haffke, „Ergäunen, worin man sieht, mit welcher Genauigkeit, ihm selber unbewußt, ein vollendeter Meister der Natur nacharbeitet.“

Dame Mode in der Pariser Weltausstellung.

Zum großen Weltturnier, das Industrie und Kunst jetzt auf dem Marsfelde ausfechten, hat sich auch eine kühne, dem Fortschritt huldigende Streiterin eingefunden, Dame Mode; kundigen Blicks überfliegt sie all das, was ihr ihre Getreuen aus Ost und West, aus Nord und Süd, aus den afrikanischen Kolonien und aus Amerika's fernen Kulturstädten gesendet. Alles zeugt von Geschmack und Kunst und scheint des Interesses würdig, daß die Millionen Ausstellungsbesucher all den Ergänzungen entgegen-

bringen, die von echtem Fortschritt Kunde geben. „Wollt ihr aber das Schönste des Schönen in Augenfeind nehmen.“ flüstert sie uns zu, „so begleitet mich nach dem Dome central! Da haben meine lieben Pariser ihre Kunstschätze ausgelegt, da haucht und lebet, was und wie man bei uns schafft! Gern folgen wir diesem Lockruf; läßt doch alles, was „Pariser Mode“ heißt, einen eigenartigen Reiz auf uns aus. — Wie ist die edle von seinem Geschmack durchgegeistete Pariser Mode so grundverschieden von all dem, was man bei uns als solche anzupreisen pflegt. Sie weicht nichts von auffallenden Formen und schrillenden Farben, nichts von bunten Verägen und unvermittelt auftretenden Uebergängen; ihre Wirkung beruht im Ebenmaß, in der Harmonie; all das dem östlichen Gefühl Fremde widersteht ihr; ihr Ideal ist die Kunst, ihr Streben zur Veredlung des äußeren Menschen, seines Home, seiner Lebensgestaltung beizutragen. Können wir einer so lebenswürdigen Helferin, selbst wenn sie da und dort ob gewisser Varen verlästet wird, gram sein? Wohl kaum. Vertrauen wir uns getrost ihrer Führung! Und wohin leitet sie uns jetzt, da wir den Prachtbau betreten, in dem die Stadt Paris ihren Industrieellen ein Rendezvous gegeben? Zu jenem von Menschen belagerten Pavillon links? Unmöglich da durchzudringen. „Nichts ist unmöglich!“ sagt sie weise lächelnd. Und die Menge zerstreut sich. Unser Blick streift einen Glaspavillon, in dem die Typen des Jahres 1889, von Meisters Meißerhand geschaffen, ausgelegt sind. Mehrern ist jekt für Paris und damit für die Welt der Mode tonangebend. Seine Schöpfungen wandern nach aller Herren Länder und werden mit Gold aufgewogen. Da eine kostbare weiße Zugroße, mit Palmen in Gold durchstickt, dort ein blaues Tuchkleid mit prachtvoll in Silber gestifteter Bordüre, eine grüne Samtkleid mit Devant von reicher Seide, das reich mit Smaragdderlen gefüllt ist, — ein Costume Louis seize aus taubengrauem Tuch mit Revers von creme Samt, die mit hellblauen Kunstfäden geriet sind, — Jadedits mit dreifarbigem Aufschlagen von rottem oder blauem Samt, — Jaldenmäntel mit langen Polensärmeln, Redingots aus Monopol mit breiten Moireeausschlagen und was der Neuheiten mehr, die bei den den Pavillon umstehenden ungeteilte Bewunderung hervorgerufen. — Das sind gar oft Zusammenstellungen, von denen wir uns dabei nichts träumen ließen; doch weiter! Neben an ein Pavillon, in dem Toiletten ausgelegt sind, die man heute auf dem Ball der Madame Garnot tragen wird; eine Robe aus rosa Crêpe de Chine mit weißem Devant, auf dem Kolen und Epheugirlanden von Kunstherbst gemalt sind, — eine griechische Robe von purpurblauem Faile, mit Goldbändern durchstickt, fesseln in erster Linie unsere Aufmerksamkeit, die Taillen sind rund, kraus, kroisiert, die Ärmel gepufft, die Schleppe drei- und viertel mit Spitzenbündeln oder Federfransen begrenzt. Verführerisch schon erscheint uns in der Vitrine gegenüber eine Robe von weißem, mit Chinesenblumen durchwirktem Moire; sie ist ein princesses gearbeitet, festsitzend, einfach von matter Silberfäden, die mit blumigem Tüll verflochten ist, Taille von Chinesenstoff mit Tüll drapiert, statt des Gurts eine Tüllwolke, die von großen, aus Silberfäden gefertigten Ketten aufgefingungen wird.

In Paris, wo jekt noch die Saison der Välle ist, interessiert man sich ungemein für diese Reue's, unterm Bedürfnis würden mehr die aus Wolle, Ganganant, Battist, Vail, Foulard gefertigten, sogenannten petits costumes entsprechen, in denen die Pariser Konfektionäre Großes leisten. Solch ein „petit costume“ kostet wohl manchmal 6—800 Frank, indes das geniert eine echte Pariserin, die, wie es bei den deutschen Bauern heißt, „mit Avaris“ haben will, keineswegs. Die Neuheiten in diesem Genre sind ohne jede Raffung, traue Röde, traue Taillen, lange, weite Polensärmel und dazu — mit der einheitlichen Geschmacksvorrichtung nimmt man es in diesem Genre nicht sehr genau — Fräulein Marie Antoinette mit langen Schawlenden, die an der Taille gestreut und nach rückwärts gebunden werden.

Für die im Venz des Lebens und der Liebe stehenden taufendsten Schönheiten sind hochrote Foulardkleider, mit Engellapfen durchstickt, empfohlen, für ältere Damen bedruckte Foulards mit eingestrichen Spitzenstreifen, die sich von lichterem Untergrund eckförmig abheben. Viel Meinung scheint sich für das aus G. Hennberg eingeführte Schweizer-Zeidentuch zu bekunden. Es gibt einen herrlichen Faltentwurf, ist weich und doch nicht ohne Anpretur und eignet sich besonders zu jenen duftigen, mit creme Spitzen gezeigten Sommertoiletten Genre Directoire, die in Tugenden von Exemplaren ausgelegt sind, bald mit blauen, bald mit roten oder grünen Châpans aus duftigem Krepp, zu denen dann auch Hut und Schirm passen müssen.

Sehr reich und gut ist die Ausstellung von den großen Spitzenmanufakturen beladit. Man sieht Kennerinnen dieser Kunstschätze wie traumverloren vor den einzelnen Vitrinen stehen. George Martin (Compagnie des Inbes Paris) hat einen Brautstießer in Points d'aiguilles ausgelegt, der ein Magnet der Ausstellung geworden. Zeichnung wie Ausführung sind von seltener Schönheit. Die gleiche Arbeit finden wir auf Stuart- und Modis-Aragen, auf Fidus und Plastrons wieder, wie sie jekt als unentbehrlich Schmuck jedes guten Seidenkleides gelten.

Wer praktische Moden liebt, dürfte an den in Fülle ausgelegten, aus unbedränglichem Rautschiff gefertigten Mänteln Gefallen finden, die, vollständig geruchlos, eine Spezialität des Pariser Hauses Corrothou u. Cie. sind. Weder in Form noch Farbe unterscheiden sie sich von den besten Façons der großen Konfektionäre, obgleich sie zu erstaunlich billigen Preisen in den Handel gebracht werden.

Die Pariser Kunstindustrie vertrieben sich aufs hüten, aber auch aufs Preise machen. Solch

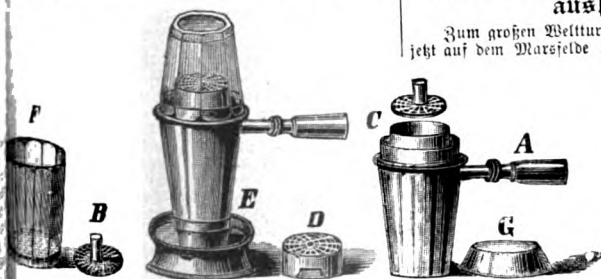


Fig. 5. Kaffeefabrikmaschine.

großes, aus Streublümchen zusammengesetztes Hüthen wird nicht selten mit 100 und mehr Frank bezahlt und lächelnd gibt es die Pariserin, denn, wenn der Hut kleidet, so ist kein Preis zu hoch. — Und sie kleiden vortrefflich, diese kleinen, ovalen, mit Blumen umrandeten Pariser Toques wie die handgroßen Capotes, die Jules Ferry bezeichnend ein Gedicht aus Tüll und Spitzen nannte. — Der eigentliche Modehut der Saison ist der aus Stroh- spitzen gefertigte Randhut, den alt und jung trägt. Ist er nicht mehr elastisch genug, so trägt man kaltenreife Gewandungen, ist der Teint nicht mehr frisch, so nimmt man seine Zuflucht zur Malerei.

— Ruzeln werden überdeckt, gefaltete Stirnen geglättet, die Haare gefärbt, die Augenbrauen touchiert — uns Himmelswillen nur nicht — alt sein! Und jugendfrisch und anmutig wie die Pariserin selbst ist auch ihre Kleidung. Sie trägt kurze Kleider, um eine elegante

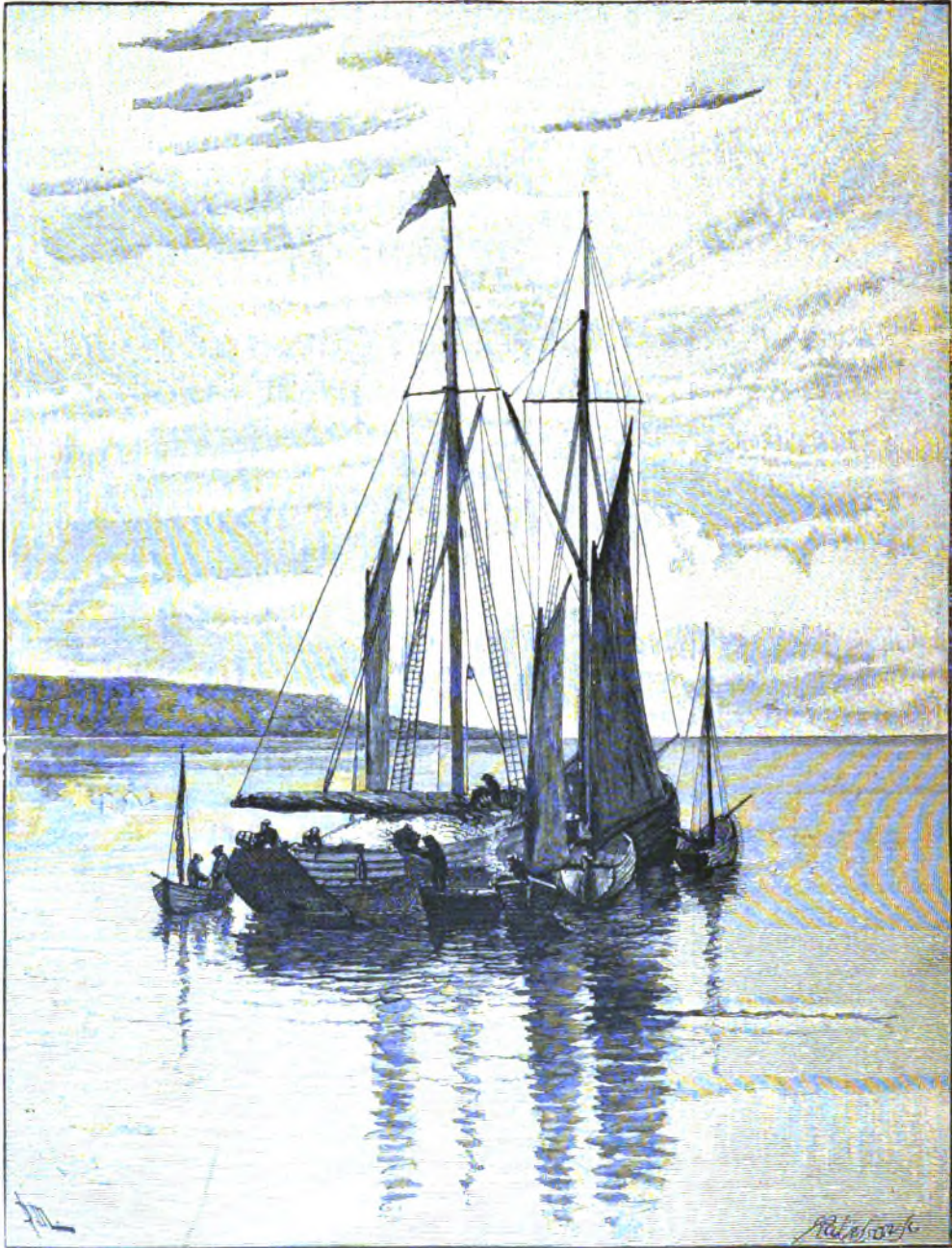
Gaufure, schleierlose Hüte, um einen frischen Teint, ungar- nierte Kleider, um ihren elastischen Gang zur Geltung zu bringen. Unser Blick streift die Anzahl der Frauen und Mädchen, die da in den Fahrtstühlen, auf den Maultieren die Säle durchwandern oder längs der Schreien Platz genommen, alle sind einfach gekleidet, aber jede anders; nirgends eine Spur jener Dufendtoiletten, die bei uns gar oft wie eine Art Uniform erscheinen. Doch wir haben den Dome de Paris durchwandert. Rechts von der Galerie wird das Auge jetzt durch eine Reihe von Pavillons gefesselt, die uns zeigen, welche Fortschritte die moderne Goldschmiedekunst gemacht. Inmitten dieser Anhäufung künstlerisch schön ausgestatteter Gegenstände zeichnet sich die Ausstellung des Hauses Christofle durch besondere Pracht aus. Die Service-, Bureau- und Toilette-Gegenstände sind aus massivem Silber gefertigt, mit Edelsteinen ausgelegt, inkrustiert, die Statuetten und Tafelaufsätze — auf Sockel aus zirkularem Silber stehend — aus Eisenbein und gechlörtem Kristall gefertigt; dem Schmuck des Hauses dienen gleichfalls die zu Aufstellungszwecken bestimmten Schalen und Schüsseln, die in altdeutschem Stil gehaltenen silbernen Wanddekorationen, die aus reinem, wie nachgeahmtem Silber gefertigten Jaspieren, die jetzt in jeder vollständigen Hauseinrichtung ein Modestück geworden sind.

Wie wir unter Heim nach allen Regeln der Kunst zu schmücken haben — und wer wüßte nicht, welch großes Wort die Mode heute in der Wohnungseinrichtung mit spricht! — zeigt uns der Saal der Architektur und der Dekorationen. Welch eine Auswahl von geschnittenen gotischen, altdeutschen, altindischen, englischen Möbeln! Da ein Speisezimmer im Barockstil, ein anderes Genre

Louis quinze, Louis seize, dann wieder eins im Phantastisch, dann Möbel für Willen und Landhäuser aus weichen Holz, mit Gold bronziert, geschnitzte Ebenholz- und Kirschbaummöbel nach Abbildungen aus den verschiedensten Museen, hygienische Möbel, solche im Renaissancestil, vergoldete und lackierte neben kostbaren Boullemöbeln, die als chefs d'oeuvre der Tapezierer gelten. Hohe Baldachine, Erleergarnituren, Portieren aus perlsamen und lyoner Stoffen scheinen im folgenden Saale unsere Aufmerksamkeit; ganz eigenartig schön ist die Möbelausstellung der Bon marché; die kostbaren Stühle, die in dem den ganzen II. Etod dieses Welt Hauses füllenden

sehr stolzen Dame Mode nicht fagen; sie leitet uns nach dem Pavillon des beaux arts, zeigt uns in den Porträts schöner Frauen, deren reiche Toiletten in Seide und kostbaren Stoffen einen Modestück in Entzücken versetzen können, dann noch ein Bild in der Wäscheabteilung, in der die Schätze der berühmten maisons de blanc ausgestellt sind, ein Besuch bei den Juwelieren, den wir, gebendet von all dem Glanz, kurz abhauen wollen — doch nein, da fesselt ein Robinson, der ein wahres Strahlenfeuer von sich gibt, unsere Aufmerksamkeit. Er heißt, wie man uns erzählt, „Impérial“, wiegt 20 Karat, mißt 40 Millimeter im Durchmesser und ist heute von Paris angelangt, um alsbald in die Hände des amerikanischen Eisenbahnkönigs überzugehen, der in seiner Braut ein

— doch, gefesselt werden will. Der Schmuck ist auf 12 Millionen Frank geschätzt worden. — „Ob wohl solche Steine werden?“ fragte ich meine Führerin. „Welche Schmuckstücke!“ sagte sie überlegen lächelnd und nach dem gegenüberliegenden Pavillon der Diamantstücke deutend, wies sie auf einen großen, gleich glänzenden Stein hin, der bestimmt ist, als Schlüssel an einem Mantel der Großfürstin Bladen verwendet zu werden. „Immer meinte sie,“ „dort wo es nicht wahr abut es nicht.“ — Die Kunstschätze sein und ja, sie fallen leicht in die Hand mit einfachen Mitteln große Wirkungen zu erzielen!“ — In der Ru war sie verschwunden. — „Bin nun der Schritt weiter!“ Man erzählt uns, daß auch die außerordentlichen Straßen-Gewer, Stickerien, Bouterien, Kleiderstoffe etc., die von der Mode des Landes kommen, ausgeführt, daß namentlich die Frauen des dohane, China, Japans, Kambodja, malerischen von letzterer Schätze geendet, daß Österreichische Hausindustrie vertreten, ein ganzer Pavillon von Kunstwerken, nach alten Modellen gefertigte Stickerien etc. entgegengekommen. Ende der Ausstellung befindet sich — doch, — die Schöne und ist auch dem Glanz



Die Grite zur See (S. 1147).

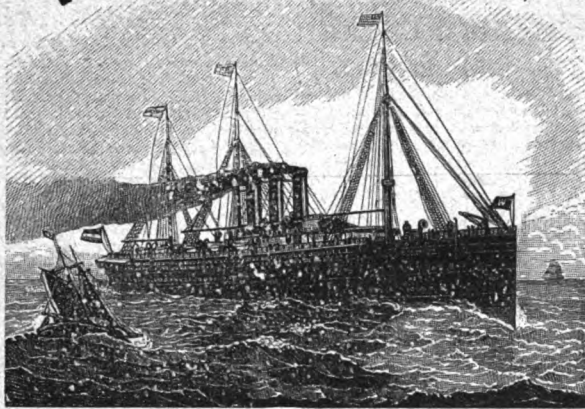
Raum angeammelt waren, sind hier zu Schau gestellt. Möbel in antikem, modernem Geschmack, solche mit persischen und altfranzösischen Bezügen, altdeutsche Erkerstühle und englische parlours, alles anmutend, neu und derart interessant, daß wir uns die Frage vorlegen: Wird es uns denn, nachdem wir all das geschaut, in unserem eigenen Heim, in dem wir vielleicht seit einem Jahrzehnt nichts Neues gekauft, noch gefallen? Doch wohl die Poésie des Hauses ist ja glücklicherweise weder von Prachtlosigkeit noch von modernen Dekorationen abhängig; nicht selten wird sie sogar durch das, was allzu modern ist, gereinigt. — Doch das dürfen wir unserer freundlichen Führerin, der auf ihre Ausstellungserfolge

lichen keine Stunde — um 6 Uhr müssen die Gärten geräumt werden, deshalb von all den Schönheiten, die wir heute nicht gebührend gewürdigt, ein anderes Mal. Und heute hinauf auf des Eiffelturms Höhen, um von da aus den Blick über alles, was da freucht und flackert, zu schweifen zu lassen, der Tageskönigin leuchten der Sterne goldenes Oer am Firmamente aufgegangen, der Strahlenfeuer von des Trocadero Höhen sich im Glanz der springenden Fontänen spiegeln, die Prachtbauten glänzen, aus voller Uebereignung ausrufen zu hören: „O Königin, das Leben ist doch schön!“ — Das Ende

Braunschweiger Spargel,
Erbsen, Bohnen, Champignons, Trüffeln etc. und Früchte.
Nur beste erste Qualitäten versendet nur direkt an Private
C. H. Daubert Nachfolger, Marzallstr. 3, Braunschweig.
[3626] Aeltere Conserven-Fabrik.

En gros. **MEISSEN.** Export.
Erprobteste reinweissbrennende Thone und Porzellanerden von hoher
Plasticität und Feuerfestigkeit empfehlen
Löthain-Meissner Thonwerke
Heinrich Rühle, Cöln-Meissen. [3612]

**Hamburg-Amerikanische
Packetfahrt-Actien-Gesellschaft.**
Directe Deutsche Postdampfschiffahrt



zwischen
Hamburg-New-York. **Stettin-New-York.**
Havre-New-York. **Hamburg-Baltimore.**
Southampton-New-York. **Hamburg-Westindien.**
Hamburg-Mexico. **Hamburg-Havana.**

Die regelmässigen Expressfahrten der neuen
Doppelschrauben-Schnelldampfer

„Augusta Victoria“

und
„Columbia“

zwischen
HAMBURG und NEW-YORK

beginnen am 9. Mal dieses Jahres.
Nähere Auskunft ertheilen sämtliche in- und ausländischen
Agenten der Gesellschaft sowie
Die Direction
in Hamburg, Deichstrasse 7.



The **Coventry Machinists Co.**
Coventry. [3513]

Alle Zwei- u. Dreirad-Meister-
schaften sind auf
unseren Maschi-
nen gewonnen
worden. — Auch
halten sie die
meisten Records.
Gen.-Vertreter:
Heinr. Kleyer
Frankfurt a. M.
Illust. Prospekte
g. 10 Pf. Porto-M.

Riedel'scher China-Wein

Bester Medicinalwein zur allgemeinen Körperstärkung und Kräftigung. Appetit
anregendes und Nerven stärfendes Mittel auch für Kinder.
Preis pro Flasche mit Gummihine-Gläschen M. 3.50., bei 6 Flaschen die 7. gratis
Schweizer-Apothete Berlin W., Friedrichstraße 173. [3496]

Neueste u. beste Schulen.

Celloschule v. H. Heberlein, 2 T. g. à 2.
Clarinettschule v. Kietzer, 3 T. g. à 2.
Concertinaschule v. J. A. Sokoloff 1.
Cornetschule v. Bagantz, 2 T. g. à 2.
Flötenschule v. E. Köhler, 2 T. g. à 2.
*) Grosse Clavierschule von Louis
Köhler, op. 314. Letzt. Meisterw.
d. berühmte Pädagog. 3 T. geb. à 2.
Gitarreschule v. Alois Mayer geh. 1.
Harmonikaschule v. J. A. Sokoloff 1.
Harmoniumschemel v. A. Michaelis,
auch für Organisten, 2 T. geb. à 2.
Harmonielehre v. Draeseke, f. gb. 3.
Mandolinenschule v. E. Köhler, gb. 2.
Melodielehre v. A. Michaelis, f. gb. 2.
Münchener Zitherlehrmeister von
O. Messner, leichteste Meth. gb. 2.
Sänger-ABC u. Kompass v. Nössler 1.
Viollinschule v. Bagantz, 3 T. gb. à 2.
Wiener Zitherschule v. Mayer, geb. 2.
Der kleine Rubinstein, f. junge Pianist.
70 ernste u. heit., klass. u. mod. Stücke.
100 S., mit Fingersatz v. F. Friedrich.
Pracht-Ausg. 3.—, Bill. Ausg. gb. 2.—
Verl. v. Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig
sowie durch jede Buch- u. Musikhandl.

*) Die Signale schreiben über die Grosse
Clavierschule von Louis Köhler, op. 314:
„Das ausserordentlich gründliche und bis
ins einzelne gehende Werk bedarf keiner
besonderen Empfehlung.“
Wer gründlich Klavier und Musik lernen
will, nehme nur Louis Köhler's Grosse
Clavierschule op. 314. [3488]

Fast in jeder Familie

ist man im Besitze einer kleinen alten
Photographie. Das Bild verblasst immer
mehr u. mehr u. man möchte es doch so gern
erhalten. In einem solchen Falle wende
man sich an die photograph. Anstalt von

Franz Reß in Treising,

dessen Spezialität es ist, nach solchen
alten Bildern schöne gelungene Photo-
graphien in jeder beliebigen Grösse her-
zustellen. Preislisten und Anerkennungs-
schreiben aus hohen und höchsten
Kreisen stehen franco zu Diensten.

J. BRANDT & G. W. v. NAWROCKI
besorgen & verwerthen
PATENTE
in allen Ländern
BERLIN W.
78 Friedrich-Strasse 78

Brüssel 1888, gold. Medaille

f. Kranken-Fahrstühle

f. Strasse u. Zimmer, Schlaf-
Kübe- und Tragessfel.
Heiss. Kopfkissen, Kran-
kenmöbel a. H. Katal. frei.
Köhler & Cie., Hoflief., Heidelberg.

Für 4 Mark 50 Pf.
senden frei ein 10 Pf. - Badetische, Hand-
töfen, Becken- und Glycerinseife. Allen
Haushaltungen sehr zu empfehlen. [3616]
Th. Coellen & Cie., Crefeld,
Seifen- u. Parfümeriefabrik.

FACHSCHULE
Für Müller- u. Mühlenbauer
DIPPOLDISWALDE

Zu beziehen
durch
alle Wein-Gross-Handlungen.
Kupferberg Gold.
Deutscher Seet. feinsten Qualität
Chr.-Adt. Kupferberg & Co., Mainz.
Hoflieferanten Sr. k. h. h. v. Hessen und bei
Rhein.



Morisch-kritische Ausgabe.

Unter Mitwirkung
hervorragender Germanisten
herausgegeben von
Joseph Kürschner.
Verlag von
Speemann, Berlin und Stuttgart.

Die neuesten Bände enthalten:

Das Werke XI., 1. Herausgegeben
v. Dr. Rob. Vögler. Enthält:
Marius Turpin's. Wolfenbüttler
Hage.

Das Werke XI., 2. Herausgegeben
v. Dr. Rob. Vögler. Enthält:
Humboldt Beiträge.

„Deutsche National-Litteratur“ ist
hier, nach einheitlichem Plane angelegte
schöne Ausgabe der gesamten
deutschen Litteraturgeschichte von ihren Anfängen
bis heute.

„Deutsche National-Litteratur“ ist
nationales Unternehmen von so her-
ragender Bedeutung, das mehr als
einige Gemeingut der wahrhaft
Beten werden sollte.

Weltpost.

L. S. i. S. Sie sind der guten Vor-
sicht, wenn es Ihnen Ernst ist um das,
was uns schreiben: „Von dem Wunsche
mit einer derartigen Lebensweise zu
durch der (solche) Verwechslungen der
tragen nicht besonders zur Befestigung
Lebensstellung bei!“ ich mich und
einigen erhalte, und nebstbei Rahmen
nicht doch nichts dagegen, daß wir
in der Regel ohne h schreiben?) und
verringe, habe ich schon einiges auf
schlechte der Dichtkunst gemacht (sehen
al an), und wie mir Bekannte und
unabhängige Bezeugten, mit gutem
wenn Sie's selbst sagen, muß es
sein).

Langs befaßte ich mich mit kleineren
den Novellen, die mir ganz gut von
gingen (Benedictuswerter!), schrieb
andere Erzählungen, Beschreibung-
stücken, und machte schließlich den
mir auch die Pyrit und Epif an-
n (Befestigung) also offenbar Ihr
Mein erster Versuch ist mir ziemlich
n (Selbstbewußtsein zielt den Meister).
mit durch Fleiß, durch Studium
was in allen seinen Schichten, durch
studieren der Natur sehr bald ge-
wonne Kenntnisse zu erweitern, die
den Gedanken in ihrer Wahrheit
habenheit aufzufassen, um damit
u. Schöne und Wortreife zu ver-
dienen“.

den wir uns diese „Verfinnlichung“
mal etwas näher an. Da lautet
n Schicht

Glückselig tief und sinnig
der Messe Silberhell
in der Zufrieden heute
die Kirche voll Moral (!)
die Orgel ganz erhaben
ist leise im Choral.

Mein lüftet heilig, freudig,
dem schönsten Tag im Leben,
der Tröstung, vollen Tones.
die Menschen folgen heilig,
der her das Mitterlein, das
ist froh, die Haare schneig.
ist und schneig... o weh!!
Mein lüftet schmerzvoll, schaurig,
der zu dem letzten Gange.
um und traurig folgt die Menge.
Ergebnis, voll Vertrauen,
ist die Blide auf die Erde,
ist sogar die Welt zu schauen.

Kampel Wies. Ueber das Welt
zu vermögen wir uns an dieser Stelle
äußern. Wir raten Ihnen auch,
zu glauben in der Lage zu sein, ärzt-
lich brauchen zu müssen, sich nicht mit
der solcher Bücher aufzuhalten, son-
dern einem tüchtigen Arzt sich anzu-

Weltpost.

N. M. Wir geben Ihrem Wunsche gern Folge und drucken nachstehend Ihren lehrreichen Brief ab, wozu uns der Verfasser des fraglichen Artikels, dem wir Ihre Zustimmung vorlegen, sogar ermuntert! „Gelehrter Herr Redakteur! Gestatten Sie mir, geehrter Herr Redakteur, zu dem Aufsatz „Ein Wort zu Gunsten der Ornithologie“ im Aprilhefte Ihrer geschätzten Zeitschrift einige kurze Bemerkungen.

Was zuerst die Empfehlung des Größeren Wertes betrifft, so wird dieser wohl jeder Ornithologie mit Zug und Recht beigemessen können. Das Werk nimmt unter den vielen guten ornithologischen Büchern und Sammelwerken, die wir in Deutschland haben, eine hervorragende Stelle ein. Auch die Aufforderung in jenem Aufsatz an alle, insbesondere an die reifere, männliche Jugend Deutschlands, die Ornithologie fortan mehr zu pflegen, als es bisher geschehen, muß jeden Liebhaber der einheimischen Vogelwelt erfreuen. Es kann hier noch sehr viel gesehen, besonders auf Gymnasien. Darauf hingewiesen zu haben, dafür gebührt dem Verfasser dieses Aufsatzes herzlichster Dank.

Keineswegs aber sind zu billigen die Mittel und Wege, die hier zur Förderung in jenem Fache angegeben werden. Wenn es in dem Aufsatz heißt: „Um Eier zu sammeln, Vögel zu fangen für das Ausstopfen“, muß der Knabe hinaus! — so ist wohl zu bedenken, daß unser jetziges Vogelschutzgesetz mit Zug und Recht strenger ist als die früheren. Vom Fangen der Vögel, Sammeln der Eier derselben durch Unbefugte kann heute keine Rede mehr sein. Und abgesehen davon, gibt's noch andere Gründe, die gerade das hier so angeführte Eier sammeln verwerflich machen. Einer unserer tüchtigsten Ornithologen und bewährter Mitarbeiter dieser Zeitschrift, Dr. Karl Ruß, spricht selbst in seinem Buche „In der freien Natur“ seine Mißbilligung über Sammlungen von Vogeleiern durch Laien aus. Nicht nur, daß so durch bloße, thörichte Sammelwut unnötig viel Vogelleben vernichtet werden, haben gerade mehrere unserer einheimischen Vogelarten die Gewohnheit, ihre Nester, sobald es jemand angemerkt, für immer zu verlassen: durch Rauben eines Eies gehen also auch die übrigen verloren — ein ganz bedeutender Schaden für den Haushalt der Natur.

Laßt also jeder, der unsere einheimische Vogelwelt kennen lernen will, von den hier angegebenen Mitteln. Gehört ja zum Studium derselben vielmehr nur ein offenes Auge und Ohr, ein wenig musikalischer Gehör, Lust und Liebe zum Wandern und Verlesen in einem der ornithologischen Volksbücher, besonders Kenntnis des Flügelmaßes der einheimischen Vogelarten. Verfasser dieses weiß aus eigener Erfahrung zu bestätigen, daß es auf diese Weise ohne jede andere Leistung und ohne einem Vogel irgend welches Leid zuzufügen, jedem deutschen Knaben, wenn er nur Lust hat, möglich ist, die deutsche Vogelfauna kennen zu lernen. Das Sammeln etc. bleibe denen, die wissenschaftlich die Ornithologie betreiben. Für die Jugend und den Laien genüge es, in Feld und Wald umherzuwandern, den verschiedenen Stimmen der Vögel zu lauschen und sie sich einzuprägen. So werden sie Lust und Liebe für die Vogelwelt empfangen, damit auch Anregung, das Wohlleben der Vögel soweit wie möglich zu fördern, im Sommer durch Aufhängen von Nistkästen für die nützlichen Weisenarten, im Winter durch geeignetes Futterstreuen etc.; und jedem, der so die Ornithologie treiben will, dem ruft Schreiber dieses seine besten Wünsche zu.

N. M.

Mitglied eines großen deutschen ornithologischen Vereins, Abonnent dieser Zeitung zc.

B. M. in K. Eine Akademie für das Bauwesen besteht in Berlin, Bergwerkschulen und ähnliche Institute finden sich in Berlin, Breslau, Chemnitz, Magdeburg, Stuttgart zc. Wie Sie sehen, haben Sie die Auswahl!

M. B. Ihre Handschrift haben wir an die betreffende Stelle zur Beurteilung übersendet. Den Verfasser der Romane „Die Ritter der Industrie 1858“, „Die Leute der Antike 1889“, „Die Herren vom Acker 1860“, „Das Geschlecht der Zukunft 1861“ und „Die Männer vom Leder 1862“ können wir Ihnen leider nicht verraten, da er uns selbst unbekannt ist. Kennt ihn keiner unserer Leser? Der Roman von Schnabel: „Die Insel Felsenburg“, dürfte sich für Sie am besten in der Bearbeitung von Lady Tied empfehlen, die Ihnen jeder Antiquar beibringt. Einen Teil des Originals finden Sie übrigens als Anhang zu Bd. 37 von „Die deutsche National-Literatur“.

ADRESSEN
des Handels-
des Wirt-
des Lehr-
des Staat-
des all-
der Erde
des vollen
des Export-
des aller
des Länder-
des Liefer-
unter Garantie; Inter-
nation. Adressen-Verl.-An-
stalt (C. Herm. Serbe Leipzig
(gegr. 1864). Katal. ca. 950 Branchen = 50 000 000 Adr.
für 50 Pf. = 35 Kr. 8 W. in Postmarken franco.

**Telephon-Fabrik
Mix & Genest
S. W. BERLIN S. W.**



Transport. Tisch-Station.
Wiederverk. illust. Preise. gratis.

Crunksucht
heißt ich durch mein vorzügliches Mittel und
liefern auf Verlangen umsonst gerichtlich
geprüfte und eidl. erhaltene Zeugnisse.
Reinhold Retzlaff, Fabrikant in Dres-
den 10. [3640]

Caesar & Minca in Zahna (Prov. Sachsen)

notorisch bekannt grösste europäische Hundezüchterei,
prämiiert mit goldenen und silbernen Staats- und Vereins-Medailles.
Lieferant Sr. Maj. des Kaisers von Deutschland, Sr. Maj. des Kaisers von Ruß-
land, Sr. Maj. des Gross-Sultans der Türkei, Sr. Maj. des Königs der Niederlande, Sr.
Hoh. des Grossherzogs von Oldenburg, sowie vieler k. k. Prinzen, regier. Fürsten.
Geschenk Sr. Maj. des Kaisers von Deutschland
dem Fürsten Bismarck zum Geburtstag den 1. April 1889.

Spezialität: Ulmer Colossal-Doggen, Berghunde,
Leonberger, Newfoundland, Dänische u. Bulldoggen, Englische
und Deutsche Mastiffs, Königs- und Löwenpudel, Rattler, Terrier,
Pinscher, King Charles, Möpse, Spitzer, Havana- und
Bologneser-Hündchen etc.



„Tyras“, „Reichshund“ (Ulmer Doggen)

Angekauft aus der Hundezüchterei Caesar & Minca, Zahna im März 1889.
Permanente Ausstellung von mehreren Hundert Hunden in Wittenberg am Bahnh.
Die Brochüre: Des Hundes Aufzucht, Pflege, Dressur und Behandlung
Krankheit mit 50 Illustrationen. M. 10. —, Fl. 6. —, R. 5. — oder Fr. 12. 50.
Preisliste in Deutsch und Französisch incl. 30 verschiedener Abbildungen
der modernsten Hunderassen franco gratis.
Generalagenturen: Enrico Lücke, Rom, Via Uffizi del Vicario 16. W. L.
macher, Djokja, Niederl. Indien. [3640]

**Graphische
Ausstellung**
der
Württemberg. Buch- & Druck- Gewerbe
zur Feier des Regierungs-Jubiläums
Seiner Majestät des Königs

KARL VON WÜRTTEMBERG
unter dem Protektorat Sr. Hoheit des Prinzen
HERMANN ZU SACHSEN-WEIMAR-EISENACH

STUTTGART
vom 1.-30. Juni
in der städtischen Gewerbehalle.

FÜR UNSERE KRANKEN!

Kostenfrei für Jedermann hat die
Direction des Sanjana-Instituts zu
Egham (England) eine neue
Aufl. der Sanjana-Heilmethode
in deutscher Sprache herausge-
geben. — Die Sanjana-Heil-
methode ist das berühmteste Heil-
verfahren der Neuzeit und be-
weist sich von ganz wunderbaren
Erfolge bei allen Stadien der
Lungenschwindsucht, chron.
Lungen-Catarrh, Verhärtung der
Lunge, tuberculöser Erweichung,
Asthma, Emphysem; bei Nerven-
gehirn- und Rückenmarks-
Leiden, sowie bei allen hiermit
resultierenden Krankheitszustän-
den. Jedermann erhält die Prin-
cipien dieser Heilmethode gratis
u. franco durch den Secretär
der Sanjana-Company, Herrn
Paul Schwerdtfeger zu Leipzig
N.B. Zahlreiche Zeugnisse über
die erstaunliche Wirkung der
Heilmethode sind jedem Exem-
plare beigegeben. [3398]

**HERMANN SCHERRER
LODEN-ARTIKEL**
genießen
Welt- und
Grat.



Herm. Scherrer München, Neuhauserstr.

SCHERING'S PEPSIN-ESSENZ
nach Vorschrift von Dr. Oscar Liebreich, Prof. der Arzneimittellehre an der Universität zu Berlin.
Verdaunungsbeschwerden, Trägheit der Verdauung, Sodbrennen, Magenverfäulnis, die Folge
von Unmäßigkeit im Essen und Trinken werden durch diese angenehm schmeckende Essenz binnen
kurzer Zeit beseitigt.
Preis p. 1/2 Fl. M. 3. —, 1/2 Fl. M. 1. 50. Bei 6 Fl. 1 Fl. Rabatt. [3598]

Schering's Grüne Apotheke,
Berlin N., Chaussee-Strasse 19. Fernsprech-Anschluß.
Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und den renommirtesten Drogenhandlungen.
Briefliche Bestellungen werden prompt ausgeführt.



Stottern

heilt gründlich die seit 27 Jahren bestehende **Denhardt'sche Anstalt** in **Burgsteinfurt**, Westfalen. Prospect gratis. Honorar nach Heilung.

Solide Buckskins das Meter von **M. 3.90** ab versendet auch an Private. Muster frei. [3193] **Bruno Frenzel, Cottbus.**

FÜR TAUBE. Eine durch ein einfaches Mittel von 23jähriger Taubheit u. Ohrengeräuschen geheilte Person ist bereit, dessen Beschreibung Jedem gratis zu senden. Adr.: **Nicholson, Wien IX, Kellingt.**



Wichtige Erfindung für die = AUGEN! =

Rodenstock's
neue verbesserte

Augengläser

mit **Diaphragma**,

welche die bedeutendste Vervollkommenung und wissenschaftlich richtige Ausführung dieses hochwichtigen Hilfsmittels repräsentieren, sind das Beste, was es zum **Sehen und Erhaltung** der Augen gibt. Wer gut sehen und seine Augen schonen will, wähle wenn **kurzsichtig** und nicht gut in der Ferne, oder **weitsichtig** und nicht gut in der Nähe zum Lesen und dergl. gesehen wird oder dessen Augen zu **rasch ermüden** etc., diese neuen besseren Gläser.

Diese unter ständiger Kontrolle des Erfinders derselben und anderer Augen-Apparate des Physikers **Josef Rodenstock** gefertigten verbesserten Brillen und Pince-nez sind durch die autorisierten Verkaufsstellen der meisten Hauptstädte zu beziehen und **direkt zu Originalpreisen** von der Hauptdetail-Abgabestelle, dem Spezial-Institute für wissenschaftlich richtige Augengläser

Optisch-oculistische Anstalt in München, Karlsthor 8.

Ausführliche Beschreibung mit Anerkennungen aus allen Welttheilen, ebenso Preisliste und leicht verständliche Anleitung zur schriftlichen Bestellung gratis und franco. **Niemand**, der irgend welche Abgänge am Sehvermögen hat, versäume, sich diese zu seiner Information kommen zu lassen.

Optische Anstalt G. Rodenstock, Hoflieferant,

*** **München.** ***

[3609]



Warnung! Da sehr oft die fehlerhaftesten Imitationen unter Missbrauch unseres Namens als ächte Rodenstock's he Gläser ausgegeben werden, möge man im Zweifelsfalle durch Anfrage bei uns sich über die Offertstelle vergewissern!

Nach kurzem Gebrauch unentbehrlich als Zahnputzmittel.

Schönheit der Zähne

KALODONT

Neue amerikanische
GLYCERIN-ZAHN-CRÈME

(sanitätsbehördlich geprüft)

F. A. Sarg's Sohn & Co.

k.k. Hoflieferanten
in **WIEN.**

[3190]

Zu haben bei den Apothekern und Parfumeurs 1 Stück 65 Pf.
General-Depôt für Württemberg, Bayern, Baden und Hessen:
bei **Louis Duvernoy** in **Stuttgart.**
„ „ für Norddeutschland:
bei **J. D. Riedel** in **Berlin N. 39.**

Garantie-Seidenstoffe

der Seidenwaaren-Fabrik von: **von Elten & Keussen, Crefeld,**

Fabrikmarke.

direkt aus der Fabrik, also aus erster Hand, zu beziehen.

In beliebigem Meter-Maass zu Fabrikpreisen:

Garantirt solide schwarze Seidenstoffe, weisse und
Crème Seidenstoffe, schwarze und weiss carrirte und
gestreifte Seidenstoffe, farbige Seidenstoffe und Roh-
seidenstoffe, schwarze Sammete und Peluche etc. etc.

Man schreibe wegen Zusendung der reichhaltigen

Mustercollection. [3208]



Verlag von **Ernst Reil's** Nachfolger in **Leipzig.**

In unserem Verlage ist erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

Anleitung zur

Pflege der Zähne und des Mundes

nebst einem Anhang:

Ueber künstliche Zähne

von
Dr. Wilhelm Süersen.

Kgl. Preuß. Geh. Hofrath und Hofzahnarzt in Berlin.

Gekrönte Preisschrift,

herausgegeben vom Central-Verein deutscher Zahnärzte.

Sechste, neu durchgesehene Auflage.

Preis eleg. brosch. M. 2. —, eleg. geb. M. 2. 50.

Diese gekrönte Preisschrift ist ihrem ganzen Inhalte nach allen Denen zu empfehlen, welche den Werth der Zähne erkannt haben und für die Erhaltung derselben ernstlich besorgt und eifrig bestrebt sind. Wir dürfen diese populäre Darstellung um so mehr als sicheren Rathgeber bezeichnen, da sie das Ergebnis der geläutertesten Ansichten und Erfahrungen wahrer Sachverständiger und demnach frei von einseitiger Anschauung und Aufassung ist. Bei der heutzutage immer mehr zunehmenden Verberbnis der Zähne ist ein solch zuverlässiger Leitfaden für die Pflege und Erhaltung derselben in den weitesten Kreisen ein großes Bedürfnis. [3633]

Apoth. Rich. Brandt's

Schweizerpillen

seit 10 Jahren von Professoren, praktischen Aerzten und dem Publikum als billiges, angenehmes, sicheres und unschädliches Haus- und Heilmittel angewandt und empfohlen. Erprobt von:

Prof. Dr. R. Virchow,

Berlin.

v. Gielt,

München (†).

Reclam,

Leipzig (†).

v. Nussbaum,

München.

Hertz,

Amsterdam.

v. Korczynski,

Krakau.

Brandt,

Klausenburg.

Prof. Dr. v. Freisch,

Berlin (†).

v. Scanzoni,

Würzburg.

C. Witt,

Kopenhagen.

Zdekauer,

St. Petersburg.

Sooderström,

Kasan.

Lambert,

Warschau.

Forster,

Birmingham.



bei Störungen in den Unterleibsorganen, Leberleiden, Hämorrhoidalbeschwerden, trägem Stuhlgang, habitueller Stuhlverhaltung und daraus resultirenden Beschwerden, wie Kopfschmerzen, Schwindel, Beklemmung, Athemnoth, Appetitlosigkeit etc. Apotheker Rich. Brandt's Schweizerpillen sind wegen ihrer milden Wirkung von Frauen gern genommen und den scharf wirkenden Salzen, Bitterwässern, Tröpfchen, Mixturen etc. vorzuziehen.

Dum Schutze des kaufenden Publikums

Sei noch besonders darauf aufmerksam gemacht, daß sich Schweizerpillen mit täuschend ähnlicher Verpackung im Verkehr befinden. Man überzeuge sich stets beim Ankauf durch Abnahme der um die Schachtel gewickelten Gebrauchsanweisung, daß die Etiquette die obenstehende Abbildung, ein weißes Kreuz in rothem Felde und den Namensoz Rich. Brandt trägt. Auch sei noch besonders darauf aufmerksam gemacht, daß die Apotheker Rich. Brandt's Schweizerpillen, welche in der Apotheke erhältlich sind, nur in Schachteln zu M. 1 (keine kleineren Schachteln) verkauft werden. — Die Behandlung ist nach jeder Schachtel angegeben.

Feines Tafelgeflüge

„Monopole Hongrois“

(naturell milchgemästet oder getrüffelt)

sowie ungarische Legehühner u. Zuchthähne wegen ihrer vortrefflichen, auf erhöhte Eierproduction gerichteten Eigenschaften.

Die **Verlen des ungarischen Tieflandes** genannt, liefert die Specialität von einem Hohlkörben aufwärts bis zu ganzen Waggonladungen unter Garantie für lebende Ankunft die bestrenommierte

Ungarische Hühnerzucht des

Victor Haydecker in Püspök-Ladány, Ungarn

Preise per Stück überallhin franco, zollfrei und emballagefrei.

1888er ausgewachsene (Verlen d. ungar. Tieflandes) legetreue Thiere pr. St. M. 1. —

1888er ausgewachs. Legehühner u. Zuchthähne (ohne Farbenschrift) pr. St. M. 1. —

1888er Dreiviertel ausgewachs. Legehühner (in ca. 3 Monaten legend) pr. St. M. 1. —

1888er Küken (kräftige zuchtfähige Thiere) pr. St. M. 1. —

Poularden (getrüffelt) pr. St. M. 1. —

Poularden (fines-herbes Mastung mit jungem zartem Fleisch) pr. St. M. 1. —

Mastküken (Poullets), 1888er Brut (äußerst zartes Fleisch), nicht unter 6 Stück pr. St. M. 1. —

Masthähnen (gemäß schlafrühige Exportwaare), nicht unt. 6 St. pr. St. M. 1. —

Jungenten (auf das Fleisch gemästet) pr. St. M. 1. —

Junggänse (auf das Fleisch gemästet mit mäßigem Fettschlag) pr. St. M. 1. —

Eine Probefendung enthaltend: eine Ente (getopft), eine Poularde (getrüffelt) und eine Poularde (fines-herbes Mastung) mit nur jungem zartem Fleisch oder ein ungarischer Zuchthahn (samt den dazu passenden zwei Legehühnern) (von den Verlen des ungarischen Tieflandes) wird für Mark 6.50, überallhin Deutschland franco, zollfrei und emballagefrei unter Garantie für lebende Ankunft versendet.

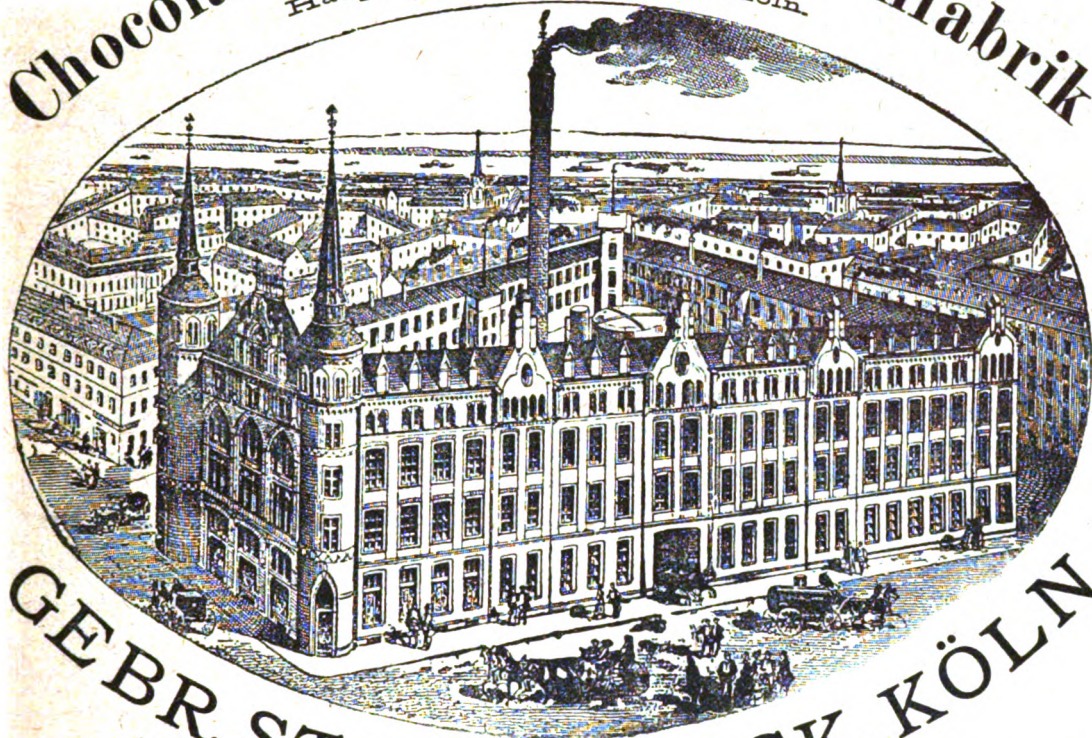
20 Pf. Jede Musik **alische Univers**
Bibliothek!
Class. u. mod. Musik, 2. u. 3. Abth.
Lieder, Arien etc. Vorzüge! 500
Druck, stark. Papier. Vorselechn. grat. u. fr. v. Felix Siegel, Leipzig, Döring

42
Gold. etc. Medaillen.

27
Hof-Diplome.

Chocoladen- u. Zuckerwaarenfabrik

Haupt-Fabrik-Gebäude in Köln.



GEBR. STOLLWERCK, KÖLN

Königl. Preuss., Kaiserl. Oesterreich. etc. Hoflieferanten.

Dampf- und Maschinenbetrieb von 550 Pferdekraft.
— Ende 1888 über 1000 Personen beschäftigt. —

Sachgemässe Einrichtungen, wie sie nur durch den Gross-Betrieb ermöglicht werden können, haben den oben veranschaulichten Fabrik-Anlagen zu einer Ausdehnung verholfen, welche nur von wenigen der Branche auf dem Continent erreicht wird. — Der grosse Verbrauch ermöglicht den Einkauf der Rohmaterialien und deren geeignete Auswahl direct in den Productionsländern; hierdurch und durch die Fabrikation im grösseren Massstabe entstehen Vortheile, welche dem Consumenten in Qualität und Preisen zu Gute kommen.

Feine Ess- und Trink-Chocoladen.
Dessert-Chocoladen und Bonbons
in feinen Qualitäten und in den elegantesten Ausstattungen.
Puder-Cacao in vorzügl. Qualität.

Alleinige Fabrikanten von
Dr. Michaelis'
Eichel Cacao

Brause-Limonade-Bonbons
mit verschiedenem Geschmack.
Conservirte Früchte und Marmeladen.

Stollwerck'sche Chocoladen, Cacaos u. Zuckerwaaren sind überall käuflich.

Weltpost.

J. W. in Sch. Für verpöbte Ein- sendung von Lösungen des Preisrästel- sprungs können Preise nicht gefordert werden.

K. S. H. Die Zahlung der Anagen erfolgt aus dem Familienvermögen des betr. fühligen Hauses, bezw. der Jüdische des betr. Familienhauptes. Es ist richtiger und gebräuchlicher, Tozt zu sagen, statt Toast.

E. B. in Z. Für Ihren Spruch haben wir keinen Raum, wohl aber für die Bitte, Ihre Briefe künftig nicht unfrankiert an uns einzulenden.

B. H. Wir werden mit Rücksicht auf die Notiz über Stahlbratbüchsen in Heft 9 von dem Mittinhaber der Firma Heffel & Müller in Gabeln darauf aufmerksam gemacht, daß jene Büchsen keine Patentbüchsen seien, vielmehr auch von Heffel & Müller als der ältesten deutschen Stahlbratbüchsen- Fabrik verfertigt werden.

J. W. in M. Wenden Sie sich doch an den Direktor der Verwaltungsebene der Kaiserlichen Admiralität in Berlin (W. Leipziger Platz 13) Herrn Wirkf. Geh. Admi- ralsitätsrat Richter. Der Herr wird Ihnen aber gewiß eine Auskunft nicht versagen.

R. H. in D. Ueber die Briefmarken- sprache ist im vorigen Jahr ein kleines Buch erschienen, doch erinnern wir uns nicht mehr, bei wem. Ein Sortimentierer wird Ihnen aber gewiß eine Auskunft zu erteilen ver- mögen.

G. B. in M. Zur Selbsterlernung der Stenographie empfehlen wir Ihnen die „An- leitung zur deutschen Stenographie, 52. Aufl.“ (Berlin, Mittler & Sohn, M. 1.)

R. L. in E. Wie teuer ein Winter- aufenthalt in Ostro zu stehen kommt, ist uns nicht bekannt. Wir raten Ihnen aber sich den in Meyers Reisehandbüchern er- schienenen Band „Ägypten“ anzuschauen, aus dem Sie alles Nähere erfahren können.

Poststempel Gemböden. Ihre Ein- ladung zu einem Spiritistensongreß gehört doch mehr in den Inzeratenteil als in die Zeitschrift selbst.

Naturfreund. Den im Weihnachts- heft geschilderten Ameisenlöwen können Sie in zweifacher Weise überwintern. Entwerfen Sie stellen den Tozt oder Hafen mit ihm in einer warmen Stube aus Doppelfenster, also an einen Ort, wo auch zur Nacht die Wärme nicht unter 14° R. sinkt und wo er zugleich hell genug steht, so daß er also den ganzen Winter über munter bleibt. In diesem Fall müssen sie aber dafür sorgen, daß Sie ihm auch in der Winterzeit wenigstens alle drei bis vier Tage eine Flegel, vielleicht aus einer Wädel oder einem anderen warmen Raum, oder anderweitige Kreditiere beschaffen. Einen guten Nothbehelf bieten dann immer die Scha- den und schlammigenfalls thut es jedoch auch ein kleiner Mehlwurm. Ist Ihnen diese Fütterung indessen doch zu umständlich, so können sie den Ameisenlöwen überwintern, indem Sie ihn mit seinem Häuschen ruhig draußen auf dem Fensterbrett stehen lassen. Er gräbt sich dann tiefer in den Sand hinab, sobald es kalt wird, zum Winter Schlaf. Sie decken nun etwas Moos darüber und stellen den Tozt in den Keller, wo er vor starkem Frost geschützt ist. Mit dem beginnenden Frühling nehmen Sie das Moos fort und bringen den Tozt wieder an seinen sonnigen Platz auf dem Fensterbrett.

Dr. Karl Ruß. Frühlingsschichter. Es ist uns leider nicht möglich, allen Pegasuskindern, die im Namen der wiedererwachenden Natur die schneidigsten Sachen zuwege gebracht haben, an dieser Stelle einzeln unser Mißfallen für ihre Sendungen auszusprechen. Wir haben es unterlassen diese papiernen Früh- lingsstimmen zu zählen, sondern nach des Dichters Gebot gewogen, und siehe da, der ordnende Geist der Redaktion, dem die Ma- turalur als Extrabeute zufällt, hat uns auf seinem Gesicht viel Sonnenschein gezeigt. So hat diese Lyrik doch einen dankbaren Ab- nehmer gefunden.

Wienerin. Die Pasta Mad für Toi- lette und Bad ist wirklich ein vortreffliches Toilettepräparat, das wir Ihnen angelegentlich empfehlen. Es wird sowohl dem Waß als dem Wadewasser zugelegt und verleiht ihm einen lieblichen und erfrischenden Wohlgeruch, der so kräftig ist, daß der Körper noch lange nach der Wäsche danach duftet. In den jetzt herrschenden Sommermonaten wird es Ihnen als Erfrischungsmittel besonders will- kommen sein. Sie bekommen die Pasta ge- wöhnlich in den Parfümeriegeschäften und Apotheken Wiens, sonst wenden Sie sich an Sch. Mad, Ulm a. D. den Fabrikanten und des Toi- lettenfinders des Toilettemittels.

Rud. Moser's Archiv

für weibliche Hand-Arbeiten.

Neue, ganz eigenartige, überraschend praktische Zeitschrift! Behandelt Zeichnen, Malen, Nähen, Sticken, Stricken, Häkeln, Knüpfen, Aetzen, Weben, Klappeln, Glas-Radiren, Modelliren, Gummi-Kneten, Laubsagen, Holz- und Leder-Schnitzen, Stütz-Vergolden, Blumen-Binden, Filigran-, Nagel-, Papp-Arbeiten etc. etc.

Reich illustriert! Pro Vierteljahr nur 75 Pf. franco!!

Jede Dame, welche das Blatt sieht, abonniert darauf! Jeder Abonnent kann mitarbeiten! Jeder Beitrag wird honorirt! Proben gratis vom Verlag. Rudolf Moser & Sohn, Leipzig, Fleischerplatz.

Gesetzlich geschützt.



Dr. med. Lahmann's diätet. Nahrungsmittel. Nahrungsalz-Cacao-Pulver, leichtlöslich, ohne schädliche Alkalien (Soda, Pottasche), per Pfund 3 M. Nahrungsalz-Chokolade. Beiden Sorten leichte Verdaulichkeit, höchster Nährwert; gewöhnlicher Chokolade vorzuziehen. Blutarmen und schwächlichen Personen besonders empfohlen, per Pfd. 1.60 u. 2 M. Vegetabile-(Pflanzen)Milch, Kindernähr- mittel, kein Mehlpräparat, macht, ver- mischt mit Kuhmilch, letztere für Säug- linge verdaulich. Viele dankbare An- erkennungs-Schreiben. Per Büchse 1.30 M. [3364] Pflanzen-Nahrungsalz-Extrakt enthält die für die Blutbildung so nötigen Nahrungsalze. Per Topf 1,70 M. [3364] Alleinige Fabrikanten: **Hewel & Veithen, Köln a. Rh.,** Chokoladen- Fabrik. Man verlange und ersehe Näheres aus Gratis-Broschüre. General-Depot für England: Andre & Co., Haekney-London.

Deutsche

Militäirdienst- Versicherung-Anstalt in Hannover.



Eltern von Söhnen unter 12 Jahren werden auf obige, 1878 errichtete, unter Oberaufsicht der Königl. Staatsregierung stehende Anstalt aufmerksam gemacht. — Zweck derselben: Weentliche Verminderung der Kosten des ein- wie dreijährigen Dienstes für die betr. Eltern, Unterstützung von Berufssoldaten, Ver- sorgung von Invaliden. Je früher der Beitritt erfolgt, desto niedriger die Prämie. Im Jahre 1883 wurden versichert 21,600 Knaben mit M. 25,600,000 Capital. — Status Ende 1888: Versicherungscapital M. 112,000,000; Jahreseinnahme M. 6,600,000; Garantiemittel M. 20,000,000; Invalidenfonds M. 129,000; Dividendenfonds M. 628,000. Pros- pecte etc. unentgeltlich durch die Direction und die Vertreter. [2872]

Da ich nicht reisen lasse, so offerire garantirt reinen, selbstgecellerten, Flaschen- reifen

Rheinwein

Weissen von 45 Pf. an pro Liter bis zu den feinsten Lagen. Kleinste Gebinde 25 Liter. Proben und Anweisung zum richtigen Abfüllen der Weine gratis und franto gegen Ein- sendung von 30 Pf. pro Probe für Glas und Packung. [3492] **Kierstein a. Rh.** **Franz Hirsch,** Weingutsbesitzer.

Cibilo Fleisch-Extrakte

liefern die wohlgeschmeckendsten und kräftigsten Suppen.

16 Medaillen und Ehrendiplome. [3427]

Collection Spemann

Serie der Gegenwart. Moderne Romane. Soeben ist erschienen: **Band 313. Foggazaro, Malombra. III. Band.** Preis des elegant gebundenen Bandes 1 Mark. Kataloge gratis in jeder Buchhandlung.

Pain-Expeller Das zuverlässigste Mittel gegen Gicht, Rheuma, Ischias, Hüftweh, Nerven- schmerzen u. s. w. Nachweislich: Richter's Anter-Pain-Expeller. Preis 50 Pf. u. 1 M. Borräthig in allen Apotheken. Nur echt mit Unter- f. Ad. Richter & Cie., Radelstadt.

Bestes Putzmittel der Welt



Man achte auf Firma und Schutzmarke! IN DEN APOTHEKEN



75 PFENNIG

PATENT schnell und sorgfältig durch **RICHARD LÜDERS, Civil-Ingenieur in GÖRLITZ.**

Chemische Waschanstalt Reinigung jeder Art anzerrennter **Herren & Damen Garderobe.** Möbelstoffe, Polsterwaren, etc. **Färberei Judlin** Aufträge von Auswärts werden prompt erledigt und erbitte dieselben direkt an die Fabrik Charlottenburg, Lützow 5, zu übermitteln.

Glasen-Haalt an übertraffen mit 1883, 1884, 1885, 1886, 1887, 1888, 1889, 1890, 1891, 1892, 1893, 1894, 1895, 1896, 1897, 1898, 1899, 1900, 1901, 1902, 1903, 1904, 1905, 1906, 1907, 1908, 1909, 1910, 1911, 1912, 1913, 1914, 1915, 1916, 1917, 1918, 1919, 1920, 1921, 1922, 1923, 1924, 1925, 1926, 1927, 1928, 1929, 1930, 1931, 1932, 1933, 1934, 1935, 1936, 1937, 1938, 1939, 1940, 1941, 1942, 1943, 1944, 1945, 1946, 1947, 1948, 1949, 1950, 1951, 1952, 1953, 1954, 1955, 1956, 1957, 1958, 1959, 1960, 1961, 1962, 1963, 1964, 1965, 1966, 1967, 1968, 1969, 1970, 1971, 1972, 1973, 1974, 1975, 1976, 1977, 1978, 1979, 1980, 1981, 1982, 1983, 1984, 1985, 1986, 1987, 1988, 1989, 1990, 1991, 1992, 1993, 1994, 1995, 1996, 1997, 1998, 1999, 2000, 2001, 2002, 2003, 2004, 2005, 2006, 2007, 2008, 2009, 2010, 2011, 2012, 2013, 2014, 2015, 2016, 2017, 2018, 2019, 2020, 2021, 2022, 2023, 2024, 2025, 2026, 2027, 2028, 2029, 2030, 2031, 2032, 2033, 2034, 2035, 2036, 2037, 2038, 2039, 2040, 2041, 2042, 2043, 2044, 2045, 2046, 2047, 2048, 2049, 2050, 2051, 2052, 2053, 2054, 2055, 2056, 2057, 2058, 2059, 2060, 2061, 2062, 2063, 2064, 2065, 2066, 2067, 2068, 2069, 2070, 2071, 2072, 2073, 2074, 2075, 2076, 2077, 2078, 2079, 2080, 2081, 2082, 2083, 2084, 2085, 2086, 2087, 2088, 2089, 2090, 2091, 2092, 2093, 2094, 2095, 2096, 2097, 2098, 2099, 2100, 2101, 2102, 2103, 2104, 2105, 2106, 2107, 2108, 2109, 2110, 2111, 2112, 2113, 2114, 2115, 2116, 2117, 2118, 2119, 2120, 2121, 2122, 2123, 2124, 2125, 2126, 2127, 2128, 2129, 2130, 2131, 2132, 2133, 2134, 2135, 2136, 2137, 2138, 2139, 2140, 2141, 2142, 2143, 2144, 2145, 2146, 2147, 2148, 2149, 2150, 2151, 2152, 2153, 2154, 2155, 2156, 2157, 2158, 2159, 2160, 2161, 2162, 2163, 2164, 2165, 2166, 2167, 2168, 2169, 2170, 2171, 2172, 2173, 2174, 2175, 2176, 2177, 2178, 2179, 2180, 2181, 2182, 2183, 2184, 2185, 2186, 2187, 2188, 2189, 2190, 2191, 2192, 2193, 2194, 2195, 2196, 2197, 2198, 2199, 2200, 2201, 2202, 2203, 2204, 2205, 2206, 2207, 2208, 2209, 2210, 2211, 2212, 2213, 2214, 2215, 2216, 2217, 2218, 2219, 2220, 2221, 2222, 2223, 2224, 2225, 2226, 2227, 2228, 2229, 2230, 2231, 2232, 2233, 2234, 2235, 2236, 2237, 2238, 2239, 2240, 2241, 2242, 2243, 2244, 2245, 2246, 2247, 2248, 2249, 2250, 2251, 2252, 2253, 2254, 2255, 2256, 2257, 2258, 2259, 2260, 2261, 2262, 2263, 2264, 2265, 2266, 2267, 2268, 2269, 2270, 2271, 2272, 2273, 2274, 2275, 2276, 2277, 2278, 2279, 2280, 2281, 2282, 2283, 2284, 2285, 2286, 2287, 2288, 2289, 2290, 2291, 2292, 2293, 2294, 2295, 2296, 2297, 2298, 2299, 2300, 2301, 2302, 2303, 2304, 2305, 2306, 2307, 2308, 2309, 2310, 2311, 2312, 2313, 2314, 2315, 2316, 2317, 2318, 2319, 2320, 2321, 2322, 2323, 2324, 2325, 2326, 2327, 2328, 2329, 2330, 2331, 2332, 2333, 2334, 2335, 2336, 2337, 2338, 2339, 2340, 2341, 2342, 2343, 2344, 2345, 2346, 2347, 2348, 2349, 2350, 2351, 2352, 2353, 2354, 2355, 2356, 2357, 2358, 2359, 2360, 2361, 2362, 2363, 2364, 2365, 2366, 2367, 2368, 2369, 2370, 2371, 2372, 2373, 2374, 2375, 2376, 2377, 2378, 2379, 2380, 2381, 2382, 2383, 2384, 2385, 2386, 2387, 2388, 2389, 2390, 2391, 2392, 2393, 2394, 2395, 2396, 2397, 2398, 2399, 2400, 2401, 2402, 2403, 2404, 2405, 2406, 2407, 2408, 2409, 2410, 2411, 2412, 2413, 2414, 2415, 2416, 2417, 2418, 2419, 2420, 2421, 2422, 2423, 2424, 2425, 2426, 2427, 2428, 2429, 2430, 2431, 2432, 2433, 2434, 2435, 2436, 2437, 2438, 2439, 2440, 2441, 2442, 2443, 2444, 2445, 2446, 2447, 2448, 2449, 2450, 2451, 2452, 2453, 2454, 2455, 2456, 2457, 2458, 2459, 2460, 2461, 2462, 2463, 2464, 2465, 2466, 2467, 2468, 2469, 2470, 2471, 2472, 2473, 2474, 2475, 2476, 2477, 2478, 2479, 2480, 2481, 2482, 2483, 2484, 2485, 2486, 2487, 2488, 2489, 2490, 2491, 2492, 2493, 2494, 2495, 2496, 2497, 2498, 2499, 2500, 2501, 2502, 2503, 2504, 2505, 2506, 2507, 2508, 2509, 2510, 2511, 2512, 2513, 2514, 2515, 2516, 2517, 2518, 2519, 2520, 2521, 2522, 2523, 2524, 2525, 2526, 2527, 2528, 2529, 2530, 2531, 2532, 2533, 2534, 2535, 2536, 2537, 2538, 2539, 2540, 2541, 2542, 2543, 2544, 2545, 2546, 2547, 2548, 2549, 2550, 2551, 2552, 2553, 2554, 2555, 2556, 2557, 2558, 2559, 2560, 2561, 2562, 2563, 2564, 2565, 2566, 2567, 2568, 2569, 2570, 2571, 2572, 2573, 2574, 2575, 2576, 2577, 2578, 2579, 2580, 2581, 2582, 2583, 2584, 2585, 2586, 2587, 2588, 2589, 2590, 2591, 2592, 2593, 2594, 2595, 2596, 2597, 2598, 2599, 2600, 2601, 2602, 2603, 2604, 2605, 2606, 2607, 2608, 2609, 2610, 2611, 2612, 2613, 2614, 2615, 2616, 2617, 2618, 2619, 2620, 2621, 2622, 2623, 2624, 2625, 2626, 2627, 2628, 2629, 2630, 2631, 2632, 2633, 2634, 2635, 2636, 2637, 2638, 2639, 2640, 2641, 2642, 2643, 2644, 2645, 2646, 2647, 2648, 2649, 2650, 2651, 2652, 2653, 2654, 2655, 2656, 2657, 2658, 2659, 2660, 2661, 2662, 2663, 2664, 2665, 2666, 2667, 2668, 2669, 2670, 2671, 2672, 2673, 2674, 2675, 2676, 2677, 2678, 2679, 2680, 2681, 2682, 2683, 2684, 2685, 2686, 2687, 2688, 2689, 2690, 2691, 2692, 2693, 2694, 2695, 2696, 2697, 2698, 2699, 2700, 2701, 2702, 2703, 2704, 2705, 2706, 2707, 2708, 2709, 2710, 2711, 2712, 2713, 2714, 2715, 2716, 2717, 2718, 2719, 2720, 2721, 2722, 2723, 2724, 2725, 2726, 2727, 2728, 2729, 2730, 2731, 2732, 2733, 2734, 2735, 2736, 2737, 2738, 2739, 2740, 2741, 2742, 2743, 2744, 2745, 2746, 2747, 2748, 2749, 2750, 2751, 2752, 2753, 2754, 2755, 2756, 2757, 2758, 2759, 2760, 2761, 2762, 2763, 2764, 2765, 2766, 2767, 2768, 2769, 2770, 2771, 2772, 2773, 2774, 2775, 2776, 2777, 2778, 2779, 2780, 2781, 2782, 2783, 2784, 2785, 2786, 2787, 2788, 2789, 2790, 2791, 2792, 2793, 2794, 2795, 2796, 2797, 2798, 2799, 2800, 2801, 2802, 2803, 2804, 2805, 2806, 2807, 2808, 2809, 2810, 2811, 2812, 2813, 2814, 2815, 2816, 2817, 2818, 2819, 2820, 2821, 2822, 2823, 2824, 2825, 2826, 2827, 2828, 2829, 2830, 2831, 2832, 2833, 2834, 2835, 2836, 2837, 2838, 2839, 2840, 2841, 2842, 2843, 2844, 2845, 2846, 2847, 2848, 2849, 2850, 2851, 2852, 2853, 2854, 2855, 2856, 2857, 2858, 2859, 2860, 2861, 2862, 2863, 2864, 2865, 2866, 2867, 2868, 2869, 2870, 2871, 2872, 2873, 2874, 2875, 2876, 2877, 2878, 2879, 2880, 2881, 2882, 2883, 2884, 2885, 2886, 2887, 2888, 2889, 2890, 2891, 2892, 2893, 2894, 2895, 2896, 2897, 2898, 2899, 2900, 2901, 2902, 2903, 2904, 2905, 2906, 2907, 2908, 2909, 2910, 2911, 2912, 2913, 2914, 2915, 2916, 2917, 2918, 2919, 2920, 2921, 2922, 2923, 2924, 2925, 2926, 2927, 2928, 2929, 2930, 2931, 2932, 2933, 2934, 2935, 2936, 2937, 2938, 2939, 2940, 2941, 2942, 2943, 2944, 2945, 2946, 2947, 2948, 2949, 2950, 2951, 2952, 2953, 2954, 2955, 2956, 2957, 2958, 2959, 2960, 2961, 2962, 2963, 2964, 2965, 2966, 2967, 2968, 2969, 2970, 2971, 2972, 2973, 2974, 2975, 2976, 2977, 2978, 2979, 2980, 2981, 2982, 2983, 2984, 2985, 2986, 2987, 2988, 2989, 2990, 2991, 2992, 2993, 2994, 2995, 2996, 2997, 2998, 2999, 3000, 3001, 3002, 3003, 3004, 3005, 3006, 3007, 3008, 3009, 3010, 3011, 3012, 3013, 3014, 3015, 3016, 3017, 3018, 3019, 3020, 3021, 3022, 3023, 3024, 3025, 3026, 3027, 3028, 3029, 3030, 3031, 3032, 3033, 3034, 3035, 3036, 3037, 3038, 3039, 3040, 3041, 3042, 3043, 3044, 3045, 3046, 3047, 3048, 3049, 3050, 3051, 3052, 3053, 3054, 3055, 3056, 3057, 3058, 3059, 3060, 3061, 3062, 3063, 3064, 3065, 3066, 3067, 3068, 3069, 3070, 3071, 3072, 3073, 3074, 3075, 3076, 3077, 3078, 3079, 3080, 3081, 3082, 3083, 3084, 3085, 3086, 3087, 3088, 3089, 3090, 3091, 3092, 3093, 3094, 3095, 3096, 3097, 3098, 3099, 3100, 3101, 3102, 3103, 3104, 3105, 3106, 3107, 3108, 3109, 3110, 3111, 3112, 3113, 3114, 3115, 3116, 3117, 3118, 3119, 3120, 3121, 3122, 3123, 3124, 3125, 3126, 3127, 3128, 3129, 3130, 3131, 3132, 3133, 3134, 3135, 3136, 3137, 3138, 3139, 3140, 3141, 3142, 3143, 3144, 3145, 3146, 3147, 3148, 3149, 3150, 3151, 3152, 3153, 3154, 3155, 3156, 3157, 3158, 3159, 3160, 3161, 3162, 3163, 3164, 3165, 3166, 3167, 3168, 3169, 3170, 3171, 3172, 3173, 3174, 3175, 3176, 3177, 3178, 3179, 3180, 3181, 3182, 3183, 3184, 3185, 3186, 3187, 3188, 3189, 3190, 3191, 3192, 3193, 3194, 3195, 3196, 3197, 3198, 3199, 3200, 3201, 3202, 3203, 3204, 3205, 3206, 3207, 3208, 3209, 3210, 3211, 3212, 3213, 3214, 3215, 3216, 3217, 3218, 3219, 3220, 3221, 3222, 3223, 3224, 3225, 3226, 3227, 3228, 3229, 3230, 3231, 3232, 3233, 3234, 3235, 3236, 3237, 3238, 3239, 3240, 3241, 3242, 3243, 3244, 3245, 3246, 3247, 3248, 3249, 3250, 3251, 3252, 3253, 3254, 3255, 3256, 3257, 3258, 3259, 3260, 3261, 3

Van Houten's Cacao

Bester — Im Gebrauch **billigster**.

Ueberall zu haben in Büchsen à
Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95

Im Verlage von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig ist erschienen und durch beinahe alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kaiser Wilhelm I.

Ein Gedenkbuch für das deutsche Volk.

Von
Ernst Scherenberg.

Elegant in Leinwand gebunden Preis 1 Mark.

Ernst Scherenberg bietet in seinem Gedenkbuche dem deutschen Volk ein mit einer Begeisterung geschriebenes Lebensbild des großen Monarchen, welches sich aber aller Herzenswärme von schwülstigen Auswüchsen durchaus freihält. Schlichte Wahrheiten und verständnisvolle Darstellungsweise machen das Buch zu einem wahren Lesebuche.

Vorrätig in den meisten Buchhandlungen. Wo der Bezug auf Hindernisse stößt, kann man sich unter Beifügung des Betrags in Briefmarken direkt an die Verlagsbuchhandlung von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Humoristische Neuheit für lustige Leute.

Sobald erschienen:

Weess Knebbchen!

A Buch von der sicheren Gemeinlichkeit.

Zusammengestellt von
Gottlieb Biesemann
mit 4 köstl. Illustrationen.

Preis elegant cartonné 1 Mark.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung, oder Verlagsbuchhandlung, von **Verlag S. Frankl, Berlin SW. 29.**

G. E. HÖFGEN, DRESDEN-N.
PATENT KINDER- UND KRANKENWAGEN-FABRIK.

Patent-Kinderwagen
mit und ohne Gummibekleidung, das Vorzüglichste für gesunde wie kranke Kinder.
Preise von 12—120 Mk.

Kranken-Fahrräder
neuester und bewährtester Constructionen in allen Größen, gepolstert wie ungepolstert mit und ohne Gummibekleidung.
Preis v. 36—350 Mk.
Eiserne

Netzbettstellen
für Kinder bis zu 12 Jahren. Ausserordentl. pract. und elegant in verschiedenen Größen. Sicherste Lagerstätte, besonders für kleinere Kinder.
Preise v. 12—60 Mk.
ausgestattete illustrierte Kataloge gratis und franco.

PATENT KINDER- UND KRANKENWAGEN-FABRIK. [3601]
E. HÖFGEN, DRESDEN-N.

Boldt & Vogel,
Hamburg,
empf. als Spezialitäten:
Brauerei-Maschinen
Kellerei- u. Apparate
sowie Pumpen etc.
51 Prämirungen.
Welt-Ausst. Barcelona
höchste Auszeichnung
Goldene Medaille.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt.
Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen:
24 Nummern u. Toiletten u. Handarbeiten, enthält gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche d. ganze Gebiete der Garbererei u. Leibwäsche f. Damen, Mädchen u. Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche etc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Griffen etc.
Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen u. Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W., Potsdamer Str. 38; Wien I., Operngasse 3. [3363]

!Neueste! Cataloge üb. bill. Bicycles, Rover, Tandems, Triplets vers. gratis!
Jul. Heuberger, Cycle Depot, Bayreuth.

Strumpf-Versandt
an Private
Damenstrümpfe } in Wolle u. Baumwolle stark- und weiche in nur echt. Farben, sowie
Herrenstrümpfe }
Kinderstrümpfe }
Anstricken alter Strümpfe
[3550] empfiehlt
Mühlhausen i. Thür. F. Recke.

Franz Christoph's

Fußboden-Glanzlast

sofort trocknend und geruchlos
von Jedermann leicht anwendbar,
in gelbbrauner, mahagoni, nußbaum und grauer Farbe, streichfertig geliefert, es möglicht es, Zimmer zu streichen, ohne dieselben außer Gebrauch zu setzen, da der unangenehme Geruch und das langsame flebrige Trocknen, durch der Selbstfarbe und dem Selbst eugen, vermieden wird.
Alle Flecke, früheren Anstrich etc. deckt derselbe vollkommen und giebt gleich zeitig Glanz.
Niederlagen dieses Fabrikats befinden sich in den meisten Städten Deutschlands, wo dasselbe in etikettirten und mit Fabrikmarke versehenen Gefäßen verkauft wird.
Nur nach Orten, wo keine Niederlage, directer Versandt Postfrei, hinreichend zum zweimaligen Anstrich zweier mittelgroße Zimmer, M. 9.50 franco ganz Deutschland. Genaue Gebrauchsanweisung an jedem Gefäß. Jede Auskunft sowie Muster bereitwillig durch die Fabrik.
Beim Kaufe ist genau auf die Firma zu achten, da dies seit ca. 40 Jahre eingeführte Fabrikat häufig nachgeahmt und verfälscht wird.

Franz Christoph,
Berlin NW., Mittelstr. 11.
Erfinder und alleiniger Fabrikant des echten Fußboden-Glanzlast.
Filiale für Oesterreich-Ungarn in Prag, Carolinenthal 197. [3565]

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

In unserem Verlage erscheint soeben und ist durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

E. Marlitt's Romane und Novellen.

Illustrierte Gesamt-Ausgabe.
Vollständig in 10 Bänden.
Jeder Band eleg. geheftet Preis 3 M., eleg. gebunden 4 M.
Vierteljährlich erscheint ein Band.

Auch in Lieferungen, durchschnittlich 3 Druckbogen stark, zu beziehen
Vollständig in ca. 70 Lieferungen.
Alle 14 Tage eine Lieferung zum Preise von 40 Pfennig.

Inhalt:

Bd. 1. „Das Geheimnis der alten Ransell“. Mit Illustrationen von E. Koch.
2. „Das Heideprinzesschen“. Mit Illustrationen von Erdm. Wagner.
3. „Reichsgräfin Gisela“. Mit Illustrationen von J. Kleinmichl.
4. „Im Schillingshof“. Mit Illustrationen von Wilh. Clauid.
5. „Im Hause des Kommerzienrates“. Mit Illustrationen von H. Schlitt.
6. „Die Frau mit dem Karfunkelstein“. Mit Illustrationen von E. Zopf.
7. „Die zweite Frau“. Mit Illustrationen von A. Zick.
8. „Goldseil“. Mit Illustrationen von Wilh. Clauid.
9. „Das Eulenhäus“. Mit Illustrationen von E. Zopf.
10. „Thüringer Erzählungen“. (Inhalt: „Antmanns Magd“, „Die zwölf Apostel“, „Der Blaubeart“, „Schulmeister Marie“.) Mit Illustrationen von M. Flaschar.

Die Illustration dieser neuen Gesamt-Ausgabe von E. Marlitt's Romanen und Novellen ist einer Anzahl der tüchtigsten Künstler übertragen, und ebenso ist für muhaste Reproduktion der Bilder in Holzschnitt und Zinlographie bestes gesorgt.
Bestellungen werden jederzeit durch die meisten Buchhandlungen entgegengenommen.

Man verlange

das Fabrikat

OTTO HERZ & CO.

und beachte diese Schutzmarke



auf der Sohle.



Graue Haare erhält durch mein neues bleifreies u. unschädl. Haarfärbemittel d. ursprüngl. Farbe wieder, blond, braun od. schwarz. 1 Flacon f. 1 Jahr reichend M. s. fr. Emmerich a. Rh. Wiederverkäufer gesucht: H. v. Gimborn. „Anerkannt bestes Putzmittel“.



Wir warnen ausdrücklich vor Ankauf von Nachahmungen u. achte man daher genau auf Firma und Schutzmarke.

Fledten, auch Gesicht- und Bartfledten, heilt mit Erfolg brieflich **Joseph Kulla, Elberfeld.**

Glas-Schreibfedern

2 Proben für 1 Mark Briefmarken. von **GUSTAV PICKHARDT in Bonn**

Jeder gebildete Kaufmann

dem daran liegt, sich selbständig in fremdsprachl. Correspondenz u. Handelssprachen auszubilden, verlange Probelief. gratis, franko. (3578) **Glogau Verlag, Hamburg, Burslak.**

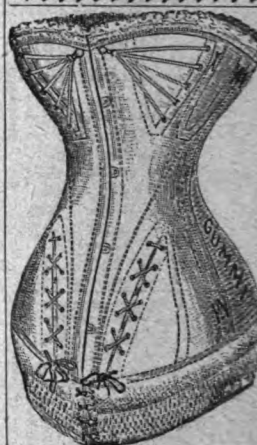


Mouson'sche Toiletteseife
für den deutschen Haushalt

Ein grosser Theil des consumirenden Publikums misst der Toiletteseife — dem Producte welches mit dem Körper täglich in innigste Berührung tritt — immer noch zu wenig Wichtigkeit bei und Gesundheit und Schönheit haben unter dem Einfluss von geringen und schlecht fabrizirten Seifen schon viel leiden müssen.

Die Toiletteseife „für den deutschen Haushalt“ soll Jedermann Gelegenheit geben sich für bescheidenen Kostenaufwand ein wirklich gutes und reeles Stück Seife zu verschaffen. Die Firma MOUSON & Co übernimmt für die Güte derselben jede Garantie.

Ueberall in Deutschland für 25 Pfennige zu haben.



Ad. Hant
Korsett-
fabrik
Stuttgart,
versende
nebenbei
Umstände
korsett m.
Leibbände
versch. u.
z. Stills
gerichtet,
ausbesten
Material
bequemst
Fagen, um
10 Mark
Nachr. in
Angabe der
Taillen-
weite, auf
dem Klei-
dungs-
Umschlag
bereitwillig

Bewährtestes Mittel gegen Kopfschmerzen, Migräne, Neuralgische Schmerzen, Rheumatismen, Keuchhusten u. A.

Dosis nach ärztlicher Verordnung.
(Für Erwachsene in der Regel 1—2 Gramm.)

ist **Dr. Knorr's Antipyrin,**

zu haben in allen Apotheken; man verlange ausdrücklich „Dr. Knorr's Antipyrin“. Jede Original-Büchse trägt den Namenszug des Erfinders „Dr. Knorr“ in rothem Druck. [3486]

LIEBIG Company's
Fleisch-Extract

Nur echt

wenn jeder Topf den Namenszug

in **BLAUER FARBE** trägt.

Fr. Liebig



Gutmann's Corsets. (Patent) (angem.)

Mit neuen, garantiert unzerbrechlichen elastischen Einlagen als Ersatz für Fischbein u. Stahl.

Sämmtliche Einlagen, auch die Hüftfedern sind rostfrei und unzerbrechlich.

Überall durch erste Weisswaaren- und Corsetengeschäfte zu beziehen.

Verlag von W. Spemann in Stuttgart.

Ersuchen ersuchen:

Pierers Konversations-Lexikon

Siebente, vollständig umgearbeitete Auflage.

Herausgegeben von **Joseph Kürschner.**

Mit **Universal-Sprachen-Lexikon**

nach Prof. Joseph Kürschners System.

Band III. Preis gebunden M. 8.50.



Andere Städtchen, andere Mädchen. Von Max Volkhart.

❖ ❖ ❖ Aus den Papieren meines Oheims. ❖ ❖ ❖

Von

H. v. Schreibershofen.

Und so mag denn die Zeit jener versunkenen Lust und begraben-gewählten Leides noch einmal aus der Asche emporsteigen, die ich darüber zu breiten versucht und über mich dahindraufen. Es gibt ja Erinnerungen, an denen die Menschenseele, gleichsam mit geschlossenen Augen, lange vorbereitet, bis sich plötzlich einmal der Schatten jener Ereignisse erhebt und keine Ruhe gibt, bis man ihm entschlossen in das Auge blickt. Sei es so!

* * *

Ich war zur Abreise gerüstet und sagte meinem Stiefpater lebewohl, doch wie gewöhnlich versuchte er, mich noch im letzten Augenblick zurückzuhalten.

„Bleibe doch wenigstens hier, bis diese schreckliche Geschichte mit Richard vorüber ist! Ich weiß, daß es nur seine letzte Fieberkrankheit ist, aber niemand hat es so gut verstanden, ihn darin zu behandeln wie du.“

„Sie wird auch, wie alle übrigen, gut überdauern“, tröstete ich.

„Und wenn nicht?“

„Dann lasse ihn heiraten!“

„Heiraten? In seinem Alter!“

„Jung gefreit, hat niemand gereut! Er wäre dann ein für allemal gut untergebracht!“

Der sonst immer so sanfte und freundliche kleine Mann sprang heftig von seinem Stuhle auf, stellte sich vor mich hin und sah zornig:

„Gut? Das nennst du gut, wenn einer seine Flamme in Hamburg kennen lernt? Hätte deine Mutter nicht darauf bestanden, ihn mitzunehmen, wäre uns die Geschichte erspart geblieben. Das ist doch eine passende Schwägerin für die Mädchen! Bleibe doch da, um mir gegen die andern einzustehen!“

Mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen, riß ich mich endlich los. Ich blieb nie von unterwegs, ein Maler kann sich nicht an eine bestimmte Reiseroute binden, und die Meinigen waren schon gewohnt, daß ich eines Tages unerwartet wieder eintrat.

Ich reiste zuerst nach Brügge. Die alte Stadt mit den dunklen Kanälen, den verlassen Straßen, den großen, alten Plätzen, von mächtigen Bäumen umschattet, unter denen ernsthafte, kleine Kinder spielten, hielt mich fest. Die melan-

cholischen Erinnerungen vergangener Größe ließen mich nicht los. Träumerisch schlenderte ich unter den schattigen Kastanien umher und blieb dann auf einer der vielen Brücken stehen, welche über die dunklen Kanäle führen.

Meine Arme auf die Steinbrüstung legend, blickte ich auf das Wasser hinab, in dem sich die tief herabhängenden Zweige eines prachtvollen Baumes spiegelten, der aus einem schmalen Garten zwischen hohen Giebelhäusern hervorjah. Die alten, spitzen Häuser blickten ernst auf mich herab, als dächten auch sie der lang entschwundenen Zeit ihrer Jugend und Pracht. Mir schienen, die Kanäle belebten sich mit reich beladenen Schiffen, die stolz und langsam näher kamen — ihre Eigentümer standen mit ihren hochmütigen, schönen Frauen und lieblichen, heranwachsenden Kindern auf den schmalen Terrassen und Balkonen — das Volk rief und jubelte — der vornehme, schlank, fremde Kaufherr winkte der schönen Jungfrau zu, welche sich aus dem Erker holdselig lächelnd zu ihm niederneigte — das schwarze, glänzende Haar war mit einem schwarzen Spitzentuche bedeckt, anstatt mit Perlen umwunden oder mit dem gestickten Häubchen gekrönt zu sein — ihre sanften braunen Augen bligten ihn aber plötzlich unwillig und zürnend an — zwischen den feinen Brauen zeigte sich eine kleine Falte — Wie ein körperlicher Schreck durchzuckte es mich, sie öffnete plötzlich die bläroten Lippen und sagte etwas.

Mein Traum verslog und damit das Bild, welches sich in mir aufbaute. Vor mir stand eine Dame, der ich unverwandt in das Antlitz starrte, ihr den schmalen Weg vollständig versperrend. Als ich zur Seite trat, tauchte sie an mir vorüber und verschwand zwischen den hohen, schmalen Häusern. Als es mir einfiel, ihr nachzugehen, war es zu spät, und obgleich ich noch mehrere Tage in Brügge blieb, sah ich sie nicht wieder.

Es war eine Woche später, und ich saß am Strande von Blankenberghe, damals anfangs der sechziger Jahre noch ein unbedeutendes, kleines Seebad. Ich malte Wellenstudien und war so versunken in meine Beschäftigung, daß ich gar nicht bemerkte, wie die Flut näher und näher kam. Plötzlich wankte mein Stuhl unter mir, und zugleich erscholl ein Warnungs-

Sprunge rettete ich mich vor der herau-
brausenden Woge und zurückblickend, sah ich aus der kleinen, viereckigen Luke einer Badekabine sanfte braune Augen auf mir ruhen, die feinen hellroten Lippen waren noch geöffnet, und das schwarze, glänzende Haar fiel aufgelöst auf die Schultern — sie war es. Das Bild, welches sich mir in Brügge aufgedrängt, beschäftigte mich wieder — wenn ich doch ihre Züge fixieren könnte!

Es ward mir nicht schwer, ihre Wohnung zu erfahren — in der Rue des bons enfants, bei Madame Floquet. Ich machte Madame Floquets Bekanntschaft.

Während ich noch mit dieser würdigen und gesprächigen Frau redete, kam ihre Hausbewohnerin die Treppe herab. Ich trat auf sie zu, um ihr zuerst für jene Warnung am Strande zu danken, ihr dann zu sagen, daß ich sie schon einmal gesehen, aber als ich vor ihr stand, überraschte mich ihre Schönheit so, daß ich sie nur betroffen anblickte und zur Seite trat. Selbst das Bild, welches ich später malte, freilich nicht mehr für jenen Zweck, gibt nur unvollkommen den wunderlichen Ausdruck und die reizende Holdseligkeit ihres schönen Antlitzes wieder.

Mit einem freundlichen Neigen ihres schönen Kopfes ging sie lächelnd an mir vorüber und draußen auf der Straße auf einen stattlichen Herrn zu, mit dem sie langsam dem Strande zuschlenderte.

War er ihr Gatte?

In der Rue des bons enfants waren die schönsten Delfter Schüsseln zu sehen, natürlich ging ich gegen Abend hindurch und blieb vor jedem Hause stehen. Plötzlich ertönte Gesang. Aus den offenen Fenstern der ersten Etage von Madame Floquets Haus erklang eine herrliche Altstimme, die mit wundervollem Ausdrucke eines jener leidenschaftlichen polnischen Liedersang, die gerade damals ziemlich bekannt waren. Ich blieb stehen und lauschte, da brach die Sängerin mit einem schrillen Akkorde in der Begleitung ab, eine Männerstimme rief einige barsche, heftige Worte, und das Fenster wurde zugeschlagen. Vielleicht war mein Stehenbleiben und Hinausblicken die Ursache — vielleicht war Eifersucht der Grund — nun, man konnte ebenso gut zuhören, ohne stehen zu bleiben. Der Gesang ertönte regelmäßig jeden Abend, und ich ging regelmäßig jeden Abend in der Rue des bons enfants spazieren.

Ich malte viel am Strande, und fast täglich ging die schöne Unbekannte mehrmals an mir vorüber, ja, ich bildete mir zuletzt ein, sie suche nach mir, wie meine Augen immer wieder umher schweiften, bis sie die schlanke, in tiefe Trauer gekleidete Gestalt endlich entdeckt hatten. Einigemal näherte sie sich mir so entschieden, daß ich glaubte, sie würde mich anreden; sie sah sich nach allen Seiten um, kam schnell auf mich zu, ein freundliches, beinahe etwas verlegenes Lächeln umspielte ihre hellroten Lippen — aber dann blickte sie plötzlich gleichgültig über mich hinweg und ging vorüber, dem Herrn zu, mit dem ich sie zuerst in der Rue des bons enfants gesehen.

War das wirklich nur Einbildung? Die Frage beschäftigte mich, die schöne Fremde fing an, mich zu interessieren.

Es war eines Abends, die Fenster meines Stübchens standen weit offen, um der weichen, wohlthuenden Luft den Eingang zu erleichtern. Das Klauschen des Meeres tönte aus der Ferne herüber, sonst war alles still. Da pochte es an meine Thür, und auf meinen Ruf traten schnell zwei Frauen ein, die Thür hinter sich schließend.

Ich bedurfte nur eines Blickes, um zu wissen, wen ich vor mir hatte, trotzdem das Antlitz der Vordern mit einem dichten schwarzen Schleier verhüllt war. Meine erste Empfindung war grenzenloses Erstaunen, dann hätte ich mich freuen mögen, aber ein Mißtrauen, dessen ich mich im Entstehen schämte, verwehrte es mir. Ich bot den Damen Stühle an und fragte nach ihren Befehlen, indem ich so auszufragen versuchte, als ob es das Natürlichste auf der Welt sei, wenn Damen um diese Tageszeit Besuche bei mir abstaten.

Aber sie verächmähnten jede Entschuldigung ihres Erscheinens in meinem Zimmer zu dieser ungewöhnlichen Stunde.

„Ich habe eine Bitte an Sie, mein Herr,“ begann die Jüngere mit vornehmer Ruhe, „und ließ mich deshalb von meiner Jungfer, die Ihre Wohnung erkundet, herbegleiten. Sie sind Maler, wenn ich nicht irre?“

Ich bejahte, gespannt in ihr Antlitz blickend.

„Ich wünsche ein Bild von Ihnen zu haben, ein Porträt —“

„Ich stehe Ihnen ganz zu Befehl,“ entgegnete ich möglichst geschäftsmäßig. Das war ja die Erfüllung meines Wunsches! „Wann würden Sie wünschen, daß ich damit anfinke?“

Sie sah mich etwas verlegen an, errötete und sagte leise und stockend:

„Ich — ich — möchte den — Preis vorher wissen.“

Sie war mit der Frage ganz in ihrem Rechte, aber ich fühlte mich dadurch sehr peinlich berührt, als sei es etwas Ungehöriges, und entgegnete unmutig:

„Das hängt ganz von der Größe des Bildes ab.“

„Nur der Kopf, aber den nicht zu

klein,“ versetzte sie, mich besorgt und gespannt ansehend.

„Also Brustbild! Gerade so würde sich Ihr Kopf sehr gut machen.“

Ich hob rasch die Lampe auf und ließ den Schein voll auf sie fallen. Sie hatte den schwarzen Schleier zurückgeschlagen, der nun seitwärts herabhing, indes ein Ende mit seiner Spitze gerade über der Stirn lag. Mein Blick hing entzückt an den schönen Linien des Antlitzes, auf dem eine leise Wehmuth wie ein Schatten ausgebreitet lag.

„O nein, nicht von mir!“ rief sie hastig und abwehrend. „Es soll nur für mich sein.“

Ich stellte die Lampe mit einer gemurmelten Entschuldigung wieder hin und wendete mich sehr enttäuscht ab.

„Ich besitze kein einziges Bild von meinem Vater,“ sagte sie schnell. „Wenn er mir entrißen würde — o, wie würde ich mich danach sehnen! Sie haben meinen Vater ja oft mit mir gehen sehen.“ Ihre Stimme zitterte bei der Vorstellung, ihn verlieren zu können.

Ihren Vater! Nun, das war das Nächste!

„Nehmen Sie, bitte, das Geschäftliche,“ versetzte ich. „Eine so ausdrucksvolle Physiognomie zu malen, wie die Ihres Herrn Vaters, dessen schöner, interessanter Kopf mir gleich aufgefallen, macht so viel weniger Mühe, als die zarten, naturgemäß noch halb unentwickelten Züge eines jugendlichen Frauenantlitzes, daß —“

Ich stockte, mit meiner Logik in Konflikt gerathend.

„Wirklich? O, das freut mich!“ antwortete sie, und ihr Ausdruck wurde plötzlich so kindlich froh und glücklich, daß sie mir um vieles näher zu rücken schien.

„Wenn wird, Ihr Herr Vater mir sitzen können?“ fragte ich.

Sie schüttelte den Kopf und sagte mit einer Art Erstaunen:

„O, nein! Sie müssen ihn aus dem Kopf malen. Er würde sich nie dazu entschließen, es muß gemacht werden, ohne daß er es merkt.“

Ich mag sie wohl sehr überrascht angestarrt haben, denn sie fügte nach einer kurzen Pause mit unbeschreiblich betrübtem Tone hinzu: „Das geht wohl nicht? Und ich hatte mich schon so sehr darauf gefreut; o, bitte, versuchen Sie es doch!“

Mit einer rührenden Zutraulichkeit bot sie mir bittend ihre Hand.

„Wenn Sie wüßten, wie lange ich diesen Wunsch schon mit mir herumtrage, mich nach seiner Erfüllung sehne! O, denken Sie nur, wenn ich mich von ihm trennen müßte und hätte kein Bild! Thun Sie mir den Gefallen, versuchen Sie es!“

Solange sie mich so flehend anblickte, dachte ich, es müsse gehen; wenn sie es wünschte, konnte es nicht unmöglich sein, aber als sie schwieg, kam mir die ruhige Ueberlegung wieder, und ich mußte ihr die Unmöglichkeit, ihrem Wunsche zu willfahren, auseinander setzen. Aber ich

schämte mich vor ihrem bekümmerten Blick und fühlte, ich sei ein erbärmlicher Stümper.

Mit Thränen in den Augen sah sie einen Augenblick zu Boden, dann leuchtete ihr Gesicht plötzlich auf, und mit einem strahlenden Lächeln rief sie, zugleich ihre Hände zusammenschlagend:

„Ich weiß, wie wir es machen können! Wir essen im Hotel d'Hondt, gehen Sie, bitte, auch hin, setzen Sie sich uns gegenüber, studieren Sie Papas Gesicht und dann malen Sie ihn hernach zu Haus. So lange die Erinnerung noch frisch ist.“

Sie sah mich an, wurde plötzlich wieder rot und stammelte hastig:

„Nein, nein! Verzeihen und vergessen Sie meine thörichten Worte, ich rede wie ein unbedachtes Kind. Ich sehe, es geht nicht; Sie haben recht, wir müssen es aufgeben. Es thut mir aber so leid, so sehr leid!“

Sie führte ein schwarz gerändertes Taschentuch an ihre Augen.

Trauerte sie um ihre Mutter? Wie leicht war dieselbe erit fürlich gestorben, und die lebhafteste Erinnerung dieses Lustes trieb sie dazu, sich unter jeder Bedingung ein Bild ihres Vaters zu verschaffen. Die stete Angst vor einem ähnlichen Unglück hatte auch wohl ihren Anstoß zu ihrem Vater diese leidenschaftliche Verehrung beigemischt, mit der sie an ihm zu hängen schien.

Ich deutete ähnliches mit einigen Worten an, in dem Wunsche ihr zu zeigen, werde von mir verstanden.

„Ja, ich traure mit meiner Mutter,“ antwortete sie langsam, mit der Hand über den schwarzen Stoff streichend, indes ich mit Erstaunen und Interesse einen neuen, lebhaften, fast strengen Zug auf ihrem Antlitz erscheinen sah. „Doch mein Herz ist trauriger, als mein Leid es vertragen kann, aber ich kann nicht darüber sprechen und — bitte, vermeiden Sie auch jede Andeutung darüber gegen meinen Vater, sagen Sie nichts, was darauf hindeuten könnte.“

Mit einer anmutigen Bewegung legte sie die Hände bittend zusammen.

„Verzeihen Sie mir,“ entgegnete ich schnell, mit dem Gefühle, sehr unzulänglich gewesen zu sein, „aber in dem Falle — sollten Sie nicht lieber die Trauerkleidung mit einer andern vertauschen? Ich lasse mir zwar denken, daß man für die Mutter —“

„Ja, ja, für eine Mutter, eine geliebte Mutter!“ fiel sie mir in das Wort, indem sie aufstand und in leidenschaftlicher Schmerz die Hände zusammenschlug. Des große Thränen von ihren Wangen fielen und wie Kristalltropfen auf den tiefen Schwarz ihres Kleides. „Für eine Mutter, die wir selbst unserm Herzblute nicht retten können! O, Mutter! Das Blut deiner Tochter schreit —“

Ein plötzlicher, heftiger Druck von der Hand, der bisher unbeweglich gebliebenen älteren Jungfer, welche sie herbeizog,

ließ sie verstummen. Mit einer plötzlichen Selbstbeherrschung, die mich nach ihrer Aufwallung fast unheimlich berührte, bat sie sofort um Entschuldigung, daß sie sich habe hinreißen lassen, Dinge zu berühren, für die ich kein Interesse haben könne, wünschte mir sehr kurz gute Nacht, bat wegen der späten Störung um Verzeihung und ging fort. Ich half ihr noch die dunkle Treppe hinunter und sah sie in der Richtung nach der Rue des bons enfants verschwinden.

So war mein Wunsch, die schöne Unbekannte aus Brügge kennen zu lernen, erfüllt, aber wie viel Rätselhaftes umgab sie! Noch nie hatte ich bei einem jungen Mädchen eine solche Mischung von Sicherheit, Ruhe und zugleich heftiger Leidenschaftlichkeit und überraschender Kindlichkeit gefunden. Ein fortwährender Wechsel in ihrem Wesen wie in ihrem Gesichtsausdruck. Ich konnte an nichts anderes die ganze Nacht durch denken. Bald sah ich das reizende Gesichtchen vor mir, mit dem kindlich frohen Lächeln, dann wie sie die großen Augen so traurig emporzuschlug, dann wieder in dem leidenschaftlichen Schmerze alles um sich her vergessend, und immer schien mir jeder Ausdruck der Identität und der einzige, den ich für mein Bild gebrauchen könne. Denn malen mußte ich sie, das stand bei mir fest; es würde mein bestes Bild werden, ich würde es ausstellen. — Vorkenntagende Luftschlösser bauten sich vor mir auf.

Vergebens hoffte ich, sie am nächsten Morgen zu sehen. Weder sie noch ihr Vater erschienen am Strande. Langsam ging ich durch die kleinen Nebengassen nach der Rue des bons enfants — vielleicht konnte ich ihr doch noch begegnen.

Schon glaubte ich, das Glück sei mir günstig — ihr Vater trat aus einer der engen Straßen, doch nicht in ihrer Begleitung. Ein jüngerer Mann, mit einem Vollbarte und in sehr wenig gewählter Kleidung sprach eifrig mit ihm, und dicht vor mir bogen sie in eine jener gewöhnlichen kleinen Weinstuben ein, in denen häuslich Matrosen und Fischer verkehrten. Als ich an dem Fenster vorüberging und hineinblickte, hatte sich der ältere Herr so gesetzt, daß man ihn von der Straße aus nicht sehen konnte, wie er sich auch vor dem Eintreten in das Haus scheu und vorsichtig umgesehen. Der andere hatte seinen Hut dicht über die Augen gedrückt, aber sein Gesicht war mir aufgefallen, und ich hätte ihn überall wieder erkannt. Was konnte jener vornehmliche Mann mit diesem zweifelhaft aussehenden Menschen zu thun haben? Der Unterredung nahm sie beide sehr ein und ich, nach den bestigen Gesticulationen wieder zu schließen, ungemein aufregend.

Dank einer vertraulichen Besprechung mit Madame d'Hondt saß ich mittags schon an der langen Tafel, als Vater und Tochter eintraten. Gleichgültig blickte der schöne, heimliche Mann über die ganze Gesellschaft hin, seine düstern Augen streiften nur alle, wo er mit äußerst hochmütiger Miene auf

den Stuhl nieder sank, den ihm der Kellner diensteifrig hinschob. Seine Tochter sah mich mit freudig ausleuchtendem Blicke an, sie glaubte offenbar, in meinem Hiersein das Versprechen zu erhalten, ihre Bitte doch noch zu erfüllen.

Bei einer passenden Gelegenheit richtete ich einige höfliche Worte an ihn, die er frostig und ablehnend aufnahm; sie sah mich ängstlich und bittend an — wie hätte ich ihr darob zürnen können?

Gegen Ende der langen Mahlzeit, während welcher er schweigend und finster dagesessen, geriet ich mit einem andern Herrn in ein Gespräch, und der Zufall fügte es, daß die Rede auf meine Heimat kam. Als ich mich wieder umwendete, begegnete ich seinem Blicke, der mit einem eigentümlichen Ausdrucke, fragend, forschend und doch unsicher auf mir lag. Er blickte nicht wieder weg, sondern redete mich an und mußte eine lebhaftere Unterhaltung anzuspinnen, an deren Schluß er sich mir als Graf L. . . . vorstellte. Nach Tisch forderte er mich sogar auf, mit ihm und seiner Tochter eine kleine Strandpromenade zu machen.

Deutlich, als sei es gestern geschehen, steht mir jener Nachmittag noch vor Augen. Kleine und große Kinder spielten in dem lockern Sande; ich höre noch das Jauchzen der Kleinen, wenn eine Welle sie bei ihrer Arbeit überraschte, sehe noch den Schreck über die heranbrausende Wassermenge, der sich in ungemessenen Jubel verwandelte, sobald die anscheinende Gefahr überstanden war. Dazwischen liefen die Badefrauen herum, hingen die Tücher zum Trocknen auf und unterhielten sich in ihrem vlämischen Dialekt, mit ihren lauten Stimmen das Brausen der Wogen überschreiend. Mir ist, als fühle ich noch jetzt den lauen, weichen Wind, der uns das salzige Meerwasser entgegenpflügte, während ich der Unterhaltung des Grafen lauschte. Er sprach von allem möglichen und sprach gut und interessant, mein Blick hing an seinem Antlitze, und ich sagte mir, daß es eine Freude sein müsse, solche regelmäßige, schöne Züge zu malen. Mit dem Entzücken eines Künstlers weiltten meine Augen bald auf ihn, bald auf seiner Tochter, und einmalig verlor ich den Faden des Gesprächs über der Frage, ob es nicht möglich sei, den Grafen so zu malen, wie seine Tochter es wünschte.

Aus solcher Zerstreuung weckte mich auf einmal des Grafen Ton, mit dem er etwas lauter und schärfer als bisher sagte, daß er sehr bedaure, meine Bekanntschaft erst heute gemacht zu haben, da er sich viel Vergnügen von unserem Verkehr versprochen haben würde. Wäre sein Aufenthalt nicht leider beendet, so würde unser Zusammensein gewiß sehr gemüßreich für ihn gewesen sein.

Ein spöttischer Blick zuckte bei diesen Worten aus seinen Augen, ich achtete aber nicht darauf, denn ein hastiger, fragender Blick und ein unzweifelhaftes Erschrecken seiner Tochter zeigten mir, daß ihr diese Nachricht überraschend war.

Ich sprach mein Bedauern aus und fragte, ob seine Kur schon beendet, seine Tochter dabei beobachtend, die ihn noch immer, wie um Antwort bittend, ansah.

„Ich habe gar nicht gebadet,“ entgegnete er mir sehr kurz und wendete sich dann zögernd, wie es mir schien, zu seiner Tochter. „Eine plötzliche Nachricht, Vera, ist der Grund zu einer Abreise, die ich jetzt selber gern verschöbe,“ sagte er, mit einem Seitenblicke auf mich und fügte schnell einige polnische Worte hinzu, bei denen sie sich erröthend abwendete.

Als ich mich von ihnen verabschiedete, legte sie ihre Hände flüchtig mit einer bittenden Gebärde zusammen, ich schüttelte unmerklich den Kopf. Wie hätte ich ihre Bitte jetzt noch erfüllen können! Aber es that mir sehr leid, der Kopf des Grafen wäre eine interessante Studie für mich gewesen, ich hätte ihn sehr gern gemalt.

Ich hatte sie also nur kennen gelernt, um sie sofort wieder zu verlieren. Hing seine plötzliche Abreise mit jenem widerwärtigen Menschen zusammen, den ich in der Weinstube mit ihm gesehen hatte? Wohin würden sie gehen? . . . Fragen und Vermutungen weitgehendster Art tauchten in mir auf, ich erinnerte mich alles dessen, was ich von Madame Floquet, Madame d'Hondt und aus der Kurliste über den Grafen erfahren — es war so gut wie nichts. Man erfährt in Badeorten nur das, was die Menschen über sich selber sagen wollen, und der Graf hatte wenig oder nichts gesagt. . . . Aber ich konnte auf den Bahnhof gehen und unter dem Vorwande, ihnen lebewohl zu sagen, erfahren, wohin sie reisten. . . . Die Eisenbahn war für jeden frei. . . .

Es dunkelte schon, als es an meine Thür pochte.

Sollte sie noch einmal kommen?

Ich öffnete diesmal mit klopfendem Herzen — vor mir stand der Graf.

Mit einer verbindlichen Handbewegung fragte er, ob es erlaubt, mich noch so spät zu stören, und indem er mich genau musterte und auch die einfache Zimmereinrichtung seiner Beachtung unterzog, fuhr er ohne weitere Einleitung fort: „Meine Tochter Vera hat mir erst vorhin erzählt, welcher thörichte Wunsch ihren kleinen Kopf erfüllt. Sehen Sie, ich habe nur diese Tochter, und obgleich ich eine besondere Abneigung gegen mein eigenes Bild habe, so würde ich ihr doch jetzt diesen Wunsch erfüllen, wenn ich nicht fort müßte. Sie sind natürlich zur Kur hier?“

„Nicht doch!“ entgegnete ich rasch.

„Ich mache nur Studien, war auf der Reise.“ Ich stockte, der Grund meines Verbleibens war wohl für ihn einerlei.

Mit zerstreutem Lächeln nickte er, als wisse er genug.

„Sie haben also noch keine festen Pläne?“

„Nein, ich überlasse mich auf Reisen immer dem Zufalle.“

„Das ist für einen Künstler das Nichtigste. Kennen Sie Belgien schon?“

„Ich war noch nie hier, meine Reisen führten mich bisher —“

„Lassen Sie mich lieber gleich offen sagen, weshalb ich komme,“ unterbrach er, ohne auf meine Worte weiter zu achten. „Wollen Sie Veras Laune erfüllen, die aus ihrer übergroßen Zärtlichkeit für mich entspringt, und mein Bild malen, so machen Sie uns die Freude, uns zu besuchen. Wir wohnen in der Nähe von Lüttich,“ — er hielt inne und sah mich scharf und prüfend an, fuhr aber nach einer kurzen Pause ruhig fort: „in einer Umgebung, die Ihnen vielleicht noch manches künstlerische Motiv bieten dürfte. Natürlich, daß ich das Opfer Ihrer Zeit zu schätzen wissen werde und Sie ersuchen würde, mir danach Ihre Bedingungen zu machen.“ Trotz seines hochmütigen Gesichtes konnte ich bei seinen letzten Worten eine gewisse Spannung darin entdecken.

Ich erwiderte zurückhaltend, daß ich überall arbeiten müsse, und wenn ich mich als seinen Gast betrachten sollte, dies für die ganze Zeit —

„Gut, gut!“ sagte er rasch, augenscheinlich sehr erleichtert. „Wir werden uns schon verständigen; ich denke, es wird sich alles einrichten. Die Sache ist also abgemacht, nicht wahr? Wir werden ganz gewiß verschiedene Verührungspunkte finden, und Vera wird sehr glücklich sein. Es wird sich wohl alles arrangieren, wie wir wünschen. Wir reisen morgen mittag, doch vielleicht sehen wir uns noch. Leben Sie wohl, bis wir Sie bei uns begrüßen können! Adieu!“

Mit diesen hervorgestoßenen, kurzen Worten berührte er flüchtig meine Hand und war fort, ehe ich Zeit gefunden, etwas zu antworten.

War das Wirklichkeit, kein Erzeugnis meiner Phantasie? Ich hätte nicht so mit Leib und Seele Maler sein müssen, wenn mich die Aussicht, die mir winkte, nicht unbeschreiblich gereizt und beglückt. Der Graf war ein selten schöner Mann, ihn zu malen, würde ein hoher Genuß für mich sein. Und dann — seine Tochter zu sehen, zu sprechen, natürlich auch zu malen — ich würde sie in der Zwanglosigkeit des häuslichen Lebens sehen — mein Herz pochte aufgeregter, als eigentümlich durch diese Einladung gerechtfertigt schien. Aber auch meine Neugier war gereizt, und ich dachte mit Genugthuung daran, daß ich nun alles erfahren würde, was man gern von seinen Freunden weiß, und was mir bei dem Grafen noch völlig rätselhaft war.

Daß ich den Grafen aber noch einmal sehen mußte, verstand sich von selbst, ich wußte ja nicht einmal, wohin ich eingeladen war. Aber wohin es auch sei, ich würde hingehen, darüber war ich keinen Augenblick im Zweifel.

Als ich am andern Morgen in das Haus von Madame Floquet ging, kam mir die Jungfer schon mit einer Karte des Grafen entgegen, auf welcher seine genaue Adresse stand und die Bitte, den

Tag meiner Ankunft vorher bekannt zu geben, damit er mich in Lüttich abholen lassen könne. Ich besah die Karte mit der großen Grafenkrone lange und wunderte mich, wie das Schloß Les Ormonds sein würde, ob Vera dort auch jeden Abend singen würde, ob ich mit ihr im Park spazieren gehen würde, vielleicht auf der Viaas mit ihr in einem Boote umherfahren, ob ihre braunen Augen mich wieder so anblicken würden wie jenen Mittag — ich schüttelte mich zurecht. Ich Thor! Ich ging hin, um den Grafen zu malen, nicht um in Veras schöne Augen zu sehen. Ich versuchte mir klar zu machen, daß wenigstens acht Tage verstreichen müßten, ehe ich ihnen nachreisen dürfte; aber als ich mittags im Hotel d'Hondt einer dicken Wamländerin gegenüber saß, die Veras Platz eingenommen und mich ununterbrochen in einem Rauberwelsch von Deutsch und Französisch unterhielt, schienen mir sechs, ja fünf Tage genügend.

Als ich an Madame d'Hondt vorüberging, sagte sie mit teilnehmendem Ausdrucke leise zu mir:

„Wie traurig, daß die schöne junge Dame so rasch fort mußte! Ob man sie nur je wieder sehen wird?“

Ich nickte nur, ihre Frage machte mir erst klar, mit welcher Ungeduld mich schon danach verlangte.

Auch Madame Floquet versicherte mich, daß Vera die liebenswürdigste, schönste Dame gewesen, die je bei ihr gewohnt. Daß der Graf ihr nicht sehr sympathisch gewesen, und sie allerlei Bemerkungen über ihn machte, nahm ich ihr nicht übel.

Wie langweilig schien mir der Strand! Und wie laut und ungezogen die reizenden Kinder, wie unerträglich die Badefrauen mit ihrem Geschrei. Ich mied den Strand und suchte mir in den Dünen ein einsames Fleckchen, um ungestört meinen Gedanken nachzuhängen.

Verschiedentlich fiel mir jetzt jener zweifelhaft ausschende Mensch auf, den ich mit dem Grafen in der Weinsteube gesehen, und wäre ich nicht so sehr in die Skizzen vertieft gewesen, die ich noch von hier mitnehmen wollte, es hätte mir auffällig sein müssen, daß er mir überall begegnete, wohin ich auch meine Schritte lenken mochte. Sein bärtiges Gesicht, mit den scharfen, stehenden Augen war auch das letzte, was ich von Montenberghe sah, als ich endlich mit der Eisenbahn fortfuhr und mich noch einmal aus dem Fenster des Koupées legte.

Von der Fahrt weiß ich nur, daß es mir vorkam, als wäre ich gar nicht fern vom Himmel — ich sollte ja die schöne Vera wiedersehen. In dem Gasthose, den ich dem Grafen bezeichnet, fand ich einen ältlichen Diener, der seinen Herrn entschuldigte, nicht selber gekommen zu sein, und mich fragte, ob ich hier zu bleiben wünsche oder gleich weiterreisen wolle.

Ich zog das letztere vor. Es hätten Lüttichs Erinnerungen und Kunstschätze jetzt doch kein Interesse für mich gehabt? Ich brannte vor Ungeduld, das Schloß

des Grafen kennen zu lernen, und wie seine Tochter wiederzusehen.

„Wie weit haben wir noch zu fahren?“ fragte ich und freute mich der Fahrt auf die Fahrt in einem offenen Wagen durch das grüne Land. Es war eine Quickung nach der heißen, staubigen Stadtbahnfahrt.

„Hm! Es kann spät werden, wenn wir ankommen,“ entgegnete der Diener. „es auch stromabwärts geht.“

„Zu Schiff?“ fragte ich eritaunt. Er nickte nur, mein Gepäc zählend.

Ein breites ungeschicktes Boot mit uns auf, von zwei Schiffen ganzes Allerlei kleine Kisten und Körbe, mit mir Vorräte zu enthalten schienen, und den meinem Gepäc beigelegt, und es ging es fort.

Niemals werde ich diese Fahrt vergessen, die mich nach Les Ormonds brachte dem Ziele meiner Sehnsucht. Es war ein sonniger, köstlicher Tag, und langsam zog das Boot auf dem dunklen Fluß dahin, in nichts von den Matrosen unterschieden, die in der Nähe der Dämme den Fluß belebten. Oft streckten die Bäume ihre breiten Zweige weit über das Wasser, und wir glitten in ihrem Schatt dahin, der blaue Himmel ganz von Blätterfülle verdeckt. Dann kam ich wie verzaubert vor, und meine ganze Fahrt märchenhaft und phantastisch. Einmal packte mich der Gedanke, daß ich ein irrender Ritter auf Abenteuer ausführe, und daß ich spurlos verschwinden könnte, ohne daß die Meinigen je davon hören würden. Ein Blick auf die beiden gutmütigen Gesichter der beiden Matrosen beruhigte mich aber immer wieder. Der Diener traute ich nicht ganz, er näherte sich mir mehrmals in auffallender Weise und wollte eine Unterhaltung anfangen, offenbar um mich auszuforschen. Wie bei ihm nach seiner Herrschaft zu erwidern fiel mir gar nicht ein; wie kam ich auch der Gräfin Namen gegenüber über die Lippen bringen können! Jetzt wiegte mich die sanft schaukelnde Bewegung ein, ich träumte von Les Ormonds, wo Vera als Hausfrau schaltete und waltete.

Es dunkelte schon, als das Schiff endlich anlegte, und ich konnte nur sehen ein großes Gebäude am Ende einer Allee stand. Die Schiffer hoben das Gepäc von der heraus, und der Diener forderte mich auf, ihm zu folgen. Durch die verdorrten Zweige der hohen Bäume fiel nicht der schwächste Lichtstrahl mehr, und mir ganz unheimlich zu Mute. So hatte mir den Empfang als Gast auf dem Grafenschloße nicht gedacht!

Plötzlich stand ich allein, es war vor mir hell, ich blickte in ein erleuchtetes Portal auf einer Treppe, die in ein oberes Stockwerk führte, erhellte vom Graf mit einem Lichte in der Hand. Ein Samtrock mit Schnüren umschloß seine schlank, schöne Figur, seine Füße steckten in hohen Stiefeln und auf seinem Kopfe trug er eine seltsame edige Mütze.

er leicht zum Grusse lüftete. Er war vor besonders zuvorkommend in seiner Prüfung, noch hatte ich den Eindruck, er sich über mein Kommen freue, ich lie mich sofort wieder auf den fremden Fuß durch seine kühle Höflichkeit. Ich bin ich in meinen Gedanken und nunnen allerdings weit überschritten. In kurzen Worten forderte er mich auf, er zu treten, stieß, vorausgehend, eine der Doppelthür auf und bedeutete mich, das Zimmer zu gehen.

Es war Hochsommer und tagsüber: warm gewesen, trotzdem brannte ein helles Kaminfeuer, welches einen heissen und ziemlich kahlen Raum sehr annehmlich erscheinen ließ. Ich sah auf den ersten Blick die Erklärung für die Kälte um das Schloß herum, denn es waren nur alle Fenster mit festen Vorhängen verwahrt, es waren sogar noch die Vorhänge darüber gezogen. Nicht der geringste Lichtstrahl, nicht das leiseste Geräusch konnte verraten, daß das Schloß bewohnt sei. Die roten Flammen im Kamin umgelenkten über mächtigen Kohlensteinen hin und warfen unruhige Lichter auf das Zimmer.

„Vera, unser Gast!“ rief der Graf in den großen Raum hinein und ging selbst erst wieder zurück, um mit dem Diener etwas zu sprechen.

Am äußersten Ende des Zimmers erschien eine Gestalt aus einem Sessel und trat aus dem Dunkel auf mich zu, im Hintergrund in den Bereich des Kamins gelangend.

Der selbe Schreck, den ich in Brügge und dann in Blankenberghe empfunden, überfiel mich so unvermutet vor mir gesehen, schauderte mich wieder, als sie nun auf mich trat. Ein einfaches schwarzes Kleid mit weißen Streifen umschloß ihre graziose Figur, ihr dunkles Haar war in zwei Knoten ziemlich hoch am Hinterkopfe gebunden, so daß sich der reizende Hals frei zeigte. An der Seite im Gürtel hatte sie eine dunkelrote Rose stecken, wie ein großer Tropfen. Ich erschrak bei dem Geblick und blickte rasch wieder in ihr liebliches Antlitz, dessen Schönheit mir immer neu und überraschend war. Die Augen schienen mir größer, um den Mund lagerte ein Zug des Schmerzes, der sich, als ich sie ansah, verlor, um einem sanften Lächeln Platz zu machen. Mein Herz klopfte, und es bemächtigte sich einer Art Aufregung, als sie mir die Hände entgegenstreckte und leise sagte:

„Enfin!“ Gleich darauf setzte sie auf mich hinzu: „Ich erwartete Sie tag-

lang. Ihr Blick ruhte einen Augenblick in meinem, dann zog sie einen Sessel zu mir und machte mir ein Zeichen, mich zu setzen und überhäufte mich mit Worten nach Blankenberghe, Madame Florentin den Bädern, den Wellen und tausend anderen Dingen. Lachend und sprechend ließ sie mich durch ihre bezaubernde

Lebhaftigkeit rasch über das Heiße und Eigentümliche dieses Empfanges hinweg, nur eines blieb mir — das unbestimmte Gefühl, als sei ihre Heiterkeit gekünstelt, und als ob sie ohne diesen Zwang sofort wieder in die gebrückte Trauer zurücksinken würde, aus der meine Ankunft sie gerissen.

Endlich erschien der Graf wieder, von dem Diener begleitet, der Lampen trug und einen Tisch deckte, mit Speisen besetzte und sodann feierlich meldete, es sei serviert. Auf ein Zeichen des Grafen bot ich Vera den Arm, führte sie die wenigen Schritte an den Tisch und fand dann meinen Platz neben ihr. Der Graf war artig, aufmerksam und liebenswürdig; kurz, der vollendetste Wirt, und Veras Unterhaltung stochte keinen Augenblick. Ich bildete mir sogar ein, sie wünsche ihren Vater zu verhindern, mit mir ein Gespräch anzuknüpfen, und er setzte sich in seinen Stuhl zurück, lächelnd — wie man über die Thorheit eines Kindes und dessen vergebliche Versuche, seinen Willen durchzusetzen, lächeln würde. Zuletzt schien er es aufzugeben, seine Miene wurde düster, er kreuzte die Arme über der Brust und starrte unverwandt über meinen Kopf hinweg in das Leere. Nun sprach Vera ruhiger, und unmerklich kam ich in das Erzählen, wozu Blankenberghe und Brügge Stoff gaben und einen natürlichen Uebergang bildeten zur Erwähnung meiner Reise. Ich fing damit an, daß ich sie von meinem Geburtsorte D... aus angetreten habe. — Der Graf änderte weder seine Stellung, noch bewegte sich eine Muskel seines Gesichts, und doch hätte ich schwören mögen, daß er plötzlich gespannt zuhöre.

Da stand Vera rasch auf und schob ihren Stuhl zurück, indem sie in einem Tone, der keinen Widerspruch zuließ, sagte:

„Sie müssen müde sein. Wenn man den ganzen Tag unterwegs gewesen, bedarf man der Ruhe. Schlafen Sie gut! Morgen können wir besprechen, wann Sie mit Papas Bild anfangen werden. Gute Nacht!“

Sie legte ihren Arm in den ihres Vaters, der sich ebenfalls erhob. Auf ein Glockenzeichen erschien der Diener auf der Schwelle, der Graf bot mir flüchtig seine Hand und wünschte, wohl zu schlafen.

Ich war ganz einfach und ohne die geringsten Umstände entlassen. Die Art und Weise verdroß mich um so mehr, als schon meine erste Bekanntschaft mit Vera mich auf einen ganz andern Fuß zu ihr gestellt hat. Die Rottunde darüber stieg in meine Wangen, zugleich aber regte sich ein noch unklarer Verdacht in mir, ob mir nicht eine Rolle hier zugeteilt sei, die nichts mit dem Porträt des Grafen zu thun hatte.

Unter diesen Gedanken stieg ich hinter dem Diener eine breite Treppe hinauf, dann zündete er in einem Zimmer Kerzen an und blieb einen Augenblick stehen, als ob er eine Frage von mir erwarte. Als ich mich gleichgültig zur Seite wendete,

suchte er die Treppe und wünschte mir kurz gute Nacht.

Ich sah mich um. Die Decke des großen Zimmers war reich mit Stuck verziert, die Wände mit lebensgroßen Porträten geschmückt, sonst aber enthielt die Stube nur das Allernotwendigste. Unwillkürlich betastete ich die Wände, ob auch keine verborgene Thür darin, und überzeugte mich, daß ich die Stubenthür von innen zuriegeln konnte.

Ich fragte mich jetzt allen Ernstes, ob ich nicht eine unverzeihliche Thorheit begangen, mich mit diesen fremden Leuten so einzulassen. Was bedeutete der Mangel an Diensthofen, diese mehr als einfache Einrichtung? Was — da tauchte Veras Antlitz vor meinem innern Auge auf, ich verbannte alle Fragen und Zweifel; sie war hier, ich würde sie malen, und das allein war ja, was ich wollte, was gingen mich ihre Einrichtungen an!

Ich wollte auspacken, fand aber mein Gepäck nicht, es war vermutlich vergessen und lag noch unten in der Halle. Mit der Kerze in der Hand stieg ich die Treppe hinab, um mich danach umzusehen, blieb aber durch eine ungeschickte Bewegung das Licht aus. Ehe ich meinen Weg in der Finsternis wieder zurückfinden konnte, ward unten eine Thür geöffnet, ein schmaler Lichtstreifen fiel heraus, und ich erkannte den Grafen, der davor stand. Er wendete sich eben um und sagte auf französisch in das Zimmer hinein:

„Ich werde mich erst morgen bestimmen, wenn ich von Sergei gehört habe. Ist nichts zu befürchten, so will ich mich deiner Marotte fügen, doch nur, weil ich meine eigenen Pläne dabei habe, die mir wichtig genug sind, um die Unbequemlichkeit einer solchen Geste zu übersehen. In wenig Wochen muß sich alles entschieden haben, und du kennst meinen Wunsch.“

„D, ich kann dich nicht in Gefahr wissen und fern von dir bleiben,“ hörte ich Vera sagen. „Lieber mit dir sterben, mein Vater!“

„Du weißt, ich lasse mir meine Pläne nicht stören,“ entgegnete er rauh, setzte aber gleich darauf mit wunderbar weichem, zärtlichem Tone hinzu: „Trete mir nicht entgegen, Vera! Du weißt ja, was davon abhängt. Ich bitte dich darum, als einen Beweis deiner Liebe.“

Während ich eilig die Treppe zurückging, hörte ich noch einen schluchzenden Laut Veras, dann warf ich meine Stubenthür heftig in das Schloß, stolperte, räusperte mich, bis ich die Genugthuung hatte, den Grafen, den Diener und die mir von Blankenberghe her bekannte Jose erscheinen zu sehen. Nach einer geraumen Zeit erhielt ich endlich mein Gepäck, wobei mir die Jose, der ich ein sehr unerwünschter Eindringling schien, mitteilte, die Herrschaften blieben bis Mittag für sich, ich möge es ebenso machen.

Hätte mir nicht Veras Lächeln vorgelebt, mit dem sie mich empfing, ich wäre am liebsten gleich wieder abgereist. Mir fiel alles ein, was ich in Blankenberghe nachträglich über den Grafen gehört,

was Madame Floquet angedeutet, und andere laut ausgesprochen — aber konnte ich sein dortiges Auftreten geltend machen, um meine plötzliche Abreise von hier zu begründen? Und gab mir der kühle Empfang hinreichenden Grund, die eingegangene Verpflichtung zu lösen? Es war vielleicht eine Thorheit gewesen, herzukommen, es würde eine noch größere sein, fortzugehen, ohne den Zweck meines Kommens erreicht zu haben, denn solche Studentenköpfe würde ich wohl nie wieder finden. Wie selten wird es einem Maler zu teil, wirklich schöne Menschen zu malen, meist muß er ein schönes Antlitz aus verschiedenen andern zusammenstellen; hier brauchte ich nur zu kopieren. Wieder beruhigte ich mich wie schon vorher mit dem Gedanken, daß, was ich hier wollte, durch des Grafen Manieren nicht berührt worden.

Der Schlaf blieb mir aber lange fern. Die lebensgroßen Wandbilder schwannten unheimlich in dem schwachen Kerzenschimmer hin und her; Mäuse raschelten spukhaft an den Wänden, und von Zeit zu Zeit knackte das Holzwerk der Möbel laut und erschreckend. Die Nacht schien endlos, ich hatte vergessen, meine Uhr aufzuziehen und ging endlich an das Fenster — auch hier Läden. Mit vieler Mühe öffnete ich sie und sah hinaus. Wogender Nebel, immer aufs neue vom Fluße her aufsteigend, lag im ersten Morgengrauen vor mir und zog sich schwanfend gegen das Schloß, jede Aussicht verperrend.

Die kühle Morgenluft durchschauerte mich, meine Eindrücke und Befürchtungen vom Abend erschienen mir auf einmal ebenso thöricht wie unhaltbar. Der Flußnebel hatte mir wahrscheinlich etwas Fieber angeblasen, in dem ich die einfachsten, natürlichsten Dinge durch die Brille einer aufgeregten Phantasie sah. War doch in einem Landhause eine gewisse Einfachheit ebenso erklärlich wie die Abwesenheit aller großstädtischen Einrichtungen, und wäre ich nicht durch den Reichtum meines Stiefvaters so sehr verwöhnt gewesen, ich hätte mir das gleich sagen müssen. Reich war der Graf nicht, das hatte ich bei Veras erstem Besuche gemerkt, und über seine Zuvorkommenheit hätte ich mir auch keine Illusionen zu machen brauchen.

Ich legte mich wieder nieder. Als ich erwachte, schien die Sonne hell durch das hohe Fenster. Ein Blick hinaus zeigte mir den glitzernden Fluß mit seinen Windungen, einen grünen Garten, dahinter Wiesen und Felder, ein freundliches, anmutiges Bild, von einer fernen Hügelkette duftig abgeschloffen.

Rasch zog ich mich an, stieg leise die Treppe hinab und schlüpfte durch eine kleine Seitenpforte hinaus.

Ich hatte nie viel Sinn für das Wilde und Großartige in der Natur und blickte entzückt auf die freundliche Landschaft. Das Schloßchen, im reinsten Moskostile erbaut, lag hart am Ufer der Maas, von einem schönen, leider sehr vernachlässigten Parke umgeben. Französische Heidegänge durchschnitten ihn und vereinigten sich an dem

Schloßchen, vor welchem auf einem freien Platze die Statue eines melancholisch auf seiner Meule schneidenden Herkules stand. Die Wege waren mit Gras bewachsen, die Zeiten, wo Pferde und Equipagen sie belebten, waren wohl längst vergangen, nur ihre Geister zeigten sich vielleicht noch in mond hellen Nächten.

Langsam schlenderte ich einen der langen Heidegänge entlang, da trat mir aus einem Seitengange Vera entgegen. Ein kleines, weißes Tuch um den Kopf geschlungen, das Kleid aufgeschürzt gegen den Morgentau, der noch in dicken Tropfen an den Gräsern hing und auf den Blättern lag, so kam sie frisch und blühend zwischen den grünen Wänden daher. Sie bot mir die Hand, an der auch jetzt der feine Handschuh nicht fehlte und fragte nach meiner Nachtruhe, indem sie mit einem tiefen Aufatmen hinzufügte:

„Ich bin so gern rechtzeitig draußen, wo es noch frisch und kühl ist. Man holt sich Stärkung für den ganzen Tag — ich freue mich, daß Sie auch so denken. Finden Sie es hier denn hübsch?“

Ich bejahte bereitwillig, dabei meine Vorliebe ausprechend für alles, was einem Stillleben in der Natur wie bei den Menschen ähnelte.

Sie sah mich überrascht an.

„Nur als Gegenlag,“ sagte sie eifrig. „Immer? Nein, das wäre lähmend, tötend; auch Sie würden das nicht für immer aushalten. Und erst bei den Menschen! Eine stets gleiche Ruhe, die durch nichts aus ihrer Fassung zu bringen ist, wirkt erschlassend und entsetzlich langweilig. Man will doch den Beweis,“ sie blieb stehen und sah mich mit bligenden Augen an, „daß der Mensch nicht nur eine atmende Maschine, sondern durch Empfindungen bewegt wird, die auf ein lebendiges Herz, eine fühlende Seele schließen lassen. Sonst wäre es ja unerklärlich, daß Menschen für ihre Ideale mit den Waffen in der Hand kämpfen.“ Der herbe Zug erschien wieder auf ihrem Antlitze, „sonst hätte ja die Trannei leichtes Spiel, und es gälte nur Sklaven zu —“ Sie stockte, als sie meinem Blicke begegnete, verwirrte sich, wurde rot, und es kam mir so vor, als ob sie sich plötzlich bewußt würde, daß die oft gehörten und eingelesenen Phrasen mir gegenüber so wenig am Platze seien wie überhaupt in unserer Konversation. „Da kommt Papa,“ sagte sie mit einem erleichterten Aufatmen und deutete auf den Grafen, der sich vom Schlosse her näherte.

„Sehr angenehm!“ begrüßte der Graf mich flüchtig. „Wir können wohl jetzt die Zeit festsetzen für unsere gemeinschaftliche Arbeit — wenn Sie ganz ausgeruht sind —?“

Ich hielt es nicht der Mühe wert, auf diese Lebensart etwas zu erwidern, sondern bat, mir die Stunde zu bestimmen, ich sei jederzeit bereit und freue mich darauf.

„Ich beurlaube dich bis Mittag,“ sagte der Graf, nachdem alles festgesetzt, zu seiner Tochter, die schweigend dabei gestanden.

„Der Ausdruck eines Bildes soll so

viel besser werden, wenn das Modell spricht,“ antwortete sie, mit dem zierlichen, idyllischen Fuße im Sande spielend. „Ich will mitkommen und dich unterhalten, lieber Papa!“

„Es dürfte doch kaum dem Zwecke entsprechen, wenn du redestest,“ entgegnete er mit eigentümlich spöttischem Lächeln. „Ich werde selber sprechen, ich gebe dir nur ein Wort darauf, und wir werden wohl gemeinsame Interessen finden, um die Unterhaltung zu einer lebhaften zu machen, sei deshalb unbeforgt. Ich weiß, du hast Briefe zu schreiben, deren Beförderung notwendig ist, ich bitte dich dringend, dich durch nichts davon abhalten.“ Er sah ihn mit einem flehenden Blicke an, dem er erst auswich, dann führte er ihre Hand an seine Lippen und sagte leise: „Sei mein tapferes Kind! Gehorche mir, bisher, es muß sein, und du erleidest mir keine Aufgabe jetzt und später.“

Ohne zu antworten eilte sie dem Schlosse zu, doch glaubte ich zu sehen, daß sie die Augen trocknete. Wieder überfiel mich das Gefühl, daß ich einem mir unbekannten Zwecke hier dienen mußte, daß ich ein Werkzeug in der Hand des Grafen war, welches er gegen seine Tochter gebrauchte. Er gab ihrer Bitte nach, dafür verlor er andere Opfer. Der Verdacht war zu unbestimmt, um nicht unter der höchsten Lebenswürdigkeit, welche der Graf jetzt zeigte, rasch zu verschwinden. Da entbehrte seine Zuvorkommenheit der inneren Wahrheit, ich fühlte das Ermüdete wieder durch. Es war ihm nicht möglich, die Maske lange festzuhalten, er zeigte bald, daß er den unliebsamen Gast so rasch als möglich los sein möchte und drückte auf eine peinliche Weise zum Abschied.

Ich vergaß sehr bald, daß ein guter Maler sein Modell unterhalten muß, es vertiefte mich vollständig in die schöne und fesselnde Aufgabe vor mir, da sagte der Graf: „Sie haben vielleicht schon gemerkt, daß ich ein besonderes Interesse an Ihrer Vaterstadt nehme, nicht wahr?“

Ich blickte gespannt auf und bejahte. Ein schneller Witz aus seinen Augen belehrte mich, daß ihm meine Antwort nicht gefiel.

„Sie sehen, ich kann mich nicht stellen,“ fuhr er mit gezwungenem Lächeln fort. „Es ist ein Unglück, wenn man das Herz immer auf der Zunge hat. Die Heimat hängt auch für mich mit den teuersten Kindheitserinnerungen, mit meiner Mutter zusammen. Dieselbe hatte das Unglück, auf einer Reise, gerade dort, den Fuß zu verstauchen, was sie zwang, dort bleiben. Aber sie verdankte diesem freiwilligen Aufenthalte einige sehr angenehme Bekanntschaften und konnte nie an die Güte und Zuvorkommenheit jener Familien rühmen, welche die Fremde gastlich aufnahmen. Ich habe mir die Namen notiert, und es würde mich freuen, wenn Ihnen zu erfahren, ob jene Familien noch dort leben. Die damaligen Namen werden wie meine Mutter schon hinübergegangen sein, soll

da einige von ihnen leben, so würde ich gern durch Sie einen Gruß zukommen lassen."

"Sie selbst waren nie dort?" fragte mit dem Gefühle, daß er mir eine Wahrheit erzähle, deren Zweck ich aber nicht durchschauen konnte.

"Nein, noch nicht, aber es zieht mich hin. Einer oder der andere, den die Mutter gekannt, lebt doch vielleicht da und — doch Sie sind zu jung, um es zu wissen, was eine solche Erinnerung jemand in meinem Alter zu bedeuten hat."

Mit einem sinnenden, weichen Ausdrücke, der ihn wunderbar verschönte, blickte er mich an. Das war also der einzige weiche Punkt in seinem Charakter, dieses Gefühl war Wahrheit, das fühlte ich. Diese Erinnerung mußte ich wecken, den durch sie hervorgerufenen Ausdruck des Gefühls festzuhalten.

"Wollen Sie mir einige jener Namen nennen?" fragte ich ernstlich. "Wenn auch nur die Kinder jener Generation, so weiß ich doch sicher durch Traditionen und Hörensagen auch von den Eltern zu erfahren."

Ich hatte ihm schon allerlei erzählt, als Vera eintrat.

Ihr Vater runzelte die Stirn und sah mich hinter mich an, ich hörte auf zu arbeiten, er hörte uns.

"Es ist schon sehr spät," sagte sie und ich aufmerksam von einem zum andern. Dann flüsterte sie ihm einige Worte in das Ohr, von denen ich deutlich den Namen Vera hörte. Sofort stand er auf, entschuldigte sich flüchtig und ging fort; ich war allein mit Vera.

Sie wollte das Bild sehen, ließ sich aber von mir bedeuten, daß das noch nicht möglich sei.

"Machen Sie es recht gut, wenn es noch lange dauert," sagte sie leise und dabei erröthend.

Eine heiße Blutwelle schoß in mein Gesicht, ich antwortete einige verwirrte Worte, dann fiel mir ein, ich könne jetzt die Bitte anbringen, die ich seit langem machte.

"Wollen Sie mir nicht auch einige Spiegeln gönnen, um Ihr Bild —"

"Nein, o nein!" unterbrach sie mich heftig. "Vergessen Sie, wie ich aussehe, ich bin sicher, das würde Unglück nach sich ziehen. Versprechen Sie mir, nichts davon gegen meinen Vater zu erwähnen." Sie zog das schwarze Spitzenkleid, welches ihre Schultern verhüllte, fester um sich, als ob sie frore, trotzdem die Sonne heiß auf der Landschaft lag, ihr Antlitz wurde trübe und ihre blaßroten Lippen zuckten.

Ich sagte nicht, daß ich sie nie verstehen könne, aber meine Augen hafteten auf ihr, und ich erwiderte nach einer Weile leise, daß ich sie auch ohne ihr Gesicht malen könne, was sie nicht verstehen zu wollen schien.

"Es ist gleich unsere Essenszeit," behauptete sie eine lange Pause, deren Bein wohl nicht empfand, die mir aber endete. "Haben Sie sich denn gut

mit Papa unterhalten?" Sie sah mich nicht an, sondern spielte mit ihren Armbändern.

"Ihr Herr Vater sprach lebhaft, und es ist mir geblüht, einen sehr schönen Moment festzuhalten," antwortete ich ausweichend. "Das ist für einen Maler sehr wichtig."

Sie nickte zufrieden.

"Werden Sie direkt von hier in Ihre Heimat zurückkehren?"

Wir waren zusammen an das Fenster getreten und sahen auf den glänzenden Fluß hinab.

"Ich weiß es noch nicht," entgegnete ich, durch diese Geflüchtlichkeit, mir meine Abreise wieder in das Gedächtnis zurückzurufen, da ich doch kaum angekommen, verstimmt. "Mich zieht nichts nach Haus, ich bin auf der Suche nach Motiven und kann ebenso gut nach Italien wie nach England oder Rußland gehen. Aegypten ist ja jetzt Mode, vielleicht reise ich dorthin. Vielleicht kehre ich auch jahrelang nicht zurück, es kommt ganz darauf an, ob mich irgend etwas unterwegs festhält, oder ob mich ein besonderer Anlaß in die Heimat zurückruft."

"So frei zu sein, ist schön und beneidenswert. Aber stehen Sie so allein?" fragte sie.

Ich bejahte; ich verband mit ihrer Frage nur die Meinung, ob ich noch nicht für mein Leben an ein Weib gebunden. Auch an ihren weißen Händen, die sie über der schwarzen Spitze gekreuzt hatte, glänzte noch kein Ring.

"Und die Welt ist so groß, wie viel können Sie noch sehen! Sind Sie schon viel gereist?"

Ich wollte eben antworten, da sah ich ein kleines Boot wie einen Pfeil auf dem Fluß stromabwärts dahinschießen und glaubte meinen Wirt darin zu erkennen, der mit einem andern Herrn eifrig sprach.

Vera folgte meinem Blicke, als ich keine Antwort gab und erbleichte.

"Eine plötzliche Nachricht muß ihn fortgerufen haben," sagte sie mit zitternden Lippen. "Sie werden bei Tische mit mir vorlieb nehmen müssen." Damit ging sie fort.

Sollte ich lachen oder sollte ich mich ärgern? Eine solche Rücksichtslosigkeit war mir noch nicht begegnet, meine Gastgeber glaubten offenbar, gegen einen reisenden Maler, wenn er auch zufällig ihr Gast, dürften sie sich alles erlauben. Mein Entschluß, meine Aufgabe möglichst zu beschleunigen, wurde aber dadurch ganz fest.

Unser Mittagessen war bald beendet. Der alte Diener schien seiner jungen Herrin sehr zugethan, er nickte zufrieden, wenn ich ein Lächeln auf ihr Antlitz gerufen und billigte augenscheinlich unsern freundschaftlicheren Verkehr mehr, als die Förmlichkeit. Uebrigens waren keine andern Diensthofen sichtbar, was mich, der an den großen Hausstand meines Stiefvaters gewöhnt war, sehr erstaunte.

Gegen Abend ging ich in den Park hinunter, wo ich Vera traf, die mir einen sehr hübschen Wiesenweg zeigte, der uns

zuletzt wieder an das Ufer des Flusses brachte. Wir setzten uns an den grünen Rasen nieder, und unter dem leisen Rauschen des sanft dahingleitenden Wassers horchte ich Vera's schöner Stimme, die halblaut alte französische Balladen sang. Dann sprachen wir von Politik, Religion, Vergangenheit und Zukunft, und Vera ging auf alles ein. Sie fühlte und sprach leidenschaftlicher, als ich es von einem so jungen Weibe je gehört, aber ihre Aeußerungen voll glühender Begeisterung und hinreißender Lebhaftigkeit übten einen unbeschreiblichen Zauber auf mich aus. Ich hatte ihr von meinen Studien erzählt, von dem Bilde, welches sich mir im Geiste dargestellt, als ich sie in Brügge gesehen —

"Und da gehörte ich für Sie mit in das Bild?" fragte sie, und ihre Augen bligten mich an, als zürne sie mir darüber.

Ich bejahte und fügte hinzu, wie groß meine Freude gewesen, sie in Blankenberghe wieder zu finden.

"Weil ich für Ihr Bild notwendig war," unterbrach sie mich. "Denken Sie immer nur an Ihre Bilder, und wie Sie Menschen und Dinge dazu verwenden können?" Ihr Ton klang gereizt, sie stand auf und ging rasch einige Schritte vorwärts.

"Ich bin Künstler, muß sich da nicht alles auf meine Kunst beziehen? Glauben Sie mir, es gibt manches, was der Kunst wegen ertragen wird, aber auch dadurch leichter —"

"Dann sind Sie glücklich, dann kann das Leben Ihnen nichts anhaben," sagte sie schnell, wie um mich nicht weitersprechen zu lassen. "Ich fürchte, Sie waren sehr böse auf mich, als ich heute früh herein kam und Papa abrief; es war aber notwendig, ich konnte es nicht ändern." Ihr Ton war wieder weicher, und zugleich sah sie mich wie ein bittendes, reuevolles Kind an, stieß aber plötzlich gegen einen Stein, schwankte und wäre gefallen, hätte ich sie nicht aufgefangen. Sie ruhte an meinem Herzen, ich fühlte das ihre klopfen, mein Blut wallte heiß empor. Ich drückte die schlankte Gestalt unwillkürlich fester an mich, mir schien, auch sie schmiege sich inniger an mich, doch plötzlich machte sie sich frei und ging rasch mit einem gepreßten Seufzer weiter.

Der Nebel stieg schon wieder wie eine weiße Wand empor, schweigend gingen wir dem Schlosse zu. Im Parke ließ Vera ihre Handschuhe fallen, ich hob sie auf und reichte sie ihr — unsere Hände berührten sich, ich umschloß ihre Finger und sie wehrte mir nicht. Erst nach einigen Sekunden entzog sie mir sanft ihre Hand und sagte leise: "Wir müssen hineingehen, es wird zu kühl. Nun ist der schöne, ruhige Tag zu Ende, aber er wird eine köstliche Erinnerung bleiben. Und morgen — morgen wird Papa wieder zurück sein!" Sie schwieg einen Augenblick und fragte dann hastig: "Wie viele Sitzungen werden Sie für das Bild bedürfen?"

Wollte sie mir zu verstehen geben, daß ich vergessen, daß ich nur deshalb hier sei?

"Ich kann es noch nicht bestimmen, doch

werde ich so fleißig wie möglich malen," entgegnete ich kurz.

Mit einem unterdrückten Seufzer und einem betrübten Blick ging sie schweigend in das Schloß.

"Ich werde Ihnen vorsingen," sagte sie, als wir in das Zimmer traten, und setzte sich rasch an das Instrument, welches an der einen Wand stand. Es war alt und ausgespielt, aber unter ihren Fingern quollen die Melodien voll und schön hervor, und ihre prachtvolle Stimme schallte in dem leeren, hohen Raume wie in einer Kirche.

Ich wurde ruhiger, mein Aerger verflog, ich glaubte ihren betrübten Blick zu verstehen und kam mir thöricht, ja kindisch vor. Wie goldene Zauberspäne umwandeln die herrlichen Töne meine Seele, ich hätte ewig so laufen, so in ihr schönes Antlitz schauen mögen, ohne Gedanken an die Zeit, an ein Ende dieses wundersamen, eigentümlichen Zusammenseins, dessen Reiz mich immer fester umspann und fesselte.

Sie hatte eine altfranzösische Ballade gesungen, traurig und sehnsuchtsvoll, ihr Antlitz hatte einen schwermüthigen Ausdruck, und ich glaubte, sie noch nicht so schön gesehen zu haben. Meine Gedanken eilten zurück zu unserem Spaziergange, ich glaubte sie wieder an meinem Herzen, in meinen Armen zu fühlen, sie schmiegte sich wieder an mich, und mein Herz pochte wieder laut und ungestüm — da ging sie plötzlich mit wenigen raschen Akkorden in eine andere Melodie über und sang, mich voll anblickend, ein polnisches Lied.

Ich verstand das Polnische nicht, aber ich war in einer Stimmung, die mich die Sprache der Töne lehrte, ich war keinen Augenblick im Zweifel über den Text. Es war eine Klage um vergebliche Liebe, ein Flehen um Erhörung, um ein Ende solcher Pein.

Eine plötzliche Eifersucht packte mich. Wem konnten solche Klagen aus ihrem Munde gelten? Ohne mich zu bedenken, rief ich aus: "Wem kann eine solche Klage, ein solcher Vorwurf von Ihren Lippen —" "Sie kennen und verstehen polnisch?" rief sie in meine unbedachte Aeußerung hinein, rasch ihr erglühendes Antlitz abwendend. "Das ahnte ich nicht!"

"Ich verstehe kein Wort, aber Ihre Töne sind gute Dolmetscher, Gräfin! Wissen Sie denn nicht, daß ich in Blankenberghe jeden Abend Ihrem Gesange lauschte? Ich glaube, ich verstand den Inhalt Ihrer Lieder stets."

"Was könnte ich anderes singen, als die Klage um unser verlorenes Vaterland?" versetzte sie leise. "O, mein Polen!" Ihr Blick streifte mich scheu und ängstlich.

"Sind Sie schon lange von Ihrem Vaterlande getrennt? Ist Ihnen Belgien schon lange Heimat gewesen?" fragte ich teilnehmend.

Sie sah mich unruhig und mißtrauisch an und trat einen Schritt zurück.

"Es ist unser schweres, beklagenswerthes Los, unsere wahre Heimat nur aus der Ferne lieben zu dürfen," antwortete sie kühl und zurückhaltend.

"Verzeihen Sie meiner Teilnahme, wenn ich indiscret scheine," versetzte ich rasch. "Ich kann es Ihnen ja nachfühlen, wie sehr Sie unter diesen Verhältnissen leiden müssen."

Sie reichte mir in plötzlich aufwallender Bewegung beide Hände, indes Thränen in ihre Augen traten.

"Ja, ich leide darunter! O, wenn ich Ihnen sagen könnte, Sie fragen dürfte, ob ich recht thue — Sie würden mich gewiß verstehen, mir raten und helfen —"

"Vertrauen Sie mir! Was kann ich für Sie thun? Sagen Sie mir alles — Vera!"

Sie gab dem leisen Drucke meiner Hände nach und lehnte sich an meine Schulter; ein Blick, der mein Herz wild pochen ließ, senkte sich in den meinen.

"Ich könnte ein grenzenloses Vertrauen zu Ihnen haben," flüsterte sie mit innigem Tone. "Sie sind gut, würden mich nicht falsch beurtheilen —" Sie wich rasch zurück, die Thür öffnete sich und der Diener trat mit einer Meldung herein, welche Vera hinausrief. Sie kam nicht zurück, ich mußte den Abend allein verbringen.

Ich haßte den Mann, der uns gestört, denn ich war überzeugt, Vera war im Begriffe gewesen, sich mir anzuvertrauen. Ich dachte die ganze Nacht über ihre Worte nach und suchte vergebens nach einer genügenden Erklärung. Dazwischen tauchte auch unser Gespräch am Flußufer wieder in mir auf, und ich vergegenwärtigte mir den Augenblick, wo ich Vera in meinen Armen gehalten. Ja, sie hatte Vertrauen zu mir, ich fühlte es, und sie stand mir seit den letzten Stunden anders gegenüber. Warum, das machte ich mir nicht klar, ich mußte nur, daß wir uns plötzlich um vieles näher getreten waren, und konnte kaum den Morgen erwarten, um sie wieder zu sehen. Vielleicht fand sich eine Stunde ungestörten Beisammenseins, und sie sagte mir, woran der Diener sie gehindert.

Aber andern Tages war der Graf wieder da und hatte einen Herrn mitgebracht, der zweifellos sein Genosse aus jener kleinen Weinstube war, trotzdem er keinen Bart trug und sehr elegant gekleidet war. Sergei Brecz . . . widmete sich den ganzen Tag über ausschließlich Vera und schnitt mir jede Möglichkeit ab, sie allein zu sprechen. Sie sah mich einigemal wie um Entschuldigung bittend an, machte aber keinen Versuch, Sergei Brecz . . . zu vermeiden. Ich wurde das fatale Gefühl nicht los, daß er mich seiner besondern Beachtung würdigte, und so oft ich es versuchte, ein Gespräch mit Vera anzuknüpfen, ruhte sein stechender Blick unverwandt auf mir. Als ich gegen Abend über die Wiesen ging, sah ich ihn von weitem auf demselben Pfade herankommen, bis ich wieder dem Schlosse zuschritt.

Von nun an erschienen täglich andere Landsleute des Grafen, die häufig über Nacht blieben und Vera so in Anspruch nahmen, daß wir uns nur bei den gemeinschaftlichen Mahlzeiten sahen. Das Schloß war der Tummelplatz einer Menge seltsamer

Erscheinungen, die mich zu einer anderen Zeit gewiß lebhaft interessiert hätten, aber nur störten und beunruhigten. Vera konnte ich gar nicht mehr für die Sitzungen, die der Graf mir nur als eine besondere Gunst gewährte, war immer kürzer, und allen meinen Bemühungen zum Trotz blieb sein Gesicht immer so unfreundlich. Ich mußte ihm zuletzt den Ausdruck lassen, der ihm am natürlichsten zu sein schien.

Die Gäste huldigten der jungen Gräfin herrin auf eine übertriebene, mich oft verletzende Art, doch bedurfte es nur eines Blickes oder einiger Worte des Grafen, um die hochgehenden Wogen zu dämpfen, und jede ungebührliche Aeußerung wurde zuweilen. Die Unterhaltung wurde dann nach und nach immer seltener für mich verständlich, man sprach fast nur noch polnisch, nur Vera versuchte noch französisch zu sprechen, was ihr vom Grafen, wie von den übrigen Bemerkungen zuzog, die ich mit Recht als durch mich veranlaßt empfand. Von da an mied ich die Gesellschaft thunlichst und malte auf meinem Zimmer sehr eifrig, und versuchte darüber zu vergessen, in welcher eigentümlichen Umwandlung und unter welcher sonderbaren Verhältnisse ich mich hier befand. Wenn ich denn aber Veras fragendem, vorwurfsvollem Blicke begegnete, kam es mir wie ein Umdrehen, sie allein zu lassen — denn, stand sie mir nicht näher als jenen? Die schroffen Gegensätze, welche sich in ihrem Wesen bekämpften, traten immer schärfer hervor. Ihre mich beinahe unheimlich berührende Leidenschaftlichkeit rief bei ihren Gästen häufig begeisterten Beifallssturm hervor, bei mir sie mich plötzlich scheu und erröthend anblicken konnte, um dann entweder mit einem ängstlichen, verlegenen Rind davonzulaufen oder mir mit zutraulichster Offenheit eine Bemerkung zuzurufen, die allen bemerkbar mußte, daß uns ein geheimes Band verknüpfte, welches sie nicht zu lösen wünschte.

Immer weniger konnte ich mich meiner Arbeit von den auf mich einwirkenden Gedanken frei machen. Das ganze Antlitz Veras drängte sich immer mehr dazwischen, und klarer und klarer ward mir, daß sich ihr Bild unauslöschlich in mein Herz eingeprägt, ja, daß sie mir teurer geworden als die ganze übrige Welt. Ich erschrak, als sich zum erstenmal die Gewißheit mir aufdrängte. Wie konnte diese Leidenschaft in mein Leben, die ich fühlte, das meine Thatkraft lähmte und nur Schmerz und Enttäuschung brachte, kommen! Wie hatte ich mich so weit treiben lassen können? . . . Ich starrte hinaus auf die sonnige Landschaft und versuchte mich zu fragen, seit wann dies alles bedrückende Gefühl in mir erwacht sei. Seit wann? Seit ich sie in Brügge sah. Blind und thöricht war ich bei Gefahr mit offenen Augen entgangen, hatte mich selbst betrogen mit der Vorpiegelung, das Interesse des Polnischen zöge mich her, der Wunsch, eine mit ihrem Häuslichkeit kennen zu lernen! Aber der Wahnsinn, der mich hergetrieben hatte,

iehe ... Nicht des Künstlers Wunsch, idt die einfache Neugier, den Grafen auf inem Schlosse zu besuchen, ich hatte Vera liebt vom ersten Tage an, und ihretwegen ar ich hergekommen, hatte mir gefallen sien, was man mir geboten, mich in alles fuat, alles hingenommen ... Und was ollte ich denn noch hier, wenn ich das ild vollendet? ... War mir jede Kraft einem Entschlusse schon verloren ge-magen, daß ich den Gedanken, abzureisen, ich einer ebenso peinlichen, wie unwür- gen Lage zu entziehen, gar nicht zu fassen rmochte?

Ein Geräusch hinter mir schreckte mich f. Der Graf war eingetreten und er- äre sich zu einer Sitzung bereit.

Mechanisch bereitete ich so rasch wie äglich alles vor und fing an zu malen. ach und nach übte die Gewohnheit ihre acht aus, ich konnte meine Gedanken weit sammeln, um mich der Aufgabe r mir mit hinreichender Aufmerksamkeit ngeben.

Der Graf richtete einige gleichgültige lorte an mich, plötzlich aber sagte er, zwar demselben ruhigen Tone, aber mit einem lide, der mich stutzig machte: „Sie haben ch wohl keinen Verkehr mit dem Hause in D ...?“ Das war der Name eines Stiefvaters, und überrascht gab ich e verwirrte, verlegene Antwort.

Er fixierte mich einen Augenblick mit beschreiblich hochmütiger Miene, gab mir an aber zu verstehen, daß er es hätte nehmen können, daß ein reisender Maler ne Beziehungen zu solch vornehmen, idem Patriziershause haben würde.

Hätte ich vorher einfach erwidert, daß r Kaufmann R ... mein Stiefvater, jetzt äte ich es um nichts in der Welt ein- standen. Jeder freundliche Blick, jedes rbindliche Wort wäre mir als eine Be- idigung erschienen.

Ich entgegnete mit möglichster Ruhe d Unbefangenheit, daß ich ihm doch elleicht Auskunft geben könne, da D ... ch groß genug sei, um vornehm und ring so schroff zu trennen, wie er an- nehmen scheine.

Er richtete daraufhin eine Menge Fragen r mich, vermutlich, um mich in Verlegenheit i legen, ich gab ihm aber eine so genaue childerung des Hauses wie der Familie, ch er einmal wirklich überrascht schien. hne sein, mich tiefer als ich es eingestehen achte, tränkendes Mißtrauen, hätte ich ne Menge Einzelheiten nicht erwähnt, er es lag mir daran, ihm zu zeigen, wie ständig ich in die Verhältnisse einge- eht sei.

„In die Familie weit verzweigt?“ fragte r Graf, der mir mit der größten Auf- rksamkeit zugehört hatte. „Hat der jetzige nhaber der Firma viele Geschwister und lele Kinder?“

„Er hat gar keine Geschwister und bin nur einen Sohn und zwei Töchter.“ ntwortete ich sehr kurz, des Examen's nide.

„Geht das Vermögen nur auf den Sohn ber, oder sind die Töchter auch gut be-

achtet? In letzterem Falle müßten es für manchen armen Schlucker gute Partien —“

Ich bemerkte ihm trocken, daß die Töch- ter noch sehr jung, man außerdem in unsern aristokratisch gesinnten Kaufmannsfamilien sehr vorichtig in der Wahl eines Tochter- mannes sei.

„Mit Recht!“ antwortete er mit einem spöttischen Blick. „Muß der Sohn das Handelsgeschäft übernehmen? Hat er nicht die Möglichkeit, sich anderen, höheren In- teressen zuzuwenden?“

„Er wird Zeit und Geld genug haben, ganz seinen Neigungen leben zu können; er braucht seinem Geschäfte nicht wie ein gewöhnlicher Kaufmann —“

„Er bleibt immer Kaufmann,“ fiel er mir hochmütig in das Wort.

„Die ältesten Adelsfamilien haben Ver- bindungen mit solchen Kaufhäusern nicht verschmäht. Die Großmutter war aus adligem Geschlecht!“ sagte ich hitzig.

Er drehte seinen Schnurrbart und sah mich mit blizenden Augen an. Plötzlich nahm er sich zusammen, lächelte eigentüm- lich und sagte kühl: „Da ist also im ganzen doch Gutes von dem Hause zu sagen. Nun, da hat meine — Mutter ihren Verkehr gut gewählt. Ist der Sohn, den Sie er- wähnten, von seinen Eltern geliebt?“

Ich bejahte kurz, in der Hoffnung, daß er endlich von dem Thema aufhören würde.

„Ist der Vater strenge mit ihm, nach Art deutscher Väter?“ fragte er ungeduldig, über meine kurze Antwort unzufrieden.

Unwillkürlich drängte sich mir ein Lä- cheln auf.

„Der junge Mann kann ziemlich thun, was er will. Um ihn glücklich zu sehen, würde namentlich seine Mutter alles thun, was er wünscht, seine Wünsche sind ihre Gesetze.“

„Das ist recht, das freut mich zu hören!“ rief der Graf, wurde aber etwas verlegen, als er meinem überraschten Blicke begeg- nete. Also bei anderen fand er das er- freulich!

„Und der Vater, der einstige kleine Freund meiner Mutter, ist er strenger gegen ihn?“ fragte er mich, wieder seinen Bart drehend und mich aufmerksam ansehend.

„O nein, wenigstens nur höchst selten!“

Ich malte weiter, an meine letzte Unter- redung mit meinem Stiefvater denkend.

„Ich glaube, es ist spät,“ sagte der Graf plötzlich, aus seinem Sinnen auf- fahrend und stand auf. „Wie weit sind Sie mit dem Bilde? Sie bedürfen meiner hoffentlich nicht mehr; außerdem sollte ich denken, ein tüchtiger Maler müsse ein Por- trät malen können, ohne so sklavisch zu kopieren. Ich denke, wir hören mit der Sache auf.“

Er neigte flüchtig den Kopf und ging fort.

Ich schleuderte Pinsel und Palette fort. Dahin also war es mit mir gekommen, daß ich mir das bieten lassen mußte! Mußte? Was hinderte mich denn, abzureisen und den Staub von meinen Füßen zu schütteln? Sollte ich mir das ruhig gefallen lassen? War ich nicht sein Gast, auf seine Ein- ladung hier, und er behandelte mich wie

einen Eindringling, wie einen Unver- schämten, dem man die Thür weist — und ich überlegte mir noch, ob ich gehen wollte? Nein, keinen Augenblick länger wollte ich ihn in Ungewißheit lassen, daß ich seine Gastfreundschaft zurückweisen und meiner Wege gehen würde. Ich eilte auf den Korridor, um ihn aufzusuchen.

Trotz der vielen Gäste hatte ich keine anderen Diensthoten gesehen; die Gäste schienen sich selbst zu bedienen, und auch jetzt war es mir nicht möglich, den Diener zu finden, um mir des Grafen Zimmer zeigen zu lassen. Ich ging nach der Gegend des Schlosses hin, wo ich es vermutete, geriet aber in einen mir ganz fremden Teil des Gebäudes und war froh, als ich endlich an eine kleine Wendeltreppe kam, die hinabführte. Aber ich gelangte nicht in das Freie, sondern in einen kleinen Erker, dessen rundes, mit Schlingpflanzen bewachsenes Fensterchen in einen verwil- derten Blumengarten sah. Ein kleiner Stein- sitz, in dessen Rücklehne eine kleine Höhlung für den Kopf angebracht war, bezeich- nete den Platz als ein früheres Schmoll- winkelfchen.

Meine erste Aufwallung hatte sich etwas gelegt, ich sank auf den Steinsitz nieder, stützte meine Hände auf die Kniee und ver- barg mein Gesicht darin. Jetzt, wo ich anfang, wieder etwas ruhiger zu werden, fühlte ich erst, wie schwer, wie unfählich schwer mir die Trennung von Vera werden würde. O, könnte ich sie auf meinen Hän- den durch das Leben tragen, ihr jedes Opfer bringen — Thor, der ich war! Was gab mir ein Recht zu solchen Gedanken? Wie würde sie mein werden können! — Und doch! Das Recht, sie zu lieben, konnte mir niemand nehmen, das Recht gab mir ihre Schönheit, ihr Geist, ihr Herz, ja, alles, was sie liebenswert machte. Und ich wollte ja nur sie lieben, mich an ihr erfreuen, ihr Bild ewig in meinem Herzen tragen. Ich legte mich zurück an die kühle Steinwand, in die kleine Ausbuchtung. Erschreckt blickte ich mich um, legte den Kopf wieder an die Mauer — deutlich tönten Worte an mein Ohr. Es war Veras Stimme, wie hätte ich sie verkennen können!

„Mein Vater! Es ist grausam, dies von mir zu verlangen. Mein Herz fühlt nichts für ihn, o gib diesen Plan auf, der nur Kummer und Schmerz für mich im Gefolge hat.“

„Die Entscheidung naht, Sergei hat heute wichtige neue Berichte gebracht. Du weißt, was unsere Freunde sagen, was alle von dir erwarten. Das, was ich soeben gehört, bestimmt mich, diese Sache zum sofortigen Abschluß zu bringen, da- mit ich dich in Sicherheit weiß. Machst du dir denn gar nicht klar, welches Hemm- nis du außerdem für mich sein würdest?“

Des Grafen Stimme klang grollend und unzufrieden, mir schien, ich sähe seinen finstern Blick auf Vera ruhen.

„Aber muß es denn gerade dies sein?“ fragte Vera mit bebender Stimme.

„Wie soll ich deinen plötzlichen Wider- stand deuten? Weißt du nicht mehr, wes-

halb es sein sollte, warum wir gerade diesen ausgesucht haben, und was du für unsere Sache thun könntest? Du scheinst zu vergessen, daß ich dadurch einen sichern Hafen finden sollte. Ha! Daß das Geschick mir, gerade mir eine Tochter geben mußte! Eine Tochter, die nicht besser ist als die Gewöhnlichsten ihres Geschlechts!"

Mir war, als sähe ich Vera unter diesen, mit grenzenloser Verachtung gesprochenen Worten zusammenzucken. Ihre leise Antwort entging mir, ich hörte nur undeutliches Murmeln.

"Ja, es ist thöricht, Worte über etwas zu verlieren, was nicht zu ändern ist. Du kannst mir das nicht sein, was mir gerade jetzt ein Sohn sein würde," entgegnete er hart und bitter. "Dir bleibt nichts, als meine Pläne wenigstens nicht zu kreuzen, aber das verlange ich. Du weißt, worauf es ankommt, und hast Verstand genug, die Verhältnisse unsern Wünschen gemäß späterhin zu lenken!"

Sie murmelte wieder etwas, ein Geräusch wie von einem heftig zurückgestoßenen Stuhle wurde hörbar.

"Ich verstehe dich vielleicht besser, als du denkst, Vera! Deine Grille war mir gerade jetzt sehr störend, dennoch gab ich ihr nach, du weißt, warum. Seine Treue ward mir bald klar, ich hatte aber meine Gründe, darüber hinweg zu sehen — könnte ich aber denken — Vera! — daß auch du —! Dann wehe dir und ihm!"

Der Schall einer zufallenden Thür ließ mich zusammenschrecken.

Ob die Bewohner eine Ahnung von diesem Lauscherposten hatten? Ich wußte nicht einmal, in welchem Teile des Gebäudes die Sprechenden sich befanden und erreichte erst nach längerem Umherirren mein Zimmer wieder.

Daß ich fort mußte, war zweifellos — aber nicht bevor ich Vera noch einmal gesehen und gesprochen. In diesem Zustande der Ungewißheit konnte ich nicht scheiden. Eine geheime unsäglich Freude hatte sich meiner bemächtigt, eine Hoffnung, die ich mir kaum einzugestehen wagte, die mich aber ruhelos hin und her trieb und meine Pulse fieberhaft schlagen ließ, seit ich des Grafen Worte in jenem Versteck gehört. Hatte ich recht verstanden, dann — o konnte ich dann wirklich fort, ohne ihr gesagt zu haben, was ich für sie empfand? Sollte ich sie verlassen in dem Augenblicke, wo sich eine Entscheidung vorbereitete — sollte ich gehen, konnte ich bleiben?

Ich wappnete mich mit Muth und Geduld, als ich abends in das allgemeine Zimmer eintrat. Ich glaubte, der Graf würde mich zu reizen suchen, mich beleidigen — ich irrte mich, weder er noch seine Landsleute nahmen Notiz von mir. Vera hielt den Blick ununterbrochen auf ihren Teller gesenkt, und ich konnte trotz aller Mühe keinen Blick von ihr erhaschen.

Ich ging so bald als möglich auf mein Zimmer zurück und legte mich zum Fenster hinaus, um meine heiße Stirn von der Nachtluft kühlen zu lassen. Da schlug ein schluchzender Laut an mein Ohr, ich hörte

deutlich weinen, und dazwischen eine jetzt scheltende, dann tröstende Stimme. Alles war dunkel, aber das konnte nur Vera sein. Meine Ungewißheit war plötzlich vorbei, ich mußte bleiben. Das einzige, was ich für Vera thun konnte, war, in ihrer Nähe zu sein. Sie mußte wissen, daß ihr wunderholdes Antlitz meinem Herzen auf ewig eingeprägt war; war es ein Wahnsinn, so wollte ich lieber mein Leben in diesem Wahnsinne verbringen, als sie vergessen, und das mußte ich ihr noch sagen.

Der Graf verschmähte es, mir am andern Tage eine Freundlichkeit zu zeigen, die er nicht empfand. Ich malte in fieberhafter Hast an einem kleinen Bilde von Vera, welches, wie ich mir sagte, später mein Trost sein sollte; aber so sehr ich auch vertieft war, entging mir doch nicht, daß sich eine gewisse Unruhe im Schlosse bemerkbar machte. Vielleicht wurde Veras künftiger Gemahl erwartet. Damit erklärte ich mir auch Veras Verstörung und ihr bleiches Antlitz, aus dem mich mittags die großen Augen unbeschreiblich wehmütig ansahen.

Wie froh war ich, daß ich es längst aufgegeben, von meinen Reisen zu Haus zu schreiben! Wer hätte mich bequ coasten, wenn ich erzählte, wozu mich ein paar braune Mädchenaugen gebracht? Nein! Les Drmonds sollte mein Geheimnis bleiben, mich glücklich oder elend zu machen.

Sobald ich Vera nicht sah, fühlte ich mich stark genug, fortzugehen, doch wenn ich ihre süße Stimme wieder hörte, empfand ich, daß ich nicht gegen diese Leidenschaft ankämpfen konnte und machtlos gegen sie war, auch bei der Arbeit fand ich keine Ruhe mehr. Abends mußte sie polnische Lieder singen, welche den Grafen und seine Freunde zu aufgeregten Reden begeisterten, bei denen sich die letzteren zu solchen Huldigungen gegen Vera hinreißen ließen, daß ich diese Qual nicht länger ertragen konnte. Ich lief hinaus in den Park, mich mit Plänen zermarternd, diese Pein zu lindern. Was konnte ich thun, was erinnern, um mir wenigstens einmal ein ungestörtes Zusammensein mit Vera zu ermöglichen? Die Hoffnung aufgeben, sie wieder zu sehen, war einfach unmöglich, hieß mir freiwillig den Lebensnerv abschneiden. Meine Leidenschaft war ein Teil meines Ichs geworden, wie ein verzehrendes Feuer war sie über mich gekommen, wie eine Krankheit, die sich unserer bemächtigt, ehe wir ihr Dasein geahnt.

Wie lange ich in den Hecken gängen auf und ab lief, weiß ich nicht; als ich mich dem Schlosse wieder zuwendete, stand Vera plötzlich vor mir — allein!

"Vera!" stieß ich hervor. "Vera, o Vera! Ich muß Sie sprechen. Ihnen sagen, was mich elend und doch glücklich macht!"

Sie sah mich mit einem Blicke voll Verzweiflung an und reichte mir ihre Hände. Aber als ich dieselben faßte, änderte sich ihr Ausdruck, in ihren Augen lag etwas anderes — Süßes, Verauschesendes. Wie kam es? Weiß irgend ein Mensch hernach in der Erinnerung, wie es zugegangen, daß

die Seelen ineinander flossen und Herz an Lippe, Brust an Brust lag? Ohne Berechnung, ohne Bewußtsein des Geschehens, sinken die Schranken, welche Herkommen und Sitte errichtet, plötzlich nieder; und Herzen verlangen ihr Recht, alles andere schweigt. So braust ein Sturm über das Land, alle kleinen, von Menschenhänden errichteten Hemmnisse zu Boden werfend. Sie lag in meinen Armen, sie preßte mich an sich, erwiderte meine Küsse, glühte leidenschaftlich. Ich stammelte verwaschen, liebestrunken Worte, sie schluchzte und drängte sich inniger an mich.

"Vergiß mich, vergiß mich!"

"Du bist mein, ich lasse dich nicht!"

"Es kann, es darf nicht sein!"

"Der ganzen Welt will ich dich trotzen! Wer darf uns trennen?" Und wieder umschlang ich sie, sie folgte dem Drucke, wir vergaßen, daß es noch eine Welt außer uns gab, wir vergaßen alles, wußten nur, daß wir uns liebten — in einen kurzen, rasch entschwindenden Augenblick, dann riß sie sich von mir los.

"Horch! Man rief nach mir!"

Noch einmal fühlte ich ihre Lippen auf den meinen, vergebens suchte ich sie zu halten — sie war fort, und ich stand allein unter dem dunkeln Himmel.

Wie hätte ich an Ruhen und Schwärmen denken können! Ich saß an dem offenen Fenster in meinem Zimmer und sah den steigenden Nebel hinaus. Nach und nach sank die weiße Decke herab, am Horizont erschien ein heller Schein, und plötzlich löste sich die glänzende Wolkendecke und schwebte frei an dem klaren Himmel, den Nebel weiter und weiter zurückdrängend, bis die Erde glänzend unter liebestrunken unter seinem Kusse da lag. Ich barg mein Gesicht in den Händen, ich ließ das Ereignis des Abends noch einmal an mir vorüberziehen, vertiefte mich einmal in den Glückstaumel. Ich küßte die glühenden Lippen Veras, empfand die Wonne ihrer Nähe — o, so zu leben, geliebt zu werden!

Kein Schlaf kam in meine Augen, sehnte den Tag herbei, um Vera wieder zu sehen, sie in meine Arme zu ziehen. Doch als die ersten Sonnenstrahlen das schlummernde Leben in der Natur wieder überfiel, mich eine große Müdigkeit überkleidet warf ich mich auf das Bett und traumloser Schlummer hielt mich nun weit in den Tag hinein gefangen.

Erwachend blickte ich mich erst umher. Ein mir selbst noch unbekanntes Gefühl unendlichen Glückes erfüllte mich, dann wußte ich mit einemmal, was geschehen; wußte, wofür ich von nun an zu arbeiten hatte. Ich holte das Bild hervor, erst jetzt wußte ich, es sein mußte. In kürzester Zeit war ich ihm einen ganz andern Ausdruck gegeben, der Mund schelte mich an, ich es heute noch zu sehen, hoffte, die ich versprochen mir das Bild des Oheims, das Herz sich sehnte. An das Bild des Oheims dachte ich nicht.

Nach und nach fiel mir eine einsame

he Stille im Schlosse auf. Wahrscheinlich waren die Gäste wieder abgereist, ich würde Vera wieder für mich haben. Ich wußte sie ja sprechen, mußte — ja, was wußte nicht alles nach dem gestrigen wunden Abend nun zwischen uns besprochen werden? Mir schwindelte der Kopf, das ergoßte mich, wenn ich mir vorstellte, wie ganz anders ich dem Grafen, ja, der ganzen Welt nun gegenüber stand — sie hatte mich! Alles andere kam mir unheimlich, unbedeutend vor.

Im Garten unter meinen Fenstern sah ich den gewissen Sergei herumgehen; also, der Unangenehmste von allen, war doch noch dagelieben. Als ich um die Mittagszeit hinunterging, war sein fatales Gesicht da, wie er mich mit, daß er es als eine besondere Gunst betrachten würde, wenn ich ihm erlaubte, meinem einsamen Diner beizubohnen, aber leider würden „auch ihm“ meine Geschäfte dazu keine Zeit lassen. Deshalb wollte er diesen günstigen Moment nutzen, um mir glückliche — baldige Reise zu wünschen. Mit spöttischem Auflachen wendete er sich.

Kein Blut kochte. Sollte ich mir das lassen? Auf dem Tische stand ein Suppenteller. Ich sah den Diener an, der davor getreten war — er suchte die Achseln. „Sind die Herrschaften verreist?“ fragte ich.

„Nein,“ entgegnete er lakonisch, den Kopf zurückziehend.

Der Bissen wäre mir im Munde geblieben, ich konnte nichts essen.

„Ist jemand krank?“

Er schüttelte mit dem Kopfe und brachte die erste Speise vor. Ich stieß die Gabel fort.

„Sind der junge Herr wirklich nur hergekommen, um den Herrn Grafen zu malen?“ fragte er flüsternd.

„Ja!“ sagte ich, mich schnell nach ihm wendend.

„Dann wären Sie besser nicht hergekommen! Machen Sie jetzt nur, daß Sie schnell wie möglich noch fortkommen,“ sagte er leise, indem er mit den Tellern spielte, „ich versuchte ja immer, Sie zu retten, aber —“

„Was — was meinen Sie? Warnen, was?“

„Es wäre nicht gut, wenn man Sie erlöse.“

„Die ganze Welt kann wissen, daß ich dem Grafen L. . . auf seinem Schlosse in Besuche bin,“ brauste ich auf.

Der Diener sah mich mit unverkennbarem Mitleid über meine Dummheit an. „Es ist ja gar nicht das Schloß vom Herrn Grafen,“ sagte er halblaut. „Morgen ist mit der Komtesse fort, wenn sie ihn nicht weglassen, das Treiben war ja die Zeit zu arg. Haben Sie denn das gewußt?“

„Das Schloß —?“

„Er sollte auf ein paar Wochen ge-

hen und sind Sie kein alter Diener des

Grafen, gehören nicht zu ihm?“ fragte ich, unfähig, mir klar zu machen, was ich eigentlich gehört.

Er schüttelte sehr energisch den Kopf, hielt es aber nicht der Mühe wert, mir weitere Aufklärungen zu geben.

Ich war kaum auf meinem Zimmer angelangt und starrte noch rat- und fassungslos in den Garten hinab, da hörte ich ein leises Geräusch an der Thür, als ob sich jemand an dem Schlosse zu thun mache. Sollte das vielleicht Sergei sein? Mit zwei Sprüngen war ich an der Thür und riß sie auf — vor mir stand Vera . . . Aber nicht die Vera, die ich gestern in meinen Armen gehalten, die meine Küsse so heiß erwidert — diese Vera war bleich, mit dunkel geräuderten Augen, und um den reizenden Mund ein Zucken, wie von heftigem, unterdrücktem Schmerze. Als sie mich sah, ward ihr Antlitz ruhig und starr, die Augen blickten mich leer und geistesabwesend an. Hinter ihr stand die Zofe, die sie anstieß, da sie keine Miene machte, vorwärts zu gehen. Ein Zittern durchlief ihre Gestalt, und sie trat ein. Die Jungfer schloß die Thür und sagte mit einem haßerfüllten Blide: „Die Gräfin hat Ihnen etwas zu sagen,“ dann ging sie an das Fenster und stellte sich mit dem Rücken gegen uns.

Ich faßte Veras Hand, sie lag passiv und eiskalt in der meinen. Aber sie selbst suchte bei der Berührung zusammen und das Licht lehrte in ihre Augen zurück.

„Vera!“ sagte ich leise. „Was ist dir geschehen, mein süßer Liebling?“ Ich zog sie näher, doch der Bann, der auf ihr lag, wollte nicht weichen. Sie holte eine Börse hervor und legte sie auf den Tisch. Die Jungfer blickte sich flüchtig um, wie um zu sehen, wie weit wir wären.

„Ich komme, um Ihnen lebewohl zu sagen.“

„Wohin gehst du? Ich folge dir, ich lasse nicht von dir,“ flüsterte ich, meine ganze Kraft zusammennehmend, um vor dem Mädchen ruhig zu erscheinen.

Vera schüttelte langsam das Haupt.

„Mein Vater bedauert, Ihnen nicht selbst glückliche Reise wünschen zu können,“ fuhr sie tonlos fort. „Er hofft, daß die Schuld für Ihre Mühe hiermit,“ sie deutete auf die Börse, „ausgeglichen sein wird. Bewahren Sie uns ein freundliches Andenken, möge es Ihnen gut gehen — immer!“ Sie sagte das alles wie eine auswendig gelernte Aufgabe her. „Leben Sie wohl!“ sagte sie noch einmal und wendete sich ab. „Vera! Soll das unser Abschied sein? So wolltest du dich von mir trennen?“ rief ich, unfähig, länger eine Fassung zu heucheln, die ich nicht besaß. Was bedeutete das?

Sie wurde noch bleicher, lehnte sich mit geschlossenen Augen einen Moment an den Tisch, und es ging wie ein Krampf über ihr Gesicht.

„Mein Abschied — von Ihnen — auf — immer!“ flüsterte sie, aber in demselben Augenblicke lag sie an meiner Brust, und sie fest an mich pressend und mit den innigsten Liebkosungen überhäufend, sagte ich

mit einem Scherze, bei dem mir das Herz weh that: „Böses Mädchen! Mich so zu erschrecken, so zu quälen!“

Sie richtete sich auf, noch einmal suchten ihre Lippen die meinen, noch einmal vereinigte uns ein langer, langer Kuß, dann machte sie sich los; aber sie schwankte und wäre zusammengebrochen, hätte nicht die Jungfer rasch den Arm um sie gelegt.

„Sage ihm alles,“ hörte ich Vera flüstern.

„Die Gräfin bittet Sie, abzureisen und ihr das Versprechen zu geben, nie mit irgend jemand über Ihren Aufenthalt hier zu reden, ja, sie selbst, wenn Sie ihr je unter andern Verhältnissen wieder begegnen, nicht mehr zu kennen,“ sagte das Mädchen ruhig und geschäftsmäßig in leidlichem Französisch.

„Unmöglich! Das kann nicht dein Wunsch sein, Vera!“ rief ich, über das Ungeheuerliche in diesem Verlangen bestürzt und fassungslos. „Das könnte ich nicht erfüllen!“

„Es muß sein, ich muß es verlangen,“ stammelte sie. „Ich bin schuld, daß Sie hergekommen, ich muß sorgen, daß alles — ein Geheimnis —“ Sie senkte den Kopf. „Ihrer selbst wegen müssen Sie fort, bald — gleich! Um Gotteswillen, bleiben Sie nicht hier!“ fügte sie dringend hinzu, mich angstvoll flehend anblickend.

„Ohne Hoffnung auf ein Wiedersehen soll ich von dir scheiden? Jetzt, wo ich erst weiß —“

„Gott gebe, daß wir uns nie, nie wiedersehen,“ rief sie aufschluchzend.

„Wo ist der Graf? Ich will zu ihm, ich will —“

„Der Herr Graf sind abgereist,“ sagte die Zofe schnell. „Sie können ihn nicht mehr sehen.“ Vera verbarg ihr Gesicht an der Schulter ihrer Begleiterin und weinte bitterlich. Die Jungfer redete ihr leise zu, mir von Zeit zu Zeit einen zornigen Blick zuschleudernd.

Ich hätte auflachen, schreien, rasen mögen. Der Gedanke, so wegzugehen, ohne eine Aussicht, sie wiederzufinden, war geradezu wahnsinnig, ich mußte sie ja erringen, sie war ja mein.

„Die Gräfin muß Ruhe haben, thun Sie, was sie verlangt,“ sagte die Zofe, „dann vielleicht —“

„Nein, belüge ihn nicht,“ fiel Vera ihr in das Wort. „Hegen Sie keine falsche Hoffnungen! Wir trennen uns, um uns nie wieder zu sehen, Gott wolle es! Mein Leben wäre sonst nicht zu ertragen —“

„Aber ich muß von dir hören. Du kannst, du darfst mir nicht so spurlos verschwinden!“ Ich wendete mich in meiner verzweifelnsten Aufregung an das Mädchen. „Ich muß wissen, wo ich die Gräfin wiederfinden kann, es ist ganz unmöglich, daß wir uns so trennen können.“

„Sie sollen noch einmal von mir hören,“ sagte Vera leise. „Nach — in einiger Zeit, in Monaten sollen Sie hier in Les Tremouls Nachricht von mir finden.“

Noch einmal ruhte ihr Blick auf mir, sie hob die Arme, ich wollte sie an mich ziehen, doch das Mädchen drängte sie zur

Thür hinaus, die hinter ihnen zusiel — mein Liebestraum war zu Ende . . .
 „Vera, Vera! Ist es denn möglich!“ rief ich laut, mich verstört umblinzelnd. Ich konnte es nicht fassen, von der höchsten Stufe des Glücks so herabgestürzt zu werden in einen Abgrund von Verzweiflung.

Da steckte der Diener den Kopf in die Thür.

„In einer Viertelstunde muß der Herr fertig sein, dann werde ich Sie zu Schiff bringen.“

„Wie?“ fragte ich, meinen Ohren nicht traugend.

„Ja, in einer Viertelstunde. Es wäre besser gewesen, der Herr wäre eher von selbst gegangen.“ Er kam herein, fragte, ob er mir helfen könne, legte, als er meinen Zustand sah, ruhig meine Kleider zusammen und bereitete alles zu meiner sofortigen Abreise vor. „Hätte nicht gedacht, daß ein Mensch so blind sein könnte“, sagte er dabei halblaut vor sich hin. „Und freiwillig herzukommen, wenn einen nicht die Not treibt! Habe nichts gesagt, so lange ich sein Brot aß, sparsam genug war es, und der Lohn auch nur erbärmlich, hätte gern mal gewarnt, war nur der Komtesse Tochter wegen — die konnte einen zu sehr dauern — dachte immer — wären deshalb hier —“ Sein Blick traf mich forschend, doch ich konnte nicht sprechen, nicht denken, ich fühlte mich namenlos elend und wußte nur, daß dagegen nichts zu thun war . . . O, wäre ich nie hergekommen! . . .

Endlich raffte ich mich auf und legte meine Malutenfilien zusammen. Das Bild von Vera deckte ich hastig zu, ich konnte das glückstrahlende Antlitz mit dem verzehrenden Lächeln nicht ansehen. Dann wendete ich mich zu dem Bilde des Grafen. Meine zornige Erbitterung, meine tiefe Empörung riefen mir zu, das Bild zu vernichten — aber es war für Vera gemalt, sie würde kommen und es ansehen. . . Da fiel mein Blick auf die Börse. Ich öffnete sie, und die verschiedensten Geldsorten fielen heraus. Französische, russische und deutsche Münzen, englische Banknoten und alte Hentelbanknoten, um eine runde Summe voll zu machen. Hastig packte ich es wieder ein und legte es neben das Bild des Grafen. Geld nehmen von ihr! . . . Welche Summen konnten mir aufwiegen, was ich hier verloren, hier durchgemacht!

Wie im Traume machte ich mich fertig! Der Diener stand schon wartend draußen, ich wollte ihm mechanisch folgen, als ich mich aber auf der Schwelle noch einmal umwandte, und mein Blick zum letztenmal auf die Stelle fiel, wo ich so viel erlebt, übermannt mich das Leid. Ich schloß die Thür, kniete auf dem Flecke nieder, wo noch vor so kurzem Veras Fuß gestanden, wo meine Arme sie umfassen, und heiße Thränen stiegen in meine Augen empor. . . Ich mußte sie wiedersehen, mein Leben daran setzen, sie zu erringen, — freiwillig wollte ich sie nicht aufgeben. Dann stand ich auf — was konnte mir

das Hierbleiben nützen, wenn auch sie fortging? Aber ich würde sie wiederfinden.

Das Boot lag bereit. Vergebens suchte ich nach einem Zeichen, daß Vera in der Nähe, mir ihre Augen folgten, das Schloß war wie ausgestorben. Der Diener und die zwei Schiffer, welche mich auch hergebracht, wechselten einige Worte — dann fuhren wir ab . . .

Als wir das Schloß aus den Augen verloren, war mir zu Mute, als ginge ein Miß durch mein ganzes Leben. Trotz der Nähe der Leute beugte ich den Kopf nieder und wehrte dem Wehe, der Verzweiflung nicht, die nun über mich dahinbrausete. Ich fühlte, die Trennung war unwiderruflich, und meine Hoffnung, ja meine Versuche, Vera wiederzusehen, würden vergeblich sein. Eine innere Stimme rief mir zu, daß alles vorbei. . . Wohl litt sie wie ich, aber ich litt unter Verhältnissen, die für mich um vieles qualvoller, weil ich sie nicht verstand, sie mir völlig fremd und unbekannt waren.

Ein leises Zupfen am Kocke ließ mich aufsehen. Der Diener hielt mir ein Stück Papier hin. „Ich durfte es nicht eher geben“, murmelte er, „ich habe nichts mehr mit Ihnen zu thun, aber ich konnte es der Gräfin doch nicht abschlagen“. Er wendete sich so, daß er mich gegen die Schiffer deckte und sah aufmerksam ihrem Rudern zu.

„Reisen Sie glücklich und vergessen Sie mich! Wollen Sie mir eine Wohlthat erweisen, so reisen Sie so lange, bis Sie die Erinnerung überwunden haben — sonst kommen Sie in sechs Wochen wieder nach Les Ormonds, wo sie Nachricht finden werden von Vera.“

Ein Lichtstrahl! Ich preßte die Schriftzüge an meine Lippen. Die Zukunft erschien mir lichter, es war nur eine Probe, auf die sie mich stellte und zugleich gab sie mir das Mittel an die Hand, um über diese entsetzliche Zwischenzeit hinwegzukommen. Ich durfte meinen Gefühlen nicht nachhängen, mußte mich abziehen, ich würde ja nach sechs Wochen erfahren, wo Vera lebte, wo ich sie wiederfinden könne. Dann wollte ich auch meine nahe Verbindung mit jener Familie, nach der sich der Graf erkundigt, benutzen, ihn günstiger für mich zu stimmen. Neuer Mut befeuerte mich, ich wollte nur das Beste glauben, es mußte alles gut werden. —

Der Diener fragte mich leise, wo ich abgesetzt werden wolle.

„Ich will gleich weiterreisen nach —“
 „Nisch!“ unterbrach er mich. „Ich brauche das nicht zu wissen, ich gehe gern sicher.“

„Sagen Sie der Gräfin, —“ begann ich.
 „Ich sehe sie nicht wieder, ich gehe nicht wieder hin. Ich war nur auf ein paar Wochen durch die Gräfin gemietet, hätte ich den Grafen gekannt, wäre ich vorsichtiger gewesen. Es war ja eine Heidenwirtschaft, und ich will froh sein, wenn ich nichts mehr mit der Polizei oder andern Behörden zu thun frage. Jetzt werden sie auch wohl weg sein, nach der andern

Richtung, mit dem saubern Herrn Straß. Sie haben nur darauf gewartet, daß er fort sein sollten, und Herr Sergei muß den ganzen Morgen gut aufpassen, daß Sie nichts von den Vorbereitungen merken sollten. Ich glaube, man wollte sie endlich allein im Schlosse sitzen lassen, und kam dann die Polizei, so — doch das wollte die junge Gräfin nicht und beharrte darauf, Ihnen Adieu zu sagen und Sie erst in Sicherheit zu wissen. Ja, man hatte die letzte Zeit ein scharfes Auge auf Les Ormonds. Steigen Sie lieber aus der Stadt aus, ich will Ihr Gepäck noch auf den Bahnhof schaffen.

Mit Anstrengung behielt ich äußerliche Fassung genug, um mich einverstanden zu erklären, und fragte ihn dann, ob er auch nicht wisse, wohin sich der Graf wendete.

„Gott sei Dank, nein!“ entgegnete er. „Man hört ja manches und reimt sich vieles zusammen, auch wenn man die Sprache nicht versteht. Für ihn wäre es nicht schade, wenn er sich einmal die Ainet tüchtig verbrennte, aber wegen der Komtesse, ja, die ist ein Engel und wird sicher alles thun, was er verlangt, wenn es auch ihr Leben gälte. Er verdiente doch eine Tochter wahrhaftig nicht, und wenn sie —“ Er ergänzte seinen Satz durch einen Witz, der dem Grafen keine sehr glückliche Zukunft prophezeite.

Das Boot setzte mich an einem versteckten Plätzchen ab, vor der Stadt, wie verabredet.

Ich wußte einen stillen Ort, im Süden von England, wohin es mich nach dort wollte ich in größter Einsamkeit die nächsten sechs Wochen zubringen, denn Einsamkeit war mir Bedürfnis, ich sehnte mich danach, um alles, was ich erlebt, in mir zu verarbeiten.

Nach einigen Tagen war ich dort, aber nun ging mein Leid erst recht an. Ich hätte mich lieber in das Treiben der Welt stürzen sollen, versuchen, meine Gedanken zu betäuben, mich gar nicht zum Nachdenken kommen lassen. Jeder Tag brachte mir neue Qual. Die alte Wahrheit, daß die Entfernung erst alles klärt, dem Blick enthüllt, was die Erregung des Augenblicks verschleierte, bestätigte sich auch bei mir. Unbeachtet gebliebene Kleinigkeiten reichten sich aneinander, um mir nach und nach ein Bild von Les Ormonds und seinen Bewohnern aufzudrängen, dem ich erschreckt gegenüber stand. Nur eins schwebte klar darüber — Veras Liebe zu mir, die sie ihrem Vater zum Opfer brachte. Daran konnte ich nicht zweifeln! Und war es denn nicht denkbar, uns bei solcher Liebe das Glück zu erkämpfen? Doch war mir eine solche Hoffnung einmal vorübergetaucht schon im nächsten Augenblick im Abschiedsworte vor mir auf, über deren Bedeutung ich nicht fort konnte, sie wollte mich nie wieder zu sehen! „Und doch kommt es nicht zu Ende sein! Ich klammere mich an ihr Versprechen, nach sechs Wochen zu schreiben — bis dahin mußte ich warten.“

Da ich mich nicht auf eine so lange Abwesenheit eingerichtet, bedurfte ich neuer Lebensmittel und schrieb deshalb nach Haus. Ich gab nur meine jetzige Adresse an und dachte, daß ich nicht so bald zurückzukehren möchte.

Der Briefverkehr nach diesem entlegenen Ort war kein so sehr reger, es warte fast vierzehn Tage, ehe ich Antwort erhielt. Das bisher so gute Wetter war umgeschlagen und stürmische Winde zogen schwere Regenwolken über die See her. Stundenlang konnte ich hinter den Fenstern sitzen und mich in den Anblick des tosenden, brandenden Meeres vertiefen, welches seine grünen, schaumgetrönten Wellen brüllend und heulend gegen das Ufer schlugerte, und seine Macht immer wieder versuchte. Ich hatte früher, wie Frau Vera gesagt, die Stille, die Anmut der Natur gesucht, jetzt that mir der Anblick wohl, er paßte zu meiner Stimmung. Und ebenso fühlte ich mich zu den Fischerleuten hingezogen, welche ihr Leben im Kampfe gegen das tosende Element hinbrachten, es nichts achtend, wenn es galt, ihre Pflicht zu thun, das, was sie als notwendig erkannt. Keine Mutter, eine Gattin versuchte ihre Lieben der Gefahr abwendig zu machen, die Liebe hatte nicht die größte Rolle in ihrem lebensvollen Leben. Ja, hier lernte ich, daß das Leben Höheres bietet als die Liebe, daß wir einer anderen Stimme folgen müssen, um den höchsten Inhalt des Daseins zu erkennen. Ich fing an einzusehen, daß Frau Vera mit ihren Abschiedsworten recht haben konnte — sie hatte den Kampf zwischen Liebe und dem, was sie als Pflicht kommt, aufgenommen und war darin Siegerin geblieben. Ich ehrte sie dafür, ohne sich auf gleicher Höhe aufschwingen zu können, wollte den Kampf gegen ihren Vater aufnehmen. Die Entfernung kühlte meine Leidenschaft nicht ab, sie vertiefte und entsetzte sie. Der qualvolle, peinliche Schmerz, der mich anfangs wie einen schiffbrüchigen umhergetrieben, wurde durch ein seltenes Vorfall, Vera gegen ihren eigenen Willen zu erringen, milder und tröstlicher. Der Weg dazu war mir freilich noch nicht klar, aber der Brief, den ich in Les Ormonds vorzufinden hoffte, würde mir einen Anhalt geben, einen Punkt, von dem aus ich weiterarbeiten konnte.

In dieser Stimmung trafen mich Briefe von den Meinigen, welche mich beschworen, fort zurückzukehren, um einem Familienleben beizuwohnen — Richards Verlobung. „Wie hätte ich allein etwas gegen deine Mutter und Schwestern ausrichten können!“ schrieb mein Stiefvater. „Deine Mutter hat von früh geknickten Herzen, von Schwandungen, im Himmel geschlossen, und deine Schwestern betrachteten mich als einen Tyrannen, einen Wüterich, der seine heftigere Freude darin fände, Verliebte zu machen. Du hättest nicht machen dürfen, was konnte ich allein von drei Frauenzimmer thun? Der Dank, ein Kind wie Richard verheiratet

zu sehen, ist ganz unglaublich, ich bin auch fest überzeugt, seine Liebe würde vor dem geringsten Hindernis wie Spreu vor dem Winde zerfliegen. Seine Liebesgeschichte ist seinen Schwestern weit interessanter als ihm selber — ich erwarte Dich bestimmt zu dem Freudenfeste, das bist Du mir wenigstens schuldig.“

Der Brief zeigte mir meinen Stiefvater so deutlich in seiner Herzensgüte, Liebenswürdigkeit und Schwäche, daß ich gleich beschloß, seinem Wunsche nachzukommen. Die Verlobungsfeier sollte auf einer Besitzung meines Stiefvaters am Rhein, „Margaretenhaus“, stattfinden, und ich konnte von dort aus zur bestimmten Zeit nach Les Ormonds gehen. Hatte ich erst den versprochenen Brief gefunden, so wollte ich mich meinem Stiefvater anvertrauen und ihn um seinen Rat, seine Hilfe anfragen. Ja, sogar seine Unterstützung würde ich mir erbitten, um mir den Weg zu meinem Ziele zu ebnen.

Meine Reise verzögerte sich über Gebühr durch Stürme und schlechtes Wetter. Auch auf dem Kontinent hatte das Wetter arg gehaust, Dammbrüche und Unterwaschungen hatten ganze Eisenbahnlinien unfahrbar gemacht, Flüsse waren ausgetreten und als ich endlich den Rhein erreichte, war der Tag der festlichen Feier schon angebrochen und ich konnte besten Falls erst gegen Abend in Margaretenhaus eintreffen.

Ich mußte die Eisenbahn an einer kleinen Station verlassen, um zu Wagen weiter zu fahren, was bei dem entsetzlichen Zustand aller Wege nur langsam und mühevoll von statten ging. Es dunkelte schon und noch immer waren wir nicht am Rhein, an dessen jenseitigem Ufer Margaretenhaus lag. Plötzlich hielt der Kutscher und deutete mit entsetztem Gesichte hinab in die Niederung, welcher wir uns näherten — die graugrünen Wogen des Rheins wälzten sich über den Weg, dem wir zustrebten. Es war unmöglich, noch heute an Ort und Stelle zu gelangen, ich mußte mich auf die Nachfeier vertrösten.

Doch der andere Morgen brach trübe und regnerisch an, und die Leute redeten mir ab, die Ueberfahrt zu wagen. Weithin waren die Niederungen durch den reißend dahinschießenden Strom überflutet und neue Regengüsse, mittags sogar ein heftiges Gewitter verliehen den Warnungen mehr Nachdruck.

Eine mir selbst unerklärliche Unruhe trieb mich vorwärts, mir schien, als hinge mein Glück davon ab, sobald als möglich Margaretenhaus zu erreichen. Immer größer wurde meine Ungeduld, ich sagte mir, daß ich schon jetzt meinem Stiefvater alles anvertrauen wolle und schon jetzt seine Hilfe, seinen Rat erbitten. Und je mehr ich an die Möglichkeit dachte, mich gegen ihn offen auszusprechen, um so mehr empfand ich, welche Wohlthat es für mich sein würde, aber auch, wie sehr er ein Recht auf mein Vertrauen hatte. Ja, ich fühlte mich gegen ihn schuldig, es ihm so lange vorenthalten zu haben.

Meine Sehnsucht nach den lieben bekannten Gesichtern wuchs von Stunde zu Stunde, und am Morgen des zweiten Tages erklärte ich, unter allen Umständen die Ueberfahrt wagen zu wollen.

Von zwei tüchtigen Schiffen geleitet, wurde es unternommen, und da der Rhein schon etwas gefallen, seine Wellen nicht mehr so reißend, gelang die Ueberfahrt besser, als ich selbst gedacht; nur wurden wir den Strom ziemlich weit hinabgetrieben. Ich hatte noch eine tüchtige Strecke Weges zu gehen, ehe ich endlich das lange graue Gebäude, ein früheres Kloster mit seinen zwei Türmen, sah.

Die Ungeduld trieb mich immer schneller vorwärts — ich hörte schon im Geiste unseres Vaters herzliches, kindlich frohes Lachen und Stufen, Richards und unserer Schwestern Jubel und, ja ich war auch sehr neugierig auf die Braut, die den Knaben Richard so plötzlich zum lebensgefährlichen Manne gemacht. Natürlich würde ich das Brautpaar malen — meinem Stiefvater eine recht hohe Rechnung darüber einreichen —

Ich bog in die Allee ein, jetzt kam der Obstgarten, nun der Weinberg, der Rasenplatz — was war das? Die Fenster geschlossen und verhangen, die Läden zu. — Ich lief an den Seitensflügel, wo die Diensthofen wohnten.

„Ach Gott! Der junge Herr! Und wie haben alle gewartet! Nun sind sie heute früh fort —“

„Sind sie denn nicht, wie sonst, zur Weinlese hier?“ fragte ich bestürzt und enttäuscht.

Die alte Wirtschafterin schüttelte den Kopf.

„Nur auf ein paar Tage, um die Verlobung von Richardchen — wollte sagen, Herrn Richard, zu feiern.“

„Aber warum sind sie denn so rasch wieder abgereist?“

„Weil noch so viel wegen der Heirat zu thun ist,“ versetzte sie mit wichtigem, geheimnisvollem Gesichte. Die Braut soll, weil der Herr Vater verreisen muß, vorher in gute Obhut gegeben werden, und da soll die Hochzeit sehr bald sein.

Ich mußte bei der Antwort lachen. Richard, der Junge! Ein guter Junge, aber doch immer noch ein halbes Kind.

„Ja, sie sind so rasch wieder abgereist, um das Haus in der Stadt zum Empfang herzurichten, Fräulein Braut wohnen so lange oben im Dorfe; übermorgen reisen sie erst nach.“

„Da will ich wenigstens bei ihr einen Besuch machen und sie kennen lernen, um doch nicht ganz umsonst hergekommen zu sein,“ sagte ich, meine Enttäuschung überwindend. Wäre wenigstens mein Stiefvater hier gewesen! Mir war, als bedürfte ich seiner, als sei ich nur hergereist, um ihn zu sehen — und nun war er fort!

Ich ging langsam in das Dorf hinauf, da fiel mir ein, daß ich nicht nach dem Namen gefragt hatte. Nun, der Gastwirt würde es schon wissen, ein solches Ereignis war für die Leute hier, die uns alle

seit unsern Kinderjahren kannten, fast ebenso wichtig und bedeutsam wie für uns selbst.

Der Regen hatte aufgehört, die Wolken waren lichter geworden, hier und da brach schon der blaue Himmel hindurch. Ich setzte mich in den Garten des Wirtshauses unter eine Linde, um mich auszuruhen, ehe ich meinen Besuch machte. Man hatte von dort einen prachtvollen Ueblick über den Rhein und seine grünen Ufer, und der breite Fluß gab mit seiner gewaltigen Wassermenge jetzt ein großartiges, imposantes Bild. Die breiten Zweige der Linde spannten sich wie eine Laube über die Bank; ich hatte früher oft hier gesessen, aber immer wieder überraschte mich die Schönheit der Aussicht.

Ein tiefer Seufzer in meiner Nähe ließ mich umblicken. An den Baumstamm gelehnt, eine Hand auf den Busen gepreßt, saß mit der andern festhaltend, stand — Vera! Auf ihrem Antlitze prägte sich grenzenloser Schrecken aus, aber ganz unverändert war sie, als sie so unter dem durchsichtigen Schatten des Baumes stand, und derselbe Liebreiz, der mich vom ersten Augenblicke an bei ihr entzückt, war über sie ausgegossen.

Ich fragte nicht, wie sie hierhergekommen, ich sah sie, und wußte, ich dürfe sie nicht wieder fortlassen, müsse sie mir jetzt hier erringen, auf immer festhalten. Aufspringend, wollte ich sie umarmen, voller Seligkeit an mein Herz drücken, doch sie streckte mir abwehrend die Hände entgegen mit so augenscheinlichem Entsetzen, daß ich stehen blieb und sie regungslos anstarrte. Sie kam etwas näher, legte ihre Hände zusammen, drückte sie flach gegen den Busen und sagte mit unsäglichem Wehmuth: „So müssen wir uns doch noch wiedersehen! O, wäre es nicht, wäre es nicht!“

Wie in großem Schmerze wiegte sie den Oberkörper etwas hin und her, ihr Blick ruhte auf mir, als wolle sie sich mein Bild noch einmal tief, tief einprägen. Plötzlich fragte sie hastig: „Sie waren doch nicht schon in Les Ormonds? Es ist doch nicht so —“

„Nein! Die grausame, entsetzliche Probezeit ist noch nicht vorüber,“ sagte ich, „die Hoffnung dort endlich einen Brief zu finden, der mir deinen Wohnort nennen und einen Anhalt zu weitem —“

„Still, o still!“ fiel sie mir hastig in das Wort, die Finger auf die Lippen legend. „Bitte, es darf uns niemand hören, wenn ich noch einmal, zum letztenmal ganz wahr sein werde.“

„Vera! Gib mir eine Erklärung, jetzt hier,“ sagte ich, sie leise an mich ziehend, bis sie sich fast mechanisch neben mich setzte, aber ohne zu dulden, daß ich sie berührte. „Vera erkläre mir diese geheimnisvollen Reden. Was kann zwischen uns stehen, daß ich nie die Hoffnung hegen dürfe, dich zu erringen? Du liebst mich, dann mußt du auch mein werden, dann will ich —“

„Nein, nein!“ sagte sie mit ängstlicher Scheu umherblickend. „Doch — ja, ich

will wahr sein, ganz wahr, zum letztenmal, ehe ich für mein ganzes Leben die Maske vornehme, die nie wieder fallen darf. Es darf ja niemand wissen, niemand je erfahren, was ich hingebe, was ich leide! O, machen Sie sich keine Hoffnung, weil das Unglück gewollt hat, daß wir uns doch noch einmal sehen, ich kann nie die Ihre werden, weder jetzt noch später, denn,“ — sie stand auf und sah mit unbeschreiblicher Trauer auf mich herab — „ich gehöre schon einem andern.“ Wie eine eiskalte Hand legte es sich auf mein Herz. „Es wäre am besten“, fuhr sie mit unsäglichlicher Bitterkeit fort, „ich ließe Sie bei dem Gedanken, ich wäre die schlechte herzlose Kokette, für die Sie mich jetzt halten, hätte mit Ihnen gespielt, Sie als Zeitvertreib für eine müßige Stunde betrachtet, Sie würden dann einen Strich in Ihrer Erinnerung durch die letzten Monate machen und hätten mit mir abgeschlossen. Aber, o Geliebter!“ Sie streckte mir plötzlich die Hände hin, und der Bann der Zurückhaltung, die ängstliche Scheu wich ein wenig. „Ich kann es nicht ertragen, von dir verkannt, verachtet zu werden. Hat uns das Geschick noch einmal zusammengeführt, so sollst du auch wissen, daß ich für meine Freiheit bis aufs Aeußerste gekämpft habe, nur um für dich, für die Erinnerung an dich leben zu dürfen — in der ärmsten Hütte. Denn mit Freuden hätte ich Reichthum, ja alles, was die Welt an Freuden bietet, hergegeben, wenn ich nur frei hätte bleiben können! Für dich zu leben, mit dir vereint zu sein — o das wäre eine Seligkeit gewesen, auf die ich nicht hoffen durfte! Sieh, die Liebe zu dir kam über mich wie eine Macht, eine Gewalt, der ich nicht widerstehen konnte. Ehe ich ahnte, wie unsagbar teuer du mir seist, war der Kampf dagegen schon unmöglich. Und da fühlte ich mit Wonne, daß auch ich dir nicht gleichgültig, da riß uns das eine gewaltige Gefühl zusammen — einmal, nur einmal habe ich es empfunden, was es heißt, eins zu sein in heißer, großer, inniger Liebe. O, wie habe ich gerungen, um die Bande zu sprengen, die mich hielten! Jedes Opfer wollte ich bringen, zu allem erklärte ich mich bereit, nur meine Freiheit wollte ich wieder haben. O, hätte nur ich allein darunter gelitten, wäre nur mein Lebensglück in Frage gekommen, nichts hätte mich zurückgehalten! Aber ich hatte andere mit in das Elend gezogen, ich hatte mich andern verpflichtet, ehe ich ahnte, was es mich kosten könne.“ — ihre Stimme sank — „ich diene größeren Interessen —“

„Welchen größeren Interessen könnte mit Lug und Trug gedient sein! Wie könnte —“

„Es ist geschehen, es ist nichts mehr daran zu ändern. Als noch mein Herz ganz jenem Ideale lebte, habe ich geschworen, mich ihm allein zu weihen — und — ich muß dies Versprechen halten, wenn ich auch hart dafür büße. Ich habe es gethan, wir sehen uns jetzt zum letztenmal, bevor ich ganz meinen neuen Pflichten

angehöre, brähe auch mein Herz darüber. Ihr Antlitz wurde wieder starr, wie damals, als sie mir in Les Ormonds die wohl sagte.

„Und wem werde ich geopfert?“ fragte ich, die Zähne zusammenbeißend, während sich meine Hand fest wie eine Klammer um ihren Arm legte, und ich atemlos das wunderbar schöne Antlitz blickte, welches totenbleich wurde, indes sie am ganzen Körper zitterte.

Mit einer Gewalt über sich selbst, die mich sogar in diesem Augenblicke in Staunen setzte, antwortete sie leise, aber ganz deutlich: „Nicht du wirst geopfert, du wirst noch glücklich sein, mich verachtend und ein anderes Weib wird an deiner Herzen ruhen, das fühle und wehe! Nur ich opfere mich einer großen Sache wegen, doch ein Eid bindet meine Lippen. Aber glaube mir, o glaube mir doch, daß ich dir zuschwöre, ich kann nicht anders. Möchte Gott mich bald erlösen!“ — Der erste war ihre Fassung dahin. Die Hand vor das Antlitz schlagend, brach sie in lautloses, aber ihren ganzen Körper erschütterndes Schluchzen aus.

„Es muß einen Ausweg geben, ich lasse dich nicht! Wenn du mich liebst, so sage mir alles, Vera! Wir haben Recht auf Glück.“

„Ich kann nicht mehr,“ sagte sie leise, ihr bleiches, todestrauriges Antlitz emporhebend. „Meine Kraft ist zu Ende, und ich muß ja Kraft haben, um nicht auch noch unglücklich zu machen, der es wahrlich nicht um mich verdient hat. Lebe wohl!“

„Ich lasse nicht von dir! Der ganze Welt will ich dich abringen. Wer ist dich mir? Das Recht habe ich zum mindesten, zu erfahren, wer mir mein Glück streitig macht. Wer ist es? Sprich! Nimm mir seinen Namen, und wenn er noch so hoch stände, noch so bedeutend wäre, ich will mit ihm kämpfen und dich ihm entreißen.“

„Er steht weder hoch, noch ist er bedeutend,“ versetzte sie mit bebendem Ton. „Es ist genug, daß ich unglücklich werde, er wenigstens soll glücklich sein.“

„Du liebst ihn also?“ rief ich außer mir.

„Ihn lieben!“ entgegnete sie mir mit unsäglichlicher Bitterkeit. „Diesen Namen wäre nicht Richard —“

„Richard?“ schrie ich. „Richard R...“

„So heißt er —“

„Zu seiner Verlobung kam ich — o, mein unglücklicher Bruder!“

„Bruder —? Du — du!“ — Sie schüttelte mich an, wie von namenloser Furcht erfüllt, stieß dann einen Schrei aus, wie war wie ein Vogel davongeschußt.

Ich sank auf die Bank zurück. Mit einem Zauberschlage ordnete sich vor meinem Geiste und eine tiefe, leidenschaftliche Erbitterung bemächtigte meiner. Nun mußte ich, warum mich Graf nach Les Ormonds eingeladen, warum er mich los sein wollte, sobald er sich den Verhältnissen des reichen Kaufmanns fundigt hatte, dem er seine Tochter abgeben wollte. Ich sah auch, warum er

en Auftrag gegeben, mich zu beobachten, er mußte ja wissen, ob ich auch keine Verbindungen hatte, die ihm un bequem sein konnten — dann wieder mußte Sergei Vera und mich beobachten — o, ich verstand alles nur zu gut!

Eine leise Berührung rief mich in die Außenwelt zurück. Die Jose Veras stand vor mir und züchte mir mit zornsprühenden Lippen einige polnische Worte entgegen, in denen sie jedenfalls ihrem Haß Lust machte. Sie hielt mir einen Brief hin, den Aufschrift an Richard M.... lautete. „Auch noch ihre Korrespondenz vernichten?“ rief ich, empört ihre Hand zu ergreifend.

„Sie waren ihr Unglück,“ sagte das Mädchen in gebrochenem Deutsch. „Ohne Sie wäre Gräfin zufrieden, und Graf Herr Vater hätten Zuflucht bei reicher Frau Tochter finden können, wenn es etwa. Nun alles fort, Reichthum, Heirat, ihres Haus —“

„Ich hätte ihrem Vater die Thür nicht gewiesen, er hätte bei mir ebenso gut —“

„Kann Gräfin armen Maler heiraten, wenn feierlich gelobt, für Grafen Herrn Vater zu sorgen und Geld zu schaffen für armes Polen? Sie haben Gräfin glücklich gemacht, der Himmel sollte Sie dafür strafen! Thun sie nur, was Gräfin will, das Einzige — hier.“

Mit dem Brief aufdrängend, rief sie mir noch einige zornige polnische Worte zu und ging. Ich steckte den Brief ein, aber er brannte mich wie Feuer. Doch was hatte ich jetzt zu den Meinigen gehen können, wie Richard entgegengetreten. Planlos irrte ich in den Bergen umher, von meinen Gedanken verfolgt und gequält. Endlich entschloß ich mich, mit meinem Stiefvater darüber zu sprechen und ihm Veras Brief an Richard zu geben, mochte er dann thun, was ihm gut dünkte.

Ich richtete es so ein, daß ich ihn allein auf seinem Zimmer fand. Sein erster Blick zeigte ihm, daß mich etwas Außergewöhnliches befallen, und meine ersten Worte machten ihn zum aufmerksamen Zuhörer. Ich verschwieg nichts, ich war es ihm schuldig, die Verhältnisse klar vor ihn hinstellen, nur von Vera hätte ich nicht viel sprechen. Das hat mir bei dem Gedanken an sie wehgethan, und ich konnte nicht ohne die heilige Liebe von ihr reden, indem ich den traurigen, entsehliden Irrtum erwähnte, den sie sich in falsch verstandenen Pflichtgefühl geerfert. Was wir alles durchmachen, gehört nicht hierher, mein Stiefvater redete mir zuletzt zu, wieder abzureisen, ohne irgend jemand gesehen zu haben.

„Richard ist viel zu jung, um diese Enttäuschung nicht bald zu überwinden,“ sagte er, „und ich — ja, ich glaube, es ist besser so für ihn. Nur du, lieber Sohn, thust mir in der Seele leid.“

Nach einer Stunde war ich wieder unterwegs, um wenigstens einige Monate verweilen. Es wurden Jahre daraus. Ich hatte meinem Stiefvater versprochen,

ihn nicht wieder ganz ohne Nachricht zu lassen, und auch mir lag daran, zu erfahren, wie sich Richard in das jähe Ende seines Glückstraumes gefunden.

„Es wird Dich freuen, zu hören, daß Richard seine Heiterkeit ganz wiedergefunden,“ schrieb mir unser Vater nach einiger Zeit. „Ich glaube, erst diese Erfahrung hat ihn zum Manne gereift und ich sehe seiner Zukunft jetzt viel ruhiger entgegen. Vera hat ihm noch einmal freundlich geschrieben und wiederholt, sie könne sich nicht entschließen, ihren Vater in dieser Krisis zu verlassen. Daß diese Krisis ausgebrochen, weißt du natürlich. Der Graf war mir nie sympathisch; natürlich ist er einer der Hauptanführer der Insurgenten.“

Nun wußte ich, wo ich Vera mit meinen Gedanken zu suchen hatte. Sie würde ihren Vater nicht verlassen und alles aufbieten, ihn mit dem Unglück, keinen Sohn zu haben, auszuöhnen.

* * *

Es war in Palermo, und ich saß im Café Dredo in der Piazza Maria. Sinnend blickte ich auf das dunkelblaue Meer, dessen lange Wellen leise rauschend auf den Strand aufschlugen und gedachte, wie so oft, jenes Strandes, wo die brausenden Wogen der Nordsee ihr Lied gesungen, als sich Veras süßes Bild in mein Herz geschlichen. Da legte der aufmerksame Giuseppe die neueste, eben angekommene Nummer der Illustrierten Zeitung neben mich auf den Tisch, mit einer einladenden Handbewegung darauf aufmerksam machend. Mein Blick fiel auf das erste Blatt, auf dem mit großen Buchstaben stand: „Der tapfere Polenfürher Graf L... und sein Adjutant, die ersten Opfer des Polenaufstandes von ein und derselben Kugel getroffen.“

Mein Herzschlag stockte —

Das schöne, düstere Antlitz des Grafen sah mich an mit dem finstern hochmütigen Blicke, den ich so gut kannte, und daneben das süße, traurige Gesichtchen Veras.

Ein Schlachtenbild.

Von

Leo Berg.

Unvergänglich sind die großen Tage vor Meh, gewaltig war das Ringen zweier Armeen — das verweisende Mähen Bazaines, sich der ehernen Umarmung der deutschen Heere zu entwinden, die Ueberlegenheit Moltkscher Strategie, seine Schachzüge: das Hindrängen, Zurückwerfen und Einschließen der französischen Korps, die Tage vom 6., 14., 16., 18. August — all diese Meisterstücke moderner Kriegskunst, sie wurden angestaunt von allen Nationen, welche die Erde trägt. Und wenn ich jetzt nach so langen Jahren mein Tagebuch durchblättere, dann treten diese, wenn auch nur flüchtig fixierten erlebten Momente, alle diese schönen und schaurigen Bilder mit einer

solchen Frische und Lebenswahrheit vor meine Augen, als sei es erst gestern gewesen.

Mein Beruf als Kriegsberichterstatter hat mich oft inmitten des heftigsten Kampfes geführt, denn damals drängte noch jugendlicher Uebermut und heißes Blut mich stets nach „Vorwärts“, ich sah Tod und Verderben in graufigster Gestalt, den Ansturm unserer Bataillone in das mörderische Feuer, sah Mut und Tapferkeit, ja Heroismus, gepaart mit Angst und erbärmlichster Feigheit. Allerdings sieht es nachher mit dem „Berichterstaten“ böse aus, von den hauptsächlichsten Bewegungen der Truppenkörper, der Entfaltung der Schlacht, der Entscheidung und Bedeutung des Kampfes weiß man gar nichts; aber die einzelnen Szenen und Bilder unserer nächsten Umgebung auf dem Schlachtfelde prägen sich desto schärfer in unser Bewußtsein, sie nehmen Leben und Gestalt an und der aufmerksame Beobachter kann die schönen und traurigen Bilder in den lebendigsten Farben schildern, weil er sie nur einfach und unter den momentanen Eindrücken in Wahrheit erzählt, wie er sie erlebt. So konnte auch ich an dem großen Tage von Mars la Tour nur dasjenige schildern, was in meinem Gesichtskreise und stets wechselvoller Umgebung sich darbot, und doch ruft uns die Erinnerung an jene großen Momente diese unvergesslichen Bilder ins geistige Bewußtsein.

Es ist merkwürdig, wie bald sich Auge und Herz an die Schreckensbilder des Schlachtfeldes gewöhnt; mächtig ergreift der Anblick der ersten Toten und Verwundeten, der Tapferste erbebt, bald aber schwindet das Zittern; die rasch aufeinander folgenden aufregenden Szenen; die farbenreichen wechselvollen Bilder, die bunten Uniformen, blitzende Waffen, die Signale und Kommandos, der berauschende Pulverdampf, der Geschützdonner, das Zischen und Säusen der Geschosse, lassen bald die eigene Gefahr vergessen, der Soldat möchte immer nach vorwärts, seinen hinstürzenden Kameraden helfen, die Gefallenen rücken; erst jetzt wird ihm bewußt, daß der ihm gegenüberstehende persönlich unbekannte Gegner sein bitterster Feind ist, der auch keineswegs sein Leben schonen wird, Zorn und Kampfesmut schwellt ihm die Brust, alle Sehnen spannen sich, die entsetzlichen Todesbilder und die ganze Szenerie machen nur mehr den erhebend schaurig schönen Eindruck eines Schlachtenpanoramas.

Die Infanterie zum Angriff auseinander schwärmend hat sich schnell aufgelöst und jeder Mann ist auf sich selbst angewiesen.

Das Pfeifen der Chassepotkugel wird kaum mehr beachtet, auch ist sie dann nicht mehr gefährlich, denn sobald man sie zischen hört, ist sie ja schon vorbei; aber der Effekt der heransausenden Granate ist ein ganz bedeutender, und es gehört eine gute Portion kalten Blutes dazu, bei ihrem Einnahmen den Nacken steif zu halten, denn wo sie mit unheilverkündendem Zischen niedergeht, da duckt man sich oder wirft sich zur Erde; ja ich habe gesehen, wie ganze Kompanien und Schwadronen zum größten Teile ihre „Negerenz“ machten, gerade wie ein Mehrenfeld im Gewittersturm.

Häufig war das Marren der Mitraillleuse, deren moralischer Effekt allerdings zehnmal größer wie die Gefahr selbst ist. Das Schnellfeuer der sich lang hinziehenden Schützenketten klingt wie das ununterbrochene Geräusch der Kaffeemühle und der Geschützdonner gibt die Akkorde zu der düstern Trauerhymphonie.

Immer dichter lagert sich der Pulverdampf, oft die ganze Szenerie verhüllend, die Signale der Hügelhörner ertönen: „Zammeln!“ „Indie rechte Verlängerung schwärmen!“

„Avancieren!“ zc., man hört die Kommandorufe, wie Gespenster fliegen Adjutanten und Erbonnanzen, neue Bataillone kommen ins Feuer, noch hört man ermunternde Zurufe, Scherzworte der Mannschaften, aber nur zu bald verstummen sie, denn das Geföh der Verwundeten macht sich bemerkbarer, die Reihen lichten sich, stumm sinkt der Kamerad zur Rechten, trampfhaft greift die Hand nach der todeswunden Brust, ihm bleibt nicht Zeit zu einem letzten stummen Scheidegruß; mit einem halben Sprung nach vorwärts stürzt der Vordermann auf das Gesicht, nicht ein Glied zukt mehr, Schuß in den Kopf (eigenthümlich ißt, daß der tödlich Betroffene immer nach derjenigen Seite hinfällt, woher der Schuß kam), doch unaufhaltbar weiter, „vorwärts“ heißt es; das Granat- und Chassepotfeuer ist stärker geworden, zahlreicher werden die Opfer, und vom Feinde sieht man nur in noch weiter Ferne den Pulverdampf der maskierten Batterien und der feuernden Infanterie in den langgezogenen Schützengraben. Mit banger Sorge schauen die Truppenführer nach ihren so bewährten Kampfgenossen, der Artillerie, sie wollen mit Ungestüm weiter, heran an den Feind aber ohne Deckung durch die weittragenden Geschütze würde die Infanterie dezimiert, ja aufgerieben werden. Wieder schlagen einige Granaten in die Reihen, trichterförmig überwirft das sprengende Geschöß die Zunächststehenden mit Erde und Laub, fünf oder sechs Mann liegen am Boden tot und verwundet, doch einige der Mannschaften, welche von dem gewaltigen Luftdruck zur Erde geschleudert wurden, erheben sich unverfehrt, sie schütteln die Erde ab und das von Schreden und Todesahnung gebleichte Gesicht versucht ein Lächeln, doch „vorwärts“ heißt es, er hat kaum Zeit, den letzten Gruß des todeswunden Kameraden entgegenzunehmen; „meine arme Mutter“ beben die blassen Lippen; ein anderer Leichtverwundeter bleibt bei ihm zurück, und weiter geht der Tobestanz; doch jetzt zittert der Erdboden, einige Batterien rasseln heran; mit „Hurra“ werden sie empfangen; sie hielten bereits drüben seitwärts auf der Anhöhe im heißen Geschüßkampf, die Mannschaften und Pferde mit Staub und Schweiß bedeckt, viele mit zerrissenen Uniformen und einige Leichtverwundete mit blutbefleckten Bandagen, an der Zete ein riesiger Batterieschöß, mir unvergeßlich durch seine wirklich imponierende Figur, das Gesicht mit langem Schnurrbart von Staub bedeckt, aber allen voran, hochaufgerichtet im Sattel, mit dem Säbel den Mannschaften die Richtung zeigend; die ersten Batterien haben die leichte Anhöhe im Galopp erreicht, von den feindlichen Positionen aus hat man das Avancieren unserer Artillerie bemerkt, die Granaten kommen immer zahlreicher mit ihrem unheilverkündenden Getöse, Pferde überlagern sich, schon bleiben einige der Mannschaften tot oder verwundet zurück, noch immer dauert der rasende Ansturm unserer Batterien; aber fast wie Erlösung schallt auch jetzt das Kommando der einzelnen Führer: „Batterie rechts-unter links! halt! protz ab! Feuer!“ und Witz und Krach, Schuß auf Schuß entfenden die Geschütze ihre Todesboten, noch halten sie im vollen Feuer; aber unaufhaltbar sausen die Granaten Tod und Verderben in die feindlichen Massen, das Feuer der französischen Artillerie wird schwächer, man sieht die Tirailleurs massenhaft ihre bisher gedeckten Positionen verlassen. Wieder droht die Erde: im scharfen Trabe naht Kavallerie, zwei Dragonerregimenter, schmucke, gewandte Reiter, viel hübsches, junges Blut; wie blißen die Säbel, wie das rasselt, kaum

zu verhalten sind die schnaubenden Rosse, als jetzt die Schwadronen geschlossen im Galopp links aufmarschieren; noch zügeln die Kommandorufe die blauen Reitercharen, fest den Zügel in der Faust, die Augen weit aufgerissen, als wollten sie durch den Pulverdampf den Feind erspähen, denn schon überlagern sich Roß und Reiter, jetzt geht's links an den donnernden Batterien vorbei durch die Thal senkung, immer noch im scharfen Trabe, aber immer noch zu langsam; da endlich, welcher Jubel für den Reitersmann, „Fanfaro!!!“ das schöne Signal zur Attacke, und herein wie Gottes Zorn geht es in Tod und Verderben, unaufhaltbar Vorwärts durch Freund und Feind, wie eine blaue Flut wälzte sich die Reiterchar dem Feinde entgegen, zum Sieg oder zum schönen Meitertod. Das war der Tobesritt unserer beiden Gardebragionerregimenter am Tage von Mars la Tour.

Unvergeßlich bleibt mir dieses großartige traurig-schöne Bild; es dauerte kaum eine Viertelstunde, bis die Regimenter aus dem Feuer zurückkamen und sich wieder sammelten von der kühnen, verwegenen Attacke; es war aus dem erhabenen schönen Bilde ein trauriges geworden, und herzzerreißend war es für den Zuschauer, in ohnmächtiger Wut zuzusehen, wie das mörderische Feuer die Braven dahinnähete, kaum die Hälfte der Mannschaften fand sich nach der Attacke wieder zusammen und doch hatte dieser Reiterhoch seine Wirkung nicht verfehlt, auf allen Punkten weicht der Feind. Infanteriekolonnen wälzen sich an uns vorüber, neue Batterien fliegen vorbei, Ulanen- und Kürassierregimenter folgen; immer weiter verhält der Donner der Geschütze, und das Knattern des Gewehrfeuers ist in unserer Umgebung ganz verstummt, immer ferner verhält das Tosen des Kampfes; aber das Schlachtfeld mit all seinem Schreden, mit den entsetzlichen Todesbildern in so mannigfacher Gestalt, mit dem endlosen Jammer und Elend tritt nun in den Vordergrund. Die Ambulanzwagen mit dem roten Kreuz und die Krankenträgerkompanien beginnen ihre Thätigkeit. Unendliches Weh ergreift das Herz, wenn das Klagen und Rufen der Verwundeten um Beistand und Hilfe ertönt; wie mancher Tapfere liegt nun da, schöne jugendfräftige Menschen; gewiß ist es ein schönes Ende, wo die Karte so jäh und rasch den Lebensfaden durchschneidet, sie starben den Heldentod fürs teure Vaterland; aber das unsagbare Weh, welches die Trauerkunde den geliebten Bergen daheim verursacht, wie manches Glüd, so manche Hoffnung und Lebensfreude hat hier geendet!

Noch immer wechseln die Bilder auf der Walfstätt, der Abend naht heran, ganze Bataillone und zerstreute Abteilungen kommen zurück, auf dem Schlachtfelde wird biniert; einzelne in der Nähe liegende Dörfer und Gehöfte stehen noch in Flammen; da, noch einmal belebt sich das Schlachtfeld, jubelnde Zurufe und Hurras ertönen, ja ein Hurra aus der heißen trockenen Kehle der von Blut und Schweiß starrenden Verwundeten, als Moltke mit der Siegesbotschaft kommt, und gleich darauf Kaiser Wilhelm mit seinem Stabe herannahet.

Und wer es gesehen, wie unser lieber alter Kaiser Wilhelm, tiefenst, ergriffen vor Nahrung über das Todesfeld reitet, wie die schon in halbem Todesdauher erstarrten Schwerverwundeten sich fräuen, aufrichten und ein Strahl der Freude ihre bleichen blutenden Gesichter erleuchtet, wie seine Krieger auf ihn zuströmen und immer wieder Hurras über das Zeichenfeld erschallen; wer dies gesehen, der hat einen großen Moment, einen großen

Tag erlebt, ein Stück unvergeßlicher deutscher Geschichte und deutschen Ruhmes. Nun aber breitet der Abend, die Nacht ihren grauen Schleier über das Schlachtfeld, der Geschö Donner verstummt, man hört die entfernten Signale, die Vimalfeuer werfen ihren mattscheinigen Schein auf ihre nächste Umgebung, zu Gespenster huschen die langen Schatten um die einzelnen Feuer, jeder, dem es vergönnt ist, sucht die Ruhe, und mancher ist schon zusammengesunken im tiefen Schlummer, erschöpft von den Anstrengungen und Anregungen des Tages. Es wird kühl und im erfrischender Tau küßt mitleidig die bleichen Wangen der Gefallenen, wer kennt all die Schrecken einer solchen Nacht; auch die Feinde, der Leichenräuber, treibt jetzt sein fluchwürdiges Geschäft, denn „die Nacht ist seines Feindes Freund“ und

„There are more things in heaven and earth, Horatio, Than are dreamt of in your philosophy.“

„In Vallendar am Rheine.“

(Lied im Volkstone.)

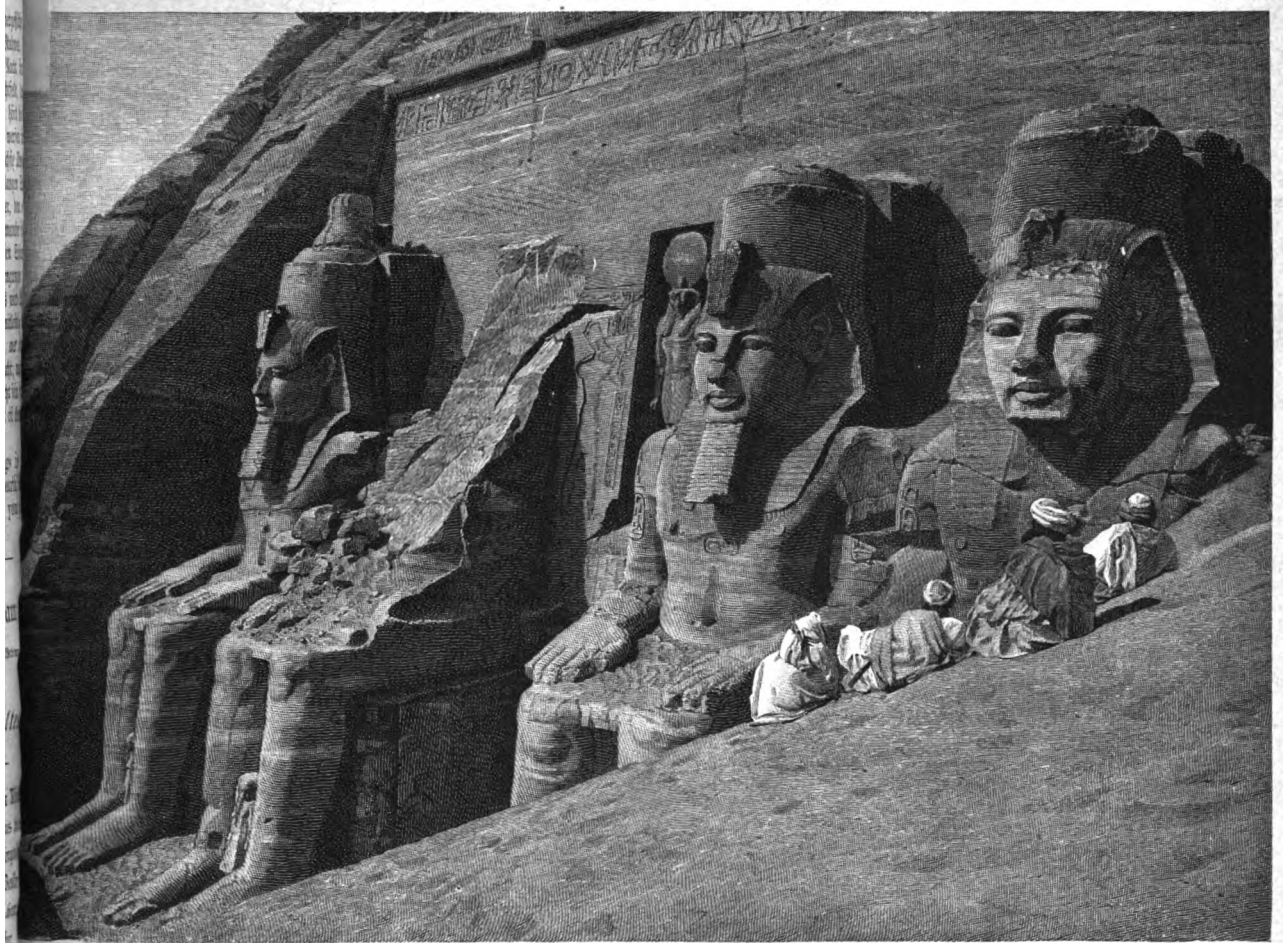
Von

C. Schultes.

In Vallendar am Rheine,
Da steht ein kleines Saus.
Dort schaut im Morgenscheine
Mein Schäß zum Fenster raus.
Sie hörte wohl mein Horn: Trara!
Vom andern Ufer her,
Und als sie mich im Rabne sah,
Sieß sie's im Saus nicht mehr.
Trara!
Gretula,
Dein treues Lieb ist da!

Gar jung sind wir zwei beide
Und frisch von Herz und Sinn;
Ich steck' im Jägerkleide
Und sie ist Winzerin.
Das Leben ist nur Lust: Trara!
Kein' Sorge macht uns Qual.
Im ew'gen Lenz liegt vor uns da
So Rhein als Berg und Thal.
Trara!
Gretula,
Dein Arm mich fest umfaß!

Im kleinen Lebenskabne
Geht lustig unsre Fahrt;
Denn Tren' steht auf der Fahne
Mit festem Mut gepaart.
Wo findet sich ein Glüd: Trara!
Das schöner könnte sein.
Als das mir gibt sich Gretula
Aus Vallendar am Rhein!
Trara!
Gretula,
Wir sind dem Himmel naß!



Fassade des nubischen Tempels von Abu Simbel (S. 1220).

Im Lande der Pharaonen.

Von

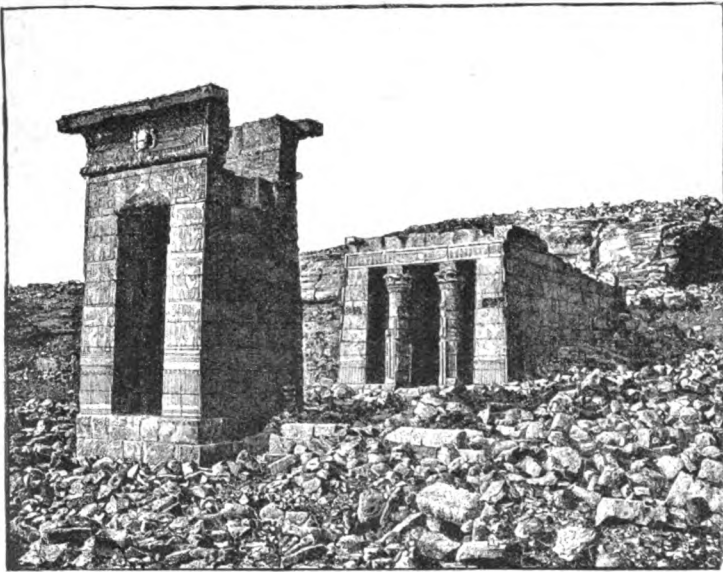
H. Brugsch-Pascha.

Die Denkmäler des heidnischen Aegypten, von den Pharaonenzeiten an bis zur Herrschaft der Griechen und Römer hin, sind „für die Ewigkeit“ gebaut. Sie sind dazu dienen, den Namen der Langgötter und der Könige in der Erinnerung der spätesten Nachkommen der Aegypter zu erhalten und in ihren königlichen Thronen ein mächtiges weltbeherrschendes Beispiel zu lassen. Jahrtausende sind seit den monumentalen Gründungen über die Denkmäler dahingeflossen, nur wenig von dem unerschöpflichen Schatz der Vergangenheit ist vom reißenden Strome der Zeit verschont geblieben. Und vergessen hat das Schönste Beste davon dem Fluche der Zeit anheim zu fallen müssen und die letzten Reste des Erhaltenen erscheinen in der unserer jungen Welt wie zertrümmerte vorweltliche Riesenleiber. Alt und morisch starrten sie uns entgegen und im neuen Jahr meldet neuer Einsturz

und neue Vernichtungen der ältesten Zeugen der Vorzeit. Mit einem Worte, alles scheint sich bereits vereinigt zu haben, an dem drohenden Ruin bis zum letzten beschriebenen Steinblock hin zu arbeiten: der Zahn der Zeit, die Hand des Menschen, der unterminierende Strom. Denn auch Vater Nilus in seinem von Jahrtausenden her erhöhten Bett ist übermüdet oder zornig geworden; die steigenden Wasser der Ueberschwemmung sichern durch den Erdboden, unterwaschen die stärksten Fundamente und erzeugen ein salpeterhaltiges Salz, das mit unwiderstehlicher Kraft die festesten Mauern und die mächtigsten Säulensüße der Tempel zerfrisst.

Alles ist eitel! Das Salomonische Wort bestätigen die Denkmäler der ältesten Vorzeit der Menschheit. Schon ertönt der Hilferuf nach Rettung vor dem Unvermeidlichen, um die notwendigen Mittel zu ergreifen, das drohende Unheil wenigstens in der nächsten Zukunft abzuwenden. Ein frau-

zösischer Architekt in ägyptischen Diensten, Grand Bey, hat soeben dem Minister der öffentlichen Bauten einen gedruckten Bericht vorgelegt, um ihn zu veranlassen, die erforderlichen Geldmittel zur Erhaltung der Denkmäler zu gewähren, sei es auch nur darum, die Nilfahrt von zwölf- bis fünfzehntausend Reisenden, welche alljährlich Oberägypten zu besuchen pflegen und den Bewohnern reiche Einnahmen verschaffen, fürder nicht zu einem leeren Wahn zu gestalten. Das obere Land ohne seine Wunder aus der Pharaonenherrschaft würde niemand betreten, wenn auch sein winterliches Klima unvergleichlich und seine Lichteffekte von wunderbarer Schönheit sind. Ein Betrag von 170 000 Mark, auf acht Jahre verteilt, würde nach Grand Beys Veranschlagung vollständig ausreichen, um die noch vorhandenen Ruinen zu stützen, zu restaurieren, zu umhegen und durch unterirdische Abzugskanäle von dem Ueberschwemmungswasser zu erlösen. Hoffen



Tempel von Dandur in Nubien (S. 1219).

und wünschen wir zur Ehre der gegenwärtigen Menschheit, daß trotz der Kouponzahlungen so viel im Jahresbudget des modernen englisch-ägyptischen Reiches übrig bleibt, um die Denkmäler vom Fluche des Sängers zu retten.

Was die Alten bauten, damit es die Jungen schauen, hat für das gesamte heutige Menschtum eine geschichtliche Bedeutung. Es wäre eine Schmach für die Zeit modernster Aufklärung, wollte man bei dem eingetretenen Vernichtungswerke in lauer Stimmung die Hände in den Schoß legen. Als Salomon, der weise König, lebte, wirkte und schrieb, war für Ägypten die Zeit der neuen Geschichte bereits angebrochen. Als Abraham in Ägypten einzog, lag das Altertum bereits im Rücken Ägyptens, und als die ersten Pharaonen sich Gräber in Pyramidengestalt aufzuführen ließen, da war schon eine nach Tausenden von Jahren zählende Kulturrepoche dahingeschwunden. Das zahllose Sternengeheer am Himmel kann nicht stärker die Einbildungskraft verwirren und den Geist in Aufregung versetzen, als der Rückblick auf die gewaltigen Zeiträume, welche von unserer Epoche aus bis zur Höhe der Pyramidenchronologie hinaufreichen.

Es ist seit etwa 70 Jahren massenhaft veröffentlicht und geschrieben worden, um dem wißbegierigen und staunenden Europäer den Reichtum und die Größe der noch erhaltenen altägyptischen Denkmäler in Bild und Wort vor Augen zu führen, aber nur ein Tropfen wird aus dem Meere geschöpft, denn die Hand des Forschers erlahmt bei dem Anblick der beschriebenen Tempelwände und Säulen. Schon muß die Photographie zur Mithilfe eintreten, um

stellungen und Bildern bedeckte Katakombe des Petamenophis im Thale des Assis auf der Westseite Thebens zeigt, auf einer Grundfläche von etwa 24000 Fuß im Geviert, photographische Aufnahmen von Anfang bis zu Ende auszuführen, nicht zu vergessen im steten Kampfe in stickiger Luft mit Tausenden von Fledermäusen, welche unsern Kopf umflattern und die brennende Kerze zum Verlöschen bringen?

Dem Leser bieten wir eine Reihe von Abbildungen, um von neuem die Stimmung für die arg bedrohte Denkmälerwelt wachzurufen und durch das Bild den Eindruck der altersgrauen Vorzeit aufzufrischen. Nichts kann würdiger sein als die Achtung vor

die Riesenarbeit zu erleichtern, und dennoch reicht auch sie nicht aus, um die begonnenen Angriffe siegreich durchzuführen.

Und wer wollte es dazu unternehmen, in einem unterirdischen finsternen Raume, wie ihn die mit Dar-

dem längst Vergangenen, auf dessen Trümmern sich die Gegenwart aufgebaut hat, nichts erhebender als die gewonnene Anerkennung, daß wir vor jenen letzten Recken der sogenannten geschichtlichen Ansätze wie vor stummen Rätseln stehen, deren Größe und Ausführung dem Staunen die Bewunderung folgen läßt. Auch das kleinste Denkmal, die bescheidenste Tempelanlage verrät den denkenden Urheber, der ohne die Hilfsmittel der modernen Technik den Zweck seiner Aufgabe in vollkommener Weise gelöst hat.

Die alten Künstler ruhen längst vergessen in ihren Gräbern, aber ihre Werke sprechen und loben noch heute den Meister. Manche Erinnerung an sie haben inschriftliche Zeugnisse bewahrt und es klingt wie Schwanengesang, wenn sie in der Hieroglyphe von ihren Schöpfungen zu den späteren Geschlechtern reden.

Die klassischen Griechen haben eine unmutige Sage von den Memnonstöhnen (S. 1213) erfunden, welche einsam wie Wächter auf ihren steinernen Sitzen auf die breite thebanische Ebene zu ihren Füßen niederschauen. Wir wissen heute, daß es Standbilder eines berühmten Königs Amenophes III., ca. 1500 v. Chr., gewissermaßen Amenophis nach griechischer Aussprache des altägyptischen Namens Amehotep genannt, gewesen sind, welche auf seinem vom Erdboden verschwundenen Tempel aufgestellt waren. Ihren geistigen Urheber nennt uns eine Inschrift auf der Seite seines eigenen Sitzbildes im Museum von Bulak. Es war ein Namensvetter des Königs, der Sohn eines wir wissen Hapu, der am Hofe seines Vaters die höchsten Ämter bekleidete, in der Geisteshergelehrsamkeit hervorragte und mit



Westlicher Säulengang vor dem Isis-Tempel von Philä (S. 1219).

Ausführung des Tempelbaues betraut war, gleichzeitig aber auch mit der Herstellung der sogenannten Memnonstolosse, deren Höhe gegenwärtig etwas über achtzehn und innen halben Meter beträgt.

Der ägyptische Tempel, soweit die ältesten uns heutzutage gestatten darüber zu urteilen, beruhte auf einem allen gemeinsamen Grundplan. Nachdem die Form-

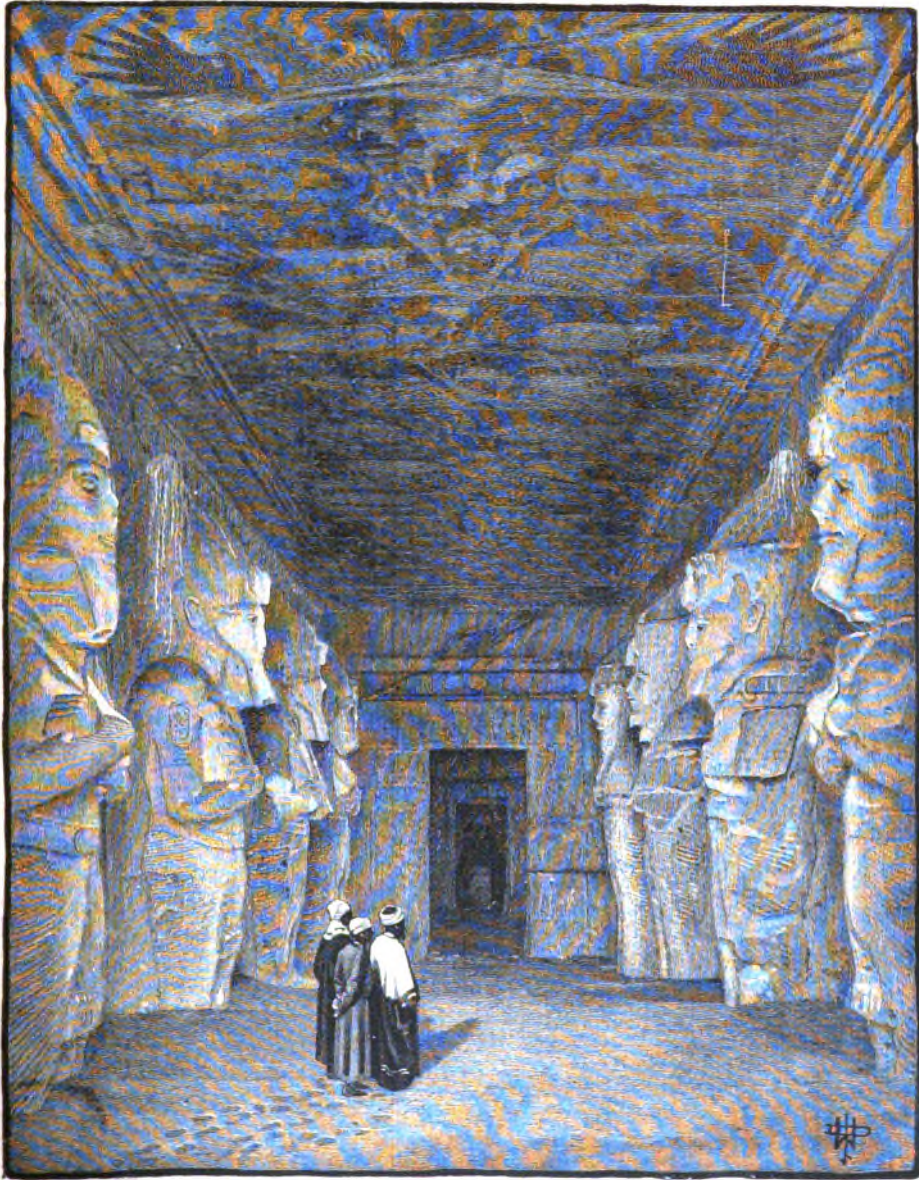
lichkeit der Grundsteinlegung durch den König oder im Namen desselben vollzogen war, begann der Bau mit dem innersten und entlegensten Teile desselben, in welchem sich das Allerheiligste befand; daran reihte sich die Achsenlinie Saal an Saal mit Nebenbaulichkeiten in Gestalt von Kammern, Räumen und Treppenaufgängen nach dem Dache an, dessen Decke (gewaltige Steinlagen) man hinten nach vorn zu terrassenförmig ansteigen, etwa in dieser Gestalt (siehe untenstehende Figur).

Vor dem letzten Saale oder dem „Vorderiale“ befand sich meistens ein offener Hof, mit Doppeltürmen vor, deren Höhe bis zu 60 und 70 m hinreichend. In der Mitte des einer Festung gleichenden Vorhofes lag der Haupteingang des Tempels, zunächst nach dem Hofe, und rechts und links von demselben wurde je ein



obelisk und Statuen des königlichen Gründers aufgerichtet. Ein gepflasterter Weg (von den Griechen „Dromos“ genannt), häufig von liegenden Sphinxgestalten mit Widder-

kopf aus Stein eingefast, lag wie eine Straße vor dem Tempel. Mauern aus dicken ungebrannten Mitziegeln oder aus behauenen, von außen und innen mit Darstellungen und Inschriften bedeckten Werkstücken aus Sand- und Kalksteinen schlossen das Ganze ein, so daß die Gesamtanlage eher einer wohlverwahrten Festung als einem Heiligtume glich. In der Nähe,



Großer Saal im Tempel von Abu Simbel (S. 1226).

auf dem Tempelgebiete, wurde ein künstlicher See angelegt, der sogenannte heilige See, der bei gewissen religiösen Zeremonien zur Aufnahme der heiligen Barke des Tempelgottes diente.

Zu den fast vollständig erhaltenen Tempeln gehören die Bauten auf den Ruinenstätten von Edfu und Denderah (S. 1222), deren Inschriften sogar bis zu den Längenmaßen hin eine genaue Beschreibung der einzelnen Teile der beiden Heiligtümer enthalten. Die altägyptische Bauweise betrug 0,53 Meter. Für den

großen Tempel von Denderah finden sich u. a. folgende Maße verzeichnet. Die Breite des Vorhofes betrug danach $81 \frac{2}{3}$, die Länge $48 \frac{1}{2}$, die Höhe $32 \frac{1}{2}$ Ellen. Für denselben Saal in Edfu finden sich der Reihe nach die entsprechenden Dimensionen von 75, 35 und 30 Ellen angegeben. Der ganze dahinter liegende Teil in Denderah besaß eine Länge von 112 Ellen

bei einer Breite von $23 \frac{1}{3}$ Elle. Von der Ecke des einen Turmes bis zur Ecke des andern betrug in Edfu die Länge 120 Ellen und die Höhe eines jeden Turmes 60 Ellen. Die Tiefe des großen Eingangsthores zwischen beiden maß $26 \frac{2}{3}$, die Höhe des Thores 40 Ellen. Fügt man hinzu, daß die steinerne Umfassungsmauer (S. 1218) desselben Heiligtumes eine Dicke von 5 Ellen, eine Breite von 90 und eine Länge von 240 Ellen besaß, wie es die Inschriften und Messungen bezeugen, so hat man eine richtige Vorstellung von dem gewaltigen Flächenraum, welchen für sich allein dieses Heiligtum in Anspruch nahm. Die Abbildung zeigt am besten die Breite des Mauerwalls und gewährt zugleich einen Einblick in die linksseitige Anlage

des ganzen Tempels. Bemerkenswert sind die steinernen Ausgüßröhren für angesammeltes Regenwasser, welche eine Gestalt von Löwenleibern haben.

Von den Sälen, Gemächern, Gängen und Krypten innerhalb der Tempelmauern und unterhalb des mit breiten Quadern gepflasterten Bodens trug jeder einzelne Raum je nach dem besonderen Zwecke einen ihm eigentümlichen Namen, selbst mehrere, wenn es not that. Ich verweise auf den Grundplan des Denderahtempels, um mit Benutzung der darauf eingetragenen

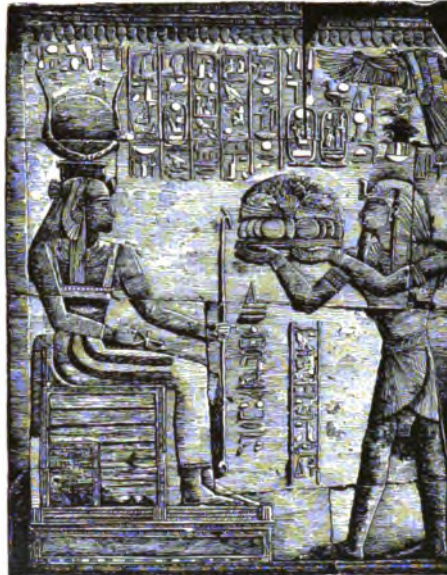
Buchstaben auf die einzelnen Benennungen aufmerksam zu machen.

A. „Der Vorderaal, der große Saal, der große Himmelsaal.“ B. „Der Prozessionsaal oder Festaal.“ C. „Der Saal des Opfertisches.“ D. „Der Mittelsaal.“ E. „Die große Stätte (Allerheiligste).“ F. „Die Salbenküche.“ G. „Die Lagerkammer.“ H. „Die Kammer für die vorbereiteten Opfer.“ I. „Die Kammer für das Kühlwasser.“ J. „Die Schatzkammer.“ K. „Die Garderobe.“ L. „Der Saal für die Feier des Neujahrsfestes.“ M. „Der Saal der Weihe.“ N. „Die Schatzkammer.“ O. „Das Treppenhaus zum Aufsteigen nach dem Dache“ (S. 1216). P. „Das Läuterungsgemach.“ Q. „Das Treppenhaus.“ R. „Der Umgang um das Allerheiligste.“ S. „?“ T. „Das Wiegenzimmer.“ U. „Das Zimmer des Horus (Apollon).“ V. „Das Zimmer des Gottes Samto.“ X. „Das Sistrumzimmer.“ Y. „Das Wohnzimmer.“ Z. „Die Kapelle.“ A. „Die Feuerkammer.“ B. „Der Sonnenstuhl.“ C. „Das Ammenzimmer.“ D. „Das Kinderzimmer.“

Zur Erklärung diene, daß die Göttin Hathor (Aphrodite) vom Denderah als die Gemahlin des Gottes Horus-Apollon, der Sonne in ihrem Oberlaufe, und als die Mutter des jungen Sonnensohnes Samto oder der Frühlingssonne verehrt wurde, wobei ihr Tempel mit seiner Zimmeranordnung wie der Palast einer regierenden Königin angesehen wurde.

Der Bau einer Tempelanlage im großen Stil erforderte eine Zeit von Jahrhunderten und traten neue Anbauten ganzer Tempelgruppen dazu, so waren sogar Jahrtausende zur Vollendung des Ganzen erforderlich. Ein sprechendes Beispiel dafür liefert der sogenannte Reichstempel des Gottes Ammon auf der rechten Nilseite der alten hochberühmten Königsstadt

welche sie auf den Wänden älteren Datums einmeißeln ließen. Soweit es die Inschriften nachweisen, umfaßte die Gesamtanlage einen Zeitraum von über 2000



König Seti I. opfert der Isis Bildmeist im Seti-Tempel von Abydos (S. 1215).

Jahren. Den gegenwärtigen Zustand der gewaltigen Ruinen zeigt die Abbildung. Das Turmthor linker Hand besitzt noch gegenwärtig eine Länge von 110 und eine

südlichen Seite des Tempels, führen zur Zeit die anwohnenden Fellachen die Büffel zur Tränke (S. 1240).

Der Sturm der Zeit hat arg in Karnak gewütet und selbst wiederholte Erdbeben haben dazu beigetragen, die stolzen Denkmäler zu Falle zu bringen. Ein Blick in die Sphinxstraße vor dem Tempel des Mondgottes Chons (S. 1222) genügt, um das Vergängliche aller menschlichen Werke deutlich vor Augen zu führen. Von den knieenden Widdern aus Stein zu beiden Seiten der Straße hat kaum einer seinen Widderkopf behalten und schwer erkennbare Torso zeigen sich heutzutage an der Stelle, wo einst die heiligen Tiere des Gottes Ammon den Wanderer an den Kult des thebanischen Hauptgottes oder der Frühlingssonne erinnerten.

Wie Babylon im Lande der Chaldäer, so besaß Theben am Nilstrom vom 18. Jahrhundert v. Chr. an unter den Völkern des Altertums einen Ruf. Homer singt bereits von der hundertthorigen Stadt, um die Menge ihrer Eingänge dichterisch zu ihrer Größe zu verwerthen und die ägyptischen Inschriften erschöpfen sich in einer Auswahl von schmückenden Beiwörtern, um „die Königin unter den Städten“

und „die Siegerin“ oder „die Mächtige“ zu verherrlichen. Selbst als Strabon, der Geograph, der alten Residenz der thebanischen Dynastien im ersten Jahrhundert seinen Besuch stattete, trat ihm der vergangene

Glanz noch deutlich genug vor die Augen, wenn er auch nicht umhin kann, der Wahrheit die Ehre zu geben, indem er bedauernd hinzusetzt, daß seinerzeit die berühmte Stadt sich in eine Reihe von Dörfern aufgelöst habe. Es waren die selben, aus denen die heutigen Ortsgemeinden Karnak, Luxor (S. 1214), Medinet Abu Schach Abd el Durna und andere kleinere Ansiedlungen der modernsten Thebaner hervorgegangen sind.



Säulengänge vor dem Isis-Tempel von Philä (S. 1219).

Theben, an welchen zu bauen die Pharaonen der thebanischen Dynastien und ihre Nachfolger bis zu den Römern hin um die Wette stritten, und sollten es auch nur ihre Bilder und Namen gewesen sein,

Höhe von 43 m. Die freistehenden Säulen im Vorhofe hatten eine Höhe von 21 m, der noch aufrecht stehende Obelisk (S. 1228) aus rosenrotem Granit steigt fast 30 m empor. Im ehemaligen heiligen See, auf der

Die malerische Tempelgruppe von Luxor (S. 1238), richtiger nach der arabischen Bezeichnung el Qusur, d. h. „die Schlösser“, an deren altem Kai die Nilufer der Reisenden anzulegen pflegen, ist in der

letzten Jahren einer gründlichen Reinigung unterworfen worden. Die eingestürzten Schwalbennester der arabischen Bewohner sind größtenteils beseitigt und die Schuttberge über dem Tempelpflaster und zwischen den Säulengängen verschwunden. Man wandelt wie im Altertume auf platten Wegen in den wundervollen Räumen des Tempels einher, der viele Schätze der Vorzeit, wie z. B. die steinernen Ramseskolosse, dem Tageslichte wiedergegeben hat. Manches war bereits in früheren Zeiten verschwunden; so träumt einsam der berühmte Obelisk von Luxor vor dem östlichen Turmthore um den verlorenen Bruder, den die Franzosen in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts nach Paris entführt haben, um ihm auf dem Eintrachtssplatze seine Stelle anzuweisen.

Hier in Luxor war es, wo einst die schön und reich geschmückten königlichen Schiffe ihres Großherrscher warteten, um an den Tagen der Feste zu Ehren des thebanischen Ammon Pharaos und seine Hof-

begleitung nach dem gegenüberliegenden Ufer des heiligen Stromes zu tragen. In Prozession bewegte sich der stattliche Zug auf dem Gebiete der westlichen Seite Thebens, um die oft beschriebene feierliche Wallfahrt nach den Memnonien oder den Totentempeln anzutreten. Der Westen, die Gegend, in welcher sich die Sonne nach ihrem vollendeten Tageslaufe zur Ruhe begibt, um am nächsten Morgen das Freudenfest der neuen Auferstehung und Wiedergeburt zu feiern, war nach altägyptischen Vorstellungen mit dem Totenkultus auf das engste verbunden und galt

als das unheimliche Reich, in welchem der unterirdische König der Toten Osiris seinen

Herrscherthum aufgeschlagen hatte. Im Westen pflegten daher die Nekropolis angelegt zu werden, sobald es die örtlichen Bedingungen gestatteten, und die Könige hielten es für eine heilige Pflicht, inmitten ausgedehnter Totenstädte den Gottheiten des Landes besondere Heiligtümer aufzuführen, um ihre Gnade und Huld für den eigenen dereinstigen Eingang durch das Thor des Westens zu einem glückseligen zweiten Dasein durch Opfer und Gebete zu erlangen.

War auch von alters her Abydos (S. 1211), eine der vielen vermeintlichen Begräbnisstellen des Gottes Osiris, mit seiner ausgebreiteten am Rande der Wüste gelegenen Nekropole der beliebteste Platz, auf welchem fromme Ägypter nach dem Ableben bestattet zu werden sich sehnten, hatten auch die Totentempel von Abydos in den Zeiten des großen (Ra) Ramses und seines Vaters Seti eine erhöhte Bedeutung für den Totenkultus gewonnen, so blieb nichtsdestoweniger die Nekropolis von Theben mit ihren Felsengräbern und Katakomben für die vornehme Welt der Ammonstadt die bevorzugte Stelle für die Anlage „des Hauses der Ewigkeit“. Selbst den Königen der thebanischen Dynastien ward während eines halben Jahrtausends in dem thebanischen Totenthale der Königsgräber die letzte Ruhestätte in dem Felsen des Gebirges zubereitet.

Am südlichen Ende der Weststadt, deren heutige arabische Bezeichnung Medinet Abu (S. 1226), d. h. „die Hauptstadt von Abu“, an die altägyptische Benennung „die Stadt von Apu oder Api“ unwillkürlich erinnert, hatte Ramses III., vielleicht ein Zeitgenosse der trojanischen Begebenheiten und der glückliche Sieger zu Lande und zu Wasser über einen feindlichen Bund von Norden und Westen her eindringender Völker vorderasiatischer und libyscher Herkunft, seine ältere Tempelanlage im großen Stile erweitert und schließlich einen Bau geschaffen,



Das heutige Dorf Luxor (Ostseite der altägyptischen Königsstadt Theben (S. 1212).



Die sogenannten Memnonssäulen auf der westlichen Seite der Stadtrüinen von Theben (S. 1206)

Buchstaben auf die einzelnen Benennungen aufmerksam zu machen.

A. „Der Vorderaal, der große Saal, der große Himmelsaal.“ B. „Der Prozessionsaal oder Festaal.“ C. „Der Saal des Opfertisches.“ D. „Der Mittelsaal.“ E. „Die große Stätte (Allerheiligstes).“ F. „Die Salbenküche.“ G. „Die Lagerkammer.“ H. „Die Kammer für die vorbereiteten Opfer.“ I. „Die Kammer für das Kühlwasser.“ J. „Die Schatzkammer.“ K. „Die Garderobe.“ L. „Der Saal für die Feier des Neujahrsfestes.“ M. „Der Saal der Weihe.“ N. „Die Schatzkammer.“ O. „Das Treppenhaus zum Aufsteigen nach dem Dache“ (S. 1216). P. „Das Läuterungsgemach.“ Q. „Das Treppenhaus.“ R. „Der Umgang um das Allerheiligste.“ S. „?“ T. „Das Wiegenzimmer.“ U. „Das Zimmer des Horus (Apollon).“ V. „Das Zimmer des Gottes Sauto.“ X. „Das Sistrumzimmer.“ Y. „Das Wohnzimmer.“ Z. „Die Kapelle.“ A. „Die Feuerkammer.“ B. „Der Sonnenstuhl.“ C. „Das Ammenzimmer.“ D. „Das Kinderzimmer.“

Zur Erklärung diene, daß die Göttin Hathor (Aphrodite) vom Denderah als die Gemahlin des Gottes Horus-Apollon, der Sonne in ihrem Oberlaufe, und als die Mutter des jungen Sonnensohnes Sauto oder der Frühlingssonne verehrt wurde, wobei ihr Tempel mit seiner Zimmeranordnung wie der Palast einer regierenden Königin angesehen wurde.

Der Bau einer Tempelanlage im großen Stil erforderte eine Zeit von Jahrhunderten und traten neue Anbauten ganzer Tempelgruppen dazu, so waren sogar Jahrtausende zur Vollendung des Ganzen erforderlich. Ein sprechendes Beispiel dafür liefert der sogenannte Reichstempel des Gottes Ammon auf der rechten Nilseite der alten hochberühmten Königsstadt

Theben, an welchen zu bauen die Pharaonen der thebanischen Dynastien und ihre Nachfolger bis zu den Römern hin um die Wette stritten, und sollten es auch nur ihre Bilder und Namen gewesen sein,

welche sie auf den Wänden älteren Datums einmeißeln ließen. Soweit es die Inschriften nachweisen, umfaßte die Gesamtanlage einen Zeitraum von über 2000



König Seti I. opfert der Isis Bildnerei im Seti-Tempel von Abydos (S. 1215).

Jahren. Den gegenwärtigen Zustand der gewaltigen Ruinen zeigt die Abbildung. Das Turmthor linker Hand besitzt noch gegenwärtig eine Länge von 110 und eine

südlichen Seite des Tempels, führen zur Zeit die anwohnenden Fellachen die Büffel zur Tränke (S. 1240).

Der Sturm der Zeit hat arg in Karnak gewüthet und selbst wiederholte Erdbeben haben dazu beigetragen, die stolzen Denkmäler zu Falle zu bringen. Ein Blick in die Sphinxstraße vor dem Tempel des Mondgottes Chons (S. 1222) genügt, um das Vergänglichke aller menschlichen Werke deutlich vor Augen zu führen. Von den knieenden Widdern aus Stein zu beiden Seiten der Straße hat kaum einer seinen Widderkopf behalten und schwer erkennbare Torio zeigen sich heutzutage an der Stelle, wo einst die heiligen Tiere des Gottes Ammon den Wanderer an den Kult des thebanischen Hauptgottes oder der Frühlingssonne erinnerten.

Wie Babylon im Lande der Chaldäer, so besaß Theben am Nilstram vom 18. Jahrhundert v. Chr. an unter den Völkern des Altertums einen Welt-ruf. Homer singt bereits von der hundertthorigen Stadt, um die Menge ihrer Eingänge dichterisch zu ihrer Größe zu verwerthen und die ägyptischen Inschriften erschöpfen sich in einer Auswahl von schmückenden Beiwörtern, um „die Königin unter den Städten“

und „die Siegerin“ oder „die Mächtige“ zu verherrlichen. Selbst als Strabon, der Geograph, der alten Residenz der thebanischen Dynastien im ersten Jahrhundert seinen Besuch stattete, trat ihm der vergangene

Glanz noch deutlich genug vor die Augen, wenn er auch nicht umhin kann, der Wahrheit die Ehre zu geben, indem er bedauernd hinzufügt, daß seinerzeit die berühmte Stadt sich in eine Reihe von Dörfern aufgelöst habe. Es waren dieselben, aus denen die heutigen Ortschaften Karnak, Luxor (S. 1214), Medinet Abu, Sched Abd, Durna und andere kleinere Siedelungen der modernsten Thebaner hervorgegangen sind.



Säulengänge vor dem Isis-Tempel von Philä (S. 1219).

Höhe von 43 m. Die freistehenden Säulen im Vorhofe hatten eine Höhe von 21 m, der noch aufrecht stehende Obelisk (S. 1228) aus rosenrotem Granit steigt fast 30 m empor. Im ehemaligen heiligen See, auf der

Die malerische Tempelgruppe von Luxor (S. 1238), richtiger nach der arabischen Bezeichnung el Afsur, d. h. „die Schlösser“, an deren altem Kai die Nilfähren der Reisenden anzulegen pflegen, ist in der

letzten Jahren einer gründlichen Reinigung unterworfen worden. Die eingestürzten Schwalbennester der arabischen Bewohner sind größtentheils beseitigt und die Schuttberge über dem Tempelpflaster und zwischen den Säulengängen verschwunden. Man wandelt wie im Altertume auf platten Wegen in den wundervollen Räumen des Tempels einher, der viele Schätze der Vorzeit, wie z. B. die steinernen Ramseskolosse, dem Tageslichte wiedergegeben hat. Manches war bereits in früheren Zeiten verschwunden; so träumt einsam der berühmte Obelisk von Luxor vor dem östlichen Turmthore um den verlorenen Bruder, den die Franzosen in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts nach Paris entführt haben, um ihm auf dem Eintrachtsplatze seine Stelle anzuweisen.

Hier in Luxor war es, wo einst die schön und reich geschmückten königlichen Schiffe ihres Großherrscher warteten, um an den Tagen der Feste zu Ehren des thebanischen Ammon Pharaos und seine Hof-

begleitung nach dem gegenüberliegenden Ufer des heiligen Stromes zu tragen. In Prozession bewegte sich der stattliche Zug auf dem Gebiete der westlichen Seite Thebens, um die oft beschriebene feierliche Wallfahrt nach den Memnonien oder den Totentempeln anzutreten. Der Westen, die Gegend, in welcher sich die Sonne nach ihrem vollendeten Tageslaufe zur Ruhe begibt, um am nächsten Morgen das Freudenfest der neuen Auferstehung und Wiedergeburt zu feiern, war nach altägyptischen Vorstellungen mit dem Totenkultus auf das engste verbunden und galt

als das unheimliche Reich, in welchem der unterirdische König der Toten Osiris seinen

Herrscheritz aufgeschlagen hatte. Im Westen pflegten daher die Nekropolen angelegt zu werden, sobald es die örtlichen Bedingungen gestatteten, und die Könige hielten es für eine heilige Pflicht, inmitten ausgedehnter Totenstädte den Gotttheiten des Landes besondere Heiligtümer aufzuführen, um ihre Gnade und Huld für den eigenen dereinstigen Eingang durch das Thor des Westens zu einem glückseligen zweiten Dasein durch Opfer und Gebete zu erlangen.

War auch von alters her Abydos (S. 1211), eine der vielen vermeintlichen Begräbnisstellen des Gottes Osiris, mit seiner ausgebreiteten am Rande der Wüste gelegenen Nekropole der beliebteste Platz, auf welchem fromme Ägypter nach dem Ableben bestattet zu werden sich sehnten, hatten auch die Totentempel von Abydos in den Zeiten des großen (Ra) Ramses und seines Vaters Seti eine erhöhte Bedeutung für den Totenkultus gewonnen, so blieb nichtsdestoweniger die Nekropolis von Theben mit ihren Felsengräbern und Katakomben für die vornehme Welt der Ammonstadt die bevorzugte Stelle für die Anlage „des Hauses der Ewigkeit“. Selbst den Königen der thebanischen Dynastien ward während eines halben Jahrtausends in dem thebanischen Totenthale der Königsgräber die letzte Ruhestätte in dem Felsen des Gebirges zubereitet.

Am südlichen Ende der Weststadt, deren heutige arabische Bezeichnung Medinet Abu (S. 1226), d. h. „die Hauptstadt von Abu“, an die altägyptische Benennung „die Stadt von Apu oder Api“ unwillkürlich erinnert, hatte Ramses III., vielleicht ein Zeitgenosse der trojanischen Begebenheiten und der glückliche Sieger zu Lande und zu Wasser über einen feindlichen Bund von Norden und Westen her eindringender Völker vorderasiatischer und libyscher Herkunft, seine ältere Tempelanlage im großen Stile erweitert und schließlich einen Bau geschaffen,



Das heutige Dorf Luxor (Ostseite der altägyptischen Königsstadt Theben (S. 1212).



Die sogenannten Memnonssäulen auf der westlichen Seite der Stadtruin von Theben (S. 1206).

dessen Größe und Umfang noch in unseren Tagen zur vollen Bewunderung auffordert. Die Doppeltürme mit ihren Höfen dahinter, die Säulengänge und

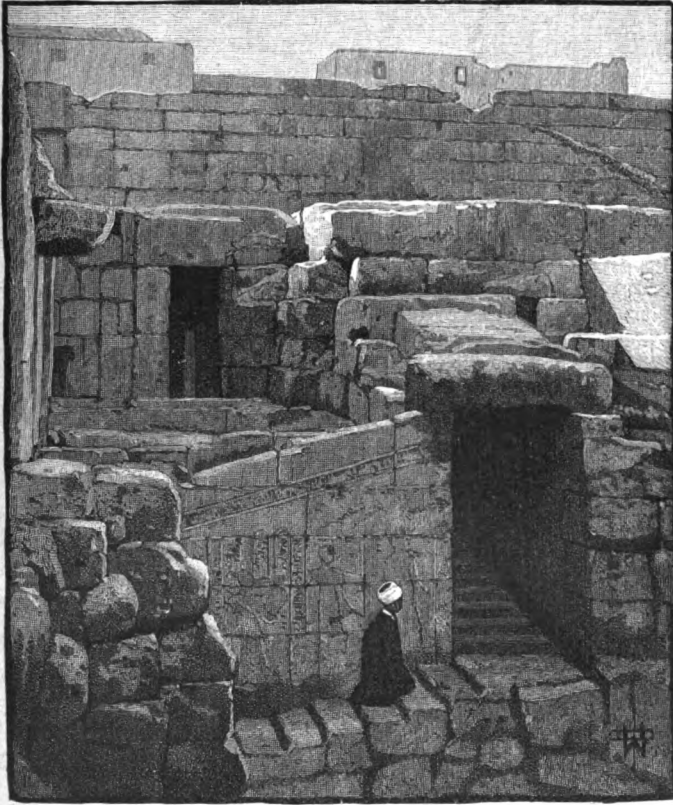
thebanischen Kopten, verstand es gut, die befestigte Lage zur Anlage ihrer Häuser auszunutzen. Sogar eine ganze Kirche (S. 1220) fand ihren geräumigen Platz

in einem der Tempelhöfe, nach welchem man rohe Granitsäulen römischen Ursprungs verschleppt hatte, um als Stützen des Daches zu dienen. Die Zeugen des christlichen Gotteshauses ruhen heute zerstreut auf dem Boden des Hofes, während die mohammedanischen Anwohner von Medinet Abu in den schattigen kühlen Gängen der Säulenhallen der Ruhe pflegen und die blauen Wolken ihres Tschibuts in die Luft blasen. Es sind die Epigonen der alten Gründer des Tempels, die Nachkommen der christlichen

eine Begräbnisstätte auf der gegenüberliegenden Felseninsel des Abaton (heutzutage Bigeh genannt) zubereitet und an den Tagen der Totenfeier zu Ehren ihres verstorbenen Gatten setzte die Göttin über den Strom, um an dem Grabe des Verstorbenen zu klagen und zu weinen. Wenn auch der Kult der Göttin auf der Insel erst in verhältnismäßig später Zeit (im 4. Jahrhundert v. Chr.) eine größere Ausdehnung unter den anwohnenden Ägyptern und Nubiern gefunden hatte, so ließ er nach dem Zeugnis der Schriftsteller und der Inschriften an Wärme und Heiligkeit nichts zu wünschen übrig und vor allem war es „die Fahrt der Göttin“ nach dem Grabe, an welcher sich wie an einem großen Feste das ganze umliegende Land beteiligte.

An dem Bau des großen Isis-Tempels mit seinen luftigen Säulengängen und Kapellen haben sich Ptolemäer und Römer (S. 1231) beteiligt und, ohne es zu wissen noch zu wollen, bei aller durch die Gestaltung des felsigen Bodens bedingten Unregelmäßigkeit und Unsymmetrie der gesamten Anlage, ein Werk geschaffen, das in der Umrahmung grüner Heiden, Sträucher und Palmengruppen, deren saftiges Grün von den dunklen Felsengruppen im Hintergrunde der nubischen Landschaft sich wundervoll abhebt, auf Gottes schöner Erde seinesgleichen suchen soll.

Selbst die Schutt- und Trümmerhaufen, welche die Wanderung auf dem Gilande unterbrechen, tragen dazu bei, den Eindruck des Malerischen zu erhöhen und die Seele mit Bildern aus den Träumen von einer anderen Welt zu erwecken. Und wer die Geschichte der Insel von den Zeiten des Isiskultus an kennt, dem gestaltet sich das lebendige Voraufgehen zu einer historischen Vergangenheit, wie sie auf einem so kleinen Punkte der Erde nicht großartiger gedacht werden kann. Hier tritten Nubier und Nennmer, die letzten Epigonen des hinsterbenden Äthiopienreiches, gegen Ägypten, Griechen und Römer um den Besitz der Insel und des Isisheiligtums, hier fand der hartnäckige Kampf vor den Bildern der Göttin um



Westlicher Treppenaufgang im Tempel von Esna (S. 1210).

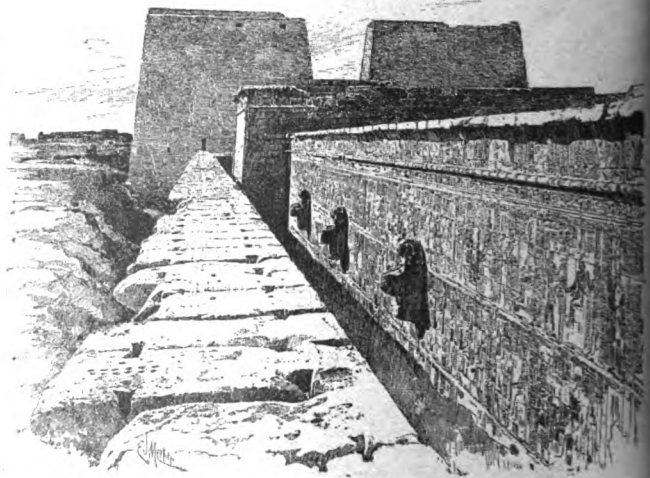
Thore, die zahlreichen Gemächer an den beiden Längsseiten und im Hintergrunde, die seltsame Königswohnung in Gestalt eines Stagenturmes an der Südostecke und die überreichen historisch wichtigen Darstellungen und Inschriften, deren einstige buntfarbige Ausfüllung die noch erhaltenen Spuren zeigen, alles das spricht von der Macht eines Königs, dessen Reichtum und Herrlichkeit die bei Herodot erhaltene Sage von der Schatzkammer des Ramsinit, d. h. Ramses pnuti „Ramses der Göttliche“, wie er thatsächlich in den ägyptischen Inschriften genannt wird, mehr als alle Beschreibungen verkündet.

Auch in diesem gewaltigen Bau (S. 1233) sind bis zur Stunde von außen und von innen die Schutthaufen zu Bergen angewachsen und wenn auch mit starkem Aufwand von Geld, Zeit und Menschenkraft einzelne Teile des Tempels davon befreit sind, wie beispielsweise der große letzte Saal mit seinen traurigen Säulensäulen (S. 1235), so bleibt dennoch der bei weitem umfangreichere Teil zu reinigen übrig, um der wissenschaftlichen Forschung neue Seiten der Geschichte und der Zeitkultur zu enthüllen. Unter den Ptolemäern und Römern hatte sich eine ganze Stadt in dem durch seine starken Mauerwälle wohlgeschützten alten Bau angesiedelt und auch ihre Nachkommenschaft christlichen Glaubens, die

lichen Nachfolger und sie selber ein Geschlecht, dem der Adel ihres Stammbaums längst aus dem Gedächtnis entschwunden ist.

Unter allen ägyptischen Tempeln mit ihren großartigen, aber düsteren Eindrücken, mit ihren Erinnerungen an die verschwundene Pracht und Herrlichkeit in einer elenden bettelhaften Gegenwart ist es nur einer, welcher dem europäischen Reisenden wie ein liebliches und anmutiges Idyll erscheint, denn ein Zauberblick in ein

Feenland eröffnet sich seinem entzückten Auge und das Bild haftet unauslöschlich in seiner Seele. Es ist das oft beschriebene, verzerrte, besungene und reizende Giland der „heiligen Insel“ von Philä, an der ägyptisch-nubischen Grenze, jenseits des ersten Wasserfalls bei der Stadt Assuan. Der Sage nach hatte Isis ihrem Bruder Osiris



Die Außenmauern des Tempels von Esna. Blick von Norden aus (S. 1209).

videntum und Christentum statt und ein Diokletian befestigte die Insel zum Schutze gegen die Einfälle der Aethiopen in Aegypten, hier zahlten die stets siegreichen Römer einen demüthigen Tribut, um sich vor den wilden Horden der Blemmyer zu sichern und hier, wo sich mitten unter den Tempelnuten der Isis eine der ältesten christlichen Kirchen im Süden erhob, stand der Kultus der Göttin noch hundert Jahre nach dem christlichen Religionsedikt des römischen Kaisers Theodosius I. in voller Blüte.

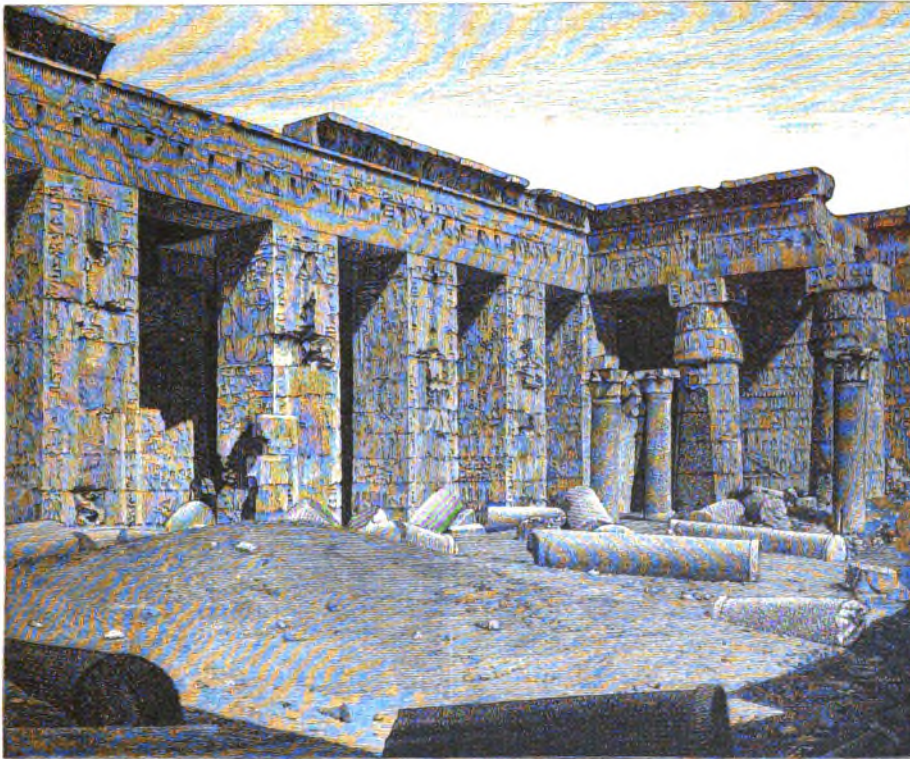
Die zahlreichen Inschriften und Prosymnematika in ägyptischer, äthiopischer, griechischer und römischer Sprache und Schrift, welche die Tempelwände bedecken, führen von Meisenden her, welche in den Jahrhunderten unmittelbar vor und nach dem Anfang der christlichen Aera zu reizenden Eindrücken und der Isis suchten und mit poetischem Schwung den Gefühlen der Begeisterung und des Entzückens Ausdruck versetzen. Die zahlreichen, von den Gelehrten sorgsam gesammelten Inschriften bilden ein wahres Fremdenbuch auf Stein, dessen historischer Wert von allen anerkannt worden ist, die sich mit dem Gegenstande näher beschäftigt haben. Philä (S. 1205 u. 1211) bezeichnet den südlichsten Endpunkt der echt ägyptischen Tempelbauten, denn von da an tritt die nubische Landschaft ein, wenn auch die dort gefundenen Heiligtümer ägyptischen Ursprungs verraten, doch ohne die Größe und Schönheit der Götterwohnungen im nördlichen Niltale zu erreichen. Vom politischen Standpunkte aus waren die Aegyptier klug genug selbst den nubisch-äthiopischen Gottheiten ihre Huldigungen nicht zu verweigern und nach der antiken Anschauung dem Fremden das Eigene wiederzuerkennen. Dem Altertum war religiöser Fanatismus ein unbekanntes Ding. Der Ägypten und Tempel von Dandur (S. 1204), in der Nähe des Wendekreises, kann als Beispiel einer nubischen Tempelanlage gelten, obgleich die Trümmer eines großen Theiles des Baues gegenwärtig den Erdboden bedecken.

Eine Ehrenstelle unter den nubischen

ägyptischen Bauten nimmt schon seines Alters und Urhebers wegen der Felsentempel von Abu Simbel ein. Er bietet zugleich den Beweis, in welcher fast übermenschlichen Weise die Aegypter des 14. Jahrhunderts v. Chr. es verstanden hatten, einen Berg in einen Tempel zu verwandeln. Die Dimensionen sind so gewaltig, daß jede Beschreibung weit hinter der Wirklichkeit zurückbleibt und die stärkste Phantasie nicht im Stande ist, sich das Ge-

findet sich eine nischenartige Vertiefung mit den bemalten Sitzbildern des Gottes Ra von Heliopolis, des Königs Ramses II. als des Gottes der neugegründeten Ramsesstadt, des Gottes Ammon von Theben und des uralten Gottes Ptah, des ägyptischen Hephaistos von Memphis. Die Bilder stellen die vier Hauptlandesgötter zur Zeit der Herrschaft des Königs dar. Zwischen den zahlreichen bunten Darstellungen und Inschriften, welche die Wand-

seiten und Säulen der sämtlichen Räume im Innern des Felsentempels bedecken und meistens Gegenstände des Kultus betreffen, nehmen eine Reihe historischer Bilder eine hervorragende Stelle ein. Sie zeigen den König im Kampfe gegen die Hethiter während seines Feldzugs im fünften Jahre seiner Regierung. Der herkömmlich steife ägyptische Stil, in welchem der unbekante Künstler seine Zeichnung auf die Felswand in Meißelarbeit gebracht hat, läßt eine gewisse Lebenswärme



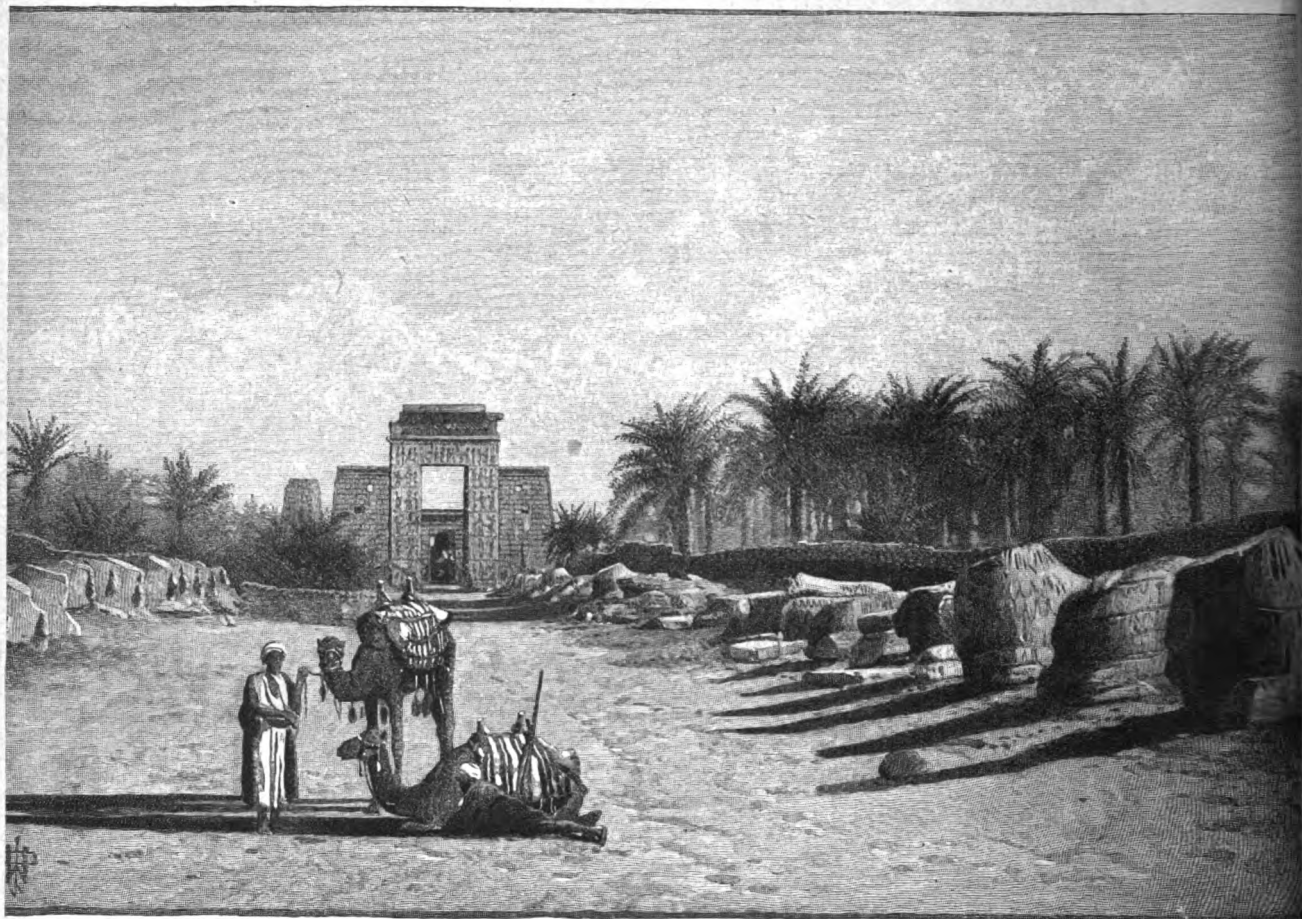
Stätte der ältesten christlichen Kirche im Tempel von Meibinet Abu auf der Westseite Thebens (S. 1217).

samtbild in seiner Großartigkeit auszumalen. Man denke sich fern von aller menschlichen Kulturbewegung hart am Rande des Niles, nördlich vom zweiten Katarakt bei Wadi Halfa, eine steil abfallende Felswand von graubraunem Sandstein. König Ramses II., der bekannte Sesostris der klassischen Schriftsteller, ließ aus denselben zunächst eine Tempelfassade (S. 1202) abglätten, welche mit leichter Neigung eine Höhe von 40 und eine Breite von 30 m nachweisen läßt. Vier kolossale Sitzbilder, von der Größe der Memnonskolosse, treten aus der Wand heraus. Die Gesichtsbreite der steinernen Riesen, über 4 m von einem Ohre zum andern, und die Handlänge von 2 1/2 m mag als Maßstab für die übrigen Teile des Körpers gelten.

Durch einen mittleren Thüreingang tritt der Besucher die inneren Räume, die aus vier dahinterliegenden Sälen in derselben Achsenrichtung bestehen, während sich rechts und links davon acht Nebenräume abzweigen. In dem ersten Saal (18 m lang, 16,7 m breit) stützen acht Pfeiler in Ostrisgestalt mit dem Namen des Königs die Decke (S. 1208). Im hintersten Raume be-

und Lebenswärme nicht verkennen.

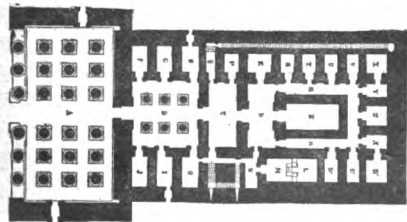
Der Felsentempel von Abu Simbel gehört zu den großartigsten Werken, die jemals von Menschenhänden ausgeführt worden sind, ganz abgesehen von der Nutzbarkeit desselben in einem einsamen von Sandhügeln und Sandlagern erfüllten Teile der nubischen Landschaft. Und dennoch läßt es sich erraten, in welcher Weise die Idee zur Ausführung einer so ungewöhnlichen Leistung in dem Kopfe eines „königlichen Oberbaurates“ entstanden sein mag. Der Berg von Abu Simbel enthielt einen vortrefflichen Sandstein für bauliche Zwecke und nach dem Beispiel der alten Pyramidenkönige, welche in der Nähe von Kairo die dort im Mokattamgebirge gelegenen Kalksteinbrüche in saalartige Räume verwandelten, verwertete man die gebotene gute Gelegenheit zur Schöpfung eines Tempels, wie er gewaltiger und imposanter nicht gedacht werden konnte. Der Umstand, daß weder in der Nähe des Tempels noch am Fluß auch nur eine einzige Spur der ausgebrochenen Steinmassen zu entdecken ist, führt unwillkürlich zu meiner Ansicht über die Entstehung des Felsen-



Widder-Sphinx-Strasse vor dem Chons-Tempel in Karnak (S. 1212).

tempels. Der Sand, welcher den unteren Teil der Kolosse zur rechten Hand verdeckt und überschüttet hat, ist rollender Flugsand, wie er sich häufig an den nubischen Gebirgszügen vorfindet, und hat nichts mit dem eigentlichen Werke selber zu thun.

Den europäischen Reisenden wird wohl auf lange Zeit die Gelegenheit nicht mehr geboten werden, den Tempel von Abu Simbel zu bewundern. Der moderne Negthiope, der sudanesischen Anhänger des Mahdi in Derwischgestalt, lauert im Hinterhalt und gefährdet jeden fremden Besuch dieser merkwürdigsten aller Stätten der vergangenen Größe Ägyptens. Trotz aller scheinbaren Ruhe gärt es in diesen Gegenden der nubischen Landschaft fort und fort und wißbegierige mutige Reisende wie Virchow und Schliemann haben es erleben müssen, daß selbst eine englisch-ägyptische Bedeckung nicht ausreichte, um den eigenen Gebrauch von Feuerwaffen entbehrlich zu machen.



Grundriß des Tempels von Abu Simbel (S. 1220).

Börse und Börsenleben.

Von

Ph. Knieß.

Einem wichtigen — vielleicht den wichtigsten — Abschnitt im Tageslaufe der kaufmännischen Geschäfte in den beiden deutschen Welthandelsplätzen, Hamburg und Bremen, bildet die Börsenzeit, welche die Nachmittagsstunden von 1—3, bezw. 2 Uhr, ausfüllt.

Schon gegen 12 Uhr mittags bereitet sich in den vielfach gegliederten Kontor- und Lagerhausarbeiten eine Pause vor. Die Quartiers- und Arbeitsleute, die Küper und Zollbeamten machen Mittag, die letzten Makler und Agenten verschwinden, wenn nicht etwas besonderes vorliegt, aus den Geschäftslokalen und von den Straßen, das Bedürfnis empfindend, sich von den Strapazen des Vormittags in ihren Stammrestaurationen zu erholen. Die Kontoristen arbeiten nicht mehr mit dem gleichen Eifer wie bisher. Der eine und der andere blickt von seinem großen Foliobuche auf und nach den Pulten der Chefs und des Prokuristen hinüber, der angenehmen Erwartung hingegeben, daß die Herren ihre Federn ausprägen, von den Böcken aufspringen, verschiedene Papiere ordnen und in ihre Notizbücher legen

werden, um dann sofort auch in der Garderobe zu verschwinden, den schiefeln Kon-torrock auszuziehen, sich in Wachs zu werfen, den hohen Cylinder aufzusetzen und dann den Weg „zur Börse“ via einer feinen Restauration oder des fashionablen Klub-lokales, welches die Chefs mit ihrer Gegenwart zu beehren pflegen, anzutreten. Nun geht's im Kontor drunter und drüber: die Herren Lehrlinge schlagen über die Stränge; von arbeiten ist nicht mehr die Rede, — die Herren Commis eifern und schelten ganz vergeblich. Das beste, was die letzteren thun können, ist, auch den Hut zu nehmen und zu — gehen. Sie können sicher sein, daß nach Verlauf einer Viertelstunde das Kontor nur noch unter der Obhut des „Jüngsten“ sich befindet, der sich dann dort sehr „gemütlich“ fühlt und überall hinein seine neugierige Nase steckt. Es ist ja Mittagzeit, die Firma steht in guter Ruhe und in sicherer Entfernung an der Börse und im übrigen — Gott befohlen!

Punkt ein Uhr werden in den der Börse nahegelegenen, von Geschäftsleuten besuchten Restaurations- und Klublokalen Glockensignale gegeben, und dann eilen die anwesenden Jünger und Verehrer Merkurs in Gruppen vereint ihrem Tempel zu.

In früherer Zeit wurde der Gang „zur Börse“ (so sagt man nämlich in den Hansestädten) feierlicher ins Werk gesetzt

und gewissermaßen als Haupt- und Staatsaktion betrieben. Im vorigen Jahrhundert schritten die Herren Kaufleute im besten Staat, mit Dreimaster, Perücke und galonniertem Rocke angehan, gravitätsch über die Straße. Ja, ich erinnere mich, daß sogar bis zur Mitte dieses Jahrhunderts die älteren Herren an der Börsen nicht anders als im schwarzen Frack und weißer Halsbinde erschienen. Es ist noch nicht lange her, daß junge Herren, die sonst niedrige Hüte trugen, in ihrem Kontor eine Angststange, den sog. Börsen- oder Kredithut hängen hatten. „Nie ohne solchen,“ war die Losung beim Gang an die Börse. In Bremen versammelten sich die Kaufleute in ihrem Klublokal, dem Museum, und die Mäler, Agenten und Kommissionsnäre in der sog. Börsenhalle, und, wenn die Glocke Eins von dem Domturm brummte, dann ging's in feierlichem Zuge, paarweise geordnet, in die heiligen Räume der Börse, die geschlossen wurde, sobald der letzte ein- getreten war.

Und nur gegen Erlegung eines Straf- geldes konnten Verspätete noch Einlaß erhalten. Man hält diese Sitte auch heute noch in Hamburg und Bremen der Ordnung wegen aufrecht.

Auf dem Wege „zur Börse“ sollte und soll man niemanden beirren und aufhalten. Folgendes wird als verbürgt erzählt: In Hamburg war ein auf der Durchreise

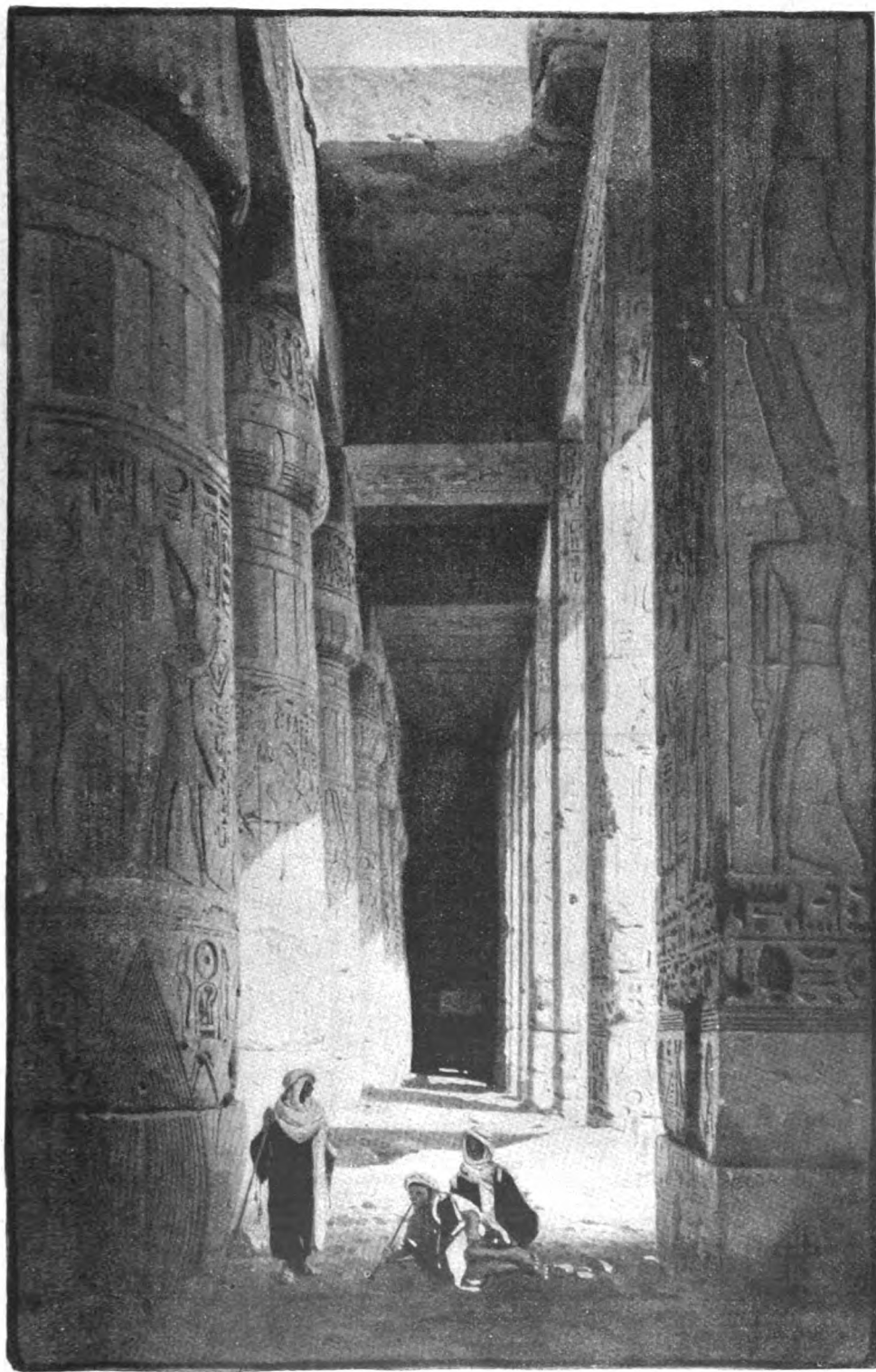
worden war, an seinem Orte verblieben. Ein nach Sehenswürdigkeiten angelodeter Fremder sah auf der Straße einen würdigen alten Herrn bedächtigen Schrittes

gehen. Er fragte ihn höflich, wo sich jenes Denkmal befände? Da soll der ehrenwerte Hamburger entrüstet geantwortet haben: „Wat fragst du na den Papst, ik ga na de — Börs!“

Ob der entrüstete Börsenbesucher damals unter Dach und Fach sich befunden hat, ist einigermaßen fraglich, denn fast noch bis in die Mitte dieses Jahrhunderts hinein mußte ein großer Teil des Börsenverkehrs, weil die 1578 erbaute erste Börse bald viel zu klein wurde, auf den durch Bürgergardisten abgesperrten benachbarten Straßen abgehalten werden. Erst im Jahr 1841 wurde das jetzige Börsengebäude dem „ehrbaren Kaufmann“ übergeben. In Bremen entstand das erste Börsengebäude gar erst um 1695.

Die Kaufmannschaft, welche die Notwendigkeit einsah, zu

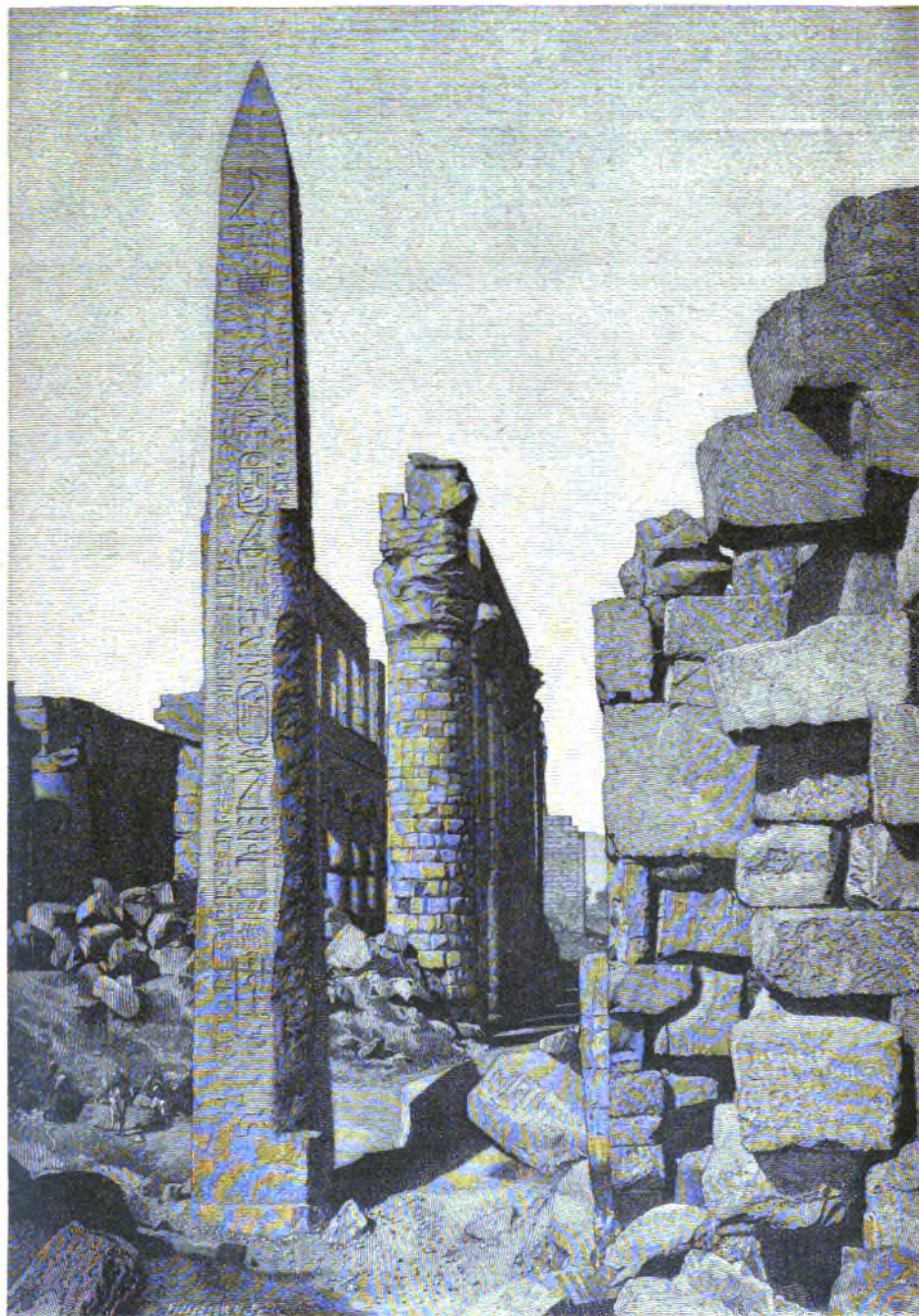
Austausch der Gedanken und in persönlicher Begegnung zusammenzukommen, hat also sehr lange warten müssen, ehe man sie eines Schutzes von „oben“ bedürftig fand. In Bremen aber hielt sie sich in —



Offener Säulengang im Tempel von Nebet Abu (S. 1215).

dort gestorbener Papst¹⁾ vor alters provisorisch beigesetzt gewesen. Man hatte ihm ein entsprechendes Denkmal gewidmet, welches auch, nachdem die Leiche später abgeholt

¹⁾ Benedikt V.



Obelisk hinter dem ersten Tempellal von Karnak (S. 1211).

untern Regionen dafür schadlos. Sie tagte nämlich über dem Gewölbe des Ratsweinkellers. Die „ehrbaren“ Kaufleute werden ihre Plagen und Verluste, ihre gegenseitigen Chikanen wohl manchmal beim Klange der grünen, mit Rheinwein angefüllten Kömer drunten vergessen haben.

Wie schon erwähnt, kennt der Kaufmann auf dem Wege zur Börse keine Hindernisse. Manche Herren reimen ohne Besinnen den besten Freund nieder, wenn er ihnen in die Quere kommt; ja sie haben sogar für die Meize schöner, ihnen be gegnender Frauen durchaus kein Auge.

Der Besuch der Börse gilt dem Kaufmann nicht nur als notwendig, er betrachtet ihn auch als eine Ehre. Der

Kommiss, welcher mit an die Börse genommen wird, bekleidet im Geschäft einen Ehrenposten, nimmt eine Vertrauensstellung ein. Kaufleute, welche ihre Zahlungen eingestellt haben, bleiben von der Börse fort, bis ein Vergleich mit ihren Gläubigern abgeschlossen und gültig geworden ist. In Zeiten von Handelskrisen erscheinen selbst in ihrem Bestande gefährdete Kaufleute, solange sie sich aufrechtzuerhalten vermögen, an ihrem Platze. Wenn es heißt: „Der oder jener ist heute nicht an die Börse gekommen“, so heißt das so viel als: die Firma ist gefallen. Unehrenhafte Leute werden zwar selten von der Börse geradezu weggewiesen oder hinausgeworfen, aber man versteht es, sie hinauszudrängen.

In Bremen ist das mehrfach vorgekommen.

Ob heutzutage, im Zeitalter der Telegraphen, Telephone, Eisenbahnen und Schnelldampfer, die Börsenzusammenkünfte noch nötig sind? Man könnte es mit dem Scheine einigen Rechtes bezweifeln. Aber die Erfahrung lehrte anderes. Der Besuch der Börsen hat im allgemeinen eher zu- als abgenommen. In Hamburg wenigstens sind die geradezu gigantischen und neuerdings oft vergrößerten Räume den steigenden Ansprüchen gegenüber noch immer zu klein. — Vermag man auch zu jeder Zeit jetzt sich mit seinen Geschäftsfreunden, mit Maklern, Bank-, Eisenbahn- und Dampfschiffahrtsdirektionen vermittels des Fernsprechers zu verständigen, — der persönliche Verkehr kann doch nie dadurch ersetzt werden. Jeder, welcher mit Handel und Wandel im Zusammenhang ist, erscheint an der Börse. Kluge in Kluge läßt sich so manches verwickelte Geschäft rasch erledigen; mit einem guten Witz ist manchmal eine böse Differenz auszugleichen und durch eine passend angebrachte Höflichkeit oder Grebheit wird ein hartnäckiger oder unangenehmer Gegner oft in die Schranken gewiesen.

Der hanseatische Kaufmann kann die Börse gar nicht entbehren. Verhindern ihn Umstände, sie zu besuchen, so fehlt ihm etwas. Selbst derjenige Kaufmann, welcher sich vom Geschäft zurückgezogen hat, stellt sich dort ein, wenn er am Platze wohnen bleibt. Die Luft, welche ihn an der Börse umweht, belebt und stärkt. Angeregt und heiter kommt er nach Hause; die Frau Gemahlin ist schon voller Erwartung, bei Tisch zu hören, was es an der Börse neues gab. Bei Handelskrisen aber wird der alte Herr hübsch daheim bleiben. Dann regt ihn die Geschichte doch zu sehr an. Das Fallen der Kurse und etwomals Hiobsposten erfährt er früh genug aus der Zeitung. — Nicht an die Börse gehen zu können, ist eine Entbehrung, deren Größe nur derjenige versteht, welcher selbst Kaufmann gewesen ist.

Der stolze Bau der Hamburger Börse ist vielen durch eigene Anschauung bekannt. Ich will ihn daher hier nicht beschreiben und nur erwähnen, daß das ursprüngliche Gebäude durch zwei angefügte Seitenflügel zu verschiedenen Zeiten vergrößert worden ist. Der innere Raum zerfällt in drei Säle, welche in einfachem Stile ohne viel Schmuck ausgeführt sind. Diese drei mauleren Hallen sind durch niedrige gewölbten Seitenschiffe flankiert und verbunden. In Bremen hatte man sich bis 1817 mit der alten, sehr kleinen und niedrigen

Börse beholfen. Die ehrbare Kaufmannschaft befand sich in derselben eingepöfelt wie eine Partie Heringe und begrüßte daher einen Tag als hohen Festtag, an welchem sie in das neue palastartige Gebäude am Markt einziehen konnte. In gotischem Stile gehalten, zeigt es im Innern eine hohe, architektonisch schöne Halle mit je zwei niedrigen gewölbten Schiffen an jeder Seite. Das ganze gleicht einer Basilika. In drei Seiten ist der Mittelbau von Galerien umgeben, die zu einem großen Konferenzsaal und zu Probezimmern führen. Resten von Arthur Hitzler, die Segnungen und Fährlichkeiten der Schifffahrt, die Seezeichen, Sternbilder, wie das Kreuz des Südens und den Großen Bär, in allerdrischer Auffassung darstellend, zieren das Treppenhaus. Eine Marmorstatue der Germania schaut in die Halle hinab, deren Unterwand ein großes Gemälde, die Konstitution der Ostseeprovinzen durch die ansa abbildend, zeigt. An das Börsengebäude schließt sich, durch eine offene Passage getrennt, ein Halbfreisbau, welcher Kontore enthält. Im Gegensatz zur Hamburger Börse, welche stets überfüllt scheint, könnte man über die Bremer die klischen Worte schreiben: „Es ist noch Raum vorhanden“. Die geringere merkantile Bedeutung Bremens, der kleine Platz, welcher nur in einigen Branchen es zur Welthandelsstellung gebracht hat, macht sich geltend. Auch hält der Umstand, daß ein hohes Standgeld zur Mortifikation der Bauschulden erhoben werden muß, den größeren Besuch der Börse wohl etwas zurück. Hoffentlich ist die Entfaltung Bremens, welches bekanntlich in außerordentlichen Anstrengungen macht (Seeforrekturen, Hafenbauten), um seinen Wandel zu heben, eine derartige, daß auch der Börsenverkehr bald ein Fortschritt erheblich wird.

Wünscht der gütige Leser das Leben der Börse näher kennen zu lernen?

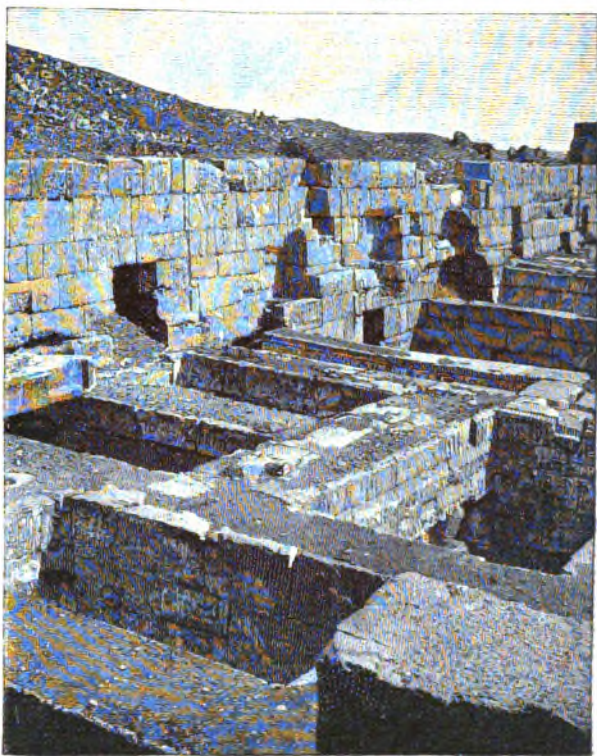
Ich bin so frei, mich als Führer anzubieten und bitte, mir folgen zu wollen.

Wir sind in Hamburg!

Es ist gleich ein Uhr. Von allen Seiten rücken die Herren an, welche sich an die Börse begeben wollen. Schon drängt man sich an den Eingängen. Die kleinen jüdischen Schacherer auf der breiten Freitreppe, welche allerlei Kleinigkeiten, die Zeitungshändler, welche ihre Blätter anbieten, finden wenig Beachtung.

Folgen wir den Herren, die die große steinerne, im Innern nach der Galerie und zu den Kassekassen- und den Sälen der sogenannten Börsenhalle führende Treppe hinaufsteigen! Oben auf dem Korridor ist's schon recht voll.

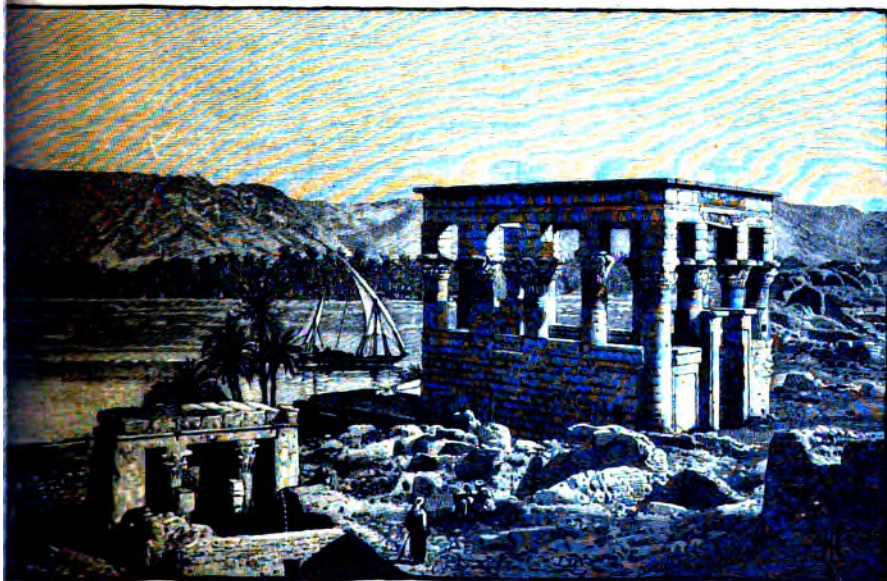
An den Pfeilern sind politische Telegramme angeschlagen, vor welchen Neu- und Wißbegierige sich stoßen. Die Depeschen enthalten nichts von Wichtigkeit. Darum weiter! Zunächst lenken wir unsere Schritte nach einigen großen Räumen, welche Musterlager für den Export enthalten. Was ist hier nicht alles ausgestellt, zum Teil in eleganten Glasschränken: Nähadeln, Drahtstifte, Nägel, Schrauben, Wagenfedern, künstliche Blumen, Heiligenbilder, Kreuzfigürchen und Madonnenfiguren, Parfümerien, Seife, Bier in Flaschen, Wein und Liköre, Tinte, Papier, Stoffe, Wäsche, künstliche



Blick von den Schutthügeln aus in den Tempel von Rehinel Abu (S. 1216).

Schmuckfedern, Blumen, Maschinen, Telephone, Velocipeden, Glasmalereien, Stahl und Eisen in Stangen, Turmuhren und Orgeln, Trompeten und Trommeln, kurz: was man nur denken kann! Hier vermag man innerhalb weniger Stunden eine Ladung der verschiedensten Artikel, für jeglichen Weltteil passend, zusammenzustellen und zu bestellen, — eine große Erleichterung für jeden Exporteur. — Lange aufhalten dürfen wir uns nicht. Indes können wir alles in Ruhe besichtigen, denn wir befinden uns ganz allein hier. Begehr scheint heute nicht vorhanden zu sein.

Hinaus nun wieder auf die Galerie! In den Ecken neben den Säulen sitzen alte Herren mit orientalischen Gesichtern, die in ihre Notizbücher blicken und dann und wann von jungen Leuten angerebet werden. Sie nicken entweder zustimmend oder schütteln abweisend die Häupter. Viel Meinung scheint nicht zu herrschen. Wir folgen einem lauten Geräusch von Stimmen und kommen in einen großen Saal. Hier wird eine Art Börse gehalten. Man hört viel von Kreditaktien und sieht die Leute nach den Tafeln hinrennen, an welchen eben die neuesten Kurse von den Hauptbörsenplätzen angeschlagen werden. Wie manche lange Gesichter und wie manche freudig erregte Miene — je nachdem die Wünsche durchkreuzt oder erfüllt wurden. Gegenüber hängen die neuesten Telegramme über Schiffsabgänge und Ankünfte auf der Elbe,



Der sogenannte Riof, ein Römerbau auf der Insel Bith (S. 1214)

Weser, Themse und im Kanal, sowie die Lloydsliste. Mancher Affekturateur bemerkt mit Vergnügen, daß Nisikos abgelaufen sind, ein anderer ist enttäuscht, weil über dieses und jenes Schiff, welches über die gewöhnliche Zeit unterwegs ist, noch immer jegliche Nachricht fehlt.

Plötzlich schlägt draußen eine Glocke an. Die Menge drängt nach den Thüren zu. Wir werden mit hinausgeschoben und sind wieder auf der Galerie, dicht an der Brüstung derselben. Unten in der großen Halle wogt es auf und ab, — scheinbar

alles durch-
einander, ohne
Ordnung und
Regel. Das Ge-
summe vieler
tausend Stim-
men schlägt,
dem Geräusch
der Brandung
auf dem Mee-
resstrande ähn-
lich, andas Ohr.
Es ist, als ob
man unter sich
das Gewimmel
riesiger Ameisen
sähe. Die Glocke
schlägt noch ein-
mal an. Jetzt
ist's Zeit, sich
hinunterzugeben.
Um halb
zwei beginnt die
Börse.

Dort in der großen Halle hat sich doch schon eine gewisse Ordnung hergestellt. Die meisten Herren stehen still; nur verhältnismäßig wenige drängen sich durch die dichtgedrängten Gruppen. Diese Wandelsterne sind Leute mit geöffneten Notizbüchern, mit Probebeuteln und Düten in den Händen: Makler und Agenten, die sich bemühen, Geschäfte einzuleiten und zum Abschluß zu bringen. Sie sprechen eifrig mit einzelnen Herren, welche sich entweder zustimmend oder abweisend, immer aber höchst gleichgültig und vornehm, verhalten und schließlich auf vieles Reden hin entweder einen Abschluß genehmigen oder die Annahme des Gebotes entschieden verweigern. Alte, hungrig und kummervoll aussehende Agenten, die sichtlich nicht mehr auf der Höhe der Zeit stehen, lächeln fauerfuß, wenn ihnen ein kleiner Abschluß mit einem Hause geringeren Ranges gelungen ist. Kann doch wenigstens heute der Schornstein von der verdienten Kourstage rauchen! Die dienstthuenden Kommiss der großen Firmen holen Schiffsmakler und Verladungsagenten herbei, mit denen die Chefs konferieren; der Affekturanzmakler erhält seine Aufträge.

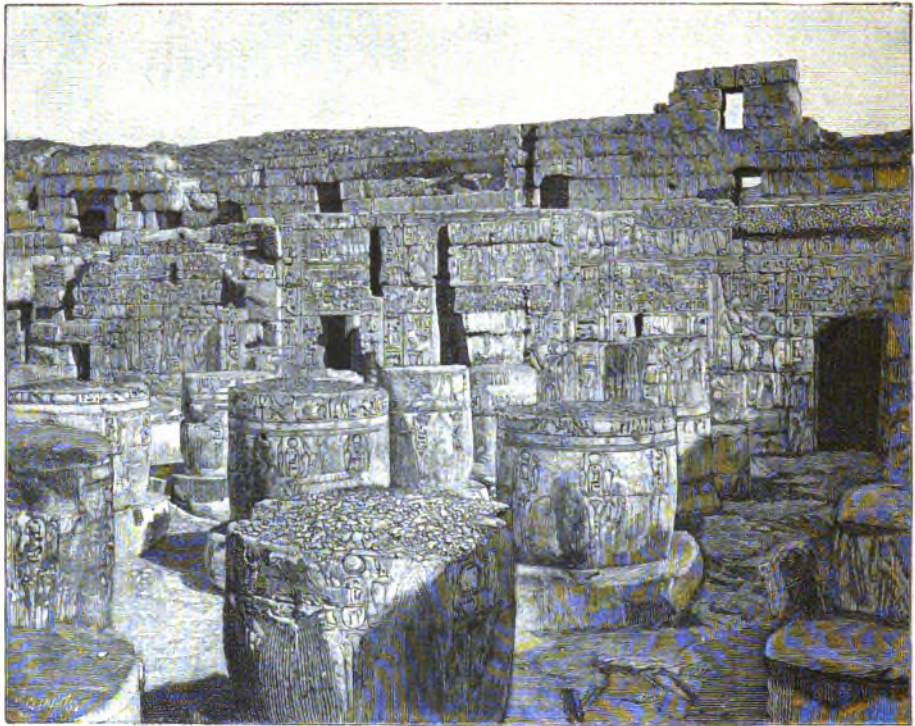
Wir hegen den Wunsch, einige uns bekannte Herren zu sprechen und fragen

ihrerwegen hier und da an: „Wo steht dieser oder jener?“

„Ah! Der gehört zu den Afrikanern! Dort rechts werden sie ihn finden!“

Da stehen nämlich diejenigen Firmen, welche mit Afrika arbeiten. Andere Branchen haben auch ihre bestimmten Standplätze, wo der Eingeweihte sie leicht findet. Den Platz der Börsenfürsten, der „königlichen Kaufleute“, die mit ihren Geschäften und ihrer gewaltigen Kapitalkraft die Welt beherrschen, kennt jedermann.

„Sie wollen Herrn N. sprechen? Ach



Halbzerstörter Säulensaal im Tempel von Nebet Abu (S. 1216).

ja, der ist ja Teilhaber der Reisfirma. Dort bei Nr. 20 in der Nähe des Pfeilers ist er zu treffen!“

Wir folgen der Weisung und erblicken sogleich den uns befreundeten Herrn, welcher sich glücklich schätzt, uns zu begrüßen. Aber schon im nächsten Augenblicke wendet er sich ab, weil einer der vielen umherstreifenden Telegraphenboten ihm eine Depesche behändigt. Er überfliegt sie rasch und wendet sich an seinen Prokuristen mit den Worten: „Die ‚Estella‘ ist auf der Elbe. Bitte, sagen Sie dem Ewerführer, daß er Lichter nach Brunshausen schickt. Das Schiff kann ohne zu lichten nicht an die Stadt gelangen. — So, lieber N., nun bin ich bereit,“ sagt er, den Blick auf mich gerichtet, „womit kann ich dienen?“

Wir haben selbstverständlich keine Geschäftsinteressen, sondern wollen nur einige von gemeinschaftlichen Bekannten aufgetragene Grüße ausrichten. Glücklicherweise stört uns in den nächsten Minuten niemand in der Unterhaltung. Dann aber kehrt der Prokurist zurück, bleich und verzerrt.

„Was ist?“ fragt der Chef.

„Soeben,“ antwortet er, „kam die Nachricht, daß die ‚Estella‘ von einem Dampfer angerannt wurde...“

„Das wäre!“

„Ja, und — gesunken ist. Sie als total verloren zu betrachten.“

Der Chef hört ihn ruhig an und jagt dann: „Wir haben doch fünfzehn Prozent imaginären Gewinn versichert?“

„Ja,“ entgegnet der Prokurist.

„Die Mannschaft wird hoffentlich gerettet sein. Dann ist's gut! Lieber

mir freilich die Ladung als Nutzen gewinnend dann braucht die Mühle nicht stillzustehen. Dort geht der Agent L. an. Sie ihn erspäht hat.“

Der Herr scheint und mich gefragt, ob eine schwimmende Ladung Reis anzubieten hat? Er antwortet, nein, aber, als er eben ansichtig gehen, ein Telegramm, welches er unjenern

Freunde

„Ich acceptiere,“ sagt letzterer und erst dann das Schiffsal der „Estella“, welches der Agent noch nicht erfahren hat.

„Ich gratuliere zum Kauf! Die Ladung ist billig.“

„Ganz Ihrer Meinung,“ entgegnet unser Freund.

Wir empfehlen uns, da sich ein Makler nahen. Binnen wenigen Minuten haben wir einen interessanten Blick in das Getriebe geworfen und sind Zeugen gewesen, wie rasch die Geschäfte eingeleitet und erledigt werden.

Drüben im Anbau stehen die Versicherer. Auf den runden Estraden, welche Sitze sich aufbauen, liegen die verschiedensten Klassifikationsbücher, in welchen jedes Seeschiff der Welt nach Art, Güte, Alter und Vertrauenswürdigkeit verzeichnet ist. Des Nachschlagens kein Ende, denn es liegen viele Affekturanzträge vor. Einige der Herren Affekturateurs sind sichtlich sehr schlechter Laune, denn sie haben eben in die Verlustlisten einen bösen Posten eintragen müssen. Ein Casco (Schiff) und Ladung der „Estella“ ist an der Hamburger Börse verfallen, auch die wahrscheinlich beschädigte Ladung des Dampfers, welcher sie in Grund gebohrt hat. Der Schaden beläuft sich vielleicht

f einige Millionen Mark. Die Schiffs-
kter, deren Börsenkontore die Seite der
alle begrenzen, kommen, um näheres zu
fragen. Glücklicherweise sind die Mann-
schaften beider Schiffe in Sicherheit. —
1 die Telegramme von der Unterelbe
agen, daß dieselbe endlich ganz eisfrei
und daß die zahlreichen Segelschiffe,
liche in Rauhafen lagen, auffegeln, so
rscht viel Bewegung in den kleinen
ntoren: Die Empfänger der Ladungen
ffen ihre Verfügungen und zeigen die
nnossemente vor.

An der Getreidebörse und im Petro-
umhandel ist's heute „flau“, alle aus-
irtigen Notierungen kommen niedriger.
anche Verkäufer, welche im morgigen
rmin zu liefern haben, sind freudig er-
zt, da sie zu niedrigen Preisen sich decken
men, während andere durch den Rück-
ng der Werte bei teurer Uebernahme
oße Verluste erleiden.

„Ich muß Ihnen eine kleine Ausein-
deretzung geben, welche Sie mir ver-
hen wollen! Der Terminhandel,
lcher mit imaginären Werten ope-
rt, fordert manchmal leider viele
id große Opfer, da derselbe sich
r auf Gewinn und Verlust grün-
t und die Ware (oder das Wert-
pier) selbst selten in Frage kommt.
s wird oft mit ungeheuren Quan-
äten, resp. Summen, gearbeitet.
er kauft, spekuliert auf Höher-
hen der Preise zum bestimmten
ermin, wer verkauft, hat das Be-
eben, sich billig für denselben zu
den. Einer muß gemeiniglich die
che zahlen. Gewinn und Verlust
id in bewegten Zeiten oft kolossal.
ie viele Existenzen gehen dann zu-
runde! Verzweiflung, ja Selbst-
ord folgt. Der Terminhandel ist
n gefährliches Spiel. Die neuer-
ngs auf dem Termingeschäft be-
ündete Hamburger Kaffeebörse hat
ider schon zahlreiche Opfer gefor-
rt, hier und sogar im Inlande.
er Reiz des bösen Spieles ist zu
roß. — Doch nun genug davon!
assen Sie uns weitergehen!“

Wir verlassen diese Abteilung,
reuzen die Mittelhalle und begeben
ns in den neuen Anbau, an dessen
nem Ende ein furchtbares Gewühl
erricht. Viele aufgeregte und über-
schäftigte Menschen, denen man an
er Nase absieht, daß ihre Vorräter
inst bei dem Zuge durch das Rote
Reer beteiligt waren, rennen hin-
nd her, ihre Notizbücher in den
händen haltend, in welche sie Her-
en blicken lassen, die in vornehmer
haltung auf den Bänken in der
Mitte des Raumes sitzen. Auf den
Reisungstafeln lesen wir die Firmen
kannter Bankiers; daß es Israe-
iten sind, zeigen nicht nur ihre Na-
men an. Die gewandten Makler,
velche kurze Weisungen empfangen,
türzen wieder fort. Hier und da
hört man Rufe, wie: „Ich nehme

fünzigtausend Kredit!“ oder: „Ich gebe
zehntausend Hanseaten!“ u. dergl. So
viel Brief! So viel Geld! Ultimo! —
Gütiger Himmel! Wir sind in die Effekten-
börse geraten! Man redet uns an: „Haben
Sie Hanseaten? Nehmen Sie Dampfschiff-
fahrtsaktien?“ Wir schütteln erstaunt den
Kopf und werden nicht weiter beachtet.
So viel aber merken wir, daß der Verlust
der „Estella“ auch bis hierher seine Wir-
kungen erstreckt hat. Dampfschiffahrts-
aktien werden stark angeboten, aber ge-
halten, da der unglückliche Dampfer, welcher
das Unheil verschuldet hat und möglicher-
weise für den Schaden verantwortlich ge-
macht werden kann, zwar nicht versichert
ist, der große vorhandene Reservecfonds der
Gesellschaft jedoch eine etwaige Inanspruch-
nahme dem Vermögensstande derselben nicht
sehr fühlbar sein würde. Die Aktien der
Versicherungsgesellschaften sinken. Speku-
lant, welche noch gestern in Aussicht auf
hohe Dividenden sie hoch bezahlten, er-
leiden gewaltige Einbuße, hauptsächlich

solche Spieler, die nicht im stande sind,
die Aktien im Termin an sich zu nehmen,
um sie bis auf bessere Zeiten ruhig in
den Schrank zu legen.

Hier im betäubenden Lärm ist's nicht
sehr gemütlich, dazu ist die Luft dumpf
und schwül. Eine angenehmere Tempe-
ratur weht am andern Ende der Halle,
wo die Inhaber großer und weltbekannter
Fabrik-, Import- und Exportfirmen in
stiller und erhabener Würde thronen. Man
sieht ihnen ihre Solidität und die stille
Verachtung an, welche sie dem wüsten
Treiben drüben entgegensetzen. An den
Seitenwänden reiht sich Kontor an Kon-
tor, in denen die Makler unter Haufen
von Warenmustern allerlei Art walten und
schalten, die Qualitäten von Reis, Kaffee,
Baumwolle, Zucker u. dergl. genau und
sachverständig am hellen Tageslicht der
Fenster prüfend.

Allmählich beginnen die Gruppen in
den drei großen Räumen, welche wohl
6—7000 Menschen in sich geschlossen haben



Die Vorderseite des Tempels von Luxor (S. 1212).

Weser, Themse und im Kanal, sowie die Lloydliste. Mancher Affekurateur bemerkt mit Vergnügen, daß Nisikos abgelaufen sind, ein anderer ist enttäuscht, weil über dieses und jenes Schiff, welches über die gewöhnliche Zeit unterwegs ist, noch immer jegliche Nachricht fehlt.

Plötzlich schlägt draußen eine Glocke an. Die Menge drängt nach den Thüren zu. Wir werden mit hinausgeschoben und sind wieder auf der Galerie, dicht an der Brüstung derselben. Unten in der großen Halle wogt es auf und ab, — scheinbar

alles durch-
einander, ohne
Ordnung und
Regel. Das Ge-
summe vieler
tausend Stim-
men schlägt,
dem Geräusch
der Brandung
auf dem Mee-
resstrande ähn-
lich, an das Ohr.
Es ist, als ob
man unter sich
das Gewimmel
riesiger Ameisen
sähe. Die Glocke
schlägt noch ein-
mal an. Jetzt
ist's Zeit, sich
hinunterzubege-
ben. Um halb
zwei beginnt die
Börse.

Dort in der großen Halle hat sich doch schon eine gewisse Ordnung hergestellt. Die meisten Herren stehen still; nur verhältnismäßig wenige drängen sich durch die dichtgepackten Gruppen. Diese Wandelsterne sind Leute mit geöffneten Notizbüchern, mit Probebeutel und Düten in den Händen: Makler und Agenten, die sich bemühen, Geschäfte einzuleiten und zum Abschluß zu bringen. Sie sprechen eifrig mit einzelnen Herren, welche sich entweder zustimmend oder abweisend, immer aber höchst gleichgültig und vornehm, verhalten und schließlich auf vieles Reden hin entweder einen Abschluß genehmigen oder die Annahme des Gebotes entschieden verweigern. Alte, hungrig und kummer-
voll aussehende Agenten, die sichtlich nicht mehr auf der Höhe der Zeit stehen, lächeln sauerfüß, wenn ihnen ein kleiner Abschluß mit einem Hause geringeren Ranges gelungen ist. Kann doch wenigstens heute der Schornstein von der verdienten Rour-
tage rauchen! Die dienstthuenden Kommiss der großen Firmen holen Schiffsmakler und Verladungsagenten herbei, mit denen die Chefs konferieren; der Affekuranzmakler erhält seine Aufträge.

Wir hegen den Wunsch, einige uns bekannte Herren zu sprechen und fragen

ihretwegen hier und da an: „Wo steht dieser oder jener?“

„Ah! Der gehört zu den Afrikanern! Dort rechts werden sie ihn finden!“

Da stehen nämlich diejenigen Firmen, welche mit Afrika arbeiten. Andere Branchen haben auch ihre bestimmten Standplätze, wo der Eingeweihte sie leicht findet. Den Platz der Börsenfürsten, der „königlichen Kaufleute“, die mit ihren Geschäften und ihrer gewaltigen Kapitalkraft die Welt beherrschen, kennt jedermann.

„Sie wollen Herrn R. sprechen? Ach

„Was ist?“ fragt der Chef.

„Soeben,“ antwortet er, „kam die Nachricht, daß die ‚Estella‘ von einem Dampfer angerannt wurde...“

„Das wäre!“

„Ja, und — gesunken ist. Sie als total verloren zu betrachten.“

Der Chef hört ihn ruhig an und jagt dann: „Wir haben doch fünfzehn Prozent imaginären Gewinn versichert?“

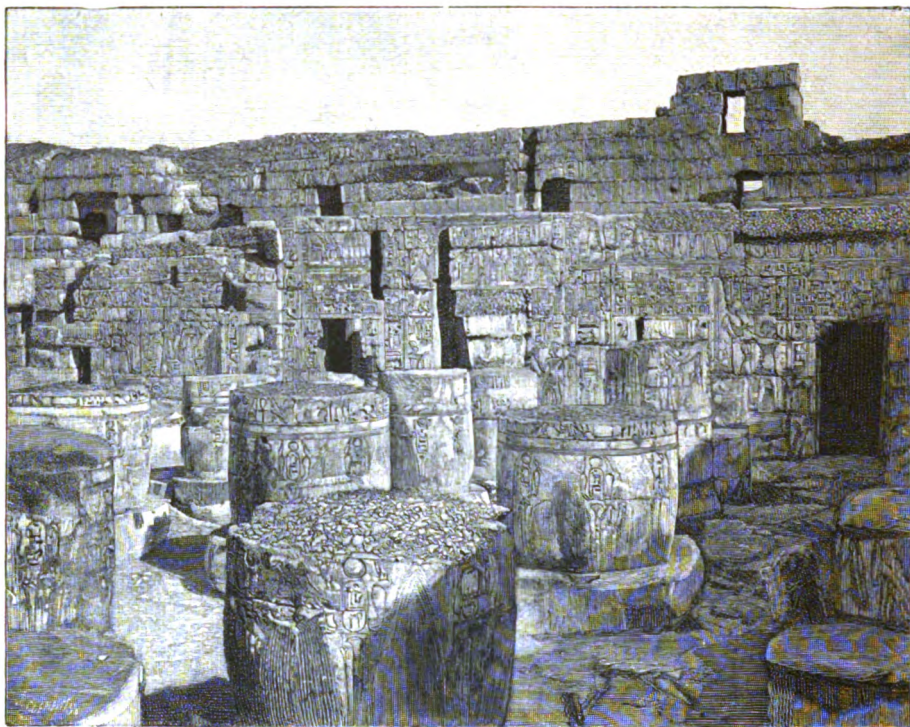
„Ja,“ entgegnet der Prokurist.

„Die Mannschaft wird hoffentlich gerettet sein. Dann ist's gut! Lieber man-

mir freilich die
Ladung als
Nutzen gewinn-
dann brauchen
die Mühle mal
stillzustehen.
Dort geht der
Agent L. auf.
Sagen Sie ihm
solligt her.“

Der Herr
scheint und mich
gefragt, ob
eine schwim-
mende Ladung
Neis angubien
hat? Er ver-
neint, er hat
aber, als er
eben anständig
gehen, ein Tele-
gramm, welches
er unter dem
Freunde steht.

„Ich acce-
tiere,“ sagt der
terer und er-
dann das Schick-
sal der ‚Estella‘
welches der
Agent noch nicht
erfahren hat.



Halbverfallener Säulensaal im Tempel von Medinet Abu (S. 1216).

ja, der ist ja Teilhaber der Reissfirma. Dort bei Nr. 20 in der Nähe des Pfeilers ist er zu treffen!“

Wir folgen der Weisung und erblicken sogleich den uns befreundeten Herrn, welcher sich glücklich schätzt, uns zu begrüßen. Aber schon im nächsten Augenblicke wendet er sich ab, weil einer der vielen umherstreifenden Telegraphenboten ihm eine Depesche behändigt. Er überfliegt sie rasch und wendet sich an seinen Prokuristen mit den Worten: „Die ‚Estella‘ ist auf der Elbe. Bitte, sagen Sie dem Ewerführer, daß er Lichter nach Brunshausen schickt. Das Schiff kann ohne zu lichten nicht an die Stadt gelangen. — So, lieber R., nun bin ich bereit,“ sagt er, den Blick auf mich gerichtet, „womit kann ich dienen?“

Wir haben selbstverständlich keine Geschäftsinteressen, sondern wollen nur einige von gemeinschaftlichen Bekannten aufgetragene Grüße ausdrücken. Glücklicherweise stört uns in den nächsten Minuten niemand in der Unterhaltung. Dann aber kehrt der Prokurist zurück, bleich und ver-
stört.

„Ich gratuliere zum Kauf! Die De-
nung ist billig.“

„Ganz Ihrer Meinung,“ entgegnet unser Freund.

Wir empfehlen uns, da sich einige Makler nahen. Binnen wenigen Minuten haben wir einen interessanten Blick in das Getriebe geworfen und sind Zeugen gewesen, wie rasch die Geschäfte eingeleitet und erledigt werden.

Drüben im Anbau stehen die Versicherer. Auf den runden Estraden, an welchen Sitze sich aufbauen, liegen die verschiedensten Klassifikationsbücher, in welchen jedes Seeschiff der Welt nach Bauart, Güte, Alter und Vertrauenswürdigkeit verzeichnet ist. Des Nachschlagens kein Ende, denn es liegen viele Affekuranzanträge vor. Einige der Herren Affekurateurs sind sichtlich sehr schlechter Laune, denn sie haben eben in die Verlustliste einen bösen Posten eintragen müssen. Casco (Schiff) und Ladung der ‚Estella‘ ist an der Hamburger Börse verlohren, auch die wahrscheinlich beschädigte Ladung des Dampfers, welcher sie in Grund gebohrt hat. Der Schaden beläuft sich viel-

is einige Millionen Mark. Die Schiffs-
aller, deren Börsenfontore die Seite der
alle begrenzen, kommen, um näheres zu
fragen. Glücklicherweise sind die Mann-
schaften beider Schiffe in Sicherheit. —
a die Telegramme von der Unterelbe
sagen, daß dieselbe endlich ganz eisfrei
und daß die zahlreichen Segelschiffe,
sich in Kurshafen lagen, aufsegeln, so
ersicht viel Bewegung in den kleinen
ntoren: Die Empfänger der Ladungen
ssen ihre Verfügungen und zeigen die
nnosismamente vor.

An der Getreidebörse und im Petro-
umhandel ist's heute „flau“, alle aus-
irrigen Notierungen kommen niedriger.
anche Verkäufer, welche im morgigen
rmin zu liefern haben, sind freudig er-
zt, da sie zu niedrigen Preisen sich becken
men, während andere durch den Rück-
ng der Werte bei teurer Uebernahme
öse Verluste erleiden.

„Ich muß Ihnen eine kleine Ausein-
bersetzung geben, welche Sie mir ver-
hen wollen! Der Terminhandel,
sicher mit imaginären Werten ope-
rt, fordert manchmal leider viele
id große Opfer, da derselbe sich
x auf Gewinn und Verlust grün-
t und die Ware (oder das Wert-
pier) selbst selten in Frage kommt.
s wird oft mit ungeheuren Quan-
äten, resp. Summen, gearbeitet.
er kauft, spekuliert auf Höher-
hen der Preise zum bestimmten
rmin, wer verkauft, hat das Be-
eben, sich billig für denselben zu
den. Einer muß gemeiniglich die
che zahlen. Gewinn und Verlust
id in bewegten Zeiten oft kolossal.
ie viele Existenzen gehen dann zu
runde! Verzweiflung, ja Selbst-
ord folgt. Der Terminhandel ist
i gefährliches Spiel. Die neuer-
ngs auf dem Termingeschäft be-
ündete Hamburger Kaffeebörse hat
der schon zahlreiche Opfer gefor-
rt, hier und sogar im Inlande.
er Reiz des bösen Spieles ist zu
vß. — Doch nun genug davon!
ssen Sie uns weitergehen!“

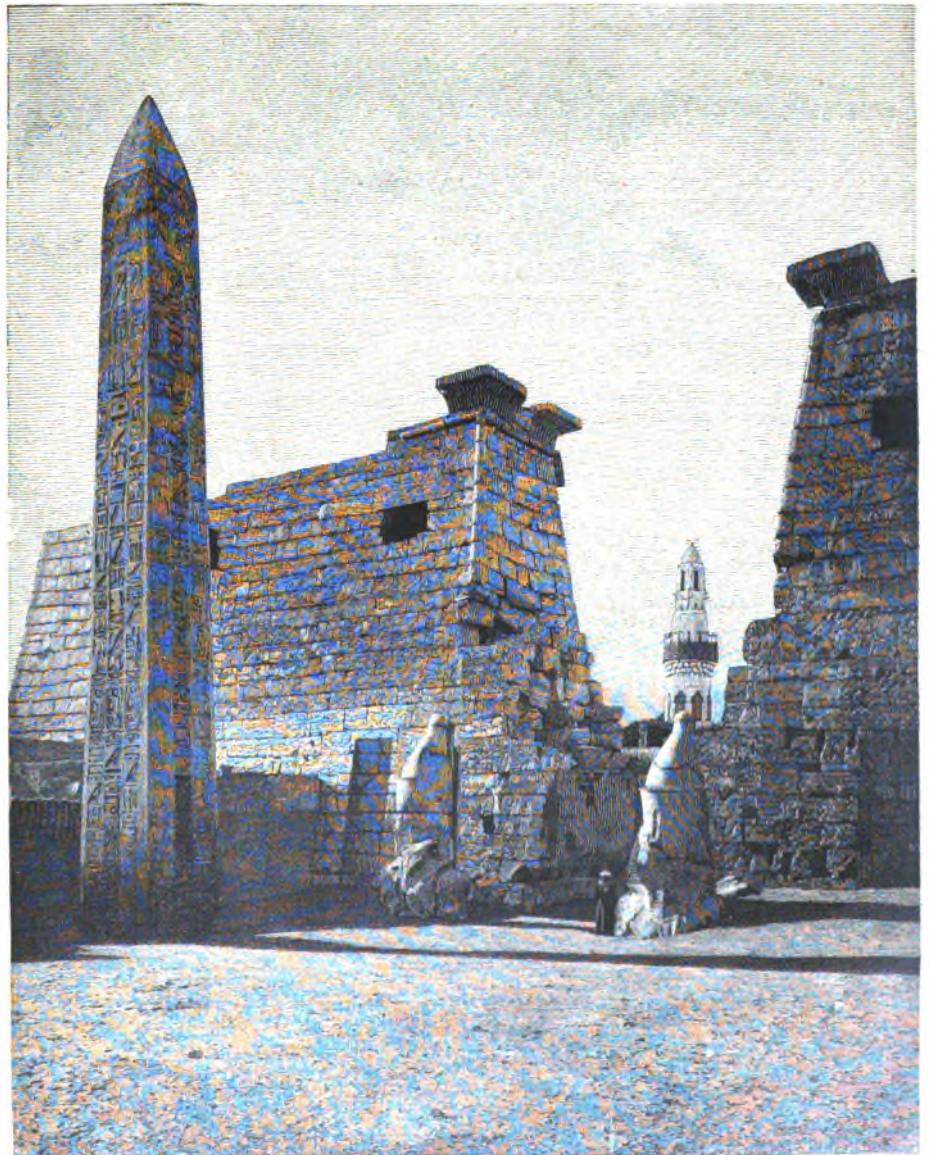
Wir verlassen diese Abteilung,
euzen die Mittelhalle und begeben
as in den neuen Anbau, an dessen
nem Ende ein furchtbares Gewühl
tricht. Viele aufgeregte und über-
schäftigte Menschen, denen man an
r Nase absieht, daß ihre Vorfäter
ist bei dem Zuge durch das Note
kar beteiligt waren, rennen hin
nd her, ihre Notizbücher in den
änden haltend, in welche sie Her-
n blicken lassen, die in vornehmer
haltung auf den Bänken in der
Mitte des Raumes sitzen. Auf den
Kessingtafeln lesen wir die Firmen
elamnter Bankiers; daß es Israe-
iten sind, zeigen nicht nur ihre Na-
nen an. Die gewandten Makler,
welche kurze Weisungen empfangen,
lürzen wieder fort. Hier und da
ört man Rufe, wie: „Ich nehme

fünzigtausend Kredit!“ oder: „Ich gebe
zehntausend Hanseaten!“ u. dergl. So
viel Brief! So viel Geld! Ultimo! —
Gütiger Himmel! Wir sind in die Effekten-
börse geraten! Man redet uns an: „Haben
Sie Hanseaten? Nehmen Sie Dampfschiff-
fahrtsaktien?“ Wir schütteln erstaunt den
Kopf und werden nicht weiter beachtet.
So viel aber merken wir, daß der Verlust
der „Estella“ auch bis hierher seine Wir-
kungen erstreckt hat. Dampfschiffahrts-
aktien werden stark angeboten, aber ge-
halten, da der unglückliche Dampfer, welcher
das Unheil verschuldet hat und möglicher-
weise für den Schaden verantwortlich ge-
macht werden kann, zwar nicht versichert
ist, der große vorhandene Reservesfonds der
Gesellschaft jedoch eine etwaige Inanspruch-
nahme dem Vermögensstande derselben nicht
sehr fühlbar sein würde. Die Aktien der
Versicherungsgesellschaften sinken. Speku-
lant, welche noch gestern in Aussicht auf
hohe Dividenden sie hoch bezahlten, er-
leiden gewaltige Einbuße, hauptsächlich

solche Spieler, die nicht im stande sind,
die Aktien im Termin an sich zu nehmen,
um sie bis auf bessere Zeiten ruhig in
den Schrank zu legen.

Hier im betäubenden Lärm ist's nicht
sehr gemütlich, dazu ist die Luft dumpf
und schwül. Eine angenehmere Tempe-
ratur weht am andern Ende der Halle,
wo die Inhaber großer und weltbekannter
Fabrik-, Import- und Exportfirmen in
stiller und erhabener Würde thronen. Man
sieht ihnen ihre Solidität und die stille
Verachtung an, welche sie dem wüsten
Treiben drüben entgegensetzen. An den
Seitenwänden reiht sich Kontor an Kon-
tor, in denen die Makler unter Haufen
von Warenmustern allerlei Art walten und
schalten, die Qualitäten von Reis, Kaffee,
Baumwolle, Zucker u. dergl. genau und
sachverständig am hellen Tageslicht der
Fenster prüfend.

Allmählich beginnen die Gruppen in
den drei großen Räumen, welche wohl
6—7000 Menschen in sich geschlossen haben



Die Vorderseite des Tempels von Luxor (S. 1212).

Wefer, Themse und im Kanal, sowie die Lloydslifte. Mancher Affetureur bemerkt mit Vergnügen, daß Risikos abgelaufen sind, ein anderer ist enttäuscht, weil über dieses und jenes Schiff, welches über die gewöhnliche Zeit unterwegs ist, noch immer jegliche Nachricht fehlt.

Plötzlich schlägt draußen eine Glocke an. Die Menge drängt nach den Thüren zu. Wir werden mit hinausgeschoben und sind wieder auf der Galerie, dicht an der Brüstung derselben. Unten in der großen Halle wogt es auf und ab, — scheinbar

alles durcheinander, ohne Ordnung und Regel. Das Gesumme vieler tausend Stimmen schlägt, dem Geräusch der Brandung auf dem Meeresstrande ähnlich, an das Ohr. Es ist, als ob man unter sich das Gewimmel riesiger Ameisen sähe. Die Glocke schlägt noch einmal an. Jetzt ist's Zeit, sich hinunterzubegeben. Um halb zwei beginnt die Börse.

Dort in der großen Halle hat sich doch schon eine gewisse Ordnung hergestellt. Die meisten Herren stehen still; nur verhältnismäßig wenige drängen sich durch die dichtgedrängten Gruppen. Diese Wandelsknechte sind Leute mit geöffneten Notizbüchern, mit Probebeuteln und Düten in den Händen: Makler und Agenten, die sich bemühen, Geschäfte einzuleiten und zum Abschluß zu bringen. Sie sprechen eifrig mit einzelnen Herren, welche sich entweder zustimmend oder abweisend, immer aber höchst gleichgültig und vornehm, verhalten und schließlich auf vieles Reden hin entweder einen Abschluß genehmigen oder die Annahme des Gebotes entschieden verweigern. Alte, hungrig und kummervoll aussehende Agenten, die sichtlich nicht mehr auf der Höhe der Zeit stehen, lächeln fauerfüß, wenn ihnen ein kleiner Abschluß mit einem Hause geringeren Ranges gelungen ist. Kann doch wenigstens heute der Schornstein von der verdienten Kourage rauchen! Die dienstthuenden Kommiss der großen Firmen holen Schiffsmakler und Verladungsagenten herbei, mit denen die Chefs konferenzieren; der Affeturanzmakler erhält seine Aufträge.

Wir hegen den Wunsch, einige uns bekannte Herren zu sprechen und fragen

ihretwegen hier und da an: „Wo steht dieser oder jener?“

„Ah! Der gehört zu den Afrikanern! Dort rechts werden sie ihn finden!“

Da stehen nämlich diejenigen Firmen, welche mit Afrika arbeiten. Andere Branchen haben auch ihre bestimmten Standplätze, wo der Eingeweihte sie leicht findet. Den Platz der Börsenfürsten, der „königlichen Kaufleute“, die mit ihren Geschäften und ihrer gewaltigen Kapitalkraft die Welt beherrschen, kennt jedermann.

„Sie wollen Herrn R. sprechen? Ach



Halbzerstörter Säulensaal im Tempel von Medinet Abu (S. 1216).

ja, der ist ja Teilhaber der Reisfirma. Dort bei Nr. 20 in der Nähe des Pfeilers ist er zu treffen!“

Wir folgen der Weisung und erblicken sogleich den uns befreundeten Herrn, welcher sich glücklich schätzt, uns zu begrüßen. Aber schon im nächsten Augenblicke wendet er sich ab, weil einer der vielen umherstreifenden Telegraphenboten ihm eine Depesche behändigt. Er überfliegt sie rasch und wendet sich an seinen Prokuristen mit den Worten: „Die 'Estella' ist auf der Elbe. Bitte, sagen Sie dem Erwerführer, daß er Lichter nach Brunshausen schickt. Das Schiff kann ohne zu lichten nicht an die Stadt gelangen. — So, lieber R., nun bin ich bereit,“ sagt er, den Blick auf mich gerichtet, „womit kann ich dienen?“

Wir haben selbstverständlich keine Geschäftsinteressen, sondern wollen nur einige von gemeinschaftlichen Bekannten auftragene Grüße ausrichten. Glücklicherweise stört uns in den nächsten Minuten niemand in der Unterhaltung. Dann aber kehrt der Prokurist zurück, bleich und ver-

„Was ist?“ fragt der Chef.

„Soeben,“ antwortet er, „kam die Nachricht, daß die 'Estella' von einem Dampfer angerannt wurde...“

„Das wäre!“

„Ja, und — gesunken ist. Sie als total verloren zu betrachten.“

Der Chef hört ihn ruhig an und antwortet dann: „Wir haben doch fünfzehn Prozent imaginären Gewinn versichert?“

„Ja,“ entgegnet der Prokurist.

„Die Mannschaft wird hoffentlich gerettet sein. Dann ist's gut! Lieber

mir freilich die Ladung als Nutzen gerechnet, dann branden die Mühle stillzustehen. Dort geht der Agent L. Sie ihn zu fälligt her.“

Der Herr scheint und mich gefragt, ob eine schwindmende Ladung Reis anzubringen hat? Er antwortet, nein, aber, als er eben ansicht zu gehen, ein Telegramm, welches er unter seinen Freunden

„Ich akzeptiere,“ sagt der terer unter dann das Schicksal der 'Estella', welches der Agent noch nicht erfahren hat.

„Ich gratuliere zum Kauf! Die Ladung ist billig.“

„Ganz Ihrer Meinung,“ entgegnet unser Freund.

Wir empfehlen uns, da sich ein Makler nahen. Binnen wenigen Minuten haben wir einen interessanten Blick in die Getriebe geworfen und sind Zeugen gewesen, wie rasch die Geschäfte eingeleitet und erledigt werden.

Drüben im Anbau stehen die sicherer. Auf den runden Estraden, an welchen Sitze sich aufbauen, liegen die verschiedensten Klassifikationsbücher, in welchen jedes Seeschiff der Welt nach Bauart, Güte, Alter und Vertrauenswürdigkeit verzeichnet ist. Des Nachschlagens kein Ende, denn es liegen viele Affeturanträge vor. Einige der Herren Affetureurs sind sichtlich sehr schlechter Laune, denn sie haben eben in die Verlustkolumne einen bösen Posten eintragen müssen: Casco (Schiff) und Ladung der 'Estella' ist an der Hamburger Börse verlohren, auch die wahrscheinlich beschädigte Ladung des Dampfers, welcher sie in Grund gebohrt hat. Der Schaden beläuft sich vi-

f einige Millionen Mark. Die Schiffshändler, deren Börsenkontore die Seite der alle begrenzten, kommen, um näheres zu fragen. Glücklicherweise sind die Mannschaften beider Schiffe in Sicherheit. — Die Telegramme von der Unterelbe zeigen, daß dieselbe endlich ganz eisfrei und daß die zahlreichen Segelschiffe, welche in Kuchhafen lagen, aufsegeln, so daß nicht viel Bewegung in den kleinen Häfen: Die Empfänger der Ladungen zeigen ihre Verfügungen und zeigen die Anordnungen vor.

An der Getreidebörse und im Petroliumhandel ist's heute „flau“, alle ausstehenden Notierungen kommen niedriger. Manche Verkäufer, welche im morgigen Morgen zu liefern haben, sind freudig erzitternd, da sie zu niedrigen Preisen sich decken müssen, während andere durch den Rückgang der Werte bei teurer Uebernahme ihre Verluste erleiden.

„Ich muß Ihnen eine kleine Auseinandersetzung geben, welche Sie mir verzeihen wollen! Der Terminhandel, welcher mit imaginären Werten operiert, fordert manchmal leider viele Opfer, da derselbe sich auf Gewinn und Verlust gründet und die Ware (oder das Wertpapier) selbst selten in Frage kommt. Er wird oft mit ungeheuren Quantitäten, resp. Summen, gearbeitet. Wer kauft, spekuliert auf Höhergehen der Preise zum bestimmten Termin, wer verkauft, hat das Bedenken, sich billig für denselben zu verkaufen. Einer muß gemeinlich die Preise zahlen. Gewinn und Verlust sind in bewegten Zeiten oft kolossal. Viele Existenzen gehen dann zu Grunde! Verzweiflung, ja Selbstmord folgt. Der Terminhandel ist ein gefährliches Spiel. Die neuerdings auf dem Termingeschäft begündete Hamburger Kaffeebörse hat der schon zahlreiche Opfer gefordert, hier und sogar im Inlande. Der Reiz des bösen Spieles ist zu groß. — Doch nun genug davon! Lassen Sie uns weitergehen!“

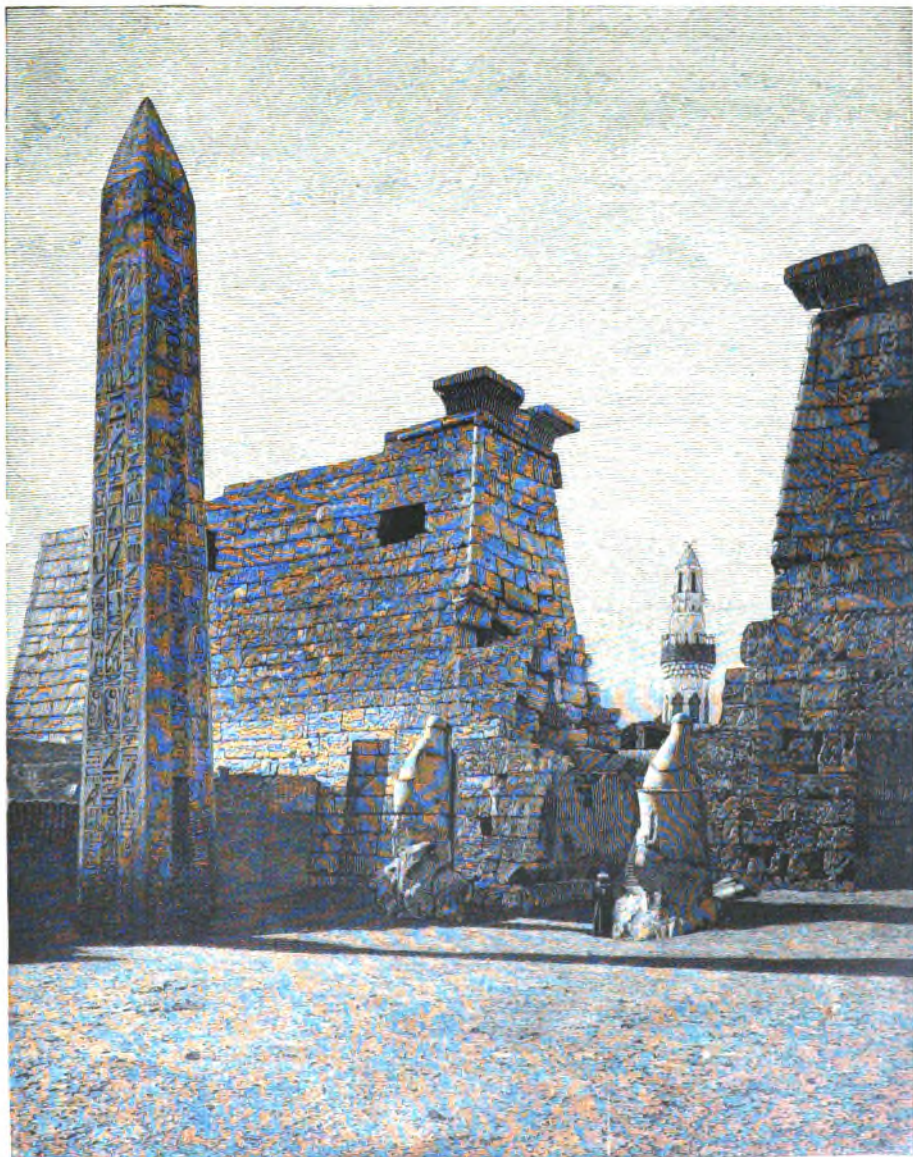
Wir verlassen diese Abteilung, betreten die Mittelhalle und begeben uns in den neuen Anbau, an dessen Ende ein furchtbares Gewühl herrscht. Viele aufgeregte und überstürzte Menschen, denen man an der Nase absieht, daß ihre Vorväter nicht bei dem Zuge durch das rote Meer beteiligt waren, rennen hin und her, ihre Notizbücher in den Händen haltend, in welche sie Herkommen blicken lassen, die in vornehmer Haltung auf den Bänken in der Mitte des Raumes sitzen. Auf den Reisigtafeln lesen wir die Namen bekannter Bankiers; daß es Israeliten sind, zeigen nicht nur ihre Nasen an. Die gewandten Makler, welche kurze Weisungen empfangen, kürzen wieder fort. Hier und da hört man Ausrufe, wie: „Ich nehme

fünfzigtausend Kredit!“ oder: „Ich gebe zehntausend Hanseaten!“ u. dergl. So viel Brief! So viel Geld! Ultimo! — Gütiger Himmel! Wir sind in die Effektenbörse geraten! Man redet uns an: „Haben Sie Hanseaten? Nehmen Sie Dampfschiffahrtssaktien?“ Wir schütteln erstaunt den Kopf und werden nicht weiter beachtet. So viel aber merken wir, daß der Verlust der „Estella“ auch bis hierher seine Wirkungen erstreckt hat. Dampfschiffahrtssaktien werden stark angeboten, aber gehalten, da der unglückliche Dampfer, welcher das Unheil verschuldet hat und möglicherweise für den Schaden verantwortlich gemacht werden kann, zwar nicht versichert ist, der große vorhandene Reservesfonds der Gesellschaft jedoch eine etwaige Inanspruchnahme dem Vermögensstande derselben nicht sehr fühlbar sein würde. Die Aktien der Versicherungsgesellschaften sinken. Spekulant, welche noch gestern in Aussicht auf hohe Dividenden sie hoch bezahlten, erleiden gewaltige Einbuße, hauptsächlich

solche Spieler, die nicht im Stande sind, die Aktien im Termin an sich zu nehmen, um sie bis auf bessere Zeiten ruhig in den Schrank zu legen.

Hier im betäubenden Lärm ist's nicht sehr gemütlich, dazu ist die Luft dumpf und schwül. Eine angenehmere Temperatur weht am andern Ende der Halle, wo die Inhaber großer und weltbekannter Fabrik-, Import- und Exportfirmen in stiller und erhabener Würde thronen. Man sieht ihnen ihre Solidität und die stille Verachtung an, welche sie dem wüsten Treiben drüben entgegensetzen. An den Seitenwänden reist sich Kontor an Kontor, in denen die Makler unter Haufen von Warenmustern allerlei Art walten und schalten, die Qualitäten von Reis, Kaffee, Baumwolle, Zucker u. dergl. genau und sachverständig am hellen Tageslicht der Fenster prüfend.

Allmählich beginnen die Gruppen in den drei großen Räumen, welche wohl 6—7000 Menschen in sich geschlossen haben



Die Vorderseite des Tempels von Luxor (S. 1212).

Wefer, Themse und im Kanal, sowie die Vlopbelsliffe. Mancher Affekurateur bemerkt mit Vergnügen, daß Risikos abgelaufen sind, ein anderer ist enttäuscht, weil über dieses und jenes Schiff, welches über die gewöhnliche Zeit unterwegs ist, noch immer jegliche Nachricht fehlt.

Plötzlich schlägt draußen eine Glocke an. Die Menge drängt nach den Thüren zu. Wir werden mit hinausgeschoben und sind wieder auf der Galerie, dicht an der Brüstung derselben. Unten in der großen Halle wogt es auf und ab, — scheinbar

alles durch-
einander, ohne
Ordnung und
Regel. Das Ge-
summe vieler
tausend Stim-
men schlägt,
dem Geräusch
der Brandung
auf dem Meer-
essstrande ähn-
lich, an das Ohr.
Es ist, als ob
man unter sich
das Gewimmel
riesiger Ameisen
sähe. Die Glocke
schlägt noch ein-
mal an. Jetzt
ist's Zeit, sich
hinunterzubege-
ben. Um halb
zwei beginnt die
Börse.

Dort in der großen Halle hat sich doch schon eine gewisse Ordnung hergestellt. Die meisten Herren stehen still; nur verhältnismäßig wenige drängen sich durch die dichtgesäeten Gruppen. Diese Wandelsterne sind Leute mit geöffneten Notizbüchern, mit Probebeuteln und Düten in den Händen: Makler und Agenten, die sich bemühen, Geschäfte einzuleiten und zum Abschluß zu bringen. Sie sprechen eifrig mit einzelnen Herren, welche sich entweder zustimmend oder abweisend, immer aber höchst gleichgültig und vornehm, verhalten und schließlich auf vieles Reden hin entweder einen Abschluß genehmigen oder die Annahme des Gebotes entschieden verweigern. Alte, hungrig und kummervoll aussehende Agenten, die sichtlich nicht mehr auf der Höhe der Zeit stehen, lächeln sauerfisch, wenn ihnen ein kleiner Abschluß mit einem Hause geringeren Ranges gelungen ist. Kann doch wenigstens heute der Schornstein von der verdienten Kourtagel rauchen! Die dienstthuenden Kommiss der großen Firmen holen Schiffsmakler und Verladungsagenten herbei, mit denen die Chefs konferieren; der Affekuranzmakler erhält seine Aufträge.

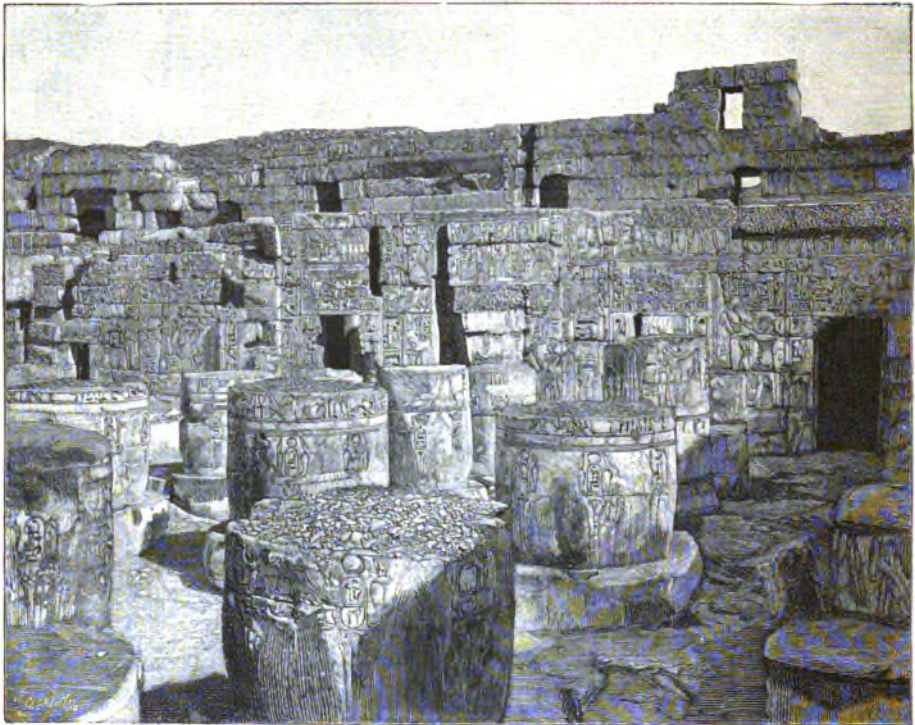
Wir hegen den Wunsch, einige uns bekannte Herren zu sprechen und fragen

ihrerwegen hier und da an: „Wo steht dieser oder jener?“

„Ah! Der gehört zu den Afrikanern! Dort rechts werden sie ihn finden!“

Da stehen nämlich diejenigen Firmen, welche mit Afrika arbeiten. Andere Branchen haben auch ihre bestimmten Standplätze, wo der Eingeweihte sie leicht findet. Den Platz der Börsenfürsten, der „königlichen Kaufleute“, die mit ihren Geschäften und ihrer gewaltigen Kapitalkraft die Welt beherrschen, kennt jedermann.

„Sie wollen Herrn N. sprechen? Ach



Halbzerstörter Säulensaal im Tempel von Nebet Abu (S. 1216).

ja, der ist ja Teilhaber der Reisfirma. Dort bei Nr. 20 in der Nähe des Pfeilers ist er zu treffen!“

Wir folgen der Weisung und erblicken sogleich den uns befreundeten Herrn, welcher sich glücklich schätzt, uns zu begrüßen. Aber schon im nächsten Augenblicke wendet er sich ab, weil einer der vielen umherstreifenden Telegraphenboten ihm eine Depesche behändigt. Er überfliegt sie rasch und wendet sich an seinen Prokuristen mit den Worten: „Die Estella ist auf der Elbe. Bitte, sagen Sie dem Ewerführer, daß er Lichter nach Brunshausen schickt. Das Schiff kann ohne zu lichten nicht an die Stadt gelangen. — So, lieber N., nun bin ich bereit,“ sagt er, den Blick auf mich gerichtet, „womit kann ich dienen?“

Wir haben selbstverständlich keine Geschäftsinteressen, sondern wollen nur einige von gemeinschaftlichen Bekannten aufgetragene Grüße ausrichten. Glücklicherweise stört uns in den nächsten Minuten niemand in der Unterhaltung. Dann aber kehrt der Prokurist zurück, bleich und verz-

„Was ist?“ fragt der Chef.

„Soeben,“ antwortet er, „kam Nachricht, daß die Estella von einem Dampfer angerannt wurde...“

„Das wäre!“

„Ja, und — gesunken ist. Sie als total verloren zu betrachten.“

Der Chef hört ihn ruhig an und jagt dann: „Wir haben doch fünfzehn Prozent imaginären Gewinn versichert?“

„Ja,“ entgegnet der Prokurist.

„Die Mannschaft wird hoffentlich gerettet sein. Dann ist's gut! Lieber wir

mir freilich
Ladung als
Nutzen gewin-
dann brand-
die Mühle
stillzustellen.
Dort geht
Agent N. an
fen Sie ihn
fälligt ber-
Der Herr
scheint und
gefragt, ob
eine schrei-
mende Ladung
Reis angucken
hat? Er
neint, aber,
als er
eben ansich-
gehen, ein
gramm, wel-
er unter
Freunde zu
„Ich ach-
tiere,“ sagt
terer und er-
dann das Sch-
sal der Estella
welches der
Agent noch
erfahren hat

„Ich gratuliere zum Kauf! Die Ladung ist billig.“

„Ganz Ihrer Meinung,“ entgegnet unser Freund.

Wir empfehlen uns, da sich ein Makler nahen. Binnen wenigen Minuten haben wir einen interessanten Blick in die Getriebe geworfen und sind Zeugen gewesen, wie rasch die Geschäfte eingeleitet und erledigt werden.

Drüben im Anbau stehen die Versicherer. Auf den runden Estraden, welche Sitze sich aufbauen, liegen die verschiedensten Klassifikationsbücher, in welchen jedes Seeschiff der Welt nach Art, Güte, Alter und Vertrauenswürdigkeit verzeichnet ist. Des Nachschlagens kein Ende, denn es liegen viele Anfragen anträge vor. Einige der Herren Agenten sind sichtlich sehr schlechter Laune, denn sie haben eben in die Verlustlisten einen bösen Posten eintragen müssen. Casco (Schiff) und Ladung der Estella ist an der Hamburger Börse versichert, auch die wahrscheinlich beschädigte Ladung des Dampfers, welcher sie in Grund und Boden bohrt hat. Der Schaden beläuft sich viel-

einige Millionen Mark. Die Schiffsmakler, deren Börsenkantore die Seite der alle begrenzen, kommen, um näheres zu fragen. Glücklicherweise sind die Mannschaften beider Schiffe in Sicherheit. — Die Telegramme von der Unterelbe zeigen, daß dieselbe endlich ganz eisfrei und daß die zahlreichen Segelschiffe, welche in Kuchhafen lagen, aufsegeln, so daß nicht viel Bewegung in den kleinen Häfen: Die Empfänger der Ladungen zeigen ihre Verfügungen und zeigen die Anwesenheit vor.

An der Getreidebörse und im Petroliumhandel ist's heute „flau“, alle ausstehenden Notierungen kommen niedriger. Manche Verkäufer, welche im morgigen Morgen zu liefern haben, sind freudig erregt, da sie zu niedrigen Preisen sich decken können, während andere durch den Rückgang der Werte bei teurer Uebernahme ihre Verluste erleiden.

„Ich muß Ihnen eine kleine Auseinandersetzung geben, welche Sie mir verschulden wollen! Der Terminhandel, welcher mit imaginären Werten operiert, fordert manchmal leider viele Opfer, da derselbe sich auf Gewinn und Verlust gründet; und die Ware (oder das Wertpapier) selbst selten in Frage kommt. Es wird oft mit ungeheuren Quantitäten, resp. Summen, gearbeitet. Wer kauft, spekuliert auf Höhergehen der Preise zum bestimmten Termin, wer verkauft, hat das Bedenken, sich billig für denselben zu verkaufen. Einer muß gemeinlich die Rechnung zahlen. Gewinn und Verlust in bewegten Zeiten oft kolossal. Wie viele Existenzen gehen dann zu Grunde! Verzweiflung, ja Selbstmord folgt. Der Terminhandel ist ein gefährliches Spiel. Die neuerdings auf dem Termingeschäft betriebene Hamburger Kaffeebörse hat der schon zahlreiche Opfer gefordert, hier und sogar im Inlande. Der Reiz des bösen Spieles ist zu groß. — Doch nun genug davon! Lassen Sie uns weitergehen!“

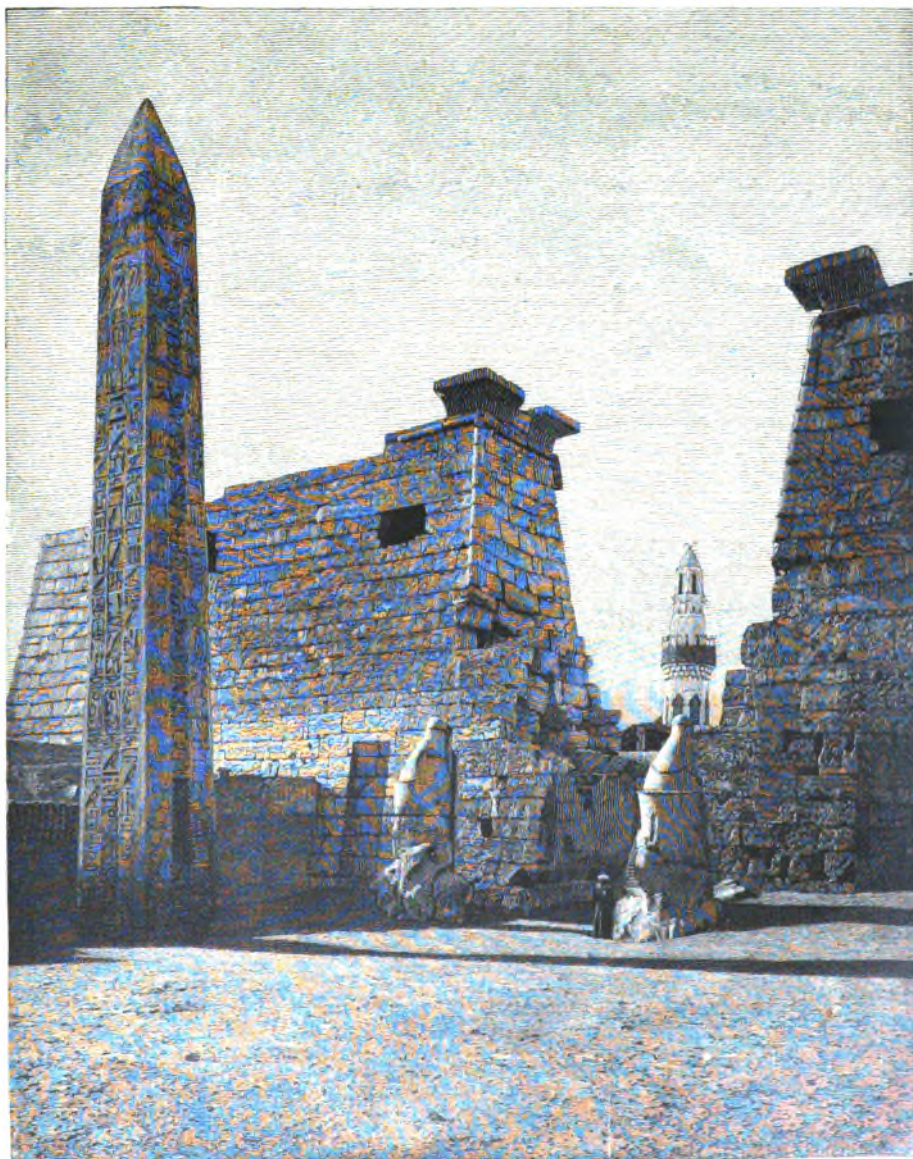
Wir verlassen diese Abteilung, betreten die Mittelhalle und begeben uns in den neuen Anbau, an dessen fernem Ende ein furchtbares Gewühl herrscht. Viele aufgeregte und übergeschäftigte Menschen, denen man an der Nase absieht, daß ihre Vorväter nicht bei dem Zuge durch das rote Meer beteiligt waren, rennen hin und her, ihre Notizbücher in den Händen haltend, in welche sie Herkommen blicken lassen, die in vornehmer Haltung auf den Bänken in der Mitte des Raumes sitzen. Auf den Messingtafeln lesen wir die Namen bekannter Bankiers; daß es Israeliten sind, zeigen nicht nur ihre Namen an. Die gewandten Makler, welche kurze Weisungen empfangen, eilen wieder fort. Hier und da hört man Ausrufe, wie: „Ich nehme

fünzigtausend Kredit!“ oder: „Ich gebe zehntausend Hanseaten!“ u. dergl. So viel Briefe! So viel Geld! Ultimo! — Gütiger Himmel! Wir sind in die Effektenbörse geraten! Man redet uns an: „Haben Sie Hanseaten? Nehmen Sie Dampfschiffahrtssaktien?“ Wir schütteln erstaunt den Kopf und werden nicht weiter beachtet. So viel aber merken wir, daß der Verlust der „Estrella“ auch bis hierher seine Wirkungen erstreckt hat. Dampfschiffahrtssaktien werden stark angeboten, aber gehalten, da der unglückliche Dampfer, welcher das Unheil verschuldet hat und möglicherweise für den Schaden verantwortlich gemacht werden kann, zwar nicht versichert ist, der große vorhandene Reservesfonds der Gesellschaft jedoch eine etwaige Inanspruchnahme dem Vermögensstande derselben nicht sehr fühlbar sein würde. Die Aktien der Versicherungsgesellschaften sinken. Spekulant, welche noch gestern in Aussicht auf hohe Dividenden sie hoch bezahlten, erleiden gewaltige Einbuße, hauptsächlich

solche Spieler, die nicht im Stande sind, die Aktien im Termin an sich zu nehmen, um sie bis auf bessere Zeiten ruhig in den Schrank zu legen.

Hier im betäubenden Lärm ist's nicht sehr gemütlich, dazu ist die Luft dumpf und schwül. Eine angenehmere Temperatur weht am andern Ende der Halle, wo die Inhaber großer und weltbekannter Fabrik-, Import- und Exportfirmen in stiller und erhabener Würde thronen. Man sieht ihnen ihre Solidität und die stille Verachtung an, welche sie dem wüsten Treiben drüben entgegensetzen. An den Seitenwänden reist sich Kontor an Kontor, in denen die Makler unter Haufen von Warenmustern allerlei Art wachen und schalten, die Qualitäten von Reis, Kaffee, Baumwolle, Zucker u. dergl. genau und sachverständig am hellen Tageslicht der Fenster prüfend.

Allmählich beginnen die Gruppen in den drei großen Räumen, welche wohl 6—7000 Menschen in sich geschlossen haben



Die Vorderseite des Tempels von Luxor (S. 1212).

Wefer, Themse und im Kanal, sowie die Lloydsliste. Mancher Asssekurateur bemerkt mit Vergnügen, daß Missos abgelassen sind, ein anderer ist enttäuscht, weil über dieses und jenes Schiff, welches über die gewöhnliche Zeit unterwegs ist, noch immer jegliche Nachricht fehlt.

Plötzlich schlägt draußen eine Glocke an. Die Menge drängt nach den Thüren zu. Wir werden mit hinausgeschoben und sind wieder auf der Galerie, dicht an der Brüstung derselben. Unten in der großen Halle wogt es auf und ab, — scheinbar

alles durcheinander, ohne Ordnung und Regel. Das Gesumme vieler tausend Stimmen schlägt, dem Geräusch der Brandung auf dem Meeresstrande ähnlich, an das Ohr. Es ist, als ob man unter sich das Gewimmel riesiger Ameisen sähe. Die Glocke schlägt noch einmal an. Jetzt ist's Zeit, sich hinunterzubegeben. Um halb zwei beginnt die Börse.

Dort in der großen Halle hat sich doch schon eine gewisse Ordnung hergestellt. Die meisten Herren stehen still; nur verhältnismäßig wenige drängen sich durch die dichtgedrängten Gruppen. Diese Wandelsterne sind Leute mit geöffneten Notizbüchern, mit Probebeutel und Düten in den Händen: Makler und Agenten, die sich bemühen, Geschäfte einzuleiten und zum Abschluß zu bringen. Sie sprechen eifrig mit einzelnen Herren, welche sich entweder zustimmend oder abweisend, immer aber höchst gleichgültig und vornehm, verhalten und schließlich auf vieles Reden hin entweder einen Abschluß genehmigen oder die Annahme des Gebotes entschieden verweigern. Alte, hungrig und kummervoll aussehende Agenten, die sichtlich nicht mehr auf der Höhe der Zeit stehen, lächeln sauerfüßig, wenn ihnen ein kleiner Abschluß mit einem Hause geringeren Ranges gelungen ist. Kann doch wenigstens heute der Schornstein von der verdienten Rourstage rauchen! Die dienstthuenden Kommiss der großen Firmen holen Schiffsmakler und Verladungsagenten herbei, mit denen die Chefs konferieren; der Asssekuranzmakler erhält seine Aufträge.

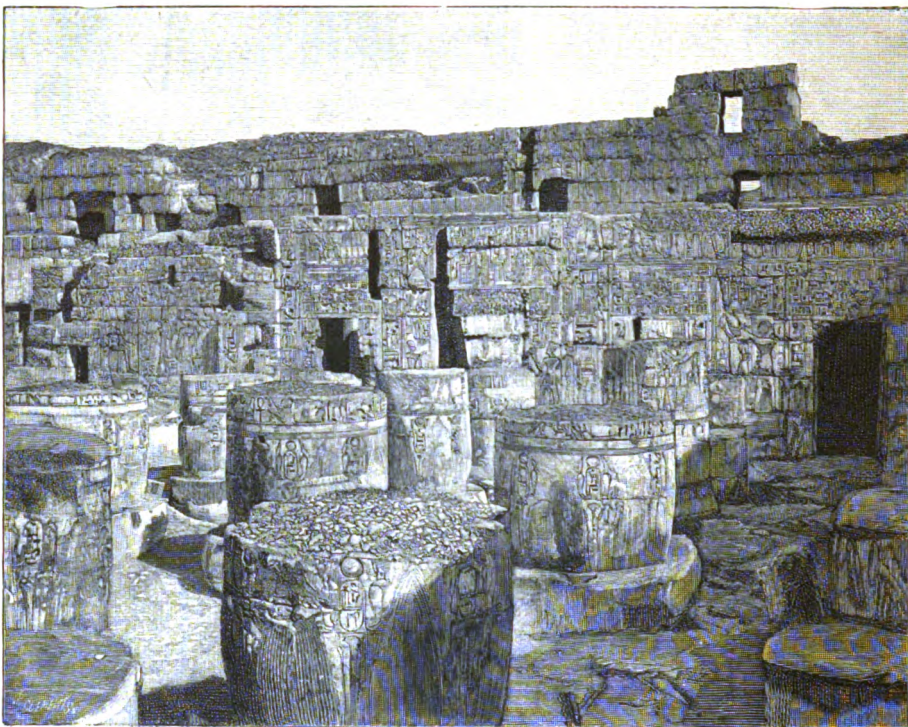
Wir hegen den Wunsch, einige uns bekannte Herren zu sprechen und fragen

ihretwegen hier und da an: „Wo steht dieser oder jener?“

„Ah! Der gehört zu den Afrikanern! Dort rechts werden sie ihn finden!“

Da stehen nämlich diejenigen Firmen, welche mit Afrika arbeiten. Andere Branchen haben auch ihre bestimmten Standplätze, wo der Eingeweihte sie leicht findet. Den Platz der Börsenfürsten, der „königlichen Kaufleute“, die mit ihren Geschäften und ihrer gewaltigen Kapitalkraft die Welt beherrschen, kennt jedermann.

„Sie wollen Herrn N. sprechen? Ach



Halbzerstörter Säulensaal im Tempel von Medinet Abu (S. 1216).

ja, der ist ja Teilhaber der Reisfirma. Dort bei Nr. 20 in der Nähe des Pfeilers ist er zu treffen!“

Wir folgen der Weisung und erblicken sogleich den uns befreundeten Herrn, welcher sich glücklich schätzt, uns zu begrüßen. Aber schon im nächsten Augenblicke wendet er sich ab, weil einer der vielen umherstreifenden Telegraphenboten ihm eine Depesche behändigt. Er überfliegt sie rasch und wendet sich an seinen Prokuristen mit den Worten: „Die 'Estella' ist auf der Elbe. Bitte, sagen Sie dem Ewerführer, daß er Lichter nach Brunsbüttel schickt. Das Schiff kann ohne zu lichten nicht an die Stadt gelangen. — So, lieber N., nun bin ich bereit,“ sagt er, den Blick auf mich gerichtet, „womit kann ich dienen?“

Wir haben selbstverständlich keine Geschäftsinteressen, sondern wollen nur einige von gemeinschaftlichen Bekannten aufgetragene Grüße ausrichten. Glücklicherweise stört uns in den nächsten Minuten niemand in der Unterhaltung. Dann aber kehrt der Prokurist zurück, bleich und verzört.

„Was ist?“ fragt der Chef.

„Soeben,“ antwortet er, „kam eine Nachricht, daß die 'Estella' von einem Dampfer angerannt wurde...“

„Das wäre!“

„Ja, und — gesunken ist. Sie als total verloren zu betrachten.“

Der Chef hört ihn ruhig an und sagt dann: „Wir haben doch fünfzehn Prozent imaginären Gewinn versichert?“

„Ja,“ entgegnet der Prokurist.

„Die Mannschaft wird hoffentlich gerettet sein. Dann ist's gut! Lieber

mir freilich die Ladung als Nutzen gewertet, dann braucht die Mühle nicht stillzustehen. Dort geht der Agent N. hin, lassen Sie ihn einschalten. Er fällt mir in die Hände.“

Der Chef scheint und fragt, ob eine schwimmende Ladung Reis anzubringen hat? Er meint, nicht, aber, als er eben ansatz machen will, gehen, ein Telegramm, welches er unter seinen Freunden zerstreut. „Ich antworte,“ sagt er, „terer und dann das Schicksal der 'Estella', welches der Agent noch erfahren hat.“

„Ich gratuliere zum Kauf! Die Dampfung ist billig.“

„Ganz Ihrer Meinung,“ entgegnet unser Freund.

Wir empfehlen uns, da sich ein Makler nähert. Binnen wenigen Minuten haben wir einen interessanten Blick in das Getriebe geworfen und sind Zeugen gewesen, wie rasch die Geschäfte eingeleitet und erledigt werden.

Drüben im Anbau stehen die Versicherer. Auf den runden Estraden, in welche Sitze sich aufbauen, liegen die verschiedensten Klassifikationsbücher, in welchen jedes Seeschiff der Welt nach Bauart, Güte, Alter und Vertrauenswürdigkeit verzeichnet ist. Des Nachschlages kein Ende, denn es liegen viele Asssekuraturanträge vor. Einige der Herren Asssekurateurs sind sichtlich sehr schlechter Laune, denn sie haben eben in die Verlustliste einen bösen Posten eintragen müssen: Casco (Schiff) und Ladung der 'Estella' ist an der Hamburger Börse versichert, auch die wahrscheinlich beschädigte Ladung des Dampfers, welcher sie in Grund und Boden bohrt hat. Der Schaden beläuft sich vielleicht

f einige Millionen Mark. Die Schiffsmakler, deren Börsenkontore die Seite der Halle begrenzen, kommen, um näheres zu fragen. Glücklicherweise sind die Mannschaften beider Schiffe in Sicherheit. — Die Telegramme von der Unterelbe liegen, daß dieselbe endlich ganz eisfrei ist und daß die zahlreichen Segelschiffe, welche in Rughafen lagen, aufsegeln, so daß viel Bewegung in den kleinen Kontoren: Die Empfänger der Ladungen lassen ihre Verfügungen und zeigen die Massen vor.

An der Getreidebörse und im Petroleumhandel ist's heute „flau“, alle ausstehenden Notierungen kommen niedriger. Auch Verkäufer, welche im morgigen Termin zu liefern haben, sind freudig erregt, da sie zu niedrigen Preisen sich decken können, während andere durch den Rückgang der Werte bei teurer Uebernahme ihre Verluste erleiden.

„Ich muß Ihnen eine kleine Auseinandersetzung geben, welche Sie mir verzeihen wollen! Der Terminhandel, welcher mit imaginären Werten operiert, fordert manchmal leider viele große Opfer, da derselbe sich nur auf Gewinn und Verlust gründet; und die Ware (oder das Wertpapier) selbst selten in Frage kommt. Es wird oft mit ungeheuren Quantitäten, resp. Summen, gearbeitet. Wer kauft, spekuliert auf Höhergehen der Preise zum bestimmten Termin, wer verkauft, hat das Bedenken, sich billig für denselben zu verkaufen. Einer muß gemeinlich die Kosten zahlen. Gewinn und Verlust sind in bewegten Zeiten oft kolossal. Wie viele Existenzen gehen dann zu Grunde! Verzweiflung, ja Selbstmord folgt. Der Terminhandel ist ein gefährliches Spiel. Die neuerdings auf dem Termingeschäft gegründete Hamburger Kaffeebörse hat der schon zahlreiche Opfer gefordert, hier und sogar im Inlande. Der Reiz des bösen Spieles ist zu groß. — Doch nun genug davon! Lassen Sie uns weitergehen!“

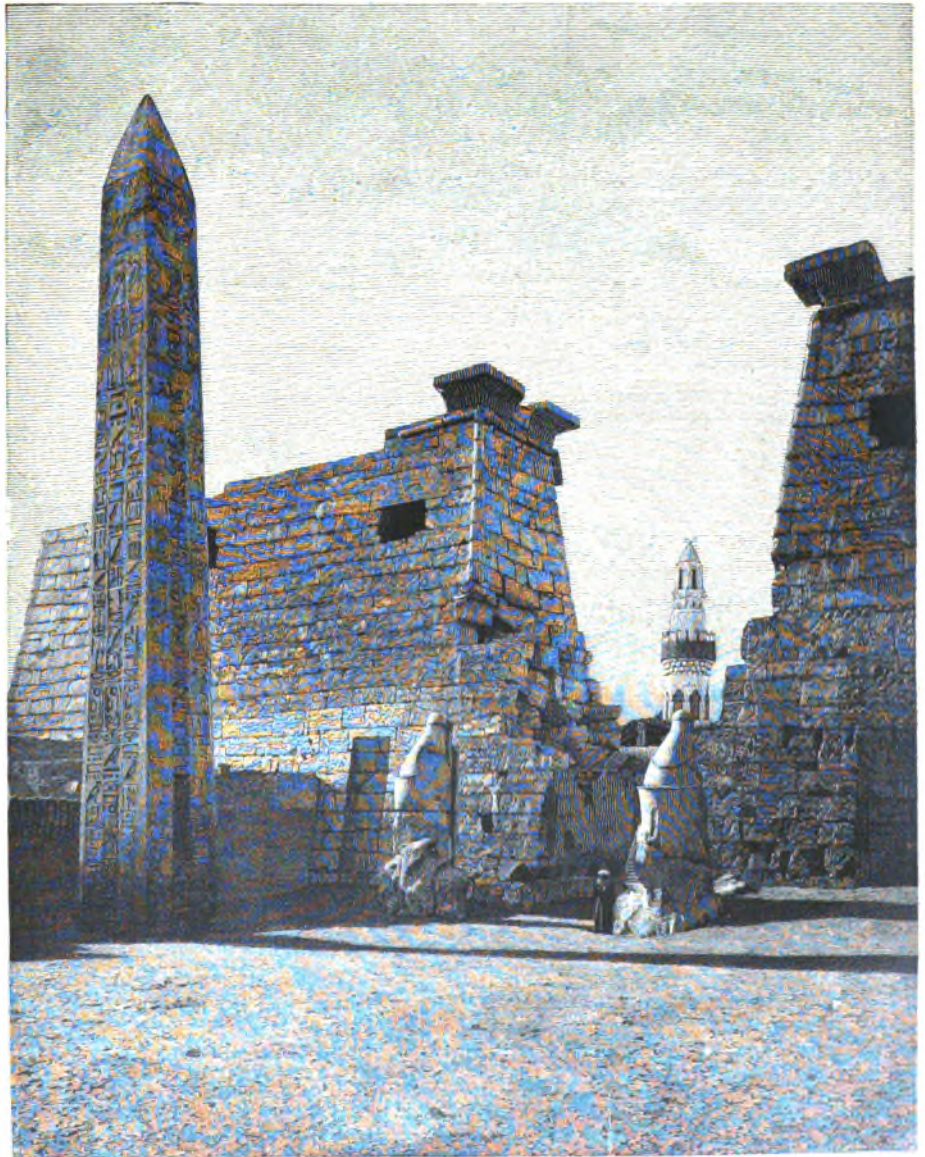
Wir verlassen diese Abteilung, betreten die Mittelhalle und begeben uns in den neuen Anbau, an dessen fernem Ende ein furchtbares Gewühl herrscht. Viele aufgeregte und übergeschäftigte Menschen, denen man an der Nase abliest, daß ihre Vorräte nicht bei dem Zuge durch das Rotteck leer beteiligt waren, rennen hin und her, ihre Notizbücher in den Händen haltend, in welche sie Hastig blicken lassen, die in vornehmer Haltung auf den Bänken in der Mitte des Raumes sitzen. Auf den Messingtafeln lesen wir die Namen bekannter Bankiers; daß es Israeliten sind, zeigen nicht nur ihre Namen an. Die gewandten Makler, welche kurze Weisungen empfangen, eilen wieder fort. Hier und da hört man Ausrufe, wie: „Ich nehme

fünzigtausend Kredit!“ oder: „Ich gebe zehntausend Hanseaten!“ u. dergl. So viel Brief! So viel Geld! Ultima! — Gültiger Himmel! Wir sind in die Effektenbörse geraten! Man redet uns an: „Haben Sie Hanseaten? Nehmen Sie Dampfschiffahrtssaktien?“ Wir schütteln erstaunt den Kopf und werden nicht weiter beachtet. So viel aber merken wir, daß der Verlust der „Estella“ auch bis hierher seine Wirkungen erstreckt hat. Dampfschiffahrtssaktien werden stark angeboten, aber gehalten, da der unglückliche Dampfer, welcher das Unheil verschuldet hat und möglicherweise für den Schaden verantwortlich gemacht werden kann, zwar nicht versichert ist, der große vorhandene Reservefonds der Gesellschaft jedoch eine etwaige Inanspruchnahme dem Vermögensstande derselben nicht sehr fühlbar sein würde. Die Aktien der Versicherungsgesellschaften sinken. Spekulant, welche noch gestern in Aussicht auf hohe Dividenden sie hoch bezahlten, erleiden gewaltige Einbuße, hauptsächlich

solche Spieler, die nicht im Stande sind, die Aktien im Termin an sich zu nehmen, um sie bis auf bessere Zeiten ruhig in den Schrank zu legen.

Hier im betäubenden Lärm ist's nicht sehr gemütlich, dazu ist die Luft dumpf und schwül. Eine angenehmere Temperatur weht am andern Ende der Halle, wo die Inhaber großer und weltbekannter Fabriken, Import- und Exportfirmen in stiller und erhabener Würde thronen. Man sieht ihnen ihre Solidität und die stille Verachtung an, welche sie dem wüsten Treiben drüben entgegensetzen. An den Seitenwänden reist sich Kontor an Kontor, in denen die Makler unter Haufen von Warenmustern allerlei Art walten und schalten, die Qualitäten von Reis, Kaffee, Baumwolle, Zucker u. dergl. genau und sachverständig am hellen Tageslicht der Fenster prüfend.

Allmählich beginnen die Gruppen in den drei großen Räumen, welche wohl 6—7000 Menschen in sich geschlossen haben



Die Vorderseite des Tempels von Luxor (S. 1212).

Wefer, Themse und im Kanal, sowie die Lloydliste. Mancher Affekureur bemerkt mit Vergnügen, daß Risikos abgelaufen sind, ein anderer ist enttäuscht, weil über dieses und jenes Schiff, welches über die gewöhnliche Zeit unterwegs ist, noch immer jegliche Nachricht fehlt.

Plötzlich schlägt draußen eine Glocke an. Die Menge drängt nach den Thüren zu. Wir werden mit hinausgeschoben und sind wieder auf der Galerie, dicht an der Brüstung derselben. Unten in der großen Halle wogt es auf und ab, — scheinbar

alles durch-
einander, ohne
Ordnung und
Regel. Das Ge-
summe vieler
tausend Stim-
men schlägt,
dem Geräusch
der Brandung
auf dem Meeres-
strande ähn-
lich, an das Ohr.
Es ist, als ob
man unter sich
das Gewimmel
riesiger Ameisen
sähe. Die Glocke
schlägt noch ein-
mal an. Jetzt
ist's Zeit, sich
hinunterzugeben.
Um halb
zwei beginnt die
Börse.

Dort in der großen Halle hat sich doch schon eine gewisse Ordnung hergestellt. Die meisten Herren stehen still; nur verhältnismäßig wenige drängen sich durch die dichtgesäeten Gruppen. Diese Wandelsterne sind Leute mit geöffneten Notizbüchern, mit Probebeuteln und Düten in den Händen: Makler und Agenten, die sich bemühen, Geschäfte einzuleiten und zum Abschluß zu bringen. Sie sprechen eifrig mit einzelnen Herren, welche sich entweder zustimmend oder abweisend, immer aber höchst gleichgültig und vornehm, verhalten und schließlich auf vieles Reden hin entweder einen Abschluß genehmigen oder die Annahme des Gebotes entschieden verweigern. Alte, hungrig und kummervoll aussehende Agenten, die sichtlich nicht mehr auf der Höhe der Zeit stehen, lächeln sauerfüß, wenn ihnen ein kleiner Abschluß mit einem Hause geringeren Ranges gelungen ist. Kann doch wenigstens heute der Schornstein von der verdienten Kourstage rauchen! Die dienstthuenden Kommiss der großen Firmen holen Schiffsmakler und Verladungsagenten herbei, mit denen die Chefs konferieren; der Affekuranzmakler erhält seine Aufträge.

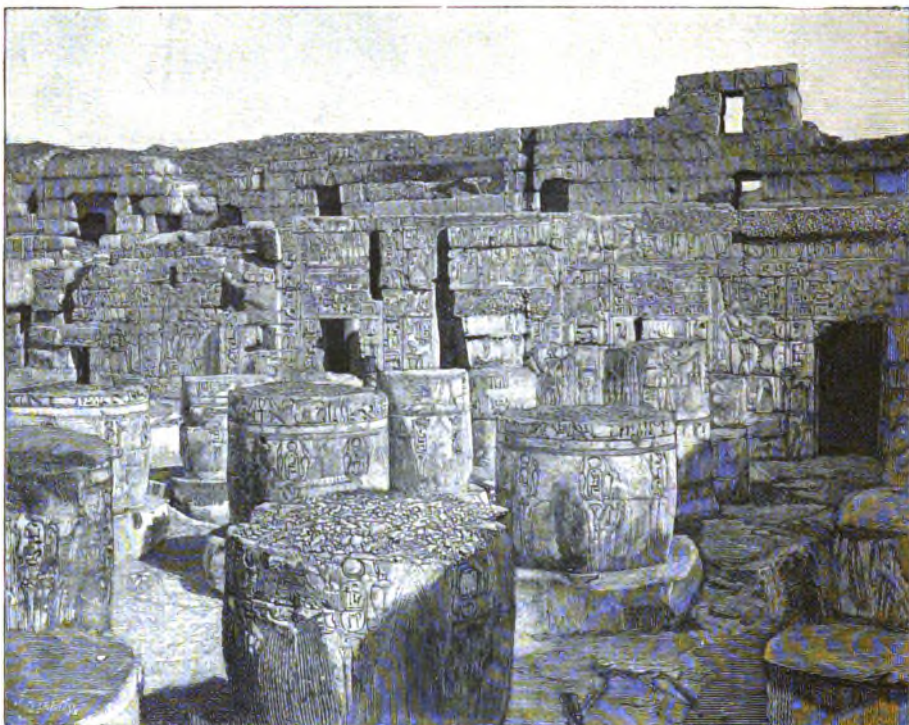
Wir hegen den Wunsch, einige uns bekannte Herren zu sprechen und fragen

ihrerwegen hier und da an: „Wo steht dieser oder jener?“

„Ah! Der gehört zu den Afrikanern! Dort rechts werden sie ihn finden!“

Da stehen nämlich diejenigen Firmen, welche mit Afrika arbeiten. Andere Branchen haben auch ihre bestimmten Standplätze, wo der Eingeweihte sie leicht findet. Den Platz der Börsenfürsten, der „königlichen Kaufleute“, die mit ihren Geschäften und ihrer gewaltigen Kapitalkraft die Welt beherrschen, kennt jedermann.

„Sie wollen Herrn N. sprechen? Ach



Holzgefäßträger Säulenhall im Tempel von Medinet Abu (S. 1216).

ja, der ist ja Teilhaber der Reisfirma. Dort bei Nr. 20 in der Nähe des Pfeilers ist er zu treffen!“

Wir folgen der Weisung und erblicken sogleich den uns befreundeten Herrn, welcher sich glücklich schätzt, uns zu begrüßen. Aber schon im nächsten Augenblicke wendet er sich ab, weil einer der vielen umherstreifenden Telegraphenboten ihm eine Depesche behändigt. Er überfliegt sie rasch und wendet sich an seinen Prokuristen mit den Worten: „Die 'Estella' ist auf der Elbe. Bitte, sagen Sie dem Erwerführer, daß er Lichter nach Brunshausen schickt. Das Schiff kann ohne zu lichten nicht an die Stadt gelangen. — So, lieber N., nun bin ich bereit,“ sagt er, den Blick auf mich gerichtet, „womit kann ich dienen?“

Wir haben selbstverständlich keine Geschäftsinteressen, sondern wollen nur einige von gemeinschaftlichen Bekannten aufgetragene Grüße ausrichten. Glücklicherweise stört uns in den nächsten Minuten niemand in der Unterhaltung. Dann aber kehrt der Prokurist zurück, bleich und ver-
stört.

„Was ist?“ fragt der Chef.

„Soeben,“ antwortet er, „kam die Nachricht, daß die 'Estella' von einem Dampfer angerannt wurde...“

„Das wäre!“

„Ja, und — gesunken ist. Sie als total verloren zu betrachten.“

Der Chef hört ihn ruhig an und jagt dann: „Wir haben doch fünfzehn Prozent imaginären Gewinn versichert?“

„Ja,“ entgegnet der Prokurist.

„Die Mannschaft wird hoffentlich gerettet sein. Dann ist's gut! Lieber mir freilich

Ladung als Nutzen gewährt, dann brand die Mühle mit stillzustehen. Dort geht Agent L.! Wenn Sie ihn fälltigt ber.

Der Herr scheint und me gefragt, ob eine schwimmende Ladung Reis anzubringen hat? Er neint, nicht, aber, als er eben ansicht gehen, ein Telegramm, welches er unter seinen Freunde jagt. „Ich danke,“ sagt er, „terer und erst dann das Schiffsal der 'Estella', welches der Agent noch erfahren hat.“

„Ich gratuliere zum Kauf! Die Ladung ist billig.“

„Ganz Ihrer Meinung,“ entgegnet unser Freund.

Wir empfehlen uns, da sich ein Makler nahen. Binnen wenigen Minuten haben wir einen interessanten Blick in das Getriebe geworfen und sind Zeugen gewesen, wie rasch die Geschäfte eingeleitet und erledigt werden.

Drüben im Anbau stehen die Versicherer. Auf den runden Estraden, welche Sige sich aufbauen, liegen die verschiedensten Klassifikationsbücher, in welchen jedes Seeschiff der Welt nach Art, Güte, Alter und Vertrauenswürdigkeit verzeichnet ist. Des Nachschlagens kein Ende, denn es liegen viele Affekuranzanträge vor. Einige der Herren Makleure sind sichtlich sehr schlechter Laune, denn sie haben eben in die Verlastung einen bösen Posten eintragen müssen. Casco (Schiff) und Ladung der 'Estella' ist an der Hamburger Börse versichert, auch die wahrscheinlich beschädigte Ladung des Dampfers, welcher sie in Grund gebohrt hat. Der Schaden beläuft sich vielleicht

einige Millionen Mark. Die Schiffsflotten, deren Börsenfontäne die Seite der Welt begrenzen, kommen, um näheres zu sagen. Glücklicherweise sind die Mannschaften beider Schiffe in Sicherheit. — Die Telegramme von der Unterelbe sagen, daß dieselbe endlich ganz eisfrei und daß die zahlreichen Segelschiffe, welche in Rughafen lagen, aufsegeln, so daß viel Bewegung in den kleinen Häfen: Die Empfänger der Ladungen zeigen ihre Verfügungen und zeigen die Massen vor.

An der Getreidebörse und im Petroliumhandel ist's heute „flau“, alle ausstehenden Notierungen kommen niedriger. Auch Verkäufer, welche im morgigen Morgen zu liefern haben, sind freudig erst, da sie zu niedrigen Preisen sich decken können, während andere durch den Rückgang der Werte bei teurer Uebernahme ihre Verluste erleiden.

„Ich muß Ihnen eine kleine Auseinandersetzung geben, welche Sie mir verzeihen wollen! Der Terminhandel, welcher mit imaginären Werten operiert, fordert manchmal leider viele Opfer, da derselbe sich nicht auf Gewinn und Verlust gründet; und die Ware (oder das Wertpapier) selbst selten in Frage kommt. Es wird oft mit ungeheuren Quantitäten, resp. Summen, gearbeitet. Wer kauft, spekuliert auf Höhergehen der Preise zum bestimmten Termin, wer verkauft, hat das Bedenken, sich billig für denselben zu verkaufen. Einer muß gemeinlich die Rechnung zahlen. Gewinn und Verlust sind in bewegten Zeiten oft kolossal. Viele Existenzen gehen dann zu Grunde! Verzweiflung, ja Selbstmord folgt. Der Terminhandel ist ein gefährliches Spiel. Die neuerdings auf dem Termingeschäft besessene Hamburger Kaffeebörse hat der schon zahlreiche Opfer gefordert, hier und sogar im Inlande. Der Reiz des bösen Spieles ist zu groß. — Doch nun genug davon! Lassen Sie uns weitergehen!“

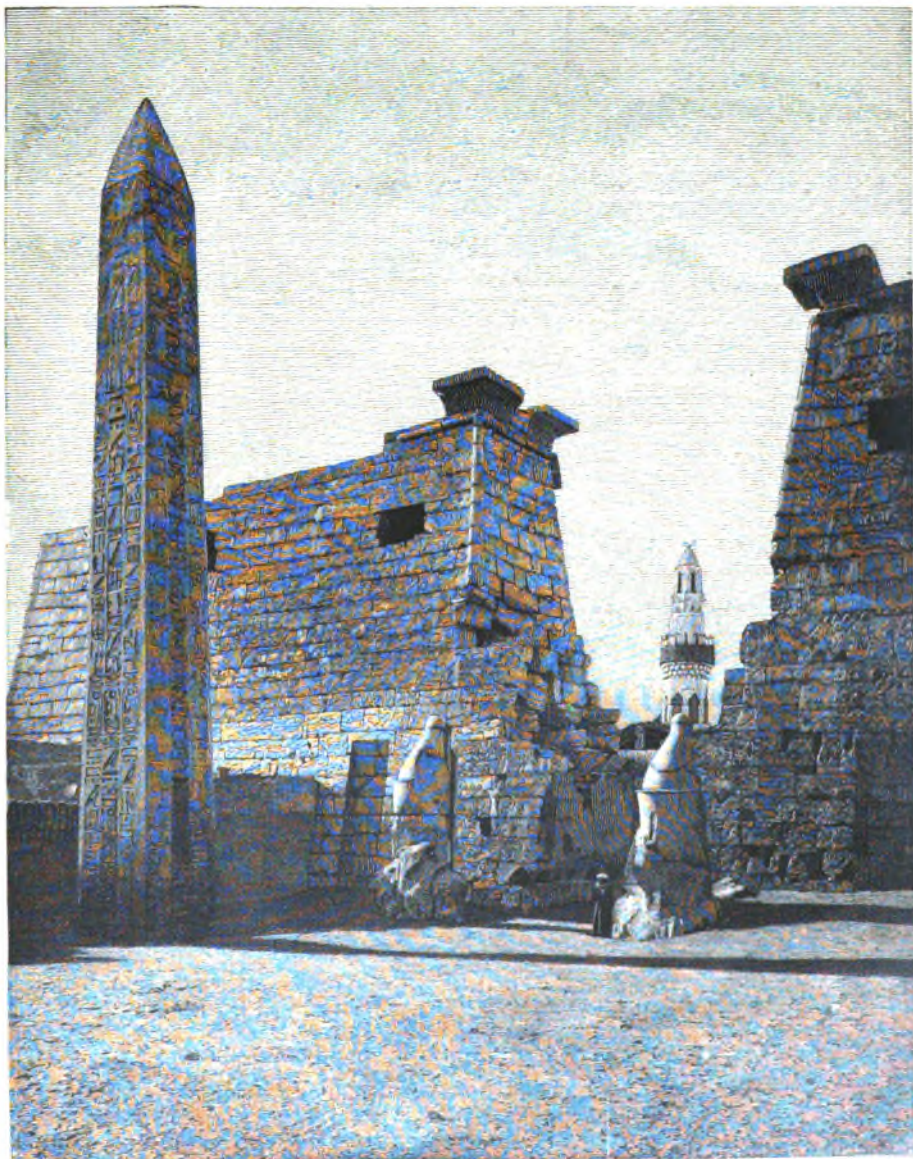
Wir verlassen diese Abteilung, betreten die Mittelhalle und begeben uns in den neuen Anbau, an dessen Ende ein furchtbares Gewühl herrscht. Viele aufgeregte und überhitzte Menschen, denen man an der Nase abliest, daß ihre Vorväter bei dem Zuge durch das Rote Meer beteiligt waren, rennen hin und her, ihre Notizbücher in den Händen haltend, in welche sie Herabblenden lassen, die in vornehmer Haltung auf den Bänken in der Mitte des Raumes sitzen. Auf den Messingtafeln lesen wir die Namen berühmter Bankiers; daß es Israeliten sind, zeigen nicht nur ihre Namen an. Die gewandten Makler, welche kurze Weisungen empfangen, eilen wieder fort. Hier und da hört man Ausrufe, wie: „Ich nehme

fünzigtausend Kredit!“ oder: „Ich gebe zehntausend Hansseaten!“ u. dergl. So viel Brief! So viel Geld! Ultimo! — Gütiger Himmel! Wir sind in die Effektenbörse geraten! Man redet uns an: „Haben Sie Hansseaten? Nehmen Sie Dampfschiffahrtssaktien?“ Wir schütteln erstaunt den Kopf und werden nicht weiter beachtet. So viel aber merken wir, daß der Verlust der „Estrella“ auch bis hierher seine Wirkungen erstreckt hat. Dampfschiffahrtssaktien werden stark angeboten, aber gehalten, da der unglückliche Dampfer, welcher das Unheil verschuldet hat und möglicherweise für den Schaden verantwortlich gemacht werden kann, zwar nicht versichert ist, der große vorhandene Reservefonds der Gesellschaft jedoch eine etwaige Zusage dem Vermögensstande derselben nicht sehr fühlbar sein würde. Die Aktien der Versicherungsgesellschaften sinken. Spekulant, welche noch gestern in Aussicht auf hohe Dividenden sie hoch bezahlten, erleiden gewaltige Einbuße, hauptsächlich

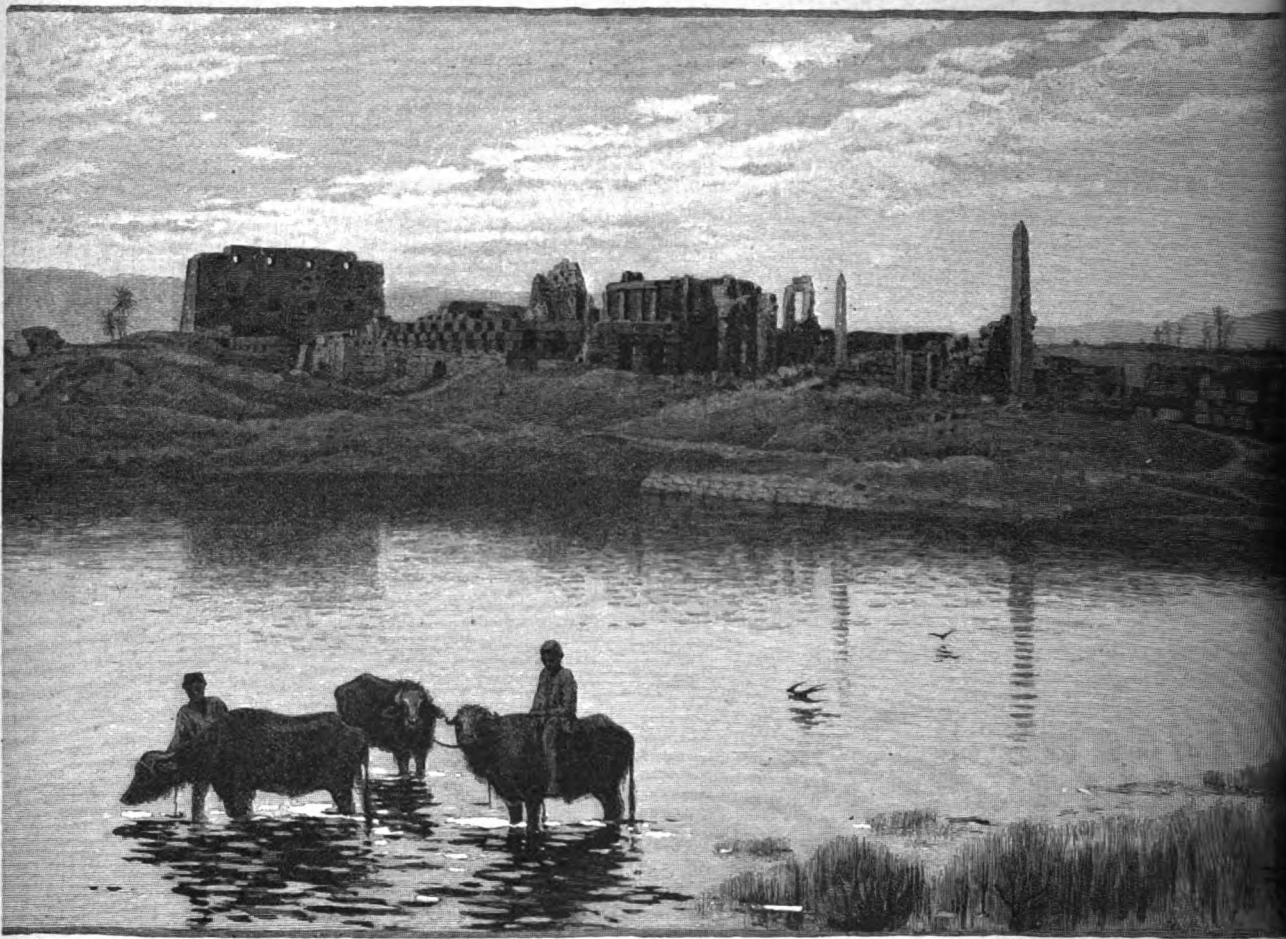
solche Spieler, die nicht im Stande sind, die Aktien im Termin an sich zu nehmen, um sie bis auf bessere Zeiten ruhig in den Schrank zu legen.

Hier im betäubenden Lärm ist's nicht sehr gemütlich, dazu ist die Luft dumpf und schwül. Eine angenehmere Temperatur weht am andern Ende der Halle, wo die Inhaber großer und weltbekannter Fabriken, Import- und Exportfirmen in stiller und erhabener Würde thronen. Man sieht ihnen ihre Solidität und die stille Verachtung an, welche sie dem wüsten Treiben drüben entgegensetzen. An den Seitenwänden reicht sich Kontor an Kontor, in denen die Makler unter Haufen von Warenmustern allerlei Art wachen und schalten, die Qualitäten von Reis, Kaffee, Baumwolle, Zucker u. dergl. genau und sachverständig am hellen Tageslicht der Fenster prüfend.

Allmählich beginnen die Gruppen in den drei großen Räumen, welche wohl 6—7000 Menschen in sich geschlossen haben



Die Vorderseite des Tempels von Rughor (S. 1212).



Ruinen von Karnak mit dem Heiligen See im Vordergrunde (S. 1212).

mögen, sich zu lichten und aufzulösen. Quartiersleute in ihren schwarzen Wämfern erscheinen, um Aufträge zur Empfangnahme oder Ablieferung von Waren zu holen; Kontorboten kommen, um die Liste nötiger Besorgungen, und Advokaten und Notare besuchen ihre Kunden, um Bevollmächtigungen zur Einleitung von Prozessen und Protesten entgegenzunehmen...

... Ah, da ist ja ein lieber Freund! Und gerade im Begriff fortzugehen! Aber er widmet uns noch einige Minuten. Auch ein geborner Bremer wie ich, freut er sich, einige Worte über die alte Vaterstadt an der Weser plaudern zu können.

„Sie haben unser Bremen wohl so wenig vergessen wie ich! Es ist Ihnen doch gewiß schwer geworden, sich in dem kleinen schönen Städtchen an der Trave (er meinte das ehrwürdige Lübeck!) zu akklimatisieren?“

Ich antworte ihm, daß ich Bremen in allen Treuen zugethan bleibe, so wohl ich mich auch in Lübeck fühle.

„Ich sehne mich manchmal aus dem unruhigen Hamburg hinaus,“ fährt er fort. „Wie hier an der Börse, so geht's in der ganzen Stadt. Zur Gemütlichkeit kommt man selten, ja nur, wenn man fernab bei Frau und Kindern in einer entlegenen Vorstadt sitzt. Ja, was ich Sie noch fragen wollte!“

Erwartend, daß etwas recht Wichtiges kommt, horche ich hoch auf.

„Sagen Sie, kann man in Lübeck nach Herzenslust — schlittschuhlaufen?“

Ich lachte laut und entgegnete: „An der Frage erkenne ich den lieben Landsmann. Wenn's Eis gibt, sind die Bremer so toll dabei wie die Holländer. Allerdings haben wir in Lübeck die beste und weiteste Eisbahn bis an die Küste hin. Wenn nur die löbliche Polizei nicht so lange mit dem Freigeben warten wollte!...“

Ja, ja, wie manche hübsche Partie haben wir früher an der Börse in Bremen verabredet! Wie hübsch war's, wenn die Herren Senatoren und Richter dort erschienen, um ihre Schlittschuhkumpane zu den oft zehn deutsche Meilen langen Fahrten zu bereden! Spricht man hier an der Börse auch von dergleichen?“

„Ich glaube kaum! Von Soireen, Dinern und Soupers aber desto mehr. Sehen Sie dorthin! Die lachenden Herren erzählen sich gewiß das Neueste und etwas Pifantes von dem gestrigen Ball beim Senator K. und schmieden Pläne für künftige Amusements.“

„Ein Glück, daß die Börse doch nicht vollständig in Geschäften untergeht...“

Laute Glockensignale unterbrechen die Unterhaltung. Die etwas spießbürgerlich uniformierten Börsendiener, die statt einer

Waffe die Büchse tragen, in welcher den Obolus für die Zuspätkommenden auffangen, öffnen die Gitterpforten und ziehen sich zurück. Die offizielle Börsenzeit ist abgelaufen. Das Börsenpublikum zieht scharenweise ab.

Mein Freund fordert auf, ihn nach einer Restauration zu begleiten, damit wir uns erfrischen und den eingeschluckten Staub in einem Glase Bayrisch hinausspülen können.

„Ich muß Sie aber bitten, vorerst mich noch auf einige Minuten zu entschuldigen, denn ich habe noch eine Depesche nach Hongkong loszulassen. Oder wollen Sie mich auf das Telegraphenbureau begleiten?“

Wir ziehen das letztere vor. Das kleine Bureau in einem Nebenraum ist sehr umlagert, alle Schalter sind stark besetzt. Es gilt, die Hamburger Notierungen für Waren und Werte in alle Welt hinauszusenden. Sind sie doch maßgebend an vielen Handelsplätzen. Die nach Berlin und anderen Orten führenden Fernsprecher sind sehr begehrt. Mein Freund lenkt ganz genau die Stelle, an welche er sich zu wenden hat und wird fast augenblicklich bedient.

„So, nun auch hinaus!“ ruft er froh gemut.

Durch das Gewühl der flanierenden

Herrn und Damen am Jungfernstieg arbeiten wir uns nach dem Alsterpavillon durch, wo wir, auf den breiten, stillen Wasserpiegel blickend, beim kühlen Trunk die an der Börse erlittenen Beschwerden vergessen. Denn es ist wahrlich keine Kleinigkeit, zwei Stunden lang in der drückenden Stickluft unter den vielerlei Eindrücken und im betäubenden Lärm der Stimmen, oft in drangvoll fürchterlicher Enge, auszuhalten.

* * *

Den geneigten Leser entlasse ich nun mit dem herzlichsten Dank für die Begleitung. Möge er im schönen reichen Hamburg Belohnung für seine Mühe finden. Hoffentlich hat er einen kleinen, nicht ganz uninteressanten Einblick in das Börjensein einer Welthandelsstadt gewonnen; freilich nur bei dem gewöhnlichen Verlauf der Dinge. Bei ausbrechenden Handelskrisen, Eintreffen von welterschütternden Hubschposten verändert sich das Bild: Niedergeschlagenheit, allgemeine Panik treten ein, während bei gemeldeten freudigen Ereignissen, z. B. nach Siegen deutscher Heere, die Stimmung der Börse sich zu heller Begeisterung erheben kann und sich in donnernden Hurras Luft macht.

Die Lanze als Reiterwaffe.

Von

Bernh. Poten.

Die Lanze ist die Königin der Waffen — lautet ein geflügeltes Wort, welches Graf Raimund Montecuccoli, dem großen Türkenieger, in den Mund gelegt wird.

Es ist damit, wie mit manchen anderen betartigen Redensarten. Sie sind gebraucht, aber nicht als mathematische Lehrsätze hingestellt, sondern sie sind im Zusammenhange mit anderen Behauptungen geäußert, durch Bedingungen eingeschränkt und auf bestimmte Verhältnisse angewendet. Umstände aber verändern die Sachlage.

So auch hier. Nirgends hat Montecuccoli das Wort zu einem Glaubenssatz erhoben. Er äußert sich vielmehr, wo er sich über die Lanze ausspricht, sehr vorsichtig, indem er sagt, daß von allen Waffen, welche zu Pferde gebraucht würden, die Lanze die beste sei; um sie aber mit Nutzen anwenden zu können sei erforderlich, daß der Lanzenreiter von Kopf bis zur Zehe gepanzert und vorzüglich beritten sei und daß ihm ein festes, ebenes und offenes Gelände zur Verfügung stehe. Wenn alle diese Bedingungen erfüllt würden und Kürassiere in Bereitschaft ständen, um den Erfolg auszunutzen, so könnte großes erreicht werden. Wenn aber Mann, Roß oder Bodenbeschaffenheit jenen Anforderungen nicht entsprächen, oder wenn die Unterstützung durch Kürassiere nicht erfolgen könne, so hält er die Lanze für nutzlos und sogar für schädlich. Dazu kommt, daß Montecuccoli, trotz seiner hohen militärischen Begabung, keineswegs ein großer Reiterführer war; seine Kriegsführung war vorsichtig und methodisch und mehr darauf berechnet durch kunstvolle Manöver zum Zweck zu ge-

langen, als den Sieg im Fluge zu erringen; die wichtigen Schlüge, welche im 30jährigen Kriege von der kaiserlichen Kavallerie geführt waren, kommen unter ihm nicht mehr vor. Erst Prinz Eugen half den kaiserlichen Reitern wieder in den Sattel.

Auf die Verschiedenheit der Forderungen, welche das 17. Jahrhundert an die Truppen stellte, im Vergleich zu denen, welche dieselben gegen das Ende des 19. zu erfüllen haben, welche aber das Urteil über Wert oder Unwert der Lanze wesentlich beeinflussen, braucht hier nicht weiter hingewiesen zu werden.

Der Lanze soll aber, durch die Berufung auf Montecuccolis Urteil und die Erwähnung der geringen Stichthaltigkeit des ihm in den Mund gelegten geflügelten Wortes, ihr Wert für die Reiterei der Gegenwart und ihre Bedeutung für die heutige Kriegsführung nicht abgesprochen werden. Durch eine Verordnung Kaiser Wilhelms II., mittels deren ihre versuchsweise Einführung bei den bisher nicht mit ihr versehenen Reitergattungen befohlen wurde, ist bewiesen, daß an maßgebender Stelle ein hoher Wert auf sie gelegt wird; sie hat hierdurch von neuem das Augenmerk weiterer Kreise auf sich gelenkt. Wir wollen daher unternehmen, einen Rückblick auf ihre Vergangenheit als Waffe der Reiterei zu werfen und die Rolle zu kennzeichnen, welche ihr in den Kriegen der Zukunft zu spielen vergönnt sein dürfte.

Nach der Einführung der Feuerwaffen verschwindet die Lanze, bis dahin die Haupt- und Lieblingswaffe der den Kern der Heere bildenden schwergepanzten Ritter, aus den Reihen der Reiterei mehr und mehr. Sie machte eben jenen Feuergewehren Platz, denen wir als Pistolen, Pistolen, Faustrohren, Karabinern, Artillerie u. begeben. Im 30jährigen Kriege führte keine der einander bekämpfenden Reitertruppen die Lanze, aber mit der blanken Waffe war auch der Reitergeist abhanden gekommen, erst Führer wie Gustav Adolf, Pappenheim und Cromwell hauchten denselben von neuem ein. Sie verlegten das Schwergewicht der kavalleristischen Tätigkeit wieder dahin, wo dasselbe zu suchen ist, in den Angriff mit der blanken Waffe, also dahin, wo die Lanze besonders wirksam sein kann. Trotzdem dauerte es lange, bis sich wieder Lanzenreiter in den Heeren finden. Sie kamen von Osten, von den slavischen Völkern. Durch die Verbindung Kurassiers mit Polen fanden sie unter dem Namen Ulanen den Rückweg in die Heere des Abendlandes. „Ulan“ hieß der Anführer eines mit Lanzen bewaffneten Reitertrupps. An die frühesten sächsischen Ulanen erinnert noch gegenwärtig die lichtblaue Uniform und die weiße Mütze der sächsischen Regimenter; die Czapka ist fast überall deren große Kopfbedeckung geworden.

Die Fredericianischen Kriege machten auch in den Heeren Oesterreichs und Preußens Ulanen entstehen. Dort geschah es unter der Benennung als Balasien (Walachen) oder Freireuter; erst 1784, als anderen Reiterregimentern mit Lanzen bewaffnete Abteilungen beigegeben wurden, kommt der Name Ulanen vor; 1791 wurden zuerst ganze Regimenter davon aufgestellt und seit dieser Zeit haben die „Ulanen“ (so schreibt man dort) sich in der K. K. Armee behauptet. Sie ergänzen sich aus den Landesteilen polnischer Nationalität.

In Preußen hat zuerst König Friedrich der Große Ulanenregimenter errichtet. Es geschah während des ersten schlesischen Krieges. Das Übergewicht seiner Gegner an leichter Reiterei war die Veranlassung. Seine Ulanen waren

aber, wie ein Zeitgenosse schreibt, „ungeschickte Kerls“, nicht Meister ihres schwer zu gebrauchenden Handwerkszeuges, und da sie, als sie zum erstenmal etwas leisten sollten, den Erwartungen nicht entsprachen, erklärte er: „sie seien das Brot nicht wert, das sie essen“, machte sie zu Husaren und wollte zunächst nichts weiter von ihnen wissen. Als „Bosniaken“ nahm er jedoch bald nachher eine Anzahl ausländischer Lanzenreiter, zum Teil Mohammedaner, von neuem in sein Heer auf; aus ihnen gingen später, als man die Masse bäuerlicher Edelleute verwerten wollte, welche durch die dritte Teilung Polens preussische Unterthanen geworden waren, die Towarczys (zu deutsch Kameraden, Genossen) hervor, die Vorgänger der heutigen Ulanen, deren Name bei der Neugestaltung des Heeres nach dem Frieden von Tilsit ihnen beigelegt wurde. Weite Verbreitung erhielt die Lanze in Preußen durch ihre allgemeine Einführung bei der Landwehrkavallerie im Jahre 1813. Man hatte damals daran gedacht, die letztere als eine Art von regulären Kosaken zu verwenden; es geschah dies jedoch von vornherein nicht, die Landwehrreiterei ward vielmehr vollständig Linienkavallerie, die mit der Lanze bewaffnet war; die Mobilmachungen der Jahre 1848 bis 1850 bewiesen aber, wie fehlerhaft es sei, dem früheren Kürassier, Dragoner oder Husaren als Wehrreiter dieselbe in die Hand zu geben; es wurden daher seit 1852 den Landwehr-Ulanenregimentern nur solche Mannschaften zugeteilt, welche im stehenden Heere Ulanen gewesen waren, während die übrigen den mit der Lanze nicht versehenen Regimentern überwiesen wurden, und dieser Grundsatze dient noch jetzt für die Bglinge der 25 Ulanenregimenter des deutschen Reichsheeres zur Richtschnur. Die Anerkennung, welche ihr Name während des Krieges von 1870/71 durch den von ihnen verbreiteten Schrecken gefunden hat, gebührt vielmehr den Dragonern und Husaren, den Chevaurlegers und Reitern, als den Trägern desselben, denn dieser Schrecken beruht auf den Leistungen derjenigen Kavallerieregimenter, denen der Aufklärungs- und Sicherungsdienst oblag, das waren zumeist jene. Der Ulan, damals noch einer kriegsbrauchbaren Feuerwaffe entbehrend, wurde zu solcher Verwendung nicht vorzugsweise herangezogen. Dem als Kachler-Pascha in türkischem Dienst verstorbenen damaligen Generalstabemajor dieses Namens erwiderte ein Maitre, welcher ihn über Ulanen befragte und dem er solche zeigte: „Pardon, monsieur, ce sont des lanciers.“ Der Ruf, der ihnen voranging, wurzelte in der Erinnerung an die halbwildten Lanzenträger des russischen Heeres vom Jahre 1814; die pariser Tagespresse von 1870 machte aus den deutschen Ulanen Leute wie Kalmücken und Baschkiren; sie schilderte dieselben als hervorgegangen aus barbarischen Völkern, die irgendwo dem Zepher des Königs von Preußen unterthan wären, geführt von abgedankten Offizieren schlimmster Art, auf Beutemachen und Plündern angewiesen, da sie weder Sold noch Verpflegung empfangen. Erwiderte doch Thiers, den die Franzosen für einen vorurteilsfreien Geschichtsforscher halten, im November 1870 zu Versailles dem Grafen Bismarck, als dieser sich über die Verwendung der Turfos beklagte: „Mais vous vous servez tout de même des ulans!“

In Frankreich haben die Lanzenreiter rechten Boden nicht gewinnen können, abgesehen schon der Märschall Moritz von Sachsen, der empfahl und mit der Einführung den Anfang machte. Die geringe Reifertigkeit der Mannschaften stand der Einbürgerung im Wege. Napoleon I. rief sie, zuerst aus polnischen

Bestandteilen, von neuem ins Leben und 1870 bestanden neun Regimenter, die nach dem Kriege abgeschafft wurden.

In Rußland, wo der größte Teil der zahlreichen irregulären Reiterei die Lanze führte, fand die letztere bei der regulären erst im Anfange unseres Jahrhunderts durch die Errichtung von Ulanenregimentern Aufnahme, doch führte nur das erste Glied die Lanze; eine Art der Bewaffnung, welche Zar Niko- laus auch für die Kürassiere anordnete und Zar Alexander II. auf die Husaren ausdehnte; die Dragoner, bei denen das Feuergefecht von jeher eine große Rolle spielte, blieben ausgenommen. Gegenwärtig ist die Lanze für die gesamte reguläre Kavallerie abgeschafft; bei den Armeefasaken hat das erste Glied sie behalten.

Die letztere Einrichtung hat in einigen kleineren Heeren Nachahmung gefunden; in Italien besteht die Hälfte der Kavallerie aus Lancieri.

Das in der Neuzeit mehrfach zu bemerkende Verschwinden der Lanze ist erfolgt, weil die Notwendigkeit gefühlt wurde, einem jeden Kavalleristen eine brauchbare Feuerwaffe in die Hand zu geben und ihn für das Gefecht zu Fuß verwendbar zu machen. Es ist dasselbe Bestreben, welches die Abschaffung des Kürass veranlaßt hat. Wird die Bewaffnung mit einer kriegsbrauchbaren Schußwaffe auf den Ulanen ausgedehnt, so muß dieser drei Truttwaffen führen: die Lanze, den Karabiner, den Säbel. Das hielt man für zu viel. Man fürchtete ihn zu sehr zu belasten und zu belästigen und war außerdem der Ansicht, daß die Anforderungen an die Ausbildung zu groß sein würden, als daß diesen Genüge geleistet werden könnte, wenn man dem Reitermann noch die Lanze gäbe.

Es sind das alles Bedenken, denen eine Berechtigung nicht abgesprochen werden kann. Das Pferd ist durch das Gewicht des Reiters und durch alles dasjenige, was derselbe für sich und seines Rosses Lebens- und Leibes- notdurft auf des letzteren Rücken fortzuschaffen muß, in so hohem Grade beschwert, daß man seine Last auf alle Weise zu erleichtern bestrebt ist, damit es in Stande ist, bei ungenügender Pflege und vielleicht bei mangelndem Futter, viele Meilen in jedem Wetter und auf allen Wegen zurückzulegen und trotzdem auf das Marisch! in rascher Gangart in des Feindes Reihen zu brechen; zu den beiden unentbehrlichen Waffensätzen, dem Säbel und dem Feuergefecht, von denen, je nach Wahl, das eine am Pferde, das andere am Reiter des Mannes geführt wird, kommt die Lanze, welche die eine Hand fast vollständig in Anspruch nimmt; beim Abstoßen zum Gefecht zu Fuß hat der aufgesessene zurückbleibende Mann neben der Sorge für die Pferde seiner beiden abstehenden Nebenleute auch noch die für die Lanzen der letzteren zu übernehmen und in der kurzen Zeit, welche für die Ausbildung des rohen Rekruten zu einem kriegsbrauchbaren Reitersmanne zu Gebote steht, soll derselbe, abgesehen von seiner allgemeinen militärischen Erziehung und Schulung, reiten, schießen, den Gebrauch des Säbels, exerzieren, Felddienst und dann noch die Führung der Lanze erlernen.

Und nur in der Hand des gewandten Mannes ist diese eine furchtbare Waffe. Für den Ungeschulten ist sie ein Hindernis. Ihr Gebrauch setzt sich zusammen aus Stichen, welche nach allen Richtungen geführt werden, aus Umgängen, d. h. Uebergängen aus einer Stichlage in die andere, und aus Deckungen, welche durch freibeiende Bewegungen erfolgen, bei denen die Spitze der Lanze dem Gegner

zugekehrt ist. Es reicht aber nicht hin, daß der Ulan seine Waffe mit Kraft und Sicherheit zu schwingen weiß; er muß auch ein gewandtes, williges, gehorsames Pferd unter sich haben und es zu tummeln verstehen.

Der Kavallerie des Feindes ist die Lanze besonders im Angriff fürchtbar, der Ulan kann seinen Gegner erreichen lange bevor dieser ihm beizukommen vermag; im Handgemenge ist sie weniger überlegen, zumal wenn es gelingt dem Lanzenreiter die rechte Seite abzugewinnen, Fuchtschritte mit stumpfen Waffen lassen freilich den Ulanen aus dem Strauß mit mehreren Säbel- oder Degenführern siegreich hervorgehen; höchst wirksam ist die Lanze bei der Verfolgung, sei es um weichen Reitern den Rücken zu fesseln oder Infanteristen, welche sich zu Boden geworfen haben, zu erreichen; auch dem Artilleristen, der innerhalb der genommenen Geschütze mit Witzkolben und Fuchsinemesser sich zur Wehre zu setzen suchte, ist sie schon oft verhängnisvoll geworden; dazu sind die Wunden, welche sie schlägt, viel gefährlicher als die durch Kallisch und Säbel hervorgerufenen und weit eher setzt ein Lanzenstoß außer Gefecht als der anderen blanken Waffen Stich und Stich. Vor allem aber ist es der durch die Lanze hervorgerufene moralische Eindruck, welcher ihr Wert verleiht.

Ihre Herstellung ist schwierig; diese Aufgabe in vollkommen zufriedenstellender Weise zu lösen ist noch nicht gelungen. Es genügt keineswegs eine Hohnenstange zu nehmen und mit einer eisernen Spitze zu versehen. Schon lange hat man darauf verzichtet, sie aus einem Stücke zu machen; man schneidet deren mehrere und leimt sie der Länge nach zusammen und daneben sucht man nach einem Ersatz, versucht es mit Bambusrohr, mit Stahlrohr und sonstiger Hohlhölzer und kommt vielleicht noch auf Kautschuk und Papier. Schwierig ist auch die Befestigung der eisernen Spitze an dem hölzernen Schaft. Sie hängt zusammen mit der zweckmäßigen Lösung einer anderen wichtigen Frage, der Bestimmung des Schwerpunktes. Je mehr Vordergewicht die Lanze hat, desto wichtiger ist ihr Stoch, um so schwieriger aber ist auch und umsomehr Kraft erfordert ihre Handhabung; bei zu großem Hintergewicht ist sie ungeschickt. Die preussische Lanze ist 3,3 m, die bayrische 3,14 m, die österreichische 8 1/3 Fuß lang; das Gewicht beträgt etwa 2 kg.

Die eiserne Spitze ist meist dreikantig und mit Hohlkehlen versehen, um das Gewicht zu verringern; auch das untere Ende ist mit Eisen beschlagen, um das Einstechen in den Boden zu erleichtern; am Schaft ist eine lederne Schlinge angebracht, durch welche der Arm gesteckt wird; an den Steigbügeln befinden sich lederne Lanzenriemen, welche das untere Ende des Schaftes aufnehmen, wenn die Lanze nicht gebraucht wird; in Gemeinschaft mit dem Armriemen enthebt der Lanzenriemen den Reiter der Verpflichtung die Lanze mit der Hand zu halten, wenn er nicht nötig hat sie zu gebrauchen. Lustig weht von dem oberen Teile des Schaftes die Lanzenflagge in den Landesfarben herab; sie soll nicht, wie vielfach angenommen wird, dazu dienen des Gegners Pferd sehen zu machen, sondern ist ein Ueberbleibsel aus dem Mittelalter, wo sie den Rang des Reiters bezeichnete.

Wenn es zum Angriff geht, werden die Lanzen gefaßt; mit eingelegerter Waffe geht es dann in vollem Hosselaufe auf den Feind los. Wird zum Gefecht zu Fuß abgefallen, so bleiben die Lanzen bei den Pferden, der Ulan nimmt den Karabiner zur Hand und dem zurückbleibenden Kameraden bleibt mit der Lanze für die Pferde zweier zu Fuß Rechten-

der auch die Obhut ihrer Lanzen. Im Bunde werden die letzteren vor den Köpfen der Reiter in die Erde gesteckt und schnurgerade ausgerichtet. Am schlechtesten haben sie es auf der Eisenbahn, da kommen sie wie ein Dornbüschel in den Gepäckwagen.

Wie die Verwendung der Lanzenreiter in den Kriegen der Zukunft sich gestalten wird — wer will es sagen. Sie hängt von dem Gebrauch der Kavallerie im allgemeinen ab und von den Wirkungen der zu immer größerer Leistungsfähigkeit entwickelten Feuerwaffen. Voraussichtlich wird der Selbstzug durch große Reiterkämpfe eingeleitet werden, in denen die Kavallerie von diesseits und von jenseits sich messen wird, und welche dazu führen werden, daß das Gebiet des Aufklärungs- und Verschleierungsdienstes mehr oder weniger der als Sieger hervorgehenden Partei fällt. Bei diesen Reiterkämpfen, wie bei dem Gefecht gegen Infanterie, welches trotz aller Hindernisse nicht ausbleiben kann, wird die Lanze ohne Zweifel gute Dienste leisten. Bei Lösung der anderen Hauptaufgabe aber, welche der Kavallerie zufällt, beim Aufklärungs- und Sicherungsdienste, bei welchem das Geschütz zu Fuß eine Rolle zu spielen berufen ist, wird, ist sie ein Hindernis.

Große Vorzüge sind der Lanze nicht abzusprechen und bedeutende Vorteile erweisen dem Ulanen aus ihrem Besitze, aber schwerwiegend sind auch die Bedenken gegen ihre Verwendung, sei es für einen Teil, sei es für die Gesamtheit der berittenen Truppen.

Nur versuchsweise hat Kaiser Wilhelm II. ihre Einführung bei den früher mit ihr ausgerüstet gewesenen Reitergattungen verfügt. Zuerst waren es sämtliche Kürassiere, für welche die Ablegung des Harnischs auf der Parade und die Ausrüstung mit dem Karabiner bereits befohlen war, und wenn wir recht berichtet sind, zwei Husarenregimenter. Neuerdings sind auch die Dragoner in den Kreis gezogen und bereits hat Frankreich den Versuch bei seinen Dragonern nachgeahmt.

Aber wir sind im vaterländischen Heere nicht gewohnt, daß Anordnungen und noch dazu von so bedeutender Tragweite, ohne die reiflichste Ueberlegung und ohne gründliche Abwägung von für und wider getroffen werden. Deutschlands oberster Kriegsherr wird nicht ohne vollste Ueberzeugung von der Zweckmäßigkeit die versuchsweise erfolgte Einführung zu einer bleibenden gestalten. Den Lobruhm wie den Gegnern können wir daher das Wort zurufen, welchem „lieb Vaterland“ vertraut:

„Kannst ruhig sein!“

Mit oder ohne Lanze steht treu und fest die Nacht am Rhein, wie an der Weichsel und am Nien.

Einem jungen Mädchen.

Noch ruht auf dir ein tiefer Frieden.

Wie auf der Rose Morgentau,

Noch hat der Kummer dich gemieden.

Noch ist dein Himmel klar und blau.

Du gehst auf dornenlosen Wegen,

Der eignen Schönheit unbewußt.

Wie träumend noch; bald wird sich was

Der Kampf in deiner jungen Brust.

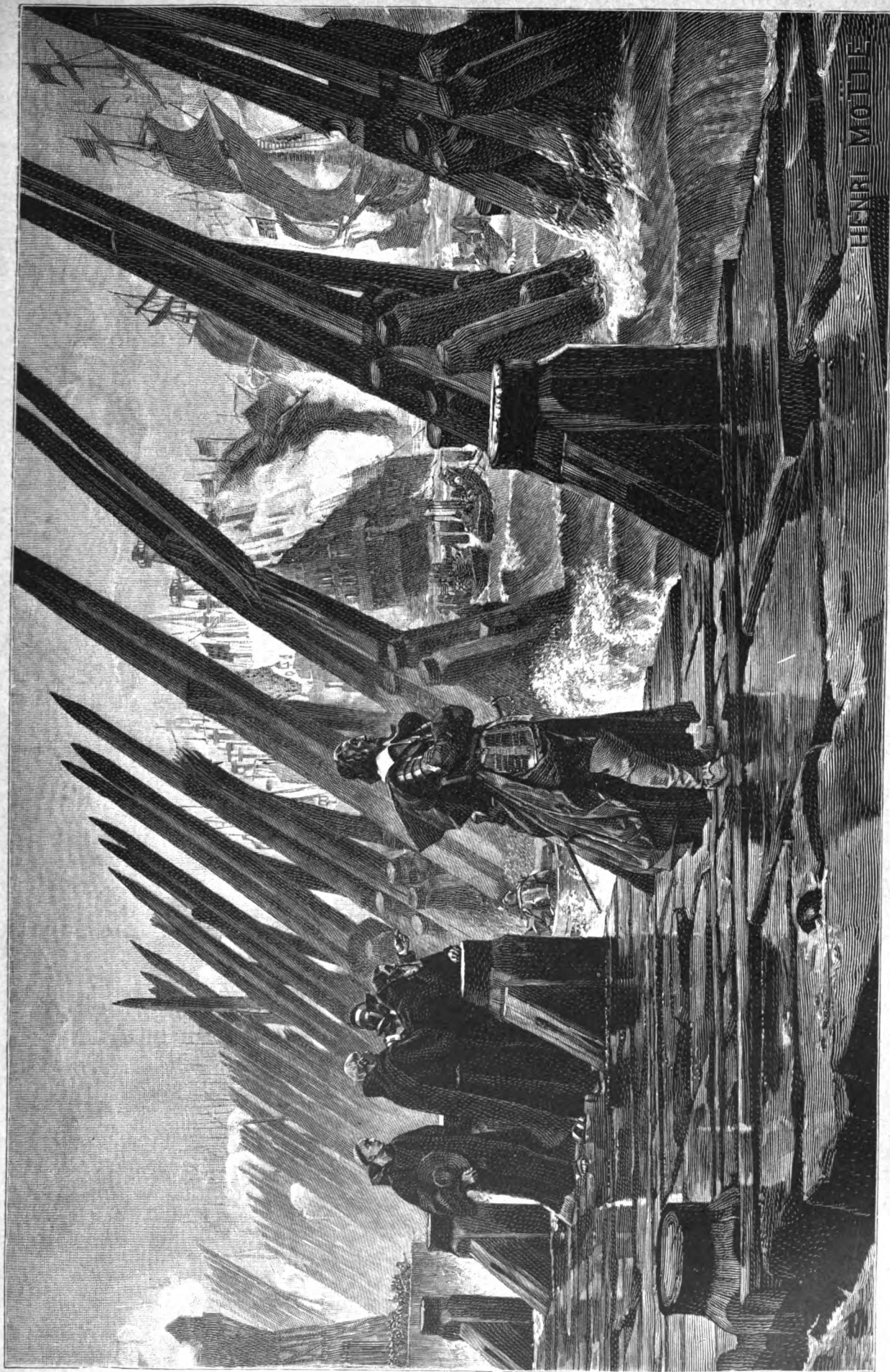
Dann wirst du zagen, hoffen, bedenken.

Denn ehe du es noch gedachst,

Bist haltlos du dahingeehen

Der Liebe unsichtbaren Macht.

Julius Sturm.



HENRI MOTTE

Richelieu bei der Belagerung von La Rochelle. Von H. Motte.

Das Haus Montague.

Erzählung in drei Bänden von

Balduin Möllhausen.

(Fortsetzung.)

Wie du, kann nur ein Bruder handeln," begann er, "und was du mir bietest, ich nehme es mit Dank an. Bin ich kein Gentleman wie du selber, so weiß ich doch, was recht ist. Soll ich für dich den Tod gehen, brauchst du mir nur einen Wink zu geben. Ich fordere dich nicht auf, dem Mädchen hier freundlich zu begegnen; in deinen Augen steht's geschrieben, daß du in ihr die Braut deines Bruders ehrest." Er sah nach der niedrigstehenden Sonne hinüber und bemerkte schadenfroh: "Eine Stunde mögen wir noch warten, begeben wir uns dann auf den Weg zur Stadt, so treffen wir gerade in rechten Zeit ein. Könntest mir jetzt der eine Freude bereiten, indem du Carlota als deine künftige Schwägerin bezeugst; denn das schwöre ich dir zu: setzt du mir alles Gold Kaliforniens, ich lässe ich nicht von ihr. Ihr Herz ist klar wie ihre Augen."

Mein Blick trübte sich bei dieser Bitte. Zwei Gestalten waren vor meiner Seele auftauchend, die eine im Schmuck üppiger Jugendkraft und lichtblonden Haars, umhüllt von gletschergekrönten, wild zerklüfteten Felsmassen, die andere bis zur Hingabe zart, umwallt von braunen Locken und in ihren Augen widerspiegelnd tiefes, stilles Gold und ungezählten Schätzen ins Leben getretenes Leid. Wie kontrastierten diese so eigentümlich zu der gepaarten und so auffchauenden bräunlichen Waldbese!

"Carlota," rebete ich sie herzlich an, indem ich ihre beiden Hände ergriff, "wie oft hast du gehört auch du zu mir — es ist mir wie ein Küssen zwei Kirschentlippen abfangen von meinem Munde fort, und wieder zurücktretend, flehte Carlota in kindlich süßem Schmeicheln: "Aber du nimmst mich nicht fort von mir, oder ich muß sterben. Santa Maria! Darfuß will ich lieber auf deiner Seite mein Leben lang gehen, als ohne ihn goldene Schuhe tragen und meine Schleppen hinter mir herziehen."

"Der soll dir nicht geraubt werden," rebete ich gerührt, "dagegen hoffe ich, daß du an seiner Seite in Samt und Seide einherwandest."

Carlota sah mich mit ihren großen milken Augen ungläubig an. Sie schien nicht verstanden zu haben. Wir ließen uns auf den Stein nieder, Carlota zwischen uns beiden Brüdern, und wenn je Herzen schnell erwärmten und öffneten, so geschah es hier, indem ich zunächst mit kurzen Worten meine eignen Erfahrungen schilderte, dann aber zu unserer gemeinsamen Lage, der fernsten Vergangenheit

und nächsten Zukunft überging. Die einfache ungeschminkte Weise der Mitteilungen bahnte meinen Worten einen breiten Weg zu den beiden ungeschulten Gemüthern, daß sie kaum zu atmen wagten, zu träumen meinten. Ich dagegen begriff, daß es auf gewöhnlichem Wege mir kaum gelingen würde, Carlotas Einwilligung zu einer längeren Trennung von dem Geliebten zu erlangen. Bedachtsam vermied ich daher, schon jetzt an eine solche Nothwendigkeit zu rühren. Um so inniger ergoßte ich mich dafür an den Plänen, welche bald von Carlotas Lippen flossen, bald von John Blount offenbart wurden. Es waren Pläne, welche ihnen beiden als der Inbegriff des höchsten irdischen Glückes und Reichthums erschienen und sich doch nur auf den Besitz eines eignen Gehöftes, eines Duzends eigener Pferde und doppelt so vieler Kinder beschränkten. —

Die Sonne war längst hinter die Küstenberge hinabgesunken, als John Blount endlich an die vorgerückte Zeit erinnerte und wir gemeinsam den Weg zur Stadt einschlugen. Eine halbe Stunde später erreichten wir das Fort. Dort bestieg John Blount seinen Mustang, und während Carlota sich nach ihrem Heim begab, schlugen wir Brüder die nächste Richtung nach dem Hause des Alkaliden ein.

Die Nacht war nunmehr vollständig hereingebrochen, eine jener lieblichen Nächte, wie man sie als einen Schmuck der vom Meer begrenzten Tropen bezeichnen möchte. Die engen Straßen waren noch belebt. Vor den Häusern rasteten deren Bewohner, um die erquickende Kühlung im vollsten Maße zu genießen. Andere hatten die von würfelförmigen Bauwerken umschlossenen Höfe zum Aufenthalt gewählt, wo Palmen und Bananenstauden sich über ihnen wölbten und das Wasser eines vom Gebirge niederrieselnden Baches zur Herstellung plätschernder Springbrunnen herbeigeleitet worden war.

Auf einem solchen Hofe weilte auch der Alkalde von Acapulco, ein Mann in den Bierzigern und behaftet mit allen Fehlern und Vorzügen eines echten Mexicaners. Bei ihm und seiner Familie befanden sich einige Nachbarn, gleich ihm mit dem Rauchen von Zigarretten und einem kräftigen Trunk sich vergnügend. In heiteren Bahnen bewegten sich ihre Gespräche, als ich den Alkaliden um eine Unterredung bitten ließ. Vorbereitet, wie er bereits durch seine Leute war, begab er sich ohne Zeitverlust in sein Geschäftszimmer, wo ich alsbald bei ihm eingeführt

wurde. Unsere Verhandlung dauerte nicht lange. Von seiten des Alkaliden anfänglich mit einer gewissen vornehm kalten Zurückhaltung geführt, wurde er indessen bald redseliger. Als wir endlich zu einem bestimmten Abschluß gelangten, drückte er mir mehrfach die Hand, mit mexicanischer Verbindlichkeit sich beglückwünschend, daß ihm die Ehre näherer Beziehungen zu dem wohl berufenen Hause Montague zu teil geworden. Gleich darauf wurde John Blount hereingerufen. Mit unnachahmlicher Grandezza trat der Alkalde ihm entgegen. "John Blount," rebete er den sich höflich Verneigenden wohlwollend an, "du hast in diesem Herrn einen warmen Fürsprecher gefunden. Gegen die höchste obrigkeitliche Behörde fehltest du, auch sollst du am Schmuggeln dich abermals beteiligen haben, was indessen erst bewiesen werden müßte, und dergleichen darf nicht ungeahndet bleiben. Von der Gefängnisstrafe sehe ich ab; dagegen kann dir nicht erspart bleiben, daß dein Birge fünfzig Dollar für dich erlegt, wofür du ihm verpflichtest bist. Jetzt gehe, John, und überbringe Carlota meinen Gruß. Sage ihr, ich hoffe, binnen absehbarer Frist bei Gelegenheit ihrer Hochzeit den Sandango mit ihr zu eröffnen."

"Ich danke dem Alkaliden für seine Nachsicht," antwortete John Blount eigentümlich weich, als hätte die Begegnung mit mir, wie meine Vermittelung den zügellosen Burschen plötzlich umgewandelt gehabt; "zum erstenmal in meinem Leben bereue ich etwas, und zwar gegen den Alkaliden selber mich freventlich aufgelehnt zu haben. Aber der Teufel der Eifersucht hatte mich gepackt —"

"Schon gut, Blount, schon gut," unterbrach ihn der Alkalde, dem eine Fortsetzung des Gesprächs peinlich sein mochte, und er drückte ihm herablassend die Hand, "wärest du von Anfang an weniger störrisch gewesen, so müchtest du jetzt Haus und Hof dein eigen nennen."

John Blount blickte mich fragend an. Ich gab ihm einen Wink und mit schnellem Verständnis und der Folgsamkeit eines gut gearteten Kindes entfernte er sich. Ich hatte eben ein neues Gespräch mit dem Alkaliden eröffnet, als draußen das flinke Klappern der Hufe ertönte, mit welchem der Mustang seinen Herrn in wildem Galopp davontrug. Zu demselben gesellte sich nach kurzer Pause durchdringendes indianisches Gellen und Jauchzen.

"Der Teufel steckt in dem Blount," meinte der Alkalde lachend, "Caramba! solche Töne kann ihm nur helle Freude über die Zähne jagen. Die ganze Stadt macht er aufrührerisch. Recht es Erstaunen wird's erregen, daß der wilde Schlnaquel wieder da ist; und im Grunde ist er trotz seiner tollen Streiche wohl gelitten. Bei Gott, Herr Montague, Sie werden Ihre liebe Not haben, einen friedlichen Geschäftsmann aus ihm heraus zu bilden."

"Es soll wenigstens versucht werden," erklärte ich mit heimlicher Besorgnis, "nach den unberechneten Erfolgen der letzten

Stunden ist meine Hoffnung gewachsen. Ueber das Mädchen und dessen nächste Zukunft muß ich noch mit mir zu Rate gehen. Ich habe nämlich den Eindruck gewonnen, daß ohne sichere Bürgschaft, wieder zusammengeführt zu werden, die beiden schwerlich in eine, wenn auch nur vorläufige Trennung willigen."

"Wenn sie sich überhaupt dazu bequemen, einander aus den Augen zu verlieren," meinte der Alkalde nachdenklich ein. "Die sind nämlich wie die jungen Panther unserer Wälder. Wieh wie Samt schauen die Taten dieser Tiere sich an; aber man braucht nur die Hand nach dem einen auszustrecken, um ebenso schnell die Krallen des anderen im warmen Fleisch zu fühlen. — Caramba, Sennor, ich habe meine Erfahrung hinter mir; wer aber möchte es einem verargen, wenn er einem Kinde wie die Carlota in die frischen Wangen knirscht?"

So munter plaudernd, geleitete der Alkalde mich auf die Straße hinaus, wo wir mit einem freundschaftlichen "Auf Wiedersehen" voneinander schieden. Der Alkalde kehrte zu den Seinigen zurück; schwermütigen Betrachtungen hingegeben, verfolgte ich langsam meinen Weg nach dem Gasthause, meiner zeitigen Heimstätte. Wie sollte es mir gelingen, entscheidenden Einfluß auf meinen verwilderten Bruder zu gewinnen? Inwieweit war das trokige Gemüt empfänglich für Ratschläge, welche seinen eigentümlichen Anschauungen nicht entsprachen? Dunkel wie die engen Straßen dehnte die Zukunft sich vor meinen geistigen Blicken aus.

34. Kapitel.

Der Fandango.

Als ich auf Umwegen dem Gasthause mich näherte, tönte mir schon aus der Ferne das Klingen von Guitarren, Tamburin, Triangel und Kastagnetten entgegen. Vor demselben eingetroffen, fiel mein erster Blick auf John Blounts Ausgang. Neben der Thür stand er angebunden, sich angelegentlich mit einigen ihm vorgeworfenen Maiskolben beschäftigend. Soviel ich von außen erkannte, war die geräumige Halle dicht gefüllt mit Menschen. Die wilden Jubelrufe, welche John Blount während seines tollen Einherreitens ausstieß, hatte das junge Volk der Stadt dort zusammengelockt, und dann bedurfte es nur weniger aufmunternder Worte, mit welchen man den Willkommtrunk begleitete, einen Fandango zu eröffnen. Was nur immer beweglich, hatte man aus der Halle geschafft, vor allem der schwingenden Wiege mit ihrem schlummernden Inhalt eine geeignetere Stelle angewiesen. Die gutmütige Wirtin, die unvermeidliche Zigarre zwischen den Lippen, und ihre Wäage hatten alle Hände voll zu thun, um die zahlreichen Gäste zu befriedigen. Wein und Aqua ordinate flossen in Strömen. Galt es doch, die Rückkehr John Blounts, des tollsten Burschen der Stadt, zu feiern, des verwegenen Reiters und Schmugglers,

der plötzlich allen Nachstellungen entriickt war, sich frei zeigen durfte, wo nur immer es ihm beliebte. Doch mehr noch als die Getränke trieb die Musik das bewegliche süßliche Blut in schnellerem Takt durch die Adern. Die Wangen glühten, es blitzten die dunklen Augen, indem die Paare abwechselnd durcheinandervirbelten und dann wieder zu einer Art Quadrille sich ordneten. Zu der Musik gesellte sich pausenweise allgemeiner Gesang, zum Preise der Liebe und des Weins, während die Zuschauer und rastenden Paare durch Zusammenschlagen der Hände dem Takt fortgesetzt verstärkten Ausdruck verliehen.

Von der Thür fortretend, war ich nach dem Giebel des Hauses herumgeschritten, wo ich sicher war, nicht bemerkt zu werden. Dort erstieg ich eine unterhalb des Fensters liegende Kiste, wodurch ich eine freie Aussicht auf das lebhafteste Treiben gewann. Nach John Blount brauchte ich nicht lange zu suchen. Allen voraus war er bald mit Carlota, bald mit dieser oder jener bräunlichen Schönen. Erfüllte kurz zuvor der Gedanke an den ungeahnten Wechsel seiner Lage ihn vollständig, so kannte er jetzt nur das einzige Trachten, einem zügellosen Freudenrausch sich hinzugeben. Dabei entging mir nicht, daß er hin und wieder einen scheuen Blick nach der Thür hinübersandte, wie von dorthier irgend eine Störung befürchtend. Leicht deutete ich diese Bewegung; ich begriff, daß das Bewußtsein, während seines übermütigen Einherstürens von mir überwacht zu werden, ein Gefühl der Beschämung in ihm wachgerufen hätte, und sorgfältiger noch achtete ich darauf, einer Entdeckung auszuweichen.

Kurze Zeit hatte ich durch die trüben Scheiben das lustige Treiben beobachtet, als eine Pause eintrat und die vollen Gläser unter wildem Jubel freistanden. Plötzlich aber wurden Ruhe nach Carlota und John Blount laut; zugleich schaffte man freien Raum, indem die Gäste ringsum an den Wänden und in den Zimmerecken sich zusammendrängten.

"John Blount!" hieß es da, "jetzt beweise, daß du auf der anderen Seite der Berge das Tanzen nicht verlerntest! Carlota! Auf den Platz mit deinen kleinen Füßen! Zeige, was es heißt, die flinkste Tänzerin von Acapulco zu sein! Heraus mit euren Kastagnetten! Wille Caramba! Platz für den tollen Baquero und seinen Schatz!"

So schallte es aus allen Richtungen, und nicht lange, da traten Hand in Hand John Blount und Carlota, begrüßt von ohrenbetäubendem Beifall und den ungeheuerlichen Beweisen der Bewunderung, mitten in den Kreis. Und ein Bild zum Bewundern boten sie, der kraftvoll gebaute Baquero und das bräunliche Mädchen; ein Bild, in welchem Anmut und Jugend Schönheit mit stolzem, mannhaftem Selbstbewußtsein und heiterer Gefallsucht sich einten. Carlota hatte die Böpfe, nachdem sie der fesselnden Schleife entschlüpften, ganz aufgelöst, daß ihr pracht-

volles, schwarzes Haar auf dem Nacken bis tief über die Hüften niederfiel. Um die Schläfen geschlungenes rotes Band schützte dasselbe gegen allzu wildes Flattern. Die Jade hatte sie abgeworfen, daß ihre runden Arme fast bis zu den Schultern hinauf sichtbar waren. John Blount hatte dagegen die Gamaschenleder zur Seite geworfen und die weiten, staubigen Beinkleider bis über die Knie emporgerollt, ebenso die Hemdärmel, wodurch die barocken Tätowierungen und Muskeln zum Vorschein kamen, deren ein angegebener Herkules sich hätte nicht zu schämen brauchen. Seine Hüfte waren mit einfachen schmucklosen Motassins bekleidet, wie solche unter der ärmeren Landbevölkerung üblich. Während Carlota auch hier barfuß ging. Beide führten in den Händen Kastagnetten, und an den unregelmäßigen Probewirbeln, welche sie schlugen, erkannte man leicht, daß sie in dem Gebrauch dieser zauberhaft wirkenden unscheinbaren Instrumente eine große Fertigkeit erlangt hatten. Was hingegen in ihrem Inneren lebte, die erwachende wilde Lebenslust, der unwiderrstehliche Drang, nach dem Takt der Musik im Tanz sich zu wiegen, das leuchtete aus ihren Augen, indem sie nach allen Seiten spähten, gleichsam Aufmunterung suchten in den begeisterten Blicken, welche an dem schönen Paar hingen, und die Stimmen, die ihnen schon im voraus spendeten.

Ein Schlag auf das Tamburin erzeugte Stille. John Blount strich die beschlagenen Locken zurück. Verstoßen sah er wieder nach der Thür hinüber, dann wendete er einen Blick des Einverständnisses mit Carlota. Beide hoben die Hände empor, die Kastagnetten ertönten wirbelnd, um in einen langsamen Marschtakt überzugehen. Klingend, flirrend und raschelnd fielen Guitarre, Tamburin und Triangel ein, zugleich belebten sich die beiden geschmeidigen Gestalten, die bisher wie gebannt gestanden hatten. Anfänglich im Tanzschritt sich gegenseitig meidend und einander wieder zuehrend, legten sie das Hauptgewicht in die Bewegungen des Körpers, Carlota auf ihren nackten Füßen mit unnachahmlicher natürlicher Anmut, gleichsam einhererschwebend, John Blount eine gewisse, von Kraft und Gewandtheit zeugende Ruhe und Sicherheit zur Schau tragend. Dabei regten sie die Arme eintätlich ausdrucksvoll; Zauberformeln harrten man das Klappern der Kastagnetten nennend. Allmählich aber, indem sie ihre Bewegungen beschleunigten, einte sich hier und da eine Stimme mit der Musik, bis endlich alle Anwesenden sich an der Gesänge beteiligten und diesen mit rhythmischem Händeklatschen begleiteten. Raschener regten sich die Füße der beiden Tänzer, schneller ihre Arme, indem sie gegenseitig haschten, flohen und immer wieder suchten. Leidenschaftlicher erglöhnten ihre Gesichter, heißer leuchteten ihre Augen, wilder wogte das geschittelte prächtige Haar um Carlotas Schultern, wilder die braunen Locken um John Blounts

Haupt. Kein Flitterstaat schmückte das Paar, und doch bot es ein Bild, durch welches auch das vermöthetste Auge hätte entrückt werden müssen. Von meinem ersten Standpunkte aus vermochte ich es über die Köpfe der Zuschauer hinweg bis zu den Füßen hinunter zu überwachen. Durch den Anblick wurde ich in einer Weise gefesselt, daß ich die Beziehung verlor, in welcher John Blount zu mir stand. Es schmeichelten meinen Augen die beiden wunderschönen Menschen, die in dem Bestreben, ihr Bestes zu leisten, für ihre Umgebung keine Sinne mehr besaßen, an sich selbst nichts vermischten, was ihrer äußeren Erscheinung erhöhte Reize hätte verleihen können, kein heiteres Farbenspiel, einen schillernden Zierat. Was die Natur ihnen verliehen hatte, das genügte ihnen, es genügte allen, die begeistert auf sie hinstarrten. Ungezügelter noch wurden ihre Bewegungen und leidenschaftlicher. Sie schienen unermüdet zu sein. Sie tanzten, als hätten sie sich auf Gottes großer Welt allein befunden. Wehmuth ergriß mich bei dem Gedanken, daß ich stehend zwischen sie beiden treten sollte. Zagend vergegenwärtigte ich mir die Stunde, in welcher John Blount als gleichberechtigter mit mir vor die Entscheidung über die Wahl seiner Zukunft gestellt werden würde; zagend den Versuch, ihn aus den bescheidensten untergeordneten Verhältnissen in andere des Lichts und des Glanzes hinüberzuführen. Wo lag für ihn das Glück? Wo oder allem das Carlota's? Ich gedachte der Tage, in welchen ich selbst nach den Längen der Langleike mich fröhlich im Lichte drehte, ernste Nordlandsmelodien gleichsam an mein Herz anschmiegelten und einen geheimnisvollen dauernden Nachhall in demselben erweckten. Das gletscherkühlte Felsenheim unter dem kalten nordlichen Himmel und das palmenbeschattete immergrüne Tropenreich unter der senkrechten niederbrennenden Sonne: wie waren sie doch so verschieden voneinander! Verschieden wie die beiden Zwillingbrüder, sie, im zartesten Jugendalter ein und dasselbe Bild, jetzt im Äußeren wie im Inneren, sogar im Denken, im Leben und Träumen die Einwirkung der Natur der weit voneinander getrennten Zonen gewissermaßen widerspiegeln.

Gerausvoller Jubel trat an Stelle des rhythmischen Klingens und Rassels, Singens und Klatschens und ermunterte mich aus meinen traumhaften Betrachtungen. Vor meinen Augen flirrte es. Der Tanz war beendet. Um das erhitzte, tief atmende Paar drängte sich alles zusammen, es zu seiner Gewandtheit beglückwünschend. Wie durch einen Schleier hindurch sah ich Carlota's freudestrahlendes, glühendes Antlitz, wie durch einen Schleier hindurch John Blount's selbstbewußt gegengenes Haupt. Neben dem Triumph auf seinen sonnenverbrannten Zügen machte sich wieder jene fletzame Scheu bemerklich, indem er verstohlen nach der Thür hinsah. Wen er dort suchte und wissen ließ er zu begegnen fürchtete, es konnte

kein Zweifel darüber walten. Ich begrüßte es als die erste Spur meines auf ihn gewonnenen Einflusses, welcher indessen durch den unscheinbarsten Zufall, alsbald wieder verwischt werden konnte. Leise glitt ich von der Kiste, die mir so lange als Warte gedient hatte. Auf einem Umwege gelangte ich durch die Hinterthür des Hauses in meine Kammer, wo ich mich aufs Lager warf. Eine Stunde lauschte ich noch auf den Lärm in der Halle, wo die Ausgelassenheit sich bis zum Gipfel steigerte. Dann verstummte die Musik. Zu gedämpftem Summen einigten sich die Stimmen, die so lange in Tanzliedern ertönten. Auf die Straße hinaus drängte es sich, wo lustige Grüß- und tolle Scherzreden sich noch eine Weile kreuzten. Es erscholl das mir bereits bekannte durchdringende Jauchzen und Gellen. Das Klappern flinker Hufe drang zu mir herein, und im Geiste sah ich einen verwegenen Reiter im wilden Galopp seinen Weg über Stock und Stein nach der weit abwärts gelegenen Rancheria verfolgen, welche er zu seinem zeitigen Wohnsitz gewählt hatte.

Als John Blount, ich nenne ihn noch immer so, zwei Tage später wieder in Acapulco eintraf, jetzt aber ein vollkommen freier Mann, um sich von mir beraten zu lassen, hartete seiner eine freundliche Ueberraschung. Durch die Straßen reitend, schallten ihm von allen Seiten fröhliche Grüße entgegen; sogar den Hut zog dieser und jener vor ihm, daß er sich förmlich schämte. Denn wie ein Lauffeuer hatte es sich in der Bevölkerung verbreitet, daß John Blount, über dessen räthselhaftes Herkommen sich schon mancher den Kopf zerbrochen hatte, plötzlich ein reicher Mann geworden und seinen unerwartet aufgetauchten Bruder nach dem Osten begleiten werde. Die ersten dumpfen Gerüchte waren dadurch zu vollendeten Thatsachen angewachsen, daß ich selbst nicht nur mit dem Alcalde, sondern auch mit dem Vereinigten-Staaten-Konsul lebhaft und unverkennbar freundschaftlich verkehrte.

Wie eingeschüchtert durch die ihm zugeschriebenen verworrenen Aufschlüsse, hielt John Blount vor dem Gasthause, in welchem ich wohnte, sein Pferd an. Die gutmütige Wirtin stand in der Thür und hieß ihn mit großer Herzlichkeit willkommen.

„Ja, der Herr Montague, dein eigener leiblicher Zwillingbruder, weist noch hier,“ beantwortete sie John Blount's Frage, „sogar zu Hause ist er; mehrfach schon lugte er nach dir aus —“ Was sie hinzufügen wollte, wurde durch Carlota abgeschnitten, die, aus dem Innern des Hauses kommend, durch die Halle gleichsam flog und an ihr vorbei sich ins Freie hinausdrängte.

Ich stand neben dem Schenktisch am Fenster und betrachtete mit herzlichem Wohlgefallen und warmer Theilnahme den verwegenen Reiter, der in den kurzen Bügeln wie mit dem Pferde verwachsen im Sattel saß. Sobald Carlota aber in meinen Gesichtskreis trat, galt meine Aufmerksamkeit nur ihr allein. Anscheinend

mit Gewalt zog sie den willig Folgenden von dem durch ihr Ungeköm erschreckten Mustang zu sich nieder, um ihn, abwechselnd lachend und weinend, in die Arme zu schließen, ihn zu herzen und zu küssen, daß er kein Wort hervorbringen vermochte. Gerührt überwachte ich beide. Eines in dem anderen aufgehend, hatten sie plötzlich die ganze übrige Welt vergessen, die überstandenen Sorgen wie die verheißende lächelnde Zukunft. Nur in dem einzigen Gedanken schwelgten sie: sich gegenseitig anzugehören, keinen Verrat, keines Sterblichen Blicks mehr fürchten zu müssen. Wer wußte, was die kommenden Tage ihnen brachten. Wie ein Verbrechen erschien es mir, mit störender Hand in das Geschick der beiden anspruchlosen Menschen einzugreifen, deren Leidenschaften, ähnlich den sie umringenden sonnen durchglühten exotischen Pflanzenformen, sich mächtig entwickelten und im üppigen Blühen kein Maß, keine Grenze kannten. Wo lag ihr dauerndes Glück? Fernab in der Umhüllung des streng geregelten kalten Geschäftsverkehrs oder in der immergrünen Zone der heißen Liebe und sorglosen fröhlichen Genießens?

Endlich ließ Carlota von dem berauschten Gelingen ab, und jetzt erst fand dieser Gelegenheit, ihrer äußeren Erscheinung seine volle Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die Sprache versagte ihm vor Erstaunen, als er sie so gänzlich verändert vor sich sah. Denn nicht mehr barfuß ging sie, nicht mehr in schlichtem Röschchen und in Hemdärmeln, sondern stattlich gekleidet, wenn auch nicht prahlerisch reich, wie die Tochter eines wohlhabenden Landbesizers. Und schöner noch erschien sie ihm mit der lieblichen Befangenheit auf dem frisch bräunlichen Antlitz und dem Stolz, der aus ihren großen dunklen Augen hervorleuchtete; schöner noch, daß er sich kaum getraute, ihre erneuerten Liebesfugungen zu erwidern. Erst als ich den beiden mich zugesellte, einige die Zukunft betreffende Andeutungen fallen ließ und John Blount auf die Pfllichten hinwies, die nunmehr auf ihm ruhten, wich die Verlegenheit, welche bei meinem ersten Anblick sich seiner bemächtigt hatte, von ihm. Wie ein Wunder berührte es mich, daß er, der so lange keinen anderen Herren über sich anerkannte als denjenigen, welchen er sich selbst auf Zeit auswählte, mir gegenüber gewissermaßen zum Kinde wurde, welches bei den ersten Gehversuchen ängstlich die Arme nach der stützenden Hand ausstreckt. Mit heimlichem Triumph begrüßte ich diesen ersten auf ihn gewonnenen wirklichen Einfluß. Es wurde mir dadurch erleichtert, ihn meinen ferneren ernst überlegten Plänen zugänglich zu machen und allmählich für eine zeitweilige Trennung von Carlota zu gewinnen. Bedenklich erschien mir dagegen, daß er, nachdem er das Äußere eines Vaquero mit dem eines vornehmen Amerikaners vertauschte, mit überraschender Schnelligkeit und wunderbarem Verständnis in Haltung und Wesen sich auch den Ernst eines solchen aneignete,

ausschließlich Bilder einer überschwenglichen märchenhaften Bracht seinen Kopf erfüllten. Er wurde sogar unempfindlich gegen Carlotas Thränen, und eindringlich redete er auf sie ein, ihr beiderseitiges Glück nicht dadurch zu verschmerzen, daß sie darauf bestünde, ihn um keinen Preis von sich zu lassen. Instinktiv fühlte das arme Kind heraus, daß die plötzlich veränderte Lebenslage des Geliebten für sie selbst Gefahr in sich berge. In demselben Maße aber, in welchem ihr Vertrauen in die augenscheinlich kaltblütig erteilten Versicherungen ewiger Treue des Geliebten sich lockerte, suchte sie in mir einen sicheren Halt zu gewinnen. Möchte sie nicht immerhin als den Urheber ihres Unglücks betrachten und als solchen gewiß oft genug heimlich verwünschen, so fand sie doch Trost und Beruhigung in meinem Versprechen des Wiedersehens mit ihrem Ausserlorenen. —

Volle drei Wochen dauerte es, bevor ich mich entschloß, auf dem nächsten fälligen Kaliforniadampfer zur Reise nach Panama hinunter gemeinschaftlich mit John Blount mich einzuschiffen. Bis dahin hatte ich alles bedachtam so geordnet, daß die beiden jungen Leute der Zukunft vertrauensvoll entgegensehen durften. Weinend erklärte Carlota sich einverstanden damit, daß John Blount den bevorstehenden Winter fern von ihr verlebte. Zukenden Herzens bekämpfte sie die Besorgnis, gänzlich von ihm gerissen zu werden. Ähnlich sprach John Blount sich aus, jedoch mit einer Ruhe, welche mich befremdete, sogar beängstigte. Zur beiderseitigen Befriedigung siedelte Carlota auf meine Veranlassung zu einer amerikanischen Familie über, in der sie die liebevollste Aufnahme fand, zugleich die Gelegenheit, sich gewissermaßen auf eine neue Lebenslage vorzubereiten. Was nur immer in meinen Kräften stand, ihr eine solche Aufgabe zu erleichtern, hatte ich, ihre Neigungen sorgfältig berücksichtigend, aufgeboten. Um das etwaige Urteil Reginalds kümmerte ich mich dabei nicht. Seinen kalten maschinenhaften Berechnungen stellte ich mit einem gewissen Trotz die Entscheidungen des Herzens gegenüber. So hinterließ ich auch reiche Mittel, welche es Carlota ermöglichen, jederzeit, wann immer der Ruf an sie ergehen würde, sich auf die Reise nach New York zu begeben.

So war der Tag des Scheidens herangekommen, die Stunde, deren ich längst mit heimlicher Besorgnis gedachte. Ich fürchtete, daß das mit so viel warmer Teilnahme eingeleitete Werk im letzten Augenblick noch an Carlotas wilder Leidenschaftlichkeit scheitern, John Blounts Zuneigung zu ihr trotz seines gänzlich veränderten Wesens sich stärker erweisen könne als alle ihm vorgespiegelten glänzenden Hoffnungen. Erst als ich wahrte, daß letzterer das klagende Mädchen mit beinahe herrischer Entschiedenheit tröstete, Carlota dagegen zitternd und zagend, sogar von sichtbarer Scheu vor dem Geliebten befangen, sich nach dem letzten Abschiedsgruß

aus seinen Armen wand, beruhigte ich mich einigermaßen wieder; es trug mich die Ueberzeugung, daß Tage folgen würden, in welchen sie die jetzige Stunde segneten. Mit innerer Genugthuung beobachtete ich darauf, wie John Blount vom Stern des scheidenden Dampfers aus die ihm von den zahlreichen Voten und dem palmenbeschatteten Strande aus nachgesendeten Grüße beantwortete. Reihenweise standen und saßen dort die alten Bekannten und Freunde, jung und alt, durch Gellen und Jauchzen ihre aufrichtige Teilnahme für ihn offenbarend, der nach den jüngsten Ereignissen ihnen plötzlich wie ein Weltwunder der Größe und Erhabenheit erschien.

Auf dem flachen Dache eines günstig gelegenen Hauses entdeckte ich zwei einzelne Frauengestalten. Carlota war es in Begleitung ihrer früheren Gebieterin. Hoch wehten ihre geschwungenen Tücher. Deutlich wahrte ich, daß Carlota ihre Arme immer wieder nach dem scheidenden Geliebten ausstreckte. Ich ahnte die heißen Thränen, welche die großen glanzvollen Augen trübten.

Ich hielt mich etwas abseits, um John Blount, der ebenfalls seinen Hut schwang, nicht zu stören. Einen Schritt näher tretend, wodurch ich einen Blick auf sein Antlitz gewann, überraschte mich peinlich die auf demselben lagernde finstere Ruhe. Dieselbe verlieh seinen Bewegungen einen gewissen Charakter des Mechanischen oder vielmehr des Erzwungenen. Nach einigen Minuten bog der Dampfer in die Hafeneinfahrt ein, und noch zwei Minuten später, da glitt eine grün überwucherte Felsenhöhe zwischen uns und die Stadt. Sobald das letzte Haus seinem Gesichtskreise entrückt war, bedeckte John Blount sein Haupt nachlässig; ebenso gleichmütig kehrte er sich um. Sein Blick begegnete dem meinigen. Das Bewußtsein, von mir überwacht worden zu sein, trieb ihm das Blut in das männlich schöne wettergebräunte Antlitz.

„Weiber bleiben Weiber,“ bemerkte er, wie seine Beschämung entschuldigend, daß es mich unfreundlich anwehte. „Das Schönste und Beste verheißt man ihnen, trotzdem sind sie nicht zufrieden. Sich in Unabhängiges zu fügen, lernen sie nie. Carlota wird es viel Mühe kosten, sich zu einer vornehmen Dame heranzubilden. Habe ich selbst doch meine Not, obwohl ich in jungen Jahren mir etwas Schulbildung aneignete, mich in die neuen Verhältnisse hineinzubedenken.“

Es wurde mir schwer, den Eindruck zu verheimlichen, welchen dieser herzlose Ausspruch in mir hervorrief. Ich konnte nicht fassen, daß der unwiderstehliche Zauber, welchen Carlota bisher auf ihn ausübte, ebenso schnell erbleichte, wie er von ihr fortgetreten war. Ich bezwang mich indeß und erwiderte belehrend: „Frauen sind im allgemeinen empfänglicher für plötzliche Wandlungen als wir Männer. Ihnen gelingt es leichter als uns, irgendwelche Lücken an sich selbst zu entdecken

und dieselben auszufüllen. Der ewige Wille des Mannes wird bei ihnen mehr als ersetzt durch reine unverfälschte Liebe.“

John Blount zuckte die Achseln. Einen finsternen Blick sandte er nach der dem eisernen Schlot massig entquellenden schwarzen Rauchwolke hinauf und versetzte ausdruckslos: „Wir werden ja sehen. Caramba! hält die Frau nicht gleichen Schritt mit dem Manne, so muß sie zurückbleiben. Der Mann darf sein Streben nicht nach den Launen des Weibes einschränken. Ich hätte es dem Kinde gern selber gesagt, aber ich fürchtete nicht verstanden zu werden. Mitleid mit dem Dinge beschlich mich, daß ich es nicht übers Herz brachte.“ Er setzte eine Zigarette in Brand. Nachdem er einige Rauchwölkchen von sich geblasen hatte, fügte er mit unverkennbarer innerer Befriedigung hinzu: „Ich werde von jetzt ab Cyrus Montague heißen.“

„Cyrus Montague,“ bestätigte ich nachdenklich, denn es schwebte mir vor, daß dieselben Anschauungen, welche unsern Vater einst von seinem Bruder trennten, nunmehr aus vieljährigem Schlummer jäh wachgerüttelt, auch zwischen uns beiden feindselig zur Geltung gelangen würden. „Ja, Cyrus Montague,“ wiederholte ich fester, „als solchen ließ ich dich in die Schiffsliste eintragen.“

„Gott sei Dank, ich hörte das häßliche John Blount zum letztenmal,“ versetzte Cyrus tief aufatmend, „habe den Namen längst gehaßt. Er erinnerte mich stets an die alte Heze in New York.“

„Die Witwe Blount mag ihre Fehler haben,“ suchte ich zu beschwichtigen, „gegen darf ich nicht abgesprochen werden, daß sie deine früheste Kindheit überwachte und den ersten Grund zu deiner künftigen Gesundheit legte.“

Cyrus sann einige Sekunden nach und erwiderte sorglos: „Das will ich gelten lassen. Vielleicht besuche ich sie daraufhin; auch den alten Baniß. Die werden recht erstaunen.“

„Gewiß, Cyrus, das thue,“ billigte ich. „Beide werden sich sehr freuen, ein gutes Wort von dir zu hören. Der Schuld war es ja nicht, daß du frühzeitig in mißliche Lagen gerietst.“

„Du meinst die unseres Onkels Reginald?“

„Ich rate dir, auch ihm gegenüber Milde in deinem Urteil walten zu lassen. Das Geschick strafte ihn bereits härter, als es durch Menschen hätte geschehen können.“

„Ich werde mich auf den besten Fuß mit ihm stellen,“ erklärte Cyrus zurecht, „ich weiß, was ich will, und was ich will, kann ich.“

Hier brach ich das Gespräch ab. Cyrus schien es willkommen zu heißen und begann alsbald lebhaft auf und ab zu schreiten. Besorgt sah ich ihm nach. Es ging mir nicht, daß er in der reichen Gesellschaft der Mitreisenden bald diesen, bald jenen der sich äußerlich vorteilhaft auszeichnete, aufmerksam betrachtete, wie um aus dessen Haltung und Wesen zu lernen. Er hatte

offenbar ein bestimmtes Ziel ins Auge gefaßt, um demselben mit eifernem Willen und unter Hintansetzung aller anderen Rücksichten zuzustreben. Abermals gedachte ich unseres Vaters und Reginalds. Mir war, als sei ich in die Rolle eines bösen Verhängnisses eingetreten, indem ich, wenn auch mit den redlichsten Absichten, zwischen zwei Herzen mich eindrängte, die bis dahin noch keine anderen Wünsche kannten, als die einer baldigen Vereinigung.

Fünftes Buch.

Die Handelsherrn.

35. Kapitel.

Onkel und Nefse.

Das Meer wogte still im hellen Nachmittagssonnenschein. Möwen umkreisten das Schiff und spähten, oberhalb des wirbelnden Kielwassers schwebend, nach Küchenschiffen. Etwas seitwärts fürchteten die Ruderschläger zweier Haifische die glatte Oberfläche der schweren Dünungen. Ich entgegenwärtigte mir Carlota, wie sie an einem ersten Abend von Scheu befangen im Hafen von Acapulco auf das räuberische Ungeheuer wies.

Durch mich brieflich über alle Vorfälle in Acapulco ausgiebig unterrichtet, hatte der Professor nicht gesäumt, Reginald auf unser Eintreffen vorzubereiten. Jemand, welcher Ratschläge empfing er von demselben nicht; nur die Aufforderung ertönte an ihn, Cyrus bald nach unserer Ankunft ihm vorzustellen und zwar allein in meiner Begleitung. Meiner hatte er nur flüchtig erwähnt.

Mit derselben Herzlichkeit wie ich selber wurde Cyrus im Hause des Professors willkommen geheißen. Bei der ersten Bekanntschaft entging mir nicht, daß es sich um den guten Anstalt des alten Herrn de Erstaunen, sogar Unglauben auswirkte. Durch meine Briefe belehrt, konnte ich nur erwarten, in meinem Bruder einen edlen Vaquero vorgeführt zu erhalten, der sich widerwillig und unbeholfen in den Wangen höherer Gesellschaft fügte. Statt dessen sah er einen errißten, sogar verlassenen Mann vor sich, der mit der vollen Würde eines mexikanischen Großgrundbesitzers sich einherbewegte und durch seine kraftvolle und doch geschmeidige Gestalt, wie das männlich schöne Antlitz in noch günstigeres Licht stellte. Die ungeahnte Wandlung seiner Lage war zu jäh auf das in gänzlicher Zügellosigkeit gereifte Gemüth hereingebrochen, daß diesem das Ziehen einer verständlich rechneten Grenze zu ermöglichen. Starrer Schmut hatte Besitz von ihm ergriffen. Er tapfelte darin, daß er während der langen Reise in seinen Gesprächen mit mir von Carlotas erwähnte. Erfolgte die Anregung dazu von meiner Seite, so ging er mit sichtbarem Widerstreben, wie bei uns, darauf ein. Im Hause des Professors vermied er sogar ängstlich jede Gegenwart, über seine Vergangenheit ein Wort zu verlieren. Dafür sah er mit Eifer um sich, als wäre er der unum-

schränkte Besitzer der in seinem Gesichtskreise befindlichen Stadtteile gewesen.

Leicht durchschaute ihn der Professor; doch wenn ich für ihn jagte, so bot der alte Herr, auf den Lippen ein bezeichnendes gutmütiges Lächeln, seinen erklärlichen überschwenglichen Zukunfts träumen vor-dachtam immer neue Nahrung. Es trug ihn dabei die Hoffnung, ihm gerade dadurch den Weg zu dem Vertrauen Reginalds anzubahnen, zumal er nicht bezweifelte, daß ich mit meinem überlegenden anspruchslosen Auftreten, zumal nach den ihm einst zugeschleuderten schweren Anklagen, nicht den günstigsten Eindruck auf den kalt urteilenden herzlosen Handelsherrn ausgeübt habe. Und doch war auch in mir im Laufe der letzten Monate eine Wandlung vor sich gegangen. Das Schwimmen der martenden Zweifel rück-sichtlich der Persönlichkeit des Bruders hatte mir die größte Beruhigung gebracht. Das Bewußtsein dagegen, ohne fremde Ratschläge die mir zuerkannte schwierige Aufgabe mit dem denkbar besten Erfolg gelöst zu haben, gereichte mir nicht nur zur inneren Befriedigung, sondern zeitigte auch bis zu einem gewissen Grade jenes Selbstvertrauen, welches der Professor, wie er offen erklärte, so lange schmerzlich an mir vermischte. So hinterließ auch das erste Wiedersehen mit Agathe bei mir die freundlichsten Eindrücke. Ein entzündendes Bild holdselig erschlossener Weiblichkeit, blendete sie mich fast durch ihre Schönheit. Ein gewisser Hauch der Schwermut charakterisierte zwar noch immer ihr auffällig zartes Antlitz, dagegen hatte der Aufenthalt im Hause des Professors sichtbar einen belebenden Einfluß auf sie ausgeübt. Auf den Aschenfeldern des Grams und schweren Siechtums schien, nach dem Vorbilde der unerschöpflich reichen Natur, neues Erblühen sich vorbereitet zu haben. Dies alles erfaßte ich mit einem einzigen Blick. Aber holdseliger noch erschien sie mir, als sie mir beide Hände zum Gruß reichte, in der alten lieben Weise mich küßte und ihre getreue Kahlmeise nannte. Ihre Augen blickten dabei mit süßer Befangenheit, während ihre Wangen tiefer erglühten und ein Lächeln dem meinigen begegnete, welches mir bis in die Seele hineinreichte. Die Sorgen, welche ich bei meinem Scheiden an ihre Hinfälligkeit knüpfte, jetzt waren sie geschwunden; Agathe selbst aber wäre die letzte gewesen, mich zu ermahnen, nicht vermessen dem tödlichen Schicksal zu trauen, welches oft gerade dann am feindseligsten, wenn es zu den blendendsten Farben greift, um dem Auge zu schmeicheln, freundlichen Hoffnungen den weitesten Spielraum zu gewähren.

Zutraulich reichte sie auch Cyrus die Hand, ihn in herzlichster Weise den Bruder ihres besten Freundes nennend. Als Blödsinnigkeit deuteten sie, der Professor und Frau Painelov, dessen seltsam zurückhaltenden Ernst, als den Ausdruck eines Gefühls der Unsicherheit in den neuen Verhältnissen. Ich dagegen glaubte, in seinem Wesen in erhöhtem Grade eine gewisse

Familienähnlichkeit mit unserem Onkel Reginald zu entdecken, und jagte.

Am zweiten Tage nach unserem Eintreffen begab der Professor sich mit Cyrus, der meine Wohnung mit mir teilte, — auf den Weg zu Reginald. Getreu seinem vor diesem abgelegten Versprechen, hatte er sorgfältig vermieden, Cyrus in irgend einer Weise auf die Zusammenkunft vorzubereiten oder ihm Ratschläge über sein Benehmen zu erteilen. Er begriff, daß Reginald nur dann ein unverfälschtes Bild von dem Charakter meines Bruders zu gewinnen glaubte, wenn er ihn für unbeeinflusst halten durfte. Kalt erwägend und berechnend, nur seinem eigenen Urteil vertrauend, wollte er entscheiden, wer von den beiden Brüdern als der ältere und damit als der einstige Chef des Hauses Montague zu erklären sei. Doch auch Cyrus verriet nicht die leiseste Reue, sich von mir oder dem Professor beraten zu lassen. Weder an diesen noch an mich richtete er die kleinste Frage. In der zuversichtlichen Voraussetzung des ihm zufallenden Reichthums, hatte sein Selbstvertrauen sich bis ins Krankhafte gesteigert. Der eigene Scharfsinn galt ihm höher als unsere wohlgemeinten Unterweisungen. Argwohnen möchte ich es heute nennen, was ihn bewog, jeder Gelegenheit zu ernstlichen Gesprächen über die Zukunft mit uns ängstlich auszuweichen. Er besaß eben den eisernen Willen, die von ihm etwa geheaten Erwartungen zu übertreffen, sich gewissermaßen selbst zu bändigen, wie einst die wildesten Rosse, die ihm zum Zähmen übergeben wurden. In den ihm bisher fremden Kreisen sich nicht immer ein richtiges Urteil zutrauend, wie in der Versuchung, durch falschgewählte Worte sich in den Augen anderer herabzusetzen und zu schädigen, war er schweigsam geworden. Andererseits wirkte an ihm beständig die mexikanische höfliche Weise, welche er sich angeeignet hatte, wobei ihm die ungewöhnliche Geschmeidigkeit seines Körpers in höherem Grade zu statuten kam.

So schritt er auch in ruhiger, zuversichtlicher Haltung an des Professors Seite einher. Beste wirklich in ihm ein Gefühl der Befangenheit, so verstand er es, sich zu beherrschen. Gewann es doch den Anschein, als ob beim Betreten des vornehmen Bankhauses dessen reiche Ausstattung nicht den leisesten Eindruck auf ihn ausübte. Kalt glitten seine Blicke über die nach oben führenden spiegelglatten Marmorstufen hinweg; kalt über die vergoldeten Gitter zu beiden Seiten, die aus poliertem Granit bestehenden Wände und die kostbaren Stuckverzierungen; kalt, sogar geringschätzig über den Diener, der ihnen vorausschritt, um sie anzumelden.

Neben dem Professor endlich in das Empfangszimmer eintretend, vernahm er sich gleich diesem höflich. Mit seltsamer Schärfe betrachtete er darauf Reginald, der in vornehmer Haltung neben dem Schreibtisch stand und mit der einen Hand sich nachlässig auf denselben stützte. Im übrigen hatte eine Bildsäule nicht aus-

drucksloser verharren können, als der im unermüdblichen Trachten nach Vergrößerung seines Reichthums gealterte Handelsherr. Die Schicksalsschläge der neueren Zeit schienen fast spurlos an ihm vorübergezogen zu sein; es sei denn, man hätte die Furchen zu beiden Seiten des Mundes, welche seit einem halben Jahr sich so viel tiefer in die fahle Haut senkten, als ein Merkmal heimlich nagenden Grams und heillosen Verbitterung gedeutet. Nur in seinen Augen lebte es, einem scharfen Beobachter bemerklich, indem er sie prüfend auf Cyrus richtete. Dessen furchtlose Haltung übte offenbar eine günstige Wirkung auf ihn aus, mehr wohl noch der ruhige Blick, in welchem er seinen anderen Ausdruck entdeckte, als den einer ehrerbietigen Erwartung.

Anstatt ein Gespräch mit dem Professor anzuknüpfen oder Cyrus an das zwischen ihnen bestehende verwandtschaftliche Verhältnis zu erinnern, redete er diesen mit den Worten an: „Sie werden Mühe haben, sich in einen neuen Beruf einzuarbeiten.“

„Ich glaube nicht,“ antwortete Cyrus höflich, aber entschieden, „ich gehe davon aus, daß ein Mann das kann, was er ernstlich will.“

Reginald neigte das Haupt kaum merklich, ein Zeichen seiner Billigung.

„Ein guter Grundsatz,“ sprach er eintönig, „er ist indessen leichter ausgesprochen, als in ernstlichen Dingen bewiesen.“

„Ich rede aus Erfahrung,“ versetzte Cyrus zuversichtlich, „was mir im kleinen gelang, wird mir im großen nicht allzuschwer werden.“

Wiederum neigte Reginald das Haupt beipflichtend. Mit der Verschlossenheit einer Sphinx prüfte er Cyrus abermals vom Scheitel bis zu den Sohlen hinunter. Ob das Bild schöner, üppiger Manneskraft sein Wohlgefallen erregte, ob die Ähnlichkeit mit mir oder die von uns beiden mit einem längst Verstorbenen irgend welche Erinnerungen in ihm wachrief, wußte nur er allein. Wohl aber zeugte sein Blick dafür, daß meines Bruders kurze ungeschminkte Redeweise seinen Beifall fand.

„Ich höre davon,“ hob er nach einer Pause wieder an, unbekümmert um den Professor, der beide mit gleicher Spannung überwachte, „ja, ich hörte davon, daß in dem Ort, in dessen Nachbarschaft Sie den letzten Teil Ihres Lebens verbrachten, Sie mit einem Mädchen ein Verhältnis angeknüpft hätten, welches als bindend betrachtet werden muß.“

Mengstlich sah der Professor auf Cyrus. Dessen gebräunte Wangen hatten sich bei dieser Frage tiefer geröthet. Einige Sekunden saß er nach, dann antwortete er mit leichtem Achselzucken: „Weiber spielen in ernstlichen Dingen überhaupt keine Rolle. Ich möchte den Mann sehen, der in seinen Jugendjahren nicht zu leeren Liebeständeln sich verleitete ließ. Meines Dafürhaltens sind derartige Verhältnisse erst bindend, nachdem Priester und Notar ihr

Wort dazu gesprochen und es verbrieft haben.“

Bei dieser unumwundenen Erklärung hatten Reginalds Augen, wie im Erstaunen, sich etwas vergrößert. Das Gepräge innerer Befriedigung gelangte auf seinem Antlitz verständlicher zum Ausdruck. Es stand in schroffem Gegensatz zu dem Hauch schmerzlicher Empfindungen, welcher über des Professors Züge glitt.

Auch er säumte nunmehr ein Weichen, bevor er in frostigem Kontortone anhub: „Vor allen Dingen sollen Sie sich mit dem Geschäftsgange in einem der hervorragendsten Handelshäuser vertraut machen. Damit geht Hand in Hand, daß Sie in Ihrem Wissen die Lücken ausfüllen, welche notwendigerweise nach dem verfrühten Abbruch des Schulbesuches entstanden sein müssen.“

„Was ich einmal lernte, vergesse ich nie,“ hieß es ruhig zurück, „die Lücken baldigst auszufüllen, bereitet mir keine Sorge.“

„Sie sollen mit gesundem Menschenverstande ausgerüstet sein, wurde mir mitgeteilt. Der Erfolg wird es lehren. Wann können Sie eintreten?“

„Morgen, jetzt gleich zu dieser Stunde,“ antwortete Cyrus lebhaft, jedoch ohne Ueberstürzung. „Sagen Sie, wann ich kommen und wohin ich gehen soll, und Sie werden mich nicht müßig finden.“

„Gut. So stellen Sie sich morgen früh um neun Uhr hier ein,“ entschied Reginald. „Bis dahin werde ich jemand beauftragen, zu Ihrer Belehrung sich Ihrer anzunehmen. Doch eine beiläufige Frage: — und durchdringend sah er in Cyrus' Augen — „was wissen Sie über Ihre Vergangenheit?“

„Nicht mehr, als ich wissen soll,“ erklärte Cyrus entschlossen.

Um Reginalds Lippen spielte der Anflug eines bezeichnenden Lächelns.

„Mit solchen Grundsätzen ist mancher ein großer Mann geworden,“ bemerkte er darauf ausdruckslos. „Es kommt nur darauf an, daß sie nicht auf lockeren Sand gebaut sind. Treten Sie jetzt in das Wohnzimmer und schließen Sie die Thür hinter sich. Ich habe noch einige Worte mit dem Herrn Professor zu sprechen.“

Sich höflich verneigend, leistete Cyrus der Aufforderung Folge, und ohne Säumenkehrte Reginald sich dem Professor zu.

„Biel gesunder Menschenverstand in dem jungen Menschen,“ begann er frostig, „seine Antworten verraten großen Scharfsinn. Er besitzt die seltene Gabe, den Menschen das zu sagen, was sie am liebsten hören.“ „Sogar das Zeug zu einem tüchtigen Kaufmanne wohnt ihm inne, allein er wird nicht aushalten. Er kann, was er will, aber er will nicht länger, als es ihm bequem ist. Ich werde es indessen mit ihm versuchen. Unmöglich wäre ja nicht, daß die Hoffnung auf reichen Besitz die in ihm angebahnte Wandlung vervollständigt und bereinigt, nebenbei ist er ein Montague. Verständigen Sie daher auch ihn dahin — ich setze nämlich

Ihre Teilnahme für ihn voraus — daß in meinem Hause nur Kontorarbeiter zu jeder andere, der sich den Befehlen des betreffenden Vorgesetzten blindlings unterzuordnen hat. Seinen Hochmut mag ich auf spätere Zeiten verlegen, wenn er als solche vorhanden, demselben zu fronte. Ueber die Berechtigung zur Führung des Namens Montague bestehen keine Zweifel. Betreffs des Vornamens werde ich später bestimmen. Turvil“ gebührt dem Älteren. Wer der Ältere, soll sich erst ausweisen. Bis dahin bleibt es, wie der Zufall es will. Wie steht es mit seinem Bruder? Wo findet derselbe sich ebenfalls in der Lage, sofort eintreten zu können?“

„Er wartet auf den Befehl, sich Ihnen zu Diensten zu stellen,“ antwortete der Professor.

„Ich befehle den beiden Brüdern überhaupt nichts,“ erklärte Reginald eintönig, „nur Gelegenheit biete ich ihnen, sich zu Geschäftsmännern auszubilden, das übrige ist ihre eigene Sache.“

„Turvil wird nicht weniger Eifer und guten Willen beweisen als sein Bruder Cyrus,“ erwiderte der Professor, in der Besorgnis, mich, dessen Anschauungen mit denen Reginalds so weit auseinanderliefen, und der ich um keinen Preis ein Geheiß daraus gemacht hätte, zurückgesetzt zu sehen; „außerdem bringt er die Erfahrung mit, welche er sich in einem kaufmännischen Geschäft erwarb.“

„Das will hier nichts sagen, Herr Professor, höchstens, daß Sie selbst ihn als Grund einer längeren Bekanntschaft der Jungen möchten. Die jungen Leute sind für mich gleich gut, gleich schlecht. Fremde Empfehlungen haben auf dieser Stelle die Bedeutung leerer Worte. Sind die Brüder überhaupt brauchbar, so hängt die Wahl des einstigen Chefs des Hauses Montague allein von meinen Beobachtungen ab. Ich muß am besten wissen, wer die höchste Bürgschaft nicht nur für den Fortbestand meiner Firma bietet, sondern auch für das Wachsen von deren Bedeutung. Die jungen Leute wohnen bei Ihnen?“ und als der Professor sich zustimmend verneigte, fuhr er mit der Ausdruckslosigkeit eines Mannes fort: „Das muß jetzt sein Ende reichen. Einesteils würde es ihnen schwer sein, aus so großer Entfernung die Geschäftsstunden mit streng gebotener Pünktlichkeit innezuhalten, dann hat der tägliche Verkehr mit idealen Anlagen Menschen für junge Leute, im Geschäftsleben aufgehen sollen, die ernstlichen Bedenken. Beide werden daher in der Stadt überfiedeln. Ihnen Wohnungen einrichten zu lassen, wie sie einem Montague gebühren, ist meine Sorge; die Wahl des Stadtteils für jeden, bestehe nämlich darauf, daß sie getrennt voneinander leben, der vertrauliche Verkehr sich auf gelegentliche Zusammenkünfte beschränkt. Unter demselben Dach wohnt Zwist und Hader ausgebrütet, zumal zwischen Brüdern, deren Charakter so himmelweit verschieden voneinander; ein solches Schauspiel darf der Welt nicht ge-

werden. Bleibt jeder für sich und sie wissen, daß bei der Wahl des zukünftigen Chefs der Befähigste bevorzugt wird, so läßt sich voraussetzen, daß einer es dem andern zu veruthun trachtet. Dadurch gewinnt zunächst das Haus Montague, außerdem sie abt, indem sie zu brauchbaren Geschäftseuten sich ausbilden, allmählich verlernen, verischen Anwandlungen und störenden mpsindlichen Regungen sich hinzugeben. Das den Brüdern mitzuteilen, Herr Professor, stelle ich Ihnen anheim. Vergessen Sie nicht, ausdrücklich hervorzuheben, daß nur ein Chef das Haus Montague regieren darf, wenn es fernerhin blühen soll. Zwei Brüder nebeneinander ist ein Unang und mir darf darin wohl ein maßgebendes Urtheil zugetraut werden. Ebenso schädlich ist es, soll der eine dem andern, wenn er wirklich die Neigung dazu besäße, sich unterordnen und in die Stellung eines rhen Beamten treten. Nur ein Wille darf ertichen — ich wiederhole es abermals — all eine fest begründete Firma nicht ins Schwanken geraten, und das ist unauslablich, wenn verschiedene Ansichten, um nem offenen Zerrwürfnisse vorzubeugen, a wichtigen Fragen ein Kompromiß von eiden Seiten bedingen. Der Zurückende bleibt freilich ein Montague, der a angemessener Weise entschädigt wird; is dahin beziehen beide ein gleiches Einommen, und zwar in einer Höhe, welche s ihnen ermöglicht, als Montagues aufzutreten. Sie müssen lernen, mit großen Zusammen haushalten, jedoch nicht in einer Weise, daß es den Schein hervorrufen mme, als wären sie aufs Ankaufen und elischen angewiesen. Was im Geschäftskehr unerlässlich, ich meine scharfes Nachen und Erwägen, darf sich nicht auf das Privatleben übertragen, oder es leidet der Umbus der Firma. Damit glaube ich as hervorgehoben zu haben, was dazu unen kann, Sie, Herr Professor, wie die rnen Leute vor Mißverständnissen und nischen Vorstellungen zu bewahren. Außerad brauchen sie sich keinen Zwang aufzulegen, dagegen dürfen sie nie vergessen, af, sobald sie die Schwelle dieses Hauses überschritten haben, sie nur — hier kann Reginald offenbar auf eine geeignete Beachtung, und diese Pause benutzte der Professor, gleichsam fröstelnd unter dem andruck der kalt erteilten Erklärungen, de hinzuzufügen: „Daß sie nur Sachen nd.“

„Nicht so, Herr Professor,“ versetzte lernald gelassen, „Sachen. Ich suchte ach einem Sie mehr anheimelnden Wort, ein ich fand kein passenderes. Ich selbst in eine Sache wie jeder der mir unterehenden Beamten, oder vielmehr das Hauptad in einer großen Maschine, deren antlichliches Arbeiten durch das Versagen es unscheinbarsten Nebenrädchens nur zu icht gestört werden kann. Ich freue mich, a Ihnen volles Verständnis gefunden zu en; es wird Ihnen daher leicht sein, zungen Männer auf deren Zukunft entredend vorzubereiten.“

Damit erreichte die Zusammenkunft ihr

Ende. Einige leere Höflichkeitsphrasen wechselten die beiden Herren noch miteinander, dann schloß die Thür sich zwischen ihnen.

Als der Professor und Cyrus auf die Straße hinaustraten und heimwärts wandelten, verhielten sich beide schweigend, der Professor noch vollständig beherrscht durch die Geistesgegenwart und den Scharfsinn, mit welchen Cyrus in seinen Antworten den Wünschen Reginalds gewissermaßen begegnete, Cyrus dagegen wohl mehr in dem Bewußtsein, durch sein klug berechnetes Verfahren, namentlich das Verleugnen Carlotas, die gute Meinung unseres gemeinsamen väterlichen Freundes rücksichtslos aufs Spiel gesetzt zu haben. Weder Neugierde verriet er, noch Spannung, die Ursachen kennen zu lernen, welche Reginald bewogen, ein besonderes Zwiegespräch mit dem Professor zu suchen. Frei, anscheinend sorglos sah er bald hierhin, bald dorthin, mo nur immer ein ungewohnter Anblick seine Aufmerksamkeit fesselte. Nur ein scharfsichtiger Beobachter hätte vielleicht auf seinem verschlossenen Antlitz die Merkmale der Erregung entdeckt, welche die Zusammenkunft mit dem Onkel bei ihm hinterlassen hatte. Erst allmählich gestalteten die hingeworfenen kurzen Bemerkungen über gleichgültige Gegenstände sich zu einer zusammenhängenden Unterhaltung. Beide vermieden indessen vorsichtig, ihres Besuches bei Reginald zu gedenken. Es war, als hätten sie ihn vergessen gehabt.

Sie erreichten den Fluß und die Fähre. Dort trennte Cyrus sich von dem Professor, um, wie er vorgab, die Witwe Blount und den alten Vanisch zu begrüßen. Der Professor erriet, daß er in seiner Gesellschaft sich beeengt fühlte, mit seinen Gedanken allein zu sein wünschte. Er, dem geräuschvoller geselliger Verkehr so lange Bedürfnis gewesen, dem Gefahren, Kampfeslust und Spielen ums Leben das wilde Blut in lustigeren Kreisen trieben: jezt suchte er die Einsamkeit; die äußerste Vorsicht leitete ihn bei allem, was er unternahm, was er sprach. Der in seiner Phantasie sich aufbauende Glanz hatte ihn verblendet, aber auch seine ohnehin ungewöhnliche Beurteilungsgabe verschärft. Ohne ein bestimmtes Ziel aus den Augen zu verlieren, suchte er aus sich selbst heraus die Lücken in seinem Wissen auszufüllen. Von anderen unterrichtet zu werden, hatte etwas Beschämendes für ihn. Keinem wollte er zu Dant verpflichtet sein; als ein böses Verhängnis erschien es ihm, sich vor jemand eine Bloße zu geben. Einen solchen Eindruck hatte ich schon auf der Reise von ihm gewonnen. Nicht anders urtheilte der Professor, als er, ohne meinen Bruder heimtühend, dessen Zusammenkunft mit dem Onkel ausführlich schilderte. Wir staunten über die von ihm verrathene eiserne Willenskraft und die hinter einer undurchdringlichen Verichlossenheit sich bergende scharfe Berechnung. Um so schmerzlicher berührte uns dafür die Voraussetzung, daß in seinem unentwegten Streben Rücksichten für andere nie ein Hindernis für ihn bilden wür-

den. Und abermals gedachte ich unseres Vaters und Reginalds und des zwischen den beiden Brüdern einst schwebenden unheilbaren Zerrwürfnisses. Wie gern gönnte ich Cyrus jeden Vorzug — und der erste Schritt, in der Gunst Reginalds sich festzusetzen, war ja bereits mit Erfolg gethan — wie gern begnügte ich mich mit den geschmälerten, aber immerhin noch glänzenden Aussichten, wenn nur nicht jene Empfindungen zur entscheidenden Geltung gelangten, wie solche schon einmal in unserer Familie den Bruder feindselig vom Bruder trennten. —

Spät kehrte Cyrus von seinem Ausfluge heim. Er hatte in der That die Witwe Blount und den alten Vanisch besucht. Wie er sich gleichmütig äußerte, waren beide ziemlich unverändert geblieben. Weiteren Bemerkungen über sie enthielt er sich in seiner vorsichtigen Weise. Wie ich später erfuhr, hatte er ihnen ansehnliche Geldgeschenke eingehändigt, bei deren Mahnung an vergangene Zeiten aber vorgegeben, alles, was hinter seinem fünfzehnten Jahre liege, vollständig vergessen zu haben.

Aus des Professors Mittheilungen rücksichtlich der von Reginald getroffenen Bestimmungen bemerkte er, nichts anderes erwartet zu haben. Aus vollem Herzen erklärte er sich einverstanden mit der bevorstehenden Ueberfiedelung nach der Stadt. Anscheinend sorglos, jedoch mit versteckter Absichtlichkeit fügte er hinzu, daß Reginald schon allein seiner großen Umsicht wegen die Achtung aller Menschen verdiene und man sich den Händen eines solchen Mannes blindlings anvertrauen dürfe. Ich rief mir den an uns gerichteten herzerreißenden Brief unserer armen verfolgten Mutter ins Gedächtnis zurück und neigte das Haupt. Zu einer Erwiderung fehlte mir der Mut. Ich wußte, daß ein einziges unbedachtes Wort hinreichen könne, wenn auch nicht seinen gewaltsam im Zaume gehaltenen Widerspruchsgedank zu entschärfen, dagegen den ersten Keim zu einer gänzlichen Entfremdung zwischen uns in seine Brust zu legen. —

Gemäß der uns erteilten Vorschrift begaben wir uns folgenden Tages in der Frühe nach dem Hause Reginalds. Dort waren bereits alle Vorkehrungen zu unserem Empfange getroffen worden. Höflich wurden wir in die Geschäftsräume eingeführt und jeder einem älteren Buchhalter zur Beihilfe überwiesen. In verschiedenen Zimmern befanden wir uns, so daß wir den Tag über einander nicht sahen. Diese Trennung wurde, offenbar mit Ueberlegung, bis dahin ausgedehnt, daß wir nachmittags zu verschiedenen Stunden das Kontor verließen. Reginald selber erhielten wir nicht zu Gesicht; dagegen ließ sogar in den unscheinbarsten uns erteilten Anweisungen sein genau berechnetes stilles Wirken sich nicht verkennen. Denselben Eindruck hatte offenbar auch Cyrus gewonnen, und wiederum bewies er, in wie hohem Grade ihm daran gelegen, Reginalds Wünschen gewissermaßen zuvorzukommen. Denn nicht zugleich mit mir brach er folgenden Mor-

gen auf, sondern eine halbe Stunde früher, und dabei blieb es, bis wir endlich die für uns eingerichteten Wohnungen bezogen. Es geschah dies am sechsten Tage, nachdem wir als Kontoristen eingereicht worden waren.

Kurz bevor wir uns von dem Professor, Frau Bamelow und Agathe, die alle eine gewisse Scheu vor Cyrus hegten, verabschiedeten, trafen Briefe aus Acapulco für mich ein. Unter denselben befand sich ein an Cyrus gerichteter. Dessen wie mit Kinderhand, augenscheinlich unter fremder Anleitung ausgeführte Aufschrift ließ keinen Zweifel über dessen Absenderin. Der Professor und Agathe waren zugegen, als ich Cyrus den Brief überreichte. „Nachricht von Carlota,“ bemerkte ich dabei mit ungeheuchelter Freude. Ich konnte nur glauben, daß das Andenken des holden Kindes einen wohlthätigen Einfluß auf das ungeschulte, unter dem Druck der Verhältnisse in eine gewisse Erstarrung versinkende Gemüth ausüben würde, und überwachte ihn daher theilnahmvoll.

Cyrus senkte die Blicke auf die Adresse; dann flogen sie blitschnell auf Agathe und den Professor, um sich gewissermaßen wieder zu dem Brief zu flüchten. Tiefe Röthe hatte sich über sein Antlitz ausgebreitet, ein Zeichen der in ihm lebenden heftigen Erregung. Doch auch jetzt verließ ihn seine Geistesgegenwart nicht. Geringfügig zuckte er die Achseln, und den Brief nachlässig in die Tasche schiebend, richtete er eine gleichgültige, unseren Umzug betreffende Frage an mich. Eintönig beantwortete ich dieselbe. Feindselig wehten die Merkmale seiner ungerechtfertigten Beschämung mich an. Ich mußte, daß er das Haus des Professors fortan nicht mehr betreten würde. Er hatte mit seiner Vergangenheit gebrochen; jeder Blick aus des väterlichen Freundes Augen wie aus denen Agathes wäre ein Geißelhieb des Vorwurfs für ihn gewesen.

Wir schieden, begleitet von den herzlichsten Glückwünschen der drei lieben Hausgenossen und der dringenden Einladung, mit unseren Besuchen nicht zu karglich zu verfahren. Gleich nach dem Kreuzen des Stromes trennten wir uns von einander, um unseren in verschiedenen Richtungen liegenden Heimstätten zuzueilten. Einen Händedruck und ein kurzes „Auf Wiedersehen“ wechselten wir, bevor die Wagen mit unserem Gepäck uns davontrugen. Ich hielt mein Wort. Regelmäßig in den wenigen Stunden der Muße besuchte ich Cyrus, doch nur so lange, bis ich mich überzeugt hatte, daß meine Anwesenheit ihn störte. Er selbst betrat meine Wohnung nie. Es war, als hätten die Räume, bei deren vornehmer Einrichtung nichts gespart worden war — ein zuverlässiger Diener wurde ihm wie mir außerdem beigegeben —, seinen Hochmut bis zu einem schwindelnden Gipfel emporgetrieben. Und doch entwickelte er in seiner stillen Zurückgezogenheit einen so unermüdblichen Fleiß, eine so ausgeprägte Entsagung, daß eine Deutung dafür nur in dem krankhaften Bestreben, sich für die

Stellung des Chefs des Hauses Montague gründlich vorzubereiten, gesucht werden konnte. Mit weit hinausreichender Berechnung wollte er im öffentlichen Leben die Aufmerksamkeit erst dann auf sich lenken, wenn er glaubte, wegen mangelnder äußerer Formen und beschränkter Unterhaltungsgabe keine spöttischen Blicke mehr fürchten zu müssen.

36. Kapitel.

Das Versprechen.

Wie die ersten Tage bei angestrengter Thätigkeit in den Kontorräumen, verstrichen auch die folgenden, verstrichen Wochen und Monate. Schritt für Schritt wurden wir weiter gefördert auf den Bahnen kaufmännischen Wissens und Berechnens. Ueberall und zu jeder Stunde machte sich der scharfsinnig bemessene Einfluß Reginalds bemerklich, ohne daß wir ihn oft anders gesehen hätten als an dem Sonntage jeder dritten Woche, der uns an seinen Mittagstisch führte. Dies waren auch die Gelegenheiten, bei welchen mein Verkehr mit Cyrus über einige flüchtig gewechselte Worte hinausging. Inwieweit Reginald uns an solchen Tagen einer Prüfung unterwarf, wäre aus seiner starren Haltung und dem frostigen Wesen schwer zu erraten gewesen. fand eine solche wirklich kalt, so erstreckte sie sich vorzugsweise auf den äußeren Menschen. Ich glaubte, dies daraus entnehmen zu dürfen, daß zwischen dem Wiedersehen jedesmal die drei Wochen lagen, ein Zeitraum, lang genug, etwaige Veränderungen und Fortschritte zu entdecken, die im täglichen Verkehr mehr oder minder übersehen worden wären. Von mir selbst wußte ich, daß ich unbeirrt meine alten Bahnen weiterwandelte, mir am wenigsten irgend welchen Zwang auferlegte oder um die gute Meinung Reginalds buhlte. Was er mir von Anfang an gewesen, blieb er fernerhin. Nicht um die Welt hätte ich, um die Aufmerksamkeit auf mich zu lenken, zu irgend welchen, meiner ganzen Natur widerstrebenden Mitteln gegriffen. Ueberall erblickte ich in ihm den einstigen erbitterten Feind meiner Eltern, meinen und Cyruses' grausamen Verfolger und oft, sehr oft kostete es mich die größte Ueberwindung, der förmlich gewaltsamen Bergegenwärtigung der letzten Worte der zur Versöhnlichkeit ratenden sterbenden Mutter, um die aus den Zeiten meines Duldens und Leidens mit herübergenommenen Empfindungen nicht verständlich zum Ausdruck zu bringen. Wie Sclavetennten erschien mir die Verpflichtung, durch blinde Unterwerfung unter den Willen des Chefs der Firma dem Andenken meines Vaters Rechnung zu tragen.

Anders Cyrus. Wer früher mit ihm vertraut gewesen und ihn jetzt nach Ablauf von kaum fünf Monaten sah, würde schwerlich den jeden Zwang verabscheuenden tollkühnen Vaquero wiedererkannt haben. Stets peinlich sauber gekleidet, hatte er sich mehr und mehr ein gewisses vornehm verbindliches Wesen zu eigen gemacht. Aus seiner

Wortfargheit trat er indessen nie heraus. Was ihm an höherem Wissen abging, bemerkte er durch eine gewisse würdevolle, kleidsame Zurückhaltung, welche ein klates unbefangenes Urtheil über ihn sogar einem scharfen Beobachter erschwerte. So hatte auch sein Antlitz eine eigentümliche Wandlung erfahren. Der Sonnenbrand war geschwunden, hagerer war es geworden und zwar wohl mehr infolge des ewigen heimlichen Kampfes mit sich selbst, als auf Grund der neuen Berufsthätigkeit, welche eine fortgesetzte Anspannung seiner ungetheilten geistigen Kräfte erheischte. Der Schnitt seiner Wäsche, namentlich an den Händen, verriet, wie ängstlich er darauf bedacht war, seine Tätowierungen vor fremden Blicken zu verheimlichen. —

Wie Agathe einst in den Tagen holden Kindheit, war ich selber jetzt regelmäßig Sonntagsgast im Hause des Professors. Nach den sauren Wochen fand ich Erholung und reiche geistige Genüsse im ungetrübten Verkehr mit den drei lieben freundlichen Gestalten. Turbul Montague war der Stadt, war und blieb ich hier noch wie vor die Kohlmeise. Der Professor hatte seine frühere Heiterkeit zurückerwonnen, neu aufgelebt war Agathe, noch es immerhin wie eine Mahnung an überstandenes Leid sich hauchartig auf der zarten Antlitz ausprägte. Aus voller Seele erfreute ich mich der seltsam beweglichen Rosen auf ihren Wangen, ihres treuerhitzigen Blickes, des süßen Lächelns, welches im Verkehr mit uns ihre Lippen umspielte. Ich leugne nicht, die rauhen Wintertage, für deren nachtheiligen Einfluß sie nur zu empfänglich, flößten mir ernste Besorgnisse ein; allein sie schwanden, in dem der Frühling näher rückte und endlich das erste Grün sich schüchtern in Baum und Strauch, auf Rasen und Blumenbeeten hervorwagte. Sie schwanden, indem Agathes Blick sich klärte, sie traten die milden Lüfte einatmete, in weiten Ferne zurück traten jene Ereignisse, welche so verheerend auf sie eingewirkt hatten.

So war er endlich da, der Frühling mit seinen tauigen Morgen, den sonnigen Tagen, den lieblichen Abenden und den milden, mit ihrem kostbarsten Sternenschein sich schmückenden Nächten. In die heitersten Festgewänder hatte er die Natur gekleidet, den besiedelten Sänften ihre schönsten Liebeslieder ins Gedächtnis zurückgerufen, schillernde Falter aus den Larven hervorgehoben und den rastlosen Bienen ein unerschöpfliches Feld für die Thätigkeit bereitet.

Der Tag neigte sich, ein stiller sonntäglich Sonntag. Frau Bamelow, in Agathes Anwesenheit im Hause durch den Diensthofen unterstützt, wirkte geschäftig in der Küche. Der Professor hatte einen kurzen Ausflug in die Nachbarschaft unternommen, und so waren Agathe und ich auf uns allein angewiesen. Wie oft, so sehr oft, lustwandelten wir heute in dem mit peinlicher Sorgfalt gepflegten Garten. Arm in Arm gingen wir nach alter Weise. Im ersten

ipräch gedachten wir eines fernen Gletscherreiches und im Gegensatz zu demselben der palmenbeschatteten Tropen, wo ein holdes bräunliches Kind sich in Sehnsucht verzehrte. Wir gedachten meines Bruders, dessen Wesen sich immer mehr verfinsterte und der in seiner wachsenden Unzugänglichkeit dem Onkel von Tag zu Tag ähnlicher wurde. Doch auch die alten Zeiten versuchten wir wehmütig in unsere Unterhaltung wie die neueren samt den herben Erfahrungen, die hinter uns lagen.

„Und doch ist nicht ausgeschlossen, daß ein volles ungetrübtes Glück uns wieder lachelt,“ spann ich aus überströmendem Herzen das Gespräch weiter, „ein höheres Glück als dasjenige, welches wir jetzt im ungestörten freundschaftlichen Verkehr genießen. Wir kennen uns so lange, teuerste Agathe, und wohin unsere Gedanken sich wenden mögen: weder in unseren Kinderjahren noch in den Tagen nach meiner Heimkehr hat je der leiseste Schatten sich in das zwischen uns bestehende Vertrauen eingeschlichen, so wird es auch fernerhin sein. Aber inniger noch würde sich dieses Vertrauen gestalten und beglückender, wenn wir über unsere beiderseitigen Erfahrungen hinweg uns die Hände reichen, um uns gegenseitig anzugehören bis über das Grab hinaus. Du siehst, ich spreche so offenherzig zu dir, wie nur je zuvor in meinem Leben. Meine Worte werden getragen von der innigsten treuesten Liebe zu dir, von der unerschütterlichen Zuversicht, an deiner Seite mein einzig denkbare Glück zu finden, sofern du dich entschließen kannst, deine ganze Zukunft meinen Händen anzuvertrauen.“

Da sah Agathe ernst zu mir auf. Ihre großen guten Augen schwammen in Thränen.

„Kohlmeise, liebe Kohlmeise,“ hob sie sanft an, und in dem Tone, in welchem sie den trauten Namen aussprach, offenbarte sich ihre ganze Zärtlichkeit; „was du mir eben sagtest, es überrascht mich nicht. Eine Ahnung trug mir längst zu, daß du eine derartige Frage an mich richtest, und ebenso lange bin ich auf die zu erteilende Antwort vorbereitet. Und was könnte uns hindern, unsere Herzen frei vor einander zu offenbaren, mit ruhigem Blick die Zukunft ins Auge zu fassen und, wenn nicht mehr, uns gegenseitig wenigstens tröstlich zu beeinflussen?“ Sie ergriff meine Hand, und den Schatten gewährend, welcher bei ihren letzten Worten meinen Blick umdüsterte, fuhr sie noch inniger fort: „Ob ich dir zugethan bin, gute Kohlmeise? Hast du denn alle die Beweise meiner herzlichsten Liebe vergessen, welche ich schon als Kind vor dir ablegte? Oder meinst du, seltsam, wie es klingen mag, jene Liebe hätte durch die vielen Jahre der Trennung beeinträchtigt werden können? Nein, Kohlmeise, es ist heute noch wie damals: heute hänge ich an dir wie an keinem anderen Menschen der Welt, und als mein höchstes Glück hatte ich es gepriesen, mit dir vor den Altar hinzutreten; allein das sollte ja nicht

sein, wie du um deine Kindheit betrogen wurdest, so ist mir der Teil meines Lebens vergällt — o, freventlich geraubt worden, der eigentlich der glücklichste hätte sein sollen. Wie du in der Ferne der bittersten aller Täuschungen unterworfen gewesen, in deinen heiligsten Regungen vernichtet wurdest, so hat man hier mein Herz erbarmungslos zermalmt und zertreten. Was wäre da wohl natürlicher, du mein Liebster, als daß wir in der That unsere Hände ineinanderlegten, wenn eben ein feindseliges Geschick es nicht anders beschlossen hätte —“

„Nein, Agathe, nein —“ unterbrach ich sie bange, „mißdeute nicht die geheimnisvollen Fügungen, welche uns dennoch wieder zusammenführten. Glaube mir, das Geschick ist versöhnt, es hat uns für einander bestimmt. Denn das, was hinter uns liegt, das allein durch unsere Trennung ohne die leiseste Hoffnung auf ein Wiedersehen bedingt wurde, es kann nicht Ursache sein, daß das zwischen uns bestehende Verhältnis nur auf die Grenzen einer treuen Freundschaft angewiesen bleiben soll.“

„Du glaubst wirklich, daß dein grausam zerstörter Liebestraum bei mir gegen dich hätte zeugen können?“ fragte Agathe bewegt, und fester drückte sie meine Hand. „Es kann dein Ernst nicht sein. Du hättest es auch schmerzlich angedeutet, wäre ich von dir nicht mißverstanden worden. Im Gegenteil, gute Kohlmeise, als du mir deine letzte Zusammenkunft mit Isberga schildertest, da war mir, als hätte ich dein Haupt an meine Brust ziehen, es an mich drücken und tröstlich zu dir reden müssen, und anders empfinde ich heute noch nicht. Nein, du mein Liebster, wenn ich darauf hinwies, daß ein Glück, wie du es in Worten vor mich hingaubertest, zur Unmöglichkeit geworden, so ist die berechtigte Ursache dafür auf einer ganz anderen Stelle zu suchen. Doch auch das will ich dir anvertrauen, obwohl ich schon früher einmal darüber zu dir sprach. Ja, ich fühle, es muß geschehen, wie auch immer es dein armes Herz zerreißen mag — doch hier ist die Bank, auf welcher wir in unseren glücklichsten Tagen so oft beisammen saßen. Mir ist, als lüde sie uns ein — komm, gute Kohlmeise, setze dich zu mir, nimm meine beiden Hände zwischen die deinigen, damit ich Kraft gewinne, so recht aus aufrichtigem Herzen zu dir zu sprechen.“

Von bangen Ahnungen beschlichen sah ich vor mich nieder. Ich fürchtete förmlich den wehevollen Blick, mit welchem sie meine Augen suchte. Eine kurze Pause des Schweigens folgte. Sie schien nach Fassung zu ringen; dann hob sie sanft klagend an: „Was ich gelitten habe, ich brauche es nicht zu schildern. Du erfährst bereits alles, und was ich nicht in Worte kleidete, erristest du leicht genug. Du wirst daher einräumen müssen, daß auch ein kräftigerer Körper als der meinige unter den schnell aufeinanderfolgenden Schicksalsschlägen und den unablässigen

grausamen Prüfungen schließlich hätte zusammenbrechen müssen. Ja, du meine geliebte Kohlmeise —“ und schwermütig lächelnd schaltete sie ein: „sogar im ernstesten Gedankenaustausch muß ich dich so nennen, oder mir ist, als seist du mir fremd geworden — ja, Kohlmeise, was ich erduldet, körperlich sowohl wie geistig, hat den Todeskeim in meine Brust gelegt, kein Arzt kann mich darüber täuschen. Du aber bist der einzige, dem ich meine heimlichen Sorgen anvertraue, damit du nicht wahnst, ich hätte es nicht mit Entzücken begrüßt, deine Frau zu werden —“

„Agathe, es ist nicht wahr,“ fiel ich in meinem Entsetzen heftig ein, „schon einmal sprachst du zu mir in solcher Weise. Es geschah kurz bevor ich die Reise nach Acapulco antrat, und heimkehrend, fand ich dich neu erblüht, wie ich es nicht anders erwartete.“

„Ja, gute Kohlmeise,“ nahm Agathe wieder traurig das Wort, „neu erblüht, aber nur scheinbar. Werden andere dadurch irre geleitet, so ist das bei mir unmöglich. Was ich empfinde, die Todesahnungen, die mich unablässig verfolgen, sie entziehen sich fremder Aufmerksamkeit, zumal ich mein Aeußerstes anbiete, sie zu verheimlichen —“

„Agathe,“ warf ich wieder vollkommen ratlos ein, „die Todesgedanken, mit welchen du dich trägst, sind ungerechtfertigt, sind eine Verfündigung. Die in deiner Lebenszeit entstandenen Schreckbilder, du mußt sie bekämpfen, mit Gewalt von dir ausscheiden. So wie du in dem letzten halben Jahr erblüht nicht jemand, der — Agathe, ich kann es nicht aussprechen — glaube mir, du wirst dich in demselben Maße erholen und kräftigen, in welchem deine Seele sich beruhigt.“

Sanft lieblosend strich Agathe das Haar von meiner Stirn, indem sie unbeschreiblich innig erwiderte: „Du behauptest das, was du heiß ersehnst. Ich wünsche, es erginge mir ähnlich. Ich kenne meinen Zustand, mußte ihn kennen lernen, weil es mir stets so nahe lag, mein früheres Befinden mit dem jetzigen zu vergleichen. Doch streiten wir nicht darum, gute Kohlmeise. Auch würde ich gern meine Ansichten den deinigen unterordnen, allein es ruht die unsäglich schwere Pflicht auf mir, alle die schönen Träume, welche dir vielleicht vorichweben und in die ich so gern mit dir mich geteilt hätte — nicht doch, arme Kohlmeise,“ schaltete sie mit erregender Innigkeit ein, „als sie gewahrte, daß Thränen in meine sie angstvoll überwachenden Augen drangen, „weine nicht, oder auch ich verliere die letzte Fassung. Noch bin ich ja bei dir, und heut und morgen tritt das Unabwendbare ja nicht ein. Es mag sogar Jahre dauern —“

Da stürzte ich ihr zu Füßen; mein Gesicht auf ihren Schoß legend und meine Arme um sie schlingend, gab ich mich vollkommen überwältigt, der wilden Verzweiflung hin, welche ein mir vor-schwebendes Bild des Todes in mir erzeugte. Auch Agathe weinte heiße Thrä-

nen. Ihre schlanken Hände hatte sie auf mein Haupt gelegt. Erst nach Minuten richtete ich mich wieder auf, und schmerz-erfüllt in die auf mich gesenkten milden Augen schauend, sprach ich in beschwörendem Tone: „Agathe, ich kann es nicht glauben. Es ist nicht wahr — ich glaube es nicht. Nein, Agathe, eines solchen Verbrechens ist der Himmel nicht fähig. Und wäre dein Todesurteil gesprochen, zählte dein Leben nur nach Monaten oder Wochen, so würde ich es als mein höchstes Glück preisen, mit dir vereint zu sein, dich hegen und pflegen zu dürfen Tag und Nacht, über dich zu wachen mit nimmer ermüdenden Augen, mit nimmer rastendem Herzen — Agathe, glaube mir, hätte der Tod bereits seine Hand nach dir ausgestreckt, so würde es mir gelingen, dich ihm zu entreißen. Agathe, höre auf mich,“ und fester schlang ich meine Arme um die zarte Gestalt, „hier kniee ich vor dir und zu dir flehe ich, wie zu meinem Gott. Suche nicht verweisen den Schleier der Zukunft zu lüften, sondern klammere dich fest an die Gegenwart an. Wir gehören zu einander, seitdem der elende Waisenknabe zum erstenmal die Augen beschämt vor dir niederschlug, und wenn du mir überhaupt noch Tage eines überschwenglichen Glückes gönnst, dann erwehre dich jener übertriebenen ungerechtfertigten Befürchtungen und vertraue dich mir an. Und bist du erst ganz mein eigen, fühlst du dich selbst befriedigt in der Beobachtung meines Glückes, so wird das Leben dir um so teurer werden. Dein Wille wird dein bester Arzt sein; es kommen die Tage, in welchen du lächelnd und ohne Neue auf die jetzige Stunde zurückblickst.“

Da neigte Agathe weinend ihr Antlitz mir zu, und mich auf die Stirn küßend, sprach sie mit vor Bewegung zitternder Stimme: „Kohlmeise, geliebte Kohlmeise, wer hätte geglaubt, daß mein ernstester Entschluß je wankend gemacht werden könne. Und dennoch, wenn ich dich so sprechen höre, möchte das Herz mir vor Jammer brechen. Du nennst es immer noch ein Glück, an mich gefesselt zu sein? Aber ich verstehe dich, weil ich dich nach mir selber beurteile. Verschünde ich mich an dir, so mag ein gütiger Gott mir verzeihen, denn jetzt kann ich nicht anders. Ich versprech' mich dir aus vollem überströmendem Herzen; nur eine einzige Bedingung stelle ich, muß ich stellen, und ich weiß, daß du sie mir gern gewährst. Laß ein Jahr darüber hingehen — vielleicht auch etwas weniger Zeit, bevor du mich ganz für dich forderst. Laß uns prüfen, inwieweit mein gemarterter und erschlagener Körper seine Widerstandsfähigkeit zurückgewinnt, und bliebe dann noch ein Häkchen von Hoffnung, ja, dann will ich deine Frau werden jauchzenden Herzens. Dauerte es auch nur ein Jährchen, bis deine liebe Hand mir die Augen zudrückt, so wollte ich schon so sehr, sehr dankbar sein —“

Hier verlagte ihr die Stimme vor tiefer Bewegung. Ich saß wieder neben ihr, und die sich mir Zuneigende an meine Brust

ziehend, küßte ich die Thränen des Glücks und der Begehrtheit von ihren Wangen, von ihren Lippen. Heilige Minuten verrannen. Was auch immer an Besorgnissen in ihrem Herzen leben mochte: vorsichtig umging sie fortan jede Gelegenheit, welche mich an ihre trübenden Ahnungen hätte erinnern können.

Wir hatten uns erhoben und Arm in Arm wandelten wir die alten vertrauten Wege. Stiller Friede war in unsere Herzen eingekehrt. Anna sprachen wir zu einander. Der weithliche Himmel hatte sich purpurn gefärbt. Ueber die sonntäglich rastende Stadt hinweg sandte die Sonne uns ihre letzten goldigen Grüße zu. Lieblich, wie vor Jahren, sang die Drossel ihr melancholisches Abendlied. Sie einte gewissermaßen das Heute mit jenen Tagen, in welchen wir, im Flügelkleide unermüdlich einherstürmend, auf ihren Gesang keinen höheren Wert legten als auf das Knirschen des Sandes unter unseren flüchtigen Füßen. Was auf den dazwischen liegenden Zeitraum entfiel, gleich beängstigten wüßten Träumen, die nach dem Erwachen in das Nichts zurückfielen.

Es war ein unvergeßlicher Abend; unvergeßlich durch die Empfindungen, mit welchen wir einen neuen Lebensabschnitt gleichsam besiegelten, unvergeßlich durch die in rührender Weise sich offenbarende Freude des Professors und der guten Painelow, als wir sie beim Essen mit unserem Uebereinkommen vertraut machten. Jedes von ihren Lippen fließende Wort, jeder Blick aus ihren treuen Augen gestaltete sich zu einem Segenspruch. —

Wenn Cyrus, in seiner von unglaublicher Willenskraft zeugenden Selbstverleugung und Selbstbeherrschung unentwegt einem ihm vorstehenden hohen Ziele zustrebend, in Reginalds Atmosphäre mehr und mehr zu einem stummen Werkzeug oder vielmehr zu einer „Sache“ herabsank, so gelangte bei mir in demselben Grade ein gewisses Unabhängigkeitsgefühl zum Durchbruch, eine Selbständigkeit, welche beinahe an Trotz streifte. Ich offenbarte es frei, als der Professor auf Reginalds mögliche Mißbilligung unseres Entschlusses hinwies. Meine Entschlossenheit gipfelte darin, daß ich zu seiner sichtbaren Befriedigung erklärte, lieber das Haus des Onkels zum letztenmal betreten zu haben, als meine neuen Beziehungen zu Agathe vor ihm zu verheimlichen. Meine Absicht, ihn über das zwischen Agathe und mir bestehende Verhältnis zu unterrichten, gelangte indes erst folgenden Sonntags zur Ausführung, als Cyrus und ich bei ihm zu Tische saßen. Bis dahin hatte ich dazu keine Gelegenheit gefunden, und eine solche zu suchen widerstrebte mir. So ahnte auch Cyrus nicht die Wahrheit. Entfremdet, wie er sich mir hatte, und sein kaltes, mich unausbleiblich peinlich berührendes Urteil scheuend, wäre er der Letzte gewesen, dem ich gerade in dieser Angelegenheit mein Vertrauen geschenkt hätte.

Das nur mit frostigen Gesprächen gewürzte Mahl war verlaufen, die aufwartenden Diener hatten sich entfernt, und es

begann die Stunde einer etwas zwangloseren Unterhaltung. Einen forschenden Blick warf ich auf Reginalds gleichsam versteinertes Antlitz, einen zweiten auf Cyrus, der, seinem Onkel geflüstert nachahmend, auch äußerlich allmählich eine unverkennbare Ähnlichkeit mit ihm angenommen hatte; dann erklärte ich mit einfachen Worten meinen Entschluß, Agathe als Gattin heimzuführen.

Eine Erwidderung folgte nicht sogleich. Reginald sah vor sich nieder. Wie er meine Erklärung aufgenommen hatte, ging aus der Art hervor, in welcher er seine Lippen ein wenig fester aufeinanderlegte. Gleich mir betrachtete Cyrus ihn aufmerksam, sogar ängstlich gespannt. Die Röthe, welche plötzlich in sein Antlitz aufgestiegen war, zeugte von heftiger Erregung. Wie ich sie deuten sollte, wußte ich in jenen Minuten nicht; es sei denn als einen versteckten Triumph.

„Das kommt mir überraschend,“ bemerkte Reginald endlich scheinbar gleichmütig, jedoch ohne seine Blicke zu erheben, „noch kein Jahr Witwe und schon denkt sie an eine neue Heirat.“

Eine meiner tiefen Entrüstung entsprechende Antwort schwebte mir auf den Lippen. Ich bezwang mich indeß und erwiderte ruhig: „Unsere Bekanntschaft reicht bis in die Tage unserer Kindheit zurück. Nicht Berechnung führte uns zusammen, noch reifte sie den Entschluß der Vereinigung, sondern gegenseitige enge Anhänglichkeit und die zuverlässigste, phantastischen Träumerei bare Hoffnung auf ein dauerndes Glück.“

„Berechnung möchte sich in diesem Falle als nicht zutreffend erwiesen haben,“ versetzte Reginald in demselben Tone, und ein Stückchen Brotkrume ergreifend, begann er, dasselbe lebhaft zwischen den Fingerspitzen zu kneten; „was Sie sonst noch hinzufügen, ist mir unverständlich. Doch gleichviel; jeder Mensch ist seines eigenen Glückes Schmied. Sie sind alt und erfahren genug, um über Ihre Zukunft selbst entscheiden zu dürfen.“

Durch einen flüchtigen Blick überzeugte ich mich, daß Cyrus' Augen noch immer an Reginalds Lippen hingen. Das ungestüm wallende Blut schien sich einen Weg durch seine Schläfen bahnen zu wollen.

„Ich erlaube mir, darauf aufmerksam zu machen,“ entgegnete ich, meinen Unmut schwer zügelnd, „daß meine Mittheilung keine Frage um Genehmigung in sich birgt. Dagegen hielt ich mich als Mitglied des Hauses Montague für verpflichtet, gegen den Schein eines Geheimnisses vor meinem Chef zu vermeiden.“

„Ich danke für so viel Aufmerksamkeit,“ hieß es frostig zurück, und der Vornamen zwischen den Fingern nahm allmählich die Form einer Kugel an. „Nebenbei machen Sie kein schlechtes Geschäft. Auf alle Fälle wünsche ich Ihnen den besten Erfolg. In weiteren Verhandlungen ist jetzt wohl nicht die Zeit. Ich setze wenigstens voraus, daß die Hochzeit noch nicht vor der Thür.“

(Schluß folgt.)



Meißen von Süden aus gesehen.

Eine alte Fürstenstadt.

Von

Gustav Karpeles.

„Kennst du den Berg, auf dem drei Burgen stehn,
Und nebenher drei Wässer gehn?“

So möchten wir mit einem alten Chronisten die geneigten Leser fragen, und sicher wird die Mehrzahl derselben antworten, daß ihnen der Name und der Ruhm der Stadt wohlbekannt, daß sie sie selbst aber noch nicht zu sehen Gelegenheit hatten. Und doch ist das alte Meißen, denn von dem soll hier die Rede sein, eine der bedeutendsten und interessantesten Städte Deutschlands, merkwürdig durch seine geschichtliche Vergangenheit, durch seine Bauwerke, durch seine Reichtümer an Kunst und Wissenschaft. Ein eigentümlicher geographischer Irrtum hat auch mich lange zurückgehalten, die alte Fürstenstadt an der Elbe aufzusuchen. Ich las nämlich, daß Meißen 5 Stunden von Dresden entfernt sei und glaubte, dies seien fünf Eisenbahnstunden; erst als in diesem Sommer ein Freund meinen Irrtum aufklärte und mir mitteilte, daß kaum eine Stunde Eisenbahnwegs von Dresden nach Meißen führte, beeilte ich mich, diese Stadt kennen zu lernen.

Vern gestehe ich, daß die wenigen Tage, die ich da zugebracht, zu den schönsten Erinnerungen meines Wanderlebens gehören. Es waren einige der wenigen Sonnentage, die dieser karge Sommer uns gebracht, und Natur und Kunst wett-eiferten, diese Tage noch schöner und angenehmer zu machen. Die lieblichsten Höhen und reich bevölkerten Täler, die

fruchtreichsten Gefilde ergözen uns, so weit das Auge blickt, in buntem Wechsel, und weithin trägt der Blick von jenen Bergen bis zu den blauen Fernen der Sächsischen Schweiz. Ein reiches und reges Leben entfaltet sich in der kleinen altertümlichen Fürstenstadt, und auf dem schloßgekrönten Hügel erhebt sich der ehrwürdige Dom, die wunderbare Albrechtsburg, unstreitig das prachtvollste Schloß des 15. Jahrhunderts in Deutschland. Nicht weit davon die altbewährte Fürstenschule von St. Afra und etwa eine Viertelstunde entfernt die Nährmutter sämtlicher europäischer Porzellanfabriken, die berühmte Meißenische Porzellanmanufaktur. Eisenbahnen und Dampfschiffe vermitteln den Verkehr nach allen Richtungen und führen dem alten Meißen in der Sommerszeit Fremde aus allen Weltteilen zu. So vereinigt sich alles, um der alten Markgrafen- und Bischofsstadt, die schon durch ihre Lage an dem herrlichen Elbstrom ausgezeichnet ist, ein mächtiges Interesse zuzuwenden.

In diesen Tagen ist dies Interesse noch erhöht worden, beinahe doch die alte Fürstenstadt im Monat Juni eine Jubelfeier, wie die deutsche Vergangenheit eine solche wohl kaum noch, ja vielleicht überhaupt noch nicht zu verzeichnen

hatte. Im Jahre 1089 übertrug Kaiser Konrad II. die Mark Meißen Heinrich I. von Eulenburg; durch seinen Vetter Konrad den Großen setzte sich das Geschlecht fort, und seit jener Zeit sind die Schicksale des Wettiner und des sächsischen Fürstentammes mit denen der Stadt Meißen untrennbar verbunden. Fast seit einem Jahrtausend ist Meißen also ein hervorragendes Bollwerk der deutschen Kultur und trägt in seinen Bauwerken den Stempel deutscher Geisteskraft. Eine solche Stadt verlohnt sich wohl, daß man sie näher kennen lerne, und so gut als dies eine flüchtige Rundschau gestatten kann, will ich es versuchen, denjenigen, welche Meißen noch nicht kennen, diese Bekanntschaft zu vermitteln.

Dabei werde ich mich jedoch wohl hüten, meinen Lesern einen langweiligen historischen Exkurs vorzusetzen. Denn, offen gestanden, die Geschichte von Meißen ist nicht so interessant, als man eigentlich glauben sollte; sie ist etwas verwirrt und verwickelt. Sie handelt von blutigen Kämpfen, von Fehden zwischen Markgrafen, Kaisern und Bischöfen; aber das eigentliche dramatische und romantische Leben muß man in diese Daten und trockenen Ereignisse erst hineindichten. Ja, die älteste Geschichte ruht noch ganz im Dunkeln, denn etwa bis ins 10. Jahrhundert war die Gegend von Meißen von den Glomazern, einem slawischen Volksstamme, bewohnt, welche sich mit den Magyaren zu Kriegszügen gegen die Deutschen vereinigten. Mit wechselndem Kriegsglück kämpfte man gegen diese Raubvölker an, aber erst König Heinrich I. gelang es auf wiederholten Kriegszügen bis an die Elbe vorzudringen und die Gegend um Meißen zu erobern. Auf einem dicht an der Elbe stehenden bewaldeten Berge erbaute er nun eine feste Burg und dort



Portal des Domes zu Meißen (S. 1283).

setzte er einen Burggrafen ein, dessen Name Rigdag lautete (984). Unter Burggrafen und Markgrafen standen nun die Burg und die an ihrem Fuße sich entwickelnde Stadt jahrhundertlang. Aus der Markgrafenwürde entwickelte sich später die landesherrliche Macht. Diese Würde selbst war aber nicht erblich, sondern wurde von dem Kaiser gemeinhin einem seiner Getreuen als Geschenk oder aus politischen Gründen übertragen. Schon unter dem ersten Markgrafen kamen auch Kolonisten aus Sachsen und Franken in dieses Land. Die Germanisierung und das Christentum machten erfreuliche Fortschritte; schon im

baut, welches jetzt den Namen Albrechtsburg führt. Den meisten Schaden erlitt Meissen im Hussitenkriege; auch der Dreißigjährige Krieg brachte dort Unruhe und Verwüstung hin, ja, noch in unserem Jahrhundert war die Stadt zweimal von feindlichen Heeren besetzt und von Ueberschwemmungen verheert. Gleichwohl ist sie inzwischen zu neuem Wohlstande gelangt und zu einem Sitze des Kunstgewerbes und der Industrie geworden.

Das ist so ziemlich alles oder doch wenigstens das wichtigste, was man aus der Geschichte Meissens wissen muß, ehe man den mäßig hohen felsigen Hügel er-

baute (Johannes der Evangelist und die heilige Jungfrau), „Werke von edler Haltung, schönen innerlichen Lebens, die sich würdig an die größten Arbeiten der romanischen Periode anreihen.“ Etwas von dem Glanz und der Schönheit jener Zeit des Minnegefanges, in der Heinrich der Erlauchte über die Mark Meissen herrschte, dessen Bild in der Manasse'schen Minneliedersammlung als Schirmherr der Dichter und Minnesänger enthalten, ist auch in diesen Werken deutlich zu erkennen, die sich zu einer Formvollendung aufschwangen, welche in jener Zeit nur selten noch erreicht worden ist. Die Kirche selbst ist in der Form eines lateinischen Kreuzes gebaut; sie besitzt gegenwärtig nur noch einen einzigen Turm, welcher der „höckerige Turm“ genannt wird und bis zu seiner Galerie zu ersteigen ist. Von dort bietet sich eine reizende Aussicht über Stadt und Umgebung. Durch ein mächtiges Portal mit einem breiten Spitzbogen betreten wir das Schiff der Kirche, deren Gewölbe 64 Fuß hoch ist und von 14 Pfeilern getragen wird. Durch eine Galerie ist von der Kirche selbst das Domchor getrennt, wo noch jetzt die Stühle der ehemaligen Chorherren sich erheben, deren jeder von dem anderen durch eine schlanke Säule getrennt ist. Das Kapital dieser Säule ist mit zierlichem Laubwerk im besten gotischen Geschmack und in den wundervollsten Variationen geschmückt. Den Hochaltar schmückt das Gemälde eines unbekannten Meisters, die Anbetung der heiligen drei Könige. Es ist nicht unmöglich, daß dasselbe noch aus der ersten Kirche, welche ja auf demselben Grunde gestanden, her stammt. Hier hat einst Konrad der Große, der Stammvater des Wettiner Hauses, 1156 vor einer Versammlung von Fürsten, Bischöfen und Großen sein Schwert samt allen Zeichen seiner kurfürstlichen Macht niedergelegt, um als Mönch in das von ihm erbaute Kloster zu Halle einzutreten. Zahlreiche Grabsteine, Bildnisse und Statuen schmücken Kirche und Chor, Erinnerungen aus der sächsischen und deutschen Geschichte erweckend, und Wunderbares erzählen oft die alten Chronisten von der Pracht der Kirche, bevor die Reformation all dem Glanze ein Ende machte. Da heißt es denn, daß man an 56 Altären Messe gelesen und daß mehr als 200 Geistliche angestellt gewesen seien. Das ist nun alles anders geworden in dieser neuen Zeit. Still und feierlich liegt der Dom da, und nur einmal, am Karfreitag, füllt ihn allerlei Volk, um ein geistliches Konzert anzuhören. „Wenn dann die herrlichen Klänge unserer alten Meister durch den mächtigen Raum brausen, wenn wir bald Stimmen der Engel, bald dieposaune des Weltgerichts zu vernehmen glauben, dann kann sich auch der realistischste Zuhörer andächtiger Schauer nicht erwehren und sich dem Zauber nicht entziehen, mit dem Vergangenheit und Gegenwart ihn umspinnen, in diesen Räumen, die nun bald tausend Jahre der Verehrung des Höchsten geweiht sind.“



Meissen von Weissen aus gesehen.

Jahre 965 wurde hier ein Bistum gegründet, dessen Sprengel sich nicht nur über Sachsen, sondern auch über Schlesien und andere Teile Deutschlands erstreckte. Ueber 600 Jahre bestand dieses Bistum unter 44 Bischöfen, welche einen bedeutenden Einfluß auf das religiöse Leben in Deutschland ausübten und deren letzter, Johann von Haugwitz, im Jahre 1581 sein Amt niederlegte, zum Protestantismus übertrat und sich verheiratete.

Zu einem Bistum gehörte auch ein Dom und Otto I. erbaute auch diesen, welcher drei Jahrhunderte stand, bis im 13. Jahrhundert ein Neubau nötig wurde. Ein kunstsimiger Bischof, Wittigo I., unternahm diesen Neubau und überwachte die Ausführung desselben in den reinen Formen der Gotik, die wir noch jetzt an diesem Dome trotz der vielen Verwüstungen und Veränderungen, welche derselbe im Laufe der Jahrhunderte erlitten, aufrichtig bewundern.

Natürlich war die Stadt oft Gegenstand blutiger Kriege. An Stelle der alten markgräflichen Burg wurde unter Herzog Albrecht dem Beherzten 1471 durch den Meister Arnold von Westfalen ein neues Schloß im edelsten spätgotischen Stile er-

steigt, welcher von der Stadt aus auf den Schloßberg führt. Bei dem Eintritt in den von altertümlichen Gebäuden umgebenen Schloßhof tritt uns zuerst der in der Mitte desselben gelegene Dom in der ganzen Fülle seiner ornamentalen Pracht entgegen (S. 1281). Die Entstehungsgeschichte desselben ist eigentlich nur durch eine geschickte Kombination verschiedener Nachrichten nachzuweisen. Aber diese Geschichte hat für uns geringen Wert; wir freuen uns dessen, was wir sehen, sowohl in der Gesamtwirkung, wie in der reichen Fülle des Details. Hier hat der Geist der Frühgotik seine schönsten Blüten getrieben. Das Beste, was wir im Dome sehen, stammt aus der Glanzzeit der Architektur in Meissen, wo die gotischen Formen zu voller Schönheit erblühten. „Das Befangene, Knospende der ersten Zeit ist überwunden; reich und lebendig legt sich das mit erstaunlicher Sicherheit modellierte Blattwerk um die Kapitäle, wuchtig steigen die Säulen auf, um das kühne, streng raumschließende Gewölbe zu tragen.“ Dasselbe gilt von den Statuen, welche im Chore des Domes sich befinden (König Otto, seine Gemahlin Adelheid, die Heiligen Donatus, Johannes der Täufer,

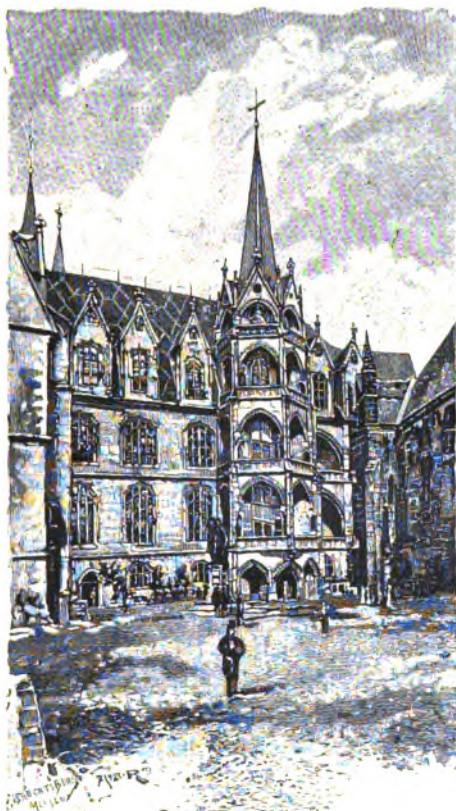
Auf demselben Wege, auf dem wir gekommen, verlassen wir wieder den Dom, um draußen noch einmal das Portal desselben zu betrachten. Auf der Spitze dieses Portals steht die Figur des segnenden Christus mit Maria und Johannes, dann zu beiden Seiten absteigend die zwölf Apostel, alle auf Konsolen und mit Baldachin. Ueber jedem Baldachin und unter den Konsolen sind betende Engel angebracht. Das Portal macht in den Einzelheiten wie in der Gesamtgruppierung der architektonischen Formen einen mächtigen Eindruck. Indem wir uns in die Betrachtung dieser Schönheit versenken, erwacht vor unserem geistigen Auge das bunte, vielgestaltige Leben der alten Minnesängerzeit, das sich einst um die Baugerüste dieses Domes bewegte. In Heinrich dem Erlauchten, den die Dichter seiner Treue zum Reiche wegen priesen, verkörpert sich die Geschichte dieses Domes, und als sein Nachfolger kann Albrecht der Beherzte gelten, in dessen Namen sich wieder die Geschichte der nebenan sich erhebenden mächtigen Albrechtsburg verkörpert.

Kurfürst Ernst und Herzog Albrecht, zwei Brüder, herrschten gemeinsam über die sächsischen Lande. Sie waren reiche Fürsten, und es stand ihnen wohl an, der Mark Meißen ein ihrer Bedeutung entsprechendes Schloß auf dem Burgberge zu errichten. Es war eine günstige Zeit, in der der Bau begonnen wurde; die Schneeverger Silbergruben waren in jenem Jahre, 1471, entdeckt worden undboten reiche Ausbeute; Feldfrüchte und Wein waren besonders gut geraten, so daß die Kanne Meißenschen Weines für vier Pfennige zu haben war. Dazu kam sich in Arnold von Westfalen ein Baumeister, der wie kein zweiter geeignet war, diesen herrlichen Bau anzurichten, den Herzog Albrecht, der deutsche Roland, während der Zeit, da dem Helden zwischen seinen Kriegszügen übrig blieb, sorgsam überwachte. Das, was Jakob Burckhardt

als die ideale Aufgabe der Architektur bezeichnet, daß der Bau die Einheit des Willens und des Zweckes an der Stirn trägt, das liegt sich am klarsten an dieser prächtigen Albrechtsburg (S. 1286 u. 1288). Sie trägt unverkennbar den Stempel eines Willens, eines Zweckes und ist in diesem Sinne der reifste und edelste deutsche Palastbau. Die Burg selbst besteht aus zwei Teilen, deren Hauptteil sich der nördlichen Seite des Domes anschließt und das Schloß selbst steigt vier Stockwerk in die Höhe und hat noch zwei Stockwerk unter dem Grunde in ihrer gewaltigen Kelleranlage, in der für 200 Faß Wein Raum sich finden soll. Zu dem oberen Stockwerke führt eine Treppe von 113 Stufen, ein Meisterwerk der Kunst, und mit ihren, in jedem Stockwerk offenen Galerien eine der größten Zierden des Schlosses, welches im ganzen 7 große Säle, 20 Zimmer, 14 kleine Gemächer, eine Menge Kammern, Gewölbe, Küchen,

Stuben und natürlich auch einige Gefängnisse enthält. Nichts gleicht der Pracht, die zu Zeiten hier entfaltet wurde; die Turniere, welche unter Albrecht dem Beherzten in der später nach ihm benannten Burg abgehalten wurden, entfalteten allen fürstlichen Glanz, dessen Deutschland damals sich rühmen konnte. Geht doch aus jener Zeit die Sage, daß Herzog Albrecht hier ein Gastmahl einst abgehalten habe, bei welchem die Gäste auf Silber saßen und an silbernen Tafeln speisten.

In späteren Jahren verschwand aller-



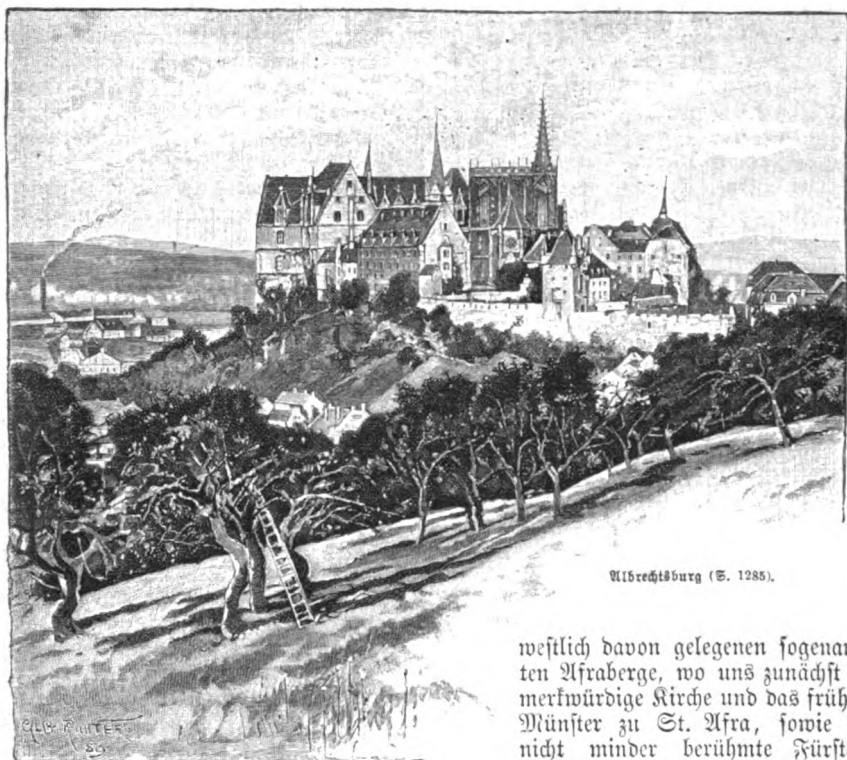
Ost der Albrechtsburg (S. 1285).

dings diese Pracht und es war namentlich das Jahr 1645, welches für die Geschichte der Albrechtsburg verhängnisvoll wurde. Am 18. August jenes Jahres zogen nämlich die Schweden hier ein, belagerten und beschossen Stadt und Burg. 183 Kanonenschüsse wurden während der kurzen Belagerung auf dieselbe gefeuert und viele Bomben und Steinfugeln hineingeworfen. Erst 30 Jahre später ließ Kurfürst Georg II. das vielfach beschädigte Schloß wieder herstellen und damals war es auch, daß demselben der Name Albrechtsburg beigelegt wurde. Zu seinem früheren Glanz ist es nicht wieder gelangt und Anfangs des 18. Jahrhunderts wurde die Albrechtsburg der neubegründeten Porzellanmanufaktur eingeräumt, welche hier mit geringen Unterbrechungen bis zum Jahre 1863 verblieb, bis eines Tages der verstorbene König Johann von Sachsen mit einem Gefolge von Künstlern und Altertumsforschern das

Schloß besuchte. Von jenem Tage an datiert der Gedanke einer Wiederherstellung der Burg. Dieselbe begann im Jahre 1864. Die Porzellanmanufaktur erhielt einen Neubau und die Burg selbst wurde im Geiste ihrer alten Bauherren restauriert.

Die Originalität und die volle Bedeutung dieses Baues ist nur vom architektonischen Standpunkte zu erfassen. Wir müssen uns auf Autoritäten stützen, wenn wir auch selbst mit unseren Laien Augen aus allen Einzelheiten, wie aus der Gesamtheit des Baues erkennen, daß derselbe das Ideal eines mittelalterlichen Palastes ist und daß in Arnold von Westfalen ein Baumeister von außerordentlicher, nur mit den größten Meistern zu vergleichender Begabung entstanden, der seine eigenen künstlerischen Wege ging und alles Hergebrachte vermehrte. Ein leidenschaftliches Suchen nach idealem Ausdruck des in den Architekten wohnenden Palastideals soll es sein, welches die Burg „vom First bis zur Kellersohle“ durchweht.

So schreibt ein hervorragender moderner Architekt, Cornelius Gurlitt, in seiner Studie über das Schloß zu Meissen. Durchwandern wir dasselbe nun und suchen wir, ob wir etwas von diesem idealen Ausdruck in der Gesamtanlage und im Detail der Komposition auch mit unsern Laien Augen entdecken können. Zwei Wendeltreppen, eine kleinere und eine große, führen zunächst in den gewaltigen Kirchenaal im ersten Stock, den großen Versammlungsort des fürstlichen Gefolges. Schon hier haben wir Gelegenheit, die reichen Wandmalereien, mit Bildern aus der ältesten Periode der Stadt Meißen, zu sehen, welche seit der Restauration der Albrechtsburg hier von Dresdener und Münchener Malern angebracht worden sind. Der Reigen derselben beginnt natürlich mit der Gründung Meißens durch Heinrich I.; hieran schließt sich die Züchtigung der slawischen Räuberhorden durch die Deutschen und die Verteidigung der ältesten Burg gegen die Polen; der Einzug Kaiser Lothars, welcher die Markgrafschaft Meißen auf das Haus Wettin überträgt, schließt die Reihe ab. Gegen Westen schließt die Kirche ab. Trompetersaal ab, ein Orchester, welches dicht unter den Wölbungen des Saales sich öffnet. Nach einer kleinen Kapelle folgt der große Bankettsaal, in dem alle Festlichkeiten und Huldigungen ausgeführt wurden und der durch seine glanzvolle Ausschmückung vor allen anderen Räumen des Schlosses sich auszeichnet. An den Wandpfeilern sind in farbigem Figuren die Denkmäler von Heinrich I., Konrad dem Großen, Heinrich dem Erlauchten, Friedrich dem Streitbaren, Herzog Albrecht, Georg und Johann Georg II. angebracht. Die Wandmalereien enthalten die drei interessantesten Szenen aus der bekannten Geschichte des sächsischen Prinzenraubes. Den Schluß dieser Lokale



Albrechtsburg (S. 1288).

westlich davon gelegenen sogenannten Aßraberger, wo uns zunächst die merkwürdige Kirche und das frühere Münster zu St. Aßra, sowie die nicht minder berühmte Fürstenschule entgegenblickt. Alles was wir über die Geschichte dieser Schule

litäten bildet der kleine Bankettsaal, welcher als Vereinigungspunkt für die fürstliche Familie diente. Er enthält architektonische und landschaftliche Bilder, die auf das Leben des Erbauers der Burg, des Herzogs Albrecht, Bezug haben. Mehrere kleinere Räume liegen im annähernd symmetrisch angeordneten Ostflügel, so die kurfürstlichen Wohn- und Garderobezimmer, gleichfalls reich mit Bildern geschmückt.

Nicht minder interessant ist das zweite Stockwerk, dessen Mittelbau meist Geschäftsräume füllen, in denen ehemals die Porzellanmanufaktur untergebracht wurde. Hier ist die sogenannte große und kleine Appellationsstube, der Wappensaal, das Vöttgerzimmer, mit Bildern des berühmten Johann Friedrich Vöttger, des Erfinders des Porzellans; ein Künstlerzimmer und die Wohnräume des Herzogs Albrecht, welche sich im Westflügel des Schlosses befinden. Alles trägt unverkennbar ein gewisses Streben nach künstlicher Gruppierung und bequemer innerer Verbindung, ja, bis zu einem gewissen Grade auch nach Symmetrie. Die Restauration hat der Burg nicht geschadet, im Gegenteil, sie erhöht nur den Reiz des Anblicks und führt uns die große Bedeutung vor, welche dieses Schloß für die Geschichte Deutschlands im Mittelalter gehabt hat. Von dieser Burg aus verbreitete sich das Christentum und mit ihm die Kultur über einen großen Teil unseres Vaterlandes, von hier aus haben Albrecht und seine Nachfolger ihre Kriegszüge ausgeführt und gegen die Widerfacher des Reichs glücklich angekämpft.

Eine Schloßbrücke mit fünf Bogen verbindet den Schloßberg mit dem süd-

erzählen können, tritt in den Hintergrund vor der mächtig emporragenden Gestalt des einen ihrer Schüler, dem diese Anstalt unvergänglichen Ruhm zu verdanken hat; sein Name ist Gotthold Ephraim Lessing! Seit mehr als drei Jahrhunderten wahrte die Anstalt unter den höchsten Schulen Deutschlands ihren glänzenden Ruhm und wirkt segensreich fort in ihrer bedeutsamen erzieherischen Aufgabe. Berühmte Männer wie Gellert, Rabener u. a. danken dieser Schule ihre Vorbildung, vor allen aber kann sie stolz sein auf den Einen!

Schon früh hat der Pastor Primarius von Ramenz den Plan gefaßt, seinen erstgeborenen Sohn auf diese berühmte Schule zu bringen und am 21. Juli 1741 unterzieht sich der Alumnus der Aufnahmeprüfung. Seine ersten Zensuren sind nicht sehr günstig; er wird davor gewarnt, die Vorzüge seines angenehmen Aeußern „durch Leppigkeit und Frechheit zu beflecken“. Aber es wird auch hinzugefügt, daß er auf diese Warnung gehört zu haben scheine. Gleichwohl wird in dem Erlaß, mit dem im Namen des Kurfürsten das Oberkonsistorium die Strafberichte des Rektors zu beantworten pflegt, dieser aufgefordert, den jungen Lessing zu erinnern, daß er sich der angenommenen Leichtsinngigkeit und Frechheit enthalten soll. Die Osterzensur des nächsten Jahres erklärt sein Talent nicht für unbedeutend, er bedürfe aber steter Läuterungen, um richtig und eifrig seine Pflicht zu thun. In den höheren Klassen sind die Zensuren etwas besser, nur einmal, Michaelis 1748, wird ihm eine gewisse „Verstellung“ schuld gegeben; sonst bekommt er nur unein-

geschränktes Lob seines Talentes, seines Gedächtnisses und seiner Sitten; namentlich wird sein Eifer für die Mathematik gelobt. Einmal wird sein Schreibebuch wegen Unordentlichkeit getadelt, ein anderes Mal hat er sich an einem Tumult der Schule beteiligt, ein drittes Mal war er vorlaut. Auf die Frage des Rektors: warum die Schüler in dieser Woche so spät ins Gebet gekommen, hat alles geschwiegen, nur er hatte heimlich einem Kameraden ins Ohr geflüstert: „Das weiß ich!“ Der Rektor hatte aber doch gehört und ihm befohlen, es laut zu sagen. Nach einigem Sträuben sei Lessing mit den Worten herausgeplatzt: „Der Herr Konrektor komme nicht gleich mit dem Schläge, daher denke jeder, das Gebet gehe nicht so gleich an“ — worauf der Rektor: „admirabler Lessing!“ ausgerufen haben soll, ein Beinamen, der ihm für den Rest seiner Schulzeit auch geblieben ist. Das äußere Leben der Schule war in der Zeit, als Lessing dort verweilte, das unruhigste, das sie je gesehen hat. Auch sonst fühlte sich Lessing dort nicht allzuwohl. Wiederholt bat er seinen Vater um die Erlaubnis, abgehen zu dürfen; aber erst als einer seiner Lehrer erklärte: „Wir können ihn fast nicht mehr gebrauchen, es ist ein Pferd, das doppeltes Futter haben muß“, erst dann entschloß sich der alte Pastor, seinem Sohn die Erlaubnis zum Abgange zu geben und im Juni 1746 ging Lessing von St. Aßra ab. Der Einfluß, den die berühmte Fürstenschule auf den Dichter gehabt hat, läßt sich im einzelnen nicht genau nachweisen, nur ein einziges seiner dramatischen Erstlingsversuche: „Der junge Gelehrte“ geht in seinen Anfängen auf Meissen zurück. Nichtsdestoweniger wird jeder, der einen Einblick in sein Jugendwesen gewonnen, dem jetzigen Rektor zu St. Aßra, Dr. Hermann Peter, vollkommene Zustimmung geben, der behauptet: „Es läßt sich klar erkennen, daß die eigene Art von Lessings Wesen gerade durch die Einrichtung an jener Schule gefördert und ausgebildet worden ist. Mag Lessing später immerhin zu der Ueberzeugung gelangt sein, daß er auf der Schule viel Unnötiges gelernt habe und mag er später leichtem Herzens vieles über Bord geworfen haben, was er einst mit großer Mühe angeeignet hatte, dem gegenüber steht sein eigener Ausspruch, daß er einzig in Meissen in der Beschäftigung mit den Klassikern glücklich gelebt habe und den Grund zu seiner tiefen Kenntnis des Altertums, auf der sein ganzes späteres Wirken steht, ebenfalls dort gelegt habe.“

Nur der zweite Hof steht noch vor dem Gebäude, in welchem Lessing mit den übrigen Alumnus sich herumgetummelt. Im übrigen ist ein prächtiger Neubau an derselben Stelle entstanden, der in seiner ausgezeichneten inneren Einrichtung allen Zwecken der modernen Pädagogik vollkommen entspricht. Als wir die Fürstenschule durch den engen Gang verlassen, welcher zwischen Gartenzäunen zur Stadt zurück oder auch hinaus zur Porzellan-

manufaktur führt, trafen wir einen würdigen alten Pastor, der, seinen Sohn an der Hand, der Schule zugeing. Wohl mochte da die Erinnerung an den ehrwürdigen Pastor Primarius von Ramenz uns lebendig werden, wie er vor anderthalb Jahrhunderten den künftigen Leuchten von St. Afra der Heimstätte einer Bildung zuführte. Nur eine einzige Büste erinnert in der Anstalt selbst an Lessing, aber sein Andenken ist doch in ihr lebendig und die Erinnerung an ihn geleitet uns aus der Fürstenschule fort auf unserer weiten Wanderung durch die Stadt, die, zwischen Bergen an der Elbe gelegen, sich gleichwohl ansehnlich hier ausgebreitet hat.

Schon ein alter Reisebeschreiber Jemand sagt von dem „wegen seines außerordentlichen Ruhmes und lustigen angenehmen Gegend in ganz Europa bekannten künftigen Meissen“, daß dort „auch die vornehmsten Gassen nicht alle gerade ansteigen, sondern etwas frumm, damit die weiser von Wind und Wetter nicht allzuviel Schand und Anstoß erdulden doerffen, ein wie Vitruvius will, so ist es denen weisern zuträglich, wenn sich die Winde in ihren Ecken teilen!“ Manch interessante Bauten fallen uns in den engen Straßen auf und viele Erinnerungen von historischem Wert knüpfen sich an dieselben. Überall sehen wir verschörnkelte Giebel, eine Erker oder alte Rundbogen und Säulen mit steinernen Sitzen zu beiden Seiten, die sicherlich Ueberreste aus der Architektur des 15. und 16. Jahrhunderts sind. Kirchen, Klöster und Kapellen, ein Rathaus des 15. Jahrhunderts, ein gleichfalls merkwürdiges Gewandhaus nehmen unser Interesse gleichfalls in Anspruch, aber allen aber die ihres ehrwürdigen Alters und ihres Wertes wegen berühmte thätlich Sächsischen Porzellanmanufaktur.

Zeit 178 Jahren bewährt dieses Institut seinen Ruf und der Name Meissens ist durch ihn einen weithin hallenden Klang über die ganze Erde erhalten. Es war im Jahre 1701, als aus Berlin, von wo er entfliehen mußte, ein junger Mann, namens Joh. Friedr. Böttger, nach Sachsen kam. Er war ein alchimistischer Träumer und wollte den Stein der Weisen finden, er wollte Gold zu Tage werden und experimentierte jahrelang, bis einer seiner Gönner mit Scharfblick herausfand, daß in ihm weniger ein Goldmacher, als ein Töpfergenie stecke. Er erhielt daher im Jahre 1704 verschiedene Ehrenden mit dem Auftrage zugewiesen, daraus in allerlei Mischungen Gefäße zu machen zu lassen. Als er einst eine Masse in Schmelztiegel zusammensetzte, erfand er plötzlich eine braune Masse, welche dem alten chinesischen Thon an Härte nichts nachgab. Wiederholt flüchtete Böttger aus Sachsen, wiederholt ließ ihn der Kurfürst zurückbringen und einmal drohte er sogar, ihn hängen zu lassen, wenn er sein Versprechen, Gold zu machen, nicht halte. Erst als ihm sein Versuch gelang, jene rotbraune Masse, welche ihrer Ähnlichkeit

mit Jaspis wegen „Jaspis-Geschirr“ oder „braunes Zeug“ genannt wurde, zu erfinden, beruhigte sich der Kurfürst.

Es läßt sich denken, welches Aufsehen diese Entdeckung allerorten erregte. Schon zu Ostern 1710 brachte Böttger einen ansehnlichen Vorrat Meißener Porzellans auf die Leipziger Messe; er selbst veranschlagte dessen Wert auf 3557 Thaler. August der Starke war von dieser Erfindung so entzückt, daß er Böttger sogar in den Reichsfreiherrnstand erhob. Um jedoch das kostbare Geheimnis so viel wie möglich zu hüten, wurde der gefährliche Böttger in der Albrechtsburg zu Meissen sozusagen interniert. Später suchte er zu verschiedenen Malen sein Geheimnis den Höfen von Berlin, Wien und Petersburg zu verraten; die Korrespondenz wurde jedoch rechtzeitig entdeckt, und er mußte, wie so oft schon, ins Gefängnis auf den Königstein wandern.

Die Porzellanmanufaktur erlitt durch seinen Tod (am 13. März 1719) keinen Schaden. Im Gegenteil, sie konnte jetzt ruhig und mit größerer Sicherheit fortgeführt werden. Ihre gedeihliche Entwicklung ist am besten aus den Zahlen des Verkaufs zu erkennen: Schon in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde trotz der Unglücksperiode des siebenjährigen Krieges ein Ueberschuß von 70000 Thalern erzielt. In diesem Jahrhundert steigerte sich noch der Erfolg ansehnlich, und obwohl die veränderte Geschmacksrichtung neue Formen entdeckte, obwohl die Konkurrenz anderer Porzellanmanufakturen den Gang des Werkes einigermaßen beeinträchtigt haben, erhält sich Neu-Meissen doch immer in erster Reihe, während Alt-Meissen zu den gesuchtesten Porzellanerzeugnissen zählt, die der Kenner vor allen anderen bevorzugt.

Ein Gang durch die Porzellanmanufaktur ist überaus lohnend. Mit großer Zuverlässigkeit wird die Fabrik wie das Lager den Fremden gezeigt — und nur das Eine wirkt hierbei störend, daß die meisten Besucher nicht in der Lage sind, alles oder doch das Schönste zu kaufen, wie sie es gern möchten.

Von der Porzellanmanufaktur geht es nun ins Freie, in die hübsche Umgebung Meissens, die durch ihre bunte Abwechslung von felsigen Hügeln und anmutigen Thälern einen sehr liebenswürdigen Eindruck macht. Wer es jedoch vorzieht, von all den Wanderungen müde, zur Stadt zurückzukehren, der wird zunächst über den Hahnenmannplatz gehen und dort dem Begründer der Homöopathie seine Reverenz bezeigen. Sodann mag er unter den ichtigen Arkaden des alten Rathauskellers sein leiblich Teil gebührend aßen.

Ein altes Sprichwort sagt treffend: Meissen hat zahlreichen Kirchgang, lehrreichen Schulklang, weitreichenden Gerichts-zwang, lustreichen Spaziergang, hellkreimigen Glockenklang, liebevollen Vogelklang, lustreichen Fischklang, wasserreichen Schiff-klang, frohlichen Mühlgang, fruchtreichen Anhang, kernreichen Scheuerklang, und — un-gemeinen Weinschank!

Damit ist wohl alles gesagt, was zum Ruhme der alten Fürststadt zu künden ist, und gern wird jeder in dies wortreiche Lob einstimmen — auch selbst der, der den Meißener Landwein nicht gar so hoch stellt — und dem guten Meissen für alle Zukunft eine glückliche und gedeihliche Fortentwicklung von Herzen wünschen.

Die heimischen Laubmoose.

Von

J. Murr.

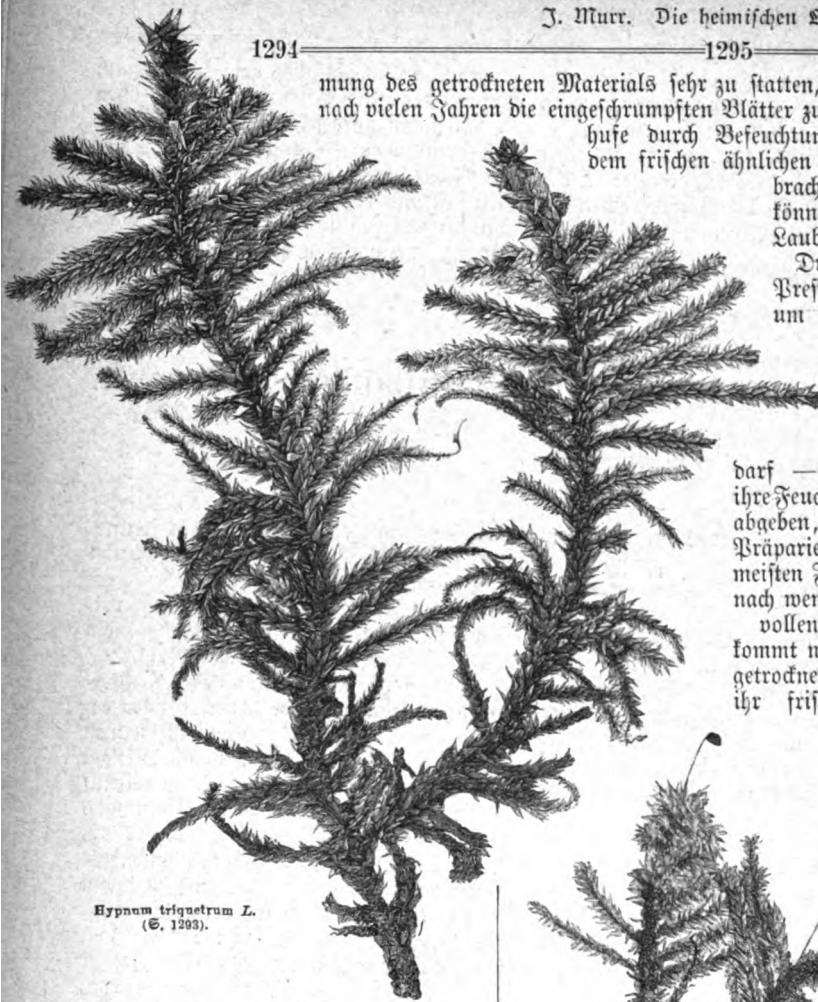
Schon dem kleinen Kinde ist das freundlich grüne Moos, welches die Mutter zu Beginn des Winters zwischen den Fenstern aufgehäuft und mit einer Reihe rotwangiger Äpfel sorgsam belegt hat, ein wohlbekannter und erfreulicher Anblick.

Allerdings besteht nun das „Fenstermoos“ vielfach nur aus einer einzigen bestimmten Art, nämlich dem an seinem dichten, sparrigen Blattwerk, womit Stengel und Seitenäste bekleidet sind, leicht erkennbaren dreieckig beblätterten Schlafmoos (*Hypnum triquetrum* L.) (S. 1294), das eben in unsern Wäldern massenhaft auftritt und sich zum genannten Zwecke am besten eignet; ein paar andere häufige, waldbewohnende Arten von Schlafmoos, wie das einfach fiederästige Schreberische (*H. Schreberi* Willd.) und das sehr ähnliche helle (*H. purum* L.), das runzelige (*H. rugosum* L.) mit dickem, weich beblättertem Stengel und vorzüglich das glänzende Schlafmoos (*H. splendens* Hedw.), ausgezeichnet durch sehr feine baumartige Verästelung, laufen hier und da mit unter.

Gleichwohl ist der Artenreichtum dieser großen Gruppe der Pflanzenwelt ein sehr bedeutender, wenn auch die Zahl der verschiedenen Moose an diejenige der Blütenpflanzen bei uns und in den wärmeren Gegenden bei weitem nicht heranreicht. Die Flora von Deutschland zählt über dreihundert Spezies von Laubmoosen, in den Alpenländern finden sich deren noch erheblich mehr.

Die genannten Arten von Schlafmoos gehören nun freilich schon zu den ansehnlichsten Vertretern ihres Geschlechts; dagegen gibt es nicht wenige besonders auf entblößtem Erdboden gedeihende Gattungen (wie die verschiedenen Arten von Ephemerum, Acaulon, Phaeum, Hymenostomum, Pleuridium u. s. w.), welche nicht mehr als 1—3 mm in der Höhe erreichen und somit manchmal nur schwer mit freiem Auge sichtbar sind; eine Höhe von 1 cm wird von einem sehr bedeutenden Teile unserer Moose nicht überschritten.

In dieser vielfachen Kleinheit der Laubmoose, die sich auch bei den ansehnlichsten Arten in den einzelnen Teilen geltend macht, liegt die Hauptschwierigkeit des Bestimmens derselben, wozu ein, wenn er-



Hypnum triquetrum L.
(E. 1293).

nur ganz einfaches Taschennmikroskop in manchen Fällen kaum zu entbehren sein dürfte¹⁾. Gerade diese Schwierigkeit jedoch, welche übrigens bei den Moosen immer noch in viel geringerem Maße sich darbietet wie bei den niedrigen Kryptogamen, ist im Verein mit dem in dem reichsten Wechsel anmutiger Formen gelegenen Reize dazu angethan, die Beobachtung der Moose zu einer höchst angenehmen und anregenden Beschäftigung auf Spaziergängen und in den Erholungsstunden zu Hause zu gestalten.

Das Sammeln und die Aufbewahrung der Moose bieten mehrfache Vorteile selbst gegenüber demjenigen der Blütenpflanzen. Bei zufälligem Mangel einer Büchse oder Mappe können kleinere Polster und Rasen von Laubmoosen, nachdem sie von der anhaftenden Erde gereinigt sind, ganz wohl in der Rocktasche nach Hause befördert werden, da sie selbst nach längerer Zeit bei reichlicher Befeuchtung ihre ursprüngliche Gestalt und Frische wieder erlangen. Dieser in dem einfachen Zellenbau der Blätter der Laubmoose begründete Umstand kommt auch bei einer späteren Nachbestimmung

¹⁾ Wer übrigens mit gutem Sinn für die Beobachtung von Naturobjekten ausgestattet ist, wird im Stande sein, die weitaus größere Zahl der heimischen Laubmoose, wenn er sie einmal richtig erkannt, auch späterhin bei kurzer Betrachtung des ganzen Habitus vielfach schon auf den ersten Blick wiederzuerkennen, trotz des Umstandes, daß gerade bei den Moosen die Bodenunterlage, der Grad der obwaltenden Feuchtigkeit und andere Umstände einen stark veränderten Einfluß auf das Gesamterscheinungsbild ausüben.

mung des getrockneten Materials sehr zu statten, indem nach vielen Jahren die eingeschrumpften Blätter zu diesem Behufe durch Befeuchtung in einen dem frischen ähnlichen Zustand gebracht werden können. Da die Laubmoose, dem Drucke einer Presse — der, um die feineren Teile unversehrbar zu erhalten, nicht zu stark sein darf — ausgesetzt, ihre Feuchtigkeit rasch abgeben, so ist ihre Präparierung in den meisten Fällen schon nach wenigen Tagen vollendet; dazu kommt noch, daß die getrockneten Moose ihr frisches Grün



Hypnum triquetrum
(E. 1293).

oder ihre sonstige ursprüngliche Färbung meist lange beibehalten und daß sie — ein Punkt, den Besitzer von Phanerogamen am besten zu würdigen wissen — den so überaus verderblichen Käferlarven nicht ausgesetzt sind. Dem Auge gewährt eine sorgfältig getrocknete und sauber gehaltene Sammlung von Laubmoosen, die vielleicht am besten mit entsprechenden Oblatenpartikeln auf Quart- und Oktavblättern befestigt werden, bei dem außerordentlichen Formen- und Farbenwechsel einen recht wohlthuenden Anblick¹⁾.

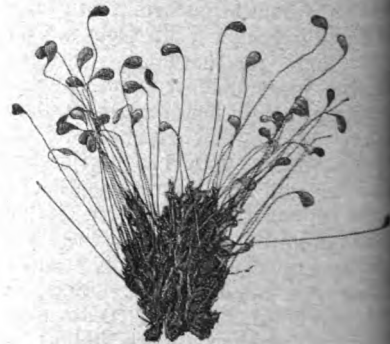
¹⁾ Bei ganz kleinen Arten, und wenn eine Befestigung aus irgend einem Grunde nicht wohl möglich ist, ist die Anwendung von Konvoluten zu empfehlen, welche

Mit dem Sammeln von Phanerogamen läßt sich dasjenige der Laubmoose sehr wohl in Verbindung bringen, ohne daß die einem jeden einzelnen Gebiete zugewandte Aufmerksamkeit allzusehr geteilt werden müßte, da die Fruchtzeit der Mehrzahl der Laubmoose in den Spätherbst und Vorfrühling, jene Zeit, wo die Blumenwelt schon erstorben oder noch nicht erwacht ist, fällt, und die Waldregion, das Hauptfundgebiet der Moose, auch im Sommer eines reicheren Wechsels von Blütenpflanzen entbehrt. Betrachten wir vorerst eine einzelne Moosart und zwar gerade das schon eingangs erwähnte „Fenstermoos“ genauer, um uns über die Beschaffenheit der einzelnen Teile bei dieser ganzen Gruppe der Kryptogamen zu orientieren.

Von einem etwa einen Dezimeter langen Hauptstamme gehen in unregelmäßig niedriger Anordnung die wie der Stamm mit lanzettlichen und scharf zugespitzten, nach allen Seiten sparrig abstehenden Blättchen dicht bedeckten Seitenäste aus. Aus deren Grunde entspringt da und dort ein fadenförmiger, hellrötlicher, etwa 3 cm langer Stiel¹⁾, an dessen Ende die ungleichförmig eiförmige (d. h. beiläufig halbmondförmige), braunrote, glatte Kapsel wagerecht absteht [Fig. 10]. Eine in der Entwicklung weniger fortgeschrittene Kapsel hat noch ein häutiges, kapuzenförmiges Häubchen, die sogenannte Mütze²⁾, schräg aufsteigend.

überhaupt manche Vorteile bietet, wenn man es eine gewisse leichte Uebersichtbarkeit der Sammlung keinen besonderen Wert legen will.

¹⁾ Allerdings sind fruchttragende Exemplare dieser Art Schlafmoos im Verhältnis zur ungemein großen Verbreitung derselben, wie auch sonst gerade bei Moosen oft weite Strecken in dichten Beständen und Wäldern überziehenden Laubmoosarten selten. So gehören fruchttragende Individuen des baumförmigen Leitermooses (*Climacium dendroideum* W. et M., S. 1315), das manchmal fast ausschließlich den Untergrund feuchter Wiesen darstellt, zu den Seltenheiten; vom rundlichen Schlafmoos (*Hypnum rogosum* L.), einer auf Wald- und Heideboden gemeinen Art, wurden in ganz Europa nur wenige fruchttragende beobachtet. Auch ist die Erscheinung öfters zu beobachten, daß neben prächtigen und ausgebreiteten, aber unfruchtbaren Rasen eines Mooses gerade ein einzelnes kümmerliches Individuum derselben Art sich mit zahlreichen fruchttragenden darstellt. Umgekehrt gibt es viele desorbenen rasen- und polsterförmig wachsende Moose, welche so gut wie nie frucht gefunden werden, ja gewöhnlich mit Kapseln über und über bedeckt sind, so daß ein solcher Rasen seinen fruchttragenden Kapselstielen den Anblick eines Ahrenfeldes im kleinen darbietet (besonders ausgeprägt



Drehschmoo (*Funaria hygrometrica*, E. 1293).

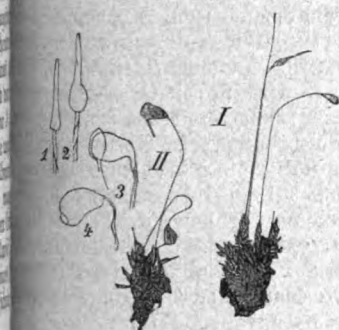
sind in dieser Richtung die Gattungen *Distichum*, *Ceratodon*, *Funaria*, *Splachnum*, *Pyralisia*, viele der vorigen Gattungen, Arten von *Bryum*, die *Barbula muralis* u. s. w.).

²⁾ Die Mütze ist der Ueberrest der die noch unentwickelte stiellose Kapsel ursprünglich umgebenden Hülle. Durch das Emporwachsen des Kapselstiels (der Dorsal-

den gereiften Kapseln ist dieselbe schon verschwunden. Die Kapsel ist vorn durch einen zierlichen kegelförmigen Deckel abgeschlossen. An den vollständig gereiften Kapseln, welche sich mittlerweile stärker genähert haben [Fig. 11], ist auch dieser Deckel schon abgefallen; dafür zeigt sich an der so entstandenen Kapselöffnung mit einem doppelten Besatz von zahlreichen zahnförmigen Lappchen, dem sogenannten Peristom, geschmückt. Dessen wir mit einer Pinzette die Kapsel, so erblicken wir in



Catharina hygrometrica Hedw. (S. 1803).



Catharina hygrometrica Hedw. (Die Kapseln in verschiedenen Stadien der Entwicklung, S. 1803).

der Mitte derselben ein Säulchen, das aus einem dichten Haufen von Sporen besteht¹⁾. Wenn wir nach dieser zum Verständnisse des Ganzen notwendigen Betrachtung zuerst auf die Verbreitung der Moose der Natur zu sprechen kommen, so können wir sagen, daß von der Thalebene zur Grenze des ewigen Schnees nicht eine Gestaltung des Bodens und der Unterlage das Gedeihen verschiedener Arten von Moosen ausschließt. So recht eigentümlich die Heimat dieser schönen Gewächse der Wald, besonders der Nadelwald vor allem die weiten Reviere des dichten Hochwaldes, dessen Grund überall von der wahrhaft schwellenden Fülle gefüllt²⁾

ist jene Hülle und scheidet sich in einen größeren Teil, die Mähne, und einen kleineren unteren, der die eigentliche Scheide am Grunde des Kapselschließes noch eine kleine Zeit sichtbar bleibt. Nur beim Torfmoos (Sphagnum sp., S. 1298) zerreißt jener Mantel in der Mitte so, daß dessen untere Hälfte den Grund der Kapsel noch längere Zeit hindurch bedecktartig einhüllt.

Alle Laubmoose sind zweigeschlechtlich und zwar entweder ein- oder zweihäufig, je nachdem die Geschlechter männlichen Organe (die Antheridien) sich mit denen weiblichen (den Kapseln) an einem und demselben Individuum befinden oder nicht. Die sehr unscheinbaren oder trüben Antheridien sind auf dem Gipfel des Stengels oder in den Winkeln der Blätter zu finden; vorläufigen Moosen befinden sie sich immer auf dem verdorrten Gipfel des Stengels, zwischen eigenartig gestalteten Hüllblättern eingebettet, wie dies am besten bei den fröhlichsten unserer heimischen Moose, den Moosen (Polytrichum sp.) zu beobachten ist.

Das geistliche Wachstum ist eine hervorragende Eigenschaft im Leben der Moose. Verschiedene Arten üben sich vielfach gegenseitig so innig, daß man ihre Unterbindung wohl achtgeben muß, nicht Früchte einer und Blattprossen einer anderen Art als zusammengehörig anzusehen.

neben- und durcheinander gedeihender Laubmoosgattungen gebildet erscheint.

Die erste Stelle unter den den Wald, besonders den Hochwald, bewohnenden Moosen kommt, was Ausdehnung und Leppigkeit der Bestände betrifft, unstreitig der artenreichen Gattung des Torfmooses (Sphagnum sp., S. 1299) zu; alle ihre Arten haben in dem schlaffen, dicht mit kurzen, am Gipfel rosettig-kopfig gehäufteten Nestchen versehenen Stengel und in der bleichgrünen oder bald heller, bald dunkler rosenroten Färbung gemeinsame, sehr beständige Merkmale. Die Torfmoose sind es auch, denen die im Haushalte der Natur so wichtige, allen Moosen mehr oder minder zukommende Wirksamkeit, die als Regen oder Tau zu Boden gelangte Feuchtigkeit zu sammeln und in sich zusammen zu halten, in ganz ausgezeichnetem Maße eigen ist. Selbst bei schon lange währendender Trockenheit ist es noch möglich, erhebliche Mengen Wassers aus einem Torfmoospolster auszusaugen¹⁾. An die Torfmoose schließt sich der Verbreitung nach die gleichfalls an Arten sehr reiche Gattung der Schlafmoose (Hypnum sp.), ausgezeichnet durch mannigfache und oft höchst zierliche Verzästelung des Stengels, an. Neben den schon ein-

gangs genannten Arten müssen hier noch das zartverzästelte

aller Schlafmoose, nämlich das tamarriskentartige (Hypnum tamarriscinum L., S. 1313), das prächtige kammförmige (H. cristacastr. L., S. 1300), sowie das cypressenblättrige Schlafmoos (H. cupressiforme L.) mit seinen dichten,

meist flach niederliegenden Rasen namentlich aufgeführt werden. Auch das mit den Schlafmoosen nahe verwandte Mäuseschwanzmoos (Isoetes myurum Brid.),

¹⁾ Durch diese Eigenschaft ist angefeuchtetes Sphagnum ein unübertreffliches Mittel zur Verdünnung und Verjüngung frischer Blumen und ganzer Pflanzenrasen; letztere können in solcher Umhüllung mehrere Wochen währende Jahren, ohne zu verderben, überdauern.



Torfmoos (Sphagnum squarrosum Pers., S. 1298 u. 1307.)

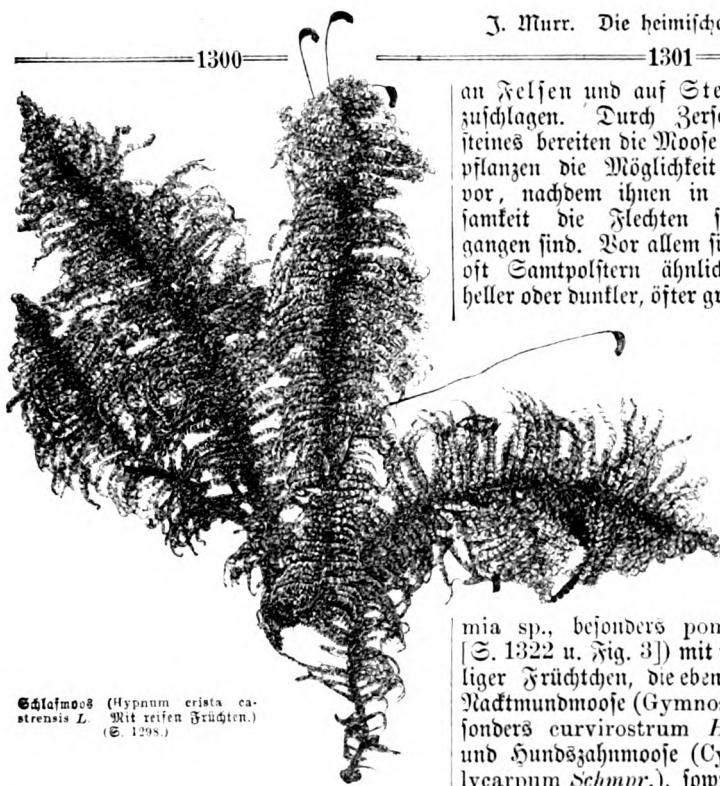
leicht kenntlich an den büscheligen, kästchenartig beblätterten Nesten, kann hier wegen seiner Häufigkeit noch Erwähnung finden.

Weite Flächen, besonders des trockeneren Waldgrundes, werden von den dichten Herden mehrerer Arten des Haarmützenmooses (Polytrichum sp., besonders P. commune L., juniperinum Willd., S. 1304 u. Fig. 18, 19, S. 1325) und urnigerum L.), der kräftigsten unter den heimischen Laubmoosgattungen, die in dem einfachen, mit derben, nadelähnlichen Blättern dicht bedeckten Stengel ein sehr beständiges Merkmal besitzt, überkleidet. Fast ebenso häufig sind die im Baue ziemlich ähnlichen, durch lange, einerseitswendige, sichelförmig gebogene Blätter gekennzeichneten Gabelzahnmoose (Dicranum sp., besonders D. scoparium



Sphagnum acutifolium Ehrh. (Mit reifen Früchten.)

Hedw., S. 1318, und undulatum Turn.), zu denen sich noch das schöne Schildmoos (Catharina undulata W. et M.) mit seinen bäumchenartigen Büscheln schmaler, dunkelgrüner, welliger Blätter und die lieblichen Arten des Sternmooses (Mnium sp., besonders Mn. undulatum Neck., S. 1303 u. Fig. 9) und punctatum Hedw., S. 1304) mit breiteren, öfters fast eiförmigen



Schlafmoos (*Hypnum cristatum* L.
Mit reifen Früchten.)
(© 1298.)

gen und ebenfalls gern wellig gebogenen Blättern hinzukommen.

Auch der trockene Grund niedriger gelegener Nadelholz-, besonders Höhlenwälder beherbergt seine eigenen Arten; unzählige dichtgedrängte Kapselstiele des Hornzahnmooses (*Ceratodon purpureus* Brid.), sowie von Bartmoosen (*Barbula* sp.) und Birnmoosen (*Bryum* sp.) verleihen dem Boden öfters auf weite Strecken eine rötliche Färbung, die an anderen Stellen wieder durch das Gelbgrün des runzeligen Astmooses und das Graugrün der Hedwigia (*Hedwigia ciliata* Hedw.) abgelöst wird.

Das zweite große Hauptgebiet des Mooswachstums sind feuchte Wiesen („Mooswiesen“), Sümpfe und Moore. Insbesondere diese letzteren setzen sich zum großen Teile aus den erstorbenen Resten von Laubmoosen, besonders vom Torfmoos, zusammen, wodurch sich dieselben als Material der Torfbildung unmittelbar zum menschlichen Nutzprodukte umgestalten.

Außer den Torfmoosen sind es neben vielen anderen besonders bestimmte Arten des Schlafmooses (das farnartige, *Hypnum filicinum* L.; das gekrümmte, *H. aduncum* Schimper; das spießförmige, *H. cuspidatum* L.; das sternblättrige, *H. stellatum* Schreb. u. f. w.), sowie des Sternmooses (*Mnium* sp.) und des Birnmooses (*Bryum pseudotriquetrum* Schuegr. [Fig. 8]), das Sumpf-Gabelzahnmoos (*Dicranum palustre* Br. et Sch.), das Kopfmoos (*Aulacomnium palustre* Schuegr. [Fig. 12]) und das Quellmoos (*Philonotis fontana* Brid. [S. 1318 u. Fig. 6]), aus denen sich der Hauptsache nach die üppig wuchernde Vegetation solcher Stellen zusammensetzt.

Eine reiche Auswahl der mannigfaltigsten Moosformen pflegt ihren Standort

an Felsen und auf Steinblöcken aufzuschlagen. Durch Zerlegung des Gesteines bereiten die Moose hier den Blütenpflanzen die Möglichkeit des Gedeihens vor, nachdem ihnen in derselben Wirksamkeit die Flechten schon vorausgegangen sind. Vor allem sind es in dichten, oft Samtpolstern ähnlichen Rasen von heller oder dunkler, öfter grau- und schwärzlichgrüner Färbung wachsende Moosarten, welche die Risse und Abfälle der Felspartien oft in weiter Ausdehnung ausfüllen und überkleiden. Die lieblichen Apfelmoose (*Bartramia* sp., besonders *pomiformis* Hedw. [S. 1322 u. Fig. 3]) mit ihrer fuge- ligen Früchtchen, die ebenso fruchtreichen Nachtmundmoose (*Gymnostomum* sp., besonders *curvirostrum* Hedw. [Fig. 5]) und Hundszahnmoose (*Cynodontium polycarpum* Schmpr.), sowie das von einer dichten Saat hellrötlicher Fruchtstiele bedeckte zarte Haarmoos (*Distichium capillaceum* Br. et Sch. S. 1306) sind Hauptvertreter der dicht polsterförmigen Wachstumsweise.

In mehr lockeren, vielfach schwärzlichgrünen oder grauzottigen Räschen gedeihen die Arten des Steinmooses (*Andrea* sp., besonders *rupestris* Schmpr. [Fig. 1]), des Zwergmooses (*Grimmia* sp., vorzüglich *Gr. apocarpa* Hedw., *ovata* W. et M. und *pulvinata* Sm., welche letztere Art (S. 1306) kleine Rissen von feinem, grauem

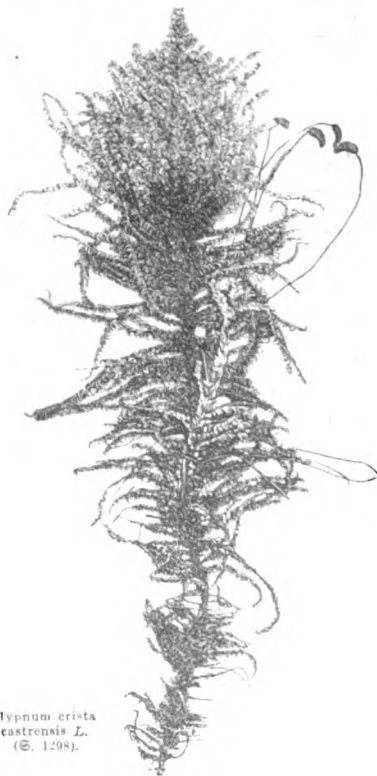
Samt aufs täuschendste nachahmt) und des Schlitzhaubenmooses (*Racomitrium* sp., besonders *canescens* Brid.). Auch die zierlichen, oft sehr kleinen Arten des Farnmooses (*Fissidens* sp., z. B. *adiantum* Hedw. [S. 1308, 1309] und *bryoides* Hedw.) mit genau niedrig angeordneten Blättchen dürfen hier nicht vergessen werden.

Eine andere, durch flach beblätterte, glänzende, freudiggrüne Fiederäste ausgezeichnete Gruppe von Moosen, wie das Ringmoose (*Neckera* sp., besonders *N. crispa* Hedw., das federartige *N. pennata* Hedw., und das flachgedrängte *N. complanata* Hüb.), die Flachmoose (*Plagiothecium*, besonders *silvaticum* Br. et Sch.) und das Spatelmoos (*Homalothecium trichomanoides* Br. et Sch.) drücken sich eng an den Rand der Felsen an, während das goldiggrüne, seidenglänzende Blattkapselmoos (*Homalothecium sericeum* Br. et Sch.) mit seinen langen baumförmigen Sprossen weithin an der Felswand hinausfriecht. Das weiche Schlafmoos (*Hypnum molluscum* Hedw.) mit seinen zierlichen farnartigen Fiedern überkleidet oftmals als dichter Teppich mächtige Felsstrümmen und Steinblöcke.

Einige bestimmte an überkommenen Felsen des Kalkgebirges wachsende Moosen (wie das veränderliche Schlafmoos, *Hypnum commutatum* Hedw.; zwei Arten des Haarmundmooses, *Trichostomum hyemale* Sm. und *tophaceum* Brid.; Arten des Nachtmundmooses, ein Birnmoos, *Bryum pseudotriquetrum* Schuegr. u. a.) geben den Untergrund für die Entwicklung der bekannten zierlichen Tuffgebilde ab.

Eine ähnliche Artenfülle wie an und auf den Felsen entwickelt sich auch an entblößtem Erdreich, besonders wenn dasselbe länger andauernder Feuchtigkeit ausgesetzt ist, wie dies in schattigen Höhlen wegen und unter Gebüsch der Fall sein pflegt. Hier sehen wir sowohl rasenartig gedeihende Moose mit einfachen Stengel, wie auch die verschiedensten Gestaltungen von Astmoosen in buntem Wechsel üppigster Entwicklung und reichster, fast überschwenglicher Fruchtfülle neben- und durcheinander wuchern.

Tausende von Kapselchen der winzigen Dicranellen (*Dicranella* sp., besonders *varia* Schmpr. und *heteromalla* Schmor.) und Perlmoose (*Weissia* sp., besonders *viridula* Brid.), der Glockenmoose (*Encalypta* sp., besonders *vulgaris* Hedw. [S. 1309]), Birnmoose (*Bryum caespitium* L. [S. 1308] und *argenteum* L. [S. 1322]), Bartmoose (*Barbula* sp. [S. 1310 und Fig. 17]) und kleinen Arten von Haarmützenmoosen (*Polytrichum nanum* Dill. und *aloides* Hedw.) drängen sich aneinander; dagegen erblicken wir die Blätterbüschel des Schildmooses (*Catharina undulata* L. et M.) und die ansehnlichen Rosetten des rosafrüchtigen Birnmooses (*Bryum roseum* Schreb., vielleicht das schönste der heimischen Laubmoose, das aber nur selten fruchtet), vermischt mit dem früh erscheinenden Laubwerk verschiedener Sternmoose.



Hypnum cristatum L.
(© 1298.)

mum sp.). Fruchtbeladene Rasen größerer Astmoose (Arten von Hypnum und Polytrichum) vervollständigen den fast verwirrenden Eindruck dieses gestaltenreichen Pflanzenlebens.

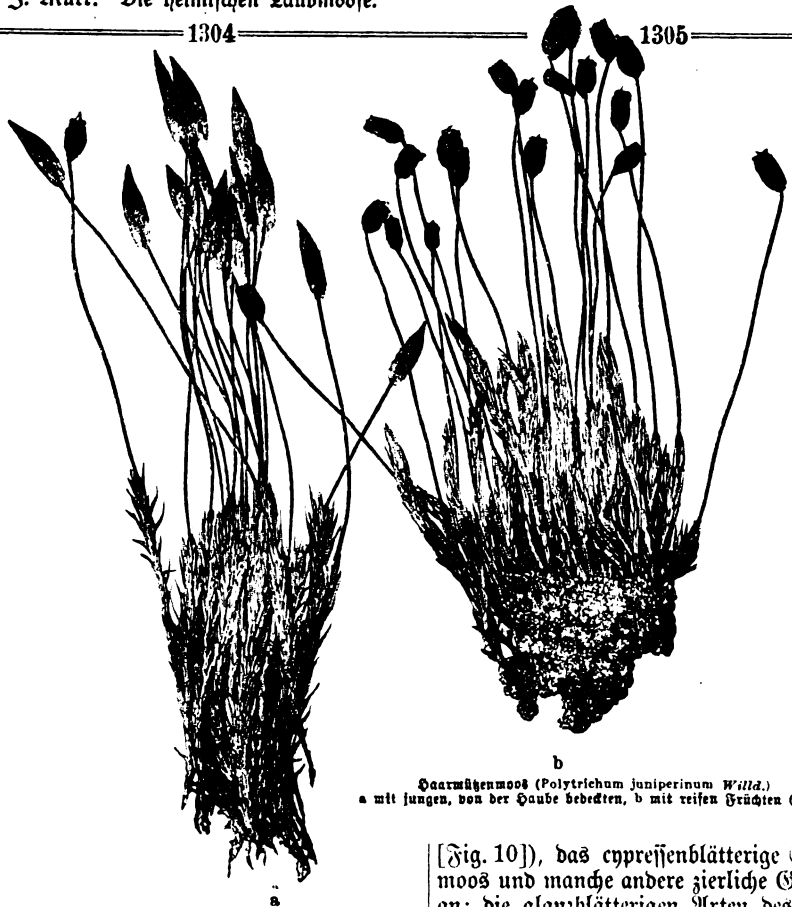
Der entblößte Boden des Acker- und Gartenlandes, trodene Raine, Lehmgärten und selbst die weniger gepflegten Flächen von Chaussees und Fußwegen, der Aufenthalt verschiedener, besonders denweife wachsender, vielfach winziger und reichfruchtender Arten, wie des Drehmooses (*Funaria hygrometrica* Hedw., 1297), des Rundmützenmooses (*Physitrium pyriforme* Brühl. [S. 1311 Fig. 4]), des Glanzmooses (*Phasmodon* sp., bes. *cuspidatum* Schreb.), der Pottia (*Pottia* sp., besonders *cavifolia* L.) und verschiedener anderer.

Sogar besserer Wiesengrund setzt sich manchmal zu einem Teile aus Astmoosen, häufig dem spießartigen Schlafmoos und dem Leittermoos (*Climacium dendroides* L. M. [S. 1315 u. 1316]) zusammen; Triften und Heideflächen bilden Moose schon wieder einen Hauptteil der Abzudecke. Hier sind es einige Arten mit häufig gelbgrünem Blattwerke, vor allem das ringelige und das Lärchen-Schlafmoos (*Phasmodon abietinum* L.) mit seinen regelmäßig einfachen Fiederästen, welche neben den herrschenden Arten von Bart- und Birnmoosen in hervorragender Weise den fahlen, kahlen Eindruck der Heide bedingen helfen.

Die seltenbewohnenden Arten stellen diejenigen zur Seite, welche ihren Sitz an Mauern, alten Gebäuden, Zäunen und auf Schindeln aufschlagen. Es sind meistens einzeln, dichten Rasen oder Polstern endende, reich fruchtende Gattungen. Mauer-Bartmoos (*Barbula muralis* L. vgl. Fig. 17) mit seinen grauen und zahlreichen orangefarbenen Kapseln, das ähnliche, in schmutzig- oder grünlich gelben Polstern gedeihende Haar- oder Stachelmoos (*Trichostomum rigidulum* L.) das niedliche Siebzahnmoos (*Coscinodon pulvinatus* Sprengl.) mit seinen kleinen Polstern, die Räschen oder Zwergmoosen (*Grimmia* sp.), Gold-



Stirnmoos
vadelatum Neck.,
S. 1299.)



b
Haarmützenmoos (*Polytrichum juniperinum* Willd.)
a mit jungen, von der Haube bedekten, b mit reifen Früchten (S. 1299).

moosen (*Orthotrichum* sp.) und Birnmoosen (*Bryum* sp.) sind die charakteristischsten Erscheinungen dieser Vegetationsform. Auch Astmoose mengen sich unter jene dichttraugig wachsenden Gattungen, und merkwürdigerweise wurden von diesen gerade auf alten, feuchten Schindeldächern

einige fast nie fruchtende Arten mit reichlichen Kapseln beobachtet. An diese Gruppe schließen sich noch die zahlreichen, am Grunde, Stamme und an den Ästen der Laub- und Nadelbäume gedeihenden Arten an. Für die hervorstehenden Wurzelteile alter, großer Bäume liefert besonders eine zart- und dichttraugige Art des Stumpfedelmooßes (*Amblystegium serpens* Br. et Sch.) den fast nie fehlenden Ueberzug. Die etwas schiefen Stämme alter Eichen, Buchen, Eschen, Weiden und Pappeln bekleiden sich mit den dicht küsschenförmig beblätterten Stengeln des schweifartigen Weißzahnmoos (*Leucodon sciurioides* Schuegr.) und Trugzahnmoos (*Anomodon viticulosus* Br. et Sch.). Zwischen diesen

sind fiedel sich die fruchtreiche Pylaisia (*Pylaisia polyantha* Schimper.) und das von kurz eiförmigen, tiefpurpurnen Kapseln strotzende Pappel-Kurzkapselfmoos (*Brachythecium populeum* Br. et Sch.



Stirnmoos (*Mnium punctatum*,
S. 1299).

[Fig. 10]), das cypressenblättrige Schlafmoos und manche andere zierliche Gattung an; die glanzblättrigen Arten des Ringmoos (*Neckera* sp.) und die goldiggrünen Nester des Blattkapselfmoos stechen ganz besonders aus dem hellen und dunklen Grün der übrigen Baummooße hervor. Bis an die Wipfel der Bäume steigen diese Pseudoparasiten¹⁾ aus dem Reiche der Mooswelt hinan, die der fleißige Obstbaumzüchter trotz des angenehmen Farbenwechsels, welchen sie an dem grauen

Stamme hervorruhen, bei seinen Pfleglingen nur ungern sieht und eifrig zu entfernen bedacht ist.

Selbst auf den zartesten Astsprossen der Wald- und Feldbäume sehen wir noch die zierlichen Räschen des Kräuselmoos (*Ulotia crispa* Bruch u. a. M. [S. 1314 u. Fig. 13]) und der Goldmoos (*Orthotrichum* sp. [S. 1311]) aufsitzen.

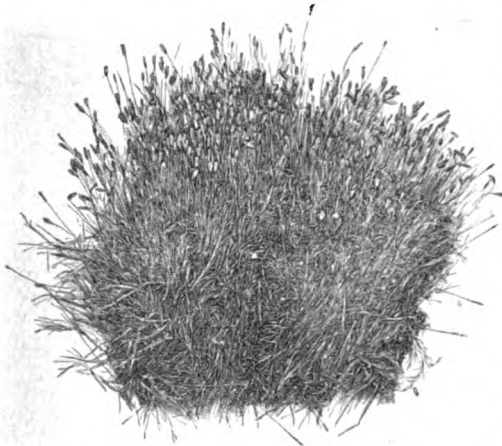
Zum Schlusse unserer Uebersicht muß nur noch der an die sumpfbewohnenden Moose sich anschließenden Gattungen Erwähnung gethan werden, welche das feuchte,

schlammige oder sandige Erdreich an Flüssen, Gräben und Teichen, zeitweilig überflutete Steinblöcke, das befeuchtete Holzwerk von Wasserleitungsröhren, Uferverkleidungen, Wasserwehren u. dergl. bewohnen, ferner derer, welche in fließendem oder doch frischem

Wasser der Bäche, Brunnenströme u. s. w. fluten, mit ihren Wurzeln aber an dem Erdreich oder Holzwerk der Umgebung an-

¹⁾ In den zwei letzten Fällen erscheint der beblätterte Stengel im Umriß drei- oder mehrästig.

haften. Sandige, feuchte Steintrümmer am Ufer der Bäche überziehen sich auf weite Strecken mit dunkel- und schwärzlichgrünen Teppichen des Ufer-Cinclidotus

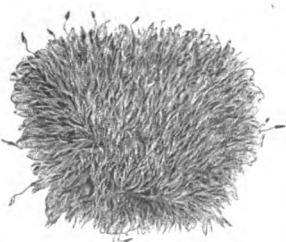


Haarmos (Distichium capillaceum Br. et Sch., S. 1301).

(Cinclidotus riparius Host.) und des Fluß-Stumpfedelmosses (Amblystegium fluviatile Schmp.); über die Holzverkleidungen hin wuchern die flachen, goldgrünen Sprossen eines häufigen Kurzkapfelmosses (Brachythecium Rutabulum Br. et Sch.), in den Bächen besonders der Gebirge fluten die langen, dunkelbeblätterten Äste des Fieberbrunnenmosses (Fontinalis antipyretica L.), während wir in alten Brunnentrögen meistens das ähnliche Ästwert des mäusedornblättrigen Spitzschnabelmosses (Earhynchium rusciforme Br. et Sch.) beobachten.

Die Bemerkung, daß ein paar Moosgattungen, vor allem die Arten des fruchtreichen Schirrmosses (Splachnum sp. [S. 1312 u. Fig. 20]) mit Vorliebe oder ausschließlich die verwitternden Exkremente von Kindern und Schafen überwuchern und zu prächtigen Samtpolstern umgestalten, mag den etwas humoristischen Abschluß unserer großen Revue bilden. Wenn wir nun noch die einzelnen Teile des Laubmosses nach ihrer so mannigfachen Gestaltung betrachten wollen, so können wir uns hierbei kurz fassen, da schon vieles davon im Vorhergehenden beigebracht werden mußte. Der Stengel der

Laubmoose ist entweder einfach, wie bei den meisten dichttraug oder polsterförmig wachsen den Arten,



Polsterförmiges Zwergmoos (Grimmia pulvinata Sm., S. 1301).

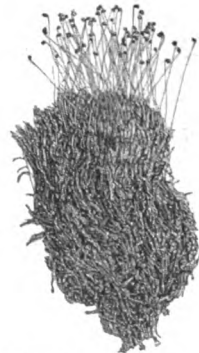
oder verästelt. Die Verästelung kann eine gabelige oder mehr weniger regelmäßig fiederige sein, wobei die Fiederäste sich meist genau in einer Fläche ausbreiten. Unter den einfach oder doppelt fiederästigen Moosen finden sich einige der schönsten heiz-

mischen Arten wie das kammförmige und das zarte tamarisfenartige Schlafmoos. Die zierlich bäumchenartige Anordnung der Äste läßt sich regelmäßig beim Leitermoos beobachten. Bei manchen Arten des Gabelmosses, Schlafmosses und einiger anderer Arten erscheint der Stengel mit dichtem rotem oder braunem Filz bekleidet. Auch die Beblätterung des Stengels ist eine ungemein mannigfaltige. Bald verteilen sich die Blätter scheinbar unregelmäßig um den Stengel, bald erscheinen sie in zwei (wie bei der Gattung Distichium), drei oder mehreren Längsreihen¹⁾ angeordnet. Häufig sehen wir die Blätter nach allen Seiten, öfters selbst sparrig, absteilen (so beim sparrigen und sternblättrigen Schlafmoos Hypnum squarrosum L. [S. 1298] und stellatum Schreb. und mehreren anderen), während sie sich ein anderes Mal wie bei den Arten der Farn-, Ring-,

Flach- und Spatelmoose in einer Fläche ausbreiten und die Pflanze gleichsam gepreßt erscheinen lassen; eine schön feder- oder farnartige Anordnung der Blättchen steht mit dieser verflachten Blätterung gern in Verbindung. Ganz im Gegensatz dazu zeigen die Äste einiger sehr dicht und zugleich absteilend beblätterter Arten eine schweif- oder

längchenartige Form, wie wir dies schon beim Mäuseschwanzmoos und Weizgrasmoos her- vorgehoben haben.

Auch die rosettenartige Anordnung der Blätter läßt sich mehrfach, am schönsten beim ros- fruchtigen Birnmoos beobachten. Nicht selten treffen wir eine schopfartige Anhäufung der Blätter, wie dies besonders beim welligen Sternmoos und Schildmoos und beim aloeartigen Haarmühenmoos (Polytrichum aloides Hedw.) auffällig zutage tritt. Bei zahlreichen kleinen Moosarten erscheinen die Blätter des kurzen Stengels knospenartig zusammengeballt. Schließlich darf noch die vielfach vorkommende, gern mit der fischelförmigen Blattform verbundene einerseitswendige Anordnung der Blätter nicht vergessen werden, wofür wir in dem hängigen Ästmoos (Hypnum uncinatum Hedw.), zahlreichen Arten des



Catacopium nigritum How.

¹⁾ Pseudoparasiten sind jene auf einem größeren Gewächse vegetierenden Pflanzen, welche ihre Nahrung nicht wie die echten Parasiten, z. B. die Mistel, aus jenem Gewächse selbst, sondern nur aus den verfaulten Stoffen und der Erde ziehen, welche zufällig an jenen haften. Dem Schilfbäume werden die Moose in der Weise schädlich, daß sie die Rinde allmählich zerfressen und so auch dem Baute schaden, außerdem den Sammelplatz für verschiedene Ungeziefer abgeben.

Gabelzahnmooses und im Quellmoos (Philonotis sp.) ausgesprochene Beispiele vor uns haben.

Die Grundform des Laubmoosblattes ist die lanzettliche; dieselbe verflacht sich in allen Abstufungen bis zur pfeifen-, borsten- und haarförmigen und erweitert sich in ebenso vielen Zwischenstufen bis zur rundlich eiförmigen Gestalt. Zerteilte, ausgeschnittene und zerfaltene Blätter, wie wir sie bei den Blütenpflanzen so vielfach finden, fehlen unseren Laubmoosen gänzlich. Sehr oft jedoch zeigen die Laubmoosblätter in ihrer oberen Hälfte, seltener im ganzen Umfange, eine mehr oder minder scharfe und regelmäßige Zähnung. Eine Mittelrippe fehlt manchmal dem Laubmoosblatt, wie dies beim Torfmoos der Fall ist; meist ist sie und zwar oft in trauf- tigger Ausbildung vorhanden, wobei dann manchmal die Eigentümlichkeit auftritt, daß sie vor der Blattspitze verschwindet oder im Gegenteil sich über dieselbe hinaus als weißliches Glashaar (dessen Vorhandensein bei der Menge nahe an- einander gerückter Blättchen der ganzen Pflanze eine grauliche Färbung verleiht) oder als Stachelspitze fortsetzt. Eine wellige oder krause und gewundene Schälung der Blättchen ist bei vielen Laubmoosen, letztere besonders bei trockener Witterung, zu beobachten, für manche Arten des Kräusel-, Apfel- und Bartmosses sind die gekräuselten Blättchen geradezu charakteristisch.

Die Blätter der Laubmoose sind ferner entweder glanzlos oder glänzend; in letzterem Falle erhalten die Moose vielfach ein glas- oder seidenartiges Ansehen. Wenn wir in ganz natürlichem Anschlusse auch noch auf die Färbung des Blattwerkes zu sprechen kommen, so läßt sich behaupten, daß die Laubmoose, wenngleich das frische,



Bartmoos (Fissidens astantoides Hedw., S. 1302).



Bryum caespitium L. (S. 1302).

freudige, sowie das dunkle Grün bei weitem vorherrscht, an Mannigfaltigkeit der Blattfärbung, insbesondere durch die verschiedensten Abstufungen von Grün und Rot, die Blütenpflanzen weit übertreffen. Wir finden da nach den verschiedenen



Frösens adiantoides
Hedw. (E. 1302).

Arten die silbergraue, bläulich weißgrüne, neer- und olivengrüne, goldgelbe, gelb- und goldgrüne, bronzerötliche, goldbräunliche, die braun- und schwärzlichgrüne, ferner die rosa-, wein- und rostrote Färbung und zwar jede derselben in verschiedenen Nuancen vertreten, was insbesondere bei den dicht polsterförmig wach-

enden Arten durch das Zusammenkommen der mannigfachen Farbentöne einen reizenden Anblick zu gewähren vermag. Die größte Mannigfaltigkeit der Gestalt und des Aussehens bietet unter den Teilen des Laubmooses die Kapsel mit ihrem Zubehör. Der Kapselstiel

entspringt entweder aus dem Gipfel des Stengels oder an dessen Seite, gern aus einem Astwinkel und zwar meist aus demselben Punkte nur einer; in selteneren Fällen, wie beim Leittermoos und beim welligen Sternmoos¹⁾, stehen mehrere derselben manchmal nur angedeutet; bei einigen Arten, wie bei der Hedwigia, fehlt er ganz, so daß die den Hüllblättern eingefenkte Kapsel bei weniger genauer Betrachtung zu fehlen scheint. Im Gegensatz dazu besitzen viele Gattungen und Arten einen verhältnismäßig sehr langen Kapselstiel,

¹⁾ Nach dem Abfallen der Kapsel oder bei Nichtentwickelung derselben bleiben die Kapselstiele oft noch lange stehen, wie dies beim welligen Sternmoos besonders schön zu beobachten ist (siehe die Abbildung des Leittermooses).

der dann gern im obersten Teile mehr oder weniger bogig gekrümmt ist, so daß die Kapsel bald aufrecht [z. B. Fig. 16], bald horizontal [Fig. 9, 10, 11], bald nach abwärts geneigt oder hängend [Fig. 7 u. 8] zu stehen kommt. Außerdem ist der Stiel entweder glatt oder rauh und warzig, öfters in seiner ganzen Länge gedreht [Fig. 5 u. 13]; seine Färbung ist sehr verschieden, häufig gelblich- oder schön purpurrot.

Die mannigfachsten und anmutigsten Verschiedenheiten hat die Kapsel selbst aufzuweisen. Ihre Form zeigt alle erdenklichen Abstufungen zwischen der schmal walzenförmigen bis zur kugelförmigen Gestalt. Die stab- [Fig. 17] und walzenförmige [Fig. 12, 14, 15, 16], die urnen- [Fig. 18] und eiförmige [Fig. 5, 9, 10, 13] und schließlich die kugelförmige Gestalt [Fig. 2, 3, 4] sind ebenso viele Wertpunkte dieser langen und fast lückenlosen Formenreihe. Die für zahl-

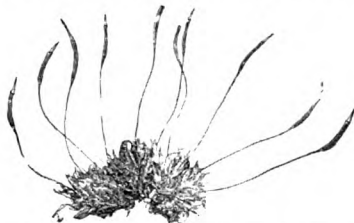
reiche Gattungen der Astmoose charakteristische ungleichhälftige Eiform [Fig. 10] verdient wegen ihres häufigen Auftretens, in welchem sie nur von der cylinderförmigen Kapselform noch übertroffen wird, ausdrücklich hervorgehoben zu werden.

An den eiförmigen und rundlichen Kapseln bemerken wir öfters über dem Grunde eine auffallende Verschmälerung, den sogenannten Hals [Fig. 1, 4, 7, 8, 12], welcher bei im ganzen eiförmiger Kapselform die birnförmige Gestalt [Fig. 4, 6, 8] zur Folge hat; ist der Hals auch seinerseits wieder bauchig [Fig. 7, 8], so geht die Birnform in eine mehr oder weniger genau entsprechende Flaschenform über.

Die Kapsel kann ihrer Form nach außerdem gerade [z. B. Fig. 16, 18] oder mehr weniger gekrümmt [Fig. 11, 17] sein; öfters entwickelt sich die gekrümmte Form erst mit der zunehmenden Reife der Kapsel, ganz vorzüglich aus ursprünglicher ungleichhälftiger Eiform [vgl. Fig. 10 u. 11], oder verstärkt sich wenigstens im Verlaufe der Zeit. Endlich teilen sich die Kapseln in glatte (die öfters selbst wie durch Politur glänzen), gestreifte [Fig. 14a] und tiefer oder seichter gefurchte [Fig. 3, 12, 13].

Die Färbung der Kapsel weist die verschiedensten Töne von Braun und Rot auf; das lichte Gelbbraun und das schwärzeste Kastanienbraun, das helle Gelbrod und das tiefste Purpurrot erscheinen hier durch sehr zahlreiche Zwischenstufen miteinander verbunden.

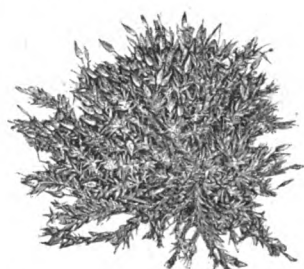
Besonders häufig ist die satt braunrote Färbung; auch die rosa- und blut-



Langfrüchtiges Barimoos (*Barbula subulata* Brid., E. 1302).

rote finden sich öfters; ja selbst Olivengrün und Grün gelb, Drangerot und Dunkelviolett lassen sich beobachten.

Die Kapsel bleibt bei ihrer Reife entweder nach allen Seiten hin verschlossen, wie bei den Glanzmoosen (Phascaceen), so daß die Sporen erst durch das Bersten der Kapsel frei werden, oder die-



Glanzmoos (*Orthotrichum anomalum* Hedw., E. 1305).

selben entleeren sich (was aber nur bei den Steinmoosen (*Andrea* sp. [Fig. 1] der Fall ist) durch Aufspringen der Kapsel in vier oben und unten verbunden bleibenden Klappen, oder, und dies ist die weitestgewöhnlichste Art der Sporenentleerung, die Kapsel öffnet sich durch das Abwerfen eines kleinen Deckels, der durch die Ausdehnung des sogenannten Ringes, einer später selbst abfallenden Verdichtung der Kapselmündung, abgehoben wird.

Die gewöhnlichste Form des Deckels ist die kegelförmige und zwar in allen Graden der Erhöhung von der pfriemenförmigen [Fig. 17] bis zur beinahe flachgedrückten Gestalt [Fig. 3]. Auch die gewölbte



Physcomitrium pyriforme
Brid. (E. 1303).

Form des Deckels findet sich nicht selten [Fig. 2, 18]. Aus der Spitze des Kegels oder der Wölbung entspringt vielfach ein längerer oder kürzerer, gerader oder seitwärts gekrümmter Schnabel

[Fig. 10, 4, 13, 18, 5]. An seiner Innenseite trägt die verdickte Kapselmündung meist einen Kranz häutiger, länglicher, gewöhnlich zahnförmiger Lappchen (der Mundbesatz oder das Peristom [Fig. 7, 11, 16, 20]), deren Breite und besondere Gestaltung vielfach ein Charakteristikum für die verschiedenen Gattungen abgibt. Die Anzahl der Lappchen ist immer durch vier theilbar; gewöhnlich besteht die Reihe aus 16 Zähnen, wogegen diese Zahl beim Vierzahnmoos [Fig. 15b] auf vier herabsinkt und beim Haarmützenmoos auf 32 und 64 anwächst. Bei mehreren Gattungen, wie bei den Drehmoosen, der Hedwigia, den (nach dieser Eigenschaft benannten) Nachtmundmoosen und Torfmoosen fehlt der Mundbesatz gänzlich. Statt 32 Zähnen finden sich bei mehreren Gattungen, wie beim Farn- oder Spaltzahnmoos und Gabelmoos¹⁾ nur 16 derselben, die aber mehr oder weniger tief,

¹⁾ Das Gabelzahnmoos, Ziebzahnmoos und viele andere ähnlich benannte Gattungen erhielten diese Bezeichnung von der für sie charakteristischen Form der Peristome.

öfters bis nahe an den Grund gespalten sind. Auch dreigespaltene und selbst siebenartig durchlöchernte Peristomzähne können beobachtet werden. Bei den Bartmoosen stehen die fadenförmigen Peristomteile in die Höhe und sind überdies zu einem seilartigen Bündelchen (das auch mit einem Barte verglichen werden kann) spiralig ineinander gedreht [Fig. 16]. In manchen Fällen, wie bei vielen Schlafmoosen, besteht das Peristom aus einer doppelten Zahnreihe, wobei aber die Zähne des unteren Kranzes von denen des oberen verschieden (gern gegliedert oder geknötelt) und mit schmalen Wimpern untermischt sind.

Die untere (innere) Zahnreihe wird bei einigen Gattungen durch ein gefaltetes Häutchen oder ähnliche verschiedenartig durchbrochene Gebilde ersetzt. Die Färbung des Peristoms ist zu meist lebhaft orangegelb oder purpurrot und hebt sich, wie dies an der noch nicht gereiften Frucht bezüglich des Deckels der Fall ist, von der meist dunkler gefärbten Kapsel (so das orangegelbe Peristom von der sattroten, das purpurfarbene von der schwarzbraunen oder schwarzvioletten) in anmutiger Weise ab.

Endlich muß nur noch über die der unreifen Kapsel zur Bedeckung dienende Haube das wichtigste angeführt werden. Dieselbe verhüllt manchmal die Kapsel nur zum kleinen Teil, indem sie an derselben

Länge [Fig. 19] von der Haube umschlossen wird. Oefters, wie bei den Glockenmoosen (*Encalypta* sp.), reicht die Haube sogar ein gutes Stück über die Kapsel hinaus

und Muße hat und von lebhaftem Interesse erfüllt ist, die wunderbare Schönheit der Natur auch in den kleinsten und zügigsten Formen zu betrachten, der es sich nicht entgehen lassen sich das weite und lieblich Reich der Laubmoose Gegenstände seiner Beobachtung auszuwerfen.

Zur Einführung in das Studium der Laubmoose möge das Büchlein von Otto Wünsche, „Die Kryptogamen Deutschlands“ (höheren Kryptogamen) einzig bei Teubner 1875 (160 Pf.), bestens empfohlen sein.

Zwei Tage in Algier.

Von

A. M. Blankenstein

Es war Freitag, der 2. Tag der Muselmänner. Zu Wagen und zu Fuß strömten die Menichen arabischen Kirchhofs zu. wöhnlich sind es nur liche Wesen, welche an Tage hinauswallen, die hammedanerinnen, um an Gräbern ihrer Lieben zu stehen und zu trauern, die Götinnen, um das eigentümliche Bild anzustauen. Es

sich aber, daß an dem Nachmittage ein gräbnis stattfinden sollte und die Menichen sonst so streng abgewiesen, durften treten. Dicht mit Lebervorhängen geschlossene Equipagen brachten die arabischen Damen der höheren Gesellschaftsklassen bei. Der Hail war bis tief auf die Erde herabgezogen und verhüllte die ganze Stadt, so daß nur die bauschigen Pumpern und die in Pantoffeln geborgenen Füße sichtbar blieben, denn das Gesicht bedeckte der Schleier, welcher aber hier nicht



Tamariscinartiges Schlaumoss
(*Hypnum tamariscinum* L.: E. 1298).



Splachnum ampullaceum L.
(E. 1306).

nach Art eines Mützens aufsteht [Fig. 5], wogegen in anderen Fällen die Kapsel zur Hälfte [Fig. 15 a] oder nach ihrer ganzen

[Fig. 14 b]. Die Gestalt der Haube ist meist mützen- oder kappenförmig, seltener kegelig, walzen- und glockenförmig. Im Grunde erscheint sie vielfach unregelmäßig zerrissen und aufgeschlitzt [Fig. 19], hier und da auch regelmäßig zerteilt [Fig. 15 a] oder gewimpert. Sie ist ferner meist durchsichtig oder durchscheinend, von gelblichweißer, horn- gelber, öfters goldgelber Färbung. Bei den Haarmützen (Polytrichum sp.) und Zwergmoosen (*Grimmia* sp.) sehen wir sie allseitig mit längeren oder kürzeren Haaren bekleidet.

Zum Schluß mag nur noch der Apophyse, einer bei manchen Gattungen vorkommenden Verdickung des Stengels am Grunde der Kapsel, Erwähnung gethan werden. Bei den Haarmützenmoosen erscheint sie in der Form eines kleinen Ringes [Fig. 19], bei den Schirmmoosen und den zunächst verwandten Gattungen nimmt sie eine scheiben-, schirm- oder urnenförmige Gestalt an und übertrifft an Größe die auf sitzende Kapsel um ein bedeutendes [Fig. 20 u. 23].

Wenn wir in unserer Darstellung durchweg nur die Hauptpunkte streifen konnten, so wird aus derselben jedenfalls ersichtlich, welch reiches und anmutiges Feld der Beobachtung uns diese große Gruppe der blütenlosen Pflanzen darbietet; wer Zeit



Kräuselmoos (*Ulota crispata* Bruch.: E. 1303).

dicht ist wie in Vona, in Constantine. Sogar die Tramwagen enthielten viele verummte Gestalten, manche mit

anern, ihren Kindern. Reizende Gesichtchen gab unter den Mädchen: erst wenn diese dreizehn re zählen, beginnt man bei ihnen ein Mästungs- em, weil in den Augen der Araber das weibliche chlecht nur als schön gilt, wenn es recht dick; s ist der Kummer aller Eltern, wenn deren hter, trotz der angewandten Mittel, schlank bleibt. Unterwegs trafen wir den Leichenzug: der Tote t, ohne Sarg, auf einer Bahre, über welche man n kostbaren Teppich legt. Er wird von sechs bern, natürlich in ihrem Kostüm gekleidet, ge- gen. Nicht geordnet, wie bei uns, zeigte sich der s, sondern wild durcheinander wogend. Alle en sie klagende Töne aus.

Ueber uns wölbte sich der Himmel vom tiefsten, blendendsten Blau, die Sonne schien im Dezember in der Heimat im Juli, so daß man ohne menschen die Hitze nicht ertragen konnte.

Es ist ein sehr schöner Weg, welcher dem Kirch- zuführt, unfern dem Meere. Gar eigentümlich et sich Algier dar; der neue, französische Teil, breiten Kais und Straßen mit den hohen im- mten Gebäuden, strecken sich am Ufer entlang und am unteren Hange des Berges, das ara- je Viertel zieht sich an dem Ausläufer der Sahel- amphitheatralisch weiter hinauf, von der Kasbah (türkischen Festung) gekrönt. Die blendend- angetünchten, viereckigen, mit flachen hem versehenen Häuser gleichen, in r Gesamtheit, auffallend einem Mar- steinbruche, wie es schon öfters be- leben worden ist; sie stechen von der igen Vegetation und dem tiefblauen re seltam ab.

Sehr interessant ist es, jenes Viertel durchstreifen, wo manche Gäßchen so sind, daß zwei Menschen kaum an- ander vorbeikommen; überdies sind die her am oberen Stockwerke zu beiden ten vorgebaut, durch hölzerne, in die uern eingelassene Pfähle gestützt, so daß Wohnungen sich oben oft berühren und i wie durch Galerien hindurchgeht, wo m Sommer stets kühl bleibt. Gifrig schweift der Blick über den Hafen

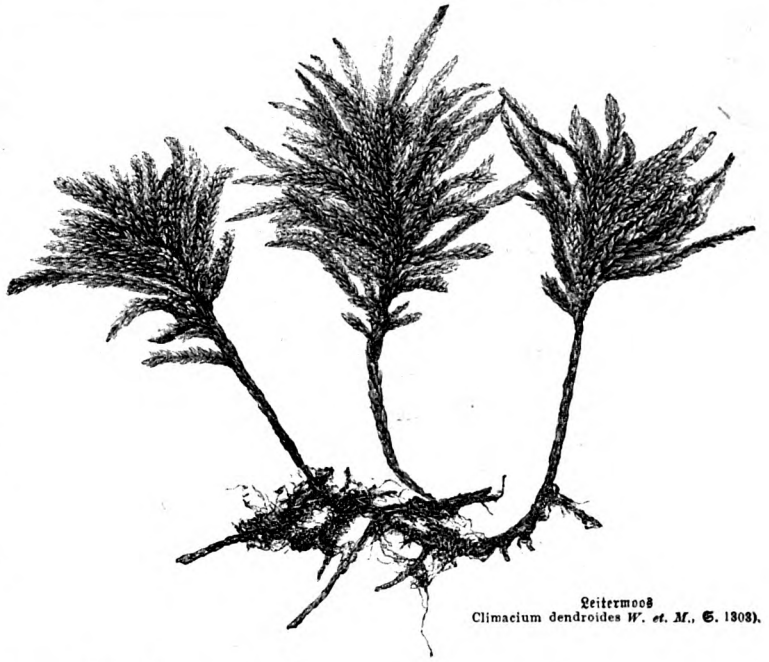
hin, an welchem, seit den Römern, so viele Nationen arbeiteten, eine das Werk der anderen gewöhnlich teilweise zerstörend. Dort wurden in den umliegenden Gebäu- den, während der Türkenherrschaft, die vielen, durch die Seeräuber herbeigeschleppten Christensklaven untergebracht und muß- ten schwere Arbeit verrichten. Wie oft mag ihr Blick mit wehmutsvoller Sehn- sucht über das Meer der teuern Heimat entgegengeschaut haben, wo ihre Lieben um sie trauerten, nicht wußten, was aus ihnen geworden sei.

Der Richtung zu, wohin wir fuhren, breiten sich die Häuser von Agha, Musta- pha Inferieur und Mustapha Supérieur aus. Vor vierzig Jahren stand hier noch kein Gebäude, nur wildwucherndes, imper-

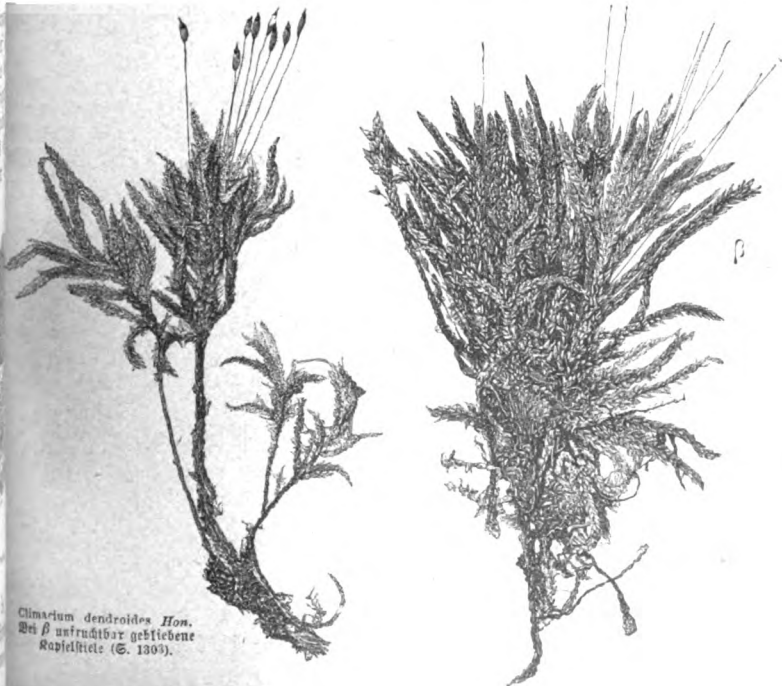
grünes Gestrüpp bedeckte die Hänge, wo es für den Europäer lebensgefährlich war, hindurchzuschreiten, denn er stand in fort- währender Gefahr, von den Arabern an- gegriffen und umgebracht zu werden. Gar mancher hat dort auf diese Weise sein Leben verloren. Ueberall schauen jetzt aus den reichsten herrlichsten Gärten an den Hängen Hotels, Pensionen und Landhäuser hervor. Wie schwer wird es da dem Men- schen, im Dezember und Januar an den Winter zu glauben, so grünt und blüht es allwärts in üppigster Pracht. An den Terrassen, den Mauern, den Sommer- häuschen ranken sich mit unzähligen süß- duftenden Blumen besetzte Theerosen-, Jasmin- und Heliotropzweige hinauf. Be- täubend ist oft der Wohlgeruch der hell- gelben, kugelförmigen Blüten der *Acacia Farnesiana*. Reizend nimmt die *Bougain- villea* mit ihren teils grünen, teils prach- voll roten Blättern und den kleinen gelben Blüten sich aus. Ueppig wuchert die Winde nach allen Richtungen.

Bei der wildwachsenden Vegetation fällt die Menge Schlinggewächse auf, be- sonders die verschiedenen Clematisarten; hauptsächlich schön ist unter diesen die mit glockenförmigen, durchsichtig weißen Blüten versehene, welche in der Sonne wie hoch- poliertes Silber erglänzen und nur hier, in Bona und Constantine vorkommen soll.

Am Kirchhofe angelangt, sahen wir dort ein buntes Durcheinanderwogen. Die weißen Gestalten der Frauen saßen dicht verhüllt an den Gräbern; sonst dürfen sie an ihrem Sonntage hier den Schleier ab- legen, aber die Gegenwart von Männern verhinderte das heute. Sie hatten zwis- chen den Ruhestätten ihrer Lieben die mit- gebrachten Teppiche und Matten ausge- breitet und lagerten oder hockten mit ge- kreuzten Beinen darauf. Die Mütter hielten ihre Kinder krampfhaft fest an der Hand, als befürchteten sie eine Gefahr für dieselben.



Seitermoos
Climacium dendroides W. et M., G. 1303.



Climacium dendroides Hon.
Bei β unfruchtbar gestielte
Rapselstiele (G. 1303).



Gabelzahnmoos
(*Dicranum scoparium* Hedw., E. 1299).

Ein Künstler, diese seltene Gelegenheit eifrig benutzend, nahm die verschiedenen, so eigenartigen, höchst malerischen Gruppen auf, zwischen welchen die unregelmäßig aufgestellten Gräber sich befinden, wo auf den niedrigen Hügeln ein schmaler, an beiden Enden zugespitzter Aushöhlung errichtet ist, aus Holz oder Marmor verfertigt, manche von diesen mit arabischen Schriftzeichen verziert. In der Mitte dieser Aushöhlung sind in dem flachen Boden mit Wasser angefüllte Aushöhlungen, worin die stets mitgebrachten Blumen gestellt werden. Zwischen den Gräbern erheben sich Palmen-, Cypressen-, Eucalyptus-, Oliven- und andere immergrüne, hochaufgeschossene Bäume; sie vermehren den orientalischen Anstrich des Bildes.

Schon öfters hat man versucht, bei solchen Gelegenheiten den Kirchhof zu photographieren, aber es gelang äußerst selten, denn merken die Araberinnen eine solche Absicht, dann ergreifen sie eiligst die Flucht. Die ehrbaren Frauen scheinen es offenbar für eine Schande zu halten, ihr Bildnis nehmen zu lassen; jedenfalls stehen sie auch in gewaltiger Furcht vor ihren strengen Herren und Gebietern. Erregen sie deren Zorn oder Eifersucht, dann sind sie vor Stockschlägen nicht gesichert, welches Erziehungsmittel der Koran den Ehemännern gestattet, wenn nicht zu streng damit verfahren wird. Zeigt eine Frau sich nach mehreren solchen Strafen störrisch, dann wird es ihrem Manne sehr leicht, eine Scheidung zu erlangen, und

er sendet seine Gattin ihren Eltern zurück. Die für jene erhaltene Geldsumme muß dann herausbezahlt werden, denn die Väter verkaufen ihre Töchter dem Meistbietenden. Die Bewerber der höheren Gesellschaftsklassen geben Geld, die der unteren so viel Stück Vieh, wie ihre Mittel es erlauben.

Der Leichenzug nahte; über die Gräber hinweg ging es eiligst die Treppe zu der mit flachen Steinen gepflasterten Terrasse hinauf vor der Koubba¹⁾. Um den viereckigen Raum, in dessen Mitte die Bahre aufgestellt wurde, ließ die Trauergesellschaft sich mit gekreuzten Beinen nieder und alle murmelten sie Gebete. Die durch eine Kuppel gekrönte Koubba enthält eine kleine, mit Fahnen behängte Bethalle, wo auch die Frauen, denen der

Eintritt in die Moscheen bis zu ihrem zurückgelegten sechzigsten Jahre versagt ist, zugelassen werden. Von dieser Halle durch ein Holzgitter getrennt, zeigt sich das Grabmal des Marabout.

Nachdem die Trauerzeremonie vorüber, wurde die Bahre wieder aufgenommen, und man schritt hastig der Stelle zu, wo das Grab bereit stand, ringsum ausgemauert. Die in bunte Sandouras (ein hemdartiges Gewand) oder kurze Jacken und weite Pumphosen gekleideten Gestalten, deren Haupt ein Turban bedeckte, drängten sich heran: man sprach, man gestikulirte.

¹⁾ Grabkapelle eines Marabout (Geistlichen).

Schwer wurde es einem, sich vorzustellen, daß die Gelegenheit eine so betäubende. Die Europäer, hauptsächlich die Deutschen, drängten sich herzu; wir waren in der Entfernung stehen geblieben, uns nicht traugend, näher zu treten. Man sah Bahre neben dem Grabe ab. Wir sahen wie sie an dem einen Ende hoch gerichtet wurde und hörten später, daß dem Kopfe zuerst, die in ein Bettuch gewickelte Leiche in ihre letzte Ruhe hinabglitt. Daneben stellte man einen Korb voll Wasser und Feigen hin, dann ihrem Gange nach dem Paradiese, wo eine Stärkung habe. Darauf übermannte man die Gruft mit Steinen.

Im Hintergrunde, in unserer Nähe, schleppten Männer nach einiger Zeit große Säcke herbei und von allen Seiten strömten die Armen auf sie zu, ein jeder suchend, das meiste zu erhaschen. Schreitend, miteinander ringend, und während man eben, von der Trauergesellschaft umringt, Erde auf die volle Gruft schaufelte. Der eine Sack voll Brot, der andere Feigen. Es kam eine hohe, in kurze Jacke und Pumphosen gekleidete Gestalt herbei und verließ, scheltend, Ordnung zu schaffen, indem er ihnen Einhalt gebot, welche mehr als ihnen zukommende zu erlangen irren.

Ein plötzliches Geräusch verunsicherte uns, zurückzuschauen: soeben wurde ein junger Stier vorübergeführt, einen der gelegenen Teile des Kirchhofes zu, an einen Olivenbaum angebunden. „Dort bleibt er bis morgen abend“, wortete man auf unsere Frage, „und opfert man ihn. Uebermorgen früh, neun Uhr an, beginnt das Totentanz“.



Carduus (Philonotis) caerulea
(Fr. et Sch., Z. 1299).

af dem Kirchhofe, wo alle Armen gespeist werden, denn der, welchen man soeben be-
rub und der heute früh starb, war ein
icher Mann. Keiner der Fleisch und
ousous") verlangt, wird abgewiesen, so-
eit der Vorrat reicht."

Nachdem das Grab vollendet war,
uften alle Männer sich entfernen; an
den trat man heran und forderte ihn auf,
n Kirchhof zu verlassen. Nur jener blieb
rück, welcher bei Austeilung des Brotes
id der Feigen streng mahnend eingeschritten
ar. Wir wunderten uns darüber, besonders
s wir sahen, daß trotz seiner Gegenwart
e Frauen ihre Schleier abzulegen be-
nimen. Wir traten an ihn heran mit
m Wunsche, die Sitten und Gebräuche
es Landes näher kennen zu lernen und
aren unsicher, wie man unsere Fragen auf-
nehmen werde. Auf das lebenswürdigste
igte er sich aber bereit, unseren Wunsch
erfüllen. „Ich bin der Marabout des
irchhofes," erklärte er, „vor mir können
getroßt ihr Gesicht enthüllen, da ich
r Vater von ihnen allen bin: ich sehe sie
ad sehe sie doch nicht, es macht keinen
indruck auf mich..."

„Sie sind gewiß ein Heiliger?" er-
ndigten wir uns.

„So Gott will, ja," entgegnete er,

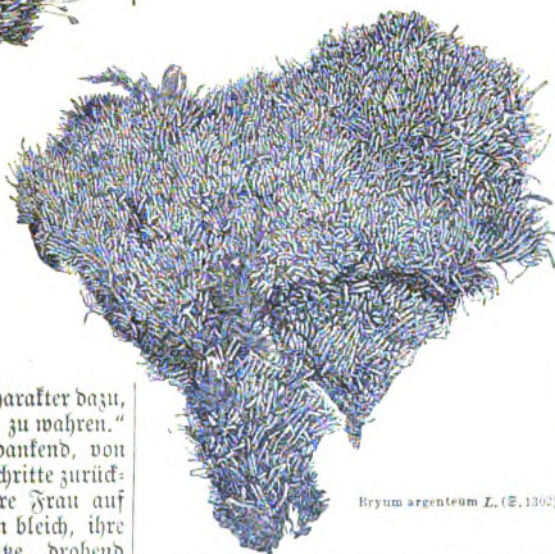
en Blick
n Him-
el er-
ebend,
nichts
schiebt
ohne
einen
Kissen!"
Er er-
zählte
is, er
i ver-
irartet. Hierzulande, be-
auptete er, hätten alle
christlichen Männer nur
ne Frau, wie bei uns
bristen. „Das Gesetz er-
ubt vier," gab er zu,
aber wer weise ist, macht
von keinem Gebrauch,
nn es ist nicht eines jeden
annes Sache, mehrere
rauen zu haben, es ge-
ört ein ganz eigentümlicher Charakter dazu,
m alsdann Frieden im Hause zu wahren."

Als wir uns, herzlich bedankend, von
m abgewandt und wenige Schritte zurück-
gelegt hatten, trat eine ältere Frau auf
ns zu. Ihre Wangen waren bleich, ihre
hwarzen Augen schossen Blitze, drohend
alle sie die Fäuste gegen uns. Wir
ihen sie staunend, fragend an. „Mara-
out makash!"²⁾ war alles, was wir von
en, ihren Lippen entsprudelnden, im
öchsten Zorne ausgesprochenen Worten
erstanden. Wir konnten uns damals die
Sache nur dadurch erklären, daß sie die
Battin des Geistlichen sei und in ihrer

Eifersucht es nicht ertragen könne, daß
andere weibliche Wesen ihren Mann an-
geredet hatten, erfuhren aber später, daß
sie eine Wahnsinnige ist. Vor Jahren
wurde ihr plötzlich der einzige Sohn ent-
rissen und nun bringt sie die meiste Zeit auf
dem Kirchhofe zu, glaubt ihr Kind dort wie-
derfinden zu können. Man läßt sie ruhig
gewähren, da sie vollkommen harmlos ist.



Bartramia pomiformis Hedw. (Z. 1301).



Bryum argenteum L. (Z. 1302).

Bei unserem Gange durch den Kirch-
hof waren wir viel angebettelt worden;
man hatte uns eifrig davor gewarnt, bei
solchen Gelegenheiten etwas zu geben, da
manche Leute sich dadurch den unange-
nehmsten Vorkommnissen ausgesetzt, von
den Bettlern angefallen worden seien. Wir
befolgt den gutgemeinten Rat, konnten
uns aber dadurch nicht vor Unfällen
schützen, wie wir später erfahren sollten.

Der Marabout blieb noch längere Zeit,

sich fortwährend umschauend. „Ich be-
fürchte immer, es könnte ein Mann zurück-
geblieben sein und sich versteckt haben,"
sagte er. Den Frauen schien es auch nicht
geheuer, sie entschleierten sich zwar, aber
sie blieben scheu und schüchtern. Man hat
oft behauptet, daß bei den Araberinnen
der Glaube herrsche, am Freitage um-
schwebten die Geister der Abgeschiedenen

die Ruhestätte des
zurückgelassenen Kör-
pers. Deswegen sei es
den Verwandten so sehr
darum zu thun, diese
Stätte zu betreten, um
stundenlang in der
Nähe jener so schmerz-
lich Vermissten zu wei-
len, ihnen alles haar-
klein zu beichten, was
während der Woche
vorgefallen sei, ihr Herz
vollständig ausschüt-
tend, in der vollen
Ueberzeugung, daß die
Geister sie verstanden,
obgleich es denselben
nicht vergönnt, ein
Zeichen ihrer Gegen-
wart, ihres Mitgeföhls
zu geben. Aber indem
wir die Frauen an-
redeten, sie darüber
befragten, überzeugten
wir uns bald, daß
diese Behauptungen in
das Reich der Fabel
gehören.

Sonst sollen die
Araberinnen an ihrem Sonntage hier
recht lustig sein und die seltene Freiheit
in Gottes Natur genießen. Was der
Europäerin Bälle, Gesellschaften und
Theatervorstellungen sind, ist der Moham-
medanerin der Kirchhof. Dort treffen sich
die Bekannten und tauschen ihre Gedanken
gegenseitig aus.

Indem wir in den verschiedenen Teilen
des Kirchhofs herumgingen, wo an manchen
Gräbern Narzissen und andere Blumen
üppig blühten, begegneten wir mehreren
Hunden, welche wild und herrenlos sich
hier wie auch anderwärts herumtreiben.
Der eine sprengte, drohend die Zähne
fletschend, auf uns zu, griff uns aber
damals nicht an, doch als wir den Kirch-
hof soeben verlassen wollten, stieß meine
Schwester einen Schrei aus, denn ohne
einen Laut von sich zu geben, war jene
Bestie auf sie zugestürzt und biß sich mit
den Zähnen immer wieder in ihr Kleid
ein, den Stoff zerreißend. Als das Tier
sich bemerkte sah, jagte es von dannen.
Man versicherte uns nachher, die Bettler
müßten den Hund auf uns gehen lassen,
um sich dafür zu rächen, weil wir ihnen
nichts gegeben hatten. Meine Schwester
war mit dem Schrecken und einem zer-
rissenen Kleide davongekommen. Es hätte
ihr schlimmer ergehen können, denn ent-
setzlich sind die arabischen Hunde, wütend,
heimtückisch, und gar mancher kann die

¹⁾ Lieblingsgericht der Araber, aus Weizenmehl ver-
mischt.

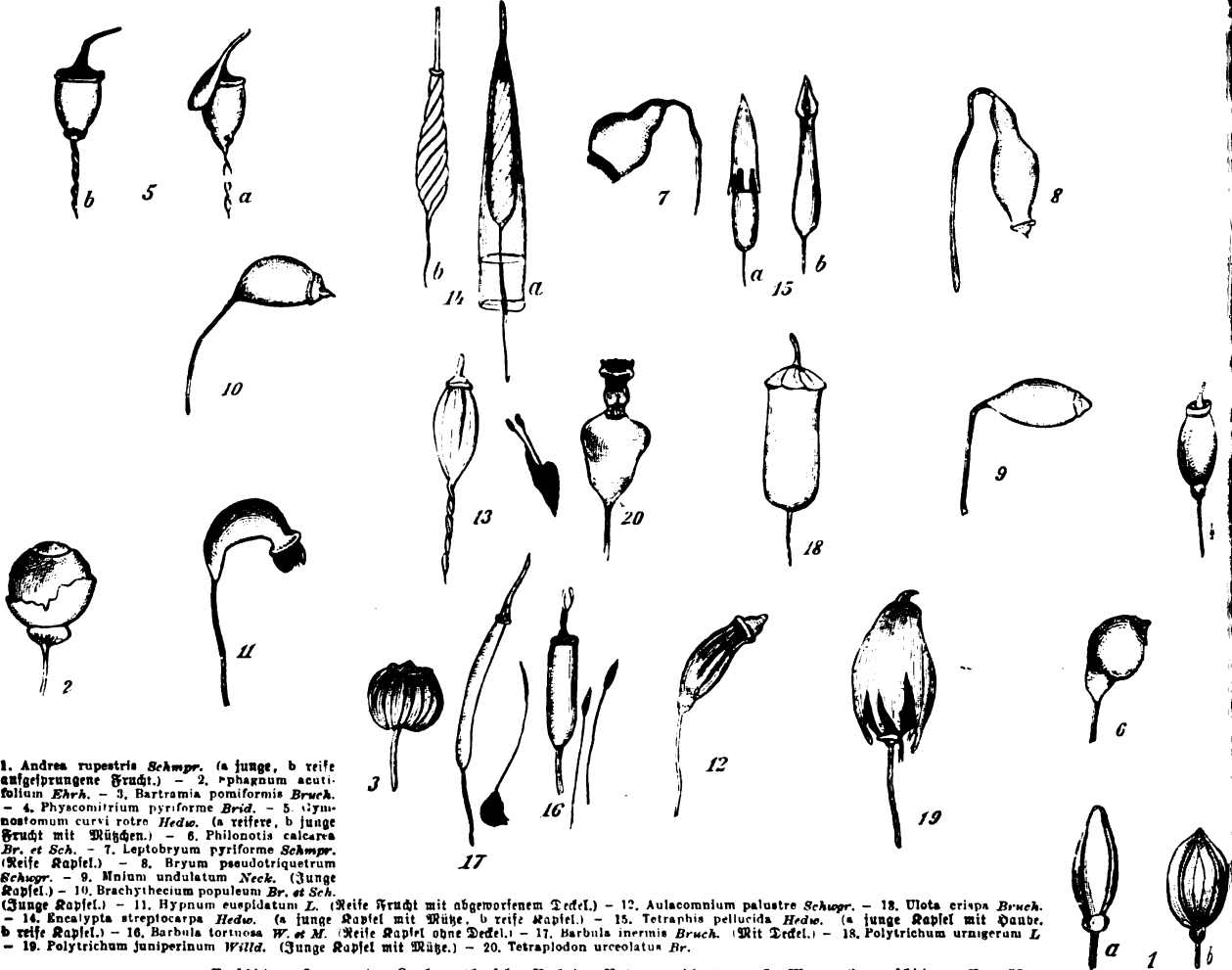
²⁾ Gar nicht, keineswegs.

tiefe Narben der von ihnen verursachten Wunden vorweisen.

Raum mehr als hundert Meter vom Kirchhofe entfernt, auf derselben Straße, erreicht man den Jardin d'Essai oder du Hamma, welcher im Jahre 1844 angelegt, auf der Stelle, welche früher von Gemüsegärtnern bepflanzt wurde. Er bedeckt im Augenblicke vierundvierzig Hektar Bodenfläche, wird aber fortwährend vergrößert. Wir

haben auf unseren mannigfachen Reisen im Süden, was Gärten anbetrifft, viel Herrliches gesehen, aber der Jardin d'Essai von Algier bildet doch den Glanzpunkt von allem. Die Villas von Palermo sind besser gepflegt, dort sieht man kein Unkraut wie hier, aber was auf Sizilien in miniature sich darbietet, entwickelt sich in dem Jardin d'Essai zu so gewaltigen Dimensionen, daß man staunend davor

steht und seinen Augen kaum traut. Welche Menge sind die tropischen Bäume und Pflanzen aufgeschossen! Viele Alleen durchziehen der Länge und Breite nach den Garten, alle immergrün, mit einer Ausnahme, deren Platanen so hoch sind wie mehrfach hundertjährige Eichen bei uns und doch starb der Gärtner erst kürzlich, welcher sie, als schlante Sechslinge, pflanzte. Eine dieser Alleen besteht aus



Verschiedene Formen der Laubmooskapfel. Nach der Natur gezeichnet von J. Murr (in verschiedener Vergrößerung).

moerops excelsa; in Guirlanden schlingen sich von Stamm zu Stamm, bis zu den Blätterkronen emporkletternd, die schönsten Theerosenweige, sogar im Winter mit Blumenbüscheln besetzt. Am prächtigsten nehmen sie sich aber im April und im Mai aus, wo die grünen Blätter fast unter den Rosen verschwinden.

Mit dieser kreuzt sich eine andere Allee, mit großen Exemplaren der *Dracoena Draco*, abwechselnd mit *Latania Borbonica* von drei und einem halben Meter Höhe. Jene waren damals mit großen Fruchtbüscheln orangegelber, durchsichtiger Beeren besetzt. Dazwischen ragen weit über sie hinaus Dattelpalmen (*Phoenix dactylifera*). Die *Latania*s und *Dracoena*s sind sehr kräftig; der Stamm teilt sich drei Fuß von der Erde in fünf, sechs, ja sogar sieben Stämme, welche fast die Dicke des

Hauptstammes erreichen. — Sehr schön ist eine Allee von einer *Ficus*art, von deren Nesten Wurzeln sich in die Erde herabsenken und neue Stämme abgeben, so daß sie schließlich den Hauptstamm vollständig verbergen und einen Miniaturwald bilden. Wäre der Sommer hier nicht fast vollkommen regenlos, würden sie sich viel mehr ausbreiten, aber während der trockenen Monate hört das Wachstum jener Wurzeln beinahe vollständig auf. Sitzt man im Dezember, im Januar in der Mitte dieser Allee, wo ein Nondell sich öffnet, auch von *Ficus* umgeben, wo eine lustig plätschernde Fontäne ihr kristallhelles Wasser in ein großes Becken ergießt, und schaut zu den gewaltigen Bäumen empor, durch deren dichte Zweige der strahlende Himmel kaum sichtbar, deren Schatten, nach der großen Sonnenhitze

anderwärts, so wohlthunend wirkt, während man die köstliche, von dem Dufte unzähliger Blüten gewürzte Luft einatmet, dann kann man kaum glauben, daß, allen Berichten nach, es in der Heimat friere und schneie. Jene großen Bäume sind nur einundzwanzig bis dreißig Jahre alt.

Unter allem Schönen ist vielleicht das Schönste die Bambusallee, welche fast in ihrer ganzen Breite den Garten durchschneidet. Wie die hohe gotische Vierung eines Domes bietet sie sich dar, der Anblick des Himmels verwehrend. Wenn die Sonne durch die Blätter leuchtet, nehmen dieselben wie die reinsten, durchsichtigsten Riesensmaragde sich aus; bewacht der Wind die Bambus, dann rauscht er magisch, geheimnisvoll, wie Geistergeflüster. — man glaubt sich in eine andere Welt versetzt.

Indem man den Garten durchschreitet, ist man immer auf neue Wunder der Natur und auf fortwährenden Genuß. *Alseia madagascariensis*, mit ihren schlüßigen gelben, traubensförmigen Blüten bedeckt, hat eine große natürliche Laube gebildet, indem sie sich von einer *Paulownia* zu anderen schlang, die Bäume allmählich tickend, so daß nur die toten Stämme als kurze übriggeblieben sind. Große *Waln*gen der verschiedenen *Nukka*-Arten stiegen sich dem Blicke dar, bis zu sieben Meter hoch. Viele von ihnen standen damals in voller Blüte; besonders prächtig sah die der *Yucca treculeana* sich aus.

Es zeigen sich die mannigfachsten Pflanzenarten, ein dichtes Gewoge von gestielten und gefiederten Riesenblättern, den verschiedensten Schattierungen von Grün bis ins bräunliche hinein. Fast alle Tropenländer haben ihren Beitrag dazu geliefert. Bewundernd schweift der Blick über die Runde und kann sich nicht satt tun. Auch die *Kotospalme* befindet sich darunter, aber nicht die mit großen, sondern kleinen Früchten. Indem man sich anschaut, kann man sich vorstellen, wie wirklich „die Fürsten der Pflanzenwelt“ in den Tropen sich ausnehmen müssen. Die Werte eines Botanikers fielen uns ein, welcher lange Zeit jene Gegenden bereist hatte und uns die wunderbare Ueppigkeit der dortigen Vegetation beschrieb. Besonders begeistert sprach er von einer *Vollmondnacht*, als er, ins Freie tretend, seinen Augen kaum traute und sich von einem Raume befangen hielt. Der Wind bewegte leise die Riesenblätter der Palmen und magisch leuchteten dieselben auf. Er hatte den Effekt mit nichts anderem vergleichen, als seien es unzählige elektrische Lammen, welche an einigen Stellen verwendet, um an anderen desto heller zu glänzen. Das wurde alles durch das stündlich verursachte, welches sich in den anliegenden Ranten der Blätter wiederlegte.

Um uns zu beweisen, wie wunderbar in Algier die Pflanzenwelt gedeiht, zeigte er uns begleitende Gärtner auf eine *hoenix teneris*. Vor zwanzig Jahren nur gepflanzt, hat jetzt der Stamm nahe der Erde vier Meter Umfang und eine Höhe von fünf Meter erreicht, die Blätterkrone gerechnet acht Meter. Manche Palmen von zehn Jahren ragen jetzt dreiundzwanzig bis vierundzwanzig Fuß empor.

Die Familie der *Masa* ist zahlreich vertreten; am interessantesten darunter war uns die *Banane*, woran man die großen, aabvogelähnlichen, dunkellila-farbenen Blüten und die Früchte in den verschiedensten Stadien der Reife, von grün bis zum reinsten Gelb, in langen Büscheln, in unglaublicher Menge hängen sah.

Unbeschreiblich üppig ist die Vegetation und alles ist gethan worden, um diesen Eindruck zu erhöhen; sogar die Stämme der Bäume hat man zu vertragen versucht, indem man *Philodendron* an Füßen derselben anpflanzte und die Blätter sich nun an ihnen emporrankten.

Das Unkraut hat auch dazu beigetragen, indem es den Boden in fast allen Beeten mit einem dichten, mit den buntesten Farben durchwirkten Teppich bekleidete. Man müßte die Arbeitskräfte verdoppeln, um darüber Herr zu werden und würde alsdann die Einkünfte sehr vermindern, welche man durch den Verkauf der Pflanzen, Blumen, Früchte und Samen jetzt erübrigt. Der Export findet nach vielen Ländern statt, besonders nach Frankreich. Alles wuchert geradezu auf unglaubliche Weise und schlägt seine Wurzeln tief in den Boden hinein, die der *Oxalis*, welche mit gelben Blüten strahlt, bringen bis zu anderthalb Meter hinab. Wegen die Schlinggewächse haben sich die Gärtner nur zu wehren, denn überall klammern sie sich an und breiten sich aus, winden sich von Stamm zu Stamm, ehe man es sich versieht, verbinden endlich, in unentwirrbarem Geslecht, einen wahren kleinen Wald. Herrlich nimmt unter denselben hauptsächlich die, mit großen, purpurnen, tulpenähnlichen Blüten besetzte *Phedranthus* sich aus, welche an vielen Bäumen emporwächst.

Als wir in Algier weilten, fesselte uns eine *Moeart*, deren Blüte einem enormen Elefantenrüssel gleicht und aus unzähligen gelben Blumen zusammengesetzt ist.

An und in den Teichen zeigen sich die mannigfachsten Wasserpflanzen, unter ihnen der gräßliche *Papyrus*. Sahen wir ihn an, dann wurden die von dieser Pflanze dicht besetzten Inseln des *Anapoflusses* auf Sizilien in unser Gedächtnis zurückgerufen. Wir wollten *Syracus* nicht verlassen, ohne sie gesehen zu haben. An jenem letzten Tage unseres Aufenthaltes erhob sich aber ein furchtbarer Sturm; die Schiffer erklärten, es sei unmöglich, den Hafen mit einem Rachen zu durchkreuzen. Wir ließen uns folglich bis an die Mündung des Flusses fahren und dann diesen hinauf rudern. Es war nicht angenehm, Wind und Wetter Trotz zu bieten, in dem bedenklich schwankenden Rahne auf dem durch den laut brausenden Sturm hoch gepeitschten Wasser stromaufwärts zu bringen, aber uns wurde später für alles ein reichlicher Ersatz, indem wir das unvergleichlich malerische Bild anstauten, welches die vom Winde rastlos hin und her bewegten *Papyrus* darboten.

Jedem gestattet man freien Eintritt in den Botanischen Garten von Algier, obgleich, besonders durch Kinder, viel Schaden angerichtet wird. In der dem Haupteingange entferntesten Abteilung bietet sich eine gar liebliche Aussicht auf Algier. Nach jener Richtung, nur durch die Jahresstraße von dem *Gardin d'Elia* getrennt, stehen in einem dichten Dattel-Palmenhaine zwei Cafés, wo für den Europäer es einen ganz eigentümlichen Reiz hat, im Schatten der tropischen Bäume zu weilen und auf das tief blau schillernde Meer und die schöne Stadt hinauszuschauen.

Man behauptet, daß die Gegend, wo der Botanische Garten sich befindet, sehr ungehindert sei, was auch die Benennung

Hamma (Fieberland) andeutet. Wer nur bei schönem Wetter hingeht und einige Zeit vor Sonnenuntergang sich entfernt, hat wohl nichts zu befürchten, und niemandem möchte man den köstlichen Genuß rauben, den der Anblick des Gartens gewährt. Wir mußten jedesmal, wann wir ihn besuchten, mit dem Gärtner übereinstimmen, der an jenem Dezembertage begeistert ausrief: „Ich möchte in fünfzig Jahren hierher zurückkehren können, wie wird dieser Garten herrlich sein, — das ist gewiß, er muß alsdann das achte Wunder der Welt bilden!“

Für jenen Abend hatte die Regierung Einladungen zu einem für die Fremden veranstalteten arabischen Feste erlassen. Ein maurisches Haus war gemietet worden, in dessen unbedecktem Hofe die Vorstellung stattfinden sollte. Da an jenem Tage das Wetter aber unbeständig war, spannte man ein Segeltuch darüber. Im Hotel de ville versammelten sich alle und um acht Uhr zog man, von den Commissaires geführt, durch mehrere, mit bunten Lampen behängte Gäßchen des arabischen Viertels, welche einen magischen Eindruck machten. Die dort sich befindlichen einheimischen Musikanten verursachten einen wahren Heidenlärm, so daß einem der Kopf schwindelte. An jedem Seitengäßchen drängten sich die mit Turban oder Jes bekleideten Köpfe einer über dem anderen, und die schwarzen Augen funkelten unheimlich. Einen großen Trost bildete es für uns, die vielen Soldaten und Polizeidiener zu sehen, welche von der Regierung aufgestellt worden waren, denn bei Nacht muß es in jenem Viertel jeder Dame bekommen zu Mute sein; hört man doch so viel von Ueberfall dort. Uns sagte ein Polizeidiener: Wir wagen uns bei der Dunkelheit nur stark bewaffnet und zu mehreren hinein, und Offiziere klagen, daß trotz aller Vorsichtsmaßregeln ihre Soldaten immer wieder im arabischen Viertel nachts angegriffen würden. Sogar bei Tag ist es keineswegs sicher, denn es werden dort häufig auch alsdann Morde begangen.

Althunderte Menschen hatte man eingeladen, wo der Raum, hochgegriffen, dreihundert faßte. Wer da einen Platz erlangte, von welchem er die Vorstellung mit ansehen konnte, durfte sich glücklich schätzen. Unten, hinter den Säulen, oben in den Galerien und auf den Terrassen der flachen Dächer war im Nu alles angefüllt. Auch hier hatte man unzählige bunte Lampen in Gruppen an den Säulen angebracht; sie beleuchteten die gespannt harrenden, sich über die Brüstungen weit vorbeugenden Gestalten.

Zuerst traten im Hofe unten die Neger auf. Tam-tams, hölzerne Flöten und eine arabische Guitarre brachten wahrhaft ohrenzerreißende Missetöne hervor, während die Tänzer mit ihren ebenholzfarbigen, nackten Armen, Füßen und Beinen die wunderbarsten Bewegungen und Sprünge machten, sich manchmal auf den Boden warfen, dann wie Gummibälle hoch in die Luft fuhren, so daß ihre bunten *Gandouras* nach allen Richtungen flatterten.

Ihnen folgten kabilische Frauen in der einheimischen Tracht, deren Kunst darin besteht, in steifen, langjamten, ungelentten Bewegungen sich gegenseitig zu umkreisen, erst Degen, dann Escharen auf und nieder hebend und sich meistens vor die Augen haltend.

Den Glanzpunkt des Abends bildeten die acht arabischen Tänzerinnen, die meisten von ihnen hübsch; zwei waren von einer wahrhaft blendenden Schönheit. Die bauschigen Bumphosen bestanden aus schwerer Brokatseide oder aus Atlas von verschiedenen Farben; die kurzen, malerischen Jacken meistens aus Samt, aufs reichste mit Silber oder Gold gestickt; die kleinen Pantoffeln von gleichem Material. Um den Kopf hatten sie ein seidenes Tuch, dessen Zipfel nach hinten geschlungen, und darüber waren mehrere Ketten der prachtvollsten Brillanten gelegt worden, an denen Pendants von enormen Perlen oder Solitaires auf der Stirn herabhingen. Außer dem funkelten überall Brillantsterne in dem rabenschwarzen Haare. An Armen und Knöcheln zeigten sich wunderschöne Spangen.

Sie wurden mit schallendem Beifallsklatschen von der Männerwelt empfangen und ließen sich mit gekreuzten Beinen auf seidenen Kissen nieder. Eine nach der anderen erhob sich und führte den gleichen Tanz aus. Etwas Ungraziöses, das weibliche Gefühl unangenehmer Verühren- des kann man sich nicht denken.

Zuletzt trat die berühmte Fatma auf, welche einer der höchsten maurischen Familien entsprossen ist und dieselbe heimlich verließ, um Tänzerin zu werden. Alles wurde versucht, um sie unter das elterliche Dach und zur Tugend zurückzulocken, aber sie widersteht aufs energischste sich in die Gefangenschaft eines arabischen Hauses zurückzugeben, nachdem sie die zügelloseste Freiheit genossen hat.

Den Schluß der Vorstellung bildeten die gräulichen Ceremonien der Missaoua, einer Art Dervische, aus Marokko stammend, deren Begründer Sidi Mohammed ben Missa war. In einem Halbkreise ließen sich die Fanatiker auf den Boden nieder, mit ihren Tamburins, vor sich in Körben die mitgebrachten Sachen, sowie eine mit glühenden Kohlen angefüllte Pfanne.

Einer erhob sich und beugte sich über diese, in welche berauschende Kräuter geschüttet worden waren; er brachte den oberen Teil des Körpers in eine stark schwingende Bewegung. Immer rascher beugte er sich vor und schnellte dann in die Höhe. Seine Aufregung wuchs, das Gesicht prallte jedesmal drohend gegen die Brust an, so daß man den Schlag weithin hörte. Er zog ein Instrument hervor und es in die eine Backe hineinstoßend, sahen wir die Spitze an der entgegengesetzten erscheinen, ehe wir uns schaudernd abwenden konnten.

Erschöpft hielt er endlich inne und ein anderer trat vor. Die gleichen Geübungen begannen. Die Tamburins wur-

den immer lauter geschlagen; ermunternde Zurufe der Kameraden erschollen, sie fasten den Vorstellenden immer zu größerem Eifer an. In seinem Fanatismus wie berauscht, taumelte er hin und her, dann stieß er sich lange Nadeln in Ohren, Backen, Kinn und Nase, so daß sein Kopf einem Stachelschwein gleich. Aber so sehr sie sich auch verwundeten, man sah keinen Tropfen Blut fließen.

Mehrere sprangen in die Höhe, einer hämmerte sich ein Messer in den Magen hinein, wo es stecken blieb; der andere aß Kaktusblätter mit großen Stacheln und die Speise schien ihm trefflich zu munden. Es wurden in einem Tamburin Storpione den Zuschauern vorgezeigt: die, winzigen Hummern ähnlichen Tiere bewegten sich lustig, eines entsprang sogar und mußte mühsam gesucht werden. Die Missaoua ergrißen welche und verschluckten sie wie Mäuse, indem ein Schrei des Entsetzens den Zuschauerraum durchfuhr.

Immer betäubender wurde die Musik, das Geschrei der Fanatiker. Jeder Vorstellende, nachdem seine Aufgabe vollendet war, schritt auf die Meltesten zu und drückte seine Lippen auf deren Stirn; manche gerieten aber durch ihre Raserei in einen solchen Zustand, daß sie den anderen entkräftet in die Arme fielen. Doch an jenem Abend wurde von den Festgebern stets Einhalt geboten, wenn die Missaoua auszuarten drohten. Bei den anderen Vorstellungen, wozu Fremde, durch Lösung eines Biletts, zugelassen werden, soll es geradezu schaurig hergehen und wir schlugen es ab eine Gesellschaft zu begleiten, als dieselbe abends zu dem Zwecke unser Hotel verließ.

Sehr kleinlaut kehrten die Damen zurück und gaben uns gewiß im stillen recht, daß wir zu Hause geblieben waren. Sie hatten bis beinahe an die Kasbah emporsteigen müssen, waren in Gefahr gewesen in jenem lebensgefährlichen Viertel ihren Weg zu verlieren, ja, sie gerieten sogar in eine Sackgasse und wußten nicht wo ein und wo aus.

Geradezu wahnsinnig waren die Missaoua geworden, fielen, von Schweiß bedeckt, Schaum vor den Lippen, in Konvulsionen zu Füßen der Damen nieder, sich auf der Erde wie ein Wurm windend. Aber das Geschrei der Vorgesetzten, der donnernde Lärm der vielen Tamburins belebten sie immer wieder: sie schnellten in die Höhe und begannen von neuem ihr entsetzliches Spiel. Sie drohten sich die Augen aus den Höhlen zu reißen, thaten es scheinbar, denn dieselben hingen heraus, warfen nach allen Richtungen die Storpione, die Schlangen umher, so daß die nahe Sitzenden sich kaum zu wahren wußten. Sie setzten sich Lippen und Storpione an verschiedene Teile des Körpers, wo dieselben, mit eingedrücktem Stachel, hängen blieben.

Die Gesellschaft aus unserem Hotel entfernte sich um halb zehn Uhr, aber später — die Vorstellungen dauern manchmal bis zwei Stunden nach Mitternacht —

soll es immer schlimmer werden. Der Begründer der Sekte behauptete, eben durch zu leiden, Gift und was sonst die Gesundheit, dem Leben gefährlich, sein können, und seine Jünger folgten den Beispiele nach.

Vor kurzem wurde ein Missaoua im Spital gebracht, wo er bald darauf verschied: bei der Sektion fand man vierzig Nägel in seinem Magen. Coucous mit Glasplittern mit dem größten Schaden von ihnen verzehrt; sowie lebende Kröten und giftige Schlangen. Sie beledet am Feuer erhitzte Fetzen, stellen ihre Füße auf die glühenden Kohlen der Pfanne, halten sich angezündete Nadeln unter Arme, Hände und Nase ohne mit einer Wimper zu zucken, während die Luft mit dem Geruche von verbranntem Fleische angefüllt wird.

Bis jetzt hat die französische Regierung diesem haarsträubenden Wesen nicht Einhalt zu gebieten vermocht; sie muß die Fanatiker gewähren lassen, aber mir ist es seltsam, daß man die, jedes Gebührend tief verletzenden Uebungen als ein Schauspiel betrachten darf, zu welchen öffentliche Aufforderungen ergehen und ein Eintrittsgeld erhoben wird. Wie viele der Fremden ahnen nicht, was ihnen geschehen werden soll, und könnten den größten Schaden davontragen, besonders nervenkränkende Leute. Es vergeht fast keine Vorstellung im arabischen Viertel, ohne daß man der Zuschauer — nicht allein muslimische Wesen —, von Ohnmacht oder Nervenfällen befallen, hinausgetragen werden müssen.

Die Vorstellungen im arabischen Viertel werden, wie man uns versichert, immer damit beendet, daß ein lebendes Schaf in den Raum hereingebracht wird. Die bis dahin zur Tobsucht aufgeregten Fanatiker fallen über das arme Geschöpf her, erwürgen es mit eigener Hand, zerreißen es in Stücke und verzehren das Fleisch roh. Selten wartet ein Europäer diesen Zeitpunkt ab. Uns sagte ein arabischer Geistlicher, ein robuster, thatkräftiger, mutiger Mann: „Ich mußte, als der Abend sehr weit vorgeschritten war, jene Versammlung verlassen, so schmerzte mich auch wurde, mich durch das Gedränge hindurchzuwinden, denn ich fühlte, daß ich sonst das Bewußtsein verlieren würde. Eines steht fest, keine Nacht der Erde ist mich je dazu bewegen, einer solchen Vorstellung der Missaoua zum zweiten mal beizuwohnen.“

Der Blick dessen, der von Marokko oder Spanien kommend, sich Algier nähert, wird unwillkürlich durch die, auf einem Vorberge des Bouzarea so reichend gelegenen, im romanischen Stile erbaute Notre Dame d'Afrique angezogen. Unbeschreiblich malerisch heben sich Glockenturm und Kuppeln von dem tieblauen Himmel ab; etwas Uebereinstimmendes mit der afrikanischen Gegend kann man sich kaum denken. Das Gebäude verdankt seinen Ursprung folgender Begebenheit:

Ein neuer Erzbischof war gewalt-

orden und verließ Frankreich, um sich nach Algier zu begeben. Unterwegs erhob sich ein furchtbarer Sturm, die Wellen waren haushoch, der laut heulende Wind trieb sie immer höher. Angstlich schlugen die Herzen, sogar der Kapitän hegte keine Hoffnung für ihr Leben. Ruhig, gekleidet schritt der Erzbischof von einer Gruppe seiner Schicksalsgenossen zur anderen, ihnen laut zusprechend und sie für eine andere Art vorbereitend, in welche sie, allem Anschein nach, so bald versetzt werden sollten. Sich selbst vergessend, versuchte er nur die anderen zu trösten. Sogar die Augen der Frauen und Kinder verstummten allmählich, denn, von seiner Begeisterung mit fortgerissen, schienen ihnen der Himmel offen zu stehen und sie glaubten ihren strahlenden Glanz schon aufleuchten zu sehen. „Gott kann uns sogar in die größten Not noch helfen!“ rief der Erzbischof warm, „denn ihm ist nichts unmöglich! Wenn wir wirklich gerettet werden sollten, dann gelobe ich feierlich, Jungfrau Maria in der Nähe Algiers eine Kirche zu erbauen, wo hinfürst, welche das Meer befahren, gebetet werden soll.“

Gott hörte das Flehen jener Armen und sie erreichten sicher ihr Ziel. Der Erzbischof erfüllte sein Gelübde, bald darauf wurde das schöne Gebäude angefangen, welches nun das Auge der in Algier ohnenden entzückt. Kein Fremder wird verschmähen, dort am Sonntagnachmittag dem Gottesdienste beizumohnen. In allen Seiten strömen dann die Menschen hinauf. Zu Füßen des Hochaltars stehen die schwarze Bildsäule Unserer Frau von Afrika schmückt, sind die Bogen des jener Kirche unfern gelegenen Priesterseminars versammelt und geben eine musikalische Aufführungen. Das Lebendige ist aber, wenn die Geistlichen der Gemeinde gefolgt, vor die Kirche das Monument treten, welches zum Gedächtnis an alle, die auf der See umkommen sind, errichtet worden ist. Es ist am Rande der Terrasse, von welcher das Meer sich ins Meer abfällt, kaum Raum die Fahrstraße unten lassend.

Es war ein Bild, welches sich unaussprechlich dem Gedächtnisse einprägt und das Herz mächtig bewegt. Vor uns breitet sich, am Horizonte mit dem wolkenlosen, saphirblauen Himmel sich verschmelzend, das Meer aus, jenes Meer, welches so wunderbar im blendendsten Farbschimmer leuchtete, so spiegellagert war, aber so verräterisch ist. Ohne Vorwarnung oft, jäh kann es sich verändern und den Schiffen sowie deren Mannschaften Not, Gefahr und Vernichtung bringen. Über alle Wechsel erhaben, durch Sturm und Wetter unbeirrt, steigt hier das Gebet zu Gottes Thron empor. Von rechts grüßen die Häuser der Stadt Algiers, sich hell von dem blauen Meer abhebend, auf welchem sie zerstreut liegen; links zieht sich die Küste hin.

In ihre reichen Kirchengewänder gekleidet, sprachen die Geistlichen ihr Gebet,

schwangen die Weihrauchgefäße und ringsum stand regungslos die tief ergriffene Gemeinde. Die Natur aber, wie mit flüssigem Golde überflutet — und eine träumerische Ruhe ausstrahlend, schien den Gottesdienst mitzufeiern; Berg und Thal war mit der reichsten Vegetation geschmückt, ein Bild des tiefsten Sonntagstriedens einer über die Welt sich erhebenden Andacht; es bot sich uns der schönste, hehrste Gottesstempel, den man sich nur denken kann, von des Schöpfers eigener Hand erschaffen.

Unten fuhr jetzt ein Dampfer zu Füßen des Felsens vorbei; deutlich konnten wir die Gestalten auf dem Verdeck erkennen: es war uns zu Mute als müßte es ihnen, indem sie emporstiegen, wohl ums Herz werden. Von diesen Gebeten umschwebt, traten sie ihre Reise an, gleich anderen Meerfahrern dem Schutze des Allmächtigen empfohlen, Seinem Schutze, der den Stürmen Einhalt gebieten und den Schiffer sicher in den gewünschten Hafen bringen kann.

Mit dieser Fahrt verbanden wir eine andere in das liebliche Frais Vallon. Wie sein Name bezeichnet, wird das Thal durch die schirmenden Berge vor der Sonnenglut geschützt und bietet den Bewohnern von Algier die so sehr nötige Sommerfrische. Außerordentlich grün ist auch im Winter diese friedliche Zuflucht, die steilen Hänge sind dicht bekleidet; wie wohlthuend muß es aber in der heißen Jahreszeit sein, wenn hier dem Auge noch der Anblick der üppigsten Vegetation geboten wird, wo anderwärts die Glut alles versengt hat.

Außer dem Wunsche, das vielgepriesene Thal zu sehen, trieb uns ein anderer Zweck. Jedem, der Algier besucht, wird von dem berühmten arabischen Doktor erzählt, welcher so wunderbare Kuren ausgeführt haben soll: „Was auch Ihr Leiden ist, gehen Sie zu ihm,“ mahnt man eifrig, „und wenn auch alle Ärzte Ihnen jede Hoffnung abgesprochen haben sollten, Sidi Abd-er Rahman wird Ihnen noch helfen.“ Früher wohnte der Wunderdoktor in Algier und alles strömte zu ihm hin. Da brachten die Ärzte bei der Regierung Klage gegen ihn ein, weil er ohne medizinische Studien, ohne Diplom praktiziere, und sie erreichten ihren Zweck. Er zog unweit der Stadt in das schöne Frais Vallon. Er war von Algier vertrieben worden, aber deswegen verlor er seine Kundschaft nicht, denn die Patienten zogen in Scharen, zu Pferd, in Wagen und Omnibus zu ihm hinaus. Doch auch dort sollte er keine bleibende Stätte finden, denn aufs neue gebot die Regierung, von den Ärzten dazu aufgefordert, der Sache Einhalt. Jetzt bewohnt er, hoch auf dem Berge, nur zu Fuß zu erreichen, sein im maurischen Stile errichtetes, großes Landhaus und außer an den Freitagen besteht täglich von morgens bis abends eine wahre Pilgerschaft dahin.

Auch wir waren begierig, den wunderbaren Mann zu schauen. Nur bis an das

Ende des Frais Vallon kann man fahren, wo dem engen Thale plötzlich Berge vorgeschoben sind und außer einem arabischen Café eine Mühle und ein kleines Restaurant stehen, den beschränkten Raum vollkommen ausfüllend in dieser weltentrückten und doch so lauschig anmutigen Einsamkeit. Die Räder der Mühle bewegten sich nicht und die Stille ward nur durch das fohende Geplätscher des kristallhellen Baches unterbrochen.

Von hier aus gilt es auf einem schmalen, sehr steilen, vielfach mit losen Steinen bestreuten Pfade emporzuklimmen. Zu gleicher Zeit mit uns begannen mehrere die Pilgerschaft, unter ihnen zwei junge Männer. Unser Blick blieb teilnahmsvoll auf der fast bis zum Skelett abgemagerten Gestalt des einen haften, dessen hohle Wangen totenbleich waren. Sein Freund schien unsere Gedanken zu lesen: „Die eine Lunge ist schon fort,“ flüsterte er uns zu, „und an der linken fehlt auch ein beträchtliches Stück.“

„Wie wird er dann hinaufsteigen können?“ entgegneten wir erstaunt.

„Es fällt ihm schwer,“ gab der junge Mann zu, „aber oben angelangt, erhält er von dem Arzte eine Migtur: er braucht nur einen Löffel voll davon zu nehmen und er fühlt sich so gestärkt, daß er mit der größten Leichtigkeit nach Hause zurückkehrt — er ist dann ein ganz anderer Mensch geworden.“

Schritt für Schritt ging es mühsam aufwärts; die Luft wurde immer kühler in diesem Zustulum der Bewohner Algiers, wo die Hänge reichlich mit Villen besetzt sind, von Olivenhainen, Obstgärten und hohen Kastusstäuden umgeben. Wenn in der Stadt die unerträglichste Hitze herrscht, bleibt es hier immer kühl. Im Winter ist der Unterschied in der Temperatur gleich groß, oft recht empfindlich und doch ziehen die Schwerverkranken hier herauf, setzen sich getrost aller Gefahr aus in ihrem vollen Vertrauen auf den Wunderdoktor.

In seinem Hause selbst empfängt Sidi Abd-er Rahman die Patienten nicht, sondern in einem elenden, eine beträchtliche Strecke von demselben entfernten einstöckigen Gebäude. In dem niedrigen Gemache ohne Fenster, welches man Wartezimmer betitelt und wo ringsum an den Wänden hölzerne Bänke angebracht sind, ist es so dumpfig, daß man es vorzieht unter dem vor dem Häuschen angebrachten Strohdache sich der kalten Zugluft auszusetzen. Dort saßen die armen Kranken, die meisten Schatten gleich, allem Anscheine nach dem Tode nahe; indem man sie betrachtete, traute man seinen Augen kaum und fragte sich, wie es ihnen möglich geworden sei, diese Höhe zu erreichen? Wahrlich, wenn irgendwo, zeigte sich dort, was der Glaube zu bewirken vermag! Auch mehrere Araber waren unter der Versammlung; sie batten sich, mit gekreuzten Beinen, auf den feuchten Boden niedergelassen.

Eine herrliche Aussicht bot sich von jener Stätte auf das reizende Thal, aus welchem das Sonnenlicht schon verschwunden

er gelangte, war die Wahrnehmung, daß sich seine unbehagliche Stimmung in dem Maße steigerte, als er weiter über die Sache nachdachte. Deutlicher und lebhafter als bisher wurde er sich bewußt, wie nahe ihm Anna im Laufe der Zeit gerückt war. Plötzlich blitzte ein neuer Gedanke in ihm auf. Bisher war ihm niemals in den Sinn gekommen, daß das Herz des jungen Mädchens bereits gesprochen haben könne. Vielleicht liebte sie einen ihrer Berufsgenossen! Und weshalb sollte sie nicht! Hatte der Mann ihrer Wahl vielleicht in dem Arzte ihrer Mutter einen Nebenbuhler vermutet und sich in diesem Sinne gegen sie ausgesprochen?

Gerhard wunderte sich, daß ihm der so nahe liegende Gedanke bisher niemals gekommen war; dabei bemächtigte sich seiner ein Gefühl der Eifersucht gegen den unbekannten Nebenbuhler. Er rief sich seine Beziehungen zu Anna von der ersten Begegnung mit ihr bis zum heutigen Tage ins Gedächtnis. Im Grunde sprach nichts dafür, daß sie wärmere Gefühle als die einer auf Dankbarkeit beruhenden Zuneigung für ihn empfinde. Wie durfte er überhaupt erwarten, daß sie solche für ihn hege, wenn er selbst ihr niemals nähergetreten war? War er in der That ernstlich gesonnen, Anna zur Seinigen zu machen? Wohl hatte ihn ein solcher Gedanke manchmal angelächelt, aber bis zu einem Entschlusse blieb darum noch ein weiter Weg. Durfte er sich wundern, wenn ein anderer ihm zuvorkam?

Wie dünkt uns ein wirklicher oder erhoffter Besitz begehrenswerter, als wenn wir fürchten, ihn zu verlieren. Dies bewahrheitete sich auch bei Gerhard. Annas Vorzüge erschienen ihm jetzt in doppelt günstigem Lichte. Nach und nach arbeitete er sich in einen wahren Haß gegen den unbekannten Rivalen — ohne Zweifel einer der Telegraphenbeamten — hinein, der ihm die Geliebte streitig machen wollte. Zum erstenmal seit vielen Jahren verbrachte Herr Dr. Hunold eine schlaflose Nacht, und als er sich am Morgen von seinem Lager erhob, stand zweierlei für ihn fest: erstlich, daß er Anna liebe, und dann, daß sie für ihn verloren sei.

Seine Hörer machten heute die Bemerkung, daß der Herr Dozent beim Vortrage auffallend zerstreut war, und die Patienten wunderten sich über seine ungewöhnlich summarische Behandlungsweise. Als Gerhard gegen Mittag nach Hause kam, fand er außer den Zeitungen zwei Briefe mit von gleicher Hand geschriebenen Adressen vor. Der dickere enthielt einen Betrag in Papiergeld nebst einem Schreiben Frau Willens', worin sie ihm für seine Bemühungen dankte und ihn bat, den kleinen Betrag als ein Zeichen ihrer Erkenntlichkeit beizubehalten zu dürfen. Es stand also fest, Frau Willen war entschlossen, den Verkehr mit ihm abzubrechen! Aber weshalb? Vielleicht gab der zweite Brief darüber Aufschluß. Mit Ungeduld riß er den Umschlag weg. Das Schreiben lautete wie folgt:

Geehrter Herr Doktor!

Es ist vielleicht recht unbesonnen, wenn ich ohne Wissen meiner Mutter diese Zeilen an Sie schreibe. Aber Sie waren immer so gut und freundlich gegen uns, daß ich es für meine Schuldigkeit halte, Ihnen zu sagen, weshalb meine Mutter, so leid es uns beiden thut, auf Ihren Beistand verzichten muß. Ein armes Mädchen wie ich muß mehr als jedes andere auf seinen guten Ruf bedacht sein. Obgleich man gewiß in Ihren Besuchen als Arzt meiner Mutter nichts Unrechtes sehen kann, haben böse Zungen sie doch so gedeutet, daß wir erschrocken sind und meine Mutter den Entschlusse gefaßt hat, den Leuten den Vorwand zu boshafte Gerüchte zu benehmen. Seien Sie überzeugt, lieber Herr Doktor, daß das mir und meiner Mutter furchtbar leid thut! Aber was ist da zu machen? Ich werde stets mit Freude an die Zeit zurückdenken, wo Sie zu uns kamen, und ich und meine Mutter werden Ihnen immer für Ihre große Güte dankbar sein. Also leben Sie recht wohl, lieber Herr Doktor, seien Sie recht glücklich und vergessen Sie nicht ganz

Ihre dankbare A. W.

Was Annas Briefchen etwa an stilistischer Vollendung mangelte, wurde für Gerhard durch den Inhalt reichlich ersetzt. Also kein Nebenbuhler, sondern nur ein nichtswürdiger Hausklatsch war Ursache jenes seltsamen Benehmens gewesen! Daß Anna sich bewogen fand, ihm die Ursache der Entschliessung ihrer Mutter kund zu thun, zeugte von persönlichem Interesse für ihn. In ihrer ungewungenen Weise pflegte sie zuweilen „Lieber Herr Doktor“ zu ihm zu sagen, aber geschrieben machte das in dem Briefe zweimal gebrauchte Wort doch einen ganz andern, durch die Bitte, sie nicht zu vergessen, noch wesentlich verstärkten Eindruck. Gerhard fühlte sich mit einem Male eines quälenden Verdachtes ledig. Der ganze Ton des Briefes bewies, daß ihm Anna gut war. Er ließ den Blick durch seine Junggesellenhäuslichkeit schweifen. Wie kalt und öde erschien sie ihm heute, und wie ganz anders müßte das werden, wenn hier eine muntere kleine Frau schaltete und waltete! Und weshalb sollte nicht Anna diese muntere kleine Frau sein? Daß sie arm war? Bah! Was lag ihm daran? Ihre Familie? Zählte vielleicht der seltsame Herr Glasermeister Hunold zur Aristokratie? Was ging ihn überhaupt die Aristokratie an? War er nicht unabhängig nach jeder Seite hin? Gewiß würde der eine oder die andere über seine Wahl die Nase rümpfen; aber was lag ihm an solchem Naserümpfen? Man heiratet doch nicht andern Leuten zu Gefallen!

So weit war er mit seinen Betrachtungen gekommen, als sein Blick aufs neue auf Annas Brief fiel. Er las ihn noch einmal aufmerksam durch. Diesmal wollte ihn bedünken, als habe er vielleicht doch mehr herausgelesen, als thatächlich darin stand.

„Was bin ich für ein Thor, mich mit

Strupeln und Zweifeln zu plagen!“ rief er, Brief und Geld beiseite legend — „weshalb frage ich nicht gleich Anna selbst? Sie wird mir unummwunden sagen, wie es steht, denn sie ist keine von jenen, die aus Spekulation einem ungeliebten Manne die Hand reichen!“

Sollte er sofort zu Frau Willen gehen, wo er um die Mittagsstunde Anna hätte treffen würde? Aber er mußte jedenfalls vorher doch mit ihr allein sprechen, bevor in Gegenwart der Mutter ließen sich die lei Dinge nicht verhandeln. Sie schied sich um eine Zusammenkunft zu vereinbaren, ging nicht wohl an. Ebensovienig konnte sich das Telegraphenamt zu einer Besprechung. Da fiel ihm ein, daß Anna, wie sie des Abends vom Bureau heimkehrte, den Weg durch den botanischen Garten zu nehmen pflegte. Der Ort, auch unter dem Namen spärlich besucht, war dann ziemlich öde. Vielleicht gelang es ihm, sie dort zu treffen.

Kurz vor sieben Uhr stellte er sich in dem Garten ein. In der großen Allee trieben sich bei dem milden Sommerabend verschiedene Kindermädchen mit ihren Herrlingen unter obligater militärischer Bedeckung herum. Die Seitengänge waren menschenleer. Es dauerte nicht lange, bis gewahrte er Anna, wie sie langsam Schritte, den Kopf gesenkt, herantrat und da blieb sie bei einem Strauch stehen und betrachtete die Blüten. Er trat ihre Vorliebe für Blumen. Ihnen zu liebe machte sie gern den kleinen Umweg durch den Garten. Bis jetzt hatte sie ihn nicht bemerkt. Wie reizend sah sie in dem einfachen Gipsbüttchen mit dem lichtbraunen Kleide aus. Durch eine der breitstämmigen Ulmen verdeckt ließ Gerhard sie bis auf etwa zwanzig Schritte herankommen. Dann trat er vor und begrüßte sie. Anna fuhr bei seinem Anblick tief erröthend zusammen.

Gerhard fühlte sich seltsam bewegt. Dieses Erschrecken, dieses Erröthen, — durfte er es zu seinen Gunsten deuten?

„Fräulein Anna,“ begann er mit etwas unsicherer Stimme, „ich habe Sie erwartet, um einige Worte mit Ihnen zu sprechen. Wollen Sie mir einen Augenblick Gehör schenken?“

„Bitte, Herr Doktor!“ erwiderte sie verlegen.

„Wenn es gefällig ist, schlagen wir jenen Seitenweg ein, wo wir ungestört sind.“

Anna schien unschlüssig. Ihre feuchten Augen richteten sich ängstlich fragend auf Gerhard. Dann folgte sie ihm schweigend.

„Ich habe Ihren Brief erhalten und danke Ihnen für Ihre freundlichen Worte,“ begann er. „Niemals hätte ich gedacht, daß wir so scheiden würden!“

„Ich auch nicht! Ich kann Ihnen nicht sagen, wie leid es mir und meiner Mutter thut. Aber was ist da zu machen?“

„Sagen Sie mir aufrichtig, Fräulein Anna, haben Sie keinen andern Grund zu Ihrem Entschlusse, als die Mühe auf das Gerüchte der Leute?“

„Welche andere Gründe könnte ich

lich auf die Spur des Wildes geleitet haben? Sie beschloß, das Terrain ein wenig zu rekonoszieren.

„Wenn ich nicht irre, habe ich soeben einen bekannten Arzt dort drüben beim Thore gesehen,“ sagte sie, Madame Charlottes technische Auseinandersetzungen unterbrechend. „Wer ist denn krank in diesem Hause?“

„Eine gewisse Frau Wilken, deren Tochter Anna das Kleidermachen bei mir gelernt hat und jetzt als Telegraphistin angestellt ist,“ versetzte die Schneiderin. „Wie ich höre, soll es der armen Frau gar nicht besonders gut gehen.“

Frau Ratte hatte Mühe, ihre freudige Ueberraschung über die unverhoffte Entdeckung zu verbergen. Dort drüben also wohnte die Gesuchte! Und Madame Charlotte kannte die Familie! Fürs erste war das mehr als genug! Es mußte mit sonderbaren Dingen zugehen, dachte sie, wenn es mir nicht gelingen sollte, durch die Plaudertasche weiteres zu erfahren.

Nach, ist ein Gerücht, das kalt genossen werden muß, sagt das französische Sprichwort. Die Geheimrätin bekannte sich zu dem gleichen Grundsatz. Da sie häufig mit Madame Charlotte verkehrte und sich dabei ab und zu teilnamsvoll nach dem Befinden der armen Frau Wilken erkundigte, erfuhr sie bald, daß Gerhards seine Besuche gewöhnlich des Abends machte und sich bei denselben oft ziemlich lange aufhielt. Das war verdächtig! Welche Ursache hatte Dr. Hunold, sich mit der Behandlung einer armen alten Frau solche Mühe zu geben? Weshalb kam er immer des Abends und wozu hielt er sich so lange auf, wenn es sich bei der Sache nicht um ein galantes Abenteuer handelte? Frau Ratte war fest überzeugt, daß die Krankheit der Mutter für den Bösewicht nur ein Vorwand war, um die Tochter zu umgarnen. Und dabei spekulierte der Mensch zugleich auf Klothildens Hand! Welche Verruchtheit! Die Geheimrätin hatte wohl bemerkt, daß Fräulein von Helling sich für Gerhards interessierte, ein sicherer Beweis, daß er sich um sie bemühte. Sollte sie Frau von Helling von seinen Schleichwegen Mitteilung machen? Aber bis jetzt mußte sie doch noch zu wenig, um daraufhin eine Anklage gegen Gerhards auszusprechen. Auch stand zu befürchten, daß man ihr nicht glauben, oder daß der ärztliche Don Juan eine unter allen Umständen höchst delikate Anschuldigung ohne Mühe entkräften würde. Um den richtigen Effekt zur richtigen Zeit zu erzielen, mußte etwas dramatisch Wirkfames in Szene gesetzt werden. Gelang es, Dr. Hunold als den Geliebten der Telegraphistin zu entlarven, dann war er Klothildens gegenüber unrettbar kompromittiert, der „Grobhieb“, der nichts von Symptomen hören wollte, empfing den gebührenden Lohn, und Frau Geheimrätin Ratte war gerächt.

Leider fehlte zur Ausführung dieses schönen Planes dermalen nur noch jenes „dramatisch Wirkfame“. Aber Frau Ratte ließ sich das Warten nicht verdrießen. Sie

hatte Zeit und befamntlich bringt die Zeit nicht nur Rosen, sondern auch noch mancherlei andere schöne Dinge, von denen man sich oft nichts träumen läßt.

Einige Tage nach Emils Abschiedsbesuch bei Frau von Helling begab sich die Geheimrätin wieder einmal zu Madame Charlotte, um mit ihr in einer wichtigen Angelegenheit zu konferieren. Im Augenblicke, wo sie eintrat, verabschiedete sich ein junges Mädchen von der Modistin, grüßte die Geheimrätin artig und verließ das Atelier.

„War das nicht Fräulein Wilken?“ fragte Frau Ratte, indem sie ihre Mantille ablegte.

„Zu dienen! Sie kam, um wegen einer kleinen Ueberraschung für ihre Mutter zu deren Geburtstag meinen Rat einzuholen.“

„Wie geht es denn jetzt der armen Frau?“

„O, ganz gut, Fräulein Anna ist des Lobes voll über ihren Arzt.“

Die Geheimrätin lächelte bedeutungsvoll.

„Sagen Sie mir einmal aufrichtig,“ bemerkte sie nach einer Pause, „ist Ihnen nicht auch schon der Gedanke gekommen, daß es mit diesem Herrn Dr. Hunold, von dem Fräulein Anna des Lobes voll ist, am Ende doch keine eigene Bewandnis haben dürfte?“

Madame Charlotte machte ein verwundertes Gesicht.

„Fräulein Wilken ist ein reizendes Mädchen, und Dr. Hunold gilt allgemein als ein flotter Lebemann. Da er es bei seinem Vermögen nicht nötig hat, bei armen Leuten gleich dieser Frau Wilken seine Praxis auszuüben, so ist es zum mindesten sonderbar, daß er sich gar so viele Mühe mit ihr gibt und selbst jetzt, wo es ihr, wie Fräulein Anna sagt, wieder ganz gut geht, noch immer seine Besuche fortsetzt.“

„Frau Geheimrätin meinen also...?“

„Ich meine gar nichts! Aber leid wäre es mir um das arme junge Ding, wenn es in seiner Unschuld... Sie begreifen! Die Männer sind heutzutage so schlecht!“

„Gewiß!“ bestätigte Madame Charlotte mit einem Eifer, der auf eigene traurige Erfahrungen in dieser Beziehung schließen ließ. „Ist es mir doch auch aufgefallen, als Anna mir leztthin erzählte, Dr. Hunold bleibe zuweilen des Abends bei ihnen zum Thee.“

„Zum Thee!“ rief Frau Ratte mit Entrüstung. „Nun, da haben wir's! Das arme, nichts ahnende Mädchen! Man sollte sie wirklich bei Zeiten auf die Gefahr für ihren guten Ruf aufmerksam machen!“

„Ich werde es thun!“ sagte Madame Charlotte mit Wärme. „Es ist Pflicht einer jeden Frau, in einem solchen Falle ein unbescholtenes Mädchen zu warnen. Ich wundere mich, daß es mir nicht selbst eingefallen ist.“

„Nur bitte ich, mich dabei nicht zu nennen, denn mich geht das alles ja nichts an. Auch kenne ich Dr. Hunold nur per Renommee. Ich spreche überhaupt nur im Interesse des jungen Mädchens.“

„Gnädige Frau können unbesorgt sein!“ versicherte Madame Charlotte. „Ich werde Anna mit aller Freundschaft und Schonung meine Meinung sagen. Sie kann mir das für nur dankbar sein.“

Die Geheimrätin hatte ihren Zweck erreicht. Sie lenkte nunmehr das Gespräch auf das minder aufregende Toilettenkapitel und entfernte sich, überzeugt, daß Madame Charlotte nicht unterlassen würde, ihr Vorhaben bei erster Gelegenheit auszuführen.

Bisher war ihr Bestreben dahin gegangen, Material zu sammeln, um Gerhards durch eine geschickte Gruppierung von an sich vielleicht wenig verhänglichen Umständen seiner Zeit Fräulein von Helling gegenüber in eine schiefe Stellung zu bringen. Durch die Mühe, die sie heute gelegt, hoffte sie den Plan um ein bedeutendes Stück zu fördern. Die Anna und ihre Mutter die ihr durch Madame Charlotte zugehende Warnung unbeachtet, dann stand es außer Zweifel, daß die Telegraphistin Gerhards Geliebte und die Alte mit dem Handel einverstanden war.

Daraus ließ sich viel machen. Wurde dagegen Gerhards von ihnen abgedankt, so war ein solcher Strich durch die Rechnung des „Verführers“ allein schon eine hochbefriedigende Revanche, abgesehen davon, daß sich die ihm bereitete Niederlage auch noch anderweitig verwerten ließ. Auf alle Fälle hatte die Urheberin der Intrigue alle Ursache, mit dem gethanen Schritte zufrieden zu sein und konnte in Ruhe die Weiterentwicklung der Dinge abwarten.

Als Gerhards am folgenden Abend zu Frau Wilken kam, fand er sowohl bei Anna als bei ihrer Mutter eine seltsame, bisher nie bemerkte Befangenheit. An die Stelle der treuerzigen Munterkeit des jungen Mädchens war eine fast ängstliche Zurückhaltung getreten. Auch kam es ihm vor, als sehe sie ihn zuweilen mit heimlich forschendem Mißtrauen an. Begegneten seine Blicke den ihrigen, dann schlug sie verlegen die Augen nieder. Frau Wilkens Benehmen war gleichfalls ein ganz merkwürdiges. Manchmal schien es, als stehe sie im Begriffe eine Frage an ihn zu richten, zu der es ihr indeßen im entscheidenden Augenblicke an Mut fehlte. Gerhards mußte nicht, was er von dem allem denken sollte. Daß etwas vorgefallen war, stand außer Frage. Sollte vielleicht eine unangenehme Nachricht aus Berlin von Bertha eingetroffen sein? Aber bei dem vertraulichen Verkehr, der sich allmählich zwischen ihm und den Frauen entwickelt hatte, ließ sich annehmen, daß man ihn in einem solchen Falle um seinen Rat bitten würde. Gerhards fühlte sich nicht berechtigt, ein Vertrauen zu fordern, das man ihm nicht freiwillig entgegenbrachte. Er kürzte deshalb diesmal den Besuch ab und verließ das Haus in ziemlich unbehaglicher Stimmung.

Den ganzen Abend dachte er über das wunderliche Benehmen Annas und ihrer Mutter nach, ohne einen auch nur halbwegs annehmbaren Grund dafür auffinden zu können. Das einzige Ergebnis, zu dem

er gelangte, war die Wahrnehmung, daß sich seine unbehagliche Stimmung in dem Maße steigerte, als er weiter über die Sache nachann. Deutlicher und lebhafter als bisher wurde er sich bewußt, wie nahe ihm Anna im Laufe der Zeit gerückt war. Plötzlich bligte ein neuer Gedanke in ihm auf. Bisher war ihm niemals in den Sinn gekommen, daß das Herz des jungen Mädchens bereits gesprochen haben könne. Vielleicht liebte sie einen ihrer Berufs-genossen! Und weshalb sollte sie nicht! Hatte der Mann ihrer Wahl vielleicht in dem Arzte ihrer Mutter einen Nebenbuhler vermutet und sich in diesem Sinne gegen sie ausgesprochen?

Gerhard wunderte sich, daß ihm der so nahe liegende Gedanke bisher niemals gekommen war; dabei bemächtigte sich seiner ein Gefühl der Eifersucht gegen den unbekannten Nebenbuhler. Er rief sich seine Beziehungen zu Anna von der ersten Begegnung mit ihr bis zum heutigen Tage ins Gedächtnis. Im Grunde sprach nichts dafür, daß sie wärmere Gefühle als die einer auf Dankbarkeit beruhenden Zuneigung für ihn empfinde. Wie durfte er überhaupt erwarten, daß sie solche für ihn hege, wenn er selbst ihr niemals nähergetreten war? War er in der That ernstlich gesonnen, Anna zur Seinigen zu machen? Wohl hatte ihn ein solcher Gedanke manchmal angelächelt, aber bis zu einem Entschlusse blieb darum noch ein weiter Weg. Durfte er sich wundern, wenn ein anderer ihm zuvorkam?

Wie dünkt uns ein wirklicher oder erhoffter Besitz begehrenswerter, als wenn wir fürchten, ihn zu verlieren. Dies bewahrheitete sich auch bei Gerhard. Annas Vorzüge erschienen ihm jetzt in doppelt günstigem Lichte. Nach und nach arbeitete er sich in einen Mahen daß gegen den unbekannten Rivalen — ohne Zweifel einer der Telegraphenbeamten — hinein, der ihm die Geliebte streitig machen wollte. Zum erstenmal seit vielen Jahren verbrachte Herr Dr. Hunold eine schlaflose Nacht, und als er sich am Morgen von seinem Lager erhob, stand zweierlei für ihn fest: erstlich, daß er Anna liebe, und dann, daß sie für ihn verloren sei.

Seine Hörer machten heute die Bemerkung, daß der Herr Dozent beim Vortrage auffallend zerstreut war, und die Patienten wunderten sich über seine ungewöhnlich summarische Behandlungsweise. Als Gerhard gegen Mittag nach Hause kam, fand er außer den Zeitungen zwei Briefe mit von gleicher Hand geschriebenen Adressen vor. Der dickere enthielt einen Betrag in Papiergeld nebst einem Schreiben Frau Willens', worin sie ihm für seine Bemühungen danke und ihn bat, den kleinen Betrag als ein Zeichen ihrer Erkenntlichkeit beibehalten zu dürfen. Es stand also fest, Frau Willen war entschlossen, den Verkehr mit ihm abzubrechen! Aber weshalb? Vielleicht gab der zweite Brief darüber Aufschluß. Mit Ungeduld riß er den Umschlag weg. Das Schreiben lautete wie folgt:

Geehrter Herr Doktor!

Es ist vielleicht recht unbesonnen, wenn ich ohne Wissen meiner Mutter diese Zeilen an Sie schreibe. Aber Sie waren immer so gut und freundlich gegen uns, daß ich es für meine Schuldigkeit halte, Ihnen zu sagen, weshalb meine Mutter, so leid es uns beiden thut, auf Ihren Beistand verzichten muß. Ein armes Mädchen wie ich muß mehr als jedes andere auf seinen guten Ruf bedacht sein. Obgleich man gewiß in Ihren Besuchen als Arzt meiner Mutter nichts Unrechtes sehen kann, haben böse Zungen sie doch so gedeutet, daß wir erschrocken sind und meine Mutter den Entschluß gefaßt hat, den Leuten den Vorwand zu boshafte Gerüchte zu benehmen. Seien Sie überzeugt, lieber Herr Doktor, daß das mir und meiner Mutter fürchterlich leid thut! Aber was ist da zu machen? Ich werde stets mit Freude an die Zeit zurückdenken, wo Sie zu uns kamen, und ich und meine Mutter werden Ihnen immer für Ihre große Güte dankbar sein. Also leben Sie recht wohl, lieber Herr Doktor, seien Sie recht glücklich und vergessen Sie nicht ganz

Ihre dankbare A. W.

Was Annas Briefchen etwa an stilistischer Vollendung mangelte, wurde für Gerhard durch den Inhalt reichlich ersetzt. Also kein Nebenbuhler, sondern nur ein nichtswürdiger Hausklatsch war Ursache jenes seltsamen Benehmens gewesen! Daß Anna sich bewogen fand, ihm die Ursache der Entziehung ihrer Mutter kund zu thun, zeugte von persönlichem Interesse für ihn. In ihrer ungezwungenen Weise pflegte sie zuweilen „Lieber Herr Doktor“ zu ihm zu sagen, aber geschrieben machte das in dem Briefe zweimal gebrauchte Wort doch einen ganz andern, durch die Bitte, sie nicht zu vergessen, noch wesentlich verstärkten Eindruck. Gerhard fühlte sich mit einem Male eines quälenden Verdachtes ledig. Der ganze Ton des Briefes bewies, daß ihm Anna gut war. Er ließ den Blick durch seine Junggesellenhäuslichkeit schweifen. Wie kalt und öde erschien sie ihm heute, und wie ganz anders müßte das werden, wenn hier eine muntere kleine Frau schaltete und waltete! Und weshalb sollte nicht Anna diese muntere kleine Frau sein? Daß sie arm war? Bah! Was lag ihm daran? Ihre Familie? Zählte vielleicht der selige Herr Glasermeister Hunold zur Aristokratie? Was ging ihn überhaupt die Aristokratie an? War er nicht unabhängig nach jeder Seite hin? Gewiß würde der eine oder die andere über seine Wahl die Nase rümpfen; aber was lag ihm an solchem Nasenrumpfen? Man heiratet doch nicht andern Leuten zu Gefallen!

So weit war er mit seinen Betrachtungen gekommen, als sein Blick aufs neue auf Annas Brief fiel. Er las ihn noch einmal aufmerksam durch. Diesmal wollte ihn bedünken, als habe er vielleicht doch mehr herausgelesen, als thatsächlich darin stand.

„Was bin ich für ein Thor, mich mit

Strupeln und Zweifeln zu plagen!“ — rief er, Brief und Geld beiseite schiebend — „weshalb frage ich nicht gleich Anna selbst? Sie wird mir unumwunden sagen, wie es steht, denn sie ist keine von jenen, die aus Spekulation einem ungeliebten Manne die Hand reichen!“

Sollte er sofort zu Frau Willen gehen, wo er um die Mittagstunde Anna sicher treffen würde? Aber er mußte jedenfalls vorher doch mit ihr allein sprechen, denn in Gegenwart der Mutter ließen sich derlei Dinge nicht verhandeln. Sie schriftlich um eine Zusammenkunft zu ersuchen, ging nicht wohl an. Ebenföwenig eignete sich das Telegraphenamt zu einer Besprechung. Da fiel ihm ein, daß Anna, wenn sie des Abends vom Bureau heimkehrte, den Weg durch den botanischen Garten zu nehmen pflegte. Der Ort, auch unter tags nur spärlich besucht, war dann ziemlich öde. Vielleicht gelang es ihm, sie dort zu treffen.

Kurz vor sieben Uhr stellte er sich in dem Garten ein. In der großen Allee trieben sich bei dem milden Sommerabend verschiedene Kinder mädchen mit ihren Pflegenden unter obligater militärischer Bedeckung herum. Die Seitengänge waren menschenleer. Es dauerte nicht lange, so gewahrte er Anna, wie sie langsamen Schritts, den Kopf gesenkt, herankam. Hier und da blieb sie bei einem Strauche stehen und betrachtete die Blüten. Er kannte ihre Vorliebe für Blumen. Ihnen zuliebe machte sie gern den kleinen Umweg durch den Garten. Bis jetzt hatte sie ihn nicht bemerkt. Wie reizend sah sie in dem einfachen Zirkoschützchen und dem lichtbraunen Kleidchen aus. Durch eine der breitstämmigen Ulmen verdeckt, ließ Gerhard sie bis auf etwa zwanzig Schritte herankommen. Dann trat er vor und begrüßte sie. Anna fuhr bei seinem Anblick tief errötend zusammen.

Gerhard fühlte sich seltsam bewegt. Dieses Erschrecken, dieses Erröten, — durfte er es zu seinen Gunsten deuten?

„Fräulein Anna,“ begann er mit etwas unsicherer Stimme, „ich habe Sie erwartet, um einige Worte mit Ihnen zu sprechen. Wollen Sie mir einen Augenblick Gehör schenken?“

„Bitte, Herr Doktor!“ erwiderte sie verlegen.

„Wenn es gefällig ist, schlagen wir jenen Seitenweg ein, wo wir ungestört sind.“

Anna schien unschlüssig. Ihre feuchten Augen richteten sich ängstlich fragend auf Gerhard. Dann folgte sie ihm schweigend.

„Ich habe Ihren Brief erhalten und danke Ihnen für Ihre freundlichen Worte,“ begann er. „Niemand hätte ich gedacht, daß wir so scheiden würden!“

„Ich auch nicht! Ich kann Ihnen nicht sagen, wie leid es mir und meiner Mutter thut. Aber was ist da zu machen?“

„Sagen Sie mir aufrichtig, Fräulein Anna, haben Sie keinen andern Grund zu Ihrem Entschlusse, als die Rücksicht auf das Gerücht der Leute?“

„Welche andere Gründe könnte ich



Kronberg im Taunus. Von H. Chelius.

„Aber?“ erwiderte sie verwundert, indem sie Gerhard so unschuldsvoll anblickte, daß ihm jede weitere Frage in dieser Beziehung eripart blieb.

„Ich hatte mich bereits gewöhnt, so manche gemütliche Stunde bei Ihnen zu verbringen, daß ich mir gar nicht denken konnte, es solle damit für immer vorbei sein.“ sagte er.

„Und doch muß es sein! Herr Doktor! Was soll daraus werden? Madame Charlotte sagt, Sie seien ein reicher junger Mann, der es nicht nötig habe, sich mit einem Patienten, gleich meiner Mutter, abzugeben. Wenn Sie es doch thäten, so —“

Sie vollendete nicht, sondern senkte erregt den Blick.

„Ich bin dieser Madame Charlotte, die ich nicht die Ehre habe, zu kennen, wirklich verbunden!“ rief Gerhard ärgerlich. „Und Sie, Fräulein Anna, haben Sie das alles geglaubt?“

„Nichts habe ich ihr geglaubt! Aber ich dachte daran, wie seltsam ich Ihre Benachrichtigung gemacht habe, wie unbesonnen ein ganzes Benehmen dabei war. Was sollten Sie von mir denken?“

„Was war dabei zu denken? Sie erzählten zufällig, ich sei Arzt, und baten mich, Ihre Mutter einmal zu besuchen. Ist das nicht das natürlichste Ding von der Welt?“

„So schien es mir auch! Aber Sie wissen, daß die Leute die Sache ganz anders urteilen.“

„Also, wenn ich ein armer Teufel wäre, der vom Ertrage seiner Praxis leben müßte, würde man nichts darin finden?“

„Darüber kann ich nicht urteilen, Herr Doktor! Ich weiß nur, daß ich als armes Mädchen der Welt gegenüber auch den meinigen meiden muß.“

„Und wenn ich Ihnen nun gestände, daß nicht nur meine Pflicht als Arzt, sondern auch der Wunsch, unsere so unerwartet gemachte Bekanntschaft nicht fallen lassen, mich bewog, Ihr Hausarzt zu werden?“

Anna erbläkte.

„Herr Doktor!“ rief sie mit zitternden Lippen, „ich bin ehrlicher Leute Kind.“

„Um Gotteswillen, Anna, mißverstehen Sie mich nicht!“ sagte Gerhard erschreckend. „Ich denke, Sie kennen mich zur Genüge, um mich nicht falsch zu beurteilen! Lassen Sie uns einen Augenblick auf der mit hier Platz nehmen, wo wir ungehindert sprechen können.“

Mit fliegendem Atem und am ganzen Körper zitternd, gehorchte das junge Mädchen Gerhards Aufforderung.

„Hören Sie mich an, Anna!“ fuhr er ihre Hand ergreifend, fort. „Von dem Augenblicke an, als ich Sie sah, haben Sie mir gefallen. Später hatte ich Gelegenheit, Sie näher kennen zu lernen, und Ihr ganzes Wesen ist mir sympathisch. Ich bin ein unabhängiger Mann, der seine Lebensgefährtin frei wählen kann. Ich habe Sie, Anna! Wollen Sie meine Frau werden?“

Annas Hand zitterte wie im Fieber, ihr Busen wogte, Thränen füllten ihre halbgeschlossenen Augen.

„Sprich, Anna! Bist du mir gut! Willst du die Meine sein?“

Ein schmerzlich glückliches Lächeln flog um ihre Lippen.

„O, wie gerne!“ stammelte sie leise flüsternd, „aber —“

„Was für ein Aber?“

„Aber ich fürchte, ich passe nicht für Sie. Sie brauchen eine andere Frau als mich!“

„Keine andere Frau als dich, Anna! Du bist die rechte!“

Ganz vergessend, daß sie sich an einem öffentlichen Orte befanden, schlang Gerhard den Arm um sie und drückte den ersten Kuß auf ihre bebenden Lippen. Anna sank schluchzend an seine Brust.

Zum Glück befanden sie sich an einer abgelegenen Stelle des Gartens, so daß die Szene wenigstens keine Zeugen hatte. Die in diesem Augenblicke den bevorstehenden Thoranschluß meldende Glocke des Wächters erinnerte Gerhard, daß die Vertiklichkeit sich zu einem längeren Verweilen nicht eignete.

„Komm, Anna,“ sagte er aufstehend.

„Laß uns gehen! Hier können wir nicht bleiben! Morgen früh besuche ich deine Mutter und bitte sie um deine Hand.“

Anna erhob sich wie im Traume.

„Ist es denn wahr? Ist es wirklich wahr?“ stammelte sie. „Ich soll Ihre Frau werden?“

„Meine liebe, herzige, kleine Frau! Und das sobald als möglich! Jetzt wird hoffentlich Madame Charlotte nichts mehr dagegen einzuwenden haben, wenn ich des Abends zu euch komme!“

Er zog ihren Arm durch den seinigen und wandte sich zum Gehen.

„Was wird meine Mutter dazu sagen?“ meinte Anna noch ganz verwirrt. „Ich muß sie langsam darauf vorbereiten. Sie ist so schwach. Die Aufregung könnte ihr schaden.“

„Das ist wahr! Sei vorsichtig, Anna! Ich komme morgen abend zur gewöhnlichen Stunde. Bis dahin kannst du ihr alles erzählt haben.“

Auf dem Wege nach Hause entwickelte Gerhard in der Freude seines Herzens seine Pläne für die Zukunft. Mit ekstatischer Bewunderung hörte ihm Anna zu. Sie sprach nur wenig. Manchmal schüttelte sie den Kopf, als könne sie noch immer nicht an die Wirklichkeit ihres Glückes glauben.

Madame Charlotte saß beim Fenster. Zu ihrer unaussprechlichen Verwunderung sah sie Anna und den Verführer Arm in Arm die Straße herabkommen. Das also war die Wirkung ihrer so wohlge-meinten Warnung!

Beim Thore angekommen, verabschiedete sich Dr. Humold mit einem langen, warmen Händedruck von seiner Braut.

„Also auf morgen!“ sagte er. „Grüße die Mama von mir!“

Noch einen Blick voll unaussprechlicher Liebe warf ihm Anna zu, schüttelte noch

einmal das Köpfchen und fauchte dann die Treppe hinauf. Madame Charlotte aber schlug in moralischer Entrüstung die Hände über dem Kopfe zusammen.

7.

Die Mine springt.

Es wäre überflüssig, zu bemerken, daß Frau Geheimrätin Katte binnen kürzester Frist von der durch Madame Charlotte beobachteten Szene benachrichtigt wurde. Sie erfuhr ferner, daß Dr. Humold jeden Abend gegen acht Uhr zu Frau Wilkens kam und selten vor zehn Uhr wieder wegging. Das Verhältnis zu der Telegraphistin war somit sonnenklar bewiesen. Gleich Madame Charlotte fühlte sie sich über eine derartige „Unmoralität“ höchlichst entrüstet. Eigentlich hätte sie dem „stillen Wasser“ einen solchen Streich kaum zugetraut. Nun stellte es sich heraus, daß die Wirklichkeit ihre schlimmsten Vermutungen noch um ein gutes Stück übertraf. Frau Katte fühlte sich merkwürdig gehoben in diesem Bewußtsein. Jetzt handelte es sich nicht mehr darum, an dem groben Verächter der Symptome Vergeltung zu üben, sondern ihre Pflicht als Freundin des Hellingschen Hauses gebot ihr, durch eine Entlarvung des Bösewichts die arme Klothilde vor seinen Nachstellungen zu bewahren.

Unterdessen lebte der nichts ahnende Gegenstand ihres Wohlwollens ganz und voll seiner jungen Liebe. Auf Frau Wilkens Wunsch hatte Gerhard bisher niemand von seiner Verlobung Mitteilung gemacht. Die fränkliche Frau fürchtete die Aufregungen der unvermeidlichen Gratulationsbesuche, und was ihn selbst betraf, so war ihm eine Verzögerung der Veröffentlichung aus dem Grunde nicht unlieb, weil er dadurch der Notwendigkeit überhoben wurde, Emil, als seinem besten und ältesten Freunde, sofort von der Sache Kenntnis zu geben. Jenes ominöse never marry beneath you kam ihm mehr als einmal in den Sinn. Er wußte nur zu wohl, daß Herr von Reiffenbühl trotz seiner keineswegs exklusiv aristokratischen Anschauungen kaum versehen würde, ihm gewisse freundschaftliche Vorstellungen zu machen. Da nun Emils Abreise nach Frankreich nahe bevorstand, so ließ sich durch eine Hinausschiebung der Veröffentlichung der Vorteil erreichen, daß Gerhard ihm später nur die vollendete Thatsache mitzuteilen brauchte und damit alles Weiteren überhoben war.

Von Schwester Bertha in Berlin, welche natürlich sofort von dem großen Ereignisse unterrichtet worden war, kam umgehend ein Brief voll der herzlichsten Teilnahme. Anna beeilte sich, denselben Gerhard bei seinem nächsten Besuche zu zeigen.

„Nicht wahr, unsere Bertha schreibt wie ein Gelehrter?“ sagte sie mit schmeichelelichem Stolz.

Der Stil des Briefs bekundete in der That eine gediegene Bildung der Schreiberin.

„Wie schade, daß meine arme Bertha von der Natur so stiefmütterlich behandelt wurde!“ meinte Frau Wilken mit einem Seufzer.

„Dafür hat sie ihr um so mehr Talent gegeben,“ bemerkte Anna. „Obgleich Bertha zwei Jahre jünger ist als ich, war sie mir in der Schule doch immer weit voraus. Alle Leute sagen, wenn man mit ihr spreche, vergesse man ganz ihre körperliche Mißgestalt!“

„Ihre Mißgestalt?“ fragte Gerhards überrascht. „Davon habt ihr mir niemals gesprochen.“

„Sie hat leider einen kurzen Fuß und eine hohe Schulter. Nun, du wirst sie ja sehen, wenn sie zu unserer Trauung hierherkommt. Vielleicht kannst du ihr auch diese Mängel wegkurieren,“ setzte Anna scherzend hinzu. „Einem so geschickten Arzte gleich dir ist ja alles zuzutrauen!“

Während Gerhards sich ahnungslos dem Genusse seines Liebesfrühlings hingab, überlegte seine lebenswürdige Freundin, Frau Katte, wie sie das endlich gefundene „Positive“ auf die dramatisch wirkfamste Weise gegen ihn in Szene setzen sollte. Von Herrn von Reiffenbühl hatte sie bei seinem Abschiedsbesuche erfahren, welcher Tag zu seiner Abreise bestimmt war. Es ließ sich mit Bestimmtheit annehmen, daß Frau von Helling ihn am Abend vorher noch bei sich sehen würde. Ohne Zweifel kam auch Dr. Hunold. Welche vortreffliche Gelegenheit, dem Heuchler vor aller Welt die Maske abzureißen! Um jeden Preis mußte eine solche Gelegenheit benutzt werden. Da sie leider keine Aussicht hatte, der Abschiedsfeier beigezogen zu werden, so mußte sie auf ein Mittel finnen, ihr unerwartetes Erscheinen dabei zu rechtfertigen. Ihr erfinderischer Geist gab ihr bald ein solches an die Hand.

Während der Woche machte sie keinen Besuch bei Frau von Helling und vermied es auch, mit den Damen an einem dritten Orte zusammenzutreffen. Dafür fuhr sie an dem betreffenden Abend kurz nach acht Uhr zur Präsidentin. Wie sie erwartet, fand sie Emil und Gerhards mit den Damen beim Thee.

„Bitte tausendmal um Verzeihung, wenn ich, gleich dem Grafen Jolan, ungeladen zum Feste komme!“ rief sie mit gut gespielter Verlegenheit. „Keine Ahnung hatte ich davon, liebste Präsidentin, daß ich die Damen nicht allein treffen würde. Die ganze Woche war ich leidend, und muß nun auf Befehl meines Tyrannen von Arzt für einige Wochen nach Marienbrunn! Morgen, längstens übermorgen früh gedenke ich abzureisen und habe deshalb alle Hände voll zu thun. Ich komme auch nur auf einen Sprung, um lebewohl zu sagen!“

„Sie wissen, Sie sind jederzeit willkommen,“ erwiderte Frau von Helling. „Bitte, nehmen Sie eine Tasse Thee mit uns. Da mein Neffe, wie Ihnen bekannt ist, morgen abreist, so wollte er mit Herrn Dr. Hunold den letzten Abend mit uns zubringen. Das ist unsere ganze Festlichkeit.“

Die Geheimrätin fühlte sehr wohl, daß trotz der durch gesellschaftliche Rücksichten bedingten Versicherung der Hausfrau ihr Erscheinen dem kleinen Kreise keineswegs erwünscht kam, aber sie that als merkte sie es nicht und nahm beim Theetische Platz.

Obgleich sie, wie sie sagte, nur auf einen Sprung kam, blieb sie doch bis gegen zehn Uhr. Sie war heute ganz ungewöhnlich aufgeräumt, plauderte nach ihrer Weise von allem möglichen und überhäufte dabei alle mit Liebenswürdigkeiten, ganz besonders Gerhards, dem es dabei, er wußte nicht warum, ganz eigentümlich zu Mute ward.

Frau Katte hatte, nachdem sie einige Erlebnisse aus ihrer letzten Pariser Reise zum besten gegeben, gerade angefangen, Emil vor den Brellereien der französischen Kutscher und Gastwirte zu warnen, als sie bei einem scheinbar zufälligen Blicke auf die Uhr gegenüber sich plötzlich unterbrach: „Wahrhaftig! Schon fast zehn Uhr! Es ist unglaublich, wie rasch die Zeit bei Ihnen vergeht, liebe Helling! Da sitze ich, plaudere und plaudere, und unterdessen wartet mein Mann zu Hause auf mich! Er wird am Ende gar glauben, mir sei etwas zugestoßen!“

„Was sollte Ihnen denn zugestoßen sein?“ sagte Emil. „Ihr Herr Gemahl weiß ja, daß wir nicht in den Abruzzen leben.“

„Als ob einem nicht auch bei uns allerlei zustoßen könnte, wie neulich der jungen Dame im botanischen Garten!“

„Einer jungen Dame?“ fragte Frau von Helling.

Bei dem Worte „botanischer Garten“ sah Gerhards die Geheimrätin scharf an. Er fühlte instinktiert, daß sie im Begriffe stand, einen Ausfall gegen ihn zu machen.

„Herr Dr. Hunold kann Ihnen wohl die beste Auskunft über die Sache geben. Er hat der Dame ja, denke ich, ärztlichen Beistand geleistet.“

Aller Augen richteten sich auf Gerhards, der leicht errödete.

„Mir ist nichts bekannt davon,“ erwiderte er ruhig.

„Nicht? Aber meine Schneiderin behauptet doch, sie habe von ihrem Fenster aus gesehen, wie Sie mit einer jungen Dame, die sich schwer auf Ihren Arm stützte, ohne Zweifel, weil sie sich unwohl fühlte, in der Richtung von dem botanischen Garten gekommen seien, um sie nach Hause zu geleiten.“

Konzentrierte Bosheit bligte aus den Augen der würdigen Dame, während ein ironisches Lächeln um ihre Lippen spielte. Ihre Blicke flogen von Gerhards zu Klothilde, auf deren Züge eberne Ruhe lag, obwohl ihre Wangen sich kaum merklich bläßer färbten.

Emil hatte Gerhards Erröten bemerkt. Weit entfernt davon, den wirklichen Stand der Dinge zu ahnen, dachte er, Gerhards sei vielleicht so unvorsichtig gewesen, sich bei irgend einer galanten Begegnung ohne Belang ertappen zu lassen, und suchte deshalb dem Freunde zu Hilfe zu kommen.

„Ohne Zweifel eine Patientin, die gegen das ärztliche Verbot im botanischen Garten spazierte und zur Strafe dafür dem gestrengen Herrn Doktor nach Hoeskforiert wurde. Habe ich's erraten, Gerhards?“ sagte er lachend.

„Nein,“ erwiderte dieser ernst. „Die Dame war keine meiner Patientinnen.“

„Also eine in den Irrgängen des Götters verirrt Schöne, welcher Herr Doktor Hunold Ritterdienste leistete?“ bemerkte die Geheimrätin noch maliziöser als zuvor.

Nun hatte Gerhards die Sache im Mit einem verächtlichen Blicke auf seine Feindin antwortete er: „Die Dame war Fräulein Anna Wilken, meine Braut! Da die Frau Geheimrätin schon die Güte fand, sich so lebhaft für mein Thun und Lassen zu interessieren, so beehre ich mich ihr erst diese Mitteilung zu machen!“

Die Wirkung war eine unbeschreibliche. Wie zur Bildsäule erstarrt stand Frau Katte da, Emil sah Gerhards an als fürchtete er für dessen Verstand, und Frau von Helling warf einen besorgten Blick auf ihre Tochter.

„Welche überraschende Nachricht! Es da kann man ja gratulieren!“ unterbrach die boshafte Klatsche endlich die prunkende Stille. „Fräulein Wilken heißt Ihre Braut, Herr Doktor? Selbstam! der Name ist ganz unbekannt in der Gesellschaft.“

„Ich hoffe, er soll bald bekannt werden. Meine Braut ist zurzeit königliche Telegraphistin, die Anzeige unserer Lobung erfolgt in den nächsten Tagen.“ „Nehmen Sie meinen herzlichsten Wunsch, Herr Doktor!“ sagte Klothilde Gerhards die Hand reichend, „möchten Sie so glücklich werden, als Sie es zu verdienen!“

Ihre Stimme war ruhig. Sanft wusch die Blässe von ihren Wangen, und ihre Hand war eiskalt. Mit Bewunderung ruhten Emils Blicke auf dem jungen Mädchen, Frau von Helling atmete nicht.

„Und das alles erfahre ich, beim ersten Freund, erst heute!“ rief Herr von Reiffenbühl, dem sich plötzlich eine ungewohnte, hoffnungsreiche Perspektive eröffnete. „da sehe mir einer den Duckmäuser an! Nun, alter Junge, ich vereine mich herzlichsten Glückwünsche mit denen Klothildens!“

„Und den meinigen!“ setzte Frau von Helling, Gerhards gleichfalls die Hand reichend hinzu, „ich hoffe, Sie werden recht bald Ihre Braut vorstellen.“

Der Geheimrätin wurde es unbehaglich. „Es ist wahrhaftig die höchste Zeit, daß ich gehe!“ sagte sie. „Herr Doktor, auch ich zahle darauf, die Bekanntschaft Ihrer Braut zu machen. Also adieu recht guten Abend und glückliche Reise! Herr von Reiffenbühl!“

Nach allen Seiten grüßend rauschte davon. Diesen Ausgang hatte sie erwartet. Mit dem Gefühle einer littenen schweren Schlappe stieg ihre Kutsche.

„Hat man je so etwas erlebt!“ brüllte sie. „Eine Telegraphistin! Der...“

muß rein verrückt sein! Na, wohl bekennt's!"

Auch Gerhard blieb nicht mehr lange. In die unausweichliche Notwendigkeit verlegt, den Freunden einen flüchtigen Abriss seiner Beziehungen zu Anna zu geben, welcher, wie er wohl wußte, nur eine zurückhaltende Aufnahme finden konnte, entfernte er sich, sobald dies anging, indem er alle boshaften Weiber, Frau Katte obenan, im stillen in den Abgrund der Hölle verwünschte.

Emil aber war glücklich. Nie hätte er gedacht, daß die Dinge eine solche Wendung nehmen könnten. Während Frau von Helling sich erhob, um Anton zu läuten, damit er Gerhard das Hausthor öffne, ergriß er Klothildes Hand und flüsterte:

"Erinnerst du dich an unser Gespräch unter den Birken? Du versprachst mir, was auch geschehen möge, mich jederzeit als deinen besten Freund betrachten zu wollen!"

"Ich habe es nicht vergessen," erwiderte sie mit trübem Lächeln.

Emil drückte ihnen raschen, heimlichen Kuß auf ihre Hand.

"Jetzt scheide ich zufrieden!" sagte er. Heute über ein Jahr, Klothilde, sitzen wir, so Gott will, wieder unter den Birken!"

* * *

"Ist es mir doch noch immer, als träumte ich und mußte in jähem Schrecken erwachen!" sagte Anna, als sie mit Gerhard von der Trauung nach Hause fuhr. Ist es denn möglich? Ich bin deine Frau wirklich und wahrhaftig?"

"Wirklich und wahrhaftig!" erwiderte er junge Ehemann mit einem Blicke voll Wärme auf das reizende junge Wesen, als, überströmend von Glück, an seiner Seite saß, "du bist mein, Anna, und keine Nacht der Welt vermag uns zu trennen!"

In ihrem rosa Hochzeitskleide glück Anna immer frisch erblühend Rose, und damit auch die Taupropfen nicht fehlten, perlten ein paar Glücksthränen auf ihren Wangen. Als sie in die stille Straße einbogen, wo Dr. Hunold seine neue Wohnung genommen hatte, vermochte er dem Verlangen nicht zu widerstehen. Einen raschen Blick durchs Wagenfenster werfend, zog er Anna an seine Brust und küßte ihr die Thränen von den blühenden Wangen.

"Gerhard, was thust du!" rief die junge Frau in holder Verschämtheit. "Wenn uns jemand sähe!"

"So würde man ein paar glückliche Menschenkinder sehen, die das Recht haben, glücklich zu sein!"

"Bist du wirklich glücklich? Glaubst du, daß ich immer im Stande sein werde, ich glücklich zu machen?"

"Meine süße Anna! Kennst du so wenig deinen eigenen Wert?"

"Willst du auch immer Geduld haben mit mir, Gerhard? Sieh, ich bin ein so unverständiges, kleines Ding, das nichts Besseres kann als dich lieben! Als uns heute das Fräulein von Helling mit ihrer Mutter das reizende Geschenk brachte, mich um-

armte und küßte, und es mir ans Herz legte, dich recht glücklich zu machen, da kam mir, ich weiß nicht wie, der Gedanke, nicht ich, sondern ein Mädchen wie dieses Fräulein von Helling wäre eigentlich die rechte Frau für dich gewesen."

Gerhard gab's einen Stich ins Herz. "Aber Anna, welche Idee!" rief er.

"Nun, ich versprach ihr alles mögliche zu thun und werde auch Wort halten! Aber ein wenig Geduld mußt du mit mir haben, Gerhard, nicht wahr? Ich will mich bemühen, Fräulein von Helling ähnlich zu werden. Hat sie einen Geliebten?"

"Ich denke, mein alter Freund von Reiffenbühl interessiert sich für sie!"

"Das ist mir lieb! Sehr lieb!"

"Warum?"

"Das sage ich dir nicht!" rief sie, in den ihr so gut stehenden, neckischen Ton verfallend. "Aber, wie gesagt, lieb ist mir's, sehr lieb!"

Der Wagen hielt. Gerhard beeilte sich, seine junge Frau herauszuheben. Mit Rücksicht auf Frau Wilken fand die Hochzeitsfeier nur im engsten Kreise statt. Außer dem alten Kommissar und einigen von Annas bisherigen Berufsgenossen wohnten nur die Mutter und Schwester Bertha, deren körperliche Mißbildung leider ebenso wie ihre ungewöhnliche Intelligenz der seiner Zeit von Anna gegebenen Schilderung entsprach, dem einfachen Feste bei. Gerhard hatte beschlossen, seine Frau auf sechs Wochen nach Italien zu führen. Während ihrer Abwesenheit wollte Bertha bei der Mutter bleiben. Nach ihrer Rückkehr sollte Frau Wilken bei ihnen wohnen, um der jungen Hausfrau mit Rat und That an die Hand zu gehen, wogegen Bertha vorläufig ihren bisherigen Beruf wieder aufzunehmen gedachte.

Als Anna mit der Mutter ins Nebenzimmer ging, um den Brautstaat gegen das Reisekleid zu vertauschen, gab Bertha Gerhard einen Wink, mit ihr in die Fensternische zu treten, während die Hochzeitsgäste den etwas hausbackenen Anekdoten des Herrn Kommissars andächtig zuhörten.

"Lieber Schwager," begann sie, "gestatte mir, euch einige Worte mit auf den Weg zu geben. Meine Anna ist, wie du selbst weißt, ein seelengutes Geschöpf; aber sie bedarf einer ruhigen und dabei festen Leitung, wenn ihr miteinander glücklich werden sollt. Ihr ist ein Los gefallen, wie sie es sich niemals träumen konnte. Du mußt sie dir erst für das Leben, welches sie heute mit dir beginnt, erziehen. Lasse sie stets die milde, aber feste Hand des Lenkers fühlen."

"Sei unbesorgt, Bertha," erwiderte Gerhard, "wir lieben uns! Da geht alles von selbst!"

"Das gebe Gott! Du wirst auf eurer Hochzeitsreise Gelegenheit finden, zu sehen, wo es fehlt. Laß dich nicht durch deine Liebe verleiten, ein Auge zuzudrücken! Bedenke, es handelt sich um euer Lebensglück!"

Gerhard drückte ihr die Hand.

"Ich danke dir, Bertha," sagte er,

"du wirst sehen, daß deine Besorgnisse unbegründet waren. Ich kenne meine Anna!"

Von den Segenswünschen aller begleitet, traten die Neuvermählten die Reise ins Leben an. Annas Abschiedsthränen waren bald getrocknet. Bisher nur selten über das Reichbild der Vaterstadt hinausgekommen, fand sie überall Neues, Niegesehenes, Bewundernswertes. Die Fahrt nach Ruffstein, wo das junge Paar den ersten Masttag machen wollte, versetzte sie in einen Taumel von Entzücken. Ihre kindliche, aus tiefstem Herzen kommende Freude, die sich zuweilen in den naivsten Ausrufungen und Fragen Luft machte, that Gerhard ungemein wohl, denn sie zeugte von einem lebhaften Sinn für Naturschönheit. Die Zeit verging wie im Fluge. In Ruffstein angelangt, mußte er Anna sogleich auf den nächsten Berg führen. Sie fühlte weder Hunger noch Durst oder Ermüdung. Wie ein junges Reh eilte sie die wenig betretenen Pfade hinan, bis sie oberhalb der Klause zu einer Stelle gelangten, wo sich ihnen eine weite Aussicht über das Thal, auf den Inn und die mächtige Bergwand gegenüber eröffnete. Während des Steigens hatte sie den Hut abgenommen. Das durch den Windhauch halbgelöste Haar umspielte die leicht geröteten Wangen; ihre Augen strahlten vor Freude. Gerhard mußte sich gestehen, daß sie ihm niemals so schön erschienen war als jetzt. Umrahmt von dem üppigen Laubwerk des Dickichts glich sie einer Waldfee.

"Nun, wie gefäll't dir im Gebirge?" fragte er, den Plaid über einen bemooften Baumstrunk breitend und sie zum Sitzen einladend.

Anna erwiderte nichts. Im Schauen verloren, blickte sie hinaus in die in Abendgold getauchte Natur, während ihre Hand die des Gatten suchte. Plötzlich wandte sie sich um, warf sich an Gerhards Brust und stammelte feuchten Auges: "Ach, ich bin glücklich! Namenlos glücklich! Und das alles verdanke ich dir allein! Womit habe ich das verdient? Wie soll ich dir dafür danken?"

Gerhard setzte sich auf den Baumstamm, zog sie auf seine Kniee und schloß sie fest in die Arme. "Ich habe dir zu danken, meine süße Anna!" sagte er, die schwellenden Lippen küßend; "du machst mich glücklich! Erst jetzt verstehe ich, was dem Leben wahren Wert gibt! Wie schön bist du, Anna!"

"Gefalle ich dir denn wirklich?" rief die junge Frau mit hold verschämtem Lächeln.

"Ob du mir gefällst? Wie schade, daß du dich in diesem Augenblicke nicht selbst sehen kannst, du hättest dir sonst die Frage erspart!"

"Aber ich will nicht nur schön, sondern auch gut sein und dich immer lieben, Gerhard! Und wenn deine kindische, kleine Frau vielleicht manchmal auch nicht ganz so ist, wie du es wünschst, dann wirst du ein wenig Geduld mit ihr haben, nicht wahr?"

„Bleibe wie du bist, das ist alles, was ich verlange!“ sagte Gerhard, das reizende, halb ängstlich, halb neckisch zu ihm aufblickende Gesichtchen an seiner Brust bergend.

In seligem Vergessen saßen sie da, schweigend, enge aneinander geschlossen, beleuchtet von der sinkenden Sonne. Leise rauschten die Wipfel der riesigen Föhren im Abendwinde, aus dem Waldesinnern erscholl ferner Vogelruf, und von dem Alte über ihnen blickte ein neugieriges Eichhörnchen mit klugen Augen verwundert hinauf auf die fremden Gäste im grünen, duftigen Hag.

Die Fahrt von Mori nach dem Gardasee, der den ganzen milden Zauber seiner herbstlichen Schönheit entfaltete, und tags darauf von Niva zu Schiffe nach Desenzano erschien dem jungen Paare wie ein bezaubernder Traum. Zum erstenmal in seinem Leben empfand Gerhard das Gefühl tiefen, durch keinen Schatten getrübbten Glückes. Er vermochte es kaum zu fassen, daß dieses reizende junge Wesen mit seiner einem ewigen Frühlingssmorgen gleichenden kindlichen Heiterkeit, das sich ihm ohne allen Rückhalt hingab und nur in ihm und für ihn zu leben schien, ihm wirklich ganz und für immer gehören sollte. Ja, das war die Frau, wie er sie sich manchmal in seiner einsamen Junggesellenwirtschaft geträumt hatte! Da war nichts Erfülltes, nichts Verbildetes. Anna gab sich ganz so, wie sie war. Hier hatte er jenen jungfräulichen Boden gefunden, auf dem das Glück eines ganzen Lebens fußen konnte.

In Verona besuchten sie gleich nach der Ankunft die Arena.

„Was für ein seltsamer alter Steinhau!“ sagte Anna, als sie von der obersten Stufenreihe den gewaltigen Bau überblickte; „mehrschalt verwenden die Leute nicht das unbenutzte Material zum Bau von neuen Häusern?“

„Du siehst hier eines der besterhaltenen Denkmäler der römischen Zeit,“ erwiderte Gerhard lächelnd; „die Stürme von zwei Jahrtausenden sind über diesen Bau hinweggebraust, ohne ihn vernichten zu können. Mit solchem Material baut man keine modernen Binshäuser, meine Anna.“

Er erzählte von den Gladiatorenkämpfen und Naumachien, welche einst in der Arena stattfanden. Anna hörte ihm aufmerksam zu, während sie sich bemühte, eine von dem Gemäuer gepflückte Dolden in die Blumen ihres Reischüttchens zu flechten.

„Aber diese Römer waren ja gräßliche Menschen!“ rief sie schauernd, als Gerhard seinen historisch-ethnographischen Abriss beendete hatte. „War nicht Pontius Pilatus, der Christus den Herrn kreuzigen ließ, auch so ein alter Römer?“

„Allerdings. Er war Landpfleger in Judäa!“

„Mchtig! So steht's im Katechismus. Eine abscheuliche, blutdürstige Gesellschaft, diese alten Römer! Ganz recht ist ihnen geheißen, daß die Germanen, wie du sagst, ihrer Herrschaft den Garaus gemacht haben.

Auch diese greuliche Arena hier hätte man längst dem Erdboden gleichmachen sollen! Komm, Gerhard, mir wird ganz unheimlich an diesem Ort.“

Damit setzte sie das Hüttchen auf und faßte den Arm ihres Mannes. Gerhard erkannte, daß es vergebliches Bemühen wäre, seine Anna für die Größe Altoms zu begeistern. Er führte sie vorsichtig über die Stufen hinab, ohne sie weiter mit historischen Exkursen zu behelligen.

Der Mailänder Dom gefiel Frau Dr. Hunold weit besser als die Arena in Verona. Gleich dem wackeren Menzo in Manzoni's „Verlobten“ starrte sie den gotischen Wunderbau in sprachlosem Erstaunen an. Gerhard erzählte ihr von Galeazzo Visconti, dem Begründer des Doms, von den Kämpfen der Guelfen und Ghibellinen und anderes aus der an düsteren und glänzenden Erscheinungen so reichen Geschichte Mailands.

„Ach, Gerhard!“ sagte sie, das Köpfchen traurig senkend; „ich merke immer mehr, wie wenig ich weiß. Du bist so gelehrt und ich bin so unwissend!“

„Was du nicht weißt, meine Anna, kannst du lernen. Während der langen Winterabende haben wir Zeit die Menge, um miteinander zu studieren.“

„Gewiß?“

„Ganz gewiß.“

„Und wirst du auch Rücksicht mit mir haben? Siehst du, Gerhard, ich war immer so ein kleiner Saujwind, dem das Lernen schrecklich lästig fiel. Aber jetzt sehe ich ein, daß es ohne Lernen nicht abgeht. Ich darf ja doch meinem gelehrten Manne keine Schande machen.“

In der Scala hörten sie Verdis „Trovatore“. Die beiden ersten Akte laufte Anna mit Behagen den einschmeichelnden Melodien. Im dritten begann sie gelegentlich zu gähnen.

„Bist du müde?“ fragte Gerhard; „wir sind in der That heute fleißig in der Stadt umhergewandert.“

„Nicht gerade müde. Aber ich verstehe nicht, was die Leute singen. Und dann ist so eine Oper schrecklich lang! Müßen wir bis zu Ende bleiben?“

„Durchaus nicht. Sobald du genug hast, können wir gehen.“

Anna atmete erleichtert auf. Nach Schluß des Akts verließen sie das Theater. Auf dem Heimwege kamen sie bei den Burattini, d. h. dem Puppentheater vorüber.

„Willst du die Marionetten sehen?“ fragte Gerhard, „es ist noch etwas früh, um nach Hause zu gehen.“

„Ach ja, das muß lustig sein! Sehen wir uns den Spaß an.“

Gerhard bekam zwei Plätze in der Proskiniumsloge des winkligen und gründlich schmutzigen Miniaturtheaters. Sie konnten von hier aus das unwürdige Publikum aus nächster Nähe beobachten. Obwohl Anna kein Wort von der Sprache verstand, unterhielt sie sich doch weit besser als in der Scala. Sie lachte von Herzen über die Kapriolen der hölzernen Akteure. Auch das Benutzen des Auditoriums

machte ihr nicht geringen Spaß. Gerhard konnte nicht umhin, ihren scharfen Blick für einzelne der originellen Volkstücker in dem Parterre und auf der Galerie zu bewundern. Er sah, hier war seine Anna in ihrem Elemente.

Weit weniger war sie es dagegen in Florenz. Nicht als ob ihr die „Sonntagsstadt“ nicht gefallen hätte. Sie war im Gegenteile entzückt über ihre reizende Lage. Aber diese endlosen Kirchen, Galerien und Uffizien mit ihrem Heere von Kunstwerken. „Höre, Gerhard,“ sagte sie, als sie am Mittage des dritten Tags wieder die lange Treppe der Uffizien hinabstiegen, „ist es dir recht ist, bleibe ich morgen im Hotel, während du deine Galerie Marotti, oder wie sie heißt, besuchst.“

„Interessieren dich die herrlichen Kunstwerke nicht, die einzig sind in der Welt?“

„Ich verstehe nichts davon, und das ewige Schauen und Aufmerken macht mich todmüde. Mir ist der Kopf so dick und so schwer, als ob ich zwei Nächte nacheinander telegraphiert hätte!“

„Es ist nicht recht von mir, daß ich dich so übermäßig anstrengte,“ sagte Gerhard mit stiller Resignation. „Nun, morgen lasse ich dich ausruhen, oder besser noch wir machen einen Ausflug nach Livorno und nehmen zur Erfrischung ein Seebad.“

„Ach ja, Gerhard! Thun wir das. Ich habe ja das Meer noch nicht gesehen.“

„Und unterwegs betrachten wir uns in Pisa den schiefen Turm.“

„Ein schiefer Turm? Ach, das muß drollig sein!“ rief Anna, seelenvergnügt des weiteren Besuchs der Galerien und hoben zu sein, indem sie schelmisch lächelnd zu ihm aufblickte. „Und nicht wahr, Gerhard, du bist mir nicht böse, daß ich mich für die nackten marmornen Männer und Frauenzimmer in den Galerien nicht begeistern kann? Was versteht die Kuh von der Musikant?“

Gerhard lachte, und das erste Volkstücker an dem sonnigen Gehimmel des jungen Paares verschwand. „Du wirst die Kunst schon noch verstehen lernen, meine Anna!“ sagte er; „sei deshalb unbesorgt. Uebrigens ist es mir tausendmal lieber, du sprichst deine Meinung offen aus, anstatt, gleich so vielen andern, eine Begeisterung für Kunst zu heucheln, von der das gar nichts weiß.“

In Livorno kamen sie tags darauf um Mitternacht an und stiegen im Hotel Giapponese auf dem Corso Vittorio Emanuele ab. Als sie am nächsten Morgen, gleich nach dem Frühstück durch die Porta a Mare nach den Strandbädern gingen, wehte über ein frischer Mistral entgegen. Neugierig zu sehen, welchen Eindruck der erste Anblick des Meeres auf seine Anna machen würde, suchte er ihre Aufmerksamkeit auf andere zu lenken, bis sie in den nach Ardore führenden Anlagen zwischen Puccini und Squarci zu einer Stelle gelangten, wo sich ihnen plötzlich die freie Aussicht auf die See eröffnete.

Beim Anblicke der mit mächtiger Wogenschwalle gegen die Düne brandend

Nut blieb Anna wie angewurzelt stehen. Der Scherz, womit sie eine galante Bemerkung ihres Gatten beantworten wollte, erlisch ihr auf den Lippen. Keines Wortes mächtig stand sie da, auf seinen Arm gelehnt, und ließ den Blick hinausgeschweifen über die unermeßliche, tiefblaue See mit ihren weißgischenden Wogenkämmen, als wollte sie sich das Bild mit unauslöschbaren Farben tief in die Seele graben. Wie in Verklärung strahlten ihre Züge, ihre Lippen bebten und ihre Hände umschlossen krampfhaft den stützenden Arm.

„Nun, meine Anna, was sagst du zum Meere?“

„Und der Geist Gottes schwebte über dem Wasser!“ stammelte die junge Frau. „Erit jetzt verstehe ich das Wort in der Bibel, das man uns als Kinder nachsprechen ließ. Was ist Menschenwerk gegen die Werke Gottes?“

„Du hast recht!“ erwiderte Gerhardt, traurig von der Naturgewalt, der aus diesen schlichten Worten sprechenden Ermahnung. „Die unbegreiflich hohen Werke sind herrlich wie am ersten Tag!“

„Nicht wahr, Gerhardt, wenn einst die Stunde kommt, wo ich von dir scheiden muß, dann erinnerst du mich an diesen Augenblick?“

Gerhardt erschrak.

„Aber Anna! Welch ein Gedanke!“ rief er. „Nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge bin ich, der ältere, bestimmt, zuerst zu scheiden!“

„Schweige! Schweige! Der Gedanke ist unschrecklich! Nein, mein Gerhardt, ich weiß, als ich zuerst gehen werde! Ich bin zu glücklich! Ich bin zu glücklich! Nun, sei drum! Ich will nicht klagen! Du, siehst die prächtige Blume dort bei dem Pallon an! Wie lange wird es dauern, ehe sie verwelkt. Aber genießt sie darum weniger froh ihr kurzes Sommerleben? Auch ich will mein Glück genießen, Gerhardt, ohne es mir durch trübe Gedanken erkalten zu lassen!“ fuhr sie, das Köpfchen energisch schüttelnd, fort. „Komm, geh mir hinunter an den Strand. Dort laß es Muscheln die Menge geben. Wir wollen uns die schönsten zum Andenken zu dieser Stunde mitnehmen!“

Im nächsten Augenblicke war sie drinnen und wühlte mit der Spitze des Sonnenrimes in den vertrockneten Algen. Hier klopfte ihr eine bunte Muschel einen runden Ruf, dort eine mächtige, den Schaum zu ihren Füßen spritzende Welle einen neuen Anlaß zur Freude. Die trüben Gedanken, die vorherhin waren verfloren und vergessen, kehrten zurück und lachte wie ein fröhliches Kind.

„Was willst du mit all den Muscheln anfangen?“ fragte Gerhardt.

„Ich verstehe mich ein wenig auf Karussellarbeiten und werde dir eine prächtige Schatulle mit Muschelbuckel machen, in welcher du zu Neujahr deine Honorare abschließen kannst. O, du sollst deine Frau noch bewundern lernen, wenn auch nichts von alten Bildern und alten Statuen versteht! Apropos, Ger-

hardt! Liegt dir viel daran, nach Rom und Neapel zu gehen?“

„Ich beabsichtige, dich dahin zu führen, um dir ein Vergnügen zu machen,“ sagte Gerhardt überrascht durch die Frage.

„Wenn du mir wirklich ein Vergnügen, ein großes Vergnügen machen willst, dann bleiben wir hier in Livorno, mieten uns für ein paar Wochen in einer der reizenden Villen dort droben ein und gehen nicht eher fort, als wir unbedingt müssen! Offen gesagt, Gerhardt, fürchte ich mich vor Rom, wo es gewiß auch wieder Kunstwerke der schweren Menge gibt und man von einer Galerie und von einer Kirche zur andern laufen muß!“

„Aber bedenke Anna, das wundervolle Neapel, die schönste Stadt der Welt, was die Lage betrifft, willst du beiseite lassen!“

„Ist das Meer dort schöner als hier?“

„Das nicht, aber wer wird Italien bereisen, ohne Rom und Neapel zu besuchen?“

Aus Annas Zügen sprach etwas wie ein Gefühl der Enttäuschung. Es war die erste Bitte, die sie an ihn richtete. Konnte er sie ihr abschlagen? Wohl fiel ihm Berthas Mahnung ein. Aber wer widersteht der ersten Bitte einer reizenden jungen Frau, wenn solche von zwei rosig-ge Lippen gestellt und von zwei wundervollen Augen, die sich zum erstenmal zu umschleiern drohen, unterstützt wird? Und dann, war nicht in der That ein Liebesidyll von einigen Wochen hier in Ardenza weit verlockender, als eine bei dem heißen Wetter doppelt anstrengende und ermüdende Fahrt nach Rom und Neapel?

Anna merkte ihm an, daß er wankte. Ihre Augen wurden wieder hell, und jenes schelmische Lächeln, dem er nicht zu widerstehen vermochte, suchte um ihren Mund.

„Ich finde, im Grunde hast du recht, Anna!“ sagte er lachend. „Hole der Geier Sanct Peter und den Besuv! Wir bleiben in Ardenza!“

Im nächsten Augenblicke fiel das Taschentuch mit den Muscheln prasselnd zur Erde, zwei weiche Arme schlängten sich um seinen Hals und ein Kuß brannte auf seinen Lippen.

„Danke, Gerhardt, danke! O, ich wußte, daß du mir die Erfüllung meines Wunsches nicht verlagst würdest!“ rief sie jubelnd, „du wirst sehen, wie glücklich wir hier sein werden!“

Und sie waren glücklich während der vier Wochen, die sie in der reizenden kleinen Villa Miranda in Ardenza verbrachten. Stundenlang trieben sie sich des Morgens am Gestade herum, wo es am einsamsten war, und des Abends mischten sie sich unter die lustige Badegesellschaft, die sich in diesem Jahre besonders zahlreich in Livorno zusammengefunden hatte. Solange es überhaupt anging, blieben sie, und als es endlich die höchste Zeit zur Heimkehr war, fuhrten sie, ohne sich etwas länger als unbedingt nötig aufzuhalten, Anfang Oktober nach Hause.

„Nun! meine Anna!“ sagte Gerhardt, als sie in den zu ihrem Empfange ge-

schmückten Salon traten. „Da sind wir also in deinem kleinen Reiche! Bist du zufrieden mit unserer Hochzeitsreise?“

Anna sah ihn zärtlich an.

„Ob ich zufrieden bin, fragst du? Ich denke, weit mehr Ursache hätte ich, dich zu fragen, ob du zufrieden bist mit deiner Reise-genossin, die so wenig im Stande war, auf deine Ideen einzugehen. Doch das soll anders werden, der Winter rückt heran, die Zeit zum Studieren! Was ich bisher versäumt habe, werde ich unter deiner Leitung nachholen. Du sollst nicht zu klagen haben über deine kleine Frau, Gerhardt.“

„Mache dir deshalb keine Sorgen, meine Anna!“ sagte Gerhardt sie umarmend. „Wir lieben uns und sind glücklich! Alles andere wird sich finden!“

8.

Pädagogik in der Ehe.

Es war eine Freude, Anna als junge Hausfrau wirtschafte zu sehen. Verstand sie auch nicht viel von der Küche, so besaß dafür Frau Wilken gebiegene Kenntnisse in der bürgerlichen Kochkunst, und Anna bemühte sich redlich, von der Mutter zu lernen. Bald konnte sie Gerhardt den ersten von ihr allein zubereiteten Braten vorsetzen. Mit strahlenden Blicken sah sie, wie er sich's schmecken ließ, und als er erklärte, er habe nie eine bessere Kalbskeule gegessen als diese, wurde sie hochrot im Gesichte und klatschte vor Freude in die Hände wie ein Kind beim Anblicke des Christbaums.

Weniger glatt als mit der Küche ging es dagegen mit den Studien.

Gerhardt hatte sich darauf gefreut, ihr den ersten Unterricht im Französischen zu geben. Eines Abends, als der Novemberwind recht grämlich draußen an den Fenstern rüttelte, während behagliche Wärme den kleinen Salon erfüllte, begann er seine erste Lektion. Es war ihm nicht entgangen, daß Anna einen etwas scheuen Blick auf die ehrwürdig aussehende Grammatik warf. Um sie nicht zu entmutigen, schob er das dicke Buch zurück und langte nach dem ersten Kursus von Mn.

Mit *Le pere est bon* ging es ganz gut. Aber schon bei *La mere est bonne* stutzte Anna. Weshalb sagte man nicht auch *La mere est bon*? Gerhardt erklärte ihr die von dem Deutschen abweichende Geschlechtsbezeichnung des französischen Adjektivs, eine Wahrnehmung, worüber sie große Augen machte. Sie nahm sich jedoch zusammen, und nachdem sie noch einige Male über die fatalen Artikel gestolpert war und sich mit der Aussprache der „häßlichen“ Nasenlaute abgequält hatte, brachte sie die ersten fünf oder sechs Uebungen so ziemlich zu Stande.

„Also das ist deine Aufgabe für morgen, Anna,“ sagte Gerhardt, das Buch schließend. „Wenn wir die ersten hundert Nummern miteinander durchgearbeitet haben, gehen wir zur eigentlichen Grammatik über.“

Anna machte ein bedenkliches Ge-

„Sage mir, Gerhard,“ begann sie nach einer Weile, „lernen die Franzosen auch Deutsch?“

„Nicht besonders. Was fremde Sprachen betrifft, sind die Herrschaften ziemlich bequem.“

„Weshalb müssen denn wir Französisch lernen?“

„Die Sprache ist eine verhältnismäßig leichte, wird überall verstanden und bildet so das bequemste Verständigungsmittel mit anderen Nationen. Ueberdies besitzt Frankreich eine schöne und reiche Litteratur. Auch betrachtet man, vielleicht mit Unrecht, die Kenntnis des Französischen als unerlässlich für eine feinere Bildung.“

„Dann werde ich doch wohl Französisch lernen müssen!“ meinte sie mit einem leichten Seufzer.

Jetzt erschien Fanny mit der Theekanne, und damit hatte die Lektion ein Ende. Anna sprang auf, machte Thee und war lustig wie ein Schuljunge am ersten Tage seiner Ferien.

Gerhard hatte bereits früher die Entdeckung gemacht, daß seine Frau von der klassischen Litteratur Deutschlands auch nur herzlich wenig wußte. Er gedachte daher, sie nach und nach damit bekannt zu machen. Als sie nach dem Thee noch ein halbes Stündchen gemüthlich verplaudert hatten, langte er nach seinem Schiller und fragte, ob er ihr ein wenig vorlesen solle.

„Ach ja, Gerhard! Das ist allerliebste! Ich höre dich so gern sprechen! Dabei kann ich wohl auch ein wenig häkeln, wenn es dich nicht stört?“

„Durchaus nicht!“

Anna machte sich's in ihrem Lehnstuhle bequem und begann eifrig zu häkeln. Gerhard hatte die Maria Stuart gewählt. Er schickte eine gedrängte Darlegung der historischen Verhältnisse voraus, wobei ihm Anna mit großer Aufmerksamkeit zuhörte, gab eine kurze Charakteristik der handelnden Personen und begann.

Seit seiner Schulzeit hatte er das Drama nicht wieder gelesen. Die Dichtung wirkte deshalb fast mit dem vollen Reize der Neuheit auf ihn. Er las den ersten Akt in einem Zuge. Als er damit zu Ende war, wandte er sich zu seiner Zuhörerin, welche ihn mit keinem Worte unterbrochen hatte. Anna hatte die Arbeit in den Schoß sinken lassen und war, durch den Rhythmus der melodischen Verse in Schlummer gewiegt, sanft eingeschlafen.

Die plötzliche Stille weckte sie. Sie fuhr auf, rieb sich die Augen und sah Gerhard erschrocken an.

„Ach Gott!“ rief sie. „Ich bin wahrhaftig ein wenig eingenickt! Bist du mir böse, Gerhard? Ich war so müde! Bitte, lies weiter! Ich werde nicht wieder einschlafen!“

Gerhard schloß das Buch.

„Nein, meine Anna,“ sagte er, „ich hätte wissen können, daß du müde bist, denn du warst den ganzen Tag auf den Beinen. Auch ist es schon spät. Ich that unrecht daran, dich noch mehr zu ermüden.“

„Bist du mir wirklich nicht böse?“

„Gewiß nicht!“

„Und morgen lesen wir wieder, nicht wahr?“ setzte sie schmeichelnd hinzu. „Du sollst sehen, ich werde aufpassen wie ein Hechelmacher!“

Gerhard versprach die Lektüre am folgenden Abend fortzusetzen, und Anna ging beruhigt zu Bette.

Als er am nächsten Tage aus der Vorlesung nach Hause kam, fand er sie mit ihrer französischen Aufgabe eifrig beschäftigt.

„Ich weiß nicht,“ sagte sie, ihm das vielfach durchgestrichene und wieder überschriebene Elaborat zur Ansicht reichend, „wenn ich glaube, ich habe etwas richtig gemacht, dann kommen mir sogleich wieder allerlei Bedenken! Gewiß habe ich einen rechten Unsinn zusammengeschrieben.“

Sie hatte in der That die Beugefälle und Endungen arg durcheinander geworfen. Gerhard war es unsatzbar, wie sie die Unterschiede nicht zu erkennen vermochte. Er bemühte sich, ihr die Sache nochmals klar zu machen. Sie verstand ohne Schwierigkeit seine Auseinandersetzungen. Sobald sie jedoch das Vernommene praktisch anwenden sollte, wurde sie ängstlich und machte die seltsamsten Fehler. Gerhard konnte sich der Befürchtung nicht entschlagen, daß für seine Frau der einfachste grammatische Mechanismus ein Buch mit sieben Siegeln bleiben würde.

„Ich begreife nicht, wie ein Mensch so dumm sein kann!“ rief sie, fast weinend vor Aerger. „Siebenjährige Kinder kommen mit der Sache zurecht und ich plage mich damit ab stundenlang, ohne das Richtige zu treffen!“

„Es gibt Dinge, die man eben als Kind lernen muß, liebe Anna!“ tröstete Gerhard. „Später fallen sie doppelt schwer, weil sie rein mechanischer Natur sind. Es geht dabei wie mit dem Klavierpielen. Der größte Philosoph würde am Fingersage scheitern, wenn er ihn in vorgerückten Jahren erlernen sollte, während ihn ein sechsjähriges Mädchen in ein paar Stunden weg hat. Zu derlei Dingen bedarf es der Geduld.“

„Und Geduld war leider niemals meine starke Seite!“ erwiderte Anna unter Thränen lächelnd. „Sage, Gerhard, ist es denn wirklich ganz unbedingt notwendig, daß ich das gräßliche Französisch lerne?“

„Ganz unbedingt nötig ist es nicht. Auch verstehe ich mich wohl nicht besonders aufs Unterrichten. Wenn es dir zu schwer fällt, so laß es liegen, bis Bertha kommt. Vielleicht lernst du mit ihr leichter.“

„Ach ja!“ rief sie, ihre Schreibereien vergrünt zusammenpackend. „Warten wir, bis Bertha kommt. Ich kann ja doch eine brave Hausfrau sein, auch ohne französisch zu parlieren.“

Sie schob Buch und Heft in den Büchersack, gab ihrem Manne einen herzhaften Kuß und rannte hinaus in die Küche. Gerhard setzte sich an den Schreibtisch und stützte sinnend den Kopf in die Hand. Es kamen ihm nach und nach doch allerlei merkwürdige Gedanken über seine ehelich pädagogischen Bestrebungen.

Von der Hochzeitsreise zurückgekehrt hatte das junge Paar bei den bekannten Familien die unerlässlichen Besuche gemacht. Selbstverständlich begegnete man Anna überall mit gesellschaftlicher Antheil, doch wollte es Gerhard bedünken, als streifte dieselbe zuweilen an eine gewisse herablassende Nachsicht. Das wurmte ihn. Dabei mußte er sich gestehen, daß eine bei Anna sonst ganz ungewohnte Befangenheit ihre wirklichen Vorzüge den Leuten gegenüber nicht zur Geltung kommen ließ. Sie fühlte sich unbehaglich in diesen Kreisen, obwohl sie sich bemühte, nichts davon merken zu lassen. Nur bei Frau von Helling befand sie sich wohl. Klothilde war ihr mit voller Herzlichkeit entgegengekommen und hatte sich bald ihre ganze Zuneigung gewonnen. Anna nahm Klothildens geistige Ueberlegenheit als etwas Selbstverständliches hin. Sie schien glücklich, sich ihr in allem, was über den engeren Kreis der Häuslichkeit hinausging, unterordnen zu können. Klothilde fand ihrerseits an der frischen, jeder Affektation baren Natürlichkeit Annas unverkennbaren Gefallen. So entwickelte sich trotz des großen geistigen Abstandes zwischen beiden allmählich ein Freundschaftsverhältnis, bei dem Klothilde die Gebende, Anna die Empfangende blieb. Gerhard erkannte unschwer, daß Klothilde in ihrer zartsonnigen Weise die zuweilen etwas burschlichen angehauchten Manieren seiner Frau zu mildern, sie an den gedämpfteren Ton der guten Gesellschaft zu gewöhnen suchte, daß sie sich zugleich bestrebte, den geistigen Horizont derselben zu erweitern, ihre Empfindungen zu verfeinern, mit einem Worte, daß sie stillschweigend das Amt seiner Mitarbeiterin übernahm. Obwohl er ihr dafür eigentlich nur dankbar sein konnte, lag in dieser Wahrnehmung doch zugleich etwas eigentümlich Demütigendes für ihn. Als einmal dachte er zurück an jene Besprechung mit Emil. Wollte ihm Klothilde den Unterschied zwischen ihr und Anna recht fühlbar machen? Doch nein! Ein solcher Gedanke lag ihrer Gesinnung unbedeutend fern! Aber weshalb bemühte sich, Annas Wesen umzugestalten? War sie es nur aus persönlichem Interesse für die junge Frau? Oder — und bei diesem Gedanken erschraf er in tiefster Seele — hatte Emil vielleicht doch recht gehabt und wollte sie mit der Selbstverleugnung einer edlen weiblichen Seele dem Manne, der es nicht verstanden, ihre Gefühle für ihn zu erraten, das Interesse, welches er noch immer für ihn hegte, damit werththätig bekunden, daß sie, soweit sie solche vermochte, seine Lebensgefährtin gewinnen suchte? Gerhard erröthete bei den Gedanken, dessen, wie er sich ärgerlich nur ein Gedächtniß sein konnte. Ihn davon sich zu weisen vermochte er aber nicht, und wenn Anna für Klothilde begeistert schwärmte, wurde es ihm dabei ganz seltsam zu Mute.

Frau Wilken hatte trotz der fortdauernden Pflege während des Winters immer noch kränkelte. Gerhard erkannte, daß seine

nicht im Stande war, die unvermeidliche Katastrophe aufzuhalten. Er mußte sich darauf beschränken, sie möglichst hinauszuschieben. In schonender Weise hatte er Anna auf das Unvermeidliche vorbereitet. Trotz ihres unbegrenzten Vertrauens in die Wissenschaft ihres Mannes konnte und wollte sie doch nicht glauben, daß das Schicksal ihrer Mutter entschieden sei. Es war rührend zu sehen, mit welcher Sorgfalt und Liebe sie die Leidende pflegte. Natürlich konnte unter solchen Umständen von anderem nicht die Rede sein. Hierzu kam noch, daß Annas eigener Zustand der Schonung bedurfte. Gerhard machte daher Bertha den Vorschlag, ganz bei ihnen zu bleiben. Sie nahm das Anerbieten an und traf gegen Ende des Februar im Hause ihres Schwagers ein.

Anfang April schlummerte die alte Frau, in ihr Schicksal ergeben, sanft hinüber. Sie mußte das Los ihrer Kinder aushalten; weiteres hatte sie vom Leben nicht mehr gefordert. Annas Schmerz äußerte sich in so heftiger Weise, daß Gerhard und Bertha um sie selbst besorgt zu werden angingen. Es bedurfte ihrer ganzen Ueberredungskunst, um ihr begreiflich zu machen, daß die Rücksicht für das zu erwartende junge Leben ihr die Beherrschung ihres Schmerzes zur gebieterischen Pflicht machte.

Die Hoffnungen, welche Gerhard auf Berthas Mithilfe zur geistigen Weiterbildung Annas gesetzt hatte, erfüllten sich nur in sehr bescheidenem Maße. Mit dem Französischlernen ging es bei ihr ebenso wenig als bei ihm. Stets fand Anna irgend eine dringende Beschäftigung in ihrem Hauswesen, die es ihr unmöglich machte, sich mit der langweiligen „Lernerei“ abzugeben. Noch ehe sie über die Geheimnisse des Teilungsartikels hinausgekommen war, wurde deshalb der „Mhn“ in stillschweigender Uebereinkunft beiseite gelegt. „Im Grunde genommen hat sie recht“, dachte Gerhard, um sich selbst zu beruhigen; „wirkliche Bildung besteht ja nicht im Klappern einer fremden Sprache. Versuchen wir es also mit anderem und auf anderem Wege!“ —

Wie in der äußeren Erscheinung bildete Bertha auch in geistiger Beziehung einen merkwürdigen Gegensatz zur Schwester. Mit Erstaunen erkannte Gerhard, welchen reichen Schatz von Wissen sich das junge Mädchen durch unablässiges Streben angeeignet hatte. Dabei besaß sie einen lebhaften Sinn für die schönen Künste. Ihre stets mit zurückhaltender Bescheidenheit abgemessenen Urtheile überraschten oft durch Niedrigkeit und Schärfe. Dabei vermied sie es mit erstaunlichem Takte, ihre geistige Ueberlegenheit irgendwie der Schwester fühlbar zu machen. Trotzdem merkte Gerhard bald, daß Anna, die sich Klothilden bereitwilligst und als ob solches sich von selbst verstünde, unterordnete, doch keineswegs geneigt schien, dies Bertha gegenüber zu thun. Wenn es auch nie zu einem Konflikt zwischen ihnen kam, so ging doch aus hundert unsagbaren Einzelheiten her-

vor, daß Anna, trotz ihrer Liebe zur Schwester, gewissen eifersüchtigen Regungen nicht unzugänglich blieb. Ohne Zweifel fühlte sie die eigene Unzulänglichkeit in dem beständigen Verkehre mit der Schwester deshalb um so lebhafter, weil sie sich zugleich den Vorwurf machen mußte, daß sie die ihr von Bertha so gerne gebotene Beihilfe, sich weiter zu bilden, aus Mangel an Willenskraft unbenutzt ließ.

Gerhard liebte es nicht, seine Erholung allein und außerhalb des Hauses zu suchen. Er verbrachte deshalb die Abende fast immer in der Familie. Während des Winters hatte er Anna öfter ins Theater geführt. Eingedenk der in Italien mit der Oper gemachten Erfahrungen wählte er vorzugsweise Lustspiele und gute Volksstücke, an denen sie großen Gefallen fand. Auch einige Bälle hatten sie besucht. Anna tanzte leidenschaftlich gern. Da es der schönen jungen Frau niemals an Tänzern fehlte, unterhielt sie sich vortrefflich. Gerhard schmeichelte es, seine heitere, lebenslustige Gattin von allen Seiten umworben zu sehen. Er mußte sich gestehen, daß sie, was Anmut der Erscheinung betraf, gegen keine der Damen zurückzutreten brauchte.

Durch den Trauerfall waren sie nunmehr ganz auf den häuslichen Kreis angewiesen. Wenn sie des Abends beisammen saßen, suchte Gerhard, an irgend ein Vorkommnis des Tages anknüpfend, das Gespräch unvermerkt derart zu wenden, daß Anna, ohne mit „Lernerei“ behelligt zu werden, daraus so manches Interessante und Wissenswerte erfahren konnte. Auf seine Absicht eingehend, unterstützte ihn Bertha dabei nach Möglichkeit. Diese indirekt pädagogische Methode bot übrigens auch nicht unbedeutende Schwierigkeiten. Sollte der Gegenstand Annas Aufmerksamkeit fesseln, so durfte er das Maß ihres Wissens nicht zu sehr überschreiten, denn sonst blieb er ihrem Verständnisse entrückt und langweilte sie. Wo Gerhard und Bertha sofort Berührungspunkte fanden, gähnte für Anna oft genug eine schwer zu überbrückende Kluft. Zu fragen und damit ihre Unwissenheit zu bekunden, widerstrebe ihrem Stolz. Ihr unaufgefordert etwas vorzubozieren war keineswegs rätlich, denn sie wurde leicht empfindlich. Daher gebrauchte Bertha zuweilen den Kunstgriff, sich von Gerhard etwas erklären zu lassen, was sie recht gut wußte, um Anna auf diese Weise Gelegenheit zu bieten, etwas zu lernen. Aber auch hierbei mußte sie sehr vorsichtig zu Werke gehen, denn bei ihrem natürlichen Scharfsinne merkte die junge Frau leicht die Absicht und wurde verstimmt. Dester geschah es, daß Gerhard und Bertha über dem Gegenstande selbst ihre pädagogisch-didaktischen Bestrebungen für den Augenblick vergaßen und sich so darein vertieften, daß ihnen Anna auch bei dem besten Willen nicht folgen konnte. Dann pflegte sie leise aufzustehen und sich, „um das gelehrte Gespräch nicht zu stören“, draußen etwas zu schaffen zu machen. Herr Dr. Snold erkannte von Tag zu Tag deutlicher,

daß es mit seinen pädagogischen Bestrebungen in der Ehe gar manchen bedenklichen Hafen hatte.

Mit dem Tage, wo Anna einem prächtigen Knaben das Leben schenkte, war es mit der ehelichen Pädagogik für immer zu Ende. Die junge Mutter schwebte lange in Gefahr und erholte sich nur sehr langsam. Ihre mütterlichen Pflichten nahmen sie jetzt so völlig in Anspruch, daß sie für anderes als ihr Hauswesen weder Zeit noch Sinn mehr hatte. Gerhard mußte sich mit der Thatfache beruhigen, in seiner Lebensgefährtin eine wackere Hausfrau und eine gewissenhafte, unermüdet sorgsame Mutter zu besitzen. „Nun, vielleicht ist es besser so!“ sagte er sich mit einem unterdrückten Seufzer. „Alles läßt sich nun einmal nicht vereinigen in dieser Welt! Meine Frau bietet, was sie zu bieten vermag! Was will ich denn eigentlich noch mehr? Bequügen wir uns mit dem, was wir haben!“

Ein wissenschaftliches Werk, die Frucht langjähriger Studien und Forschungen, verschaffte ihm ein Jahr darauf den Ruf als Professor nach Bonn. Er nahm das Anerbieten sofort an, denn es war ihm nicht unlieb, aus dem bisherigen Kreise zu scheiden, obwohl er sich über die Gründe dafür nicht gern Rechenschaft geben mochte. Da er die neue Stellung bereits mit Beginn des Wintersemesters anzutreten gedachte, übersiedelte er noch im Laufe des Sommers nach der schönen Rheinstadt.

Auch Anna war mit dem Wechsel zufrieden. In den ihr durch ihre Heirat eröffneten gesellschaftlichen Verhältnissen hatte sie sich niemals recht behaglich gefühlt. Nur der Abschied von Klothilden, die sie sich zur Patin ihres Sohnes gewählt hatte, fiel ihr schwer. „Ich weiß nicht“, sagte sie, als sie mit Gerhard und Bertha vom Abschiedsbesuche bei Frau von Helling zurückkehrte, „ob ich mich täusche, aber bei den meisten unserer Bekannten konnte ich niemals ein Gefühl los werden, als könnten mir es die Leute nicht verzeihen, daß ich mir früher mein Brot durch meiner Hände Arbeit verdient habe. Nur Fräulein Klothilde und ihre Mutter ließen es mich niemals fühlen. Sie waren stets gleich lieb und gut gegen mich.“

„Da thust du den Leuten doch wohl Unrecht, Anna!“ meinte Gerhard, einen raschen Blick mit Bertha wechselnd, die bei der Bemerkung der Schwester leicht erröthete.

„Ich glaube kaum, daß ich mich täusche. Von der abscheulichen Geheimrätin hatte z. B. weiß ich es ganz gewiß! Ich habe sie deshalb auch niemals austehen können. Nun, in Bonn wird das wohl auch anders werden. Aber um Klothilde thut es mir leid. Ich werde sie sehr vermissen! Wenn ich nur wüßte, weshalb sie sich überhaupt mit einem so kleinen dummen Dinge wie ich so viel befaßte. Mir scheint immer, Gerhard, mein Hauptverdienst ihr gegenüber bestand darin, daß ich deine Frau bin!“

„Aber Anna, welch ein Gedanke!“

„Nun, nun, wir wollen davon nicht weiter sprechen!“ sagte sie mit schelmischem Seitenblicke. „Denkst du nicht auch, Bertha, daß ich recht habe?“

„Natürlich verdankt eine Frau der Stellung ihres Mannes die Aufnahme, die sie in der Gesellschaft findet,“ erwiderte diese.

„So meine ich es nicht! Aber wie gesagt, es thut mir sehr leid um Klothilde! Sie wird mir sehr abgehen!“ —

Bei dem sonnengoldigsten rheinischen Herbstwetter hielt Herr Professor Humold samt Familie seinen Einzug in Bonn, wo sie überall die freundlichste Aufnahme fanden. Anna war glücklich. Sie hatte monatelang mit der Einrichtung ihres neuen Hauswesens zu thun und konnte daher alle „Gelehrsamkeit“ Bertha und dem Herrn Professor überlassen.

Als Gerhard eines Morgens kurz vor Weihnachten aus dem Kolleg kam, eilte ihm Anna, einen Brief in der Hand, entgegen.

„Eine große, fröhliche Nachricht! Klothilde hat sich mit deinem Freunde Emil verlobt! Hier die Anzeige nebst Briefen.“

Gerhard wurde es doch eigentümlich zu Mute. In voller Unmittelbarkeit trat ihm jene Scene im Rauchzimmer wieder vor die Seele.

„Ist mir doch, als ob du mir erst jetzt ganz gehörtest, Gerhard!“ sagte Anna, ihn zärtlich anblickend.

„Was soll das heißen? Ich verstehe dich nicht!“

„Sage was du willst, ich weiß doch, daß du Klothilden nicht gleichgültig warst! Ich fürchtete immer, du könntest eines Tages bereuen, nicht sie statt meiner gewählt zu haben!“

„Anna, du kleines, närrisches Ding! Wirst du wohl aufhören mit solchen Späßen? Noch ein Wort und ich hole die französische Grammatik!“

„Prr!“ rief sie, energisch den Kopf schüttelnd. „Von der Grammatik wollen wir wieder sprechen, wenn unser Paul sich damit wird abquälen müssen! Komm laß uns sofort den Verlobten unsere Glückwünsche senden! Du weißt nicht, Gerhard, wie glücklich ich bin!“

Sie eilte voran nach dem Studierzimmer. Gerhard folgte, den Blick sinnend auf die Papiere in seiner Hand geheftet.

9.

Zehn Jahre später.

„Papa,“ sagte Paul, den blonden Vordenkopf von seiner Arbeit erhebend. „Weshalb muß ich denn immer mit Tante Bertha lernen? Hat Mama gar keine Zeit für mich?“

Professor Humold legte die Zeitung beiseite und wandte sich zu dem kleinen Interpellanten.

„Mama ist mit dem Hauswesen beschäftigt. Sie sorgt dafür, daß alles in Ordnung ist. Wie willst du, daß sie dir auch noch bei deinen Aufgaben helfen soll?“

„Aber Tante Bertha hilft auch im Hause mit und hat doch immer Zeit für mich!“

„Hast du deine Aufgabe fertig?“

„Noch nicht, Papa!“

„Dann sieh zu, daß du damit zu Ende kommst und zerstreue dich nicht mit überflüssigen Fragen!“

Paul schwieg. Gerhard nahm seine Lektüre wieder auf, wobei er ab und zu einen Blick auf den beim Fenster des Bibliothekszimmers arbeitenden Knaben warf.

Seit wir ihn zuletzt gesehen, war Professor Humold merklich gealtert. Obwohl er erst im Anfange der Vierziger stand, zeigte sich das Haar an den Schläfen doch bereits stark gelichtet und von manchem Silberfaden durchzogen. Der kleine Paul, sein einziges Kind, war ein stämmiger Junge. Er blieb auffällig der Mutter. Seit vorigem Jahre besuchte er das Gymnasium, wo er in seiner Klasse den Platz des Primus einnahm und ihn ehrenvoll zu behaupten wußte.

Als zum Eintritt ins Gymnasium war er unter Berthas leitender Obhut geblieben. Nun lernte sie selbst noch Latein, um mit ihm arbeiten zu können. Obwohl sie ihn durchaus nicht verhätschelte, sondern, wo es nötig war, ihn sogar mit unnachsichtlicher Strenge behandelte, hing der Knabe doch mit großer Liebe an ihr. Anfangs war es in betreff der Erziehungsarrangirungen zwischen den Schwestern zu mancherlei Differenzen gekommen, die Gerhard stets zu Berthas Gunsten entscheiden mußte. Schließlich hatte sich die Frau Professorin jedoch dazwischen ergeben, die geistige Ausbildung ihres Sohnes den „Gelehrten“ zu überlassen. Sie selbst behielt sie die körperliche vor; daß sie in dieser Beziehung nichts verabsäumte, bewies das blühende Aussehen des Kindes.

Gerhard hatte, wie man zu sagen pflegt, Karriere gemacht. Sein Hörsaal war dicht gefüllt und seine ärztliche Thätigkeit verschaffte ihm ein glänzendes Einkommen. Auch an äußeren Auszeichnungen, auf die er jedoch wenig Wert legte, fehlte es ihm nicht. Er hatte somit alle Ursache, mit den Erfolgen seines Strebens zufrieden zu sein, und doch legte ein Blick auf die vorzeitig alternde Gestalt, daß er nicht zu den Glücklichen zählte.

Was war die Ursache? Herrschte Unzufriedenheit in seiner Häuslichkeit? Nein! Obwohl, dem Sprichwort zufolge, zwei Frauen in einem Hause niemals Freunde sein können, bestand doch zwischen Anna und Bertha ein gutes, nur selten und auch dann nur vorübergehend getrübbtes Einvernehmen. Beide bemühten sich nach Kräften, jede Störung derselben zu vermeiden. Aber Gerhard fühlte nur zu wohl, daß seine Frau nicht glücklich war, und dieses Bewußtsein warf einen tiefen Schatten in sein Leben.

Annas gewinnende Erscheinung, ihre Gemüthlichkeit und Heiterkeit hatten in Bonn anfangs eine geradezu bestechende Wirkung auf die neue Umgebung geübt. Man war ihr überall in der lebenswürdigsten Weise entgegengekommen. Bald zeigte sich jedoch auch hier der Unterschied zwischen ihrem Bildungsstande und dem der

Damen, mit denen die Stellung ihres Mannes sie in Berührung brachte. Die Frauen deutscher Hochschullehrer bilden eine eigentümliche, das Bewußtsein geistiger Ueberlegenheit des deutschen Gelehrtentums oft gar merkwürdig reflektierende Spezies. Man fand die schöne junge Frau Professorin „köstlich naiv“. Es dauerte nicht lange, so machten einige ihrer „Näpfe“, in keineswegs wohlwollender Weise kommentiert, die Runde durch den Kreis und gelangten durch Zwischenträgerinnen zu den Ehren ihrer Urheberin. Anna wurde verlegen, ängstlich und fopfscheu, sah überall auch wo solches nicht der Fall war, mit leidiger Geringschätzung und zog sich schließlich ganz auf ihre Häuslichkeit zurück. Gerhard suchte sie zu beruhigen und zu trösten. „Was liegt am Gerede einiger boshafter Weiber?“ sagte er. „Wir es dürfen ihrer nicht! Also schlage dir das nichtswürdige Geschwätz aus dem Sinne! Du bleibst deswegen doch meine liebe, gute kleine Frau!“

Anna nahm sich die Sache jedoch ernstlich zu Herzen. Immer tiefer schlug der Gedanke, daß sie für ihren Mann nicht passe, Wurzel in ihrer Seele, wenn sie ihn auch Gerhard gegenüber nicht aussprach, und diese sich allmählich bis zu krankhafter Beharrlichkeit steigende Idee machte sie sogar ungerecht gegen ihre wirklichen Berzüge. So viel nur möglich, vermied sie es, irgendwie in die Öffentlichkeit zu treten. Wo dies dennoch unvermeidlich war, erschien sie befangen, fast kindlich. Gerhard und Bertha fühlten das alles sehr wohl. Sie gaben sich redlich Mühe, Anna in ihrem Selbstbewußtsein zu heben. Berthas erfinderischer Geist war unerschrocken von zarten Aufmerksamkeiten gegen die Schwester, aber es schien, als ob die eigene Inferiorität dadurch nur um so tiefer empfände. Wäre Anna eine gemeine Natur gewesen, so würde sich dieses Gefühl ohne Zweifel in Abneigung, wenn nicht in Haß gegen Bertha Luft gemacht haben. Aber sie war keine gemeine Natur und deshalb richtete sich ihre Unzufriedenheit gegen sie selbst. Ehe das Schicksal sie Gerhard zuführte, hatte sie ruhig in ihrem bescheidenen Wirkungskreise gelebt, sie wußte, daß sie denselben vollkommen auszufüllen im Stande war. Möglicherweise eine Sphäre gerückt, in welche sie, ihre Ueberzeugung nach, nicht gehörte, empfand sie den Mangel an Willenskraft, sich derselben auch geistig zu erheben, doch schmerzlich, übertrieb das quälende Bewußtsein der eigenen Unzulänglichkeit, bald mit mutlos entsagender Bewunderung in Gatte und Schwester empor und fühlte sich doppelt unglücklich in dem Gedanken, sie sei nicht im Stande, Gerhard glücklich zu machen. Immer und immer wieder kam ihr jenes Wort, das sie am Trauungstage zu ihm gesprochen: „Klothilde wäre einmal die rechte Frau für dich gewesen.“ in den Sinn. Wohl sprach sie es nicht mehr aus, aber in ihren trüben Blicken stand es nur allzu oft deutlich zu lesen. Gerhard las es, und das that ihm namenlos weh.

So verging ein Jahr um das andere, und immer dunkler legten sich die Schatten über die einander in aufrichtiger Liebe zueinander Menschen, denen alle äußeren Bedingungen zu einem glücklichen Leben aboten schienen und die trotzdem nicht in dem Genuße ihres Glückes gelangen konnten.

„Ich weiß nicht, Papa, mir ist der Kopf heute so schwer,“ sagte der kleine Paul, sich die Locken aus der Stirn streichend und das Köpfchen in die Hand legend. „Ich kann gar nicht behalten, was ich lese.“

Gerhard stand auf, betrachtete aufmerksam das Kind und fühlte ihm den Puls. In seinem Schrecken gewahrte er ein ziemlich hartes Fieber. Auch waren die sonst so hellen Augen trüb und matt.

„Zeit wann hast du Kopfschmerz, Paul?“

„Weh thut mir der Kopf nicht, Papa, aber er ist so schwer, und dabei ist mir auch kalt. Heute früh beim Aufstehen schüttelte sich alles um mich herum.“

Gerhard läutete.

„Ist Fräulein Bertha zu Hause?“ fragte er das Dienstmädchen.

„Fräulein Wilken ist in ihrem Zimmer.“

„Ich lasse sie bitten, einen Augenblick zu mir zu kommen.“

Nicht ohne Unruhe wegen der ungeahnten Aufforderung erschien Bertha sofort.

„Liebe Bertha,“ sagte Gerhard, „ich fürchte, unser Paul ist nicht wohl.“

Bertha warf einen erschrockenen Blick auf den Knaben.

„Du denkst doch nicht! . . .“ stammelte sie.

Gerhard zuckte die Achseln.

„Bis jetzt läßt sich nichts bestimmen, aber bei dem unter den Kindern zur Zeit wüthenden Scharlachfieber muß man auf es gefaßt sein.“

„Nicht wahr, Papa, ich werde nicht krank?“ sagte Paul ängstlich. „Und wenn doch krank werden muß, so machst du mich wieder gesund? Mama sagt ja immer, ich bin so geschickt!“

„Sei ruhig, Paul; es wird alles gut werden!“ tröstete ihn Bertha. „Komm, ich nehme dich zu Bett! Papa wird dir vielleicht etwas verschreiben!“

Paul erhob sich folgsam. Gerhard merkte, daß die Schritte des Knaben ankamen.

„Was wird Anna dazu sagen?“ flüsterte Bertha. „Sie ist gleich so ängstlich! Nehmt die kleine Luise liegt auch seit gestern Fieber!“

Die Thür flog auf und Anna trat herein. Sie war blaß. Ihr erster Blick fiel auf das Kind.

„Ach höre, Paul ist nicht wohl!“ rief mit bebender Stimme, „ihr wollt mir das verheimlichen!“

„Beruhige dich, Anna,“ tröstete Gerhard. „Noch ist kein Grund zu Besorgnissen vorhanden. Du weißt ja, bei Kindern ist leicht etwas vor!“

„Mein lieber, süßer Paul! Mein ein-

ziges Glück!“ rief Anna, den Knaben aufhebend und ihn leidenschaftlich küßend, „du darfst mir nicht krank werden! Fürchte dich nicht, ich bleibe bei dir! Was kann dir geschehen, wenn ich bei dir bin?“

Sie trug ihn weg, gefolgt von Bertha und Gerhard, die sie beschworen, sich und das Kind nicht unnötig aufzuregen.

Leider bewahrheiteten sich Berthas Befürchtungen. Paul erkrankte heftig am Scharlachfieber. Lange schwebte er zwischen Tod und Leben. Erst nach der vierten Woche konnte Medizinalrat Hirschberg, den Gerhard zugezogen hatte, das Kind außer Gefahr erklären.

„Mit dem Kleinen wären wir jetzt im reinen,“ sagte er, „dafür will mir aber Ihre Gemahlin ganz und gar nicht gefallen, Herr Kollege! Ich fürchte, sie hat sich am Krankenbette, von dem sie trotz unserer Vorstellungen und Bitten nicht wegzubringen war, selbst eine Krankheit zugezogen. Gebe Gott, daß es nicht die gleiche ist. Sie wissen, um wieviel gefährlicher das tödtliche Leiden bei Erwachsenen als bei Kindern aufzutreten pflegt!“

Gerhard erschrak zum Tode. Wohl war auch ihm die Veränderung in Annas Wesen nicht entgangen, aber er redete sich ein, die Aufregung raube seinem ärztlichen Blick die zur Beobachtung nötige Ruhe. Nun sah er seine schlimmsten Befürchtungen bestätigt, denn er kannte aus Erfahrung die sichere Diagnose des alten Arztes. Als Anna ihr Kind gerettet wußte, wußte die fast übermenschliche Kraft, mit der sie sich bisher aufrecht erhalten hatte, und widerstandslos brach sie in sich zusammen.

* * *

Die Glocke des nahen Kirchturms hatte soeben die Mitternachtsstunde verkündet. Noch vibrierte der letzte Ton durch die milde Sommerluft der stillen Mondnacht, als sich in dem anstößenden Zimmer leise Tritte vernehmen ließen. Den Kopf in beide Hände gestützt, saß Gerhard an seinem Schreibtische. Mit dem gedämpften Lichte der Lampe mischte sich der Schein des durchs Fenster blickenden Vollmonds und beleuchtete die Gestalt des einsamen Mannes, der übermüdet in einen unruhigen Schlummer versunken war. Geräuschlos öffnete sich die Thür. Bertha erschien auf der Schwelle. Sie blieb stehen und betrachtete, mittheilend den Schlummernden. Dann trat sie näher und legte sanft die Hand auf seine Schulter.

Gerhard zuckte zusammen und erwachte.

„Wie geht es mit Anna?“ fragte er bettkommen.

„Sie wünscht dich zu sprechen.“

„Ist sie ruhiger?“

„Ganz ruhig. Ihr Geist ist jetzt klar.“

Aber ich fürchte, Gerhard . . .“

Tränen ersticken ihre Stimme.

„Mut, Bertha! Komm!“ sagte er, sich erhebend. „Vielleicht ist doch noch Hoffnung!“

Vor einer halben Stunde hatte er die Kranke nach einem heftigen Paroxysmus-

anfälle unter Berthas und der Wärterin Obhut verlassen, um ein wenig zu ruhen. Als er jetzt zu ihrem Bette trat, sah er auf den ersten Blick, daß der verhängnisvolle Augenblick gekommen war.

„Mein Gerhard,“ sagte sie, indem sie versuchte, ihm die Hand entgegenzustrecken, sie aber vor Ermattung sinken ließ, „ich fühle, daß ich von euch scheiden muß. Wie geht es unserem Paul?“

„Er schläft ruhig.“

Ein glückliches Lächeln flog über die Lippen der Sterbenden.

„Daß ihn nicht wecken, Gerhard!“ flüsterte sie, „ich habe mit Bertha gesprochen. Sie hat mir zugeschworen, daß sie meine Stelle bei ihm vertreten will. Nicht wahr, Bertha?“

Bertha konnte nicht sprechen. Sie beugte sich über Anna und küßte sie auf die glühende Stirn. Gerhard faßte ihre Hand mit beiden Händen.

„Wie fühlst du dich, meine Anna?“ fragte er, seinen Schmerz mit aller Macht niederkämpfend.

„Wohl, sehr wohl, wie seit langem nicht! Wie kindisch, sich vor dem Sterben zu fürchten! Aber ich war immer kindisch, Gerhard, und habe dich damit unglücklich gemacht!“

„Mich unglücklich gemacht?“ rief Gerhard, „du warst stets meine liebe, gute, brave Frau! Wie hättest du mich unglücklich machen können?“

„Und ich habe dich immer geliebt, Gerhard, mehr als ich es sagen kann,“ erwiderte sie mit einem Blicke voll namenloser Liebe. „Nicht wahr, du wirst mich nicht vergessen? Und wenn unser Paul im Stande sein wird, es zu verstehen, wirst du ihm sagen, daß ich dich immer geliebt habe.“

Vom Schmerze übermannt, vermochte Gerhard nicht zu antworten. Er schloß sie in die Arme, strich ihr das wirre Haar aus der Stirn und legte ihr Haupt an seine hochklopfende Brust.

„O, mir ist wohl!“ stammelte Anna. „Hörst du, Gerhard! Hörst du es rauschen?“

„Was, meine Anna?“

„Das Meer, das schöne, blaue, unendliche Meer! Bis zu unseren Füßen spritzen die Wellen! Aber ich fürchte mich nicht! Du bist ja bei mir, Gerhard! Weshalb sollte ich mich fürchten?“

Gerhard überrieselte es kalt bis ins Mark. Hatte sie nicht damals am Strande bei Livorno gesagt, er solle sie an jenes Bild erinnern, wenn die Stunde des Scheidens gekommen sein würde? Und nun führte die Phantastie es der Sterbenden vor die Seele.

„Wie der Mond sich in den Wellen spiegelt!“ fuhr sie mit erlöschender Stimme fort. „Das ist die Brücke, Gerhard, die Brücke!“

Ein konvulsisches Zucken durchflog den Körper, die Augen verließen, ein tiefer Seufzer entrang sich der Brust und das Haupt fiel schwer gegen seine Schulter.

In stummem Gebete schloß Bertha und die Wärterin zur Seite des Sterbe-

bettes. Gerhard schloß die erstarrten Augen, drückte einen Kuß auf die wie zu einem glücklichen Lächeln halbgeöffneten Lippen und sank, das Gesicht mit den Händen bedeckend, laut schluchzend in den Lehnstuhl zu Häupten des Lagers.

* * *

Als Gerhard einige Tage nach der Trauerfeier von Annas Grabe zurückkehrte, fand er folgenden Brief vor:

„Mein alter, treuer Freund!

Mit tiefstem Schmerz haben wir die Nachricht von dem Tode Deiner lieben, guten Anna vernommen! Wie bedauern wir es jetzt, daß wir trotz Eurer wiederholten Einladung niemals zu Euch gekommen sind. Aber Du weißt ja, wie es geht. Mit einer größeren Familie hält es schwer, von Hause fortzukommen. Stets mußten wir unsern Sommeraufenthalt nach Anordnung unseres gestrengen Hausarztes wählen. Namentlich war es Dein Pate, unser Gerhard, der uns mancherlei Sorge machte. Doch jetzt ist alles wieder gut und, falls nicht aufs neue etwas dazwischen kommt,

hoffe ich in einigen Wochen bei Dir am Rheine zu sein, um Dir in Deinem Schmerz die treue Freundeshand zu reichen.

Du weißt, Klothilde hat die Heimgegangene sehr geliebt. Daß Klothilde sie liebte, ist wohl der beste Beweis für ihren Wert. Du verstehst mich, Gerhard! Erinnerst Du Dich noch an jenen Abend, wo wir auf dem Balle unsere Ansichten tauschten? Wie viel hat sich seitdem geändert! Aber Eines ist sich gleich geblieben, und sie wird sich gleich bleiben, was auch die Zeit uns bringen möge, und Klothilde ist eins mit mir in diesem Gefühle.

Wie mußt Du gelitten haben und noch leiden! Ich versuche nicht, Dir ein Wort des Trostes zu sagen, denn was vermögen Worte bei solchem Schmerz! Dein einziger Trost ist jetzt Dein Kind! Möge Dir in ihm ein neues Glück erblühen!

Wenn es geht, bringe ich Gerhard mit. Er freut sich sehr, Deinen Paul kennen zu lernen. Möge sich in unseren Kindern die Freundschaft erneuern, in der sich vor langen Jahren die Väter gefunden haben!

Und nun, lieber Gerhard, auf baldes Wiedersehen! In alter, treuer Liebe
Dein Emil.

Gerhard hatte den Brief auf den Tisch sinken lassen. In eine Welt von Gedanken versunken, starrte er lange vor sich hin. Da nahten hinter ihm gedämpfte Schritte. Zwei kleine Arme schlangen sich um seinen Hals, und leise schluchzend legte Paul den Kopf an seine Schulter, während Bertha mit nassen Blicken auf Kind und Vater niedersah.

„Er ließ sich nicht zurückhalten!“ hieß sie. „Er wollte zu dir! Wie ähnlich ist ihr sieht, Gerhard!“

Der Witwer wandte den Blick von der im schwarzen Trauergewande doppelte unscheinbaren Gestalt Berthas auf das Antlitz des weinenden Kindes. Ja, Paul war das Ebenbild seiner schönen Mutter!

„Möge er geistig dir ebenso ähnlich werden, arme Bertha,“ sagte er, ihr die Hand reichend, „wie er körperlich ihr ähnlich ist, die mit ihrem Leben das meine erkaufte hat!“

Und den Knaben an sein Herz ziehend, drückte er einen heißen Kuß auf seine Stirn, während eine schwere Thräne auf die blonden Locken niedertropfte.

Kornspuk.

Von

Ferdinand Avenarius.

Der Wind brummt schrullenhaft verworren,
Der Mond schießt schräg herab aufs Korn —
Wie sich's da hebt und dreht und duckt
Und aufwärts schnellst und um sich guckt!

Von Köpfen wimmelt's überall,
Hier einzeln, dort als ganzer Wall:
Ihr erdig grauen Geschlechter ihr,
Was wollt ihr nur, Geschlechter, hier?

Jetzt brummt's wie heimliches Geläch,
Jetzt summt's wie eine fremde Sprach —
Formeln und Ceremonienwust —
Was, Geistervolk, ist's, was du thust?

Zum Lachen halb und halb zum Graun,
Gesellen, seid ihr anzuschau'n —
Urgeister seid ihr: Tags entthront,
Betet ihr nachts hinauf zum Mond!

Ein Fremdling schreist' ich dazwischen hin,
Weiß nicht, was das soll, weiß nicht, wo ich bin,
Unheimlich wird's mir schier zu Mut —
Fürwähliges Seelchen, sei auf der Hut!



Schloß Stolpen und die Gräfin Cosel.

Von

Oskar Wilsdorf.



Ruine Stolpen (S. 1390).

Der weitaus größte Teil der Vergnügungsreisenden, welcher alljährlich die malerischen Felsbildungen und herrlichen Schluchten und Gründe des Elbsandsteingebirges von Dresden aus sucht, wandert gewöhnlich die große Touristenstraße und erblickt wohl von hohen Aussichtstürmen aus Berge, Burgen und Schlösser, aber der Stadt und dem Berufsleben nur auf kurze Zeit entflohen, sucht er in eigentlichen Wandern sein Ziel und begnügt sich mit dem, was die Natur ihm darbietet, ohne etwa nach den Schicksalen der Menschen zu fragen, die in früheren Zeiten an jene Felsenwände da oben oder in jene Schloßverließe da drüben gebannt ihr Leben einsam und fern von den Menschen etrauerten und denen jene entzückende Aussicht auf Berge, Felsen und Klüften eine kaum zu ertragende Verschärfung ihrer Leertierhaft bedeutete. Wenn aber doch einmal die breite Heerstraße die Gelegenheit dazu bietet, so mag der Vergnügungsreisende nur flüchtig jener düsteren Sagen und Geschichten vom Menschenherzen gedenken und gibt sich gern zufrieden mit der eintönigen und einfarbigen Erzählung des Schloßkastellans, ohne dabei zu erwägen, welches Stück Weltgeschichte darin verborgen liegt, wichtig und lehrreich genug auch für die gegenwärtige Zeit, selbst wenn der Gewinn in nichts anderem bestünde, als uns zur Zufriedenheit mit den gegenwärtigen politischen und sozialen Verhältnissen zu führen und so den Glauben an den Fortschritt der Menschheit uns zu erhalten.

Lange genug sind jene Schattenseiten der Geschichte unserer Völker in ihrer wahren

Gestalt geblieben vorenthalten und zu sagen- und romanhaften Gebilden umgewandelt worden, die nur zu oft jene Personen, die am Rade der Zeit saßen, im günstigsten Lichte erscheinen ließen. Erst unsere jetzige Zeit sucht mehr und mehr durch Deffnen der Staatsarchive solche geschichtliche Legenden in das rechte Licht zu stellen, weil sie sich wohl bewußt ist, daß die großen nationalen Erfolge der Gegenwart durch Schattenseiten der Vergangenheit nicht getrübt werden können, sich vielmehr im rechten Lichte dadurch zeigen.

Eine solche düstere Geschichte eigentümlicher Art erzählt uns das Schloß Stolpen (S. 1377). Es liegt ostwärts von den Hauptpartien der sächsischen Schweiz, auf den hügeligen Ausläufern des Elbsandsteingebirges und ist von Dresden aus über Pirna und Dürr-Röhrsdorf in zwei Stunden mit der Bahn zu erreichen; seine Burg ruine aber, auf hohem Basaltfelsen stehend, ist weithin sichtbar und ist wohl die größte und schönste Ruine im ganzen Sachsenlande. Die Burg gehörte mehrere Jahrhunderte lang den Bischöfen von Meißen, die sie bedeutend vergrößerten, und erst 1559, als der letzte Bischof evangelisch geworden, nahm Kurfürst August die Burg in Besitz. Im Dreißig- und Siebenjährigen Kriege hatte sie viel von feindlichen Heeren zu leiden und blieb nach dem letzten Kriege eine Ruine, bis 1813 Napoleon die Feste

von neuem instandsetzte, bald darauf aber, als die Russen sich näherten, auch wieder zerstören ließ.

Den Bischöfen von Meißen diente Stolpen als Gefängnis hauptsächlich für solche Prediger und Geistliche, welche der Reformation zugethan waren, und seine unterirdischen Kerker im Schöferturm, das Schloßverließ im Johannisturm (S. 1386), die Folterkammer u. s. w. bieten heute noch dem Besucher Schauer und Entsetzen. Das Hauptinteresse aber auf Schloß Stolpen erweckt eine deutsche Frau, die hier ein halbes Jahrhundert lang gefangen saß und hier über den Wechsel menschlicher Schicksale, wie er ergreifender wohl selten ein Menschenherz berührt, nachzudenken hatte. Es ist dies die viel geschmähte und viel berühmte Gräfin von Cosel (S. 1379), so bekannt durch Romane und Sagen, daß ihr Name schon die Begriffe von Herrschsucht und Verschwendung, von Leichtsinne und Märetzenwirtschaft bei jedem, der ihn hört, unwillkürlich hervorruft. Um eine beinahe fünfzigjährige Gefangenschaft zu rechtfertigen, dazu bedarf es vieler, vieler böser Thaten. Doch lassen wir die Geschichte selbst reden.

Am 24. Dezember 1716 erging mit der Ankunft der Gräfin von Cosel in Schloß Stolpen an den Festungskommandanten von Wehlen vom sächsischen Kurfürsten August dem Starken eine eigenhändig vom Kurfürsten aufgesetzte Instruktion, welche besagte: „Der Kommandant soll für die arretierte Person Tag und Nacht Sorge tragen, die Wachen ordentlich bestellen und visitieren. Niemand soll ohne Vorwissen des Kommandanten und des Kapitäns Heinecke ins Schloß gelassen werden, daß sie durch dieselben mit niemand eine Unterhaltung pflegen kann; sonderlich ist zu hindern, daß sie mit den Schildwachen reden kann. Weder der Major noch der Kapitän Heinecke sollen allein mit der Gräfin sprechen, sondern beide nur zusammen, sie sollen nicht mit ihr essen. Man kann ihr auf Verlangen einen eigenen Kirchenstand apptieren, woselbst sie jedoch mit niemand konversieren kann. Spaziergänge im Tiergarten sind ihr in Begleitung des Majors und des Kapitäns zu gestatten, doch sind Schildwachen um den Tiergarten, der vorher zu visitieren ist, zu stellen. Es soll

kein Posten vor die Thür der Gräfin gestellt werden, sondern vor die Treppe, um ihr die Gelegenheit zu benehmen, mit dem Wachtposten zu reden. Die Leute ihrer Bedienung sind eidlich zu verpflichten. Was die Gräfin nötig hat oder verlangen möchte, soll ihr alles verabfolgt und zugesendet werden, doch müssen alle Bücher, Kleidung, Wäsche u. s. w. vorher auf das genaueste untersucht werden. Personen, die in Geschäften mit ihr zu sprechen haben, sind in Gegenwart des Majors und Kapitans zu ihr zu lassen. In der unter der Gräfin Fenster nach dem Tiergarten zu liegenden Wachtstube muß Tag und Nacht ein Unteroffizier mit der nötigen Mannschaft verbleiben, damit von den Fenstern nichts heruntergelassen oder hinaufgezogen werden könne. Während der Nacht muß der Leutnant auf der Wache bleiben. Alle zwei Stunden muß ein Offizier visitieren u. s. w.“

Zur strengen Handhabung dieser Instruktion wurde die Besatzung von Stolpen bei Ankunft der Gräfin um 40 Mann und vier Unteroffiziere unter Führung des Hauptmanns Lauterbach verstärkt, und der Hauptmann Heinecke wurde außerdem zur besonderen Aufsicht der Gräfin nach Stolpen geschickt.

Welches waren denn die Verbrechen dieser Gräfin von Cosel, daß sie ohne Untersuchung, Verteidigung und Urteil zu lebenslänglicher Haft gezwungen wurde? In einem Vortrage des geheimen Konzils zu Dresden vom Jahre 1723, nachdem die Cosel also schon 7 Jahre gefangen saß, heißt es: „es seien dem treu gehorhamsten Ministerio die eigentlichen Ursachen, warum die Gräfin mit Arrest belegt, so genau und zuverlässig nicht bekannt, aber auch nicht wissend, daß sie etwas Kriminelles oder so etwas Enormes begangen, weshalb sie mit ewigem Gefängnis bestraft zu werden verdiene. Wenn sie etwa darum gefangen säße, daß man derselben wegen ihres gegen verschiedene Leute unternommenen ungebührlichen Bezeigens und andere dergleichen Dinge willen gleichsam einen Zaum anlegen wollte, so könnte diese Bestimmung auch bei Kräften bleiben bei ihrer Befreiung, wenn man sie genügend einschränke.“ Und nach siebzehnjähriger Gefangenschaft, im Jahre 1733, nach dem Tode August des Starken, bittet sie, die Gräfin, den Kabinettsminister Grafen von Wackerbart, er möge ihr kund thun, was sie begangen habe, was das Mißfallen des Königs erregt, sie sei sich keiner Schuld bewußt. Sie erhielt keine Antwort. Das Verfahren gegen sie ward so geheim gehalten, daß selbst der Baron von Pöllwitz, dessen erste Ausgabe des *La Saxe galante* 1734 erschien, keine Kenntnis davon hatte, obwohl er in Hoffreisen lebte; er erzählt, die Gräfin von Cosel lebe auf den Gütern ihres Schwiegerjohnes, des Grafen von Friesen. Bis nach ihrem achtzigsten Jahre finden sich im Staatsarchiv zu Dresden Gesuche von ihrer Hand um Freilassung, während

die Romane einstimmig versichern, daß sie nach dem Tode August des Starken 1733 hätte freikommen können, aber die Liebe zum alten Schloßthurm hätte sie bewogen, dort zu bleiben. Erst der 31. März 1765, an welchem Tage sie in einem Alter von 85 Jahren zum ewigen Frieden einging, brachte ihr die Befreiung ihrer Haft, die sie so sehr ersehnt hatte, daß sie sogar testamentarisch bestimmte, auf dem Schafberge zu Langenwolmsdorf bei Stolpen begraben zu werden. Aber auch nicht tot sollte sie die Feste Stolpen verlassen; sie wurde in der Schloßkapelle beigesetzt, wo man im Jahre 1881 erst ihr Grab wieder entdeckte. Also auch nicht ihrem Leichnam wurde die Festungshaft erlassen. Mit ihrem 36. Jahre wurde sie ausgeschrieben aus dem Buche der



Gräfin Cosel (c. 1377).

Lebendigen durch Menschenhand und sollte nie wieder Aufnahme darin finden. Und zehn Jahre vorher hatte ihr derjenige Fürst, dem sie dieses Lebendigbegrabensein verdankte, folgendes Dokument überreicht:

„Wir, Friedrich August, von Gottes Gnaden König in Polen u. s. w. urkunden hiermit demnach vor Unserm churfürstlichen Oberkonsistorio zu Dresden Frau Konstantia Gräfin von Cosel geb. von Brockdorf von ihrem vormaligen Ehemann, Unserem wirklichen Geheimen Rat und lieben getreuen Herrn Adolf Magnus Freiherrn von Hoym vermöge Reichs und Land üblicher Geseze und Rechte der Ehe halber gänzlich geschieden worden, Wir aus genugsam erheblichen und sonderbaren Ursachen Uns dieselbe nach Art der Könige in Frankreich und Dänemark, auch anderen Souveränen in Europa als Unsere legitime épouse beilegen lassen, derogiert, daß wir in Kraft eines ehelichen Eides versprechen und halten wollen, dieselbe herzlich zu lieben und beständig treu zu verbleiben. Dahero wollen Wir solches hiermit vor Unserm Geheimen Rat deklarieren und die mit Unserer ge-

liebten Gräfin von Cosel künftig erzeugenden Kinder männlich und weiblichen Geschlechts vor Unsere rechte, natürliche Kinder kraft dieses erkennen, leben auch der gewöhnlichen Hoffnung, daß auf den Fall, der in Gott des Allmächtigen Händen steht und Uns nach seinem allerheiligsten Rat und Willen begegnen kann, da Wir dieses Zeitliche mit dem Ewigen verwechseln, Unseres Churfürstlichen und übrige Nachfolger in der Chur, diese Unsere geliebte Gräfin von Cosel und die von Uns mit derselben erzeugten Kinder hervor erkennen, selbige bei dem gräflichen Stande und demjenigen, was sie von Uns oder sonst an Lehn und Erbe, beweg- und unbeweglichem Gut erhalten, geruhig lassen, die Succession unsern natürlichen Kindern in solchen gestatten;

auch selbige auf begehende Fälle bei Unserm Lehnhof der widrigen Objection ungeachtet, damit belohnen, in mehrerer Betrachtung, daß dieses alles im Römischen Reich nicht ungewöhnlich auch bei des Gottseligen Churfürsten zu Sachsen Friedrich III. und nach dessen Tode also beachtet worden. Zu dessen Urkunde haben wir diese mit gutem Bedacht aufgesetzte Deklaration und Verordnung Unserm Geheimten Rats Collegio versiegelt überreicht, auch selbige Unserer geliebten Gräfin von Cosel angesetzt und ist Unser Wille und Meinung, daß hierbei in künftigen Zeiten festgehalten werde.“

Dieses Dokument hatte die Cosel im geheimen dem ihr durch ihre Großmutter, eine geborene von Rantzau, verwandten Grafen Detlev von Rantzau durch den Hofrat Stril zur verwaltlichen Beilegung in dem Familienarchiv zu Drage übergeben. Außerdem hatte aber der König ihr versprochen, ob auch schriftlich, darüber findet sich im Staatsarchiv jetzt nichts mehr, sie nach dem Tode der Königin als Königin anerkennen und ihre Kinder als legitime

Prinzen und Prinzessinnen zu behandeln. Es geht daraus hervor, daß Gräfin Cosel ein Weib von Charakter und Willenskraft war, die nicht leichtsinnig die Rolle einer Gräfin von Teschen oder von Königsmarkt übernahm, sondern auch ihrer Ehre und ihrem eignen Gewissen gegenüber einen Halt und eine Rechtfertigung verlangte. Daß hierbei ihr eigener Vorteil ins Spiel kam, kann uns nicht abhalten, sie nicht zu jenen leichtsinnigen Mätressen zu zählen, welche größere Summen verschlang, ohne sich ein Gewissen daraus zu machen. Auch ihre Ehescheidung ist nicht so plötzlich erfolgt, wie die Romane erzählen. Zur Zeit des Karnevals 1733 lernte August der Starke sie in Dresden auf einem Hofball kennen, nachdem sie dem Gemahl, der Minister von Hoym, fünf Jahre lang auf seinem Gute in Oberlichtenau bei Pulsnitz in der Einsamkeit erhalten, um sie nicht dem verführerischen Treiben am Hofe auszufügen; nur durch eine List, man erzählt, durch eine ihm aufgebrungene Wette von 10 000 Dukaten, war ihm der Befehl zur Abreise seiner

emahlin nach Dresden abgedrungen worden; aber erst am 8. Januar 1706 erfolgte die Ehescheidung, in welche die Gräfin nur durch vielen Kämpfen und Bestürmen seitens des Königs willigte, nachdem schon auf der Michaelismesse in Leipzig 1705 der König dem Minister von Hoyer erklärt hatte, „es pendierehero Leib und Leben von dieser eatur Besitz und sei es ihm, als wenn bezaubert wäre.“

Sie muß allerdings bei ihren geistigen Krügen und ihrer gesellschaftlichen Bildung — sie war in Depenau 1680 geboren und mit dem 15. Jahre mit Sosie Amalie, Tochter des Herzogs Christian Albert von Mecklenburg-Gottorp, welche den Erbprinzen August Wilhelm von Braunschweig-Wolfenbüttel heiratete, an den Hof zu Braunschweig gekommen — auch eine außerordentliche Schönheit gewesen sein. Baron von Pöllwitz gibt von ihrem Aeußeren folgende Beschreibung:

„Sie hatte ein längliches Gesicht, eine wohlgestaltete Nase, einen kleinen Mund, vollkommen schöne Zähne, große, schwarze, lebende und spitzfindige Augen, ihre Züge waren zärtlich, Lächeln reizend und verlegend, die Liebe in dem Inneren der Herzen zu erwecken. Ihre Haare waren schwarz, Hände und Arme trefflich gebildet, die Hände ungemein natürlich, weiß und rot. Ihre Leibesbildung war nicht als ein Meisterstück anzusehen werden. Ihre Mienen waren majestätisch, und sie tanzte der größten Vollkommenheit.“

Was war nun die Ursache, die die Gräfin Cosel, ausgestattet mit allen nur denkbaren Krügen, doch nur eigentlich sieben Jahre lang ihre Stellung behaupten konnte und in ein Ende fand, wie es härter und verwerlicher nicht gedacht werden konnte? Ihre Geistesanlagen führten sie in ihren Anschauungen und ihrem Denken nur zu bald aus über die Geistesöde und Geistesnacht, die an dem Hofe des Königs herrschte. Jene Minister und Hofleute hatten keinen andern Zweck, als ihre Vorkassas zu bereichern und den König durch die nötigen Zerstreungen und Vergnügungen von den Regierungsgeschäften abzulenken. Der Minister von Flemming, der 1728 starb, hinterließ 16 Millionen Taler, davon seine Witwe 8 Millionen königlichen Kammer, als unrechtmäßig erworben, zurückgeben mußte. Die Gräfin Cosel erkannte das Treiben dieser Welt sehr bald, und ihre Liebe zu dem König und ihr Gerechtigkeitsgefühl trieb dazu, sich in die Regierungsgeschäfte zu mischen, wodurch sie allerdings das ganze Vertrauen von Hofbeamten und Ministern gegen sich bekam und endlich ihren Intriguen erliegen mußte.

Erste Kämpfe hat die Gräfin Cosel mit jenem Minister Grafen Flemming wegen ihrer Einnischung in die Staatsgeschäfte abgefochten. Im Dresdener Staatsarchiv be-

finden sich Protokolle von Flemming über Unterredungen, die er mit ihr hatte; das erste Protokoll datiert vom 29. November 1710. Bei dieser Unterredung handelte es sich um nichts Geringeres als um den Religionswechsel des Kronprinzen. Die Gräfin beklagt sich bei dem Minister darüber, daß man letzteren zum Opfer auszuweisen habe; sie sagt in diesem Protokoll: „Ich weiß nicht, was die Absicht des Königs ist. Er hat nichts von Polen und kann nicht hoffen, daß sein Sohn ihm nachfolgen werde nach einer so unglücklichen Regierung wie die des Königs. Die Polen müssen einen Polen zum König haben, ebenso wie die Engländer einen König aus ihrem Volke. Sie haben einen großen Fehler begangen, als sie einen Fremden wählten. Nichtsdestoweniger will der König seinen Sohn zum Opfer bringen und ihn auf eine ganz eitle, unbegründete Hoffnung



Zimmer der Gräfin Cosel auf Schloß Stolpen.

hin zur katholischen Kirche übertreten lassen.“ Sie fordert bei dieser Unterredung den Minister auf, dem energisch entgegenzutreten; sie hält ihm vor, sein Gewissen müßte ihn dazu veranlassen, sie wisse wohl, er werde ihr erwidern, er sei nicht Minister des Gewissens, sondern des Staates, aber es sei dies auch eine ernste Staatsangelegenheit, denn wenn der König den Kronprinzen nach Polen mitnähme, wie es seine Absicht sei, würden sich die Engländer, Holländer und alle protestantischen Fürsten Deutschlands von ihm abwenden; die katholischen deutschen Fürsten spiegelten zwar dem Könige vor, daß sie ihm, wenn sein Sohn katholisch würde, große Hoffnungen in Deutschen Reiche eröffnen, allein dies sei eine Schimäre und ihnen sei hierin nicht zu trauen.

So weit entfernt war damals noch die Politik von gewissenhafter Ehrlichkeit und Redlichkeit, daß der Minister Graf Flemming selbst in jenem Protokoll schreibt, er habe der Gräfin erwidert, daß er nicht Minister des Gewissens, sondern des Staates sei. Daß aber die Gräfin gegen solche Staatsmänner ankämpfte, obwohl sie sich bewußt ist, sich dadurch Feinde zu schaffen, die mit mächtigen Mitteln ihre Stellung untergraben, wer von heute wollte sie des-

halb tabeln und ihren politischen Ansichten nicht beipflichten?

Eine andere Niederschrift Flemmings über eine Unterredung mit der Gräfin Cosel aus dem Jahre 1712 füllt 33 Foliosseiten. Die Gräfin macht dem Minister Vorwürfe, daß er den König zu Dingen verleite, sie möchten recht oder unrecht sein. Sie sagt: „Herr Graf, hat Er kein Papier bei sich? Ich will ihm weisen, wenn dies Papier gebrochen und man schreibt den Vortrag weitläufig darauf und der König resolviert, so kann man ja zwischen den Vortrag so viel hineinschreiben, als man will, und kann solche für des Königs Resolution ausgeben, maßen der König doch nicht alles schreibt, sondern nur unten seinen Namen setzt.“ Auch über die auswärtige Politik klagt sie und schildert in rechtem Lichte die ruffischen Bestrebungen. Flemming und seine Kreaturen mußten freilich durch solches Aufstreben befürchten, ihren Einfluß auf den König und ihre Stellung zu verlieren und beschloßen deshalb, die Gräfin zu stürzen. Durch die jahrelange Gewohnheit ihres Umganges, durch ihre Schönheit, ihre Unterhaltungsgabe und ihren Witze hatte die Cosel allerdings den König so gefesselt, daß man unbedingt annehmen konnte, daß dieses Verhältnis ein bleibendes sein werde, und den Feinden der Gräfin ist es nicht leicht geworden, sie aus dem Herzen des Königs zu verdrängen. Vielleicht, daß die Gräfin etwas zu sehr auf ihre Macht über den König vertraute; sprach sie es doch selbst ihren

Feinden gegenüber aus, 24 Stunden ihrer Gegenwart würden genügen, um alles, was diese in einem Jahre gegen sie gebaut, über den Haufen zu werfen. Wohl hatte sie recht, aber ihre Feinde wußten es zu fügen, daß diese vierundzwanzig Stunden, so heiß von ihr ersehnt, nicht kamen.

Im Winter 1712/13 reiste der König nach Polen, wohin sie ihn diesmal nicht begleiten konnte. Sofort eröffneten ihre Feinde im Bunde mit den Polen ein lebhaftes Intriguenspiel gegen sie, indem sie zunächst versuchten, das Herz des Königs der Gräfin von Dönhoff zuzuwenden. Der König durchschaute ihren Plan, ging darauf ein, in der festen Gewißheit, daß niemand die Gräfin Cosel ersetzen und verdrängen könne. Und doch sollte dies sehr bald geschehen. Im Juli 1713 schreibt der Graf von Vigthum an den Minister Flemming in Dresden: „Mit der Frau Gräfin von Cosel scheint es wohl aus zu sein. Der Herr Oberhofmarschall begahlt sie am allerbesten, er ist derjenige, der sie am meisten verfolgt. Es ist keine Extremität, wozu er dem König nicht ratet; man weiß noch nicht eigentlich das Ende von ihrem Sort. Bis dato heißt es, daß sie ihr gehabtes Traktament behalten soll und kann leben, wie wird wollen, allein kein Commencium will

man nicht mehr mit ihr haben. Ich habe schon dieserhalb meine Gedanken aus Leipzig Em. Erzellenz entdeckt, traue aber der Feder nicht zu, solches weitläufig zu thun, unterdessen bin ich sehr impatient, dero Meinung hierbei zu wissen.“ Jener Oberhofmarschall war der Graf v. Löwenthal; er hatte gehofft, die reiche Gräfin Cosel nach ihrem Sturze zu heiraten; diese hatte aber seine Liebesanträge, man sagt, mit einer Ohrfeige beantwortet. Die Cosel hatte unterdessen durch ihre Boten erfahren, wie es in Warschau stand, und sie hielt es für das beste, Dresden zu verlassen und zum König selbst zu reisen. Ihre Feinde aber brachten die Nachricht nach Warschau und sie wußten mit Hilfe der Gräfin von Dönhoff den König zu bewegen, die Gräfin, noch ehe sie Warschau erreichte, zur Rückkehr nach Dresden zu zwingen. Nikolaus von Montargon und der Oberst de la Hay wurden mit einigen Gardisten im Eiltritt ihr entgegengeschickt, um sie in Güte oder mit Gewalt nach Dresden zurückzuführen. In dem kleinen polnischen Städtchen Widowa traf sie mit dem Kommando zusammen. Sie drohte Montargon mit einem Pistol den Kopf zu zerschmettern, und noch später schrieb sie, daß sie besser gethan haben würde, ihn zu töten und nach Warschau zu gehen, als gehorcht zu haben. Aber durch gütige Vorstellungen ließ sie sich bewegen umzukehren. Von nun an war ihr Schicksal entschieden, sie sollte den König nicht wieder sehen. Dieser beabsichtigte, im Dezember 1713 nach Dresden zurückzukehren. Es lag nicht in seinem Plane, die Gräfin Dönhoff mit dahin zu nehmen, aber die Feinde der Cosel wußten letztere zu bestimmen, beim König dies Verlangen zu stellen und weitere Verfolgungen der Gräfin Cosel vom Könige zu erzwingen. Dieser beauftragte nun bald den Grafen Flemming, der Cosel zu eröffnen, daß sie Dresden zu verlassen und sich nach Pillnitz zurückzuziehen habe. Am 30. November 1713 schreibt die Gräfin an ihre Mutter: „Der König ist sehr zu beklagen, er ist in üblen Händen, von Leuten, die nur ihre Fortuna machen wollen, umgeben. Ich bin vielleicht die Einzige,

die es recht zu Herzen nimmt, weil ich ihn mehr geliebt habe als meine Seele und ihn auch in Ewigkeit nicht vergessen werde.“ Noch bleibt sie aber in ihrem Palais am Taschenberge wohnen; da kommt am 13. Dezember von Warschau der Befehl, es soll der Gang, welcher vom Schlosse über das Ballhaus zum Palais der Gräfin führte, schleunigst abgebrochen und die Wachen vor dem Palais weggenommen werden. Endlich nach heftigem Drängen ihrer Feinde verläßt sie in letzter Stunde vor Anfunft des Königs und der Gräfin von Dönhoff Dresden am 23. Dezember 1713 und geht nach Pillnitz.

Ihre Feinde am Hofe, vor allem Flemming, ließen ihr aber auch hier keine Ruhe und drangen weiter in den König, die Cosel zu verfolgen; sie stellten ihren Aufenthalt in Pillnitz dem Könige für gefährlich hin und bestimmten letzteren vor seiner Abreise im Juli 1714, sie zu weiteren Verhandlungen und Verfolgungen der Gräfin zu bevollmächtigen, die namentlich darin gipfelten, die Cosel zur Herausgabe des Ehedokumentes zu veranlassen. Dies verweigert aber die Gräfin entschieden und droht sogar, wenn man sie zwingen werde, Dinge zu erzählen, von denen es für König und Staat besser sei, wenn sie nicht besprochen würden. Nur langsam rücken die Verhandlungen vorwärts.

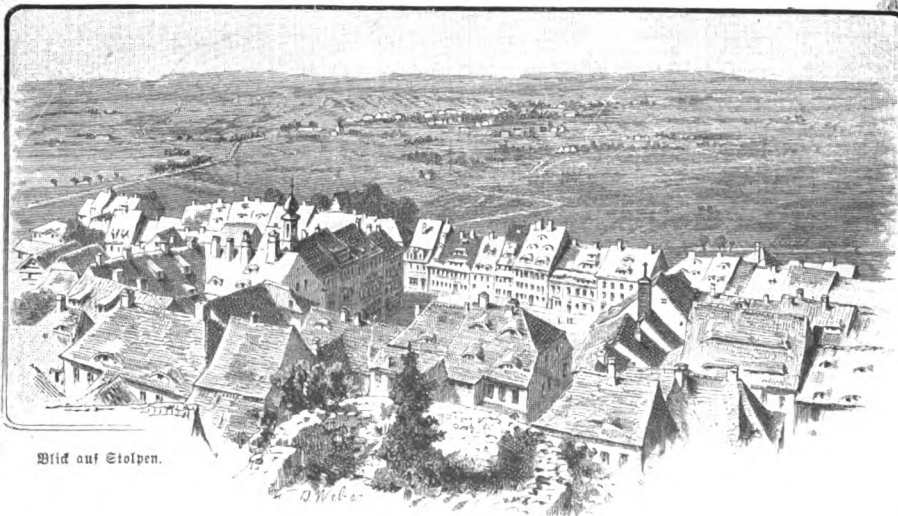
Es scheint endlich, daß sie sich fügen will, denn ein Dekret vom 1. Dezember 1715 befiehlt, daß sie das Dokument herausgeben wolle, da verläßt sie plötzlich am 12. Dezember 1715 Pillnitz und flieht nach Berlin. Ungefährdet kommt sie dort an und schreibt am 14. Dezember an den Grafen von Watzdorf, sie wolle die Herausgabe des Ehedokumentes bewirken. Ihre Flucht nach Berlin beunruhigte die sächsischen Minister aufs höchste, da sie fürchteten, sie werde dort, eingeweißt wie sie früher in die politischen Verhältnisse gewesen, plaudern und manches verraten.

Im August 1716 erhält deshalb auch der kursächsische Gesandte in Berlin, Graf von Manteuffel, den Befehl, die Auslieferung der Cosel an Sachsen beim Berliner Hofe zu beantragen und die Sache leb-

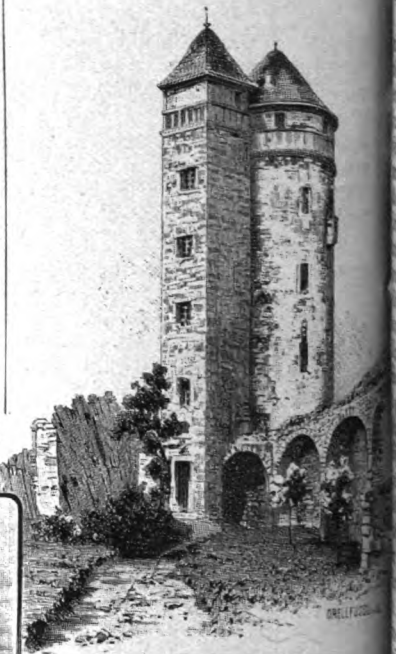
haft zu betreiben, wenn man auch ein tausend Thaler an die Günstlinge des Königs daranwenden müsse. Endlich im Oktober desselben Jahres war dies auch dem Gesandten gelungen. Die Gräfin Cosel, welche während der Michaelismesse in Leipzig nach Halle gereist war, um ihrem Lebziger Geschäftsführer näher zu sein, wurde am 13. Oktober durch den preussischen Oberst von Winterfeld gefangen genommen. Am 27. Oktober eröffnete ihr August der Starke durch den Grafen von Watzdorf, sie würde ihre Freiheit wieder erlangen unter der Bedingung, sich nicht von Pillnitz zu entfernen, wenn sie das Ehedokument ausliefern. Die Cosel blieb aber auch jetzt noch standhaft und verweigerte die Auslieferung, vielleicht, daß sie auch überzeugt war, daß der König von Preußen sie nicht an Sachsen übergeben werde.

Wie sehr die Gräfin Cosel noch jetzt durch ihre Schönheit entzückte, geht aus folgendem Briefe hervor, den ein Augenzeuge, von Löben, von Halle aus schreibt:

„Die Gräfin von Cosel sah ich von ungefähr in Halle, wo sie als eine vom Hof verwiesene Liebhaberin des Königs sich hingeflüchtet; sie hielt sich daselbst ganz verborgen in einer abgelegenen Straße bei einem Bürger unweit dem Ballhause auf. Ich sah sie etlichemal mit gen Himmel aufgeschlagenen Augen in tiefen Gedanken



Blick auf Stolpen.



Johannisturm (S. 1377).

hinter dem Fenster stehen, sobald aber gewahr wurde, daß man sie trachtete, so trat sie erschrocken zurück. — Man kann keine schönere und edlere Bildung sehen. Der Raum, der sie umgab, hatte ihr Angesicht bleich und ihren Blick sehnend gemacht. Sie gehört unter die bräunlichen Schönen, sie hat große, schwarze, lebhaft glänzende Augen, ein weißes Fell, einen schönen Mund und eine fein geschnittene Nase. Sie

ganze Gestalt ist einnehmend und zeigt etwas Großes und Erhabenes. Es muß dem König nicht leicht gewesen sein, sich von ihren Fesseln loszumachen."

Nachdem am 21. November 1716 noch einmal ihre Sachen untersucht, erfolgte am 22. abends ihre Uebergabe an der sächsischen Grenze. Das erste Nachtquartier wurde in Merseburg, das zweite in Leipzig genommen. Hier bot die Cosel der Wittin Reichhold 500 Thaler, wenn sie ihr gemeine Kleider verschaffen und ihr forthelfen wolle. Die Wittin teilte dies aber dem Oberst mit, und zwei Offiziere blieben deshalb in ihrem Schlafzimmer. Am andern Tage ging die Reise fort nach Rossen. Hier erkrankte sie sehr bedenklich, so daß der Leibarzt des Königs zu ihr gesandt wurde. Am 29. November schreibt eine Frau von Meagenburg an Flemming: „Die arme Cosel ist miserabel, so miserabel, daß es einen Stein möchte erbarmen, sie hat die schwere Not fort und fort.“ Erst am 24. Dezember, am Weihnachtsheiligabend, wurde von Rossen die Reise fortgesetzt. Ohne Dresden zu berühren, ging es über Wilsdruff, Plauen und Blasewitz nach dem Schloße Stolpen. Aber kaum angekommen, erkrankte sie auch hier infolge ihrer inneren Aufregung wie vorher in Rossen, so daß der Leibarzt, Hofrat Tropmeier aus Dresden, zu ihr gerufen wurde. Der Hauptmann Heinede schreibt am 4. Januar 1717 nach Dresden:

„Ich habe von der Frau Gräfin bisheriger Aufführung nicht anderes als miserables zu referieren, wie denn dero Zustand noch lethhin, als der Hofrat Tropmeier hier war, mit der größten Compassion anzusehen gewesen ist. Es scheint auch, als wenn ihr das Gedächtnis ziemlichmaßen abgelegt und der Kopf bei diesen schweren Zufällen ziemlich zerrissen würde, in Betrachtung als sie nach vielen Stunden und geendigten Phantasien etwas wieder zu sich selbst kam, bitterlich an zu meinen fing und wie wir sie zu trösten um ferneren Elend vorzubeugen bemüht waren, sagte: Wie hat Gott mich so verlassen, daß ich so gewaltthätiger Weise in meiner Feinde Hände fallen muß, denn gewiß durch meine Missethat mir dieses nicht zugezogen habe. Das Dokument, worüber man mich so sehr quält, ist nicht in meiner Macht zu verschaffen und hat der König zu der Zeit mir selbst geheißt, es wohl aufzuheben. Wer sollte denn glauben, daß eine Sache, die mir von freiem und gutem Herzen anvertraut worden, jetzt ein Vorwand sein muß, mich um Ehre, Gesundheit, Verstand und Freiheit zu bringen?“

Vier Wochen später, am 3. Februar 1717, wurde dieser Hauptmann Heinede von Stolpen abberufen, vielleicht weil er, wie dies auch aus jenem Briefe hervorgeht, Mitleid mit ihrem schweren Schicksal empfand. Er wurde durch den Hauptmann Holm abgelöst, der eine sehr strenge Kontrolle eintreten ließ.

Von Dresden aus wurde nun alles Mögliche gethan, um das betreffende Dokument zu erlangen. Es wurde ein gewisser Götsche abgesandt an den Grafen

Adolf von Ranzau, und dieser gestand endlich ein, daß sich im Familienarchiv zu Drage ein mit fünf Siegeln verschlossenes, an die Baronin von Hognm adressiertes Packet finde, welches sein Bruder, Detlev von Ranzau, der jetzt in Spandau gefangen saß, dahin überbracht habe. Da nun im Dresdener Archiv das Dokument nicht wieder erwähnt wird, so ist wohl anzunehmen, daß es August der Starke erhalten und sofort vernichtet hat. Die Cosel schreibt auch am 17. Juni 1717, sie habe erfahren, daß ihr Kontrakt ausgeliefert worden sei, wie denn überhaupt ihr Schicksal jetzt in Händen von Leuten sei, welche Gott danken, daß sie kein Gewissen haben.

Die Gräfin hatte vor ihrer Flucht von Pillnitz nach Berlin eine Anzahl Kisten mit Pretiosen und anderen Kostbarkeiten in Sicherheit gebracht; es waren Koffer in Teplitz, Dresden, Hamburg und Berlin und bei ihren Eltern in Depenau deponiert. Da die Cosel jede Auskunft darüber verweigerte, gelang es nur nach vieler Mühe, diese Sachen wieder zu erlangen, und die Kosten zur Ausfindigmachung und Herbeiziehung derselben betrugen allein 66 558 Thaler 1 Groschen 3 Kreuzer. Die kostbarsten Juwelen übernahm der König für 200 000 Thaler. Das Gesamtvermögen, welches durch einen Kurator verwaltet und ihren drei Kindern erhalten wurde, betrug 624 934 Thaler 5 Groschen 10 Kreuzer.

Am 23. Juli 1727 kommt auch der König von Pillnitz nach Stolpen, um Schießproben gegen die Basaltfelsen beizuwohnen; beinahe 20 Jahre vorher, 1708, hatte er mit der Gräfin Cosel Stolpen besucht und mit ihr, die damals auf dem Höhepunkte ihrer Macht und ihres Glanzes stand, herrliche Feste gefeiert. Wie anders heute, wo die Gräfin schon zehn Jahre in strenger Gefangenschaft saß. Sie erblickt vom Fenster aus den König und wagt ihn anzureden. Wohl mögen eigentümliche Gedanken und Erinnerungen in seinem Herzen auftauchen, er grüßte mit dem Hute die Gräfin, gibt aber sofort dem Pferde die Sporen und jagt davon, ohne bei dem Kommandanten gespeist zu haben, wie es vorher geplant war.

Am 1. Februar 1733 stirbt August der Starke in Warschau. Die Cosel erfährt es durch das Läuten der Glocken im Lande; sie legte schwarze Witwenkleider an. Im übrigen aber trat keine Veränderung ihres Lebens ein, obwohl sie an August II., an die Kurfürstin, an ihre Töchter, an den Grafen von Wackerbart Gesuche um Befreiung richtete. Ein Reskript von 1740 besagt, daß der König aus bewegenden Gründen zur Zeit Bedenken gefunden, sie in völlige Freiheit zu setzen.

In den letzten Jahren ihrer Gefangenschaft studierte sie eifrig das Alte Testament. Der Gott des Alten Testaments, der die Sünde der Väter heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied, die Moral Auge um Auge, Zahn um Zahn schien ihrem Charakter und ihrem Schicksale näher zu stehen als der Gott der Liebe des Neuen

Testaments, welcher spricht: Segnet, die euch fluchen und thut wohl denen, die euch hassen. Wir wollen ihr das nicht vergelten; wer 50 Jahre lang gefangen sitzt, dem mag es wohl ein Trost sein, wenn sein reger Geist in irgend etwas Frieden und Beschäftigung findet. Daß sie förmlich zum Judentum übergetreten, bestätigt sich nicht. Interessant ist aber folgende Geschichte, welche Böhse im fünften Band in seiner Geschichte der Höfe des Hauses Sachsen erzählt:

„Der Pfarrer und spätere Superintendent Bodenschlag in Uttenreuth im Baireuthischen erhielt einst einen Brief mit 20 Reichsthalern, worin ihm ein angeblicher Borromäus Lobgesang aus Bischofswerde bei Stolpen Auftrag erteilt, ihm die Pirke Aboth aus dem Rabbinischen zu übersetzen. Er besorgt das in wenig Tagen und erhält darauf sechs Dukaten Honorar nebst vielem Dank. Darauf werden ihm noch mehrere hebräische Traktate zur Uebersetzung zugesendet, und er erhält jeden Bogen mit einem Louisdor honoriert. Bodenschlag war angewiesen, seine Briefe nach Dresden zu adressieren und erfuhr auf Erfundigung, daß ein Bote aus Schmiedefeld bei Bischofswerde die Briefe sowohl bringe als abhole, nach weiterem zu forschen, sei nicht rätlich. Endlich kam einmal eine Einladung von dem unbekannten Briefschreiber zur persönlichen Bekanntmachung, das Reisegeld werde, wie auch geschah, erstattet werden. Bodenschlag kam nach Dresden und fuhr von hier nach Stolpen, wo ihm die Gräfin im vollen Ornate eines jüdischen Hohenpriesters des alten Testaments entgegentrat. Die Cosel erwieß ihm alle mögliche Auszeichnung und begehrte genaue Aufschlüsse über Stellen im Talmud, jüdische Gebetbücher und andere rabbinische Dinge. Er sollte die Stadtpfarrerstelle in Stolpen erhalten, und die Gräfin hatte deshalb bei dem Vater ihrer Schwiegertochter, dem Oberkonsistorialpräsidenten von Holzdorf, Schritte gethan. Die Sache kam aber nicht zur Ausführung, weil Bodenschlag von seinem eigenen Landesherrn, dem Markgrafen von Baireuth, befördert wurde und seine Frau, der er das Mysterium von der obgleich 60jährigen, aber immer noch sehr schönen Oberpriesterin mitgeteilt hatte, unruhig geworden; sie fürchtete, ihr gelehrter Eheherr könne in sie verliebt werden. Er zog sich dann später von der Gräfin zurück, da sie Dinge vorbrachte, die gegen die Lehre Christi und seine heilige Person gerichtet waren.“

Auch nach Aussage des Amtmanns Gilden in Stolpen hat die Gräfin in ihren letzten Jahren sich einer strengen jüdischen Observanz unterzogen.

Endlich am 31. März 1765 erschien auch ihrer müden Seele der Engel der Erlösung; sie starb in einem Alter von 85 Jahren, seit 1716 hatte sie Schloß Stolpen nicht verlassen; so hat sie schwer, unfählich schwer gebüßt nach sieben Jahren des höchsten Glanzes und Glückes, Mittelpunkt des damals glänzendsten Hofes in deutschen Landen — ein halbes Jahrhundert

eingeschlossen in die engen Räume eines Nestungsturnes. Wer empfände nicht Mitleid mit dem Schicksale dieses Frauenherzens? Ihr Name aber verlockt noch heute jährlich Hunderte von Reisenden zum Besuche der herrlichen Schloßruine Stolven (S. 1375) und unranke in Sagen und Romanen die düsteren, verfallenden Mauern und Thürme.

Die künstliche Kinderernährung.

Von

Dr. J. A. Schmidt.

Auf mehreren seiner zahlreichen Darstellungen der Madonna mit dem Kinde hat unser großer Albrecht Dürer den Vorgang wiedergegeben, wie Maria mit beglücktem Antlitz das Christuskind säugt. Es ist damit jenem schönen Verhältnis die künstlerische Weihe gegeben, daß die Mutter ihrem Kinde, welches sie unter dem Herzen getragen, auch noch in den ersten zarten Lebensmonaten die Nahrung des eigenen Busens reicht. Wird das Kind doch dadurch doppelt zu dem ihren!

Leider ist diese von der Natur bestimmte Ernährung des Säuglings an der Mutterbrust heute längst nicht mehr die Regel. Wohl weit über die Hälfte der jungen Mütter, ja in den Großstädten noch viel weniger, vermögen bei uns in Deutschland jener süßen Mutterspflicht gar nicht oder nur unvollkommen zu genügen: die Mehrzahl der Säuglinge muß daher ganz oder teilweise mit der Flasche, oder wie man sagt, künstlich ernährt werden.

Die Ursachen dieses Mißverhältnisses, welches übrigens durchaus nicht in allen Ländern in gleichem Maße vorhanden ist, hat man mit Recht zum großen Teil in fehlerhafter Art der Erziehung unserer weiblichen Jugend suchen wollen. Man denke nur an die übermäßige Ausdehnung aller Beschäftigungen im Sitzen, sowohl in der Schule wie im Hause, ohne das Gegengewicht reichlicher und regelmäßiger Bewegung in frischer Luft; ferner an die Unzweckmäßigkeiten in der Kleidung, an die meist ungenügende Hautpflege und so fort. Alle solche Verfehrtheiten können nicht anders als die volle körperliche Entwicklung der heranwachsenden Junaufrau und späteren Frau beeinträchtigen. Daher auch auf dem Lande, wo jene Schädigungen nicht in dem Maße einwirken, die Zahl der ihre Kinder selbst stillenden Mütter verhältnismäßig sehr viel größer ist wie in der Stadt.

Wie aber die Mutter, welche ihr Kind nicht selbst stillen kann, eine der schönsten und reinsten Lebensfreuden entbehren muß, so wird ihr noch dazu doppelte Sorge und Kummer um das Gedeihen ihres Lieblinges zu teil, denn ganz ungleich mehr als Brustkinder sind die mit der Flasche aufgezogenen Kinder dem Kranwerden im zarten Alter ausgesetzt. Die Thatsache steht nach allen zahlenmäßigen genauen Erhebungen fest, daß die Sterblichkeit der künstlich ernährten Kinder eine meist doppelt so große ist, als die der Brustkinder, und zwar sind es Störungen der Verdauung, welche die letzte Ursache dieser größeren Sterblichkeit der Flaschenkinder bilden. Während für andere Erkrankungen die Unterschiede zwischen Brust- und Flaschenkindern, zwischen

natürlich und künstlich genährten, weniger ins Gewicht fallen, ist für die Flaschenkinder die Möglichkeit an Verdauungsstörung und dadurch hervorgerufenen Leiden zu Grunde zu gehen dreimal, ja oft fünf- bis sechsmal so groß als für Brustkinder!

So redt treten diese Gefahren für das kindliche Dasein in die Erscheinung, wo, wie z. B. in bestimmten Bezirken Oberbayerns und Schwabens, besondere veraltete Anschauungen und Gewohnheiten in der Säuglingsernährung herrschen. Erliegt doch dort, wo das Ausfuttern des Säuglings mit dem Mehlbrei noch eine gäng und gäbe Gewohnheit ist, jedes dritte Kind im ersten Lebensjahr den Verdauungs-erkrankungen, und wird kaum mehr als die Hälfte aller Säuglinge überhaupt ein Jahr alt. Wenn man auf einer Karte unseres Erdteils in von hell bis zu dunkel abgetuften Schattierungen die geringere oder größere Kindersterblichkeit in den einzelnen Gegenden aufträgt, dann ist dort in Schwaben und Südbayern der schwärzeste Fleck von ganz Europa!

Das dunkelste Bild aber bieten die bei Fremden in Pflege gegebenen und dort mit der Flasche aufgezogenen sogenannten Ziehkinder dar. Starben doch im Landfreie Möln in den Jahren 1875—82 von dort untergebrachten Ziehkindern 70—75% im ersten Lebensjahre! Während die Mutter in der Stadt womöglich als Amme das Kind des Reichen zur Gesundheit und Kraft herannährt, sieht daheim ihr eigenes Kind unter der oft so lieblosen ja mitunter strafbar leichtsinnigen Pflege fremder Hände im Elend dahin. Nur deshalb werfen wir hier ein Streiflicht auf dieses Nachtbild, um auch an dieser Stelle auf die Beaufsichtigung des Ziehkinderweins, wie sie zum Teil für so manches junge Leben von edelstehenden Frauen in Verbindung mit den betreffenden Behörden schon mancherorts ausgeübt wird und allerorts eingeführt werden sollte, hinzuweisen.

Rufen wir alles Vorhergesagte zusammen, so steht uns also fest: daß eine Unzahl von Kindern, welche an der Mutterbrust gut gedeihen wären, infolge der künstlichen Ernährung an Verdauungsstörungen zu Grunde gehen.

Ob es je möglich sein wird, durch Vervollkommen der künstlichen Ernährung der Säuglinge die natürliche ganz und voll zu ersetzen, das dürfen wir billig beweisen. Wohl aber können wir heute schon sagen, daß die Ausbreitung richtigerer Grundrätze in der Säuglingsernährung schon weithin schöne Früchte gereizt und die Schädigungen infolge der künstlichen Ernährung schon vielfach herabgemindert hat. Es gibt in der That kein dankbareres Gebiet der allgemeinen Gesundheitspflege, keines, auf welchem so unmittelbar zahlenmäßiger Erfolg zu erzielen, so manches schwache Leben zu erhalten und einem gesunden Dasein zuzuführen ist, als die Säuglingsernährung.

Nichts einfacher als hier von dem grundlegenden Gedanken auszugehen: daß die Muttermilch, als der von der Natur bestimmte Nahrungstoff für den Säugling, das Ideal der Kinderernährung darstellt, und daß daher unter den Ersatzmitteln der Muttermilch dasjenige unbedingt das beste ist, welches den Eigenschaften der Muttermilch am nächsten kommt.

Es ist die Tiermilch und für unsere Verhältnisse insbesondere die Kuhmilch, welche als von der Natur gegebenes Gemisch den besten und überall leicht zu schaffenden Ersatz darbietet. Zwar ist die stoffliche Zusammensetzung der Kuhmilch nicht ganz gleich der der

Frauenmilch. Beide enthalten als Nahrungsstoffe einen Eiweißkörper, das Fett (Maststoff), ferner Fett, Zucker und Salz mit dem Unterschied, daß in der Frauenmilch Gehalt an Eiweiß etwas höher, der an Zucker geringer, der an Salzen aber mehrfach höherer ist. Dazu kommt, daß das Mälein der Kuhmilch nicht so feinkörnig wie das Mälein der Frauenmilch gerinnt wie das Mälein der Frauenmilch, und weniger leicht verdaulich ist als das letztere. Wir begegnen diesen Unterschieden dadurch, daß wir die Kuhmilch mit Wasser verdünnen, und den für die Ernährung auch für den Geschmack ins Gewicht fallenden Mindergehalt an Zucker durch Zucker auszugleichen und dem entsprechenden Verhältnis bei der Frauenmilch wieder annähern. Diese Verdünnung ist zudem auch die Verdaulichkeit der Milch diese Verdünnung. Die Ernährung hat nun seit langem auch daß für die ersten Lebenswochen aus der Verdaulichkeit der Milch diese Verdünnung eine größere sein muß, als sie dem Grundab: „möglichst gleichartige Mischung bei der Frauenmilch“ entspricht, während erstarbtem Verdauungsvermögen nach dem ersten Lebenshalbjahr die Kuhmilch kaum gar nicht mehr verdünnt zu werden braucht. Man gibt demgemäß in den ersten drei Wochen die Kuhmilch mit drei Teilen Wasser verdünnt, in der

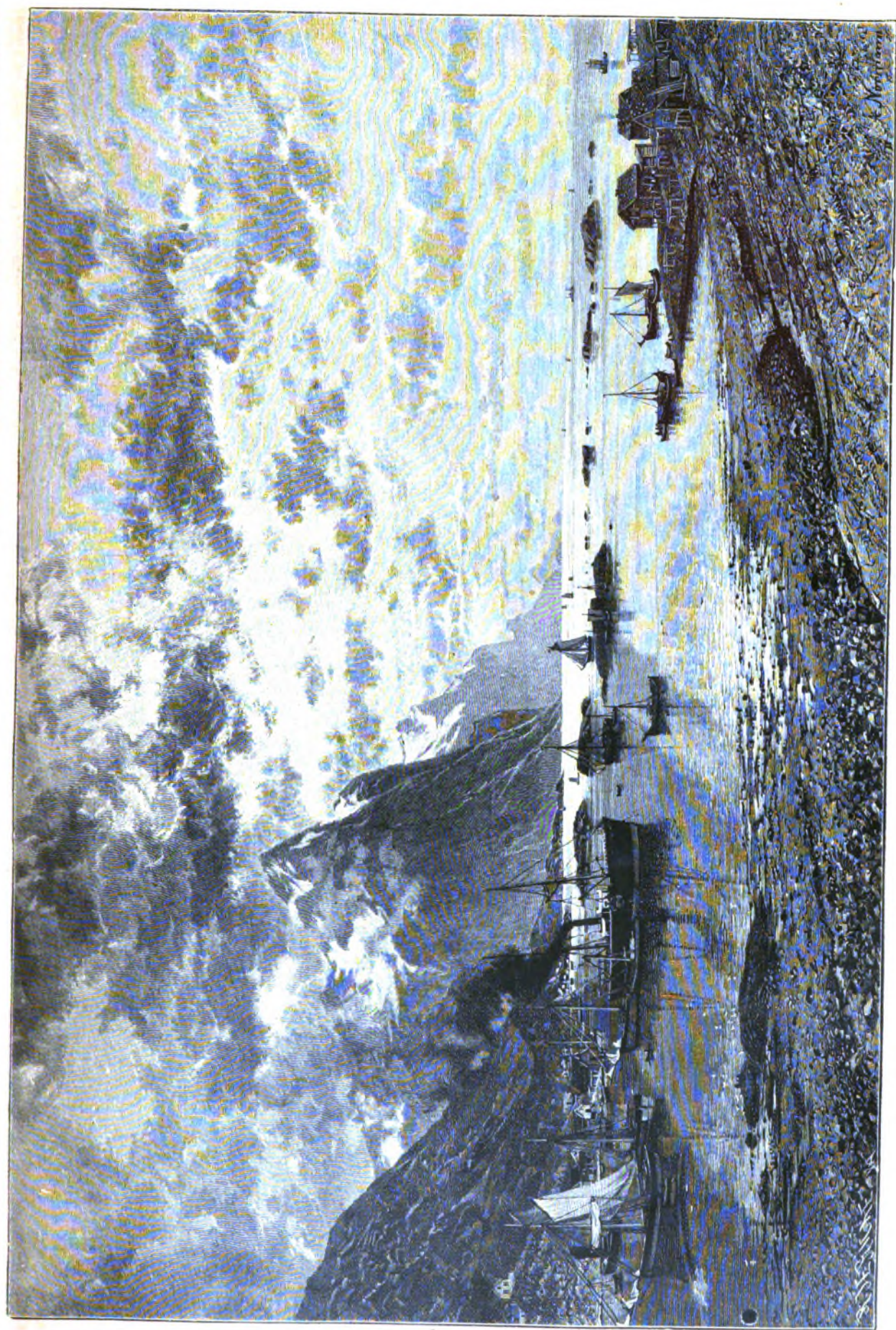
4.—8. Lebenswoche mit 2 Teilen Wasser im 3.—4. Monat . . . mit 1 Teil Wasser. Im fünften und sechsten Monat braucht ein drittel Wasser zugelegt zu werden. Im siebenten Monat ab wird die Kuhmilch schon unverdünnt vertragen.

Man hat an Stelle des Zuckers einen Zusatz von dünner, fein durchgeseihter Gerstenabkochung empfohlen, in der Säuferung, die Gerinnung des Mäleins in der Kuhmilch im Säuglingsmagen dadurch flüssiger und die Milch selbst so verdünnt zu machen. Ob dies in so hohem Grade reicht wird, steht noch dahin; thastächlich steht kein wesentlicher Unterschied darin, die Milch mit Zuckerwasser oder mit Gerstenflein verdünnt wird.

Wenn nun daran festgehalten wird, die Kuhmilch unbedingt der beste Ersatz der Muttermilch im ersten Lebensjahre und daß somit alle anderen mehr oder weniger künstlichen Gemische, alle die verschiedenen Kindermele, Kindersuppen u. s. w. von hierin zu verwerfen sind. Es gibt ganz besondere Fälle, wo ihre Anwendung von Nutzen sein kann — doch sollte dies nur auf besondere ärztliche Anordnung geschehen. Solche mit Mehl aufgezogenen Kinder werden zwar hier und da auf an Körpergewicht aufweisen, und das fett, aber fast durchgängig bleiben sie blaß und blutarm, und zeigen in den Lebensjahren eine hinfällige Gesundheit. Ist verkehrter als auf dies oder jenes hinzuweisen, welches doch mit Kindern gut aufgekommen sei! Wer zählt denn welche dabei nicht gut aufgekommen sind?

Nun ist es aber nicht allein die stoffliche Zusammensetzung, welche in dieser Frage rechnet. Ja es sind wohl nur zum geringen Teil die oben erwähnten stofflichen Verhältnisse zwischen der Kuh- und der Frauenmilch, welche die trotzdem und auch bei aller Verdünnung noch so große Gefährdung des kindlichen Daseins infolge der künstlichen Ernährung bedingen. Ein anderer, der unbedenklich trachtung schon sofort in die Augen fällt, der Unterschied liegt noch vor.

Nämlich die Frauenmilch wird unmittelbar vom Busen der Mutter in den kindlichen



Der Hafen von Bodø in Norwegen. Von A. Normann.

körper aufgenommen; die Kuhmilch dagegen ist eine ganze Reihe von Vornahmen durchzumachen, ehe sie vom Säugling endlich genossen werden kann. Sie wird aus dem Euter der Kuh in den Milchseimer gemolken, dann in die Milchfannen umgegossen, muß weiterhin einen mehr oder weniger langen Weg bis ins Haus transportiert werden, wird hier im Maßgefäß abgemessen, dann in das Milchgefäß eingegossen und aufgekocht. Dann ist werden wiederholt am Tage kleine Portionen entnommen, mit Zuckerwasser gemischt, aufbewahrt und schließlich im Saugfläschchen dem Kinde bargereicht.

Sagen wir kurz: die Muttermilch gelangt ganz unvermittelt rein in den kindlichen Körper, die Kuhmilch ist vorher allen möglichen Arten von Verunreinigungen ausgesetzt.

Man braucht hierbei nicht vor allem an grobe Verunreinigungen zu denken. Allerdings kommen auch diese leicht vor. Man denke nur an die schmutzige Stallstreu, auf welchem die Kuh im Stalle lagert; an die Schmutzkrusten, welche sich oft genug an Unterarm und Euter der Kuh befinden. Frage man sich, ob immer und tagtäglich die volle Gefahr vorhanden, daß dieser Schmutz säuerlich entfernt wird, daß die Hände der melkenden Person tadellos rein sind, daß sich die Milchseimer und Milchgefäße unter allen Umständen peinlich sauber befinden. Wie leicht und wie oft selbst größere Schmutzteile in der Milch sich befinden, und bei dem undurchsichtigen Zustand der Milch ganz übersehen werden, das kann man in einer Dampfmolkerei gut gewahren. In großen Zentrifugen, wo in kurzer Zeit 3–500 l Milch in Rahm und Magermilch gesondert werden, bleiben oft noch beträchtliche Mengen von Schmutz als Schlamm zurück.

Wenn diese gröberen — und für den menschlichen Magen gewiß nichts weniger als schädlichen — Verunreinigungen fallen, ist allzu sehr ins Gewicht, weil sie sich bei dem so geregelten Betrieb, wie er in den immer mehr entstehenden und oft musterhaft erhaltenen Milchanstalten unserer Städte vorfindet, doch vermeiden lassen.

Weit verderblicher für die Gesundheit der Kinder sind jene Verunreinigungen und Vermengungen der Milch, welche sich auch durch die sorgsamste Keintlichkeit, sei es beim Melkgeschäft, sei es beim Transport oder besonders bei der späteren Zubereitung der Milch im Hause, wie sie bisher üblich war, nicht vermeiden lassen: das sind kurz gesagt die Spaltpilze.

Wir wissen: an der Oberfläche unseres Körpers, unserer Kleider, unserer Geräte, allenthalben haften Pilzkeime; die Luft um uns herum ist erfüllt mit solchen. Wo nur tote organische oder tierische Stoffe oder Flüssigkeiten, die solche enthalten, vorhanden sind: da siedeln sie sich an, vermehren sich und treten Umwandlungs- und Auflösungs Vorgänge an, wie Gärung, Verwesung, Fäulnis u. s. w., von Bedeutung im Haushalt der Natur eine armsehr wichtige ist. Die vielgestaltigen Umwandlungen der verschiedenen Arten der Spaltpilze auf das menschliche Dasein im Leben und bösen hier auch nur anzudeuten, ist nicht der Ort, wir haben es hier nur im Besonderen mit ihrem Verhältnis zur Milch zu tun.

Dieses ist nun ein zweifaches. Einmal ist die Milch für eine große Reihe von Spaltpilzen ein äußerst fruchtbarer Nährboden. Sie entwickeln sich in ihr, namentlich bei höherer Wärme (wie z. B. an heißen Sommerzeiten), oft unglaublich schnell und massenhaft

und führen dadurch Veränderungen der Milch, Gärungs- und Fäulnisvorgänge herbei. Die bekannteste und alltäglichste dieser Veränderungen ist das Sauerwerden der Milch, eine Gärung, welche einen Teil des Milchzuckers zersetzt und in Milchsäure überführt oder schließlich auch das Kasein der Milch zur Gerinnung bringt. Man kennt heute eine ganze Reihe von Spaltpilzarten, und es gehören dazu mehrere der allerverbreitetsten, welche das Sauerwerden der Milch veranlassen können. Aber auch noch andere Veränderungen, wenn auch seltener, kommen unter dem Einfluß bestimmter Pilzarten vor: so das Blauwerden der Milch, das Fadenziehen der Milch, die Gerinnung der Milch ohne Säurebildung, endlich das Faulwerden der Milch; letzteres ist ein Vorgang, der sich, abgesehen von etwas bitterlichem Geschmack, oft kaum bemerkbar macht. Und doch schreibt man letzterer Veränderung ein gutes Teil der so verderblichen Sommerdurchfälle der Kinder zu! Jedenfalls ist solche verdorbene oder sagen wir auch nur veränderte Milch für die kindlichen Verdauungswerkzeuge schwer zu bewältigen und führt meist mehr oder weniger heftige Verdauungsstörungen, welche sich oft genug bis zur Gefährdung des zarten Daseins des Kindes steigern, mit sich.

Dann aber kann auch die Milch bloß Ueberträgerin von Pilzarten sein, die, ohne die Milch selbst zu zersetzen oder in ihr sich weiter zu entwickeln, mit der Milch in den Darmkanal des Säuglings gelangt, unmittelbar Krankheit erregend auf das Kind einwirken. Nun können solche Pilzarten entweder von der Kuh selbst herkommen oder zufällig bei oder nach dem Melken von außen in die Milch gelangt sein. Was erstere Möglichkeit betrifft, so hat man bei Versucht der Kuh — und der Versuch liegt dieselbe Krankheitsursache zu Grunde wie der so weit verbreiteten Tuberkulose beim Menschen — den Pilz dieser Krankheit, den Tuberkelbacillus in der Milch nachweisen können. Es liegt also unbestreitbar die Möglichkeit vor, daß bei ungeeigneter Behandlung solcher Milch — und die Verhütung des Kindviehs ist weder so selten noch stets bald erkannt — Tuberkelpilze lebensfähig in den Darmkanal des Säuglings gelangen und tuberkulöse Erkrankungen, die ja so häufig beim Kinde sind, verursachen. Ebenso kann bei Maul- und Klauenfeuche der Kuh sich der betreffende Pilz mit der Milch auf das Kind übertragen und dasselbe erkranken machen. Seit langem ist auch bekannt, daß die Milch einer Kuh, welche an Durchfall leidet, auch bei den mit dieser Milch ernährten Kindern oft Durchfall hervorruft. Daß es auch hier sich um die Uebertragung einer und derselben krankheitsregenden Ursache und zwar eines Pilzes handelt, ist ein naheliegender Schluß.

Nun können aber auch krankheitsregende Pilze gelegentlich von außen in die Milch gelangen. So sind Fälle beobachtet worden, daß durch die Milch Typhus, Scharlach und Diphtherie verbreitet wurden. In einigen dieser Fälle waren angeblich die betreffenden Krankheitskeime in dem Wasser enthalten, mit dem die Milchgefäße gereinigt worden waren, und konnten auf diese Weise in die Milch gelangen. Solcher Möglichkeiten gibt es gewiß mancherlei, wenn auch nur in Ausnahmefällen sich einmal unzweifelhaft die Herkunft der krankheitsregenden Ursache wird nachweisen lassen.

Jedenfalls müssen wir in den Spaltpilzen, welche die zur Kinderernährung dienende Milch zersetzen und verderben oder, ohne die Milch, in der sie enthalten sind, selbst zu verändern,

direkt krankheitsregend auf das Kind einwirken, eine der vornehmsten Ursachen der großen Hinfälligkeit und Sterblichkeit bei den künstlich ernährten Kindern erblicken. Mag man nicht überall derselben Meinung sein über den mehr oder minder großen Umfang gerade der hier besprochenen Schädigungen: daß letztere in der That vorhanden sind und dieselben sicher beseitigen, einen weittragenden Fortschritt in der künstlichen Ernährung des Säuglings herbeizuführen bedeutet, darüber sind sich alle Urteilsberechtigten denn doch einig.

Es lautet daher unsere Forderung: dem Säugling nur pilzfreie Milch!

Nicht neu ist dieser Ruf: schon vor mehr als 20 Jahren versuchte Folger in Münster, demselben dadurch gerecht zu werden, daß er die Milch aus dem Euter der Kuh unmittelbar in luftdicht verschließbare Gefäße einmelken ließ. Die Mängel dieses Verfahrens lagen darin, daß Keime, welche schon dem Euter der Kuh entkamen, sich so doch ungehemmt entwickeln konnten, und daß die spätere Verdünnung, Aufwärmung und Umsfüllung der Milch immer noch genug Gelegenheit zum Hineingelangen von Pilzkeimen bot. Der richtige Grundgedanke dieser Versuche führte aber damals zu keiner Vervollkommenung ihrer praktischen Ausführung. Erst die weittragenden Forschungen und Entdeckungen, welche bezüglich der krankheitsregenden Pilze in den letzten 12–15 Jahren gemacht wurden, ließen den Gedanken der künstlichen Ernährung mit keimfreier Milch wieder neu ausleben. Zwar erneute man nicht mehr den Versuch, die Milch, bevor sie an die Außenluft gelangt sei, unmittelbar aus dem Euter der Kuh aufzufangen. Hat man doch ein einfaches für die Milch unschädliches Verfahren, um die Pilzkeime, mögen sie nun schon dem Euter der Kuh entkamen oder bei oder nach dem Melken in die Milch gelangt sein, in ihrer Entwicklung zu hemmen und abzutöten: das ist das nicht allzukurz dauernde Kochen der Milch.

Ehe man auch nur eine Ahnung hatte, welche Rolle organisierte Gärungserreger, die Spaltpilze, bei der Zersetzung der Milch spielen, war es seit langem bekannt, daß das Kochen der Milch dieselbe eine Zeitlang wenigstens vor Sauerwerden schützt. Man wußte ferner, daß das Verderben der Milch am ehesten sich bei einer mittleren Wärme bis hinaus über die Körpertemperatur, zwischen 15 bis 30° C., einstellen, dagegen bei höherer Temperatur hinangehalten werde. Es entsprang daraus der sachgemäße Rat, die zur Kinderernährung bestimmte Milch erst gründlich aufzukochen zu lassen und dann kühl zu stellen. Letzteres ist aber in den meisten Haushaltungen nur schlecht durchführbar, zudem würden aber alle die vielen Gelegenheiten, welche die Herstellung der Milch für den Gebrauch des Säuglings, das Verdünnen, Umgießen ins Milchfläschchen u. s. w., dem Hineingelangen schädlicher Keime bieten, nach wie vor bestehen. Viel wirksamer erscheint der Vorschlag, der übrigens auch mit Erfolg schon ausgeführt worden ist, jedesmal, wenn das Kind trinken soll, die dazu nötige Portion Milch noch einmal aufzukochen. Das Verfahren ist jedoch etwas umständlich und durch die jedesmalige Bildung einer auf Kosten des Kaseins der Milch entstehenden Kochhaut auch für den Nährwert der Milch nicht unbedeutlich.

Die verschiedensten Versuche sind ferner gemacht worden, die durch Kochen keimfrei gemachte Milch auch keimfrei bis zum Gebrauch zu erhalten und zwar durch geeigneten Verschlus. Aber bei all diesen Vorrichtungen, wie

der Bertlingsche Milchtopf (beschrieben in Jahrgang 1883 II dieser Zeitschrift S. 625), der Milchtopfapparat von D. Vesse in Schwarzenberg u. a. blieb immer die Notwendigkeit der jedesmaligen Entnahme kleiner Portionen dieser Milch, Mischung und Aufwärmung derselben vor dem Genuß, und damit noch immer die Möglichkeit der Verunreinigung mit Pilzkeimen.

Was uns fehlte war ein Verfahren, das alle jene Möglichkeiten sicher ausschloß und ohne kostspielig und zeitraubend zu sein, dem Säugling die Kuhmilch fertig verdünnt und gewärmt genau so rein und pilzfrei liefert, wie dies bei der Muttermilch der Fall ist.

Ein solches Verfahren haben wir heute, welches ebenso sicher als einfach ist. Es war Professor Sorhlet in München, der den glücklichen Gedanken hatte, die Milch je nach dem Alter des Säuglings verdünnt und mit entsprechendem Zuckersatz versehen in den zum jedesmaligen unmittelbaren Genuß des Säuglings bestimmten Mengen in kleinen Flaschen feim- oder pilzfrei zu machen und feimsicher verschlossen zu halten. Angenommen, daß das Kind alle $2\frac{1}{2}$ —3 Stunden etwa zu trinken gewöhnt ist, und zwar jedesmal 100—150 g (oder in späteren Lebensmonaten etwas mehr, bis zu 200 g), so würden für den täglichen Bedarf zehn Flaschen, jede mit 100—200 g Milch, je nach dem Alter des Säuglings in entsprechender Verdünnung gefüllt, in einem Kochtopf durch einfaches längeres Erhitzen feimfrei gemacht, und durch einen sicheren festen Verschluss auch vor Eindringen neuer zersetzender oder krankmachender Keime geschützt, genügen. Damit wäre die Milch für den ganzen Tag fertiggestellt und brauchte nur die verschlossene Flasche kurz vor dem jedesmaligen Gebrauch durch Einstellen in lauwarmes Wasser (40° N.) angewärmt und nun erst im Augenblick des Schenkens der Verschluss entfernt und durch ein peinlich genau gereinigtes Saughüchsen ersetzt zu werden.

In höchst einfacher Weise wird der von Sorhlet angegebene Apparat diesen Gesichtspunkten gerecht. Die Milch wird, wie sie frisch aus dem Stalle kommt, mit Zuckerwasser (oder Gerstenschleim) je dem Alter des Kindes entsprechend verdünnt und auf 10—12 kleine Glasflaschen verteilt. Diese Flaschen werden dann noch mit einem durchbohrten Gummipfropfen versehen und in einem Blech- oder Drahtgestell in einen gewöhnlichen Kochtopf eingestellt (s. Fig. 1), der so weit mit Wasser gefüllt ist, daß dasselbe etwa bis zur Mitte der Flaschen heranreicht. Das Ganze wird nunmehr aufs Feuer gesetzt und so lange gekocht, bis das Wasser im Kochtopf etwa 20 Minuten lang am Sieden gewesen ist. Es ist dann die in der Milch enthalten gewesene Luft meist entwichen und es können nun die Flaschen schnell feimsicher geschlossen werden, um dann nochmals 20 Minuten unter Verschluss im siedenden Wasser zu bleiben. Dieser Verschluss wird auf sehr einfache Weise bewirkt, indem in die Durchbohrung der Gummipfropfen auf den Flaschen ein solider Glaszapfen fest eingestoßen wird (s. Fig. 2). Damit ist dann aber auch die Milch für den ganzen Tag fertig zubereitet. So oft das Kind trinken will, braucht man nur eins der Flaschen erst in lauwarmem Wasser etwas anzuwärmen und an Stelle des Gummipfropfens, der nun erst im letzten Augenblick gelüftet wird, das Saughüchsen aufzusetzen. Letztere müssen natürlich sorgfältigst innen und außen gereinigt sein und empfehlen sich ungleich mehr als die Saugapparate mit langem Gummischlauch, wie sie jetzt so viel gebraucht und auch von einzelnen Fabrikanten den Sorhletschen Apparaten zugegeben werden.

Auf zwei Punkte, welche in den bisherigen Gebrauchsanweisungen für den Sorhletschen Milchtopfapparat gar nicht oder nicht genügend hervorgehoben sind¹⁾, möchte ich hier noch besonders hinweisen.

Was zunächst die Mischung der Milch be-



Fig. 2. Kochtopf mit Flascheneinsatz.

trifft, so wurde nach dem früheren gewöhnlichen Verfahren die rohe Milch erst gründlich abgekocht und dann verdünnt. Durch dieses Abkochen verliert aber die Rohmilch eine gewisse Menge von Wasser, welches in Dampfform entweicht, und die Milch selbst wird in bezug auf ihren Gehalt an Nähr-

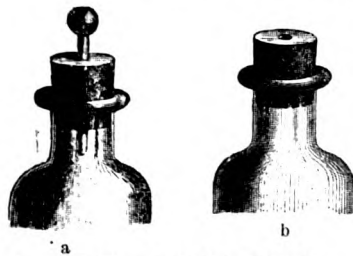


Fig. 2. Feimsicherer Verschluss der Milchflaschen.

stoffen weit konzentrierter. Beim Sorhletschen Verfahren dagegen wird die Rohmilch selbst vor dem Kochen verdünnt. Es macht also einen Unterschied in bezug auf den Nährgehalt der Milch, ob ich beispielsweise bei einem Kinde von 3—4 Monaten die konzentrierte abgekochte Milch mit der gleichen Menge Wasser verdünne oder die rohe Milch. In letzterem Falle wird das Gemisch dünner und daher etwas ärmer an Nährstoffen sein. Daraus folgt, daß man gut thut, bei Anwendung des Sorhletschen Kochverfahrens die Verdünnung der Milch etwas knapper zu nehmen, als es der üblichen und oben angeführten Regel entspricht und statt der Verhältnisse

1 Teil Milch zu 3 Teilen Wasser

1 " " " 2 " "

1 " " " 1 Teil "

u. s. w. zu nehmen:

1 Teil Milch zu $2\frac{1}{2}$ Teilen Wasser

1 " " " $1\frac{1}{2}$ " "

1 " " " $\frac{3}{4}$ " "

Sodann wird zuweilen geklagt, daß nach Verschluss der Flaschen mit den Glaszapfen und Weiterkochen der Milch oft der Gummipfropfen nebst dem Glaszapfen von der Flasche abspringt, und beim nachherigen Öffnen des Kochtopfes die Flaschen so offen stehen. Dem

¹⁾ Eine ausführliche Darlegung des ganzen Verfahrens habe ich in dem Schriftchen: „Die künstliche Ernährung des Säuglings mit feimfrei gemachter Kuhmilch nach dem Sorhletschen Verfahren“, Berlin und Neuwied 1888, V. Pfeifers Verlag, gegeben.

kann man leicht dadurch begegnen, daß man nach vollständigem Verschluss der Flaschen etwas gelinder kocht und entweder die Thür zur Herdfeuerung öffnet, oder den Kochtopf ein wenig auf der Herdplatte zurücksetzt. Wenn die Milch auch nicht die Temperatur von 100° C., sondern nur eine solche von 95—100 erreicht, so wird der Zweck des Kochens: die Abtötung der in ihr enthaltenen Keime, doch in genügender Weise erfüllt.

Zum übrigen ist die Handhabung des ganzen Verfahrens durchaus nicht schwierig zu erlernen und nichts weniger als zeitraubend und umständlich. Der Sorgfalt, welche dazu notwendig ist, unterzieht sich aber eine Mutter gern zum Wohle ihres Lieblingen. Daß das Verfahren aber in der That der oben aufgestellten Forderung entspricht: dem Säugling nur pilzfreye Milch! davon kann man sich leicht überzeugen. Wochenlang hat sich Milch, verdünnt wie unverbünnt, in den Flaschen des Sorhletschen Apparates vollständig unversehrt und süß erhalten und erwies sich auch bei genauerer Untersuchung als durchaus feimfrei. Steigt bei längerem Stehen der leichtere Rahm empor, so ist durch einfaches Schütteln dies sogleich wieder ausgeglichen. Mir ist ein Fall bekannt, wo eine Dame, die eine fünfjährige Reise nach ihrem Wohnort am Kaukasus zu machen hatte, sich mit dem gesamten auf der Reise notwendigen Milchvorrat für ihr mehrmonatliches Kind in einer großen Zahl von Sorhletschen Flaschen versah und ihren Kleinen so wohlbehalten, ohne jede Sorge um die bei einer solchen Reise so schwierige Beschaffung guter Kinderernährung, nach Hause brachte. In der Schweiz hat man sogar schon begonnen, feimfrei gemachte Schweizermilch weithin zu versenden. In einzelnen großen Städten, so in der Gestalt von Stöpler in Wien, D. Thomashoff in Düsseldorf u. a. wird jetzt auch Kindermilch in Flaschen sterilisiert im großen abgegeben. Für die ärmere Bevölkerung, wo man die nötige Sorgfalt nicht erwarten kann, wie sie in Haushaltungen, wo die Mutter fehlt oder sonstwie, sei es geschäftlich, sei es durch Krankheit an der nötigen Kinderpflege selbst behindert ist, ist diese erleichternde Art des Bezugs fertiger feimfreier Milch gewiß von großer Bedeutung.

Im übrigen wird jede sorgfame Mutter es vorziehen, die Milchbereitung für ihr Kind selbst zu besorgen.

Schon beginnt das Sorhletsche Milchtopfverfahren in immer weiteren Kreisen gewürdigt und eingeführt zu werden. Nach übereinstimmenden Berichten von allen Seiten sind denn auch seine Erfolge ganz außerordentliche. In der That ist hier einer der Hauptvorzüge der Muttermilch, die Zuführung reiner feimfreier Milch nun auch für die künstliche Ernährung mit der Flasche gesichert, gesichert durch ein leicht zu handhabendes, einfaches und durchaus vorwurfsfreies Verfahren. Einer ganzen Reihe von Gefahren für die Gesundheit des Säuglings ist hierdurch aufs wirksamste begegnet und zwar mit einer Sicherheit und einem Erfolg, der sich in segensbringender Wirksamkeit neben die Errungenschaften stellen kann, wie sie auf einem andern Gebiete, der antiseptischen Wundbehandlung der Keime, ebenfalls im Kampfe gegen schadenbringende Pilzkeime gewonnen worden sind. Nichts auch diese Zeilen dazu beitragen, dem wichtigsten Fortschritt in der künstlichen Kinderernährung wie er mit der Herstellung feimfreier Milch durch das Sorhletsche Milchtopfverfahren gegeben ist, weiteren Boden zu gewinnen. Segen unserer Kinderwelt!

Geisteskrankheiten.

Von

Dr. Heinrich Obersteiner.

Es ist eine vielfach ausgesprochene Meinung, daß Geisteskrankheiten bei primitiven Völkern nicht vorkommen, und nur eine traurige Prerogative der Kultur bilden, ja mit dieser selbst beinahe in geradem Verhältnisse zunehmen. Nachdem man aber in den Geistesstörungen nun eine anatomisch nachweisbare — oder auch noch nicht nachweisbare — Erkrankung des Gehirns erkannt hat, und zwar jenes Teiles desselben, der den intellektuellen Funktionen vorsteht, so müssen solche Erkrankungen überall dort vorkommen können, wo dies Organ vorhanden ist, also auch bei den wilden Rassen — ja in gewissem Sinne selbst bei den höher organisierten Tieren. Selbstverständlich bleibt es übrigens, daß die Veranlassungen zur Entstehung einer Geisteskrankheit, sowie die Formen, unter welchen sich diese äußert, je nach Organisations- und Kulturverhältnissen auch in hohem Grade verschieden sein werden. Bei dem karglichen Vorrat vorhandener Vorstellungen und Gedanken-Assoziationen in dem Gehirne der primitiven Völker sind kompliziertere Ursachen und Formen der Erkrankungen, wie sie bei ausgebildeter geistiger Individualität sich entwickeln können, überhaupt gar nicht möglich. Die schädliche Veranlassung wird ihre Wirkung dann mehr auf jenen Teil des Zentralnervensystems konzentrieren, welcher die Grenzscheide des Animalischen und Humanistischen vermittelt, d. h. es werden sich die Störungen mehr durch zerrüttende Krampfanfälle und Ernährungsanomalien zeigen, wobei es allerdings auch an physischen Effekten nicht fehlen wird, die aber unter solchen Verhältnissen weniger in die Augen springen. Hieraus erklärt sich wohl auch die oben erwähnte, von vielen gebildeten Reisenden behauptete Ansicht des gänzlichen Fehlens von Geisteskrankheiten bei den Wilden. Wir müssen es den eifrig betriebenen aber höchst mühevollen Untersuchungen der Fachgelehrten überlassen, ob es ihnen gelingen werde, die Unterschiede der Gehirnorganisation verschiedener Rassen näher zu bestimmen, und wollen uns hier nur mit den Ursachen und Formen der Geisteskrankheiten bei tiefer stehenden Nationen befassen, wobei uns die Berichte der Reisenden und der in fernen Ländern domicilierenden Ärzte als Führer dienen müssen.

Wenn wir bei einer der primitivsten Rassen, den Rothhäuten Brasiliens, beginnen, so finden wir bei ihnen, abgesehen von der Wut des Hasses, der Eifersucht und der Rache, die trotz ihres tobstichtigen Charakters doch nicht als eigentliche Geisteskrankheit angesehen werden kann, den sogenannten Tupi-Wah. Der davon Betroffene bricht nach kurzem deprimierten Vorläuferstadium plötzlich in die tollste

Wut und Zerstörungssucht aus, wobei er ziel- und zwecklos durch die Orte stürmt, und jeder Vorübergehende seinem mörderischen Anfall ausgesetzt ist. Eine Analogie mit gewissen Wutanfällen bei Tieren muß sich hier unwillkürlich aufdrängen. Uebrigens soll Alkoholismus die Hauptursache dieser Krankheit bilden. Dagegen leiden die Rothhäute Nordamerikas sehr an einer Form der Melancholie, welche nach deren gewaltsamer Transportierung in entlegene Gegenden (zu Kolonisationszwecken) beinahe immer eintritt, und durch ihren Reflex auf die Ernährungssphäre alsbald die Abmagerung zum Skelett und frühen Tod zur Folge hat. Es handelt sich hier um schwere Fälle von Nostalgie oder Heimweh, wie sie bekanntlich auch in Europa bei Gebirgsländern vorkommen, wenn auch nicht so häufig und mit so schlimmem Verlaufe.

Bei den auf einer höheren Stufe der Gehirnentwicklung stehenden Negern findet sich, wie bei den Rothäuten, ein ähnlicher dem Heimweh verwandter Zustand, den man in Südamerika Bango nennt, und der sich schon viel mehr durch Hervortreten physischer Symptome äußert, während die physischen Erscheinungen des Abmagerns und der konsekutive Tod viel später eintreten. Auch kommt bei ihnen eine ganz eigentümliche Form der Manie vor, wobei sie sich auf alle mögliche Art vor den Menschen verbergen. Sie laufen in die Wälder, verkriechen sich unter Büsche und verhungern lieber, als sich zu zeigen. Merkwürdig war der Einfluß der Sklaveneemanzipation. Wenn auch früher vielleicht mehr Neger geisteskrank waren, als man glaubte, indem ihre Herren sie aus Ersparungsrücksichten so lange zu Hause behielten, als sie zur Bewältigung ihrer mechanischen Arbeiten überhaupt verwendbar waren, so bleibt die Zunahme der Irrennissfälle nach der Emanzipation doch immer eine sehr bedeutende. Die Ursache liegt wohl darin, daß die Leute nun für sich selbst zu sorgen hatten, oft in Not und Glend gerieten, und leicht in Debauchen verfielen, die ihnen früher nicht geduldet wurden. Die ungewohnte Gehirnanstrengung in obiger Beziehung, sowie bei der Ausübung ihrer Rechte als freie Männer, scheint diese üble Folge für sie gehabt zu haben.

Die Irrenanstalt in Rio Janeiro liefert auch einen Beweis für die verschiedene Disposition der Rassen zu Geisteskrankheiten. Ungeachtet dort alle unter denselben Kulturverhältnissen leben, so kommt doch nur ein Neger — und diese machen doch die Hälfte der Bevölkerung aus — auf acht Irre, während sich kein einziger Indianer unter ihnen befindet. Die große Mehrzahl der Kranken bilden eben die sogenannten Mamelucos — Enfants du pays — und Europäer. Die Kreolen zeigen auch im Irrenne die Uebertriebenheit ihres Charakters. Sie schwächen beständig von Duellen, Kämpfen und Reichtümern. Bei den Mulatten gibt es auch politische Redner unter den Irren. Sonst tragen

die Gesichts- und Gehörshalluzinationen den gleichen Charakter wie in Europa.

Bemerkenswert erscheint es, daß in Amerika der dritte Teil der angemeldeten Geisteskranken auf die Einwanderer kommt, die doch nur den achten Teil der Bevölkerung ausmachen. Man schreibt diesen Umstand teils der bereits mitgebrachten Disposition, teils dem Heimweh und den getäuschten Hoffnungen auf eine zusage Ggistenz zu.

In Britisch-Guana, also gerade unter dem Aequator, liefern die im Innern wohnenden Indianer gar keine Geisteskranken in die Anstalt zu Verbice, und die dortigen Ärzte behaupten, daß sie durch den so häufig vorkommenden Sonnenstich nie Geisteskrankheit entstehen sahen. Das größte Kontingent bilden die eingewanderten Neger und die Kulis. Sehr häufige Ursache ist Trunksucht; das Opium aber ist viel weniger im Gebrauche als im Orient.

In Aegypten findet man häufig moralische Ursachen des Irrensinnes, wenn auch der Genuß des Haschisch die meisten Fälle verschuldet. Bei Weibern handelt es sich hier beinahe immer um unglückliche Ehe, Verstoßung von dem Manne und Kinderlosigkeit, bei Männern um religiöse Aufregung und Kummer. (Einem hatte man seine Ruh genommen, weil er nicht acht Pfund statt zwei als Steuer zahlen konnte. Ein Offizier hatte ein älteres Weib geheiratet, dasselbe aber so sehr unter seiner Erwartung gefunden, daß er darüber geisteskrank wurde.) Religiöse Exaltation entsteht oft durch angestrengte Studien des Koran, und durch das Bestreben, „ein Heiliger“ zu werden. Eine eigentümliche Form ist auch die durch die Monotonie der Einbrücke erzeugte Wüstenhalluzination (Nagle).

In der Türkei ist es schwer, sich über die Zahl der geistigen Erkrankungen einigermaßen klar zu werden. Eine gewisse Verzerrung, welche die Bevölkerung und insbesonderheit die betreffende Familie nach Landesitte dem Irren entgegenbringt, macht, daß die Männer nur dann der ärztlichen Behandlung übergeben werden, wenn sie gefährlich zu werden beginnen — Frauen aber überhaupt sehr selten. Unter den Ursachen scheint der Genuß des Naki und des Opiums, sowie mancher sonstiger Erzeß vorzuwalten. Moralische Ursachen verleugnen aber auch bei den Türken, wie bei den Aegyptern ihre schlimme Wirkung nicht und so ist religiöse Exaltation und Delirium — besonders bei den tanzenden und heulenden Derwischen — nichts weniger als selten. Einen Geisteskranken fand ich in der Anstalt Soleimanieh in Stambul, bei dem eine besondere echt türkische Ursache eingewirkt. Derselbe war ein höherer Beamter, dessen Aufgabe darin bestand, im türkischen Kalender die Unglückstage im vorhinein anzugeben. Diese allerdings schwierige Aufgabe war ihm durch ein paar Jahre vollständig mißglückt. Gerade an den von ihm bezeichneten Unglückstagen ereigneten sich Dinge, die für den

Sultan und den Staat sehr angenehm und vorteilhaft waren. Die Folge davon war eine Rase von seinen Vorgesetzten, und seinerseits das immer eifrigere Bestreben, in seinen prophetischen Angaben der Wahrheit gerecht zu werden, welches fruchtlose Bemühen ihn endlich geisteskrank machte. Bezeichnend für die mohammedanischen Frauen ist es, daß sie das Gefühl des Anstandes und der guten Sitte, so weit es das Verschleiern des Gesichtes betrifft, auch im vorgeschrittenen Stadium des Irnsinnes nicht verlieren. Wenn der Arzt in der Irrenanstalt seine Visite macht, gibt er durch ein eigentümliches Klopfen sein Erscheinen in der Frauenabteilung kund. Auf dieses Zeichen hüllen alle Patientinnen ihr Gesicht in den sogenannten Schleier — freilich ganz ohne Rücksicht auf die übrige Toilette, die oft im äußersten Grad sorglos gehalten ist.

In Persien hat Dr. Pollak während eines zehnjährigen Aufenthaltes nur acht bis zehn Geistesranke gesehen, und bei diesen waren körperliche Ursachen nachweisbar. Die angeborene Gleichgültigkeit der Perser bewahrt sie vor moralischen Aufregungen aller Art. Ja sie nennen sogar den Europäer wegen seiner Thätigkeit und seines rastlosen Strebens Dimanch, was so viel als „etwas verrückt“ bedeutet.

Bei den Chinesen herrscht in Beziehung auf Geisteskrankheiten ein sehr großer Unterschied zwischen jenen, die zu Hause, und jenen, die in der Fremde leben. In Neu-Südwaies befanden sich 1879 in den Asyl 47 irre Chinesen, d. h. einer auf 140 der chinesischen Bevölkerung. Diese erschreckende Anzahl erklärt Dr. Manning daraus, daß die Glücklichen, die in den Goldgräbereien ihren Vorteil gefunden, nach China zurückkehren und nur die erfolg- und hoffnungslose Klasse der Chinesen zurückbleibt, die niemand haben will und die man dann, wenn sie erkranken, sogleich der Anstalt übergibt. In China selbst sind Geisteskrankheiten sehr selten. Die ruhige friedliche Lebensweise der Chinesen, der Mangel heftiger Erregungen, ihre gemäßigte und enthaltsame Art sich zu nähren, bei welcher Trunksucht kaum vorkommt, die Ständigkeit ihrer sozialen Einrichtungen benimmt die Ursachen zu geistiger Störung. Anlaß geben manchmal Begebenheiten, die uns lächerlich erscheinen würden, z. B. Schrecken über das Erscheinen kaiserlicher Soldaten oder Piraten, über eine Feuersbrunst u. dgl. Geldverluste und Liebesgram kommen seltener als Krankheitserreger bei ihnen vor, dagegen manchmal das anhaltende Bemühen, ihre Klassiker — auswendig zu lernen! Es fragt sich nach all dem, ob nicht der Einfluß des Kontaktes mit den Europäern und besonders den Missionären die Geisteskrankheiten doch häufiger mache, als sie sonst unter den ungestörten heimischen Verhältnissen der Bezopften vorzukamen. Gewiß werden durch religiöse Strupel und durch die Nähe europäischer Konkurrenten auch andere Gemütsbewegungen bei ihnen erregt im Gegensatz zu

jenen Glücklichen, die im Innern des Landes von den Fremden nichts wissen. Auch die früher erwähnte häufige Erkrankung in den Goldgräberdistrikten ist ein Beweis, daß das Gehirn der Chinesen nichts weniger als Immunität gegen Geisteskrankheiten besitze. Sie brauchen nur in die Wirrnisse des Lebens hineingerissen zu werden, und die geistigen Störungen treten alsbald und in großer Anzahl auf.

In den australischen Kolonien ist die Ursache der nicht seltenen Geisteskrankheiten oft schwer zu eruieren, teils wegen der enormen Entfernungen, aus denen die Kranken in die Anstalten gebracht werden, teils wegen der äußerst gemischten Bevölkerung, die aus Chinesen, Westindiern, Südpazifikanern und den australischen Eingeborenen zusammengesetzt ist. Die in Europa so häufige Subsistenzlosigkeit und Armut fällt wohl hier weg, dagegen gibt es andere Ursachen, die mit dem Kolonialleben innig zusammenhängen. Ein besonderer australischer Krankheitserreger ist die Vereinsamung, und dies gilt nicht allein vom Schäfer, sondern von sehr vielen Emigranten, welche mit wechselnder Beschäftigung herumwandeln, ohne sich an jemand anschließen zu können, und dann leicht von Verfolgungswahn befallen werden. Die Goldminen liefern selbstverständlich genug Kranke, und man betrachtet dort überhaupt schon die Goldgräber als „halbe Narren“. Im ganzen ist das Verhältniß der Irren zu den Gesunden nahezu wie in England. Süd-Australien, das eine glücklichere Verteilung und bessere Lebensweise der Einwohner besitzt, macht eine sehr vorteilhafte und günstige Ausnahme von dem Reste des Landes.

In den arktischen Regionen sind Geisteskrankheiten sehr zahlreich. Die Grönländer, Isländer und Lappländer sind meistens während der Wintermonate in einem Zustand hochgradiger geistiger Depression, die sich leicht zur eigentlichen Melancholie mit größtenteils religiösen Wahnideen steigert, wie das auch auf den Färöer-Inseln häufig beobachtet wird. Das lange Entbehren des Sonnenlichtes, die Monotonie der ganzen Szenerie, die Einsamkeit und die lange, durch die Unbilden der Witterung aufgezwungene Unthätigkeit sind schuld an dieser Disposition und den hierdurch bedingten häufigen Erkrankungen, die manchmal ein Prozent der Bevölkerung ausmachen!

Kronberg im Taunus.

Ein kleiner Ort von etwa 3000 Einwohnern, liegt Kronberg am Südbahange des Taunusgebirges und wird mit der Eisenbahn von Frankfurt a. M. aus in 40 Minuten erreicht. Die arbeitssame Bevölkerung lebt hauptsächlich vom Feldbau; das Obst und besonders die zahme Kastanie gedeiht, in ganzen Waldungen vereinigt, in ungeahnter Fülle. Hervorragend aber und von besonderem Interesse

ist Kronberg durch die seit nahezu ein halben Jahrhundert ansässige Künstlerkolonie meist Frankfurter Maler, die ungehört zu dem Geräusch der Großstadt in der friedvollen Ruhe jener Berge ihrer Thätigkeit nachgehen. Hier „bistbet man Talent sich in der Stille. Der Senior dieses Künstlerheims war der Genremaler J. F. Dielmann, als Mensch ein Denker und ein Künstler unter den Künstlern. An ihn reißen sich Namen, deren Klang in der Kunst weit über die Grenzen Kronbergs hinausgedrungen: wie der Prof. A. Schreyer, Jakob Maurer, Ph. Kumpf, P. Burnitz; aus Hugo Kauffmann verbrachte hier zehn Jahre. Einer der Begründer der Kolonie, einer der bedeutendsten unter allen, ist der Maler Anton Burger, ein geborener Frankfurter, dessen Talent und dessen anregender Verkehr zahlreiche jüngere Elemente anzog. Burger hat vielfach Schüler ausgebildet, die teils direkt als solche Anschluß an ihn hatten oder unter seinem Einfluß sich bildeten; zu diesen wären zu zählen: der Prof. W. Friedländer, die Maler Winter, Maas, Ph. Grand und der Tier- und Landschaftsmaler Adolf Ehlers, der seit 1882 den Aufenthalt in Kronberg mit dem in der großen Kunststadt München vertauscht hat.

Dieser Künstlerkreis in erster Linie, dem aber auch die interessante Lage des alten Städtchens und sein gesundes mildes Klima sind seit langem der Anziehungspunkt für reicher Fremden und manche angeesehene Frankfurter Familie hat hier ihre Villa, um die Sommermonate, statt sich den Strapazen der Schweizer- oder Tirolerreise auszuliefern, auf eigenem Grund und Boden in Kronberg zubringen. So reiht sich Besitzung an Besitzung, ein Kranz von Villen umgibt den traumhaften Ort und es ist eine erhebende Empfindung bei Sonnenuntergang von der Höhe des Schloßturmes aus hineinzuschauen in der Zauber der Landschaft mit ihrem raschen Wechsel und Fluten von Luft und Licht, der Berg und Thal. Der schönste und zugleich der umfangreichste Landsitz in unmittelbarer Nähe Kronbergs ist jene Villa, welche der verstorbenen Herrn Kommerzienrat Reiss gehörte; dieselbe ging vor kurzem in den Besitz J. M. der Kaiserin Friedrich über und heißt seitdem Villa Friedrichshof, zum ewigen Gedenken an den erhabenen Monarchen. Die Villa war anfänglich für eine Heilanstalt bestimmt, konnte aus verschiedenen Gründen ihrem Zwecke aber nicht zugeführt werden und gelangte in den Besitz des Herrn Kommerzienrates Reiss, der dieselbe erweiterte und in einen Herrschaftssitz umwandeln ließ. Im Jahr 1870 kam und die ersten Zugewanderten den Rhein passiert hatten, der Besitzer in hochherziger Weise sein Schloss zur Verfügung der Leidenden und weiten Räume verwandelten sich in ein großes Lazarett. Dadurch veranlaßt kam die Kaiserin Kronprinzessin Viktoria nach Kronberg

brachte den auf den Tod verwundeten Tapferen ihre hohe Teilnahme entgegen, nach allen Seiten hin Gutes wirkend, allseits verehrt und geliebt. Die Säle, in welchen damals ihre Fürsorge waltete, sind jetzt in ihren Besitz

übergegangen und dürfen wir annehmen, daß die neue Sommerresidenz Friedrichshof bei Kronberg im Taunus einer der Lieblingsplätze der trauernden Witwe unseres großen Kaisers Friedrich sein wird.

nehmen, — lächerlich! Atteste, Blafate, Bilder — abgeschmakt! Man schreibe, telegraphiere, telephoniere an Abimelech Dunst, Nappelschhausen; Profuristen telegraphieren sofort eingegangene Orders nach, wenn auf Reisen bin. Eigenen Draht in allen größern Städten. Komme auch selbst, wenn gewünscht wird. Voriges Jahr 169 000 Mark für Ekstrazüge ausgegeben. Besitze sähnenahle Erfindungskraft. Habe Proben bei mir.“

„Da möchte ich woll mal 'n Paar von sehn,“ sagte ich.

„Gern. War in London. Mein Haus in Nappelschhausen telegrafiert mir: Doctor Knorbor, Lomburdistried 751. Präsentiere mich. Junger Arzt, soll ihm Rundschaft besorgen. Gut. Während dessen wartet im Hotel Inhaber von Fairblad & Smok, — Buch- und Steindruckerei. Schlechtes Geschäft, will meine Reklame. Auch gut. Beginne zu kombinieren. Kombinieren eine famose Idee für beide. Folgenden Tag steht in 'Times' Inserat:“

„Wir können für die nächsten Tage keine neuen Arbeiten übernehmen, da wir alle unsere Maschienen zur Herstellung von Totenschein-Formularen für Herrn Doctor Knorbor gebrauchen. Fairblad & Smok.“

„Dr. Knorbor kommt gestürzt. Will mich todtboxen. Mister Smok kommt gerannt, will mich ohrfeigen. Lächle verächtlich, aber ruhig. Sage: bis morgen warten. Ganz London spricht von Dr. Knorbor, dem Massenmörder. Folgenden Tag steht in den 'Times':“

„In unserer gestrigen Bekanntmachung ist ein bedauerlicher Irrthum enthalten. Der Arzt, für den wir die Totenschein-Formulare herzustellen haben, ist nicht Dr. Knorbor. Fairblad & Smok.“

„Bei Fairblad & Smok sind den Tag 5221 Leute gewesen. Wollten natürlich alle wissen, wer denn der Arzt war. Natürlich jeder was gekauft oder bestellt. Dr. Knorbor vorige Woche pompöse Villa gekauft. Kostet 21 500 Pfund Sterling. Auslagen: 10 Pfund Honorar an Abimelech Dunst.“

„Herr Dunst,“ ruf ich nu, „Sie sind 'n geniahlere Onkel, und wenn Sie mit meine Wenigkeit die Ausstellung besuchen wollen, denn ist die Angelegenheit in den richtigen Geleise.“

„Gut. Aber alles müssen Sie wieder erzählen in 'Vom Fels zum Meer'.“ — „Von wegen der Reklame, Sie kleiner Schäfer, hä?“ — „Natürlich! Nu aber los! Zigarre rauchen, Kulasch? Was feines! Importirte Klohrkali ominosa, kostet 975 Mark mit Seebeschädigung.“ — „Oh ja,“ sag ich schmunzelnd, „ich rauche gern was Gutes.“ Er giebt mir also 'n Zigarre von ganz kolossale Dimansiohnen und ganz sonderbare Kulöhr, und ich schtecke sie an. „Ganz famos,“ sag ich, und lege meine Arm gefälligst in dem feinigern. „Nu aber vornwärts!“

Und dadermit schtürzen wir uns in

Fröhe Kulasch

auf der

hamburgischen Gewerbe- und Industrie-Ausstellung.

Mitgeteilt von

Albert Roderich.

Es ist mir theilweise eine Ehre und ein Vergnügen, als Berichterstatter zu fungieren über die Ausstellung in meiner lieben Vaterstadt Hamburg. Wenn Sie, Herr Redaktör, meinen, ich wär vielleicht nicht der richtige Mensch dazu, weil ich nicht die respektiven technischen Wissenschaftlichkeiten für Industrie und Gewerbe besitzen thät, denn antworte ich ihnen dabaus mit einem fettgedruckten, reichhaltigen: Oho! Was der richtige amtliche Krichstiter und Berichterstatter ist, der schreibt über alles, — das ist ja gerade die Kunst! Grad so wie der Maler, der Genieh und gute Pinsel hat, ebenso ist 'n Engelskopf malen kann wie eine Schaisnase. — Uebrigens, Herr Redaktör, bitten Sie sich in diese Hinsicht noch sehr beruhigen, denn Sie werden gleich sehen, daß meine Bravour und Menschenkenntnis mir eine Verschönlichkeit unter den Fingern gebracht hat, welche erstens nicht von Pappe ist, und welche zweitens als Industrie und Gewerbe anbelangt, eine Berichterstatterung ganz famos ist den Beinen helfen wird.

Das verhält sich nämlich in folgender Weise. Ich sitze also in der großen Re-auratiohn, um mich für meinem Verufe it mal durch 'n Glas Bier zu schtärken. Sie ich beim vierten Glas bin, nehme ich mein Notizbuch 'raus und meinen Bleichstift und fange an, ihn ordentlich anzuspitzen, denn was für 'n gewöhnlichen Krichstiter seine Leier ist, das ist für 'n driten Berichterstatter sein Bleichstift. „hör' ich ein Husten und Mäuspern, so wie ich aufsehe, erblicke ich einen lann, mageren Herrn in einen großkarrierten, allen Anzug vor mir. Er blinzelt mir it seinen kleinen, grünlichen Augen zu und sagt: „Hm, Berichterstatter, wie?“ — „Ja wohl, mein Herr!“ sag ich und spize einen Bleichstift weiter. „Für welche Zeitung, wenn fragen darf?“ — „Vom Fels zum Meer; mein Name ist Fröhe Kulasch.“ — „Ah, so! Münchener Kunstausstellung, wie?“ — „Zu dienen, mein Herr, ja wohl.“ — „Hm, famose Berichte! Kann Ihnen hier vielleicht dienen. Wird mir

'n Ehre sein. Bin Techniker, Ingeniör — alles. Habe hier selber auch ausgestellt.“ — Das konnte mir passen. Ich laß aber meine innerliche Genugthuung gar nicht merken und sag' so ganz oberflächlich: „Darüber läßt sich vielleicht reden. Was verlangen Sie denn dafür?“ — „Nichts, gar nichts. Genügt mir, wenn mein Name in 'Vom Fels zum Meer' erwähnt wird. Müssen mich sehr oft erwähnen. Wollen Sie?“ — „Das will ich schon thun. Aber mit wenn hab' ich denn eigentlich die Ehre?“

Nu hatte sich der fremde Herr bei mir niedergelegt, legte mir die Hand, wo 'n großer Brilljantring drauf schteckte, auf der Schulter und redete mit so 'n trockenen, ruhigen Tonfall: „Heiße Abimelech Dunst. Bin 33 Jahre alt. — Spreche elf Sprachen, — elf verschiedene Sprachen sogar. Bin Reklamist. Mache Reklamen. Wofür? Für alles. Für Schuhwecken und dreieckigte Elefantent, für Wurstfabriken und Fliegenpapier, für Dichter und Leichdornoperatöhre, — für alles. Hab 's Geschäft von meinem Vater übernommen. Als geboren wurde, annoncirte mein Vater, wär der dreizehnte Sohn. Müßte deshalb wahrscheinlich sterben, da er sehr arm wär. — Regnete milde Gaben. Als 20 Jahr alt, übernahm 's Geschäft. Mache erste Reklame damit, womit sehr viele Menschen letzte machen. Mit 'm Leichenstein. Verkaufte einer Steinmetzfirma das Recht, auf meinen Familienleichenstein Inschrift zu setzen:“

„Hier ruhn wir aus von allen ird'schen Plagen, Hier ruhen wir mit Wonne und Behagen; Ach, so entsündend ruht man unter keinen Als unter Moriz Meyers Leichenstein.“

Moriz Meyer hat in 1/2 Monat 3791 Leichensteine abgesetzt.“

„Donnerwetter!“ warf ich ein. „Und Sie wohnen hier in Hamburg, Herr Dunst?“

„Nein. Reise auf Reklamen. Stammshaus in Nappelschhausen. Wer meine Reklamen benutzt, ist 'n gemachter Mann. Bin's selbst dadurch geworden. Patent

der kolossalsten Menschenströmung von allein 50 000 Abonnenten und außerdemige Angreßzahler.

Nu will ich aber als gewissenhafter Berichterstatter hier erst mal, ehe ich überhaupt was Einzelnes gesehen habe, mein kompetentes Urtheil über dem Ganzen und Zusammengehörigen abgeben, und da müßt ich sagen, wenn ich bloß mein poetisches Gefühl und mein dichteriſches Herz zu Worte kommen lassen wollte: es ist grandioſs, pompoſ, entzückend! Da mer aber doch bei 'ner Industrie- und Gewerbeausstellung mehr auf praktische Kopfarbeit ſehn ſoll, ſo ſag' ich bloß: es iſt ſamoiſt!

Es iſt ganz merkwürdig, wie mer auf ſo'n kleinen Platz ſo viel große und ſchöne Sachen hinkriegen, und wie mer wiederum auf ſo'n großen Platz ſo viel kleine und nüdliche Dinge zusammenbringen kann. Ja, wenn Hamburg auf meine Wenigkeit nur 'ne zehnte Schtelle von 'n Dezimalbruch ſo ſchloß war' wie ich als Hamburger in dieſem wundervollen Augenblicke auf Hamburg, denn würd' ich mit'n gehüllichen Menſchen die nächſten drei Zeitepochen kein Wort mehr reden. Ne, das würd' ich nicht!

„Herr Dunſt,“ ſag' ich nu, „ich denke, nu machen mer erſt mal 'n Rundgang hier durch der umgebenden Parklandschaft, eh' mer in den eigentlichen Ausſtellungshallen rein gehn.“ Herr Dunſt war damit einverſtanden. Die umgebende Parklandschaft mit den zugehörigen Anlagen von Gebüſchen, Bäumen, Bierbuden, Weinhallen, Schampanjerkieſen und Likörpavillions iſt wirklich was mer ſo in der gewöhnlichen Umgangſprache „einfach entzückend ſchön“ nennt. Und mitten durch die Anhöhen, Hügel, Thäler, Waldungen, Bierhallen, Weinbuden u. ſ. w. iſt 'n kleiner, allerliebſter Graben gegraben, — dadruf fährt, rudert und gondelt die Menſchheit, daß es 'ne Luſt iſt. Wenn mer ganz einfach den Graben Laguhne nennt und die Böte Gondeljähren, und denkt ſich 'n paar Dogen und ſo dergleichen dazu, denn hat mer das reine Benediq.

Weit waren wir noch nicht gegangen, da ſtanden wir vor einer der bereits oben erwähnten Likörpavillions, wodrin vier ältere junge Damen in den verſchiedenſten Nationalkoſtümchen die Likör zu 25 Pennige das Ausſtellungsglas ausſchleuften. „Herr Dunſt,“ ſagte ich, „hier können Sie nun gefälligſt Ihre verſchiedenen Sprachkenntniſſe im rechten Lichte ſehen. Da haben Sie eine unverfälſchte Italienerin, die Dame hier iſt eine direkt importirte olle Schwedin und die Mammſell linkerhand iſt eine holde Tochter von Joh'n Bull. Nu reden Sie mal mit den Damens.“ — „Will ſchon machen,“ ſagt Abimelech Dunſt und redet auch richtig auf die Italienerin los — ſo recht italieniſch, lauter Wörter mit i—i und o—o. Die Italienerin iſt natürlich ganz verbutſt, daß ſie hier ſo plötzlich in ihrer Mutterſprache angeredet wird und

ſagt ganz erſchtaunt weiter nichts als: „Non o kompresso!“

Dadruf ſängt mein Freund mit der Schwedin an zu reden, woran ich ſogahr, obgleich ich's ja gar nicht nöthig habe, auch ein Paar Worte verſtanden habe: „Utam ſweſel und foſſer.“ Dunſt hat ihr wahrſcheinlich was Schpaſiges geſagt, denn das Mädel lachte und ſagte: „Jag kan ikke ferſtohdem.“

Bedeutenden Reſpekt hab' ich aber vor meinen neuen Freund bekommen, wie er nu auch wahrhaftig mit der Engländerin zu parliehren anfängt. 's war aber 'ne ſchnippſche Verſohn. Sie hat ihn immer los reden laſſen und bloß geſagt: „Ei dohnt önderſtänd.“

Inzwiſchen hatten wir nu jeder ein Paar Likörre getrunken und mein Freund Dunſt will, wie ich mit Vergnügen bemerkte, beſahen.

Er ſagt in der Taſche und ſagt zu der Engländerin: „Können Sie mir eine Hundertpfund-Note wechſeln? — Ach ſo, die verſteht ja kein Deutſch,“ verbeſſert er ſich und frägt auf engliſch: „Känn juh wechſeln mi a noht off hunderd Paunds?“ — „Ei dohnt önderſtänd,“ ſagt wieder die Engländerin. — „Nein, ſie kann nicht wechſeln,“ ferdollmetſcht Herr Dunſt mir die Antwort und ich ſage: „Laſſen Sie nur, ich werde die Kleinigkeit ſchon auslegen!“

Nu gehn wir weiter und kommen bald an einer Bude, die ſehr künstlich aus Holz, Leinwand, Papier und Löcher zuſammengeſetzt iſt. Darin produziere ſich ein lebendiger Taucher für ein Ekſtra-Angreß von 40 bis 20 Pennigen. Es iſt alſo ſoſagen eine kleine Ekſtra-Gewerbeausſtellung. Gerade wie wir herein kommen wird der Taucher von zwei Männern in Mariennekleidung an zwei Schleichen in ein Waſſerbäſſeng herabgelassen und einer von den herablaſſenden Männern erklärt daberbei das Koſtüm und die Arbeit des Tauchers. Weil dies doch aber ſo ziemlich bekannt iſt und auch der Langweiligkeit halber beſchreibe ich das hier nicht weiter und erzähl nur noch, wie einer der eſplichirenden Männer dem Herrn Taucher eine Taſel ins Waſſer reichte und zum geehrten Publikum ſagte: „Der Taucher wird unter Waſſer etwas auf dieſe Schiefertafel ſchreiben!“

Drei Minuten athemloſe Pauſe — dann noch 'n kleinere Pauſe, und richtig, der Taucher langt die Taſel wieder aus'm Waſſer raus, und der Herr lieſt vor, was drauf geſchrieben iſt: „Es iſt des Tauchers liebſte Beſchäftigung, kleinere Werthgegenſtände aus dem Waſſer heraufzuholen.“

„Das ſchreibt er jedes Mal auf!“ ſchrie nu eine laute Schtimme aus'm Publikum.

„Thut er auch!“ rief laut und etwas piehlich der Eſplichirator nach den Schreier hin. „Jawohl, es iſt wirklich des Tauchers liebſte Beſchäftigung, kleinere Werthgegenſtände aus dem Waſſer heraufzuholen. Er beſiſt darin eine außerordentliche Fer-

tigkeit, wovon ſich das ferehrte Publikum ſelbſt überzeugen kann!“

Nu griffen denn auch verſchiedene anweſenden Herren in der Weiſenheit und ſchmiſſen kleine Geldſtücker in Waſſer, und mein Freund Dunſt war ſchüchtern, das war woll ſo groß wie Thalerſtücker. Der Taucher ging wieder unter Waſſer und nach'n paar Minuten kam er an der Oberflähe retuhr und hatte in der naſtkalten Hand drei Geldſtücker à 10 und 5 Pennig und ein Schtücker Blech. Von wegen dieſen Schtücker Blech ballte er die feuchte Faust gegen dem Publikum. „Das hat der tauchſchmiſſen!“ rief eine dicke Dame und auch auf meinen Freund Dunſt. „Hab' ich keinen Barren Gold bei mir,“ ſagte die. Nu ſchwamm der Tauchkünstler nach unten Platz hin und tauchte gerade vor dem Dunſt ſo heftig unter, daß eine kolloſale Welle aus den geſüllten Baſſeng auf meinen Begleiter loſfuhr. Abimelech Dunſt aber ſchprang mit einer mündlichen johnglöhrartigen Behendigkeit beiseite, die kolloſale Welle goß ſich über mir von oben bis unten, daß ich gefälligſt daſtand wie eine ganze Heerde von gegosjenen Budeln. Daderzu brach er noch das ferehrte Publikum in ein ſchallendes Gelächter aus, und ich brauch' mir wol gar nicht zu entſchuldigen, daß ich in einer ferhältnißmäßigen Wuth gerath. „Donnerwetter und mit Reſpekt zu ſagen,“ ſchrie ich, „daß iſt eine Noth. Ich verklag' den Taucher und ſein ganzes Baſſeng!“

Nu kam ein nicht ſehr großer und nicht ſehr eleganter Herr, der Beſitzer des Taucherbude, zu mir ran und ſagte: „ſollt' ruhig ſein. „Was?“ rief ich in meiner ſchlechten Brauwur betonung. Der Taucher begießt mich mit 'ner Süßigkeit und denn ſoll ich auch noch ruhig ſein. — „Ja,“ ſagte der Mann, „was ſen Sie meinen Taucher mit 'n Süßigkeit.“ — „Ich?! Ich hab' das Blech e'reingeworfen ins Baſſeng!“ — „Na, denn geht Ihnen ja auch die geſchichte nix an!“ — „Was?“ — „Der Herr Kulafch,“ miſchte ſich nun Abimelech Dunſt im Geſpräche, „nein, Geld geht Sie gar nichts an. Hab' das Baſſeng geworfen. Ja, ich. Wenn Taucher beleidigt, gut, iſt Ehrensache zwifchen Taucher und mir. Geht Sie nichts an.“ — „Nein, geht Sie nichts an!“ rief der Tauchſalonbeſitzer und „nein, geht Sie nichts an!“ ſchrie ein ſchnell gerathener Chor aus dem Publikum mit 'nem nahe teuſſlichem Gelächter. Mir ward ordentlich ein bißchen angst und bange.

„Herr Dunſt,“ ſagte ich alſo, „dieses eine Ehrensache zwifchen dem geſchätzten Herrn Taucher und Ihnen, denn bitte ich wegen meiner unmerklichen Durchnäſung gehorſamſt um Entſchuldigung!“ Und dadermit zeige ich meinen hoherhobenen Abgang, daß die Wenigkeit ein Mann iſt, der ſeine Würde und Grandezza auch im durchnäſten Zuſtand behauptet. Jawoll!

„Herr Kulafch,“ sagte nu Herr Dunst zu mir, als wir wieder im Freien waren, „hätten mich da beinah in große Verlegenheit gebracht.“ — „Ich — Sie, Herr Dunst?“ — „Na ja — schon gut — rede nicht weiter davon. Wollen nicht Kleider umziehen, Herr Kulafch?“ — „Wozu denn? Die andere Seite ist ja auch naß, — ach so, — Sie meinen — ja — ja — wissen Sie — mein anderer Anzug ist grad beim Schneider. Und denn — bei 30 Grad im Schatten, das trocknet gefälligst die Sonne in 'ner halben Schtunde.“

Nu gingen wir also weiter und kamen über die große Brücke, die über die venezianischen Lagunen geschlagen ist, nach der andern Seite des Ausstellungsparkes. Hier steht vor der Maschiennhalle ein Koloss von Eisen, wie es der verwöhnte Geschmack das nur in einer Hafenstadt wie mein liebes Hamburg produzieren kann. Es ist ein kolossaler Hebekrahn, wie er zum Entlösen der Schiffe benutzt wird, und mit welchem man, wenn es sich grade so macht, auch ein ganzes Schiff inluftlose Ladung in der Höhe heben kann.

Hier nun werde ich mir erlauben, das ferechte Puplum auf ein neues Talent meiner Wenigkeit gütigst aufmerksam zu machen und dem geschätzten Herrn Redaktör beweisen, daß Fröhe Kulafch auch für eine Gewerbe- und Industrieausstellung das nöthige plehn air befißt.

Ich habe mir nämlich in einer Wissenschaft diverse Privatschunden gegeben, in einer Wissenschaft, welche grade für Gewerbe und Industrie von einer Bedeutung und Eminenz ist, daß einem Hören und Sehen dabei vergeht. Diese Wissenschaft ist die Schtattistik, und mer werden schon im Laufe meiner gehorsamen Berichterstattung gütigst zu sehn kriegen, was ich dadrin für Leistungen auf den Reinen zu schstellen meinerseits hochachtungsvoll im schtande bin. Grade hier neist präter propkter zum Beispiel bei dem Hebekrahn! Ich hab' schtattistisch masgerechnet, daß, wenn mer neben diesen Hebekrahn, der 100 Zentner heben kann, noch einen hinschstellt, der 200 Zentner hebt, und daneben wieder einen von 300 Zentner und gefälligst so fort immer solche, die 's Doppelte von ihren Nachbarn in der Höhe bringen, dann kann mer, wenn 21 solche Maschiennen nebeneinander schstehn, Amerika, Auschtalien und die ganze sächsische Schweiz inluftlos auschtall und 'n kleinen Winterberg in der Höhe heben. Und wenn mer noch mal zu den 21 Hebekrähen wiederum 21 in derselbigten schsteigenden Progression hinschstellt, denn kann mer den Mond, die Schterne Wenus, Behr und en 0,87654ten Theil von der Junoh auf andere Erde flappen und die ganze Weltlichte 'n gutes Schtündchen in der Luft hweben lassen. Dieses ist Schtattistik, von welcher der ferechte Leser noch weizes genießen wird.

Nu aber meinte Herr Dunst, es war

doch woll mal Zeit, daß wir uns die Ausstellungsgebäude auch mal von drinnen ansehen thäten, und so traten wir denn in die nächste der großen Hallen. Da sagt ein Auspaser zu mir: „Mit brennende Zigarre ist der Eintritt nicht gestattet!“ Ich hatte nämlich noch 'n kleinen Schtummel von der feinen Zigarre im Mund, die mir Herr Dunst geschenkt hatte. „Die Zigarre brennt auch nicht,“ sag ich. — „Jawoll, die Zigarre brennt,“ sagt wieder der Thürschteher. — „Nein, die Zigarre brennt nicht,“ sag ich nu wieder. — „Erlauben Sie,“ sagt nu der Mann, „denn muß ich mich überzeugen,“ und daderbei nimmt er mir die Zigarre aus der Hand, und drückt seinen dickhäutigen Daumen dagegen, daß das edle Kraut ganz aus'nander bricht.

„Ne, sie brennt nicht,“ sagt nu der ungeschickte Mensch und will mir die zerrüttete Hawannah wiedergeben. Nu war der Schtummel aber so klein, daß mer'n nicht ordentlich mehr anfassen konnte, und richtig fällt er an der Erde. „Verslirt noch mal,“ ruf ich, „das war 'ne importirte Klohrkali ominosa und der Nest noch für mindestens zwanzig Krennig!“ und daderbei halt ich das andrängelnde Puplum zurück, um meinen feinen Schtummel aufzuheben. Ich konnt ihn aber nicht sehn. Nu halt ich das hineinwollende Puplum natürlich erst recht zurück, damit sie mir ihn nicht noch mehr zertreten. „Hat was verloren!“ belehrt Abimelech Dunst die mich etwas böse ansehenden Leute. Nu kufften die Nachschstehenden alle auf der Erde runter. „Was haben Sie denn verloren?“ fragte mich Einer. — „Oh, 'n echte Klohrkali ominosa.“ sagte ich, und nu bildete sich ordentlich ein Kreis um mich rum und alle suchten mit, so daß der Eingang bald verschtopft war und die Folgenden nicht mehr herein konntn. Da drängte sich ein Konnschtabler durch und fragte, was da los wäre. „Der Mann hat was verloren,“ sagte einer. — „Was haben Sie denn verloren?“ fragte mich der Konnschtabler. — „Oh, 'n echte Klohrkali ominosa.“ sagte ich, und in diesen Augenblick sah ich, wie grad ein dicker, vier-schrötiger Herr mit seinem umfangreichen Fuß auf meine Zigarre treten will. Ich schtoß ihn noch grad zurück und heb' mit Geschicklichkeit und Bravour den Schtummel auf.

„Da ist er schon!“ ruf ich. — „Was?“ sagt der Konnschtabler, „wegen den lumpigen Zigarrenstummel machen Sie hier so'n Adau?“ — „Und dadrum stoßen Sie mir vor'n Wagen?“ schreit der vierschrötige Herr. — „Ja, es ist eine echte Klohrkali ominosa!“ sag ich. — „Ach was, selbst Klohrkali onimosa!“ — „Dummer Kerl!“ — „Naus mit ihm!“ — „Arretieren Sie den Menschen!“

Auf dieser Weise schrien verschiedene Menschen um mir rum und ich kriegte es gewissermaßen mit der Angst. Ich wollte wieder hinaus aus der Halle und drängte mich nach'm Ausgange zu. Ich hatte

mich aber noch keine zehn Schritte durchgedrängelt, da schtand wieder ein anderer Konnschtabler, der schrie mich an: „Rechts gehen!“ Ich wollte mich schnell weiter hindrängeln. „Zum Donnerwetter! Hören Sie denn nicht — rechts gehen!“ Dabei packt er mich an und schleudert mich förmlich nach der andern Seite rüber. Da seh ich, wie mein Freund Abimelech Dunst in der Halle schteht und mich 'ran winnt. Nu bekomme ich wieder Kuhraje und will zu ihm. Ich schiebe mich also wieder in der Halle zurück, da schnaukt mich wahrhaftig schon wieder 'n Konnschtabler an: „Rechts gehn! Rechts gehn!“ Na, wissen Sie, wenn mer auch 'n Geduld von Gummi hat, mal reißt sie doch ab. „Herr Konnschtabler,“ ruf' ich ihm zu, „knobeln Sie nur erst 'mal mit Ihren Kollegen aus, was rechts und links ist!“ — „Machen Sie hier keine Redensarten!“ brüllt der Konnschtabler mich an und verseht mir einen Schtoß, daß ich nur so nach der andern Seite hinüberfliege.

Na, es ist gut, ich will mich weiter nicht bei dieser ungerechten und unferhältnißmäßigen Angelegenheit aufhalten. Genug, ich gelangte endlich glücklich wieder in der Halle herein, wo mein Freund Dunst auf mich wartete, und wir wurden denn nun so von den Menschenmassen zwischen all den Ausstellungsgesichtsständen hindurch geschoben.

Viel hab' ich an diesen ersten Tag nicht zu sehen und zu betrachten bekommen, und deshalb kann ich auch erst über 'n paar einzelne, mir besonders aufgefallene Gegenstände berichten. Eines, was den tiefsten Eindruck auf mein Gemüth gemacht hat und was meinen Schtolz als echter Hamburger auf der Siedespitze getrieben hat, das muß ich aber hier gleich zuerst niederschreiben. Es ist die Ausstellung von Getränken! Da kann man wahrhaftig mit Schtaunen und Bewunderung sehn, was der menschliche Schpiritus hervorbringen kann! So viele verschiedene Sorten haben meine entzückten fünf Sinne noch niemals, niemals beisammen gesehn! — Aber ich will hier, obgleich der Begruß mir förmlich entgegenwehert, keine poetische Alder loslassen, nein! Der Industrie und Gewerbe-Berichterstatter muß andere Hülfsmittel erkiesen. Wozu habe ich mir Privatschunden in der Schtattistik gegeben? Das sollen Sie gefälligst gleich sehn.

Wenn mer also alle Gefäße mit Getränken in der Ausstellung nimmt, — also alle Tischen, Buhstellen, Krushen, Tonnen, Glaser exeterah und so weiter, und schtellt sie alle und einzeln auf'nander und schießt denn zur ebenen Erde bei der untersten Tonne eine Kanonentugel ab, die immer mit der gleichen Geschwindigkeit von 95 Richter die Sekunde in der Höhe fliegt, da trifft sie die oberste Altsche in 3 Tagen, 17 Schtunden und 15 Minuten! — Bei dieser schtattistischen Berechnung ist nu freilich vorausgesetzt, was ich extra für den geehrten unschtattistischen Leser

bemerke, daß mer die Kanonenfugel nicht mitten in den aufgetürmten Flaschen exercetah' reinschießen darf, weil sie sonst alle zu früh herunterfallen.

„Sehn Sie 'mal, Kulasch,“ sagte nun plötzlich Herr Abimelech Dunst zu mir, „das Ding da — hab' ich ausgestellt,“ und daderbei zeigt er auf so'n Art von Klawiehr, wo so'n Art Futterahl von Leinwand drübergemacht war. — „Das ist ja ein Klawiehr,“ sage ich. — „Nein, — sieht nur so aus, — ist ein Unimufemeter, — von mir erfunden.“ — „Unimufemeter? Was ist denn das?“ — „Will Ihnen erklären. Passen Sie auf! Dingerichs hat 36 Tasten wie 'n Klawiehr. Wenn Tasten 1—10, die mit innerlichen Alphabeth in Verbindung schstehn, angeschlagen werden, entsichstehn hübsche Lieder à 4 Schstrophen. — Druck auf die 11. Taste, — Lieder rollen in 2. Abtheilung. — Schpiel auf Tasten 12—16 setzt die Lieder in Noten. Bearbeitung von Taste 17—24 giebt Klawiehrbegleitung. Taste 25—36 — kollosfahle Leistung! Passen Sie auf! An rechter Seite des Inschtrumentes drei Schallöffnungen wie 'n Trichter. Schsteht drangeschrieben Tenor, Alt, Sopran. Bei Schpiel auf Taste 25—36 ertönt je nach gedrehtem Kurbel in einer dieser drei Tonarten das in Unimufemeter gedichtete und komponierte Lied. Wenn eine Schstimme mal heiser, genügt halbe Flasche Hösschen Malzertract in Schallloch, — Schstimme wieder rein, klar, hell.“

„Das ist kollosfahl! Aber wer kann so'n Inschstrument schpielen?“

„Keiner. Ist auch nicht nöthig. Hab' einen selbstthätigen Automaten konischtruirt. Kann in jeder menschlichen Gestalt geliefert werden. Sitzt auf Klawiehrbock mit Klavierwerk drinnen. Unter rechten Arm drei Federn. Druck auf eine Feder: je nach Wunsch — Frühlingslied, Trinklied, Liebeslied, — gedichtet, komponiert, begleitet, gesungen, — Tenor, Alt, Sopran!“

„Herr Dunst, ich mach' Ihnen mein Kompliment. Dies ist eine ganz eminente Erfindung. Wenn das erst in Gang ist, denn brauchen die geehrten Herrschaften auch keine Künstler mehr einzuladen zur Verschönerung ihrer Gesellschaften und Festiwitähnen. Aber, Herr Dunst, warum nehmen Sie denn nicht die Umhüllung ab von den Unimufemeter?“

„Hm, weil noch nicht ganz fertig. Dort in Ecke schsteht Klawiehrbock — können sehn?“ — „Jawoll.“ — „Da fehlt noch der Automath drauf.“ — „Ach so, deshalb. Aber wissen Sie, Herr Dunst, wenn ich das Inschstrument erfunden hätt', ein Schallloch hätt' ich noch mehr drangemacht.“ — „Wozu denn?“ — „Vor's Bravorufen und Händeklatschen!“

So großartige Sachen wie diese sind nu nicht viele mehr auf der Ausstellung, aber von den vielen andern, die auch nicht von schlechten Eltern sind, will ich hier nur erst 'mal eine Idee beschreiben, die mir durch ihre Neuheit und Originalität

ganz besonders frappiecht hat. „Neue Heraldik“ nennt es der Ausschsteller, welche darin besteht, daß mer'n Wappen führt, das mit'n Namen so circa und präter propfter nach Möglichkeit übereinschstimmt. In dem Schaustafen dieses Herrn Ausschstellers liegt eine ganze Sammlung von desfallsigen Siegeln. Herr Bela führt 'n Bären im Wappen, Herr Herz ein Herz, Herr Dünnebeil ein kleines, schwächliches Weil u. s. w. Jammerfchade, daß mer das nicht schon früher gekannt hat! Da hätt' z. B. der berühmte Meyerbeer sein Wappen gehabt: M. zwei oder mehrere Eier, ein Bär, der Dichter Klopstock hätt' 'ne wunderfchöne kleine Haselgerte im Schilde geführt, und der große Bildhauer Rauch einen Schornstein mit dito. — So viel weiß ich, wenn ich zufällig den Namen Frankfurter führen thät, ich ließ mir'n hübsches Wappen machen mit'n Paar Würstel.

Inzwischen war's nu aber immer voller geworden, und die einzelnen Gegenstände konnt mer nicht mehr ordentlich befehn. Mer wurde nur immer so hin und her gedrängelt und geschoben. So kamen wir denn auch in der Gegend von der Seifenausstellung. Da schsteht eine riesige Piehramiede aus Seife, die beinah bis an der Decke reicht. Ganz wunderfchön und lauter verschiedene Formen und Farben von Seife. Davor war nu ein ganz besonderes Gedränge, und ich ward ein paarmal von den geehrten Mitdrängern an der Seifen-Piehramiede gedrückt. Mit einem Mal schreit ein junges Mädchen, die dicht neben mir schsteht: „Mutter, min'n swat neh Kleed is ganz full Seep!“ — „Mein Rock ist auch voll Seife!“ ruft ein Herr daneben und „Mein Fräulein, Ihre Bluhse ist auf dem Rücken voll Seife,“ sagt ein anderer Herr zu einer Dame. „Der Mann ist ja ganz voll Seife,“ ruft nu eine Frau und zeigt nach meine Wenigkeit. Nun war mir mit eins die ganze Geschichte klar. Ich hatte mit meinen nassen Taucher-Rock an der Seifenpiehramiede geschweert, die Seife war an zu schäumen gefangen, war auf den nassen Rock süßen geblieben, und ich hatte meine Nebenmenschen damit angeschlickt. Nu kam auch schon der Aufpasser bei der Seifenausstellung heran, und wie er sah, daß seine Piehramiede schäumte und die verschiedenen Seifenfarben durch'nander liefen, da muckte er nicht schlecht auf.

„De Mann sie'n Rock is ganz natt,“ rief nun das junge Mädchen mit dem eingeseiften schwarzen neuen Kleide und faßte mich beim Ärmel. Nun ging's los. „Sie haben uns hier alle das Zeug verdorben!“ — „Was thun Sie hier mit'm nassen Rock?“ — „Waschen Sie sich doch zu Hause!“ — „Ach, kommen Sie mir nicht zu nahe!“ So schrien sie durch'nander, und der Seifenaussteller schrie noch doller, er wollte Schadenersatz haben. Da schob sich ein mir wohlbekannter Konnschstabler durch den Haufen, und wie er mich sah, rief er: „Was?! Macht der Kerl hier schon wieder Na-

dau?!“ Nu schimpften sie alle über auf den Mann des Gesehes ein und zeigten auf ihre eingeseiften Kleider — die schäumende Seifenpiehramiede. „Ja,“ sagte endlich der Konnschstabler, „dieser Mensch ist wirklich ein Spelmacher, er hat vorhin da draußen schon zweimal Skandahl gehabt. Lassen Sie mal mit nach der Polizeiwache. Wir woll'n mal Ihre Personahlien stellen!“

„Herr Konnschstabler,“ sag ich im Wußtsein meiner Unschuld und Unmehrtüchtigkeit mit sanfter aber nachdrücklicher Betohnung, „Herr Konnschstabler, wenn Sie mir sagen, ich soll mit Ihnen auf der Polizeiwache kommen, denn ich ich Ihnen als gesetzmäßiger Bürger, wenn Sie mir hier aber mit Personahlien drohen, denn sage ich Ihnen: Die Sache ist damit noch lange nicht zu Ende — der Schluß folgt!“

→ Genesung. ←

Don

Eduard Paulus.

In meinem Fenster blühen
Die Rosen still herein,
Die Berge seh' ich glühen
Im goldnen Maienschein.

Nach langen Leidenswochen,
Sturmtagen, ernst und kalt,
Ist grünend aufgebrochen
Der hohe Buchenwald.

Die Schmetterlinge fliegen
Um seinen Blätterfaum,
Und leichte Wolken wiegen
Sich hell im Himmelsraum.

Nicht hofft' ich zu erleben
Den Frühling noch einmal,
Nun liegt im Duft der Reben
Mein frohes Heimatthal, —

Wo Gottesahnung füllte
Die dunkle Seele mir,
Und köstlich ihr verhüllte
Der Erde graue Eier, —

Wo Frauenliebe taute
Mir in die tiefste Brust,
Wenn auch der Himmel graue,
Ich hab' es nicht gewußt, —

Wo ich in Dichterträumen
Aus Schmerzen Honig sog,
Und fromm bei Quell und Baum
Das Leben mir verfloß.



Ein Sommerbild vom Bodensee.

Goldener Sonnenschein liegt auf den Dächern der Stadt und bis in die geheimsten Winkel dringt er mit einem Strahlen. Aus dem Hafen der altherwürdigen Rünsterstadt Konstanz trägt uns das Schiff unter den ewalrigen Bogen der Rheinbrücke hindurch, stromabwärts, vorbei an alten Resten einstiger großer Zeit, an dem Rheinthor- und Pulverturm. Je weiter uns das Schiff trägt, desto höher scheint sich über die Häuser der Stadt der Münsterthurm zu erheben, durch dessen durchbrochenen östlichen Helm der blaue Himmel lacht. Zwischen einge-rammten Pfählen, die dem Steuermann den Weg zeigen, rinnet sich der Dampfer hindurch und näher kommen wir den zwei Türmen, die auf Schweizer Ufer hinter ichten Bäumen sich erheben. Es sind die Türme des schloßes Gottlieben, in deren einem einst Fuß traurige Tage verlebte; kurz vor seinem Tode wurde er nächtlicher Weise hierher geführt. Derselbe Rhein, der uns jetzt im hellen Sonnenlicht dahinträgt, spiegelte damals den Fadel-keim der Schergen und vernahm des Duldens Klagen und heilige Gebete. Wechselvolle Schicksale hat dieses Wasser, jetzt zu einem Schloßchen umgebaut, durchgemacht, es ist in neuerer Zeit, nachdem 1837 Napoleon III. es angekauft hatte, in Privatbesitz überging, und jetzt ist er einstige Beherrschung eines Reiches im Begriff, es an uns zu bringen. An den gotischen Bau reihen sich die Häuser des Dorfes Gottlieben, schmutz und reinlich ge-
alten.

Der See hat uns nun wieder aufgenommen. Vor uns steigt aus den Fluten die Insel Reichenau, langge-
reckt zieht sie sich in den See hinaus, durch einen schmalen
amm mit dem deutschen Ufer verbunden. Im 8. Jahr-
hundert gründete der hl. Pirmin auf der Insel eine
ster weitberühmte Abtei. Drei alte Kirchen zeugen

jezt noch von ihrer einstigen Bedeutung und für Kunst-
historiker ist dieser Fleck Erde eine reiche Fundgrube
wichtiger Denkmale der Architektur und des kirchlichen
Kunstgewerbes. Bei der Landung an der Schweizer
Dampfschiffstation Ermatingen steigen wir aus und vergan-
geht's zum „Wolfsberg“. Hier leben wir den Untersee
in seiner ganzen Länge vor uns ausgebreitet, drüben die
Mettnau und das Städtchen Radolfzell, mit seinen Mauern,
den grauen; es ist ein altes Nest, wie der Dichter des
Eckhard sagt, und der uns in jener Historie eine getreue
Schilderung der Geschichte des Städtchens teilweise zum
besten gibt. Nachdem wir ausgeruht, ziehen wir weiter
wehrtwärts durch herrliche Wälder in die Tobel, Wald-
schluchten mit stürzenden Bächen, hinab und auf die Höhen
wieder hinauf, bis wir auf Arenenberg anlangen.

Schön liegt es da oben, das kleine Schloß, eine herr-
liche Aussicht gewährend über die rauschenden Wipfel des
alten Partes hinüber zu dem fernen Hegau, dessen Haupt-
repräsentanten, der Hohentwiel und der Hohenstaufen,
sich in scharfkantigen Umrisen vom blauen Himmel ab-
heben. Das einfache Landhaus läßt den Beschauer nicht
vermuten, daß hier einst Jahre hindurch die schöne Königin
Hortense verweilte, daß hier Napoleon III. seine Jugend
teilweise verlebt und nun nach seinem Tode dies Haus,
abgeschliffen von der Welt, öfters der Zufluchtsort seiner
Gemahlin, der Kaiserin Eugenie war, in deren Besitz
es sich jetzt noch befindet. Doch, sowie wir durch seine
Pforte eintreten, ist es uns, als wehe uns ein Hauch
großer Erinnerungen entgegen, eine seltsame Scheu um-
fängt uns, wenn wir die Bildnisse all der berühmten
Männer und der schönen Frauen, die schweigend und doch
so berechtigt zu uns herniederblicken, betrachten. Vor allem
erregt unser lebhaftes Interesse, von der Meisterhand
Vesbres gemalt, jene schlaffe, schöne Gestalt mit den
feingekrümmten, blassen Gesichtszügen, des Sohnes des
letzten Kaisers von Frankreich, der Prinz Napoleon, wel-
cher im heißen Afrika, fern der Heimat,
seinen frühen Tod finden mußte. Auf
einem andern Bild schaut in stolzer
Haltung sein Vater zu uns hernieder,
wie er in eifriger Winterzeit, sein weißes
Roß am Zügel führend, hinaufsteigt
zum Arenenberg, und im nächsten Saal
erblicken wir ein Frauenbildnis von
hintersehender Schöne, von einer beja-
bernden Gewalt, die uns begreifen läßt,

daß einst sie, deren Bildnis Winterhalter so meisterhaft auf
die Leinwand gezeichnet, Eugenie, für das schönste Weib
Europas galt. Wir befinden uns in einer großen Gesellschaft
berühmter Menschen, die zu ihrer Zeit die Welt mit ihrem
Ruhm oder Schreden erfüllten. Doch auch reiche Schätze des
Kunsthandwerkes bergen diese Räume und das Auge staunt
ob all der Pracht, Gebiegenheit und feinen Ausführung
der Möbel und der unzähligen großen und kleinen Luxus-
gegenstände. Auf einer Wendeltreppe steigen wir hinauf
aus dem Erdgeschoß in den ersten Stock, wo sich der
Erlaucherin Eugenie Privatstube befindet, die niemand
zugänglich ist. Nur einen kleinen Raum, das Arbeits-
zimmer mit dem Sterbepett der unglücklichen Königin
Hortense, dürfen wir noch schauen. Eine Kasse lehnt
an der Wand; ihre Seiten sind jedoch gesprungen.

Auf dem Tische stehen eingetrocknete die Farben und
liegen noch die Pinsel, die die Hand der fürstlichen Frau
geführt, als sie hier in der Einsamkeit ihre Tage beschloß.
Ein altes Bild, das über dem Bett hängt, das Innere
des Grabgewölbes darstellend, übt mit seiner Lichtwirkung
einen tiefen Eindruck auf den Beschauer aus.

Nun steigen wir hinab und treten in die dem Wohn-
haus gegenüberliegende kleine Kapelle. Einfach ist der
heilige Raum; eine Orgel, unheimbar, steht links vom
Altar an der Wand. Nur eines ist's, das den Blick der
Eintretenden sofort auf sich lenkt. Es ist die Statue einer
in wertvollem Marmor ausgeführten, knieenden weiblichen
Gestalt, die die Züge der Königin Hortense trägt. An
dem Sockel lesen wir die Inschrift:

A la
Reine Hortense
son fils
Napoleon III.

— — Still ist's geworden, auch der berebte Mund des
Führers schweigt. Erste Gedanken der Erinnerung voll
inniger Teilnahme an die unglückliche Fürstin, an das
Ende ihres Sohnes und ihres Sohnes Sohn steigen in
uns auf.

Die freie Natur umfängt uns wieder; ein Jodelruf
dringt aus dem Dorfe Mammach herauf zu uns und
hallt wieder in den Bäumen, und über den See tragen ihn
die Lüfte hinüber zum Hohentwiel als Gegengruß für die
feinen, die er aus der Ferne uns zugehört. Wir steigen
hinab zur Schiffslände und das nächste Dampfboot bringt
uns vorbei an den Schweizer Uferorten Verlingen, Sted-
born und Mammern nach Stein am Rhein, das sich den
Charakter eines alten Städtchens, wie selten eines, bewahrt
hat. Im ehemaligen Kloster St. Georgen, im Rathaus
und an den alten Giebelhäusern finden wir Wandmale-
rien, mitunter von nicht geringem Werte, sinnerreich an-
geordnete Allegorien und Ornamente mit derkräftigen und
anheimelnden Eindrücken. Hoch über dem Städtchen erhebt
sich die Burg Hohentwiel, die mit ihren Mauern und
Zurrtürmen herab in die Straßen blickt und der sich auf
dem holperigen Pfad zumummelnden Jugend erzählt vom
alten Zeiten, vom Haffengeld und Kriegsgeld. Wir
aber freuen uns der goldenen Gegenwart, „Linnen“ uns auf
der Veranda des Gasthauses in dessen Wäldchen, da
die Leuchte des Tages schon längst zur Rüste gegangen ist,
und wie zu unsern Füßen der Rhein seine grünen Bogen
rollt, hier wo er den Untersee verläßt, in unsern
Gläsern der goldene Wein funkelt, da haben wir an
in der Erinnerung an die letzten Stunden unserer
Seefahrt und es klingt hinaus in den lauen Abend
ein kräftig, Vivat dem Bodensee.“

Vorliegendes Stimmungsbild ist ein teilweiser
Abdruck aus dem soeben erschienenen Führer „Am
Bodensee“ von E. Ackermann (Verlag v. W. Med.
Konstanz).



Kleine Fischer. Von E. Eder.

Ida Barber.

B. Büttig.

Im Jahre 1887 sind in Frankreich von den 2000 Reblaus getriebenen Weinbergen 66000 ha mit 2000 tothentlocht, 88000 ha mit Sulfatcarbonat bebaute, 26000 ha unter Wasser gelegt worden, wie Zeitungsberichte aus Frankreich mittheilen. Die Reblaus ist vor einem Jahre durch die Bösige Zeitung in Paris veröffentlicht; 166000 ha sind mit amerikanischen Reben bepflanzt und diese mit einheimischen (französischen) Sorten veredelt worden, ein Verfahren, über dessen Nützlichkeit zu urtheilen heute noch zu früh sein dürfte, nach Jahren wird es sich zeigen, ob die stark mit Unterlage das Gebeis nicht zu verändert hat, da die Früchte zu tragen kaum noch geeignet ist, oder ob die jungen Früchte den Wein liefern werden, an der Zunge gewohnt ist. In verschiedenen Theilen Frankreichs hat man die Bekämpfung der Reblaus wegen der verbundenen Kosten aufgegeben; man hat die Reben herausgerissen, weggeworfen und das Land mit Gräsern bepflanzt, um durch deren Früchte Ersatz zu mehr und mehr selten werdenden reinen Trauben zu erhalten, d. h. Wein von den Trauben des *Vitis vinifera* L. — zum Unterriede von dem auch in Trauben wachsenden Früchten des Johannisstrauchs (*Ribes rubrum* L.) erzeugten Trauben. Bei der im vorigen Jahre in Norddeutschland eingeführten hatten wir nicht Veranlassung, über diese oder Apfelwein oder Äpfel zu sprechen und denken, dass heute nur flüchtig zu berühren, denn er verdient eigenes, ausführliches Kapitel, wohl aber war und ist Wein von Beerensträuchern, mit Ausnahme des Holzes, die Lösung des Tages und einzelne Beeren solchen Sträuchern haben begonnen, ihren Namen zu verdienen, sogar ihren „Königsmann“ zu bekommen, gewöhnlich auch mit gutem Erfolg, wobei angenommen werden darf, daß die Sache, welche zu einigen mißgünstigen Urtheilen, sich ganz leicht erklärt. Die Kenntnis der Vereitelung dieses so genannten verdient die weiteste Verbreitung, um so mehr, man sich den „Fischwein“, das Rilo Johannides 40 Pf. berechnet, für 20 Pf. das Viter herstellte. Die Viehhäber allerdings, deren Fischwein jetzt zu werden Beerensträucher wir zu unterrichten Gely hatten, werden das Viter nicht mit 20 Pf. zu können, denn deren Beeren, im eigenen Garten zu sind viel zu teuer. Man denke sich: wie es schon im vorigen Jahrhundert flammende, mit Reben (Fischwein) überzogene, von mächtigen Ähren- und

nienbäumen beschattete Sträucher, an welche noch niemals ein Reifer oder eine Schere gerührt hat, mit von Raupen zerfressenen Blättern, im Boden, der noch keinen Dung, seinen Spaten gesehen, wohl aber mit Gras und Unkraut bewachsen ist, „das die Nachbarräucher für ihre Ruhe schon längst hätte abgesehen sollen,“ wie der Besizer sich entschuldigte, — man denke sich solche Sträucher, an denen hier und da ein Traublein mit je drei Beeren hängt — ist es nicht teure Arbeit, sich aus solchen Trauben Wein zu bereiten, selbst wenn man noch so viel Wasser zur Verteilung der außergewöhnlich starken Säure zusetzt?

Will man sich einen billigen und guten Tischwein und Hausstrunk herstellen, so sorge man vor allen Dingen für den unentbehrlichen oder billigen Grundstoff, d. h. fast-reiche, also gute und deshalb billige Beeren von auf sonnigem Blage gut gepflegten Sträuchern, wie wir sie im Oktoberfest v. J. beschrieben und die in gut gebüngtem, öfter aufgelodertem Erdboden stehen müssen, der den Sonnenstrahlen zugänglich sein muß, damit sie ihn erwärmen und zur reichhaltigen Reife von Früchten und Holz bzw. Trieb- und Blütenknospen beitragen. Von der Pflege der Beerensträucher, die wir in eben genanntem Heft dieser Zeitschrift ausführlich besprochen, können wir heute absehen, müssen aber an die Vertilgung des Ungeziefers erinnern, der Raupen, von denen einzelne Arten noch jetzt frei herumlaufen, während andere unter und in zusammengebrochenen oder zusammengehefteten Blättern sich verbergen, auch sich verpuppen und die durch Verdrücken mit den behandschulten Fingern leicht getötet werden können. Noch andere Arten haben sich bereits vollkommen entwickelt, sie fliegen und müssen gefangen und getötet oder durch Bestreichen der Sträucher mit einer Mischung von 1 k Kalk und 2 k Soda in 15 l Weimwasser (5 g Weim in 1 l Wasser aufgelöst) ferngehalten werden. Schließlich gibt es auch solche Arten, welche bereits ihre Eier abgelegt haben, aus denen im nächsten Jahre die Larven (die Raupen u. a.) entstehen, welche Blätter, Blüten und Früchte zerstören und auch das Fruchttragen im folgenden Jahre unmöglich machen; die Eier muß man abtragen oder die damit dicht belegten Zweige abknippen und verbrennen. Freilich muß man Raupen, Schmetterlinge, Eier, zusammengebrochene Blätter u. s. w. sehen lernen, sonst helfen auch die feinsten Handschuhe nicht, die Insekten in ihrem vielfach verschiedenen Zustande zu vertilgen.

Unterhalten wir uns noch einige Minuten von der Bereitung des Weines, die auch Dr. Barth-Rufach in einem Vortrage ausführlich besprochen, welcher letztere uns in einem Sonderabzuge behufs weiterer Verbreitung zugegangen ist; wir entnehmen ihm einige beachtenswerte Gesichtspunkte, folgen aber im folgenden hauptsächlich eigener Erfahrung. Die von Herrn Dr. Barth ebenfalls besprochenen Himbeeren, Brom- und Erdbeeren sind zur Herstellung von Wein weniger geeignet als Johannis-, Stachel- und Heidelbeeren; wir lassen deshalb erstere heute unbeachtet.

Als Wein bezeichnen wir sowohl das aus den Trauben des Weinstocks wie auch das aus den Beeren der sogenannten Beerensträucher und der Heidelbeergewächse hergestellte Getränk mit einem gewissen Gehalt von Alkohol u. a.; es ist dies ein Kunstprodukt, weil ohne das Eingreifen des Menschen die Beeren abfallen und verfaulen — Wein aber geben sie nicht. Dies durch die künstlich geleitete Gärung erzeugte Getränk muß einen angenehmen Fruchtduft entwickeln und rein in der Farbe sein; es muß neben größeren oder geringeren Mengen Zuder noch $1\frac{1}{2}$ –2% nicht vergärende und nicht vergärende sogen. Extraktivstoffe beinhalten, es soll nicht unter $1\frac{1}{2}$ % und nicht über $3\frac{1}{2}$ % reine Frucht säure enthalten, sein Weingeistgehalt soll mindestens 5, höchstens 15 und ausnahmsweise 17 Raum- (Volumen-) Prozente betragen und es soll bei einigermaßen aufmerksamer Beobachtung der Verderbnis lange widerstehen können. Diese Anforderungen erfüllt der Traubensaft vom Weinstock in guten aber seltenen Jahrgängen von selbst, weil der natürliche Säuregehalt niedrig, der Zudergehalt hoch genug ist, um nach der Vergärung und Lagerung ein Getränk von dem angegebenen Gehalt zu liefern. Der Traubensaft der gewöhnlichen schlechten Jahrgänge wie andere Obstsorten enthalten aber mehr Säure und weniger Zuder und liefern deshalb ein ungenießbares Getränk, mit Ausnahme vielleicht desjenigen von Pappeln und Birnen, dem aber eine Verbesserung auch niemals schaden kann. Der Saft von gut ausgereifen Pappeln z. B. enthält $1\frac{1}{2}$ – $3\frac{1}{4}$ % Säure und 10% Zuder, gibt also ein Getränk von 6% Weingeistgehalt; der Saft von Birnen enthält ungefähr $1\frac{1}{2}$ % Säure und 1% Zuder; einige Sorten haben weniger Säure und geben deshalb ein fadcs Getränk. Dahingegen enthält der Saft selbst gut ausgezeichneter Johannis-, Stachel- und Heidelbeeren etwa $1\frac{1}{2}$ –2% Säure und 5–8% Zuder, wird also nach der Vergärung ein Getränk von $1\frac{1}{2}$ –2% Säure und 3–5% Weingeist liefern, das ungenießbar der Gesundheit schädlich ist. Aber der Fruchtgeschmack dieser Säfte ist so ausgeglichen, daß er sich auch nach starker Verdünnung noch genügend bemerkbar macht. Die übermäßig vorhandene Säure muß durch Zusatz von Wasser zu einer größeren Masse verteilt, also vermindert und der danach nur dünnliche Zudergehalt durch Zusatz von bestem Raffinadezuder so weit erhöht werden, daß nach der Vergärung ein Getränk von 8–10% und mehr Weingeist mitkann ist. Johannis-, Stachel- und Heidelbeersäfte gewöhnlich auch die von Weintrauben) bedürfen zur Verhinderung ihres Säuregehalts auf 0,5–0,7% eines Zusatzes der zwei- und dreifachen Menge von Wasser, auf 1 l Beeren also wenigstens 2 l Wasser, und braucht man bei der Verdünnung sich nicht allzu genau an etwa vorgeschriebene Zahlen zu halten; die Hauptfache bleibt immer: je mehr Wasser, desto mehr Zuder muß beige-

geben werden; letzterer bestimmt den geistigen Gehalt des werdenden Getränks. Man gibt z. B. zu 1 k Johannisbeeren $2\frac{1}{2}$ l Wasser und zum Hausstrunk 400 g zum Tischwein 600 g und zum Kistwein 800–900 g Raffinadezuder; zu 1 k Stachelbeeren $1\frac{1}{2}$ l Wasser und 250 g. 400 und 600 g Zuder; zu 1 k Heidelbeeren 2 l Wasser und 300 bzw. 500 und 750 g Zuder. Zur Bereitung von 100 l Weinein braucht man 28 k Johannisbeeren, 40 k Stachelbeeren und 32 k Heidelbeeren und bei jeder Sorte für den Hausstrunk 10–12 k Zuder, für den Tischwein 15 und für den Kistwein 20–25 k Zuder. Je nachdem wir einen stärkeren oder schwächeren Wein herstellen wollen, setzen wir mehr bzw. weniger Zuder bei — immer aber im Verhältnis zur Menge des verwendeten Wassers, die durch den Säuregehalt der Früchte bestimmt werden muß.

Zur Herstellung des Weines werden die gut reifen, aber nicht überreifen Früchte gepflückt und, die roten und weißen Johannisbeeren zur Gewinnung einer herrlichen „Blume“ mit Weimischung von 5, höchstens 10% schwarzem Johannisbeeren (von Ribes nigrum L.), zerstampft oder, bei geringem Wasser, durch die Hände zerdrückt, mit ein wenig Wasser angesoffen und zwei Tage in nur mit einem losen Deckel abgedecktem Gefäß stehen gelassen. Für große Massen hat man zum Pressen der Beeren geeignete Maschinen. Nach jenen zwei Tagen preßt man den Saft ab, d. h. bei geringer Masse windet man ihn durch ein sauberes Handtuch oder dergl. und filtriert ihn durch ebenio sauberes Kuchpapier, nicht dann die „Trester“, d. h. die zurückgebliebenen Beerenhäute, Stiele u. s. w., wiederholt mit dem zum Verdünnen bestimmten Zuderswasser, preßt sie von neuem und mischt diesen Saft mit dem zuerst gewonnenen; er wird dann farblos und ohne merklichen Geschmack von Frucht säure sein und wird nur in das sorgfältig gereinigte Gefäß und mit diesem in den 12–18° C. (10–15° R.) warmen, gut gelüfteten Gärkeller gebracht.

Der weitere Verlauf der Entwicklung ist genau wie bei dem Traubenwein, den wir in unserem „Weinbau im Garten“, Leipzig 1887, ungefähr folgendermaßen beschrieben haben: Der bis dahin klare Saft wird nun trübe, weil sich eine Menge kleiner Zellen entwickelt, der 0,006 mm lange Weinhefe (Saccharomyces ellipsoideus Rees), der an der rauhen und etwas klebrigen Haut der reifen Beeren sich befindet, mit dieser in die Flüssigkeit kommt und sofort seine Tätigkeit beginnt, wenn nicht zur schnelleren Auflösung des Raffinadezuders kochendes Wasser benutzt und solches nach mehr als 50° C. (40° R.) warm dem Saft beigegeben wurde, wodurch es den Hefepilz getötet hätte; das Zuderswasser muß abgetilgt verwendet werden. Kann der Saft wegen allzu starker Verdünnung nicht gären, dann soll man ihm für 100 l 50 g reiner Preshefe zusetzen, nachdem man diese durch etwas Saft zu einem gleichmäßigen Brei gerührt hat. Die Hefezellen, von kleinen Gasbläschen getragen, steigen geschäftig in die Höhe, setzen an der Oberfläche das Gas ab und sinken dann unter, um mit einer neuen Ladung Gas emporzusteigen; die ganze Flüssigkeit gerät in lebhafteste Bewegung, sie scheint zu kochen, sie schäumt und zischt: sie gärt. Diese Gärung, welche durch vom Fruchtstoff lebende Zellen hervorgerufen und unterhalten wird, bewirkt eine chemische Zerlegung des im Saft enthaltenen und des ihm künstlich zugeführten Zuders in zwei Stoffe: Kohlen säure und Alkohol. Die Kohlen säure entwickelt in den Gasbläschen durch das Spundloch, das aber der äußeren Luft Zutritt gewährt, und sie mit ihrem Sauerstoff wirkt doch schließlich auf den Wein. Man muß also den Zutritt der Luft hindern. Dies geschieht durch Einfüllen des Spundes in Charpiebaumwolle (Watte) oder Wollfäden, beides unter dem Spunde in das Faß reichend, wodurch sie die Kohlen säure in das Freie leiten, aber den Zutritt der Luft zum Wein und dessen Sauerwerden verhindern. Besser ist ein aus dem Innern des Faßes durch den Spund in das Wasser eines unten stehenden Gefäßes geleiteter Gummischlauch oder eine Glasröhre in Form, welche die Kohlen säure in das Wasser leitet, aus dem sie in der Form von Gasbläschen in die Höhe steigt, während der gärende Most

von der Luft vollständig abgeperrt ist. Wenn diese Bläschen nicht mehr sichtbar sind, dann ist die erste, die „hutmische“ Gärung beendet und man soll die nun „Wein“ genannte Flüssigkeit von der am Boden des Faßes angesammelten Hefe in ein anderes Gefäß füllt, wenn nötig durch Abtrennen einiger weniger Schwefelbläschen gereinigtes Faß „abgießen“ und einer zweiten schwachen Gärung unter denselben Umständen wie die erste überlassen, nur in einer um wenige Grade geringeren Wärme, und nach deren Beendigung noch einmal abgießen, 4–6 Monate liegen lassen und dann auf Flaschen füllen, die möglichst luftdicht zu verschließen sind. Das Abgießen auch auf Flaschen muß so vorsichtig geschehen, daß die auf dem Boden des Faßes abgelagerte Hefe nicht aufgerührt wird, also nicht in die Flaschen kommt, und der Kellner muß, wie wiederholen dies, gut gelüftet sein, denn die aus dem gärenden Most entweichende Kohlen säure wirkt bis zum Tode betäubend auf den Menschen. — Will man, ohne die Säure noch mehr zu schwächen, den Wein mehr süß haben, als dem an fröhlichen Stoff gewöhnlichen Genuß des Mannes lieb ist, will man einen rechtlichen Damenwein bereiten, so wird man vor der zweiten Gärung der Flüssigkeit zu 200 l noch 2,5–3 k Zuder zusetzen, aber ohne mehr als zur Auflösung nötiges Wasser; er vergärt nun nicht mehr, schadet aber auch der Haltbarkeit des Weines nicht.

Der Hefepilz lebt nicht vom Zuder und dieser kann die Gärung nicht hervorrufen: der Pilz lebt vom Saft der Beeren; ist dieser allzu sehr verdünnt und hat man ihm mehr Zuder beigegeben, als der Pilz zu wirken imstande ist, so fehlt es ihm an Nahrung und er verliert seine doch unentbehrliche Mitwirkung bei der Umwandlung des Saftes in Wein. In solchem Falle führt man dem Pilz Nahrung zu durch getrocknete Weintrauben, von Korinten oder Aelchen, getrockneten Heidelbeeren („Blaubeeren“), von dem bei uns wildwachsenden Strauch Vaccinium myrtillus L., die gewöhnlich im Handel zu haben



Das Geburtshaus Dantes.

sind; 1–2 k im Hektoliter Saft werden stets die Gärung in gutem Fortgange erhalten können. — Ein in anderer Weise bereiteter „Beerenwein“ gibt dem besten „Traubenwein“ nichts nach und wird, bis zu einer gewissen Grenze, von Jahr zu Jahr stärker, feuriger, mehr wohl-schmeckend, kurz: besser, viel besser!

Das Geburtshaus Dantes.

Erst, fast wie ein Gefängnis, schämen uns die Mauern an, hinter denen der größte Dichter Italiens, Dante Alighieri, das Licht der Welt erblickte. Und als wenn das Geburtshaus den Charakter bestimmt hätte, so war auch Dantes Genius ernst, fast zu ernst für die heiteren Farben und Melodien, sowie frühlichen Genuß liebenden Italiener. Damals freilich mögen die Italiener etwas ernster gewesen sein wie heute, denn das Leben Dantes fällt in eine Zeit unheilvoller politischer Zerrissenheit und wilder Parteikämpfe. Der Dichter zog selbst mehrmals mit zu Felde, zweimal gegen die Neubenbüdler Pisa, und sechstebeimal mit Ruhm bedeckt zurück. Auch an den inneren Parteikämpfen von Florenz nahm er teil, und hier ist es charakteristisch, daß er, als die Mediceer auf den Sturz der Republik hinarbeiteten, er (es war im Jahre 1296) offen zur Volkspartei überging. Leider aber spaltete sich die Volkspartei ihrerseits wieder in zwei Parteien, die in die Kämpfe der Guelphen und Ghibellinen verwickelt wurden. Dante stand mit auf ghibellinischer Seite, oder seine Partei unterlag 1302, indem auf des Papstes Befehl Karl von Valois der ghibellinischen Partei zu Hilfe kam. Dante wurde verbannt, sein Vermögen konfiszirt und seitdem irrte er in traurigen Verhältnissen umher und starb am 14. September 1321 in Ravenna, nachdem er noch alle Hoffnungen, wieder in das unansehnliche Vaterland zurückzukehren, hatte scheitern sehen. Aber auch das Privatleben des Dichters war nicht ohne schwere Schicksalsschläge. Im Jahre 1290 wurde ihm, dem damals fünfundsiebzigjährigen, seine schon seit dem Knabenalter schwärmerisch angebetete Geliebte Beatrice durch den Tod entzogen. Freilich ging er im darauffolgenden Jahre

eine Ehe ein, die aber nur eine konventionelle Verbindung gewesen sein kann, wie sie denn auch der Dichter nach mehreren Jahren wieder löste. Unter solchen Verhältnissen und Umständen konnte der ohnehin zu idealem Streben veranlagte Sinn des Dichters nur eine ernste Richtung einschlagen, eine Richtung, wie sie sich bei keinem anderen großen Dichter der Weltliteratur in so großartig tiefer Weise ausgeprägt hat. Abten höchster Ausdruck hat dieselbe in der göttlichen Komödie gefunden. Dieses mit der Zeit in alle lebende Sprachen übertrugene Riesengedicht ist in hundert Gefängen eine unter Leitungen des Dichters Virgil unternommene Wanderung durch die Hölle (34 Gefänge) und das Fegefeuer (33 Gefänge) in das Paradies (33 Gefänge), wobei ihm alle Begegnisse, insbesondere mit Personen, Veranlassung zu religiösen, philosophischen und historischen Betrachtungen geben, die in die erhabenste und zugleich bereicherte und gewandteste Ausdrucksweise gekleidet, bald klingen wie erheiternder Frühlingshauch, bald wie winterliches Sturmesbrausen. Denn nicht nur als ihren größten Dichter verehren die Italiener Dante, auch den Schöpfer ihrer Schriftsprache sehen sie in ihm. Aber sie vergessen dabei auch nicht die dritte bedeutende Seite dieses Mannes, seine glühende Vaterlandsliebe, in welcher er in jener Zeit der Herrlichkeit Italiens für eine Einigung des Landes, wenn auch unter dem damaligen römisch-deutschen Kaiserthum, kämpfte. Aus diesen Gründen gehalten sie denn auch die sechshundertjährige Wiederkehr seines Geburtstages am Mai 1865 zu einer Nationalfeier, die um so begeisteter verlief, als das italienische Volk sich damals mit tiefen Sehnsüchten seiner so lange ersehnten Einigkeit näherte.

Der Göta-Kanal.

Schweden gehört zu den wasserreichsten Ländern der Welt. Gleichwohl hat es keinen einzigen bedeutenden Fluß aufzuweisen. Die Wasserläufe folgen alle isoliert und fast parallel nebeneinander der nach Südost gerichteten Abdachung des Landes und nur in der Nähe des Meeres vereinigen sich mehrere derselben zu einem schiffbaren Fluße. Charakteristisch ist, daß die meisten dieser Wasserläufe in ihrem oberen Teile Seen bilden. Am großartigsten tritt diese Erscheinung im südlichen Schweden auf, wo der Wenner, Wetter, Mälare, und Hjelmarssee eine Fläche von 9580 Quadratkilometer bedecken, also ein Areal, das etwa halb so groß ist wie das Königreich Württemberg. Von ihnen nimmt der Wenner allein 5975 Quadratkilometer ein. Der größte deutsche See, der Müritsee in Mecklenburg, ist nur 132, der halb deutsche, halb schweizerische Bodensee 539 Quadratkilometer groß. Der Wettersee hat ein Areal von 1922 Quadratkilometer.

Zwischen diesen großen Seen ist eine Anzahl von kleineren Seen eingebettet und da die zwischenliegenden Landstrecken nicht sehr groß sind, so war es nicht sehr schwierig, einen Teil derselben durch Kanalbau und Benutzung von Flußläufen zu einer von der Ostsee nach dem Kattegat gehenden schiffbaren Wasserstraße zu verbinden. Dennoch hat es über hundert Jahre in Anspruch genommen, bis der Bau beendet war.

Dies war der weltberühmte Göta-Kanal. Derselbe bildet eine Verbindung der Ost- und Nordsee und zwar in folgender Weise. Ausgehend vom Meerbusen Elfsbaken bei Söderköping in der Provinz (Gän) Västmanland steigt er durch die Seen Asplangen, Rogen und Vogen in den 86 m über dem Meer gelegenen Wettersee, setzt von dessen Westufer seinen Weg fort durch das Rödöfjund nach dem Vottensee, steigt dann mittels einer Schleufe in den 93 m über dem Meer gelegenen Wänersee, womit er seinen höchsten Punkt erreicht. Von hier steigt er mittels zahlreicher Schleufen nach dem 44 m hoch gelegenen Wennersee hinab, dessen Abfluß, die Götaelf, den 34 m hohen berühmten Trollhättanfall bildet, der durch den Trollhättanakanal umgangen wird, so daß die Schifffahrt seine Unterbrechung erleidet. Die Götaelf mündet bei Göteborg ins Kattegat.

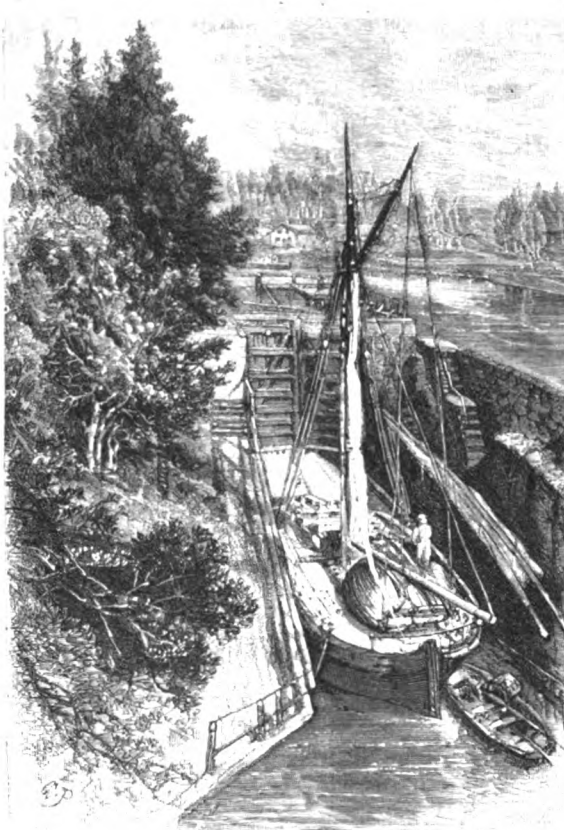
Die ganze Strecke von Göteborg bis Söderköping beträgt 365 km, wovon 75 auf die Götaelf, 100 auf den Spiegel des Wennersees, bis zur Ausmündung des Kanals, kommen. Der Kanal selbst ist 190 km lang, wovon aber nur 87 wirklich Kanalstrecke, 103 km aber Seeärs sind.

Da der höchste Punkt des Kanals 93 m hoch liegt, so kommt auf jeden Kilometer 1,07 m Steigung, weshalb denn auch die Zahl der Schleufen eine ungemein große, nämlich 58, sein mußte. Jede Schleufe überwindet also durchschnittlich eine Steigung von 2,45 m (da die ganze Steigung von 93 m und der Abstieg zum Wennersee von 49 m zu rechnen ist) und es kommt auf je 1465,5 m eine Schleufe. Die Tiefe des Kanals ist durchschnittlich 3,25 m. Er würde also eine recht brauchbare Wasserstraße bilden, wenn nicht die vielen Schleufen wären, die einestheils durch die zu entrichtenden Abgaben die Frachten stark verteuern, andererseits einen bedeutenden Zeitverlust verursachen, der, wenn man auf jeden Schleufendurchgang nur eine halbe Stunde rechnet, 29 Stunden ausmacht. Seitdem das südliche Schweden von einem dichten Eisenbahnnetz über-

spannen ist, hat denn auch der Göta-Kanal seine Bedeutung als Verkehrsstraße — die übrigens nicht sehr groß war — verloren.

Der gestirnte Himmel im August.

Auch in diesem Monat erblickt man die Milchstraße in großer Pracht, ja sie ist jetzt noch besser sichtbar als im Juli, weil die Dämmerung weniger fällt. Nahe dem Scheitelpunkt sieht man das Sternbild des Schwans und bietet mit seiner Umgebung einen ungemein schönen Anblick dar. Südlich davon sieht man die Sterne des Delphins und östwärts sieht der Adler. Der tieferer Himmel gegen den Horizont erscheint dagegen sehr spärlich. Im Südosten ist das Sternbild des Wassermanns gut sichtbar und östwärts davon sieht der Pegasus, dessen vier Hauptsterne



Schleusen des großen Schiffkanals in Schweden.

ein Trapez bilden. Im Nordosten ist Andromeda schon höher über den Horizont gekommen und gegen Norden sieht ganz tief das Sternbild des Perseus. Der große Bär nähert sich im Nordwesten dem Horizont und westlich davon ist Bootes im Untergange begriffen.

Am 4. erstes Viertel, am 9. Mond in Erdnähe, am 11. Vollmond, am 18. letztes Viertel, am 21. Mond in Erdferne, am 26. Neumond.

Merkur ist unsichtbar. Venus ist Morgenstern und geht gegen 1 Uhr früh auf. Die Sichtbarkeit des Jupiter nimmt erheblich ab, er steht zu Anfang des Monats gegen 9 Uhr, später schon nach 7 Uhr im Meridian. Saturn ist unsichtbar. In den Nächten zwischen dem 10. und 13. wird man viele Sternschnuppen, aus dem Sternbild des Perseus kommend, erblicken. Es sind diese die Meteoriten des Laurentiuschwarmes. Leider wird der Mondschein die Erscheinung erheblich beeinträchtigen.

Aus Küche und Haus.

Von

L. v. Pröpper.

August.

Melonen. Man nehme womöglich eine recht reife, frische Melone, schneide sie, nachdem die Enden etwas abgestutzt worden, ungeschält der Länge nach in Schnitte und stelle sie bis zum Gebrauch kalt, am besten auf Eis; richte sie dann auf einer Kristallschüssel an und reiche Zucker, grobgehackten weißen Pfeffer und Paprika dazu. Es ist ein überall gern gesehenes, erfrischendes Hors d'oeuvre.

Italienische Käsejuppe. Man bedecke den Boden

einer tiefen mit Butter ausgefachten Schale mit einer Schicht von fein geschnittenem Weißbrot und decke mit einer Lage in sehr dünne Scheiben geschnittene Schmelzkäse und wechsele mit den Lagen, bis die Schale gefüllt und die letzte Lage von Brot ist; gieße nun so viel ein Bouillon daran, daß das Brot bedeckt sei, lasse im Ofen (Höfze) hellbraune Farbe nehmen und serviere zu kaltem Bouillon.

Hammelfrücken à la Bretonne. Man lege auf den Boden der Bratpfanne Schichten von Hammelfrücken und den wohlgeschloffenen Rüben darüber, gieße ein wenig Wasser daran und brate ihn unter fleißigem Umrühren in einer Stunde gar und zwar unbedeckt. Dann bestreue hat man weiße Bohnen mit Salz, einer Zehn und einem Stück Sellerie in Wasser weich gekocht und auf einen Seiger gethan; schneide nun einige Zwiebeln in Scheiben, dämpfe sie in einem guten Sud Butter weich, füge einige Gläser Mel. Bouillon und ein wenig Estragonessenz hinzu und kochte es zu einer feinsten Sauce, die man durch ein feines Sieb streicht, thue die Bohnen hinein, lasse sie heiß werden, gieße zuletzt noch ein Stückchen Butter und etwas Pfeffer daran und umlege den auf erweichte Schüssel angerichteten Hammelfrücken damit.

Wachteln mit Polenta. Man bestreue die rein gekauten und ausgenommenen Hühner frischen Wachteln mit feinem Salz, umbräune sie mit Speck und brate sie in frischer Butter zehn Minuten lang recht saftig. Dann rühre man 1/4 kg Mehl in 1 l stark kochende Bouillon, füge 15 g frische Butter, Salz und Pfeffer hinzu und lasse es zugedeckt langsam zu einem dicken Brei kochen; vermische es vor dem Anrichten mit acht Eigelbfein geriebenem Parmasäse und garniere die Polenta mit den Wachteln, nachdem man den Speck entfernt hat.

Jägeralm. Man brate ein paar zarte Fildhühner, wie gewöhnlich mit Petersilien und Traubenblättern umwickelt, in Butter und zerlege sie je in zwei Schalen, zwei Flügel und zwei Bruststücke; gebe dann sechs Eigelbfein feinstes Del, doppelt so viel Rotwein, Salz, ziemlich reichlich Pfeffer, Saft einer Zitrone und etwas Sahne und zwei gestrichene Eiertücher voll Mehl dazu in eine Kasserolle, lasse das Fleisch unter fleißigem Schwingen bis dicht vor dem Kochen kommen, richte es gebäuft an, gieße die Sauce darüber und garniere mit Rotkraut.

Schwarzbrotpudding. Man rühre 300 g fein gesiebten Zuckers mit zehn Eiern, einem Viertelbutter, milde 1 l kochende, zu steifem Schaum geschlagene Sahne, 550 g altdarmes, geriebenes Schwarzbrot, eine Prise Salz, 15 g Zimt, 25 g gehackte Mandeln und die abgeriebene Schale eines Zitronen darunter und gieße den Schaum zehn Etwirk hindurch; bestreue nun ein glatte Form gut mit Butter, bestreue sie mit geriebenem und mit Zucker und Zimt vermischtem Schwarzbrotpudding und lege eine Schicht von der Puddingmasse hinein, darauf ein gemachte, wohl abgetropfte Äpfel und wechsele mit Teig und Äpfeln ab. Nach erster Verbrauch ist, habe den Pudding nicht zu heißem Ofen (Höfze) eine halbe Stunde und gebe Cierrahm dazu.

Cierrahm. Man rühre 75 g Zucker mit einer halben Stange Vanille ganz fein, thue dies in 1/4 l süßen Rahm und kochte es ganz langsam zum Kochen; gieße es mit drei Eiern ab und decke es fest zu; füge, wenn es erkaltet ist, eine Prise Salz hinzu, gebe die Sauce durch ein Sieb, mische im Augenblick des Anrichtens vier Eigelbfein, Maraschino oder Kirschengeist darunter.

Schaumorte mit Pfefferchen. Man rühre Butter zu Schaum und dann 135 g Mehl, 200 g Zucker und zwei Eitöter kräftig hindurch, gieße es in die Form, bade es und lasse die Form auskühlen; lege darauf gemachte oder frische, in Zucker gedämpfte Pfefferchen darüber, bedecke mit vier zu Schnee geschlagenem und vier Eigelbfein gesiebtem Zucker vermischem Eiweiß, stelle es wieder in den Ofen, bis dieser Guss schön geworden ist.

Unsere Kunstbeilagen.

Dem vorliegenden Heft sind vier Kunstblätter beigegeben, darunter ein anmutiges Landschaftsbild „Kroneberg“ von A. Chelius, das bereits an anderer Stelle (S. 1403) einen erläuternden Text fand. Ein charakteristisches Bild norwegischer Natur bietet A. Normann mit seinem „Hafen von Bodø“. Voll Eindrucks ist das Bild des Kap Volkhardigen Blattes, andere Städte, andere Mädchen; ihr scheint der Blick mit der Männer weniger Sorgen zu machen, und es ist Recht, denn sie ist ganz dazu angethan, den Frauen, die zum Fenster herein guhlt, zu helfen, ihr immer nur will. H. Moller, der stets effektvolle Natur seine Bilder zu finden weiß, hat dieses Talent in seinen „Küchellen bei der Belagerung von La Rochelle“ von neuem bewiesen. Der Borgang, den der französische Maler gewählt hat, ist ein Hauptpunkt in dem Leben des großen französischen Staatsmannes, denn durch die Einnahme der Stadt am 28. Oktober 1628 vernichtete er die politische Stellung der Huguenotten.

Im Kopf-Berbrechen.

Rebus.



Dechiffrierungsaufgabe.

nodadusadasi dunu notarenada serena retada-
dusadasi daserado sudananodurado.
seduranidasi tusesotanunudare serena desedu-
didasi daserado dedadure;
taradoda resesu nidaduredasu tuse sasudadusi
sodarado serena soradotadanodurado.
tarare dusosi nataso notarena reduradosi dese-
dusu tanonoda tuse nidadure.

Vorbereitung.

=a=3mal; nu=f=4mal; do=k=5mal; tu=o=3mal;

=b=8; ta=g=9; su=l=6; so=p=5;

=c=19; re=h=13; ra=m=9; de=q=3;

=d=14; na=i=8; ni=n=3; di=r=1;

=e=7; se=j=10. Die Striche ober den Zahlen

bedeuten die Verdoppelungen.

Neue Geheimchrift.

oduce df bghe jhi hgcklee cjmk leibdmk,

unnee ofgffch jhi qdjree cjmk qedh;

nike hji nedhel of alcede pmnk jhi pmkgeibdmk;

dh dpe igp bghi hdmke qidl gbbe of nbcdh.

Rätsel.

Ich groß, bald klein, doch stets dem Kaufmann unent-

behrlich,

seine Waren aufzubäufen ist mein Erstes.

Im Zweiten schmiedt den Krieger und den Jäger,

beim Grund im Gebrauch und tiefe Wunden erzeugend.

Das Ganze, des nie rastenden Menschengenüßes neues Er-

zeugnis,

nähert die feindlich sich treffenden Völker,

ein Heuschreckenschwarm die Gräber des Feldes.

Charade.

(Zweifelsig.)

Der Zweite rief dem ungebärdigen Neffen das Erste;

Da war dieser wie das Ganze verschwunden.

Dreißigste Charade.

Willst du mein Rätselganzes finden,
Dann suche es in solchen Stücken,
Die meine ersten beiden künden,
Sonst wird es nimmermehr dir glücken.
Lobt meine Letzte jene Weiden,
Wird dich das Ganze hoch entzünden,
Und ich will mich dann gern beiseiden
Und ihnen still die Hände drücken.

Damespiel-Aufgabe.

Schwarz.



Weiß.
Weiß zieht und gewinnt.

Logograph.

Zur kranken Mutter sprach Marie:

„Darf zu ihm hin ich gehn?
Ich seh' dich Verbis Troubadour
Heut' auf dem Bettel stehen.“
Die Mutter sprach: „Wohin du müdest,
Ein Zeichen wirf hinein;
Bring dann das Wort mir, liebes Kind,
Laß heut' mich nicht allein!“

Rätsel.

Im tiefen See wird mich der Taucher
finden,
In stillen Thälern ruhe ich versteckt;
Aus blauen Augen such' mich zu erglän-
den,
Sag', ob in freuem Bild du mich entdeckst.
Vergebens folgt du meiner Spur in
Städten,
Dem fleiß'gen Landmann aber fehl' ich
nicht;

In süßer Ruh' lieg' ich in weichen Betten,

In Schlössern und Palästen lieg' ich nicht.

Mir sind gegeben der Geiswörter viele,

Davon nennt dies man dumm, und jenes klug,

Ein drittes thöricht — ob's dir wohl gefiele,
Sag' ich noch mehr? Ich glaub's, doch ist's genug. —

In Stubenluft bin nimmer ich zu Hause;

Du windest mich in holzer Blumen Kranz;

Ich melde stets des Eremiten Kaufe,

Doch nimmermehr den lichten Sonnenglanz!

Füllrätsel.

*	e	s	s	e	*
*	r	a	u	b	*
*	s	o	l	d	*
*	e	s	s	e	*
*	e	c	k	e	*
*	p	i	k	e	*

Die mit einem *
bezeichneten Felder
des obigen Quadrats
sind mit je einem
Buchstaben so auszu-
füllen, daß die sechs
wagerechten Reihen
jedes bekannte Wörter
ergeben, und daß die
Anfangsbuchstaben
von oben nach unten
gelesen einen bekann-
ten Schriftsteller un-
terer Zeit nennen.

Geographisches Rätsel.

1) Dem Urteil Salomons fügten sich die beiden frei-
tenden Weiber.

2) Durch die musikalischen Dramen von Richard
Wagner ist die Wirkung der Blechinstrumente bedeutend
erhöht worden.

3) Bathsheba, Seli sind Namen, welche in der jüdischen
Geschichte häufig vorkommen.

4) Jeder hervorragende Mann wird stets Neider finden.

5) Mit einem Herren steht es gut.

Der, was er befohlen, selber thut.

6) Nicht der ist aus der Welt verwaist,
Dessen Vater und Mutter gestorben,
Sondern der für Herz und Geist
Keine Lieb' und kein Wissen erworben.

7) Hat wer dich tranken, mußt du ihm vergehen,
Dein Herz soll still und voll von Liebe sein.

8) Wer hat dich, du schöner Wald,
Aufgebaut so hoch da droben?
Wohl den Meister will ich loben,
Solang' noch meine Stimm' erschallt!

9) Der Pomp eines Königs umgab Wallenstein in
dieser Einsamkeit und schien dem Urteilsprüche seiner Er-
niedrigung Hohn zu sprechen. Sechs Pforten führten zu
dem Palaste, den er in Prag bewohnte, und hundert
Häuser mußten niedergebissen werden, um dem Schloßhofs
Raum zu machen.

10) In den neun verschiedenen Abfällen ist in jedem der
Name einer Stadt oder eines Flusses enthalten, deren
Anfangsbuchstaben — richtig gestellt — den Namen eines
Ortes bilden, welcher jedem Christen heilig ist.

Rätsel.

Mein Erstes, dem nassen Schöße in Menge durch Feuer

Treibt mit gewaltiger Kraft das Zweite und Ganze.

Es findet auf unergründlichem Plane, die tobenden Ele-

mente bekämpfend,

Den sicheren Weg an des Erdballs ferne Gekade.

Logograph.

Mit einer Bitte siehet man
Mich nah'n, mach' ich's mit g;
Mit b von einem lieben Freund
Ich's immer gerne geh'.

Charade.

(Zweifelsig.)

Die Unlern vor der Ersten weichen!
Die Ersten voll von blut'gen Zeichen!
Auf die man schönste Hoffnung setzte:
Sie traten an die letzte Letzte.
Das Land erfüllt mit lauten Klagen
Und schon hört man die Trömler sagen:
Im Gange ruft man die Trömler an!
Sonst ist's um euer Heil gatan!

Skat-Aufgabe Nr. 39.

A (Vorhand) gewinnt Auf-ouvert mit den folgenden

Karten:

Pique-Aß, Pique-Bube, Pique-9, Pique-7, Treff-8,

Treff-7, Coeur-10, Coeur-9, Coeur-8, Coeur-7.

Die Karten sind so, daß A auch Grand und zwar

mit 62 Points gewonnen hätte.

Wie sind die Karten verteilt?

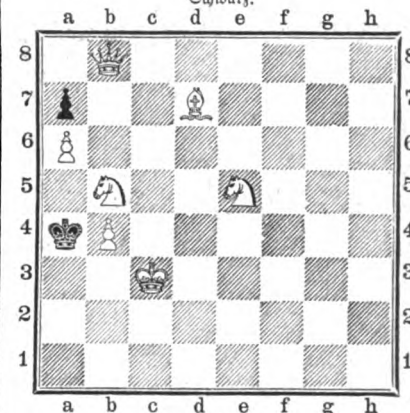
Keiner der beiden Gegner hat eine unbefleckte Zehn.

B (Mittelhand) hat mehr Carreau als Treffs.

Schachaufgabe Nr. 62.

Von Ed. Petisch-Wandschopf in Frankfurt a. M.

Schwarz.



Weiß.

(7 + 2 = 9.)

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Schachaufgabe in Typen Nr. LIV.

Von Arthur Wheeler in London.

Weiß: Kd2, Dh1, Te4, Sc4, Be3.

Schwarz: Kd5, Sd7, f5, Be6.

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung von Nr. 61.

1. Sg1-h3 Td5-a5, b5,

c5, e5, g5, h5

2. Ld6-a3, b4, c5; } neßt

e5; g3

3. Le1, d2, f1, f2 oder Se7-d5; f3+.

Lösung von Nr. LIII.

1. Ke7-f7 Kc5-d6

2. La5-b6 Kd6-e5;

3. Lb6-c5 Kc5-f1

4. Le5-d6+.

1. Kc5-d4

2. La5-b4 und wie oben.

Auflösungen zu Heft 11, S. 1141-1143.

Charade: Ehebruchstück.

Quadraträtsel:

Liebe hast du ihm geschworen,
Er war deine Seligkeit!
Aber nun ist er verloren. (Luna.)

Dechiffrierungsaufgabe:

Dieses Kryptogramm gehört zu den Geheimchriften
der zweiten Gruppe, wo die Buchstaben ihren natürlichen
Platz verlassen, aber ihre ursprünglichen Bedeutungen bei-
gehalten und hierdurch die Dechiffrierung unerschwerlich machen.
Schlüssel hierzu:

Ein Quadranten- (quartier) Papier von 20 Zei-
len Breite und 10 Höhe, in welches die Buchstaben in
einer veränderbaren Ordnung eingeschrieben werden.

(Diese Aufgabe läßt sich aber leicht vom Blatte weg,
von rückwärts, ablesen, ohne dieselbe erst in
das Schlüssel-Quadrat einschreiben zu müssen. Die ersten
10 Buchstaben wurden nur beigelegt, um das Quadranten-
netz ganz auszufüllen.)

Wortteufelrätsel: 1) Aroma, 2) Maria, 3) Aloe,
4) Ebeli, 5) Lili, 6) Erica, 7) Capua, 8) Africa, 9) Ga-
cao, 10) Oporto, 11) Tokio, 12) Ostia. Rebus: Net
bricht Eisen.

Neue Erfindungen.

Mausfalle (Fig. 1). Mit aller Energie muß gegen die ungeliebten Mitbewohner des Hauses, gegen die Mäuse, gekämpft werden, wenn man sich derselben erwehren will. Wenn dieselben auch scheinbar einmal vertilgt worden sind und die Vorrichtung aufgegeben wird, so kommen doch wieder auf nicht zu entdecken Wegen neue Graujoden zum Vorschein. Es ist deshalb vorteilhaft, Fallen zu benutzen, die stets ohne Vorbereitung aufgestellt bleiben können und die mehrere Mäuse hintereinander fangen können. Eine derartige zeigt die in Fig. 1 dargestellte. Der Hauptkegel A besteht aus einem Kegel aus Holz, Metall, Glas oder Steingut, entweder aus einem Stück oder mit anzulehendem Boden; die Außenfläche des Kegelmantels ist mit treppenförmigen Stufen b versehen, um den Tieren einen bequemen Aufstieg zu gestatten. In das Innere kommt der Köder. Am Hals oben ist der Hohlraum durch einen Stempel c verschlossen, welcher mit zwei seitlichen Ausrichtungen d zum Durchdringen der Tiere versehen ist. Die hineingekletterte Maus kann wegen der schrägen Innenflächen nicht wieder entweichen, sie wird durch Eingehen von Wasser getötet. — Nr. 45. Nr. 40721. Heinrich Tofante in Marienbühl bei Gnarrenburg (Hannover).

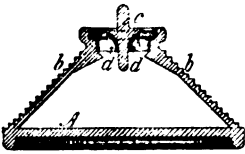


Fig. 1. Mausfalle.

Rochkessel (Fig. 2). Um an Brennmaterial zu sparen und sich schnell kochendes Wasser zu beschaffen, ist an dem Rochkessel folgende Einrichtung zur lebhaften Wasserkirkulation getroffen worden. In dem Boden sind die fadenförmigen oben und unten geschlossenen Behälter a befestigt, in welchen die kurzen Rohre b bis fast an den Boden hineinreichen und aus welchen die Rohre c bis über das Wasserniveau mit ihren umgebogenen Enden e ragen. Das in die Behälter a durch die

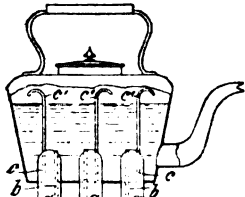


Fig. 2. Rochkessel.

Rohre b eintretende Wasser kann diese nur zum Teil füllen, während oben Luft stehen bleibt, die beim Heißwerden sich ausdehnt und das eintretende Wasser nach außen schleudert und dadurch den Kochprozeß bedeutend befördert. — Nr. 13. Nr. 39848. John Gamgee in London.

Hopfhälter (Fig. 3 u. 4). Ein herrlicher Schmuck ist für junge Damen ein langer Margaretenkopf von echtem Haar. Aber dieses seltene Geschenk der Natur ist für die Trägerin auch mit Unannehmlichkeiten verbunden. Vor allem leiden die Kleidungsstücke durch das dem Haar anhaftende Öl bedeutend, weshalb viele Damen es vor-

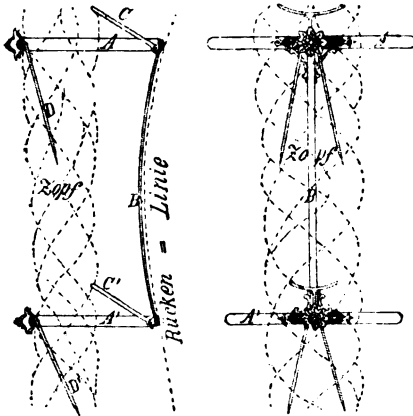


Fig. 3. Hopfhälter.

Fig. 4.

ziehen, lieber das Gewicht der Haare durch Aufsteden auf das Haupt wirken und die natürliche Fieder zu eigenem und anderer Verbruch nicht in vollem Maße glänzen zu lassen. Um diesem traurigen Uebelstand abzuwehren, empfiehlt es sich, den in Fig. 4 dargestellten Hopfhälter zu benutzen, welcher außerdem der Haarflechte als eleganter Schmuck dienen kann. Der Halter besteht aus den beiden ovalen Ringen AA', welcher den anderen Schmuckgegenständen entsprechend sein kann, mit den beiden beweglichen Haarnadeln DD'. Letztere werden in die weiche Haarfülle eingeführt und diese durch Klammern der beiden Klammern CC' an der inneren Seite der Ringe festgehalten. Hierdurch ist eine Verwischung des Haares mit der Tatüle unmöglich gemacht. — Nr. 3. Nr. 40052. William Kramer in Rattenfroh bei Gillerstob.

Fliegenfänger (Fig. 5). Recht aufbringliche Gaste in unserem sonst traulichen Heim sind die Fliegen und

manch angenehme Sieke in schwüler Sommerhitze wurde durch ihr unermüdliches Gesumme und Gebrumme zur Qual; es erdient daher der Vertilgungskrieg der gequälten Menschen nur gerechtfertigt. Besonders an dem vielbesuchten Gasthof ihrer Opfer, an den Fensterbänken,

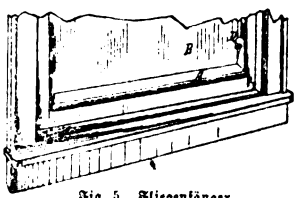


Fig. 5. Fliegenfänger.

Eine Rinne A aus Messing, Nickel oder anderem Blech, welche der Zimmerauschmückung entsprechend ausgefaltet sein kann, wird auf irgend eine bequeme Weise an dem Rahmen der Fensterhülle angebracht, hier z. B. durch Einhängen auf die Stütze D, und zwar so, daß die Rückwand sich an das Fensterglas B anlehnt. Sowohl die Rück- als die Vorderwand ist mit nach innen vorspringenden Rändern A' versehen, während der Trog mit Fliegengitter oder mit einer febrigen Flüssigkeit gefüllt wird. Die auf der Fensterleiste herumtollenden Fliegen gelangen leicht in den Trog, um nie wieder ihre unumfährlichen Fliegeninstrumente zum Schrecken der Eltern und Nerven der Zimmerbewohner zu gebrauchen. — Nr. 45. Nr. 40471. Jach. Fred. Kever in San Francisco (Kalifornien).

Das Grillparzerdenkmal in Wien.

Am 23. Mai ist die Hülle von dem Grillparzerdenkmal gefallen und ist daselbe dem Volke zugänglich gemacht worden — in den Abendstunden freilich nur gegen Eintrittsgeld. Da haben wir einmal wieder die Beschränkung Wien betraf die Dichter, der eines Denkmals würdig, es heißt Künstler, die fähig sind, ein solches Denkmal auszuführen, es besitzt den Volksgarten, der schon durch seinen Namen ausreicht ist, dieses Denkmal aufzunehmen, aber — nun kommt das berückte nist. Der Kaffeehauswirt, welcher Konzerter im Volksgarten veranstaltet, hat ein altes Privilegium, noch von Zeiten des Kaisers Franz her; er darf einen Teil des Parkes absperrn und während der Abendstunden ein Eintrittsgeld von jedem verlangen, der diesen Teil des Gartens betreten will. Nun hat auch unser Grillparzerdenkmal — glauben Sie nicht, daß wir einen schlechten Witz machen — das Denkmal hat seinen Platz in demjenigen Teil des Volksgartens erhalten, den das Volk nur mit Bewilligung des Herrn Szabo betreten darf. Zwar bleibt das Kunstwerk tagelange zugänglich; aber wer hat tagsüber Zeit? Zwar veranlaßt Herr Szabo nur im Sommer Konzerter, aber im Winter werden die Statuen zum Schutze gegen die Unbilden des Wetters verhüllt! Es mag also für den Kunstfreund, welcher das Denkmal in der Abendbeleuchtung genießen will, das flüchtige sein, nachzugehen und das verlangte Eintrittsgeld an Herrn Szabo zu entrichten.

Unser Grillparzerdenkmal besitzt eine eigenartige Anordnung. An eine, als Hauptportal charakterisierte Nische, in welcher die Figur des Dichters sitzt, schließen sich in symmetrischer Biegung Marmorbänke an, die im Innern mit Reliefs aus den Dramen Grillparzers gegliedert sind. Unterhalb dieser Reliefs zieht sich nun eine Steinbank hin, und der Künstler hat es sich in seiner naiven Einbildungskraft jedenfalls sehr schön vorgestellt, wenn im Volksgarten der reiche Genußmensch und der arme Idealist friedlich nebeneinander sitzen, in der Bewunderung des Schönen vereint. Wie anders gestaltet sich jedoch die Sache in der Praxis! Der Volksgarten ist ein Besichtigungsort, insbesondere für Kinder; zahlreiche Mütter, Väter und Erziehungslehrer werden mit ihren Schülern von den Eltern in diesen Garten geschickt. Nun fürchtet man, irgend eine Anekdote könne sich auf der Steinbank des Denkmals niederlassen und dadurch den Eindruck zerstören. Vielmehr fürchtet man auch die Beschädigung des Marmors und die Verwischung der Reliefs durch Bosheit oder Unachtsamkeit. Kurz und gut, als wir zwei Tage nach der Eröffnung das Denkmal besichtigten — wir kamen aus Eile vor der Absperrung um 12 Uhr mittags, obwohl die Beleuchtung zu dieser Stunde am schönsten ist — sahen wir eine Schnur gezogen, welche den Eintritt in die Nische unmöglich macht. Hofflich fragten wir den diensthabenden Wächter, ob dieser Strich dem Denkmal erhalten bleibe, worauf der Mann ebenso höflich erwiderte: „Nein, derselbe wird durch ein Gitter ersetzt werden.“ Nun, dem menschenschüchtern Grillparzer, der ja ein Gegner von Dichtermomenten war, mag es recht sein, daß sein Steinbild vor der Berührung der Menschen geschützt ist, aber für die Künstler mag es ein sonderbares Gefühl sein, ein Denkmal geschaffen zu haben, welches in den Nachmittagsstunden für die Bevölkerung abgesperrt wird, und eine Bank an diesem Denkmal angebracht zu haben, auf der sich niemand niederlegen darf.

Es ist ja möglich, daß solche Vorkehrungsregeln zum Schutze des Kunstwerks erforderlich sind, aber es ist schade, daß man nicht früher daran gedacht, und bei der Ausführung des Monumentes darauf Rücksicht genommen hat. Zeit war ja genug vorhanden!

Das Grillparzerdenkmal hat eine Entstehungsgeschichte von zwölf Jahren. Infolge eines allgemeinen Preisaufrufes wurden im Jahre 1877 nicht weniger als 27 Entwürfe für ein Grillparzerdenkmal im öster-

reichischen Museum eingeleitet. Unter diesen Entwürfen befand sich eine, welche vollständig mit der besten Eschablone brach. Die Denkmäler des 19. Jahrhunderts, insbesondere diejenigen für Dichter und Künstler, sind sich ja alle zum Verwechseln ähnlich. Ueblich ist es, daß der Gestirte ein auf seinem Kopf, blickend, gegeben von Genien, welche ihm einen Vorhang, sonstige Embleme des Ruhmes darbieten. Selbst die jugendliche Rudolf Wagner, eines hochbegabten Dichters, der mittlerweile durch sein Nachlasswerk in der Vorderseite des neuen Burgtheaters und durch seine schimmernden Statuen im naturhistorischen Museum glänzende Proben seines Ruhmes gegeben hat. Wagner erinnerte sich an die antike Egeira, lehnte sich in ein offenes Portal, an welches sich zu beiden Seiten in symmetrischer Biegung Marmorbänke anschließen. Im Innern dieser Marmorbänke sind nun die Hauptwerke Grillparzers bildnerisch festgehalten, so daß der Betrachter inmitten seiner dichterischen Schöpfung zu sein wie ein glücklicher Gedanke und er selbst der Sieg zum Sieg! Rudolf Wagner, Karl Kundmann und Edmund Hellmer erhielten die drei ausgezeichneten Preise und dem ersten wurde die Ausführung des Denkmals übertragen. Nun hatte aber Kundmann ein Grillparzerdenkmal, welche in so unbedeutender menschliche Ähnlichkeit mit feierlicher Bedeutung in geistiger Bedeutung vereinigte, daß der Künstler die Aufgabe am besten zu erfüllen glaubte, wenn er beiden Bildhauer Kundmann und Wagner zur gemeinsamen Arbeit anregte. Die Bemühung gelang. Die Künstler wollten ein und schufen auf solche Art nicht nur ein gemeinames, sondern auch ein einheitliches Kunstwerk.

Auch ein Dritter hat sich in legernder Weise an der Arbeit beteiligt, indem er den architektonischen Bau besorgte. Es ist Baron Casparini, der Schöpfer des neuen Burgtheaters und der beiden Hoftheater. Seine Aufgabe war weniger dankbar und weniger ruhmreich, diejenige der beiden Bildhauer, aber sie war nicht weniger schwierig und nicht minder wichtig. Es galt, das Denkmal auf die Hauptachse des neuen Burgtheaters zu strukturieren, so daß der Dichter dem feierlichen Schutze haute sich zuwenden; es galt ferner, dem Werk ein Gedächtnis oder Ruhe und kläffigen Schmuck zu geben und daselbe andererseits doch vor der Witterung zu bewahren. Alles dies ist glänzend gelungen.

Eine wohlthätige Aenderung hat Wagner durch Erfahrung, daß Grillparzer nicht, wie es in der Ansicht des Bildhauers lag, in einem offenen Portal oder unter einem säulengestützten Dache, sondern sich die Rückwand hinter ihm geschlossen hat, welche Form einer Nische erreicht wurde. Dadurch ist der heitliche und behagliche Eindruck gewonnen, welcher das Denkmal nunmehr hervorbringt. Kundmanns Beitrag ist ja ganz besonders für einen geschlossenen Raum geeignet.

Da sitzt der Dichter, dessen Persönlichkeit wir viele Lebende kennen, in gebogener Haltung, ernst und gleichsam auf die Stimmungen seiner Innenwelt und durch diesen sinnenden, gedankenvollen Ausdruck zugleich die richtige Beziehung zu den Reliefs, welche auf beiden Seiten die gestimmte Harmonie bilden. Links Hauptfiguren aus den romantischen Dramen: „Abtrotz“, „Traum ein Leben“ und „Cristoforo Colombo“; rechts solche aus den antiken Dramen: „Sappho“, „Medea“ und „Des Meers und der Wellen“. Obgleich nun die Reliefs durch glatte Marmorbänke geschlossen sind, stellen sich doch je drei auf jeder Seite gedankt und einheitlich komponiert vor. So ist die drei Innenräume: die Halle im Schloß des Porzins, das Schloßgemach Ruffs und die Halle des Dichters von Hofburg. Auf der linken Wand gibt das Meer die künstlerische Verbindung. So nimmt Abschied von Vöben, und Herr findet das Meer des Leander am Strande; zwischen diesen beiden gleichsam als Insel aus dem Meere hervorragt, wie sie vergebens ihre Kinder zu sich ruft.

Wahr hat mit diesen Reliefs Darstellungen der Art geschaffen! Niemandes ängstliches Gesicht, bestehendes Gelehen; überall gilt ihm die Wirkung des Hauptgebot. Auch auf das Material und auf die furchtenden äußeren Einflüsse nimmt Wagner Rücksicht, und es ist daher ein glücklicher Vergleich, wenn man den Marmor unter den Bildhauern nennt.

Der Giebel, welcher sich auf der Mittelachse erhebt, ist mit Amoretten gefüllt, die eine Skulptur in Aufschrift „Grillparzer“ halten. Diese Amoretten sind Bildhauer weniger Veranlassen gemacht zu haben, besonders finden wir den auf der Steinbank des Vorberfranz nicht glücklich platziert. Doch wir uns nicht selbst durch kleine Vergleiche und durch die Beziehung den Genuß am Ganzen zerstören. Das Meisterreich kann stolz darauf sein, einen Dichter zu haben, der eines solchen Denkmals würdig ist, das kann stolz sein, Künstler zu besitzen, die ein solches Denkmal würdig ausführen konnten. Ein Genuß, der trübt unsere Freude: die Kosten des Monumentes betragen mehr als 100 000 Gulden betragen. Wenn das Grillparzer etwas davon gehabt hätte!

Der unsichtbare Gnom.

Von Alexander.

Wir wollen diesem ein Runkelbrot beibringen, freilich ein ziemlich hohes Alter zur Seite steht, im allgemeinen beinahe in Vergessenheit geraten ist.

noßer durch seine leichte Ausführbarkeit, sowie die jungen Zauberteufelungen gewiß eine willkommenen Aufnahme finden wird, zumal dasselbe Gelegenheit bietet, Scherz in mannigfacher Weise zu verändern und auszuheben.

Diesmal müssen wir jedoch, um die Sache besser Erklärung zu bringen, eine kleine erzählende Einleitung, die jeder nach seinem Geschmack ändern kann, gleich gedrängt mit in den Kauf geben.

„Gewiß haben die geehrten Anwesenden,“ beginnt Zauberer, „aus den in der Jugendzeit geleiteten Märchen in der Erinnerung, daß es 'Gnommen' oder 'Erdegeister' eben, welche die wunderliche Eigenschaft besaßen, sich sichtbar machen zu können. Von mancher Seite wurde Thatsache, namentlich im reiferen Alter, angezweifelt, gleich es gedruckt zu lesen war; aber meine Herrschaften, Sache ist doch nicht so ganz ohne; es hält nur schwer, nähere Bekanntschaft eines solchen kleinen Vergessenen machen, oder gar in Besitz eines solchen zu gelangen. Ich leitere ich aber nur mäßig, wenn man im Besitz der besonderen geheimen Wissenschaft ist, vermöge deren, als der Aufenthalt empfängt ist, man es in der Gewalt, einen solchen an sich zu bannen. Ich bin so glücklich gewesen, dies zu erreichen, und werde Ihnen davon vor einem Beweis geben.“

Der Künstler zeigt nun die beiden leeren Hände, die rechte Hand hoch, um die Aufmerksamkeit auf zu lenken, bringt dann dieselbe zur Linken ab, die mittlerweile halb geschlossen ist (er hat nämlich, während er auf die rechte Hand die Aufmerksamkeit lenkte, eine auf dem Schoße liegende 3 bis 4 Zoll hohe Figur, in der Gestalt eines Gnommen, siehe nebenstehende Figur, in der linken Hand verborgen) und gibt dieselbe mit der rechten Hand, bläst langsam darauf und wünscht das Erscheinen des Erdegeistes, der sich innerhalb der beiden Hände präsentiert und den er, Arme und Beine beweglich sind, vor sich auf den Boden setzt oder stellt.

Jetzt fährt er fort: „Dieser kleine Gnom ist meinem vollkommen unterthan, und vermöge seiner Eigenschaft, sich unsichtbar machen zu können, in der Lage, die Aufmerksamkeit hin, selbst in die größte Ferne, blitzschnelle Vorstöße auszuführen und Kunststücke zu unternehmen. Zunächst soll er Ihnen nun ein Beweis von seiner Fähigkeit, sich unsichtbar zu machen, geben. Der kleine Regenmantel hier, der die Ge von Fausts Zaubermantel vertritt, hilft ihm bei Ausführung seiner Reise. Ich hänge denselben über, so daß er oben hervorsticht. (Der Künstler hat die Hand mit der Linken in den kleinen Sack oder Mantel gesteckt, so daß sie oben aus der Öffnung hervorsteht, die dieselbe erforderlich bewegen zu können, hat er jedoch rechte Hand mit in den Sack gesteckt.) „Und nun,“

zieht u. s. w. und zeigt, daß der Gnom verschwunden ist. Nach einiger Zeit bringt er jedoch die Hand wieder unter obligaten Redensarten in den Sack, läßt die Figur sofort wieder zum Vorschein kommen, um sie alsbald wieder verschwinden zu lassen. Dieimal aber übergibt der Künstler den leeren Mantel der Gesellschaft zur näheren Untersuchung.

Wie Sie sehen, meine Herren und Damen, der Gnom hat jetzt wieder seine unsichtbare Reise angetreten, und da er mir zugesichert, wohin er sich begeben, so kann ich Ihnen die Mitteilung machen, daß er in die Tasche jenes am Ende des Tisches sitzenden älteren Herrn spaziert ist.“ Es wurde nachgesehen und in der That fand sich zum allgemeinen Erstaunen die Figur an dem bezeichneten Orte vor. Ein guter Freund war ihm dabei behilflich gewesen, da er noch eine zweite ähnliche Figur besaß.

Aufschluß: Die Figur, in der bekannten Gnommengestalt (siehe Fig.), von Holz oder verguldetem gearbeitet, ist 3 bis 4 Zoll hoch, hat bewegliche Arme und Beine, wie man sie häufig in den Spielwarenhandlungen vorfindet. Der Kopf nebst Hals ist jedoch mit dem Rumpfe nur vermittelst eines kleinen Zapfens verbunden, so daß er leicht abgenommen werden kann. Während nun der Zauberer die beiden Hände unter den Sack bringt, löst er den unteren Teil des Körpers von der Figur ab, schiebt die Beine in die Höhe und steckt unter dem Vorhang, Keigeld zu holen, denselben entweder gleichzeitig in die Tasche oder läßt ihn einstweilen auf den Schoß fallen, da das Kunststück meistens sitzend ausgeführt wird. — Der Sack oder Mantel, circa 6 1/2 Zoll lang und 5 Zoll weit, ist, wie angegeben, oben offen, sonst aber seitwärts zusammengeknüpft und hat innerhalb, nach der oberen Öffnung zu, rings einen taschenförmigen 1 1/2 Zoll tiefen Ansaß im Futter, in welchen man mit Leichtigkeit den Kopf, sobald er herangezogen ist, verbergen kann, und der wegen seines geringen Umfanges beim Zusammenrücken des Mantels nicht bemerkt wird. Das zweite Mal, wenn der Gnom wieder zum Vorschein kommen soll, nimmt man den Kopf aus der Tasche und zeigt ihn wie vorher, es wird dann jeder glauben, die ganze Figur vor sich zu sehen; wird er dann erneut zurückgezogen, so behält man ihn einfach in der Hand und übergibt den leeren Mantel den Zuschauern zur Besichtigung.

Daß natürlich die Figur jede andere Gestalt, die Ge-

staltung eine beliebig andere Form haben kann, sowie, daß man dieselbe, d. h. die zweite, an jedem geeigneten Orte vorher verbergen kann, ist selbstverständlich.

Heliopolis.

Unweit des Dorfes Matarieh, an der Mündung des von dem Damiet-Arm des Nils abzweigenden Memumtals in den Memphischen in Unterägypten, erheben sich in einsamer Majestät die Ruinen von Heliopolis, bestehend aus einigen Tempeltrümmern und einem Obelisk. Ein halbes Dutzend Palmen verleihen dem an sich toten Bilde einiges Leben, während die es umgebende Totenstille hin und wieder durch den Schrei eines Wasservogels aus dem Schilf des Sees unterbrochen wird. Zuweilen verirren sich auch einige Säuer, die auf dem See liegen, in diese Oede, die vor mehreren tausend Jahren den Mittelpunkt eines großartigen Sonnenkultus bildete.

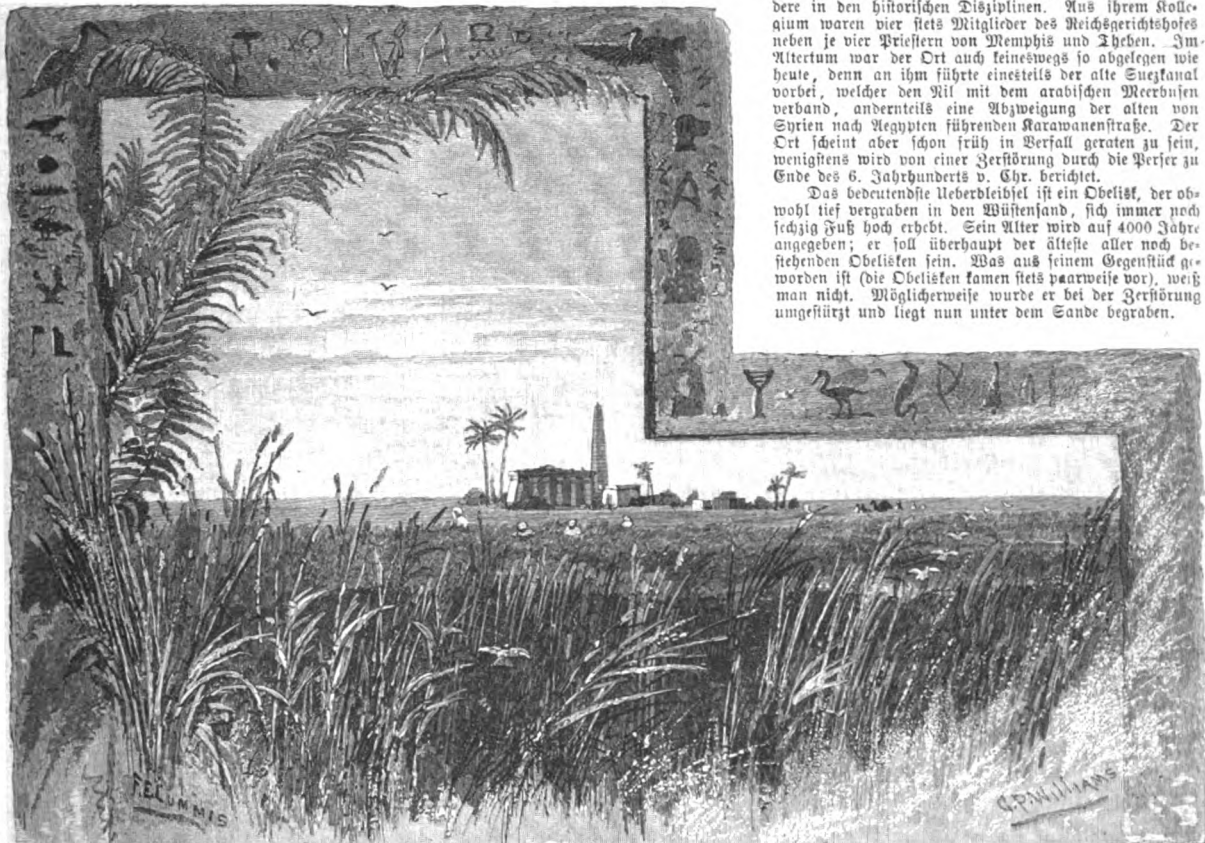
Ba-Ka, die Stadt des Ka, heißt der Ort hieroglyphisch, der im Alten Testament als On und Anu vorkommt. Ka war die aus der Urgottheit Ptah hervorgegangene Hauptgottheit der alten Ägypter, von dem später die meisten anderen Gottheiten abgezwigt wurden. Er war der Sonnengott und hatte an der in Rebe stehenden Stelle seinen bedeutendsten Tempel. Je nach den verschiedenen Stadien der Sonne hatte diese Gottheit auch verschiedene Gestalten und Namen. Bei Sonnenaufgang hieß er Har-em-huti, in den Mittagsstunden trat der Name Ka in seine Rechte, beim Untergang wird er als

Greis mit dem Namen Tum gedacht. Das unterirdische Verbindungsglied zwischen Har-em-huti und Tum ist Anubis. Eine spätere Gestalt des Ka ist auch Osiris. Dem Ka waren heilig der Sperber, der hellfarbige Stier, Kneris genannt, und Löwen von heller Färbung. An seinen Kultuskreis gehört auch der fabelhafte Vogel Phönix, der aus Osten kommend, wohl nichts anderes ist, als eine Verflüchtigung der Sonne, die alles immer wieder neu belebt, wenn auch ihr Brand oft Verdrörrung herbeiführt. Nach der am meisten gangbaren Sage verbrannte sich der Phönix von Zeit zu Zeit, ungefähr alle 600 Jahre, auf einem Scheiterhaufen, aus dessen Asche er neu verjüngt emporstieg. In der späteren christlichen Poesie erscheint der Phönix als Sinnbild der Wiedergeburt und der Ewigkeit überhaupt; in diesem Sinne kommt sein Bild auch auf den Münzen oströmischer Kaiser vor. Die Priester des Ka standen im Rufe hoher Gelehrsamkeit, insbesondere in den historischen Disziplinen. Aus ihrem Kollegium waren vier stets Mitglieder des Reichsgerichtshofes neben je vier Priestern von Memphis und Theben. Im Altertum war der Ort auch keineswegs so abgelegen wie heute, denn an ihm führte einesteils der alte Suezkanal vorbei, welcher den Nil mit dem arabischen Meerbusen verband, andernteils eine Abzweigung der alten von Syrien nach Ägypten führenden Karawanenstraße. Der Ort scheint aber schon früh in Verfall geraten zu sein, wenigstens wird von einer Zerstörung durch die Perser zu Ende des 6. Jahrhunderts v. Chr. berichtet.

Das bedeutendste Ueberbleibsel ist ein Obelisk, der obwohl tief vergraben in den Wüstenland, sich immer noch sechzig Fuß hoch erhebt. Sein Alter wird auf 4000 Jahre angegeben; er soll überhaupt der älteste aller noch bestehenden Obeliske sein. Was aus seinem Gegenstück geworden ist (die Obeliske kamen stets paarweise vor), weiß man nicht. Möglicherweise wurde er bei der Zerstörung umgestürzt und liegt nun unter dem Sande begraben.



Der unsichtbare Gnom.



Heliopolis.



Im Wald.

O Wald, wie gültig bist du doch,
Nach Beeren schenktst du Pilze noch!
Schon hat das Kind gefüllt sein Tuch,
Noch diese zwei, dann ist's genug.

Es kniet, umnißt von Farrenkraut,
Wo weiches Moos sich aufgebaut,
Und wie sich's nach den Pilzen bückt,
Da, horch! was naht? das Kind erschrickt.

Kein Wunder! fühlt sich's doch allein,
Es fallen ihm die Märchen ein
Vom Wolfe, der Kottäppchen fraß
Und von der Her' mit langer Naß.

Und jekt! — was glückt mit dumpfem Ton?
Er sieht! Eidschähen fliehet schon
Von Ast zu Ast herab geschwind
Und lugt neugierig nach dem Kind.

Keins wagt dem andern sich zu na'h'n,
Sie blicken sich verblüdet an. —
Auf grünem Grund voll Sonnenschein
Ein Märchenbild im stillen Hain. —

Julius Sturm.

Unsere Reisezeitung.

Von

F. W. Soukup.

In die Karpathen! Wenn wir anlässlich der erfolgten Wiedereröffnung der Reisesaison darüber nachdenken, wo wir heuer die tags bemessenen Stunden der Ferien- oder Urlaubsmuße zubringen sollen, wenn wir alle die schönen Stationen und Touren im Geiste Revue passieren lassen, so ist es wohl nicht mehr als billig, wenn wir dabei auch jener gezeichneten Landschaft gedenken, die bei der Verteilung des Touristenverkehrs noch so gar flüchtig weggelassen.

Eine solche Landschaft ist das weite Gebiet der Karpathen. Man mag von Wien kommen und durch das Waagthal fahren, oder von Oderberg sich mit der Eisenbahn nach Gyorba oder Poprad führen lassen, oder von Budapest oder Kratau her an den Fuß der Karpathen gelangen, immer wird man von der wahrhaft wunderbaren Schönheit des Gebirges überrascht und bezaubelt sein.

Das hochromantische Waagthal mit seinen vielen jagenhaften Burgen und Ruinen, die betrieblamen oberungarischen Städte, die alte deutsche Zipse,

die freischaffenden, wetteifernden oberungarischen Baderorte, die reichen, interessanten Bergwerke im Gömörer und Székler Komitate, das eigenartige Zigeuner- und Slowakenleben, die in Europa einzig dastehenden Wunder der Dobrikauer Gishöhle und der Paradda, der Aggteleker Tropfsteinhöhle, bieten herrliche, bequem zu erreichende Sehenswürdigkeiten.

Und der ewig schöne Gebirgskod der Zentralkarpathen, die Hohe Tatra, was bergen sie für erhabene Naturschönheiten. Wer einmal die Pracht der Karpathenthäler, die liebliche Schönheit der sagenhaften Meerseen bewundert, wer einmal auf den galizischen Alpen das Geläute der weidenden Herden gehört, der kehrt immer wieder hierher zurück.

Reisende und Touristen in allen Ländern vernehmen den Ruf: Auf in die Karpathen! Das Gebirge verdient es, daß man ihm einen Besuch mache.

Wir beschränken uns für heute darauf, diese Anregung zu geben und wollen hoffen, daß dieselbe auf fruchtbaren Boden falle.

Der Raum gestattet uns nicht, an dieser Stelle mehr zu sagen, im Interesse der Sache und des Zweckes erklärt sich jedoch der Redakteur dieser Rubrik, Herr Richard Wilhelm Soukup in Wien I, Hohenstaufengasse 9, gerne bereit, denjenigen unserer geschätzten Leser, die sich für den Gegenstand interessieren, etwa die gewünschte eingehendere Aufklärung aus Gefälligkeit brieflich zu geben.

Im Rark in der Nähe von Brunnendorf bei Laibach hat sich, ohne jegliche Erderstüttung, in der ersten Maiwoche ein etwa 300 m tiefer Schacht mit einem Umfange von 20 m plötzlich geöffnet, ohne daß früher irgendwelche Anzeichen für das Vorhandensein einer Höhle wahrgenommen worden wären.

Erdbeden. In der Zeittelegraphenstation Pleuise in Bosnien wurde am 9. Mai um 3 1/2 Uhr nachts ein starkes wellenförmiges Erdbeden wahrgenommen, welches 3 Sekunden andauerte und die Richtung von West nach Ost hatte.

Die neu entdeckte Tropfsteinhöhle bei Gralich in Niederösterreich ist nun vollständig bequem zugänglich gemacht und am 5. Mai eröffnet worden.

Durch die Dolomiten zwischen den Thälern Fieis und Fassa soll eine gute Fahrstraße hergestellt werden; dieselbe soll von der Eisenbahnstation Plana bei Bozen ausgehen und durch das schöne Tiersthal und über den Rarerpaß (1750 m) nach Biago di Fassa im Fassathale führen. Bis jetzt existiert keine gute Straßenverbindung zwischen dem Grisch- und Grischthale, es wäre darum sehr zu wünschen, daß das Projekt des Straßenbaues zur Ausführung gelange.

Die f. l. priv. Südbahngesellschaft hat für die via Spielfeld-Purkla nach Gleichenberg Reisenden neuerliche Begünstigungen geschaffen. Auf sämtlichen Südbahnstationen werden bedeutend ermäßigte Saison-, Tour- und Retourkarten ausgegeben, deren Gültigkeit auf die Länge des Aufenthaltes in Gleichenberg erstreckt werden kann und berechtigen diese Karten zur Benützung eines Sitzplatzes in dem zwischen Purkla und Gleichenberg verkehrenden Gesellschaftswagen ohne weitere Aufzahlung.

Die Alpbahnbahn hat für Fahrten nach dem Bittenthale bedeutende Fahrpreisermäßigungen zugesprochen. Wir wünschen aufrichtig, daß durch dieses Entgegenkommen zur Hebung des Verkehrs in den schönen Gegenden an der Alpbahnbahn beigetragen werde.

Durch die Schlucht zwischen Laffach-Rabich und Mallnig soll längs des Mallnigbaches ein neuer Weg hergestellt werden.

Die Hinterbärenbadhütte im Kaiserthale ist seit 2. Mai wieder eröffnet und bewirtschaftet.

Das Schichtelhaus am Hochschwab wird seit den Pfingstfeiertagen wieder bewirtschaftet.

Die Maria Theresia-Schuchhütte am Triglav wird von ihrem jetzigen Standorte an einen nahegelegenen, den Schneeanfahrungen weniger ausgesetzten Ort übertragen.

Die Neistalerhütte auf der Nagalpe ist am 26. Mai eröffnet worden.

Die Dampfschiffahrt auf dem Borthensee ist am 29. Mai wieder aufgenommen worden.

Verunglückt: Wladislaus Gradzewsky aus Sotomow in Weiprücken am 29. April auf dem Wendelsstein.

Von mechanischen Aeußerungen der menschlichen Willenskraft.

Diese Ueberschrift wird der Mehrzahl unserer menschlichen Leser zunächst ein bedächtiges Kopfschütteln und ein ungläubiges Lächeln abzwängen und daß dem also wird, nehmen wir ihm nicht übel. Doch laden wir ihn ein, „trotz alledem“ das nachbeschriebene Unterhaltungs- währende Experiment wenigstens „einmal“ mitzumachen und dann — ja dann wird das Lächeln wohl auf anderer Seite sein.

Der geneigte Leser zeichne sich also vor seinem Experimente auf die Tischplatte oder auf ein Stückchen Papier, mit freier Hand und mit beliebigem Zeichenmaterial einen Kreis von der Größe nach Fig. 1, jenseitig durch das Zentrum durchziehen eine beliebige Anzahl Durchmesser und nummerieren diese, ohne damit an eine Ordnung gebunden zu sein, Sodann werde ein Fingerring oder ein ähnlicher Gegenstand an einen Finger befestigt.



Fig. 1.

den Finger spiken (nicht mit der ganzen Fingerbreite) so scharf als möglich so erfaßt und über den Kreis gehalten, daß die Stellung des Ringes in etwa der angezeigten Höhe genau über dem Kreiszentrum liegt. Nun bestimme man entweder selbst oder lasse sich von seinem Nachbar angeben, in welcher Durchmesserweite, ob von 1 zu 2, 4 zu 3 u. s. w. der Ring zu schwenzen beginnen soll, und bringe, indem man das Auge nachgeleitet auf die Figur richtet, Ellbogen und Hand so in möglichst ruhiger, doch ungewohnter Haltung zu befinden, diesen Willen im stillen recht energisch zum Ausdruck. Unter Umständen wird der Ring fast eine Minute lang in seiner ursprünglichen Stellung über dem Kreiszentrum verharren, plötzlich aber, ohne unmerklich, dann stärker, schließlich ausgesprochen kräftig in der erwünschten und gedachten Richtung schwenken. Mehr noch: der Ring wird unter ganz den gleichen Bedingungen auch im Kreise, nach rechts und links schwenkend bei plötzlich sich ändernder innerer Verstellung sogar in seinen Schwingungen innehalten und einer neuen Schwenkung folgen, wenn erwünscht, den entgegengegesetzten Weg einschlagen.

J. K. K.

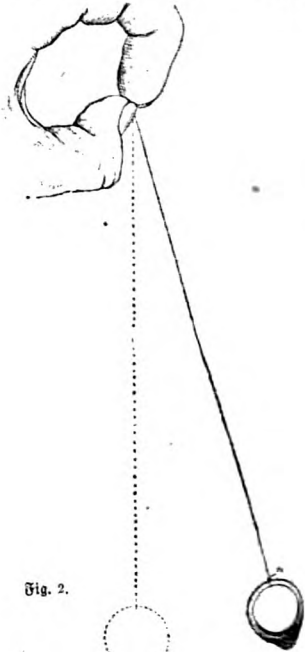
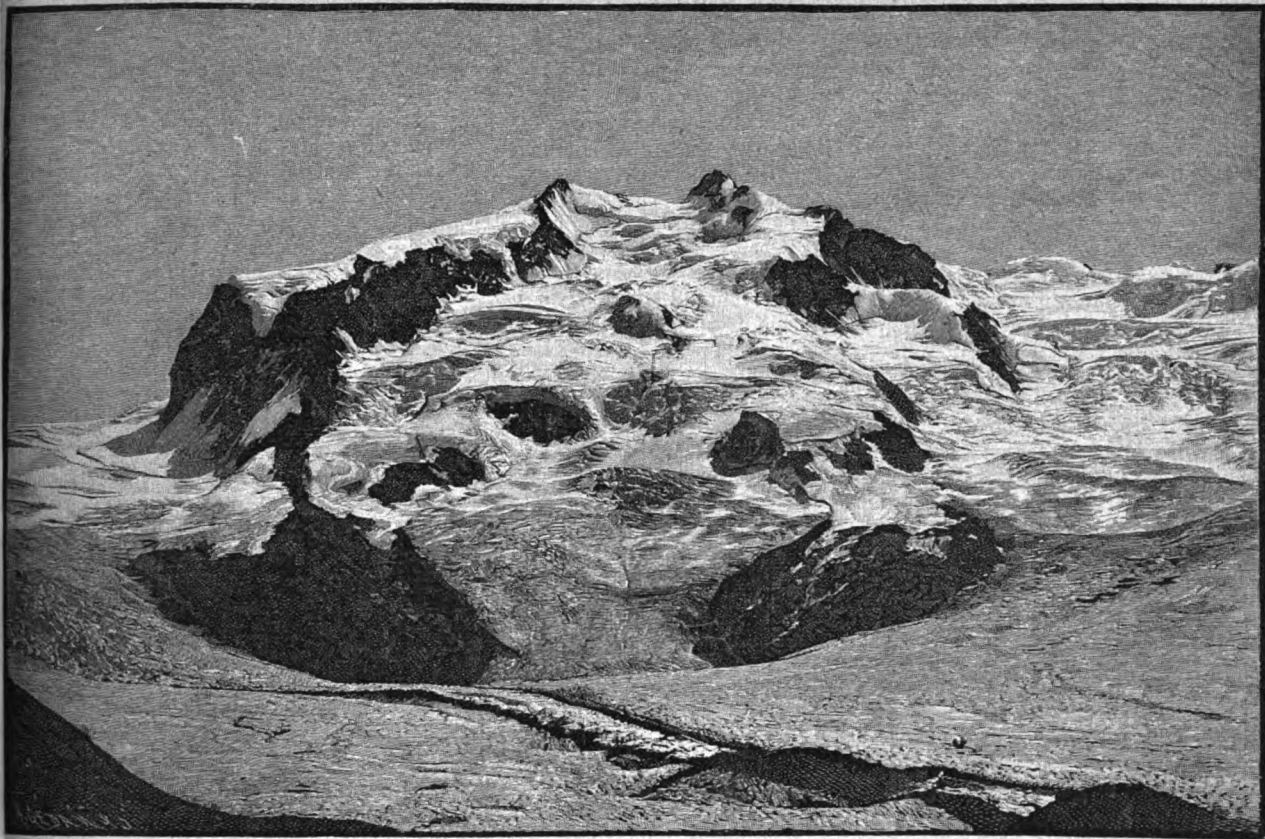


Fig. 2.



Familienfreude. Von Hugo Kauffmann.



Der Montenero vom Gornier Grot aus (S. 1446).

— Gebirgscharaktere. —

Von

R. v. Tendenfeld.

Unsere Erde ist im Innern viel heißer als an der Oberfläche. Sie kühlt sich durch Ausstrahlung der Wärme nach dem kalten Weltraum fortwährend ab, und mit der Temperaturabnahme geht eine Zusammenziehung ihres ganzen Gefüges Hand in Hand. Leicht folgt der heiße, breiartige oder flüssige Kern diesem Zuge nach dem Schwerpunkt in der Mitte des Erdballs, sich widerstandsfähiger erweist sich die durch Abkühlung hart gewordene Kruste. Ihrem mächtigen Gewölbe gleich erhebt sie sich über den weiche Kern, der darunter absinkt. Der Unterstüßung beraubt, muß dieses Gewölbe sich selber tragen, und in ganzes Gewicht, welches an jedem Punkte in Form einer Zentripetalkraft auftritt, verwandelt sich, wie bei jedem anderen Gewölbe, in einen mächtigen tangentialen Druck. Die Felsen, aus denen die Erdrinde besteht, können diesem Drucke nicht widerstehen, sie falten und heugen sich, rutschen auch wohl und werden wie Schollen ineinander geschoben. So entstehen weit ausgedehnte Systeme von nahe aneinander liegenden parallelen Falten und Brüchen: die Erdrinde schafft sich Raum und große Schollen sinken hinab in die Tiefe. Hochschollen tragen die synklinalen Falten und Bruch-

ränder der übereinandergeschobenen Schollen und bilden Gebirgsketten. Die Gebirgsbildung geht stets vor sich: mit jedem Erdbeben — außer den vulkanischen — rücken die Schollen an den Brüchen vor, während die Falten allmählicher und ohne Erschütterung des Erdbodens durch den konstant wirkenden Seitendruck emporgerichtet werden.

In der Regel sind es große tafelförmige und ursprünglich horizontal ausgebreitete Sedimentgesteine, welche durch den Seitendruck zerknittert und in Gebirgsketten verwandelt werden; doch kann es vorkommen, daß Felsmassen sich ursprünglich in Gestalt von steilen Bergen bilden, wie die Korallenriffe, und bloß der Trockenlegung, nicht aber einer Faltung bedürfen, um als Berge zu erscheinen.

Außerdem können durch vulkanische Ausbrüche, durch Anhäufung von Asche und Lava einzelne Berge in der Umgebung der Krater entstehen, oder auch ganze Reihen und Gruppen von Kegeln, wenn die Krater zahlreich sind.

Die beiden letzterwähnten Gebirgsarten treten hinter den durch Faltung entstandenen sehr zurück, und sie haben in der That nur einen sehr kleinen Teil der Gebirge

auf unserem Planeten aufgebaut. Die Faltengebirge oder Alpenketten sind nicht selten mit Vulkankegeln und Korallenbergen associiert und besonders kommen an den großen Brüchen in der Erdrinde, welche den Alpenketten entlang ziehen, häufig Reihen von Vulkankegeln vor.

Da die gebirgsbildenden Kräfte und speziell die Faltung konstant vor sich gehen, so würden die Berge allmählich bis in den Himmel wachsen, wenn nicht andere Kräfte dies verhinderten: das Wasser und die Luft scheuern fortwährend an den Flanken der wachsenden Berge und breiten das Material, aus dem sie aufgebaut sind, in den Thälern zu ihren Füßen aus. Doch hier bleibt es nicht; rastlos arbeiten Wasser und Wind an dem Transport des Gesteins und tragen es immer tiefer hinab, bis es endlich am Meeresgrunde ausgebreitet wird. Hier bildet es neue Sedimentablagerungen, die dann wieder vom Seitendruck erfaßt, gefaltet und zu Alpenketten erhoben werden, an denen dann sogleich wieder die forrozierende Wirkung der Atmosphärien in Aktion tritt. So steigen und sinken die Berge im Laufe der Zeiten wie die Wellen des Meeres, und nur eine Wirkung resultiert daraus: der Erdball wird konstant kleiner.

In den Gebirgen unserer Erde treten uns alle Phasen dieses Vorganges in den verschiedensten Modifikationen entgegen. Die hebende Gewalt der Faltung freilich und das stille Treiben der Korallenpolypen entzieht sich unserer direkten Beobachtung, und nur zuweilen erinnert uns der mächtige Ausbruch eines Vulkans an die positiven Faktoren, denen die Berge, wie sie vor uns stehen, ihre Entstehung verdanken.

Anders ist es mit den negativen Faktoren: mit dem Winde, der den Sand der Sahara über das Rote Meer austreut, mit den wildschäumenden Alpenbächen, welche wüste Haufen von Gesteinstrümmern über den fruchtbaren Thalboden ausbreiten, oder den Gletschern, die auf ihrem breiten Rücken das durch den Frost losgesprengte Gestein zu Thal tragen. In ihnen, wie in dem mächtigen Strom, der den feinen Schlamm in Gestalt eines Deltas vor seiner Mündung ausbreitet, erkennen wir die Agentien, welche stetig an der nivellierung der Erdoberfläche arbeiten.

Wir müssen also die Gebirge als das Werk zweier autogonistischer Kräfte, einer aufbauenden und einer zerstörenden, ansehen, und die Gestalt, der Charakter eines Gebirges hängt demnach von diesen Kräften und dem Material ab, aus welchem es besteht.

Wenn wir also den Charakter eines Gebirges studieren wollen, so ist es unsere Aufgabe, die Gestalt desselben einerseits als das Resultat der Kraft, welche dasselbe aufbaute, und anderseits der den klimatischen Verhältnissen der Lokalität desselben entsprechend modifizierten Wirkung der zerstörenden Kräfte auf das Gestein, aus dem es besteht, hinzustellen.

In jedem gegebenen Falle wird es daher darauf ankommen, den geologischen Bau des Gebirges und die meteorologischen Verhältnisse seiner Lokalität zu studieren.

Ich will mich nun bemühen, an einem konkreten Beispiele, welches als ein Typus angesehen werden kann, dies durchzuführen.

Es gibt keinen Gebirgszug, an welchem der Bau der Zentralalpen besser verfolgt werden kann als an jenem Kamm, der, vom Valrhorn nach Norden streichend, einige der höchsten Gipfel in den Alpen trägt.

Dieser Kamm setzt sich aus einer Reihe kolonnenförmig hintereinander stehender, nach Südwest hinweger, bogenförmiger Querkämme zusammen. Der größte Teil des Kammes besteht aus Teilen dieser Querkämme, zwischen denen niedrigere und weniger ausgesprochene Rücken die Verbindung herstellen.

Der nordwestliche Teil des Gebirgszuges besteht aus Glimmerschiefer, der in einer nordöstlich verlaufenden Linie, von Nied im Zernattthale über den Alphubel nach Im Grund im Saasthale, plötzlich aufhört.

Der südöstliche Teil unseres Gebirges: das Saasthal südlich von Im Grund, das Macugnathal und der Hauptkamm südlich vom Weißthor, bestehen aus Gneis.

Der geologische Bau der zwischen diesen Linien liegenden Partien ist komplizierter. Auf die Glimmerschiefergrenze folgt im Südosten, sowohl im Zernatt- wie im Saasthal, ein Streifen von Kalkstein; auf der Kammböhe (südlich vom Alphubel) aber Serpentin. Der Hauptkamm bis zum Weißthor besteht durchaus aus Serpentin und hier folgt auf denselben der oben erwähnte kontinuierliche Gneis.

Am Ostabhange, gegen Saas hinab, findet sich zwischen Serpentin und Gneis ein schmaler, nordöstlich streichender Streifen desselben Kalkes, der weiter nördlich die Glimmerschieferzone begrenzt. An einer Stelle, am Fuße des Nuchthorns, liegt etwas triassischer Fels zwischen dem Kalk und dem Serpentin.

Auf der westlichen, Zernatter Seite folgt auf den hier breiteren Kalkstreif grüner Schiefer und Hornblendeschiefer, dann Serpentinstreifen (nordöstlich streichend) und über dem Niffelberg wieder Kalk, dann Quarzit, dann ein kleiner triassischer Streif (der jenem unter dem Nuchthorn auf der anderen Seite entspricht) und schließlich der kontinuierliche Gneis.

Sowohl der Gneis wie der Glimmerschiefer sind älter wie die dazwischen eingekeilten Kalk- und Triassschichten. Die Sedimentgesteine sind überall hochgefaltet, teilweise überworfen und streichen im allgemeinen nordöstlich der Richtung der Querkämme parallel.

Wir wollen nun, von Nord nach Süd fortschreitend, die einzelnen Querkämme, aus denen sich dieser Gebirgszug zusammensetzt, näher betrachten.

Der erste, dem wir begegnen, ist jener, der mit der Leiterspitze (3218 m) östlich von Täsch im Zernattthale beginnt, über das Täschhorn (4498 m) und den Dom (4554 m) hinzieht und ober der Arealp im Saasthale endet. Jenseit des Zernattthales im Westen setzt sich dieser Querkamm im Mittelhorn (3410 m), welches der Leiterspitze gegenüber liegt, fort. Weniger deutlich ist die Fortsetzung desselben nach Osten in den Jäghörnern und dem Nuchthorn. Dieser Querkamm (zwischen Saasthal und Zernattthal) besteht ganz und gar aus Glimmerschiefer.

Der nächste Querkamm, welcher im Alphubel (4207 m) kulminiert, ist unbedeutend. Der dritte hingegen ist sehr deutlich. Sein westlicher Teil umgreift das Melchenthal, der Kamm wendet sich dann im Nimpfthorn (4203 m) nach Norden, hierauf im Allalhorn (4034 m) wieder nach Nordost und erstreckt sich über das Egginerhorn bis Almogel im Saasthale. Jenseits desselben setzt sich dieser Kamm fort und steigt rasch zur Weißmüß (4031 m) an. Dieser Kamm besteht in seinem höheren, zentralen Teile aus Serpentin; im Osten, von dem Egginerhorn an, aus Gneis. Die Weißmüß aber ist aus Glimmerschiefer aufgebaut.

Der vierte Querkamm kulminiert im Strahlhorn (4191 m) und endet östlich beim Mattmarksee im Saasthal. Nach Westen scheint er sich weiter fortzusetzen,

da wohl die Annahme gerechtfertigt ist, daß das Stochhorn und der Niffelberg zu denselben Kämme gehören. Der zentrale Teil beider, das Strahlhorn, besteht aus Serpentin. An beiden Enden (Niffelberg und Nuchthorn) nehmen eingeklemmte Kalk- und Triassschichten an dem Aufbau desselben Teil. Das Stochhorn besteht aus Gneis.

Der fünfte, bereits im kontinuierlichen Gneis, zieht vom Weißthor (3612 m) nach Osten und umgreift das Quellgebiet des Saasbaches, im weiten Bogen nach Nordwest sich wendend.

Dies ist der letzte deutliche Querkamm. Der Monterosa (4638 m; S. 1442) bildet den Kulminationspunkt und zugleich östlichen Cypseiler eines kleinen nach Nord abgehenden Grates. Das Terrain im Norden und Westen von der Kammlinie Monterosa-Weißthor-Montemoro dadt sanft an, während es nach Südwesten mit gemächlicher Steilhängen in das tiefe Macugnathal abfällt. Die relative Höhe des Monterosa über Macugnaga beträgt über 3000 m.

Die höheren Partien dieses Gebirgszuges sind heutzutage stark verglaziert und die Eisströme tragen das losgerissene Material auf ihrem Rücken zu Thal, mächtige Endmoränen in den Seitenthälern des Saas- und Zernattthales aufstürmend. Dief's, sowie das von Lavinen und ephemeren Torrenten herabgebrachte Material wird von den Bächen weiterbefördert in die Hauptthäler und durch diese hinab nach Visp ins Rhodethal.

Jedenfalls retardieren gegenwärtige Firnfelder und Gletscher sehr wesentlich den Fortgang der nivellierenden Arbeit der Atmosphären, und dies muß noch weit größerem Maßstabe zur Glaciation stattgefunden haben, während welcher die heutzutage, mehr oder minder kontinuierlichen Firnfelder dieses ganze Gebirge bedeckten und vor Verwitterung schützten.

Jedenfalls war das Klima in den Alpen vor der Eiszeit milder, wie es heute ist. Damals gab es dort keine Gletscher oder sie waren klein. Da wahrscheinlich die Zeit, während welcher die Alpen allgemein und unser Gebirgszug insbesondere der schützenden Eisdecke entblieben, unvergleichlich länger war als die Zeit, während welcher große Gletscher über die Flanken hinabzogen, und da überdies die nivellierende Thätigkeit während der eisfreien Zeit viel lebhafter gewesen sein muß, so können wir vorläufig in der Betrachtung der Agentien, welche den Alpen ihre heutige Form gaben, die Wirkung des Eises außer acht lassen.

Das Streichen der Gesteine und der Querkämme selbst — denen allein in der Gebirgszuge eine orographische Bedeutung zukommt —, sowie die Konvergenz der Gebirgszüge nach Südosten zeigen deutlich, daß die Gebirge einer Faltung seine Entstehung verdankt, welche senkrecht auf die Richtung der Querkämme von Nordwest nach Südost stattgefunden hat. Diese Faltung muß die Folge davon, daß der Seitendruck in den Gebieten und in dieser Richtung fortgesetzt wurde, daß die Gesteinschichten

er die Erdrinde zusammensetzen, ihm nicht überstehen konnten.

Anfangs lag wohl der Glimmerschiefer horizontal ausgebreitet über dem Gneis, Serpentin und Quarzit, darüber der Kalk und die triassische Rauchwade.

Die Faltung ging so rasch vor sich, daß die Atmosphärien nicht Zeit hatten, die wachsenden Berge überall abzutragen. Der Regen vermochte dies nicht. Dort, wo in den Vertiefungen das Wasser sammelte und Bäche bildete, da reichte

die Erosionsthätigkeit hin, um mit der Hebung der Falten nahezu gleichen Schritt zu halten, und niemals vermochten an diesen Stellen die Falten emporzukommen.

Zwischen den Bächen aber, wo die Erosion minder kräftig wirkte, da erhoben sich die Faltenränder, während die Thalsohle ihre absolute Höhe nicht so rasch veränderte und nur allmählich sich hob, als sie von dem Gesteinsmaterial ausgefüllt wurde, welches von den Flanken der steigenden Berge herabkam.

Das Saas- und Zermattthal sind solche alte Wasserläufe, und es wäre sehr unrichtig, anzunehmen, daß sie erst entstanden seien, nachdem das Gebirge eine bedeutende Höhe erreicht hatte.

Zu den Seiten der Thäler stiegen, da der Seitendruck zu wirken fortfuhr, die Falten immer mehr in die Höhe, sie überschlugen sich vielfach und so geschah es, daß die jüngeren Kalk- und Rauchwaden zwischen die alten azoischen Gesteine eingeklemmt wurden. Die Falten und Bruch-



Watterhorn von Zermatt aus.

der, welche am raschesten anstiegen und aus dem härtesten Gestein bestanden, errötheten in dem Kampfe gegen die olympischen Gewalten der Atmosphärien die weitendsten Höhen und bildeten jene Quersäulen, welche zwar von den tiefen Thälern des Saas- und Zermattbaches durchbrochen wurden, teilweise aber sich jenseits dieser Thäler eine beträchtliche Strecke weit fortsetzten, wie z. B. der Täschhornkamm nach Osten (Zetterspizze-Mittelhorn) und der Salinokamm nach Osten (Egginerhorn-Mittelhorn).

Der Regen, der auf die ansteigenden Berge fiel, wirkte nur unbedeutend auf den Abtrag, aber mit zunehmender Kraft gegen die Tiefe hin, wo aus den kleinen Rinnen größere Bäche wurden. Diese Bäche

graben sich immer mehr in den Boden ein und suchten sich bis zum Niveau der Hauptthäler (Zermatt- und Saasthal) hinabzulenken. Sie sind aber heute noch, weil die Erhebung der Alpen entweder erst vor kurzem oder noch gar nicht aufgehört hat, weit davon entfernt, dies irgendwo erreicht zu haben, und sind noch immer steile Schluchten, in denen zuzeiten wildschäumende Torrenten mit aller Gewalt an der Rivellierung der Berge arbeiten.

Es ist einleuchtend, daß das fließende Wasser vorzüglich den Fuß des Gebirges benagt und daß das Gestein höherer Partien nur durch Erdrutschungen und Lawinen herabgebracht wird. Die letztgenannten Agentien beginnen aber erst dann zu wirken, wenn die Hänge eine bedeuten-

dere Neigung erlangt haben, so daß also in allen Fällen die Wirkung des fließenden Wassers die sein wird, die Steilheit der Hänge durch Abtragen der basalen Partien zu erhöhen.

In dieser Weise werden die Abhänge, die Seiten der Falten und die Bruchränder immer steiler nicht nur infolge des Fortganges der Faltung und Ueberschiebung, sondern auch infolge der Wirkung des fließenden Wassers.

Die Annahme dürfte vielleicht nicht ungerechtfertigt sein, daß unser Gebirgszug nach der Juraperiode sich zu erheben begann. Faltung und Abschwemmung gingen Hand in Hand. Der größte Teil der vorhandenen jüngeren Schichten, welche oben auflagern und zuerst den Atmosphärien aus-



Panorama vom Gipfel des Matterhorn.

gesetzt waren, wurde abgeschwemmt. Nur hier und da erhielten sich eingeklemmte Reste der jüngeren Formationen zwischen dem älteren Gestein, welches, nun des schützenden Mantels dieser paläozoischen und mesozoischen Schichten beraubt, frei in die Luft sich zu heben begann. Die Faltung ging so rasch vor sich, daß die Bergkämme (Falten oder Bruchränder) trotz der Atmosphärenwirkung immer höher wurden. Regen und fließendes Wasser scheuerten die Klanken. Die Kämme wurden scharf, die Hänge steil, die Schluchten tief eingeschnitten. Nur die großen Hauptthäler, welche von Anfang an bestanden, blieben im allgemeinen unverändert, obwohl auch diese hier und da durch die Akkumulation von Geröll erhöht, oder sogar abgesperrt wurden.

Nun brach die Eiszeit herein. Die Thäler füllten sich mit Eisströmen, welche alles lose Material aus denselben fegten und gleichzeitig alles Gestein forttrugen, das von den Hängen herabstürzte. Die Faltung ging fort. Die Hänge wurden noch steiler, während die Gletscher jede Ausfüllung der Thäler durch Gesteinschutt verhinderten.

Die Gletscher gingen zurück und schränkten sich auf ihre heutige bescheidene Ausdehnung ein. Die tiefen Thäler, überragt von gewaltigen Steilhängen, deren Erhaltung wir teilweise den Gletschern der Eiszeit verdanken, sind geblieben.

Ich möchte nun den Leser einladen, mich in jenes Gebirge zu begleiten und diese großartige Kraftleistung unserer Mutter Natur näher kennen zu lernen. Ich habe von den Gipfeln in jenem Gebirgszuge die fünf wichtigsten, Monterosa, Dom, Täschhorn, Rimpfischhorn und Strahlhorn bestiegen und ich will im folgenden drei dieser Partien beschreiben.

Der höchste Punkt des Monterosamassivs, die zweithöchste Spitze in den europäischen Alpen, ist von den Schweizer Kartographen nach dem Leiter des topographischen Büreaus in Bern, dem berühmten General Dufour, benannt worden. Sie ist 4638 m hoch und bildet, wie oben erwähnt, den östlichen Eckpfeiler eines nach Osten ansteigenden Rammes, der sich aus dem Gornergletscherfirn erhebt. Die Dufourspitze liegt auf der Höhe des Hauptkammes an der Kante jener Stufe, von welcher das Terrain nach Westen sanft, nach Osten aber sehr steil abfällt.

Es ist leicht, vom Westen aus über den Gornergletscher und den kleinen Ramm auf die Dufourspitze hinaufzukommen, diese Partie ist seit den fünfziger Jahren von unzähligen Bergsteigern gemacht worden. Einmal ging Tyndall ganz allhier hinauf.

Viel schwieriger und auch lange gefährlich ist der Anstieg von Osten über dem Macugnagathal über den mehrfach erwähnten Steilhang. Dieser Weg wurde das erste Mal von Pendlebury und Tuck im Jahre 1872 und das zweite Mal von mir im Jahre 1880 gemacht. Die dritte Partie (Marinelli) im Jahre 1881 wurde durch eine Lawine getötet. Seither ist der Weg mehrmals gemacht worden (zweimal von Schulz) und nur einer ist dabei denklich verletzt worden (Führer Rattetiner, derselbe, der seither am Gletscherkamm verunglückt ist) erlitt durch einen fallenden Stein einen Rippenbruch.

Ich kam am 8. August 1880 nach Macugnaga und erfuhr dort, daß ein Freund von mir tags zuvor versucht hat, die Dufourspitze von Macugnaga aus zu ersteigen, daß Nebel eingetreten sei und daß er und sein Führer (der oben-



Panorama vom Gipfel des Matterhorn.

aggetiner) wahrscheinlich verunglückt. Ich beschloß deshalb, sofort selber Monterosa an den Leib zu rücken, die Spuren meines Freundes aufzu-
en. Eigentliche Führer gab es da-
s in Macugnaga nicht, gleichwohl
ten sich zwei Männer, mich zu be-
zen (der eine war der Stiefelpußer des
als Lochmatter); ich nahm auch einen
ger mit und verließ um 9 Uhr morgens
9. August Macugnaga (1559 m).

Durch eine fast ebene Thalweitung er-
ten wir bald eine große alte und ganz
ldete Endmoräne, wahrscheinlich aus
vorigen Jahrhundert, als der Glet-
im Hintergrunde des Thals weit vor-
e. Bald kamen wir an den Gletscher
heran und folgten dessen rechtem Ufer.
hielten wir. Mittagsrast und hatten
se, den nahezu 2000 m hohen Ostabhang
Monterosa genauer zu betrachten. Wild-
läßt umflutet der Macugnagagletscher
fuß desselben. Der Abhang selbst ist
enteils von steilem Firn bedeckt, nur
und da treten schmale Felsrippen aus
in Eispanzer hervor, die gleich Pfeilern
Felswand zu stützen scheinen. An dem
in haften hier und da gewaltige Schnee-

wächten (Cornice). Schmale Rinnen, die
vom oberen Teil der Wand zum Macu-
gnagagletscher hinabziehen, bezeichnen den
Weg der häufigen Lawinen. Es ist warm,
und keine fünf Minuten vergehen, wo nicht
Eisstrümmen und Schneemassen durch diese
Rinnale herabstürzen mit donnerähnlichem
Krachen und Nauschen, welches mit viel-
fachem Widerhall allmählich und grollend
verklingt.

Nach kurzem Aufenthalte verließen wir
diesen schönen Punkt und begannen den
Macugnagagletscher zu überschreiten, auf
eine der erwähnten Felsrippen (den so-
genannten Jägerücken) lossteuend. Der
Gletscher ist zwar, wie erwähnt, stark zer-
klüftet, bietet aber keine Schwierigkeit, so
daß wir um 2½ Uhr nachmittags den
Fuß der Felsen gewannen.

Der Felsrücken ist nicht besonders steil
und sehr leicht gangbar, hier und da von
Firn- oder Schneefeldern unterbrochen,
durchaus Gneis, ebenso wie auf der an-
deren Seite des Gletschers. Wir kamen
rasch vorwärts und waren bald über die
Vegetationsgrenze hinaus. Wir trafen auf
einen Rudel Gemsen — 15 Stück, eine
Selteneit in jener Gegend, wo die Jagd

frei ist. Auf einer minder steilen Halde
von großen braunen Felsstrümmern — vom
Grundgestein durch die sprengende Wirkung
des frierenden Sickerwassers losgebrochen —
beschloßen wir, zwischen drei gegeneinander-
gelehnten Felsen zu bivaklieren. Wir sind
hier etwa 3000 m über dem Meere.

Es war ein herrlicher Abend. Die
Sonne sank und vergoldete den weiten
Kreis der vor uns liegenden Gipfel, wäh-
rend sich tiefes Blau — im Kontrast gegen
die rotstrahlenden Berge noch intensiver
erscheinend — über die italienische Tief-
ebene ausbreitet. In immer größeren
Zwischenräumen donnerten die Lawinen
hinab über unseren morgigen Weg. Ein-
zelne Sterne erglänzten über uns, sie wur-
den zahlreicher und heller. Der Lawinen-
donner ist verstummt und die lautlose
Stille der Alpennacht breitet sich um uns
aus und wiegt uns in den Schlummer ein.

Wolkenlos wie der Abend war auch
der kommende Morgen, und ein sanfter,
aber eisiger Morgenwind strich durch die
Felsen. So zeitig als möglich, beim ersten
Grauen des Tages um 3 Uhr 20 Minuten
morgens, brachen wir auf, denn es galt,
die schlimmsten Lawineirisse zu passieren, passirten

che die Sonne den Kamm erreichte und die uns von oben drohenden Schneewächten und Firnmassen löslöste. Keine Lawine regte sich noch und es war alles so still und friedlich, als ob nirgends auf der Welt der Kampf der Naturgewalten und das eifrige Treiben der Menschen die Ruhe störten.

Wir stiegen etwa 200 m über unseren Felsrücken an. Hier hört derselbe plötzlich auf und taucht unter die Eismauer. Gerade über uns steht das Nordend, ein Gipfel, welcher den nördlichen Eckpfeiler des Monterosamassivs bildet. Links über uns unterbrechen zwei kleine dreieckige Felsen den Eishang; in derselben Richtung, höher und entfernter, steht die Dufourspitze. Sie bildet den höchsten Punkt eines steilen Felsrückens, der sich unterhalb derselben in dem Firnhänge ausbreitet. Es ist dies der östliche Teil des kleinen Querlammes, dem die Dufourspitze entragt. Gerade vor uns, zwischen dem Felsrücken, auf dem wir stehen, und den erwähnten dreieckigen Felsen zieht ein gewaltiger Lawinenriß, einer der bedeutendsten des ganzen Hanges, von der Distanke des Nordend zum Macugnagagletscher hinab. Alles, was in der Höhe zwischen Dufourspitze und Nordend losbricht, muß durch diese „Gasse des Todes“, und sie ist auch bei Tage kaum zu überschreiten, so rasch folgen die stürzenden Eistrümmer, Steine und Lawinen, die unaufgehalten bis zum Macugnagagletscher hinablaufen, aufeinander. In der That war es hier, wo Marinelli und seine Führer den Tod fanden.

Diese Gletscherschlucht müssen wir überqueren. Unser nächstes Ziel sind die erwähnten dreieckigen Felsen. Stufenhauend gingen wir nach links über den Firnhang schief aufwärts, kamen bald an den Rand der Lawinengasse und begannen nun diese zu traversieren. Das Eis war glasig und jede Stufe erforderte zahlreiche Päckelhebe. Der Lawinenriß ist bei 20 m breit, aber wegen des zeitraubenden Stufenhauens brauchten wir mehr als zehn Minuten, um ihn überzuqueren. Alle drei am Seil zu gleicher Zeit in der Linne — denn der vorderste, der Stufen hieb, mußte gehalten werden. 1000 m über uns hängen blauglänzende Eistürme, Radeln und Schneewächten in die Schlucht hinein. Doch es ist alles still, keine Lawine regt sich und wir kommen mit heiler Haut hinüber.

Jenseits der Schlucht setzten wir unseren Weg schief nach aufwärts fort, immer Stufen hauend, bis zu dem ersten der Felsen. Wir gehen denselben entlang in einer Falllinie aufwärts. In halber Höhe des Felsens angelangt, wenden wir uns wieder nach links, dem zweiten zu. Einige Steine saßen an uns vorüber und einer schlägt gleich einer Kanonenkugel vor uns ein, den Firn zertrümmernd und uns mit einem Hagel von Eistücken überschüttend. Wir blicken hinauf zu den nun fast über uns stehenden Felsen der Dufourspitze, von denen dieser etwas ungestüme Gruß herkam. Sie glüht im ersten Licht der stei-

genden Sonne, während wir selber noch tief im Schatten sind. Um 6³⁰ Uhr morgens erreichen wir einen Buckel im Firn, durchzogen von einem Chaos von Spalten etwas links unter der Dufourspitze. Hier liegt jedenfalls unter dem Eise eine Terraintase, welcher dieser Buckel und seine Spalten ihre Entstehung verdanken. An dieser Stelle sind wir vor Lawinen und Bergleichen sicher und setzen uns zum Frühstück. Die Sonne scheint freundlich auf uns und wir recken unsere erstarrten Glieder in der Wärme. Nach halbstündiger Rast setzten wir unseren Weg fort, mußten aber wegen der fürchterlichen Zerklüftung des Firns vielfach lavieren und die größte Vorsicht anwenden, denn die Spalten sind größtenteils von trügerischen Schneebrücken, die unter unserer Last zusammenzubrechen drohten, bedeckt. Wir brauchten volle drei Stunden, um durch dieses Spaltengewirr hindurchzukommen. Jenseits erwarteten uns neue Hindernisse. Auf dem Hange, der uns von dem Fuß der Felsen der Dufourspitze noch trennte, war der Schnee mehlig und metertief, so daß wir große Gefahr liefen, selber eine Lawine loszutreten. Um dies zu vermeiden, gingen wir in einer Falllinie gerade hinauf. Dies war eine unangenehme Sache: bis zur Mitte im Schnee mit einer Unterlage von steilem Eis, Stufenhauen unmöglich, arbeiteten wir uns empor und kamen endlich um 2 Uhr nachmittags wieder auf sicheres Terrain. Der Firnhang ist hier zwar sehr steil, war aber schneefrei und von der Sonne hinlänglich erweicht, um das Stufenhauen leicht zu machen. Quer über furchtbar steiles Eis ging es nun nach rechts auf den Fuß der Felsen zu, die gegen 3 Uhr nachmittags erreicht wurden.

Hier fanden wir Stufen im Eis, Spuren meines Freundes, welche nach rechts hin zu dem Sattel zwischen Dufourspitze und Nordend emporführten. Mein Freund war also sicher, denn jenseits des Sattels gibt es keine Gefahr. Dieser Sorge enthoben, beschloß ich, die Dufourspitze zu besteigen. Wir begannen auch alsbald über die braunen Gneissfelsen emporzusteigen. Die Felsen sind wohl hier und da steil, aber überall passierbar. Wir folgten zuerst dem Grat, wandten uns dann dem Südbhänge zu und kletterten durch diesen aufwärts, bis wir nahe der Spitze den Kamm abermals erreichten. Ein eisiger Wind erhob sich jetzt und zwang uns zu halten, denn in dem Winde wäre es nicht möglich gewesen, die Schneide zu passieren. Glücklicherweise legte sich der Wind bald wieder und wir konnten unseren Weg fortsetzen. Einige Felsstürme, die hier dem Kamm entragen, nötigten uns mehrmals die Schneide zu verlassen und die Hänge im Norden oder Süden zu traversieren. Doch auch diese Schwierigkeit war bald überwunden, und wir standen auf dem letzten Felssturm, der sogenannten italienischen Spitze des Monterosa, welche durch eine tiefe Scharte von der vor uns liegenden höchsten Spitze getrennt ist. Die beiden vordersten wurden vom Hintermann über eine steile Fels-

platte — alles Gneis — zur Spitze gefeilt. Der Hintermann muß, wenn am Seile gehalten, über diese Platte gleiten und auf der scharfen Kante in der Scharte Fuß fassen. Es war wir überschreiten die Scharte und einen kleinen Felssturm, klettern jenseits und stehen auf dem Gipfel der Dufourspitze — 5 Uhr 20 Minuten nachdem nach vierzehnstündigem March. Die spätere Partien haben bessere Schattverhältnisse angetroffen und waren gebräunt.

Eine fast ebene, trockene Fläche von der Sonne erwärmt, dient zum Ruheplatz, nach so vielen Stunden ein Stück ebenen Bodens!

Bis 6 Uhr abends blieben wir und genossen eines der großartigsten Anblicke, die ich in den Alpen gesehen habe. Der schlanken Gipfel des gegenüberliegenden Gebirgszuges, Matterhorn, Dent d'Audoubert, Mothorn und Weißhorn, Schatten, dunkelviolett aus dem gelb leuchtenden Dunste ausgehoben, über Frankreich fern im Westen. Immer intensiver werden die Rosafarben. Dämmerung beginnt sich in den Thälern auszubreiten und frucht in den östlichen Hängen empor. Immer dunkler rot glühen die sonnenbeestrahlten Felsen auf unserer Seite des Zermattthales leuchten uns hinab über den Felsensattel. Rasch eilten wir über die Felsabhängen, kamen aber doch nicht vor Ende der Nacht auf den Gletscher hinab.

Wir waren müde und kamen über an Spalten und tief eingeschnittenen Firnhängen reichen Gletscher nur sehr langsam vorwärts. Die Nacht war es ordentlich finster, böses Wetter im Anzuge und wir fielen unzähligmal in die Wassertümpel. Endlich, gegen Mitternacht, erreichten wir das rechte Ufer des Gletschers und langten um 1 Uhr an dem Morgen im Miffelhotel an.

Im darauffolgenden Jahre kam am 1. August wieder nach Zermatt. Es anfangs schlechtes Wetter, doch es wurde es schön, und ich beschloß, längerem Schwanken, das Täschhorn zu besteigen. Ich, meine zwei Führer, ein Träger verließen Zermatt nachmittags um den Abend noch ein Bimal am Südbhänge der Leiterpiste zu ziehen (siehe oben, westlicher Eckpfeiler des Täschhorn-Domquerlammes). Auch anderer Herr mit seinen Führern, Trägern hatte die Absicht, das Täschhorn am nächsten Tage zu besteigen, und gingen wir denn zusammen, die Proviant und Decken schwer beladen, die schöne Thal hinab. Von rechts her ein Lawinenriß herab, und die Fels wird am Fuß desselben häufig im Jahr von Lawinen verschüttet. In jener Zeit fand sich dort noch ein stehender Lawinenrest, den die Sonne in einem 50 m langen Schneetunnel festsetzte. Durch den Lawinenriß wir hinauf zu einer Wasserleitung, den Berg umzieht, der das Tä-

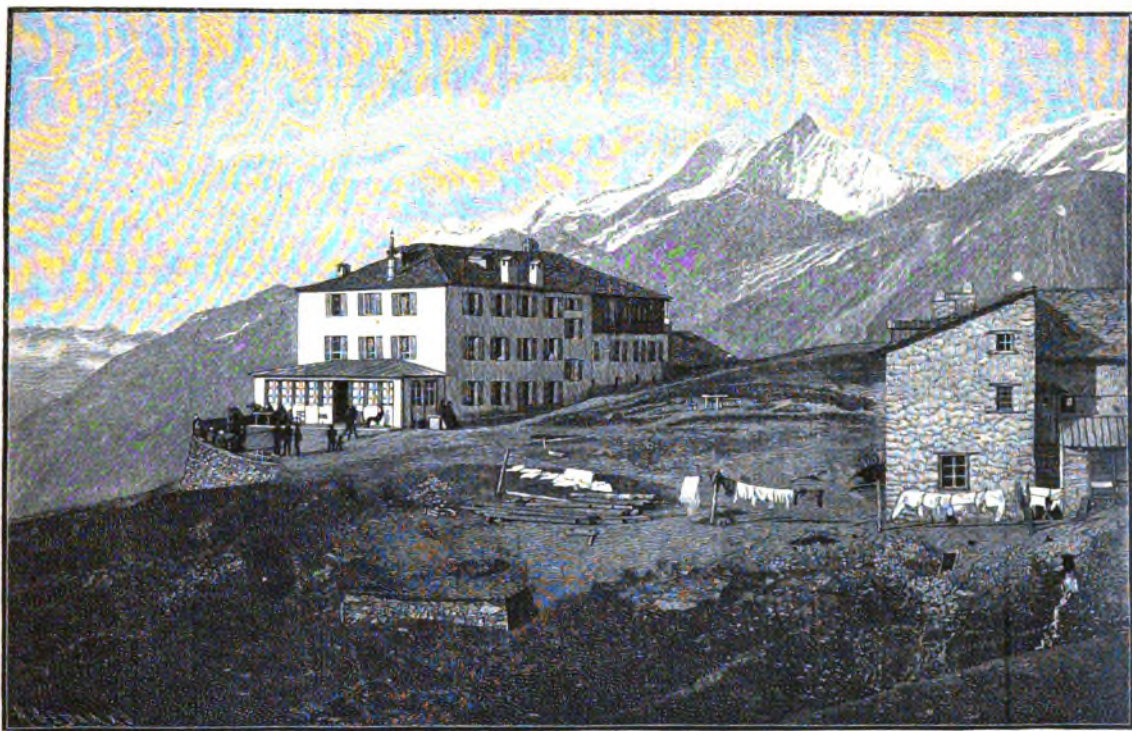
(Mellichenbach) von dem oberen Zermatt-thale trennt. Wir folgten der Wasserleitung im Bogen nach rechts und kamen bei den Täschalpen auf den Mellichenbach. Die Felsen sind durchaus Glimmerschiefer. In der Täschalp nahmen wir Holz und Milch, überquerten den Bach und (auf einer Brücke) auch einen Zufluß von rechts, den Nothenbach, der vom Zungenende des Weingartengletschers im Nordosten herabkommt. Wir folgten dann dem linken Ufer desselben thalauf. Weiter oben mußte der Nothenbach abermals überquert werden (ohne Brücke), was wegen des

Wasserreichtums desselben um diese Tageszeit mit einiger Schwierigkeit verbunden war. Am anderen Ufer fanden wir große Mengen der wohlriechenden Edelraute und gingen quer nach rechts über eine steile Wiese hinauf.

Der hohe Bergkamm, welcher Strahlbett und Leiterspitze verbindet (westlicher Teil des Dom-Täschhornquerkammes), fällt mit einer gewaltigen Felswand, über 500 m hoch, nach Südostjüden gegen den Nothenbach ab. Der unterste Teil dieser Wand ist überhängend, so daß die von oben herabfallenden Steine und Lawinen sich nicht

am Fuße ansammeln, sondern weit hinauf fliegen und in den Nothenbach hinabrollen, der sie fortführt. Es gibt daher hier kein Geröll, und der Boden ist mit üppiger Alpengraße bedeckt. An einigen Stellen ist der Fuß der Wand mehr überhängend wie an anderen, so daß leichte Höhlen gebildet werden. Dach und Seiten des Fels, der Boden bedeckt mit zartem Rasen. In einer dieser Höhlen richteten wir uns für die Nacht ein.

Als ich mich zum Schlafen zurechtgelegt hatte, sah ich gerade gegenüber den Gipfelgrat des Monterosa, deutlich



Dom und Täschhorn von der Nifel.

einzelnen Felsstürme und jene Scharte zwischen der italienischen und höchsten Spitze, die uns damals (der Leser erinnert sich) einige Schwierigkeit gemacht hatten. Gerade im Osten lag der schneeige Kamm zwischen Mischabel- und Alphubeljoch. Auch diesen konnte ich sehen. Im Halbschlummer bemerkte ich mit Staunen, wie die hellleuchtenden Sterne der klaren Alpennacht gleich Funken eines Feuers aus diesem Kamm emporstoben. Dies verstand ich nicht, rüttelte mich aus meinem Halbschlummer und blickte aufmerksam hin. Der Nothenbach rauschte leise und leiser und glatt lag vor mir der ununterbrochene Schneehang des Alphubel, von dessen oberem Rande die Sterne emporhüpften — nicht allmählich, sondern plötzlich. Ah, freilich, es ist die Erdrotation. Befriedigt legte ich mich nieder und träumte von einem Lagerfeuer der Titanen auf dem Alphubelkamm, von dem Funken emporstoben, und dem armen Galileo.

Da die Führer der anderen Partie den Weg nicht kannten, so wurde arran-

giert, daß wir vorausgehen sollten. Um 3 Uhr früh — es war noch ganz finster und noch immer sprühten die Sternfunken aus dem Alphubelkamm empor — verließen wir unser Bivak, folgten dem rechten Ufer des Weingartengletschers nach aufwärts, betraten dann diesen selbst und wandten uns bei Laternenschein durch die zahlreichen Klüfte desselben hindurch. Die anfangs beträchtliche Neigung dieses Gletschers nimmt allmählich ab und wir befanden uns beim ersten Dämmern des kommenden Tages in einer flacheren Gletschermulde, von welcher steilere Firnpartien zu dem Fuß jener Felswand emporziehen, welche den Südhang des Kammes Leiterspitze-Täschhorn bildet. Diese nimmt nach rechts hin an Höhe zu und kulminiert im Täschhorn (4498 m). Rechts von uns zieht ein, unten eisiger, oben felsiger Grat von nicht bedeutender Neigung zum Hauptkamm empor, in dem er sich südlich vom Täschhorn inseriert. Ueber diesen wollen wir hinauf, ein neuer Weg, der noch niemals gemacht war, zugleich

der nächste Weg aufs Täschhorn von Zermatt.

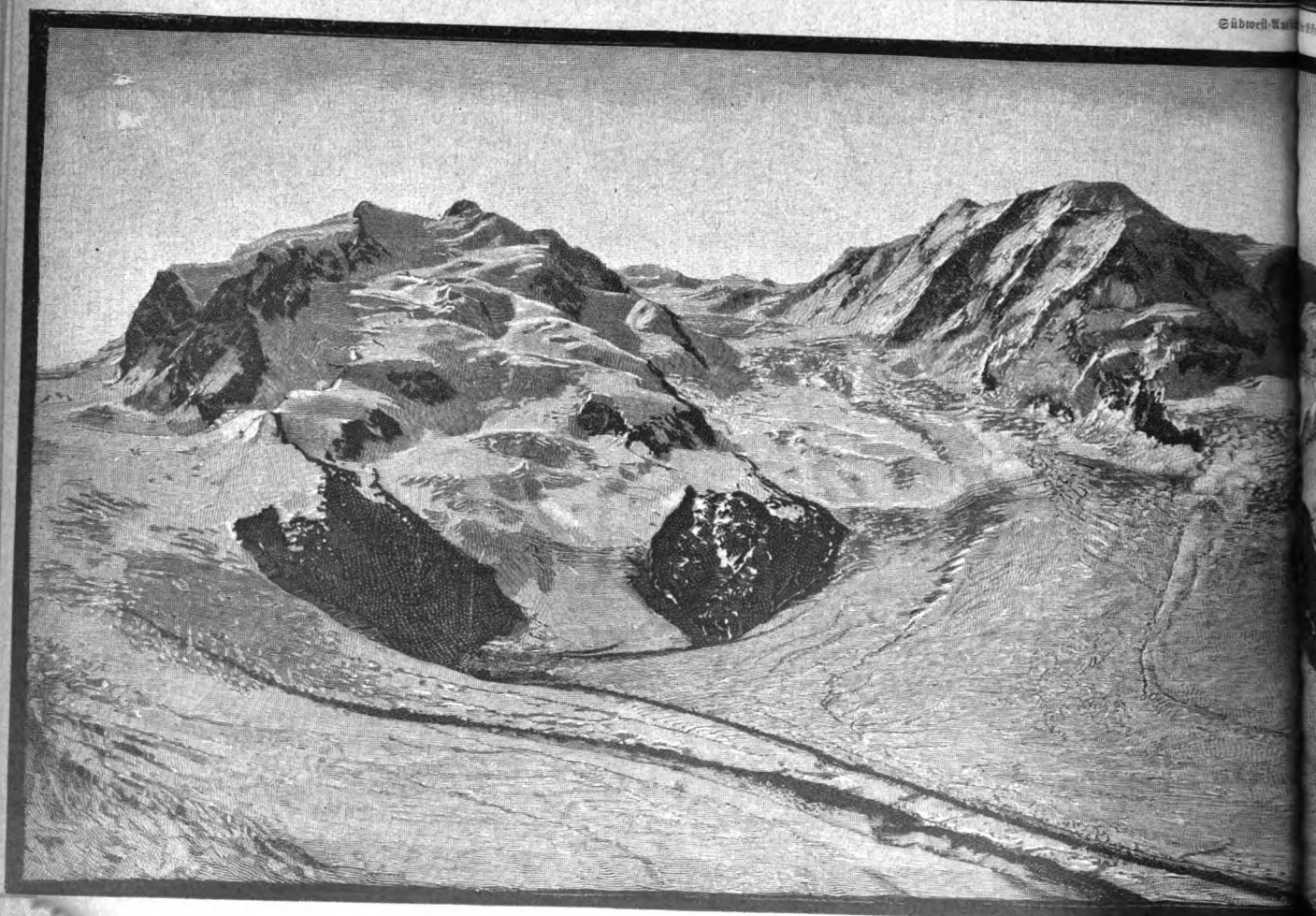
Das Täschhorn ist ein schöner, schlanker Gipfel, der besonders von Zermatt aus sehr scharf und einladend aussieht. Doch wird dasselbe nicht oft bestiegen und speziell von Südwesten direkt von Zermatt, über den Weingartengletscher, war es erst einmal vor uns, auf anderer Route von Stanley im selben Jahre erreicht worden.

Wir überquerten die flache Firnmulde und stiegen dann ohne Schwierigkeit über den felsigen Grat hinauf — alles Glimmerschiefer. An passender Stelle machten wir auf dem Grate Halt, frühstückten — 6 bis 6½ Uhr morgens — setzten dann unseren Weg fort und kamen auf den Gipfel. Diefem entlang mußten Stufen gehauen werden, doch erreichten wir schon um 7½ Uhr morgens den Hauptkamm und blickten jenseits hinab zu dem tief unter uns liegenden Zee-gletscher.

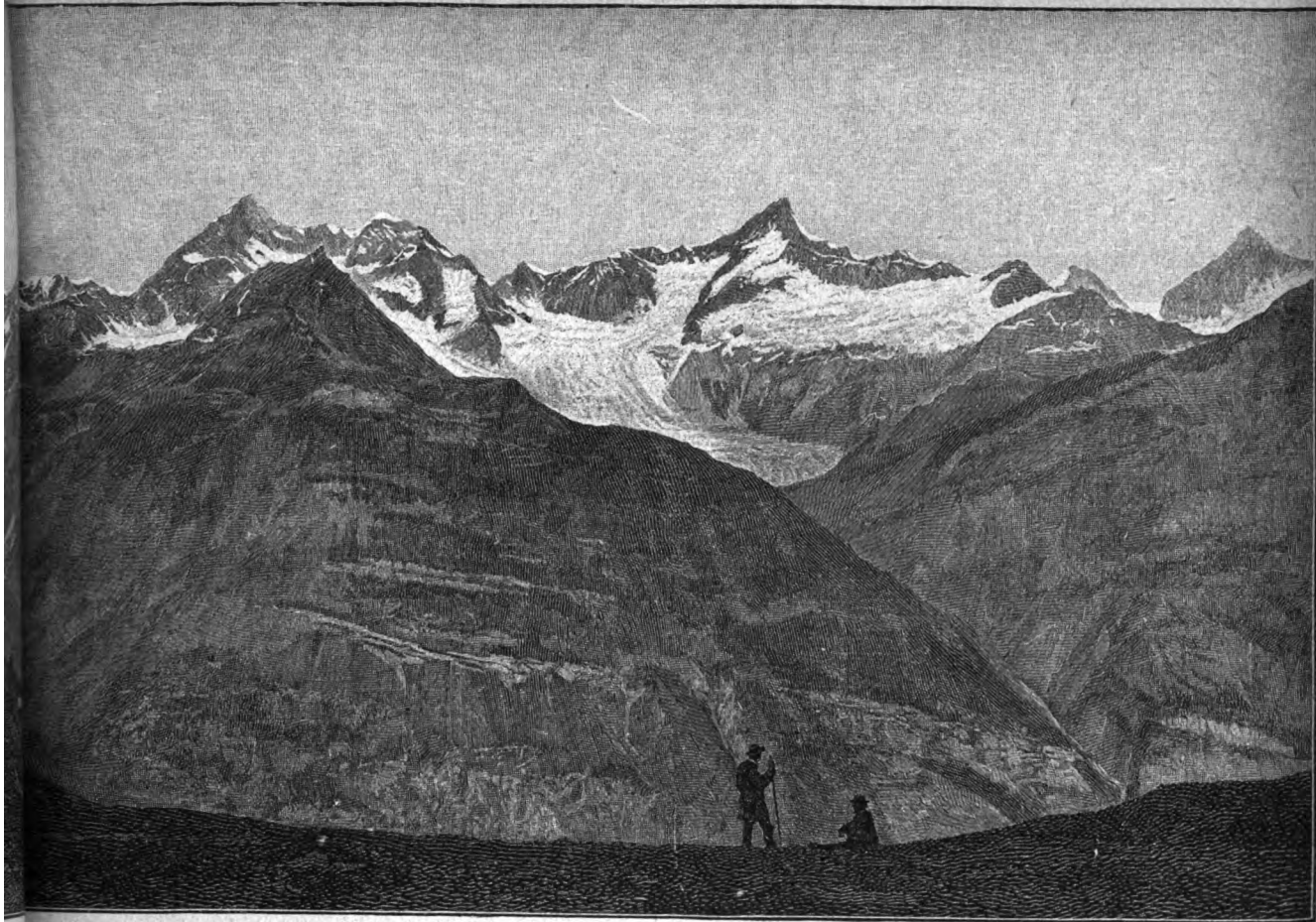
Wir wandten uns nach links und kletterten dem hier felsigen Hauptkamm



Südböhm. Anst.



Südböhm. Anst.



第111頁。



第112頁。

nördlicher Richtung entlang. — Diese Rumpartie ist zwar nicht steil, macht aber deshalb einige Schwierigkeiten, weil hier große Felsstürme auftreten. Zwischen der Vereinigungsstelle des Hauptkammes mit dem von uns überschrittenen Seitenkamme und der erwähnten Südwand des Täschhornkammes, aus welcher dieser Grat unvermittelt entspringt, stehen zunächst drei große Felsstürme und auf diese folgt (nördlich, der Wand zunächst) ein horizontaler Schneegrat. Der letztere ist es, der, von Zermatt gesehen, als auffallende Schneeschulter rechts unter dem Gipfel des Tächhorn erscheint. Die Felsstürme sind nicht schwer — leichter zu überwinden als jene am Gipfelgrat des Monterosa. Der Schnee war größtenteils von diesen Felsen abgeschmolzen und das Klettern über dieselben ein wahres Vergnügen. Immer prächtiger entfaltet sich während des Vorrückens das Panorama, und eine immer größere Zahl von Berggipfeln steigt empor über die eisgefrönten Höhen der nächsten Umgebung.

Der erste Felssturm hat die Gestalt eines Obelisken mit ebener Terminalfläche, auf welcher eine kleine Gesellschaft bequem Platz hätte. Er wird überklettert. Der mittlere pyramidale Felssturm mußte auf der Westseite umgangen werden. Es läuft dort ein 15 cm breiter Eisband um denselben herum, dieses war zwar mit einer Schicht Glatteis bedeckt, aber über dem Bande fanden sich kleine Griffe, so daß wir leicht fort kamen. An der Kante fehlen aber auf einer Strecke von zwei Metern die Griffe, und hier ist der Fels über dem Bande nicht nur glatt und grifflos, sondern auch überhängend.

Mein zweiter Führer und ich hielten den ersten — Biener —, der voranging, am Seile fest. Es ist eine heikle Stelle, aber Biener hat Arme wie ein Gorilla, lang und kräftig. Eine Zeitlang klebte er mit ausgebreiteten Armen und Beinen wie eine Spinne an der Felswand. Langsam läßt die rechte Hand den Griff los, und Biener verschwindet hinter der Felskante. Hinter einer Klippe stellt er sich fest; für uns, die folgenden, von Biener am Seile gehalten, ist die Passage leicht. Der letzte Turm bot keine Schwierigkeit und wir langten bald auf dem Firnhange an. Dieser zieht eine kurze Strecke steil nach Westen (links) hinab und hört dann über einer hohen Felswand auf. Nach rechts (Osten) setzt er sich in eine große Schneewächte fort, welche über den furchtbaren Abhang hinausragt, der vom Hauptkamme zum Fleggletscher hinabzieht. Wir vermieden es natürlich, diese trügerische Schneewächte zu betreten, und travesierten den steilen Firnhang links unterhalb derselben. Hier gab es blankes Eis von bedeutender Steilheit, so daß wir wacker haken mußten. In einer halben Stunde war der Firnhang überwunden und wir standen in den Felsen der Südwand des Tächhorn, von welcher der Kamm unter fast rechtem Winkel abgeht. Obwohl diese Wand recht

steil aussieht und auch in der That eine bedeutende Neigung hat, so ist sie doch sehr leicht zu überklettern — überall gute Griffe für die Hände und häufig sogar gute Tritte für die Füße. In 35 Minuten war die Wand überwunden und wir standen um 9½ Uhr morgens auf dem Gipfel des Tächhorn (4499 m).

Wie auf den Gipfeln der neun anderen Berge, die ich vorher in der Monterosagruppe bestiegen hatte, so war ich auch hier vom schönsten Wetter begünstigt. Die Aussicht ist sehr schön. Man sieht alle Hochgipfel der Alpen zwischen Montblanc und Ortler, mit Ausnahme einiger im Berner Oberland, welche von dem breiten Dom, der dicht vor uns steht, verdeckt werden.

Natürlich fesseln uns die nahen Gipfel der Monterosagruppe am meisten und besonders der gewaltige Absturz des Doms zum Fleggletscher im Osten.

Nach einstündigem Aufenthalt wurde der Abstieg gegen den Riegletscher im Nordwesten — zwischen Tächhorn und Dom — angetreten. Wir folgten auf eine kurze Strecke dem Querkamm nach Osten und kletterten dann über den Nordhang desselben hinab. Hier gab es steile, mit Neuschnee bedeckte Platten. Der Hang entspricht an dieser Stelle dem Versäulen der geschichteten Glimmerschieferfelsen, und die unangenehmen Platten sind die Schichtflächen. Der Hang ist natürlich viel zu steil, als daß die Sonne denselben je beschneien könnte, so bleibt der Neuschnee dort so lange liegen, bis er entweder in Lawinengestalt hinabgleitet, oder vom Föhn getaut wird. Nach unten hin nahm die Schneelage an Dicke zu, und es war schließlich gar nicht möglich, weiter zu kommen, da die Platten nur wenig Haltpunkte boten und der Neuschnee auch diese verbarg. Doch waren wir dem Firnhang, der vom Fuße dieser Wand hinabzieht, schon ganz nahe und beschloßen daher, den ersten am Seile hintergulassen und so lange zu halten, bis er im Firn Stufen gehauen und sich festgestellt hatte. Dies gelang, worauf Biener und ich folgten. Weil wir nicht genug Seil hatten, mußten wir zugleich diese böse Stelle passieren, kamen aber doch ohne Unfall hinunter. Allerdings fiel ich über den letzten Teil der Wand auf den Firn hinab, hieb aber dort den Pickel ein und blieb fest. Selbst Biener — der letzte — mußte sich schließlich hinabgleiten lassen, kam aber mit großer Geschicklichkeit in eine Stufe zu stehen.

Ueber den Firnhang ging's gut hinab. Er wird in einer Höhe von etwa 3500 Metern von einer ungeheuren, horizontal in einer Nohyppe verlaufenden Spalte durchzogen: dem Bergschlund. Ueber dem Bergschlund ist der Firn wahrscheinlich an den Felsgrund angefroren und bewegt sich nur langsam; unterhalb desselben ist er lose und bewegt sich daher viel rascher. Hierdurch entstehen die in Nohypen verlaufenden Bergschlünde, von denen der vor uns liegende der größte ist, den ich kenne.

Als wir an den oberen Rand dieser Spalte kamen, fanden wir, daß dieser etwa 30 Meter höher war als der untere und überhing. Die Spalte selbst, etwa 20 Meter breit, war von Eistrümmern erfüllt, die offenbar von dem oberen, überhängenden Rand herabgefallen waren. Von oben zieht sich an einer Stelle eine Rampe der überhängenden Eismwand entlang hinab. Auf dieser gingen wir vorsichtig hinunter, fanden aber, daß sie plötzlich aufhörte. Da standen wir nun, auf dem freien Ende eines vorragenden Eisstücks. Ueber uns wölbte sich die überhängende Eismwand; unter uns gähnte der Abgrund, überbrückt von einer vielfach durchbrochenen, trügerischen Schneelage, einem mit Spizen verzierten Bahrtuche gleich, welche das Niesen grab bedeckte. Der Vordermann — Perren — entschloß sich endlich zu einem gewaltigen Sprung, und es gelang ihm, ein festes Eisstück zu erreichen. Wir folgten am Seil und kamen über dieses Eisstück wieder eine Strecke weit vorwärts. Doch endlich war alles weitere Vordringen unmöglich und wir mußten uns über die letzten acht Meter der Eismwand hinabheilen. Unten angelangt, überschritten wir vorsichtig eine Schneebrücke, die aber unter dem letzten einbrach, so daß wir ihn am Seil aus dem Loch hervorziehen mußten.

Hier warteten wir auf die zweite Partie, der durch das Brechen der Schneebrücke der Weg abgeschnitten war. Wir halfen ihnen herüber und hielten dann eine kleine Rast.

Hierauf stiegen wir zum Riegletscher hinab, überquerten ihn und folgten dann der rechten Seitenmoräne thalabwärts. Es war jetzt 3 Uhr nachmittags, ein warmer Nachmittag, und die ganze Moräne schien lebendig. Fortwährend stürzten große Felsstrümmern hinab in die Spalten, welche dieselbe durchzogen, und wir waren sehr froh, endlich aus dem Bereich dieses Steinfalles herauszukommen. Wir eilten nun hinab durch das Rienthal, travesierten dann nach rechts, gegen Fests hin, und langten 5 Uhr nachmittags in Randa im Zermattthale an.

Am 14. September 1881 verließen meine Frau und ich Zermatt mit zwei Führern um 2¼ Uhr morgens und ritten hinauf durch das schöne Findelenthal. Der Weg bleibt durchaus auf der nördlichen Thalwand und führt zuerst durch Lärchenwald, dann über Wiesen und zwischen Felsstrümmern durch am Stellisee vorbei zur Fluhalp am rechten Ufer des Findelengletschers. Das Gestein ist meist grüner Schiefer. Ob dem Stellisee liegt ein kleiner Kalkstreif, dann folgt ein Serpentinstreif und später (bei der Fluhalp) ist alles Gestein wieder grüner Schiefer.

Bei der Fluhalp saßen wir ab und setzten von hier unseren Weg zuerst über die rechte Seitenmoräne des Findelengletschers und dann über diesen selbst in östlicher Richtung zu Fuß fort. Die Reizung ist durchaus eine unbedeutende und die ganze Partie ein Spaziergang.

Der kleine Querkamm, welcher im Wälschhorn (4203 m) kulminiert, sinkt einer ziemlich steilen Felswand zum delengletscher herab und bildet hier das rechte Ufer desselben. Unser Weg führt uns dieser Wand entlang, die aus Serpentin besteht. Auf diesem Wege wurden wir von einem fallenden Stein überrascht von der Größe eines Hauses, der zwischen mir und meiner niederkam und so einen Wind vertrieb, daß wir beide umgeworfen wurden. — Wer hätte auf diesem zahmen Wege an so eine Gefahr gedacht!

Im Hintergrunde des Gletschers ansetzt, stiegen wir zu dem Adlerpaß (38 m) hinauf, einem weiten, flachen Sattel zwischen dem Fuß der Wälschhornwand — hier 500 Meter hoch — dem sanft ansteigenden Nordabhang des Strahlhorns im Süden. Das letzte, eine runde Firnkuppe, 191 Meter hoch, unser Ziel. Um 9¹/₄ Uhr langten wir auf dem Adlerpaß an und rasteten dort eine halbe Stunde. Ein heftiger Ostwind jagte über den Kamm, seine Eisnadeln mit sich führend den staubigen Schnee, weißen Fahnen gleich, über den Kamm hinaussegelnd.

Es war sehr kalt, und obwohl wir uns nicht gegen Sturm und Eisnadeln wahrten, so war der Anstieg über den eisernen Firnrücken zum Strahlhorn doch in hohem Grade peinlich. Um Mittag erreichten wir die Spitze. Die Aussicht war ungemein klar, wir konnten aber wegen des Sturmes und der Kälte nur eine kurze Zeit oben bleiben und begannen den Abstieg ins Saasthal. Zunächst ging's über mäßig geneigten tiefen Schnee nordöstlicher Richtung gegen den Allalingsgletscher hinab, an dem Fluchthorn vorbei zum Innern Turm und von dort nach über die Felsen zur linken Seitenmoräne des Schwarzberggletschers. Diese Moräne bildet den Südbach des Strahlhornquertalles, der wie alle anderen Quertäler nach Süd und Ost viel steiler fällt als nach Nord und West. Diese Moräne ist stellenweise recht steil, doch ganz gut gangbar. Der obere Teil derselben steigt aus Serpentin, der untere aus Kalk. Es ist dies derselbe unbestimmbare paläozoische oder mesozoische Kalk, der bei Zermatt vorkommt und von dem wir heute noch ein Stück oberhalb des Fündelensees sehen haben.

Am Fuß der Wand angelangt, folgten wir der Moräne und dann dem sanft geneigten Thalhang. Hier ist schon alles anders: wir befinden uns in der That am Ende des kontinuierlichen Gneises. — Bald kamen wir hinaus in das tief einschneidende Saasthal. Ein wenig nördlich von uns sperrten das Jüngende des von Westen kommenden Allalingsgletschers und seine Endmoräne das Saasthal ab und stauen den Saasbach an dieser Stelle zu dem hübschen Mattmarsee.

An diesen vorüber wanderten wir hinaus nach Saas, wo wir um 7 Uhr abends ankamen.

Gespenster.

Von

Martin Deutschländer.

Das Residenztheater entließ gegen zehn Uhr abends eine dichte Menge, die stiller als gewöhnlich dem Musentempel entströmte und in die schöne Mondnacht hinausdrängte. In dunkeln Massen traten die Paläste rings um den weiten Platz hervor, während drüben an der gegenüberliegenden Häuserreihe der Mondschein sein zauberhaftes Spiel trieb. Der Menschenknäuel, der sich an der Theaterfront hinstülzte, entwirrte sich schon an der nächsten Straßenecke und löste sich erst in Züge, dann in einzelne Gruppen auf, die teils streitend, teils in gedrückter Stimmung stumm dahinschreitend den Inhalt der modernen Tragödie ermogen, welche sie den ganzen Abend über in peinlicher Spannung erhalten hatte.

Es waren Jüngens „Gespenster“ aufgeführt worden, und die Begierde nach dem Stück war um so größer gewesen, als man wußte, daß das Dazwischentreten einer hohen Dame die Aufführung lang verzögert hatte, bis ein entscheidender Wille dieselbe doch noch in letzter Stunde ermöglichte.

Zu den Bevorzugten, die sich Plätze für diese erste Aufführung errungen hatten, gehörten zwei junge Kavaliere, die nun Arm in Arm nach ihrem Hotel schlenderten, während sie zuweilen in eifrigem Streite stehen blieben, um sich ihre völlig entgegengesetzten Eindrücke auseinanderzusetzen.

„Das ist natürlich wieder Wasser auf deine Mühle, Hasso,“ sagte der Ältere, dessen mächtige Gestalt den aufgeregten, lebhaft gestikulierenden Begleiter um Haupteshöhe überragte. „Pflicht, Pietät, Tradition, Ehre, ererbte Rechte, das alles sind auch Modernen Gespenster. Wenn in diesem verdamnten Stück ein Pastor das Weib eines anderen nicht bei sich behält, so ist das Gespensterfurcht eines Dummkopfs; wenn die Entlaufene zu ihrem Gatten zurückkehrt, dem sie am Altar Treue gelobt, so handelt sie aus Gespensterfurcht. Daß die arme Mutter dem Kinde das Andenken an den Vater nicht trüben will, ist Gespensterfurcht; wenn ein Bruder seine Halbschwester nicht heiratet, so ist das Gespensterfurcht; wenn die Mutter es nicht über sich bringt, ihr dem Blödsinn entgegenreisendes Kind zu vergiften, so ist auch das Gespensterfurcht.“

„So ist's, mein lieber Botho,“ erwiderte der Kleine lebhaft. „Wäre diese ganz rationell angelegte Frau Alving ihren gespenstergläubigen Pastor herumgebracht, statt daß er sie zur Umkehr bewogte, die schauerliche Tragödie wäre ein höchst be-

friedigendes bürgerliches Schauspiel geworden. Die Frau hätte kein elendes Leben an der Seite eines verlorenen Wüstlings geführt, hätte kein unheilbares Siechtum auf ihren Sohn vererbt, hätte nicht nötig gehabt, ihn über den Charakter seines Vaters zu täuschen und ihr beiderseitiges Verhältnis auf eine Lüge zu stellen, und sie wäre gar nicht bis zu der Frage gelangt, ob eine Mutter unter Umständen das Leben zurücknehmen dürfe, das sie ihren Kindern geschenkt hat? Aber alle Tragödien stammen daher, daß der Gespensterglaube die einen so verwirrt, daß sie nicht wissen, was sie wollen, die andern so lähmt, daß sie nicht wollen, was sie wissen.“

Während dieser mit seinen Worten gesprochenen Verteilung der Rollen hatten die jungen Männer bereits den Hof des Gasthofs „Zu den Wälschhörnchen“ angekommen, wo der Portier mit ehrerbietiger Verneigung zur Seite trat, um den Weg zur Treppe freizugeben. „Setzen wir uns in den Salon,“ sagte der Ältere, „der Kellner kann uns auch dort servieren. Es wohnt ja außer uns und dem Herzog niemand im ersten Stock, der einen Anspruch auf den Balkon hätte, und ich möchte die herrliche Mondnacht so lange als möglich genießen.“

„Einverstanden,“ erwiderte Hasso, „eine Zigarre ist mir jetzt ohnehin lieber als alles andere, und der Herzog wird ohne Zweifel längst zur Ruhe sein.“

Damit traten die jungen Leute in den Prachtjaul des Hotels, dessen blanker Parquetboden die Lichter eines schweren Kronleuchters widerspiegelte, während durch die geöffnete Balkonthür eine angenehme Abendkühle eindrang. Graf Hasso zündete sich eine Zigarre an, während der ältere Baron Botho dem Kellner schellte. Der dienstbare Geist erschien, aber er erwiderte auf des Freiherrn Befehl, Sekt kaltzustellen und die Speisekarte zu bringen, mit höflicher Entschiedenheit, daß er hier nicht servieren dürfe.

„Hier bin ich und hier bleibe ich,“ sagte der junge Graf ärgerlich. „Ich verzichte also auf Ihren Heißhuf. Ist Ihr Schade. Uebrigens wollen wir das doch erst sehen. Schicken Sie mir einmal den Oberkellner!“

Während der Aufwärter mit verlegener Miene diesen Befehl anbot, erschienen unter der Balkonthür plötzlich die hohe Gestalt eines alten Herrn, dessen dunkle, stehende Augen rubig die beiden Einbringlinge musterte; als er aber in wohlbekannte Gesichter sah, nahmen sein

Jüge rasch einen freundlichen Ausdruck an. „Thun Sie den Herren den Willen, Jean!“ sagte er dann, „und bringen Sie gleich zwei Flaschen. Ich bin auch von der Partie, wenn es Ihnen nicht zuwider ist. Aber, Jean, das Selterwasser nicht vergessen! Mit so jungen Zechbrüdern kann ich nicht mehr Schritt halten!“

Die beiden jungen Leute waren aufgesprungen. Graf Hasso hatte seine Zigarre weggelegt und Botho begann sich zu entschuldigen.

„Ich habe nicht mehr Recht an diesen Balkon als Sie,“ erwiderte der alte Herzog ruhig. „Bitte, setzen Sie sich zu mir. Sie thun ein gutes Werk, wenn Sie einem kranken Mann den Abend verkürzen helfen. Ich will nur gestehen, daß ich einen Teil Ihrer Unterhaltung auf der Straße belauscht habe. Sie waren so eifrig, daß mir kein Wort entging. Ich habe erst gestern Abends Stück gelesen, da ich bei meiner schlechten Gesundheit das Theater nicht mehr besuchen kann, und bin neugierig, wie Ihnen die Aufführung gefiel.“ Während die jungen Leute die Leistungen der Schauspieler rühmten und namentlich dem Darsteller der unglücklichen Helden alle Gerechtigkeit

thaten, setzte der Kellner rasch zwei Gläser auf den Tisch, und der alte Herzog ließ sich zum Abendessen nieder. Der bleiche, hohe Herr mit den welken, tiefgefurchten Zügen schenkte selbst seinen jungen Genossen ein, indem seine ersten Blicke prüfend zwischen dem dunkeln, leidenschaftlich aussehenden Grafen Hasso und dem blonden, biedern Freiherrn Botho hin und her gingen. Nachdem man mit den Gläsern angeklungen hatte, war bald ein gemüthliches Plaudern im Gang, bei dem der nervöse Verteidiger Abends hastig ein Glas nach dem andern hinabstürzte.

„Ja, ja, so sind sie, diese modernen Pessimisten,“ scherzte der franke Fürst, der die Glust seines Nachbarns beneidete. „Es ist ihnen im Grunde nicht ernst mit ihrer Weltverachtung, sie finden nur, der Braten schmeckt besser, wenn etwas Hautgout an die Verweslichkeit alles Fleisches erinnert, zumal wenn man ihn dann noch in eine satirische Pfeffer sauce à la Schopenhauer taucht.“

„Pardon, Hoheit!“ erwiderte Graf Hasso, „dieses ewige Sicherrinnern an die Verweslichkeit rechne ich gleichfalls unter die Geispenster, die mir nur den lichten Tag verdunkeln würden, wenn ich sie mir nicht vom Leibe hielte.“

„Wenn ich vorhin richtig verstand, mein lieber Graf,“ erwiderte der Herzog, „so scheint mir, daß Sie den Titel des Abends Stücks mißdeuten. Wie ich den Dichter verstehe, meint er mit den Geispenstern nur das Fortwirken der bösen Thaten eines Gestorbenen, der gleichsam noch umgeht in dem Unheil, das er gesüßt hat, und so selbst im Grabe nicht zur Ruhe kommen kann. Daß der Dichter aber alle verlebten Ansichten und Vorurtheile als Geispenster bezeichnen wolle, ist mir beim Lesen nicht eingefallen.“

„Nun, dann bezeichne ich sie so,“ sagte der junge Graf nicht ohne Selbstgefälligkeit, indem er die Lippen mit der Serviette abwischte und den leeren Teller zurückschob. „Ist es nicht geispenstisch, wenn ein veralteter Aberglaube die Lebenden so schreckt, daß zahllose schlechtassortierte Ehepaare sich pflichtmäßig das Leben verbittern, während sie, jedes für sich oder anders assortiert, vollkommen glücklich sein könnten? Das nenne ich das Geispenst des mittelalterlichen Ehesakramentes. Oder ist es nicht Geispensterglaube, wenn Kinder sich heute noch ihr Leben von eigensinnigen Eltern verpfuschen lassen, weil in der Patriarchenzeit die ganze Weltordnung auf dem Familienchorus beruhte? Ist es nicht Geispenstfurcht, wenn ich mein wirkliches Glück und die Befriedigung meiner höchst lebendigen Bedürfnisse einer toten Ordnung oder Ueberlieferung aufopfern soll? Es mag ja sein, daß es für die Durchschnittsmenschen auch Durchschnittsregeln geben muß; aber was für den Bauern Wohlthat sein mag, ist für den höher Organisierten Plage. Wozu bin ich Graf Hasso, wenn ich die gleichen Pflichten haben soll, wie die Herren Maier und Huber?“

„Ob es für die Grafen eine eigene Weltordnung gibt,“ erwiderte der Herzog spöttisch, „weiß ich nicht. Für die Herzöge habe ich keine besonderen Gesetze entdecken können. Mir ist es leider ergangen wie allen anderen armen Sündern.“

Der Ton des alten Herrn war plötzlich ernst geworden, und ein tiefer Schatten flog über sein von hundert Falten gekräuseltes bleiches Antlitz.

Aber der cholerische junge Mann bemerkte das in seinem Eifer nicht. „Weltordnung!“ rief er fast unehrerbietig aus. „Das alles sind Namen, Abstraktionen, ein leerer Schall. Diese Dinge existieren nur für die, die daran glauben, eben darum sind sie Geispenster; aber mein Lebenstrieb, der ist eine verheufelte Wirklichkeit.“

„Mein lieber Graf,“ erwiderte der alte Fürst, „so hat in der Jugend mancher von uns geredet. Das ist ja nichts, saßen wir, bis schwerere Erfahrungen uns belehrten, daß dieses Nichts die stärkste aller Realitäten ist, obwohl wir sie nicht sehen, und sie überhaupt nicht der Sinneswelt angehört. So sagt auch der Vogel, der gegen die Zwiegeltheibe rennt, das ist ja nichts, er will hinaus in die Freiheit, er sieht kein Gitter und kein Hindernis. Das ist ja nichts — denkt er und flattert, und stößt mit dem Kopfe an das nichts, bis er matt und sterbend am Boden liegt. Das Nichts war doch stärker als all sein Klattern und all seine Anläufe. Sie heißen dieses Nichts Geispenster; sehen Sie zu, daß die Mägel, die Sie auf diese Geispenster abfeuern, nicht auf Sie zurückspringen und Sie eines Morgens an der Erde liegen, weil Sie auch meinten: Das ist ja nichts!“

Der dunkeläugige Graf schwieg. Die Rede des Herzogs verdroß ihn. Da er

aber nicht wagte, dem hohen Herrn widersprechen, füllte er sein Glas mit Getränk es aus, indem er dann sagte: „An diese Geispenster wenigstens im Sekte wohnen, glaube ich. Ich kenne ihre Wirkung.“

„Sie werden die Wirkungen der unsichtbaren Mächte schon kennen, junger Freund,“ sprach der alte Herzog mit väterlichem Ernste, „hoffentlich zu Ihrem Schaben. Dort, wo Sie sich da habe auch ich gekniet. Wie Sie habe auch ich gelästert. Aber der Zigarette wird endlich mürbe. Sie sind ein zu kluger Mann, Graf Hasso, auf Ihre Erfahrungen, die ein anderer auch Ihnen gar nichts bedeuten sollten. Ich habe Ihnen erzählt, wie ich an die Geispenster glauben lernte.“

„Wird mir sehr interessant sein,“ erwiderte der dunkelhaarige junge Herr, indem er sich verbeugte.

„Aber zünden Sie sich eine Zigarette an,“ sagte lächelnd der Herzog. „Die Leute sind redselig, ich fürchte, die Geschichte wird lang werden.“

„Ansicher nicht zu lang,“ entschaltete der behäbige Freiherr vertieft ein, indem auch er von der gewohnten Erlaubnis, zu rauchen, Gebrauch machte.

„Es wunderte Sie vielleicht, meine Herren,“ begann der Greis, „daß der übelberufene Herzog Wilhelm, der Prediger des Gesetzes auftrat, auch darum ergreife ich die Gelegenheit, Ihnen von mir zu sprechen, damit Sie lernen, daß der Herzog von Geroldingen der Unhold gewesen ist, den Uebermaß und Standalucht aus ihm machen wollten. Jetzt sind diese Gerüchte ja zur Ruhe gekommen. — Ich hatte Gelegenheit, in den letzten zwanzig Jahren meinem Land einige Dienste zu erweisen, die die Zeit mit mir ausföhnten. Aber auch mir schweren und traurigen Verirrungen werden Ihnen in einem milderen Sinn erscheinen, wenn ich Ihnen erzähle, wie ich in dieselben geriet. Ich habe in denselben zu meinem Schaben die Realitäten jener sittlichen Weltordnung kennen gelernt, die unser Freund hier als ein abergläubisches Köpfen spukendes Geispenst ansieht.“

Die beiden jungen Leute, die es Weichte dieses durch Lebensalter so Manig so weit von ihnen geschiedenen Greises am wenigsten erwartet hatten, wechselten betroffene Blicke; aber zum allem, was sie von dem wilden Willen des Herzogs wußten, machten sie sich nicht unwürdige Enthüllungen gefast. In Graf Hassos zwinckendem Blicke war deutlich der Ausruf: „Das kann werden!“

„Ihre Weltanschauung, Graf Hasso,“ begann der alte Herr seine Erzählung, „war in meiner Jugend, dank der herrlichen Litteratur des vorigen Jahrhunderts, in unsern Kreisen die allgemeine. Mein Vater war ein alter Voltairianer, der mir auseinanderlegte, einen verita-

Interessen mit dem Gedeihen seiner Regierung unauf löslich verbunden seien, er für den allein richtigen Lebens- und Satz. Wo freilich mein Interesse mit den Nebenmenschen zusammenstoße, gelte die Regel, daß jeder sich selbst Nächste sei. Allgemeine Sittenregeln, unüberbrücklichen Ehrenkodex kannte nicht. Das waren ihm 'Phantome', man damals sagte. Aber er war liebenswürdiger Egoist, dem es Vergnügen machte, frohe Gesichter um sich sehen, und der es durch kleine Gefälligkeiten, seine Schmeichelei und rechtzeitig gebrachte Nachgiebigkeit, die ihn wenig kostete, dahin gebracht hatte, daß man ihn viel gutmütiger hielt, als er war. Ich hatte mich möglichst nach seinem Muster gebildet, und als ich mit achtzehn Jahren nach Wien geschickt wurde, um Hofe ritterliche Sitten und durch bungsvolle Unterredungen mit dem Staatskanzler tiefe politische Weisheit mir anzueignen, da war ich völlig erzeugt, daß die Welt überhaupt nur Bestimmung habe, dem jungen Herzoge erodischen und seinesgleichen als Tänzern zu dienen, und daß die Menschen dazu geschaffen seien, um ihm Vergnügen zu machen, nicht anders als seine Pferde und seine Hunde. Einen wesentlichen Unterschied zwischen den Tänzerinnen und großen Oper und den Hofräulein der ura erkannte ich nicht an, und von der per zum Marstall erschien mir der Ab und auch nicht erheblich größer, als der n meinen Pferden zu meinen Rüden. a kam uns plötzlich der Februar des ahres 48 über die Köpfe und weckte is aus unserem Taumel. Wir standen i mit offenem Munde und aufgerissenen ugen. Wir sahen den Hof mit der Ka- zille verhandeln, den gepriesenen Staats- mler nach England flüchten, den Kaiser danken. Unsere Welt, die wir für eben so vig und notwendig gehalten hatten wie lottes Weltgebäude, lag in Scherben. Inanngs redeten wir viel von Kartätschen, Standrecht, Windischgrätz und andern an- enehmen Dingen. Dann aber kam uns och die Ahnung, daß, auch wenn die eolution in ihrer brutalsten Form nur ine vorübergehende Entwicklungsform ein könne, die alten gesicherten Zustände ür uns doch niemals wiederkehren würden. Ich kann nicht sagen, daß mir diese Er- emtnis damals ein anderes Gefühl er- eat hätte, als das des Unmuts. Das Regiment, dem ich zugeteilt war, war nach Ungarn gezogen, und wir schlugen uns, nicht immer glücklich, mit Kossuth herum. Ich war gern im Felde und schonte mich nicht; aber innerlich war ich empört, daß auch der Krieg, so gut wie die Revo- lution, die Standesunterschiede auslöschte. Daß ich der Erbe eines Herzogstitels sei, schienen die Leute ganz zu vergessen, wenn es sich um ihre eigene Haut handelte. Gerade als Rußland in Ungarn Ruhe schaffte und Maderffy die Italiener nieder- worfen hatte, wurde ich nach Hause ge- sen. Meinen Vater hatte der Schlag

gerührt, und als ich in der Residenz ein- traf, fand ich nur noch seine Leiche. Nun war ich der regierende Herr.

Sie wissen, daß niemand mein da- maliges Verhalten gelobt hat. An den meisten Höfen war infolge des Schreckens der Revolution die salbungsvolle Richtung oben aufgekommen. Die Pastorenweisheit der Hofprediger spielte auch bei uns jetzt eine große Rolle. Der alte Staatsminister, ein lederner Pedant, lag mir in den Ohren mit dem guten Beispiele, das von höchster Stelle gegeben werden müsse. Sie redeten von innerer Mission, von einem Bunde zwischen Thron und Altar, während ich an nichts anderes dachte, als daran, jeder Fessel und Rücksicht entbunden, nunmehr recht gründlich mein Leben zu genießen. Ich knüpfte ein Verhältnis mit einer Bürgerstochter an, eine Opernsängerin wurde daneben meine offizielle Geliebte, die Tänzerinnen waren ohnehin für mich engagiert, denn ihre Gehälter floßen ja aus meiner Zivilliste. Aber das wüßte Treiben strafte sich rasch. Zunächst blieb zu meinem Aerger der bessere Teil des Adels, der auf sich hielt, meinen Feiten fern, weil ich, um ein im Taumel ge- gebenes Versprechen auszulösen, einige meiner zweifelhaften Freundinnen auf den Hofball gebracht hatte. Als dann auch ältere Verwandte mir unverblümt die Wahrheit sagten und aus Petersburg und Berlin sehr unangenehme Briefe einliefen, da fand ich doch für geraten, etwas vorsichtiger aufzutreten. Ohnehin stumpft sich der Reiz eines solchen Lebens bald ab, und man wird der schlechten Gesellschaft überdrüssig. Im Grunde gibt es auch nichts Eintönigeres als solche Orgien; es sind immer wieder dieselben Szenen, und schließlich schämt man sich der eigenen Bestialität. In dieser Stim- mung war es, daß ich das Verhältnis mit der Meyern anknüpfte, von dem Sie ja jedenfalls gehört haben. Bis dahin hatte sich die Ordnung, die ich verhöhnt, nur mit verbrieftlichen Nadelstichen und beleidigenden Nasenstüßern gerächt, dieses- mal sollte sie mich mit Faustschlägen an die Erde strecken.

Das Bild liegt mir nah, denn das Verhältnis, das nachmals so viel Aerger- nis im Lande erregte und so schweres Un- glück über mich und die Meinen herabzog, fing mit einer Ohrfeige an, der einzigen, die ich als Mann erhalten habe, obgleich ich deren viele verdiente. An unsereinen kommt das eben nur selten.

Ich ging eines Morgens im Schloß- parkte spazieren, als eine allein für sich wandelnde hochgewachsene weibliche Ge- stalt durch die Anmut ihrer Bewegungen meine Aufmerksamkeit erregte. Das Fräu- lein war in ein knapp anliegendes Som- mergewand gekleidet, das ihren schlanken und doch üppigen Wuchs vorteilhaft her- aushob. Ihren roten Shawl und Sonnen- schirm trug sie am Arm, und der runde Strohhut vermochte das reiche schwarze Haar kaum zu bewältigen. Als ich meine Schritte beschleunigte, wendete sie ihr Ge-

sicht herüber und ich sah ein fast süd- lich gefärbtes, klassisch geformtes Antlitz, das mir wohlbekannt schien. Dabei sah ich mich gestreift von einem gleichgültig blickenden dunklen Auge, das von längen schwarzen Wimpern beschattet war. So- fort erinnerte ich mich, wen ich vor mir habe. Es war die Meyern. Sie gehörte zu den Damen, die die Hofbälle mieden, seit sie einmal in einer Française eine hübsche Schauspielerin zum Gegenüber ge- habt hatte. Der Hofmarschall hatte nicht aufgehört, ihre Tante und sie zu den Bällen einzuladen, die Damen hatten aber jedesmal gedankt.

Als sie jetzt die großen Augen unter breiten Lidern müde und teilnahmslos auf mich richtete, nahm ich höflich den Hut ab und trat ihr in den Weg: „Fräulein von Meyern, wenn ich nicht irre?“

Sie trat einen Schritt zurück, ihre wach- farbenen Wangen wurden noch bleicher und einen Augenblick schien sie umwenden und flüchten zu wollen, dann aber richtete sie sich stolz auf, ihr dunkles Auge sprühte mich herausfordernd an und sie sagte: „Gewiß, Hoheit, so ist mein Name.“

„Ich glaube, daß ich Ursache habe, ein Mißverständnis zwischen Ihrer ver- ehrten Frau Tante und mir zur Sprache zu bringen,“ sagte ich in bescheidenstem Tone, indem ich den Weg fortsetzte und sie so zwang, sich mir anzuschließen. Ich hatte rasch Feuer gefangen und schilderte ihr mit pathetischen Worten meine Ver- zweiflung darüber, daß die Damen alle meine Einladungen verschmähten. Ich that desgleichen, als ob mir alle Feste gleich- gültig geworden seien, seit sie fehle, und ich redete mit solchem Eifer, daß es mir gelang, mich selbst zu rühren, und ich bei- nahe glaubte, was ich sagte. Bald sah ich auch, wie das bleiche Antlitz meiner Begleiterin ab und zu die Farbe wechselte, und der junge Busen sich vor Erregung hob. Aber sie beherrschte sich. Mit einem fast verächtlichen Seitenblicke sagte sie: „Hoheit hatten ja die Wahl zwischen Ihrem Adel und der Bohème. Für junge Herren ist die letztere gewiß viel unterhaltender, aber ich will nicht wieder in die Lage kommen, mit einer Komödiantin Konter- tanz zu tanzen.“

„Ich war jung und unerfahren,“ seufzte ich. „Tragen Sie mir doch diese Kadetten- streiche nicht nach. Ich will die Liste aller Einladungen Ihnen jedesmal vorlegen, wenn Sie mir nur versprechen, dann auch wieder bei Hof zu erscheinen.“ Kurz, ich spielte den reuigen Sünder mit solchem Eifer, daß die spröde Schöne Frieden mit mir schloß. Zwar bekam ich jetzt erst recht die Leviten gelesen, aber sie lachte dabei und zeigte entzückend weiße Zähne, und indem sie mir die einzelnen Nummern meiner schlechten Gesellschaft spottend vor- hielt, bligten ihre großen schwarzen Augen, und indem sie mir Gewissensfragen vor- legte, neigte sich ihr verführerisches Antlitz mir oft so nah entgegen, daß ich mich versucht fühlte, meinen Arm um die vollen Schultern zu schlingen und diese blähen-

den Lippen zu küssen. So kamen wir an die Thür, die aus dem öffentlichen Schloßpark in den privaten Fürstengarten führt. Ich zog den kleinen Schlüssel aus der Tasche und öffnete sie. „Sie kennen die neuen Anlagen noch nicht,“ sagte ich mit meinem biedersten Gesicht und lud sie ein, mir zu folgen.

„Nein,“ gab sie zur Antwort. „Das sind auch solche Zigeunersitten. Hoheit sind Garçon und dürfen keine junge Dame empfangen.“

„Bitte, bitte,“ sagte ich schmeichelnd. Sie wurde rot und lachte verlegen. Das machte mich dreister. Ich faßte sie um die Hüfte und wollte sie an mich ziehen. Sie aber entwand sich, und als ich meinen Versuch erneuerte, trat sie zurück, ein flammender Blick traf mich aus den dunkeln Augen, und im nächsten Augenblick fühlte ich einen Schlag auf der Wange, als ob mich ein Feldweibel geohrfeigt hätte. „Unerforschämter,“ tönte es noch in meinen Ohren, während ich sah, wie sie in höchster Eile nach einem Seitenwege flüchtete. Im gleichen Augenblicke hörte ich Stimmen in dem benachbarten Baumgang, so daß ich so schnell als möglich durch mein Pfortchen mich in meinen Garten rettete und rasch hinter mir abschloß. Da stand ich nun wie ein gezüchtigter Knabe. Ich wagte nicht einmal nach meinem Zimmer zu gehen, denn meine Wange glühte und ich mußte fürchten, die Leute würden alle fünf Finger meiner Spröden in meinem Angesichte lesen. So wartete ich mit zitternden Knien und sagte fortwährend: „Wohlverdient, wohlverdient.“

Das Schlimmste war aber, daß auf den Abend Hofball angesagt war, den ich nicht mehr abbestellen konnte. Mir bangte vor meinen eigenen Gästen, denn mir war, als ob jeder mir ansehen müsse, daß seine Hoheit heute schon sei geohrfeigt worden. Zwar sagte mir mein Spiegel, daß außer einer kleinen Röte auf meiner linken Wange keine Spur der Züchtigung mehr zu sehen sei, aber das Brennen der Haut dauerte fort, weil ich fortwährend an meine beschämende Erfahrung dachte. Als die Stunde des Balls gekommen war, wuchs das Spannen auf der geschlagenen Seite, und als ich mich kalt gewaschen, sah ich deutlich weiße Streifen in meinem Antlitz, die mich schmerzten wie ein Brandmal. Da ließ ich mir eine Flasche Champagner kommen, und indem ich ein paar Gläser hinabstürzte, wurde ich die fatale Empfindung los.

Der Ball nahm in der gewohnten Weise seinen Anfang. Ich trat hinaus in den Marmoraal, wo die Gäste sich rings an den Wänden aufgestellt hatten und ich die Einzelnen anreden mußte. Die ersten Gruppen erledigte ich mit den üblichen höflichen Reden. Plötzlich aber wollte alle Fassung mich verlassen, denn jetzt erst gewahrte ich die alte Meyern und neben ihr ihre Nichte, die mich am Morgen so exemplarisch abgestraft hatte. Sie hatte die Augen niedergeschlagen. Man konnte nicht mädchenhaft schüchterner aussehen als sie, und doch glühte auch in ihr eine ver-

steckte Erregung, die sie nur um so schöner machte. Zum Glück standen noch drei bis vier Personen zwischen uns, und indem ich die herkömmlichen Fadhheiten her sagte, hatte ich Zeit, mich zu sammeln. Zuerst sprach ich der Alten meine Freude aus, daß sie auch wieder einmal bei Hof erscheine, und fragte dann die junge Amazone in verbindlichem Tone, ob ihr ihre Morgenpromenade gut bekommen sei? Ich sah, wie ihr das Blut in die dunkeln Wangen schloß, dann aber blickte sie mich mit einem reizenden Lächeln schalkhaft von der Seite an und erwiderte: „Ich hoffe, sie war nicht ohne Nutzen.“

Da fingen mir die Kniee aufs neue an zu zittern, und als ich in den gegenüberhängenden Spiegel schaute, sah ich deutlich drei weiße Streifen auf meiner linken Wange. Dennoch führte ich meine Aufgabe leidlich zu Ende und trat dann mit irgend einer alten Dame an die Spitze der Polonaise. Bald kam doch auch ich besser in Gang. Musik und Champagner vertrieben mir die Grillen. Ich tanzte eifrig, und als nach der Pause und dem opulenten Diner alles einen stürmischen Charakter annahm, forderte ich auch die Meyern zum Walzen auf. „Schließen wir Frieden,“ flüsterte ich ihr zu. Sie schaute mir voll und gerade in die Augen, indem sie unmerklich mit dem schönen Haupte nickte. Wie hatte ich sie so schön gesehen. Ihre sonst bronzefarbenen Wangen waren vom Tanze geröthet. Ihre schlaffe elastische Gestalt lag mir weich in den Armen — so schwebten wir über den glatten Boden des Saals und vergaßen uns und alles andere. „Haben Sie mir vergeben?“ fragte ich leise. Ein herzliches „Ja“ kam zu mir zurück. Nur zu bald war der Tanz zu Ende. Nun warf ich mich dem Vergnügen erst voll in die Arme. Die Schranken waren gefallen. Auch die Damen schienen vergessen zu haben, daß sie gekommen seien, um sich musterhaft zu benehmen. Sie wußten ja, daß dieser unermüdlige Tänzer voll toller Einfälle ihr würdiger Landes herr sei und der Ton, der von ihm ausging, schien bald die ganze Gesellschaft zu ergreifen. Das Orchester verwandelte sich in eine wahre Zigeunertapelle. Immer feuriger wurden die Blicke der Weiber, immer fester die Arden ihrer Tänzer. Zwischen den einzelnen Touren wurde Wein angeboten und die Paare zerstreuten sich in die zahlreichen anstößenden Säle. Wieder hatte ich mit der Meyern getanzt und folgte nur dem Beispiel der andern, wenn ich meine Tänzerin aus dem heißen Ballaal in die kühle Galerie führte. Von dort trat ich mit ihr auf die Veranda hinaus. Da plötzlich fühlte ich ein paar weiche Arme an meinem Hals hängen, zwei glühende Lippen preßten sich auf meine linke Wange und das holde Weib flüsterte: „Verzeihe, du Lieber, verzeihe. Ich mußte nicht, was ich that.“ Ich muß bekennen, daß ich in diesem Augenblicke fast ängstlich umschaute. Sie aber drängte sich nur enger an mich und flüsterte: „Was gehen mich die andern an, wenn du mir nur

vergeben willst.“ Davon überzeugt, sie denn gern und mit großem Vergnügen. Schließlich mußten wir doch wieder der Gesellschaft zurück. Aber unter dem Küssen flüsterte sie mir zu: „Wann um elf Uhr bin ich wieder an der Gartenthür und ich will gewiß nicht mehr geschlagen, wenn du mich hereinlässest.“ Ich war selig. Um der Leute willen trat ich diesen Abend nicht mehr mit ihr tanzen. Aber in den Touren des Rotllozes rührten sich häufig unsere Hände, die Wärme durchschauerte mich, wenn sie rasch die meine drückte oder im Vorübergehen zuflüsterte: „Du Süßer“. Bald endlich die Zeit gekommen war, daß ich mich zurückziehen mußte, schieden wir in einer förmlichen Verbeugung, aber noch lange in meinem Schlafkabinett hörte auf das Rollen der Wagen.

Am folgenden Morgen trafen wir an der verabredeten Stelle, und die Schöne huschte durch das Thürchen in den verschwiegene Garten, von wo ich zwischen der dichten Buchshecke hinter wohlgeschlossenen Jalousieen der Eremitage zog. Aber von meinen kühnen Hoffnungen ging keine in Erfüllung. Sie hielt mich in respektvoller Entfernung und erlaubte, daß sie sich gestern aus Aufregung über das, was sie am Morgen gethan, zu habe hinreißen lassen. Ich wurde dringender, aber ich erreichte nichts. Eben durch ihre Sprödigkeit steigerte sie mein Verlangen zur Leidenschaft. Ich erbat mich, sie zu heiraten, wenn sie nur meine werden wolle. Gut bürgerlich wies sie mich an ihre Tante, bei der nun im geheimen einen formellen Heiraths machte, um um die Nichte anzuhalten. Das Haubvogelgesicht der alten Here gefiel schon damals nicht. Nachher sah ich mit welch gefährlicher Intriguantheit sie zu thun hatte und wie sowohl das Gegenkommen wie das Zurückweichen der Angebeteten von der Alten beeinflusst wurde, die sich in den Kopf gesetzt hatte, die Nichte zur Herzogin zu machen. Die Diplomatin war aber so klug, sich anständig durchaus ablehnend zu verhalten. In dem ganzen Verhältnis könne nichts herauskommen als Unglück und Schande für die geliebte Sophie, sagte sie. Als ich immer leidenschaftlicher in sie drang, ließ sie sich schließlich doch herbei, Bedingungen zu stellen. Ich sollte Sophie zur Oberin von Landsberg erheben und mit ihr einemorganatische Ehe abschließen, dann müßte sie ihre Bedenken fahren lassen. In der Liebstaumel, in dem ich mich befand, gab ich meine Einwilligung, und Sophie belohnte mich, ohne sich zu vergeßen, mit zurückhaltender Zärtlichkeit. Aber die Komplikationen der Standeserhöhung erledigten sich nicht so schnell als unser erhitetes Begehrt. Der alte Staatsminister war sich rund und bündig, zu einer solchen Mißhebe seine Unterstützung zu leihen. Die herrzogliche Haus steh nur auf meine Augen, sagte er. Ich sei verpflichtet, die ebenbürtige Ehe zu schließen, um den Stand desselben aufrecht zu erhalten. Ich

in Grunde könne er in die Standeshaltung der Meyern nicht willigen. Gern hätte ich den alten Bedanten entlassen, aber hätte Aufsehen gemacht. Er hatte in der eine große Partei für sich und war Vertrauensmann der für uns wichtigste Höfe. Die alte Meyern selbst bestand auf, daß jeder Skandal vermieden werde, die beiden Frauen zu beruhigen, schlug also vor, ich sollte am Wiener Hofe Ernennung meiner Geliebten zur Reichsin erwirken. Sei diese erfolgt, so werde ich mehr mich von einer Verbindung ihr abhalten können. Nur zu der Erhöhung, nicht zu der Eheschließung, wie ich der Gegenzeichnung meines Ältesten. Die Briefe an die hohen Personen in Wien stellte ich in Gemeinschaft mit den Frauen fest, und die Meyern ste nun an dem Ernste meiner Absichten nicht mehr zweifeln. Wir waren jung, sahen uns täglich in der Eremitage geschlossenen Gartens und bald fühlten, daß wir nicht mehr verzichten könnten. Antworten aus Wien lauteten endlich günstig, dann trat ein Stöcken. So kam es denn, wie es kommen sollte. Ich warf das Wort „Gewissens-“ hin, das der Teufel erfunden hat. — Ich heißes Temperament that das übrige. Ich ehe die Antwort aus Wien eingekommen war, fühlte meine Geliebte sich unter. Nun beschloß ich selbst nach Wien zu reisen. Der Abschied von dem armen Mädchen war herzbrechend. Aber in mir eilte bereits der Zweifel, ob das Ziel, das ich erreichen wollte, denn all dieser ärgen Aufregungen wert sei. Ich hatte die Lust gebüßt, und je weiter ich mich von der armen Betrogenen entfernte, um verdrossener wurde meine Stimmung. Ich war schon innerlich halb abtrünnig, als ich in Wien ankam. Dort aber sah ich mich überslutet von Abmahnungen, Ermahnungen, Vorwürfen. Soeben erst hatte sich der Abgrund der Revolution geöffnet, sagte man mir, und nun sollte ich, statt meiner Bevölkerung mit gutem Beispiel voranzuleuchten, das Vergnügen der skandalösen Mätressenregierung geben. Ich hatte genaue Rechnung geführt über mein Verhalten, und die damals allmächtige Erzherzogin hielt mir alle meine Sünden in einer Weise vor, als ob die Hof- und jederzeit das reine Nonnenkloster gewesen wäre. Die Abweisung war so schmerzhaft wie nur möglich. Mit einem Fluche schloß ich den Lippen setzte ich mich in meinen Koffer und reiste nach Hause zurück. Der Meyern konnte ich bei ihrer Verfassung gar schonend die Wahrheit beibringen, aber die Exaltation und Leidenschaftlichkeit, mit der sie meinen Bericht aufnahm, die Vorwürfe, mit denen sie mich überhäufte, schienen den letzten Funken von Liebe bei mir aus. Dennoch wollte ich ihr Wort halten. Aber der Grund meiner Reise nach Wien und mein völliger Mißerfolg waren der Residenz ebensomenig verborgen geblieben wie der Zustand Sophiens. Überall traf ich auf Widerstand. Man wollte mir nur die Wahl lassen, der Regie-

zung zu entsagen oder dieser Verbindung mit einer Gefallenen. Der Streit war bereits zu ihrem Nachteil entschieden, als sie einen Knaben gebar, der unter tausend Thränen auf meinen Namen und den Namen der Mutter getauft ward. Sobald sie völlig wiederhergestellt schien, mußte ich ihr eröffnen, daß ich nicht instande sei, mein Wort einzulösen. Worilos starrte sie mich an. Ich redete und redete, ohne daß sie mir irgend eine Antwort gab. Endlich brach sie ohnmächtig auf ihrem Stuhle zusammen. Daß sie wochenlang zwischen Tod und Leben lag, erschien mir, so sehr war ich gesunken, fast als eine Wohlthat für mich, denn nun konnte ich mich in der Stille zurückziehen. Als sie zum erstenmal wieder ihr Krankenlager verlassen durfte, stand bereits in allen Zeitungen meine Verlobung mit Prinzessin Anna zu lesen.

Ich hatte anfangs wenig Lust gehabt, mich auf das von den Verwandten vorgeschlagene Ehebündnis einzulassen; natürlich hatte ich das Bedürfnis, wenigstens eine Weile den trauernden Damon zu spielen, den eine höhere Macht von der Geliebten seines Herzens geschieden. Aber die Vorteile einer so glänzenden Verbindung lagen klar zu Tag und als ich mich nur einmal zu einem Besuche an dem befreundeten Hofe hatte bestimmen lassen, that die Anmut der Prinzessin das übrige. Ein eben aufgeblühtes, süßes Weibchen war die blonde Königstochter in ihrer kindlichen Unschuld so ganz anders als all die Weiber, mit denen ich bis dahin mein Leben vergebend hatte. Sie kam mir zutraulich, wie eine Verwandte, entgegen und bald fand ich an den harmlosen Gesprächen mit dem süßen Kinde, das nie ein unreiner Hauch berührt hatte, ein Gefallen wie an keinem meiner früheren leidenschaftlichen Verhältnisse. Sie weichte mich in ihre Studien ein, sie musizierte mit mir, sie zeigte mir ihre Lieblingsplätze im Park und führte mir ihre Lieblingstiere vor. Das alles war mir nach dem rohen und wilden Treiben, das hinter mir lag, so neu, es fiel mir wie eine Buxpredigt auf mein bedrücktes Gewissen, so daß ich bald meiner selbst nicht mehr Herr war. Ich wollte mich losreißen, aber ich wollte ihr zuvor noch sagen, daß ich mich ihrer nicht würdig fühle. Auf einem Spaziergange im Park begann ich, aber aus der Sündenbeichte wurde bald eine Liebeserklärung und nach der Rückkehr von unserem Spaziergange hielt ich förmlich um die Hand der Prinzessin an. In meine Residenz heimgekehrt, nahm ich die Gratulationen zu meiner Verlobung besangen genug und innerlich gedemüthigt entgegen. Aber die Leute freuten sich wirklich, sie waren dienstwilliger und froher als früher. Der Adel stellte sich so eifrig bei Hof ein wie nie. Man erwartete eben, die neue Fürstin werde nunmehr Ordnung schaffen und die seitherige wilde Wirtschaft sei mit dieser Verlobung für alle Zeiten zu Ende. Von der Meyern redete niemand und ich wagte weder nach ihr, noch nach meinem Sohne zu fragen. Sie werden sich schon melden,

dachte ich. Aber, sei es, daß die Meyern sich noch zu schwach fühlte, um den Kampf aufzunehmen, sei es, daß sie rechnete, nach meiner Verheirathung mehr Chancen zu haben — die ganze Zeit meiner Verlobung blieb alles still. Die Hochzeit fand statt und meine junge Frau wurde mit großer Herzlichkeit bei ihrem Einzuge im Lande empfangen. Auch ich empfand zum erstenmal mit einer gewissen Befriedigung, daß es doch angenehmer sei, einer zutraulichen Freundlichkeit der Bevölkerung als einer noch so devoten und allerunterthänigsten Verachtung gegenüberzustehen. Zu meiner eigenen Verwunderung wurde mir klar, daß mein eifriger Hochmut im letzten Grunde nur ein Teil meines bösen Gewissens gewesen war. Wie froh war ich, daß ich dieses Panzers nun nicht mehr bedurfte. Die nächsten Wochen verlebten wir dann auf dem Waldschlosse Landsberg in stiller Zurückgezogenheit. Ich war glücklich mit meinem engelhaften jungen Weibe wie ich nie zuvor gewesen und hatte dabei das Bewußtsein, völlig unwürdig zu einem solch reinen Glück noch gelangt zu sein. Als der Herbst die Blätter bei der Waldburg zu färben begann, kehrten wir dann nach der Residenz zurück. Der Schlosspark lag im hellen Glanz eines schönen Septembertags unter unsern Fenstern. Der geschorene Rasen leuchtete so fastig wie an dem schönsten Maitag und der Himmel war dunkelblau wie in Italien. Meine Frau wünschte noch einen Gang unter den schönen Bäumen zu machen. So verließen wir das Schloß und Anna war voll Entzücken, diese herrliche Anlage so unmittelbar unter ihren Fenstern zu haben. „Ach, wir haben es so gut“, sagte sie mit Thränen in den Augen, „während so viele Menschen ein so trauriges Leben führen.“ Ich antwortete ihr eben mit dem Ausdruck meines guten Vorwages, daß es unsere Aufgabe sein sollte, so vielen zu helfen, als in unseren Kräften stehe, als mir das Wort mitten in meiner erbaulichen Rede versagte. Aus dem nächsten Seitenwege trat die Meyern. Ihre Gestalt war noch schöner und voller geworden in dem Jahre seit ich sie nicht gesehen, aber ihr Antlitz war steinern, von tiefem Grame gefurcht und ihre dunkeln Augen sahen mit einem Blicke stillen Vorwurfs in die meinen. Neben ihr stand eine in ihre Landestracht gekleidete Bäuerin, meinen Kaben auf dem Arme. „Welch' schönes Kind!“ sagte Anna und wollte auf die beiden Frauen zutreten. Nur mit Mühe vermochte ich sie durch ein scharfes „Nein“ mit mir weiter zu ziehen, während die Meyern mir einen Blick voll Trauer und Verachtung nachschickte. „Warum sollte ich die Leute nicht anreden“, fragte Anna verwundert, als wir die Gruppe hinter uns hatten; „ich habe das in Landsberg doch so oft gethan.“

„Hier geht das nicht“, sagte ich, „sie würde dir bald lästig werden. Es ist eine Bettlerin.“

„Aber du sagtest doch gerade, wir wollten den Leuten helfen, so viel wir könnten“, erwiderte Anna gekränkt. Es

war das erste Mal, daß ich in so herrlichem Tone zu ihr geredet hatte.

„Ihr ist nicht zu helfen, sie ist schlecht!“ erwiderte ich hart.

„Das arme Kind, es ist so hübsch,“ sagte sie und nur meine schroffe Erklärung, daß die Geschichte dieser Person sich nicht für weibliche Ehren eigne, machten ihren Fragen ein Ende, die mich peinigten. Aber Anna blieb stumm und schien darüber nachzudenken, warum sie, obwohl Frau und demnächst Mutter, dennoch nicht solle wissen dürfen, warum sie mit jenem Weibe nicht reden dürfe. In mir aber kochte die Wut über die Schamlose, die mit ihrem Kinde mein Haus belagerte und sich offenbar absichtlich gleich am Tage meiner Ankunft eingestellt hatte, um einen Skandal herbeizuführen. Als am andern Tage mein Staatsminister mit seinem Vortrage zu Ende war, sagte ich ihm in einem Tone, als ob er etwas veräumt habe, ich hätte gestern mit Mißfallen bemerkt, daß die Meyern sich noch immer in der Residenz aufhalte.

„Sie hat dieselbe nie verlassen, Hoheit,“ erwiderte der Staatsminister trocken. „Sie wohnt noch immer in dem Eckhaus da drüben, das sie vor zwei Jahren bezog.“

Ich fühlte den Stich, denn ich selbst hatte sie damals dort eingemietet, um ihr möglichst nahe zu sein.

„Sie werden aber einsehen, daß das nicht geht,“ erwiderte ich schroff. „Sie haben zu sorgen, daß sie die Residenz verläßt.“

„Erzwingen kann ich das nicht,“ erwiderte der alte Mann. „Sie ist hier geboren und niemand kann aus seiner Heimatgemeinde ausgewiesen werden.“

Ich wollte das nicht gelten lassen; er aber blieb dabei, mein Verlangen sei mit den Gesetzen unverträglich. Dagegen versprach er, er wolle auf gültlichem Wege versuchen, sie zum Wezunge zu bestimmen. Als er das nächste Mal zum Vortrag erschien, sah ich gleich, daß er nichts Gutes zu berichten habe. Er war ernstler als sonst und eine unterdrückte Aufregung zitterte in der Stimme des alten Mannes, während er seine Anträge mir unterbreitete. Ich unterschrieb, was er wollte und fragte schließlich: „Was haben Sie bei der Meyern ausgerichtet?“

Aber der Minister schüttelte traurig das weiße Haupt. Sie beharre auf ihrem Rechte, zu wohnen, wo es ihr gefalle, berichtete er, und sich zu ergehen, wo sich andere Leute ergehen. Hätte ich als Vater mich um mein Kind gekümmert, habe sie erklärt, so würde sie nicht nötig gehabt haben, mich an dasselbe zu erinnern. Daß ich desgleichen thue, als ob ihr Sohn gar keine Ansprüche an mich habe, das habe sie veranlaßt, meiner Gemahlin mit ihrem Kinde unter die Augen zu treten. „Ich fragte sie darauf,“ fuhr der alte Mann bekümmert fort, „was sie für ihren Knaben begehre? Von Geld oder Nobilitierung wollte sie aber gar nichts wissen. Sie verlangt, daß Ew. Hoheit mindestens einmal in der Woche das Kind besuche, es

vor der Welt als Sohn anerkenne und ihr selbst dadurch eine gewisse Deckung gewähre gegen die Verachtung ihrer Standesgenossen.“

„Wie kann ich den Verkehr mit ihr wieder aufnehmen,“ rief ich aus. „Ich würde mich ja dem Verdachte aussetzen, daß wir unsere alten Beziehungen fortsetzen. Was würden die Eltern meiner Frau, was würde der Hof dazu sagen.“

„Das alles stellte ich ihr vor,“ sagte der Minister. „Aber sie ist verbittert und die alte Meyern schürt und hegt an ihr. Ich sehe nur ein Mittel, den Stachel aus der Wunde zu nehmen.“

„Und das wäre?“

„Wenn Ihre Hoheit die Frau Herzogin persönlich mit ihr Rücksprache nehmen wollte, ihr ihre Teilnahme versicherte und verspräche, das Kind nicht zu verlassen.“

„Das wird nie geschehen“, brauste ich auf. „Nicht der Hofraum der Herzogin soll diese freche Dirne streifen.“

„Dirne?“ wiederholte der alte Mann leise und schaute mich traurig an. Ich aber ließ ihn stehen und schlug die Thür hinter mir zu.

Hätte das unselige Weib mich demütig um Fürsorge für ihr Kind angegangen, ich hätte gethan, was ich konnte. Aber diese Art mich zwingen zu wollen, erfüllte mich mit wildem Haß. Haßten wir doch immer die am grimmigsten, denen wir das unleugbarste Unrecht gethan haben. Aber eben mein Unrecht war auch die Stelle, an der ich verwundbar war. Ich sollte erfahren, daß die Gespenster unserer Thaten uns den Atem einschnüren können wie kein lebender Feind es vermöchte. Als ich am Abend, meine Gattin am Arme, aus dem Park zurückkehrte, sah ich von weitem wiederum die Meyern und die Kinderfrau mit meinem Knaben auf dem Arme. Diesmal zuckte ich vor Enttäuschung und bog auffällig in einen anderen Weg ein, um das Schloß von der Rückseite her zu betreten.

„Warum weichst du den Leuten aus?“ fragte mich Anna. „Sie werden uns ja nicht auf offener Straße anbetteln.“

„Wer weiß!“ erwiderte ich. „Diese ist zu allem fähig.“

„Wer ist denn ihr Mann?“ fragte meine Frau in ihrer Unschuld weiter.

„Das ist's ja, daß sie keinen hat und darum wäre es unpassend, wenn du öffentlich mit ihr reden wolltest.“

„Das arme Kind!“ seufzte Anna.

„Warum man nur die Männer nicht bestraft, die die Mädchen so unglücklich machen?“

Von diesem Augenblicke an hatte ich keine ruhige Stunde mehr. Der Arzt verlangte, daß meine Frau, bis ihr Stündlein komme, täglich an der Herbstsonne sich ergehe und ich wagte nicht, sie allein gehen zu lassen, damit die Meyern ihr nicht eine Szene mache. Ich beredete Anna deshalb, in dem abgeschlossenen Lustgarten mit mir sich zu ergehen, indem ich voraab, das ununterbrochene Grinsen der Vorübergehenden sei mir lästig. In meinem

eigenen Schlosse war ich ein Geis belagert von der Rache eines Weibes. Dazu, welche Erinnerungen sich in diesem Garten mir auf Gespenster meiner toten Vergangenheit gingen, wo jetzt zwischen den fahlen Eremitage nüchtern und daßand, ein düsterer Bau, mir ein riges Denkmal meiner Schuld. All Laub, das langsam an den Bäumen gleitete, schien mir sünderischmer erschraf über das Rauschen der unter unseren Füßen. Es war tie das nicht so fortgehen könne, und ich nur abwarten, bis Anna ihre Woch bezogen habe und dauernd an das gefesselt sein würde, um die Meyern zuzusehen und sie um jeden Preis verlange, zu bestimmen, ihre Belastung aufzugeben. Selbst regelmäßige Zukünfte wollte ich ihr lieber bewilligen diesen Skandal noch länger erdulde ohne Zweifel bereits gegenseitige Aufmerksamkeit der Residenz geworden. Ob diese Begegnung nicht zu einer neuerung meines Verhältnisses mit verführerisch schönen Weibe geführt weiß ich nicht. Ich fürchte fast, daß meinem heroischen Entschlusse behalbes Verlangen nach den lang er ten Freuden sich versteckte. Doch zweite und schmachlichere Verrat erspart worden. Nach meiner Art war es überhaupt der letzte Name Anna noch in die sonnige Welt tr wagen durfte, bei dem sie mir vor wir wollten den einsamen Fürsten der sie melancholisch stimme, verlaße statt dessen die belebteren Wege des parkes aufsuchen. Ich that es u denn je näher die Tage der Entsch rühten, um so abergläubischer und i hafter war ich geworden. Die Gespe furcht ängstigte mich am hellen Tage, sichsthalber sagte ich dem Lakaien, de folgte, er solle vorausgehen und die im Parte für uns frei halten. Zum wohlbekannte Thürchen, durch das i so oft zu mir geschlüpft war, trat hinaus, während der Diener sich noch Augenblick damit aufhielt, die Thore der zu verschließen. Da hatte ich die gefürchtete Gruppe wieder vor i Offenbar hatte die Meyern gemußt wir unsere Spaziergänge nach dem garten verlegt hatten und es sich verdrießen lassen, täglich hier zu in der sicheren Rechnung, daß wir auch einmal über diesen näheren Weg Schlosse zurückkehren würden. Als die schöne Fremde, mit der ihr Her zu beschäftigen nicht aufgehört hatte, heute wieder vor sich erblickte, sah die Farbe wechseln. Die Meyern stellte sich mit ihrem Kinde feierlich Wege auf. Langsam, wie Annas Ju es erforderte, kamen wir ihnen näher, in ernstem Tone, der mir noch deut Ihre liegt: „Daß mich, Wilhelm will etwas von uns. Gott kann me Kinde nicht gnädig sein, wenn ich die



Schubplattler. Von H. Rettig.

ter Mutter mißachte.“ Noch wollte ich zur Seite ziehen. Sie aber ließ meinen Arm los und trat zu der Meyern, die sich vor uns verneigte.

„Wenn ich nicht irre,“ sagte meine Mutter zu der Meyern, „ist es Ihr Wunsch, es zu sprechen. Kann ich etwas für Sie thun?“

„Ja, Hoheit,“ sagte das stolze bleiche Weib, das in diesem Augenblick der alten Medea gleich und in deren dunkeln Augen der Schimmer triumphierender Rache fluchtete. „Wollen Eure Hoheit nicht den Vater dieses Knaben sagen, es ziemt sich, daß er um sein Kind sich kümmern, indem er durch seine falschen Schwüre Mutter ins Verderben gestürzt hat.“ „Arme Frau,“ sprach Anna mild. „Aber er ist der Vater?“

„Er steht hier,“ rief die Unselige jetzt in leidenschaftlicher Stimme und damit trat sie einen Schritt vor und deutete auf einer theatralischen Gebärde auf mich. Ich sah, wie Annas feine Züge starr wurden und erbleichten. Ihre Augensterne wurden größer. „Du — du?“ sagte sie leise. Dann schien es finster um sie zu werden. Wie verzweifelt streckte sie die Hand aus und fiel ohnmächtig der Länge nach auf den Boden. Während der Diener, der ich herzuwinkte, um sie aufzunehmen, und sie durch die Pforte zurück in den Lustgarten zu tragen, entfernte sich die Schändliche mit ihrem Kinde, ohne mich nur den Arm zu regen zur Hilfe. Sie hatte ihre Rache. Einige Stunden später brachte die Herzogin einen gesunden Knaben zur Welt, aber während monenschüßle dem Lande verkündeten, daß ihm ein Thronerbe geboren sei, saß ich verzweifelt an dem Bette meiner kranken Gattin, die sich mit furchtbaren Fieberphantasien quälte. Meist war ich bewußtlos, in den Stunden der Erregung aber schlug sie sich mit entsetzlichen Schreien herum und eine düstere Vorahnung jagte die andere. Am siebenten Tage wurde sie ruhiger, aber die Ärzte sahen keine Hoffnung. Schon halb mit dem Tode ringend flüsterte sie mir zu: „Du darfst ihr Kind nicht verlassen. Er ist dein Sohn so gut wie der meine.“ „Versprich mir, beide zu braven Menschen zu machen. Ach, hättest du sie nicht verlassen, so müßte ich nicht so jung sterben.“ „Du darfst das Leben nicht so süß.“ „Ich kann nicht sagen, wie mir diese Klagen der Sterbenden durch das Herz schnitten. Sie blüht fuhr fort, leise die Lippen zu bewegen. „Versprich mir,“ hörte ich sie noch sagen, dann fiel sie in ihren bewußtlosen Zustand zurück. Des Nachts aber erhob sie sich wieder mit wirren Reden und rief: „Die Frau! die Frau!“ — Mir graute, wenn ich den verzweifelten Ausdruck in ihren fiebernden Augen sah. Erst langsam wurde sie ruhiger. Am Morgen schlief sie ein, um nie wieder zu erwachen.“

Der Erzähler schwieg eine Weile wie in schmerzlicher Erinnerung versunken. Dann fuhr er leise fort: „Sie begreifen,

meine Herren, daß ich damals wieder anfangen an Geispenster zu glauben. Die Folgen unserer Thaten gehen um in unserm Hause. Sie sind die Früchte der Saat, die wir gestreut haben. Jetzt that ich, was ich gleich hätte thun sollen. Ich schloß mit der Meyern einen Vertrag, um ihre Ansprüche zu befriedigen. Während noch eben das sündhafte Gelüste sich in mir geregt hatte, wieder mit ihr anzuknüpfen, hatte ich jetzt nur noch das eine Interesse, die Mörderin meines geliebten Weibes mir möglichst fernzurücken. Gegen eine fürstliche Abfindung versprach sie, das Land zu verlassen. Aber auch jetzt, nachdem das Gericht über mich ergangen war, konnte ich mich nicht entschließen, meine Pflicht voll zu thun. Mein Kind überließ ich ihr. Bis zu seinem zwölften Jahre sollte der Knabe der Mutter verbleiben, um dann in einem Kadettenhaufe erzogen zu werden. Ueberdies nahm ihn ein Dekret, gegen das der alte Staatsminister nun nichts mehr zu erinnern hatte, in den Freiherrenstand des Landes auf. Damit meinte ich in meiner Verblendung, meine Schuld an seinem Dasein abzutragen zu haben.

Meinem legitimen Kinde, einem zarten, aber freundlich lebhaften Knäblein, brachte ich ein größeres Opfer. Ich gab ihm eine Mutter. Die alten Unordnungen sollten nicht wiederkehren. Darum schloß ich meine zweite Ehe. Mir stand die Herzogin nie nah, aber meinem Sohne ist sie eine treue Mutter gewesen.

Erich entwickelte sich unter ihrer Pflege so schön, wie nur je ein Knabe sich entwickelt hat. Er hatte das weiche, gute Gemüt meiner armen Anna geerbt und schloß sich mit hingebender Zärtlichkeit an mich an. Ich aber kannte überhaupt auf Erden keine andere Lust mehr als ihm Freude zu machen und auch meine Leute waren für ihn durchs Feuer gegangen. Als er alt genug geworden war, um mich bei meinen Reisen im Lande zu begleiten, war er bald durch sein freundliches, offenes Benehmen der Liebling der gesamten Bevölkerung. Man konnte auch diese reinen Züge, mit den hellen blauen Augen, nicht sehen, ohne ihm gut zu sein. Welche köstlichen Tage habe ich mit ihm allein auf dem Landsberg im Genusse seiner kindlichen Zärtlichkeit verlebt! Schließlich mußte ich ihn doch von mir geben. Die Resultate von Häuserziehung, die ich bei andern Prinzen kennen gelernt hatte, waren nicht verlockend. Hofmeister und Gouvernanten wetteifern da, den „Sinn für das Höhere“, wie sie es nennen, zu wecken, und meistens läuft das dann auf eine ästhetische Ueberfütterung mit Kunst und Litteratur hinaus, die halbfertige Dilettanten bildet aber keine Männer. Die militärische Erziehung, die den einen behandelt wie den andern, schien mir für Prinzen überhaupt, namentlich aber für Erichs weiches Wesen das Richtige. „Wenigstens lernt er da eine Kompanie kommandieren, dachte ich; das ist nicht viel, aber doch etwas Ganzes.“ Ich

hatte auch die Freude, daß meine Erwartungen sich erfüllten. Erich sah in der Uniform bei weitem männlicher aus und gewann mit jedem Jahre an Haltung und innerer Sicherheit. Dabei war er der Liebling seines Regiments. Man liebte ihn wegen seiner Einfachheit und Bescheidenheit, die den Prinzen völlig vermissen ließen; das gab ihm dann selbst wieder ein erhöhtes Vertrauen zu sich und er sprach es bei jeder Gelegenheit aus, wie wohl er sich unter den Kameraden fühle.

Die Offiziere unserer Garnison unterschieden sich in nichts von denen anderer Regimenter. Es gab gute und mittelmäßige, strebsame und unbebeutende, aber eigentlich schlechte Elemente waren nicht darunter. Mir war die Militärhoheit durch den bekannten Vertrag abgenommen worden, so daß ich auf die Befetzung der Offiziersstellen keinen Einfluß hatte. Da las ich eines Morgens im Amtsblatt zu meinem großen Verdrusse, daß Wilhelm von Meyern als Sekondelieutenant zu unserem Regimente geschickt worden sei und zwar zu derselben Kompanie wie Erich. Möglicherweise hatte man geglaubt, mir damit einen besonderen Gefallen zu erweisen, während mir in Wirklichkeit die Nähe dieses jungen Menschen, mit dem ich bis jetzt jede direkte Berührung vermieden hatte, äußerst widerwärtig war. Aber ohne die verdrähtesten Verhandlungen ließ sich die vollzogene Thatsache nun nicht mehr rückgängig machen. Was ich von dem wilden Sproßling bisher vernommen, erweckte zudem nicht die Erwartung, daß mir viele Annehmlichkeiten aus seiner Anwesenheit erwachsen würden. Die Erziehung durch Mutter und Großmutter soll die allererschlechtesten und verkehrtesten gewesen sein und um sich Mißachtung und Vorwürfe von seiner Seite zu ersparen, hatten beide ihm von früh auf eingeredet, es sei ein hoher Vorzug, daß fürstliches Blut in seinen Adern fließe. Ich mußte, daß er auf der Kadettenschule Spielschulden und schlimmere Streiche gemacht hatte, und mehr als einmal war er nahe daran gewesen, weggewiesen zu werden. Ob die Meyern selbst seine Verführung hierher betrieben hatte, konnte ich nicht ermitteln; wenn sie damit wieder Boden bei uns zu fassen suchte, so war das jedenfalls eine falsche Rechnung. Auch mit dem Sohne gedachte ich mich auf einen durchaus militärischen Fuß zu setzen. Aber als ich noch am selben Tage in den Audienzsaal trat, um den regelmäßigen Empfang vorzunehmen und der Adjutant mir die Liste der Wartenden vorlegte, stand obenan Herr Sekondelieutenant von Meyern, der es offenbar sehr eilig hatte, mir um den Hals zu fallen. Mich ärgerte das, und ich beschloß, ihn ganz als Fremden zu behandeln. Der junge Offizier trat hastig ein und machte einige rasche Schritte gegen mich. Ich aber blieb ruhig in der Mitte des Saales stehen, beide Hände am Säbel und hoch aufgerichtet wie mein Selbstbild von Ungeln.

Einen Augenblick verblüffte ihn das. Er schlug die Haken aneinander und nahm eine ordonnanzmäßige Stellung ein. In seiner Weise war er ein hübscher junger Mann. Das Gesicht war dunkel und schön und trug den klassischen Typus seiner Mutter. Der erste Anflug eines Schnurrbartes stand ihm gut, nur der feste, stehende Blick der frech hervorglänzenden schwarzen Augen gab ihm einen abstoßenden Ausdruck.

„Sie kommen aus dem Kadettenhause zu Lichterfelde,“ sagte ich trocken.

„Ja,“ erwiderte er in zwanglosem Tone, „und bin froh, der Plackereien los zu sein und endlich einmal ungehobelt mein Leben zu genießen.“

„Ich habe Ihre Konduitenliste gesehen,“ sagte ich. „Ihre Führung war keineswegs besonders löblich.“

„Run,“ erwiderte er nachlässig, „ich fühle eben das fürstliche Blut in meinen Adern, das sich gegen den Zwang auflehnt. Meine Mama läßt Hoheit sagen, bis jetzt habe sie die Unkosten aller meiner Dummheiten getragen, nun sei die Reihe an Ihnen.“

Nun wurde mir's mit der Frechheit des unausstehlichen Jungen denn doch zu viel. „Vergessen Sie nicht, daß Sie mit Ihrem Landesherrn reden,“ sagte ich ihm in eisig kaltem Tone. Dummheiten werden Sie hier nicht viele machen, denn sofort die erste wird Sie Ihre Epauletten kosten, darauf verlassen Sie sich. Nur wenn Ihre Haltung eine ganz andere wird, haben Sie auf meine Unterstützung zu rechnen.“

Der Ernst, mit dem ich sprach, imponierte ihm doch. Ich sah ihn erbleichen, aber es war mir, als ob ein Blick voll Wut und Enttäuschung mir entgegenblitze. Auf eine entschiedene Handbewegung meinerseits verbeugte er sich und kehrte um, doch schon nach ein paar Schritten nahm er wieder seine nachlässige Haltung an und schlenkerte mit den Armen, als wolle er sagen: was kümmert's mich! Unter der Thür aber kehrte er sich um und rief: „Auf Wiedersehen, Papa, auf Wiedersehen.“ Ob das auf die Zuhörer im Vorzimmer berechnet war, die er über sein Verhältnis zu mir täuschen wollte, oder nur ein Ausbruch seiner knabenhaften Frechheit, wußte ich nicht, die Absicht aber, mich zu ärgern, hatte er erreicht.

Einen Augenblick dachte ich daran, den kommandierenden General zu mir zu bitten und ihn persönlich zu ersuchen, mich von dieser Plage sofort wieder zu erlösen. Aber das machte Berichte, Verfügungen, Veröffentlichungen nötig und ich fürchtete mich nach allem, was hinter mir lag, vor jedem Mergernis. Auch vor Erich scheute ich mich und meinem Weibe. — Dabei regte sich zugleich mein Gewissen. Hatte ich nicht da ein Bild meiner eigenen Jugend vor mir? Mit dieser zur Schau getragenen Frechheit war ich einst in meiner eigenen Hauptstadt umhergeschlendert und hatte mich um so leichtsinniger und cyni-

scher gebärdet, je eifriger die von der Revolution geängstete Bürgerschaft größeren Ernst und eine mustergültige sittliche Haltung von mir verlangte. „Das Schicksal hält dir einen Spiegel deiner Jugend vor,“ seufzte ich. „Es ist dein eigenes Gespenst, das durch diese Thür eintrat. Hüte dich, auf dasselbe zu schießen, die Kugel wird auf dich zurückprallen.“

Auch hatte ich alle Ursache, die peinliche Lage nicht zu erschweren, da Herr Wilhelm von Meyern mit Erich bei derselben Kompanie stand. Es war mir schmerzlich genug, diesen in das ganze Verhältnis einweihen zu müssen. Ich erzählte ihm, wie ich jene Verbindung mit Wilhelm von Meyerns Mutter eingegangen sei in der ehrlichen Absicht, sie zu meiner Frau zu machen, wie aber an dem Widerspruch der Mäte und der Standesgenossen dieser Plan gescheitert sei. Die Verhältnisse seien oft stärker als der beste Wille. In diesem Lichte möge er mein Verhalten sehen. Das schöne Gemüt meines Sohnes offenbarte sich nie rührender als damals. Das wärmste Mitgefühl zeigte er für meinenummer. Er versprach mir, Wilhelm solle ihm stets ein Bruder sein, und er werde ihn, den Älteren, durch Zureden und gutes Beispiel auf bessere Wege leiten, und wieder gutmachen, was an dem Armen verjämmt worden. Mir war ein engeres Verhältnis der beiden jungen Leute durchaus nicht erwünscht, aber der gute Erich, der ein Meer von Liebe in sich trug, hatte sich bereits an den Halbbruder angeschlossen, gerade darum, weil die anderen sich von ihm fernhielten. Der junge Mensch hatte nämlich nur wenige Tage gebraucht, um sich bei dem ganzen Offizierkorps unbeliebt zu machen. Alle belästigte, alle ärgerte er. Auch den Vorgesetzten warf er zuweilen dreiste, herausfordernde Blicke zu und so lächerlich das war, er pochte dabei auf sein fürstliches Blut und seine hohe Verwandtschaft. Nur mit Erich machte er eine Ausnahme. Hier erkannte er an, daß dieser durch Abstammung von einer Prinzessin ihm vorgehe und der lebenswürdigen Seelengüte meines armen Jungen widerstand auch seine tüftliche Frechheit nicht. In Erichs Gegenwart wurde er ein anderer Mensch und klagte selbst über seine unselige Natur, die von Jugend auf vergiftet und verbittert worden sei. Meinem armen Erich fielen diese Klagen wie Vorwürfe auf sein weiches Gemüt. Er hatte fast eine Art von Schuldbewußtsein dem Meyern gegenüber, als ob er ihm seinen Anteil an der Liebe des Vaters entfremdet habe. Durch seine Bitten brachte er es dahin, daß ich den Burtschen ein paarmal einlud, aber der familiäre Ton, den derselbe alsbald anschlug, die Ungeuerlichkeit, mit der er sich in meinem Hause bewegte, entleidete mir das in Wälde. Erich war darüber niedergeschlagen und ich sah ihm an, wie er innerlich der Meinung war, daß ich meine Vaterpflichten gegen seinen Halbbruder versäume. Es dauerte aber kein halbes Jahr, so lernte

ich die Unverschämtheit meines Sohnes und Spröhlings noch von einer neuen Seite kennen.

Mein Kamerar meldete mir, es sei für einige tausend Thaler Forderungen eingelaufen von Leuten, die Herrn von Meyern Geld geliehen hätten, da er behauptete, daß ich verpflichtet sei, für die Ausgaben aufzukommen. Wies ich die Forderungen ab, so war es um ihn geschehen. Er mußte dann nicht nur enttöten, sondern seine Gläubiger hatten noch zudem wegen Schwindelei verklagt. Das ganze Verhältnis zu mir kam dem vor Gericht zur öffentlichen Verhandlung. Ich ärgerte mich unglaublich. Aber wiederum mußte ich in meiner Stellung auf Anstoß vermeiden. Ich zahlte also. Der Kamerar eröffnete dem Herrn Lieutenant freilich, daß das zum ersten und letztenmal geschehen sei, aber der junge Mensch zuckte nur verächtlich die Schultern und sagte: „Wozu ist denn der Herr General da; sonst hat er, weiß der Himmel, nichts für mich gethan.“ Auch das mußte ich hinnehmen. Natürlich dauerte es nur drei Wochen, so waren wieder neue Forderungen des Herrn Lieutenant im Umlauf. Ich sprach ich mit dem General. Der sagte mir, die schwarze Liste des jungen Herrn trage bereits so viele Vermerte, daß eine neue Nummer unmittelbar seine Entlassung im Gefolge haben werde. Ich zahlte also wiederum, denn ich wollte doch nicht selbst den Hals brechen, und ich hoffte bereits, daß er durch einen andern Streich mich von seiner Unwesenheit befreien werde. Bequamt ich selbst meine Gesundheit zu leiden, so dem ewigen Verdruß über den unartigen Jungen. Es half mir gar nichts, daß ich seine Einkünfte anscheinlich ausbeutete. Er nahm das Geld und machte noch mehr Schulden als zuvor.

Fast ebenso sehr wie ich litt der gute Erich. Seine Ueberzeugung, daß die Tölpel des jungen Mannes nur die Folge früherer Vernachlässigungen seien, die die Mutter gutzumachen habe, machten ihn gegen alle Mahnungen, sich von dem verdorbenen Menschen loszusagen. Ich bemerkte wohl, wie sehr er sich plötzlich seinen eigenen Ausgaben einschränkte, alle kostspieligen Liebhabereien aufgab, konnte mir denken, durch welchen geheimen Kanal seine anscheinlichen Einnahmen flossen. Als ich ihn aber darauf anredete, errötete er wie ein Mädchen, und mit Thränen in seinen blauen Augen sagte er: „Das ist doch das wenigste, was ich für den Armen thun kann.“ Nachdem erst habe ich erfahren, welche Opfer er gebracht hat, um die schlechten Streiche des anderen zuzudecken und mir nur Mergernisse zu ersparen.

Schließlich erfüllte sich freilich meine Erwartung, daß der Thunichtgut ohne mein Eingreifen sich den Hals brechen werde, nur daß er einen anderen, der nicht verdient hatte, in sein Verderben hinabstieß.

Eines Morgens erschien mein Dr.

soffizier mit der Meldung, er habe als talied des Ehrengerichts dafür stimmen nen, daß ein dreimaliger Kugelwechsel ichen Lieutenant von Meyern und Haupt- in von Habichtstein stattzufinden habe. nern habe seinem Gegner einen Schlag der Reitpeitsche verlegt, nachdem er rdings schwer gereizt worden sei. Das engericht habe entschieden, daß wenn nern erkläre, sinnlos betrunken gewesen ein und sich entschuldige, könne die che beigelegt werden, dieser aber habe eltsame Antwort gegeben, er könne e Bedingungen nur erfüllen, wenn ich e Befehle, die Sache in dieser Weise ulegen.

Mich übermannte die Wut bei dieser lung so, daß ich gar nicht lang fragte, der Mensch dazu komme, mich auch diese Widerwärtigkeiten hereinzuziehen.) sah darin nur seine gewöhnliche Weise, seiner fürstlichen Herkunft zu prahlen. t so weniger wollte ich irgend welches tereise an seinen Angelegenheiten ver- en. „Sind Schläge gefallen,“ sagte mit eisigem Tone, „so muß auch ge- lt werden. Peitschenhiebe kann man ht zurücknehmen. Meyern soll seinem eigner Satisfaktion geben, das ist das ige, was ich hier zu sagen habe.“ r Adjutant verbeugte sich und ging. h aber befand mich in einer ordentlich eicherten Stimmung. Die neue Num- r, von der der General gesprochen hatte, r nun da. Wurde der unnütze Ge- le zum Krüppel geschossen, so mußte er itieren, traf er seinen Gegner, so wurde auf die Festung geschickt — in einem d dem anderen Falle war ich ihn los. ne wahrhaft diabolische Befriedigung füllte mich, auf diese Weise von der achritte meines Lebens befreit zu wer- n. Ich glaube, es war die Freude, die ich am anderen Morgen früher als ge- hulich weckte. Ich stand auf, ohne einem Diener zu schellen und öffnete eine Fenster, die auf den Fürstengarten ausgingen. Eine würzige Morgenluft ang herein und erfrischte meine Schläfen, nd ich sah mit heiterem, hellem Sinne, ie die Morgenfonne durch die grünen uthenzweige spielte. „Das Leben sieht ch doch ganz anders an, wenn man aus- schlafen hat,“ dachte ich. Da hörte ich leglich am anderen Ende des Gartens it gleichzeitig zwei Schüsse fallen. Mei- em scharfen Auge entging nicht, wie in er Gegend der Eremitage Pulverdampf ustieg. Es konnte nicht anders sein, an duellierte sich in meinem eigenen arten. „Es scheint, der Bursche will as Maß noch voll machen, ehe er geht,“ ollte ich und beugte mich hinaus, um u sehen, ob die Sache zu Ende sei oder b ein zweiter Kugelwechsel folge. Da ah ich plötzlich Erichs Diener durch den arten nach dem Hause laufen. „Halt, as gibt es da?“ rief ich den Alten an. „Ach, Hoheit,“ erwiderte der alte Mann n klaglichem Tone, „Seine Hoheit der rrr Erbprinz sind schwer verwundet.“

„Wer?“ rief ich entsetzt. Ich glaubte,

daß die Hölle mich äffe. Aber deutlich rief der Alte herauf: „Prinz Erich,“ und stürzte dann weiter, um Hilfe herbeizu- schaffen. Natürlich eilte ich nun, so rasch ich konnte, hinunter. Die alten Garten- wege, die ich so lang gemieden, führten mich an den Schauplatz meines verhäng- nisvollsten Romans, der mir so bittere Früchte getragen. Niemand war zu sehen, aber die Thür zur Eremitage, die ich seit zwanzig Jahren nicht betreten, stand offen. Ich stürzte hinein. Mein Auge mußte sich erst an das Dämmerlicht gewöhnen, das mir einst bei meinen Begegnungen mit Sophie von Meyern so erwünscht ge- wesen war. Noch immer dachte ich, ihren Sohn werde ich dort sterbend finden, wo er seinen Ursprung genommen. Aber auf dem wohlbekannten Ruhebett sah ich die schlankte Gestalt meines Erich. Ein Arzt hielt den zuckenden Kopf meines armen Lieblings in seinen Armen, während ein zweiter die Wunde in seiner Brust unter- suchte. Die weit aufgerissenen Augen glänz- ten fieberhaft, aber sie starrten ins Leere. So hatte seine Mutter ausgesehen, als sie an der Entdeckung meiner Schuld ge- storben war.

„Ist Hoffnung?“ fragte ich und er- schrak selbst über die rauhen Töne meiner Kehle. Der Arzt schüttelte das Haupt und sagte: „Es wird sogleich vorbei sein.“ Er hatte recht. Das Haupt meines Kin- des neigte sich. Ein bitterer Zug zuckte um die bleichen Lippen. Dann sank er zusammen. Er hatte vollendet. Weinend und klagend lag ich auf der Leiche meines Liebings.

Die ersten Tage nach dem furchtbaren Ereignis war ich so zerschlagen und be- täubt, daß ich nach dem weiteren Zusam- menhang des Unglücks gar nicht fragte. Dazu kam die Pein des offiziellen Begräb- nisses. Man darf ja einen Erbprinzen, und wäre es auch ein einziger Sohn, nicht in der Stille beisehen wie der geringste Mann im Lande darf. Nein, ich mußte Deputationen empfangen, den Anfragen gleichgültiger Menschen standhalten, hohen Vettern die gebührenden Ehren anthun. Dabei hatte ich überall die ausgegebene offizielle Parole zu bestätigen, daß der Erb- prinz durch einen Unfall auf der Jagd umgekommen sei. Man durfte der Bevöl- kerung doch nicht zugestehen, daß der Thron- folger den Gesetzen zuwider sich duelliert habe. Mein Schmerz war durch elenden Hofdienst und tausend Lügen entweicht, noch ehe es überhaupt wieder so still um mich wurde, daß ich ihm leben konnte. Nun erst erfuhr ich den vollen Zusammen- hang, der mich lehrte, daß für gewisse Dinge keine Vergebung ist im Himmel und auf Erden. Auch dieser unselige Streit, der mich mein ganzes Glück kostete, hatte sich über jene alte Schuld entsponnen, die ich niemals ernstlich hatte bühen wollen. Der Hauptmann Habichtstein, einer der rohsten unter den jungen Leuten des Hofes, gereizt durch das aufgeschlafene Benehmen Meyerns, warf diesem seinen illegitimen Ursprung in einem brutalen Schimpfworte

ins Angesicht. Zur Antwort hatte dieser ihm mit der Reitpeitsche über das Gesicht gehauen. Vor dem Schiedsgericht zog Meyern dann nach seiner Weise mich in die Sache hinein. Er behauptete, eine mir angethane Beleidigung bestraft zu haben. Als ich gegen seine Erwartung jede Einmischung ablehnte, soll er sehr ent- rüstet gewesen sein. Er blieb aber ganz in seiner Rolle, sich der regierenden Fa- milie zuzuzählen, indem er Erich bat, ihm als Sekundant zu dienen. Auch der Ein- fall, sich im Fürstengarten zu schießen, in den sie durch Erichs Vermittlung leicht gelangen konnten, war offenbar der Eitel- keit Meyerns entsprungen und zugleich viel- leicht seiner Lust, sich an mir zu rächen. Nach den in der Armee herrschenden Be- griffen konnte Erich sich bei einem solchen Ehrenhandel seinem nächsten Kameraden nicht versagen. Er wollte es aber auch nicht, da er über Habichtsteins rohen Aus- fall tief entristet war. Der plumpe Ge- selle hatte keine Vorstellung davon, welch schmerzhafter Wunde in dem Gemüte meines Sohnes er mit schmutzigen Händen berührt hatte. Erich hatte die gailze Nacht vor Erregung nicht geschlafen. Meyern sollte ihn um halb sechs Uhr von seiner Stube holen, während die andere Partei sich Erichs Schlüssel bediente, um nach der Eremitage zu gelangen. Als es halb sechs Uhr schlug, ohne daß Meyern erschienen wäre, eilte Erich nach der bestimmten Wahlstatt, in- dem er annahm, Meyern habe die Abrede vergessen und habe sich jenen angeschlossen. Aber er traf die Gegenpartei bereits ver- broffen darüber, daß „die Prinzen“ ge- ruhten, warten zu lassen. Als er nun allein erschien und erklärte, Meyern sei merkwürdigerweise ausgeblieben, es müsse ein Mißverständnis obwalten, lachte Ha- bichtstein schnöde auf und rief: „Da ha- ben wir das fürstliche Blut.“ Nun riß auch Erich die Geduld. Er erklärte, wenn sein Halbbruder auch ausgeblieben sei, er sei zur Stelle. Auch er finde es unbillig, daß Herr von Habichtstein die erhaltenen Prügel einfach behalten solle, er werde für seinen Bruder eintreten. Da erschrafen die Herren doch vor den Konsequenzen. Es wurde herüber und hinüber gestritten, aber schließlich siegte der Leichtsinm der jungen Leute. Auch verließen sie sich darauf, daß Habichtstein natürlich in die Luft schießen werde. Der hat später vor dem Militär- gerichtshofe ausgesagt, er habe fest vor- gehabt, gar nicht zu schießen und habe die Pistole nur zum Schein auf den Prinzen gerichtet, nach dem Schusse des Prinzen wollte er sie dann unschädlich vorbeithallen lassen. Aber als Erichs Schuß fiel, sei er zusammengebrochen und der Lauf habe sich gegen seinen Willen entladen. Ich glaube, daß dem so war. Die Gespenster der Eremitage verlangten eben ihr Opfer. Das war der Bericht, den ich erhielt. Gleich darauf kam ein Brief des Meyern, der mich um Geld bat. Er war in Ham- burg und wollte sich nach Amerika ein- schiffen. Er sei kein Feindling, schrieb er; er sei schon vor den anderen Herren an

der Eremitage gewesen, als er aber die Räume zum erstenmal gesehen, in denen seine Mutter Ehre und Glück verloren, da habe er sich sagen müssen, daß er ja wirklich das sei, was sein Gegner ihn gescholten. Abbitten habe er nicht wollen und so habe er sich in der Stille empfohlen. Mit seiner militärischen Laufbahn wäre es wegen neuer Schulden doch zu Ende gewesen und da habe sein Gewissen ihm abgeraten, noch weiteres Unheil anzurichten, denn er schiese leider sehr gut. Aus jeder Zeile seines Briefes sprach jene Frechheit, die den Grundzug seines Wesens bildete. Aber wie hätte er auch anders werden sollen, da er schon von Kindesbeinen an diese Frechheit nötig gehabt hatte, um die Spöttereien und Vornürfe abzuschütteln, die er in den Blicken der anderen las. Auch für diese Seite seiner Natur war ja ich verantwortlich. Es gibt keine Stunde meines Lebens, daß seine Sünden vor Gottes Thron nicht gegen mich zeugen. Daß er aus Gewissenhaftigkeit das Duell unmöglich gemacht habe, glaubte ich schon damals nicht. Er war wirklich feig. Wie hätte der von Jugend auf verhöhlte „Jungfernsohn“ auch tapfer werden können, dazu fehlte ihm vor allem die Selbstachtung. So wie er das Leben angetreten, so mußte es sich entfalten; sein waren die Schulden, mein war die Schuld. Heute sehe ich in allem, was er ist und thut, nur die notwendige Folge meiner Sünde. Die letzten Gründe seiner Flucht kamen denn auch bald genug an den Tag. Er hatte Wechsel gefälscht. Zum Glück hatte ihn meine Geldsendung in Hamburg rechtzeitig erreicht und er hatte sich bereits eingeschifft, als ich das Vergnügen hatte, den Namen meines nunmehr einzigen Sohnes in amtlichen Steckbriefen zu lesen. Losgeworden bin ich ihn darum dennoch nicht. Einen Blutsverwandten wird man niemals los, das gehört auch in das Kapitel von den Gespenstern. Und nun,“ schloß der alte Herr seine Erzählung, „wissen Sie, warum ich an Gespenster glaube, sogar an das große Gespenst, das der Väter Sünden heimsucht an den Kindern. Ich habe an den unerschütterlichen Ecksteinen seiner Ordnung mein Glück zerschellen sehen und meinen harten Kopf an ihren scharfen Kanten wund gestoßen. Seitdem bin ich in mich gegangen. Ich wollte nicht dem Vogel gleichen, der sich an der unsichtbaren Scheibe zu tot flattert und dabei stets denkt: „Das ist ja nichts!“ Ich glaube jetzt, daß die ewige Ordnung etwas ist, denn ich habe meinen Unglauben hart gebüßt. Auch gut gemacht habe ich vieles, soweit guter Wille und treue Arbeit es vermochten. Der leichtsinnige Herr der vierziger Jahre ist vergessen und die Menschen sind ja darin ein gutmütiges Völkchen, daß sie am liebsten die guten Seiten ihrer Fürsten preisen und die Augen schließen gegen unsere Schwächen. Aber es ist spät geworden und ich sehe den Sandmann in Ihren Augen. Lassen Sie sich diese Stunde nicht gereuen. Ich wollte Ihnen nur klarmachen, daß es Gespenster gibt und daß Sie wohl

thun, sich beizeiten vor ihnen zu hüten. Und nun gute Nacht, meine Herren, ich wünsche Ihnen wohl zu schlafen.“

König Max II. und Leopold v. Ranke.

Von
Karl Theodor Heigel.

Es war an einem Septemberabend des Jahres 1854. Die Gipfel des Wangmann und des Göll, die wie riesige Vorwerke den Zugang zur Wunderwelt des Königssees decken, streifte noch der letzte Sonnenschein, während der Wald der näheren Berge schon im Schatten lag. Vor dem anmutigen Landhaus, das sich König Max auf einem herrlichen Platze außerhalb des Marktes Berchtesgaden hatte errichten lassen, ging es noch lebendig her. Die königliche Jagdgesellschaft war vom Treiben im Wimbachthal heimgekehrt, und die Jäger und Diener waren eben daran, das erlegte Wild abzuladen. Dabei mochte es allerlei Lustiges von den Ereignissen des Tages zu erzählen geben, fröhliche Jodler stiegen in die Luft, endlich aber ging das geschäftige Treiben zu Ende, still ward es im dämmernden Thal.

Inzwischen waren zwei Männer auf die Terrasse getreten, um noch das reizende Landschaftsbild zu genießen. Erst als von den in tiefes Dunkel getretenen Bergkolossen ein kühler Wind herüberstrich, schritten beide in das behaglich erhellte Gemach zurück.

Es waren König Max von Bayern und Leopold Ranke, Professor der Geschichte in Berlin.

Nachdem ein frugales Abendmahl verzehrt war, traten die Diener ab; einige Kavaliere gruppierten sich um den König, der, in den Stuhl zurückgelehnt, mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte. Denn der Gast des Königs beginnt einen Vortrag: „Wie ist der Begriff „Fortschritt“ in der Geschichte aufzufassen?“

Der Redner würde der ungewöhnlich kleinen Gestalt und einer nimmer ruhenden Beweglichkeit halber komischen Eindruck hervorgerufen haben, wenn nicht in seinem schmalen Antlitz so geistvolle Augen gelobert hätten, daß in dem unscheinbaren Männchen auf den ersten Blick der bedeutende Mensch zu erkennen war. Alles an ihm war Leben, Nüchternheit, sprühende Genialität!

Dagegen war König Max eine gelassene, vornehme Erscheinung. Er war groß, schlank, von gerader, fast steifer Haltung; dunkles Haupthaar umrahmte ein feines Gesicht, um seine Lippen spielte ein gewinnendes Lächeln, auch die Augen blickten freundlich und wohlwollend, aber das ganze Wesen hatte etwas Gedrücktes, Müdes, es war unverkennbar: hier hält ein starker Wille mit äußerster Anstrengung einen fischen Körper aufrecht. Ein lebensgefährlicher Typhus hatte schweres Kopfleiden zurückgelassen, gegen welches sich

nur die reine Alpenluft als Linderndes mittel bewährte.

„Eine durch und durch edle, humane, aber in sich gekehrte, nach gebundene, sich schwer aufschließende, leicht irr gemachte Natur.“ So ist Dingelstedt zu einer Zeit, da er die Münchener Stellung schon aufgegeben hatte, den Charakter des Königs. „Genialität des Wesens und Umfang der Vorbildung,“ sagt Ranke, „ließ sich Wilhelm II. nicht mit Friedrich Wilhelm I. vergleichen, aber er war ruhig, still denkend und dann sehr fest.“ Ein Friedensfürst! In diesem Urteil begreifen sich alle, die ihn kannten, — und es sammelt — mit seltener Einmütigkeit — war nur von einer einzigen Leidenschaft besetzt, einem immer lebendigen Drange zu lernen. In Bildung erblickte der Mensch höchstes Gut; bestrebt arbeitete er unermüdlich an seiner eigenen Aufklärung über die Grundpflichten der Menschen überhaupt und des Fürsten insbesondere, und da er als Schüler des Königs den Staat als sittlichen Organismus auffaßte und vom Gefühl der Verantwortlichkeit tiefst durchdrungen war — „das Gewissen auf dem Throne“ — so ihm auch die geistige Hebung seiner Untthanen eine Herzenssorge. Deshalb hat er bald nach seinem Regierungsantritt Denker und Dichter aus allen deutschen Gauen zu sich. Sein Hof sollte den Beden gewähren, die Frucht wollte er dem Volke teilen. „Er gedachte,“ so Döllinger, „der nachwachsenden Generation eine Schule zu eröffnen, welche dann aus den eigenen einheimischen Kräften sich erhalten und ergänzen könnte, er wollte zugleich jene geistigen Kräfte wecken und beleben, an welchen der bayerische Volkstamm keineswegs arm ist, welche aber freilich nur allzuoft schlummern oder entfaltet und ungebraucht allmählich verkümmern.“ Biedermaier und die anderen Seinigen waren über solche „Anstaltserei“ des Königs höchlich ungehalten; heute ist man sich längst darüber klar, welchen Gewinn die Ueberfiedelung von solchen Meistern der Wissenschaft und Kunst für Stadt und Land nach sich gezogen hat.

Da der König in traulich ernster Unterhaltung mit Gelehrten und gedankenreichen Poeten den erwünschtesten Genuß erlangte, lud er auch, wenn ihm die farg bemessene Muße gestattete, die geliebten Berge aufzusuchen, solche Männer zu sich, die seinen Geiste besonders verwandt, seinem Gemüte am nächsten waren. Von einer überaus reizvollen Wanderung im Gefolge des Königs, im Sommer 1858, die sich auf das ganze bayerische Alpenland von München bis zum Königssee erstreckte, hat Dingelstedt in einem Büchlein „Eines Königs Reise“ ein lebenswürdiges Bild entworfen. Jeder Gast an des Königs Tafel genoß das Recht unbedingt freier Meinungsäußerung und jeder fand beim unermüdlichen Aufmerksamkeits und unpar-

s Urteil. In der Residenz zu München, in der freundlichen Villa zu Berchtesgaden, den Burghallen zu Hohenschwangau den Abende verlebte, der Erinnerung, wie das Symposium des Platon. Besonders zugethan war König Max historischen Studien, deren irenisch-negatives gerade einem Manne von solcher Lesart sympathisch sein mußte. Vor Vertretern dieser Wissenschaft war Ranke teuer, „der erste Geschichtslehrer deutscher Nation“, wie ihn heute anerkennbare Nachwelt nennt. Ranke selbst nach dem 1864 erfolgten Tode des Königs: „Ich habe an König Max viel von meinem besten Freund auf Erden verloren, den treuesten Schüler, den eifrigsten Leser, den wohlwollendsten Gönner!“ „Ranke's Verhältnis zu König Max.“ Alfred Dove, „gehört zu den schönsten freiesten Verbindungen, die zwischen einigen Fürsten und hervorragenden Geisteskräften in Deutschland jemals vorgekommen.“ Schon im Jahre 1831 wurde Kronprinz Max während seiner Berliner Universitätszeit mit dem jungen Ranke befreundet, der eben von seinen Forschungsreisen aus Italien zurückgekommen war. Der von Fachgenossen schon hochgeschätzte Professor hielt dem Prinzen Vorlesungen, ist gerade viele, die mir aber seinen Namen nicht kennen. Als Max zur Regierung gekommen war und es sich angelegen sein ließ, die erste Hochschule des Landes mit tüchtigen Lehrkräften auszustatten, war es natürlich sein lebhaftester Wunsch, den verehrten Ranke nach München zu holen. Friedrich Wilhelm IV. war viel zu eingenommen, den drohenden Verlust von ihm abzuwenden; da er aber sah, welche Bedeutung seinem Schwager und Freunde Ranke als Gelehrten bereiten würde, bewachte er eine passive Haltung. Wie feinsinnig sich Friedrich Wilhelm in dieser Gelegenheit benahm, mag folgende Stelle in einem noch ungedruckten Briefe an den „allerteuersten Max Rex“, datiert Wittenberg, 18. März 1853, beweisen. „Ich bitte Dich aus tiefstem Herzen, das Folgende mit der Ueberzeugung, die ich Dir die lauterste Wahrheit bedeuten werde. Es ist dies jeberzeit eine einfache Sache für mich, nie aber mehr, glaube das! als in der Angelegenheit Ranke's. So zur Sache. Als ich Deinen lieben Brief erhielt, waren etwa fünf Tage vergangen, daß ich mit dem Kultusminister Max mit großer Beängstigung von einer Berufung nach München gesprochen und dein Versprechen empfangen hatte, alles zu thun, um Fonds ausfindig zu machen zu pekuniären Anerbietungen, die mir vielleicht bestimmen könnten, Berlin zu verlassen. Du kannst Dir also denken, wie ich den Gedanken, als Dein Brief mich belehrte, wie diese Berufung recht eigentlich Dein Werk sei und mit welchen Wohlwollen und weisen Plänen dieselbe zusammenhänge. Ich hoffe von Deinem eigenen Gefühl der Wichtigkeit dieses großen geschichtsschreibers (den ich oft sehr und

dessen Konversation und Vorlesungen unersetzliche Abende oft erheitern und verschönern), daß Du nicht eine Revokation meiner Aufträge an Minister Max verlangen wirst. Dessen aber kann ich Dich versichern, daß ich von dem Tage des Empfangens Deines Briefes bis heute eine entschieden passive Haltung dieser Sache gegenüber eingenommen habe. Meine Aufträge waren mündlich. Ich habe sie nicht wiederholt und mit Ranke, den ich seither öfters gesehen und gesprochen habe, keine Silbe gesprochen, die Deine Absichten mit ihm berührt hätte. Ja, ich weiß bis heute kein Wort vom Stande der Unterhandlung Max's mit ihm und frage auch niemand danach. Die Zeitungsnachrichten, die Ranke's Verbleiben in Berlin angekündigt haben, entbehren der Begründung. Die Sache schwebt in der Luft wie eine Orchidee mit unentfalteter Blüte. Ich weiß durchaus nicht, ob die Blume Deine oder meine Farben tragen wird. Seit Empfangen Deines Briefes thu' ich nichts ab und nichts zu. Und so werd ich treu dem Worte, das ich Dir hier gebe, bis zur Entscheidung verharren!“ Ranke, gerade damals von seinem König häufig in Fragen der inneren und äußeren Politik zu Rate gezogen, glaubte die Residenz der Hohenzollern, wo er so feste Wurzel gefaßt hatte, nicht verlassen zu dürfen, lehnte also den ehrenvollen Ruf nach München ab.

Wie frei König Max von kleinlicher Empfindlichkeit und wie hoch er den Gelehrten schätzte, bewies er dadurch, daß er alsbald eine neue Einladung an ihn richtete: Ranke sollte nach Berchtesgaden kommen und mit dem Könige in zwanglosem Gespräch, sowie in einigen Vorträgen geschichtliche Fragen erörtern.

So wiederholten sich denn Szenen, wie die oben geschilderte, fast jeden Tag von Ende September bis Mitte Oktober. In neunzehn Vorträgen ließ Ranke vor seinem aufmerksamen Hörer die ganze Weltgeschichte vorüberziehen, indem er jede einzelne Epoche mit wenigen, aber scharfen Strichen charakterisierte. Gerade Ranke war dazu wie kein anderer befähigt, er, der schon in der Jugendzeit den Drang in sich fühlte, „die Mäe der Weltgeschichte aufzufinden, jenen Gang der Begebenheiten und Entwicklungen unseres Geschlechts, der als ihr eigentlicher Inhalt, als ihre Mitte und ihr Wesen anzusehen ist,“ dessen spätere Wirksamkeit, mag man den Forscher, den Lehrer oder den Darsteller der Geschichte ins Auge fassen, einen ausgeprägt universellen Charakter an sich trug, dessen vornehmste Eigentümlichkeit gerade in ununterbrochener Rücksichtnahme auf das Ganze des Menschengeschichts, in der Feststellung der Wechselbeziehungen des Besonderen und des Allgemeinen besteht.

Jene für König Max gehaltenen Vorträge sind uns jetzt bekannt; Alfred Dove hat dieselben als Anhang, gewissermaßen als Epilog zu Ranke's Weltgeschichte veröffentlicht. Von ihrem Gedankenreichtum kann natürlich im engen Rahmen dieser

Besprechung ein anschauliches Bild nicht gewährt, nur in Kürze soll der Inhalt skizziert und einzelnes hervorgehoben werden.

König Max war ein eifriger Schüler und treuer Anhänger Schellings, — ist er doch zu dem Plan, in München eine Heimstätte der Wissenschaft zu gründen, recht eigentlich von seinem Lehrer Schelling angeregt worden. Dagegen stand er insofern unter Hegel's Einfluß, als er für eine deduktive Konstruktion der Geschichte nach einem Schema gewisser „leitender Ideen“, für eine Weltanschauung, die in allem Dasein einen kunstvoll gegliederten Organismus, ein harmonisches Ganzes erblicken will, ausgesprochene Neigung hatte. Gegen diese Auffassung des Wesens und der Aufgabe der Geschichte verwarnt sich Ranke aufs entschiedenste. Der Geschichtsschreiber soll die Gesetze der Entwicklung des Lebens in der Zeit nachweisen, soll immer den Blick für das Allgemeine offen halten, aber sich nicht das selbe vorher ausdenken und sich der Annahme hingeben, daß die Geschichte sich wie ein logischer Prozeß nach den ein für allemal von Philosophen festgestellten Gesetzen entfalten müsse.

Folgerichtig verneint Ranke auch den Fortschritt in der Geschichte, den Fortschritt in dem Sinne, als ob die Menschheit sich immer höher potenziere, so daß Epoche auf Epoche wie Stufe auf Stufe zum Ziel emporführe. Als Beweis für die Unrichtigkeit dieser Theorie führt er die Thatsache an, daß in Asien, von wo alle Kultur ausging, nach Epochen glänzenden Aufschwungs die Kultur wieder ganz zu Boden sank. Ein stetiges Fortschreiten zur Vollkommenheit läßt sich, wenn man das ganze Universum in den Bereich der Betrachtung ziehe, ebensowenig im moralischen und religiösen Leben erkennen, wie in Kunst und Wissenschaft. Der Höhepunkt, den die griechische Kunst einnahm, ist nie mehr erreicht worden. Thukydides, der die Geschichtsschreibung eigentlich probuziert hat, ist in seiner Weise unübertroffen geblieben. Nur in bezug auf Erkenntnis und Beherrschung der Natur ist der Fortschritt, ein glänzender Fortschritt unverkennbar.

In großen Zügen schildert nun Ranke die einzelnen Abschnitte des geschichtlichen Lebens, überall Ursachen und Wirkung in der „fortdauernden Bewegung der Menschheit“ nachweisend. Mit besonderer Vorliebe bespricht er die weltgeschichtliche Aufgabe des alten Rom. „Man kann sagen, daß alle alte Geschichte in die römische sich hinein ergießt, gleichsam in einen Strom, der in einen See mündet, und daß die ganze neuere Geschichte wieder von der römischen ausgeht.“ Gründung einer allgemeinen Weltliteratur, Ausbildung eines Rechts, das die Grundlage für alle spätere Rechtsbildung abgab, Organisation der monarchischen Verfassung, Erhebung des Christentums zur Weltreligion, — diese gewaltigen Errungenschaften hat das Abendland der römischen Ära zu verdanken.

Nachdem diese für die Welt nötigen Ideen erzeugt waren, starb das römische Westreich ab. Die Herrschaft ging an eine jugendlich kräftigere Sippe, die Germanen, über, ohne daß die Sieger die römische Kultur entbehren konnten. Aus der Vermischung der beiden Volkselemente gingen neue Nationen mit romanogermanischer Verfassung, Kirche, Litteratur hervor.

Diese abendländische Welt wurde aber in ihrer Existenz gefährdet durch die Ausbreitung der arabischen Herrschaft. Mohammed hatte aus allen bestehenden Religionen diejenigen Dogmen und Formen entlehnt, welche dazu beitragen konnten, die Araber in ein kriegerisches, von religiöser und nationaler Begeisterung entflammtes Volk umzuwandeln, dessen Fanatismus alles vor sich niederwarf. Ein Reich von unermesslicher Ausdehnung wurde von den Kalifen gegründet, aber der Sieg bei Poitiers rettete das Abendland vor dem Halbmond. Das Christentum gewann nicht nur Einfluß auf alle übrigen Kulturerscheinungen, sondern wurde auch das entscheidende Moment für die politische Gestaltung der europäischen Welt.

Im Karolingerreich sehen wir Kirche und Staat noch friedlich vereinigt; Frucht dieser Verbindung ist der Sieg der alt-römischen Kaiseridee über das germanische Königtum. Doch allmählich bildet sich zwischen den beiden Gewalten jener feindliche Gegensatz aus, der die leidenschaftlichen Kämpfe zwischen Kaisertum und Papsttum in den Zeiten der Salier und Staufer herauführt. „Man darf in diesem Streit nicht ein Unglück sehen, denn er liegt zu tief in der Natur der Dinge begründet, und an diesen Gegensätzen ist der europäische Geist gereift.“ Ebenjowenig ist nach Ranke's Auffassung — das Urteil bietet besonderes Interesse, weil die Frage ehedem zwischen Vertretern der groß- und der kleindeutschen Idee so lebhaften Streit entfacht und Ranke's bedeutendster Schüler, Sybel, die entgegengesetzte Ansicht verteidigt hat, — der Uebergang des Kaisertums an die deutsche Nation als Unheil für die Entwicklung unseres Vaterlands anzusehen, schon deshalb nicht, weil die enge Verbindung mit Italien auf die deutsche Kultur heilsamsten Einfluß übte. Hinwieder haben fast alle Nachbarvölker, Böhmen, Polen, Ungarn, Skandinavier, der zeitweiligen Unterwerfung unter das Deutsche Reich höheren Aufschwung ihres Kulturlebens zu verdanken. Das römische Kaisertum deutscher Nation überragte weit alle anderen weltlichen Gewalten, aber dem Kampf mit dem Papsttum war es nicht gewachsen. In der Zeit der Kreuzzüge rissen die Päpste die Führerschaft über die religiös erregten Völker an sich, während zugleich auch Kunst und Wissenschaft im ganzen Abendland von geistlichen Elementen durchdrungen und beherrscht waren.

Doch Philipp der Schöne von Frankreich nahm den von den Stauern verlorenen Kampf gegen die römische Kurie mit rücksichtsloserem Eifer und größerem Glück wieder auf, das Papsttum wurde

abhängig von der französischen Krone; dieses Verhältnis führte zum Schisma und damit brach die Weltherrschaft der Päpste, die auf dem Prinzip der Einheit beruhte, in sich zusammen.

Auch die gleichzeitig aus dem Altertum in die neue Zeit hereindringende Kultur-erneuerung, die sogenannte Renaissance, war eine Feindin der geistlichen Autorität. So konnte endlich die Opposition, die schon an Arnold von Brescia, Savonarola und Huß berechtigte Anwälte und todesmutige Blutzengen gehabt hatte, zum Sieg gelangen, und zwar zuerst in Deutschland, wo ein tieferer Begriff von Religion Wurzel gefaßt hatte.

Ob es für Europa ein Glück gewesen wäre, wenn im 16. Jahrhundert der Protestantismus die alte Kirche völlig überwunden hätte? Ranke glaubt es nicht. Es scheint ihm zweifelhaft, ob sich das evangelische Bekenntnis überhaupt für die südlichen Nationen eigne, und er hielt es für einen bedauerlichen Verlust, wenn der phantasievolle Gottesdienst der alten Kirche gänzlich ausgerottet würde. Für Deutschland freilich wäre es ein Glück gewesen, wenn es nicht durch den Religionsstreit in zwei feindliche Lager geteilt worden wäre, denn es wäre der Dreißigjährige Krieg mit seinen Greueln und unheilvollen Nachwirkungen dem deutschen Volke erspart geblieben.

Auch dieser verzweifelte Zweikampf der feindlichen Religionsparteien brachte keine Entscheidung. Deutschland ist seitdem sozusagen einer gemischten Ehe mit geteilter Kindererziehung zu vergleichen. Allmählich verlor sich hier wie andernwärts der Fanatismus, die Verschiedenheit des Bekenntnisses galt nicht mehr als ein für allemal trennende Schranke, und Kriege wurden jetzt nicht mehr um der Religion willen geführt, sondern entspannen sich aus dynastischen oder handelspolitischen Streitigkeiten. Insbesondere die Furcht vor Störung des politischen Gleichgewichts der europäischen Mächte ließ wiederholt Bündnisse gegen Ludwig XIV. ehrsüchtige, auf Weltherrschaft zielende Pläne zustandekommen.

Ranke beurteilt diesen Vertreter des fürstlichen Absolutismus auffallend günstig. „Seine Devise war: ‚Mein Ruhm und Frankreichs Wohl!‘. Darin liegt zwar etwas Egoistisches, aber Ludwig XIV. war doch ein großer Mensch!“ Ranke ist zu objektiv, um sich von der Erinnerung an das namenlose Unheil, das jene Eroberungszüge des Roi soleil über die deutschen Gauen brachten, beeinflussen zu lassen; daß nicht etwa höfische Müßigkeit für das Urteil des Historikers maßgebend war, erhellt schon daraus, daß er die absolutistische Politik Karl Stuarts einer sehr abfälligen Kritik unterzieht und das Vorgehen der englischen Nation gegen Jakob II. nicht mißbilligt.

Ludwigs Zeitgenosse, Zar Peter, „war eine der energiegeltesten Naturen, welche jemals existiert haben. Um Rußland groß zu machen, mußte er das thun, was er gethan hat. Hätte er sein Hauptaugenmerk auf Asien gerichtet, so wäre Rußland eben ein Barbarenreich geworden.“

Friedrich II. von Preußen war „wohl

der größte Politiker, den Deutschland vorgebracht hat, indem er in der Mitte der Dinge lebte, die Stürme herantommen ließ und immer die richtigen Maßregeln ergrieff.

Mit unvergleichlicher Klarheit entwickelt, aus welchen Ursachen die Revolution herauswachsen mußte, Ludwig XVI. beging nach Ranke's Ansicht gefährlichsten Fehler dadurch, daß er erst selbst den dritten Stand aus politischer Ohnmacht hervorzog, dann aber schmähete, mit diesem Faktor zu rechnen und die Hilfe des Bürgertums gegen radikalen Umsturzgelüste des Pöbels zu nehmen.

Vorurteilslos wird Napoleons Leistung anerkannt, die wahnsinnige Christen- und menschenverachtende Brutalität des Napoleonischen Brandmarkts.

Den Monarchien, die nach Napoleons Sturz aus den Beschlüssen des Wiener Kongresses hervorgingen, weist Ranke die Verpflichtung zu, vor allem darauf zu achten, daß dem feindlichen Geiste zwischen der durch die große Revolution in die Weltgeschichte eingeführten Volksherrschaft und dem durch den langen Krieg zustand aufs neue gekräftigten monarchischen Prinzip durch Einführung und ehrliche Erhaltung konstitutioneller Grundgesetze die gefährliche Schärfe benommen werde.

Das hohe Interesse, das eine Erörterung der wichtigsten weltgeschichtlichen Probleme durch einen Gelehrten von Ranke's Bedeutung bietet, wird noch gesteigert, daß wir auch Einsicht erhalten wie König Max diese Urteile und Beschlüsse aufnahm. Die Fragen, welche nach Beendigung einzelner Vorträge Ranke richtete, beweisen, daß er aus der Gehörten unmittelbar praktischen Resultate im edelsten Sinne des Wortes zu probieren bemüht war. Max glaubte an den deutschen Ursprung, an das unentbehrliche Recht, die Unantastbarkeit des Königtums. Einer Natur wie der seinen mußten Erscheinungen wie die französische oder die englische Revolution ganz besonders stößig sein. Trotzdem sucht er sich Ernst und Eifer zu unterrichten, er weit etwa solche gewaltsame Umwälzungen vom Standpunkt der geschichtlichen Notwendigkeit als berechtigt anzusehen wären. Gewissenhaft sucht er zu ergründen, was die eigentliche Größe der von der Geschichte mit besonderer Auszeichnung genannten Fürsten bestanden hat. Vor allem kommt er immer wieder, auch nach den letzten Abende, auf die Frage zurück, nicht doch im Laufe der Jahrhunderte die Zahl der gesitteten Menschen zuwachsen habe, mithin eine günstige Fortentwicklung der Geschichte zu einem höheren Maß wahrnehmbar sei. Mit Ranke's Zielbewußt, daß zwar nicht in der Zukunft, wohl aber in der Humanität ein Fortwärtstreben, also in gewissem Sinne ein Fortschritt in der Geschichte sich kennen lasse, gelangen die für Schüler und Lehrer ehrenvollen Wechselgespräche zu einem sohnlichem Abschluß.

Bei den französischen Pflanzern von Neu-Akadien.

Von

Ernst v. Hesse-Wartegg.

Prinz Karneval feierte in der Hauptstadt Louisianas seine fröhlichen Feste. Vor drei Tagen war er als stattlicher Kaiser an der Spitze einer malerischen Leichterflotte durch die buntbesaagte Kanal-reet in New Orleans eingezogen, und die Nan- es wie die fran- zösischen Kreolen den zu seinen

Ehren, mehr aber noch zu ihrem Ver- gnügen, große glän- zende Bälle. Zu keiner günstigeren

hatte ich bisher auf so kleinem Raume eine so große Zahl junonischer Schönheiten ver- sammelt gesehen als hier, in den Ballsälen von New Orleans. Ihr herrlicher Wuchs wurde durch reiche glänzende Toiletten her- vorgehoben, in ihren dunklen Augen strahlte südlische Blut, üppiges schwarzes Haar um- rahmte die schönen Gesichter, und in ihrem Tanz zeigten sie verführerische Geschmei- digkeit.

Mein Zweck war es freilich nicht ge- wesen, hier in der Kreolenstadt zur Zeit des Karnevals von Ball zu Ball zu fliegen

fellow selbst hatte mich auf sie aufmerksam gemacht, als ich ihm in seinem schmutzen Hause zu Cambridge bei Boston von meinem Reiseprojekt erzählte. Beim Abschied hatte er mir noch seine unsterbliche akadische Romanze „Evangeline“ als Reiselektüre mitgegeben und seinen Namen in das Buch geschrieben. War es da ein Wunder, daß ich mich dann in New Orleans länger auf- hielt und Einführungsbriefe an die alten französischen Pflanzern in Neu-Akadien zu erhalten suchte?

Aber sie waren nicht erforderlich. Auf den großen Bällen der Hauptstadt war alles versammelt, was Louisiana an Reich- tum, Schönheit und Vornehmheit aufzu- weisen hat, und alsbald war ich durch meinen Freund, Gouverneur W., bei den schönsten der Damen persönlich eingeführt. Raum hatten sie meine Absicht, das roman- tische Bayouland des südlichen Louisiana zu besuchen, erfahren, so erhielt ich auch schon Einladungen nach dieser und jener Plantage. Sie wollten in einigen Tagen dorthin zurückkehren, und ich möge sie dann auf ihren Privatdampfern begleiten.

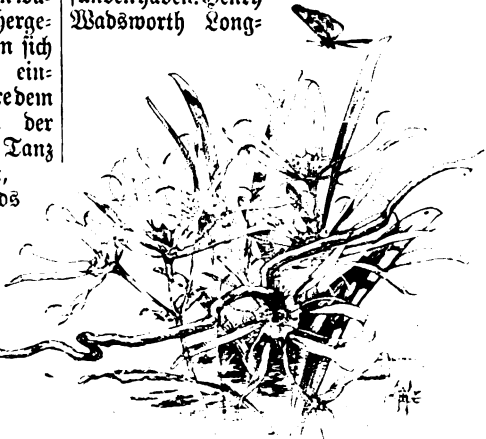
In New Orleans leben die französischen Kreolen in ihrem eigenen, urfranzösisch ge- bliebenen Stadtviertel. Von den „Levees“ (Hafen) des Mississippi in der prächtigen breiten Hauptstraße der Stadt, der Kanal- street, aufwärts schreitend, ist rechts alles französisch, spanisch und italienisch; links alles englisch. Westlich der Kanalstreet ist alles „Street, Cents, Sir“ — östlich gibt es nur „Centimes, Rue, Monsieur“. Fragt man die Leute in der Straße um Auskunft, so wird man links englische, rechts fran- zösische Antwort erhalten. Die beiden Be- völkerungen leben abgesondert und bilden eigene Gesellschaftskreise. Nur ist die englische Bevölkerung reicher, liberaler, ge- bildeter, ebenso wie der englische Stadtteil der modernere, schönere ist. Der Yankee hat den Franzosen überholt. Die Kreolen — die alte, erbsässige Pflanzervölkerung, lebt viel zu sehr in dolce far niente, um mit dem stinken, energischen Amerikaner gleichen Schritt zu halten. Ihr ganzes Dasein dreht sich um Zuckerrohr und Liebe. Der große Sklavenkrieg hat sie vollends in den Hintergrund gedrängt. Er sprengte den Sklaven, diesem wertvollsten Besitztum der Pflanzern, die Fesseln und beraubte die Kreolen dadurch ihres Reichthums. Ohne Sklaven fielen die Pflanzungen auf ein Drittel oder Viertel ihres Wertes herab, und die vielen Millionäre, die es unter den Kreolen gab, wurden zu kaum viel mehr als verschämten Bettlern. Darum hat sich das Kreolentum auch aus den reichsten und vornehmsten Teilen von New Orleans zurückgezogen. Es wohnt nur noch im französischen Viertel der Stadt, es vegetiert in einzelnen abgeschiedenen Gegenden Louisianas und kommt nur bei seltenen Gelegenheiten, wie zur Zeit des Karnevals, zum Vorschein. Einstens war Louisiana eine Hölle für die Sklaven, aber ein Paradies für die Weißen. Nun ist die Hölle verschwunden, aber sie hat auch das Paradies mit sich gerissen.

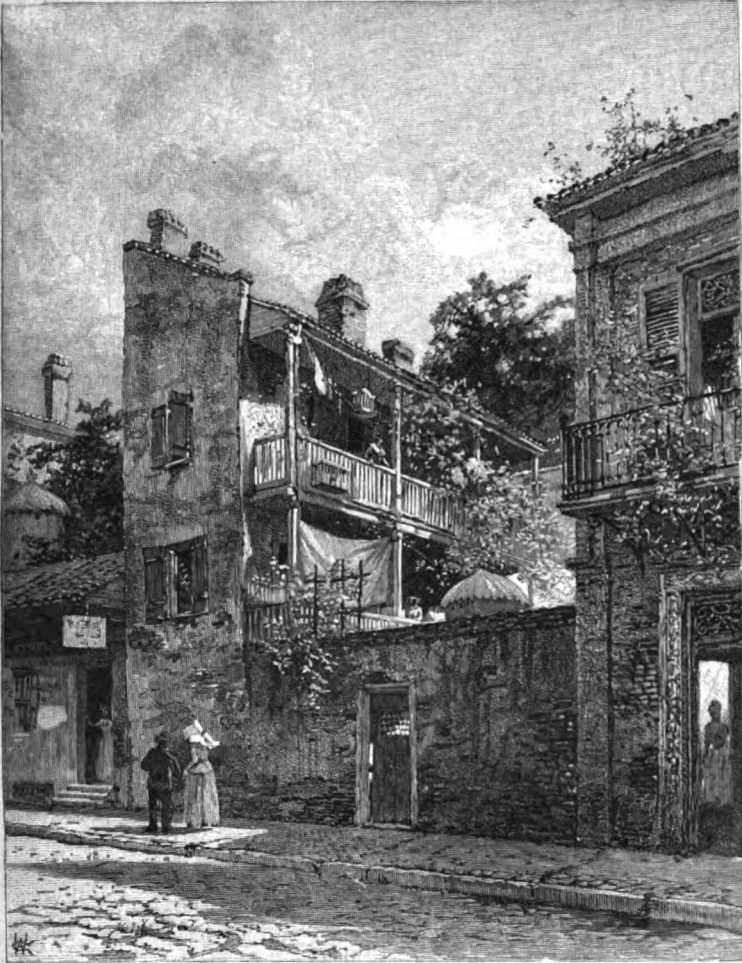


Am Mississippi
(S. 1512).

Zeit hätte ich die Metropole des Mis- sissippi besuchen, zu keiner Zeit die viel- gepriesene Schönheit der Kreolinnen besser be- wundern können. Aus den alten, sonst so stillen, verschlossenen Palästen des französischen Stadt- teils, aus den großen, weiten Plantagen des alten Akadien wa- ren sie hierherge- kommen, um sich wenigstens ein- mal im Jahre dem Vergnügen, der Freude, dem Tanz hinzugeben, und nirgends

und diese Schönheiten zu bewundern. Ich war auf den großen Flußdampfern den Mississippi herabgeschwommen, um seine Mündungen zu studieren, das Leben auf den Zucker- und Reisplantagen kennen zu lernen und das stille, romantische, sagen- umspinnene Akadien zu besuchen, das Pa- radies der im vorigen Jahrhundert von den Engländern aus ihrer Heimat ver- triebenen Französisch-Kanadier, die hier in Akadien zwischen dem Atchafalayaström und dem Calcasieu ihre zweite Heimat ge- funden haben. Henry Wadsworth Long-





From Harper's Magazine. Im Kreolenviertel von New Orleans (S. 1510).

Dem französischen Stadtviertel sieht man den Verfall des Kreolentums wohl an. Von dem urfranzösischen Jacksonsquare (S. 1515), dem einstigen Place d'armes, mit seiner dreitürmigen Kathedrale ausgehend, gelangt man in finstere enge Straßen, von ähnlichem Aussehen wie jene der Vorstädte von Marseille oder Bordeaux. Die Aufschriften, Firmmentafeln, Straßennamen, die Zeitungen, der ganze Kleinverkehr ist französisch. Weite Balkone mit schön geschwungenen bauchigen Eisengeländern, grüne Jalousien über den offenen mit Blumentöpfen besetzten Fenstern (S. 1510), hier und dort der Ausblick durch eine alte Gitterthür in einen weiten magnoliensbesetzten Hof (S. 1516), in seiner Architektur an die alten Paläste der Bourbonenzeit in Italien, Spanien, Südfrankreich erinnernd. Wie sich doch hier die alte Zivilisation der hispano-maurischen Rasse unmittelbar neben jener freien, kräftigen anglosächsischen Zivilisation des jungen Amerika erhalten hat! Wie befremdend, wie eigentümlich erschien sie mir hier in dem raschlebigen, telegraphierenden, telephonierenden, von Elektrizität erfüllten Dollarlande. Nur in dem nordöstlichen Kanada, der heute noch urfranzösisch gebliebenen Provinz Quebec, findet man in dem weiten Kontinente ähnliche Bilder einer fremden Zivilisation aus einem andern

Jahrhundert. — New Orleans ist nicht nur der Haupthafen und die Metropole des Zuckerdistrikts, es ist auch der Ausgangspunkt für alle Ausflüge auf dem Vater der Ströme und seinen zahllosen wasserreichen Nebenflüssen, durch schiffbare natürliche Kanäle, sogenannte Bayous untereinander und mit den vielen Seen verbunden, welche die Prärie- und Urwaldsregion des südlichen Louisiana unterbrechen. Die schönsten dieser in den Zaubern unberührter Romantik gehüllten Bayous aber sind jene Adriens: Bayou Lafourche, Bayou Tigre, Bayou Teche (S. 1520), auf welchen kleine Flußdampfer und Boote bis weit aufwärts zu den entferntesten Adriendörfern, bis Iberia, St. Martinsville, Vermillion, La Place u. s. w. vordringen.

Die größten und bedeutendsten Zuckerplantagen liegen allerdings am unteren Mississippi, längs der Ufer seines noch 115 englische Meilen langen Laufes von New Orleans bis zu seiner Mündung in den Golf von Mexiko. Wenn man in Europa die kleinen gebräuchlichen Karten des Kontinents von Nordamerika betrachtet, so würde man kaum vermuten, daß es südlich von New Orleans noch Länderstrecken gibt, welche der Vereisung und Schilderung wert wären. Aber man täuscht sich hierin. Es ist kaum glaublich, welche Fülle des Neuen, nie Gesehenen und Interessanten

gerade dieses einzig schöne Stück Land darbietet. — Es sind sozusagen nur zwei Uferdämme des mächtigen Stroms, zwei Halbinseln, an manchen Stellen nur eine englische Meile breit; auf der Flußseite durch künstliche Dämme, sogenannte Levees gegen den gewaltigen Strom geschützt, auf der Meerseite hingegen von unbestimmter Grenze. Der Süßwasserstumpf vermengt sich dort mit den Flutgewässern des Meeres. Vergeblich sucht man die bestimmte Grenzen zwischen Festland und dem Strand des mexikanischen Golfes. Um den Fluß herum ist alles Kultur, an der Meeresseite alles Wildnis, jungfräulicher Urwaldsstumpf. Am Fluß bewegtes Plantagenleben, hier und da prächtige Bohnenhäuser, im alten spanischen Kolonialstil gebaut, von Rosengärten umgeben, von Magnolien überschattet, von stolzen Pflanzern bewohnt, und am Meere, kaum eine Wegstunde weit, haufen Tausende von Alligatoren, Schildkröten, Mofassin- und Klapperschlangen in den düsteren, von mächtigen Baumriesen dicht besetzten Cypressensümpfen (S. 1523). Und zwischen diesen beiden großartigen Kontrasten, zwischen hoher Kultur und der tiefsten Wildnis, liegen die Plantagen, werden Zucker, Reis und Orangen gepflanzt. Heiteres, warmes Sonnenlicht ist Sommer und Winter über dieses subtropische Strombild verbreitet. In der Ferne sieht man zwischen den Bäumen zuweilen die weißen kleinen Häuschen der Plantageneger, das sogenannte „Quartier“; drüben in den tiefliegenden Feldern, über denen die heiße Luft zittert, arbeiten die Neger und Maultiere, von berittenen Aufsehern bewacht. — Auf dem unendlichen Wasserpiegel des Mississippi (S. 1507), diesem fließenden Meere, dahinfahrend, überfliehet man dies alles bis zum Urwald am Horizont, denn das Land liegt tiefer als der Wasserpiegel und ist gegen die Fluten nur durch Erddämme geschützt. Gar häufig werden dieselben durchbrochen, und die Pflanzungen sind dann eine Beute des Elements. In vielen der alten Plantagen des Mississippi haben sich nun

Yankees eingenistet, nördliche Energie und nördliches Kapital mitgebracht. Dampfmaschinen und Zuckerfabriken zerstören schon hier und da den idyllischen Anblick dieses Plantagenlandes. Aber an den Seitenströmen und Bayous in Adrien leben noch die altangestammten Pflanzern auf ihren Ländereien. —

Eine Woche war mit dem Besuch des unteren Mississippi vergangen, und als ich nach New Orleans zurückkehrte, fand ich in meiner Wohnung im St. Charles-Hotel eine französisch geschriebene Einladung, die Familie des Sieur de T. morgen früh nach seiner Plantage am Bayou Teche zu begleiten. T. und seine bildschöne Tochter Clarisse, sie, welche auf dem Eliteballe des Mardi Gras vom Prinz Carneval zur Königin erwählt worden war, hatten bereits meiner, als ich an dem Landungsplatz der Ferryboote eintraf. Lieber wäre es mir gewesen, Mlle. Clarisse wäre bei diesem Ausfluge nach Neu-Adrien nicht meine Reisegefährtin, meine Führerin gewesen; Damengesellschaft auf Studienreisen ist eine sehr fragliche Sache, die einem selten wohl bekommt, und nun gar eine solche Dame, eine Kreolenschönheit, die selbst in Louisiana Aufsehen erregte — nicht ein zartes, ätherisches Wesen, wie viele der Kreolinnen von New Orleans, sondern eine Amazone,

mit Jügel und Gerte ebenfogut um-
n konnte wie mit dem Ruder und
Jagdgewehr — nicht eine Bürde
ihre Begleiter, sondern eine furchtlose
rerin, aber — sie war von gar zu ge-
licher Schönheit! — Bald hatte uns das
yboot an das jenseitige westliche Ufer
Mississippi, nach dem Städtchen Algiers
acht, von wo wir mittels der nach
is laufenden Morgan-Eisenbahn nach
etwa hundert Kilometer weiter west-
gelegenen Station Morgan City fuhren.
rgan City, nach ihrem Gründer Mor-
so benannt, ist ein wichtiger Verkehrs-
kt in dem, das südöstliche Louisiana um-
nden Neu-Adrien, denn hier mündet
aus den Prärien von Opelousas
mende Bayou Teche in den breiten,
Seeschiffe befahrbaren Atchafalaya, der
ntlich nur ein mächtiger Mündungs-
des Vaters der Ströme ist und,
Fluß, halb See, von den kolossalen
ssermaßen des Mississippi und des Red
er einen guten Teil in den mexikani-
a Golf führt. Auf seinem breiten,
en Rücken schaukelten neben den großen
Galveston und Corpus Christi und
ern Golfhäfen fahrenden Dampfern
eine schmucke kleine Dampfjacht, mit
r blaueisenen Flagge auf der Mast-
e, und den Namen „Clarisse“ in gol-
en Lettern auf dem Bug. Ueber ein
ankendes Brett balancierend, nahmen
in dem kofetten Fahrzeug Platz; ein
ff, und wir glitten ruhig quer über
seeartig ausgebreiteten Strom in die
indung des Bayou Teche, in das Herz
Neu-Adrien — in das Paradies von
amerika. Warum ich es so benenne?
il es auf dem weiten Kontinente, den ich
elang nach Kreuz und Quere durchstreift,
poetischeres, schöneres Stück Land gibt
diese schattigen, von klaren tiefen Strö-
durchzogenen Cypressenwälder mit ur-
Baumkolossen, an welchen sich Para-
n mit aller Ueppigkeit der Tropen em-
winden, während von den Kronen in
gen, zarten, luftigen Strängen das
ue Bartmoos wieder dem Erdboden
treibt, — oder diese mit tropischen Blu-
n und großblättrigen Wasserpflanzen
ht überwucherten Inseln in den stillen
aldeen, wahre Chinampas, wie sie im
telessee von Texcoco vorkommen, — oder
se idyllischen Pflanzernwohnungen auf
n saftigen Rasen der Waldblichtungen,
ber, wie sie Bernhardin St. Pierre ge-
ldert, — oder die grünen, von kleinen
en hier und dort unterbrochenen Prärie-
llen von New Iberia und St. Martins-
le, das einstige Gebiet der mächtigen
ataposisindianer, von denen wir einige
schkommen in den stillen Wässern der
mous fischen sahen. Hundert Meilen weit,
f und ab, ähnliche unverfälschte Naturbil-
r, tropische Lieblingskinder der warmen
onne, die sie geschaffen, und der idylli-
ren, stillen, genügsamen Bewohner, welche
pflegen und sich hier wohl befinden, un-
kummert um den Rummel, den Lärm,
is Streben und Jagen der Außenwelt
it ihren Telegraphen und Eisenbahnen.

Gegen Süden wird dieses schöne Adrien
von den Cypressensümpfen des Meeres,
gegen West und Nord von den großen
Savannen von Opelousas, Grand Choiseul,
Prärie Mamon, Calcasieu und Aubine
abgeschlossen, bevölkert von großen Vieh-
herden, gehütet von Hirten, die zeitlebens
wohl kaum über die Grenzen dieses welt-
vergebenen Reiches hinauskommen — ist
das nicht eine moderne Auflage des alten
Adrien, diesem vielbesungenen Lande des
alten Peloponnes, und sind die Adrier von
Louisiana nicht moderne Adrier?

Aus den düsteren, kalten Gefilden Neu-
Schottlands von den Engländern vertrieben,
bahnten sich die französischen Adrier den
Weg durch die Alligator Sümpfe und Ur-
wälder hierher, um sich inmitten dieser
unglaublich üppigen Natur ihre neue Hei-
mat zu gründen. Sie legten der unge-
stümen Natur teilweise Fesseln an; sie
hieben Urwaldbäume nieder, schufen
Plantagen und Felder, bauten
sich idyllische Wohnungen und um-
gaben sie mit schönen Gärten, zu
denen sie ihre Blumen und die
herrlichsten Zierpflanzen aus der
sie umgebenden Wildnis holen
konnten. —

Nun fuhren wir ruhig durch
dieses fremdartige Land; Clarisse
hatte mich geheißt, neben ihr auf
dem Bug der kleinen Nacht Platz
zu nehmen, und dort lauschte ich
den Erklärungen und Auf-
schlüssen aus so schönem, ver-
führerischem Munde. War
es deshalb allein, daß ich
alles so schön und reizend
fand? Beschreibt der Dich-
ter ein Land in ähnlicher
Sprache wie der Natur-
forscher? Und spiegelte sich
die Szenerie in den dunkeln
Augen dieser herrlichen Ei-

cerone wider, dadurch verklärt und ver-
schönert? — Doch nein. Hier sind ja in der
That diese alten Herrensitze und diese ko-
fetten, modernen Villen und diese Plan-
tagen, von denen ihr Mund erzählte. So
war der Nachmittag vergangen; in dem
goldenen Strahlenbade der untergehenden
Sonne fuhren wir die stillen klaren Wasser-
straßen entlang durch den Urwald, an New
Iberia vorbei in die Region des Lac
Beigneur — und wie Hiawathas Abschied
steht dieser Nachmittag und dieser Abend
noch heute glühend vor meinen Augen. —
Nun war es Nacht geworden; das Mond-
licht glitzert über das Wasser und zeigt uns
den Weg durch den stillen Bayou; die hohen
Cypressen und Lebenszeichen warfen tiefe
Schatten quer darüber, und das von allen
Nestern langherabwallende Mississippimoos
gibt ihnen das Aussehen von gewaltigen
Trauerweiden; noch eine Stunde geht



Das Jacksonsquare in New
Orleans (S. 1510).

es so weiter — ruhig wie auf einem Geisterschiff. Clarisse ist stumm geworden und ich wage das Schweigen nicht zu brechen. Ich höre zuweilen die melancholischen Rufe der Sumpftiere, aufgeschreckt flattert hier ein Nachtvogel aus dem Wege, oder ein Alligator plumpst von den Ufern in die dunklen Fluten. Ein Huschen und Ziehen, ein Flüstern und Rauschen in den Bäumen, dazu das Gurgeln der vom Schiffsbug aufgerollten Wasserfläche beim Aufschlagen an die Ufer!

gelben Drangen an den Bäumen des Weges nicht an andere Zonen gemahnt.

* * *

Schöner noch war das Bild, das die Plantage am nächsten Morgen von meinem Fenster aus darbot. Die herrlichen Magnolien, wahre Riesenbäume, waren mit ihren weißen großen Blumentelchen bedeckt, schlanke Palmen streckten die hohen Stämme über das dichte Gebüsch der Mandarin-Orange empor; Agaven mit ge-

trat, gewährte ich sie unter denselben stigen Magnolien, deren Laubkronen ihren Anblick von meinen Fenstern entzogen hatten. In ein langes, dunkles Reitkleid gehüllt, ein kokettes Hütchen dem Kopfe, lag sie nachlässig in einer zwischen zwei Bäumen schaukelnden Hammocke, schöner als je. „Ich habe auf Sie gewartet, die Pferde stehen bereit, kommen Sie, ich will Ihnen die Plantage zeigen.“ Damit reichte sie mir die kleine behandschuhte Hand und führte mich nach der anderen Seite des Hauses. Kaum hatte sie ihr Fuß meine Hand, als ich das Pferd besteigen half.

Einen Augenblick darauf sprengten wir davon.

Etwa zweihundert Schritte vom Herrenhause entfernt erheben sich ein paar Dutzend kleiner Häuschen. Sie sind alle von der gleichen Größe: einfache Holzstühle, Rabanen, auf Pfählen ruhend und bis drei Fuß vom Erdboden erhöht, so daß sie ausfahlen, als stünden sie auf Stelzen. Die Bayous und Mündungsarme des Mississippi treten nämlich alljährlich im Winter aus ihren Ufern, das ganze Land auf Hunderte Meilen in der Runde unter Wasser setzend, weshalb gewöhnliche Wohnhäuser hier nicht genügen würden. Die „Cabanes“ stehen in unregelmäßigen Gruppen beisammen, ohne aneinandergebaut zu sein, um die Ausbreitung von Schädlichen zu verhindern. Ein großes Gebäude, ebenfalls aus Holz, dient als Hofkapelle, ein zweites als Kirche. Dies sind die sogenannten „Quartiers“, die Wohnungen der Plantageneger, der einstigen Sklaven. Hier wohnen sie mit ihren Familien, ihren Kindern, die sich draußen hinter den Häusern in den Feldern herumalben. Die Frauen sind mit ihren Männern auf der Plantage, und nur hier und dort kauert eine leicht eine alte Negerin in hellfarbigen

Kleide, ein turbanartiges buntes Tuch um den Kopf gewickelt, vor der Tür. „Da ist ja Mammy,“ ruft Clarisse und deutet mit der Gerte auf eine alte, häßliche Negerin, die eben ihre kleinen, schmutzigen nackten Enkel füttert. Auf ihren Knien hat sie eine irdene Schüssel mit irgend einem Brei, und die kleinen Bengel umdrängen sie schreiend und lassen sich den Bauch vollstopfen, daß sie zu ersticken drohen. Kleine Ferkel, ebenso schwarz wie die Kinder und schwer von diesen zu unterscheiden, umgrunzen die Alte und schnappen ihr manchmal den für ihre menschlichen Spielgenossen bestimmten Bissen weg. Zwischen den Pfählen unter den Häusern haben sich die älteren Schweine eingeknistet und wagen nur zeitweilig einen Ausfall, um einen zur Erde gefallenem Brocken zu ergaßen. Ein idyllisches Bild. Weiterhin begegnen wir ein paar prächtigen pechschwarzen Zungen, die am Rande eines Abzugsgrabens lungern und Krebze fressen. Seit ihrer Geburt haben sie noch niemals ein Kleidungsstück an ihrem Leibe angehabt und sitzen auch jetzt in köstlicher Unbefangenheit an dem Graben. Ja selbst das Dolce far niente bringen diese Tiere



From Harper's Magazine.

Straßenbild aus dem französischen Teil von New Orleans (Z. 1810).

Die Kreolin neben mir schien mit mir zu fühlen, auch sie war von diesen großartigen Naturbildern in den Bayous gefesselt.

Krats! Ein Knirschen und Knarren und Stillehalten und dann ein Hallo und Lichter vom Ufer her. Wir waren angelangt. Clarisse sprang flinken Fußes, ohne meine hilfsbetende Hand zu nehmen, ans Land, Monsieur de T. und ich folgten. Hier einige Steinwürfe von Bayou entfernt lag Clarissens Heim, das stattliche Pflanznerhaus, einem altfranzösischen Schloß nicht unähnlich, hätten sich hier nicht breite auf Säulen ruhende Veranden in beiden Stockwerken rings um das Haus gezogen — hätten nicht gewaltige Magnolienbäume auf dem weiten Rasen davor Wache gestanden und hätten nicht die großen hoch-

waltigen, zentnerschweren Blättern fassen die breite, feinbesandete Terrasse vor dem Hause ein. Die Hecken werden von üppig blühenden Rosensträuchern gebildet. Sie schließen den Blumengarten des Hauses von einer großen Orangenwaldung ab, deren Bäume mit den dunklen, dichten noch fruchtbladenen Kronen schon wieder in üppigster Blüte stehen und einen bezaubernden Duft aushauchen. Pfauen und Truthühner stolzieren auf den weichen, sonnigen Rasenflächen umher und unterbrechen zeitweilig durch ihren Schrei die Ruhe, die über die ganze idyllische Szenerie gebreitet ist. Die Pflanzner, die Aufseher und Neger sind längst draußen auf der Plantage an der Arbeit — und Clarisse? Ich mußte doch herunter, und als ich auf die Terrasse vor dem Hause

hre Jugend zu, bis sie groß und stark genug sind, um auf der Plantage arbeiten zu können. Dann verlassen sie ihre juvenile Thätigkeit ihrem jüngeren Nachwuchs.

Des Morgens und Abends treten diese „Quartiers“ ein viel bewegteres Bild dar. Kaum daß die große Glocke auf dem Dache des Suppenhauses ihr zweites Morgen-signal gegeben, als auch schon der weite Platz vor den Legerhäusern sich zu füllen beginnt. Gerade wie unter dem Regime der Sklaverei werden die Neger auch jetzt noch gezählt und von den Aufsehern auf die Plantage hinausgeführt. Aber heute haben sie mehr Munterkeit und Lebenslust als damals. Singend, springend, lachend bewegen sich diese Schwärme der Plantage zu. Die Körbe auf dem Kopf, die Werkzeuge auf der Schulter, tänzeln sie in drolligster Weise über den weiten Hof nach den Zuckerfeldern, und ebenso fröhlich kehren sie wieder von der Arbeit zurück.

Am possierlichsten gebärden sie sich, wenn ihnen ein paar junge Negerinnen begegnen, auf die sich natürlich das ganze Streben und Trachten ihres einförmigen und doch dabei fröhlichen Lebens konzentriert. Alles kokettiert miteinander, wirft sich verliebte Blicke und Liebeszeichen zu, tänzelt und wiegt und streckt sich, als gälte es, ein Menuett im Ballsaal zu tanzen. Aber diese jungen, frischen Plantagenegerinnen sind in der That prächtige Geschöpfe! Die strahlende Natur, die warme Sonne des Südens hat ihnen eine gewisse Sinnlichkeit eingeimpft, die bei ihnen in so be-

rückender Weise zum Vorschein kommt, daß da selbst kältere Herzen als jene der halbruinierten Kreolenplanzer Feuer fangen. Eine schlechte Eigenschaft haben sie mit anderen Coatöchtern gemein: die Schwatzhaftigkeit! und hier, mitten unter Franzosen, natürlich auch in französischer Sprache. Sie müssen schwatzen, mit wem es auch sei, mit den Alten, mit den Kindern, den sogenannten Pisaninis, die am Wege spielen, mit den Ferkeln, die sie beschnüffeln, und wenn sie niemand andern haben, schwatzen sie mit ihrem eigenen Spiegel!

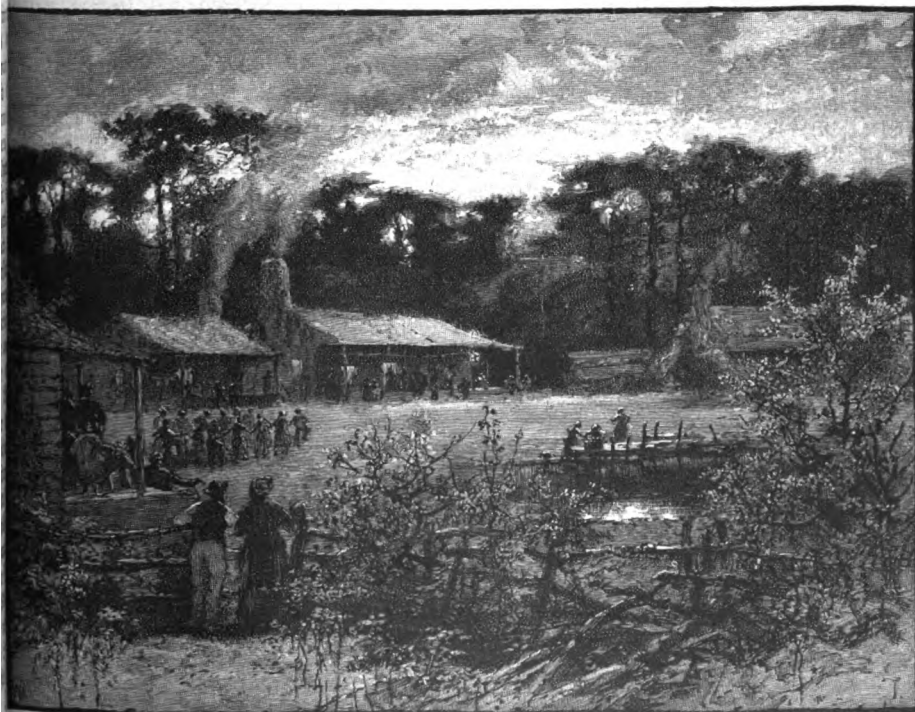
Eine Stunde später arbeitet alles draußen im Felde (S. 1526). Wie in den Wohnungen, so sind die weißen von den farbigen Arbeitern, den „Hommes du Couleur“, auch im Felde streng geschieden. Die Sonne brennt gar heiß hernieder, und die Menschen, ebenso wie die zahlreichen Maultiere, leiden schwer unter der drückenden Februarhitze. Befinden wir uns doch unter dem Breitengrade von Kairo! Pferde kommen deshalb nicht als Arbeits-, sondern nur als Reittiere für die Aufseher zur Verwendung, welche die Plantagenverrichtungen zu leiten und zu überwachen haben. Aber sie schwingen nicht mehr die gefürchtete Peitsche — frei und furchtlos blicken die ehemaligen Sklaven zu ihnen empor, wenn sie ihre Bemerkungen machen oder sie zur Arbeit anspornen. Ihr Rücken krümmt sich nicht mehr scheu, wenn sie den Gestrengen hinter sich dahergaloppieren hören. Peitschentknall, Flüche und Bebrufe haben aufgehört, und Gesang, Scherz und Munterkeit sind an ihre Stelle getreten.

Die große, meilenweit hörbare Glocke in den Quartiers läutet Mittag. Die Hunderte von Maultieren wiehern freudig auf. Jeder Negerbursche schwingt sich auf das erste beste Tier, und hopp! hopp! geht es im Trabe fort, den Quartiers zu. Wie es den schwarzen Burschen auf dem knochigen kantigen Rücken der ungeflachten Tiere, ohne Sattel und ohne Zügel gehen mag, kann man sich wohl denken (S. 1528). Aber die „Mules“ kennen ihren Weg und stürmen wie ein paar Kavallerie-Eskadronen auf den Plantagenhof



FROM HARPER'S MAGAZINE.

Am Bayou Teche (Louisiana) (S. 1511.)



From Harper's Magazine.

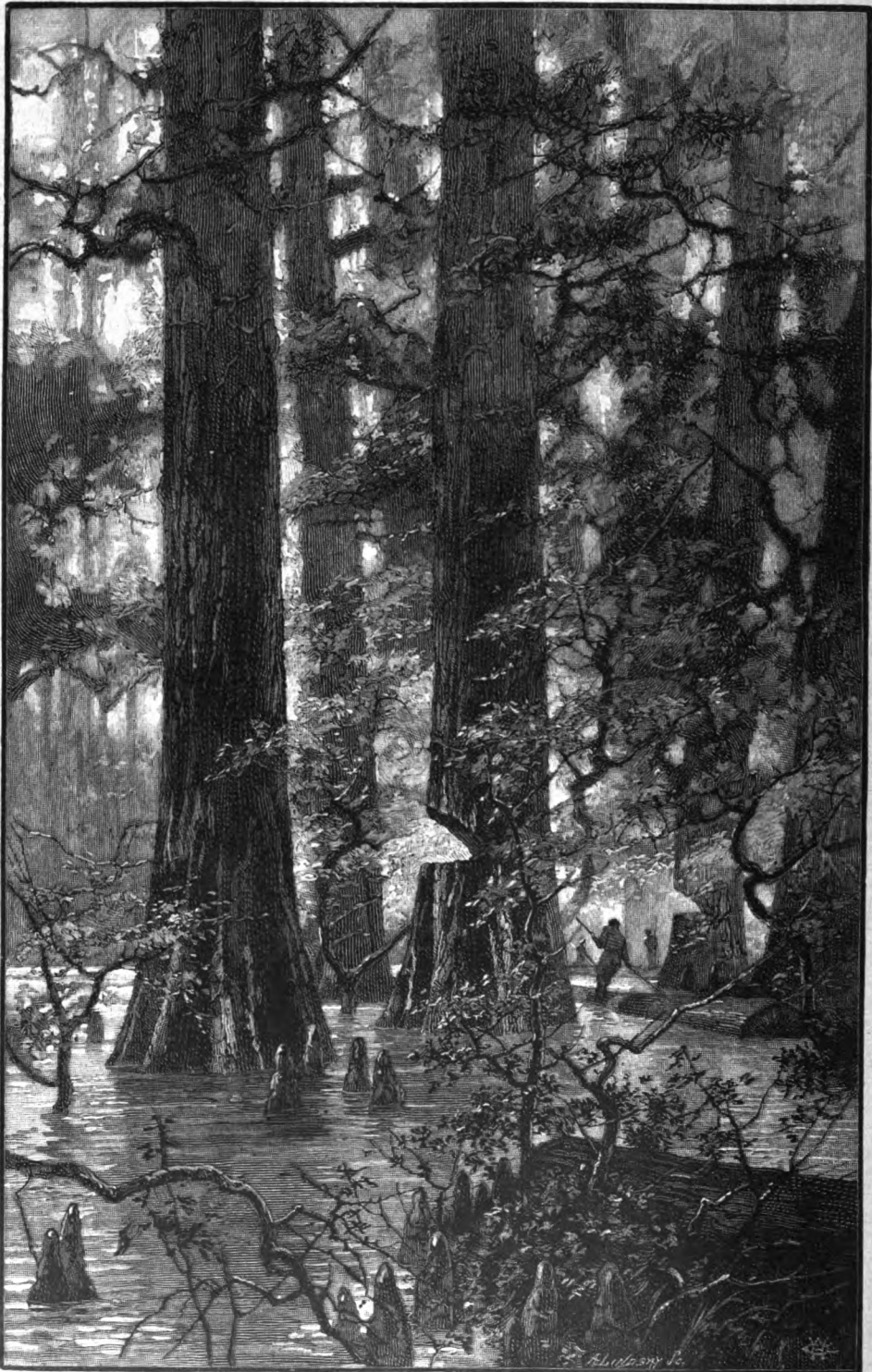
Abendsszene in den Neger-Quartiers (S. 1522).

ein. Im Handumdrehen ist der stille sonnige Platz wie in ein Militärlager verwandelt. Hier werden die rudelweise beisammenstehenden Pferde und Maultiere gefüttert. Dort stehen lange Tische, mit dampfender Suppe, Fleisch- und Gemüse-schüsseln bedeckt. Die weißen Arbeiter von der Plantage wie aus der Zuckerfabrik haben ihren eigenen Tisch. Eine Zeitlang hört man nur das Klappern der Messer und Gabeln und Teller und Trinkbecher. Dutzende von schwarzen Schweinen umgrunzen die Tische — Hunde, Hühner, Ferkel, Tauben, die ganze Tierwelt der Plantage nimmt an den Mahlzeiten teil, nur die stolzen Pfauen rühren sich nicht aus ihrer vornehmen Abgeschlossenheit im Pflanzergarten heraus, ganz wie spanische Granden. — Eine Stunde später ist alles wieder an der Arbeit.

Am schönsten sind auf diesen Plantagen die Abende (S. 1519). Clarisse und ich hatten den Vormittag in den Zuckerkeldern und in den Drangengärten zugebracht; nachmittags waren wir in das nächste Städtchen geritten, und wir saßen nun, nachdem die Sonne untergegangen, auf der Piazza vor dem Hause. Von den Quarters aber scholl der prächtige Chorgefang der Neger herüber, begleitet von Banjos und Gui-

tarren, bald fröhlich, bald melancholisch, wie der Widerhall meiner eigenen Gefühle. — Wie mir wird es jedem ergehen, der die Gastfreundschaft der Pflanzern

man sich nach fremder Gesellschaft nicht sehr sehnt, um so mehr, wenn diese Fremden aus Europa kommen und von dem Winter in Paris, von der Season in London, von Land und Leuten erzählen können. Die Gäste bilden die häuslichen Arbeiten, das etwas Lehnen und vor allem. Dolce far niente die ganze Tageseintönigkeit. Draußen auf dem Banchen tänzeln stets ein paar leichte Boote in den Fluten; im Korridor des Hauses lehnen Jagdgewehre, zwischen den dicken, stockigen, grauen Moen steht eine Zielscheibe für Revolver; in den Ställen stampfen ein paar Reitpferde unruhig den Boden; Equipagen, Spiele, Kridel, Laro-Tennis — alles, alles da, und doch ruhen die klaffen, melancholischen stolzen Damen in den Fauteuils in großen, eleganten Empfangsalen und starren ins Leere und langweilen sich. Erst wenn Gäste kommen, lernen sie den Wert ihrer Umgebung schätzen. Dann erst zeigen sich die Kreolinnen in ihrem vollsten Glanz — aber ohne viel. Wozu auch? Clarisse war die Liebste aller Cicerones. Der Vater hatte auf der Plantage zu thun, und so machte denn sie die Honneurs des Hauses. Täglich hatte sie etwas Neues auf dem Programm. Bald gingen wir nach den Cypressensümpfen, um nach Alligatoren und Reihern



From Harper's Magazine.

Cypressensumpf (S. 1512).

genießt. Fremde Gäste sind hier gern gesehen und stets willkommen, ob bei englischen Pflanzern oder bei den Afadern oder bei den Criollos von Cuba und Jamaika. Das Leben der Pflanzern und ihrer Familien verläuft so ruhig und eintönig, daß

digste aller Cicerones. Der Vater hatte auf der Plantage zu thun, und so machte denn sie die Honneurs des Hauses. Täglich hatte sie etwas Neues auf dem Programm. Bald gingen wir nach den Cypressensümpfen, um nach Alligatoren und Reihern

a schießen; bald besuchten wir die Neger-
patters, die Trapper und Holzfäller in
en „Swamps“. Dann wieder belehrte mich
iese Plantagenföe über Pflanzen und Ern-
n des Zuckerrohrs, oder wir besuchten
e Fabrik, in welcher das geschnittene
ohr gepreßt und der Zuckersaft einge-
impft wird; ein anderes Mal ritten
ir weit durch den Urwald nach den
avannen, kurz es war ein ewiger Wech-
l des Interessanten, Niegeesehenen, daß die
age verrannen und damit der Abschied
m. Clarisse wollte mich auf einem kür-
ren, schöneren Weg mitten durch den
rwald nach
1 Place füh-
n, wo ich den
ampfer des
Athafalaya
r die Weiter-
hrt benützen
ollte. — Das
epäck wurde
vorausge-
ickt, während
ir beide, ge-
lgt von eini-
n Negern,
durch die
rangenhaine
id Zuckerfel-
r dem Ur-
ald zugalop-
erten. Ge-
schickt über
raben und
Tümpel
hend, und sich
wischen den
odenen, oft
ehr als zwanz-
g Fuß hohen
Schilfstöden
erschwindend,

ihlte die Amazone ihren, nur ihr bekannten
eg. Bald wölbt sich die Kronen der
waldsbäume über uns. Einige Hundert
Schritte weiter kamen wir an die Ufer
es klaren, spiegelglatten Sees. Die
ferde wurden nach der Plantage zurück-
andt, zwei Neger sprangen in das be-
stehende, kleine Boot und ruderten uns
ruhigen, gemessenen Tempo durch die
Swamps“. Die ungeheuren Cypressen mit
langen Bartmoos, die Eichen und
chen, Ahorn-, Palmetto-, Lorbeer- und
agnoliensäume, aus denen diese dichten
rwälder zusammengesetzt sind, ließen nur
enige Strahlen der glühenden Sonne
sch ihre Laubkronen; aber dennoch war
les in eine warme, wonnige, duftende
mosphäre gebadet, alles schien voll
den — ein ewiges Schwirren und Zir-
n, Säuseln und Plätschern, bald nah,
ld fern, bald stärker, bald schwächer.
ier und da drang das Bellen der
Agatoren oder der Schrei der Raubvögel
unser Ohr, ohne daß wir ihrer selbst
wahr wurden. Ich wußte, der ganze
it weißen und blauen Blumen bedeckte,
ld von Schilf und Wasserlilien verborgene
umpf war voll Leben, ohne daß ich auch

nur ein Tier erblicken konnte. Bald be-
fanden wir uns in engen Kanälen mit
klarem, fließendem Wasser, bald auf großen,
offenen, im Sonnenlicht glitzernden See-
flächen, bald neigten sich Cypressen mit
ihren schmutzig-grauen Stämmen oder die
mit Lianen schwer behangenen Magnolien
tief herab, und häufig passierten wir schat-
tliche niedrige Laubgänge, in denen Däm-
merung herrschte. An anderen Stellen
war der Urwald lichter und gönnte uns
phantastische Durchblicke nach sonhigen
Wassertümpeln, nach blumenreichen Nasen-
flächen oder traurigen Einöden gebrochener,

nochmals darauf spiegelten und wir auf
geflügeltem Boote durch die Lüfte zu fahren
schielen, über uns, unter uns Wald, über
uns, unter uns Himmel. — Allmählich
gewöhnte ich mich an die bezaubernde
Szenerie und ich konnte das Tierleben
wahrnehmen, das sich hier ebenfalls in
großer Abwechselung zeigt: prächtige, far-
benreiche Insekten im Grase, — dort auf
der Wasserfläche die Rücken großer sich
sonnender Schildkröten. Auf einem ge-
fallenen Baumriesen sitzt ein wachsender
Reiher, bereit, seine Beute aus dem nassen
Elemente zu fischen. Hier taucht der stolze

Königsfischer
in die Fluten.
Auf den gro-
ßen schwim-
menden Blät-
tern der Nym-
phäaceen wie-
gen sich leicht-
geflügelte,
langschnabe-
lige Vögelein,
mir unbekannte
Art. Kraniche
süßen zusam-
mengenbrückt
wie Feder-
ballen im Ge-
büsch, aus dem
man den wil-
den Truthahn
rufen hört.
Droben in den
Eichen und
Ahornbäumen
fliegen zahl-
reiche Blue-
birds und
prächtig pur-
purne Kardis-
näle wie große



From Harper's Magazine.

Auf den Zuckerplantagen (S. 1521).

vermodernder Waldbriesen. Mit jedem
Ruderschlage wechselte das Bild, bis uns
eine neue Wendung abermals in den offenen
breiten Bayou führte. Ueberall die größten
Kontraste, selbst im Wasser. An einer
Stelle konnten wir durch das kristallklare
ruhige Raß bis auf den grünen, üppig
bewachsenen Grund blicken. Es schien,
als wäre dieses Wasser seit Jahrtausenden
unbeweglich an dieser Stelle, ungetrührt
durch Regen, unberührt durch Stürme, wie
zu Glas geworden. Ein paar Ruderschläge
weiter, durch ganz schmale Kanäle, und
wir befanden uns von einer reißenden
Strömung fortgetragen, die mitten durch
den ruhigen Urwald eilte. Woher sie kam,
wohin sie zog? Ganze Inseln von Wasser-
lilien und breitblättrigen Sumpfpflanzen
wiegen sich auf der Oberfläche. Manch-
mal hielt ich mich in diesem Labyrinth
von Wald und Wasser wie verloren, nir-
gend bot sich ein Ausweg dar. Allein
die wohl vertrauten Bootsleute kannten
ihren Weg. Flink ruderten sie auf eine
scheinbare Schilfbarriere los — ein Satz,
ein Stoß und wir waren jenseits in
frischem Jahrwasser mit so glatter Ober-
fläche, daß sich Bäume und Himmel

Funken am helllichten Tage, von Ast zu
Ast. In der Ferne kommen ein paar ge-
waltige Alligatoren mit ihrem ungeheuren,
offenen Rachen über die Oberfläche des
Wassers empor, oder tauchen vom Ufer
aus sink in ihr zweites Element, sobald
sie uns erblicken.

Man würde gewiß glauben, nie hätte
ein menschlicher Fuß diesen Urwald be-
treten, und doch war er schon vor Jahr-
hunderten bewohnt. Hier und da mitten
im Walde erheben sich die rätselhaften
„Mounds“, diese Denkmäler einer ver-
schollenen Rasse. — Allmählich kamen wir
in offenere Gegenden und endlich, nach
mehrstündiger Fahrt, war La Place er-
reicht. Hier nahm meine Fee Abschied,
und ich fuhr allein den Athafalaya hinab,
nach New Orleans zurück. — Nach Adadien,
diesem Traumlande, wo ich so entzückende
Tage verlebte, bin ich bisher nicht wieder
gekommen, aber sollte ich es, ein zweiter
Rip von Winkle, nach hundert Jahren
wieder besuchen, ich glaube kaum, daß sich
in diesem abgeschiedenen Winkel des ame-
rikanischen Südens viel verändert haben
dürfte.

Universitätsleben in der römischen Kaiserzeit.

Von
Ernst Eckstein.

Ludwig Eichrodt in seinem berühmten Gedicht „Der verlorne Sohn, oder Laster, Lebenswandel, trauriges Schicksal, doch endliche reuige Heimkehr Balthasars von Mesopotamien“ schildert uns die Verhältnisse der Hochschule von Alt-Babylon mit der genialen Leichterzigkeit des Poeten, — frisch, flott und ohne Rücksicht auf Zeit-

als der Offenbachsche Ares mit den Insignien eines preussischen Kavallerieoffiziers. Ähnlich, wenn auch nicht ganz so massiv, wirkt das allbekannte Couplet:

Sokrates, der ist gewesen
In Athen Privatdozent.
Publice hat er gelesen,
Ihn bezahlte kein Student.

Hellas, das Vaterland des Homer, des Phidias, des Zeuxis, — und ein Privatdozent, der publice liest! Athen, die altklassische Götterwiege, — und ein Student, der bei Sokrates Rhetorik belegt! Das klingt zu komisch!

In Wahrheit jedoch liegen die Dinge so, daß ein guter Teil jener Kontraste auf

rationslokal waren. Auch scheint zu Zeiten des Sokrates weder der Stat, noch der Ufuss der Bestimmungsmeßuren geblüht zu haben. So ganz und gar auseinander liegend, wie dies der Leser vielleicht vermutet, sind jedoch die Kultur motive, die sie Eichrodt in seinem „Balthasar von Mesopotamien“ zusammenschweißt, keineswegs, — und wenn auch nicht gerade in Babylon, so läßt sich doch für Hellas und Rom der Nachweis erbringen, daß die Privatdozenten und ordentliche Professoren gelesen haben; daß die Studenten zahlten, teils die Kollegienelder zu zahlen bemüht waren; ja, daß es studentische Korps gegeben, an deren Spitze Semestrianen standen, wenn auch hoffentlich nicht so verlotterte, wie der Sohn der Eichrodtischen Athanasia.

Der erste öffentliche Professor des klassischen Altertums war der berühmte Rhetor M. Fabius Quintilianus, gebürtig aus Calagurris in Spanien, dem heutigen Calahorra am Ebro.

Als Jüngling hatte er in der Reichshauptstadt über den Büchern geessen und dann eine Zeitlang in seiner Heimat praktische Jurisprudenz getrieben, bis er unter dem Kaiser Galba wieder nach Rom kam. Dort wirkte er lange Jahre hindurch als Sachwalter. Daneben jedoch erteilte er Unterricht in der Kunst der Rhetorik. Er war Meister der Form. Wenn er in der Gerichtshalle öffentlich sprach, drängten sich zahlreiche Stenographen herzu, um die glänzenden Reden des gefeierten Redners nachzuschreiben, und sie den lehrbegierigen Accessisten und Referendaren käuflich abzulassen. Auch die Redaktion des römischen Amtsblattes („Acta diurna“) hatte bei solchem Anlaß ihren Bericht erstatter in der Basilika; denn eine Quintilianische Rede war ein Ereignis, von welchem die Zeitung Notiz nehmen mußte. Die Stenographie war in der römischen Kaiserzeit übrigens wenig entwickelt. Sie leistete nicht entfernt, was gegenwärtig das System von Gabelsberger und Stolte. Wenigstens klagt der berühmte Rhetor über die Ungenauigkeit fast sämtlicher Stenogramme. Vielleicht übertreibt er; vielleicht befundet sich hier die erste Spur jener Bedanterie, die nachmals das unbestimmte Erbteil so vieler Hochschullehrer geworden.

Der Kaiser Vespasian wohnte den oratorischen Leistungen dieses ausgezeichneten Mannes mit Vorliebe bei. Eines Tages kam nun der Fürst auf den schönen Gedanken, es sei doch eigentlich ein Standel, daß die äußere Existenz eines tüchtigen Lehrers von der Anwesenheit einer größeren oder geringeren Zahl von Studenten abhängig sei. Er faßte daher den Entschluß, diesem Uebelstand abzuheilen. So wurde Quintilianus Professor, dem Zeugnisse des bekannten Geschichtschreibers Suetonius zufolge, der da buchstäblich schreibt: „Er war es, der zuerst in Rom einen öffentlichen Lehrstuhl eröffnete, und dafür aus der Staatskasse ein festes Gehalt bezog.“

Das lateinische Wort für „Hörort“ ist „schola“, d. h. also eigentlich Schule.



From Harper's Magazine.

Reger auf der Rückkehr vom Martie (S. 1521).

und Lokalkolorit. Der wunderbare Kontrast zwischen der konventionellen Ehrwürdigkeit des Altertums und dem schneidigen Realismus neuer und neuester Bierverhältnisse wirkt unwiderstehlich.

Es heißt da — Vers 8 ff.:

Man erzählt vom alten Babylon
Wundersame Pracht und Babylon.
Dort schrieb man ihn ein als Fuchs,
Doch statt Zus trieb er nur Zur.

Und er lebt, in dulce júbilo
Und in einem ewigen nubilo.
Leider aber die Kollegien
Ließ er gänzlich unterwegien.
Von dem Babylonier-Korps
Ward er bald der Senior.

In den Gärten der Semiramis
Spielt er manchen Schlauch und Bierramis,
Und ergab sich allgemach
Pharao und derlei Sach'.

Das moderne Studententum, so kurzer Hand ins Mesopotamische übersetzt, berührt uns von vornherein wie der derbste karikaturistische Ulf, toller noch und verwegener,

die Unkenntnis selbst des gebildeten Publikums bezüglich der inneren Verhältnisse des Altertums zurückgeführt werden muß.

Ich habe mehr als einmal betont, daß die scheinbar so gähnende Kluft zwischen Antik und Modern um so mehr schwindet, je genauer wir uns mit den Einzelheiten des altklassischen Lebens vertraut machen. Wir sind von der Schule her noch gewöhnt, uns die Griechen und Römer nur in ihren politischen, künstlerischen und litterarischen Festkleidern vorzustellen. Wir bilden uns ein, jeder Bürger der Siebenhügelstadt habe geredet wie Cicero, Lebensweisheit getrieben wie Placens, Präturen und Konsulate verwaltet, und ab und zu schwer zu verstehende Inschriften verfaßt, in der heimlichen Absicht, dieselben später durch Senzen und Theodor Mommsen entdecken zu lassen. Wir betrachten die Griechen stets nur unter dem hehren Gesichtswinkel der Marathon-Sieger und Pindar-Verwunderer.

Es ist ja zweifellos, daß die hängenden Gärten der großen Königin kein Restau-

in dieser Bezeichnung liegt schon ein Hinweis auf die im römischen Kaiserreich übliche der Kollegien. Es handelte sich in den Hörsälen Roms nicht sowohl um freie Vorlesungen, als um das, was heutzutage Seminar, Examinatorium u. genannt wird; es heißt also: zwischen dem Lehrer und neuen Studenten fand ein unausgesetzter Schlußverkehr statt. Bald gab der Professor eine wissenschaftliche Auseinandersetzung, bald trugen die Schüler Proben ihrer erworbenen Fertigkeit vor, bald endlich wurde gefragt und geantwortet, überhört und geprüft, debattiert und gemeinschaftlich erledigt.

Von den Studenten, die bei Quintilianus Rhetorik gehört, nennt man in erster Linie die Enkel der kaiserlichen Prinzessin Marcia, — eine bedeutende Ehre, auf sich der etwas eitle und höfisch gesinnte Spanier nicht wenig zu gute that. Es ist zu verwundern, daß Schopenhauer in seinem glühenden Professorenhaß nicht die ersten Professoren gedenkt, der, obwohl er von tüchtiger philosophischer Bildung, dem Hof zuliebe in der umfassenden Schrift „De institutione oratoria“ gegen Philosophie deklamierte! Der Kaiser Domitian, unter dessen Regierung das Werk des berühmten Buchhändlers Petrus Truphio erschien, hatte bekanntlich die meisten Philosophen als gemeinschädliche Abjekte des Landes verwiesen. Quintilianus, anstatt Protest zu erheben, kückte dem unerbittlichen Servilismus den Toga-Ärmel des schwachköpfigen Tyrannen und rief: Bravo. Es ist dies ein dunkler Punkt im Leben des ersten Professors, ein Anzeichen der Selbstachtung und Charakterstärke, der in der ferneren Entwicklung der Universitäten leider nicht mehr vereinzelt steht. Rufen wir uns als lebenden Gegenstand die Haltung der Sieben in Göttingen ins Gedächtnis.

Der geistig hervorragendste Gast der römischen Hörsäle ist der feingebildete Seneca Secundus. Er gedenkt seines Vaters mehrfach in seinen Briefen. So schreibt er (VI, 6) dem Fundanus einen maligen Universitätsfreund, mit dem er neuer Zeit vor dem Katheder des Quintilian auf der nämlichen Bank gesessen.

Es sei noch bemerkt, daß der Titel „Professor“ schon damals aufkam, und zwar auf Quintilianus Anwendung fand. Zwanzig Jahre lang blieb Quintilianus Amt. Dann zog er sich — müde des irdischen — ins Privatleben zurück. Seine Pension erhielt er noch nicht. Pensionierte Professoren finden sich erst viele Jahrhunderte später.

Hadrianus, der träumerische, krankhaft-gelehrte Kaiser, dessen Hauptvergnügen im Aufsichtern der Bücherrollen und im Aufsichtern bestand, war ein eifriger Förderer des Universitätswesens. Bis dahin hatte es in Rom wohl Studenten und Professoren, aber keine eigentliche, planvoll geführte Hochschule gegeben. Der Kaiser, auf seinen wissenschaftlichen Tendenzen basierend, brachte das akademische Leben Athens und

Alexandrias gründlich kennen gelernt, und in eigener Person bei den berühmtesten Professoren hospitiert hatte, gründete unter dem Namen „Athenäum“ in der Hauptstadt des Weltreichs ein dem hellenischen und ägyptischen Vorbild entsprechendes Institut, dessen Hörsäle vermutlich auf dem kapitolinischen Hügel unweit des Palastes gelegen waren, wo heutzutage der Palast des deutschen Botschafters steht. Auch seine engere Heimat, Hispanien, versah der Kaiser mit Akademien und glänzend ausgestatteten Bibliotheken.

Merkwürdigerweise hatte der sonderbare Monarch, trotz seiner Sympathie für die Gelehrsamkeit und die Kunst, eine heimliche Antipathie gegen die Gelehrten und Künstler, sobald der Ruf und die Talente derselben eine gewisse Norm überstiegen. Er ließ daher mit Vorliebe mittelmäßige Köpfe an die Universitäten berufen, Leute, die gerade gut genug waren, das einmal vorhandene wissenschaftliche Material unverändert auf die studierende Jugend zu übertragen, ohne jedoch befähigt zu sein, es selbständig zu erweitern.

Diese wunderbare Erscheinung erklärt sich aus dem Umstande, daß Hadrian selber ein wissenschaftlich-künstlerischer Dilettant war, den der allgewöhnlichste Neid plagte.

Dio Cassius erzählt uns in dieser Beziehung einige Anekdoten, die als Beiträge zur Charakteristik des „universitätsfreundlichen“ aller Cäsaren nicht ohne Interesse sind.

„Mit Vorliebe“ — so schreibt der schätzbare Autor — „hatte der Kaiser beide Sprachen (Latein und Griechisch) studiert; er schriftstellerte in gebundener Rede, wie in ungebundener. Sein Ehrgeiz war unerfättlich. Er trieb Bildnerei; er malte, er wollte jede Kunst des Kriegs und des Friedens, des Fürsten, wie des Privatmanns gleichmäßig verstehen und beherrschen. Doch hätte diese Eitelkeit an sich niemand geschadet, wäre sein Neid nicht gewesen, der hervorragende Verdienste feindselig verfolgte. Da er allen in allem überlegen sein wollte, so haßte er diejenigen, die sich durch etwas hervorthaten. Er schmähete z. B. die ausgezeichneten Rhetoren Favorinus und Dionysius und bevorzugte ihre ziemlich verdienstlosen Gegner, z. B. den Heliodorus, den er zu seinem Geheimschreiber machte. Dionysius sagte einst zu dem stümpernden Heliodorus in berechtigtem Selbstgefühl: „Der Kaiser kann dich zu hohen Ämtern berufen, er kann dich mit Reichthümern überhäufen; aber zum Redner machen kann er dich doch nicht.“

Schon als Kronprinz hatte sich Hadrian durch seine thörichte Annahme des hochgeachteten Architekten Apollodorus gegenüber lächerlich gemacht. Das höfische Rom sprach damals von einer Gurke, die der Kronprinz gemalt hatte; ein dilettantisches Aquarellbild, auf das er nicht wenig stolz war. Durch den Scheinernfolg dieses eigenartigen Stilllebens mannhaft geschwelt, glaubte er plötzlich, auch ein tüchtiger Architekturfachmann zu sein, und machte sich allerlei kritische Bemerkungen an, als der

Kaiser Trajan mit Apollodorus über die Pläne verschiedener demnächst in Angriff zu nehmender Bauten sprach, die zum Teil — (wie das Forum Trajanum) — noch heute unsere Bewunderung erregen. Da wurde der Künstler über das vorlaute Geschwätz Hadrians ungeduldig. Nach einem berühmten althellenischen Muster rief er dem Kronprinzen zu: „Wolltest du nicht die Güte haben, lieber Gurke zu malen?“

Als Hadrian später zur Regierung gelangte, mußte der Baumeister diese kühne Bemerkung schwer büßen; denn nichts ist unbarmherziger als ein beleidigter Dilettant.

Sogar über den Weltruhm des ewigen Homer kostete sich Hadrian bis auf das Blut; daher er denn allenthalben verkündete, die Bewunderung, die man der Odyssee zolle, sei eine konventionelle Lüge; Antimachus — „den bis dahin viele nicht einmal dem Namen nach kannten“ — übertrage den simplen Homer bei weitem! Zur Entschuldigung des Imperators darf hier gesagt werden, daß der grundgelehrte Antimachus mit seinen altertümlichen Wendungen, seiner großen Belesenheit, seiner unerschöpflichen Bezugnahme auf die entlegensten Mythen u. dem Geschmack Hadrians vielleicht in der That besser zusagte, als der einfache, stimmungsvolle, ergreifende Sänger der Odyssee und der Ilias.

Hatte der Gründer des „Athenäums“ vorzugsweise Italien und Spanien bedacht, so wandte M. Aurelius Antoninus, der Philosoph — gewöhnlich Marc Aurel genannt, — (161—180) seine Aufmerksamkeit vorwiegend der altherwürdigen Bildungsstätte Athen zu, deren philosophische Fakultät er mit einer nie dagewesenen Opulenz ausstattete.

Marc Aurel selbst neigte bekanntlich der stoischen Philosophie zu. Seine treffliche Schrift „An ihn selbst“, die er mit loblichem Fleiße zum Teil auf seinen Feldzügen an der Donau mitten im Kriegsgetümmel verfaßte, trägt den Stempel dieser Schule durchweg, wenn er auch, seinem harmonischen Naturell entsprechend, gewisse Schroffheiten milderte.

Demungeachtet lag es ihm fern, die Stoa zu einer Art von Staatsphilosophie zu erheben, wie dies in Preußen seiner Zeit mit der Philosophie Hegels geschah. Vielmehr gab er ein glänzendes Beispiel der Toleranz, die nicht darauf ausgeht, die Gegner mundtot zu machen. Jede der damals in Betracht kommenden philosophischen Richtungen — bekanntlich vier an der Zahl — ließ er durch zwei Professoren vertreten. Es dozierten also die Epikuräer gleichberechtigt neben den Stoikern, und die Peripatetiker neben den Akademikern.

Auch traf er gewisse Vorkehrungen, um das damals schon wuchernde Cliquenwesen gehörig in Schranken zu halten.

So ordnete er namentlich auch die Grundsätze, nach welchen die neuen Lehrkräfte berufen wurden.

Er setzte hierzu besondere, von der Universität völlig getrennte Behörden ein; die Professoren selber hatten nicht mitzu-

reden. Die Sache erwies sich als praktisch: es sollen damals weniger Professorenöhne von schwächlicher Hirnkonstruktion angestellt worden sein als jetzt.

Neben den ordentlichen Universitätslehrern blieb eine nicht unbeträchtliche Schar von Privatdozenten nach wie vor thätig. Aus ihrer Mitte wurden die abgehenden Professoren häufig ersetzt; doch waltete keine offizielle Beziehung der Privatdozenten zur Universität ob. Im Gegenteile: nachdem der Staat eine Zeitlang schweigend mit zugeesehen, daß die Privatdozenten die Hörsäle der Universität für ihre Vorlesungen benutzten, — wie dies überhaupt bei Vorträgen der verschiedensten Art, z. B. auch bei den Recitationen der Schriftsteller im Gebrauch war — wurde dies später polizeilich verboten, da die drückende Konkurrenz der Privatdozenten den Professoren ein Dorn im Auge war.

Die ersten erscheinen bei diesem Konflikte insofern nicht völlig schuldlos, als sie gelegentlich in herausfordernder Weise mit der größeren Zahl ihrer Zuhörer prunkten, und vom Katheder herab, wie dies ja leider auch heute noch vorkommt, kleine Gehäufigkeiten extemporierten, die von dem dankbaren Auditorium durch Heiterkeit oder begeistertes Bravo belohnt wurden.

So viel über die akademischen Lehrer.

Wenden wir uns nun den Herren Studenten zu.

Hier fällt zunächst — im Vergleiche zu den Studenten der Neuzeit — ein Unterschied auf, der teils mit der rascheren Entwicklung des Menschen im Süden, teils mit dem viel geringeren Maße der Vorkenntnisse zusammenhängt, wie sie dazumal im Abiturientenexamen gefordert wurden.

Die Studenten bezogen nämlich die Hochschule meist schon mit dem fünfzehnten Jahr, und das später vom Kaiser Valentinian I. kodifizierte Universitätsregulativ bestimmte, daß länger als bis zum vollendeten zwanzigsten Lebensjahre niemand als Student immatrikuliert bleiben könne.

Zehn Semester waren also das Maximum für ein bemooftes Haupt.

In solchen Fällen, wo der Eintritt in die Studentenschaft durch besondere Verhältnisse außergewöhnlich verzögert ward, ließ man den jungen Leuten auch wohl ein paar weitere Semester nach.

So erwirkte die Landsmannschaft Arabia — eine Verbindung arabischer Jünglinge auf der Hochschule zu Berytus — durch Vermittelung ihres ersten Chargierten Severinus mit Namen, auf ein sehr berechtigt gehaltenes Immediatgesuch vom Kaiser Diokletian die Erlaubnis, bis zum fünf- und zwanzigsten Jahr studieren zu dürfen, wobei es für das tritische Auge des Forschers nicht zu entscheiden ist, ob die eigentlichen Motive dieses Gesuchs rein wissenschaftlicher oder mehr akademisch-fideler Natur waren.

Das letztere scheint nicht ausgeschlossen, da uns zwar über die Exzesse des Universitätslebens zu Berytus keine speziellen Data vermeldet sind, wohl aber bezüglich einiger anderer Provinzialstädte, wo sich der Herr Studiosus höchst übermütig, ja tumultu-

tuarisch und skandaljüchtig gebärdete, — im Gegensatz zu Rom, der Hochschule der weltmännisch-urbanen, formvollen Musesöhne.

Es waltet hier ganz das gleiche Gesetz ob, das wir noch jetzt wahrnehmen können. Je kleiner die Universität, um so fecker, selbstbewußter und rauflustiger der Studiosus. In Berlin verschwindet der Sohn der Alma Mater unter der Fülle anderer sozialer Erscheinungen: in Jena dagegen, in Tübingen, Gießen zc. spielt er unleugbar die erste Violine, blickt auf die ganze Bevölkerung als auf öde Philister herab und verübt allerlei Tollheiten mehr oder minder geistreicher Art, — im Vollgefühl seines akademischen Jugendrechts.

Eine berühmte Hochschule für „Kandal“ und studentischen „Uff“ war Karthago, das zwar nicht zu den kleinsten altklassischen Universitätsstädten zählte, aber doch immer kaum ein Viertel so groß war als Rom. Der regelmäßige Besuch der Kollegien galt dort für ein kindisches Vorurteil. Unter den Streichen, die man mit Vorliebe inszenierte, wird die „Störung“ erwähnt. Es handelte sich dabei um einen kühnen Protest gegen die Fleißigen. Man betrat plötzlich im Gänsemarsch den Hörsaal eines mitten im Vortrag befindlichen Lehrers, schrie, sang, pfiß, rempelte die Zuhörer an und warf dem Professor ungeschönte Redensarten ans greise Denkerhaupt, bis der verzweifelte Mann „in Anbetracht der obwaltenden Verhältnisse“ die Vorlesung schloß.

Worin die Strafen für solche Ausschreitungen bestanden, läßt sich im einzelnen nicht feststellen.

Daß man jedoch die Herren Studiosi, denen man so oft durch die Finger sah, auch gelegentlich einmal scharf bei der Wurzel packte, das ist uns glaubhaft verbürgt.

Auf gewissen Exzessen stand die Strafe der Relegation, die nach dem Regulativ des oben erwähnten Kaisers Valentinian durch öffentliche Auspeitschung verschärft werden konnte.

Untersagt war vornehmlich das „Ueberkneipen“ und der gewohnheitsmäßige Besuch der Gladiatoren- und Zirkusspiele.

Im Ueberkneipen that sich vor allem Athen hervor.

Die Universitätsgesetze bestimmten, daß die studentischen Kneipereien mit Schluß des Tages zu Ende sein sollten. Nachtliche Orgien waren verpönt.

Wenn wir bedenken, daß man in Hellas noch früher den Tag begann als in Rom, und daß schon in Rom jebermann, der zu den Frühbesuchen pünktlich erscheinen wollte, lange vor Sonnenaufgang sein Lager verließ, so erscheint diese Bestimmung nicht strenger als in unsern Verhältnissen der Zwang der Polizeistunde, wie er in vielen kleinen und mittleren Städten zu Recht besteht.

Die Studenten Athens jedoch kannten kein höheres Verhängnis, als dieser Gesetzesvorschrift ein Schnippen zu schlagen.

Waren die Musesöhne Karthagos die

berühmtesten Unfugtreiber des Altertums, so vertrat man sich in der klassischen Athenstadt am Jlißus den „größten Stiefel“.

Man trank sich perpetuierlich nur Genuß; die Verpflichtung „nachzukommen“ („sich zu lösseln“) war kategorisch.

Ueberhaupt stand der Kneipform nirgends so reich im Flore, als zu Rom. Was Rom in dieser Beziehung lehrte, war genau so ein Abklatsch der hellischen Kneipkunde, wie die Trinklieder Horaz schüchterne Nachahmungen der hellischen Zechlyrik. Insbesondere thaten unter den Hochschülern in Athen die Dionier als unerfättliche Gurgeln her, der Geist des alten Philippos und der ewig durstigen Adelsgeschlechter schenken ihnen noch segnend über den Häuptern.

Ein Studiosus von wirklichem Ektgefühl war denn auch — diesen leuchtenden Vorbildern nacheifernd — bei einer attischen Kneiperei regelmäßig „des Geistes voll“. Die Füchse sanken sektionsweise in den Tisch, während die ausgespichteten Durstigen noch eine Zeitlang rüftig inpopulierten, bis der letzte Tropfen aus der Gurgel und die Sehnsucht nach der gliederlösenden Ruhelage im Domation erwacht war.

Des andern Tages kam dann der Platon bereits im Phädon beklagte „sige Katzenjammer“, das „pany chah echein“, zu deutsch: das „Sich-höchsterachel-fühlen“, und mit einiger Neujahrsauf die „geftrige Sauferei“ (ton e pöton) zurück.

Heringe als Bekämpfungsmittel des wehleidigen Zustandes werden, wie ich weiß, nicht erwähnt; wohl besaß man im „Garum“, das aus Eingeweiden des Thunfisches hergestellt wurde, ein sehr pikantes, im Geschmack vielleicht an unsern Raviar erinnerndes Frühstücksgericht, das die verdorbenen Genüsse der Großstädter wirksam zu restauvermochte. Auch das „Cybium“ (griechisch kyon), eine Art Majonnaise, mag Dienste geleistet haben.

Es ist schon betont worden, daß Studenten zu Rom sich meist taktvoll kavaliermäßig aufführten. Sie erwarfen sich nicht im Samier und Ägyptier wie Kommilitonen von Attika, nicht in der dem Unfug wie die Karthaginer. Sie noch vertrießen auch sie noch wider den Roder der Universitätsvertreter, — in einem sehr naheliegenden Falle im Besuche des Zirkus und der Amphitheater.

Es braucht nicht betont zu werden, daß namentlich bei den Füchsen, die erst aus dem Weichbild irgend eines bedeutenden Municipiums nach Rom kamen, der „wissenschaftliche Sinn“ durch den lockenden und aufregenden Brunk der Schaustellungen ernstlich gefährdet war. Augustinus erzählt uns von einem Jüngling, der, solange er in Karthago studierte, den Verführungen des Zirkus und Amphitheaters kaltblütig widerstand, er jedoch dann später nach Rom zog, von ihm der Dämon der Schaulust so unwehentlich, daß er verschiedene Semester verlor und schließlich völlig verbumm-

Ja, ja, die Gefahren der Weltstadt! Merkwürdigerweise wird unter diesen Gefahren die hübsche, verliebte Römerin einzig betont. Gleichwohl steht es ganz außer Zweifel, daß die Studenten der römischen Kaiserzeit im Kapitel der „Flammin“ sehr Bedeutendes leisteten. Wer die Hauspiele, den Zirkus und die Arena suchte, der übte wohl auch die Kunstfertigkeit der Galanterie, wie sie Ovidius in der „Ars amandi“ so reizend gruppiert hat. Die öffentlichen Lustbarkeiten waren das eigentliche Terrain der beginnenden Besorger, und manch einer, der da unten im Sande den sieghaften Stoß des Gladiators bewunderte, fühlte, um dem Dichter zu reden, gleichzeitig eine tiefe Wunde im eigenen Herzen.

Daß im römischen Altertum keine öffentlichen Messuren von Mann zu Mann stattgefunden konnten, liegt auf der Hand. Das Duell in seiner jetzigen Form ist, wie alle Welt weiß, christlichen Ursprungs. Eine Entwicklungsgeschichte führt auf die Zeiten Gottesurteile zurück. Dennoch finden wir einzelne Spuren des Zweikampfes schon in der alten Geschichte. Wir erinnern z. B. an das dreifache Duell zwischen den Horatiern und Kuriatiern. Auch ist wohl mehrfach berichtet, daß einzelne Edelmänner, auf ihre Kraft vertrauend, gegen die Leute der gegnerischen Armee in Einzelkämpfen herausforderten. Es ist zu erwägen, ob nicht dies oder jenes Vorurteil im Studentenleben des Altertums einen verwandten Charakter trägt.

Eines steht fest: daß abgesehen von den oben erwähnten Landsmannschaften auch in Parteilagen unter den Studenten des Kaiserreichs existierten, die oft zu unangenehmen Auftritten und zwar anfangs in Frageleien, später dagegen zu förmlichen Redden mit blankem Schläger (gladius) führten.

Der Grund dieser Parteilagen lag natürlich auf idealem Gebiet. Wenn zwei Professoren sich feindselig gegenüberstanden, so ging diese Feindseligkeit auch auf beiderseitigen Zuhörer über, und zwar umso energischer, je verehrter und berühmter der Lehrer war.

Zur Beurteilung der Situation diene die Bemerkung, daß der Empfang öffentlicher Mißhandlungen im Altertum nicht nähernd so im Verfall stand wie heute. Ohrfeigen und Faustschläge gelten seit der Blüte des christlichen Rittertums für entehrend. Der spanische Don Quixote, der einer erhaltenen Backpfeife danken an Gott und der Welt verweist, hält sich für unwiderruflich besudelt hält, wenn der Angreifer mit dem Tode gebüßt wäre dem klassischen Altertum unverwundlich gewesen. Sokrates, der einst einen Schlag bekam und von seinen Begleitern fragt wurde, warum er sich das gefallen ließ, erwiderte ruhig: „Würde ich denn einen Esel verklagen, der mir hinter dem Rücken einen Fußtritt versetzte?“ Und der berühmte Feldherr Themistokles sagte zu seinen Kollegen, der in erregter Debatte den Stock wider ihn aufhob: „Schlage

mich, aber dann höre mich!“ — Auch Nero, der Beherrscher des Weltreichs, kam sich durchaus nicht „unmöglich“ vor, wenn er bei seinen nächtlichen Streifereien durch die Schenken der Vorstadt inkognito Prügel bekam. — Wenn sonach die Studenten der Kaiserzeit für die Lehren und Thesen ihrer Lieblingsdozenten zum Knüppel griffen, so muß dies mit eigenem Maßstab gemessen werden.

Das blanke Schwert als Vertreter des Knüppels taucht später auf. Daß die Berichte der Schriftsteller über die Schlägerfeinden der Hochschüler sich keineswegs auf vereinzelte Vorkommnisse beziehen, erhellt aus der Klage eines Professors über die Faulheit seiner Studenten. Von der geheiligten Höhe des Lehrstuhls kanzelt er diese Lässigen ab, weil keiner von ihnen auch nur den erbärmlichsten Blutigen, geschweige denn einen tüchtigen Schmiß aufweise! Die Professoren erblickten also in den Narben der Zuhörer Belege für die Begeisterung, die man dem akademischen Vortrag entgegenbrachte, während heutzutage der Mäusenohr die übel geheilten „Schmiße“ als Dokumente für seinen persönlichen Mut zur Schau trägt. In dieser Beziehung haben die Zeiten sich allerdings merklich geändert.

Der Studiosus der römischen Kaiserzeit, der während des Aufenthalts an der Hochschule von den Pedellen — censuales geheißenen — betriebs seines Lebenswandels und seines häuslichen Fleißes aufmerksam kontrolliert wurde, erhielt zum Schluß, nachdem sein Hauptbozent ihm die Abschiedsrede gehalten, eine Bescheinigung, daß er die und die Kollegien „mit Fleiß“ besucht habe, sowie daß „in sittlicher Hinsicht“ nichts Nachteiliges über sein Verhalten bekannt geworden.

Schon damals sollen die Professoren, um ihrer Beliebtheit nicht Abbruch zu thun, mit erfreulicher Nachsicht zensiert haben, wenn es auch allerdings nicht vorlam, daß sie solchen Studenten das Zeugnis hochrühmlichen Strebens erteilten, die regelmäßig „hinter der Säule geseßen“, also geschwänzt hatten.

Auch während der Studienzeit gab es Quartals- oder Semestralzensuren, die — für die Eltern bestimmt — noch milder gefaßt waren, als die oben erwähnten Schlußzeugnisse. Man wollte den ehrlichen mutinensischen Kleinbürger, der seinen Sohn mit großen Geldspesen Rechtswissenschaft und Rhetorik studieren ließ, nicht durch die Mitteilung abschrecken, daß die bis jetzt gezeigten Resultate noch dürftig seien; der mutinensische Kleinbürger konnte ja sonst auf den Einfall geraten, seinen Herrn filius kurzer Hand heimzuholen und ihm zuzurufen: „Baue Du künftighin lieber den Stengelskohl!“ Nach Hörern aber geizte man, wie der Teufel des Mittelalters nach armen Seelen — nicht nur der Ehre willen, sondern auch im Interesse des Geldbeutels, weil die Studenten dem vom Staat honorierten Professor trotz der sogenannten Öffentlichkeit seiner Vorträge noch Hörgeld bezahlten.

Wenn der Student seinen akademischen Kursus vollendet hatte und nun zur „alten Heimat“ einziehen wollte, um dort „Philister“ zu sein, dann gaben ihm die Kommilitonen unter Saitenspiel und Gesang das Geleite bis vor die Stadt.

Nicht ohne elegische Färbung gedachte man der frühlichen Tage, als der jetzt scheidende Kamerad zum erstenmale das Weichbild betreten hatte, gleichzeitig begrüßt von den Oberhäuptern verschiedener Parteilagen, und oft lange Tage hindurch „gefeilt“, bis er sich endlich bereit erklärt hatte, in die Schar des Professors Cajus einzuspringen, die Anhänger des Lucius aber und des Titus links liegen zu lassen.

Man entsann sich der drolligen Zeremonie, mit der man ihn eingeweiht hatte, der Schüchternheit, die er damals befand, und die nach so kurzer Frist dem Selbstgefühl und der Fidelität gewichen war.

Die griechischen und lateinischen Lieder, die alsdann von den Lippen der jugendlichen Eskorte klangen, werden nicht viel anders gelautet haben, als das bekannte Schwabsche: „Vemooster Bursche zieh' ich aus“. Leider ist auch nicht eine Zeile derselben erhalten worden.

Der Professor ging mit. Er pflegte ja überhaupt — nach Art unserer Botaniker, Forstlehrer und Mineralogen — gemeinschaftlich mit den Studenten Spaziergänge zu unternehmen, und dabei teils harmlose Fröhlichkeit, teils wissenschaftliche Streitfragen zu kultivieren.

Nun gab er zum letztenmal dem abziehenden Schüler die Hand.

„Vale! vale!“ riefen die Hochschülerbrüder, und eine Thräne im Auge zerdrückend — das Altertum weinte noch leichter und häufiger als die verstandesnüchterne Neuzeit — zog der Studiosus dahin, wieder und wieder zurückschauend nach den Zinnen der Universitätsstadt, wo er die schönsten und zwanglosesten Jahre seines Lebens verbracht hatte.

Die Kommilitonen aber weihen ihm nach beendeter Coena einen Trunk der Erinnerung und leerten auf Kommando des Kneippräses soviel Becher, als der Name des Abgeschiedenen Buchstaben zählte.

Das Schönheitsgefühl als Funktion des Auges.

Von

Hugo Magnus.

Die Lust, die Freude am Schönen ist so alt wie die Menschheit selbst. Wo wir auch immer die Geschichte unseres Geschlechtes aufschlagen, wo wir auch immer den Menschen in seinem kulturellen Entwicklungsgang betrachten mögen, immer werden wir die Bethätigungen eines mehr oder minder lebhaft sich regenden Schönheitsgefühles wiederfinden. Wieht sich der

Mensch auch den Anforderungen seines Schönheitssinnes in solchen Phasen seines Daseins mit ganz besonderer Wärme hin, in denen er bereits eine höhere Stufe geistiger Entwicklung erklommen hat, schwelgt er in Formen und Farben, in Wohlklang und Tönen dann ganz besonders, wenn ihm sein zivilisatorischer Zustand eine freiere Entfaltung seines Wesens gestattet, so entbehrt er doch auch auf den niedrigsten Stufen seines Daseins des Sinnes für das Schöne niemals gänzlich. Selbst dann, wenn er in schwerem Kampf mit der Natur um die karglichsten Lebensbedürfnisse ringt, mag er der Freude am Schönen nicht gänzlich entraten. Mögen die Ausprägungen seines Schönheitssinnes auf diesen tiefsten Stufen seiner Entwicklung auch noch so gering sein, mögen sie sich beschränken auf das Gefallen an einer bunten Feder, auf die Freude über einen blühenden Stein, so ist der Mensch doch, und mag er noch so tief stehen, nie so armselig, daß ihm die Lust am Schönen völlig abhandengekommen wäre.

Ist dem aber so; ist die Lust am Schönen so unzertrennlich mit dem Menschen verwachsen, daß sie ihm auf dem langen Wege seines Entwicklungsganges allüberall als steter Begleiter folgt, so kann sie nicht ein unserem Geschlecht durch eine höher entwickelte Kultur-angewöhntes Bedürfnis sein, sondern sie muß in der Menschennatur selbst ihre Begründung finden. Wir halten deshalb auch das Schönheitsgefühl für einen tief in der menschlichen Natur wurzelnden Trieb, für einen Trieb, der ebenso wie die anderen Naturtriebe durch die Beschaffenheit unserer Körperlichkeit bedingt wird und darum stets nach Bethätigung ringt, unter welchen Verhältnissen im übrigen das Individuum auch immer seinen Lebensfaden abspinnen mag.

Wie sehr aber das Schönheitsgefühl reiner Naturtrieb ist, das lehrt uns das Vorhandensein des Schönheitssinnes bei den höheren Wirbeltieren. Es ist eine bekannte Tatsache, daß gewisse Vogelarten ihre Nester mit allerlei lebhaft gefärbten oder mit hellglänzenden Gegenständen zu schmücken bestrebt sind; unter unseren heimischen Vogelarten sind es besonders die frähenartigen Vögel, welche der Leidenschaft für blühende Gegenstände in ausgedehnter Weise huldigen und ihrem Trieb durch Stehlen glänzender Schmuckfachen zu genügen suchen. Ja, es gibt sogar auch Vögel, welche ein so hoch entwickeltes Schönheitsbedürfnis haben, daß sie sich eigene Spielplätze herrichten und dieselben nach ihrem Geschmack auf das schönste mit bunten Blumen und Früchten, mit glänzenden Steinen und farbigen Muscheln herausputzen. Und schließlich scheinen all die herrlichen Farben, mit welchen die männlichen Vögel in so reicher Pracht geschmückt zu sein pflegen, lediglich nur darauf berechnet zu sein, den Schönheitsfuss der Weibchen zu erregen und zu befriedigen. Darwin ist von dieser Tatsache so durchdrungen,

mißt ihr eine so große Tragweite bei, daß er einen guten Teil seiner Entwicklungstheorie auf die Ausprägungen des Schönheitssinnes der Tiere aufbaut.

Es kann hiernach also gar keinem Zweifel mehr unterliegen, daß auch die Tierwelt, wenigstens die höher organisierten Vertreter derselben, ein ausgeprägtes Schönheitsbedürfnis ihr eigen nennt. Der Sinn für das Schöne, die Lust am Schönen ist also keineswegs, wie man wohl gern angenommen hätte, ein für das Menschengeschlecht charakteristischer Besitz, eine den Herrn der Schöpfung von allen andern Lebewesen scheidende und über dieselben weit erhebbende Eigenschaft, sondern der Mensch teilt die Freude am Schönen mit der Tierwelt. Das Schönheitsgefühl ist eben ein Naturtrieb, so gut wie all die anderen Naturtriebe, mit denen der Schöpfer Mensch und Tier für den Kampf um das Leben ausgerüstet hat.

Ist dem nun aber so, dann ist auch die Untersuchung über das Wesen des Schönheitsgefühles nicht mehr ausschließlich nur Aufgabe der Philosophie, sondern auch die Naturwissenschaften und die Medizin haben die Berechtigung, ja sogar die Verpflichtung, Untersuchungen über die Beschaffenheit und das Wesen des Schönheitssinnes in den Kreis ihrer Forschungen zu ziehen.

Im Hinblick auf diese Tatsache werde ich wohl auch bei den Lesern gerechtfertigt erscheinen, wenn ich für meinen heutigen Vortrag ein Thema gewählt habe, welches man sich gewöhnt hat, mehr in den Händen der Philosophen als der Naturforscher zu sehen.

Und indem wir uns nunmehr dem Stoff selbst zuwenden, liegt uns zuvörderst die Aufgabe ob, festzustellen, was wir überhaupt unter dem Ausdruck Schönheitsgefühl verstehen sollen und wie wir uns das Zustandekommen einer Schönheitsempfindung zu denken haben.

Betrachten wir irgend ein Erzeugnis der bildenden Kunst, etwa ein Bauwerk, ein Bild, einen Schmuckgegenstand oder irgend ein anderes Objekt, wie es gerade eben im Belieben des Lesers stehen mag. Bei dem Anblick eines solchen Gegenstandes werden wir bemerken, daß sich in uns entweder das Gefühl des Behagens und der Befriedigung regt oder daß eine gewisse Mißstimmung, die Empfindung des Unbehagens, sich uns bemerkbar macht. Und indem wir uns nun solchen Stimmungen rückhaltslos hingeben, ohne uns auf eine kritische Analyse derselben einzulassen, nennen wir den Gegenstand im ersteren Falle „schön“, im anderen „unschön“. Wir fassen also alle die Eigenschaften, durch welche ein Gebilde der Kunst imstande ist, in uns ein Lust- oder Unlustgefühl zu erwecken, in dem Begriff des „Schönen“ oder „Nicht-schönen“ zusammen.

Welche Eigenschaften muß nun aber ein Gegenstand besitzen, um das Vermögen zu äußern, bei dem Beschauer ein Lustgefühl zu erwecken und dasselbe bis

zu dem Grade zu steigern, daß ihm der Beschauer willig das Prädikat „schön“ zugestanden wird? Nun, derartige Eigenschaften finden sich verschiedentlich, sind dieselben in ihrer ästhetischen Bedeutung keineswegs alle gleich. Während die einen derselben ausschließlich nur dem in der Menschennatur vorhandenen Schönheitsbedürfnis Rechnung gehen, mit den, wenn ich so sagen darf, organischen Grundlagen unseres Schönheitssinnes harmonisieren, wirken die anderen wesentlich nur durch Befriedigung der verschiedensten anderweitigen Bedürfnisse und Empfindungen.

Lassen Sie uns nun einmal die Eigenschaften, vermittelt deren ein Kunstwerk das Empfinden des Beschauers zu beeinflussen vermag, betrachten und beginnen wir mit den für unsere Aufgabe wichtigsten, mit den Eigenschaften, durch welche Kunstgebilde in direktester Weise auf das Schönheitsgefühl einwirken, schließlich nur unser ästhetisches Bedürfnis beeinflussen.

Vornehmlich sind es zwei Momente, durch welche ein Gegenstand auf das Schönheitsgefühl zu wirken imstande ist, nämlich seine Form und seine Farbe.

Die Form, die Gestalt eines Gegenstandes wird bekanntlich gebildet durch die Anzahl von Linien, welche zu den verschiedensten Kombinationen sich gruppieren. Und all diesen Linien, welche zum Aufbau eines Gegenstandes zusammenzutreten, muß unser Auge bei dem Betrachten des Gegenstandes selbst folgen. Unser Auge ist eben gemäß der Beschaffenheit seiner Organisation gezwungen, will es ein Objekt überhaupt deutlich und scharf erkennen, demselben zu folgen, seinen Umrissen tastend zu folgen, der Finger, welcher die Form und die Beschaffenheit irgend eines Gegenstandes erkennen will, tastend um und über den Gegenstand hingeleiten muß, so muß auch unser Auge jeden Körper, den es seiner Gestalt erfassen will, in seinen Umrissen tastend umkreisen. Dies ist das Auge zu diesem, wenn man so will, handgreiflichen Vergleiches zu bedienen darf, Befühlen der körperlichen Formen ausschließlich nur durch die Muskulatur. Das Auge besitzt, wie der Leser ja wohl bereits wissen, eine Anzahl von Muskeln, und diese Muskeln verleihen ihm die Fähigkeit, die verschiedensten Bewegungen auszuführen.

Soll nun — und damit gehen wir sofort auf den wichtigsten Faktor unserer ästhetischen Empfinden ein — eine Kunst unser Schönheitsgefühl befriedigen, muß das Auge nicht allein imstande sein, derjenigen leicht und ungezwungen nachzugehen, sondern es muß in der Ausführung dieser Bewegung für uns sogar eine gewisse Befriedigung liegen. Keinesfalls dürfen aber die Formen des betrachteten Gegenstandes an die Augenmuskulatur Anforderungen stellen, deren Durchführung für uns mit Unbequemlichkeiten verbunden sein würde. Denn in diesem Fall wird die Schwierigkeit der Muskelarbeit in

bald ein Unlustgefühl erregen, welches der ästhetische Befriedigung in uns kommen lassen würde.

Uebrigens rechnet auch die moderne Philosophie mit diesem Faktor; so sagt B. der bekannte Aesthetiker Vischer: „angenehme Empfindungen werden von denen Reizen erzeugt, welche fördernd wirken, indem sie Nerven und Muskeln Bewegungen veranlassen, welche adäquat, d. h. gewohnt und einfach sind; angenehme Empfindungen dagegen von denen, welche hemmend wirken, indem sie ungewohnte, schwierige Bewegungen beiführen.“ So weit unser Gewährsmann Vischer!

Im allgemeinen dürfen wir nun behaupten, daß diejenigen Bewegungen für den Muskelapparat des Auges sich am leichtesten und ungezwungensten erweisen, welche nicht den einen oder den anderen Muskel ausschließlich belasten, sondern welche ihre Anforderungen auf alle oder doch wenigstens auf mehrere Muskeln gleichmäßig verteilen. Hören wir, wie einer der größten Physiologen aller Zeiten, der unsterbliche Johannes Müller über diesen Punkt sich äußert: „Das Auge verlangt,“ so sagt er, „diejenigen Bewegungen, die leichtesten und ungezwungensten, in denen ihm seine eigene Freiheit am meisten offenbar wird, in welchen alle seine Bewegungsorgane in einen gleichmäßigen und gefeglichen Wechsel zur Ausübung ihrer Thätigkeit kommen.“ Und an einer anderen Stelle sagt er: „In dieser Beziehung ist die einfachste und leichteste Bewegung des Auges die Reissbewegung, durch welche alle Augenmuskeln nacheinander in wechselnden Kontraktionsgraden thätig sind. Am leichtesten wird gefälligst verfolgt das Auge die Wellenlinien und die Radlinie.“ In ähnlicher Weise wie Johannes Müller läßt auch ein anderer berühmter Physiologe, Burdin, vernehmen. Derselbe sagt nämlich: „Am leichtesten werden Kreislinien, gerade Linien, nach was für einer Richtung immer, schwer beschrieben.“ Und auch in demselben Sinne äußert sich der bekannte Augenarzt Nüde, seinerzeit Professor in Leipzig, indem er sagt: „Es können nur solche Bewegungen und Gestalten der äußeren Natur einen angenehmen und schönen Eindruck machen, denen das Auge des Beschauers in seinen Bewegungen leicht und behaglich folgt. Das Auge befindet sich nur dann im Gefühl seiner vollen Lust und Sinnlichkeit, wenn es mit seinem Fixationspunkt den Linien nach allen Richtungen beobachtet; so z. B. beim Anblick einer weiten Landschaft. Hierbei werden nacheinander alle Muskeln auf gleiche Weise harmonisch angestrengt.“

Doch lassen wir uns an diesen Zitaten genügen; sie beweisen vollauf, daß unser Urteil über die Schönheit einer Form demselben wird durch die an den Muskelapparat des Auges gestellten Anforderungen, und sie beweisen noch des weiteren, daß gerade die Bogenlinie eine

Linie ist, welche für den Bewegungsapparat des Auges mit besonderem Vorteil durchführbar ist. Deshalb hat die Bogenlinie auch einen besonderen ästhetischen Wert, und Hogarth sagt in seinen Untersuchungen über das Wesen der Schönheit geradezu wie folgt: „Die Wellenlinie bringt mehr Schönheit hervor als irgend eine von den anderen Linien, aus welcher Ursache wir sie die Linie der Schönheit nennen wollen. Man merke, daß die reizendsten Figuren die wenigsten geraden Linien an sich haben. In allen unseren Gerätschaften, Verzierungen und Schmuckgegenständen ist die Wellen- oder Bogenlinie in dieser oder jener Form angebracht.“ So weit Hogarth!

Trotzdem wir nun aber soeben der Bogen- und Wellenlinie eine besondere ästhetische Bedeutung beigemessen haben, so können und wollen wir doch keineswegs bestreiten, daß auch den geradlinigen Figuren unter Umständen ein bedeutender ästhetischer Wert zugesprochen werden könne. Verwenden wir ja doch Muster, welche aus geraden Linien sich aufbauen, mit Vorliebe und finden auch durch solche unser Schönheitsgefühl in hohem Grade befriedigt. Ich erinnere nur an das bekannte Muster à la Grecque, das seinen Schönheitswert unbestritten in allen Epochen des Kulturlebens zu behaupten verstanden hat und das als Verzierung z. B. in den alten Grabkammern der Pyramiden sich findet.

Die ästhetische Befriedigung, welche wir aus solchen geradlinigen Figuren gewinnen, ist nun auch wieder lediglich durch gewisse, mit der Thätigkeit der Augenmuskulatur verknüpfte Momente erzeugt. Die Gesetzmäßigkeit in der Wiederkehr gewisser Formen und die darauf beruhende rhythmische Gleichmäßigkeit in den Augenbewegungen ist es, welche unser ästhetisches Verlangen erregt. Die gesetzmäßig erfolgende Abwechselung zwischen gerader Linie und Winkel, welche sich in den von uns als schön befundenen Figuren findet, sie ist es, welche uns befriedigt und zwar deshalb befriedigt, weil durch sie eben die Bewegung unserer Augen in einer rhythmischen, verschiedene Muskeln nacheinander in Thätigkeit versetzenden Weise erfolgt. Ebenso wie in der Musik der Takt für unser ästhetisches Empfinden ein unerlässliches Schönheitsmoment ist, so ist für das Auge die gesetzmäßige Wiederkehr bestimmter Bewegungsassoziationen ein hochwichtiger Schönheitsfaktor.

Natürlich kann das, was ich soeben gesagt habe, lediglich nur den Anspruch erheben, in ganz allgemein gehaltenen Zügen den anatomisch-physiologischen Boden unseres Gefühls für Formenscönheit zu zeichnen; doch wird das Vorgetragene wohl genügen, um die Ansicht zu begründen, daß wir den ästhetischen Wert einer Form hauptsächlich bemessen nach der Art und Weise der Muskelarbeit, welche die Betrachtung dieser Form von unserem Auge herbeiführt.

Lassen Sie uns nunmehr noch, nach-

dem wir uns mit der Formenscönheit abgefunden haben, so gut es eben in dem knappen Rahmen eines Vortrages gehen mag, die Farbenscönheit zum Gegenstand unserer Betrachtung machen.

Ein jeder von uns hat eine sogenannte Lieblingsfarbe, eine Farbe, welche in unserer vornehmlichen Gunst steht, die wir als ganz besonders schön, als schöner wie die anderen Farben erachten. Worin mag diese unsere ästhetische Parteinahme für eine besondere Farbe wohl begründet sein? Es liegt auf der Hand, daß für die Beantwortung dieser Frage nur zwei Möglichkeiten gegeben sind: entweder hat die eine oder die andere Farbe an sich selbst schon einen größeren Schönheitswert wie die andere, oder unsere ästhetische Parteilichkeit wird durch uns selbst bedingt, liegt in uns selbst, ist ein Produkt unserer eigensten Organisation.

Sehen wir nun zuvörderst einmal zu, ob irgend eine Farbe an sich selbst und durch sich selbst schon einen Anspruch auf eine höhere ästhetische Bedeutung erheben darf, als wie eine andere Farbe. Jede Farbe wird erzeugt durch eine Bewegung des Aethers, durch in gesetzmäßiger Weise sich vollziehende Schwingungen des einzelnen Aetherteilchens. Und zwar wird der Charakter der Farbe durch die Anzahl der Schwingungen, welche ein Aetherteilchen in einer Sekunde vollführt, bedingt, so zwar, daß Rot die wenigsten, Violett die meisten Schwingungen in einer Sekunde besitzt. Halten wir diese physikalische Thatsache fest, so werden wir ohne weiteres zu der Erkenntnis gedrängt, daß keine Farbe an und für sich selbst, oder sogar wir lieber, auf Grund ihrer physikalischen Wesenheit einen höheren ästhetischen Wert beanspruchen darf, als wie die andere. Denn die Bewegung des Aetherteilchens an sich kann ja doch weder schön noch häßlich genannt werden. Wohl mag man unter anderen Verhältnissen eine Bewegung an sich schön nennen können, so finden wir mit vollem Recht die in Wellen- und Bogenlinien sich wiegende Bewegung des Tanges schön, aber die Bewegung des Aetherteilchens kann mit solch einer Bewegung doch nicht in Vergleich gestellt werden. Ob das Aetherteilchen in kurzer oder langer Welle schwingt, ob es in einer Sekunde seinen rasend schnellen Lauf 790 oder 448 billionenmal vollbringt, das ist vom ästhetischen Standpunkt aus vollständig gleichgültig. Diese Bewegungen des Aetherteilchens folgen sich in so schneller Folge, daß von einer Differenzierung der einzelnen Bewegungsmomente, von einem Sichtbarwerden der schwingenden Aetherteilchen selbst gar nicht die Rede sein kann. Aber selbst wenn das Unmögliche wahr werden sollte, wenn es einem irdischen Auge gelang, die Bewegung des einzelnen Aetherteilchens zu sehen, so möchte doch wohl niemand daran denken, in einer derartigen Bewegung ein besonderes Schönheitsmoment entdecken zu wollen. Oder würde etwa jemand eine Bewegung schön finden, die darin besteht, daß ein Ball mit

rasender Geschwindigkeit sich ununterbrochen in vertikaler Richtung hin und her bewegt? Und anders ist doch die Bewegung des Aethers im Licht nicht beschaffen.

Wir sehen also, physikalisch hat keine Farbe auch nur die allgeringste Berechtigung auf einen höheren ästhetischen Rang als wie die andere. Wenn also der Physiker des Preisrichteramtes über den Schönheitswert der einzelnen Farben nicht zu walten vermag, so kann unser ästhetisches Urteil über die Farben nur in uns selbst seine Begründung finden. Und dem ist eben in der That auch so. Das größere oder schwächere Lustgefühl, welches wir beim Anblick der verschiedenen Farben verspüren, wird lediglich durch die Beschaffenheit des Reizes bedingt, durch welchen die betreffende Farbe auf unsere Netzhaut wirkt.

Jede Farbe übt nämlich entsprechend der Schwingungszahl und Schwingungswerte der Aetherteilchen einen spezifischen, ihr nur eigenen Reiz auf die Netzhaut aus. Und zwar kann man im allgemeinen sagen, daß die Farben Rot, Orange, Gelb einen größeren, Grün, Blau, Violett einen geringeren Reiz ausüben vermögen; dieser Tatsache tragen Künstler wie Physiologen Rechnung, indem sie Rot, Orange, Gelb als warme, Grün, Blau, Violett aber als kalte Farben bezeichnen. Goethe sagt sehr treffend: „Es ist der Erfahrung gemäß, daß das Gelbe einen durchaus warmen und behaglichen Eindruck macht. Das Blau gibt uns ein Gefühl von Kälte, indem es auch an den Schatten erinnert.“ Dieser Ausspruch Goethes wird das, was wir mit warmen und kalten Farben bezeichnen wollen, hinlänglich erklären.

Je nachdem nun ein Mensch mehr für lebhaft oder mehr für sanftere Erregungen des Nervensystems beanlagt ist, wird er unter den energisch oder unter den weniger erregenden Farben seine spezielle Lieblingsfarbe suchen. Wir sehen demnach also, diese Wahl ist keineswegs nur Sache des freien Willens, sondern die allgemeine Grundstimmung unseres Nervensystems zwingt uns dazu, diese oder jene Farbe ästhetisch besonders hoch zu stellen, sie uns als Lieblingsfarbe zu erwählen.

Und genau dasselbe Gesetz, welches die ästhetische Farbeneinschätzung bei dem einzelnen Individuum regelt, es erweist sich als maßgebend auch für den Farbengeschmack breiter Volksschichten, ja ganzer Nationen. Ich werde diese Tatsache verständlicher gestalten, wenn ich darauf aufmerksam mache, daß die Lust, der Geschmack an starken Nervenregungen im allgemeinen proportional ist dem Bildungsgrad. Mit der wachsenden Bildung sinkt die Freude an energisch wirkenden Nervenregungen und gibt der ausgesprochenen Vorliebe für mittelstarke oder gar schwache Erregungen der Sinnesorgane Raum; und umgekehrt ist mit dem Tiefstand der Bildung eine ausgesprochene Befriedigung durch kräftige sinnliche Erregung verbunden. Halten wir diese Erscheinung fest, so wird sich für die weniger gebildeten Volksschichten, sowie für die weniger zivilisierten Nationen

überhaupt auf Grund ihrer Vorliebe für kräftige Nervenregungen eine ganz unbedingte Bevorzugung der so überaus energisch wirkenden Farben der warmen Gruppe, also von Rot, Orange und Gelb ergeben. Vergleichen wir einmal ein Mädchen aus dem Volke oder eine ländliche Schöne in ihrem Sonntagsstaat mit einer Dame aus den höheren Ständen und wir werden die chromatische Kluft, welche beide trennt, wohl kaum unbemerkt lassen können. Allbekannt ist ferner auch die Vorliebe der unzivilisierten Volksstämme für lebhaft, brennende Farben. Rot und Gelb sind für unsere schwarzen Schmerzenskinder in Afrika der Inbegriff aller Schönheit.

Genau der nämliche Unterschied macht sich auch zwischen Kindern und Erwachsenen geltend. Das Kind mit seinen noch wenig geübten Sinnesorganen ist starken Eindrücken zugänglich, fühlt sich von ihnen mehr angesprochen und befriedigt, als wie der Erwachsene, dessen Nervensystem schon eine gesteigere Erregbarkeit und reizbarere Stimmung angenommen hat und darum kräftigen Reizen abhold geworden ist. Deshalb liebt das Kind auch die lichtreichen, warmen Farben hauptsächlich; das lichtreiche, so energisch wirkende Gelb ist nach den Untersuchungen des bekannten Physiologen Preyer die erste Farbe, welche das Kind zu unterscheiden lernt. Auf das Gelb folgt die Kenntnis des Rot. Und erst wenn Gelb und Rot dem kindlichen Geist ganz vertraute Farben geworden sind, wenn es sie sinnlich und sprachlich vollkommen zu beherrschen gelernt hat, geht es dazu über, auch die kalten Farben, also Grün und Blau, sich zu eigen zu machen. Preyer hat die überaus interessante Tatsache gefunden, daß es in dem Leben des Kindes eine Periode gibt, in welcher von allen Farben nur Rot und Gelb wirklich als Farben gesehen werden, während Grün und Blau zu dieser Zeit noch gar nicht als farbige, sondern nur als Lichteindrücke empfunden und mit Grau schlechthin identifiziert werden.

Uebrigens möchte ich doch nicht den Glauben erwecken, als ob nun ausschließlich nur die Erregbarkeit unseres Nervensystems unseren Farbengeschmack beherrsche und reguliere. Es gibt doch auch noch außerhalb des Individuums gelegene Faktoren, welche einen maßgebenden Einfluß auf den Farbensinn ausüben, nämlich die äußeren Lebensbedingungen, welchen der Einzelne wie eine ganze Nation untersteht. Vor allem müssen wir hier auf den Lichteitum der Atmosphäre aufmerksam machen. Alle Völker, welche unter einem lichtreichen, mit farbigen Tinten reichgefüllten Himmel leben, müssen unter dem Eindrucke einer solchen Umgebung eine entschiedene Vorliebe für die warmen Farben gewinnen. Der kräftige Lichtreiz, welchem ihre Netzhaut unausgesetzt unterworfen ist, macht ihnen die energische Erregung des Sehorganes zum Bedürfnis und deshalb bevorzugen der Italiener, der Spanier und überhaupt alle Südländer die brennenden, glühenden Farben. Deshalb

sind Rot und Gelb die Lieblingsfarben aller tropischen Völker, während die Bewohner gemäßigter Zonen durch den geringeren Lichtgehalt der Atmosphäre einer Bevorzugung der weniger erregenden Farben hingedrängt werden. Dieses ist schon Farbengeschmack und Klima. Verhältnissen bestehende Wechselverhältnisse schildert einer der fundigsten Meister des Gebiet der Farbenschönheit, der berühmte Aquarellmaler Hildebrandt, sehr treffend mit folgenden Worten: „Die leuchtende Atmosphäre und der von Reflexen erfüllte Erdboden des Südens fordert: Menschen zu einer Vermehrung der Farben heraus.“

Es bleibt mir nur noch übrig, einem andern Beispiel zu zeigen, wie lediglich die Stärke des Reizes unser Farbengeschmack bestimmt. Die Symbolik der Farben bietet uns hierfür ein treffliches Material. Die Neigung, gewisse Farben mit gewissen seelischen Zuständen zu identifizieren, sie als symbolische Vertreter derselben aufzufassen, wird ja ganz gewiß durch eine Reihe verschiedenster kulturgeschichtlichen Momente begründet, aber zum guten Teil auch durch die Reizstärke der einzelnen Farben. Es ist eine Tatsache, daß gerade diejenigen Seelenzustände, welche einer besonders heftigen Erregung und psychischen Lebens einhergehen, gerade die warmen Farben symbolisiert werden. So wissen wir alle, daß als die Farbe des Stolzes, als die Farbe der höchsten sinnlichen Macht das gesättigte Rot gilt. Rot und Scharlach, sie sind seit den ältesten Zeiten die farbigen Symbole der höchsten irdischen Stellung. Mit ihnen schmückten sich zu allen Zeiten Fürsten und Priester. Rot ist des ferneren die Farbe der höchsten und edelsten sinnlichen Erregung, der Liebe. Blau und Grün aber die kalten Farben, sie gelten als die Symbole solcher Seelenzustände, die mit geringer Erregung einhergehen, in dem Geistesleben eher eine passive, aktive Thätigkeit zumuten; darum werden Hoffnung und Treue durch Grün und Blau symbolisch zum Ausdruck gebracht.

Wollen wir aber uns selbst unser Dasein von der Wiege bis zum Grabe chromatisch symbolisieren, so wählen wir für die goldene Zeit der Jugend, für die Zeit des feurigen, himmelanstrebenden Thatendranges, das Rot, die kalten brochenen Farben aber für das bedächtige, allen energischen Erregungen abhold. Ein Blick auf die Toiletten unserer Damen wird zeigen, wie scharf alt und jung sich gerade chromatisch scheidet.

Es sei mir nun noch erlaubt, Nachweis führen zu dürfen, wie wir in der Zusammenstellung von Farben lediglich nur durch die Gesetze unseres seelischen Empfindungsorganes geleitet werden. Wir müssen, wollen wir in dieser verwinkelten Materie klar sehen, vor allem eines physiologischen Gesetzes gedenken, das zwar des folgenden.

Alle unsere Sinnesorgane, also:

s Auge, bevorzugen, handelt es sich um Empfindung mehrerer Reize nacheinander, vorzüglich solcher Reize, welche untereinander verschieden sind. Sowohl der Reiz längere Zeit hintereinander pflunden, als verwandte Reize gleichzeitig wirkend, erzeugen leicht das Gefühl Ermüdung und Ueber sättigung.

Nur in dem Wechsel des Reizes liegt alle unsere Sinnesapparate Befriedigung. In an betracht dieser Thatsache wird die Zusammenstellung solcher Farben der ästhetischen Begegnung erregen, welche allerlei verwandte Beziehungen in dem Auge, mit welchem sie auf das Auge wirken, besitzen. Diejenigen Farben sind nun in ihrer Erregungsform sich nahe und, miteinander verwandt, welche im Spektrum nebeneinander liegen, also Rot und Gelb, Gelb und Grün, Grün und Blau, Blau und Violett. Und die Zusammenordnung der genannten Farben gilt auch, wie allbekannt, als schwere ästhetische Sünde. Die Geschmacklosigkeit des verführten Farbenspiels ist ja auch viel so gar sprichwörtlich geworden; so erlaube ich mir nur an das alte Volkswort:

Blau und Grün
Steht allen Narren schien.

r:

Grün und Blau
Geht dem Hanswurst seine Frau.

Gleichmaßen ist das Farbenpaar Gelb und Blau ästhetisch geächtet. „Spinat mit Ei“ mit der Volksweis die Farbenkombination.

Unsere vollste ästhetische Billigung finden dagegen die Zusammenstellung solcher Farben, welche im Spektrum weiter voneinander entfernt liegen. Man bezeichnet allerlich die Kombination solcher Farben als sogenannte „große Intervalle“ und eine besonders bevorzugte Gruppierung art möchte ich Rot und Blau nennen. Die Nebeneinanderordnung von Rot und Blau in den verschiedensten Konnotationen hat einen hervorragenden ästhetischen Platz behauptet, solange überhaupt ein Menschenauge an Farben Lust und Befriedigung gefunden hat. Hören wir, wie ein so bekannter Farberkenner, Bezold in München, über dieses Farbenpaar sich äußert; er sagt: „Die Kombination von Rot und Blau begegnet uns stets in den ältesten Kunstdenkmälern, in altägyptischen Ornamenten, ferner in ägyptischen Wandmalereien; sie bildet Grundlage der ältesten griechischen Vasemalerei und findet sich im Pompejanischen Mosaik; sie ist geradezu typisch für die griechische Ornamentik und selbst in der modernen Kunst, welche am schwersten bestimmte koloristische Prinzipien entdecken kann, hat dieses Paar eine dominierende Stellung zu behaupten gewußt. Auch in der christlichen Malerei hat die Zusammenstellung Rot und Blau Eingang gefunden; nur die venezianischen Maler haben in dieser Kombination Gebrauch gemacht, wenn man begegnet ihr selbst in religiösen Gemälden von Dürer.“

So weit unser Gewährsmann Bezold.

Wenn also für die Zusammenordnung von Farbenpaaren es als ein unumstößlicher physiologischer und darum ästhetischer Faktor gelten muß, daß man nur solche Farben, will man anders einen ästhetischen Erfolg erzielen, zusammenstellen darf, welche im Spektrum nicht nebeneinander liegen, so muß ich diesen Satz nunmehr noch in etwas einschränken. Die zusammengeordneten Farben dürfen des weiteren nämlich auch nicht Komplementärfarben sein. Komplementärfarben sind Farben, welche in folgendem eigentümlichen Verhältnis zu einander stehen. Fixiert man z. B. recht genau Rot und blickt dann plötzlich von dem roten Gegenstand fort, so wird man alsbald einen grünen Fleck vor den Augen erscheinen sehen. Es entsteht also durch das länger fortgesetzte Fixieren von Rot die Neigung in uns, Grün zu sehen; bei Fixation von Grün zeigt sich die Neigung zum Rotsehen, bei der von Gelb zu Blau u. s. w. Verbindet man nun solche komplementäre Farben, z. B. Grün und Rot, was wird dann der chromatisch-optische Erfolg sein? Durch die Fixation des Grün entsteht in uns die Neigung zum Rotsehen, und blickt man nun auf das neben das Grün gestellte Rot, so wird dieses durch die in uns vorhandene Neigung zum Rotsehen in seinem Farbbenton ganz besonders verstärkt; es erscheint auffallend grell. In wie weitgehendem Maße der Maler mit dieser rein physiologischen Thatsache zu rechnen hat, wird am besten ein Beispiel klarlegen. Bei der Darstellung lebender oder toter Körper muß der Maler auf die Farbe der seinen Figuren beigegebenen Kleidungsstücke genau achten; sollen seine Figuren blühendes, kräftiges Leben atmen, so thut er gut, in der Umgebung dieser Figuren möglichst kalte Farben anzubringen, denn diese rufen in uns die Neigung zum Sehen der warmen Farben hervor und auf Grund dieser physiologischen Thatsache erscheint also in diesem Fall der Fleischton der Figuren besonders lebendig und kräftig. Will aber der Künstler einen toten Körper darstellen, etwa einen gefallenen Helden, so thut er gut, den farbigen Hintergrund zu dieser Figur in warmen Farben zu halten. Hüllt er den Leichnam z. B. in einen roten Mantel, so ruft das Rot desselben beim Beschauer die Neigung zum Grünsehen hervor und blicken wir nun nach dem toten Körper, so scheint auf demselben ein Anflug von Grün zu liegen, das Kolorit eines toten Körpers auf das täuschendste nachahmend.

Dieses Beispiel ist ganz danach angeordnet, um zu zeigen, wie ein großer Teil der koloristischen Wirkung eines Kunstwerkes bedingt wird durch die Berücksichtigung des physiologischen Verhaltens unserer Netzhaut gegen Farben. Und in diesem Sinne ist auch der Ausdruck zu verstehen, daß der geniale Maler es verstehen müsse, die Farben auf der Netzhaut des Beschauers zu mischen. Und gerade die großen Meister des Kolorits zeigten sich zu allen Zeiten und zeigen sich noch heute in der Berücksichtigung dieser Thatsache als die wahren,

unübertroffenen Kenner der chromatisch-ästhetischen Effekte.

Verken wir nun auf das, was ich bis jetzt vorgetragen, einen Blick, so hätten wir folgendes gefunden: Das Gefühl für Formen- und Farbenschönheit beruht ausschließlich nur in den funktionellen Gesetzen unseres Sehorgans, die Schönheit liegt, wie Grillparzer so treffend sagt, im Auge des Beschauers. Und weil dem so ist, weil unsere ästhetischen Anschauungen als Produkte unserer eigenen Körperlichkeit sich ergeben, weil sie unauf löslich verknüpft sind mit den allgemeinen Gesetzen, nach denen der Prozeß des Lebens sich vollzieht, so sind sie unveränderlich wie die elementaren Lebensgesetze.

Geraten wir nun aber mit diesen Anschauungen nicht in unlösliche Widersprüche? Ist das Grundgesetz, welches die Farben- und Formenschönheit bestimmt, wirklich nur durch unsere Körperlichkeit uns ausgenötigt, und darum unveränderlich wie diese, wie ist es dann erklärlich, daß unsere Anschauungen über das Schöne so gar wechselnd sind? Wie ist es möglich, daß wir heute eine Form, eine Farbe schön finden, welche uns kurze Zeit nachher kalt läßt?

Nun, dieser Widerspruch ist nur ein scheinbarer. Nicht die Gesetze des Schönen sind wandelbar, sondern das Veränderliche und Wandelbare ist lediglich nur unser Geschmack, unser ästhetisches Urteil. Es seien mir für die Betrachtung dieses Punktes noch einige wenige Worte gestattet.

Würden wir bei der ästhetischen Würdigung eines Gegenstandes lediglich nur den in der Organisation unseres Auges begründeten Schönheitsgesetzen folgen, so würden unsere ästhetischen Anschauungen nicht sonderlich schwankend sein; der Enkel würde über die verschwundenen Schönheitsansichten seiner Vorfahren nicht mehr mit leidig die Achsel zucken, die flüchtige Mode würde nicht mehr in stande sein, unseren Geschmack zu formen, wie man weiches Wachs formt. Aber wie der Mensch nur in den aller seltensten Fällen der Stimme der Natur zu folgen gewillt ist, so sind wir meist auch nicht gesonnen, in der Betätigung unseres Schönheitsgefühles uns streng an die Gesetze der Natur zu halten, vielmehr lassen wir uns nur zu gern von den verschiedensten anderen Rücksichten leiten, von Rücksichten, die mit den ewigen Schönheitsgesetzen der Natur oft im schreiendsten Widerspruch stehen.

Zuvörderst stellen wir bei der ästhetischen Beurteilung eines Gegenstandes leider nur zu oft das Reale über das Ideale, das Nützliche über das Schöne. Die menschliche Natur ist nun einmal von Haus aus egoistisch und darum ist es auch nicht wunderbar, wenn der ästhetische Wert eines Gegenstandes so oft nur nach seinem Nützlichkeitsgrad bemessen wird. Verspricht ein Gegenstand uns in irgend einer Hinsicht erheblich zu nützen, so sind wir gern bereit, an demselben allerlei Schönheiten zu entdecken, auch wenn er deren wenig oder gar nicht besitzt. Und neben diesen Rücksichten auf die Nützlichkeit ist es auch noch unsere

Bequemlichkeit, welche uns dazu verleitet, die in uns liegenden Schönheitsgesetze zu verleugnen. Denn zu einem kritischen Urteil über das Schöne ist doch immer eine gewisse geistige Arbeit notwendig; wir müssen, wenn auch unbewußt, vergleichen, inwiefern die Eindrücke, welche wir von einem Gegenstand empfangen, in Uebereinstimmung stehen mit den durch die Organisation unseres Sehorgans vorgeschriebenen Schönheitsgesetzen.

Die zu solch einem Vergleich nun einmal unerläßliche Geistesarbeit scheuen wir nur zu oft und schlagen den viel bequemeren Weg ein, das ästhetische Urteil anderer uns zu eigen zu machen. Aber selbst auch dann, wenn wir der Mühe, eine eigene ästhetische Meinung uns zu bilden, nicht aus dem Wege gehen, suchen wir doch diese Arbeit so bequem wie möglich zu gestalten. Bemerken wir an einem Gegenstand alte bekannte Formen, Formen, die zu unserer eigenen Individualität oder zu unserem Geschlecht überhaupt in irgend einer Beziehung stehen, so sind wir fast stets geneigt, auf Grund dieser Thatsache schnell mit dem Urteil über den Schönheitswert bei der Hand zu sein. Das Anheimelnde, mit welchem solche bekannte Formen uns anmuten, genügt uns, um den Gegenstand für schön zu erklären. Darum finden gerade Formen, die uns in der Natur oft entgegentreten, so häufig eine Verwendung als Verzierungen; so erinnere ich nur an die Form des Halbmondes, der Sonne, des Sternes, verschiedener Blattformen u. dgl. m.

Und schließlich spielen die geistigen Beziehungen, in denen wir zu einem Gegenstande stehen, bei unserem ästhetischen Urteil eine sehr bedeutsame Rolle. Wir sind gern geneigt, Objekte, welche mit unserem Geistesleben verwandte Beziehungen haben, auch für schön zu erklären. Das Uebereinstimmende zwischen dem Objekt und unserer geistigen Temperatur ruft unser Verlangen hervor und nimmt unser ästhetisches Urteil gefangen.

Doch genug hiervon. Die angeführten Beispiele werden genügen, um zu zeigen, wie gar vielerlei Faktoren bemüht sind, unser ästhetisches Urteil zu beeinflussen, die in uns liegenden Naturgesetze der Schönheit in ihrer Bethätigung zu behindern.

Die ewigen unveränderlichen Gesetze des Schönen, welche die Natur selbst in unser Inneres gelegt hat, sie rein und unverfälscht zu erhalten, ist nur wenig Bevorzugten vergönnt. Die Mehrzahl der Menschen hat sich derselben entfremdet und daran gewöhnt, den ästhetischen Wert zu messen nach den zufälligen und wechselnden Rücksichten, wie sie das tägliche Leben, wie sie der Beruf, der Stand und die Tagesereignisse ihnen aufdrängen. Und der jeweilige ästhetische Geschmack, wie er sich unbekümmert um die unwandelbaren Gesetze des Schönen aufbaut aus den flüchtigen Rücksichten des Tages, es ist das, was einen jeden von uns willig oder nicht in seinen Bann schlägt, es ist die Mode. Die Mode ist nichts anderes als die Ver-

körperung jenes Zwanges, welchen das tägliche Leben den ästhetischen Gesetzen anthut. Aus welchen Momenten dieser Zwang sich zusammenlegt, das habe ich mich bemüht, an einigen so recht auf der Hand liegenden Beispielen darzuthun. Wir haben gesehen, daß das Möglichkeitsprinzip, daß Bequemlichkeit, daß geistige Schläffheit uns oft veranlassen, von den Grundgesetzen des Schönen abzuweichen und uns dem ästhetischen Zwitterwesen der Mode in die Arme zu werfen. Aber so gering ist das Wesen der Mode doch nicht aufzufassen, daß es genügt, sie lediglich durch menschliche Schwächen zu erklären; auch höhere Momente sind bei der Entstehung derselben beteiligt. Alle großen Gedanken und Empfindungen, welche die Volksseele bewegen, sie spiegeln sich auch in den ästhetischen Anschauungen wider, sie gelangen notgedrungen auch in diesen zum Ausdruck, verleihen ihnen ein charakteristisches Gepräge. Sache des Kulturhistorikers ist es, diese Regungen der Volksseele in ihrem Einfluß auf das ästhetische Empfinden zu studieren und würde es nicht meines Amtes sein, wollte ich Sie nun auch auf dieses Gebiet führen, aber eine kleine Abschweifung nach dieser Richtung hin gestatten Sie mir vielleicht noch zum Schluß meines Vortrages.

Unsere heutigen ästhetischen Anschauungen, sie haben eine, auch für den unaufmerksamsten Beobachter nicht zu verkennende gewaltige Aenderung im Laufe des letzten Jahrzehntes erfahren. Plötzlich sehen wir uns zurückversetzt in längst verklungene Zeiten. Kunst und Kunstgewerbe, sie verfolgen Bahnen, welche unsere Vorfahren gewandelt sind. Betreten wir ein modernes Zimmer, so glauben wir nicht in dem Zeitalter des Dampfes und des Telephons zu leben, sondern wir sehen uns in einer Umgebung, wie sie zu finden war in

jenen früheren Zeiten, in denen das Bürgertum so kräftig und eigenartig war. Die ästhetischen Anschauungen unserer Zeit sind offenbar bestrebt, jene Formen, der bei uns heimisch zu machen, mit der deutsche Bürger der Vergangenheit sein Haus schmückte.

Der große nationale Gedanke, welchen das glorreiche Jahr 1870 dem deutschen Volk gebracht hat, er strebt auf allen Gebieten unseres Lebens zum Durchbruch zu gelangen. Auch unser ästhetisches Empfinden, es kann und will sich dem Einfluß des so siegreich sich entfaltenden deutschen Bewußtseins nicht entziehen, es darum suchen wir die Formen wieder, welche wir im deutschen Haus der Vergangenheit in so ausgeprägter Weise empfunden finden. Und so bin ich denn der Meinung, daß bei der Entwicklung unseres modernen Geschmacks ein Moment von der höchsten ethischen Bedeutung gebend ist, die Liebe zu deutschem Volk. Und mag unsere heutige Mode auch allerlei Auswüchse zeigen, mag sie in manchen Beziehungen übertrieben sein, ja man in mancher Hinsicht vielleicht sogar einen Rückschritt verzeichnen, die Thatsache, daß sie ihren Ursprung verdankt dem heiligen Stolz, nun wieder ein Deutscher zu dürfen, läßt uns die Mängel der Mode gern vergessen.

Und so möchte ich die Leser heute aus dieser Betrachtung die Ansicht abwickeln zu wollen, daß unser ästhetisches Empfinden auf festen unwandelbaren Naturgesetzen beruht. Aber der Witz des Menschen hat es verstanden, den ewigen Schönheitsgesetzen das Mäntelchen der Mode umzuhängen, ein Mäntelchen, welches webt ist aus all jenen Fehlern und Tugenden, welche das Wesen des Menschen selbst zeigt.

Trinkgold.

Von

Anton Ohorn.

1. Kapitel.

Die Bekenntnisse des Pater Bruno.

Durch die hohen Bogenfenster fiel der Schein der Nachmittagssonne in die alte Klosterbücherei und vergoldete das braune Holzgitter der Wände und die bestäubten Folianten in vergilbten Leder- und Pergamenteinbänden. Sie standen wohlgeordnet und ein jeder trug auf seinem Rücken säuberlich mit schwarzer Farbe seinen Titel und Autornamen verzeichnet, und sie waren fast alle Zeugnisse von dem ehelichen deutschen Fleiße der Vorzeit, da der gelehrte Mönch in einsamer Zelle noch oft genug seine ganze Lebenszeit daran setzte, um der Nachwelt irgend einen Schatz vergangener Tage oder die Gedanken und

Empfindungen der eigenen Seele zu einem heiligen, wunderbaren Leben zu überliefern. Der Raum war hochgewölbt, die Decke gestützt von massigen Strebpfeilern, und eine wohlthuende Wärme durchwehte ihn, die bei der Hochzeit der Glut, welche draußen über den goldenen Ahrenfeldern zitterte und stimmte, doppelt angenehm empfunden wurde.

An einem der Bogenfenster stand ein junger Mönch im dunkeln Gewand des Benediktinerordens, und er ließ die braunen Augen, die ernst und ruhig einer weißen, schöngewölbten Decke lagen, flüchtig hinausgleiten in das weithin bis an die Grenze der Berge von hier aus überblickt werden konnte. Zwischen Feldern, die der C-

taegenharrten, zog sich der breite, silberne treifen eines Flusses hin, der hineinsetzte nach der freundlichen Stadt, die endlich, von ihrem grauen Mauergürtel nichlossen, traumhaft ruhig dalag und ren Türme bei dem klaren Wetter sich it scharfen Silhouetten vom Himmel abben. Hinter der Stadt lagen dunkle, une Wälder, welche bis an die Höhen nanreichten, welche den Horizont ablesen.

Dem Mönche war der Anblick nicht u, er hatte auch nur vorübergehend, als er den Augen eine Minute der Ruhe unnen wollte, hinausgeschaut; dann senkte die Blicke wieder niedermwärts auf das te Buch, das er in den Händen hielt, id dessen Schreiber wohl lange schon ter den Platten des Kreuzgangs im ten Gruftgewölbe des Klosters moderte. s war eine Abschrift eines berühmten keses und der eigentliche Verfasser fein ringerer gewesen, als jener Albertus agnus, weiland Bischof von Regensma, der nachmals im Jahre 1280 im ominianerkloster in Cöln gestorben war. as Buch aber führte den Titel: „De bus metallicis et mineralibus“, und er junge Mönch las halbblaut vor sich hin:

„Die Alchimie verfähet aber also, daß e einen gewissen Körper zersetzt, ihn aus iner Gattung herausnimmt und mit dem ichtigsten seiner Bestandteile einen Körper nderer Gattung bedeckt.

Daher ist dasjenige alchimistische Verahren das beste, welches von ebenben Mitteln ausgeht, wie die Natur it, nämlich von der Reinigung des Schwefels durch Kochung und Sublination, von Reinigung des Mercurius nd auter Vermischung beider mit einer etallischen Grundlage, denn jene beiden eden jede Art von Metall.“

Simmend senkte der Mönch das Haupt nd faßte mit der Rechten sich an die efte Stirn: „Wäre das wirklich die ehung des Problems, nach welcher Hunerte schon vergebens gesucht und die doch edder der Doctor mirabilis, der hocherühmte Franziskaner Roger Baco, noch er Doctor subtilis, der gefeierte Minorit Duns Scotus, gefunden, — lapis philosophorum, den Stein der Weisen, mit dessen kraft man unedle Metalle in Gold verwandeln könne?“ — Ihn löstete nicht rich dem Golde, er hatte die Armut slebt mit freiwilligem Herzen, er suchte ir den Triumph der Wissenschaft, denn e war ein Denker und Grübler, der junge Mönch mit der hohen, weißen Stirn, chleich er sich dabei die Herzenswärme bewahrt hatte und den Sinn für das Schöne.

Und die Sonne schien ihm in das bleiche Gesicht, und er schaute wieder hinaus uf das amnütige Landschaftsbild. Der silberne Wasserpiegel blinkte und die erunen Höhlenwälder lockten, so daß er mit raschem Entschlusse das Werk des Albertus Magnus zuklappte und an eines der Gestelle herantrat, um den Band wieder an seinen herkömmlichen Ort zu bringen.

Er wollte die Metallspangen schließen, da glitt ihm das Buch aus der Hand und schlug schwer auf den Boden nieder; als er sich bückte, um es auszuheben, da blinkte ihn aus dem hellbraunen Holzgetäfel der Wand, kaum zwei Hände hoch über dem Boden, ein kleines Nistloch an, auf welchem, durch einen Lichtreflex hervorgerufen, ein roter Schimmer lag. Mechanisch berührte er die Stelle mit dem Finger und erschraf fast bis in das tiefste Herz, als diese dem Drucke nachgab und das Getäfel etwa einen Fuß ins Geviert sich öffnete und einen nicht eben tiefen, hohlen Raum sehen ließ. Der Mönch beugte sich nieder auf das Knie und spähte mit erregtem Auge in die Höhlung, dann griffen die bebenden Hände zu und zogen ein mächtig starkes Heft hervor — vergilbtes Pergament — das auf seiner ersten Seite die Aufschrift trug: Confessiones Patris Brunonis — Bekenntnisse des Vater Bruno.

Er hatte niemals den Namen nennen hören im Kloster, es trug ihn auch keiner von den lebenden Brüdern und durch seine Seele schlich sich ein leises Grauen, wie es das Menschenherz durchweht, wenn es vor einem Geheimnis steht. Er schlug das Heft auf, aber vor seinen Blicken tanzten und flimmerten die kräftigen Schriftzüge, und er klappte es wieder zu. Und als er zum zweitenmale die Hand in den Raum führte, zog er einen verstäubten Gegenstand hervor, der sich hart anfühlte, gleich einer Holzplatte. Er wischte mit dem Ärmel seiner Kutte darüber und suchte fast augenblicklich zurück in heftigster Erregung. Aus der Staubhülle, die wie ein dichter Schleier auf dem Gegenstande lag, leuchteten ihm zwei Augen entgegen, so wunderbar und sonnig, daß es den einsamen Mann bis in die Seele traf, und daß er fast mechanisch mit rascher Bewegung noch einmal den Ärmel seines Gewandes über die Platte gleiten ließ, und nun hielt er in den zitternden Händen ein Frauenantlitz, so entzückend schön, so madonnenhaft rein, daß er die Blicke nicht von dem Bilde abwenden konnte, das ihn mild und mit frommen Augen anzuschauen schien. Das Gefühl, welches ihn erfaßte, hatte er nie in seinem Leben empfunden, es war Seligkeit und Schmerz, Wonne und Bangen zugleich, und aus den widerstreitenden Empfindungen rang sich endlich der eine Entschluß heraus: Die Brüder durften nichts erfahren von seinem Funde! Mit zitternder Hand barg er das Pergamentheft und das Bild wieder in dem Wandschränken mit der Absicht, nächtlernerweile wiederzukehren und beides heimlich nach seiner Zelle zu bringen — da stießen seine Finger noch auf etwas Hartes, und aus einer Ecke des Raumes zog er ein kleines Gefäß, das außerordentlich schwer wog und mit einem grauen, schimmernden Pulver gefüllt war. Da es ihm angesichts der andern beiden Gegenstände ohne Bedeutung schien, stellte er es wieder an seinen Ort, drückte die Thür des Schränkchens zu und flüchtig, als ob er eine Sünde begangen, verließ er die stille, sonnenvolle

Bücherei. Er eilte hinab in den Klostergarten. In den Hecken blühten die weißen und roten Rosen und die alten Linden dufteten. Auf stillen, schattigen Wegen längs der Mauer schritt da und dort ein einzelner Mönch, ein müdes Wässerchen plätscherte und ein einsamer Vogel sang im Wipfel einer breitästigen Buche — es lag ein stilles, gesättigtes Behagen, ein Sabbatfrieden, über dem hübschen Fleckchen Erde.

Weit hinten zwischen grünem und blühendem Strauchwerke, an erhöhter Stelle, von der aus man den Garten übersehen konnte, stand eine graue, steinerne Bank und darauf saß ein alter, weißhaariger Mann im Gewande der Söhne des heiligen Benediktus; sein Gesicht war mild und voll jenes seligen Friedens, den Gemütsruhe und wahre Frömmigkeit verleiht, und seine welke, zitternde Hand stützte sich auf einen Stab.

Der junge Mönch, welcher aus der Bücherei kam, eilte auf ihn zu, denn der Greis war sein Lehrer, ja sein geistiger Vater, und mit rührender Hingebung hing er an demselben. Der alte Mann sah freundlich ihm entgegen und winkte mit der Hand zum Gruß.

„Gott sei mit dir, Ansgar!“

„Und mit deinem Geiste, Vater Meinrad!“

„Du siehst aufgeregt aus, deine Augen leuchten so seltsam, was beunruhigt dich?“

Der junge Mönch, den der Alte Ansgar nannte, beobachtete sich zum erstenmale, ob er dem greisen, väterlichen Freunde alles mitteilen solle, was er wußte; aber rasch hatte er auch erwogen, daß es „Bekenntnisse“ waren, die in seiner Hand gelegen, und er wollte, bevor er nicht näher geprüft, den Standpunkt des Priesters einnehmen, der von Bekenntnissen, die ihm allein zu teil geworden, nicht sprechen darf. Nur eine flüchtige Sekunde hatte er geschwiegen, dann fragte er:

„Vater Meinrad, weißt du etwas von einem Vater Bruno?“

Erschreckt fuhr der Alte auf und legte die zitternde Hand auf den Arm des Jünglings:

„Um Gotteswillen — nenne nicht diesen Namen hier! — Wie kommst du zu solcher Frage?“

„Ich fand den Namen in einem alten Buche — das ist alles.“

Meinrad war aufgestanden und stützte sich auf seinen Krüdstock.

„Komm, laß uns ein wenig gehen! — Du hast mir den Deckel von einem Sarge gehoben und ich sehe ein bleiches, edles Gesicht vor mir, das einem Menschen gehörte, den ich sehr lieb hatte, und der so unglücklich war, von keinem hier verstanden zu werden.“

Der Greis schwieg eine Weile, dann, als er neben Ansgar unter den blühenden Linden hinschritt, um welche tausend fröhliche Insekten summten, hob er einen Momen die Augen auf und schaute durch das grüne Laubgewirr empor zu dem blauen Himmel, als ob er eine Frage

hinaufzurichten hätte; endlich atmete er tief und sagte:

„Ich will's als eine Fügung des Herrn betrachten, daß du mit den verschollenen und verpönten Namen genannt hast, und will dir von dem erzählen, welcher ihn trug, und dem Gottes wärmster Sonnenschein ins Herz fallen möge, wenn er noch unter den Lebenden weilt. Er war dir ähnlich in manchem und der Herr behüte dich darum in Gnaden vor seinem Schicksale. Ihn freute alles Schöne und Edle, und es begeisterte ihn zum Schaffen, denn er war ein Meister des Pinsels; ihn lodte alles Tiefsinnige und Geheimnisvolle in der Natur, und er sann oft Nächte lang, von heißem Wissensdrang beseelt; aber ihn ergriff auch der Menschheit Not und Jammer, und er war ein edler Helfer, wo es immer angehen mußte — seine Brüder aber haben sein Wesen nicht verstanden und er ging einsam unter uns einher, aber allezeit mit dem ruhigen, freundlichen und sonnigen Angesicht, das der Spiegel seiner Seele war. Ich will nicht anklagen, aber es muß ausgesprochen sein: Bruder Florian, den jetzt die Hand des Herrn so schwer getroffen, daß er gelähmt und wie lebendig begraben in seiner Zelle sitzt, ging in religiösem Uebereifer den geheimnisvollen Spuren Brunos nach, und er ward sein Ankläger. Er zieh ihn der teuflischen Kunst, und daß er in Vollmondnächten mit Zaubergebüden nach dem Stein der Weisen suche und Gold mache — und die andern Brüder ließen sich durch sein Wort bethören und erhoben sich gegen denjenigen, der sich nicht einmal verteidigte. Es war just die Bulle des Papstes Johann XXII. erschienen, so da anhebt: „Spondent quas non exhibent“, und welche jeden Adepten mit dem Banne bedroht, und die Brüder im Kloster Walkenried hatten eben erst ihren Mitbruder Adolf Meutha verjagt — da wollten sie hier nicht minder strenge sein und hielten ein Capitulum, in welchem nun ein einziger seine Stimme für den Angeklagten erhob — und das war ich. Die andern aber rissen ihm das heilige Kleid des Ordens vom Leibe und schabten mit rauhem Ziegelstein ihm die Fingerspitzen ab, die einst das Salböl bei der Priesterweihe ihm geheiligt hatte, und dann stießen sie ihn hinaus aus ihrer Mitte. Er aber war ruhig und mild wie immer — er hatte mir die Hand gedrückt, und dann ging er. Ich sehe ihn noch, wie er langsam über den Klosterhof schritt, im Gewande eines Knechtes, ein Bündelchen in der Hand, und da sie ihm nachsuchten, wandte er sich unter dem Thore um, kehrte das freundliche, ruhige Auge zurück und hob die geschändete, blutrünstige Hand zum Segen. Er war der beste Bruder, der Stolz unseres Konvents — er ist verschollen, er ist tot für diese Räume, sein Name wird nicht genannt, aber in meiner Seele lebt sein Bild, solange ich atmen werde. Gott hute dich, mein Sohn, daß du ihm gleich bleibest im Wesen und nicht gleich werdest

im Gesichte... Ich bin müde geworden, geleite mich in meine Zelle, Ansgar... ich bin sehr müde geworden...“

Der Jüngling stützte den Greis und führte ihn langsam durch die grünen Lindenhallen und zwischen den blühenden Rosenhecken — und beide schwiegen.

Auch Ansgar betrat seine Zelle, auf die tiefste bewegt. Es war ein mäßig großer Raum, hoch, gewölbt, mit weißgetünchten Wänden; ein roher Tisch mit zwei Stühlen, ein hartes Lager mit einer groben Wolldecke und ein Betstuhl, das war die Einrichtung des Gemaches; nahe am Fenster aber stand noch eine Staffelei und auf derselben ein angefangenes Gemälde, nach dem ganzen Entwurf eine heilige Cäcilie mit dem Saitenspiel in der Hand. Die Haltung der Figur, der Faltenwurf des Gewandes zeugten von hoher Begabung; aber das Antlitz, das sich nur in matten Umrissen von der Leinwand abhob, hatte keine Seele. Der junge Mönch mochte das in diesem Augenblicke selbst empfinden, denn unmutig wandte er sich von seiner Schöpfung ab und sah hinaus durch das Fenster auf die im Abendstrahl schimmernde Landschaft. Doch kümmerte ihn nicht Wald und Feld und nicht das Läuten der Herdenglocken, sein Geist war bei dem blassen, vertriebenen Priester und vor seinen Blicken sah er die wundersam tiefen, milden Frauenaugen jenes geheimnisvollen Bildes, und er sehnte die Stunden hinweg und wünschte die Nacht herbei, um in ihrem Schutze den gefundenen Schatz zu heben.

Als er mit den Brüdern die Vesper und das Kompletorium betete und die Psalmen des königlichen Sängers monoton in gewohnter Weise an sein Ohr klangen, machte er sich heimlich Vorwürfe, daß er nur ein Lippengebet übe, und doch konnte er Herz und Sinn heute nicht zur Andacht zwingen. Endlich war es vorüber und in einsamer Zelle erwartete er die Nacht. Sie legte ihren Schleier langsam über die grauen, stillen Gebäude, und hinter dem hohen Turme schwamm der Mond empor und goß sein mildes Licht über die Landschaft und flimmerte neugierig auf dem Holzgetäfel in der alten Bücherei. Da schlich er herein auf leisen Sohlen... wie ein Dieb, der Entdeckung fürchtet, nahte Ansgar der geheimnisvollen Stelle, und wenige Augenblicke später lag das vergilbte Heft, das bestäubte Bild in seiner zitternden Hand. Leise schnappte die verborgene Thür wieder ein, behutsam wandelte der junge Mönch durch die nächtlich stillen Gänge, von denen da und dort im Mondlicht aus dunklen Nischen blasser Mönchsgesichter ernst auf ihn niederschauten, und tief aufatmend betrat er seine Zelle. Er eilte an das Fenster; beim Mondenschimmer wischte er den letzten Rest des Staubes von dem Bilde, das nun in seiner ganzen keuschen Schönheit ihn anschaute, so daß seine Seele davor erzitterte. Aber kein sinnliches Begehren kam in sein Herz, das jauchzte nur auf in stiller Wonne, denn er hatte hier die längst gesuchten Züge gefunden für das

Antlitz der Heiligen, deren Bild auf der Staffelei stand. Noch einmal weilt er den Blick auf dem süßen Gesicht, das so trauhaft aus dem Silbergespinnst des Lichts ihn anschaut, dann barga er das Bild unter dem hohlen Fußgestell im Betsthemels, denn es drängte ihn zu fahren, was es mit dem Bilde für ein Verwandtnis habe, und die „Bekanntnisse des Vater Bruno“ zu lesen. Aber der Mondschein flimmerte auf dem gelben Pergament, und er vermochte nur langsam die Schriftzüge zu entziffern, kam ihm ein Gedanke. Er selbst hatte kein Licht in seiner Zelle, das verbot die Regel; aber in der Kirche vor dem Altar heiligsten leuchtete die ewige Lampe in ihrem milden Schein, und er hielt nicht für Sünde, die Bekanntnisse an den edlen Menschen im Heiligtum des Herkes selbst entgegenzunehmen.

So ging er nach der Kirche und sah langsam zwischen den hohen, grünen Säulen hin bis vor den Hauptaltar; er kniete das Knie; dann aber setzte er sich nieder auf die Marmorstufen und beim Schimmer der ewigen Lampe, der dämmerig den Raum durchzitterte, las er mit stets gesteigerter Spannung die Confessiones Patris Brunonis.

„Dem Leser Heil!“

„Der du diese Blätter in den Händen hältst, denke, du sähest am Bette der Sterbenden, der dir seines Herzens Geheimnisse anvertraut und dich um Absolution bittet, wie es der Büsser Beichtstuhl thut. Bist du ein Zelator, wirst du sie versagen, und mein Gebet wird darum nicht unruhiger schlafen; du aber ein Priester, wie ich in den ideo Träumen meiner Jugend ihn gedacht, wirst du sie erteilen und wirst für mich andächtig den großen Bußpsalm miser beten.“

So huben in lateinischer Sprache die Bekanntnisse an und was nun folgte, war ein Lebensbild, entworfen mit ruhiger Einfachheit, schlichter Wahrheit und erschauernder Seelengröße. Vor den Geist Ansgars trat immer klarer, immer schöner die Gestalt des Mannes, der eine Welt von Wissen in seinem Geiste, eine Welt von Liebe in seinem Herzen trug und der alles vergraben mußte in die Einsamkeit seiner öden Zelle, ohne zu klagen, so zu großen, mit frieblicher, freundlicher Signation — er war sich selbst ganz gewiss.

Dann hieß es in den Aufzeichnungen: „Nur von zwei Menschen auf der ganzen Erde weiß ich, daß ich verstanden war und das ist des Glückes genug; der eine ist Bruder Meinrad, aber er ist still und trägt dies Bewußtsein in tiefster Stille nur in einer und der anderen Stunde, er vor meiner Staffelei stand, sah ich aus seinen Augen leuchten; der andere, der Kaufherr Eberhart, unten in der Stadt. Sein Haus war mir ein Heil und in seinem Herzen glüht still und heilig die Flamme für alles Gute und das ist ein Künstler, ob er gleich niemals Pinsel oder Meißel geführt hat und das

sieht er mich. Einmal in jeder Woche ich ihn besuchen müssen und es war ein Feiertag, von dessen Weihe ich 5 Tage zehrte. Sein Weib war ihm ge gestorben, sein Töchterchen ward bei wandten erzogen, er aber ertrug seine samkeit mit der Ruhe des echten Wei- Da kam ich einst in sein Haus und Kind trat mir entgegen, blühend und nig wie ein Maimorgen und durch meine le ging ein Schauer. Ich habe in r Nacht keinen Schlaf gefunden, ich immer die großen freundlichen Mäb- taugen vor mir und das Gleichgewicht ner Seele kam ins Schwanken. Nach acht Tagen betrat ich abermals Haus des Freundes und sie grüßte b, wie man einem lieben Bekannten t und mein Auge sog sich voll an ihrem nnelsgesicht und mein Ohr trank den hllaut ihrer Stimme und wie ein Be- schter wankte ich heimwärts, als die aglocke abends rief. An jenem Abend ward es mir klar, daß ich die Tochter nes Freundes liebe und ich vermeinte, Herz müsse mir springen in Seligkeit Schmerz zugleich und seit langen Jah- zum erstenmal wieder habe ich in jener ht gemeint und dann vor dem Kreuze den Knien gelegen und gebetet, bald, der Himmel meine sündhafte Liebe unstige, bald, daß er mein Herz ver- und versteinere, selbst um den Preis, er mir meine Kunst raube. Und so ging in den nächsten Tagen, da schritt das liebliche Traumbild zur Seite und n Herz war voll von ihr allein. Ich ste, daß es sündhaft war und darum g ich mit mir selbst . . . unbeschreiblich ich habe mich bezwungen. Um das d aus meinem Herzen zu bannen, über- g ich es auf die Leinwand — in näch- r Stunde beim fahlen Mondenschim- habe ich das süße Gesicht in Farben unt und wie in einen Zauber habe es verborgen in dem Raume, in wel- t diese Blätter liegen; hier ruht es . . . denn die Brüder gehen nicht in Bücherei, sie bedürfen der Weisheit t . . . Ich habe Eberhart nicht mehr cht, aber er kam zu mir; er wußte, ich mich von seinem Hause fernhielt, aber sprach nicht davon und alles blieb zwi- n uns beim alten. Das dauerte Mo- hindurch und ich sah die Tochter des undes nicht mehr wieder, denn ich kam t hinab nach der Stadt, da trat Eber- eines Morgens in meine Zelle, sein schlich war blaß und seine Stimme te, da er sagte: Wir sehen uns zum mal — ich bin ein Bettler gewor- und muß mit meinem Kinde hinaus elend; ich werde es ertragen, aber mein Kind thut mir's leid. — Das it mir in die Seele und ich hätte ihm a Herzblut gegeben in jener Stunde, ich ihm damit hätte helfen können; nis hätte er aber kein Gold machen en. Und ich mochte ihn nicht ohne r ziehen lassen und so versprach ich, obgleich ich nur ein armer Mönch, ihm so viel Geld zu schaffen, daß

er sein Haus und Heim sollte behalten können. Er sah mich groß und dankbar an und er glaubte mir, ob er gleich nicht wußte, woher ich den Reichtum nehmen sollte. Ich aber dachte an die alchimistische Kunst, mit der ich lange mich schon be- faßte, heimlich und verborgen, denn des Papstes Bulle verbot sie als Teufelswerk. Das aber ist sie nicht und heilige Männer haben nach dem Steine der Weisen ge- sucht und haben dabei ihre Seele nicht dem Bösen verpfändet, denn das höchste Wissen kommt nicht vom Teufel, sondern von Gott. Und ich las nächtlicherweile beim Schimmer der ewigen Lampe die Schrift des hochwürdigen Bischofs Mannus von Agerre: „De lapide“ und des from- men Mönches Ferrarius Buch „Vom Steine der Weisen“ und grübelte und sann, bis ich den rechten Weg fand und der Geist des Herrn mich erleuchtete, auf daß ich meinem Freunde helfen könne. Ich habe ihn gefunden, den lapis philosophorum, und damit du, frommer Leser, zu beur- teilen vermagst, daß nur das Wissen allein, aber nicht schwarze Teufelskunst mich das Geheimnis ergründen ließen, füge ich im Anhang das nähere Verfahren bei. Dem Herrn sei Dank, es wird meinem Freunde geholfen werden, habe ich aber gesündigt, indem ich des Papstes Verbot übertrat, so erteile mir, frommer Leser, Absolution um des Freundes willen . . .“

Hier brachen die Aufzeichnungen ab und der einsame Leser atmete tief auf. Er blieb auf der Altarstufe sitzen und sah hinein in den stillen dämmerigen Raum der Kirche und vor seinem Geiste zog alles das vorüber, was in den „Bekennnissen“ nicht mehr zu lesen war und was der Vater Bruno nicht mehr hatte aufzeichnen können. Er hatte wohl in stiller Nacht „gealchemaiet“, die Seele erfüllt von der freudigen Genußthung, dem Freunde und dessen Kinde helfen zu können, und die Brüder hatten ihn dabei überrascht und dann war es gekommen, wie der alte Mein- rad erzählt hatte, und der Unselige war wohl mit dem Freunde gemeinsam hinaus- gegangen ins Elend.

Und Ansgar schlug den Anhang zu dem Hefte auf und las „Wie man den Stein der Weisen bereitet“. Da stand alles so klar und einfach beschrieben, wie man zunächst aus der richtigen Mischung von Mann, Salpeter, Rochsalz und Quec- silbersublimat durch Destillation mit Al- kohol das Mercurialwasser gewinne; wie man mit diesem dünngeschlagenes Gold in der Wärme übergeße, sich letzteres sich löse und als Goldfläs sich niederlage, der in der Hitze rot werde wie das Blut des Löwen; wie das Löwenblut in dicht- verschlossenem Kolben in einem Aschenbade bei hoher Temperatur seine Farbe wechsle, erst schwarz, dann grau, dann gelb und endlich rot werde, bis es zur Grundlage der eigentlichen Tinktur geworden; wie es zuletzt fein gerieben und ein Gran mit tausend Gran geschmolzenen Goldes ge- mischt werde, woraus nach dreiviertelstün- digem Schmelzen der Stein der Weisen

sich bilde, mit dem man unedle Metalle in Gold verwandeln könne, aus dem man aber auch durch künstliche Mischung das aurum potabile, das Trifkgold, be- reiten könne, das eine Panacee und ein unübertreffliches Heilmittel sei bei allen Krankheiten.

Was noch am verflossenen Nachmittage in der Bücherei die Seele Ansgars be- schäftigt, wonach er in dem Werke des berühmten Albertus Magnus umsonst ge- sucht, das ward so einfach und überzeu- gend ihm hier mitgeteilt und es war ihm außer Zweifel, daß jenes schwere, graue Pulver, das er in der Hand gehalten, der lang gesuchte Stein der Weisen war.

Der Sommermorgen dämmerte durch die hohen Bogenfenster der Kirche, in fahlem Grau ragten die Statuen der Heiligen an den Pfeilern, die Vergoldung der Altäre bligte matt, da verließ Ansgar langsamen Schrittes, das Pergamentfest unter dem Stapulier sorglich geborgen, die heiligen Hallen und suchte seine Zelle auf. Tief- stille lag noch das ganze Konvent, denn die Glocke hatte noch nicht zur ersten Hora gerufen.

2. Kapitel.

Die heilige Cäcilia.

Am andern Tage stand Ansgar vor seiner Staffelei. Noch einmal hatte er im hellen Morgen Sonnenlicht jenes Bild be- schaut und jeder Zug prägte sich seiner Seele auf das tiefste ein; eine Ahnung dessen war ihm durch das Herz gegangen, daß man um ein solches Angesicht wohl an dem Mönchsgelübde wankend werden könne, und stille Bewunderung hatte ihn aufs neue erfasst für den seelenstarken, gewaltigen Mann, der sich selbst besiegt hatte. Und er wollte nicht schwächer sein als jener; die süßen Augen sollten ihn nicht verlocken zu weltlichen Gedanken und sündlichen Begierden, er wollte den Schein der Heiligkeit um dieses entzückende Men- schenhaupt legen und ihm damit den Zauber nehmen, mit dem es anfang, sein eigenes Herz zu umgarnen. So tauchte es allge- mach unter seinen Pinselstrichen auf, erst schüchtern und verschwommen, dann immer klarer und sicherer und schon am anderen Tage leuchteten die Wangen vom zarten warmen Farbenton des Lebens und die Augen glänzten so mild und keusch und sonnig — und je länger er sein eigenes Werk ansah, desto mehr ward er innerlich befriedigt und eine wunderbare, heilige Ruhe zog in sein Herz.

An diesem Tage war der greise Mein- rad nach seiner Zelle gekommen und er stand hinter dem jungen Maler und schaute lange schweigend nach dem Gemälde. Er mußte aufs neue jener Stunden denken, da er das künstlerische Schaffen Brunos verfolgt und still bewundert hatte und immer mehr wollte es ihm scheinen, als sei jener seltene edle Mensch wieder jung geworden und stehe wieder vor ihm und als müsse er selbst die Hände falten zum Gebet für den Jüngling, in dessen Herzen ein heiliges, reines Feuer brannte, das

man in diesen Mauern heute so wenig zu würdigen verstand, wie vor drei Jahrzehnten, als man Bruno hinausstieß wie einen Gottverfluchten und Geächteten.

Goldener Sonnenschein flutete durch die armselige Zelle, auf dem Fenster Sims draußen sang ein kleiner Vogel, Düste der blühenden Linden wehten durch das offene Fenster und den Greis erfaßte ein wunderbares Gefühl.

„Das Bild wird manches Herz erfreuen und manche kummervolle Seele trösten — es ist dein bestes, und Gott hat dich reich gesegnet, da er dich solches schaffen läßt; hast du jemals dies Antlitz gesehen und diese unergründlich tiefen, frommen Augen?“

„In vergangener Nacht, mein Vater,“ entgegnete Ansgar, ohne von der Staffelei wegzuschauen.

„Im Traume also — Träume sind auch von Gott.“

Ansgar schwieg.

Drei Tage später stand das Bild vollendet auf der Staffelei und heller Verklärungsglanz lag um das schöne Haupt und schien von den braunen Haarwellen auszugehen; zur selben Zeit aber lag in schlichter Totenruhe im Kapitelsaale der alte Meinrad und auf seinem bleichen Gesichte schimmerte ein himmlischer Friede. Es waren die letzten Worte gewesen, die er zu Ansgar sprach, da er ihn in seiner Zelle besuchte, die Nacht darauf war der Todesengel durch das Konvent gegangen wie ein milder, freundlicher Genius und hatte den Greis auf die Stirn und auf die müden Augen geküßt, so daß er diese am andern Morgen nicht mehr öffnete. Um den Sarg flackerte das gelbe Kerzenlicht, auf dem Gesicht des Toten aber spielte der goldene Sonnenschein, der durch die hohen Bogensfenster des Kapitelsaales hereinflutete und zur Seite auf dem Betischemel kniete Ansgar und durch seine Seele zog eine bange Ahnung dessen, was er an dem stillen Toten eigentlich besessen und was er mit ihm verloren. Niemand als Meinrad hatte Brunos Wesen und Wirken verstanden, niemand verstand auch Ansgar, und schwerer als in vergangenen Stunden drängte sich ihm der Gedanke auf, daß in ihm etwas von dem Vertriebenen und Verstoßenen lebe. Aber sein Gewissen auch fühlte sich beschwert: er hatte den alten Mann, der sein geistiger Vater war, der ihn liebte, dessen Seele kein Arg kannte, getäuscht, er hatte ihn von sich gehen lassen, ohne ihm die volle Wahrheit über das Bild zu sagen und es war ihm, als läge seit jener Stunde über seinem Werke ein Hauch der Sünde, als könne es ihm weder Segen noch Freude mehr bringen. Darum hielt er das Antlitz jetzt in die Hände gedrückt und während ihm die heißen Thränen zwischen den Fingern durchstrannten, bat er still den Toten um Verzeihung. Und das milde, freundliche Greisenantlitz zürnte gewiß nicht und diese Augen hatten sich wohl mit einem Segenswunsche für den Liebbling geschlossen. Ansgar küßte die gefalteten kühlen Hände,

zwischen denen Kreuz und Rosenkranz ruhte, und sprengte Weihwasser über den theuern Leib, dann ging er und ihm war, als müßte er Abschied nehmen von einem Stücke seines jungen Lebens.

Am dem Tage aber, da man den Toten hinausgetragen zur ewigen Ruhe und ihn eingebettet hatte zwischen hohes, wildwucherndes Gras und windschiefe kleine Holzkreuze, welche die Gräber entschlafener Mönche deckten, hatte sich Ansgar nach der Bibliothek geschlichen und im Dämmerchein des Abends die Bekenntnisse des Vater Bruno und das kleine Bild wieder an dem Orte geborgen, wo er beides gefunden; doch das kleine Glasgefäß mit dem schweren, grauen, schillernden Pulver nahm er mit sich und barg es ängstlich an seiner Brust: es war ihm, als ob dabei sein Herz heftiger schlug und als ob ihn ein Grauen erfaße — sollte doch des Teufels Kraft und Kunst auf die Vereitlung des lapis philosophorum eingewirkt haben?

Einige Tage später wurde das Bild der heiligen Cäcilia auf einem Altare aufgestellt, der im Chor der Kirche, seitwärts von dem Hochaltare, sich befand. In voller und schöner Beleuchtung traten die feinschen Linien des holden Angesichts hervor, so lebenswarm und so entzückend, daß der Kreis der Mönche verwundert umherstand und daß in manches weltabgeschiedene Herz vielleicht zum erstenmal unbewußt der Abganz der Frauenschönheit leuchtete und daß manch einer wohl das dachte, was der entzückte Faust ausspricht: „Ist's möglich, ist das Weib so schön?“ — Wohl lag der Glorienschein um die reine Stirn und die Madonnenaugen schauten so kindesrein und sünbelos hernieder, aber die Herzen begannen doch wärmer zu schlagen und die Blicke konnten sich nicht von dem Bilde wenden. Bescheiden und still stand der junge Meister dabei und hörte nur mit halbem Ohr die Lobsprüche — er dachte an den toten Meinrad.

Es war in der That, als ob ein Zauber von dem Bilde ausging; es lockte die Väter zu sich her und zu allen Stunden des Tages knieten Fromme vor ihm auf den Altarstufen und hoben die brennenden Blicke zu ihm empor. Und die Kunde von dieser heiligen Cäcilia ging weit hinaus ins Land und das Gerücht erzählte von wunderbaren Heilungen, die manchem Breithaften durch ihre Fürbitte zu teil geworden und bald kam es von nah und fern herbei in ganzen Scharen mit wehenden Kirchenfahnen voran, und beim Gesang frommer Lieder beugten Hunderte das Knie vor der Schöpfung des jungen Mönches.

Ihn aber schauderte es, da er es sah, denn es wollte ihm bedünken, als rufe man nicht die Heilige an um ihre Fürbitte, sondern als beuge man sich anbetend vor einem Werke seiner Hände, und ihm graute vor dem Götzendienste, den er nicht gewollt, und vor dem Aberglauben, den er selbst verabscheute. Er betrat mit Genehmigung des Priors die Kanzel und pre-

digte mit beredten Worten und heiligem Feuereifer, daß man in dem Bilde nichts anderes sehen dürfe, als eben nur ein Bild — aber die Scharen der Frommen kamen nach wie vor und sie lagen auf den Knien vor der heiligen Cäcilia und anderen Altäre waren einsam, verödet, ohne Verehrung.

Den Maler selbst aber zog es zu seinem Bilde, aber er kam nicht beim Tageslicht, denn er mochte die Breiten und Kranken nicht sehen, die man her schleppte und denen doch hier nicht geholfen werden konnte, aber in stillen Nächten wenn das Mondlicht voll durch die bewölkten Fenster des Presbyteriums einleuchtete und mit seinem milden, regen Schimmer das schöne Antlitz der Heiligen umfloß, dann kam er herbei hielt heimliche Zwiesprache mit ihr, mit einer guten lieben Freundin. Es lag sein Begehren in seiner Brust, nur ein stilles Verlangen, ihr das zu sagen, was er sonst dem alten toten Freunde erzählt hatte, von seinem einsamen Studium, von seinem künstlerischen Schaffen, ihm die Ruhe und Heiterkeit seiner Zeit erhielt.

So war es allmählich Winter geworden, die Linden im Klostersgarten stumm und auf den Rosenbüschen lag der duftenden weißen Blumen kalter Schnee, der Fluß glitzerte nicht mehr im Sonnenschein aus der Thalung herauf, denn Eis hatte ihm seine Fesseln angelegt, die grauen Mauern und Türme der Kirche hoben sich düsterer und größer ab der weißen Fläche ringsumher. Aber die Flocken wirbelten um die wehenden Kirchenfahnen der Prozessionen, und auch der Winterwind die frommen Stimmen der Wallfahrer in Fegen riß, sobald deren Mund verlassenen, man kam noch herbei, um die Fürbitte der Heiligen anzurufen.

So kam der 22. November, der Sanctae Caeciliae, und er war, ohne man es vorher beabsichtigt hatte, zu einem besonderen Festtag geworden. Die Mönche umwanden Tags vorher das Bild grünen Fichten- und Tannenzweigen, steckten zahlreiche Kerzen vor demselben und die Hallen der Kirche dufteten die Räume, in welchen der Christus steht.

Nur ein einziger Mönch lag in seiner Zelle mit verdüstertem Angesicht ein alter Mann mit hohem kahlem Haupte mit grauen, scharfen Augen. Da schon seit Jahren und verließ das Gemach nicht, welches seine ganze Welt umfloß, eine Welt, wie sie ärmlicher bescheidener nicht zu denken war. Wände waren grau und schmutzlos, nicht das Gewebe der Spinnen in finstern Winkeln als Schmutz an der Wand; ein Betpult, ein Tisch und das nackte Holzlager, auf dem der Christus ruhte, das war alles.

Vor den Fenstern draußen sang Novemberwind sein schauriges Lied, die Dohlen und Raben kreischten da-

en und in der Zelle knisterte kein beglühendes Feuer, denn es gab hier keinen, und die schäbige Wolldecke um den des alten Mannes war dessen ganzer Schutz gegen die Kälte. Er aber betete blaut die Psalmen. Das war Vater Florian, der eiserne Hüter und Wächter, der Regel des heiligen Benedikt, der Mann, bei den Brüdern um der Strenge gegen sich selbst als ein Heiliger im Fleische galt und dessen Wort den Ausschlag gab bei dem, was man im Konvente that und unterließ. Ein Laienbruder brachte ihm täglich einmal seine farge Mahlzeit, und abends kam der Prior und wohl selbst der Abt, um sich Nats bei ihm zu holen. Die jüngeren Brüder hatten ihn nie gesehen, für sie war er eine lebendige Sage, und die ehrfurchtsvolle Scheu erfaßte sie, wenn er sein Name vor ihnen ausgesprochen wurde.

Es konnte Florian nicht verborgen haben, welchen mächtigen Einfluß das Bild der heiligen Cäcilia auf die Gemüther verbrachte, und sein Auge verdüsterte sich seltsam, da er von den Wallfahrtsorten und von dem Zuge der Kranken und Geheilten.

„Ist jemand schon geheilt von hinnen gegangen, der seine Krücken aufhängen konnte neben dem Altare?“

So fragte er eines Tages und als ihm dies verneinen mußte, suchte es wie ein Wetterleuchten durch seine düsteren Augen und er sagte: „Will mir das Bild ein mal beschauen, das unser Bruder Ansgar gemalt — vielleicht hilft es mir gegen mein Gebreite!“

Die letzten Worte sprach er mit so unerkennbar durchfliegendem eisigem Hohn, daß es den Laienbruder, der neben ihm stand, seltsam durchschauerte, der greise lähmte Mönch jedoch bedeutete ihm mit dem Wink der Hand, die Zelle zu verlassen.

Vor dem Altare der heiligen Cäcilia er drängte sich an ihrem Festtage das Volk. Die Leute knieten auf den kalten Steinplatten und hoben die gefalteten Hände vor zu dem Bilde, um das die Weihrauchschwölke zogen und ihren Duft seltsam heraufziehend mit jenem der Tannenzweige mischten und heilige Lieder klangen durch das Schiff der Kirche.

Da ward ein Kranker herbeigeschleift, und ehrfürchtig machte die Menge eine Lücke, um ihn hindurchzulassen bis nach zum Altare. Es war ein greiser Mönch, mit geisterhaft gelbem Antlitze und kahlem Scheitel, und zwei Laienbrüder trugen ihn mehr als daß sie ihn führten. Die Gebete und Gesänge verstummten, ein kühnliches ging schen durch die Menge, die sich nach rechts und links um den Kranken und traten wohl gar auf die Kirchbänke und einer sprach's zum andern: „Das ist Vater Florian, der Heilige!“

Der Kranke war vor dem Bilde angekommen und hob die glühenden Augen zu demselben empor, und da geschah etwas Wunderbares, das die Menge wie mit heiligem Schauer durchzitterte: Der Gelähmte

riß sich los von den Händen seiner Begleiter, sprang auf seine gelähmten Füße und stand aufrecht vor dem Altare. Sein Gesicht flammte in Blut und mit einemmal erhob er die hageren Hände gegen das Bild und freischte auf: „Teufelsputz und Blendwerk der Hölle — das ist keine Heilige — herab mit dem Bilde von dem Altare!“

Jetzt brach er wieder zusammen und die Laienbrüder fingen ihn in ihren Armen auf und während sie ihn hinaustrugen durch die unheimlich schweigende Menge, traten die dem Altare zunächst Stehenden zurück von dem Bilde, als ob ein Pesthauch davon ausginge und die Scheu wirkte ansteckend wie die Ehrfurcht. Die Leute drängten zu den anderen verlassenen Altären und warfen sich an ihren Stufen nieder, als wollten sie die Heiligen, denen sie geweiht waren, um Verzeihung bitten für die Vernachlässigung, welche sie ihnen hatten zu teil werden lassen, und um das einsame Cäcilienbild dusteten still die grünen Kleider und verflachten die gelben Kleider und das fromme süße Antlitz schien wehmütig herabzuschauen aus seinem breiten geschnittenen Mahmen.

So hatte das Cäcilienfest anstatt der Ehren ihm die Schmach gebracht, und schnell, wie vordem das Gerücht die Wunderkraft des Bildes verbreitet hatte, verbreitete es jetzt die Mär, ein böser Zauber wohne in jenen Zügen und wer etwa geheilt worden sei in ihrem Anschauen, der sei es nicht durch Gotteskraft, sondern durch Teufelskunst. Während das Volk an diesem Cäcilientage noch voll Erregung im Gotteshaufe weilte, hallte mit schrillum Klang die Kapitelglocke durch das Konvent und hastig schritten die dunkeln Mönchsgestalten durch die gewölbten Korridore und nahmen schweigend ihre Sitze ein in dem Saale, in dessen Mitte vor wenigen Monden der Sarg mit dem toten Meinrad gestanden. Ungehört begab sich: Neben dem bleichen Abt und dem erregten Prior lehnte in dem harten Holzstuhle der greise Florian und aller Blicke waren gespannt auf sein vergilbtes Angesicht gerichtet. Und wie in der Kirche streckte er wieder die hageren Hände aus und die grauen Augen suchten unter den buschigen weißen Brauen, da er sprach:

„Das ist nicht das Antlitz einer Heiligen, das ist das Gesicht der Tochter Eberharts, des Kaufmanns, der vor laugen Jahren verschwand. Sie aber war eine Hexe und Zauberin und hat einen unserer Brüder berückt und ihm den Sinn verwirrt, so daß er mit Teufelskunst sich befaßte und des heiligen Vaters Sagen übertrat — sein Name soll hier nicht mehr genannt werden, er zählt zu den Vergessenen und Verlorenen. Aber dies Hexen-angesicht steigt wieder empor aus der Nacht der Vergangenheit und umstrickt aufs neue die Sinne mit bösem Zauber. — Bruder Ansgar, woher stammen dir diese Züge?“

Aller Augen wandten sich nach dem jungen Mönche, der in einem Winkel des Saales sich niedergelassen. Ein heißer

Schmerz flutete ihm durch die Seele, als er hörte, wie das Andenken Brunos hier beschimpft ward, in dessen Herzen doch niemand gelesen hatte, als er allein, der ihn hier nicht verteidigen, ja nicht einmal kennen durfte. Was soll er antworten auf die Frage Florians? — Da sah er im Geiste vor sich das stille, friedliche Angesicht Meinrads, wie er es zum letztenmal in diesem Raum geschaut hatte, und seine tonlose Stimme sprach: „Ich hab's im Traume gesehen!“

Und Florian erhob wieder seine Stimme: „Da seht den Zauber, der heranschleicht wie ein Feind bei stiller Nacht und die Herzen und die Augen verblendet — ich aber sage euch, laßt euch nicht berücken noch bethören — hinweg mit dem Bilde in die Feuerflammen, auf daß sein Anblick keinem Menschen fürder schade! Dir aber, Ansgar, sage ich: Lege den Pinsel beiseite und rühre ihn nicht wieder an, denn auch in ihm steckt ein Zauber und nur durch Enthaltensamkeit von dem, was du Kunst nennst, kannst du die Schuld sühnen, die du durch dein Blendwerk auf dich geladen. Euch aber, ihr Häupter dieses Konvents, mache ich verantwortlich für den Schaden, der tausend Seelen zugefügt wird, wofür ihr nicht auf mein Wort hört. — Führt mich hinaus!“

Man gehorchte seinem Worte, schweigend erhoben sich die Brüder von ihren Sitzen und man hörte im Saale nur das Schlürfen der gelähmten Füße auf dem Estrich. Als aber der greise, eiserne Mahner sich entfernt hatte, da ward einhellig beschlossen, das Bild den Flammen zu überantworten, damit es nicht der Seelen Seligkeit vernichte und dem Bruder Ansgar zu gebieten, daß er nicht fürder Pinsel und Palette brauche, die des Teufels Rüstzeug seien.

Und im Bewußtsein, eine gute That gethan zu haben, verließen die Mönche sich bekreuzend und segnend den Kapitelsaal, in welchen jetzt ein müder Strahl der Novembersonne hereinleuchtete, als ob der Himmel den einsamen Mann trösten wolle, der still und verlassen im Winkel saß und die Hände über die heißen Augen drückte. Was hatte er ihnen denn zuleide gethan, daß sie ihm die einzige Freude seines stillen Daseins zerstörten, daß sie den Götterfunken in seiner Brust ihm auslöschen wollten? — Ahnte es denn keiner, daß sie damit sein Herz brachen, daß sie ihm das Leben zur Wüste machten?

Er kam sich in diesem Augenblicke vor, wie jener Bruno, den man in diesem Saale verflucht, beschimpft und gemißhandelt hatte, den man hinausstieß in Not und Elend, und der doch noch glücklicher war, als er. Warum lebte nun der gute alte Meinrad nicht mehr, er hätte für ihn gesprochen wie vor Jahren einst für Bruno, sein milbes Wort hätte vielleicht Florians harte Rede wieder gut gemacht, sein Herz wäre ihm geblieben, wenn man alles andere ihm genommen hätte. Müde und gebeugt schlich Ansgar aus dem Kapitelsaale und langsam ging er nach der Kirche; er wollte

noch einmal seine Heilige sehen, ehe man sie als Heze verbrannte und wenn ihn darob das Anathem getroffen hätte.

Es war hart um die Mittagsstunde, das Schiff des Gotteshauses war menschenleer und still, so daß seine Schritte leise auf den Platten hallten. Um sein Bild hingen noch die grünen Kränze und die milden, wundersamen Augen schauten fromm und tröstlich auf den jungen Mönch herab. Es hatte Stunden gegeben, da ihn ein Schauer ergriff, wenn er es dachte, daß Hunderte vor diesem Altar knieten und die Schöpfung seiner Hand als Gnadenhort priesen, und da er bereit gewesen wäre, sie selbst zu vernichten und so der Verehrung der abergläubigen Menge zu entziehen, heute aber erfaßte ihn ein unsäglich Schmerz, eine wilde Wehmut bei dem Gedanken, daß die Häute roher Knechte dies schöne Gebilde schänden sollten und übermannt von dem Uebermaß seiner Gefühle, seiner selbst nicht Herr, stieg er die Stufen hinan, kletterte auf den Altar, umfaßte mit beiden Armen heiß und inbrünstig das Bild und preßte seine Lippen in langem Kusse auf den roten, süßen Mund der Heiligen — dann verließen ihn die Sinne und bewußtlos fanden ihn die Brüder, die da kamen, um das Bild herabzureißen von seiner Höhe und es zum Holzstoß zu schleppen...

Im Klosterhofe legten die Knechte Scheit auf Scheit, langsam und behaglich, und ließen dabei manch leichtfertig und unchristlich Wortlein fallen; sie hatten sich auf das St. Cäcilienfest gefreut und auf einen guten Trunk dabei, statt dessen aber war es ein Tag der Buße und Kasteiung für das ganze Kloster geworden. Nun brachten einige Laienbrüder das Bild herbei mit samt dem Rahmen und stellten es an den Pfahl, der aus dem Scheiterhaufen ragte, wie man es bei Unholdbinnen zu thun pflegte und die farge Winter Sonne vergoldete es lieblich und ließ es in seinem ganzen wundersamen Reiz noch einmal glänzen, so daß selbst die Augen der rohen Knechte mit stummer Bewunderung es betrachteten.

Durch das Thor aber ritt zur selbigen Stunde auf halbem Nößlein ein Reiter in Samtwams und mit violetttem Samtbaretz auf dem leicht ergrauten Locken, und da er in den Klosterhof kam, hielt er sein Pferd an und schaute erstaunt auf den Holzstoß und auf die Knechte, bis sein Auge gleichfalls auf dem sonnbeleuchteten schönen Frauengesicht haften blieb. Einer der Knechte kam nun herbei und faßte das Nößlein am Zügel und der Ritter stieg ab. „Was treibt ihr denn da für wunderliche Sachen am St. Cäcilientage?“ fragte er und seine Stimme klang voll und wohlklingend, wie wenn eine metallene Glocke angeschlagen wird.

Ein Laienbruder trat näher und zog das Köppchen von dem geschorenen Haupte.

„Gott zum Grusse, edler Herr — das ist eine Freude, Euch wieder einmal begrüßen zu können, wir aber verbrennen ein Zauberbild, das die Züge einer Heze hat

und das Hunderte schon berückte und unserm Bruder Ansgar die Sinne verwirrte, so daß er nun in Phantasien spricht und von der Unholdin träumt...“

„Nicht doch, guter Bruder, das Gesicht gehört einer Huldin, so wahr ich ein guter Christ bin und ist so wonniglich gemalt, daß ich all mein Lebtag nichts Schöneres und Anmutigeres gesehen habe — will's Gott, so erlöse ich's vom Flammentod. — Nun sorgt mir für mein Nößlein und schenkt mir einen guten Trunk, will euch auch ein neu Lieblein singen, wie es besser nicht erklang vor den Ohren des Kaisers.“

Er streichelte lieblosend das Pferd über den Nacken und ging nach dem Konvente, begleitet von dem Laienbruder. Hier zitterte die Aufregung noch immer in den Gemüthern nach, welche die Ereignisse dieses Tages hervorgerufen hatten. Das Bild, an dem die Mönche selbst verehrend gekniet, stand auf dem Scheiterhaufen, und der junge Meister, der es geschaffen, lag auf seinem harten Bette und wand sich im milden Fieber und stöhnte und schluchzte dabei den Namen Cäcilia.

„Ihr kommt an einem leidvollen Tage, Herr Heinrich von Mügeln, aber zu solcher Zeit ist ein Freund doppelt willkommen!“

So begrüßte der Prior den ritterlichen Gast, reichte ihm die Hände und führte ihn nach dem Refektorium, wo die Mönche eben erst — zum erstenmal seit langen Jahren — in verspäteter Stunde zum Mittagessen sich zusammenfanden. Sie standen zu beiden Seiten der langen Tafel und hielten zum Tischgebet die Hände unter dem Stapulier.

„Edent pauperes — die Armen werden essen,“ intonierte die Stimme des Priors und dumpf rollte die Antwort der Brüder nach: „Et saturabuntur — und sie werden gesättigt werden.“

Ein junger Mönch sprach den Segen, dann setzte man sich an den Tisch, der fremde Gast neben den Prior, und ihm zu Ehren blinkte der goldene Wein im Pokal, den man für heute hatte verpönnen wollen, denn Herr Heinrich von Mügeln war ein angesehener Mann, ob er gleich nur ein fahrender Sänger war. Er durfte den Herzog Rudolf von Oesterreich seinen Freund nennen und stand in gutem Ansehen bei Kaiser Karl IV., dem er nachmals auch sein berühmtes Werk „Das Buch der Maide“ zueignete und er war auch ein frumher Mann, ob er gleich an den Höfen lebte, und hatte einen „Lobgesang auf die Jungfrau Maria“ verfaßt, der neben Konrad von Würzburgs Buch „Goldene Schmiede“ mit Ehren genannt ward.

Der Prior hatte ihm die ganze seltsame Begebenheit haarklein erzählt und dabei berichtet, wie nach der Vesper das Bildnis öffentlich und feierlich sollte verbrannt werden; der fahrende ritterliche Sänger aber schüttelte das Haupt und sprach: „Nicht also, hochwürdiger Herr! Denn schade und Sünde wär's, ein solches Werk der Kunst zu vernichten. Glaubt, daß

ich manches gesehen auf meinen Wanderfahrten in Fürstenschlössern und Herrenburgen, aber niemals bin ich einem so holden Antlitze begegnet. Mag sein, daß ein Zaubrin steckt, aber ein anderer, als ihr meint, der wohl die Herzen derer zu stricken kann, die kein Weib anstarren dürfen, um sich an ihrer Schönheit zu freuen, der aber dem nicht schadet, in der Brust ohne Sünde die Freude leben zu lassen und die Lust an allem, was schön ist. Heilige ist es nicht und auf dem Altar mag nicht ihr Platz sein, aber ein Frauenbild ist's und das sollt ihr nicht verbrennen. Und wenn ihr jüst etwas davon für den Scheiterhaufen haben müßt, so laßt den Rahmen und laßt selbst das Leib des Bildes mit dem künstlichen Frauenvorwurf vernichten, aber schenkt mir das fromme schöne Angesicht; ich verzeih euch auch, den Heiligenschein davon zu lassen, denn ich kenne einen vornehmen und feinen Maler an des Kaisers Hof — hab' auch nicht übel Neigung, das Bild selbst meinem kaiserlichen Herrn zu schenken, bin sicher, daß es ihn sehr erfreut, und daß er es euch dankt mit einem Stück guten Meisner Weins.“

Der Prior sah zweifelnd umher und die Brüder nickten ihm zu in stiller Erwägung des Wortes, das Herr Heinrich von Mügeln gesprochen, und so geschah denn wirklich, daß, als die Mönche zwisch Vesper und Kompletorium unter frommen Psalmengesang über den Hof herantamen, um die Verbrennung des unholden Bildes vorzunehmen, zuvor Herr Heinrich von Mügeln näher trat und mit einigen tiefen Schwertschnitten den schönen Kopf der heiligen Cäcilia von ihrem Leibe trennte, die Leinwand zusammenrollte und in säuberlich in einer Kapsel barg, während das Volk diesem unblutigen Gerichte verwundert zusah und die ganze Angelegenheit zuletzt in aller Form Rechtens vollendete, als die Flammen an dem Scheiterhaufen emporleckten und Rauch und Qual das verstümmelte Bildnis umhüllte.

In derselben Nacht aber brüllte gegen den Novembersturm um die grauen Mauern des Konvents und manches abergläubige Gemüt zitterte und bangte und vernahm wohl, der Zauber, der in dem unholden Bilde gewesen, wirkte noch nach. Nur schlief ruhig den Schlaf des Gerechten Herr Heinrich von Mügeln, trotz der seinen Häupten das wunderbarste Frauenangesicht lag, das er vor den sengenden Flammen gerettet hatte.

3. Kapitel.

Der Leibarzt des Kaisers.

Im alten Prag hielt der Kaiser Hoflager und in dem Schlosse auf dem Hradschin herrschte ein reges Treiben, glänzende Edelherrn in den Sälen auf den Korridoren, buntfarbige Zuber mit blanker Wehr im Hofe und in den Eingängen, und doch ward hier kein Fest gefeiert, es war alles alltäglich, der Kaiser Karl IV. liebte Prunk und

icht minder aber auch Schönheit und Kunst, und hatte an seinem Hofe manchen weisen, verständigen und schöpferischen Geist, der ihm half, sein liebes Prag zu schmücken und sein Böhmerland zu einem gesegneten leichten Erbe zu machen. Und es war deutscher Geist und deutscher Fleiß, die deutsche Kunst, die die Stadt Pragens und das Land Böhmen verzierten und bereicherten, wenn auch die Erinnerung daran wie ein Stachel im Fleische jenes Volkes sitzt, das Libuscha eine Ahnfrau nennt.

In einem hohen, weiten Gemache der Hofburg saß im gepolsterten Lehnstuhl ein Mann am Fenster und ließ seinen Blick nachschweifen auf das herrliche Bild. Um den Fuß des Hradschin schmiegen sich die Fenster und Türen der Kleinstadt, tiefer unten rollten die gelblichen, glitzernden Hügel der Moldau und am andern Ufer ragten die zahlreichen Türme der Altstadt, während die alte Hofburg der Pragenser, der graue Wolschegrad, ernst und starr, wie ein Stück verklungerener Herrlichkeit herüberwinkte. Sonnenglanz lag über der Stadt und blinkte auf der leichten Dächerbedeckung, welche Türme und Dächer umhüllte, während der Frost nicht stark genug war, den Strom drunten in Fesseln zu schlagen.

Das weite Gemach war zweifellos der Wohnraum eines Gelehrten und Künstlers gleich, denn Bücher, Rollen, beschriebene Dokumentblätter lagen auf den Tischen; Holen, Netorten, seltsam geformte Gläser und Flaschen standen auf hohen Gestellen, zwischen Mineralien und ausgegaltene Jagel und ringsum, wo die Repositorien Wand nicht einnahmen, war diese bedeckt von trefflichen Gemälden, ja wenn durch die halb zurückgeschlagene dunkle Portiere in das Nebengemach schauen, blickten wir am Fenster eine Staffelei mit dem angefangenen Bilde, das zweifellos die herrlich gelegene Burg an den Ufern der Moldau darstellte, die nach dem Namen des Erbauers Karlus Tyn — Karls Teyn oder Karlstein — genannt ward, und die die Feste und ein Heiligtum zugleich war, die nicht bloß kostbare Reliquien, darunter den Finger Johannes des Täufers barg, sondern ein Sacrament enthielt, das nach der Vorbildung des Graltempels erbaut war und dessen Wände von geschliffenen Amethysten und Chrysoprasen glänzten, während in der Decke zwischen flimmernden Sternchen die goldene Sonnenscheibe und die silberne Sichel des Mondes niederglänzten.

Still war es um den einsamen Mann, der kaum schien eine ruhige Idylle mitten in der belebten Königsborg, und man dachte hier nichts als das trauliche Knistern der Flamme in dem hohen Marmorkamin. Da klang ein Schritt auf den Platten des Korridors, er kam näher, so daß der ruhende Gelehrte am Fenster aufhorchte und endlich sich von seinem Sitze erhob. Es war eine hohe, schöne Gestalt in dunkler Gewand; weiß schimmerte das Haar, die Schläfen und um die stolze, gealterte Stirn, unter welcher ein Paar

milder, selten schöner und klarer Augen lagen, die sich jetzt ruhig der Thür entgegenwendeten, und als ein halblautes Rufen daran erscholl, rief mit eigenartig tiefem Wohlklang der Stimme der Mann den Eintrittsgruß: „Woe! — sei gegrüßt!“

Im Rahmen der Thür aber stand unmittelbar darauf der fahrende Sänger, Herr Heinrich von Mügeln, und sprach in herzlicher Weise: „Da man Euch allzeit stört, Herr Doktor, so ist's müßig, Euch jedesmal besonders dafür um Verzeihung zu bitten, ich will's darum gleich ein für allemal thun und hoffe, daß Eure Freundlichkeit das so gelten läßt!“

„Ohne Umschweife — Ihr seid mir stets herzlich willkommen, Herr Heinrich. Ihr kommt aus der bewegten Welt und bringt frischen Lebensodem in meine stille Klausur, habt auch ein Herz, wie ich's liebe, allzeit fröhlich in Ehren und sprecht dabei frisch und ehrlich, wie's Euch zu Sinne ist, und das thut wohl inmitten der Schranken, denn alltäglich nur gekrümmte Rücken zu sehen, verdirbt die Augen, und süßliche Phrasen zu hören, quält die Ohren. Nehmt Platz.“

Der Gelehrte schob mit der Hand die Papiere herab, welche einen der hohen Stühle bedeckten, und zog denselben heran in die Fensterische neben seinen eigenen Sitz, und Herr Heinrich ließ sich nieder.

„Und nun erzählt mir von Euren Fahrten und Erlebnissen!“

„Habe diesmal wenig zu berichten — sieht gottlob auch wieder besser aus in deutschen Landen, seitdem der schwarze Tod nicht mehr das Zepter schwingt — die Maler malen nun wieder anderes als Totentänze und der Poet darf auch einmal ein fröhlich Lied anstimmen, das man lieber hört als die Reize der Flagellantenbrüder. Aber ein seltsam Ding hab' ich Euch doch erlebt, und darum komm ich zu Euch und Ihr sollt mich, hoffe ich, loben, dieweil ich der Kunst einen Dienst zu erweisen vermeinte. Es war just am St. Cäcilientage, als ich in ein Kloster in Franken einritt, und wollte man dort das Fest der Heiligen dadurch feiern, daß man im Hofe einen Scheiterhaufen errichtete, um darauf ihr Bildnis, das ein junger Bruder gemalt hatte, zu verbrennen. Da hab ich mich der verpönten Heiligen, die mit einemmal eine Unholbin sein sollte, angenommen und habe wenigstens ihr süßes Antlitz gerettet vor den gefräßigen Flammen und verhoffe, daß zum Dank dafür einmal die heilige Cäcilie, wenn es bei mir not thäte, ein gleiches thun werde. Es war Euch aber auch ein Gesicht, wie ich's mein Lebtag noch nicht auf einem Stück Leinwand gesehen habe, so voll Seligkeit und Wonne, voll Sonnenschein und himmlischer Milde — und ich hab's mitgebracht und wollt' Euch bitten, mit Eurer Künstlerhand den Heiligenschein um das schöne Haupt zu entfernen, wenn es doch schon einmal bestimmt ist, daß sie als Heilige nicht weiter existieren darf, obwohl das Antlitz noch manches Herz erfreuen wird, wie ich verhoffe. Hier ist's.“

Und er rollte die Leinwand auf, die er aus der Kapsel nahm, welche er in der Hand gehalten hatte, und ließ den weichen Strahl der Winter Sonne über das Bild gleiten, dessen fromme braune Madonnenaugen halb scheu, halb verwundert dreinzublicken schienen. Der Gelehrte aber war weit in den Lehnstuhl zurückgesunken und starrte sprachlos mit tieferblaßtem Angesicht nach dem Bilde, und seine Lippen schienen nach einem Worte zu ringen.

Herr Heinrich bemerkte das nicht, sein Auge hing auch wie gebannt auf dem schönen Frauenantlitz, und ohne den andern anzuschauen fragte er: „Nun, was meint Ihr — habe ich ein gutes Werk gethan?“

Der Gelehrte erwachte wie aus einem Traume, fuhr einmal jählings mit der Rechten über sein bleiches Gesicht, atmete tief auf und sprach dann mit sonderbar beklommener, doch eindringlicher Stimme: „Schenkt mir das Bild, Herr Heinrich, es hat für mich einen Wert, den Ihr nicht zu ermessen vermögt — ich thu Euch dafür zu Liebe, was immer Ihr verlangen möget.“

„Da seh' ich nun doch, daß es ein zauberkräftig Bild ist, das sogar Seiner Kaiserlichen Majestät ernstem Leibarzt die Sinne berückt — hab mir's wohl gedacht, daß Euer Künstlerherz erzittern wird — nun, wenn's Euch so viel Freude macht, nehmt's immerhin, 's ist bei Euch besser aufgehoben als bei mir, dem fahrenden Manne, der keine rechte Heimat hat. Wollt Ihr aber ein übriges thun, so stiftet den frommen Vätern jenes Klosters ein Stückfaß guten Weins, denn dazu hab' ich halb und halb mich verpflichtet —“

„Das Versprechen löse ich ein, Herr Heinrich — Euch aber danke ich herzlich, Ihr habt mir eine größere Freude bereitet, als Ihr ahnt.“

Der Gelehrte reichte dem ritterlichen Gaste die Hand und fragte: „Habt Ihr den Mönch gesehen, der das Bild gemalt?“

„Nein, den haben böse Fieberschauer erfaßt, als man sein schönes Werk zur Vernichtung schleifte, und wilde, unheilige Phantasieen durchtobten sein Hirn — und soll doch einer der frommsten und gelehrtesten Brüder sein.“

„Ich muß hin zu ihm und muß ihn sehen!“

Erstaunt schaute der Dichter auf in das erregte Gesicht des andern, der jetzt sich rasch erhoben hatte: „Ich versteh' Euch, Herr Doktor! Ihr wollt diesen Geist und diese Hand der Kunst erhalten — Gott segne Euer Unterfangen! Wenn irgend einer es vermag, Genesung zu bringen, so seid Ihr es, der Kaiserlichen Majestät berühmter Leibmedicus Ambrosius Wolfmarus!“

„Wie Gott es fügt — —“

Herr Heinrich von Mügeln hatte das Gemach verlassen, der hohe bleiche Mann stand wieder einsam an dem Fensterbogen und hielt in den bebenden Händen das von seiner eigenen Erregung bewegte zitternde Frauenantlitz.

„So kommst du doch wieder hervor

aus dem Grabe, das ich dir bereitet in meiner Brust und mit leidhaftigen Augen seh' ich dich an und fühle meine Seele erschauern, wie vor vielen, vielen Jahren, da ich zum erstenmal dich erblickte. Du aber kündest mir zugleich, daß meine Bekennnisse nicht mehr in der Verborgenheit ruhen, und daß das Schicksal sie in die Hand eines Mannes gelegt, dem sie verhängnisvoll werden können. Aus diesem Bilde spricht ein Geist zu mir, der zu groß ist für die engen Mauern der Klosterzelle und den sie totquälten mit ihren frostigen Regelsatzungen, wenn ihm keine Hilfe gebracht wird. Und ich will ihm helfen — und mißte ich die Toten aus ihrem Grabe wecken."

Er saß lange noch sinnend am Fenster und umschloß das Bild mit seinen weißen Fingern; über der Stadt drunten verglutete der Abendstrahl, Glocken läuteten von den Türmen der Moldaustadt . . . der Christabend dämmerte herein in die winterliche Welt.

4. Kapitel.

Trinfgold.

Die Natur Ansgars war kräftiger als das Fieber, das ihn durchtobt hatte, und als in der Christnachtmette der feierliche Orgelklang und der Gesang der Brüder leise verhallend bis in seine Zelle tönte, saß er bereits aufrecht auf seinem harten Lager, faltete die abgemagerten Hände und seine Lippen flüsterten: „*Germinavit radix Jesse, orta est stella ex Jacob, virgo peperit salvatorem* — Einen Sprossen trieb die Wurzel Jesse, ein Stern ist aufgegangen aus Jakob, die Jungfrau hat den Heiland geboren."

Wenige Tage später konnte er auch bereits seine enge Klausur verlassen und er fühlte sich zusehends körperlich kräftiger, aber in seiner Seele blieb eine Stelle, die war krank und wund — dort lag die Sehnsucht nach seiner Kunst und nagte und bohnte an ihm und raubte ihm den inneren Frieden.

Sobald er es vermochte, schlich er hinab nach der Kirche und suchte den Altar auf, vor dem man ihn bewußtlos aufgefunden hatte — er fand sein Bild nicht mehr; aus neuem breitem Rahmen starteten ihn zwei seelenlose Augen aus einem matten, farblosen Gesicht an und schmerzlich bewegt wendete er sich ab. Aber seine Seele schrie nach der Schönheit, und so ging er von Altar zu Altar und hob die Augen auf zu allen Bildern und aus keinem sprach ein Herz; nur ein kleines Madonnenbild über dem Weihbrunn am Eingang der Kirche schien zu ihm zu reden in der Sprache, die nur den Eingeweihten verständlich ist, denen der Genius seine Hand zum Segen und zum Fluch zugleich auf den Scheitel gelegt, und vor diesem Bilde stand täglich der arme vereinsamte Mönch und betete hier die Psalmen des *Officium Lauretanum*, und die Brüder priesen ihn wegen seiner Frömmigkeit und sprachen: „*Seht, er büßt für die Schuld, die er mit dem Zauberbilde begangen!*"

So war er abermals eines Nachmittags zu dem Bilde gekommen, vor demselben aber stand bereits eine Veterin. Ihr Angesicht war abgewendet von dem heranschreitenden Mönche, aber bei der tiefen Stille, welche in dem Heiligtum herrschte, vernahm sie den leisen Schritt hinter sich und kehrte sich um. Ein matter Lichtschimmer fiel von dem Fensterbogen über dem Eingang auf ihre Rüge, während Ansgar von Grausen und Wonne zugleich erfasst zurückprallte, denn das war das Antlitz, wie er selbst es auf die Leinwand gemalt, und wie man es hinausgeschleift hatte zum Holzstoß — dieselben süßen, unergründlich schönen Augen, die lieblichen Wangen, der rote, wunderbare Mund, und das alles lebte und atmete, und die roten Lippen öffneten sich zu freundlich-schüchternem Grusse. Ansgar stand wie ein Träumer da. Zuckten ihm noch immer die Fieberphantasieen durch das heiße, erregte Hirn? War das Bild, in das er seine Künstlerseele gelegt, wirklich lebendig geworden?

Ihm konnte kein Zweifel bleiben, denn das Mädchen hatte sich wieder von ihm abgekehrt, tauchte die Finger in das Weihbecken und schritt, nachdem es sich beskreuzt hatte, hinaus. Auf das tiefste erschüttert folgte ihr willenlos der junge Mönch nach. Sie ging langsam und zierlich über den Klosterhof, und die schlanke, feine Gestalt hob sich freundlich ab von dem weißen Schneegrunde, auf welchem ihr Schatten sich bewegte, Ansgar aber hielt die Hand über die Augen, als ob ein wunderbarer Glanz ihn blende, der nicht von der bleichen Wintersonne ausgehen konnte, und da sich das Mädchen am Thore noch einmal flüchtig und wie absichtslos umwendete, war's ihm, als hätte man ihm einen Stich ins Herz gegeben und als brächen dort kaum vernarbte Wunden wieder auf.

Gleich und müde lehnte er am Portal der Kirche, dann schlich er langsam zurück durch das schweigende Gotteshaus nach seiner einsamen Zelle und dort sank er auf dem rohen, harten Betschemel nieder. Hatte der greise Florian dennoch recht, lag in diesem Angesicht, in diesen Augen wirklich ein Zauber, der das Herz bekehrte und der die Sinne berückte? Er fing an zu beten, laut und inbrünstig, und allmählich ward er ruhiger, aber es war ihm auch im Gebete klar geworden, daß er seinem Leben wieder einen bewußten Zweck geben müsse, daß die müßige Beschaulichkeit ihm zum Fluche werden würde, und daß er den Zauber, der aufs neue anfang, ihn zu beherrschen, nur bannen könne durch klare Thätigkeit des Geistes.

Und er dachte wieder an die Bestrebungen, die vordem ihn erfüllt hatten, und an das Geheimnis des Steins der Weisen, das ja enthüllt in seinen Händen lag. Das konnte ihm eine neue, segensvolle Thätigkeit eröffnen, zwar nicht durch das Gold, das er durch Transmutationen zu gewinnen imstande war, denn er sehnte sich nicht nach Gold und wußte, daß ein Fluch auf dem gelben Metall ruhe seit

uralten Zeiten her — sondern dadurch, daß ihm jetzt die Möglichkeit gegeben schien, auch jenes *aureum potabile*, das Trinfgold, herzustellen, dessen alle Gebrechen und Krankheiten zu heilen vermochte. Da er selbst krank darnieder gelegen war, hatte er die Unzulänglichkeit und Bedürftigkeit der Heilkunde kennengelernt, und er wußte, wenn nicht die Gotteskraft in seiner starken Natur geholfen hätte, Menschenmacht hätte das Leben keine Sekunde suchen können; denn drängte es ihn, ein Mittel zu gewinnen, das der leidenden Menschheit zu Nutzen frommen wäre. Er beschloß deshalb heimlich mit der Tinktur des Vater einen Versuch zu machen, nicht wahr, ein Mißtrauen in das Wissen und in den geistigen Erfolge jenes Mannes, sondern um vor allem Gewissheit zu verlangen, ob jenes graue Pulver etwas völlig anderes enthalte. Er kannte nicht das Gefährliche eines solchen Unternehmens, und lebhafter als trat vor seinen Geist die Gestalt des ächteten, vertriebenen Priesters, dessen Erbschaft er angetreten, weil es Gott so wollte, aber eben darum glaubte er sich dazu das zu Ende zu führen, was jenem unmöglich geworden; er trug ja in sich die Bewußtsein, daß er nicht böse that, wenn er, für das Wohl der Menschheit bedacht, jene Panacee bereite, die vielen Tausende einem frühen Tode entzöge.

Und bei solchem Gedanken übernahm ihn eine sonnige Heiterkeit, so daß die Brüder untereinander sprachen: „*Er hat den inneren Frieden wiederbekommen, der Zauber hat seine Gewalt über ihn, seitdem er nicht mehr den Bann rührt!*"

In der Bäckerei, wo er sich aus dem Hauche Brunos umweht fühlte, wußte Ansgar den ersten Versuch einer Transmutation machen, und da ihm kein anderes Licht zu Gebote stand, so wartete er gleichwie es wohl sein Vorbild that auf eine mondflare Nacht.

Sie hüllte die Erde in ihren milchglänzenden Schein, und wo der Mönch neugierig in die kleinen Zellen lugte, sah er die Gesichter schlafender Mönche in der Bäckerei stand einer, dem das Blut in bewegteren Schlägen pulsierte, und die weißen Hände leise zitterten, was die Vorbereitungen traf zu einem Experimenten und doch, wie er sich stets an neue einzureiben bemüht war, für die Menschheit segensreichen Werke. Auf sammetgetragenen Backsteinen, die er hinter den hohen Bücherstellen aufborgen, obwohl er sicher sein konnte, zumal während des Winters, kam die Bäckerei betrat, hatte er ein Feuer entzündet und darüber ein Kessel aufgestellt, das er unter altem, beiseite geworfenem Hausrat gefunden hatte. Blut, mit welchem die längst zerbrochenen Bußscheiben eines abgelegenen Klosters gefaßt waren, hatte er abgelöst und es nun in den Tiegel, um es schmelzen

lassen. Das graue, verstaubte Metall glühte und brodelte unheimlich, der flackernde Schein des Feuerchens lief zuckend wie ein ruhiger Geist an den Wänden des Saales hin und her, und unbeweglich lehnte Ansgar an dem mächtigen Strebpfeiler und schaute verwandten Blickes auf die zerrinnende silberweiße Masse. Und als dieselbe anfing zu schäumen und Blasen zu treiben, nahm er aus dem Fläschchen, das er in dem eisigen Gefunden, nur wenige Körnchen des schillernden Pulvers, wickelte sie in ein dünnes Blättchen Pergament und warf sie zusammengedrehte Knäuelchen in das heiße Metall.

Hell auf mit roter Glut zuckte ein Linsenstrahl wie eine glühende, gespenstische Zunge, so daß Ansgar zurückprallte; er knirschte und sang die Mischung unheimlich, als ob sie alte, verrückte Geschichten erzählte von Goldmachern und dem Fluch des Goldes. Die Masse stieg rasch im Tiegel empor mit grünlichem, erdalischem Schein, immer lauter stöhnte dazwischen, wie das Jammern geängster Seelen, der grüne Glanz ging allmählich über in einen roten und dieser einen gelben, und nun trat der metallene Brei schwallenartig und langsam zurück und lag endlich fast unbeweglich auf dem Boden des Gefäßes — die Transmutation war vollbracht.

Hochaufatmend trat Ansgar näher und schloß das Feuer; dann ging er ans Fenster und starrte hinaus in die mondheile Nacht, in deren Lichte die Lüfte und Zinnen der Stadt heraufschwebten, in welcher einst Eberhart gehohnt hatte und seine schöne Tochter. Und er stand lange, lange — bis das Metall in dem Tiegel erkaltet war; dann griff er das Gefäß und trat damit ans Fenster, und die Mischung in dem Tiegel glänzte hell und gelb und mochte über in seiner prüfenden Hand — es war ihm kein Zweifel, der Stein der Weisen war gefunden und die große Aufgabe konnte und mußte gleichfalls gelöst werden.

Das ließ ihm nicht Ruhe und Raft, und schon in der nächsten Nacht stand er wieder in seinem geräumigen, stillen Laboratorium zwischen den schweigenden Fontänen und bereitete nach genauer Angabe des Vaters Bruno den geheimnisvollen Elixiertrank. Er hatte es für kein Verbrechen gehalten, zu solchem Zwecke sich ein Männchen Meßwein aus der Sakristei zu holen, denn desselben bedurfte er zur Reinigung und Destillation, und ehe noch die erste Stunde des neuen Tages heranbrach, hatte er die Freude, den goldbraunen, schimmernden Trank in der Hand zu halten. Mit hochklopfendem Herzen trug er ihn nach seiner Zelle und barg ihn unter dem Schmelz des Bettstuhles, warf sich auf sein hartes Lager und dankte Gott, daß er ihm die Gnade erwiesen habe, dieses wunderbare und heilsame Werk zu vollenden. Und ruhig schlief er ein und sah im Traume einen hohen, ersten, ewigen Mann, und es war ihm, als

hätte er mit demselben schon lange und lange verkehrt und als könne er in dessen tiefster Seele lesen. Der aber reichte ihm die Hände, und da Ansgar sie ergreifen wollte, sah er, daß die Fingerspitzen der feinen Rechten blutig waren, und er schauderte zusammen — und erwachte. Graue Dämmerung lag noch über dem kleinen Gemache; aber schriller Glockenton rief eben die Mönche zu dem Matutinum.

An demselben Tage schickte Vater Florian den Laienbruder, der ihm die Mahlzeit brachte, nach der Bücherei, um ihm von dort die „Bekenntnisse des heiligen Augustin“ zu holen. Der Abgesandte war freilich des Lesens unkundig; aber der Kranke hatte ihm ganz genau die Stelle, wo das Buch sich befand, sowie das Äußere des letzteren beschrieben, daß er es finden mußte. Der dienende Bruder hatte wohl noch selten die Bücherei betreten, er suchte lange und stöberte dabei hin und her, ohne das Richtige entdecken zu können; aber er fand etwas anderes, was ihm trotz seiner Beschränktheit doch an dieser Stelle auffiel: hinter Büchern versteckt lagen einige Backsteine, von Kohlenresten geschwärzt, aber durchaus nicht verstaubt, so daß selbst der einfache Mann sich sagte, dieselben müßten wohl erst vor kurzem hier niedergelegt worden sein.

So brachte er zwar nicht die Bekenntnisse des heiligen Kirchenvaters, wohl aber einen dieser geschwärzten Steine zu dem gelähmten alten Mönche und berichtete treulich, wie und wo er sie gefunden. Der strenge, finstere Zug in dem Gesichte Florians schien sich zu verschärfen, in den grauen Augen flimmerte es, und einige Augenblicke lag er schweigend auf seinem Bette, den geschwärzten Backstein in den hageren Händen. Vor seiner Seele stand das alte, düstere Bild, wie man dereinst in nächtlicher Stunde auf sein Betreiben Bruno überraschte, wie er in der Bücherei neben der zuckenden Flamme stand und in den Tiegel starrte, in welchem er mit Teufelskunst das verfluchte Gold bereitete. Der Stein konnte nicht aus jenen Tagen stammen. Die Spuren des Feuers daran waren zu frisch, und dem strengen, alten Mönche war es klar, daß sich in den Räumen des Konvents abermals ein Frevel vollziehe im Dunkel der Nacht und in der verborgenen Stille der Bücherei, und er zweifelte auch keinen Augenblick länger, daß es sich um jenen Bruder handeln müsse, der dem Banne der Zauberei bereits vordem verfallen war, und der jenes Antlitz aus der Nacht des Vergessens wieder heraufgerufen hatte, das einst dem unseligen Bruno zum Verderben war.

Er hob nun langsam das kahle Haupt gegen den Laienbruder und ließ die Augen fest auf diesem haften, dann sprach er:

„Höre, Medardus, und merke wohl auf das, was ich dir sage. Trage den Stein zurück, von wo du ihn genommen, aber heimlich und sprich kein Wort davon zu irgend einem der Brüder, denn es handelt sich um einer Seele Seligkeit. Weiter: Beobachte still das Wesen unseres Bruders

Ansgar, beobachte es vor allem in hellen Mondnächten, denn in solchen hat der Zauber, der ihn einst umstrickte und ihn wohl noch gefangen hält, die meiste Gewalt. Und siehst du ihn in solcher Nacht behutsam nach der Bücherei schleichen, so komme eilig zu mir, es mir zu sagen, und bringe noch den Bruder Servatius mit dir, auch klopf an der Thür des Vaters Prior — er wird verstehen, was es bedeutet, denn ich will zuvor mit ihm Rücksprache nehmen. Hast du alles wohl verstanden und bewahrt in deinem Herzen?“

„Ja, Hochwürdigster!“

„Und glaubst du fest, daß nur der Eifer um das Wohl dieses heiligen Hauses und die Liebe zu einer armen, verirrtten Menschenseele mich leitet?“

„Ja, Hochwürdigster!“

„Dann bleibe eingedenk, daß du ein Werkzeug bist in der Hand des Herrn — schweige und gehorche!“

„Nun bitte den Vater Prior, zu mir zu kommen!“

Der Laienbruder küßte die hagere Hand des greisen Mönchs und ging. —

Ansgar ahnte nicht, was ihm drohte; sein Herz war erfüllt von innerer Freude und hatte nur den Wunsch, recht bald einem leidenden, bedrängten Menschen helfen zu können. Nur in stiller Nacht stieg ihm manchmal noch ein leiser Zweifel auf, ob das Mittel sich auch bewähren würde, denn er war sich dessen bewußt, daß zu seiner Bereitung auch das giftige Quecksilbersublimat Verwendung fand; aber er suchte sich zu beruhigen bei dem Gedanken, daß ja vielfach den Giften selbst bei richtiger Verwendung und Mischung hohe Heilkraft innewohne. Doch sann und grübelte er, ob es nicht möglich sein sollte, durch ein anderes Ingredienz die giftige Substanz ersetzen zu können, und stundenlang sahen ihn die Brüder jetzt im Klostergarten, auf einsamen, halbverschneiten Steigen, wie er mit gesenktem Haupte, die Kapuze des Mantels über den Scheitel gezogen, einher schritt.

Vor allem beobachtete dies Frater Medardus und berichtete treulich dem alten gelähmten Vater. Ansgar aber glaubte endlich zu einem Resultat gekommen zu sein und durch andere Untersuchungsverhältnisse einen mehr gesicherten Erfolg erzielen zu können. In einer mondclaren, ruhigen Nacht ging er, nachdem es längst im Konvente still geworden, behutsamen Fußes nach der Bücherei, um, wie er sich selbst gelobte, zum letztenmal heimlich ein Werk zu thun, das keine Sünde und kein Verbrechen war. Er wollte dann die Brüder von der Heilkraft seines Mittels überzeugen und hoffte durch Erfolge jedes Vorurteil zu beseitigen. Hinter ihm aber schlich es auf leisen Sohlen einher durch die düsteren Korridore bis hart an die Thür der Bücherei, und als Ansgar in derselben verschwunden war, tauchte aus dem Schatten der Wand die Gestalt des Braters Medardus auf und huschte rasch und geräuschlos zurück, pochte mit kräftiger Hand zweimal rasch an die

Thür des Priors, weckte den Laienbruder Servatius, und beide Fratres begaben sich nach der Zelle des Vater Florian, der wachenden Auges auf seinem harten Bette lag und nach seiner Gewohnheit die Psalmen betete.

Ansgar aber legte die Backsteine zu recht und errichtete den kleinen Feuerherd, wie er es bereits zweimal gethan, setzte den Tiegel darauf und begann die Mischung. Lustig flackerte die Flamme, in dem Gefäße sang und knatterte das Gemisch und still stand der junge Mönch dabei und harrete des Augenblicks, da er in die kochende Masse den goldfunkelnden Wein gießen wollte. Nach längerer Weile beugte er sich nieder, so daß der glutige Schein ihm hell über das Gesicht leuchtete, das in gespannter Erregung nur auf das Erscheinen der vorausgesetzten Symptome wartete, und das dabei dem Eingang der Bücherei zugewendet war.

Es mochte ein eigenartig düsteres, seltsam erregendes Bild sein. Der Mondschimmer webte dämmerig durch den weiten gewölbten Raum, und dazwischen fielen dunkle Schatten der Wände und der Pfeiler, und wo der Schatten am düstersten schien, flackerte die gelbrote Flamme des Alchimisten und spielte auf dessen blassem Antlitz, während am Eingange dunkle, schweigende Mönchsgestalten standen und stumm nach ihm hinschauten. Aber als er eben das Gefäß mit dem duftenden Wein erfaßte und es über den Tiegel hob, klang eine harte Stimme heiser und zornig durch die Stille der Nacht:

„Was treibst du hier, Unseliger?“

Das Gefäß entfiel der Hand Ansgars, klirrend schlug es gegen den Boden und der Wein ergoß sich über den Estrich — sein Auge aber sah starr nach dem Eingang und erkannte zwischen zwei Laienbrüdern die Gestalt des Verführten, der wie ein Richter und Rächer gewaltig sich aufbäumte in den unterstützenden Armen, und heiser und erregt fortfuhr:

„Da seht ihr mit eigenen Augen, wie Sünde und Frevel kein Ende nehmen im Heiligtum des Herrn, der mich kranken Geistes nur darum nicht von hinnen ruft, damit ich ein Hüter und Schützer sei, denn euer Geist ist matt und euer Fleisch ist träge. Zerschlagt das Teufelsgerät und reinigt das Haus des Herrn, auf daß nicht Fluch und Verderben komme über euch alle!“

Und die Mönche, die hinter Florian und dem Prior hereindrängten in die Bücherei, eilten heran, um das Feuer unter dem Kessel zu löschen; Ansgar aber richtete sich hoch auf und rief mit lauter, vor Erregung zitternder Stimme:

„Hört mich an, eh ihr verdammt! Nicht Teufelswerk ist es, was ich hier thue, sondern im Namen des Höchsten will ich —“

„Braucht das Gute das Licht des Tages zu scheuen?“ unterbrach ihn Florian — „nur die Sünde schafft bei Nacht und in Heimlichkeit: Gold willst du machen, der du die Armut gelobt hast, und Gold ist das Metall des Teufels!“

„Ich schwöre euch bei Gott, daß darauf mein Sinn nicht steht, daß — —“

„Das Kapitel wird dich hören und richten — thut was die Notwendigkeit gebietet!“

So sprach der Prior ernst und hart; Laienbrüder traten an Ansgar heran, die einen traten mit den Füßen die flackernden Brände aus, so daß die Mischung im Tiegel wehmütig und leise singend ausliefste; andere aber faßten den jungen Mönchen an und lösten ihm die Gürtelschnur, um ihm die Hände damit zu fesseln. Dieser stand totenbleich und zitternd; ohne ein Wort zu sprechen, ließ er alles geschehen, und wenige Minuten später stand er einsam in einer dunkeln Kammer, durch deren schmales, vergittertes Fenster nicht einmal der Mondstrahl sich einen Eingang suchte — in der Gefängniszelle des Klosters.

5. Kapitel.

Nach drei Jahrzehnten!

Weit draußen vor dem Südtor der Stadt lag ein kleines, einfaches Gehöft; ein niedriges, ebenerdiges Wohngebäude aus Holzfachwerk mit grauem Schindeldach, ein Stall, in welchem eine Kuh melancholisch an der Kette klirrte, und ein offener, geräumiger Schuppen, um das Ganze eine nicht gerade hohe, graue Mauer mit einem Eingangsthor, das lose in den knarrenden Angeln hing — so stellte sich das ärmliche Anwesen dem Auge dar. Jetzt lag noch dazu rund umher tiefer Schnee, denn es hatte in den letzten Tagen ununterbrochen geschneit, gleich als ob der langsam zurückweichende Winter noch einmal zum letzten Ansturm seine ganze Kraft zusammengerafft hätte — und die Straße, welche an dem Gehöfte vorbeizog, war wenig befahren, so daß selbst die Verbindung mit der nahen Stadt sehr erschwert war, noch mehr aber jene mit dem Kloster, das auf der anderen Seite des Flusses massig und trogig, wie ein alter Fürstensitz, von der Höhe herabschaute.

Der Februarabend war früh herein- gebrochen, die Natur lag tiefschweigend und vom grauen Abendhimmel sanken große weiße Flocken leise nieder. Aus einem Fenster des kleinen Hauses blinkte ein Lichtschein gleich einem gelben Sternchen hinaus in das schneeige Land und kündete mit traulichem Schimmer einem verirrtten, müden Wanderer die freundliche Nähe von Menschen. Der Strahl kam von einer kleinen Lampe, die in der niedrigen Stube auf dem blankgeschauerten Eichentische stand, an welchem ein liebliches süßes Mädchen- antlitz sich niederbeugte auf eine mühsame Handarbeit. Die schlanken, weißen Finger bewegten sich emsig auf und nieder und die braunen, wundersam klaren und schönen Augen hoben sich ab und zu und blickten nach dem in mattem Dämmerlicht verschwinnenden Hintergrund des Gemachs.

Dort lag auf einem Kufebette ein greiser Mann; man sah von ihm nur die weißen, abgekehrten Hände und das blass-

geisterhafte Gesicht, um welches ein Haarnetz von schneigen Haaren sich schmiegte. regte sich nicht und die weibliche Gestalt, welche zur Seite des Lagers auf niedrigen Schenkel saß, war gleichfalls unbeweglich. Dem jungen Mädchen am Tische war offenbar unheimlich bei dieser Stille, nicht einmal durch das Knistern des Feuers unterbrochen wurde, das lautlos im Tiegel flackerte. Sie lauschte ihren eigenen Atzügen und endlich fragte sie, nach der Frauengestalt gependet, im Flüstern: „Schläft der Großvater?“

Die Angeredete nickte wortlos und schaute auf den Zehen nach dem Tische hin. Der bleiche Schimmer des Lämpchens fiel auf ihr Gesicht und zeigte unverkennbar die größte Ähnlichkeit mit jenem des kleinen Mädchens. Die Frau mochte kaum fünfzig Jahre zählen, aber silberne Fäden waren zahlreich durch das volle Haar, doch die Augen hatten denselben sonnigen, warmen süßen Schimmer, der aus den Mädchenaugen leuchtete, wenn auch die Furchen um die Winkel und die Furchen der Stirn deutlich von Sorge und Kummer und Mühlsal redeten.

Sie ließ sich ebenfalls an dem Tische nieder und griff nach einer Handarbeit; dabei sprach sie flüsternd: „Gönne dir die Ruhe, liebes Kind — es ist um die Augen schade!“

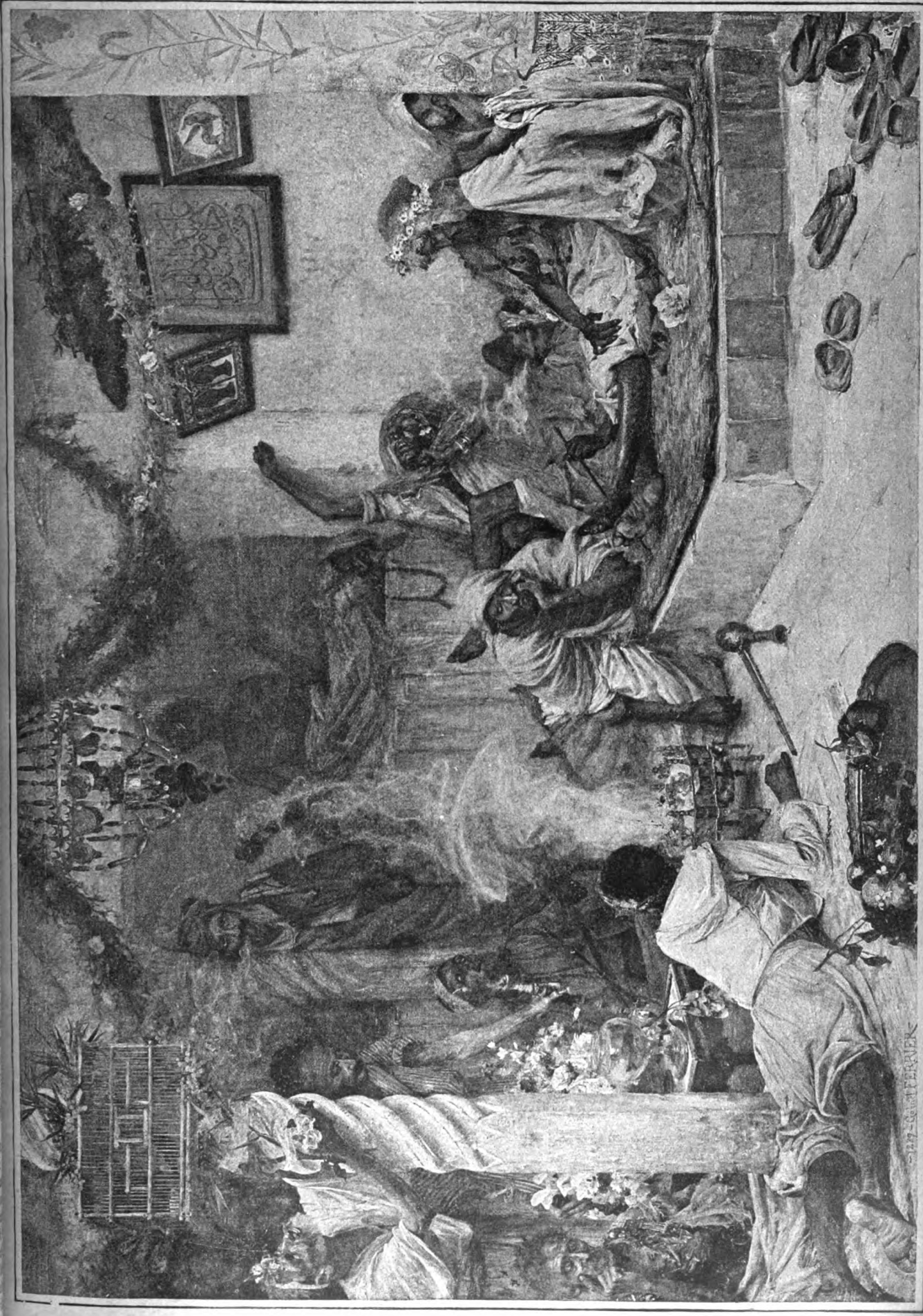
„Ich bin bald fertig, Mütterchen, meine Augen mögen es wohl ausbilden und müssen es auch, damit wir so viel verdienen, daß der gute Großvater an dem Brauch Mangel zu leiden. Es muß doch hart ankommen, in seinen alten Tagen so entbehren zu müssen.“

„Ja, er hat bessere Zeiten gesehen, seufzte leise die Frau, „in der Stadt haben wir in einem großen, schönen Hause gewohnt, als ich so alt war wie du — da brach das Geschick mit einem Schlag über uns herein und trieb uns von Haus und Herd und verurteilte uns zu einem armen Wanderleben, bis dein Vater — Gott hab ihn selig — uns eine beschwerliche freundliche Heimstätte schaffte. Aber der Großvater verzagte nicht und klagte nicht, er hat still und groß Armut und Entbehrung getragen und den starken edlen Willen hat nichts beugen, den Sinn für das Gute und Schöne nichts zerstören können.“

„Gott sei Dank, nein,“ sagte die milde, matte Stimme von dem Kufebette her, so daß beide Frauen sich über den Tisch umwandten und zu dem Kranken hinüber sahen. Das Mädchen setzte sich auf den Rand des Lagers und küßte die weiße, blass- Hand und fragte: „Hast du gut geschlafen, Großvater?“

„Ich glaube beinahe, mein Kind, auch recht wohl und heiter. Nun laßt auch die Arbeit ruhen und laßt euch zu mir, wir wollen reden von vergangenen Tagen. Wenn der Winter so um die Fenster weht, ist's erst recht lieblich in warmen Stübchen und wohl bei der in solchen Nächten ein Heim hat, wir, und dreimal wohl dem Kranken, so liebe Pflegerinnen besitzt wie ich.“

Aben
famen
edde
is wir
als m
Tide
erier
flern
land
n eige
ne, m
im ge
werde
n die
Samp
gte am
nem d
chte l
ene j
Hun,
fomme
r aus
m und
die j
Somp
n.
Als an
einer
e. Gien
es ist
Wint
s mohl
mit me
reigp
en. G
a fann
iffen.
e. Bet
in der
n geig
ch so
chid m
rich m
ilte m
is den
uns v
schafft
t und
Krum
stark
Sinn
fören
nein,
von den
auen
den K
ich auf
e die
ist da
pe, me
und
beit
allen
em d
cht, i
chen
n ein
hl dem
befigt



Er reichte jeder von den beiden eine Hand und sah sie mild und freundlich an: „Stellt die Lampe etwas höher, mit ihr Schein heller durch das Gesicht gehe — es gibt nichts Schöneres als das Licht! Und ich meine nicht bloß Leuchte, die uns der Herr am Himmel zündet und jene, die unsere eigene Hand facht, sondern vor allem das Licht, das mancher Menschenbrust leuchtet und mit seinem schönen wärmenden Strahl ein anderes Herz erfreut und erquickt. Dort oben unter den grauen Mauern — die hagere und deutete nach der Richtung des Klosters — lebte vor Jahren einer, der trug ein Licht in sich und ich werde ihn nicht vergessen mein lebenslang. Er hätte sein Blut für mich gegeben, wenn er mir hätte helfen können. Ich sehe ihn heute vor mir, wie ich das letzte Mal gesehen. Er trat — es war in den bittersten Trübsal — bei uns ein in einem armen Gewande eines Knechts, ein Knäuelchen in der Hand, und sagte mit seiner ruhigen, edlen Stimme: „Freund, es ist alles, was sie mir gelassen haben, haben mich hinausgestoßen, Gott verleihe es ihnen, ich kann dir nicht helfen, er ich will, wenn du es für gut findest, dir ins Elend gehen und dir tragen lassen.“ Ich aber bat ihn, uns allein unsere Straße ziehen zu lassen, und wenn das Licht zuerst heimfuehe, der solle dem anderen helfen. Ich wäre gern mit ihm gegangen, aber ich durfte es nicht umsetzen, ich hätte ihm Leid und Unruhe gebracht, denn der Edle liebte dich, meine Tochter, aber seine Lippen haben es nicht ausgesprochen, und er hat den Kampf still und treu und stark in sich selbst durchgezogen — sollte ich ihm neue Herzensnmpfe schaffen? . . . So lagen wir noch einmal stumm Herz an Herz, denn er stand mich, drückten uns die Hände und im Dunkel der Nacht wanderte er hinaus aus der Stadt, ein Gedächter, Vertrieener, und wenige Tage später gingen wir von dannen, arm, heimatlos, aber glücklich.

„Den Freund habe ich nicht wiedergegeben — das Glück hat wohl ihn nicht gefunden auf seinen Wegen, ebenso wenig mich, und sein Staub ruht wohl in irgend einem fernen Erdenwinkel, wo niemand ihn kannte und kein Auge um ihn einte, und doch war er der edelste Mensch, in meine Seele gekannt.“

Der Greis schwieg, in die Erinnerung still versunken, auch die beiden Frauen an seiner Seite regten sich nicht — man hörte nichts als den Wind, der vor den Fenstern stöhnte, und das leise Knistern der Lämme im Ofen. Da schlug der Hund an Hofe an mit kurzem, zornigem Laut, die Glöckchengeläute tönte es dazwischen mit ferner, dann immer näher, und vor dem Gehörte schien es anzuhalten. Bald darauf schlug eine Hand an das Thor und der Hund bellte lauter. Der Greis sprach: „Reisende, die bei uns Einkehr verlangen — man hält wohl das Gehöft für eine Herberge — sieh nach, Martha!“

Die Frau hatte sich bereits erhoben, warf ein Tuch um die Schultern und ging ruhig und furchtlos dem Eingang zu. Kalte Schneeschauer strichen über den kleinen Hof und schlugen ihr prickelnd ins Gesicht, aber sie beschwichtigte mit einigen Worten den zornigen Hund und näherte sich dem Thore, an welches jetzt eben wieder eine geballte Hand schlug.

„Wer ist draußen?“ fragte mit lauter Stimme die Frau, „hier ist keine Herberge.“

„Seiner Kaiserlichen Majestät Leibarzt, der hochgelehrte Herr Doktor Ambrosius Volkmarus, läßt Euch um Unterkunft bitten für diese Nacht, sintermalen uns der Wagen kurz vor Eurem Hause gebrochen ist und wir nicht fürder können. Soll Euer Schaden nicht sein!“

Das war offenbar die Stimme des Fuhrmanns oder eines Bedienten, und frei von jedem Argwohn, ohne Angst vor einem betrügerischen Ueberfall schob Frau Martha den schweren Holzriegel von den Thorplanken zurück und öffnete. Da draußen stand der verschneite Reisewagen mit drei dampfenden Pferden davor, aus dem Gefährt aber stieg jetzt eine hohe Greisengestalt in dunklem, pelzverbrämtem Mantel und näherte sich der Frau. Mit sonorer, milder Stimme grüßte der Mann und bat in einfach herzlichen Worten um Entschuldigung wegen der verursachten Störung, seine Rede aber klang Frau Martha so warm ins Herz, daß sie sich wunderbar ergriffen fühlte.

„Seid uns herzlich willkommen und nehmt vorlieb mit dem, was zwei einsame Frauen und ein kranker Greis zu bieten vermögen.“

„Habt Ihr einen Kranken im Hause?“ — „Dann hat es wohl Gott gefügt, daß ich hier Einkehr halten mußte, vielleicht kann ich helfen. Führt mich zu ihm, wenn es nicht stört!“

Der Kutscher und ein Diener waren bemüht, den Wagen in den Hof zu bringen und versicherten, daß sie das Thor wohl verschließen würden, wogegen Frau Martha ihnen einen Imbiß zu bereiten versprach, so gut es die Verhältnisse gestatteten; dann bat sie den Fremden, ihr zu folgen und leitete ihn in das Gemach, in welchem der Kranke lag, an dessen Seite noch immer das junge Mädchen saß. Dieses wendete das Gesicht voll dem Eingang zu und es war vom Schein der Lampe mild und deutlich erhellt, so daß es das erste war, was aus dem dämmerigen Hintergrunde des Raumes dem Eintretenden entgegensah und was er zu erkennen vermochte.

Frau Martha aber sprach: „Vater, hier sendet uns der Himmel einen edlen Gast, mit dem vielleicht die Genesung für dich unter unser Dach einzieht, Seiner Kaiserlichen Majestät Leibarzt, Herrn Doktor Ambrosius Volkmarus!“

Der Ungelommene aber stand regungslos im Rahmen der Thür und starrte nach dem lichtbeglänzten Mädchen Gesicht im Hintergrunde und hielt dabei die eine Hand

auf das Herz gepreßt, während die andere krampfhaft an den Pfosten des Eingangs faßte. Der Lichtschein traf nur matt die edlen Züge des geistvollen Gesichts, der Pelzmantel rollte ihm von den Schultern und im dunklen schlichten Reisegewande stand er da, wie Frau Martha sich nach ihm hinwendete. Auch ihr fiel jetzt ein Schimmer des Lichts auf das Antlitz, aus dem die freundlichen, sternklaren Augen leuchteten, die sie mit ihrem Kinde gemein hatte, und da tönte von vier Lippen mit einmal ein Doppelruf, auffauchend wie aus tiefster Seele, und es lag in diesem Rufe eine ganze wunderbare Geschichte von Leid und Scheiden und wonnigem Wiedersehen: „Eberhart!“

„Bruno!“ Der Fremde war zum Bette herangeeilt, der Kranke aber erhob sich wie mit Jünglingskraft, und wie der erste am Lager sich auf das Knie niederwarf, umschlangen ihn heiß die Arme des anderen und schweigend hielten sich die langgetrennten Freunde umfaßt, während die beiden Frauen in süßem Schauer sich aneinander schmiegt und gegenseitig die hellen Thränen aus den Augen küßten.

Der Volksmund pflegt in solchen Augenblicken weihewoller Stille schön zu sagen: „Es geht ein Engel durch das Zimmer!“ und die vier Menschen vermeinten wohl in der That das Wehen seines Flügelschlags zu empfinden und keiner wagte zu sprechen. Vom Hofe klangen die Stimmen der Männer, welche um Wagen und Pferde beschäftigt waren, und der Wind klopfte mit rauhem Finger an die Fenster; endlich raffte sich Herr Ambrosius Volkmarus auf, sah dem Freund in das mild gerötete Gesicht und sprach: „Nach mehr als dreißig Jahren! Wie habe ich dich gesucht landaus und landein und du hast dich verborgen und nicht finden lassen. Und heute in kalter, schneeweißer Winternacht trete ich endlich an dein Lager und halte deine treuen Hände und schaue deine ehrlichen Augen, und Wehmut und Freude fassen mich zugleich; der Schnee des Lebens hat sich auf unsere Scheitel gelegt, aber in meinem Herzen ist's, als wäre ich gestern von dir gegangen; doch ich vergesse, du bist krank, bedarfst der Ruhe —“

„Ich fühle mich so stark und kräftig, wie seit Jahren nicht. Und wenn es das letzte Aufblühen des Lebensflämmchens wäre, schöner könnt es nicht verlöschen, denn ruhig kann ich heimgehen in die ewigen Wohnungen; für meine Lieben wirst du sorgen, und ich sehe dir es an, daß du es kannst. Ja, Martha, Gertrud, hier steht er lebhaftig, von dem wir vor kaum einer Viertelstunde gesprochen, küßt ihm die treuen, lieben Hände und dann bereitet, was unser armes Haus vermag!“

Da kamen die beiden Frauen näher und faßten nach seinen Händen, aber Volkmarus wehrte ihrem Kuß, still beugte er sich nieder und berührte mit seinen Lippen die Stirnen beider, während sein Herz eine maßlose Seligkeit durchzitterte. Dann gingen die zwei anmutigen Frauengestalten

hinaus, um in dem Nebengemache an dem kleinen Feuerherd das Mahl für den herrlichen Gast zu bereiten.

Dieser aber saß indessen am Lager des Kranken und fragte nach dessen Leiden. Eberhart lächelte mild: „Mein Leiden heißt das Alter. Vergiß nicht, daß ich fast zwei Jahrzehnte älter bin als du! Dagegen gibt es kein Mittel — laß uns davon nicht weiter reden! Du weißt auch, daß ich den Tod nicht fürchte, mir ist er der milde Genius, der in bessere Gefilde hinüberleitet — laß uns darum von anderem sprechen, solange meine sinkende Kraft vorhält. Auch ich habe dich jahrelang gesucht und nicht finden können, wo hat dich das Geschick hingetrieben?“

„Du suchtest Bruno Wähding — den gab es nicht mehr, seitdem er das Äußere des Klosters verlassen; für den Ordensnamen setzte ich den Taufnamen, für meinen Vaternamen jenen meiner Mutter und bin ein fahrender Scholast geworden, bald lehrend, bald lernend an den Schulen Belschlands und der Niederlande. Ich gewann Ruf und Ruhm, lernte auch den Markgrafen Karl von Wähding kennen und hatte das Glück, seine erste Frau, jene entzückend schöne Margarete von Valois, die man um ihrer Zartheit willen Blanka nannte, von schlimmer Krankheit zu heilen, und so ward ich sein Leibmedicus und bin es geblieben, auch seitdem er Kaiser geworden. Er hat mich mit Günst und Reichthum überhäuft und was mein ist, ist auch dein. Du sollst in diesem einsamen Gehöfte nicht in deinem Alter verkümmern.“

„Du hast mich nicht finden können, so wie ich dich nicht gefunden habe, denn mein Name war gleichfalls verschollen und vergessen. Arm und heimatlos zog ich mit meinem Kinde fort von der Scholle, auf der ich glücklich gewesen. Was wir erlebt und wie wir gekämpft, das soll verschwiegen bleiben, nur das darf ich sagen, daß es meine Kraft gebrochen, meinen Körper sich gemacht und mich lähmte für alle Zeit. Mein Kind aber fand einen braven Vatten, einen menschenfreundlichen Arzt, in welchem etwas von deinem Geiste lebte und der den kranken Mann in sein Haus nahm und pflegte, als ob ich sein blutiger Vater gewesen wäre. Mein Eidam wurde im fürchterlichen Nahre des schwarzen Todes ein Opfer der Menschenliebe und der selbstlosen treuen Pflanzenerfüllung, meine Tochter und mein Entelkind aber thaten es mir alten Manne zur Liebe und verließen die Stadt, wo sie glücklich gewesen und taufeten mit ihrem fargen Vermögen dies kleine Gehöft, damit einst mein Leib neben dem meines guten Weibes in der Scholle meiner Heimat ruhe. Sie haben es mir nicht gesagt, aber ich weiß, daß es so ist, und ich weiß auch, daß sie durch ihrer Hände Arbeit sich und mich erhalten und daß sie trotzdem mich nicht für eine Last ansehen. Darum bin ich glücklich in meinem Leiden, da ich dich wiedergefunden und nun die Meinen geborgen weiß. Was dein ist, ist mein — ich nehm' es ruhig an, denn ich

hätt' es ebenso gehalten, wenn das Geschick unsere Lese vertauscht hätte.“

Herr Ambrosius drückte schweigend die Hand des Freundes, zugleich aber kamen Mutter und Tochter wieder und bereiteten den Tisch, welchen sie an das Lager des Kranken heranrücken, für die bescheidene Mahlzeit. Die Freude aber saß mit zu Tische und würzte die Speisen, und als die Februarnacht klar und kalt sich über die Erde gelegt hatte, schauten ihre goldenen Sterne mit freundlichem Blinkeln auf das einsame Gehöft nieder, in welchem acht Augen zu ruhigem glücklichen Schlummer sich geschlossen hatten.

6. Kapitel.

Ihr sollt nicht richten.

Am anderen Tage hatte Herr Ambrosius Volkmarus seinen Diener nach dem Kloster geschickt und bei Seiner Gnaden dem hochwürdigsten Abte anfragen lassen, ob und wann ihm die Ehre eines Besuchs gestattet wäre, und der Prälat seinerseits hatte erwidern lassen, er werde es sich zum Glück anrechnen, einen so angesehenen und Seiner Kaiserlichen Majestät so werten Mann begrüßen zu dürfen; das Anerbieten, seinen eigenen Wagen zur Abholung senden zu dürfen, hatte der Leibarzt von vornherein höflich dankend ablehnen lassen.

Er kam auch, von seinem Diener begleitet, am nächsten Morgen langsam den Hügel herauf, auf dem das Kloster stand, und es war ihm offenbar ein eigentümlicher Genuß, den Weg zu Fuß zurückzulegen, denn immer wieder hielt er den Schritt an und schaute fasziniert auf das graue Mauerwerk, über das die beiden massigen Kirchtürme hoch herausragten, wandte sich wohl auch ab und zu um und blickte nach der Stadt hinab, die in ihrer sonnenbeglänzten Winterhülle sich behaglich im Thale hindehnte.

Nun stand er an dem Thore, sah auf das eingemeißelte alte Wappen, das darüber prangte — ein Buch, in das ein Pfeil sich bohrte — und es huschte ein eigentümliches Zucken um den feinen Mund: er hatte das Symbol ja verstanden gelernt! Langsamer als zuvor schritt er über den Klosterhof: da war alles noch dasselbe, als ob er gestern hier gegangen wäre. In der Mitte das hohe steinerne Kreuz mit dem Christusbilde, dessen Züge jetzt tief verschneit waren, seitwärts der alte Brunnen, der trotz der Wintersonne querte und plätscherte, die mächtigen Mästen vor dem Eingang zum Konvent, die steinerne Mauer am Kirchenportal — wie oft hatte er das alles gleichgültig und ruhig angesehen, und heute schuf es ihm eine gewisse Erregung, denn er war nicht derselbe geblieben, er war hinausgewachsen über die engen Anschauungen dieses Hauses. Dazu kam noch eins: hier galt er als ein Toter, Verschollener, und er kam, um diesen Toten aufzuwecken und ihn als einen Mahner vor jenes harte Tribunal zu stellen, das ihn einst verurteilt, und warnend ihm zuzurufen: Ihr sollt nicht richten!

Wohl wußte er nichts von dem Tode des Ansgars, aber ihm ahnte, daß das Herz in diesen Mauern schlug, das seinen verwandt sein mußte, und dies mußte er von der Bitternis seines eigenen Geschicks bewahren, soweit ihm das möglich war.

Abt und Prior empfingen ihn auf zuvorkommendste und ersterer bat ihn: Gastfreundschaft des Hauses des heiligen Benedikt während der Zeit seines Aufenthaltes in dieser Gegend anzunehmen. Der Leibarzt ging dankend auf das freundliche Anerbieten ein, zumal, wie er auseinander setzte, er gekommen sei, sich die Genehmigung zu erbitten, in der berühmten reichen Bücherei des Klosters einige Stunden machen zu dürfen. Man war stolz auf, ihm das gewähren zu können, und lebte er in Ehren in dem Hause, aus welchem man ihn mit bitterem Schimpf ausgestoßen hatte.

Ihn kannte keiner der Mönche, er fand manches Gesicht noch, dessen Ausdruck bei seiner Verstoßung mit im Karneval gewesen, aber die geschorenen Häupter beugten sich tief und ehrfürchtig vor Seiner Kaiserlichen Majestät berühmtem Leibarzt, saß mit ihnen zu Tische und sie lauften auf seine geistvollen, milden Reden — eine nur, der ihn wohl erkannt hätte, lag gelähmt in seiner Zelle und hörte nur dem angesehenen Gaste.

Es war Ambrosius Volkmarus demgegen, etwas von jenem jungen Manne zu erfahren, der das Antlitz gemalt, das Herr Heinrich von Mägeln von den Angeln gerettet hatte; sollte er der Ansehlichkeit erlegen sein, die ihn erfaßt hatte, oft auch sein Auge an der Reihe der Mönchsgesichter entlang schweifte, er fand das einzige unter ihnen, auf dem der Stern des Genies zu ruhen schien, sie sahen so kalt und nüchtern und asketisch, daß es ihn manchmal bis ins Herz fröstelte. So blieb ihm nichts übrig, als an den Prior die Frage zu richten, wie wohl aus jenem Bruder geworden sei, wie ihm Herr Heinrich berichtet habe, das Bild der heiligen Cäcilie gemalt und auf so schwer erkrankt sei; er hatte Interesse gewonnen für denselben und gern bereit, wenn es not thue, seine Kunst und sein Wissen an ihm zu verlieden.

„Oder ist es zu spät — ist er gestorben?“ Auf diese Frage verdüsterte sich das behäbige Angesicht des Priors und er erregnete: „Er ist tot — schlimmer als das — er ist dem Heile abgestorben, dem Verfallenen und ihn erwartet in diesen Tagen das Gericht des Kapitels.“

Da ging ein Schauer durch die Reihen des Leibarztes und er sprach kein Wort weiter — er ahnte alles andere: noch in der alten finsternen Geist in diesen Mauern und noch lebte wohl der Träger dieses Geistes, der starre, streng- und hartnäckige Florian, wenn Ambrosius Volkmarus auch nicht sah, noch von ihm reden hörte.

Er ging in die Einsamkeit seines Nebengemaches, das außerhalb des Konvents der sogenannten Abtei lag, und trat trübe hinaus ins winterliche Land.

grau und melancholisch unter ihm und überdachte, was er thun müsse. Ich sandte er seinen Diener hinab zu alten Freunde Eberhart und ließ ihn herzlichem Gruße sagen, daß er in nächsten Tagen nicht zu ihm kommen werde, wie er es wohl versprochen, denn bedeutamer Vorgang halte ihn im Fest, er selbst aber begab sich nach Bücherei, deren freie Benutzung ihm hert war und wohin auch kaum einer Brüder während des Winters kam. Es war kalt in dem hohen, weiten Saal und den Leibarzt fröstelte, so daß seinen Pelzmantel dichter um die Schultern. Ohne Zögern schritt er der Stelle wo in dem Holzgetäfel sich die verne Höhlung fand, drückte an das Schloss in dem Alstloch und mit leisem Knarren öffnete sich die Falze. Er streckte Hand in den hohlen Raum und zog eben Gegenstände hervor, die einst hier gefunden, die Confessiones, verstaubte Bild und das Gläschen der Tinktur, welches der junge Mönch wieder geborgen, nachdem er das Quantum, das er bei seinen aldischen Arbeiten verwendet, davon genommen hatte. Alles barg er unter seinem Mantel und brachte es so, ohne daß irjemand ihm beggnet wäre, in sein Zimmer.

Hier wuschte er zunächst den Staub von der Bilde, wie es Ansgar einst gethan, schaute lange in das süße Gesicht, das ihm unter seiner Hand entstanden war. Er dachte Martha wiedergesehen nach mehr als drei Jahrzehnten und die Augen waren ihm geblieben, wie sie aus seinem Blick ihm entgegenschauten, aber seine Seele blieb jetzt ruhig und heiter: er mußte, sie ihm nun zu eigen gehöre mit samt dem Kinde, wenngleich nicht als sein Vermächtnis, von dem man nur dem Leben selbst sich trennt.

Es war wie ein stiller, schöner Feiertag für ihn — das Beschauen dieses Bildes und die weishevolle Stimmung verzog ihn auch nicht, da er seine eigenen Confessiones las. Es war ihm, als wäre nicht derselbe, der das Pergament geschrieben, als sähe er ein fremdes Schicksal in seinem Geiste vorübergehen, als er an seinem eigenen Grabe und läse auf die Inschrift und den Dentspruch: Confessiones Patris Brunonis!

Der war jener Bruno? Wohin war er gekommen? —

Niemand hatte eine Kunde davon in den Räumen, nur eine Seele kannte hier Blätter und weil sie dieselben kannte, sie demselben Fluche verfallen, der den Eberhart einst getroffen hatte. Lag nicht Ansgar über der alten Schrift? Sollte er aber noch weiter fortwirken und noch das Unheil herbeiführen? — Das konnte nicht sein!

Der einsame Gelehrte las, bis die Abendglocke ihn nach dem Refektorium wo er ruhig und freundlich nach seiner gewohnten Weise sich unterhielt.

Der nächste Morgen kam trüb und düster herauf, der Nebel verhüllte das Land, wie graue Schleier wob er sich um die Fenster und in zerrissenen Fetzen flog er um die Thürme. Das Horaglöckchen hatte einen seltsam wimmernden, erstickten Klang und die Brüder gingen mit tiefersten Gesichtern, die aus den schwarzen Kapuzen fahl hervorschauten, nach der Kirche, um die Prim und Terz abzubeten. Das Gemach, welches man dem Kaiserlichen Leibarzt angewiesen, lag in fast unmittelbarer Nähe des Gotteshauses und er hörte den dumpfen Ton, mit welchem von dem Doppelchor alternierend die Psalmen gebetet wurden, ja er vermeinte selbst die Worte zu verstehen und unwillkürlich sprach er dieselben mit.

Die Horen mußten zu Ende sein, aber die monotone Psalmodei fing von neuem an, und von seltsamer Ahnung ergriffen, trat Herr Ambrosius aus seinem Gemache und schritt nach der Kirche. Weit hinten bei jenem Madonnenbildchen über dem Weihbrunnen, wo Ansgar gern geweiht, hielt er den Schritt an und horchte, und deutlich und schwertönig klang es an sein Ohr: „Domine, ne in furore tuo arguas me, neque in ira tua corripas me, quoniam sagittae tuae infixae sunt mihi... Herr, strafe mich nicht in deinem Zorne und züchtige mich nicht in deinem Grimme, denn deine Pfeile stecken in mir und deine Hand drückt mich.“

Das war der 38. Psalm, ein Bußgebet des königlichen Sängers David, der zu Gott aufschreit um seiner Sündenschuld willen, und da der letzte Vers verhallte, lauschte Ambrosius Volkmarus schmerzlich mit angehaltenem Atem, durch die Stille der Kirche aber tönte die neue Antiphon: Miserere mei Deus... und grauenhaft düster psalmodierte der Chor der Mönche den 51. Psalm und dem hohen Manne am Eingange des Gotteshauses war es außer Zweifel, daß man die sogenannten sieben Bußpsalmen recitierte, und von einem jähem Gefühl erfaßt, schlug er die Hände vor das Angesicht und einige Thränen quollen ihm heiß zwischen den Fingern hervor. So betete man, wenn einer der Brüder im Sterben lag oder — wenn man in das Gericht ging mit einem derselben. So hatte man gebetet, bevor man ihn hinausstieß und es klang fast wie Blasphemie, daß man Gottes Barmherzigkeit anrief, während man selbst keine übte und üben wollte: Hart wie die Stimmen waren die Herzen, und daß man vermeinte, daß solche Herzenshärte ein Wohlgefallen vor Gott sei, das schnitt dem ehemaligen Mönche in die Seele und entpreßte seinen Augen das glühende Raß.

„Ne projecias me a facie tua... verwirf mich nicht vor deinem Angesicht!“ so klang es von den Lippen, die Herzen aber wußten nicht darum. Ambrosius Volkmarus wischte fast unwillig die Thränen aus den Augen, hoch richtete seine Gestalt sich auf, wie die eines Hohenpriesters, und laut und deutlich betete er die nächsten Psalmen mit, als ob er demjenigen

Frieden, Trost und Ruhe in die Seele beten wollte, für welchen man sie hier recitierte.

Und seltsam! Zur gleichen Stunde kniete in der kalten, düsteren Gefängniszelle des Klosters Ansgar auf den harten Fußplatten und sprach dieselben Worte, die man in der Kirche betete und seine heißen Lippen sagten: „Non avertas faciem tuam a me; in quacunque die tribulor, inclina ad me aurem tuam; in quacunque die invocavero te, velociter exaudi me... Wende dein Angesicht nicht von mir; am Tage der Bedrängnis neige dein Ohr zu mir; wenn ich dich anrufe, so erhöre mich bald!“

Das war der wunderbar schöne tröstliche 102. Psalm, in dem ein bedrängtes, gnadehungriges Herz zu seinem Gotte schreit — und Ansgars Seele ward ruhig, als ob der Himmel sein Gebet erhört hätte.

Ambrosius Volkmarus war in sein Gemach zurückgekehrt und sah, an das Fenster gelehnt, hinaus in die brauenden Nebel und wartete still auf das, was seiner Meinung nach nun kommen mußte. Und er hatte sich nicht getäuscht, denn mit schrillum, fast unheimlichem Ton hallte drüben eine Glocke durch das Konvent und der Leibarzt wußte, daß sie die Brüder nach dem Kapitelsaale rief.

Der gewölbte Raum desselben war heute düster und grau, und es war, als ob der finstere, kalte Nebel durch die Bogenfenster hereindringen wollte. Auf dem kleinen Altare an der Hauptwand flackerten vor dem Kreuzbilde zwei Kerzen mit gelbem Schein und in dem Kamin, der dem Saale Wärme spendete, verglutete das rote Feuer. In einem hochlehnigen Faldistorium seitwärts von dem Altare saß der Abt, zu seiner Linken der Prior, zur Rechten aber der Senior des Konvents, der kranke, gelähmte Florian, den man zusammen mit dem Sarge hierher getragen, denn er vermochte, selbst auf die Arme zweier Laienbrüder gestützt, nicht mehr sich fortzubewegen. An den Wänden entlang saßen die Brüder still, ernst und erwartungsvoll, in der Mitte aber stand bleich, ruhig und gefaßt Ansgar.

Mit einem Gebetswort hatte der Abt das Kapitel eröffnet, den Brüdern Gerechtigkeit und Milde empfehlend, und nun bat er den greisen Florian zu sprechen. Dieser richtete die düsteren, heißen Augen auf den Angeklagten und begann mit seiner harten, tonlosen und doch eindringlichen Stimme: „Meine Brüder! Meine Seele ist betrübt bis in den Tod. Jung bin ich gewesen und alt bin ich geworden in diesem heiligen Hause und der Eifer für dasselbe will mich verzehren. Krankheit geht durch mein Gebein und der Herr hat mich heimgesucht am Leibe, aber er hat mir — ihm sei Dank — den Geist gesund und stark erhalten, auf daß ich ein Hüter bleibe der Ehre und Heiligkeit dieses Hauses. Mehr als in der Welt draußen gilt für uns das Wort: Wacht und betet, auf daß ihr nicht in Versuchung fallet! aber das Wort wird nicht geachtet, trotzdem es von Gott ist. Wer

mehr als dreißig Jahren habe ich in diesem Raume die Bitternis einer Anklage gegen einen Bruder durchgekostet und heute wiederholt sich dies traurige Schauspiel in allen seinen Einzelheiten. Warum treiben auch die Kinder des Lichts Werke, welche nur den Kindern der Welt zusehen? Das Kreuz gehört in die Hände der Söhne des heiligen Benedikt und nicht der Pinsel, denn seine Thätigkeit bringt die Sünde in das Herz. Ihr alle habt es gesehen an jenem verruchten Bilde, mit dessen Zügen nächtlicherweile der Satan das Herz unseres Bruders Ansgar umstrickt hatte, und als der Teufel aus dem zerstörten Bilde fuhr, fuhr er in den Leib unseres Bruders und quälte ihn in der Fieberhitze seiner Krankheit und machte ihn rasen und ließ ihn Thorheit reden, und da doch der Herr mächtiger war und dem Kranken Genesung schenkte, da blieb der Böse sitzen im Herzen Ansgars und dieser hat nichts gethan, ihn von dort zu vertreiben. So ist er in seine Fallstricke versunken, und anstatt die Wege Gottes zu gehen in Demut und Armut und Selbstverleugnung, ging er mit dem Teufel auf verbotenen Pfaden, erhob sich im Dunkel der Wissenschaft und schändete die Armut, die er gelobt, indem er mit des Bösen Kunst das verfluchte gelbe Metall bereiten wollte. — Was brauche ich noch mehr zu sagen. Es steht geschrieben: Wenn dich deine Hand ärgert, so haue sie ab, und wenn dich dein Auge ärgert, so reiße es heraus! Und besser ist's, daß der eine, welcher Bitternis gegeben hat, verstoßen werde, als daß um seiner willen hundert geärgert werden und ihres Seelenheils verlustig gehen!"

Unheimliche Stille herrschte in dem Kapitelsaale nach diesen Worten, man hörte nur das leise Knistern im Ramin und hie und da einen Atemzug wie aus beklommener Brust.

Der Abt nahm das Wort: "Es ist nicht billig, daß man verdammte ohne gehört zu haben. Ansgar, was vermagst du zu deiner Entschuldigung zu sagen?"

Der junge Mönch schien wie aus einem Traume zu erwachen, er erhob das gesenkte bleiche Angesicht und wendete die großen klaren Augen nach dem Fragenden und sprach ruhig und bestimmt: "Und die Kunst ist doch von Gott; diesen Raum mit seinen schön geschwungenen Bogen hat sie geschaffen, das Bildnis, unter welchem Vater Florian sitzt, hat sie gemacht und jenes Angesicht, das ich mit meiner schwachen Hand gebildet, war kein Teufelspust und Zauberverblendwerk, denn jenes Angesicht hat Gott selbst gebildet, es lebt und mit eigenen Augen habe ich's gesehen, aber erst nachdem ihr das Werk meiner Hand vernichtet habt!"

Eine seltsame Bewegung ging durch die Reihe der Mönche — Ansgar aber fuhr fort: "Und wer von euch kann behaupten, daß ich Gold gemacht? — Wer hat Gold bei mir gefunden? — Wann habe ich die Armut verleugnet? — Ein Heilmittel habe ich gesucht für die leidende Menschheit, nach welchem hundert der

Besten und Edelsten geforscht, und da ich vermeinte, es gefunden zu haben, da kamt ihr dazwischen und zertratet mein Schaffen mit hartem Fuße. — Ihr habt kein gutes Werk gethan, meine Seele aber ist rein von Schuld und großt euch nicht, was immer ihr beschließen mögt — auch Christus hat das Heil der Menschheit gewollt und ward dafür ans Kreuz geschlagen!"

"Das ist Gotteslästerung — Blasphemie!" schrien mehrere Stimmen, Florian aber winkte mit der Hand und Schweigen trat ein: "Habt ihr's gehört? — Was verlangt ihr weiter? Sucht das, was von Gott ist, das Dunkel der Nächte und die Heimlichkeit unbefuchter Räume? Der Teufel ist der Fürst der Finsternis und hat das Herz Ansgars so umnachtet, daß nicht Reue und Sehnsucht nach Buße, sondern jene höchste Hoffart, die einst die Engel ins Verderben gestürzt, ihn erfaßte, die Hoffart, sich dem Herrn der Welten gleichzustellen. Was braucht es mehr? — So spricht kein Diener Gottes, kein Gesalbter des Herrn! Nehmt ihm das priesterliche Kleid und die priesterlichen Ehren und stoßt ihn —"

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür des Saales und in dem Rahmen derselben stand die hohe Gestalt des Herrn Ambrosius Volkmarus, im dunkeln wallenden Gewande, das in seinem Zuschnitte dem Ordenskleide der Benediktinermönche ähnlich war, auf seiner Brust aber glänzte die schwere goldene Gnadenkette, an der das Medaillonbild des Kaisers hing. Und seine metallklare ruhige Stimme sprach: "Ihr sollt nicht richten!"

Alle Augen wendeten sich erstaunt und erschreckt dem Eintretenden zu, mancher von den Brüdern war von seinem Sitze aufgesprungen, Florian aber stierte mit flimmernden Blicken nach dem Leibarzt, als sähe er ein Gespenst. Er wollte sich aufrufen in seinem Stuhle, aber er vermochte es nicht, die gelähmten Beine versagten ihm den Dienst, und so streckte er nur abwehrend die fleischlosen Hände aus und freischte: "Der? — Der? — Stehen denn die Toten auf? — Hinaus mit dir!"

Ambrosius blieb jedoch ruhig, trat noch einige Schritte näher, so daß er beinahe an die Seite Ansgars kam und sprach: "Die Toten stehen nicht auf, Florian — aber die Lebenden kommen wieder und verlangen ihr Recht. Ich habe noch Sitz und Stimme in diesem Raum, trotzdem man mich vor mehr als 30 Jahren ungerecht und hart hinausgestoßen hat, und ich danke Gott, daß er mich zur rechten Zeit kommen ließ, um dem Hause des heiligen Benedikt ein zweites gleiches Unrecht zu ersparen. Ich bin jener Bruno, dessen Name hier verpönt war und dem man nicht einmal ein Wort der Rechtfertigung gegönnt hatte — ich komme, um daselbe heute zu sprechen. Ihr habt mich hinausgestoßen, weil ich der Bulle des Papstes Johann XXII. zuwider mich mit alchimistischer Kunst und Wissenschaft befaßte, und wißt ihr nicht, daß jener Papst selbst das Buch 'Ars transmutatoria' verfaßte und daß man

bei seinem Tode 200 Goldstangen gefunden, trotzdem er bei Lebzeiten viel gebraucht? Er selbst hat jene Bulle nulliert und damit auch euer Urtheil nicht gemacht, und darum habe ich Recht, hier zu sein!"

Florian wollte sich abermals auf seinen Sitz emporringen, er wollte sprechen, beides vermochte er nicht, und so kam zurück in den Sessel und schloß die Augen und lag regungslos, während Ambrosius fortfuhr: "Wenn ich schuldig bin, so lasst mich heute vor euch bekennen, sowie ich niederschrieb in stiller Stunde und in der Bücherei verbarg. Gestern habe ich dort geholt, was mein war, und ich — gönnt mir Gehör!"

Er zog aus seinem Gewande das gelbte Pergament, und ruhig, langsam klar las er die 'Confessiones Patris Brunonis'. Keiner von den Brüdern bewegte sich, und als er das Heft zuklappte, in der erste Sonnenstrahl dieses Tages durch die hohen Fenster herein und legte sich ein Gruß des Himmels auf die bleichen Gesichter in der Mitte des Saales, so wie sie wie von Verklärungsglanz leuchteten.

"Und nun sind diese Bekenntnisse weiter notwendig und ihr Anhang keinen mehr berücken, obgleich er jetzt von Teufelswerk und Zauberei."

Er schritt bei diesen Worten nach Ramine und warf das Pergament in auffladernde Flamme und sah ruhig wie es allmählich zerstört ward. Im Saale aber war es noch immer tief still, immer saß Florian mit geschlossenen Augen zusammengebeugt auf seinem Sitze. Ambrosius stellte sich aufs neue vor Ansgar: "Nun urteilt über mich und diesen da! Ihn hat der Himmel mit Bekenntnissen finden lassen, in seine Hände legte er das Bild, das einstens ich gebildet, zu meiner eigenen Buße und um mich von Seelenfriedens willen, und er umgab es mit dem heiligen Hauch jenes Geistes, der den Menschen empfinden lehrt, mit dem Glorionschein der Liebe. Da war nichts von Zauberei, von Sünde, ihr habt ihm beides nicht gegeben, dachtet in eurer Verblendung, weil ihr Gottesfunken nicht erkanntet, der in seinen Herzen glüht, ihr habt ihn stumm und elend gemacht, habt ihn gebrochen, Körper und Geist und wollt ihn hinausstoßen ins Elend? Hat er viel auch nach dem Stein der Weisen gesucht und Gold gemacht? Wenn er es so habt ihr kein Recht mehr, es ihm zur Schuld zu rechnen, seit ein Papst die transmutatoria betrieb. Das bedurfte den regen Drang dieses Geistes nach Thätigkeit, und nicht ein beschaulich Leben, das Gott wohlgefällt, sondern ein arbeitsames. Es wird eine Zeit kommen, auf solche Geister stolz sein wird, und wird die Engherzigkeit vergangener Zeiten verurtheilt — seht zu, daß sie euren Namen nicht zu den Toten wirft, und daß ihr euch, daß der Himmel einen solchen euren Mitte gestellt hat. Du aber, Ansgar, mache an dem gut, was du an mir sündigt hast!"

Alle Augen wendeten sich dem greisen Ältern zu, der noch immer zusammengekauert in seinem Stuhle saß und sich nicht rührte. Da trat Ambrosius Volkmarus heran und schaute ihm in das hagere, verfallene Gesicht und in die laßten Augen — ein Schauer lief durch seinen Körper und zu dem Abt gewendet sprach er seltsam dumpf: „Hier hat Gott gewohnt! — Brüder betet die Psalmen mit Entzückung, denn die Seele eures Bruders Florian steht vor dem Herrn!“ Er faßte die Hand des Toten: „Ich habe keinen Groll gegen dich gehegt — auch du ohne Groll von hinnen gegangen wärest! Gott sei dir gnädig!“ Behtütam schloß er ihm die gebrochenen Augen, die Mönche aber waren entsetzt ihren Bänken aufgestanden und scharten wie eine bestürzte, ratlose Herde um den Abt und den Prior. Wenige Minuten später aber erklangen zweitemal an diesem Tage mit unerträglich dumpfem Ton die Bußpalmen in die Halle der Kirche, und in seinem Stuhl betete sie Ansgar andächtig und unruhig mit — Gott selbst hatte ihn abgesprochen. In den Wintertag hinaus wimmerte das Totenglöcklein und kündete der nahen Stadt, daß hier oben ein Bruder im Herrn entschlafen sei.

7. Kapitel.

Trüggold.

Ambrosius Volkmarus fühlte den inneren Drang, mit Ansgar zu sprechen, allein aber ihn hinzurufen auf die Verlorenheit der alchimistischen Kunst, die er bei seinem ruhigen und sicheren Stande sich bald klar genug geworden, da er nach dem Gottesdienste ihn aufsuchen wollte, trat sein Diener eilig an ihn heran und meldete, ein Vötte sei eben gekommen mit der Nachricht, Herr Eberhart liege im Sterben und wünsche ihn einmal zu sehen.

Da trug er dem Diener auf, ihn bei Vötte und Prior zu entschuldigen, er wolle aber eilte hinab nach dem kleinen Hofe an der Landstraße. Da er eintrat in die niedrige Stube, die die Stürze des Wintertages schweißbedeckt, hatte der Todesengel eben sein stilles Werk getan und schwebte unhörbar mit der Seele Eberharts von dannen.

Zur Seite des Toten knieten die beiden Frauen und weinten leise, aber auf dem Antlitz des Abgeschiedenen lag ein stiller Friede — mit einem Lächeln um den blässen Mund war er heimgegangen in die ewigen Wohnungen. Er hatte es sich vorausgesehen; das Flämmchen war ihm einmal hoch aufgeloht beim Wiedersehen des alten Freundes, um dann nur zu schnell zu verlöschen.

Dies bewegt trat Ambrosius an die Leiche heran, legte seine Hände auf die Stirn der beiden Frauen und sprach leise: „Seht ihr nicht an seinem Angesichte, daß er glücklich ist? — Gönnt ihm den Frieden und weint nicht!“

Dann faßte er still die Hand des Toten und hielt sie lange schweigend in der seinen, als wollte er ihm ein Gelöbniß thun, und so fragte er: „Was waren seine letzten Worte?“

Frau Martha erhob sich, wischte sich die thränenden Augen mit einem Tüchlein und sprach: „Er dachte an Euch. ‚Sagt ihm‘ — so redete er — ‚wir sehen uns wieder, ich grüße ihn innig und warm, und alles andere weiß er.‘“

„Ja du hast recht, Verewigter, Edler — alles andere weiß ich. Was mein war, war auch dein, und was dein war, ist nun mein! Versteht ihr, was das heißt? — Er hat euch mir an das Herz gelegt als ein heiliges Vermächtnis und ich will es treulich hüten und hegen — gönnt mir dafür nur einen kleinen Teil der Liebe, die ihr ihm geweiht und deren ich nun so bedürftig bin, denn seit er heimgegangen, bin ich verwaist wie ihr!“

Der hohe, ernste Mann breitete weit die Arme aus und beide Frauengestalten legten sich ihm vertrauend an das Herz und er schloß sie fest an sich und sprach: „Sieh freundlich her auf uns, du Verklärter, und verlaß uns nicht mit deinem Geiste!“ —

Die kleine Stube aber erfüllte jetzt heller Sonnenglanz und er leuchtete hinein bis in die Herzen der Leidtragenden, die nun halblaut ein frommes Gebet sprachen für die Seele des Heimgegangenen.

Nun gab es so manches zu ordnen und zu schlichten, und Ambrosius fand keine Zeit, nach dem Kloster zu kehren, und ließ mit höflichem Entschuldigungswort an den Abt durch seinen Diener seine Gewänder und was er sonst hatte hinaufbringen lassen, zurückholen. Das Bild, das er einst gemalt und das Ansgar als Vorbild gedient hatte, schenkte er Frau Martha, die erstaunt auf demselben die Züge ihres Kindes wiederfand und in wehmütiger Ergreiftheit die Hand des Gebers küßte.

Nach zwei Tagen wurde Eberhart bestattet, wie es seine Sehnsucht gewesen, an der Seite seiner früh verchiedenen Gattin, und nun erst wurde mancher in der Stadt wieder erinnert an den ehrlichen, unglücklichen Mann, der vor dreißig Jahren arm aber fleckenlos von dannen gezogen war, und gedachte seiner in Ehren. Ambrosius beschloß, die beiden Frauen mit sich nach Prag zu nehmen und das kleine Gehöft zu veräußern, doch sollte erst die günstigere Witterung des Frühlings abgewartet werden; bis dahin wurde ein zuverlässiger Knecht besorgt, der das Haus beschützte und die Frauen behütete, denn nach der Stadt zu übersiedeln hatten sie verweigert, da sie in den Räumen bleiben wollten, in denen ihr edler Vater und Großvater gelebt und gestorben war. Ambrosius selbst aber mußte nach Prag zurück, denn der Kaiser entbehrte in der rauhen Jahreszeit nicht gern seinen Leibarzt und konnte leicht ungesundlich werden.

So schied er von den beiden, die er nun die Seinen nannte, in herzlicher Weise und mit dem Vorjage baldigen Wieder-

sehens. Der Reisewagen rollte auf der Straße fort, die Tücher der Frauen wehten ihm nach und das Herz des Leibarztes war voll reiner und sonniger Seligkeit.

Es vergingen einige Wochen, friedlich für das kleine Gehöft im Thale, friedlich für das graue Kloster auf der Höhe. Es war, als wenn hier mit dem Tode Florians der alte engherzige, harte Geist gemichen wäre und als ob der Hauch wahrer, schöner Liebe durch das Konvent ginge. Die Worte des Leibarztes hatten hier den Frühling gebracht, ehe er noch in der Welt seinen Einzug hielt, und keiner fühlte sein Wehen wärmer als Ansgar. Der Abt hatte ihm die verpönte Staffelei wieder in seine Zelle bringen lassen und dem jungen Mönche rannen die Thränen über die Wangen, als er zum erstenmal wieder seine geliebte Kunst üben konnte. Die Auferweckung des Lazarus — das war der Gegenstand seines neuen Bildes, und Christus sollte verklärt und schön die Züge von Ambrosius Volkmarus tragen. Das sollte Ansgars Dank sein, denn anders zu danken, war ihm nicht möglich gewesen, und doch war sein Herz voll Sehnsucht nach dem Edeln, der ihm den Weg frei gemacht und den Druck von seiner Seele genommen, unter welchem diese zu erstarren drohte.

Und der Abt selbst ließ ihn gewähren: das sollte die Sühne des Klosters sein, daß man bis in die fernsten Tage jedem Bruder die Züge jenes Mannes vor Augen stellen wollte, den man einstens hart hinausgewiesen und der doch eine Ehre und Zierde der Kongregation war.

Der März war ins Land gegangen, er nahm die Wäden voll und blies überall den Schnee von Feld und Flur und erlöste den Fluß von seinen Eiseffeln, so daß er toll und übermütig mit hochgehenden Wellen zwischen seinen Ufern hinjagte. Die Wäden und Dohlen freichten lustig um die Türme des Klosters und um die Zinnen der Stadt, sie witterten bessere Tage nach den vergangenen Hungertagen, und die Menschenherzen in den engen, winkligen Straßen, in den hohen, schmalbrüstigen Giebelhäusern atmeten hoffnungsvoll auf in Frühlingssehnsucht.

In dem kleinen Gehöft an der Landstraße jedoch herrschte Traurigkeit, und Frau Martha war in Sorge und Kummer, denn sie vermeinte schon wieder den Flügel jenes dunklen Engels rauschen zu hören, der vor kurzem erst hier geweiht und die Seele ihres Vaters von hinnen geführt hatte: Gertrud war erkrankt, ob in Folge der Gemütsbewegung der letzten Zeit, ob an einer Erkältung, wer hätte es sagen können? — Genug, das Fieber durchschauerte die Glieder der schönen Kranken, aus dem bald hochgeröteten, bald tiefblauen Angesicht stimmten die Augen in seltsamer Stille und die süßen Lippen redeten wie im Traum. Nur ab und zu fand der Geist die Klarheit, und wenn dann die Mutter am Bette saß und mühsam die Thränen verhielt, da faßte die heiße, blasse, kleine Hand

der Kranken nach jener der getreuen Pflegerin und suchte diese zu beruhigen und zu trösten.

Der berühmteste Medikus der Stadt war zu Räte gezogen worden, er legte den biden Zeigefinger bedenklich an die Stirn und an die Nase und dachte und sann und schüttelte zuletzt mit dem Kopfe und zuckte mit den Achseln. Wohl gab er ein Tränklein, das seltsam duftete und von dem die Kranke nur widerstrebend einnahm, aber eine Wirkung mochte er selbst sich nicht versprechen und seine Worte ließen der bedrängten Mutter keinen Zweifel, daß Menschenhilfe ihrem Kinde nichts frommen könne. Ihr ganzes Vertrauen hatte sie auf Ambrosius gesetzt, an welchen sie einen besonderen Boten nach dem fernen Prag gesendet, aber ehe derselbe seine Botschaft angebracht, ehe der väterliche Freund herbeieilen konnte, war es wohl zu spät.

Ein maßloser Schmerz durchzitterte bei diesem Gedanken ihre Seele, voll Bangigkeit schrie sie im Gebete auf zum Himmel, doch dieser schien taub für ihr heißes Flehen, und die Kräfte der Kranken nahmen sichtlich ab. Und als sie eines Abends dieselbe bleich, still und regungslos sah, erschrak sie bis in das tiefste Herz und der Gedanke kam ihr, daß sie verantwortlich sei für die Seele ihres Kindes und daß sie dieselbe nicht dürfe hinscheiden lassen ohne die Gnadenpenden der Kirche. Darum sandte sie den treuen Knecht, daß er hinzüberefare nach dem Kloster und einen der Patres herbitte.

Der Mann beeilte sich, denn er hing mit schlichter Hingebung an seiner Herrin und an dem kranken, schönen Jungfräulein, und ob der Märwind auch scharf über die Wellen des Flusses segte und da und dort wohl auch eine kleine Eisscholle stromabwärts trieb, er zwang mit kräftiger Hand den Kahn hinüber ans andere Ufer und erstieg auf kürzestem Pfade die Anhöhe, auf welcher das Kloster stand.

Er pochte an die Pforte und teilte dem Bruder Pförtner sein Anliegen mit. Der machte ein bedenkliches Gesicht und vermeinte, es sei eine schlimme Zumutung, an solchem Abend und bei solchem Wetter die schützenden Mauern verlassen zu sollen, aber er wollte es einem der jüngeren Brüder mitteilen, würde wohl einer sich finden, der's um Gotteswillen thäte. Und ein solcher fand sich. Der Pförtner hatte zufällig auf dem Korridor Ansgar getroffen und ihm die Bitte des Knechts mitgeteilt; der junge Mönch hatte keine Ahnung, zu wem er gehen sollte, aber er war sofort bereit und bat den Laienbruder nur, dem Prior die Meldung zu machen. Dann eilte er nach seiner Zelle, warf den groben Wollmantel mit der Kapuze über und wollte eben den Raum verlassen, als ihm plötzlich der Gedanke kam, daß ihm Gott hier Gelegenheit biete, nicht bloß die Seele, sondern vielleicht auch den Leib eines Kranken zu retten, und rasch entschlossen zog er unter dem

Fußgestell seines Betschemels jenes Trinfgold hervor, das er nach Anweisung Brunos einst bereitet hatte, und barg das Fläschchen in den Falten seiner Kutte. Dann eilte er nach der Kirche, holte das heilige Chrysm, um die letzte Delung zu spenden und barg den Leib des Herrn, die letzte Wegzehrung der Kranken, in der gestickten Bursa, welche er um den Hals hing und trat hinaus zu dem Knechte.

Der Wind war stärker geworden, er stöhnte unheimlich um die Mauern und trieb unten die Wellen kräftiger gegen das Gestade. Der Knecht glaubte, da beide Männer in den schwankenden Kahn stiegen, den Mönch beruhigen zu sollen, der aber saß gleichmütig und ernst im Schifflein und erwiderte: „Der Herr fährt mit uns — was sollte uns begegnen?“

Durch die zerrissenen Wolken trat der Mond heraus, die Kämme der Wellen bligten in seinem Silberstrahl und das kleine graue Gehöft war matt erhellt. Ansgar redete kein Wort mit dem Knecht, der kräftig die Ruder regierte und nur einmal in der Mitte des Flusses mit der Hand flüchtig hinüberdeutend sagte: „Dort das Haus ist's!“

Der Kahn schwankte, seine Planken dröhnten im Anprall der Wellen oder wenn ab und zu eine Scholle dagegenfuhr, aber der Mann am Ruder war sicher und bald landete das kleine Fahrzeug. Auf wenig betretenem Pfade schritt Ansgar hinter dem Knechte her und schon nach wenigen Minuten erreichten sie die Landstraße und standen bald darauf vor dem Thore des einsamen kleinen Gehöfts. Wohl manchmal hatte es Ansgar von der Höhe des Klostersgartens aus gesehen und sich an dem idyllischen Frieden gefreut, der in sommerlichen Tagen um dasselbe webte, wenn die Linden davor erblühten, und er wußte auch, daß es einer Witwe gehöre, die fernher gekommen, nachdem „der schwarze Tod“ ihr den Gatten geraubt. Hinter dem Knechte trat er ein in den Hof, wo der Hund ihm knurrend entgegenkam, der aber rasch durch die bekannte Stimme beschwichtigt war, und in der Flur des Wohngebäudes begrüßte Frau Martha mit thränenden Augen den Priester und beugte sich tief auf das Knie vor dem Venerabile, das er in der Bursa bei sich trug. Sie leitete ihn still in das Gemach, in welchem die Kranke sich befand, die ruhig, mit offenen Augen dazug und klar und freundlich dem jungen Mönche entgegenkante.

Dem aber bebte das Heiligtum in den zitternden Händen. Das war wiederum das Antlitz der Heiligen, das er einst gemalt, nur so bleich und müde, aber die Augen hatten denselben wunderbaren Schimmer und die feberroten Lippen öffneten sich und sprachen: „Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn!“

Die Seele Ansgars aber schauerte zusammen vor Wonne und Weh, da er tief und milde das „Amen“ erwiderte. Da

stand er gleichsam vor dem Rätsel des Lebens, das ihn seit Monden verlor, da führte ihm der Himmel jenes Gegen entgegen, das ihm wie der Fluch und Segen seines Daseins zugleich erschien, immer wieder aufs neue eingriff in sein Leben und das Herz ihm aufregte in den innersten Tiefen, und zu dem er sich aufs neue hingezogen fühlte. Und das Angesicht sollte vergehen für immer, sonnigen, süßen Augen sollten sich nicht ewig schließen? In seiner Brust klang auf: Nein und nein — und wenn ich dem Himmel ringen müßte um dies Leben und wenn ich mein eigenes dafür Opfer bringen müßte. In einem Augenblicke durchlebte ihn hundert Gedanken, Angst, Sorge, Hoffen und Gebet drängten sich in seiner Seele, während er in keinem Wortes mächtig da stand und die Augen noch immer in jene der Kranken versenkt hielt.

Still war es in dem kleinen Raum, an der Thür kniete der Knecht, an der Tische lehnte tiefgebeugt Frau Martha, denn unbewußt und wie zum Schutz seinen eigenen stürmenden Gedanken vor Ansgar die Hand mit der gestickten Bursa höher gehoben, und nun erst ließ er langsam sinken und seine Lippen fanden das Wort, das mild wie fernes fremdes Glockenläuten klang: „Der Friede sei euch!“

Die Kranke und Frau Martha waren verwundert nach dem jungen Mönch, das war, als ob der ferne Freund Ambrosius Volkmarus es gesprochen, und sie erstaunter, freudiger horchten sie auf, dieselbe Stimme sagte: „Will's Gott, helfe ich euch auch aus des Leibes Noth durch ein wundersam Mittel, das ein Mann ersann, der euch wohl auch helfen und wert ist und der einst Bruno hieß!“

„Das ist die Hilfe, die Gott sendet!“ jauchzte Frau Martha. „Gebt, gebt das Mittel, Hochwürden!“

Da griff Ansgar in die Falten seines Gewandes und zog das Fläschchen hervor. Er hielt es gegen das Licht, die Flamme flimmerte in tiefem, sattem Goldton, es war, als gingen zuckende umhüllende Strahlen von ihr aus.

„Bringt einen Löffel!“ beistete der junge Mönch, und nachdem er denselben erhalten, goß er ihn voll des süßen Wundertranks, seine Hand aber hielt vor der fremdartigen Schwere des Tranks.

Schon nahte er sich dem Lager der Frau, die vertrauensvoll mit den geistlichen Augen ihn ansah, aber wie er in das reine, schöne Antlitz blickte, zuckte ihn auf einmal der Gedanke, wenn es kein Heiltrank wäre, den die Hand reicht, sondern Gift? Kein Mensch hat noch diese Tinktur genossen, seine Wirkung ist fremd — darfst du es riskieren?

Er zog die Hand mit dem Löffel zurück, eine Sekunde lang hielt er ihn unbewegungslos, dann hob er ihn zum eigenen Munde und schluckte den das bligende schwere Maß.

In diesem Augenblicke kamen Schritte, die Thür öffnete sich rasch und in der-
 eben erschien Ambrosius Volkmarus, mit
 hnellem Blicke die Gruppe überschauend.
 Mit freudigem Aufschrei warf sich Frau
 Martha an seine Brust, die Kranke hob
 sich höher auf ihrem Lager und Ansgar
 es laut wie aus erlöster Seele: „Bruno!“
 Dann sank er müde und bleich in einem
 Stuhle nieder.

Der Leibarzt hatte nicht den Boten
 Marthas gesprochen, die Sehnsucht und
 Sorge hatte ihn von selbst hergetrieben,
 in die beiden Frauen heimzuholen nach
 Prag, und er kam zu rechter Zeit — und
 doch zugleich zu spät. Er hatte Mutter
 und Tochter begrüßt, nun wandte er sich
 dem jungen Mönche, zu welchem ihn
 schon längst seine Seele zog und an den
 oft genug gedacht. Der aber lag blaß,
 doch mit einem unsäglich freundlichen
 scheln auf dem edlen Angesicht in dem
 Bette. Erschrocken beugte sich Volkmarus
 zu ihm nieder, erregt trat Frau Martha
 heran, Ansgar aber fragte leise, auf die
 kranke deutend: „Wird sie genesen?“

Der Leibarzt ahnte, was geschehen war,
 und sein Herz zog sich schmerzlich zusammen.
 „Ich hoffe es zu Gott, daß ich sie
 retten kann — aber du — was ist dir —
 unglücklicher?“

Ansgar deutete auf das Gläschen,
 welches auf dem Tische stand, und seine
 Lippen flüsterten: „Aurum potabile!“

Ein tiefes Stöhnen rang sich aus der
 Brust des Leibarztes: „Hat sie getrunken?“

Ansgar schüttelte mit müdem, seligem
 scheln das Haupt — Ambrosius Volk-
 marus verstand ihn, aber mit Entsetzen
 dachte er auch daran, daß er selbst wohl,
 reichlich ohne Wollen und Wissen, die Schuld
 in dieser Katastrophe habe, und er ver-
 mochte kein Wort herauszuzwingen aus
 der gequälten Brust als: „Trinkgold —
 Truggold!“

„Gibt es denn kein Mittel?“ fragte
 erschüttert Frau Martha, der Leibarzt aber
 schüttelte leise das Haupt, und dem ernstesten,
 zerkümmerten, lebensruhigen Manne rannen
 die Thränen über die Wangen. Langsam
 deutete er sich nieder und lag mit einemi-
 mal auf den Knien vor Ansgar und sprach
 andringlich und flehentlich: „Verzeihe mir,
 daß ich Schuld an deinem Ende trage,
 weil ich dich nicht gewarnt vor dem Fluch
 des Goldes, in welcher Gestalt es auch
 erscheint! . . .“

Der junge Mönch aber griff mit letzter
 Anstrengung nach seinen Händen und sprach:
 „Du hast mir Segen gebracht in mein ein-
 sames Leben, ich danke dir! — Ich weiß,
 du wirst sie retten — ich sterbe gern!“

Und Brust an Brust lagen die beiden,
 deren Seelen so innig verwandt waren
 und die sich doch erst in so ernster, feier-
 licher Stunde finden sollten.

„Laß mich meine Heilige noch einmal
 anschauen!“ flüsterten Ansgars Lippen —
 seine Sinne verwirrten sich — mit großen,
 weit geöffneten Augen, aber den Abglanz
 der Seligkeit auf dem bleichen Gesicht
 schaute er hinüber nach Gertrud, die fest

die Hände der Mutter hielt und der eigenen
 Krankheit zu vergeffen schien, und in den
 Armen des kaiserlichen Leibarztes betete
 der junge Mönch mit zuckenden Lippen:
 „Heilige Cäcilie — bitte für mich! . . .“

Der Morgen des 22. März brach an,
 des Frühlings erster Tag und sein junges,
 goldenes Licht fiel auf das blaße, selig
 lächelnde Gesicht des toten Mönchs und
 auf das friedliche Antlitz Gertruds, die
 nach der Aufregung der Nacht in ruhigen
 Schlummer gesunken war. — Schlaf und
 Tod in einem Raume.

Am selben Tage führte der treue Knecht
 die Leiche Ansgars in dem Rahn auf den
 schwanenkenden Wellen hinüber; auf der Brust
 des jungen Priesters lag noch die Burda,

aber sie war leer — den Leib des Herrn
 hatte ihm Ambrosius Volkmarus gereicht,
 der ihm auch, eingedenk der priesterlichen
 Rechte, die bei dem unzerstörbaren Charakter
 des Sakraments der Priesterweihe ihm nie-
 mand nehmen konnte, die Absolution er-
 theilt hatte. — Durch die Kirche klangen
 wiederum die Psalmen poenitentiales ernst
 und feierlich.

Das angefangene Bild von des Lazarus
 Auferweckung aber hängt in dem Gemache
 der jugendlichen Verwandten des Leib-
 arztes seiner kaiserlichen Majestät zu Prag,
 der lieblichen Jungfrau Gertrud, und der
 auf das Geheiß des Herrn aus dem Grabe
 Hervorformende trägt die edlen schönen
 Züge Ansgars.

Aus Vitezslav Haleks*) Gedichten.

Deutsch von

Arthur Heinzmann.

Es zog manch Lied ins Herz mir ein,
 Von wannen? weiß ich nicht zu sagen;
 Fragst du die taubeglänte Flur,
 Woher die Salme Felsen tragen?

Kings in der schimmerreichen Pracht
 Saucht süßer Duft verjüngtes Leben;
 Bald wehmüthvoll, bald wonniglich,
 Führt ich's die Seele mir durchleben.

Der Tau erstand im Mondenschein,
 Im Herzen quillt der Born der Lieder;
 Er strömt dahin in Leid und Lust —
 Und neuer Morgen klettert wieder.

Birke, am grünen Bergeshang;
 Gleichwie die Weiß der Berge entsprang,
 Kamst du nach schwerem Wintertraum
 Eilig hervor zum Waldesaum.

Birklein, im weißen Flügelkleid,
 Schlauch wie die jugendliche Maid,
 Voll süßer Abnung alles lauscht
 Der Kunde, die dein Laub durchrauscht.

Welch stolze Botschaft mag das sein,
 Tönend wie Geigen und Schafmei'n,
 Wehend aus sanft bewegter Luft,
 Sauchend aus tausendfachem Duft?

Schon stehen prangend Baum und Strauch,
 Geschmückt zum Fest nach altem Brauch,
 Und jedes Zweiglein, jedes Reis
 Will künden nun des Festes Preis.

Dies' Gäste fanden auch sich ein,
 Ihr Sang durchhallt den weiten Rain,
 Und es' zwei Tage noch vorbei,
 Grüßt alle Welt den holden Mai.

Die Wiesen duften ihre Blumenlieder,
 Und prangend an der Schöpfung Hochaltar
 Ist das Wort, das schon von Anfang war,
 Das Gottes Sand schrieb unvergänglich nieder.

Der Vögel Klage, Fallers Eintagsleben,
 Geschlechter, die da kommen und vergehn,
 Der Menschheit Dufel, ihres Dammers Fleh'n,
 Wer könnte solcher Säkung widerstreben?

Im Waldesdämmern, in des Mondes Klarheit,
 Im Nachesurmeln, dem der Träumer lauscht,
 Im Windeshauch, der durch die Wipfel rauscht,
 Wird täglich neu das Wort der ew'gen Wahrheit.

Ein andres als ein Nachwort ird'schen Wahnes,
 Ein ältres als es Mosen ward gelehrt,
 Weit göttlicher, als man in Tempeln lehrt,
 Und milder denn der Fluch des Vatikanes.

O Schöpfungswort, du ewiges: Es werde!
 Des Herzens und der wahren Liebe Wort,
 Im süßen Segen töne fort und fort,
 Ein Gottesgruß dem Himmel und der Erde!

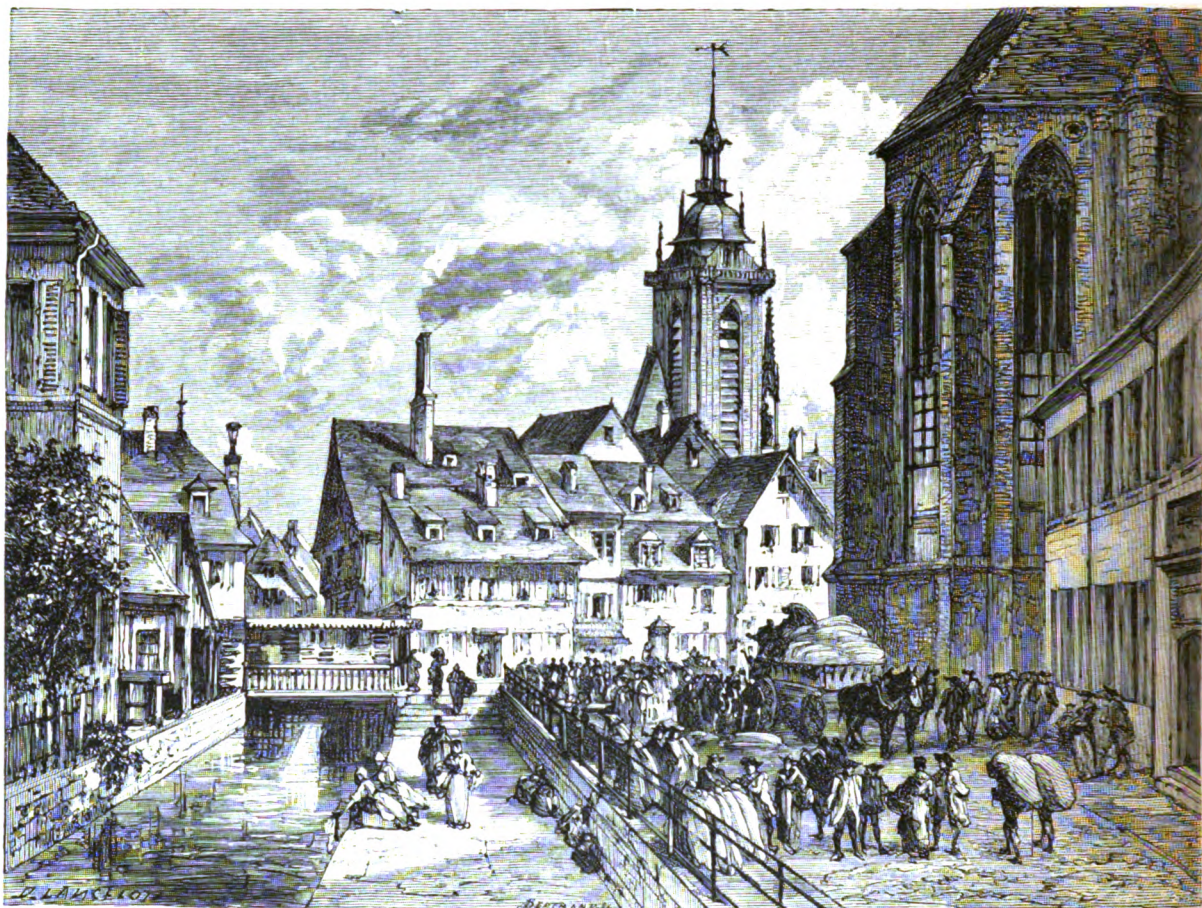
Goldne Fluren, goldne Fluren,
 Sei, wie süßig reifen sie;
 Salme, sanft im Winde rauschend,
 Spielen auf als Wästel,

Schwanken säuselnd auf und nieder,
 Flüstern, kosen nachbarlich,
 Seist berührt vom Kuß der Sonne,
 Beist die Reife wonniglich.

Bienlein dorten summt dem Falter
 Wohl gar wicht'ge Kunde zu;
 Fern die Wachtel, naß die Grille
 Gehen redend keine Ruh.

Goldne Fluren, goldne Fluren,
 Heppig prangend weit und freit,
 Aus der Seele Liederfülle
 Sei ein Sang auch euch geweiht!

*) Vitezslav Halek lebte und dichtete in Prag, wo er sich
 allgemeinere Beliebtheit erwarb. Er starb, noch nicht 40 Jahre
 alt, im Jahre 1875. Kürzlich wurde ihm auf dem Karls-
 platz in Prag ein Denkmal errichtet.



Der Kornmarkt in Colmar (E. 1611).

Elsäßer Bilder.

Von

Oskar Schwebel.

Mit seltener Treue hat das deutsche Gemüt dem schönen Elß während der Zeit der Entfremdung seine Liebe bewahrt; mit freudigem Eifer und in erneuter Stärke hat es dieselbe dem zurückgewonnenen Lande zwischen Rhein und Wasgau gegenwärtig wieder zugewendet. Ein hervorragender Teil dieser liebevollen Anhänglichkeit gehört seit alten Tagen freilich der „wunderschönen Stadt“; dafür legt unser Volkslied das berechtigte Zeugnis ab; gar viel weiß dasselbe von Straßburg zu singen und zu sagen. Schon vor alters also hat der Deutsche dies Land mit dessen Hauptstadt identifiziert; die Straßburger Art war ihm gleichbedeutend mit der der Elsäßer. Darüber sind selbstverständlich die anderen Städte — darüber sind auch die ländlichen Gemeinden des Elßes ein wenig zu kurz gekommen. Wieviel des Anziehenden, ja Fesselnden aber auch sie darbieten in ihrer Geschichte und ihren Denkmälern, in Sitte und Brauch, werden die Ausflüge ins Elß uns zeigen, mit welchen wir heute beginnen.

Der erste derselben gilt dem ehrwürdigen

Colmar. Wir kommen vom Schienenwege, und unsere ersten Blicke wenden sich in froher Ueberraschung dem Marsfelde Colmars mit seinen herrlichen Bäumen und seinen schönen Statuen zu. Inmitten des duftenden Jasmingebüsches und der alten Lindenpracht — das Marsfeld dient kriegerischen Zwecken nicht mehr und ist mit sorgfältig gepflegten Anlagen geschmückt — erheben sich die Bildsäulen zweier Größen des kaiserlichen Frankreich: des Generals Rapp und des Admirals Bruat.

Beide Männer sind Söhne Colmars. Johannes Rapp, nachmals Graf und Pair von Frankreich, wurde nach der Angabe des Domherrn Hunkler, des Geschichtschreibers von Colmar, am 16. April 1771 geboren und trat im Jahre 1788 in das Heer ein. General Desaix wählte ihn 1793 zum Adjutanten: Rapp focht unter ihm bei den Pyramiden und auf Deutschlands Schlachtfeldern mit so hohem Ruhme, daß, nachdem Desaix bei Marengo gefallen war, Bonaparte selbst Jean Rapp an seine Seite berief. Im Jahre 1802 übernahm Rapp

als Adjutant des Oberbefehlshabers die schwere Aufgabe, die Schweizer zu beruhigen, und führte sie auch glücklich durch; im Jahre 1805 gelang ihm in der Dreitägigen Schlacht von Austerlitz die Gefangennahme des Fürsten Nepnin. Wohl wurde im Treffen von Golymin Rapps linker Arm zerschmettert; gleichwohl überhäufte die Schlachten an der Moskwa und von Moljarslawitz den Elsäßer Krieger mit Ruhm. Am größten aber erwies Rapp sich in der Stunde des Unglücks. Nachdem das Verhängnis die große Armee erreicht hatte, warf er sich mit 30000 Mann nach Dargitz. Unererschütterlichen Mutes wußte sich der tapfere Sohn Colmars gegen die Russen, welche bald darauf die Festung einschloßen, ein ganzes Jahr lang zu halten; er kapituliert erst dann, als die Not der Besatzung ihren Höhepunkt erreicht hatte. Die altheilige Stadt der Russen, das kuppelreiche Kiew, wurde ihm während seiner Gefangenschaft zum Aufenthaltsorte angewiesen.

Die hundert Tage brachten ihm im

hre 1815 die Pairwürde. Als Napoleon dann nach St. Helena verbannt worden war, ließ sich Rapp in der Schweiz dem Aargauer Schloß Wildenstein ver, bis Ludwig XVIII. ihn 1817 unter tätigung all seiner Würden zurückrief. Rapp ist am 2. November 1823 auf seinem Landgute Rheinweiler im Großherzogtum Baden verstorben. Seine Vaterstadt Colmar beklagte in ihm nicht nur den mvollen Krieger, sondern auch den allzur Hilfe bereiten Menschenfreund; hatte Rapp während der Feldzüge selbst weiter Ferne den Armen von Colmar herzige Spenden zugesendet.

Friedrich August Bartholdi, der große französische Bildhauer, welcher die Bergrten Staaten von Amerika mit der Statue der Freiheit" beschenkt hat — wir sehen werden, gleichfalls ein Sohn Stadt Colmar —, hat als Jüngling 20 Jahren die ehernen Statue Rappsildet. Er hat den berühmten Krieger bewegter Haltung dargestellt: er hat „Rapp von Danzig" geschaffen, der Wort dafür einsetzt, daß er sich bis den letzten Mann halten werde. Ruhig und in seemännischer Entschlossenheit t Admiral Armand Joseph Bruat vor. Am 26. Mai 1796 zu Colmar geen, verstarb der Elsäßer Seeheld am November 1855. Mitkämpfer einst Navarino, befehligte Bruat, der erst 11 in den Dienst eingetreten war, im hre 1854 die französische Flotte im schwarzen Meere. Die Namen „Asow", ertisch" und „Kinburn" bilden Sterne des Ruhmes, und ein französisches Werk r ihn sagt nicht mit Unrecht: „Seine erchrockenheit und seine Festigkeit haben einen Ruhm geschaffen, welcher gleich r Legende in der französischen Flotte leben wird." Sein Vaterland verdankt jenes Protektorat über Tahiti, die htigte der Gesellschaftsinseln, welches im hre 1880 sich in das Besitzrecht verndelt hat. —

Der Pfad, welchen wir eingeschlagen en, die „große Allee", in deren Mitte i Standbild Bruats sich befindet, führt s an dem prächtigen neuen Bezirksidialgebäude vorbei in das alte Colr. Ja, Colmar ist noch immer eine rtümliche Stadt, obwohl die Bedürf-e der Neuzeit in ihrem Rechte schonungs- und zerstörend sich Geltung zu ver-ssen beginnen; noch immer ist ihm jener ische Zug, welcher alten deutschen Reichs-ten eigen zu sein pflegt und das Gemüt nheimelt, verblieben. Freilich: es hat an brüchen, Straßendurchlegungen u. dergl. letzter Zeit nicht gefehlt, und leider ist ei auch sehr viel Malerisches gefallen, allem ein beträchtlicher Teil der alten festigungen. Was aber geblieben ist, ügt noch immer, um das Herz des Geds-tenfreundes mit Entzücken zu erfüllen. Neben wir von bürgerlichen Bauten rit! Die Straßen von Colmar sind illig und gewunden; sie bieten, da eine lle alter Wohnhäuser und Zunftstuben erhalten hat, oft Bilder von hoher

malerischer Schönheit. Das sind dieselben übergetragenen Giebelhäuser, dieselben schlanken Türmchen, dieselben zierlichen Schörlein und reichgeschmückten Portale, welche uns in Nürnberg entzücken! Das ist echt deutsche Art zu bauen! Nur daß der künstlerische Wert dieser Wohnhäuser im allgemeinen ein etwas niedrigerer ist, als in Deutschlands „Schachkästlein".

Im allgemeinen nur, keineswegs durchgängig! So zunächst nicht bei dem „Pfisterhause" (S. 1625) hinter der Kirche an der Ecke der Krämer- und Goldschmiedgasse. Welch lauschige Galerie da oben; wie fest nimmt sich der Turm mit seiner Wendeltreppe und seinen, fast einem Eisenhute gleichenden Helm aus! In frischem Farbensglanze schimmern die Fresken an Wandung und Erker, und anmutende Rühle füllt die Gemächer zu ebener Erde. Nicht minder schön als dieses tiefgebräunte altdeutsche Wohnhaus ist ein altfranzösisches, das Eckhaus an der Schödel- und Schongauerstraße, welches ein Einwohner aus Besançon im Jahre 1538 sich errichtet hat. Bei dem „Gewinkel", welches im Innern der Stadt vorherrscht — die feine Welt wohnt selbstverständlich auch hier in den Villen der Peripherie —, findet sich „viel reizendes Detail: — hier ein Türmchen, dort ein Bogenfenster, dann wieder ein eisernes Gitter oder ein altes Handwerkerschild von barocker und selbst grotesker Form". Wir müssen uns indessen auf die Erwähnung des Wichtigsten beschränken.

Die enge Krämergasse mit ihren nach oben in jedem Stockwerke sich weiter vordrängenden Häusern scheint während des Mittelalters die Hauptverkehrsader der freien Reichsstadt Colmar gewesen zu sein; noch zeigt sich an einer Seite derselben ein einspringender Winkel, in welchem ein Gatter angebracht war, um den Verkehr zeitweilig abzusperren. Ein Haus in anderer Gegend, nahe dem Oberlandesgerichtsgebäude, trägt eine wichtige geschichtliche Inschrift in seiner Vorhalle; dieselbe lautet:

„In dem jar, do man zalt von gotz geburd dryzehen hundert ethwe (8) un fonfzig jar an dem mentag nach sant Agnesen tag war der durluhtig furst herzog Rodolf von Oesterriich pfleger des richs in allem Elsäz und richtet und rach den uberlouf, der dem landvogt, dem meister und dem rat ze Colmar geschah, und brach darumb dis hus und soll niemerme wider gebuwen werden zu einer ewigen gedeknis."

Trotz des Glückes Rudolfs von Oesterreich ist das Gebäude gleichwohl von neuem erstanden. Oft begegnen uns fromme Inschriften wie: „Deus dedit incrementum", „Gott hat uns unser Glück gegeben"; „Deus quoque custodiet", „Gott wird daselbe auch bewachen", oder: „Accrescat domui simul res et de-us!" „Wachse das Haus an Gut und Ehre!" — Vortrefflich gearbeitet ist ferner das Renaissanceportal blühendsten Stiles am Hause der „Ackerleut-Zunft" (S. 1619). Redt ruft dieselbe dem Tadler entgegen:

„Eh' veracht,
Als gemacht."
1626.

In diesem Gebäude haben von 1789 ab die Juden Colmars ihren Gottesdienst abgehalten, bis ihnen der Bau einer Synagoge gestattet ward. Von außerordentlicher Zierlichkeit sind auch Portal und Erker des nunmehrigen Polizeikommissariats (S. 1622), welches, wie der Wappenschild andeutet, wohl einst das Heim einer Patrizierfamilie Colmars gewesen ist; mächtig und schwer dagegen erscheinen die reichen Ornamente am „Hause mit den Köpfen", an welchem sich Masken und Grimassen in großer Anzahl vorfinden. In letzterem beherbergten einst die berühmten Dominikaner von Colmar ihre Gäste.

Bei dem Vorhandensein einer so charaktervollen, erinnerungsreichen Architektur wandelt sich's wohl in den Straßen von Colmar, mag nun der grelle Sonnenschein in seiner Schärfe auf die Feinheiten des alten Ornamentes aufmerksam machen oder das Mondblicht um diese Giebel, diese Erker huschen. Selbst ein Voltaire hat sich dem anheimelnden Eindrücke Colmars nicht zu entziehen vermocht. Nachdem er den Hof des großen Königs zu Potsdam verlassen hatte, traf er am 2. Oktober 1753 in Colmar ein. Er beschloß, hier zu rasten und an den „Annales de l'empire" zu arbeiten; im Hause Judengasse 10 nahm er sich eine Wohnung. Wohl nannte er anfangs Colmar nicht anders als eine Stadt der Hottentotten und Froschen; wohl schrieb er in den ersten Monaten: „Ich wohne in einem abscheulichen Hause, in einem abscheulichen Neste"; sein Urteil wandelte sich indessen um, und nach einem Jahre teilte er der Gräfin von Büchelburg mit: „Ich gewöhne mich an Colmar; mir ist hier wohler als in den Prachtzimmern von Soissons; ich hätte Lust, ein Elsäßer zu werden." Das will gewiß viel sagen. —

Doch wenden wir uns jetzt den kommunalen Bauten Colmars zu. Es ist manches von ihnen verschwunden; so z. B. das alte Spital mit seiner berühmten Kapelle zum heiligen Geiste, zu welcher einst stark besuchte Wallfahrten stattfanden. Vorhanden aber ist noch das schöne „Rauffhaus" (S. 1616). Unser Weg zu demselben führt uns zu dem „Kornmarkt" (S. 1606) auf dem Gendarmerieplaz. Hier enthüllt sich uns die ganze Eigentümlichkeit des Städtebildes von Colmar. Hier fließt das Bachlein, die Lauch, welches die Betriebsamkeit der guten Bürger von Colmar, namentlich die der Gerber, so wesentlich fördert und der weiblichen Bevölkerung der Stadt die Vornahme mannigfacher Wirtschaftsverrichtungen so freundlich erleichtert! Dann ein steinerner Gang am Ufer des Flusses und erst über ihm das Pflaster. Im Schatten des hohen Chores von St. Peter wird der Segen der Feldarbeit soeben abgeladen. Dort drüben aber grünen wüßliche Häuser mit allerlei Unregelmäßigkeiten, wie sie das Herz des Malers sich nur zu wünschen vermag, und über ihnen, alles überragend, prangt der ganz eigenartig gestaltete Turm des Mün-

sters zu St. Martin. Ehedem, bis zum Anfange unseres Jahrhunderts, befand sich an anderer Stelle eine im Jahr 1480 errichtete „Korn- oder Fruchtlaube“, in welcher der Getreidehandel sich vollzog, ein finsternes, gotisches Gebäude, an dessen Ecke man die Mißethäter an den Pranger zu stellen pflegte.

Bald haben wir das „Kaufhaus“ erreicht. Auch hier herrscht jener eigentümliche Charakter vor, welchen wir fast bei allen Colmarer Bauten wiederfinden und welcher massige Kraft mit großer Zierlichkeit zu verbinden versteht. Gleich der so eben erwähnten, nun verschwundenen „Kornlaube“ ist auch das „Kaufhaus“ im Jahre 1480 errichtet worden. Längst war damals die Blütezeit des gotischen Stiles verschwunden; der „Eislerücken“ herrschte, wie er dort an der wappengeschmückten Thür zur Wendeltreppe auftritt; die horizontalen Linien begannen statt des Bogens und des spitzen Winkels sich einzuführen. Gleichwohl: noch immer verstand man's, das Giebel so originell zu schmücken, wie es hier geschehen ist. Die durchbrochene Balustrade, ein Zilligran in Sandstein von wunderlieblicher Anmut, hebt alles Schwere, was dem Bau sonst anhaften würde, wieder auf und bildet an den Ecken reizende Balcone. Die alten, phantastisch geformten Wasserpeier versehen freilich ihren Dienst nicht mehr. Eine andere Zeit aber tritt uns aus dem Anbau des Kaufhauses entgegen. Hier spricht die deutsche Renaissance zu uns, jene fröhliche Zeit, in welcher man's nicht verschmähte, auf solch lustiger offener Treppe zu schmausen und zu zechen. Den reichen Besitz aber, welchen man errungen hatte, den wahrte man sorglich durch so kunstvoll geschmiedete Eisengitter, wie wir sie hier erblicken.

Das Kaufhaus von Colmar hat eine Geschichte. Es hat zuerst als Zoll- und Niederlagstätte gedient; Kaiser Ludwig der Bayer hatte im Jahre 1333 der Stadt Colmar den Zoll „auf Wein, Korn und alle Kopschaft“ verliehen. Dann hielt der Rat von Colmar hier seine Sitzungen ab. Im Jahre 1532 aber verzog derselbe nach dem neuerbauten „Wagkeller“, über dessen Eingang das Sinnbild der Gerechtigkeit, die Göttin mit der Waage, angebracht war. Im unteren Geschoße des Kaufhauses, zu ebener Erde, wurde nun die Holterkammer eingerichtet; sie hat sich jetzt in einen Turnsaal umgewandelt. Im November 1674 aber erhielt das Kaufhaus von Colmar seine historische Weihe. Da wollte er hier, der Deutschlands Schild und Schwert war: Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst von Brandenburg. Im Saale des Kaufhauses, welcher jetzt die Handelskammer von Colmar beherbergt, befand sich sein Hauptquartier, und der Kammerherr und Reichsmarschall Hans Sigismund von Buch hat es in seinem Tagebuch aufgezeichnet, was von Colmar aus durch einen Zoller schon damals geschah, um deutsches Land und deutsche Ehre zu retten.

Unten vorm Kaufhause wurde bis vor kurzem Kohl- und Gemüsemarkt gehalten;

jetzt hat auch Colmar sich eine Markthalle erbaut. In ihr befindet sich eine Fontäne, welche von dem modernen Symbole des fröhlichen Colmar überragt wird. Und welches Symbol ist das? Ein Winger ist's mit seinem lechzenden Hündlein! Fröhlichen Mutes aber erhebt der „vigneron“ sein „loyele“, das Weinlegel, zum Trunke. Es ist fürwahr ein heißer Herbst; der Mann ist darum auch nur aufs nötigste bekleidet! Auch dieses Werk ist aus Bartholdis Werkstatt hervorgegangen.

Von den zahlreichen, zu Zwecken der Gottesverehrung bestimmt gewesen oder denselben heute noch dienenden Gebäuden Colmars vermögen wir hier nur drei zu erwähnen. Das erste derselben ist das Haus der Johanniter mit seinen überaus zierlichen, offenen Galerien in spätgotischem Stile; das zweite die Kollegiatkirche oder das Münster zu St. Martin.

Der imposante Bau, an welchem die Entwicklung der Gotik von ihrem Anfange bis zu ihrem Ende sich verfolgen läßt, erhebt sich mitten in der Stadt. „Durch das Kolorit des Gesteines, durch die zahllosen Unregelmäßigkeiten der Bauart, durch die krausen Ausladungen und Ecken macht das Münster von Colmar einen fast trostlos-herben Eindruck, der indessen sehr bald dem wohlthuenden Gefühle voller harmonischer Schönheit weicht.“ In seiner bildschönen Weise hat der uns so früh entrißene Dichter Karl Stieler einst einen Besuch dieses Gotteshauses geschildert. Wir müssen dieserhalb hier auf seine „Bilder aus dem Elsass“ verweisen. In kunstgeschichtlicher Beziehung bemerken wir nur, daß unter den Meistern dieses Gotteshauses neben dem Franzosen oder Lothringer Humbert, dessen Statue sich an dem schönen Nikolaiportale des Münsters erhalten hat, auch die Deutschen Henslin und Wilhelm von Warburg erwähnt werden. Letzterer verstarb nach seiner heute noch erhaltenen Grabinschrift am 12. Februar 1366.

Das Innere von St. Martin ist sehr einfach. Kein Wunder; — auch hier hat der Bildersturm gewütet; auch hier hat eine Dirne als Göttin der Vernunft auf dem Altare gethronet. Pfefferl, bekanntlich auch ein Colmarer, schrieb damals:

„Ein Tempel der Vernunft soll unsre Stätte zieren?“

Recht schön; doch mach' ich gern in Unterthänigkeit Die kleine Motion, eh' man ein Haus ihr weicht, Erst die Vernunft zu dekretieren.“

Als dann wieder ein Fest des höchsten Wesens gefeiert worden war, äußerte der Colmarer Dichter beißend sich also:

„Darfst, lieber Gott, nun wieder sein;
So will's der Schwach der Kranten.
Laß flugs durch ein paar Engeln
Ich schon bei ihm bedanken.“ —

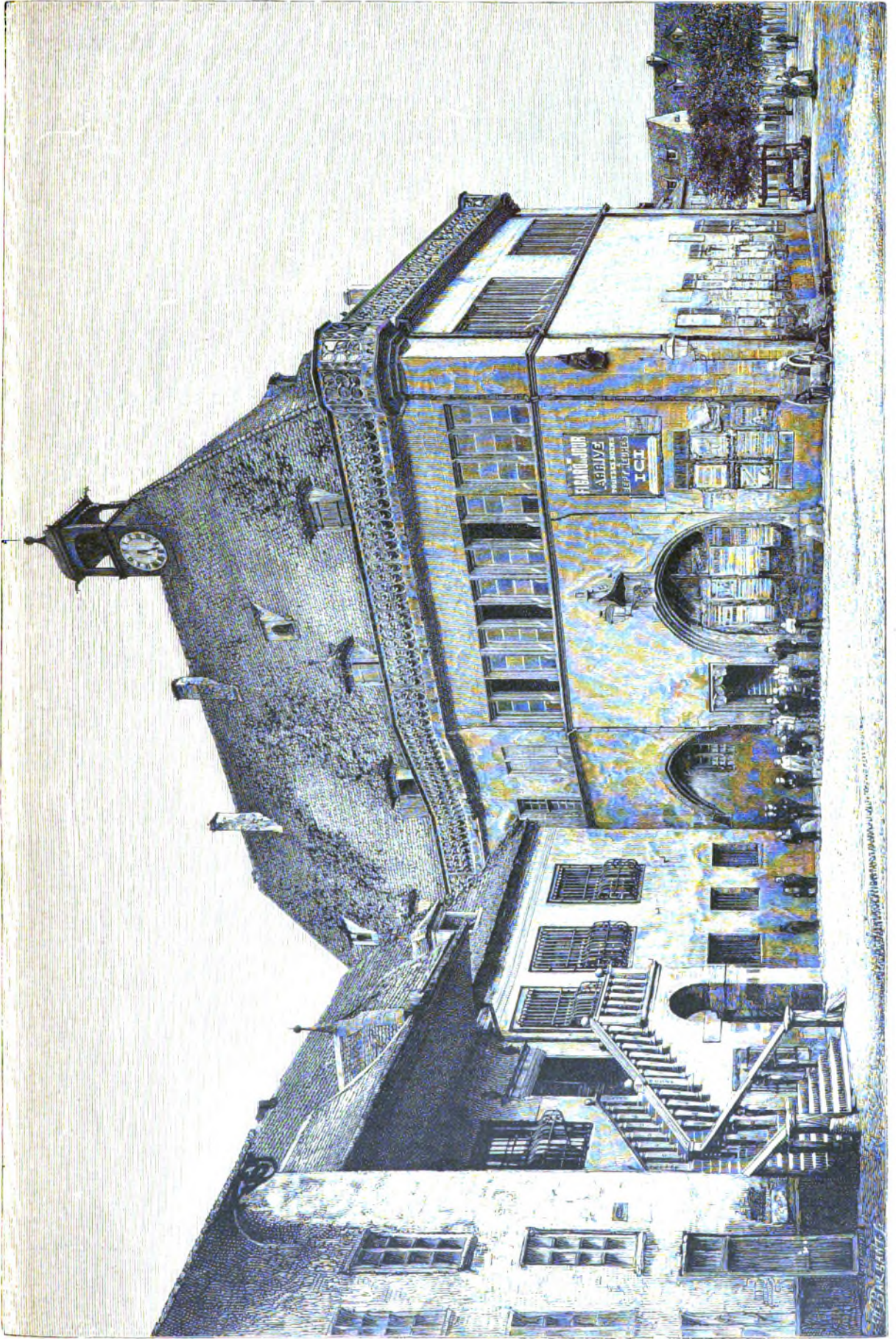
Ein Meisterstück der Holzschnitzerei aber ist der neue, großartige Hochaltar in gotischen Formen; der Colmarer Klem hat ihn gefertigt. Wir wissen weder an der überaus reichen Architektur, noch an den figürlichen Darstellungen auch nur das

mindeste zu tabeln; hier ist alles edel und großartig feierlich, zumal da die meisten den Lichter der hierher verlegten Gemälde der Colmarer Dominikaner das herrliche Werk umfluten. Besonders wirkt besonders das obere Schma: die Adoration des Heilandes durch die berühmtesten der Heiligen des Elsass Kronen und Kirchen darbringend, das sich dem Welterlöser St. Maternus in Straßburg und St. Arbogast, die heilige Huna und St. Morand, St. Firmin, die heilige Ottilia, die Kaiserin Mathilde die Gemahlin Karls des Diden, Leo IX., ein geborener Graf von Straßburg aus dem Elsass, und St. Jans von Sigmaringen.

Entzückend ist die Aussicht vom höchsten Gange am St. Martinsturm, den sogenannten „Herenplage“, auf welcher die „Hagibisinnen“ der Elsäßer dem Glauben nach in der Walpurgisnacht einst versammelten. Dort grüßen die Gesen mit den Ruinen ihrer Schlösser; ragen die schneeigen Häupter der Berge auf; dort, vor den dunklen Schwarzwaldhöhen, der Nebel bezeugt den Ort dort über dem blühenden Lande aber das Straßburgs herrliches Münster, und uns gurren die Tauben des Turms im Feuerwächters. Welch wunderlichschönen Mächte gleich gegenverheißendem Marschimmer, gleich verfühnendem Abendlicht stets Frieden über ihm walteten!

Die Sakristei von St. Martin ist eine der edelsten Schätze altdeutscher Kunst; ist jenes überaus liebliche Gemälde Martin Schongauer, welches die Jungfrau, von Vögeln umhüpft und umgeben, im Rosenhage darstellt. Es hat daselbe vortrefflich in folgender Beschreibung:

„Auf einer Gartenbank im Grabe auf hohem, goldenen Throne, sitzt die gebenedeiete. Kein kunstreicher Vorhang breitet sich vor ihr aus, kein faltenreicher Vorhang schließt die Welt ab; sie sprießen zu ihren Füßen, und eine von lebendigem Rosengebüsch — die an Stäbe und Stangen vorförmlich gebunden — bildet hinter ihr den hohen und doch lustigen Grund, zu dessen Blättern und Blüten muntere durchschlüpfen und zwischern und und scherzen. Wie ist das alles so leicht und gemächlich! Wie sind die Welt uns so nah und wie menschlich empfunden sie in dieser wirklichen Welt! Das schlingt liebend seine Arme um den der Mutter, und sieht sich teilnehmend kindlich neugierig nach dem um, was sie her vorgeht; die Mutter drückt das Kind lieblich an ihr Herz, wendet das Antlitz wehmütig und abnehmend von ihm ab zur Erde, als thäte es ein Grab, eine Quelle der Schmerzen ihr auf. Selbst die Körperformen individuellen Züge, die mageren verwehren uns, an eine idealischen zu denken. Und doch ist die ganze hochfeierlich, die Gestalt der wie übergossen mit Anmut und



The Hanseatic House in Göttingen (c. 1611)

Heil der Stadt, die solchen Künstler zu ihren Bürgern zählen darf! Als Sohn eines aus Augsburg eingewanderten Goldschmiedes Kaspar Schongauer wurde der große Maler und Kupferstecher, der „hübsche Martin“ oder, wie er in einer Eintragung des Kirchenbuches von St. Martin genannt wird, der „Maler Preis“, wahrscheinlich auch schon zu Colmar geboren; gewiß ist, daß er am 2. Februar 1488 hier verstorben ist. Noch weiß man die Stätte seines Hauses. Wir können es hier nicht unternehmen, eine eingehendere Würdigung des Meisters zu geben, aber: „Liebenswürdig wie das Antlitz war die Kunst des Meisters. Die milde Anmut der idealistischen Richtung vermählt sich in seinen Werken reizvoll mit der scharfen Naturnachbildung der Niederländer. Anerkennung fand Meister Martin übrigens in vollstem Maße; seine Bilder wurden nach Italien, Spanien und Frankreich ausgeführt. Fremde Künstler kamen in Menge, um von ihm zu lernen, denn in seinen Kupferstichen erschien seine Erfindungsgabe schon damals als geradezu unererschöpflich.“

Die Erinnerung an den geistvollen und verehrungswürdigen Künstler des 15. Jahrhunderts geleitet uns auf dem Gange zu der dritten der kirchlichen Stätten Colmars, die wir besuchen wollten. Es ist das ehemalige Kloster Unterlinden nicht fern von der Kornhalle. Dies Dominikanerinnenstift wurde im Jahre 1232 von zwei edlen Bürgerinnen von Colmar, von Agnes von Mittelheim und Agnes von Herentheim, gegründet. Im 13. und 14. Jahrhundert herrschte hier jener mystische Sinn, der seinen reinsten Vertreter in Johannes Tauler fand; es kamen selbst ekstatische Zustände über die Nonnen; sie hatten Visionen und fielen nicht selten in der Verzückung dem Tode anheim. Auf dem Grabstein der Schwester Hedwig von Gundelsheim, einer Dulderin und Seherin, las man z. B. einst die Worte:

„Liebe zu Gott hat sie getötet; —
Liebe ist stark wie der Tod.“

Heute bilden die zum Teile wohl erhaltenen, zum Teile wiederhergestellten Räume des Klosters Unterlinden das Museum der Stadt Colmar und des Elßasses; die nach dem großen Meister sich nennende „Gesellschaft Schongauer“ hat dasselbe gestiftet. „Unterlinden“ ist mitten in einer Stadt ein Ort, über welchem es schwebt wie stille, klösterliche Weihe. Der Logelbach, welcher sich mit der Lauch vereinigt, fließt hinter den Mauern des Museums vorüber; nach dem Marktplatz zu erhebt sich Pfeffels,

von Friedrich gefertigte Bildsäule vor seiner Fassade. Am Eingang ist noch das alte Symbol der „Domini canes“ befindlich: ein Hund, der eine Fackel zwischen den Zähnen hält und den Erdglobus mit ihr in Flammen zu setzen versucht. Von hoher Schönheit ist insonderheit der Kreuzgang mit seinen vornehm gehaltenen Säulengängen. Auf dem alten Friedhofe, welchen derselbe einschließt, erhebt sich Schongauers ideal gehaltene Statue, auch sie ein Werk Bartholdis. Unter ihr plät-

hier aufbewahrten Stiche, z. B. die „Heimsuchung des heiligen Antonius durch die Dämonen“.

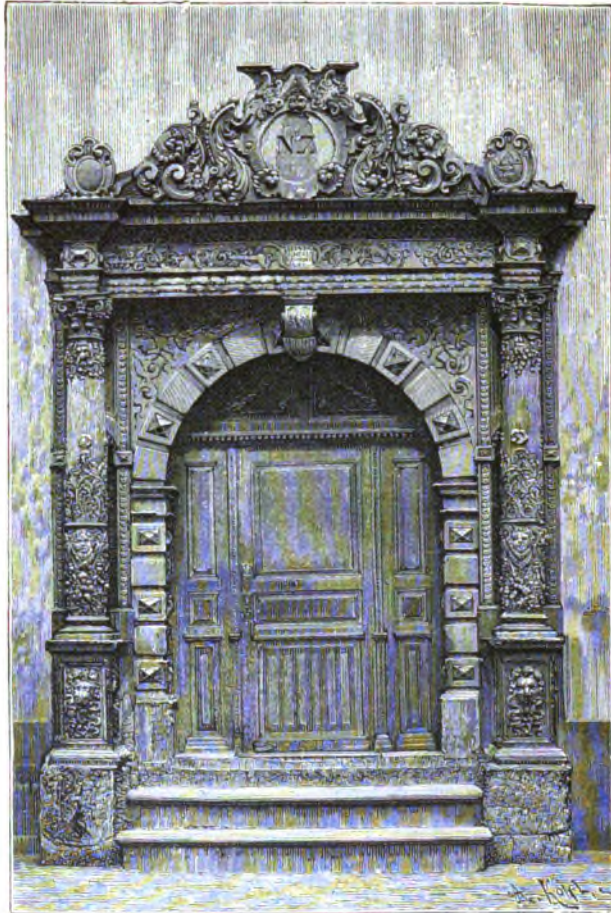
Vonden anderen, hier befindlichen Kunstwerken führen wir nur zwei dem Leser vor. Das eine derselben ist der dem elßassischen Kloster Fyenheim entstammende St. Antoniusaltar (S. 1628). In ernster Hohen thront der berühmte Heilige der strengsten Richtung des Dominikanerordens, St. Antonius von Padua, mit den Insignien des Ordens geschmückt, auf dem Mittelblatte des Altarwerkes; St. Augustinus und St. Hieronymus umgeben ihn. Unter dieser lebensgroßen Gruppe blickt Christus und die Apostel wie aus fensterartigen Öffnungen heraus; eine Pietä schließt das Werk endlich gegen den Altartisch ab. Es wäre überflüssig, wollten wir auf die hohe Schönheit desselben noch besonders aufmerksam machen.

Das zweite Kunstwerk, welches unsere Abbildungen aus Unterlinden wiedergeben, ist der Ramin des eben erwähnten „Wagkellers“ mit dem reichen Schmucke seiner Fürstenbilder. Wappen und symbolischen Gestalten (S. 1634). Um diesen Ramin herum hat der unermüdete Kunstsammler Fleischhauer, der augenblickliche Präsident der Gesellschaft Schongauer, eine Anzahl von Gegenständen gruppiert, welche zu Geschichte der Stadt Colmar in näherer Beziehung stehen.

Es ist eben diese Geschichte, welche in großen Zügen uns noch darzustellen verbleibt. —

Colmars Name taucht zuerst am Schlusse des 8. Jahrhunderts auf. Es war in einer der wilden Schlachten des Sachsenkampfes, daß Karl der Große die Tapferkeit zweier seiner Krieger wahrhaft zu bewundern hatte. „Wer seid ihr?“

fragte der König, als er die beiden nach errungenem Siege sich vorführen ließ. „Bastarde aus dem Frauenhause zu Columbra!“ lautete die Antwort. Es bestand auf der späteren Stadtstelle damals nur ein königlicher Meierhof, ein „Fiscus regius“, und mit ihm war eine der mächtigsten Einrichtungen jener Tage, ein Frauenhaus (Gynäceum), verbunden. Durch die Kriege der Zeit war nämlich eine große Zahl von Frauen Schutz und Ernährer beraubt worden. Wohl öffneten die Klöster den Verlassenen gern ihre Pforten; allein es war nicht zu verlangen, daß jede Schutzlose den Schutz nehmen sollte; auch genügten die Mittel der geistlichen Stiftungen den Anforderungen bei weitem nicht. So trat auch der fränkische König auch seinerseits ein; ist es doch des deutschen Königs



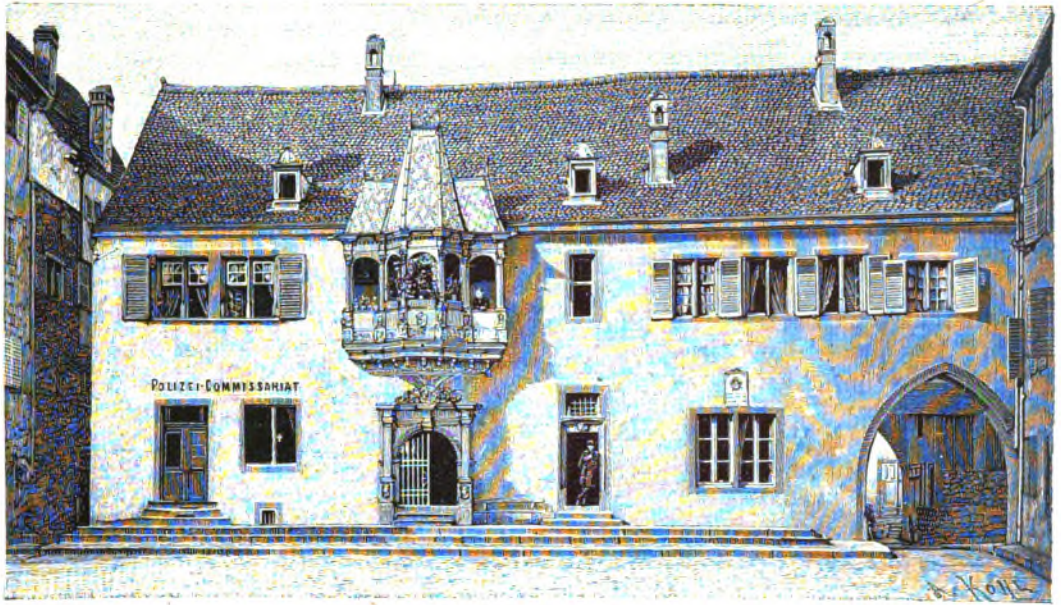
Renaissance-Portal am Hause der „Adelcent-Bank“ (S. 1610).

schert leise die Fontäne; — es ist eine Vertiklichkeit von friedvoller Schönheit, wie sie kaum zum zweitenmal anzutreffen sein möchte. Und welche Schätze birgt das Museum an Pergamenten und Büchern, an Malereien und Skulpturen! Freilich: die Kunstdenkmäler des Elßasses sind überwiegend kirchlichen Charakters; doch sind Werke weltlicher Herkunft hier keineswegs ausgeschlossen. Schon reichen die Räume für das Vorhandene nicht mehr aus.

Neben den Blättern, welche von dem großen Maler herrühren, enthält die in diesem Museum sich befindende „Galerie Schongauer“ sechzehn Gemälde, die in dessen keineswegs sämtlich von der Hand des Meisters gefertigt sind. Sie stammen aus der Colmarer Dominikanerkirche und behandeln die Passion Christi. Höheren künstlerischen Wert besitzen einzelne der

teste Pflicht, das Wohl der Unterthanen schützen und den Schwachen und Besessenen zu helfen! Der Große legte hier neben seinen Tugenden und Guts- taten Frauenhäuser, in welchen die Schutzlosen Unter- nst fanden. Die Frauen waren zu Gun- n des Königs dafür f jedem Gebiete da- aliger Frauenarbeit ätig, sie spannen d webten, fertigten eise, Schminke und rben, stikten prie- rliche und fürstliche ewänder, erlernten ch wohl von gütigen önchen die Minia- malerei. Andere Ab- lungen der Frauen- ufer nahmen Verbrecherinnen auf, denen e Verrichtung der Dienerinnenarbeit, das assertragen zum Waschen, das Mahlen s Weizens zum Brote u. s. w. oblag. eß von Bastarden aus dem Frauenhause e Rede ist, vermag uns bei der Leiden- astlichkeit der starken Naturen jener Zeit ht eben wunder zu nehmen.

Besuchen wir einmal im Geiste das Frauenhaus auf dem königlichen Hofe Combaria um die Zeit des Todes Karls s Großen! Treten wir ein in den Ar- itsaal! Wir gewahren eine Anzahl raunen in demselben. Einzelne von ihnen agen das Gewand von Sklavinnen; an- re, zum Teil hochbetagte Matronen, zum eil junge Mädchen im blühendsten Alter, d in die einfach schöne Tracht der vor- hmen Frauen jener Tage, in das lange, lüge Gewand und in den bis auf die üße hinabreichenden Schleier gekleidet. ie sind sämtlich emsig mit der Arbeit schäftigt. Dort am Fenster bemerken ir eine junge Künstlerin, welche die latter eines großen Psalteriums mit ächtigen Initialen ausmalt. Soeben hat e das letzte Gold auf einen Buchstaben isgesetzt, in dessen Mitte der Hirsch jenes onen Psalmes nach der frischen Quelle ist; da erhebt sie langsam ihr dichtbe- impertes Auge und läßt es mit langem, inüchtigem Blicke über die wogenden aldeswipfel zum fernen Gebirge hin- weisen. Sehnt sie sich auch nach Frei- it und frischem Leben? Dort sitzt eine eiche, noch jugendliche Frau und schnitt it scharfem Messer an einem elfenbeiner- n Bilde des Gekreuzigten. Wie sie so das schmerzreiche Antlitz blickt, wel- es unter ihrer kunstfertigen Hand ent- ht, da gedenkt sie des heißgeliebten Gat- n, welcher an den Ufern der Weser- fallen ist. Eine Matrone dort mit schö- an weißen Haar zieht mit sorgfamer and die Nadel mit dem Goldfaden durch n schweres, purpurnes Priestergewand;



Polizeikommissariat in Colmar (S. 1621).

schon haben sich Blumen, Adler und Löwen phantastischer Form in das köstliche Rot eingewebt. Dort aber, über jenes niedere Tischlein, beugt sich lächelnd ein jugend- licher Mönch; er betrachtet die Arbeit eines fröhlichen Kindes von etwa 12 Jahren, welches die Aufgabe erhalten hat, auf einer Schreibrastel Buchstaben aufzuzeich- nen: ihr kindlicher Sinn hat sich daneben in allerlei neckischen Zeichnungen schelmisch versucht.

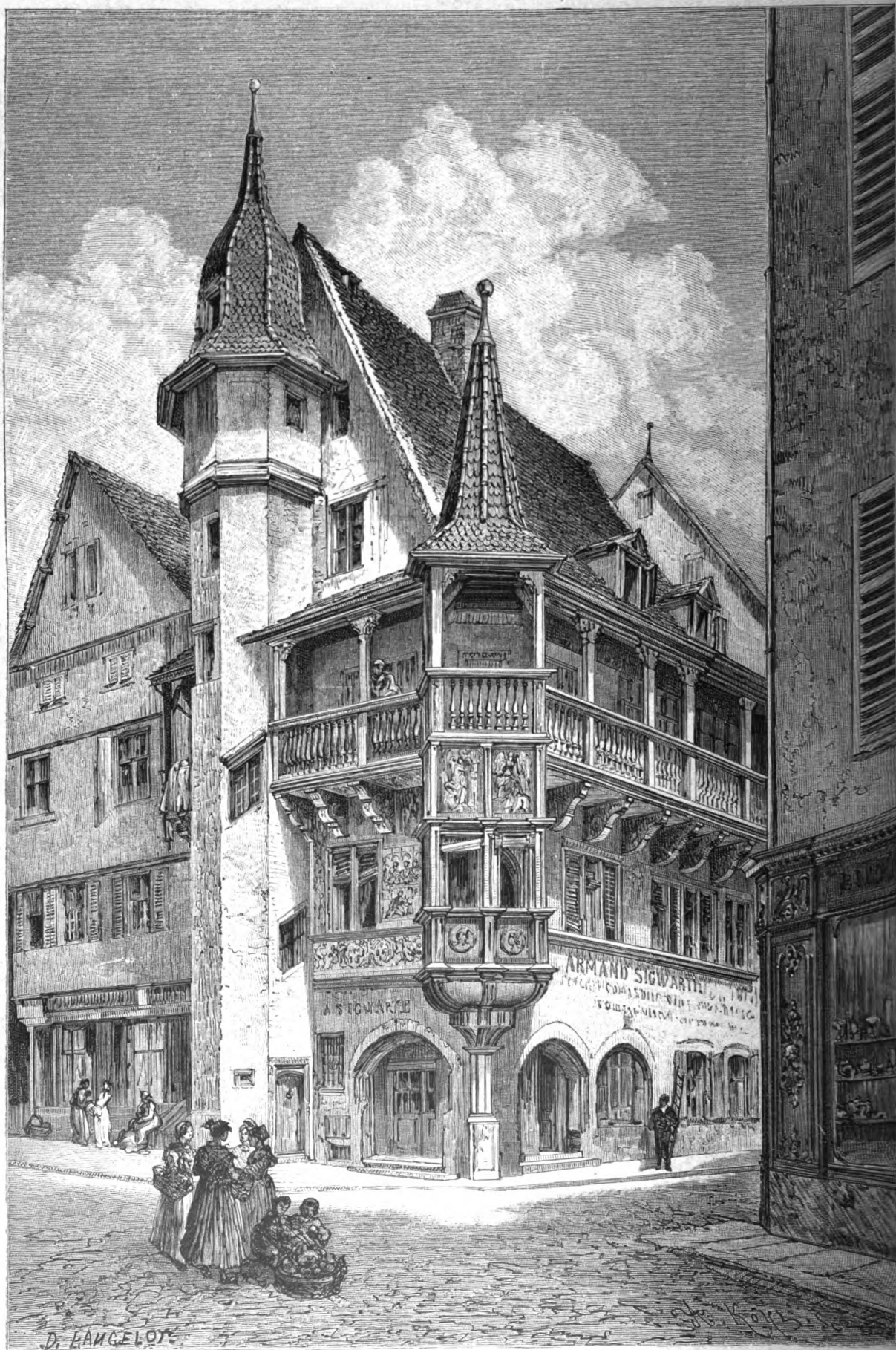
Auf diesem Hofe Colmar hielt Kaiser Karl der Dicke im Jahre 884, uns Fest Mariä Reinigung, eine Reichsversamm- lung ab. Er forderte Hilfe von seinen Großen, um die Normannen abzuwehren; er ließ indessen auch den Reichsverräter, den Herzog Hugo vom Elsaße, blenden. Allmählich entstand dann noch ein zweiter Hof Colmar, so daß man jetzt von einem „Oberhofe“ und einem „Niederhofe“ sprechen konnte, und um beide her ein Weiler, in welchem ein Priorat des heiligen Petrus, gestiftet von der Kaiserin Adelheid, der Gemahlin Ottos des Großen, und ein Kollegiat- oder Domstift zu St. Martin sich befanden. Da plötzlich heißt's beim Jahr 1106 in aller Kürze: „Der Weiler Colmar brannte ab.“

Verweilen wir hier noch einen Augen- blick! Was bedeutet der Name Colmar? Es erscheint noch immer als das Ange- messenste, ihn von den Columbarien, den Taubenhäusern des alten Weierhofes, ab- zuleiten. Anders aber will es die neckische Sage. Die letztere behauptet, Held Her- kules sei auf seinen Wanderungen auch bis ins Elsaß gekommen. Wo Colmar heute steht, habe er mit Elsaßer Trauben- blute sich erquickt, bis süßer Schlaf ihm seine Glieder löste. Bei sinkender Sonne erwachte er und wanderte frohgemut wei- ter; allein er vergaß seine Keule, seinen Streitkolben. Den nahmen nachmals die Bürger von „Kolb-mar“ in ihr Stadt- siegel auf!

Nach dem Brande von 1106 begann die städtische Entwicklung Colmars. Das Kaisergeschlecht der Staufer hat dem Bo- den des schönen Elsaßes unvergängliche Spuren seiner Wirksamkeit aufgedrückt, die hier nur eine durchaus segensreiche war. Friedrich I. und Friedrich II. begünstigten die Städte in ganz besonderem Maße, und unter dem letzteren Herrscher war es ganz besonders der Elsaßer Landvogt Alban Wölflin, der sich um das Bürgertum zwi- schen Rhein und Waschlin ein hohes Ver- dienst erwarb. Er gab zahlreichen Städten des Elsaßes nicht nur ihre Mauern, son- dern, was mehr war, die Verfassung. Auch Colmars erste Befestigung aus der Zeit von 1214 bis 1226 geht auf Alban Wöl- lin zurück; der erste Freiheitsbrief aber wurde der Stadt im Jahre 1226 von Kaiser Friedrich II. verliehen.

Allzu schnell jedoch ging das herrliche Kaisergeschlecht dahin, und wie das ganze Reich, so fiel auch das junge Städtlein Colmar jezt blutigen Parteilungen anheim. Colmar, damals beträchtlich kleiner als jezt, stand in jenen Tagen unter der Ver- waltung eines kaiserlichen Schultheißen. Die Bürgerschaft selbst teilte sich in ade- lige und nichtadelige Mitglieder, gleich- wie in allen Städten des Elsaßes; die ersteren waren entweder Nachkommen der kaiserlichen Ministerialen oder eingewan- derte Landedelleute, die letzteren aber die Zunftgenossen. Auch in Colmar kam es, wie an allen Orten des Reiches, zwischen dem Adel, welcher die beiden Trinkstuben zur „Krone“ und zum „Wagkeller“ besaß, und den Handwertern zum Kampfe. Die Zünfte siegten; ein Verberjohnd aus Thü- ringheim, Johannes Rößelmann, warf sich zum Schultheißen von Colmar auf.

An den Namen „Rößelmann“ knüpft sich nunmehr eine ganze Epoche der Ge- schichte Colmars, welche die Zeit von 1255 bis 1293 umfaßt und selbst eines dramatischen Reizes nicht entbehrt.



Das Filderhaus in Göttingen (S. 1610).

Auf dem bischöflichen Stuhle von Straßburg saß damals Herr Walter von Rodsack, ein hochsinniger, aber auch erschüchter Prälats, welcher der erhabenden städtischen Freiheit den Unterzug geschworen hatte. Nachdem es dem Hans Rösselmann durch einen Aufstand verdrängen, setzte er im Jahre 1261 seinen Anhänger, den Edlen von Hunsbühl, zum Vogte ein. Hans Rösselmann aber suchte Hilfe in Grafen von Habsburg, Herrn Rudolf, der Ensisheim sein Lager hatte und Bischof Walter in seinem Hause in Colmar gefangen hielt. Er entwarf einen Plan, dem Rodsack die Beute wie zu entreißen. War es im Jahre 1261 ein Weinjahr, so der Dürst aller Orten. Hans Rösselmann ließ drum in ein jedes Weinverstecken, wieder nach Colmar hineinkommen; er meinte seine Anhänger und Mann für die Sache des Rodsackers, in Leute sich den Gärten der Stadt deckt hatten. Er gab er mit Graf Rudolf verabte Zeichen: nahm ein Edel Strohd einen Spieß und zündete selbe an. Die Rodsbürger ersprengten den Thoren; standen

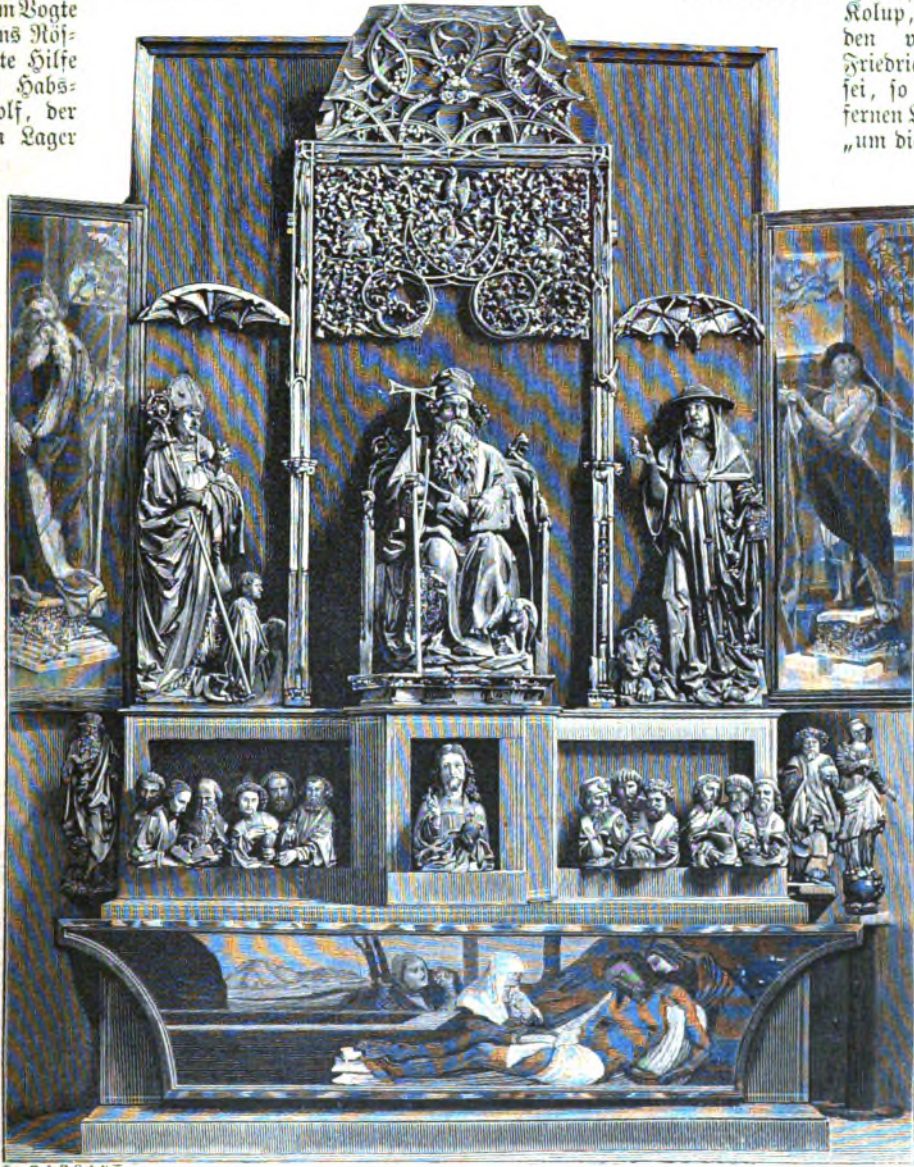
Man öffnete den Kriegstheuren; trugen sie doch an Schilden und an Helmen Rudolfs Zeichen! Sie banden ihre Rosse vor dem Thore an und gingen friedsam in die Stadt. Bald aber warfen sie die falschen Wappen ab, zogen die Schwerter und riefen: „Hie Bischof von Straßburg!“

Doch Rösselmann verzagte nicht. Schnell waffnete er die Seinen und warf sich den

Hannes' Sohn, ein Mann von unruhigem, stolzem und unternehmendem Gemüte, ein Demagog.

Bald erhoben sich Streitigkeiten zwischen ihm und dem Landvogt Otto von Ochsenstein; — Rösselmann trieb das Volk zur offenen Empörung, nicht allein gegen den Landvogt, nein, auch gegen den Kaiser. Es trat damals im Elsaß ein Abenteurer, angeblich ein gewisser Tile Kolup, auf, der sich für den verstorbenen Kaiser Friedrich II. ausgab; er sei, so behauptete er, aus fernem Landen zurückgekehrt, „um die Pfaffen zu stören“,

wie's in dem alten Liede von Kaiser Friedrich heißt. Rösselmann ließ ihn in Colmar ein und erklärte sich für ihn. Da eilte Rudolf herbei, um die rebellische Stadt zu züchtigen. Er nahm dieselbe nach einer fünf-tägigen Belagerung ein und fing den falschen Friedrich. Rösselmann selbst entkam; Colmar aber mußte 4000 Mark Strafe bezahlen. Ein Edelherr von Stammheim wurde nunmehr Schultheiß; der falsche Friedrich aber endete zu Weisklar auf dem Scheiterhaufen. Doch Ruhe kam der Stadt noch nicht. Der Edle von Stammheim drückte die Bürger mit zuvor nimmer erhörten Abgaben und empörte sie durch seinen



St. Antonius-Mitar von Hensheim (G. 1620).

offen; in der Stadt aber leuchteten weitere Feuerzeichen. „Hie Habsburg! Hie Habsburg!“ tönte es durch die Straßen. Ehe sie sich dessen versahen, waren die Bischoflichen überwältigt. Sie wurden verbannt; Hans Rösselmann ward zum Schultheiß. Herr Walter war indessen nicht der Mann, einmal Angefangenes so leicht aufzugeben. Auch ihm gelang es, Völker in die Stadt zu bringen. Einem Morgen des Jahres 1262 trat eine zahlreiche Mannschaft vor dem abrunder Thore der Stadt Colmar.

Feinden entgegen. Es kam zu einem blutigen Kampfe; der Schultheiß gewann zwar den Sieg, bezahlte ihn jedoch mit seinem Leben. Da hielt die erbitterte Bürgerschaft ein furchtbar Gericht: diejenigen der Bischoflichen, welche nicht gefallen waren, starben als Verräter auf dem Rade.

Als nächster Schultheiß von Colmar erscheint nach einigen Jahren ein Siegfried von Gundolsheim; er ward um unbekannter Ursachen willen von einem gewissen Susing erschlagen. Sein Amt aber kam an Konrad von Kaisersberg, und diesem folgte Herr Walter Rösselmann, Zo-

Stolz. Im Jahre 1286 brach der Aufstand daher von neuem los; die Diener des Schultheißen wurden von den Städtlern ins Barfüßerkloster gesperrt; der Ritter aber befreite sie und schlug den Aufruhr blutig nieder. Und wieder begann das Mechten, das Vertreiben, das Niederreißen der Häuser.

Da erschien Walter Rösselmann vor der Stadt, und zum zweitenmal gelang es ihm, einzudringen und den Schultheißen des Kaisers zu vertreiben. Er hatte von seiten des Hauptes der deutschen Nation jetzt alles zu befürchten; er verband

sich daher mit seinem früheren Feinde, dem Bischof von Straßburg, um die Stadt Colmar der kaiserlichen Gewalt zu entziehen.

Walter von Geroldsdorf war unterdessen an verwundetem Stolz verstorben; Graf Konrad von Lichtenberg war ihm gefolgt. Mit Freude ging derselbe auf Hößelmanns Pläne ein; mit einem starken Heere erschien sein Bruder, der Dompropst Friedrich von Lichtenberg, vor Colmar. Hößelmann öffnete die Thore; die Stadt wurde bischöflich.

Da trat der neugewählte König der Deutschen, Graf Adolf von Nassau, als Hüter der Rechte des Reiches auf. Er ließ sich auf Unterhandlungen mit dem Verräter Hößelmann von vornherein nicht ein, sondern sammelte ein Heer. Die Erzbischöfe von Mainz und Köln, die Bischöfe von Basel und Speyer, der Graf von Pfirt und viele Edle folgten im Sommer 1293 seinem Aufgebote. Hößelmann aber suchte Hilfe bei dem Grafen Anselm von Rappoltstein und ließ ihn in die Stadt ein.

Die Fehde begann; die Dörfer um Colmar gingen in Flammen auf; aber Hößelmann wehrte sich mutig. Endlich gelang es dem König Adolf, den Logelbach von Colmar abzulenken. Wohl hatten die Bürger Getreide noch im Ueberflusse; allein sie konnten jetzt nicht mehr mahlen, und so geriet die Stadt bald in die höchste Not. Das Zerstampfen des Korns währte allzu lange. Bald brach dann auch offen die Unzufriedenheit los. „Wollen wir um Hößelmanns willen Hungers sterben?“ so hieß es. „Ergeben wir uns dem Könige!“

Friedrich von Lichtenberg, Anselm von Rappoltstein und Walter Hößelmann thaten alles, um das Volk hinzuhalten, bis Hilfe vom Bischof käme. Es war vergeblich. Die Aufständischen, an ihrer Spitze Siegfried der Nebmann, öffneten dem König ihre Thore; am Tage vor dem Christfest 1293 zog Adolf von Nassau als Sieger in Colmar ein.

Es war nur dem Propste Friedrich von Lichtenberg gelungen, zu entkommen; Graf Anselm von Rappoltstein und Walter Hößelmann fielen in des Siegers Gewalt. Von dem Schultheißen berichten die Chronisten das Folgende:

Hößelmann benutzte den ersten günstigen Augenblick, welcher sich ihm darbot, und verließ die Stadt. Um nicht erkannt zu werden, tauschte er in einem Dorfe die Kleider eines Bettlers ein und eilte dem Dorfe Gaisheim zu. Es gelang ihm indessen nicht, in die dortige Burg aufgenommen zu werden; ziellos irrte er auf den Fluren umher. Da erkannte ihn ein Weib und verriet ihn dem Bischofe zu Basel, der ihn festnehmen und auf Schloß Schwarzenburg im Münsterthal gefangen setzen ließ.

Als Adolf von Nassau dies vernommen hatte, forderte er Hößelmanns Tod; allein der Bischof von Basel hat den Verräter los, weil er ihm Gnade zugesagt hatte. Da befahl der König, den ehemaligen Schultheißen auf ein Rad zu

stellen und seine rechte Hand zum Zeichen des Meineids an einen Pfahl zu binden. So ließ er ihn ausstellen, wenn er durch die Städte des Elsaßes hindurch zog.

In tiefstem Elende starb Walter Hößelmann endlich im Kerker; auch sein Sohn kam nicht eher frei, eh' Adolf in der Gölzheimer Schlacht nicht blutig die kurze Bahn seines Heldenlebens vollendet hatte. In Colmar betrauerte man den Kaiser tief. Denn er hatte, als er im Jahre 1293 die Stadt genommen hatte, Wilde walten lassen; er hatte den Bürgern überdies ein in 46 Artikel gefaßtes Grundgesetz gegeben, eine „Handfeste“, welche der Stadt endlich die ersehnte Ruhe bringen sollte. Allein auch dies „Statut von Rottweil“ vermochte die Geschiede Colmars nicht auf friedlichere Wege zu lenken, nennigleich der Hößelmänner stürmische Geschichte nunmehr abschließt.

Wer aber wollte es unternehmen, den Fehden einer mittelalterlichen Stadt, diesen immer erneuten Auszügen zu Fuß und Fuß, diesen Niederlegungen von Raubburgen, diesen Friedensschlüssen und Eidsbrüchen ohne Ende, diesen beklagenswerten „Judenbränden“ die Teilnahme der Bürger des neuen Reiches zu erwecken? — Das alles wiederholt sich in jeder Stadtgeschichte des Mittelalters! Gehen wir kurz darüber hinweg; erwähnen wir nur noch, daß die Stadt Colmar im Jahre 1337 die Juden gegen ihre Verfolger, den „König Armeleder“ — er trug eine lederne Fessel am Arme —, den Junker von Dorotheim und Emich den Unbehauenen, wohl zu schützen verstand, daß indes im Jahre 1349 eine grausame Judenverfolgung auch zu Colmar ausbrach, und daß die Colmarer im Jahre 1454 an der Zerstörung der gewaltigen Feste Hoh-Königsburg teilnahmen, auf welcher der Edle von Westernach hauste.

Zum Andenken an diese so überaus kriegerische Vergangenheit Colmars hat auch in diesem Jahre daselbst wieder der „historische Montagsumzug“ stattgefunden. Der erste Teil des Zuges stellte es dar, wie König Rudolf im Jahre 1261 in Colmar eingeritten, und wie Anno 1454 die Bürger von der Zerstörung des eben erwähnten Raubnestes Hoh-Königsburg heimkehrten. Es waren farbenbunte, bewegte Bilder von geschichtlicher Treue. Allein fast noch reicher, noch lebensreuer gestaltete sich der zweite, kulturhistorische Teil, in welchem Volks- und Zunfttrachten vergangener Tage und neuerer Zeit zur Verwendung kamen. Eine besonders zierliche Truppe bildeten die oberelsässischen Winzer und Winzerinnen; die Zimmerleute aber führten einen Turm daher, in dem des jungen deutschen Kaisers Wüste pranate.

Wohl konnten sich die Männer von Colmar in alter Zeit auf ihre Mannhaftigkeit etwas zu gute thun. Ein sehr unerquickliches Bild aber bieten uns die religiösen Kämpfe des 16. Jahrhunderts in Colmar dar; sie verlaufen in kleinliche Feindschaften und endigen mit unläugbaren Thaten der Gewalt. Endlich gelang es

am 14. Mai 1575 dem obristen Stadmeister Michael Buob, dem Schultheißen Hans Goll und dem Rathsherrn Wilhelms Lint, die neue Lehre einzuführen. Die Katholiken, welche ihrer Kultusform geblieben, aber spotteten:

„Wenn Buob wär' geblieben knecht,
Und Lint wär' geblieben recht,
Und Goll (Hahn) wär' geblieben stumm
Wär' Colmar nicht im Luthertum.“

Auf noch gewaltigere Weise aber wurde der evangelische Gottesdienst unterdrückt, als die Franzosen sich Colmars bemächtigten.

Am 19. Dezember 1632 hatte Colmar sich an den Feldmarschall Gustav von Schweden ergeben; am 1. Mai 1635 aber wurde Colmar bei Paris zwischen dem Syndikus Moog von Colmar und dem Herrn von Bouthilliers ein Traktat abgeschlossen, worin Colmar sich unter französischen Schutz stellte. Moog war zu diesem Schritte anreizt; der Rheingraf Otto hatte die Hilfe französischer Truppen nur durch die Übergabe der schwedischen Eroberungen zulangen vermocht. Für die Stadt Colmar aber begann nun eine lange Leidenszeit. Frankreich hielt seine Beute fest.

Einzelne getreue Männer hofften doch immer, beim Reiche erhalten zu bleiben. Umsonst! Die Franzosen blieben; der Reichsgewährte ihnen die Landvogtei über den Elsaß und seine zehn Reichsstädte. Wer ward Landvogt? — Im Jahre 1635 wurde der Kardinal Magarin mit dieser Würde betraut; sein Vertreter war der Unterlandvogt Marquis de Ruze.

Jetzt folgte Schlag auf Schlag. „Der König kommt!“ so hieß es am 19. April 1673. „Die Thore auf!“ Allein der König kam nicht; wohl aber der Herzog von Feuillade und der Marquis de Louville und zwar mit starker Bedeckung. Die Bürger wurden entwaffnet; was sich an Kriegsmaterial in der alten Reichsfeste noch fand, wurde verschleppt; von Geldern allein kamen nach Breisach: 96 Kanonen, 50 Mörser und zwei wegen ihrer außerordentlichen Größe und Schönheit bemerkenswerte Feldschlangen. Bald darauf wurden Colmars Festungswerke geschleift. Es waren nicht jene Mauern und Bastionen, welche einst der Landvogt Hans Wölflin aufgeführt hatte, sondern Anlagen, mit deren Anlage der Kaiser Karl V. im Jahre 1540 begonnen hatte, und welche der berühmte Straßburger Ingenieur Daniel Speiser von 1579 ab vollendet hatte.

Die Bürger klagten und weinten, ihre Geschütze weggeführt, als ihre Häuser abgetragen wurden. Bald darauf erließen die Katholiken nicht allein alle ihnen zugehörigen Rechte wieder, nein, sie dankten sich vielmehr des besonderen Schutzes Ludwig's rühmend. Der Protestantismus verlor mehr und mehr an Recht und an Bekanntheit.

Eine dumpfe, schwüle Zeit das war Colmars und Bangers für die Bürger, die noch am Reiche hingen; das war die Mehrzahl; denn die

sen hatten sich nicht gerade in liebenswürdiger Weise eingeführt. Da tönten oft Schüsse von Beblenheim her. Es war im Winter 1674, und die französischen Truppen waren abgezogen. Bald darauf erschienen der kurbrandenburgische Heerführer von Bonisdorf mit 1000 Dragonern vor der Stadt. Im Namen des Kaisers nahm er von Colmar Besitz; er ihm Schloß Horbürg und bereitete seinem Herrn das Quartier. Am 17. November zog Friedrich Wilhelm III. in Colmar ein.

Was der große Kurfürst in Colmar zu thun hatte, sollte erst nach zwei Jahrzehnten gelingen; Friedrich Wilhelm selbst mußte trauernd vor den Rhein zurückweichen. Er soll im Jörn den Degen seines Lieblingssohnes Karl Emil, welcher im Elsaß verstorben war, in den Strom nachgeschleudert haben. Ein anderer Hohenzollernsohn aber blühte auf dem blutgedüngten Boden des Elsasses sein Schwert reinst mit reichster Lorbeerkrone umwinden: Friedrich III.

Noch eins bleibt uns übrig zu thun. Wir haben wiederholt auf verdiente Söhne Colmars hinweisen müssen, auf app und Bruat, auf Schönbauer und auf Bartholdi. Der hierwähnte Meister lebt noch heute; er ist am 2. April 1834 in Colmar geboren. Aus Hunkeler's „Geschichte von Colmar“ konnten wir mit leichter Mühe in Leser noch eine lange Reihe von Männern vorführen, auf welche Colmar stolz sein darf: Buchdrucker wie Michael Frizger, welcher sich 1470 in Paris an der Sorbonne niederließ, Tonkünstler wie Thomas Franck, Haupt, den Verfasser des 1684 erschienenen *Manuale chori*, gelehrte wie Meinrad Kaver, in Colberg, den großen Aristologen und den Mitherausgeber der *Antiquités d'Alsace*. Wir müssen hier davon absehen; nur auf jene Stellung sei noch hingewiesen, welche Colmar in der deutschen Literatur einst eingenommen hat.

Oft wird Colmar in der Geschichte unseres Schrifttums genannt. Ein Domikaner von Colmar hat die Thaten König Rudolfs und seiner beiden Nachfolger am Reich lebendig und sachkundig geschrieben; ein Ordensbruder von ihm hat uns eine Chronik im Geschmacke des 14. Jahrhunderts hinterlassen, deren Inhalt freilich nur einer bunten Schüssel gleich ist. Die Nonnen von Unterlinden haben das geistliche Lied deutscher Zunge in Liebe gepflegt; ihre Hymnen sind leider fast vollständig verloren. Der heilige Hieronymus Boner von Colmar sorgte zu Anfang des 16. Jahrhun-

berts mit Eifer für die Verbreitung klassischer Bildung und trat selbst mit Uebersetzungen griechischer und römischer Historiker hervor. Um dieselbe Zeit erscheint ein Bürger von Colmar als einer der ersten Arbeiter auf dem Felde des deutschen Romanes.

Die Widram von Colmar waren ein angesehenes, aus Türckheim stammendes Stadtgeschlecht und führten einen Streikolben im Wappen, gleich wie die Stadt

sucht; er preist eine fromme, einträchtige Ehe; er führt uns die Reize eines beschaulichen, zurückgezogenen Lebens vor; er behandelt, der Zeit etwas vorgreifend, selbst schon den Konflikt zwischen Liebe und Standesunterschied; er verschmäht es aber auch nicht, eine Sammlung von Anekdoten zu veranstalten, welche dem Reisenden auf dem „Nollwagen“, der späteren Post, zum Zeitvertreib und zur Erheiterung dienen sollten. Die Titel der Werke Jörg Widrams: „Wilibald, der unfaubere Knabe“, „Tobias“, „Der Knabenspiegel“, „Von guten und bösen Nachbarn“, „Gabriotto und Reinhard“, „Vom irre reitenden Pilger“, „Goldfaden“ und das „Nollwagenbüchlein“ sind heute freilich nur dem Fachmanne bekannt; gleichwohl dürfen die Colmarer einen Mitbürger von so ernstem Sinne und so tiefem Gefühl für das Wohl des deutschen Hauses mit vollem Rechte feiern.

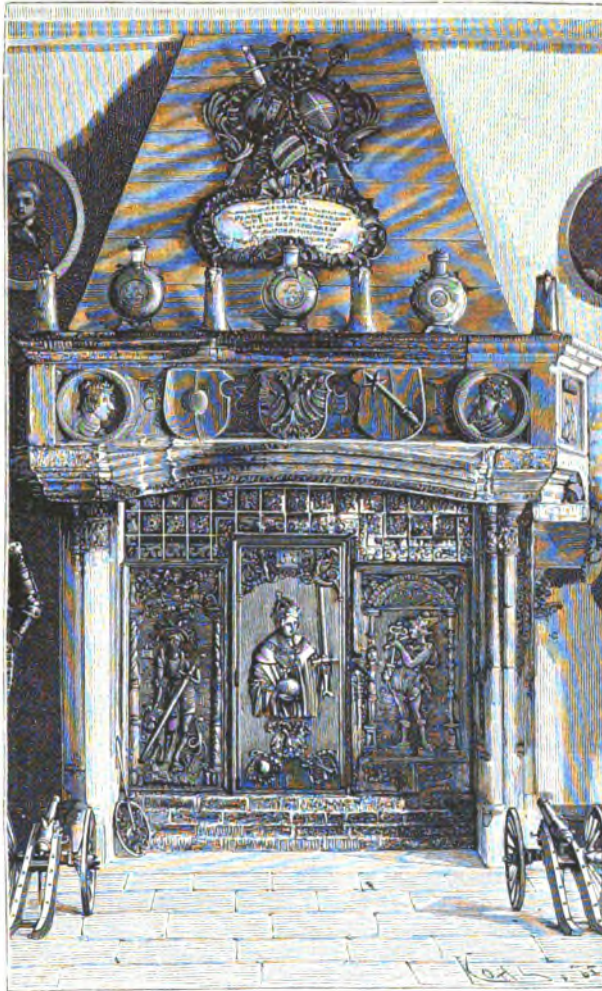
Die Bürger von Colmar haben, wie erwähnt, auch dem modernen Dichter Gottlieb Konrad Pfeffel, der schon im 21. Jahre seines Lebens erblindete und, 73 Jahre alt, am 1. Mai 1809 in seiner Vaterstadt verstarb, ein Denkmal errichtet. Pfeffels dichterisches Schaffen hat nun zwar durch Lorenz und Scherer eine gründliche und im großen und ganzen wohlberechtigte Beurteilung gefunden. Allein — wir möchten zum Schutze des einst so beliebten Dichters doch wenigstens einiges hervorheben, was anzuerkennen ist. In seiner Anspruchslosigkeit und Zufriedenheit ist Pfeffel ein echt deutscher Mann. Daß er dabei sehr spießbürgerlich denkt, was verschlägt das? War's nicht ein Fehler seiner Zeitgenossen auch diesseits des Rheins? Und mag man ferner mit Recht sein Gedicht mit dem Anfange:

„Als Ibrahim mit frommer Mut
Die Mauren von sich stieß“

aus den Musterfammlungen für unsere Jugend verbannt haben, — ein Lied von Pfeffel wird dem deutschen Volke verbleiben, denn es ist ein wirkliches Volkslied geworden:

„Gott grüß' euch, Alter!
Schmeckt das Pfeifchen?“

Ueber die dramatischen Dichtungen des Herrn Kriegsschuldirektors verlieren wir am besten nicht eine Silbe; unvergessen aber sei's ihm, wie er in dem Gedichte „Der Blinde“ seiner Gattin, der Tochter des Colmarer Kaufmanns Herr, für ihre getreue Pflege gedankt hat. Auch das, meinen wir, ist deutsch, mag Pfeffel immerhin eine Pension von Napoleon bezogen haben.



Das Ramin des Waffelers (G. 1620).

Colmar selbst, welche die vergessene Waffe des Heros Herkules sich angeeignet hatte. Jörg Widram ward im ersten Decennium des 16. Jahrhunderts zu Colmar geboren. Seine Jugend fiel demnach in eine Zeit, welcher die Gestalten der deutschen Sage, des deutschen Humors und der Volksbücher noch durchaus geläufig waren. Widram aber, auf der Schule seiner Vaterstadt klassisch gebildet, versuchte es, die alte Noheit durch selbsterfundene Volksbücher zu verbannen; Stifter und Haupt einer Meistersingerschule zu Colmar, war er bestrebt, die Volkserziehung auch durch die Dichtkunst zu fördern. So geht durch alle seine Werke ein Zug schlichten, ehrenhaften Bürgertums. Er zeigt uns die Folgen schlechter, unverständiger Kinder-

Nun prangt das alte Wappenschild mit der Herkuleskeule oder dem Morgenstern wieder im Kranze der deutschen Städte; die „Hundertundzwölfer“ und die „vierzehnten Dragoner“ wachen über Colmar. Ob sich die Ausöhnung der Gemüther hier schon vollzogen hat? Wir wagen es nicht zu behaupten; allein wir betrachten es als

ein erfreuliches Zeichen für die Zukunft, daß Colmar die Erinnerungen an seine Vergangenheit bisher so liebevoll gepflegt hat. Es ist nicht möglich, daß dies geschehe, ohne daß die Bürgerschaft sich der Wahrheit bewußt werde:

„Ja, wir gehören zu Deutschland und wollen Deutschlands treue Söhne sein.“

Das Haus Montague.

Erzählung in drei Bänden von

Balduin Möllhausen.

(Schluß.)

Betrachten Sie diese Heirat als Geschäft,“ sprach ich erbittert, „so kann ich allerdings nur antworten, daß der Abschluß desselben erst nach Jahr und Tag erfolgt.“

Die fertige Kugel fiel auf den Tisch und wurde von den Fingerspitzen spielend hierhin und dahin gerollt. Leichte Röthe hatte sich über Reginalds farbloses Antlitz ausgebreitet. Erst nach kurzem Nachdenken erwiderte er: „Handeln Sie nach Ermeßsen. Sie werden selbst am besten wissen, was Ihnen frommt,“ und zu Cyrus gewendet, der seinem Blick mit einer zuvorkommenden Verneinung begegnete, fuhr er mit unverkennbarer Absichtlichkeit fort: „Sind die aus Hongkong eingelaufenen Wechsel honorirt worden?“

Cyrus verneigte sich abermals, indem er eine zustimmende Antwort erteilte. Ich entdeckte, wie er die in ihm wirkenden Empfindungen des Triumphes gewaltsam zu verheimlichen suchte, und mir war, als hätte ich aufspringen und mich entfernen müssen, um nie wieder in das fluchbelastete Haus zurückzukehren. Eine Annäherung von Trost hätte ich es nennen mögen, was mich bewog, zu bleiben und an der nunmehr folgenden, mehr als sonst geschäftlichen Unterhaltung mich zu beteiligen.

Nicht um eine Minute früher als gewöhnlich hob Reginald die Tafel auf und nicht um einen Schatten anders, als bei früheren Gelegenheiten war die Haltung, mit welcher er uns entließ. Als wir in das Vorzimmer hinausgetreten waren, wo kein Zeuge uns überwachte, ergriff Cyrus meine Hand mit kräftigem Druck.

„Turvil,“ sprach er, und seine Stimme klang belegt von den in ihm wogenden Leidenschaften, „du willst dich mit Agathe verheiraten; dazu wünsche ich dir von Herzen Glück. Mich entzückte dein sicheres Auftreten. Bei etwas weniger Entschlossenheit möchte der Dinkel dir Hindernisse in den Weg gelegt haben.“

„Für deinen Glückwunsch danke ich,“ erwiderte ich ablehnend; „höheren Wert hätte er für mich gehabt, wäre er da drinnen in des Onkels Gegenwart ausgesprochen worden.“

Cyrus kehrte sich ab, offenbar um seinen Gesichtsausdruck zu verheimlichen. Bis ins Mark hinein hatte ich ihn getroffen. Feinlich beherrschte ihn das Bewußtsein, von mir durchschaut worden zu sein. Hätte ich ihm doch keine größere Befriedigung bereiten können als durch die Kunde von meiner beabsichtigten Verheirathung gerade mit Agathe. Für ihn war dieselbe gleichbedeutend mit einem unheilbaren Zermürren zwischen mir und Reginald, mit dem Aufgeben der letzten Aussichten auf die Stellung eines Chefs des Hauses Montague. Als unerhört, als widernatürlich mochte ihm erscheinen und daher unglaublich, daß ich nicht den leisesten Wert auf etwas legte, was ihm selbst als höchstes irdisches Glück vorzuschwebte. In der Absicht, mich über seine wahren Empfindungen zu täuschen, versetzte er nach kurzem Nachdenken mit unerkennbar erkünstelter Herzlichkeit: „Ich gewinne den Eindruck, als mißtrauest du mir. Aber ich begreife, meine Zurückgezogenheit, die doch nur der Ausfüllung der Lücken in meinem Wissen gilt, deutet du in falschem Sinne. Ich verzeihe es, und um so bereitwilliger, weil ich auf Grund meiner rastlosen Thätigkeit mir Unhöflichkeiten gegen diejenigen zu schulden kommen ließ, die dir am nächsten stehen. Das läßt sich indessen ausgleichen. Schon in den nächsten Tagen beuge ich mich zu dem Professor hinaus, und von dir erwarte ich, daß du deiner Braut mich als reuigen Sünder vorstellst, mir Gelegenheit gibst, sie als meine zukünftige Schwägerin zu begrüßen.“

Ich unterdrückte eine herbe Erwiderung. Wie auch immer er sich mir entfremdet haben mochte: ich erblickte stets meinen Bruder in ihm; versöhnlich trug ich den Verhältnissen Rechnung, die zu jäh auf das gänzlich ungeschulte Gemüth herein gebrochen waren, als daß es sich ungehindert in dieselben hätte fügen können.

„Handle, wie dein Herz es dir vorschreibt,“ sprach ich ernst, und meine Worte etwas schärfer betonend, fügte ich hinzu: „Agathe gegenüber hast du nichts zu bereuen; frühzeitig lernte sie den jeweiligen Umständen Rechnung zu tragen. Von ihr

wie von den anderen Bewohnern des Hauses hast du stets ein herzliches Willkommen zu gewärtigen.“

Cyrus antwortete nicht. Wir waren auf den Korridor hinausgetreten und ich stieg die Treppe hinab. Ich hatte die Empfindung, daß Cyrus in meiner Gesellschaft unbehaglich fühlte. Augenblick herbeisehnte, in welchem uns voneinander trennen würden. Ich stohlen betrachtete ich ihn von der Seite. Mit einer Empfindung der Trauer verließ ich den sich mit der Verschlossenheit eines Sphinx Einherbewegenden mit dem Lebenslust sprühenden Pferdehändiger herber Tage. Welche unerhörte Willkraft mußte dazu gehören, um eine soartige Wandlung zu ermöglichen. Ich konnte es nicht fassen. Und weiter erglich ich die Art, in welcher er mich erbrüderlich bat, Carlota als meine Verwandte zu begrüßen, mit der kalten seiner Anmeldeung bei Agathe, seiner tätigen Schwägerin. Vor meinen geistigen Blicken tauchte ein holdes bräunliches in doppelter Gestalt auf, dort jubelnd lachend, hier weinend und sich in Groll verzeugend. Was Cyrus, von den Trümmern des Größenwahns umfungen, ansam verabsäumte, ich hatte es nach bei Kräften, wenn auch nicht ausgleichend so doch zu mildern gesucht. Geachtet hatte ich an Carlotas Freunde und Erstürmtes Schweigen seinen unerlässlichen Verpflichtungen zur Last gelegt; von bald erfüllenden Hoffnungen sprach ohne selbst daran zu glauben, wie sie in der Ferne als trügerische betrachtet werden. Wem aber konnten die schweren Klagen nur gelten, welche unschlagbar einem sich qualvoll windenden Herzen Himmel emporgeschendet wurden? Wem anders als demjenigen, der wie ein heilerischer böser Feind erschienen war, ein mit so viel Zuversicht erwartetes getrübt bescheidenes Glück zu vernichten. Seit mehreren Tagen trug ich einen Brief an Cyrus in der Tasche. Wie mehr frühere war auch dieser mit einer Handschrift versehen, die unter einer Kinderhervorgangenen zu sein schien. Welchen Wert hatte es, ob ich ihn heut oder morgen abließerte? Mir graute vor mir selbst.

Wir waren auf die Straße hinausgetreten. Ich sah voraus, daß Cyrus wohl unser Weg noch eine Strecke weit mit mir trennen würde. Als er mir die Hand zum Abschied entgegenstreckte, reichte ich ihm den. Einen flüchtigen Blick warf er auf die Adresse und mit seiner sonst schwer zu schütternden Selbstbeherrschung war es Ende. Hastigen Griffes zerknitterte er den Brief in der geschlossenen Faust, und in die Tasche schiebend, sandte er mir ein feindselig funkelndes Blick zu. Doch ich schnell ebneten seine Züge sich wieder in düsterer Verschlossenheit. Länger dauerte es, bis die in seinem Antlitz aufblühende Röthe sich verfliegen hatte.

„Auf Wiedersehen morgen aber“ sprach er gelassen, als hätte das kleine

gar nicht stattgefunden gehabt, „ich dich bei deiner Braut zu treffen.“ Er drückte er mir die Hand und in dieser Haltung schritt er davon. Ob ich eines wehevollen Vorwurfs, welcher in meinen Augen begegnete, in der Seele fortbrannte, ich weiß es nicht. Ein strafendes Wort an ihn zu richten, mir der Mut gefehlt. Wenn ich je bedrückten Herzens den Weg nach stillen Hause des Professors zurück, so geschah es an dem heutigen Abend, als ich in Agathes glückstrahlendes Gesicht sah, ihre warmen Lippen auf den meinen kühlte, wie ich die beängstigenden Bilder aus meiner krankhaft erregten Phantasie.

37. Kapitel.

Die Flucht.

Obwohl ich bis zum letzten Augenblick eifelte, daß Cyrus das mir in der Vergangenheit erteilte Versprechen halten würde, ließ er doch folgenden Abends bei dem Professor. Ich war bereits anwesend. Inzwischen, wie er gewünscht hatte, Agathe ihren nächsten Verwandten vorstellte, sie in holdester Weise ihn willkommen hieß, beobachtete ich mit gemischten Empfindungen, wie er, obwohl eine gewisse vornehme, etwas steife Würde bewahrt, sie herzlich begrüßte. Nach so vielerlei Erfahrungen mit ihm konnte ich jetzt sein Auftreten nur für einhalten, um einer übernommenen Verantwortung sich mit dem denkbar besten Ansehen zu entledigen. Zugleich fiel mir, daß er meinen forschenden Blicken sichtbarlich auswich, eine gewisse Befangenheit in seinen Zügen ausprägte. Ich sah es dem Bewußtsein zu, durch das Verweilen seines Hauses sich an dem Professor vergangen zu haben und deswegen auch nur mittelbare Vorwürfe zu müssen. Erst als er weder ein Wort noch durch Blick an die Verlassung der Formen der Höflichkeit versetzt wurde, schien eine Last von seinem Gesicht zu sinken. Im Laufe des Abends wurde er sogar gesprächig, zwangloser in seinen Bewegungen, gleichgültiger gegen die Verstöße, die er sich zu schulden kommen ließ, ihm aber eine gewisse gewisse Natürlichkeit zurückgaben. Dabei sagte mir nicht, daß er immer wieder Agathes Antlitz suchte, seine Augen dagegen, sobald er sich beobachtet wurde, hastig wieder von ihr abzog. Ein stümmliger Ausdruck der Weichheit glitt über wohl über seine Züge, namentlich, als er wahrte, daß diese sich zärtlich zuneigte. Wie ich dies alles deuten konnte, ahnte ich nicht, hatte aber die Empfindung, daß nichts an ihm Wahrheit, er Zeit sich nicht einmal die Mühe gab, Schein der Wahrheit zu bewahren. Am Ende der Abend dahin, ohne daß einer von uns recht warm mit ihm geworden war. Erst zur späten Stunde, als er plötzlich aufsprang und sich zur Heimkehr rüstete, zeigte in seinem Wesen eine gewisse Innigkeit zum Ausdruck, die mich freundlicher

berührte, andererseits wieder betrübte. Meine Bitte, auf mich zu warten, lehnte er erzwungen lachend ab. Um so herzlicher verabschiedete er sich dafür von dem Professor und Frau Banelow, und als er endlich Agathe lebwohl sagte, da geschah es in einer seltsam ungestümen Weise, welche mich an seinen Verkehr mit Carlota erinnerte, so daß ich vollständig irre an ihm wurde. Er ging und mit sich nahm er meine letzte Hoffnung auf eine günstige Wandlung in seinem Dichten und Trachten. Ich setzte voraus, daß Neue dem heutigen Abend folgen, fortan bei der Erinnerung an manches unvorsichtig oder leichtfertig gesprochene Wort, an manche freiere Bewegung ein gewisses Schamgefühl ihn beherrschen und die zwischen uns bestehende Kluft noch erweitern würde.

Zur gewohnten Zeit betrat ich am folgenden Morgen die Kontorräume; ich hatte indessen kaum eine Stunde meines Amtes gewaltet, als die Frage nach Cyrus an mich erging. Des weiteren stellte sich heraus, daß er, dessen Pünktlichkeit allgemein als übertrieben bezeichnet wurde, heute nicht erschienen sei. Ich entsann mich des vorhergehenden Abends und tiefe Unruhe bemächtigte sich meiner. Entsetzende Bilder schwebten mir vor, Ereignisse, die von einem verderblichen Größenwahn geboren, die Vorboten gänzlich der Vernichtung des Geistes. Unter dem Einfluß derartigen Beängstigungen begab ich mich ohne Zeitverlust auf den Weg nach Cyrus' Wohnung. Dort traf ich nur den Diener. Derselbe erzählte, daß sein Herr vor Tagesanbruch ohne Angabe eines Zieles sich entfernt habe. Zugleich händigte er mir den von Cyrus veriegelten Schlüssel zum Wohnzimmer ein. Einige Sekunden schwankte ich. Konnte ich doch nicht ahnen, wie er im Falle seiner plötzlichen Heimkehr mein Eindringen aufnehmen würde. Die mich folternde Unruhe übermochte indessen bald alle Bedenken und vor mir öffnete sich die Thür. In Begleitung des Dieners eintretend und meine Blicke nach allen Richtungen sendend, entdeckte ich nichts Ungewöhnliches. Die Thür des Schlafzimmers stand offen. Auch dort herrschte die gewohnte Ordnung; das Bett war dagegen unberührt geblieben. Nach flüchtiger Umschau begab ich mich in das Wohnzimmer zurück und nach dem Schreibtisch hinüber. Hier erst erhielt ich eine teilweise Erklärung des rätselhaften Verfahrens. Bedachtam aufgezehrt lag daselbst eine Summe Geldes, wie sie unserer nach außen immerhin unabhängigen Lage entsprach. Von bösen Ahnungen erfüllt, glitten meine Blicke über das Geld hinweg nach der anderen Seite des Tisches hinüber. Zwei Schreiben wurden daselbst nebeneinander durch Briefbeschwerer gehalten. Beide trugen die unverkennbaren Spuren, daß sie zerfittert gewesen und wieder sorgfältig geglättet wurden. Das eine zeigte sogar die untrüglichen Merkmale langen Umhertragens in der Tasche. Nach diesem griff ich zuerst. Carlotas unregelmäßige Handschrift hatte ich auf den ersten Blick erkannt. Ich entließ daher den Die-

ner, und vor dem Tisch mich niederlassend, begann ich die mit dürftiger Gelehrsamkeit niedergeschriebenen englischen Worte zu entziffern.

„Mein goldener Schatz,“ hieß es da, „bleibe nicht so lange, oder ich sterbe. Ich hasse Deinen Bruder. Er ist ein Verräter. Ich hasse Deinen neuen Namen. Komm und sei wieder John Blount. Komm, komm bald zu deinem Mädchen. Ich meine mir die Augen aus dem Kopf. Die heilige Jungfrau beschütze Dich und führe Dich mir wieder zu. Bis in den Tod Deine getreue Carlota.“

Ich sah nach dem Poststempel des Briefes. Es war derselbe, welchen ich wenige Tage nach unserem Eintreffen in New York Cyrus einhändigte. Weitere sorgfältige Prüfungen ergaben, daß er vor kurzem, wahrscheinlich erst tags zuvor, geöffnet worden. Sinnend betrachtete ich die unbeholfen ausgeführten Schriftzüge. Eine Welt der Liebe, aber auch des Grams leuchtete mir aus denselben entgegen. Und wie lange mochte Cyrus den Brief mit sich herumgetragen haben, bis er ihn endlich, ohne es für der Mühe wert zu halten, ihn zu öffnen, achtlos in einen Winkel des Schreibtisches warf. Vor meinen geistigen Blicken erstand das reizvolle bräunliche Kind. Ich meinte die dunklen zornsprühenden Augen auf mich gerichtet zu sehen, zu hören von den üppigen roten Lippen mit dem Ausdruck des bittersten Hasses das vernichtende: „Dein Bruder ist ein Verräter.“ Den herben Betrachtungen mich gewaltsam entziehend, griff ich nach dem anderen Schreiben. Länger und mit etwas mehr Gewandtheit ausgeführt, war es, nach den Postzeichen zu schließen, daselbe, welches ich vor zwei Tagen beim Verlassen des Hauses Reginalds Cyrus übergab.

„John Blount,“ lauteten die mehr gemalten als geschriebenen Worte, „weshalb sehen die Menschen mich so traurig an? Ich gehe ihnen aus dem Wege, ich rudere mich nach dem Hafen hinaus. Der Hai ist wieder da. Er folgt meinem Boot. Ich rede zu ihm. Ich bitte ihn, er soll ins Meer hinausschwimmen und Dich suchen. Er will mich nicht hören, aber heiraten will er mich. Ich fürchte mich, zu ihm zu gehen. Da unten im Wasser ist es so dunkel, so kalt, aber er lockt mich, läßt mich nicht von mir ab. Meine Schuhe gab ich ihm, die verschlang er. Ich gehe wieder barfuß. Alle meine schönen Kleider warf ich ihm zu, aber er ist nicht zufrieden, er will mich haben. — John Blount, sage, was ich thun soll. Willst Du mich begleiten? Mit Dir gehe ich gern. Unten im Wasser ist es vielleicht schöner als hier oben. Da blühen Rosen und Lilien. Große Korallenbäume, weiße und rote, werfen Schatten; kostbare Muscheln liegen in Bergen umher. Mit dem Hai machen wir Freundschaft; er soll uns bewachen, wenn Dein verräterischer Bruder kommt. Wolltest Du mich heiraten? Ich habe es vergessen. Vier Tage schrieb ich an diesem Brief und er ist noch nicht fertig. Es regnet

unablässig. Einen Tag um den andern gehe ich über die Berge. Da sitze ich bis in die Nacht auf dem breiten Stein. Ich horche und horche, aber den Aufschlag Deines Mustangs unterscheide ich nicht. Ich rufe laut nach Dir wohl hundertmal; Du antwortest nicht. John Blount! John Blount! John Blount! Komm zu Deinem Mädchen! Aber John Blount ist tot. Er ist in einen Hai verwandelt worden; ich muß zu ihm hinunter. Da ist es wärmer. Hier oben weht es kalt. Mich friert, wenn es so schwer vom Himmel herunterregnet. Deine Lippen waren so warm; jetzt sind sie kalt. Ich bete zur allerheiligsten Jungfrau, sie will mich nicht erhören. Dein Bruder schrieb an den Konful, Du kämst. Er lügt; auch der Alkalde lügt, denn Du bist da und schwimmst im Hafen. Ich sehe Deine Rückenfinne. Eingesperrt haben sie mich, da entflohe ich durchs Fenster. Jetzt lassen sie mich gehen, wohin ich will. Ich warte bis Pfingsten; dann mache ich Hochzeit mit dem Hai. Der ist ein großer vornehmer Herr. Manch schönes Lied singe ich ihm vor. John Blount, wo soll ich Dich suchen? Weinen kann ich nicht mehr, auch nicht lachen. John Blount, sage, was ich thun soll. Komm, komm, John Blount. Nimm meine Hand und geh mit mir hinunter. Da will ich zu Dir singen, mit Dir tanzen und die Kastagnetten schlagen. Da heilen meine Füße bald. Die sind so wund, zerissen von Dornen und Steinen, wenn ich nach Dir suche. Schlafe wohl, John Blount. Träume von Deinem armen Mädchen, träume, von Deiner armen Carlota."

Hier schloß der Brief. Erschüttert lehnte ich mich zurück. Statt des lieblichen erotischen Kindes tauchten wieder Zerrbilder in meiner Seele auf. Anstatt in liebe-glühende Augen zu schauen, begegnete ich starren, ausdruckslosen Blicken. Eine einsame Gestalt mit aufgelöstem, langem Nabenhaar und dürrig bekleidet sah ich zur nächtlichen Stunde in schwankem Boot geisterhaft über das Hafenbecken von Acapulco hingleiten. Eine sanfte Stimme hörte ich, die kofend zu dem das Boot umkreisenden Meerungeheuer sprach oder wirre Lieder über den dunklen Wasserspiegel hinsang. Ich hörte den schweren tropischen Regen niederprasseln, sah ihn den zerfallenen, hinfälligen jungfräulichen Körper unbarmherzig geißeln, hörte das herzzerreißende „John Blount! John Blount, komm zu deinem armen Mädchen.“ Und ich selbst hatte die Hand dazu geboten, daß ein treues unschuldreines Herz grausam zertreten und zermalmt wurde, ein verzweifellendes Gemüt schrecklichem Jrrwahn anheimgefallen war. Flüche schwebten mir auf den Lippen, um alsbald wieder von Jammer erstickt zu werden. Entsetzt sprang ich auf. Um mich zu beruhigen, begann ich auf und ab zu schreiten. Meine Gedanken wendeten sich Cyrus zu. Vor den bestürzt suchenden geistigen Blicken reichten die jüngsten Ereignisse sich zu einem verständlichen Ganzen aneinander. Was auch immer die Ursache gewesen sein mochte,

ob der vorwurfsvolle Blick, welchen ich Cyrus zusandte, als ich ihn den zuletzt empfangenen Brief in aufloderndem Zorn zerstückeln sah, ob der Anblick Agathes, indem dieselbe sich mir zärtlich zuneigte: einem Zweifel unterlag es nicht, daß er die so lange mißachteten Briefe Carlotas innerhalb der letzten vierundzwanzig Stunden geöffnet, gelesen und danach seine Entscheidung getroffen hatte. Wir, wenn auch nur brieflich, eine Erklärung zu erteilen, hätte seiner ganzen Natur widersprochen. Außerdem fehlte ihm wohl der Mut, sich selbst eines Verbrechens, beangen an einem unschuldigen, vertrauensvollen Wesen, anzuklagen, vielleicht auch die Ruhe, seine durcheinanderwirrenden Gedanken in Worte zu kleiden. Er hatte sich daher darauf beschränkt, den ersten und den letzten Brief zu meiner Einsicht zurückzulassen, voraussetzend, daß sie genügen, mir ein klares Bild von der ganzen Sachlage zu verschaffen. Er war gegangen, um nie wieder zurückzukehren. In welcher Stimmung er seine jähe Abucht antrat, das bewies das auf dem Tische liegende Geld, bis auf die zur Reise erforderlichen notdürftigsten Mittel gewiß seine ganze Barschaft. Nicht einmal Kleider hatte er mit fortgenommen. Den Staub von seinen Füßen schüttelnd, waren es am wenigsten Segenssprüche, unter welchen er von den Stätten seiner bisherigen angestregten Thätigkeit schied und den hochfliegenden Plänen endgültig entsagte. Leichter noch, als einst in Acapulco mit der alten Vergangenheit, hatte er jetzt mit der neueren gebrochen. Verlockender als alle Schätze der Welt erschien ihm nunmehr wieder der Lasso eines Vaqueros. Es geißelten ihn auf seiner Flucht zur Eile Angst und Verzweiflung.

Mit einem Gefühl innerer Befriedigung, jedoch von tiefen Sorgen um Carlota erfüllt, verließ ich die vereinsamte Wohnung. Mein erster Weg führte mich zu Reginald. Ohne auch nur mit einer Miene Ueberraschung zu verraten, lautete dieser, als ich die näheren Umstände schilderte, unter welchen Cyrus seine Flucht angetreten hatte, dann bemerkte er mit der ihm eigentümlichen kalten Ausdruckslosigkeit: „In der ersten Stunde meiner Bekanntschaft mit ihm mußte ich, daß es so kommen würde. Mich wundert nur, daß er nicht längst davonging. Er war zu eifrig bemüht, durch unerhörte Leistungen meine Zufriedenheit zu erwerben, um viel Vertrauen zu verdienen. Wer so schnell und leicht allem entsagt, gleichviel ob den Verhältnissen oder einem glutäugigen Mädchen, was ihm bis dahin teuer gewesen, der meint es nicht ernstlich oder er täuscht sich selber. Ohne Kampf können Uebergänge, wie sie von ihm gefordert wurden, sich nicht vollziehen. Er konnte, was er wollte, aber nicht länger, als es ihm bequem war. Trotzdem bewies er einen hohen Grad von Willenskraft. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich; da mag er hingehen und nach Herzenslust seine Pferde und Kinder hüten, ich hindere ihn nicht.“

Er überlegte einige Sekunden und in demselben frostigen Tone fort: „Ihnen ist es jetzt, sich mit erhöhter Aufmerksamkeit für die Stellung des Chefs des Hauses Montague vorzubereiten. Mit der Abreise Ihres Rivalen sind die letzten Zweifel und Bedenken geschwunden. Ihrer Verheiratung mit Agathe Montague steht deshalb nichts im Wege —“

„Es gibt überhaupt nichts in der Welt, wodurch ich von ihr getrennt werden könnte,“ schaltete ich höflich, jedoch entschieden ein.

„Das setzte ich voraus,“ hieß es zurück; „mag Ihr Entschluß Ihnen zum Segen gereichen. Ihre Geschäftigkeit wiegt Ihre Schwächen auf und beruhigt mich. Sollten Sie dereinst Nachfolger von Acapulco her vertrieben werden, ist's nicht meine Schuld, aber rate ich, ein Auge auf ihn zu werfen, bevor er verwilderte. Ausgemachene Menschen lassen sich nicht biegen, das erfuhren wir an Cyrus Montague.“

„Es bliebe mir also anhängig, die Lage meines Bruders nach Ihren Kräften günstig zu gestalten?“ fragte ich gespannt.

„Das ist meine eigene Aufgabe,“ setzte Reginald. „Ein Montague darf sich elendiglich herunterkommen. Nebenbei ruht er Rechte, die nicht durch einen Gerichtsspruch beseitigt werden können. Sie sind den Leuten und den Verhältnissen in Acapulco vertraut und daher in der Lage fort mit den entsprechenden Persönlichkeiten in Verkehr zu treten. Schreiben Sie mir oder in den nächsten Tagen und ich werde Sie Ihrem Bruder einen vorläufigen Betrag bis zu dem Betrage von fünfzig Dollar, die indessen nicht unmittelbar seine Hände fließen dürfen. Dagegen setzen Sie dafür, daß Landantäufse nicht bewirkt werden. Nachdem Sie sich überzeugt haben, daß das erste Geld nicht verloren worden, mag mit neuen Landantäufen fortgefahren werden. Auf diese Fälle wird die Schule, durch welche hier ging, ihm nicht zum Nachteil reichen.“

Hier verriet Reginald durch den Fall seiner Stimme, daß er die Unterredung als beendet betrachtete. Vertraut mit dem Wesen und stets darauf bedacht, nicht minder als eine Sache anzusehen, die er mich, verließ ich ihn. Was er mir am nächsten Cyrus' angeordnet hatte, war mir wenigstens von irgend einem Geiste in der Zusammengehörigkeit eingegeben worden, trotzdem erkannte ich dankbar an, daß seine Verfügungen ich einer großen Enthoben worden. Was ich für Enttäuschungen oder fürchten sollte, ich mußte nicht. Wie ein böses Verhängnis über der von geistiger Umnachtung mit dem Brief mir fortgesetzt vor Augen. Was Cyrus das arme bräunliche Kind nach sehen, und fand er es überhaupt noch den Lebenden? Der Hafen von Acapulco war ja so tief, sein muschelbestreutes Bett so verlockend für ein gebrochenes Herz.

38. Kapitel.

In der Regenzeit.

Auf die Flucht meines Bruders folgte lange sorgenvolle Tage. Ueber die ihm gewählte Richtung konnten freilich Zweifel walten; allein was harrete in der Ferne? Welche traurigen Entungen standen uns bevor, und wie lange es noch dauern, ehe dieselben uns ehten? Meine Befürchtungen erhielten um so ernsteren Charakter, weil ich die Vorgänge in Acapulco gänzlich dunkeln geblieben war. Nur einmal ich in einem Geschäftsbrieft die Anung, daß ein baldiger Besuch meines ers wünschenswert erscheine. Ob man seute, mich ausgiebig über alles zu richten, ob man infolge des störrischen eigens Cyrus' dessen Beziehungen zu ota als abgeschnitten betrachtete und jede fernere Einmischung absichtlich ied, oder ob endlich Carolotas eigene Mittelungen als genügend galten, t mir nie klar geworden. Indem aber e geistigen Blicke in der Vergangen- lichen, ich bedachtsam aneinanderreihe, pater zu meiner Kenntniß gelangte, hen Bilder, angesehts derer mir heute eine Thräne der Wehmut aus den en quillt. Sie in die Farben der Wahr- zu kleiden, gelingt mir leicht. Bewege ich doch auf vertrautem Boden: Eintönig grau hängt der Himmel über asen von Acapulco. Es ruft den ruck hervor, als habe er sich tief herab- alt, wie ein ausgespanntes Zeltbad öhe zu Höhe hinüberreichend. Diese ichtung wird durch den bei gänzlichem idülle niederrieselnden Regen erzeugt. Außenlinien der Berge verschwimmen er dem grauen Vorhang; undeutlich et die Stadt sich durch tiefere und ere Schatten aus. Luftblasen bilden unter den senkrecht niederfallenden en auf dem graublauen regungs- n Wasserspiegel. Tiefer neigen die mentronen ihre belasteten Nebel. Sie en zu träumen. Melancholisch bieten ielenblätter der Bananenstauden ihre ten Flächen den gleichmäßigen Wellen- erschlagen dar. Straff gespannten unnelstellen ähnlich, nehmen sie mit m Dröhnen die schweren Tropfen in pang. Das Lorbeergerümpf auf den aabhängen trüft, es trüben Kräuter estein. Weit ab von den Woh- en der Menschen, der Hafeneinfahrt mber, unzureichend beschirmt von einer ereiche, sitzt Carlota. Einen Geröll- t hat sie zur Raft gewählt; ihr zu sen tändeln kleine Wellen mit Gestein Wuscheln. Den Oberkörper nach vorn egt und die Hände vor dem einen em- agenen Knie gefaltet, scheint sie ent- an zu sein. Wasserscher schmiegen lattunene Hemd und der zerrissene t sich an den einst so blühenden jugen- lichen Körper an. In langen feuchten ahnen fällt das aufgelöste Haar über Schultern nach vorn und auf den en nieder. Die halb geheilten und

noch offenen frischen Wunden an den kleinen Füßen verschwinden zum Teil unter den Spuren des Wanderns auf schlammigen Wegen. Das bräunliche Ant- litz ist noch immer schön, aber so hager, so abgezehrt. Es schmückt dasselbe gleich- sam ein unbeschreiblicher Ausdruck er- gebungsvollen Leidens und Duldens. Die Augen blicken mit der unheimlichen Ruhe einer Somnambulen. Auf mehrere schwim- mende Mienen gerichtet, scheinen sie die- selben doch nicht zu sehen. Hin und wieder durchläuft es wie Frösteln den ab- gezeigten Körper, der in seiner Unempfind- lichkeit gegen den strömenden Regen dem Gestein vergleichbar.

Von der Stadt her war ein Kanonen- schuß herübergedonnert. Carlota hatte ihn nicht beachtet. Ebenförmig erregte es ihre Aufmerksamkeit, als es von dorthier wie ein Ungetüm von dem riesenhafteften Um- fange sich mehr und mehr von der ver- schleiernden Regenwand trennte. Erst als der Dampfer vor ihr vorüberbrauste und dem Dzean zu in die Hafeneinfahrt hinein- steuerte, richtete sie sich auf, dessen Be- wegungen mit etwas lebhafteren Blicken verfolgend.

„John Blount, warum bist du von mir gegangen?“ kispelte sie wie unbewußt, „Schiffe kommen, Schiffe gehen; keins bringt dich zurück. Armer John, deinen Bruder nannte er sich, aber es war der Böse. Fortgelockt hat er dich in den Tod; auch ich muß sterben. John Blount, kehre zurück!“ und lauter: „John Blount, wo soll ich dich suchen?“ Dann mit heller, durchdringender Stimme: „John Blount, kehre wieder — kehre wieder!“

Wie eine tiefe Herzensklage zitterte der Ruf über die stille Wasserfläche hin. Die großen Augen blieben trocken; aber ein Jammer lugte aus ihnen, wie er nur durch Todesangst erzeugt werden konnte. Mit seltsamer Spannung sah sie dem schei- denden Fahrzeug nach, bis es von der grauen Regenschicht gänzlich verhüllt wurde und hinter dieser um den gewaltigen nörd- lichen Thorpfiler herumzog.

Unabänderlich strömte der Regen nie- der. Carlota war in ihre frühere Stellung zurückgesunken. Den Oberkörper leise wie- gend, begann sie jenes Liedchen zu singen, mit welchem sie das jüngste Kind der gut- mütigen Wirtin in den Schlaf zu begleiten pflegte. Was um sie her vorging, beachtete sie nicht; sie sah nicht, daß von der Stadt her ein Wanderer sich näherte, zumal dieser so viel wie möglich Deckung hinter dem bis zu dem schmalen Strande niederreichenden Gebüsch suchte. Sie war ja gewohnt, in ihren Bewegungen nicht mehr gestört zu werden. Wohl hatte man versucht, sie gewaltsam an ihrem planlosen Umher- schweifen zu hindern, doch nur so lange, bis man sich überzeuete, daß durch jeden Zwang ihre krankhafte Erregung sich noch steigerte, moogen unheimliche Freiheit einen sichtbar beschwichtigenden Einfluß auf sie ausübte. Ausgeprägter Irrwahn durfte ihr Zustand gerade nicht genannt werden, vielmehr eine sanfte Melancholie, welche

sie trieb, in dem Schmerz um den ver- lorenen Geliebten gewissermaßen zu schwel- gen, alles von sich abzustreifen, was sie noch mit den Menschen einte, um un- gestört gefährlichen Phantasten nachzu- hängen. Sie glich einer Märtyrin, welche in der Selbstqual ihren einzigen letzten Genuß findet, in wachsender Unzugäng- lichkeit Wahnvorstellungen eine bedingungs- lose Gewalt über sich einräumt.

In ihrem Singen störte sie das Ge- räusch, mit welchem unter vorsichtig ein- herschreitenden Füßen ein dürres Reis brach. Argwöhnisch spähte sie um sich. Da keine weitere Störung folgte, kehrte sie sich dem Wasser wieder zu. Bevor sie ihren Gesang erneuerte, unterschied sie die nunmehr festen Schritte eines Mannes. Erschrocken sprang sie auf, und in geringer Entfernung vor ihr stand Cyrus. In der Beforgnis, sie die Flucht ergreifen zu sehen, hatte dieser seine Bewegung eingestellt, und so verharrten beide wohl eine Minute Auge in Auge regungslos einander gegenüber. Cyrus, totenbleich, starrte auf sie hin, wie selber der Vernunft beraubt. Seine Be- stürzung erhöhte, daß er in Carolotas ab- gehärmten Zügen nicht das leiseste Merk- mal des Wiedererkennens entdeckte. In seiner wilden Verzweiflung fehlte ihm die Berechnung dafür, daß infolge der ver- änderten Lebensweise seine Ähnlichkeit mit mir eine ausgeprägtere geworden, er in Haltung wie Kleidung nicht im ent- ferntesten mehr an den von der Sonne gebräunten trozigen Vaquero erinnerte. Mochte er immerhin durch Carolotas alte Freundin, wohin sein nächster Weg von dem Dampfer führte, auf die Begegnung vorbereitet worden sein: einen derartigen Anblick hätte er nimmermehr erwartet; zu vernichtend hatten zügelloser Schmerz und vergebliches banges Sehnen auf das einst so lebensfrische glückliche erotische Kind eingewirkt. Es befestigte ihn in seinen schwärzesten Befürchtungen der kalte, so- gar gefäßliche Blick aus den in ihre Höhlen zurückgesunkenen großen dunklen Augen, mit welchem Carlota ihn betrachtete.

„Carlota,“ begann er endlich, und wie bei einem Ersticken entwandten die Worte sich seiner Brust, „Carlota, alles, was die Menschen mir boten, Glanz und Reichthum, alles, alles habe ich hinter mir zurück- gelassen, um nur dir allein zu gehören. Carlota, fasse dich, starre mich nicht so unheimlich an. Sprich ein einziges Wort. Sage, daß alles vergeben und vergessen sein soll um der Liebe willen, die mich jetzt wieder zu dir führt.“

Ueber Carolotas Antlitz eilte ein ver- geistigtes Lächeln, dann erwiderte sie spöttisch: „Du redest, als läsest du es aus einem Buche ab, und willst John Blount sein? Heilige Mutter Gottes, wer hörte je von solcher Sündhaftigkeit. John Blount war ein schöner brauner Mann mit Augen so klar, wie die des Seeadlers. Der ist tot jetzt. Du selber, du sein eigener Bruder, oder der Teufel, der sich in sein Ebenbild verwandelte, einer von euch hat ihn mit seinen Schmeich-

worten von hier fortgelockt. Jetzt kommst du, um deinen Verrat weiter zu spinnen. Geh doch, ich bin ohnehin elend genug durch dich geworden; geh hin zu dem Hai, der an unsern Hafen gebannt ist, der mag dein Bruder sein; geh hin, wenn du nicht willst, daß ich selber mich in seine Arme flüchte.“

„Carlota, höre auf!“ fiel Cyrus entsetzt ein, „besinne dich. Gedanke der heiligen Eide, welche wir miteinander wechselten. Ich habe mich verändert, ich weiß es. Aber prüfe mich — du kennst ja so viele Merkmale, die nicht trügen können — den roten Pfeil —.“

„Alles Teufelswerk,“ unterbrach Carlota ihn schauernd, und sie bekreuzigte sich, „ich bedarf keiner Merkmale, um dich zu erkennen. Du bist derselbe Verräter, den ich vor einem halben Jahr von dem Dampfer abholte und über den Hafen ruderte, derselbe Fremde mit dem blassen Gesicht und der falschen Zunge. Rausst du nicht, so lebte John Blount heute noch. Du bist ein Verräter, ein Mörder! Du bist es, der damals den Hai hereinlockte, auf daß er sich mit mir befreundete. Geh, geh, damit meine Gedanken sich nicht noch mehr verwirren. Geh, Turvil Montague, wie du dich nennst. Hätte John Blount dich damals erwürgt, so wäre dir nach Gebühr geschehen. Heilige Mutter Gottes, vergieh meine sündhafte Nebe —.“

So lange hatte Cyrus die wilden Anflagen stumm über sich ergehen lassen. Zugleich maß er mit den Blicken die Entfernung, welche ihn von Carlota trennte. Seine letzte Hoffnung beruhte darauf, daß wenn er sie erst in den Armen halte, ihr der Weg zur Flucht abgeschnitten sei, sie seinen Verschwörungen zugänglicher werden würde, und so sprang er nunmehr unter Aufbietung seiner äußersten Gewandtheit auf sie ein. Doch schneller noch war Carlota um den Felsblock, der ihr zuvor als Sitz diente, herumgeschlüpft, dann aber hatte ein Eichhorn kaum flinker nach dem hindernisreichen Abhange hinaufstehen können, als sie mit ihren nackten Füßen durch dorniges Gestrüpp und über scharfes Gestein hinstellte.

Wohl rief Cyrus auf dem Gipfel seiner Verzweiflung ihr nach, wohl flehte er sie an, von ihrem Beginnen abzustehen, allein vergeblich. Eine kurze Strecke verfolgte er sie noch mit den Blicken, dann verschwand sie plötzlich vor seinen Augen.

Den Tod im Herzen und gefoltet von Gewissensqualen, hatte Cyrus sich auf den Geröllblock niedergelassen. Dort saß er dumpf grübelnd, bis die ersten Schatten der Dämmerung sich bemerklich machten. Schwerfällig erhob er sich. Einen trostlosen Blick sandte er nach dem stillen Vergabhange hinauf, und tief bedrückt, wie unter einer Last von unermesslicher Schwere, schlug er den Rückweg zur Stadt ein.

Es dunkelte bereits, als er in dem Gasthause eintraf und die Wirtin ihn teilnahmvoll willkommen hieß.

„Hab' alles vorhergesehen,“ erklärte sie

tadelnd auf seine Mitteilungen, „ich kenne ihre Weise, wußte, daß sie wie von einem Feinde sich von dir abwenden würde. Nein, John Blount, das war nicht die rechte Art, ihr zu begegnen; aber da gibst eine andere und die will ich mir ordentlich überlegen, bevor ich dir's anvertraue. Hättest du nur ein einziges Mal an sie geschrieben, so wäre alles anders gekommen. Bei den guten Leuten, wo dein Bruder sie unterbrachte, lebte sie heute noch. Sich dagegen von dir vergessen zu wissen, das war zu viel für das arme junge Herz. Ich sah's dem Kinde an, wenn es mich besuchte, wie es stiller und stiller wurde, trotz meiner tröstlichen Rede der Gram ihm die gesunde Farbe raubte. Ich sah's ihm an, wie es in den neuen Kleidern sich beengt fühlte, als hätte es darinnen ersticken wollen. Und als es erst mit seinen einsamen Gängen und dem heimlichen Umherstreifen seinen Anfang nahm, da wußte ich, daß die schreckliche Unruhe es noch um Sinn und Verstand bringen würde. Es dauerte denn auch nicht lange — zwei Monate mag es her sein — als Carlota eines Tages hier erschien, ihre alten Kleider hervorholte und anlegte, die feinen dagegen in ein Bündel schnürte. Die wären ihr unglücklich gewesen, meinte sie, und dabei funkelten ihre Augen bedrohlich, sie wolle nichts mehr davon sehen oder wissen. Ich wollte sie auf christliche Gedanken bringen, allein sie ließ sich durch meine gute Rede nicht halten. Hinaus ging sie, ob's auch regnete wie heute, unter dem einen Arm das Bündel, in der andern Hand ihre Schuhe. Wo sie damit blieb, mag Gott wissen; denn als sie spät abends trierend vor Rässe hier ankehrte, da kam sie mit leeren Händen. Kein Wort redete sie, und befragen mochte ich sie nicht, denn wie ein Geist schaute sie drein, daß ich mich vor ihr ängstigte. Erst als ich ihr riet, zu ihren Leuten heimzukehren, erklärte sie sanft, sie wolle wieder sein, was sie gewesen, und müde suchte sie ihre alte Schlafstelle auf. Seitdem wohnt sie bei mir. Mit ihrer Arbeit ist's indessen nichts. Sie flieht die Menschen und sucht die Einsamkeit; ich aber wäre die letzte, sie in ihrem Treiben zu stören. Erlebten wir doch, daß sie in eine Art Raserei verfiel, als man sie zu den von deinem Bruder bestellten Pflegern zurückschaffte und sie daselbst festhalten wollte. Trotzdem gebe ich die Hoffnung nicht auf, daß sie, nachdem sie sich erst herauskannte, bei ungestörtem Nachdenken wieder zu sich selbst kommt.“

Auf dies alles wußte Cyrus nichts zu erwidern. Vollständig gebrochen schlich er nach einem Winkel hinüber, wo er sich vor einem Eßtiisch niederließ. Teilnahmenvoll beobachtete ihn die Wirtin, wie er die Arme auf den Tisch gestützt und die Hände in die wirren Locken vergrabend, sich dem Schlaf hinzugeben schien. Draußen plätscherte und rauschte der Regen. Gäste waren nicht anwesend, selbst die Familienmitglieder der gutmütigen Frau weilten in einem anderen Raum. Ihre Zigarre

dampfte. In schnellerer Folge entwand die Rauchwölkchen sich ihren Lippen. Blicke fortgesetzt auf Cyrus gerichtet, sah sie des armen Mädchens Gedanken, was zur Zeit, den Unbilden des Wetters zugekehrt, auf ungebahnten Wegen herumherirrte. Denn mehr und mehr langte Trauer auf ihrem ehrlichen Antlitz zum Ausdruck. Dann regte sie sich wieder. Nach einigem Umhertasten wandte des Schenktisches zog sie eine Kerze hervor. Bedächtig füllte sie ein Glas und es Cyrus zutragend, stellte es vor ihn hin.

„Trinke, John Blount,“ rief sie ihn tröstlich an, „es ist von dem Besten. Der flieht wie Feuer durch die Äbern und stärkt den Mut. Ja, John Blount, trinke dir Hoffnung an. Ich geh' nämlich mancherlei im Kopf herum, und wenn das glückt, so sehen wir Carlota bald wieder erblühen wie die Rose im Garten. Liebesgram kann nicht werden, damit ist's nicht wie mit dem Wahnsinn. Also trinke und mach' mit deiner Mutlosigkeit nicht arg, es schon ist.“

Cyrus rührte sich nicht, jeder aufmunternden Worte überhaupt nicht hört zu haben.

Ratlos lehrte die Wirtin sich ab. Begriff, an den Schenktisch zurückgekehrt, sandte sie einen Blick durch die Thür ins Freie hinaus. Galtig war wieder neben Cyrus hin, und die Nähe brennende Lampe auslöschend, wendete sie ihm lebhaft zu: „Carlota kommt,“ als Cyrus sich erschrocken aufrichtete, sie noch dringlicher fort: „Rühre dich! Vielleicht gleiten ihre Blicke über dich weg. Entdeckt sie dich, so waltet Gefahr, daß sie in die Nacht hinausflieht.“

Sie hatte kaum ihren Platz hinter dem Schenktisch wieder eingenommen, als bald mit Gläsern und Flaschen flirren begann, als Carlota auf der Schwelle trat. Cyrus saß wie erstarrt. Der Atem versagte ihm, sein Kopf stockte. Alles was in ihm lebte, war von Jammer und Verzweiflung erfüllt, wurde, drängte sich in den Blicken zusammen, mit welchen er von seinem tiefen Winkel aus die hinsinkende Carlota umfing.

„Wo bist du wieder gewesen?“ rief die Wirtin nach der Thür hinüber. Carlota zweifelnd stehen geblieben, „Ist das ein Wetter für solch einen Schritt? Wie du triffst. Dich muß ich Wein zu dir, der erwärmt dich und dich gegen Erkältung.“

Müden, gleichsam mechanischen Schritts näherte Carlota sich dem Tisch. Sie gewohnt, den Anordnungen ihrer Herrin blindlings zu gehorchen.

„Er ist nicht gekommen,“ bemerkte sie in unbeschreiblich sanftem Klagen. Sie hob das ihr gereichte Glas vor sich. „Schwebe hielt,“ die Schiffe gehend her; keins bringt ihn, und ich so sehr, so sehr.“

„Unfinn, Carlota,“ versetzte die Wirtin zerknirschend, „trinke zunächst — so, so, Kind. Speisen habe ich in dein Kämmerchen gesetzt, davon wirst du essen. Und noch als: Unfinn, Kind; denn wie magst du einen Schatz von der See her erwarten? Wenn er kommt, so geschieht's auf der andeise und seinen Mustang reitet er benein.“

„Meinst du?“ fragte Carlota unläubig, indem sie das geleerte Glas auf den Tisch stellte.

„Natürlich mein' ich das nicht nur, sondern ich weiß es auch. Der mag schon andertmal bei dem Stein nach dir ausschaut haben, während du aufs Meer hinausjähst.“

Träumerisch strich Carlota das lange weiche Schläfenhaar über die Schultern zurück, und eintönig erklärte sie: „So erde ich ihn morgen auf dem Stein ertarten.“

„Das thue, Kind, aber hänge dir eine Kette über gegen das Unwetter und um den abgetragenen Rock zu verbergen; oder auch, es bereite John Blount viel Freude, dich in solch elendem Aufzuge wiederzusehen?“

„Morgen gehe ich nach dem Stein,“ rief es in rührend unterwürfigem Tone in den erbleichten Lippen, und noch hinter fügte sie hinzu: „Wenn er aber nicht kommen sollte?“

„So begibst du dich übermorgen abermals dahin,“ riet die Wirtin beschwichtigend; „liebst du ihn noch immer aufrichtig, darfst du die Geduld nicht verlieren. Er wird er nicht und schien er dich verlassen zu haben, so findet's seinen Grund darin, daß er selber kommen wollte.“

Carlota strich, wie um ihre Gedanken klären, mit der Hand über ihre Stirn, in ein Weichen nach und entgegnete eifrig: „Du sprichst heute anders, als früheren Tagen. Es klingt tröstlich, doch kann ich an seine Heimkehr nicht glauben.“

„Ja, Kind, anders, weil ich mir die Sache überlegte,“ hieß es ernst zurück; „wüßte ich mich doch der Sünden schämen, die ich meine Gedanken vor dir verheimlichen oder gar fälschen. Doch gehe dein Kämmerchen; streife das nasse ab und erwärme deine armen Glieder. Trachte auch, bald einzuschlafen und in deinem Schatz zu träumen.“

„Schlafen soll ich?“ Träumen von was?“ fragte Carlota mit einem unfähig verzweifelnden Lächeln, und sich abkehrend, sank sie geräuschlos aus der Halle. Cyrus hatte sich erhoben. Sein Antlitz war bleich, daß es leuchtete. Ungewöhnlich ergriff er das Glas, und es an den Lippen führend, leerte er es in einem Zuge. Dann trat er festen Schrittes zu der Wirtin an den Schenktisch.

„Ich muß fort,“ sprach er mit beschleunigter Stimme, ein weiter Weg liegt mir, keine Minute darf ich verweilen.“

Die Wirtin legte ihre Hand in die offene und sah Cyrus durchdringend an.

„In solchem Wetter willst du gehen?“ fragte sie besorgt.

„Bin ich besser als Carlota?“ fragte Cyrus herbe zurück.

„Nun ja, John Blount, ich errate, wohin du dich wendest,“ versetzte die Wirtin nunmehr billigend, „so geh denn, und mag ein guter Gott dich in deinem Thun lenken.“

Schweigend trat Cyrus ins Freie hinaus. Die Wirtin lauschte ihm noch selbst dann nach, als seine Schritte längst verhallt waren. Im Geiste mochte sie ihn auf dem schlüpfrigen Wege über die Berge begleiten, auf dem Wege durch die finstere Nacht im strömenden Regen. Hart vor dem Hause, wo der auf dem flachen Dach sich ansammelnde Wasserüberfluß sich absekte, plätscherte es melancholisch. Gedämpftes, gleichsam einschläferndes Rauschen erfüllte die Lüfte. Es rauschte auf dem schwarzen Hafenbecken, auf den strauchbedeckten Vergabhängen, auf Dächern, Wegen und Straßen. Träumerischem Blaudern ähnlich klang es zwischen dem breiten Blattwerk, wo üppig entwickelte exotische Pflanzenformen sich in Gruppen zusammenbrängten. Hier blinzelte ein vereinzeltes Licht durch die regenverschleierte Nacht, dort eins. Die Menschen hatten sich frühzeitig zur Ruhe begeben. Decken erlegten den dem schwarzen Einfluß der kühlen feuchten Atmosphäre Fröstelnden die den rauheren Himmelsstrichen eigentümlichen Defen und Kamine.

Wie seit Wochen und Wochen nur mit kurzen Unterbrechungen, regnete es auch am folgenden Tage. Trat eine Pause ein, so benutzte der Wind die Gelegenheit, die Waden wieder einmal recht voll zu nehmen. Zu Wolken ballte er die in den oberen Regionen lagernden Dunstschichten zusammen, um sie landwärts vor sich herzujauchen, sie zu zerzausen und zu zerplücken. Hier wälzte er, Lawinen ähnlich, milchweiße Nebelmassen die immergrünen tiefenden Abhänge hinunter, dort schüttelte er unwirch die letzten Tropfen von Blatt und Halm, bis der Regen ihn wieder überwältigte und den Himmel der Erde scheinbar näherückte. Schatten und Licht gab es nicht; weder in den Lüften noch auf der Erde. Eintönig erstreckte sich der alte vulkanische Geröllswall, eintönig dehnte die kleine Wiesenfläche sich vor ihm aus. Wie mit demselben verwachsen, saß Carlota auf dem bekannten Felsstück. Aus einiger Entfernung unterschied sie sich äußerlich kaum von demselben. Die auf den Rat der Wirtin mitgenommene Decke hatte sie übers Haupt gezogen. In der gekrümmten Stellung verlor der zerfallene Körper die Ähnlichkeit mit einer menschlichen Gestalt. So hatte sie dageessen seit Stunden. Wie lange, sie wußte es nicht. Wolken und Regen raubten ihr die Möglichkeit, das Entleeren der Zeit nach dem Stand der Sonne zu berechnen. Was kümmerten sie überhaupt Zeit oder Sonne, Tag oder Nacht! Wie einst, als es noch galt, die Zusammenkünfte mit dem Geliebten zu verheimlichen, war sie bald nach dem Mit-

tagessen hinausgewandert. Das ermutigende: „Er kommt sicher,“ der teilnahm-vollen, mütterlichen Freundin hatte ihre dumpfe Hoffnung auf Wiedersehen geschürt. Jetzt harrete sie geduldig im strömenden Regen in trübe beleuchteter stiller Umgebung.

„Er kommt sicher,“ flüsternte sie zuweilen, ihr zagendes Herz beschwichtigend, vor sich hin, während ihr Ohr gespannt in die Ferne lauschte, „er kommt sicher, er kommt sicher.“

Stunde auf Stunde verrann, ohne daß ihre Einsamkeit eine Unterbrechung erfahren hätte. Nur ein Holzhäher ließ bald hier, bald dort seine krächzende Stimme ertönen, während an geschütztem, trockenem Ort zwischen dem Gestein die Heimgänse ihre schrillen Stimmchen zum geisterhaften Chor vereinigten.

„Er kommt sicher — er kommt“ — tiefer neigte Carlota das Haupt auf die Kniee. Erschöpfung hatte sie übermannt; sie war eingeschlafen.

Und abermals verstrich eine Stunde, als sie sich plötzlich emporrichtete und die Decke zurückwarf. Mehr durch das Gefühl als durch das Gehör war ihr das dumpfe Geräusch zugetragen worden, mit welchem auf der anderen Seite des Walls ein zur äußersten Eile gesporntes Pferd sich näherte. Aufmerksam lauschte sie. Nein, sie hatte sich nicht getäuscht; sie erkannte sogar den flinken Hufschlag, wie er nur von dem zottigen Mustang John Blounts erzeugt werden konnte. Ihre Augen vergrößerten sich; an Stelle des bisherigen müden Blickes trat schwärmerisches Feuer. Das sah in die Wangen steigende, plötzlich wieder bewegliche Blut schmückte das abgehärmte liebe Antlitz mit den Farben der Gesundheit. Ein Ausruf schwebte auf ihren Lippen; sie vermochte nicht, ihn hervorzu-bringen. Sie wollte sich erheben, sank aber matt zurück.

Lauter ertönte das Klappern der anscheinend strauchelnden Hufe auf dem Gestein. Carlota neigte das Haupt zur Seite und faßte den Ramm des Walls ins Auge. Sekunden verrannen, während sie kaum zu atmen wagte; dann tauchte ein zerklüfteter tiefender Felszahn hinter der Höhe auf. Ebenso schnell folgte ein durch scharfes Reiten heftig gerötetes bärtiges Antlitz, und noch einige Sekunden, da trieb John Blount seinen Mustang ganz nach dem Ramm hinauf und über diesen hinüber. Ja, das war John Blount, wie sie ihn unzähligemal gesehen hatte, John Blount in dem staubfarbigen, ursprünglich weißen Hemd und ähnlichen Beinkleidern, deren wassergetriggerte Falten sich eng an die kräftigen Glieder anschmiegen. John Blount in den steifen Samaschenledern, den abgetragenen Moßfäßen und den mit klirrendem Zierat behangenen schweren Schnallsporen. Weit offen stand das Hemd auf der breiten Brust; bis über die Ellbogen hinaus hatte er die Ärmel aufgerollt, daß die wunderlichen Tätowierungen weithin sichtbar. Hoch schwang er in der rechten Faust den zusammengelegten Laß, ihn hin und wieder auf die schäumenden und

dampfenden Seiten des Mustangs niederlaufend. Wütend biß das gezeißelte und gespornte Tier auf die ungelente Kandare und mit einer gewissen Todesverachtung polterte es den hindernisreichen Abhang hinunter. Wie in den alten goldenen Zeiten setzte es auch heute über das hindernde Gesträuch hinweg; wie in den alten goldenen Zeiten beschrieb es auf der Wiese einen engen Kreis und wurde es endlich Carlota gegenüber mit einer Gewalt angehalten, daß seine Hufe sich in das aufgeweichte Erdreich einbohrten und es hinten beinahe zusammenbrach.

Carlota saß wie gelähmt. Nur ihre Augen strahlten leidenschaftliches Entzücken aus. Was sie sah, sie schien es nicht fassen zu können.

„Carlota!“ rief Cyrus bei diesem Anblick aus, und in seiner Stimme verriet sich die Angst, welche ihn befiel. „Carlota, Kind, da bin ich, gefällt dir's, so gehen wir am nächsten Sonntag Arm in Arm zur Kirche, um sie als Mann und Frau wieder zu verlassen.“ Er säumte einige Atemzüge. Durch nichts sollte die heutige Zusammenkunft sich von den früheren unterscheiden, allein Carlota rührte sich immer noch nicht.

„Carlota,“ begann er wiederum sinkenden Herzens, „komm zu mir, zeige, daß du nichts verlerntest. Hier oben ist Platz im Ueberfluß und der Gaul trägt uns beide mit Bequemlichkeit über Stock und Stein!“

Da schnellte Carlota empor, und die Arme weit ausbreitend eilte sie auf den Geliebten zu. Doch Cyrus wie sie selber hatten ihre Kräfte überschätzt. Nur zwei Schritte legte sie schwankend zurück, dann brach sie zusammen. Fast ebenso schnell befand Cyrus sich an ihrer Seite, und die Halbbohnmächtige sanft aufrichtend führte er sie behutsam nach dem Stein hinüber. Wie Carlota fortgesetzt schwieg, sich unter den jüngst empfangenen Eindrücken nicht hervorarbeiten vermochte, versagte auch ihm die Sprache. Angefichts der hinfalligen Gestalt in der elenden nassen Hülle und mit den traurigen Merkmalen ihrer unstäten Wanderungen schnürte seine Brust sich zusammen. Vorsichtig ließ er sie auf den Stein niedergleiten.

„Carlota, armes Kind,“ fluchte er, indem er sich zu ihr setzte und den Arm um sie schlang, „sprich ein einziges Wort — ich verache vor Angst.“

Da glitt Carlota von der Bank. Laut meinend sank sie trotz seines Wehrens vor ihm nieder, und ihre Schläfen mit beiden Händen haltend, presste sie ihr Antlitz auf seine Knie. Cyrus atmete auf. Als eine Wohlthat erschien ihm, daß sie Thränen fand. Mit diesen löste sich die Erstarrung, welche sich um ihre Brust gelegt hatte. Ausweinen mußte sie sich, das fühlte er, bevor er es unternehmen durfte, beschwichtigend auf sie einzureden. Leise nahm er die neben ihm auf dem Stein liegende Decke, und sie behutsam um die heftig Schluchzende schlagend, suchte er sie nach besten Kräften gegen den unabänderlich

niederrieselnden Regen zu schützen. Sanft schmeichelnd glitten seine Hände über ihr regenfeuchtes Haar; aber lange, lange dauerte es noch, bevor sie seinen tröstlichen Worten zugänglich wurde und sie endlich mit einem rührenden Ausdruck unsäglichen Entzückens zu ihm aussah.

„Ich war so unglücklich, ich habe so schrecklich gelitten,“ klagte sie ohne den leisesten Schimmer eines Vorwurfs, „aber jetzt ist alles gut. Du bist bei mir, wirst mich beschützen, nicht mehr von mir lassen, auch nicht, wenn dein Bruder dich abermals verlocken sollte. Er ist wieder da, John Blount, glaube es mir, ich sah ihn gestern —“

„Nicht doch, Carlota,“ fiel Cyrus besorgt ein, „Träume waren es, was dich ängstigte, ich weiß es — denn mein Bruder weilt in weiter Ferne — ich werde ihn ebenso wenig jemals wiedersehen wie du. Doch sprechen wir nicht mehr von solchen Dingen — vielleicht später. Begnügen wir uns damit, daß wir wieder vereinigt sind, um nie mehr voneinander getrennt zu werden.“

Nicht ohne Mühe half er Carlota empor. Dann hing sie an seinem Halse, und was auch immer sie gelitten und erduldet haben mochte, es erstigte unter dem Einfluß seiner zärtlichen Beschwörungen. Was jüngst Angst und Verzweiflung bewirkten, jene gänzliche Unempfindlichkeit gegen Wärme und Kälte, das fand jetzt seinen Ursprung in wehmütiger Freude, in den ungestüm erwachenden Hoffnungen auf kommende Tage eines anspruchslosen Glückes. Die Wahnbilder, welche Carlotas Geist gänzlich zu umblütern drohten, sie waren von ihr gewichen. Nur noch gegen körperliche Schwäche kämpfte sie.

Die ersten Dämmerungsschatten schlichen über die Wiese hin, als Carlota nach den jüngsten, gleichsam lähmenden Gemüterschütterungen sich wieder kräftig genug fühlte, den Heimweg anzutreten. Auf dem Rücken des Mustangs saß sie, sorgfältig überwacht von Cyrus, welcher das Pferd am Zügel führte. So hielten sie unter dem Schleier der Nacht ihren Einzug in Acapulco. Wie viel anders war es heute als an jenem Tage, an welchem Cyrus, von hochfliegenden Plänen erfüllt, von dem Dampfer auf den Ocean hinausgetragen wurde! Sein Ehrgeiz war gestorben zusammen mit den zügellosen Hoffnungen auf Glanz und Reichthum. Durch die heimliche Flucht wählte er, eine unübersteigliche Scheidewand zwischen sich und dem Hause Montague errichtet, sich endgültig gegen alle weiteren Anfechtungen sicher gestellt zu haben.

Unter Thränen der Nührung hieß die menschenfreundliche Wirtin Carlota willkommen, als sie von Cyrus zu ihr hereingeführt wurde; es beruhigte sie die Sanftmut, mit welcher sie sich dazu verstand, fortan nur noch an die Pflege ihres Körpers zu denken. Unter verständig gewählten Einwirkungen lernte sie schnell, die auf die letzten Monate entfallenden

Erfahrungen in das Reich wirrer Träume zu verweisen. Die zurückgewonnene geistige Ruhe förderte das körperliche Wohlbefinden. Mit dem neuen Erblühen gingen Hand in Hand Heiterkeit des Gemüthes und ja glückliche Sorglosigkeit, wie sie mich einst an dem lieblichen Rinde während der prächtigen Mondscheinfahrt entzückte. —

Acht Tage hatten genügt, die Anregung, welche Cyrus' unerwartete Rückkehr und die damit verbundenen Nebenstände unter den Bewohnern der Stadt erzeugten, in ruhigere Bahnen zu lenken. Eine andere Woche ging dahin, und abermals vollzog sich eine Wandlung in der Geschied der beiden jungen Leute, nicht minder geeignet, allgemeines Erstaunen zu erregen. Der Alcade und der Vereinigte-Staaten-Konsul erschienen nämlich eines Tages in dem Gasthause und kündigt Cyrus an, daß sie beauftragt seien einen von ihm und Carlota auszuwählenden Landbesitz für sie käuflich zu erwerben. Anfänglich begegneten sie dieser Erklärung mit Mißtrauen; namentlich kostete es Carlota zu überzeugen, daß nicht abnormales Verrat im Hintergrunde lauere. Erst als der Tag der Besitzergreifung der zu erstehenden Hacienda samt den dazu gehörigen Herden zugleich als Hochzeitstag bezeichnet wurde, wichen die letzten Bedenken. Carlota begrüßte den neuen Wechsel ihrer Lage als ein Geschenk des Himmels; Cyrus dagegen befremdete es kaum noch, als in solcher Weise seiner Zugehörigkeit zu dem Hause Montague Rechnung getragen wurde. Das halbe Jahr angestrengter Arbeit in dem Kontor und die Zeit unablässigen Kampfs mit sich selbst waren nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf ihr geblieben. Ernster war er geworden und überlegen. Es trug ihn das Bewußtsein der Verantwortlichkeit, welche mit dem namhaften Vermögen auf ihn übergegangen war.

39. Kapitel.

Am Ziel.

Mit den von Acapulco einlaufenden günstigen Nachrichten war Ruhe in die Gemüther zurückgekehrt. Meine innere Befriedigung spiegelte sich wieder in Aarons reiner Seele, und wo wir Gelegenheiten fanden, mit erhöhtem Vertrauen der Zukunft entgegenzusehen, da klärten sich auch die Blicke des nunmehr wieder rathlos thätigen Professors und der gütigen Frau Paimelom. Wie Reginald jene Kunde annahm, vermochte selbst ich aus seinem streng verschlossenen Antlitz nicht herauszulesen. Mehr noch, denn je zuvor, umhüllte er sich mit dem äußeren Charakter einer Sache ohne wärmeres Gefühl. Er schien für ihn gestorben zu sein, und drang er bei vorfindenden Gelegenheiten ernst darauf, daß dessen Wohlstand in vollständig geordneter Weise vermehrt werde. Er war ein Montague, und als solcher sollte er in den mexikanischen Provinzen in der Eigenschaft eines Land- und Hausbesitzers eine ähnliche Stellung ein-

men, wie ich zu seiner Zeit als Chef es der angesehensten Handeshäuser, nun in dem gewöhnlichen Lauf der Gasse Reginalds Stimme allein als maßgebend galt, so ließ er mir in anderen Tagen dafür vollkommen freie Hand, namentlich da, wo ich meine Aufmerksamkeit den in meiner Vergangenheit fußenden Verhältnissen zuwendete, verweigerte mir jeden Rat. In unserem Verkehr richtete nach wie vor dieselbe geschätzte Kalte; trotzdem glaubte ich vielfach zu entdecken, daß die Erinnerungen zerrend an dem seine Brust umschließenden ehernen Panzer nagten, nur eine unzerstörte Willenskraft Ausbrüche milderer Tugenden verhinderte. Ohne in meinem nahmen ihm gegenüber jemals eine Abmildung eintreten zu lassen, fühlte ich mich allmählich meine Teilnahme für ihn verlieren. Versöhnlich, wie das letzte Wort einer früh verstorbenen Mutter lautete, sah ich das, was er litt und duldete, jedoch jedes Mitleid verschmähend, störrisch sich verschloß, gegen die Unbilden ab, denen mein Vater samt allen den seinigen unterworfen gewesen, und dem getreuen, auf bitterer Reue und endlosen Vorwürfen gekeimten Wohlwollen stehe ich in wachsendem Maße aufrichtige Bewundrungen der Dankbarkeit. Zugleich sah ich seinen eigentümlichen Anschauungs- und Rechnung. Bedachtsam schonte ich mich nie ermüdendes Trachten, vor keinem irdischen auch nur eine Annäherung an Schwäche durchblicken zu lassen. Wie sich gebettet hatte, so wollte er liegen und endlich seine Augen zum letzten Mal schließen. Er war ein Montague; als solcher bedurfte er keines Rates, keines unendlichen Zuspruches. —

In meinen Schilderungen näherte ich mich der Grenze, auf deren anderer Seite die Tage sich in beglückender, beinahe einträglicher Ruhe abspinnen. Um so reger regte sich die Neigung geltend, den geistigen Blick rückwärts schweifen zu lassen. Es belieben doch die Erinnerungen. Wie einem Kaleidoskop wechselten Bilder und Eindrücke. Für den Zaubermantel des dankenfluges gibt es keine Zeiträume, keine Entfernungen. Eben noch rastend schatteten sonnendurchglüheter Palmen, richtete ich die Blicke auf ewige Eisfelder und in den zartesten Azur- und smaragdgrünen prangende Gletschergebilde. Ich suchte auf schwindelnden Höhen, durch die finsternen Schluchten. Ich wiegte mich in schäumenden Meereswogen, betrachtete strahlend dräuende Felsmauern und den andendenden Dünungen entsteigende Klippen. Wie vertraute Freunde grüßte ich überflutete Schirminseln und die stürmenden Möwen und Sturmvögel. Ich here das betäubende Brausen gewaltiger Wasserfälle, das dumpfe Dröhnen rollender Eismassen und stürzender Lavalinen. Ich höre das alte, liebe, vertraute: „Dirk Goffe“, das seltsame Klingen der unheimlich geschlagenen Saiten der nationalen Langleika und die geisterhaften Stimmen des alten Nordlandsängers:

„Klein verließ mich meine Mutter,
Unerwachsen mich die Teure,
Auf dem Fels blieb ich als Lerche,
Als Kohlmeise auf den Steinen,
Gleich der Lerche dort zu zwitschern
Gleich der Meise dort zu lärmen,
In der Obhut einer Fremden,
In stiefmütterlicher Pflanz.“

(Aus „Kalevala“.)

Ja, so sangst du, alter Olaf, du getreuer Nordlandsbarde, meine Vergangenheit auf deine Art in Verse kleidend. So sangst du, während ich als Kind wie als Mann aufmerksam lauschte, es mich geheimnisvoll durchschauerte, als wärest du nach tausendjährigem Schlaf den unbekannten Felsengräbern entstieg, noch umweht von dem Zauberdust der Vorzeit. Und weiter führtest du mir mein eigenes, dir so oft geschildertes Leben vor Augen:

„Diese Fremde trieb den Knaben,
Trieb das Kind ohn' alle Liebe
Zu der Windseite der Stube,
Nach der Nordseite des Hauses,
Daß der Wind den Schutentlöst,
Unbarmherzig mich entführte.“

Du sahst, wie meine Augen sich umflorten, alter Olaf, und tröstlich stieß es von deinen schmalen zitternden Lippen:

„Sing als Lerche an zu ziehen,
Als Kohlmeise an zu wandern,
Still am Boden hinzuschreiten,
Mühvoll meinen Weg zu wandeln.
Lernte jeden Wind da kennen,
Jedes Brausen ich begreifen.
In dem Froste lern' ich zittern,
In der Kälte lern' ich klagen.
Gab es doch gar viele Menschen,
Die mit bösen Stimmen sprachen,
Mit der heftigen Stimme stachen,
Welche meiner Zunge fluchten,
Ueber meine Stimme schrien.“

So lauteten deine Worte, alter Olaf, während deine dünnen Finger auf den klingenden Saiten herumtanzten. So oft ich mir aber dieselben ins Gedächtnis zurückerufe, so oft mein ich dich vor mir zu sehen, ernst über den Tisch und dein Instrument hingeneigt, und jedesmal sende ich dir einen treuen, herzlichen Gruß zu. Und Besseres noch hatte ich für dich, guter Olaf, als einen Gruß, Besseres für dich und alle in der düsternen Schlucht, die einst zu mir gehörten und mit denen ich mich heute noch verbunden fühle. —

Fortgesetzt einen wenn auch nur spärlichen brieflichen Verkehr mit den alten nordischen Freunden aufrecht erhaltend, blieb ich über das Ergehen jedes einzelnen wie über die Verhältnisse der einsamen Kolonie in dem abgechiedenen Felsenwinkel unterrichtet. Wie Olaf vorher sagte, war alles eingetroffen. Asbrants Wunde hatte sich als gänzlich ungefährlich ausgewiesen. Dieselbe war kaum vernarbt, als Gunhild ihn zum Gatten wählte und als Herrn in ihre stattliche Balkenstube einführte. Den Verrat, welchen beide einst gemeinschaftlich gegen mich spannen und dessen verderblichen Folgen ich wie durch ein Wunder entrannte, vergaßen die Nachbarn ihnen dagegen nicht. Trotz der vielfach angebotenen ungebundenen Gastfreundschaft mieden sie ihr Haus

gänzlich. Nur wo es nicht umgangen werden konnte, trat man in Verkehr mit ihnen. Es gelang mir daher leicht, über Bergen durch Knuts Vermittelung Gunhild zum Verlauf ihres Heimweges zu bewegen. Die erste größere Summe, über welche ich frei verfügen durfte, verwendete ich zu diesem Zweck. Ohne Sang und Klang, nicht einmal in Begleitung von Abschiedsgrüßen verließen Asbrant und Gunhild die heimatliche Schlucht, um zu Asbrants Vater nach der Sägemühle am Nordfjord überzusiedeln. Das freigewordene Gehöft verschrieb ich Knut und dessen Familie mit der Bedingung, daß der hochbetagte Olaf für den Rest seines Lebens ein behagliches Heim bei ihnen finde. Der vereinigten Gemeinde eröffnete ich dagegen in Bergen einen jährlichen Kredit bis zum Betrage einer Kassenladung gedorrter Fische, der zur Beschaffung von Haushaltsbedürfnissen verwendet werden sollte. Ich wählte diese Form, um auch fernerhin als Dirk Goffe unter ihnen fortzuleben.

Ueber Asberga erfuhr ich wenig oder nichts. Nach Daviken war sie nicht mehr zurückgekehrt, ein sicheres Zeichen, daß sie sich auf dem besten Wege befand, ihre liebliche Begabung auszunutzen. Inwiefern ihre kühnen Hoffnungen sich verwirklichen sollten, erfuhr ich vorläufig nicht. Ihren Namen hörte ich nie wieder. Ich setzte indessen voraus, daß, nachdem sie vollständig zur Sängerin ausgebildet worden, irgend welche Gründe sie zur Aenderung ihres Namens bewogen hatten. Oft, sehr oft gedachte ich ihrer mit tiefer Wehmut. In meinem Urteil über sie stimmte Agathe mit mir überein. Mangel an Vertrauen und Empfänglichkeit für die ihr vorgespiegelten Bilder des Ruhmes und blendenden Glanzes hatten es möglich gemacht, daß sie einem ziemlich plump angeponnenen Verrat ihre heiligsten Regungen zum Opfer brachte. —

Neue Bilder, neue Gestalten! Dort frisches, frohes Leben, hier ein offenes Grab.

Madge O'Neil war gestorben. Sie hatte wenigstens ihre letzten Tage in ungestörter freundlicher Ruhe und frei von jeglichen Sorgen, sogar nach ihren Vergriffen in glänzendem Ueberfluß verlebt. Was der menschenfreundliche Professor in wehmütiger Erinnerung an seine verlorene Kohlmeise begonnen hatte, das setzte ich in umfangreicherem Maßstabe fort. Im Spital blieb Madge zwar, allein umringt von so viel Annehmlichkeiten, wie sie nur immer mit ihren Neigungen in Einklang gebracht werden konnten. Nie vergaß ich, daß ich sie so lange Mutter nannte, und mancher Samaritergang führte Agathe zu ihr, wenn ich selbst durch die mich an das Kontor fesselnden Pflichten gehindert wurde, nach der alten Madge zu sehen. Auch gemeinsam besuchten wir sie, um jedesmal die Beteuerung zu vernehmen, daß sie mir schon im zartesten Kindesalter die eintägige Größe angediehen und daher, trotz Meines wilden Wider-

spruch, auf meinen regelmäßigen Schulbesuch gebrungen habe.

Im Neußeren hatte sie sich nur insoweit geändert, daß sie noch dürrer geworden war. Sie erinnerte sogar in den weißen sauberen Kleidern in erhöhtem Grade an eine Flagge bei Windstille. Der rötliche, jetzt recht zusammengekrümpfte und stark mit Grau untermischte Knopf lebte ebenfalls noch und war Ursache, daß sie nie zum Tragen einer weißen Haube sich bequemen wollte. Eine solche wäre auch schwer zu befestigen gewesen, weil sie das wunderliche Haarknäuel unabänderlich, ein untrügliches Zeichen ihres inneren Friedens, beinahe oberhalb der Stirn befestigte. Sie sah förmlich herausfordernd aus, wie ein Widder, der einen letzten ihm geliebten Hornstumpfen bedrohlich zum Stoßen senkt. Da sie nicht mehr zu spinnen brauchte, als es gerade zum Zeitvertreib diente, verbrachte sie manche Stunden mit ihrem Gebetbuch und dem Absingen endloser Litaneien. Von diesen behauptete sie überzeugungsvoll, daß dieselben ihren Aufenthalt im Fegfeuer um ein paar Millionen Jahre abkürzen, vielleicht auch dem sündhaften Meise noch etwas zu gute kommen würden. Ihr Liederbuch hatte sich immer noch nicht vermehrt; es mußten daher die von ihr in der Vitane angerufenen Heiligen sich an die einzige ihr geläufige Melodie der „letzten Rose des Sommers“ gewöhnen.

So verstrichen zehn oder elf Monate nach Cyrus' Flucht, als mir eines Tages die Kunde zuing, daß Madge O'Neil, wie sie es oft wünschte, des Morgens das Erwachen vergessen hatte. Selbstverständlich sorgte ich für ein Begräbnis, von welchem nur zu bedauern, daß sie es nicht selbst mit ansehen konnte — sie schwärmte nämlich für Beerdigungen, gleichviel ob prunkvolle oder bescheidene —, so stütlich nahmen sich der große Leichenwagen und die schwarzbehangenen Pferde vor demselben aus. Wie ihr altes Herz wohl gelacht und sie die knöchernen Hände vergnügt ineinander gerieben hätte beim Anblick der zwölf Leichenträger mit den schönen langen Mänteln, den Florischleifen an den Hüften und vor allem mit den jammervoll niedergeschlagenen Augen und den schrecklich melancholisch gesenkten Mundwinkeln.

Nur eine einzige Trauerkutschke folgte, in der aber saß ich selber, und das hätte ihr sicher mehr Freude bereitet, als wären alle Dummhüser des Broadway herbeigeeilt, um ihr die letzte Ehre zu erweisen.

Als ich die erste Handvoll Erde zu ihr hinabsandte, meinte ich, in dem dumpfen Dröhnen hätte sie den ernststen Scheidegruß verstehen müssen, welchen ich ihr auf den Weg ins Jenseits gab.

Die Witwe Blount, obwohl soviel älter als Madge, bewies dagegen eine zähre Lebenskraft. Sie versprach ein Alter von mindestens hundert Jahren und erfreute sich aus den ihr reichlicher zufließenden Mitteln ihres Daseins nach besten Kräften. John Blount und Cyrus Montague waren

für sie zwei verschiedene Personen. Ersteren verwünschte sie nach wie vor wegen seiner Unbändigkeit und dem ihr boshaft angehängten „alte Hexe“ und „des Teufels Großmutter“, wogegen sie Cyrus für seine Mithätigkeit auf ihre eigene Art segnete und pries. Derselbe hatte ihr nämlich einen Pelzmantel zustellen lassen, um sich mit mehr Erfolg der winterlichen Kälte erwehren zu können. Doch ob Winter oder Sommer, wenn immer der Zufall mich einmal zu ihr hinausführte: nie sah ich sie anders, als in ihren Pelz eingehüllt, aus welchem ihr kleines rungeliges Antlitz wie der Kopf eines Sperbers hervorlugte. Auf meinen Rat, der Hitze des Hochsommers Rechnung zu tragen, erklärte sie, das kostbare Bekleidungsstück durch den täglichen Gebrauch nur gegen Motten schützen zu wollen. Ich fand indessen Ursache, zu glauben, daß sie in ihrem Mißtrauen gegen alle Menschen fürchtete, um dasselbe hinterlistig bestohlen zu werden. Im übrigen verbrachte sie ihre Tage in erträglichem Einvernehmen mit Bob Vanisch, ihrem alten Hausgenossen. Zankereien fielen nur vor, wenn es sich um die Zubereitung dieses oder jenes Schiffsgerichtes handelte, worin jeder behauptete, „die größere Hand“ zu sein. Auch des alten Theers Einkommen war auf Cyrus besonderen Wunsch angemessen erhöht worden, so daß er ausreichend bedauerte, den Tabak nicht auf eine vierte und fünfte Art ausnützen zu können.

Neue Bilder, neue Gestalten! Ein Jahr ist dahin, seitdem Agathe versprach, die Meise zu werden. Sommerliche Wärme und sommerliches Licht lagern auf der gewaltigen Stadt, dem majestätischen Hudson, dem umfangreichen Hafen und dem gedrängten Mastenwalde. Die feierliche Stille des Sonntagnachmittags wird durch das weithinschallende Geläute einer einzelnen Kirche unterbrochen. Ein kleines Gefolge glänzender Karossen hält vor dem Portal. Neugierige drängen sich von beiden Seiten heran. Andere haben die Kirche betreten und überwachen andächtig eine vor dem Altar stattfindende heilige Handlung. Begeisterte Worte fließen von den Lippen des seines Amtes waltenden Predigers. Sie gelten mir und Agathe, die mir vor der Schwelle unseres so heiß ersehnten Glückes stehen. Ich vermag kaum, ihnen mit rechter Aufmerksamkeit zu folgen. Immer wieder zieht es meine Blicke zu der holden Gestalt neben mir hinüber. Ohne einen anderen Schmuck, als den ihrer Schönheit, steht Agathe da. Im einfachen weißen Atlaskleide, den bräutlichen Kranz mit dem üppigen braunen Haar verschlungen, gleicht sie einer Heiligen. Heiliger Friede ruht auf dem fromm geneigten lieblichen Antlitz. Wie verheißende Morgenröte bedeckt es die zarten Wangen. Der Anflug eines süßen träumerischen Lächelns umspielt die wieder blühenden Lippen. Zuversichtliche Hoffnung auf dauerndes Glück bestimmt ihre Haltung, der Atem, der in langen, ruhigen Zügen ihren Busen hebt und senkt.

Hinter uns im Halbkreise stehen Freunde und Bekannte, im Vordergrunde Reginald,

der Professor und Frau Bainelow. Er mut thront auf den Zügen des Professors. Der Anblick Agathes hat seinen Blick eine weite Vergangenheit zurückgeworfen. Thräne auf Thräne entquillt den guten Augen der Frau Bainelow. Reginald bewahrt die Starrheit einer Statue. Er ruft den Eindruck hervor, als ob er hier nur eine Sache wäre, dazu berufen als Chef das Haus Montague physisch gemäß zu vertreten. Weder mir noch Agathe möchte er sonst das schwere Diktat gebracht haben; und schwer, unfähig konnte es nach den verhängnisvollen Erfahrungen nur sein.

Die Ringe sind gewechselt. Mäher und feierlich durchbrausen Orgelslänge den weiten Raum. Tief ergriffen ruht Reginald an meinem Herzen. Ich küsse die Thränen von ihren Wangen. Unter den uns beider mündenden hat man Reginald gern den Vorzug gegönnt. Die Worte fließen von seinen Lippen wie das Diktat zu einer Geschäftsbriefe. Er überreicht Agathe in weißes Papier eingeschlagenes Schatzen. Es ist der Besitztitel über ein auf dem Ufer des Hudson inmitten herrlicher Parkanlagen gelegenes, prachtvoll eingerichtetes Landhaus. Agathe küßt ihm die Hand, zum erstenmal in ihrem Leben. Nicht Dank für die reiche Hochzeitsbewegung sie dazu — was galten ihr die ihrem einfachen Sinn alle Schätze der Welt? — aber sie hatte entdeckt, daß Reginalds farbloses Antlitz noch bleich geworden, es krampfhaft um seine Lippen zuckte, wie bei jemand, der gewaltig gegen Nöhrung ankämpft.

Der Professor und Frau Bainelow traten an seine Stelle. Andere folgten mit ihren Segenswünschen. Als wir endlich die Kirche verließen, spähte ich nach den Trauzeugen vergeblich nach Reginald. Draußen fehlte sein Wagen. Keiner warbete sich darüber. Schon einmal hatte Agathe im Brautschmuck gesehen. Die Erinnerung daran mochte selbst für sein unpangiertes Herz zu viel gewesen sein. Damals strahlte eine holde bleiche Gestalt im Glanze der reichsten Schätze, welche die Tiefen des Meeres und der dunkle Schoß der Erde hergegeben hatten; auch heute schimmerten Perlen und funkelten Diamanten; es waren Thränen des Glücks, welche den Blick trübten Augen verschleierten. Wie mochte der Millionen gebietende alte Mann sich einsam in seinem stillen, kalten Hause fühlen! —

Mit heiligem Ernst, gewissermaßen geräuschlos hatte ich mit Agathe den ersten Schritt in den neuen Lebensabschnitt hineingethan. Vor unseren geistigen Blicken aber dehnte es sich aus wie die Welt ewigen süßen Friedens. Es reichte den Pulsschlag der Herzen freundliche Hoffnungen und der Glaube an ein verheißenes Geschick.

41. Kapitel.

Schluß.

Die Stürme sind vorübergerauscht, flüchtig haben sich drohendes Gewoll

duftere Schatten; in glücklichem Frieden folgen die Tage aufeinander. Mit diesen Worten könnte ich die Schilderungen meines vielbewegten Lebens als abgeschlossen gelten lassen. Zudem ist aber dem Ende mich nähere, tauchen in der Erinnerung Bilder auf, über welche hinwegzusehen mir als Ungerechtigkeit erschiene. —

Ein Jahr war dahingegangen; mehr und mehr hatten die Obliegenheiten des Chefs des Hauses Montague sich in meine Hände vereinigt. Reginald war noch stiller und verschlossener geworden, färglicher mit seinen Rathschlägen. Trotzdem reichten seine Blicke überall hin. Ich kannte ihn: Er wollte sich überzeugen, daß auch ohne ihn die gewaltige Handelsmaschine pünktlich arbeite.

Plötzlich aber erwachte es in ihm wie neues Leben. Es trat zu Tage in sichtbar mühsam gezügelter Unruhe und wachsender Regsamkeit. Mittheilbarer wurde er nicht, dagegen fuhr er zweimal des Tages zwischen seinem öden kalten Hause und meinem von holdem Frieden durchwärmten hin und her. Agathe hatte dem Hause Montague einen Erben geschenkt. Die Nachfolge war gesichert und damit eine bis zur Vernichtung erdrückende Last von Reginalds Seele genommen worden. Seine Besorgnis um die Wohlfahrt des neuen jungen Chefs erinnerte an die unerbittliche Strenge und scharf berechnende Vorausicht, mit welchen er den Ruf der so fest begründeten Firma überwachte. Trotz seiner seltsamen Anordnungen, bei welchen Gold überhaupt keinen Wert besaß, gewannen Agathe und ich den Eindruck, daß er mit uns, namentlich mit unserem Erstgeborenen, nicht mehr wie mit Zahlen oder vielmehr Sachen rechnete, höchstens insofern, daß er den Kleinen als einen Hauptfaktor des Hauses Montague und daher der entscheidenden Oberaufsicht des zeitigen Chefs unterstellt betrachtete.

Agathes beängstigende zarte Gesundheit zwang uns, auf längere Zeit ein ihrem Zustande entsprechendes Bad aufzusuchen. Nur schwer verstand sie sich zu der Trennung von ihrem sich lieblich entwickelnden Kinde. Der dringendsten Vorstellungen des Arztes bedurfte es, sie einem solchen Ansinnen überhaupt zugänglich zu machen. Denn der ihm gefährlich erscheinenden Mitnahme des Kleinen widersetzte Reginald sich mit jener starren Entschiedenheit, welche keinen Widerspruch duldet. Nur unter seiner eigenen Obhut wählte er denselben sicher. Seine Wachsamkeit stellte er höher, als die nimmer rastende mütterliche Fürsorge.

Nach zweimonatlicher Abwesenheit kehrten wir heim, Agathe neu erblühend in holden Frauenwürde, ich selbst vollständig beruhigt über ihren körperlichen Zustand. Dem Glück der Begrüßung unseres lachenden Kindes folgte tiefes Erstaunen, als wir an dessen Hals eine einfache Bernsteinkette mit daran befestigtem goldenen Kreuz gewahrten. Wie die Wärterin erzählte, war wenige Tage vor unserem Eintreffen eine dunkel gekleidete und verschleierte

Dame zu ihr in den Garten getreten. Eine Weile hatte sie das Kind schweigend betrachtet, wobei schwere Thränen unter dem Schleier hervor über ihre Wangen schlichen. Dann neigte sie sich dem Kleinen zu, ihn zärtlich küssend, und als sie sich schweigend entfernte, hing die Bernsteinkette an seinem Halse.

„Arme Isberga,“ sprach Agathe wehmütig, nachdem die Wärterin mit ihrem Bericht zu Ende gekommen.

„Isberga,“ wiederholte ich, die Blicke träumerisch auf das in meiner Hand liegende Kreuz gesenkt. Jetzt mußte ich, wer die Sängerin gewesen, welche in jüngster Zeit durch ihre Stimme wie durch Anmut und Schönheit die kunstliebenden Einwohner New Yorks in so hohem Grade entzückte. Ehre, Ruhm und Schätze waren, wie sie es einst ahnungsvoll in eine Frage kleidete, auf sie hereingeregnet; ob sie aber glücklich war? Wer könnte es ahnen. Ich kehrte mich Agathe zu, die mich solange still beobachtet hatte. Thränen perlten in ihren Augen. Ich küßte sie über den auf ihren Armen ruhenden Kleinen hinweg, und abermals wiederholte sie: „Arme Isberga.“ —

Es rollen die Jahre dahin, es entschwindet die Zeit. Wie die Körnchen in einer Sanduhr aufeinander folgen, gesellt Tag auf Tag sich der Ewigkeit bei. Aus dem trohigen Baquero ist ein ruhiger, vornehmer Land- und Herdenbesitzer geworden. Nur die unverwundliche Heiterkeit des Gemüthes nahm er mit in das reifere Alter hinein; es ebneten den Boden zu weit-sichtigen Berechnungen die in dem Kontor gesammelten Erfahrungen.

Nach seiner Verheirathung mit der lieblichen Carlotta siedelte Cyrus nach der Provinz Vera Cruz am Mexikanischen Golf über. Dort in den fruchtbaren Ebenen war es ihm erleichtert, seine Besitzungen von Jahr zu Jahr zu vergrößern. Er zählt jetzt zu den begütertesten und einflußreichsten Bürgern des Staates. Wenn auch nicht Mitinhaber der Firma, steht er doch fortgesetzt in enger Beziehung zu dem Hause Montague. Es mangelt ihm nicht die Gelegenheit, auf dem ihm zu Gebote stehenden Felde mit dem besten Erfolg in das weitverzweigte Handelstriebswerk einzugreifen.

Carlotta hat mit der ihr eigenthümlichen Empfänglichkeit des Gemüthes sich zu einer vollkommenen Sennora herangebildet. Sie ist der Stolz ihres Gatten, aber auch sein Segen. Sie trägt nicht wenig dazu bei, ihrem Hause den Charakter wohlthuender vornehmer Einfachheit zu verleihen. Umringt von stattlichen Wirtschaftsgebäuden und am Abhange der Mexikanischen Hochebene gelegen, von wo aus sich eine weite Aussicht über die unabsehbaren reich belebten Weiden eröffnet, winkt es einladend Freunden und Fremden. Ungebundene Gastfreundschaft gilt unter seinem Dach als erstes Hausgesetz. Ihre beiden ältesten Söhne haben bereits gelernt, die Reine über einen Pferde Rücken zu spreizen und spielend mit leichten Fangleinen an Hun-

den und Hühnern ihre Kunstfertigkeit zu erproben. Mag ihr Glück ihnen lange, lange ungetrübt bewahrt bleiben. Beide haben es verdient schon allein um der hinter ihnen liegenden Erfahrungen willen. —

Wie die Körnchen in einer Sanduhr aufeinander folgen, gesellt Tag auf Tag sich der Ewigkeit bei, und unter diesen graut für jeden Sterblichen ein letzter. Reginald war der erste, der aus unserem Kreise schied. Er starb, wie er gelebt hatte: einsam und ohne jeglichen Beistand. Es war in den Nachmittagsstunden eines trüben Herbsttages, als der Diener, bei ihm eintretend, ihn tief über seinen Schreibtisch geneigt dastehen sah. Der erste Blick überzeugte ihn, daß der Chef des Hauses Montague zu atmen aufgehört hatte. Ohne Kampf hatte er den Schritt in das ungelichtete Dunkel des Jenseits hinein gethan; schmerzlos, gleichsam versöhnend hatte der Tod ihm die Hand aufs Herz gelegt. In seinem Nachlaß entdeckte ich einen an mich gerichteten Brief, in welchem er mich und die Meinigen gleichsam geschäftsmäßig segnete; trotzdem lugte zwischen den Zeilen ein hoher Grad von wirklicher Gemüthsweichheit hervor. Kurz und bündig gehaltene Rathschläge rücksichtlich meiner Stellung als Chef des Hauses füllten den Rest des Briefes aus. Wie stets zuvor in seinem Leben, hatte er auch jetzt, da er gewissermaßen aus dem Grabe zu mir sprach, mit keiner Silbe an die Ereignisse gerührt, die ihm zum Vorwurf gereichten. Was er einst an meinen Eltern und deren Kindern verbrach, er hatte es nach besten Kräften gesühnt. Wie er zu derselben Zeit unfehlbar litt, war sein eigenstes, streng verschlossenes Geheimnis geblieben. In unserem Andenken an ihn waltete fortan das Gute vor, welches wir ihm verdankten. —

Es rollen die Jahre dahin, es entschwindet die Zeit. Fester noch, denn je zuvor, steht das Haus Montague. Wo ich Vertrauen schenke, begegne ich von Dankbarkeit getragenen Vertrauen. Es wird mir dadurch erleichtert, meine Zeit zwischen den Obliegenheiten eines Handelsherrn, meiner Familie und ehrenwerten Freunden zu teilen. Der Professor und Frau Painelow, obwohl hoch betagt, haben sich noch immer ihre heitere Regsamkeit bewahrt; schärfer noch als in früheren Tagen treten ihre liebenswürdigen Eigenthümlichkeiten hervor. Wie einst als ein-geschüchterter Waisenknabe, bin ich auch heute noch ihre Kohnmeise. Die Liebeskosen und Verzärtelungen dagegen, mit welchen sie einst Agathe förmlich überschütteten, haben in unseren Kindern nur zu willige Abnehmer gefunden. Sie genießen bei unseren wiederholten Besuchen fast noch größere Freiheiten, als sie in jenen fernliegenden Zeiten uns selber eingeräumt wurden. Ist, oft belebt helles Lachen und klingendes Lachen jugendlicher Stimmen den der Willkür einer wilden Jagd preisgegebenen, musterhaft gehaltenen Garten; oft, oft dröhnt in

poltert es auf den Treppen und in den oberen Räumen des alten Hauses, als ob die ganze ausgestopfte Tierwelt plötzlich ihr Leben zurückerhalten hätte, ohne daß die zärtlich besorgte Mutter dem tollen Treiben wehren dürfte. Ihren ernsten Bedenken begegnet der Professor jedesmal mit dem lieben vertrauten: „Take it easy,“ wogegen Frau Banelow uns bedächtig an die eigene Kindheit erinnert. Glückliche Stunden! Ja, wir sind sehr glücklich; und wie könnte es anders sein in einem Kreise, in welchem Agathe, prangend in edler Frauenwürde, gewissermaßen den Segen spendenden Mittelpunkt bildet? Aber auch du sei gesegnet, Agathe, du, der liebliche Schutznagel meiner frühen Kindheit, mein Leitstern in reiferen Jahren, mein Hort und mein Heil in allen Lebenslagen. Sei mir gesegnet tausendfach mit deinem goldenen Herzen, gesegnet in deiner unverwundlichen Anmut und — ein Arm legt sich um meinen Hals, warme Lippen pressen sich auf die meinigen. Mit ganzer Seele der Schilderung der mir vorübergehenden Bilder hingegeben, hatte ich das leise Geräusch überhört, mit welchem Agathe hereinschlich und über meine Schulter die unter der Feder hervorgehenden Worte aufmerksam überwachte.

„Es ist genug,“ spricht sie freundlich, während das herzige Lächeln der frohesten Kindertage ihr liebes gutes Antlitz verjüngt, „das weitere mögen die Menschen je nach ihrem Belieben hinzufügen und ergänzen.“

Sie bemächtigt sich der Feder, und unter ihrer Hand entsteht in kräftigen Zügen:

„Ende.“

Der Fremdenkultus in Deutschland.

Von

H. Schurz.

In die Honoratiorenkreise des Städtchens Grünwiesels hat ein merkwürdiger Fremder seinen jugendlichen Reffen eingeführt, einen Engländer von Geburt, wie er sagt. Der Ausländer ist trotz seines eigenthümlichen frechen Auftretens, seiner wahnwitzigen Streiche bald der Mittelpunkt der Gesellschaft, das Vorbild aller Altersgenossen in Grünwiesel, die Bewunderung der Damen; aber endlich stellt es sich heraus, daß der Fremde, vor dem alles sich gebeugt hatte, nichts ist als ein großer dressirter — Affe. So erzählt uns Hauff in einem seiner Märchen.

Es mutet uns wie eine Erinnerung an diese Geschichte an, wenn wir bei Alphonse Daudet eine kleine Novelle finden, die in einem Städtchen Südfrankreichs spielt. Der Dichter ist durch einen Zufall in das Gasthaus gekommen und sieht

abends allmählich die jungen Männer des Ortes sich versammeln. Mit Erstaunen bemerkt er, daß sie alle Karikaturen des Pariser Lebemanns der aristokratischen Kreise sind. Ihre Bewegungen, ihr lipspielndes Sprechen, ihre bemitleidenswerten Versuche, die ungelinkten Glieder zu nachlässig-eleganten Stellungen zu zwingen, erinnern ihn in komischer Weise an die weit entfernte Hauptstadt; er schüttelt verwundert den Kopf, — bis sich die Thür öffnet und die Ursache all dieser Veränderungen der simplen Kleinstädter eintritt, ein junger Graf, den irgend ein Wind in diesen abgelegenen Winkel des Landes verschlagen hat, und der allen Einwohnern des Städtchens nummehr als unerreichtes Muster der Eleganz vorschwebt. Der Fortgang der hübschen Novelle bietet für unseren Fall kein Interesse.

Es ist etwas Gemeinsames in den Erzählungen der beiden Dichter; die Nachahmungssucht der Kleinstädter gegenüber dem Vornehmen und Bewundern ist dieselbe. Aber wie verschieden ist der ganze Ton der Behandlung! Bei Daudet ein harmloses Flaubern, das die Schwächen der armen Provinzler lächelnd ins Licht rückt; bei Hauff eine Satire, so bitter und ernst, wie sie nur der tiefste Groll einzugeben vermag. Kein Deutscher wird ohne ein bitteres Gefühl dieses Märchen lesen, diese unheimlich packende und doch abstoßende Verschmelzung ausschweifendster Phantasie mit der plattesten Wirklichkeit, — diesen dämonischen Hohn, der eine unserer beschämendsten Schwächen schonungslos trifft. Denn in der That, es ist auch im Stoff noch ein himmelweiter Unterschied zwischen beiden Erzählungen. Bei dem Franzosen sehen wir nur die Bewunderung für den Höherstehenden, Vornehmeren des eigenen Volkes, mag sich diese Bewunderung auch auf lächerliche Neuerlichkeit beziehen, — aber bei den Einwohnern Grünwiesels ist es keine andere Eigenschaft, die den Fremden zum Abgott des Dorchens macht, als die eine, überwältigende: Er ist ein Fremder, ein Engländer!

Damit ist ein Unterschied gegeben, den wir scharf festzuhalten haben, — denn die Neigung, sich an den Vornehmeren heranzudrängen und ihn nachzuahmen, ist eine Eigenschaft der großen Menge, die nirgends ganz fehlt. Es liegt tief in der menschlichen Natur begründet, daß der Schwache, Unseltständige wie auch der Ehrgeizige versuchen, durch den Umgang mit Höherstehenden sich selbst in den Augen anderer zu heben, sich im Glanze des Vornehmen zu sonnen. Wir werden uns in keiner Literatur umsonst nach Spuren dieser allverbreiteten Schwäche umsehen; für England z. B. bieten die Werke von Dickens und Thackeray eine reiche Fundgrube satirischer Schilderungen. In Frankreich ist es mehr als einmal von Einsichtigen als ein schwerer Fehler des Volkes bezeichnet worden, daß niemand den Verkehr mit Gleichgestellten, jeder den mit Höherstehenden sucht. Ist verspottet ist

das Streben der reichgewordenen „freien“ Amerikaner, Bekanntschaften und womöglich Familienverbindungen mit Angehörigen der europäischen Aristokratie anzuknüpfen. Den einzigen Unterschied zwischen den Nationen begründet in diesem Falle die Frage, wen man vorzüglich für vornehm, weissen Umgang man für wünschenswert hält; hier sieht man mehr auf Reichtum, dort mehr auf Titel und Rang. — in Deutschland vielleicht mehr als anderswärts auf rein geistige Bildung. Aber der Deutsche hat auch den eigenthümlichen Vorzug, daß er den Fremden, den Ausländer von vornherein für höchstehend anzusehen geneigt ist.

Hauffs Satire stammt aus dem ersten Viertel unseres Jahrhunderts; es läßt sich denken, daß der Nationalfehler allmählich verschwunden wäre. Man darf leider nur um sich blicken, um das Jrrige dieser Annahme zu erkennen. Noch vor kurzem warnte ein englischer Journalist seine Landsleute, ihre Kinder in Deutschland erziehen zu lassen, da sie von der deutschen Jugend in einer Weise umworben und umschmeichelt würden, die ein ungesundes Selbstgefühl in ihnen erzeuge. Die unangenehmen Szenen beim Eintreffen der französischen Kriegsgefangenen im Jahre 1870 werden noch vielfach in Erinnerung sein, wie auch die Thatfache, daß das weibliche Geschlecht sich damals nicht zum besten ausgezeichnet hat, — die Franzosen legten sich das nach ihrer Weise aus. Uebrigens sind auch bei anderen Völkern wenn wir dort ausnahmsweise einmal ein solches Umwerben eines interessanten Fremden finden, die Damen in der Regel diejenigen, die am weitesten in ihrer Vergötterung gehen. Selbst Angehörige der zweifelhaftesten Volksstämme, deren moralische Höhe manchmal nicht viel über der eines Zuchthäuslers steht, werden mit wahrer Liebe empfangen. Der Gallafabe Djilo, der bei seiner Anwesenheit in Deutschland als ein Muster aller Tugend und Vollkommenheit hingestellt wurde, die Kameruner Matrosen, die man mit meinem brüderlichen Gefühlen in Berlin und anderswo begrüßte, sind bezeichnende Beispiele.

Es entspricht ganz dieser Anbetung des Ausländers, daß der in einem fremden Land wohnende Deutsche in der Regel gar nicht rasch genug seine Nationalität ablegen kann oder wenigstens seinen alten Landsleuten gegenüber seine Adoptivheimat bis in den Himmel erhebt und Deutschland verkehrt. Namentlich wer Deutsch-amerikaner zu seinen Bekannten zählt, der etwa Europa wieder einmal aufsuchen wird diese Erfahrung bestätigen müssen. Die Schilderungen der Londoner deutschen Gesellschaft, die Karl Peters vor einigen Jahren veröffentlicht hat, bieten in dieser Richtung nicht minder reichen Stoff.

Man hat über diese deutsche Eigenthümlichkeit viel geklagt und hat dafür wie nun einmal für fast alle Schwächen und Leiden unseres Volkes, den Dreißigjährigen Krieg vorzüglich verantwortlich machen wol-

len. Gewiß trägt er einen Teil der Schuld. Er hat die fröhlich aufblühende nationale Eigenart des Reformationszeitalters größtenteils zerstört, den Stolz und das Selbstvertrauen des Deutschen gebrochen, uns um Jahrhunderte zurückgebracht; er hatte eine Verwässerung der Sprache, ein Eindringen fremder Sitten und Bräuche zur Folge. Aber die Eigenheit, in dem Ausländer einen Menschen zu sehen, mit dem umzugehen ein beneidenswertes Glück und der einer nachsichtigen und wohlwollenden Beurteilung unbedingt sicher ist, die ist keine Nachwirkung des dreißigjährigen Krieges, der ja weit eher Haß als Liebe erzeugen mußte. Um es kurz auszusprechen: Wir haben es hier mit einer Aeußerung der altgermanischen Wanderlust zu thun; es ist die Sehnsucht nach der Fremde und damit im Zusammenhang die ideale Färbung, die das Ausland und seine Menschen in der Phantasie des Deutschen gewinnen, die als Grundursache anzusehen sind.

Reise- und wanderlustig ist der Deutsche vor allen Kulturvölkern Europas. Von den frühesten Zeiten an finden wir diese Eigenschaft allenthalben im großen und kleinen; die Einbrüche der Cimbern und Teutonen in Italien, die Völkerwanderung, die Römerzüge sind großartige Bethätigungen des deutschen Wandertriebes, — und daneben treten die umhererschweifenden Landsknechte auf, die zahllosen Pilger nach Loreto und Santiago, die fahrenden Schüler und vor allem unsere Handwerksburschen. Alle sie sind Zeugen des inneren Dranges, die Welt zu sehen, der unbestimmten Sehnsucht nach der schöneren Fremde.

Ob diese Gefinnung der Nachklang ehemaligen Nomadenlebens ist, wäre zu untersuchen. Zweifellos ist unter den Kulturvölkern Europas — von den Magyaren abgesehen — das deutsche Volk das letzte, das seine umhererschweifende Lebensart aufgab, und in jenen Einbrüchen deutscher Scharen in südl. Länder erkennen wir die letzten Spuren großer, massenhafter Bewegungen germanischer Stämme; die Auswanderungslust, auf einzelne Individuen beschränkt, ist noch in voller Blüte. Die Zigeuner bieten ein treffendes Beispiel, wie tief und unaussprechlich die Wanderlust dem Charakter eines Volkes sich einzugraben vermag. Jeder echte Deutsche fühlt einen Drang, die heimische Scholle zeitweise wenigstens zu verlassen und die Länder zu schauen, die ihm seine rege Phantasie in den glänzenden Farben malt. Selbst der Engländer, den seine eigenartige insulare Entwicklung von den Schädlichkeiten fernhält, die bei uns diese Neigung zu einer Schwäche ausarten ließen, bejagt doch eine Reiselust, wie wir sie bei einem romanischen Volke vergebens suchen.

Aber nur den wenigsten unseres Volkes ist es vergönnt, die Welt zu durchwandern; es muß ein Ersatz gefunden werden. Reisebeschreibungen werden in Deutschland stets gern und eifrig gelesen; hochwillkommen ist der weitgereiste Einheimische, der wie-

derkehrt und mit seinen Schilderungen die Phantasie anregt und beschäftigt, — und als Krone des Ganzen, als vor allem geeignet, Ersatz für den Besuch eines fernen Reiches zu bieten, begrüßt man einen Angehörigen dieses Landes selbst. Er wird freundlicher empfangen als anderswo, ein Glorienschimmer der erträumten Schönheit seines Landes schint ihn zu umschweben, und man sieht über allerlei, das zurückstoßen oder in ihm einen sehr gewöhnlichen Menschen sehen lassen müßte, gutmütig und gedankenlos hinweg. Ueberdies hat fast jeder Ausländer in der Meinung des Deutschen seine stehende Eigenschaft, die bei ihm ohne weiteres vorausgesetzt wird: Der „edle“ Pole, der „stolze“ Spanier, der „feurige“ Italiener, der „freie“ Schweizer und Amerikaner, der „reiche“ Engländer (immerhin auch eine Eigenschaft, die Ehrfurcht verdient!) u. s. w. sind zu stehenden Begriffen geworden. Das Schicksal des Fremden, das ihn in einem von der Poesie verkörperten Lande geboren werden ließ, gilt als beneidenswert. Ist er aber einmal ein Gegenstand der Zuneigung und Bewunderung, dann wird er auch von denen aufgesucht, bei denen die eigentliche Ursache gar nicht wirksam ist, — der allgemein menschliche Drang, sich dem Höherstehenden anzuschließen, kommt zur Geltung, und die Bevorzugung des Ausländers wird konventionell.

Die Idealisierung des Ausländers spiegelt sich in unserer Litteratur wieder. Vor allem Freiligrath, in dessen Jugendgedichten die Sehnsucht nach fernen, wunderbaren Ländern verkörpert erscheint, ist mehr als einmal durch Gestalten eines fremden Volkes angeregt und zu glühenden Schilderungen ihrer Heimat begeistert worden. Er sieht auf der Messe eine junge Griechin, die mit den duftigen Esenzen des Orients handelt, und sie erscheint ihm als ein Abglanz ihrer herrlichen Heimat; er durchzieht mit ihr die Gefilde Anatoliens, in ihren Anblick versunken:

„Dein Turban blau, und schwarz dein Haar,
Auf deiner Stirne ruhig Sinnen!
Siehst du im Geiste den Bazar
Emyrnas und seine Käuferinnen?
O träume fort! vorübergeh'n
Der Seele laß dein Zieh'n und Reisen!
Nag' nicht, was mein Begeh'r; — dich seh'n
Nur will ich und dein Lächeln preisen.“

Der seltsame Anblick eines schlittschuhlaufenden Negers ruft ihm tropische Bilder vor die Seele; er läßt das Leben eines alten, auf Krücken gehenden Mohren sich vorüberziehen und beklagt sein Los, der herrlichen Heimat entzogen zu sein. Der „Mohrenfürst“ mag aus einer ähnlichen Anschauung hervorgegangen sein. Das bekannte Gedicht Geibels: „Der Zigeunerknabe im Norden“ knüpft sicher an ein wirkliches Kind dieses räthselhaften Volkes an; an seiner Hand schweift der Dichter in wunderbare Ferne:

„Nern im Süd das schöne Spanien,
Spanien ist mein Heimatland,
Wo die blühenden Rastanien
Rauschen an des Ebro Strand.“

Das deutsche Volkslied freilich kennt die Fremdenvergötterung kaum, sie ist mehr ein Luxus der gebildeten Kreise, die sich ja schon unendlich freuen, wenn sie einmal ihre mühsam erworbene Sprachkenntnis zur Geltung bringen können, und die mehr Zeit für Träumerei und schwärmerische Gefühle haben.

Diese Neigung, den Fremden als Verkörperung alles dessen, was in die Ferne lockt, anzusehen, tritt uns in der Lirk noch lebenswürdig und naiv entgegen. Wir finden sie aber auch in anderem Zusammenhang häufig genug; so kann z. B. kaum ein fremdes Land lebhaftes und wohlwollendes Interesse in Deutschland erwecken, ohne daß Aneipen auftauchen, die im Stile dieses Landes decoriert wurden und die last not least Kellner und vor allem Kellnerinnen in „Nationaltracht“ als vorzüglichstes Lockmittel sich zu verschaffen wußten. Das plötzliche Auftauchen italienischer Weinstuben in den Großstädten scheint mit der Begründung des Dreibundes zusammenzuhängen.

Es ist keineswegs der Versuch, durch sonderbare Namen Gäste heranzulocken, der uns Deutschen eigentümlich ist; es hat in Frankreich Cafés gegeben, in denen initiierte Galeerenflaven bedienten, andere, in denen die alten Könige Frankreichs in täuschender Nachahmung das Lokal besaßen; uns ganz anheimlich ist nur die Vorliebe für das Fremdländische, von weit her Geholte.

Freilich wäre es viel zu weit gegangen, wenn man anderen Völkern diese Neigung ganz und gar absprechen wollte; schroffe ethnographische Sonderungen sind fast nirgends und in Europa am letzten durchzuführen. Bei Naturvölkern ist Europäern sogar göttliche Verehrung erwiesen worden, — aber hier war der Fremde in der That unendlich überlegen, schien es wenigstens zu sein, und wir Deutschen werden durch dergleichen Beispiele nicht entlastet.

Die Vorliebe für die Person des Ausländers würde schwächer sein und mehr in ihren Grenzen bleiben, wenn nicht mannigfache Nebengründe sie verstärken, — Nebengründe, die man vielfach für die Hauptursachen gehalten hat. So ist es eine andere Grundeigenschaft des deutschen Charakters, die oft seinen Fremdenkultus fördert. Der Deutsche besitzt ein mächtiges Selbstbewußtsein und einen Ueberfluß an Selbstkritik; nachdenkend wie er ist, beschäftigt er sich gern mit seinen eigenen Schwächen, findet sie heraus und wird durch dieses Bewußtsein nicht gerade zu verächtlicher. Er ist naiv genug, die nämliche Selbsterkenntnis auch bei anderen vorauszusetzen, und die direkte Folge davon ist, daß er jeden, der ihm mit imponierender Sicherheit entgegentritt, für überlegen ansieht; der Mangel an Weltkenntnis spielt dabei eine große Rolle. Dem Einheimischen gegenüber pflegt er übrigens weit kritischer zu verfahren, als gegenüber dem Ausländer, und so hat z. B. das zuweilen etwas „unverfrorene“, wenn auch im Grunde ganz harmlose Auftreten

des Berliners im übrigen Deutschland längst einen Spott und eine Abneigung herausgefordert, die ihrerseits viel zu weit gegangen ist. Es ist indeß auch nicht zu verkennen, daß in diesem Vergleichen der eigenen Persönlichkeit mit der fremden auch ein Zug hoffnungsreicher Jugendliebe unseres Volkes liegt, das noch zweifelnd seine Kräfte prüft.

Die gegebenen oder doch im Laufe gewaltiger Zeiträume erworbenen Grundeigentümlichkeiten werden unterstützt durch die geistige Richtung und die materielle Lage des deutschen Volkes, die es wesentlich dem Dreißigjährigen Kriege und der ganzen geschichtlichen Entwicklung, die einen solchen Krieg möglich machte, verdankt.

Der Deutsche ist überaus lange Zeit mehr der Bürger eines Kleinstaates gewesen, als der Angehörige eines großen Reiches, ja er fühlt sich zum Teil noch jetzt in jener Rolle sehr wohl. Der beschränkte Kleinstädter ist für Jahrhunderte der treffendste Typus des Deutschen. Demgemäß war sein Horizont ein so überaus enger, daß fast alles Bessere und Wertenswerte jenseits des Grenzsteins und der Schlagbäume lag. Deutschland war ferner in der Hauptsache ein Agrikulturstaat, seine Industrie, vor dem großen Kriege angesehen und blühend, war furchtbar zurückgegangen; man traute ihr nichts zu, und sie selbst that es am wenigsten. Alles Schöne, alles Luxuriöse kam aus der Ferne. Seinen höchsten Triumph feierte bei uns das Ausland in jenen Zeiten, als die einzige angemessene Hofsprache die französische war, als französische Schauspieler und Köche, italienische Sänger, Maler und Baumeister Deutschland überschwemmten, als der Deutsche nur als Bedienter, Soldat und Steuerzahler noch eine gewisse Würdigung fand — in den Tagen Ludwigs XIV., des Regenten, ja man kann sagen, bis zum Anbruch der großen Revolution.

War aber die deutsche Industrie schlecht entwickelt, die Agrikultur nicht sehr lohnend, die Verteilung der Lasten eine höchst ungleiche, der Krieg überdies ein ständiger Gast in Deutschland, — so folgt mit Notwendigkeit, daß unser Land eines der ärmsten war. Deutschland hat lange die Rolle des armen Teufels gegenüber anderen Staaten, namentlich England und wohl auch Frankreich, gespielt, und es hat nicht an jener bewundernden, neiderfüllten Unterordnung gefehlt, die etwa ein armer Vetter seinen reichen Verwandten widmet und die z. B. der in Deutschland reisende Engländer nicht ohne stille Genußthumung über sich ergehen ließ.

Man hat, wie schon erwähnt, diese Nebenwirkungen für die Hauptursache gehalten; aber die freundliche, naive Zuneigung, die der Fremde so oft bei uns erfährt, erklären sie nicht. Wir haben ein Land in unserer nächsten Nähe, das bis vor kurzem wenigstens ein ganz ähnliches Bild bot, wie Deutschland bis zum Anfang dieses Jahrhunderts, — Rußland.

Der Schneidermeister in Gogols „Toten Seelen“, der sich „Ausländer aus London und Paris“ nennt, um mit dieser doppelten Würde allen Wettbewerber aus dem Felde zu schlagen, ist mehr als ein dichterisches Hirngepinst. Aber die Vorliebe für den Fremden als Person, das Herandrängen an ihn, um sich mit ihm zu unterhalten und mit seiner Bekanntschaft zu prunken, die ist deutsch und beruht nicht auf äußeren Einflüssen, sondern auf dem ursprünglichen Charakter unseres Volkes.

Die deutsche Kleinstaaterei brachte es mit sich, daß der Deutsche seine gesellschaftlichen und politischen Ideale im Auslande suchen mußte, und so kommt es, daß je nach den herrschenden Idealen einmal dieses, einmal jenes Volk das bevorzugteste und beneidete ist oder auch durch sein Schicksal ungewöhnliches Mitleid hervorruft. Es wäre eine der interessantesten Aufgaben, eine Geschichte fremdländischer Ideale in Deutschland zu schreiben. An dieser Stelle mögen einige Andeutungen genügen.

Von wesentlichem, langdauerndem Einfluß auf Deutschland sind, von den Kulturenationen des Altertums abgesehen, nur zwei Völker gewesen, — die Franzosen und die Engländer. Die Herrschaft der Italiener in Musik und Kunst war lange Zeit eine gewaltige, aber sie wirkte nicht sehr auf das innerste Leben des Volkes ein. Noch geringere Spuren hat die spanische Periode Karls V. und seiner Nachfolger hinterlassen; ein Beweis übrigens, daß allzu Fremdartiges auch in Deutschland nicht assimiliert wird. Das französische Ideal beginnt seine Wirkung schon in den Tagen der Minnesänger; sie verstärkt sich in und nach dem Dreißigjährigen Kriege und dauert, wenn auch sehr abgeschwächt, bis zur Gegenwart. Am deutlichsten spricht sich das in Mode und Sprache der vornehmen Stände aus, denn es ist wesentlich ein Ideal der letzteren, mit dem wir es zu thun haben. Fragt man sich, was den oberen Klassen die Sitten Frankreichs vor allem anziehend erscheinen ließ, so kann man wohl die elegante und geistvolle Lebensführung, die leichte und selbst leichtfertige Auffassung des Daseins nennen, — das Evangelium des unbekümmerten Genusses der oberen, des stummen Gehorsams der unteren Schichten, wie es der Hof des vierzehnten Ludwig und seines Nachfolgers so überzeugend predigte. Das französische Ideal konnte so lange ungestört herrschen, als das Selbstbewußtsein des deutschen Bürgerstandes noch am Boden lag; die Bauern waren lange Zeit zu ungebildet, um überhaupt von ausländischen Verhältnissen mehr als eine verworrene Kenntnis zu besitzen. So wie nun das Bürgertum sich hob und noch weiter zu heben suchte, blickte es nach einem Vorbild umher, nach einem Leitstern, dem es nachstreben konnte. Der Franzose, wie ihn Deutschland kannte, vermochte als das Muster eines freien Bürgers keineswegs zu dienen, auch dann

nicht, als er nach dem kurzen Taumel der Revolutionsjahre sich wieder unter das Joch Napoleons schmeigte, — und so wendeten sich die Blicke Deutschlands nach der einzigen Stelle, wo Monarchie und Bürgerfreiheit wechselwirkend sich ergänzten, — nach Britannien.

Ganz andere Eigenschaften als die des Franzosen sind es, die den Engländer zum Vorbild erheben. Zum Teil ist es der Reichtum, die sichere, behagliche Existenz, die als das Ziel seines Strebens dem Bürger immer am verlockendsten erscheinen werden, zum Teil die großartige Entwicklung des Handels, die stolze, meerbherrschende Stellung des britischen Weltreiches. Was aber vor allem Bewunderung erweckte, das ist die bürgerliche Freiheit und Unabhängigkeit Englands, — es ist das ideale Land des Liberalismus, und daß es das werden konnte, dankt es der Energie und Fähigkeit seiner Bewohner.

Man sieht, es sind männliche, kraftvolle Eigenschaften, die den Deutschen, und nicht nur diesen, anzogen, und es folgt daraus, daß die Bewunderung dem stammverwandten Volke gegenüber in würdigerer Form, aber auch stärker und nachhaltiger hervortrat, als gegenüber den Franzosen. Man darf dabei keineswegs übersehen, daß die Erneuerung unserer Literatur an die Englands anknüpft, daß die gewaltige Gestalt Shakespeares sich der voranstrebenden Jugend als ein fernes, zeitweise unverstandenes, aber um so glühender bewundertes Vorbild bot. Ossians Gesänge, leidenschaftlich aufgenommen, wiesen nicht minder die Jugend nach der nebelumponnenen Insel hin; und nicht zu vergessen sind endlich die zahllosen Reisebeschreibungen englischer Forscher, die in guten Uebersetzungen sich sehr schnell gerade in Deutschland verbreiteten und auf die Person und das Volk der Verfasser einen eigenen romantischen Glanz warfen. Es kann nicht fehlen, daß unsere Literatur diese Stimmung der Zeit getreu widerspiegelt.

Mit welcher freudigen Ausführlichkeit sind z. B. Lichtenbergs Briefe aus England abgefaßt! Die Romanliteratur ist voll von Erzählungen, die in England spielen oder aus dem Englischen überfetzt sind. Wenn man freilich am Briten vor allem seinen Stolz und sein Freiheitsgefühl bewunderte und nachahmen wollte, so kam man mit seiner eigenen Bewunderung dieser fremden Eigenschaften in einen sonderbaren Widerstreit, der durch das wachsende Nationalbewußtsein, wie es namentlich die Thaten Friedrichs des Großen weckten, zu einem immer schärferen werden mußte.

Wie schwer das aufkeimende Selbstgefühl des deutschen Stammes mit dem übermächtigen Einfluß des englischen Ideals kämpfte, beweist als bekanntestes Beispiel Schillers Jugendwerk „Kabale und Liebe“. Es ist Lady Milford, deren schimpfliche Stellung am Hofe des Herzogs durch die britische Geburt, ihren britischen Charakter so geädelt wird, daß es als ein fähiges Wort gelten darf, daß Ferdinand ihr an-

geruht: „Umgürte dich mit allem Felze deines England, ich verwerfe dich, o deutscher Jüngling!“ Und welche Rechtartigung legt ihr Schiller in den Mund! In welchen Gründen sucht er es zu erklären, daß eine Bürgerin des freien England es vermochte, zur Mätresse eines unsicheren Fürsten herabzufinken! Mit einer Lantyrerkrone geschmückt ist auch sie eine unwürdige Vertreterin des Ideals, der sympathische, edle Erscheinung.

Bei Jean Paul finden sich verwandte Ue in Menge. So ruft (in den „Flegelheuen“) Gottwalt, den der Graf Klothar mit seine jachfunde Beurteilung eines nlichen Schiffes vollends bezaubert hat, achtert aus: „Das ist ja gerade der Mensch, den du feurig molltest, so jung, blühend, so edel, so stolz, — höchst abricheinlich ein Engländer, weil er Philosophie und Schiffsbaukunst und Poesie wie ei Kronen trägt.“ Doch auch hier fehlt r Widerspruch nicht, der ein Kapitel ater dem feurigen Kult, dem Widerpiel s empfindsamen Gottwalt, in den Mund legt wird: „Ich kann es nicht erdulden, um der englische Stolz, oder der irische, oder der schottische, der sich sehr it in Bueherdarstellungen ausnimmt, in r Wirklichkeit auftritt und pufet. In emanen gefällt uns fremde Liebe und toleriererei und Empfindelrei; — aber iber hinaus schlecht.“

Gerade der Liberalismus, der Freiheitssinn Deutschlands war genötigt, Fremde Vertörperungen seiner Ideale zu stemeln, — eine Neigung, die noch gegenärtig nicht ganz erloschen ist. Es gab ten, in denen der „freie Schweizer“ kstümlich war und einen Teil der immer erichüssig vorhandenen Zuneigung der utschen auf sich vereinigte. Die Polen hatten im preußischen Abgeordnetenhause ben an eine andere Schwärmerei verzugener Tage erinnert; in Lenaus Geben namentlich findet sie berebten Ausad. Der Dichter, der durch seinen „Kraimski und Waschlapski“ der Vorliebe e die Polen einen tödlichen Stoß verzte, Heinrich Heine, gedenkt eines anderen lebten Wlles der deutschen Revolutionsre mit glühender Begeisterung:

Wenn ich den Namen Ungarn hör',
ird mir das deutsche Wams zu enge,
s wogt darunter wie ein Meer,
ir ist, als grüßten mich Trompetenklänge.“
Ist für die Tschechen haben sich deutsch-
mische Dichter erwärmt und das Schick-
dieses Volkes beklagt, als wäre es ihr
nes:

Dreimal unselig Volk, dein Leid
Bewegt kein Herz mehr, daß es weine,
Es ist ein Leid aus alter Zeit
Und gleicht bemoostem Leichensteine.“
(Moriz Hartmann.)

Es war auch ein Augenblick des Er-
kens aus einer Welt harmloser Träume,
Alfred Meißner sein Heldengedicht
isla“ verbrannte . . .

Schon früher waren es die Griechen
sein, deren Freiheitskampf Deutschland
lebhafter Teilnahme verfolgte. Doch

ist es sehr bezeichnend, daß in diesem Falle die Sympathieen nicht auf Deutschland beschränkt blieben; der Philhellenismus war unter den Gebildeten des ganzen Europa verbreitet. Der Grund ist leicht zu erkennen: das griechische Bildungsideal, die Grundlage der ganzen europäischen Kultur war es, das für die Hellenen jene Begeisterung erzeugte, die den Sieg des kleinen Volkes so wesentlich mit herbeiführen half. Dieses Ideal ist ein allgemeines, und allgemein war seine Wirkung.

Der Kampf gegen die Bevorzugung der Fremden hat, wie manche der angeführten Beispiele und vor allem das Märchen Hauffs beweisen, schon längst begonnen, ja er ist seit dem Dreißigjährigen Kriege, seit Moscheroschs „Geschichten“ und Laurenbergs „Satiren“ nicht zur Ruhe gekommen. Fragen wir nach dem Erfolge, so müssen wir auch hier die Hauptursache von den nebensächlichen Gründen scharf trennen.

Den germanischen Wandertrieb und die Sehnsucht nach dem Fremden, Unbekannten zu unterdrücken, ist unmöglich; damit ist aber ein Teil unserer Nationalschwäche als unangreifbar hingestellt. Indessen ist es auch diese ursprüngliche Neigung nicht, die uns so verächtlich und verwerflich erscheint, — vielmehr sind es jene Nebenursachen, die das harmlose Entgegenkommen gegen den Ausländer vergiften und zu einer unwürdigen Unterordnung gestalten. Schwindeln aber die Ursachen, die uns kleinlich und demütig machten, die Kleinfataerei, der enge Blick, die Armut, — dann ist jener unvertilgbare Charakterzug im Bilde des Deutschen kein entstellender mehr.

Vieles ist schon geschehen; die letzte Mauer des engen, beschränkten Gedankenkreises krachte in ihren Grundfesten in jener Stunde, als an der Küste des fernen Südafrika zum erstenmal die deutsche Flagge emporstieg und die Kanonen unserer Schiffe ein neues Deutschland begrüßten. Wir werden lernen, das Auge nicht mehr allein auf das Treiben des nächsten Nachbarn zu richten, unser stumpfer Blick wird scharf werden, und der weltumfassende Gedankenflug, der die Entschlüsse großer Völker bestimmen muß, wird auch uns nicht mehr fremd bleiben. Dann erst werden wir das Kleinliche und Kümmerliche, das uns noch immer so vielfach anklebt, endgültig abgeschüttelt haben; dann können wir auch über eine Schwäche lächeln, die jetzt noch ganz andere Gefühle in uns erweckt.

Zur Naturgeschichte der Reklame.

Von

K. H. Pettersch.

Opodeldot, das ist, wenn man Kreuzschmerzen hat.“ Der Berliner Gedenkstein, der diese Definition abgab, würde von der Reklame vielleicht sagen: „Reklame, das ist, wenn man etwas zu verwerten wünscht.“

In der That handelt es sich dabei um das Interesse irgend einer Anempfehlung, begleitet von dem Wunsche, sie dem Publikum bestens eingänglich zu machen. Diesen Zweck übrighens verfolgen auch Zeitungsanzeigen anderer Art; die Reklame ihrerseits hat vor ihnen voraus, daß sie einen besonderen Platz einnimmt, beinahe wie ein Artikel. Wenn sie es recht fein anlegt, wird sie bestrebt sein, einem Artikel denn auch so ähnlich zu sehen, als es ihr erreichbar ist, und nicht eher die Eigenschaft einer Reklame zu verraten, als bis der Augenblick eintritt, wo dies unvermeidlich wird.

Einer englischen Reklame zum Beispiel kommt es nicht darauf an, sich ein Stück Roman beizugeben, wenn es ihrem Interesse dient. Nehme man an, es sei ein englisches Schiff gestrandet und eine Anzahl Matrosen habe sich an eine unbekannte Küste gerettet. Eine begünstigte Zeitung bringt den ersten näheren Bericht darüber. Es waren ihrer elf einschließlich des Hochbootsmannes; sie hatten weder Waffen noch Proviant. Entlang des Strandes erstreckte sich weithin eine unwirtliche Debe; also mußten sie landeinwärts ziehen, um die Mittel zur Fristung ihres Lebens zu suchen. Einem Touristen von Beruf begegnete es einmal unter ähnlichen Umständen, daß er nach langem Umherirren endlich in der Ferne einen — Galgen erblickte, worauf er getrost ausrief: „Gottlob, ich bin in einem zivilisierten Lande!“ Nicht so gut wurde es unseren wandernden Matrosen, denn sie fielen halb verhängt einem Stamme menschenfressender Wilden in die Hände. Zur Begrüßung nahm man sie fest, band ihnen die Arme und führte sie so dem Göken Munfobschumbo vor, welcher eigentlich ein Klok war, versehen mit einem häßlich ausgedehnigten Kopfe, wie man dergleichen mitunter an dem Griffe eines Stodes oder eines Regenschirmes anbringt. Diesem Göken sollten die Matrosen als Opfer geschlachtet und sodann gebraten werden. Die Messer blinken, das Feuer brennt, die Hoffnung erlischt. Da geht mit einemmale ein Umschwung vor sich, wie wenn ein Sturm sich in Sonnenschein verwandelt. Zunächst dem Göken gegenüber steht der Hochbootsmann; auf seinen vorgelegten rechten Fuß fällt der Widerschein des Feuers. Die Krieger des Stammes schiden sich eben an zu dem gebräuchlichen Opfertanze, als ihr Führer plötzlich das Zeichen zu einer Unterbrechung gibt. Er wirft einen Blick auf den Hochbootsmann, prallt zurück und stößt einen Schrei des Erstaunens aus: auf dem Stiefel des Fremdlings spiegelt sich der Gott Munfobschumbo, wie er lebt und lebt, dort gleichsam seine zweite Residenz nehmend. Es ist klar, diese Verherrlichung durch sein Ebenbild bedeutet seinen Schutz, seine entschiedene Gönnerschaft. Sofort werfen die Menschenfresser ihre Schlachtmesser weg, binden die Gefangenen los, laben sie mit Speise und Trank und geleiten sie nachher auf einen Weg, der in ein zivilisiertes Land führt.

Bis hierher, wie man sieht, hat man in Unbefangenheit ein Abenteuer schiffbrüchiger Matrosen vor sich; nun erst kommt die Reklame nach mit dem Aufsteden einer kaufmännischen Firma. „Man erwäge“, heißt es in dem Berichte weiter, „daß die Stiefel des Hochbootsmannes drei Tage lang Unwetter und Nässe zu bestehen hatten, jedoch ihr Spiegelglanz hielt aus, und dieser glückliche Umstand rettete ihm und seiner Mannschaft das Leben. Die von ihm gebrauchte Wische war aus der renommierten Fabrik von Daniel Aufschneider u. Comp., mit deren Erzeugnissen kein anderes Haus sich zu messen vermag. Man habe acht auf die Echtheit der Etikette. . .“

Auch in Deutschland ist man in Ausbildung der Reklame nicht zurückgeblieben; ihre Kultur erstreckt sich bereits bis in kleinere Lebenskreise hinab. Daß es nicht schüchtern dabei zugeht, ist bekannt genug; eine hervorhebende Erwähnung jedoch dürfte nachstehender Fall verdienen: Die Gräfin von Dondersberg auf Dondersberg als für ihr Leben gern Stodfisch, obwohl sie ihn so schwer verdaute, daß sie regelmäßig nachher an Magenbeschwerden litt. Indes als eine resolute alte Dame ließ sie sich das nicht anfechten, sondern der Stodfisch schmeckte ihr darum fast nur um so besser. Der Krug geht zum Brunnen, bis er bricht. Eines Tages wurden die Magenbeschwerden so arg, daß man ernste Besorgnis schöpft und eine Kutsche abgehen ließ, um den besten Arzt aus der nächstgelegenen Stadt zu holen. Unglücklicherweise war Dr. Zatuarius gerade mit einer schweren Entbindung beschäftigt. Er könne jetzt nicht weg, ließ er sagen, komme aber so bald als nur immer möglich; einweilen möge die Gräfin es mit einer Schnitte guten alten Emmenhalers versuchen, was ein schon oft bewährtes Verdauungsmittel nach dem Genuße von Stodfisch sei. Als der Doktor am folgenden Morgen in Dondersberg eintraf, empfingen ihn vorwurfsvolle Blicke. Er kam zu spät, die Gräfin war in der Nacht gestorben. Er fragte, ob sie seinen Rat befolgt habe; zur Antwort wußte man mit den Achseln, und so that er seinerseits zur Erwiderung auch. Nun aber wollte er beweisen, daß sein Rat einen guten Grund gehabt, und nahm unter Beziehung von Zeugen die Sektion vor. Hierbei fand sich im Magen, wie man erwartet hatte, der genossene Stodfisch als ein unverdauter Klumpen; allein Dr. Zatuarius, nicht faul, streute geriebenen Emmenthaler darauf, nähte wieder zu, und als man nach einigen Stunden von neuem aufschnitt, stellte sich heraus, daß der Stodfisch nunmehr richtig verdaut war. So wenigstens ging die allgemeine Sage. Mit Recht machte eine so wunderbare Begebenheit Aufsehen. Wiener Lotterieschwärmer hätten daraus die Nummern zu einem „Terno“ zusammengeleitet; ein spekulativer Kaufmann jener Gegend aber ließ die Geschichte drucken und verwertete sie als Reklame durch den Zusatz: „Derartige Emmenthaler, unschätzbare während der Fastenzeit, ist zu haben bei Jakob Amshorn, Klostergasse 17; Abnehmer größerer Posten erhalten Rabatt.“

Die Reklame ist älteren Ursprunges, als man gewöhnlich annimmt, nur daß zu den Zeiten, als die periodische Presse noch nicht zu ihrer heutigen Machtstellung gelangt war, auch wohl ein bloß mündliches Gerücht, wenn stark genug ausgebreitet, den Dienst einer Reklame versehen mochte. Als im vorigen Jahrhundert Cagliostro zu Paris seine Rolle als Wundermann, Geisterbeschwörer und Alchimist oder Goldmacher spielte, machte er allerdings Gold, jedoch nicht mittels des „Steines der Weisen“, sondern durch geschickte Ausbeutung menschlicher Thorheit. Unter anderem war er im Besitze eines Verjüngungsbekkers, welches er nur aus ganz besonderer Gunst oder aber zu fabelhaften Preisen abgab. Die Empfängerinnen pflegte er eindringlich vor einem etwaigen Uebermaße zu warnen; die verjüngende Kraft dürfte nur allmählich wirken, eine zu starke Dosis werde je nach Umständen sogar lebensgefährlich. Da ging eines Morgens ein Gerücht seltsamen Inhalts wie ein Lauffeuer durch die Stadt. Eine Hofdame von mittlerem Alter wurde in rätselhafter Weise vermisst. Wie man nachher feststellte, hatte sie sich einen Flakon von Cagliostros Elixier verschafft und davon eingenommen,

ehe sie sich zu Bette legte. Die Nacht selbst verlief ruhig, aber am Morgen fiel es auf, daß zur gewohnten Stunde die sonst pünktliche Dame nicht zum Vorschein kam. An der Thür des verschlossenen Schlafgemachs wartete längst die Köse; von Zeit zu Zeit lauschte sie, nicht einmal das Geräusch eines Atemzuges war zu hören. Endlich glaubte die Köse einen Ton gleich dem eines Mindertrompetenschens zu vernehmen. Nun brach man die Thür auf und stürzte hinein. Was fand man? In den Bettfalten der Hofdame lag ein Säugling von etwa sechs Wochen und schrie; sie selbst war verschwunden und blieb es. Das Kammermädchen allein hatte den Schlüssel zu dem Käfel. Es wußte, daß die Gnädige von dem Elixier genommen hatte; ohne Zweifel also hatte sie die Dosis überschritten und auf diese Art sich unversehens in ein unmündiges Kind verwandelt. Eine zu weit getriebene Verjüngung! Die Mär war wunderbar genug, um zum Tagesgespräch zu werden; auch die sich darüber lustig machten, sprachen doch eifrig mit, hielten das Interesse im Gange und trugen ihren Anteil bei zu möglichst ausgedehnter Verbreitung. Als man des Stoffes endlich müde wurde, blieb als Schlussergebnis eine schlichte Thatsache übrig: das plaudernde Paris hatte zusammengewirkt zu einer Reklame für den Zauberkraut Cagliostro.

Wenn jemand auf einen starken Effekt ausgeht, darf ihm nichts als zu auffallend, nichts als zu wunderbar oder gar als unglaublich erscheinen; denn das eben ist es, was am besten zieht. Ludwig Tieck in den „Wunderthätigen“ läßt den Adepten und Wunderthäter Feliciano zu einem seiner Schüler sagen: „Kluges Kind, siehst du denn nicht ein, daß, wer die Menschen betrügen will, es ja nicht zu fein anfangen muß? Sowie es fein ist, wird ja auch der Scharfsinn jener geweckt: sie werden aufmerksam, denken, pfeifen auf, und das Kunstwerk steht auf der Nadelspiße. Grob, plump muß der Menschenkenner zu Werke gehen. Die sich dann nicht damit einlassen wollen, wenden sich ganz ab, und auch das ist Gewinn; die anderen denken: Klein, so einfältig ist doch keiner, die Sache zu erfinden, wenn nicht irgend etwas daran wäre.“ Ein bißchen weit auf diesem Wege ging freilich jener Franzose, der mit einem Schaustück kurioser Art in den Provinzen herumzog. Er versprach dem Publikum nichts Geringeres als die Vorweisung eines „Bastards“ von einem Hasen und einer Ente; „eine Kreatur, dergleichen noch nie gesehen worden.“ sagte er hinzu. „Aber das ist ja unmöglich,“ sagte bei dieser Ankündigung jedermann, und da das Unmögliche interessant ist, so lief folgerichtig jedermann hin, um es zu sehen. War nun der Schauplatz gefüllt, daß auch nicht mehr eine Stachnadel Raum gefunden hätte, um auf den Boden zu fallen, so trat unter tiefen Bücklingen der Unternehmer vor und berichtete gekränkt, die Polizei habe das Vorzeigen des Bastards leider verboten. „Indessen“ — fuhr er fort, indem er die Thüren zweier Käfige aufstieß — „sehen die verehrten Herrschaften hier zur Entschädigung die beiden Eltern.“ Das verblüffte Publikum betrachtete sich eine Ente und einen Hasen, wie man sie sonst wohlfeiler zu sehen kriegt, zog sich alsdann murrend oder auch wohl lachend zurück. Jean qui rit neben Jean qui pleure, und der Unternehmer reiste mit seiner Spekulation weiter.

Nachdem nun nicht sich daneben aus, wie der Inhaber eines Arkanns auf einem deutschen Jahrmärkte verfuhr. Er hatte ein unschätzbares Mittel gegen Fische feil; seine Re-

klame dabei bestand in der Stentorstimme, womit er es anbot. Auch fand er eine so lang reichlichen Zuspruch. Das schloß schlecht kaufte frischweg; keine der Käufer erkundigte sich um die Art der Verwendung. Auf dem Bettel nämlich, in den das Pulver eingefaltet war, stand eine solche Auskunft nicht. Endlich fiel es einer Bauernbirne ein, die bisher unterblieben Frage zu stellen: „Wie gebraucht man denn?“ — „Sehen Sie,“ replizierte der Verkäufer, „wenn Sie einen Frosch gefangen haben, so nehmen Sie ihn zwischen die Fingerglieder, sperren ihm das Maul auf, und das vom Staubchen von meinem Pulver genügt, ihn zu töten.“ — „Ei,“ verfeuerte die Schnippisch, „wenn ich ihn einmal habe, brauche ich Ihre Kunstleien nicht, sondern tute ich ihn.“ — „Das ist auch gut,“ sagte der stehende der Verkäufer, aber mit dem Mittel seines Mittels war es für diesen Tag am Ende.

Ein französischer Satiriker schrieb ein „Gebt mir eine halbe Million für die Reklame, Anpreisung, und ich setze euch für zehn Jahren gefärbtes Seinenwasser in kleinen Dosen ab, gleichviel, zu was es gut sein mag, meinethalben als ein Heilmittel sämtlicher heilbarer Krankheiten, die es gibt.“ Die Reklame waren humoristisch gemeint, allein im Leben wäre es erst noch darauf angekommen, ob das Geschäft nicht reüssiert hätte. Nur daran einem der Uebel, die man mit Seidenwasser kurieren verheißt, nicht etwa ein Unternehmer selbst leiden, wenigstens nicht notorisch. Doch sind auch Schwermühsamer dieser Art schon überwunden worden, und eine tüchtige Handhabung der Reklame. Ein Pariser Chemiker, dem Erfinder eines unermüden Mittels, auch auf den kahlsten Köpfen wieder frischen Haarwuchs zu erzeugen, es insoweit ungelogen, daß er zufällig einen Kahlkopf hatte; er verbargte ihn in eine Perücke, die so künstlich gearbeitet war, daß sie „aufs Haar“ der Natur gleich zwischen posante er unermüden sein ergab Mittel aus, und es trug ihm einen großen Nutzen. Nun fügte es sich, daß ein deutscher Baron nach Paris kam, der sich schon das vorgenommen hatte, den famosen Chemiker gleich persönlich zu konsultieren. Gleich Morgen nach der Ankunft fuhr er hin, um ihn noch vor beendeter Toilette zu sehen da, der Vermittler unfehlbaren Haarwuchs ließ eine Glaze blicken, so breit wie der Vollmond. „Eine hohe Stirne ist ein Genie“, wie sich eine pfälzische Reklame ausdrückt. Das Erkennen des hilfebringenden Barons kann man sich denken; es war ihm klar, daß er seine Entdeckung nachher erzählte; aus diesem mündlichen Verkündete sie als Tagesnotiz auch in einige Blätter. Letzteres natürlich nur als eine Erwähnung; für allemal, auf welche man nicht zurückkam. Diesem isolierten Falle gegenüber blieb der Reklame, welche zu erscheinen fuhr, durch ihre stete Erneuerung der Reklame und das Arkannum des Chemikers stand. Eine Glaze zum Trotz, als unsichtbar auftrat wie vor. Ist das Beispiel eines Erfinders, wie dieser nicht wiederum selbst eine Reklame für die Wirksamkeit der Reklame überlassen?

So viel macht es aus, wenn man Licht nicht unter den Scheffel stellt, und die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zieht und sie dann festhält, solange man sie Wer sich nicht ins Gerede bringt, der wird ignoriert. Allein je größer ein Schandmal um so schwerer hält es, sich aus dem heraus bemerklich zu machen. Sammlern („Aus dem Tagebuche eines ...“)

hört die schweren Drangsale eines Jüngers er deistunde, den in dem übergroßen Lenzon seine Seele kennt, mit einer Naturwahrheit, daß man glauben sollte, der Verfasser habe aus eigenen Erlebnissen geschöpft; dem jedoch nicht so, denn S. Warren, obwohl er jenes Tagebuch schrieb, war niemals Arzt, sondern seines Berufes ein wohlbestallter Clerk in der Bank von England. Dem Helden einer ärztlichen Novellistik hilft schließlich ein unglücklicher Zufall in die Höhe; es wirkt keine Kellame mit zu dem Wendepunkte seines Schicksals und erst nach diesem tritt eine neue ein, wie sie indirekt in der Protektion des Lords liegt. Dagegen fällt unmittelbar das Gebiet der Kellame, was Friedrich Schiller („Paris im Jahre 1836“) von einem jungen Arzte der französischen Hauptstadt erzählt. Der Pariser befand sich ungefähr in derselben Lage wie sein Londoner Kollege, als sich aber selbst und empfing nichts von der Kunst des Zufalls. Kölle unterläßt es, den Namen zu nennen; heiße er hier schlichtweise Dr. Saraban, weil die Geschichte besser gruppiert, wenn ihr Mittelpunkt anonym ist. Dr. Saraban also war reichlich, tüchtig, fühlte seine Befähigung, hielt an der erfolgreichsten Tätigkeit sicher, falls nur erst eine Gelegenheit dazu fände; allein in dem Mangel an dieser Vorbedingung stand das Hindernis, das so schwer zu beseitigen war. Inmitten des Wirbels einer elendlichen Isoliert, ohne Stütze, ohne Vorbehalt, ohne Empfehlung, hatte er nichts als seine Unfähigkeit, und die war ihm nutzlos, wenn sie nirgend anbrachte. Da kam der Wissenschaft zu Hilfe, was man in Frankreich *raison-faire* nennt. Vor allen Dingen mußte aus der Ignorierung heraus; vermöge jenes ständigen Talentes erschafte er einen Weg dazu, der sofort einschlug. Es war eine eigenartige Eingebung. Um nämlich in den und der Leute zu kommen, legte er es darauf, vorerst weidlich über sich schelten zu lassen. Er wohnte unter demselben Dache mit einer Frau, die in ihren Gesellschaftskreisen einen gewissen Einfluß ausübte; hier also hatte er den Anfang. Vielbeschäftigte Ärzte und auch in den Aufsehtunden niemals Herren der Zeit. So verging denn kaum eine Nacht ohne lärmende Nachfrage nach Dr. Saraban. Die Gefahr trieb sichtlich zur Höhe; da die Müdigkeit weg, ob Störung oder nicht; rettenden Arzt mußte man haben. „Ganz ruhig ich n.“ sagten die Hausgenossen, „aber lästig für uns, die wir doch unbeteiligt sind.“ Indes auch andere Häuser, mitunter auch an einem Empfangsabend, wurden durch Emissäre heimgesucht, die nach Dr. Saraban trugten, zufällig meist in schon weit gedruckter Nacht. Dringende Fälle entschuldigten manches; es konnte sich um die Rettung eines Menschenlebens handeln; nur war es ein leidiger Umstand, daß die Befähigung der gar so oft kam. Nach und nach tauchte in den Salons Klagen aus, was dieser Saraban für ein vermaledeiter Ueberall Nirgend sei. Stets werde er gesucht, er komme man in das unrechte Haus, dies scheint es bei seinen Patienten herab, jeweils zu der allerungelegensten Hilfsbedürftigkeit zu werden. „Hole ihn her!“ brummte ein alter Oberst, „man hat die leibliche Ruhe nicht mehr vor seiner Schmeichelei.“ Dieser fromme Wunsch jedoch nicht in Erfüllung, der Teufel ließ den vor ungeholt, und statt dessen holte der vor sich Ruf und Praxis, gestützt auf die ung aller Welt, daß er beides bereits hatte. Facit indignatio versum: Der gute Kerger hatte Kellame für ihn gemacht.

In Ermangelung einer Kellame, die lobt, ist eine Kellame, die durch Tadel wirkt, gar nicht so übel; jedenfalls hilft sie mit zu weiterem Bekanntwerden. In der Literatur ist das eine alte Erfahrung. Selbst eine tadelnde Kritik ist für ein neues Buch immer noch besser, als das sogenannte Totzuschweigen; es liegt in ihr doch wenigstens eine Verfündigung des Daseins, eine Art von Empfangschein über gemachten Eindruck, möglicherweise sogar das Zeugnis einer zuerkannten Bedeutung, sei es auch in feindlichem Sinne. Auch eine etwaige Derbheit in der Form ändert daran am Ende nichts. Als der Staat noch durch Fenster und Schinder regierten, d. h. Bücher verbrennen ließ, war die Form so derb als möglich, aber nicht minder stark auch die nachfolgende Gegenwirkung: er machte bei alledem Kellame für jene Bücher, ohne es zu wissen oder zu wollen. Grimm in Schillers „Mäuser“ bezieht sich darauf als auf eine allgemein anerkannte Wahrheit: „wir ließen unser Buch durch den Schinder verbrennen, und so ging es reißend ab.“ Es bedurfte übrigens nicht einmal des Schinders dazu; schon ein bloßes Verbot wirkte mächtiger als Kellame. Charakteristisch in dieser Hinsicht ist eine Aeußerung Cypriatins aus dem 17. Jahrhundert: „Man hat das Buch des Herrn A. D. verboten. Seit diesem Verbote sieht man überall neugierige Leute, die es suchen, die es verlangen und die es kaufen wollen, gleichviel um welchen Preis. Wenn es mir jemals einfällt, ein Buch zu schreiben, so werde ich die Sorbonne um dessen Verwerfung bitten. Hat es dann keinen Wert von sich aus, so wird ihm das Verwerfungsdekret einen verleihen.“ So ging es immer und überall. In den Zeiten, wo noch das Verbotssystem herrschte, gab es Länder, in denen der Index prohibitorum gleichsam als litterarischer Wegweiser diente: was in dieser Litteratur-Zeitung erschien, das galt unbedingt für gediegen und fand mit Sicherheit seine Käufer. Kardinal Mazarin, der französische Minister, war bekanntlich stink bei der Hand, wenn es aus Verboten ging; daß aber ein Verbot Kellame macht, mußte er so gut wie andere Leute, denn er zog Nutzen daraus. Um des Gewinnes willen ließ er nämlich die Druckschriften, denen die Beschlagnahme einen höheren Preis verschafft hatte, nachher unter der Hand wieder verkaufen, nicht für Rechnung des Staates, sondern für seine eigene. Es ist keine geringere Autorität als die Prinzessin Elisabeth Charlotte von Orleans, die das berichtet. „Der Kardinal Mazarin“ — schreibt sie in einem Briefe aus St. Cloud vom 27. April 1720 — „versetzte zu sagen: Die Franzosen sind die wunderbarste Nation der Welt; über mich schreien sie und singen Spottlieder, lassen mich aber machen, und ich meinerseits lasse sie schreien und Spottlieder singen, theils aber, was ich will.“ Was er aber possierlich gethan, war, alle bösen Lieder, so man gegen ihn gemacht, als wenn er gar böse wäre, aussuchen zu lassen, und hernach ließ er sie heimlich, als wenn er nichts davon wüßte, verkaufen; hat mit dieser Mazarin 10 000 Thaler gewonnen . . .“

Es ist schon vorgekommen, daß jemand eine bildliche Verpottung für eine Distinktion ansah, die man einem öffentlichen Charakter nicht vorenthalten dürfe, und von diesem Standpunkte ausgehend sich sogar darum bewarb. Geld aber nahm er keines dafür, sondern würde sich dessen geschämt haben. Auch ist der Schaulatz der Geschichte nicht Paris, sondern London. Dort kam zu dem Karikaturenzeichner Gilray, welcher zu seiner Zeit für den ersten seines Faches galt, eines

Tages ein dicker Baronet, ein Fuchsjäger, der zugleich im Parlamente saß, wo er indes keine Neben, sondern das Maul hielt, wie es für alle Teile am geeignetsten war. Er kam, um sich zu beklagen. „Aber, Herr Gilray“, sagte er, „was habe ich Ihnen gethan, daß Sie auf mich noch niemals eine Zeichnung gemacht haben? Ich meine, das wäre ich doch so gut wert als der lumpige Lord auf Ihrem letzten Blatte.“ — „Sir“, erwiderte der Künstler, „um die Wahrheit zu sagen, habe ich bisher nichts von Ihnen gewußt; wenn Ihnen jedoch ein Gefallen damit geschieht, so werde ich Sie abbildlich zu treffen suchen, wie es mir irgend gelingt.“ — Und es gelang ihm. Nach Verlauf einiger Tage hing der Baronet an den Schaufenstern aller Bilderläden aus, und ganz London lachte über die drollige Figur, die ihm dabei beschert war. Er aber wünschte sich Glück dazu, nicht mehr der Uebergangene zu sein. Hatte er doch bisher jenem Agitator geglichen, der es bei allen Volksaufläufen niemals zu einer Verhaftung brachte (sie hätte ihm genügt bei seiner Partei) und der es der schlottrigen Sicherheitsbehörde bitter übelnahm, daß sie ihn schließlich darum verhaftete. Was diesem die Verhaftung gewesen wäre, das war dem Baronet eine Karikatur durch die Hand Gilrays: eine Kellame für einen öffentlichen Ruf.

In Regierungsangelegenheiten ist es mit der Kellame nichts; insbesondere kommt es nicht leicht vor, daß auch massenhafter Tadel einer Regierung allgemach zu einer Kellame für sie wird. Die Verhältnisse liegen eben ungleich. Ein bloßes Publikum kann nachträglich lächeln darüber, wenn man ihm unversehens einen Vorteil abgewann; ein übervorteiltes Volk aber fühlt sich in seinem Rechte verletzt, und falls schon eine mehrfache Täuschung voranging, wird man es mißtrauisch finden durch und durch und gegen alles. Da ist denn für eine Kellame wenig Aussicht, ganz davon abgesehen, daß man sie vielleicht auch noch ungeheuer anfaßt. Einem französischen Politiker zum Beispiel, der den Kellamenstil auf einen Großwürdenträger anwendete, warfen die Spötter wirksam vor, er komme nicht aus dem monotonen Thema heraus: „Es ist kein Präsident als der Präsident, und seine Kollegen sind der Abglanz seines Lichtes.“ Man sagte dies in Anspielung auf den bekannten Satz im Koran: „Es ist kein Allah als Allah, und Mohammed ist sein Prophet.“ (Eine zerstreute Engländerin, die sich keine Fremdwörter zu merken vermochte, übertrug das einst in die mathematische Formel: „Es gibt keinen Dings als Dings, und Dingerich ist sein Dingsda.“ Mathematisch nämlich ist diese Formel, weil sie verallgemeinert, wie durch ein algebraisches X oder Y, nun für alle möglichen Fälle paßt, möge der Dings oder Dingerich heißen, wie er wolle.) Auf die Parteien macht so etwas in der Regel gar keinen Eindruck; das plumpe Lob gefällt höchstens jenen, die es betrifft. Freilich ein doppelt unnützes Werk, wenn dieselben, wie das mitunter vorkommt, von ihrer Treulosigkeit auch schon vorher und ohnedies genügend überzeugt sind. Diese Art von Kellame also, durch die man absolut niemand gewinnt als ihre Veranlasser, bildet eine besondere Sorte für sich und gehört einer ungeschickten Politik an; die Kellame der kaufmännischen Welt verfährt klüger.

→ Pessimistisch. ←

In Wahnsinn, der sich Leben nennt,
Sind Todesgedanken ein leichter Moment.

Hugo Littauer.

Albert Roderich.

„Anvern Dvigen lag Zelter von
Meter Länge auf Eisselthurm trag

sinde oben an Flaggenstange fest und letter' rauf. Ganz Paris glogt mit Fernöhren, Operngucker, Bensch. Werf' von oben zehntausend Adressarten runter: Abimelech Dunst, Macheur de Reclam's. — selben Tag 251 Aufträge erhalten." —

„Kamost! Und die zehntausend Franks?“
„Marchez hors de nez; wie der Franzose sagt: aus der Nase gegangen: Moß-oh Eißel wüthend, outer soi: außer sich, weil geschlagen. Legt Beschlag auf zehntausend Franks, weil Abimelech Dunst einen Thurm beschädigt. Habe nämlich oben einen Nagel rausgezogen. Als Anwesen mitgenommen. Können bei mir zu Hause Nagel sehn.“ —

„Herr Dunst,“ sag' ich, „Sie sind 'n wichtiger Mann, und was Ihre Geschäftsnäsigkeit anbelangt von wegen die Reclame — aber schtopp, — halt 'n Mal — sehn Sie mal da —!“

Es war nämlich in diesem Augenblick grad wieder der gefesselte Luftballon aufgegangen, an dem als Reclame mit unehrerlichen Buchstaben geschrieben steht: Ammerich's Fleischextrakt.

„Herr Dunst,“ sag' ich, „ist diese Reclame denn von schlechten Eltern?“

Herr Dunst lächelte so 'n bischen ferschlich.

„Können schweigen, Kulasch?“
„Wie 'n zweischläferiges Grab!“

„Gut. Stehe grad in Unterhandlung mit Direktion von Ballon Captif in Paris mit Erfinder von Maschiehne, die kolloschle Riesenbuchstaben nach'n Mond trägt. Jeden Abend für ganze Erde anderes transparent. Heute: Stiefelwichse von Neuer Gebrüder, — morgen Barterzeugnismittel von Gebrüder Meyer. Egetera. Wah? Was sagen zu der Reclame?“

„Dunnewetter! Wenn mal so in 'ner echt dunkeln Nacht der liebe Mond so ordentlich hell scheint und all die ferehrten Rütmenchen lücken nach'n Himmel und sen: Frige Kulasch! Davor möcht' ich voll 'n Markter drei bis drei Mark fünfzig bezahlen!“

„Können haben, Kulasch. Ist blos noch 'n Aber dabei.“

„Ah, was denn?“

„hm, ja, — wo bleibt Inschrift, wenn Mond abnimmt?“

Bei diesem Gespräch nu hatte der geahle Abimelech Dunst aus seine Rockische was Eingewickelter 'rausgenommen, id als er's aus'm Papier 'rausgewickelt hatte war's 'n belegtes Butterbrod mit öse. Der Kellner Nr. 1131 vom „Wurstschchen“, wo wir ja davor saßen, blickte einen Freund 'n bischen sehr unferhältmäßig an, als er das Butterbrodspapier in'm Nahfen warf.

„Will er was?“ fragte Herr Dunst in 'n unangenehmen Blick auf den so hoch nummertenen Kellner.

„Ich meine man so,“ sagte der, „Sie lten Ihre Werthpapiere nur lieber auf e Bank legen und nich hier auf die Erde!“

„hm,“ entgegnete darauf Herr Dunst mir, „Pariser Ausstellung doch viel andiofer. Da bringt Jeder sein Butter-

brod mit. Freund von mir, Graf de Schlig, Butterbrodspapieraussammlung gepachtet. An Aktiengesellschaft Société de beur-pain-papier weiter verkauft. Aktien stehn 169 1/2. Fabriziehren in vier Wochen Papierwäsch. für ganzes Jahr für halb Europa. Aber 's Bier in Hamburg besser. — Kellner, 'n Glas Bier! Schön. Können Tausend-Franks-Billjet wechseln?“

„Nee!“
„Sie wechseln, Kulasch?“
„Nein, ich — —“
„Was, so wenig Geld bei sich?! Na, legen Sie's aus! Schön.“ — — —

Also Herr Dunst trank sein Bier, — nein, trank mein Bier und drauf gingen wir mal 'n bischen weiter. — Nach 'n paar Schritten hörten wir so 'n Art Donnergepolter und Damengekreisch und kamen an die sogenannte Rutschbahn. Dieselbe beschießt aus einem Holzgerüste, wdrauf in Schienen mit ungeheurer Geschwindigkeit zwei kleine Wagen à 10 Personen laufen. Ganz ohne Dampf, Pferde, menschliche Hülfe oder sobergleichen. Das Gerüst ist nämlich so in runden Auf- und Niederstschteigungen gebaut, daß es durch den Schwung der erstmaligen Indertiefefallung gleich wieder wie der Blitz auf der Höhe schießt und dann wieder runter, und so mehrere Male bis der Wagen à 10 Personen à 25 Pfennig wieder an seinen Platz ankommt. Wegen der kolloschalen Geschwindigkeit und Wehemenz, womit das Ganze geht, kreischen und schreien nun gewöhnlich die Damen, die in dem Wagen sitzen für 25 Pfennig. Na, das Ganze ist sehr amüsant mit anzusehen, und es schstehn immer viele Leute rum, die sich an dem Getreisch und den wegfiegenden Hüten amustiehren. Und so schstellen mein Freund Dunst und meine Wenigkeit uns auch hin und schaun ein bischen zu.

„Ist nu in Paris auch so 'n Rutschbahn?“ frag' ich.

„Et si, wie Franzose sagt, und ob! Aber zweihundertmal so lang. Fährt um ganze Ausstellung rum. Mit Eisenbahn um die Wette.“

Wie das nu Abimelech Dunst so sagt, da fährt mir noch schneller wie die Rutschbahn ein Gedanke durch 'n Kopf, wie ein Gedanke von derartiger Großartigkeit woll selbst durch meinen Kopf noch nicht gefahren ist. Ich zieh' meinen Freund ein bischen bei Seite und flüster' ihm zu:

„Herr Dunst, ich hab' da eben eine Idee gekriegt, — wenn wir die ausführen, und Sie machen ein bischen ordentlich Reclame dazu, dann sind wir nächstes Jahr Millionähre.“

„Was denn, Kulasch?“

„Wenn mer einfach diese hölzerne Rutschbahn verlängert, und noch weiter verlängert, und immer weiter, bis nach Berlin und Newjork — denn ist die Eisenbahn überflüssig und die Dampfschiffe und alles was dran hängt und baumelt — die ganze Zeit-Epoche ist kaputt! — Dunst, wenn wir darauf 'n Patent nehmen, — die kolloschale Umwälzung! — Milliarden verdienen wir! Was sagen Sie dazu?“

„Schrein Sie doch nicht so,“ zischte er mir nu zu und ich merkte ganz gut die Aufregung in seiner Schstimme. — „Schrein Sie doch nicht so, — wenn's Jemand hört und benutzt — Patent zum Teufel.“

Ich schrak zusammen und sah mich vorsichtig um. Da schstand wahrhaftig ein Herr dicht bei mir und glogte mich an. — Nu schrak ich erst recht zusammen. — „Meinen Sie, daß der's gehört hat?“ zischte ich Dunst in's Ohr.

„Wahrscheinlich hat er's gehört.“
„Das wär' zu scheuslich. Jedenfalls muß ich Gewißheit haben.“ — Ich wende mich also zu den Herrn und sage: „Entschuldigen Sie, mein Herr, haben Sie gehört, was ich eben zu dem Herrn gesagt habe?“

„Nein! Interessiehr mich auch gar nicht!“ sagt sehr barsch der fremde Herr. Nu kannte der aber Frige Kulasch noch nicht, wenn er in der richtigen Schstimmung ist.

„Mein Herr,“ sag' ich mit der feinsten Inntriehgen-Betohnung, „Sie ferwideln sich gütigst in Widersprüche. Wenn Sie nicht gehört haben, was ich zu meinem Freund gesagt habe, dann können Sie ja gar nicht wissen, ob Sie's interessiehr oder nicht! Häh? Ist das logisch?“

„Lassen Sie mich in Ruhe!“ rief drauf der Herr und wollte weg gehn. Da war er aber an den Rechten gekommen.

„Einen Augenblick!“ rief ich und blickte mich mit Falkenaugen in den Kreis von Leuten rum, die auf das laute Neben näher 'ran gekommen waren. Meine Menschenkenntniß griff gleich einen altern Herrn mit 'n besonders gutmüthigen Gesicht raus.

„Mein Herr, würden Sie mir 'n Gefallen thun, wo verschiedenartigste Lebensglücke von abhängen?“

„Was ist denn los?“ — „Um Ihr Zeugniß handelt es sich. Ich hab' hier eben eine Erfindung gemacht, die Millionen — Milliarden werth ist. Wahrscheinlich hat nun dieser Herr hier gehört, wie ich's diesem Herrn erzählt habe. Nun bitte ich Sie, zu bezeugen, wenn es nöthig ist, daß ich diese Idee zuerst gehabt habe!“

„Welche Idee denn?“ — „Die muß ich ja grade geheim halten!“ — „Dann kann ich sie auch nicht bezeugen!“

„Schafskopf!“ ruft einer der hinterstehenden Männer dazwischen. So war mir nämlich der ältere Herr auch schon vorgekommen.

Mir fällt auch ganz logischerweise ein, daß ich es ihm erst recht sagen kann, denn dann müssen die beiden Mitwisser eventuell vor Gericht gegen einander zeugen. Ich flüstere ihm also das Geheimniß zu. Er versteht's aber nicht ordentlich und frägt nochmal nach. Da lacht plötzlich Einer laut auf und schreit: „Rutschbahn von Berlin nach Newjork!“

Nu war's raus. Die Milliarden schprangen mir nur so aus der Tasche in's Wasser. „Herr,“ ruf' ich den altern Herrn zu, „Sie haben mich hier zum Bettler gemacht!“

Die schadenfrohen Menschen, die da

rumstehenden, die höhnten und lachten noch, aber der ältere Herr mit dem gutmüthigen Gesicht, dem mein Mäskchr woll leid that, der drehte sich um zu den andern, und sagte in so 'n recht mitleidigen Tohn: „Lassen Sie doch den armen Menschen!“

Wie die Leute aus'nander waren, kommt Abimelech Dunst mit 'n ganz wüthenben Gesicht auf mich los und sagt: „Kulack, — kolloschle Gelei! Durch Ihre Schuld meine Idee futsch!“ — „Ihre Idee?“ — „Ja, meine Idee! Hab' ich nicht gesagt, Kutschbahn mit Eisenbahn konnturieren? Meine Millionen verdüh durch Ihre Ausplauderei! Will Schadenersatz!“

„Hm, Herr Dunst, — wenn ich gehnt hätte — in Erregung vielleicht etwas zu laut gesprochen, — Schadenersatz? Hm, nun, — ich habe vor drei Wochen vier Litöhre für Sie bezahlt und eben das Glas Bier, — wenn mer's denn dadermit ausgleichen thäten, wie?“

„Lächerlich lachhaft! Vier Litöhre und ein Glas Bier gegen Millionen? Zahlen wenigstens noch 'n Glas Bier!“

„Na, ja denn, und damit ist die Sache erledigt.“

Wir schlenderten nu so langsam aus den Anlagen in die Ausstellungsgebäude und traten zuerst in der Maschienenhalle. Hier ist gleich beim Eingang eine kolosschle Maschienne aufgeschstellt, die weiter keinen Zweck hat, als eine Probe von der riesigen Qualitität eines Treibriemens zu geben. Der Aussteller ist nämlich ein Treibriemen-Fabrikant. Und was diesen Treibriemen hier an Dicke, Breite und Länge betrifft, so könnte man woll verschiedene Hemmsschienen durchwandern, ohne seines gleichen unter den Augen zu kriegen. — Um dem gehorjamen Leser einen geehrten Begriff von dieser Verhältnißmäßigkeit beizubringen, muß ich mich wieder über der Schattistit hermachen.

Also wenn mer diesen Treibriemen um unserer Erdrage legen thäte, und die dazu gehörige Dampfmaschienne arbeitete auf einmal so viel wie sie nu seit den 15. Mai bis heute gearbeitet hat, dann würde sich gefälligst unsere Erde anstatt wie jekt alle 24 Schtunden einmal um sich selber zu drehn, was mer in der Schule Notatiohn nennt, grade alle 1 1/4 Schtunden einmal rumkommen, wodurch mer ganz natürlcher Weise alle 24 Schtunden 19 Komma 2 mal Tag und Nacht haben thäten. Durch diesen so viel schnellern Umschwung unserer hochgeschätzten Planeten würde nu ja auch in den verschiedenartigsten Verhältnissen ein Umschwung eintreten, wobei ich hier nur blos die bescheidene Frage zur Diskutiohn anheimege, wie es dann mit Frühstück, Mittagessen und Abendbrod werden soll. Ferner müßten überall Geländer und Festhaltegegenstände angebracht werden, damit mer von der kolloschle geschwinden Umdehung der Erde nicht runtergerischn wird. Es ist auch nicht abzuschreiten, daß sich dadurch noch verschiedene andere Gefahren und Unannehmlichkeiten rauschstellen könnten, wie z. B. das leichte

Explosidieren von Petroleumhängelampen, und wenn deßhalb die ferehrliche Redaktiohn dieses Blattes die ganze Treibriemen-Angelegenheit zur Vermeidung des Mißbrauchs lieber nicht mitdrucken will, dann kann sie es meinetwegen lassen. Aber für den Fall bitte ich doch den liebenswürdigen Leser, zu bemerken, daß diese Unterlassungsfünde dann nicht meine Schuld ist. —

Ungefähr in der Mitte der größten Halle ist eine Vuhtriecke von sogenannten gepreßten Kaffeetafeln, wovon Jeder sogleich a 20 Pfennig sich eine Tasse voll von kochen lassen kann. Das thaten wir denn nu auch, und ich machte meinen Freund Abimelech Dunst auf die Güte und Schstärke dieses konndensierten Kaffees aufmerksam. Er lächelte aber ferächtlich und sagte: „Stark?! Der Kaffee?! Lächerlich! In Pariser Ausstellung dreißig Kaffeetassen. Französische, russische, tonkinische, algerische, grönlandische, feuerländische, cetera. Riesige Konkurrenz, wer stärksten Kaffee schenkt. Kochen Kaffee mit Maschiene von hundert Pferdekraft. — Sitze in algerischen Kaffeetasse. Kommt Engländer, zeigt oben nach höchsten Grad von Thermometer an Kaffeemaschienne, — sagt zu Büffetiäre: „Giv mi from that Nummer of Koffie: geben Sie mir von der Nummer Kaffee!“ — „Milord,“ sagt Büffetiäre, „Prenez vous en huit: nehmen Sie sich in Acht!“ — „Giv mi from that Nummer of Koffie!“ Gut. Büffetiäre schenkt Tasse von Gussstahl halb voll. Engländer setzt an Mund. Riesiger Knall, Explosiohn. Engländer in tausend Stücke. Stück Nothzipfel fliegt mir an Kopf. War Schwefelhölzchachtel drin. Hab zum Andenken mitgenommen. Da ist sie.“

Dabei gab er mir eine Schachtel schwedischer Zündhölzer, wo aber nur noch drei Schtück drinn waren, die ich natürlcher mit großem Interesse betrachtete.

„Können behalten, Kulack. Aber reden nicht wieder von starken Kaffee. Lächerlich.“

So nach und nach war's nu dunkel geworden, und wir gingen nu wieder in's Freie. Das Bier war überall gut temperiert. Wir hatten es schon in fast allen dafür in der Ausstellung vorhandenen Tempeln, Hallen, Häusern, Richosten, Gebäuden, Buden und sodergleichen probiert, aber ich hatte immer bezahlen müssen, weil mein Freund Abimelech Dunst nie seinen Tausend-Frankschein gewechselt bekommen konnte. Das ward mir nu schließlich doch 'n bißchen zu viel, und ich sagte so beiläufig: „Ich glaube, wir Beide trinken doch so Jeder for zehn.“

„Kann woll sein,“ sagt Dunst.

„Dann zahl' ich also for zwanzig,“ sag' ich.

„Kulack, sind 'n kleinlicher Mensch. Will Ihnen aber Revansch geben. Runde von mir Erfindung gemacht. Großartig. Rhinoceros-Falle. Steht in Unterhandlung mit Regierung für Kamerun. Soll aber nicht an Öffentlichkeit bis abgeschlossen. Wenn Sie nun zuallererst Beschreibung bringen für „Bom Jels zu Meer“, hab'?“

„Das wäre famos! Aber wo ist die Rhinoceros-Falle?“

„Hier in Ausstellung. In geheime Verwahrung. Kommt erst zu sehen, mer Verhandlungen abgeschlossen.“

„Und Sie könnten mir die Fall zeigen?“

„Ja, kommen Sie mit!“

Es war gegen elf Uhr Abends, und die Ausstellung war nach und nach geworden von Puplikum. Herr Dunst führte mich über die still gewordenen Wege, links, rechts und krehr, und endlich am äußersten Ende des letzten Gebäudes schtehn. Da war ein kleiner Holzschuppen angebaut. Herr Dunst schob den Niegel von der niedrigen Thür und saate:

„Da drin ist Rhinoceros-Falle. Stehen Sie nur voran. Will gleich mitmachen.“

Ich krieche beinahe auf allen Vieren in den finstern Schuppen. Da hör' ich ein Geräusch, wie wenn 'n Niegel vorgegeben wird. Ich kriech' zurück und rum mit 'n Kopf gegen die Thür. Ich rumschrei, klopfe gegen die Thür — alles umsonst. Ich dreh' mich wieder um, schließ' mit 'n Kopf wieder gegen was anderes, daß ich laut aufschreien muß. Nu ward mir die Sache sehr unangenehm. Ich leh mich auf der Erde und überdenk' mir die Situatiohn. Wenn ich nur Licht hatt. Da fällt mir glücklicherweise den durchschüßigen Kaffee in der Luft geschpennet. Engländer seine Zündholzschachtel ein. Ich zieh dieselbe aus der Tasche, aber die Hölzer waren ja nur noch drin. Verächtlich schtreich' ich das eine an. Es antwortet sofort wieder aus. Ich schrei' ordentlich vor Angst. Nu reiß' ich das zweite aus der Schachtel mit unmenlichster Vorsicht. Es brennt. Ich blid' hastig um mich in meinem Gefängniß. Was seh' ich? Ein paar alte zerbrochene Schtühle, drei Wassereimer und das verschiedenartigste Gerumm. Ich selber sitz' auf 'n alte Fußmatte. — Keine Schpuhr von irgend was, das in eine Rhinoceros-Falle aussehen könnte. — Nu schpendier' ich auch noch das letzte Streichholz und leuchte mir damit bis an die Thüre ran. Ich klopfe, schreie, rufe an zehn Minuten aus Leibeskräften. Es mer nichts. Dieser alte Rumpelholzschatz liegt zu abwärts, und es sind überhaupt längst keine Menschen mehr in der Ausstellung. Endlich schtreck' ich mich in Vorsicht und Resignatiohn der Länge nach aus, und ich glaub' nicht, daß ich bis 120 hätt' zählen können, da war ich schon tot und selig eingeschlafen.

Vor'm Einschlafen aber dacht' ich an: „Wenn ich diesen Herrn Abimelech Dunst wiederseh', dann schstell' ich ihn zur Rede, und wenn er sich denn wegen dieser Rhinoceros-Falle nicht genügend reinwaschen kann, dann sage ich ihm ganz ohne Umschweife und geradezu in's Gesicht: „Was das ist eine Noheit!“ — Nu freilich müßt mer denn jedenfalls als mildernde Umstand gelten lassen, daß er mich erst am Ende meiner Berichterschnung eingeschperrt hat.“

Der Sammler

Lianen.

Von O. Gültig.

Unter Lianen verstehen wir nicht nur solche Pflanzen, die sich durch Windungen ihrer Stengel, Ranken oder Ähren an anderen Gegenständen festhalten, sondern auch die mit langem, dünnem Stamm und so dünnen Zweigen, die sie allein nicht aufrecht stehen, allein nicht aufrecht wachsen können oder wegen ihrer biegsamen Gestalt sich oft, oft grazios, an künstliche Rahmen wie Lauben, Gitter, Ähren, selbst Mauern u. s. w. eignen. Wenn auch viele von ihnen zu den Holzpflanzen gehören, weichen sie doch in ihrer sich auszubreitenden und in der Wirkung auf das Auge stehend von den eigentlichen Bäumen ab, von den Bäumen, die durch ihre Größe und Halbstärke, sie bringen Leichtigkeit, Eleganz und Anmut in den Garten im Freien wie im Zimmer und sind daher für jedes Stütze der Gartenskunst von unermessbarem Werte. Schlingpflanzen verschönern alles, wo sie auch reifen mögen, und den sonst unscheinbaren, oft solche Gegenstände schön und wohl, und es gibt Dinge, die ohne Bekleidung durch sie in einem wohlgeordneten Garten nicht geduldet werden können.

Ehe ich dazu übergehe, zu der schönsten Lianen meine lebenswürdigen Leserinnen vorzuführen und kurz zu beschreiben, wolle ich mir einige Bemerkungen gestatten über die Bedeutung dieser reizenden Pflanzen, die, wenn man sie im Zwang unterwirft, unschön werden und die man deshalb an Stütze so anschließen muß, hätten sie freiwillig sich der Stütze entziehen wollen, so wären sie ohne des Menschen oder Hand unzweifelhaft verloren. In einer Reihe der Lianen, der Winden, die ich erinnere nur an die „Kletterbohnen“ —, dreht sich ihre Art von links nach rechts, die andere von rechts nach links, und die Hand des Lesers muß dieser Neigung folgen, wenn sie dem hilflosen Pflänzchen eine Stütze geben will. Bei einer anderen Gruppe, die wir ebenfalls die Kletterpflanzen nennen, müssen die Stengel und Zweige um, ich möchte sagen: lustig an ihrer Stütze verteilt sein, durch Bänder befestigt werden, die man dem an ihren Augen entzieht, indem man sie unter Blättern

zu verbergen sucht und solche von einer Farbe wählt, welche mit der des zu stützenden Lieblings übereinstimmt. Dünnes Wollgarn dürfte hierzu am geeignetsten sein. Weniger schön, aber öfter angewendet sind Raffia- und Bastfäden, die befeuchtet und dann zwischen den Fingern

streichend aber erweichen, gleichviel wo, die farbigen Stäbe mit vergoldeten Knöpfen. Meine lebenswürdige Leserin wird mir darin recht geben; gehen wir deshalb Hand in Hand zur Betrachtung einiger der schönsten Schlingpflanzen über, wobei (leider!) die Anwendung botanischer oder sogenannter lateinischer Namen nicht ganz zu vermeiden sein wird, weil die meisten Pflanzen nur unter diesen Namen im Handel zu erwerben sind. Beginnen wir mit unser aller Liebling: der Rose!

Die Letzterose (S. 1700, Hoflieferant J. G. Schmidt's Rosengarten in Erfurt), namentlich die Spielarten der Aderrose (Rosa arvensis L.), der Prärieose (R. rubifolia Br.), der vielblumigen Rose (R. polyantha Hort.), der poltblumigen, nicht durchaus winterharten Rose (R. multiflora Thiborg.) und der Theerose (R. fragrans Red.), oder die „duftende“, oder Thea, die nach Thee duftende Rose, ergötzen mit ihrem reichen Flor in zahlreicher, bei den meisten Sorten gefüllten, bei anderen außerdem büschelweise gestellten Blüten in den verschiedensten Farben einen wunderbaren Eindruck, wenn sie am rechten Ort, z. B. an alten, großen Bäumen, wie Eichen, Hülsten, Ahorn, Akazie (Robinia) u. s. w., auch an Mauern u. a., angebracht werden. Auf den letzteren sollten sie durch in den Ähren eingeschlagnene Nägel befestigt bzw. verteilt und zur Verbedung schadhafter oder sonst hiesiger Stellen verwendet werden. An den Bäumen legt man, am besten im Frühjahr, die immer wurzelechten (nicht „veredelten“) Pflanzen auf der Nordseite, ein Stück vom Stamme oder vom Wurzelhalse entfernt, in eine möglichst große Grube mit nahrhafter Gartenerde, der Ziegel- oder Kalksteintrümmern zur Vorkhaltung, Erhaltung der Feuchtigkeit und Vermehrung der Nahrung beigemischt werden sollten. Nachdem die Pflanze hier sich festgewurzelt, etwa im Frühjahr des nächsten Jahres, wird der Stengel nahe am Erdboden abgeschnitten; von den dann erscheinenden Trieben behält man nur drei, während die anderen durch am Entfaltungspunkte abzubringen sind. Jene drei Triebe werden nun kräftig und sind an Stäben in die Höhe zu ziehen, bis sie 1½ m lang geworden sind; dann bringt man sie unter dem Erdboden dem Stamme nahe, an welchem sie, gleichmäßig verteilt, emporzuleiten sind, indem man sie mit Bast od. dergl. an Schutzweiden auf Lederläppchen



Eigenerin (S. 1697).

gedreht werden müssen, ehe sie zum Befestigen der Pflanze an irgend eine Stütze brauchbar werden. Das Band soll nicht sichtbar sein, ebenso wenig die Stütze, wenn sie nicht selbst ein Kunstwerk ist. Entsetzlich häßlich sind die weißen Stäbe, die sich meterlang über Pflänzchen erheben, welche eben zu wachsen beginnen; dem guten Geschmack hohn-

punkte abzubringen sind. Jene drei Triebe werden nun kräftig und sind an Stäben in die Höhe zu ziehen, bis sie 1½ m lang geworden sind; dann bringt man sie unter dem Erdboden dem Stamme nahe, an welchem sie, gleichmäßig verteilt, emporzuleiten sind, indem man sie mit Bast od. dergl. an Schutzweiden auf Lederläppchen



Passiflora Imperatrice Eugénie (E. 1697).

befestigt, welche die gewöhnlich aufgerissene dicke Rinde des starken Baumes nicht schädigen und doch die Bänder nicht sichtbar werden lassen, welche den Rosenstrauch an seiner Stütze festhalten, während um den Baum gelegte Bänder wie Bindfaden, Draht, Bast u. a. stets unfruchtbar sind und das Bild ver-

derben. Will man sich die Fälschung erlauben, als sei die blühende Rose dem Stamm der Eiche, Kiefer oder dergleichen entsprossen, so öffnet man die Rinde nach einem Längsschnitt, legt den Rosenstamm oder Stengel hinein und bedeckt ihn mit der zusammengeklappten Rinde, die, nachdem sie einige Zeit künstlich festgehalten worden, bald weiter wachsen und den etwa gebildeten Hülz bald ausfüllen wird. — Während des Wachstums müssen diese Kletterrosen reichlich, zuweilen mit Mistjauche begossen werden; vom August ab hört alles Gießen auf, damit das Holz ausreifen und den Winter gut widerstehen kann. Das Beschneiden dieser Kletterrosen beschränkt sich auf das Entfernen verdorrter Zweige und das Auslichten allzu dicht gewordener Teile. Die Aehren sind allerdings, die oben auch unter den Kletterrosen genannt wurden, gehören eigentlich ins Gewächshaus und müssen bei ihnen die jungen Zweige jährlich zweimal um die Hälfte und mehr zurückgeschnitten werden.

Wenn die Zweige des Rosenstocks die Aeste des Baumes erreicht haben, sollte man sie möglichst kunstlos an diesen befestigen und sie dann sich selbst überlassen; wenn einzelne oder viele mit Blüten bedeckte Zweige natürlich und eben deshalb grazios herabhängend, erzeugen sie leicht die Bewunderung jeden Beschauers. — Gute Sorten sind in den Preislisten der größeren Baumhändler besonders hervorgehoben und können dort nachgesehen werden; doch möge auf folgende Gruppen besonders geachtet werden:

Die vielblumige oder Polyantharose hat unzählige, in Größe und Form dem gefärbten Gänseblümchen (Bellis perennis) ähnliche, auch größere, in Büscheln stehende Blumen, z. B. Mlle. Jeanne Ferron (M. Ducoms), welche den ganzen Sommer hindurch beinahe unzählige rosa- und hart fleischfarbige Blumen entwickelt; Max Singer (Lacharme) mit gefüllter, hellroter Blüte; Daniel Lacombe (Allard, Moreau, Robert) mit rosafarbenen, später reinweißen Blumen, die in Büscheln von 50–60 zusammenstehen. Genannte Sorten sind kletternd. Eine große Anzahl niedrig bleibender schöner Sorten sind bei Postleferant J. C. Schmidt in Erfurt vorräthig. — Demnachst ist auf die durchaus winterharten Ungarischen Kletterrosen von Rudolf Gieswind in Karpen aufmerksam zu machen; sie sind auch in L. Schütz Baumhändler, Berlin-Kirchhof, vorräthig. Gut geartet, von schöner Form und in den verschiedensten Farben, dürften diese Rosenforten sich bald allgemeiner Beliebtheit erfreuen — wenn sie halten, was die ersten Blumen versprochen haben.

Schöne Schlingpflanzen sind die verschiedenen Arten der Waldrebe (Clematis L.) mit Tausenden von Spielarten. Sie eignen sich zur Bekleidung von Wänden, Lauben und Laubgängen, klettern an einzelnen Stämmen empor, umfassen die Aeste und verbinden als elegante Blumenschnüre den einen Baum mit dem andern. Für Blumenhändler sind sie ein unentbehrlicher Schmuck geworden. In England werden die schönsten Sorten in Treppchen verwendet. Diese besseren, großblumigen Sorten Spielarten von Vitiocella L. u. a.) lieben den Halbschatten und müssen vor Winter zusammengebunden und, nachdem der Boden gefroren ist, mit Laub u. dergl. bedeckt werden.

Eine der herrlichsten Vianen ist die Passionsblume (Passiflora L., E. 1696), gewöhnlich ein kletternder Strauch oder Halbstrauch mit spiralförmig stehenden Blättern und Zweigkränzen, großen prachtvollen Blüten und beerenartigen, oft wohlriechenden Früchten. Die meisten Arten und Spielarten blühen sehr reich und eignen sich zur Bekleidung von Fenstern, Altanen u. s. w. Man überwintert sie im Wohnzimmer und bringt sie im Mai ins Freie, in sonnige Lage, nachdem man sie verjüngt und ihnen dabei eine nahrhafte, aber sandige Mistbeeteerde gegeben hat. Gläubige Seelen finden in den farbenreichen Blumen die „Marterwerkzeuge“, mit denen unser Heiland zu Tode gequält wurde: in den Fadenkränzen die Dornenkrone, im Staubbeutel mit dem Staubfaden den mit Essig

getränkten Schwamm und in den Narben die Nägel am Kreuz. — Zu den schönsten Arten gehören die „vieredrige“ Passionsblume (P. quadrangularis L.), die großfrüchtige (Macrocarpa L.), die blaublühende (Cerulea L.), Decaisne (Decaisneana Hort.), die rötliche (Kermesina Lk. et Otto), die traubenartige (Kermesosa Brot.), die Spielarten „die dunkelpurpurne“ (Hybrid. atropurpurea), Constance Elliot, rein weiß, ad. Bruckhaus, Professor Eichler, Londoni, J. C. Schmidt in Erfurt Imperatrice Eugénie (E. 1696) u. a. m.

Andere strauchartige Schlingpflanzen sind der Jungfer Wein (Ampelopsis hederacea Hort., ein echter Kletterer, S. 1698) mit im Herbst rötlich gefärbten Blättern, verschiedene amerikanische Rebarten (Vitis Labrusca, Regelia, aconitifolia, riparia u. a.), von denen die wohlriechende Art (Odoratissima Donn.) keine Trauben, wohl aber Blüten trägt, die viel zur Bereitung von Most-Powlen benutzt werden. Diese Arten der Weinrebe eignen sich ganz vorzüglich für Laubgänge, Laubgewinde und zum Verankern von Bäumen und Gebäuden; sie sind durchaus winterhart.

Der Efeu (Hedera Helix L.) mit kleinen Blättern ist gegen den Einfluß des Winters gefest, sendet seine Wurzeln in die Rinde der Bäume, an denen er emporsteigt, wird schließlich selbst zum Baum, als welcher er blüht und Früchte trägt, die schwarze Dolden bilden, aber, in den Mund gebracht, Brechen erregen. Stedlinge von solchem Baum gewordenen Efeu bleiben immer baum- oder eigentl. strauchartig und klettern nicht. — Das Geißblatt (Caprifolium L., „Zelängerzeli“) soll man nicht an Lauben pflanzen, an denen es innen die trockenen Aeste zeigt; nur von außen gesehen ist es schön, und der starke, süße Duft der Blüten wirkt beinahe berauschend. — Die chineische Glycine (Glycine chinensis Sims. oder Wistaria ch. Db.) mit bläulichen, auch weißen großen, herrlichen, wohlriechenden Blütenständen sollte immer an der West- oder Südwestseite ihrer Stütze: Haus, Veranda, Laube od. dgl., stehen, weil sie an der Ost- und Südseite zu früh austreibt und die Blüten dann dem Spätwinter (den „Mairöhen“) verfallen. — Der vieleblühige Strahlgriffel (Actinidia polygama Sieb.) ist ein interessantes Schlinggewächs aus Ost-Sibirien und Japan mit weiß n wohlriechenden Blüten und ähnl. der Weinrebe wohlriechenden Früchten von der Größe der Stachelbeeren; er gedeiht am besten im Schatten oder Halbschatten großer Bäume.

Die staubartigen Schlingpflanzen sind insofern unheimlich, als ihre Stengel vor Winter absterben und von ihrer Stütze, oft nur mit großer Mühe, loszulösen sind; indes sind einige Arten doch wertvolle Zierpflanzen, vor allen die schwarz-rot blühende Waldrebe (Clematis coccinea), die haubhaarige Waldrebe (Calystegia pubescens Sindr.) aus China mit rosafarbenen gefüllten Blumen u. a. m.

Von größerer Bedeutung sind jedenfalls die einjährigen Schlingpflanzen, deren Samen entweder an Ort und Stelle gesät wird, wonach man die Pflanzen frei aufwachsen läßt, oder die man in Töpfen oder Schalen im Vermehrungshause, halbwarmen Mistbeet oder im Wohnzimmer am Fenster keimen läßt, wonach die Pflanzen einzeln in Töpfe gezt und an geeigneter Stelle verwendet werden. Ihre Arten und Spielarten sind so zahlreich und so schön, daß sie eine besondere Beschreibung verdienen.

Die Zigeunerin.

Sie hatte Besuch, die braune Tochter der Sonne. Zwei junge Damen waren bei ihr, denen sie die Karten legte. Eben haben sie sich empfohlen und allem Anscheine nach ist die Visite zur Zufriedenheit beider Teile abgelaufen. Sicher ist dies der Fall bei der Kartenschlagerin, sonst würde sie nicht so vergnügt dem Besuche nachsehen. Zeichnet aber neben der Freude und Zufriedenheit über das Geschäft nicht noch ein anderer Zug aus diesem Gesicht? Spielt um diesen Mund nicht ein spöttischer Zug, lauert nicht der Schalk unter den etwas gekrümmten Augenwimpern hervor? Wir täuschen uns wohl kaum, wenn wir ihre Gedanken demgemäß deuten. O ihr Thürinnen, denkt sie, haltet euch für die Gebildeten und Aufgeklärten und laßt euch durch ein Zigeunerweib, das weder lesen noch schreiben kann, nachführen! Aber ich müßte doch dümmel sein als dümm, wenn ich ihnen nicht den Willen thun wüßte! O, da bräut ich ja meine ganze Sympathie in Mistkredit und Verluft. Das Wahnsinnige ist einmal unsere Kunst von uralter her gewesen und ich bin verpflichtet, sie auch weiter zu verpflanzen, damit dieses teure Erbgut nicht beeinträchtigt werde, oder gar verloren gehe.

Kann man eine andere Denkweise von einer verachteten und verfolgten Rasse erwarten? Kauligen doch selbst viele sogenannte Gebildete dem Grundsatze: Die Welt will betrogen sein, also betrügen wir! In ihrem ursprünglichen Vaterlande Indien gehörten die Zigeuner zu den Paria, d. h. der als unrein angesehenen und daher verachteten Rasse. In Europa wanderten sie seit Anfang des 15. Jahrhunderts ein. Sie gaben vor, aus Palästina vom heiligen Grabe zurückkehrende Pilger zu sein, weshalb sie in Deutschland Schulkriefe, so u. a. 1425 von Kaiser Sigismund erhielten. Dergleichen Schulkriefe fertigten sie sich dann auch selbst an und mißbrauchten sie zu allerlei Unthat, insbesondere zu Zauberei und Magiepfuscherei. Von ihnen soll auch die Herensalbe und der Herentrant herrühren, die in dem Degenumwesen der späteren Zeit eine so eigentümliche, damals aber ganz mißgebräute Rolle spielten. Diese Medikamente bestanden

aus Säften der Solanaceen, insbesondere von Stramonium, Mandragora und Nachtschatten, deren Gift eine ähnliche Wirkung ausübt wie das Opium oder der Haschisch. Man verfügt davon in Betäubung und hat in diesem Zustand ein Gefühl des Schwermers und Trübsens. Dabei ist auch das in so vielen Grenzproben übereinstimmend vorkommende Giftmischungs- oder -vergiftungs-Verfahren zu erwähnen. Nach dem Blodsberg zum Herenabstätt gehen sie hin.

In ihrem Charakter vereinigen die Zigeuner an sich Eigenschaften verachteter und verfolgter Menschen. Schmutztheit, friechendes Wesen der Uebermacht gegenüber, Frechheit und Unverschämtheit, wo sie sich in der Mähzahl befinden. Neben schlimmen Eigenschaften besitzen aber auch gute, die man pfeilen könnte, namentlich beim sie Wohlthätigen gegenüber stets Dankbarkeit und Anbiederlichkeit, sowie untereinander eheliche Treue und Familiensinn beweisen. Freilich werden die Weiber in der Herenabstätt behandelt, dies hängt aber mit einer Art religiösen Anschauung zusammen, nach welcher das weibliche Geschlecht für unrein gilt.

Sie selbst nennen sich Roma, d. h. Männer, da Name Zigeuner scheint ein Schimpfname zu sein. Was sie ihnen auch her von Ahinganen, einer Sekte, zu ihren Elz in Kleinasien hatte (woher die Zigeuner auch zuerst kamen) und deren Lehre ein Gemisch von Hinduismus und Judentum war. Die Liebe zur Ungebundenheit ist bei den Zigeunern so groß, daß alle Anstrengungen, sie in festen Sitten zu vereinigen, wie sie namentlich in Oesterreich durch Maria Theresia mit großer Beharrlichkeit gemacht wurden, mit verhältnismäßig geringer Aufmerksamkeit scheiterten. Im großen und ganzen blieben die Romaden und bildeten überall eine Landplage. Sie wandern so ziemlich in der ganzen Welt umher, haben sich aber jumeist in Serbien, Rumänien und Bulgarien, wo ihre Zahl insgesamt 300 000 betragen soll. In Oesterreich und Ungarn rechnet man je 10 000 Zigeuner an. In den übrigen Ländern kommen sie nur truppweise vor.

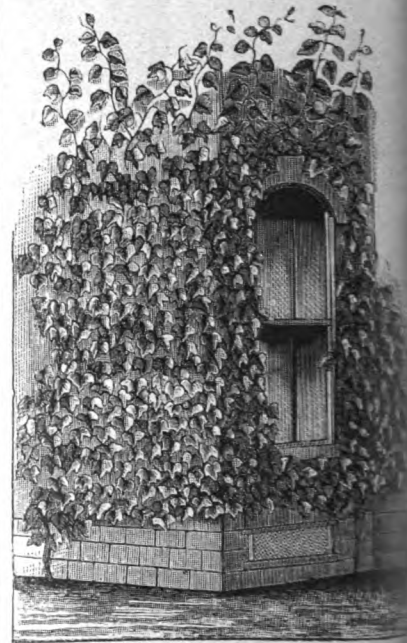
Aus Küche und Haus.

Von

L. v. Präpper.

September.

Froschkentelsuppe. Man wasche vier Teller Froschkentel, die man schon zugereicht erhält, beinahe sie mit Salz und lasse sie so eine Stunde stehen, wonach man sie nochmals wäscht, abtropfen und mit einer feil geschnittenen Schalotte in frischer Butter zehn Minuten dämpft, doch keine Farbe nehmen läßt; füge dann etwas Zitronensaft, etwas Weißwein und eine Prise weiß Pfeffer hinzu, dämpfe sie vollends gar, löse die Kalbschen aus und zerlege das Fleisch mit vier hart gekochten Eidottern im Mörser; bereite nun aus 50 g Wehl und frischer Butter eine weiße Einbrenne (Weißschmelz), setze ein paar Liter Bouillon dazu und rühre, wenn dies ein fünfzig Minuten gekocht hat, die Froschkentelstücke hinzu, die aber darin nur recht heiß werden, nicht kochen darf; gieße die Suppe beim Anrichten mit ½ l kochendem, feinstem Rahm ab und richte über geröstete Weißbrotskrumen an. Wildpfefferchen. Man nehme gleichviel von gebratenem Wild, Gans, Ferkel, Fasan, Reb, hat es mit Lustig sein und wüßte sie hart; forme mehrere große Kugeln daraus, umhülle sie mit einem feinen



J. C. Schmidt's Ampelopsis-Laube (E. 1697).

Traubenblatt, tauche sie in Badteig (vier Eßlöffel Mehl in 1/2 Liter Wasser, zwei Eßlöffel feines Öl, zwei zu Scher geschlagene Eiweiße und etwas Salz) und bade sie, bis sie schwimmt, zu schöner Farbe.

Rumpsteaks. Man nehme ein Ochsenribssteak, lege das dicke Fleisch von den Knochen ab und die Sehnen aus und schneide das Fleisch in 4 cm dicke Scheiben; lege sie mit dem flachen Hackmesser, flache sie hübsch zu und bebreite sie mit Pfeffer und Salz; brate sie dann in butter auf beiden Seiten goldbraun, bedecke sie schnell mit starker Bouillon und füge einen Eßlöffel Fleischerkraut, was Zitronensaft, eine kleine Prise Cayennepfeffer und einen halben Eßlöffel englisches Senfmehl hinzu, bringe es rasch zum Kochen und lasse sie nun an der Seite des Herdes zugedekelt langsam dämpfen. Lämpe unterdessen zwei Möhren, zwei Petersilienwurzeln, eine Knolle Sellerie, alles zu Würfelstücken schneiden, und ein Duzend kleine Zwiebeln in Butter gelb, gebe dies nebst 25 g in butter braun geröstetem Mehl, 1/2 l gutem Rotwein, einigen fein gehackten Sardellen und Zitronensaft an die Steaks, richte sie würfelförmig auf einer runden Schüssel an und lasse die Sauce mit den Gemüse noch ein wenig aufkochen, gieße sie in die Mitte der Schüssel und belege den Rand mit Krouz als

Rotrübengemüse mit gebadenen Karotten. Man koch gleichgroße, nicht zu große Rotrüben, schäle sie und schneide sie in 1 cm dicke Scheiben; dämpfe dann das Mehl in einem Stück Butter, gebe ihnen Rahm daran und, wenn dies gut gerührt hat, die roten Rüben hinein nebst Pfeffer, Salz und etwas Zucker und lasse alles kochen, bis sich eine dicke Sauce bildet hat, worauf man sofort anrührt. Man durch Sieben würde diese sehr schmackhafte Speise die schöne rote Farbe verlieren.

Gebadene Kaninchen. Man zerlege ein passendes Stück, salze sie gut und lasse eine Stunde liegen; trockne sie dann in einem Tuch ab und paniere sie mit Ei und zerkleinertem Weißbrot, bade sie langsam aus einem Schmalz, richte sie gehäuft an und lege ein Sträußchen gebadene Petersilie oben drauf.

Rabbitsuchen mit spanischem Salat. Man bade 1/2 kg Kalbsniere in Wasser und 1/2 kg Kalbsfleisch ganz fein und stoße es mit etwas in Milch eingeweichtem und feiner ausgedrücktem Weißbrot im Mörser; füge dann sechs Eidotter, die in kleine Würfel geschnittene Kalbsniere, eine Schalotte oder Petersilie, beides fein gehackt, Pfeffer, Salz und den steifen Schnee von sechs Eiern hinzu, fülle die Masse in eine geformte Form und bade sie eine Stunde.

Spanischer Salat. Man gebe zwei kleine große Gurken, zwei Tomaten und eine Zwiebel, alles zu feinen Scheiben geschnitten, eine Schale und menge es mit Salz, Pfeffer, einem Eßlöffel Öl und drei Eßlöffeln Essig gut untereinander.

Kriechenten mit Zwiebelpüree. Man koch zehn große zu Scheiben geschnittene Zwiebeln in kochendem, gesalzenem Wasser halb gar, thue sie zum Abtropfen auf ein Sieb und dämpfe sie dann mit 1/2 g Butter weich und weiß; dämpfe auch ein großer Eßlöffel Mehl in 250 g Butter, füge 1/2 l Milch, eine Prise weißen Pfeffer und etwas Salz dazu, koch die Masse eine Viertelstunde und streiche sie durch ein feines Sieb. Richte die Püree auf erwärmter, rundgeschüsselter hölzerner Platte an und lege ringsum die in Viertel getheilten, recht saftigen gebratenen Kriechenten.

Kasacreme. Man koch eine halbe Schote in kochendem Wasser in einem Liter Milch langsam aus, lasse es durch, bringe es wieder zu Feuer und koch, wenn es kocht, 125 g mit 250 g gesiebtem Zucker und zwei Eßlöffeln feinem Mehl vermischtes, bitteres Kakaopulver hinein und rühre es bis zum Kochen, ziehe die Creme mit acht Eidottern ab und den Schnee von 1 Eiweiß darunter und fülle in Schalen.

Traubenorte. Man belege eine Springform mit einem ausgegülltem Blätter- oder mürbem Teig, streue einen Zwiebel darüber und gebe Beeren von rot und weißer Farbe darauf, dann reichlich Zucker und über eine ganze ein Blatt von dem Teige, welches man durchlocht mit einem Nadel.

Das Photographieren ohne Apparat.

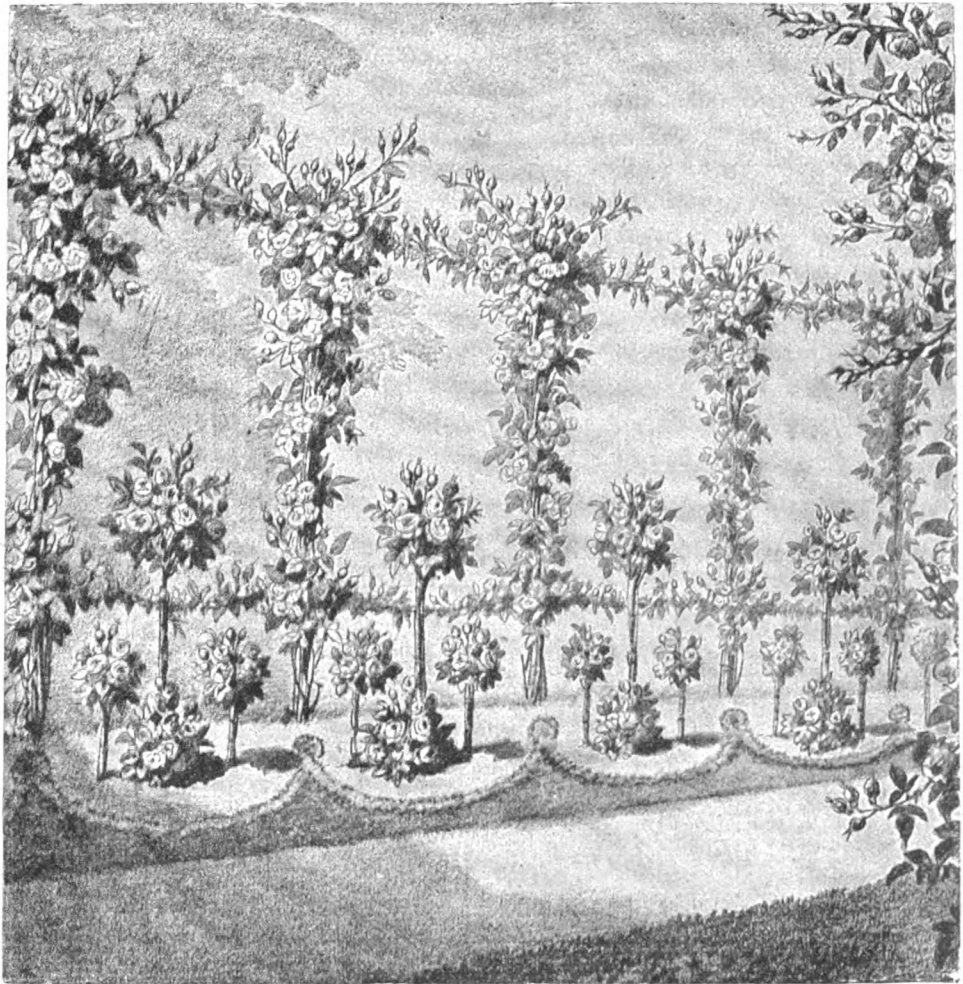
Von

Herm. Schnauß.

Schon lange vorher, ehe man von der Photographie eine Ahnung hatte, war ein optischer Apparat bekannt, der dessen jedermann insbunde war, von körperlichen Gegenständen getreue Bilder auf einer ebenen Fläche zu zeichnen. Dieses im ganzen sehr einfache Instrument,

Camera obscura genannt, bestand in einem lichtdichten Kasten, in dessen Vorderwand ein kleines Loch gebohrt war, und der statt einer festen Rückwand eine Scheibe aus matten Glas besaß, auf welcher das durch die eindringenden Sonnenstrahlen erzeugte Bild von außen beobachtet werden konnte. Diese, wenn wir so sagen wollen, „bildezeugende“ Kraft der Lichtstrahlen wurde zuerst zu Anfang des 16. Jahrhunderts beobachtet, und der berühmte neapolitanische Mathematiker Johann Baptista Porta beschreibt sie in der ersten Ausgabe seiner „Magia naturalis“ (1553) folgendermaßen: „Man mache in einem Zimmer alle Fenster zu und verschließe auch sonst alle Öffnungen, damit kein Licht eindringe. Ein Loch aber muß man lassen, so breit und so lang als eine Hand; über demselben besetzte man eine dünne Messing- oder

fallenden Zeit hat sich die Situation bedeutend verändert; es wurde die Daguerreotypie, dann die eigentliche Photographie erfunden, neue Präparate wurden eingeführt und die erforderlichen Apparate vervollkommen; aus der ursprünglich als angenehmes Unterhaltungsmittel betrachteten Lichtbildkunst ist ein der Wissenschaft, Kunst und Industrie gleich unentbehrliches Hilfsmittel geworden und Angehörige aller Stände und Berufsclassen haben sich der neuen Kunst zugewendet und sie nach Kräften gefördert. Ueber all dieses Streben nach Vervollkommen der Hilfsmittel wurde die einfache Camera obscura ohne Objectiv, oder, wie wir sie kurz nennen wollen, die „Voch-camera“ fast gänzlich vergessen, um so mehr, als es eben bislang nicht möglich war, irgend welche bemerkenswerte Resultate mit derselben zu erzielen.



Verwendung von Kletterrosen (E. 1675).

bleibende, in deren Mitte eine runde Öffnung angebracht ist, so groß, daß man den kleinen Finger hindurchschieben kann. Dem Loch gegenüber muß sich eine weiße Wand oder weißes Papier in einiger Entfernung befinden. Auf solche Weise wird alles, was auf der Gasse von dem Tageslicht bestrahlt wird, auch die Luft so auf der Gasse gehen, gleich Antipoden (d. h. unten mit oben vertauscht) zu sehen sein.“

Viele Jahre hindurch ergötzte man sich an diesen lieblichen Lichtbildern, welche sich in den natürlichen Farben auf der weißen Wand abspiegelten, und gewiß ist schon damals in vielen der Wunsch aufgestiegen, ein Mittel zu finden, um die Bilder in ihrer Schönheit auf der Fläche festzuhalten. Im Jahre 1802 veränderten die Engländer Wedgwood und Davy dies unter Anwendung von Papier zu erreichen, welches sie durch Tränken in Kollodiumlösung empfindlich machten und an der Rückwand der Camera obscura befestigten. Um das Bild schärfer und heller zu machen, verwendeten sie eine Camera, in deren Öffnung eine Glaslinse eingelegt war; trotzdem gelang es selbst nach stundenlangem Exposition nicht, auf dem Papier einen sichtbaren Eindruck zu hinterlassen, geschweige denn, das Bild in seiner ganzen Schönheit auf dem Papier zu fixieren. Es lag dies an dem Umstande, daß das mit salpetersaurem Silber zubereitete Papier der verhältnismäßig schwachen Lichtwirkung gegenüber bei weitem nicht empfindlich genug war, oder daß die Lichtstrahlen nicht kräftig genug erwiesen, um die Silberpartikel des wenig empfindlichen Papiers zu reduzieren.

Seit jener, in den Beginn unseres Jahrhunderts

Anders wurde dies nach Einführung der äußerst lichtempfindlichen Bromsilbergelatine. Dieses für die moderne Photographie so außerordentlich wichtige Präparat, auf welches das Sonnenlicht im hundertsten Teil einer Sekunde ein ausgearbeitetes Bild zu zeichnen vermag, mußte sich auch dem in der Voch-camera erzeugten lichtschwachen Bildeindruck gegenüber als ausreichend lichtempfindlich erweisen. Mehrfach angestellte Versuche, von denen namentlich diejenigen des französischen Geniebauingenieurs H. Colson bemerkenswert sind, bestätigten dies vollkommen, und man darf deshalb jetzt getrost behaupten, daß ein kleiner lichtdichter Kasten mit einem sehr kleinen Loch in der Vorderwand und einer Bromsilbergelatine, die an der Rückwand zur Anfertigung photographischer Aufnahmen genügt, wenn man nicht äußerster Schärfe des Bildes verlangt, sondern mit einem unsicheren, allgemeinen Ausdruck des Gegenstandes ohne feineren Detail zufrieden ist.

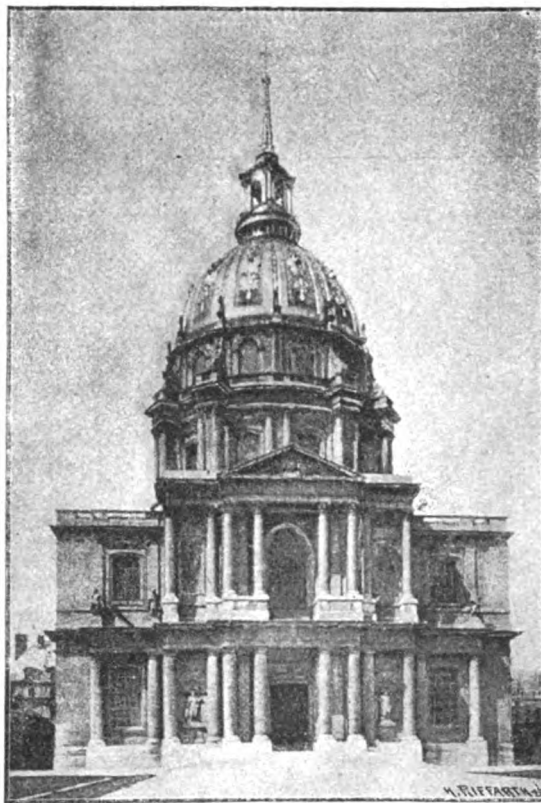
Wie es kommt, daß ein in der Voch-camera erzeugtes Bild nicht so scharf ausfallen kann, als ein durch ein Objectiv entworfenen, läßt sich leicht erklären. Die Sammellinse, aus denen das Objectiv besteht, vereinigen bekanntlich die von einem Punkte ausgehenden Lichtstrahlen wieder in einem Punkte; gehen also die Strahlen von einem Gegenstande aus, so sendet jeder einzelne Punkt dieses Gegenstandes ein Strahlenbündel nach dem Objectiv, und sämtliche Strahlen ein und desselben Bündels werden wiederum in einem Punkte vereinigt. Anders verhält es sich, wenn die Strahlen durch eine bloße, d. h. mit Linsen nicht versehene, kleine Öffnung dringen; hierbei kann eine Ablenkung und Vereinigung derselben in einem

Punkte nicht stattfinden, die Strahlen breiten sich vielmehr über einer größeren Fläche der Rückwand aus und entwerfen innerhalb dieser Fläche eine Reihe von Bildern des Gegenstandes, welche zum Theil übereinander lagern und infolgedessen ein unscharfes Gesamtbild ergeben.

Es geht hieraus hervor, daß das Bild um so unschärfer ausfallen muß, je größer die Öffnung ist, durch welche die Strahlen einfallen; und daß man umgekehrt die Schärfe des Bildes weit vermehren können, wenn man die Öffnung verringert. Leider hat letzteres, das Verringern der Öffnung, gleichzeitig eine Verminderung der Helligkeit des Bildes im Gefolge, wodurch denn, wenn es sich um die Fixation einer in den Apparat eingeclatteten lichtempfindlichen Schicht handelt, die Belichtungsdauer wesentlich verlängert werden muß. Dieser Uebelstand, welcher früher, vor Einführung der erwähnten Bromsilbergelatine, die Anwendung der Vochkamera geradezu unmöglich machte, fällt gegenwärtig, wo man, wie bereits erwähnt, Präparate von höchster Lichtempfindlichkeit zur Verfügung hat, glücklicherweise nicht mehr stark ins Gewicht. Man ist vielmehr schon weit gekommen, selbst mit der einfachen Vochkamera Momentaufnahmen machen zu können.

Es soll nun angegeben werden, wie man sich eine solche Camera aus den einfachsten Hilfsmitteln selbst herstellen kann. Man braucht dazu zunächst einen kleinen, lichtdicht liegenden Kasten aus Holz, Pappe oder Metall. Die Größe desselben richtet sich nach dem Format, welches die Bilder, mitthin die zu verwendenden Aufnahmeplatten oder Aufnahmepapiere haben sollen; am besten wird man es einrichten, daß sich die Camera bequem handhaben und leicht transportieren läßt. Die Rückwand, an welcher die lichtempfindliche Glasplatte in Falzen, durch Stifte oder auf andere Art befestigt wird, muß sich herausnehmen und wieder lichtdicht einziehen lassen. Um vollkommen lichtdichten Verhüll des Kastens zu erzielen und um schädliche Lichtreflexe zu vermeiden, thut man gut, das Innere desselben mit schwarzem Tuch oder schwarzem Samt auszuliegen. In der Vorderwand bringt man in der Mitte einen vieredigen Ausschnitt von einigen Centimetern im Quadrat an und befestigt auf irgend eine Art über demselben eine gewöhnliche, dünne Metallplatte oder ein Stück schwarzes Papier, welches genau in der Mitte ein sehr kleines, rundes Loch besitzt. Wenn man daher durch dieses bringt man das Licht

nur muß man dann stets darauf achten, daß man denselben während des Dessinens des über dem Loche angebrachten Verschlusses (einer kleinen, drehbaren Metall- oder



Don der Invaliden (S. 1704).

Papier(schibe) nicht verrückt. — Obwohl es nun, wie erwähnt, einigen Experimentatoren unter besonders günstigen Umständen gelungen ist, auch mit der Hochcamera Momentaufnahmen (d. h. Aufnahmen im Bruchteil einer

deft, nichts zu fagen, da ja diefe Gegenftände ſich zu bewegen und — ſich über die lange Sitzung nicht bewegen können. Im allgemeinen kann man fagen, daß die Thätigkeit im Freien bei Sonnenchein von 10 Sekunden, bei bedecktem Himmel 30—50 Sekunden lang dauern muß; es richtet ſich aber ganz nach der Empfindlichkeit der Pflanze nach der Beleuchtung, der Wärme, oder auch nach der Feuchtigkeit des Bodens u. ſ. w.

Zwei Vorzüge, welche die Vochamera mit dem mit Objectiv versehenen Apparate — abgesehen von der Einfachheit und Billigkeit — voraus hat, bestehen darin, daß sie erstens ein großes Bildfeld bis über 90° liefert, und zweitens, daß die in ihr erzeugten Bilder die Regeln der Perspektive genau entsprechen; keine „Verzerrung“ aufweisen, wie man z. B. manchen Objectiven anstoßenden Fehler bemerkt. Auf Grund dieses erst genannten Vorzuges ist es möglich, mit der Vochamera durch aufeinanderfolgende Aufnahmen von je 10° sogenannten Panoramata, d. h. langgestreckte Aufnahmen von Städten, Fabrikanlagen u. s. w., die den ganzen oder annähernd ganzen Horizont einnehmen, zu fertigen. Auch lassen sich mit Hilfe dieses einfachen Apparates recht gute Stereoskopaufnahmen machen; man richtet in diesem Falle das eine kleine Loch in der Vorderwand der Camera durch zwei Löcher von gleicher Größe, welche auf einer horizontalen Linie liegen und 6,5 cm (der Durchmesser) voneinander voneinander entfernt sind. Zwischen den beiden Löchern, im Innern der Camera, bringt man eine gleichwärtige Scheidewand an, damit sich die eindringenden Lichtstrahlen nicht freuzen. Beim Herstellen von Abbildungen auf solchen Stereoskopnegativen muß natürlich berücksichtigt werden, daß die beiden Abbildungen des Negatives vertauscht stehen, d. h. daß auf jedem Rechts mit Links vertauscht ist, weshalb man den Abdruck in der Platte vertauschen und die beiden Bilder beim Wiedergeben vertauschen muß.

Um zu zeigen, was sich mit dieser einfachen Vohcamera erreichen läßt, füge ich die autotypischen (also vollkommen geraden) Abbildungen zweier mit Hilfe derselben gefertigten Aufnahmen bei. Bei der ersten Darstellung (Anmalen in Paris), welche vom Hauptmann R. Goltz herrührt, wurde eine Camera verwendet, in welcher der Abbildungs empfindlichen Platte vom Loch 13 cm. Durchmesser des Loches 0,3 mm und mehr die Belichtungsdauer 20 Sekunden betrug; bei der zweiten Aufnahme (Agoraarten in Düsseldorf) eine Platte von 8 cm Abstand der Platte, 0,2 mm Durchmesser des Loches und eine Belichtungsdauer von 30 Sekunden.

Es sollte uns freuen, wenn wir mit unserer faszinierenden Beschreibung Anregung zu neuen Versuchen mit diesem einfachen als interessanten Material darbieten könnten.



Bloragarten in Düsseldorf (S. 1704).

Der gestirnte Himmel im September

Dieser Monat zeichnet sich besonders durch viele Stern-Nachte aus und eignet sich deshalb zu hohem Grade dazu, die Sternbilder aufzufinden und kennen zu lernen. Der Schwan steht jetzt schon ziemlich hoch über dem Horizont und die Pleiaden sind sehr tief, während das Sternbild der Krone im Nordwesten der Unterungange nahe ist. Zu dem Horizont steht im Nord-West die Große Bär und diese als Nordpolarstern der Zukunft mit der Strahlenkappe des Kassiopea steht nun hoch am Himmel und auch Perseus ist sichtbar, darunter sieht man die Gruppe der Pleiaden. Im Osten kommt das Sternbild des Walreides über dem Horizont. Im Süden steht das Wassermann, dessen Sternbild doch wenig durch hellen Sterne zeichnet. Am Westhimmel steht das Sternbild des Adlers ziemlich tief und gegen Abend werden reichen sich der große Krone zum Unterungange. Der erste Viertel, am 6. und 7. Gröndhe, am 9. Solmann, 17. letzten Viertel, am 18. in Erdriebe, am 25. Neumond. Merkur kann kaum e-

Die beim Aufnahmeverfahren selbst vorkommenden Manipulationen müssen nun freilich als bekannt vorausgesetzt werden, denn es würde zu weit führen, an dieser Stelle näher auf dieselben einzugehen; der Laie wird sich aus einer der vielen vorhandenen guten Anleitungen hierin unterrichten und durch Übung vervollkommen; es sei nur erwähnt, daß man statt der mit Bromsilbergelatine überzogenen Glasplatten auch dergartiges Papier verwenden kann, in welchem Falle man dasselbe am besten mit Reißzwecken an der Rückwand des Kastens befestigt. Selbstverständlich muß dies Einlegen und Herunternehmen dieser stark lichtempfindlichen Präparate im sogenannten Dunkelzimmer stattfinden, ebenso daß

Bei Aufnahmen im Freien wird man meistens ein
dreibeiniges Stativ verwenden müssen, auf welches man
die Camera stellt und mittels einer Schraube befestigt,
hinauf wird man sich aber damit helfen können, daß man
sie auf eine Mauer, Fensterbank oder dgl. stellt.

sekunde) zu machen, so zählen diese Fälle doch wohl zu den Ausnahmen; für gewöhnlich ist — selbst unter Benutzung höchst empfindlicher Gelatineplatten — eine erheblich längere Belichtung erforderlich. Dies hat indessen, wenn es sich um die Aufnahme von lebenden Gegenständen, z. B. Landschaften, Gebäuden, Denkmälern u. s. w. han-

werden, er in Abendstern. Venus ist Morgens um 6
nach 1½ Uhr früh auf. Mars kommt gegen 3 Uhr
genau über den Horizont und hat also für die Beobachtung
einen sehr ungünstigen Stand. Jupiter geht immer
unter, zuletzt schon gegen 9 Uhr abends. Saturn
kurz vor Sonnenaufgang über den Horizont.

Im Kopf-Verbrechen.



Rebus.

Charade.

(Vierfüßig.)

Die Ersten findet du überall,
Wo fleiß'ge Hände schaffen,
Doch gibt es leider solche auch,
Die faulenz und gaffen.
Man findet groß sie und auch klein,
In Hütten und Palästen,
In Deutschland, Rußland, Spanien
Und auch im fernen Westen. —
Die Letzten finden dir ein Wort
Des Tadels und des Spottes;
Der es verdient, lebt sicherlich
Nicht nach dem Worte Gottes;
Denn dieses predigt Mäßigkeit. —
Du magst den Hunger stillen,
Doch ist es nimmer nötig, dir
Den Wanst zu überfüllen. —
Das Ganze sind die Ersten wohl,
Doch mag sie niemand schauen,
Bei ihrer Nennung schon ersäht
Entsetzen uns und Grauen.
Doch hoffentlich wird diese auch
Bald die Kultur beleben,
Dann hören sie auf, für uns zu sein
Ein Bild voll Graun und Schreden. —

Quadraträtsel.

A	C	E	E
E	E	H	H
M	N	N	O
S	T	U	Z

Die Buchstaben in den Feldern des Quadrats lassen sich so ordnen, daß die waagerechten Reihen 1) ein Getränk, 2) eine Pflanze, 3) eine Stadt in Frankreich, 4) einen Kanal nennen.

Werden die vier waagerechten Reihen anders geordnet, so ergeben die Diagonalen von oben nach unten und von unten

oben zusammen den Namen einer schönen deutschen abt.

Dechiffrierungsaufgabe.

mosetabe suhotu tosefufetumi, mehota tostitum-
sohetumi femisu hatuhutumi, mohohihifhome-
amota sesimetumi homi me hosesuhomimutotu
fituhutumi.

Vorbereitung.

a=a=14mal; ho=f=7mal; me=l=4mal; fi=q=2mal.
b=b=5 „ to=g=2 „ mu=m=3 „ si=r=1 „
e=c=1 „ fu=h=1 „ ha=n=1 „
e=d=2 „ fe=i=2 „ hu=o=2 „
a=e=3 „ mi=k=8 „ hi=p=2 „

Der Text oder der Zahl zeigt eine Verdoppelung an.

Neue Geheimchrift.

abced efa gehiak, lfa giambdak ike naok,

bppqflmba erlak fl' l feekmba qaoak.

Homonym.

Wer mich in seinem Hause hat,
Will Geld damit verdienen;
Wird viel aus mir hinausgeschafft,
Erheben sich die Mienen. —
Daß man mich nicht erdulden mög',
Wird hin und her gestritten —
Vom Patriot, vom Kriegesvolk
Bin ich nicht gut gelitten.

Rätsel.

Es trägt mich jeder deutsche Anabe,
Nur Brauseköpfe fehle ich;
Ich bin ein Teil von deiner Habe,
Versteht in Blumenkörben mich.
Ich nehme teil an deinem Treiben,
An Liebesweh und Liebeslust,
Ich war von je, und werd' es bleiben,
An jeder treuen Menschenbrust.
Ich werde alle Bitterkeiten
Und leb' in dulci júbilo;
Das a bin ich in bösen Zeiten,
Am Bettelstab bin ich das o!

Logograph.

Hör' ich es irgendwo mit t,
Ich ruhig da verweile,
Doch findet es mit l dort statt,
Ich gern von dannen eile!

Charade.

O, halt' die ersten Silben
Bis an ihr Ende hoch!
Wenn alle dich verlassen,
Sie bleiben treu dir doch!
Dem dritten wär' zu wünschen
Das Prädicat fleis: gut!
Weil in der schlechten Rache
Nur wenig Weisheit ruht.
Fürsorglich gab das Ganze
Uns die Natur ein mit;
Und manchem sam's zu statten,
Wenn er mit Weisen tritt! —

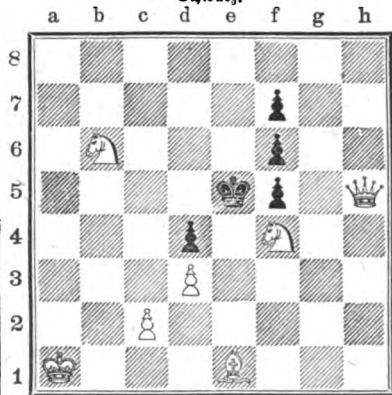
Rösselsprung.

bö.	zen	und	ter	lie.	mag.	wet.	zen
che	wei.	se	ha.	te	her.	be	net.
her.	be	währ.	so	und	ben	ha.	ter.
be.	brü.	ter	lie.	ben	trie.	sche	schau.
wet.	ter	ist	der	wol.	tes	sei.	be
fel	als	fen.	gu.	die	kraft	er	wet.
wet.	tes	wil.	zen	don.	für	die.	ter.
nen	win.	ner	wol.	da.	her.	ter	ha.
ichlach.	sel	rin.	ze	ha.	gel	son.	se.
ter	blit.	ben	wieg	und	bö.	ben	her.
tes.	tel	flür.	se	ha.	ter.	re.	nen
me	wet.	und	win.	gen	schein	zen	wet.

Schachaufgabe Nr. 63.

Von Adolf Steif in München.

Schwarz.



Weiß.

(7 + 5 = 12.)

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Schachaufgabe in Typen LV.

Von Rudolf Thiermer in Magdeburg.

Weiß: Ke4. Dc8. Se5. Ba4, b6, d7.

Schwarz: Kd6. Sd8. Ba5, e7.

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung von Nr. 62.

1. Dbs — b6 a7 — b6:
2. Se5 — c6 Ka4 — b5:
3. Sc6 — b8#.

Lösung von Nr. LV.

1. Dh1 — a1 Kd5 — e4: 1. c6 — c5
2. Da1 — h1#. 2. Da1 — a8#.
1. Kd5 — c5 1. Szieht
2. Da1 — a5#. 2. Da1 — d4 oder e5#.

Auflösung der Skatufgabe Nr. 39.

Im Stat liegen Treff-Bube, Coeur-Aß.
B hat einen Buben, 3. B. den Coeur-Buben, Pique-
König, Coeur-König oder Coeur-Dame, Treff-Aß, Treff-10,
Treff-König, Carreau-Aß, Carreau-König, Carreau-Dame.
C hat: Carreau-Bube, Pique-10, Pique-Dame,
Pique-8, Treff-Dame, Treff-9, Coeur-Dame oder Coeur-
König, und außerdem Carreau-9, Carreau-8, Carreau-7.
Bei dieser Verteilung der Karten erhält A inf.
Stat bei Grand 62 Points.

Auflösungen zu Heft 12, S. 1429—1431.

Rebus: Das Ziel muß man selber kennen, als die Bahn.

Dechiffrierungsaufgabe:

Schlüssel hierzu.

*	a	e	i	o	u
d	e	f	g	h	i
n	d	?	k	l	m
r	c	n	?	?	?
s	b	u	t	s	r
t	a	?	?	?	z

Bleibt im Lande und nährt euch redlich,
Rüdet zusammen und füget euch fein;
Mache nur keiner zu breit sich und schädlich,
Dann ist das Land nicht für alle zu klein.

Mästel: Magazingewehr. Charade: Phantom — Fant
— Ohn. Dreißigste Charade: Meisterwerk. Dame-
spiel-Aufgabe:

1. c1 — b2 Df6 — a1 + 3. e5 — d6 Dc7 — e5 +
2. h4 — g5 h6 — f4 + 4. d2 — e3 f1 — d2 +
5. Dc1 — h8 + + gewinnt.

Logograph: Oper — Cyfer Mästel: Füllträsel:
Ein Eigenschaftswort. Geographisches Sessel
Mästel: 1) Wur, 2) Lech, 3) Bajer, Traube
4) Eider, 5) Elbe, 6) Effen, 7) Zwer, Isold e
8) Hall, 9) Hof. „Vethlehem“. Bajer, Nessel
Eider, Zwer, Hof, Lech, Effen, Hall, Deckel
Eibe Wur. Mästel: Dampfschiff. Lo. Epiker
gograph: Geseh — Veseh. Charade: Wallfahrt.

Skat-Aufgabe Nr. 40.

(Kombinationsaufgabe.)

B (Mittelhand) spielt mit den folgenden Karten
Treff-Solo:
Coeur-Bube, Carreau-Bube, Treff-10, Treff-König,
Treff-Dame, Treff-9, Treff-8, Treff-7, Pique-10, Pique-
König.

B verliert, obwohl Treff-Bube, Coeur-König im
Stat liegen und keiner der beiden Gegner in Pique Re-
nonce ist.

A (Vorhand) hat in seinen zehn Karten 25 Points
mehr als C.
Wie saßen und wie fielen die Karten?

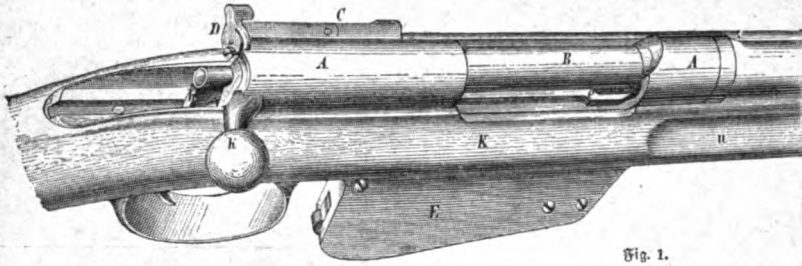


Fig. 1.

Das österreichische Magazin- gewehr.

Von

I. Castner.

Durch den preussisch-österreich. Krieg im Jahre 1866, in welchem zum erstenmale Hinterladergewehre Vorderladern im Kampfe gegenüberstanden, wurde die moderne Gewehrfrage in Europa in Fluss gebracht. In Nordamerika hatte sie während des Bürgerkrieges einen einseitigen Entwicklungsgang beschritten, der, wie es den dort herrschenden Kriegsverhältnissen entsprach, den Charakter der Improvisation trug, ähnlich, wie es bei den Panzerschiffen der Fall war. Unter dem wetteifernden Einfluß der führenden Militärmächte Europas mußte der Entwicklungsgang naturgemäß ein ganz anderer sein, als in Amerika. An der Hand wissenschaftlicher und technischer Versuche ging man folgerichtig vom Bestehenden aus, aber bei der Fülle der Hilfsmittel und der von allen Seiten zufließenden Anregungen und Erfindungen folgten sich die Fortschritte in rasender Schnelligkeit, so daß in dem verhältnismäßig kurzen Zeitraum von etwa 20 Jahren die Gewehrfrage gegenwärtig auf ihrer höchsten Stufe angelangt ist, einer Stufe, die wir wohl als einen Abschluß der charakteristischen Einrichtungen der Waffe bezeichnen dürfen. Ohne Zweifel wird dieselbe durch Verbesserungen einzelner Teile noch manche Vervollkommenung erfahren, aber wenn nicht ganz neue, heute noch unbekannte Ideen hinzutreten, hat das Armeegewehr im allgemeinen in dem in Österreich eingeführten Repetiergewehr M. 1888 seinen abschließenden Charakter erhalten.

Selbst das Magazingewehr, das im eigentlichen Sinne des Wortes ein Schießeautomat (Selbstschieber) ist, wird voraussichtlich hierin nichts ändern, da diese Erfindung, das selbsttätige Laden und Abfeuern, für ein Infanteriegewehr sich schwerlich verwerten lassen wird. Obgleich es die größtmögliche Feuerrate für eine einläufige Waffe erreicht, die auch für die Infanteriewaffe von Bedeutung, wird sie doch aus technischen Gründen auf die fahrbaren Feuerwaffen beschränkt bleiben.

Nachdem das Hinterladensystem sich Geltung verschafft, die Metallpatronen, sowie ein mittelres Kaliber von 11 mm angenommen und der Verschluss auf die mindeste Zahl der Griffe, die zum Öffnen und Schließen, vervollkommen war, blieb ein weiterer technischer Fortschritt nur in der Annahme des Repetiergewehrs und in ballistischer Hinsicht im Uebergang zum praktisch kleinsten Kaliber von 8 mm erreichbar. Daß hierbei eine große Zahl technischer Einzelfragen zu lösen war, ist natürlich und bekannt. Wir erinnern in dieser Beziehung an die Einrichtung des Geschosses, welches bei 4 Kaliber Länge einen Mantel aus hartem Metall (Stahl, Nickellegierung) erhielt, ferner an die Patronenhülse, vor allen Dingen aber an das Pulver, in welchem eine Zeitlang die ganze Gewehrfrage zu gipfeln schien. Nachdem aber war die Art und Einrichtung des Magazins von höchster Bedeutung. Bei allen diesen Fragen waren die Forderungen der Taktik zu berücksichtigen, so daß die Waffentechniker mit der Truppe in enger Fühlung bleiben mußten.

Auf diese Weise gelangte man nach langen, langen Versuchen zu dem vorliegenden Gewehr, welches, alles in allem, wohl als die vollkommenste Waffe der Gegenwart anzusehen ist. Das französische Infanteriegewehr M. 86, obgleich neu, muß wegen seines röhrenförmigen Magazins im Vorderstark und seines Verschlusses mit drehender Handhabe (es ist kein Gratzugverschluss, wie bisher irrtümlich angenommen wurde) doch bereits als veraltet bezeichnet werden. Selbst wenn man den vielumstrittenen Mangel der wechselnden Schwerpunktsetzung, welche aus dem allmählichen Verschieben der Munition aus dem Magazin hervorgeht, außer Betracht läßt, weil er bei

dem nur noch selten vorkommenden freihändigen Schießen allein sich geltend macht, so bleibt doch die zeitraubende Einzelladung des Magazins ein Nachteil, der von dem System unzerstörlich ist, der aber in entscheidenden Augenblicken von verhängnisvoller Bedeutung werden kann. Während des etwa eine halbe Minute Zeit in Anspruch nehmenden Füllens ist der Schütze ohne Verteidigung, es ist eine Feuerpause. Man kann allerdings diese kritische Pause dadurch vermeiden, daß das Gewehr als Einlader benutzt wird, hat damit aber auch den Vorteil des Mehrladers aufgegeben. Die Magazine im Kolben, in welche die Patronenfüllung mit einemmal oder in Paketen sich einschütten läßt, beseitigen zwar diesen Nachteil, haben aber andere Mängel im Gefolge, so daß es ihnen nicht gelang, sich einzubürgern. Mehr Vertrauen gewannen die anhängbaren Magazine, das sind Patronenbehälter, welche im Bedarfsfalle am Gewehr nahe der Patronen-

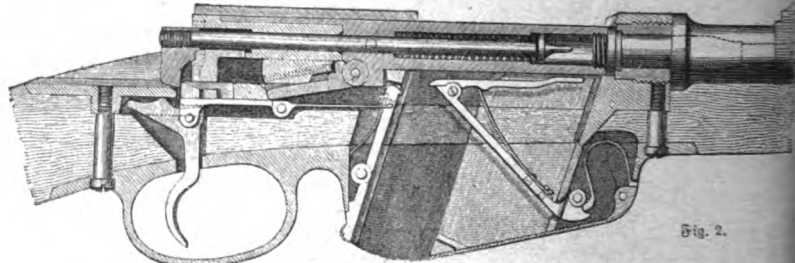


Fig. 2.

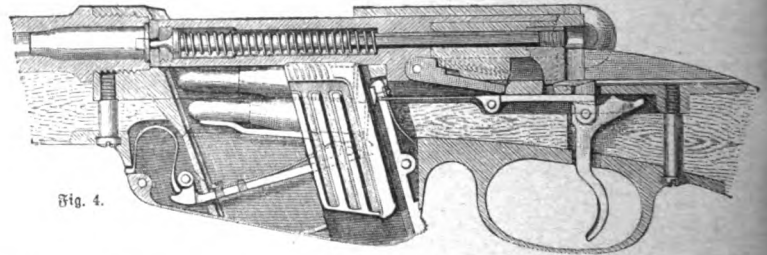


Fig. 4.

einfache Befähigt, ein schnelleres Laden gestatten. Sie werden deshalb auch „Schnelllader“ genannt, wenn sie keine selbsttätige Patronenzuführung in das Gewehr haben.

Von den Magazinen mit selbsttätiger Patronenzuführung ist das des Amerikaners Lee, aus welches derselbe in Deutschland ein Patent Nr. 9637 vom 11. Juni 1879 erhielt, dasjenige, aus dem im Laufe der Jahre das Magazin des österreichischen Gewehrs hervorgegangen ist. Es war eine Stahlschleife, auf deren Boden eine W-förmige Feder die darüber liegenden Patronen so weit hob, daß immer die oberste vom Verschlusskolben bei dessen Vorwärtsschieben erfasst und in den Lauf geschoben wird, so, wie in Fig. 3 ersichtlich. Die Kapselfür die Magazine H (Fig. 3) zu einem kleinen Rahmen verkleinert, dessen Ränder die Patronen nur bis etwa zur halben Höhe der Hülse umfassen. Das Magazin erhält Schuß gegen Abstoßen beim Handhaben des Gewehrs in dem Kalten E Fig. 1, auf dessen Boden der Zubringer F liegt, der an die Stelle der W-Feder Leers getreten ist. Seine Wirkung bewirkt ist aus den Abbildungen ersichtlich. In dem Augenblick, in dem die letzte Patrone in den

Lauf geschoben wird, verliert das Magazin seinen Halt und fällt selbsttätig aus dem Kalten, dessen Boden diesem Zweck eine Öffnung hat. Die Zubringer O bildet dann einen Boden in der Patronenhülse, daß das Gewehr nun mit einzelnen Patronen geladen werden könnte, wozu aber eigentlich keine Veranlassung ist, da das Einführen eines Magazins mit 5 Patronen nicht mehr Zeit erfordert, als das einer einzelnen Patrone. Es ist daher kein Grund, einen Unterschied zwischen „Magazinfeder“ und „Einzelfeder“ zu machen; es immer „aus dem Magazin“ geschossen und werden entsprechend auch die Patronen in den Taschen der Magazine mitgeführt. Der Magazinehalter G bildet seinen hakenförmigen Kopf das Magazin fest.

Ein großer Fortschritt ist der Gratzugverschluss, dessen Eigentümlichkeit darin besteht, daß die Handhabe beim Zurückziehen des Verschlusskolbens B nicht umgedreht werden braucht. Es bedarf zum Öffnen des Schießens nur seines gradlinigen Zurückziehens bis zum Vorwärtsschieben. Hierbei gleitet der Anker I unten am Verschluss mit seinen keilförmigen Seitenflächen in den Einschnitt des Riegels C am Verschlusskolben, wobei der Riegel gehoben und gesenkt wird. Bei geschlossenem Verschluss Fig. 3 ist er gehoben, beim Vorwärtsschieben des Verschlusskolbens schiebt sich der Keil in den Riegel ein und hat ihn bei geschlossenem Gewehr, Fig. 2 und 4, weit nach unten gedrückt, daß sein hinterer Ende in einen Ausschnitt der Verschlussbüchse senkt und gegen den Rand derselben stemmt, daß sein hinteres Ende in den Riefen des Verschlusses senkt und gegen den Rand derselben stemmt, daß sein hinteres Ende in den Riefen des Verschlusses senkt und gegen den Rand derselben stemmt. Beim Öffnen des Verschlusses zieht sich zunächst das Gewehr aus dem Verschlusskolben und hebt den Riegel, wobei der Verschlusskolben der Rückwärtsbewegung folgt; hierbei wird durch den Auszieher E, Fig. 1, die ausgeschossene Patrone

hülse aus dem Lauf gezogen. Das Spannen der Schlagbolzenfeder erfolgt selbsttätig beim Schließen, daher, daß der Flügel der Schlagbolzenmutter H, Fig. 2, durch den Stoßen I der Abzugsfeder zurückgehalten wird (Fig. 4). Ein Druck gegen den Abzug M zieht den Hammer herunter und läßt die Spiralfeder den Schlagbolzen vorwärtsschieben. Nach dem Schuß bedarf es also nur des geringen Zurückziehens und sofortigen Wiedererhöhen des Verschlusses ohne die Handhabe loszulassen, um den nächsten Schuß abgeben zu können; erst nach dem letzten Schuß ist ein geselltes Magazin einzufüllen.

Das 4 Kaliber oder 32 mm lange Gewehr mit 15,8 g Gewicht besteht aus einem dünnen Stahlrohr mit Hartbleiern, es erhält durch die 4 g schwere Ladung aus Gewehrpulver M. 86 eine Anfangsgeschwindigkeit von 530 m, welche vermutlich eine Steigerung erfahren wird, wenn an die Stelle dieses Pulvers das neue rasch- und knalllose Pulver tritt, dessen Zusammenziehung für die Welt noch ein tiefes Geheimnis ist. Eine Patrone wiegt 30,6 g, 10 Patronen haben einschließend ihrer 3 Magazine ein Gewicht von 358 g. Bedenkt man, daß die Patrone des deutschen Gewehrs M. 7184 etwa 40 g wiegt, so ergibt sich von selbst, daß die Zahl der Patronen zur selbsttätigen Füllung erheblich vermehrt werden darf, ohne den Mann mehr zu belasten, als jetzt.

Das Gewehr wiegt 4,4 kg und mit dem als Schloß getragenen solidartigen Bajonett, dessen Länge nur 25 cm lang ist, 4,77 kg.

Dieses aus der Erfindung Mannlicher's hervorgegangene Gewehr soll, Zeitungsnaehrachten zufolge, auch die Waffe des deutschen Heeres werden, was in Anbetracht der Vortrefflichkeit gewiß zu wünschen wäre.

Unsere Kunstbeilagen.

Der Franzose Gabriel Ferrier führt in dem sein originelles Bild „Opiumraucher“ in den

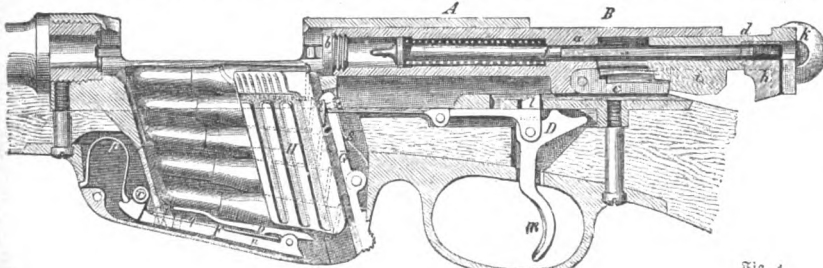


Fig. 3.

und jetzt uns ein Stück mohammedanischen Genußlebens, das höchst charakteristisch für jene Nation ist. Ein echter Hugo Kraußmann ist das Bild „Familienfreude“. Fast ausschließlich scheint es sich um Porträts zu handeln bei Reittags, „Schuhplattler“, dem dadurch bei aller Frische und Lebendigkeit doch ein gewisser Zug des Nüchternen beigemischt ist. Ernst Zimmermann hat sein Bild „Musikunterricht“ in allen Teilen gleich glücklich durchgeführt, die Individualisierung der einzelnen Persönlichkeiten und der Gesamtausdruck der Szene ist gleich sehr gelungen, lieblich das neugierig die Flöte betrachtende Kind, anmutig die in Wut sich wiegende Mutter, voll Vorzügen, die sich Anerkennung für den alten Tausendkünstler mischt, der bährige Mann, achthames Aufhorchen in den Blicken des Jungs.

Allerlei.

Welcher Unterschied ist zwischen Fiedlern und Statistern? (Antwort: Bei Fiedlern bluten diejenigen, die die Stiche bekommen, und bei Statistern bluten diejenigen, die keine Stiche bekommen.)

Ein Fremder frägt einen Wägenführer, ob er ihn nicht sagen könne, weshalb man unter dem Stadtbahnbogen in der Friedrichstraße den berittlenen Schuhmann angestrichelt hätte? „Denn er nicht nah werden soll“, jagte er.

Ein Lieutenant begreut dem Bureau seines Rittmeisters, der schnell an ihm vorbeizieht. „Wo wollen Sie so schnell hin, Müller?“ — „Ich will zum Arzt, der Herr Rittmeister hat gestern beim Wetten den Fuß gebrochen und der Fuß soll nun abgenommen werden!“ — „Na, da können Sie ja zuhause bleiben, Müller, da brauchen Sie ja nur noch einen Stiefel zu putzen.“

Der wiederersehnte Fächer.

August der Starke zerbrach bei einer Hoffentlichkeit in dem Säulchen aus Versehen den Fächer. Indem er sein Unglück entschuldigte, versprach er der Gesellschaft gleichzeitig als Ersatz einen anderen Fächer. August löste ein Wort königlich ein, indem er bei Leipzig einen Lustgarten in Fächerform anlegen ließ, in welchem die Allen die Fächerhüte zum Eingange hin zusammen liefen. Diesen kostbaren Fächer machte er sodann dem Hoffräulein zum Geschenk. Noch im Jahre 1804 findet sich in einer Beschreibung dieser Garten als der „Königliche“ angeführt. M.-M.

Die Heimatkolonie Friedrich-Wilhelmsdorf bei Bremerhaven.

„Was ihr dem Geringsten unter diesen gethan, das habt ihr mir gethan.“

Wer bei allem Eifer für seine persönliche Beschäftigung, in dem eigenen Beruf und den eigenen Interessen die menschlichen Verhältnisse nicht aus dem Auge verliert, den Anstrengungen seiner Zeitgenossen die verdiente Aufmerksamkeit und thätige Mitwirkung nicht vorenthält, dem macht auch nicht der Einfluß einer Macht auf das Gefühl und die Handlungsweise unfer aller, die schon seit längerer Zeit, besonders seit den letzten zehn Jahren bei uns seinen Fuß gefaßt hat, der Macht Humanität. Man wahrhaft menschlich denken nicht nur, sondern einem human handeln. Rücksicht nehmen auf die Lage der Mitmenschen, teilnehmend eingreifen in die Not des nächsten, überhaupt aber dem Werte des Menschen als solchen mehr gerecht werden — das ist so sehr Zeichen einer Zeit geworden, daß man von ihr einst sprechen wird als dem Zeitalter der Humanität. Und mit Recht. Denn ist von jeder dem heiligsten Gebote des Christentums, dem der Nächstenliebe die eifrigste, warmste Achtung zu teil geworden, so viel wie jetzt ist zur Linderung der tausend Schmerzen auf dieser Welt nie verfehlt, nie erreicht worden. Die Zahl der Vereine, die sich zur Aufgabe gemacht haben, der Noth des Humanen nach einer Weise zu dienen, ist riesengroß, die der Aufgaben, welche zu diesem Zwecke errichtet wurden, der Institutionen, die ihnen ausschließlich von edlen Menschen zuweisen werden, ganz unerschöpflich. Viele von ihnen, wie die jährlich wiederkehrenden Ferienkolonien die Kinderheime, die Kinderbewahranstalten, die Volkshäuser, Ger-

bergen zur Heimat, Arbeiterheime, Arbeiterkolonien und welche Namen sie sonst führen, haben sich bereits Jahre hindurch bewährt und bilden auf eine segensreiche Wirkksamkeit zurück. Sie alle aber werden weit überragt von dem großartigsten aus dem Geiste der Humanität geborenen Werke, dem alle Gerechten und Verstandigen zujubeln, dem die mächtigsten Staaten lauten Beifall zollen, weil es die gerechten, lange aber unbeachtet gebliebenen Ansprüche von Tausenden und aber Tausenden befriedigen will, die Befriedigung der Arbeiter in jeglichem Gewerbe gegen Krankheit, Unfall und die Folgen des Alters.

Sind auch die Stimmen derer, welche über die Unzulänglichkeit dieser neuen Gesetze klagen, noch zahlreich genug, so wird, sind erst die nötigen Erfahrungen gemacht, um so manchen Mißgriff wieder gutzumachen, so manchen Uebelstand noch beseitigen zu können, die Zeit



Leben in Holland (S. 1716).

nicht mehr fern sein, wo die freudige Ueberzeugung aller die Einführung der einheitlich durchgeführten Arbeiterversicherung als das schönste Friedenswerk unseres unergänzlichen ersten deutschen Kaisers Wilhelm dreien wird.

Jedenfalls bleibt das Wichtigste dabei, daß unser Kaiserhaus durch so fröhliche Selbstthätigkeit die Nahrung auf dem Gebiete aller humanen Bestrebungen übernahm und allen Werken der Nächstenliebe die reichste Unterstützung zu teil werden ließ. Zu diesen letzteren Unternehmungen vorerst kein privater Natur, die sich der Gunst des Kronprinzen, späteren Kaisers Friedrich zu erfreuen hatten und denen bereits auch Kaiser Wilhelm II. seine Mitwirkung zugesichert hat, gehört auch die, erst vor zwei Jahren durch Pastor Cronmeyer ins Leben gerufene und schon in voller Blüte stehende Heimatkolonie Friedrich-Wilhelmsdorf bei Bremerhaven, mit der wir unsere Leser im folgenden bekannt machen wollen.

In seiner schlichten, aber interessanten Weise erzählte uns der im Dienste der Nächstenliebe rastlos thätige Mann, wie ihn drei Zehntel, die an und für sich in gar keiner Verbindung untereinander stehen, auf den Gedanken gebracht hätten, eine Heimatkolonie zu gründen. Die erste ist, daß es in der nächsten Nähe Bremerhavens sehr viel unbebautes Moor- und Heidegebiet gibt. Der Anblick dieser öden Landschaft, deren man auf der Reise von Bremen nach Bremerhaven so viele zu Gesicht bekommt, machte zuerst auf ihn wie auf alle anderen den Eindruck der Langeweile. Als sich ihm aber Gelegenheit geboten, auf den Auswandererschiffen die ergreifenden Abschiedsszenen zu sehen, als er aus dem Munde derselben Leute, die mit den größten Hoffnungen hinausgezogen waren, nach ihrer Heimkehr vernahm, daß sie alles eingebüßt da lag in ihm der Gedanke auf, wie viel besser es wäre, so viele Kraft der Auswandernden dem Vaterlande zu erhalten, indem man sie in unseren Moor- und Heidegebieten ansiedelte. Diesem Gedanken folgend, streifte er in der benachbarten Gegend umher, besuchte die Moorböden, die Wauern aus der Geest und sah es an dem kleinen aber gut bestellten Feldern und erfuhr es aus dem Munde der Leute, daß es möglich, Moor- und Heidegebiet in fruchtbares Land zu verwandeln, und daß es nur schwierig sei, Düngemittel und Arbeitskräfte in ausreichender Menge zu erhalten. Das war die zweite und dritte Thatfache, Düngemittel und Arbeitskräfte boten sich im Hainort im reichsten Maße.

Jedermann weiß, daß die Ursache der erschauenden Fruchtbarkeit der Marsden, jener Schmalen an den Flußmündungen sich hinziehenden Landstreifen, der Seeschlick ist, der nach den durch die Flut herbeigeführten Ueberschwemmungen zurückgebliebene Schlamm; wie seiner durch künstliche Ueberführung desselben auf unfruchtbares Land in Holland herrliche Felder und Gärten erzeugt wurden. Von diesem Schlick nun werden jährlich viele Tausende Kubikmeter aus den Wäldern von Bremerhaven, Geestmünde und Wilhelmshaven ausgegraben, aber immer

wider unbenutzt dem Meere zugeführt. Jährlich könnten mehrere tausend Hektar Landes damit kultiviert werden, wollte man nur nach dem von Baurat Handes erfindenen Verfahren den Schlick trocknen und ihn dann auf den zur Verfügung stehenden Bahnen jenen Landstrichen zuführen, deren Bearbeitung von den vielen arbeitssüchtigen umherwandernden Männern besorgt werden müßte.

Der Anfang der achtziger Jahre aufgenommenen Kampf gegen die zur wirklichen Landplage gewordene Wanderbettelei führte zu einer Reihe von teils zweckmäßigen, teils weniger erfolgreichen Einrichtungen, bis man in Württemberg die Naturalversorgungsstationen anlegte, im Anschluß an welche Pastor v. Bodelschwing die Arbeiterkolonien gründete, festhaltend an dem Satze: „Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen.“ Trotzdem man durch so weises Vorgehen die Lösung der Vagabundenfrage ein

lütliches Stück weitergebracht hatte, stellte sich bald ein Uebel heraus, das, will man nicht den Erfolg aller Bemühungen in Frage stellen, dringende Abhilfe erfordert. In den Arbeiterkolonien werden bekanntlich nur Arbeitslose vorübergehend aufgenommen und müssen, haben sie sich durch einige Arbeit wieder eine anständige Kleidung verschafft oder auch gar einen Spargrößen zurückgelegt, die Arbeit wieder verlassen, um anderen Bedürftigen Platz zu machen. So werden sie wieder auf die Bahn der Versuchung gedrängt und wie wenige sind es, die ihr widerstehen!

Der Gedanke an die besseren Elemente unter den Vaganten, d. h. an die arbeitsfreudigen, ließ nun in

Pastor Cronmeyer den Plan reifen, diesen arbeitsfreudigen Menschen ein Heim zu geben, wo sie die eigene Scholle bearbeiten und unfruchtbares Land der Menschheit dienstbar machen können.

Als er diesen Plan, den selbst Nahestehende der unzureichenden Mittel wegen als aussichtslos bezeichneten, der Zentralmoorkommission in Bremen vorgelegt hatte und deren Billigung erhielt, teilte er ihn auch dem Pastor v. Bodelschwing mit, der ihn freudig begrüßte und alsbald eine Audienz beim Kronprinzen vermittelte. Über die Audienz, von der für die Heimatkolonie so viel abhängig, lassen wir Cronmeyer selbst berichten: „Ich darf wohl sagen, das ist eine der schönsten Stunden meines Lebens, als ich am 21. Februar 1886 Aug' in Aug' unserem lieben Kronprinzen gegenüberstand. Ja, über eine Stunde war ich bei ihm. Soll ich alles mitteilen, was ich da vernahm? Nein, hier sei es nur gesagt, daß S. M. K. Hohheit mit einem Verständnis für die Bestrebungen, der Vagabundennot zu steuern, die Raumverweigerung war, mit einer Menschenfreundlichkeit, mit einer Bereitwilligkeit, das Gute zu fördern, auf meine Ideen einging, daß ich nie, weder vorher noch nachher, mich so gehoben gefühlt habe, als in jener Stunde. Als Gohdeierbeie mich mit den Worten entließ: „Ich will gerne Ihr Bundesgenosse sein und ich hoffe bald von Ihnen zu hören, daß Sie Ihre Heimatkolonie eingerichtet haben“, da stand es bei mir fest: „Unser Reich soll sich nicht in mir getäuscht haben.“

Nachdem auf Veranlassung des Kronprinzen 6000 M. zur Verfügung gestellt waren und auch aus Privatquellen, wo die Teilnahme des Kronprinzen Vertrauen zu Cronmeyers Plan erweckt hatte, Mittel herbeigeschafft, konnte an die Ausführung gedacht werden.

In der Nähe der Eisenbahnstation Vogstedt, der letzten vor Geestmünde-Bremerhaven, liegt zwischen dem Eilenbaldweg und der nach Werderstedt führenden Chaussee das Düring Moor, das nach der Ansicht vieler Sachverständigen sich sehr zur Kultivierung eignet. Dort wurden 30 Morgen Moorland und das Borsaufersied auf 500 Morgen erworben, und nachdem die ersten Vorarbeiten erledigt waren, am 3. Oktober 1886 die Kolonie mit 10 Kolonisten eröffnet. In der zunächst nur auf die Befriedigung der ersten Bedürfnisse berechneten Parade führte ein guter Verwalter die Aufsicht, bis im Laufe der Zeit neben ihm, der nunmehr die Arbeiten auf dem Felde zu leiten hat, ein Hausvater zur Aufrechterhaltung der strengen Hausordnung angestellt wurde. Die Oberleitung dagegen ruht allein in den Händen des Pastors Cronmeyer.

Die Kolonisten, unter denen sich Gärtner, Schlosser, Schreiner, Stellmacher u. s. w. befinden, zeigten zu der bis dahin ihnen fremden Thätigkeit so große Lust, daß binnen wenig Monaten, also noch im Herbst 1886 nicht nur für 20 Morgen die Gärten gezogen, ein 2 Morgen großer Garten mit Tannen umpflanzt, gegraben und gedüngt war, sondern auch 10 Morgen geerntet, gedüngt und

für die Befamung im Frühjahr bereit waren. Der im Januar eintretende Frost hinderte jedoch nicht, die Ueberfchidung des so bearbeiteten Landes vorzunehmen, die durch eine 500 m lange Feldbahn sehr erleichtert wurde, nachdem durch die Eisenbahndirection es ermöglicht war, den Schied vom Hafen her bis hart an die Grenze der Kolonie zu fahren. Um nun genau wissen zu können, wie stark am besten die Düngung mit Seeschlamm sein muß, sind die einzelnen Felder mit verschiedener Quantität überfahren (von 750—3000 Kilo pro Ar) und eine genaue fünfjährige Fruchtfolge eingehalten, so daß Getreide mit Hackfrüchten abwechseln. In dem oben erwähnten Garten werden erfolgreiche Versuche angestellt, welche Gemüsearten im kultivierten Moorboden den reichsten Ertrag liefern, wobei die angewendete Düngemasse sorgfältig registriert wird, so daß, selbst wenn die Kolonie als solche nicht reiflicher sollte, allein die Erfahrungen, die im Interesse der Landwirtschaft dort gemacht werden, die angewendete Mühe reichlich lohnen würden.

In richtiger Würdigung der Bedeutung der Kolonie wurden denn auch im folgenden Jahre Herrn Pastor Cronmeyer anschlägliche Mittel zur Verfügung gestellt, die ihn in den Stand setzten, neben der Parade ein großes massives Wohnhaus nebst Scheune, sowie eine kleine Dorfschule zu erbauen, welche letztere für Arbeit in der Winterzeit sorgen soll. Dazu kam noch im Laufe der Jahre 1888 ein großer Schweinestall, in dem zwei Räume für Schmiede- und Zimmerwerkstatt ausgepart waren. Die Hauptfische aber war, daß eine Menge Landes erworben werden konnte, so daß der Grundbesitz der Kolonie bereits 350 Morgen (88 ha) umschließt, von denen gegen 50 urbar gemacht und bepflanzt sind.

Der Ertrag der Felder, über den erst vor wenigen Wochen wieder Bericht erstattet wurde, war während der beiden ersten Jahre ein ganz zufriedenstellender, besonders gut gerieten Alee, Erbsen und Kartoffeln. Der Reingewinn wurde pro Hektar im Durchschnitt auf 150 M. angegeben.

Eine so genaue Buchführung über die Resultate des auf der Kolonie im Gange befindlichen landwirtschaftlichen Betriebes war nötig, um den Umfang des seiner Zeit den Heimatkolonisten zugewiesenen Landes bestimmen zu können. Die Zukunft eines Heimatkolonisten würde sich demnach etwa folgendermaßen gestalten: Nach fünfjährigem Aufenthalt werden ihm ein Haus mit allem Inventar und 4 ha kultiviertes Land zu ca. 5000 M. übergeben. Da ihm für fünfjährige Thätigkeit auf der Kolonie eine Extravergütung von 500 M. zugesichert ist und er von seinem Lohn (täglich mindestens 50 Pf.) sich etwa 350 M. erspart haben kann, so würde er nur 4150 M. zu 3 1/2 % zu verzinsen und mit 1 % zu amortisieren haben, d. h. 186 M. 75 Pf. abgeben müssen. Da das Einkommen aus dem Land und einer entsprechend angelegten Viehzucht sich mit Berücksichtigung etwaiger Mißernten immerhin auf reichlich 1200 M. stellen wird, so bleiben ihm neben freier Wohnung noch volle 1000 M. zum Lebensunterhalt der Familie; wobei noch zu bemerken, daß in dem Organisationsplan auch Krankenpflege und Altersversorgung vorgesehen sind.

So vortrefflich diese Aussichten sind, es hat seine großen Schwierigkeiten, die rechten Heimatkolonisten zu gewinnen. Deren sind freilich 7 in Friedrich-Wilhelmsdorf vorhanden, ob diese aber die nötige Ausdauer haben, um sich ein Heim zu erwerben, ist fraglich und doch müssen erst solche vorhanden sein, die eigenes Haus und Land haben, damit sie ermunternd auf die Kommenden wirken. Jedenfalls wirkt der Aufenthalt auf der Kolonie und die feste aber freundliche Behandlung sittlich kräftigend auf die meisten, auch derer, die nur vorübergehend dort verweilen. Denn von 28 Leuten, die die Anstalt nach ordnungsmäßiger Ausbildung verließen, ist die Hälfte noch in den Stellungen, die sie angenommen, von 7 haben die eine Zeitlang fortgesetzten Ermittlungen Gutes gemeldet, während die letzten 7 sich dem Trunk sofort wieder ergaben. Das Leben auf der Kolonie stellt an die Arbeiter keine übermäßigen Anforderungen. Die Arbeitszeit und die sie regelmäßig unterbrechenden Pausen sind genau festgelegt, das einfache, aber kräftige Essen wird in einem hellen, nur für diesen Zweck und die Andachten bestimmten Saale eingenommen; für den Aufenthalt nach dem Abendessen sind den Heimatkolonisten und den Arbeiterkolonisten getrennte Räume zugewiesen, die mit frommen Sprüchen und den Bildern der Kaiser geschmückt einen überaus anheimelnden Eindruck machen; und welcher Gegensatz zwischen den großen lüftigen Schlafsälen hier und den schmucklosen Spelunken der vorher von ihnen auf der Welt irrtüchtig benutzten Herbergen. Dazu die schöne, kräftigende Luft und das erhebende Bewußtsein, sich wieder als nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft fühlen zu können. Wir glauben nach all den Eindrücken, die wir bei

wiederholten Besuchen gewonnen haben, fest an die Zukunft der Kolonie, der wir zunächst bis zur Ansiedelung der ersten Heimatkolonisten die Unterstützung aller Menschenfreunde wünschen; und um diesen, deren sich auch unter unseren Lesern viele finden werden, bei der Berechtigung eines so guten Werkes an die Hand zu gehen, teilen wir zum Schluß den § 2 der Statuten des Vereins für die Kolonie Düring, Kreis Oestermeinde, mit, welcher lautet: Mitglieder des Vereins sind 1) diejenigen, welche einen einmaligen Beitrag von 20 M. oder ein unverzinsliches Darlehen von 20 M. entrichtet haben, 2) diejenigen, welche sich zu einem jährlichen Beitrag von mindestens 3 M. verpflichten. Ueber das Maß dieser Beiträge hinaus können die Mitglieder zu besonderer Leistungen angehalten werden.

Ferner ist Pastor Cronmeyer in Bremerhaven gern erbötig, jeden, der über Einzelheiten unterrichtet sein möchte, durch Zusendung seiner kleinen Broschüre hinreichend aufzuklären. Dr. L. Koch.



Holländischer Bauer.

Leben in Holland.

Obwohl zum mittleren Teil Europas gehörig, ist Holland doch eines der unbekannten Länder dieses Kontinents. Wenn der Rhein nicht an seinen Küsten sich in die Nordsee verliere und Schiedingen nicht wäre, würde die Zahl der Deutschen, die dieses Land besuchen, eine so verschwindend kleine sein, daß es gar nicht in Rede wert wäre. Das eigentliche holländische Leben lernen aber auch von den seligen Besuchern nur wenige kennen, von den Schiedinger Badegästen kaum der eine oder der andere.

Der Hauptgrund ist darin zu suchen, daß Holland so sehr wenige Naturhöhen bietet. Abgesehen von den hügeligen Umgebungen von Arnheim und Nimwegen, der sog. Veluwe, ist das Land durchaus flach, so in anscheinlicher Teil desselben liegt tiefer als der Wasserspiegel und muß durch riesige Dammbauten gegen Meer und Fluß geschützt werden. Wenn man in solchen Gegenden einen Wasserlauf befährt, kann man sich nicht ganz wundern, das Land jenseit der Dämme mehrere Fuß über dem Wasserspiegel zu sehen. Man hat den Eindruck, als führe man durch die Luft. Die Unterhaltung der Dämme erfordert jährlich einen Kostenaufwand von 10 Mill. Fl. G.

Je näher der Meeresküste, um so tiefer liegt das Land. Dort ist der Boden von unzähligen Kanälen durchschnitten, deren hauptsächlichster Zweck darin besteht, das an den tiefsten Stellen sich anammelnde Wasser abzulassen. Dies geschieht in der Weise, daß eine gewisse Anzahl von Gräben und kleinen Kanälen in einen Hauptkanal münden, der seinerseits durch eine Schluße mit dem Meer in Verbindung steht.

Mit dem Eintreten der Ebbe wird die Schluße geöffnet und das überflüssige Wasser abgelassen, worauf die Schluße wieder geschlossen wird und während der Flutzeit geschlossen bleibt. Das Kanalsystem ist meist kunstfertig eingerichtet und zwar so, daß der Hauptkanal das höchste Niveau einnimmt, die Nebenkanäle, um so weiter sie entfernt sind, auch um so tiefer liegen, so daß das Wasser in Holland also den Berg hin auf liefe. In Wirklichkeit aber verhält sich die Sache so, daß das Wasser aus den tiefer liegenden Gräben in die höher liegenden gepumpt wird. Dies geschieht durch viele Hunderte von Windmühlen, deren häufige gelbe Bewegungen der sonst in toten Gegend einen eigenartig lebendigen Anstrich verleihen, der zu dem bedächtigsten Wesen des Holländers in einem fast maßhaften Gegensatz steht.

Bedächtigkeit, verbunden mit großer Umständlichkeit und Formlichkeit, die fast etwas Fierlichkeit hat und auch in der gebildeten, breiten Sprechweise wiederkehrt, ist zwar auch der Grundcharakter des Holländers. Er ist jedoch auch sehr höflich, das Du ist ihm ganz unbekannt, am sogar die Tiere nicht er. Dies Wesen verleidet dem Holländer einen aristokratischen Anstrich, der sich bis hoch auf die ärmsten Volksschichten erstreckt. Nichts vermag ihn aus der Fassung zu bringen, zu Begeisterung, Ekstase, Enthusiasmus. Entzünden verheißt er sich nie; das verheißt gegen seine Würde. Höflichkeit, das er einmal — und auch nur in der alltäglichen Betonung — ausruft: Moy moy! was wenn es hoch kommt: heel moy! (schön, schön! oder sehr schön!). Keineswegs aber ist der Holländer humorvoll, im Gegenteil weiß er des Lebens Annehmlichkeiten zu schätzen und sich mit einer gewissen Raffinerie zu amüsieren zu machen. Der behagliche Genuss ist in Holland zu Hause und das Beste ist dem Holländer überall genugsam. Nirgends ist und trinkt man besser als in Holland. Unsere deutsche Küche ist gegen die holländische eine wahre Hungerleiderküche. Unmäßigkeit und Willen sind aber nirgends im Lande zu finden, das ist schon durch den vollstündigen Grundcharakter ausgeschlossen. Auch liebt der Holländer die Kunst mehr als man gewöhnlich annimmt, sein Schönheitsgefühl ist nicht undeutend, er hat einen lebhaft entwickelten Geschmack, was sich insbesondere auch in den malerischen Trachten des eigentlichen Volkes ausdrückt. Freilich scheint die plumbe Holzscheube an seinen Häfen seinen Schönheitspunkt zu strafen. Hier ist aber der praktische Gesichtspunkt, der bei dem Holländer so viel gilt, maßgebend geblieben. Die Holzscheube halten die Flüsse trocken und warm und das will in einem so feuchten Lande viel sagen, auch ist ein warmer Fuß in der Hygiene des Holländers ein Ding von höchster Wichtigkeit. Was also vor allem für die Kunstsinne des Holländers heißt, ist seine Liebe zur Kunst. Auf jedem holländischen Bauwerk befindet sich ein Glöckchen, das alle Viertel, halbe und ganze Stunden sein melodisches Geklapper hören läßt. Eine Spieluhr (oder gleich mehrere) befindet sich auch in jedem Hause. Dies verleitet dem sonst so ernstförmigen holländischen Leben einen ungemein freundlichen, fast lieblichen Schimmer. So entbehrt denn auch das Leben in Holland nicht seiner Lichtseite, und wer ein echtes unverfälschtes Volkstum kennen lernen will, der lasse es in diesem Lande noch finden. Freilich hat sich auch die Eisenbahnen auch hier vieles geändert und ver-



Musikunterricht. Von E. Zimmermann.

108

Nach zehn Jahren.

Novelle von

Helene Nyblom.

(Mit Genehmigung der Verfasserin aus dem Dänischen überseht von Mathilde Mann.)

Ich habe immer große Stücke auf meinen Freund, den Dichter Felix gehalten. Meine Bekannten haben mich oft mit meiner Vorliebe für ihn geneckt, doch dadurch nur meine Sympathie vermehrt.

Es ist nicht allein sein Talent, was mich fesselt, auch nicht sein einnehmendes Äußere, — nein, in seiner ganzen Persönlichkeit liegt ein gewisses Etwas, welches dem den Eindruck geben muß, daß er ein ungewöhnlich begabter, selten anziehender Mann ist, und dabei ist er doch ein Mensch, der sich auf das Liebenswürdigste in alle die Kleinlichkeiten des Lebens findet.

Niemals hört man aus seinem Munde die gewöhnlichen Seufzer und Klagen über die Widerwärtigkeiten des Daseins, nie sieht er sich in phantastischen Hornesausreden gegen das Bestehende, wie das manche Poeten zu thun pflegen, um dadurch den gewöhnlichen Sterblichen zu täuschen, daß sie es mit einer besonders hervorragenden Persönlichkeit zu thun haben. Und trotz alledem wird mein Freund selber niemals kleinlich; nie wird sein Ernst sentimental oder sein Scherz zweideutig! Ja, wie gesagt, ich habe stets sehr viel von ihm gehalten.

Etwas, worüber ich mir oft den Kopf zerbrechen, war, weswegen Felix noch immer Junggeselle geblieben, obgleich er zu jener Zeit, von der ich jetzt erzählen will, in vierzigstes Jahr vollendet hatte. Konnte sich denn die Mädchen nicht in ihn verlieben? Wo hatten sie nur einmal ihre Augen! Oder lag die Schuld etwa an ihm?

Sehr selten sprach er von sich selber oder von seinem eigenen Leben, und that es einmal, so geschah es nur, um von einer anderen Persönlichkeit zu erzählen, in der er in Berührung gekommen war. Seine Freunde wußten nicht das geringste von seinen Angelegenheiten.

Und doch gelang es mir einmal, ihn auf dieses Thema zu bringen. Was er mir damals erzählte, will ich in folgendem mittheilen.

An einem Oktoberabend traf ich Felix auf der Straße. Er fragte, ob ich nicht Lust habe, mit ihm zu kommen und seine neue Wohnung zu besuchen. Er war kürzlich in die Hauptstadt hinausgezogen und konnte nicht anders sagen, wie glücklich er sich dort fühle.

Ich begleitete ihn an jenem kalten, sternklaren Abend, und nach einer tüchtigen Wanderung erreichten wir endlich das Haus, in welchem er die erste Etage bewohnte. Als wir auf seinem Zimmer angelangt waren, zog er die langen Gardinen zurück und sagte:

„Schau nur einmal hinaus, dann wirst du einräumen, daß ich nicht zu viel gesagt habe.“

Freilich genoß ich die Aussicht im Dunkeln, aber dennoch sah ich, wie großartig schön sie war. Stockholm mit seinen unzähligen Laternen und erleuchteten Fenstern lag vor mir auf den Hügeln und Bergabhängen. Es schimmerte und leuchtete, als habe sich ein ganzer Funkenregen über die Landschaft ergossen. Hier und dort bligte die spiegelblanke Fläche des Mälarsees zu mir herüber und über der ganzen Landschaft wölbte sich die hohe Himmelsdecke mit ihren tausend und abertausend funkelnden Sternen.

„Hier fühle ich mich glücklich!“ sagte Felix, der neben mir stand. „Ich will das Bewußtsein haben, daß es Menschen in meiner Nähe gibt, und doch will ich nichts mit ihrem Thun und Treiben zu schaffen haben.“

„Sieht es nicht aus, als läge die ganze Welt zu unseren Füßen? Ich kann hier stundenlang sitzen und hinabschauen und mir alle die Freuden und Sorgen ausmalen, die aus den unzähligen Fenstern hervorschauen! — Aber nun sollst du auch meine Zimmer besuchen!“

Er zündete die Lampe an, schürte die glimmenden Kohlen im Kamin und legte frische Holzstücke auf. Mit wahrhaft kindlicher Freude zeigte er mir, wie vortrefflich er alles eingerichtet habe.

Es waren drei Zimmer; ein Schlafgemach, ein Studierzimmer und eine Wohnstube, alles elegant und geschmackvoll möbliert. Man sah sofort, daß hier ein Mann wohnte, der die Mittel besaß, sich sein Heim behaglich zu gestalten.

„Du wohnst hier ja ausgezeichnet,“ sagte ich, nachdem ich am Kamin Platz genommen.

„Du kannst es dir kaum besser wünschen. Nur einen Fehler hat deine Wohnung meiner Ansicht nach.“

„Und der wäre?“ fragte Felix, der

im Begriff war, die Armleuchter auf seinem Schreibtisch anzuzünden.

„Die Wohnung ist zu klein, wenn du dich einmal verheiraten willst, und das wirst du doch hoffentlich über kurz oder lang thun!“

Er warf das Schwefelholz von sich, als habe er sich daran verbrannt, und sagte ziemlich kurz: „Daran denke ich ja gar nicht!“

Ich merkte wohl, daß er wünschte, die Sache möge damit abgethan sein, aber ich ließ mich nicht beirren, ich hatte zu große Lust, den schweigsamen Mund einmal zum Reden zu bringen.

„Und warum denkst du denn nicht daran?“ fuhr ich unbefangen fort. „Du bist bald an dem Punkte angelangt, wo es heißt entweder — oder, und es kann doch nicht deine Absicht sein, Junggeselle zu bleiben? Die Mädchen, die dich verismähen wollten, müßten ja von Sinn und Verstand sein!“

Er schüttelte nur ärgerlich mit dem Kopf und fing an, hastig im Zimmer auf und ab zu gehen. Eine Weile sah ich seinem Treiben ruhig zu, dann fragte ich:

„Es muß doch etwas besonderes zu Grunde liegen, daß du, der du ein so viel tieferes Gefühl hast, als wir alle zusammen, nicht im Stande sein solltest, dich zu verlieben. Offen gestanden, mir ist die Sache unverständlich.“

Er ging noch immer schweigend auf und ab, und ich sah ein, daß ich nicht wieder anfangen dürfte.

Nachdem er eine ganze Weile gewandert war, blieb er dicht vor mir stehen; er war leichenblaß geworden, und ich bereute, diesen Punkt berührt zu haben. In seinen Augen lag ein eigenartig schmerzlicher Ausdruck, als flehten sie mich um Schonung an, und seine Stimme klang leise und unsicher, als er sagte:

„Wenn man einmal alles weggegeben hat, bleibt nichts mehr zurück,“ und damit fing er von neuem an, auf und ab zu wandern.

Ich fühlte mich peinlich berührt. Erst jetzt verstand ich, wie tief ich ihn verletzt hatte, indem ich hartnäckig bemüht war, eine Sache zu entschleiern, die er allen Blicken zu entziehen wünschte. Wenn ich daran dachte, wie feinführend er selber

war, so mußte ich mich über mein Benehmen schämen. Als er sich mir wieder näherte, sprang ich auf, reichte ihm die Hand und sagte:

„Verzeih mir, Felix!“

„Ach, sprich nicht so,“ erwiderte er und warf sich in einen Lehnstuhl. „Ich bin oft so unberechenbar, ich benehme mich zuweilen, als sei ich zwanzig und nicht vierzig Jahre alt, aber zu meiner Entschuldigung muß ich sagen, daß ich noch niemals über diese Sache gesprochen habe, — es wird mir im ganzen schwer, von mir selber zu reden.“ Er strich mit der Hand über die Stirn, als wolle er versuchen, dieselbe wieder in ihre alten Falten zu legen.

„Ich verspreche dir, diesen Punkt nie wieder zu berühren“, sagte ich. „Es war wirklich nicht meine Absicht, ausdrücklich zu sein, aber jeder Mann hat wohl seine Herzensgeschichte oder gar Geschichten gehabt, und ich dachte, unter guten Freunden pflegt so etwas kein so gar tiefes Geheimnis zu sein. Ich hätte wissen müssen, daß du hierin wie in vielem deine eigenen Anschauungen hast, — aber nun sprechen wir nicht mehr darüber!“

„Vielleicht habe ich gerade in diesem Punkte meine eigene Art und Weise zu fühlen und zu denken,“ erwiderte er. „Das hat aber seinen guten Grund, — denn die, welche ich einst liebte, war das unvergleichlichste Wesen auf der weiten Welt!“

Er fing an, über seine eigenen Worte zu lachen, wurde aber plötzlich ganz ernsthaft, sah mich an und wiederholte: „Ja, sie war das unvergleichlichste Wesen auf Gottes Erdboden!“

„Das ist selbstverständlich,“ sagte ich.

„Nein, es ist gar nicht selbstverständlich!“ antwortete er heftig. „Wenn du sie gesehen hättest, — ja, wenn du sie nur einen einzigen Tag gekannt hättest, würdest du mir Recht geben! Und ich, — der ich so glücklich gewesen, sie mein zu nennen!“ Er lehnte sich in den Stuhl zurück und bedeckte sein Antlitz mit beiden Händen. Plötzlich richtete er sich auf und sagte hastig: „Ich will dir von ihr erzählen!“

Ehe ich noch antworten konnte, begann er leise, fast flüsternd, nach und nach lauter werdend, und während er so sprach, wechselten Freude, Zärtlichkeit und Kummer in seiner Stimme ab.

„Siehst Du,“ begann er. „Es war in dem Jahr, als ich mein Examen gemacht hatte und Upsala verließ. Ich hatte die Universität ziemlich früh absolviert und beabsichtigte, mir nach den anstrengenden Studien eine längere Erholungszeit zu gönnen.“

Mein Vater war vor Kurzem verstorben, er war Bürgermeister in einer kleinen Stadt im südlichen Schweden geworden. Und dorthin begab ich mich denn auch, nachdem ich eine längere Juxtour durch Schweden und Norwegen gemacht hatte.

Ich fand meinen Vater — meine Mutter war schon in meiner ersten Kindheit gestorben — sehr befriedigt von seiner neuen Stellung. Er erzählte mir, wie liebenswürdig und zuvorkommend sein

Vorgesetzter, der Landrat, sei, welch reges, geselliges Leben in dem Städtchen herrsche.

Zu der Wohnung meines Vaters gehörte ein großer Garten, der bis an einen Fluß ging, und neben demselben lag der Garten des Landrats, der gleichfalls von dem Fluße begrenzt wurde. Die ganze Hauptstraße der Stadt lag an dem Fluße, und die Gärten hinter den Häusern bildeten den angenehmsten Verkehrsweg für die Bewohner.

Mein Vater erzählte mir, daß die Jugend des Städtchens viel miteinander verkehre, sich in den Gärten tummle und auf dem Fluße rudere. Am liebsten hätte er mich dem Landrat gleich am Tage meiner Ankunft vorgestellt, doch hielt er es für passender, bis zum nächsten Morgen zu warten.

Ich erkundigte mich nach der Familie des Landrats und erfuhr, daß derselbe Witwer sei, nur eine Tochter habe, — und daß sein Haus das geselligste, gastfreieste in der ganzen Gegend sei.

Am ersten Abend promenierte mein Vater und ich in unserem Garten. Derselbe war groß und reich an schönen Baumgruppen, der frühere Besitzer hatte ihn aber völlig vernachlässigt und mein Vater war jetzt damit beschäftigt, Ordnung zu schaffen.

Wir gingen an dem benachbarten Garten entlang und mein Vater machte mich mit gedämpfter Stimme auf die Schönheiten desselben aufmerksam.

„Was sagst du zu diesen Linden und Ahornbäumen! Und die Rasenplätze. Ist das nicht ein herrliches Grün!“

Ich konnte kein lebendes Wesen entdecken, nur der Abendwind rauschte in den Wipfeln der Bäume und trug den Duft der Levkojen und der Niesebas zu uns herüber.

Zwischen den grünen Blättern schimmerte etwas Weißes hindurch, das war vielleicht das Fräulein!

„Nein, es ist die Schaukel,“ belehrte mein Vater. Nun sah ich auch meinen Irrtum ein, sie war weiß angestrichen und hing still herab.

Wir gingen zum Fluß hinunter und setzten uns auf eine kleine Bank. Das Wasser war dunkel und still, und das gegenüberliegende Ufer war dicht mit Schilf bewachsen, zwischen dem unzählige Wasserblumen blühten.

Jenseits des Flusses sah man die weiten, grünen Wiesen, von denen der weiße Abendnebel aufstieg. In der Ferne begrenzten dunkelviolette Berge den Horizont. Die untergehende Sonne war von farbenprächtigen Wolken umgeben, es sah aus, als kämpften sie um ihren Besitz, während sie selber langsam versank. Nun sah man noch einzelne, kleine, purpurfarbene Wolken, die gleich leuchtenden Wurflecken auf dem lichtgrünen Abendhimmel schwammen. Die Luft war lau und lind, und tiefe Stille herrschte rings um uns her.

Da erklang leiser, plätschernder Ruder Schlag, und ein zierliches Boot näherte sich uns. In demselben saß eine junge Dame mit einem runden Hut. Eine Menge Wasserrosen lag im Boote, und als die

junge Dame alle die Blumen erblickte, an dem gegenüberliegenden Ufer blühte, ruderte sie dorthin, streifte die Rosens auf und begann, dieselben zu pflücken. Es war aber keine leichte Arbeit. Sie saß so fest an ihren langen, schlängelnden Stengeln, und während sie sich über den Rand des Bootes beugte, schwannte das kleine Fahrzeug hin und her. Endlich war es ihr, drei der schönen, großen weißen Blumen zu pflücken.

„Da ist Fräulein Eva,“ sagte mein Vater leise und stieß mich an. „Die Tochter des Landrats! — Guten Abend, Fräulein Eva,“ fügte er mit lauter Stimme hinzu.

Sie blickte auf. Ein paar große, schwarze Augen sahen unter dem grauen Strohhut, der ihr bleiches Gesicht bedeckte, hervor.

Als sie uns erkannte, grüßte sie freundlich.

„Sie pflücken Wasserrosen?“ fragte mein Vater, und es wollte mir scheinen, als sei er ganz erregt vor Eifer, ein Gespräch mit der jungen Dame anzuknüpfen.

„Ja,“ erwiderte sie, beschäftigt, den langen Stengel von den Blumen zu entfernen. „Ich habe eine ganze Menge bekommen.“

„Wie schön sie sind!“ meinte mein Vater.

„Ach ja,“ sagte sie und betrachtete die Blume, die sie in der Hand hielt. Sie hielt den Kopf ein wenig auf die Seite und streckte alle fünf Finger in den weichen Kelch. „Ja, sie sind schön, wenn man sie von weitem auf dem Wasser schwimmen sieht; hat man sie aber erst in der Hand, so ist gerade nicht allzuviel mehr dabei. Und damit warf sie die Blume ins Wasser zu den anderen und griff zu den nächsten.“

„Darf ich Ihnen meinen Sohn vorstellen,“ fuhr mein Vater in seinem Eifer fort.

Ich machte eine, wie es mir schien, recht linksche Verbeugung. Die junge Dame grüßte sehr würdevoll.

„Wir werden uns erlauben, Ihnen, wenn Ihr Herr Vater es gestattet, morgen unsere Aufwartung zu machen.“

„Sie werden uns sehr willkommen sein,“ erwiderte Fräulein Eva, grüßte noch einmal und fort war sie.

„Die junge Dame scheint mir ein wenig stolz,“ bemerkte ich.

„Wie kannst du nur so etwas sagen,“ rief mein Vater aus. „Sie ist die Tochter eines Mannes, der die Würde und Würdigkeit selber, heute Abend schenkt mir freilich ein wenig ernst gestimmt sein. Sie hat ihre eigenen Gedanken, das ist sie am liebsten allein. Morgen kannst du schon anders über sie urteilen.“

Am nächsten Vormittag begaben wir uns also wirklich zum Landrat. Wir gingen durch eine Gartenpforte, vorbei an den schönsten Blumenbeeten, und gelangten durch die Veranda in das Gartenzimmer. Aus dem Hause erkante Musik. Es klang eine Beethovensche Sonate.

„Fräulein Eva spielt Klavier,“ flüsterte mein Vater. Sie soll eine wahre Künstlerin sein; — ich verstehe mich ja nicht so darauf.

Im Gartenzimmer saß der Landrat und las Zeitung. Er war ein schä-

ttlicher Mann mit etwas Anlage zur
rpulenz. Er erhob sich, sobald er uns
lichte, und empfing uns mit großer Die-
nswürdigkeit und vielleicht ein wenig
rablassung. Es war ihm so angenehm,
1 Sohn meines Vaters kennen zu lernen.
ch habe schon von Ihnen gehört! —
cht durch den da," fügte er hinzu und
pte meinem Vater vertraulich auf die
hulter. „Väter sind bekanntlich in dem
mte nicht so zuverlässig, — aber von
deren habe ich gehört, daß Sie ein hoff-
ngsvoller junger Mann sein sollen.“
ann sprach er zu mir von meinem Vater.
brauche nicht zu sagen, welchen glück-
en Griff die Stadt gethan habe! Ein
ann mit so viel Pflichtgefühl und einer
hen Arbeitskraft. Von seinen anderen
benswürdigen Eigenschaften gar nicht zu
den!“ Und dabei klopfte er meinem
ater von neuem auf die Schulter. Das
aus kam sehr wohlberedet heraus, gleich-
m als sei es ein gutes Zeugnis, welches
n einer Autorität unterschrieben wurde.

Dann versenkte er sein Doppelkinn ein-
zig tiefer in seinen Kragen, zeigte seine
zihen Zähne und lehnte sich in seinen
stuhl zurück, während wir die uns von
m angewiesenen Plätze einnahmen.

Die Musik im Nebenzimmer tönte fort,
stige, leidenschaftliche Klänge, die gleich-
m einen heftigen Kampf durchkämpften
id schließlich erstarben, doch nicht verz-
hnt, sondern überwältigt von der Gewalt
s Schmerzes. Unwillkürlich mußte ich
n Tönen lauschen und unter dem Ein-
th, den diese erregte, von tiefem Seelen-
merz durchdrungene Musik auf mich aus-
te, alle die lebenswürdigen Komplimente
thoren, mit denen der Landrat mich über-
jüttete.

Die Musik schwieg; der Landrat trat
i die Thür des Salons und sagte mit
iner Ionoren, fetten Stimme: „Eva, hier
id Gäste!“

Gleich darauf erschien die junge Dame
der Thür, und jetzt hatte ich Gelegen-
it, sie genauer zu betrachten. Sie war
ittelgroß, schlank und fein gebaut, mir
! beim ersten Anblick ihr ungewöhnlich
ries Handgelenk auf. Ihr dunkles Haar
ar kurzgeschritten. Der Teint war fein,
m fast durchsichtiger Zartheit, die Wangen
aren durch das Klavierspiel ein wenig
rötet und auch die Augen hatten einen
genartigen Glanz. Ich habe dieselben
uagen später oft gesehen, sowohl unter
scheln wie unter Thränen, im Jörn wie
! Freudenglanz, am liebsten aber erinnere
ich mich ihrer, so wie ich sie zum erstenmale
sehen, als sie angeregt von der Musik
is Zimmer trat.

Sie stand einen Augenblick in der Thür
ille, und ihr weißes Kleid schimmerte im
llen Sonnenlicht, dann trat sie näher
nd reichte uns die Hand. Ich bemerkte,
ie aufmerksam sie mich beobachtete, gleich-
m als wolle sie mich durchschauen. Nach-
m sie an der Seite meines Vaters Platz
genommen, knüpfte sie ein eifriges Gespräch
nit demselben an. Währenddessen unter-
ielt der Landrat mich. Er stellte eine

Art Examen mit mir an, fragte nach mei-
nen Studien und Zukunftsplänen. Er
habe von meiner poetischen Beanlage
gehört, — das sei ja ein schönes Talent,
eine angenehme Zierde des geselligen Lebens,
aber ich solle nur nicht daran denken, mich
der Litteratur völlig zu widmen. Auch er
habe in seiner Jugend geschrieben, größten-
teils in fremden Sprachen, und man habe
ja gemeint, daß seine Leistungen ein nicht
ungewöhnliches Talent verraten hätten, —
später habe diese Beschäftigung ja natür-
lich ernstesten Pflichten das Feld räumen
müssen. Während er sprach, merkte ich,
daß Fräulein Eva hin und wieder zu mir
herüber sah. Mein Vater unterhielt sich
sehr lebhaft mit ihr, und ich hatte das
Gefühl, als spräche er von mir.

Nach Verlauf einer Weile sah der Land-
rat nach der Uhr, dann stand er schnell
auf, — wir möchten ihn entschuldigen, er
habe aber eine Sitzung und müsse sich
beeilen. Wir erhoben uns, und er forderte
uns auf, doch am Abend wiederzukommen,
er habe einige gute Freunde gebeten, —
kein großes Souper! Einige Familien
vom Lande, der Oberst, der Doktor und
ein wenig Jugend. Eva würde auch sicher
entzückt sein, wenn wir ihnen das Ver-
gnügen bereiten wollten!

Eva lächelte, machte eine bejahende Ver-
neigung, sah meinen Vater freundlich an
und warf dann mir einen langen, forsch-
enden Blick zu.

„Es würde uns natürlich eine große
Ehre sein,“ und damit gingen wir.

Als wir uns am Abend im Hause des
Landrats einfanden, trafen wir dort eine
große Gesellschaft versammelt. Alle Hono-
ratioren des Städtchens und die ganze
Nachbarschaft waren eingeladen. Der Land-
rat empfing uns sehr huldvoll, und im
Saal stand Fräulein Eva in eifrigster Un-
terhaltung mit dem Obersten und dem alten
Baron, dem das große Rittergut in der
Nähe der Stadt gehörte. Sie sah unend-
lich liebrend aus, in einem weißen Kleide
mit einer dunkelroten Rose im Haar. Ich
beobachtete sie aus der Entfernung und
bemerkte, wie aufmerksam sie der Erzählung
des korpulenta Obersten mit dem weißen
Schnurrbart lauschte. Als ich auf sie zu-
trat, um sie zu begrüßen, neigte sie ihr
Haupt mit der ganzen zuvorkommenden
Liebenswürdigkeit einer Wirtin und setzte
darauf ihre Unterhaltung mit dem Obersten
fort. Ich ging hinter meinem Vater her
durch alle Zimmer und ließ mich den ver-
schiedensten Anwesenden vorstellen.

Eine jugendliche Gruppe in der geöff-
neten Gartenthür erregte meine Aufmerk-
samkeit. Dieselbe bestand aus zwei jungen
Damen und drei Herren, die in munterem
Gespräch begriffen waren.

„Die Töchter des Propstes,“ flüsterte
mein Vater mir zu, „zwei reizende, junge
Damen. Die kleinere, die beständig lacht,
ist Fräulein Anna, die andere ist Fräulein
Marie.“ Beide Schwestern waren blond,
hatten rote Wangen und freundliche, blaue
Augen; in ihrem Ausdruck, ihrem Teint
und ihrer Toilette lag etwas so unbeschreib-

lich Reines, daß ich mich unwillkürlich zu
ihnen hingezogen fühlte. Zwei der jungen
Herren schienen Brüder zu sein. Mein
Vater teilte mir mit, daß der eine Student
sei, der andere Ingenieur; sie seien die
Söhne eines Rentier Armström, der sich
hier im Städtchen niedergelassen habe.

Konrad, der Student, war sehr blond,
er hatte eine rote Gesichtsfarbe, weiße
Augenbrauen und einen richtigen Flachs-
kopf. Er sah mager und fränklich aus.
Sein älterer Bruder Karl, der Ingenieur,
war ebenfalls blond, doch war er ein un-
gewöhnlich schöner, junger Mann von kräf-
tigem Wuchs und edlen, martierten Zügen.
Der dritte der Herren war der Arzt des
Städtchens, Dr. Blunk; er hatte glänzend
schwarze Augen, schwarzes Haar und machte
entschieden den Eindruck eines Südländers.
Wenn er schwieg, biß er sich fortwährend
auf die Unterlippe, und wenn er sprach,
geschah es mit heiserer, flüsternder Stimme.
„Soll ich dich vorstellen?“ fragte mein
Vater.

„Ach nein, noch nicht,“ bat ich. Es
amüsierte mich, die jungen Leute zu be-
obachten, und außerdem schienen sie alle so
bekannt miteinander zu sein und sich so
gut zu unterhalten, daß ich sie ungern
stören wollte.

Plötzlich erklang Musik aus dem Neben-
zimmer und alles strömte dorthin. Ich
trat an die Saalthür und blickte hinein.
Am Klavier saß ein junger Mann und
spielte einen Walzer. Er war offenbar
Pianist von Profession. Seine großen,
runden Augen flogen ängstlich von den
Noten zu den Tasten, mit ganzer Wucht
trommelte er darauf los und hob die Finger
in den Pausen so eifertig auf, daß man
glauben mußte, er verbrenne sich. Er hielt
vorzüglich Takt und die Jungen wirbelten
lustig durch den Saal.

Während ich so dastand und meine
Beobachtungen machte, kam Fräulein Eva
am Arm des Obersten an mir vorüber.
Sie wandte sich zu mir und flüsterte in
vertraulichem Tone: „Helfen Sie mir, bitte,
heute Abend ein wenig. Es sind nicht
genug Tänzer da, und es ist so unange-
nehm, wenn die Damen das merken. Sie
müssen für dreie tanzen!“ Dabei lächelte
sie und nickte mir zu, als wolle sie sagen:
„Es ist freilich langweilig für Sie, aber
Sie thun mir schon den Gefallen!“ Und
dann gingen sie weiter.

Ich kann nicht beschreiben, welche Wir-
kung diese wenigen Worte auf mich aus-
übten. Sie hatte mich gebeten, ihr be-
hülflich zu sein, und zwar in einem Tone,
als wollten wir uns zusammen thun, um
die anderen zu amüsieren — mir schwin-
delte vor Glück!

Sie, die wie eine Fürstin zwischen den
anderen jungen Mädchen einherging, mit
ihrem stillen, überlegenen Wesen, in einer
Glorie von Schönheit und Eleganz, sie
behandelte mich so vertraulich, sie hatte
mich gebeten, ihr zu helfen! Ich glaube
kaum, daß ein Knappe, der die Spuren
verdienen will, sich mit größerem Eifer
ins Gefecht stürzen kann, als ich mich in

den Strudel des Tanzes stürzte. Ich verneigte mich sofort vor einer kleinen, von der Natur sehr vernachlässigten Dame, die verlegen hinter der Thür saß, tanzte mit ihr, unterhielt sie auf so liebenswürdige Weise, daß sie auf den Gedanken kam, sie sei vielleicht ein verkanntes Genie, wenigstens versuchte sie Eindruck auf mich zu machen und mit mir zu kokettieren, was ihr durchaus nicht stand.

Als der Walzer vorbei war, ließ ich mich den Töchtern des Propstes vorstellen. Fräulein Anna war ganz entzückt, als ich ihr erzählte, daß ich ihren Bruder kenne, mit dem ich in Upsala zusammen studiert hatte. Fräulein Marie sah sanft und liebenswürdig aus und bat mich, sie zu besuchen und ihnen recht viel von „Friedrich“ zu erzählen.

Während wir miteinander sprachen, kam Dr. Blunk. Er hielt die Hände auf dem Rücken, blinzelte mit den Augen und sagte: „Ah, Herr Felix, der Sohn des Bürgermeisters, nicht wahr?“

„Der bin ich!“

„Sie sind erst kürzlich hierher gekommen,“ flüsterte er, als sei dies ein Geheimnis, das er eigentlich nicht verraten dürfe.

„Ja, gestern.“

„Und sind wahrscheinlich früher niemals hier gewesen?“ Ja, das konnte er begreifen! „So eine kleine Stadt! Das Leben in einer Provinzialstadt“ — und dabei sank die Stimme noch mehr herab — „ist auch nicht gerade allzu anziehend.“

„Da haben Sie recht, und doch hat es auch seine guten Seiten!“

„Haben Sie den Landrat früher schon gekannt? — Nicht? auch nicht das gnädige Fräulein? Dabei strich er sein Kinn, und seine Augen schossen rote Funken, während sie unruhig hin und her rollten.“

„Nein, ich kenne das gnädige Fräulein nicht,“ erwiderte ich, und triumphierend schlug mein Herz in der Brust. Ich kannte sie ja auch so gut wie gar nicht, aber trotzdem hatte sie mich um meine Mithilfe gebeten!

„Ich will Ihnen einen guten Rat geben,“ sagte er und führte mich in eine Fensternische. „Nehmen Sie sich vor Fräulein Eva in acht; sie ist eine gefährliche Dame!“

„In welcher Hinsicht?“ fragte ich.

„Ach, Sie werden mich schon verstehen. — Ich meine natürlich nicht, daß sie ihre Mitmenschen vergiftet oder ihnen Fußangeln legt. Sie können wohl denken, daß ich das nicht damit sagen wollte. Aber sie treibt ihr Spiel mit allen, saugt ihren Opfern das Herzblut aus und wirft sie dann beiseite; sehr angenehm ist das gerade nicht!“

Ich wußte nicht recht, was ich darauf antworten sollte, deswegen erwiderte ich nur, daß ich die armen Opfer herzlich bedauere. Der Doktor zuckte die Achseln.

Im selben Augenblick ertönte die Musik von neuem, ich sah mich nach den Töchtern des Propstes um, aber die waren bereits engagiert und schwebten am Arm ihrer Tänzer dahin.

Mich des gegebenen Versprechens erinnernd, wollte ich mich eben nach einer Tänzerin umsehen, als die Musik plötzlich verstummte. Fräulein Eva nahm den Platz des jungen Musikanten ein, der sich bescheiden in eine Ecke zurückzog, und nun begann sie zu spielen.

Schon bei den ersten Akkorden hatte ich ein Gefühl, als bräche die Sonne aus den Wolken hervor. Und wie mir, so erging es auch den anderen. Alle blickten auf, alle Lippen lächelten. Es folgte ein Walzer, wie ich nie zuvor ähnliches gehört hatte. Ja, das war ein Tanz. Man fühlte, daß man jung war, daß die ganze Welt offen vor einem lag. Kummer und Sorge waren undenkbar Begriffe — und sterben konnte man nicht — man würde ewig leben. Welch wonniges Gefühl, so über Felder und blumige Wiesen dahinzutanzten, über grüne Wälder und glitzernde Wogen hinaus in die schöne Gotteswelt! Es war mir, als müsse ich hoch aufhüpfen vor lauter Freude. Und doch tanzte ich nicht! Wie gebannt stand ich und blickte nach dem Klavier hinüber, an dem Fräulein Eva saß und den Kopf bald nach der einen, bald nach der anderen Seite wendend, zu den Tänzenden hinsah. Als sie zu spielen aufhörte, war ich ganz schwindlig. So etwas hatte ich noch nie gehört!

Alle klatschten Beifall, sie baten um mehr, und Fräulein Eva ging in das andere Zimmer, um ihre Noten zu holen. Als sie an mir vorüberkam, wagte ich sie zu fragen, ob sie selber denn nicht tanzen wolle, ob sie mir nicht die Ehre —

„Wie können Sie nur so etwas denken!“ erwiderte sie. „Hier sind mindestens sechs Damen zu viel, und dann darf ich doch nicht meine Pflichten gegen die älteren Herrschaften veräußen!“

Jetzt spielte sie eine Française. Es war eine bekannte Melodie, die ich unzählige Male gehört hatte, und doch klang sie mir ganz neu. Obwohl ich alle Touren durchtanzte, lauschte ich nur der Musik. Es war mir, als sei es unmöglich, nach einem solchen Spiel die Française so plump und schwerfällig zu tanzen, wie wir das heutzutage thun. Die gemessene, zierliche Grazie unserer Vorfahren würde weit besser hierher gepaßt haben.

Als die Française beendet war, und Fräulein Eva mit den Noten in der Hand aufstand, trat der alte Oberst an sie heran. Er redete ihr zu — er überredete sie. Ich sah, wie er den verlegenen Jüngling aus seinem Versteck hervorstachelte, wie er ihn ans Klavier nötigte, dann Fräulein Eva ergrieff und mit ihr davontanzten wollte.

„Aber meine Noten, Herr Oberst!“ sagte sie schnell. „Ach, Herr Felix, würden Sie mir dieselben so lange halten?“

Sie reichte mir das Notenheft, und ich preßte es heftig zwischen den Händen, während ich sah, wie der bevorzugte Oberst mit der Gewandtheit eines jungen Dandys Fräulein Eva im Wirbel dahinführte.

„Ich danke schön!“ sagte sie, als sie zum zweitenmal an mir vorüberkam, aber mit überlegenem Lächeln tanzte der

Oberst noch ein drittes und ein viertes Mal herum.

„Jetzt kann ich nicht mehr,“ sagte sehr bestimmt und entwand sich dem Arm. „Herr Felix, bitte, meine Noten!“

Ich sah, wie sie atmete und mit glühenden Wangen in das Nebenzimmer ging, aber ich wagte nicht, ihr zu folgen.

Was sich weiter im Laufe des Abends zutrug, erinnere ich mich nicht genau. Es wurde noch getanzt, und später das Essen im offenen Gartensaal und auf der Veranda serviert.

Gegen zwölf Uhr verabschiedeten wir uns. Der Himmel war rosenrot und sehr Much über die Anwesenden war nach der Erregung des Tanzes eine gewisse Ruhe gekommen. Als ich dem Landrat meine Verbeugung machte, stand Fräulein Eva neben ihm. Ich dankte ihr für den schönen Abend, und sie antwortete: „Im Gegenteil, ich muß Ihnen danken, Sie haben Ihre Sache wirklich gut gemacht.“

Ich hatte anfangs gar keine Lust, zu Bett zu gehen, und als ich mich endlich gelegt hatte, konnte ich nicht schlafen. Stundenlang lag ich wach auf meinem Lager — schließlich fiel ich in einen ruhigen Schlaf. Im Traum sah ich Fräulein Eva über den Rasen dahinschweben. Sie flog leise im Kreise umher, die Arme hatte sie ausgebreitet und die Schärpe ihres weißen Kleides wallte hinter ihr. Dieselbe ward länger und länger — waren die Nebelwolken, die sich in langen Streifen an ihr Kleid hängten und sich einer langen, ringelnden Schlange um den Fluß dahinzogen. Dann verschwand sie, und nun kam der Doktor zum Vorschein. Der sah mich so durchdringend mit seinen schwarzen Augen an und flüsterte mir zu: „Hüten Sie sich vor ihr! Hüten Sie sich!“ — Als ich erwachte, stand die Sonne bereits hoch am Himmel.

Nach den Regeln der Etikette mußte erst ein paar Tage vergehen, ehe ich dem Landrat meine Visite machen konnte. Es geschah es aber, daß ich, als ich mich am Tage nach jener Gesellschaft am Nachmittag in unserem Garten aufhielt, aus der unserer Nachbarn muntere Stimmen und fröhliches Gelächter vernahm. Ich trat hinüber und erkannte zwischen den helle Damentouilletten. Leise öffnete ich die Gitter und folgte der Richtung der Stimmen.

In der Mitte des Gartens, in dem Schatten einiger Birken standen die beiden Töchter des Propstes Arm in Arm. Die beiden grünen Blätter schien die Sonne munter auf Fräulein Annas blondes Haar. Auf einer Bank stand Fräulein Eva mit einem langen Zweig in der Hand, der vor sich hin hielt. Sie zählte: „Ein, zwei, drei! Nun gib acht, Konrad!“

Konrad Armström, der mit seinem Bruder und Dr. Blunk eine Strecke von den Damen entfernt stand, schied sich mit einem Sprung an. Er kam glücklich hinzu, doch fiel er dabei auf das eine Knie.

„Hätte besser sein können!“ sagte Fräulein Eva, während Konrad den Zweig mit der Hand abklopfte. „Jetzt du, du“

Der Ingenieur trat einen Schritt zurück, es wollte mir scheinen, als hebe Fräulein Eva den Zweig ein wenig höher. Dann nahm er einen Anlauf, sprang leicht und schwebend hinüber und stand fest auf seinen Beinen.

„Unübertrefflich, wie immer!“ sagte Fräulein Eva, während die anderen jungen Damen in die Hände klatschten.

„Nun Sie, Herr Doktor!“

Dr. Blunk war ganz bleich geworden. Er biß sich auf die Lippen und sah sehr regt aus. Er nahm einen Anlauf, hielt nun, ging wieder zurück, nahm abermals einen Anlauf und hielt von neuem an.

„Nun, wird's bald, Herr Doktor?“ sagte Fräulein Eva und bewegte den Zweig ein wenig.

„Jetzt halten Sie den Zweig absichtlich höher!“ rief der Doktor aus.

„Wie soll ich ihn denn halten? Ist es Ihnen so recht? Sie müssen sich aber nicht bis morgen früh bedenken!“

Der Doktor stand unentschlossen da und starrte den Zweig an, dann nahm er zum drittenmal einen Anlauf, sprang und — blieb mit dem einen Fuß hängen. Er streckte die Hände vor sich aus und fiel auf beide Kniee.

„Aber, Herr Doktor!“ sagte Fräulein Eva, ohne ihn anzusehen.

Er war dunkelrot geworden, und während er die Erde abklopfte, murmelte er vor sich hin: „Nicht alle verstehen sich auf solche Hundekunststücke!“

Im selben Augenblick entdeckte Fräulein Eva mich. „Aber nein, da kommt noch einer! Herr Felix, wollen Sie auch einmal Ihr Glück versuchen?“ und dabei zwang sie ihren Kommandostab.

„Nein, ich danke, ich habe kein Geschick in Hochspringen.“

„Aber Sie könnten es doch einmal versuchen?“ meinte sie und senkte den Zweig.

„Nein, ich weiß, daß ich es nicht kann. Wenn es sich um die Entfernung handelte, wäre ich schon mit dabei, hoch springen kann ich aber nicht.“

„Nun, wie Sie wollen,“ erwiderte Fräulein Eva, warf den Zweig ins Gras, sprang von der Bank herab und reichte mir die Hand.

Wir begrüßten einander, und ich merkte bald, daß diese kleine Gesellschaft daran gewöhnt war, viel miteinander zu verkehren. Herr Armströms Garten lag nämlich an der anderen Seite von dem Grundstück des Landrats, und seine Söhne konnten durch die Pforte ebenso leicht in Fräulein Evas Bereich gelangen, wie ich durch die unsere.

Konrad, der stets bleich war und rot-eränderte Augen hatte, machte trotzdem einen angenehmen Eindruck. Er war so still und bescheiden, ermangelte nicht einer erwiesenen, männlichen Würde, vor der man seiner Jugend Respekt haben mußte.

Der Ingenieur schien mir mit jedem Mal, da ich ihn sah, schöner. Selten hatte ich ein so offenes, freies Gesicht, eine so stattliche, wohlgebildete Figur gesehen. In seinem ganzen Wesen lag etwas so natür-

liches, gerades, daß es mir war, als habe ich ihn schon lange gekannt.

Der Doktor war noch immer so geheimnisvoll wie neulich; wenn er mir seine Bemerkungen zuflüsterte, fühlte ich eine unwiderstehliche Lust, ihn zu fragen, ob er an einem Lungenfehler leide, oder weswegen er denn nicht so sprechen könne, wie andere Menschen. Seine gedämpfte Redeart verließ allen seinen Äußerungen etwas ungemein Wichtiges, und er zwang dadurch alle, mit denen er sprach, ihm ganz nahe zu kommen.

Fräulein Anna sah eben so fröhlich, blühend und zierlich aus wie neulich — ich mußte unwillkürlich denken, welche vorzügliche Hausfrau sie wohl mit der Zeit werden müsse.

Fräulein Marie dagegen schien mit ihren Gedanken in anderen Regionen zu sein. Sie sah oft zerstreut und melancholisch aus, sobald man sie aber anredete, hatte sie stets ein freundliches Lächeln.

Fräulein Eva trug ein langes, helles Gewand, in reichen Falten umgab der klare Stoff ihre schlanken, geschmeidigen Glieder. Wenn sie ging, bewegte sie den Kopf ganz leise, was ihrem Gang etwas eigenartig Wiegenbes verlieh. Ihr Hut hing ihr an hellblauen Bändern in dem Nacken und das dicke, schwarze Haar fiel ihr tief in die Stirn.

„Es ist wohl eigentlich keine ganz passende Zeit, Visiten zu machen,“ sagte ich zu meiner Entschuldigung. „Würde ich dem Herrn Landrat wohl meine Aufwartung machen können?“

„Papa ist nicht zu Hause,“ erwiderte sie. „Er sieht es sehr gern, wenn ich die Visiten für ihn annehme.“

„Und dem gnädigen Fräulein ist es ein besonderes Vergnügen, Besuche zu empfangen, nicht wahr? Zuweilen läßt sie sich dann freilich auch verleugnen!“

„Ich weiß recht gut, daß Sie mich neulich im Garten gesehen hatten, — man ist aber nicht immer aufgelegt, Besuch zu empfangen,“ warf Eva hastig ein. „Zuweilen freilich würde man gern meilenweit gehen, um ein bekanntes Gesicht zu sehen, — wenigstens gewisse, bekannte Gesichter.“

Mir war es, als sähe sie bei diesen Worten flüchtig zu dem Ingenieur hinüber.

„Zu anderen Zeiten hingegen kann man seine besten Freunde selbst dahin wünschen, wo“ — sie hielt inne.

„Dürfte man wohl fragen, wohin das gnädige Fräulein die guten Freunde wünscht?“ fragte der Doktor intim.

„Nun, dahin, wo der Pfeffer wächst! Vielleicht wissen Sie, Herr Doktor, wo das Land liegt?“ erwiderte sie und lachte schelmisch dazu.

„Ich kann dem gnädigen Fräulein dies Gefühl nachempfinden,“ warf ich ein, „nur glaube ich, daß es gut ist, sich demselben nicht hinzugeben, man muß ja lernen, sich zu beherrschen.“

„Ja, nicht wahr!“ sagte Fräulein Marie und warf mir einen dankbaren Blick zu.

„Ist das wirklich Ihr Ernst?“ fragte Fräulein Eva. Sie warf dabei den Kopf ein wenig zurück und sah mich an, als wollte sie sagen: „Was fällt dir ein!“

„Mein Wertester,“ sagte der Doktor und legte mir seine Hand auf die Schulter, „Sie empfehlen Fräulein Eva da eben eine Ware, die man vergeblich bei ihr sucht. Fräulein Eva und sich beherrschen! Diese Tugend hat sie sicher nie geübt! Wäre an sie das Verbot ergangen, nicht von der verbotenen Frucht zu essen, so hätte sie sich dieselbe wohl ohne Hilfe der Schlange zu verschaffen gewußt — und hätte der Apfel ihr gemundet, so bezweifle ich sehr, daß sie dem armen Adam davon abzugeben haben würde.“

Die Herren und Fräulein Anna lachten, Fräulein Marie schaute ernst darein, und Fräulein Eva versetzte: „Ich weiß nicht, wie Sie, Herr Doktor, da Sie mich doch so wenig kennen und Ihr anderen, die Ihr mich doch von klein auf gekannt, so unfreundlich sein könnt, über mich herzufallen und so häßlich von mir zu sprechen. Was versteht Ihr überhaupt davon?“ fügte sie nach einer Pause hinzu und warf den Kopf in den Nacken.

„Zuweilen, wenn ich nur freundlich aussehe, bin ich sterblich in den einen oder den anderen von Euch verliebt, und oft, wenn ich Euch nur ein wenig schlechter Laune zu sein scheine, bin ich so wütend, daß ich Euch am liebsten alle in den Fluß würde!“

„Das sehen wir dir ganz gut an, Eva,“ versetzte Konrad. „Verzeihe, aber es ist ein großer Irrtum, wenn du glaubst, daß du dich beherrschen kannst, — das ist leider durchaus nicht deine Force!“

„Du hast ja nun aber einmal ein kleines Extraprivilegium bei deinen Freunden, du darfst dir mehr erlauben, wie andere Sterbliche,“ sagte Fräulein Marie und schlang ihren Arm um die Freundin.

„Ich will gar keine Privilegien haben,“ versetzte Eva und machte sich frei. „Ihr seid alle miteinander unfreundlich,“ und mit diesen Worten wandte sie sich um, eilte den Steig hinab bis an den Fluß und sprang in das kleine Boot, welches dort lag. Hier machte sie sich mit den Rudern zu schaffen, und als sie uns kommen sah, blickte sie auf und rief: „Herr Felix, können Sie rudern?“

Ich sprang zu ihr ins Boot.

„Achten Sie um Gotteswillen auf das Kommando des gnädigen Fräuleins, — sonst könnte es Ihnen schlecht ergehen,“ rief mir der Doktor nach.

Ich machte das Boot los und ergriff die Ruder. „Darf ich sie alle beide nehmen?“ fragte ich.

„Mit Vergnügen!“ antwortete sie, stand auf und setzte sich auf die Hinterbank des Bootes. Es war dasselbe kleine, grüne Fahrzeug, in dem ich Fräulein Eva am ersten Abend erblickt hatte. An der Brücke lag noch ein größeres, schwerfälligeres, in welchem Raum für mehrere Personen war. Die ersten Ruderschläge führten uns durch eine Menge Wasserrosen und Schilf; Fräulein

lein Eva warf aber nur einen gleichgültigen Blick auf die Blumen. Sie hatte die Füße auf einen im Boote liegenden Stein gesetzt und ihren dünnen Shawl fest um die Schultern gezogen.

Das leichte Boot schoß unter den Ruderschlägen pfeilschnell dahin, und bald hatten wir das freie Fahrwasser erreicht. Ein blühender Garten nach dem anderen glitt an uns vorüber, bis endlich grüne Wiesen und üppige Felder dieselben ablösten.

Fräulein Eva saß schweigend und lächelte still vor sich ihn, während wir Schwalben gleich über die Wasserfläche dahinstrichen.

„Weshwegen beeilen Sie sich eigentlich so sehr?“ fragte sie.

„Ich glaubte es sei die Absicht des gnädigen Fräuleins, sich so weit wie möglich von den Plagegeistern daheim zu entfernen!“

„Nun, das ist ja auch im Grunde nicht so übel, dann wollen wir aber auch gleich auf den See hinaus!“

Ich ruderte aus vollen Kräften und der Schweiß perlte mir von der Stirn.

„Sie können meinerwegen gern Ihren Rock abziehen, sonst wird es Ihnen nachher zu kalt,“ sagte Fräulein Eva.

Ich nahm das Anerbieten dankbar an und weiter ging's an den grünen Ufern entlang.

Jetzt kamen wir an einem großen Hause vorüber, das mitten in einem herrlichen Garten lag.

Unten an der Brücke standen einige Frauen, die Wäsche im Fluß spülten.

Sie hielten mit ihrer Beschäftigung inne und sahen zu uns herüber.

„Wer mag nur der Herr sein, der dort mit Fräulein Eva fortzubereit?“ hörte ich die eine zu der anderen sagen.

Ob Eva es gehört? Sie tauchte ihre Hand in das von der Sonne erwärmte Wasser, wodurch neben der Furche, die das Boot zog, noch eine zweite, kleinere entstand.

Jetzt wurden die Ufer höher, und nachdem wir etwa eine halbe Stunde gerudert hatten, ergoß sich der Fluß in den See.

Dieser war anfangs nur schmal, dehnte sich aber bald nach allen Seiten hin aus und ward von hohen, bewaldeten Ufern begrenzt, die sich in einiger Entfernung einander wieder näherten. Im Hintergrunde zog sich eine hohe Bergkette hin.

In der Mitte des Sees lag ein mit Weiden bewachsener Werder, eine Unmenge weißer Steine schimmerte zu uns herüber und eine Schar weißer Möwen umkreiste denselben in raschem Fluge.

Tiefe Stille herrschte rings umher. Kein menschliches Wesen war zu erblicken. Im Schatten war das Wasser tiefschwarz, aber in der Sonne glitzerte und zitterte es wie flüssiges Gold. Es war sehr warm und ich zog die Muder ein.

Am Ufer flötete eine Drossel — jetzt verstummten die klaren, vollen Töne, es war, als warte sie auf Antwort, als dieselbe aber ausblieb, begann sie von neuem.

„Wie schön es hier ist!“ sagte Fräulein Eva ganz leise, als fürchte sie, die Stille der Natur zu unterbrechen.

Großen Silberperlen gleich floßen die Tropfen von den Mudern herab und fielen auf die spiegelglatte Wasserfläche.

„Jetzt sollen Sie ein herrliches Stückchen Erde sehen,“ sagte sie und zeigte nach einer Anhöhe hinüber. Ich steuerte das Boot dahin.

Das Ufer war hier gleichsam von einem Wald von Schilf umgeben, das sich, als unser Boot dasselbe durchschnitt, raschelnd unter den Wellen bog, um ebenso schnell wieder hervorzutreten. Die Landung war ein wenig beschwerlich, da das Wasser hier sehr niedrig war. Plötzlich saßen wir zwischen zwei Steinen fest; ich sprang hinaus und reichte Fräulein Eva die Hand. Sie stützte sich leicht auf meinen Arm, nahm ihr Kleid auf und setzte ihren kleinen Fuß, den schmalsten, feinsten, den ich je gesehen, vorsichtig auf einen der großen Steine. Dann machte sie noch einen Schritt, blieb aber, den Finger auf den Mund legend, plötzlich stehen.

„Pst!“ sagte sie. „Hörten Sie wohl? War das dieselbe Drossel von vorhin?“

Ganz in unserer Nähe erklang eine klare Vogelstimme. Konnte die Drossel von der anderen Seite herübergeflogen sein? — Nein, jetzt hörten wir deutlich, wie dieselbe auf dem jenseitigen Ufer ihre Triller schlug, und dann antwortete wieder die Stimme über uns.

„Sie muß hier sein — kommen Sie!“ sagte sie und sprang leichtfüßig den Abhang hinan, vorsichtig drang sie durch das Buschwerk vor, ich folgte ihr. Jetzt schwieg der Vogel, aber nach einer kleinen Weile erklangen die Töne von neuem, ein wenig weiter landeinwärts. Fräulein Eva folgte der Stimme, so eilig und bebende aufwärts steigend, als gälte es, den Vogel zu fangen, dessen Gesang immer von einer anderen Seite zu kommen schien.

„Ach was, mir kann es ja schließlich einerlei sein,“ sagte sie endlich, als wir oben angelangt waren. „Hier bleibe ich liegen,“ und damit warf sie sich ins Gras.

Es war auch ein einladendes hübsches Plätzchen.

In der Mitte standen einige hohe Fichten, von kleineren Tannen, Wacholderbüschen, Vogelbeerbäumchen und jungen Birken umgeben. Die Erde war fußhoch mit weichem Moos bedeckt, und wenn man herab sah, blickte der See zwischen den Bäumen heraus, und durch eine Lichtung hatte man den herrlichsten Fernblick auf die Ufer und Höhenzüge, die in der sonnigen Sommerwärme blauten.

Es war so warm und geschützt hier wie in einem Treibhaus, der Duft des Wacholders und der Tannen schlug uns so plötzlich entgegen, als trüge der Wind ihn zu uns herüber, und doch regte sich kein Lüftchen.

Fräulein Eva hatte sich auf den Rücken ins Gras gelegt. Es sah aus, als sei sie vom Baume herabgeglitten und dann gleich

in dieser bequemen Stellung liegen geblieben.

Ich stand in einiger Entfernung von ihr und versuchte, mir den Schein zu ersparen, als sehe ich nicht nach ihr hin.

„Warum setzen Sie sich denn da? Sind Sie bange vor den Ameisen?“

Ich setzte mich an den Abhang.

„Sehen Sie den Habicht dort oben?“ fragte sie nach einer Weile.

Ich folgte der von ihr bezeichneten Richtung und erblickte den Habicht, wie ein dunkler Punkt mit ausgebreiteten Flügeln in der hellen Luft flog, oder vielmehr stand.

„Der hat nichts Gutes im Sinn,“ sagte sie. „Wessen armes Leben es angeht? Aber schön muß es dort oben sein. So wie ein Tropfen in der freien Luft hängen zu können!“

Sie breitete beide Arme weit aus und starrte in die blaue Luft hinauf.

Der See blinkte und bligte zu uns hin, die Füßen, der Wald sandte uns seinen süßlichen Duft, und wir ruhten dort reiselos, als lauschten wir mit angehaltenem Atem jedem Seufzer von Glück oder Schmerz, der sich leise der Brust der Menschen entrang.

Hin und wieder seufzte auch Eva unhörbar, und dabei sah sie unendlich glücklich aus.

Hoch oben in der Fichte hüpfte ein Eichhorn munter hin und her. Es blickte neugierig zu uns herab und verschwand dann zwischen den grünen Zweigen. Es war sichtlich überrascht, hier, wo keine Menschen und Tiere ihr Reich hatten, Menschenfinder zu entdecken.

Als wir so eine Weile stille da saßen, sagte Fräulein Eva plötzlich:

„Was die zu Hause wohl nur zu uns denken! Ich glaubte, sie würden in dem großen Boote folgen.“

„Das gnädige Fräulein hat sie ja so gnädig verabschiedet, da wagten sie es nicht!“

„War ich wirklich unfreundlich?“ fragte sie und zupfte das Moos neben sich aus. „Das kann ich mir eben nicht denken — ich halte ja so viel von ihnen allen!“

Ich mußte ihr nichts darauf zu erwidern, und Eva fuhr fort:

„Sie kennen meine Freunde noch nicht, aber ich denke, Sie werden sie bald kennenlernen. Wir sind im Sommer hier viel zusammen, und ich hoffe, Sie werden an unserem Verkehr teilnehmen.“

Ich dankte durch eine Verneigung, sie fuhr fort:

„Die beiden jungen Mädchen, Anna und Anna, habe ich gekannt, so lange ich hier wohne. Damals war ich neun Jahre alt, wir sind nun bald neun lange Jahre alt. Sie können sich keinen Begriff davon machen, welche liebe Mädchen das sind. Die Propstin ist schwächlich, und Anna ist bald unter, in der Küche wie im Garten, und immer ist sie fröhlich und freundlich und hat Zeit zu allem möglichen.“

„Das muß ja eine wahre Perle sein!“ rief ich ein.
 „Ja, das ist sie auch, und doch übertrifft Marie sie fast noch. Sie ist die Seele des Hauses, sie glättet alle Falten und trocknet alle Thränen; — ja, sie unbeschreiblich gut — und keineswegs um!“ fügte sie hinzu und wandte sich zu mir um. „Sie könnten auf den Gedanken kommen, denn die Herren glauben stets, daß so gute Mädchen dumm sein müßen; aber im Gegenteil; sie ist ungewöhnlich begabt. Sie liest Bücher, die andere Menschen — zu denen gehöre auch — nicht verstehen können.“

„Dann sind das ein Paar ungewöhnliche junge Damen,“ fühlte ich mich verpflichtet zu bemerken. „Wenn die Herren also vortrefflich sind, muß man ja dem adigen Fräulein zu diesem musterhaften Umgang Glück wünschen!“

„Ja, Konrad und Karl betrachte ich nun wie meine Brüder! Auch sie kenne ich, so lange wir hier wohnen. Wenn ich unter und lustig bin, gibt es keinen angenehmeren Umgang wie Karl; er ist stets guter Laune und immer gesund, und dann ist er so lieb und gut gegen mich; er verzeiht mich förmlich; leider ist er jetzt nur zeitweise zu Hause.“

„Und Konrad?“ Der sieht so herzenseitig aus,“ fragte ich.

„Ja, nicht wahr!“ erwiderte sie eifrig. Das ist der prächtigste, ernsthafteste Junge, den Sie sich nur denken können. Wenn ich schlechter Laune bin, oder wenn ich mich unpassend benommen habe, gehe ich zu ihm und klage ihm mein Leid, und er ist so verständig und klug, oft fast ein wenig zu streng, aber ich kann mich immer darauf verlassen, daß sein Rat ein guter ist, und er stets Recht hat.“

„Und der Doktor?“ fragte ich.

„Ja, der Doktor!“ erwiderte sie und ließ auf einen Grashalm. „Wie finden Sie den?“

„Ich? — ich kenne ihn ja gar nicht!“
 „Aber irgend einen Eindruck muß er doch auf Sie gemacht haben! Sie sind doch so — Sie haben doch so viel Phantasie! Mögen Sie ihn, oder mögen Sie ihn nicht?“

„Er hat bis jetzt durchaus keinen Eindruck auf mich gemacht. Das gnädige Fräulein muß nicht böse sein, wenn ich ein Urtheil über ihn fälle, bevor ich ihn in wenig näher kennen gelernt.“

„Ja, so leicht lernt man ihn auch nicht kennen,“ sagte sie nachdenklich. „Er ist nicht eigentlich, was man liebenswürdig nennt; aber man muß ihn von einer anderen Seite sehen, im geselligen Verkehr kommen seine guten Eigenschaften nicht zum Vorschein. Er behandelte meinen Vater während einer sehr gefährlichen Krankheit, und da habe ich große Achtung vor ihm bekommen. Er weiß zu handeln und erachtet etwas aus in der Welt. Eine solche Unermüdlichkeit, eine solche Aufopferung und so viel Verstand findet man nicht so leicht beisammen. Er ist ein bedeutender Mann.“

„Daran zweifle ich keineswegs“, antwortete ich. Sie war sehr ernsthaft geworden und saß da, den Kopf in die Hand gestützt. Unbeweglich starrte sie vor sich hin. Wir schwiegen beide.

„Hallo!“ erschallte es plötzlich vom See herauf. „E—va!“

„Eva! Eva!“ wiederholte das Echo erst auf dem einen, dann auf dem anderen Ufer.

Und „Eva“ tönte es nach einer kleinen Pause in weiter Ferne.

„Hallo“, antwortete Fräulein Eva, so daß es laut über den See dahinschallte, und jetzt sahen wir das große Boot schnell auf uns zukommen. Da war Fräulein Annas hellblaues Kleid und Fräulein Mariens weißer Strohhut. Zwei Herren saßen an den Rudern. Sie sahen uns noch immer nicht und riefen deshalb noch einmal. Fräulein Eva antwortete von ihrem Versteck aus, aber ich machte ihr den Vorschlag, an den Rand des Abhanges zu gehen und uns zu zeigen.

„Es ist bereits spät, mein gnädiges Fräulein,“ fügte ich hinzu und sah nach der Uhr. „Sie trinken ja um acht Uhr Thee und jetzt ist es bald halb Acht.“

„Wär's möglich,“ rief sie aus und sprang auf. Ehe ich ihr folgen konnte, war sie zum See hinab geeilt. Unsere Freunde im Boote erblickten uns jetzt und ruderten heran, aber das große Boot konnte nicht durch das Schilf dringen.

„Was denkst du eigentlich, Eva,“ rief Konrads Stimme vom Boote aus.

„Ich denke an nichts,“ lautete Evas Antwort.

„Das konnte ich merken,“ rief Konrad zurück.

„Dein Vater ist sicher längst zu Hause.“

„Beilen Sie sich, bitte, ein wenig,“ flüsterte sie mir zu. „Lassen Sie uns schnell einsteigen!“

Als wir das große Boot erreicht hatten, sagte der Ingenieur: „Wollen wir jetzt nicht mit den Mägen tauschen, Herr Felix? Sie können auch immer ein wenig aufmerksam gegen die anderen Damen sein.“

„Ja, thun Sie das!“ sagte auch Eva. „Erzählen Sie denen da nur tüchtige Kläubergeschichten von unserem Ausflug.“

Ich mußte natürlich gehorchen, und während ich in das große Boot sprang, sah ich, wie Karl Fräulein Eva freundlich zunickte, sich setzte und die Ruder ergriff.

„Wo ist der Doktor geblieben?“ fragte Fräulein Eva, als sie an uns vorüberfamen.

„Er hatte Krankenbesuche zu machen und konnte deswegen nicht mitkommen,“ versetzte Fräulein Anna.

Eva nickte uns zu, und das kleine Boot schoß pfeilschnell an uns vorüber.

Fräulein Anna wollte gern rudern, so übernahmen wir denn jeder ein Ruder, während Konrad und Fräulein Marie sich am anderen Ende des Bootes miteinander unterhielten.

Sie schienen ganz in ihr Gespräch vertieft, und als ich fragte, was für wichtige Dinge denn da verhandelt wurden, lächelte

Fräulein Marie nur und tauchte das Vorkett, das sie in der Hand hielt, ins Wasser.

„Ach, wir behandelten hier eine sehr schwierige Frage,“ versetzte Konrad. „Wir sprachen über den ‚freien Willen‘ und sind uns darüber einig geworden, daß es einen solchen geben muß, doch können wir uns nicht ganz darüber verständigen.“

Wir fingen alle an zu lachen, und Fräulein Anna rief: „Geben Sie acht, Herr Felix! Wir liegen gleich alle im Fluß!“

Als wir nach einer Weile beim Garten des Landrats anlangten, war das kleine Boot bereits festgemacht, und von den Insassen war niemand zu erblicken.

Wir befestigten auch unser Boot, ich trocknete den Schweiß von der Stirn und zog meinen Rock wieder an. Fräulein Anna war sehr erhitzt von der Anstrengung, doch ließ sie es sich nicht nehmen, alles im Boote wieder an Ort und Stelle zu legen.

Ans Land gestiegen, bemerkten wir, daß in der Veranda des Landrats Gäste waren, deswegen trennten wir uns und ein jeder ging in seinen Garten.

Als ich eben die Gitterthür hinter mir schließen wollte, erblickte ich Fräulein Eva, die aus dem Treibhaus kam und eine Melone in den Händen hielt.

„Wollen Sie denn gehen?“ fragte sie und blieb stehen.

„Sie haben ja Besuch!“

„Ach, es ist nur der General und seine Frau,“ antwortete sie. „Sie könnten doch bleiben und mit uns Thee trinken!“

Ich erwiderte, daß ich nach Hause müsse. Ich habe meinen Vater den ganzen Tag kaum gesehen, und möchte ihn nicht mit dem Abendbrot warten lassen.

„Und nicht einmal die ist im Stande, Sie zu verlocken?“ jagte sie und hielt die Melone in die Höhe.

„Nein, auch nicht einmal die, welche sie hält!“ versetzte ich munter. „Mein Vater würde mich vermissen.“

„Ach so! Sie haben Ihre Kinderstube noch nicht vertreten,“ sagte sie ein wenig höhnisch.

Ich antwortete nicht, sie aber reichte mir schnell die Hand:

„Sie haben Recht! Ihr Vater ist so viel allein, er wird sich freuen, wenn Sie kommen! Der schönste Teil des Tages liegt ja auch doch hinter uns,“ fügte sie leise hinzu.

Als ich Abschied von ihr genommen hatte und ich eine Strecke gegangen war, rief sie mir nach:

„Herr Felix! Grüßen Sie, bitte, Ihren Vater! Ich halte so viel von ihm!“

Eine ganze Reihe lichter, seliger Sommertage folgte nun. Die Sonne schien klar und hell vom Morgen bis zum Abend, sogar die Nächte waren von durchsichtiger Klarheit, und der Himmel schien nur auf die erste Morgenröthe zu warten, um in seinem ganzen Glanz zu erstrahlen. Es war eigentlich immer windstill, nur hin und wieder brachte uns eine erfrischende Brise Kühlung.

Von Zeit zu Zeit sammelten sich schwere Wolkenmassen, und ein heftiges Gewitter entlud sich, — es war, als wenn der Himmel all das Glück nicht ertragen könne. Sobald er aber sein Herz erleichtert hatte, lächelte er auch wieder in seiner ganzen göttlichen Klarheit.

Die jungen Menschen, mit denen ich plötzlich in so nahe Berührung gekommen war, lebten täglich in bester Eintracht und Vertraulichkeit miteinander. Der Garten des Landrats bildete unseren gewöhnlichen Sammelplatz, doch suchten wir einander auch in unseren eigenen Wohnungen auf. Armströms hatten einen herrlichen, großen Garten; doch mußte man dort den alten vergrähten Herrn Armström mit in den Kauf nehmen, einen Greis, der mit seinen kleinen, roten Augen, seinem großen, zahnlösen Mund und dem vertrockneten, runzeligen Gesicht wie eine Karikatur seines Sohnes Konrad aussah.

Er war ein despotischer, alter Mann, und wenn er in seinem geblühten alten Schlafrock in der Gartenthür erschien, wußten wir, daß ein Unwetter in der Luft schwebte. Er behandelte seine beiden erwachsenen Söhne wie die reinen Schuljungen und machte fortwährend Bemerkungen über alles, was sie vornahmen.

Wohl erzeigten sie ihm die größte, kindliche Ehrfurcht, doch ward ihnen stets leicht ums Herz, sobald sie die väterliche Gartenthür hinter sich geschlossen und das nachbarliche Terrain erreicht hatten.

Bei dem Propst waren wir alle hin und wieder zum Thee. Fräulein Anna entsprach völlig der von ihr gemachten Beschreibung; sie war ein vorzügliches, lebenswürdiges Hausmütterchen. Es war alles so zierlich und gemüthlich.

Im Garten grünte und sproßte es, selbst bei der größten Hitze standen die Blumen frisch und üppig, und die Veranda war mit den schönsten Blattpflanzen geschmückt. Mochte man Anna als Wirtin am Theetisch oder mit einer Handarbeit beschäftigt sehen, stets lag eine lebenswürdige Thätigkeit über ihrem Thun ausgebreitet, und wohin das Auge schweifte, erblickte man die Resultate ihres Schaffens.

Die Mutter war eine zarte Erscheinung, still und schüchtern; sie erröthete bei jedem Worte, welches sie sagte, und dankte mit fast peinlich berührender Höflichkeit für einen Besuch oder jede andere unbedeutende Aufmerksamkeit.

Der Vater war ein sehr beredter Mann; er hielt es für seine Pflicht, die Unterhaltung stets im Fluß zu halten, und er ließ sich regelmäßig, wenn ich mich im Garten einfand, um mit der Jugend zusammen zu sein, in ein längeres Gespräch mit mir ein.

Fräulein Marie war und blieb für mich die Perle der Familie. Sie war ein kleines, denkendes Wesen und verstand es, auf die natürlichste, lebenswürdigste Weise ein ernstes Gespräch anzuknüpfen, dazu kam ihre unermüdlige Freundlichkeit und ihr Wohlwollen für alle ihre Mitmenschen.

Ihre selbstlose Lebenswürdigkeit hatte

etwas Rührendes für mich, — merkte man ihr doch an, daß sie im Grunde oft recht trübe gestimmt war und das Leben ziemlich schwer nahm.

Wäre nicht eine andere dagewesen, neben welcher alle Herrlichkeit dieser Welt in den Schatten trat, so hätte ich vielleicht einen Bund fürs Leben mit dem lieben Mädchen geschlossen. —

Am wohlsten fühlten wir uns sämtlich stets in dem Garten des Landrats, und es verging kaum ein Tag, an dem wir nicht mindestens einmal dort zusammentrafen. Der Landrat war, wenn zugegen, der höflichste, lebenswürdigste Wirt, sowohl für die älteren Gäste, die er mit der ganzen Gewandtheit eines Weltmannes unterhielt, wie für uns Junge, denen er völlige Freiheit gestattete.

Wenn Besuch dort war, und das war häufig der Fall, legte er Beschlagnahme auf Eva; er wünschte, daß sie sich in den Pflichten einer Wirtin üben möge, aber im übrigen konnte sie thun und lassen, was sie wollte.

Ich hörte ihn einmal zu meinem Vater sagen: „Seit die Erziehung meiner Tochter beendet ist, halte ich es nicht für notwendig, eine fremde Dame im Hause zu haben, die als Wirtin den Platz meiner seligen Frau einnimmt. So eine Stellung hat ihre großen Schwierigkeiten. Meine Tochter ist sich ihrer Würde vollkommen bewußt und ich glaube, ich kann mit gutem Recht sagen, daß sie eine ganz scharmante, kleine Wirtin ist. Was ihren Umgang mit den jungen Herren betrifft, so sind das Freunde aus der Kinderzeit, und ich kann mich vollkommen auf den Takt meiner Tochter verlassen. Deswegen sind auch der Doktor und Ihr Herr Sohn jederzeit bei uns willkommen.“

Die einzige, sogenannte Ehrenwache, die Fräulein Eva hatte, war eine alte Dame, die Lehrerin bei ihrer Mutter gewesen und jetzt ihren Lebensabend im Hause des Landrats verbrachte. Sie saß gewöhnlich mit ihrem Buch oder ihrer Handarbeit im Gartenzimmer und hatte eine Art Oberaufsicht über Eva. Da sie jedoch sehr ängstlich jeden Luftzug mied und sich am liebsten fest in ihren weißen, wollenen Shawl hüllte, — selbst bei der stärksten Hitze, so reichte diese Oberaufsicht nicht viel weiter als bis zur Gartenthür, und Fräulein Eva hielt sich nun einmal mit Vorliebe im Freien auf.

Indessen schien das Verhältnis zwischen den beiden ein außerordentlich gutes zu sein. Eva machte sich viel mit ihr zu schaffen und achtete stets darauf, daß ihr die nötige Ehrfurcht erwiesen wurde; nie verließ sie das Haus auf längere Zeit, ohne sich mit einem Kuß von dem alten Fräulein Busch verabschiedet zu haben, ohne ihr einen Schmel unter die Füße zu schieben und zu fragen, ob sie nicht irgend welche Wünsche habe.

Es war eine sehr stille, aber sehr lebenswürdige, alte Dame; mit ihrem weißen Haar und den kleinen, hellblauen Augen sah sie stets so munter und vergnügt aus,

und obwohl sie selber nicht viel nahm, so doch sichtlich lebhaften Anteil an unserer Unterhaltung.

Ich weiß nicht, weswegen sie ab vom ersten Abend, als wir uns kennen lernten, eine so besondere Vorliebe für mich zeigte. Sie, die sonst so wenig sprach, zog mich durch das ganze Zimmer, nur um ein paar freundliche Worte zu sagen. Oder auch sie kam mit irgend einem Anlaß, deren sie unzählige durchstudierte, mich zu und bat leise: „Herr Felix, haben Sie wohl einen Augenblick Zeit für mich? Hier ist ein so sehr interessanter Artikel, aber es wird mir so schwer, denselben völlig zu verstehen. Ich bin nur ein richtiges Frauenzimmer!“

Wenn am Abend getanzt wurde, so nahm ich stets einen Augenblick, um mich mit ihr in die Ecke zu setzen und mit ihr zu plaudern. Bei solchen Gelegenheiten trug sie eine feine, mit weißseidenen Bändern gezierte Haube, das Strickzeug war daneben beiseite gelegt. Sie vergötterte Eva und sagte oft im Vertrauen zu mir, daß niemand eine Ahnung von all dem habe, was in dem Mädchen stecke. „Aber setzt ja eine Ehre darein, es zu verbergen, und entzückend ist sie ja stets, was sie auch beginnt, — meinen Sie nicht auch Herr Felix?“

Was man in der Stadt über unseren ungenierten Verkehr sagte, war mir eben unbekannt wie gleichgültig. Das steht fest: Wer einmal in Fräulein Evas Zauberkreis gelangt war, machte sicher keine Bemerkungen mehr.

Am Vormittage mußte man sich anstandshalber den Schein geben, man studiere ein wenig, — für mich bestand das freilich meistens nur darin, daß ich mich auf den Rücken in die Sonne legte und plögllich mit meinem Buch in dem Gesicht erwachte.

Die Damen hatten am Morgen ihre häuslichen Beschäftigungen, der Ingenieur arbeitete, und der Doktor besuchte seine Patienten, aber am Nachmittag versammelten wir uns dann im Garten des Landrats. Die Herren rauchten, Fräulein Anna hatte ihre Handarbeit mitgebracht, während Fräulein Marie im Schatten saß und amüsierte und Fräulein Eva Bouffets dort in der Schaukel saß, oder auf dem Rasen im Gras lag.

Der Doktor brachte zuweilen ein Buch mit, er las ungewöhnlich gut vor, bei ders dramatische Sachen. Da legte er ganz den affektirten, flüsternden Ton an und trug mit viel Ausdruck und Gefühl vor.

Wenn es kühler wurde, gingen wir gewöhnlich auf die Veranda, Fräulein Eva ging ins Haus, setzte sich ans Klavier und spielte bei offenen Fenstern.

Während die Sonne langsam sank und alle Rosen dufteten, saßen wir da drauß und lauschten.

Der Doktor verstand viel von Musik, d. h. er wußte ganz genau, wann ein einzelner Pianist gelebt hatte, wo er geboren war, und was er geschrieben hat.

Und doch hat er nicht mehr Mut in sich, wie ich in meinem kleinen Finger," sagte Fräulein Eva zu mir.

Zu ihm sagte sie das aber nicht. Wenn er mit seinen Bemerkungen an sie herantrat, schweig sie nur und schloß das Klavier.

Zuweilen geschah es auch, daß Fräulein Eva nicht erschien, wenn wir im Garten waren, oder, daß sie uns gleich wieder entließ.

"Heute ist sie nicht in guter Laune," kitzelte mir dann der Ingenieur zu und bald lernte ich es selbst erkennen an dem gentümlich abweisenden Blick und dem finnen, bestimmten Zug um ihren Mund, den sie so fest schloß, als sei sie eine Statue.

"Sprechen Sie nicht mit ihr," sagte Fräulein Marie. "Das ist das richtigste."

Sie pflegte dann auf und ab zu gehen, hielt ein Blatt, dort einen Zweig von den Bäumen zu pflücken. Jedesmal, wenn sie sich umwendete, entfernte sie sich weiter von uns, bis sie dann plötzlich verschwunden war.

Ich entsinne mich so deutlich eines Tages mitten im Sommer. Es war kühlend warm gewesen. Der Landrat war zu Hause, wir saßen vor der Veranda, der in einem bequemen Gartenstuhl.

Fräulein Eva hatte fast eine ganze Stunde Klavier gespielt. Es klang wie lärmige Wogen, die ans Ufer rollten und wieder zurückschlügen mit demselben törmigen Schlag, der sich nicht zur Ruhe legen will.

Plötzlich, bei einem heftigen Donnerschlag hielt sie inne. Ein zweiter folgte, und dann brach der Regen los. Wie eine dicke, undurchdringliche Wand standen die Regentropfen über den Bäumen vor uns.

Fräulein Eva trat in ihrem Regenmantel heraus.

"Ich glaube, es regnet?" sagte sie, und die Kapuze über den Kopf und lief den Garten hinab.

"Sie wird ja ganz naß," rief Fräulein Marie.

"Mit ihren dünnen Schuhen!"

"Sie kommt schon zurück," meinte Maria, die sich so hingestellt hatte, daß die Regentropfen in das erhitzte Gesicht schlugen.

Aber sie kam nicht wieder. Als eine Viertelstunde verstrichen war, sagte Karl:

"Felix, gehen Sie, bitte, hinaus und lassen Sie sich nach ihr um!"

"Warum gerade ich?" fragte ich.

"Ja, gerade Sie!" erwiderte er und schlug mir einen Schlag auf die Schulter; so, nun gehen Sie nur!"

Netzt erschien auch Fräulein Busch in der Verandathür und sagte: "Ach, lieber Herr Felix, versuchen Sie doch, das Mädchen zur Vernunft zu bringen; was kann nur in dem Regen da draußen wollen?"

Ich begab mich hinaus. Erst zum Ufer hinab. Dort war sie nicht; dann suchte ich die andere Seite des Hauses, aber auch dort suchte ich sie vergebens. Schließlich sah ich durch den Armströmschen Garten

auf eine kleine Wiese, welche diesen von dem Terrain des Propstes trennte. Dort befand sich eine Anhöhe mit einer Flaggenstange, und ich wußte, daß sich Eva mit Vorliebe hier aufhielt.

Hier stand sie auch wirklich, die Kapuze tief ins Gesicht gezogen, in dem strömenden Regen.

"Gnädiges Fräulein," sagte ich, nachdem ich sie erreicht hatte, "wollen Sie nicht nach Hause kommen? Es regnet ja so sehr."

"Das weiß ich," antwortete sie nur.

Ich sah sie an und erschrak förmlich über den finsternen Ausdruck in ihrem Gesicht.

"Sind Sie krank, Fräulein Eva?" fragte ich, "oder haben Sie Kummer? Verzeihen Sie, aber es ist sicher nicht vernünftig von Ihnen, sich einem solchen Regenguß auszusetzen. Ist Ihnen etwas Unangenehmes begegnet, daß Sie die Einsamkeit aufsuchen müssen?"

"Mir fehlt nichts," erwiderte sie seufzend, "aber ich kann diesen ewigen Sonnenschein nicht ertragen! Ich mußte hinaus; ich mußte einmal den Regen auf mich herabströmen lassen!"

"Weiter hat es also nichts auf sich," sagte ich erleichtert. "Dann thun Sie mir nun den Gefallen und kehren Sie mit mir um!"

"Nein," antwortete sie, "ich will nicht nach Hause! Ich will keinem Menschen einen Gefallen thun! Wozu auch?" fügte sie mit blickenden Augen hinzu!

"Thun Sie's nur!" sagte ich ganz ruhig und reichte ihr die Hand. "Kommen Sie nur mit, ehe Sie ganz durchnäßt sind."

"Lassen Sie mich in Frieden," versetzte sie und wandte mir den Rücken. "Ich will allein sein! Ihr seid mir alle miteinander so langweilig!"

Mir blieb nichts anderes übrig, als ihr eine Verbeugung zu machen und meiner Wege zu gehen. Gott weiß, es ward mir sehr schwer!

Als ich in den Garten kam, fielen die letzten, schweren Regentropfen und goldig brach die Sonne aus den Wolken hervor.

"Nun, Sie sind wohl schön angekommen!" rief mir der Doktor aus der Veranda entgegen.

"Das gnädige Fräulein wünscht, daß wir allesamt verschwinden. Wir langweilen sie, sagt sie."

Obgleich ich mich bemühte, einen scherzhaften Ton anzuschlagen, fühlte ich doch, wie sich meine Kehle zusammenschnürte.

Sehr erstaunt war ich deshalb, als alle in ein schallendes Gelächter ausbrachen.

"Jetzt gehe ich erst recht nicht!" sagte der Ingenieur und lehnte sich gemütlich in seinen Stuhl zurück. "Der Herr Landrat hat uns aufgefordert, zum Thee zu bleiben, und er muß bald zurückkommen."

"Arme, kleine Eva!" sagte Marie. "Läßt sie nur ein wenig in Ruhe, dann befindet sie sich schnell wieder."

"Nun," flüsterte mir der Doktor zu, "jetzt haben Sie Gelegenheit, Fräulein Eva genauer kennen zu lernen!"

Bei dieser Gelegenheit ward es mir so recht klar, in welchem nahem Verhältnis die jungen Leute zu einander standen.

Sie unterhielten sich ungeniert weiter, und als Eva nach einer Weile durch den Garten kam und schweigend ins Haus ging, thaten sie, als bemerkten sie sie nicht; sie ließen sich nicht in ihrem Gespräch stören, während sie ihre Füße auf der Wiesenmatte abputzte.

Es währte eine geraume Zeit, ehe wir etwas von ihr hörten, da erklangen plötzlich drinnen die Töne des Klaviers, leise und wehmütig — es war, als wollte das Herz sich Trost aussprechen.

Die Sonne stand jetzt dicht über dem Horizont, der Himmel erglühete purpurn in ihren Abschiedsstrahlen. Die Schwalben huschten fröhlich zwitschern über den Rasen dahin, und in langen, durchsichtigen Schwärmen tanzten die Mücken.

Ich saß neben dem Ingenieur unter dem geöffneten Fenster, aus welchem die Töne zu uns herausdrangen.

"Sie sehen so nachdenklich aus, Felix," sagte er leise zu mir. "Fehlt Ihnen etwas?"

"Ach, ich denke über etwas nach, was der Doktor am ersten Abend meines Hierseins zu mir sagte. Es betrifft Fräulein Eva!"

"Etwas Gutes scheint es ja nicht zu sein," meinte er nach einer Weile. Er hatte sich vornüber gelehnt und blickte starr zu Boden.

"Ich will Ihnen etwas sagen," begann er endlich.

Ich rückte näher zu ihm heran, und er fuhr in gedämpftem Tone fort: "Der Doktor ist ein gescheiter Mann, aber in dieser Sache benimmt er sich sehr thöricht. Er macht sich Hoffnungen und glaubt, daß es ihm auf irgend eine wunderbare Weise gelingen muß, Fräulein Evas Hand zu erringen. Es ist gar nicht zu fassen, wie einzelne Menschen so wenig Verstand haben können! Ich habe sie von klein auf gekannt und ich habe vom ersten Augenblick an gewußt, daß sie ein ganz anderes Wesen sei als wir alle miteinander. Es mag ja einmal ein Mann kommen, der gut genug für sie ist, aber mich soll's doch wundern, ob jemand den Mut hat, sie zu fragen."

Gegen mich ist sie stets unbeschreiblich gut und liebenswürdig gewesen, aber ich müßte ja von Sinnen sein, wenn ich auch nur einen Augenblick glauben wollte, daß sie eine andere als eine schwesterliche Zuneigung zu mir empfindet.

"Und hast du denn niemals daran gedacht, dich —"

"Die Sterne, die begehrt man nicht — man freut sich ihrer Pracht!" erwiderte er.

Er war aufgestanden und sein schönes Antlitz strahlte, als spräche er von einem höheren Wesen.

Die Töne vom Zimmer her verstummten, und bald darauf trat Eva auf die Veranda hinaus. Sie war sehr still und blieb es auch, als der Landrat nach Hause zurückgekehrt war. Glücklicherweise war dieser sehr angeregt und hatte viel zu er-

zählen, so daß er ihr die Pflicht, ihre Gäste zu unterhalten, dadurch erleichterte. Es dunkelte bereits, als wir uns auf den Heimweg begaben. Ich hatte mich verabschiedet und war schon auf der Veranda, als Fräulein Eva mir nachrief: „Herr Felix!“

Schnell wandte ich mich um.

„Verzeihen Sie mir, bitte!“ sagte sie und reichte mir die Hand.

Als ich am nächsten Nachmittag in den Garten des Landrats kam, saßen Fräulein Eva und Fräulein Marie allein unter dem großen Baum in der Mitte des Rasens.

Eva war damit beschäftigt, eine blaßrote Rose in den blonden Flechten ihrer Freundin zu befestigen. Als ich mich ihr näherte, reichte sie mir die freie Linke und nickte mir auf das freundlichste zu.

„Sie sind mir doch nicht mehr böse,“ sagte sie und sah so kindlich und reuevoll zu mir auf, daß es mir fast unmöglich war, zu glauben, daß dies dieselbe zürnende Nymphe war, die mir gestern im Gewitter so zornesblitzende Blicke zugeworfen.

„Ich weiß recht gut, daß ich gestern sehr häßlich gewesen,“ sagte sie und fuhr in ihrer Beschäftigung fort. „Aber ich bin nun einmal kein so artiges, kleines Mädchen, wie dies liebe, sanfte Wesen hier. Sie hat oft genug Grund, böse auf mich zu sein, und doch ist sie stets gleich gut und freundlich.“ Und dabei beugte sie sich zu Marie herab und küßte sie mehrmals.

„Sehen Sie doch nur, wie entzückend diese Blumen ihr stehen!“ fuhr sie fort und drehte Mariens Kopf leise zu mir um.

„Aber Eva!“ flüsterte die andere und suchte sich frei zu machen.

„Nein, sieh du nur ruhig auf!“ sagte Eva und bog ihren Kopf in die Höhe. „Wie schön die blaßroten Rosen und die blanken, dunklen Blätter in ihrem hellen Haar aussehen! Und diese kleine Ranke hier im Nacken, die ist doch entzückend!“

Marie war dunkelrot geworden, sie schlug die Augen noch immer nieder, als sie aber plötzlich zu Eva aufsaß, standen helle Thränen in denselben.

Eva wandte sich hastig ab und ordnete die Blumen, welche neben ihr lagen. Es sah aus, als wollte Marie in Thränen ausbrechen, etwas, was ich bis dahin nie an ihr bemerkt. Sie stand hastig auf, bückte sich nach ihrem Hut und fuhr mehrmals mit dem Taschentuch über die Augen. Gleich darauf ging sie.

Eva stand da und sah ihr nach.

„Ob Sie wohl eine Ahnung davon haben, welch liebes Mädchen sie ist!“ fragte sie mich.

„Ja, das weiß ich,“ erwiderte ich.

„Warum verloben Sie sich denn nicht mit ihr?“ und dabei sah sie mich forschend an.

„Darüber habe ich wirklich noch nicht nachgedacht!“

„Ja, das ist ja gerade das Wunderbare, daß Sie noch nie darüber nachgedacht haben! Männer denken stets dann am wenigsten, wenn sie es am allermeisten thun sollten! Sie überschauen ein Mädchen wie Marie und gehen hin und verlieben

sich in oberflächliche, blendende Schönheiten, mit denen sie nie glücklich werden können. Ist es Ihnen denn nicht möglich, Marie zu heiraten?“

„Ich glaube kaum,“ antwortete ich.

„Und warum denn nicht?“

Mein Herz schlug so heftig, daß es mir war, als müßte sie es sehen.

„Einen bestimmten Grund dafür kann ich nicht angeben!“

„Und sie liebt Sie doch so sehr!“ sagte Eva und sah ganz traurig aus.

„Das ist sicher ein Irrtum!“

„Haben Sie es denn nicht selber bemerkt? Warum hätte sie denn sonst geweint? Sie ist gar nicht eitel.“

„Aber blöde,“ versetzte ich.

Eva nickte mehrmals nachdenklich mit dem Kopfe. „Wollen Sie sich die Sache nicht einmal überlegen?“ fragte sie endlich.

„Nein, ich will lieber gar nicht mehr daran denken,“ erwiderte ich.

In demselben Augenblick erschien Konrad und unser Gespräch stockte. Er sah uns fragend an, und als wir noch immer schwiegen, wurde er verstimmt. Es war mir mit dem besten Willen nicht möglich, sofort eine gleichgültige Unterhaltung zu beginnen. Ich war noch zu erregt von dem Zwang, den ich mir hatte auferlegen müssen, um nicht durch Wort oder Blick zu verraten, was in mir vorging. Wie konnte sie mir auch nur eine andere vorschlagen, mich wiederholt bitten, an eine andere zu denken!

Als ich am Abend auf meinem Zimmer saß, klopfte es, und auf mein „Herein“ erschien Konrad.

Er begrüßte mich flüchtig und blätterte dann in den Büchern, die auf meinem Tische lagen; ich merkte ihm an, daß er etwas auf dem Herzen habe, doch las ich ruhig weiter und wartete, bis er anfangen würde.

Plötzlich blickte er auf.

„Felix,“ sagte er, „haben Sie ihr Jawort?“

„Wessen Jawort?“ fragte ich ganz erstaunt, und das Buch entfiel meiner Hand.

„Nun, es kann doch nur die Rede von einer einzigen sein! Warum schweigst du denn so plötzlich, als ich in den Garten trat?“

„Ich so — Sie meinen Fräulein Eva! Wir sprachen über etwas, was nicht gut ein Dritter hören konnte.“

„Ja, das kann ich mir denken!“ rief er aus. „Sie liebt Sie ja!“ und er barg das Antlitz in den Händen.

„Sind Sie von Sinnen, Konrad?“ fragte ich und versuchte seine Hände zu entfernen. „Sie bat mich ja gerade, Fräulein Marie zu heiraten!“

„Das schadet nichts, das schadet nichts!“ jammerte er. „Ich weiß es, ich sehe es ja, daß sie Sie liebt. Und ich habe ja stets gewußt, daß einmal dieser Tag kommen würde, daß ich ihn überleben müsse, und jetzt, wo er da ist, scheint es mir ein Ding der Unmöglichkeit, weiter zu leben,“ und er bedeckte von neuem sein Gesicht mit den Händen.

„Hören Sie einmal, Konrad,“ begann ich ganz ruhig; mir war dabei zu Mute,

als sei mein ganzes Innere erstarrt. „Ich sie überhaupt jemanden von uns liebend sind Sie der Bevorzugte. Sie hat selber erzählt, daß sie ein unbegrenzt Vertrauen zu Ihnen hat, und das sehen ja täglich. Sie folgt Ihrem Rat ja, als ob Sie ihr Lehrer oder ein älterer Bruder.“

„Ja, das ist es ja gerade! Das ist das Verzweifelte bei der Sache. Ich für sie ein Magister, ein Bedant, ein langweiliger, alter Schulmeister, auf den Rücksicht nehmen muß. Gerade das unbegrenzte Vertrauen ist mir ein Verhängnis, wie unmöglich ihr der Gedanke erscheint, mich jemals zu lieben. Wenn sie mich liebte, würde sie besangener mir gegenüber sein! Ach, ich habe es ja immer gemerkt und doch ist es so schwer zu ertragen.“

Ich setzte mich neben ihn und redete ihm zu. Wir blieben bis spät in die Nacht bei einander. Ich versuchte ihn zu trösten, obgleich ich selber recht trostbedürftig war. Hatte ich doch auch nicht mehr Hoffnung für mich als wie für ihn!

Er schüttelte mir sein ganzes Herz aus, er erzählte mir, wie er schon als Kind keinen anderen Gedanken gehabt als wie er gearbeitet habe, um ihrer Mutter zu werden, wie er an einem freundlichen Lächeln von ihr tagelang gezecht.

„Meine Mutter habe ich nicht adelt, und für meinen Vater habe ich stets eine Furcht als Liebe empfunden,“ sagte er. „Alles Glück, welches mir je zu teil ging von ihr aus!“

Ich fühlte, daß ich sein Vertrauen zu gelten müsse, aber es war mir unmöglich. Ihr Bild in meinem Herzen war gleichsam von einer Mauer von blanken Schwärzen umgeben, hinter welche niemand gelangen konnte.

Die Tage gingen dahin, und oben im geheimen jeder sein Leid zu tragen hatte, so lebten wir doch nach außen hin unser fröhliches Leben miteinander weiter. Ich hatte keine Ahnung von dem, was Eva eigentlich dachte. Wie ihr das, was in ihrem Inneren voranging, durch die Musik verstand ich sie. Ich hörte es, all den Stimmungen zu lauschen, die sich in ihrem Spiel widerspiegeln, als von fern, in atemloser Spannung folgte ich dem Kampf ihrer Seele, der immer den Sorge, dem triumphierenden Jüdel — es war mir, als lernte ich sie durch die Sprache der Töne erst eigentlich kennen, als vertraute sie denselben Dinge an, die sie nie Worte gefunden haben würde.

Sie sah es gern, daß ich ihr so nahe so sah ich denn oft vor dem offenen Fenster durch das sich ein Strom von Tönen ergoß, bald wie Tropfen eines brausenden Wasserfalles, bald wie ein Blutstrom einer Todeswunde.

Wir waren nach wie vor täglich zusammen, und das einzige, was mich in jenen Tagen die Anspielungen meines Vaters über meine Verliebtheit; — er sprach von mir, wenn er Fräulein Eva sah, nährte augenscheinlich die Hoffnung, seine kühnsten Träume in Erfüllung zu würden.

Die Zeit meiner Abreise rückte allmählich heran, und mit Schrecken dachte ich daran, daß bald Tage kommen würden, an denen ich sie nicht mehr sehen sollte; aber ich schob diese trüben Gedanken weit von mir, die Tage der Gegenwart waren so schön, so inhaltreich — ich versuchte zu vergessen, daß dieser Sommer je ein Ende haben könne.

Es war am 20. August — der Tag ist so klar vor mir, als sei es gestern gewesen. Bei dem Landrat sollte zu Ehren der alten Dame, die dort zu Besuch war, eine große Gesellschaft stattfinden.

Am Morgen des Tages kam ich in den Garten und traf dort Eva und den Doktor. Sie band einen Kranz aus bunten Blumen und frischem Grün; er saß neben ihr, fast unauffällig, wie es mir scheinen wollte, und lächelte ihr seine Bemerkungen mit seiner zarten Stimme zu.

Als ich eintrat, stand er auf und sagte: „Jetzt räume ich einem Würdigeren das Feld. Uebrigens,“ und er sah nach der Uhr, „ist es auch Zeit, daß ich gehe. Um zwölf Uhr soll ich einem alten Mann das Bein amputieren.“

„Wie schrecklich!“ sagte Fräulein Eva. „Im Gegenteile, mein gnädiges Fräulein, ich erzeuge ihm ja einen Liebesdienst, dem ich ihn von seinem kranken Bein freie!“

Es entstand ein Pause.

„Ich wollte eigentlich bleiben, bis der Kranz beendet ist, aber das wird mir doch nicht möglich. Wozu ist derselbe denn bestimmt?“ fragte er und hob das eine Ende des Kranzes mit zwei Fingern in die Höhe.

„Einen bestimmten Zweck hat er nicht,“ antwortete Eva und sah ihr Nachwerk an. „Ich mag so gern Blumen, und ich denke, Sie finden schon einen Platz, an dem er sich gut ausnimmt.“

„Ja, dann empfehle ich mich,“ sagte der Doktor. „Ich denke mir, der Alte wartet sehnsüchtig auf mich.“

Er verschwand durch die Gitterthür. Fräulein Eva saß eine ganze Weile weinend da und sah ihm nach.

„Den Mann glaubte ich einmal zu sehen,“ sagte sie endlich. „Er ist aber kein alter Mensch.“

„Hat die Art und Weise, wie er von dem Patienten sprach, Sie verlezt?“ fragte ich.

„Er kann sich für nichts erwärmen und wärmen,“ erwiderte sie. „Auch nicht für die Böse. Er ist ein eifriger Charakter, kennt weder den Rausch des Entzückens noch die Angst der Verzweiflung; er ist selbst genug, für ihn dreht sich alles um seine eigene Person! — Leben Sie wohl, Herr Felix! Auf Wiedersehen heute noch!“ Und damit stand sie auf und ging ins Haus.

Am jenem Abend tanzte Fräulein Eva, und sie tanzte mit mir. Sie war so heiter und glücklich, wie ich sie nie zuvor gesehen. Alle ihre Freunde erhielten einen Tanz, und, wie Konrad, sogar den Doktor bedachte sie mit einem kurzen Walzer.

Der Landrat hatte mich gebeten, eine

meiner Dichtungen, von welcher mein Vater ihm erzählt hatte, vorzulesen. Es war ein längeres Gedicht und schien mir seines ernststen Inhalts wegen eigentlich nicht recht zum Vorlesen geeignet; ich fürchtete, es würde zu sehr mit der Munterkeit des Tanzabends in Mißklang stehen; aber es half nichts. Ich hatte mein Versprechen gegeben, und als der Champagner zu fließen begann, trat der Landrat an mich heran und sagte:

„Ich würde Ihnen sehr verbunden sein, wenn Sie sich dort in die Mittelthür stellen und uns Ihre Dichtung mitteilen wollten.“

Dann bat er die Gäste um Gehör. Ich mußte mich fügen, nahm das Papier, stellte mich in die Thür und begann.

Im Anfang bebte meine Stimme ein wenig; es war das erste Mal, daß ich in Evas Gegenwart eine meiner eigenen Schöpfungen vorlas. Allmählich überwand ich jedoch meine Scheu, ich wurde wärmer, der Stoff regte mich an. Es war der Ausdruck von Gedanken, die mich einstmals bewegt, ich fühlte, obwohl ich die Sache wie alles, was einer entschwundenen Zeitperiode angehört, jetzt ruhiger aufsaßte, daß Wahrheit in der Dichtung lag. Als ich dieselbe geschrieben, war ich noch sehr jung gewesen, hatte aber doch eine sehr richtige, instinktmäßige Auffassung von manchem gehabt, wie sie der Jugend eigen ist, und zu der der reifere Mann erst durch Erfahrung gelangt.

Um mich her war es stille. Ich fühlte, daß man lauschte und aufmerksam lauschte.

Als ich geendet, brach die Gesellschaft in lauten Beifall aus, und der Landrat, sowie einzelne der Anwesenden kamen zu mir und stießen mit mir an. Das alte Fräulein Busch weinte, so daß ihr die Thränen von den Wangen herabließen. Sie schüttelte mir die Hand und sagte nur: „Ach, Herr Felix!“ Dann weinte sie weiter.

Ich fühlte, daß Fräulein Evas Auge auf mir ruhte, und als ich aufschaute, begegneten sich unsere Blicke. Sie sah mich strahlend, voller Bewunderung an. Es war, als sähe sie mich zum ersten Male und könne nicht begreifen, wer ich sei.

Sie näherte sich mir und berührte mein Champagnerglas leicht mit dem ihren, während sie ihr Haupt fast unmerklich neigte. Noch einmal schaute sie mir mit demselben aufmerksam spähenden Blick in die Augen, dann kehrte sie an ihren Platz zurück.

Als das Fest beendet und ich zu Hause angelangt war, konnte ich mich gar nicht entschließen, zu Bette zu gehen. Draußen über dem Garten lag der herrlichste Mondschchein, und leise schlich ich mich hinaus. Alles um mich her hatte das klare, stille Gepräge einer monderleuchteten Herbstnacht.

Kein Blatt rührte sich, kein Laut ließ sich hören. An dem sternklaren Himmel stand die silberne Scheibe des Vollmondes.

Als ich die Gitterthür, die zu dem Garten des Landrats führte, erreicht hatte, gab ich meinem brennenden Verlangen nach, ich öffnete dieselbe und ging hinaus.

Es war mir, als sei ich ihr da drinnen näher, und mich sah ja niemand.

In dem schmalen Steig zwischen den hohen Büschen, der in tiefem Schatten lag, schien sich etwas zu bewegen; ich streckte die Hand aus und berührte etwas Lebendes. Ein gedämpfter Schrei erfolgte.

„Fräulein Eva! Sind Sie es?“

„Ja, und Sie, Herr Felix! Weswegen sind Sie noch so spät in der Nacht hier draußen?“

„Das weiß ich selber nicht! Die Nacht war so schön und verlockend, — aber Sie?“

Es schien mir, als nähmen unsere Stimmen in der klaren Herbstluft einen eigentümlich deutlichen Klang an, deswegen dämpfte ich die meine unwillkürlich.

„Es war so warm, so drückend da drinnen,“ sagte sie. „Da ging ich hinaus. Und nun bin ich hier auf und ab gewandert und habe über das nachgedacht, was Sie uns heute abend vorgelesen.“

Ihre Stimme zitterte wie die Mondstrahlen da draußen auf dem Wasser.

„Felix,“ sagte sie plötzlich leise und reichte mir die Hand.

Ich ergriff dieselbe und drückte einen glühenden Kuß darauf. Dann zog ich Eva in meine Arme.

Sie sah zu mir auf. Ihre Augen standen voller Thränen. Plötzlich schlang sie beide Arme um meinen Hals und sagte: „Felix, ich liebe Sie!“

Wäre der Mond plötzlich vom Himmel gefallen, so hätte mich das nicht mehr in Erstaunen setzen können als das Geschehene, und doch wieder schien es mir die natürlichste Sache von der Welt. Ja, wir hatten einander immer geliebt, wir waren für einander geschaffen!

Ich wollte reden, aber es war mir unmöglich. Ich beugte mich zu ihr hinab und küßte ihren Mund, ihre Augen, ihr Haar. „Ist es wirklich wahr?“ fragte ich endlich. Sie lehnte sich nur inniger an meine Brust.

„Gute Nacht!“ flüsterte sie; „wir sehen uns ja bald wieder; es ist nicht mehr lange hin bis zum Morgen.“ Man hatte vom Hause her nach ihr gerufen und sie eilte von dannen.

Alles um mich her war noch ebenso still und feierlich. Der Mond spiegelte seine klare Silberscheibe noch immer im Wasser und die hellen Sterne funkelten über meinem Haupte. Ich hätte glauben können, das Ganze sei ein Traum, — aber ein wonniges Gefühl unsagbaren Glückes durchströmte mich, ein Gefühl, für welches ich weder Thränen noch ein Lächeln hatte, das der Nacht glich, die mich umgab, klar und stille, von unzähligen Sternen erhellt.

Vor Sonnenaufgang kam ich heim und schlief fest und gesund. Als ich erwachte, sprang ich mit einem Freudenschrei auf. Am liebsten wäre ich gleich zu ihr geeilt und hätte sie in meine Arme geschlossen! Aber es fiel mir ein, daß wir Jungen aufgefördert waren, das Fest vom vorhergehenden Abend am Morgen fortzusetzen und uns zum Frühstück bei dem Landrat einzufinden. Das war ein Strich durch meine Rechnung!

Die Uhr war bereits halb zwölf, als

ich hinüberging. Auf dem großen Rasenplatz waren eine Menge Menschen versammelt. Eine lange gedeckte Tafel stand in der Mitte und Eva war an dem einen Ende derselben beschäftigt, Schokolade einzufchenken. Sie sah mich nicht an, sondern reichte mir nur die Hand und sagte: „Willkommen, Herr Felix! Wie immer der Letzte!“

Sie sah unverändert aus, nur glühten ein paar rote Flecken auf ihren bleichen Wangen. Sie war wie immer die aufmerksamste Wirtin.

Der Landrat dankte mir für meine Vorlesung: „Das muß ich sagen, lieber Herr Felix, Ihre Dichtung ist ungewöhnlich schön. Sie haben wirklich eine Belohnung verdient! Meine Damen! — Eva! — Ihr müßt euch etwas ausdenken, um Herrn Felix für den Sieg zu belohnen, den er gestern davongetragen. In früheren Zeiten empfing ein Ritter stets seinen Lohn aus der Hand einer Dame. Fällt euch denn nichts ein?“

„Ich glaube, er hat seine Belohnung bekommen,“ sagte Eva und warf mir einen flüchtigen Blick zu. „Hat er doch gesehen, welche Freude er dir und uns allen bereitet hat.“

„Ja, das ist alles recht gut, aber ich meine doch, Fräulein Marie!“ — Da half kein Sträuben, Fräulein Marie mußte einen Eichenzweig von dem nächsten Baum pflücken und mir denselben um den Hut winden.

„Und nun aufs Knie nieder, mein Herr!“ sagte der Landrat zu mir.

Ich blickte Eva an, die aber war eifrig an dem Frühstückstische beschäftigt.

„Ich glaube gar, Sie befinden sich noch! Nein, unsere jungen Herrn heutzutage sind eigentümlich geartet. Auf's Knie mit Ihnen, auf beide Knie, wenn ich bitten darf, und dann küssen Sie hübsch artig die Hand der schönen Dame. So, Fräulein Marie, nun setzen Sie ihm nur den Hut auf.“

Wir machten uns beide so schnell wie möglich davon ab, und ich konnte deutlich merken, welche Mühe es Fräulein Marie kostete, heiter dabei auszu sehen.

Der Vormittag verlief schnell inmitten aller dieser Menschen und nur einmal gelang es mir, Eva im Vorübergehen zuzuschnüffeln: „Sehen wir uns heute noch?“

„Sei um 7 Uhr im Garten unter den Birken,“ antwortete sie. „Dann werde ich allein sein.“

Als ich mich am Abend zur bestimmten Stunde einfand, war sie noch nicht dort. Ein schrecklicher Gedanke überkam mich, ich fürchtete, daß sie überhaupt nicht kommen würde, daß alles, was am gestrigen Abend zwischen uns geschehen, nur ein flüchtiger Einsall gewesen, eine Laune, die in der Mittagssonne verdunstet.

Ich hatte aber erst wenige Minuten gewartet, als ich sie schon in der Ferne erblickte.

Sie lief sehr schnell, hatte dunkelrote Wangen und fiel mir gleich um den Hals.

„Wir haben nicht lange Zeit!“ sagte

sie. „Wir hatten bis jetzt Besuch und ich muß gleich wieder zurück.“

Ich umarmte sie innig, sie aber riß sich los, trat einen Schritt zurück und sah mich an.

„Ich muß dich einmal ordentlich anschauen!“ sagte sie. „Du bist heute schöner als je zuvor. Weißt du wohl selber, wie schön du bist?“

Ich lächelte und sie fuhr fort:

„Ja, lache nur! ich mag dich am liebsten, wenn du lachst; dann siehst du aus wie eitel Sonnenschein! und doch, wenn du ernst bist, gefällst du mir fast noch besser! Welch hohe Stirn du hast! Wie viele Gedanken Platz in derselben finden! Nein, das mußt du nicht thun! Dein Haar darfst du nicht so aus der Stirn streichen. Dein schönes Haar soll frei und ungewunden fallen, wie es dir gewachsen!“

„Aber du, Eva?“

„Von mir mußt du nicht reden! Nur ansehen sollst du mich! Welch herrliche Augen du hast!“

Sie hatte den einen Arm um mich geschlungen und blickte zu mir auf.

„Ich könnte immer und immer in deine Augen schauen bis in alle Ewigkeit,“ und dabei küßte sie mich.

„Wie kam es eigentlich, daß du mich liebst? Ist es schon lange her?“ fragte ich sie.

„Ich glaube, es wurde mir erst gestern klar, wie sehr ich dich von Anfang an geliebt,“ erwiderte sie. „Ich entsinne mich jedes Worts, das du zu mir gesagt, seit wir einander kennen gelernt.“

„Und du wirst meiner nicht gleich wieder überdrüssig werden?“

Als einzige Antwort schlug sie mich leicht auf die Wange, dann küßte sie meine Hand.

Noch einige kurze Minuten, und sie mußte wieder von dannen.

Wir sahen einander stets nur flüchtig, es hot sich niemals eine Gelegenheit zum Alleinsein. Eva wollte nicht, daß ich schon jetzt mit ihrem Vater spräche.

„Er wird schließlich seine Einwilligung geben,“ sagte sie, „und wir können ja bis zu deiner Abreise warten. Während dieser kurzen Wochen, die uns noch vergönnt sind, wollen wir unser Glück ungetrübt genießen. Und wenn du erst fort bist, gewinnt er Zeit, sich zu bedenken und ich, ihn zu unseren Gunsten zu stimmen, und wir können ja warten, oder glaubst du, daß du des Wartens müde werden wirst?“

Also setzten wir unser Zusammenleben mit den anderen fort, und es lag ein eigenartiger Reiz darin, so mit unserem süßen Geheimnis weiter zu leben.

Wir konnten einander viel mit den gleichgültigsten Worten sagen, und legten in die geringfügigsten Dinge eine Bedeutung, die nur wir allein verstanden. Warf sie mir nur einen freundlichen Blick, ein Lächeln zu, fühlte ich nur ihren leisen Handdruck, wenn ich ihr ins Boot half, flüsterte sie mir nur im Vorübergehen ein Liebeswort zu, so war ich im siebenten Himmel!

Und dann vertraute sie mir ihre Danken mehr denn je durch die Musik.

Wenn sie ans Klavier ging, sagte sie leise zu mir: „Jetzt spiele ich für dich.“ Und während sie spielte, drückten ihre Hände dasselbe aus. Ich hörte aus den Tönen deutlich das Bekenntnis ihrer Liebe heraus, hörte, wie glücklich sie war.

Wir waren fest überzeugt, daß niemand von den anderen eine Ahnung von unserer Verhältnisse hatte, aber vielleicht trau wir darin. Mir fiel es wenigstens ein, daß das alte Fräulein Busch oft da war und uns mit seligem Lächeln anblickte, als durchlebe sie noch einmal längere schwundene, glückliche Tage.

Eines Tages, als Eva und ich auf der Veranda saßen, kam Karl aus dem Garten auf uns zu. Er sah ungewöhnlich ernsthaft, fast feierlich aus, nachdem er neben uns Platz genommen hatte, begann er:

„Ich wollte dich in einer wichtigen Sache um Rat fragen, Eva! Ja, Sie können es gerne hören, Felix,“ fugte er zu mir gewandt hinzu.

„Du weißt, Eva, daß ich eine Stellung erhalten, eine recht gute Anstellung, die ich bald antreten werde. Ich bin also in der Lage, mich zu verheiraten, allzu große Ansprüche darf ich natürlich nicht machen.“

„Und?“ fragte Eva und sah ihn verwundert an.

„Ja, und deswegen beabsichtige ich mich mit Anna zu verloben, ich weiß, falls Anna mich haben will, warten nicht lange mit der Hochzeit. Nun ist mir aber so eigentümlich ums Herz, ich möchte gern wissen, wie du darüber denkst.“

„Wie ich darüber denke!“ rief ich aus. „Nichts auf der ganzen Welt freut mich mehr erfreuen!“

„Also bist du mit mir zufrieden, Eva? Glaubst du wohl, daß ich ein guter Vater für sie sein werde?“

„Du!“ sagte sie und ergriff meine Hände. „Du bist ja der beste Vater auf der ganzen Welt!“

Er lächelte melancholisch und küßte uns beiden Hände, erst die eine, dann die andere.

„Bist du recht von Herzen glücklich, Karl?“ fragte sie.

„Ich glaube, daß ich es sein werde,“ erwiderte er.

Von dem Tage an hielt sich Karl hauptsächlich in dem Garten des Prokurauf, Marie blieb nun auch mehr zu Hause und wenn Konrad kam und mich mit seinen traurigen Augen anblickte, ahnete ich, daß er wohl wisse, wie sich die Sache verhielten.

Ich versuchte, mich für die Thätigkeit des Doktors zu interessieren, aber meine Interesse kam wohl reichlich spät, meistens nahm er dasselbe sehr spitz an. Er sagte eines Tages zu mir: „Man muß fast glauben, daß Sie daran denken, zu verheiraten und aus dem Grunde andere Karrieren einschlagen wollen, daß es Ihnen ermöglicht, vor Ihrem fünften Lebensjahre eine Familie zu errichten.“

Auch er zog sich mehr zurück. Aber kamen neue Menschen, die unsere kleine Welt bevölkerten.

Im September veranstalteten einige junge Künstler ein Konzert in dem Stadtchen. Zwischen ihnen befand sich ein Violinist, der aus der französischen Schweiz gebürtig und von ungewöhnlicher Begabung war. Es war ein wahrer Genius, ihn spielen zu hören. Eva befand sich in einer förmlichen Ekstase; so etwas schones meinte sie noch nie gehört zu haben, und sie veranlaßte ihren Vater auch am ersten Abend, den Künstler einzuladen. Da seine Gesellschaft sich gerade öffnete, überredete Eva ihn, noch einige Tage ihr Gast zu sein und mit ihr zu wohnen.

Ich war zugegen, als sie zum ersten Male zusammen spielten. Er war ein großer, starker Mann mit dichtem, hellbraunem Haar und Bart und großen, strahlenden schwarzen Augen. Vielleicht war er etwas größer, doch sah er gut aus, wenn er an Klavier saß, und seine Hände waren strahlend weiß und schön geformt.

Eva ging ganz in ihrer Musik auf; sie ließ sich an das Instrument setzen, sah nicht wie sonst zu mir herüber.

Sie spielten aber auch meisterhaft zusammen. Obwohl sie einander kaum kannten, war ihre Auffassung so übereinstimmend, so vollendet musikalisch, daß man nicht glauben sollte, sie haben jahrelang miteinander gespielt.

Wie mit einer Hand griffen sie den einen schweren Akkord; in derselben Sekunde kamen sie die Pausen ein. Das ganze klang wie ein so abgerundeter, großartiger Ausdruck, daß es klang, als haben sie sich einstimmig in demselben Augenblick entschieden.

Als das erste Allegro beendet war, sah ich, wie verwundert der Franzose war, er war zu sehr mit der Musik beschäftigt, um etwas zu sagen. Er nickte nur vergnügt zu und zeigte, ehe sie weiter spielten, mit dem Bogen auf ein paar Akkorde in dem zweiten Satz. Erst als das Stück zu Ende, machte er seinem Herzen Luft. Er küßte ihre Hand und, als sie ihn dankte, erwiderte er, daß er allein zu sein habe. Noch niemals sei ihm jemand so nahe gekommen, der den Komponisten so übereinstimmend mit ihm aufsaßte, wie sie.

Er ergoß sich in einem wahren Wortwall und fragte den Landrat, ob er wohl wisse, welche „éminente artiste“ seine Tochter sei.

Es blieb natürlich nicht bei dem einen und. Sie spielten den ganzen Vormittag und schienen alles um sich her zu vergessen. Den nächsten Tagen war ein Musizieren zu Ende. Wenn ich auch kommen mochte, es läßen sie am Klavier. Er spielte ihr vor oder sie ihm. Es war ein ewiges Studieren von Fugen und Sonaten eine unterbrochene Unterhaltung von Dur und Moll, Dissonanzen, Tonarten u. s. w., daß mir Mermistem ganz wirr dabei zu werden ward. Zum Ueberflus redeten sie französisch miteinander, eine Sprache, in

der Eva völlig zu Hause, die mir aber ziemlich ungeläufig war.

Ich hatte stets große Freude an Musik gehabt, dies ward mir aber doch fast zu viel. In acht Tagen war mein Aufenthalt zu Ende und ich hatte nicht viel Aussicht, Eva während dieser Zeit allein zu sehen.

Unsere Rendezvous am Abend wurden kürzer und kürzer, oft fand sich Eva überhaupt nicht mehr ein. Der Franzose folgte ihr auf Schritt und Tritt, und sie schien das sehr gern zu sehen.

Er war im Grunde ein gutmütiger, ungewöhnlich kindlicher, beinahe kindischer Mensch; sein größtes Vergnügen bestand darin, Äpfel und Birnen zu essen und in der Schaufel zu sitzen. Er machte Eva sehr stark die Kour und sagte ihr die größten Schmeicheleien ins Gesicht. Ich bin fest überzeugt, von einem Landsmann würde sie es unerschämte gefunden haben; was aber er, der Ausländer, that, war nach Aussage des Landrats und der Damen alles so „naiv“, so „amüfant“, so „reizend“.

Wenn ich Eva allein traf und mich über diese neue Intimität beklagte, erwiderte sie: „Gönnst du es mir denn nicht, diese kurze Zeit Musik zu treiben? Du hast mich ja dein ganzes Leben lang, und dies währt ja nur acht kurze Tage“; und dann war sie wieder so herzlich, so bezaubernd wie früher. Aber immer kürzer wurde die Zeit, die sie für mich hatte, und ich konnte meinen Unmut darüber nicht mehr verbergen.

Schließlich waren es nur noch ein paar Tage bis zu meiner Abreise. Eva hatte mir versprochen, noch einen langen Spaziergang mit mir zu machen. Wir wollten ganz allein gehen und ernstlich erwägen, wie wir dem Landrat am besten die verhängnisvolle Mitteilung machen könnten. Um sechs Uhr sollte ich Eva abholen. Es hatte geregnet, doch jetzt schien die Sonne wieder, und die Luft war still und milde. Als ich zur verabredeten Zeit kam, sah Eva wie gewöhnlich mit dem Franzosen am Klavier.

Sie nickte mir zu und bat mich, Platz zu nehmen. Ich folgte ihrer Aufforderung und hörte ihrem Spiel eine Weile zu, in der Hoffnung, daß sie bald aufhören würden. Aber es verging eine halbe, — eine ganze Stunde. Ich fühlte, wie das Blut in meinen Adern kochte. Ich ergriff meinen Hut und stand ziemlich unsanft auf, um hinauszugehen. Fräulein Busch, die in einiger Entfernung von mir saß und mir hin und wieder ängstliche Blicke zugeworfen hatte, fragte: „Was ist Ihnen nur, Herr Felix? Sind Sie nicht wohl?“

„Ich bin vollkommen wohl, verehrtes Fräulein,“ erwiderte ich und ging hinaus.

Ich begab mich in den Garten und ging auf unserem gewöhnlichen Platz unter den Birken auf und ab. Meine Gedanken waren wirr, mein Herz schlug hörbar und die Wangen brannten mir. Ich wußte, daß, wenn ich mich jetzt nicht beherrschte, ich ihr heftige Worte sagen würde, sobald sie kam, — d. h. wenn sie überhaupt kam.

Ja, schließlich kam sie wirklich. Sie

ging langsam, zu langsam, wie es mir schien. Ich bemerkte die Wolke auf ihrer Stirn. Sie kante an einem Strohhalm und hatte den Blick zu Boden gesenkt. Die Augenbrauen waren zusammengezogen, und als sie meiner ansichtig ward, blickte sie schnell beiseite.

„Ich mußte lange auf dich warten,“ jagte ich so ruhig, wie es mir nur möglich war.

„Ich konnte nicht gut früher,“ erwiderte sie ebenso ruhig. „Es ist nicht leicht für mich, abzukommen!“

„Ich sollte doch glauben, du fändest Zeit für alles, was du wolltest, und mir scheint, du verbringst reichlich viel von deiner kostbaren Zeit zusammen mit diesem Menschen!“

Sie lächelte.

„Worüber lachst du eigentlich?“ fragte ich, und meine Stimme zitterte vor innerer Erregung.

„Mir fiel nur ein, daß er genau dasselbe von dir sagte.“

„Und das fandest du wohl sehr amüfant?“

„Und warum denn nicht?“

„Eva,“ rief ich aus, „weshwegen quälst du mich so!“

„Ich?“ fragte sie ganz verwundert. „Was in aller Welt habe ich dir denn gethan?“

„Du weißt, daß wir nicht lange mehr bei einander sind. Liegt dir denn so wenig daran, mit mir zusammen zu sein? Du solltest doch den Franzosen etwas weniger berücksichtigen, und die Zeit, die du mit ihm verbringst, ein wenig beschränken!“

„Du bist wohl gar eifersüchtig, Felix?“

„Nenne es, wie du willst, wenn du dir aber die Sache überlegst, wirst du einsehen, daß ich nicht zu viel von dir verlange, daß ich gewissermaßen ein Recht dazu habe.“

„Jetzt fängst du an, mir zu befehlen!“ sagte sie und warf mir einen hastigen Blick zu. „Man sollte glauben, du seiest ein alter, vergrähter Ehemann und nicht ein junger Verlobter!“

„Eva!“ rief ich aus. Mir war, als habe sie mich ins Herz gestochen. „So darfst du nicht mit mir sprechen. Du weißt, was du mir bist, und daß nur die glühendste Liebe zu dir aus mir spricht. Ich muß dich die kurze Zeit, die uns noch vergönnt ist, ganz für mich haben! Versprich mir, daß du den anderen sich selbst überlassen willst.“

„Das kann ich dir nicht versprechen!“ erwiderte sie. „Was müßte er wohl von mir denken, wenn ich ihn, der doch immerhin Gast in unserem Hause ist, so vernachlässigen wollte. Wer sollte sich seiner dann wohl annehmen, während mein Vater fort ist?“

„Laß ihn denken, was er will,“ sagte ich. „Wir scheiden bald voneinander, und dann kannst du ja so viel mit ihm und mit allen anderen zusammen sein, wie du nur Lust hast. Genüge ich dir denn so wenig, daß du immer noch anderer bedarfst, um dich befriedigt zu fühlen?“

„Ich bin so glücklich, endlich jemanden

gefunden zu haben, mit dem ich musizieren kann," antwortete sie. „Das kommt nicht oft vor, und ich meine, das solltest du doch verstehen!"

„Nein, so wie du die Sache betreibst, ist es mir völlig unverständlich!"

„Dann würde es wohl verlorne Mühe sein, wenn ich es dir erklären wollte!" erwiderte sie kurz.

„Du willst mir also nicht versprechen, dich meinem Wunsche zu fügen?"

„Wenn du der Ansicht bist, daß es sich für mich nicht schickt, mit einem anderen zu reden, daß ich kein Interesse für irgend etwas in der Welt haben darf, — dann will ich dir nur gleich sagen, daß ich mich nie deinen Wünschen fügen werde," versetzte sie. „Du solltest dich schämen, so häßlich zu sein und uns so die letzten Tage zu verderben, — und noch dazu ohne allen Grund. Ich habe nicht geglaubt, daß du ein solcher Despot bist!"

„Eva!" sagte ich, und nun riß mir die Geduld.

„Eva, du sollst mich um Verzeihung bitten! Solche Worte zu mir zu sagen! Mich einen alten, vergrähten Chemann, einen Despoten zu nennen! Nur weil ich dich die letzten Tage für mich allein haben will. Beeile dich, Eva, sonst ist es mit uns vorbei."

„Ich soll dich um Verzeihung bitten?" sagte sie und warf den Kopf in den Nacken.

„Du hast allen Grund, dich bei mir zu entschuldigen! Du sollst mir versprechen, daß du nie wieder eifersüchtig, nie wieder so absonderlich sein willst, wie eben!"

Ich kämpfte einen harten Kampf, aber es war mir nicht möglich, mich zu überwinden. Ich wollte einen Beweis ihrer wahren Liebe haben, ich wollte wissen, ob ich für sie wirklich alles in der Welt sei.

„Du willst also wirklich nicht anders werden?" fragte ich sie sanft und leise. „Denke doch daran, daß wir heute mit deinem Vater sprechen wollten, daß sich vor meiner Abreise noch so vieles entscheiden soll!"

„Es ist vielleicht das beste, daß wir überhaupt nicht mit ihm sprechen," antwortete sie. „Wenn du mir doch nicht einmal meine volle Freiheit geben willst, so ist es entschieden das richtigste."

„Was ist das richtigste?" fragte ich entsetzt.

„Daß wir beide einen Strich über die ganze Sache machen." Ihre Stimme klang so ruhig und tonlos dabei, daß es mich bis ins Innerste durchschauerte.

„Ist das wirklich deine Meinung?" fragte ich.

„Ja, weswegen sollte ich es sonst wohl sagen?" erwiderte sie und sah mich mit ihren großen, blühenden Augen an.

„Nein, so leichten Kaufes kommst du nicht davon!" rief ich und ergriff ihren Arm. „Du hast mir mein ganzes Leben geraubt, ich lasse dich nicht so von mir!"

„So schrei doch nicht so laut," sagte sie leise und versuchte sich loszumachen. „Man kann uns ja im Hause hören!"

„Und wenn sie uns hören, was thut's,"

versetzte ich. Ich zitterte am ganzen Körper und hatte ein Gefühl, als müsse ich sie erwürgen. „Du hast es sicher nicht so gemeint! Sage doch, daß du es nicht so meinst!" rief ich und preßte sie leidenschaftlich an mich.

„Laß mich los," rief sie mit zornesbebender Stimme. „Diese Wut kleidet dich nicht! Ich verabscheue die Menschen, die sich von ihren Leidenschaften hinreißen lassen."

Ich ließ sie los und starrte sie an. War sie wirklich so eiskalt, oder glimmte ein heimliches Feuer unter dieser scheinbaren Kälte, das ihre Wangen erglühen und ihre Augen blitzen machte, obwohl die Stimme wie die ganze Gestalt so ruhig waren! Ja, das war Haß! Ich sah, daß sie mich in diesem Augenblick haßte, daß das Gefühl der Empörung gegen den Tyrannen ihre Lippen erzittern machte, daß sie einer fast übermenschlichen Anstrengung bedurfte, um sich zu beherrschen.

Hätte ich nur in dem Augenblick geschwiegen! Wäre ich ein gereifter Mann gewesen, der ihr ernst und milde zugesprochen, der ihr nachgegeben hätte, um sie zurückzugewinnen, — dann wäre sie vielleicht doch noch geblieben! Aber ich war eben so jung und eben so heftig wie sie. Ich muß verstört, schrecklich ausgesehen haben, als ich sie fragte: „Es ist also ein Abschied fürs Leben?"

„Ja, das ist es!" antwortete sie ruhig. „Leben Sie wohl, Herr Felix!" Sie neigte sich kühl und ging.

Als sie sich eine Strecke entfernt hatte, wandte sie sich um und rief: „Adieu, Felix!" Sie kämpfte noch mit sich selber, aber ihr ward bereits weicher ums Herz.

Ich sah das damals nicht. Ich ließ sie gehen und stand wie versteinert da. Erst als sie fort war, warf ich mich ins Gras, weinte und schluchzte, als hätte ich den Verstand verloren. Dann rannte ich in den Wald hinaus und trieb mich die ganze Nacht dort umher. Als ich mich ausgeweint hatte und todmüde war, kam eine wunderbare Ruhe über mich. Ich saß lange draußen am See in dem feuchten Gras, ich sah, wie die Sonne unterging, und allmählich wie aus einem Nebelschleier tauchte alles, was geschehen, vor meinem Bewußtsein auf. Ich dachte an sie, wie sie sich mir in den verschiedenen Momenten gezeigt, ich sagte mir selber, daß sie nie die Meine werden könne, daß sie mir nie so voll und ganz gehören würde, wenn sie jetzt nicht von selber zu mir zurückkäme. Ich wollte nicht um ihre Liebe betteln, — sie sollte sie mir aus freien Stücken schenken.

Vielleicht lag in dem, was sie mir gesagt, Wahrheit, — sie wollte ihr lebenslang frei bleiben, sich nie völlig hingeben; das genügte mir aber nicht.

Im ersten Augenblick beschloß ich, noch am selben Abend zu fahren, schließlich entschied ich mich aber, noch den folgenden Tag zu bleiben. Ich wollte erst am Abend zum Landrat gehen, — ich war zum Souper gebeten. Wenn sie sich dann nicht entschließen konnte, zu mir zu kommen und

mir ein gutes Wort zu geben, wollte ich am nächsten Morgen reisen.

Die Stunden, die diesem Abend vorangingen, schleppten sich unsagbar langsam hin. Ich kleidete mich an und bemerkte dabei im Spiegel, wie bleich und unnächtlich ich ausah. Als ich in den Landrat trat, blickte sie mich nicht an, erwiderte auch meinen Gruß nicht. Sie tanzte fortwährend und schien fieberhaft erregt. Er war natürlich ausschließlich mit seiner Geliebten zusammen. Marie unterhielt sich mit Konrad in einer Fensternische. Der Doktor sandte mir aus der Ferne ironisch-mitleidige Blicke zu.

Ein einziges Mal sah mich Eva an und in ihren Augen lag ein so schmerzlicher, flehender Ausdruck, daß ich meiner Willenskraft bedurfte, um nicht zu ihr zu eilen. Eine strenge Stimme in meinem Inneren rief mir zu: „Sie läßt dich gehen heißen, nur sie allein kann dich zurückrufen!" und — ich wandte mich ab.

Sie kam nicht zu mir, nicht einmal in meine Nähe. Als ich Gutenacht dem Landrat verabschiedete, ich mich zugleich von dem Landrat. Er dankte mir mit vielen Worten für den angenehmen Sommer, den meine Gegenwart der Jugend bereitet hatte. Ich hörte nicht viel davon.

Ich entsinne mich nicht einmal, ob ich für die Freundschaft gedankt, die mir in seinem Hause zu teil geworden. Auch die Fräulein Buschs Abschiedsworte erinnere ich mich nicht. Sie sprach lange in leiser Tone zu mir, hielt meine beiden Hände fest, und ihre Augen standen voller Thränen. „Vergessen Sie uns nicht ganz!" war das einzige, was ich hörte.

Ich blickte mich nach Eva um; sie stand in einer Gruppe junger Mädchen neben dem Franzosen, der sie fächelte. Er hielt eine Blume, die ich vorher an ihrer Hand bemerkt, im Knopfloch. Sie waren überaus heiter und lachten laut.

Ich machte erst dem Franzosen, dann Eva meine Verbeugung. Sie reichte mir ihre Hand; dieselbe war eiskalt. Sie blickte mich nochmals an, und ihre Augen rieten, wie unsäglich sie litt. Sie berührte die Lippen, aber ich hörte nicht, was mir lebewohl sagte — dann wandte sie ihr den Rücken und ließ das Glück meiner Jugend hinter mir!

* * *

In die Hauptstadt zurückgekehrt, setzte ich mich mit allen Kräften an meine Studien. Ich arbeitete Tag und Nacht in der Arbeit suchte ich den Schmerz, der mich überallhin verfolgte, zu verdrängen.

Es gab Augenblicke für mich, in denen alle Menschen, ja das ganze Leben mir gleichgültig erschienen. Ich wäre gern gestorben, wenn ich sie nur noch ein einziges Mal hätte in meine Arme nehmen können. Ich fürchtete mich vor diesen Augenblicken, ich wußte, daß sie mich unsagbar machen!

Von meinem Vater hörte ich eigentlich nur einmal im Monat. Er schrieb mir, daß Fräulein Eva krank sei.

a jedoch in der Besserung sei. Wie mir schien, sah er sie nicht mehr so an wie früher. Es kostete mich stets eine Ueberwindung, seinen Brief zu lesen. Wenn ich nur ihren Namen sah, ward so erregt, daß es mir den ganzen Tag durch unmöglich war, meine Gedanken sammeln. Glücklicherweise spielte er seinen Briefen nie auf die Hoffnungen und Wünsche an, die er in Bezug auf mich hegte.

Etwa ein halbes Jahr nach meiner Abreise in die Hauptstadt erhielt ich zu- gleich mit einem Brief von meinem Vater kleines, von dem Landrat adressiertes Let. Es enthielt zwei Visitenkarten. Eine trug den Namen Evas, die andere lautete „Gustav Werner“. Ich wandte mich dieselbe. Das war alles! Aber der Brief meines Vaters enthielt nähere Nachrichten über Evas Verlobung.

Ihr Erwählter war ein sehr reicher, guter Gutsbesitzer, der sowohl wegen seiner Thätigkeit als Landmann, als wegen seiner vortheilhaften Charaktere allgemein geachtet und geachtet war.

„Also wieder ein Neuer!“ dachte ich. Gedanken, daß sie nun einem anderen gehörte, bereitete mir nie geahnte Qualen. Ich mußte mich aber erst an das Unerwartete gewöhnen hatte, und als nach wenigen Tagen die Hochzeit stattgefunden, die mein Vater in einem seiner Briefe ausführlich beschrieben, da ward ich allmählich ruhiger. Ich fühlte, daß ich jetzt in der Welt da stand, daß ich es bleiben würde, und von nun an würde ich meinen Gedanken keinen Zwang mehr auf.

Der krankhafte Eifer bei meiner Arbeit hörte auf, und nach und nach fand ich wieder Muße zu schreiben und zu denken. Ich schrieb und dichtete, ich veröffentlichte meine Geschriebene. Bald aber merkte ich, Goethe recht hat, wenn er sagt:

„Ergebt ihr euch einmal dem Poeten,
So kommandiert die Poesie!“

Ich vernachlässigte meine Amtspflichten und ward mir klar, daß ich ein Dichter sei. Ich lebte nun ganz in meiner Gedankenwelt und verjöhnte mich dadurch wieder der Außenwelt.

So gingen die Jahre dahin. Neun Jahre. Das zehnte sollte mich wieder die Wirklichkeit mit all ihrem Kampf und Streit versetzen, und das ging folgenlos zu:

Eines Abends in einer großen Gesellschaft traf ich eine Dame, die mir gleich einen Augenblick so bekannt vorkam. War Fräulein Marie, oder vielmehr Pastor Arnström, Konrads Gattin. Sie hatte eine Pfarre erhalten, und sie war bereits seit vier Jahren verheiratet, riefte ich auch aus den Briefen meines Vaters. Ungefähr um dieselbe Zeit war mein Vater gestorben, und ich hatte wieder von ihnen gehört, auch wie in anderen Gefährten jenes unvergeßlichen Sommers ergangen, wußte ich nicht, hatte mit keinem von ihnen in Wechsel gestanden.

Frau Marie war ganz die Alte geblieben, ein wenig corpulenter, und noch etwas schwermüthiger war sie vielleicht geworden, doch freute sie sich sichtlich, mich zu sehen, wie denn auch mir dies unerwartete Wiedersehen eine wohlthätige Freude bereitet. Sie erzählte mir, wie befriedigt sich Konrad durch seine Wirksamkeit fühlte, wie glücklich sie miteinander seien, und daß sie sich nur auf einige Tage in Stockholm aufhielte, auf der Rückreise von ihrer Heimat, die sie mit ihren beiden Töchtern besucht habe.

Die Frage nach Eva schwebte mir mehrmals auf den Lippen, aber jedesmal, wenn ich den Mund öffnen wollte, klopfte mir das Herz so ungestüm, daß ich von meinem Vorhaben Abstand nahm.

Im Laufe des Gesprächs fragte sie mich dann plötzlich, ohne mich jedoch dabei anzusehen, ob ich zuweilen von Eva hörte.

Ich verneinte dies, und fragte, ob sie in Briefwechsel mit ihr stünde.

„Sie schreibt sehr selten und auch dann nur kurz; aber hin und wieder höre ich doch von ihr. Als meine kleinen Mädchen geboren waren, schickte sie mir Glückwünsche.“

Besucht hatte sie Eva nicht, da deren neues Heim ziemlich entfernt lag, aber in dem Hause des Landrats hatten sie einander mehrmals seit Evas Verheirathung getroffen.

„Ich fürchte, sie ist nicht glücklich,“ sagte sie schließlich. „Sie hat freilich einen so guten Mann. Ich habe ihn nur auf der Hochzeit gesehen — er machte einen sehr angenehmen Eindruck, aber ich glaube, sie sympathisiren nicht so recht.“

„Ich habe in diesem Winter viel an sie denken müssen,“ fuhr sie fort. „Sie hatte ein heftiges Nervenfieber und ist dem Tode nahe gewesen, jetzt soll sie sich aber wieder völlig erholt haben.“

„Ja, das waren glückliche Zeiten, die wir alle miteinander verlebten!“

Und damit fing sie an, von vergangenen Zeiten zu reden. „Wissen Sie das wohl noch? Erinnern Sie sich dessen noch?“ Ich hörte ihr natürlich zu, aber meine Gedanken weilen noch bei dem, was sie mir soeben erzählt: Eva war nicht glücklich! Sie war im verfloßenen Winter dem Tode nahe gewesen!

Als ich spät in der Nacht zu Hause anlangte, ließen mich diese Gedanken keine Ruhe. Schließlich wurde es mir klar, ich mußte sie noch einmal sehen! Vielleicht lebte sie nicht mehr lange! Ja, ich mußte alles thun, was in meiner Macht stand, um sie noch einmal wieder zu sehen.

Es war anfangs Mai; ich beschloß, im Sommer eine Reise zu machen und dieselbe so zu legen, daß ich das Gut ihres Mannes berühren mußte.

Am einem Sommertage stieg ich denn auch wirklich auf der Station aus, die ihrer jetzigen Heimat am nächsten lag. Ich mietete mir einen kleinen Einspänner, um die eine Meile Weges, die ich bis dahin hatte, zurückzulegen.

Wir hatten zu Anfang des Sommers viel Regen gehabt, in den letzten Tagen war das Wetter sehr warm geworden, und man war überall eifrig mit der Ernte beschäftigt.

Es war eine fruchtbare Gegend, durch welche ich kam. Wälder und üppige Felder wechselten mit einander ab.

„Da geht der Herr,“ sagte mein Kutscher und zeigte auf die Erntearbeiter, unter welchen ich einen stattlichen Mann in hellem Sommeranzug mit breitrandigem Strohhut erkannte.

Jetzt ging unser Weg bergan und führte dann durch einen Wald, der allmählich in einen Park überging. Man sah, daß ein verständiger Forstmann hier mit liebender Hand gewaltet.

„Findet der Herr es hier nicht schön bei uns?“ fragte der Kutscher und beschrieb einen weiten Bogen mit der Peitsche. Der Wald ist aber auch das Beste hier, und der Herr ist sehr eigen damit. Kein Zweig darf abge schlagen werden, bevor er seine Einwilligung dazu gegeben. Aber man kann auch weit fahren, bis man ein so schönes Holz wieder trifft!

Ich mußte dem Kutscher recht geben, denn selten hatte ich einen so herrlichen Wald gesehen; Natur und Menschenhand ergänzten sich auf das vorteilhafteste. Im Schatten der hohen Nichten und schlanken Birken atmte ich erleichtert auf nach der sonnendurchglühnten Fahrt, und viele Gedanken erwachten in meiner Seele.

Ich hatte weder an Eva noch an ihren Mann geschrieben, ich wünschte, daß mein Besuch ganz zufällig erscheinen möge. Auch wußte ich nicht, mit welchen Empfindungen sie meiner gedachte — wenn sie sich überhaupt noch erinnerte.

Was hätte sie nur denken sollen, wenn ich plötzlich meinen Besuch anmeldete? Nein, ich wollte so thun, als führe mich der Zufall dorthin. Die alten Zeiten lagen ja so weit hinter uns — sie sollte glauben, das Ganze sei für mich nur eine Uebergangsperiode in meiner ersten, stürmischen Jugendzeit gewesen. Jetzt war ich ja ein alter, gesetzter Mann, mein Besuch würde sie auf keine Weise genieren. Und auf dem Lande wird ja die Gastfreundschaft stets in hohem Maße geübt.

Je näher ich jedoch dem Hofe kam, desto unruhiger wurde ich. Es war, als werde es mir erst jetzt so recht klar, daß ich sie in wenigen Augenblicken wiedersehen sollte, und wie würde sie mich empfangen? Würde sie freundlich oder gleichgültig sein? War doch vielleicht noch ein kleiner Dorn aus verschwundenen Zeiten in ihrem Herzen zurückgeblieben?

Schließlich war es mir ganz unmöglich, länger ruhig zu sitzen; ich ließ den Kutscher am Ende des Parkes halten, stieg vom Wagen, nahm meinen Koffer in die Hand und schickte den Wagen zur Station zurück.

Aus dem Park gelangte ich in einen großen, schön gehaltenen Garten. Baumgruppen, seltene Zierpflanzen und weite Rasenflächen wechselten miteinander ab.

Hin und wieder an schattigen Plätzen, von denen sich größtenteils eine entzückende Fernsicht dem Auge bot, waren Bänke und Stühle aufgestellt.

Die ganze Anlage zeugte von Reichtum und Geschmack, überall ward man gewahr, daß ein wachsamcs Auge und eine sachverständige Hand dort gewaltet.

Von dem Wohnhause sah ich noch immer nichts, deswegen schlug ich einen kleinen Steig ein, der an einem See entlang führte und der mir mit seinen üppigen Blumenrabatten die Nähe des Hauses zu verraten schien.

Bei einer Biegung des Weges erblickte ich unten am See zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen. Der erstere, der ungefähr acht Jahre alt zu sein schien, stemmte die linke Hand in die Seite und hielt in der rechten eine Angel. Der Strohhut, welcher ihm tief im Nacken saß, ließ sein ganzes Gesicht frei. Die Züge waren mir völlig unbekannt. Sein helles, lockiges Haar, die fast weißen Brauen und Wimpern bildeten einen scharfen Gegensatz zu dem sonnverbrannten Teint. Die großen, blauen Augen waren unverwandt auf die Angel gerichtet.

Eine kleine Strecke von ihm entfernt saß ein kleines Mädchen. Sie trug ein leichtes Sommerkleid, hielt ihren Hut in der Hand, und ihre Beine hingen über dem Wasser.

Wissen Tochter sie war, konnte keinem Zweifel unterliegen. Dies dichte, schwarze Haar, diesen prächtigen Nacken, wie die Art und Weise, den Kopf zu halten, kannte ich. Und nun gar die Augen! Form wie Farbe derselben glichen auf ein Haar einem anderen Augenpaar, das ich niemals hatte vergessen können.

Sie hob das Köpfchen, blickte zu dem Bruder hinüber und sagte:

„Warum stehst du eigentlich fortwährend da? Du bekommst ja doch nichts!“

„Das kannst du nicht wissen,“ erwiderte er ruhig; „dreimal hat der Fisch schon gebissen, und einen will ich fangen, so lange bleib ich!“

In demselben Augenblick ward das kleine Mädchen meiner gewahr und flüsterte dem Knaben zu:

„Dort steht ein Herr, den ich nicht kenne!“

Jetzt näherte ich mich und begrüßte die Kinder. Der Knabe nahm den Hut ab und machte eine tiefe Verbeugung, dann kehrte er wieder zu seiner Angel zurück. Das kleine Mädchen nidte kaum merkbar mit dem Kopfe und blickte mich neugierig an.

„Wie heißt du, mein Kind?“ fragte ich sie.

„Eva,“ erwiderte sie und sah mich noch immer an.

„So heißt deine Mutter ja auch,“ sagte ich; „dann habt ihr ja beide denselben Namen!“

„Das thut nichts,“ versetzte sie. „Papa sagt, man kann nie zu viel des Guten haben.“

„Und wie heißt denn du?“ fragte ich den Knaben.

„Paul,“ antwortete dieser.

„So heißt dein Vater aber nicht?“

„Nein, ich weiß nicht recht, weswegen ich so genannt wurde. Wahrscheinlich fiel ihnen kein anderer Name ein.“

„Wie lange stehst du denn schon da?“

„O, zwei gute Stunden,“ erwiderte er und blickte zu der Sonne auf. Seine hellblauen Augen hatten einen so guten, ehrlichen Ausdruck!

„Habt ihr gute Fische hier,“ fragte ich weiter.

„So recht große gerade nicht, aber ich habe doch Barsche geangelt, die so lang waren wie mein halber Arm,“ und dabei zeigte er mit seinem kleinen, braunen Zeigefinger bis zum Ellbogen seines linken Armes.

„Es muß doch langweilig sein, so stundenlang dazustehen und zu fischen,“ meinte die kleine Eva.

„Warum sitzt du denn da?“ fragte ich.

„Die Sonne scheint mir hier so warm auf den Rücken — und dann kann ich ja jeden Augenblick gehen, wenn ich will.“

„Ist deine Mutter zu Hause?“

„Das kannst du doch hören,“ antwortete sie und streckte und reckte sich gemächlich im Sonnenschein.

Ich horchte und glaubte wirklich in der Ferne Musik zu hören.

„Vater kommt auch sicher bald nach Hause,“ sagte der Knabe. „Er sieht sich nur nach den Leuten auf dem Felde um.“

„Habt ihr keinen Besuch im Hause?“

„Nein, Mama ist wohl allein, wenn Tante Moja nicht bei ihr ist,“ sagte Eva.

Ich nickte den Kindern zu und ging weiter. Während ich mich dem Hause näherte, dessen weiße Mauern durch das Grün schimmerten, hörte ich die Musik deutlicher und deutlicher.

Vor der Gartenthür zögerte ich.

Alles um mich her war stille, keine Menschenseele ließ sich blicken. Ich hielt mich einen Augenblick an einer Bank — ich hatte doch nicht geglaubt, daß die alten Erinnerungen mich so überwältigen würden.

Die Flügelthüren zum Gartensaal waren weit geöffnet, und an dem einen Ende derselben saß Eva und spielte. Daß sie es war, konnte ich hören, bevor ich sie noch gesehen. Es waren dieselben stürmisch wogenden Klänge wie in alten Tagen. Hatte ihr Herz denn immer noch keine Ruhe gefunden?

Sie spielte ein kurzes Stück, einen melodischen Rhythmus, der anjhmoll, laut und allmählich erstarb; sobald sie geendet, begann sie von neuem und spielte das Stück vier- bis fünfmal hintereinander.

Erst nachdem ich eine Weile gelauscht, trat ich ein und sah mich um.

Es ist mir nie betäubend gewesen zu sehen, wie sich ein junges Mädchen verändern kann, nachdem sie Frau und Mutter mehrerer Kinder geworden. Im Gegenteil, es hat für mich stets etwas Mührendes gehabt zu sehen, wie die rosigen Wangen bleichten, wie die jugendliche Stirn den Anstrengungen weichen mußte, welche Nacht-

wachen und das Sorgen für andere sich führen — wie die schlaffe, junge Schöne eine würdige Matrone wurde. Es erscheint mir natürlich und doch auch schön, daß eine Mutter ihren Mut ihre äußeren Reize zum Opfer bringt, aber ich muß gestehen, daß es mich unangenehm berührte, Eva so ganz verändert zu finden, so völlig die Mutter war mir, als stände ich wieder auf der Veranda vor ihres Vaters Haus, und so oft auf sie gewartet. — Sie ist ein Klavier, aber sie sah nicht zu mir, sie bemerkte nicht, daß ich leide, wie sie war.

Sie trug ihr Haar infolge der Krankheit kurz geschnitten wie in alten Zeiten, was die Täuschung noch vermehrte. Sie rührte mich nicht, ich stand ganz im Anblick versunken da; — hatte ich selbst doch so viele Jahre hindurch beharren müssen.

Als sie gespielt, ließ sie ihre Hand langsam von den Tasten in den Stuhl gleiten, lehnte sich in den Stuhl und saß in Gedanken versunken da. Sie machte eine Bewegung, sie sah sich um und stand auf. Ich ging ihr entgegen, sie aber blieb stehen. Ihr Antlitz war einen verwunderten, suchenden Ausdruck. Möglicherweise sie leichenblau. Sie machte eine hastige Bewegung auf mich zu, wollte sie mich umarmen, dann zog sie abermals und streckte mir beide Hände entgegen.

„Sind Sie es?“ sagte sie mit ihrer Stimme.

In diesem Augenblick fühlte ich, wenn nicht alles sich verändert hätte, der glücklichste Augenblick meines Lebens gewesen sein würde. Wir würden uns um Verzeihung gebeten haben wegen des Kammers, den wir uns betrauert, oder wir hätten einander nur um das Vergangene und Zukunft in der Gegenwart vergessend.

Daß sie mich freundlich empfing, würde, hatte ich gehofft — dies aber nicht erwartet. Hätte ich eine Ahnung davon gehabt, daß sie mich noch so so wäre ich sicher nicht gekommen.

Auch ich ging ihr einen Schritt entgegen und ergriff ihre beiden Hände. Ich war mir völlig der Luft bewußt, die uns trennte, und während es in mir inneren schluchzte und klagte, ließ ich die Hände gleich wieder frei und sagte ehrfurchtsvoll vor ihr verneigend: „Ich bin es. Ich bin es. Ich bin es.“ Ich kam mich einmal nach Ihnen umzuwenden.

Sie konnte nicht antworten, aber so bewegt, daß sie mir wirklich leid that. „Sie sind herzlich willkommen,“ sagte sie schließlich; „wir haben uns lange nicht gesehen. Mein Mann wird wohl bald zurückkommen.“

Sie bat mich, Platz zu nehmen, setzte sich auf ein Sofa in einiger Entfernung von mir.

„Wie sind Sie nur hierher gekommen?“ fragte sie.

Ich erzählte von meiner Reise.

mich plötzlich die Lust überkommen, einmal in ihrem Heim aufzusuchen.

Ich mußte mich selber wundern, wie ich und fließend ich sprach; aber ich sah so wenig wie möglich an, beschrieb die Schönheit der Gegenden, die ich berührt, gestikuliert mit dem Hut in der Hand; er fühlte ich aber, daß sie mich nicht in den Augen ließ.

Plötzlich unterbrach sie mich: „Sie sind sich sehr wenig verändert, Herr Felix!“ „Und Sie sind völlig die Alte geblieben, meine gnädige Frau.“

Sie senkte schnell den Blick und ihre Lippen zitterten. Ich sah wie Kohlen. Da wurde die Thür schnell hinter mich und die große, kräftige, sonnenbraunte Gestalt des Hausherrn zeigte in derselben.

„Es ist alles in schönster Ordnung, heute abend, denke ich, werden wir hier sein“, rief er seiner Frau zu. „Aber,“

er verneigte sich, „du hast Besuch?“

Er sah uns beide an, und unsere Gester mußten ihm verraten, in welcher Umgebung wir uns befanden, denn fragend blickte er von seiner Frau auf mich; als mich vorgestellt hatte, sagte er: „Ja, weißt du, ein alter Freund Evas. Seien Sie herzlich willkommen! Sie bedarf einer kleinen Aufmunterung hier auf dem Lande. Nach ihrer bösen Krankheit vorigen Winter wagten wir es noch nicht, eine Reise zu unternehmen. Der Herr meint, Eva könne die Eisenbahn noch nicht vertragen. Desto erfreut er sich, wenn uns jemand in der Einsamkeit aufsucht. Ich hoffe, daß Sie es nicht gar zu eilig haben, denn Sie gemüthlich einige Tage bei uns halten können.“

Er sagte das alles so herzlich und herzlich, daß ich annehmen konnte, es sei seine aufrichtige Meinung.

Während er sprach, sah ich, daß sein Sohn einstmals sein völliges Ebenbild werden würde. Seine ganze Persönlichkeit drückte Kraft und Gesundheit aus, er war aber sein Benehmen durchaus freundlich — eine jede seiner Bewegungen verriet den Gentleman. Seine Augen hatten einen freien, offenen Ausdruck, wenn er lachte, schimmerten die weißen Zähne in seinem wettergebräunten Antlitz. Er war blond wie der Knabe, und Gang wie seine ganze Haltung hatten das Gewandte und doch Imponierende.

Man sah ihm auf den ersten Blick, daß er ein tüchtiger, energischer Mann war, dabei hatte er aber einen so kindlichen Ausdruck in seinen treuherzigen blauen Augen — man mußte überzeugt sein, daß einem Menschen etwas Schlechtes zugetraut werden konnte, daß ihm aller Argwohn, Melancholie völlig fern lag.

„Ich habe dir noch mehr Besuch angekündigt“, wandte er sich zu seiner Frau. Der Ingenieur Armström kommt zu Mittag mit einem anderen Herrn zu uns, der ihm zu Besuch ist. Sie wollen nachher mit mir in den Wald, um mir zu zeigen, welches Terrain ich für die neue

Zweigbahn hergeben muß. Aber vorher wollen wir zusammen essen und recht fröhlich miteinander sein. Wo ist Rosa eigentlich?“

„Ich weiß nicht,“ antwortete Eva zerstreut, „ich glaube, sie ging vorhin in den Garten, um Obst zu pflücken. Ich habe sie seit einer Stunde nicht gesehen. Soll ich —“

„Nein, mein Schatz, ich werde sie schon finden,“ sagte er und ging zur Thür. Dort begegnete ihm eine junge Dame, die mit den Kindern aus dem Garten kam.

Sie war klein und blond, sah ziemlich unbedeutend aus und war außerordentlich einfach gekleidet. In der Hand trug sie einen Korb mit Blumen und frischem Grün. An ihrem einen Arm hing die kleine Eva; sie sprang munter hin und her, während Paul, der auf der anderen Seite ging, seinen Arm um die Taille des jungen Mädchens gelegt hatte und ihr eifrig zuredete.

„Nun, da sind Sie ja in aller Ihrer Liebenswürdigkeit, Fräulein Rosa!“ sagte Herr Werner munter. „Ich habe Wichtiges mit Ihnen zu besprechen, erst aber muß ich Sie mit einem alten Freund meiner Frau bekannt machen — Herr Felix — Fräulein Rosa Miller, unser ein und alles, nicht wahr, liebe Eva?“

Das junge Mädchen nahm seine Aufmerksamkeit sehr ruhig an, ohne sich im mindesten geschmeichelt zu fühlen oder verlegen zu werden.

Sie begrüßte mich flüchtig und fing an, die Blumen in zwei großen Vasen auf dem Kamin zu arrangieren.

„Süße Rosa,“ schmeichelte die kleine Eva. „Sag doch dem Mädchen, daß sie mein weißes Kleid zu Mittag glättet, und dann wolltest du mir ja die blaue Schärpe fertig machen! Hörst du, Rosa!“

„Ach, Rosa, kannst du nicht dafür sorgen, daß die beiden Barsche, die ich geangelt, für Mama gebraten werden,“ flüsterte ihr Paul von der anderen Seite zu. „Sie sind wirklich so gut, aber wenn du nicht aufpaßt, thut Etine es nicht. Sie ist immer so ungeschicklich.“

„Fräulein Rosa,“ begann Herr Werner, „wir müssen etwas extra Gutes zu Mittag haben. Wissen Sie, den Wein, der — ja kommen Sie nur mit, ich will Ihnen Bescheid sagen.“

„Ist es unser gemeinsamer Freund Karl, den Sie heute erwarten?“ fragte ich Eva.

„Ja, derselbe! Er hat hier in der Nähe eine Anstellung und besucht uns zuweilen. Er ist noch eben so gut und prächtig wie — damals,“ fügte sie mit einem leisen Seufzer hinzu.

Während wir noch miteinander sprachen, fuhr ein Wagen auf den Hof. Wir gingen hinaus, um zu sehen, wer es sei, und erblickten einen kleinen Einspänner, in dem ein unbekannter Herr neben Karl Armström saß. Dieser war größer und kräftiger geworden, er hatte sich einen gewaltigen Vollbart stehen lassen, war aber im übrigen ganz der Alte geblieben. Er sprang, nachdem er die Zügel einem Knecht übergeben hatte, vom Wagen herab, stellte den

Fremden, einen Ingenieur, vor und erblickte mich dann plötzlich.

„Bei allen Göttern des Olymps!“ rief er aus und schloß mich so herzlich in seine Arme, daß ich fast erstickt wäre.

Das war ein fröhliches Wiedersehen, und nachdem die Herren überredet waren, zu Mittag zu bleiben, was nicht gerade allzu viele Künste kostete, gingen sie auf die ihnen angewiesenen Fremdenzimmer, wohin ich Karl folgte, um mich mit ihm auszusprechen. Hier umarmte er mich nochmals und dann ging es an ein Erzählen.

„Du kommst ja niemals nach Stockholm!“ sagte ich.

„Und du bist niemals da, wenn ich komme,“ entgegnete er.

„Wie lange bist du jetzt eigentlich schon verheiratet, Karl, denn aus dir und Anna ist doch ein Paar geworden?“

„Ja, das sollst ich meinen,“ antwortete er. „Wir haben schon sechs Knaben, schade, daß kein kleines Mädchen dabei ist, aber was nicht ist, kann ja noch werden. Eine Dame ist unentbehrlich fürs Haus. Du bist nun freilich über dergleichen erhaben! Du denkst wohl nicht mehr daran, dich zu verheiraten, seit du ein berühmter Mann geworden!“

„Mir ist es nun einmal nicht beschieden,“ erwiderte ich.

Wir gingen hinab, und machten einen Spaziergang durch den Garten, während Herr Werner sich mit dem Ingenieur Holm unterhielt, und die Damen Toilette machten.

„Ja, ist es nun nicht sonderbar, daß wir beide hier in Evas Garten lustwandeln,“ sagte er nach einer Weile. „Es fand sich doch schließlich ein Mann, der den Mut hatte, sie zu fragen; — eigentlich glaubte ich, du würdest es thun.“

„Wie du siehst, that ich es nicht!“

„Ja, es ist eigen! Wir jungen Leute vergötterten sie alle, aber ein Fremder mußte kommen und sie ganz ruhig nehmen, als sei sie ein ganz gewöhnliches junges Mädchen!“

„Aber du kannst dir keinen Begriff davon machen, welch vorzüglichen Mann sie bekommen hat,“ fügte er hinzu. „Ich glaube, er war gerade der Rechte für sie. Er ist ein ganzer Mann, so gut und zuverlässig und dabei so durch und durch tüchtig. Du kannst mir glauben, der weiß, was er will.“

„Ja, die Häuslichkeit macht ja einen sehr glücklichen Eindruck,“ bemerkte ich.

„Ja,“ sagte er langsam und schwieg eine Weile. „Und doch?“ fuhr er fort und sah mich mit seiner betäubten Miene an, die ich so gut aus alten Tagen kannte. „Und doch ist etwas bei der Sache, was nicht ist, wie es sein soll. Was es ist, weiß ich nicht, es liegt gleichsam in der Luft. Sie sieht oft so leidend aus, daß es mir ins Herz schneidet, denn ich gönne ihr alles Glück dieser Erde. Weißt du, zuweilen muß ich denken, sie hätte sich überhaupt nicht verheiraten sollen, ihr Klavier würde ihr genügt haben!“

Wir wurden zu Mittag gerufen und versammelten uns in dem großen Speisesaal.

An der festlich gedeckten Tafel erhielt ich meinen Platz an der Seite der Hausfrau, zu meiner Linken saß Karl. Fräulein Rosa saß mit den Kindern am unteren Ende des Tisches und nahm nicht teil an der Unterhaltung. Sie hatte ein wachsameres Auge auf das Servieren und sprach hin und wieder leise mit den Kindern.

Während der Mahlzeit erkundigte ich mich bei Karl und Eva nach unseren alten Bekannten. Fräulein Busch war gestorben, doch hatte sie noch die Freude gehabt, bei Evas Sohn Gvatter zu stehen.

„Sie sprach oft von Ihnen,“ sagte Eva zu mir. „Ich glaube, sie war ein wenig in Sie verliebt.“

„Und der Doktor?“

„Ja, der Doktor hat sich mit einer älteren Dame verheiratet, sie ist mindestens zwölf Jahre älter als er. Sie hat einen halbfranzösischen Namen und ist entsetzlich affektiert,“ berichtete Eva.

„Sie ist hysterisch und sehr reich,“ fügte Karl hinzu. „Der Doktor reist viel allein, und sie spielt die verliebte, junge Frau mit großem Effekt!“

„Mein Vater ist recht alt geworden,“ sagte Eva, als ich nach dem Landrat fragte. „Er besucht uns häufig, denn ich bin seit meiner Verheiratung nur sehr selten in der alten Heimat gewesen. Ich mag ihn lieber hier bei mir haben. Zu Hause ist doch alles so anders geworden.“

Im ganzen ging es recht munter zu bei Tische. Evas Mann war ein lebenswürdiger Wirt; man sah es ihm an, daß er gern Gäste hatte. Dagegen wollte es mir scheinen, als habe Evas lebenswürdiges Talent, die Honneurs zu machen, sie völlig verlassen. Fräulein Rosa sorgte für alles und obwohl Eva sich an der Unterhaltung bei Tische beteiligte, wurde sie zuweilen plötzlich still und schweigsam, nippte kaum an ihrem Glase und saß während des Desserts wie abwesend da, in ihrem Stuhl zurückgelehnt. Nach dem Essen begaben wir uns auf die Veranda.

„Sie müssen doch meine Kinder einmal ordentlich sehen,“ sagte sie und rief dieselben zu sich. „Hier ist mein Junge!“ Sie legte die Hand auf seine Stirn und bog seinen Kopf ein wenig zurück.

„Er ist ein prächtiger Knabe!“ fuhr sie fort, als er gegangen war. „Der Vater durch und durch! Und hier, meine kleine Eva! Sieh den Herrn an, mein Schatz!“

„Sie ist Ihnen wie aus den Augen geschnitten!“

„Ja, leider!“ versetzte Eva seufzend. „Sie ist mein Ebenbild.“

Herr Werner nahm meinen Arm und ging mit mir im Garten auf und ab. Schließlich setzten wir uns im Schatten einiger junger Bäume auf eine Bank, von der aus wir einen herrlichen Blick über den See hatten.

„Ich muß Ihnen wirklich von Herzen für Ihren Besuch danken,“ sagte er. „Es thut Eva stets so gut, alte Freunde wiederzusehen und besonders solche, mit denen sie sympathisiert. Es ist doch recht einsam für sie hier auf dem Lande, und ich kann

ihr so wenig bieten. Ich gebe mir ja Mühe, ihr ihre Umgebung so schön zu machen, wie ich nur kann, sie mag es ja gern alles hübsch und geschmackvoll haben, aber Sie, Herr Felig, werden es verstehen, daß ein einfacher Landmann wie ich nicht im Stande ist, ihr alles das zu bieten, worauf sie bei ihrer Begabung Anspruch machen könnte. Da ist zum Beispiel ihre geliebte Musik! Nun ja, ich bin auch ein Freund von Musik, besonders höre ich gern eine schöne Melodie, wenn ich fröhlich bin und gute Freunde um mich versammelt habe, aber weiter verstehe ich leider nichts davon und im Grunde kann ich es auch nicht begreifen, wie sie Freude daran haben kann, so stundenlang diese schweren Sonaten zu spielen, von denen die eine so klingt wie die andere. Aber, da es ihr Vergnügen macht, ist es mir ja recht. Sie kann mit ihrer Zeit machen, was sie will. Ich habe ihr das Instrument geschenkt, welches sie sich wünschte, der Saal ist auch umgebaut, damit es besser klingen soll. Ihr Vater sagt, sie habe früher mehr Lust zu häuslichen Beschäftigungen gehabt — jetzt scheint es mir, als wenn ihr allein der Gedanke daran eine Last ist, und deswegen haben wir das junge Mädchen engagiert, sie ist jetzt bereits seit mehreren Jahren hier und macht sich ausgerechnet. — Sie haben Eva ja so gut gekannt, Herr Felig, finden Sie, daß sie sich sehr verändert hat?“ fragte er schließlich und sah mich ganz bekümmert an.

Als ich erwiderte, daß sie so ganz die Alte geblieben, fragte er: „Und finden Sie nicht, daß sie angegriffen aussieht und stiller geworden ist? Es will mir oft scheinen, als sähe sie so bekümmert aus, aber vielleicht bilde ich mir das nur ein. Sie können sich denken, daß ich ein wenig ängstlich bin, war ich doch im Winter so nahe daran, sie zu verlieren. Und ich möchte so gern alles thun, was in meiner Macht steht, um sie ein wenig aufzumuntern. Ich kann Ihnen nicht sagen, welche Beruhigung es mir ist, daß Sie Eva nicht verändert finden!“

Er saß eine Weile vornüber gebeugt da und zeichnete mit seinem Stock Figuren in den Sand. Dann sagte er plötzlich: „Daß Eva, ehe wir uns miteinander verlobten, eine andere Neigung hatte, weiß ich. Als ich um ihre Hand anhielt, sagte sie mir, daß sie schon einmal verlobt gewesen, daß das aber alles hinter ihr läge, sie fragte, ob ich sie trotzdem noch haben wolle. Ich antwortete ihr natürlich, daß es mir ganz einerlei sei, wenn sie mich nur nehme. — Sie wissen vielleicht davon? Sie waren ja Nachbarn in der kleinen Stadt?“ fragte er plötzlich und sah hastig auf.

„Ich bin aber wirklich nicht neugierig,“ fuhr er fort. „Ich habe sie nicht einmal nach dem Namen ihres früheren Verlobten gefragt, aber ich möchte doch gern einmal Ihre Ansicht hören. Sie haben Eva doch so gut gekannt, Sie haben ja auch, wie man mir sagt, so ungewöhnlich viel Menschenkenntnis; glauben Sie nun, daß man eine Neigung so lange bewahren kann?

Ich bin so oft verliebt gewesen, ja, aber mit Eva verheiratet bin, habe das alles vergessen, es ist mir, als hätte ich niemals gewesen. Glauben Sie nun, es Menschen gibt, die noch nach Jahren ihren alten Erinnerungen leben?“

Ich erwiderte, daß ich das nicht unmöglich halte, daß so etwas sogar häufig vorkäme, was aber seine Strafe trüge, so sei das ja ganz außer Frage, sie sei ja so glücklich verheiratet, so liebe Kinder und eine so schöne Zukunft — ihr könne doch nichts fehlen.

„Ja, nicht wahr,“ sagte er und antwortete erleichtert auf. „Es ist wahrscheinlich die Folge ihrer Krankheit, und die hat auch vorher schon lange in den Gliedern gesteckt. Thun Sie uns nun den Gefallen und bleiben Sie einige Zeit bei uns. Ich wird Eva gut thun!“

Es war mir ganz klar, daß er in allen Argwohn mit mir gesprochen, betrachtete mich als Evas alten Freund und hatte scheinbar Vertrauen zur mir gesagt. Es machte einen rührenden Eindruck auf mich, zu sehen, wie dieser brave Mensch, der sie so von Herzen liebte, der sie sein eigen nannte, in einer solchen Angst lebte, daß sie ihm doch ganz gehöre. Einen Augenblick mochte mir scheinen, als sei er im Grunde Beklagenswertere von uns beiden.

Wir standen auf und gingen den anderen Herren entgegen, dann besahen wir zusammen das Gut unseres Wirtes.

Obgleich ich kein Sachmann bin, so ich doch auf den ersten Blick erkennen. Alles, was zu dem Hofe gehörte, in musterhaftester Ordnung war. Die Anordnungen der Leute, die er selber hatte, führten lassen, lagen so zierlich mit den kleinen Gärten da, es machte einen friedigten, blühenden Eindruck. Die Wälder und die Ställe, ja selbst das Taubenhaus, das Hühnerhaus, alles war in bester Ordnung, man hatte das Gefühl, daß außer Wohlstand und Ordnung auch Sauberkeit herrsche. Dazu kam die so wohlthätig schöne Natur. Der große schimmernde überall durch das Grün. Terrain war kuppig und Laubholz mit Tannen- und Fichtenwaldungen.

Unser Wirt führte uns, und man sah ihm an, welche Freude es ihm gemacht, uns alles zu zeigen. Dabei war er keineswegs prahlerisch, im Gegentheil machte uns mehrmals auf Verbeugungen aufmerksam, die er für nötig hielt. Er fügte dann wohl hinzu: „Das kommt mit der Zeit!“ Man merkte bei ihm, daß er ein ungewöhnlich klarer Kopf war, ein Mann, der langsam aber sicher seinen Weg ging.

Als wir wohl über eine Stunde hergegangen waren, sah unser Wirt plötzlich auf die Uhr und sagte dann zu seinen Herren, wenn wir noch etwas richten wollen, muß ich Sie bitten, jetzt mit mir auf den Weg zu gehen.

Es war entsetzlich schwül und wir waren geworden, kein Blättchen rührte sich, ließ vorspannen und die Herren gingen.

a hinein, um sich von ihr zu verabschieden.

„Sie bleiben natürlich bei ihr,“ sagte Mann und klopfte mich auf die Schulter. „Ja kann ich sie ja ruhig verlassen! — Ich außerdem komme ich vielleicht früher zurück, als Ihr glaubt. Ich will mich von rissian auf der Fährre übersetzen lassen.“ Er schwang sich zu den anderen auf Wagen. Karl bat mich noch einmal, Gegend nicht zu verlassen, ehe ich bei a eingesehen, und das kleine Fuhrwerk setzte von dannen.

Am Thor wandte Eva's Mann sich damals nach uns um und schwang seinen St. Wir gingen allein ins Gartenzimmer. Die Kinder waren im Freien, und allein Rosa ließ sich nicht blicken.

Eva setzte sich in einen niedrigen amerikanischen Schaukelstuhl und lehnte sich zurück. Sie hatte die Hände gefaltet und blickte weigend vor sich nieder. Ich stellte mich die Gartenthür, es war so bekömmen drinnen im Zimmer, draußen war es still auch nicht besser.

„Wir bekommen wohl ein Gewitter,“ merkte ich.

„Das ist wohl möglich,“ erwiderte sie. „nun entstand eine lange Pause.“

„Mögen Sie es, wenn ich Ihnen etwas sage?“ fragte ich.

„Ach nein, haben Sie Dank! Ich bin angegriffen, mein Kopf schmerzt mich sehr,“ antwortete sie und fuhr mit der Hand über die Stirn.

„Aber vielleicht spielen Sie mir ein wenig vor?“ fragte ich. „Sie wissen, wie ich ich Sie spielen höre!“

„Auch jetzt noch?“ sagte sie mit mattem Gesichte. „Aber lieber ein andermal; wie kann ich nicht!“

„Es entstand wieder eine Pause, und wünschte mich viele hundert Meilen.“ Schließlich, um doch etwas zu sagen, lud ich ihr einen Spaziergang vor.

„Ja, lassen Sie uns hinausgehen,“ sagte sie und stand hastig auf.

Wir begaben uns in den schattigsten Theil des Gartens. Sie hatte keinen Hut aufgesetzt, sondern nur ihren Sonnenschirm aufgespannt, hin und wieder bückte sie sich, eine Blume zu pflücken. Sie ging rasche Schritte vor mir her, und ich folgte ihr jeden ihrer Bewegungen; ich sah, wie sie unverändert sie war, dieselbe Eva wie in jenen schönen Jugendtagen!

Später gingen wir nebeneinander, und fing eine Unterhaltung an. Ich sprach von allem möglichen und unmöglichen, sagte nach Dingen, die mich nicht im geringsten interessierten und bemühte mich, es handle es sich darum, eine wildfremde Person zu unterhalten. Ich hatte eine milde Angst vor den Pausen, diesen rein Augenblicken, während welcher nicht von uns beiden sprach, und wir nicht wußten, was sich im Inneren des Andern regte. Als wir am See angelangt waren, stieg sie in ein kleines Boot und bat mich, sie ein wenig zu rudern.

„Es ist vielleicht kühler auf dem Wasser,“ meinte sie.

Als wir eine Strecke gefahren waren, zog ich die Ruder ein. Man hatte den schönsten Blick über die Bucht, an welcher das Wohnhaus lag, und die weißen Mauern desselben lugten so freundlich durch die dichten Blättermassen.

„Wie schön ist es hier!“ rief ich aus.

„Ja,“ erwiderte Eva. Sie blickte nicht einmal auf, sondern starrte unverwandt ins Wasser, in das sie ihre eine Hand getaucht hatte.

„Aber Ihr Mann hat auch so viel für die Verschönerung gethan. Wenn die Natur so verstanden und so von Menschenhand geleitet wird, ist es auch kein Wunder.“

Sie antwortete noch immer nicht, sondern blickte nach wie vor auf das Wasser, das regungslos vor uns dalag. Die Hitze war fast unerträglich geworden.

Blötzlich erhob sie den Kopf und sah mich an. „Warum sagten Sie denn kein Wort zu mir?“ fragte sie mit zitternder Stimme.

„Ich?“

„Ja, Sie; sind Sie nicht grausam gegen mich gewesen?“

Sie stieß diese Worte heftig, fast gewaltsam hervor.

„Und das sagen Sie?“ fragte ich ganz leise.

„Ja, ich weiß es, es war meine Schuld, daß wir uns trennten,“ sagte sie. „Hätten Sie mich aber wirklich geliebt, so würden Sie mich damals nicht so haben gehen lassen. Bedenken Sie, wie jung und wie verwöhnt ich war. Sie wußten doch, wie schnell so ein Zornesausbruch bei mir vorüber ging. An dem Abend, ehe Sie reisten, erduldeten Sie Qualen, wie ich sie nie vorher und nie nachher gekannt, und das sahen Sie — ja, das sahen Sie, und doch kamen Sie nicht wieder zu mir zurück!“

„Ich wollte mir nicht erzwingen, was ich mit Bitten nicht von Ihnen erreichen konnte,“ erwiderte ich. „Und dann glaubte ich auch, Sie hätten Ihren Kummer sehr bald vergessen. Wenn ich mich recht erinnere, verlobten Sie sich wenige Monate später.“

„Ach ich war so elend, so lebensmüde!“ sagte sie und strich mit der Hand über die Augen. „Ich konnte dies Elend nicht länger ertragen. Ihr Vater sagte mir, Sie würden fürs erste nicht wiederkommen, daraus entnahm ich, daß wir auf ewig voneinander getrennt wären. Ich weiß recht gut, daß Sie nie wieder in Ihrer Heimat gewesen sind. Als mein jetziger Mann um meine Hand anhielt, wünschte mein Vater so sehr, daß ich ihn nehmen sollte, und so fügte ich mich.“

„Verzeihen Sie, aber daß Sie sich ohne Liebe verheiratheten würden, das hätte ich nimmer von Ihnen geglaubt.“

„Ich hielt auch wirklich viel von ihm, ich hatte ein Gefühl, als wenn gerade er der Richtige für mich sei. Wenn ich an unsere Liebe, an dich dachte“, fuhr sie fort und sah mich dabei gerade an, „so mußte ich stets denken, daß es nicht ohne Kampf mit uns abgegangen wäre; ich wußte, wie deine Augen plötzlich in Zorn oder Freude flammen konnten. Ich wußte,

wie deine Hände kalt werden konnten, wenn dich etwas erregte, ja, wenn du nur etwas vorläsest, was dich rührte, — und dann dachte ich, als Werner kam, daß er mich am besten vor mir selber schützen könne. Es war mir, als bedürfte ich einer starken Hand, die mich führe, eines ruhigen Augenpaars, das sich nicht durch Schmerz oder Freude beirren ließe.“

„Und Sie irrten nicht,“ versetzte ich. „Selten hat ein Mensch einen so angenehmen Eindruck auf mich gemacht wie Ihr Mann.“

„Ja, Sie haben recht. Er erfüllte alle Hoffnungen, die ich in ihn gesetzt und mehr wie das! Nur ich selber bin nicht so wie ich geglaubt. Was kann es nützen, ein Herz zur Ruhe zu bringen, das nichts von Ruhe wissen will? Was nützt es, das Schiff vor Anker zu legen, wenn man nichts sehnlicher wünscht, als auf das offene Meer hinaus zu kommen? Und deswegen wäre ich auch glücklicher geworden, wenn ich jemanden neben mir gehabt hätte, der sich gleich mir auf das wilde Element hinaus gewagt, der stets vorwärts gestrebt und sich in die Ferne gesehnt hätte, der selbst auf den weichsten Kissen keine Ruhe hätte finden können!“

Ich fühlte, wie mir alles Blut zum Herzen strömte, meine Stirn ward eiskalt. Ich nahm ihre Hand sanft zwischen meine beiden Hände und sagte: „Hab Dank, Eva, ich glaube dir, und das soll mein Trost fürs Leben sein, wenn wir wieder voneinander geschieden sind.“

„Und wann willst du mich verlassen,“ fragte sie. „Doch nicht gleich! Du bleibst doch?“

„Ich muß so bald wie möglich gehen,“ antwortete ich. „Ich muß wieder an meine Arbeit, und du hast ja auch eine Lebensaufgabe vor dir. Du mußt doch glücklich werden können!“

„So kannst du nur sprechen, weil du keine Ahnung von dem hast, was ich durchgemacht. Wenn du überhaupt noch von einem Glück für mich sprechen kannst, so ist mir das ein Beweis, daß du mich niemals so geliebt hast, wie ich dich liebte, wie ich dich noch in diesem Augenblicke liebe!“

Es war mir, als müsse es jetzt heraus, als müsse ich ihr alles erzählen, von den langen, einsamen Jahren, von allem, was ich ihretwegen erlitten, und in wie unwandelbarer Treue mein Herz an ihr gehangen. Was mir Kraft gab zu schweigen, war nicht der Gedanke, daß mein Geständnis uns beide doppelt unglücklich machen, uns die Luft fühlbarer erscheinen lassen würde, die uns trennte. Es war auch nicht der Gedanke an all den Kummer, an all das Weh, das wir einander bereiten mußten, wenn wir unserer Liebe nachgaben, — so etwas vergißt man in einem so erregten Moment. Nein, ich dachte an ein Antlitz, in das ich vor wenig Stunden geschaut, an das prächtige, ehrliche Antlitz ihres Vaters, — und ich ward Herr meiner stürmischen Gefühle.

„Ich will ihn nicht hintergehen,“ sagte ich zu mir selber. „Koste es, was es wolle!“

„Eva,“ begann ich. „Ich will mich nicht gegen deine Anschuldigungen vertheidigen. Ich will nur noch einmal wiederholen, daß sowohl du als auch ich glücklich werden können.“

Sie sah mich mit ihren großen Augen fragend an.

„Du weißt doch, daß das Glück nicht darin besteht, daß uns das Leben die Erfüllung unserer liebsten Wünsche bringt. Du hast mir doch eben erst gesagt, daß du dich beständig vorwärts sehnst, — da wirst du doch begreifen, daß wir das Glück niemals auf dieser Erde finden können. Schau aber um dich! da sind andere, deren ganzes Glück du bist, dein treuer, guter Mann, deine Kinder! Sie sehen zu dir auf, sie suchen ihr Glück bei dir, das darfst du ihnen nicht verwehren!“

„Weißt du etwa, daß ich meinem Manne unentbehrlich bin?“ fragte sie. „Er hat seine Arbeit und seine Interessen, die ihn völlig in Anspruch nehmen. Und die Kinder! Sie hängen weit mehr an Rosa als an mir. Du hast ja vorhin selber gehört, wie mein Mann sie unser 'eins und alles' nannte.“

Sie sagte das in heftigem, bitterem Ton, als schmerze sie der Gedanke daran.

„Du kannst doch sehen, daß dein Mann nur für dich lebt und arbeitet,“ erwiderte ich, „und wie er feinen anderen Lohn verlangt, als dich glücklich zu sehen. Was aber deine Kinder betrifft, da nimm dich in acht. Du hast vielleicht recht, eine andere ist im Begriff sie dir zu entziehen. Deswegen beileide dich, ihnen ihr 'eins und alles' zu werden, ehe es zu spät ist.“

„Und das sagst du zu mir?“ sagte sie langsam. „Großer Gott!“ rief sie im selben Augenblick und hielt beide Hände vor ihr Gesicht. Ein flammend roter Blitz schoß in krausem Zickzack über den Horizont, und gleichzeitig erscholl ein so heftiger Donner Schlag, daß die ganze Küste des Sees davon widerhallte. Ein zweiter Blitz folgte und ein dritter.

Wir sahen auf. Eine Menge dunkler Streifen zeigten sich am Himmel, und über dem Walde hatte sich eine dicke Wolkenwand von unheimlich gelblicher Farbe angesammelt.

„Das gibt ein furchtbares Unwetter,“ sagte sie. „Wir müssen ans Land.“

Plötzlich durchsaute ein eigenartig zischendes, flötenähnliches Geräusch die Luft. Das Wasser ward tiefschwarz und kleine weißköpfige Wogen jagten blüßschnell über die Oberfläche dahin, dann war einen Augenblick alles stille, als wolle die Natur sich bestimmen, doch es war nur ein tiefes Atemschöpfen gewesen, denn plötzlich brach der Sturm los. Der See tobte und brauste, die Bäume beugten ihre Kronen tief herab, und Blitz auf Blitz durchzuckte die Luft. Wir waren eben am Ufer gelandet, als das Unwetter sich über uns ergoß. Große schwere Hagelkörner rasselten hernieder, und der rollende Donner wurde von Minute zu Minute stärker, wir konnten uns nur mit Mühe verständlich machen.

„Sauf,“ rief ich ihr zu. „Ich will mich nach den Kindern umsehen.“

Sie verschwand im Garten. Ich versuchte, das Boot festzumachen, aber der Hagel peitschte mir derartig ins Gesicht, daß ich kaum sehen konnte, und als ich mich endlich dem Hause zuwandte, konnte ich mich nur mit Mühe und Not aufrecht halten. Ich wollte mich eben im Hause erkundigen, wo man die Kinder vermutete, da sah ich ihre beiden kleinen Gesichter an einem Fenster der oberen Etage. Ich fragte nach Eva, sie war zu ihnen hinauf gegangen.

Oben auf meinem Zimmer angekommen, sah ich durch das Fenster, wie die Wogen des Sees brausten und rollten gleich einem stürmischen Meer. Das Gewitter hatte sich aber bereits verzogen, und bevor ich meine nassen Kleider abgelegt hatte, schien die Sonne wieder und der Himmel erstahlte in reinstem Blau. Nur der Wellenschlag dort unten konnte noch immer keine Ruhe finden.

Ich ging in den Garten hinab, um zu sehen, wie es dort nach dem Unwetter aussehen mochte. Alle Rosen lagen entblättert zwischen den weißen Hagelkörnern, die an dem Rande der Rabatten fingerdick zusammengeweht waren. Die Rasenplätze waren mit geknickten Ästen und Zweigen bedeckt und einer von den hübschen jungen Bäumen, unter denen ich noch vorhin mit Evas Mann gesessen, war über der Wurzel abgebrochen. Die Luft war fast unangenehm kalt, und ununterbrochen hörte man das Toben der Wellen. Da erblickte ich einen Wagen, der sich in rasender Eile dem Hause näherte, und während ich noch überlegte, was für ein Fuhrwerk das sein könne, sah ich, daß eine scheinbar leblose Gestalt auf demselben lag.

Eine furchtbare Ahnung durchzuckte mich, und so schnell wie möglich eilte ich durch das Haus, um mir Gewißheit zu verschaffen.

Durch einen breiten Korridor gelangte ich in die große Küche, aus der mir jammernde Klagerufe und laute Männerstimmen entgegen klangen. Die Thür öffnete sich und eines der Mädchen stürzte schreiend und weinend an mir vorüber.

Auf meine Fragen konnte ich nichts aus ihr herausbringen: „Herr des Himmels! O, du großer Gott!“ war alles, was ich verstand.

Ich faßte sie in den Arm und schüttelte sie heftig: „Ist denn ein Unglück geschehen! Ist jemand ums Leben gekommen! So sprich doch!“

„Ach, der Herr! der Herr! da liegt er, er ist ertrunken in Christians elendem Jährboot! Die gnädige Frau, ach, die verliert wohl den Verstand dabei!“ und von neuem brach sie in lautes Schluchzen und Weinen aus.

Ich riß die Thür auf und ging in die Küche. Dort waren außer den Leuten, die ihn gebracht hatten, fast alle Diensthöten des Hauses versammelt. Man hatte ihn auf den großen Esstisch der Leute gelegt und war nun damit beschäftigt, ihm die nassen Kleider auszuziehen. Seine Augen waren fest geschlossen, der Mund

leicht geöffnet und die Gesichtsfarbe mahl. „Das ist längst vorbei!“ sagte mir selber, als ich näher trat.

Ich schob die weinenden, neugierigen Menschen beiseite, und mit Hilfe eines die sich am besten beherrichen konnte wurde er in zwei dicke Pferdedecken gehüllt und aus Leibeskräften gebürstet und gerieben. Ich schickte einen reitenden Boten zum Arzt und sorgte dafür, daß Eva nach von dem Geschehenen erfuhr.

Sobald die Kräfte der Männer, die mit reiben undbürsten beschäftigt waren nachließen, wurden sie durch andere ersetzt. Inzwischen bewog ich die neugierig umherstehenden, sich in das anstoßende Wohnzimmer zurückzuziehen; von hier aus tönte fortwährend das Schluchzen der Armen und dazwischen die Stimmen der Mütter, die ihren Herrn beklagten.

„Ja, so einen gibt's nicht weiter in der Welt!“ war der stete Refrain. „Zu gut und gerecht, und nie brauchte er zu scheitern. Wen er nur ansah, der mußte Bescheid! Aber ein gutes Wort zu geben das verstand er, und helfen that er, er nur konnte!“ Solche und ähnliche Worte schwirten um mich her, während ich seine eiskalten Glieder bearbeitete. Dabei strömte das Wasser noch immer aus seinem blonden, lockigen Haar auf den Boden.

Hier erfuhr ich auch, wie das Unglück geschehen war.

Bei der Fährre hatte er sich von den Herren verabschiedet, diese hatten ihn auf dem Weg zu Wagen fortgesetzt. Das Gerücht mußte gleich darauf ausgebrochen und das Boot gekentert sein, denn einer der Bauern, die ihn hierher gebracht, hatte von seinem Gehöft aus, daß in der Nähe lag, ein Boot auf dem See treiben und plötzlich verschwinden sehen. Er war an das Ufer hinabgeeilt und hatte sich im Verein mit seinen Söhnen bemüht, sein Boot zu retten zu machen. Solange aber der Sturm wütete, war es unmöglich gewesen. Erst als sich das Unwetter gelegt hatte, war es ihnen gelungen, die Mitte des Sees zu erreichen; dort fanden sie das gekenterte Boot, an dem sich der Fährmann festklammert hielt. Er konnte nicht schwimmen und war so glücklich gewesen, das Boot zu ergreifen. Dagegen hatte er während des ganzen Sturmes den Fährmann, der ein vortrefflicher Schwimmer war, an das Land zuhalten sehen. Erst nach Augenblicke, bevor die Hilfe gekommen war er gesunken. Als sie ihn jedoch auf darauf wieder auftauchen sahen, war er ihnen auch geglückt, ihn ins Boot zu bringen, aber das Leben schien ihn bereits verlassen zu haben.

Schon hatten wir uns müde gearbeitet und ich war im Begriff, mich nach frischen Kräften umzusehen, als der Doktor erschien. Er grüßte flüchtig, trat mit dem Fuhrer der Hand an den Tisch und sah den da Ruhenden an. Dann schüttelte er den Kopf.

„Ich glaube nicht, daß wir hier etwas ausrichten können, man kann es aber doch versuchen.“

Er ließ sich Cognak bringen und

ge andere Befehle, dann wandte er sich mir:

„Sie kennen die gnädige Frau? — wäre wünschenswert, wenn eine verdächtige Person es übernehmen wollte, sie dem Vorgefallenen in Kenntnis zu setzen.“

„Sie halten es also für notwendig?“
„Nach allem, was ich sehe, ist hier eine Hoffnung mehr vorhanden,“ erwiderte sie. „Sie müssen es ihr natürlich so schnell wie möglich mitteilen!“

Ich verließ die anderen in voller Erwartung, in der Thür wandte ich mich noch einmal um, da sandte der rote Abendmehl plötzlich seine ganze glühende Zartheit in den dunklen Raum.

Eva war noch oben bei den Kindern. Ich klopfte ich. „Herein!“ rief man zu. Dort im Zimmer saß sie am Herd, ihr kleines Mädchen hielt sie auf Schoß, den Kopf hatte sie in ihre Hand gestützt. Sie saß dort und sah auf Regentropfen, die langsam von den Ästen der Bäume herabfielen. An ihrer Seite stand ihr kleiner Knabe, eifrig mit einem Spielzeug beschäftigt. An dem anderen Fenster saß Rosa mit ihrer Handarbeit.

Eva blickte auf und sah mich ganz verwundert an.

„Verzeihen Sie, daß ich hier herauf komme,“ sagte ich. „Ich habe etwas Wichtiges mit Ihnen zu besprechen.“

„Mit mir? Ja, bitte, sprechen Sie nur!“
„Nein, ich muß Sie erluchen, sich nicht hinunter zu bemühen.“

Sie erhob sich langsam, ließ das kleine Mädchen auf die Erde gleiten und folgte mir.

Als ich die Thür geschlossen hatte, war an der Treppe standen, sah sie noch immer ganz verwundert an.

„Sie haben mir etwas mitzuteilen? — großer Gott, ist denn ein Unglück geschehen?“

Sie muß es mir angesehen haben, daß etwas Schreckliches zu berichten hatte. Ich wußte nicht, was ich sagen sollte, ich konnte keine Worte finden. Die Wahrheit war hart.

„Machen Sie sich auf das Schlimmste gefaßt,“ sagte ich leise.

„Auf das Schlimmste!“ wiederholte sie und wandte sich hastig nach dem Kinderzimmer um, als müßte sie sich noch einvergewissern, daß die Kinder wirklich seien, dann schien sie sich zu besinnen. „Er ist verunglückt!“ rief sie aus und die Hände zusammen. „Um Gotteswillen! sagen Sie mir doch, wo er ist!“

Ich teilte ihr mit wenigen Worten das Geschehene. Ich sagte ihr, daß er jetzt noch nicht alle Hoffnung aufgegeben habe. Ob sie mich verstand, weiß ich nicht. Sie stürzte die Treppe hinab in den Korridor in die Küche. Ich saß da im stillen, ihr zu folgen.

Als wir eintraten, wurden die Leute lebhaft heiser und aller Stimmen verstummte plötzlich. Am Tische war man immer mit dem Bearbeiten des lebendigen Körpers beschäftigt.

Eva trat hastig an den Tisch und sah ihren Mann lange, lange an. Es schien mir, als wenn sie schreien wollte, aber nur ein schwaches Stöhnen entrang sich ihrer Brust, dann fiel sie besinnungslos zu Boden.

Wir hoben sie auf und trugen sie in eines der Leutezimmer, dort legten wir sie auf ein Bett, die Frauen blieben bei ihr und ich kehrte zu dem Ertrunkenen zurück.

Nach Verlauf einer halben Stunde kam eine der Frauen mit der Meldung, daß Evas Besinnung noch nicht wieder zurückgekehrt sei. Der Doktor wurde ängstlich und ging selber, um sich nach ihr umzusehen. In der Thür wandte er sich um und sagte: „Bis Mitternacht müssen wir doch mit unseren Versuchen fortfahren. Zeigt sich dann noch keine Spur des zurückkehrenden Lebens, so müssen wir die Hoffnung aufgeben.“

Wenige Augenblicke, nachdem er gegangen, und gerade als ich mit Aufbietung meiner letzten Kräfte ganz verzweifelt weiter arbeitete, kam es mir vor, als bemerkte ich ein Zucken in seinem Arm. Anfangs glaubte ich, daß es eine Sinnestäuschung sei, aber einen Augenblick später öffnete er die Augen, seine Lippen färbten sich leicht und seine Brust fing an, sich leise zu bewegen. Ich ließ den Doktor bitten, schleunigst zu kommen, und dieser hatte kaum ein Auge auf ihn geworfen, als er freudig ausrief: „Er ist gerettet!“

Als es Morgen wurde, lag Gustav Werner in seinem eigenen Bette und schlief einen festen, gesunden Schlaf. Er schlief bis zum Abend des zweiten Tages und obwohl er noch sehr schwach war, sah man doch, daß seine gesunde Natur den Sieg davontragen würde.

Mit Eva stand es schlimmer. Sie erwachte erst nach mehreren Stunden aus ihrer Ohnmacht und redete so wirr und unzusammenhängend, daß der Doktor ihre Wege sehr besorgte.

Nach einigen Tagen stellte es sich heraus, daß eine heftige Gehirnentzündung eingetreten sei.

Ich blieb einstweilen auf dem Gute und wachte manche Nacht an Evas Bette. Am Tage hatte ich vollauf damit zu thun, ihren Mann zu trösten, der ganz außer sich vor Verzweiflung war.

Er konnte stundenlang, den Kopf in die Hände gestützt, dasitzen, laut schluchzen und weinen. — Er war völlig unfähig zu aller Arbeit und wollte mich stets in seiner Nähe haben. „Sie sind so gut gegen mich,“ sagte er oft. „Ich glaube, ich müßte verkommen, wenn ich Sie nicht hier hätte!“ — „Ich weiß, daß ich mich nicht benehme, wie es einem Manne ziemt,“ fügte er hinzu. „Aber Sie werden es verstehen, wie ich Eva entbehre. Fräulein Rosa ist ja so herzensgut, aber ich weiß nicht, es ist mir, als wenn alles, was sie thut, so seelenlos ist, seit Eva nicht mehr dabei ist. Und die armen Kinder! Ich bemühe mich ja fröhlich zu sein, wenn ich bei ihnen bin; aber sie merken doch, wie mir zu Mute ist, ich kann auch nicht so

zart und liebevoll mit ihnen umgehen, wie Eva!“

Aber auch mit Eva wurde es allmählich besser, und eines Morgens sagte der Doktor zu Gustav: „Wenn Sie recht verständig sein wollen, dürfen Sie heute zu ihr.“

„Ich verspreche Ihnen kein Wort zu sagen, wenn ich sie nur sehen darf,“ erwiderte er.

Der Doktor hatte nämlich gewünscht, daß Eva ganz außer Gefahr sei, ehe sie ihren Mann sähe, da er nicht sicher war, welchen Eindruck sein Anblick auf sie machen würde.

Gustav wollte durchaus, daß ich ihn begleiten sollte, und während er zu ihr hineinging, blieb ich in der Thür des Nebenzimmers stehen.

Eva saß im Bette, sie war während der Krankheit sehr abgemagert und ihre Augen sahen unheimlich groß aus. Diese dunklen Augen suchten unruhig nach ihrem Mann, und als sie ihn kommen sah, streckte sie beide Arme nach ihm aus.

Er kniete an ihrem Bette und preßte sein Antlitz gegen das ihre.

„Du lebst!“ sagte sie nur, schlang beide Arme um seinen Hals und brach in Thränen aus.

Ich schlich mich leise aus dem Zimmer und reiste noch am selben Abend in die Hauptstadt zurück. Jetzt war Gustav im Stande, sich selber zu helfen!

* * *

Einige Jahre später sah ich Eva noch einmal zufällig wieder. Es war eines Abends in der Oper. Sie saß eine Strecke von mir mit ihren beiden Kindern. Sie war voller und stattlicher geworden, und wohl, um nicht allzu mädchenhaft zu erscheinen, trug sie ein Spigenhäubchen auf ihrem kurzen, lockigen Haar. Ihr Sohn war sehr groß geworden. Er zupfte sie fortwährend an dem Ärmel, um sich von ihr erklären zu lassen, was auf der Bühne vor sich ging, und sie flüsterte ihm dann leise eine Antwort zu. Die kleine Eva, die ein sehr schönes Mädchen zu werden versprach, saß mit großen Augen da. Sie war ganz Ohr.

Beim Hinausgehen trafen wir zusammen. Eva wurde dunkelrot, sah mich aber so herzlich und freundlich an und sagte: „Ich habe Grüße für Sie von meinem Mann. Es geht uns jetzt allen ausgezeichnet.“

Seitdem sah ich sie nicht wieder. Ihres Mannes Einladungen, zu ihnen zu kommen, habe ich stets abgelehnt. Es ist mir unmöglich. Vielleicht hat sie ihm jetzt ihr Geheimnis mitgeteilt, denn er bittet mich nun nicht mehr. — — —

„Und wirst du denn niemals glücklich werden?“ fragte ich, als Jellie seine lange Geschichte beendet hatte.

„Ich bin glücklich,“ erwiderte er und erhob sich. „Man kann auf mancherlei Art glücklich sein.“ Und als im selben Augenblick eine blickende Sternschnuppe vom Himmel fiel, zeigte er nach oben und sagte: „Siehst du wohl, daß ich recht habe?“



Der Vesuv; nähere Ansicht des kleinen inneren Kegels des Kraters, die neuere unverwitterte Lava zeigend, auf welcher der Wickenhaufen des Kegels ruht.

Vulkane.

Von

Dr. Hermann Bischoff.

Vulkane spielen eine sehr wichtige Rolle in der physischen Geschichte unserer Erde und üben eine in hohem Grade kräftigende Wirkung aus, indem sie dazu dienen, die Erdoberfläche in einer günstigen Beschaffenheit zur Ernährung pflanzlichen und tierischen Lebens zu erhalten und die Spannung zwischen der Eigenwärme unseres Erdkörpers und der Einwirkung der Sonne auszugleichen. Wir kennen das Wesen der Vulkane noch nicht genau, und müssen ein Verständnis davon durch genaue Beobachtung der vulkanischen Erscheinungen auf unserer Erdrinde zu gewinnen versuchen, und mit diesen sollen sich die vorliegenden Seiten beschäftigen, indem wir uns an das zunächst liegende Beispiel des Vesuvs halten und eine kurze Geschichte dieses Vulkans zu geben suchen, als des einzigen, über dessen Thätigkeit wir eine ziemlich genaue Aufzeichnung in einem Zeitraum von mehr als zwei Jahrtausenden besitzen.

Unsere Leser wissen, daß der Vesuv an den Küsten des Golfs von Neapel liegt, welcher Teil der italienischen Küste nicht nur eine Reihe prächtiger Häfen, ein herrliches Klima und einen fruchtbaren Boden aufweist, sondern auch eine Anzahl reizender Inseln, welche schon in früher Zeit prächtige Niederlassungen für griechische Auswanderer lieferten, welche ihre Kultur hierher verpflanzten. Die am Westrande des Golfs liegende Insel Ischia

war schon im fünften Jahrhundert vor Christo der erste Sitz einer derartigen Niederlassung. Damals und auch in den darauffolgenden sechs Jahrhunderten war der vulkanische Kegel des Vesuvs noch nicht in Thätigkeit und hatte ein ganz anderes Aussehen als heutzutage, wie aus den fünf nebenstehenden Figuren zu ersehen ist. Er war ein breiter, niedriger Berg, welcher sich nur etwa 2000 Fuß über den Meeresspiegel erhob; sein Krater war tief und breit, würde aber einem modernen geübten Auge alsbald seine vulkanische Eigenschaft, die sich allerdings bis dahin noch nicht bethätigt hatte, verraten haben. Für die damaligen Anwohner war er ein Hügel und sonst nichts.

Während des langen Schlags des Vesuvs aber wurden die Ansiedler auf Ischia von manchen ersten Ausbrüchen aus den Kratern dieser Inseln heimgesucht und einmal durch diese Unfälle sogar aus ihren Ansiedlungen vertrieben. In dieser Ruhezeit des Vesuvs fanden vielleicht andere leichte Ausbrüche vulkanischer Gase in dem Landstrich westlich vom Vesuv, in den sogenannten Phlegäischen Feldern, statt. Man weiß nämlich heutzutage, daß die aufgestauten vulkanischen Kräfte sich einen andern Ausweg zu bahnen suchten, jedoch mit so geringem Erfolg, daß das Land jahrhundertlang nur wenig dadurch gestört und der Landaufenthalt der reichen Römer wurde, welche hier ihre Sommer-

frische genossen. Rund um den Vesuv herum, der Küste des Golfs entlang, an den rebenbedeckten Hängen des Berges gab es eine Menge reicher Städte und Tempeln, Bädern und anderen stattlichen und reichen Bauwerken jenes baulustigen Volkes. Mit Ausnahme der Ausbrüche auf Ischia, welches vom Lande so weit entfernt war, daß seine Störungen nicht lästig wurden, erfreut sich dieser vulkanische Bezirk einer ungestörten Ruhe bis zum Jahre 63 unserer Zeitrechnung. Erst in diesem Jahre begann eine Reihe von mächtig starken Erdstößen, der Wirkung der vulkanischen Gase, welche sich die lang verschlossenen Zugänge zu dem Krater gewaltsam wieder zu öffnen versuchten. Im August des Jahres 79 wurden diese unterirdischen Bewegungen immer heftiger, bis sie in einem furchtbaren Ausbruch endigten.

Wir kennen die einzelnen Umstände dieser großen Katastrophe genau aus den Briefen, worin der jüngere Plinius den Geschichtschreiber Tacitus die Vorgänge beim Tode seines Oheims, des Naturforschers Plinius schildert, welcher in diesem Ausbruch das Leben verlor. Der ältere Plinius war Admiral der römischen Flotte, welche beim Kap Misenum (der heutigen Bajä) an der Westküste der Halbinsel stationiert war. Der Ausbruch begann ungefähr um Mittag, und binnen kurzer Zeit war die ganze Ostseite des Golfs von einer ungeheuren Dampfwolke verhüllt, in welche sich fein gepulverter Staub — das was man den sogenannten „Rauch“ eines vulkanischen Ausbruchs nennt — mengte. Diese Wolke dehnte sich allmählich aus, bis sie auf einem Umkreis von ungefähr zwanzig Meilen um den Vulkan her vollständige Finsternis verbreitete und, nach Dio Cassius, ihren Schatten bis nach Afrika, Syrien und Aegypten hinüberwarf.

Die Briefe des jungen Plinius von ihrer wunderbar anschaulichen Darstellung der ganzen Katastrophe sind schon so oft übersetzt worden und so allgemein bekannt, daß wir uns begnügen können, hier auf sie zu verweisen. Natürlich ist dieser Ausbruch große Veränderungen der Oberfläche der ganzen Umgebung des Vesuvs hervor. Obwohl, aus später zu erörternden Gründen, dem Krater kein Lavaströme entfloßen, weil der Ausbruch so heftig war, daß sich keine solche bilden konnten, so war doch die Menge der geschmolzenen Steinmassen, welche in Trümmern zerschmettert wurden und hauptsächlich in Gestalt von Staub (lapilli) auf der Erdoberfläche um den Krater herum niederfielen, eine ungeheure. Die Anwohner derselben auf einer Strecke von mehreren Meilen um die Mündung herum sahen eine Tiefe von zehn bis dreißig Fuß, die darüber betragen zu haben. Wegen der ungemeinen Leichtigkeit dieses himmelartigen oder mit Luftblasen erfüllten Staubs ist wahrscheinlich der größere Teil des Niederschlags vom Regen wieder hinweggewaschen worden, wie dies bei den Vulkan-

gen späterer Jahre der Fall war. Am Fluß des Plinius'schen Ausbruchs bestreute dieser Staub den Boden wahrscheinlich bis zu einer weit größeren Tiefe, als es den noch jetzt an der Oberfläche vorhandenen dürrsten Ueberresten des großen Regenregens zu sehen ist. Nur sehr Annahmen annehmen wir das Verlassen der beiden Städte Herulanum und Pompeji zuzuschreiben, welche so weit vordringen gingen, daß gar keine Ueberlieferung über ihre Lage übrig blieb. Beide Städte waren jedoch wahrscheinlich von den kostbareren Schätzen geräumt worden, bevor sie in der Asche und durch die gewaltigen Gewitterregen hervorgerufenen gebirgigen Schlamm bedeckt wurden; allein doch innerlich ward viel Wertvolles zurückgelassen, so daß man kaum begreifen kann, warum die besetzten Leute es nicht räumten, nach dem Zurückgelassenen Schätzen zu graben, wenn sie nicht durch eine dünnere Schicht von vulkanischer Asche gehalten wurden, als jetzt auf Pompeji liegt.

Am Schlusse des Ausbruchs war die ganze Oberfläche der Umgebung des Vesuvius eine Aschenwüste gewesen sein. Außer den beiden wichtigsten Städten Neulanum und Pompeji müssen auch Duzende von

Menschen in der gleichen Weise verschüttet worden sein. Doch ist nicht wahrscheinlich, daß in dieser Katastrophe viele Menschen verloren gingen. Es dauerte Stunden, bis der Ausbruch eine verhängnisvolle Heftigkeit annahm, und beinahe alle Einwohner, mit Ausnahme der Kran-

ken und Gefangenen, fanden ihr Heil in der Flucht. Von den paar hundert Skulpturen, welche bei den Ausgrabungen in Pompeji gefunden wurden, sind viele anscheinend die Ueberreste von Soldaten,

hat gelehrt, daß diese hohlen Räume gewöhnlich Schablonen oder Model sind, welche die nasse Asche um einen am Boden liegenden Menschen bildete. Giebt man diese Hohlräume mit nassem Gips aus, so ist man im Stande, genaue Abgüsse von längst gestorbenen Menschen herzustellen.

Dem Ausbruch des Jahres 79 folgte, wie dies nach großen Eruptionen gewöhnlich der Fall ist, eine lange Ruheperiode. Der nächste Ausbruch des Vesuvius erfolgte im Jahre 203 und war anscheinend nur von mäßiger Heftigkeit. Nach einer weiteren gleichlangen Pause erfolgte im Jahr 472 eine äußerst heftige Eruption, bei welcher die emporgetriebene Asche sich beinahe über ganz Europa verbreitete und den Himmel in Konstantinopel, in einer Entfernung von mehr als 160 geographischen Meilen, so verdunkelte, daß der Kaiser Leo aus der Stadt entflohen und man noch einen langen Zeitraum nachher die Befreiung der Stadt durch ein jährliches Fest feierte. Von da an bis zum Jahr 1036 unserer Zeitrechnung haben wir Aufzeichnungen von gelegentlichen kleineren Ausbrüchen, aber diese Zeit war ja, wie unsere Leser wissen, gewissermaßen die Nacht der Geschichte und die Berichte der

Chroniken sind sehr unvollständig. Aus einer alten Reisebeschreibung geht ziemlich deutlich hervor, daß beim Ausbruch von 1036 die Lava vom Krater herab bis ins Meer floß. Dies scheint die erste Eruption in geschichtlicher Zeit gewesen zu sein, wobei der Vesuv Lava ausstieß, ob-

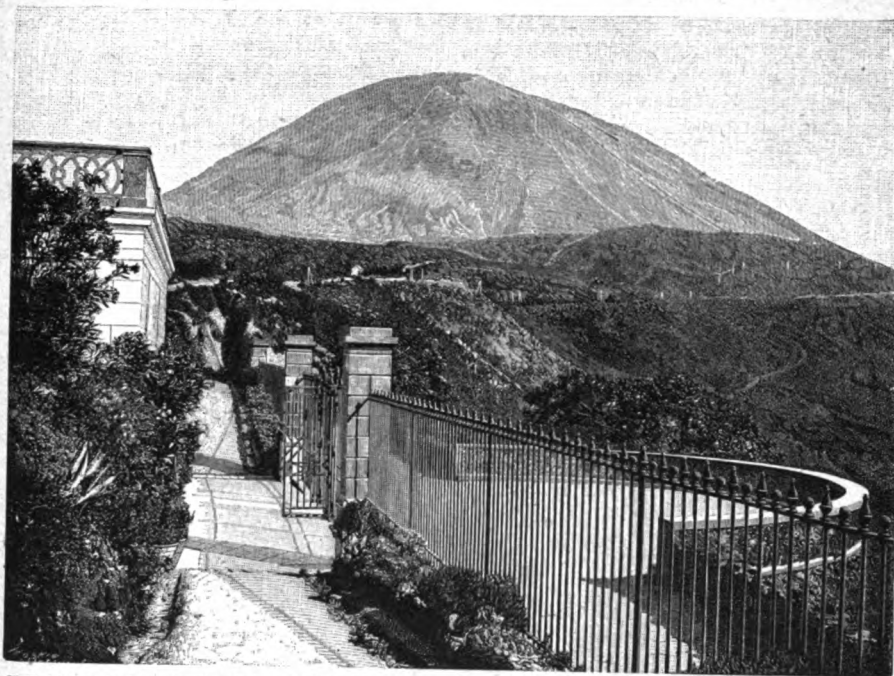
wohl der Tod an ihren angewiesenen Orten ereilte, weil sie keinen Befehl zum Abzug erhalten hatten. Gelegentlich wenn die Erforscher bei Ausgrabungen die fest zementierte Asche von den Kellern eines Hauses entfernten, so drangen ihre Väter in eine Höhlung ein; die Erfahrung



Erdbalte, aus welcher die den Ausbruch befehlenden schweligen Dämpfe hervorbringen, nun teilweise durch tropische Vegetation geschlossen (S. 1796).

welche der Tod an ihren angewiesenen Orten ereilte, weil sie keinen Befehl zum Abzug erhalten hatten. Gelegentlich wenn die Erforscher bei Ausgrabungen die fest zementierte Asche von den Kellern eines Hauses entfernten, so drangen ihre Väter in eine Höhlung ein; die Erfahrung

Chroniken sind sehr unvollständig. Aus einer alten Reisebeschreibung geht ziemlich deutlich hervor, daß beim Ausbruch von 1036 die Lava vom Krater herab bis ins Meer floß. Dies scheint die erste Eruption in geschichtlicher Zeit gewesen zu sein, wobei der Vesuv Lava ausstieß, ob-



Ansicht des Vesuvius von der Ostseite vom Observatorium aus, im Jahre 1880; die Ansicht zeigt den Wändungskegel und das alte abgespülte Piedestal von Lava und Asche. Die dunkle Linie auf der rechten Seite des Kegels ist die auf den Berg führende Eisenbahn (S. 1801).

wohl in der vorgeschichtlichen Periode der Thätigkeit des Vulkans dieselbe reichlich erzeugt wurde.

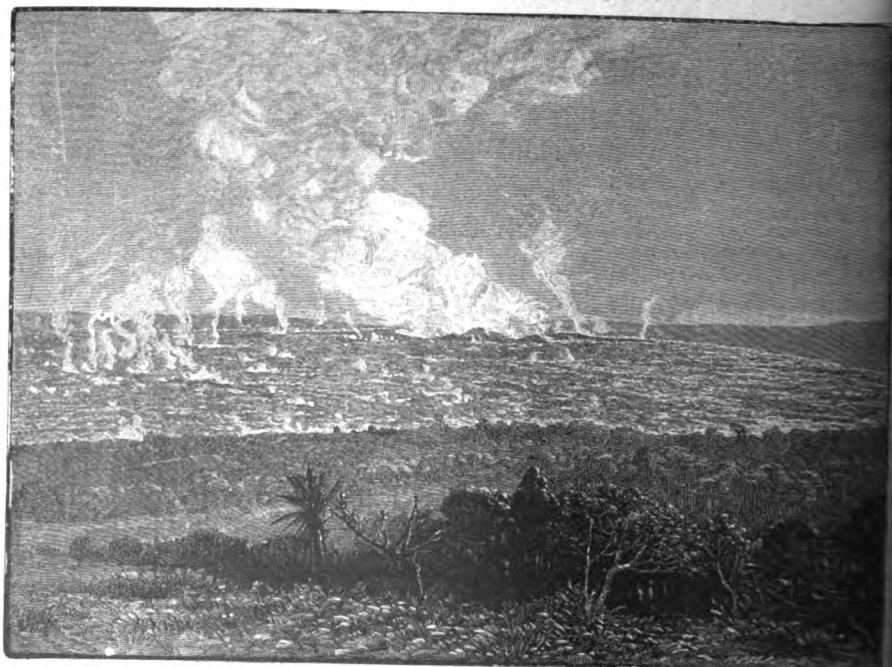
Von diesem Ausbruch bis herunter zur Neuzeit besitzen wir ein genaues Verzeichniß der Eruptionen des Vesuvius und des Aetna. Man zählt also von 1036 bis 1500 fünf Ausbrüche oder etwa einen auf jedes Jahrhundert und keinen von ihnen von großer Heftigkeit. In der That scheinen die Eruptionen von 1139 bis 1631 nur Drohungen der latenten vulkanischen Thätigkeit gewesen zu sein und der innere Druck und die Spannung sich erst mit der großen Explosion des letztgenannten Jahres gelöst zu haben.

Der Ausbruch von 1631 war nächst demjenigen von 79 die heftigste Explosion, welche vom Vesuv aus stattgefunden hatte. Gleich dem Ausbruch, in welchem Plinius seinen Tod fand, wurde die Störung durch eine Reihenfolge von Erdstößen eingeleitet. Diese rührten ohne Zweifel von dem Kampf der eingesperreten Gase mit den Schranken her, welche die Erde ihnen in den Weg legte, und wurden immer heftiger, bis am 16. Dezember der Ausbruch plötzlich und mit äußerster Wut begann. Unähnlich den meisten Ausbrüchen aus diesem Krater und aus anderen, wo der Ausfluß des feurig-flüssigen Gesteins gewöhnlich erst beginnt, nachdem die Gase schon einige Zeit hervorgebrochen sind, brach hier sogleich ein großer Lavaström aus der Seite des Kegels und zwar in kurzer Entfernung vom Gipfel des Kraters. Die Lavaströme ergossen sich aus einer Anzahl Punkte längs dem südwestlichen Abhang des Berges, in einer

Höhe von ungefähr dreitausend Fuß über dem Meeresspiegel, und flossen bis zum Strande der Bucht herunter. Ein großer Teil der Lava blieb zwar in den Depressionen in den Flanken des Berges zurück, aber etwa ein Duzend Ströme, welche von dem großen Erguß abzweigten, erreichten das Meer auf einer Länge von anderthalb geographischen Meilen der Küste. Damals wie noch heute war die Küste besäemt von einer beinahe fortlaufenden Reihe volkreicher Städte. Obwohl die Einwohner, von der Furcht getrieben, welche die Erdstöße und der

unterirdische Donner im Berge ausfließen, in großer Anzahl geflohen waren, so stellte sich der Lavaström so plötzlich ein, daß in den Städten Neßina, Torre del Greco und Gramitello achtzehntausend Menschen umkamen, welche von den Lavaströmen überwältigt wurden. Die Asche, die die fein verteilte Lava wurde in ungeheuren Mengen ausgeworfen, verdunkelte abermals nach Osten den Himmel bis Konstantinopel. Der Regen, welcher aus der über der ganzen Bergregion hängenden Wolkendecke fiel, war wolkenbruchartig und nicht vermengt mit dem feinen Staub, ungeheure Schlammüberschwemmungen hervor, welche Felder und Dörfer überfluteten und eine Zerstörung verursachten, welche noch ausgedehnter, wenn auch für Menschenleben weniger verhängnisvoll war als die feurigen Lavaströme. In diesem Ausbruch, wie in allen Eruptionen, war auch der Blitz aus den Wolken äußerst heftig und vernichtete manches Menschenleben.

Seit dieser Katastrophe bis auf den heutigen Tag haben sich die Ausbrüche häufiger wiederholt als in der ganzen übrigen Geschichte der Vulkane. Selten sind zwanzig Jahre ohne einen Ausbruch von besonderer Heftigkeit vorübergegangen, wenn auch keiner mehr die furchtbare Wut des ersten geschichtlichen Ausbruchs von 1631 erreicht hat. Man hat in dieser Zeit von drittelhalb Jahrhunderten gegen achtzig Ausbrüche zu verzeichnen gehabt, welche zwar beinahe alle nur von mäßiger Heftigkeit gewesen sind, aber zu einem eigentümlich großen Lavaauswurf geführt haben. Offenbar sind die Kanäle, welche zu den Ritzen des Vulkans führen, nun mit flüssiger



Breiter Lavaström auf dem Punkt seines Austrittens oder Ueberfließens, die sehr flüssige Beschaffenheit und den entweichenden Dampf zeigend, auf den Entweichsteinen (S. 1815).

er Lava gefüllt, und wo nur immer der Luft der eingesperreten Gase stark genug wird die Lava in den Krater heraufgerieben, zerreißt durch ihr Gewicht die in der des unzusammenhängenden Aschenschutts und entweicht über die steilen Hänge des Kegels.

Manche von diesen Ausbrüchen sind von sehr geringer Energie. Es war uns gönnit, aus ziemlicher Nähe den Anblick des schönen kleinen Ausbruchs im Winter 1832 zu genießen, welcher eine besonders günstige Gelegenheit zur Beobachtung der wesentlichen Vorgänge vulkanischer Eruptionen mit wenig Gefahr gewährte. Damals wurde, infolge der geringen Heftigkeit des Ausbruchs, der Krater auf eine kleine Einsenkung am Gipfel des Kegels reduziert, welche einen Durchmesser von höchstens sechs Metern und eine Tiefe von ungefähr einhundert Fuß hatte. Wenn man sich einen kalten Nordwind, die in der alten bekannte „Tramontana“, zu nütze machte, so war es möglich, bis zum unmittelbaren Rand des Kraters hinzukriechen und auf der Oberfläche der flüssigen Lava hinunterzuschauen, aus welcher die Gase hervorbrachen. Der Trichter wurde von Zeit zu Zeit mit einem röhrenden Dampf angefüllt, allein der günstige Wind legte diese oft so hin, daß man einige Sekunden lang jede Einzelheit der furchtbar erhabenen Hauptspiels sehen konnte. Mehrmals in jeder Minute wurde die Oberfläche der flüssigen Lava durch eine heftige Gasexplosion zerissen, welche die ganze Masse der flüssigen Gesteins in die Luft zu schleudern schien. Eine aufsteigende Säule von Dampf und Lavatrümmern, wie eine Garbe zu einer Höhe von mehreren hundert Fuß. Viele von diesen Massen, welche mit der Leichtigkeit von Luftblasen aufzusteigen schienen, hatten einen Durchmesser von mehreren Fuß und machten ein großes Getöse, als sie klatschend auf die Oberfläche der Außenseite des Kraters niederfielen; manche sah man auch schon im Aufsteigen in Stücke zerpringen. Im Augenblick der Explosion erschienen die entweichenden Gase durchsichtig, die Säule aber einige Duzend Fuß über dem Ausweichungspunkt stahlgrau und verwandelt sich etwas höher in die charakteristische Farbe des Dampfes. Daß es auch ein anderer Gasen leicht gemischter Wasserdampf war, ließ sich überall erkennen, wo Dampf Säule in ihren Wirbelbewegungen um einen Beobachtungsgrund drehte.

Ein leichter Wäschedunst wie von Seifenwasser, gemengt mit stechenden Schwefeldämpfen, machte sich sehr bemerklich.

Die Hitze im Augenblick der Explosion war zwar sehr groß, allein wenn man das Gesicht durch eine extemporirte Larve schützte, war es leicht, allen ernstlichen Folgen der Hitze vorzubeugen und sogar ziemlich rohe und ungenügende Skizzen von der Szene aufzunehmen. Das bedeutendste Hindernis rührte von den heftigen Erdstößen her, welche der Krater durch die

Um gleichsam die Veranschaulichung der vulkanischen Erscheinungen zu vervollständigen, welche dieser kleine Ausbruch gewährte, ergoß sich ein kleines Bächlein flüssiger Lava aus der niedrigen Aschenwand auf der einen Seite des Kegels und floß ruhig den Abhang herab. Es war nicht größer als der Strom flüssigen Eisens, welcher aus einem Hochofen in die benachbarten Gießformen fließt, welche ihn erwarten, allein in der Bewegung waren alle wesentlichsten Züge auch des größten dieser feurig-flüssigen Ströme zu sehen.

Die Oberfläche der Flüssigkeit, an der Luft verthülend, erhärtete langsam zu einem klebrigen Schaum, welcher durch die schnellere Bewegung der flüssigeren Masse darunter runzelig wurde, wie der Rahm auf einer Pfanne Milch, wenn er langsam über den Rand des Gefäßes gegossen wird.

Eine kleine Eruption wie diese kann leicht in jene von der größten Energie verwandelt werden, wenn einfach das Volumen der sich entladenden Gase vermehrt wird. Wir haben uns nun die aufsteigende Säule intensiv erhitzten Dampfes zu denken, welche anstatt in die getrennten kanonenschußartigen Explosionen auszubrechen, sich in einem fortlaufenden Strahl entladet und zur Höhe von mehreren Kilometern über die Mündung emporsteigt. Die gesteigerte Gewalt des Ausbruchs bläst dann den Gipfel des Kegels hinweg und erweitert den Krater, bis er vielleicht einen Durchmesser von anderthalb Kilometer hat; der Dampf, welcher in den durch die Explosion emporgetriebenen Lavatrümmern eingeschlossen ist, breitet sich mit großer Energie aus und zerreiht nicht allein die Lavablöcke, sondern zerreibt sie zu Staub,

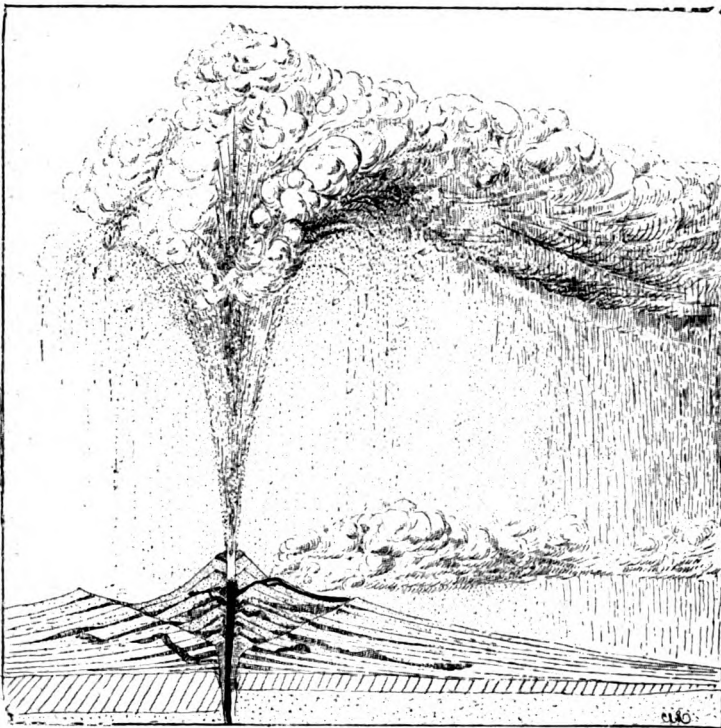


Verwitterte Lava mit den Ueberresten der früheren Vegetation.

Explosionen erhielt und in die Luft fortpflanzte und die es ungemein erschwerten, die Aufmerksamkeit auf das Phänomen selbst zu heften. Die Erdstöße, welche jede Explosion begleiteten, waren beinahe so stark, daß man darüber den Fußhalt verlor und die Stöße, welche man von der Luft erhielt, glichen denen, welche alle mit dem Sprengen von Minen Vertrauten bei der Explosion einer starken Ladung Pulver oder Dynamit erhielten. Die Empfindung ist keine schmerzliche oder gefährliche, aber für die augenblickliche Besonnenheit störend. Nach viertelstündiger Beobachtung machte ein leichtes Umschlagen des Windes die ausgeworfenen Massen so nahe bei unserem Standpunkt herunterfallen, daß wir denselben eilends verlassen mußten.

und das Bächlein feurig-flüssiger Lava vergrößert sich zu einem riesigen Strom, wie er oft an den Flanken des Bergs herunterquillt. So sehen wir nur durch eine Veränderung in der Stärke der Thätigkeit eine Eruption von dem unbedeutendsten zu dem größten Umfang übergehen.

Der Blick auf die Geschichte und den Bau des Vesuvs vermag uns einen allgemeinen Begriff von den Vulkanen zu geben. Wir sehen, daß sie im wesentlichen Strahlen von äußerst erhitztem Dampf sind und daß die Aschen und Laven zwar die einzigen bleibenden Ueberreste aufeinanderfolgender Explosionen, aber bei weitem das unwichtigste Element des Stoffes sind, welcher während einer Eruption ausgeworfen wird. Es erscheint wahrscheinlich, daß wenn wir

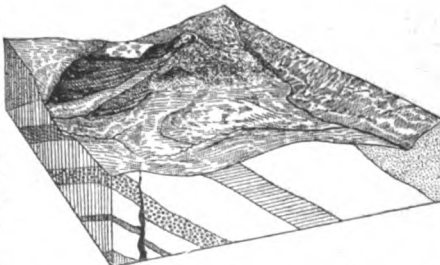


Figürlicher Durchschnitt durch den Vesuv zur Zeit des Ausbruchs, um die allgemeine Gestalt der Dampfsäule und des Aschenfalls und Regens zu veranschaulichen. Die untere Dampfwolke rührt von den Lavagüssen her. Der untere Wecher des Kraters ist derjenige, der sich schon vor der christlichen Zeitrechnung gebildet hat (S. 1811).

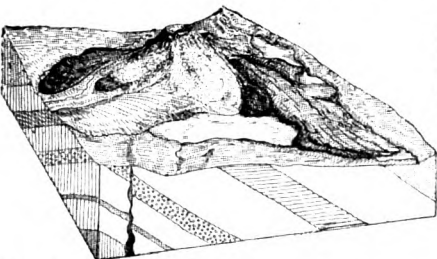
all das Wasser wieder sammeln könnten, welches der Vesuv seit Beginn der Bildung seines Kegels in Dampfform ausgeworfen hat, wir finden würden, daß es an Masse mehrmal so viel betrüge als alle Asche und Lava, welche den Kegel bildet. Das Wasser fällt mit Wolkenbruchgewalt auf die Umgebung des Kraters nieder oder treibt in Form von Wolken nach anderen Ländern und hinterläßt auf diese Weise kein Zeichen als in den gefurchten Seiten des Vulkans, die von den alle größeren Eruptionen begleitenden großen Fluten tief ausgewaschen werden. Wir können den Ausbruch eines Vulkans dem Versten eines Dampfkegels vergleichen, wenn in einem Moment das zerreißende Agens in der Luft verschwindet und nur die Trümmer des Gefäßes zurückläßt, welches dasselbe enthielt und das es in Stücke gerissen hat.

Ein großer Teil des Materials, welches ein Vulkan ausgeworfen hat, fällt nicht

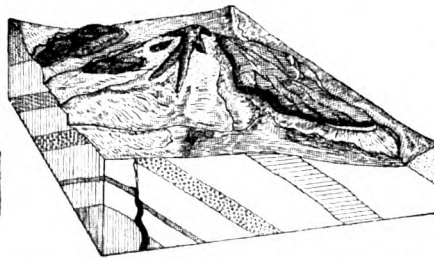
mag im Durchschnitt nicht den fünften Teil des ausgeworfenen Steinmaterials betragen haben. Der gröbere Teil dieses Staubs, die sogenannten Lapilli, fällt in der Region beim Kegel, aber ein großer Teil davon wird weit, sogar auf Hunderte von Meilen hin, davongetragen und verbunkelt den Himmel. Bei mehreren großen Vesuvausbrüchen bildete der Staub (Asche), welcher



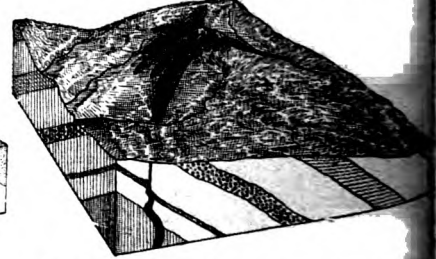
1. Zwei neue Lavafegeln; ein Lavaström, welcher teilweise ein Thal blüdiert und einen See bildet.



2. Der kleinere Kegel zu einem größeren aufgetrieben; seine Lava blüdiert zwei andere Thäler; der erste See ist ausge-trodnet.



3. Erfolene Vulkane; die Kegel werden abgepfist und zeigen ihre Wurzeln; neue Thäler bilden sich; Seen werden trocken gelegt; siedende Laven nehmen die Gestalt von Hügel an.



4. Vulkan und Laven durch Verwitterung zerföhrt; es nichts mehr als die Trümmer an der alten Basis des Vulkans; sein früheres Vorhandensein angudeuten.

Vier Stadien eines vulkanischen Bezirks; aus einer Reihe von Schulmodellen (S. 1811). — Ein Studium der die Schichten Bezeichnenden Linien wird den Nachhab der Vulkane

auf den Kegel; in den meisten Ausbrüchen des Vesuvs war der Staub der größte Teil der ausgeworfenen Masse, denn die Lava

innerhalb zwei geographischen Meilen vom Krater fiel, eine mehr als fußtiefe Schicht und übertraf an Volumen die ausgeworfene Lava

Aetna zusammen ausgeworfen worden. Man berechnet, daß das Volumen Lava, welches der Skaptar in jenem

weit, und überdem fiel bei weitem der größere Teil dieses Staubs nicht in der Nähe des Kraters nieder, sondern ward von den Winden weit über Land und Meer hingetragen.

Nach dieser Schilderung der Größe und des Umfangs der Vesuvausbrüche müssen wir aber unter Leser daran erinnern, daß der Vesuv nur eines der vielen Mundlöcher der vulkanischen Thätigkeit und eigentlich ein Vulkan dritten Ranges ist, wenn die Rangordnung derselben nach der Größe des Kraters, dem Durchmesser der vulkanischen Röhre oder der Geschwindigkeit der Ausbrüche bestimmen. Der vulkanische Herd Italiens hat noch verschiedene andere Mundlöcher, welche in der Periode ihrer Thätigkeit noch eine höhere Bedeutung beanspruchen. Der Vesuv übertrifft den Vesuv mindestens zwanzigmal an Umfang und bietet uns seine Phänomene in einem weit größeren Maßstab. Dann haben wir noch den Krater von Stromboli und die anderen Liparischen Inseln. Unter den zahlreichen schlafenden oder erloschenen Vulkanen, welche der Mittelmeerküste entlang zwischen Neapel und dem südlichen Toscana liegen, waren die Vulkane von Bracciano und Volsena, deren gewaltige Krater nun von Seen eingenommen werden; zu ihrer Zeit gewaltiger als der Vesuv. Der See von Volsena hat dormalen einen Umfang von mehr als acht Wegstunden, und derselbe nimmt nicht einmal den ganzen Flächenraum seines gewaltigen Kraters ein. Der See von Bracciano ist kleiner als der von Volsena, aber sein Krater mindestens viermal größer als der des Vesuv. Die beiden Vulkane von Volsena und Bracciano waren in ihrer Jugend Riesen, haben

aber ein unzeitiges Ende gefunden, und ihre Feuer erloschen, ehe sie noch Zeit hatten, ihren Krater emporzutreiben, welche ihren gewaltigen Mündungen proportional waren.

Die Gesamtsumme der thätigen und erloschenen Vulkane beläuft sich in Europa auf mehrere hundert mit Einschluß derjenigen Deutschlands und des zentralen Frankreich und der peripherischen Ränder des Aetna, allein wir müssen über die Grenzen dieses Kontinents hinausgreifen, wenn wir Beispiele von Ausbrüchen ersten Ranges finden wollen.

Die großartigsten und nach der Energie ihrer Ausbrüche und dem Volumen ihrer Auswürfe bedeutendsten, charakteristischsten Vulkane finden wir auf Island und im malaiischen Archipel. Der Vulkan Skaptar auf Island warf in dem einzelnen Ausbruch von 1783 eine Lavafut aus, welche an Umfang alles übertrifft, was seit der Plinius'schen Eruption aus Vesuv

iswarf, größer war als die Masse des ungen Montblanc-Bergstoffs. Die Gas-ruption, welche diese feurig-flüssige Flut gleitete, stand im selben Verhältnis; die der Europa hingetriebenen Wolken seiner sche verdunkelten den Himmel so, daß 2 Befürchtungen irgend einer großen atastrophe veranlaßten. Obwohl Island im bevölkert ist, so verursachte diese Katastrophe doch gewaltige Verluste an Menschenleben, denn beinahe ein Fünftel der Bevölkerung kam in den Dörfern um, welche in der Eruption betroffen wurden, denn der Verlust der Ernte jenes Jahres und der Ausfall im Fischfang, da die Fische in dem umgebenden Meere vertrieben wurden, erzeugten auch eine Hungersnot.



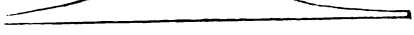
Im Jahre 63 n. Chr.



Vom Jahr 79 bis 1631.



Im Jahr 1767.



Im Jahr 1822.



Im Jahr 1888.
gärtliche Durchschnitte des Vesuvius, die Veränderungen in der Gestalt seines Kegels zeigend (S. 1800).

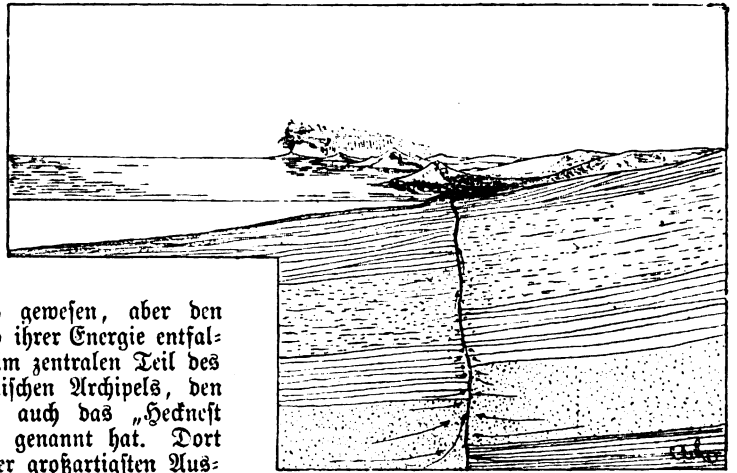
Der tausendjährige Kampf, welchen die sländer mit der polaren Kälte und dem ewer des Erdbinnen bestanden haben, ist ne der pathetischsten Begebenheiten in r Geschichte des Menschengeschlechts. einehe jede Generation auf jener Insel t eine schwere Bürde von Erdstößen oder alkantischen Explosionen getragen, und doch : es durch Fleiß und Sparsamkeit diesem olk gelungen, eine wohlgeordnete Ziviliz- tion zu entwickeln und aufrecht zu er- alten. Jahrhundertlang ist die soziale rdnung hier gesicherter, die Erziehung lgemeiner und die Sittlichkeit reiner ge- eßen als in den glücklicheren Teilen der elt.

Obwohl der Staptar ein großer Vul- n ist und durch den Ausstoß an Lava elleicht die erste Stelle in der Welt ein- nmt, so finden wir doch in der Region n den Stillen Ozean herum die Könige er Riesenrasse von Vulkanen. Auf len Küsten, welche diesen ungeheuren asserpiegel begrenzen, finden wir eine gentümlich fortlaufende Reihe von vul- nischen Mundlöchern. Wenn wir auch r diejenigen rechnen, welche seit dem nfang der gegenwärtigen geologischen eriode in Thätigkeit gewesen sind, so läuft sich deren gesamte Zahl auf einige

hundert. Die vul- kanischen Thätigkei- ten sind zwar auf allen Punkten dieses ungeheuren Feldes noch heftig oder sind es gewesen, aber den höchsten Grad ihrer Energie entfalten sie doch im zentralen Teil des großen malaiischen Archipels, den man deshalb auch das „Hedneft der Vulkane“ genannt hat. Dort sind einige der großartigsten Ausbrüche vorgekommen, von denen wir nur einige aufzählen wollen.

Im Jahr 1772 hatte der Pandayang, ein großer Vulkan von mehr als 9000 Fuß Höhe, eine so heftige Eruption, daß der obere Teil seines Kegels auf eine Höhe von 4000 Fuß in die Luft geschleudert wurde, wobei der Ausbruch eine solch kolossale Masse Asche entwickelte, daß dadurch vierzig Dörfer verschüttet wurden. Im Jahr 1822 war Sumbawa, eine der Küste von Java vorliegende Insel, der Schauplatz einer noch gewaltigeren Eruption. Wie bei den anderen großen Explosionen in dieser Region wurde das Getöse derselben auf eine überraschende Entfernung hin hörbar, nämlich in Sumatra, 970 geographische Meilen westlich, und auf Ternate, 720 geographische Meilen östlich davon entfernt. Der Fall von Asche und Bimsstein war ungeheuer und zerschmetterte noch Gebäude, welche acht geographische Meilen vom Krater entfernt waren. Die gewaltigen Störungen in der Atmosphäre, welche diese großen Eruptionen begleiteten, erzeugten Wirbelwinde und Taifune, welche ganze Wälder niederstreckten, die Bäume mit ihren Wurzeln ausrißen und die Katastrophe noch steigerten, welche eine reichbevölkerte und fruchtbare Region in eine Wüste verwandelten. Von den zwölftausend Menschen, welche die Provinz Tomboro bewohnten, worin der Krater liegt, kamen nur sechszwanzig mit dem Leben davon. Im Jahre 1822 explodierte der Galongoon, ein Krater, welcher nach allgemeinem Wissen niemals zuvor in Thätigkeit gewesen war, mit einer solch entsetzlichen Heftigkeit, daß er im Verlauf von vier Stunden die ganze Umgegend mit einer dicken Schicht Asche und heißen Schlammes bedeckte und hundertzwei- Dörfer verschüttete, wobei viertausend Menschen umkamen. Die Schlammbede war so dicht, daß auf die Entfernung von beinahe fünf geographischen Meilen hin an der einen Seite des Berges gar keine Ueberreste von den zahlreichen Niederlassungen mehr sichtbar waren, welche vor dem Ausbruch hier vorhanden gewesen waren.

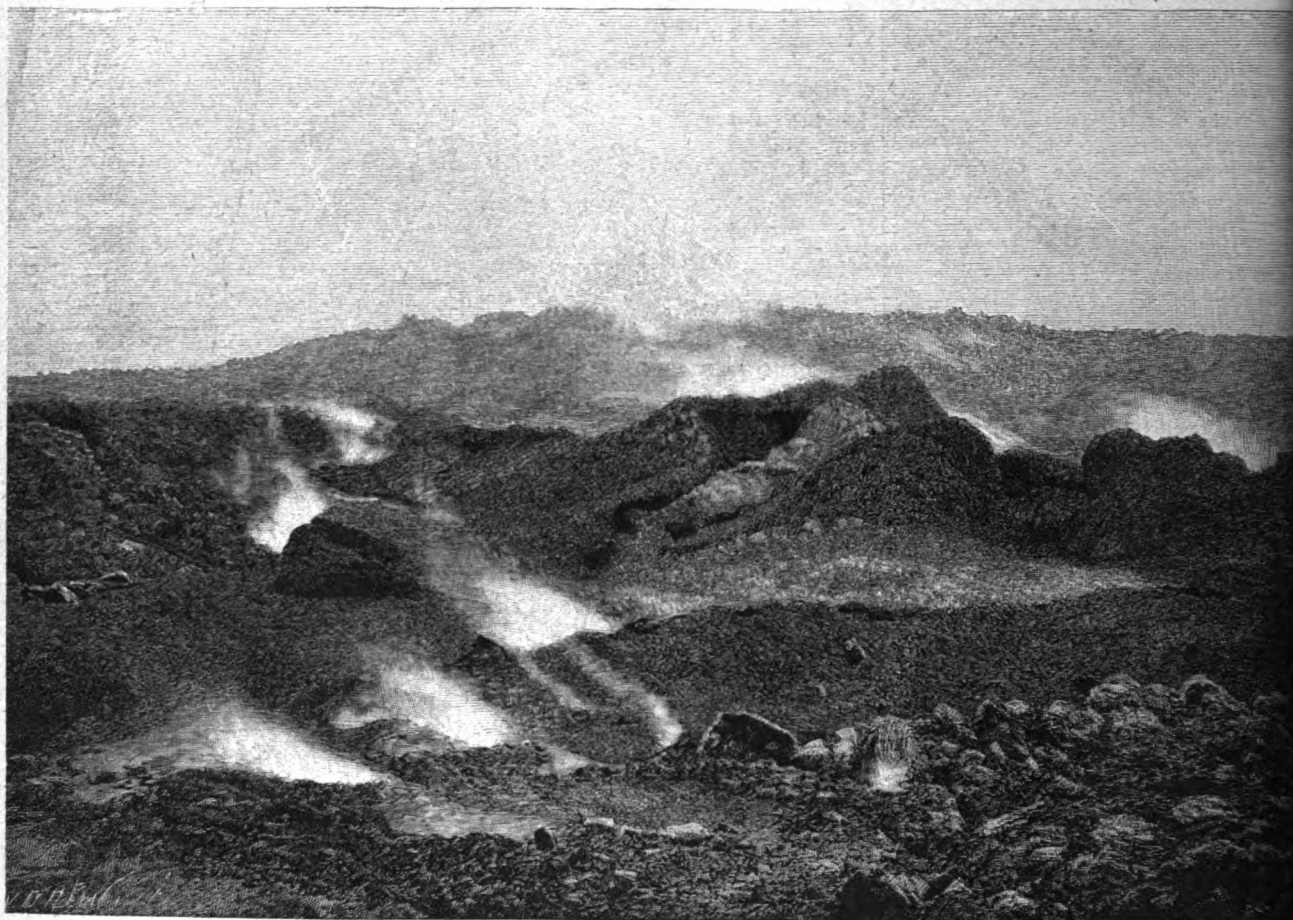
Im Jahre 1883 wurde ein Jahr-



Hypothetischer Durchschnitt einer Gebirgsmasse in der Nähe einer Spalte, auf welcher sich eine Reihe von Vulkanen gebildet hat. Die Pfeile zeigen die Richtung der Bewegung der Gesteine, ihre Länge deutet die beziehungsweise Größe der Bewegung an (S. 1812).

hundert riesiger Eruptionen durch den Ausbruch des Krakatau beschlossen, die größte vulkanische Explosion, von welcher wir irgend eine Kunde haben. Krakatau ist eine kleine Insel in der Sundastraße, welche zwischen den größeren Inselmassen von Java auf der Ost- und Sumatra auf der Westseite liegt. Obwohl offenkundig ein Vulkan, hat es doch wahrscheinlich in geschichtlicher Zeit nicht eher einen Ausbruch gehabt als am 23. Mai 1883. An diesem Tage war es der Schauplatz eines Ausbruchs, welcher für unbedeutend und nur für einen weiteren der vielen Beweise für das Vorwalten moderner vulkanischer Thätigkeit in dieser Region angesehen wurde. Die Eruption war bald vorüber und schon am 27. Mai besuchten viele Beobachter den Berg, um die Veränderungen zu untersuchen, welche der Ausbruch hervorgebracht hatte. Drei Monate lang schien die vulkanische Thätigkeit absolut zu ruhen, allein im August desselben Jahres fand, nach einer leichten vorangehenden Erdrerschütterung, ein höchst denkwürdiger Ausbruch statt. Beinahe die ganze ursprüngliche Insel ward, wahrscheinlich schon bei den ersten Gasentladungen, bis unter den Meeresspiegel in die Luft gesprengt, so daß der größere Teil der Explosion vom Meeresboden aus stattfand. Die heftigen Erschütterungen dieses Meeresgrundes riefen ungeheure Wogen im Ozean hervor, welche den stark bevölkerten Küsten der benachbarten Inseln Sumatra und Java entlang eine Höhe von 50–60 Fuß über dem Meeresspiegel erreichten, Dörfer und Pflanzungen hinwegpülten und über dreißigtausend Menschen töteten. Von da rollten diese Wogen mit vermindelter Höhe gleich Springfluten weiter, bis sie sich im Nordatlantischen Ozean und beinahe an der Küste des ganzen Stillen Ozeans bemerkbar machten.

Die Bewegungen, welche dieser Stoß der Atmosphäre mitteilte, waren sogar noch merkwürdiger als diejenigen, welche er auf das Meer ausübte. Das Getöse der Explosionen wurde auf das Doppelt-



Ein Krater auf den Sandwichinseln am Ende der Eruption; die Lava köhlt noch Dampf aus (S. 1818)

der Entfernung gehört, bis wohin der Schall bei früheren Ausbrüchen gedrungen war. Wenn ein Ausbruch des Skaptar sogleich am Mittelländischen Meere und den großen Seen Nordamerikas entlang hörbar wäre, dann würden wir einen Fall von Schallfortpflanzung haben, welcher derjenigen beim Ausbruch des Kratatau im August 1883 vergleichbar wäre. Die Luftwellen, welche der plötzliche Druck der entweichenden Gase verursachte, rollten um die ganze Erde und umgürteten zweimal deren Umfang. Außer den ungeheuren Staubmassen, welche in einem Umkreis von beinahe hundert geographischen Meilen um den Ausbruchspunkt auf Land und Meer niederfielen und ihrer Masse nach einen Umfang von mehreren Kubikmeilen hatten, blieb eine unbekannte Menge des in noch feineren Staub verwandelten Gesteins eine Zeitlang in der Atmosphäre hängen, ward schwebend über alle Teile der Erdoberfläche hingetragen und gab dem Morgen- und Abendhimmel jene merkwürdige rötliche Glut, welche derselbe noch in den beiden auf den Ausbruch folgenden Jahren zeigte. Die Menge dieses weitverbreiteten Stoffs läßt sich auch nicht annähernd schätzen, übertraf aber möglicherweise diejenige, welche um den Krater herum niederfiel, um ein namhaftes.

Die vorstehenden kurzen Schilderungen von vulkanischen Ausbrüchen werden un-

seren Lesern schon einigen Begriff von der Art und Weise und von dem Umfang gegeben haben, in denen die vulkanischen Phänomene sich äußern und in die Verhältnisse d. s. Menschenlebens eingreifen. Wesen und Ursache derselben zu schildern, liegt nicht in unserer Absicht, um so weniger als auf diesem Boden die Mutmaßung noch eine bedeutende Rolle spielt. Allein an der Hand unserer schematischen Figuren (S. 1804—1806) vermögen wir unseren Lesern doch ein anschauliches Bild von den Wandlungen zu geben, welche im Leben eines Vulkans vor sich gehen, wenn wir so sagen dürfen. Die erste Figur (S. 1805) unserer Schulmodelle zeigt das erste Stadium eines thätig werdenden Vulkans, nämlich das Emporreiben zweier Lavafegel; in Fig. 2 (S. 1804) sehen wir den einen Fegel höher emporgetrieben und mit seinen Laven zwei andere Thäler blockierend; auf dem dritten Modell (S. 1805) sehen wir den Vulkan erloschen, die Fegel allmählich abgetragen und ihren Fuß bloßgelegt, und auf dem vierten Modell (S. 1806) haben wir nur noch den Ueberrest des erloschenen Vulkans mit seinen verwitterten Lavamassen und seiner wesentlich veränderten Konfiguration — das Bild, welches später alle erloschenen Vulkane mehr oder weniger zeigen.

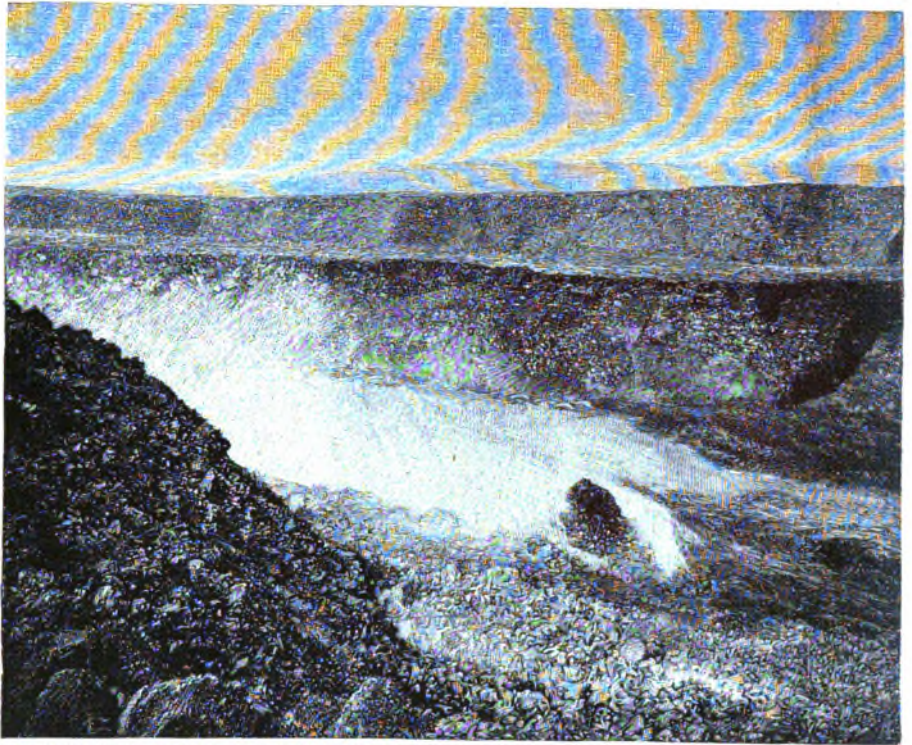
Den Vorgang bei einem Ausbruch des Besuvs zeigt unser Bild (S. 1804) in figur-

lichem Durchschnitt, welcher sich selbst durch seine Unterschrift erklärt und daher hier kaum weiter erörtert zu werden braucht, allein zur deutlicheren Erklärung des Vorgangs bei der Bildung einer Reihe von Vulkanen fügen wir noch einen hypothetischen Durchschnitt (S. 1809) durch ein Gebirge an, um zu veranschaulichen, wie hier ein vulkanischer Spalt mit gänzlicher Verwerfung der Schichten entstanden ist, wie in dieser Spalte die gespannten Gase und die Gewässer aus diesen Schichten einmünden und vereint zur Unterhaltung der vulkanischen Thätigkeit mitwirken. Das Wasser spielt, wie wir gesehen haben, bei allen vulkanischen Erscheinungen eine bedeutende Rolle, wie denn erfahrungsmäßig Erdstöße, Erdbeben und alle anderen Ausprägungen vulkanischer Thätigkeit in der Regel mit den Springspaltungen des Meeres zusammenhängen und zusammentreffen.

Unsere übrigen Illustrationen sollen bezwecken, die verschiedenen Ausprägungen, Folgen und Formen der vulkanischen Thätigkeit auf den verschiedenen vulkanischen Gebieten unserer Erdoberfläche genauer und deutlicher zu veranschaulichen. Die Bildung eines der häufigen doppelten Kraters eines erloschenen Vulkans durch den Einsturz des scheitenden Damms zeigt am lehrreichsten unsere Figur (S. 1825), in Ansicht der See der sieben Städte auf der Insel St. Michael, einer der Azoren.

Noch mehr aber verdeutlichen die älteren zehn Illustrationen die verschiedenen Formen und Erscheinungen, welchen die vulkanische Thätigkeit dem gewaltigsten vulkanischen Gebiet der Erde, auf Hawaii, einer der Sandwichinseln, auftritt. Aus einem andern, beinahe ebenso mächtigen Gebiet vulkanischer Thätigkeit, aus der Insel von Neuseeland, können wir leider keine exemplifizierenden Bilder beibringen, obwohl die dortigen vulkanischen Erscheinungen zu den großartigsten und allseitigsten gehören. Beinahe die ganze Nordinsel von Neuseeland ist vulkanisch und enthält einige der größten und höchsten Vulkane, den erloschenen Vulkan Taranaki und Mount Egmont (2522 m hoch und 500 m hoch mit Schnee bedeckt, den schönsten und regelmäßigsten Kegelberg der Welt), den Ruapehu (2858 m), den thätigen Tongariro (1986 m) u. a. m., und im Ansehung an die Vulkane selbst ein ausgedehntes System der großartigsten heißen Quellen und heißen Seen nebst Geysiren, welche an Umfang und Namen diejenigen von Island und dem nordwestlichen Nordamerika weit übertreffen. Hier hat erst in den jüngsten Jahren eine Eruption stattgefunden, welche an Umfang und Energie der zerstörenden Gewalten in der ganzen Geschichte vulkanischer Erscheinungen unserer Erde einzig dasteht und auf einem weiten Gebiete die ganze Konfiguration der Erde vollständig und in einer Weise verändert hat, deren spezielle Schilderung uns zu weit führen würde.

Allein der großartigste, gewaltigste Hauptplatz vulkanischer Thätigkeit auf unserer Erdrinde sind, wie schon erwähnt,

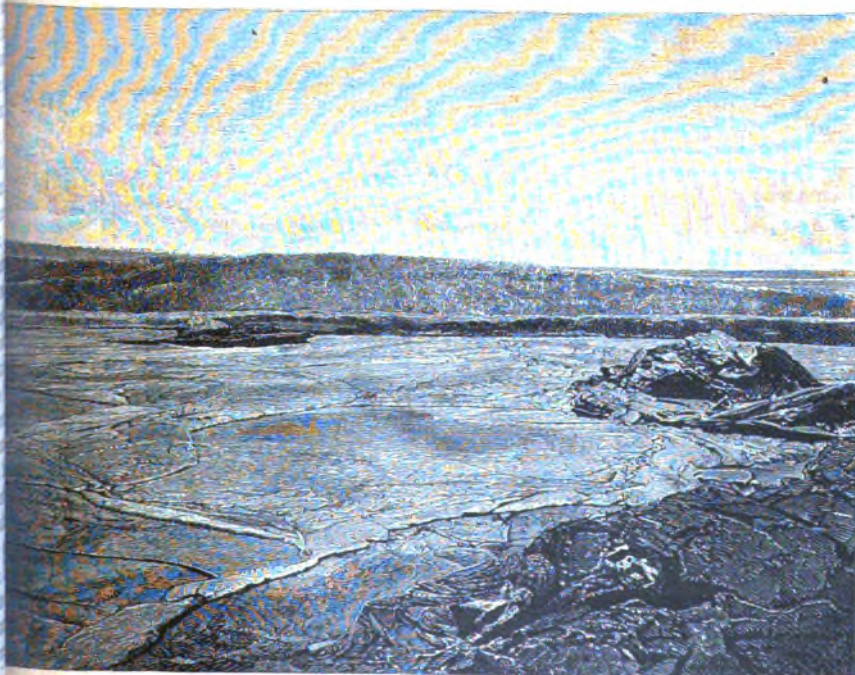


Ein Krater auf den Sandwichinseln nach dem Ausbruch, die Lavamassen und die geschichtete Natur des Kegels zeigend (S. 1813).

die Sandwichinseln und insbesondere die größte derselben, Hawaii, welche sich als eine stolze Felseninsel majestätisch aus dem Ozean erhebt und vier mächtige Berge trägt, wovon zwei den größten Teil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt sind: den Mauna Loa, 4145 m, den Mauna Kea, 4208 m, den Mauna Oluatani, 2522 m, und den Mauna Keolu mit 1678 m. Die ganze Gruppe der Sandwichinseln ist vulkanischen Ursprungs und besteht aus Lava, und die noch immer thätigen vul-

kanischen Kräfte haben sich in ihren gewaltigsten Wirkungen und Schöpfungen geäußert und verewigt. Jede Form, unter welcher sich die vulkanischen Kräfte betheiligen, ist hier in ihrer großartigsten und eigenartigsten Gestaltung vertreten, wie unsere letzten zehn Bilder darthun. Wer das Wesen der vulkanischen Thätigkeit studieren will, der findet nur auf Hawaii eine hinreichend lehrreiche Gelegenheit hierzu. Der Mauna Loa ist noch thätig und hat einen Gipfelkrater, den Moku-

werwer, der einen Umfang von 4200 und 1560 m und von ihm ergossene Lavaströme von fünf bis sieben geographischen Meilen in der Länge hat. Seine Ausbrüche von 1832 und 1843 und namentlich derjenige, welcher im August 1866 begann und volle zehn Monate ununterbrochen fort dauerte, sind genau beobachtet und beschrieben worden. Der letztere hat einen Lavaström hinterlassen, welcher eine volle geographische Meile breit, sechzehn geographische Meilen lang und von 3 bis zu 33 m dick ist. Dieser größte aller Südseevulkane hatte auch in den Jahren 1868 und 1877 zwei größere und seither mehrere kleinere Ausbrüche; er ist besonders dadurch merkwürdig, daß er keinen Aschenkegel hat und daß seine Lava so ungemein dünnflüssig ist, daß die beständig vom Wind hinweggeführten Spritztropfen zu langen Glasfäden ausgezogen und über die Insel hinausgeführt werden. Diese Glasfäden nennen die Bewohner nach der Schutzgöttin der Insel „Pelus-haar“. Ungefähr 25 km südöstlich



Lavasee auf den Sandwichinseln, den Niederschlag von sehr flüssiger Lava zeigend (S. 1815).



Ein Krater auf den Sandwichinseln am Ende der Eruption; die Lava stößt noch Dampf aus (S. 1818)

der Entfernung gehört, bis wohin der Schall bei früheren Ausbrüchen gedrungen war. Wenn ein Ausbruch des Staptar fogleich am Mittelländischen Meere und den großen Seen Nordamerikas entlang hörbar wäre, dann würden wir einen Fall von Schallfortpflanzung haben, welcher derjenigen beim Ausbruch des Krafatau im August 1883 vergleichbar wäre. Die Luftwellen, welche der plötzliche Druck der entweichenden Gase verursachte, rollten um die ganze Erde und umgürteten zweimal deren Umfang. Außer den ungeheuren Staubmassen, welche in einem Umkreis von beinahe hundert geographischen Meilen um den Ausbruchspunkt auf Land und Meer niederfielen und ihrer Masse nach einen Umfang von mehreren Kubitmeilen hatten, blieb eine unbekannte Menge des in noch feineren Staub verwandelten Gesteins eine Zeitlang in der Atmosphäre hängen, ward schwebend über alle Teile der Erdoberfläche hingetragen und gab dem Morgen- und Abendhimmel jene merkwürdige rötliche Glut, welche derselbe noch in den beiden auf den Ausbruch folgenden Jahren zeigte. Die Menge dieses weitverbreiteten Stoffs läßt sich auch nicht annähernd schätzen, übertraf aber möglicherweise diejenige, welche um den Krater herum niederfiel, um ein namhaftes.

Die vorstehenden kurzen Schilderungen von vulkanischen Ausbrüchen werden un-

seren Lesern schon einigen Begriff von der Art und Weise und von dem Umfang gegeben haben, in denen die vulkanischen Phänomene sich äußern und in die Verhältnisse d. s. Menschenlebens eingreifen. Wesen und Ursache derselben zu schildern, liegt nicht in unserer Absicht, um so weniger als auf diesem Boden die Mutmaßung noch eine bedeutende Rolle spielt. Allein an der Hand unserer schematischen Figuren (S. 1804—1806) vermögen wir unseren Lesern doch ein anschauliches Bild von den Wandlungen zu geben, welche im Leben eines Vulkans vor sich gehen, wenn wir so sagen dürfen. Die erste Figur (S. 1805) unserer Schulmodelle zeigt das erste Stadium eines thätig werdenden Vulkans, nämlich das Emporreiben zweier Lavafegel; in Fig. 2 (S. 1804) sehen wir den einen Fegel höher emporgetrieben und mit seinen Laven zwei andere Thäler blockierend; auf dem dritten Modell (S. 1805) sehen wir den Vulkan erloschen, die Fegel allmählich abgetragen und ihren Fuß bloßgelegt, und auf dem vierten Modell (S. 1806) haben wir nur noch den Ueberrest des erloschenen Vulkans mit seinen verwitterten Lavamassen und seiner wesentlich veränderten Konfiguration — das Bild, welches später alle erloschenen Vulkane mehr oder weniger zeigen.

Den Vorgang bei einem Ausbruch des Vesuvius zeigt unser Bild (S. 1804) in figur-

lichem Durchschnitt, welcher sich selbst durch seine Unterschrift erklärt und daher hier kaum weiter erörtert zu werden braucht; allein zur deutlicheren Erklärung des Vorgangs bei der Bildung einer Reihe von Vulkanen fügen wir noch einen hypothetischen Durchschnitt (S. 1809) durch ein Gebirge an, um zu veranschaulichen, wie hier ein vulkanischer Spalt mit gänzlicher Verwerfung der Schichten entstanden ist, wie in dieser Spalte die gespannten Gase und die Gewässer aus diesen Schichten einmünden und vereint zur Unterhaltung der vulkanischen Thätigkeit mitwirken. Das Wasser spielt, wie wir gesehen haben, bei allen vulkanischen Erscheinungen eine bedeutende Rolle, wie denn erfahrungsmäßig Erdstöße, Erdbeben und alle anderen Erscheinungen vulkanischer Thätigkeit in der That mit den Springfluten des Meeres zusammenhängen und zusammentreffen.

Unsere übrigen Illustrationen sollen bezwecken, die verschiedenen Ausprägungen, Folgen und Formen der vulkanischen Thätigkeit auf den verschiedenen vulkanischen Gebieten unserer Erdoberfläche genauer und deutlicher zu veranschaulichen. Die Bildung eines der häufigen doppelten Krateres eines erloschenen Vulkans durch den Einsturz des scheidenden Damms zeigt uns lehrreichsten unsere Figur (S. 1825), die Ansicht der See der sieben Städte auf der Insel St. Michael, einer der Azoren.

Noch mehr aber verdeutlichen die älteren zehn Illustrationen die verschiedenen Formen und Erscheinungen, welchen die vulkanische Thätigkeit dem gewaltigsten vulkanischen Gebiet der Erde, auf Hawaii, einer der Sandwichinseln, auftritt. Aus einem andern, beinahe ebenso mächtigen Gebiet vulkanischer Thätigkeit, aus der Insel von Neuseeland, können wir leider keine exemplifizierenden Bilder beibringen, obwohl die dortigen vulkanischen Erscheinungen zu den großartigsten und allseitigsten gehören. Beinahe die ganze Nordinsel von Neuseeland ist vulkanisch und enthält einige der größten und höchsten Vulkane, den erloschenen Vulkan Taranaki und Mount Egmont (2522 m hoch und 500 m hoch mit Schnee bedeckt, den schönsten und regelmäßigsten Kegelsberg der Welt), den Ruapehu (2858 m), den thätigen Tongariro (1986 m) u. a. m., und im Ansehung an die Vulkane selbst ein ausgezeichnetes System der großartigsten Quellen und heißen Seen nebst Geysern, welche an Umfang und Namen diejenigen von Island und den nordwestlichen Nordamerika weit übertreffen. Hier hat erst in den jüngsten Jahren eine Eruption stattgefunden, welche an Umfang und Energie der zerstörenden Gewalten in der ganzen Geschichte der vulkanischen Erscheinungen unserer Erde einzig dasteht und auf einem weiten Umkreise die ganze Konfiguration der Erde vollständig und in einer Weise verändert hat, deren spezielle Schilderung uns zu weit führen würde.

Allein der großartigste, gewaltigste Hauptplatz vulkanischer Thätigkeit auf unserer Erdrinde sind, wie schon erwähnt,

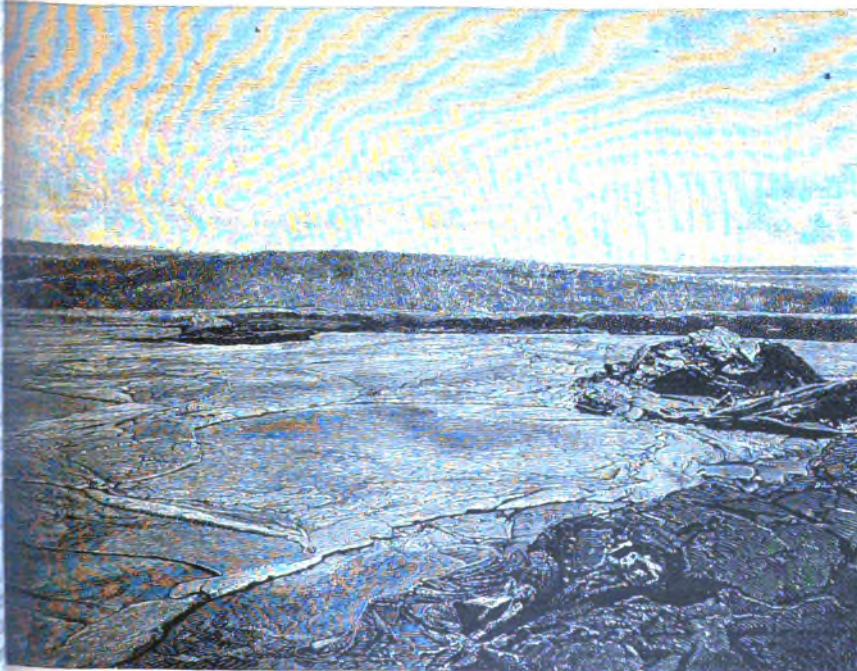


Ein Krater auf den Sandwichinseln nach dem Ausbruch, die Lavamassen und die geschichtete Natur des Regels zeigend (S. 1818).

die Sandwichinseln und insbesondere die größte derselben, Hawaii, welche sich als eine stolze Felseninsel majestätisch aus dem Ocean erhebt und vier mächtige Berge trägt, wovon zwei den größten Teil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt sind: den Mauna Loa, 4145 m, den Mauna Kea, 4208 m, den Mauna Oluatalai, 2522 m, und den Mauna Kohala mit 1678 m. Die ganze Gruppe der Sandwichinseln ist vulkanischen Ursprungs und besteht aus Lava, und die noch immer thätigen vul-

kanischen Kräfte haben sich in ihren gewaltigsten Wirkungen und Schöpfungen geäußert und verewigt. Jede Form, unter welcher sich die vulkanischen Kräfte betheiligen, ist hier in ihrer großartigsten und eigenartigsten Gestaltung vertreten, wie unsere letzten zehn Bilder darthun. Wer das Wesen der vulkanischen Thätigkeit studieren will, der findet nur auf Hawaii eine hinreichend lehrreiche Gelegenheit hierzu. Der Mauna Loa ist noch thätig und hat einen Gipfelkrater, den Moku-

werwer, der einen Umfang von 4200 und 1560 m und von ihm ergossene Lavaströme von fünf bis sieben geographischen Meilen in der Länge hat. Seine Ausbrüche von 1832 und 1843 und namentlich derjenige, welcher im August 1866 begann und volle zehn Monate ununterbrochen fortbauerte, sind genau beobachtet und beschrieben worden. Der letztere hat einen Lavaström hinterlassen, welcher eine volle geographische Meile breit, sechzehn geographische Meilen lang und von 3 bis zu 33 m dick ist. Dieser größte aller Südpazifikvulkane hatte auch in den Jahren 1868 und 1877 zwei größere und seither mehrere kleinere Ausbrüche; er ist besonders dadurch merkwürdig, daß er keinen Aschenkegel hat und daß seine Lava so ungemein dünnflüssig ist, daß die beständig vom Wind hinweggeführten Spritztropfen zu langen Glasfäden ausgezogen und über die Insel hinausgeführt werden. Diese Glasfäden nennen die Bewohner nach der Schutzgöttin der Insel „Pelus-haar“. Ungefähr 25 km südöstlich



Lavasee auf den Sandwichinseln, den Niedersturz von sehr flüssiger Lava zeigend (S. 1819).

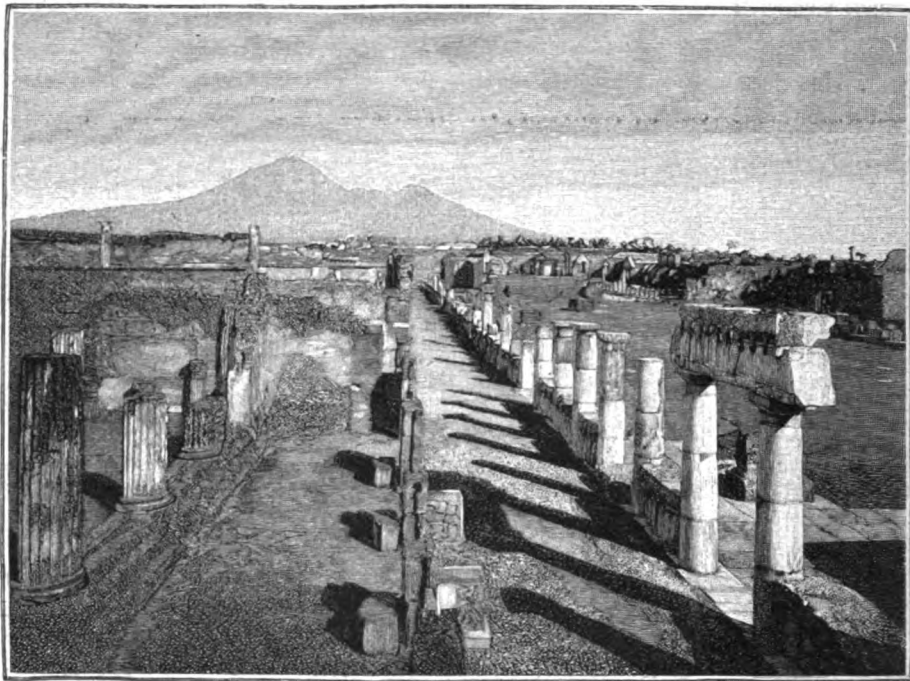
vom Mauna Loa liegt in einer Meeres-
höhe von 1340 m auf einer Hochfläche
der größte der
bekannten noch
thätigen Krater,
der Kilauea oder
Kilauea, mit
einem Durch-

messer von
4570 und
2130 m und
einem Umfang
von 14,4 km,
welcher, von
300 m hohen
senkrechten
Wänden umge-
ben, einen tie-
fen Kessel voll
flüssigen
Gesteins bildet,
aus welchem sich
51 Schlacken-
kegel erheben
und Lava und
Rauch auswer-
fen. Ungefähr
100 m über dem
heutigen Niveau
der glühenden
Lava zeigt sich
an den umge-
benden Felsen-

wänden eine Leiste als Zeichen, daß die
Lava früher bis zu dieser Höhe gestanden
und seither einen unterirdischen Abfluß
ins Meer gefunden hat.
Ueber die
Ausbrüche des
Kilauea in den
Jahren 1789
und 1832 sind
genaue Auf-
zeichnungen
vorhanden. Der
Kilauea ist erloschen
und zeigt nur an
der Spitze einige
Krater, welche
aber längst nicht
mehr thätig sind.
Der Hualalai,
welcher noch
1801 einen
fürchterlichen
Ausbruch hatte,
zeigt jetzt etwa
zwei Dutzend
frühere, bis zu
150 m tiefe
Krater mit stei-
len Trachyt-
wänden und
ähnliche Spal-
ten, welche aber
jetzt (S. 1796)
mit üppiger tro-
pischer Vegeta-
tion überwuchert
sind, während sich an
seinen Abhängen über 150 frühere Aus-
wurfkegel zählen lassen. An der Ostseite
der Insel und am östlichen Abhang des

Kea bemerkt man auf einer Strecke von
48 km eine Reihe von Rinnen (von 550

verschiedenen Formen der Krater in der
Bildern S. 1811, 1814 und 1823, die
Lavaströme
flüssigem
1800 u. 1811
und erstarrte
Zustande (S.
1823), der
Guß der flüssigen
Lava in den ver-
schiedenen Stadi-
en ihres Aus-
tritts aus den
Kratern und des
res Ueberflie-
ßens in schäum-
leren Bächen
(S. 1820) ab-
in breiteren
Strome in das
Meer (S. 1824).



Eine Ansicht von Pompeji in der Richtung nach Nordwest; zeigt zur Rechten den noch unaufgegrabenen Teil von Pompeji und in der Ferne den heutigen Kegel des Vesuvius und rechts von diesem einen Teil des vorchristlichen Kraterwalls (S. 1805).

bis 600 m Tiefe), in denen 85 erstarrte
Lavaströme nach dem Meere ablaufen,
an welchem sie mit Abstürzen von 30 bis
zu 150 m Höhe enden. Alle Formen, in

kanische Thätigkeit unserer Erde
offenbart. Diese bildlichen Darstellungen
sind vielleicht verständlicher als alle
gaben über das Wesen und die Ursachen
der vulkanischen
Kräfte, welche
wir zu ge-
versuchen mü-
den. Die ästhe-
tischen Erche-
nungsformen
leuchten uns
und sind uns
verständlich
aber die Ur-
sachen zu Grunde
liegenden Ursa-
chen hat die Wis-
senschaft noch
nicht er-
und erör-
und gerade
dieser Mangel
beruht auf
geologischem
Wissen noch
unsicherer
Grundlagen
und mehr
minder auf
Vermutungen.
Die bildlichen
Darstellungen
vulkanischer
Vorgänge mögen uns aber das Verständnis
Thätigkeit der Vulkane wesentlich
leichtern und zu erschließen, was
vorstehendem zu erreichen versucht



Ein Lavaström, welcher eine Stadt auf der Westseite des Vesuvius überflutet (S. 1800).

welchen die vulkanische Thätigkeit zu Tage
tritt, sind auf Hawaii in den großartigsten
Exemplaren vertreten, welche auf unseren
Holzschnitten veranschaulicht sind, so die

Ein Siebzigjähriger Jubilar.

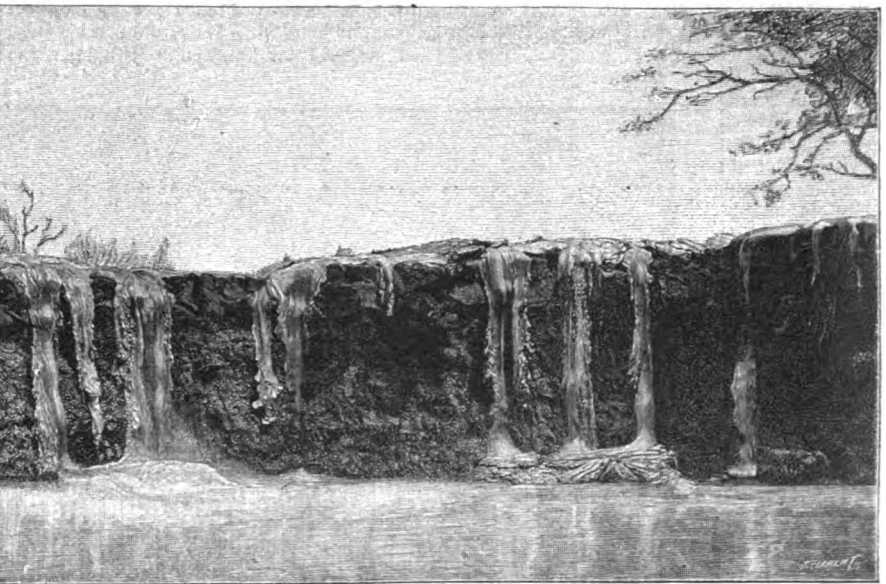
Von

Feodor von Köppen.

Von den Männern, welche berufen waren, vor neunzehn Jahren an der Gründung des Deutschen Reiches unter Kaiser Wilhelm I. an hervorragender Stelle mit besonnenem Rat und siegesicherer That mitzuwirken, wird der älteste noch lebenden in den nächsten Tagen eine seltene Feier begehen, an welcher voraussichtlich die gesamte deutsche Nation mit stolzer Freude teilnehmen wird — wir meinen das siebzigjährige Dienstjubiläum des Generalfeldmarschalls Grafen Moltke. Siebzig Jahre im Dienste des Königs und Vaterland, von Kaiser und Reich¹⁾ — das ist eine lange Thätigkeit, deren Früchte auch dem nachfolgenden Geschlechte, ja der ganzen Nation Nutzen und Heil reichen müssen. Das ist ja der Segen, welcher dem Vaterlande aus dem Leben und Schaffen seiner großen Männer erspriest, daß ihr Bild und Beispiel auch einem jüngeren, nachlebenden Geschlechte vorleuchtet. Die deutsche Nation aber freut sich und ist stolz darauf, einen Mann von so scharf ausgeprägtem, mit sich selbst ritigem reinen und edlen Charakter wie unsern Jubilar den ihrigen nennen zu können²⁾.

¹⁾ Von der siebzigjährigen Dienstzeit des Generalfeldmarschalls Grafen Moltke fallen allerdings die beiden ersten Jahre (1819—1821) auf den Dienst im dänischen, die weiteren Jahre auf die Dienstleistung im türkischen (1836—1839); dennoch setzte König Wilhelm I. — wohl in gerechter Erwägung, daß diese Dienstleistungen fremden Staaten nur eine Vorstufe für seine später im preussischen Staate und dem Deutschen Reiche geleisteten Dienste waren, — fest, daß das fünfzigjährige Jubiläum des Generals v. Moltke am 8. März 1869 zu feiern sei, woraus folgt, daß die Feier seines siebzigjährigen Jubiläums am 8. März 1889 stattzufinden hat.

²⁾ Der vielfach verbreiteten Sage, daß Moltke eigentlich nicht deutscher, sondern dänischer Herkunft sei, stellen



Vordere Ansicht eines in Bächen ins Meer fallenden Lavastroms auf den Sandwischfelsen (S. 1818).

Es ist das Eigentümliche unserer deutschen Helden und großen Männer, daß ihre besondere Bedeutung als Feldherren, als Staatsmänner oder als geistige Führer unserer Nation auf das engste zusammenhängt mit ihrer sittlichen Größe und ihrem menschlichen Werte. Vielleicht hat man sich nach den großen krie-

gerischen Erfolgen Moltkes zu sehr gewöhnt, ihn als Feldherrn zu bewundern, um auch die übrigen Eigenschaften seines großen Charakters, durch welche er als Mensch auch unserem Herzen menschlich näher rückt, in der richtigen Weise zu würdigen.

Moltke hat niemals einen anderen persönlichen Ehrgeiz gehabt als den, seinen Wirkungsbereich überall ganz und vollständig auszufüllen — so als junger preussischer Offizier an der Kriegsschule zu Berlin (1823—1826), so als „Müsterschar“ (d. i. erster militärischer Ratgeber) bei dem „Seraskier“ (d. i. Oberbefehlshaber) der türkischen Taurusarmee, Pascha, im Kriege gegen Aegypten (1836 bis 1839), so als Chef des Generalstabes der preussischen Armee (1858—1888), als erster Ratgeber und Feldherr des Königs und späteren Kaisers Wilhelm I. in den Kriegen von 1866 und 1870/71, so auch als Abgeordneter zum Deutschen Reichstage (seit 1871) und so endlich auch in seiner Häuslichkeit und in seinem Privatleben. So ist Moltke allein durch seine uneigennütigen Thätigkeit und durch die Macht der Verhältnisse zu einem immer größeren Wirkungsbereiche emporgehoben und endlich berufen worden, an der Erfüllung der größten Aufgaben seiner Zeit und seines Volkes in der ersten Reihe mitzuwirken.

Einfach, sachlich, mit sich selber klar, sein Ziel stets fest und unverrückt im Auge behaltend, besitzt Moltke die Gabe, frei von allen beengenden und zerstreuen Einwirkungen der Außenwelt, alle seine intellektuellen Kräfte nach diesem Ziele zu konzentrieren, zugleich aber auch die Thatkraft, um einen im Hinblick auf dieses Ziel, unter objektiver Prüfung und Wägung aller einschlagenden Verhältnisse, „aufrichtig und vorsichtig“ — „candide et caute“, wie die Devise seines Wappens sagt — gefaßten Entschluß und entworfenen Plan trotz aller entgegenstehenden Hindernisse kühn, ohne Zögern und Zweifeln durchzuführen. Mit dieser Großartigkeit der Reflexion und der genialen Kühnheit seiner Entschlüsse und Entwürfe verbindet Moltke noch andere Eigenschaften, welche zum Wesen des echten Feldherrn gehören, als da sind: unbedingtes Vertrauen in den Erfolg, Kaltblütigkeit, unerschütterliche Seelenruhe in allen Kämpfen und Gefahren. Die schönste Folie zu seinem Heldentum aber bildet jene antike Einfachheit und



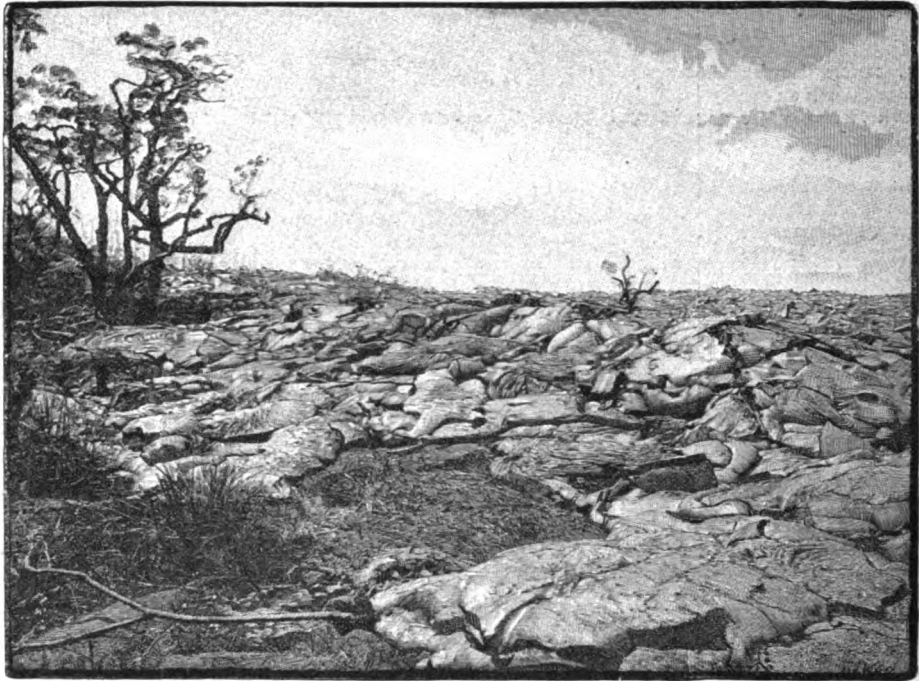
des ausgegrabenen Teils von Pompeii in der Richtung nach Nordwest; im Hintergrunde der Vesuv; zeigt zu beiden Seiten die Teile der Aschenbede (S. 1804—5).

edle Bescheidenheit, die ihn mit seiner eigenen Person hinter der Sache, die er vertritt, oder hinter der Person, der er dient, vollständig zurücktreten läßt.

Während Moltke in den Pausen der eigentlichen Kriegsfaktion, an den Marsch- und Ruhetagen der Truppen, in dem schnell eingerichteten Generalstabsbureau des Hauptquartiers über seinen Karten und Plänen sinnt, die eingegangenen Meldungen prüft und vergleicht, Direktive für die höheren Führer ausarbeitet, Dispositionen für Marsch und Gefecht der Truppen entwirft, die Gegenstände für den Vortrag beim Könige ordnet, Dienstschreiben aller Art empfängt und abfertigt, sehen wir ihn am Tage der Schlacht mit seiner Person kaum hervortreten. Alles ist vorbereitet und eingeleitet, die Rollen sind verteilt: hier Angriff, dort Verteidigung, hier zähes Festhalten, dort stürmischer Vorwärtsschritt und Drauf! — alle Bewegungen vollziehen sich sicher und planvoll, wie nach einem Gesetze der Notwendigkeit, ohne daß ein persönliches Eingreifen des Feldherrn an irgend einer Stelle bemerkbar oder auch nur wünschenswert erscheint. Und derjenige, dessen Entwürfe, soeben ausgeführt, zu weltgeschichtlichen Thaten werden, hält mitten in dem toten Getöse der Tod und Verderben bringenden Schlacht ernst und schweigend an der Seite seines Königs und Kriegsherrn auf einer Höhe des Schlachtfeldes mit dem klaren, ruhig blickenden Auge, den festgeschlossenen Lippen, und keine Miene verrät es, welchen Anteil er selbst hat und nimmt an den Ereignissen, die sich hier unter seinen Augen zutragen.

Hier nur ein Beispiel von der außerordentlichen Seelenruhe des Feldherrn: In jener

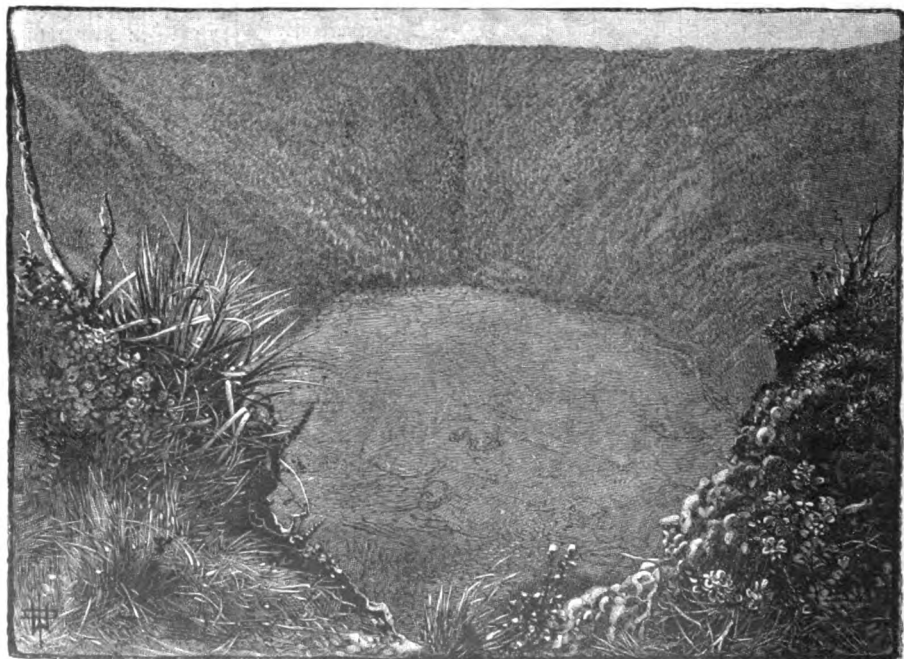
entscheidungsvollen Stunde der Schlacht bei Königgrätz am 3. Juli 1866, als von der Höhe von Sadowa die Blicke und Ferngläser sich



Rand eines Lavastroms auf den Sandwichinseln, die Form zeigend, welche die teilweise abgekühlte Lava annimmt. Man beachte das logen „Spinnen“ in der Lava (S. 1818).

immer wieder nach der Gegend richteten, aus der man den Anmarsch der kronprinzlichen Armee erwartete, und in manchem Herzen bereits Zweifel aufstiegen, ob die Armee des

seinem Rechte verholten hat. Es ist nicht mehr die materielle Gewalt, welche in den Kämpfen und Schlachten der Neuzeit die Entscheidung gibt, sondern es ist die Ueberlegenheit des



Ein vulkanischer Keel auf den Sandwichinseln, welcher eine Ansicht von den Kraterwänden und dem Boden gibt, nachdem diese mit Vegetation bedeckt sind (S. 1818).

Prinzen Friedrich Karl den immer stürmischer werdenden Angriffen der Oesterreicher noch so lange Widerstand würde leisten können, bis jene auf dem Schlachtfelde erscheinen würde, näherte sich Graf Bismarck dem General von

ten Bewegungen in seinem Geiste auszuwirken um des glänzenden Erfolges sicher zu sein. Das Bild der Schlacht, wie es schon in der Phantasie des Feldherrn lebte, dann auf dem Schlachtfelde durch die Trup-

Moltke. An die Anknüpfung eines Geistes war unter dem Drange des Augenblickes nicht zu denken. Ernst und schweigend reichte der Staatsmann mit fragender Miene dem Feldherrn seine garrentlose Zigarre, welche nur mit zwei Zigaretten von verschiedener Qualität enthielt. Ernst und schweigend, mit prüfendem Blick bejahte der General die beiden Zigaretten und wählte — die bessere. Graf Bismarck wandte sein Pferd und kombinierte vorzüglich, daß wenn Moltke noch mit solcher Seelenruhe die Befehle von zwei Zigaretten zu finden wußte, die Schlacht nicht so schlecht fallen könne.

Es ist ein besonderes Verdienst Moltkes als Feldherrn, daß er dem geistigen Elemente in der Kriegsführung zu Es ist nicht mehr die materielle Gewalt, welche in den Kämpfen und Schlachten der Neuzeit die Entscheidung gibt, sondern es ist die Ueberlegenheit des Geistes, welcher die Massen zu beherrschen und höheren Zwecken dienstbar zu machen versteht. Moltke bejahte in den tapferen, in der Schule der Zucht und des Gehorsams erzogenen deutschen Truppen dasjenige zuverlässige und nie versagende Werkzeug, dessen er zur Ausführung seiner genialen, kühnen und gewagten Pläne bedurfte. Seine Dispositionen waren stets vorzüglich getroffen, die Märsche und Bewegungen der Truppen geschickt kombiniert, so daß kaum mehr zu thun hatten, als die von dem Feldherrn angeordneten



Platzieren der sieben Städte auf der Insel St. Michael, einer der Azoren. Zwei von den Felsen haben sich durch den Einsturz eines Teils der Zwischenwände vereinigt (S. 1812).

ist mehr und mehr in die Wirklichkeit übergegangen. So war es in der blutigen Schlacht bei Sedan (18. August 1870) bei der großen Rechtswendung der deutschen Armee, durch welche sie mit der Front gegen Osten, d. i. gegen Metz, dem Rücken gegen Westen, d. i. gegen Paris, stehen kam und wo mit der Erreichung der Erstürmung des mit seiner roten Backsteinmauern festlich auf dem Berge gelegenen Dorfes St. Privat la Montagne durch den linken Flügel des deutschen Heeres (das 5. und das 6. Armee-Korps) die Schlacht entschieden war. So war es auch bei dem Rechtsabmarsch der vierten (Maas-) Armee und der dritten Armee durch den Ardennerwald vor der Schlacht bei Sedan und der Schlacht selbst, in welcher durch die Erstürmung des herrschenden Bergvorsprungs Joly, des Calvaire d'Joly, die Verbindung des linken Flügels der dritten mit dem rechten Flügel der Maasarmee erreicht und die Einschließung der Armee Mac Mahons in und um Sedan vollendet ward.

Die Kriegsführung Moltkes aber erhält dadurch eine weit höhere sittliche Bedeutung als das überall vorleuchtende letzte Ziel des Krieges, welches nicht nur König Wilhelm und sein großer Staatsmann, sondern auch sein großer Stratege im Auge hatten, nämlich: in der Mitte der europäischen Staaten ein Reich zu gründen, welches einen festen Punkt für den Frieden der Welt in der Zukunft bilden sollte.

Nachdem dieses hohe Ziel mit Gottes Hilfe erreicht war, blieb Moltkes Streben dahin gerichtet, das neugegründete Reich in der That anzufestigen, seine hohe Bestimmung und seinen Beruf als Fort des Völkerfriedens und der Gerechtigkeit zu erfüllen.

So erscheint Moltke im deutschen Reich: in welchen er als Vertreter des Wahlvolkes Nemel-Bepetrug eintrat, als ein steter bereiteter Mahner, mit den Errungenschaf-

ten des großen Krieges 1870/71, der deutschen Einheit und Freiheit, auch die Mittel, durch welche diese hohen Güter errungen wurden, vor allen die Wehrhaftigkeit des deutschen Volkes, zu wahren; denn „was wir in einem halben Jahre mit den Waffen errungen, das mögen wir ein halbes Jahrhundert mit den Waffen schützen, damit es uns nicht wieder entrisen wird“.

So wird der schweigsame Mann, wenn das Wohl des Vaterlandes es von ihm zu fordern scheint, zum großen Redner. Allein seine Erscheinung hier im Reichstage ruft die Erinnerung an die deutschen Großthaten im letzten Kriege wach. Es ist die Stimme eines Greises, die wir hören, aber es ist die Macht der Wahrheit, die ihr Klang und Gewicht gibt. Wir müssen ihm zuhören, ob er noch so leise spricht; eines solchen Mannes Wort fällt schwer in die Waage.

Der Feldmarschall Graf Moltke steht gegenwärtig in seinem 89. Lebensjahre. Das

Alter hat ihm den Rücken gebeugt, aber nicht seine Geisteskräfte gebrochen. Schon bald nach der Feier seines sechzigjährigen Jubiläums trug sich Graf Moltke mit dem Gedanken, den König um Versetzung in den Ruhestand zu bitten. König Wilhelm I. kam jedoch der Einreichung eines formellen Abschiedsgesuches durch den Hinweis darauf zuvor, daß er ja noch beinahe drei Jahre älter sei als Moltke und doch auf seinem Posten ausharren müsse. Dagegen bestimmte er einige Zeit darauf (1880) den Generalquartiermeister der Armee, General Graf Waldersee, zum Stellvertreter des Feldmarschalls in seiner Stellung als Chef des Generalstabes der Armee, auf welchen nun auch ein Teil der Dienstgeschäfte des letzteren überging.

Dabei blieb es eine Reihe von Jahren. Dann kam jenes trübste Jahr in der neueren deutschen Geschichte, in welchem Kaiser Wilhelm I., der Gründer des Deutschen Reiches, und bald darauf sein Sohn und Nachfolger Kaiser Friedrich III. das Zeitliche segneten. Als nun der Enkel Kaiser Wilhelms I. und Sohn Friedrichs III., Kaiser Wilhelm II., mit früherer Jugendkraft das Zepter ergriff, das ihm gebührte, da glaubte der greise Feldmarschall, wenn er auch freudig dem Kaiser und Reich noch seine letzten Kräfte dargebracht hätte, daß der



Veranschaulicht den vulkanischen Tuff von Neapel, worin menschliche Wohnungen ausgehöhlt worden sind. Dieser Tuff besteht aus Niederlagen von vulkanischer Asche, welche während der vorhistorischen Ausbrüche des Vesuvius auf dem Meeresgrund abgelagert worden sind.

jungenblische Kaiser für den Wirkungskreis des Chefs des Generalstabs seiner Armee jüngerer Kräfte als der seinigen bedürfe, und entschloß sich mit schwerem Herzen zu dem Abschiedsgeheuch an des Kaisers Majestät, welches er in seiner schlichten Weise damit begründete, daß er „bei seinem hohen Alter nicht mehr ein Pferd zu besteigen vermöge“.

Der Kaiser antwortete auf dieses Gesuch mit der Uebertragung des Amtes des Präses der Landesverteidigungskommission, welches seit dem Heimgange seines Vaters unbefetzt geblieben war, an Moltke. In dem neuen Amte hat Moltke zwar nicht mehr nötig, ein Pferd zu besteigen. Wohl aber erfordert dasselbe von ihm die fortgesetzte Anstrengung seiner Geisteskräfte im Dienste von König und Vaterland, von Kaiser und Reich¹⁾. Dieser gnädigen Entscheidung des Kaisers hat die Armee es zu danken, daß die ausgezeichnete bewährte Kraft des Feldmarschalls Grafen Moltke ihr erhalten geblieben ist und daß er jetzt in und mit derselben sein siebzigjähriges Dienstjubiläum feiern darf.

Seitdem Moltkes dienstliche Thätigkeit nicht mehr seine dauernde Anwesenheit in Berlin, (wo dem Feldmarschall zufolge besonderer Allerhöchster Bestimmung seine bisherige Dienstwohnung im Generalstabsgebäude am Königsplatz Nr. 5 verblieben ist), erforderlich macht, hat er sich mehr und mehr auf seinen Landsitz Creisau bei Schweinitz in Schlesien zurückgezogen, welchen er sich mit der ihm nach dem preussisch-österreichischen Kriege 1866 vom Staate als Nationalbelohnung zuerkannten Dotation (von 200 000 Thalern) erworben und 1868 zu einem Familienfideikommiss erhoben hat. Hier widmet der Feldherr, ein preussischer Cincinnatus, seine besondere Aufmerksamkeit der Bewirtschaftung des Gutes und erfreut sich an dem Anblick der lieblichen schlesischen Hügellandschaft, aus welcher die dunkelbewaldeten Häupter des Zobten und der Gule majestätisch emporragen. Hier wandert er in den Wirtschaftsgebäuden umher, prüft das Korn auf der Tenne, das Vieh im Stalle, gibt dem Inspektor und den Aufsehern hie und da Vorschriften und wendet sich dann nach dem Garten, nahe dem Schlosse, zurück; er muftert die dort gepflanzten Bäume, schneidet hie und da einen dünnen Ast ab, stützt

die jungen Bäumchen, damit sie kräftig heranwachsen und dereinst den Nachfolgern Schatten geben — ein Bild seines größeren Wirkens im Vaterlande — und wandert dann noch eine Zeitlang zwischen seinen Lieblingsblumen, den Rosen, die er mit besonderer Sorgfalt pflegt, umher.

Das Schloß schaut zwischen den dunklen Kronen mächtiger alter Ulmen und Linden mit seinem schwarzblauen Schieferdache freundlich hervor. Zwei römische Pfeiler stehen in Kampfesstellung mit vorgehaltenen Schildern auf den beiden Thorpfeilern des Hofeinganges, und auf den Steinplatten, zu beiden Seiten



Vordere Ansicht eines Labastroms, wie er in voller Flut ins Meer läuft (S. 1819)

der zu dem hohen Parterre des Schlosses hinaufführenden Freitreppe, stehen zwei ehemals französische Geschütze, welche König Wilhelm I. seinem Feldmarschall aus der Siegesbeute von 1870/71 als Ehrengeschenk überwies. Drei muntere Kinder springen mit frohem Lachen dem von seiner Morgenwanderung heimkehrenden Schlossherrn entgegen. Es sind die Kinder des Hauptmanns v. Moltke, des Neffen des Feldmarschalls, welcher diesem laut Allerhöchster Kabinettsordre als persönlicher Adjutant beigegeben ist.

Hauptmann Helmuth v. Moltke und seine Gemahlin, geb. Gräfin Moltke-Huitfeldt, teilen die Häuslichkeit des vereinsamten greisen Feldmarschalls, und die munteren Sprößlinge aus dieser glücklichen Ehe, von denen der vierte und jüngste, Adam (geb. im Herbst 1887) noch auf dem Arme getragen wird, sind das belebende Element in diesem kleinen häuslichen Zirkel, welcher zuweilen durch den Besuch von Verwandten des Feldmarschalls vorübergehenden Zuwachs erhält.

Der Park von Creisau birgt noch eine Stätte, welche dem Feldmarschall besonders teuer ist. Es ist der Grabtempel, den er über der Gruft seiner verstorbenen Gemahlin errichten ließ.

Miß Mary Burt (geb. 1825 zu Kiel), die Stieftochter einer Schwester Moltkes, welche einen in Holstein ansässigen Engländer, Sir John Heytinge-Burt, einen Witwer, geheiratet hatte, war Moltke in länger als 25jähriger Ehe (seit 20. April 1842) eine treue und liebevolle Lebensgefährtin gewesen. Sie starb

am Weihnachtsabend 1868. Eine Erklärung, welche einem winterlichen Spazierritte geschrieben wurde und welche in Selbsterkenntnis überging, nahm sie hinweg. In ihren heftigsten Schmerzen streichelte sie ihrem Gemahl liebevoll die Wangen, indem sie ihn über den bevorstehenden Verlust zu trösten suchte. Hier, vor ihrer Gruft, zu welcher die Gestalt des Heilands, gleichsam segnend, die Hände erhoben hält, weilt der stille, fromme Held oft lange Zeit, in fester Andacht in sich selbst versenkt. An der Decke leuchtet eine Inschrift, die wir auch als Motto über Moltkes Leben setzen könnten, die Worte

der Schrift: „Die Liebe ist des Geistes Erfüllung“; denn nicht allein der ererbte Kriegeruhm macht uns den großen Jubilar, sondern Moltke, so hoch verehrt, wird, wir finden auch in seinem ganzen Leben und Schaffen, seinem uneigennütigen, allein dem Dienste seines Kaisers und dem Besten seines Vaterlandes gewidmeten Streben, sogar in seiner Kriegsführung das schöne Wort des Franzosen Pascal bestätigt, daß der Geist höher stehe als die ganze Macht und Weisheit der äußeren Schöpfung, ob eine That

eigennütziger Liebe unendlich höher als alle Thaten des Geistes.

Maria Anna von Neuburg Königin von Spanien.

Von

Karl Theodor Heigel.

In einer Seitengruft der Kirche St. Lorenzo im Escorial ruht in silberner Sarkophag Maria Anna, die Witwe Karls II., des letzten Habsburgers auf spanischem Thron. In der Hauptgruft im sogenannten Pantheon, wurden nur diejenigen Königinnen bestattet, welche den Reiche Thronerben geschenkt hatten; Maria Anna aber war kinderlos geblieben.

Kinderlos! Was für andere Frauen nur den Verzicht auf Erfüllung eines Lebenswunsches bedeutet, war für die Gattin des Reiches, in dem die Sonne nicht unterging, ein düsteres Verhängnis.

Maria Anna ist nicht zu jenen großen Frauen zu zählen, durch welche gerade im achtzehnten Jahrhundert in seinen verfallenen, wie in seinen schlimmen Zeiten

¹⁾ Die Landesverteidigungskommission hat zu prüfen, ob und wo neue Befestigungen im Reichsgebiet anzulegen sind resp. welche der bestehenden eingehen können, sowie andere organisatorische und reglementarische Fragen, die ihr vorgelegt werden, zu erörtern. Dieselbe bezieht nächst dem Präses aus mehreren höheren Generalen, ferner aus dem Chef des Generalstabes der Armee, dem General-Inspekteur der Artillerie, dem Chef des Ingenieurkorps und dem Direktor des Allgemeinen Kriegsdepartements (in Vertretung des preussischen Kriegsministers). Sie erhält ihre Aufträge direkt vom Kaiser und berichtet auch direkt an Se. Majestät.

erkräftigt wird; sie ist, wenn man Politik als Kunst, einen Staat zu leiten, faßt, nicht einmal ein politischer Charakter zu nennen; ein schrankenloser Ehrgeiz war zugleich ihre Stärke und ihre Schwäche. Denn sie war von zügelloser Verriechtheit erfüllt, aber unselbständig; sie war leidenschaftlich, aber energielos; sie war stolz, doch nicht von sieghaftem Bewußtsein einer großen Lebensaufgabe durchdrungen; sie war nicht „une pure et lumineuse créature“, wie Viktor Hugo seine Maria Anna im *Ruy Blas* schildert, aber auch nicht im Laster groß wie jene *Borgia* und *Medici*; ja, sogar ihr Sturz aus hoher Höhe entbehrt der tragischen Wirkung. Allein durch eigentümliche Verhältnisse waren ein Dezennium hindurch alle Staatsmänner Europas gezwungen, auf ihren Willen oder die Laune dieser Frau zu blicken; ihr Name war, während sich die merkste Krisis der neueren Geschichte vorbereitete, in aller Munde; sie war die Annerkennung des Hauses Habsburg im Weltbewegenden Streit um die spanische Krone. Eine solche Persönlichkeit verdient wohl ein biographisches Gedächtnisblatt.

Es war der Tochter Philipp Wilhelms von Pfalz-Neuburg nicht an der Wiege hängen, daß sie dereinst in stolzer Königsgeleichen gebieten werde. Sie war das zwölfte von den sieben Kindern des Herzogs, der über das neuburgische Ländchen regierte, ihm 1685 durch Karls II. Ableben die erledigte Kurpfalz zufiel. Maria Anna wurde geboren auf Schloß Benrath bei Düsseldorf am 28. Oktober 1667. Aus ihrer Jugendzeit sind uns Nachrichten nicht erhalten. Sie scheint eine sorgfältige Erziehung genossen zu haben, denn sie sprach auf vier Sprachen, war musikalisch und besaß nicht bloß Liebe zu den schönen Künsten, sondern auch durch fleißiges Studium geläuterten Geschmack.

Ihr Vater war schon als Herzog von Pfalz-Neuburg unermüdlich bestrebt, den Glanz und das Ansehen seiner Familie, seines kleinen Staates zu heben. Obwohl eifriger Katholik, unterhielt er verzweigte Beziehungen zu dem stammverwandten schwedischen Königshause und ließ, als 1674 der Krieg zwischen Frankreich und dem Kaiser ausbrach, kräftig angethan sein, im Interesse Frankreichs und damit verbündeten Schwedens die kaiserlichen Neutralität zu erhalten. Als er aber in der Hoffnung, mit Hilfe der mächtigen Gönner die polnische Krone zu erlangen, getäuscht sah und Schwedens durch die Niederlage bei Fehrbellin gebietende Machtposition eingebüßt sah, ging er „aus reichspatriotischen Erwägungen“ ins kaiserliche Lager über, und Leopold wurde der Eidam des Herzogs. Damit war auch den jüngeren Schwedern der Kaiserin eine glänzendere Zukunft angedeutet. Kaum war Maria Sophia 1687 kaiserliche Königin Pedro von Portugal geworden, trat das Gerücht auf, Karl II. von Spanien, dem eben seine Gemahlin die Luise gestorben war, wolle ebenfalls die Tochter Philipp Wilhelms, die ein-

undzwanzigjährige Maria Anna, freien. Wie es bei fürstlichen Ehen die Regel, gaben politische Beweggründe den Ausschlag.

Die erste Vermählung Karls II. mit einer Prinzessin von Orleans hatte einen Sieg der französischen Partei am spanischen Hofe bedeutet, allein seither war in Madrid ein Umschwung erfolgt. Die arme Königin, vermählt einem Gatten, der schon mit dreißig Jahren ein Greis war, blieb kinderlos; die nächste Folge war, daß sie an einem Hofe, wo sich von jeher Haß und Hinterlist um die Herrschaft gestritten hatten, der schmählichsten Behandlung preisgegeben war. Wurde doch — gewiß eine *cosa de España*, eine Sache, die nur in Spanien möglich war! — wegen der Kinderlosigkeit der Königin ein Prozeß in Szene gesetzt, indem man die aus Frankreich mitgebrachte Amme beschuldigte, die hohe Frau oder ihren Gatten bezeugt zu haben; fast hätte man die Königin selbst gezwungen, in öffentlicher Sitzung als Zeugin zu erscheinen! Dem schmählichen Handel wurde dadurch die Krone aufgesetzt, daß die Angeklagte, obwohl sich nicht der Schatten einer Schuld nachweisen ließ, nicht durch einen Richterspruch freigesprochen, sondern auf königlichen Befehl freigelassen, zugleich aber des Landes verwiesen wurde.

Natürlich wurde solches Vorgehen gegen eine französische Prinzessin und ihre Landsleute in Versailles als schwere Beleidigung empfunden, und da auch Beweggründe politischer Natur es empfahlen, erklärte Ludwig XIV. an Spanien den Krieg und ließ seine Truppen in Katalonien und die Niederlande einrücken. Nach zwei Jahren (1684) wurde zwar durch den sogenannten zwanzigjährigen Waffenstillstand den Feindseligkeiten ein Ende gesetzt, aber schon 1688 trat Spanien aufs neue gegen Frankreich auf den Kampfplatz, indem es der von Wilhelm von Oranien gegen die Eroberungspolitik Ludwigs XIV. ins Leben gerufenen großen Koalition beitrug. Gleichzeitig schlossen die Seemächte mit Kaiser Leopold einen geheimen Vertrag, wodurch sie sich für den Fall, daß Karl II. ableben sollte, ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen, zur Unterstützung der Kandidatur eines jüngeren Sohnes des Kaisers um die spanische Krone verpflichteten.

Denn die spanische Erbfrage wurde schon seit geraumer Zeit in geheimen Verhandlungen der Kabinette erörtert. In Versailles erblickte man, seit Mazarin an Königin Anna das berühmte Sonett gerichtet hatte:

... Il faut ranger l'Espagne
Au giron de la France etc.

in Erwerbung der pyrenäischen Halbinsel die natürliche Abrundung Frankreichs. Als Sohn einer spanischen Prinzessin, als Gemahl der ältesten Tochter Philipps IV., der ältesten Schwester Karls II., konnte Ludwig wohl so stolze Hoffnungen fassen. Diesen Ansprüchen gegenüber konnte sich aber Kaiser Leopold nicht bloß auf seine Stellung als Oberhaupt des deutschen Stammes der Habsburger berufen; er war

auch Gemahl der jüngeren Schwester König Karls, die nicht, wie die ältere, auf ihre Erbansprüche verzichtet hatte. Allein noch ein dritter Bewerber trat, vorerst bescheiden im Hintergrund wartend, auf die Szene, der junge Kurfürst Max Emanuel von Bayern, der mit der einzigen Tochter jener ersten Gemahlin Kaiser Leopolds vermählt war; gerade weil er der schwächste unter den Bräutendenten war, konnte er am leichtesten in Spanien populär werden, denn der patriotische Spanier mußte sich sagen: Fällt das Erbe an Frankreich oder Oesterreich, so wird unser Land zur Provinz herabgewürdigt; dies ist aber nicht zu befürchten, wenn ein Kurfürst von Bayern zum König von Spanien erhoben wird!

Es ist hier nicht nötig, die verschlungenen Pfade der europäischen Politik jener Tage zu verfolgen oder auf die schwierige Rechtsfrage näher einzugehen; es sei nur darauf hingewiesen, daß jeder von den Bewerbern in Madrid und Barcelona und Sevilla durch Gesandte und geheime Agenten Anhang zu gewinnen und die Rivalen zu schwächen trachtete, daß in Militär- und Beamtenkreisen jede Art von Bestechung im Schwange, daß insbesondere der Hof zu Madrid für Intrigen und Künste gleichsam die klassische Szene war. Im königlichen Schlosse saß unter goldenem Baldachin ein stiller, kranker Mann, dessen Name nur mit Zagen ausgesprochen wurde, der keinen Menschen sehen wollte, dem sich nur wenige knieend nahen durften, der von allen verraten wurde.

Der „Mächtigste der Erde“ war auf die Anmut und die vielversprechenden Geistesgaben der pfälzischen Prinzessin aufmerksam geworden, und Agenten Oesterreichs in Hofkleid und Soutane ebneten gern die Pfade zu einem Ehebund, der den spanischen Habsburger zum Schwager des Kaisers machte und als wertvolles Unterpfand der eben geschlossenen Allianz gelten konnte. Mit dem Einzug der Königin in die spanische Residenz schien der Triumph der kaiserlichen Politik gesichert zu sein. In Maria Anna war der österreichischen Partei in Spanien ein Mittelpunkt und Oberhaupt gegeben; wenn auch die neue Ehe kinderlos blieb, hatte das kaiserliche Haus den einflußreichsten Anwalt in der nächsten Umgebung des Erblassers, und zugleich war durch die geheimen Verträge mit den Seemächten dafür gesorgt, daß nach dem Ableben Karls II. der Anspruch des Kaisers als Sache Europas verteidigt werden sollte.

Kaiser Leopold, der sonst nicht leicht aus seinem gravitätischen Phlegma aufzurütteln war, begab sich in eigener Person nach Neuburg, um der auf den 28. August 1689 anberaumten Prokuravermählung beizuwohnen. Ein Bruder der Braut, Prinz Alexander Siegmund, Roadjutor des Hochstifts Augsburg, der am nämlichen Tage seine Primiz feierte, vollzog die Trauung. Der älteste Sohn des Kaisers, Joseph, war Stellvertreter des Bräutigams, die Kaiserin, die Königin von Polen, die Kurfürstin von Bayern und viele andere fürstliche Gäste waren bei der Hochzeit an-

wesend. Zeitgenossen schilbern bewundernd die Pracht der Gewänder, die Mannigfaltigkeit der Schaulerichte, den herrlichen Schmuck des Schlosses am Donaustrand, das als Wiege der mächtigsten Regentenhäuser gefeiert wurde. Nur eine kleine Episode sei erwähnt. In Ingolstadt, wo die pfalzgräfliche Familie die kaiserlichen Majestäten zuerst begrüßte, sprach der Kaiser, trotz seiner grämlichen Gemüthsart ein warmer Freund der Musik, den Wunsch aus, die vielbewunderte Stimme der Braut zu hören, und wurde nicht müde, ihre Arien auf dem Clavecin zu begleiten.

Die Festberichte rühmen auch die Schönheit der Braut. Es sind noch mehrere Porträts vorhanden. In der Residenz zu Neuburg befindet sich ein von Hopfer 1684 gemaltes Bildnis, ein anderes wurde 1700 im Escorial von einem deutschen Maler angefertigt. Nach einem der deutschen Bearbeiter der Memoiren der Gräfin d'Aunoy beigegebenen Kupferstich zu urtheilen, war sie eine interessante, wenn auch nach unsern Begriffen nicht gerade schöne Erscheinung. Das Gesicht ist länglich, die Augen sind ungewöhnlich groß, die Brauen stark geschwungen, Nase und Kinn nach Habsburgischem Typus kräftig ausgebaut, der Mund wohlgebildet, wenn auch nicht eben klein, Hals und Haupthaar sind mit Perlen schnüren geziert, auch Spitzenkragen und Hermelin sind durch Diamantenschmuck zusammeng gehalten; die ganze Erscheinung ist diejenige einer Dame, die sich ihrer Vorzüge wohl bewußt ist und dieselben durch Kleider- und Juwelenpracht zu steigern liebt.

Wenige Tage nach der Hochzeit trat Maria Anna die Reise nach Spanien an. Des Krieges wegen konnte nicht der nächste Weg eingeschlagen, sondern mußte der Umweg über England gewählt werden, um unter dem Schutze einer englischen Flotte nach Spanien zu gelangen. Da nach spanischer Hoffitte eine Königin nur mit großem Gefolge reisen durfte — Maria Anna war von mehr denn dreihundert Personen zu Fuß und zu Wagen begleitet — und durch langandauerndes Regenwetter die Straßen verdorben waren, ging die Reise nur sehr langsam vor sich. Das 1691 zu Brüssel gedruckte „Journal du voyage de la Reine depuis Neubourg jusqu'à Madrid“, von einem französischen Kammerdiener Becquez verfaßt, berichtet ausführlich über die sich Tag für Tag in den verschiedenen Städten wiederholenden Empfangsfestlichkeiten; die deutschen Fürsten und die holländischen Ratspensionäre wetteiferten, der Gattin ihres Bundesgenossen zu hulbigen. Am Weihnachtstag schiffte sich die Fürstin mit ihrem Gefolge in Dordrecht ein; da aber Wind und Wellen widerstrebten, mußte die Fahrt in Widdelburg wieder unterbrochen werden. Den ganzen Monat Januar hindurch tobten auf der Nordsee so heftige Stürme, daß die Begleiter der Fürstin ernstlich an Einfluß übernatürlicher Kräfte dachten, nur waren die einen des Glaubens, daß böse Geister die Fahrt zum Apostelgrab in San Jago di Compostella hemmen wollten, während andere sich der

frohen Hoffnung hingaben, daß der Sturm die auf hoher See lauende französische Flotte zerstreuen werde. Als endlich die Anker gelichtet wurden, trat plötzlich Windstille ein; erst nach längerem Warten und sechstägiger Fahrt wurde Portsmouth erreicht. In Schlachtordnung aufgestellt, fuhr sodann die Flotte durch den Kanal; sie zählte nicht weniger als 536 Segel, doch waren es meist Kauffahrteischiffe, welche die günstige Gelegenheit benutzten, um unter dem Schutze der Kriegsschiffe ihren Weg zu verfolgen. Mehrmals erhob sich furchtbarer Sturm, viele Fahrzeuge wurden vernichtet, noch angehts der spanischen Küste bei Ferrol fuhr das Admiralschiff, welches die Königin trug, auf den Grund, so daß sie nur mit Mühe ans Land gerettet werden konnte.

Drei Monate schon hatte die Seefahrt gedauert; nun fühlte sich aber die hohe Frau so erschöpft, daß sie nicht nochmals zur Weiterreise nach Corunna das Schiff besteigen wollte, sondern sich in einer Sänfte dahin bringen ließ. Dann begab sie sich mit einem Gefolge von mehr als 1500 Personen nach San Jago, um in der Kapelle des Schutzpatrons ihres neuen Vaterlandes zu beten und kostbare Geschenke niederzulegen. Die Fortsetzung der Reise nach der Hauptstadt bot — echt spanisch — ein wunderliches Gemisch von Krunk und Glend; heute wurde in einem Schloß oder Kloster unter kostbarem Gerät, Gobelins und Gemälden von unschätzbarem Werte übernachtet, tags darauf war in ärmlicher Posada für die Fürstin kaum ein dürftiges Bett, für das Gefolge ein Strohlager aufzutreiben. Der König war nach Kräften bestrebt, seine Gattin die Strapazen der Reise vergessen zu machen, indem er ihr wiederholt durch hohe Würdenträger Juwelen und andere kostbare Geschenke überbringen ließ.

Am 4. Mai traf er selbst in Valladolid ein und wurde, wie das Theatrum Europaeum zu berichten weiß, von seiner Gattin auf so einnehmende Weise begrüßt, daß alle Anwesenden tief gerührt waren. Adel und Volk gaben ihrer Freude durch Veranstaltung eines Stiergefechtes Ausdruck, wobei zu Ehren der gefeierten Gäste mehrere Stiere gespießt wurden, etliche zwanzig Pferde auf dem Plage blieben und einem Picador der Bauch aufgeschlitzt wurde.

Fortan wurde die Reise von dem königlichen Paare gemeinsam fortgesetzt. Am 22. Mai hielt die Königin feierlichen Einzug in Madrid. Sie ritt dabei auf weißem, reichgeschmücktem Felser; ihre Sammetrobe war mit Diamanten völlig überdeckt; auf dem mit Perlenketten durchflochtenen Haupthaar trug sie einen Hut mit einer Agraffe von unschätzbarem Wert. Die blendende Erscheinung verfehte die auf der Puerta del Sol und dem Prado sich drängende Menge in trunkenen Enthusiasmus. Die stolze Granden Spaniens wetteiferten, ihre Hulbigung darzubringen; der Gemahl bezeugte dadurch auffällig sein Wohlgefallen, daß er mehrere Wochen der Jagd entfaltete; die Königin-Mutter, eine österreichische

Prinzessin, begrüßte herablassend die „Parrmännin“; alle schienen wohlgeneigt und friedig, entzückt zu sein.

Doch die schimmernde Münze hatte trübe Rehrseite.

Das Land, in welches Maria Anna mit stolzen Hoffnungen gekommen war, stand am Rande des Abgrundes. Zweihundert Jahre dauerte das habsburgische Regiment in Spanien; 1500 war Karl I., als deutscher Kaiser Karl V. geboren, 1700 starb Karl II. Innerhalb dieser Frist stieg das Reich zu unermesslicher Größe empor, geriet es in nach und nach Verfall. Zur Zeit, da Maria Anna das Schloß am Manzanares einzog, hatte sich zwar die Spanier selbst noch immer für die erste Nation der Christenheit — Cavales hat durch seinen Don Quixote Landsleute nicht geheilt! — in Welt aber waren Macht und Ansehen Spaniens nur noch der Schatten von ehemals. Portugal und Brasilien waren ohne Streich aufgegeben worden, die französischen Comté, Luxemburg, die einträchtigen indischen Besitzungen waren verloren gegangen, in den Welthandel Spaniens hatten sich die vom Mutterlande abgetrennten Niederlande und England geworfen. Während der Hof am gewohnten Prunk und Luxus festhielt, war der Staat arm; die spanische Armee, ein Schrecken Europas, war zu einer unzählreichen, undisziplinierten Truppe hergesunken, der Marine fehlte es an tauglichen Schiffen — hatte doch Karl in London nachsuchen müssen, eine englische Flotte seine Gattin nach Spanien führen möchte — im Norden Osten des Reiches wüthete fast unaufhörlich der Krieg; die Provinzen selbst lagen in einander in erbitterter Fehde, gleich oft die hungernen Schiffslente ihre während das led gewordene Schiff verließen. Schon waren fremde Mächte, voran der König von Frankreich und der Kaiser, gerüstet, um das Erbe der spanischen Habsburger, sobald zwei Augen sich schloßen, mit Waffengewalt an sich zu reißen oder zu zerstückeln.

König Karl aber, an dessen Leben Erhaltung der spanischen Monarchie hing, war, obwohl kaum dreißig Jahre alt, gebrechlich und krank, daß jeden Tag eine entscheidende Katastrophe zu befürchten war. Seine Erziehung war so mangelhaft gewesen, seine natürlichen Anlagen so wenig entwickelt, daß er bei allem Willen nicht im Stande gewesen wäre, wirklicher Regent seine Pflicht zu thun. Weit entfernt, auf Ordnung und Gerechtigkeit zu dringen, hatte er, wie bei allen Charakteren nicht selten beobachtet werden kann, für Zwistigkeiten und Intrigen seiner Umgebung eine gewisse Vorliebe. Er erblickte darin eine reizvolle Zerstreuung, so oft er in Madrid weilte. Dies aber überhaupt nur der Fall, wenn er so krank oder, wie er selbst annahm, beherzt fühlte, daß er der Jagd, der Leidenschaftlich liebte, nicht obliegen konnte. Ein solcher Schattenkönig mußte ein

all der Parteien sein; obwohl immer scheu und mißtrauisch, war er heute von diesem, morgen von jenem Günstling beherrscht. Den mächtigsten Einfluß hatte bisher seine Mutter ausgeübt, Maria Anna von Oesterreich, die ihrer klösterlichen Zurückgezogenheit halber für eine Heilige galt, aber auch in politischen Dingen fest und beharrlich ihren Willen durchzusetzen mußte.

Dieser Einfluß begann jedoch an Kraft zu verlieren, seit seine zweite Gemahlin Macht über ihn gewann und an Stelle des schwachen Vaters die Zügel der Regierung energischer zu handhaben sich vermaß.

Schon daraus erhellt: die Maria Anna, wie uns in den besten Quellen, den Mémoires von Harrach, Harcourt, Torcy, in Berichten des Engländers Stanhope, des Venetianers Pietro Venier, der bayrischen Gesandten Lancier und Baumgarten entgegentritt, die historische Maria Anna nicht mit der liebenden Gönnerin des Kaysers das fast nichts gemein. Viktor Hugo wollte in seinem Drama, wie er im Vorwort erörtert, das Charakterbild einer zerfallenden Monarchie zeichnen. Don Salazar soll den hoffärtigen, ehrsuchtigen, unzulässigen Hofadel repräsentieren; Don Alvarado die leichtlebige, leichtfertige Jeunesse d'Espagne: Kaysers das begabte, gefeuchtete, unermüdete Volk; die vierte Person, berichtet der Dichter, mußte eigentlich der Kaiser sein, allein Karl II. war keine Person, sondern nur ein Schatten. Des Kaisers Stelle vertritt daher die Königin, denklos rein wie ein Engel des Lichts, deren ihre Tugend gefährdet wird durch eine mächtige Feindin: die Langeweile. „Abgesehen davon, was durch die Nebenrollen der Wahrheit des Ganzen beigetragen wird, rufen diese vier Personen in solcher Auffassung die spanische Monarchie vor 10 Jahren charakterisieren, wie sie sich im Augen des Philosophen und Historikers darstellt.“

Diese Charakteristik ist denn auch so lebendig und glücklich durchgeführt, wie es nur einem echten Dichter gelingen kann, wenn man hat auch nur erfundene Typen, die historische Persönlichkeiten vor sich. Dabei drängt sich noch die Frage auf: auch die Fabel des Schauspiels bloße Fiktion oder birgt die Handlung nicht doch einen historischen Kern?

Es ist mir nicht bekannt, daß sich Victor Hugo oder einer der Kommentatoren seiner Dramen über dieses Vermiss ausgesprochen hätte. In den Quellen Geschichte Maria Annas läßt sich kein Anhaltspunkt dafür finden, daß sich eine solche Liebesepisode abgespielt hätte; dann wird man an die Einleitung zu dem merkwürdigen Liebesbunde zwischen Königin und Diener erinnert durch eine Nachricht aus dem Leben der ersten Gemahlin Karls II. In den Mémoires de la cour d'Espagne (Gräfin d'Aunoy wird erzählt, daß Maria Luise wiederholt in den Taschen des Kaisers Liebesbriefe auffand, ohne sich aber je ergründen ließ, wer die Briefe geschrieben hatte; die Königin selbst

erblickte darin nur eine Schlinge ihrer Todfeindin, der Herzogin von Terra Nuova, die durch solche Ränke den Verdacht des eifersüchtigen Königs erregen wollte.

Ähnliche Erfahrungen blieben übrigens auch der zweiten Gattin König Karls nicht erspart. „Kann mich auf Niemanden allhier verlassen,“ klagt sie einmal in einem Briefe an ihren Bruder, den Kurfürsten von der Pfalz, „und so mit bestochenen, treiben das molestiren aus argbösartigem Verze.“

Da begreift sich leicht, daß sie sich um so fester an die wenigen Diener angeschlossen, die ihr aus Deutschland gefolgt waren. Die Ehrenrunde, eine Gräfin Starhemberg, und der Obrstkammerer Ritter von Scheffer kommen nicht weiter in Betracht; erklärte Lieblinge der Königin aber waren ihre Kammerfrau, Maria Josepha von Berlepsch, Witwe eines hessischen Edelmannes, und Geheimschreiber Baron Heinrich Wiser. Durch Schmeichelei und kluge Ausnutzung kleiner Schwächen mußten sich die beiden, wie schon erwähnt, bei allem Stolz und Eigenwillen unfehlbar für die Königin unentbehrlich zu machen. Bald wurden die Spanier mit Mißvergnügen gewahrt, daß diese Deutschen nicht bloß die Königin beherrschten, sondern auch der auffälligsten Günstbezeugungen des Königs sich erfreuten. Nun war es freilich geradezu System Karls V. und Philipp II. gewesen, Fremde zu bevorzugen, um auf solche Weise die gefährliche Macht des eingeborenen Adels zu brechen, aber eine Kammerfrau und ein Sekretär allmächtig in Buen Retiro und im Escorial, das war denn doch unerträglich! Weniger anstößig, weil weniger ungewöhnlich war, daß die Königin auch ihrem Beichtvater, einem deutschen Kapuziner, unbegrenztes Vertrauen schenkte und dessen Rat in weltlichen und geistlichen Dingen unbedingt befolgte. Pater Gabriel Pontifex, aus Klausen in Tirol gebürtig und deshalb gewöhnlich Gabriel de Chiua genannt, war schon bei Maria Annas Mutter, Kurfürstin Elisabeth, in hohem Ansehen gestanden, und nur die dringenden Bitten der Tochter hatten durchgesetzt, daß sie ihren hochverehrten Gewissensrat, der damals ungefähr 36 Jahre alt war, nach Madrid mitnehmen durfte. Pater Gabriel mußte sich bei Hofe so unentbehrlich zu machen, daß König Karl ihn durch glänzende Anträge ganz an Spanien zu fesseln trachtete. Er sollte zum Generalinquisitor oder zum Erzbischof von Valencia erhoben werden, auch der Papst zeigte sich den königlichen Wünschen willfährig, allein der Pater lehnte die Erhöhung standhaft ab, da er „mit seinem Stande höchlichst vergnügt sei und sich nur Ihro Majestät kostbarem Seelenheyl widmen“ wolle.

Im Klosterchen zu Klausen befindet sich ein Porträt des berühmten Kapuziners, das eher auf einen Freund frischer Braten und alter Weine, als auf einen Politiker und Diplomaten schließen ließe. Es war aber damals öffentliches Geheimnis und ist heute mittels der aus den Archiven erhobenen Briefschaften festgestellt, daß Pater

Gabriel auch politische Zwecke am spanischen Hofe verfolgte, daß ihm die Aufgabe übertragen war, für das österreichische Kaiserhaus Propaganda zu machen.

Zu gleichem Dienste waren die Berlepsch und Wiser verpflichtet. Das Münchener Staatsarchiv verwahrt zahlreiche Briefe der Berlepsch an Johann Wilhelm, den Bruder der Königin, der 1690 seinem Vater in der Regierung von Kurpfalz gefolgt und gleich jenem ein eifriger Anhänger des Kaisers war. In diesen Briefen erstattet die Agentin über die Vorgänge bei Hofe genauen Bericht und erteilt Ratsschläge, wie die Sache des Kaisers am zweckdienlichsten zu fördern wäre.

Auch die Königin begünstigte das österreichische Interesse und vollzog alles, was die Berlepsch vorschlug, um so williger, je mehr die Hoffnung schwand, daß sie selbst dem Reich einen Erben schenken werde. Obwohl, vielleicht auch gerade weil die Bewerbung Max Emanuels aus dem ihr verhaßten bayrischen Hause von der Königin-Mutter unterstützt wurde, hielt sie es für ihre Pflicht, diese Bestrebungen zu vereiteln, und war um so rühriger, je günstiger sich infolge der Geburt des Kronprinzen Joseph Ferdinand die Aussichten für Bayern gestalteten. Ihr Bruder wünschte den Statthalterposten in den Niederlanden zu erhalten, und sein geliebtestes „Mariandel“, wie er sie in seinen Briefen zu begrüßen pflegt, gab sich auch alle Mühe, ihm dazu behilflich zu sein. „Daß aber mein König in allen Sachen sich so langsam resolviret, ist nicht allein meine, sondern jedermans größte und ewige Klage und verdrüß mich dieses wohl unsinnig.“ Als trotzdem Max Emanuel den Sieg davontrug und zum Gouverneur der Niederlande ernannt wurde, tröstete sie den Bruder damit, daß der Rivale gerade durch die neue Stellung bald finanziell ruiniert sein werde; dann könne der Bruder auftreten und seine Bedingungen machen. „Daß der Bayer mit größer werd', laßt meine Sorg' sein, ich will ihm Feind' aufregen, die alle seine Efforts zu Schanden machen.“

Es hieß sich aber von der Königin ein falsches Bild machen, wollte man annehmen, daß in ihren Briefen bloß „la femme politique“ das Wort führte. Im Gegenteil, sie plaudert mit ihrem „Schachhanseln“ über alles Erdentliche, über ihre Reisen im Lande, über die Leute ihrer Umgebung, über Jagden und Andachtsübungen, Lederbissen und Gemälde, deutsch, spanisch und französisch kunterbunt durcheinander. Es thut ihr offenbar wohl, befreit von aller Etikette, ohne auf die Flüsterworte der Obersthofmeisterin oder das respektvolle Kommando des Hofmarschalls achten zu müssen, frei von der Leber weg mit ihren Angehörigen sprechen zu können. So bittet sie einmal ihre Mutter um eine Zeichnung der Stallungen in Rohrenfeld, einer Schwaige im Neuburgischen, und fügt hinzu, sie wünschte dieselben, ach, wie viel lieber in der Wirklichkeit, als auf dem Papier zu sehen! Ein andermal verschreibt sie sich aus Deutschland Kühe und Ochsen

und dazu ein paar verständige, brave Schweizer und ebensolche Weibspersonen, „die das Vieh wohl verwahren und mit umgehen können, nicht verrecken lassen, und dann auch gute Milchfühe, Schafe und Räs gleich wie in Rohrenfeld machen können, denn hier können sie nichts!“ Oft äußert sie ihren Ekel vor dem Treiben der wohlgefalbten Gecken und gleisnerischen Ohrenbläser bei Hofe und beteuert, sie wolle sich gar nicht mehr in Politik einmischen.

Sie hielt aber dieses Versprechen nicht, sondern ergriff vielmehr jede Gelegenheit, um ihren entscheidenden Einfluß auf den Gatten zu zeigen. „Sie stellte weit mehr einen König vor, als eine Königin,“ sagt der venetianische Botschafter. Dabei unterließ sie, wie es doch Takt und Klugheit geboten hätten, gebührende Rücksicht auf den Nationalstolz der Spanier zu nehmen. Ja, sie ging noch weiter. Von Machtdünkel berauscht, suchte sie förmlich ein Vergnügen darin, die Großen des Landes zu demütigen; „sie trieb dieselben förmlich vor sich her“, schrieb der englische Gesandte Stanhope an seinen Hof. Wer sich ihr devot nahte, wurde mit der Gunst des Königs belohnt; wer ihr nicht gefiel, wurde zurückgesetzt oder gar vom Hofe verwiesen. Sogar ihr Schützling, Landgraf Georg von Hessen, bemerkt in einem Briefe an seinen Bruder: „Die Gunst der Königin wogt auf und ab wie Ebbe und Flut auf hoher See.“ Ihr leidenschaftliches Temperament führte Szenen herbei, deren Bekanntwerden in immer weiteren Kreisen Spottlust reizte und Erbitterung wachrief. Es kam vor, daß sie im Zorn über das Fehlschlagen eines Planes alles ihr Erreichbare in Trümmer schlug; die Kraftworte, deren sie sich gegen hoch und niedrig bediente, erfreuten sich in ganz Madrid einer wenig rühmlichen Berühmtheit.

Doch schädlicher als solche Auswüchse übermütiger Laune war die Gefügigkeit gegen ihre deutschen Lieblinge, denen sie übertrieben kostbare Geschenke und die höchsten und einträglichsten Aemter zuwandte. Durch die Protektion der Königin geschützt, betrieb die Berlepsch systematisch einen schmählichen Stellenverkauf, wobei, wie Stanhope versichert, nicht selten gerade dasjenige Amt, das den uneigennützigsten Mann erheischte, der unwürdigste erhielt. Eine Beschwerde an den König zu bringen, war unmöglich, denn die Königin ließ nur solche Leute, die sie für unschädlich hielt, zu ihm dringen. In einer Satire auf diese Zustände bei Hofe: „Die große Komödie vom Turm zu Babel oder die babylonische Verwirrung, aufgeführt zu Madrid“, werden als handelnde Personen aufgeführt: „Die gefangene Majestät — der König; Ehrgeiz und Gewalt — die Königin; die beschimpfte Würde — die Königin-Mutter; die erhöhte Kezerei — die Berlepsch; die Dummheit im Purpur — Kardinal Portocarrero; der Teufel als Vertrauter — der Sinkende (Sekretär Wiser); der spanische Antichrist — Weichtvater; Schauplatz — die Welt; die Hoffnung auf Heilung — der Nachfolger etc.“

Die durch den langen Krieg verschuldete Lähmung des Geschäftsganges, das Anwachsen der Steuern, die Verarmung des Landes wurden den eigentlich herrschenden Kreisen, also der Königin und ihrem Anhang zur Last gelegt. Der Vorwurf des Verrats war in Wort und Schrift auf der Tagesordnung. Der erbitterte Böbel beschimpfte die Deutschen auf offener Straße und erhob gegen die Königin selbst die nämlichen Beschuldigungen, wie sie früher zur Schmach des spanischen Volkes gegen Maria Luise erhoben worden waren.

Das Intrigenstück, in welchem fast ganz Madrid mit Haupt- und Nebenrollen beschäftigt war, hatte noch nicht die Peripetie erreicht; noch immer beschäftigte alle Gemüter die Frage: wer wird im Testament des kinderlosen Königs zum Erben eingesetzt werden? Die öffentliche Meinung begünstigte den Kurprinzen von Bayern, und auch im Kronrat gab es eine bayrische Partei, als deren Haupt der Minister Graf Drapeau angesehen wurde. Die Anhänger des Kurprinzen erlitten aber einen schweren Verlust durch den Tod der Königin-Mutter. Nun hätten Maria Anna und der vermögliche seiner geistlichen Würde einflußreichste Minister, Kardinal Portocarrero, leichtes Spiel gehabt, den König zur Berufung des Sohnes Kaiser Leopolds, des Erzherzogs Karl, zu bewegen, allein gerade diese beiden Mächtigsten konnten sich nicht zu gemeinsamem Handeln einigen. Es kam zu völligem Bruch, als die Königin einmal in Gegenwart des Hofes an den Kardinal ein spöttisches Wort richtete und sich dadurch den eifernen Prälaten, der einem Richelieu oder Mazarin in nichts nachzustehen glaubte, für immer zum erbitterten Feinde machte. Seit diesem Augenblick agitierte Portocarrero, der vom gesamten Klerus und von den meisten Großen als natürlicher Anwalt der nationalen Interessen verehrt wurde, gegen die Pläne der Königin und begünstigte den bayrischen Prinzen, gegen den er vor kurzem noch Himmel und Erde in Bewegung gesetzt hatte.

Blötzlich fuhr in dieses Getriebe wie ein greller Blitzstrahl die Kunde: Der König stirbt! Schon war die Nacht hereingebrochen, als sich die allarmierende Nachricht in Madrid verbreitete. Nun eilten von allen Seiten die Kronräte ins Schloß, um den letzten Willen des Königs zu vernehmen und dem Nachfolger zu huldigen. Aber auch in den Volkskreisen rief die Nachricht ungeheure Aufregung hervor, und nun brach der alte Groll, „gleich wie des Feuers eingepreßte Glut, zur offenen Flamme sich entzündend“, los. „Der König ist vergiftet! Vergiftet durch die deutsche Kezabel!“ Die furchtbare Anklage findet Glauben, wird das Lösungswort für die Menge, die sich über den Prado zum königlichen Schlosse drängt. Roter Feuerschein zuckt über den Platz, immer gewaltiger wächst der Lärm an, immer mächtiger ertönt der Ruf: „Tod den Deutschen! Nieder mit der Königin!“ Während die Bedrohten — die Berlepsch schildert die

Vorgänge jener Schreckensnacht in einer Briefe an den Kurfürsten von der Pfalz — angstvoll sich in entfernten Räumen bergen, eilt der Kardinal ans Lager des Königs, bestürmt den Sterbensmann, dem spanischen Reich zum Heil, zur Rettung Spaniens den bayrischen Prinzen zum Nachfolger zu ernennen; ein schwarzer Nicken wird als Zustimmung gedeutet, die längst bereit gehaltene Urkunde mit der Name des Prinzen eingetragen.

Doch der Todesengel ging diesmal noch am Haus des Königs vorüber, das finden des Kranken besserte sich, mit leuchtendem Jubel lief die Menge aus, umher, die Königin war gerettet!

Raum war die Gefahr vorüber, die Angst gewichen, so begann am Hofe das alte Treiben. Um seine Rechte auf die spanische Erbe durch einen erfahrenen Anwalt verteidigt zu wissen, entsandte Kaiser Leopold im Oktober 1696 seinen ersten Minister, Grafen Harrach, als Botschafter an den spanischen Hof. „Graf von Harrach wirkt zwar bey jetzigen Umständen sehr harte Negotiation haben; es kommt die sach hierinfaßlich aber hauptsächlich auf der Königin Majestät an, welche bei jeder occasion ihre autoritaet mehr als in keiner andern erhöhen und statuiren könne, und zweifle ich hierin nicht, so wenig an Ihrer Kgl. Majestät annehmlicher Intention und innerlichen annäherung als der Frau Gräffin nachdrücklicher Erinnerung und Cooperation.“ Solche Rücksicht auf die Gefinnungstreue der spanischen Frauen war jedoch nicht gerechtfertigt. Die camerera major, die Vertraute der Königin, ließ sich, wie heute mit aller Bestimmtheit nachzuweisen ist, ihre Gunst von der kaiserlichen, der französischen und der bayrischen Partei bezahlen, und so die dem Kaiserhaus so oft verdorrte Gelegenheit Maria Annas geriet ins Wasser.

Als nach Abschluß des Friedens in Ryswyk auch wieder ein französischer Botschafter in der Person des Marquis d'Harcourt nach Madrid gekommen war, erfolgte bald in der öffentlichen Meinung ein Umschwung zu gunsten der französischen Ansprüche. Der Weltklugheit des Marquis und der graziösen Liebenswürdigkeit seiner Gemahlin gelang es, die Abneigung der Hofkreise gegen Frankreich und Franzosentum zu überwinden. D'Harcourt fing alle, klagte der englische Gesandte, wie der Habicht die Lerchen. Das Volk wurde durch verschwenderische Geschenke gewonnen, ja, Graf Harrach machte die trübe Erfahrung, daß auch die Königin, bisher die Seele der österreichischen Partei, französische Unterhändler bei sich in ihren Gemächern empfing und mit der Familie d'Harcourt wie mit vertrauten Bekannten verkehrte. Lord Stanhope vernahm gar, daß für den Fall des Ablebens Kaiser Karls eine Vermählung der Kaiserin mit dem Enkel Ludwigs XIV., dem Kaiser Karl, in Aussicht genommen war. Die Königin selbst verwahrte sich nicht

1 Briefen an ihren Vetter, Landgraf Georg von Hessen, der das österreichische Militärcorps in Katalonien kommandierte, und seit dem Friedensschluß als Kronkönig in Barcelona residierte, gegen die abcheuliche Verdächtigung ihrer Treue; alles, was deutsch heiße, sei ja in Madrid verhaßt, daß sie überhaupt nicht mehr offen dürfe, Einfluß auf die Staatsgebarung zu erlangen.

König Karl wollte sichtlich dem Grabe zu, wiederholt verjezte die Nachricht von seinem Tode die Hauptstadt in Aufregung. Es war jetzt den europäischen Kabinetten klar geworden, wie nötig es wäre, endlich mit der spanischen Frage ins reine zu kommen. Da König Ludwig nicht hoffen konnte, das ganze Erbe für seine Familie zu erwerben, trat er mit den Seemächten in Unterhandlung. So kam der Haager Traktat vom 11. Oktober 1698 zustande, der für den Fall kinderlosen Ablebens des spanischen Königs im voraus eine Teilung des spanischen Reiches festsetzte.

Das Bekanntwerden dieser Abmachung wirkte aber einen neuen Umschwung der Partei- und Volksgunst in Madrid. Jetzt wurde König Karl von allen bestimmt, die leidigende Einmischung der Fremden zurückzuweisen und die gefährdete Integrität des Reichs zu retten. Mit Zustimmung der Mehrheit des Kronrats wurde Prinz Leopold Ferdinand zum Universalerben der spanischen Monarchie erkoren, für die Dauer der Minderjährigkeit des Thronerben aber die Königin als Regentin in Aussicht genommen, so daß auch sie durch ihr eigenes Interesse an die nationale Partei angeheftet war.

Allein auch diese Ordnung der Dinge machte ein tragisches Ereignis zusammenhängen wie ein Kartenhaus.

Am 8. Februar 1699 starb plötzlich nach kurzer Krankheit der eben designierte Erbe der spanischen Krone. Damit war den Intrigen der weiteste Spielraum eröffnet, und im neuen Kampfe standen die österreichische und Frankreich unmittelbar gegenüber. Dem Einfluß des Schwaters scheint es gelungen zu sein, Maria Anna wieder auf kaiserliche Seite überzuführen; sie verdoppelte ihre Beziehungen zu Gunsten des Erzherzogs. „Ich will aber auch mit in Abrede stellen“, schrieb Vater Gabriel an den Landgrafen Georg, „daß soviel ich prästiren kann, die te, liebe Frau tag und nacht sich bemühet, in königlich die nachdrucksamsten consilia zu erlangen und denselben zu einer rechtswirksamen Resolution zu abhortiren.“ Aber da der von Harcourt gewonnene Kardinal zu unermüdblich thätig, um die „deutsche Partei“ zu brechen und den König für Frankreich günstig zu stimmen. Eine Änderung der Lebensmittel wurde künstlich hervorgerufen, das Volk wieder gegen die Königin aufgebracht. Bewaffnete Motten vor das königliche Schloß, die Königin, die vom Fenster aus im Namen des Königs sprechen wollte, wurde verjagt, so daß sie sich weinend zurückzog. Nur gelang es durch ein merkwürdiges

Mittel den Aufruhr zu dämpfen. Mitten unter die lärmenden Volksmassen wurde aus einer benachbarten Kirche das Venerabile getragen, die Menge sank ins Knie und wurde durch eine Ansprache des Königs vollends beschwichtigt.

Da sich aber der Zustand des Monarchen neuerdings verschlimmerte, wuchs die allgemeine Erbitterung gegen diejenigen, denen man die Verzauberung des Unglücklichen zuschrieb. Weber die Pöbel der Leichmerge, noch das sonst so beliebte Marionettenspiel vermochten ihn aufzuheitern, er versank immer tiefer in Aberglauben und religiösen Wahn. Er ließ den Beichtvater nicht mehr von seiner Seite, nachts schlief er zwischen zwei Mönchen, die unablässig für ihn beten mußten. Da sich die würdigen Aerzte nicht zu helfen wußten, gaben sie, wie die Königin argwöhnte, auf Anstiften des Kardinal-Ministers und seines französisch gesinnten Anhangs eine Erklärung ab, die Krankheit sei auf eitel Zauberei und Hexenkunst zurückzuführen. Wenn auch zunächst andere beschuldigt und verfolgt wurden, so war es doch bei dem tollen Spuk auf die Königin selbst gemünzt. „Jetzt geht eine neue Comedie mit lauter Hexereien, Besessenen, Teufeln, inquisitiones herum“, schrieb Maria Anna im April 1700 an den Landgrafen, „... alle übelgesinnte, die noch mit ihren temas fein herauskommen, sonderlich über mich, um mich vom König zu separiren und etwas aufzubringen, wollen den Beichtvater wieder hineinbringen, so ihnen aber hoffentlich nicht angehen wird, und lassen doch nicht nach, alle Tage mehr darin zu studiren und umzugehen. Schier alle Tage werden andere Hexen und Besessene gefunden.“ Ein berühmter Teufelsbanner konnte ebenso wenig helfen, wie ein aus Aragonien berufener Arzt, der den Körper des Patienten mit großen Pflastern verklebte. Während die Kräfte des Kranken mehr und mehr verfielen, dauerte der Zweikampf zwischen der Königin und dem Kardinal fort.

Es kam zu leidenschaftlichen Szenen in den königlichen Gemächern. Der Fieberfranke selbst klagte seine Gattin an, daß sie mit ihrem keßerischen Anhang Tod und Verdammnis über ihn bringe. Der österreichische Gesandte traf einmal die Königin an, wie sie, auf einem „Rastbett“ liegend, laut jammerte und schluchzte und sogar durch die Trostsprüche ihres Kapuziners nicht zu beruhigen war. „Es ist nicht zu glauben“, schrieb der Sekretär der kaiserlichen Gesandtschaft, Adam Sellder, an Landgraf Georg, „wie wunderlich dieser Herr (König Karl) fene und was für mortificationes Ihro Majestät mit ihm aufstehe.“ Die Königin hatte ein Testament aufsetzen lassen, das den Erzherzog zum Erben bestimmte, der Kardinal ein Testament zu Gunsten des französischen Prinzen; der König wollte keines unterzeichnen, denn er wollte leben und herrschen. Er gab zwar dem Drängen der Franzosenfreunde so weit nach, daß er die Verleumdung, die schon große Reich-

tümer in Holland sicher angelegt hatte, aus Spanien verbannte; aber es kamen auch wieder Augenblicke, in welchen sich Karl als Habsburger fühlte und dem Kaiser die günstigsten Ausichten eröffnen ließ.

Endlich wandte sich Portocarrero, um diesem Dilemma ein für allemal ein Ende zu machen, nach Rom. Innocenz XII., der von jeher ein Widersacher Österreichs gewesen war, erklärte nach feierlicher Beratung mit den Karдинаlen, der König von Spanien sei mit Rücksicht auf die zu Recht bestehenden Familien- und Erbverträge in seinem Gewissen verpflichtet, den Herzog von Anjou zum Erben einzusetzen. Die Majorität des spanischen Kronrats schloß sich mit Freuden diesem Ausspruch an, vergeblich suchte die Königin den Stolz ihres Gatten gegen solche Einmischung aufzustacheln; es gelang dem Kardinal, von dem Sterbenden die gewünschte Entscheidung zu erpressen; mit dem Klageruf: „Nun bin ich nichts mehr!“ unterzeichnete Karl am 6. Oktober 1700 das Testament, das den vollständigsten Triumph Frankreichs besiegelte.

Der Inhalt des verhängnisvollen Dokuments sollte geheim bleiben; doch mußte der ganze Hof, daß die Wahl auf den Anjou gefallen sei. Zwar wurde der König, als er in einem lichten Augenblick die in Thränen aufgelöste Gattin an seinem Lager knien sah, noch einmal anderen Sinnes und versprach, nach seiner Wiedergenesung den Erzherzog Karl zum Erben einzusetzen; doch es war zu spät: am 3. November beschloß Karl II. seine 37jährige unglückliche und unrühmliche Regierung.

Wenige Tage später nahm Ludwig XIV. für seinen Enkel die spanische Krone an; im Frühjahr 1701 verabschiedete er sich von dem Siebzehnjährigen mit den stolzen Worten: „Il n'y a plus des Pyrénées!“

Mit dem Tode des Gatten war die politische Rolle Maria Annas ausgespielt; ihre Leidensgeschichte, die wir wohl bis zum Tag der Ankunft in Valladolid zurückdatiren dürfen, nahm nur eine neue Wendung, nach unseren Begriffen eine unverfänglichere, nach der Auffassung einer herrschsüchtigen Dame freilich eine unerträglichere.

Bis zur Ankunft Philipps V. blieb Kardinal Portocarrero das Haupt der eingesetzten Regentschaft; die verwitwete Königin sah sich, obwohl ihr nach dem Testament des Gatten freie Wahl zwischen Verwaltung der spanischen Niederlande oder einer italienischen Provinz oder selbständigen Regiments in einer spanischen Stadt gelassen werden sollte, völlig in den Hintergrund gedrängt. Da zu befürchten war, daß sie in der Landeshauptstadt Mittelpunkt einer österreichischen Partei werden könnte, ließ ihr König Philipp bedeuten, sie möge sich einen Aufenthaltsort außerhalb Madrids wählen. In „ohnbeschreiblicher Melancolie und Verlassenheit“, als eine „von der ganzen Welt abandonierte Wittib“ meldete sie die traurige Nachricht dem Bruder. Auch ihr Vetter, Landgraf

Georg, wurde von seinem Posten verdrängt, wie die Königin an die Landgräfin Elisabeth schreibt, „weilen wir als Deutsche feindt gestellet gahr übel, bis sich Gott einmal über uns erbarmet“.

Maria Anna bezog das königliche Schloß zu Toledo. Die Hauptstadt war damals noch nicht wie heute eine düstere Ruine, sondern ein lebhafter Platz, dem, wie die Bewohner rühmten, „die Milchstraße zum Gürtel dient und die fruchtbeladenen Bäume als Sterne“. Die Verbante konnte sich aber in die bescheidenere Stellung nicht finden; Madrid, wo ihr früher der rasche Wechsel zwischen Glühitze und eiskalten Winden so beschwerlich erschienen war, dünkte ihr jetzt ein Paradies, aus welchem sie verstoßen war. In den an Verwandte und Freunde gerichteten Briefen, die durch Vater Gabriel und dessen Ordensbrüder befördert wurden, erzählt sie wehmütig von den „Impertinenten“, denen sie unterworfen werde, aber auch stolz von den tapferen Antworten, wodurch sie „die Bourboniden blutschamrot gemacht habe“. Der Bruder tröstet sie „Mariandel“, indem er in die Verspottung des „neugeborenen“ Königs einstimmt und der Schwester „nicht weniger generose als irreproachable Condotta“ bewundert. Vetter Georg prophezeit sogar, er werde bald mit einem anderen König nach Spanien zurückkehren.

Nicht mit Unrecht argwöhnte die Regierung, daß die Witwe Karls II. noch immer Lust habe, die alten Anhänger des habsburgischen Hauses und die neuen Feinde des bourbonischen Regiments um sich zu sammeln, so daß immer strengere Maßregeln gegen die Gefangene angeordnet wurden. Endlich erkannte die Herzogin von Orsini, die als camerera major und Vertraute der regierenden Königin ähnlichen Einfluß wie die Berleschy ausübte, im Gegensatz zu ihrer Vorgängerin aber bedeutende staatsmännische Eigenschaften besaß, ein originelles Mittel, um die noch immer gefährliche Repräsentantin des habsburgischen Namens zu entwaffnen. Es wurde das Gerücht verbreitet, die Königin-Witwe, die ja erst im 34. Lebensjahre stehe, habe sich in Unterhandlungen eingelassen, um dem Dauphin von Frankreich vermählt zu werden. Die Wirkung des listigen Anschlags trat sofort zu Tage. Die Freunde Maria Annas zogen sich mißtrauisch zurück; auch der Bruder klagte, er wisse gar nicht, was er von seiner sonst so unvergleichlich standhaften Schwester zu denken habe. Wenn nun auch Maria Anna „in grausambem Zorn“ das Gerücht als „schändliche Calomnie“ bezeichnete, waren doch nicht alle Zweifel beseitigt, war der alte Einfluß nicht wieder zu gewinnen. Die Regierung entdeckte auch, durch welche Vermittelung die Verbannte ihre geheime Korrespondenz fortsetzte, und erwirkte vom heiligen Vater Abberufung des Kapuzinerpaters. Das war der härteste Schlag für Maria Anna; auch der Kurfürst war untröstlich, angeblich nur, weil er darin einen schändlichen Anschlag erblickte, um die arme Schwester

„auch noch von ihrem Seelentrost zu priviren“. Wirklich mußte Vater Gabriel im Frühjahr 1702 Spanien verlassen. Papst Clemens XI., gleich seinem Vorgänger der französischen Sache zugethan, erwiderte auf die Vorstellungen der Königin, die Abberufung des Beichtvaters, dessen echt christliche Gesinnung nicht in Zweifel gezogen werde, sei nur um der Ruhe und Würde der Königin willen erfolgt; auch sei man des heiligen Mannes in Rom bedürftig, um sich seines Rates in den wichtigsten Angelegenheiten der Kirche und des Staates zu bedienen. Bis zum Jahre 1707 blieb Vater Gabriel in Rom; dann kehrte er, wie ein anonymes Biograph annimmt, von Sehnsucht nach den Tiroler Bergen ergriffen, in die Heimat zurück. In seinem Geburtsort Klausen hatte er, durch die Großmutter seiner Gönnerin mit reichen Mitteln ausgestattet, schon 1699 ein Kapuzinerkloster gestiftet; außer den für den Bau und den Unterhalt der Brüder notwendigen Summen hatte Maria Anna dem Konvent auch einen kostbaren Schatz von „Reliquien, Kirchenzeug, Büchern und anderen Mobilien“, worunter sich Kunstwerke ersten Ranges befanden, geschenkt. Kaum in Klausen angelangt, wurde Pontifex von einem hitzigen Fieber befallen; am 12. Dezember 1707 verschied er.

Inzwischen hatte Maria Anna aufs neue jähren Wechsel irdischen Geschicks erfahren.

Die Katalonier, auf Vorrang und Vorrechte der Kastilianer eifersüchtig, erklärten sich 1703 offen für Erzherzog Karl. Das Testament Karls II. wurde als Fälschung aller Rechtskraft verlustig erklärt; der bourbonische Hof mußte eilends Madrid verlassen; der Erzherzog marschierte mit einer englisch-portugiesischen Armee gegen Kastilien und wurde in Toledo's Kathedrale als Karl III. gekrönt. Mit dem neuen König kehrte in stolzem Triumph auch Maria Anna nach Madrid zurück. „Spanien hat seinen rechtmäßigen Herrn!“ jubilierte sie. „Besiegt ist die Intrigue!“

Allein die Hauptstadt bewahrte ihre Treue dem Bourbon, weniger deshalb, weil nur dieser nach dem Testament Karls II. als Erbe der spanischen Krone gelten konnte, als weil sich das Selbstgefühl der Kastilianer gegen einen von den Kataloniern erhobenen, von keizerlichen Engländern unterstützten König auflehnte. Als ein Aufstand ausbrach, mußte Karl aus Madrid flüchten; der blöde Philipp, der zum Umschwung der Dinge nicht das mindeste beigetragen hatte und nur durch seine junge, heroische Frau und die unermüdete Orsini vorwärts gedrängt worden war, zog im Oktober 1706 wieder in der Hauptstadt ein und wurde von den heißblütigen Madridenen mit unbeschreiblichem Enthusiasmus empfangen. Die Häuser der wenigen Adligen und Bürger, die es mit Karl III. gehalten hatten, wurden gestürmt und ausgeplündert, die Königin-Witwe mußte gegen die Wut der Patrioten durch Wachen geschützt werden; mit starkem Geleit wurde sie auf französisches Gebiet nach Bayonne gebracht.

In diesem Bastenstädtchen verlebte Maria Anna zweiundzwanzig Jahre. Anfangs wohnte sie in der Stadt selbst, später in dem nahe gelegenen, in neuerer Zeit durch die Zusammenkunft Napoleons I. mit der spanischen Königsfamilie berühmt gewordenen Schloß Marrac.

Maria Annas Leben zu Bayonne gehört nicht mehr der Geschichte an. Man weiß, daß durch die Nachricht vom Tode des hochverehrten Gewissensrates ihr allen weltlichen Wünschen abspenstig gemacht worden war, — sie zog sich von der Politik gänzlich zurück und verbrachte ihre Tage in klösterlicher Stille.

Das Verhältnis zum spanischen Hof gestaltete sich dadurch günstiger, daß sich Philipp V. nach dem Tode seiner ersten Gemalin mit Isabella von Parma, einer Nichte der Königin-Witwe, vermählte (1714). Maria Anna erlebte die Genußthatung, daß auch ihre Todfeindin, die Herzogin von Orsini, von den undankbaren Bourbons mit Schimpf und Schande ins Exil geschickt wurde. Isabella, die an Lust und Geld zur Intrigue ihre Vorgängerinnen noch übertraf, setzte bei dem Gatten durch, daß ihre Verwandte eingeladen wurde, in der Residenz zurückzukehren, allein Maria Anna blieb in Bayonne, das sie lieb geworden hatte. Sie sei genug dafür gestraft worden, erwiderte sie, daß sie ihr Herz an die Nichtigkeiten der Welt verschwendet habe; jetzt kenne sie kein anderes Bedürfnis mehr, als ihre Ergebenheit gegen Gott und ihr Mitleid mit allen Bedürftigen demütig an den Tag zu legen. „Daß der Majestät hoher Ankunft wegen,“ wird einer nach ihrem Tode im Druck erschienenen Leich- und Lobrede versichert, „daß der jährlich erneuerten Anzeige deren Leben sich befindenden Fürstlichen Personen mit jedes mahl wären mit eingetragen worden, würden Sie von vielen Jahren bei der Welt ganz unbekannt geblieben und solcher Gestalt derselben abgestorben gewesen seyn.“ Da ihr durch das Testament ihres Gatten eine Witwenpension von 40 000 Dukaten ausgesetzt war, sah sie sich in stand gesetzt, Kirchen und Barmherzigkeitsanstalten mit wahrhaft königlichen Spenden zu bedenken; freilich ließ auch die Auszahlung des Wittums infolge der finanziellen Bedrängnis der Regierung lange auf sich warten. Noch kurz vor ihrem Ableben gab sie einen Beweis ihrer Anhänglichkeit an die deutsche Heimat, der große Legate für die Hospitäler zu Hamburg und Düsseldorf; dieselben sind jetzt von der spanischen Regierung monatlich ausbezahlt worden. Aus unbekanntem Grunde verließ Maria Anna, 72 Jahre alt, ihren bisherigen Aufenthaltsort und siedelte nach Gaudalquivir in Neukastilien über. Hier verschied sie am 16. Juli 1740.

Der Nachwelt erhielt ihren Namen durch der Schatz, den sie dem Kapuzinerkloster und der an der Stelle von Pontifex Geburtsort erbauten Loretokapelle in Klausen zugewendet hat.

Diesen Kleinodien sollte sogar noch

erthwürdige Rolle in der politischen Geschichte beschrieben sein.

Im Jahre 1809 zählte zu den Konventualen des Klosters der bekannte Joachim Spinger. Der wilde Charakter des engen Häftlings bei Klausen legt unwillkürlich einen Vergleich mit der Sinnesart jenes Mannes nahe, der, durch die kirchenpolitischen Neuerungen der bayrischen Regierung gereizt, nach eigenem Geständnis schon lange vor Ausbruch des Aufstandes die Bauern der umliegenden Thäler zum Widerstand gegen die verhassten „Altheißen und Kreimaurer“ aufreizte. Der Unmut des Mönchs wurde aber zum Fanatismus steigert, als die bayrische Regierung, trotz aller Vorstellungen und Beschwerden, die kostbarsten Stücke des spanischen Schatzes in die Münchener Staatsammlungen ab-

führen ließ¹⁾. Es ist bekannt, wie Spinger unter allen Bauernführern am erbittertsten den Kampf gegen die Bayern aufnahm und am zähesten festhielt. Wenn man sich jener Worte Maria Annas erinnert: „Daß der Bayer nit größer werd', laßt meine Sorg' sein, ich will ihm Feind' aufreizen, die alle seine Efforts zu Schanden machen“, so könnte man versucht sein, von einem an jenem Schatz haftenden Nibelungenfluch zu sprechen. Die bayrische Regierung ließ sich jedoch durch solche Besorgnis nicht abschrecken, die wertvollsten Kunstwerke und Kleinodien zu behalten!

¹⁾ Durch Generaldirektor Dillis wurden dreißig Gemälde und drei Gebetbücher mit Miniaturen ausgelacht, allein nur ungefähr die Hälfte kam nach München, darunter Bilder von van Eyck, Dürer, Rubens, Grand u. a. und das Gebetbuch Kaiser Karls V.

Das Haus Montague.

Erzählung in drei Bänden von

Balduin Möllhausen.

(Fortsetzung.)

Keiner glaubte es,“ beteuerte die Frau förmlich entrüstet, „weit eher hielt man für, daß er und Ben Groat's die arme Natur umbrachten, um sich selber rein zu waschen; aber man konnte ihnen nichts haben, weil die Beweise dafür fehlten.“

„Das sind ja böse Geschichten, die hier aufgefunden haben,“ versetzte ich, indem ich mich zum Gehen anschickte, „aber so ist es in der Welt. Wohin man hört, ist's Not und Elend und verfeinden die Leichen sich miteinander.“

„Hier ist's seitdem besser geworden und ich denke, es wird auch so bleiben,“ erklärte die Frau. Höflich dankte sie für meinen unendlichen Scheidegruß, und zögernden Schrittes entfernte ich mich. —

Auf wohlbekannten Wegen näherte ich mich allmählich der Besetzung des Professors. Anfanglich erfüllte das, was ich erfahren, mein ganzes Denken in der Weise, daß ich nicht einmal einen id für meine Umgebung hatte; dann er wendeten meine Betrachtungen sich schließlich den alten Freunden zu. Ich ste mich so vertieft in deren Vergangenheit, daß ich förmlich erschrak, als ich den Ablauf einer halben Stunde plötzlich in vertraute Gitterthor vor mir sah. Natürlich, traurige Aufschlüsse befürchtend, ich um mich. Alles war noch, wie in diesen Tagen: Hier das alte Schild mit dem Namen des Professors, dort der male Vorplatz und endlich das Haus, welchem ich so manche jugendliche Kunde verlebte. Nur kleiner und unanziehender schien alles geworden zu sein, es einst den Eindruck des Großen und achtvollen auf mich ausübte.

Zögernd legte ich die Hand auf den Griff der Hausglocke, aber beinahe eine Minute verging, bevor ich es über mich gewann, zu ziehen. Wie ein Ruf aus dem Jenseit drang der wohlbekannte gedämpfte Ton zu mir heraus, und schneller noch kreiste mein Blut in banger Erwartung, bis endlich die Hausthür sich öffnete und der Professor in derselben erschien.

Ja, der Professor! Und doch meinte ich, einen Fremden vor mir zu sehen, so himmelweit verschieden war das Bild, welches er heute bot, von demjenigen, wie es mir bisher von meinem getreuen Wohlthäter vorschwebte. Statt der Jahre zwölf schienen doppelt so viele über sein Haupt hingezogen zu sein. Beinahe ganz weiß schimmerten Haar und Bart; erschläft war seine Haltung, sein Nacken gebeugt, während es auf seinen gefurchten Antlitz ruhte wie die Merkmale von Ereignissen, welche zerstörender wirken, als das Entschwinden der Zeiten.

„Ich wünsche den Herrn Professor Trefhold zu sprechen,“ antwortete ich, als dieser zwischen den Gitterstangen hindurch nach meinem Begehrt fragte und dabei seine schwermütigen Augen kalt auf mich richtete.

„Gut, gut,“ hieß es in gewohnter zuvorkommender Weise zurück, „ich selber bin es, nach dem Sie fragen, und sollen Sie mir willkommen sein.“

Er öffnete das Thor, und verschloß es wieder. Mich freundlich einladend, näher zu treten, schritt er an meiner Seite nach der offenen Hausthür hinüber. Verwirrung hatte sich meiner bemächtigt.

Kein Wort vermochte ich hervorzubringen; noch mehr scheute ich, mich zu erkennen zu geben, nachdem ich als ein Fremder begrüßt worden. Zu überwältigend war der Eindruck, welchen die Verwirklichung eines mir so viele Jahre hindurch als unerfüllbar vorschwebenden Traumes in mir hervorrief.

Der Professor hatte eine gleichgültige Bemerkung über seinen einsamen Wohnsitz begonnen und zwei Schritte trennten uns nur noch von der Thür, als Frau Painelow auf die Schwelle trat, und, wie in Besorgnis um ihren Herrn, mich durchdringend ansah. Sie bot noch immer die peinlich saubere Erscheinung früherer Tage; aber gealtert war sie, wenn auch nicht in dem Maße, wie der Professor. Nur die Herzengüte, welche aus jeder Linie ihres noch immer vollen Antlitzes hervorlugte, hatte nichts von ihrem Vertrauen erweckenden Zauber verloren, hatte nicht altern können. In banger Erwartung suchte ich ihre Augen. Ich entdeckte, wie dieselben sich im Erstaunen vergrößerten. Ich entdeckte, daß Thränen in ihnen zusammenliefen, und als ich dann, unfähig zu einer Aeußerung des Grusses, vor ihr eingetroffen war, da fühlte ich ihre Arme um meinen Hals, mein Haupt zu ihr niedergezogen und ihre Lippen auf den meinigen. Dazwischen drang es abgebrochen, kaum verständlich vor Seufzen und Schluchzen ergreifend zu meinen Ohren: „Kohlmeise — ich wußte, daß ich dich noch einmal wiedersehen würde — alles Schlechte, was sie dir anhängen wollten, war erlorgen — Kohlmeise — jetzt hab' ich dich wieder gesehen — mein armes Kind —“ sie beugte sich zurück, und mich aufmerksam betrachtend, fuhr sie fort, während Thränen der Rührung meinen Blick trübten: „Wie du groß und kräftig geworden bist, und ich mein', auch schöner noch — Kohlmeise — etwas haben wir jetzt wieder, woran wir uns erfreuen mögen.“

Sie kehrte sich dem Professor zu. Ich folgte ihrem Beispiel. Wie der Lebenskraft beraubt, stand der alte Herr da. Sein Antlitz war totenbleich geworden. Was Frau Painelow auf den ersten Blick erkannte, das suchten seine schwermütigen Augen in meinen Zügen, auf welchen nunmehr, ich fühlte es ja, überschwengliche Freude zum Ausdruck gelangte.

„Kohlmeise,“ redete er mich in der lieben unvergesslichen Weise an und beide Hände streckte er mir entgegen; dann aber meine tiefe Bewegung gewahrend, fügte er lächelnd hinzu: „Take it easy, Kohlmeise. Du bist zurückgekehrt, obwohl ich selber nie daran glaubte, da sollst du mir tausendfach willkommen sein. Ja, Kohlmeise, Penelope hat recht: wir besitzen jetzt wieder jemand, auf den ich meine herzliche Freundschaft und Liebe übertragen kann.“

Bei diesen Worten fühlte ich meinen Herzschoß stoden. Vor meinen geistigen Blicken tauchte das liebliche Kind auf, welches einst die ersten Rosen in mein elendes Dasein focht. Ich konnte es mir nicht anders vergegenwärtigen, als im lustigen Flügel-

Kleide, auf dem holden Engelsantlitze das aus einem jubelnden Herzen emporgegendete glückliche Lachen. Die Jahre, welche zwischen jenen goldenen Tagen und dem Heute lagen, schwanden. Es waltete der räthelhafte Zauber, unter dessen Einfluß Zeiträume in nichts zerfließen, die Vernunft von der Phantasie überflügelt wird, und so fragte ich mit einer Schüchternheit, welche ebenfalls an längst verrauschte Tage erinnerte: „Es ist heute Sonntag — Agathe pflegte hier zu sein“ — dann verstummte ich. Eine Bewegung der Frau Bainelow veranlaßte mich, auf sie hinzusehen. Schweigen ansetzend, hat sie den Finger auf ihre Lippen gelegt. Ein unsägliches Gefühl der Trauer bemächtigte sich meiner und raubte mir die Uebersetzung.

„Sie ist tot!“ rief ich klagend aus, indem ich mich dem Professor zuehrte, und abermals erstarrten die Worte auf meinen Lippen. Er hatte sich abgewendet, und eigentümlich gedämpft drang es zu mir herüber: „Nein, Kohlmeise, nicht tot, obwohl der Tod nicht immer das Verzahnisvollste ist. Doch jetzt nichts davon,“ und er sah mich wieder an, „nein, jetzt nicht. Alle unsere Gedanken sollen dem ungeahnten Wiedersehen gelten. Später erzähle ich dir alles. Take it easy, Kohlmeise,“ fügte er zärtlich hinzu, als ich ihn anstarrte, wie wahnend, mißverstanden zu haben, „du vergißt, daß mindestens ein Dutzend Jahre entflohen, seitdem ihr gemeinschaftlich hinter dem Hause im Garten umhertobtet. Zwölf Jahre bilden einen langen Zeitraum. Den Menschen eine halbe Ewigkeit, ist er kaum ein Sonnenstübchen im Leben der Welten. Unaufhaltsam theilt die Zeit, unbekümmert darum, über wen sie vernichtend und zerknirschend hinwegrollt. Doch was stehen wir hier, als sollte der Weg über die Schwelle meines Hauses dir verlegt werden?“ und er zog meinen Arm unter den seinigen, „komm, komm, Kohlmeise, und ich müßte mich sehr täuschen, wäre in deinem jungen Leben immer alles glatt gegangen, hättest du nicht öfter Gelegenheit gefunden, dir selber ermutigend zuzurufen: Take it easy.“

„Oft, oft,“ beteuerte ich aus vollem Herzen, und wie schlaftrunken schritt ich an des Professors Seite ins Haus hinein, während Frau Bainelow uns auf dem Tische nachfolgte; „ja, sehr oft, denn eine rauhe Bahn war es, auf die ich gewaltsam hinausgeschleudert wurde, nachdem man mich unter dem Schutze der Nacht an Bord eines segelfertigen Schiffes schleppte.“

„Leicht genug erriet ich den ganzen Verlauf,“ fiel der Professor beinahe heftig ein, „und es muß jemand großes Gewicht auf dein Verschwinden von hier gelegt haben, daß man derartig mit dir verfuhr. Doch auch davon später mehr,“ schloß er düster.

„Alles noch wie früher,“ gab ich bedachtam dem Gespräch eine neue Wendung, „nichts hat sich geändert,“ und gleich-

sam grüßend, ließ ich meine Blicke über die ausgestopften Bestien hinschweifen, die mir einst so viel Schen einflößten. Und wie erschienen sie mir heute so klein und unbedeutend! Ich entdeckte sogar, daß sie in ihrer Haltung sich wesentlich von lebendigen Tieren unterschieden, in Nachahmung der Natur hier und da Fehler in die Stellung der Glieder sich eingeschlichen hatten.

„Alles noch wie früher,“ wiederholte der Professor befriedigt, „nur vergrößert hat sich meine Sammlung erheblich, wenn auch nicht in dem Maße, wie es zu erwarten gewesen wäre. Es fehlte mir eben dein Beistand, und nach den herben Erfahrungen konnte ich mich nicht entschließen, mir einen neuen Gehilfen auszubilden. Ja, Kohlmeise, du fehltest mir überall.“

„Und mir nicht minder,“ hielt Frau Bainelow nunmehr für angemessen, das neue Gespräch lebhaft zu fördern, „sogar deine Kleider hängen noch bei mir — der schöne Samtrock, in welchem du so vornehm ausjahst — heut bist du ihn freilich ausgewaschen,“ und mit dem zunehmenden Alter noch wehmütiger geworden, fuhr sie mit dem Zipfel der weißen Schürze über ihre Augen.

Wir waren in des Professors Wohnung eingetreten. Auch hier herrschte die altgewohnte Ordnung; nur die Tiere standen dichter, und von der Zimmerdecke war kaum noch etwas zu sehen vor den ausgespannten Schwingen der an Drähten schwebenden Eulen, Bussarde und Möwen.

Wie in früheren Tagen bewunderte ich auch heute des Professors Kunstfertigkeit und Schaffenslust, und wie in früheren Tagen verfiel er selbst, nachdem wir Platz genommen hatten, in belehrende Erklärungen, so daß es nur einer geringen Nachhilfe der Phantasie bedurfte, um zu wahnern, die letzten zwölf Jahre verträumt zu haben. Frau Bainelow sorgte indeßens dafür, daß die Phantasie keinen zu kühnen Flug nahm. „Was dem Kinde geziemte, gebührt sich nicht für den Mann,“ erklärte sie, als sie Erfrischungen austrug und statt der früheren Schokolade Weinherbeiholte, unsere Gläser eigenhändig füllte, sich zu uns setzte und hausmütterlich für uns sorgte. Ueber eine Stunde verbrachten wir beim Mahl, dann führte der Professor mich in den Garten hinaus, wo, wie er lächelnd behauptete, die Worte freier von den Lippen flossen.

„Nicht mehr, wie damals,“ rief ich erstaunt aus, als wir aus der Hinterthür traten und statt der einstigen Wildnis mit verschlungenen Kieswegen durchzogene Anlagen sich vor mir ausdehnten.

Ein Schatten eilte über des Professors Antlitz. Er zögerte; dann erklärte er trübe: „Nachdem du verschwunden warst, Agathe also keinen mehr besaß, mit dem sie die Freuden unserer Wildnis hätte teilen können, entstand in ihrem kleinen Kopf die Idee, daß etwas mehr Ordnung wohl vorzuziehen sei. Wertlos nannte sie den wüsten Garten, und um nicht auf Schritt

und Tritt an die lustige Kohlmeise anernert zu werden, sollte ich ihn von Grund aus umwandeln. Unbegreiflich erschien mir, daß solche Gedanken in dem kleinen Lothenkopf hatten geboren werden können, da ich aber der lieben Kleinen nie etwas abschlagen konnte, nahm ich sofort Anstalten an, und heute noch lacht mein altes Gemüth, wenn ich mir Agathens Freude über den von Sonntag zu Sonntag fortgeschrittenen Wert vergegenwärtige. Sie ist lange nicht mehr hier gewesen — wer weiß, ob sie jemals wieder bei uns vorpricht — doch hindert mich indeßens nicht, in treuer Thät den Garten genau so zu erhalten, wie sie es einst wünschte.“

„Woraus hervorgeht, daß Agathe nicht nur lebt, sondern auch in glücklichen Verhältnissen lebt?“ fragte ich, nicht frei von der Besorgnis, des Professors erwaunter heitere Laune dadurch nachtheilig zu beeinflussen.

Dieser sann ein Weilchen nach, bevor er nachdenklich erklärte: „Bemüßest du dich Wohlergehen der Menschen nach Reichtum dann befindet Agathe sich allerdings in einer glücklichen Lage; sonst möchte ich selbst viel zu wünschen übrig lassen. Aber mit ihrer Gesundheit steht es nicht im besten, aber das ist kein Wunder — kein Wunder.“

Hier schwieg der Professor und grubelnd vor sich nieder. Langsam und herwandelnd, waren wir vor einer Gartenbank eingetroffen, über welche sich ein halb offene Laube von wilden Weinranken wölbte. Der Professor sah auf und mit einem Zeichen gebend, mich neben ihm zu setzen, ließ er sich nieder.

„Hier habe ich manche Stunde mit Agathe in heiterem Geplauder zugebracht,“ fuhr er träumerisch fort, „und sie war schon frühzeitig so jungfräulich verständig und überlegend geworden; da heißt es doppelt willkommen, ihren alten Geistes auf derselben Stelle hier neben mir zu sehen. Eben schwankte ich noch, dich ihrer Geschichte vertraut zu machen, als meine Zweifel sich jetzt geschwunden. Du über alles unterrichtet, so mögen auch ihrer in unseren Gesprächen um sie zu haltloser gedenken, und darin liege mir ein großer, wenn auch Wehmut erzeugender Genuß. Auch bist du ein Mann geworden, der mich versteht, wenn ich ihm über Dinge rede, die vor zwölf Jahren außerhalb seines Gesichtskreises lagen,“ dem ich also nichts mehr zu verheimlichen brauche. Ja, Kohlmeise — ich nehme immer so aus alter lieber Gewohnheit, weil ich den Namen, unter welchem ich damals hier ein- und ausging, nicht aussprechen mochte.“

„Ich legte mir selbst einen Namen bei,“ fiel ich erregt ein, „den Namen, welchem gute Menschen bei der Empfehlung auf der norwegischen Küste anredeten. Goffe nannten sie mich. Goffe bis zu der Stunde, in welcher von ihnen schied, und so möchte ich ihn heißen. Lieber höre ich noch freundliche Kohlmeise.“

„Wie es nicht anders deinem Charakter entspricht,“ versetzte der Professor mit einer gewissen Herzlichkeit, „im übrigen wollte ich eben meine feste Ueberzeugung offenbaren, daß du zu dem Namen O'Neil nicht mehr berechtigt bist, als zu dem seltsam klingenden Dirl Goffe, und eine Ahnung davon hattest du ja schon als Kind, wie Penelope mir eines Tages anvertraute — doch frage jetzt nicht. Darüber verhandeln wir, nachdem du mich über die Erlebnisse ausgiebig unterrichtet, welche auf die Zeit unserer Trennung entfallen, und nach dem Eindruck zu schließen, welchen du mit deinem ganzen Wesen auf mich ausübst, kannst du nur in gute Hände geraten sein. Infolge des Wiedersehens mit dir ist Aaathens Bild lebhafter vor meine Seele hingetreten; ich befinde mich daher in der Stimmung, ausführlich von ihr zu erzählen — wer weiß, ob solche Stimmung sich bald wiederholt. Ja, Kohlnisse, es ist wunderbar, wie man ein neues Wesen, ohne in näherer verwandtschaftlicher Beziehung mit ihm zu stehen, so unendlich lieb gewinnen kann, daß man mit Freuden das eigene Leben für dessen Wohlfahrt hingeben möchte. Doch der Mensch wird von dem Geschick nicht um einen Willen befragt. Im Gegenteil: er zu oft tritt es die heißesten und begehrtsten Wünsche der Sterblichen unter die Füße, und so erging es mir dem lieben Kinde gegenüber.“

„Ich bin mir vollkommen klar darüber, daß die Menschen mich für einen argen Sonderling halten, einzelne sogar an keinem gesunden Denkvermögen zweifeln; und doch liegt kein anderer Grund vor, als daß ich mich von der Welt zurückzog und vielleicht etwas mehr, als notwendig, auf meinen eigenen Neigungen lebte. Des Lehrers mit anderen bis zu einem gewissen Grade entwöhnt, mag ich in meiner Beziehung mit ihnen wohl einige Seltsamkeiten durchblicken lassen — weshalb sollte mir Zwang auferlegen — dienen die Liebhaber aber dazu, Störung durch Unbesonnenheit fern zu halten, so bin ich zufrieden mit. Ursprünglich war ich ein frischer Jüngling, welcher durch seine eifrigen Studien nicht gehindert wurde, den heiteren Seiten des irdischen Daseins volle Rechnung zu tragen. Das dauerte, bis ich in meinem dreißigsten Jahre die Bekanntschaft einer überaus anmutigen und liebenswürdigen jungen Dame machte, welche in auch meine aufrichtigen Huldigungen mit zurückwies. Je öfter ich sie sah, um mehr fühlte ich mich zu ihr hingezogen, wir uns endlich feierlich verlobten. Er war Schauspieler. In meinen Augen hatte sie dadurch nie verlieren. Außerdem befand ich mich in dem Besitz eines Vermögens, welches mir völlige Unabhängigkeit sicherte, ich also nicht darauf angewiesen war, durch Annahme eines Amtes mich an diesen oder jenen Ort zu versetzen. Unter solchen Verhältnissen war es natürlich, als der vermessene Wahn, mein Glück auf unerschütterlichen Fundamenten errichtet sei, die Stürme des

Lebens harmlos an mir vorüberbrausen würden. Es schwebte mir vor, nach unserer Verheirathung, den Neigungen meiner Frau Rechnung tragend, noch einige größere Lustreisen mit ihr zu unternehmen, dann aber uns da häuslich niederzulassen, wo sie sich am wohlsten und zufriedensten fühle, und nur unserem beiderseitigen Glück zu leben. Ueberschwengliche, blendende Hoffnungen erfüllten mich, aber sie waren auf lockeren Sand gebaut.

„Wenige Wochen trennten mich noch von dem heißersehnten Ziel, von dem Tage, an welchem ich die Geliebte heimführen sollte, als ich eines Morgens aus meinen beseligenden Träumen in einer Weise gerüttelt wurde, daß auch ein kälter überlegender Mann, als ich, dadurch an den Rand des Wahnsinns hätte getrieben werden können. Es wurde mir ein Brief überbracht, in welchem meine Verlobte, die ich bis dahin über die Gottheit stellte, mit den herzlichsten Worten erklärte, daß sie sich über sich selbst getäuscht habe. Zugleich gab sie mir mein Wort zurück, um, wie sie sich äußerte, ihrem sie stets auf rechter Bahn führenden Stern zu folgen. Den Brief begleiteten der Ring und die anderen von mir empfangenen reichen Geschenke, daß also kein Irrthum oder Mißverständnis walten konnte.

„Ich stehe davon ab, die Eindrücke zu schildern, welche ein derartiges Verfahren auf mich ausübte. Es genügt, anzudeuten, daß deren Wirkung sich in dem von da ab beginnenden zurückgezogenen Leben offenbarte. War ich auch tief erbittert über die ganze Art des, wie ich anfänglich glaubte, launenhaft herbeigeführten Bruches, so konnte meine aufrichtige Anhänglichkeit an die Falsche dadurch nicht erschüttert werden. Und falsch mußte ich sie nennen; denn als ich verzweiflungsvoll noch eine letzte Zusammenkunft mit ihr suchte, da erfuhr ich, daß sie mit einem ungewöhnlich reich begüterten Havanesen das Weite gesucht habe. Damit fiel für mich der letzte Gedanke daran fort, noch irgend welche Nachforschungen nach ihr anzustellen und den grausamen Vernichter meines Friedens zur Rechenschaft zu ziehen.

„Vier bis fünf Jahre gingen dahin und ich hatte mich längst hier angekauft, wo ich das Leben eines mit der Welt zerfallenen Einsiedlers führte, als Frau Paimelow — ich nenne sie gern Penelope — eines Tages bei mir erschien und mir einen Brief der Ungetreuen einhändigte. Sie stand nämlich im Dienst bei ihr und war nie von ihrer Seite gewichen, wohin auch immer das Geschick sie führte, selbst dann nicht, als diese ihrem sogenannten Stern nach dem Süden folgte. Aus Penelopes Mittheilungen ging hervor, daß ihre Gebieterin in New York weilte, wohin sie aus Gesundheitsrückichten übersiedelt war. In dem Briefe bat die Aermste um Verzeihung für das mir zugefügte Leid, und zwar unter Hinweisung auf ihren nahe bevorstehenden Tod. Des weiteren beschwor sie mich, ihr dreijähriges Töchterchen nach ihrem Hinscheiden um der alten Erin-

nerungen willen nie aus den Augen zu verlieren. Da die Kräfte zu ausführlicheren Mittheilungen ihr fehlten, hatte sie Penelope beauftragt, dieselben mündlich zu ergänzen. Von dieser erfuhr ich darauf, daß der Gatte ihrer Herrin schon vor zwei Jahren auf einer überseeischen Geschäftsreise verunglückt sei und seiner Tochter ein Vermögen hinterlassen habe, mehr als ausreichend, derselben eine unabhängige, sogar glänzende Stellung für alle Zeiten in der Welt zu sichern. Ferner vertraute Penelope im Auftrage der Sterbenden mir an, daß sie den Einfluß der Verwandten ihres verstorbenen Mannes auf Aaathe fürchte und daher alle erforderlichen Schritte gethan habe, zunächst durch Uebersiedelung nach New York sie deren Gewalt zu entziehen. Seit Jahresfrist hatte sie bereits hier gelebt, jedoch nie über sich gewonnen, mir ein Lebenszeichen von sich zu geben. Erst die gänzliche Hoffnungslosigkeit ihres Zustandes bewog sie, fast noch im letzten Augenblick ihr Kind mir anzupfehlen, und zwar mit Worten, welche dafür zeugten, daß bittere Reue an ihrer Seele nagte. Sie hatte mich in der That aufrichtig geliebt, nur durch den ihr vorgepiegelten Reichtum und das Bild einer glänzenden Zukunft verblendet werden können. Doch was soll ich das näher erörtern? Es genügt dir, zu wissen, daß ich gleich nach Lesen des Briefes in Penelopes Begleitung zu ihr eilte. Ich fand in der That eine Sterbende, an deren Lager ich bis zu ihrem Heimgange weilte; und als sie schied, da nahm sie mein Gelübniß mit hinüber, daß ich getreulich über ihr Kind wachen und die gute Paimelow, um auch sie Aaathe nahe zu wissen, gänzlich zu mir nehmen wolle.

„Leider war es mir nicht vergönnt, die Vormundschaft über die Kleine anvertraut zu erhalten. Dieselbe wurde von den Verwandten ihres Vaters beansprucht, und als ein Glück betrachtete ich es, daß auf Grund testamentarischer Bestimmungen Aaathe nicht vor zurückgelegtem zwanzigsten Jahr nach Havana entführt werden durfte. Doch der Fluch, welchen unseres Schützlings Mutter durch ihre Verbindung mit jenem reichbegüterten Havanesen auf sich lud, konnte durch solche Bestimmungen nicht hinfällig gemacht werden. Er übertrug sich auf ihre Tochter. Es wucherte fort der Samen, welchen sie einst vermessen auf das Grab meiner zertrümmerten Hoffnungen irdischer Glückseligkeit ausstreute.“

Hier neigte der Professor das Haupt. Seine letzten Worte klangen wie im Traume gesprochen und doch so unaufhörlich wehevoll. In Verehrung sah ich auf ihn hin. Ich verglich die eigenen Erfahrungen, welche mich von der nordwärtigen Küste forttrieben, mit den seinigen, und begriff den Schmerz, welcher immer noch nicht zur Ruhe gelangen wollte. Und Aaathe endlich, wie natürlich erschien mir nunmehr die zärtliche Liebe, mit welcher Frau Paimelow sowohl wie der Professor sie umzingelten. Wie aber zitterte mein Herz vor

Zimmer, indem ich die unheilverkündenden Worte des getreuen Wohltäters mir ins Gedächtnis zurückrief.

Ergriffen sah ich um mich. Vor meiner Seele erstanden Bilder, in welchen Agathe und ich selber in den Vordergrund traten. Wo ich saß und in der weiteren und näheren Umgebung, da hatten wir uns wild herumgetummelt, da hatten wir gespielt, gejubelt und gesungen aus voller Kinderbrust. Wie heute, ruhte auch damals Sonnenschein auf Baum und Strauch, auf dem ungepflegten und zerstampften Rasen. Wie damals wiegten sich auch heute Falter auf ihren breiten Schwingen, summten Honig tragende Bienen von Blume zu Blume; aber an Stelle der verlockenden, jeder Schonung lachenden Wildnis war peinliche Ordnung getreten. Scharf begrenzte Wege und Pfade schränkten die freie Bewegung ein. In eine Schnürbrust war der wüste Garten gewissermaßen gezwängt worden, wie ich selber und mehr noch Agathe, in die Schnürbrust streng gebotener Formen, wenn wir einander noch einmal begegneten. Sollte ich sie wirklich wiedersehen? Was aber stand mir dann bevor? Und was war es, das sich hinter die geheimnisvollen Andeutungen des Professors verbarg? Meinen schwermütigen Betrachtungen mit ganzer Seele hingegen, erschraf ich förmlich, als der Professor plötzlich wieder anhub:

21. Kapitel.

Agathe.

„Wie du Agathe hier kennen lerntest, ist sie aus- und eingegangen von ihrem fünften Jahr bis zum achtzehnten, und je öfter ich sie sah, um so inniger verwich ich mit ihr, die in der allmählichen Entwicklung ihrer unglücklichen Mutter mehr und mehr ähnlich wurde. Vorn hätte ich sie ganz zu mir genommen, allein zwischen uns standen die Verwandten ihres Vaters. Als eine besondere Vergünstigung pries ich sogar, daß man ihr nicht wehrte, mit einer gewissen Regelmäßigkeit die Sonntage hier zu verbringen. So erblühte sie denn zu einer Jungfrau, deren Lieblichkeit nur durch ihre Seelenreinheit, durch ihre heilige Unschuld übertroffen wurde. Dann aber hieß es plötzlich eines Tages, daß ihre Ausbildung vollendet sei und sie im Begriff stehe, sich zu verheiraten.“

„Wie ein Donner Schlag traf mich diese unheilvolle Kunde. Leicht erriet ich, daß nicht von ihr selbst, sondern von fremder Seite über ihre Hand verfügt worden war. Denn sie selber hätte sicher nicht geögert, mir und vor allen Dingen der guten Pelopie die in ihrem jungen Herzen erwachenden süßen Hoffnungen anzuvertrauen. Mein Argwohn fand seine Bestätigung darin, daß es ihr nur noch einmal gestattet war, mich zu besuchen und Abschied von uns zu nehmen. Ja, Kohlmeise, nur noch einmal kam sie, und heute noch möcht' mein Herz vor Jammer brechen, wenn ich mir ins Gedächtnis zurückrufe, wie sie mit der Ergebung einer Heiligen

erklärte, daß das Schicksal endgültig über ihre Zukunft entschieden habe. Ihr Wille hatte sich unter den ihrer Verwandten beugen müssen; die Gattin eines Mannes sollte sie werden, den sie in neuester Zeit erst kennen lernte. Als einziger Trost galt ihr, daß sie damit einen testamentarisch bestätigten Wunsch ihres verstorbenen Vaters erfüllte, und der lautete dahin, daß nach seinem Tode sie die Bestimmungen seiner nächsten Angehörigen als seine eigenen zu achten und zu ehren habe. Herzzerreißend bat sie mich, sie nicht noch elender dadurch zu machen, daß ich meine Mißbilligung zu erkennen gebe. Sie meinte, geändert könne nichts mehr werden; die Zusage sei ihr abgerungen worden, ihr Versprechen müsse sie heilig halten. Ich dagegen? Welche Wege sollte ich zu ihrer Rettung einschlagen? Jedes Mittel, welches ich versucht hätte, wäre nur zu ihrem Nachteil ausgeschlagen. Das ging schon allein daraus hervor, daß man ihren Verkehr mit mir gänzlich abschnitt. In dem Bewußtsein, einer grausamen, schmachvollen Handlung an dem lieben Kinde sich schuldig gemacht zu haben, wollte man ihr die Gelegenheit rauben, im Gespräch mit mir Klarheit über ihre traurige Lage wie über das an ihr begangene Verbrechen zu gewinnen. Du aber kannst dir vorstellen, wie es auf mich einwirkte, als meine Pietät für eine längst Verstorbene, an der mein ganzes Herz hing, schamlos mit Füßen getreten wurde. Und nachdem Agathe erst die Frau eines mit wachsender Abneigung betrachteten Mannes geworden, was hätte ich da selbst im täglichen Beisammensein mit ihr bewirken können? Und doch wäre es eine Wohlthat für sie gewesen, zeitweise aus einem Kreise herauszutreten, in welchem sie argwöhnisch überwacht wurde, sie gezwungen war, ihre Worte vorsichtig abzumessen, um keinen Demütigungen und Anfeindungen zu begegnen. Arme kleine Agathe! Wie mag sie sich zuweilen nach ihren alten Freunden gesehnt haben, um in deren Blicken das zu lesen, was ihr nirgend, nicht einmal von dem eigenen Gatten geboten wurde: reine, unverfälschte, opferwillige Liebe, die kein Hehl, keine Täuschung kennt. Sie war eben nur als Mittel benutzt worden, zwei übergezählte Schätze gebietende Handelshäuser zu vereinigen: das Haus Saavedra in der Havana mit dem Hause Montague hier in New York —“

„Montague?“ fragte ich befremdet, „ich entsinne mich, den Namen auf einem Thürschilde gelesen zu haben. Es geschah, als O'Neil mich einst abschiedte, um ebenfalls ein ihm ausgesetztes Monatsgehalt in Empfang zu nehmen.“

„Du? Monatsgehalt für O'Neil?“ fragte der Professor befremdet zurück; dann blickte er mir nachdenklich in die Augen. „Das ist wunderbar“, bemerkte er nach einer Pause, „sehr wunderbar. Wie kam dieser verbrecherische Irlander in Beziehung zu dem Hause Montague? Doch lassen wir das vorläufig; aber im Gedächtnis wollen wir den Umstand behalten; wer

weiß, ob er sich zu seiner Zeit nicht als von einiger Wichtigkeit erweist. Zunächst höre das weitere über das besagte Kind.“

„Der Chef des Hauses Montague ist also Agathes Schwiegervater, ein Mann, soviel ich erkundete, von einer starren Halslosigkeit, die eben nur mit den Zahlen in seinen Kontobüchern vergleichbar. So war die Verheiratung seines Sohnes mit einer Tochter aus dem Hause Saavedra für auch nur als Geschäftssache; er hätte sich nicht ungerührt bleiben können angesichts der Thränen des armen Opfers und des Herzenswillens, mit welchem es sich endlich unter die heillose Tyrannei beugte. Und so gab es für ihn so manche Ursache, mildere Gefühle vorherrschen zu lassen. Denn wägt man die schweren Schicksalschläge, welche ihn in seiner Familie betroffen haben, so erzeugt es den Eindruck, als hätte die Vorsehung selber sich für die unerjähnte Habgier an seinem verknöcherten Herze rächen wollen. Abgesehen davon, daß er in jungen Jahren durch einen Sturz den einen Hüftknochen beschädigte, infolgedessen er noch heute etwas lahmt, verlor er aus drei beinahe erwachsene Kinder in kurzen Zwischenräumen, so daß seine ganzen Hoffnungen nunmehr auf den einzigen Sohn, den Gatten Agathes, sich beschränkten. Auf diesen aber hat das Bewußtsein, der einst an die Spitze eines Millionengeschäftes zu treten, den verderblichsten Einfluß ausgeübt. Er betrachtet nämlich den Anfang des Lebens als Nebenache, als auf den unteren Schichten der Bevölkerung einfallend, und sucht seine einzigen Genossen ausschließlich mit gleichgesinnten und gleichgestellten Genossen in der Rolle eines hochmütigen Wüßlings. Und einem solchen Manne ist Agathe erbarmungslos überlassen worden, einem Mann, von dem jeder als ein verllorener — o, als ein schändlicher im Pfuhl des Lasters vergeudeter Mensch werden muß. Denn anstatt im Besitz einer lieblichen sanften Frau zur Besinnung zu kommen, umzukehren auf der abschüssigen Bahn des Lasters, überbauerte eine gewisse Mäßigung nicht einmal die Zeit der sogenannten Flitterwochen. Liebe kannte er ja überhaupt nicht; derartige Regungen waren bereits im Keime erstickt worden. Gleichmütig hatte er sich in den Besitz seines Vaters, Agathe heimzuführen, er fügt — jede andere wäre ihm unter denselben Bedingungen ebenso willkommen gewesen — um, sobald der Reiz der Neuheit erst geschwunden, sich aufs neue jene, Geist und Körper untergrabenden Vergnügungen zu stürzen, wie ihm jetzt im Kreise der alten Genossen und Genossinnen bis zur Ueberfättigung getrieben wurden.“

„Agathe litt zu derselben Zeit, wie heute noch unsäglich. Es kann nicht anders sein, wenn man in Betracht zieht, daß dieses sittenreine Gemüt sich zum Spielball eines verworrenen Wüßlings bezugswürdig weiß.“

„Einem Kinde, einem Knaben, gab ich nach Jahresfrist das Leben. Knüpfte

in dies Ereignis wirklich freundliche Hoffnungen, so traf die Strafe, welche die Vorsehung ihren Verderbern zuerkannte, sie selbst am härtesten. Der süße Trost, auf welchen sie so lange ängstlich gerechnet hatte, wurde ihr nicht gegönnt. Das Kind starb bald nach der Geburt, wogegen sie selbst schwerem Siechtum anheimfiel. Monate schwankte sie auf der Schwelle des Todes, und als sie endlich wieder erstand, da geschah es, um als ein Schatten ihrer früheren Schönheit sich gänzlich beiseite gedrängt zu sehen. Ihr Mann entfremdete sich ihr vollständig; nur selten sah sie ihn bei sich zu Hause; sogar von ihrem Schwiegervater wurde ihr der Tod des Kindes zur Last gelegt.

„So viel erkundete ich auf mancherlei Umwegen, und oft, sehr oft richtete ich die Frage an den Himmel, weshalb er zu seinen erbarmungslosen Heimsuchungen ein Wesen erkor, welches sich vor allen anderen Menschen in so hohem Grade durch die nobelsten Eigenschaften des Gemüthes auszeichnete. Doch wer dürfte mit der Vorsehung rechten? Jugend, Anmut und Vergnügung sinken dahin; es triumphirt die Verworfenheit und feiert ihre Orgien auf den Gräbern der Gemordeten. So stehen die Sachen heute noch. Zwei Jahre sind bereits nach jenem traurigen Ereignis verstrichen; wie lange der arme geknechtete Körper und der mißhandelte Geist aber noch so viel Leid zu ertragen vermögen, das ruht verborgen vielleicht schon in der nächsten Zukunft. Wiedergesehen habe ich Agathe nicht mehr. Nur Briefe empfing ich hin und wieder von ihr, und in jedem wiederholte sie die Bitte, ihr nicht zu antworten. Sie befürchtete das Unterschlagen der an sie gerichteten Briefe, was unaussprechlich Handhaben zu neuen Qualereien bieten würde. Und wie oft, wie sehr oft mußte ich lesen, daß sie den Tod herbeisehne, und doch zu scheiden fürchte, ohne ihre Freunde noch einmal gesehen zu haben.“

Tief erschüttert hatte ich den Mitleidungen des Professors gelauscht. Als er aber des gelähmten Schwiegervaters erwähnte und des einzigen ihm gebliebenen Sohnes, da hätte ich laut aufschreien mögen vor Jammer und Erbitterung. Durfte ich doch nicht bezweifeln, daß es Montague selber gewesen, der mir einst durch die herzlose Begegnung geradezu Entsetzen einflößte, kein anderer, als sein Sohn, mich boshaft mißhandelte und mit teuflischem Hohn mir seine Verachtung und Widerwillen zu erkennen gab. Und ihm sollte die liebliche Gespielin in die Arme geworfen sein? Ich konnte es nicht fassen. Ich knirschte mit den Zähnen, meinte in meinem Fuß den durchbringenden Schmerz zu empfinden, welchen ich damals der hinterlistig berechneten Bewegung des tödtlichen Knaben verdankte, und zwar peinvoller noch, als zur Zeit, da ich den scharfen Absatz seines Stiefels auf meinen Beinen fühlte. Ich sagte mich indessen, vermied bedachtiam, durch Preisgeben meiner Erfahrungen des Professors Sorge um Agathe noch zu verschärfen, und fragte, jedoch ohne meine

Erbitterung zu verheimlichen: „So gibt es für mich noch weniger eine Möglichkeit, Agathe wiederzusehen?“

„Wohl kaum,“ antwortete der Professor traurig, „und doch würde ihr armes zerkümmertes Herz auffauchzen beim ersten Anblick des lieben Spielgefährten. Ja, Kohlmeise, sie hing an dir mit rührender Freundschaft; das machte sich unzweideutig bemerklich, nachdem du verschwunden warst und bei ihrem jedesmaligen Besuch ihre erste Frage dir galt. Nein, Kohlmeise, gelang es mir und der guten Penelope nicht, die Schranken zu durchbrechen, welche um sie gezogen wurden, so darfst du um so weniger auf eine Begegnung mit ihr rechnen. In ihrer jetzigen Lage ähnelt sie eben — ich greife wieder zu einem nahe liegenden Vergleich — einer Rechnung in den fluchgefüllten Kontobüchern, die jedem fremden Einblick verschlossen, und zwar einer Rechnung, welche durch das Verlagen eines Erben sich als falsch erwies. Wir wollen indessen die letzte Hoffnung nicht aufgeben, mag sie immerhin die ihre Vereinfachung sichernden Schranken selbst noch enger um sich zusammengezogen haben. Ihr Herz, feindseligen Regungen unzugänglich, ist eben gestorben. Sie meidet jeden, der ein Anrecht an sie zu haben glaubt und ihr gelegentlich Aufmerksamkeiten geschäftsmäßig oder vielmehr als Almosen in den Schoß wirft. Als Verbrechen gilt jenen verhärteten Gemüthern dagegen, daß sie die Vereinigung mit dem jungen Montague nicht als ein Glück begrüßte, sondern den an sie erhobenen Ansprüchen nur stumme Ergebung gegenüberstellte. —

„Und jetzt zu dir,“ nahm der Professor nach einer längeren Pause trüben Sinnes wieder das Wort, und innige Teilnahme offenbarte sich in seinem Blick, als er dem meinigen begegnete. „Ich sehe voraus, daß du zu längerem Aufenthalt nach New York gekommen bist; da mache ich es dir zur Pflicht, hierher überzufiedeln. Ich denke dabei an mich und an die gute Penelope, daß es eine Wohlthat für uns beide, jemand um uns zu sehen, den wir auf Grund seiner früheren Beziehungen zu uns und Agathe als zu meinem Hause gehörig betrachten. Doch auch an dich denke ich wie an deine Vergangenheit und Zukunft, und daß es vielleicht keine vergeudete Mühe, ein wenig nach dem dir rechtlich gebührenden Namen zu forschen. Vorgearbeitet habe ich bereits, wenn auch in weit zurückliegender Zeit; denn mit deiner Lage beschäftigte ich mich schon in den Tagen, in welchen ich erkannte, daß dein Gemüt trotz der schrecklichen Umgebung von dem Gift der Verworfenheit gänzlich unberührt geblieben. Ich würde sonst nimmermehr deinen Verkehr mit Agathe geduldet, ihm sogar Vorschub geleistet haben. Ich sagte mir, daß dieser irländische Verbrecher und seine wohl nicht bessere Frau naturgemäß deine Eltern nicht sein könnten. Daraus ergab sich für mich die Voraussetzung, daß du ihnen nur zur Pflege und zur Annahme ihres Namens übergeben worden, um dich aus irgend welchen geheimnis-

vollen Gründen aus dem Wege zu schaffen. Und guter Leute Kind bist du, das kann nicht abgeleugnet werden; ebenso unzweifelhaft erscheint, daß erhebliche Mittel in Verfolgung eines bestimmten Planes aufzuboten wurden, also nicht gewöhnliche Anrechte sich an deine Person knüpften! Denn wäre O'Neil nicht sehr hoch für seine Dienste bezahlt worden, so möchte er schwerlich das Geheimnis deiner Geburt mit einer, besserer Zwecke würdigen Gewissenhaftigkeit bewahrt haben; es sei denn, er wäre selber im Dunkeln über den wahren Sachverhalt geblieben.

„Ja, Kohlmeise, schon damals, als du noch nicht lange hier einz und ausgingst, gab ich mir im stillen und in wenig auffälliger Weise die erdenklichste Mühe, Zuverlässiges über dich zu erkunden. Dieser O'Neil, eine argwöhnische Natur, war indessen stets auf der Hut, wogegen seine Frau, hätte das Klingen des Goldes wirklich einen verführerischen Klang für sie gehabt, in zu großer Furcht vor dem tyrannischen Eheherrn lebte, um irgend etwas über dich verlauten zu lassen. Erst nach dem Tode des entlassenen Zuchthäuslers gelang es mir durch zugewendete Unterstützung das Weib zum Sprechen zu bringen. Leider erfuhr ich nur wenig Zuverlässiges. Ich ließ mich indessen keine Mühe verbrießen, die einmal entdeckten schwachen Spuren weiter zu verfolgen, zumal ich hoffte, schließlich dadurch Auskunft über deinen Verbleib zu erhalten. Leider gewann ich nur zu bald die Ueberzeugung, daß dein spurloses Verschwinden eine Sache für sich und in keinen Zusammenhang mit den Umständen zu bringen, welchen du deine Aufnahme bei dem O'Neil verdanktest. Und dennoch hatten meine Nachforschungen den Erfolg, daß es mir durch seine Frau gelang, die Person auszufund-schaften, von welcher du dem Irländer zugetragen wurdest.

„Indem meine Mutmaßung, daß du auf dem Seewege fortgeschafft worden, sich befestigte, deine Heimkehr also sehr fraglich, auf alle Fälle in unberechenbare Ferne gerückt erschien, erfaßte allerdings mein Eifer. Wohl benutzte ich hier und da die Gelegenheit, meine Neugierde zu befriedigen; allein um ein wirkliches Ergebnis zu erzielen oder einer schwachen Fährte nachzugehen und meine anfängliche Begeisterung fernerhin rege zu erhalten, fehlte mir eben das Wichtigste, sogar das Entscheidende, nämlich deine Person. So gingen Jahre dahin, bis ich mich endlich daran gewöhnte, dich zu den Verschwundenen zu zählen. Doch was ich früher mühsam erforschte, ist nicht verloren gegangen; du bist jetzt hier, da soll es uns gewissermaßen als Fundament dienen, auf welchem wir umsichtig weiter bauen. Gemeinschaftlich werden wir die noch vorhandenen Spuren aufnehmen, beobachten ihnen bis dahin folgen, wo wir entweder beklagend vor Gräbern stehen, oder Nachenschaft von noch Lebenden fordern, vielleicht auch beides. Auf alle Fälle müssen wir die größte Vorsicht walten lassen; denn es ist die Möglichkeit nicht

ausgeschlossen, daß die finsternen Gewalten, welche einst das Los des hilflosen Kindes bestimmten, dem gereiften Manne mit noch größerer Hinterlist und Erbitterung gegenübertraten. Doch wie sich auch alles gestalten mag, wir dürfen nicht ermatten, uns nicht beirren lassen, wenn unsere ersten Mühen nicht sofort durch den erhofften Erfolg gekrönt werden."

Während der Professor in solcher Weise zu mir sprach und in jedem Wort, selbst in dem Tone seiner Stimme sich das herzlichste Wohlwollen verriet, saß ich da, wie einst in dem norwegischen Balkenhaus, wenn der alte Olof durch seine seltsamen Zauberweisen mich in das Zeitalter jener düsteren Sagen gleichsam zurückversetzte. Auch jetzt suchte meine plötzlich mächtig erregte Phantasie in der Vergangenheit. Den mein Kindesalter umhüllenden Schleier suchte ich gewaltsam zu durchdringen, mich in eine Lage hineinzuleben, entsprechend den Bildern, welche mich gewissermaßen umkosten, ohne zugleich einen Anhalt für diese oder jene traumhafte Idee zu bieten.

Die Schatten von Baum und Strauch hatten sich bereits verlängert und waren auf den Rasenflächen ineinander gelaufen. Es machte sich die erquickende Mühle bemerklich, welche die sanfte Abendbrise von der See herintrug. Der Himmel war blau und klar. Melancholische Stille herrschte in der näheren Umgebung. Wie dumpfes hohles Brausen drang das pulsierende Leben der Riesenstadt herüber. Im Gegensatz zu demselben sang in dem Gipfel einer nahen Sukomore eine Drossel ihr süßes Liedchen in den sich neigenden Tag hinaus. Auf einem der höchsten Zweige saß sie, wo die Strahlen der niedrig stehenden Sonne sie noch voll trafen.

"Mimus polyglottus," brach der alte Ornithologe, dessen Gedanken durch den melodienreichen Vogel von allen anderen Dingen abgezogen wurden, endlich wieder das Schweigen. „Auch ein Freund von mir. Alljährlich nistet er hier; nicht um alle Schätze der Welt möchte ich das Tierchen meiner Sammlung einverleibt wissen. Ich bilde mir nämlich gern ein, daß der da oben derselbe Vogel, der mich schon vor zwanzig Jahren entzückte, mit seiner wunderbaren Gabe, andere Stimmen nachzuahmen, mir so manches liebe Mal die Grillen aus dem Kopfe sang. Da magst du seinem Beispiel folgen und als wohlgezogene Kohnmeise durch Mitteilungen aus deinem Leben mich erfreuen. Ich sage erfreuen, denn aus deinem ganzen Wesen geht hervor, daß du es bei den Kenntnissen, welche du hier dir aneignetest, nicht hast bewenden lassen. Ich gewann wenigstens den Eindruck, daß dein zweiter Lebensabschnitt von freundlichen Lichtern durchweht wurde, du nur in guter Gesellschaft dich bewegt habst. Kannst."

"In der besten," bestätigte ich aus vollem Herzen, „doch am weitesten in einer glänzenden. Naube Männer waren meine Gefährten; aber gerade in der Ursprünglichkeit ihrer Sitten lag für mich ein nie erlassender Reiz, und der trieb mich un-

ablässig, keine Gelegenheit zu versäumen, mein Wissen nach einer bestimmten Richtung hin zu bereichern."

Bevor der Professor sich für eine Gegenbemerkung entschied, wurde er der Frau Painelow ansichtig, welche vom Hause her sich uns näherte. „Da werden wir zum Abendessen gerufen," versetzte er freundlich, „und ich müßte mich sehr täuschen, hätte die gute Alte zur Feier des Tages nicht das Beste hervorgebracht, was Vorratskammer und Keller bieten. Warten wir daher mit deinem Bericht bis nach dem Essen. Penelope ist dann frei und wird sich glücklich schätzen, den Erzählungen ihrer abenteuerlichen Kohnmeise ebenfalls lauschen zu können."

Er erhob sich. Ich trat ihm zur Seite und gemächlich schritten wir Frau Painelow entgegen. Gleich darauf saßen wir zu Dreien um den bekannten runden Tisch. Es winkte ein etwas üppigeres Mahl, es winkte feuriger Wein, darauf berechnet, das Herz zu öffnen und die Nade freier von den Lippen fließen zu machen. Eine halbe Stunde später, da gingen wir mit Flasche und Gläsern nach dem Garten, wo eben die ersten Dämmerungsschatten einerschlichen.

Ohne Säumen begann ich zu erzählen. Zum Ausgang wählte ich den Abend, an welchem ich von Meise O'Neil an Bord des Schiffes geliefert wurde; ich endigte mit der Schilderung der bangen Erwartungen, die mich besetzten, als ich auf dem bekannten Wege der Besichtigung des Professors zuwandelte. Nichts Wesentliches vergaß ich, was in dem eintönigen Leben zwischen den abgehärteten Norwegern den Eindruck schwerwiegender Ereignisse auf mich ausübte, nichts, von dem ich glaubte, daß es meinen beiden aufmerksamen Zuhörern Freude bereitere. Ausführlich beschrieb ich Land und Leute. Sogar Isbergas gedachte ich, jedoch wie beiläufig. Ich gewann es nicht über mich, zu bekennen, daß ich von ähnlichen Erfahrungen zu berichten wußte, wie solche das Leben des Professors verbittert hatten. Die Nacht war weit vorgeschritten, als ich endlich mit meinen immerhin zusammengedrängten Erzählungen abschloß und damit das Zeichen zum Aufbruch gab.

„Heute entlasse ich dich noch einmal," erklärte der Professor, als wir durch das Haus dem alten Gitterthor zuschritten, „von morgen ab wirst du dagegen bei mir wohnen. Es schwebt zu viel zwischen uns, was streng gebietet, daß wir einer dem andern leicht erreichbar."

Zwischen den eisernen Stäben hindurch drückten wir uns noch einmal die Hände; dann begaben die beiden Alten sich ins Haus zurück, während ich selbst den nächstlichen einsamen Weg nach der Stadt verfolgte. Was hatte sich alles geändert seit jenem Abend, an welchem Ben Groats auf demselben Wege mich fast in den Tod hinein angistete!

22. Kapitel.

Frau Drentel.

Wie verabredet worden, so geschah es: Folgenden Tages hielt ich meinen Einzug

in das Haus des Professors, aber Tage dauerte es noch, bevor der alte Mann Zeit und Neigung fand, an andere Gedanken, als an den Austausch der Erfahrungen der hinter uns beiden liegenden Zeiten. Erst am vierten Tage erkannte ich, daß jede neue, ohne einen bestimmten Zweck verbrachte Stunde ein Verlust war, noch selbigen Nachmittags begaben wir uns auf den Weg zur Stadt. Mein Vorschlag, die alte Madag aufzusuchen, warf er. Er berief sich darauf, daß ein Austausch unter den Lebenden auch dieser geschwägigen Person verheimlicht werden müsse, und es immer noch zu früh sei, ihr fernere Aussagen zu entnehmen, wenn das bisher in Erfahrung Gebrachte sich als unzureichend erweisen sollte.

Wohin der Professor mich zu gehen gedachte, ahnte ich nicht. Es achen mit zu seinen Seltsamkeiten, über all der Ueberlegung bedürftenden Stunden zu einer bestimmten Grenze Schranken zu bewahren. Ich unternahm es daher nicht, ihn darum zu befragen. Aber als ich schwebte ihm vor, das verriet seine ernstliche Haltung und jene Wärme, welche er, anstatt sein spanisches Gewohnheitsmäßig zu schwingen, sich als Stütze bediente. Im übrigen ließ ich die gütigen Gespräche hingehen, als wir allmählich in den nordwestlichen Theil New Yorks hinein, welcher, von den Straßen und Gassen durchschnitten, noch das Gepräge eines vergangenen Jahrhunderts bewahrt hatte.

Kurz bevor wir uns in die belebtesten Verkehrswege vertieften, sprachen wir in einem größeren, ernst und sittsam ausschauenden Hause vor, welches sich von Nachbarhäusern besonders durch, bei vier, geschlossene Fensterladen auszeichnete. Mir erschien es als der Ruhepunkt eines baren Bürgers, der nach langem Kampf und Streben sich hierher zurückgezogen, um in aller Behaglichkeit die Früchte seines Fleißes zu genießen. Klüftig betrat der Professor das Gebäude, um mich zu überzeugen, daß er vor die richtige Thür gekommen, dann ließ er den auf dem befestigten Anmeldehammer drohend auf den dazu gehörigen kleinen Amboss fallenden Mehrere Minuten verstrichen, bevor er im Innern des Hauses sich hörbar machte. Durch einen scheinbar als Verankerung der Thürfüllung dienenden Ausschnitt sah ich ein Auge uns aufmerksam, und dann wurden mit kräftigem Griff zwei Thürflügel zurückgeschoben. Als die Thür nach mir stand, stand eine hübsche junge Person in einfachem sauberen Hauskleide vor mir mit sittigem Wesen nach unserem Befragen.

„Ist Frau Drentel zu sprechen?" fragte der Professor in seiner ruhigen Weise. „Drentel?" hieß es befremdet. „hier wohnt keine Frau Drentel. Ich kenne nie von einer solchen."

„Unsinn," versetzte der Professor Achseln ungeduldig zuckend, „ich sage Ihnen hier wohnt eine Frau Drentel. Ich kenne sie."

Mag es immerhin acht, neun Jahre ein, so sah und sprach ich sie doch in ihrem eigenen Hause," und förmlich wirtelnd das spanische Rohr um seinen drei Fingern herum.

Auf eine einladende Bewegung der hereinerschauenden Person traten wir der Schwelle in den lustigen, sogar blauen Flur; jene verschloß hinter die Thür, worauf sie alsbald anhub: versichere, von einer Frau Drentel ich nichts. Sie irrten vielleicht in der Nummer; doch auch in der Nacht hörte ich nie den Namen nennen. "Und ich versichere," erklärte der Professor mit großer Entschiedenheit, "daß ich irre. Dies ist das Haus der Frau Drentel, es sei denn, daß sie verzog oder

Sie scheinen noch nicht lange hierin, mein Kind; können auch nicht, Ihrer Jugend und dem frischen Auszug schließen. Vielleicht aber kennen jemand im Hause, der mir über den Leib der Drentel Aufschluß zu erteilen mag. Erkundigen Sie sich also; wir sind unterdessen hier. Für den Fall, die betreffende Person sich verleugnen

fügen Sie hinzu, ich müßte sie jagen und wäre ich gezwungen, mich an die Polizei zu wenden." Das Mädchen erröthete bis unter ihr braunes Haar hinauf, stotterte ängstlich einige entschuldigende Worte und verschwand in einem sich abgrenzenden Korridor. Als es nach kurzer Zeit zurückkehrte, trug es einen Zettel in der Hand, und dem Professor denselben reichend, sprach es wiederum befangen: "Frau Drentel hat dies Haus in der That verlassen. Sie verkaufte es aber vor Jahren an die jetzige Eigentümerin. Ihnen weiteres Fragen zu ersparen, ist diese Ihnen die Beschreibung der des Hauses, nach welchem sie verzog." Man ist plötzlich sehr zuvorkommend worden," bemerkte der Professor spöttisch. "Die Adresse, und ohne die junge von einem Blick zu würdigen, öffnete die Thür selber.

Mit der scheint es abwärts gegangen zu sein," sprach er verdrossen, nachdem auf die Straße hinausgetreten waren, wir sofort die Richtung nach dem westlichen Stadtteil einschlugen. "Doch Spiel: Je tiefer abwärts mit ihr, um sicherer bringen wir sie zum Sprechen. Handelt sich nur darum, daß sie überlebt noch lebt; und jung kann sie nicht sein trotz Schminke und Haarfarbe. Doch Galgenholz ist zäh, da wir das Beste hoffen."

Mit dem finsternen Treiben in großen Straßen nicht vertraut, mußte ich auf die kühnen Andeutungen nichts zu erwidern, weiter schritten wir durch wenig belebte Straßen und Gassen, bald diesen, jenen uns Begegnenden fragend, bis endlich vor einem schmalen zweistöckigen Hause eintrafen.

"Es ist in der That mit ihr abwärts gegangen," sprach der Professor beim Anblick des Gebäudes, dessen Aeußeres sehr

wenig zu gunsten der inneren Einrichtung sprach, und unbekümmert um die Vorübergehenden, die uns bestreuet, sogar spöttisch lächelnd betrachteten, beehrte er mittels des verrosteten Thürklopfers Einlaß.

Auch hier wurde unter gewissen Vorsichtsmaßregeln geöffnet, und wie zuvor, erfuhr der Professor, daß Frau Drentel schon vor zwei Jahren die hier geführte Pension aufgegeben habe und verzogen sei. Erst nach mehrfachen dringlichen Auforderungen, welche sogar versteckte Drohungen in sich bargen, erhielten wir die gewünschte Adresse, und etwas später durchwanderten wir übelduftende, mit Rehrichthäufen geschmückte Gassen, welche nach Einbruch der Dunkelheit zu betreten einem ehrlichen Manne nicht zu raten gewesen wäre. Denn nicht nur die Umgebung widerte mich an, sondern auch die Menschen, die sich dort heimisch fühlten und am wenigsten geeignet waren, durch ihre äußere Erscheinung Vertrauen zu erwecken. Es trafen uns sogar Blicke, in welchen es sich wie tödtlicher Vorwurf offenbarte, daß Leute, die lichter Kreise angehörten, es wagten, durch ihr Auftreten innerhalb der Grenzen des von Laster und Verbrechen behaupteten Bodens gewissermaßen zu Vergleichen herauszufordern. Spott und Hohn regneten von allen Seiten auf uns ein, als wir, die Hausnummer mit der Adresse vergleichend, endlich vor einer hoch hinaufragenden elenden, baufälligen Barade stehen blieben und der Professor mit dem Knopf seines Rohres ungestüm an die morsche Thür klopfte.

"Es ist so weit abwärts mit ihr gegangen, bis sie schließlich nicht mehr tiefer sinken kann," erklärte er, zu mir gewendet, mit demselben Ausdruck, mit welchem er die Familie dieses oder jenes ausgestopften Tieres bestimmte. "Ich sah sie einst mit Gold und Edelstein behängen. Pah, was ist daran gelegen? In ihren Spuren folgen andere, um einem ähnlichen Loos zu verfallen. Aber das Herz möchte sich einem umkehren, wenn man erwägt, daß solchem Scheusal einst entscheidender Einfluß auf ein hilfloses Kind eingeräumt wurde. Take it easy, Kohlmeise," fügte er aufmunternd hinzu, als er gewahrte, daß ich schweigend das Haupt neigte. Meine Gedanken schwirrten durcheinander. In Erinnerung der fernsten Adoptivheimat glaubte ich ersticken zu müssen. Alles ringsum flöste mir den tiefsten Widerwillen ein, doch nichts mehr, als die schlumpige, zottige und in Schmutz starrende Megäre, welche nach längerem Säumen die Hausthür öffnete. Mit boshaftem Grinsen fragte sie heraus, ob die Herren über den Durst getrunken hätten, daß sie ihren Weg bis dahin gefunden.

Gleichmüthig, wie auf sicherem Pfade über morastigen Boden einerschreitend, forderte der Professor, anstatt eine Antwort zu erteilen, die grauenhafte Person auf, uns zu der Frau Drentel zu führen.

"Zu der wollen Sie?" freizog das Weib erstaunt auf, "bei der ewigen Verfluchung! Die wird sich freuen, solch feine

Herren bei sich eintreten zu sehen; Sie da, alter Gentleman, sind wohl noch 'n guter Freund aus den goldenen Zeiten?"

"Machen Sie keine Umstände," versetzte der Professor ernst, und seine würdevolle Haltung übte sichtbar eine einschüchternde Wirkung auf das Weib aus, daß es mit seinen frechen Reden innehielt, "führen Sie mich zu der Drentel, das weitere kümmert Sie nicht."

Vor sich hinschmähend, kehrte das Weib sich um und schlürfte in dem höhlenartigen Gange uns voraus nach der Stelle hinüber, wo durch eine schmale Thür mattes Dämmerlicht zu uns hereindrang. Dort lag ein von hohen Mauern begrenzter Hof vor uns. Und wiederum stockte mir, da ich dergleichen nie zuvor sah, der Atem. In einen Höllenspfuhl meinte ich geraten zu sein, dessen verpestete Atmosphäre mich zu ersticken drohte. Auf der hohen, festgetretenen Rehrichthaut, welche den Hof in seinem ganzen Umfange bedeckte, balgten sich acht oder neun zerlumpte Kinder herum. Auf ihren unsauberen Gesichtern offenbarte sich die Wirkung der dem Rehrichthaut entstehenden Miasmen; es erstarb das Mitleid angesichts der in ihren Zügen sich ausprägenden Verderbnis.

Bei unserm Anblick stoben sie scheu auseinander, ähnlich wie in lichter Sphären das plötzliche Auftreten eines verwilderten Strolches erschreckt. Einzelne schielten fragend nach den kleinen schadhaften Fenstern der oberen Geschosse hinauf, wo alte und junge weibliche Physiognomien durch die erblindeten und gesprungenen Scheiben hindurch argwöhnisch zu uns niederspähnten. Auf einige keifende Worte der uns führenden Megäre suchten die Kinder die Eingänge zu den verchiedenen Wohnungen. Halb hinter den Thüreden verborgen, begrüßten sie uns, in denen sie mit geübtem Blick Männer erkannten, die sie nicht zu fürchten brauchten, mit allen möglichen Tönen, mit Pfeifen, Krähen und häßlichem Lächeln, als hätten sie uns zum Spiel auffordern wollen.

Der Professor warf einen kalt prüfenden Blick um sich. Er kannte weder Furcht noch Ekel, räumte allen Geschöpfen ihre Rechte ein: dem giftigen Gewürm wie dem stolz gefiederten Adler, dem im Sumpf des Lasters sich heimisch fühlenden Menschen wie dem Träger edler Gesittung, dem anspruchslosen mitleidigen Wirken wie dem im Sonnenschein des Glückes sich üppig entfaltenden Reuegen scheinheiliger Barmherzigkeit. Mich dagegen schwindelte. Nach meiner Vergangenheit in den finsternen Höhlen des Elends und des Verbrechens suchten zu müssen, erschien mir wie eine erdrückende Last, unter welcher ich glaubte mich nie hervorwinden zu können.

Unserer Führerin quer über den Hof folgend, trat wir durch eine niedrige Thür in einen Raum, welchen man mit einer unterirdischen Kellertreppe hätte vergleichen mögen. Ein betäubender Geruch von gebratenen Zwiebeln und Branntwein strömte uns entgegen, und was an Zwiebeln sichtbar, das besaß, aus den elendesten

Rumpelkammern zusammenengewürfelt, höchstens noch den Wert von Brennholz. Doch zur Umschau blieb uns keine Zeit; denn in demselben Augenblick, in welchem unsere Führerin die Schwelle überschritt, erschallte auch ihre freischende Stimme.

„Drentel!“ rief sie mit von Neid getragenen Hohn aus, „du kannst dich glücklich preisen, wie der Gehangene, der noch zur rechten Zeit abgeschnitten wurde! Da bringe ich dir zwei Gentlemen, auf deren Besuch ein Senator stolz wäre. Kalkulier', du hast eine große Erbschaft gemacht und die längste Zeit in unserer feinen Gesellschaft deinen Whiskey getrunken —“

„Schon gut, schon gut,“ unterbrach der Professor ihren Redefluß mit einer Strenge, welche sie verstummen machte, „hier ist etwas für Ihre Mühe.“ Er reichte ihr eine kleine Silbermünze, und auf die Thür weisend, fuhr er mit einer an dem gelehrten Herrn mich überraschenden Kaltblütigkeit fort: „Jetzt lassen Sie uns allein, und seien Sie froh, mit der Frau Drentel nicht in die Erbschaft sich teilen zu brauchen, oder Sie möchten in die Lage geraten, eine Weile hinter Schloß und Riegel mit Ruhe über Ihr Los nachzudenken.“

Er säumte, bis die Megäre, ähnlich einem verschlagenen tückischen Hunde, hinausgeschlichen war, dann kehrte er sich der Person zu, welche von jener mit „Drentel“ angeredet wurde. Neben dem zum Teil verklebten Fenster saß sie auf einem vorweltlichen, schrecklich verkrüppelten Polsterstuhl, vor sich auf dem zerhackten und zerhackmerten, wackeligen Tisch eine halbvoll Flasche und ein leeres Glas. Wohlbeleibt und doch widerwärtig welt, prangte sie in einem Kleide, welches offenbar bessere Zeiten gesehen hatte und ursprünglich für vermögende Augen bestimmt gewesen, jetzt aber vor Rissen, Schlägen und Flecken kaum noch als schwerer Seidenstoff erkennbar. Auf dem wirren, trockenen Haar unbestimmter Farbe thronte ein fettiges Mittelbding zwischen Haube und Spigenhut, welches bereits eine Weile als Sitzkissen gebient zu haben schien. Unter demselben hervor lugte ein festes Gesicht, welches mit seinem Reichtum an Säden, namentlich unterhalb der stumpf blickenden Augen, an eine aus Blasen werfendem, farblosem Teig zusammengeknetete Larve erinnerte.

Nachdem wir durch die schlumpige Megäre bei diesem grauenhaften Menschengebilde gewissermaßen angemeldet worden waren, richtete es den Oberkörper ein wenig höher empor, und wie in der Erinnerung suchend, stierte es argwöhnisch auf uns hin. Sich zu erheben besaß es entweder nicht die Kraft oder keine Neigung; regungslos verharrte es wie jemand, der gewohnt, blöden Geistes alles über sich ergehen zu lassen.

„Frau Drentel,“ redete der Professor sie vollständig leidenschaftslos an, denn ihm war sie nur noch ein Exemplar, für welches er einen neuen Namen hätte erfinden müssen, „Sie scheinen ziemlich her-

untergekommen zu sein. Ich hätte in Ihnen kaum die Dame wiedererkannt, welche einst in Prachtgewändern und kostbarem Schmuck mir herablassend eine Audienz gewährte. Es kostete mich Mühe, Sie von Stufe zu Stufe, oder vielmehr von Haus zu Haus bis hierher zu verfolgen.“

„Wenn es Ihnen zu viel Mühe verursachte, da hätten Sie bleiben sollen, wo Sie hergekommen sind,“ antwortete eine belegte Stimme und zwar mit einem Ausdruck, welcher dafür zeugte, daß Frau Drentel mit den Prachtgewändern auch die letzte Spur guter Manieren abgelegt hatte.“

„Dieser Gang kostete mich in der That Ueberwindung,“ antwortete der Professor kaltblütig, „daher werden Sie leicht erraten, daß ich nicht um Kleinigkeiten mich auf den Weg begab; für Sie freilich Kleinigkeiten, weil Sie mit einigen der Wahrheit entsprechenden Aufschlüssen sich einen hübschen Zusatz für die Beschaffung von Brantwein zu erwerben vermögen.“

„Neben Sie nicht lange, sondern sagen Sie, was Sie wünschen,“ versetzte das Weib mürrisch. „Im übrigen kümmert es Sie nicht, wie tief ich heruntergekommen bin, sofern Sie nicht zu den Schurken zählen, die mich betrogen, bestohlen und schließlich die Polizei mir auf den Hals legten.“

Der Professor sah um sich. Sein Blick streifte den zottigen Kopf eines etwa zwölfjährigen Jungen, der um die Thürecke herumlugte, bei seiner Bewegung aber sofort verschwand. Andere Kinder drängten sich draußen unterhalb des Fensters zusammen, wo sie verstoßen lachten und fiderten.

„Was ich mit Ihnen zu reden habe, soll nicht über unsere Ehren hinausgetragen werden,“ kehrte er sich dem Weibe wieder zu, „das ist indessen unmöglich, wenn die Mangan uns umschwirren, ähnlich den Wespen, die einen Tropfen Honig wittern.“

Das Weib erhob sich. Sein Antlitz rötete sich im Zorn, und nach der Thür hinüberstreichend, kreischte es eine wilde Verwünschung nach dem Hofe hinaus. Dadurch beinahe atemlos geworden, trat es zurück, und die Thür hinter sich zuschmetternd, schlürfte es nach der dem Fenster gegenüberliegenden Wand hinüber, wo es sich auf ein mit roten Kuhhaarflocken bedecktes Sofa schwerfällig niederließ.

„So,“ leuchtete es nach dieser Anstrengung, „wenn die Gentlemen mich ohne Zeugen sprechen wollen, mögen sie sich hierher bemühen. Schreien Sie nicht, wie ein Drilltorporal, so bleibt das Geschäft unter uns allein. Da stehen Stühle, bedienen Sie sich und legen Sie los.“

Ich schob zwei Schemel herbei, und nachdem wir dem Scheusal gegenüber Platz genommen hatten, hob der Professor an: „Ich vermute, Sie erkennen mich nicht wieder,“ und als die Drentel ihn schärfer betrachtete, fuhr er in demselben vorsichtig gedämpften Tone fort: „So will ich Ihnen zunächst auf die richtige Spur helfen. Schon vor zwölf Jahren sprach ich einmal

bei Ihnen vor. Damals leuchtete belaber zu unserer Verhandlung —“

„Zum Henker damit, Mann,“ rief das Weib unwirsch ein, „gemahnen Sie nicht an bessere Zeiten, wenn Sie überhaupt noch ein Wort von mir hören wollen. Ich bin nicht die erste, die einen Kerott über sich ergehen ließ, und noch nicht die letzte.“

„An jene Zeiten erinnere ich mich,“ rief sie, „Ihr Gedächtnis aufzufrischen. Unterlassen Sie mich daher lieber nicht, sondern wägen Sie, daß es uns keine Noth währt, in diesem Raum länger zu verweilen, als unumgänglich notwendig.“

Das Weib lachte boshaft und fügte hinzu: „Damals gefiel's Ihnen nicht mir; glaub's gern, Ihnen wie manchen anderen.“

„Nicht besser als heut,“ versetzte der Professor streng, „und im Grunde ist ich offenkundige Gefunkenheit dem verdorbenen Laster vor. Doch ich kam nicht zu Ihnen Vorlesungen über Sittenlehre zu halten, sondern um einige Fragen Sie zu richten. Da sind nur zwei so möglich: Entweder Sie erteilen mir eine giebige, wahrheitsgetreue Auskunft, nehmen dafür eine angemessene Belohnung in Empfang, oder Sie werden von der Gerichtsbarkeit dazu gezwungen, aber dürfte ein böses Verhängnis über Sie hereinbrechen. Sie haben sich nämlich Jahren an einer verbrecherischen That beteiligt, deren Wirkung sich jetzt fühlbar macht, Ursache genug, Sie zur Rechenschaft zu ziehen.“

Bis dahin hatte ich, von Abneigung, keinen Blick von dem häßlichen, dunstigen Gesicht gewendet, aus dessen einzelnen Falte ein Dämon der Verführung vorglänzte. Als ein Uudung erkannte, daß ein Scheusal, wie das vor mir in irgend einer Beziehung zu mir in hestem Kindheit gestanden haben. Wenn aber bei des Professors Rede die vom Laster gekennzeichnete, armen Physiognomie sich merklich veränderte, entdeckte ich, daß es plötzlich wie etwas Verstandnis in derselben aufleuchtete, die Blicke aus den verschwommenen Augen sich aufspitzten.

„Jetzt entfinne ich mich,“ antwortete die Person nunmehr triumphierend, „selbe Drohung richteten Sie vor mir an mich, als ich erklärte, nichts zu tun und noch heute sollen Sie mit Ihrer richtsbarkeit kommen.“

„Ganz recht, Frau Drentel,“ antwortete er, „erschien nur deshalb nicht, weil das Sache, wegen deren ich Sie überhaupt suchte, aus meinem Gesichtskreis verschwunden wurde. Heute steht es anders. Jetzt befinden uns zu zweien hier, und ich damals Ihnen allein gegenüber. Gewährend, daß das Weib einen feinen Blick auf mich warf, säumte er Sekunden, bevor er fortfuhr: „Sie damit von dem Ernst Ihrer Überzeugung zu haben, und wiederum jedem Mißverständnis vorzubeugen, die damaligen Worte. Gegen die damaligen

e mag es her sein, als Sie einem der Diamens D'Neil ein faum anderthalb Jahre altes Kind überbrachten und fremde Anordnung in Pflege gaben. den Mitteln, welche darauf verwendet wurden, den Knaben aus gewissen Kreisen zu ziehen, ergibt sich, daß Betrug um großer Vorteile willen geführt wurde. Die Aufgabe der Freunde Knaben kann es daher nur sein, wieder zu seinen Rechten zu verfahren —

„Da sitzt er wohl?“ warf das Weib mit dem dicken Finger auf mich und abermals betrachtete es mich flegelhaft.

„Das ist Nebensache,“ antwortete der Professor, „für Sie genügt, daß ein Zeuge bezeugt, um welchen Sie sich nicht kümmern haben. Schon damals habe ich Ihnen an, daß es mir mit Mühe und unter einigen Kosten gelingen sei, die Frau jenes Irlandsers zu bewegen. Es war erst ich, nachdem ihr Mann ins Zuchthaus gewandert war, sie ihn also nicht zu fürchten brauchte. Das Ergebnis war freilich ein geringes. Es bezieht sich auf die Mitteilung, daß die Frau Ihnen auf der Straße begegnete Sie wiedererkannte. Die stille Hoffnung, mehr über den ihr wieder gewonnenen Knaben zu erkunden, vielleicht auch von Ihnen zu ziehen — wer kennt die Bewegungen solcher Menschen? — verließ sie, Ihnen nachzuschleichen. Daher ersuchte sie zunächst, wo Sie wohnten. Sie weiter keinen Vorteil aus ihrer Verbindung, so ging sie doch nicht leer aus, weil ich ihr das Geheimnis ziemlich abkaufte. An sich unscheinbar, konnte dennoch schwerwiegende Folgen nach sich ziehen, wenn Sie ein offenes Geständnis ablegten, und um das zu bewirken, ich jetzt hier. Sagen Sie also kurz und bündig, wer die Eltern jenes Kindes sind — vielleicht leben sie noch — ferner, wo Sie es entführten und wer Sie bei der sträflichen Handlung unterstützte.“

„Darauf kenne ich wiederum nur die Antwort,“ hieß es höhnisch zurück, „Ihre Irlandserin die niederträchtigste aller ist, die je einen Mitmenschen an Nase herumführte, und sich dafür ein gut bezahlen ließ. Ferner, daß weder eine Irlandserin noch eine D'Neil

Machen Sie es also kurz. Berechnen Sie, wie viele Gallonen Whiskey für zwanzig Dollar beschafft werden können.“

In der Drentel Augen flackerte es auf. Kein wirksameres Mittel, sie gefügig zu machen, hätte der Professor ersinnen können, als indem er ihre Trunksucht anrief. Eine Weile zögerte sie nachdenklich; dann fragte sie besorgt: „Sind Sie im Stande, mir das Geld in kleinen Silbermünzen auszuzahlen? Sie müssen nämlich wissen: in diesem Teile der Welt darf man kein Goldstück zeigen, ohne Gefahr zu laufen, abgemünzt und ausgeplündert zu werden. Ich selbst bin schon etwas schwach auf den Füßen, und schide ich 'nen anderen zum Wechseln aus, werde ich um die Hälfte bestohlen.“

„Auch das hoffe ich ausführen zu können, wenn mein Freund und ich die Taschen umkehren und unser Kleingeld zusammenschleusen,“ versetzte der Professor sorglos und ohne zu bedenken, wie mäßig es um unsere eigene Sicherheit bestellt war.

„Nun ja denn,“ erklärte das Weib jetzt bereitwillig, „was ich weiß, sollen Sie erfahren, und breche ich deshalb ein halb Duzend Eide, kann's mir nicht an gerechnet werden, weil die Not mich treibt. Wer die Eltern des Knaben gewesen und wem daran lag, ihn zu beseitigen, weiß ich gerade so gut, wie Sie selber — Sie mögen's mir glauben oder nicht. Denn die damals mit mir verkehrten, können nur Mittelspersonen mit falschen Namen gewesen sein, das lasse ich mir nicht ausreden. Sie bezahlten mich für meine Dienstleistung angemessen, das leugne ich nicht. Hernach aber wurde ich abgestreift wie ein überflüssig Stück Gerät, und das geschah mit großem Vorbedacht, um die Angelegenheit nicht ans Tageslicht gelangen zu lassen. Dabei hatten sie so genau kalkuliert und ihre Vorbereitungen so umsichtig getroffen, daß ich selber vergeblich die Bekanntschaft des Herrn zu erneuern trachtete, der mich zu seinem Beistande aufforderte. Denn nachdem ich ihm gedient hatte, war er spurlos verschwunden, oder ich hätte ihn später, als es mir nicht sonderlich erging, sicher aufgesucht, um mir seinen Rat mit 'nem gehörigen Nachdruck zu erbitten. So glaube ich auch nicht, daß er hier in New York ansässig, oder ich möchte ihm wohl einmal auf der Straße begegnet sein. Da werden Sie wohl noch mehr Not haben als ich, nach den vielen langen Jahren etwas näheres über die heimlichen Feinde der Kinder auszuforschenden —“

„Kinder?“ fragten der Professor und ich gleichzeitig, und eine Spannung bemächtigte sich meiner, daß ich gänzlich vergaß, in welcher entsetzlichen Umgebung ich mich befand.

Das Weib erschrak sichtlich. Eine Weile überlegte es, worauf es verdroffen antwortete: „Nun ja denn, wenn's einmal heraus ist, mag's auch gelten, und ein paar Dollar werden Sie wohl auf den ausbedungenen Preis drauf legen, wenn ich Dinge erzähle, nach denen Sie nicht

fragten. Ja, zwei Kinder und Knaben obenein. Kinder von derselben Mutter und geboren in derselben Stunde.“

24. Kapitel.

Die Zwillinge.

Auf diese ungeahnte Kunde blickten der Professor und ich uns gegenseitig verstört in die Augen. Das erste Erschaunen hatte uns sprachlos gemacht. Die Aussage, welche der Drentel unbedacht und ohne jegliche Berechnung entschlüpfte, schloß jeden Zweifel über deren Wahrheit aus.

„Zwillinge,“ brach der Professor das Schweigen nachdenklich.

„Wo sollen wir ihn suchen?“ stieß ich förmlich hervor, während das unbestimmte Bild eines nächsten Angehörigen, eines Zwillingbruders, meine Phantasie bis zur Verwirrung erfüllte.

Lebhaft kehrte der Professor sich dem Weibe wieder zu, indem er drohend fragte: „Womit wollen Sie Ihre Angabe beweisen? Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich bereit bin, für unerwartete wichtige Aufschlüsse das Doppelte zu zahlen.“

Aus den verschwommenen Augen der widerwärtigen Person funkelte Habgier oder vielmehr die Unerfülltheit des ihr zur Lebensfrage gewordenen Lasters. Mit eigentümlich listigem Grinsen betrachtete sie mich eine Weile, worauf sie wie zu sich selbst sprach: „Es sollte mich nicht wundern, hätte ich den jungen Herrn da schon einmal auf meinen Armen getragen.“

Mich schauderte. In meiner heftigen Erregung fehlte mir der Begriff dafür, daß die vor mir sitzende grauenhafte Gestalt vor einem Vierteljahrhundert eine wesentlich andere Erscheinung bot.

„Und wenn das der Fall wäre?“ fragte der Professor besonnener, jedoch wiederum mit einem sonst an ihm ungewöhnlichen Eifer.

Die Angeredete blinzelte listig. Der Einfluß des genossenen Branntweins schien sich im Laufe des ersten Gesprächs einigermaßen verfliegen zu haben, eine Probe ihrer ursprünglichen Schlaueit zurückgekehrt zu sein, denn sie antwortete mit einer gewissen Zuversicht: „Um es zu beweisen, möchte ich den jungen Herrn bitten, mich zuvor einen Blick auf seinen Hals unterhalb der prächtigen braunen Locken werfen zu lassen. Hernach will ich Ihnen noch etwas anvertrauen, was ebenfalls einen oder zwei Dollar wert sein dürfte.“

In meinem Geiste leuchtete es auf. Während aber der Professor befremdet auf mich hinsah, bedurfte ich selbst keines weiteren Beweises mehr. Eine unbestimmte freudige Ahnung erwachte in mir, und unter deren Eindruck fragte ich ungestimmt: „Sie beziehen sich auf ein Muttermal? Sie sahen es früher?“

„Um das zu behaupten, muß ich zuvor einen Blick darauf geworfen haben,“ antwortete das Weib, mit einem matten Versuch, sich selbstbewußt in die Brust zu werfen.

(Fortsetzung folgt.)



Spanische Spielkarte.

Zur Geschichte der Spielkarte.

Von

Archivrat Dr. F. W. Ebeling.

Ueber die verschiedenen Spiele sowohl bei un- als zivilisierten als zivilisierten Völkern existiert eine überaus reichhaltige und geschlossene Litteratur. Ueber das Werkzeug aber oder Hilfsmittel des in allgemein moralischer und in sozialethischer Hinsicht beachtenswerthesten Spieles, über die mannigfachen Gestaltungen der Karte — sieht man von ihrer technologischen Seite ab — haben wir insgesamt nur ungenügende Auskünfte, so daß sich eine zusammenhängende, vollständige Geschichte derselben, im Gegensatz zu den Kartenspielen, noch bei weitem nicht darstellen läßt. Ich versuche in den folgenden Zeilen einen kleinen Beitrag dazu zu liefern, der sich in den meisten Angaben nicht bloß auf völlig beglaubigte Mitteilungen, sondern auch auf meine eigene An- und Durchsicht einiger Spielkartensammlungen stützt und von dem ungemeinen Interesse, das alle Stände beiderlei Geschlechts der Praxis unseres Gegenstandes widmen, ein nicht ganz geringes auf sich übertragen zu sehen hoffen darf.

Wo ist der Ursprung der Spielkarte zu suchen?

In Holland gibt es noch immer Leute, welche Lorenz Jansen Coster von Haarlem (1370—1439) für den Erfinder der Spielkarte halten. Nachdem er trotz der Schutzschriften eines Adrian Junius, Peter Scriver, Schöpflin, Meermann und anderer nicht an Stelle Guttenbergs als Wiedererfinder der Buch-

druckerkunst behauptet werden konnte, sollte wenigstens jene Hervorbringung auf seinen sinnreichen Kopf zurückgreifen. Dieser Meinung tritt aber schon der Umstand entgegen, daß selbst in Holland bereits vor seiner Geburt Spielkarten im Schwunge sind; nicht einmal der erste heimländische Drucker ist er, da sich Spiele vom Jahre 1380, verfertigt zu Leiden, vorgefunden haben.

Deutschen Ursprungs ist die Karte aber auch nicht. Der berühmte Leipziger Jurist Karl Ferdinand Hommel (1722 bis 1781) faßte zuerst diese irrige Mutmaßung, verleitet durch die Figuren der einzelnen Blätter, welche er sich nicht anders als aus den Lehnungsverfassungen der Deutschen zu erklären wußte, also auch ohne Kenntnis davon, daß es in Deutschland nebenher Karten ohne solche Figuren gab, und zwar älteren Datums als jene.

Doch ebensowenig ist man berechtigt, den Ursprung der Spielkarte in Spanien, Italien oder Frankreich finden zu wollen.

Nein, alles weist in dieser Frage auf den Orient hin und wird der Blätter, welche fanatische Priester des 16. Jahrhunderts dem Teufel zuschreiben, schon in den ältesten Sagen der ost- und westasiatischen Kulturvölker, der Chinesen, Japaner, Indier, Babylonier und Ägypter, Meder und Perser, Phöniker und Ägypter gedacht. Nur unter den Hebräern scheint diese Erfindung keine Heimstätte erlangt zu haben, wenigstens fehlt jeder Anhaltspunkt dafür. Von Papier oder einer ähnlichen Masse waren diese Blätter allerdings noch nicht, vielmehr bestanden sie, namentlich die der Chinesen und Japaner, meist aus Täfelchen von Elfenbein, andere aus dünnen Holzplättchen und Steingut. Und ganz in Uebereinstimmung mit dem starren Konservatismus, der alles Leben der Orientalen bis in die letzte Zeit hinein beherrschte, und der träumerischen Stabilität ihres Charakters hat sich auch dieses Gerät an zweitausend Jahren in fast unveränderter Herstellung erhalten. Vor mir liegen zwei chinesische Spielkarten, von denen die eine um 1580 nach Europa gebracht worden, die andere 1860 direkt nach Deutschland gelangte und nicht viel früher verfertigt sein soll — und beide gleichen vollständig dem Exemplare, das angeblich aus der Zeit um 500 vor Chr. stammend (eine unbestritten gebliebene Bestimmung), im Kataloge einer Londoner Altertümer-Versteigerung vom Jahre 1835 beschrieben worden. Das eine Spiel besteht aus 37, das andere aus 59 Elfenbeintäfelchen, etwa 8 cm lang und 1 1/4 cm breit, die Vorderseite mit schwarzen, eingebrannten Linealfiguren und ebensolcher Schrift, umrahmt von gleichfarbiger Rante, die Hauptwerte rot angestempelt, die Rückseite gelb. Eine andere chinesische Karte, welche ich in der Sammlung des Pfarrers Dr. Schütz in Leisg bei Leipzig sah¹⁾, gleicht ganz den älteren japanischen, die aus 29 Elfen-

beintäfelchen bestehen, beinahe 1 cm breit und ungefähr 7 cm lang, ebenfalls mit schwarzer Linearmalerei wie dergleichen Schrift versehen und in den Hauptwerten rot abgestempelt, auf der Rückseite dagegen tief und glänzend schwarz sind.

Diese Karten sind indes nicht mehr die allein gang und gäben; Indien, China, Japan, Persien, Aegypten und die Türkei sind, vereinzelt Versuche im vorigen Jahrhundert nicht gerechnet²⁾, seit siebzig Jahren immer mehr für die Erzeugnisse der englischen und französischen Kartenfabriken gewonnen worden, welche den Geschmack der Orientalen im Auge behielten und alle für jene Länder wünschenswerten Varietäten anbrachten. Man trifft daher dort neben unseren gewöhnlichen, aber breiter und höher gehaltenen Doppelpopf-Whistkartenspielen, in denen die Figuren teils der heimischen weltlichen und geistlichen Hierarchie entlehnt, teils nur dem in das eigentümliche nationale Leben völlig eingeweihten verständlich sind. Dahin gehört auch eine Karte, deren Figuren einen Sultan, eine Sultanan, einen Pascha und (wie ich ihn deute) einen Vostandschi-Baschi vorstellen, ein Drittel jedes der guillochierten Zahlblätter aber einen Janitschjartropp. Alle zeichnen sich durch besonders sorgfältige und prächtige, einige sogar durch höchst luxuriöse Ausstattung aus. So habe ich vor mir ein Spiel mit durchaus künstlerischen, in Kupferstich ausgeführten Figurenumrissen von Hausmann in Paris, ausgefüllt mit unvergleichlich lebhaften Farben und reichster Goldmalerei. Die vier Farben (Treff, Pik, Coeur, Carreau) werden hier durch die vier Weltteile Europa, Asien, Afrika und Amerika unterschieden. Sonst sind die Figuren Könige, Dame und Bube wie in der gewöhnlichen französischen Karte, nur trägt der Bube die Signatur gleich der Dame oben. Sämtliche 52 Blätter bieten übrigens die mannigfaltigsten Nebenbilder dar. Die Zahlenblätter (As bis zehn) weisen einen zarten Unterdruck auf.

Ich bin aber entschieden der Meinung, daß nicht gewinnstüchtiges Interesse den Anstoß zur Erfindung der Karte gegeben, sondern eine den allgemeinen Gang zum Überglauben überraschende und nährende Zufälligkeit; jene Zufälligkeit nämlich, wo aus der unvorhergesehenen und unwillkürlichen Verbindung und Lage gewisser Gegenstände eine bevorstehende Begebenheit gemutmaßt wurde, welche wirklich eintraf. Begreiflich mußte dann die Einbildung rasch dazu geführt werden, ganz bestimmte, leicht handliche Geräte zur Wahrsagung zu verwenden, sich darin zu üben und durch Übung zu einem System zu gelangen. Was mich in dieser Meinung von dem ersten Anstoße zur Erfindung der Spielkarte vollends bestärkt, das ist der Name, unter welchem wir sie nach Europa ausgeführt sehen und dessen hier gleich gedacht werden wird. Dieses Gerät, also in letzter Gestaltung

¹⁾ Diese Sammlung ist veräußlicht.

²⁾ Eine pomboise französische, bloß für China eingedachte Karte vom Jahre 1750 in obiger Sammlung.

die Karte, auch zu wenig erregenden und doch erheiternden anderweitigen Spielen zu benutzen, lag sehr nahe; kaum aber dürften letztere auf unmeßbare Zeit hinaus eines anderen Charakters gewesen sein, als die unseres „Tod und Leben“ oder „Patience“. Gewinnfüchtige und vornehmlich Hazardspiele verdanken die Orientalen eher erst den Europäern, nachdem diese die Karten durch sie kennen gelernt und zu einem der verhängnisvollsten Werkzeuge ausgebildet hatten. Allein auch das Entstehen jener Kartenkunst, die auf einer bestimmten Art des Mischens der Blätter oder auf besonderen arithmetischen Verhältnissen oder bloß ungemeiner täuschender Geschwindigkeit der Finger beruhen, weist auf den Orient hin.

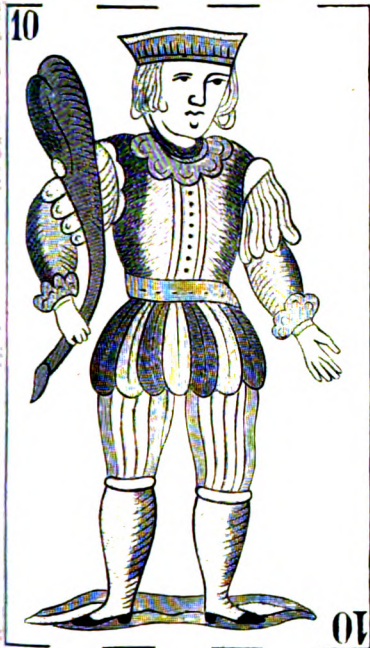
Daß lediglich die Zigeuner in Indien

Karte erst in Italien, dann in Spanien eingeführt worden sei und dort erst um 1299 oder, wie andere wollen, erst 1308. Denn die älteste bekannte Spielkarte, von welcher sich Blätter erhalten haben, stammt aus Granada, und ist aus Papier von Baumwolle angefertigt, dessen Fabrikation vornehmlich von den Arabern schon in der Mitte des siebenten Jahrhunderts betrieben wurde, wogegen die ältesten in Italien angefertigten Spielkarten bereits aus Linnenpapier bestehen, das doch vor 1308 nirgends vorkommt. Wenigstens ist eine Karte italienischen Ursprungs aus anderem Stoffe noch nicht ermittelt worden. Die ersten Nachrichten von dem Vorhandensein der Karte in Europa stehen aber auch gleich mit Klagen über gewinnfüchtiges Spiel und dessen Folgen in Verbindung.

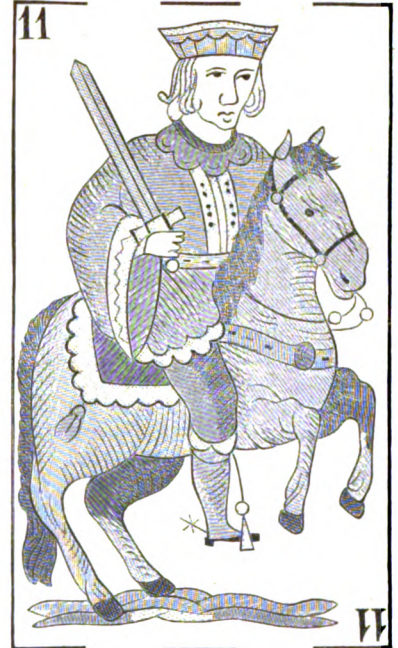
Die spanische Karte ward aber auch maßgebend für die Einrichtung der italienischen; dieselbe Höhe und Breite des Formats, dieselbe Mouffierung der Rückseite (anfänglich nackt, dann marmoriert, später mit ineinanderlaufenden Figuren), dieselben Farben, weiß, rot, blau, schwarz im Durcheinander, mit den Zeichen copas (ital. coppi) oder Becher, aspadas (spadi) oder Schwerter, oros (denari) oder Münzen, und bastos (bastoni) oder Stöcke, wodurch die vier Hauptstände im Staate: Priesterschaft, Adel, Bürger und Ackerbauer, versinnbildlicht werden sollten. Ebenso die Benennung der stets vollen Figuren Rey (Rè) oder König, Caballo (Cavallo) oder Reiter, Sota (Fante), Knappen oder Buben, anfänglich ein Roß führend. Damen sind eine französische Einführung, die erst um die Mitte des 15. Jahrhunderts zur Mode gelangte. Verdrängt jedoch wurden durch sie die Reiter nicht.

Ein einziger wesentlicher Unterschied zeigt sich in beiden Karten von Hause aus: Die erstere umfaßt 48 Blätter, nämlich außer den genannten Figuren das As, welches im vermeintlich ältesten spanischen Nationalspiele und in den verschiedensten neueren Spielen bloß 1 gilt, und die Zifferblätter 2—9, wogegen der Sota, Knappe oder Bube 10, die Dame oder der Reiter 11 und der König 12 werten. Die älteste italienische Karte hingegen, nach dem dort zuerst aufgetretenen Spiele „Trappolierkarte“ benannt, umfaßt nur 36 Blätter, indem ihr die Ziffern 3—6 fehlen. Aus dieser entwickelte sich die Tarockkarte mit 78 Blättern und hinterher eine andere mit 40 Blättern, die Ziffern von 1—7. Mit dem Mundgange der französischen sogenannten Whistkarte durch Europa werden dann in Spanien wie in Italien, ohne die anfänglichen verschiedenen Farben ausmerzen zu können, Spiele mit zwei schwarzen und zwei roten Farben üblich, und in Italien schiebt man an die Stelle der „Denari“ eine Farbe „Picche“, ganz so gestaltet wie das französische Pik. Einer Umwandlung ist letztere nicht gefolgt; das Format der spanischen Nationalkarte ist nunmehr so klein geworden, daß es nahe an Unhandlichkeit grenzt:

es beträgt jetzt kaum 9½ cm Höhe und knapp 6 cm Breite. Außerdem ist die gebräuchlichste nur aus Vorder- und Hinterblatt zusammengesetzt, während jedes gute Kartenblatt bekanntlich noch einen Mittelbogen erfordert. Dazu bedient man sich nirgends eines so schlechten Papiers wie hier. Um so mehr hat sie an Buntheit zugenommen; die Bilder sowohl als die Zifferblätter, mit Ausnahme der Oros, welche nun gelb sind, weisen eine höchst unschöne Zusammenstellung von Gelb, Grün, Blau und Rot auf; die schwarzen Umrisse sind Holzschnittdruck, die Farben die gewöhnlichsten, mit Kleister verfezte Erdfarben. Nicht mehr üblich ist die Bezeichnung „Bastos“, es heißt statt dessen „Palos“ (Baumstumpfe oder Knüppel). Ich bringe hier eine getreue Abbildung



Spanische Spielkarte.



Spanische Spielkarte.

so sogenannte Kartenschlagen getrieben, höchst unwahrscheinlich; um so gewisser des, daß dieser vagabundierende Volksstamm in Europa zuerst jene Kunst in ebenso betrügerischer als einträgliches Gewerbe umgewandelt hat. Vielleicht erlitten auch sie schon zu dem Behufe Kriegen mit eigentümlichen geheimen Charakteren.

Wer von Asien her die Kenntnis der Karte nach Europa verpflanzte, ist unentzelt; die Zigeuner auf keinen Fall, in bis zum Beginn des 15. Jahrhunderts ist keine Spur dieser dunkelhäutigen Menschen in unserem Erdteile nachweisbar. Die Spielkarte dagegen ist hier bereits um 80 in Aufnahme; zunächst in Spanien, etwa zehn Jahre später in Italien, in beiden Ländern unter gleichem Namen, „Naipes“, hier „Naibi“ lautend, ein indisches entsprungenes Wort mit Bedeutung: das Wahrsagen. Alle entgegenstehenden Angaben sind als richtig abzuweisen, namentlich, daß die

der vier Asblätter, des Copa-Königs, des Espada-Reiters und Palo-Buben in der gegenwärtigen Gestaltung des Nationalspiels, zu welchem kurz folgendes bemerkt sei.

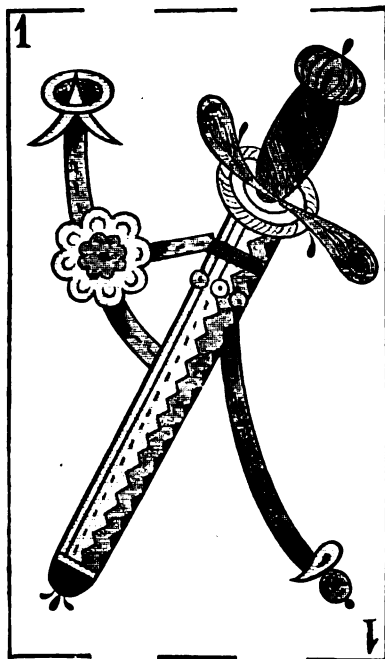
Das Haupt- und Nationalspiel in Spanien, das Ombre, soll auch das älteste daselbst sein. Fortgesetzte Nachforschungen haben dagegen die Vermutung des Engländers Singer¹⁾ bekräftigt, wonach das älteste Spiel der Spanier nicht das „Ombre“ ist, aus welchem sich das L'hombre mit seinen Varietäten und Abarten entwickelte und seit dem 16. Jahrhundert über ganz Deutschland, ja selbst nach Afrika verbreitete. Vielmehr ist glaubhaft, daß das sehr einfache Spiel „Primerio“ das älteste ist. Aus diesem dürfte dann das „Reynado“ hervorgegangen sein, das im Don Quichotte (Buch 10, Kap. 5) erwähnt und von Tieck ganz willkürlich „Lomber“ übersetzt

¹⁾ Researches into the history of playing cards. Lond. 1816.

worden. Im Volke hieß dies Spiel scherzweise „al Renegado“ oder Teufelspiel. Und hieraus erst kann das „Juego del Hombre“ entstanden sein, jetzt fast nur unter dem Namen „el Tresillo“ bekannt und meist noch immer unverändert mit einfacher Frage und einfachem Solo gespielt: bekanntlich jedoch das kunstvollste und pikanteste. Wie viel Zeit bis zum Hervortreten dieses Spiels verflossen oder bis dahin, wo es zur Oberhand gelangte, ist unbestimmbar, letzteres keinesfalls vor der Mitte des 16. Jahrhunderts. Die dem Abensteinischen Spielmanach von 1820 häufig nachgeschriebene Angabe 1430 findet in der älteren spanischen Literatur keinerlei Erweis und ist aus mehreren anderen Gründen unbedingt verwerflich¹⁾.

Von Italien aus verpflanzte sich die Spielkarte nach Deutschland, höchst wahrscheinlich bereits zu Anfang des 14. Jahrhunderts und schlechterdings nicht erst 1391, wie vielfach — wohl in Verwechslung mit dem Bekanntwerden eines bestimmten, unten näher zu erwähnenden Spiels — angegeben worden, wobei freilich einer dem anderen gläubig nachgeschrieben hat. Zur Unterstützung für unsere Behauptung dient, daß Gottfried III., Bischof von Würzburg (1314 bis 1322) bereits im Jahre 1321 dem Klerus seines Stifts das „sündige“ Kartenspielen verbietet. Ebenso der gewaltige Kurfürst Balduin von Trier (1307 bis 1354) im Jahre 1327; Verbote aber, die hier so wenig nützen, wie die unter Androhung noch schärferer Strafen vom König Johann I. von Kastilien (1387) erlassen, alle Stände angehend. Der Klerikal in Deutschland wußte sich zu helfen, indem er eine neue Karte ersann, mit welcher die bisherigen Spiele unter der Maske des Gebets und der frommen Beschaulichkeit gepflogen wurden. Diese Karte kann füglich die Heiligenkarte genannt werden. Man nahm eine gewisse Anzahl Heiligenbilder, welche die Bedeutung der Könige, Ritter, Buben oder Ober und Wenzel erhielten, wogegen andere beliebige die Zifferblätter darstellten und als solche dadurch kenntlich gemacht wurden, daß man ihnen so viel Punkte mit Ruß, also in leicht zu beseitigender Weise auftrufte, als sie zählen sollten. Ein solches Spiel liegt mir aus dem Jahre 1450 vor, angeblich einem der schlesischen Mönchs-Klöster entstammend, die um jene Zeit durch den Bischof Petrus II. und Johannes Capistranus strengen Revisionen unterlagen, während andererseits allen Diözesanen ohne Unterschied „jegliche Schwelgerei, alles Brett- und Kartenspiel bei Verlust der ewigen Seligkeit“ verboten wurde, natürlich vergebens, zumal hier nicht so unmittelbare und handgreifliche Strafen in Aussicht standen, wie in denselben und fast gleichzeitigen Verboten des Eichstädter Bischofs Johann III. In

betreffender Karte stellen in Gold gemalte Heilige die Figuren, in gewöhnlichen Farben (blau, rot und gelb) gemalte die Zifferblätter 1, 2 und 7—10 vor. Die Rußtupfen sind noch unschwer erkennbar, das Format ist ein kleines, aber etwas breites Oktav; das Papier ist grau, einfach, indes ziemlich steif. Unstreitig diente diese Karte zum Trappolierspiel. Ja, die alte italienische Trappolierkarte ist mit unwesentlichen Veränderungen im Oesterreichischen, dort auch Bastonikarte genannt, noch nicht völlig außer Brauch, ebenso in Schlesien hier und da zu finden, obgleich nur in niederen Kreisen, die den „Re“ das Reh, den „Cavallo“ das Cavall, den Buben oder Unter (Fante) das Fantell, die Zwei den Do oder Du nennen, sämtliche 36 Blätter Baston-



Spanische Spielkarte.

karte. Im Oesterreichischen dient sie übrigens zu dem noch üblichen Spiele 26 oder 101.

Auf das Format zurückzukommen, so besagen unsere Nachrichten, daß gerade in Deutschland die Spielkarten in den ersten Zeiten ihrer Existenz schon in den verschiedensten Größen angefertigt wurden, von $\frac{1}{24}$ des Bogens an bis zum Kleinfolio.

Die Entstehung der Bilder Ober und Wenzel in die Mitte des 15. Jahrhunderts zu verlegen, ist irrig. Sie sind nach der Mitteilung eines gediegenen Kenners und Sammlers, des verstorbenen Buchhändlers Oswald Weigel in Leipzig, bereits in unseren ältesten Herstellungen mittels Holzschnittes vorhanden, welche zwischen 1350 und 1360 von Nürnberg ausgehen, nur samt und sonders von rohester Beschaffenheit, ebenso häufig bloß schwarz als ohne Malblätter koloriert. Erkennlich waren die Nürnberger Karten an einem stehenden Kreuz unter der roten

(Herzen-) Sieben. Der Magistrat von hierin aber (1518) eine Blasphemie zu verbot deshalb den Kartenmachern, die frühzeitig (urkundlich zuerst 1373) zum ersten Handwerker sind, das Zeichen, dagegen das Andreaskreuz (X) gestattend, das sich zur römischen X ausbildete. Das Andreaskreuz sah ich noch in einem Exemplar von 1845. Das erste einigermaßen geschliffene und augenscheinlich mittels der Patrone kolorierte Nürnberger Spiel ist die „Gänsemännchenkarte“, so genannt nach dem Eichel-Unter, der zwei Gänse in einem Arme trägt. Der Name ihres ursprünglichen Verfertigers ist häßlich. In wenigen Jahren aber wurde sie durch die Karten von Johann Ernst Bachsofen übertroffen, sowohl nach Holzschnitt als Färbung.

Unterdesse war ein neues „Gebot des Teufels“ entstanden, nämlich die Landsknechtskarte (1391), welche, wie oben bemerkt, irrtümlich für das erste deutsche Kartenspiel gehalten worden. Ohne Zweifel jedoch wies sie keine Ähnlichkeit mit früheren Spielen auf, wie auch das in Frankreich während des 17. Jahrhunderts in allen Kreisen, bis am Hofe Ludwig XIV., gespielte „La-queuet“ (Landsquenet) nichts mit dem alten deutschen Landsknecht gemein hat. Bloß den deutschen Namen annehmend, war jenes ein blankes Hazardspiel, verbunden mit der gewöhnlichen französischen Karte, das unserer dagegen ein originales Dreispiegel. Umgekehrt ist das, was bei uns in Geheim als Landsknecht traktiert wird, ein von Frankreich erst eingeführtes, obgleich verändertes „Jeu de hazard“.

Die mir zu Händen gekommene Landsknechtskarte trägt die Jahreszahl 1541 und den Manufakturvermerk: „Diese Karte ist zu finden bei Johann Heinrich Schenk in Nürnberg.“ Etwas kleiner und schmaler als unsere gegenwärtigen Karten, äußerst roh in Schnitt und Farbengebung, wenn man bunte Malblätter ohne Patrone so nennen darf, bezieht sie aus 33 Blättern, nämlich 21 benannten Bildern und 12 mit den rotgezeichneten römischen Ziffern, VII—X. Die Bilder heißen: „Pfeiff“, „Würst“ (3 Bl.), „Einkehrt“, „Auszahl“, „Nacht“ (2 Bl.), „Deller“, „Thaler“, „Geld“ (2 Bl.), „Werba“ (2 Bl.), „Hut“ (2 Bl.), „Miau“ (2 Bl.) und „Hut“ (3 Bl.).

Ueber die weiteren Schicksale der Karte und des ursprünglichen Spiels, dem sie diente, sind wir nicht unterrichtet. Beide sind jedoch zu Ende des 17. Jahrhunderts verschollen.

Bis dahin aber hatte Nürnberg aufgehört, im Deutschen Reiche der Ort für die Kartenmanufaktur zu sein. Ulm, Augsburg, Leipzig, Darmstadt, Mannheim, Frankfurt a. M., Mainz, Hamburg, Wien, Brünn und selbst kleine Städte wetteiferten mit ihm, überflügeln es auch darin. Obgleich Nürnberg der letzte Ort, wo zur Herstellung seiner Karten statt der Holzschnitt

¹⁾ Wer sich für die Geschichte des L'hombre näher interessiert, den verweise ich auf die zwar noch lückenhafte aber trotzdem reichhaltige Darstellung desselben von Guflav Schwetjke, Halle 1863.



Spanische Spielkarte.

en der Kupferstich auf die Umrisse des Vorderdrucks angewendet wird. Die schlechtesten Karten hingegen lieferte in jeder Hinsicht; merkwürdig konservativ zeigte sich in dieser Hinsicht namentlich die Firma B. Horacek.

Nach Frankreich und Holland ist die Spielkarte höchst wahrscheinlich gleichzeitig gekommen, nämlich um 1360, wobei zwar zunächst die spanisch-italienischen die erste originale, allein nur in wenigen Exemplaren angefertigte französische Karte ist die überaus prachtvolle, welche die Zerstreuung des wahnsinnigen Königs Karl VI. diente (1392). Zwei Blätter dieses Spiels sind in meinem „Historisch-komisch-komischen Bilderatlas“ (Heft I, Leipzig 1862) in Gold- und Farbendruck in Vorlagen ganz getreu nachgebildet und so daran zu erkennen, daß es in jeder Hinsicht von allen anderen bekannten Karten abwich. Die jetzt noch dominierende Karte von 52 Blättern tritt zuerst 1400 hervor und weist statt der Reiterfiguren auf, jene hiezulande fortan vorzuziehen. Bemerkenswert ist dabei, daß bereits in den Fabriken des 16. Jahrhunderts die schwarzen Augen mit einem vollständig ausgedruckt, also bloß rot gemalt sind. Außerdem will ich gleich anmerken, was wenig bekannt worden, daß der Kardinal Mazarin das Hochspiel eine besondere Karte zum und ausführlich ließ, die indes wohl nur über die Hofkreise gedrungen sein dürfte und von welcher sich nichts erhalten haben scheint. Selbst eifrige Pariser Sammler konnten von ihr nichts ausfindig machen.

Was Holland weiter betrifft, so ist es hier vorläufig noch an, daß es im 17. Jahrhundert den renommiertesten Kartenfabrikanten besaß, einen kleinen, heimlichen und schrullenhaften Mann, dessen Namen, Wesen und Handlung

sich verschiedene sprichwörtliche, zum Teil bis auf den heutigen Tag auch bei uns übliche Redensarten knüpften, über welche aber das Andenken an den Mann selber so verblüht, daß sogar ein so vielseitiger Historiker wie Lappenberg sich in wunderlichen Erklärungen darüber ergehen konnte¹⁾. Dieser Mann war Peter Meffert von Amsterdam. Noch aus neuester Zeit gibt es holländische Karten, in denen der Treffhube seinen Namen trägt²⁾.

Wenig später als in Frankreich und Holland ist die Spielkarte in England eingebürgert, und zwar vorerst die spanisch-italienische, welche, trotzdem die französische alsbald nach ihrem Entstehen auch hier heimisch und selbst deutsche Karten nachgeahmt wurden (letzteres seit 1440), teils unverändert, teils in ähnlichen Gestaltungen bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts in Gebrauch blieb. Ein solches Spiel hat Pope in seinem berühmten Epos „Der Lockenraub“ (Ausgabe von 1712) besungen, wo die vier Farben als „Clubs“ (Keulen), „Diamonds“ (Pfeilspitzen), „Hearts“ (Herzen), und „Spades“ (Schwerter) in Schwarz und Rot nebst den Mataboren Spadillo, Marnilio und Basto auf dem Kampfplatz des Ombre erscheinen. Seit Anfang des 16. Jahrhunderts entstehen zudem daselbst die Spielkarten in allen Größen, und die Launen der Phantasie schaffen so mannigfaltige Gestalten, wie in Deutschland. So z. B. sah ich aus dem Jahre 1550 eine Karte von 52 Blättern, in denen die Figuren lauter geharnischte Männer darstellen, Farben und Zifferblätter in Uebereinstimmung mit den französischen; aus dem Jahre 1690 ein Spiel in klein Oktav mit der Darstellung von Fürstenversammlungen; aus dem Jahre 1790 eine in allen Blättern schwarze „Temperanzkarte“; aus dem Jahre 1830 eine in italienischem Format in Kupferstich, Gold- und Farbendruck durchaus sauber ausgeführte. Ueberhaupt aber lassen sich die englischen Spielkarten und speziell die Londoner in Feinheit der Herstellung schon im 17. Jahrhundert nicht mehr überbieten. Kupferstich und Steinzeichnung sind kaum erfunden, als sich ihrer auch die dortige Kartenfabrikation bemächtigt.

Von norwegischen Karten sah ich nur zwei Blätter eines einzigen, mutmaßlich ungemein seltenen Spieles, das eine mit acht, das andere mit neun Beilen, mitten durch ein Schaft, dessen Ende das Zeichen \equiv bildete, also wohl den siebenten Buchstaben der älteren Runenschrift, gleich H lautend, und vielleicht den Anfangsbuchstaben des Namens des Verfälschers ausdrückend, der Schaft gestützt auf ein wappenartiges, gelb bemaltes Feld mit dem Namen Bergen in Fraktur-

schrift, gewiß der Fabrikationsort. Das Format ist Sebez, das Papier ungemein dick, die schwarzen Umrisse sind durch groben Holzdruck hergestellt, die Farbe des einen Blattes (der 8) rot (Beil und Schaft), des anderen (der 9) grün, die leeren Stellen und die Rückseiten grau. Der Besitzer dieser Raritäten leitet ihr Alter auf die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts zurück.

Gehört das meerumspülte Albion zu denjenigen Ländern Europas, in welchen die Spielkarte am spätesten gesellschaftlich en vogue ward, so ist es dagegen das erste Land, wo sie am frühesten der graphischen Produktion des Humors, der Satire und des Grotesk-Komischen diene. Freilich kommt das Wort Humor in der englischen Sprache erst am Ende des 16. Jahrhunderts auf, und seine jetzige Bedeutung erlangte dieser Begriff sogar erst zu Ende des 18. Jahrhunderts. Allein das leuchtet von selber ein, die Realität dieser Dinge mußte ihren Bezeichnungen und Begriffsbestimmungen vorausgehen; scherzhafte Laune und Spott sind ohne Zweifel so alt wie die Menschheit selbst.

Darf man den Mitteilungen englischer Schriftsteller trauen, so existierten dergleichen Karten bereits um 1460. Ich selbst sah keine früheren, als eine von 1511, welche ergötzliche Nauffereien zwischen Mann und Weib, Menschen mit Tierköpfen und andere Grotesken aufwies.

In keinem Lande treten jedoch derartige Produktionen so massenhaft auf als in Deutschland, und scheinen hier die ersten komischen Karten mit der Entstehung der Karikaturen ebenso auf die Reformatoren wie die Gegner der Reformation zusammenzufallen. So sah ich ein paar Blätter eines Kartenspiels, auf welchen unterhalb der Ziffern ein Narr in eine päpstliche Tiara eine natürliche



Spanische Spielkarte.

¹⁾ In seiner Ausgabe der Laubenbergischen Scherzgedichte. Stuttgart 1861, S. 238 ff. (Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart, Bd. 58.)

²⁾ In den Sammlungen des Herrn v. Berlepsch in Groh-Züchheim bei Wolfenbüttel befand sich ein gedruckter Spielkarten-Umschlag, auf welchem Peter Mefferts Nachfolger den Ruhm seines Vorgängers verleiht. Auch dem Franzosen Boiteau ist sein Fabrikat bekannt.

Verrichtung in unanständigster Weise vornimmt, ein Spottgebilde nach einer Idee von Lucas Cranach. In einem anderen Spiele sind am Fuße jedes Blattes die Brustbilder von Narren mit Schellen enthalten, welche umgedreht in fragenhafter Weise den Kopf des Papstes oder eines Kardinals vorstellen. In einem Münchener Spiele von 1546 präsentieren die Däuser Medaillons, wo Luther, seine Räte küßend, vom Teufel gepackt wird. In ungefähr derselben Zeit sollen Karten mit Spottbildern auf die Jesuiten gefertigt worden sein. Wie zu erwarten, waren es nicht lediglich religiös-kirchliche Stoffe, welche in solcher Weise verwendet wurden. Ich konnte eine Leipziger Karte von 1798 einsehen, in welcher die Gesichter der vier Könige Karikaturen von Mobsierre, Danton, Marat und Mirabeau sind. Diese überaus seltene Karte ist noch deshalb beachtenswert, als sie meines Wissens das erste deutsche Spiel mit Doppelkopien ist, wo also die Figuren aus zwei Brustbildern bestehen, die in der Mitte des Blattes zusammenstoßen. Aber es zeigt sich hier neben auch der tendenziöse Humor. So lagen mir von diesem Genre einige Blätter eines Spieles von 1550 vor, welche in grotesker Manier Zeichnungen von Affen, Vögeln, Menschen und Fischen enthielten. Hierher rechne ich ferner die im 17. Jahrhundert aus dem Neckenburgischen hervorgegangene „Huzekarte“, ein Spiel von 36 Blättern gewöhnlichen Formats, mit vier buckeligen Männern und vier dergleichen Frauen, welche Daus und König abtrumpfen, selbstverständlich alle Zahlenblätter (6–10). Sodann die im vorigen Jahrhundert in Bayern entstandene und noch hier und da gebräuchliche „Herenzkarte“, ein Spiel von ebenfalls 36 Blättern, deren Bilder aus karikierten Mannesfiguren, zwei Narren und zwei Hexen (alten Weibern) — die Hauptwerte — bestehen. Das damit getriebene Spiel heißt auch Herenzspiel. Weiter aus unserer Zeit eine von Joseph Glanz in Wien gefertigte Tarockkarte mit Straßen- und Volksszenen, in trefflichem Kupferstich und brillanter Färbung. Sodann aus der Fabrik von W. Dondorf in Frankfurt a. M., die überhaupt, was prächtige Herstellung betrifft, den englischen zur Seite gestellt werden kann, eine Verierkarte, und aus den siebziger Jahren die sogenannte „Musikkarte“, ein französisches Spiel von 52 Blättern bietend, doch größeren Formats, oben die Devise: „Vive la Musique et la Danse!“, in der linken Ecke jedes Blattes das Wertzeichen; dann Orchesterfiguren in komischer Situation aufgefaßt, womit der Raum des oberen halben Blattes ausgefüllt ist. Den unteren nehmen auf zwei Linien systemen vier Takte eines Musikstückes ein, das nach einem beigefügten Neagramm auf je acht Blättern zum Abschluß gelangt. Feinster Stich, sauberster Gold- und Farbedruck verleihen ihr noch besonderen Reiz. Eigentümlicherweise ist sie weit mehr in Italien als bei uns bekannt und verbreitet.

Ferner ist von diesem Genre aus den mir zugänglich gewesen Sammlungen zu erwähnen die sogenannte Regalkarte in den Farben Schwarz und Rot, welche Szenen und Posituren im „Ramm-“ oder „Partenspiel“ in heiterem Sinne versinnbildlicht. Und endlich der bei Gelegenheit des zweiten Leipziger Karnevals (1868) von der in Plesse-Athen bestehenden lustigen Gesellschaft „Die Zwanglosen“ ausgedachten und nach ihr benannten Spielfarte, deren Wirksamkeit aber vertrautere Kenntnis von Leipziger Zuständen voraussetzt. Wenn ich übrigens die Abrisskarte von Glanz und Dondorf hervorhebe, so erheischt die Gerechtigkeit auch auf die Erzeugnisse der Firma Frommann und Bunte in Darmstadt als in erster Reihe beachtenswert hinzuweisen. In Leipzig war M. Henje ein tüchtiger Kartenmacher; namentlich ist hervorzuheben eine um 1800 von ihm in altdeutschem Stile fabrizierte Tarockkarte. In neuerer Zeit versuchte hier Twietmayer die bereits im vorigen Jahrhundert gekannten ovalen Karten in Aufnahme zu bringen, was sich jedoch heute wie sonst als undantbares Bemühen herausstellt.

Von komischen Karten anderer Länder ist mir nur noch eine holländische aus dem Ende des 17. Jahrhunderts zu Gesicht gekommen, deren Bilder in den vier verschiedenen Farben lauter lächerliche Teufels- und Herendardstellungen nach der Manier von Cabert Hemsfert präsentieren.

Mein deutlich war die Idee, die Spielfarte nicht bloß zum Kartenspiel benutzen zu lassen, sondern zugleich zu historischen Reminiszenzen und instruktiven Zwecken in Anwendung zu bringen. Wann diese Idee zuerst in die Praxis gesetzt worden, ist unbekannt. Als zuverlässig gilt aber, daß im 16. Jahrhundert Karten mit den Bildnissen der Reformatoren und anderer Kirchenhäupter sich im Umlauf befanden, auch mit den Bildnissen der deutschen Kaiser, und ich selber erinnere mich eines alten Kölner Spiels, welches auf jedem Blatte das Mundbildchen eines deutschen Kirchenfürsten vorführte, sämtlich benannt. Aus unserer Zeit gedanke ich der „Freischütz-karte“ von M. Henje, zur Erinnerung an die erste Aufführung der gleichnamigen Oper von Carl Maria v. Weber bestimmt, die Hauptfiguren derselben vergegenwärtigend und die Porträts der dabei in Thätigkeit gewesenen Sänger und Sängerinnen nebst dem des Komponisten. Längere Zeit in Dresden und Leipzig sehr verbreitet, gehört sie demalen zu den größten Seltenheiten. Ferner der Dresdener „Kommunalgardenkarte“, zur Erinnerung an die Revolution vom 9. September 1830, bei welcher jene Bürgerwehr eine hervorragende Bedeutung gewann. Aus 36 Blättern bestehend, dürfte sie bei der ungemainen Kleinheit ihres Formats ungleich weniger zum Spiel als eben zum Andenken gedient haben. Auch sie ist selten. Glanz in Wien lieferte die „Madedekykarte“ (Tarock), welche u. a. die Bildnisse der bedeutendsten österreichischen Feldherren unter Kaiser

Franz Joseph I. vorführt, und ein altes Tarockspiel mit Typen sämtlicher reichlichen Nationalitäten.

Das Jahr 1871 brachte eine „Deutsche Einheitskarte“ mit den Porträts sämtlicher damals lebenden deutschen Kaiser, auch das Napoleons III. mit einer Tarockmaske, dessen volle Figur als Eiche. Im übrigen ein gewöhnliches Spiel (36 Blättern). Herzog Heinrich zu Saxe ließ 1695 zu Schleusingen bei Gotha eine sogenannte „Prinzenkarte“ im Quart anfertigen, die ausgeprägte Maßen Spiel und Lehre vereinigen. Voraus geht hier eine Erklärung der Kartfigur, dann folgt eine lateinische Zusammenfassung mit der Uebersetzung ins Deutsche, die die Figur selbst in der Größe eines kleinen Spielblattes, danach wieder eine lateinische Sentenz und deren Uebersetzung, und Schluß noch ein Wertspruch für künftige Regenten, z. B. „Arte modularer nos“. „Ein Fürst soll solche Minder haben, welche bei allen Leuten in Ansehen und Gunst stehen.“ Die Karten werden hier genannt „Herzen, Klee (so viel wie Eichen, in anderen Sprachen Klee, Klee, Kreuz), „Spaten“ (den wärts auch Schippen, Schaufeln), „Stein“ (anderwärts Edstein). In technischer Hinsicht ist diese Karte kläglich. Mannheimer Waisenhaus lieferte eine Karte, deren Zweck dahin ging, lehrend die Geschichte der römischen Kaiser einzuprägen. Schlechten Holzdruckes, dürftiger Färbung ist sie noch zu Ladierung merkwürdig, denn bis dahin wurden die deutschen Karten bloß gedruckt, nachdem die Bogen gedruckt, ausgeschnitten und in der Alme getrocknet waren. Ladieren ist überhaupt eine veraltete Prozedur, die in der Regel nicht mehr genommen wird, vornehmlich nicht mehr bei Karten. Aus Breslau ging 1780 ein Spiel mit Denkprüchen der Weisen hervor, aus Berlin 1799 eines mit Aussprüchen des politischen Kadismus, seitlich der Bilder. Tise in Leipzig lieferte eine „Möhrenkarte“, die nicht bloß Möhren, sondern auch Menschenrassen kennzeichnet, und ein graphisches Tarock: Wiener Schenswürdigkeiten. Glanz fabrizierte eine französische Karte mit Pariser Schenswürdigkeiten. Lattmann in Goslar die „Harz-karte“ mit Harzprospekten.

Aus diesen Karten entstand in neuer Zeit noch eine andere Art, die für gewisse Stände und Berufsweige bestimmt und wohl auch wenig über diese hinausgedrungen ist. So lieferte Berlin eine „Militärkarte“, ein Spiel von 36 Blättern, das alle Grade und Abteilungen der damaligen preussischen Armee veranschaulichte, in künstlerischer Hinsicht aber wenig von den anderen Kartenarten unterschied. Dresden lieferte 1824 eine trefflich ausgeführte „Waldkarte“, die alle Tiere des Waldes, die Pflanze, Treiber, Mägen etc. darstellte.

1) In der Sammlung des Dr. Ebeling.

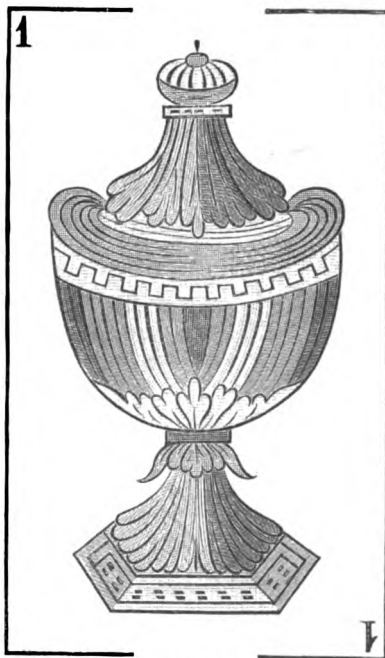
lätter sind etwas kleiner als üblich. Erster sah ich eine „Bergmannskarte“, welche das Berufsleben des Bergmanns, die heitere und tragische Szenen aus demselben vergegenwärtigt.

Besondere Karten zum Wahrsagen haben sich seit dem 16. Jahrhundert in allen Ländern Europas. Von den Sammlungen sind namentlich geschätzt die deutsche Trakelkarte vom Jahre 1820, und die feine deutsche „Sibyllen“, 32 Blätter blend, häufig verwechselt mit der selten kommenden „Karte der Lenormand“, unter deren Namen allerdings viele Spiele gefunden worden sind, jenseits oder dieses der Vogesen.

Leider jedoch bemächtigte sich überall ebensowohl auch die Obscönität der Spielkarte, nur daß unsere Zeit die vermehrte darin weit überbot. Als starke Klüppelgärten galten sowohl in Frankreich als in Deutschland Blätter, wie deren es der ersten und zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in meiner Geschichte des rotest-Romischen auf Tafel 38a und 39 zur Abbildung gelangten. Aber bei diesen tritt die Lächerlichkeit als verschöndertes Moment hinzu, welches in einem vorigen Jahrhundert in Holland gebräuchlich und mit lauter dicken und schamlosen Weibfiguren ausgestatteten französischen Spiele gänzlich fehlt, so daß uns endlich die Empfindung des Ekels beim Anschauen desselben befällt. Ein großer Liebhaber solcher Unsauberkeit, ja der entzückendsten Zote hingegen soll Kurfürst August „der Starke“ gewesen sein, und eine Chronique scandaleuse erzählt, daß er sich häufig einer Karte mit phallischen Abbildungen bedient habe. An Wahrscheinlichkeit gewinnt dieses Gerücht, wenn man die Thatfache kennt, daß er die intimen Beziehungen an seine Maitressen mit einem Siegel zu verschließen pflegte, welches ein paar schnäbelnde Vögel und den Spruch trug: „Gut — und gut Geld kommt auch die ganze Welt.“ Der Unzüchtigkeit gehört auch die „Carte des Déparlements“, ein von Wiedner in Wien vertriebener Tarock, welches das nächtliche Leben der Frauen der Halb- und Viertelsstädte der österreichischen Kaiserstadt darstellt. Das Nonplusultra von Gemeinheit aber die Pariser sogenannte „Diamantkarte“. Auf den ersten Blick ein wohlthätiges Whistspiel, zeigt sie, mit einer Verdrängtheit der Erfindung, wie sie dem Hirne eines gänzlich entnervten Spielers möglich, jedes Blatt an das Spiel gehalten (woher die Bezeichnung Laphan) 52 verschiedene Attitüden der habitatio sexualis. Glücklicherweise hat die polizeiliche Vigilanz zur Seltenheit gebracht.

Hiermit sind wir an das Ende dieses Tages gelangt. Ich kann denselben aber nicht schließen, ohne noch einer Auszeichnung zu gedenken, nämlich der „Kinderkarte“, welche Spiele nach französischem System, kleinsten Formats und von brillanter Ausführung, worin z. B. Don Quixote in Frankfurt a. M. Verlockendes

leistete. Jean Paul bringt einmal den Spruch: „Das Spiel ist die erste Poesie des Lebens.“ Aber die Spielkarte ist gewissermaßen die Schlange in dem Paradiese des kindlichen Gemüths. Selbst für den gereiften Menschen war Kartenspiel nie ohne Fährlichkeit, im besten Falle vermochte es niemals gute, geschweige edle Eigenschaften oder Leidenschaften zu pflegen. Im Kindesalter indes ist es geradezu grundverderblich, denn es weckt mehr als alles andere den Keim der Selbst- und Habgucht; in diesem ist die Karte als ein Werkzeug, das zwar nicht in die Hände, aber in die Seele schneidet. Darum fort mit der Kinderkarte!



Spanische Spielkarte.

Ueber die lauwarmen Bäder als Verlängerung des menschlichen Lebens.

Von

Dr. A. Windler.

Wer sein Leben verlängern will, muß zunächst darauf bedacht sein, dasselbe — nicht abzukürzen. Er muß also dasjenige fliehen, was erfahrungsgemäß gesundheitsgefährlich und lebensgefährlich ist. Insofern sind die Regeln der „Makrobiotik“, d. h. der Kunst lange zu leben, negativer Art; zum Beispiel: Du sollst nicht verdorbene Luft atmen! Du sollst nicht ausschweifend! u. s. w.

Diese Erkenntnis genügte nur wenigen; dieser Weg schien allzu unbequem, allzu einfach und prosaisch. Phantastische Schwärmer hofften und glaubten, es müßten doch irgend welche wunderbare Kräuter, Balsame, Salze oder dergleichen zu finden sein, wodurch man das Leben bis ins Ungemeßene verlängern könne. Man glaubt ja so gern, was man wünscht! Spekulantentum bemächtigte sich

dieser Idee und malten der Welt blauen Dunst vor, bis niemand mehr daran zweifelte, daß es positive Mittel gebe, das Leben zu verlängern. Aber ach! die Enttäuschung blieb nicht aus. Die „astralischen Salze“ der Alchimisten, der „Stein der Unsterblichkeit“ des Charlatans Paracelsus (der selber mit 50 Jahren sterben mußte), der „Thee zum langen Leben“ des abenteuerlichen Grafen von St. Germain und das Lebenselixir des berühmten Schwindlers Cagliostro — alles das erwies sich als Humbug, nur dazu geeignet, leichtgläubige Thoren zu öffnen. Im besten Falle waren die Fabrikanten jener Wundermittel betrogene Betrüger. Indessen ist der Glaube, daß lebensverlängernde Arzneien existieren, immer noch nicht ganz aus den Köpfen der Menge verschwunden, und noch heutzutage werden von Schäkern, Alchimisten und Wunderdoktoren Lebenselixire aus allerhand Kräutern bereitet, zu Nutz und Frommen der Dummen, die bekanntlich „nicht alle werden“. Der Vernünftige denkt über dieses Treiben wie Faust:

„Mir widersteht das tolle Zauberweien;
Versprichtst du mir, ich soll genesen
In diesem Wust von Raseren?
Verlang' ich Rat von einem alten Weibe
Und schaffst die Sudelfischerei
Wohl dreißig Jahre mir vom Leibe?
Weh mir, wenn du nichts Bessers weißt!
Schon ist die Hoffnung mir verschwunden.“

Und doch ist jene Hoffnung nicht ganz trügerisch: es gibt Mittel, positive Mittel, welche den Verheerungen, die das Alter im menschlichen Organismus anrichtet, eine Zeitlang entgegenwirken und somit das Lebensziel weiter hinausschieben können. Aber — diese Mittel sind rein diätetischer Art! Unter ihnen nehmen die lauwarmen Bäder den ersten Rang ein.

Wie? höre ich manchen verwundert fragen — lauwarme Bäder? gewöhnliche lauwarme Bäder?

Allerdings. Die Sache ist nicht so unwahrscheinlich, wie sie aussieht. Sie ist auch keineswegs neu, aber wenig bekannt. Unsere Aufgabe wird es sein, auseinanderzusetzen, was die bisherigen Studien über diesen wichtigen Gegenstand ergeben haben und hierdurch die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf dieses Thema zu lenken.

Daß alternde Personen durch lauwarme Bäder in hohem Grade erquickt, restauriert, gleichsam verjüngt werden, ist von aufmerksamen Beobachtern längst bemerkt worden. Schon der römische Arzt Celsus empfahl den Greisen die warmen Bäder. Allein man mußte sich nicht zu erklären, warum dieselben älteren Personen so wohlthätig sind. Erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts gab ein französischer Arzt namens Pomme eine zutreffende Erklärung hierfür. Sie lautet: „Das Greisenalter ist durch eine zunehmende Trockenheit, Sprödigkeit, Steifigkeit der Gewebe charakterisiert (Dr. Pomme nannte das mit Vorliebe racornissement, Verhornung), nun aber sind lauwarme Bäder ein Mittel, die Austrocknung der Gewebe direkt zu verhindern oder doch zu bekämpfen; folglich sind diese Bäder ein Verlängerungsmittel des Lebens und ihre auffallend wohlthätige Wirkung auf ältere Personen ist leicht begreiflich.“

Der Beweis dafür, daß der Körper im warmen Bade thatsächlich eine ansehnliche Menge Wasser aufnimmt, daß mithin die Gewebe im eigentlichen Sinne „erweichen“, ist von Falconet erbracht worden. Dieser Forscher stellte Wägungen an, welche ergaben, daß eine Person, die eine Stunde lang im lauwarmen Bade bleibt, über drei Pfund Wasser durch die Haut absorbiert. Auch der

Vormonter Brunnenarzt Marcard (in seiner Schrift „Ueber die Natur und den Gebrauch der Bäder“, Hannover 1793, S. 261) konstatierte als Ergebnis sorgfältiger Untersuchungen, daß ein Erwachsener im lauwarmen Bade binnen einer Stunde bis zu vier Pfund Wasser durch die Haut aufnimmt. Neuere Beobachtungen haben ähnliche Resultate ergeben. Jeder, der in seinem Badezimmer eine Waage aufstellt, kann sich leicht von der Wichtigkeit dieser Beobachtungen überzeugen.

Die lauwarmen Bäder haben ferner die Eigenschaft, die Zahl der Pulschläge und Atemsüge merklich zu verringern, und auch in dieser Hinsicht verhindern sie die allzu reichliche Konsumtion des Lebens. Besonders solche, die ein allzu empfindliches, reizbares Gefäßsystem haben, also einen leicht beschleunigten Puls, Wallungen zum Kopfe u. s. w., ziehen aus diesen Bädern großen Nutzen. Ein halbstündiges lauwarmes Bad von 27–28° R. setzt eine Pulsfrequenz von 72 ungefähr auf 60 herunter, und auch nach dem Bade bleibt die Zahl der Pulschläge noch geraume Zeit vermindert. Marcard, welcher einmal veruchsweise anderthalb Stunden im lauwarmen Bade verweilte, setzte dadurch seinen Puls bis auf 54 Schläge herab!

Seitdem nun durch diese Beobachtungen darauf hingewiesen wurde, daß lauwarme Bäder ein treffliches Mittel seien, die schnelle Abnutzung des menschlichen Körpers zu hindern, haben mehrere angehende Ärzte dieses Mittel ihrer Beachtung gewürdigt.

Guseland, in seinem berühmten Buche „Die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern“ (Leipzig 1797) sagt nur ganz kurz in dem Kapitel „über das Alter und seine gehörige Behandlung“ (S. 687): „Laue Bäder sind äußerst passend, als eins der schönsten Mittel, die natürliche Wärme zu mehren, die Absonderungen, besonders der Haut, zu befördern und die Trockenheit und Steifigkeit des Ganzen zu vermindern. Sie entsprehen also fast allen Bedürfnissen dieser Periode.“ — Im Kapitel über „Reinheit und Hautkultur“ sagt er (S. 585): „Beides halte ich für Hauptmittel zur Verlängerung des Lebens, und stellt die Regel auf: „Man bade jahraus jahrein alle Wochen wenigstens einmal in lauem Wasser“ (S. 592).

Weit eingehender als Guseland besprach der Brunnenarzt Zwierlein in Brückenau die lebensverlängernde Kraft der lauwarmen Bäder. Sein Werk erschien unter dem Titel: „Das wirksamste und leichteste Verlängerungsmittel des menschlichen Lebens.“ Frankfurt a. M. 1817. Dr. Zwierlein setzt in diesem Buche umständlich auseinander, daß lauwarme Bäder die Konsumtion des Lebens vermindern, daß sie dem Körper des Badenden durch die Einwirkung viele Feuchtigkeit mitteilen, alle Teile des Leibes gleichmäßig erhalten, dem Steifwerden und Austrocknen der festen Teile sowie der Fähigkeit, dem Stocken und Verderben der flüssigen Teile Einhalt thun, daß sie die feinsten Gefäße offen erhalten, die Metastase, das Geschäft der Ernährung befördern, daß sie die Absonderungen vorzüglich der Haut erleichtern, daß sie die natürliche Wärme erhalten und durch diese vereinten Wirkungen den Organismus und Lebensprozeß in gehörigem Gang erhalten, mithin die Folgen des Alters und den Tod selbst möglichst lange fernhalten. In Anbetracht der Wichtigkeit des Gegenstandes sei es mir vergönnt, einige Abschnitte aus dieser Schrift zu citieren:

(S. 25 ff.) „Da der natürliche Tod nicht durch Abnutzung der Organe, wie man gewöhnlich zu sagen pflegt, verursacht wird, sondern hauptsächlich durch Austrocknung, Steifigkeit und

Unbeweglichkeit der festen Teile, durch Verengerung, gänzliche Verstopfung oder Verwachsung der feinsten Gefäße, durch Verderbnis, Fähigkeit, Verdrickung und Stodungen der flüssigen Teile, durch Ueberfluß der erdigen Teile in den Säften und die dadurch verursachte Störung aller Funktionen des menschlichen Körpers, besonders der Ernährung und des Kreislaufs des Blutes, entsteht, so gibt es gewiß kein passenderes, kein zweckmäßigeres Mittel, den Tod möglichst lange zurückzuhalten, als das lauwarme Bad, bei herannahendem Alter öfters angewandt, welches durch seine hier angeführten vereinten Wirkungen zu diesem Endzweck alles leistet, was ein menschliches Mittel zu leisten im Stande ist und daher mit Recht als das wirksamste Verlängerungsmittel des menschlichen Lebens empfohlen werden kann.

Als der berühmte Staatsmann und Naturforscher Benjamin Franklin in Amerika, der Erfinder des Bligableiters und der Harmonika, sich zu Anfang der amerikanischen Revolution, im Anfange der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts als Gesandter in England aufhielt, im Alter von etlichen sechzig Jahren, spürte er die Wirkungen des schnell herannahenden Greisenalters schon sehr merklich. Doktor Darwin empfahl ihm, wöchentlich zweimal ein lauwarmes Bad zu nehmen, um die Wirkungen des Alters zu verhindern. Franklin fing an zu baden und empfand sehr bald die wohlthätige Wirkung der warmen Bäder auf seinen alternden Körper; er setzte den Gebrauch derselben bis beinahe an seinen Tod fort und spürte die besten Folgen davon. Er war bis an sein Ende stark und munter an Geist und Körper und wurde 84 Jahre alt. Er war der Stifter der amerikanischen Freiheit und während der Revolution und des Krieges mit beunruhigenden Sorgen überhäuft. Er war bis an sein Ende stark und munter an Geist und Körper und wurde 84 Jahre alt. Er war der Stifter der amerikanischen Freiheit und während der Revolution und des Krieges mit beunruhigenden Sorgen überhäuft. Er war bis an sein Ende stark und munter an Geist und Körper und wurde 84 Jahre alt. Er war der Stifter der amerikanischen Freiheit und während der Revolution und des Krieges mit beunruhigenden Sorgen überhäuft.

Der Graf von Berchthold in London berichtet von dem englischen Generalkonful zu Alexandrien, Baldwin, einem Manne von etwa 60 Jahren, daß dieser, der ungeachtet seines langen Aufenthalt in warmen Ländern und durch seine sitzende Lebensart einen Teil seiner vormaligen herkulischen Stärke verloren habe, oft zu seiner Stärkung ein laues Bad nehme und eine Kaffeeasse voll reines Livenöl in die Badewanne thue; dadurch fühle er sich ungemein gestärkt und fast so kraftvoll wie in seiner Jugend. Er wirft auf Veranlassung dieser Erfahrung die Frage auf, ob es nicht Personen, die das Herannahen des Alters und der damit verbundenen Schwäche verspüren, anzufragen sei, wöchentlich ein- oder ein paarmal ein gleiches Bad zu gebrauchen? — Gewiß beweist diese triftige Erfahrung überzeugend, daß laue Bäder ein wahres Stärkungsmittel für Alte sind, da die Steifigkeit, Sprödigkeit und Austrocknung des Körpers dadurch vermindert wird, und durch Zumischung des Livenöls muß die erweichende und geschmeidig machende Kraft des lauen Bades allerdings erhöht werden.

Auch diese Erfahrung wird den Ärzten den Irrwahn benehmen, als schwächten die lauen Bäder. . . Von der Einwirkung des Wassers im Bade, welches das Wichtigste ist, wußten die Ärzte ehemals auch wenig oder nichts, desgleichen hatten sie irrige Begriffe von dem Einflusse der Bäder auf den Puls, heigten den Irrwahn, daß lauwarme Bäder erhitzen oder schwächen, schränkten die Wirkung der Bäder nur auf die äußeren Teile des Körpers ein, kannten die vielfältigen Wirkungen

der Bäder in ihrem ganzen Umfange nicht zu schätzen und mußten sie nicht zu schätzen, dieselben es nach ihrer Wichtigkeit verurteilen.

Den Damen gewährt das öftere laue Bad noch den erwünschten Vorteil, daß es gleich als Schönheitsmittel dient, macht die ausgetrocknete rauhe Haut zu feiner erweichende Kraft wieder elastisch und zart; durch seine das Zellgewebe auflösende Eigenschaft gibt es den Gliedern ihre Bewegung und Mundung wieder.

Es verhütet leicht Ausschläge und verdünnt das Blut, so gar im Gesichte. . . hat Beispiele, daß durch längeren Gebrauch warmer Bäder von gewöhnlichem Blute hartnäckigste Ausschlag im Gesichte und am Kopfe gehoben wurde, zum offenbaren Beweise, daß die im Bade eingefogene Feuchtigkeit zu allen Teilen des Körpers durch die Wärme Bäder sind das beste Konfektionsmittel für alternde Damen. Gewiß Empfehlung genug!

Das öftere laue Bad verhütet noch zahlreiche Ungemach des Alters, oder vermindert solches wenigstens, als Gliederstarrheit, Rheuma, Krämpfe, Magerkeit, Mangel an Schlaf, Mangel an ruhigem Schlaf und störende Ausdünstungen.

So weit Dr. Zwierlein.

Dr. Meville-Parise sagt in seiner Physiologie et hygiène des hommes (Paris 1843) folgendes (III. 7. 3): „Ein Arzt hat sogar behauptet, weil die lauen Bäder die Organe geschmeidig machen und deren Elastizität erneuern, so man durch sie die Lebensdauer verdreifachen könnte. Wenn ich mich recht erinnere, so ist ihm das Wort Unsterblichkeit seiner Feder entfallen.“ Die Sage von der Medea und der Vergewaltigung des Aeson hat man auf die Wirkung der Bäder im hohen Alter deuten lassen.

Der kürzlich verstorbene Boudard, Professor der Angéologie an der Universität in Paris, schrieb in seinem trefflichen Lehrbuche „L'hygiène“ (Paris 1883, p. 449): „Die lauwarmen Bäder umgeben den Kreis mit einem Medium, welches dem Zustande seiner Organe und Funktionen besonders angemessen ist: Trockenheit und Sprödigkeit seiner Haut, fast hornige Konsistenz, die sie an verdorrten Korperstellen annimmt, die Steifigkeit der Gelenke, die gestörte Funktion in den Kapillargefäßen, die verminderte Wärmebildung, die Schwäche der Bronchien, ihr stets katarrhalischer Zustand infolge der verringerten Hauttranspiration u. s. w., beladen ihn dazu ein, häufig die milde und gesunde Anregung des lauwarmen Bades zu suchen, auf welches lange Abreibungen folgen müssen.“

Die neueste Autorität auf dem Gebiete der Bäderlehre, Professor Dr. Rich, Arzt in Marienbad, lobt die lauwarmen Bäder für die er den gelehrteren Namen „indifferent-warme“ Bäder vorschlägt, ganz außerordentlich. „Die indifferent-warmen Wasserbäder sind eigentlich konservierend wirkend.“ Sie erleichtern, ohne intensiven Reiz zu üben, die Funktionen des Körpers, insbesondere der Haut, deren Reinigung sie fördern. Die bedeutende Erregung der sensiblen Nerven durch einen beruhigenden Eindruck auf das Nervensystem im allgemeinen hervor. . . Die regulatorischen Apparate der Wärmeleitung zu vermehrter Thätigkeit angeregt werden, wird der Körper vor Wärme geschützt.

1) Bisher? Vielleicht Dr. Pommer? In „Traité des affections vaporeuses des deux sexes, ou Maladies nerveuses“ (Paris de la république, 3 vol.) ist eine solche Angabe nicht zu finden.

gedrückt und dadurch die Ernährung erleichtert. Auf solche Weise erklärt sich die wichtige Rolle, welche indifferent-warme Wasserbäder in der Diätetik spielen. Sie sind besonders angezeigt bei älteren und herabgekommenen Individuen, deren Kräfte konserviert werden und bei denen die Lebensprozesse mit möglicher Schonung von statten gehen sollen". (Eulenburger Real-Encyclopädie der gesamten Heilkunde, 2. Aufl. 1885. 2. Band. Artikel „Bad“, Seite 331.)

Die angeführten Zeugnisse zu gunsten der lauwarmen Bäder mögen genügen. Wir wollen einige praktische Regeln für diejenigen beifügen, welche dieses lebensverlängernde Mittel in Anwendung ziehen wollen. Man beginne mit kalten Bädern, sobald sich die ersten Beschwerden des Alters melden, also etwa im Alter von 50 bis 60 Jahren. Man nehme wöchentlich zwei bis vier Bäder. Die Temperatur des Bades sei 25 bis 28° C., innerhalb dieser Temperaturgrenzen wähle man denjenigen Wärmegrad, der einem am behaglichsten ist. In während der Dauer des Bades das Wasser sich abkühlt, muß man selbstverständlich von Zeit zu Zeit heißes Wasser nachlaufen lassen und das Thermometer als Kontrolle benutzen. Die Dauer des Bades sei eine halbe Stunde; (wäter verlängere man dieselbe allmählich bis zu einer Stunde). Lange Bäder von kürzerer Dauer als eine halbe Stunde können nicht als lebensverlängernd betrachtet werden und sind weiter nichts als Reinigungsbäder. Die beste Zeit zum Baden ist der Vormittag, eine bis zwei Stunden nach dem Frühstück. Wenn diese Zeit nicht paßt, der kade gegen Abend, mindestens vier Stunden nach dem Mittagessen. Mit vollem Magen soll man nie baden. Das Badezimmer muß gut durchwärmt sein. Nach dem Bade soll man sich in der Nähe des Feuers mit groben Handtüchern abtrocknen und gehörig frottieren, zuerst Arme und Beine, dann den Rumpf, zuletzt den Kopf. Der Kopf soll zuerst abtrocknet, bekommt leicht Kopfschmerzen zum Gehirn, Kopfschmerz, heißes Gesicht u. s. w. Ein langsamer halbständiger Spaziergang nach dem Bade ist sehr zu empfehlen, doch muß man dabei warm gekleidet sein.

Die wichtigste dieser Regeln ist die, welche die Temperatur des Bades betrifft. Zu kalte und zu heiße Bäder sind den Greisen gleich schädlich. Daß heiße Bäder unter allen Umständen gefährlich sind, ist wohl bekannt; sie verursachen Wallungen zum Kopfe und zur Brust, und sehr häufig sind die Fälle, daß Greise im heißen Bade (besonders im römischen und im römischen Bade) vom Schlaganfall getroffen werden. Nicht minder schädlich sind alten Leuten die kalten Bäder! Im kalten Bade strömt das Blut von der Peripherie des Körpers zum Innern, und so kommt es, daß plötzlicher Tod durch Plagen eines Herzaneurysmas oder aus anderen Ursachen entstehen kann. Die Kaltwasserkuren reden immer von der wohlthätigen Reaktion, welche dem kalten Bade folgen soll, allein gerade wie leicht bei den Greisen häufig aus, weil der Körper zu geschwächt ist, um auf den Reiz genügend zu reagieren, und eine solche „Erfaltung“ im eigentlichen Sinne des Wortes ist die Folge.

Natürlich kann man auch die lauwarmen

Bäder mißbrauchen und übertreiben. Wer nicht Maß zu halten weiß, verwandelt selbst das Gute in ein Uebel. „Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage.“ Ein klassisches Beispiel hierfür war Frau Dangevilliers, eine Zeitgenossin des oben erwähnten Dr. Romme, welcher die lauwarmen Bäder in Mode brachte und namentlich bei Nervenleiden empfahl. Frau Dangevilliers, ein nervöser Blasirumpf, begeisterte sich für diese Methode und trieb sie auf die Spitze. Ihr Biograph erzählt uns: „Mit dem Alter hatten sich wunderliche Ideen in dem Kopfe der Dame festgesetzt. Schon lange war sie der Ansicht gewesen, der Tod sei die Folge einer Verdrümpfung, und um nun dieses fatale Ende fern zu halten,

brachte sie täglich zwei bis drei Stunden im Bade zu, um ihren gebrechlichen Körper zu erweichen, dann ging sie wieder zu Bett und lebte so abwechselnd im Bett und in der Badewanne, um ja nicht einzuschrumpfen.“ Sie starb aber dennoch schon im Alter von 75 Jahren, aufs höchste abgemagert und ausgemergelt.“ Bei einer so verrückten Lebensweise war natürlich nichts anderes zu erwarten; immerhin ist es bemerkenswert, daß die Frau dabei doch verhältnismäßig alt geworden ist. Die meisten Menschen würden sehr zufrieden sein, wenn sie „schon“ mit 75 Jahren ihr Leben beischließen, denn „unser Leben währet 70 Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es 80 Jahre“.

Der König der Weine.

Von

Theodor Braunn.

Hoch klingt das Lied vom König der Weine! Die Pfropfen knallen, das edle Raß schäumt mächtig empor, die Gläser klingen, die Pulse schlagen, die Herzen fliegen einander zu, feurig fließt das Wort und die begeisterte Rede findet begeisterte Hörer. Ja, es ist der Wein der Könige und darum der König der Weine, sagten die Franzosen zur Zeit des ersten Kaiserreichs mit Recht vom Champagner. Und auch der Wein der Poeten ist er, denen er leichten Sinn, frohe Träume, kühne Phantasien, dithyrambischen Schwung einflößt. Manch feuriges Lied wurde zu seinen Ehren von Dichtern gesungen, die „des Champagners Schäumen“ beim Wasser und seine bacchantische Lust im einsamen Dachkammerchen träumten. „Treibt der Champagner das feurige Blut“, dann verzengen sich die Greise, dann reden die Schweigsamen mit Engelszungen, die Feigen werden stolz und mutig, und schöner Frauen Muth gewährt beim perlenden Schaumwein süßen Blick und innige Liebeslust.

Ein Sorgenbrecher und Herzbezwinger, ein Freund und Tröster ist der Champagner — und so ziemt es sich wohl, daß wir dem heitern Genossen so vieler schönen Lebensstunden auch einmal ein ernstes Stündchen schenken und uns darüber belehren lassen, woher er kam, wer ihn entdeckt, wie er gewonnen und verfaßt wird. Ein Engländer — wie gewöhnlich — hat uns mit der besten und gründlichsten Geschichte des Champagners beschenkt, Henry Vizetelly, ein feiner Weinkenner, eine Champagnerautorität ersten Ranges. Seinen ausführlichen Darlegungen, die wir durch eifrige Studien in Wilhelm Hamms liebenswürdigem „Weinbuch“ und anderen Arbeiten dieser umfangreichen Litteratur ergänzt haben, wollen wir hier auf dem Wege durch die Jahrhunderte und durch die Weinberge der Champagne getreulich folgen.

Ältere Führer sind freilich schon jene berühmten Bacchuszüge, die uns allegorisch den Weg andeuten, welchen die Weinkultur seit den Tagen Vater Noahs oder vielmehr seit der Geburt des Dionysos von Osten nach Westen eingeschlagen hat. Ueber Arabien, Aegypten und Libyen führen die Züge nach dem rebenbetränkten Hellas, von da später nach Italien, endlich nach Iberien und Gallien. Hier endet der Zug, hier scheint sich der Weingott zur Ruhe gesetzt zu haben. Ein halbes Jahrtausend schon vor Christus werden Galliens Weine gepriesen, die auch den Weg nach der Weltstadt Rom und dort begeisterte Verehrer gefunden haben. Cäsar rühmt ihre Weingärten, Martial und Plinius ihre Weine. Schon damals war Reims eine große Stadt, eine mächtige Festung. Unter Domitian wurde die Hälfte der gallischen Weinberge unbarmherzig zerstört, damit das Getreide nicht verteuert und Italien nicht geschädigt werde. Ein strenges Verbot untersagte Frauen und Männern den Weingenuß vor dem fünfundsiebzigsten Lebensjahr. Probus hob beide Verbote 285 wieder auf. Er begünstigte und förderte den gallischen Weinbau und zum Andenken an seine kaiserliche Gnade wurde der Triumphbogen, der aber das Thor des Mars hieß, zu Reims aufgerichtet, von dessen Herrlichkeit noch die erhaltene Ruine Zeugnis ablegen kann. Auch die folgenden Kaiser bepflanzen das Land mit Weinreben und ergötzen sich an ihrem Saft. In jene Zeit fällt auch die wichtige Entdeckung der Kasser, die Schüssel in seinem bekannten Gedicht mit Unrecht den Germanen zuspricht. Die Heimat der Kasser ist sicher die Champagne, jenes Weltweiland, und schon Strabo erzählt von den holkernen Kässern der Gallier, die so groß seien wie ihre Häuser, und den Ueberfluß des Landes an Wein bekundeten.

In ein neues Stadium tritt die Geschichte des Weines mit dem aufblühenden

Man glaube ja nicht, daß so lang dauernde laue Bäder irgendwie schädlich seien. Hebräas Grabungen haben gezeigt, daß Menschen ohne irgendwelche Gefahr, unter Umständen bis zu neun Monaten ununterbrochen Tag und Nacht im permanenten lauwarmen Bade verweilen konnten. Hebra konstruierte eine „Baderkammer“ zu diesem Zwecke. Solche Baderkammer sind ein treffliches Hilfsmittel bei ausgeprägten Rheumatismen, Eruergungen u. s. w.

Christentum, so merkwürdig auch diese Verbindung auf den ersten Ansehen klingen mag. Die Häupter der Kirche, die Apostel und Missionäre der neuen Religion, befördern die Kultur und natürlich auch den Weinbau. Die heiligste Feier dieser Kirche wird ja durch den Wein eingeleitet und so entfaltet sich mit der Hilfe des Christentums unter den Franken zugleich auch die Kultur des Weinbaus in jenen gesegneten Ländern immer weiter und gedeichlicher. Alle Kirchen und Kapellen zu Reims und in der Champagne überhaupt tragen noch heute Erinnerungszeichen zum Dank für das göttliche Geschenk der Rebe, das aus der heidnischen Mythe in den frommen Christenglauben hinübergerettet worden.

Zunächst folgen allerdings noch zwei Jahrhunderte, in denen die Weinkultur von den eisernen Tritten barbarischer Horden förmlich zerstampft wird. Dann aber wird sie mit vermehrtem Eifer wieder aufgenommen. Neue Reben wurden aus Griechenland, Sizilien und Afrika eingeführt und angepflanzt. Die gesamte Bevölkerung widmete sich in aufopfernder Thätigkeit der Weinkultur. Karl der Große besaß Weinberge in Burgund, die er 775 dem Abt von Zeauliau schenkte; noch heute heißt jene Lage „Charlemaigne“. Und ein alter Chronist berichtet, daß man schon damals die feine Distinktion zwischen dem „Vin de la Rivière de Marne“ und dem „Vin de la Montagne de Reims“ zu machen verstanden hat. Natürlich gingen die Rebte und Prälaten mit gutem Beispiel voran. Pardubus, der Bischof von Lion, schreibt im Jahre 845 an seinen frommen Bruder, den Erzbischof Sinemar in Reims: „Ihr müßt Euch solchen Weins bedienen, der weder zu streng noch zu zart ist und dem, der auf hohen Bergen oder in tiefen Thälern wächst, vielmehr solchen vorziehen, welcher auf den Abhängen und Hügelchen von Epernan, Mont Ebbon, Chaumazy, Rouvessy, Reims, Marly und Chaumery reift!“

Aber es bleibt merkwürdig, daß damals die Weine der Champagne nicht die besten Frankreichs gewesen zu sein scheinen, wie denn die Qualität der Reben in den verschiedenen Jahrhunderten und Landstrichen gewechselt zu haben scheint. Von demselben Wein, den man vordem als die Blüte des Rebenjaßs gepriesen, ging drei Jahrhunderte später die Anekdote um, daß ein Adliger aus der Champagne am Hofe des Königs geprahlt habe, in seiner Heimat seien drei Dinge besser als im übrigen Frankreich: die Menschen, die Hunde und der Wein, worauf der König geantwortet haben soll: Was die beiden ersten betreffe, so möge er recht haben, aber hinsichtlich des Weins müsse er gestehen, daß selbiger der sauerste und schlechteste im ganzen Königreich sei! Dieselbe Anekdote erzählen andere Chronisten von dem Wein der Bretagne — es scheint also, daß sie die Munde durch alle Weingegenden Frankreichs gemacht hat.

Die Könige selbst besaßen meist große Weinberge und wußten einen guten Trunk

wohl zu schätzen. Wenn König Heinrich in den Krieg zog, belud er seine Lastwagen nur mit Wein aus Orleans, angeblich, weil er diesem am Tage des Kampfes eine wunderthätige Kraft zuschrieb. Ludwig IX. erließ im Jahre 1268 die naive Verordnung, daß, wenn der Weinverkauf des Königs öffentlich ausgerufen werde, alle anderen Weinhandlungen geschlossen bleiben müßten. Noch besser machte es in seinem Lande der tapfere Richard Löwenherz; durch ein Edikt vom Jahre 1175 verurteilte er einen jeden, der eine Weintraube aus einem fremden Gute stahl, zu fünf Franken Strafe oder zum Verlust — eines Chros!

Es versteht sich wohl von selbst, daß die Päpste den Königen auch in dieser Sache nicht nachgestanden haben. Als ein französischer Abt dem Papst Gregor IX. im Jahre 1035 dreißig Kässer edlen Frankweines schenkte, erhielt er dafür den Kardinalshut. Eine päpstliche Bulle von Innocenz IV. regelte die Streitigkeiten zwischen den Baronen und Rebten von Reims in Bezug auf das „droit de vinage“ sogar mit der Strafe der Exkommunikation. Während des großen päpstlichen Schismas residierte Papst Urban VIII. bekanntlich in Avignon und dorthin begab sich Philipp der Kühne mit zwanzig Tonnen Weins aus der Champagne, um ihn aufzufordern, die Diara zu entsagen. Der fromme Petrarca war über ein solches Bestechungsmittel nicht wenig entrüstet und behauptete, die Kardinäle hätten nur darum Frankreich nicht verlassen wollen, weil es in Italien keinen Wein von Beaune gebe! Derselbe Philipp von Burgund trieb seine fromme Sorgfalt so weit, daß er bei Strafe von sechzig Livres befahl, den „tres mauvais et deloyau gamac“ auszurotten, da er die Berge entehre, aus denen „unser heiliger Vater, der Papst, und unser Herr, der König“ sich ihren Bedarf an Weinen entnehmen. Noch im Anfang dieses Jahrhunderts wurden bei Ay in der Champagne als eine besondere Merkwürdigkeit die Weinberge gezeigt, welche vier gekrönte Häupter dort zugleich besaßen haben: Kaiser Karl V., Franz I. von Frankreich, Heinrich VIII. von England und Papst Leo X. Infolge der Kreuzzüge wanderten auch neue Reben aus Asien und Griechenland ein, von Königen und Rittern mitgebracht, die dem Weinbau ihre besondere Huldigung darbrachten.

Den Päpsten, den Königen und Rittern schlossen sich schon früh die Dichter an und sangen: „Chanter me fait bon vin et re-jouir“, während es aus den prächtigen Klöstern zurückkündete: „Bibimus palatiter“ und der Chor der Mönche darauf einfiel:

Bonum vinum acuit ingenium.
Venite, potemus!

Eine internationale Bedeutung hat der Champagne-Wein — wohlgerneht noch nicht der Champagnerwein — erst im vierzehnten Jahrhundert erhalten. Nur der Burgunder machte ihm eine Zeitlang noch den Vorrang streitig. Gewöhnlich aber schmück-

ten beide Weine die Tafeln der Könige und Großen.

Je mehr aber Reims durch seine Bedeutung als Krönungsstadt der französischen Könige an Ansehen zunahm, desto mehr neigte sich die Waagschale zu Gunsten des Champagne-Weins. Fast acht Jahrhunderte hindurch, von 1075 bis 1825, wurden hier die französischen Könige — von Philipp August bis zu Karl X. — gekrönt, mit Ausnahme dreier, Heinrichs IV., der sich zu Chartres, Napoleons I., der in Paris, und Ludwigs XVIII., der sogar nicht krönen ließ. Es versteht sich von selbst, daß jede dieser Krönungen ein Hauptfest für die Stadt war, bei dem ihr Ziel und ihre Zierde, der Wein, zu hohen Ehren kam. Und dennoch machte ihm der Burgunder noch immer erfolgreiche Konkurrenz. Die Herzöge und Grafen von Burgund mochten es wohl mit recht scheelen Augen ansehen, wenn sich die Herzöge von Burgund „Seigneurs immédiats des meilleurs vins de la Chrétienté“ nannten und der gemäß auch von allen fürstlichen Benachteiligten als die „Princes de bons vins“ bezeichnet wurden. Dürfte doch selbst in der kirchlichen Zeremonie der Krönung zu Reims — sicherlich zum nicht geringen Aerger der heimischen Prälaten — kein anderer als Burgunderwein verwendet werden!

Dafür entschädigten sich dann die weltlichen und geistlichen Herren bei den üppigen Krönungsmahlen. Bei der Krönung des französischen Königs Karl V. floß der Wein in Strömen. Und von jeder künftigen Krönung konnte von den Chronisten nur mit gutem Gewissen dieselbe Phrase gebraucht werden. Brillat-Savarin erzählt in seinem geistvollen Büchlein „Physiologie des Geschmacks“ die Anekdote, daß bei jener Krönung am 19. Mai 1364, da auch König Wenzel von Böhmen und viele andere hohe Herren bewohnten, durch Zufall der Champagner entdeckt worden sei. Den beiden Fürsten hätte das bisher unbekannte Getränk so gut geschmeckt, daß sie und ihr Gefolge sich nun einen Monat lang für Tag einen veritablen Nard angetrunken hätten. Allein das ist nur eine hübsche Anekdote, die der geschichtlichen Begründung entbehrt. Es wird wohl, wie Hamann richtig bemerkt, jener verlederte Fürstenwein ein guter Jahrgang edlen Lebensjaßes ohne Schaum aus den Weinbergen der Marne gewesen sein. Anderen soll jene Weinhistorie erst unter Karl VI. stattgefunden haben, der zu Reims mit dem böhmischen König im Mai 1377 große Konferenzen abhielt, und der die Bürgern von Reims fünfzehn Jahre lang ihre Weingerechtsame verbriefte. Die Route de l'Etape in Reims war damals die Hauptstraße der Weinbergbesitzer, woher an Haus reichen Patriziern gehörte und der Keller voll von den edelsten Weinen lag. Durch diese Strafe zog wohl auch nach dem fünfzehnten Jahre jener seltsamen Krönungszug, den die Dauid von Erlau Jeanne d'Arc, anführte, als sie zur Krönung Karls VII. nach Reims kam. In

on jedem einzelnen dieser mit großer Pracht und in reichem Ueberfluß gefeierten Krönungsfeste sind noch Erinnerungen in der alten Bischofsstadt, in der alten ehrwürdigen Kathedrale, in den anderen Kirchen, im erzbischöflichen Palaß, im Stadtpalais und vielen alten Privathäusern und Gärten erhalten.

Bei der Krönung Franz II. 1559 und bei der nachfolgenden von Karl IX., dem Erheber der Bartholomäusnacht, zwei Jahre später, verehrten die Bürger von Reims dem neugekrönten Monarchen nebst den üblichen Geschenken auch Burgunder- und Champagne-Wein als Präsent. Es ist nicht uninteressant, aus den Weinpreisen jener Zeit die wachsende Schätzung des Champagne-Weins zu entnehmen: Während er bei der Krönung von Franz II. etwa 11 s. 8 d. kostete, stieg er unter Karl IX. auf 23 s. 4 d. und unter Heinrich III. sogar auf 45 s. — im Laufe von kaum zwanzig Jahren. Und doch tranken ihn damals fast nur die Könige und Pairs von Frankreich allein. Höchstens in England wußte man schon etwas von den Weinen der Champagne, die Heinrich VIII. mit großem Wohlbehagen trank und von denen König Ludwig XIV. 1666 seinem fürstlichen Freunde, Karl II., volle 200 Fässer nach London als Geschenk übersandte. „Es lebe der gute Wein von Paris, Burgund und Champagne!“ rief der frohe Empfänger aus. Und nun fand das edle Getränk auch in England allgemeinen Eingang. Keilich darf man nicht etwa glauben, daß der Sekt, den Ritter Falstaff und seine Gefellen bei Frau Hurlig im „Wilden Schweinskopf“ zu Castilthap gekostet und getrunken haben, unser Champagne-Wein gewesen sei. So hoch gingen der alte, feiste Sander und sein Prinz Heinrich nicht hinaus.

Ihr Sekt war vom Champagne-Wein so weit entfernt, wie Sir John von der guten Gesellschaft, der der „weißbärtige Satan“ längst den breiten Rücken gekehrt hatte. Aber es mag immerhin ein berechtigter Anachronismus sein, wenn wir bei dem Sekt in der Schenke zu Castilthap stets an den Champagner denken, der ja eigentlich damals noch gar nicht entdeckt war. Liebedienersche Chronisten des Königs der Weine haben ihm allerdings ein sehr hohes Alter zugeschrieben; schon Vergil soll mit seinem bekannten Vers:

*Me impiger hausit
Spumantem pateram,*

den Champagner gemeint haben. Aber es steht doch historisch fest, daß man bis gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts weder vom Sekt noch von den Flaschen etwas wußte und eine etwa nötig gewordene Bekämpfung durch einen Pfropfen aus gelbem Hanf bewirkt hat. Die Effervescenz des Champagne-Weins, also das Gären, Aufbrausen desselben in seiner übermütigen Jugend mochte den würdigen Kellermeistern und den Weinbergbesitzern damals allerdings viel zu schaffen machen; wußten sie sich ja dieselbe weder zu erzeugen noch zu beseitigen oder auszunutzen.

Sie zogen es deshalb vor, den alten Kampf mit dem Burgunder einfach fortzusetzen. Zwei französische Poeten fochten diesen Streit im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts in langen lateinischen Oden aus. Coffin, Rektor der Universität zu Beauvais, dichtete eine begeisterte Ode zu Ehren des Champagners, welche diesem Wein den großen Sieg über den von Grenau in einem matten Gedicht verherrlichten Burgunder verschafft hat. Zum Dank dafür erhielt der Sieger ein ansehnliches Quantum dieses Weins von den dankbaren Bürgern der Stadt Reims, die damals schon der Hauptstapelplatz für den gesamten Weinhandel der Champagne war.

Dieweil aber die Poeten in langen Oden um den Vorzug der Weine sich stritten, faß ein ehrwürdiges Pfüßlein im tiefen, kühlen Keller der schöngelegenen alten Abtei zu Haut-Villers und sann dem tiefen Geheimnis des Weines nach und probte und forschte und entdeckte schließlich das große, langverborgene Mysterium des Champagners! Dom Perignon ist der Name dieses Benediktinermönchs, der zuerst durch die Anwendung des Korks die Umwandlung des Champagne-Weins in den moussierenden Champagner vollzogen hat. Seine überaus segensreiche Wirksamkeit als Verwalter des reichen Klosters fällt in die Jahre zwischen 1670 und 1712. Er selbst stammte aus St. Menchould, einer vorzüglich Weinegend, und hatte von Jugend auf das edle Raß zu seinem Lebensbegleiter ertoren. Als er 1668 zum Kellermeister der Abtei Haut-Villers erwählt wurde, richtete er seine ausschließliche Sorge auf die Veredelung des Champagne-Weines. Seinen unausgesetzten Bemühungen gelang auch jene glückliche Vermählung verschiedener Weinsorten zu einem recht trinkbaren Wein, bei dem den ehrwürdigen Patres das Herz aufging. Aber noch mehr: er kam auch durch Anwendung bestimmter Mittel gegen die Effervescenz des Weins auf den großen, welterlösenden Champagnergedanken, der also wie so viele andere große und wichtige Gedanken auch aus einer stillen Klosterzelle seinen Weg in die weite Welt genommen hat. So sein war Dom Perignons Geschick, daß er, obwohl blind, noch im 77. Lebensjahre, wenn man ihm Wein aus verschiedenen Distrikten brachte, nach dem Geruch der Traube entschieden hat: Ihr müßt diesen Wein mit anderem aus dem oder jenem Weinberg vermischen! Die undantbare Nachwelt hat wenig mehr als diese Nachrichten von dem großen Entdecker aufbewahrt. Nicht einmal das Jahr seiner Entdeckung steht fest. Neuere Forschungen zufolge soll es das Jahr des Heils 1697, also ein echtes und rechtes Heilsjahr, gewesen sein. Aber es ist merkwürdig, daß das Volksgefühl zunächst gegen diese neue Entdeckung lebhaft reagierte und daß sich der moussierende Champagner nur langsam seine Bahn gebahnet hat. Man fürchtete das gärende und schäumende Getränk zunächst und bis gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts noch mächtig an,

um es dann desto mehr zu begünstigen, desto inniger und ausschließlicher zu verehren. Wie alle großen Herrscher eroberte sich der König der Weine nur langsam die Liebe seiner Unterthanen, denen er seine Huld geschenkt hatte, ohne daß sie dieses hohe Geschenk alsbald nach seinem vollen Werte zu würdigen gewußt hätten.

Zunächst blieb allerdings noch die Mischung und Behandlung des Champagners ein sorgsam bewahrtes Geheimnis der Mönche von Haut-Villers. Dom Perignon starb 1715 und vererbte das wichtige Geheimnis auf seinen Nachfolger, den Bruder Philipp, der es fünfzig Jahre treu bewahrte und dann wieder auf seinen Nachfolger, den Bruder André Lemaire, übertrug. So pflanzte sich die neue Lehre von Mund zu Munde in der Abtei fort, ohne verraten zu werden. Ja, mit dem Vater Kellermeister Dom Großart stieg sie sogar 1795 in den Tagen der großen Revolution unbekannt und unverraten ins Grab. Aber der Champagner existierte nun einmal und es ward nun leichter, aus den schon abgezogenen und verforten Flaschen die Präparation zu entnehmen, als von vornherein das Geheimnis, die wilde Gärung in ihr Flaschenbett zu zwingen, aufzudecken.

Unter verschiedenen Namen wurde der neue Wein allmählich bekannt: vin de Perignon, flacon pétillant, flacon mousseux, vin sautant, vin mousseux, saute bouchon u. dgl. m. Im Volksmunde hieß er der „Teufelswein“, vin du diable, schlechtweg, weil man sich das Geheimnis des durch den Kork gebändigten Schaumes natürlich noch nicht zu erklären wußte.

Aber bei den intimen Soupers der Damen der Regentschaft, einer Maintenon, Montespan u. a. knallte schon vergnügt der Champagnerpfropfen und schäumte der feurige Champagner bereits im schlanken Spitzglaße hoch empor. Und die Poeten des Hofes, Chautiau und Rousseau voran, besangen ihn in den zierlichsten Versen. In einem Schreiben an St. Evremont junger Chautiau:

*Quant à la muse de St. Maur
Que moins de douceur champagne,
Il lui faut du vin de Champagne
Pour lui faire pendre l'essor.*

Und Jean Baptiste Rousseau geht in seiner Begeisterung für das neue Getränk noch weiter, indem er Chautiau mit folgendem Vers zu einem Gelage auffordert:

*Phébus adone va se désabuser
De son amour pour la docte fontaine,
Et connoitra que pour bon vers puiser
Vin champenois vaut mieux qu'eau d'Hippocrène!*

So groß war die Aufmerksamkeit, die der junge Champagner erreichte, geworden, daß sogar Friedrich II. den gelehrten Herren seiner königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin die schwerwissenschaftliche Frage vorlegte: „Warum schäumt der Champagner?“ Zur Beantwortung erbaten sich die gelehrten Herren einige Proben dieses neuen Weins, von dem sie bis jetzt nichts als den Namen gehört hatten. Aber der sparsame König fand:

ihnen bloß ein Duzend Flaschen — genug, meinte er, um daraus des Mätfels Lösung zu ergründen.

Unter den Weinproduzenten Frankreichs aber rief die Entdeckung Dom Pérignon's eine wahre Revolution hervor. Und auch die gelehrte Welt mischte sich in den Streit. Ein junger Akademiker — aus Burgund, Daniel Arbinet, trat vor der medizinischen Fakultät zu Paris mit der sehr gelehrten These auf, daß der Wein von Beaune der beste und gesundeste sei. Das durfte sich die medizinische Fakultät von Reims nicht bieten lassen. Sie ließ durch einen ihrer gelehrtesten Professoren, Couloiseau, auf hiebzehnhundert Seiten die Frage erörtern: „Mit der Wein der Champagne weniger annehm und gesund als der Burgunder?“ Darauf trat der Rektor der Fakultät zu Beaune selbst in die Schranken. Der alte Streit zwischen Burgunder und Champagner, dem Copin schon seine *De „Compania vindicata“* gewidmet hatte, war entbrannt und tobte heftiger denn je, alle gelehrten Fakultäten des Landes in seine Kreise ziehend.

Zumerstmal wird nun der Champagner als solcher gedruckt erwähnt. Im Jahre 1718 geschah dies mit dem Bemerkten, daß er nun seit zwanzig Jahren bereits bekannt sei. Man hielt aber die Bereitung des „Pfeifen-treibers“ oder „Teufelsweins“ noch immer für Zauberwerk, das nur durch einen Zusatz von Geheimmitteln möglich sei. „Bloß die Kühnsten wagten sich an den brausenden Trank,“ so erzählt ein kompetenter Weinhistoriker. Doch diese Scheu dauerte, wie bereits gesagt, nicht allzu lange. Auch das sorgsam bewahrte Geheimnis der Benedictiner von Haut-Villers mußte sich an dem Tage aller Welt enthüllen, da der Gebrauch der Glasflaschen mit Korkpfropfen zur Aufbewahrung des Weins allgemeiner in Aufnahme kam und die streitenden Fakultäten einem verehrten Publikum die wissenschaftliche Thatsache klar machten, daß ja jeder in seiner Gärung noch nicht fertige Wein moussierend werde und Kohlensäure entwickle. Sache der Kunst war es dann nur, ihn in diesem Zustande zu erhalten — und das ist eben das große Champagnergeheimnis, über das die französischen Akademiker noch immer munter fortstritten.

Poeten, Doktoren und Juristen mischten sich in diese interessante „Bataille des vins“. Die Poeten ironisierten die Gelehrten, die sich um den Vorzug des Weins stritten. Vollenhaume, ein Poet der Champagne, wendet sich an beide Parteien, indem er ihnen zuruft:

Pour connaître la différence
Du nectar de Beaune et de Reims.
Il faut mettre votre science
A bien goûter de ces deux vins!

Im ersten und im zweiten Streit wurde die berühmte medizinische Fakultät von Paris als Schiedsrichterin angerufen. Das erste Mal — 1665 — entschied sie zu Gunsten des Burgunders. „Vinum belmense esse suavisimum et saluberrimum“, so lautete ihr gestrenges Verdikt. Ein

Historiker des achtzehnten Jahrhunderts, der diese Thatsache berichtet, meint aber selbst, trotz der Autorität eines so ehrwürdigen Nichterspruchs sei der Prozeß heute noch nicht geschlossen: „Viticolaes certant, et adhuc sub judice lis est!“

Er ahnte nicht oder wußte nicht, daß auch medizinische Fakultäten keineswegs unfehlbar sind und daß dieselbe Akademie ein Jahrhundert später — 1778 — nach einer langen und gelehrten Disputation über beide Weine entschieden hat, daß der Champagner sehr wohlnehmend und keineswegs der Gesundheit nachteilig sei, ja daß er in dieser Beziehung sogar den Vorzug vor dem Burgunder verdiene!

Nun hatten die Bürger von Reims gewonnenes Spiel. Sie gingen als Sieger aus dem wichtigen Streit hervor und ihr Champagner fand immer mehr Kenner und Verehrer, zumal unter den „oberen zehntausend“ glücklichen Menschen, die ihn damals bezahlen konnten. Der Regent von Frankreich, Philipp II. von Orleans, bezogte sich am liebsten im Champagner — und da er noch ein Jüngling war, berichtet schon seine Mutter, die Prinzessin Charlotte Elisabeth von Bayern, in einem Schreiben vom 15. August 1716: „Wenn mein Sohn betrunken ist, so rührt es nicht von Spirituosen, Vitor, sondern von reinem Champagner her.“ Sein Minister, der Abbe Dubois, gesteht ehrlich ein, daß sein lieber Zögling selten nüchtern zu Bette gegangen sei, und der Genosse seiner Zechgelage, der Herzog von Richelieu, berichtet trocken: „Zwei Flaschen Champagner genügen, diesen Effekt hervorzubringen.“

Unter der Regentschaft spielte der Champagner natürlich eine hervorragende Rolle. Zumal bei den berühmten Soupers, die der Regent seinen berühmten „roués“ im Palais Royal gegeben hat, jenen Tragen, die nach der Versicherung ernsthafter Zeitgenossen die tollsten Ausschweifungen des römischen Altertums weit hinter sich gelassen haben. Ein solch hohes Beispiel fand natürlich allgemeine Nachahmung; die Soireen der Herzogin von Maine waren durch Geist, Ausgelassenheit und Champagner gewürzt und der Taumel, in den der berühmte Law ganz Paris durch seine wahnwitzigen Spekulationen versetzte, war nicht zum wenigsten durch den Schaumwein hervorgerufen, der mit jenen finanziellen Schaumgebilden eine verzweifelte Ähnlichkeit hatte.

Selbst Peter der Große konnte sich der allgemeinen Begeisterung nicht verschließen, und der Eindruck, den der Schaumwein auf den „nordischen Roloß“ hervorbrachte, als er ihm auf seiner Reise durch Reims im Jahre 1717 von Bertin du Rocheret freudigst wurde, soll ein mächtiger gewesen sein. Vielleicht sah der russische Zar sogar ein Mittel der Aufklärung seines Volkes in diesem edlen Getränk, da er ihm alsbald nach seiner Rückkehr vollfreie Einfuhr nach Rußland gestattete. Ja, so weit war der Uebermut jener Zeit gediehen, daß ein Graf von Saillans, der

eine Wette entriert hatte, er werde in der Stunde von Versailles nach dem Ende des Invalides reiten, vorher sein Pferd mit Champagner und Biskuits — gleichfalls in Reims vortrefflich fabriciert wurden — auffütterte. Der Volltollkühnheit halber sei noch erwähnt, daß er tollkühne Wette zwar nicht gewonnen, doch nur um zwei und eine halbe Meile zu spät am Ziele angekommen ist.

Auch Ludwig XV. war ein großer Verehrer des Champagner und begünstigte die Weinkultur der Champagne durch mehrere Dekrete, die er allerdings schon ein Jahr nach dem Erlasse widerrufen ließ. Derselbe Bertin du Rocheret, der Bertin den Großen bedient hatte, lieferte auch den Champagner für die „petits cabarets du Roi“, die so viel von sprudelnd schäumender und übersäumender Lebenslust und Tollheit zu erzählen mußten, wenn die Wände sprechen könnten! Als der satirische König war nicht der einzige unter den gekrönten Häuptern Europas, der den Champagner begünstigte. Der Friedrich der Große erfreute sich an dem selben Getränk und besaß es in Ruin. Versen, die Voltaire dann später in elegischen poetischen Formen bringen mußte. Geraud in England und Stanislaus Leszcynski in Polen tranken mit Vorliebe Champagner aus demselben Weinberg in Ais, daher glücklicher Besitzer eben jener Bertin du Rocheret gewesen ist.

Voltaire war anfangs kein besonderer Freund des moussierenden Getränkes. Erst als ihm der Herzog von Richelieu aus der Keller Bertin du Rocherets aus Evreux mehrere Flaschen sandte, begeisterte er sich zu einem poetischen Lob des Champagner, das darum interessant und charakteristisch ist, weil es zum erstenmal das später so oft gebrauchte Bild von der im Champagner typisch sich abspiegelnden französischen Nation gebraucht. Das Gedicht lautet:

Chloris, Eglé me versent de leur main
D'un vin d'Ay dont la mousse presse.
De la bouteille avec force élançée.
Comme un éclair fait voler son touchon.
Il part, on vit; il frappe la plafond:
De ce vin frais l'écume pétillante
De nos Français est l'image brillante!

Auch die Revolution änderte nichts an diesem Enthusiasmus für den Champagner, dessen Bereitung natürlich mit den immer mehr vervollkommenen technischen Hilfsmitteln stetig sich verbesserte. Der dem brausenden Champagner hielt selbst die starre Republikanertugend nicht einmischend, obwohl zahllose Maritalken aus jener Zeit mit Vorliebe gerade Nariken und Pfaffen von dem gefährlichen Weib berauscht in den possierlichsten Lagen der stellen. Als einmal die Schauspielerei Laquerre berauscht auf die Bühne kam — ein Vorgang, der sich ja neuerdings wieder in Paris abgepielt hat — sagte Zola Arnould, eine der Schönen aus dem Werk von Ludwig XVI., sehr geistreich: „Mon sieur, das ist keine Iphigénie aus dem Tauris, sondern eine Iphigénie aus der Champagne!“

Royalisten und Republikaner, Maria Thoinette und Robespierre, waren in dem b des Champagners einig, dem auch Napoleon I. seine volle Huld spendete. Als die Deutschen und die Russen in den Befreiungskriegen nach Frankreich kamen, kamen auch sie zum erstenmal Champagner und richteten verheerende Lücken in den Weinkellern von Reims und Epernay. Seither hat der Champagner seinen Siegeszug durch Europa, ja durch die Welt vollendet und kein Feind oder Feindesfeind in diesem Jahrhundert mehr erstanden, der seine Größe anzutasten gewagt oder seine Güte in Abrede zu stellen versucht hätte.

So ist der Champagner in des Wortes allitem Sinne ein Weltwein geworden. Wenn die Fürsten dieser Erde zusammenkommen, um die wichtigsten Interessen der Welt, Krieg und Frieden, zu beraten, so schenken sie ihre Bündnisse beim schäumenden Champagner. Alle großen politischen Zweckessen, alle Diners, die je wichtigen politischen Fragen gelten, werden mit Champagner beschlossen. Die größten und schönsten Toaste werden beim Champagner ausgebracht. Und des Lebens höchste Feier, den Verlobungstag der Tochter, die Vermählung seines Sohnes, weiß der würdige Hausvater nicht würdiger zu feiern, als daß er die sorgsam aufbewahrte Champagnerflasche entforrt, um dem jungen Paare Glück und Segen zuzutrinken. Der Boet sucht im perlenden Champagner die Beacitierung für seine hohen Ideen zu stärken. Die Helben der Industrie, die Männer der Börse schließen beim Spitzalase ihre größten und bedeutendsten Geschäfte ab. Und das einsame Liebespärchen schwört sich beim perlenden Sekt die heissesten Liebeschwüre zu, die aber leider oft nicht länger dauern als der zerfließende Schaum auf der Reige des Champagnerglases. Selbst in die unteren Schichten des Volkes ist der Champagner bereits mit Macht eingedrungen, während er früher eigentlich nur ein Privilegium des Ranges und des Reichthums gewesen ist. Wenn der Bauer heute auf dem Markt seine Produkte gut verkauft hat, so bestellt er sich wohl oft eine Flasche „Silberhall“, und selbst der Arbeiter in industriereichen Bezirken gestattet sich am Lohnabend, wenn dieser besonders günstig ausgefallen, ein oder zwei Glas Champagner, obwohl dieser mit Recht „ein Brunkwein, ein Luxus-trunk“ genannt worden ist, dessen liebenswürdig, aber rasch versiegender Wirkung sich selbst starke Naturen nicht zu entziehen vermögen. Durch ihn hat Frankreich seine größten Triumphe gefeiert, und Beranger hat recht, wenn er in seinen Chansons Rreunh den Franzosen zurufen läßt: „Durch eure Traube, Gallier, werdet ihr einmalmal der Reid der Völker sein! Aus der Traube, voll von dem Feuer der Sonne, werden alle Künste Leben schöpfen; tausend Fahrzeuge werden, mit Wein beladen, unsere Ufer verlassen und Freude über die ganze Welt tragen. Das Weib wird dem Mann einen Balsam mehr auf

seine Wunde gießen, und im Kampf werden die Nachbarn erfahren, daß der Wein selbst andere Waffen ersetzt. Den größten Triumph feiern wir, indem wir die Rebe heimbringen, deren allmächtigen Saft wir vordem entbehrt haben. Erst auf den heimischen Hügeln werden sich die Früchte unserer Heldenthaten und unserer Siege herrlich offenbaren!“

Aller Uebermut Frankreichs und seines besten Weines pridelt, schäumt und wogt aber in den folgenden Strophen eines seiner begeistertsten Dichter, mit denen wir diese Biographie des Königs des Weines abschließen wollen, um endlich an die Heimstätte seiner Geburt zu gelangen und dort das Geheimnis seines Werdens zu erlauschen.

Que le vieillard cherche un reste de vie
Dans le Bordeaux, qui rechouffe le sens,
Pour charmer ses banquets la jeunesse
n'envie

Que le Champagne aux flots resplendissants.

Auprès de lui, qu'est cette liqueur blonde
Du vieux Falerne au reflet si vermeil?
Notre Champagne a fait le tour du monde
A nos drapeaux victorieux pareil;
Il rit, joyeux, sous la mousse, qui tremble
Et semble

Dans le crystal, un rayon de soleil!

* * *

Der Wiß des amerikanischen Humorigen: Warum heißt der Champagner ein toller Wein? Weil er über die in den Fabriken zu teil gewordene Behandlung toll geworden, ist hinfällig, wenn wir die modernen Einrichtungen zur Bereitung des Champagners, die durchweg sehr wesentliche Verbesserungen sind, kennen gelernt haben. Aber auch das beliebte Wort der Weinkenner vom „reinen Wein“ ist ebenso hinfällig geworden durch den Champagner. Er ist nun einmal ein Kunstwein par excellence — und doch, wer würde es wagen, ihn den ersten Weinen nachzusetzen? (In Parenthese sei nur kurz bemerkt, daß nach der Versicherung meines verstorbenen Freundes Wilhelm Hamm nur die wenigsten Menschen auf Erden jemals solchen vielgerühmten „reinen Wein“ getrunken haben, von dessen Heilighaltung hier und da so viel Wesens gemacht wird!)

Nach dieser unliebsamen Gröfönung treten wir an die Mysterien des Champagners heran. Der Erzeugungsbezirk der mouffierenden Weine ist ein recht großer. Er umfaßt nahezu 20000 ha von Weinbergen, hauptsächlich in den vier gesegneten Departements der Champagne: Ardennes, Aube, Haute Marne und Marne, und verteilt sich auf 453 Gemeinden und mehr als 27000 Grundeigentümer. Der Champagner selbst wird aber eigentlich bloß im letzteren Departement und zwar in dessen Präfektur Chalons sur Marne, Epernay, Reims, Saint-Menhoult, Vitry sur Marne angebaut. Alle vier Distrikte der Marne produzieren durchschnittlich 700000 hl Wein, davon jedoch nur 180000 hl auf Schaumwein verarbeitet werden; indes der übrige Wein — Champagne non mousseaux — unverändert zum Verbrauch

meist im Lande selbst bleibt. Der Erlös aus den Weinbergen der Champagne wurde im Jahre 1881 auf 60 Mill. Frank — eine runde Summe, wie Schylock sagen würde — angegeben. Während der Konjum im Jahre 1844 bis 1845 nur etwa 6 1/2 Mill. Champagnerflaschen betrug, von denen ein Drittel in Frankreich selbst ausgetrunken wurde, belief sich die Ziffer der Fabrikation im Jahre 1880 bis 1881 auf etwa 20 1/2 Mill. Flaschen, von denen circa 3 Mill. im Lande verblieben, die andern Flaschenmillionen aber in alle Lande der Welt wanderten.

Aber auch von den genannten fünf Distrikten sind nur zwei ausserkoren, den richtigen Champagner zu produzieren: Reims und Epernay. In Reims wächst er auf den die Stadt umgebenden Hügeln und Lagen, sowie auf den Höhen der Marneufer, in Epernay südlich von der Marne in einem wundervollen, mit allen erdentlichen Reizen der Natur geschmückten Weingebilde, von Wäldern und Hügeln umgeben, die ihn vor rauhen Winden sorgsam schützen. Der Boden der Champagne ist ein vortrefflicher; er gehört der Kreideformation an und hat eine glückliche Mischung von Kalk, Thon und Sand aufzuweisen. Natürlich ist der Wert guter Weinlagen in jenen Gegenden ein sehr hoher, und man bezahlt bis zu 40000 Frank für den Hektar im Umkreis von Reims, welches allein 7624 Weinberge hat. Der Preis guter Lagen hat sich dort in den letzten dreißig Jahren um mehr als das Vierfache erhöht, und die Winzer verkaufen ihre Trauben, oft sogar schon den gepressten Most sofort an den Fabrikanten, der meistens bar bezahlt. Daß ein gut Teil des Champagners nach unserem deutschen Vaterlande auswandert, ist männiglich bekannt.

Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzosen leiden,

Doch ihre Weine trinkt er gern.

Die genaueren Zahlen für die Gegenwart habe ich aber leider in keinem Buch oder Handelsbericht gefunden. Nur soviel steht fest, daß nach Deutschland im Jahre 1835 etwa 1/2 Mill., und in 40 Jahren später 1 1/2 Mill. Flaschen gegangen sind. Am meisten wandert der Champagner nach England und Amerika aus, welches jedes für sich über 2 Mill. Flaschen jährlich konsumieren. Aber sind auch die genannten Zahlen für unseren Champagnerverbrauch nicht zu erlangen, was thut's? Schreiten wir lieber aus dem Reich der trockenen Ziffern in die Welt des edlen Lebensaftes und betrachten wir uns das gesegnete Land einmal näher, in dem der Champagner wächst. Es ist in Wahrheit ein von Gott gesegneter Landstrich, in dem die schwarze Traube gedeiht. Der größte Teil der Champagne zwar bietet ein recht einförmiges Bild. Die freidige Felsunterlage tritt stark zu Tage oder wird nur durch eine dünne Ackerfrume verdeckt. Spärliche Gehölze, dünngefäße arme Dörfer beleben nur wenig das eintönige Bild. Diese dünnen und öden Gegenden haben den

Namen „Champagne pouilleuse“ erhalten, im Gegensatz zu den fetten Tristen und reizenden Gluren, auf denen im glühenden Sonnengold die Rebe reift. Eine dicke Erdrinde fördert hier die üppige Vegetation. Zahlreiche Wälder, dichtgedrängte, wohlansgebaute, reiche Ortschaften, Weiler und Städte, lachende Getreidefelder, blühende Wein- und Obstgärten schmücken die Landschaft, die die Heimat des Champagners ist und durch ihn einen Weltruf erlangt hat.

Die Champagne kultiviert hauptsächlich die schwarze Burgunderrebe, daneben aber auch andere Traubensorten, wie die Müllertraube, die weiße Champagnertraube u. dgl. m. Die Kultur des Weinstocks ist dort ziemlich dieselbe wie in allen Weinagenden. Im Februar wird das erste Mal auf höchstens zwei Augen beschnitten; die Erziehung der Rebe ist natürlich eine äußerst sorgfältige. Alle drei Jahre werden die Traghölzer in den Boden gesenkt (provinage), so daß die Weinberge stets ein jugendfrisches Aussehen haben. Die Stöcke erhalten Pfähle, an denen die Reben — gewöhnlich im März nach dem Umräben — befestigt werden. Im Juni erfolgt ein zweites Bearbeiten. Alle Schößlinge ohne Blüten werden ausgekeilt; die stehenbleibenden läßt man aber nicht bis zur Höhe des Pfahls wachsen, sondern sie werden unterhalb gekürzt. Da um diese Zeit sich schon die Trauben gebildet haben, so schneidet man die Spitzen der Triebe ab, was den Saft in die Traube treibt. Im Juli findet dann das dritte und letzte Bearbeiten oder Räten statt. Eine besondere Vorsicht erfordert die Lese der Trauben. Die Beeren werden meist einzeln abgenommen, die allzu dicken und die unreifen werden stehen gelassen. Nur ganz gesunde Beeren werden unter die Kelter gebracht. In der richtigen Auslese und richtigen Erfassung der Reifezeit — ein Lebewort herrscht in der Champagne nicht — besteht schon ein gut Teil des großen Champagnergeheimnisses.

Die guten Trauben werden dann sorgfältig auf Horden gelegt und durch Mäulchesel so vorsichtig zur Kelter gebracht, daß jedes Mitteln derselben möglichst vermieden wird. Zum Keltern selbst werden nur eiserne Spindel- oder Kniehebelpressen verwendet, die alsbald ihr Werk beginnen, denn es ist wichtig, daß der in der Schale der Beeren enthaltene Farbstoff sich nicht in dem Saft auflöse. Schon der erste Kelterdruck liefert das feinste Produkt, das aber selten für sich allein verwendet wird. Gewöhnlich vereinigt man drei Abläufe und erst die folgenden werden jeder besonders verwendet. Das Produkt der drei ersten Kelterungen heißt Esiame und bildet das Material zu dem sogenannten weißen Champagner.

Der Most der drei ersten Pressungen bleibt nur 24 Stunden lang in einer Kufe stehen, damit er die ihm anhaftende Säure verliere und seine groben Niederschläge absetze. Dann wird er feierlich in Kässer übergefüllt, in denen er alsbald zu gären

anfangt. Daß man diese Kässer, die übrigens nur zu drei Viertel gefüllt werden, in großen, lustigen Magazinen über der Erde aufbewahrt, ist wohl selbstverständlich. Vierzehn Tage dauert nun der wichtige Prozeß der Gärung. Den Spund der Kässer läßt man halb geöffnet, damit die Kohlenensäure bequem entweichen kann. Nach Verlauf dieser Zeit erscheint der junge Wein federweiß; sobald Frost eintritt, wird er aber klar. Die Kässer werden gut verschlossen, und erst im Januar des folgenden Jahres zieht man den Wein schnell ab, um an ihm die wichtigsten und entscheidenden Operationen zu vollziehen.

Die erste dieser Operationen ist das Verstechen (coupage) oder Verschneiden, nämlich die Mischung verschiedener Moste untereinander, das große Geheimnis Dom Perignons, das einer unter den Winzern bekannnten Sage zufolge niemand mehr so gut versteht wie die frommen Mönche von Haut-Willers und das mit ihnen zu Grabe ist getragen worden. Dieses Mischen geschieht in sehr großen Kufen und erfordert selbstredend die größte Vorsicht und den feinsten Gaumen. Je genauer er verstochen, um so besser und harmonischer wird der Wein. Früher glaubte man nur bestimmte Trauben miteinander mischen zu dürfen. Wissenschaftliche und praktische Erfahrung haben aber gelehrt, daß verschiedene miteinander gemischte Trauben den besten Wein geben und seither werden die Champagner nach sorgfältiger Auswahl gemischt, so daß die Qualität besser wird und der Wein selbst weniger den Krankheiten ausgesetzt ist, die ihm sonst gar oft gedroht haben.

Kurz nach dem Verstechen wird jedes Faß geschäumt oder geschönt mittels einer Hausenblase und einige Tage später mit etwas Gerbstoff vermergt und abermals geschönt. Ja, zuweilen ist es sogar nötig, diese Schönung noch ein drittes Mal vorzunehmen, wenn zuviel Hefe vorhanden ist. Nach ungefähr vierzehn Tagen wird der Wein, wenn er klar ist, in ein frisches Faß abgefüllt, was wiederum besondere Sorgfalt erfordert, damit ja nicht eine Locke der Hefe in das neue Faß mit übergehe.

Im März oder April, oft auch erst im Mai, wenn die Weinlese spät in den Oktober fällt, beginnt dann der wichtigste Teil der Champagnerfabrikation, das Abziehen auf Flaschen (tirage). Hier ist natürlich die größte Sorgfalt erforderlich, da ja zweierlei erreicht werden soll. Erstens, daß der Wein moussiere, zweitens, daß er dies nicht so stark thue, um die Flaschen zu zer Sprengen.

Wodurch entsteht nun das Moussieren? Küpf Ingrezienzen sind notwendig, um die Gärung herbeizuführen: Zucker, Gärungsstoff, Luft, welche diesen Stoff wirksam macht, Wasser und Wärme. Der Verein dieser Bedingungen gibt stets dasselbe Resultat: der Zucker wird vollständig in Alkohol und Kohlenäuregas umgewandelt; der Alkohol bleibt vermischt mit dem Wasser, wie es der Zucker war, von welchem er herrührt; das Kohlenäuregas steigt zur Oberfläche der Flüssigkeit; das Ferment

verliert nach und nach seine Kraft, es niemals findet es sich in zu geringer Quantität, um nicht sämtlichen Zucker zu modifizieren, wenn der Traubensaft an jeder Vermischung rein geblieben ist. Der geeignete Lefer und schönen Lesern, die noch die ersten Kapitel ihrer Sachkenntnis in freudlicher Erinnerung haben, werden diesen Prozeß gewiß leicht verstehen. Um ihn praktisch zu verwerthen, zieht der Weinfabrikant das sogenannte Saccharometer zu Rate, welches ein metrisches Werkzeug zur Bestimmung des Zuckergehalts im Wein ist. Zeigt dasselbe nur 9 Grad, so werden etwa 4 bis 5 Grad Lickör, d. h. einfach in dem gleichen Wein aufgelöster weißer Kandiszucker, zugefügt und dadurch der Zuckergehalt auf 13 bis 14 Grad gebracht, wobei die schönste Moussierung des Weins entsteht. Der heutige Champagner soll auf die Flasche etwa 16 bis 18 g Zucker und 11 bis 12 Volumprozent Alkohol enthalten. Dieser ist durch den Druck, welcher auf Rechnung der Expansionskraft des Gases kommt, mit Gas gesättigter Wein stellt nun die Erscheinung des Moussierens dar; dieses selbst ist es, welches den Stöpel der Flasche mit einer gewaltigen Explosion austritt und welches sodann in den Gläsern perlt, indem sie sich mit Bläschen füllen und mit einem Schaum bedecken, dessen Reiz den Geschmack des Champagners erhöht.

In neuerer Zeit hat man, um die Effervescenz zu mildern, besonders alte Weine dem Champagner beigemischt. In dem die Heftigkeit der Gärung vermindert wird, erfolgt auch seltener ein Flaschenbruch. Von diesen Flaschen wäre nun ein ganz besonderes Kapitel zu schreiben, wenn der eng bemessene Raum es uns gestattete. Es genüge, zu sagen, daß diese mit der größten Sorgfalt ausgewählt und ausgespült werden müssen. Mittels eines Manometers oder einer eigenen Druckpumpe wird Messen des Schaums werden die Flaschen gewöhnlich probiert, etwa wie man jetzt Dampfessel zu prüfen pflegt. Praktisch bietet auch diese Prüfung keine vollkommene Garantie, aber sie verhindert jedenfalls den Flaschenbruch en masse, wie er noch früher vorgekommen ist. Die Flaschen müssen schon im Sommer vorher angeschafft werden und bilden natürlich ihrer besonderen Form und Beschaffenheit wegen einen ansehnlichen Teil der Herstellungskosten des Champagners. Manches Weinhäus in Reims bezieht jährlich bis zu 600 000 Flaschen und fast jedes hat seinen eigenen Flaschenprüfer, der aus dem Duzen von zwei mit den Seiten aneinanderschließenden Flaschen erkennt, ob dieselben fehlerfrei und stark genug sind, den moussierenden Wein aufzunehmen. Die Flaschen werden dann sorgsam ausgespült, mit Spiritus und mit einem alten Most verschlossen, so daß sich weder Moder noch Staub darin ansetzen kann. Während früher oft 60 bis 70 Prozent der Flaschen zerbrochen wurden, hat sich der Verlust durch das jetzt übliche Verfahren auf 6 bis 10 Prozent verringert.

Das Füllen der Flaschen wird in einem besonderen „Atelier“ von fünf Arbeitern ausgeführt: einer füllt bis zu 2 Zoll Höhe unter dem Flaschenlopf mittels eines doppeltten Krahns am Faße ohne Unterbrechung; der zweite verkorkt die Flasche mit Hilfe der Korkmaschine und einem natürlich mit aller möglichen Sorgfalt ausgewählten Kork, von dem wie von den Flaschen auch ein ganz besonderes Kapitel schreiben wäre; ein dritter legt den Bindfaden um den Kork, der vorher in ein Öl gelegt worden, um ihn vor der Feuchtigkeit zu schützen; der vierte bindet ein Eisendraht um Kork und Flaschenhals, der gleichfalls von gebiegener Qualität sein muß, oder er agraffiert, d. h. er setzt am Kork jenes bekannte Stückchen kreuzförmig eingekerbten Weißblech als Schutzzeichen auf, das man „Agraffe“ nennt, und der fünfte endlich schichtet die Flaschen in dem Gärungs Magazin. Die Gewandtheit der mit diesen Operationen betrauten Arbeiter kann kaum größer gedacht werden. In gutes Atelier macht im Tage 1200 bis 1500 Flaschen fertig, so daß in jeder Minute zwei Flaschen durch fünf Hände gehen müssen. Es ist ein Vergnügen, diesen Arbeitern zuzusehen, deren Atelier in der That oft ein Rembrandtsches Bild darbietet!

Die gefüllten, verkorkten und mit einem besonderen Werkzeug, dem Colbotin, zugedunden Flaschen werden nun in den Gärungsmagazinen in Haufen von 20 bis 50 auf Länge und 4 bis 5 Fuß Höhe, ohne eine oder Gestell und zwar so hingelegt, daß ihr Hals unter einem Winkel 20° geneigt ist, damit die Hefe, welche bei der mieren langsamen Gärung entsteht, immer als am Kork sich absetze. Nach acht Tagen verläßt man die Neigung auf etwa 45°, nach abermals drei Tagen richtet man den Boden der Flaschen noch mehr in die Höhe, damit die Hefe sich möglichst vollständig von den Kork absetze; zuletzt stehen die Flaschen vertikal, den Hals abwärts geneigt, eine eisenfeste Flaschenmauer, aus der nur der geschickte Arbeiter eine nach der anderen herausnehmen kann, um den Kork zu lockern, so daß dieser nun mit der anhängenden Hefe ausgegossen wird. Doch die Operation erfolgt erst später.

Entwickelt sich die Gärung richtig und nach Wunsch, was gewöhnlich nach der kältesten Sommerwärme erfolgt, so beginnt der Wein zu arbeiten, zu stürmen; Kohlensäure dehnt ihn aus und es tritt eine gefährliche Periode ein: die des Springens und Auslaufens der Flaschen. Im Monat August übersteigt diese Revolution oft Prozent aller vorhandenen Flaschen. In besonders heißer Jahreszeit und bei besonders wildem Wein müssen sogar oft die Flaschen geöffnet werden, um nicht zu explodieren. Bei dieser Operation wurden Arbeiter oft verletzt, so daß sie jetzt mit Ausnahme der Flaschen schwarze Handschuhe und ein Lederband tragen. „In der Periode ist es in einem Champagner wie auf einem Schlachtfelde: ununterbrochen knallt es, fliegen Glassplitter

an die Wölbung oder klirren auf dem Boden, rauscht es von fließendem Nebenblut.“ Mit dem nahenden Herbst kommt auch der Wein zur Ruhe und das Springen der Flaschen hört allmählich ganz auf.

Es folgt nun das oben bereits ange deutete Entforken (degorgement) der Flaschen. Ein Arbeiter löst vorsichtig den Verschuß, dreht mit einer gekerbten Zange den Kork heraus, bis dieser knallend heraus springt und alle Hefe mit herausschleudert, pfpöpft die Flasche dann wieder mit einem neuen Kork, von welchen das Tausend mit 80 bis 100 Fr. bezahlt wird, und reicht sie seinem Nachbar weiter. Das Degorgieren erfordert natürlich große Geschicklichkeit; nichtsdestoweniger gehen dabei etwa 5 bis 7 Prozent des Weins verloren, aus denen man aber — Eißig und Kognak bereitet! Auf den Degorgeur folgt der Opereur, dessen Hauptgeschäft die Zuckerauflösung (dosage) ist. In eine Flasche von etwa 80 cl gibt man gegenwärtig bis zu 26 cl „Liför“, während früher jede derartige Dosierung verpönt war. Dieser Liför besteht etwa aus 150 kg Randszucker, 125 l feinem Wein und 10 l feinem Kognak. Das ist das Rezept eines feinen Weinkenners — denn es versteht sich wohl von selbst, daß jeder Fabrikant sein eigenes Rezept hat, nach dem er den Wein bald milder, bald stärker, süßer oder herber macht, je nachdem er es für gut und zweckmäßig hält. Besteht ja gerade in dieser Mischung das Geheimnis der verschiedenen Sorten des Champagners, deren Kraft uns oft solche Qual verursacht. Guter Vater Verignon, warum hast du nicht allen deinen Brüdern dein Geheimnis enthüllt, das uns solche Qual für immer erspart hätte!

Auch die Farbe des Weines wird durch den Liför bestimmt. Früher war die bräunliche Färbung beliebt; jetzt ist man zu der Ueberzeugung gelangt, daß heller, klarer Wein der beste und edelste ist. Goldig glüht das edle Raß in der Kristallchale oder in dem schlanen Spiegels und erregt schon durch seine reine Farbe unser sinnliches Wohlgefallen!

Die hohe Aufgabe des Dosierens wird natürlich auch durch besonders konstruierte Maschinen ausgeführt. Es folgt der „Recoleur“, der die Flaschen mit klarem, moussierendem Wein füllt, um den Verlust zu ersetzen, den sie erlitten, und sodann der „Boucheur“ des Korkes, der die vorher schon zubereiteten Korken mittels einer Maschine in die Flaschen preßt.

Hat dann der „Recoleur“ die Flaschen nochmals kreuzweise mit Bindfaden geschnürt und der „Boucheur“ an die „fer“ den geölteten Eisendraht wie eine Nessel um sie gelegt, so sind die schwierigen Operationen der Champagnerfabrikation beendet. Die Flaschen werden natürlich dann sauber abgewaschen, wenn sie trocken sind, nochmals auf ihre Dauerhaftigkeit geprüft und sodann Hals und Kork mit Stanniol oder Pech umklebt. Das Ausfließen der Etiketten beendet das Geschäft und so zieht der Champagner hinaus in alle Weiten.

Nicht alle Champagnerhäuser haben übrigens solche Etiketten. Die vornehmeren begnügen sich mit dem Brand des Korkes, dessen Marke natürlich vollen gesetzlichen Schutz genießt. Der Champagner ist, je nachdem die Jahreszeit die Gärung mehr oder weniger begünstigt, nach 18 bis 30 Monaten trinkbar. Doch lassen die Fabrikanten ihn nach allen Operationen oft noch einige Monate liegen, um auch den letzten Rest von Hefe noch auszutreiben.

Es ist leicht erklärlich, daß einem solchen Kunstwein schwere Krankheiten, arge Feinde oft das Leben schwer machen. Sie sind zur Genüge bekannt diese Feinde, die der fromme Winger der Champagne nicht nennt, ohne sich rasch zu betrinken: Cumolpe, Chabot, Beche, Cochylus und Pyrale heißen sie in der wissenschaftlichen Terminologie, während wir uns mit dem charakteristischen Namen „Reblaus“ begnügen, um das gefährliche Insekt zu bezeichnen, welches an den Wurzeln des Weinstocks sich aufhält, sie auslaugt und dadurch die Pflanze vernichtet. Fast 300000 ha Weinberge hat dieses mikroskopisch kleine Tierchen in Frankreich allein bis zum Jahre 1877 total zerstört, gegen das Wissenschaft und Erfahrung bis jetzt vergeblich ihre ganze Macht aufgeboren haben. Wenn nun aber der Wein diesen Feind doch glücklich überwinden, so drohen ihm andere nicht minder gefährliche Krankheiten, die ziemlich häufig vorkommen und den Schrecken der Fabrikanten bilden, so das Langwerden, durch das er Klarheit und Güte verliert, so die sogenannte Zymose, oder das Zett, eine Krankheit, die zwei Formen annimmt. Bald bildet nämlich die stickstoffhaltige Substanz, welche dieser Krankheit unterliegt, auf dem Boden der Flüssigkeit einen zähen, klebrigen Niederschlag, der sich häufig fest in den Flaschen anhängt und die sogenannte Maste, eine förmliche Geißel der Champagnerfabrikanten, verursacht, bald aber wird diese Substanz noch zäher, bleibt aber im Wein schweben, dem sie dann diese zähe Beschaffenheit mitteilt und dessen Aussehen dann eingebläut wird. Natürlich gibt es viele Rezepte gegen diese Krankheiten, über die wir aber rasch hinwegzueilen wollen, um zu etwas Angenehmerem zu gelangen — nämlich zum Bouquet dieses Weines.

Woher stammt dieser duftige Wohlgeruch, der so oft dem Blumenaruch verglichen worden ist? Dieses Aroma ist, wie Lieblich chemisch nachgewiesen hat, eine sehr zusammengesetzte Mischung, deren Analyse übrigens noch nicht alle Teile genügend erklärt hat. Die einzelne Substanz, deren Vorhandensein feststeht, ist eine ölige, der sogenannte Cenanthalther. Der Boden, auf dem die Rebe wächst, hat selbstverständlich auf das Bouquet des Weines einen großen Einfluß. Der Alkohol wird reichlich erzeugt von den Trauben, die auf Kalkboden wachsen und darin liegt wohl auch eine Hauptursache des reichen Bouquets, wovon der Alkohol fast immer den Ausgangspunkt bildet, da ja ohne ihn keine Aetherbildung möglich ist.

Doch wir unterhalten uns schon vom

Bouquet des Weines, ehe er noch aus dem Keller heraus ist. So ziehen wir daher noch einmal feierlich gen Reims, die alte Königsstadt, und betrachten wir dort das geschäftige Treiben in „der Straße der Weine“, wenn der Champagner zu seiner großen Weltfahrt ausgerüstet, d. h. verpackt und verschickt wird. Diese Verpackung der zuvor in Papier gewickelten Flaschen erfolgt durch Stroh in Kisten oder Körben. Zu uns nach Deutschland kommt der Champagner meist in Körben von 50 oder 25 Stück. Der „Korb Champagner“ ist ja bekanntlich schon ein Begriff, und noch dazu ein sehr schöner Begriff geworden.

Es ist gewiß interessant, aus dem Munde erfahrener Kenner zu hören, daß der Champagner fast für jedes Land anders zubereitet wird. Deutschland verlangt ihn süß, in Frankreich wünscht man ihn weder zu süß noch zu herb, Old England fordert ihn so herb wie möglich, Rußland dagegen so süß und mild wie möglich. Ist das nicht seltsam!

Im ganzen unterscheidet man drei Hauptqualitäten des Champagners: Crémant, Mousseux und Grand Mousseux. Der Crémant ist der leichteste; er hat den wenigsten Schaum, sondern nur einen dünnen Rahm von Schaumblaschen — daher der Name. Eine stärkere Effervescenz hat der Mousseux; er quillt sofort, nachdem der Pfropfen gesprungen, über die Flasche hinaus. Am stärksten schleudert natürlich der Grand Mousseux den Kork mit „hurtigem Donnergepolter“ heraus, ja er überhäumt selbst noch im Glase. Es gibt natürlich noch viele Unterschiede und feinere Nuancen des Champagners, die aber außerhalb unseres Betrachtungsrayons liegen.

Die Fabrikation des Champagners beschäftigt selbstredend viele große Häuser in Reims, Epernay, Chalons, Croix, deren Firmen durch ihre Marken zum Teil weltbekannt sind. An ihrer Spitze steht die vielerwähnte altrenommierte *Veuve Cliquot*, die seit dem Jahre 1798 besteht und deren edle Führerin im August 1866 im 89. Lebensjahr mit dem Ruhme gestorben ist, „die beste Kennerin und Erzeugerin des Champagners zu sein“. Ihr hat mein geistreicher Freund Julius Stettenheim folgenden rührenden Nachruf geweiht:

„Gelehrtes Weib, das keinen Korb gegeben,
Als den man selber sich bei dir bestellt,
Als Witwe scheidest du aus diesem Leben,
Um auszuruhn in besserer Welt.
So schlummre sanft, nicht mag die Erd' dich drücken,

Bis einst am frohen Auferstehungsfest
Die Schar der Engel, um sich zu erquicken,
Auch Cliquot *veuve* sich kommen läßt!“

Diese Witwe hat das Wort Schillers zu schanden gemacht, daß die beste Frau diejenige ist, von der am wenigsten gesprochen wird. Der gegenwärtige Leiter der Firma ist Monsieur Werlé aus Wezlar, der wieder mit zahlreichen anderen großen Champagnerhäusern verwandt und verwandt ist. Es kann natürlich nicht die Aufgabe dieser Skizze oder dieser Zeit-

schrift überhaupt sein, ein halbwegs vollständiges Adreßbuch der Champagnerfirmen aufzustellen. Hoffentlich genügt es, wenn ich die bedeutendsten nenne, um jenes wohlgefällige Lächeln auf die Lippen wein kundiger Leser zu zaubern, das die Erinnerung an edle Genüsse und schöne Stunden regelmäßig begleitet. Neben der Witwe Cliquot behauptet den ersten Rang Louis Röderer, die von einem Deutschen Namens Schneider begründete Firma; dann folgen Kommer, Heidsieck & Comp., H. G. Mumm & Comp. — wiederum Deutsche — Perinet & fils, Ruinart père & fils, Th. Karr u. a. in Reims. In Epernay spielt die Familie Moët die Hauptrolle, deren Gastfreundschaft selbst ein Napoleon I. gerühmt hat; Moët & Chandon heißt jetzt die Firma, an die sich noch Perrier-Jouët, B. Roger & Comp., Chanoine frères u. a. anschließen. Von sonstigen berühmten Firmen der Champagne erwähnen wir nur noch der Vollständigkeit halber: Duc de Montebello — Schwiegersohn der Witwe Cliquot, d. h. des jetzigen Besitzers dieser Firma — Deutz & Geldermann — in Deutschland sehr beliebt — Bruch Fouché & Comp., Cambry, Giesler u. v. a.

Nicht auffällig kann es sein, daß unter diesen Firmen so viele deutsche Namen sind. Deutsche Intelligenz und deutsche Arbeit, nicht zum mindesten auch deutsches Kapital, hat seit ihrem Aufschwung redlich an der Champagnerfabrikation sich beteiligt und darf sich ein gut Teil des Erfolges auf sein Konto schreiben. Daß die Fabrikation von Schaumweinen in Deutschland selbst eine ungeahnte Ausdehnung genommen und schon anfängt, dem Champagner selbst bedrohliche Konkurrenz zu machen, ist manniglich bekannt. Der beste deutsche Schaumwein ist wohl der Hochheimer — es ist in der That schwer, ihn vom Champagner zu unterscheiden, wenn man nicht seiner Weinkenner ist — dann folgen die Schaumweine im Elsaß, an der Mosel, in Koblenz, Mainz, Frankfurt, Mannheim, Stuttgart, Freiburg, Esslingen — der älteste in Deutschland — Würzburg, Trossen und — Grünberg.

Ein gelindes Grausen durchzieht uns bei diesem letzten Namen und wir eilen wohl vorüber, um auf den Fittichen der Eisenbahn uns wieder in das fruchtbare Land der Champagne zu versetzen. Wie alt muß guter Champagner sein und welche hygienische Wirkung hat dieser Wein? Diese Fragen sind oft aufgeworfen und verschieden beantwortet worden. Zuletzt hat man sich darin geeinigt, daß der Champagner fünf Jahre alt sein muß, um seine höchste Vollendung zu erreichen. Da er aber in dieser langen Zeit viel von seiner Effervescenz verliert, so wird er schon gewöhnlich im zarten Alter von 2 bis 3 Jahren ausgetrunken.

Was nun die hygienische Wirkung des Champagners anbelangt, so ist dieselbe, wie ich glaube, nicht schwer zu definieren. Der Champagner unterscheidet sich von allen anderen Weinen durch seinen großen Gehalt an Kohlenensäure; er hat ferner eine

rasche und auffallende Wirkung. Es sind die beiden Hauptmomente, die in Frage kommen. Er erregt, belebt, erfrischt die Nerven, aber ebenso rasch verfliegt auch sein Einfluß. So wird von Ärzten oft verordnet, oft verordnet je nach dem Organismus und der Schwere der Krankheit.

Für eine der schlimmsten Krankheiten, den ewigen und unersättlichen Durst, ist er ein teures zwar, aber auch ein probierbares Heilmittel. Und da wir Deutsche uns veralters her eines guten Durstes erfreuen, so ist der Champagner auch für uns heimisches Getränk geworden, dem wir mit dem Riede des Dichters an die Aale zurufen: „Hab' ich sie geherzt, geküßt, bist sie ganz mein eigen ist!“ Aber wie wir Deutsche nun einmal sind, gründlich und sparsam, haben wir uns, wo uns der Champagner gefehlt, an die Entdeckung von Surrogaten gewagt, deren Name aber schon ein gelindes Gruseln verurteilen kann. Grünberger Champagner mag für Vergnügen sein — aber was will das bedeuten gegen die bei uns fabrizierten Stachelbeeren-, Johannisbeeren-, Birken-, Kirschen-, Birnen-, Aepfel-, Zucker-, Holunderbeeren-, Aprikosen- und Pfirsich-Champagner, bei deren unglückselige Bereitung die mannigfachen Herren Jannan und Mannan ein ganzes großes Buch voll Rezepte und Gebrauchsanweisungen herausgegeben haben.

Und nun noch eine wichtige Frage: Wo und wann soll der Champagner getrunken werden? Die Franzosen trinken ihn „frappé“ und behaupten, daß sie allein das Geheimnis dieser Kunst besitzen. Allein wenn man eine gute Flasche Sillery zehn Minuten vorsichtig im Eise gedreht hat, und man sie auch in Stuttgart oder Berlin „frappé“ machen können. Erfahrene Kenner, wie Wilhelm Hamm, behaupten aber, er solle zwar kalt getrunken werden, aber nie so kalt, daß er den Magen kühlt oder den schönen Geschmack verliert. Meistens wird der Champagner bei Dinner nach stärkeren Weinen, gewissermaßen als Dessert, getrunken, eine Sitte, die sich aus seiner französischen Heimat in alle Länder der Erde verbreitet hat. In England tut man aber jetzt anfangen, den Champagner gleich beim Anfang des Essens zu servieren. „Champagner zu Fleisch“ hat ein echter Gourmand für Barbarei; nur zu Aulern ist er gestattet. Ueberhaupt eignet er sich weit eher zum Frühstück, zur Zwischenkost oder zu einem feinen Dinner, als zum substantiellen Dinner. Soll er dazu genossen werden, so paßt immer ein leichtes, nicht zu süßes Backwerk am besten dazu; ganz vorzüglich sind zu diesem Zweck die Champagnerbiskuits von Reims, die häufig von den Champagnerfabrikanten ihren Kunden als Don graduit offered werden und in der That würdig neben dem flüssigen Hauptartikel der königlichen Krönungsstadt zu paradien.

Die moderne Technik hat natürlich den Gebrauch des Champagners zahlreiche Veränderungen entdeckt, die das Trinken erleichtern. Man hat jetzt vielfach neue

lässe der Flaschen eingeführt, die mittels des anhängenden Hebels leicht und rasch öffnet werden können, so daß der Pfropfen nicht mehr knallt — was für unsere nervöse Zeit nicht mehr modern ist! Sodann hat man bequeme Flaschenhalter oder Hebelgriffe, damit die Flasche, die man vorher in Eis kaltgestellt hat, nicht mit der Hand berührt zu werden braucht. Und hat den geringsten Luxus hat unsere Zeit in den Champagnergläsern getrieben, die im Laufe des Jahrhunderts nunmehr alle salbigen und unmöglichen Formen und Dimensionen angenommen haben. Die letzte Mode liebt flache, breite, schalenartige Gläser, und das ist gut so, damit die Nase hineinkann und ihren Anteil an der frei werdenden Kohlensäure hat.

Wie viel Luxus mit dem Champagner hat und seiner Verwendung getrieben wird, das läßt sich nicht schildern, kaum vorstellen. Hamm erzählt in seinem klassischen „Weinbuch“ von einem Rezept für Schilbils Sauerkraut, nach welchem letztes 24 Stunden lang gekocht und jede Stunde eine Flasche Champagner zugegeben werden soll. Aber auch die Sage von den Champagnerbädern darf hier nicht überlassen werden, in denen reiche alte Damen zur Verjüngung suchen sollen und die in römischen eine große Rolle früher gespielt haben.

Und nun zum Schluß ein trauriges Kapitel — der Preis des Champagners. Natürlich ist dieser Kostenpunkt sehr verschieden. Er beginnt mit 16 Mark für ein Duzend Flaschen in Reims selbst und steigt bis 75 Mark für „ausgesucht feine Kabinett-Flasche“. Als Durchschnittspreis können wir in Deutschland 9 bis 10 Mark für einen guten Champagner gelten. Aber ein solcher Preis ist nicht immer das Kennzeichen eines echten, guten Champagners — so wollen wir hoffen — auch dieser Wein wird billiger und dadurch zumalichlicher werden, wenn man für seine Abkühlung neuere und leichtere Methoden gefunden haben wird.

Der König der Weine aber wird er seinen feiner herrlichen, Geist und Herzregenden Wirkung wegen, die Könige, Fürsten, Päpste und Bischöfe, Professoren und Doktoren, Minister und Volkskammer, Dichter und Frauen in seinen außerbann zwingt und von der wiederum ein Deutscher, ein edler, leider viel zu wenig bekannter oder vielmehr allzu rasch vergessener Dichter, Moritz Graf Strachwitz, das beste und begeistertste Lied vollendet: „Champagnerlaune“ gesungen hat:

Schlage zum Himmel, Champagnergeziß,
Seringe in silbernen Strudelastaben.

Schieße in pochenden

Bäumenden Kluten,

Stöße in pochenden

Schäumenden Gluten.

Ähnlich dem Brönnen der Kienmajaden,

Trin dich die Glieder der Kienmajaden,

Tief in des Waschbottens Schale.

Forme die Perlenschaum von silbernem Schaum,

Die sich erheben aus siedendem Spiegel,

Die in den spitzen

Trichterpotalen

Funkele dem hitzigen

Sprubel entstrahlen,

Die aus der Flasche gebrochenem Siegel

Schweben und tanzen auf duftigem Flügel,

Steigen und sinken im goldigen Raum.

Schlagt auf die Becher mit wirbelndem Schlag,

Daß sie erbrausen im rollenden Falle:

Laßt in den duftigen

Tiefen des Rasses

Tanzen die lustigen

Geister des Fasses,

Laßt sie im spritzenden, stäubenden Falle

Stürzen aus blühendem Becherkristalle;

Kurz ist der Jugend moussierender Tag.

Ein Ritter von der geflügelten Feder.

Von

J. M. Forster.

Die hervorragenden Reden eines Demosthenes, Cicero und anderer großer Redner erregten bei den Zuhörern den Wunsch, das gesprochene Wort im Augenblicke der Rede zu fixieren, und noch ist aus dem Griechischen eine Anzahl Wortführungen vorhanden, während Ciceros Freigelassener Tiro seinen Namen durch die nach ihm benannten römischen Notizen verewigt hat. — Auch das Mittelalter hatte „notarios“ — praktische Bedeutung aber erlangte die „Schnellschreibekunst“ zuerst in England mit den wichtigen Parlamentssitungen des 16. Jahrhunderts, welche auch für Bayern den Anlaß zu dieser Erfindung boten. Bekanntlich wurde dem Lande am 26. Mai 1818 eine Verfassung gegeben und traten im folgenden Jahre die „Landstände“ zum erstenmale zusammen.

Während in der Kammer der Abgeordneten ein mit einem Tagelohn von zwei Gulden besoldeter „Geschwindschreiber“, Johann Müller aus Dresden, unter Abkürzung der Kurzschrift so viel als möglich von den Reden festzuhalten suchte, um ein möglichst genaues Referat der Verhandlungen in den Protokollen niederlegen zu können, erfreute sich die Kammer der Reichsräte eines Stenographen, und zwar des Erfinders dieser Kunst, Franz Xaver Gabelsberger, welcher außerdem ein mit geringem Gehalte ausgestatteter Subalternbeamter, Kanzlist bei der königl. Kreisregierung war.

Gabelsberger war ein sogenanntes „verunglücktes Studentlein“. Doch war bei ihm nicht der Leichtsin, sondern die Ungunst der Verhältnisse schuld, daß er nicht das Ideal der damaligen armen Studenten, den Pfarrhof, erreichte. — Gabelsberger war ein geborner Münchener und erblickte am 8. Februar 1789 als der Sohn eines in bescheidenen Verhältnissen lebenden Hof-Blasinstrumentenmachers in der kurbayerischen Haupt- und Residenzstadt das Licht der Welt, das sich indes für ihn gar bald verdußerte; denn schon nach drei Jahren war er mit drei Geschwistern eine väterliche Waise, weshalb ihn die Mutter, unermüdet vier Kinder zu ernähren, zu ihrem Vater, einem Sattlermeister in einem kleinen Orte Oberbayerns schickte, um dessen Handwerk zu erlernen. Bei dem Großvater erging es dem kleinen „Xaver“, welcher zu dem Handwerk weder Lust noch Geschick zeigte, der allgemeinen Regel entgegen, nicht

zum besten, bis sich der dortige Lehrer und Chorregent des verlassenen Knaben annahm und ihn zunächst zum Chorsänger heranbildete, in welcher Eigenschaft derselbe die Aufmerksamkeit der Klosterherren von Aitl erregte, die sich sofort um ihn annahmen und für seine weitere Erziehung sorgten. — Nach einigen Jahren kam er in die Schule des Benediktinerstifts Ottheimburg in Schwaben, wo er bis zur Auflösung desselben als Singknabe blieb. Wäre nicht 1803 in Bayern die Aufhebung der Klöster erfolgt — Gabelsberger hätte sicher das Kleid des heil. Benediktus genommen. Wieder in seine Vaterstadt gekommen, besuchte er daselbst das Knabenseminar und das Gymnasium. Im Jahre 1807 versiegten die Quellen, welche ihm bisher das Studium ermöglicht hatten, und er mußte sich nunmehr eine Lebensstellung suchen. Seinem anfänglichen Plane, sich der Volksschule zu widmen, widerstrebte seine schwächliche Gesundheit, und fand er endlich im Jahre 1809 bei der Generaladministration der Stiftungen und Kommunen Verwendung, 1810 eine definitive Anstellung als Kanzlist bei der königl. Kreisregierung (damals General-Kommissariat) in München und wurde 1813 in gleicher Eigenschaft zur königl. Zentralstiftungskasse versetzt.

Da nun war es, wo ihn der Beruf auf seine epocheale Erfindung führte: Beständig in der Kanzlei beschäftigt, oft zum Nachschreiben bei einzelnen höheren Beamten beordert, fing er nach eigenem Geständnisse sich bereits 1817 mit der Idee zu beschäftigen, an, eine Schnellschrift zu ermitteln, um „einem höheren Beamten dadurch dienstlich zu sein, daß er dessen Worte dadurch gleichsam vom Mund abhing“ oder wenigstens das Wichtigste im Wortlaute zu Papier brachte. Doch fand diese Idee keinen Anklang, was ihn jedoch nicht entmutigte, denn gerade die bevorstehende Einberufung der ersten Ständeversammlung zeitigte in ihm den Gedanken, „daß er sich durch seine bisher ohne nähere Bestimmung gepflegte Kunst nützlich machen könnte, nachdem er aus den Zeitungen wußte, daß in England und Frankreich eigene Schnellschreiber zur Aufnahme der ständischen Verhandlungen verwendet werden.“ — Mühsam schritt Gabelsberger auf der selbst gewählten Bahn vorwärts und um für die häufigsten Schriftzeichen das einfachste Zeichen zu finden, studierte er nicht nur die Chiffrierkunst, sondern er wandte sich an Buchdrucker um Auskunft über die Häufigkeit des Vorkommens einzelner Buchstaben. So sorgsam handelte er, daß er neun Entwürfe zurücklegte und es auch zum zehntenmale gethan haben würde, bis ihm endlich einer entsprach, der die kalligraphischen Grundformen unserer Schreibschrift enthielt und unendliche Kombinationen von Buchstaben in gefälliger Form gestattete. (Anfänglich, bis zum Jahre 1824, gelangte in der Schnellschrift Gabelsbergers jeder Buchstabe, gleichviel ob Selbst- oder Mitlauter, zum selbständigen Ausdruck.) Allenfallsige Verbesserungen nahm er in der Weise vor, daß er einen und denselben Text nach den bisherigen Resultaten und unter Anwendung des Verbesserungsgebaltens niederschrieb. Die bevorstehende Ständeversammlung bot ihm nun Gelegenheit, seine Erfindung zu proben.

Der erste Landtag ergab schon beachtenswerte Resultate, so daß er für die zweite Sitzungsperiode im Jahre 1822, sowie in den Landtagen 1825 und 1828 die Erlaubnis erhielt, seine Stenographie mit seinem Schüler, dem Registraturgehilfen Zeiler, „ausüben“ zu dürfen. Die Bezahlung hierfür fiel allerdings erbärmlich aus; denn während er 1822 doch

wenigstens für den Tag angestrengtester Thätigkeit — beide mußten sämtliche Verhandlungen von einem sehr ungünstigen Plaze aus aufnehmen und alles wieder diktieren — allein fünf Gulden erhalten hatte, mußte er in der Periode von 1825 hiervon zwei Gulden an seinen Gehilfen ablassen.

Ueberhaupt hatte Gabelsberger in materieller Beziehung das Schicksal aller Erfinder: der klingende Lohn war das wenigste, was ihm zu teil ward. Denn obwohl er in einer sehr berebten Eingabe darauf hinwies, daß seine Kunst „nur unter dem Klima einer repräsentativen Verfassung erblühen könne, sonst aber verkümmern und zur Hieroglyphe ersterbe“, wurde ihm noch die Verpflichtung auferlegt, wenn er wieder als Stenograph bei der Kammer eintreten wolle, in seinem Staatsdienste für einen Substituten auf eigene Kosten zu sorgen, so daß selbst der Staatsminister Graf von Armanberg sich mit dem Wunsche an die Kammer wandte, es möchte Gabelsbergers Honorar so bemessen werden, daß er davon auch den ihm auferlegten Stellvertreter bezahlen könne, worauf ihm zunächst — inklusive des Vergüts für einen Stellvertreter — ein Taggeld von vier, dann auf wiederholte Eingabe ein solches von fünf Gulden bewilligt wurde.

Das war ein wahres Wunder zu nennen; denn die anfänglich hell lodernde Flamme der Begeisterung für die Stenographie war, wenige intelligente Männer abgerechnet, zu Asche verglommen und so verhallte die Vorstellung, welche Gabelsberger 1825 über die Notwendigkeit eines zweckmäßig eingerichteten stenographischen Instituts bei der Kammer eingereicht hatte, ungehört und erst am 24. November 1827 fand jene für die Geschichte der Stenographie denkwürdige Kammerverhandlung statt, in welcher die Veröffentlichung der Kammerverhandlungen in ausgedehntester Form beschlossen und der Antrag angenommen wurde, die Staatsregierung aufzufordern, „daß, da die vorhandenen beiden Stenographen bei lange dauernden Kammerersitzungen die ihnen zugewiesene Aufgabe aus physischen Gründen nicht lösen könnten, für die Ausbildung von wenigstens acht Stenographen und einer entsprechenden Anzahl von Erfahrmännern die geeignete Vor- sorge getroffen werden möge.“

Da nun einige Zeit darauf die Akademie der Wissenschaften durch Gutachten vom 15. April 1829 das ihr von Gabelsberger zur Prüfung vorgelegte Lehrsystem als „praktisch, zweckmäßig und sicher“, den Erfinder aber „der gestellten Aufgabe gewachsen und einer fortgesetzten allerhöchsten Unterstützung würdig“ bezeichnete, da endlich der (liberale) Abgeordnete Graf Bentzel-Sternau im Würzburger „Vollsblatt“ zur Unterzeichnung freiwilliger Beiträge behufs Heranbildung einer genügenden Anzahl von Schnellsehreibern für die Ständeverfassungen durch Gabelsberger aufforderte, „da“ wie er betonte, „von seiten der Staatsregierung für Förderung jenes Zweckes nichts mehr geleistet werde“ und nachdem die Regierung durch die Gesandtschaften in Paris und London Erkundigungen

über die Verhältnisse der offiziellen u. Privat- „Geschwindschreiber“ eingelesen und erfahren hatte, daß dieselben bis zu 500 Pfund St., resp. 10 000 Frks. bezögen, legte das Ministerium die Angelegenheit dem Könige vor, betonte jedoch in dem betreffenden Berichte, „daß es den Stenographen in Bayern nicht nur an Gelegenheit zur Uebung, sondern auch an zureichendem Erwerbe mangeln werde, da sich die Anwendung dieser Kunst ja doch nur auf die Wiedergabe der Kammerberichte beschränken müsse“ und kam schließlich zu dem Antrage, Gabelsberger, die Auswahl der Zöglinge unter den Studierenden der Hochschule zu überlassen. König Ludwig I. wies hierauf „dem Stenographen Gabelsberger zur Ausbildung von wenigstens sechs mit den nötigen wissenschaftlichen Kenntnissen ausgestatteten

die eine Hälfte als lebenslängliche Gehaltszulage „für den ersten Stenographen“, die andere zu Prämien und Unterstüzungen für Schüler bestimmt war. Bezeichnend für die Tendenzen des Ministeriums Abel ist es, daß obwohl diese Position bei jedem Budgetartikeltage ohne alle weitere Bemerkung als einständige bewilligt wurde, Gabelsberger gezwungen war, alljährlich neu um die Anweisung und Auszahlung dieses Gehaltszuschusses zu bitten, was bis zur Thronbesteigung des Königs Maximilian II. dauerte.

Das Jahr 1834 war für Gabelsberger von hoher Bedeutung. Denn am 28. Juni desselben erschien sein großes stenographisches Originalwerk, dessen lithographischen Teil er in jahrelanger, mühevoller Arbeit selbst besorgt hatte. Gleichwohl sollte ihm dasselbe zu einer Quelle großen Verdrußes werden.

Abgesehen davon, daß sich der Typendruck so lange verzögerte, daß er mit der Ausgabe des Werkes erst am Tage des Kammererschlusses beginnen konnte und dadurch schon die vom Landtage erhoffte materielle Anerkennung im Nebel zerfloß, abgesehen von den Verdrüßlichkeiten wegen der Buchhändler, die ihn den „Selbstverlag“ nicht gönnten und bei den damaligen Zunftregeln wenigstens den Kommissionsverlag erzwangen, aber das Werk gleichwohl nicht in die Auslage stellten — abgesehen von diesen Mühenstücken, machten sich noch ganz andere Unannehmlichkeiten geltend. — Gabelsberger hatte das Werk auch beim Könige einreichen lassen — statt der gehofften Anerkennung aber erhielt er das eingereichte Exemplar mit dem Signat zurück: „Wir mißbilligen die Bemühungen Gabelsbergers sich nützlich zu machen, nicht, doch haben sowohl seine, als seiner Schüler abgegebene Erklärungen, daß bei den Affisen im Rheinlande Aufgenommene nicht mehr lesen zu können, als auch einzelne nicht stichhaltige Regeln in seinem Werke . . . gezeigt, daß sein stenographisches System noch vieler Vervollkommnung bedürfe — es folgt demnach das Exemplar wieder zurück.“ — Beruhte die Bemänglung des Systems darauf, daß einige Pergamenttafeln aus den Berichten über die Verhandlungen Siebenpfeiffer-Wirth abgewichen



Franz Xaver Gabelsberger.

Geschwindschreibern bis zur nächsten Ständesitzung eine Remuneration von 500 Gulden zu, wovon 300 Gulden nach beigebrachter Nachweisung über die Eröffnung und Fortsetzung des spätestens mit dem 1. Oktober 1829 zu beginnenden Unterrichts in Monatsraten von 20 Gulden (!), der Rest von 200 Gulden aber nach erfolgter Bestätigung der Brauchbarkeit der unterrichteten Individuen durch das Präsidium der Kammer der Abgeordneten zahlbar werde.“

Gabelsberger fügte hinzu, daß er seinen geringen Zuschuß so eifrig zu verwenden anstrengte, daß er in der Lage war, die Stenographen vorzuschlagen konnte, so daß ein vollständiges stenographisches Bureau gebildet war, aus welchem jedoch Gabelsberger unter Beibehaltung der Vorstandschaft 1840 ausschied. Ermöglicht wurde die Fortexistenz desselben durch die einstimmige Bewilligung eines jährlichen Kredits von 1000 Gulden, wovon

worden waren, so hatten die „nicht stichhaltigen Regeln“ den für Demagogeneiende allerdings sehr bedenklichen „Musterstich zur Sakrlärzung“ zur Basis: „Eine Regierung, welche dem Despotismus huldigt (despotisch kann sich in Europa, wo die Zivilisation nicht aufgeschlagen hat (zivilisierten), nicht halten.“ — Da nun der Referent, ein Staatsrat, selbst eine „Stenographie“ erfunden haben sich schmeickelte, läßt sich diese Gabelsberger allerdings schmerzhaft abweisen wohl erklären.

In den Jahren 1832 bis 1839 befand sich Gabelsberger im unmittelbaren Dienste des Ministers des Innern, Fürsten Dietrich Wallern, in der Nacht zur Nachtzeit arbeitete ein Erbtöchter des Fürsten, der nie vor Mitternacht seine Lehnen von sich ließ — und Gabelsberger oft, da er nicht schlafen konnte, wobei ihm der Minister und der Fürst

e Entwürfe diktierte, deren stenographische
ierung Gabelsberger schließlich sogar bei
st im Finstern ermöglichte. Trotz dieser
strenge Tätigkeit, welche allerdings die
für körperliche Pflege auf ein äußerst ge-
res Maß beschränkte, zumal Gabelsberger
noch Stenographieunterricht erteilte, wid-
e er sich auch noch der Fortbildung seines
stems und führte die Wort- und Satz-
g durch und ließ nie von der Hoffnung
daß die Stenographie ein Gemeingut, „die
versationschrift aller Gebildeten“ werde.
der That hatte er auch noch die Genug-
ung, sein System über einen großen Teil
Deutschland verbreitet und für die russische
radie aptiert zu sehen, was ihm in gar
chen Bitternissen Trost gewähren mußte.
an obwohl er es im Jahre 1848 abgelehnt
te, die Stelle eines Vorstandes beim steno-
graphischen Institute des Frankfurter Parla-
ments zu übernehmen, brachte es der bayerische
tag von 1848 fertig, den Versuch zu
hen, die Diäten Gabelsbergers herabzu-
n, „weil es nicht anhehe, daß ein Bedien-
er der Kammer so viel beziehe wie ein
geordneter“. Gabelsberger wies — von
den älteren Schülern dazu genötigt — in-
en entschieden, aber würdig gehaltenen
sthe nach, daß im Jahre 1822 durch öffent-
e Ausdehnung ein Diätenbezug von täg-
einem Dukaten demjenigen geboten wurde,
sich als befähigter Stenograph beim Direkto-
stellen würde, und daß sich außer ihm keiner
meldet habe — worauf es beim alten blieb.
Nachdem er noch die Freude erlebt hatte,
König Maximilian II. die jährlich zu er-
ende Remuneration von 500 Gulden „in
erkennung der Verdienste Gabelsbergers“
einen festen Gehalt umwandelte, und daß
Sizem auch für die dänische Sprache be-
eignet wurde, überkam ihn jene Ermüdung
Resignation, welche man gewöhnlich als
Vorboten des nahen Endes betrachtet.
am Silvestertage des Jahres 1848 schrieb
ne Bezeugung des von Peger-Wien — der
Stenographie für das Böhmisches bear-
ete — gefundenen Zeichens „tsch“ für seine
der beim Frankfurter Parlamente und
te am nämlichen Tage die Verlobung
er einzigen Tochter — ein Sohn war ihm
er Blüte der Jahre 1840 entrisen wor-
— und am 4. Januar 1849 raffte ihn
Schlaganfall hinweg. Vor dem damals in
Bathinierstraße befindlichen Palais der russi-
Gesandtschaft sank er entsiebt zusammen.
Nach seinem Tode wurden ihm zahlreiche
en, davon nur ein bescheidener Teil bei
eiten ihm überglücklich gemacht hätte. Seine
der errichteten auf seiner, auch die Asche
s Sohnes umschließenden Grabstätte,
be die Gemeinde München auf ewige Zeiten
unveräußerlich erklärt hatte, ein Monu-
t und besorgten die Herausgabe der
ten Auflage seines Lehrbuches; die Straße,
er er bis ans Ende seiner Tage gelebt
; wurde nach ihm benannt und an seinem
nhause eine Erinnerungstafel mit Medail-
ortrat angebracht.
Gabelsberger war ein Mann von offenem,
tem Aussehen, heiteren, liebenswürdigen
alters, bescheiden für seine Person, liebevoll
seine Umgebung, gegen Vorgesetzte schüch-
; aufopfernd für seine Angehörigen und —
Kunst. Sein Eifer, seine unermitliche
Ableit mögen wohl auch seinen jähen Tod
eigeführt haben — wenn aber je ein Er-
s, so lebt Gabelsberger ewig fort —
die Stenographie ist jetzt nicht mehr das
einselner, sie ist Gemeingut, sie ist für
Gebildeten ein dringendes Bedürfnis ge-

Das Erdmannshaus.

Von

Anton Freiherr von Perfall.

(Fortsetzung.)

Fewi betete im stillen um Sixtus' Rück-
kehr. Die Herren, welche in der Mitte
des Saales eine Gruppe bildeten, sahen
bereits auffallend zu dem verlassenen Mäd-
chen herüber. Wenn er nicht gleich käme,
müßte die fürchterliche Reise durch den
Saal angetreten werden zu Frau Erdmann
hinüber. Die Paare ordneten sich zur
Polonäse. Endlich erschien er. — Jetzt
war alles Leid wieder vergessen, an seinem
Arm fühlte sie alle diese Blicke nicht
mehr — jetzt begann auch für sie endlich
die Freude.

Die Paare vor ihnen tanzten ab, jetzt
kam es an Sixtus, auch er war ängstlich
und fand nicht gleich den Takt. In der
Herreninsel lagte man über das unbe-
holzene Paar. Fewi verbarg ihr Gesicht
an der Brust des Sixtus, dem der Schweiß
auf der Stirn stand. Endlich kam er zu
Recht; der Straußsche Walzer nahm sie
auf seine schmeichelnden Wogen. Das war
jetzt ein entzückendes Gefühl, ein wonniges,
sinnberauschendes Wiegen an der Brust des
jungen Mannes, dessen innige Verührung
einen bis jetzt unbekannten Strom durch
ihren ganzen Körper leitete. Zuletzt drehte
sich alles um sie in wirrem, farbigem
Kreise. Sie glaubte zu fliegen, dem Him-
mel zu. Es kam ihr fast wie Schlaf, aus
dem sie nimmer erwachen möchte. Einmal
flog Gilde an ihr vorbei, an dem Arm
eines Offiziers, ihr Auge war ein Glüh-
wurm, die roten Rosen, locker geworden,
umgaukelten sie wild wie eine Bacchantin.
Dann erblickte sie wieder Frau Erdmann
steif, unbeweglich, wie ein Bild, und die
Geheimrätin, die sie mit der entsetzlichen
Loragette verfolgte.

Wie Träume zog das alles an ihr vor-
über! Plötzlich schwieg die Musik — der
Tanz war zu Ende, Fächer tauschten von
allen Seiten, erhobte Gesichter, wogende
Brüste — erragt blickende Augen — über-
all —. Wie Staare im Schilfe zeterte
es durcheinander, während die Paare Cerle
machten.

Die Korpsbrüder Sixtus' ließen sich
Fewi vorstellen; jeder wollte einen Tanz
erhaschen. Sie hatte gehofft, den ganzen
Abend am Arm des Geliebten zubringen
zu können, ihr war gar nicht um weitere
Eroberungen. Und was sollte sie denn
mit diesen fremden Herrn allen reden? —
Sie werden sich gewiß recht langweilen
mit ihr. Doch da half kein Zögern, nur
die Française konnte sie Sixtus reservieren.

Gilde zog die allgemeine Aufmerksam-
keit auf sich. Schon lange war eine so
hübsche Erscheinung nicht mehr in der Ge-

sellschaft erschienen, und jetzt nach der Er-
regung des Tanzes war sie wirklich be-
rückend schön! Die fahlen Scheitel der
Herreninsel drehten sich nach ihr wie
Pflanzen nach der Sonne, und obwohl
jetzt Graf Sergius, der seine Tänzerin,
die Professorstochter, glücklich wieder der
Magnafigenz zurückgestellt, und der Offizier
links und rechts auf sie einredete, entging
ihr das alles doch nicht. Sie fand darin
reiche Entschädigung für die neidischen
Blicke ihrer Geschlechtsgenossinnen, für die
spitzigen Bemerkungen, die ihr hier und da
zu Ohren kamen. Das war ihr Boden —
das fühlte sie, nicht das Erdmannshaus. —
Es lag in unendlicher Ferne hinter ihr in
düstergrauen Farben.

Die Souperzeit nahte. Aus den Neben-
sälen erklang schon Gläsergeklirr, der Lärm
der Tafelfreuden. Sergius mußte Gilde
ihrer Mutter zurückführen; er hätte um
alles gerne mit ihr das Souper eingenom-
men — aber — die Mutter, das war der
Stein des Anstoßes, ihr ganzes Aussehen,
ihre Manieren verrieten ihren Stand. Bis
jetzt hatte man sie nicht beachtet, man
wußte gar nicht, daß die komische Frau
dort in dem altmodischen Kleide die Mutter
des schönen, allgemein bewunderten Mäd-
chens war. Das mußte sich jetzt auf-
klären. Man wird fragen, wer sie sei —
er wird sich kompromittieren in den Augen
seiner Standesgenossen rings umher. Auch
sein Vater, der alte Graf, war ja da —
er wird es ihm nie verzeihen! Und welche
Ausflucht machen vor Gilde, ohne sie zu
kränken? — Er war in einer mißlichen
Lage. Jedenfalls war es seine Kavaliers-
pflicht, der Familie Erdmann gute Plätze
zu verschaffen. Bei der Mutter traf er
Sixtus mit Fewi, er beneidete ihn um seine
Ungebundenheit. —

Diese verdammten Standesvorurteile,
sie können doch recht unangenehm werden!

Der Speisesaal hatte sich unterdessen
gefüllt, es war keine Auswahl mehr unter
den Plätzen.

„Sie souperieren doch mit uns, Graf
Perrin?“ bemerkte Gilde, die das für selbst-
verständlich hielt.

„Leider muß ich mich zuerst zu Papa
und einigen Verwandten begeben, die ich
bis jetzt ganz ignoriert habe, aber sobald
ich loskommen kann, Fräulein Gilde, wird
es mir die größte Ehre sein.“

Gilde biß die Lippen aufeinander, sie
ahnte wohl mit einem Blick auf die Mutter,
deren Neuzeres ihr jetzt auf einmal fast
lächerlich vorkam, den wahren Grund. Sie
war ihr eine Last in diesem Augenblick.

Endlich entdeckte Perin noch einige leere Plätze — aber Malheur! Die Erzellenz, mit der er am Eingang gesprochen, saß an demselben Tisch mit einigen jungen Mädchen und Offizieren. Er mußte die Erdmanns und Zevi vorstellen, es blieb keine Wahl mehr.

„Frau Erdmann mit Tochter — Fräulein Schwarz — Herr Erdmann — Erzellenz Gräfin Feningen — Komtesse Feningen — Oberst Baron Luchesi — Lieutenant von Stirum!“ Mit einer galanten Verbeugung empfahl er sich, von einem Blick aus Gildes Auge getroffen, der ihm sein baldiges Wiederkommen für absolut nötig erscheinen ließ, wenn er nicht alles verschmerzen wollte. — Die Erzellenz Feningen rückte weiter hinauf, als nötig war, um Platz zu machen. Die Komtessen musterten mit viel sagendem Blick die Toilette der Frau Erdmann. Der Oberst brach das peinliche Schweigen, welches der Vorstellung folgte.

„Sie erscheinen wohl zum erstenmale auf den Bällen, Fräulein Erdmann, und wie ich gesehen habe, mit unbestreitbarem Erfolge!“

Die Komtessen zogen ihre Kleider noch enger an sich.

„Ich darf gar nicht mehr fragen, wie es Ihnen hier gefällt, wenn man so gefeiert wird.“

„Sie haben mehr gesehen, wie ich, Herr Baron,“ entgegnete lächelnd Gilde, „ich bin auch noch zu unerfahren in diesen Welten, um einen Erfolg beurteilen zu können, ich weiß nur, daß ich mich köstlich unterhalte.“

„Möglich, Fräulein Erdmann,“ mischte sich die Erzellenz ins Gespräch, „ich für meinen Teil habe den Rheinaniaball noch nie so langweilig gefunden wie heuer. Nicht, Emma?“ Sie wandte sich zu ihrer Tochter.

„Affreux, Mama,“ kispelte diese.

„Es ist auch eine ganz andere Gesellschaft hier wie früher,“ fuhr die Erzellenz fort, „so viel fremde Gesichter; sonst traf man immer Bekannte.“

„Ich denke, das müßte gerade der Unterhaltung mehr Reiz verleihen,“ entgegnete Gilde, die die Anspielung wohl merkte, „alles Neue reizt ja, bringt neues Leben! — Meinen Sie nicht auch, Herr Baron?“

Dieser leerte sein Champagnerglas auf einen Zug, um das farastische Lächeln zu verbergen, das bei den Worten der Erzellenz auf seinen Lippen schwebte.

„Gewiß, mein Fräulein! Ich gehöre in dieser Beziehung auch nicht zu den Konserwativen, was Wallersheimungen betrifft.“

„Das sind Geschmacksachen!“ meinte die Erzellenz.

„Ihre Fräulein Tochter besuchte wohl schon oft den Rheinaniaball und will neue Eindringlinge nicht gelten lassen,“ bemerkte spitzig Gilde.

„Sehr oft?“ fuhr die Erzellenz auf, die Komtesse warf einen bösen Blick hinüber, „das ist doch nicht gut möglich bei dem Alter meiner Tochter, aber immerhin

oft genug, um sich über die Veränderungen zu verwundern, die in der Gesellschaft hier stattgefunden.“

Lieutenant von Stirum, ein junger, stattlicher Offizier mit gebräuntem Antlitz, nahm sich unterdes der alten Frau Erdmann an, deren Verlassenheit ihn peinlich berührte. Er erkannte auf den ersten Blick die Situation, und Frau Erdmann, die ihre Stellung in dieser Gesellschaft schon lange erkannt, warf ihm einen dankbaren Blick zu, antwortete ihm so herzlich und einfach, daß der junge biedere Mann seine Freude daran hatte.

Sixtus und Zevi hörten und merkten von all dem nichts, sie waren ganz ineinander versunken. Der Champagner, den Sixtus kommen ließ, schürte noch ihr erregtes Blut.

Ringsum wurde die Stimmung immer lebhafter. So sehr auch die Etikette eine laute Fröhlichkeit darniederhielt, aus allen Augen sprühte es doch schalkhaft. Erhitzte Köpfe näherten sich, es kicherte und flüsterte in allen Ecken, kühne Blicke irrten über üppige Nacken, Amoretten schlüpften durch die Reihen, drückten im geheimen Hand in Hand, schossen ihre glühenden Pfeile gegen die engen Nieder; sie saßen auf dem Rand der hohen Kelchgläser mit perlendem Schaumwein, in duftigen Blumen, die man sich gegenseitig bot, sie wiegten sich in dem leisen Winde des Fächer-schlages. Die ganze Luft war erfüllt davon, nur die Sitte zog einen unburdbringlichen Schleier um sie. Man sah ihr loses Spiel nicht, durste es nicht sehen, nur hier und da guckte einer aus dem Auge einer Schönen, sich unbemerkt rührend, und zog das Köpfchen zu spät zurück.

Gilde wurde ungeduldig, sie hörte nur mehr halb auf die Worte des Obersten, der sich eifrig mit ihr beschäftigte, dabei die Erzellenz und ihre Tochter mehr als die gute Sitte erlaubte, vernachlässigend. Ihr Auge durchflog den ganzen Saal nach ihm; endlich hatte sie ihn entdeckt. Ein auffallend hübscher alter Herr mit schneeweißem Henri quatre und etwas weingerötetem Gesicht saß neben ihm — gewiß der Vater! außerdem eine Gesellschaft von jungen Leuten.

Sie bemerkte, daß er mehrmals versuchte sich zu entfernen, und immer wieder zurückgehalten wurde. Aber jetzt erhob er sich wieder, der alte Herr mit dem Henri quatre sprach heftig mit ihm. Sergius zuckte mit den Achseln und empfahl sich. Der alte Herr erhob sich und sah mit einem Monocle stirnrunzelnd nach ihrem Tisch herüber. Das galt ihr. — Sie fühlte es, ihr natürlicher Feind war der Mann dort, und wie von einer inneren Kampfeslust getrieben, erhob sie sich etwas und erwiderte die herausfordernden Blicke des alten Grafen.

Sergius trat an den Tisch und grüßte gleichsam zur Versöhnung auffallend zuvorkommend die Erzellenz mit ihrer Tochter; doch diese, empört durch das Benehmen des Obersten und Vernachlässigung ihrer Tochter, die herrenlos sich langweilte, stand auf.

„Lassen Sie sich nicht stören, Herr Perin, wir wollten uns eben entfernen, es weht eine so fremdbartige Luft hier, ich nicht gut vertragen kann. Adieu!“ Sie sich gut.“

Der Oberst mußte wohl oder übel mit ebenso Lieutenant Stirum, der sich mit Frau Erdmann recht gut unterhalten konnte. Von draußen ertönte wieder die Tanzmusik, man brach von allen Seiten auf zu neuen Vergnügen. Bald war rings alles leer. Sergius hatte offenbar dem Champagner etwas stark zugesprochen, er war in stichlicher Erregung und nötigte auch Gilde zum Trinken, die von dem ungewohnten Genuß schon etwas betäubt war. Die Mahnung der Mutter blieb ungehört. Sergius übte eine eigentümliche Macht auf diese Frau, ein Wort von ihm genügte sie zu beruhigen.

„Ihr Vater war nicht sehr ernt Graf, daß Sie zu uns herüberkamen. Ich habe alles beobachtet.“

Sergius stieß so fest mit dem Champagnerglas auf den Tisch, daß es in Scherben ging.

„Was kümmere ich mich um meinen Vater! Diese alten Herren verkümmern einem jede Freude. O diese Abhängigkeit ist eine Höllequal, — wenn ich nur wäre, Fräulein Gilde!“ — sein Antlitz ruhte brennend auf ihr, er griff nach ihrer Hand, die mit dem Glase spielte.

„Gilde,“ kispelte er, ihr tief ins Angesicht, sie fühlte das Geständnis, das auf seinen Lippen schwebte.

„Herr Graf, man beobachtet uns. Sie sind zu erregt — mir selbst ist so unheimlich schwül in dieser Luft — machen Sie eine kleine Promenade.“

„Ich muß Sie allein sprechen, Fräulein Gilde,“ fuhr der Graf fort, „ich muß Ihnen sagen —“ Er beugte sich über den Tisch.

Gilde stand plötzlich auf, auch ihre Brust hob und senkte sich bebend, Sergius folgte und reichte ihr den Arm. Er glaubte, sie wolle in den Tanzsaal, doch sie bog rechts ab, wo kleine Antikameras sich an den Saal schlossen. Verschiedene Mütter und Väter saßen in den ersten umher. Rasch gingen sie hindurch. Der zweite war leer. Eine Palme stand in der Mitte und breitete weit ihre fächerartigen Blätter.

Sergius war auffallend bleich, er sah ihn schöner, verführerischer als je, die Erregung nahm ihm offenbar die Sprache.

„Was müssen Sie mir sagen, Herr Sergius?“ fragte in auffallend getönter Tone Gilde.

„Das fragen Sie mich noch? — Sie haben Sie nicht schon gefühlt?“ entsetzt fuhr Sergius, ihre heiße Hand erfassend, „ich liebe Sie! Ich opfere für Sie, für meine Familie, meine Zukunft, was Sie verlangen.“

„Opfern?“ unterbrach ihn Gilde, „und warum opfern?“

„Mein Vater wird alles thun, um Ihnen zu trennen.“

„Von der Schmiedstochter nicht!“

es vorhin in seinem stolzen Antlitz. So besteht diese Klust unter vernünftigen Menschen? Ich wollte es meinem Vater nicht glauben."

"Erregen Sie sich nicht um eines leeren Wahnes willen," beschwichtigte sie ihm Graf Sergius. "Die Liebe überwindet ja jede Klust. — Fräulein Gilde, Sie überlegen zu viel, als daß ich glauben könnte, Sie erwidern meine Liebe. Ich habe mich wohl getäuscht, dann verzeihen Sie meiner Jugend."

"Sie haben sich nicht getäuscht, Graf Sergius." Gilde schmiegte sich enger an ihn, ihr heißer Atem wehte über sein Gesicht. "Auch ich liebe Sie. Ich kann es nicht mehr verbergen! Aber — eine unheimbare Angst ergreift mich, es sei nur die Stimme wilder Leidenschaft, die aus ihnen spricht, in einem ruhigen Moment werden Sie den Stimmen Gehör schenken, die von allen Seiten auf Sie eindringen werden. O, Sie werden sich alle Mühe geben, mich aus Ihrem Herzen zu drängen, und am Ende in einem unbewachten Momente öffnet sich auch vor Ihnen die Klust und ich bin verlassen, dem Gespötte preisgegeben Ihrer und meiner Standesgenossen. Das ist es, Graf Sergius, was mich beben macht. Ich könnte es nicht überleben die Schande und der Vater wäre unheilbar. Von dieser Angst, Sergius, ist sank wie Hilfe suchend an seine Brust, befeite mich, und — ich bin dein für immer!" Die letzten Worte hauchte sie nur mehr wie ein süßes Geheimnis.

Sergius fühlte alle ihre Pulse schlagen, ihr Auge ruhte in matten unwiderstehlichen Schimmer auf ihm, er hätte seine Seele verkauft in diesem Augenblick, um den Besitz dieses Weibes.

"Und welches Pfand verlangst du von mir, daß du mir vertraust?" sagte er, seine Arme um ihre schlanken Hüften legend.

"Dein Ehrenwort, mich nie zu verlassen. Man sagt ja, ihr laßt euer Leben dafür."

"Ich gebe dir mein Ehrenwort, dich nie zu verlassen." Er sprach diese Worte leise und deutlich, ohne einen Blick von Gilde zu verlieren, deren Augen leuchteten von innerem Triumph, ihre Arme umschlangen ihn fest, ein heißer Kuß flammte auf seinen Lippen.

"Für immer dein, Sergius," stammelte das erregte Mädchen. Beide waren von inner heiligen Stimmung ergriffen und schworen sich in ihrem Innern Treue fürs Leben, was auch kommen möge. Als sie von einem Geräusch nebenan aus ihrem Liebestraum geweckt, vorsichtig sich umsehend den kleinen Raum verließen, bemerkten sie in einer Fensternische Sirtus und Jevsi in innigem Gespräche. Jevsi lachten waren verweint, und doch lag ein so seltsamer Ausdruck darin, daß die Weiden sofort errieten, daß hier in ihrer nächsten Nähe ein zweiter Bund fürs Leben geschlossen worden sei. Sie bemerkten die eile Vorübergehenden gar nicht, so waren sie in sich versunken.

Die Mutter hatte unterdes vergebens

ihrer Schützlinge gesucht. Sie dachte an die Mahnung ihres Mannes betreffs des Champagners. Das Interesse Sergius' für Gilde war ihr bei Tisch nicht entgangen, sie knüpfte die kühnsten Hoffnungen daran und im geheimsten Winkel ihres Herzens freute sie sich über das Verschwinden Gildes, sie ahnte die Szene, die sich eben im Nebenzimmer abspielte.

"Da werden auch dem Erdmann die Augen aufgehen, wenn ein Graf Perin um die Hand seiner Tochter anhält," dachte sie sich. Jetzt kamen sie. Sie wollte sie zuerst unbeobachtet prüfen auf die Echtheit ihrer Vermutungen. Und so ruhig und gefaßt jetzt beide erschienen, hier und da eine kleine Bewegung des rosigen Fingers Gildes, der sich ganz leise in den schwarzen Frackärmel des Grafen drückte, ein unscheinbarer Seitenblick in dem jetzt glückstrahlenden Auge Gildes, ein harmlos erscheinendes, bei beiden zusammentreffendes Lächeln verriet der nicht unerfahrenen Frau alles. Gilde war auf dem besten Wege, Gräfin Perin zu werden. Sie hätte es allen diesen Menschen am liebsten laut zugerufen. Es war ihr eine glänzende Genugthuung für die Verzinsung, die sie heute schon oft hatte erfahren müssen. Wußte sie doch, wie viele dieser hochmütigen Mütter ihre Neze auswarfen nach Graf Perin, und Gilde, ihr Kind, fesselte ihn bei ihrem ersten Erscheinen an ihren Triumphwagen.

Dagegen war ihr das Verhältnis des Sirtus zu Jevsi ein Dorn im Auge, das konnte ihm in seiner künftigen Karriere nur hinderlich sein. Was könnte er nicht für eine Partie machen! Ein junger, schöner Mann, intelligent, mit hübschem Vermögen! Für Valentin, ja — da wäre sie eine passende Frau gewesen.

"Gilde," sprach sie die Tochter verweisend an, "wie kannst du so ganz die Mutter vergessen? Das schickt sich nicht."

Sergius drückte ihr treuherrig die Hand und sah sie flehend an, daß sie ihren Ernst nicht bewahren konnte.

"Kind! Kind!" drohte sie lächelnd, "wenn das der Vater wüßte!"

"Er soll es zur rechten Zeit erfahren, Frau Erdmann," erwiderte Graf Sergius, der wohl merkte, daß die Mutter alles erraten.

"Nur nicht so hitzig, Herr Graf! — Ich habe euch ja alles an den Gesichtern abgelesen, wir kennen das auch!" Sie lächelte ihn schlau an. "Aber nur nicht so hitzig. Ueberlaßt das mir mit dem Vater. Er hat seine eigenen Schrecken, ich sage euch, überlaßt das mir, es ist besser. Ich denke, wir gehen jetzt nach Hause. Es ist schon spät, d. h. schon früh. Wo ist denn Sirtus mit Jevsi so lange. Ah! da kommen sie ja eben! Nun, die Athenania hat sich gemacht!"

Gilde schrak zusammen bei dem Worte "nach Hause", es riß sie mitten aus ihren rosigen Träumen in die raue Wirklichkeit zurück. Auf all den Glanz, auf all die süßen Wonnen, zurück in das ruhige, kalte Erdmannshaus.

Am liebsten wäre sie in seinen Armen entflohen, hinaus in die schöne, freudige Welt, die heute zuerst ihre goldene Pforte ihr geöffnet. Sergius wollte nicht widersprechen und ging, den Wagen zu holen.

Der Saal war schon ziemlich geleert. Verschlafene Mütter und Väter saßen umher, während noch einige unermüdliche Paare zwischen abgerissenen Toilettefezen, herumfollenden Blumen herumwalzend, die Tanzlust festhalten wollten, dem anbrechenden Tag zum Trotz, der in häßlichem Grau durch die Fenster hereinblickte. Dazu die verbrauchte schwere Luft. Der Freude war die rosigte Larve abgerissen, Ueberfättigung, Verdruß grinsten aus ihren blaffen, alten Zügen.

Gilde fröstelte es, sie ärgerte sich über das noch immer glückstrahlende Gesicht Jevsi, auf dem keine Abspannung zu lesen war, die freute sich am Ende noch zu Hause!

Sergius meldete den Wagen. Ein kalter Wind wehte die Treppe herauf, die galanten Diener waren verschwunden, Studenten mit aufgeschlagenem Ueberzieher, übernächtigen verstörten Gesichtern standen umher, oberflächlich grüßend. Wie das alles jetzt doch anders war!

Gilde ging voraus mit Sergius.

"Verlasse mich nicht und komme bald. Ich kann so nicht mehr leben," flüsterte sie ihm zu, Thränen im Auge.

Als sie eingestiegen, langte sie eine Rose aus ihrem Haar und reichte sie ihm, sie hing matt an dem Stengel. Er drückte sie so fest an die Lippen, daß sie sich entblätterte.

"Sprechen Sie mit ihrem Vater," flüsterte die glückliche Mutter ihm zu.

Jevsi machte einen ehrerbietigen Knig.

"Wir haben beide unsere schönste Nacht gefeiert, Sirtus," sagte zu ihm der Graf, ihm herzlich die Hand schüttelnd.

Der Wagen rollte aus der Halle in den grauen Morgen hinaus, aus dem bereits der Lärm der erwachenden Stadt erscholl. Der Graf sah ihm lange nach, sein Blick hing an der schneeweißen Hand, die am Wagenfenster liegen blieb. Bei der nächsten Ecke beugte sich ein Mädchenkopf heraus und sah zurück. Dann verschwand der Wagen.

Das wollte er noch erwarten; dann begab er sich glücklich lächelnd in die Kneipstube, wo die Athenanen noch immer beim Sektelärmten und ihn stürmisch begrüßten.

Als die Ballgesellschaft vor dem Erdmannshaus ausstieg, war es schon lebendig in der Werkstätte.

Wie im Bewußtsein einer Schuld huschten sie alle daran vorüber — Valentin und der Vater merkten sie gar nicht, so waren sie in die Arbeit vertieft.

Kapitel IV.

Sirtus galt seit diesem Ballabend als im stillen mit Jevsi verlobt. Den Vater Schwarz, welcher den Abend im "Bären" lange nicht vergessen konnte, hatte die Einladung zu dem Athenanenball vollständig

für ihn gewonnen. Wer in solch' angesehenen Gesellschaft verkehrte, der konnte doch unmöglich mehr sozialistische Ideen hegen, er setzte die größten Erwartungen auf Sirtus' Zukunft, so wenig berechtigt dieselben bei der Jugend desselben auch waren.

Anders verhielt es sich mit Graf Sergius. Mit mißtrauischem Blicke beobachtete Vater Erdmann in der dem Ball folgenden Woche die täglichen Besuche des Grafen, und als nun gar Monika ihm ganz selig ihr Geheimnis zuflüsterte, von der geheimen Verlobung auf dem Rheinenball, da entbrannte er in Zorn, den Monika nie an ihm bemerkt, und schrie sie mit einer Donnerstimme an: „Ob sie denn gesonnen sei, ihr Kind an den Grafen zu verkuppeln! Ja verkuppeln! Es gibt kein anderes Wort. Das Herrchen denke ja nicht ans Heiraten, mit was auch, ist nichts und hat nichts, selbst wenn er es ernst meinte, sehe er gar keine besondere Ehre darin. Vor allem aber wolle er sein Haus rein erhalten von allen bösen Nachreden und Verdächtigungen, die die Besuche des Grafen nach sich ziehen müßten. Darum soll sie sorgen, daß die Geschichte ein Ende habe, sonst werde er selbst einschreiten.“

Monika ließ den ersten Sturm geduldig über sich ergehen, mußte sie doch, daß er nicht lange dauerte und nicht so böse gemeint war. Der Graf blieb auf Anraten der Mutter eine Woche lang aus. Es fiel ihm schwer genug, er entschädigte sich durch tägliche Fensterpromenaden, durch kleine Rendezvous in der benachbarten Marienkirche. Kaum war sie zu Ende, erschien er wieder im Erdmannshaus. Da trat ihm der Schmied schon beim Eintritt entgegen. Sergius machte sich auf eine Szene gefaßt, doch Erdmann war auffallend ruhig und bat ihn, auf sein Zimmer zu kommen. Mit Entsetzen hörte Gilde und die Mutter, welche den Grafen schon lange erwarteten, diese Aufforderung. Jetzt war alles verloren! Der Vater wird ihn tödlich beleidigen, am Ende sich thätlich an ihm vergreifen in seiner Erregtheit. Sie horchten gespannt, doch kein lauter Ton war vernehmbar.

„Sie lieben meine Tochter, behaupten Sie, Herr Graf,“ begann der Schmied, dem Grafen Platz bietend, „und wollen sie einst heiraten, so sagten Sie zu meiner Frau, nicht?“

„Und so sage ich auch zu Ihnen, Herr Erdmann, nur Ihre Frau hielt mich ab davon, sonst wäre ich sogleich nach dem bewußten Ball zu Ihnen gekommen,“ entgegnete Graf Sergius.

„Daran hat sie unrecht gethan, die Frau, und Sie auch, daß Sie ihr darin gefolgt sind. Ein Mann muß selbst wissen, was er zu thun hat. Doch gleichviel! Was haben Sie für Aussichten, einst eine Familie ernähren zu können? Und bis wann?“

„Aber Herr Erdmann,“ fuhr jetzt der Graf offenbar verletzt auf, „mein Name allein wird Ihnen doch dafür Bürgschaft

sein? Außerdem mache ich nächstes Jahr mein Examen und dann liegt mir die Welt offen.“

Erdmann schüttelte den Kopf.

„Ein Name ist keine Bürgschaft, tausend klingende Namen irren heutzutage im Glend umher. Die Welt steht Ihnen offen! Welche Welt? Die Welt eines kleinen Beamten, eines Lieutenants in einigen Jahren. Die Vermögensverhältnisse Ihrer Familie sind nicht die besten, ich habe mich genau erkundigt. Mit Mühe erhält Ihr Vater sein Haus auf standesgemäßem Fuße, Ihre Stubentenzeit kostet ihm schlaflose Nächte. Sie sind einst darauf angewiesen, Ihr Brot selbst zu verdienen. Gilde ist allerdings nur eine Schmiedstochter, aber trotzdem in sicheren, wohlhabenden Verhältnissen aufgewachsen, sie hat keinen Begriff von des Lebens Not und Sorgen. Sehen Sie, darum arbeite ich auch in meinen alten Tagen wie ein Geselle, um dem Kinde diese auch künftighin zu ersparen. Ich habe sie nun einmal entsehrlich lieb, die Gilde, wenn sie mir auch in der letzten Zeit ganz fremd geworden ist, und jetzt soll ich diese Aussicht einer Grafenfrone opfern? Herr Graf,“ er legte die schwere Hand auf die Schulter des jungen Mannes, der tief beschämt im stillen die Wahrheit seiner Worte einsah, und es nicht wagte, dem Schmied in das fest auf ihn gerichtete Auge zu sehen, „ich will ja glauben, Sie meinen es ehrlich mit der Gilde, Sie sind aber noch jung und überlegen das nicht so! Ich weiß, Sie denken in Ihrem Innern: ich bin ja der, der Opfer bringen muß, was weiß denn der Alte. Ich opfere alle meine Standesrücksichten, den Frieden mit meiner Familie, meine Zukunft! So denken Sie. Aber eben in diesen Opfern liegt ja der Reim zum Unglück, und die Geopfert ist zuletzt — Gilde. Standesrücksichten! Auch ich habe Standesrücksichten, ich schätze meinen Stand so sehr, wie Sie den Ihrigen, und ich bin so stolz auf meine Vorfahren, die durch Arbeit und Fleiß mir eine sorglose Existenz verschafft, wie Sie. Dieses erste Opfer erkenne ich also von meinem Standpunkte aus nicht an! Den Bruch mit Ihrer Familie! Das ist ein trauriges Opfer, das ich und Gilde nicht annehmen will! Ihre Zukunft! Damit opfern Sie auch die Zukunft Gilbes! Kurz, wenn Sie es wirklich ehrlich meinen mit Gilde, treten Sie zurück. Jetzt können Sie es noch, wenn Sie ein Mann sind. In Ihren Jahren vergißt sich das rasch!“

Graf Sergius war starr über die Standrede Erdmanns. Von dieser Seite dachte er an kein Hindernis, er war der festen Ueberzeugung, der Vater werde, wie die Mutter, sich hochgeehrt fühlen über seinen Antrag. Sein ganzer Standesstolz, den die Liebe zu Gilde nur zurückgebrängt, bäumte sich dagegen auf. Ein Graf Perin abgewiesen vom Schmiedemeister Erdmann, das war noch nicht da! Er mußte Gilbes Bild mit aller Kraft heraufbeschwören, um gelassen zu bleiben.

„Ihre Abweisung kommt mir so über-

raschend,“ entgegnete er, sich gerade mäßigend, „daß mir jede Antwort unmöglich ist. Nur so viel weiß ich, daß ich Gilde verlassen kann und werde. Sie fassen Liebe zu einem Mädchen eben rein in Ihrem materiellen Standpunkt auf und bedenken nicht, daß wir, wie soll ich ausdrücken, Gebildeten, verzeihen Sie dieses Wort, etwas intensiver, feiner fühlen als wie Arbeitsmenschen. Daß wir auch Ansichten von der Liebe haben, und das das vergessen Sie ganz, gehört ihrer Erziehung nach nicht mehr dem Arbeiterstande, sondern den gebildeten Ständen an und fühlt und denkt insollgedessen wie ein Ober glauben Sie vielleicht, Gilde wäre an der Seite eines biedereren Handwerkers glücklicher werden? Unmöglich! Vom materiellen Standpunkt aus mögen Sie recht haben, da ist Graf Perin gerade die wünschenswerte Partie, darin kann ich leider nicht widerlegen, und darin widerlegt Sie ja allein widerlegt sein. Ich verneine Sie ganz gut und ich gebe doch nicht die Hoffnung auf, noch Ihre Einwilligung zu erringen. Sie können mir Ihr Haus anbieten, ich werde es nicht darauf ankommen lassen, aber Ihre Tochter zu lieben, kann Sie mir nicht verbieten, ebensowenig, einer anderen Zeit wiederzukommen, was ich Ihnen auch materielle Vorteile beweisen kann! Bis dahin leben Sie mit Herr Erdmann!“ Er wendete sich um.

„Halten Sie, Herr Graf!“ Der Schmied hielt ihn fest. „Was Sie da von der Art Liebe sagten, die ganz anders ist als unsere, so verstehe ich das nicht! Ich weiß nur, daß ich meine Monika recht geliebt und noch habe; das wird sich zeigen, aber ich möchte nicht, daß Sie dem Glauben gehen, ich wolle mein Kind einem reichen Freier aufsparen. Kann Deut gebe ich darum! Ich will nur einen Mann für sie haben, der in geordneten Verhältnissen lebt, so war es von jeher Brauch bei den Erdmanns. Und nur Sie das sind und mein Kind noch mehr lieb haben, steht ihnen mein Haus offen, Herr Graf. Daß Sie hinterrücks das Techtel-Mechteln treiben mit Gilde und dem Kind vom Erdmann unglücklich machen, das glaube ich nicht von Ihnen. Woher dann die Ehre, der zuliebe Sie sich Gesichter so zerfetzen lassen. Sprechen Sie sich mit dem Mädel aus und so weiter will, auf Wiedersehen, Herr Graf!“

Sergius errötete sichtlich bei der Warnung des Vaters und empfahl sich mit einer kühlen, gemessenen Gebärde. Gilde erwartete ihn in Todesängsten. Der Vater hatte mit ihr absichtlich die ganze Zeit über ihr Verhältnis zu Sergius nicht gesprochen und sie mußte auch nicht, was er darüber dachte, obwohl ihr nichts entging. Die finstere Falte auf des geliebten Stirn sagte ihr alles.

„Abgewiesen!“ Mit diesem Wort trat sich Sergius auf einen Stuhl in dem Zimmer.

Gilde traute ihren Ohren nicht. Sie ergriff sie ein trotziger Unwille gegen-

ter, der in seinem Unverstande ihr heimglück störte.

„Dann bin ich erst recht dein, Sergius, nichts bindet mich mehr an dieses chaotische Haus. Ich folge dir, wohin du willst,“ rief sie mit Ekstase, vor Sergius die Kniee sinkend und sich an ihn schmiegend, als fürchte sie ihn zu verlieren. „Er mag dich nicht beleidigen, Sergius, und ich will dich doppelt lieben für die Schmach, die du meinetwillen erduldest!“ Aengstlich durchforschte sie seine blassen Züge. „Ich innere dich an die Worte, Sergius: Was auch kommen mag,“ sagtest du.“

Das stürmische Drängen des Mädchens ließ das Blut wieder in seine Wangen strömen, ein Blick in ihr liebevolles Auge ließ ihn alles vergessen.

„Was auch kommen mag! Gilbe! Du bist recht, und ich habe es auch gesagt meinem Vater. Aber dieses Haus kann ich nicht mehr betreten nach dieser Auseinandersetzung. Und doch muß ich dich sehen. Jahre gehen ja noch darüber, bis ich dich besitzen kann. Gott! Gott! Wie soll das werden?“

„Das überlasse nur mir und der Mutter! Sie ist auf unserer Seite. Ich beachte mich als deine Verlobte und werde Mittel und Wege finden, mit dir beisammen zu sein. Glaubst du denn, ich will hier herumirren und verderben im Eisenschutt mit Schmiedegefellern? Wenn sie das wollen, meine Eltern, dann hätten sie mich auch danach erziehen sollen. Jetzt ist es zu spät.“

„Gilbe!“ flüsterte Sergius, entzückt von dem Feuer der Geliebten, in seinem Liebesrausch das stillschweigende Versprechen, das er Erdmann gegeben, vergessend, tausend Dank für die süße Hoffnung, die er ihr gab! Deine Nähe, dein lieber Blick wird mich stärken zum Ausharren, im Kampf um Selbständigkeit. Dann sollen sie nur kommen, mein und dein Vater, sie werden beschämt das furchtbare Recht einer echten, wahren Liebe einsehen.“

Die Wogen der Leidenschaft schlugen über den beiden zusammen. Sie redeten sich wie alle jungen Leute in dieser Lage ein Märtyrertum der Liebe hinein, dem er heiße Blut der Sinne heilige Ekstase, die Widerseßlichkeit, jede Hinterlist erlaubt scheint, dem alle Schranken der Sitte, der Moral fallen. Mit heißen Liebeswünschen und dem Versprechen baldigen Wiedersehens schieden sie.

Sirtus, jung, unerfahren, auf Sergius' warmerischer Versicherung seiner redlichen Absicht vertrauend, selbst verliebt und in der Gedessen die Qualen des Getrenntseins nicht empfindend, ward zum Liebesboten zwischen der Schwester und Sergius ausgesendet. Die Mutter, die ihrem Mann schwere Vorwürfe über sein Verhalten machte und den liebgewordenen Gedanken an eine Heirat Gildes mit Sergius nicht aufgeben konnte, sah dem Spiel, das jetzt unter dem Rücken des Vaters begann, mit der Finger. Bald traf man sich zuweilen auf der Straße, im Theater, bald bei einer Landpartie oder im Sonntags-

gottesdienst stand plötzlich Graf Sergius hinter dem Bettstuhl der Erdmanns in der Mariahilfskirche.

Gerade diese abenteuerliche Heimlichkeit, dieses bange Sehnen, diese kindliche Freude über das Gelingen irgend eines gewagten Stellbühnens reizte die beiden, verlieh ihrer Liebe, welche von Anfang an einen stark sinnlichen Charakter trug, neuen Reiz; andererseits wurden aber eben dadurch alle moralischen Grundsätze, alle weibliche Zurückhaltung Gildes bedeutend gelockert. Ein gefährlicher Umstand bei dem leidenschaftlichen Temperament derselben!

Vater Erdmann ahnte in seiner Biederkeit nichts von diesen Schleichwegen, er ärgerte sich sogar, der Sache eine Wichtigkeit beigelegt zu haben, die sie nicht hatte. Es war eben eine jugendliche Liebelei, die eben so rasch verfliehet, wie sie gekommen, so glaubte er. Gilbe hatte bereits eine solche Gewandtheit in Verstellung und Lügen erlangt, daß ihm an ihrem Wesen nichts besonderes auffiel.

Er hatte andere schwerwiegende Sorgen, die seine Blicke das ganze folgende Jahr ablenkten von seiner Familie.

Mit dem Schmiedehandwerk war nicht mehr viel zu verdienen. Wie Pilze aufschießende Fabriken brachten das Handwerk immer mehr herunter. Seit einiger Zeit schon suchte er seinen Hauptverdienst im Eisenhandel, der ja mit diesem Handwerk sehr eng verknüpft ist; nur durch die pekuniären bedeutenden Erfolge dieses Geschäftes war er im Stande, die Unkosten zu bestreiten, die ihm die überstandesgemäße Erziehung Gildes und Sirtus' und jetzt deren nichts weniger als haushälterisches Leben verursachte.

Da erlitt plötzlich die ganze Eisenindustrie durch unvorhergesehene politische Ereignisse, hauptsächlich aber durch die Ueberproduktion der letzten Jahre, einen empfindlichen Stoß; die ganzen Vorräte, die er aufgekauft, lagen zur Hälfte entwertet in seinem Magazin, waren überhaupt nicht auf den Markt zu bringen.

Ein solcher Verlust ließ sich durch allen Fleiß der Hände nicht ersetzen.

Gilbe und Sirtus jedoch schienen sich darum wenig zu kümmern. Erstere trieb einen Toilettenluxus, der allgemeines Kopfschütteln in der Burggasse erregte und Erdmann, der ihr ihre Willfährigkeit in bezug auf das Verhältnis zu Graf Perin hoch anrechnete, wollte ihr nicht auch diese Freude verkümmern; auch war sie seit neuerer Zeit viel herzlicher mit ihm und wußte ihm mit so viel süßen Schmeicheln zuzusetzen, daß er nicht widerstehen konnte.

In dem Anblick ihrer von Tag zu Tag sich mehr entfaltenden Schönheit vergaß der Mann alle seine Sorgen und Kummer; sie sollte sich wenigstens ihres jungen Lebens freuen, dafür wolle er ja Tag und Nacht arbeiten.

Andererseits empfand er gegen Sirtus, der in der Gesellschaft reicher, leichtsinniger junger Leute immer mehr in den Strudel großstädtischer Vergnügen sich hineinziehen ließ. Seine Gleichgültigkeit gegen die

geradezu gefährliche Lage seines elterlichen Hauses empörte den Vater; dabei sah er, daß bei diesem üppigen Leben unmöglich etwas gearbeitet werden konnte. Für ihn waren derartige Existenzen geradezu verworfen. Er ließ es an ernststen Mahnungen und Drohungen nicht fehlen und Sirtus fühlte sehr wohl deren Berechtigung, besaß jedoch nicht die Energie, sich aufzuraffen. Die ewigen Vergnügungen, die ständigen Kneipereien, dieses verführerische Scheinleben des Reichtums lullte ihn förmlich ein, löste alle guten Kräfte seiner Seele auf und wenn ihn auch hier und da ein moralischer Katzenjammer befiel, er wußte ihn schnell zu betäuben. Die meisten seiner Kameraden machten es ja ebenso und das Studium! — das läßt sich alles in einem Jahre einholen.

Auch auf sein Verhältnis mit Frevi übte dieses entnervende Leben mit der Zeit einen schlimmen Einfluß.

Von dieser frivolen, nur dem Vergnügen lebenden, großstädtischen Umgebung aus gesehen, nahm sich das bescheidene, stillselige, anspruchslose Frevchen recht dürftig aus und der ewige Spott über sein platonisches Verhältnis zu dem kleinen Bäckerinädchen unterwühlte allmählich sein Herz. Je mehr er seine Zukunft durch dieses Versäumnis seines Studiums gefährdet sah, desto mehr verlor er sich in phantastische Hoffnungen auf glückliche Zufälle, absonderliche Zeitereignisse, die ihn das mühelos erreichen ließen, um was andere sich jahrelang quälten.

Unter diesen Zufällen war aber einer, und zwar der bequemste, nicht zu übersehen, eine reiche oder einflußreiche Heirat und auf diese mußte er verzichten als Verlobter Frevi.

Er sträubte sich mit aller Energie gegen diese aufsteigenden Gedanken, aber sie kamen immer wieder, so oft er mit ihr zusammenkam; andererseits verstand sie es nicht, mit ihrem einfachen, echt mädchenhaften Sinn die Leidenschaft Sirtus' immer von neuem anzufachen. Ihre Liebe zu ihm blieb ja immer gleich frisch und ursprünglich, sie lebte ja nur in ihm und glaubte in ihrer Unerfahrenheit daselbe von dem Geliebten, da sie von dem freudelassen, blasierter Junggesellenleben keinen Begriff hatte.

Ihr Widerspiel war auch in diesem Punkte Gilbe, ihr feiner weiblicher Instinkt und wohl auch ihr eigener etwas flatterhafter Sinn zeigte ihr sofort die Hauptgefahr, vor welcher sie sich bei Sergius zu hüten habe, die Verflachung, das Alltägliche werden der Liebe, die gerade bei leidenschaftlichen Menschen am ehesten einzutreten pflegt. Dabei kam ihr die gezwungene Verheimlichung des Verhältnisses trefflich zu statten. Diese ungeduldig erscheinenden, oft unter den schwierigsten Umständen gierig rasch gewonnenen Augenblicke der Vereinigung, im mystischen Halbdunkel einer Kirche, unter einem dunklen Thorwege; diese mit List und Trug, mit Angst und Sorge vor Entdeckung zugestekten Bilettdouren verließen immer neuen Reiz und die Seltenheit

dieser Gelegenheit schürte das Verlangen. Gelang es dann einmal mit Hilfe der Mutter einen Nachmittag auf dem Lande miteinander zuzubringen in der freien, herrlichen Natur, war das ein Fest, das sein strahlendes Licht weit hinauswarf in künftige trübe Wochen.

So verging ein Jahr, ohne daß die Leidenschaft ihrer Liebe zu einander nur im geringsten abgenommen hätte.

Graf Sergius mußte einrücken als Reserveleutnant. Die Husarenuniform stand ihm vortrefflich. Gilbe vergaß fast alle Vorsicht zu Hause, so entzündet war ihre Phantasie von dieser neuen, ihrem äußerem Glanze stark zugewendeten Sinn so sympathischen Erscheinung.

Auch er selbst gefiel sich darin und der Gedanke, die silberstrohende Uniform gar nicht mehr auszuziehen, wurde immer mächtiger in ihm. Das Aufgeben des Studiums war ihm kein großes Opfer, er hatte ja noch nicht angefangen damit, außerdem fühlte er nie einen besonderen Beruf dazu. In einem Jahre war er Leutnant und bei seiner gesellschaftlichen Stellung konnte es ihm, wie er glaubte, an raschem Avancement nicht fehlen. Auch der alte Graf unterstützte seine Pläne; er hoffte viel von der strengen, militärischen Disziplin für den leichtsinnigen jungen Mann, dem die Freiheit des Universitätslebens nur gefährlich zu werden drohte; auch ging es mit dem Schuldenmachen dann nicht mehr so leicht; für einen strengen Oberst, der ihm ordentlich auf die Finger sahe, wollte er schon sorgen. Kurz, Sergius diente von nun an auf Avancement. Er hätte sich jetzt so glücklich gefühlt wie noch nie. Nur ein Umstand benahm ihm jede Freude, ließ ihn nicht froh werden — sein wirtschaftlicher Ruin. Als Student ging das ja, ein Wucherer half ihm den andern beschwichtigen. Sein Name stand auf unzähligen Wechseln und wenn sein Kredit nicht mehr ausreichte, mußte Sirtus als Bürge herhalten, der hinwieder im ähnlichen Fall seinen Freund Sergius benützte. Beide Freunde hatten ein verderbliches Netz um sich gezogen, aus dem kein Entkommen.

Jetzt, wo Sergius der Armee angehörte, mußten diese erbärmlichen Zustände ein Ende nehmen. Man duldete keine verschuldeten Leute bei der Truppe, und gerade jetzt drohte es von allen Seiten.

Ein Wechsel von tausend Thaler, auf welchem sein Freund Sirtus Erdmann als Bürge und der verhängnisvolle Zusatz „auf Ehrenwort“ stand, war in den nächsten Tagen fällig. Wird er nicht pünktlich bezahlt und wird derselbe dem Herrn Obersten präsentiert, so muß er seinen Rock ausziehen.

Der Karneval, ein leichtsinniger Abend im Adligen Klub beim Bakarat hatten achthundert Thaler, die er drei Monate zuvor von dem Manichäer erhielt, aufgefangt.

Sirtus wußte guten Rat, sonst hätte Sergius die Summe überhaupt nicht aufgetrieben, sein Name stand ja schon auf

der Proskriptionsliste der Wucherer, denen das wertvolle Erdmannshaus in der Burggasse und der biedere, auf seine Reputation so stolze Erdmann sicherere Pfänder waren, als das verwitterte Gut des alten, selbst als lockerer Lebemann bekannten Grafen Perin.

Mengstlich bedacht, seine in den Kreisen, wo er jetzt verkehrte, niedrig geltende Geburt durch edelmännisches Auftreten zu bemänteln — ein Umstand, der die hauptsächlichste Veranlassung seines eigenen Ruins war — glaubte er seinem Freunde Sergius diese Bitte nicht abschlagen zu dürfen, zumal er bereits öfters denselben selbst als Bürgen benützte, wenn auch nur bei bedeutend kleineren Schuldbeträgen.

Die Spuren einer durchgeschwärmten Nacht in den matten Zügen, starrte er eben von seinem Bette aus in den sonnigen Frühjahrsstrahl hinaus. Es war schon elf Uhr. Das tolle Leben in Vereinigung mit den immer drohenden Sorgen, diese ewigen Kämpfe schrankenloser Genußbegierde mit den versagenden Mitteln gab dem sonst so jugendlichen Antlitz etwas kaltes, strenges, und eben jetzt lagerten sich die dichtesten Wolken auf der leise gefurchten Stirn.

Ein aufgeschlagener Brief lag auf der Decke. Es war eine weibliche Handschrift, die war wohl die Hauptursache seiner üblen Laune; denn so oft sein Blick darauf fiel, stieß er einen schweren Seufzer aus und strich sich über die Stirn. Er war von Jevi.

„Lieber Sirtus!

Seit acht Tagen erwarte ich Dich vergebens. Der Vater läßt so eigentümliche Aeußerungen fallen über das Erdmannshaus. Es muß sich irgend etwas ereignet haben oder etwas drohen. Gewiß weißt du davon und hast tiefen Kummer. Wem willst Du ihn denn ausschütten, wenn nicht mir, deiner Jevi? Gerade wenn Unglück droht, muß sich ja die Liebe erproben. Oder liebst Du mich nicht mehr? Du verkehrst jetzt nur mehr mit hohen Herrschaften; ist dir am Ende die unbedeutende Jevi im Wege? O, dann sage es offen, ich gebe Dir Dein Wort zurück, und was ich auch leide, es ist gering gegen das Bewußtsein, Dir lästig zu fallen. Oder hält Dich wirklich das Mißgeschick der Familie ab, das ich aus Vaters Neben zu erraten glaube? Ja, das ist es, nichts anderes! O, ich bete jetzt fast darum um dieses Mißgeschick — o, dann komm, Sirtus, zu Deiner Jevi, was es auch sei, sie wird es Dir tragen helfen.

Meist Liebe nicht mit so engem Maß!

Was wäre Liebe denn? wenn sie nicht

gäbe mehr als sie empfing,

Wenn sie nicht fest und treu im Unglück

bliebe,

Der Hoffnung letzter Rest. Was wäre Liebe?

Ich habe diese Worte der ‚Grißeldis‘, die mich neulich im Theater zu Thränen rührten, nicht vergessen. Ich fühle so etwas Grißeldisches in mir.

Also komm, Geliebter, und versenke

Deinen Kummer an den einzigen, der wohnen er gehört, in das Herz Deiner Jevi!“

Er mußte sehr wohl, von dem Mißgeschick der Vater Jevi sprach, war nicht, wie diese glaubte, fern geblieben, um mit seinem Kummer zu sein, im Gegenteil, er mußte zu seiner Schande gestehen, daß er auch in den letzten Tagen weder an diese Verhältnisse noch an Jevi gedacht. Verschiedene studentische Festlichkeiten, einige Paukereien hatten ihm dazu keine Zeit gelassen. Erst dieser unglückselige Strich riß ihn aus seinem Taumel, zeigte ihm eine sorgenvolle dunkle Zukunft.

Sie wollte allen Kummer, alle Sorgen, alle „Armut“ will sie wohl sagen, mit ihm teilen — schrieb Jevi, aber auch geteilte Armut bleibt Armut, und jetzt, nachdem er in vollen Zügen das Leben gekostet, erschien ihm dieses Geipensit doch grauenhaft. Wenn das Unglück wirklich hereinbrach über sein Vaterhaus, was alles verloren war, was blieb ihm dann noch für eine Hoffnung? Arbeit? Davon wird man nicht reich, davon kann man nicht genießen. — Eine reiche Heirat, darin lag noch Rettung. — So ernstlich schoß der Gedanke noch nie in ihm auf. Da brauchte man sich nicht aufzuräumen aus dem wollüstigen Traumleben, da kam einem die reife Frucht mühelos in der Hand. Und warum nicht? Er hatte in der letzten Zeit nur in den vornehmsten und reichsten Kreisen der Stadt verkehrt und mit großem Glück; er fühlte sich da jetzt so heimisch, es erging ihm gerade wie Gilbe. Seine sozialistischen Ideen, die denen er damals in „Bären“ so Anklang erregte, waren schon längst verfliegen. Er gab unbedingt unausrottbare Unterdrückung im Leben, nicht die der Klasse, aber eine tiefere, einschneidendere — der Bildung. Eben diese, die er nun einmal zu bekämpfen glaubte, konnte ihm ja auch das Unglück nicht rauben, auch nicht die Armut! — Und wird der mittlere, stellung- und namenlose Sirtus samt seiner Bildung in diesen Kreisen noch gebildet werden? — Nein, nimmermehr! antwortete es in seinem Innern. Dann ist also die Bildung nicht das unterscheidende Merkmal in der Gesellschaft — sondern doch die Herkunft. Und wenn Graf Sergius, der Graf, so weit sinken würde — zum Bettler herabwürde er sich halten können in den Zelons? — „Auch nicht,“ war die Antwort. Dann ist's auch die Klasse, die die Grenze zieht — die Klasse mit der Bildung nicht? — —

„Das Geld!“ rief er schmerzhaft schend aus.

Das Geld! das ist's! das zieht die Grenze! Sie arm, Sie reich!

Genie, Name, Ehrenhaftigkeit, das Unfinn. Geld zieht die Grenze!

Er griff sich in das schwarze Haar und starrte an die Wand; der Brief lag am Boden, er dachte nicht mehr daran, nur ein Wunsch erfüllte jetzt ganzes Sein — Reichtum! Ein

immer Gedanke! Wie erwirbst du müheelos? Arbeit hat noch keinen gemacht.

Als er sich umwandte, stand Graf Sergius vor ihm, auffallend bleich.

„Der Sekt macht wohl böse Träume, Sirtus? Du stöhnst ja, daß man es über Stiege hinunter hört.“

„Nun, du scheinst gerade auch nichts tes geträumt zu haben deinem Aus- en nach,“ erwiderte zerstreut lachend Sirtus.

„Was soll dir auch Gutes träu- in unserer verdamnten Lage. Der größte ist die Schuld,“ sagte schon gne Schiller, dabei hatte der arme sel von einer richtigen Schuld keine ung.“

„Gott sei Dank, du wirfst humoristisch,“ segnete Sergius, „du kannst den Hu- er jetzt sehr gut brauchen. In drei ert ist der 18. und ich besitze keine ibert, geschweige denn tausend Thaler.“

Sirtus griff sich, noch bleicher werdend, die Stirne.

„Himmel! der Wechsel! Ich habe ganz vergessen. Aber dein Vater, kann dich doch nicht wegen tausend aler — „Auf Ehrenwort“ steht ja dar-“

„Er kann nicht, er steckt selbst tief in. Ich hoffte auf ein Glück in el — es ließ mich gründlich sitzen. z, ich bin verloren, wenn sich keine tung findet.“

Der Graf sank verzweifelt auf einen hhl und fuhr mit einem Watistuch sein erhitztes Gesicht.

„Ich und tausend Thaler!“ Sirtus e bitter.

„Dein Vater vielleicht, er ist ja reich. — ist ja entsetzlich für mich das Bewußt- daß er, der mich zum Hause hinaus- esen, mich jetzt retten soll! Sein urteil gegen mich wird noch wachsen. m Verächwender wird er sein Kind recht nicht geben wollen! Gott, ich ja selbst nicht hinaus! Aber die nde anderseits, wenn ich den Rock chen muß! Es bringt meinen Vater Grab, eher alles! — alles!“

Tränen standen in den Augen des eifselten jungen Mannes. Sirtus m mit eigentümlichem Blicke an, ein pöttisches Lächeln kräuselte den fein

ittenen Mund, eine gewisse Genug- n lag darin. Graf Perin war auf n, wie er, sie konnten sich die

al drüben, Graf und Schmiedssohn! ih, sie gehörten dann einem Stande

Der eigentlich kein Stand und doch öfte, gewaltigste ist, „dem Namen- der 4 bezeichnen. Er hatte einen

sen, einen hochgeborenen Genossen, g sich alles leichter. Ueber dieses

ich, das ihn einen Augenblick e, gewann rasch seine angeborene

„Nur halt,“ sagte Sergius. Die Lage ist

nn, aber noch nicht hoffnungslos.

Mein Vater ist zwar jetzt selbst in schlim- mer Lage, das Geschäft geht schlecht, sehr schlecht, aber trotzdem werde ich es ver- suchen. Er wird mich zermalmen mit Vorwürfen, ich mache mich auf einen furchtbaren Sturm gefaßt, aber es gilt auch mein gegebenes Ehrenwort; du mußt den Rock, ich das Korpsband ausziehen. Sei versichert, er wird das Aeußerste thun, es einzulösen. Allerdings rate ich dir, deinen Vater davon in Kenntnis zu setzen, denn wahrscheinlich wird er den- selben auffuchen.“

„Es ist nur wegen Gilde, es wird ihn böse verstimmen! Doch gleichviel, es muß sein. Also rasch!“

Im Nu kleidete er sich an, Sergius versprach ihm seine Freundschaft bis zum Tode, wenn er ihm diesmal heraushelfe.

„Hörst du, Sergius,“ bemerkte Sirtus, während er, trotz dem Ernst der Situation, sorgfältig vor dem Spiegel Toilette machte, „unser bisheriges Leben muß ein Ende nehmen, wir gehen beide daran zu Grunde. Eben als du kamst, habe ich die Geschichte überlegt. Ja, wenn man Glück hätte, wie der Major zum Beispiel, unser alter Herr, zwölf Semester verbummelt, Schul- den gemacht wie ein — pardon — wie ein Graf, im Examen durchge- plumpst und jetzt heiratet er die reichste Erbin des Landes. — Was siehst du mich denn so erstaunt an, Sergius?“

„Und Jevy?“ fragte dieser lächelnd.

„Ja, Jevy, das ist's eben! Ich habe sie redlich gern, das liebe, gute Kind, aber sieh, man soll sich so früh nicht bin- den, nicht alle Brücken verbrennen hinter sich. Was soll ich mit Jevy, wenn mein Vater wirklich ruiniert ist, wie ich fast fürchte? Zusammen darben? Beim Teu- fel, es ist erbärmlich! Ich habe ihn immer bewundert, diesen Heroismus der Liebe, aber ich kann's nicht mehr. Die Not ist ja die Feindin aller Poesie und was ist Liebe ohne Poesie? Habe ich nicht recht? Sag's ehrlich, Sergius!“

Dieser war nachdenklich geworden.

„Ja, du hast recht! — ganz recht!“ erwiderte er gedehnt. „Wenn einen nicht eine unbändige Leidenschaft dazu zwingt, soll man es nicht thun.“

„Und auch da nicht!“ erwiderte Sirtus bedachtlos, „auch die unbändige Liebe bündigt die Not, die häßliche Megäre!“

Graf Sergius antwortete nichts mehr, eine bekannte Melodie leise vor sich hinsum- mend, trommelte er an die Fensterscheiben.

„Jetzt kann's losgehen!“ rief plötzlich Sirtus, der nun seine Toilette beendet, die heute einfacher war wie sonst. Ein einfacher dunkler Anzug, das Haar glatt- gestrichen, das verwegene Monocle fehlte, auch das Cerevis, ein „Bummel“ bedeckte den Kopf.

Sergius lachte, als er die auffallende Veränderung wahrnahm.

„Sehr gut gemacht, verdammt so- lid!“ rief er leichtfertig aus, ihn mit seinem Monocle betrachtend, „aber er fällt nicht mehr darauf hinein, der Alte.“

„Wenigstens reizt ich ihn nicht, das

wäre doch zum mindesten unflug,“ meinte Sirtus etwas ärgerlich über die Kälte des Grafen und drängte diesen zur Thür hinaus.

„Ich versichere dich, es ist der schwerste Gang meines Lebens, du kennst meinen Vater noch nicht.“

„Zur Genüge, um deinen Heroismus beurteilen und würdigen zu können, lieber Sirtus, ich werde es dir nicht vergessen!“

Er drückte ihm innig die Hand. „Und noch etwas! Wenn's möglich ist, mache mich nicht zu schwarz. Es ist wegen der Gilde!“

Die beiden Freunde trennten sich. Graf Sergius ging, in tiefe Gedanken versunken; er dachte an Sirtus' Worte: „Die Not bündigt auch die unbändige Liebe.“

Sirtus schritt mit tief bedrücktem Ge- müte dem Elternhause zu. Die ganze Erbarmlichkeit seiner jetzigen Existenz trat noch einmal klar vor seine Seele. Alle Mahnungen des Vaters, der guten Mutter, seiner Korpsbrüder, die ihm oft energische Vorstellungen über seinen, die Verhältnisse übersteigenden Aufwand machten und ihm mit Entlassung drohten, das alles war umsonst! Seit er die gesunde eiserne Luft des Vaterhauses nicht mehr atmete, trieb ihn ein böser Dämon, taumelte er ohne einen sicheren Boden unter seinen Füßen in einem Nebelmeere von Lust und Freude. Nur selten kam er zur Besinnung! Nur selten öffnete sich einen Augenblick der Nebelschleier und gewährte ihm eine düstere Aussicht in ein fremdes, dunkles Land. Jetzt aber zerriß er plötzlich ganz. Das alte ehrwürdige Erdmannshaus lag vor ihm. Stein um Stein bröckelte sich von den massiven Wänden, schon wandt das Dach. Da kommt er eiligen Schrittes, selbst ein Erdmann, und rüttelt an sei- nen Grundfesten, daß es vollends ein- stürzte.

Ja, er stand wirklich vor dem Erd- mannshaus, es war keine bloße Phantastie, und es kam ihm wirklich etwas morich, verwittert vor. Was die Einbildung macht! Auch brannten nicht so viele Feuer wie sonst in der Werkstatt.

Valentin kam ihm entgegen, mit fin- sterem Antlitz, eine schwere Eisenstange auf der Schulter. Er erheiterte sich nicht, als er Sirtus sah.

„Läßt du dich auch einmal wieder sehen?“ sagte er vorwurfsvoll. „Aller- dings, es ist jetzt gerade kein lustiger Platz, das Erdmannshaus. Überall ernste Ge- sichter, und das behagt dir wohl nicht! Nun, an euch Studenten geht ja eine so böse Zeit spurlos vorüber! Jevy fragte heute nach dir bei der Mutter. Sie sieht schlecht aus,“ — sein Auge ruhte forschend auf Sirtus — „als ob sie Num- mer hätte. Ja, ja, der geht halt unter Unglück mehr zum Herzen, als dem Frau- lein Gilde. Das klumpert und trillert den ganzen Tag darauf los, als kummere sie das Zeug da gar nicht!“ Er hielt bei diesen Worten die Stange, als wäre sie aus Holz, in die Höhe.

„Es ist doch ein eigen Ding mit der

vielgerühmten Bildung. Ich habe mir das anders gedacht! — Du willst wohl zum Vater, er ist oben und rechnet jetzt den ganzen Tag, da ist er gerade nicht in der besten Laune. Außerdem hat er erfahren, daß der Graf, dein Freund, und Gilbe im geheimen Briefe wechseln. Das hat ihn ganz auseinander gebracht. Er soll sich in acht nehmen, der Herr Graf, wenn er mir einmal in die Quere kommt, Gnad' ihm Gott!"

Sirtus ergriff eine unsagbare Furcht bei diesen schlimmen Nachrichten von der Gemütsverfassung seines Vaters. Er wäre am liebsten umgekehrt, aber er schämte sich vor Sergius, und ging mit bekommener Brust die Treppe hinauf.

Aus einem Zimmer erscholl Gesang mit Klavierbegleitung, es war Gildes Stimme. Das des Vaters lag dicht daneben. Er klopfte, der Schweiß stand ihm auf der Stirne.

"Herein!" tönte es rauh.

Der Vater saß am Tisch über Kassabücher, Kontos, alle mögliche Schriftstücke gebeugt, beide Hände in das an vielen Stellen grau durchscheinende Haar vergraben. Er erhob sein von der ungewohnten Anstrengung gerötetes Gesicht und erblickte Sirtus, den der Mut zu verlassen schien.

"Ah, der Sirtus! Was verschafft mir denn die Ehre, meinen Sohn zu sehen? Wohl das Geld ausgegangen? Da kommst du umsonst, Junge," er lachte bitter, "die Sorte ist ausgegangen im Erdmannshaus."

"Vater," begann Sirtus mit bebender Stimme, alle Männlichkeit hatte ihn verlassen, er war nahe daran, ihm zu Füßen zu sinken. "Ich sehe es ja ein, ich habe schlecht an Euch gehandelt bisher. Aber ich will es ja wieder gut machen, noch ist es Zeit dazu. — Nur dieses eine Mal noch, Vater, nimm dich meiner an. Du hast recht gehabt, es ist erbärmlich, aber es ist so, ich komme um Geld!"

Erdmann schlug mit der Faust auf den Tisch und erhob sich plötzlich. "Sirtus," sagte er energisch, aber ruhig, "meine Geduld ist am Rand. — Du fängst an, mir verächtlich zu werden! Vor lauter verkehrtem Stolz, vor lauter Bemühen mehr vorzustellen, als du bist, hast du den rechten Mannesstolz ganz verloren, den Stolz auf deine und deiner Familie Ehrenhaftigkeit. Warum hast du ihnen das nicht abgequodet, deinen hochadligen Freunden? Auf was stützt sich denn ihr Standesgefühl? Auf die ehrenvolle Historie ihrer Familie! Und recht gebe ich ihnen, wenn sie auch darüber ganz zu vergessen scheinen, diese ehrenvolle Historie fortzusetzen, ganz recht gebe ich ihnen! Und hast du nicht das selbe Recht, stolz zu sein auf die Historie deiner Familie? Ist sie in ihrer Art nicht ebenso ehrenvoll? — Aber nein! Das sind ja nur Handwerker gewesen, darauf kann man nicht stolz sein, lieber Lügen auf Lügen häufen, sich selbst und andere betrügen und diesen Leuten nachäffen! Eine

lächerliche Maske anziehen, die doch einmal fallen muß, zum Gelächter aller. — Das ist dein Stolz."

Der Vater ging schweren Schrittes im Zimmer umher, sein Gesicht war jetzt bleich vor Erregung, die ganze mächtige Gestalt bebte vor innerer Entrüstung, seine Ruhe hatte ihn ganz verlassen.

Sirtus zitterte die Kniee vor bitterer Scham und Reue, er wagte mit keinem Worte die monotone Stille zu unterbrechen.

"Und das jetzt!" fuhr Erdmann fort, "jetzt, wo so wie so das ganze Haus da schwankt. Das ist das Empörende! Dieser verdammte Universitätschwindel! Ziehen die vier Jahre wie große Herren herum, gewöhnen sich zu ernten, ohne zu säen! — Ich kann und will nicht! Keinen Gulden bekommst du mehr! Verdien ihn, wenn du ihn brauchst! Gebe Stunden, mache einen Schreiber. Thue, was du willst!"

Wieder trat unheimliche Stille ein, der Vater ging noch immer im Zimmer umher wie ein gereizter Tiger.

"Vater, Auf Ehrenwort" steht unter meinem Namen," brachte endlich Sirtus hervor. "Ich that es ja nicht für mich, für einen Freund. Ich habe keinen Kreuzer für mich verwendet. Ich und er sind verloren, wenn du uns nicht hilfst!" Der Schmied blieb vor ihm stehen, den Ausbruch finsterner Verachtung in den Zügen.

"Dein Ehrenwort!" er lachte höhnisch auf, "und du fürchtest es zu brechen, wenn du nicht zahlen kannst? Lächerlicher Narr! Hast du's denn nicht schon längst gebrochen in dem Augenblick, wo du den Wechsel schreibst, wohl wissend, daß du unfähig bist, Zahlung zu leisten? — Ehrenwort! Ein billiges Wort bei euch! Leere Form, wenn nur die aufrecht erhalten ist, dann zum Teufel Ehre! Preßt einer Familie den letzten Blutstropfen heraus, um eine Ehrenschuld zu tilgen. Wenn sie nur getilgt ist, die Ehre ist gerettet vom Chylosen. Keiner fragt danach, durch welche Verbrechen!"

"Gilde!" schrie er in das andere Zimmer, von welchem noch immer Gesang und Klavier ertönte, "höre auf damit, es macht mich wahnsinnig." Die Musik verstummte, das Klavier wurde unsanft zugeschlagen.

"Und wer ist denn der andere saubere Herr, für den du deine Ehre gewagt?"

Sirtus zögerte.

Der Schmied stampfte ungeduldig den Boden.

"Graf Sergius Perin," klang es schüchtern.

Die Wirkung dieses Namens war eine entsetzliche. Erdmann war außer Fassung, sein Anblick war furchterregend. Sirtus wich vor ihm zur Thür zurück.

"Dieser Schurke, dem ich schon die Thür gewiesen? Der es wagt, hinter meinem Rücken mit meinem Mädel herumzuschleichen, — wagt es, auf meinen ehrlichen Namen Schulden zu machen? Und du gibst dich dazu her? Du machst

wohl auch noch den Kuppler bei Gott! Gott! daß ich das erleben muß!"

Er sank ermattet von verzehrendem Zorn auf einen Sessel. "Jetzt ist es nur zusammenstürzen, das Erdmannshaus in Schande soll es lieber nicht bleiben und die bleibt nicht aus mit euch bei dem nichtsnutzigen Herumtreiben. Das Ende davon kennt man ja! — Da drüben..." — er verbarg das Gesicht in seine Hände, wie vor Scham — "ich mag's nicht nennen, aber eher bringe sie um und ihn, den Glenden! Zieh ihm, er soll sich hüten vor mir, ich schmettre ihm den Schädel vor die Stirn, wenn er es wagt —"

Der Schaum stand ihm vor dem Munde, er war totenbleich, keuchend aus der Atem. Er konnte nicht mehr sprechen.

"Wie hoch ist der Schuldschein?" fragte er plötzlich Sirtus.

"Tausend Thaler."

"Tausend Thaler?" — Nur tau-

Thaler?! erwiderte in wildem Zorn der Schmied. "Ein Vermögen! Reims für mich, wenn ich sie jetzt gleich hätte. Und diese Glenden verpraßten sie wohl in einer Nacht. Tausend Thaler! Wie viele Hammerschläge, wie viele Schweißtropfen kosten tausend Thaler!"

Er schüttelte verzweifelt den Kopf.

"Und der Herr Graf kann natürlich keinen Kreuzer zahlen? Er ist zu seinem Vater alles zu gehen, und da soll ich, der dumme Schmied, das halten, nicht? Der wird seinen ehrlichen Namen nicht von einem Ruchlosen schänden lassen und so auch den hochadligen retten, nicht? So war's abgedacht, und wenn es nicht eine schändliche Summe wäre, ihr hättet das Spiel mit dem ehrenhaften Namen gewonnen. — Aber tausend Thaler! — Das ist für mich jetzt der Bankrott! — Ist der alte Graf in der Stadt?" fragte er nach einer kurzen Pause Sirtus.

"Soviel ich gehört, ist er auf dem Gut Schloß Herrenwörth, zwei Stationen von hier mit der Bahn."

Erdmann rechnete in Gedanken, warf einige Zeilen auf ein Stück Papier, als in bei ihm ungewohnter Erregung.

Sirtus hoffte wieder. Der Sturm war vorüber.

"Du kannst gehen, Sirtus," sagte der Schmied, ohne aufzusehen.

Diese trodene, kurze Andeutung packte den jungen Mann mehr als alles vorher.

"Vater!" sagte er in weichem Ton, sich Erdmann nähernd, "kannst du mir nicht verzeihen? Ich that es ja im besten Verstand, du sollst sehen, daß es der letzte Leichtsinns war und daß aus dem doch etwas Rechtes wird."

Es klang aus diesen Worten nicht Ergriffenheit, tiefe Reue.

Der Vater sah ihn fast mit leidenschaftlicher gar nicht mehr streng, seine Stimme klang jetzt nicht mehr so rauh.

"Sirtus," sagte er, "du bist auf dem Wege, du willst dein Blut

ignen. Das muß sich rächen, glaube mir! Ich bleib ihm treu, es ist gutes, kräftiges Blut und kann sich überall Geltung verschaffen! Die Arbeitskraft, die darin ist, kann man auch in deinen Kreisen gut brauchen, laß sie nicht vollständig schlaffen in diesem nutzlosen Leben, das selbst bald zum Ekel werden wird. Ein Mann mit einem Wort und ich zeige dir alles."

Sixtus sank in die Kniee vor dem Vater, Thränen der Scham und der Reue traten aus seinen Augen.

"Laß das," sagte Andreas, seine eigene Bewegung hinter einer rauhen Miene verbergend, "und werde ein anderer. Wenn bald die Zeiten sich ändern, bin ich dankbarer Mann, du bist dann auf selbst angewiesen. Und noch etwas kann's dir nicht ersparen. Dem Vater muß ich meine und deine Lage einzeichnen. Ich kann es nicht verantworten, daß das brave Mädel nutzlos auf dich wartet, und mit deiner Liebe ist's wohl nicht mehr so weit her, wie ich schon merke."

Sixtus wagte keine Erwiderung, auch versuchte es ihm, den Vater in diesem Augenblick aufs neue zu belügen, es war wirklich nicht mehr so weit her mit seiner Liebe; außerdem mußte er sich einreden, daß seine Aussichten zur Ehe sehr schlecht waren.

"Jetzt geh, Sixtus, ich fahre nach Herrenwörth."

Dieser streckte die Hand dem Vater gegen zum Abschied, er ergriff sie nicht. "Das nächste Mal, wenn deine Ehre in Gefahr ist."

Das traf ihn. Tief beschämt ging er zur Thür zu.

Als diese sich hinter ihm schloß, war es leichter.

Gilde trillerte wieder nebenan. Sollte er das Briefchen übergeben, das Sergius anvertraut? Schon war er an ihrer Thür. "Kupppler!" Klang es in seinem Ohr — er schlich daran vorbei.

Als er sich im Freien befand, nahm er die Sache schon viel leichter.

Die alten Herren müssen ja am Ende werden, sonst machen wir's am Ende toller, und mit seiner Lage wird es nicht gar so schlimm sein! Die Sache ist, es ist überstanden und der Fessel wird bezahlt. Bei diesem Gedanken erheiterte sich sein Gesicht immer mehr und eine bekannte Operettenmelodie klang ihm durch den Kopf. Er schüttelte den Kopf und verschwand er um das Ende.

Kapitel V.

Schloß Herrenwörth war einst einer der ersten Herrensitze des Landes, in das man von einem hohen Regenberg aus unendlich vornehm hineinblickte über das flache Land, Dörfer und Gehöfte, und das Schloß hatte auch jetzt noch nichts von seiner Vornehmheit, im

Gegenteil, die altersgrauen, moosbewachsenen Mauern, die verwitterten, mit uralten Kinnenziegeln bedeckten Dächer in ihrer unnachahmlichen, dunkelbraunen Färbung, der wild aufgeschossene Park ringsumher, dessen mächtige Baumwipfel fast bis an das erste Stockwerk heranragten, ließen es erst recht ehrwürdig erscheinen, von weitem gesehen; eine nähere Beschauung konnte es jedoch nicht mehr vertragen, da spukte denn doch in allen Ecken und Winkeln der Verfall; das ehrwürdige Alter verstrich und die nackte Dürftigkeit grinst aus dem Beschauer wehmütig entgegen. Die grasbewachsenen Wege, die verfallenen Holztufen den Berg herauf, die von der üppigen Natur noch nicht ganz verwischten Alleen, groß angelegten Blumengärtnerien, das vertrocknete Bassin auf dem Vorplatz mit dem zerbröckelten Marmorrand und dem riesigen Delphin in der Mitte, der sich vergeblich schmerzlich zu krümmen schien, um ein Tröpfchen Wasser aus seinem grimmigen ausgetrockneten Rachen fließen zu lassen, das alles ließ darauf schließen, daß die Verhältnisse des Besitzers nicht mehr im Einklange standen mit seinem Wohnorte. Ja, der Beschauer konnte sich bei diesem vor seinen Augen sich vollziehenden Verwitterungsprozeß eines wehmütigen Eindruckes nicht erwehren.

Die Gesellschaft jedoch, die in der Nähe des Bassins auf einem Rasenplatze Krocket spielte, schien an diesen Anblick schon gewöhnt zu sein, wenigstens verriet das heitere Gelächter, das jeden Augenblick erscholl, nichts von derlei Gefühlen, und die frischen, vom Spiel erhitzten Gesichtchen einiger jungen Damen mußten nichts vom Zahn der Zeit, der ringsum alles benagte.

"Aber Sergius, paß doch auf! Du siehst wieder einmal mehr nach dem Füßchen der Komtesse Marie als nach dem Ball!" rief ein junger Mann im Reitkostüm Sergius zu, dem eine junge, reizende Blondine den Ball hielt, indem sie mit dem zierlichen Stiefelchen darauf trat. Sergius, er war erst vor einer Stunde auf dem Gute angekommen, brauchte wirklich auffallend lang, den Schlag auszuführen, immer wieder holte er von neuem aus. Das Stiefelchen auf dem Ball, der schmale weiße Spitzenrand, der darüber hervorlugte, schien es ihm wirklich angehan zu haben. Endlich fiel der Schlag, aber gefehlt, die Kugel stieß sich an dem Eisenbogen und prallte auf die Seite. Die weiße Spitze und das Stiefelchen verschwanden. Das Spiel war für seine Partei verloren. Komtesse Marie lachte schelmisch, als habe sie ihren Zweck erreicht.

"Sie irren sich, Graf Dörenfeld," erwiderte sie auf die Bemerkung des jungen Mannes im Reitkostüm, "betreffs des Füßchens. Mein Vetter interessiert sich nur für ein Füßchen, das leider aus Herrenwörth verbannt ist." Sie seufzte kokett auf.

"Ja, diese grausamen Väter!" "Auch schon erfahren?" fragte lachend Sergius.

"Und ob! Ein wahrer Tyrann, der

Papa. Da darf sich niemand nahen ohne Ahnenliste und Stammbaum unter dem Arme; besonders die Künstler haßt er. Es leben sehr viele in der Sommerfrische in Landstein. Unter altes Schloß, die ganze Gegend enthält herrliche Motive. Er hat eine förmliche Mauer um das Schloß gezogen, damit sich keiner mir nahe, und," sie senkte errötend das Köpfchen, "es sind doch so charmante Leute, die Maler, und ich liebe so die Kunst, und am Ende bleibt man dann sitzen in dem alten Schlosse wie eine verwunschene Fee! Ja, du kannst lachen, Sergius. Huch aufs Pferd mit der Geliebten, und davon wie die Windsbraut. Aber wir Mädchen!"

"Na, mit dem 'huch aufs Pferd' ist es auch schon längst vorbei. Aber du hast ganz recht, Kousine, unsere Väter sind zu hart in dieser Beziehung. Was fragt die Liebe nach Geburt. Was übrigens die Künstler betrifft, die nehmen alles mehr skizzenhaft, auch die Liebe; — ein reizendes Motiv! Das kann man ja mitnehmen, und hinein damit in die Mappe zu den andern derartigen Erinnerungen. Dann denkt man nicht mehr daran."

"Vorurteil!" meinte ärgerlich Komtesse Marie, "ich habe sie ganz anders kennen gelernt, die Künstler."

"Trotz der väterlichen Vorsicht? Bravo Marie, dann schweige ich," erwiderte lachend Sergius.

Das Paar hatte sich während des Gespräches von dem Spielplatz etwas entfernt und wurde jetzt von allen Seiten aufgefordert, das Spiel nicht aufzuhalten.

Schritte knirschten auf dem Kieswege, der vom Gartenthore herführte, und näherten sich. Sergius, der eben am Stöße war, blickte auf, und in seinem Gesichte spiegelte sich eine derartige peinliche Ueberraschung, daß die ganze Gesellschaft sich nach dem Eintretenden umwandte. Es war ein großer breitschulteriger Mann mit schwerfälligem Gang in modischer Kleidung, die ihm aber nicht auf dem Leibe geschnitten schien. Die Damen lachten zusammen über die ihnen komisch dünkende Erscheinung, die Herren stießen sich verständnisinnig mit dem Ellbogen. "Das ist heute schon der dritte mit der Saugpumpe. — Armer Graf! Er gibt keinen Tropfen mehr!" flüsterte Graf Dörenfeld.

Sergius hatte den Eintretenden sofort erkannt.

Schmied Erdmann! Die Kniee wankten ihm vor Entsetzen, er kam wegen dem Wechsel, in seinem Leichtsinne hatte er es schon ganz vergessen und war heute von der Stadt nach Herrenwörth gefahren, wo sich seit einigen Tagen sein Onkel Graf Dörenfeld mit seinem Sohne und der reizenden Komtesse Marie aufhielt. Da versprach es sehr lustig zu werden. Gerade heute hatte er schon viele verdächtige Leute in die Gutskanzlei treten sehen, und der Vater war in einer bösen Stimmung. Da ging gerade der unglückselige Erdmann noch ab.

"Wenn er nur wenigstens von Gilde schweigt, sonst ist alles verloren."

Erdmann hatte Sergius, dessen bligende Uniform schon von weitem sichtbar war, wohl erkannt und bitterer Zorn stieg in ihm auf beim Anblick dieses Mannes, der zuerst seine Silbe beihört, dann den Sixtus, und mit dem Sixtus ihn selbst in sein Verderben mit hineingezogen und jetzt mit dieser zweifachen Gewissenslast kindische Spiele trieb.

Die Verwitterung dieses jungen Herzens war ja noch viel ärger als die in der Natur ringsumher, die seinem scharfen Auge nicht entgingen. Er that, als bemerke er ihn nicht und trat durch das mächtige, wappengeschmückte Thor in den Schloßhof. Es war ein eigentümliches Gefühl, das ihn überkam beim Anblick dieses mächtigen, für ewige Zeiten bestimmten Baues. Jahrhunderte sprachen aus diesen gewaltigen Quadern, eine Geschichte von finsterner Gewalt, aber auch urwüchsiger Kraft, der sich eine andere urwüchsige Kraft trotzig gegenüberstellte, das Bürgertum. Das war noch ein männliches Ringen. Er stellte im Geiste das Erdmannshaus dieser Adelsburg gegenüber, eine Burg des Handwerks, der Arbeit, nicht viel jünger als diese, aber lebensfrischer, thatenkräftiger, nicht so gleichsam dahinträumend von alten Zeiten wie diese, und vor allem, sie nährt ihren Besitzer besser als dieser Riesenbau bis jetzt! Hat nicht aber auch schon dort die Verwitterung begonnen, die Lebensfrische aufgehört? Und warum dort auch? Aus demselben Grund wie hier, lautete die innere Antwort. Ihr habt beide euren gefunden, kräftigen, angestammten Boden verlassen, der Schmied Erdmann und Graf Perin. Du in deinen Kindern die Schmiede in der Burggasse, wo deine Väter deinen Wohlstand zusammen geschmiedet, Graf Perin Herrenwörth, seine ureigene Scholle, auf der sein Geschlecht gebiet und wuchs jahrhundertlang, um den wilden Freuden und Lüsten der Großstadt, den gehaltlosen Ehren eines Hofes sich selbst entwürdigend nachzujagen, gegen den einst seine hohen Ahnen trotzig die Stirn aufgeworfen im stolzen Bewußtsein ihres Adels.

Das dachte der Schmied und eilte an den riesigen leeren Stallungen vorbei mit den verrosteten Krippen, den zerbrochenen Fenstern. Ein Diener in abgetragener Livree, vom Alter gebückt, kam ihm schläfrig entgegen.

Erdmann fragte nach dem Grafen.

„In der Kanzlei, an der Seite rechts die zweite Thür ebener Erde,“ war die mürrische Antwort, „wird aber kaum Zeit haben, der Lehmann ist bei ihm, da dauert es immer lange.“ Einen gehässigen, fast verächtlichen Blick auf Erdmann werfend, schlürfte er mit dem alten Kopfe wackelnd weiter über das grasbewachsene Pflaster, auf das jetzt die Mittagssonne glühende Strahlen sandte.

Das war auch ein Stück von Herrenwörth und wahrscheinlich das zäheste, wenn einmal die Vernichtung hereinbrach.

Erdmann zuckte zusammen bei dem Namen Lehmann; einer der schlimmsten

Bucherer der Hauptstadt hieß so, er umschlich schon seit Wochen das Erdmannshaus, wie Aasgeier ein zu Tode getroffenes Wild! Hier hatte der Geier seine Krallen wohl schon eingeschlagen in sein mehrloses Opfer. Eine hohe, gewölbte Halle nahm ihn auf. Angenehme Mühle herrschte hier, die Wände waren mit vergilbten, vom Alter gesprungenen Ahnenbildern, mit Hirschgeweihen und alten Waffen bedeckt. Hier und da zeigten sich, besonders bei lektieren, unsymmetrisch große Lücken, die offenbar erst in den letzten Jahren entstanden waren, den noch ziemlich frisch hinterlassenen Staubfiguren nach. Erdmann war ganz im Schauen verloren, diese geharnischten Ritter, die so überlegen auf ihn herablickten, nötigten ihm Ehrfurcht ab. Er entblöste unwillkürlich sein Haupt in diesem Raum. Armbrüste, Radsbüchsen, Degen und Schwerter hingen umher, ganz unten ein mächtiger Zweihänder, „Contra torrentem“ stand in goldenen Buchstaben auf der rostzerfressenen Klinge. Es war kaum zu lesen, eine Spinne hatte ein feines Netz darüber gezogen. Wie gerne hätte er ihn nur zur Probe geschwungen. Die Schauer begrabener Jahrhunderte umwehten ihn und sein kindlicher Respekt vor der Tradition ließ ihn nur mit Widerwillen an den Zweck seines Herkommens denken. Rostzerfressene Hufeisen hingen dazwischen, die wohl einst den Sand des Turnierplatzes geschlagen! Es mußten gewaltige Hösse gewesen sein, die sie trugen, der Größe nach. Die nahmen sein Interesse ganz in Anspruch, er hätte zu gerne eines davon herabgenommen, um es in der Nähe ansehen zu können, ob keines mit dem Erdmannszeichen dabei sei. Sorgfältig sah er sich um, alles war still in der öden Halle, er griff nach einem.

„Tüchtige Arbeit!“ sprach er vor sich hin, es nach allen Seiten beisehend. Das Erdmannszeichen fehlte. — Eben wollte er es wieder an seinen Platz hängen, da knarrte hinter ihm die Thür — er ließ das Eisen fallen, so erschrak er. — Als er sich umfah in der Erwartung, den Grafen selbst zu sehen, erblickte er eine Gestalt, die schlecht in diese vornehme Umgebung paßte. Ein corpulenter, kleiner Mann, auf dessen weißer unsauberer Weste, von weitem sichtbar, eine goldene Kette bligte, mit feistglänzendem, gerötetem Gesicht, auf dem nun ein zufriedenes, schmunzelndes Lächeln lag, näherte sich. — Lehmann! Er erkannte ihn sofort, bitterer Gram stieg in ihm auf.

„Ah, Herr Erdmann!“ rief erstaunt Lehmann, einen goldenen Zwicker auf die raffe Nase stülpend. „Wie kommen Sie hierher? Wohl wegen dieses alten Eisens da.“ Er fuchtelte mit seinem Spazierstöckchen den stolzen Rittern oben um die aristokratischen Nasen. — „Bei Gott! Sie haben recht, ich hab' es ihm schon gesagt, dem Grafen. — Altes Eisen ist's, weiter nichts, und das Eisen, Sie wissen es ja, Herr Erdmann, am besten selbst,“ ein spöttisches Lächeln glitt über das gemeine Gesicht, „steht schlecht — sehr schlecht! — Aber da wird von Familie — Tradi-

tionen — Altertumswert gesprochen und ein lächerlicher Preis verlangt, den der Lehmann nicht zahlen kann. — Tausend Thaler für das Gerümpel, ist das nicht rein lächerlich, Herr Erdmann? — In einigen Wochen geht er schon herum bei der Herr Graf! Man muß nur warten können.“ —

Andreas schnürte es die Kehle zusammen, er hätte mit Lust den Zweihänder da oben gepackt, um dieses Insekt neben ihm niederzuschlagen in unbändigem Zorn. Diese heilige Erinnerung an längst verbliebener edler Geschlechter hohe Thron, die ihn noch eben mit Ehrfurcht erfüllen sollten um eine solche Summe in die Hände eines Bucherers gelangen, um diese Summe, die ein verdorbener Nachkomme in einer Nacht verpraßt? — Der bittere Hohn, die furchtbare Tragik, die darin lag erschütterte unbewußt die Seele dieses kühnen, einfachen Mannes; er sah in ahnungsvollem Geiste die fleischigen Finger dieses Juden sich gierig ausstrecken und immer wachsen — immer wachsen, bis sie zuletzt alles umspannen — die Waffen — die Halle — das ganze Schloß — weiter — weiter — das Erdmannshaus — immer weiter — allen festen, altherwürdigen Besitz — Ritter und Bürger! — Er mußte sich Gewalt anthun, um nicht mit dieser Dürbheit herauszulagen.

„Meiner Ansicht nach,“ sagte er, „sind diese Waffen für die Grafen Perin von unschätzbarem Wert — überhaupt unäußerlich, und es ist mir unbegreiflich, daß der Herr Graf nur daran denken kann.“

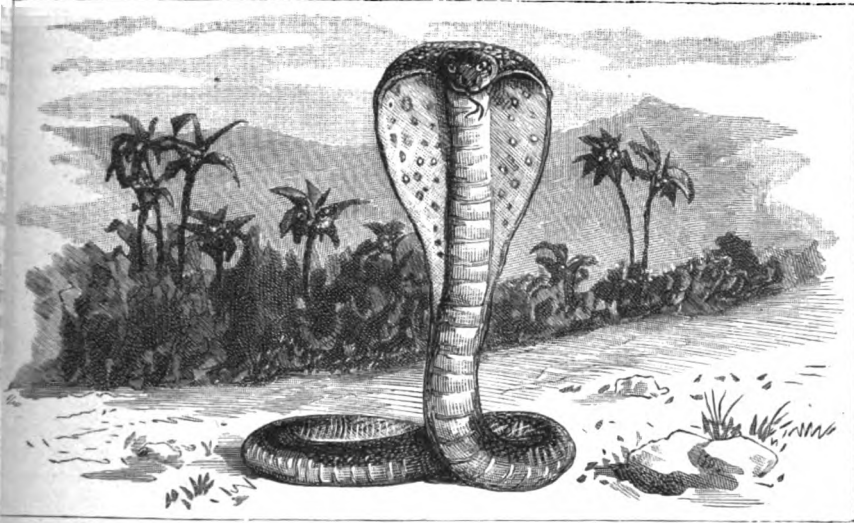
„Das ist Ihnen unbegreiflich?“ er gegnete cynisch Lehmann. „Mir nicht! Es wird bald mehr hergeben müssen als ein paar Dinger. — Es sind schlimme Zeiten, Herr Erdmann!“ ein lauernder Blick zum Schmied. „Sie sind ja selbst dort betroffen — nicht? Jeder, der in Ordnung macht, und wenn ich recht gehört habe, Sie sich auch etwas zu weit eingelassen.“

„Woher wissen Sie denn das?“ erwiderte ärgerlich Erdmann.

„Gott! Man hört allerhand, und der Name Erdmann hat einen zu guten Klang, als daß man sich nicht dafür interessiert.“ Man kann auch übel berichtet sein — übrigens,“ — seine Stimme sank zu Flüsterton, sein Gesicht wurde immer freundlicher, gutmütiger — „wenn Sie einmal in arger Verlegenheit sein sollten — das kann ja jedem passieren — so kann da, der Lehmann, wenden Sie sich zu keinen anderen. — Gegen einen Bucherermann bin ich kulant — bin's ja selbst nur dieses stolze Aristokratenvolk haßt.“ — „Da kenn' ich kein Erbarmen! Was hat Sie denn für Geschäften hier — in der indiskret — daß ich frage — aber man weiß es ja — Ausstände halber — Schlechte Ausichten, Herr Erdmann! — festliche Ebbe in der Kasse!“

„Ich komme nicht deshalb!“ entgegnete kurz Erdmann.

(Fortsetzung folgt.)



Cobra (S. 1957).

Schlangen in Indien.

Von

Dr. Karl Müller.

Wenn wir hören, daß unter ca. 22 000 Menschen, welche alljährlich in indobritischen Reiche ihr Leben durch wilde Tiere verlieren, mindestens ein Drittel an den Bissen von Giftschlangen sterben, so begreifen wir das Grauen, welches diese Reptilien den Eingeborenen einflößen. Die Europäer fürchten die Giftschlangen Indiens weit weniger, teils weil sie weniger zu Fuß gehen und sich im Freien bewegen als die Einheimischen, teils weil sie meist gute hohe Stiefeln tragen, welche einigermaßen vor dem Schlangenbisse schützen, denn die meisten Verwundungen durch Schlangengift kommen an den Füßen und Beinen bis zum Knie vor. Die gewöhnlichsten und gefährlichsten Giftschlangen Indiens sind: die Brillen- oder Hutsschlange, Cobra de Capello, Naja tripudians (S. 1957), 1,4 bis 1,8 m lang, Grundfarbe lohgelb mit schimmerndem Aschblau; die Kauhottter, Efa oder Kuppur, Echis arenicola und carinata (S. 1959), nur 60 cm lang und von vielfach beschuppter, sandfarber, mit dunkelbrauner oder schwärzlicher Zeichnung; und die zwei Arten der Bungarschlange: die Paraguda oder Krait, Bungarus coeruleus, etwa 80 cm lang, dunkelblau mit weißen Längslinien und Querstreifen, und die Pamah, Bungarus annularis, 1,6–2 m lang, auf gelbem Grunde schwarz geringelt, beide sehr giftig und Tag- und Nachtschlanger.

Die gefürchtetste von diesen drei Schlangengattungen ist die Brillenschlange, welche von den indischen Gauklern zuweilen „tanzend“ vorgeführt wird. Ihr Leib ist lang und glatt, dann in der Halsgegend aufgebläht werden, so daß sich der Kopf deutlich vom Halse abhebt und die Schlange aussieht, als trage sie einen Hut auf dem Kopfe, während dann auf dem Rücken die eigentümliche dunkle brillenartige Zeichnung erscheint, welcher sie ihren trivialnamen verdankt. Sie ist über ganz Südastien und die benachbarten Inseln, mit Ausnahme von Celebes, Timor, den Molukken und Neuguinea, verbreitet und sehr häufig, da

die meisten Eingeborenen Indiens eine heilige Scheu vor ihr haben und sie trotz ihrer Gefährlichkeit nicht töten. In ihren Bewegungen langsam, schwerfällig und träge, entwickelt sie doch, wenn durch den Anblick eines Menschen erschreckt oder von demselben zufällig getreten, eine verhängnisvolle Behendigkeit, indem sie das vordere Drittel ihres Leibes rasch aufrichtet und sich in dieser Haltung, zu Schutz und Trutz gerüstet, zischend dem Gegner nähert, um ihn womöglich mit ihren giftigen Fangzähnen zu schlagen, — eine Verwundung, welche leicht tödlich werden kann, wenn man nicht sogleich die geeigneten Mittel anwendet, wie Auswaschen und Ausbrennen der Wunde, Bestäubung mit dem geheimnisvollen „Schlangenstein“, welchen die Schlangengaukler stets mit sich führen, reichlicher Genuß von starken Weinen oder Brantwein oder eine Infusion von den zerquetschten Blättern der Aristolochia indica, einer Schlingpflanze, mit einigen Pfefferkörnern und etwas Wasser, einem Mittel, welches wenigstens bei Menschen häufig, bei Hunden und anderen Haustieren seltener wirkt.

Die Brillenschlange ist dadurch gefährlicher, daß sie auch in die menschlichen Wohnungen durch Wasserlöcher und Abzugsanäle eindringt, wahrscheinlich um Ratten oder jungen Ruchlein nachzustellen, und daß sie sich dann gern in Sofas, Diwane und Betten versteckt. Wird sie dann in einem Hause bemerkt, so erhebt die eingeborene Dienerschaft einen großen Lärm (S. 1960), und nun veranstaltet man, mit Gerten und elastischen Stäben bewaffnet, und etwa noch unter Beihilfe eines Schlangengauklers, eine Hausdurchsuchung nach ihr und ruht nicht eher, als bis man sie gefunden und ihr durch einen wohlgezielten Stieb den Rückgrat zerschmettert hat. Manchmal hört man auf dem Gäßelhof ein lautes Geschrei der Pfauen, Hühner oder Raben und sieht nun, wie eine solche indische Krähe eine Cobra entdeckt hat, kühnlich mit ihr kämpft und durch ihr Geschrei andere Krähen herbeiruft, welche dann die sich zur Verteidigung aufrichtende Schlange durch

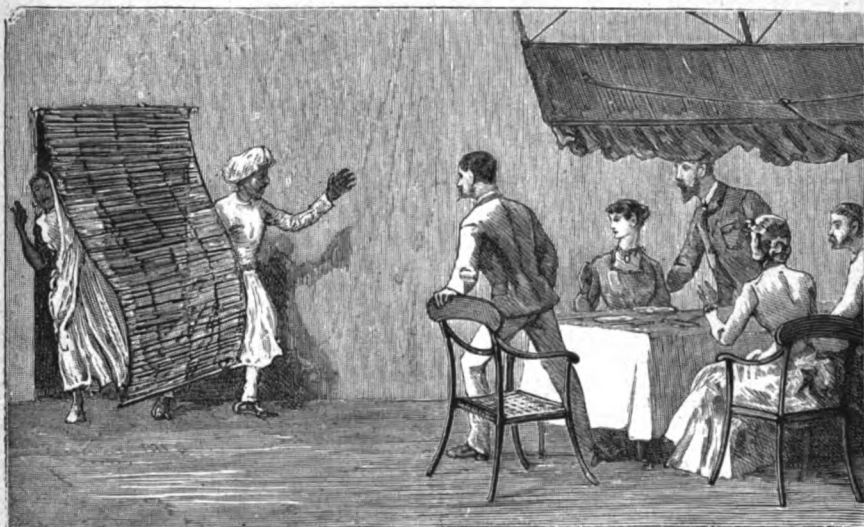
kräftige Flügelschläge umwerfen und ihr leicht den Schädel einhacken (S. 1961). Ein britischer Offizier erzählt: er habe einmal auf einem Spaziergang einen Hindujungen neben einem Graben hocken sehen, in unverfennbarer Angst den Graben zu überschreiten; auf die Frage, woran er sich fürchte, deutete der Knabe auf eine Cobra, welche zusammengekrüppelt im Graben lag. Der Offizier scheuchte sie durch einen Wurf mit einem Erdloß auf, reizte sie dann durch Zischen und zerschmetterte ihr, sobald sie sich aufrichtete, den Rückgrat, daß sie halb verendet in ein Loch kroch, worauf der erschreckte Junge sich erst über den Graben hinüberwagte (S. 1964).

Der gewöhnliche Aufenthalt der Brillenschlangen, von welchen man 6–8 Spielarten von verschiedener Größe und Färbung in Indien kennt, sind Erdlöcher in Dämmen und Lehmwänden, verlassene Termitenbaue, Stein- und Holzhaufen, alte Gemäuer, hohle Bäume u. s. w.; hier legt das Weibchen seine 16–18 Eier in der Größe und Gestalt von Taubeneyern, welche von der Sonne ausgebrütet werden. Die jungen Schlangen sind beim Auskriechen schon eine halbe Spanne lang und wachsen schnell. Um die Zeit, wo es junge Vögel gibt, klettert die Cobra auch auf Bäume und plündert die Nester, wobei sie durch das Geschrei der alten Vögel verraten wird (sie lebt überhaupt nur von kleinen Geschöpfen). Man rückt dann gewöhnlich mit Stangen gegen die Cobra aus und schüttelt und schlägt sie herab, sobald man ihrer ansichtig wird (S. 1966). Da die Cobra aber vorwiegend ein Nachttier ist und ganz unhörbar kriecht, so fallen ihr namentlich Fußboten, Wanderer, Schildwachen u. s. w. zum Opfer, welche im Dunkeln auf sie treten und bei den elenden Sandalen, welche die Eingeborenen als Fußbekleidung tragen (S. 1967), leicht von ihr in Fuß, Knöchel und Wade geschlagen werden. Einen derartigen Fall, welcher einer Sipoy-Schildwache passierte, veranschaulicht unser Bild (S. 1970). Diese Schildwache ward bei der Ablösung ohnmächtig auf dem Posten gefunden und nach den Zeiten geschäft, wo der Kompanie-Chirurg alsbald fand, daß der arme Bursche von einer Cobra, auf welche er im Dunkel der Nacht getreten hatte, in den Knöchel geschlagen worden war. Man ätzte die Wunde sogleich und schüttete dem Verwundeten, welcher schon kalt war und kaum mehr einen Puls hatte, eine Flasche Alkohol nach und nach ein. Als es Tag ward und er noch immer bewußtlos und wie tot dalag und bereits am Rinnbackenkrampf litt, brach man ihm den Mund auf und goß ihm eine Infusion von einigen zerquetschten Aristolochiablättchen in einer Unze Wasser ein; nach weiteren 5 Stunden zeigte der Mann wieder etwas lebhafteren Puls, worauf man ihm noch eine Dosis Aristol-



Efa oder

Kuppur (S. 1957).



Die Schlange im Haus (S. 1958).

Ischia-Abjud gab. Er kam erst 40 Stunden nach der Verwundung wieder zum Bewußtsein und brauchte einige Wochen, bis er sich wieder ganz erholt hatte; da aber die Verwundung nicht schwer war, und keinen blutreichen Teil des Körpers getroffen hatte, so kam der Verwundete wenigstens mit dem Leben davon.

Wenn Schlangengauler vor einem Bungalow oder Landhaus erscheinen, um ihre Vorstellungen zu geben (S. 1969), so ist dies immerhin ein merkwürdiges Schauspiel, das namentlich den Eingeborenen ein ehrfurchtsvolles Schweigen und abergläubiges Grauen abnötigt. Gewöhnlich sind es ihrer mehrere, lauter Leute von niedriger Rasse; einer von ihnen entlockt einer Art Klarinette mit einem Kürbis daran grauerne Mithöne in einem gewissen Takte, welche jedoch auf die Schlangen eine unverkennbare Wirkung üben. Die flachen festgeflochtenen Körbe, worin die Gauler ihre Schlangen tragen, werden geöffnet; beim Klang der wilden quiekenden Musik erheben sich die Cobras aus ihrer trägen Ruhe, lassen sich von den Gaulern um den Arm wickeln und handhaben, und schwingen hier und da sogar nach dem Takte den Oberleib hin und her, während sie auf dem Körper-Ende sich füttern. Andere reizen die Schlangen, daß sie sich gegen den Gauler wenden und ihn zu beißen suchen, der sie unverwandt festen Blickes anschaut, aber ihren Schlägen immer auszuweichen weiß und nicht oder nur äußerst selten gebissen wird, dann aber Heilmittel gegen den Biß hat. Auf welche Weise sich die Gauler die Möglichkeit sichern, un gefährdet mit diesen giftigen Schildvipern zu verkehren, ist ein noch ungelöstes Geheimnis. Wie es verschiedene Arten von Schlangengaulern gibt, so gibt es offenbar auch verschiedene Mittel, die Schlangen und ihren Biß ungefährlich zu machen, sei es durch Ausbreiten der Giftzähne oder Ausbrennen der Giftblasen, durch Dressur der Schlangen, durch Betäubung u. s. w., etwas Gaukelei und Betrug läuft jedenfalls mit unter.

Der Biß der Raubottern, Efa und Kuppur, welche wohl identisch sind, ist beinahe ebenso gefährlich, und sie sind daher eher noch mehr gefürchtet als die Brillenschlange, weil sie weniger auffällig sind, im Zelt und Hause, in der Wüste und dem Walde vorkommen und in der Wohnung sich in Möbeln, Divanen, Wolldecken, Stiefeln u. s. w. verfrachten. In Indien sind besonders die Feldarbeiter durch sie

lußtiges und wütendes Tier, das auch den größten Gegner nicht scheut, beim geringsten Anlaß den Hinterleib in Gestalt eines doppelten Halbmonds zusammenlegt, in dessen Mitte sie den Vorderleib senkrecht aufrichtet und unter einem leichten knarrenden Geräusch hin und her schaukelt, den Kopf zum Schlagen bereit hält und nach jedem vorgehaltenen Gegenstand beißt. Dr. Fayrer, der indische Schlangenkennner, nennt sie die lebhafteste, kampfluftigste und gefährlichste aller indischen Giftschlangen, von deren Biß die meisten Todesfälle in den inneren Provinzen Indiens herühren.

Von den Bungarschlangen findet man die Paraguba mehr in Bengalen und an der Malabarküste, die Yamah mehr in Ostafien, Winterindien und auf den benachbarten Inseln. Beide bevorzugen trockene Gegenden, wo sie in Erdhöhlen oder unter Baumwurzeln sich verstecken und als Tagtiere von Ratten, Mäusen und anderen kleinen Säugetieren, Kriechtieren, Lurchen und anderen kleinen Schlangen leben. Im allgemeinen meiden sie mehr die bewohnten Orte, doch kommen sie auch in die elenden Hütten der Eingeborenen, wahrscheinlich um dort Mäuse zu fangen. Sie lieben den Schatten und suchen denselben auf; ungereizt fliehen sie

vor der Annäherung des Menschen, reist man sie aber oder tritt man ihnen in den Weg, so geraten sie in Wut, greifen den Gegner an und werden dann so gefährlich wie irgend eine Giftschlange. Beim Angriff legen sie, wie die Ottern, den Kopf weit nach hinten, schneidet ihn mit einem heftigen Ruck auf die Hälfte ihrer Körperlänge zum Schlage vorwärts gegen ihren Gegner und beißen tief, besonders die ungemein häufige Paraguba oder Krait, Paragurus coeruleus, welche daher in vielen Provinzen Indiens gefürchteter ist als die Brillenschlange, und deren Biß für absolut tödlich gilt. Letzteres ist jedoch nicht immer oder nur bei schlecht genährten armen Leuten der Fall. Ohne rasche Behandlung durch Ausaugen und Brennen der Wunde und Unterbinden des gebissenen Gliedes tritt in kurzer Zeit Lähmung, Kälte und Starrheit desselben ein, welchen dann innerhalb weniger Stunden Bewußtlosigkeit, allgemeine Lähmung und Tod folgen. Die Verwundungen durch die überall vorkommende und allgemein verbreitete kleinere Krait kommen weit häufiger zur amtlichen Anzeige und ärztlichen Behandlung und gelten auch für weit gefährlicher als die der seltenen Yamah, und werden am sichersten durch reichlichen Genuß von Brantwein oder starkem Wein und durch Infusion von zerquetschten Blättern der indischen Aristolochia behandelt, deren Anbau neuerdings von Regierungswegen allgemein befördert wird.

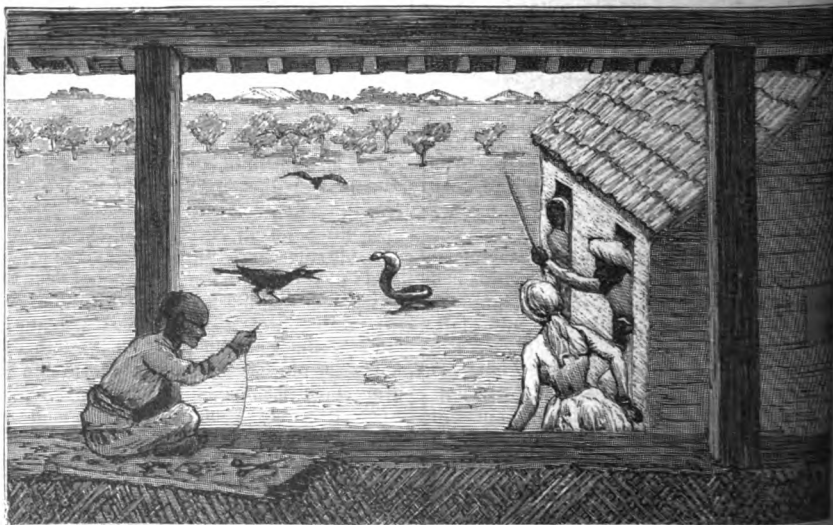
Außer den vorgenannten gibt es aber noch 10—12 andere Giftschlangen von geringer Gefährlichkeit und mehr örtlichem Vorkommen im ungeheuren indischen Reiche, deren Spezialschilderung wir uns aber versagen können.

Ein Samstagabend in Whitechapel.

Von

Dr. Johannes Krentzer.

Bäcker hatte seine Schuldigkeit getan: die Sehenswürdigkeiten von London waren mit täglich wachsender Schaulust von



Kampf zwischen Schlange und Krähe (S. 1959).

aufgesucht und gemustert worden. Und nun uns doch zuweilen der Gedanke drückte, könnte in irgend einer Ecke noch etwas „brig“ sein, so genügte wohl ein mitdiger Blick auf das verblichene und verlassene Gewand unseres roten Begleiters, in die ins Schwanken geratene Zufriedenheit mit den eigenen Leistungen wieder zu richten.

Da leitete der Zufall unser Gespräch auf die Verhältnisse der armen Bevölkerung in London. Die Aufschlüsse, welche der lebenswürdige Gastfreund, ein hochgebener und vielbeschäftigter Arzt im Süden der Stadt, zum Teil aus der Fülle persönlicher Erfahrungen gab, weckten in mir den Wunsch, meine Beobachtung auch diesem etwas abgelegenen und weniger anmutigen Gebiete zuzuwenden. Es stimmte mir zu mancherlei Gedanken und Neigungen, die mich früher eine Zeitlang viel gequält hatten; der Wunsch wurde Entschluß, aber gegen die Ausführung desselben erhob sich gleich anfangs die schwere Frage, auf welche Weise dem Gegenstand meiner Neugierde zuzukommen sei. — Einige der Wege, die in einer deutschen Stadt zum Ziele geführt hätten, waren hier nicht vorhanden, andere kaum mit Aussicht auf Erfolg zu betreten. So fehlt es hier namentlich an den mannigfachen Festen, welche Sonntags mit mehr oder minder schön klingenden Namen die unteren Klassen aus dem Dunkel ihrer Wohnungen und Gassen hervorlocken und alsdann dem Beobachter einen leichteren Einblick in das Leben und Treiben der während der Festfreude sich unmaskeierten Menge gestatten. In London geht auch die Mehrzahl der Arbeiter den Sonntag in jener Ruhe, welche als Ausfluß puritanischer Duckmäuserei den Fremden zuerst anwidert, bei längerem Aufenthalt jedoch als wohlthuender Gegensatz zum betäubenden Lärm der Werkstage erscheint und geschätzt wird.

Der Leser gönne mir hier eine Abweisung, — ich fürchte fast, ihn auf jedem Wege an mein Reiseziel zu führen.

Die eben erwähnten Sonntagsbelustigungen: Sängerei, Krieger-, Schützen-, Turner-, Kirchweih- und Gott weiß was noch für Feste, sind in gewissen Gegenden Deutschlands infolge ihrer Uebersättigung und Ausdehnung allerdings kein Segen für die wirtschaftliche Lage der mittleren und unteren Stände; aber trotzdem würde ich mir Bedenken dem englischen Arbeiter eine beschränkte Einführung derselben wünschen, um ihm nicht schon auf andere Weise Gelegenheit geboten wäre, hin und wieder an einem ausschließlich der Erholung gewidmeten Tage das trostlose Zerstreutsein seiner Sorgen und Mühen zu vergessen.

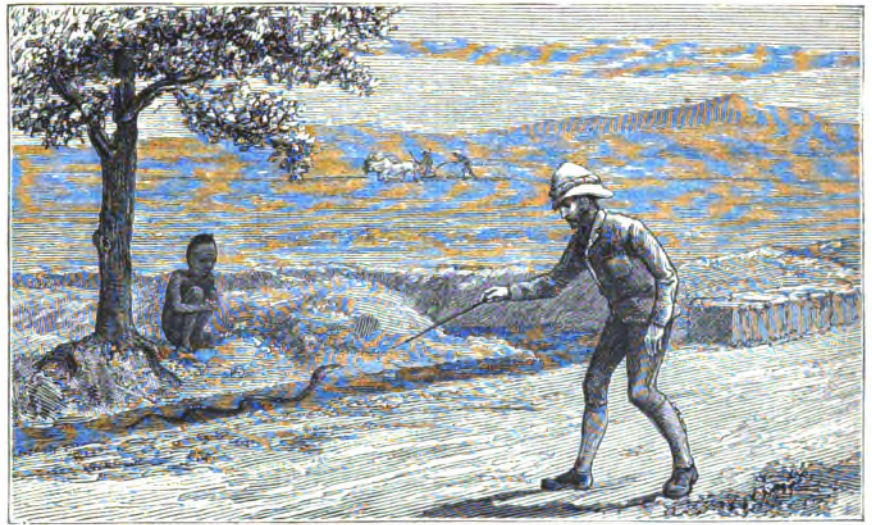
Wer an einem — nach Londoner Begriffen — schönen Sommertage durch eine großen Straßen wandert, die von der Mitte der Stadt, unzählbaren Radien gleich, die Peripherie des gewaltigen Menschenmasses führen, wird unfehlbar einer Anzahl Omnibussen begegnen, auf deren Bock ein

neben dem Rutscher sitzender Trompeter recht lustige Weisen bläst. Die Insassen sind Arbeiter, welche unter der Obhut eines Meisters von ihrem Herrn zu einer Art von Picknick ins Freie geschickt werden. Die Kosten solcher Ausflüge trägt der Arbeitgeber, aber es bedarf kaum der Versicherung, daß die einmalige Ausgabe durch die erhöhte Frische und Arbeitslust der Leute vollauf wieder einkommt.

So weit ich beobachten konnte, nehmen Frauen und Kinder an diesen Vergnügungen nicht teil, ein Umstand, der uns nach deutscher Gewohnheit etwas vermissen läßt, aber dem guten Verlauf der Festlichkeiten — die verehrte Leserin verzeihe mir meine legerische Anschauung — eher frommt als schadet. In vornehmen Häusern, in wel-

hafter Beleuchtung von einem mehr interessanten als schönen Bruchteil des Londoner Lebens empfangen hat.

Whitechapel war früher der Name einer selbständigen Ortschaft, die im Laufe der Zeit mit annähernd siebzig anderen das Geschick hatte, in der unaufhörlich wachsenden Riesenstadt aufzugehen. Heute bezeichnet es eine der wichtigsten Straßen im Osten von London, welche mit ihren Fortsetzungen, der Mile-End¹⁾ und Bowstraße, die kürzeste Verbindung zwischen der City und dem industriereichen Stratford herstellt. Der Verkehr unzähliger Seitenstraßen strömt in ihr zusammen, und den Hunderttausenden, die hier wohnen, führt sie, zugleich Alder und Vene, die notwendigsten Bedingungen ihres Daseins zu.



Die Schlange im Graben (S. 1959).

chen eine größere Anzahl weiblicher Dienstboten angestellt ist, herrscht die Sitte, auch diese unter der Aufsicht einer gesetzten Person wenigstens einmal im Jahre „aufs Land zu schicken“. —

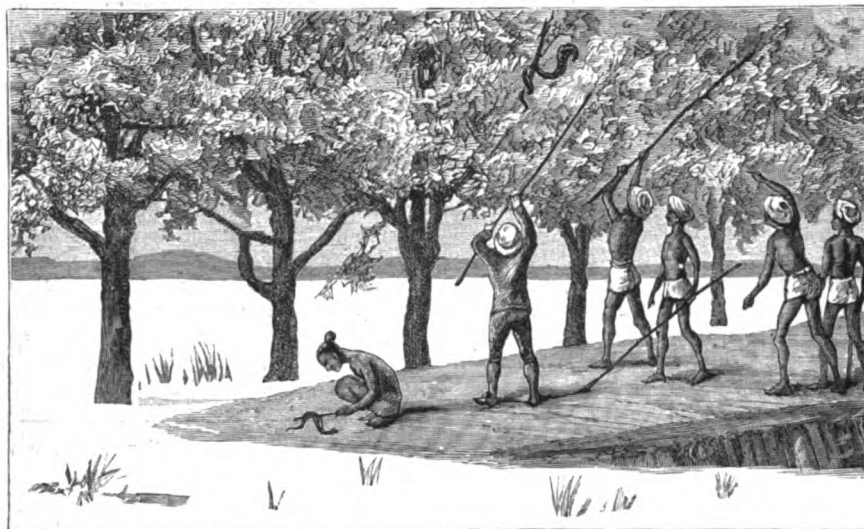
Selbstverständlich würde es einem Fremden schlecht gelingen, bei derartigen Ausflügen, die immer eine familienartige Geschlossenheit bewahren, besondere Studien zu machen. Andere Möglichkeiten, meinen Zweck zu erreichen, wollten sich nicht zeigen, und schon begann ich mich in das Unvermeidliche der Entsagung zu fügen, als mein Gastfreund mir den Rat erteilte, mich an einem Samstagabend nach Whitechapel zu begeben; es sei nicht unmöglich, daß ich dort das Gesuchte finden und meinen Wissensdrang stillen würde. Ich befolgte seinen Rat und habe acht Tage später meinen Besuch wiederholt. Die Wahrnehmungen, welche ich dabei machte, waren zum Teil so eigenartig, daß ich mich entschloß, dieselben einem größeren Kreise mitzuteilen. Mögen sie hier als das aufgenommen werden, was sie sind und ihrer Entstehung zufolge allein sein können: eine Reihe von Bildern, welche in wenig ausgeführter Skizze die Eindrücke darstellen, die ein neugieriger Deutscher bei mangel-

Groß ist die Zahl der Deutschen, welche in dieser Stadtgegend wohnen; sie wird nach Zehntausenden bemessen, und von einer leicht erklärbaren Uebertreibung abgesehen, mag der Name little Germany, den die Bewohner diesem Viertel beilegen, eine gewisse Berechtigung haben.

Whitechapel zeigt am Tage dasselbe Aeußere, welches die übrigen großen Radialstraßen kennzeichnet. In der Mitte läuft ein Fahrweg, auf welchem sich ohne Schwierigkeit sechs bis acht Wagen nebeneinander bewegen können. Denselben begleiten auf beiden Seiten Trottoirs, bei deren Anblick ich mit Wehmut an die Heimat dachte, wo man aus einem solchen Trottoir mindestens eine Hochstraße mit zwei Fußwegen geschnitten hätte. Eingeeengt werden dieselben allerdings durch die Unsitte der meisten Geschäftsleute, das Trottoir als eine Fortsetzung ihres Lagers zu betrachten, so daß der Wanderer zuweilen auf Hindernisse stößt, durch welche er sich im eigentlichen Sinne des Wortes hindurchschlängeln muß.

Die Mehrzahl dieser Geschäfte spekuliert auf die leiblichsten aller menschlichen

¹⁾ Die Straße, an welcher jüngst die Königin Victoria den aus Anlaß ihres Jubiläums erbauten Volkspalast eingeweiht hat.



Das Abschütteln der Schlangen von den Bäumen (S. 1959).

Bedürfnisse: wer essen oder trinken will, findet hier, was das Herz begehrt und der Beutel zahlen kann. Die meisten besitzen ein nicht näher zu definierendes Vorstadtgepräge und verraten schon einem oberflächlichen Blick, daß sich ihre Kundschaft nicht gerade aus den besten Ständen zusammensetzt. Damit soll jedoch durchaus kein ungünstiges Urteil über die Gebiegenheit der ausgestellten und angebotenen Waren ausgesprochen sein — Unterschiede gibt es natürlich, — sondern ich meine, daß man aus der Art und Weise der Aufstapelung erkennen kann, wie wenig die Käufer gewillt oder in der Lage sind, dem Geschäftsinhaber kostspielige Raffinements in der Ausstellung zu vergüten.

Schon am Tage gewährt Whitechapel das Bild eines immerwährenden Marktes; nur die Belustigungen fehlen und die heitere Stimmung der Menge. Alles hastet und handelt. Aber einmal in der Woche gewinnt die Szenerie mehr heitere Farben.

Wenn Samstags gegen vier Uhr die Geschäfte der City sich schließen, Inhaber und Gehilfen ihren entfernten Wohnungen zufliehen und den Mittelpunkt des gewaltigen Verkehrs in fast unheimlicher Stille, wie ausgestorben, zurücklassen, dann beginnt es sich in Whitechapel zu einem neuen Tage zu regen. In den Läden werden die ausgestellten Waren mit Sorgfalt gemustert, etwaige Lücken werden ausgefüllt, manches in größerer Fülle und von besonderer Güte hinzugefügt. Verkäufer und Verkäuferinnen machen Toilette, die Metzger erscheinen in frischen weißen Jacken und Schürzen, die Kommiss in einer besseren Garnitur, die zum mindesten aus einem neuen Kragen und bunter Krawatte besteht, die Ladenmädchen in neuen Locken und frischer Schminke. Auch auf der Straße verrät ein fortwährendes Schleppen, Stoßen und Hämmern die Nähe ungewohnter Dinge.

Diese Vorbereitungen nehmen einige Stunden in Anspruch, und wer dann zum erstenmal nach Whitechapel kommt, wird überrascht sein von dem Schauspiel, das

dieselbst in Szene gegangen ist. So erging es mir, als ich bei meinem ersten Besuche, aus dem Tunnel der unterirdischen Bahn emporsteigend, mich unmittelbar darauf in den Trubel gestellt fand. Nach rechts und links unabsehbare Reihen von Buden, deren Beleuchtung mit den außergewöhnlich erhellen Schaufenstern der Läden, mit den Gasflammen der Straße und den hin und her ziehenden Lichtern unzähliger Gefährte ein unbeschreibbares Lichtgemisch hervorzauberten. Erhöht wurde dieser Effekt durch den Umstand, daß in einiger Entfernung das Ganze in einem ahnungsvoll schimmernden Nebel verschwamm.

Der Eindruck, den ich im ersten Augenblick gewann, erinnerte mich an einen großen rheinischen Jahrmarkt: dieselben segeltuchbedachten Buden, dasselbe Treiben der auf und ab strömenden Menge, dazu jenes unbestimmbare Geseumm und Getöse, übertrönt von den gellen Stimmen der Ausrufer — und doch vermischte ich etwas, wodurch es mir schwer wurde, länger als eine Minute in der willkommenen Täuschung zu verharren. Mein Ohr sehnste sich nach der Musik, die bei derartigen Festen „zu Hause“ eine unvermeidliche Zukost bildet. Ich kann mir nicht helfen, denn niemand vermag etwas gegen seinen Geschmack: wenn ich auf den Jahrmarkt gehe, so will ich meine Musik dazu haben. Ich glaube sogar, mein Gastfreund, ein echter Vollblut-Engländer,

würde sich beim Besuch eines deutschen Jahrmarktes zu meiner Ansicht bekennen, welche psychologisch oder gar teleologisch zu rechtfertigen ich zum Glück in den Leser aus Mangel an Raum und Zeit verhindert bin.

Daß in Whitechapel die Jünger und Jüngerinnen einer in der Heimat sehr nicht nur die Jahrmarkte überschwemmenden Kunst so gänzlich fehlen, mag sich aus folgenden Gründen erklären. Die deutschen Jahrmarkte — wobei ich nicht an die großen Handelsmessen denke — kommen in erster Linie der Vergnügungslust des Volkes entgegen; wenige mögen davon ausgenommen sein, doch die kenne ich nicht. Anders hier. Weil Sonntags die Mehrzahl der Geschäfte geschlossen ist, so macht der Arbeiter am Abend vorher mit dem frisch erhaltenen Wochenlohn die notwendigen Einkäufe. Daher kommt es, daß die Geschäfte, welche Arbeiterkundschaft befragen, am Samstagabend bis in die Nacht hinein geöffnet sind; erst lange nach Mitternacht beginnt das rege Leben aus den großen Straßen in die unzähligen Seitengassen zurückzuebben.

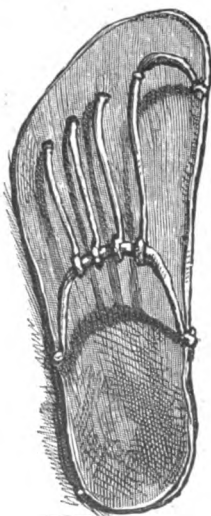
Allmählich hat dann dieser Abend, namentlich in Whitechapel, dem Montmartre und Belleville von London, zu seiner ursprünglich rein geschäftlichen Bestimmung auch die hinzugewonnen, durch mannigfache Belustigungen, allerdings in mäßigem Umfang, für die Zerstreuung der Besucher zu sorgen. Daß sich diese Belustigungen am Schlußabend einer mühsamen Woche nicht zu der lauten Ausgelassenheit steigern, welche uns an Sonntagen oder blauen Montagen auf den heimischen Festen entgegenzuschallen pflegt, liegt auf der Hand.

Wir richten auf der nunmehr beginnenden Wanderung kraft des uns umwohnenden Gefühles für chronologische Anordnung unser Augenmerk zuerst auf jenen ersten Punkt und fangen mit dem Wichtigsten an.

Wohin man seine Augen wendet, überall lacht es einem entgegen: Fleisch von der verschiedensten Sorte und Herkunft. Da harren Ochsen, Rinder, Kälber, Hammel, Schweine und Kaninchen, die aus manchen Herren Läden hier zusammenkamen, in demselben Laden des gemeinsamen Geschickes. Vor jedem Block steht ein Verkäufer, der auf die einzelnen Stücke wachsend mit lauter Stimme deren Güte und Billigkeit preist; scherzhaft suchen die anderen Gehilfen ihn zu überbieten, und so ergibt sich, namentlich wenn dicht nebeneinander ein gleiches Geschäft ist und das Ueberbieten ernsthaft wird, ein Wechselgesang, der jeder Beschreibung spottet.

Das Ausgestellte sieht meistens sehr appetitlich aus. Das gilt besonders auch von den vielen Kaninchen, welche die Sorge des Verkäufers schon völlig kesselfreig, mit Spannhölzchen und sonstiger Zuthat versehen, vor die Augen der Frauen hingelegt hat.

Diesen ständigen Geschäften, welche den häuslichen Tisch zu versorgen haben, wird durch eine Anzahl anderer Kontin-



Sandale (S. 1959).

ten, die nur für den Abend etabliert und sich mehr an die gegenwärtige Nacht wenden. Wenn ich es wage, auch dieser Gruppe einiges zu berichten, so ist das nur, weil ich gewiß bin, dabei Qualität der Düste die jenen Volks-entsteigen, nicht in meinen Geruch zurückzurufen.

In jener Bude steht am Ofen ein als maskierter Biedermann, der aus hen, Kartoffelschnitzeln und starkriechen Del eine Speise bereitet, die von zum setzen arm aussehenden Kindern oder uen in Portionen à zwei bis drei Pence Abendmahlzeit heimgetragen wird. Hier t ein Mensch, der auf einem Tische eine zahl gekochter Schweinefüße feilbietet; Käufer gießt aus einer dabeistehenden sche eine braune Flüssigkeit über den anden Jmbiß, um ihn alsdann stehen- Fußes zu verzehren. Der widerliche ruch, den die improvisierte Sauce ver- itet, treibt mich fort.

Etwas weiter befindet sich eine Bude, welcher Aulstern und Schnecken zu haben d. Dieselben werden vor ihrer Ver- rung mit einer Essenz behandelt, die er Schweinefußsauce zum Verwecheln nlich sieht und riecht. Die Käufer vor- sen Buden, die gleichfalls stehenden Fußes re Abzug vornehmen, sind zumeist Käu- rinnen: junge Frauenzimmer und ältere rauen mit aufgedunsenen Gesichtern, die h dabei vielleicht der eigenen Jugend er- nern, wo ihnen solche Lederbissen reich- her zuschloffen. Der Artikel ist übrigens a gangbarer, denn ich bemerkte wenig- ns zwanzig dieser Buden, deren Inhaber me Ausnahme einen recht behäbigen Ein- uck machten. — Eines ähnlichen Zuspruchs freuen sich die auf und ab ziehenden Eis- agen, aus welchen die Rascherei in Por- onen von einem Penny vermittelt eines einen Glasbechers verabreicht wird. Na- entlich Kinder drängen sich heran, deren hle Wangen deutlich verraten, daß der angernde Magen für ein Stück Brot fferen Dank wissen würde. Mancher



Die rebellische Schildwache (E. 1970).

Penny, der im Lauf der Woche auf irgend eine Weise verdient und den miß- trauischen Blicken der Angehörigen entzogen wurde, taucht hier aus verborgener Nacht empor; um seinem Gaumen für einige Sekunden einen zweifelhaften Genuß zu verschaffen, begleitet jener entschuldig zerk- lumpte Junge morgen eine Viertelstunde weit, unaufhörlich das Rad schlagend, den Wagen einer Pferdebahn, bis ihm ein mit- leidiger Fahrgast einen halben Penny zu- wirft. Auf unseren Fahrten folgten uns oft mehr als ein Dutzend dieser zukünf- tigen Clowns, die ihre kollernden Sprünge nicht eher einstellten, bis das hingeworfene Geldstück ihre Gänsemarschordnung aufhob und eine wenig erquickliche Katzbalgerei hervorrief.

Erfreulicher sind die Szenen, welche sich an den Tischen der Obst-, Gemüse- und Blumenverkäufer abspielen. Die aus- gestellten Sachen muten uns auch hier durch ihr frisches Aussehen an; manches scheint üppiger geraten als in Deutschland. Am häufigsten bemerkt man im Herbst

länglichrunde kürbisartige Früchte, vege- table marrow, welche geflocht auch an vor- nehmen Tischen eine gern gesehene Speise sind. Hinsichtlich der Blumen herrscht wie in vielen Dingen ein eigener Geschmack. Wohin man sieht, erblickt man die Lieb- lingsblume vieler Engländer, die Aster, welche sich nicht nur in Gärten und Zim- mern, sondern auch an der Brust der Jünglinge und Jungfrauen breit macht.

Die Vergnügungen, bei denen sich jung und alt, Männlein und Weiblein ergötzen, sind zum großen Teil alte Bekannte von der Heimat her. Kraftmesser von mehr oder weniger sinnreicher Konstruktion, — Schießstände, in welchen noch vielfach die Armbrust zur Verwendung kommt, und die sich von ihresgleichen auf unseren Jahr- märkten dadurch unterscheiden, daß sie dem Schießlustigen nur ein einziges, meist schwer zu treffendes Ziel bieten, Buden, in wel- chen mit Ringen nach Messern oder Spa- zierstöcken geworfen wird, und anderes der- art. Daneben Guckkästen des verschie- densten Inhaltes, kleine Lotterien, bei welchen der Gewinner ebenförmig um seinen Penny betrogen ist wie der Verlierer, Kokosnußspiele, in welchen der glückliche Werfer die getroffenen Früchte als Gewinn davonträgt. Ferner bemerkte ich ein Mo- dell der St. Pauls-Kathedrale, in dem durch einen kunstvollen Mechanismus die Abhaltung eines Gottesdienstes dargestellt wurde; selbst Küster und Chorknaben waren nicht vergessen. An einigen Stellen um- standen gaffende Gruppen ein verkanntes oder heruntergekommenes Glied der Maler- zunft, welches hier in des Wortes ureigener Bedeutung die Kunst unter das Volk trug. Denn statt der Leinwand benutzte der Künstler eine glatte Stelle des Trot- toirs, und ich kann nicht umhin, zu gestehen, daß mich die Pinfelfertigkeit einiger dieser Straßenmaler überraschte. Uebrigens gibt es auch in diesen untersten Kreisen der Kunst noch Grade und Stufen: der zerlumpte Gefelle, der am Samstagabend auf dem Trottoir von Whitechapel beim spärlichsten Dellocht seine Landschaften oder



Erfangen Sängiger (E. 1969).

Porträte malt, mag voll Neid des Kollegen gedenken, dem ein besserer Rock gestattet, seine Kunst am hellen Tage vor dem besser zahlenden Publikum des Westend auszuüben.

Hier und dort stehen wahrhaftige Mädchen oder alte Frauen, welche sichtlich bemüht sind, der mangelhaften Glaubwürdigkeit ihrer Aussagen durch ein nicht minder defektes Zigeunerkostüm und zigeunerhaft sein sollende Grimassen aufzuhelfen. Der Aberglaube herrscht in erschreckendem Umfange im modernen Babylon! Die Zeitungen, welche auf die unteren Klassen berechnet sind, bringen fast in jeder Nummer Annoncen, in denen für ein geringes Opfer ein untrüglicher Blick in die Zukunft in Aussicht gestellt wird. Wie diese falschen Propheten und Prophetinnen der kranken Seele, so versprechen ungezählte Quacksalber dem kranken Leib Trost und Heilung. Denn bei der herrschenden Gewerbefreiheit steht auch die Kurfuserei in bester Blüte. Treten wir auf einige Augenblicke näher an jene Gruppe aufmerksam horchender Menschen. Ein äußerlich fast bis zur Grenze herabgekommener Mann hat auf einem Tische mehrere Gläschen mit fragwürdigem Inhalt aufgestellt. Diesen gießt er von Zeit zu Zeit unter allerlei Zaubergebärden in ein größeres Glas, aus welchem er den nicht zurückschreckenden Zuhörern zu kosten gibt. Dabei hält er eine Ansprache an sein Publikum, in welcher er versichert, daß die geheime Arzneikunst, die schon Moses und Christus gekannt hätten, bis auf den heutigen Tag noch in wenigen Erhellten bewahrt sei. Allerdings werde dieselbe von den Männern der Kunst, den Ärzten, aus naheliegenden Gründen verfolgt, aber Gott, der die Armen liebe, werde niemals die gänzliche Unterdrückung zulassen. So sei auch er einer der verfolgten Jünger jener menschenfreundlichen Kunst u. s. w. Dabei reichte er Briefe von allerlei hochstehenden Männern umher, die ihm ihre Netzung verdankten, selbst Photographieen, die ihm dieser und jener geschickt. Pathos und Ausdrucksweise des Mannes ließen wohl nur bei wenigen seiner Zuhörer einen Zweifel an der Echtheit der Briefe und Bilder aufkommen. Der Mann wußte hier, im Angesicht des ihm drohenden Hungers, die Trümmer seiner ehemaligen Bildung in der That zu einem fesselnden Wilde zu gruppieren, so daß mein Interesse wach wurde, zu erfahren, aus welcher Sphäre dieses verkommene Genie herabgefunken sei. Ueber den Hebel, der ihn aus seiner früheren Stellung gehoben und auf die abschüssige Bahn gebracht hatte, gab mir die Alasche, welche aus seiner Tasche hervorlunte, den erwünschten Aufschluß.

Wie klein erschien neben ihm jener Biederemann mit dem Lammgesicht, der unaufhörlich versicherte, daß er sich durch seine Kunst ein Vermögen erworben und im anderen Ende der Stadt ein Haus besitze, welches er nur verlaße, um den leidenden Brüdern in Whitechapel eine

billige und sichere Heilung zu bringen. Ich verzichte darauf noch weitere Exemplare dieser Gattung vorzuführen. Die lange Wanderung erzeugt deutschen Durst, und an der Gelegenheit, ihn zu stillen, fehlt es nicht.

An allen Ecken prangen die labungsverheißenden Inschriften. Von außen haben die meisten dieser Erholungen, refreshments, einen ziemlich einladenden Anstrich; um so schlimmer schaut es inwendig aus. Indessen würde die folgende Schilderung ungerecht sein, wenn ich nicht vorher auf die sattem bekannte Thatsache hindeutete, daß der Engländer der besseren Stände den Wirtshausbesuch, so wie er bei uns im Schwange ist, nicht kennt. Die Ursachen dieser Thatsache zu erörtern, darf ich mir füglich erlassen; eine Folge derselben aber ist es, daß sich die meisten Restaurationen auf ein mehr oder minder gewöhnliches Publikum angewiesen sehen, und dieser Umstand hilft manches erklären.

Vorab tritt der Unterschied zwischen Schank- und Speisehäusern scharf hervor. Während man in Deutschland auch in der urwüchsigsten Kneipe in der Regel irgend eine solide Grundlage für das Getränk erhalten kann, würde man sich hier in der Mehrzahl jener Schenken vergebens nach einem Ambix erkundigen. Vielmehr ist die ganze Einrichtung auf einen möglichst reichlichen Abgang von Getränken berechnet. Das Lokal ist in der Regel durch Holzwände in mehrere Abteilungen zerlegt, deren eine Seite das Büfett einnimmt. Tische und Sitzvorrichtungen finden sich oft nicht vor; höchstens in der besten Abteilung steht ein Tisch, an dem etwa sechs bis acht Personen Platz nehmen können. Die Folgen dieses stante pede-Trinkens deutschen Lesern, die sich die Wein- oder Bierbank loben, auseinanderzusetzen, ist überflüssig. Sie vermögen sich dieselben ohne mein Zutun auszumalen, nur daran will ich erinnern, daß die Getränke des Engländers, ebenso wie seine Speisen, schwerer sind als die, welche wir Deutschen gewöhnlich zu uns nehmen. Seltam wird es manchem Leser fern sein, zu erfahren, daß das Alle, dieser „Nationalstoff“ der Engländer, allgemein aus zinnernen Bechern, tankard genannt, getrunken wird. Auch will ich an dieser Stelle der Vollständigkeit halber erwähnen, daß in den Speisehäusern ohne Unterschied die absonderliche Gewohnheit herrscht, jeden Tisch durch zwei seitwärts errichtete Holzwände in einem coupeartigen Verschlag zu isolieren.

Die Frauen der unteren Stände besuchen in geradezu erschreckender Frequenz auf eigene Rechnung und Gefahr die Schenken, eine Wahrnehmung, die gewiß zu den schlimmsten Schlüssen über die in den armen Volksschichten herrschende Verkommenheit berechtigt. Entsetzt wendet man sich von dem Abgrund zurück, in welchen man bei derartigen Bildern zu schauen meint, die der Feder eines Dante bedürften, um in ihrer vollen Gräßlichkeit zum Ausdruck zu gelangen. Man freut sich fast jener anderen Szene, wo ein junges Weib mit

angstvollen Blicken und Gebärden den Wirt der den Wochenlohn noch in der Tasche trägt, von der Thür einer Schenke her zuziehen sucht. Daß es ihr auf die Zunge gelingen möchte!

Einen wunderlichen Gegenatz zu dem Leben und Treiben auf der Straße bilden in den Schenken bieten die religiösen Versammlungen, welche bei dieser Gelegenheit von verschiedenen Sekten abgehalten werden. Die Aufbringlichkeit, mit der dieselben zum Teil auftreten, hatte für mich etwas Unbegreifliches und Abstoßendes, zum einzelnen Einladungen den Charakter gemischter Keßkame und Marktjohreierei an fast trugen.

So lieft man mitten unter den hellsten Eingängen zu den oben erwähnten refreshments in Gasflammenstrahlungen Worte: Lord is the love — Gott ist die Liebe —, und tritt man näher, so man in nichts weniger als angenehmer Form zur Teilnahme an der bevorstehenden Andacht aufgefordert. Am Portale des Hauses stehen etwa zehn Männer, welche mit ihren nicht gerade kunstmäßigen Stimmen einen Hymnus herunterfingen, dessen Rhythmus einer mit der — Ziehharmonika begleitet. Die Melodie hatte, wie die englische Kirchenmusik überhaupt lebhaftere Weisen enthält, für meinen Geschmack einen profanen Charakter. Sie klang mir bekannt, und nach einigem Besinnen summt ich mit: „Im Krug zum grünen Kranze, da steht ich durstig ein u. s. w.“ Es gelang mir diesen Text der Weise der Harmonika unterzulegen, ohne dabei besonders aus der Geleise zu geraten. Zwischen den einzelnen Strophen trat einer der Sänger vor, er ein Gebet zu verlesen, an welches sich dann regelmäßig die Aufforderung anschloß, sich an der alsbald zu beginnenden Harmandacht zu beteiligen. Noch schlimmer war diese widerwärtigste aller Keßkamen der Heilsarmee und den Temperanzlern angetrieben. Da naht in flottem Schritt eine Musikkapelle, deren Mitglieder, Erwachsene und Kinder bis zu 14 Jahren herab, fallend kostümiert sind. Die Stücke lustig, und läßt sich gut nach ihnen marschieren. Im ersten Augenblicke vermute ich eine verstärkte Siebenbrüderbande und war nicht wenig überrascht, als man mir mitteilte, daß es die Kapelle der Heilsarmee sei, die durch die Straßen zu ihren umherirrenden Soldaten nach der „ferne“ oder auf den „Exerzierplatz“ zu leiten. Der Einfluß, den diese im Ausland vielfach verachtete Sekte auf die Ausübung, ist durchaus nicht zu unterschätzen. Wenigstens nennen da drüben ernannte gebildete Männer die ganze Erscheinung ein bedeutames Zeichen der gegenwärtigen Zeit, und jedenfalls sind die Ermahnungen eines baldigen Verfalles, welchen unsere deutsche Blätter an die momentane Not des Generals Booth knüpfen, nicht. Gleich in den nächsten Tagen öffentliche der Standard eine Reihe von Anerbietungen, welche von einzelnen Gliedern zu Gunsten der „Kriegsarmee“ gemacht worden waren. Einige der

ndsten mögen hier Erwähnung finden: General Booth enthält sich für mehrere Wochen aller Fleischspeisen; ein Offizier wird sich im kommenden Winter keinen neuen Ueberrock, seine Frau keinen neuen Mantel anschaffen; ein Mitglied erbietet sich anderen die Haare und den Bart zu heren, und dergleichen mehr. Bin ich nun auch kein Freund dieses Hofuspokus, so halte ich es doch für besser, daß das Volk dem General Booth und seiner Kapelle nachläßt, als den Aposteln des Sozialismus und Anarchismus, welche auf dem ortigen Schauplatz eine täglich gesteigerte Legitimität entfalten.

Günstiger gestaltet sich mein Urteil über die Bestrebungen der Temperanzler, die sich mehr als die Heilsarmee aus den mittleren Ständen rekrutieren. Doch wenigstens ihre Absichten volle Anerkennung verdienen, ihr Lustreten wollte mir nicht zusagen. Am Eingang einer hellerleuchteten Halle stehen Portiers, welche den Vorübergehenden das Programm in die Hand drücken. Auf diesem war mitgeteilt, daß gegen acht Uhr Herr John Anderson, „der singende Evangelist aus Liverpool“, auftreten und während einer tiefergreifenden Predigt die Lieder „Ein Stückchen Blau“ und „Das Heim der Seele“ singen werde. Ich folgte der Einladung und gelangte durch eine geräumige Vorhalle in einen Saal, der mit seinen Galerien 5000 Sitzplätze enthielt. Die Ausstattungs des Raumes war geschmackvoll; vorn stand in einer bühnenartigen Vertiefung eine gewaltige Orgel, welche von einem tüchtigen Organisten gespielt wurde. Während der Andacht finden die Teilnehmer leicht Gelegenheit, ihre spirituososenfeindlichen Grundzüge zu erfrischen, denn aus mehreren Nischen der Vorhalle duften ihnen Kaffee und Thee entgegen. Die Gemeinde hebt von ihren Mitgliedern keinerlei Beiträge, sondern eine Anzahl reicher Menschenfreunde bestreitet die Kosten, welche nach dem Erzählten nicht gering sind.

Es wäre ungerecht, wenn ich nicht, bevor ich schließe, aussprechen würde, daß auch Spuren tiefer und inniger Frömmigkeit bei diesen Straßenandachten entdecken lassen. Die folgende Episode wird mir unvergeßlich bleiben. Eine aus etwa 10 bis 20 Andächtigen bestehende Gemeinde hatte sich auf dem freien Platz vor einer Kirche versammelt, aus deren Gebrauch sie, wie ich später erfuhr, wegen einiger Reklamen ausgewiesen worden war. Die zum ersten dringenden einfachen Weisen der Prediger, die ungezierten Worte, in denen der Prediger, ein ungelehrter Mann aus dem Volke, an der wunderbaren Rettung des jungen Moses die göttliche Vorherbestimmung läuterte, die Andacht und das Gottvertrauen, die auf den Gesichtern der Zuhörer ruhten, vermag ich mir nicht in die Erinnerung zurückzurufen, ohne noch jetzt, so ich dies niederzuschreibe, den Hauch des Heiligen jener kleinen Gemeinde schwebenden eifrig zu spüren.

† Kronprinz Rudolf †. †

(Geb. 21. August 1858, gest. 30. Januar 1889.)

Von

Friedrich Rueffer.

Es starb ein Prinz, zum Edelsten berufen,
Es brach ein Herz, das frisch und frei empfand;
Und Trauer legt sich um des Thrones Stufen
Und Thränen rollen weithin durch das Land.
Dem Kronprinz Rudolf gilt das bange Klagen,
Der unerwartet aus dem Leben schied;
Ein edles, treues Herz hat ausgeschlagen,
Durch Oesterreichs Gaue tönt ein Klagelied.

Wie hat er stets des Geistes Macht entfaltet,
Ein freier Forscher in der Wissenschaft!
Nie blieb sein Herz der hehren Kunst erkaltet,
Dem Höchsten weihte er der Jugend Kraft.
Sein Oesterreich liebt' er bis zur letzten Stunde,
Er hat den Pulsschlag seines Volks gehört;
Jetzt dringt zu uns die dumpfe Trauerkunde:
„O welch ein edler Geist ist hier zerstört!“

Deutsch war sein fühlen, deutsch sein ganzes Trachten,
Mit unfrem Kaiser war er wahlverwandt;
Nicht konnten Finsterlinge ihn umnachten,
Sein treues Herz es schlug dem Vaterland.
Er hätte deutsches Wesen stets verkündet,
Wenn das Geschick geführt ihn auf den Thron;
Mit unfrem Deutschland war er eng verbündet,
Er war Franz Josephs ritterlicher Sohn.

„Ein Meer von Licht sollt' seinem Reiche strahlen,“
So hat frohlockend er dereinst gesagt;
Mit seinem Herzblut wollt' den Dank er zahlen,
Daß seinem Reich die neue Zeit getagt.
Er hat es nicht erreicht; sein edles Streben
Ist nun erloschen, ach, für immerdar.
Zu Ende ging ein thatenreiches Leben,
Die Flügel senkte still der junge Nar.

Auf, Oesterreich! Auf! Laß deine Thränen fließen!
Sie sind dem Toten jetzt der einz'ge Zoll.
Er kann des hohen Ziels nicht mehr genießen,
Das ihn begeistert mächt'gen Triebes voll.
Sein hoher Geist strebt jetzt zu seinen Ahnen,
Er geht nun ein zu einem Meer von Licht;
Es senken still sich Oesterreichs Kaiserfahnen,
Doch Kronprinz Rudolf bleibt vergessen nicht.

Was ist es mit unserem irdischen Dasein?!
Menschenleben — Spinnweben, pflegte
mein alter Tiroler Freund zu sagen.
So jung! So schön und lebensfroh! So
voller Ideen und Entwürfe! So überall thätig

und eingreifend! So herzlich liebenswürdig
im Umgang, und dabei so ernst und tüchtig
im Geschäft! Geschaffen um zu gewinnen, um
gewinnend zu beherrschen! ...

Es war für 12 Uhr am 30. Januar 1889 eine Herrenhaus-Sitzung anberaumt, die — freudvoll, leidvoll und dann wieder freudvoll¹⁾ — bald beendet war. Einige von uns hatten darauf eine Kommission, die bis etwa 1 1/4 p. m. dauerte. Mitglied derselben war auch Feldmarschall-Leutnant Latour, der gewesene Erzieher und dauernde Freund des Kronprinzen, gleich uns allen ganz in der Sache, und zuletzt froh, ein nicht un schweres Stück Arbeit zum erwünschten Ende gebracht zu haben.

Ich entfernte mich einer der ersten. Ich kam in dem Korridor an zweien unsrer Minister vorbei, sie waren im Gespräche miteinander über geschäftliche oder gleichgültige Dinge. Vor mir schritt Latour zum Thore hinaus, wie man eben aus einer Sitzung zu gehen pflegt. Auf den Straßen, am äußeren Burgplatz, im Burghof alles wie sonst. Aufgefallen war den Leuten nur, daß die Militärmusik, die regelmäßig gegen 1 Uhr vor den Fenstern des Kaisers zu spielen pflegt, plötzlich abgebrochen worden war, offenbar auf einen aus der Burg gekommenen Befehl.

Ich kam ins Staatsarchiv, wo ich täglich zu arbeiten pflege. Ich lege im Vorzimmer meine Winterhülle ab, zwei der jüngeren Beamten, das Antlitz verstört, treten auf mich zu: „Ist es denn wahr?“

„Was?“

„Von unserm Kronprinzen?“

„Was von unserm Kronprinzen?“

„Daß ihn ein schwerer Unfall betroffen . . . daß er vielleicht tot?“ . . .

Es trat ein dritter der Beamten ein, der auf die erste Nachricht fortgeeilt war, nähere Erkundigungen einzuziehen.

„Also, was ist's?“ fragten seine beiden Kollegen.

„Leider ist es so!“

„Was?“

„Er ist tot!“

Ein Herzschlag habe ihn in der Nacht getroffen. Das habe der Kaiser dem Staatsrat Baron Braun gesagt. Der Kronprinz sei schon gestern unwohl gewesen, habe ein Familiendiner absagen lassen, sei auch bei der im Kriegsarsenal anberaumten Sitzung, der sonst die Pünktlichkeit und Genauigkeit selbst, nicht erscheinend; heute sei von Menerling, wo er eine Jagd mitmachen wollte, die entsetzliche Nachricht eingetroffen . . .

Ich griff mir an den Kopf, ich konnte es nicht fassen, niemand konnte es fassen. „Und unser armer Kaiser!“ Es war eine Betäubung. Soll es denn möglich sein?! Gestern hatten wir gelesen, wie er beim Atelier der Gebrüder N. vorgefahren, frisch und froh sich alles beschaut, die Künstler durch sein freundliches Wesen entzückt. Jene hatten ihn vorgestern gesehen, lustig den Jagdwagen kutschierend, mit muntrem Blick dem traditionellen habsburgischen Weidmanns-Bergnügen entgegengehend. Ein dritter war in den letzten Tagen von ihm angetreten worden und in

schlichtem vertraulichen Gespräche befragt über dieses und jenes, was eben der Tag bot . . .

Um 1/2 3 Uhr, wo das Staatsarchiv geschlossen zu werden pflegt, erfuhr ich, der Direktor, mein verehrter Herrenhaus-Kollege v. Arneth, sei gekommen. Er hatte die Stobspost eben erst empfangen. Ich erzählte ihm, was ich vernommen. Als ich erwähnte, der Kronprinz habe sich am Tage zuvor unwohl gefühlt, sagte v. Arneth: „Nun weiß ich mir es zu erklären, warum wir ihn in der Sitzung im Arsenal, für die sein Erscheinen angesagt war, bis 1/2 3 Uhr vergebens erwartet haben, ihn, der sonst niemals die anberaumte Stunde versäumt hat!“

Beim Fortgehen aus dem Staatsarchiv stieß ich auf den Landes-sanitätsrat v. Karajan. Wir sahen uns an und blieben stehen. „Wissen

Thronerben! Unsern künftigen Herrn!“

Wenige Minuten vor 1 Uhr nachts fuhr der Separatzug von Baden am Südbahnhof ein. Das Gebäude war von einer zahllosen Menge umstellt, Gardereiter und Sichelwachen hatten das Portal und alle Seiteneingänge abgesperrt. Eine lange Reihe von Equipagen, Mietkutschen, Fuhrwerk aller Art hatte sich auf dem weiten Plage vor dem Bahnhof aufgestellt. Vor dem Portal stand ein einfacher schwarzer Fourgon, um die Leiche aufzunehmen. Als die Leiche herausgetragen wurde, entlockten alle ihr Haart, ein schwerer Seufzer ging durch die umgezählte Masse: „Armer Kronprinz! Armer Rudolf!“ Langsam, rechts und links vom Trauervagen je drei Reiter, unmittelbar dahinter die Equipage des ersten Obersthofmeisters und ein einfaches Zug von Wagen, auf den Gehwegen zu beiden Seiten ein wandelndes Spalier, das sich von Straße zu Straße verstärkte, alles stumm in der stummen Nacht, nur die Hufe der Pferde, das Rollen der Räder, die Fußstritte der Tausende waren zu vernehmen.

Was ist es mit unserem irdischen Dasein?

Menschenleben — Spinnweben!

So jung! So schön und lebensfroh! So voller Ideen und Entwürfe! So überall thätig und eingreifend! So herzlich lebenswürdig im Umgang, und dabei so ernst und tüchtig im Geschäft! Geschäften, um zu gewinnen, um gewinnend zu beherrschen! . . .

Serius citius . . . Ja, es ist ein allgemeines Ding, das Sterben, es trifft den Kleinsten wie den Größten!

Es trifft den Kleinsten — es ist ein harter Schlag für die Seinen, wer wollte nicht mit ihnen fühlen! Wir andere gehören ja alle, vom weltgeschichtlichen Standpunkte, zu den Kleinsten! Und begabte uns der gütige Himmel vor einem solchen Unheil!

Aber den Größten! Was ist unser einzelter Schmerz gegen das Leid eines weisen Reiches, dessen Glück und Unglück, dessen Gegenwart und Zukunft nicht mit der Alltagselle zu messen sind!

Ein Kronprinz, ein Augapfel seiner kaiserlichen Eltern, die Hoffnung der Länder und Völker, die voll Liebe und Zuversicht an den jungkräftigen ritterlichen Erscheinung des Thronerben hingen, in dessen Person sie die Bürgschaft der Fortdauer dessen erblickten, was sie in dem allgeliebten und allverehrten gegenwärtigen Träger der Krone erkannten!

„Allmächtiger Himmel, was ist Dein Will mit uns? Erschüttert stehen wir vor Deiner Ratschlusse und können ihn nicht erfassen!“

Jetzt haben wir nur ein Gebet: Gott erhalte unsern guten, unsern armen Kaiser! Gott stärke ihn und schenke uns ihn lang! denn wir erbitten und ersehnen ihn, wir zählen, wir hoffen, wir bauen auf ihn jetzt mehr wie je!

Wien, am Morgen nach dem Unglück Helfert

1) Pesti Napló.

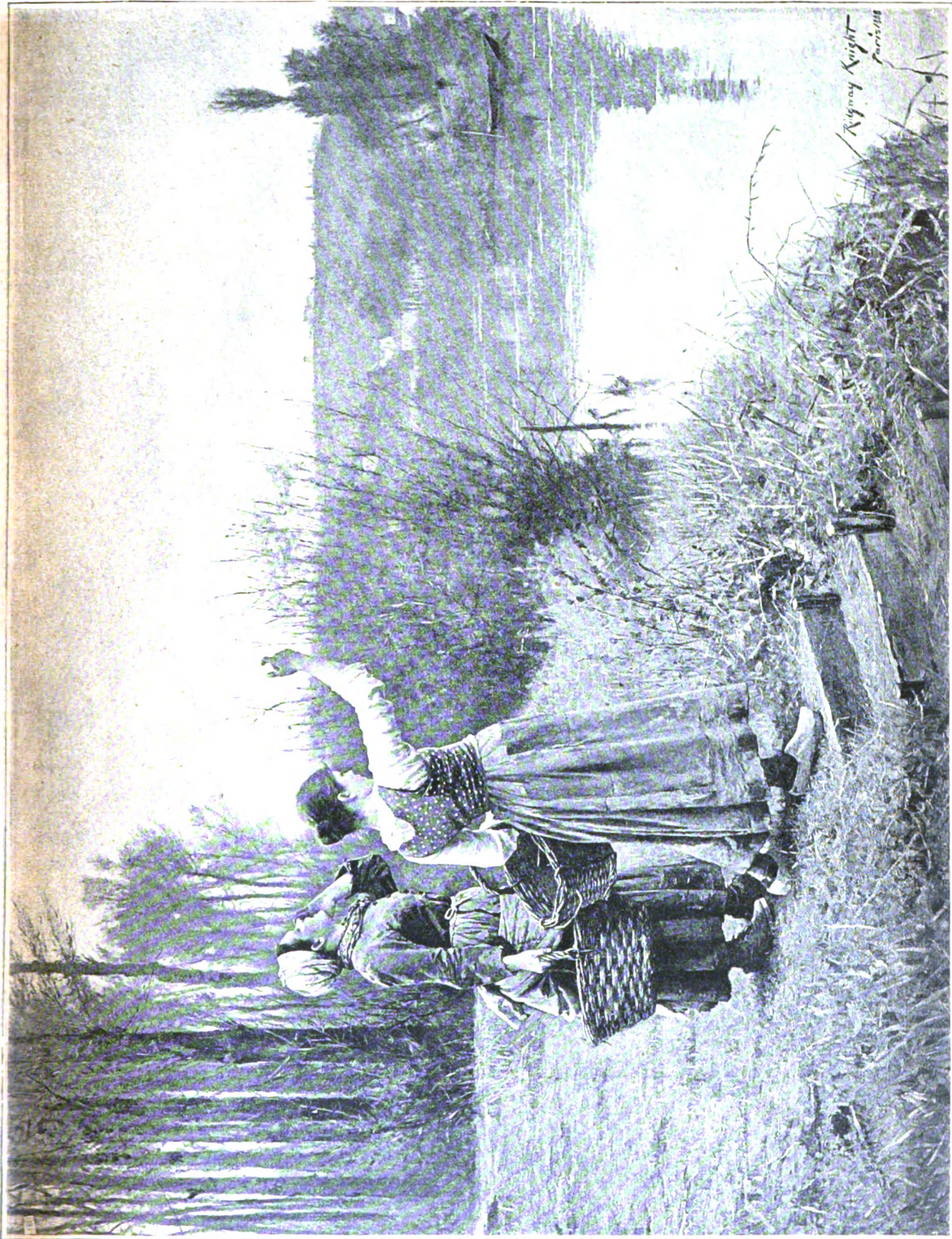


Kronprinz Rudolf.

Sie schon?“ fragte er. „Also ist es wahr?“ Er machte eine Bewegung des Bejahens. Ein Mitglied des Abgeordnetenhauses trat zu uns; er berichtete, die Sitzung, die sich schon zu Ende geneigt, sei allsogleich geschlossen worden. Der Burghof war jetzt schon angefüllt von erwartungsvollen Leuten, vorzüglich vor der Einfahrt in den Schweizerhof, der von Burg- und Gendarmen abgesperrt war. Eine ältere Frau näherte sich uns schüchtern: „Ja, ich bitte, meine Herren, also ist es wahr?“ Auf unsere traurige Bejahung faltete sie die Hände und lipelte: „Um Gotteswillen!“ . . .

Als ich nach 1 Uhr aus meinem Amte nach Hause ging, kam mir ein alter Diener der Gesellschaft der Musikfreunde, deren Präsident ich vor vielen Jahren gewesen, entgegen, hielt mich an, bleich und zitternd, und sagte: „Aber Euer Erzellenz, es ist ja doch nicht möglich! Unsere Schulen sind augenblicklich geschlossen worden. Doch hat es niemand begreifen wollen. Und die Kaiserin! Und unser armer, armer Kaiser, der schon so Schweres hat tragen müssen! Er, der es so gut mit allen meint! Seinen einzigen Sohn! Seinen

¹⁾ Mitteilung der Verlobung der kaiserlichen Hochzeiten Valerie und Franz Salvator, des Ablebens des Herzogs Max in Bayern, der Namenstags-Gratulation bei Ihrer Majestät der Kaiserin.



Rogers Knight
Paris 1878

Hol über! Von R. Knight.

Der Sammler

Rus Rumänien.

Winnen neunundzwanzig und ein halb Stunden bringt der Fißug im bequemen Schlafwagen von Wien nacharest, der Hauptstadt Rumäniens; es ist uns dieses und somit ganz nahe gerückt und doch noch so unbekannt.

Alle jene Länder, welchen ein Schriftsteller mit mehr oder mehr Berechtigung den Sammelnamen „Halbastein“ gab, id von großer kommerzieller und wirtschaftlicher Bedeutung, treten so zu sagen erst jetzt in den Vordergrund und sollten eben darum der größten Beachtung schaftig werden.

Die unteren Donauländer bilden ein aufnahmefähiges Absatzgebiet für die Gewerbe- und Fabrikzeugnisse des Westens, andererseits eine Vorratskammer der mannigfachen Naturprodukte, so daß alle Bedingungen zu den Wechselwirkungen eines Weltverkehrs vorhanden sind. Der Handel von d nach dem Osten Europas steigt von Jahr zu br, die Wechselbeziehungen mehren sich, ebenso Verkehrsmittel und trotz alledem tappt man im zug auf diese Länder jumeist im Unklaren herum, leben wir noch in den Zeiten des Goetheischen Irrgers aus dem „Faust“.

Die Völker da weit unten schlagen nicht mehr feinander, sondern benutzen die endlich erreichte eiheit, um sich staatlich und wirtschaftlich zu orienieren, ihre reichen Mittel und Naturkräfte auszureuten und mit dem Westen mehr und mehr in rührung zu kommen.

Die Zukunft gehört unbedingt diesen Ländern d der zivilisierte Westen kann aus der veränderten d nur Nutzen ziehen.

Wenn gar vieles, ja das meiste nicht so ist wie sein sollte und wie es unserer an staatliche Ordnung gewohnter Auffassung entspräche, so müssen bedenken, daß man in wenigen Jahren nicht gut ht, was man in sechshalb Jahrhunderten dorten vorben hat.

Bei der Beurteilung rumänischer Verhältnisse f man sich dies vor Augen halten und selbst auf jüngste Vergangenheit zurückblicken, als noch der passiv, den die Phanariotenwirtschaft und selbst Guszafche Regime zurüdließ, nicht einmal zu reimen begonnen wurde.

Die heutige Walachei bildete in alten Zeiten südlichen Teil Dakiens, welches Trajan zu einer neuen Provinz und teilweise Strafkolonie machte, Kaiser Aurelian aber im Jahre 273 wieder verlor wurde. Die „römische Periode“ also erte nur ganz kurze Zeit. Im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung wechselten an der unteren rau Goten, Hunnen und andere Völker einander bis dann später slavisierte Bulgaren und andere mine sich mit den Resten der römischen Kolonisten den Ueberbleibseln der Dakier mischten; aus diesen keresten gingen dann die jetzigen Rumänen hervor. der Moldau und der bis noch vor hundert Jahren, gebürtigen Bukowina entwand das heutige Volk aus Reiten der Petschenegen, Kumanen und Tataren, was besonders an der Schädelformation noch jetzt erkennist. Die Römer gingen überhaupt nicht weit östlich schil (Zeil-Scil), sondern längs deselben aufwärts den Szurdul gegen Sarmizgethusa, der Dakienstadt, deren Reste im Gynjaber Komitat nächst, sehr sichtbar sind und mehr weithin durchs Derna aufwärts an Mehadia, den Herkulesbädern vorbei,

ebenfalls ins obere Italien; beide Herkstrafen aber hatten den ausgeprochenen Zweck, an die Gold- und Salzgruben Siebenbürgens zu gelangen.

Die aus dem geschilderten Mixtum compositum entstandenen Rumänen waren fast nie selbständig, sondern hatten bald die Bulgaren, bald die Ungarn, dann die siebenbürgischen Fürsten und Osmanen als Oberherren. Im Jahre 1003 annektierte König Stefan den Kreis von

Bogdan und Glaf bildeten, an den Weistbietenden. Es waren dies anfangs einheimische Fürsten, doch versiel auch unter diesen das Land sichtlich. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts wurde die Fürstenwürde beider Länder auf eine bestimmte Anzahl Jahre an Phanarioten verpachtet, welche da vollends ein Raubhystem einführten. Im Jahre 1802 erlangten die Russen von der Pforte das Protektionsrecht über beide Fürstentümer und wurden von da an die Fürsten auf sieben Jahre gewählt.

Das Land zahlte den Türken Tribut, die Thronkandidaten aber bestanden die russischen „Protektoren“, diese Vorauslagen aus Geschäft trachteten dann die Hospodaren je schneller samt Zinseszins herauszuschlagen, und so war dann das Volk doppelt gequiden. Das war eine sehr teure Protektion. Diese, durch beinahe 350 Jahre anhaltenden Zustände, das Intrigieren der Bräutendentfamilien gegen einander, die Wirtschaft von 1802–1859 machen es denn sehr begreiflich, wenn dieses, mit so guten Boden und reichlichen Naturprodukten gefegnete Land so sehr zurück blieb.

Nach dem orientalischen Kriege kam 1858 die Union der Fürstentümer zu Stande und im Februar 1859 wählten die „Principalele unite“, wie nun der offizielle Name lautet, den Obersten Guza zum Fürsten als Alexander Johann I. Er regierte schlecht und recht bis 1866, wo ihn eine Konspiration stürzte. Auch unter ihm herrschte keine Ordnung und es war alles fröhe et cochon, wobei, um mit Groß Stefan Székendi zu sprechen, schwer zu unterscheiden war, wer fröhe und wer cochon. Die unter ihm zum Gesetz gewordene Grundentlastung und Besitzregulierung der Bauern, blieb auf dem Papiere.

Unleugbar hat sich seit 1866 vieles gebessert, doch hat der König einen sehr schweren Standpunkt; noch als Fürst standen die Dinge schon so schief, besonders 1870, daß die Koffer gepackt waren, um dem Lande Ballet zu sagen.

Während meines Aufenthalts in Bukarest kam mir ein französisches Buch in die Hand, worin zu lesen stand: „Le roumain est flâneur convaincu“, was ich auf gut deutsch damit übersehen möchte: „Der Rumäne ist Tagelöhner aus Neigung“, aber am verhasstensten sind ihm Disziplin, Ordnung und andauernde Arbeit, diese drei Klippen sind es denn auch, an denen das Regierungsschiff Karls von Hohenzollern beinahe scheiterte. Es ist eine bekannte Thatsache, daß frühere Fürsten mit ihren Adjutanten und Hofbeamten aus Langeweile schon Nachmittags Karten spielten, und wenn sie eben kein Geld in der Tasche hatten, ihren Untergebenen „auf Ehrenwort“ schuldig blieben; daß das zur Erhebung der Disziplin ebensovienig beitrug, als die Wirtseffektivität, das beweist am besten die Thatsache, daß noch unter Guza im Jahre 1863 eine Anzahl von 163 polnischen Emigranten die sich nach Rußland-Polen durchschlagen wollten, von 3000 rumänischen Soldaten nicht bewacht werden konnten. Von da zu den Siegen von Smardau, Gwizha, Plewina ist ein weiter Schritt, und daß derselbe in der relativ kurzen Zeit von zwölf Jahren gemacht wurde, verdanken die Rumänen doch nur dem tiefen Ernst und deutschen Ausbauer.

Den ersten wahrhaften Schritt in kultureller Hinsicht machten die Rumänen, als sie sich in kirchlicher Hinsicht von der altslawischen Liturgie und in der Schrift von der kyrillischen Losmachten, erst nach Annahme der lateinischen Schrift konnten sie sich an die Reinigung ihrer Sprache machen,



Rumänische Frauenracht.

Krajowa, welcher nach dem Bojardewäzer (Bazarowih) Frieden als Severiner Banat abermals zu Ungarn gehörte, ein Teil des genannten Streifens bildet das heutige Serewiner Komitat. In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts zog aus Siebenbürgen der Truppensführer Radul Nchru (Rudolf der Schwarze) aus der Fogaraser Gegend in die Walachei, setzte sich an der Dambowika fest, eroberte die große und kleine Walachei und verteilte das Land an seine Unterbefehlshaber, die nachmaligen Bojaren. Im 16. Jahrhundert kam allmählich das ganze Land in die Hände der Türken; von da an verschlechterte die hohe Pforte die Fürstenwürde der Moldau und Walachei, welche unter ihrer Oberhoheit die Gajats

welche so sehr von slawischen und türkischen Elementen durchsetzt war, daß höchst charakteristischer Weise die rumänische Vorstadt in Kronstadt in Siebenbürgen von den Sachsen seit jeher die „Bulgare!“ genannt wurde.

Bei dieser Sprachreinigung aber fehlt abermals das System. Jede Sprache hat sozusagen ihre Physiologie und Anatomie, die stets beachtet werden müssen, sollen sich Neubildungen organisch anfügen. Wenn in Jassy auf der Ausstellung der bildenden Künste die Aufschrift angebracht ist: „Artele frumoase“, so entspricht das dem Wesen der Sprache, wenn aber in Bukarest auf der Kunstschule zu lesen steht: „Scuola de belle Arte“, so ist das nicht mehr rumänisch, sondern italienisch. Durch diese beiden Richtungen entsteht dann das Resultat, daß die älteren Rumänen die Schriftsprache nicht verstehen, die Jüngere aber irre gemacht wird.

Zeit, Bedürfnis und Umstände werden aber auch da den Geist bringen und man wird auch Bedeutendes leisten können. Das Volk ist nicht remitent, vielmehr sehr geistig, ruhig und wartet passiv auf das Gute, das kommen soll. Widerstrebend sind die Bojaren, welche auf ihrem Grund und Boden unumchränkte Herren waren und noch heute sehr verworrene Rechtsbegriffe haben.

In Jassy, der ehemaligen Hauptstadt der Moldau, dessen Trottoirs und Fahrwege durchwegs gut asphaltiert sind, in dessen Hauptstraßen sich schöne Palais und Privathäuser zu erheben beginnen; in Roman, dem Zentrum für den Getreidehandel, in den Donaustädten Giurgewo, Galatz, Braila und Turn-Severin, in Bukarest selbst, wo endlich die sinkende und trüg sich schlängelnde Dâmbovitza reguliert und in das Hülsengewirr durch ein Baugesetz Ordnung gebracht wird, sieht man schon den merklichen Unterschied gegen Chedem.

Erläutlich sei einiges über die Volkstypen des Landes gesagt; selbstverständlich kann hier von den im eigentlichen Rumänien allein die Rede sein, doch muß ich zum besseren Verständnis doch einiges beifügen.

Auf der tiefsten Stufe der Kultur steht der Rumäne in den Komitaten Maramaros in Ungarn und Hunvud in Siebenbürgen, auf der höchsten im Kolozser Komitat, im Distrikt Hajdú und im ehemaligen Roman-banater Grenzregiment (seit Serewiner Komitat, Hauptstadt Karanjesch), in der Bukowina ist er zu sehr mit Ruthenen und Gyzulen untermischt und selbst auch zu sehr Milchrasse, um ins Gewicht zu fallen. Im eigentlichen Rumänien dauerte die Hörigkeit der Bauern zu lange und sind wie oben geschildert, die Besitzverhältnisse noch sehr falsch, daß dem Landmann jeder Antriebe zu höherem Streben fehlt. Neben diesem armen Volke macht sich im höchsten Luxus die bevorzugte Klasse bemerkbar. Wenn wir aber die in Paris teuer erworbene elegante französische Konversationssprache und den gewissen Saloncliff wegnehmen, so bleibt nicht viel Kern und wie schon gesagt herrscht der „Horreur du travail“.

Neuerer Zeit beginnt man außer Romanen schlüpfriger Art, Modeblättern und den heimischen, in Parteihaß und Unfähigkeit der Schreibweise das höchste leistenden politischen Blättern, auch andere zu lesen und sich für die ernste Literatur zu interessieren. Wie eine unserer Illustrationen (S. 1982) zeigt, liebt es die Damenwelt, in der Nationaltracht zu erscheinen, worin ihre Königin Elisabeth mit gutem Beispiel vorangeht, die es auch veranlaßt, daß man heimische Dichter und Literaten liest und mit ihnen verkehrt. Bei den anderen Illustrationen (S. 1984 u. 1986) wird dem Beschauer gleich der physiognomische Unterschied

zwischen dem Donaurumänen und jenem aus der Moldau auffallen; letzterer nähert sich dem Gesicht und der Kopfformation nach auffallend seinen vortrefflichen Nachbarn.

Der Leser wird zum Schluß sagen, daß das, was ich ihm da biete, eigentlich „falschdofopartia“ sei, nun eben darum entspricht es auch der Wirklichkeit — aber ich sah da unten die Morgenröte einer besseren Zukunft und das Werden eines jungen Staatsgebildes.

König Karl hat in sich und seine Mission Vertrauen und das ist die Hauptsache, ihm zur Seite steht sein Minister des Innern Roetti, sozusagen der Schöpfer der neuen Rumänien und in den Köpfen im allgemeinen beginnt es auch zu dämmern, daß konstante Verhältnisse denn doch weiter führen als die Phanariotenwirtschaft der auch hier vererblichen „guten alten Zeit“, die aber ebenso wie überall eigentlich miserabel schlecht war.

Der Kopfkohl.

Von

P. Hüttig.

Der Kohl oder das Kraut ist die wichtigste Gattung in der Familie der Kreuzblütler (Cruciferae), der auch die Levoje (Matthiola R. Br.), die Brunnenkreuz (Nasturtium R. Br.), der Senf (Sinapis L.), der Meerrettig (Armoracia DC.), die Jerichose (Anastatica hierochuntica L. in Ägypten, Akenajen u. i. w.), die Gartentresse (Lepidium L.), der Rettig (Raphanus L.), überhaupt ungefähr 1200 Arten angehören, die meist in der gemäßigten nördlichen und kalten Zone wild wachsen; ihre Samen zeichnen sich durch ein flüchtig-scharfes schwefelhaltiges fettes Öl aus. Einige Arten werden in der Gekochtheit verwendet; Gichtstoffe sind noch in keiner Gattung worden, wohl aber gibt es viele zu unsern unentbehrlichen Gemüsen, und von diesen wollen wir das wichtigste einer eingehenden Betrachtung unterziehen.

Von den mehr als 30 Arten der Gattung Brassica werden vier (Oleracea der Gartenkohl, Napus der Raps, Rapa der Rüben und die Wassertrebe, und Nigra der schwarze Senf) mit ihren zahlreichen Spielarten gewöhnlich im großen angebaut und sind meist Handelsgewächse von hoher Bedeutung, unser Kopfkohl als das aus ihm bereitete Sauerkraut. Dieser, unser Kopfkohl, entstammt wahrscheinlich dem an Englands Küsten wildwachsenden Sommer-Blattkohl mit verzweigten holzigen Stengeln; von ihm haben sich im Laufe der Zeit durch Zuchtwahl wahrscheinlich auch der Blatt- und Rauhkopf, der Grünkopf, Keien- oder Sprossenkopf, Blumenkohl, Kohlrabi, Wirsingkopf u. a. abgespalten.

Beim Kopfkohl unterzieht man zuerst die Gruppe mit weichen von der mit roten Köpfen; von beiden hat man frühe und späte Sorten, außerdem solche — beim Weißkraut — mit plattrunden, auch runden und spitzen Köpfen. Von den beliebtesten Sorten erwähnen wir folgende: I. Frühes Weißkraut: Johanniskraut (S. 1987) sehr früh und zart, frühestes Zudern, Malpini- oder Horker Kraut, beide mit spitzen Köpfen; Grutter kleines, weißes, rundes Kraut (S. 1987) sehr früh, rund und fein; Gumpes früh, spitz und sehr fein. II. Frühes Rotkraut: Grutter blutrotes Salatkraut (S. 1986).

III. Spätes Weißkraut: Braunschwärzer, sehr groß, platt und fest, Seinemanns verbessertes großes, plattrundes Grutter (S. 1988), Ulmer Zentner, altergrößtes Schweinfurter, ist nicht ganz fest, großes, frühes Wimmigkader Kraut mit hohem Kopf (S. 1989), Magdeburger, Braunschwärzer, Kaffeler u. a. IV. Spätes Rotkraut: Hol- ländisches blut-

rotes, auch schwarzrotes, Ulmer größtes, spätes, Ulmer, Grutter spätes Strunkkraut u. a. Die Samen dieser und anderer Krautformen werden von der in der Welt bekanntesten Firma des Hoflieferanten F. G. Hermann in Frankfurt abgegeben.

Sandiger Lehmboden von mehr sandiger als trockener Beschaffenheit — so ungeliebt sagten wir schon in unserm „Bedrows Gartenfreund“, 2. Auflage, Berlin 1886 bei Siegr. Gröndach — und reichliche Düngung, im Sommer mit Knochendüngung in flüssiger Form, sind die ersten Bedingungen für die Erzielung fester und großer Kopfköpfe.

Die Aussaat der frühesten Sorten geschieht Ende August im fatten Beet mit fruchtbarer aber sandiger Erde so klein, daß die Sämlinge die Form und Größe unserer Figur S. 1989 annehmen können, ohne sich allzujung zu brühen; stehen sie dichter, müssen sie ganz jung auseinandergeräumt („pikiert“) werden, wobei zu bemerken, daß bei dem Verlegen die Wurzeln ein wenig zu verletzten sind, die ganz gerade und tief in die Erde kommen müssen, daß das untere Blatt auf dem Boden aufliegt; nach jedem Berieseln sollen die Pflanzen flach angegossen werden. Von den Sämlingen so fest geworden wie oben angedeutet waren,

werden sie an den Ort ihrer Bestimmung gesetzt und zwar in einer Entfernung von 45–50 cm für die kleinen, 60 cm für mittelgroße und 90–100 cm für die größten Sorten.

Die frühesten Sorten werden also im August ausgesät und etwa nach sechs Wochen auf reichge düngtes Beet versetzt, das vorher vielleicht Erbsen, Bohnen u. dgl. ohne Dünger getragen hat. Die Pflanzen fest mit kleinen Vertiefungen, zum Schutz gegen Wind und Wetter und bedeckt vor dem Winter jede mit einer Glasglocke oder, während des Winters, mit einem von gelbem Papier überzogenen Weiden- oder Drahtkorb, der im frühen Frühjahr aber unbedingt mit der Glasglocke entfernt werden mußte, deren außerordentlicher Wert für die Kultur in Frankreich vollständig, in Deutschland aber noch sehr wenig erkannt wird. Man erreicht dadurch eine frühe Ernte im Juli oder August. Die durch die Kälte im August entstandenen Pflanzen werden auch zum Zudecken im Mistbeet verwendet, obwohl dies kaum nötig ist, im Herbst gut eingetretete Kopfköpfe sich so lange halten, bis es wieder neue giebt. — Eine zweite Ernte von frühen Sorten nimmt man im März im halbverwässerten Mistbeet vor; die Sämlinge werden im April ausgesät und die Ernte im August und September. Die dritte Aussaat für spätes Winterkraut geschieht erst im Mai im Freien in einem Beet auf der Schattenseite einer niedrigen Mauer, wo doch während des Winters die während einer kurzen Zeit darnach, Feiner ausgesät werden sollten, um die Pflanzen zum schnellen Entfalten anzuregen, welches sie den Verhörungen des Winters (Maltica oleracea L.) entgeht, der auch sehr zu vermeiden, wenn man die Samen vor dem Auslegen in einen Mistbeet wälzt, die sich gut anlegen, wenn man Körner vorher mit Leinöl befeuchtet hat. — Die Pflanzen während des Sommers zweimal anzuhäufeln und stark mit Wasser und einmal jede Woche mit einem Misthaude zu begießen. Zwischen dem Kopfkohl als Zwischenernte Spinat, Radieschen, Rauhkopf, schnellwüchsige Gemüse angebaut werden. — Bei dem



Rumänischer Bauer.



Grutter blutrotes Salatkraut (S. 1986).



Rumänische Trachten.

„Schwarzen Fuß“, wie sie durch zu dichten Stand zu wenig frische Luft im Milbeet entstehen, sind Auspflanzen untauglich und können ohne weiteres verworfen werden. Der schwarze Fuß“ entsteht wahrscheinlich durch den Grauen Schimmelpilz (*Botrytis cinerea* Pers. bezw. *Peziza Fuckeliana* de By.) und ist nur durch sandigen Erdboden im Saatbeet, dünner Saat und möglichst öfters Lüften der Fenster fernzuhalten. — Durch einen kleinen Einschnitt in den Stamm des Kohlkopfes dicht über dem Wurzelhals kann man die Blätter des Kopfes einigermaßen hindern.

Frühe und mittelfrühe Kohlsorten werden geerntet und braucht, sobald die Köpfe dicht geschlossen sind; das durch frei werdende Land wird ohne Düngung (im Herbst) zu Karotten und Kartoffeln für den Winter benutzt. Den Winterkohl erntet man Ende Oktober oder Anfang November, indem man die Köpfe abhaut, sie von toten Blättern befreit und haufenweise; aber auf trockener Stelle des Erdbodens um eine mit Stroh umwickelte Stange (Schicht) und mit Laub, dies mit Erde bedeckt, die man um den Haufen aufgräbt; es entsteht dadurch ein Haufen, welcher das vom Haufen ablaufende Regen- und Schneewasser aufnimmt; beim Ueberwintern in der Erde



Johanniskraut (S. 1985).

gegen Winterkrost, wie eben gesagt worden, steht sie im April an sonniger Stelle ins Freie, nachdem man die Köpfe aufgeschnitten, damit die Blütenstengel freien Durchgang erhalten, bindet diese an Stäbe, schützt sie durch reichliches Insektenspulver gegen Blattläuse, schneidet sie kurz vor der Samenreife ab und hängt sie vorläufig trocken in schattiger Nachreife auf. Der Same, gut verwahrt, hält sich 5-6 Jahre keimfähig.

Außer dem schwarzen Fuß an jungen Sämlingen entsteht an der aufwachsenden Pflanze die Hernie oder *Scabie* (s. a. f. e. i. durch den Schädling *Plasmodiophora brassicae* Woronin oder durch die Kohlkraut Anthomyia *racicosa* B. und den Rüßelkäfer *Centothyrinus alluicollis* Sch., wenn der Kohl jahrelang auf derselben Stelle gebaut worden ist; man kommt ihr durch regelmäßige Umpflanzung der Wechselwirtschaft zuvor. Vergleichs das Septemberheft 1886. — Dit treten auch die Raupen treibend auf den Kohlpflanzen auf; sie entstehen aus den Eiern von Schmetterlingen, namentlich vom Kohlfraßling (*Pontia brassicae* L.), der im Juli zum ersten Mal seine Eier haufenweise auf die Unterseite der Blätter legt, wo sie leicht aufgefunden und zerdrückt werden können; die Raupen sind dann unmöglich geworden. Sind sie aber ausgekrochen, muß man sie durch wiederholtes Spritzen mit 42° R. heißem Wasser töten, das nur den



Erbsenblume (S. 1985).

ändern der Kohlkraut ein wenig habel; oder an muß sie im Morgens, wenn sie jung, haufen dicht beisammen liegen, aufstellen und töten; die Raupen sind dann unmöglich geworden. Sind sie aber ausgekrochen, muß man sie durch wiederholtes Spritzen mit 42° R. heißem Wasser töten, das nur den

Die Sterne, die begehrt man —.“

Das im Verlage von Moritz Rühl in Leipzig jüngst erschienene hübsche und an lustigen bunten Ordensgeschichten reiche „Ordensbüchlein“, herausgegeben von Dr. v. Oberdreyer, bringt eine große Anzahl amüsanter Geschichten, von denen wir unsern Lesern folgende mitteilen: Es war zwei oder drei Jahre vor dem Sturze Na-

poleson III. Ein hervorragender Maler, welcher ebenso sehr seines Talents wie seiner extrem-republikanischen Gesinnung wegen bekannt war, hatte in Paris ein Porträt ausgestellt, das einstimmig als ein Werk von seltener Voll-



Peinemanns Erbsenblume (S. 1985).

endung gepriesen wurde. Die einflussreichsten Kritiker und zahlreiche hochstehende Persönlichkeiten sprachen den Wunsch aus, der Künstler möge von Staatswegen in verdienter Weise ausgezeichnet werden. Die Minister waren in nicht geringer Verlegenheit. Der Präsident des Kabinetts berief eine Sitzung ein, es wurde eifrig debattiert, aber niemand wußte Rat, wie man sich aus dieser Verlegenheit befreien könne. Plötzlich rief einer der Minister: „Eine Idee, eine großartige Idee! Geben wir demjenigen die Auszeichnung, der dem Maler — geistlich hat! Es ist das ein reicher, angelegener Finanzmann.“ — Und so geschah's; nach wenigen Tagen publizierte der „Moniteur“ die Verleihung des Ordens der Ehrenlegion an den Bankier M., in Anerkennung seiner hohen Verdienste um die französische Kunst. — Wie man auch in der französischen Republik einen Orden erhalten kann, dafür bietet die Dekorierung des Mr. T., ehemaligen Bürgermeisters eines kleinen Städtchens in dem Departement Cher, ein recht ergötzliches Beispiel. Mr. T. war als Maire „Radikaler“ par excellence und hatte natürlicherweise infolge dessen verachtend auf alle Orden als „Zeichen verrotteter Erbsenblume der Aristokratie und der Bourgeois“ herabgesehen. Bei der Wahl des Senators Gerault in die Deputiertenkammer hatte sich nun dieses würdige Stadthaupt große Mühe gegeben, den Genannten durchzubringen. Kurze Zeit nach der Wahl erhielt Herr Gerault ein von dem Stellvertreter des Maire T. im Namen des gesamten Municipalrates unterzeichnetes Schreiben, in welchem er ersucht wurde, Sorge dafür zu tragen, daß T. den Orden der Ehrenlegion erhalte, „nicht etwa um den überlebten Erbsenblume zuzugestehen zu machen, sondern um durch ein allen sichtliches Zeichen einen Mann zu ehren, der jeden Augenblick bereit wäre, sein Blut für die Republik zu vergießen.“ wie es wörtlich in dieser Epistel hieß. Gerault fühlte sich verpflichtet, auf dieses Schreiben zu replizieren, daß es ihm sehr merkwürdig vorkäme, wie ein Mann von so zweifellos „guter“ Gesinnung, wie der Maire T. nach einem Orden Verlangen trage, und wie ihn in diesem Verlangen tüchtige und verständige Männer, wie sie ausnahmslos im Gemeinderate von T. säßen, unterstützen könnten. Indessen werde er, um nicht ungeschicklich und undanbar zu erscheinen, sein Möglichstes thun, um ihrem Verlangen nachzukommen. Der Stellvertreter (adjoint) des Maire T., an den dieses Schreiben gerichtet wurde, erwiderte darauf einige Tage später selbst bei Gerault und fragte ihn erstaunt, was Herr Gerault eigentlich mit seinem merkwürdigen Schreiben an ihn (den Stellvertreter) bezwecke; er habe niemals, weder in seinem noch in dem Namen des Municipalrates von T. um eine Dekorierung des T. petitioniert. „Aber der Brief hier?“ fragte ihn Gerault verwundert und zeigt ihm den an ihn adressierten Brief mit der Unterschrift des Stellvertreters im Namen des gesamten Municipalrates. Der ist ja von T. selbst geschrieben“, replizierte dieser. Das Ende war, daß T. seines Mairepostens auf Betrieb der Radikalen entboden wurde. Nun hatte aber Gerault bereits sein Gesuch um den Orden der Ehrenlegion eingereicht, ein Faktum, das der vielbeschäftigte Mann ganz und gar vergessen hatte. Das Gesuch durchlief gemächlich alle die zuständigen Büreaus, um zuletzt bei dem Präsidenten der Republik zur Unterschrift anzulangen. Dieser zögerte keinen Moment, die von dem einflussreichen Parlamentarier befristete Verleihung zu genehmigen, und so brachte das „Journal officiel“ die Mitteilung von der Dekorierung des Mr. T., ehemaligen Bürgermeisters A. im Departement Cher.

Der Hofzug, welcher den Zaren nach Kremler führte, hatte eben die russische Grenzstation verlassen und rollte auf österreichischem Boden weiter, als sich etwas ganz Sonderbares ereignete. Ein Konduktur der Karl-Ludwigs-Bahn, welcher mit dem Zuge des Zaren abfuhr nichts zu thun hatte, denn derselbe fuhr auf der Strecke der Nordbahn, hatte aus irgend einem Zufall den Zug bestiegen und bei der Abfahrt desselben unglücklicherweise den Abstieg veräußert. Dem armen Manne blieb in seiner ver-

zweifelt Situation nichts anderes übrig, als die Trittbretter entlang sich bis zu einem Waggon zu schleichen, wo sich der Oberkonduktur befand. Dieser hatte den Unglücklichen schon früher in Sicht bekommen und über die sonderbare Erscheinung, welche in angstvollen Sähen immer näher rückte, sich allerlei unangenehme Gedanken gemacht. Endlich war die Erscheinung da, huchte in den Wagen und präsentierte sich als Konduktur der württembergischen Karl-Ludwigs-Bahn. „Sie Unglücklicher, wie kommen Sie denn daher?“ herrschte ihn der Oberkonduktur an und zog die Augenbrauen gewaltig in die Höhe. Der fremde Konduktur konnte vor Angst kaum sprechen; endlich ermannte er sich und legte vor dem Generalkommandierenden stöhnend und in abgebrochenen Sätzen eine Beichte ab. „Nun, Sie können sich freuen“, sagte der Führer des Zuges, „ich schreibe Sie mir gefälligst hier Ihren Namen auf! Der arme Konduktur triebelte zahnklappernd seinen Namen zu Papier, und bei jedem Buchstaben, den er niederschrieb, war ihm zu Mute, als ob er sein eigenes Todesurteil oder zum mindesten eine fürchterliche Disziplinarstrafe bestätigen würde. Nachdem dieses geschehen, fauerte er sich in die entfernteste Ecke des Wagens, während der Oberkonduktur den Zettel zu den übrigen dienstlichen Papieren des Hofzuges legte. Ueberflüssig ist, zu sagen, daß der unglückliche Konduktur in der nächsten Station mit einem vorläufigen Verweis abgesetzt und seinem ziemlich unsicheren Schicksal erbarmungslos überlassen wurde. Die nächsten Tage und wohl auch die Nächte waren für den bedauernswerten Menschen von der Karl-Ludwigs-Bahn mit unendlichen peinlichen Vorstellungen über allerlei Schrecknisse, die sich mit seiner Person nimmer zweifellos ereignen müßten, erfüllt. Wer schildert jedoch seine grenzenlose Freude und Verwunderung, als ihm vor wenigen Tagen die amtliche Verständigung zu Teil wurde, daß ihm, dem Konduktur X. von der Karl-Ludwigs-Bahn, für seine Dienstleistungen am Hofzuge des Zaren eine russische Verdienstmedaille verliehen worden sei. Man wird sofort erraten haben, welches Spiel des Zufalls dem Manne zu dieser Auszeichnung zugefallen hatte; der Zettel, auf welchem sein Name zur even-



Peinemanns Erbsenblume (S. 1985).

tuellen Disziplinaranzeige notiert wurde, war unter die Namen der zur Auszeichnung vorgeschlagenen Kondukturen geraten, und so ist einmal ein Mensch für einen ausserordentlichen Schreden glanzvoll belohnt worden!

Es war am 20. Mai des Jahres 1844. Der alte Akademiedirektor Gottfried Schadow feierte in Berlin seinen achtzigsten Geburtstag. Am Vormittag erschien ein Adjutant Friedrich Wilhelms IV. in der Wohnung des Künstlers und überbrachte ihm des Königs Glückwünsche, dazu einen Orden von ansehnlichem Range. Der Alte, noch im Schlafrock, nahm den Ueberbringer ziemlich kühl auf, beinahe etwas unwillig. Besonders der Orden wollte ihm nicht behagen. „Ach nee“ — sagte er verdrießlich — „was soll ich noch mit 'nem Orden? Nehmen Sie den man wieder mit! Ich bin schon zu alt dazu!“ — „Aber, Herr Direktor“, gab der Offizier zu erwägen, „bedenken Sie doch, was wird Seine Majestät zu solcher Antwort sagen?“ — „Na ja, das ist richtig. Na, denn legen Sie den Orden man dahin.“ — Auf die Weise doch etwas befriedigt, sich seines Auftrags entledigt zu haben, verschwand der Adjutant. Eine Stunde später erschien der König selbst in Schadows Wohnung. Er trat in ein leeres Zimmer. Der Alte war im Nebenzimmer mit der Toilette beschäftigt; er sah aber den Monarchen



Krattensamling (S. 1985).

durch die Thürpalte und rief durch dieselbe hinein: „Majestät, ich bin noch in den Unterhosen!“ — „Schön, lieber Schadow,“ antwortete der König, „ich werde warten.“ — „Na schön, Majestät!“ schallte es wieder heraus. Nach einer guten Weile erschien der Alte. „Aber jagen Sie mir, lieber Schadow,“ sagte der König, „was ist Ihnen denn in den Kopf gefahren? Ich will Ihnen eine Freude machen und Sie lassen mir da durch meinen eigenen Adjutanten Grobheiten sagen?“ — „Ach nee, Majestät,“ erwiderte der greise Gottlieb, „nee, das habe ich man bloß so gesagt — das war nicht so gemeint. Sehen Sie, Majestät, ich habe mir man bloß gedacht, ich bin ein alter Mann, was soll ich noch mit 'nem Orden? Wissen Sie was, Majestät, geben Sie den meinem Schwiegersohn Wendemann, der freut sich noch drüber!“

An der bulgarischen Grenze wurde Fürst Ferdinand von Koburg auch mit einer seinen Einzug feiernden schwungvollen Hymne überrascht, als deren Dichter sich



Fig. 1.

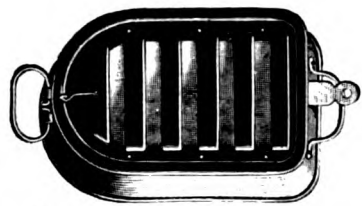


Fig. 2. Schnell- und Sicherheitsbratpfanne.

ihm ein Herr Nikolow vorstellte. Der Fürst war geschmeichelt und sagte seinem Adjutanten, er werde Nikolow mit einem Orden auszeichnen. Am nächsten Tage meldete der Adjutant dem Fürsten, man könne Nikolow den Orden nicht mehr verleihen, da er ihn schon besitze. Nun verfügte der Fürst, man möge nachforschen, bei welcher Gelegenheit der Poet die Dekoration erhalten. Mit Mühe sein Lachen unterdrückend, meldete tags darauf der Adjutant dem Fürsten, Nikolow habe den Orden bekommen, als er beim Einzuge Alexanders von Battenberg diesem dieselbe Hymne überreichte. Fürst Ferdinand war sehr erheitert und aus der Ordensverleihung wurde natürlich nichts!

Mit Orden höheren und niederen Grades sind in Preußen viele Gelehrte bedacht worden. Die „Ergellens“ ist nur auf wenige gekommen. Die größten Gelehrten gelangten zur Zeit Friedrich Wilhelms III. sehr schwer zu einer Dekoration. Zahlreich standen auf der Liste der zu dekorierenden Professoren die Namen Hegel, Schleiermacher und Gieseler. Gieseler wurde konsequent gestrichen. Hegel und Schleiermacher kamen sehr spät zu einem Orden. Adlerorden 4. Klasse. Als Hegel ihn bekommen hatte, wurde er von Gans hierzu beglückwünscht; Hegel antwortete darauf: „Behalten Sie Ihre Gratulation für sich. Sie meinen's ja doch nicht ehrlich.“ Schleiermacher nahm den Orden Adlerorden 4. Klasse mit dem Bemerken an: „Nun hält mich der König doch nicht mehr für einen Demagogen.“ Aug. Reander bekam auch dieselbe Dekoration, und als Hengstenberg hiervon hörte, sagte er, sie freute ihn dies zu Ehren derer, die ihm den Orden verliehen hätten. Hengstenberg war völlig frei von Ordens- wie von Titelguth; seine Eitelkeit bestand darin, bloß Professor zu sein. Da er nebenher Redakteur seiner „Kirchenzeitung“ war, so hätte ihn jedes Wehr über seine Gelehrtenhaftigkeit hinaus geholt. Nicht uninteressant ist, wie Phil. Marheineke zum Orden Adlerorden 4. Klasse gelangte. Er hatte als Rektor der Friedrich-Wilhelms-Universität Studierende zu vernehmen, die im Theater Zacharias Werners „Luther oder die Weib der Kraft“ ausgezogen hatten. Sie waren deshalb wegen Störung der öffentlichen Ordnung zitiert worden, und Marheineke erteilte ihnen einen Verweis, freilich mit dem Zusatz, er wüßte ihren Widerspruch zu ehren, da Luther keine Theaterfigur sei. Infolge dieses bedingten Verweises erhielt Marheineke einen Verweis, worüber er sich beim Ministerium beschwerte, und die Beschwerde war so gut begründet, daß er um ihn zurückgezogen wurde. Späterhin ist es Eitel geworden, Professoren an ihrem 50-jährigen Jubiläum zu dekorieren, auch sonst sie mit Orden zu bedenken; aber die Verleihung des Titels „Ergellens“ (an Ranke, Bunsen, Karl Hase) hat sich als Ausnahme erhalten, und geadelt sind, wie J. V. Schmalholz, auch nur wenige.

Wie Viktor v. Scheffel zu Adel und Orden kam, darüber läßt Oberbreyer den Dichter selbst erzählen: Eines Tages erhielt ich in Radolfzell eine Einladung des Großherzogs, auf die Rhau zu kommen. Ich klopfte und buchtete meinen Frack aus und langte zur bestimmten Zeit drüben an. Als ich auf der Insel eintraf, kam mir der Großherzog entgegen und sagte: „Herr Doktor, die württembergischen Herrenschaften haben sich heute unerwartet von Friedrichshafen zum Besuch anlangen lassen! Wir wollten Ihnen noch abtelegraphieren, aber es war zu spät. Nun schließen Sie sich einfach an!“ Ich wurde vorgestellt und auf diese Weise mit dem württembergischen Hofe bekannt. Die Folge davon war, daß ich einige Zeit darauf eine Einladung nach dem Hoflager zu Friedrichshafen erhielt. Ich buchtete wiederum den Frack und stellte mich auch all da ein. Da wurde ich denn einen langen Nachmittag in erstliche ästhetische Auseinandersetzungen mit der Herzogin Vera verwickelt, während dessen König Karl in einem Saal nebenan eifrig Billard spielte. Beim Abschied war der König sehr freundlich, drückte mir die Hand und sagte mit etwas schwäbischer Accentuierung: „Es ist sehr schön von Ihnen, daß Sie mir meinen Hohentwiel besungen haben!“ Ich fuhr also mit dem Bewußtsein eines gerechten Menschen nach Hause und erhielt infolge dieses Besuches den württembergischen Kronenorden, mit welchem bekanntlich der Personaladel verbunden ist. Als darauf die Karlsruher Polytechniker auf den Gedanken kamen, meinen Geburtstag öffentlich zu feiern, da mochte wohl unser Hof gedacht haben, den württembergischen Kronenorden zu überbieten, und so kam von dieser Seite der Erb-adel. Alles Zufall! Gätte mich das Telegamm des Großherzogs noch treffen können, so wäre ich nicht mit dem württembergischen Kronenorden bekannt geworden. Der Besuch in Friedrichshafen wäre unter, der Kronenorden aber ausgeblieben. Der ausgeschriebene Kronenorden hätte aber höchstwahrscheinlich den babilonischen Erb-adel nicht im Gefolge gehabt. So bin ich durch reinen Zufall adelig geworden.“

Für unsere Hausfrauen.

Schnell- und Sicherheitsbratpfanne. Die Erfahrung hat zur Genüge gelehrt, wie oft der Braten selbst der verfeinerten Köchin, der Hausfrau, ja sogar dem geübtesten Koch in der gewöhnlichen Bratpfanne anbrennt, weil in den meisten Fällen die untere Hölze des Bratofens eine zu starke ist, während das Fleisch, das auch von der Oberseite gebräunt werden soll, noch fast weiß aussieht; es sind, um diesem Uebelstande abzuweichen, schon unzählige Versuche angestellt worden, einen Apparat zu konstruieren, der das Anbrennen verhindert und ebenso ein gleichmäßiges Durchbraten herbeiführt. — Von den vielen bisher gefertigten Gefäßen dieser Art war keines wirklich brauchbar und in jeder Beziehung zweckentsprechend; die vorstehend abgebildete Schnell- und Sicherheitsbratpfanne vereinigt alle Vorzüge in sich und dürfte allen an einen derartigen Apparat gerichteten Ansprüchen durchaus genügen. Das geringste Anbrennen ist absolut ausgeschlossen, da man vermöge eines am Boden angebrachten Regulators (siehe Fig. 2) es vollständig in der Gewalt hat, die Hitze von unten zu steigern oder abzuwachen, um auf diese Weise ein Anbrennen zu verhindern, ein nicht zu unterschätzender Vorzug, der die Anschaffung dieser Bratpfanne allen Haushaltungen beinahe zur Notwendigkeit macht. Die Sicherheitsbratpfanne ist in geschickter Form aus bestem verzinktem Stahlblech sauber und dauerhaft hergestellt, bietet an Haltbarkeit das denkbar Selbstbeste und kann niemals, wie emaillierte Pfannen, ausbleichen. Die Reguliervorrichtung am Boden ist von starkem Eisenblech; dieselbe kann beaufsichtigt abgenommen werden und ist so konstruiert, daß man nur den an der linken Seite sichtbaren Schieber nach innen oder außen zu drücken braucht, um stärkere oder schwächere Hitze hinzuzulassen oder die letztere von unten gänzlich abzuheben. — Hervorgehoben sei noch, daß sämtliche Apparate mit Deckel geliefert werden, worauf die meisten Köche besonderen Wert legen. Die neue Schnell- und Sicherheitsbratpfanne wird in folgenden Größen geliefert: Länge ca. 27 29 31 35 40 46 53 60 cm

Preis 4.50 5.75 7.— 8.50. 10.— 11.50 13 50 16.—
Vergnügung Karl Hirsch u. Co., Leipzigstr. 2,
Berlin W. Etablissement für Kücheneinrichtung.

Unterhaltungsaufgabe.

Eine ebenso interessante wie anregende Unterhaltungsaufgabe ist folgende:

Der Aufgabesteller fertigt sich zuvor eine kleine Tabelle an, in welcher neben jedem Buchstaben des Alphabets der Reihenfolge nach die Zahlen von 1 bis 25 gesetzt sind. Er bittet dann jemanden aus der Gesellschaft, ihm ein beliebiges Wort zu nennen und rechnet nun schnell die Zahlen für jeden Buchstaben dieses Wortes zusammen. Nach Ermittlung dieser Summe gibt er derselben Person auf, sich zwei beliebige Zahlen zu denken, die Summe dieser beiden Zahlen mit der Differenz derselben zu multiplizieren, zum Produkt noch die Quadratzahl der kleineren gedachten Zahl und die Zahl x zu addieren und von dieser Summe schließlich noch die Zahl y und die Quadratzahl der größeren gedachten Zahl zu subtrahieren. (Die Größe der Zahlen x und y hängt von der Summe der Buchstabenzahlen des gewählten Wortes ab und müssen so genommen werden, daß $x - y =$ dieser Summe ist.)

Der Aufgabesteller erklärt nun der Gesellschaft, daß er das Resultat des vom Beauftragten ausgeführten

Rechenexempels mittels des von demselben gewählten Wortes ermitteln könne. Er nimmt nun die Zahl zur Hand, schreibt die hinter den bezüglichen Buchstaben des gewählten Wortes stehenden Zahlen nieder und summiert diese auf. Die erhaltene Summe stimmt mit dem Resultat der Berechnung überein. Diese Manipulation muß möglichst von allen Anwesenden mit eigenen Augen verfolgt werden können, damit bei denselben der Gedanke nicht aufsteigt, als sei diese Manipulation wirklich zur Ermittlung des Resultats erforderlich und als wäre das von dem Beauftragten gewählte Wort und die gewählte beide Zahlen in einem mysteriösen Zusammenhang.

Out ist es, wenn Derjenige, der solche Aufgaben stellen will, sich schon vorher, und zwar ein für allemal, die zu jedem Buchstaben des Alphabets gehörige Zahl fest und sicher im Kopfe einprägt und also bei Ermittelung der Buchstabenanzahlsumme des gewählten Wortes, bevor er die eigentliche Aufgabe stellt, sich nicht selbst in die Tabelle zu bedienen braucht. Ein gewandter und scharfer Rechner wird dann sogar imstande sein, diese Summe zu ermitteln, während er schon die Aufgabe stellt und die Berechnung seitens des Beauftragten erfolgt, so daß eine verdächtige Pause vermieden wird; selbstverständlich muß dies aber bis zu dem Zeitpunkte geschehen sein, zu welchem der Betreffende in seiner Berechnung noch fortgeschritten ist, daß die von der Buchstabenanzahlsumme abhängigen Zahlen x und y mit in die Berechnung eingehen.

Zur besseren Auffassung sei hier ein Beispiel angeführt: Der Betreffende habe das Wort „Kunst“ gewählt. Da nun im Alphabet k der 10., u der 21., n der 13., s der 18. und t der 19. Buchstabe ist, so wird der Aufgabesteller als Summe die Zahl 80 ermitteln und wird nun x und y = 100 und 20, oder = 96 und 16 oder auch = 144 und 64 u. s. w. nehmen können. Halten wir nun die letzteren beiden Zahlen fest, so läßt der Beauftragte, falls er sich die Zahlen 46 und 18 gewacht, folgendes Rechenexempel ausführen:

$$\begin{array}{r} 46 + 18 = 64 \\ 46 - 18 = 28 \\ \times 20 = 920 \\ + \text{Quadrat von } 18 = 324 \\ \hline + 124 \\ \hline = 2240 \\ - 44 \\ \hline = 2196 \\ - \text{Quadrat von } 46 = 2116 \\ \hline = 80 \end{array}$$

welche Zahl auch der alphabetischen Zahlensumme des Wortes „Kunst“ entspricht.

Stiefelzieher mit Gestell.

„Bequemlichkeit ist 's halbe Leben.“ sagt ein altes gut deutsch Wort, dem wohl auch jeder Mensch mehr oder weniger, soweit es die Umstände zulassen, zustimmt; man findet bestrebt, die sämtlichen Gebrauchsgegenstände nach Möglichkeit uns bequem zu gestalten und freuen wir uns, wenn wir einem Artikel begegnen, der auf diesem Gebiete wieder neu erfunden oder konstruiert ist. Je mehr er die täglichen Unbequemlichkeiten für Jung und Alt beseitigt, desto mehr gehört das Aussehen der Stiefel, das uns häufig Anstrengung und Schwierigkeit verursacht. Die vorstehende Abbildung zeigt einen neuen, für diesen Zweck besonders geeigneten Apparat, der uns infolge seiner Form die erwähnte Arbeit wesentlich erleichtert. Der neue Stiefelzieher ist, wie aus der Skizze ersichtlich, mit hohen Stiefeln versehen, um sich daran festhalten zu können, ein Vorzug, der besonders schwachen oder recht korpulenten Leuten sehr zu statuten kommt; der Stiefel resp. der Fuß wird durch den Ausschnitt des Trittbretts gesteckt, während die hintere Form des Apparats, also der für den Haken bestimmte Teil, genau den bisher üblichen Stiefelziehern entspricht. Dadurch, daß der Fuß unten durchgesteckt wird, sowie infolge der sicheren Handhabe am Gestell wird das Ausziehen ohne Anstrengung bewirkt. Der neue Stiefelzieher ist von Holz gearbeitet, mußbaumartig poliert und kostet portofrei 6.50 M.

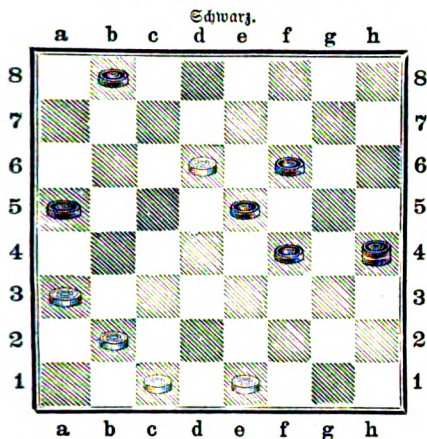
Zu beziehen durch das Etablissement von K. Hirsch u. Co. in Berlin W., Leipzigstr. 2.



Stiefelzieher mit Gestell.

~ Zum Kopf-Verbrechen. ~

Damenspiel-Aufgabe.



Weiß zieht und gewinnt.

Dreißblige Charade.

Einft diente meine Lehte.
Wohl jung und alt zum Schutz,
Ist tragen meine Ersten
Die lehte nur zum Puh.
Sch' auf die Ersten die Lehte,
So wird das Ganze d'raus;
Doch seht du die Ersten aus's Ganze,
Ist's mit der Lehten aus!

Anagramm.

Zu erfassen des Weibes Bestimmung.
Bei mir mande Jungfrau erscheint,
Damit sie das Bittere und Süße
Im ehlichen Leben vereint.
Doch wenn man den Kopf nur, den harten,
Mit einem Kaufen vertauscht,
Zu des Mannes später Bestimmung
Meinen Lehren der Jüngling kauft.

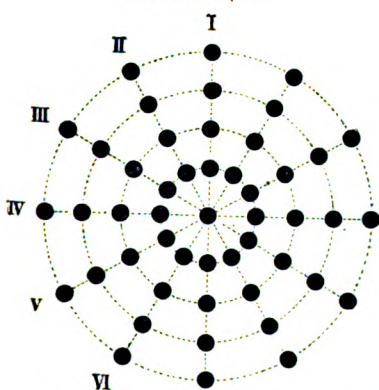
Zweißblige Charade.

Mit meiner Ersten liebt der Wih zu spielen,
Die Zweite ist Erholung die und mir;
Worauf der Sinn des Ganzen wohl mag zielen,
Erräthst du spielend sicher hier.

Doppelsinn-Rätsel.

Mit mir die geistige Schar hältst fest du und banntst sie
auf immer;
Mit mir durchschneidest du kühn salzige, stürmische Flut.
In mir erschließt sich der strebsamen Jugend die geistige
Bildung;
Bei mir hält sichere Wacht Vaterlands spätester Sproß.

Kreisrätsel.



Wenn man die Punkte der obigen Figur durch je
einen Buchstaben ersetzt, so kann man sechs bekannte
Wörter erhalten, welche aus je neun Buchstaben bestehen
und sämtlich den Mittelbuchstaben „O“ haben.
Diese sechs Wörter bezeichnen: I. einen poetischen
Namen für einen Vogel, II. eine Göttin der Griechen,
III. einen dramatischen Dichter, IV. einen berühmten
Historiker, V. einen König des Altertums, VI. eine schön
blühende Pflanze. Die Anfangsbuchstaben dieser sechs
Wörter ergeben den Namen eines Festes.

Rätsel.

Mit Stolz darf deutscher Mund bekennen
Als Eigentum mein erstes Wort,
Um das vielleicht ein Kampf entbrennen
Noch einmal muß, eh' uns der Dorn
Des Friedens leuchtet für und für
Und neu verjöhnt des Siegs Panier.
Mein zweites zählt zu den Metallen,
Es glänzt und gleicht im Sonnenlicht,
Es ist begehrt in Marmorhallen
Und auch, wo's oft an Brot gebricht.
Doch wehe, wenn darnach dein Trachten
Die guten Weg' dich lich verachten.
Das Ganze fankelt im Pokale
Als meines Ersten Raubertrank,
Und auch im lichterfüllten Saale
Bewegt das Herz sein hell'ger Klang.
Ein Genius mit des Geistes Waffen
Hat's einst zu eig'nem Ruhm geschaffen.

Charade.

Wenn die Ersten drohend
Ihre Fesseln sprengen,
Suchst mit Gewalt du
Sie zurückzudrängen.
Wenn du zu den Letzten
Jersch wirst hingetragen,
Weißt du, das ist sicher,
Nichts dazu zu sagen.
Mutig geh' entgegen
Der Soldat dem Ganzen,
Wenn das Fond bedrängen
Rufen oder Franzen! —

Rebus.



Palindrom.

Manchen machte ich schon kumm,
Lieb bin ich, drehst du mich um.

Skat-Aufgabe Nr. 36.

B (Mittelhand) hat die folgenden Karten:
Treff-Pube, Pique-Pube, Coeur-Pube, Treff-10,
Treff-König, Pique-10, Pique-Dame, Coeur-10,
Coeur-Dame, Garreau-10.
B teilt. A und C passen. B tourniert Treff-Pu.
nimmt als zweite Karte den Garreau-Puben auf, legt
Garreau-10 und Coeur-10 und verliert das Spiel (mit
sieben Matadoren). Keiner der beiden Gegner ist in Pique
oder Coeur oder Garreau Renonce. C hat in seinen zehn
Karten 7 Points mehr als A.
Wie sind die Karten verteilt? Wie ist der Gang
des Spiels?

Skat-Auflösung von Nr. 35.

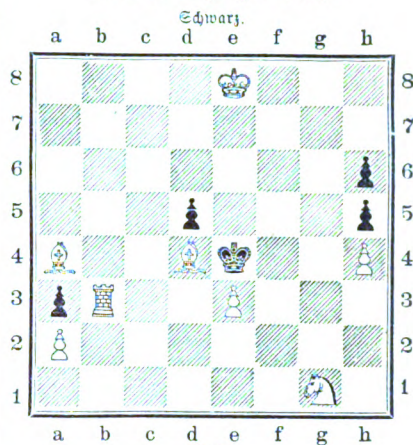
A hat: Treff-Pube, Coeur-Pube, Garreau-Pube,
Treff-König, Treff-Dame, Treff-8, Treff-7, Coeur-
König, Coeur-Dame oder Garreau-König, Garreau-Dame.
Die Gegner erhalten bei dieser Verteilung der Karten
höchstens 39 Points.

Rebus.



Schachaufgabe Nr. 57.

Von L. N. de Jong in Utrecht.



(8 + 5 = 13.)

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Schachaufgabe in Typen XLIX.

Von Dr. E. Gold in Wien.

Weiß: Kb5, Df3, Lb4, Se2.

Schwarz: Ke5, Be7.

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung von Nr. 56.

1. Da1-e8
2. Lf1-h3 +
3. Sd5-f6 +.

Lösung von Nr. XLVIII.

1. b3-b4
2. Sd8-f7
3. Ld1-b3 +.

Eingelaufene Lösungen.

Nr. 54 wurde gelöst von Dr. Friedrich in Berlin,
Paul Neubauer in Chemnitz.
Nr. 52 wurde ferner gelöst von Ernst Gläser in Berlin.
Nr. XLIV desgleichen.

Briefwechsel.

E. P. M. in Frankfurt a. M. Ihre Probleme Nr. 22
und 69 gelangen zur Verwertung; das schwächere Nr. 35,
eine minderwertige Variation des sogenannten „Indischen
Problems“, jedoch dankend abgelehnt.

Schachliteratur.

Von dem rühmlichst bekannten Schachschriftsteller Oskar
Göbel in Charlottenburg erschien vor kurzem im Ver-
lag von Julius Springer in Berlin: Führer durch
die Schachtheorie. Ausführliche Tabelle der Spiel-
eröffnungen auf Grundlage neuester Forschung. Dieses
Büchlein behandelt, fast 32 Bogen stark, in gründlicher
und ausführlicher Weise die moderne Theorie der Spiel-
eröffnungen, unterzieht die verschiedenen Eröffnungen ein-
gehender Würdigung und Betrachtung und gibt in er-
schöpfenden Anmerkungen, ohne sich in der sonst üblichen
Weise mit Wiedergabe glossierter, mit erläuternden Va-
rianten verlebigen Partien aus der schachlichen Praxis
aufzuhalten, reichliche wünschenswerte Aufklärung. Die
ganze Abfassung ist klar, sachlich, kurz und bündig und
zeugt von gediegener sachlicher Weisheit, während die in
Anwendung gebrachte Tabellenform die Uebersicht un-
gemein erleichtert. Der Preis ist 9 Mark.

Auflösungen zu Heft 6, S. 1717-19.

Rebus: Andre Leute Kreuz lehrt dich das keine
tragen. Gomonum: Gewand - Gewandt. Buchstaben-
rätsel: Geheimnisse - Schmaus. Arithmogriph: Flora.
Domrätzel: August - August.

Königszug: So wäls' ich ohne Unterlaß.
Wie Sanct Diogenes, mein Rah,
Wald ist es Grah, bald ist es Drah;
Wald ist es Lieb, bald ist es Hag;
Wald ist es dies, bald ist es das;
Es ist ein Nichts, und ist ein Was.
So wäls' ich ohne Unterlaß.
Wie Sanct Diogenes, mein Rah.
Aufgabe: PANAMACANAL, ARMEEBEFEHL, NIAGARAFALL, ALES SANDRIA, MAGNACHARTA, ABACADABRA, CALENDARUM, AFRICANERIN, NEBELBILDER, ANAMORPHOSE, LADY MACBETH.

Rebus: Dem Mutigen gehört die Welt

Gutten am 21. April 1888 sind zwei Gedendtschriften erschienen: „Der deutsche Patriot Ulrich von Hutten, als Ritter und Volksmann, als Dichter und Schriftsteller“, von Karl Bodan (Zeipzig, Otto Spamer) und „Ulrich von Hutten, zur Erinnerung an die Feier seines vierhundertjährigen Geburts-tages“, von A. W. Lange (Gütersloh, C. Bertelsmann). Beide bewegen sich als Gedenk-schriften in mäßigem Umfange (7 bzw. 3 Bogen) und sind vollständig gehalten. Wir würden ihnen die weiteste Verbreitung, denn nach Luther hat kein anderer Mann einen so tiefgreifenden Einfluß auf die Reformen gehabt, als Hutten, dessen Bedeutung sogar schon von den Franzosen gewürdigt worden. Vgl. Keller, Ulrich von Hutten, sa vie, ses oeuvres, son époque (1849).

Aus dem von Adolf Hinrichsen veranlaßten Sammelwerk „Deutsche Dichter“ liegt uns das erste Heft: „Adolf von Arnim“ von Karl Walder in zweiter Auflage mit Porträt vor. Dieses Sammelwerk hat gewiß ein unverkennbares Verdienst und es scheint uns der Verleger auf dem durchaus richtigen Wege sich zu befinden, wenn er diesen Gutsjardardruckungen einen möglichst großen Rahmen anwies. Das vorliegende Heftchen ist etwas über 30 Seiten stark. Ein solcher Umfang genügt aber zur allgemeinen Orientierung gewiß in den meisten Fällen. Man kann dem Unternehmen, das bestimmt scheint, allen etwas zu bieten, nur den besten Fortgang wünschen.

Aus einem anderen Sammelwerk, der vom deutschen Reichsverein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse zu Fragen der Veranlagten „Sammlung gemeinnütziger Vorträge“ herausgegeben ist, den Vortrag des Turnlehrers Straube-Bülowitz: „Der Turnvater Sohn“. Wir bemerken nur, daß das Buch nicht allein auch für Nichtturner — und deren gibt es ja genug — Interessantes bietet, sobald sie nur das große Ziel wollen, das diesen Patrioten freilich weit über sein Können hinaus bewegte, zu schätzen wissen. Bei welchem Idealismus bliebe aber das Können nicht hinter dem Willen zurück? Sie wären ja sonst keine Idealisten.

Wenn ein Werk wissenschaftlicher Art zwölf Auflagen erlebt, so ist dies gewiß ein Zeichen seiner Vortrefflichkeit. In diesem Falle befinden sich die „**Erfahrungen aus der neuen Geschichte in biographischer Form**“ von Ludwig E. Zedler (Leipzig 1888, bei Gerhard Stalling). Mit der Geschichte der Entdeckungen beginnend, geht die Darstellung über auf das Zeitalter der Reformation, des zwanzigsten XIV., Peters des Großen, Friedrichs des Großen und schließt mit der französischen Revolution ab, überall die Hauptpersonen in den Vordergrund stellend. Der Band bildet den zweiten Teil eines groß-reichen Ganzen, das außer der hier behandelten Periode die mittlere und neueste Geschichte umfaßt.

Von einem unserer fleißigsten Schriftsteller, Adolf Rohst, liegen uns zwei Bände Fiktion und Essays vor: „**Lebende Pasterie**“ und „**Wagende Glipse**“ (beide München 1887, Forns Verlag). Ersteres enthält Beiträge zur Kultur, Theater und Kunstgeschichte („Studien über Herodot den Großen“, „Aus der Zeit der Renaissance“, „Die gewaltige Gründung“, „Austriatische Studien“, „Kulturhistorisches Alerien“, „Musikalisches Säkular und Gedenktage“, „Zwei Zeitstrahlen“, „Zwei Erinnerungen“, „Musikalisches Postponen“), das zweite lediglich Literaturhistorisches („Einiges über unsere Dichterkolon“, „Literarisches Säkular und Gedenktage“, „Literaturportraits und Charakterbilder“, „Literaturhistorisches Monat“). Die beiden Bände bieten gewissermaßen ein Ganzes und bieten, wie schon die allgemeine Inhaltsangabe erraten läßt, manches Interessante, selbst für den Eingeweihten.

Seine literarische Erziehung, die für Familienkreise in hohem Grade Beachtung verdient, ist das in 24 Lieferungen à 2 Bogen erscheinende Werk von Lina Modemann **„Die Frauen des 19. Jahrhunderts“**, mit Illustrationen (Berlin 1888, Verlag der Deutschen Hausanweisung). Das Werk enthält kulturhistorische Zeit- und Charaktergemälde aus allen gebildeten Ständen. Unter der großen Anzahl der dargestellten Frauenbilder bemerken wir: die Königin Luise von Preußen, die Großfürstin Marie Paulowna, Frau von Starb, Bettina von Armin, Caroline Wertheim, Frau Auguste Carlen, Minnie von Troitz-Guthshoff, Olga'sch Xen die Reformatorin der englischen Gattungen, Ferdinande Bremer u. s. w. Es wird oft Mähe erhoben, daß es an einer Lektüre für die Frauenwelt mangle. Hier ist ein Werk, das die drei Genannten, die man von einer Lektüre in der Regel verbannt: das unterhaltende, anregende und belehrende Element in sich vereinigt. Man greife zu!

„Fürstliche Charakterzüge. Ein Fürstensbuch“ von M. Oberberger (Berlin, Rich. G. Reichenh. Verlag) besetzt ein Duzend, das allerlei hübsche Züge fürstlicher Personen, insbesondere aus dem Hohenstauferhause, enthält. Eine bloße Anecdotenammlung hat der Verf. aber keineswegs vor sich, obwohl es auch nicht am Größtlichen und Wundersamen mangelt. Des Sammlers Abicht war hauptsächlich die, die Großen dieser Erde vom Volke in möglichst näher zu bringen. Wie oft bedauert man der Ansicht, daß die Großen dieser Erde überhaupt des Menschlichen ständen. Jede Vornahme hat es freilich darunter gegeben, wie viele die Menschen aber auch! Das Betheiligen nach unten zu wird sich in dieser Hinsicht schwerlich günstiger stellen.

Der gestirnte Himmel im März

An diesem Monat erblickt man um 8 Uhr abends die beiden hellen Sterne Raitor und Pollux, die Hauptsterne im Bilde der Zwillinge, hoch am jüdischen Himmel; unter ihnen etwas tiefer als in halber Höhe des zum Vortritt steht der glänzende Stern Prokion im Sternbilde des kleinen Hundes. Am westlichen Himmel steigt sich der Orion allmählich zum Untergange, während im

Südosten Regulus, der Hauptstern des großen Löwen, strahlt. Am nordöstlichen Himmel erhebt sich Arktur, der rötliche Hauptstern des Bootes, und gegen 10 Uhr abends kann man dort auch schon das Imperionische des Sternbildes der nördlichen Krone über dem Horizont beobachten.

bildest den nördlichen Krone über den Horizont bedeckten.

Von den Planeten ist Merkur Morgensterk, man wird ihn aber erst nach der Mitte des Monats und nur unter günstigen Verhältnissen sehen können. Venus bleibt noch Abendsterk und erreicht ihren größten Glanz am 25., am 3. sieht sie in der Sonnennähe. Mars wird in diesem Monate unsichtbar. Jupiter kann nur in den Frühstunden von 2 Uhr ab gesehen werden, am 24., mittags, sieht er unmittelbar beim Monde. Saturnus ist fast die ganze Nacht hindurch zu beobachten, am 14., um 6 Uhr früh, sieht er noch beim Monde. Den 20., 11 Uhr morgens, tritt die Sonne in das Zeichen des Widlers und beginnt der Frühling.

Unsere Kunstbeilagen.

Senri Mottē, der mit goldstifter Hand auch stofflich interessirende h.istorische Vorgänge, für seine wirkungsvollen Bilder wählte — wovon auch die vieler dieser Zeitstiftung viel mehrfach zu überzeugen u. Gelegenheit fanden — hat diesmal die oft erzählte „Rettung des Kapitols“ zu seinem Vorbild genommen. Es ist kurz nach der Einnahme Roms durch die Gallier (389 v. Chr.), da diese bei nächtlicher Zeit auch das Capitol zu erobern hofften, aber Marcus Manlius, erweckt durch das Geschrei der Wäner im Heiligthume der Juno, stürzt den ersten Gallier hinab und verwehrt damit den Ansturm. „Kreuzfidel“ von Dvorak zeigt uns einen Optimisten, wie er vollkommenen nicht abgibt werden kann. In diesem unschuldigen, lachenden Aberglaubend spiegelt sich alles Glück und alle Freude der Welt, obgleich dem Ahrers jedenfalls das, was io gemeinhin als Glück angesehen wird, nur im knappensten Maße zu teil geworden sein dürfte. In vollem Gegenlage zu diesem „Müddlins“ steht G. Anglers „Zu Tode müd“. Es ist ein schwerer Gang gewies, vom dem die gramgebaute Frau in ihre dürrige Behauung zurückkehrt. Den Gatten verloren und in dem Gatten den Ernährer, an Stelle des Wohlstandes nun Armut, angewiesen auf die so schwer erndete Wohlthätigkeit Fremder, das ist ihr Schicksal. Auf dem Platt „Mü über“ von R. Richter erzieht die aufrechtstehende lebenswähre Behandlung der beiden Frauengestalten, die ebenfalls seine Verdauungsgabe wie technisches Geschick betrafen.

Unsere Reisezeitung.

Witterungsbericht aus den Alpen. Oberstdorf.
 Luftdruck: Mar. 609,5 am 4., Min. 676,4 am 22. —
 Temperatur: Mar. + 12° am 30., Min. — 13,9° am
 14. — Wendelstein-Haus. Luftdruck: Mar. 625,3
 am 5., Min. 677,4 am 22. — Temperatur: Mar. + 9°
 am 18., Min. — 13,9° am 12. — Trausnitz. Luft-
 druck: Mar. 720,5 am 13., Min. 697 am 22. — Tem-
 peratur: Mar. + 7,1° am 26., Min. — 12,4° am 14.
 — Salzberg. Luftdruck: Mar. 736,4 am 13., Min.
 709,9 am 22. — Temperatur: Mar. + 11,8° am 23.,
 Min. — 9,3° am 15. — Fiebern. Luftdruck: Mar.
 711,2 am 13., Min. 659,5 am 22. — Temperatur: Mar.
 + 4,7° am 23., Min. — 10,9° am 15. — Reichenau.
 Luftdruck: Mar. 752,7 am 13., Min. 709,4 am 22. —
 Temperatur: Mar. + 10,6° am 23., Min. — 10,6° am
 15. — Jussbrunn. Luftdruck: Mar. 721,7 am 13.,
 Min. 697,8 am 22. — Temperatur: Mar. + 13,2° am
 23., Min. — 10,1° am 11. — Sonnenbild. Luftdruck:
 Mar. 526,9 am 18., Min. 511,3 am 22. — Temperatur:
 Mar. + 2,4° am 9., Min. — 21° am 11. — Algaen-
 furt. Luftdruck: Mar. 739,7 am 11., Min. 715,9 am
 22. — Temperatur: Mar. + 4,2° am 2., Min. — 12,4° C.
 am 15. December 1888.

Wintertouren. Infolge der außerordentlich günstigen Witterungsverhältnisse in den Alpen war in fast allen Teilen derselben die Ausführung von Vergütouren ohne außerordentliche Schwierigkeiten ermöglicht. Wir verzeichnen in folgenden einige davon: Säuling (2040 m) 25. Dezember, ³¹/₂ Stunden, Rordette; Zugspitze (2360 m) 26.-28. Dezember, Warmich-Gebirgswald und 29. bis 31. Dezember, Neenthal-Gebirg; Waghmann (2714 m) 9. Dezember, ²¹/₂ Stunden, Münchenerhaus; Dachstein (2996 m) 26. Dezember, 17 Stunden, Austria-Quelle-Schlammung; Pizzo Centrale (3493 m) und Gibbia (2742 m) 8. Dezember, St. Gotthard-Hotel.

Ueber die Venusstrahleneinstrahlung, die nur in Nordamerika und im nördlichen Teile des Stillen Ozeans sichtbar gewesen, berichtet der Direktor des Warner Observatoriums, Smith, welcher die Naturerscheinung in Nelson (Kalifornien) beobachtete, folgendes: Zwei sehr kleine, farblose, feine Protuberanzen wurden gesehen. Die Corona, wie sie sich durch das Teleskop auszeichnet, war nicht sehr groß. Im Westteil konnte man während des Zeitraumes der totalen Verhinderung die Sterne und großen Planeten mit dem bloßen Auge erkennen. Von diesem Punkte aus boten die Corona und die Protuberanzen ein gewöhnliches Schauspiel. Das Thermometer fiel vom Zeitpunkt der ersten Verhinderung bis zur Totalität um 7 Grade. In Virginia City, im Territorium Nevada, fiel es während d. s. Fortdauerns der Verhinderung um 10 Grade. Der Zeitraum der Totalität dauerte 80 Sekunden. Dort waren Beniz, Mrs. J. W. M., Mr. J. M. und die hundertjährigen Hirrinen, welche die Corona erblinden mit lauten Rufen, während der Aemator der Sonne parallel waren. Es waren nur zehnjährige Protuberanzen sichtbar.

Eine To uristensteuer in Mexiko. Das öberti-

Sehe Amtsblatt macht bekannt, daß von nun an alle Touristen, welche Oberägypten besuchen wollen, um die dortigen Altertümer in Augenschein zu nehmen, sich dazu eine besondere Karte für 25 Frank zu lösen haben.

Heftige Erdbeben fanden in Zentralamerika in der Republik Costa Rica am 29. und 30. Dezember statt.

Die neue Eisenbahn von Jaffa nach Jerusa-
lem, die erste Eisenbahn des heiligen Landes, wird in
Kürze vollendet und so die Schienenverbindung zwischen
der heiligen Stadt und dem Meere hergestellt sein.

Der Montblanc ist, wie Madame Gabrielle Bassot im Annuaire du Club Alpin Français ausführt, bis zum Jahre 1857 von 71 Damen, darunter von vier je zweimal erkliegen worden. Von den Touristinnen wa-

2 Amerikanerinnen, 2 Schweizerinnen, 1 Deutsche, 1 Italienerin und 1 Dänin.

Die Konstanzer-Hütte wurde im verfloßenen Sommer von 128 Touristen (gegen 114 im Jahre 1887) besucht. Die Magdeburger-Hütte wurde in der Zeit vom 20. Juni bis 21. September 1888 von 71 Gästen besucht.

20. Juni bis 21. September 1888 von 71 Gärten besucht.
Die Darmstädter-Hütte im Moosthale (Tervall-
grube) soll bis zum Beginn der nächsten Saison her-
gerichtet und der Benutzung übergeben werden.

Die Höhe der Wiener-Neustädter-Spitze an der Zugspitze, welche ein Tourist auf Wahn einer Anordnung um 100 m zu gering angegeben hatte, wurde im Juli v. J. von Oberlieutenant Weiser durch Höhenmessungen des Schneiderischen Winkelinstruments nach den trigonometrischen Punkten auf dem Zwergenberg und Südkronen Brand genau mit 2216 m festgestellt.

Ueber die **Journeraufnahme** archäologische Expedi-
tion in **Französisch-Hinterindien** enthält das
"Compte rendu" der **Batner Geographischen Gesellschaft** folgendes: Die Untersuchung vieler im Nordwesten des
großen Sees **Donly** **Sau** auf das beste; das Programm
konnte vollständig zur **Erledigung** gebracht werden und
die wissenschaftliche Ausbeute an **Denkmälern** der alten
hinterindischen Kultur war eine sehr reiche. Anders war
es aber, als man sich gegen Osten in unerforschte Gegen-
den wandte. Dort wurden den Reisenden **Frühre** und
Transportmittel verweigert, so daß sich dieselben schließlich
gezwungen sahen, nach **Siemrap** zurückzugehen, wo sie wie-
der keine hinreichende Zahl **Boote** fanden, um die mit den
Sammlungen angefüllten **82 Kisten** weiterzuführen; selbe
mußten in den **Handen** des hiamsischen **Gouverneurs**
zurückgelassen werden.

Gletscherforschungen in Grönland hat, wie der „Globe“ mittelt, der bekannte französische Reisende Ch. Rabot im verfloßenen Sommer angestellt und dabei die von den skandinavischen Forschern allgemein verteilte Ueberzeugung in sich befestigt, daß die gegenwärtigen lappländischen Gletscher nur sehr dürftige Ueberreste des ehemaligen skandinavischen Inlandseises sein können. Am eingehendsten beobachtete er den Gletscher von Jakobshavn, der in den letzten Jahren in behäufendem Vorrücken begriffen war, und der heute mit seinem unteren Ende 3 km weiter abwärts reicht als 1878. Von Vientenau's Hammer ihn befuhrte. Bezüglich des Treibeises konstatierte Rabot die häufig beobachtete Thatsache, daß dasselbe nur in sehr seltenen Fällen Gletschereis auf seiner Oberfläche fortträgt. Er beobachtete jedoch nur in einem einzigen Falle

Die Aktion des Primas von Afrika, Kardinals Lavigerie, gegen den Sklavenhandel hat in Wien, wo der Bevollmächtigte des Kardinals, Fürst Friedrich Frede, mehrere Versammlungen einberief, warmen Widerhall gefunden; zur werthigsten Unterstützung der Sache wird ein Afrika-Verein abget.

Die Nachrichten über Stanley und Emin Pascha's Gefangenennahme haben in letzter Zeit viele Wiederbrüche erfahren. Ein griechischer Händler, dem es gelungen sein soll, in zweimonatlicher Reise von Chartum über Kassa nach Suakin zu gelangen, meldete dort, er wisse von einer Uebergabe der von ihm durchdrungenen Äquatorialprovinz an den Mahdi nichts, wohl aber hätte Emin wiederholte Angriffe der Mahdisten zurückgewiesen und schließlich sei an letztere am Bahrel-Ghazal der Befehl zum Rückzuge ergangen. — In einem Schreiben, welches am 21. December v. J. durch Boten Typo-Tippo nach Sambar gelangte, teilt Stanley diesem mit, daß er Emin Pascha vor 42 Tagen (7. Juni) am Kijanya-See bei beiderseitigem besten Wohlsein verlassen habe. Er (Stanley) adessum noch, seinen in Pambanga zurückgelassenen Leuten Waren zu bringen und soeben, in einigen Monaten, zu Emin zurückzukehren. Der „Globe“ bemerkt zu diesen Nachrichten: „Abgesehen von dem Wiederbruche, in dem diese Angaben in den letzten Veröffentlichungen widersprechen, so wolmt denken auch in den Gemüthern ein Zeit Unwahrscheinlichkeit inne, und außerdem stimmen sie von dem bekannten Typo-Tippo, der der ermordete Bartol als einen durchdringenden Schurken bezeugt hat. Aber Haltlosigkeit oder ihre Vergewinnung muß sich aber in jeder Weise bald herausstellen.“

Muglidschalle. Josef Venzler aus Bräunten, einer der tüchtigsten Verwöhler, ist am 6. Februar d. J. wahrscheinlich beim Wegzug von der Leideschichte am Grate zwischen dem Müllwies-See und Zimmethal in das Zimmethal, durch eine Lawine verdrängt und dabei tödtlich verletzt worden. — Unter der noch mehr in England einwirkenden Gülfen der im Kaufmannsstande verweilenden Amerikaner W. R. Donkin und S. Fox befindet sich auch ein bis zum 28. August v. J. reichendes Tagebuch. Nach demselben schickte der Verdrängte der Reisenden, sein Diener am 27. August in Erfahrung, inwiefern ungünstig es über, und traten dieselben in der Nacht des genannten Tages bei ihrem Zelte am Fuße des Müllwies-Sees wieder ein. Am Morgen d. 28. trat dann die Partie des Weg zum Marston-See an.

Von da an fehlen alle weiteren Nachrichten über das Schicksal der kühnen Bergsteiger.

Periodische Literatur: Mitteilungen des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins. Nr. 1. G. Richter: Die Vollenbung der Spezialkarte der österr.-ungar. Monarchie. — Dr. Carl Diener: Drei Hochgipfel des Val d'Arolla. — Oesterr. Touristen-Zeitung. Nr. 2. Julius Meurer: Cima Prepanella und Madonna di Campiglio. — Franz Goldmann: Streifzüge in den Alpen. VIII. Von Hieslau in das Gebiet des Dachsteins. — Dr. Heinrich Röß: In der Leutasch. — Der Tourist (Berlin). Nr. 14. Otto R. Witt: Aus den Südsarpathen. — Das Dichterheim Gustav Freytags. — Touristenausszüge im Hannoverschen. — Oesterr. Alpen-Zeitung. Nr. 260. Heinrich Heß: Die Nordwand der Planpitze. — Globus. Nr. 4. Hermann von François: Kurt von François' Reise von Hamburg nach Malange. — Ein Besuch auf der Hohen Königsburg. — Pampasleben. — Robert Preßl: Rumänische Brautwerbung und Hochzeit in Siebenbürgen.

Franz von Holtendorff †.

Der Besten einer ist mit dem Tode Franz von Holtendorffs, dessen geistvolle Aufsätze die Leser dieser Zeitschrift stets erfreut haben, von uns auf ewig genommen. Wir sind durch den Ginzang dieses Mannes um eine Leuchte der Wissenschaft, um einen edeln und wahren Charakter, um einen für Menschenwohl und Menschenglück begeisterten Kämpfer ärmer, der sein anderes Ziel kannte, als fort und fort an der Fortbildung und Vervollkommenung der

staatlichen und gesellschaftlichen Zustände zu arbeiten. In einem Blatte, das nicht den Charakter eines fachwissenschaftlichen besitzt, kann der gewaltigen Bedeutung, welche Holtendorff für die Rechtswissenschaft und besonders für die Straf- und Völkerrechtswissenschaft besitzt, auch nicht entfernt in irgend erschöpfendem Maße gedacht werden, nur einige Hauptpunkte aus den reichen und vielseitigen Werken unseres Freundes mögen in diesen Blättern, in welchen sein Name häufig zu lesen war, hervorgehoben werden. Holtendorff wandte seit Beginn seiner wissenschaftlichen und praktischen Thätigkeit die volle Kraft seines gewaltigen Geistes der Verbesserung des Strafrechtes und des Gefängniswesens zu. Hier entwickelte er eine unermüdbare Regsamkeit, hier zeigte sich seine angeborene Humanität, seine unübertreffliche Milde, sein Mitleidsgelühl mit dem Gekerkerten im schönsten Lichte. Er war seiner derjenigen Kriminalisten, welche bei der Beurteilung eines Verbrechens nur die Paragrafen des Strafgesetzbuches zu Rate ziehen, er wußte die Psychologie der Missethat zu ergründen, er verstand in der Seele des Gefangenen und in den Herzen der Verworfenen zu lesen, und dieser psychologischen Kenntnis war es zuzuschreiben, daß er unbeschadet der sittlichen Entrüstung über eine verübte Unthat doch niemals der Varmbergigkeit und des Mitleides verrieth. Die Gedanken, welche Holtendorff auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Bearbeitung des Strafrechtes aussprach, haben vielfach seitens der Gelehrten Anerkennung gefunden, nicht nur in Deutschland, sondern auch in anderen Ländern, vor allem in Italien, dessen neues Gesetzbuch in mehr als einem Punkte die Befolgung der von Holtendorff geäußerten Wünsche erkennen läßt. Mit welcher Weisheit er es verstand, Straffälle psychologisch zu entwickeln, das hat er gerade in diesen Blättern

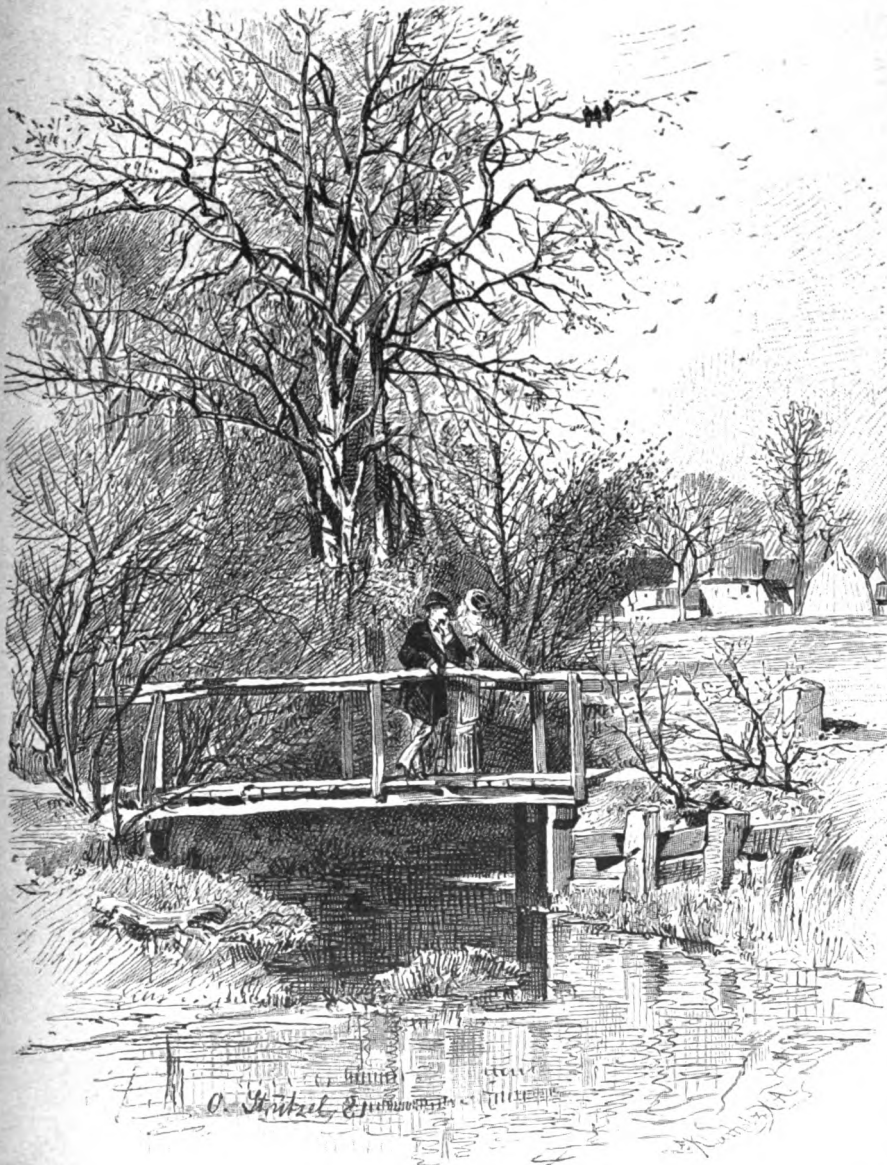
gezeigt, und die Beiträge, welche er für die Rubrik „An der Verbrechenswelt und den Gerichtshöfen“ lieferte, enthalten mehrfach Arbeiten, die geradezu als Robinsonade zu bezeichnen sind.

Noch größer sind seine Erfolge auf dem Gebiete des Gefängniswesens gewesen; wenn wir heute eine Gefängniswissenschaft besitzen, so danken wir dies in erster Linie dem großen Manne, welcher rastlos für die Erhebung des Gefängniszustandes eintrat. Er bereiste die ausländischen Staaten, erforchte die Verhältnisse und Zustände, welche auf dem Gebiete des Gefängniswesens dort herrschten, machte seine Beobachtungen und Erfahrungen in Deutschland bekannt und ruhte und rastete nicht, bis er die Einführung einer anderwärts erprobten Einrichtung durchgesetzt hatte. Durch Holtendorff ist um nur eines ausgeführt, der Gedanke, auf welchem das irische Gefängniswesen beruht, daß der Verurteilte nicht unvermittelt aus strenger Freiheitsentziehung in den Vollgenuss der Freiheit übergehen, sondern vorher erst einige Zwischenschritten machen solle, in eine große Reihe von Strafstationen das Kontinuum eingeführt worden und bewährt sich hier an das Beste.

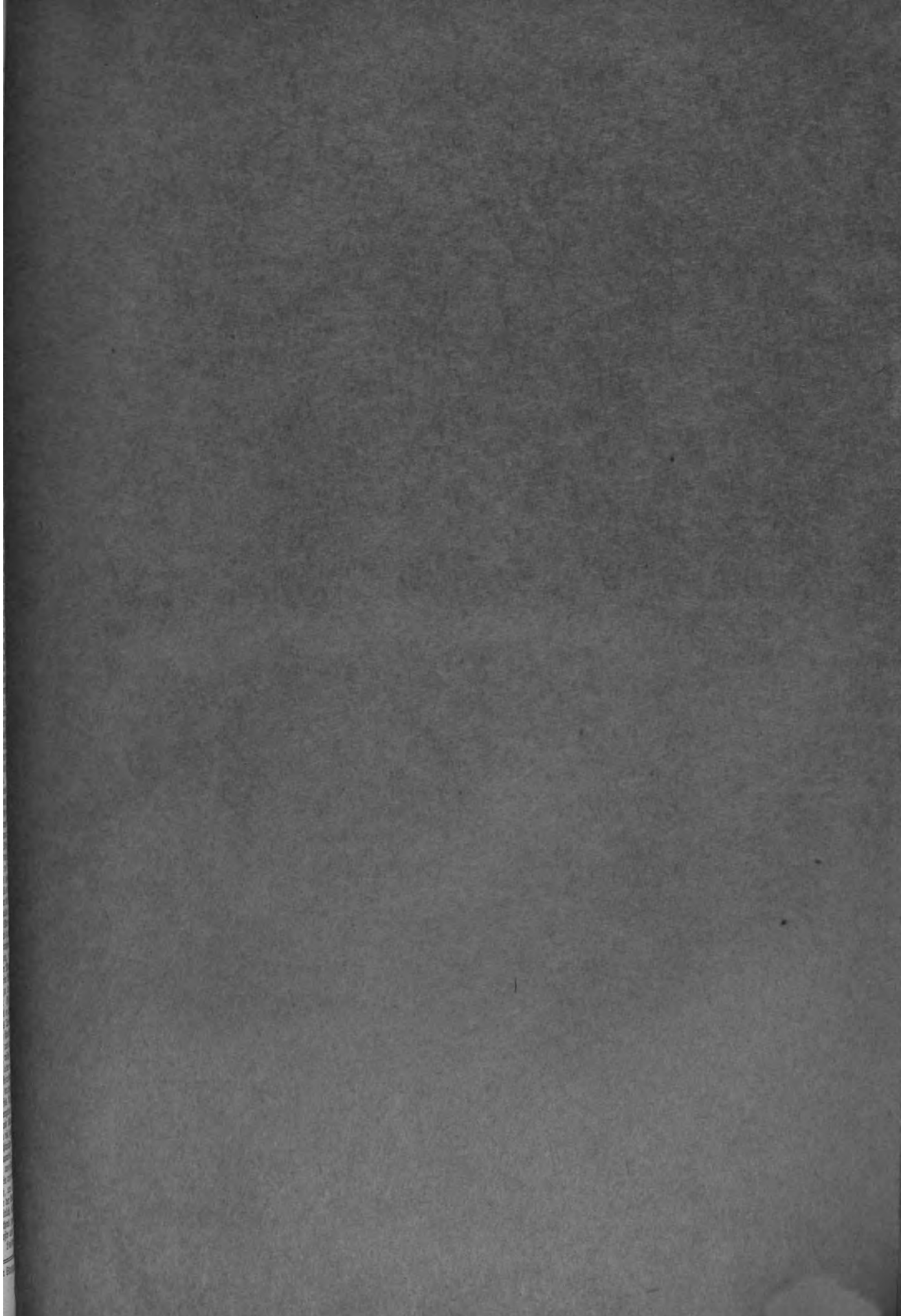
Wird minder bedenklich in die Wirksamkeit Holtendorffs auf dem Gebiete des Völkerrechtes schauen; es ist Stolz dürfen wir es sagen, daß er sein Wissen und sein Fieber hier mit Vorliebe den unterdrückten Interessen wandte; er war nicht der Mann, welcher die Vergewaltigung kleiner und schwacher Staaten durch große und stark verteidigte hätte, auf der Seite des Rechtes war sein Platz und scharfe Pfeile wußte er gegen die Ungerechtigkeit in die Ueberhebung zu richten. Den unferigen Zustand des Völkerrechtes zu verbessern, das war sein Ziel und sein Streben, weit entfernt, den Phantasiephantasmen von ewigen Kriegen zu huldigen, erstrebte er einen engeren Anschluß der Kulturstaaten durch Schaffung großer, internationaler Staatenverbände. Das Zustandekommen des Weltpostvereins hat sicherlich einen wärmeren Ton gehabt wie Franz von Holtendorff.

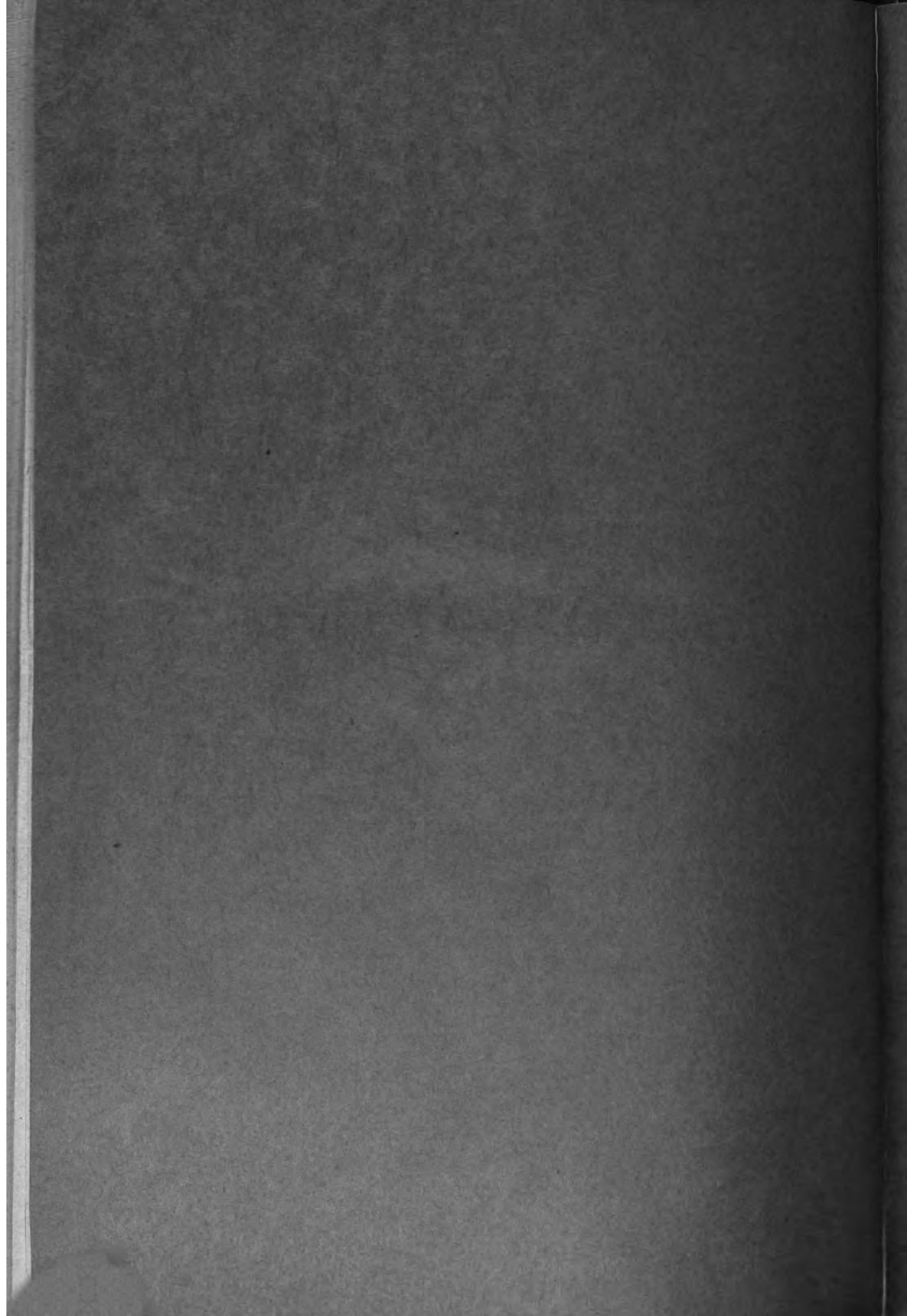
Man sollte denken, diese vielseitige Thätigkeit auf dem fachwissenschaftlichen Arbeitsfelde genügte, um auch einen reich besagten Geist auszufüllen; Holtendorff gab sich aber mit diesen Leistungen nicht zufrieden, seine Wirksamkeit erstreckte sich weit, weit über die Grenzen der Fachwissenschaft hinaus, sie lag vor allem das öffentliche Leben in ihren Bereich, und mit dem römischen Dichter durfte der dahingegangene Gelehrte sagen: Nil humanum me alienum puto. Mit der ganzen Glut seines warmen Herzens nahm er sich in erster Linie der Förderung der gemeinnützigen Interessen an; ob er im Osten oder Westen, ob er im Norden oder Süden des Vaterlandes war, wo man gesellschaftliche Schäden, mittels gemeinnütziger Thätigkeit zu mildern oder zu beseitigen suchte, bildete für ihn keinen Unterschied. Wir brauchten sehr viel Nach, wollten wir unseren Lesern nur annähernd ein erschöpfendes Bild von diesem Zweige des Wirkens unseres vereinigten Freundes geben, wir beschränken uns nur darauf, hervorzuheben, daß die Verbesserung der Lage des weiblichen Geschlechts von ihm mit rührendem Eifer betrieben wurde. Einer der Begründer des Vätervereins, hat Holtendorff stets nach gestrebt, die Erwerbsphäre des weiblichen Geschlechts zu erweitern, und die alternen Redensarten von „Unmündlichkeit“ und „Veröhrung“ vermochten ihm höchsten in Lächeln der Geringschätzung zu entlocken.

Frei von jeder nationalen Ueberhebung war Holtendorff ein glühender Patriot; das Bündnis Italiens mit Deutschland war ihm in seinem letzten, schon durch schwere Krankheit getrübbten Lebensjahre eine erquickende Freude. Mit Stolz lasen wir vor noch nicht einem Jahre die bewundernden Berichte der italienischen Presse über die Herrschaft des italienischen Adrians durch Holtendorff, als er in Bologna bei der Jubelfeier der Universität die Grüße und Glückwünsche Deutschlands darbrachte. Wie wie begeistert erklangen seine Verse, als er die Remoten unseres Kaisers und das hierdurch vor der ganzen Welt befandete Bündnis Germanias und Italias besang! Wer hätte damals gedacht, daß der bereite Mund so bald verstummen, daß das warme Herz so bald zu schlagen aufhören werde? Schweres Leid hat er durchmachen müssen bis er in jenes unbekannte Land einging, von dem die Wanderer zurückkehrt; zu wiederholten Malen padte ihn die Krankheit, der er erlag, in schwerster Weise an, aber daß sie ihn habe war, seinen Mut zu brechen und die Schwingen seines Geistes zu lähmen. Nicht länger als fünf Wochen vor seinem Tode schrieb er uns die letzten Worte; von der Unheilbarkeit seines Uebels überzeugt, hatte er noch so viel Humor, um zu schreiben, er sei als wiederholte Nidalfälliger des Mitleides und der Teilnahme gar nicht wert! Die düstere Ahnung, welche uns bei den Lesen dieser Worte überfiel, hat uns leider nicht getäuscht, es war ihm nicht beschieden, seine Gesundheit wieder zu erlangen und sich der Verwirklichung der großen Gedanken hinzugeben, welche von seines Geistes Auge schwebten. Aber die Jahre, die ihm zu leben vergönnt war, hat er reichlich ausgefüllt, das Schönen und Guten, das er liebte und Erfreuten hat er so viel geschaffen, daß ihm auch über den Kreis seiner zahlreichen Freunde der beiden Hemisphären hinaus ein dauerndes Andenken gesichert ist. Das laute Herz, der unerschütterliche Rechtssinn, die echte Menschenliebe und der unerschütterliche Geistesreichtum vereinigen sich, um ihn zu einem Manne zu machen, wie man ihn in der Area der Erinnerung selten findet, und unwiderrlich fühlt man sich veranlaßt, den Vorwurf des Prometheus gegen das irdische Geschick zu erheben: „Warum mußte uns dieser Mann schon jetzt genommen werden?“ Ludwig Jahn.



Vorstellung. Von O. Strübel.







THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
GRADUATE LIBRARY

